Brockhaus' Conversations-Lexikon

F.A. Brockhaus (Firm)

IN MEMORIAM
HENRIETTA KUNTZE

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

★ ★

3693.

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Zehnter Band.

Kadett — Lenzkirch.

Digitized by Google

Holzſchnitte aus der Xylographiſchen Anſtalt,

Karten aus der Geographiſch-artiſtiſchen Anſtalt

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Zehnter Band.

Kadett — Lenzkirch.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1885.

Digitized by Google

AE27
B8
1881

replacing 46650

In Memoriam
Henrietta Huntge

Digitized by Google

K.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Kadett (im Deutschen offiziell auch Cadet, vom frz. cadet, «jünger, nachgeboren») war in Frankreich im 17. und 18. Jahrh. vorzugsweise Bezeichnung für die nachgeborenen Söhne des Adels, für welche im geistlichen Stande, besonders aber in den Offizierstellen des Heeres ein Unterkommen gesucht wurde; 1682 begann man hier die zu Offizieren bestimmten jungen Edelleute als cadets in Kompagnien zu vereinigen und ihnen eine ihrem künftigen Berufe entsprechende Erziehung angedeihen zu lassen; auch in andern Staaten ging man ähnlich vor. Es entstanden Kadettenschulen, die anfänglich mehr die technischen Fertigkeiten der K. im Auge hatten, erst im Laufe der Zeit zu eigentlichen wissenschaftlichen Lehranstalten wurden. Der Name K. ist gleichbedeutend mit «Offizieraspirant», «Offizierzögling» geworden, namentlich wenn solche schon vom Knabenalter ab in besondern Anstalten, sog. Kadettenhäusern, mit spezieller Rücksicht auf ihren künftigen Beruf erzogen und vorgebildet werden. Eine besonders fruchtbringende Entwickelung hat das Kadettentum in Preußen genommen. Als eigentlicher Schöpfer desselben ist König Friedrich Wilhelm I. zu betrachten, der die unter seinen Vorgängern ohne Zusammenhang bereits bestandenen Kadettenakademien von Kolberg (1653), Berlin (1701) und Magdeburg (1709) im J. 1717 zu einem Kadettenkorps in Berlin vereinigte.

Das Kadettenwesen erfreute sich fortlaufend einer besondern Fürsorge des preuß. Herrscherhauses, welches sich auf diese Weise einen besonders geeigneten Ersatz für das Offizierkorps seines Heeres sicherte. Nach mannigfachen Wandlungen, wie sie die geschichtliche Entwickelung der Monarchie bedingte, wurde infolge einer im J. 1818 vollzogenen Reorganisation des Kadettenkorps die Anstalt zu Berlin mit 4 Kompagnien zu 60 Zöglingen, diejenige zu Kulm (gestiftet 1776) und Potsdam (gestiftet 1801) mit je 2 Kompagnien von gleicher Stärke formiert. Letztere beiden sollten als Voranstalten die untern Klassen und die Zöglinge vom 10. bis 14. Lebensjahre, Berlin dagegen die obern Klassen enthalten. Weitere Voranstalten traten hinzu, so Wahlstatt 1838, Bensberg 1840, Plön und Oranienstein 1868. Im J. 1878 wurde das Hauptinstitut unter dem Namen Hauptkadettenanstalt von Berlin nach dem 9 km entfernten Lichterfelde (s. d.) verlegt, woselbst zur Aufnahme derselben von 1873 ab ein großartiger Neubau aufgeführt worden war, und zugleich auf 2 Bataillone zu 4 Kompagnien mit im ganzen 880 K. gebracht. Die sechs Voranstalten haben je 2 Kompagnien und zählen je nach ihren Räumlichkeiten 148—240, im ganzen 1208 K. Seit der Errichtung des Deutschen Reichs nimmt das preuß. Kadettenkorps Zöglinge aus dem gesamten Reichsgebiet auf, mit Ausnahme von Bayern und Königreich Sachsen, welche ihre eigenen Korps beibehalten haben. Im J. 1877 wurde, um dem Kadettenkorps seinen exklusiven Bildungsgang zu nehmen, bestimmt, daß der Lehrplan desselben mit demjenigen der preuß. Realgymnasien in Übereinstimmung zu bringen sei, was mit 1884 zur vollen Durchführung gelangt ist. An der Hauptanstalt besteht außer den Gymnasialklassen zur militärwissenschaftlichen Ausbildung eine Selecta, für welche der Lehrplan der Kriegsschulen zu Grunde gelegt ist.

Das königl. bayr. Kadettenkorps zu München wurde 1756 von Maximilian III. gestiftet und ist seit 1868 den Realgymnasien gleichgestellt. Es umfaßt 6 Klassen mit 180 Plätzen. Das königl. sächs. Kadettenkorps zu Dresden ist aus einer 1725 errichteten Kadettenkompagnie hervorgegangen und zählt 180 K. in 6 Divisionen (Klassen).

In Österreich-Ungarn bestehen «Kadettenschulen», in welchen geeignete Soldaten und Truppeneleven zu Aspiranten für die Offizierscharge ausgebildet werden, und zwar sind deren 12 für Infanterie, 1 für Kavallerie und 3 für Spezialwaffen, mit in Summa 3098 Frequentanten. Sie geben in vier Jahrgängen eine realistische und humanistische Ausbildung nach dem Lehrplan der Oberrealschulen und eine militärische nach dem Lehrplan der Wiener-Neustädter Militärakademie. Das eigentliche Kadetteninstitut der österr. Armee ist die Wiener-Neustädter Militärakademie, 1752 von der Kaiserin Maria Theresia gegründet, mit dreijährigem Kurs, von 300 Zöglingen.

In Rußland wurde 1731 durch die Kaiserin Anna die erste Schule für K. des Landheers gestiftet. Gegenwärtig besteht das mehr exklusive Pagenkorps, das Söhnen verdienter Männer Erziehung und Ausbildung gibt und speziell für den Dienst in der Garde vorbereitet. Für Söhne des finländ. Adels besteht das finländische Kadettenkorps. Die Kadettenkorps der Schweiz bestehen im Anschluß an die bürgerlichen Schulen in den Städten und bezwecken einen gewissen militärischen Vorunterricht der Schüler.

Seekadett ist in der deutschen Marine eine dem Portepeefähnrich der Armee gleichstehende Charge. «Kadetten zur See» heißen dagegen die Offiziersaspiranten der Marine nach ihrer Einstellung in dieselbe.

Kadettenkorps, s. unter Kadett.

Kadettieren (cadettieren), s. unter Cadette.

Kadi (arab.), d. h. Richter, ist bei den Völkern mohammed. Glaubens der Titel eines selbständigen Richters, welcher, vom Scheikh-ul-Islam, dem Großmufti, ernannt, nach dem auf den Koran

852288

gegründeten sog. heiligen Rechte entscheidet und einer Mechlemeh, d. h. einem mohammed. Tribunal, präsidiert.

Kadiak, Insel an der Südostküste der nordameril. Halbinsel Alaska, von welcher sie durch den Alaska-Sund (ehemals Schelechowstraße) getrennt wird, ist 8975 qkm groß und wird von Eskimos spärlich bewohnt.

Kadiköi, Vorstadt von Konstantinopel (s. d.).

Kadjaren, s. Kadscharen.

Kadlubek (Vincenz), poln. Chronist, geb. 1160, war Propst von Sandomir, seit 1207 Bischof von Krakau. Er legte 1218 sein Amt nieder, um in den Orden der Cistercienser zu treten, und starb 8. März 1223 zu Jedrzicow. Der Name K. ist wahrscheinlich aus Gottlob (so hieß der Vater K.s) entstellt. Seine «Chronica Polonorum» ist die Quelle der immer noch nicht erklärten Mythen über den Ursprung des poln. Volks und wurde zuerst 1612 von Dobromil, zuletzt von Przezdziecki (Krakau 1862) herausgegeben.

Kadmia (grch.) war die uralte Akropolis der böotischen Stadt Theben, ursprünglich (anscheinend) eine phönizische Gründung; die Burg lag im südwestl. Teile der Stadt, die sich hauptsächlich östlich und nördlich davon ausbreitete. Dieser Teil von Theben ist zu allen Zeiten bewohnt geblieben. Nach der Zerstörung der Stadt durch Alexander d. Gr. (335 v. Chr.) blieb sie eine macedon. Festung. Als auch die 316 v. Chr. durch Kassander hergestellte Stadt wieder in Verfall geraten war, bestand (seit der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr.) noch eine auf die K. beschränkte Einwohnerschaft. Im Mittelalter, wo Theben als große Fabrikstadt erscheint, war von Anfang des 13. bis zum 15. Jahrh. die K. der glänzende Sitz fränk. Herzöge. Das neugriech. Theben ist wieder auf die K. beschränkt.

Kadmus, nach der aus verschiedenen ältern Mythen zusammengesetzten griechischen Sage der Sohn des Agenor und der Telephassa, der Bruder der Europa, des Phönix und Kilix; er wurde von seinem Vater, als Europa verschwunden war, nebst seinen Brüdern ausgesendet, jene zu suchen, mit dem Befehle, ohne sie nicht zurückzukehren. Alles Nachforschen war vergeblich. Daher ließ sich K. nebst seiner Mutter, welche ihn begleitete, in Thrazien nieder. Nach seiner Mutter Tode ging er nach Delphi, um das Orakel wegen seiner Schwester zu fragen. Dieses antwortete: er solle von seinem Suchen abstehen, einer Kuh, die ihm begegnen würde, nachgehen und da, wo diese ermüdet sich niederlasse, eine Stadt gründen. Diese Kuh begegnete ihm in Phocis; er folgte ihr nach Böotien und erbaute an dem Platze, wo sie sich lagerte, die Stadt Theben. In der Absicht, die Kuh der Athene zu opfern, schickte er seine Genossen zu der nahen Quelle des Ares nach Wasser. Doch diese bewachte ein Drache, welcher jene tötete. Dafür erschlug nun K. das Ungeheuer und säete auf Athenes Rat die Zähne desselben. Hieraus erwuchsen gepanzerte Männer, Spartoi, d. i. Gesäete, genannt. K. warf einen Stein unter sie, worauf sogleich unter diesen ein wütender Kampf entstand, in welchem nur fünf übrigblieben, Echion, Udäos, Chthonios, Hyperenor und Pelor. Diesen Drachenmord mußte K. mit einer achtjährigen Sklaverei beim Ares büßen. Nach dieser Zeit gab ihm Athene die Herrschaft über Theben und Zeus vermählte ihn mit der Harmonia, die ihm Polydoros, Autonoe, Ino, Semele und Agaue gebar. Später verließ er mit seiner Gattin Theben und ging zu den Encheleern, welche ihm die Herrschaft übertrugen und unter seiner Anführung die Illyrier, mit denen sie in Krieg verwickelt waren, besiegten. Als König von Illyrien bekam K. von der Harmonia noch einen Sohn, Illyrios. Zuletzt wurden beide in Schlangen verwandelt und von Zeus nach Elysium gesendet. Nach den Scholien zu Pindar erzählten Dichter und Mythographen, daß beide ein mit Drachen bespannter Wagen nach Elysium trug. Da K. für einen Phönizier galt, so wurde von ihm auch erzählt, daß er die Buchstabenschrift, ein Alphabet von 16 Buchstaben, aus Phönizien nach Griechenland gebracht, sowie den Bergbau und die Bearbeitung des Erzes erfunden habe.

Kadnikow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wologda, 50 km nordöstlich von Wologda, an der großen Straße von Archangel nach Moskau und Petersburg, mit (1882) 1583 E., ist ein Stapelplatz in dem Verkehr zwischen Archangel, Moskau und Petersburg, und hat zwei kleine Jahrmärkte vom 1. bis 16. Jan. und am 30. Juni.

Kadom, Stadt im russ. Gouvernement Tambow, Kreis Temnikow, an der schiffbaren Mokscha, mit (1882) 7107 E., hat Talgsiedereien, Lederfabriken, Eisengießereien und Ziegeleien; am 29. Juni und 1. Okt. finden hier Jahrmärkte statt.

Kadsariah, soviel wie Mingrelier, s. unter Mingrelien.

Kadschaga oder Galam, Landschaft in Afrika, am Senegal, bewohnt von etwa 100000 Serracoles, den intelligentesten Bewohnern Senegambiens, welche Mohammedaner sind und lebhaften Handel treiben.

Kadscharen (Kadjaren), Name der seit 1794 in Persien (s. d.) herrschenden turkoman. Dynastie.

Kadu oder Kedu, Residentschaft im Innern der niederländ. Insel Java in Hinterindien, 2048 qkm groß, wird nördlich von der Residentschaft Samárang, östlich von dem niederländ. Vasallenstaate Surakarta, südlich von dem Vasallenstaate Djocjakarta und westlich von der Residentschaft Bagelen begrenzt. Die Bevölkerung beträgt 692013 Seelen, worunter 480 Europäer, 5329 Chinesen, 82 Araber, 6 andere orient. Fremdlinge und 686116 Eingeborene. K. ist einer der fruchtbarsten und zugleich an Naturschönheit reichsten Länder vielleicht der ganzen Erde. Hauptsächlichstes Kulturerzeugnis für den europ. Markt ist der Kaffee. Hauptort, Wohnsitz des Residenten und Militärkommandanten der Residentschaft K. ist Magelang, ein kleiner, unter 7° 28′ 26″ südl. Br. und 110° 12′ 33″ östl. L. (von Greenwich) auf dem linken Ufer des Progo schön gelegener Ort.

Kaduk (kadük, frz. caduc, lat. caducus), hinfällig, verfallen, anheimfallend.

Kaduzieren (neulat.), für heimgefallen erklären, auch niederschlagen, einen Posten als uneinbringlich in Wegfall bringen; kaduzierte Güter, soviel wie bona caduca, s. unter Kaduzität; kaduzierte Aktien, solche Aktien, welche wegen nichtgeleisteter Einzahlungen für ungültig erklärt wurden.

Kaduzität (neulat.), Hinfälligkeit, Baufälligkeit, auch wüstes, unangebautes Grundstück, von welchem die darauf haftenden Abgaben nicht entrichtet werden können; Kaduzitäten (bona caduca, kaduzierte Güter), im Mittelalter unbewegliche Grundstücke, welche wegen Erblosigkeit oder Felonie

anheimfielen; auch nennt man K. verloren gegangene oder infolge des Zahlungsunvermögens des Schuldners oder des Unvermögens des Gläubigers, denselben zur Zahlung anzuhalten, verloren zu gebende Kapitalien und Ausstände.

Kaf, nach orient. Vorstellung ein die Erde, wie ein Ring, umgebendes Gebirge.

Käfer (Scheidenflügler oder Deckflügler), s. Coleopteren.

Käfernburg, im Mittelalter eine selbständige Grafschaft in Thüringen, mit den Orten Arnstadt, Stadt-Ilm, Paulinzella, Liebenstein, Ichtershausen. Die Grafen von K. kommen bereits im 8. Jahrh. als mächtige Herren in Thüringen vor. Mit Günther IX., der auf einer Reise ins Gelobte Land 1385 starb, erlosch das Geschlecht, worauf die Grafschaft an die Landgrafen von Thüringen kam, die sie größtenteils 1446 an die Grafen von Schwarzburg abtreten mußten.

Käferschnecken (Chitonidae), Schneckenfamilie, ausgezeichnet durch den Besitz einer aus acht einzelnen, miteinander gelenkig verbundenen Stücken bestehenden Schale. Die K. haben keinen abgesetzten Kopf und weder Fühler noch Augen. Sie finden sich in allen Meeren unmittelbar an der Küste, bei Ebbe oft außer Wasser, wobei sie an Steinen u. s. w. äußerst fest haften. Losgelöst vermögen sie sich wie Asseln aufzurollen.

Käfersteine, s. unter Chiusi.

Käferthal, Dorf in Baden, Kreis Mannheim, an der Linie Frankfurt-Mannheim der Hessischen Ludwigsbahn, hat eine große Spiegel- und Anilinfabrik, Chininfabrik, Malzfabrik und Tabaksbau und zählt (1880) 4398 meist kath. E. Hier fand 16. Juni 1849 ein Treffen statt.

Kafete (Kavete, vielleicht vom lat. cavaedium), ein kleines, in den dicken Mauern einer Burg ausgespartes oder durch Abschließung einer tiefen Fensternische vermittelst einer schwachen Wand entstandenes Gemach.

Kaffa, Stadt im russ. Gouvernement Taurien, s. Feodosia.

Kaffa oder Gómara, Land im südl. Abessinien, vom Godscheb durchflossen, ein Hochland mit dichten Waldungen, in denen der Kaffeebaum wild wächst, der wahrscheinlich hier seine eigentliche Heimat hat. Die Hauptstadt Bonga liegt in 1850 m Höhe und ist einer der größten Orte in Äthiopien. Die Bewohner heißen Sódamas; Hartmann rechnet sie zu den Gallas. Ihre Hautfarbe ist ziemlich hell bronzeartig; sie haben dicke Lippen und gekräuseltes Haar. Das von ihnen bewohnte ehemalige selbständige Reich gehört jetzt zu Abessinien.

Kaffee, s. unter Kaffeestrauch.

Kaffeeauslesemaschine, eine Vorrichtung, welche zum Absondern der Perlkaffeebohnen von den flachen Bohnen dient. Die einfachste Form derselben ist die eines beweglichen, endlosen Bandes, welches aus einer zwischen zwei Rollen ausgespannten Gummihaut oder dergleichen besteht und mit einer großen Anzahl dicht nebeneinander liegender Öffnungen versehen ist, die sich von selbst schließen, dabei aber gestatten, daß die zu entfernenden Körper mittels einfachen Drucks hindurchgelangen. Die eigentliche Arbeit des Auslesens muß also hier noch von Hand geschehen und wird durch den Apparat nur erleichtert. Die automatisch wirkenden K. funktionieren auf verschiedene Weise, die einfachsten mittels schiefer Ebenen oder Kegel, auf welchen die walzenförmigen Bohnen herabrollen, wogegen die flachen auf der schrägen Fläche liegen bleiben. Das Auslesen durch Kämme kann auf horizontalen oder schiefen, geradlinig fortschreitenden oder rotierenden Ebenen erfolgen. Durch die Kämme werden die Kaffeebohnen gleichmäßig ausgebreitet; die runden Bohnen geraten alsdann gleich hinter jedem Kamm ins Rollen und fallen in einen besondern Auslauf, während die flachen auf der Ebene liegen bleiben und durch einen Abstreicher von derselben entfernt werden. Auf der Verschiedenheit in der Form der Kaffeebohnen beruht auch die Konstruktion aller übrigen K., welche mittels Prellflächen, Paternosterwerke, Stiftenwalzen u. s. w. wirken.

Kaffeebaum, s. Kaffeestrauch.

Kaffeebohnen, Früchte des Kaffeestrauchs (s. d.).

Kaffee-Erbse oder Kichererbse, s. unter Cicer.

Kaffeegerbsäure oder Coffeinsäure, s. u. Kaffeestrauch.

Kaffeestrauch, ein zur Gattung Coffea *L.* gehöriger Strauch. Diese Gattung umfaßt etwa 20 Arten, die im tropischen Afrika und Asien einheimisch sind. Alle Arten sind strauchartige Gewächse mit immergrünen lederartigen und glänzenden Blättern und weißen meist wohlriechenden Blüten, die in Knäueln geordnet in den Achseln der Blätter stehen. Die Blüten bestehen aus einem kurzen, meist cylindrischen Kelch, einer tellerförmigen Blumenkrone mit vier bis fünf Zipfeln, vier bis fünf Staubgefäßen und einem zweifächerigen Fruchtknoten, auf welchem ein zweiteiliger Griffel sitzt. Die Frucht ist eine fleischige oder trockenhäutige Beere mit zwei Kernen im Innern.

Die bei weitem wichtigste Art der Gattung Coffea ist der K., Coffea arabica *L.* Derselbe ist einheimisch in Abessinien und im Sudan, ob auch in Arabien ist zweifelhaft, wenn auch sehr wahrscheinlich. Allerdings ist der K. bis jetzt noch nicht wild in Arabien gefunden worden, aber da ein großer Teil des Landes noch ziemlich unbekannt ist, so wäre es immerhin möglich, daß er auch dort einheimisch ist. Dafür spricht jedenfalls, daß der Kaffee als Getrank schon seit sehr langer Zeit sowohl in Arabien selbst, als auch in Persien bekannt ist. Außer in Abessinien und im Sudan findet sich der K. in Afrika noch wild an der Guinea- und Mozambiqueküste, jedoch ist es wahrscheinlich, daß er hier schon seit längerer Zeit verwildert ist, zumal man aus Erfahrung weiß, daß er in den Kolonien sehr leicht verwildert.

Die fleischigen Früchte haben ungefähr die Größe einer Kornellkirsche und sind erst grün, dann rot und bei der Reife dunkelviolett gefärbt, das Fleisch ist von gelblicher Farbe und von süßlichem Geschmack. Die Samen (gewöhnlich als Kaffeebohnen bezeichnet) sind je nach der Sorte verschieden groß, die kleinsten sind etwa 6 mm lang und 4 mm breit, die größten etwa 10 mm lang und 5 mm breit. Ihre Farbe ist ebenfalls je nach der Sorte und auch nach der technischen Behandlung verschieden; meist sind die Bohnen gelblichgrau, oft aber auch grünlich.

Der K. erreicht als Kulturpflanze nur eine geringe Höhe, gewöhnlich 1,5 m, selten wird er bis zu 2 m hoch, im wilden oder verwilderten Zustande wird er bedeutend höher. Der K. verlangt eine Durchschnittstemperatur von etwa 15° C. und viel Feuchtigkeit; hält indessen vorübergehend auch Temperaturen von + 5 bis 6° C. aus, wie die Pflanzungen auf den Bergen Cubas und Jamaicas

beweisen. Doch dürfen sich solche Unregelmäßigkeiten nicht zu oft wiederholen. In Peru und Quito hat sich der Baum auf Höhen von 2000 m, wo indessen niemals Frost eintritt, akklimatisiert; doch gedeiht er, weil er eine feuchte Atmosphäre verlangt, nirgends besser als auf tropischen Inseln.

Die Kaffeepflanzungen sind in allen Kolonien ziemlich nach demselben Plane angelegt. Auf regelmäßigen und gleich großen Vierecken stehen die Sträucher in Reihen und in gleichen Entfernungen voneinander; sie werden durch Beschneiden gleich hoch, der Boden zwischen ihnen aber durch ununterbrochenes Jäten frei von allem Unkraut gehalten. Die Kaffeepflanzungen bieten daher durch ihre Reinlichkeit und Regelmäßigkeit einen äußerst angenehmen Anblick. Zur Vermehrung bedient man sich der Setzlinge, die aus Samen in einer dichtbeschatteten Pflanzschule erzogen werden. Die erste Ernte liefert der Strauch im dritten Jahre; bei ganz ausgewachsenen Bäumen kann sich diese auf ein Pfund Samenkörner belaufen. Da der Kaffeebaum acht Monate hindurch blüht, so sind seine Früchte von sehr ungleicher Reife; in Westindien und Brasilien hält man daher jährlich drei Lesen. Auf besonders eingerichteten großen Tennen, wo man die gesammelten Beeren ausbreitet und häufig wendet, trocknen dieselben unter Einwirkung der Sonnenhitze, wenn anders das Wetter günstig, in drei bis vier Tagen völlig zusammen. Einfallendes Regenwetter bringt eine Erhitzung oder Gärung der Beere hervor und macht die Samen gelblich, während diese bei schneller Trocknung stets hellgraugrün und mit einem silberigen Häutchen bekleidet erscheinen. Diese letztern gelten als beste Ware. Besondere Walzmühlen bringen hierauf das eingetrocknete Fleisch zum Abspringen, und nachdem die Bohnen vorher noch durch Schwingen von den spröden Hüllen befreit worden, wird das Produkt in Säcken nach den Häfen verführt. Da man aber nicht in allen Kolonien gleiche Sorgfalt auf die Bereitung verwendet, so ist auch die Ware und der Preis derselben sehr verschieden. Den besten Kaffee erhält man, wenn, wie auf einigen Plantagen in Caracas, die frischen Beeren auf die Kaffeemühle gebracht, ihrer Beerenhülle beraubt und hierauf die kleinen runden Körner (die besten) sorgfältig ausgesucht werden. Auf diese Weise wird der sog. Perlkaffee gewonnen. Ähnlich wie beim Weinstock und Tabak zeigt sich auch beim Kaffee der Einfluß des Klimas und der Bodenverhältnisse.

Im Handel unterscheidet man hauptsächlich folgende Sorten: den levantischen oder Mokkakaffee, welcher aus Arabien kommt und sich durch kleine graue, ins Grünliche fallende Samenkörner auszeichnet; den javanischen aus Ostindien, große gelbe Bohnen; den Martiniquekaffee, etwas kleinere und grünliche Bohnen; den surinamischen, aus Westindien, die größten Bohnen; den bourbonischen, dessen Bohnen blaßgelb und fast weißlich sind. Für die beste Sorte gilt der Mokkakaffee, für die geringste der brasilische. Die ordinärste, aus zerbrochenen schwarzen und mit Schalen vermischten Bohnen bestehende Sorte ist der Triagekaffee (Brennware).

Der Kaffeehandel übertrifft gegenwärtig an Wichtigkeit fast den Handel mit jedem andern Warenartikel. Der Kaffeeverbrauch in den nicht Kaffee produzierenden Ländern wird insgesamt jährlich auf etwa 9 Mill. Ctr. angeschlagen. Der Verbrauch an Kaffee für den Kopf der Bevölkerung beträgt in den Niederlanden 8,12 kg, in Belgien 4,14 kg, in Norwegen 3,96 kg, in den Vereinigten Staaten von Amerika 3,75 kg, in Schweden 2,27 kg, in der Schweiz 3,02 kg, in Dänemark 2,37 kg, im Deutschen Reiche 2,32 kg, in Frankreich 1,38 kg, in Österreich-Ungarn 1,00 kg, in Griechenland 0,75 kg, in Italien 0,47 kg, in England 0,45 kg, in Portugal 0,34 kg, in Spanien 0,18 kg, in Rußland 0,10. Die Kaffeeproduktion hat seit dem ersten Drittel des 19. Jahrh. außerordentlich zugenommen und sich mehr als verfünffacht. Während 1832 ungefähr 1,9 Mill. Ctr. produziert wurden, belief sich die Produktion 1844—55 jährlich auf 6,6 Mill. Ctr., 1865 auf 8,5 Mill. Ctr., 1878 auf 9,8 Mill. Ctr., 1882 über 11 Mill. Ctr.

Zur Benutzung des Kaffees werden die Bohnen in einem verschlossenen Hohlcylinder (Kaffeetrommel) über schwachem Feuer möglichst gleichmäßig geröstet, bis sie dunkelbraun geworden sind. Beim Rösten verlieren die Kaffeebohnen je nach der Stärke des Erhitzens 15—20 Proz. ihres Gewichts, nehmen aber durch Aufblähen etwa 30 Proz. ihres Volumens zu. Der geröstete Kaffee verliert sein Aroma ziemlich schnell, darf daher nicht lange aufbewahrt werden. Vor dem Kochen wird der geröstete Kaffee zerkleinert (gemahlen). Bei dem Kochen des Kaffees ist eine wesentliche Hauptbedingung, daß das Wasser, womit er übergossen wird, auch wirklich die Siedetemperatur (100° C.) hat und nur kurze Zeit mit dem Kaffeepulver in Berührung bleibt.

In Arabien und im Orient bereitet man den Kaffee nicht immer auf die in Europa gebräuchliche Art als Getränk. Häufig wird dort eine Ablochung ungerösteter Samen getrunken, und zu dem Kaffee à la Sultane, den man dem aus Bohnen bereiteten vorzieht, werden die Samendecken und das an diese angetrocknete Fleisch geröstet verwendet. Der Kaffee als Getränk wirkt erregend auf das Nervensystem und befördert die Verdauung; doch bringt er auch bei reizbaren Personen Blutwallung hervor und wird Veranlassung zu Hämorrhoidalleiden und krampfartigen Beschwerden im Magen. Ein vorzügliches Erfrischungs- und Stärkungsmittel gibt der Kaffee für ermüdete Reisende ab. Rohen Kaffee wendet man als Heilmittel bei Wechselfieber, Gicht u. s. w. mit Erfolg an. Eine der wichtigsten Eigenschaften, welche ohne Zweifel mächtig dazu beigetragen hat, den Kaffee allgemein zu verbreiten und denselben zu einem unentbehrlichen Genußmittel für Millionen Menschen zu machen, ist sein scheinbares Sättigungsvermögen und die geistige Thätigkeit des Menschen zu erhöhen, Wirkungen, die nicht allein durch den Caffeingehalt, sondern sicher auch durch andere, zum Teil beim Rösten erst sich bildende Bestandteile der Bohnen bedingt werden. Über die Substanz der Kaffeebohne und ihren Wert als Nahrungsmittel s. Caffein. Vielfacher Verbrauch, mißratene Ernten und die hohen Preise des Kaffees haben die Bereitung zahlreicher Kaffeesurrogate (s. d.) veranlaßt. Außer dem Coffein enthalten die Kaffeebohnen eine eigentümliche Säure, die Kaffeegerbsäure oder Coffeinsäure; ferner ziemlich viel Kali und Phosphorsäure.

Geschichtliches. Der Gebrauch des Kaffees ist jedenfalls sehr alt. Wenn auch die vielfach verbreitete Notiz, daß bereits um 875 n. Chr. in Persien das Kaffeetrinken Sitte gewesen sei, nicht verbürgt ist, so läßt sich doch immerhin mit Sicherheit behaupten, daß wenigstens in Abessinien der Kaffee

schon um diese Zeit bekannt gewesen ist; denn nach einem arab. Manuskript in der pariser Bibliothek, verfaßt von Schehabeddin Ben im 15. Jahrh., ist dieses Getränk schon seit undenklicher Zeit in Abessinien bekannt. Ob jedoch der K. schon ebensolange als Kulturpflanze gebaut wurde, ist sehr zweifelhaft, es ist vielmehr wahrscheinlich, daß eine beträchtliche Zeit hindurch nur die Samen von wildwachsenden Pflanzen benutzt wurden. Nach Arabien soll die Sitte des Kaffeetrinkens durch einen Mufti aus Aden, welcher bei einer Reise nach Persien dieselbe kennen gelernt hatte, im 15. Jahrh. eingeführt worden sein. Im J. 1517 soll zum ersten mal der Kaffee nach Konstantinopel gebracht worden sein und zwar durch Sultan Selim nach der Eroberung von Ägypten, 1551 wurde in dieser Stadt bereits das erste öffentliche Kaffeehaus eingerichtet.

Nach Deutschland brachte die erste Nachricht von der Benutzung des Kaffees ein deutscher Arzt, Leonhard Rauwolf, in der Beschreibung seiner Reise nach dem Orient, welche 1583 gedruckt wurde. Jedoch erst ein Jahrhundert später, 1679, entstand das erste Kaffeehaus in Hamburg, gegründet von einem engl. Kaufmann. In andern Ländern Europas war der Kaffee schon früher bekannt geworden, 1645 wurde das erste Kaffeehaus in Venedig errichtet, nachdem bereits durch Prospero Alpino im J. 1592 die erste Nachricht von der Wirkung des Kaffees als Arznei nach Italien gelangt war. Alpino hatte auf seiner Reise in Ägypten den Kaffeestrauch und die Sitte des Kaffeetrinkens kennen gelernt und brachte die Kaffeebohne als Arznei nach Venedig. In London wurde das erste Kaffeehaus 1652 durch den Diener eines nach der Levante handelnden Kaufmanns Edwards, den dieser aus Griechenland mitgebracht hatte, in Newmans Court in Cornhill errichtet. In Frankreich entstanden zuerst um das Jahr 1659 in Marseille Kaffeehäuser, in Paris schlug zuerst in der Vorstadt St.-Germain ein Armenier, Namens Pascal, in den siebziger Jahren des 17. Jahrh. eine Kaffeebude auf. Das erste eigentliche Kaffeehaus daselbst war aber das um 1725 von dem Sicilier Procopio gegründete Café Procope, welches von den berühmtesten Gelehrten Frankreichs bei ihrem Aufenthalte in Paris besucht wurde und dadurch wesentlich in Mode kam. In Wien erhielt ein Pole, der sich bei der Belagerung durch die Türken 1683 große Verdienste um die Stadt erworben hatte, das erste Privilegium zur Anlegung eines Kaffeehauses. Von Frankreich aus scheint sich der Gebrauch des Kaffees um das J. 1670 nach Deutschland verbreitet zu haben. Im J. 1675 kannte man ihn bereits am Hofe des Großen Kurfürsten von Brandenburg. In Berlin entstand das erste Kaffeehaus 1721. Friedrich II., ein entschiedener Gegner des Kaffees, ließ Staatskaffeebrennereien errichten, wo man den Kaffee sechsmal teurer bezahlen mußte als beim Kaufmann, und machte 1781 den Kaffeehandel zum Monopol. Nur der Adel, die Geistlichen und höhern Beamten erhielten Brennscheine, d. h. sie durften ihren Kaffee selbst brennen. In Leipzig soll das erste Kaffeehaus 1694 entstanden sein, in Stuttgart 1712, der berüchtigte Jude Süß machte 1736 in Württemberg das Recht, Kaffeehäuser zu halten, zu einem Monopol und verpachtete es wie andere Gewerbszweige an den Meistbietenden.

Die erste Anpflanzung des K. in Kolonien außerhalb Afrikas und Arabiens geschah durch den Gouverneur von Batavia, von Hoorn, auf Veranlassung des Bürgermeisters von Amsterdam, Nicolas Witsen, im J. 1690 auf Java; die dort verwendeten Pflanzen waren aus Arabien dahin gebracht worden. Von diesen Plantagen gelangten 1710 mehrere Exemplare nach Europa und wurden hier in botan. Gärten, z. B. in Amsterdam, mit gutem Erfolg kultiviert, sodaß Antoine de Jussieu im J. 1713 der pariser Akademie eine genaue Beschreibung einer Pflanze aus dem amsterdamer bot. Garten geben konnte. Der ersten Anpflanzung in Java folgten bald mehrere Versuche, den K. auch in andern Ländern zu kultivieren; so brachten die Holländer im J. 1718 denselben nach Surinam, die Franzosen 1725 nach Cayenne, 1720 oder 1723 nach Martinique, 1730 nach Guadeloupe und gegen Ende des 18. Jahrh. gehörte der K. schon zu den verbreitetsten Kulturpflanzen innerhalb der Tropen.

Der Name Kaffee soll nach Ritter nicht von einem arab. Worte, sondern von dem Namen eines in Ostafrika südlich von Abessinien gelegenen Landes «Kaffa» (s. d.) herkommen, da in dieser Gegend der K. in großen Mengen wild vorkommt. Die Bezeichnung der Samen als «Bohnen» stammt von dem arab. Worte «Bunn», nicht von dem deutschen Worte Bohne; in den ersten Beschreibungen wird der Strauch «Bon» und die Samen desselben «Buna» genannt, und in Abessinien heißen sie heute noch «Boun».

Seit neuester Zeit ist neben der Coffea arabica eine andere Art, Coffea liberica *Hiern.*, von England aus zur Kultur empfohlen worden. Vom botan. Garten in Kew sind Pflanzen dieser Art an die engl. Kolonien versandt worden. Die Kultur derselben hat gute Resultate ergeben, die Bohnen sind bedeutend größer als die des gewöhnlichen K. und sollen ein gutes Getränk liefern. Für den Handel hat diese Sorte noch keine große Bedeutung. Die Pflanze ist einheimisch in Liberia, Angola und einigen andern Gegenden der Westküste Afrikas.

Litteratur. John Ellis, «An historical acconnt of coffee» (Lond. 1774); H. Welter, «Essai sur l'histoire du café» (Par. 1868).

Kaffeesurrogate sind geröstete vegetabilische Substanzen, welche teils wegen ihres geringern Preises, teils aus gesundheitlichen Rücksichten als Ersatzmittel des Kaffees benutzt werden. Sie unterscheiden sich sämtlich vom Kaffee durch das Fehlen des dem Kaffee eigentümlichen Stoffs, des Caffeins (s. d.), dem der Kaffee seine nervenbelebende, aber auch Blutwallungen erzeugende Eigenschaft verdankt, und es kann daher bei zu letztern neigenden Personen der Ersatz des Kaffees durch K. angezeigt erscheinen. Die wichtigsten K. sind: Cichorien (s. d.), Eichelkaffee (s. unter Eicheln), geröstete Mohrrüben, geröstete Gerste und andere Cerealien und Wurzeln, Feigenkaffee u. dgl.

Kaffeetraganth, Pflanzenart, s. unter Astragalus.

Kaffeïn, s. Caffeïn.

Kaffern, ein vom arab. kâfir, welches einen Ungläubigen bedeutet, herstammender Name, der vorzugsweise zwei heidnischen Völkern von den Mohammedanern beigelegt wurde, von denen er auch bei den Christen in Gebrauch kam. Es sind dies die K. oder Kafirs (s. d.) in Mittelasien und die vorzugsweise sogenannten K. in Südafrika. Die letztern bewohnen auf der Ostseite Afrikas das Land von den Grenzen des Kaplandes bis an die Delagoabai. Sie bilden einen eigenen Typus unter

den afrik. Völkern. Sie sind von ausgezeichneter Größe und Stärke und von besonderm Ebenmaß der Glieder. Die Hautfarbe ist bei den südlichsten Völkerschaften, den Ma-kosa oder Maxosa (unter x ist der laterale Schnalzlaut zu verstehen), licht und rein braun; nordwärts wird sie allmählich dunkler und zuletzt, an der Delagoabai, dunkelschwarz. Sie haben schwarzes, wolliges Haar; ihre Gesichtszüge sind eigentümlich, die Schädel dolichocephal. Mit den Europäern haben sie die hohe Stirn und den erhabenen Nasenrücken, mit den Hottentotten die hervorragenden Backenknochen, mit den Negern die aufgeworfenen Lippen gemein; ihr Bart ist schwach. Die K. haben eine überaus wohlklingende und volltönende, reiche, biegsame und bestimmte Sprache, die bei den südl., in der Nähe der Hottentotten wohnenden Stämmen noch die der Hottentottensprache eigentümlichen Schnalzlaute besitzt. (S. Bantuvölker.) In Bezug auf ihre religiösen Anschauungen glauben sie an ein höchstes Wesen, halten aber viel von ihren Zauberern, Zauberbeschwörern und Regenmachern, deren Gunst sie sich durch gute Bezahlung zu erhalten suchen. Die seit etwa 50 Jahren unter ihnen begonnenen Bestrebungen evang. Missionare haben im allgemeinen sehr wenig Erfolg gehabt. Schon weil das Christentum die Polygamie verbietet, kann es bei dem K. keinen Eingang finden, da die Zahl seiner Frauen, als Arbeiter, seinen Wohlstand bedingt.

Die K. zerfallen in zwei Völkerschaften: 1) Die Ama-kosa bewohnen den Küstenstrich zwischen dem Großen Kei- und dem Umzimkuluflusse. Ihre Zahl wird auf 200000 geschätzt. Zu ihnen gehören die Amatembu auf den Hochebenen, die sich aus der Kapkolonie längs dem Quathlambagebirge und dem Großen Kei hinziehen und im ganzen gemäßigtes Klima haben, und die Ama-mponda vom Baichi bis zum Umzimkuluflusse. 2) Die Zulu (spr. Sulu) oder Ama-zulu (ungefähr 500000 Seelen), ursprünglich ein kleiner Stamm, zwischen dem Pongolu und dem Umtukélafluss ansässig, gewannen erst im Laufe des 19. Jahrh. eine polit. Bedeutung und herrschen jetzt bis zur Delagoabai und tief landeinwärts. Ihr Mut, ihre Ausdauer, Schlauheit, Gewandtheit und herkulische Stärke hat sie, verbunden mit ihrer geschlossenen Fechtart, unter zweien ihrer Oberhäupter, dem durch seine furchtbare Grausamkeit verrufenen Brüderpaare Tschaka und Dingaan, zu dem mächtigsten und gefürchtetsten Volke im südl. Afrika gemacht. Um 1835 wandte sich ein großer Haufe der Zulu nach dem innern Hochlande bis zum Quellbezirk des Oranjestroms und gründete hier unter dem Oberhaupte Mosches ein zweites Zulureich. In neuerer Zeit hat sich aber die Ausdehnung der Zuluherrschaft im eigentlichen Kaffernlande durch die europ. Einwanderungen und die Ankunft der auswandernden Boers vom Kap im Lande Natal, infolge deren die brit. Regierung den Teil des Zululandes, der zwischen dem Umtukéla im Norden und dem Umzimkulu im Süden liegt, in Anspruch nahm, sowie durch die Gründung der Oranjefluß- und der Transvaalschen Republik bedeutend vermindert. Jedes dieser Kaffernvölker zerfällt wieder in eine Anzahl kleiner Stämme, die von besondern Häuptlingen geleitet werden. Alle Stämme einer Völkerschaft erkennen außerdem ein gemeinschaftliches erbliches Oberhaupt als Führer an. Jeder Häuptling regiert bei den südl. K. über seinen Stamm oder Clan unumschränkt, gibt Gesetze, spricht Recht und entscheidet über Leben und Tod, sowie auch jeder Clan für sich so selbständig dasteht, daß er ohne Befragen des gemeinsamen Oberhaupts mit den Nachbarn Krieg führen und Frieden schließen kann. Nur bei Berufungen an das Oberhaupt schreitet dieses ein. Die K. sind Halbnomaden, denn sie verändern nur gezwungen ihre Wohnplätze und leben hauptsächlich von Milch und Durrah oder Kaffernhirse. Bei den meisten K. ruht die Last des Garten- und Feldbaues auf den Weibern, während sich der Mann nur um die Herde bekümmert und Jagd betreibt. Die technische Geschicklichkeit der K. steht auf niedriger Stufe; ihre Wohnungen ähneln denen der Hottentotten.

Die ehemalige brit. Kolonie Britisch-Kaffraria umfaßte das Land zwischen den Flüssen Keiskama und Großer Kei, wurde aber 1866 der Kapkolonie einverleibt und bildet daselbst die Divisionen King-Williamstown und East London.

Die K. lebten stets mit der Kapkolonie in Feindschaft, und noch gegenwärtig wird der Besitz des brit. Kaffernlandes, südlich vom Keifluss bis zum Keiskama nur durch die am Buffalofluss gelegene Militärstation Williamstown und acht Forts aufrecht erhalten. Lord Macartney hatte 1798 den Fischfluß als Grenze gegen das Kaffernland bestimmt, doch gelang es erst 1812, diese Grenze zu behaupten. Im J. 1817 brach ein allgemeiner Aufstand unter den K. aus, welcher erst 1830 durch Friedensschluß, in dem der Keiskama als Grenze des Kaplandes anerkannt wurde, sein Ende fand. Wegen angeblich von den Boers begangener Grenzverletzungen kam es abermals zum Kriege, in welchem die K. Bathurst zerstörten und bis in die Nähe der Kapstadt vordrangen, aber von Oberstlieutenant Smith geschlagen wurden; im Friedensschluß wurde der Keifluß als Südgrenze des Kaffernlandes bestimmt. Doch brach 1846 aufs neue ein blutiger Krieg aus, welcher erst 23. Dez. 1847 die Besitznahme des zwischen Kei und Keiskama belegenen Britisch-Kaffraria ermöglichte. In einem 1850 abermals ausgebrochenen Aufstand der K. wurden die brit. Truppen wiederholt überfallen und geschlagen, was einen Aufstand der bisher friedfertig gebliebenen Hottentotten zur Folge hatte. Daher wurde aus England General Cathcart mit einem namhaften Truppenkorps, darunter die englisch-deutsche Legion, welche späterhin dort unter General von Stutterheim angesiedelt worden ist, 1852 nach Kapland gesandt und brachte durch energische Kriegführung 9. März 1853 einen Friedensschluß zu Stande, in welchem alles südlich vom Kei belegene Gebiet als Besitz Großbritanniens anerkannt wurde. Im J. 1875 nahm die brit. Regierung eigenmächtig Fingoland und Romansland im Kaffernlande in Besitz und 1877 brach ein neuer Kaffernkrieg aus. Die Gaika hatten sich mit den Galaka verbunden, der Belagerungszustand wurde über Kaffraria verhängt und im Dezember erlitten die Aufständischen bei Kringha eine Niederlage. (S. Kapkolonie und Zulukaffern.)

Vgl. Alexander, «Excursion in Western-Africa» (2 Bde., Lond. 1837); Döhne, «Das Kaffernland» (Berl. 1843); Cole, «Cape and the Kaffirs» (Lond. 1852); Bowler, «The Kaffir wars» (Lond. 1865); Fritsch, «Die Eingeborenen Südafrikas» (Bresl. 1873); Revoil, «Le pays des Zoulous et des Cafres»

(Limoges 1880); Jenkinson, «Amazulu» (Lond. 1882); Ludlow, «Zululand» (Lond. 1882); Mitford, «Through the Zulu-Country» (Lond. 1883).

Kaffraria (Britisch-Kaffraria), s. unter **Kaffern.**

Kafiller, s. Abdecker.

Kafiristan, ein Alpenland im westl. Centralasien, 51687 qkm groß, zwischen 34° 40′ und 36° nördl. Br. sowie 69° 30′ bis 71° 30′ östl. L. (von Greenwich) gelegen, umfaßt einen großen Teil des südl. Abfalls der Gebirgskette des Hindukusch und der von dieser sich südwärts bis an den Fluß Kabul, einem rechten Nebenflusse des obern Indus, steil erstreckenden Nebenketten. K. grenzt nördlich an Kunduz und Badakschan, östlich an Tschitral, Kattawar und das zu Afghanistan gehörende Pandschkora, südlich und westlich an das gleichfalls zu Afghanistan gehörende Kabul und besteht aus breitern oder schmälern Thälern, die von hohen, meist mit Schnee bedeckten Gebirgsrücken eingefaßt sind, und ist voller Schluchten, Abgründe und Bergströme, die großartige Wasserfälle bilden, zum Teil Goldsand führen und in den Kabul einmünden. Klima und Vegetation sind in den verschiedenen Bodenerhebungen sehr ungleich. In den niedrigern, am meisten geschützten Thälern gedeihen Trauben, andere Obstarten und Weizen in Fülle. Doch ist der Ackerbau aus Mangel an Kulturboden nur unbedeutend und die Bevölkerung hauptsächlich auf Gerstenbau und Viehzucht angewiesen. Die Gebirge sind mit schönen Urwäldern, hauptsächlich von Nadelhölzern, bedeckt. Vgl. Leitner, «Kafiristan» (Lahore 1880).

Käfirs, d. h. Ungläubige, ist der arab. Name eines merkwürdigen, das nach ihm Kafiristan (s. d.) genannte centralasiat. Alpenland bewohnenden Volksstammes. Die K., nach ihrem schwarzen, aus Ziegenfellen gefertigten Obergewande auch Sijaposch genannt, zeichnen sich durch eine intelligente europ. Gesichtsbildung, teils blaue, teils dunkle Augen, entweder schwarzes oder hellbraunes Haupthaar, einen hohen Wuchs und eine schöne Gestalt aus. Sie haben keinen gemeinsamen Namen, sondern benennen sich nach den 18 Stämmen, aus denen sie bestehen, sprechen aber dieselbe, dem iranischen Stamme angehörende Sprache. Ihre Zahl wird auf 500000 geschätzt. Die wenigen Formen ihres Gottesdienstes tragen ein völlig heidnisches Gepräge und bestehen in Opfern von Kühen und Ziegen. Die Priesterwürde ist erblich, doch von geringem Ansehen und Einfluß, indem die Stammhäuptlinge alle Autorität ausüben. Jedes Dorf besitzt einen Tempel. Das Feuer ist ein notwendiger Bestandteil ihrer religiösen Ceremonien. In letzter Zeit hat jedoch auch der schiitische Islam zunehmende Verbreitung unter ihnen gefunden. Ihre Städte und Dörfer sind an Bergabhängen erbaut, in der Regel aus Stein, mit flachen Dächern, einem Stockwerk und geschmackvollen Holzverzierungen. Sie haben unter sich gute Eisen- und Holzarbeiter, geschickte Gold- und Silberschmiede. Waffen, Schießpulver, Blei, Salz, kurze Waren und Baumwollzeuge tauschen sie gegen ihre eigenen Erzeugnisse ein. Mit den Afghanen, von welchen sie gefürchtet werden, stehen sie seit Jahrhunderten in Feindschaft, während sie mit Badakschan und Tschitral freundschaftlichen Verkehr unterhalten. Die K. besitzen weder eine Schrift noch eine Geschichte. Die Ansichten über die Abstammung der K. weichen sehr voneinander ab. Einige halten sie für Nachkommen der Soldaten Alexanders d. Gr. und des indobaktrischen Reichs, andere dagegen für Ueberreste der Urbevölkerung Mittelasiens. Ihre Heimat haben sie von jeher mit festem Mute verteidigt; Tamerlan und Babur versuchten vergeblich ihre Unterwerfung. Selbständigkeitsgefühl, Unbeugsamkeit gegen jede Fremdherrschaft, jedes Aufdringen von Religion und Sprache sind charakteristische Züge dieses merkwürdigen Alpenvolks. Vgl. besonders Raverty im «Journal of the Asiatic Society of Bengal» (1859).

Kafr ed-Dauâr (Kafr-ed-Dawâr), Dorf in Unterägypten, 23 km ostsüdöstlich von Alexandria, Station der Eisenbahn Alexandria-Kairo. Hier hatte Arabi-Pascha 1882 ein verschanztes Lager errichten lassen, dessen Besatzung sich 15. Sept. 1882 den Engländern ergab.

Kaftan heißt das einem Schlafrock ähnliche türk. Kleidungsstück, welches auch bei andern orient. oder halborient. Völkern in Gebrauch ist, von baumwollenem oder seidenem Zeuge verfertigt und häufig mit kostbarem Rauchwerk gefüttert wird. Früher mußten selbst die Gesandten auswärtiger Mächte am türk. Hofe bei Audienzen, wenn es ihnen nicht ausdrücklich gestattet war, in der Tracht ihrer Nation zu erscheinen, einen K. tragen, den sie als Geschenk erhielten. Aus der türk.-arab. Bezeichnung des Ehrenkaftan: Chal'a, ist unser Gala entstanden.

Kâgâl, eigentlich Kâhâl, jüd. Konsistorium, ursprünglich bei den Juden in Rußland eine Gemeindebehörde, welche die Höhe der Staatssteuern und Beiträge zur Unterstützung der Armen und Kranken für die einzelnen Gemeindemitglieder bestimmte. Diese Einrichtung artete in Südrußland und Polen zu einer Art jüd. Jesuitenordens aus, der, obschon verboten, doch auf die Stammesgenossen einen großen Druck ausübte (und wohl noch ausübt), indem er zu jüd. Zwecken nach Willkür Geldbeiträge erhebt, Privilegien erteilt, sich in die Gemeinde- und Schulangelegenheiten, ja sogar in das Privatleben der Familien mischt und die Widerspenstigen mit dem talmudischen Gericht (Bethdin) bedroht, das Strafen und schließlich Ächtung und Ausschluß aus der Gemeinde verhängt. Solche K. bestanden insbesondere in Odessa, Schklow, Berditschew.

Kagalnik, Flecken im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, Kreis Rostow, an der Mündung des Flusses gleichen Namens in das Asowsche Meer, 50 km südwestlich von Rostow, mit 4335 E., hat drei bedeutende Jahrmärkte.

Kagul oder Kahul, auch Formosa, Stadt im russ. Gouvernement Bessarabien, unweit links vom Pruth, hat 7000 E. und gehörte 1856—78 zu Rumänien. Hier siegten 1. Aug. 1770 die Russen unter Romanzow über die Türken.

Kahau oder Nasenaffe (Semnopithecus nasicus), ein auf Borneo einheimischer, rotbrauner Schlankaffe von etwa 60 cm Körperlänge mit einer beim Erwachsenen 5 cm weit vorstehenden, nach unten gekrümmten Nase.

Kahira, s. Kairo.

Kahla, Stadt im Herzogtum Sachsen-Altenburg, im Westkreis, links an der Saale, 14 km im NW. von Neustadt a. d. Orla, Station der Linie Großheringen-Saalfeld der Saaleisenbahn, hoch ummauert und früher befestigt, in sehr reizender Lage, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2999 E., welche Wollspinnerei, Maschinen-, Papier- und Porzellanfabrikation treiben. Östlich erhebt sich der schroffe Bergkegel, welcher das alte

Schloß Leuchtenburg, ehemals mit einer Strafanstalt, jetzt ein sehr frequentierter Sommeraufenthaltsort, trägt.

Kahlamba, s. Dralenberge.

Kahlbäuche (Apodes) sind aalartige Fische, genannt nach der Eigentümlichkeit, daß ihnen die hintern Extremitäten, die Bauchflossen, fehlen. Manche K. durchlaufen eine Metamorphose; ihre Larven (Helmichthyodae) sind bandförmig, glashell ohne Geschlechtsorgane und nebst dem Lanzettfischchen (s. Amphioxus) die einzigen Wirbeltiere, die weißes Blut haben. Weiteres s. Aale, Muräne und Zitteraal.

Kahlberg, Seebadeort in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Danzig, Landkreis Danzig, in den Dünen der Frischen Nehrung, im SW. der Fischerdörfer Neukrug und Narmeln, Überfahrtsort nach Elbing, mit etwa 300 E.

Kahlenberg oder Kalenberg heißt der nordöstlichste, bis an die Donau reichende Ausläufer der Norischen Alpen in Unterösterreich, zum Teil auch unter dem Namen des Wienerwaldes (Mons Cetius bei den Alten) bekannt. Die äußersten Grenzpfeiler treten zwischen Wien und Klosterneuburg an die Donau unter dem Namen der Kahlenberge, die durch herrliche Waldscenen und Aussichten berühmt sind, und von denen der letzte Leopoldsberg (von Kaiser Leopold I.), der vorletzte Kalenberg oder auch Josephsberg (von Kaiser Joseph I.) heißt. Von Grinzing führt eine bequeme Straße, vom Donauufer bei Nußdorf eine Zahnradeisenbahn hinauf. Der Leopoldsberg steigt unmittelbar aus der Donau 423 m hoch empor und trägt auf dem Grundgemäuer der alten Burg der Markgrafen von Österreich eine Kirche. Auf dem K., der jetzt ein Dorf, Josephsdorf, mit einer alten Kirche enthält, sammelten sich 3. Sept. 1683 die Heerführer des Entsatzheeres vor der Türkenschlacht zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienst, wie dies durch eine Inschrifttafel an der Kirche bezeugt ist. Am Fuße liegt, nur 7 km oberhalb Wien, das Dorf K. oder Kahlenbergerdorf, Station der Linie Wien-Budweis-Pilsen-Eger der Kaiser-Franz-Joseph-Bahn, mit 580 E., die Wein bauen, mit einer Zuckersiederei und einem bedeutenden Steindruck. Hier soll, der Sage nach, um 1330 als Pfarrer Wigand von Teben (an der Marchmündung gegenüber Hainburg), ein Günstling Herzog Ottos des Fröhlichen (gest. 1339), gelebt und seine lustigen Späße und Possen getrieben haben. Diese Schwänke, in denen sich das Historische vom Erfundenen nicht mehr unterscheiden läßt, wurden später, kaum vor Anfang des 15. Jahrh., von Phil. Frankfurter gesammelt und in Reime gebracht. Das Buch erschien unter dem Titel «Der Pfaffe von Kalenberg» zuerst ohne Ort und Jahr vor 1500; die erste datierte Ausgabe ist Frankfurt 1550. In erneuerter Sprache ließ es von der Hagen in dem «Narrenbuch» (Halle 1811) abdrucken. Das Gedicht bildet ein Mittelglied zwischen dem Pfaffen Amis vom Strickr und dem Eulenspiegel und Peter Leu. Denselben Stoff behandelte Anastasius Grün im «Pfaff vom K.» (Lpz. 1850).

Kahler Asten berg, der höchste Gipfel des westfäl. Sauerlandes, im Kreis Brilon an der Quelle der Lenne, 842 m hoch.

Kahlgrind oder Ringworm (Herpes tonsurans), eine ansteckende, durch einen parasitischen Pilz (Trichophyton tonsurans) bedingte Krankheit der behaarten Kopfhaut, die leicht dauernde Kahlheit erzeugt. (S. unter Herpes, Bd. IX, S. 158a.)

Kahlheit (kreisfledige), s. unter Haare, Bd. VIII, S. 676a.

Kahlköpfigkeit, s. unter Haarschwund.

Kahlmäuser, s. Kalmäuser.

Kahlschlagbetrieb, s. Nachverjüngung.

Kahm (Weinlahm, Kuhnen), ein der Hefe nahe verwandter Pilz Saccharomyces Mycoderma *Rees*, Mycoderma vini, M. cerovisiae, der namentlich auf jungen, an Alkohol armen Weinen, Bieren, Pflanzensäften als zartes weißes Häutchen erscheint, wenn dieselben mit der Luft in Berührung bleiben. Er besteht aus zahllosen Exemplaren eines einzelligen Pilzes, der sich ebenso wie die Hefe (s. d.) durch Sprossung vermehrt. Seinen Eigenschaften nach gehört der K. zu den Verwesungspilzen, indem er aus der Luft Sauerstoff aufnimmt und diesen auf die organische Substanz, den Alkohol des Weines und Bieres, überträgt und daraus Kohlensäure und Wasser erzeugt. Das Schalwerden dieser Getränke ist auf die Thätigkeit des K. zurückzuführen; Schutzmittel sind: möglichster Abschluß der Luft, Abziehen auf reine Gebinde, Salicylsäure, Pasteurisieren. Zu berücksichtigen ist auch, daß beim Abziehen von Wein und Bier auf Flaschen die gespülten Flaschen wieder völlig ausgetrocknet sein müssen.

Kahn heißt im allgemeinen ein kleineres flachbodenes und unverdecktes Fahrzeug auf Flüssen, das gewöhnlich mit Rudern, seltener durch Segel fortbewegt wird. Man hat den Namen jedoch auf größere Fahrzeuge von ähnlicher Bauart übertragen, die auf unsern Strömen den Warentransport vermitteln und davon Weser-, Elb-, Oderkähne u. s. w. genannt werden. Diese großen Kähne haben jedoch Verdecke und werden nicht gerudert, sondern bei Gegenwind oder Stille mit Stangen, bei gutem Winde mit Segeln fortbewegt.

Kahnbein (Os naviculare s. scaphoideum), kleiner, an der Daumenseite gelegener Knochen der ersten Reihe der Handwurzelknochen; auch einer der sieben Fußwurzelknochen.

Kahnis (Karl Friedr. Aug.), bedeutender Vertreter der luth. Theologie, geb. 22. Dez. 1814 zu Greiz, studierte seit 1835 zu Halle, ward 1842 Privatdocent in Berlin, 1844 außerord. Professor in Breslau. Schon früh beteiligte sich K. an dem Kampfe gegen die Linke der Hegelschen Schule mit den Schriften: «Dr. Ruge und Hegel» (Quedlinb. 1838), «Die moderne Wissenschaft des Dr. Strauß und der Glaube unserer Kirche» (Berl. 1842). In Breslau schloß sich K. den Altlutheranern an, wurde auch zum zweiten Prediger gewählt, aber nicht bestätigt. Der Verteidigung wichtiger luth. Dogmen dienten die «Lehre vom Heiligen Geist» (Bd. 1, Bresl. 1847) und die «Lehre vom Abendmahl» (Lpz. 1851), der Bekämpfung der Union die Schrift: «Die moderne Unionsdoktrin» (Lpz. 1853) und das «Sendschreiben an Nitzsch» (Lpz. 1854). Im J. 1850 ward K. als ord. Professor der Theologie nach Leipzig berufen und hier 1860 zum Domherrn von Meißen ernannt. Noch «Der innere Gang des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen Jahrhunderts» (Lpz. 1854; 3. Aufl., 2 Tle., Lpz. 1874) ließ die Anhänger des luth. Konfessionalismus K. völlig als einen der Ihrigen betrachten, doch zeigte die «Luth. Dogmatik» (Lpz. 1861; 2. Aufl. 1874), daß K. der Schrift und dem Dogma gegenüber sich eine freiere Stellung wahrte, als die

meisten Vertreter jener Partei. Von Hengstenberg, Diecksoff u. a. deshalb heftig angegriffen, sah sich K. veranlaßt, auch dem Begründer des Konfessionalismus, Hengstenberg, Abweichung von der reinen Lehre vorzurücken in dem «Zeugnis von den Grundwahrheiten des Protestantismus gegen Hengstenberg» (Lpz. 1862). Der Streit führte jedoch nicht zu einem Bruch, und trotz seiner freiern Stellung gilt K. als Vertreter des konfessionellen Luthertums. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «Christentum und Luthertum» (Lpz. 1871), «Die deutsche Reformation» (Bd. 1, Lpz. 1872), «Predigten» (2 Bde., Lpz. 1856—71), «Der Gang der Kirche in Lebensbildern» (Lpz. 1881), «Christentum und Philosophie» (Lpz. 1884).

Kahnschnabel (Cancroma cochlearia), ein Reiher Südamerikas, an Größe ungefähr der Ente gleich, mit gelblichen, bräunlichen und schwarzen Federn bedeckt; am Hinterhaupte findet sich ein aus zwei langen Federn bestehender Schopf. Der Schnabel ist sehr stark und breit, kahnförmig mit hakenartiger Spitze. Der K. lebt von Insekten.

Kahr (Felskahr), kesselartige Erweiterung am Ende einer Schlucht. (S. unter Thal; vgl. Kar.)

Kai (frz. Quai, engl. Quay), in Deutschland bisweilen auch Kaj, Kajung oder Bollwerk genannt, ein künstlich gegen Abbruch und Überflutung gesichertes Ufer, welches insbesondere der Vermittelung des Schiffs- mit dem Landverkehr dient. Auch heißt K. oft das künstlich gesicherte Ufer innerhalb Städten, die ganze Straße und die sie einseitig begrenzende Häuserreihe. Zur Vermittelung des Land- und Wasserverkehrs sind die K.s häufig mit Anlandevorrichtungen ausgestattet. Den Verkehr mit größern Schiffen vermitteln die Anlandebrücken, welche sich mit dem einen Ende auf den K., am andern auf das Schiff oder einen im Wasser schwimmenden Ponton stützen. Dieser Ponton ist oft zu einer großen Plattform, einem schwimmenden K. erweitert, so zu Hamburg, wo acht einzelne eiserne Pontons in ihrer Länge zusammengekoppelt einen 205 m langen schwimmenden K. bilden, welcher zum Anlegen der Boote dient und mittels dreier Brückenklappen mit festen Brückenpfeilern verbunden ist. Die großartigsten Anlagen dieser Art finden sich zu Liverpool und Birkenhead. Die Konstruktion der K.s kann als Notbehelf in Gestalt einer hölzernen Ufereinfassung durchgeführt werden; zweckmäßiger geschieht dies jedoch, wie an den Victoriadocks zu London, als eiserne Pfahlwand, meist aber als Ufermauer.

Kai, Kei oder Großer Fluß, in Afrika, an der Ostgrenze des brit. Kaplandes, entspringt in den Stormbergen, hat einen sehr gewundenen, nach den Regen sturzbachähnlichen, 280 km langen Lauf und mündet nördlich vom Kap Morgan.

Kaianier ist der Name einer altbaktrischen Dynastie, die mit Unrecht mit der von den heutigen Persern ganz ignorierten großen Dynastie der Achämeniden verwechselt worden ist. Die einheimische pers. Geschichtschreibung bietet die befremdende Erscheinung, daß der Stifter ihres Reichs von ihr vergessen worden ist. Die Dynastie folgte den Pischdadiers und wurde begründet von Kai-Kobad (Kava-Kavât), ihm folgte Kai-Kaus (Kava-Kaus), dann der große Kai-Khosrû (Kava-Weraya), dessen Sohn Lohrasp (Aurvataçpa), dem sein Sohn Gustasp (Vištaçpa) folgte, unter dem Zoroaster erschien. Wegen der Verwechselung mit dem gleichnamigen Vater des Darius I. lassen nun die Perser diesem den Dârâ oder Dârâb folgen, obgleich der histor. Darius von dem K. durch viele Jahrhunderte getrennt ist. Diesem Dârâ folgte Ardeschir Dirozdast Langhand, jedenfalls Artaxerxes I. der Griechen, ihm seine Tochter Humayûn, und dieser Dârâ, dem sein Enkel Iskender (Alexander) sein Reich nahm. Noch im 18. Jahrh. galten bei manchen Orientalisten die griech. Berichte als unrichtig, während neuere Entdeckungen die Unhaltbarkeit der pers. Angaben ins Licht gestellt haben.

Kaiaphas, s. Kaiphas.

Kaien (niederländ.), die Naaen eines Schiffs nach der Länge desselben, parallel mit dem Kiel richten, damit sie andern Schiffen nicht hinderlich sind, besonders im Hafen.

Kaik, s. Kajik.

Kailasa, Tempel zu Ellora (s. d.).

Kailasch, Gebirgskette in Tibet, s. Gangsri.

Kailcedraholz, ein Nutzholz, welches von dem Mahagonibaum des Senegal, Khaya senegalensis *Guill.* et *Perott*, stammt; es wird seit Anfang des 19. Jahrh. in großen Mengen nach Europa gebracht und in gleicher Weise wie echtes Mahagoniholz verwandt, dem es jedoch in Schönheit und Aussehen nicht gleichkommt. Es hat eine stark rötlichbraune Farbe und läßt deutlichen Ringbau erkennen. Hierdurch und ebenso durch die Markstrahlen, welche im Querschnitt und auf dem Längsschnitt mit bloßem Auge deutlich erkennbar sind, läßt es sich von echtem Mahagoni, welches dem unbewaffneten Auge keine Markstrahlen zeigt, unterscheiden. Das freie Auge erkennt an dem K. auch die Gefäße als Poren, ferner schmale helle Grenzlinien zwischen den Holzringzonen.

Kaimakâm (fälschlich Kaimakân), ein arab. Wort, welches Stellvertreter bedeutet und in der neuern türk. Verwaltungssprache der Titel für die Verwaltungsbeamten der Liwas, der Unterabteilungen der Vilajets, ist, die etwa den preuß. Landräten gleichzustellen sind. Auch werden die Stellvertreter einzelner höherer Staatsbeamten bisweilen K. genannt.

Kaiman, Reptilienfamilie, s. Alligator.

Kaimeh, das türk. Papiergeld.

Kaimeni, Inseln, s. unter Santorin.

Kain, nach der biblischen Sage Adams und Evas erstgeborener Sohn, ein Ackersmann und mit seinen Nachkommen Begründer des seßhaften Lebens und weltlicher Kultur. Er soll seinen Bruder Abel (s. d.) aus Neid über ein Gott wohlgefälliges Opfer desselben ermordet haben und zur Strafe dafür von Gott verflucht und in das Land Nod weggetrieben worden sein, wo er die Stadt Hanoch erbaut habe. Als sein Sohn wird ebenfalls Hanoch genannt. Die rabbinische Überlieferung läßt ihn bald von seinem Enkel Lamech bei der Jagd getötet werden, bald wieder ein sehr hohes Alter erreichen und sogar bis zur Sintflut leben. Nach ihm nannte sich eine gnostische Sekte des 2. Jahrh. n. Chr. Kainiten. Diese, ein Zweig der sog. Ophiten, erblickten in K. und allen Gottlosen des Alten Testaments bis auf Judas Ischarioth die vom Demiurgen verfolgten Geistesmenschen, welche sich nur der unberechtigten Tyrannei jenes beschränkten und untergeordneten Wesens hätten entziehen wollen.

Kainardschi, s. Kutschuk-Kainardschi.

Kainit (von καινός, neu), ein 1865 von Zinken entdecktes, im Abraumsalz des Steinsalzlagers zu

Staßfurt und Leopoldshall und zu Kalusz in Galizien massenhaft sich findendes, dem monoklinen Kryſtallſyſtem angehöriges Mineral, das eine der wertvollſten unorganiſchen Kaliquellen bildet. Es beſteht aus 36,3 Proz. ſchwefelſaurem Kali, 25,3 Proz. ſchwefelſaurer Magneſia, 18,9 Proz. Chlormagneſium (auch kleine Mengen von Brommagneſium) und 19,5 Proz. Waſſer. Man verarbeitet den K. in den chem. Fabriken auf ſchwefelſaures und auf kohlenſaures Kali und auf Düngefabrikate.

Kainiten iſt der Name einer gnoſtiſchen Partei des 2. und 3. Jahrh. (S. Gnoſtiker.) Dieſelbe bildete eine Spielart der ſog. Ophiten, welche die Schlange als Weltſeele verehrten. Die K. ſahen in der Paradieſesſchlange einen guten Dämon, der den Menſchen die von dem beſchränkten und herrſchſüchtigen Judengott ihnen vorenthaltene höhere Erkenntnis vermittelte, und betrachteten daher alle «Gottloſen» der iſrael. Geſchichte von Kain (daher der Name) bis Judas Iſcharioth als wahre Gnoſtiker, welche der angemaßten Gewalt und den Geſetzen des Judengottes den Gehorſam verweigerten.

Kainozoiſch (grch.), ſoviel wie känozoiſch.

Kainsdorf, Dorf in Sachſen, Kreis- und Amtshauptmannſchaft Zwickau, an der Zwickauer Mulde und der Linie Werdau-Johanngeorgenſtadt der Sächſiſchen Staatsbahnen, zählt (1880) 2948 E.; dabei das große Eiſenhüttenwerk Königin-Marienhütte mit drei Hohöfen und 1500 Arbeitern.

Kainszeichen wird gewöhnlich für ein auffallendes Merkmal gehalten, das Kain (ſ. d.) an ſeinem Leibe, etwa ein Horn auf ſeiner Stirn, getragen und welches ihn als Brudermörder gebrandmarkt habe. Richtiger wird das K. nach der bibliſchen Sage von einem Warnungszeichen verſtanden, das jedermann abſchrecken ſollte, Hand an Kain zu legen, wenn dasſelbe nicht vielmehr ein Wahrzeichen für Kain ſelbſt ſein ſollte als göttliche Bürgſchaft dafür, daß ihn, den Brudermörder, niemand töten werde.

Kainteur-Waſſerfall, ſ. unter Eſſequibo.

Kainzenbad, ſ. unter Partenkirchen.

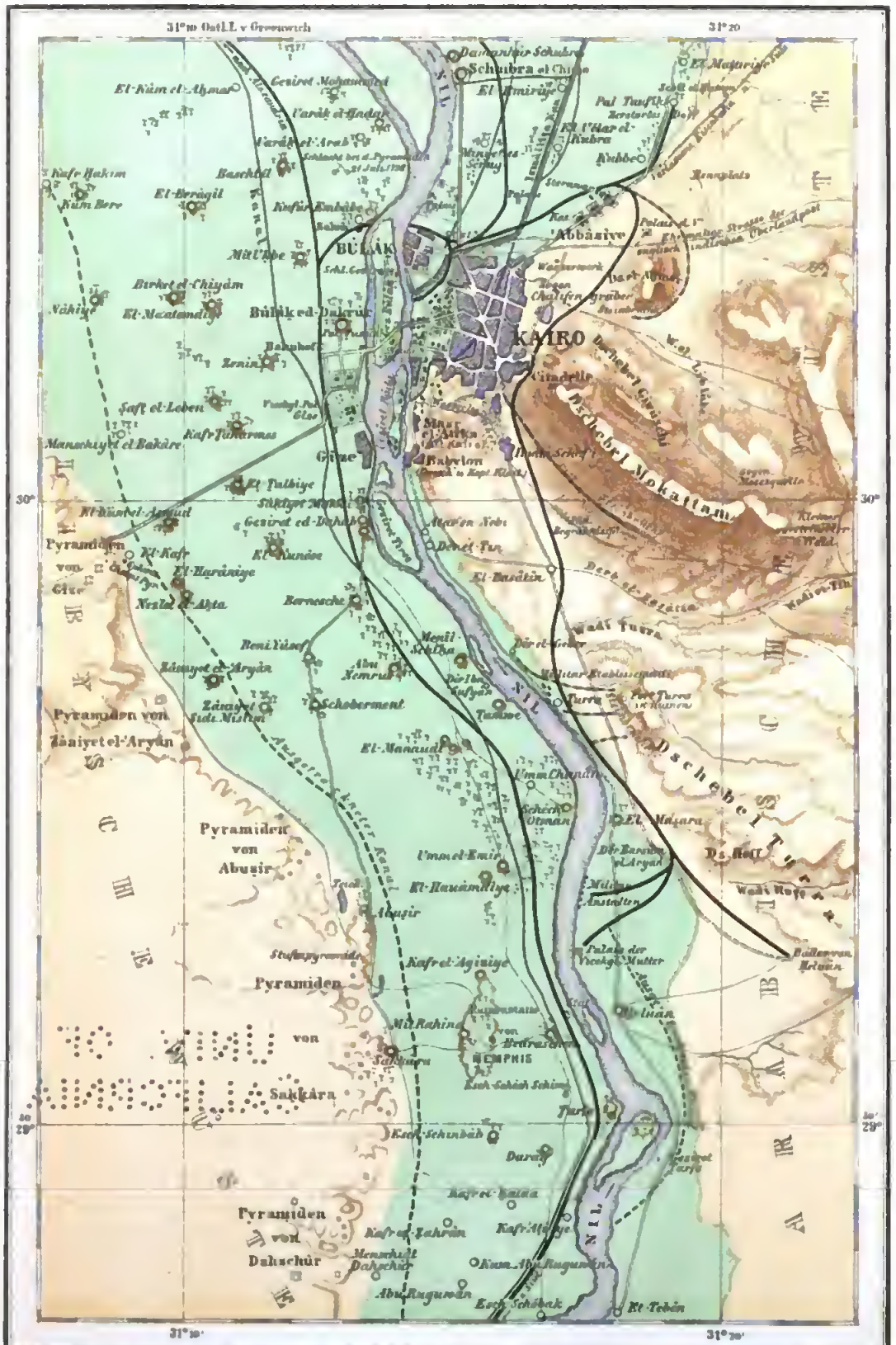
Kaiphas, eigentlich Joſeph Kaiaphas, jüd. Hoherprieſter zu der Zeit, in der Pontius Pilatus röm. Prokurator von Judäa war, hatte einen Hauptanteil an der Verurteilung Jeſu. Er wurde 37 n. Chr. vom Prokonſul Vitellius abgeſetzt. In der frühern Kirche iſt er oft mit dem Geſchichtſchreiber Joſephus verwechſelt und ſein nachmaliger Übertritt zur chriſtl. Religion behauptet worden.

Kairin, ſalzſaures Oxychinolinmethylhydrür, ein von O. Fiſcher dargeſtelltes, Fieber vertreibendes Mittel. Es bildet ein graugelbliches, kryſtalliniſches Pulver, von ſalzigbitterm, etwas zuſammenziehendem Geſchmack, löslich in Waſſer, und wird am beſten in Oblaten oder Gelatinekapſeln gereicht.

Kairo (zweiſilbig), arab. Maſr-el-Kâhira, d. h. Maſr die Siegreiche (Maſr der alte Name Ägyptens bei den ſemit. Nachbarvölkern), iſt die Hauptſtadt Ägyptens am rechten Ufer des Nil, 12 km oberhalb des ſog. Kuhbauchs, der Stelle, wo der Strom ſich in den Roſette- und den Damiette-Arm teilt, hart am Rande der Wüſte, die hier ſich zu der Hügelkette des Mokattamgebirges erhebt, durch Eiſenbahnen mit Alexandria, Damiette, Suez und Siut verbunden und am Ausgangspunkte des 1877 eröffneten Kanals Ismailija. Im Altertum ſtand 26 km weiter ſtromaufwärts, auf dem linken Ufer, wo gegenwärtig das Dorf Mit-Rahine ſich befindet, die bis auf ſeine Nekropole faſt völlig verſchwundene Königsſtadt Memphis. Später gründeten die Römer eine kleine Strecke nördlich von da, auf der rechten Seite, das Kaſtell Babylon, das, als die Araber 640 unter Amru das Land erobert, den Namen Foſtat (Zelt) erhielt und Hauptſtadt Ägyptens wurde. Erſt als 973 die Fatimiden-Dynaſtie ſich des Landes bemächtigt, legte Gohar-al-Kaïd 3 km nördlich von Foſtat eine neue Stadt an, die den obengenannten ſtolzen Namen erhielt und bald nachher zur Reſidenz erhoben wurde. Saladin umgab ſie mit Steinmauern, legte auf einem der Hügel des Mokattam eine Citadelle an und baute eine hölzerne Waſſerleitung vom Nil nach dieſer, ein Werk, welches im Anfange des 16. Jahrh. durch den noch jetzt beſtehenden ſteinernen Aquädukt erſetzt wurde. Das Volk nannte K. einfach Maſr; Foſtat heißt jetzt Maſr-el-Atika, bei den Europäern Alt-Kairo.

Die heutige Stadt mißt etwa 5 km von N. nach S. und 2,5 km von W. nach O., hat gegen 30000 Häuſer und (1882) 374838 E. (wovon 353188 Ägypter und 21650 Fremde, meiſteas Europäer, Fellahs, Kopten und Türken). Die Stadt verliert ſeit 1869 ihren orient. Charakter raſch; nur in den arab. Vierteln findet ſich noch ein Gewirr von Nebengaſſen, die zum Teil in Säcke endigen und ſo ſchmal ſind, daß man ſich aus den Fenſtererkern (Maſchrebiyeh) der ſich gegenüberliegenden Häuſer bequem die Hände reichen kann. Die Häuſer ſind durchgehends von gelbem Kalkſtein gebaut, die Dächer platt, hinter vielen Wohnungen befinden ſich kleine Gärten. K. iſt Reſidenz des Chedive, Sitz der oberſten Behörden und eines Internationalen Tribunals, hat eine Hochſchule, jetzt die bedeutendſte der Mohammedaner, eine mediz. Schule, eine Kriegsſchule, eine geogr. Geſellſchaft, viele arab. Volksſchulen, drei Hoſpitäler (darunter das im J. 1884 neu erbaute deutſch-engliſche Kaiſerswerther Diakoniſſenhoſpital), eine Börſe, zahlreiche Banken und mehrere Theater. In neuerer Zeit hat K. eine Menge breite Straßen mit Gasbeleuchtung und Trottoirs erhalten. Nach Weſten hin iſt der ganz europ. Stadtteil Ismailija entſtanden. Der Esbekije-Garten iſt ein großes Achteck von 82000 qm Fläche und 1940 m Umfang, mit 2 m tiefem Teiche, den koſtbarſten Gewächſen aller Zonen, Liqueur- und Eisbuden, Kaffeehäuſern, Bierhallen, Reſtaurants, Konzerthäuſern, Kaskaden und Gaskandelabern. Dieſer prachtvolle Volksgarten liegt inmitten des ehemaligen großen, ſeit 1869 in eins der ſchönſten und belebteſten europ. Stadtviertel umgewandelten Esbekije-Platzes. Die Muski, früher die Hauptgeſchäftsſtraße, hat ihre Bedeutung verloren. Sehenswert ſind vor allem die Moſcheen, deren K. 523 beſitzt, von denen indes mehrere halb oder ganz in Ruinen liegen. Die berühmteſten ſind: die von Achmed-ibn-Tulûn 877 nach dem Plane der Kaaba in Mekka erbaute, welche die älteſte Anwendung des Spitzbogens zeigt; die ebenfalls mit Spitzbogenreihen gezierte Hâkim-Moſchee, die 1093 vollendet wurde; die zierliche Sitti-Zeynab-Moſchee, nach einer Tochter Mohammeds benannt; die ſchönſte von allen, die des Sultans Haſinin, 1356—59 erbaut, mit 86 m hohem Minaret. Die mit mehr als 400 Säulen geſchmückte Azhar-Moſchee, 971 gebaut, ſpäter erneuert und vergrößert, wie üblich von einem mit Säulenreihen geſchmückten Hofe umgeben, iſt die Theologenſchule des Orients,

KAIRO UND DIE PYRAMIDENFELDER.



mit 216 Professoren und 12000 Studierenden. Zu den Moscheen gehören bedeutende Bibliotheken. Unter den zahlreichen neuen Moscheen nimmt die im türk. Stil erbaute Moschee der Citadelle, in welcher sich das Grabmal Mehemed-Alis befindet und in deren Nähe der tiefe, von Saladin gegrabene Jussufsbrunnen liegt, den ersten Rang ein.

Von andern Bauten der Stadt sind zu nennen: die im Osten derselben bereits im Sande der Wüste gelegenen Mamlukengräber, eine Gruppe sehr zierlicher, aber verfallener kleiner Moscheen, unter denen besonders die des Sultans Al-Aschrab künstlerisches Verdienst hat; ferner das Grabmal des Kalifen Es-Saleh-Ejub bei dem Chan-Chalil-Bazar; sodann der letztere selbst mit seinen Höfen und Arkaden; der Gorijeh-Bazar, welcher das Grabmal des Sultans Gori einschließt und in dem vorzüglich Schnittwaren verkauft werden; der Suk-Hamsaumi, wo vorwiegend syrische christl. Kaufleute feilhalten, und der Suk-Es-Sallah, der Waffenmarkt. Ferner verdienen Erwähnung die Thore Bab-en-Nasr, durch das die alljährlich hier sich sammelnde Karawane der westl. Mekkapilger ihren Auszug hält, Bab-Zueileh und Bab-El-Futuh, sowie die von Mehemed-Alis Söhnen Tussum und Ismael erbauten Brunnenhäuser. Endlich besucht der Fremde gewöhnlich die Gartenschlösser des Vizekönigs, die in Schubra und auf der Nilinsel Roda (mit dem Nilpegel) bei Alt-K. liegen, sowie den sog. steinernen Wald, ein Lager petrifizierter Baumstämme in der Wüste des Mokattamgebirges. Seit 1876 ist K. durch Eisenbahn mit dem südlich gelegenen Badeort Heluan verbunden. Für den Ethnographen und den, welcher die orient. Baukunst studieren will, ist K. unzweifelhaft die wichtigste Stadt des ganzen Morgenlandes. Etwa 2 km entfernt, hart am Nil, liegt Bulak (s. d.), die Hafenstadt von K. (Hierzu eine Karte: Kairo und die Pyramidenfelder.)

Kairwân oder **Kalroân**, heilige Stadt in Tunesien, welche kein Nichtmohammedaner betreten darf, liegt an der Stelle des alten Vicus Augusti, in einer baum- und strauchlosen, sumpfigen Ebene, 140 km südlich von Tunis und 370 km vom Meere entfernt und zählt 15—20000 E. Die Stadt wurde 670 von Okba ben-Näfi gegründet; zur Zeit der Aghlabiden, Fatimiden und Zairiden war es die polit. und religiöse Hauptstadt der großen Provinz Ifrikijah. Die Okba-Moschee ist eine der heiligsten des Islam und die heiligste in den Berberstaaten, der von Cordova ganz ähnlich; in ihr liegt Mohammeds Busenfreund und Gefährte, Eiwaib, begraben; im Innern befinden sich 300 antike Marmor-, Granit- und Porphyrsäulen.

Kaisak, soviel wie Kirgisen (s. d.).

Kaisarije, der jetzige Name der alten Städte Cäsarea (s. d.) in Kappadocien und Palästina.

Kaisarijeh, Stadt in Kleinasien, im türk. Vilajet Angora, im alten Kappadocien, das Mazaca, später Caesarea Eusebia oder Caesarea ad Argaeum montem der Alten, am Nordfuße des Ardschisch (s. d.), mit 10000 E., zur Hälfte Türken, zum vierten Teile Armenier. Die Stadt hat Mauern, einige gut gebaute Häuser, enge, schmutzige Straßen und ausgedehnte Bazars. Der hier residierende griech. Metropolit führte den Titel Hypertinorum hypertimus et totius Orientis exarchus.

Kaiser gilt als Bezeichnung der höchsten polit. Würde und ist ursprünglich der Personenname des ersten Gründers der röm. Weltmonarchie, Gajus Julius Cäsar, von den Griechen Kaisar gesprochen und durch sie der deutschen Sprache vermittelt. Die Römer selber nannten ihre K. Imperator oder Augustus (ebenfalls anfangs Personenname) und gaben dem Thronfolger den Namen Cäsar. Das röm. Kaisertum war absolute Staatsgewalt; auf den K. war alle Gewalt des röm. Volks übergegangen, dessen Haupt er war. Aber da der röm. Staat ein Weltstaat war, so kam dem K. auch die Weltherrschaft zu. Seitdem das Römerreich neben Rom Konstantinopel als zweite Hauptstadt erhielt, zeigt sich auch der Dualismus des weström. Kaisertums und des oström. oder byzant. Kaisertums, die beide freilich zu dem Einen Weltreiche verbunden waren, deren Schicksale aber weitere Zweiung nach sich zog. Das byzant. Kaisertum erhielt ein kirchlich-orthodoxes Gepräge und näherte sich der orient. Theokratie. Das abendländ. Römerreich unterwarfen die Germanen und gründeten zahlreiche neue Staaten. Während Jahrhunderten war das Kaisertum im Occident erloschen, als Karl d. Gr. es 800 mit Zustimmung der Römer und mit Hilfe des Papstes Leo III. erneuerte. Das neue Kaisertum knüpfte in der Idee und in den Formen an das alte an, war aber eine völlig andere Institution geworden. Die Hauptmacht der fränkischen K. lag nicht in dem röm. Kaisertum, sondern in dem fränk. Königtum, und dieses war nicht absolute Staatsgewalt, sondern eine beschränkte german. Königsmacht. Die Kaiserwürde trat als eine universelle zu der nationalen Königswürde hinzu. Ihre Bedeutung war wesentlich eine ideale, sie war die höchste weltliche Würde der Christenheit. Wenn man später noch von Weltherrschaft (imperium mundi) sprach, so war das eher völkerrechtlich als staatsrechtlich zu verstehen. Die Erhaltung des Weltfriedens und die Sorge für das Völkerrecht waren kaiserl. Aufgabe. Dazu kam die Schirmhoheit für die röm. Kirche und die Ausbreitung des Christentums. Die Trennung von Occident und Orient ward nun staatlich und kirchlich vollzogen. An das fränk. Kaisertum schließt sich das röm. Kaisertum der deutschen Könige an, seitdem Otto I. 962 die Kaiserwürde für die deutsche Nation erworben hatte. Auch da wurde zwischen dem deutschen Königtum, welches durch die Reichs- und die Lehnsverfassung und vornehmlich durch die Aristokratie der deutschen Fürsten beschränkt war, und dem röm. Kaisertum, auf welches der gewählte deutsche König einen Rechtsanspruch hatte, unterschieden. In den ersten Jahrhunderten erhielten die Könige den Kaisertitel erst, wenn sie in Rom gekrönt worden waren. Später hörten die Römerzüge auf und es verstand sich von selbst, daß der deutsche König zugleich römischer K. war. Der Kampf zwischen den K. und den Päpsten, der das Mittelalter charakterisiert, rettete zwar Europa von der päpstl. Weltmonarchie, zehrte aber die Kräfte des deutschen Königtums auf. Mit dem Untergange der Hohenstaufen ist der allmähliche Niedergang des deutschen Königtums nicht mehr aufzuhalten. Auch das röm. Kaisertum verliert seine Autorität für die Welt und wird wesentlich eine Titularwürde der deutschen Könige. Im J. 1806 ging auch der Name unter.

In neuerer Zeit wurde aber die Kaiserwürde wiederum und nun in Anlehnung an die moderne, zunächst nationale Staatenbildung unter mehrern Nationen erneuert; zuerst von den russ. Zaren seit

Peter d. Gr. (1721), indem sie die Erinnerung an das alte, ebenfalls seit der Türkenherrschaft untergegangene byzant.-griech.-orthodoxe Kaisertum in Anspruch nahmen; dann von Napoleon I., der 1804 das Kaisertum Karls d. Gr., aber jetzt als franz. Kaisertum, wieder aufrichten wollte, und von Napoleon III., der darauf eine Art des europ. Schiedsrichteramts gründete; dann von Österreich 1804, dessen «apostolischer K.» Südosteuropa von der franz. Oberhoheit frei erhalten und der habsburgischen Oberherrschaft unterordnen wollte. Im J. 1871 wurde das deutsche Kaisertum geschaffen; zuletzt wurde 1876 der Kaisertitel von England für das Ostindische Reich adoptiert, indem die Königin von England als Kaiserin von Indien proklamiert ward, und 1877 von den Türken, indem der Sultan den Titel Osmanischer K. annahm.

Was insbesondere das Deutsche Kaisertum anlangt, so bestimmt Art. 11 der Reichsverfassung: «Das Präsidium des Bundes steht dem König von Preußen zu, welcher den Namen Deutscher K. führt.» Die Wiederherstellung des Kaisertitels ist bei der Gründung des Reichs auf Anregung des Königs von Bayern beschlossen worden; der Deutsche K. ist aber nicht der Souverän des Reichs, sondern er hat die Präsidialrechte. Die Reichsgewalt steht nicht ihm, sondern der Gesamtheit der deutschen Landesherren und Freien Städte zu; der K. handelt demgemäß «im Namen des Reichs» oder «im Namen der verbündeten Regierungen». Das Kaisertum ist untrennbar mit der Krone Preußens verbunden. Der K. übt auch die dem Reich zustehende Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen aus.

Vgl. J. von Held, «Das Kaisertum als Rechtsbegriff» (Würzb. 1879); Laband, «Staatsrecht des Deutschen Reichs» (Bd. 1, Tüb. 1876).

Kaiser (Frederik), Astronom, geb. 10. Juni 1808 in Amsterdam, wurde von einem in der Astronomie bewanderten Verwandten in diese Wissenschaft eingeführt und 1826 als Observator an die leidener Sternwarte berufen. Hier blieb er bis 1837 und bildete sich durch eifriges Selbststudium weiter aus. Um diese Zeit übernahm er den Unterricht in der Astronomie an der leidener Universität und wurde gleichzeitig Direktor der Sternwarte, deren Neuaufblühen seinen eifrigen Bemühungen zunächst zuzuschreiben ist. Im J. 1860 bezog er die neuerbaute Sternwarte. Die Annalen der leidener Sternwarte enthalten seine mannigfachen astron. Untersuchungen, namentlich Ausmessungen der Planetendurchmesser. Er starb 28. Juli 1872.

Kaiser (Friedr.), österr. dramatischer Volksdichter, geb. 3. April 1814 zu Biberach, kam frühzeitig nach Wien, besuchte dort das Gymnasium und die Universität, war dann Rechtspraktikant am Hofkriegsrat, seit 1838 Theaterdichter am Carltheater (bis 1859). Im J. 1848 am Straßenkampf beteiligt und nur durch die Verwendung eines hohen Militärs der drohenden schweren Strafe entrissen, starb er in dürftigen Verhältnissen in Wien 6. Nov. 1874. Sein bekanntestes Volksstück ist «Der Viehhändler aus Oberösterreich»; zu nennen sind noch: sein histor. Roman «Unter dem Alten Fritz und Kaiser Joseph» (1873), und die Zeitbilder «Theaterdirektor Carl» (1854), «Friedrich Beckmann» (1866) und «Unter fünfzehn Theaterdirektoren» (1874).

Kaiser (Friedr.), Schlachtenmaler, geb. zu Lörrach in Baden 21. Jan. 1815, kam mit geringer künstlerischer Vorbildung nach Paris, wo das Studium der großen Schlachtenmalerei des Horace Vernet für seine Richtung entscheidend war. Nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er zuerst in München und Karlsruhe, seit 1850 in Berlin. Seine Kriegsbilder, welche er hier in verschiedenen malerischen Techniken, besonders aber in Ölmalerei entwarf, sind sowohl der frühern Geschichte als den Ereignissen der Gegenwart entnommen. So lieferten ihm von dem Revolutionsjahre 1848 bis zum Deutsch-Französischen Kriege die Tagesbegebnisse vielfache Themen; das preuß. Lager bei Düppel 1864 stellte er in Wasserfarben dar, 1879 malte er das größere Ölbild einer Inspizierung des Deutschen Kaisers vor Paris. Unter seinen Werken histor. Inhalts sind Konradin bei Tagliacozzo (1863) und die Schlacht von Belle-Alliance wohlgelungen. K.s Hauptstärke liegt mehr in Zeichnung und Komposition als in der Farbengebung.

Kaiseradler, auch Königsadler (Aquila imperialis), s. unter Adler.

Kaiserchronik, deutsches Gedicht des 12. Jahrh., um 1147 von einem bayr. Geistlichen wahrscheinlich in Regensburg verfaßt. Anknüpfend an die Reihenfolge der röm. und deutschen Kaiser, die mit Konrad III. schließt, aber eine vielfach verworrene ist und sagenhafte Gestalten einmischt, gibt es namentlich für die röm. Geschichte mehr Sagen und Legenden als Geschichte und wird erst auf deutschem Boden glaubhafter. Die Hauptquelle ist das «Chronicon Wirzuburgense», neben welchem der Dichter aber eine Anzahl älterer deutscher Dichtungen benutzte, die er, wie die schöne Legende von Crescentia, zum Teil vollständig aufnahm. Das Werk fand großen Beifall und erfuhr noch im 13. Jahrh. eine Umarbeitung in reine Reime und eine Fortsetzung bis auf Friedrich II. Herausgegeben ist die K. nach der Vorauer Handschrift von Diemer (Wien 1849) und unter Benutzung sämtlicher Quellen, auch der jüngern Umarbeitungen, mit wertvollen Sagenerörterungen von Maßmann (3 Bde., Quedlinb. 1849—53). Vgl. Welzhofer, «Untersuchungen über die deutsche K.» (Münch. 1874); Debo, «Über die Einheit der K.» (Graz 1877).

Kaiser-Ebersdorf, s. Ebersdorf (bei Wien).

Kaiserfeld (Mor., Edler von), österr. Staatsmann, geb. 24. Jan. 1811 zu Pettau in Steiermark, studierte in Graz die Rechtswissenschaften und widmete sich dann der Verwaltung seines Gutes Birkenfeld. Nachdem er 1848 Mitglied des provisorischen Landtags von Steiermark gewesen war, wurde er im Jan. 1849 von der Stadt Graz in das Parlament nach Frankfurt gewählt, beteiligte sich jedoch hier niemals an der Debatte. Nach seiner Rückkehr trat er in den provisorischen Landesausschuß, verblieb in demselben aber nur so lange, bis die Reaktion jede gedeihliche Entwickelung vereitelte, und wirkte dann nur noch durch die Presse. Seit 1861 beteiligte sich K. wieder am polit. Leben, war im Reichsrate Führer der Autonomisten und trat 1865 für die dualistische Staatsform ein. Während der Periode der Verfassungssistierung durch Belcredi eröffnete K. als Berichterstatter im steiermärk. Landtage den Adressensturm der sämtlichen deutschen Landtage gegen die Sistierungspatente. Im J. 1867 wurde K., welcher sich stets als ein tüchtiger Redner ausgezeichnet hatte, in die Ausgleichsdeputation gewählt und im Verfassungsausschusse Mitglied eines Subkomitee, aus dessen Mitte die Entwürfe zu den verschiedenen

Staatsgrundgesetzen hervorgingen. Nach der Ernennung des ersten parlamentarischen Ministeriums (30. Dez. 1867) wurde K. der erste gewählte Präsident des Abgeordnetenhauses, zugleich aber auch in die erste Delegation und hier neben Auersperg zum Vizepräsidenten erwählt. In der Session 1869—70 war er abermals Präsident des Abgeordnetenhauses. In den J. 1870 und 1871 wurde der in seiner großen Majorität deutsche und verfassungstreue Landtag Steiermarks aufgelöst und K. zum Landeshauptmann ernannt. Seit 1872 ist K. lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. In dieser Versammlung trat K. wenig hervor, desto mehr widmete er sich als Landeshauptmann und Obmann des Landesausschusses der Verwaltung Steiermarks, soweit diese der autonomen Behörde unterstand. Auch später unter dem Ministerium Taaffe blieb K. Landeshauptmann bis zum Juni 1881, wo er das Amt niederlegte und sich ins Privatleben zurückzog. [Franzensbad (s. d.).

Kaiser-Franzensbrunn, früher Name von

Kaiser-Franz-Joseph-Fjord, s. Franz-Joseph-Fjord. [seph-Land.

Kaiser-Franz-Joseph-Land, s. Franz-Jo-

Kaisergroschen, ehemalige silberne Scheidemünze in Österreich, die Dreikreuzerstücke des 20-Guldenfußes.

Kaisergrün, s. Schweinfurter Grün.

Kaisergulden, ehemals in Österreich die Gulden des 20-Guldenfußes = 2 Mark 10 Pfennige.

Kaiserhafen, s. unter Amurland.

Kaiserjäger, ein nach der Wiedergewinnung Tirols 1816 in der Stärke von 4 Bataillonen aufgestelltes österr. Jägerregiment; dasselbe wird nur aus Tirol und Vorarlberg ergänzt, ist in Bezug auf Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung von den Feldjägerbataillonen nicht verschieden, steht jedoch unter dem Befehl eines Obersten. Infolge der 1882—84 durchgeführten Reorganisation des österr.-ungar. Heers ist es im Frieden auf 10 Bataillone und eine Ergänzungsabteilung von 2 Kompagnien verstärkt worden. Die nach Vollendung der Dienstzeit im Heere zur Landwehr übertretenden K. gehören den Landesschützen von Tirol und Vorarlberg an. Ihre Schießstätte auf dem Berge Isel ist reich an denkwürdigen Erinnerungen an die Thaten des Regiments und enthält auch eine auf Andreas Hofer bezügliche Sammlung. Vgl. Strack, «Das tiroler Jägerregiment 1848/49» (Wien 1853).

Kaiserkanal oder Großer Kanal, chines. Yun-hy oder Tscha-ho, der 975 km lange Kanal in China, welcher die Unterläufe des Hoang-ho und Yang-tse-kiang verbindet. (S. unter China, Bd. IV, S. 274b.)

Kaiserkanal (Canal imperial) oder Kanal von Aragonien, s. unter Ebro.

Kaiser-Karlsbad, s. Karlsbad.

Kaiserkrone, Pflanze, s. unter Fritillaria.

Kaiserliche Hoheit, s. unter Hoheit.

Kaiserling, Kaiserpilz, Kaiserschwamm (Agaricus caesareus *L.*), ist ein schon bei den alten Römern wegen seines Wohlgeschmacks berühmt gewesener Blätterpilz (s. Agaricus), welcher in Laubwäldern, namentlich unter Eichen und Kastanien, in Süddeutschland, Österreich, Frankreich, Italien, Ungarn und Polen wächst und wegen seines hochroten Hutes dem Fliegenpilz etwas ähnlich sieht, sich jedoch von demselben an seinem gelben Strunk und goldgelben Fleisch leicht unterscheiden läßt. Er wird von Juni bis Oktober gefunden.

Kaisermünzen nennt man vorzugsweise die röm. Münzen, welche in der Kaiserzeit mit dem Bildnis und Namen der Kaiser geschlagen worden sind. Während man unter der Republik die Münzen auf der Vorderseite ausschließlich mit dem Bildnis einer Gottheit versah, wurde unter den Kaisern das Bild des Herrschers oder seiner Gemahlin oder sonstiger Angehörigen desselben, sowie eine den Namen, die Würde und Ehrentitel anzeigende Umschrift auf der Vorderseite angebracht. Auf der Rückseite führen die K. verschiedene Sinnbilder und Devisen, Bildnisse von Gottheiten in ganzer Figur, meistens Darstellungen, welche die Siege oder sonstige Thaten des betreffenden Kaisers verherrlichen. Diese Darstellungen auf der Rückseite sind in der Regel künstlerisch nicht von Bedeutung, wogegen die Köpfe der Kaiser und Kaiserinnen bis zu den Antoninen künstlerisch schön und lebenswahr geschnitten sind, sodaß sie zuverlässige Porträts derselben bieten. Vorzugsweise schön sind die sog. Großbronzen (Sesterzien und Dupondien) gearbeitet. Unter den spätern Kaisern wird der Stempelschnitt immer roher und schablonenhafter.

Kaiserode, Dorf in Sachsen-Weimar-Eisenach, zwischen Tiefenort und Salzungen, zählt (1880) 108 E. und hat ein Steinsalzlager.

Kaiserpilz, s. Kaiserling.

Kaiserrecht nannte man im Mittelalter sowohl die deutschen Reichsgesetze als auch das röm. Recht, indem die deutschen Kaiser die röm. Imperatoren als ihre Vorfahren in der Weltherrschaft betrachteten. Auch der sog. Schwabenspiegel ist als K. bezeichnet worden. Im Gegensatz zu ihm nannte sich ein kleineres Rechtsbuch eines unbekannten Verfassers aus dem 14. Jahrh. das «kleine oder lüttike» K. Ausgabe von Endemann (Kass. 1846).

Kaisersberg, Stadt im Elsaß, s. Kayserberg.

Kaiserschnitt (Sectio caesarea oder Hysterotomia), chirurgisch-geburtshilfliche Operation, bei welcher die Frucht durch einen durch die Bauchdecken in die Gebärmutter gemachten Schnitt aus dem Leibe der Mutter genommen wird. Notwendig wird der K., wenn die Frucht, sei es wegen Enge der Geburtswege, sei es wegen eingetretenen Todes der Mutter, das Becken nicht zu passieren vermag. Die Operation an der Lebenden ist in hohem Grade gefährlich, und von den so operierten Frauen stirbt etwa die Hälfte entweder sogleich infolge des Blutverlustes oder an der später oft auftretenden Bauchfellentzündung. Auch die Kinder werden nicht immer lebend zur Welt gebracht. Trotzdem ist die Zahl der glücklich verlaufenen Operationen eine nicht geringe; ja es giebt mehrere wohlbeglaubigte Fälle, in denen der K. an einer und derselben Person drei, selbst viermal mit gutem Erfolg ausgeführt wurde.

Nach gesetzlichen Bestimmungen, welche bis auf die Lex regia von Numa Pompilius zurückreichen, muß der K. ausgeführt werden an Frauen, welche nach der 27. Schwangerschaftswoche sterben, wenn zuverlässige Zeichen vom Tode der Frucht nicht vorhanden sind; doch ist die Frist vom Tode der Mutter bis zum Tode des Kindes nur kurz. Ferner soll er unbedingt ausgeführt werden, wenn das Kind wegen Enge der Geburtswege, insbesondere wegen hochgradiger Beckenverengerungen, weder

ganz noch zerstückelt aus der Gebärmutter entfernt werden kann, weil sonst das Leben der Mutter bedroht ist. In Fällen, wo das Kind zwar nicht unversehrt, wohl aber nach vorgängiger Zerstückelung (s. Embryotomie) auf dem natürlichen Wege aus dem Uterus genommen werden kann, hängt es von dem Wunsche der Mutter und der Angehörigen ab, ob der K. gemacht werden soll. An einer Lebenden scheint der K. zuerst 1610 durch den Chirurgen Trautmann in Wittenberg gemacht worden zu sein; doch wurde er schon im Altertum an Verstorbenen ausgeübt. Cäsar soll nach der Versicherung des Plinius durch K. zur Welt gebracht worden sein.

Kaiserslautern, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Rheinpfalz, liegt an der westl. Abdachung des Hardtgebirges, an der Waldlauter, ist Station der Linien Neunkirchen-Worms, K.-Enkenbach und K.-Lauterecken der Pfälzischen Eisenbahnen, Sitz eines Bezirksamts, eines Land- und Amtsgerichts, einer Reichsbanknebenstelle und zählt (1880) 26323 E., worunter 9986 Katholiken und 716 Juden. Außer zwei evang. (darunter die schöne got. Stiftskirche aus dem 13. Jahrh.) und einer kath. Kirche sowie einer Synagoge besitzt die Stadt in der 1846 vollendeten großen Fruchthalle (nach Voits Entwürfen) ein stattliches Gebäude. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen daselbst ein Gymnasium, eine Realschule, eine Lateinschule, ein prot. Schullehrerseminar, eine Industrieschule, eine Baugewerkschule und eine landwirtlchaftliche Winterschule. K. ist die industriereichste Stadt der Pfalz. Außer einer großartigen Kammgarnspinnerei mit 54000 Spindeln bestehen drei Nähmaschinenfabriken, vier Eisengießereien, Fabriken für Kattun, Ultramarin, Senf, Stärke, Uhrgläser, Porzellan, Steingut, künstlichen Dünger u. s. w., ferner mehrere mechan. Werkstätten, eine Glockengießerei, Kesselfabriken, Baumwollspinnereien, Möbel-, Cigarren-, Seifen-, Bilderrahmenfabriken und 16 große Brauereien, die ihr Produkt weithin versenden. Bei der Stadt finden sich wertvolle Steinbrüche. K. ist ein sehr bedeutender Fruchtmarkt, und auch der Holzhandel ist von Wichtigkeit.

Schon unter Pipin dem Kleinen und Karl d. Gr. soll sich zu K. eine Kaiserpfalz befunden haben. Friedrich Barbarossa baute hier 1152 einen Kaiserpalast, der 1577—83 durch den Pfalzgrafen Johann Kasimir erneuert und erweitert, aber 1703 im Spanischen Erbfolgekriege zerstört ward. Seine Stelle nimmt jetzt ein großes Kreisgefängnis ein. An die Keller und Gewölbe knüpft sich dieselbe Sage von der einstigen Wiederkehr des Kaisers, die auch vom Kyffhäuser erzählt wird. Eine größere Schlacht fand hier 28., 29. und 30. Nov. 1793 statt, wo der Herzog von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, eine Abteilung der Moselarmee, welche unter Hoche, um Landau zu entsetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen suchte, nach einem blutigen Kampfe zurückschlug. Ein zweites Treffen bei K. 23. Mai 1794 gewann der preuß. Generalfeldmarschall Möllendorf gegen Ambert; in einem dritten, 20. Sept. 1794, schlug Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen den linken Flügel der franz. Rheinarmee unter Meunier. Da in dieser Gegend die Pässe aus den Vogesen nach Landau und Mainz liegen, so hat K. stets als militärisch wichtiger Punkt gegolten. Im Mai 1849 war es während des pfälz. Aufstandes Sitz der provisorischen Regierung.

Kaisersreuth, der alte Name von Gmünd (s. d.) in Württemberg.

Kaiserstuhl, eine im bad. Kreise Freiburg, nahe am Rhein, nordwestlich von Freiburg gelegene, durch das ebene Dreisamthal vom Schwarzwald völlig isolierte Masse von 40—50 vulkanisch gehobenen Basalt- und Doleritkegeln, bei 7 km Breite, 15 km Länge, 37 km Umfang, umfaßt auf 110 qkm an 30 Ortschaften mit 30000 Menschen. Die Gegend bietet die mannigfaltigste Abwechselung von Höhen, Thälern, Wiesen, Gärten und Rebenpflanzungen dar, die guten Wein, treffliche Futterkräuter, Hanf und vorzügliches Obst produzieren. Auf dem höchsten Berge, dem eigentlichen Kaiserstuhle oder den Neun Linden (558 m hoch), ist oben ein ebener, runder Platz, der Totenkopf genannt, auf welchem König Rudolf I. von Habsburg nach der Sage öfters Gericht hielt.

Kaiserstuhl wird auch der Königstuhl (s. d.) bei Heidelberg genannt.

Kaiserstuhl, Städtchen mit 325 E. im schweizer Kanton Aargau, auf dem Abhange eines Bergs am linken Ufer des Rheins, über welchen eine 100 m lange Brücke führt. Der Ort, Station (Weiach-K.) der Linie Winterthur-Bülach-Koblenz der Schweizerischen Nordbahn, ist als Stromübergang von Bedeutung. In der Nachbarschaft finden sich röm. Altertümer.

Kaiserswalde, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Habelschwerdt, an der Erlitz, mit einer Glashütte, einer Zündwarenfabrik und starkem Flachsbau, zählt 1440 E.

Kaiserswerth, Stadt im Landkreise und Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, 10 km nördlich der Stadt Düsseldorf am rechten Rheinufer gelegen, hat eine evang. und eine kath. Kirche, die berühmte von Pastor Fliedner (s. d.) gegründete Diakonissenanstalt, eine Emeritenanstalt für Priester der Erzdiöcese Köln und ein kath. Kranken- und Pflegehaus, und zählt (1880) 2366 meist kath. E., worunter viele Seidenweber für auswärtige Fabriken. In K. und Umgegend bestehen eine Seidenweberei, eine Silberwarenfabrik, eine chem. Farbwarenfabrik, eine Papier- und Preßspanfabrik, eine Orgelbauanstalt und zwei Gerbereien. — Pipin von Heristal schenkte dem heil. Suidbert die Rheininsel, auf welcher dieser das Kloster K. stiftete; um das Kloster entstand bald der Ort. In der 1243 vollendeten Stiftskirche befindet sich der Reliquienschrein mit den Gebeinen des Heiligen. Anno von Köln entführte hier 1062 den jungen König Heinrich IV. Friedrich I. Barbarossa erweiterte die kaiserl. Pfalz, von der noch gewaltige Reste an Basalt-, Trachyt-, Ziegel- und Tuffsteinbauten vorhanden sind. Von da an führte der Ort den Namen K.; früher hieß er Suidbertus-Werth. Seit Anfang des 14. Jahrh. gehörte die Stadt zu Jülich, wurde dann an die Pfalz und Kleve, 1425 an den Kurfürsten von Köln verpfändet. Sonst war K. eine Festung, die 1689 belagert und 1702 von den Kaiserlichen und Preußen erobert ward.

Kaiserthaler, vormals Thaler im 20-Guldenfuß = 4 Mark 20 Pfennige.

Kaiser-Wilhelm-Berg, Berg auf der im südl. Indischen Ocean gelegenen Insel Heard-Island (s. d.).

Kaiser-Wilhelm-Inseln nannte Kapitan Dallmann einen 1874 von ihm entdeckten Archipel im südl. Eismeere, der zum Grahamland gehört,

zwischen 63° und 64° 30′ westl. L. von Greenwich, sowie zwischen 65° und 66° südl. Br. liegt, und etwa 110 km Länge hat. Hinter demselben zieht sich die mit hohen Ufern versehene, 28—34 km breite Bismarckstraße hin.

Kaiser Wilhelms-Spende, s. unter Wilhelm I. (Deutscher Kaiser).

Kaiserzahl, soviel wie Römerzinszahl, s. unter Indiktionencyklus.

Kaiwurm, s. unter Brenner (Käfer).

Kajak, das grönländ. «Männerboot», ein leichtes, sehr langes und sehr schmales Boot mit nur einer Öffnung im Verdeck, die der darin Sitzende mit dem Oberkörper gerade ausfüllt.

Kajik (Kaïk, türk.), schlank gebautes Fahrzeug, in dem man nur mit untergeschlagenen Beinen sitzen kann; Kajiktschi, Ruderer auf einem K.

Kajolieren (frz. cajoler), liebkosen, schmeicheln.

Kajüte nennt man das gewöhnlich im Hinterteil des Schiffs befindliche, mit Fenstern versehene Zimmer des Kapitäns und der Offiziere, in welchem auch vornehme Passagiere ihre Wohnung erhalten. Kriegs- und Dampfschiffe haben mehrere K., teils über-, teils nebeneinander.

Kakadu (Plyctolophus), eine in Australien, den Molukken und den Philippinen einheimische Papageiengattung, welche sich durch eine aufrichtbare Federhaube auf dem Kopfe, kurzen, breiten, auf den Schneiden gezahnten Schnabel, kurzen Schwanz und gedrungenen Körperbau auszeichnet. Die K. sind sehr ansprechend gefärbt, häufig rein weiß, rosenrot oder dunkel, selten vielfarbig bunt. Sie leben in ihrem Vaterlande in Scharen von Früchten, Körnern, graben aber auch Knollen und Zwiebeln mit dem Schnabel aus und gehören zu den gelehrigsten Papageien, die sehr leicht sprechen, singen und allerlei Kunststücke machen lernen. Man kennt etwa 40 Arten, von denen der weiße mit schwefelgelber Haube (Cacatua galerita) der gewöhnlichste und der prachtvoll gefärbte Inka-Kakadu (C. Leadbeateri) der teuerste ist. Die Cosmalos oder Rüsselpapageien (Microglossus) und Rabenkakadus (Calyptorhynchus) sind durchaus schwarz und finden sich in Tiergärten selten.

Kakaobaum (Theobróma *L.*) heißt eine Pflanzengattung, welche zur Familie der Sterculiaceen gerechnet wird. Sie zeichnet sich durch einen fünfblätterigen abfallenden Kelch, fünf am Grunde kapuzenförmig-konkave Blumenblätter und zehn Staubgefäße aus, die am Grunde in einen nach oben zehnspaltigen Becher zusammengewachsen sind, an welchem fünf Zipfel staubbeutellos sind und die fünf übrigen, mit den vorigen abwechselnden, vierfächerige Staubbeutel tragen. Der fädige Griffel endet in eine fünfteilige Narbe. Die länglichen oder eiförmigen, lederartig-holzigen Früchte sind fünfkantig und fünffächerig, springen nicht auf und enthalten in einem breiartig-fleischigen Marke viele Samen. Alle hierher gehörigen Arten sind niedrige, im tropischen Amerika einheimische Bäume mit großen, ungeteilten Blättern und einblütigen, büschelig gehäuften oder ästig vielblütigen Blütenstielen.

Die Hauptmasse des käuflichen Kakao stammt von dem echten Kakao (Th. Cacao *L.*), welcher, im tropischen Amerika einheimisch, vielfach angebaut wird, besonders auf den Antillen, in Mexiko, Guatemala, Guaiana, Venezuela, Caracas, außerdem aber auch in Afrika und Asien, doch kommen auch die Samen von Th. bicolor *H. et B.*, Th. angustifolium *Sessé*, Th. glaucum *Karst.*, Th. microcarpum *Mart.* u. a. im Handel vor. Der K. erreicht eine Höhe von 10 bis 15 m und wird 27 bis 30 cm stark. Der Stamm, aus leichtem, weißem Holze bestehend, bedeckt von einer dünnen, bräunlichen Rinde, teilt sich in eine Menge schlanker Äste, mit abwechselnd gestellten länglichen, zugespitzten, glänzenden, beiderseits kahlen und grünen, in der Jugend rötlichen Blättern besetzt. Die Blüten stehen zu Büscheln vereinigt am Stamme und an den Ästen auf einblütigen Blütenstielen; Kelch und Staubgefäße sind rosenrot, die Blumenblätter citrongelb und rötlich geadert. Die gurken- oder melonenförmigen, 12—24 cm langen und 6—8 cm dicken Früchte sind äußerlich fünfkantig und wnrzig und enthalten unter der dicken, lederartigen Schale ein saftiges, angenehm säuerliches Mark und in diesem zahlreiche, quer übereinanderliegende, zusammengedrückte, bohnenartige Samen. Die dünne, blaßrötlich-braune, brüchige Samenschale enthält einen dunkelbraunen, öligen, aromatisch-bittern Kern, der größtenteils aus den rissigen Samenlappen des Embryo besteht; zwischen den Ritzen bemerkt man die weiße, zarte Innenhaut des Embryo.

Diese Samen sind die Kakaobohnen, welche eine fast mandelartige Gestalt haben. Im allgemeinen stehen die Samen des wildwachsenden Baums denen des kultivierten nach; jene sind kleiner, flacher und bitterer. Die wilden Bäume geben nur Eine Ernte, im Februar bis Mai, die kultivierten dagegen zwei Ernten, im Februar bis Mai und im August und September. Die Früchte werden entweder in großen hölzernen Gefäßen der Gärung fünf Tage lang unterworfen und an der Sonne oder am Feuer getrocknet oder auch so lange in die Erde gegraben, bis die breiartigen Teile durch Fäulnis abgesondert sind. Die letztere Methode gibt den besten oder gerotteten Kakao (Cacao terré). Man unterscheidet übrigens eine Menge Kakaosorten, welche teils durch die klimatische Verschiedenheit der Länder, aus denen sie stammen, teils durch den Boden und auch durch die Kulturart und Behandlung bedingt werden. Der beste, sehr angenehm schmeckende ist der fast goldgelbe und kleine Soconusco-kakao, der aber beinahe gar nicht nach Europa kommt, wie auch der sehr kleine Kakao von Esmeraldas. Im Handel gehört zu den teuersten Sorten der Caracaskakao, während der billige Guayaquilkakao der in Europa am häufigsten benutzte ist. Zu dem gerotteten Kakao gehören besonders der Kakao von Caracas, Soconusco, Guayaquil, Berbice, Surinam und Essequibo; zu dem nichtgerotteten der von Para und Rio Negro (beide zusammen auch Kakao von Maranhao genannt), von Cayenne, Martinique und Jamaica. Die beiden letztern und andere Sorten der Antillen heißen häufig Cacao des Iles, unter welchem Namen auch der Kakao von Isle-de-France und Bourbon in den Handel kommt. Die Kakaobohnen sind ein äußerst wichtiges Nahrungsmittel der Amerikaner.

Der Hauptbestandteil dieser Bohnen (34 bis 56 Proz.) ist ein festes und konsistentes, weißlich gelbes, bei + 29 bis 30° schmelzendes Fett von spezifischem Gewicht 0,9, die sog. Kakaobutter (s. d.), die mit Natron versetzt, eine gute, feste, zum mediz. Gebrauch geeignete Seife, Kakaoseife, gibt. Sie besteht größtenteils aus dem Glycerinäther der Palmitinsäure und findet außer in der Medizin in der Parfümerie und zu kosmetischen Zwecken

Anwendung. Außerdem enthalten die Bohnen einen karminroten, etwas blätterigen, bittern, in Wasser und Alkohol löslichen Farbestoff, das Kakaorot, sowie einen dem Caffeïn überaus nahestehenden basischen Körper, das Theobromin, in der Menge von 1,0 bis 1,5 Proz. Hauptsächlich werden die Kakaobohnen zu Chokolade benutzt; auch bereitet man aus ihnen eine besondere Masse, den Kakao oder die Kakaomasse (Cacao tabulata), die, ohne mit Zucker und Gewürz versetzt zu werden, statt des Kaffees gebraucht wird und leichter verdaulich ist als die Chokolade. Das von allem Fett befreite Bohnenpulver kommt unter dem Namen entölter Kakao in den Handel. Häufig wird aber die Kakaomasse in den Fabriken verfälscht, besonders mit gebranntem Mehl, Erbsenmehl, Kartoffel- und Reisstärke. Die gerösteten Schalen der Kakaobohnen werden bisweilen nach Art des Kaffees zum Getränk benutzt (Kakaothee). Über die Fabrikation der Kakaomasse s. unter Chokolade. Der Kakao kommt teils in Fässern, teils in Ballen in den Handel; den meisten beziehen Spanien, Italien und Frankreich. Bei Ankunft der Spanier in Mexiko galten Kakaobohnen daselbst als Scheidemünze.

Vgl. Gallois, «Monographie du Cacao» (Par. 1827); Mitscherlich, «Der Kakao und die Chokolade» (Berl. 1859); Wiesner, «Die Rohstoffe des Pflanzenreichs» (Lpz. 1873).

Kakaobutter, ein Pflanzenfett, welches beim warmen Pressen der Kakaobohnen als Nebenprodukt der Bereitung des entölten Kakaos gewonnen wird. Es wird namentlich zur Anfertigung von feinern parfümierten Seifen verwandt, auch benutzt man es, wegen seiner Eigenschaft, erst nach langer Zeit ranzig zu werden, zur Anfertigung von Salben und Pomaden.

Kakaomalve, s. Abróma.

Kakaralli, ein von dem in Brasilien, Guaiana, Columbien wachsenden Lecythis Ollaria *L.* stammendes Nutzholz, welches wegen seiner Festigkeit zum Schiffbau und ähnlichen Zwecken verwandt wird. In Brasilien benutzt man den zimtbraunen Bast dieses Baums zur Umhüllung des Tabaks für Cigaretten; auch wird Papier und Werg daraus gefertigt.

Kaken, s. Kaaken.

Kakerlak (Küchenschabe), s. unter Schabe.

Kakerlaken (Pintos, Blasards oder Weiße Neger), s. Albinos.

Kak·ke, eigentümliche, in Japan, Australien und Indien endemische Krankheit. (S. unter Beriberi, Bd. II, S. 329b.)

Kako..., vom grch. κακός, d. i. schlecht, übel, verdorben, gering, wird oft in Zusammensetzungen gebraucht, wie z. B. Kakochylie, Kakodämon u. s. w.

Kakochylie, schlechte Beschaffenheit der Säfte.

Kakodämon, der böse Dämon.

Kakodoxie, schlechte Meinung, übler Ruf.

Kakodŷl (Arsendimethyl), s. Alkarsin.

Kakographie, schlechte, fehlerhafte Schreibung.

Kakologie, fehlerhafter Ausdruck.

Kakomati (neugrch.), s. Böser Blick.

Kakomorphie, fehlerhafte Bildung organischer Teile.

Kakophonie (als Gegensatz von Euphonie), rauhe, das Gehör beleidigende Laute, Sprache.

Kakoschnik (Kokoschnik, russ.), Kopfputz der russ. Frauen, der halbmondförmig mit nach hinten umgebogenen Zipfeln auf dem Haupte steht und oft reich mit Perlen u. s. w. geschmückt ist.

Kakose, üble Behandlung; übler Zustand des Körpers oder eines Organs. [Wort.

Kakosynthéton, fehlerhaft zusammengesetztes

Kakothymie, Mißmut, Wahnsinn mit versteckter Bosheit.

Kaktéen (Cactĕae), eine Pflanzenordnung, welche die verschiedensten Formen umfaßt, während Linné sie noch zu einer einzigen Gattung vereinigte. Ihre Stellung im natürlichen Pflanzensystem ist noch ziemlich unsicher und nur mit einigem Zwange lassen sie sich in der Nähe der Ribesiaceen, oder der Loaseen, oder auch vielleicht mit größerm Rechte der Portulaceen unterbringen. Ihre Arten sind überaus zahlreich; man kennt ihrer bereits mehr als 800, die vielen Nebenformen ungerechnet. Die K. gehören ausschließlich Amerika an, wo sie auf beiden Seiten des Äquators zwischen dem 36. und 38. Grade sich finden, und zwar in den Gebirgen bis nahe zur Schneegrenze, bald als ungeheure Kugeln (Melokakteen), als vieleckige Säulen (Cereen), als Büsche mit blattartig verbreiterten einfachen (Phyllokakteen) oder gegliederten (Epiphyllen) Ästen, als dichter Stachelrasen (manche Echinocereen), als langgestreckte kriechende oder kletternde Schlangen (manche Cereen), als binsenartige (Rhipsalis) oder belaubte (Peireseien) Einmieter auf Bäumen u. s. w., oft mit großen farbenprächtigen duftenden Blüten. Alle K. haben fleischige, oft sehr saftreiche Stengel und Äste, welche jedoch bei vielen von einer holzigen, mit einer Bastlage umgebenen Achse durchzogen sind, sodaß der dicke fleischige Teil nur als Rindenlage zu betrachten ist. Die meisten sind blattlos, nur die Peireseien haben wahre Blätter und bei den Opuntien sind sie zu hinfälligen pfriemlichen Gebilden reduziert, im übrigen aber durch Schuppenhaare und Stacheln vertreten.

Die wirtschaftliche Bedeutung der K. für ihr Heimatland ist mannigfach. Manche Arten, wie Cereus Swartzii, werden zur Herstellung undurchdringlicher Zäune benutzt, andere auch zu Rädern und Thürschwellen; dazu liefern sie in vielen holzarmen Gegenden Mexikos und auf den Hochebenen Perus das einzige Feuerungsmaterial. In den wasserarmen Landstrichen sind die saftreichen Stämme vieler Melokakteen eine nie versiegende Quelle der Erfrischung. Ferner verwenden die Eingeborenen das saftige Fleisch vieler Arten zur Bereitung von Gemüse und mit dem aus den Früchten einiger Arten gewonnenen Sirup zu Konserven. Die Früchte vieler K., vorzugsweise des Cereus giganteus, C. Thurberi und mancher Opuntia-Arten (indian. Feigen) schmecken sehr angenehm und bilden im frischen Zustande oft für lange Wochen die Hauptnahrung der Eingeborenen wie der weißen Ansiedler und erfreuen sich selbst im Süden Europas, wo mehrere Spielarten der Opuntia vulgaris der Früchte wegen angebaut werden, einer großen Beliebtheit. Aber als die wohlschmeckendste Kaktusfrucht gilt in Westindien die scharlachrote, die Größe eines Gänseeies erreichende Frucht des Cereus triangularis *Haw.* Dort werden auch die Früchte der Peirescia aculeata (Barbadoes Gooseberry bush) mit großer Vorliebe gegessen. Am wichtigsten aber sind von den K. mehrere Opuntia-Arten, O. coccifera, O. Tuna und andere zur Gruppe Nopalea gerechnete Spezies, als Nährpflanzen der Scharlachlaus (Coccus cacti), welche die Cochenille (s. d.) liefert. Sie sind in Brasilien und Mexiko Gegenstand einer

sorgfältig betriebenen und gewinnreichen Massenkultur. Einen schönen roten Farbestoff enthalten auch die Früchte mancher Kaktusarten, doch ist ihm Dauerhaftigkeit zu geben noch nicht gelungen.

Gegenwärtig teilt man die zu einer großen Menge angewachsenen Spezies in 7 Zünfte, welche 20 oder 21 verschiedene Gattungen umfassen. Die wichtigsten und artenreichsten Gattungen der Melocacteae sind Mamillaria (Warzenkaktus, s. Tafel: Kaktusgewächse, Fig. 7) und Melocactus (Melonenkaktus, Fig. 5). Die Gattung Echinocactus (Igelkaktus, Fig. 9) bildet mit noch einigen andern kleinern die Zunft der Echinocacteae. Zur Zunft der Cereastreae gehören die Gattungen Cereus (Riesen- und Peitschen-Kerzenkaktus, Fig. 1 u. 11), Echinopsis (Meerigelkaktus), Echinocereus (Igelkerzenkaktus, Fig. 8) und Pilocereus (Haarkerzenkaktus). Die Zunft der Phyllocacteae umfaßt unter anderm die Gattungen Phyllocactos (Flügelkaktus, Fig. 6) und Epiphyllum (Glieder-Blattkaktus, Fig. 3), die der Rhipsalideae die Gattungen Rhipsalis (Binsenkaktus, Fig. 12) und Lepismium (Schuppenkaktus), die der Opuntieae die Gattungen Nopalea (Nopalkaktus, Fig. 10) und Opuntia (Feigenkaktus, Fig. 4), und die Zunft der Peirescieae besteht aus der einzigen Gattung Peirescia (Laubkaktus, Fig. 2).

Eine Anzahl dieser hochinteressanten Gewächse läßt sich in Wohnräumen kultivieren und bedarf nur sehr geringer Pflege; die meisten aber erfordern eine sorgfältige Abwartung, viele die Temperatur eines eigens für sie unterhaltenen Gewächshauses (Kakteenhaus). Die beste und für alle K. ohne Ausnahme geeignetste Erde ist eine gute Lauberde, da diese selbst in feuchtem Zustande locker und mild bleibt, schnell wieder austrocknet und ein den K. zusagendes Maß nährender Substanzen einschließt. Man mischt sie mit etwas Sand, für manche Arten auch mit dem sechsten Teile verwitterten Mauerlehms.

Für die Kultur der K. in Wohnräumen, unter der Voraussetzung, daß sie hell und trocken sind und daß im Winter eine Temperatur von + 5 bis 10° R. unterhalten wird, sind hauptsächlich leicht blühende Arten und Formen mit großen und schönen Blumen geeignet, z. B. Cereus speciosissimus mit seinen Blendlingen, C. nycticalus, Phyllocactus phyllanthoides, Ackermannii u. a., Epiphyllum truncatum, Altensteinii (Fig. 3) und viele andere. Die beste Anleitung zur Kultur gibt Försters «Handbuch der Kakteenkunde», neu bearbeitet von Rümpler (Lpz. 1885).

Kala, Schloß und Kloster bei Paris, s. Cala.

Kalabarbohne und **Kalabarpflanze**, s. Physostigma.

Kalabassenbaum, s. unter Crescentia.

Kalafat, rumän. Stadt im Distrikt Dolschi, mit etwa 2500 E., liegt links an der Donau, Widdin gegenüber. Die Stadt wurde im Orientkriege von 1854 mit Befestigungswerken versehen und durch eine Schiffbrücke mit Widdin verbunden. Hier fanden vom 6. bis zum 10. Jan. 1854 Kämpfe zwischen den Russen und Türken statt, welche mit dem Rückzug der erstern endeten. Ebenso wurde 19. April ein russ. Angriff abgeschlagen. Auch 1877 wurde K. von rumän. Seite gegen die Türken stark befestigt.

Kalahari, Kalahara oder Karri-karri (d. h. die peinigende), Wüste in Südafrika, reicht von 16° südl. Br. zwischen dem Betschuanenlande im O. und dem Damara- und Groß-Namaqualande im W., im Süden bis an den Oranjefluß, 1780 km lang und 740 km breit, und bildet gleichsam die Fortsetzung des unfruchtbaren Buschmannlandes zwischen dem Oranje und den Karreebergen. Der nördl. Teil der K. hat verschiedenen landschaftlichen Charakter und ist größtenteils dichter Busch, aber nicht ohne weite, offene Ebenen, und im Osten von trockenen Niederungen durchzogen. Bewohner sind nur Buschmannsfamilien. Im südl. Teile ist das Land eine unbewohnte, sandige, namentlich im Westen fast wasserlose Region, von fast immer trockenen Flußbetten durchschnitten, an manchen Stellen auch bewaldet. Die nützlichste in ihr wachsende Pflanze ist die Kengwe oder Wilde Wassermelone; ohne ihren Reichtum an erfrischendem Safte wären manche Striche der K. unpassierbar.

Kalain ist das dem Staniol ähnliche, feine Metallblech, mit welchem die Chinesen ihre Theekisten und ähnliche Behälter auslegen, um deren Inhalt vor der Wirkung der Feuchtigkeit und dem Verlust des Aromas zu bewahren. Es besteht aus 89 Blei, 10 Zinn und 1 Kupfer.

Kalais und **Zetes**, die Boreaden, d. h. Söhne des Boreas von Oreithyia. Beide waren geflügelt und Teilnehmer am Argonautenzug. Als sie auf dieser Fahrt nach Salmydessos kamen, befreiten sie den Gemahl ihrer Schwester Kleopatra, Phineus, von den Harpyien. Sie sollen auf der Heimkehr von den Leichenspielen des Pelias auf der Insel Tenos von Herakles getötet worden sein zur Strafe für den Rat, den sie den Argonauten an der mysischen Küste gegeben, den Heratles zurückzulassen.

Kalait, s. Türkis.

Kalakaua (spr. Kalaka-u-a), König der Sandwichinseln (s. d.).

Kalalit, die Sprache der Grönländer. (S. unter Grönland, Bd. VIII, S. 438b.)

Kalama, bei den Alten Thymais, Fluß in Albanien, entspringt nordwestlich von Janniua und mündet der Insel Korfu gegenüber ins Jonische Meer.

Kalamá, s. Kalamata.

Kalamaika, ein slaw. Tanz von leidenschaftlich bewegtem Charakter, benannt nach der Stadt Kolomea in Galizien.

Kalamaki, kleiner griech. Hafen in der Nomarchie und Eparchie Korinth, am Saronischen Meerbusen, auf dem Isthmus von Korinth, Hauptstätte der Arbeiten zur Durchstechung desselben, Station der Lloyddampfer, der Schoinos der Alten.

Kalamáta, offiziell Kalamá, Hauptstadt der gleichnamigen Eparchie und der ganzen Präfektur (Nomarchie) Messenien im Königreich Griechenland, in Peloponnes, am Flusse Nedon, unweit dessen Mündung in den Meerbusen von Koron, zwischen Orangen-, Feigen- und Weingärten an der Stelle des alten Pherae (oder Pharae) gelegen, ist Sitz eines Erzbischofs, hat ein Gymnasium und zählt (1879) 7609 E., die neben dem Bau von Südfrüchten und Tabak namentlich Seidenzucht und Schiffahrt treiben. Im 13. Jahrh. eine starke Festung, kam es bei der Eroberung des Peloponnes durch die Franken (1205) in den Besitz Villehardouins und dessen Nachkommen, dann in den der Türken, wurde 1685 von den Venetianern erobert, aber durch den Frieden von Passarowitz 1718 mit dem übrigen Peloponnes den Türken zurückgegeben. K. war 1821 eine der ersten Städte, die durch den

Aufstand der Griechen im Peloponnes befreit wurden. Noch in demselben Jahre wurde daselbst die erste griech. Nationalversammlung unter dem Namen des Senats von Messenien (9. April) eröffnet. Von den Truppen Ibrahim Paschas 1825 zerstört, hat sich K. seit der Begründung des Königreichs Hellas wieder zu verhältnismäßig bedeutendem Wohlstand erhoben.

Kalamazoo, Dorf und Hauptort des gleichnamigen County im nordamerik. Staat Michigan, 228 km westlich von Detroit, zählt (1880) 11 937 E. und ist Kreuzungspunkt verschiedener großer Eisenbahnen. K. liegt in einer fruchtbaren und freundlichen Ebene und am Flusse gleichen Namens, und verwendet dessen Wasserkraft zu Fabriken für Ackergerätschaften, Mühlen und Wagen. In K. befindet sich die Staatsirrenanstalt von Michigan.

Kalamin, soviel wie Galmei.

Kalamis, berühmter Bildhauer zu Athen in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr., schuf Werke, denen Vorzüge in der Behandlung der Gewandung, der Bildung des fein bewegten Fußes und überhaupt Zierlichkeit und Anmut nachgerühmt werden, ohne daß er doch im Stande war, die Fesseln der altertümlichen Kunst ganz abzustreifen. Mehr als seine Menschendarstellungen werden seine Pferde gerühmt. Es ist kein Werk von ihm erhalten, nur vielleicht Nachbildungen von seinem einen Widder tragenden Hermes.

Kalamita-Bai, Busen des Schwarzen Meeres an der Westseite der Krim; an ihr liegt die Stadt Eupatoria.

Kalamität (vom lat. calamus, Halm), eigentlich Mißwachs der Halmfrüchte, des Getreides, dann Not, Elend, Drangsal; Kalamitose, von einer K. Betroffene, Verunglückte.

Kalamiten (Calamites), s. u. Equisetaceen.

Kalamota, eine der Elaphitischen Inseln (s. d.).

Kaland, s. Caland.

Kalander (frz. calandre, engl. calender), eine Appreturmaschine, mittels deren Gewebe, Papier, Leder u. s. w. größere Dichte, Glätte und Glanz erhalten. (S. unter Appretur, Bd. I, S. 785b fg., und Papierfabrikation.)

Kalanderlerche, s. unter Lerche.

Kalandsbrüder hießen die Mitglieder einer religiösen Brüderschaft. Zuerst 1220 im Kloster Ottberg erwähnt, verbreiteten sich die K., von Päpsten und Kaisern begünstigt, rasch über Norddeutschland, die Niederlande und Frankreich. Ihr Zweck waren gemeinschaftliche Andachtsübungen, gegenseitige Unterstützung und besonders Herrichtung eines feierlichen Begräbnisses und der erforderlichen Seelenmessen. Sie versammelten sich am ersten Tage eines jeden Monats (Calendae, daher der Name) zur Besprechung ihrer Angelegenheiten und schlossen diese Versammlungen mit einem Mahl. Diese Mahlzeiten arteten später, als das Vermögen der Brüderschaft zunahm, in üppige Schmausereien aus, weshalb in der Reformationszeit in prot. wie in kath. Ländern die K. aufgehoben und ihre Reichtümer andern Zwecken zugewiesen wurden. Die Bezeichnung Kaland ist in einigen Gegenden Norddeutschlands für regelmäßige Predigerversammlungen gangbar geblieben.

Kalanos oder Sphines, ein ind. Weiser (Gymnosophist), wahrscheinlich ein brahmanischer Ascet, der seit 326 v. Chr. von Taxila im Pendschab dem Zuge Alexanders d. Gr. folgte und, als er erkrankte, zu Susa 324 sein Leben durch Selbstverbrennung endigte.

Kalaraschi (von dem rumän. Wort a călări, reiten) werden die Kavallerieabteilungen der Territorialtruppen Rumäniens genannt. Nach dem Organisationsgesetz vom 8. (20.) Juni 1882 sollen 62 Kalaraschi-Eskadrons in 12 Regimentern bestehen; bei der successiven Bildung derselben bestanden aber Ende 1883 erst 45 Eskadrons in den erstrebten 12 Regimentern formiert.

Kalaraschi, Hauptstadt des rumän. Distrikts Jalomitza und Hafenplatz an der Donau, hat 5000 E., Sitz der Präfektur, eines Landgerichts und mehrerer Elementarschulen. Hier schlugen 4. März 1854 die Russen einen Angriff der Türken zurück.

Kalasche (russ.), Tracht Prügel; kalaschen, prügeln.

Kalathos (grch.), der Arbeitskorb der griech. Frauen, auch ein ähnlich gestaltetes Thongefäß und der korbartige Knauf am Candelaber.

Kalatsch, Kosakenniederlassung im russ. Gouvernement Woronesch, Kreis Bogutschar, 80 km nordöstlich von der Kreisstadt an den Flüssen Talutschejewa und Podgornaja, mit 12 928 E., hat sechs Jahrmärkte, von welchen der am 15. Aug. der bedeutendste ist.

Kalatsch oder Kalatschowskaja, Station im Lande der Donischen Kosaken, am linken Ufer des Don, Endpunkt der Wolga-Don-Eisenbahn, mit 500 E., ist ein sehr wesentlicher Stapelplatz für die Schiffahrt auf dem Don.

Kalau, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. der preuß. Provinz Brandenburg, in der Niederlausitz, Station der Linien Lübbenau-Kamenz und Halle-Guben der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratamts und eines Amtsgerichts, hat zwei evang. Kirchen und bedeutende Stiefelfabrikation und zählt (1880) 3001 meist prot. E.

Der Kreis Kalau zählt auf 998 qkm (1880) 52 788 meist prot. E.

Kalauer, ein wahrscheinlich aus Calembourg (s. d.) entstandenes Wort zur Bezeichnung eines schlechten Witzes, Wortspiels u. s. w.

Kalauria, jetzt Poros, kleine Insel nahe der östl. Küste von Argolis, neuerdings durch seine Citronenhaine bekannt, im Altertum berühmt durch einen Poseidontempel, welcher den Mittelpunkt eines Städtebundes (Amphiktyonie) bildete. In diesem Tempel gab sich Demosthenes (322) den Tod.

Kalavryta (zu deutsch Schönbrunn), Hauptstadt und Sitz des Erzbischofs der gleichnamigen Eparchie in der Nomarchie Achaja und Elis im Königreich Griechenland, in dem wasserreichen Hochthale des Flusses Krasinos (jetzt Fluß von K. genannt), 701 m über dem Meere, an der Stelle von Kynätha gelegen, mit (1879) 1062 E. Die Reste einer fränk. Citadelle deuten auf die Wichtigkeit des Ortes im Mittelalter, der 1459 von dem Despoten Thomas und 1460 von Mohammed II. erobert ward. In K. erhob zuerst 23. März 1821 der Erzbischof Germanos von Patras die Fahne des Aufstandes gegen die Türken. Nördlich von K. liegt an einer steilen Felswand, deren unterer Teil eine große Höhle bildet, das berühmte Kloster Megaspiläon.

Kalb, Bezeichnung für das junge Rind beiderlei Geschlechts bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres.

Kalb (Charlotte von), geborene Marschalk von Ostheim, die Freundin Schillers, geb. 25. Juli

1761 zu Waltershausen im Grabfeld, wurde 1783 mit Heinrich von K., Offizier in pfalz-zweibrückischen Diensten, einem braven, aber von ihr nicht geliebten Manne, vermählt. Im J. 1784 lernte sie Schiller in Mannheim kennen. Als dieser 1785 Mannheim verlassen mußte, war das Verhältnis schon zu einer leidenschaftlichen Schwärmerei auf beiden Seiten gestiegen, wovon Schillers Gedichte «Der Kampf» und «Resignation» Zeugnis ablegen. Im J. 1787 ging Schiller besonders um ihretwillen von Dresden nach Weimar, wo sie sich damals aufhielt. Auf Schillers Empfehlung wurde 1793 der junge Hölderlin eine Zeit lang Erzieher ihrer Kinder auf dem Gute zu Kalbsrieth. Auch mit Goethe stand Frau von K. in Verkehr, und als Jean Paul 1796 nach Weimar kam, faßte sie für diesen eine ebenso schwärmerische Neigung wie früher für Schiller. Der Charakter der Linda in Jean Pauls «Titan» ist nach ihrem Bilde gezeichnet. Als 1804 ihr Gatte gestorben war, zog sie nach Berlin, wo sie 1820 erblindete und, da sie zugleich mit ihrem Gatten auch ihr Vermögen durch einen Prozeß verloren hatte, im königl. Schlosse gastfreie Aufnahme fand und 12. Mai 1843 starb. Ihre unklare Schwärmerei übertrug sie auch auf ihren schriftstellerischen Stil; der Roman «Cornelia» und ihre Lebenserinnerungen, die unter dem Titel «Charlotte» veröffentlicht wurden (neu herausg. von E. Palleske, mit Porträt, Stuttg. 1879), sind an vielen Stellen unverständlich. Ihre Briefe an Jean Paul und dessen Gattin gab Nerrlich (Berl. 1882) heraus. Vgl. Köpke, «Charlotte von K. und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe» (Berl. 1852).

Kalb (Joh.), ausgezeichneter General im amerik. Revolutionskriege, der Sohn eines fränk. Bauern, geb. 29. Juni 1721 zu Hüttendorf bei Bayreuth, ging 1737 als Kellner in die Fremde, war 1743 Lieutenant in franz. Diensten, avancierte 1747 zum Hauptmann, 1756 zum Major und nahm dann am Siebenjährigen Kriege im Korps des Herzogs von Broglie teil, half als solcher den Rückzug der Franzosen bei Roßbach decken und zeichnete sich in der Schlacht von Bergen aus; 1761 wurde er General-Quartiermeisteradjutant bei der Armee des Oberrheins. Diese nur für den Krieg geschaffene Stelle verlor K. nach dem Friedensschluß, worauf er sich 1764 mit der Tochter eines reichen Holländers verheiratete und sich auf einem Gute in der Nähe von Paris der Landwirtschaft widmete. Im J. 1767 wurde K. vom franz. Minister Choiseul nach Nordamerika gesandt, um die Stimmung der dortigen Kolonien gegen das Mutterland zu erforschen, kehrte jedoch schon 1768 nach Paris zurück. Von dem Minister im Stich gelassen, suchte K. in Portugal, in der Türkei und Polen vergebens ein Feld für seine Bethätigung, bis er endlich 1777, nach Ausbruch des nordamerik. Unabhängigkeitskriegs, als Führer des Marquis Lafayette nach Nordamerika ging und dort zum Generalmajor ernannt wurde. Im Dez. 1779 übertrug ihm Washington den Oberbefehl über die marylander und delawarer Division, um die Stadt Charleston zu decken. Dieser Platz war indes bereits vor der Ankunft K.s gefallen (12. Mai 1780). K. zog nun, um das weitere Vordringen der Briten zu hemmen, nach Süden und nahm unter Gates, dem Oberbefehlshaber der südl. Armee, teil an der Schlacht bei Camden, welche trotz aller Gegenvorstellungen K.s unternommen wurde. Gates floh beim ersten Anstoß, nur der rechte Flügel unter K. hielt Stand und drängte die Feinde wiederholt zurück. Der General kämpfte heldenmütig, bis er aus 11 Wunden blutend zusammensank und seine Division sich in wilder Flucht auflöste. Er starb nach drei Tagen (19. Aug. 1780) in Camden. Ihm zu Ehren wurde vom Staat Südcarolina zu Camden ein Denkmal errichtet, zu dem Lafayette bei seinem Besuch der Vereinigten Staaten (1825) den Grundstein legte. Ein anderes, infolge eines Kongreßbeschlusses errichtetes Denkmal K.s in Annapolis wurde 1884 vollendet. Vgl. Kapp, «Leben des amerik. Generals Johann K.» (Stuttg. 1862; engl., Neuyork 1884).

Kalbe, Färse oder Ferse, heißt das weibliche junge Rind vom ersten Jahre bis zur Begattung.

Kalbe, Kreisstadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, an der Enale und an der Linie Berlin-Blankenheim der Preußischen Staatseisenbahn, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat Wollspinnerei, Tuch-, Wollwaren-, Papier- und Zuckerfabriken, eine Dampfmahlmühle, Ziegelbrennerei, zwei Braunkohlengruben, Gurken- und Zwiebelbau, und zählt (1880) 8521 meist prot. E. Unmittelbar bei K. liegen die Dörfer Bernburger Vorstadt (2439 E.) und Schloßvorstadt (832 E.), mit welchen K. 11 792 E. hat.

Der Kreis Kalbe zählt auf 526 qkm (1880) 84 654 meist prot. E.

Kalbe, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Salzwedel, an der Milde, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1780 E., welche Tabaks-, Hopfen- und Kümmelbau treiben.

Kalbeck (Max), deutscher Dichter, Publizist und Musikkritiker, geb. 4. Jan. 1850 zu Breslau, studierte daselbst und ging 1872 nach München, wo er der Dichtergesellschaft der «Krokodile» angehörte und eine Zeit lang Hofmeister beim Grafen Moy war. Dann studierte er noch ein Jahr in Berlin, Dresden und Wien Kunstgeschichte, wurde Archivar an dem Museum der bildenden Künste in Breslau und folgte 1879 einem Ruf nach Wien an die «Wiener Allgemeine Zeitung», welche er 1883 mit der «Presse» vertauschte, deren Musikreferent er seitdem ist. Er veröffentlichte unter anderm: «Aus Natur und Leben», Gedichte (Bresl. 1871; 2. Aufl. 1872), «Neue Dichtungen» (Bresl. 1872), «Nächte», lyrische Dichtungen (Hirschb. 1878; 2. Aufl., Berl. 1880). Außerdem erschienen: «Neue Beiträge zur Biographie und Charakteristik des Dichters Günther» (Lpz. 1879) und kritische Streitschriften über Richard Wagner. Als Dichter wird ihm Schmiegsamkeit der Form und musikalischer Wohlklang zuerkannt, plastische Gestaltungskraft bisweilen vermißt.

Kalbefieber (Milchfieber, Gebärfieber, puerperale Eklampsie), eine vorzugsweise beim Rind vorkommende Krankheit, meist mit tödlichem Ausgang. Als Ursachen werden angeführt: schroffer Wechsel in Haltung und Fütterung unmittelbar vor oder gleich nach dem Gebären der Kühe, besonders aber wenn bisher auf der Weide befindliche hochtragende Kühe in den oft zu warmen Stall genommen werden, um da kalben zu sollen; übermäßige Fütterung der tragenden Kühe, besonders in den letzten Monaten der Schwangerschaft, und gänzlich mangelnde Bewegung derselben.

Das K. kommt bei Kühen manchmal schon vor dem Geburtsakt zum Vorschein, doch nicht früher als bis Milch im Euter derselben ist und nicht nach dem 10. bis 12. Tage nach der Geburt; meist 12—15 Stunden bis 3 Tage nach dem Gebären. Die Krankheit tritt immer plötzlich, unter starkem Fieber ein. Die Milchsekretion der Kühe ist unterdrückt, die Futteraufnahme wird versagt, meist haben die Patienten auch keinen Durst. Die Verdauung scheint ganz daniederzuliegen; Hartleibigkeit oder volle Verstopfung ist vorhanden; wird Kot mühsam abgesetzt, so ist derselbe schwarz und trocken. Plötzlich brechen die Tiere zusammen und bleiben nun meist liegen bis zum Tod. Die arzneiliche Behandlung geschieht am besten durch Brechweinstein.

Kälberkropf, Pflanzenart, s. unter Chaerophyltum.

Kälbermagen, soviel wie Laab.

Kalbfelle, die Felle der Kälber der Rinder, kommen getrocknet oder gesalzen in den Handel, und werden, meist lohgar, zu Kalbleder verarbeitet, das eine verschiedenartige Verwendung, besonders zu Schuhwerk findet. Mit Haaren gegerbtes (rauhgares) Kalbleder wird zu Tornistern, Jagdtaschen u. dgl. verwendet. Die vom Fell gelösten Kälberhaare benutzt man als Polstermaterial.

Kalchas, der Sohn des Thestor, aus Mylene, war ein berühmter Seher im Heere Agamemnons, der, wie Homer sagt, «erkannte, was ist, was sein wird, oder zuvor war». Er sagte die Dauer des Kriegs voraus und deutete den Hellenen vor Ilios den Zorn des Apollon. K. starb aus Gram darüber, daß er in der Weissagekunst von Mopsos in Klaros bei Kolophon, wohin K. nach der Zerstörung Trojas gewandert war, übertroffen wurde. Auf dem Hügel Drion in Apulien hatte er ein Heroon.

Kalcit, s. Kalkspat.

Kalckreuth (Friedr. Adolf, Graf von), preuß. Feldmarschall, geb. 22. Febr. 1737 zu Sottershausen bei Sangerhausen, trat 1752 als Junker in die preuß. Garde-du-Corps, wurde bald Offizier und 1758 Adjutant des Prinzen Heinrich. Für seine ausgezeichneten Dienste bei Freiberg (29. Okt. 1762) ernannte ihn Friedrich d. Gr. zum Major. Nachdem er 1786 in den Grafenstand erhoben worden, machte er als Oberst den Bayrischen Erbfolgekrieg und als Generalmajor 1787 den Zug nach Holland mit und wurde 1790 Generallieutenant. In dem Kriege mit Frankreich belagerte er 1793 Mainz und erzwang die Kapitulation dieser Festung. Zu den Siegen bei Kaiserslautern 1793 und 1794 trug er wesentlich bei. Auch vertrieb er die Franzosen aus Zweibrücken und drang bis Saarlouis vor. Nach dem Frieden von Basel (1795) übernahm er den Oberbefehl in Pommern, und im Mai 1806 wurde er Gouverneur von Thorn und Danzig und General der Kavallerie. Im Herbst befehligte er zwei Divisionen bei dem Hauptheere in Thüringen, die aber während der Schlacht bei Auerstädt in Reserve blieben. K. verteidigte 1807 das von Lefèbvre belagerte Danzig mit solcher Einsicht und Tapferkeit, daß man ihm, als die Festung sich nicht länger halten konnte, 24. Mai dieselben ehrenvollen Bedingungen zugestand, welche er 1793 der franz. Besatzung in Mainz bewilligt hatte. Hierauf zum Feldmarschall ernannt, schloß er 25. Juni 1807 zu Tilsit den Waffenstillstand mit Berthier und 7. und 9. Juli nebst Goltz den Frieden mit Talleyrand ab. Im Jan. 1810 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin; später war er Gouverneur von Breslau, bis er 1814 das Gouvernement von Berlin wieder übernahm, wo er 10. Juni 1818 starb. Seine interessanten Memoiren sind nur für seine Familie als Manuskript gedruckt.

Von seinen zwei Söhnen hat sich Graf Friedrich von K., geb. 15. März 1790, gest. 15. Dez. 1873, durch «Dramatische Dichtungen» (2 Bde., Lpz. 1824) litterarisch bekannt gemacht, der auch die «Paroles du feldmaréchal K.» (Par. 1844), sowie den Anfang der Biographie seines Vaters (bis Hochkirch reichend) in der «Minerva» 1840 herausgab.

Kalckreuth (Stanislaus, Graf von), Landschaftsmaler, Neffe des vorigen, geb. 25. Dez. 1820 zu Kozmin in Posen, empfing seine künstlerische Bildung auf der Akademie in Düsseldorf. Ein großes Verdienst erwarb sich K. durch die Gründung (1859) der Kunstschule in Weimar. Er leitete diese Anstalt 16 Jahre. Auf seinen ausgedehnten Reisen hatte K. Gelegenheit, in der Gebirgsnatur eingehende Studien für sein Fach zu machen; besonders liebte er die Apenninen, die Pyrenäen und die Alpen für seine Gemälde auszubeuten. Von diesen sind in erster Reihe zu nennen: das Schloß des heil. Graal, Las Casas de Peuna, der Vierwaldstätterfee, die Jungfrau, der Lac d'Oo, Schloß Trotzberg u. s. w. Die Cavalierzimmer der potsdamer Orangerie enthalten eine Serie von 25 Landschaften von seiner Hand. Seit der im Jan. 1876 erfolgten Niederlegung seines Postens als Direktor der weimarischen Kunstschule lebt K. in Kreuznach.

Kaldani, s. unter Chaldäa.

Kaldaunen (niederdeutsch), Eingeweide, besonders die eßbaren Gedärme.

Kaldaunenkapelle, eine Bezeichnung, die mit der bereits sehr frühzeitig vorkommenden Sitte der Separatbestattung der Eingeweide fürstl. Personen und Prälaten in Beziehung steht. Diese wurde zunächst dadurch veranlaßt, daß, wenn der Tod in der Fremde erfolgt war, die Sektion und Einbalsamierung des Leichnams zur bessern Erhaltung auf dem Kondukt in die Heimat oder nach dem von dem Verstorbenen vorher bestimmten Begräbnisorte erforderlich wurde. Die herausgenommenen Intestina wurden dann gewöhnlich da begraben, wo der Tod erfolgt war, oder man brachte dieselben auch nach einem dritten Orte, zu welchem der Verstorbene im Leben in näherer Beziehung gestanden hatte. Für derartige Begräbnistapellen, worin die Eingeweide beigesetzt wurden, entstand dann die Bezeichnung «K.», wie z. B. für eine Kapelle des Moritzklosters bei Hildesheim, welche die Intestina des heil. Godehard aufnahm, während sein Leib im hildesheimer Dome begraben wurde. Ein anderes Beispiel bot die abgebrochene St. Cyrialskirche zu Lüneburg, die gleichfalls eine K. hatte.

Kaldenkirchen, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kempen, 6 km im SO. von Venloo, an der niederländ. Grenze, Station der Linien Kempen-Venloo und Viersen-Venloo der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Hauptzollamts und zählt (1880) 3026 E., welche Samt- und Seidenweberei, Cichorien- und Cigarrenfabrikation und Färberei betreiben.

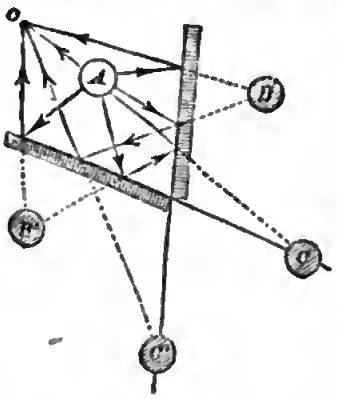
Kale (türk.), Schloß, häufig in zusammengesetzten Ortsnamen. [s. u. Crescentia.

Kalebasse, s. Calabasse; Kalebassenbaum,

Kaleidophon (grch.), ein von Wheatstone erfundener Apparat, die Schwingung eines tönenden

Stabes dem Auge in leuchtenden Linien sichtbar zu machen.

Kaleidoskop (griech., d. i. Schönbildschauer) nannte Brewster in Edinburgh das von ihm 1814 erfundene und 1817 bekannt gemachte katoptrische Instrument, welches aus einer inwendig geschwärzten Röhre besteht, mit zwei ebenen Spiegeln, die durch die Länge der Röhre reichen und gegeneinander unter einem spitzen Winkel geneigt sind, während auf der Objektivseite sich zwei plane Gläser befinden, von denen das eine unmittelbar die Spiegel berührt, und das andere, welches matt sein muß, in einiger Entfernung absteht. Zwischen diesen beiden Gläsern befinden sich verschiedenfarbige Glasstückchen, Glasperlen, Moosblättchen u. dgl. m., von welchen, so unordentlich sie auch liegen mögen, die Spiegelbilder stets vervielfacht und um den Scheitel des Winkels, den die beiden Planspiegel miteinander machen, in einer Kreislinie symmetrisch geordnet erscheinen. Die Bilder eines jeden zwischen den Spiegeln befindlichen Objekts treten so vielmal vervielfacht auf, als der Kreisbogen, unter welchem die Spiegel gegeneinander stehen, in dem Kreisumfange enthalten ist. Hierbei ist das Objekt selbst als Bild mitgezählt und muß also von der Anzahl abgezogen werden, wenn man nur die Spiegelbilder allein wissen will. Bilden z. B. die beiden schraffierten Spiegel (s. beistehende Figur) miteinander einen Winkel von 72°, so hat man 360 : 72 = 5, mithin, nach Abzug des Gegenstandes A, 4 Bilder, und zwar in B und B_1, C und C_1. Die Konstruktion dieser Bilder erfolgt nach dem Spiegelgesetz, wonach ein in O befindliches Auge von dem Objekt A im rechten Spiegel das Bild B und im linken das Bild B_1 sieht. Letzteres Bild verhält sich jedoch für den Spiegel rechts wieder als Gegenstand und gibt das Bild C, und ebenso bringt der linke Spiegel von Bild B das Bild C_1. Von diesen zweiten Bildern entstehen hier keine weitern Bilder, weil ihre Strahlen nicht mehr die Spiegel treffen können. Da die in solcher Weise vervielfältigten Spiegelbilder eine arabeskenartige Figur bilden, welche sich bei der geringsten Verrückung der sie erzeugenden Gegenstände verändert, so gewährt das K. eine angenehme Unterhaltung; auch kann es dem Zeichner von Rosetten, Arabesken und Mustern als Fundgrube dienen, weshalb man es auch Myriomorphoskop nennt. Für das Nachzeichnen der Figuren tauglicher sind die Modifikationen des K., und zwar das Ideador von Rupprecht in Nürnberg (1848), das Debuskop von Debus zu Schönberg im Großherzogtum Hessen (1860), das in Paris erfundene Chromatoskop (1861) und das Typoskop von Emsmann in Stettin (1862) u. a. m. Als die Vorläufer des K. lassen sich die Winkelspiegel Portas (um 1560), die alten Spiegelbücher und die alten Gukerla ansehen.



Kalekutscher Hahn, s. Truthahn.

Kalem (vom lat. calamus), in der Türkei Bezeichnung für Schreibfeder und dann auch für Bureaus und Amtslokalitäten.

Kalenberg, ehemaliges Fürstentum in der preuß. Landdrostei Hannover, die Kreise Hannover, Wennigsen und Hameln mit 2253 qkm umfassend, hat nur im Süden einige Landhöhen (Deister), im Norden und Westen aber fast lauter Sand- und Moorgegend. Steinkohlen, Kalk, Holz und Sandsteine sind die Hauptprodukte; Landwirtschaft, insbesondere Viehzucht, namentlich längs des Weserthals, Haupterwerbsquellen der Landbewohner. Das Fürstentum erhielt seinen Namen von der Kalenburg, einem alten Bergschloß, gehörte im Mittelalter zu Lüneburg, war 1473—1634 mit Braunschweig-Wolfenbüttel vereinigt, kam hierauf an Braunschweig-Lüneburg, dann 1648 an die cellesche Linie und bei dem Erlöschen derselben im Mannsstamme 1705 an Hannover und mit diesem 1866 an Preußen.

Kalenberg (Gebirge), s. Kahlenberg.

Kalende, die Abgabe von Früchten im Herbst an Pfarrer und Organisten.

Kalender, mittellat. Calendarius oder Calendarium, vom altlat. Calendae, womit die Römer den ersten Tag jedes Monats bezeichneten. Da von den Bewegungen der Himmelskörper das Vorhandensein von Licht und Wärme abhängt, so führten diese Bewegungen von selbst sehr früh auf bestimmte Zeiteinteilung. Der Eintritt des Tags und der Nacht waren sicher die ersten Zeitabschnitte, ebenso die abwechselnden Gestalten des Mondes, woraus die 7tägige Woche und ein Monat von 29 oder 30 Tagen entstand. Die Wiederkehr der Jahreszeiten endlich, welche die natürlichen Lebensbeschäftigungen der Menschen, Ackerbau, Viehzucht u. s. w., bedingen, führte zu der entsprechenden Einteilung in Jahre, die sich nach der Sonne richtete. Da das Sonnenjahr aber 12 Mondmonate (ein Mondjahr) und noch etwa 11 Tage mehr hat, so entstand, um das Mondjahr mit dem Sonnenjahr in Übereinstimmung zu bringen, auch bald das System der Einschaltung. Diesem entsprechend lassen sich die K. sämtlicher Völker einteilen in solche mit dem reinen Mondjahr, mit dem reinen Sonnenjahr oder dem gebundenen Mondjahr. Von den Völkern des Altertums hatten jedoch die Ägypter ein in Beziehung auf die Jahreszeiten bewegliches, mit dem Mondlaufe in keinem Zusammenhange stehendes Sonnenjahr von 365 Tagen, geteilt in 12 Monate von 30 Tagen, denen noch 5 Ergänzungstage folgten. Weil aber das Sonnenjahr um nahe ¼ Tag länger ist, fiel dadurch der Jahresanfang nach und nach in alle Jahreszeiten, und erst nach einer auch den Ägyptern bekannten Periode von 1461 Jahren kehrte dieselbe Zeit der Jahreszeit mit dem Jahresanfang wieder. Das Jahr der Juden, ein gebundenes Mondjahr, bestand schon in der ältesten Zeit aus 12 Mondmonaten, wurde aber von Zeit zu Zeit durch einen 13. mit der Sonne ausgeglichen; dasselbe war bei den Syrern, Macedoniern u. s. w. der Fall.

Die Griechen rechneten in den ältesten Zeiten nach wahren Mondmonaten, deren 12 ein Jahr ausmachten; in Athen führte Solon etwa 600 v. Chr. einen regelmäßigen Wechsel von 30- und 29tägigen Monaten ein. Um das so entstehende

bürgerliche Jahr von 354 Tagen mit dem Sonnenlaufe auszugleichen, wurde von Zeit zu Zeit ebenfalls ein Schaltmonat hinzugefügt. In Athen geschah dies anfangs so, daß man ein Jahr um das andere einen Monat von 30 Tagen einschaltete. Später wurde ein 8jähriger Schaltkreis eingeführt und in 8 Jahren dreimal ein Monat von 30 Tagen eingeschaltet, sodaß das mittlere Jahr 365¼ Tage hatte. Einen 19jährigen Schaltkreis führte man ein, als der Athener Meton 432 v. Chr. die Entdeckung gemacht hatte, daß 235 Mondmonate fast genau 19 Sonnenjahre geben. Diese hatten 6940 Tage, welche Meton so in Monate einzuteilen wußte, daß sie während des Cyklus mit den Mondwechseln übereinstimmten und die Monatsanfänge mit den Neumonden oder vielmehr mit den Tagen, wo der Mond als schmale Sichel am Abendhimmel sichtbar zu werden anfing, zusammenfielen. Unter den 19 Jahren eines Schaltkreises waren 7 Schaltjahre. Noch gegenwärtig wird der Metonische 19jährige Cyklus unter dem Namen Mondcirkel in der Chronologie gebraucht. (S. Cyklus, Goldene Zahl.) Genauer noch war die von dem Astronomen Kalippos eingeführte Schaltrechnung, welcher um 330 v. Chr. fand, daß Meton das Jahr um ¼ Tag zu lang gerechnet hatte, und eine 76jährige Schaltperiode, bestehend aus 4 Metonischen Perioden weniger einen Tag, vorschlug, sodaß nun das mittlere Jahr wieder genau 365¼ Tage hatte. Eine noch genauere Schaltrechnung, die Hipparch 130 v. Chr. vorschlug, scheint nicht in Gebrauch gekommen zu sein.

Die Römer scheinen zuerst ein Jahr von 10 Monaten gehabt zu haben. Angeblich König Numa führte ein Mondjahr von 355 Tagen und 12 ungleichen Monaten ein, denen von Zeit zu Zeit ein 13. (Schaltmonat) hinzugefügt wurde. Mit der Zeit geriet die röm. Zeitrechnung durch die Unwissenheit und Willkür der Oberpriester, welche sie zu ordnen hatten, in die ärgste Verwirrung, von der sie erst 46 v. Chr. durch Julius Cäsar befreit wurde. Derselbe führte den nach ihm sogenannten Julianischen Kalender ein, wonach das gemeine Jahr 365 Tage hat, jedes vierte Jahr als Schaltjahr aber einen Tag mehr erhält und demnach die mittlere Länge des Jahres 365¼ Tage beträgt. Cäsar gab den Monaten diejenige Zahl von Tagen, welche sie noch gegenwärtig haben, und setzte den Anfang seines ersten Jahres auf den Neumond nach der Wintersonnenwende (46 v. Chr.), den er als 1. Jan. bezeichnete. Statt der Monatsnamen Quintilis und Sextilis führte der röm. Senat, dem Julius Cäsar und dem Kaiser Augustus zu Ehren, die noch jetzt üblichen Namen Julius und Augustus ein. Den ersten Tag jedes Monats nannten die Römer die Calendae, ferner in den Monaten März, Mai, Juli, Oktober den 7. die Nonae, den 15. die Idus, in den übrigen Monaten aber schon den 5. Nonae, den 13. Idus. Von diesen drei ausgezeichneten Monatstagen an wurde nun in der Weise rückwärts datiert, daß der ihnen unmittelbar vorausgehende Tag als solcher (z. B. pridie Calendas), der vorletzte Monatstag als dritter vor den Kalenden des nächsten Monats ꝛc. bezeichnet wurde. Demnach hieß der 2. Jan. der IV. (ante) Nonas Januarii, der 8. März VIII. Idus Martias, der 20. Mai der XIII. Calendas Junias ꝛc.

Nachdem die Julianische Einschaltungsmethode, welche auch die Christen ohne Änderung annahmen, über 1600 Jahre beibehalten worden, führte Papst Gregor XIII., vom Tridentiner Konzilium hiermit beauftragt, eine genauere ein, welche die Grundlage des Gregorianischen Kalenders ist, in dem gegen die Julianische Schaltmethode die Abweichung besteht, daß die Jahrhunderte, mit Ausnahme der durch 4 teilbaren, keine Schaltjahre sind. So waren 1700, 1800 keine Schaltjahre, 1900 wird auch keins sein, wohl aber 2000, 2400, 2800 u. s. w. Die Weglassung von 10 Tagen im Okt. 1582 hatte den Zweck, die Frühlingsnachtgleiche, welche zur Zeit der Kirchenversammlung zu Nicäa (325 n. Chr.) am 21. März eingetreten war, wieder auf diesen Tag zurückzuführen und bei demselben zu erhalten, was die kirchliche Festrechnung wünschenswert machte, da für das Osterfest die Regel befolgt wurde, es am ersten Sonntage nach dem auf die Frühlingsnachtgleiche folgenden Vollmond zu feiern. Die Frühlingsnachtgleiche wurde aber nicht astronomisch bestimmt, sondern für dieselbe der 21. März angenommen. Hinsichtlich der Einführung des Gregorianischen K. ist zu bemerken, daß derselbe an dem von der päpstl. Bulle dafür festgesetzten Tage nur in Italien, Spanien und Portugal wirklich eingeführt wurde. In Frankreich geschah dies erst zwei Monate später, in dem kath. Teile von Deutschland, den kath. Kantonen der Schweiz und den kath. Niederlanden 1583—85, in Polen 1586, in Ungarn 1587. Die evang. Stände Deutschlands nahmen den verbesserten K. nach langem Widerstreben erst 1700 an, wo sie elf Tage ausließen und vom 18. Febr. sogleich zum 1. März übergingen. Gleichzeitig thaten dies Dänemark und die Niederlande, im folgenden Jahre die evang. Kantone der Schweiz, welche das 18. Jahrh. gleich mit dem 12. Jan. 1701 anfingen. In England führte man den Gregorianischen K. erst 1752 ein, indem man von dem 2. auf den 14. Sept. überging; zugleich fing man dort von nun an das Jahr nicht mehr, wie bisher, am 25. März, sondern am 1. Jan. an. Das letzte Land, welches den verbesserten K. annahm, war Schweden, das 1753 nach dem 17. Febr. den 1. März zählte. Die Russen und überhaupt die Bekenner der nicht unierten griech. Kirche sind bei dem Julianischen K. (Alter Stil) geblieben und daher hinter den übrigen Europäern seit 1700 um 11, seit 1800 um 12 Tage zurück, die sich 1900 auf 13, 2100 auf 14 Tage vermehren werden. Hinsichtlich der Bestimmung des Osterfestes bestand lange noch eine Verschiedenheit zwischen den Katholiken und Protestanten. Auch diese wurde 1775 auf Antrag Friedrichs II. von Preußen beseitigt, und der protestantische K. weicht seitdem von dem katholischen nur in den Benennungen der Sonntage und andern unwesentlichen Punkten ab. Vgl. Kaltenbrunner, «Die Vorgeschichte der Gregorian. Kalenderreform» (Wien 1876), «Die Polemik über die Gregorian. Kalenderreform» (Wien 1877), «Beiträge zur Geschichte der Gregorian. Kalenderreform» (Wien 1880).

Der jüdische Kalender ist sehr verwickelt. Der Monat der Juden ist, wie erwähnt, ein Mondmonat und entweder voll oder mangelhaft, je nachdem er 30 oder 29 Tage hat. Das gemeine Jahr hat 12 Monate; die Namen derselben sind: Tischri, Marcheschvan, Kislev, Tebeth, Schebat, Adar, Nisan, Jjar, Sivan, Thammz, Ab und Elul. Um das Jahr mit der Sonne auszugleichen, wird von Zeit zu Zeit noch ein 13. Monat eingeschaltet, der

auf den Adar folgt und Veadar, d. i. zweiter Adar, genannt wird. Der Schaltkreis umfaßt 19 Jahre, worunter 7, nämlich das 3., 6., 8., 11., 14., 17. und 19. Schaltjahre sind. Das mittlere oder regelmäßige Gemeinjahr hat 354 Tage; die ungeraden Monate haben 30, die geraden 29 Tage. Das mittlere oder regelmäßige Schaltjahr hat 384 Tage; der (erste) Adar hat in demselben 30 Tage, der Veadar nur 29. Ein überzähliges Gemein- oder Schaltjahr hat einen Tag mehr, ein mangelhaftes einen Tag weniger als mittleres; in jenem hat der Marchesvan 30, in diesem der Kislev 29 Tage. Hiernach haben die Juden nicht weniger als sechs verschiedene Jahre von 353, 354, 355, 383, 384, 385 Tagen. Die Mohammedaner haben ein reines Mondjahr, das sich gar nicht nach dem Sonnenjahre richtet. Sie haben einen Cyklus von 30 Jahren, in denen 11, nämlich das 2., 5. 7., 10., 13., 15., 18., 21., 24., 26. und 29., Schaltjahre zu 355 Tagen, die andern Gemeinjahre zu 354 Tagen sind. Ihre 12 Monate heißen: Moharrem, Safer, Rebi-ul-ewel, Rebi-ul-achir, Dschemasi-ul-ewel, Dschemasi-ul-achir, Redscheb, Schaban, Ramadan, Schewal, Silkide und Silhidsche. Von diesen haben die ungeraden 29, die geraden 30 Tage, nur in Schaltjahren hat der letzte Monat 30 Tage. Die Epoche der mohammed. Ära, Ära der Hedschra (Hegira), ist nach den arab. Astronomen der Abend des 15., nach dem bürgerlichen Gebrauch der 16. Juli des J. 622 n. Chr.

Der französisch-republikanische Kalender, den der Nationalkonvent durch Dekret vom 5. Okt. 1793 einführte, nahm als Grenze oder Epoche der neuen Jahresrechnung die Herbstnachtgleiche des J. 1792, genauer die Mitternacht, mit welcher dieser Tag anfing. Jedes folgende Jahr sollte gleichfalls mit der der wahren Herbstnachtgleiche vorausgehenden Mitternacht beginnen. Das Jahr bestand im Anschluß an den altägyptischen K. aus 12 Monaten, jeder zu 30 Tagen; zur Ergänzung desselben hing man am Ende 5 und in den Schaltjahren 6 Tage an. Statt der Wochen wurde jeder Monat in drei Teile oder Dekaden zu 10 Tagen eingeteilt. Die Namen der Monate wurden so gewählt, daß sie durch ihre Ableitung die Jahreszeit bezeichneten. Sie waren für den Herbst, vom 22. Sept. bis 22. Dez.: Vendémiaire (Weinlesemonat), Brumaire (Nebelmonat) und Frimaire (Reifmonat); für den Winter, vom 21. Dez. bis 20. März: Nivôse (Schneemonat), Pluviôse (Regenmonat) und Ventôse (Windmonat); für den Frühling, vom 21. März bis 18. Juni: Germinal (Keimmonat), Floréal (Blütenmonat) und Prairial (Wiesenmonat); für den Sommer, vom 19. Juni bis 17. Sept.: Messidor (Erntemonat), Thermidor (Hitzemonat) und Fructidor (Fruchtmonat). Hieran schlossen sich die Ergänzungstage (jours complémentaires oder sansculottides), von denen der erste (17. Sept.) la fête du génie, der zweite la fête du travail, der dritte la fête des actions, der vierte la fête des récompenses und der fünfte (20. Sept.) la fête de l'opinion hieß. Die 10 Tage jeder Dekade hießen: Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi und Decadi, der Ruhetag. Übrigens hatte jeder Tag im Jahre seinen besondern Namen, der aber nicht von einem Heiligen, sondern von der Ökonomie hergenommen und der Zeit, in welche der Tag fiel, angemessen war. Auf Befehl Napoleons und durch ein Senatsdekret vom 9. Sept. 1805 wurde dieser republikanische K. aufgehoben und 1. Jan. 1806 wieder der Gregorianische in ganz Frankreich eingeführt. Über die Zeichen, welche in den K. vorzukommen pflegen, s. Astronomische Zeichen, Tierkreis und Aspekten.

Über die Zeitrechnung der alten Völker ist noch immer Idelers «Handbuch der mathem. und technischen Chronologie» (2 Bde., Berl. 1825; neuer Abdruck, Bresl. 1883) das beste Werk; über die Zeitrechnung der Hellenen, Römer u. s. w. haben Böckh, Mommsen, Hartmann u. a. gute Werke geschrieben. (S. Chronologie.)

Kalenderzeichen, s. Astronomische Zeichen, Aspekten und Tierkreis.

Kalenter (pers., «der Größere, Vorgesetzte eines Dorfs»), Name der Derwische in Mittelasien und Persien, welcher ihnen wegen ihres Ansehens im Volke verliehen ist. Kalenter-Chane heißt Wohnort der K., also etwa soviel wie Kloster.

Kalergis (Demetrios), griech. General und Staatsmann, geb. um 1803 auf der Insel Candia, wurde in Petersburg erzogen und studierte dann zu Wien Medizin. Als der Befreiungskrieg ausbrach, wandte er sich nach Griechenland und kämpfte tapfer unter Karaiskakis. In einem Gefecht unweit Athen zerschmetterte ihm eine Kugel ein Bein, sodaß er in die Hände der Türken fiel, die ihm ein Ohr abschnitten. Später war er Adjutant des Obersten Fabvier, dann des Präsidenten Kapodistrias. K. galt stets als ein im russ. Solde stehender Parteimann und beteiligte sich in dieser Richtung an allen innern Wirren. Als Befehlshaber einer Kavallerieabteilung zu Athen half er wesentlich die unblutige Revolution vom 15. Sept. 1843 durchführen. K. ward hierauf zum General und zum Adjutanten des Königs erhoben, besaß aber weder die Gunst des Hofs noch der Volkspartei, sodaß er im Aug. 1845 seine Adjutantenstelle niederlegte. Bald darauf nahm er gänzlich seinen Abschied und wandte sich nach Korfu, von da nach London. Seit 1848 lebte er mehrere Jahre zu Argos, Hydra und Nauplia. Als 1854 die Westmächte als Verbündete der Türkei in Griechenland einschritten, übernahm K., zum Verdruß des Hofs, im Kabinett Maurokordatos das Kriegsministerium. Nach dem Rücktritt dieses Kabinetts im Okt. 1855 lebte K. in Athen, war später eine Zeit lang griech. Gesandter in Paris und starb zu Athen 24. April 1867.

Kalesche (poln.), eleganter, leichter, vierräderiger Wagen mit halbem oder ohne Verdeck.

Kalevala, d. h. Land des Kaleva (Finland), ist der Name des finn. Nationalepos. Es umfaßt eine größere Anzahl von Gesängen (Runos), die aus 200, 500—800 achtsilbigen, reimlosen, durch zwei oder drei allitterierende Hebungen gebundenen Versen bestehen. Diese Runen, jahrhundertelang durch mündliche Überlieferung des finn. Volks fortgepflanzt, sind zum größten und besten Teil in Russisch-Karelien zwischen der finn. Grenze und dem Weißen Meere, zum Teil aber auch im eigentlichen Finland und in Ingermanland aufgezeichnet worden, und man darf als sicher annehmen, daß die K. ursprünglich Gemeingut aller baltischen Finnen war. Einzelne kleinere epische und mythische Fragmente wurden schon im 18. Jahrh. aufgezeichnet; doch erst Lönnrot ordnete sie zu einem zusammenhängenden Ganzen, dem er den Namen K. gab. Die erste, noch unvollständige Ausgabe erschien 1835 in

Helſingfors, eine zweite, um das Doppelte vermehrt, ebendaſelbſt 1849. Letztere umfaßt in 50 Runen 22805 Verſe. Spätere Forſchungen haben nichts Weſentliches mehr hinzugebracht. Das Werk wurde in mehrere Sprachen überſetzt; eine deutſche Überſetzung lieferte Schiefner (Helſingf. 1852). Der Inhalt des reich mit mannigfaltigen Epiſoden (vor allem der hochpoetiſche Cyklus von Kullervo, ferner die ſchöne Ainoſage und die ſinnigen Hochzeitslieder) ausgeſtotteten Gedichts beruht auf dem Gegenſatz zwiſchen den Völkern K.s und Pohjolas, den Finnen und den Lappen. Hierin könnte man die K. mit der Iliade und ihrem Gegenſatze zwiſchen Trojanern und Griechen vergleichen, und auch an das deutſche Epos erinnert ſie etwas durch die beiden Hauptthemen ihrer Erzählung, einerſeits durch die Brautbewerbungen der drei Kalevalahelden Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen um die ſchöne Tochter der Pohjolawirtin, andererſeits durch die Beſchaffenheit des von ihr geforderten Talismans, deſſen Eroberung durch die Finnen und endliches Verſinken ins Meer. Da die epiſchen Sagen ſämtlicher Völker gewöhnlich dem Beſtreben entſtammen, ſolche Naturerſcheinungen zu erklären und ſinnbildlich zu geſtalten, welche auf das Volksgemüt die gewaltigſten Eindrücke geübt, laſſen ſich gar leicht allerlei Ähnlichkeiten zwiſchen der K. und andern Nationalepen nachweiſen. Aber in den Homeriſchen Geſängen und dem Nibelungenlied hat das Sagenelement eine gewiſſe hiſtoriſche Begebenheit zum Träger erhalten und ſich um ſelbige konzentriert, wodurch das Sagenhafte eine größere Vermenſchlichung und Anſchaulichkeit gewonnen. Dem finn. Volke fehlte aber eine eigentliche Heldenſage und die beſchauliche Gemütsart des Volks leulte ſeine Sagenbildung mehr nach der Naturſymbolik hin, wodurch die Mythen der K. ihrer urſprünglichen Herleitung aus der Natur weitaus näher ſtehen als z. B. die Homeriſchen Geſänge. K. ſteht gerade in ihren rein poetiſchen Teilen ganz ſelbſtändig da und trägt das Gepräge des echten Epos. Auf der Mythe und Sage des finn. Volks, wie ſie ſich inmitten ſeiner nordiſchen Natur ausgebildet haben, beruhend, gewährt das Gedicht ein anſchauliches Bild von dem eigentümlichen Leben und Weſen dieſes Volks. Vgl. Cäſar, «Das finn. Volksepos K.» (Stuttg. 1862); J. Grimm, «Kleinere Schriften» (Bd. 2, Berl. 1865); von Tettau, «Über die epiſchen Dichtungen der finn. Völker, beſonders die K.» (Erfurt 1873).

Kalfakter und **Kalfaktern**, ſ. unter Calefactor.

Kalfatern heißt in der Schiffsbaukunſt die Nähte zwiſchen den Planken, mit denen der Schiffsrumpf bekleidet wird, mit Werg verſtopfen und darüber Pech ſtreichen, um ſie waſſerdicht zu machen. Das Werg wird mit beſondern Stemmeiſen (Kalfatereiſen) ſcharf zwiſchen die Nähte getrieben, über demſelben bis an die obere Fläche der Planken ein etwa 1 cm hoher freier Raum gelaſſen und dieſer mit kochendem Pech vollgegoſſen. Das Wort iſt arab. Urſprungs und im Mittelalter durch die Italiener in die abendländ. Sprachen gelangt.

Kalgang, Stadt in der chineſ. Provinz Pe-tſchi-li, an der Grenze dieſer Provinz und der ſog. äußern Mongolei, faſt unmittelbar an der Chineſiſchen Mauer aber noch innerhalb derſelben gelegen, 170 km nordweſtlich von Peking, iſt die zweite Station auf der von letztgenannter Hauptſtadt nach Kiachta (ſ. d.) in Sibirien führenden Karawanenſtraße. Zwiſchen beiden Orten liegt die Station San-tſchang. K. iſt ein nicht unbedeutender, namentlich für die Ausfuhr von Thee nach Inneraſien wichtiger und in Zunahme begriffener Handelsplatz. Die Bewohnerzahl wird auf 40—50000 geſchätzt.

Kalguew (ſpr. Kolgujew), Inſel vor der Nordküſte Rußlands, zwiſchen Nowaja-Semlja und der Halbinſel Kanin, 3496 qkm groß, durch Reichtum an Seevögeln und Pelztieren ausgezeichnet und nur von einigen Samojeden bewohnt.

Kali, der obere Lauf des Gogra (ſ. d.).

Kali (Kaliumoxyd), ſ. unter Kalium (-Verbindungen 1 u. 7).

Kali, blauſaures, ſ. Cyankalium.

Kali, dichromſaures, ſaures oder **rotes chromſaures**, ſ. Chrom (-Verbindungen 8).

Kali, doppeltkohlenſaures, ſ. unter Kalium (-Verbindungen 7b).

Kali, kohlenſaures, ſ. unter Kalium (-Verbindungen 7a).

Kali, monochromſaures, neutrales oder **gelbes chromſaures**, ſ. Chrom (-Verbindungen 7).

Kali, ſalpeterſaures, ſ. unter Kalium (-Verbindungen 10).

Kali-Alaun (Kalium-Alaun) iſt ein Alaun, bei welchem Kali (Kalium) als Radikal auftritt, in deſſen Formel alſo K für R eintritt. Der gewöhnliche, vorzugsweiſe ſo genannte Alaun iſt ein K. und zwar Kalium-Aluminium-Alaun von der Formel $K_2SO_4Al_2(SO_4)_3\,24H_2O$. (Vgl. Alaun, Bd. I, S. 320.)

Kalialbit, ein Albitfeldſpat, welcher neben dem vorwaltenden Natron auch einen geringen, nie 5 Proz. überſteigenden Gehalt an Natron beſitzt. Mit K. bezeichnete Abich früher den tritlinen Feldſpat der Trachyte, welcher den Sanidin begleitet, ſich aber als überhaupt nicht zum Albit, ſondern zum Oligoklas gehörig herausgeſtellt hat.

Kaliatürholz, rotes Sandelholz, ein Nutz- und Farbholz, iſt das aus Indien ſtammende Kernholz von Pterocarpus santalinus *L. fil.*, von lebhaft roter Farbe, die namentlich auf friſcher Schnittfläche hervortritt, während die länger der Luft ausgeſetzt geweſene Außenfläche bräunlich bis ſchwärzlichbraunrot gefärbt erſcheint. Auf dem Querſchnitt ſind große Gefäße in Form grober Poren kenntlich, von dieſen laufen, den Jahrringgrenzen parallel, zahlreiche helle Binden, welche dem Holzparenchym entſprechen. Von Markſtrahlen iſt mit bloßem Auge nichts wahrzunehmen; die Jahrringgrenzen ſind ſehr verwiſcht. Am radialen Längsſchnitt erblickt man zahlreiche, ſehr regelmäßig angeordnete Markſtrahlen um die Gefäße als grobe Furchen mit ſtark glänzenden Wänden. In der Färberei hat das K. durch andere Farbſtoffe an Bedeutung ſehr verloren; doch findet es in der Kunſttiſchlerei noch vielfach Verwendung.

Kaliber (entweder vom veralteten ſpan. calibo, aus dem arab. kalib, «Form», «Modell», oder aus dem altfrz. qualibra, «wieviel Pfund») heißt der Durchmeſſer einer cylindriſch ausgebohrten Röhre. Am gebräuchlichſten iſt der Ausdruck für Geſchützrohre und Gewehrläufe, als Durchmeſſer der Seele (Mündungsweite), oder auch als Querdurchmeſſer des zugehörigen Geſchoſſes (Geſchoßkaliber). Bei Geſchützen bezeichnet man das K. gewöhnlich in Centimetern oder in Millimetern, bei Gewehren in Millimetern. Bei gezogenen Röhren mißt man das K. an den engern Stellen des

gezogenen Teils (von Feld zu Feld, nicht von Zug zu Zug). Solange man glatte Geschütze mit kugelrunden Geschossen führte, wurde das K. derselben gewöhnlich nach dem Gewichte der kalibermäßigen Eisen- oder Steinkugel benannt (4-Pfünder, 6-Pfünder u. s. w.). Einzelne Artillerien behielten diese Bezeichnung zunächst auch für das K. der gezogenen Geschütze bei, obgleich deren eigentliche Geschosse mehr als doppelt so schwer sind, als dieses Nenngewicht anzeigt; gegenwärtig ist dies nur noch in der russ. Artillerie der Fall. Die engl. Artillerie hat für ihre Feldgeschütze das effektive Gewicht der länglichen Granate zur Bezeichnung des K. gewählt. Über die vorkommenden Kaliber s. Artillerie, Geschütz und Handfeuerwaffen.

Kalibermaßstab, ein zum Messen des Kalibers bestimmter Stangenzirkel, 1540 von Georg Hortmann in Nürnberg erfunden.

Kaliblau heißt in der Kunstfärberei ein Verfahren zur Erzeugung von blauen Mustern. Die Muster werden mit Eisenbeize aufgedruckt, worauf die Stoffe nach dem Lüften in einer schwachsauren Lösung von Blutlaugensalz ausgefärbt werden.

Kalibrieren ist das genaue Abgleichen des innern Durchmessers der Röhren, wie es namentlich bei physik. und andern Apparaten vorkommt.

Kâlidâsa, der ausgezeichnetste unter den Kunstdichtern Indiens, hat wahrscheinlich im 6. Jahrh. n. Chr. am Hofe des Königs Vikramaditja gelebt. Seine trefflichste Dichtung ist das Schauspiel «Sakuntala», durch das er sich den größten Dichtern aller Zeiten würdig anreiht. Dasselbe wurde in der sog. bengalischen Recension englisch von Jones (Kalk. 1789) und danach deutsch von G. Forster (1790) und Herder (1803), im Sanskrit-Original mit franz. Übersetzung von Chézy (Par. 1830) herausgegeben und hiernach von B. Hirzel formgetreu übersetzt (Zür. 1833); neuerdings ist es dann von Pischel (Kiel 1877) herausgegeben und von Fritze (Schloßchemnitz 1877) übersetzt worden. Nach einer andern Recension wurde es mit deutscher Übersetzung herausgegeben von Böhtlingk (Bonn 1842), Burkhard (Bresl. 1873), Stenzler (Bresl. 1874), und von Meyer (Tüb. 1851), Lobedanz (7. Aufl., Lpz. 1884) und Rückert (Lpz. 1876) ins Deutsche übersetzt. Für die deutsche Bühne wurde es von Wolzogen (1869) und Donsdorf (1876) bearbeitet. Außer diesem Meisterwerke rührt von K. noch das Schauspiel «Urvaśi» her, reich an lyrischen Schönheiten (herausg. mit lat. Übersetzung von Lenz, Berl. 1833; neue Ausg. von Bollensen, Petersb. 1846, Pischel, Berl. 1875 [dravidische Recension]; deutsch von Höfer, Berl. 1837, von B. Hirzel, Frauenf. 1838, von Lobedanz, 3. Aufl., Lpz. 1884, und von Fritze, Lpz. 1880), und ein Intriguenlustspiel «Mâlavikâ und Agnimitra» (herausg. von Tullberg, Bonn 1840, und Bollensen, Lpz. 1879; übersetzt von Weber, Berl. 1856, und Fritze, Lpz. 1881). Seine beiden epischen Gedichte «Raghu-vansa», die mythische Geschichte der alten Herrscher von Ayodhya (herausg. von Stenzler, Lond. 1832), und «Kumâra-sambhava», die Geburt des Kriegsgottes (herausg. von Stenzler, Lond. 1838), sind bei allen Schönheiten im einzelnen doch im ganzen nüchtern und frostig. Von seinen mehr lyrischen Dichtungen ist besonders ausgezeichnet «Megha-dûta», der Wolkenbote, die Klage eines verbannten Liebenden, voll tiefen Gefühls und anmutiger Schilderungen der Natur (herausg. mit freier engl. Übersetzung von Wilson, Kalkutta 1813, von Gildemeister, Bonn 1841, und Stenzler, Bresl. 1874; deutsch nachgebildet von M. Müller, Königsb. 1847, Schütz, Bielef. 1859, und Fritze, Chemnitz 1879). Unbedeutender ist der ebenfalls K. zugeschriebene «Ritu-saṁhâra», d. i. die Jahreszeiten (herausg. von Bohlen mit Übersetzung, Lpz. 1840). Auch wird ihm, wohl mit Unrecht, eine Bearbeitung der Sage von Nala und Damajanti zugeschrieben unter dem Titel «Nalodaya», ein Werk der absurdesten Wortkünstelei (herausg. von Benary, Berl. 1830, und Yates, Kalk. 1844). Überhaupt sind K.s Namen später viele Dichtungen untergeschoben worden, wie er denn offenbar auch faktisch mehrern Autoren angehört hat und noch jetzt als Personenname üblich ist.

Kalide (Theod. Erdmann), Bildhauer, geb. 8. Febr. 1801 zu Königshütte in Oberschlesien, widmete sich anfangs der Gießerei, dann der Plastik. Er wurde ein technisch und artistisch sehr gewandter Arbeiter im Erzgusse, wozu ihn besonders seine Lernzeit in berliner Ateliers förderte. Einige seiner frühern Schöpfungen entstanden noch unter der Aufsicht von Rauch, dessen Richtung er indes in seinem bekanntesten und oft reproduzierten Werke, Gruppe eines Knaben mit einem Schwan (für den Garten in Charlottenburg) verließ. Immer mehr erhob sich seine Kompositionsweise zu freier, selbst kühner Bewegung und poesiereichem Schwunge, wozu eine italienische Studienreise nicht wenig beitrug. Den Höhepunkt erreichte der Künstler in der Gruppe der trunkenen Bacchantin, welche auf einem Panther gelagert ist (in der berliner Nationalgalerie). Von sonstigen Arbeiten sind besonders zu erwähnen das 1853 in seinem Geburtsort errichtete Monument des Ministers Reden, der Knabe mit dem Bocke, Madonna mit dem Kinde und eine für Friedrich Wilhelm III. gefertigte Prachtvase. Er starb in Königshütte 26. Aug. 1863.

Kalif oder Chalif nannten sich die Nachfolger Mohammeds (s. d.) in der weltlichen und geistlichen Herrschaft, und Kalifat (statt Khilafat) haben daher die lateinisierenden Geschichtschreiber des Mittelalters das durch die Araber gegründete Reich dieser Fürsten genannt, welches nach Verlauf von kaum hundert Jahren an Ausdehnung selbst das röm. Kaiserreich weit übertraf. Mohammed hatte sich als Prophet Gottes zum geistlichen und weltlichen Oberhaupt seines Volks gemacht. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, auch nicht bestimmt hatte, wer sein Nachfolger sein sollte, so gab sein Tod Veranlassung zu Streitigkeiten über seine Nachfolge, bis endlich Abu-Bekr (s. d.), der Schwiegervater Mohammeds, über Ali, dessen Vetter und Eidam, den Sieg davontrug, 632 der Nachfolger des Propheten wurde und als solcher den Titel Kalifatu-Resul-Allah, d. i. Nachfolger des Gesandten Gottes, annahm. Unterstützt von seinem Feldherrn Châlid, begann er sofort, nachdem die innern Empörungen niedergeschlagen worden, mit des Schwertes Gewalt den Islam zu benachbarten Völkern zu tragen. Mit der Losung: Bekehrung oder Zinsbarkeit! drang ein ungeheueres Heer, ganz aus freiwilligen Streitern bestehend, gegen Syrien und den Euphrat vor. Siegreich in manchen Treffen, wurden sie doch auch von den Byzantinern mehreremal geschlagen; als sie aber unter Châlids Führung in der Schlacht am Jarmak über das byzant. Heer gesiegt hatten, unternahmen sie

den Zug gegen Damascus, das sie nach langer Belagerung (635) zur Übergabe zwangen. Inzwischen war Abu-Bekr (Aug. 634) gestorben, und es folgte ihm nach seiner Anordnung Omar ibn el-Khattâb (634—641). Omar vertraute den Oberbefehl dem menschenfreundlichern Abu-Ubeida an und vollendete durch diesen 638 die Unterwerfung von Syrien. Ebenso glücklich war Amru, ein anderer Feldherr Omars, in Ägypten, das 638—640 dem Kalifat unterworfen wurde. Als 638 Jerusalem genötigt war, die Übergabe anzubieten, zog Omar selbst dahin und bestimmte die Kapitulation, die nachher bei der Feststellung des Verhältnisses der Mahammedaner zu den unterjochten Christen überall zum Muster gedient hat. Auch gegen das Sassanidenreich wurden glänzende Siege erfochten und der Islam über den größten Teil von Persien verbreitet. Omar organisierte die sämtlichen Staatseinrichtungen des Kalifenreichs, gründete 636 Basra und 638 Kufa, führte die Zeitrechnung der Hedschra ein und dotierte Moscheen und Schulen mit unveräußerlichem Eigentum (Wakf). Er war der erste, welcher Emir-al-Muminin, d. i. Fürst der Gläubigen, genannt wurde, ein Titel, der auf alle folgenden K. forterbte. Nach Omars Ermordung durch einen Christen erwählte ein Rat von sechs Männern, die er bei seinem Tode ernannt, mit abermaliger Übergehung Alis, Othman, einen Eidam des Propheten, zum dritten K. (644—656). Unter ihm gelangte das Reich der Araber zu noch größerer Ausdehnung. Während sie in Persien die Herrschaft des Islam befestigten und weiter verbreiteten, auch in Armenien und Kleinasien glänzende Eroberungen machten, unterwarfen sie die ganze Nordküste von Afrika bis über Tunis hinaus. Manche Unfälle, welche die Araber in dieser Zeit erlitten, waren eine Folge der Maßregeln Othmans, der seinen Verwandten und Günstlingen die Provinzen anvertraute. Die Unzufriedenheit mit ihm, welche von den Anhängern Alis, sowie von der Geistlichkeit geschürt wurde, weil er sich nicht streng an altherkömmliche Gebräuche hielt, führte zu einem Aufstand, der mit seiner Ermordung endigte. Durch die Wahl des Volks von Medina wurde nun Ali (s. d.) der vierte K. (656—660), der von den Schiiten (s. d.) für den ersten rechtmäßigen Imam oder Hohen Priester gehalten wird, die ihm fast gleiche Ehre mit dem Propheten erweisen. Ali hatte fortwährend mit innern Feinden zu kämpfen, sodaß er nicht dazu kommen konnte, die Eroberungen seiner Vorfahren fortzusetzen. Besonders feindlich zeigte sich ihm Aischa, des Propheten Witwe; auch machten Talha, Zobeir und besonders der mächtige Statthalter Moawijah von Syrien auf die Regierung Anspruch. Sie wußten den Verdacht gegen ihn zu erregen, daß auf seine Veranstaltung Othman ermordet worden sei. Endlich brachten die beiden erstern ein Heer zusammen und Basra in ihre Gewalt. Zwar wurde dasselbe von Ali geschlagen, wobei Talha und Zobeir fielen; doch konnte Ali nicht hindern, daß Moawijah und dessen Freund Amru Syrien, Ägypten und einen Teil Arabiens für sich gewannen. Durch einen Fanatiker wurde Ali Jan. 661 ermordet. Sein Sohn Hasan hatte weder Lust noch Energie genug, das ihm übertragene Kalifat gegen Moawijah zu verteidigen, und legte daher nach sechs Monaten die Regierung nieder.

Der neue K., Moawijah I. (661—680), verlegte den Sitz des Kalifats aus Medina, wo (mit Ausnahme Alis, dessen Residenz Kufa war) alle übrigen K. residiert hatten, in seine bisherige Statthalterschaft nach Damascus. Mit ihm fängt die Reihe der Omajjaden, d. h. der Nachkommen Omajjas, eines Urgroßvaters Moawijahs, an. Nachdem er gleich im Anfange seiner Regierung einen Aufstand der Charidschiten und eine Empörung zu Basra durch schwere Strafgerichte gedämpft, dachte er ernstlich auf den gänzlichen Umsturz des Byzantinischen Reichs. Sein Sohn Jezid durchzog Kleinasien, fast ohne Widerstand zu finden, ging dann über den Hellespont und unternahm die Belagerung von Konstantinopel, mußte sie aber 669 wieder aufheben. Glücklicher war der Feldherr Ubeid-Allah gegen die Türken in Chorasan; er schlug sie, drang 673 selbst in Turkestan ein und machte bedeutende Eroberungen in Mittelasien, während Okba Ibn-Nâfi tief in das Innere von Afrika nach Süden und Westen vordrang. Ebenso wie Moawijah I. das Reich nach außen vergrößerte, suchte er es auch im Innern zu organisieren; dazu machte er das Kalifat erblich und erzwang 670 die Anerkennung seines Sohnes Jezid bei seinen Lebzeiten in Syrien und Irak. Jezid (680—683) wurde anfangs von den heiligen Städten Mekka und Medina nicht anerkannt, die, solange die K. in letzterer Stadt gewohnt, eine vorzügliche Stimme bei deren Wahl behauptet hatten, aber nicht gefragt wurden, als Moawijah seinen Nachfolger bestimmte. Die Unzufriedenen scharten sich zuerst um Alis zweiten Sohn Husein, dann um Abdallah, den Sohn Zobeirs, welche beide das Kalifat in Anspruch nahmen. Eine Empörung der Bewohner in Irak zu Gunsten Huseins wurde indessen unterdrückt und Husein getötet. Während nun ein syr. Heer gegen Abdallah ausrückte, starb Jezid und ihm folgte sein schwacher Sohn Maawijah II. (683), der nach wenig Monaten starb oder aus dem Wege geräumt wurde. Während Arabien, Irak und Ägypten sich dem Sohne Zobeirs anschlossen, ward in Damascus der Omajjade Merwân I. zuerst als Reichsverweser, dann als K. anerkannt und wußte sich auch trotz mannigfacher Erschütterungen und Aufstände zu behaupten, bis er von seiner Gattin, der Mutter Chalids, eines Sohnes Jezids, den er von der Nachfolge ausschloß, ermordet ward. Merwân hatte nicht verhindern können, daß Abdallah ben-Zobeir sich in einem Teil des Reichs, namentlich in Arabien und Persien, als Gegenkalif erhielt. Unter Merwâns Sohn Abdulmelik (685—705) wurde Mochtar, der als Prophet auftrat und sich bereits in Kufa hatte huldigen lassen, von Abdallah 686 überwunden, dadurch aber dieser dem Abdulmelik desto furchtbarer. Abdulmelik schloß mit dem byzant. Kaiser Justinian II. Frieden, zog gegen Abdallah, schlug dessen Anhänger in Irak, und sein Feldherr Haddschadsch nahm Mekka mit Sturm, wobei Abdallah blieb; so vereinigte Abdulmelik wieder in seiner Hand die Herrschaft aller Muslims. Unter seinem Sohne, Welid I. (705—715), der Wissenschaften und Künste, besonders die Baukunst beförderte, gelangte das Reich der K. auf den Gipfelpunkt seiner Blüte; die Araber eroberten unter ihm 707 Turkestan, 710 Galatien und 711 Spanien. Sein Bruder und Nachfolger Sulemân (715—717), schwelgerisch und träge, obgleich von Orthodoxen gepriesen, ließ Konstantinopel durch seinen Bruder Maslema belagern; doch wurde durch Stürme und durch das Griechische Feuer zweimal

seine Flotte völlig zerstört. Indessen eroberte er Georgien. Sein Nachfolger, Omar II. (717—720), einfach, gerecht und fromm, erregte das Mißvergnügen der Omajjaden durch seine milden Gesinnungen gegen die Aliden, indem er unter anderm die bis dahin gebräuchliche Fluchformel gegen die Partei des Ali aufgehoben haben und deshalb vergiftet worden sein soll. Ihm folgte Jezid II. (720—724), der, Ausschweifungen ergeben, bald starb, während das Reich von Empörungen und Aufständen allerwärts erschüttert war. Seinem Bruder Hischâm (724—743), einem einsichtsvollen Regenten, der, während seine Feldherren gegen die Griechen in Kleinasien und die Türken in Mittelasien fochten, sich angelegentlich mit den innern Angelegenheiten seines Reichs beschäftigte, machte der Alide Zeid, Huseins Enkel, das Kalifat streitig. Zwar wurde derselbe überwunden und getötet; allein sehr bald erwuchs Hischâm ein neuer Feind in den Abbassiden, die von Mohammeds Oheim Abbâs (s. d.) abstammten. Unter Hischâm wurde den Fortschritten der Araber im Westen durch Karl Martell ein Ziel gesetzt, der bei Tours 732 und bei Narbonne 736 ihre Heere vernichtete. Welid II. (743—744) wurde nach einjähriger Herrschaft umgebracht. Nach den kurzen Regierungen Jezids III. und Ibrahims (744) folgte Merwân II. (744—750). Mit diesem erreichte die Dynastie der Omajjaden in Asien ihr Ende. Die Ausschweifungen und die Freigeisterei der letzten derselben hatten sie so verhaßt gemacht, daß die Aufstände gegen sie immer mehr zunahmen. So kam es, daß die Verdrängung dieser Dynastie den Abbassiden sehr leicht wurde, welche Ansprüche auf das Kalifat machten, weil sie mit dem Propheten näher verwandt seien als die Omajjaden. Die Völkerschaften des den Omajjaden feindseligen Chorasân, von ihren Missionaren gewonnen, erklärten sich für sie und pflanzten die schwarze Fahne der Abbassiden auf, im Gegensatz zu der weißen Fahne der Omajjaden. Ibrahim, ein Urenkel des Abbâs, das damalige Oberhaupt der Abbassiden, wurde mächtig von dieser Provinz unterstützt; allein von Merwân II. gefangen genommen, übergab er im Kerker, in welchem er später ermordet wurde, seine Ansprüche auf das Kalifat seinem Bruder Abul-Abbas. Nachdem dieser von den Haschimiten in Mesopotamien zum K. ausgerufen worden war, erhob dessen Oheim Abdallah die Waffen gegen Merwan, der auch eine gefährliche Empörung in Syrien zu bekämpfen hatte. In zwei Treffen überwunden, floh Merwan (750) nach Ägypten, wo er bald darauf starb. Verräterischerweise suchte sodann Abdallah alle Omajjaden bei einer Zusammenkunft mit denselben durch ein gräßliches Blutbad zu vernichten. Nur wenige entrannen demselben, darunter Abd-ur-Rahmân, der nach Spanien entkam, wo er das unabhängige Kalifat von Cordova stiftete. (S. Omajjaden.)

Der erste K. der neuen Dynastie, Abul-Abbâs (750–754), der in Anbar und später in dem von ihm gegründeten Haschemiah residierte, erhielt wegen seiner Grausamkeit den Namen el-Saffâh, d. h. der Blutvergießer. Sein Bruder und Nachfolger Abu-Dschafar (754—775), genannt Al-Mansur, d. i. der Sieghafte, mußte zuerst im eigenen Oheim Abdallah, dann in noch andern Verwandten, vorzüglich aber in den Aliden Mohammed und Ibrahim Nebenbuhler bekämpfen, die er jedoch alle glücklich besiegte. Seinen Beinamen verdiente er durch seine Eroberungen in Armenien, Cilicien, Kappadocien und Indien. Er war ein Beschützer und Förderer der Wissenschaften, erbaute 763 die Stadt Bagdad am Tigris, wohin er 768 den Sitz des Kalifats verlegte, und starb auf einer Wallfahrt nach Mekka. Sein freigebiger Sohn und Nachfolger Al-Mahdi (775—785), von den Dichtern und Gelehrten gepriesen, hatte gegen eine Empörung der Chorasâner unter dem vorgeblichen Propheten Almukanna und gegen den Rebellen Jasin zu kämpfen. Al-Hâdi, des vorigen Sohn und Nachfolger (785—786), mußte einen harten Kampf gegen die Aliden unter Hasan, Alis Urenkel, bestehen und starb wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes. Ihm folgte sein Bruder Hârûn (786—809), Al-Raschid, d. h. der Gerechte genannt, der durch Beförderung der Künste, Wissenschaften und überhaupt der ganzen Wohlfahrt seines Reichs berühmt ist, obgleich er durch manche Verbrechen seinen Namen befleckt hat. Er teilte das Reich unter seine drei Söhne. Mohammed al-Amin, d. h. der Treue, sollte als K. Irak, Arabien, Syrien, Ägypten und Afrika unmittelbar beherrschen, unter ihm Al-Mamûn Persien, Turkestan, Chorasân und den ganzen Osten, und Kâsim Cilicien, Armenien und die Küstenländer des Schwarzen Meers. Die jüngern Brüder sollten Amin im Kalifat folgen. Mohammed al-Amin (809—813) ließ sich von seinem Vezier bewegen, seinen Sohn zum Nachfolger zu ernennen, wodurch ein Bruderkrieg veranlaßt wurde. Mamûns Feldherr, Tâhir, schlug das Heer des K., nahm Bagdad ein und ließ 813 Amin töten. Al-Mamûn (813—833) wurde nun als K. anerkannt. Seine Absicht, durch Verheiratung seiner Tochter mit einem Aliden den Frieden herzustellen, brachte die mächtigen Abbasiden gegen ihn zum Aufstande. Sie erklärten ihn des Throns für verlustig und Ibrahim zum K., unterwarfen sich aber wieder, als der Schwiegersohn gestorben und der K. andern Sinnes geworden war. Al-Mamûn, ausgezeichnet durch Freiheit des Geistes, ein Feind und Bekämpfer der starren Orthodoxie, begünstigte in erfolgreichster Weise die Wissenschaften. Das große, in zahllose Statthalterschaften geteilte Reich der Araber, das sich über zwei Weltteile ausbreitete, ließ sich immer schwerer unter Einem Scepter halten. Schon unter Hârûn al-Raschid hatten die Aghlabiden 801 in Kairawân, ebenso die Idrisiden in Fez unabhängige Reiche gestiftet. Im J. 821 warf auch der Statthalter Tâhir in Chorasan, von welchem die Tâhiriden abstammen, sich zum selbständigen Herrn auf. Ebenso machten sich noch mehrere Statthalter und Landesteile unabhängig. Im Kampfe gegen das Byzantinische Reich war Al-Mamûn nicht glücklich; zwei von ihm unternommene Züge gegen Konstantinopel mißlangen völlig. Unter seiner Regierung eroberten um 830 die afrik. Araber Sicilien und Sardinien, wo sie sich über 200 Jahre behaupteten, bis ihnen jenes 1061—91 von den Normannen, dieses 1052 von den Pisanern entrissen wurde.

Auf Al-Mamûn folgte Al-Motassim-Billahi (833—842), ein anderer Sohn Hârûns, welcher Sâmarrâ erbaute, wohin er seine Residenz verlegte. In seinen Kriegen gegen die Griechen und aufrührerischen Perser brauchte er zuerst türk. Söldner. Auch unter ihm dauerten die religiösen Streitigkeiten fort. Sein Sohn und Nachfolger Alwâthik Billahi (842—847), erwarb sich zwar den

Beifall von Sängern und Dichtern, erbitterte aber durch seine habsüchtige und intolerante Regierung. Einen Erbfolgestreit zwischen seinem Bruder Mutawakkil und seinem unmündigen Sohne Mohtadi entschied die türk. Leibwache zu Gunsten des erstern. **Mutawakkil Billahi** (847—861) war roh und grausam und zeigte einen blinden Haß gegen die Aliden. Endlich verschwor sich sein ältester Sohn, Muntassir, dem er einen jüngern vorziehen wollte, mit der türk. Leibwache gegen ihn und ließ ihn umbringen. Die türk. Leibwache rief nun **Muntassir** (861—862) zum K. aus, und nach dessen Tode **Musta'in Billahi** (862—866), einen andern Enkel des K. Motassim. Zwei Aliden warfen sich neben ihm zu K. auf. Der eine, zu Kufa, wurde besiegt und getötet; der andere aber, Hasan ben-Zeid, stiftete in Tabaristan ein unabhängiges Reich, das ein halbes Jahrhundert bestand. Uneinigkeit der türk. Söldner untereinander selbst vollendete die Zerrüttung des Reichs. Im J. 866 erhob eine der Parteien Al-Mutazz, den zweiten Sohn Mutawakkils, auf den Thron und nötigte Musta'in abzudanken. **Al-Mutazz Billahi** (866—869) ließ sowohl Musta'in als seinen eigenen Bruder Muajjad töten; auch dachte er daran, die türk. Söldner abzuschaffen; aber ehe er noch dazu kam, empörten sich diese und nötigten ihn, die Regierung niederzulegen. Sie erhoben **Al-Muhtadi Billahi** auf den Thron (869), stürzten ihn aber schon nach 11 Monaten wieder (870), weil er sie einer strengern Zucht unterwerfen wollte. Unter Mutawakkils drittem Sohne, dem Lüstlinge **Al-Mutamid Billahi** (870—892), der darauf zum K. ausgerufen wurde, gelang es endlich dessen klugem Bruder Al-Muwaffak, dem verderblichen Einfluß der türk. Leibwache Einhalt zu thun. Mutamid verlegte den Sitz des Kalifats 873 von Sâmarrâ wieder nach Bagdad, wo er seitdem blieb. In demselben Jahre folgte in dem unabhängigen Chorasân auf die Dynastie der Tâhiriden die der Saffariden, die ihre Herrschaft in der Folge über Tabaristân und Sedschestân ausbreitete. Auch der Statthalter von Ägypten und Syrien, Ahmed ben-Tulun, machte sich 877 unabhängig und gründete die Dynastie der Tuluniden. Zwar vernichtete der tapfere Muwaffak 881 das Reich der Zinghier in Kufa und Basra 10 Jahre nach seiner Entstehung; aber das Kalifat von dem Zerfallen, zu dem es immer mehr sich hinneigte, zu erretten, vermochte er nicht.

Auf Mutamid folgte Muwaffaks Sohn, **Al-Mutadhid Billahi** (892—902). Er begünstigte die Aliden, litt durch die Einfälle der Byzantiner und durch die in Irak neuentstandene Sekte der Karmaten, die er 899 bekämpfte. Sein Sohn **Al-Muktafi Billahi** (902—909) kämpfte glücklich nicht nur gegen die Karmaten, sondern noch glücklicher gegen die Tuluniden, indem er Ägypten und Syrien 905 sich wieder unterwarf. Unter des vorigen Bruder **Al-Muktadir Billahi** (909—931), der ihm in einem Alter von 13 J. folgte, zerrütteten Empörungen und blutige Zwiste um die Herrschaft das Reich. Muktadir war der Spielball seiner Frauen und obern Beamten und wurde mehrereumal ab- und wieder eingesetzt und endlich ermordet. Unter ihm erhob sich in Afrika Mahdi Obeidallah, stürzte 909 die Dynastie der Aghlabiden und stiftete die der Fâtimiden (s. d.). In Persien gelangte 925 die Dynastie der Büjiden zu Ansehen und Macht. Chorasân war noch immer unabhängig, nur daß an der Saffariden Stelle die Sâmâniden traten; in einem Teile Arabiens herrschten die ketzerischen Karmaten, in Mesopotamien die Hamdâniden. In dem kaum wiedergewonnenen Ägypten machte sich der Statthalter Ichschid zum Herrscher und gründete so die Dynastie der Ichschididen. **Al-Kâhir Billahi** (931—934), Mutadhids dritter Sohn, schon bei Lebzeiten seines Bruders ein- und wieder abgesetzt, wurde durch die türk. Söldner vom Throne gestürzt und starb 940. Sein Nachfolger **Al-Râdhi Billahi** (934—941), der Sohn Muktadirs, führte die Würde eines Emir-al-Omara, d. h. Befehlshaber der Befehlshaber, ein, mit welcher die Ausübung einer unumschränkten Gewalt im Namen des K. verbunden war, ähnlich der der fränk. Hausmeier, und stellte dadurch sich selbst immer mehr in den Hintergrund. Der erste, der diese Würde bekleidete, war der Türke Ibn-Raik. Bald aber entriß sie ihm der Türke Badschkem 939 durch Gewalt der Waffen und dehnte ihre Macht zu einer Unumschränktheit aus, die dem K. von seiner weltlichen Gewalt nichts als den Namen ließ und selbst das Recht, über die Thronfolge zu verfügen, umfaßte. Noch einmal versuchte Râdhis Nachfolger, **Al-Muttaki Billahi** (941—944), ebenfalls ein Sohn Muktadirs, durch Ermordung Badschkems die Selbstregierung wiederzugewinnen, aber bald zwangen ihn die türk. Söldner, einen andern ihrer Landsleute zum Emir zu ernennen, den Turun, der den K. 944 absetzte und blendete. Turun vermachte das Reich förmlich einem gewissen Ibn-Schirzad; aber bald kam es in die Hände des pers. Fürstenhauses der Büjiden, die der neue K. **Al-Mostakfi Billahi** (945) gegen die Tyrannei Ibn-Schirzads zu Hilfe gerufen, indem dieselben zwar diesen stürzten, aber auch den K. absetzten und die Würde eines Emir-al-Omara in ihrem Hause erblich machten. Der erste büjidische Emir, Moizz-ed-daulat, vererbte sie auf seine Nachkommen. Nun herrschte in Bagdad nicht der K., sondern der Emir, aber bald nicht mehr über das ganze Reich; denn in jeder etwas entlegenen Provinz gab es unabhängige Fürsten.

Nach und nach verloren die K. auch die letzte Auszeichnung, die allgemeine Erwähnung ihres Namens bei dem öffentlichen Gebet und auf den Münzen. Ägypten fiel 970 in die Hände der Fâtimiden, die ebenfalls den Namen K. annahmen. So gab es nun drei K.: zu Bagdad, Kairo und Cordova. Die Fâtimiden fielen aber, wie die Abbasiden, unter die Gewalt ihrer Veziere, und die Omajjaden in Cordova waren längst durch die Teilung Spaniens in viele kleine Reiche um alle Gewalt gebracht, als die Almoraviden sie völlig stürzten. Der Beherrscher von Turkestan, Ilek-Chan, eroberte Chorasân und stürzte die Sâmâniden, wurde aber wieder von Mahmûd, dem Fürsten von Ghasna, gestürzt, der dort 998 die Herrschaft der Ghasnewiden gründete. In Bagdad mußten die Büjiden schon 1038 vor den Seldschuken (s. d.) weichen, welche die K. beherrschten, sich in verschiedene Dynastien teilten und die Herrschaft der Türken begründeten. Dem Reiche der Fâtimiden machte der Gründer der ajjubidischen Dynastie in Ägypten, Saladin, 1171 ein Ende; die von ihm gegründete Dynastie herrschte bis 1250 über Ägypten, in welchem Jahre die Mamlûken sie verdrängten. Die seldschukischen Sultane von Irak wurden 1194 von den Chowaresmiern und diese durch Dschingis-

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Chan (s. d.) und die Mongolen gestürzt. Auch Bagdad, der Rest des Eigentums der K., wurde unter dem K. Al-Mostaßem 1258 die Beute der Mongolen. Sprößlinge der Abbasidenkalifen flohen nach Ägypten, wo sie unter dem Schutze der Mamlüken ihre geistliche Oberherrschaft über die Muslims geltend machten und auf ihre Nachkommen vererbten. Auf den Trümmern der Macht der Araber, Seldschuken und Mongolen legte der Turkmane Osman als Emir des seldschukischen Sultans von Iconium den Grund zu dem Staate der osman. Türken. (S. Osmanisches Reich.) Als die Türken 1517 Ägypten eroberten, wurde der letzte der ägypt. Schattenkalifen nach Konstantinopel geführt, später jedoch nach Ägypten zurückgebracht, wo er 1538 starb. Seitdem nahmen die türk. Sultane den Kalifentitel an, den noch gegenwärtig der Sultan in Konstantinopel mit allen, außerhalb seines eigentlichen Reichs jedoch wenig geachteten und von den Persern und Arabern, besonders von den Marokkanern, welche wie die Perser, Nachkömmlingen Alis unterthan sind, bestrittenen Ansprüchen der geistlichen Oberherrschaft über alle Muslims behauptet.

Vgl. Weil, «Geschichte der K.» (5 Bde., Mannh. 1846—62); A. von Kremer, «Kulturgeschichte des Orients unter den K.» (2 Bde., Wien 1875—77).

Kaliglimmer, der farblose oder hellfarbige, gewöhnlich silberweiße Glimmer, welcher sich namentlich im Gegensatz zu dem dunkeln Magnesiaglimmer, durch seinen 8—10 Proz. betragenden Kaligehalt, seine Armut an Eisen und Magnesia auszeichnet; weitverbreiteter Gemengteil der Granite, Gneise, Glimmerschiefer.

Kalihydrat, s. u. Kalium (-Verbindungen 1b).

Kaliko oder **Calico** (benannt nach der ostind. Hafenstadt Kalikut, woher der Stoff zuerst nach Europa gelangte) ist eine sehr gebräuchliche Benennung der zum Drucke bestimmten glatten, d. h. leinwandartig gewebten Baumwollstoffe dichterer Art. In diesem ausgedehntern Sinne hat das Wort gleiche Bedeutung mit Druckkattun. Meist versteht man aber darunter im besondern die feinern Drucklattune oder sog. Druckperkale, welche aus Baumwollgarn von den Feinheitsnummern 30—50 gewebt sind und zu Büchereinbänden benutzt werden.

Kalikut, richtiger Kalikat, unter 11° 15′ nördl. Br. und 75° 50′ östl. L. (von Greenwich), in dem Distrikt Malabar der indo-brit. Präsidentschaft Madras an dem Indischen Ocean in niedriger Gegend gelegene See- und Handelsstadt. In frühern Jahrhunderten der reiche und blühende Hauptort eines eigenen, unter mohammedanischen, Zamorin oder Tamuri Radjah genannten Fürsten stehenden Staats, zeigt K. kaum noch einige Spuren seiner frühern Größe. Die Portugiesen landeten unter Vasco de Gama zuerst daselbst 18. Mai 1498. Später, 1510 unter Albuquerque, verbrannten sie die Stadt, wurden aber bald wieder vertrieben und erhielten erst 1513 die Erlaubnis daselbst eine befestigte Faktorei zu stiften. Auch die Englisch-Ostindische Kompagnie gründete 1616 in K. eine solche. Im J. 1766 von Hyder-Ali, Sultan von Mysore, unterworfen, befreite sich K. wieder und wurde 1773 von Hyder-Ali abermals erobert, welchen 1782 die Engländer vertrieben. Infolge hiervon eroberte Tippu-Sahib 1789 wieder K., verwüstete die Stadt fast gänzlich und beging gegen alle christl. und brahmanischen Einwohner die fürchterlichsten Grausamkeiten. Alle fremden mohammed. Handelsleute wurden vertrieben. Wenige Jahre später, 1792, gelangte K. wieder an die Engländer und hat sich seitdem gehoben, ist aber lange noch nicht zu seinem frühern Glanze zurückgelangt. Der in älterer Zeit geräumige und gute Hafen ist versandet. K. zählt (1871) 47962, fast ausschließlich mohammedanische, teilweise von eingewanderten Arabern abstammende E., welche etwas Baumwollweberei und Handel mit den wenig beträchtlichen, hauptsächlich in Kokosnüssen, verschiedenen Gewürzen, Baumwolle, Wachs, Teak- und Sandelholz bestehenden Erzeugnissen des Landes treiben.

Kalkutisches Huhn, s. Truthahn.

Kalklauge, s. unter Kalium.

Kalipflanzen nennt man diejenigen Pflanzen, welche in ihren Aschenbestandteilen verhältnismäßig viel Kali enthalten; hierzu gehören unter andern die Distelarten aus den Gattungen Carduus und Cirsium, die Buche, Ulme, Fichte, die Atriplex- und Chenopodiumarten.

Kalippische Periode, s. unter Periode (chronologisch).

Kalir (Elasar), einer der ersten und einflußreichsten synagogalen Dichter der Juden, lebte wahrscheinlich 800 n. Chr. in Palästina. Er bearbeitete in seinen (hebr.) Dichtungen die alte Geschichte und Sage, gesetzliche Institutionen, religiöse Vorstellungen und nationale Anschauungen in einer gedrängten, gedankenschweren, von neuen Wortbildungen überfüllten Sprache, unter Anwendung des Reims, Einführung künstlicher Akrosticha und Einflechtung von Bibelversen, aber in großartiger Auffassung seiner Themata und voll dichterischen Schwungs. Man hat von ihm mehr als 200 synagogale Dichtungen. Seine Art, die hebr. Sprache zu behandeln, hat vielfache Nachahmungen hervorgerufen. Vgl. Zunz, «Litteraturgeschichte der synagogalen Poesie» (Berl. 1865).

Kalisalpeter, s. unter Kalium (-Verbindungen 10).

Kalisalz, soviel wie Kaliumverbindung.

Kalisch (poln. Kalisz), Hauptstadt des poln. Gouvernements gleichen Namens, an drei Armen der Prosna und an der preuß. Grenze in einem herrlichen Thale, eine der schönsten Städte des Landes, zählt (1882) 18840 E., worunter 6301 Juden, hat fünf röm.-kath. Kirchen, eine russ. und eine evang. Kirche, ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Realschule, einen großen Park mit schönen Spaziergängen, eine Dampfbierbrauerei, eine Tuchfabrik, eine Bandfabrik und mehrere Lederfabriken. Die Stadt ist sehr alt und vielleicht das Calisia, das bei Plinius dem Jüngern und bei Ptolemäus (Calissia an der Prona) vorkommt. Gegen das J. 1000 erbaute Boleslaw Chrobry in der Altstadt, auf künstlich gebauten Wällen ein festes Schloß, von dem noch Trümmer vorhanden sind. In der Schlacht bei K. wurde 29. Okt. 1706 der schwed. General Mardefeld von König August II. von Polen und dem russ. Feldmarschall Menschikow geschlagen und gefangen genommen. Auch ist K. denkwürdig wegen des daselbst abgeschlossenen Allianztraktats zwischen Preußen und Rußland vom 28. Febr. und der Zusammenkunft der Monarchen beider Staaten, Kaiser Alexander I. von Rußland und Friedrich Wilhelm III. von Preußen, 2. April 1813. Am 11. und 13. Sept. 1831 fanden hier Gefechte zwischen Russen und Polen statt. An das hier 1835 gehaltene glänzende Lustlager russ.

und preuß. Truppen erinnert ein Obelisk aus Gußeisen, der 1841 von Kaiser Nikolaus I. errichtet ward.

Das Gouvernement Kalisch zählt (1880) auf 11373,5 qkm 755452 E.

Kalisch (David), humoristischer Dichter und Schriftsteller, geb. 23. Febr. 1820 zu Breslau, von israel. Ablunft, verlebte seine Jugend daselbst, bis er durch wechselvolle Schicksale nach Paris geführt wurde. Hier begann er seine litterarische Thätigkeit mit Korrespondenzen für deutsche Journale und kam in nähere Beziehung zu Heine und Proudhon. Im J. 1846 nach Deutschland zurückgekehrt, war er anfänglich zu Leipzig als Mitarbeiter für Öttingers «Charivari» thätig, und wandte sich 1847 nach Berlin, wo er im Mai 1848 den «Kladderadatsch» begründete. Um dieselbe Zeit begann auch K.s Wirksamkeit für das Theater. Schon mit den beiden ersten Stücken «Hunderttausend Thaler» und «Berlin bei Nacht», welche in Berlin Hunderte von Aufführungen erlebten und sich rasch auf allen Theatern Norddeutschlands Eingang verschafften, begründete er seinen Ruf als Possendichter. Auch die meisten andern seiner sehr zahlreichen Stücke, wie «Peschke», «Der gebildete Hausknecht», «Der Aktienbudiker», «Berlin wie es weint und lacht», «Einer von unsre Leut», «Der Goldonkel» u. s. w., haben sich fast auf allen Theatern eingebürgert. Dieselben zeichnen sich durch geschickte Komposition, scharfe Charakteristik und schlagenden Witz vor denen seiner zahlreichen Nachahmer vorteilhaft aus. Eine Sammlung derselben enthält der «Berliner Leierkasten» (Berl. 1857 u. öfter; neue Folge 1863). K. starb 21. Aug. 1872. Vgl. Ring, «David K.» (Berl. 1873).

Kalisch (Ludw.), deutscher Schriftsteller, geb. 1814 in Lissa, lebte in Bingen und Mainz, wo er vor der Märzrevolution eine satirische Wochenschrift, die «Narrhalla», redigierte. Er nahm an der Revolution von 1849 als Regierungsmitglied der Pfalz teil, wurde zum Tode verurteilt und flüchtete sich nach London. Später ging er nach Paris, von wo aus er während langer Jahre für die «Gartenlaube» schrieb. Unter seinen Schriften sind zu nennen: «Gebunden und ungebunden» (Münch. 1876) und «Pariser Skizzen» (Mainz 1881). K. starb 3. März 1882 zu Paris.

Kalischwefelleber, s. unter Kalium (-Verbindungen 2).

Kaliseifen, weiche oder Schmierseifen, s. unter Seife.

Kalisz, poln. Stadt, s. Kalisch.

Kalitwenskoja-Stanitza, eine größere Ansiedelung im Lande der Donischen Kosaken, im Kreise Donez, am linken Ufer des Donez, 135 km im NNO. von Nowotscherkask mit 1500 E. Die Umgebung des Orts besteht aus Kreideformation, in welcher sich ungeheure Schichten von Quarzsandstein finden; 2 km oberhalb K. liegt, ebenfalls am linken Ufer des Flusses, ein großes Steinkohlenlager.

Kalùbîye, Provinz oder Mudirîye Ägyptens, im Norden von Kairo, die Südspitze des Delta bildend, mit der Hauptstadt Benha-el-Asl, 842 qkm groß, mit (1877) 205380 Bewohnern.

Kalium, ein Alkalimetall (chem. Zeichen oder Symbol K; Atomgewicht = 39), welches sich niemals rein in der Natur, sondern mit Sauerstoff und Kieselsäure verbunden und als Chlorkalium vorfindet. Unter den Mineralien, in denen es in ziemlich großer Menge vorkommt, sind der Feldspat und die staßfurter Salzmineralien Carnallit, Kainit und Sylvin in erster Linie zu nennen. Das K. bildet auch einen wesentlichen Bestandteil der Vegetabilien und findet sich in der Asche derselben. In die Binnenlandpflanzen gelangt es aus dem Boden, welcher stets Verwitterungsprodukte des Feldspats, des Glimmers und ähnlicher kalihaltiger Gesteine enthält. In den Seepflanzen findet sich das K. gleichfalls und rührt aus dem Seewasser her, welches etwa 0,35 Promille K. enthält. Auch in dem Tierreiche kommt das K. vor, so im Fleischsaft, in allen Gewebsflüssigkeiten, in der Milch, im Blut, im Harn und in großer Menge in dem Wollschweiße der Schafe. Man stellt das K. durch starkes Glühen von kohlensaurem Kali mit Kohle her, wobei das K. in Dampfgestalt übergeht und in einer kupfernen, mit Petroleum gefüllten Vorlage aufgefangen wird. Es ist fest, silberweiß, von starkem Glanze, von 0,865 spezifischem Gewicht, mit dem Messer schneidbar und bei 62,5° C. schmelzend, läßt man das geschmolzene Metall unvollständig erstarren, so erhält man nach dem Abgießen des noch flüssigen Teils schöne, centimetergroße, oktaedrische Krystalle des Metalls. Mit Natrium zusammengeschmolzen bildet es nach dem Erkalten eine flüssige, dem Aussehen nach mit Quecksilber zu verwechselnde Legierung. An der Luft oxydiert es sich sofort, weshalb es unter Petroleum oder unter Paraffin aufbewahrt werden muß. Wasser wird durch K. mit größter Heftigkeit und Entzündung zersetzt.

In seinen Verbindungen funktioniert das K. als einwertiges Element. Von diesen Verbindungen sind zu erwähnen:

1) Kalium und Sauerstoff:

a. Kaliumoxyd K_2O, Anhydrid des Kaliumoxydhydrats, geht aus diesem beim Erhitzen mit Kaliummetall hervor; beim Verbrennen von K. an der Luft entsteht Kaliumperoxyd KO_2.

b. Kaliumoxydhydrat, Kalihydrat, Kaliumhydroxyd, Ätzkali KHO. Weiße krystallinische, bei Rotglut schmelzbare, äußerst leicht in Wasser lösliche, an der Luft zerfließende Substanz, von höchst ätzender Wirkung auf pflanzliche und tierische Gewebe, in verdünntem Zustande von laugenhaftem Geschmack, zeigt alle Eigenschaften eines Alkalis in höchster Potenz, entsteht bei der Einwirkung von Kalkhydrat auf kohlensaures Kali in wässeriger Lösung. Die von dem kohlensauren Kalk abgesonderte Lösung liefert nach dem Verdunsten zu einem spezifischen Gewicht von 1,142 bis 1,146 die Kalilauge Liquor Kali caustici. Wird letztere in einer aus reinem Silber angefertigten Schale weiter eingekocht, bis ein Tropfen beim Erkalten sofort erstarrt, und dann unter beständigem Rühren erkalten gelassen, so ist der pulverige Rückstand das trockene Kalihydrat, Kali causticum siccum; oder gießt man die geschmolzene Masse in Stangenformen, so erhält man das Kali causticum in bacillis, Lapis causticus, Ätzstein.

2) Kalium und Schwefel:

Schwefelkalium, Kaliumsulfid K_2S, dem Kaliumoxyd entsprechende Schwefelbase, bildet sich beim Glühen von Kaliumsulfat mit Kohle als eine in Wasser leicht lösliche stark alkalische Flüssigkeit. Gibt mit vielen Schwefelmetallen Doppelverbindungen, löst mit Leichtigkeit Schwefelarsen, Schwefelantimon, Schwefelkohlenstoff und gibt damit Sulfosalze. Wird die Lösung des Schwefelkaliums mit Schwefel gekocht, so löst letzterer sich leicht, unter Bildung von Polysulfureten, dreifach und fünffach

Schwefelkalium K_2S_3 und K_2S_5 auf, welche kryſtalliſiert zu erhalten ſind. Ein Gemiſch von fünffach Schwefelkalium und Kaliumſulfat iſt die Schwefelleber, Kaliſchwefelleber, Hepar sulfuris. Kalium sulfuratum, welche entſteht, wenn gleiche Teile kohlenſaures Kali und Schwefel in einem eiſernen Gefäße bis zum ruhigen Schmelzen erhitzt werden; die nach dem Erkalten feſte, grüngelbe Maſſe iſt vor dem Zutritt von Feuchtigkeit und Luft geſchützt zu bewahren.

3) Kalium und Chlor:

Chlorkalium KCl findet ſich als Mineral Sylvin (ſ. d.), als Beſtandteil des Meerwaſſers und in größter Menge in Form eines Doppelſalzes Carnallit (ſ. d.) in der großen ſtaßfurter Mulde. Der Carnallit iſt ein Beſtandteil der ſog. Abraumſalze, die ein Gemenge von dieſem Salz mit Kieſerit und Steinſalz ſind. Zur Gewinnung des Chlorkaliums werden die zerkleinerten Abraumſalze mit einer zur Löſung des Ganzen unzureichenden Menge von Waſſer durch einſtrömenden Dampf zum Sieden erhitzt und die geſättigte Lauge von dem Salzrückſtand getrennt. Es löſt ſich dabei vorzugsweiſe Carnallit, der aber bei der Auflöſung in ſeine Beſtandteile Chlorkalium und Chlormagneſium zerfällt, während Kieſerit und Steinſalz zum größten Teil zurückbleiben. Die Carnallitlauge ſcheidet beim Erkalten eine reichliche Kryſtalliſation von Chlorkalium ab, welches von der Mutterlauge, die bei der nächſten Operation unter Zuſatz von wenig Waſſer zum Auskochen des Abraumſalzes dient, getrennt und mit kaltem Waſſer gewaſchen wird. Nach dem in Flammöfen ausgeführten Trocknen und ſchwachen Röſten iſt das Chlorkalium Handelsware und in dieſem Zuſtande das Rohmaterial für die techniſche Darſtellung der meiſten Kaliumverbindungen. Nach der durch Umkryſtalliſation bewirkten Reindarſtellung bildet es farbloſe, würfelförmige Kryſtalle, die mit kochendem Waſſer eine Löſung von 37 Proz. Salzgehalt geben, während die Löſung bei 15° nur 25 Proz. Salz enthält; es ſchmilzt bei ſchwacher Glühhitze und verdampft bei höherer Temperatur in erheblicher Menge.

4) Kalium und Brom, ſ. Bromkalium.

5) Kalium und Jod:

Jodkalium, Kalinmiodid, Kalium iodatum KI, weiße würfelförmige, ſehr leicht lösliche Kryſtalle, am zweckmäßigſten darzuſtellen, indem in chemiſchreine, kochende Kalihydratlöſung Jod eingetragen wird, bis die Löſung eben dauernd gelb gefärbt erſcheint. Der Löſung wird ein Zehntel der Menge des angewandten Jods an feingepulverter Holzkohle zugefügt und zur Trockne verdampft. Der Rückſtand wird in einem eiſernen Gefäß bis zum ruhigen Schmelzen erhitzt, wodurch das neben dem Jodkalium entſtandene Kaliumiodat zerſetzt wird. Der Schmelzrückſtand wird in heißem Waſſer aufgenommen, von dem Überſchuß der Kohle abfiltriert, die Löſung verdampft und ſchließlich in mäßiger Wärme der Kryſtalliſation überlaſſen, wobei das Salz in undurchſichtigen, porzellanartigen Kryſtallen ſich abſcheidet. Es findet vielfach Verwendung in der Medizin, in ungleich größern Mengen aber in der Photographie.

6) Kalium und Cyan:

Cyankalium, ſ. Bd. IV, S. 730; Ferrocyankalium, ſ. Blutlaugenſalz, gelbes, Bd. III, S. 210; Ferridcyankalium, ſ. Blutlaugenſalz, rotes, Bd. III, S. 211.

7) Kalium und Kohlenſäure:

a. Kaliumcarbonat, kohlenſaures Kali, Pottaſche, Kalium carbonicum K_2CO_3, entſteht bei der Verbrennung der Verbindungen des K. mit organiſchen Säuren und iſt daher in den Verbrennungsrückſtänden von all ſolchen Subſtanzen enthalten, in denen dieſe Salze vorkommen. So in der Aſche aller Landpflanzen, namentlich des Holzes, die früher die alleinige Quelle zur Darſtellung des kohlenſauren Kali darbot. Ein ähnlicher Verbrennungsrückſtand iſt die ſog. Schlempekohle, welche als Rückſtand der Spiritusfabrikation unter Verwendung von Zuckerrübenmelaſſe verbleibt; ein analoges Produkt wird jetzt in vielen Fabriken gewonnen, welche die Melaſſe auf chem. Wege entzuckern, in beiden ſtammt das kohlenſaure Kali von den Kaliſalzen, die in den Rüben gebildet worden ſind. Hierher gehört auch der an kohlenſaurem Kali ſehr reiche Verbrennungsrückſtand, welcher als Nebenprodukt der Wollwäſchereien nach dem Verdampfen der mit Wollſchweiß beladenen Waſchwäſſer verbleibt. Alle dieſe Subſtanzen werden mit Waſſer ausgezogen, wobei nach dem Eintrocknen der von dem Unlöslichen getrennten Lauge mehr oder weniger reines kohlenſaures Kali zurückbleibt. Nach der Herkunft unterſcheidet man im Handel ruſſ., illyr., ameril. Pottaſche, Steinaſche, von denen die letztere reichliche Mengen von Kalihydrat enthält. Außer dieſer Art der Fabrikation wird gegenwärtig viel kohlenſaures Kali aus Kaliumſulfat auf ganz gleiche Weiſe wie die Soda nach dem Leblancſchen Verfahren dargeſtellt. Das rohe kohlenſaure Kali iſt immer durch andere Salze mehr oder weniger verunreinigt, ſo durch kohlenſaures Natron, Chlorkalium, Kaliumſulfat. Hiervon wird es durch Kryſtalliſation oder partielle Löſung getrennt; das kohlenſaure Kali iſt viel leichter löslich als die andern Salze und verbleibt daher in der Mutterlauge, während jene auskryſtalliſieren, oder geht bei Behandlung mit minimalen Waſſermengen zuerſt in Löſung. Das ſo gereinigte Salz iſt das Kali carbonicum depuratum der ältern Pharmakopöen, das Kalium carbonicum der Deutſchen Pharmakopöe von 1882, welche einen Reinheitsgehalt von 95 Proz. fordert. Chemiſch rein läßt ſich das kohlenſaure Kali nur durch Erhitzen von Kaliumbicarbonat erhalten.

b. Kaliumbicarbonat, doppelt kohlenſaures Kali, Kalium bicarbonicum $KHCO_3$, farbloſe, rhomboëdriſche Kryſtalle, in 4 Teilen kaltem Waſſer, leichter in Waſſer von 70° löslich, zerſetzt ſich in wäſſeriger Löſung bei 80° oder bei gelindem Erhitzen des trockenen Salzes in Kaliumcarbonat und entweichende Kohlenſäure. Zur Darſtellung werden Holzkohlenſtücke mit einer konzentrierten Löſung von möglichſt gereinigtem Kaliumcarbonat getränkt einer Atmoſphäre von Kohlenſäure ausgeſetzt, wobei letztere mit Begierde abſorbiert wird. Die kohlige Maſſe wird mit Waſſer, deſſen Temperatur 70° nicht überſteigt, erſchöpft und die warme Löſung durch Erkalten zur Kryſtalliſation gebracht, wobei ſich das Salz chemiſch rein abſcheidet, während die aus dem kohlenſauren Kali ſtammenden fremden, leichter löslichen Salze in der Mutterlauge bleiben.

8) Kalium und Schwefelſäure:

a. Kaliumſulfat, ſchwefelſaures Kali, Kalium sulfuricum, Arcanum duplicatum, Tartarus vitriolatus K_2SO_4, findet ſich als Mineral

Digitized by Google

Kainit (s. d.), einer Verbindung von Kalium-Magnesiumsulfat, Chlormagnesium und Krystallwasser, unter den Salzen der staßfurter Mulde. Nachdem vielfache Versuche die technische Unmöglichkeit, das Kaliumsulfat aus dem Kainit abzuscheiden, ergeben haben, ist die Verwertung dieses Salzes, welches dagegen als Düngmittel willige Abnahme findet, in dieser Richtung aufgegeben und es wird das Kaliumsulfat auf gleiche Weise aus dem Chlorkalium durch Zersetzung mit Schwefelsäure dargestellt, wie das Glaubersalz (s. Bd. VIII, S. 97) aus dem Kochsalz. Aus seiner heißen wässerigen Lösung scheidet es sich in harten Krystallkrusten von salzig bitterm Geschmack aus, erfordert in der Kälte 10 Teile Wasser, beim Sieden 4 Teile Wasser zur Lösung, in Alkohol ganz unlöslich; schmilzt unzersetzt bei starker Glühhitze.

b. **Kaliumbisulfat**, saures schwefelsaures Kali $KHSO_4$, entsteht beim Erwärmen von Kaliumsulfat mit einer äquivalenten Menge von konzentrierter Schwefelsäure und erstarrt nach dem Erkalten der flüssigen Masse zu einer weißen durchscheinend krystallinischen, in Wasser sehr leicht löslichen Substanz. Wird durch mäßiges Erhitzen unter Abgeben von Wasser in pyroschwefelsaures Kali $K_2S_2O_7$ verwandelt und dies geht bei stärkerm Erhitzen in Kaliumsulfat und Schwefelsäure-Anhydrid über. Es dient zur Darstellung von Schwefelsäure-Anhydrid und in der chem. Analyse als Aufschließungsmittel für manche in Säure sich schwer lösende Körper.

9) **Kalium und Chromsäure:**

Kaliumchromat und Kaliumbichromat, s. unter Chrom (-Verbindungen 7 und 8).

10) **Kalium und Salpetersäure:**

Kaliumnitrat, salpetersaures Kali, Salpeter, Kalisalpeter, Ostindischer Salpeter, Kalium nitricum KNO_3. In manchen Gegenden von Ostindien kommt in einem an vegetabilischen und animalischen Stoffen reichen Boden, infolge der darin lebhaft verlaufenden Verwesungsvorgänge so viel Salpeter vor, daß derselbe durch Auswaschen gewinnbar ist. In frühern Zeiten war man ausschließlich auf diese Quelle des Vorkommens angewiesen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts fing man in Frankreich an, dieselben Vorgänge nachzuahmen, und errichtete sog. **Salpeterplantagen**, deren Betrieb aber seit dem Auffinden der scheinbar unerschöpflichen Lager von Chilisalpeter (s. d.) eingestellt ist. Gegenwärtig wird der Kalisalpeter durch Zersetzen von salpetersaurem Natron mit Chlorkalium dargestellt. Beide Salze werden in äquivalenten Mengen in möglich wenig siedendem Wasser gelöst und die filtrierte Flüssigkeit während des Erkaltens gerührt, wobei salpetersaures Kali als Krystallmehl sich ausscheidet. Dies wird nach Entfernung der Mutterlauge durch Aufgießen von recht kaltem Wasser gewaschen und durch Umkrystallisieren von allen Chlorverbindungen befreit. Das Umkrystallisieren wird durch die Löslichkeitsverhältnisse des Salzes sehr begünstigt: 100 Teile Wasser lösen bei 18° C. 29 Teile salpetersaures Kali, während die siedendheiß gesättigte Lösung auf 100 Teile Wasser 335 Teile des Salzes enthält. Seine Krystalle sind rhombische Prismen von salzig erfrischendem Geschmacke. Leicht unzersetzt schmelzbar; bei höherer Temperatur wird es partiell in salpetrigsaures Kali verwandelt.

11) **Kalium und Chlorsäure: Kaliumchlorat**, s. unter Chlorsaures Kali.

12) **Kalium und Übermangansäure: Kaliumpermanganat**, s. unter Mangan (-Verbindungen).

13) **Kalium und Essigsäure: Kaliumacetat**, s. unter Essigsaure Salze 6.

14) **Kalium und Oxalsäure: Kaliumoxalat**, s. unter Oxalsaure Salze.

15) **Kalium und Weinsäure: Kaliumtartrat**, s. unter Weinsaure Salze.

Kalium-Acetat (essigsaures Kali), s. unter Essigsaure Salze (6). [Bd. I, S. 320.

Kalium-Aluminium-Alaun, s. unter Alaun.

Kaliumbicarbonat, s. unter Kalium (-Verbindungen 7b).

Kaliumbichromat (saures chromsaures Kali), s. unter Chrom (-Verbindungen 8).

Kaliumbisulfat, s. unter Kalium (-Verbindungen 8b). [vgl. Cremor tartari.

Kaliumbitartrat, s. u. Weinsaure Salze, vgl.

Kaliumbromid, s. Bromkalium.

Kaliumcarbonat, s. unter Kalium (-Verbindungen 7a).

Kaliumchlorat, s. Chlorsaures Kali.

Kaliumchromat (neutrales chromsaures Kali), s. unter Chrom (-Verbindungen 7).

Kaliumeisencyanid, s. Blutlaugensalz, rotes. [gelbes.

Kaliumeisencyanür, s. Blutlaugensalz,

Kalium-Goldcyanid, s. unter Gold (-Verbindungen 4). [dungen 1b).

Kaliumhydroxyd, s. unter Kalium (-Verbin-

Kaliumjodid, s. unter Kalium (-Verbindungen 5). [(-Verbindungen 10).

Kaliumnitrāt (Salpeter), s. unter Kalium

Kaliumoxalat, s. unter Oxalsaure Salze.

Kaliumoxyd, s. u. Kalium (-Verbindungen 1).

Kaliumpermanganat, s. unter Mangan (-Verbindungen).

Kaliumsulfat, s. unter Kalium (-Verbindungen 8a). [dungen 2).

Kaliumsulfid, s. unter Kalium (-Verbin-

Kaliumtartrat, s. unter Weinsaure Salze.

Kaliumverbindungen, s. unter Kalium.

Kaliwasserglas, s. Wasserglas.

Kalix oder Kalis-elf, Fluß im schwed. Lappland, nächst dem schwed.-russ. Grenzstrom Torneå-elf der nördlichste der vielen norrländischen Ströme, ist in seinem 440 km langen Laufe öfters zu langgedehnten, miteinander durch Stromschnellen verbundenen Seen erweitert und hat bei dem terrassenförmigen Abfall des Landes etwa 80, teilweise bedeutende Fälle. Er mündet in den Bottnischen Meerbusen. Im Flußgebiet des K. ist eine Bifurkation, indem der Tärendö-elf den Torneå-elf mit dem K. verbindet.

Kaljasin oder Koljasin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Twer, rechts an der Wolga, 180 km nordöstlich von Twer, an dem großen Wege nach Jaroslaw, mit (1882) 7167 E., ist ein sehr wichtiger Stapelplatz für Lebensmittel, welche nach Petersburg bestimmt sind, hat vier Jahrmärkte und Fabriken für Eisenwaren und Gewebe.

Kalk ist die wichtigste der alkalischen Erden, aus Calcium und Sauerstoff (s. d.) bestehend. In der Natur findet sich der K. sehr häufig, aber nie rein, sondern stets in Verbindung mit Säuren, und zwar in Verbindung mit Kieselsäure in vielen Mineralien, mit Schwefelsäure im Gips (s. d.) und Alabaster (s. d.), mit Phosphorsäure in Apatit, Phosphorocalcit,

den Knochen der Tiere, mit Kohlensäure endlich in den unter den Namen der Kreide, des Kalkspats, Aragonits, körnigen K., Kalksteins und Marmors bekannten Formen, in den Muschelschalen und in den kalkigen Überzügen der Characeen und ähnlicher Pflanzen. In allen diesen Vorkommnissen wird der K. häufig von Magnesia (s. d.) in verschiedener Menge begleitet, und die magnesiahaltigen Kalksteine der verschiedenen Formationen tragen auch den besondern Namen der Dolomite. Man stellt den K. stets aus den natürlich vorkommenden kohlensauren Verbindungen dar, indem man durch Erhitzung die Kohlensäure austreibt, d. h. durch das Kalkbrennen, welches in Schachtöfen mit intermittierendem oder mit kontinuierlichem Betriebe vorgenommen wird. Die neuere Zeit hat die Kalköfen wesentlich verbessert und den Prozeß durch Einführung der billigern Brennmaterialien, insbesondere der Gasfeuerung, ökonomischer gestaltet. Die Qualität des gebrannten K. (Ätzkalk, Calciumoxyd) hängt teils von der Reinheit des dazu verwendeten Kalksteins, teils von der Art des Brennens selbst ab. Die Hitze muß nämlich so stark anhaltend einwirken, daß alle Kohlensäure ausgetrieben wird und der K. nicht mehr mit Säuren braust; sie darf aber auch, da gewöhnliche Kalksteine stets etwas Kieselsäure, Thonerde u. s. w. enthalten, nicht so weit gehen, daß diese Bestandteile sich mit dem K. chemisch vereinigen oder gar zusammenschmelzen, in welchem Falle der K. totgebrannt heißt und unbrauchbar geworden ist. Der gebrannte K. ist das wasserfreie Oxyd des Calcium, eine weiße Masse, welche an der Luft Wasser und Kohlensäure anzieht und dabei zu Pulver zerfällt (zerfallener K.). Übergießt man ihn direkt mit Wasser, so findet die Aufnahme des Wassers unter bedeutender Erhitzung statt, und man erhält ebenfalls eine weiße Masse (gelöschter K.). In beiden Fällen ist das Produkt ein Hydrat des K. (Calciumhydroxyd), aus 75 Teilen Calciumoxyd und 25 Teilen Wasser bestehend, welches sich in vielem Wasser zerteilen (Kalkmilch) und selbst klar auflösen läßt (Kalkwasser, Aqua calcis) und an der Luft allmählich Kohlensäure anzieht, wodurch es seine alkalische Reaktion verliert und unauflöslich wird.

Der K. verhält sich zu Säuren als eine starke Basis und steht den Alkalien sehr nahe, unterscheidet sich aber von ihnen dadurch, daß er mit vielen Säuren in Wasser unauflösliche oder sehr schwer lösliche Salze gibt, von denen aber die meisten in Salzsäure löslich sind. Mit Rohrzucker geht der K. eine in Wasser lösliche Verbindung (Monocalcium-Saccharat) ein; außerdem existiert noch ein unlösliches Tricalcium-Saccharat, auf dessen Bildung mehrere technisch sehr wichtige Methoden der Entzuckerung der Melasse beruhen.

Die Anwendung des K. ist vielfach. Man benutzt ihn unter anderm zur Darstellung der ätzenden Alkalien, der Soda und der Pottasche (nach Leblancs Verfahren), des Chlorkalks, des Salmiakgeistes, zum Reinigen des Leuchtgases, in der Rübenzuckerfabrikation und Zuckerraffinerie, in der Gerberei und Bleicherei, zum Reinigen des Speisewassers für Dampfkessel, in der Fabrikation der Stearinkerzen und in der Metallurgie als schlackebildendes Mittel. In der Glasfabrikation spielt der K. eine große Rolle. Seine Eigenschaft, vor dem Knallgasgebläse lebhaft zu leuchten (Kalklicht, Siderallicht), benutzt man zum Beleuchten. Seine wichtigste Anwendung ist aber die zur Bereitung von Mörtel (s. d.), den man als Luftmörtel und hydraulischen Mörtel unterscheidet. Als Düngemittel findet der K. ebenfalls Anwendung. Der Mineralog nennt K. die natürliche Verbindung des K. mit der Kohlensäure, welche vorzüglich in folgenden Abänderungen vorkommt: als Kalkspat (s. d.); als Aragonit (s. d.); als Faserkalk, schnee- und rötlichweiß, oder sehr verschieden gefärbt; als körniger Kalk (s. Marmor); als Kalkstein, gewöhnlich grau, jedoch auch in den verschiedensten andern Farben. Letzterer bildet sehr bedeutende Gebirgsmassen in allen geolog. Perioden. Zu den Kalksteinen gehört auch die Kreide (s. d.) und der Mergel (s. d.). Minder wichtige Abänderungen des K. sind der Stinkstein, Rogenstein, Erbsenstein, Kalktuff, Travertino, Braunkalk, Schaumkalk, Schieferspat u. a.

Kalk, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Landkreis Köln, 2 km östlich von Deutz, gegenüber von Köln, Station der Linie Speldorf-Niederlahnstein der Preußischen Staatseisenbahnen, hat Maschinenfabriken mit Eisengießereien und Kesselschmiedereien, chem. Fabriken, Fabrikation von Statuen und architektonischen Ornamenten, von Thonwaren, Dynamit und Porzellan und zählt (1880) 9659 meist kath. E. Der Ort wurde 1845 angelegt und ist seit 1881 Stadt.

Kalkalpen (österr.), s. unter Alpen, Bd. I, S. 466.

Kalkandelen, Stadt im türk. Vilajet Kossowo, im obern Vardarthal, am Paß über den Schardagh nach Prisrend gelegen, mit 5000 E., Serben, Bulgaren, Türken und Albanesen.

Kalkant (vom lat. calx, die Ferse), Bälgetreter bei der Orgel; in der Bühnensprache soviel wie Orchesterdiener.

Kalkar, auch Calcar geschrieben, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kleve, 12 km südöstlich von Kleve, am Leybach und dem jetzt fast ganz verschlammten Rheinarm Kalflack, zählt (1880) 2107 meist kath. E., die meist Landwirtschaft, auch Viehzucht und Tabaksbau treiben, Tabaksfabriken, Gerbereien, Bierbrauereien, Ziegeleien und Samtwebereien unterhalten. Die große Nikolaikirche, 1211—1344 in got. Stile erbaut, hat ein gutes Altarblatt von Johann Joest von K. und schöne Holzschnitzereien. Auch hat K. ein großes, schönes got. Rathaus; auf dem Markte steht seit 1860 ein 6 m hohes Denkmal (von Bayerle) des berühmten Reitergenerals Seydlitz, der hier geboren wurde. Die frühern Festungswerke wurden 1645 geschleift. Auf dem Monreberge, 2 km südlich von K., sind Spuren des röm. Lagers Burginatium. Die Bewohner der westlich von K. gelegenen Kolonie Neu-Luisendorf sind Nachkommen der aus der bayr. Pfalz vertriebenen Protestanten, welche Friedrich d. Gr. hier ansiedelte.

Kalkar (Joh. Stephan von), s. Calcar.

Kalkblau oder Neuwiederblau, blaue Malerfarbe, namentlich als Wasser-, weniger als Ölfarbe brauchbar, besteht aus einem Gemenge von Kupferoxydhydrat und schwefelsaurem Kalk. Zur Darstellung werden 125 Teile Kupfervitriol in der zehnfachen Wassermenge gelöst, mit 12½ Teilen Salmiak in konzentrierter Lösung gemischt; die gemischten Lösungen werden in aus 30 Teilen gebranntem Kalk bereitete Kalkmilch gegossen und damit zwei Tage stehen gelassen, nach welcher Zeit das Ganze zu einem steifen Brei erstarrt. Dieser

wird auf der Farbmühle zerrieben, ausgewaſchen und getrocknet. Als Neuwiederblau erſcheint die Farbe in regelmäßigen viereckigen Stücken, als Kalkblau in unregelmäßigen Brocken im Handel.

Kalkborſten nennt man in der Gerberei die mit Kalk von der Haut abgeätzten Borſten.

Kalkbreccie, ein Trümmergeſtein, bei welchem eckige, manchmal verſchiedengefärbte Bruchſtücke von Kalkſtein durch ein ebenfalls meiſtens kalkiges Bindemittel miteinander verkittet ſind. Geſchätzt iſt namentlich die unter dem Namen Breccciato oder Mischio di Serravezza bekannte K. von Stazzema bei Carrara, die aus etwas gerundeten, mit einer Rinde von Talk oder Chlorit überzogenen Marmorfragmenten und einem bläulichbraunen Cement beſteht. Andere ſchöne Varietäten aus den Pyrenäen werden zu Bagnères de Bigorre verſchliffen.

Kalkbrennen, ſ. unter Kalk.

Kalkbrenner (Friedr. Wilh.), berühmter Pianoforte-Virtuos und Komponiſt für ſein Inſtrument, geb. 1784 zu Kaſſel als der Sohn Chriſtian K.s (geb. 1755 zu Hannoveriſch-Minden, geſt. 1806 zu Paris), der 1788—90 als Kapellmeiſter der Königin von Preußen und dann bis 1796 in gleicher Eigenſchaft beim Prinzen Heinrich von Preußen (in Rheinsberg) angeſtellt war, ſpäter nach Italien und Paris ging und unter andern durch eine «Theorie der Tonſetzkunſt» und eine «Geſchichte der Muſik» ſich bekannt gemacht hat. Von ihm erhielt auch der Sohn die erſte muſikaliſche Bildung, dann 1799 im pariſer Konſervatorium Unterricht im Klavierſpiel durch Louis Adam und in der Harmonie durch Catel. Seit 1803 bildete er ſich in Wien beſonders nach Clementi, lebte dann bis 1814 in Paris, darauf in London. Eine Kunſtreiſe nach Deutſchland Ende 1823 bildete die Einleitung zu ſeiner Rückkehr nach Paris 1824, wo er Aſſocié der damals blühenden Pleyelſchen Pianofortefabrik wurde. Er ſtarb 11. Juni 1849 zu Enghien bei Paris an der Cholera. K.s Spiel war in techniſcher Beziehung von höchſter Vollendung und Durchbildung, ſein Vortrag voll Grazie und Eleganz. Von ſeinen ſehr anſprechenden, mit Glätte und Sauberkeit gearbeiteten Kompoſitionen ſind als die gehaltvollern zu nennen: die vier Konzerte, verſchiedene Sonaten, ein Septett, Sextett und Quintett, die Rondos «Gage d'amitié» und «Les charmes de Berlin» u. ſ. w. Ein ſehr verdienſtliches Werk von bleibender Bedeutung iſt auch ſeine «Klavierſchule» nebſt den dazugehörenden Etuden.

Kalkfarben ſind die mineraliſchen Pigmente, deren ſich die Freskomalerei bedient. Hierher gehört Ultramarin, Smalte, Chromgrün, Engliſchrot, Antimongelb, Neapelgelb, Terra di Siena, Knochenſchwarz u. a.

Kalkglimmer (Perlglimmer, Margarit), ein etwa 10 Proz. Kalk haltender Glimmer, welcher in ſeinen Kryſtallformen an den gewöhnlichen Magneſiaglimmer anſchließt, ſelten dünne ſechsſeitige Tafeln, gewöhnlich körnigblätterige oder lamellare Aggregate bildet, von ſchneeweißer, rötlichweißer bis perlgrauer Farbe und ſtarkem Perlmutterglanz; die dünnen durchſcheinenden Blättchen ſind ſpröde und nicht elaſtiſch. Vor dem Lötrohr ſchmilzt er, oft unter Aufſchäumen und Leuchten, mehr oder weniger leicht an den Kanten. Der K., ein ſeltenes Glied der Glimmergruppe findet ſich am Greiner im tiroler Zillerthal, auf Naxos als Begleiter des Smirgels, zu Cheſter in Maſſachuſetts und wenigen andern Orten.

Kalkglimmerſchiefer, ein meiſtens ſehr quarzarmer Glimmerſchiefer, welcher reichliche Körner von Kalkſpat in ſich enthält. Das hellfarbige, bisweilen bläulich-graue Schiefergeſtein iſt oft auf den erſten Blick nur ſchlecht von gewöhnlichem Glimmerſchiefer zu unterſcheiden, weil die Flaſern und Membranen des Glimmers die Kalkkörnchen allſeitig zu umhüllen pflegen. Der K. hat eine ſehr mächtige Entwickelung und weite Verbreitung in den Alpen, in der Tauernkette, dem Salzburgiſchen, den Gebirgen Graubündens und des Wallis, den ſavoyiſchen Centralalpen.

Kalkhydrat, ſ. unter Kalk.

Kalkieren (richtiger Calquieren, vom frz. calquer), durchzeichnen.

Kalkierleinwand oder Calquierleinwand, ſ. Bausleinwand.

Kalkierpapier oder Calquierpapier, ſ. Bauspapier.

Kalkkonglomerat beſteht aus völlig abgerundeten Kalkſteinſtücken, welche durch ein ebenfalls aus Kalk gebildetes Bindemittel miteinander verkittet ſind. Solches K. bildet ſich z. B. heutigentags noch da, wo an aufgelöſtem kohlenſaurem Kalk reiches Gewäſſer durch Anhäufungen von Kalkſteingeröllen, wie ſie etwa durch Flüſſe zuſammengeſchwemmt werden, hindurchrieſelt und ſeinen Kalkgehalt zwiſchen ihnen abſetzt.

Kalklicht, ſ. Drummonds Kalklicht.

Kalklöſchen, ſ. unter Kalk.

Kalkmergel, ein Mergel mit vorwaltendem Kalkgehalt, bis zu 75 Proz. kohlenſauren Kalk und höchſtens 25 Proz. Thon enthaltend, mit dichtem erdigem, ſehr häufig ſchieferigem Gefüge (Mergelſchiefer), von vorwiegend ſchmutziggelber oder lichtgrauer Farbe, mit deutlicher Schichtung, oft mit dünner Plattung. Der bekannte lithographiſche Stein von Solenhofen in der ſchwäb. Juraformation iſt ein ſolcher dünnſchichtiger zartkörniger K.

Kalkmilch, ſ. unter Kalk.

Kalknagelflue, ein Konglomerat, beſtehend aus ſtark abgerundeten Geröllen von Kalkſtein (bisweilen auch von Sandſtein), welche durch ein gewöhnlich ſpärliches Bindemittel von gelblichgrauem oder weißlichem Sandſtein verkittet ſind; der Name ſtammt von der Ähnlichkeit, welche die auf der Felsoberfläche (Fluhe) halbkugelig hervortretenden Geſchiebe mit Nagelköpfen beſitzen. Die K., ein ſtellenweiſe ſehr mächtiges Glied der alpinen, namentlich ſchweizer tertiären Molaſſeformation zerfällt in die ſubalpine Nagelflue, deren Kalkſteingerölle meiſt dunkelfarbig ſind und aus den Alpen ſtammen (im Entlibuch, am Rigi, Roßberg, bei Stein in Toggenburg), und in die juraſſiſche Nagelflue, deren Gerölle vorwaltend aus hellfarbigem Kalkſtein des Jura beſtehen, in den Kantonen Bern, Solothurn, Baſel, Aargau. Die Kalkſteingeſchiebe der K. zeigen häufig die merkwürdige Erſcheinung der gegenſeitigen Eindrücke.

Kalkofen, ſ. unter Kalk.

Kalkpflanzen heißen diejenigen Pflanzen, die vorzugsweiſe auf Kalkboden wachſen. Die Zahl derſelben iſt ziemlich bedeutend, als Beiſpiele ſeien hier nur Gentiana ciliata, Teucrium montanum, Trifolium pratense, Medicago sativa genannt. Kalkſtete Pflanzen nennt man diejenigen, welche überhaupt nur auf Kalk vorkommen, wie die bekannte dienenähnliche Ophrys apifera.

Kalkſalpeter oder Mauerſalpeter nennt man kryſtalliniſche Auswitterungen, welche ſich häufig an mehr oder weniger feuchtem Mauerwerk

zeigen. Nur in ſehr ſeltenen Fällen beſtehen ſolche Auswitterungen aus eigentlichem Kalkſalpeter oder ſalpeterſaurem Kalk, dagegen weit häufiger aus Chlornatrium, kohlenſaurem Natron, ſchwefelſaurem Kalk und ähnlichen Salzen, welche in der Bodenfeuchtigkeit gelöſt durch Capillarwirkung in den Mauern aufſteigen und beim Verdunſten der Flüſſigkeit an der Oberfläche der Mauern zurückbleiben; auch können ſolche Salze durch unreines Waſſer in den Mörtel gebracht ſein und beim Austrocknen zum Vorſchein kommen. [III, S. 83 fg.].

Kalkſalze, ſ. Calcium (=Verbindungen, Bd.

Kalkſandziegel, ſ. Kalkziegel.

Kalkſchiefer, ſchieferig ausgebildeter Kalkſtein.

Kalkſchwämme (Calcispongiae), eine zahlreiche Familie meiſt unanſehnlicher kleiner Seeſchwämme, die ausgezeichnet ſind durch ein Skelett, das von dicht verfilzten, aus kohlenſaurem Kalk beſtehenden Nadeln zuſammengeſetzt iſt, die ein-, drei- oder vierachſig ſein können, im allgemeinen herrſcht jedoch der dreiachſige Typus vor. Die Kalkſchwämme ſind entweder Einzeltiere (Perſonen) oder ſie bilden Stöcke (Cormen) von äußerſt variabler Geſtalt. Eine ausgezeichnete Monographie über Kalkſchwämme verdanken wir E. Haeckel («Die Kalkſchwämme», Berl. 1872, 2 Bde. Text und 1 Atlas).

Kalkſchwefelleber (Calcaria sulfurata), eines der Calciumpolyſulfide, ſ. unter Calcium (=Verbindungen 5).

Kalkſinter, ein Kalkſtein von körniger (bisweilen ſehr grobkörniger) oder faſeriger Zuſammenſetzung, weißlich und gelblich, auch bräunlich, mit geſtreifter und wellenförmiger Farbenzeichnung, erſcheint in der Form von Stalaktiten und Stalagmiten in den Höhlungen der Kalkſteingebirge (ſog. Tropfſtein), ſowie von plattenförmigen und kruſtenförmigen oberflächlichen Maſſen. Meiſtens wird er aus rhomboëdriſchem kohlenſauren Kalk (Kalkſpat) gebildet, oft aber auch aus Aragonit, letzteres z. B. bei den Tropfſteinen der berühmten Höhle von Antiparos, bei dem Sprudelſtein, der ſich aus den heißen Quellen von Karlsbad abſetzt.

Kalkſpat (Calcit) heißen in der Mineralogie die reinern, kryſtalliſierten und kryſtalliniſchen Varietäten des natürlich vorkommenden kohlenſauren Kalks ($CaCO_3$), deren ſehr zahlreiche, namentlich als verſchieden geſtaltete Rhomboëder, Skalenoëder und als ſechsſeitige Prismen ausgebildeten Kryſtallformen dem hexagonalen Syſtem angehören; vom K. waren 1878 mehr als 210 verſchiedene Kryſtallformen bekannt. Die Härte beträgt 3, das ſpezifiſche Gewicht 2,6 bis 2,8; ſehr ausgezeichnet iſt bei den ganz waſſerklaren Stücken (z. B. den isländiſchen ſog. Doppelſpaten) die doppelte Strahlenbrechung. Alle wie immer geſtalteten K. ſind ſtets ſehr leicht nach der Fläche eines und desſelben Rhomboëders, des Grundrhomboëders, ſpaltbar, deſſen Polkantenwinkel 105° 5′ mißt. Außer den mehr oder weniger wohl ausgebildeten kryſtalliſierten Individuen, welche oft in Gruppen vorkommen, bildet der K. auch ſtängelige bis faſerige Maſſen, zapfenähnliche und ſtalaktitiſche Geſtalten, letztere namentlich im Innern der Kalkſteinhöhlen. Der ganze Gebirge und weite Landſtrecken zuſammenſetzende Kalkſtein iſt der Hauptſache nach nur ein Aggregat von gröbern und feinern Körnern des K. Der K. iſt an ſich farblos und durchſichtig, aber manchmal undurchſichtig weiß, auch gelblich, rötlich, grau und braun gefärbt. Mit Bitumen gemengt und beim Reiben donach riechend iſt der ſtinkende K. oder ſpätige Stinkſtein; durch Kohle ſchwärzlich gefärbt der Anthrakonit. Die Anwendungen des K. ſind denen des Kalkſteins gleich. (S. Kalk.)

Kalkſtein, ein Geſtein, welches aus kohlenſaurem Kalk beſteht, der hier in der Regel als Kalkſpat ausgebildet iſt. Nach den makroſkopiſchen Strukturverhältniſſen unterſcheidet man: körnigen, dichten und oolithiſchen K. Der körnige K. (Marmor zum Teil), ein deutliches Aggregat von Kalkſpatindividuen, bald grobkörnig, bald feinkörnig, am häufigſten von weißlichen Farben, bisweilen reich an eingewachſenen acceſſoriſchen Gemengteilen (z. B. Granat, Veſuvian, Spinell, Glimmer, Serpentin, Hornblende, Epidot, Apatit, Graphit u. ſ. w.), bildet vorwiegend Einlagerungen in den alten kryſtalliniſchen Schiefern, den Gneiſen und Glimmerſchiefern, doch ſind gerade einige der berühmteſten Vorkommniſſe (Carrara, Umgegend von Athen) aller Wahrſcheinlichkeit nach jüngern geolog. Alters. Dichter K., die gewöhnlichſte Abart, erſcheint dem bloßen Auge gegenüber ganz homogen, erweiſt aber unter dem Mikroſkop ebenfalls deutlich ſeine Zuſammenſetzung aus kryſtalliniſchen Kalkſpatkörnchen. Die Farben ſind ſehr verſchieden, namentlich waltet Grau in allen Tönen vor. Chemiſch iſt dieſe Varietät nie ſo reine kohlenſaure Kalkerde, wie die körnige, faſt immer iſt kohlenſaure Magneſia (die daran reichern heißen dolomitiſche K.), Eiſenoxyd, Thonerde, Kieſelſäure, organiſche Subſtanz zugegen. Dieſe dichten K. ſind oft ſehr reich an foſſilen Organismenreſten, Muſcheln, Schnecken, Korallen u. ſ. w., dagegen an acceſſoriſchen Gemengteilen in der Regel äußerſt arm. Ihre Schichten nehmen einen weſentlichen Anteil an dem Aufbau ſämtlicher geolog. Formationen, von den älteſten bis zu den jüngſten. Zu ihnen gehört auch der Kieſelkalk, Mergelkalk, Grobkalk, Flaſerkalk, Stückkalk. Oolithiſcher K. beſteht vorwiegend aus rundlichen Kalkkörnern von dichtem, konzentriſch-ſchaligem, oft auch radialfaſerigem Gefüge (Rogenſtein, Erbſenſtein) und iſt namentlich verbreitet in der Formation des Buntſandſteins und des Jura. Auch die Kreide (ſ. d.) iſt nur ein K.

Kalktiegel, aus gebranntem Kalk geſchnittene Tiegel. Man bedient ſich derſelben, wegen ihrer abſoluten Widerſtandsfähigkeit gegen höchſte Temperaturen, zum Einſchmelzen von Platin und ähnlichen Metallen.

Kalktuff, ſ. Tuffſtein.

Kalkül (frz., von dem lat. calculus [ſ. d.]), Rechnung, Berechnung; kalkulieren, berechnen, auch ſpekulierend rechnen, eine Schlußfolge machen; Kalkulator, ein Beamter, welcher Voranſchläge und derartige Rechnungen auszuführen oder zu prüfen hat. — In der Mathematik, namentlich in der Geometrie, unterſcheidet man das kalkulatoriſche Verfahren von dem konſtruktiven als dasjenige, welches die geometr. Größen durch die ihnen entſprechenden Zahlenwerte und Zahlenverhältniſſe ausdrückt und geometr. Aufgaben durch bloße Rechnungsoperationen auflöſt. Man nennt den geometriſchen K. auch die geometr. Analyſis, im Gegenſatz zu dem von den ältern Geometern faſt ausſchließend geübten ſynthetiſchen Verfahren.

Kalkutta, Hauptſtadt des Britiſch-Oſtindiſchen Reichs und zugleich der nach ihr genannten Präſidentſchaft K. oder Bengalen (ſ. d.), Sitz des Vizekönigs von Britiſch-Oſtindien, liegt am linken Ufer

des Hugli genannten weſtlichſten Hauptarms des Ganges, 150 km vom Meere unter 22° 34′ nördl. Br. und 88° 25′ öſtl. L. (von Greenwich) auf einem moraſtigen Boden, infolge deſſen das Klima der Stadt, wieviel auch durch Trockenlegung der benachbarten Sümpfe für die Verbeſſerung desſelben ſchon geſchehen iſt und noch immer geſchieht, ſehr ungeſund iſt. Die von S. gegen N. 7,5 km lange und 2,5 km breite Stadt beſteht aus drei Hauptteilen, der Schwarzen Stadt im N., der Weißen Stadt in der Mitte und dem Fort William im S., ſowie zahlreichen Vorſtädten, von denen Tſchitpur im N., Nunder-Bagh, Bahar-Simleah, Sealdah, Intally und Balligandſch Dines im S. und SO.;

Maßſtab 1: 900 000.

Topographiſche Lage von Kalkutta.

(ſetzt eine Niederlage), in welcher Souradſcha Daulah 1756 mehr als 100 Engländer umkommen ließ. Auf dem weiten, Eſplanade genannten Raume zwiſchen Tſchauringhi und dem Fluſſe erhebt ſich das Fort William, eine ſehr feſte und ſchön gebaute Citadelle mit rieſigen Kaſernen, ſchönem Zeughauſe und vielen andern militäriſchen Einrichtungen. An die Weiße Stadt ſchließt ſich das Quartier der Armenier mit einer ſchönen Kirche an. Die Schwarze Stadt oder Palta, die faſt nur aus Rohr- und Bambushütten oder niedrigen Häuſern von Lehm- und Backſteinen beſteht, hat ſchmutzige und enge Gaſſen und wird bloß von Eingeborenen bewohnt. Hier befinden ſich mehrere Hindutempel und Moſcheen, die jedoch meiſt klein und unanſehnlich ſind.

Die Einwohnerzahl, welche in fortwährender Zunahme begriffen iſt, betrug 1872 ohne Vorſtädte 447 601 Seelen, worunter 869 Buddhiſten, 291 194 Hindu, 133 133 Mohammedaner, 21 356 Chriſten, teils Europäer und Nordamerikaner, teils Euraſier oder Kinder europ. Väter und eingeborener Mütter, teils getaufte Eingeborene, 1051 Chineſen, Parſis und andere fremde Aſiaten; 1881 betrug die Einwohnerzahl 433 219, mit den Vorſtädten 684 658 und mit dem Vorort Howrah 790 233. K. iſt der Sitz eines anglikan. Biſchofs, der unter dem engl. Erzbiſchof von Canterbury ſteht und zu deſſen Diöceſe ganz Britiſch-Indien mit Ausnahme von Madras und Bombay gehört. Auch haben die meiſten engl. Diſſidenten ſowie die übrigen prot. Kirchen Europas, ferner Katholiken, Armenier, überhaupt faſt alle chriſtl. Glaubensbekenntniſſe hier ihre Gotteshäuſer. Außerdem beſtehen eine jüd. Synagoge, 74 Moſcheen und 176 Tempel für die Hindu und einer für die Chineſen. Die Stadt hat eine vier Fakultäten (nämlich Philoſophie, Rechtswiſſenſchaft, Medizin und bürgerliche Baukunſt) umfaſſende Univerſität und andere höhere, mittlere und niedere Lehranſtalten aller Art für Europäer und Eingeborene, die berühmte Aſiatiſche und mehrere andere gelehrte Geſellſchaften, Bibliotheken, die Sternwarte, den berühmten botan. Garten, mehrere Hoſpitäler, Waiſenhäuſer, Theater, zahlreiche Fabriken, beſonders für Baumwoll-, Seiden-, Gold- und Silberwaren u. ſ. w. Es befinden ſich hier die Bank und Handelskammer für Bengalen, die Bhowanipur, Allipur und Kidderpur im S. die wichtigſten ſind. Der hauptſächlich von Europäern bewohnte und nach ihnen Weiße Stadt oder Tſchauringhi genannte Stadtteil gleicht, abgeſehen von den geräumigen Verandas und Säulenreihen vor den häufig im griech. Stil erbauten palaſtähnlichen Häuſern, ſehr einer europ. Stadt und erinnert durch ſeine ſehr breiten, geradlinigen Straßen auffallend an Petersburg. Die ſchönſten Gebäude ſind der Gouvernementspalaſt, das Stadthaus, der oberſte Gerichtshof, die St.-Paulkathedrale, ſowie die andern anglikan. und presbyterian. Kirchen. Erwähnenswert ſind auch noch die zu Ehren von Lord Metcalfe errichtete Metcalfe-Halle, das Ochterlony-Monument, von der mohammed. Bevölkerung zu Ehren von Sir David Ochterlony erbaut, und das Monument vor der berüchtigten Schwarzen Höhle

Unionsbank und verschiedene Versicherungsanstalten. K. ist die bedeutendste Handelsstadt von Ostindien, der Stapelplatz des eigentlichen Hindostan und der Hauptpunkt des ostind. Verkehrs mit England. Der Handel wird nach dem Innern hauptsächlich durch die gegen 500 Fahrzeuge beschäftigende Flußschiffahrt und nach auswärts durch eine zahlreiche Seeschiffahrt betrieben, wenngleich tiefgehende Seeschiffe nicht bis an die Stadt kommen können, sondern in dem 33,5 km entfernten Diamanthafen (Diamond Harbour) anlegen müssen. Jährlich laufen über 2000 Schiffe ein. Durch Eisenbahnen ist K. mit dem ganzen übrigen Vorderindien und durch die Dampfschiffe der Peninsular and Oriental und British Indian Steam Navigation Company, sowie die der Messageries Françaises über Ceylon mit dem ganzen südöstl. Asien, Australien, Amerika und Europa verbunden. Gegenüber von K. auf dem rechten Ufer des Hugli liegen die Vororte Sibpur, Howrah und Sulkeah, wo sich außer verschiedenen Regierungsmagazinen mehrere große Fabriken und Einrichtungen für den Bau von Schiffen befinden. Die Engländer ließen sich hier zuerst 1698 bei dem ind. Dorfe Gowindpur nieder. Aus letzterm entstand K.; doch blieb es lange ein ganz unbedeutender Ort und zählte noch 1717 nur einige hundert Bewohner. Erst um die Mitte des 18. Jahrh., besonders seit der Gründung des Fort William, begann es sich zu heben und nahm, begünstigt durch seine Lage und dadurch, daß es Mittelpunkt der engl. Besitzungen wurde, so rasch zu, daß es bald eine der größten und reichsten Städte Asiens ward.

Kalkwasser, s. unter Kalk.

Kalkziegel oder Kalksandziegel sind aus Kalksandmörtel hergestellte, gepreßte Quader- oder Ziegelsteine, deren Anwendung etwa vom J. 1855 an datiert. Ihre Festigkeit ist nicht sehr groß und ihre Fabrikation befindet sich noch im Versuchsstadium, während der Kalksand-Pisébau schon bessere Erfolge erzielt hat.

Kallay (Benjamin von), österr.-ungar. Staatsmann, geb. 22. Dez. 1839 aus einem ungar. Adelsgeschlecht des Szabolcser Komitats, genoß eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung, trat 1867 in das ungar. Abgeordnetenhaus und gehörte zur konservativen Fraktion der Deák-Partei. Er wurde von Beust 1869 auf den Posten eines Generalkonsuls in Belgrad berufen. Von dort aus machte er weite Reisen nach Bosnien, Konstantinopel, Kleinasien und durchzog wiederholt die Länder der Balkanhalbinsel. Nach sechsjährigem Aufenthalt in Belgrad zog er nach Ungarn, schloß sich daselbst der konservativen Partei an, gründete das Journal «Kelet Nepe» [«Volk des Ostens»], wirkte publizistisch und als Abgeordneter und schrieb seine zweibändige, aus Quellen geschöpfte «Geschichte der Serben» (deutsch von Schwicker; Bd. 1, Pest 1877—78). K. wurde 1878 mit Titel und Rang eines außerord. Gesandten und bevollmächtigten Ministers zum Delegierten in die oftrumelische Kommission entsendet, 1879 zum Sektionschef im Ministerium des Äußern ernannt, als welcher er nach dem Tode Haymerles bis zur Ernennung Kalnokys die auswärtige Politik selbst leitete. Nach dem Rücktritt Joseph von Szlavys vom Amte eines Reichsfinanzministers wurde K. zum gemeinsamen Reichsfinanzminister ernannt und ihm gleichzeitig die Verwaltung der occupierten Länder Bosnien und Herzegowina übertragen (4. Juni 1882). Die gemeinsame Reichsfinanzverwaltung vertritt K. in beiden Delegationen, und die occupierten Länder, deren Zustände er genau kennt und die er alljährlich bereist, sind unter seiner Verwaltung, nach mehrern Aufständen, beruhigt und durch manche Reformen gehoben worden.

Kalle (hebr. Kallah), Braut.

Kallenberg, Dorf in Sachsen-Coburg-Gotha, nordwestlich von der Stadt Coburg, mit 68 E. Dabei liegt auf einem Berge das prachtvolle Schloß Kallenberg, die gewöhnliche Sommerresidenz des Herzogs, mit Park, Gestüt, Musterfarm und Wildpark.

Kalligraph (grch.), Schreibkünstler, Schönschreiber; Kalligraphie, Schönschreibekunst, s. Schreibekunst.

Kallikrátes ist der Name zweier in der Geschichte der griech. Kunst hervorragender Männer. Der eine erbaute im 5. Jahrh. v. Chr. mit Iktinos den Parthenon auf der Akropolis zu Athen, wenn er nicht dabei wie bei den sog. Langen Mauern vielmehr nur als Bauunternehmer thätig war. Der andere, aus Lacedämon gebürtig und gewöhnlich mit dem Toreuten Myrmekides aus Milet in Verbindung genannt, zeichnete sich in ungewisser Zeit durch Verfertigung sehr kleiner Gegenstände aus Elfenbein, Metall, hartem Steine u. s. w. aus.

Kallikratidas, spartiatischer Flottenführer in den letzten Zeiten des Peloponnesischen Kriegs, eroberte im J. 406 v. Chr. als Lysanders Nachfolger Methymna auf Lesbos, schlug den Athener Konon zur See, blockierte ihn dann in dem Hafen von Mytilene, wurde aber nachher durch eine andere Flotte der Athener bei den Arginussen gänzlich geschlagen und fand dabei den Tod.

Kallilogie (Kallologie, grch.), Schönredekunst, Beredsamkeit.

Kallimáchos von Aphidnä, war im J. 490 v. Chr. Polemarch der Athener, stimmte für den durch Miltiades geforderten Ausmarsch nach der Gegend von Marathon und fiel als Führer des rechten Flügels in der hier gelieferten Schlacht.

Kallimáchos, Bildhauer zu Athen, Verfertiger des künstlichen Leuchters im Erechtheion daselbst und nach Vitruv Erfinder des korinth. Kapitäls, war wohl ein jüngerer Zeitgenosse des Phidias. Er war, wenn auch kein Meister ersten Ranges, doch ein bedeutender Künstler von ausgezeichneter Eigenart. Namentlich wird seine peinliche Sorgfalt und Genauigkeit hervorgehoben, welche ihm den Beinamen «Katatexitechnos», der eben die übertriebene Verfeinerung ausdrücken soll, eintrug.

Kallimáchos, einer der angesehensten Gelehrten und Dichter des alexandrinischen Zeitalters, um 250 v. Chr., aus einem vornehmen Geschlecht zu Kyrene in Libyen, eröffnete in Alexandria eine Schule, in welcher mehrere berühmte Männer, wie Eratosthenes, Aristophanes von Byzanz, Apollonius von Rhodus, der sich freilich mit seinem Lehrer aufs ärgste verfeindete, u. a. ihre Bildung erhielten, und wurde zum Vorstand der Bibliothek ernannt. Er schrieb in Prosa und Versen eine große Anzahl Schriften (Suidas legt ihm 800 bei), von denen sich, außer zum Teil umfänglichen Bruchstücken (besonders von Elegien), nur noch 6 Hymnen (eigentlich 5 Hymnen und ein hymnenartiges Gedicht in dorischem Dialekt und elegischem Versmaß) und über 60 Epigramme erhalten haben, während sein Gedicht auf das Haupthaar der Berenice nur aus Catulls Übersetzung bekannt ist. Sein gegen

Apollonius gerichtetes Gedicht «Ibis» hat Ovid nachgeahmt. Seine Gedichte tragen den Stempel ihres Zeitalters, in welchem man den Mangel der natürlichen Genialität durch Gelehrsamkeit und Kunst zu ersetzen suchte. Doch übertrifft K. die meisten zeitgenössischen Dichter durch seinen reichen und feinsinnigen Geist. Unter den Römern dienten seine Elegien namentlich dem Properz als Muster. Durch seinen kritischen, nach den Fächern geordneten Katalog der alexandrinischen Bibliothek (Pinakes in 120 Büchern) ward er Begründer der griech. Litteraturgeschichte. Die reichhaltigste Ausgabe der Hymnen, Epigramme und Fragmente (letztere von Bentley gesammelt) besorgten Ernesti (2 Bde., Leid. 1761) und Schneider (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1870—73), gute Ausgaben der Hymnen und Epigramme Meineke (Berl. 1861) und von Wilamowitz (Berl. 1882). Deutsche Übersetzungen lieferten Ahlwardt (Berl. 1791) und Schwenck (Bonn 1821 u. Stuttg. 1833).

Kallinos aus Ephesus, der älteste elegische Dichter der Griechen, den man kennt, lebte im 7. Jahrh. v. Chr. Die wenigen erhaltenen Fragmente seiner Elegien, insbesondere das größere Bruchstück, in welchem die Ephesier zur tapfern Gegenwehr gegen die Magnesier angefeuert werden, wurden namentlich von Bach zugleich mit den Fragmenten des Tyrtäus und Asius (Lpz. 1831; «Nachtrag», Lpz. 1832) und neuerdings von Bergk im zweiten Teil der «Poetae lyrici graeci» (4. Aufl., Lpz. 1882) herausgegeben und in den «Elegischen Dichtern der Hellenen» (Frankf. 1826) von Weber, in den «Griech. Elegikern» von Hartung (griech. und deutsch, Lpz. 1859; das größere Fragment unter dem Namen des «Tyrtäos»), mit Tyrtäos und Solon von Seidenadel (Bruchsal 1868), das größere auch in Geibels «Klassischem Liederbuch» ins Deutsche übersetzt.

Kalliöpe (grch., d. i. Schönstimmige), nach Hesiod die vorzüglichste unter den Musen (s. d.), wird wenigstens in späterer Zeit einigemal in der Litteratur und auf einem pompejanischen Wandgemälde, wo sie eine Rolle in der Hand trägt, ausdrücklich als Vorsteherin der epischen Dichtung bezeichnet. Wie andere Musen erscheint auch sie zuweilen nicht als Jungfrau, sondern als Mutter, namentlich mythischer Sänger. Dem thraz. König Oagros oder dem Apollon soll sie den Orpheus und Linos, dem Strymon den Rhesos, dem Apollon den Jalemos und Hymenäos, dem Acheloos die Sirenen geboren haben.

Kalliöpe ist auch der Name des 22. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Kallipädie (grch.), der Besitz oder die Erzielung schöner Kinder.

Kallipŏlis, der alte Name von Gallipoli (s. d.).

Kallipygos (grch., d. h. mit schönem Hintern) ist in der Archäologie ein Beiname der Aphrodite (Venus). Nach der Sage stritten sich zwei schöne sicil. Mädchen, Töchter eines Landmanns, welche von ihnen an jenem Teile schöner sei. Ein Jüngling wurde zum Schiedsrichter aufgerufen; er entschied sich für die ältere und verliebte sich in sie. Sein Bruder, dem er den Streit erzählte, verliebte sich in die jüngere. Der reiche Vater willigte endlich ein, daß beide Brüder die Mädchen heirateten. Aus Dankbarkeit errichteten beide Schwestern der Venus einen Tempel zu Syrakus mit ihrem Bilde, und zwar in der Stellung, daß sie nach hinten blickt. Die berühmteste derartige Statue steht im Museum zu Neapel; sie hat aber außer andern Ergänzungen einen modernen Kopf. Auch auf Vasengemälden und bei Erzfigürchen kommt jene Stellung vor.

Kallirrhoë (grch. «die Schönfließende»), im Altertum Name einer Quelle im Süden der Akropolis von Athen, am Fuße des Hymettos.

Kallisthĕnes aus Olynth, geb. um 360 v. Chr., der Schwestersohn des Aristoteles, von dem er zugleich mit Alexander d. Gr. erzogen wurde, begab sich um 336 v. Chr. nach Athen, um sich dem Studium der Naturgeschichte und der histor. Wissenschaften zu widmen, und begleitete dann Alexander auf dessen Zuge nach Indien. Doch zog er sich durch seine rücksichtslose Freimütigkeit bald die Ungnade des Königs zu und wurde zuletzt, da er in den Verdacht einer Verschwörung geriet, in Fesseln gelegt und so mitgeführt, bis er 328 v. Chr. starb. Theophrast weihte seinem Andenken eine Schrift: «K. oder über die Trauer». Von K.' histor. Schriften, der «Hellenica» (einer griech. Geschichte von 387 bis 357 v. Chr. in 10 Büchern) und der Geschichte des (zweiten) Heiligen oder Phokischen Kriegs (356—345) haben sich nur wenige Bruchstücke erhalten. Der histor. Wert seiner Schriften war nur gering. Er schrieb in schwulstigem, bombastischem Stil und zeigte trotz seiner Philosophie eine große Vorliebe für wunderbare Erzählungen. Die fabelhafte «Geschichte Alexanders», welche sich unter seinem Namen noch in verschiedenen Handschriften findet, ist offenbar ein Werk späterer Zeit (wahrscheinlich des 2. oder 3. Jahrh. n. Chr.). Die Bruchstücke der echten Werke sind gesammelt bei Westermann, «De Callisthene Olynthio et Pseudo-Callisthene qui dicitur commentatio» (4 Programme, Lpz. 1838—42), in Geiers «Alexandri Magni historiarum scriptores» (Lpz. 1844) und nebst Pseudo-K. von K. Müller als Anhang zum Arrian (Par. 1846).

Kallisthenie (grch.), gymnastische Übung zur Verschönerung und Kräftigung.

Kallisto, Tochter des arkad. Königs Lykaon und Gefährtin der Artemis (Diana), wurde von Zeus geliebt, aber von Artemis, als dieselbe beim Baden ihre Schwangerschaft entdeckt hatte (eine Scene, die von Malern der Renaissance, wie Tizian und Rubens, mit Vorliebe dargestellt wurde), in eine Bärin verwandelt, worauf sie von Zeus als Bärin (Arktos, Ursa), wie später ihr Sohn Arkas als Bärenhüter (Arktophylax), unter die Gestirne versetzt wurde. Nach einer andern Überlieferung bewirkte Hera die Verwandlung. K. wurde als Bärin eingefangen und mit ihrem Kinde zu Lykaon gebracht. Dort begab sie sich einmal in das Heiligtum des lykäischen Zeus, welches nicht betreten werden durfte, und sollte getötet werden, wurde aber von Zeus mit ihrem Sohne unter die Sterne versetzt. Ursprünglich ist K. ein Beiname der Artemis, die durch ihn als «Schönste» bezeichnet wird.

Kallisto ist auch der Name des 204. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Kallistrătos, berühmter athenischer Staatsmann und polit. Redner in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. K. (dessen Rednergabe später den Ehrgeiz des Demosthenes entflammte) hat vermutlich durch seine Mitwirkung bei der Schöpfung des seit 378 v. Chr. neu sich bildenden Inselbundes einen erheblichen Teil der attischen Machtstellung wieder aufrichten helfen und nachher auf dem Friedenskongreß in Sparta (371) die diplomatische Anerkennung dieser Stellung erzielt. Als dann Sparta

infolge der Niederlage bei Leuktra in tiefes Unglück geriet und Theben zur Übermacht in Griechenland gelangte, arbeitete K. in Athen mit Erfolg zu Gunsten der Spartaner. Mißgeschicke der attischen Waffen an der thrazischen und makedonischen Küste und im Kampfe mit der Flotte des Fürsten Alexander von Pherä veranlaßte endlich seinen Sturz (362). Von den erbitterten Athenern im J. 361 zum Tode verurteilt, lebte K. einige Zeit als Flüchtling in Macedonien und wurde, als er 355 die Heimat zu besuchen wagte, hingerichtet.

Kallisträtos hieß auch ein berühmter alexandrinischer Grammatiker, Schüler des Aristophanes von Byzanz. Derselbe lebte gegen die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr., beschäftigte sich namentlich mit der Kritik und Erklärung des Homer, von Tragikern und Komikern u. s. w. und verfertigte eine Reihe von trefflichen Kommentaren und andern Schriften, die man nur noch aus einzelnen Anführungen kennt.

Von Kallisträtos, einem Sophisten aus dem 3. Jahrh. n. Chr., ist noch eine schwülstige Beschreibung von 14 Statuen erhalten, die häufig zugleich mit den Werken des Philostratus herausgegeben worden; so von Welcker und Jacobs mit des letztern «Imagines» (Lpz. 1825) und von Kayser mit den Werken des Philostratus (3 Bde., Zür. 1844—46, u. 2 Bde., Lpz. 1870—71).

Kalliwoda (Joh. Wenzel), bekannter Komponist und Violinist, geb. 21. Febr. 1801 zu Prag, wurde von seinem 10. Jahre an auf dem Konservatorium daselbst gebildet, kam mit 16 Jahren als Violinist in das Theaterorchester und lernte auf einer Kunstreise 1822 zu München den Fürsten von Fürstenberg kennen, der ihn zu seinem Hofkapellmeister in Donaueschingen ernannte. Diesem Amte stand er bis 1853 vor, wo er pensioniert wurde und zu Karlsruhe seinen Wohnsitz nahm, und starb hier 3. Dez. 1866. Er schrieb Violinsoli, Ouverturen, Symphonien, Phantasien u. s. w.

Wilhelm K., des vorigen Sohn, geb. zu Donaueschingen 19. Juli 1827, erhielt seine musikalische Ausbildung am Konservatorium zu Leipzig und wurde 1848 Musikdirektor an der kath. Kirche zu Karlsruhe, später Hofkapellmeister daselbst, ist aber seit 1875 pensioniert. K. komponierte Ouverturen, Symphonien, Lieder u. s. w., in denen er wesentlich der Mendelssohnschen Richtung folgte.

Kallnberg, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Glauchau, links an der Rödlitz, westlich unmittelbar bei Lichtenstein, Station (Lichtenstein-K.) der Linie St. Egidien-Stollberg der Sächsischen Staatsbahnen, hat ein Lehrerinnenseminar und zählt (1880) 2867 E., welche Weberei, Strumpfwirkerei und Branntweinbrennerei betreiben.

Kallologie, s. Kallilogie.

Kallon, war der ältere der beiden bedeutendsten Meister der bildenden Kunst in Ägina, gehört dem Ausgange des 6. und dem Anfang des 5. Jahrh. v. Chr. an, und hat als Schüler von Tektäos und Angelion die aus Kreta nach dem Peloponnes verpflanzte Kunst in Ägina weiter ausgebildet. Doch muß er in seinen Werken den altertümlich steifen und gebundenen harten Stil noch strenger festgehalten haben und wurde von seinem jüngern Landsmanne Onatas durchaus übertroffen.

Kallosität, Verdickung der Oberhaut durch Druck. (S. unter Callus.)

Kallotypie, s. Lichtdruck.

Kallulhanf oder Kankhurahanf, Benennung für die dem Chinagras (s. d.) verwandte Bastfaser von Urtica tenacissima, s. auch Rameh.

Kallundborg, alte dän. Stadt im nordwestl. Seeland, Amt Holbæk, mit (1880) 2673 E., die Getreidehandel und Fischerei treiben, ist Station der Linie Roeskilde-K. der Seeländischen Staatsbahnen und steht mit Aarhus (Jütland) in regelmäßigem Dampfschiffsverkehr. K. hat eine schöne alte Kirche und ein altes von den Schweden 1659 zerstörtes Schloß.

Kallynterien und **Plynterien** (grch., «Putz- und Waschfest»), die beiden Haupttage eines vom 19. bis 25. Thargelion (Mai bis Juni) in Athen begangenen Sühnfestes, während dessen das Erechtheion gesäubert wurde. Die Plynterien, an denen die Waschung des im Erechtheion befindlichen Bildes der Athene geschah, waren ein Unglückstag, an welchem alle öffentlichen Geschäfte ruhten.

Kálmán, König von Ungarn, s. Coloman.

Katmank, älterer Name für Lasting (s. d.).

Kalmar, schwed. Stapel- und Hauptstadt des Kalmar-Län (s. d.), von der Ostsee-Insel Öland durch den hier 7,5 km breiten Kalmarsund getrennt und auf dem mit dem Festlande durch eine Brücke verbundenen Eilande Ooarn-Holmen sowie auf der Insel Ängö gelegen, durch eine Privatbahn nach Emmaboda mit dem schwed. Eisenbahnnetz verbunden, ist Sitz des Landhauptmanns und eines Bischofs, hat einen guten Hafen, ein Gymnasium mit Bibliothek, naturhistorischem und Münzkabinett und zählt (1883) 11605 E., die nicht unansehnlichen Schiffbau, Zündhölzchen-, Tabaks- und andere Fabriken unterhalten und bedeutenden Handel, besonders mit Holzprodukten, sowie Fischerei treiben. Die wohlgebaute Stadt besitzt eine herrliche Domkirche, welche auf Anordnung Karls XI. von Nikodemus Tessin dem Jüngern von Olandsstein 1660—99 erbaut wurde. Vor dem Brande 1647 lag die Stadt auf dem Festlande. Von den ehemaligen starken Festungswerken sind außer den Wallgräben nur wenige Reste übrig. Das alte, ehedem feste Schloß Kalmarhus, welches einst, als die Dänen noch Halland, Schonen und Blekinge besaßen, als Schlüssel des Gotischen Reichs galt und oft der Sitz der schwed. Könige war, jetzt aber ziemlich verfallen ist, liegt auf einer kleinen Insel südlich von Ooarn-Holmen, dicht am Festland und mit diesem verbunden, und wird jetzt teilweise zu Magazinen benutzt, doch sind in neuerer Zeit mehrere Säle prachtvoll restauriert worden. Stadt und Schloß sind uralt und durch viele Reichstage, Verträge und Belagerungen denkwürdig geworden.

Kalmare (Loligo) heißen die schlanken zehnarmigen Kopffüßler mit horniger Schale, während die plumpen mit Kalkschale als Sepie bezeichnet werden; die K. sind häufig in fast allen Meeren, der Name kommt von theca calmaria, Tintenfaß, her und würde also dem Tintenfisch entsprechen. Junge K. gelten, z. B. in Italien, als Leckerbissen.

Kalmarische Union heißt die durch Königin Margarete (s. d.) bewirkte Vereinigung der drei nordischen Reiche zu Einer Monarchie. Die Union wurde zwar (ebenfalls zu Kalmar) 9. Juli 1438 sowie durch König Johanns Rezeß vom 7. Sept. 1483 erneuert, aber faktisch durch die Wahl des Gustav Wasa zum König von Schweden in Strengnäs 6. Juni 1523 und definitiv durch den

Rezeß von Malmö 1. Sept. 1524 für immer aufgelöst. Die sog. Unionsakte vom 20. Juli 1397 hat sich bei genauer Prüfung als ein nie zu voller Gültigkeit gelangter Präliminarvertrag erwiesen; doch kann die Union der drei Länder faktisch von da an gerechnet werden. (Vgl. Rydberg, «Sveriges traktater med främmande magter» (Stockh. 1883).

Kalmar-Län, eins der südl. Läne Schwedens, 11 497 qkm groß (wovon 585 Wasser) mit 242 167 E. (1883), besteht aus dem östl. Teile der Provinz Småland und aus der Insel Öland, grenzt an Östergötlands-Län im N. und W., an Jönköpings- und Kronobergs-Län im W. und an Blekinge-Län im S. Der nördl. Teil ist bergig, der südliche mehr eben, das ganze Län reich an Waldungen; die Küstenlandschaften produzieren viel Getreide. Ackerbau ist der wichtigste Erwerbszweig; auch sind Fischerei und Bergbau (Eisen, Kupfer, Kobalt, Alaun, Kalkstein) von Bedeutung. Das Län wird von den Privatbahnen Kalmar-Emmaboda, Nybro-Säfsjöström, Oskarshamn-Näßjö, Westervik-Atvidaberg, Jenny-Hultsfred und Wimmerby-Hultsfred durchzogen, deren gesamte Länge 318 km beträgt.

Kalmarfund, s. unter Kalmar.

Kalmäufer oder Kahlmäufer, auch Klamüfer, ein mehrdeutiges Wort, zuerst von Fischart im Sinne von Schmarotzer gebraucht, nahm dann die Bedeutungen von Frömmler, Kopfhänger, Geizhals an. Die Herkunft des Wortes ist unbekannt; wahrscheinlich ist es eine Verstümmelung aus Kamaldulenser.

Kalmen, Region der Kalmen oder der Windstillen nennt man den ungefähr 6° breiten, zu beiden Seiten des Wärmeäquators sich erstreckenden Erdgürtel, welcher die Region des Nordostpassats von der des Südostpassats trennt. Da die Passate in ihrem Vordringen eine immer mehr östl. Richtung annehmen, so würden sie sich endlich zu einem reinen Ostwind kombinieren, wenn sich hier nicht unter dem Einflusse starker Erwärmung mächtig aufsteigende Luftströme erzeugten, welche das regelmäßige Wehen horizontaler Winde unmöglich machen. Infolge der aufsteigenden Luftströme entstehen nun abwechselnd Windstillen, oder wenn der massenhaft mit in die Höhe geführte Wasserdampf bei seiner Erkaltung eine rasche Kondensation erfährt, mächtige Regengüsse, welche meist von Donner und Blitz, sowie von verheerenden Stürmen begleitet sind, weshalb die Region der K. von den Seefahrern mit Recht gefürchtet wird. Da der Wärmeäquator der Erde infolge der ungleichen Verteilung von Wasser und Land nicht mit dem geogr. Äquator zusammenfällt, vielmehr nördlich von demselben liegt, so liegt auch die Mitte der Region der K. nördlich von dem Erdäquator; ihre Lage ändert sich übrigens mit der Jahreszeit. Zur Zeit unsers Sommers rückt sie mehr nach Norden, zur Zeit unsers Winters rückt sie mehr nach Süden. Während des Juli erstreckt sie sich vom 8. bis zum 14.° nördl. Br., während des Januar dagegen vom 3.° nördl. bis zum 5.° südl. Br., nur im Atlantischen Ocean bleibt sie auch während unsers Winters nördlich vom Erdäquator. Die der Region der K. von beiden Seiten her zuströmende und durch starke Erwärmung hier aufsteigende Luft muß in den obern Schichten der Atmosphäre natürlich nach beiden Seiten gegen die Pole hin abströmen, und so entstehen die in der Höhe herrschenden Südwest- und Nordwestpassate, welche in entgegengesetzter Richtung der in den untern Luftschichten auftretenden Nordost- und Südostpassate wehen. Die von der Region der K. aus in der Höhe nach den Polen abströmende Luft senkt sich in ihrem Fortschreiten mehr und mehr, sodaß bereits auf dem Gipfel des Pik von Teneriffa der rückkehrende Südwestpassat herrscht, während unten der Nordostpassat weht. In höhern Breitengraden, wo jene Westpassate sich bis zur Erdoberfläche senken, wechseln sie mit den Ostpassaten ab, indem sie sich gegenseitig verdrängen oder stauen.

Kalmia *L.*, eine zur Familie der Rhododendreae gehörige Gattung kleiner immergrüner Sträucher Nordamerikas. Ihre kurzröhrige napf- oder präsentiertellerförmige Corolle hat einen kurz-fünfspaltigen Saum mit 10 nach unten in kleine Hörnchen ausgehende Vertiefungen, in welchen die Staubbeutel vor ihrem Aufspringen eingesenkt liegen. Die Kapsel ist fünffächerig, fünfklappig, mit vielen sehr feinen Samen. Wegen der schönen meist rosenroten, bald hellern, bald dunklern Blumen und der oft glänzenden und glatten, länglichen oder elliptischen Blätter werden diese herrlichen, wiewohl bei uns nur halbharten Sträucher in den Gärten sehr geschätzt. Die bekanntesten Arten sind K. angustifolia *L.* mit schmalen Blättern und tiefrosenroten Blumen, K. glauca *Ait.* mit oben glänzend dunkelgrünen, unten graulichen Blättern und hellrosenroten, langgestielten Blumen, und K. latifolia *L.* mit verhältnismäßig großen langgestielten, lederartigen, auf beiden Flächen glänzenden lorbeerartigen Blättern und mit tellerförmigen roten, auch weißen Blumen. Von jeder dieser Arten gibt es mehrere Gartenformen. Man kultiviert die K. am besten in Töpfen mit starksandiger Heideerde, im Sommer an einem schattigen Standorte bei reichlicher Feuchtigkeit, und durchwintert sie an einem frostfreien, hellen und luftigen Orte. In den mildern Gegenden Deutschlands kultiviert man sie auf geschützten Standorten ganz im Freien und bedeckt sie bei etwa eintretender stärkerer Kälte mit einigem Tannenreisig oder mit Laub.

Kalmieren (frz.), beruhigen, besänftigen, beschwichtigen; kalmierende Mittel, soviel wie Beruhigende Mittel (s. d.).

Kalmit (die), Berg in der Hardt in der bayr. Pfalz, 6 km im SW. von Neustadt, 681 m hoch, mit einem Aussichtsturm.

Kalmuck (so genannt, weil die Kalmücken derartige grobe Mäntel tragen), ein langhaariges Zeug, tuchartig oder geköpert, das aus dickem Streichwollgespinst locker gewebt, stark gewalkt und gerauht, aber wenig oder nicht geschert ist und zu Winterkleidern benutzt wird.

Kalmücken oder, wie sie sich selbst nennen, Mongol-Oirad oder bloß Oirad, von den Ostmongolen Ogeled (kalmückisch Ölöd) und von den Tataren Khalimak (woher unser Kalmück) genannt, die zahlreichste mongol. Nation, stehen noch zum größten Teil unter chines. Oberhoheit, sind aber auch seit bereits zwei Jahrhunderten in großer Anzahl und auf weiten Räumen über das Russische Reich verbreitet. Sie teilen sich in vier Hauptstämme. Der erste derselben sind die Choschod, noch gegenwärtig von Fürsten aus dem Geschlecht Dschingis-Chans regiert. Sie stehen größtenteils unter chines. Hoheit und bewohnen, 50—60 000 Köpfe stark, die Gegend des Kuku-Noor oder des Blauen Sees, die sie als ihre eigentliche Heimat

bezeichnen. Ein Teil dieses Stammes soll schon frühzeitig an den Irtysch gezogen, sich darauf aber mit dem zweiten Hauptstamme der K., den Dsongaren, vereinigt und an den Kämpfen gegen China teilgenommen haben. Ein anderer Teil dieser Horde zog sich bei der Überfüllung des Landes ins russ. Gebiet, wo sie sich schon seit 1675 an den Ufern der Wolga im astrachanischen Gouvernement finden. Dieser Kalmückenstamm unterwarf sich freiwillig dem russ. Scepter und ist zugleich derjenige, der sich durch Friedlichkeit und Anhänglichkeit an Rußland am meisten auszeichnet. Offenherzigkeit und Neugier, eine gewisse Lebhaftigkeit und Reizbarkeit, Anlage zum Diebstahl, zur Rachsucht, im ganzen aber mehr Gutmütigkeit und Treue zeichnen diesen Volksstamm aus, der noch gegenwärtig ein unstätes, nomadisierendes Leben führt, seine Filzhütten bald hier, bald dort aufschlägt, sich in Kumiß, dem beliebten Trank aus gegorener Stutenmilch, gern berauscht und mit Bogen, Pfeil und Speer gut umzugehen weiß. Den zweiten Hauptstamm bilden die Dsongaren, einst die tapferste, reichste und mächtigste Horde, im 17. und im Anfang des 18. Jahrh. die Beherrscherin aller übrigen Stämme, später von den Chinesen unterjocht und fast ganz aufgerieben und zerstreut. Von ihnen hat die Dsongarei (s. d.) ihren Namen. Als dritter Hauptstamm erscheinen die Dörböd, die, bald mit den Dsongaren, bald mit den Torgod vereint, sich schon frühzeitig in Rußland niederließen, wo sie bis gegen das Ende des 18. Jahrh. häufig im Gouvernement Astrachan an der Wolga und am Ural vorkamen, während sie sich in neuerer Zeit, nach dem Erlöschen der Hauptlinie ihrer Erbfürsten, von der Wolga nach dem Don und an den Ili hinzogen. Den vierten Hauptstamm bilden die Torgod, die einst mit den Dsongaren verbunden waren und erst später eine eigene Horde ausmachten. Sie heißen auch Wolgaische K., weil sie bereits 1616, also am frühzeitigsten von den Kalmückenstämmen, ihr Vaterland aufgaben und die Wolga-Ebenen zur neuen Heimat erwählten. Doch kehrten die meisten von ihnen später ebenfalls wieder in ihre Stammsitze zurück, als der Druck der russ. Oberhoheit sich ihnen fühlbar machte. Seit 1771 findet man bloß noch wenige Torgod in Rußland ansässig. Nur ein untergeordneter Zweig, der Stamm Zochor unter dem Fürsten Dundukow, blieb zurück und trat in die vollkommenste Abhängigkeit von den Russen.

Die Zahl der K. beläuft sich im Gouvernement Astrachan mit denen im Lande der Donischen Kosaken und in Saratow und Orenburg auf 107531, in Westsibirien (Tomsk, Semipalatinsk, Semirjetschensk) auf 53000, somit im ganzen Russischen Reiche auf etwas über 160000. Ihr Reichtum besteht in großen Herden von Pferden, Kamelen, Rindern und Schafen. Rußland hat in neuerer Zeit viel für die Bildung der noch heidnischen K. gethan. Um Dolmetscher und Beamte für sie zu erlangen, wurde schon 1829 ein eigenes kalmückisches Institut gegründet.

Die K. haben eine Litteratur, die aber meist nur in Übersetzungen aus Indien und Tibet stammender buddhistischer Schriften besteht. Am bekanntesten ist die Märchensammlung «Siddhi-kür» (Text mit deutscher Übersetzung und Wörterbuch von Jülg, Lpz. 1866). Eine Art Heldenepos ist die «Dschangariade» (kalmückisch lithogr. herausg. von Golstunskij, Petersb. 1864; russisch übersetzt von Bobrownikow, Petersb. 1854; deutsch von Franz von Erdmann in «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft», 1857, XI, 708–730). Eine Grammatik ihrer Sprache, welche mit dem Mongolischen zu dem großen Altaischen Sprachstamme gehört und mit einer der mongolischen zunächst verwandten Schrift geschrieben wird, gab Zwick (Donaueschingen 1851) heraus; besser sind die russisch geschriebenen von Popow (Kasan 1847) und von Bobrownikow (Kasan 1849); ein Wörterbuch veröffentlichte ebenfalls Zwick (Donaueschingen 1852).

Vgl. Bergmann, «Nomadische Streifereien unter den K.» (4 Bde., Riga 1804–5); Howorth, «History of the Mongols from the 9th to the 19th century» (Bd. 1, Lond. 1876).

Kalmückenachat, s. unter Opal.

Kalmückensteppe, Teil der Astrachanischen Steppe. (S. unter Astrachan.)

Kalmus (Acorus *L.*) heißt eine zur Familie der Aroideen gehörende Pflanzengattung, deren wenige Arten in der nördl. gemäßigten Zone einheimisch sind. Die zwitterigen grünlichen Blüten sitzen dicht auf einem an der Seite eines blattähnlichen Schaftes stehenden Kolben, sie haben ein sechsteiliges Perigon, 6 Staubgefäße und einen 2–3fächerigen Fruchtknoten. Die bekannteste Art ist der jetzt in Europa häufige, in Sümpfen und Teichen wachsende gemeine K. (A. Calamus *L.*), der ehedem als Seltenheit aus Asien gebracht und in den Gärten gezogen wurde, jetzt bei uns aber völlig verwildert ist, jedoch keine reifen Früchte trägt. Sein langer, gegliederter, stark gewürzhafter, daumendicker Wurzelstock ist im geschälten Zustande unter dem Namen Kalmuswurzel (Rhizoma Calami) bekannt und als kräftiges, flüchtig-tonisches Arzneimittel, besonders bei schwacher Verdauung im Gebrauche. In Scheiben oder Stücken geschnitten wird er mit Zucker candiert und als magenstärkendes Mittel verspeist. In der Wurzel findet sich ein ätherisches Öl, das Kalmusöl (Oleum Calami), in der Menge von 0,25 Proz., das in der Medizin und in der Liqueurfabrikation angewendet wird. Die übrigen Arten des K. sind ebenfalls aromatisch und werden auf gleiche Weise angewendet. So wird in China der grasartige K. (A. gramineus *Ait.*) kultiviert. Den Ingwer nennt man oft Indischen Kalmus.

Kalnoky (Gust., Graf), österr. Staatsmann, einer alten österr. Adelsfamilie angehörend, geb. 29. Dez. 1832 in Lettowitz in Mähren, trat 1854 in den diplomatischen Dienst, wurde zuerst der Gesandtschaft in München, dann der in Berlin zugeteilt, 1859 Legationssekretär in London, 1871 mit dem Titel eines außerord. Gesandten und bevollmächtigten Ministers mit der Führung der Botschaftsgeschäfte in Rom interimistisch betraut. Von Rom zurückgekehrt, wurde er nach kurzer Disponibilität 1874 zum Gesandten in Kopenhagen ernannt, das er nach Abschluß des Vertrags zwischen Österreich und Preußen, in welchem Österreich auf die Ausführung des Art. 5 des Prager Friedens verzichtete, verließ, um nach kurzer Frist zunächst in außerordentlicher Mission nach Petersburg zu gehen. Im J. 1880 wurde ihm die Geheimratswürde verliehen und es erfolgte seine Ernennung zum Botschafter am kaiserl. russ. Hofe. In dieser Stellung verblieb K. bis zu seiner 1881 erfolgten Ernennung zum Minister des Äußern und des kaiserl. Hauses, als Nachfolger von Haymerles. K. setzte die Friedenspolitik seiner Vorgänger fort, hatte wiederholte

Zusammenkünfte (Salzburg, Gastein, Varzin) mit dem deutschen Reichskanzler zum Behufe der Befestigung des deutsch-österr. Bundes, machte seine petersburger Beziehungen auch zu Gunsten einer Besserung der getrübten Beziehungen zu Rußland geltend und begleitete den Kaiser Franz Joseph im September 1884 zur Dreikaiserzusammenkunft nach Skierniewice. (S. Österreich-Ungarische Monarchie, Geschichte.)

Kalobiotik (grch.), die Kunst, schön zu leben, d. h. das Leben möglichst harmonisch, der sinnlichen und intellektuellen Natur des Menschen angemessen zu gestalten. Ein eigenes System der K. stellte W. Bronn in seiner Schrift über K. (Lpz. 1844) auf.

Kalocsa, Stadt in Ungarn im Pester Komitat, 5 km links von der Donau, Station der Linie Kis Körös-K. der ungar. Staatsbahnen, Hauptort des ehemaligen Komitats Pest-Solt, mit (1880) 15789 E. magyar. Nationalität, ist Sitz des zweiten Erzbischofs von Ungarn, hat eine schöne Kathedralkirche, ein Priesterseminar, ein Gymnasium der Jesuiten und eine Sternwarte.

Kalogeri (grch., auch Kalojer, Kaluger), «guter Alter», in der griech. Kirche Bezeichnung für Mönch.

Kalokagathós (grch., d. i. [moralisch] schön und gut), im alten Athen Bezeichnung für einen Mann von guter Herkunft, Erziehung und Lebensart; Kalokagathie, das Wesen, die Eigenschaften und Tugenden eines K., sittliche und bürgerliche Vortrefflichkeit.

Kalomel (Calomel, Calomelas, Mercurius dulcis, Hydrargyrum muriaticum mite), alte Namen für Quecksilberchlorür, s. unter Quecksilber (-Verbindungen).

Kalong oder Großer Flederhund, s. unter Fledermäuse. [(s. d.).

Kalora, Beherrscher des Fürstentums Sind

Kalori..., s. Calori...

Kalosche, s. Galosche.

Kalosie (von Treu u. Nuglisch), s. unter Geheimmittel.

Kalosplinthechromokrēne (aus griech. Worten gebildet, «Schönfunkenfarbenquelle»), künstlich mit wechselnd verschiedenen Farben beleuchteter und dadurch prachtvoll funkelnder Springbrunnen.

Kalotypie (grch., «Schöndruck»), von Fox Talbot eingeführte Bezeichnung für die frühere Art der Herstellung von Lichtbildern auf Papier.

Kalpak, eine militärische Kopfbedeckung, aus einer cylinderförmigen Pelzmütze mit Fangschnüren und einem farbigen Tuchbeutel bestehend. Bei den Husaren der deutschen Armee wird nicht die Pelzmütze, sondern nur der farbige, zugleich als Regimentsunterschied dienende Tuchbeutel derselben als Kolpak bezeichnet.

Kalpo, Handelsgewicht auf der Insel Sardinien = 422 kg.

Kalquieren, s. unter Calque.

Kals, Dorf in Tirol, Bezirkshauptmannschaft Lienz, Gerichtsbezirk Windisch-Matrei, mit (1880) 1043 E., in breitem Thalbecken 1321 m über dem Meere freundlich gelegen am Südfuße des Großglockners, der von hier aus häufig bestiegen wird.

Kalt., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Kaltenbach.

Kaltbad oder Rigi-Kaltbad, Kurort, s. unter Rigi.

Kaltbruch, eine durch den Phosphorgehalt bedingte fehlerhafte Eigenschaft des Eisens, der zufolge dasselbe in der Kälte spröde, im glühenden Zustand aber zähe ist und sich daher wie gutes Eisen schmieden läßt.

Kälte oder Frost ist der Ausdruck, dessen wir uns zur Bezeichnung eines relativen Mangels an fühlbarer Wärme bedienen. Es gibt demnach keine bestimmte Grenze zwischen K. und Wärme, und es geschieht nur willkürlich, wenn man, wie dies im gewöhnlichen Leben geschieht, die Grade der Thermometer unter dem Eispunkte (0° R. = 0° C. = + 32° F.) als Kältegrade, die darüberliegenden als Wärmegrade bezeichnet. Sobald die Haut, mittels der Nerven, die Empfindung hat, daß ein mit ihr in Berührung kommender Körper oder die umgebende Luft viel weniger Wärme enthalte als sie selbst, ihr also viel Wärme entziehe, so nennen wir die Temperatur dieses Körpers oder der Luft kalt. Dabei hängt sehr viel ab von der Gewöhnung, und es ist bekannt, daß man im Sommer bei einem Temperaturgrade K. empfindet, welcher im Winter das Gefühl der Wärme hervorruft. Zu den höchsten natürlichen Kältegraden gehört die maximale Wintertemperatur zu Jakutsk (Sibirien, 62° nördl. Br.) mit — 59° C. Da das Quecksilber bereits bei — 39° C. erstarrt, so können derlei hohe Kältegrade nur mit Weingeistthermometern beobachtet werden. Alles, was Wärme entzieht, erzeugt K.; namentlich also die schnelle Verdunstung flüchtiger Flüssigkeiten, wie Äther und Kohlensäure, das Schmelzen von Eis, das Auflösen gewisser Salze in Wasser u. s. w. Stellt man schmelzendes Eis in den Brennpunkt eines Hohlspiegels und diesem gegenüber einen andern Hohlspiegel, in dessen Brennpunkt die Kugel eines Thermometers steht, so wird letzteres sinken, aber nicht, weil die K. strahlt, sondern weil der Thermometerkugel Wärme, durch Strahlung nach jenem schmelzenden Eise hin, entzogen wird. Die Verdunstung einer Flüssigkeit kann so rasch geschehen, daß sie sich selbst dadurch bis zum Gefrieren des Restes abkühlt, z. B. Wasser unter dem Recipienten der Luftpumpe ueben konzentrierter Schwefelsäure, welche die Wasserdämpfe rasch verschluckt; auf diesem Prinzip beruht eine Methode künstlicher Eiserzeugung. (S. Eis.)

Kalte Eich, Teil des Westerwaldes (s. d.)

Kaltes Fieber, s. Wechselfieber.

Kalte Nadelarbeiten beim Kupferstich bestehen darin, daß man mit der Radiernadel unmittelbar ins Kupfer einritzt, um die Platten zu vollenden. (S. Kupferstechkunst.)

Kälteerzeugungsmaschinen, soviel wie Eismaschinen (s. d.).

Kältegrade, s. unter Kälte.

Kältemischungen (Frostmischungen) nennt man Gemenge, welche bei ihrer Auflösung viel Wärme verbrauchen (binden), also zur Erzeugung künstlicher Kälte dienen können; z. B. Gemenge von Schnee, Salpeter und Kochsalz, wie sich deren die Zuckerbäcker zur Bereitung des Gefrorenen bedienen. (S. unter Eismaschinen.) Die stärkste Kälte erhält man durch Vermischen fester Kohlensäure mit Äther. Wissenschaftlich untersucht wurden (1875) die K. von L. Pfaundler (im 71. Bande der «Berichte der wiener Akademie»); vgl. auch Naumann, «Lehr- und Handbuch der Thermochemie» (Braunschw. 1882).

Kaltenbach (Joh. Heinr.), Naturforscher, geb. 30. Okt. 1807 in Köln, gest. 20. Mai 1876 in Aachen als Lehrer der dortigen Realschule, schrieb

namentlich: «Die Pflanzenfeinde aus der Klasse der Insekten» (3 Abteil., Stuttg. 1872).

Kaltenbrunner (Karl Adam), österr. Dialektdichter, geb. 30. Dez. 1804 zu Enns, wurde 1842 Direktionsadjunkt an der Staatsdruckerei zu Wien und starb als Vizedirektor der Staatsdruckerei 6. Jan. 1867 zu Wien. Er veröffentlichte: «Vaterländische Dichtungen» (Linz 1835), «Konstantin XI., der letzte griech. Kaiser», Trauerspiel (Linz 1836), «Lyrische und epische Dichtungen» (Wien 1838), «Obderennsche Lieder» (Linz 1845), «Alm und Zither», Lieder (2 Bde., Linz 1845—48), «Lieder und Gesänge in obderennsscher Mundart» (3 Bde., Neuburg 1857), «Österr. Feldlerchen», dialektische Lieder (Neuburg 1857), «Aus dem Traungau», Dorfgeschichten (Wien 1863).

Kaltenmoser (Kaspar), Genremaler, geb. 25. Dez. 1806 zu Horb in Württemberg, begann seine Laufbahn als Zeichner und Lithograph, indem er eigene Entwürfe vervielfältigte. Erst im Alter von 24 Jahren gelangte er zu höherer künstlerischer Ausbildung, indem er zu München die Akademie besuchte. Er begann nun auch als Maler aufzutreten und hatte raschen Erfolg, ohne dabei die Lithographie aufzugeben. So war er in mehrern Etablissements thätig, bis 1834 sein Gemälde: im Wirtshaus, ihm einen bedeutendern Namen gründete. K. verstand es besonders Motive aus dem Dorfleben seiner Heimat mit Geschick zu gestalten, wobei ihn ein gutes Arrangement und solide Zeichnung unterstützten. Eine größere Reise im südlichen Österreich, Schweiz und Italien brachte ihm neue Stoffe. Eins der besten Bilder dieser Art ist das Mädchen aus Istrien (1858). Für den Fürsten Taxis in Regensburg malte er schon 1839 den Ehekontrakt, andere Werke waren: die Brautleute vor dem Pfarrer, die zurückgewiesene Gabe (1858), die Familienscene, die Maultrommelspieler u. s. w. K. starb 8. März 1867 in München.

Kaltennordheim, Flecken in Sachsen-Weimar-Eisenach, Bezirk Dermbach, an der Felda, 20 km im WSW. von Wasungen, in schönem, engem Thale unter der Rhön gelegen, Station der Linie Salzungen-K. der Feldabahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß und zählt (1880) 1579 E., worunter viele Weber, Gerber und Sattler.

Kältepole nennt man zwei Punkte auf der nördl. Halbkugel, welche kälter sind als alle umliegenden Orte; der eine liegt nördlich von Jakutsk, der andere im Nordwesten der Perry-Inseln.

Kaltern, Flecken in der tiroler Bezirkshauptmannschaft Bozen, 429 m über dem Meere, auf der rechten Seite des Etschthals, von diesem durch den Rücken des Mittelbergs geschieden, am Fuße der Ronsberger Alpen (Mendel), 10 km im NNW. von Neumarkt, 13 km südwestlich von Bozen, mit beiden durch Fahrstraßen verbunden, zählt (1880) 3760 E., ist Sitz eines Bezirksgerichts und hat eine hübsche, mit guten Fresken geschmückte Pfarrkirche und ein Franziskanerkloster. Etwa 3 km südlich von K. liegt der fischreiche Kalterer See, 1 km breit, 2 km lang. Die Umgebung von K. liefert neben dem benachbarten Tramin die geschätztesten Tirolerweine (Traminer und Kalterer Seewein).

Kältestarre nennt man in der Botanik denjenigen Zustand der Pflanzen, welcher bei niedriger Temperatur eintritt und dadurch charakterisiert ist, daß gewisse Bewegungserscheinungen der Pflanze sistiert werden, ohne daß jedoch ein wirkliches Absterben stattfindet. Nach Wiedereintritt normaler Temperatur kann die Pflanze auch normal weiter leben, wenn ein bestimmtes Temperaturminimum nicht überschritten worden ist und die Einwirkung der Kälte nicht zu lange gedauert hat. Für die Pflanzen verschiedener Klimate ist natürlich die Temperatur, bei der die K. eintritt, eine sehr verschiedene. Während z. B. bei der Sinnpflanze (Mimosa pudica) schon bei + 15° C. die Bewegungsfähigkeit sistiert wird, tritt bei in Deutschland einheimischen Pflanzen die K. erst bei erheblich niederern Temperaturen ein.

Kaltguß nennt man fehlerhafte Gußstücke, deren innerer Zusammenhang infolge von Unterbrechungen beim Gießen ein unvollkommener ist, sodaß beim Schlagen mit dem Hammer u. s. w. an den betreffenden Stellen eine Trennung erfolgt.

Kaltmeißel, auch Banlmeißel oder Hartmeißel genannt, ein Werkzeug, das zum Weghauen von Vorsprüngen (Gußnähten u. s. w.), überhaupt zur Überarbeitung der Form in kaltem Metall Verwendung findet. (S. Meißel.)

Kaltpressen, eine Herstellungsweise der Bleiröhren (s. d., Bd. III, S. 162[a]).

Kaltschüren, s. u. Glas, Bd. VIII, S. 78[b].

Kaltwasserkur, Hydriatrik, Hydrotherapie, die methodische Anwendung des kalten Wassers zu Heilzwecken. Die äußerliche Anwendung des kalten Wassers als Heilmittel, welche sich im Altertum eines großen Ansehens erfreute, aber bei den spätern medizinischen Schulen auf hartnäckige Vorurteile und Abneigung stieß, wurde zuerst, nachdem in England James Currie (geb. 31. Mai 1756, gest. 31. Aug. 1805) mit Erfolg die fieberhaften Krankheiten mit kalten Bädern behandelt hatte, von dem Bauer Vincenz Prießnitz (s. d.) in Gräfenberg bei Freiewaldau in Österreichisch-Schlesien in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. enthusiastisch empfohlen und seitdem auch in die wissenschaftliche Heilkunde eingeführt. Man bedient sich hierbei des kalten Wassers entweder in ziemlich großen Mengen als Getränk, oder zu Bädern, Douchen, Abreibungen, Umschlägen und Einwickelungen. Das Trinken vielen Wassers soll den Stoffwechsel anregen, Blutstauungen (des Unterleibs) heben, Sekretionen (z. B. des Darmsaftes) beschleunigen, Ablagerungen (von Harngries u. dgl.) auflösen. Die Bäder werden als Voll- und Halb- oder Teilbäder gebraucht. Die Vollbäder bezwecken nicht nur eine Reinigung der Haut, sondern sie bewirken auch eine Abkühlung des ganzen Körpers, treiben das Blut aus der Haut auf tiefer gelegene Organe und wirken als kräftige Hautreize, die wiederum ihre Rückwirkung auf den ganzen Organismus (die Herzthätigkeit, das Nervensystem) ausüben. Nervöse Personen werden daher durch anhaltende kalte Bäder leicht anämisch und magern ab. Der durch das kalte Bad erlittene Wärmeverlust wird durch eine gesteigerte, mit lebhafter Beschleunigung des Stoffwechsels verbundene Wärmeproduktion im Innern des Körpers ausgeglichen, worauf im wesentlichen die kräftig umstimmende, die gesamten Ernährungsvorgänge lebhaft anregende Wirkung der K. beruht. Bei den Teilbädern will man die örtlichen Wirkungen auf einen einzelnen Körperteil beschränken. Bei den Douchen und Abreibungen kommt noch die Verstärkung des Hautreizes ins Spiel. Umschläge werden entweder so angewendet, daß man die nur durchfeuchteten Tücher nicht warm werden läßt (so

zur Beseitigung von Entzündungen), oder so, daß man sie erst wechselt, wenn sie warm geworden sind (Prießnitzsche Umschläge). Namentlich wendet man diese Umschläge da an, wo man Produkte von Entzündungen u. s. w. entfernen will. Als eine Abart der Umschläge kann man die naßkalten Einwickelungen des ganzen Körpers betrachten, der dadurch (unterstützt durch vieles Trinken) in lebhaften Schweiß gebracht wird.

Die Temperatur, welche das angewendete Wasser haben soll, ist verschieden, meist indes nur mäßig niedrig (15—20° R.). Von wesentlicher Bedeutung zeigt sich hierbei, wie auch bei den andern Heilbädern, die Änderung der Lebensweise in den Kurorten, das müßige Leben, die Zerstreuung, die gute Küche und die Bewegung in frischer Luft, spezifisch aber für die Kaltwasserkurorte die mit der Anwendung des kalten Wassers verbundene Abhärtung. Neben der K. gehen öfters noch andere Kuren (Trauben-, Milch-, Mollenkur u. s. w.) einher. Als besonders wirksam erweisen sich K. bei chronischen, auf allgemeinen Ernährungsstörungen beruhenden Krankheiten, insbesondere bei Syphilis, Gicht, Rheumatismus, bei chronischen Metallvergiftungen, bei Hypochondrie und Hysterie, bei gewissen Krampf- und Lähmungszuständen, bei chronischen Hautkrankheiten u. dgl., wogegen sie bei allen eigentlichen Zehrkrankheiten (Schwindsucht, Krebs, Zuckerruhr u. dgl.), sowie bei geistigen Störungen entschieden nachteilig und zerrüttend wirken. Wenn irgend eine Methode, so erfordert deshalb gerade die Hydrotherapie strenge und sachkundige Überwachung durch einen tüchtigen, sorgfältig individualisierenden Arzt.

Litteratur. Petri, «Wissenschaftliche Begründung der Wasserkur» (Koblenz 1853); derselbe, «Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft der Wasserkur» (1865); Winternitz, «Das methodische Wassertrinken» (Wien 1866) und «Die Hydrotherapie auf physiol. und klinischer Grundlage» (Wien 1877—79).

Kaltwasserpumpe, s. unter Pumpen.

Kaluga, Gouvernement des europ. Rußland, welches auf 30929 qkm (1882) 1098814 E. zählt, ist von den Gouvernements Moskau, Smolensk, Orel und Tula umgeben und befindet sich durch große Handels- und Gewerbthätigkeit in hohem Wohlstande. Besonders ragen hervor die Erzeugnisse der Glashütten, Eisenhämmer, Woll-, Baumwoll- und Leinwandmanufakturen, der Tuchfabriken und der großen Branntweinbrennereien. K. ist eins der fruchtbarsten Gouvernements; der Hauptstrom ist die Oka, die einen ergiebigen Fischfang gewährt. Die Wälder, etwa 25 Proz. des Areals, sind reich an Wildbret. Die kalugaischen Nachtigallen sind weit berühmt. Die Landbewohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Hanfbau. Das Gouvernement wird in 11 Kreise eingeteilt und war früher eine Provinz des Großfürstentums Moskau, bis es von Katharina II. 1776 zu einem besondern Gouvernement erhoben wurde.

Die Hauptstadt Kaluga, am Einflusse der Jatschenka in die Oka und an der Bahnlinie Wjasma-Rjaschk, zählt (1882) 38608 E., die besonders lebhafte Öl-, Leder- und Segeltuchfabrikation, sowie einträglichen Handel mit Öl, Obst, Getreide, Gemüse und Honig betreiben. Die Stadt ist der Sitz eines Civilgouverneurs und eines griech. Bischofs, hat 31 Kirchen, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, ein Priesterseminar, ein adeliges Pensionat, drei Hospitäler, ein Gefängnis, eine Kreis- und vier Pfarrschulen, eine 1849 gegründete landwirtschaftliche Gesellschaft, vier Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. Auch befinden sich hier ein großer Artilleriepark und bedeutende Pulvermagazine. K. ist die Stadt Großrußlands, welche 1480 den letzten Angriff der Tataren zu bestehen hatte. Sie war Sitz des zweiten falschen Demetrius (s. d.), der hier 1610 ermordet wurde, und seit 1859 der Schamyls.

Kaluger, s. Kalogeri.

Kalugyer, ungar. Dorf mit merkwürdiger Schwefelquelle im Bihargebirge (s. d.).

Kalunda oder Lunda, ein Bantuvolk im innern Südafrika, im Reiche Lunda, zwischen 9 und 12° südl. Br.

Kalusch in (Kaluszyn), Stadt im russ.-poln. Gouvernement Warschau, mit 7200 E., meist Juden, welche Öl, Essig, Seife, Talglichter und Tales (Wollzeug zu Gebetmänteln) fabrizieren.

Kalusz, Stadt und Sitz einer Bezirkshauptmannschaft im östl. Galizien, mit (1880) 7210 E. poln. Zunge und vorwiegend Juden, liegt im hügeligen Karpatenvorlande an der Lomnicza, einem rechtsseitigen Nebenflusse des Dnjestr, auf welchem viel Holz geschwemmt wird, und an der Linie Stryi-Stanislawow der Erzherzog-Albrechtsbahn. Salz, Getreide, Holz, Branntwein, Unschlitt und Seife sind die in K. vertretenen Industriezweige, mit denen lebhafter Handel getrieben wird.

Kalvarienberg, s. unter Golgatha.

Kalvillen, s. unter Apfelbaum 1).

Kalvörde oder Calvörde, Flecken in Braunschweig, Kreis Helmstedt, in einer Exklave im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg an der Ohre gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei und zählt (1880) 2092 E., welche Tabak, Mohn, Hopfen und Kümmel bauen.

Kalw, Stadt in Württemberg, s. Calw.

Kalwarya, Kreisstadt im russ. Gouvernement Suwalki, rechts an der Schelupa (Szeszupa), hat Stecknadel-, Leinwand-, Flanell-, Leder-, Hut- und Kammfabriken und bedeutenden Handel und zählt (1880) 10606 E., worunter viele Juden.

Kalwitz (Seth), s. Calvisius (Sethus).

Kalybia, Dörfer im Taygetos (s. d.).

Kalycifloren (Calyciflorae) nennt man in der systematischen Botanik eine Abteilung der Polypetalen in der Gruppe der Dikotyledonen. Dieselbe umfaßt diejenigen Pflanzen, in deren Blüten die Staubgefäße perigyn oder epigyn inseriert sind. Hierzu gehören unter andern die Familien der Rosaceen, Leguminosen Myrtaceen, Cucurbitaceen, Saxifrageen, Umbelliferen, Kaprifoliaceen, Rubiaceen, Kompositen, Campanulaceen, Ericaceen.

Kalydon, Hauptstadt Ätoliens, am rechten Ufer des Euenos in einer fruchtbaren Ebene, ist besonders berühmt durch den Kalydonischen Eber. Als einst König Oneus allen Göttern ein feierliches Opfer gebracht, dabei aber die Artemis (Diana) vergessen hatte, sandte diese aus Rache einen furchtbaren Eber, der Fluren und Gärten verwüstete. Diesen zu erlegen, berief des Oneus Sohn, Meleager, die tapfersten Helden Griechenlands, Theseus, Kastor und Polydeukes, Peleus u. a., doch keiner konnte ihn töten und mehrere kamen um. Endlich traf ihn Meleagers Geliebte, Atalante, mit dem Pfeile, worauf ihn dann Meleager erlegte.

Kalykadnos, Fluß in Kleinasien, jetzt Göl-su (s. d.).

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Kalypso, bei Homer eine Tochter des Atlas, nach andern des Nereus und der Doris, oder auch des Okeanos und der Tethys, bewohnte die tief im Ocean liegende waldige Insel Ogygia und lebte fern von allem Umgange mit Göttern und Menschen. Als Odysseus an ihrer Insel Schiffbruch litt, nahm sie ihn gütig auf und versprach ihm die Unsterblichkeit, wenn er sich mit ihr vermählen wolle. Aber ihn verließ die Sehnsucht nach der geliebten Heimat nicht. Dessenungeachtet hielt sie ihn sieben Jahre bei sich fest, in welcher Zeit sie ihm nach dem Anhange der Hesiodischen Theogonie zwei Söhne, Nausinoos und Nausithoos, gebar, bis endlich Zeus durch Hermes ihr gebot, ihn in die Heimat zurückkehren zu lassen.

Kalypso ist auch der Name des 53. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Kama, auch Kleine Wolga, von den Tataren Tscholman-Idel, d. h. der Weiße Fluß, genannt, der größte Nebenfluß der Wolga, entspringt unter 58° nördl. Br. im Gouvernement Wjätka am flachen Westabhange des Ural auf einer unbewohnten, sumpfigen Waldhöhe und fließt, schon nach 45 km Laufs schiffbar, erst 225 km durch eine Wildnis gegen Norden, dann nach Osten in das Gouvernement Perm, in diesem nach Süden bis zur Stadt Perm, endlich in einem sehr gewundenen Laufe südwestwärts, zum Teil die Grenze zwischen Perm und Wjätka, dann zwischen letzterm und Ufa bildend. Sodann tritt der Strom bei Mamadysch in das Gouvernement Kasan und ergießt in diesem nach einem Laufe von 1710 km sein weißliches Wasser zwischen der Stadt Kasan und den Trümmern der alten Bulgarenresidenz Bolgary in die Wolga, welche er an Länge, Breite, Wasserfülle und früh eintretender Schiffbarkeit übertrifft. In ihrem Unterlaufe 2—5 m tief, hat die K. keine Stromschnellen und ein völlig freies, für den Schiffsverkehr ganz geeignetes Fahrwasser. Die Zahl der Werfte an ihren Ufern ist sehr groß und der durch sie vermittelte Handel aus Sibirien nach Nishnij-Nowgorod und Petersburg sehr bedeutend. Von der Grenze der Gouvernements Wjätka und Ufa an berührt sie reiche Flecken und Dörfer sowie eine Menge größerer und kleinerer Städte. Die K. sammelt alle Gewässer, die vom mittlern Ural nach Westen abfließen. Links nimmt sie unter vielen andern auf: die Südliche Keltma (s. d.), die 450 km lange Wischera, die 750 km lange Tschussowaja mit einem kurzen Wolok (Trageplatz), mittels dessen das Wolga- mit dem Obigebiete verknüpft ist; die Bjelaja (s. d.). Rechts gehen in die K. die 970 km lange Wjätka mit zahlreichen schiffbaren Zuflüssen, wie die Tschepza und die Maloma.

Kâma oder Kâmadeva, der indische Liebesgott, welcher erst in der spätern (nachvedischen) Zeit hervortritt und als der Sohn Dharmas oder Brahmans, und der Gatte der Rati (Wollust) gilt. Er führt Pfeil und Bogen wie der griech. Eros, von dem diese Attribute wahrscheinlich auf ihn übertragen sind. Von dem Gotte Siva, den er einst in seinen Bußübungen störte, soll er durch einen Zornesblick zu Asche verbrannt sein, weshalb er auch Ananga (der Körperlose) heißt.

Kamâla (bengal.), Waras oder Wurrus, ein feines, weiches, lockeres, geruch- und geschmackloses Pulver von roter oder braunroter Farbe, besteht im wesentlichen aus den hochroten Drüsen und den Sternhaaren, welche die kirschgroßen Kapseln der zu den Euphorbiaceen gehörigen, in Abessinien, Ostindien, China und Australien heimischen Rottlëra tinctoria *Roxb.* (Mallotus Philippinensis *Müll. Arg.*, s. unter Rottlera) bedecken und durch Abbürsten dieser Früchte gewonnen werden. Die K., welche außer Spuren von ätherischem Öl, Citronen- und Oxalsäure hauptsächlich Harze (Kamalarot) und das aus ätherischen Lösungen in gelben Krystallen sich ausscheidende Rottlerin ($C_{11}H_{10}O_3$ enthält), dient in Indien zum Gelbfärben der Seide, sowie als Heilmittel gegen den Bandwurm und verschiedene Hautkrankheiten und hat sich seit neuerer Zeit auch in Europa als wirksames Bandwurmmittel bewährt. Man gibt es in Pulvern, Pillen, Latwergen oder Schüttelmixturen; vor dem Kusso und andern Bandwurmmitteln zeichnet es sich durch seine mildere Wirkung sowie durch seine Geruch- und Geschmacklosigkeit aus und wird deshalb besonders für Kinder und Frauen, sowie für schwächliche Individuen empfohlen.

Kamant, Volksstamm in Abessinien. (S. unter Falaschas.)

Kamarân, Insel im Roten Meere, 165 qkm groß, unbewohnt, aber mit gutem Hafen, den die Briten ankauften, beherrscht die Stadt Hodeida (s. d.).

Kamaschen (Gamaschen, frz.), ein vom Schuh oft bis über das Knie reichendes Bekleidungsstück aus Tuch, Leinwand oder Leder; sie sollen das Eindringen von Sand in die Schuhe und Verletzungen des Beins durch Gestrüpp u. s. w. verhindern. Im vorigen Jahrh. in fast allen Armeen gebräuchlich, waren sie, da sie das Marschieren sehr erschwerten, eine Plage für den Soldaten, woraus sich die volkstümliche Bezeichnung für kleinlichen, pedantischen Dienstbetrieb als Kamaschendienst herleitet. Durch Einführung von Schaftstiefeln wurden die K. aus fast allen Armeen verdrängt.

Kamaun, Divisionshauptstadt in Ostindien. (S. Almora.)

Kambaja, Hauptort des gleichnamigen Vasallenstaats in der indobrit. Präsidentschaft Bombay. (S. Cambay.)

Kamberg, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Untertaunuskreis, an der Ems, 18 km im SO. von Limburg, ist Station der Linie Frankfurt-Limburg der Hessischen Ludwigsbahn, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß und seit 1820 eine Taubstummenanstalt und zählt (1880) 2357 meist kath. E.

Kambodscha, auch Cambodja, Königreich in Hinterindien, seit 1863 franz. Schutzstaat, früher bei weitem größer, gegenwärtig auf den Raum zwischen 10—14° nördl. Br. und 104—106° östl. L. (von Greenwich) beschränkt, wird nördlich und nordwestlich von Siam, westlich und südwestlich von dem Golf von Siam, südlich und südöstlich von dem franz. Cochinchina, östlich von Annam begrenzt. Man berechnet die Größe des Landes auf 83 861 qkm und schätzt die Zahl der Einwohner auf 1 500000. Hauptstrom des Landes ist der untere Me-Khong, in welchen bei Pnom-Penh der Kambodschafluß einmündet. Letzterer bildet das Emissarium des großen Binnensees Bien-ho, in welchen sich eine Anzahl Flüsse ergießt, von denen der von den Kongbergen kommende, nach der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz benannte Battam-bong der bedeutendste ist. Für den Grundstamm der einheimischen Bevölkerung gelten die Samreh in den Linschi-Bergen. Die eingewanderten Khom oder Khamen ließen sich in Gebieten

nieder, die von Doeham (Tsiampa) bewohnt waren. Verschiedene Stämme der Kha oder Pnom leben in den Abhängen des Grenzgebirges zwischen K. und Siam. In den größern Städten haben sich chines. Kaufleute angesiedelt, und in einigen derselben finden sich auch brahman. Hindu. Außerdem gibt es daselbst Ansiedelungen von Malaien und aus Annam geflüchteten Tsiampa. Die Bewohner K.s zeigen wenig Betriebsamkeit. Das Land liefert für die Ausfuhr Reis, Elfenbein, Baumwolle, Fische, Seide, Kardamomen, Wachs, Rhinocerushörner. Doch beschränkt sich der Handel fast nur auf die Küstenfahrten einheimischer Schiffe. Der wichtigste Hafenort ist Kampot (s. d.).

K. war ein mächtiger Staat, dem selbst Siam Tribut zahlte, bis sich in diesem Lande die Fürsten von Sutothay (um 1502 der buddhistischen Ära) unabhängig machten. Nach der Gründung Ajudhjas zerstörte der siames. König Ramathibodi 1357 n. Chr. die beiden Hauptstädte von K., Nakhon-Tom und Nakhon-Vat, deren großartige Ruinen neuerdings durch Bastian am Nordufer des erwähnten Binnensees aufgefunden wurden. Die Könige von K. verlegten hierauf ihren Sitz nach dem niedern Lande, wo sie abwechselnd zu Photisat, Pnom-Penh, Kampong-Soai und Lawek residierten, bis unter König Sisuphon die jetzige Hauptstadt Udong oder Undong erbaut wurde. In neuerer Zeit geriet die Macht der Herrscher von K. in großen Verfall. Cochinchina riß den östl. Teil des Landes, die seit 1862 franz. Provinz Ghia-dinh (oder Saigon) und Siam 1794 die Provinzen Siem-reap und Battam-bong an sich. Seitdem mußte auch der Fürst des eigentlichen K. (zu Udong) seine Bestätigung in Bangkok holen. Durch Vertrag vom 11. Aug. 1863 wurde K. franz. Schutzstaat. Der von Ceylon eingeführte Buddhismus verbreitete sich von K. über die Nachbarländer, weshalb auch noch die heiligen Schriften der Siamesen den Namen der Kambodschischen bewahrt haben. Vgl. Bastian, «Die Völker des östl. Asien» (5 Bde., Lpz. 1866 fg.); Moura, «Le royaume du Cambodge» (2 Bde., Par. 1883).

Kambodschafluß, s. Mekhong.

Kambrick oder Cambric, soviel wie Batist (s. d.); auch soviel wie Kammertuch (s. d.).

Kambrische Formation, soviel wie Cambrium (s. d.).

Kambryk, s. Cambrai.

Kamburg oder Camburg, Stadt in Sachsen-Meiningen, Kreis Saalfeld an der Saale, 8 km im SO. von Stadtsulza, Station der Linie Großheringen-Saalfeld der Saalbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine bedeutende Zuckerfabrik, Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen, Gerberei, eine große Mühle und Getreide- und Holzhandel und zählt (1880) 2156 E. Auf dem Turmberg steht noch ein Turm als Rest der Residenz der Grafen von K.

Kambyses (bei den Griechen; Kambuziya in altpers. Namensform), König der Perser und Meder, der Sohn des Cyrus und der Kassandane, folgte 529 v. Chr. seinem Vater in der Herrschaft. Im J. 525 machte er einen Angriff auf Ägypten. Er schlug den König Psammenit bei Pelusium, eroberte die Hauptstadt Memphis, wo er den Psammenit gefangen nahm, unterwarf binnen sechs Monaten das ganze Land, zwang die Griechen von Cyrene und Barka sowie die benachbarten Libyer, ihm zu huldigen, und hatte nun die Absicht, eine Flotte gegen Karthago abzusenden, Äthiopien zu erobern und sich des Tempels des Jupiter Ammon zu bemächtigen. Doch die erste dieser Unternehmungen scheiterte, weil die Tyrier, auf deren Flotte die Seemacht des K. beruhte, sich weigerten, gegen ihre Tochterstadt zu ziehen. Das gegen die Ammonier abgeschickte Heer aber kam in den Sandwüsten um, und dasjenige, an dessen Spitze er selbst gegen die Äthiopier aufgebrochen war, wurde durch Hunger zum Rückzuge gezwungen. Nach seiner Rückkehr nach Ägypten soll er, dem Trunke ergeben, die äußersten Grausamkeiten geübt haben. Schon vorher hatte er seinen Bruder Smerdis (altpers. Bardiya), durch die Verleumdungen eines Magiers argwöhnisch gemacht, heimlich umbringen lassen. K. starb an einer zufälligen Selbstverwundung 522 auf dem Rückwege nach Persien, den er auf die Nachricht antrat, daß sich ein Magier, Namens Gaumata, die während der Abwesenheit des K. eingerissene Lockerung des Reichsverbandes benutzend, für den Smerdis ausgegeben und die Herrschaft über Persien, Medien und andere benachbarte Provinzen an sich gerissen habe. Gaumata wurde jedoch bald von Darius (s. d.) unterworfen und mit den Vornehmsten seines Anhangs in der Festung Sikhyuvatis in der medischen Provinz Nisaya getötet (April 521). Herodots Nachrichten über K. haben in neuerer Zeit durch die große Keilinschrift zu Bisutun Bestätigung gefunden. Außerdem besitzen wir eine bedeutende Anzahl von unter seiner Regierung datierten babylonischen Privattraktaten und ägypt. Inschriften. Des K. Großvater hieß ebenfalls K., wie Herodot mit Recht berichtet hat; auch dieser war, demselben jetzt durch Inschriften bestätigten Geschichtschreiber zufolge, ein Sohn eines ältern Cyrus.

Kameel, s. Kamele.

Kameen (frz. camée, ital. cameo, cammeo, mittellat. camaeus, entstanden aus einer Nebenform von gemma, d. i. Edelstein) nennt man im allgemeinen alle erhaben geschnittenen Steine, im Gegensatz zu den vertieft geschnittenen oder Intaglien. Insbesondere aber bezeichnet man mit diesem Namen diejenigen, welche zwei übereinander liegende Schichten von verschiedener Farbe haben, sodaß die Figuren in der obern Fläche gebildet werden, die untere Seite aber den Grund ausmacht. Hierzu bedienten sich die Alten vorzüglich des aus rauchbraunen und milchweißen Lagen (zonae) bestehenden Onyx und des noch eine dritte Lage von Karneol enthaltenden, oft auch durch Betrug hervorgebrachten Sardonyx, des Achat, Amethyst, Karneol, Hyacinth, Specksteins u. s. w. So wechseln an einer solchen K. die Farben malerisch übereinander, die Haare und die Gewandung in dunkler Färbung, das Fleisch weiß, der Grund wieder dunkel. Da aber solche Steine, welche aus zwei Schichten von verschiedener Farbe bestehen, nicht so häufig gefunden werden, so verfertigten schon die Alten auch künstliche K. aus verschiedenfarbigem, übersangenem Glas. Viele K. aus alter Zeit sind auf uns gekommen, darunter einige der merkwürdigsten und vollkommensten Art. So der berühmte Cameo Ganzaga (jetzt in der kaiserl. russ. Sammlung zu Petersburg), der die Köpfe eines Fürsten und seiner Gemahlin, höchst wahrscheinlich Ptolemäus' I. und der Eurydike, vorstellt; ferner der große Cameo des Antikenkabinetts zu Wien mit den Köpfen Ptolemäus' II. und der Arsinoe. Würdige Seitenstücke

zu den K. der Ptolemäer, in Auffassung und Behandlung freilich der selbständig röm. Kunstrichtung angehörend, bilden einige prachtvolle Steine, welche das Walten der kaiserl. Macht zur Darstellung bringen. Zu den vorzüglichsten gehört die Gemma Augustea im k. k. Kabinett zu Wien. Ausgezeichnet ist ein anderer Cameo im Kabinett zu Paris, der den Tiberius als irdischen Jupiter und seine Mutter Livia als Ceres zeigt. Abdrücke echter K. des Altertums in Glasflüssen, Schwefel, Porzellan, Steingut und ähnlichen Massen, die, wenn sie genau sind, für den Kunstliebhaber den Wert der Steine selbst haben, lieferten vorzüglich die Fabrik zu Trapani in Sicilien, die Wedgwoodsche Steingutfabrik in England und auch deutsche Künstler, namentlich Lippert, Collin, Rabenstein u. a. Vgl. Fiorillo, «Aufsätze artistischen Inhalts» (Bd. 2); Gurlitt, «Archäol. Schriften» (Altona 1831); Arneth, «Die antiken K. des k. k. Münz- und Antikenkabinetts» (Wien 1849) und «Die Cinque-Cento-Kameen» (Wien 1858); Krause, «Pyrgoteles» (Halle 1856); King, «Antique gems and rings» (2 Bde., Lond. 1872); Mariette, «Traité des pierres gravées» (2 Bde., Par. 1750). (Vgl. Gemme mit Textfigur 2 u. 6 und Tafel: Bildnerei IV, Fig. 7.)

Kamehameha, Name von fünf Königen der Sandwichinseln (s. d.).

Kameiros, im Altertum eine der drei Hauptstädte von Rhodos, an der Westküste der Insel. Die genaue Stelle ist nicht sicher zu bestimmen; die Gräber der Umgegend haben neuerdings eine sehr wertvolle Ausbeute an uralten Gegenständen der Kunstindustrie, besonders bemalte Vasen, geliefert, welche in die Museen zu London und Paris gekommen sind.

Kameke (Arnold Karl Georg von), preuß. General der Infanterie, einem alten pommerschen Geschlecht angehörig, geb. 14. Juni 1817 zu Pasewalk, wo sein Vater, der 1837 verstorbene Generalleutenant a. D. von K., damals das 2. Kürassierregiment (Königin) befehligte. Auf dem Gymnasium zu Stettin gebildet, begann K. seine militärische Laufbahn 1834 bei der 2. Pionierabteilung, wurde 1836 Offizier und 1848 Premierlieutenant im Ingenieurkorps. Von 1841 bis 1846 wurde K. beim Festungsbau in Posen und Königsberg verwendet, 1848 Adjutant der 1. Ingenieurinspektion und 1850 unter Beförderung zum Hauptmann in den Generalstab versetzt. Zunächst wurde er beim Großen Generalstabe, 1851 beim Generalstabe des 7. Armeekorps verwendet und 1855 unter Beförderung zum Major in den Großen Generalstab zurückversetzt. Von 1856 bis 1858 war K. der preuß. Gesandtschaft in Wien zugeteilt und wurde dann in das Kriegsministerium versetzt. K. übernahm Juni 1861 die Führung des 2. schles. Grenadierregiments Nr. 11 in Breslau, wurde Okt. 1861 Oberst, 1863 Chef des Generalstabes des 8. Armeekorps, 1865 Generalmajor, bald darauf Chef des Generalstabes des 2. Armeekorps und Mitglied des Ingenieurkomitee zu Berlin. Den Feldzug von 1866 machte er als Stabschef des 2. Armeekorps mit, wurde 1867 zum Inspekteur der 2. Ingenieurinspektion ernannt und noch in demselben Jahre, zunächst interimistisch, an die Spitze des gesamten Ingenieurkorps berufen; 1868 wurde K. Generallieutenant. Im Deutsch-Französischen Kriege 1870 und 1871 nahm er zunächst als Kommandeur der 14. Infanteriedivision teil und kämpfte 6. Aug. bei Spicheren, 14. Aug. bei Colombey-Nouilly, 18. bei Gravelotte, blieb alsdann bei dem Einschließungsheere vor Metz und eroberte nach der Kapitulation dieses Platzes rasch nacheinander die Festungen Diedenhofen, Montmédy und Mézières. Noch ehe der letztgenannte Platz gefallen war, wurde K. 23. Dez. 1870 nach Versailles berufen, um hier die Oberleitung des Ingenieurangriffs auf Paris zu übernehmen. K. wurde nunmehr (18. Febr. 1871) zum Chef des Ingenieurkorps und der Pioniere und zum Generalinspekteur der Festungen ernannt und 26. Febr. für die Dauer der Besetzung von Paris mit der wichtigen Stellung eines Kommandanten des von den Deutschen besetzten Teils der franz. Hauptstadt betraut. Nach dem Frieden vertrat K. fast ein Jahr lang Preußen im Bundesrate des Deutschen Reichs als Vorsitzender des Ausschusses für das Landheer und die Festungen, wurde 1. Jan. 1873 à la suite des Ingenieurkorps gestellt und zum zweiten Chef der Armeeverwaltung mit dem Titel und Range eines Staatsministers, 9. Nov. desselben Jahres an Roons Stelle zum Kriegsminister und 22. März 1875 zum General der Infanterie ernannt. Aus dieser Stellung schied K. 3. März 1883 in Genehmigung seines Abschiedsgesuchs und wurde zur Disposition gestellt, blieb jedoch à la suite des Ingenieurkorps und Chef des 2. hannov. Infanterieregiments Nr. 77 und wird deshalb in der Liste der aktiven Generalität weiter geführt.

Kamel (Melik el-), Sohn Melik el-Adels, des Bruders des Sultans Saladin, folgte seinem Vater 1218 als Sultan von Ägypten. Er gewährte 1221 den Kreuzfahrern, welche er vor Kairo eingeschlossen hatte, gegen Räumung von Damiette freien Abzug und schloß 1229 mit Kaiser Friedrich II. einen Vertrag, durch den er die heiligen Orte in Palästina an letztern abtrat. Er starb 8. März 1238.

Kamele, auch Kameele (Tylopoda), Familie der Wiederkäuer, die weder Hörner noch Geweihe besitzt, Schneidezähne im Oberkiefer, Eckzähne und schwielige Sohlen hat. Eine Eigentümlichkeit der K. ist, daß sie allein unter allen Säugetieren keine runden, sondern ovale Blutkörperchen haben. Man unterscheidet zwei Gattungen K.

Von der ersten Gattung, dem eigentlichen K., gibt es zwei Arten, das einhöckerige K. oder Dromedar (Camelus dromedarius, Tafel: Kamele und Kamelopardaliden, Fig. 3) und das zweihöckerige K. oder Trampeltier (C. bactrianus, Fig. 4), die aber vielleicht nur durch Domestikation gebildete Rassen sind. Das erstere kommt im westl. Asien und Nordafrika, das zweite im mittlern Asien und Südrußland vor; beide werden zum Lasttragen und Reiten gebraucht. Wilde Kamele sind erst kürzlich südlich vom Thian-Schan im Tarimbecken bei Lop-Nor von Przewalskij entdeckt worden. Besonders eignen sich die K. zum Aufenthalt in pflanzen- und wasserlosen Gegenden; denn sie sind nicht nur sehr frugal, sondern in ihrem Magen befinden sich auch zahlreiche Zellen, in welchen getrunkenes Wasser aufbewahrt und nur langsam in der Ökonomie des Körpers verwendet wird. Daß diese Flüssigkeit dem verdurstenden Reisenden nutzen könne, ist ganz unwahrscheinlich, da sie schleimig, übelriechend und bitter ist. Unter den wüstenbewohnenden Völkern sind die K. sehr geschätzt und führen deshalb unter den Arabern den Namen der Schiffe der Wüste. Durch Pflege hat man sie zu besondern Rassen veredelt. Als Reitkamele sind die Heiris

oder Maherrls am meisten geschätzt. Seit dem Mittelalter befindet sich zu San-Rossore unweit Pisa ein Kamelgestüt von etwa 200 Stück. Das im Frühjahr ausfallende Wollhaar wird zu groben Zeugen und Garn verarbeitet. Milch und Fleisch der K. dienen als Nahrungsmittel und der getrocknete Mist zur Gewinnung des Salmiak.

Eine zweite Gattung von K., die Lamas (Auchenia), sind von geringerer Körpergröße als die eigentlichen K., haben keinen Rückenhöcker und bewohnen Amerika. Von den vier Arten sind zwei ganz domestizlert: das Lama (A. Lama *Brandt*, Fig. 2) und das Alpaka (A. Paco *Desmarest*); sie bewohnen die peruanischen und bolivischen Anden. Die beiden wilden Arten sind die Vicuña (A. Vicunna *Fischer*, Fig. 1), von den Anden Perus und Chiles, und der Guanaco (A. huanaco *Smith*), der von der Magellansstraße durch ganz Patagonien bis Nordperu vorkommt; auch er wird gezähmt. Während Lamas in der Gegenwart nur Südamerika bewohnen, kamen Formen von mehr denn Kamelgröße in Nordamerika während der Diluvialzeit vor, z. B. A. hesterna (Zähne derselben, Fig. 5) in Californien.

Die Bibelstelle (Ausspruch Jesu in Mark. 10, 25) «Es ist leichter, daß ein K. durch eln Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in den Himmel komme», welche man früher dadurch zu erklären suchte, daß man Kamel als Kamilos (Schiffstau) auffaßte, erklärt Sepp dadurch, daß in Syrien, Palästina ꝛc. noch gegenwärtig, wie zur Zeit Jesu, mit dem von Luther als «Nadelöhr» übersetzten arab. und hebr. Worte nékëb ganz allgemein eine kleine Öffnung, ein kleiner Durchgang, enger Bergpaß u. dgl. bezeichnet wird, welchen zu passieren einem K. die größten Schwierigkeiten machen würde.

Kamele nennt man im Seewesen hohle Gefäße verschiedener Form (Kasten, Fässer) von Holz oder Eisen, welche dazu dienen, Schiffe im Wasser zu heben, um sie über eine flache Stelle zu bringen. Man befestigt die K. mit Wasser gefüllt unter dem Schiffe, pumpt sie aus und ihr Auftrieb hebt das Fahrzeug. Dasselbe erreicht man mit großen Gummiballons, die man leer unter das Schiff bringt und innen mit Luft vollpumpt.

Kamelgarn, soviel wie Angoragarn (s. d.).

Kamelhaar, eigentlich das Grundhaar des Kamels, das nur ausnahmsweise als Rohmaterial der Kammgarnspinnerei dient, fälschlich auch Bezeichnung für Kämelhaar (s. d.).

Kämelhaar, das Vlies der Angoraziege (s. d.); vgl. Angoragarn.

Kamelhalsfliegen heißen die Arten einer Gattung (Rhaphidia) von Netzflüglern (s. d.), die ausgezeichnet sind durch einen hinten zu einem langen, dünnen, sehr beweglichen Halsstück verengten Kopf. Auch die Vorderbrust ist sehr verlängert, von cylindrischer Form. Die Larve gleicht, abgesehen von den Flügeln, einigermaßen dem ausgebildeten Tiere, ist sehr beweglich und lebt als kecker Räuber unter Baumrinde. Die bekannteste deutsche Art (R. megacephala) ist 10 mm lang.

Kamelhen, s. unter Andropogon.

Kametie (Camottia), eine von Linné nach ihrem Entdecker, dem mähr. Jesuiten und Reisenden auf den Philippinen im 17. Jahrh., Georg Joseph Kamel, benannte, dem Theestrauch verwandte, im östl. Asien einheimische Pflanzengattung, welche zur Familie der Ternstroemiaceae gehört. Die K. sind immergrüne Sträucher oder Bäumchen mit wechselständigen, gestielten, lederartigen, ganzen Blättern und achsel- und endständigen, ansehnlichen Blüten. Der Kelch ist fünfblätterig und abfallend, äußerlich von mehrern in Deckblätter übergehenden Schuppen umhüllt; die Blumenkrone der einfachen Blüten hat fünf bis sieben am Grunde verwachsene Blumenblätter; die Staubgefäße sind zahlreich und ebenfalls am Grunde einbrüderig verwachsen. Die drei- bis fünffächerige Kapsel enthält nach dem Aufspringen ein freies, die Samen tragendes Mittelsäulchen; doch bleibt sie auch bei einigen Arten geschlossen.

Von den verschiedenen Arten, welche sämtlich durch prächtige, bisweilen wohlriechende Blüten sowie eine schöne Belaubung ausgezeichnet sind, ist die Japanische Kamelie (Camettia Japonica) die beliebteste. Ihre Blätter sind eirund-elliptisch, fast zugespitzt und gesägt, glänzend; die Blüten sind sitzend, meist einzeln stehend, groß, und der Fruchtknoten ist kahl. Ursprünglich ist sie in Japan einheimisch, sie wird aber daselbst wie auch in China als Zierstrauch schon seit undenklichen Zeiten auch häufig kultiviert. Jetzt ist ihre Kultur auch in Europa ungemein ausgebreitet, und man hat viele Hunderte von Spielarten, welche sich in der Hauptsache durch Färbung, Füllung und Bau der Blume unterscheiden. Eine der beliebtesten Marktsorten ist Alba plena. Die Farbe der Blume ist rot in zahlreichen Abstufungen, aber auch weiß, gelblich und bunt. Gestalt und Stellung der Blumenblätter sind bei den Spielarten gleichfalls verschieden, besonders sind die Blumenblätter abgerundet oder ausgerandet, ganzrandig oder gezähnt oder fast zerschlitzt oder gefranst, oder spitz, rosenartig, anemonenartig, oder reihenweise dachziegelig, bisweilen auch spiralig angeordnet. Die Blütezeit fällt in den Herbst, Winter und Frühling. Diese K. eignet sich vorzüglich für das Glashaus und den Wintergarten; doch kann man sie auch im Zimmer, besonders zwischen Doppelfenstern, gut kultivieren.

Außer dieser Art werden noch Camellia reticulata und Camettia Sasanqua kultiviert, welche beide aus Japan und China stammen. Erstere hat breitere und dichter gesägte, auf der untern Fläche netzaderig gezeichnete, weniger glänzende Blätter, einen seidenhaarigen Fruchtknoten und bedeutend größere Blüten, letztere weichhaarige Blätter und kleine zarte Blüten. Das bedeutendste Werk über K. ist die «Iconographie des Camettias» von Verschaffelt (12 Bde., Gent 1848—60).

Die K. ist nicht schwierig zu kultivieren, muß indes doch mit einiger Vorsicht behandelt sein. Ofenwärme verträgt sie nicht wohl; desto mehr verlangt sie Licht und Luft. Da sie gerade in den Wintermonaten lebhaft vegetiert, so wird ihr eln starkes Austrocknen des Wurzelballens sehr gefährlich und hat im günstigsten Falle das Abstoßen der Blütenknospen zur Folge; was aber häufig auch durch den öftern Wechsel des Standortes herbeigeführt wird. Wer also kein ganz helles Lokal für seine Topfpflanzen hat, verzichte lieber auf die Unterhaltung von K. Am besten gedeiht die K. in einer Mischung aus Rasen-, Heide- und Lauberde mit dem sechsten Teile Flußsand oder in ähnlich zusammengesetzten Erdarten. Die beste Zeit zur Versetzung ist 4—6 Wochen nach der Blüte gekommen, von welcher Zeit an sie nicht zu stark gegossen werden dürfen, dagegen es lieben, mit den Töpfen ins freie Land oder in Beete mit Steinkohlenasche eingesenkt zu

werden. Durch die Einwirkung der heißen Mittagssonne erhalten die Blätter nicht selten Brandflecken. Können die K. im Spätherbst, wenn rauhe Witterung eintritt, noch für einige Zeit wärmer gestellt werden, als später die Temperatur im Überwinterungsraume sein soll (+5 bis 6° R.), so ist dies insofern vorteilhaft, als die neuen Triebe recht reif werden, wodurch am meisten dem Abfallen der Knospen vorgebeugt wird. Die Vermehrung wird am besten durch Veredlung auf junge Stecklingspflanzen der einfach blühenden Art bewirkt. Junge Veredlungen blühen meistens schon im zweiten Jahre. Für die Kultur in Wohnräumen sind am besten geeignet Alba plena, Anemoneaeflora alba, Paeoniaeflora, Waratah und einige andere.

Kameliendame (dame aux camélias), Titel eines Romans und eines Dramas von Alex. Dumas dem Jüngern; soviel wie Courtisane.

Kamellie, s. Kamelie.

Kamelopard (Camelopardalis giraffa), Säugetier, s. Giraffe.

Kamelopard, ein auch unter dem Namen Giraffe bekanntes Sternbild des nördl. Himmels, welches sich zwischen dem Nordpol und dem Sternbild des Perseus hinzieht, ist arm an hellern Sternen.

Kamelopardaliden (Camelopardalidae s. Devexa) heißt eine Familie der Wiederkäuer, die lediglich von der Giraffe (s. d.) gebildet wird. Außer der gewöhnlichen Giraffe (s. Tafel: Kamele und Kamelopardaliden, Fig. 6 und Fig. 9) beobachtete neuerdings Stanley im Innern Afrikas noch eine besondere Varietät, vielleicht sogar selbständige Art, deren Flecken statt braun, schwarz waren. Eine Reihe fossiler Tiere aus dem Tertiär werden als nächste Verwandte der Giraffen und als K. angesehen, von denen namentlich das Sivatherium (s. Tafel: Fig. 7, Skelett) näher bekannt ist. Dieses Tier, dessen Reste an den Sivalikbergen (in der indobrit. Präsidentschaft Bengalen) gefunden werden, war von beträchtlichen Dimensionen, aber in der Gestalt einem Rinde ähnlicher als einer Giraffe; an dem Schädel, der an Größe dem des Elefanten gleichkommt, befinden sich zwei Paar Hörner: die kürzern, vordern liegen unmittelbar oberhalb der Augenhöhlen, sind kegelförmig und waren vielleicht von Hornscheiden überzogen; ein zweites Paar liegt dahinter, ist abgeplattet, weit größer und geweihähnlich mit Zacken. Die Zähne, besonders der letzte Backenzahn, weichen in einigen Punkten von den Zähnen der übrigen Wiederkäuer ab.

Kamelot werden verschiedene gewebte Stoffe genannt. Der eigentliche (wollene) K. ist leinwandartig aus Kammwollgarn gewebt, hat in der Kette gezwirnte, im Einschuß einfache Fäden. Unter dem Namen Seidenkamelot kommt ein leichter Gros de Naples vor, bei welchem in der Kette je zwei Fäden von verschiedener Farbe und mit schwacher Drehung zusammengezwirnt sind, während der Einschuß von einer dritten Farbe ist, wodurch ein geflammtes Ansehen entsteht. Hiervon unterscheidet sich der halbseidene K. nur dadurch, daß der Einschuß, statt aus Seide, aus feinem gezwirnten Baumwollgarn besteht.

Kamelreiter verwendeten die Perser und die Beduinen Nordafrikas, in neuester Zeit auch die Türken. Die pers. und nordafrik. K. kämpfen als Reiter mit Schuß- oder blanker Waffe, die türkischen dagegen waren Schützen, welche nur zu Fuß kämpften und sich der Kamele lediglich zur schnellern Zurücklegung größerer Entfernungen bedienten. Die türk. K. sind 1875 aufgelöst worden. Auch Napoleon I. hat während des Feldzugs in Ägypten eine Abteilung K., welche auf Dromedaren ritten, errichtet. Bei den pers. K. dient der eigentümlich geformte Sattel als Lafette für ein allerdings sehr leichtes Feldgeschütz (eine große Wallbüchse), das vom Rücken des Dromedars aus abgefeuert wird.

Kamelschaf, soviel wie Lama (s. d.).

Kämelziege, s. Angoraziege.

Kamen, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hamm, an der Seseke, 15 km von Hamm, Station der Linie Berlin-Hannover-Köln der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Eisengießereien, Gußstahl- und Papierfabriken und zählt (1880) 4423 meist prot. E.

Kamenen (richtiger als Kamönen), Göttinnen, s. Camenae.

Kamenez-Litowski, Stadt im russ. Gouvernement Grodno, Kreis Brest, 40 km nordnordöstlich von der Kreisstadt, an der großen Straße nach Bjelostok, mit 2742 E., darunter viele Juden. K. wurde 1276 gegründet.

Kamenez-Podolski, Hauptstadt des russ. Gouvernements Podolien, mit (1882) 22611 E., zerfällt in die Ober- und die Unterstadt. Erstere liegt höchst malerisch auf einer steilen, von dem Flüßchen Smotritsch gebildeten Halbinsel und enthält das alte Schloß und die übrigen, zur frühern Festung gehörigen Gebäude, die indes meist demoliert sind; letztere im Thale an beiden Ufern des Smotritsch, der sich unfern von hier mit dem Dnjestr verbindet. Nur die untere Stadt enthält einige freundliche Straßen; die obere Stadt dagegen ist eng und winkelig gebaut. Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Neben Bekennern der russ. Kirche befinden sich hier viele Katholiken, Armenier, einige Evangelische und eine große Anzahl Juden, die fast die Hälfte der ganzen Bevölkerung ausmachen. K. ist Sitz eines Civilgouverneurs, des griech. Erzbischofs von Podolien und Braclaw und eines kath. Bischofs, früher auch eines armenischen. Es hat ein Gymnasium, ein griech.-orthodoxes und ein kath. Seminar, eine Pfarrschule, zwei jüd. Kreisschulen, ein Theater, ein Mönchskloster und zwei Nonnenklöster, 73 russ., 5 kath. und eine armen. Kirche, eine Synagoge und 16 Fabriken. K. war ehemals eine Hauptfestung Polens und wird von den russ. Chroniken schon am Ende des 12. Jahrh. erwähnt. Vergebens belagerten es 1621 die Türken, mit denen hier die Polen 17. Dez. 1653 Frieden schlossen. Durch Nikolai Potocky wurde es 1672 an Mohammed IV. übergeben und blieb nun bis 1699 in der Gewalt der Türken, während welcher Zeit es mehrmals von den Polen belagert wurde. K. kam 1795 an Rußland und wurde zur Hauptstadt der Podolischen Statthalterschaft, 1796 zur Gouvernementsstadt erhoben.

Kamenitz (Kamenica), großer Flecken in Kroatien-Slawonien, im Syrmier Komitat, rechts an der Donau, 6 km im SSW. von der Festung Peterwardein, mit 2000 serb. E. griech.-orient. Konfession, hat ein schönes Kastell der Familie Marczibányi, Heilbäder, reichen Obst- und Weinbau, große Viehzucht und ausgedehnte Waldungen.

Kamenschtschiki, Bewohner des Altai (s. d.).

Kamenskaja-Staniza, Station im Lande der Donischen Kosaken, Kreis Donez, am rechten Ufer des Donez und an der Eisenbahn Koslow-Rostow, mit (1882) 11491 E. In den ganz in der Nähe des Ortes befindlichen Thälern Rigen und Goweinaja befinden sich reiche Steinkohlenlager.

Kamenz, früher eine der Sechsstädte, seit 1815 eine der Vierstädte der sächs. Oberlausitz, zur Kreishauptmannschaft Bautzen gehörig, liegt am Hutberge und der Schwarzen Elster, ist Station der Linie Arnsdorf-K. der Sächsischen Staatsbahnen und der Linie Lübbenau-K. der Preußischen Staatsbahnen, Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Amtsgerichts und zählt (1880) 6812 meist prot. E. Seit dem großen Brande in der Nacht vom 4. zum 5. Aug. 1842 ist die Stadt neu und durchgängig massiv aufgebaut und hat ein sehr freundliches Ansehen erhalten. Von den vorhandenen vier prot. Kirchen sind die got. Hauptkirche, die Klosterkirche und die Jodokuskirche von architektonischem Interesse. Ein schöner Bau ist auch das neue Rathaus. K. besitzt zwei Bürgerschulen, eine in neuerer Zeit sehr vermehrte Stadtbibliothek und eine Bibliothek (Dunkersche Stiftungsbibliothek) für die Schulen. Die Industrie erstreckt sich besonders auf Tuch- und Thonwarenfabrikation. Die ausgedehnten Granitbrüche liefern ein treffliches Baumaterial, das selbst nach Berlin und Hamburg versendet wird. K. ist der Geburtsort Lessings, dessen Andenken das Lessingsstift (Krankenanstalt für Bedürftige ohne Unterschied der Konfession oder Nationalität), eine Kolossalbüste (von Knaur in Leipzig) auf dem Schulplatze, eine Gedenktafel an der Stelle seines Geburtshauses, sowie ein massiver Aussichtsturm auf dem Hutberge gewidmet sind. Früher war K. eine sehr reiche Stadt, aber durch den Pönfall 1547 hat sie ihre großen Besitzungen bis auf einen Teil ihrer Forsten verloren. Vgl. Böhnisch, «Histor.-statist.-geogr. Topographie der Stadt K.» (3 Hefte, Kamenz 1824—25); «Codex diplomaticus Saxoniae regiae» (2. Hauptteil, Bd. 7: «Urkundenbuch der Städte K. und Löbau», Lpz. 1883).

Kamenz, Flecken im Kreise Frankenstein des Regierungsbezirks Breslau der preuß. Provinz Schlesien, an der Neisse, Station der Linien Breslau-Mittelwalde und Frankenstein-Kosel der Preußischen Staatsbahnen, zählt 920 E. und ist bekannt wegen seiner ehemaligen reichen Cistercienseradtei, die, nachdem Brzetislaw von Böhmen 1094 daselbst eine Kirche und eine Burg Kamieniza erbaut hatte, 1209 von dem breslauer Augustiner-Chorherrn Vincent von Pogarell begründet, 1811 aufgelöst wurde. Die 31 Stiftsdörfer der Abtei gehörten früher der (1883 verstorbenen) Prinzessin Marianne, der geschiedenen Gemahlin des Prinzen Albrecht von Preußen, die, nachdem das ehemalige Schloß 1817 abgebrannt, nach einem von Schinkel entworfenen Plane ein prächtiges Schloß nebst Park anlegen ließ; jetziger Besitzer ist ihr Sohn Prinz Albrecht.

Kamerad (frz.), im allgemeinen Bezeichnung für jemand, der mit einem oder mehrern andern gleiche Rechte und gleiche Pflichten in gleichem Stande teilt; wahrscheinlich ist das Wort abzuleiten von camera (Stube) und bezieht sich ursprünglich auf die Schlafgenossenschaft einer Stube.

Kameradschaft bezeichnet die Standesgenossenschaft, die Waffenbrüderschaft, die sich vorzugsweise im Kriege in den Stunden der Gefahr geltend macht, in denen jeder einzelne für den Gefährten einstehen, sich für ihn nötigenfalls opfern muß. Sie beschränkt sich nicht auf die Genossen einer bestimmten Truppenabteilung, nicht auf die im Range Gleichstehenden, sondern umfaßt alle Mitglieder der Armee, alle Rangstufen der militärischen Hierarchie. Sie bewährt sich im Kriege, muß aber schon im Frieden durch geeignete Maßregeln sorgsam gepflegt werden.

Kameratist, ein Kenner der Kameralwissenschaften.

Kameralwissenschaft nannte man früher den Inbegriff der Kenntnisse, die für eine zweckmäßige Verwaltung der fürstl. Kammer, also namentlich für die möglichste Hebung der Einkünfte der fürstl. Domänen, Regalien und sonstigen Finanzquellen erforderlich waren. Da diese Einkünfte auch in vielfacher Abhängigkeit von dem wirtschaftlichen Gedeihen des Landes überhaupt standen, so schloß sich der K. auch die Lehre von der Wohlfahrtspolizei an. Sie umfaßte daher einerseits die allgemeinen Lehren von der Land- und Forstwirtschaft, dem Bergbau, dem Gewerbe und Fabrikwesen, andererseits auch die theoretischen Grundsätze der Wirtschaftslehre und der Volkswirtschaftspflege und die Finanzwissenschaft in ihrer primitiven Gestalt. Sie war also wesentlich ein aus praktischen Gründen abgegrenzter Wissenskreis, aus dem sich, wenigstens in Deutschland, später die wissenschaftliche theoretische und praktische Volkswirtschaftslehre, die Verwaltungslehre und die heutige Finanzwissenschaft ausgeschieden hat. Als Vertreter der ältern deutschen K. sind unter andern zu nennen Obrecht (gest. 1612), Bornitz, Besold (gest. 1638), Klock (gest. 1655), von Seckendorff (gest. 1692) und die Österreicher von Hörnigk und von Schröder. Unter Friedrich Wilhelm I. von Preußen wurden zuerst besondere Lehrstühle an den Universitäten für die K. errichtet. In den süddeutschen Staaten besteht noch ein eigenes kameralist. Studienfach mit besonderer Prüfungsordnung für diejenigen, welche in den Finanzverwaltungsdienst eintreten wollen.

Kamerûn (vor der Besitznahme durch das Deutsche Reich meist Cameroun oder auch Cameroons geschrieben), deutsches Kolonialgebiet an der Küste Ober-Guineas, an der Ostküste der Bai von Biafra, dem innersten Teile des Golfs von Guinea, erstreckt sich zwischen 9° 15′ und 10° östl. L. von Greenwich und 4° 10′ und 2° 15′ nördl. Br., im NO., O. und SO. der span. Insel Fernando Po. Das Gebiet hat seinen Namen von dem Gebirge Kamerûn (s. Camerun), welches den Landstrich im W. abschließt, und dem gleichnamigen Ästuar, welches die Mündungen des Mungo (mit Bimbia), Madiba-ma-Duala (K. im engern Sinne), Lungasi, Donga und Edea (Quaqua, Borno und Barea) in sich vereinigt. Alle diese Flüsse bilden ein einziges großes sumpfiges Deltagebiet (Mangrovesümpfe) und sind untereinander durch zahlreiche Wasserläufe verbunden. An der Südostspitze der zu äußerst nach W. gelegenen großen Insel des Kamerun-Ästuars liegt, die Einfahrt zu diesem beherrschend, Kap Kamerûn. Sämtliche genannten Flußmündungen haben tiefes Fahrwasser an der Innenseite der Barre, für größere Schiffe (bis 6 m Tiefgang) ist aber nur die Mündung des eigentlichen K. (Madiba-di-Duala) zugänglich. Abgesehen vom mittlern und untern Laufe des Mungo, an welchem seit August 1883 der Marinelieutenant Stephan von Rogozinski aufwärts ging, ist das Innere des Landes nur bis auf eine geringe

Entfernung von der Küste bekannt. So gesund das Klima an den Abhängen des Kamerüngebirges ist, so verrufen ist nach dieser Richtung das Flußdelta; Malariafieber und Leberkrankheiten treten hier in höchst bösartiger Form auf.

Die eingeborene Bevölkerung des Kamerungebietes, deren herrschender Stamm die Duala am untern K. sind, steht unter der Oberhoheit der beiden «Könige» Aqua und Bell, doch haben die letztern über die andern Häuptlinge sehr wenig Gewalt. Sie beherrschen den lebhaften Transithandel zwischen dem Innern und den Europäern an der Küste. Die Deutschen, vertreten durch die beiden großen hamburger Firmen C. Woermann und Jantzen u. Thormählen, haben vielleicht mehr als die Hälfte des hiesigen Handelsverkehrs in der Hand; die sieben engl. Firmen sind weniger bedeutend. Das Hauptprodukt für den Export ist das Palmöl, außerdem Palmkerne, Kautschuk, Elfenbein, Farb- und Ebenholz, ferner Kakao und Kaffee, stellenweise auch Guinea-seed und Erdnüsse. Eingetauscht werden dafür Baumwollwaren, Gewehre, Schießpulver, Salz, Rum, Tabak ꝛc. Kaffee, Kakao, Tabak, Indigo, Reis, Erdnüsse kommen hier überall fort; namentlich ist die Umgegend von Bimbia für Kakaopflanzungen vorzüglich geeignet.

An dem untern Laufe des Madiba-di-Duala (Kamerûn) ziehen sich auf dessen linkem Ufer Missionsstationen, europ. Ansiedelungen und Negerdörfer, letztere mit pomphaften Namen, wie König Bells Stadt, König Aquas Stadt u. s. w., in ziemlicher Menge stromaufwärts, welche unter der Bezeichnung Kamerûnplätze zusammengefaßt werden. Der Ort Kamerûn besteht nur aus drei deutschen und zwei engl. Faktoreien, sowie zwei Missionsstationen; er besitzt eine wohl geschützte Reede, welche schon von Fahrzeugen mit 6,4 m Tiefgang besucht worden ist. Die hiesige Niederlassung Woermanns entstand im J. 1868. Etwa 100 km westlich von König Bells Stadt, auf der südlichsten Spitze der Küste, welche das Kamerüngebirge bildet, liegt Bimbia oder King Williams Town, ein kleiner Ort mit einer sehr sichern Reede. Etwa 150 km südlich von König Bells Stadt liegt Batanga, der bedeutendste Elfenbeinmarkt des ganzen Gebiets; auch hier hat das hamburger Haus Woermann eine Niederlassung.

Anfang Juli 1884 war bereits zwischen den Königen Bell, Aqua, Joß u. a. einerseits und den Firmen Woermann und Jantzen u. Thormählen andererseits ein Vertrag abgeschlossen worden, welcher letztern die volle Souveränetät über die Gebiete der erstern übertrug. Alle aus diesem Vertrage entspringenden Rechte wurden bald darauf durch die genannten Firmen dem Deutschen Reiche übertragen. Am 12. Juli lief das deutsche Kanonenboot Möwe in die Mündung des K. ein; am 14. Juli fand die feierliche Besitzergreifung des Gebiets für das Deutsche Reich durch den Generalkonsul Nachtigal statt; an demselben Tage wurde die deutsche Flagge zu König Bells Stadt, König Aquas Stadt und König Didos Stadt aufgehißt. Bald darauf ging auch zu Bimbia, Malimba, Klein- und Groß-Batanga dieselbe Ceremonie vor sich; seitdem steht die ganze Küste von der Man of War Bay, westlich von Kap Bimbia, bis zum Flusse Itemo unter dem Schutze des Deutschen Reichs. Vgl. Buchholz' «Reisen in Westafrika», nach seinen Tagebüchern und Briefen herausg. von Heinersdorff (Lpz. 1880).

Kameryk, s. Cambrai.

Kames (Lord), Philosoph, s. Home (Henry).

Kamienic-Podolsk, soviel wie Kamenez-Podolski.

Kamlesberge, Gebirgszug im Kaplande, im SO. von der Mündung des Oranjeflusses, im Klein-Namaqualande, besteht fast nur aus Granit und Gneis, bis 1642 m hoch.

Kamiesch (= Schilf)-**Bai** heißt ein kleiner Meerbusen der Krim, westlich von Sewastopol und östlich von Kap Chersones, welcher während der Belagerung von Sewastopol den Franzosen als Hafen und Depôtplatz diente und dadurch geschichtlich namhaft wurde. Die K. wurde gegen Westen und Süden hin durch starke Verschanzungen gedeckt.

Kamikultus oder Sinto, die verbreitetste Religion in Japan (s. d.).

Kamilla, der Name des 107. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Kamille, s. Anthemis und Matricaria.

Kamillenöl. Im Handel finden sich zwei verschiedene ätherische Kamillenöle, das eine stammt von der gemeinen Feldkamille (Matricaria Chamomilla *L.*), das andere von der röm. Kamille (Anthemis nobilis). Beide werden durch Dampfdestillation der Blüten gewonnen. Das früher offizinelle, in die Deutsche Pharmakopöe von 1882 aber nicht mehr aufgenommene Feldkamillenöl (Oleum chamomillae aethereum) ist in frischem Zustande von tiefblauer Farbe, die aber bei längerer Aufbewahrung durch grün, gelb in braun übergeht; es beginnt bei 105° zu sieden, der Siedepunkt steigt aber bis 300°; es ist ein Gemisch von verschiedenen, dem Kampfer isomeren oder polymeren Körpern; der blaue, auch als Dampf intensiv blau gefärbte Körper ist Cörulein oder Azulen genannt.

Das römische Kamillenöl ist grün, beginnt bei 160° zu destillieren, sein Siedepunkt steigt bis 210°. Nach den neuesten Untersuchungen von Köbig ist es ein Gemenge von Anthemol, einem Terpenalkohol, mit isobuttersaurem Isobutyläther, Angelikasäure- und Tiglinsäure-Amyläther, nebst den Hexyläthern derselben Säuren.

Außerdem kannte die Pharmakopöe von 1872 auch noch ein fettes Kamillenöl (Oleum chamomillae infusum, früher coctum), welches aus 2 Teilen Kamillenblüten (mit 1 Teil Spiritus angefeuchtet) in 20 Teilen Baumöl durch Digestion im Dampfbad bereitet wurde.

Kamin, die einfachste Vorrichtung zur Zimmerheizung, bestehend in einem gegen das Zimmer zu offenen, übrigens von gemauerten oder eisernen Wänden umschlossenen, bald ganz in die Wand vertieften, bald teilweise oder ganz aus derselben vorspringenden Feuerherd. Zum Abzug des Rauchs und der Feuerluft nach dem Schornstein dient eine hinten angebrachte Öffnung, die bisweilen mit einem weit vorspringenden Mantel überdeckt ist. Die Kaminheizung ist sehr unvollkommen rücksichtlich ökonomischer Benutzung des Brennstoffs gegenüber guten Stubenöfen, indem das Feuer im K. nur vermöge direkter Ausstrahlung der Wärme heizt, ohne einen Wärmevorrat durch Leitung an einen festen Körper (wie bei geschlossenen Feuerungen) abzugeben, weshalb das gleichmäßige Durchwärmen eines Zimmers bei Kaminheizung nicht erreicht wird. Eine wesentliche Verbesserung ist es daher, den K. mit einem dahinterstehenden Ofen

zu verbinden, durch dessen Zugkanäle die heiße Luft aus dem K. dem Schornsteine zuströmt oder der noch mit einer besondern Feuerung versehen ist (Kaminofen). In England und Frankreich sind die K. sehr beliebt und mehr als Öfen gebräuchlich, weil man den erheiternden Anblick des freibrennenden Feuers liebt und den Kaminsims zur Aufstellung von Ziergegenständen (Spiegeln, Uhren, Vasen u. s. w.) benutzen kann. Kamineinsätze sind die eisernen, gewöhnlich im halben Achteck geformten eisernen Rückwände in Marmorkaminen und Kaminofen, welche zugleich zur Aufnahme des Rostes und Korbes dienen; Kaminbänke dagegen die bei Holzfeuerung zum Auflegen der Scheite dienenden eisernen oder bronzenen Ständer, welche man bei neuern K. als Dekoration beibehält. Zuweilen wird K. auch gleichbedeutend mit Schornstein gebraucht oder mit dem bei Außenfeuerung von Öfen üblichen Vorgelege.

Kamionka, Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft in Galizien, am Bug, zählt (1880) 6107 E. und hat Dampfmühlen, Bierbrauerei und Ziegelbrennerei.

Kamiros, im Altertum Stadt auf der Insel Rhodus, s. Kameiros.

Kamm (frz. peigne, engl. comb), im eigentlichsten und gewöhnlichsten Sinne das Gerät, welches zum Reinigen und Ordnen des Haupt- und Barthaars dient (Haarkamm) und aus Horn, Schildpatt, Elfenbein, seltener aus Holz oder Metall, neuerlich sehr häufig aus hornisirtem Kautschuk (Hartgummi) vom Kammmacher oder in Kammfabriken verfertigt wird. Über die Herstellung desselben s. unter Kammfabrikation.

Im Maschinenbau werden die Zähne hölzerner Räder (Kammräder), sowie die in eiserne Räder besonders eingesetzten hölzernen Zähne als Kämme (frz. alluchau, engl. cog) bezeichnet; auch bedeutet hier K. soviel wie Well- oder Hebebaumen. (S. Daumen.). Eine verwandte Bedeutung hat das Wort bei den Zimmerleuten, welche mit Kamm oder Verkämmung eine Art der Holzverbindung durch Ineinandergreifen von Erhöhungen und Vertiefungen bezeichnen. Bei den Krempelmaschinen oder Kratzen heißt Kamm oder Hacker eine sehr schnell auf und nieder gehende gezahnte Stahlschiene zum Abnehmen des Vlieses. Der in der Wollspinnerei zur Absonderung der kurzen und Parallellegung der langen Fasern gebräuchliche K. (Wollkamm) wirkt durch lange stählerne Nadeln, die reihenweise an einem Querstück befestigt sind und mittels eines hölzernen Stiels gehandhabt werden.

In der Weberei ist Kamm oder Blatt ein Teil des Webstuhls, aus einem langen, schmalen Rahmen bestehend, in welchen der Querrichtung nach zahlreiche sehr glatte Stäbe aus Rohr, Messing oder Stahl eingesetzt sind, welche die hindurchgehenden Kettenfäden gleichmäßig verteilt erhalten und zugleich beim Weben die Schußfäden aneinander schlagen. Über die Herstellung dieser Vorrichtung s. Blattbinder. — In der Böttcherei ist Kamm soviel wie Kröseeisen (s. d.).

Kammbohrkäfer, s. unter Bohrkäfer.

Kamm-Egreniermaschine, s. unter Baumwollindustrie, Bd. II, S. 591 b.

Kammeidechse, s. Leguan.

Kammer (lat. camĕra, vom grch. καμάρα, gewölbtes Gemach, Gewölbe, Zimmer) hieß bei den fränk. Königen das abgesonderte Gemach, worin sie ihr Privateigentum verwahrten. Daher bezeichnet das Wort K. die Privatangelegenheiten im Gegensatz zu dem Hof- oder öffentlichen Leben des Fürsten. In die K. flossen die Einkünfte der fürstl. Güter und in ihr konzentrierte sich die Verwaltung des fürstl. Vermögens. An der Spitze derselben stand der Kämmerer (Camerarius), einer der obersten Beamten des fränk. Hofs und in der deutschen Reichsverfassung einer der ersten Fürsten des Reichs. Das Amt als Erzkämmerer im Deutschen Reiche bekleidete der Kurfürst von Brandenburg. Denselben Begriff hatte die K. in den einzelnen deutschen Reichslanden, wo sie 1) die eigenen Güter des Fürsten, die Kammergüter im engern Sinne, 2) die alten Reichsgüter, die Dotation des Reichsamts, die Staatsdomänen, 3) die mit dem Grafen- und Fürstenamte verbundenen Einkünfte und Gefälle und selbst 4) die Zölle und Steuern umfaßte, von denen in der ältern Zeit ein Teil zur kaiserl. Kammer zu verrechnen war. Diese vier Arten von Einkünften wurden aber nach und nach so miteinander vermischt, daß, die vierte Klasse ausgenommen, welche leicht auszuscheiden ist, eine Sonderung kaum möglich war. Der Fürst ließ diese Einkünfte ohne Zuthun seiner Stände verwalten; allein er mußte daraus auch alle Regierungs- und Verwaltungskosten, nicht aber die Landesanstalten, wie Landespolizei, Straßenbau u. s. w., und die Reichskriege bestreiten. Die Verwaltung war anfangs den fürstl. Ämtern übertragen und zur Centralverwaltung ein Kammermeister oder Rentmeister mit den nötigen Gehilfen bestellt. Nach und nach wurden daraus Kollegien (Hofkammern oder Rentkammern), die auch, weil sie die polizeilichen Regalien zugleich verwalteten, mit manchen Geschäften der allgemeinen Landesverwaltung beauftragt waren. Später, bei Einführung repräsentativer Verfassungen, fand in den meisten Staaten eine Verschmelzung des sog. Kammervermögens und des eigentlichen Staatsvermögens statt, indem man lediglich das eigentliche Privatvermögen des Fürsten und das Hausfideikommiß der regierenden Dynastie ausschied, für die Übergabe der Domänen oder Kammergüter an den Staat aber den Fürsten durch eine feste Civilliste entschädigte.

Kammer, in parlamentarischer Sprache die Bezeichnung für die das Land vertretende Körperschaft. (S. Repräsentativsystem.)

Kammer, im Maschinenbau ein allseitig umschlossener Raum, der zur Aufnahme einzelner Maschinenorgane dient und durch Klappen oder Ventile zeitweilig geöffnet, resp. geschlossen wird.

Kammer, im deutschen Heere der Aufbewahrungsort für die Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung der Truppen. Man unterscheidet Kompagnie- (beziehungsweise Eskadrons- oder Batterie-), Bataillons- (Abteilungs-) und Regimentskammern. In den Kompagniekammern werden die nicht im Gebrauche befindlichen Stücke der Mannschaft, in den Bataillonskammern die für die Kompagnien erforderlichen Kriegsaugmentationsstücke, auf den Regimentskammern dagegen die Materialien zur Neuanfertigung von Bekleidung und Ausrüstung, sowie die für Ersatztruppen und andere, erst bei der Mobilmachung aufzustellende Kriegsformationen erforderlichen Bestände aufbewahrt. Die Aufsicht über die K. führen die betreffenden Truppenbefehlshaber und die Bekleidungs-

kommissionen, unter deren Verantwortlichkeit ein Kammerunteroffizier die geordnete Niederlegung, Instandhaltung und Verausgabung besorgt. Über die vorhandenen Bestände, deren Abgang und Zugang gibt das Kammerbuch Auskunft, die Rohmaterialien und alle noch nicht gemusterten, neugefertigten Stücke werden im Wirtschaftsbuche, welches in das Materialien- und Stückconto zerfällt, nachgewiesen.

Kammer nennt man in der Militärtechnik einen zur Aufnahme einer Pulverladung oder von Pulver überhaupt bestimmten Raum. So wurden bei den ältesten, zur Hinterladung eingerichteten Geschützen (im 14. Jahrh.) die zur Aufnahme des Schießpulvers bestimmten losen Ladebüchsen (s. unter Geschütz, Bd. VII, S. 883b) als K. und die Geschütze selber als Kammerstücke bezeichnet. Bei den Wurfgeschützen (Haubitzen, Mörser u. s. w.) heißt K. der hintere verengte Teil der Seele, welcher die Pulverladung aufnimmt, und werden solche Geschütze Kammergeschütze genannt. In der deutschen schweren Artillerie kommt gegenwärtig auch die Anbringung der K. im Verschluß vor. (S. unter Geschütz, Bd. VII, S. 893a.) Handfeuerwaffen (s. d.), welche von vorn geladen werden, haben eine K. in der Schwanzschraube, welche danach Kammerschwanzschraube heißt. Kammerladungsgewehre hießen solche (jetzt veraltete) Hinterladegewehre, bei welchen Geschoß und Ladung von einem besondern, für sich beweglichen Kammerstück aufgenommen werden; hierher gehört eine 1831 in Frankreich angenommene Wallbüchse, das 1848 in Norwegen angenommene Schützen- und 1851 in Schweden eingeführte Marinegewehr. Kammerbüchsen heißen die von Delvigne (s. d.) erfundenen gezogenen Vorderladegewehre, bei welchen das Geschoß auf den Kammerrand aufgesetzt wurde. Bei Shrapnels (s. unter Geschoß) ist K. der zur Aufnahme der Sprengladung bestimmte abgesonderte Raum. Bei einer Mine (s. d.) heißt K. der zur Aufnahme der Minenladung bestimmte Raum. In Belagerungsbatterien wird der zur gesicherten Unterbringung des Pulverbedarfs dienende Hohlraum die Pulverkammer genannt, das Gleiche ist auf Kriegsschiffen der Fall.

Kammerboten, Würde im alten Fränkischen Reiche. (S. Camerae nuntii.)

Kammerbüchse, s. unter Kammer.

Kammerduett, s. unter Duett.

Kämmerei nennt man die Finanzverwaltung der Stadtgemeinde; die K. ist in der Gemeinde, was der Fiskus im Staate ist. Dasjenige Mitglied des Magistrats, welchem die oberste Leitung des Finanzwesens der Stadt obliegt, gleichsam der städtische Finanzminister, heißt in vielen Gegenden, insbesondere in den östl. Provinzen Preußens, Kämmerer. Von dem Kämmereivermögen, d. h. dem Finanzvermögen, dem freien, werbenden Kapital der Stadt, ist zu unterscheiden das Verwaltungsvermögen, d. h. das Inventar der städtischen Verwaltungen, z. B. Schulen, Armenanstalten, Feuerlöscheinrichtungen, das Rathaus selbst u. dgl.

Kämmerer, s. u. Kammer und Kämmerei.

Kammergebirge, s. unter Dachstein.

Kammergericht hieß früher das Appellationsgericht für den Stadtbezirk Berlin und den Regierungsbezirk Potsdam zu Berlin, ist aber seit 1. Okt. 1879, durch königl. Erlaß vom 1. Sept. 1879, auch die Bezeichnung des Oberlandesgerichts für die Provinz Brandenburg zu Berlin. Als solches ist das K. zugleich oberstes Landesgericht für die preuß. Monarchie, und ihm ist ausschließlich die Verhandlung und Entscheidung a) über die nicht zur Zuständigkeit des Reichsgerichts gehörenden Revisionen gegen Urteile der Strafkammern in erster Instanz, b) über die Revisionen gegen Urteile der Strafkammern in der Berufsinstanz und über alle Beschwerden gegen Entscheidungen der Strafkammern, sofern eine nach Landesrecht strafbare Handlung den Gegenstand der Untersuchung bildet, übertragen.

Kammergeschütze, s. unter Kammer.

Kammergüter, s. unter Domänen.

Kammerherr und **Kammerjunker**, zwei Hofämter, welche den Dienst unmittelbar um fürstl. Personen haben und von denen die Kammerherren immer den Rang über den Kammerjunkern einnehmen. Beides kommt auch oft bloß als Titel vor.

Kammerjäger, Jäger im persönlichen Dienste eines Fürsten, Leibjäger; jetzt besonders Bezeichnung für denjenigen, welcher das Fangen und Vertreiben von Ratten, Mäusen, Wanzen und anderm Ungeziefer als Geschäft betreibt.

Kammerknechte (kaiserliche), früher in Deutschland Bezeichnung der Juden, weil sie dem Kaiser als ihrem Schutzherrn einen Schutzzins zu entrichten hatten.

Kammerladung, s. Hinterladung.

Kammerladungsgewehre, s. u. Kammer.

Kammermusik bezeichnet gegenwärtig eine Instrumentalmusik für Soloinstrumente. Dem ursprünglichen Wortsinne nach ist sie eine an Höfen und in Palästen der Großen, und zwar im Saale oder Gesellschaftszimmer (Camera) veranstaltete Privatmusik, welche sich von der öffentlichen Musik in Kirchen und Theatern schon durch tiefer gestimmte, also weniger lärmende Instrumente unterschied. (S. Kammerton.) Häufig waren solche Musiken nur mit Soloinstrumenten, jede Stimme nur durch ein einzelnes Instrument besetzt; durch diese Art der Besetzung wie durch den Ort der Ausführung bildete sich um 1600 der sog. Kammerstil aus im Unterschiede von Kirchen- und Theatermusik. Gegenwärtig pflegt man in Kammermusikaufführungen nur Instrumentalstücke vorzutragen; früher auch Votalsachen, als Madrigale, Kammercantaten, Kammerduette u. s. w., überhaupt alles, was nicht an die Kirche und auch nicht durch eine Handlung an die Bühne gebunden war. Außerdem zieht man heutzutage den Kreis der K. noch enger, indem man dazu nur Solostücke für ein oder mehrere Soloinstrumente rechnet, als Solosonate und ihre mehrstimmigen Gattungen, Duo, Trio, Quartett, Quintett u. s. w., für verschiedene Instrumente; ferner alle andern Arten Solostücke am Klavier, ein Streich- oder Blasinstrument, als Klaviersuite, Präludium, Toccate, Phantasie; die ältern und neuern tanzartigen Stücke; Variationen, Salon- und Charakterstücke, Lieder ohne Worte, samt allem, was sonst zum Solospiel gehört. Die Symphonie, die Ouverture, das Konzert, überhaupt alle Werke für volles Orchester sind davon ausgeschlossen.

Der Kammerstil, durch die Bestimmung der K. für einen engern, durchweg hochgebildeten Zuhörerkreis in kleinerm Raume bedingt, kennzeichnet sich durch eine mehr ins einzelne gehende kunstvolle Ausgestaltung und Durchführung der musikalischen Gedanken. In unserer Zeit ist auch die K. immer mehr in das öffentliche Konzert aufgegangen als kleines oder sog. Kammermusikkonzert und bezeichnet

im Gegensatze zu den mit vielen Klangorganen in mehrfacher Besetzung zur Aufführung gebrachten Orchesterwerken diejenigen Musikstücke, welche sowohl in der Komposition wie im Vortrage das durch Kunst und Feinheit ersetzen müssen, was ihnen an äußerer Mannigfaltigkeit abgeht. [gericht.

Kammerrichter, s. unter Reichskammer-

Kammersäure nennt man in der Fabrikation der Schwefelsäure die noch nicht durch Abdampfen konzentrierte Säure, welche meist eine Dichte von 50° B. hat und in dieser Form für sehr viele Zwecke unmittelbar verwendbar ist.

Kammerschwanzschraube, s. u. Kammer.

Kammersee, s. Attersee.

Kammerstil, s. unter Kammermusik.

Kammerstück, s. unter Kammer.

Kammertaxe, festgesetzter Preis für Gegenstände, welche von einer fürstl. Verwaltung um niedrigen Preis an Unterthanen verkauft werden.

Kammerton ist der gegenwärtig sowohl in der Kirche als in der Konzert- und Theatermusik ausschließlich herrschende Stimmgabel- oder Normalton, nach welchem die Tonhöhe aller Instrumente, zum Zweck genauen Übereinkommens bei Musikaufführungen, reguliert wird. Der in älterer Zeit neben dem K. herrschende und etwa einen Ton höher als dieser stehende sog. Chorton ist außer Gebrauch gekommen, denn auch die Orgel stimmt man in neuerer Zeit in den K. Allgemein als K. angenommen ist das eingestrichene a, von Scheibler auf 440 Doppelschwingungen in der Sekunde fixiert, welche Tonhöhe jedoch nicht allerorts dieselbe blieb und meistens unerträglich in die Höhe getrieben wurde (im wiener Orchester am Kärntnerthor bis zu 466). Deshalb machte sich eine Reaktion geltend, welche in Paris zu dem sog. Diapason normal mit 437,5 Schwingungen des eingestrichenen a führte und in den meisten Orchestern Aufnahme gefunden oder doch ähnliche Verbesserungen angeregt hat. (S. Kammermusik.)

Kammertuch, auch Kambrick genannt, feiner Hemdenkattun, oder starkes leinwandartiges Gewebe aus Baumwolle, das unter dem Namen Baumwolltaft zu Regenschirmen verwendet wird.

Kammervermögen, s. unter Kammer.

Kammerziel nannte man im Deutschen Reiche die von den Reichsständen zur Unterhaltung für das Reichskammergericht (s. d.) zu steuernden Beiträge, die aber so unregelmäßig und nachlässig gezahlt wurden, daß aus Mangel an Mitteln für dieselbe die bestimmte Zahl der Beisitzer dieses Gerichts nie vollständig gemacht werden konnte.

Kammfabrikation, die fabrikmäßig betriebene Herstellung der Haarkämme, deren wesentlichste Arbeiten in der Zubereitung entsprechend geformter Platten, im Einschneiden und Zuspitzen der Zähne bestehen. Dem gewöhnlichen Hausbedarf dienen die Horn- und Kautschukkämme; feinere Kämme werden aus Schildpatt und Elfenbein, sowie aus Buchsbaum- und Ebenholz, ordinäre Sorten, besonders zum Kämmen der steifen Haare der Haustiere, aus Messing und andern Legierungen verfertigt. Über die vorbereitenden Operationen zur Fabrikation der Hornkämme s. unter Horn. Die Hornplatten müssen, weil die zu bildenden Zähne spitz zulaufen, an den betreffenden Stellen keilförmig zugeschärft werden. Schildpatt und Elfenbein erfordern weit weniger Vorarbeit. Das erstere kommt schon in dünnen, schwach gebogenen Platten im Handel vor, die man mittels einer Laubsäge in Stücke von passender Größe zerschneidet; diese Stücke werden mäßig erwärmt, zwischen warmen Eisenplatten gerade gepreßt und mittels der sog. Bestoßfeile vollkommen geebnet.

Zu Elfenbeinkämmen wird sowohl der hohle als der massive Teil des Zahns verarbeitet, und zwar zerschneidet man diesen in Platten, jenen in Streifen, worauf beide mittels des Behaumeßers und der Hand- oder Stoßfeile geglättet werden. Auch die zur K. verwendeten Holzarten lassen sich mittels Sägen und Feilen leicht zu dünnen Platten verarbeiten. Die Zähne werden mittels sägenartiger Werkzeuge durch Einschneiden bis zu einer gewissen Tiefe nach vorgezeichneten Linien hervorgebracht, hierauf mittels der Spitzfeile zugespitzt und an ihren Kanten abgestumpft. Namentlich bei der Herstellung der Kautschukkämme wendet man zum Formen der Zähne mit Vorteil Maschinen an, durch welche stets gleichzeitig zwei Kämme in der Weise erzeugt werden, daß bei jedem Schnitt der Messer ein Zahn des einen Kammes eine Zahnlücke des andern bildet. Bei den feinen elfenbeinernen Staubkämmen werden die Zähne einzeln von einer Kreissäge geschnitten, wobei durch einen an der Maschine angebrachten Mechanismus die Elfenbeinplatte immer um so viel weiter rückt, als der Zahn stark werden soll. Nachdem die Zähne eingesägt sind, werden sie mittels des Handschabemessers an Flächen und Kanten sauber geglättet und dann poliert.

Auch werden bisweilen parallel mit den Kanten des Kammfeldes auf der Fläche desselben mittels der sog. Falzer (Messer mit umgebogener scharfer Spitze) Nuten von verschiedener Form und Größe hervorgebracht, während man Zacken, kleine bogenförmige Vertiefungen u. s. w. an den Kanten des Feldes durch Bearbeitung derselben mittels verschieden geformter Feilen erhält. Durchbrochene Muster zeichnet man auf dem Kammfelde vor und sägt sie dann mit der Laubsäge aus; gepreßte Verzierungen sowie flache Dessins werden in einer zweiteiligen, gut durchwärmten Metallform durch allmählich verstärkten, anhaltenden Druck hervorgebracht. Die Erweichung durch Wärme bietet dem Kammmacher auch die Möglichkeit, fertige Kämme aus Horn oder Schildpatt beliebig zu biegen, indem er sie über Kohlenfeuer erwärmt, ihnen die gewünschte Krümmung gibt und sie hierauf so lange in dieser Lage erhält, bis sie vollständig ausgekühlt sind, wonach sie die gebogene Form beibehalten. Ein etwaiges Beizen des Horns, wodurch demselben ein dem Schildpatt ähnliches Aussehen erteilt wird, fällt stets am schönsten auf derjenigen Seite aus, welche im natürlichen, unzerteilten Zustande des Horns die innere war.

Kammfett ist streng genommen nur das am Kamm des Halses der Pferde befindliche Fett, meist bezeichnet man aber im Handel das gesamte, durch Ausdämpfen der Cadaver von gefallenen Pferden gewonnene Fett mit diesem Namen. Es wird namentlich als Maschinenschmiere, aber auch zum Einsetten von Leder u. dgl. benutzt.

Kammgarn wird das aus langer und fester, wenig gekräuselter, durch Kämmen vorbereiteter Schafwolle (Kammwolle) gesponnene Garn genannt, das man zu glatten (d. h. nicht in der Walke nach Tuchart verfilzten) Stoffen, wie Merino und Tibet, Kamelot, Wollmusselin u. s. w. (Kammwollzeuge), anwendet. Es zeichnet sich vor

dem aus kurzer, krauser, auf Kratz- oder Streichmaschinen zubereiteter Wolle (Streichwolle) erzeugten Gespinst (Streichgarn) durch größere Glätte, Gleichförmigkeit und Festigkeit des Fadens aus.

Kammgarnspinnerei, s. u. Wollspinnerei.

Kammgras (gemeines), s. u. Cynosurus.

Kammin oder Cammin, Kreisstadt im Regierungsbezirk Stettin der preuß. Provinz Pommern, an der Dievenow und dem Kamminer Bodden, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und eines Strandamts, hat einen berühmten Dom von 1175 mit schönem Kreuzgange, drei kleinere Kirchen, eine Synagoge, ein Schullehrerseminar, ein Hospital, schönes Posthaus und ein elegantes, 1882 erbautes Sol- und Solbunstbad mit Dampfheizung. K. zählt (1880) 5856 meist prot. E., welche eine Cement-, Maschinen- und Strumpfwarenfabrik, Dampfschneide- und Mahlmühlen, Dampfbrauerei, Leinen- und Garnwebereien unterhalten, auch Handel mit Fischen, Getreide und Vieh und Ackerbau treiben.

Der Kreis Kammin zählt auf 1136 qkm (1880) 45 637 meist prot. E.

Kammin (Kamin), Stadt in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Flatow, an der Kamionka, mit (1880) 1737 E. und einem ehemaligen Domstift.

Kamminer Bodden, s. unter Bodden.

Kammkiemer (Pectinibranchia s. Ctenobranchia), eine Unterordnung der Wasserschnecken mit meist spiralig gewundener Schale; ihre Kiemen liegen immer nur an einer Seite, rechts bei rechtsgewundener, links bei nur selten vorkommender linksgewundener Schale und in einer Mantelhöhle verborgen, und sind ungleich und meist kammförmig. Zu den K. gehören die meisten Seeschnecken, doch gibt es auch zahlreiche Süßwasserformen, bei uns z. B. die lebendig gebärende Sumpfschnecke (Paludina vivipara) u. a. m.

Kammkies, s. Markasit.

Kämmlinge (frz. peignons, blousse, blorelle; engl. noils), die bei der Kammgarnspinnerei erzeugten Abfälle.

Kämmmaschine (frz. peigneuse, engl. combing-machine), eine in der Kammgarn-, neuerdings auch in der Baumwollspinnerei angewendete mechan. Vorrichtung, durch welche die längern von den kürzern Fasern abgesondert und in eine gestreckte, parallele Lage gebracht werden. (S. unter Wollspinnerei.)

Kammmuscheln (Pecten) heißen die Arten eines Geschlechts ansehnlicher Muscheln mit fächerförmigen gerippten Schalen, die am Vereinigungspunkte flügelartige seitliche Verbreiterungen haben. Die Schalen sind entweder gleich oder eine ist gewölbt, die andere (die rechte) abgeflacht. Etwa 200 lebende kommen in allen Meeren vor; fossil finden sie sich vom Silur an und erreichen ihre Maximalentwickelung in der Kreide. Bekannt ist die Pilger- oder Jakobsmuschel (P. Jacobaeus), deren Schalen von Pilgern als Trinkgeschirr am Hut oder Mantel getragen wurden. Dieselben dienen auch dazu, um in ihnen Ragout u. dgl. zu servieren.

Kammrad, ein Zahnrad, bei welchem die Zähne rechtwinkelig zur Ebene des Rades, also parallel zur Achse stehen; auch jedes Zahnrad mit hölzernen Zähnen. (S. unter Räder.)

Kammsetzmaschine, eine Maschine zur Herstellung von Weberkämmen (Riedblättern, s. unter Kamm und Blattbinder).

Kammtopf nennt man eine Art Ofen, welche in der Kammgarnspinnerei zum Anwärmen der Handkämme gebraucht wird.

Kammwalze, soviel wie Igel (s. d.).

Kammweberei, das Weben gemusterter Stoffe mit Hilfe von Schäften und Tritten, s. unter Weberei.

Kammwolle, s. unter Kammgarn und Wollspinnerei.

Kamnitz (Böhmisch-Kamnitz), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Tetschen, Station der Linie Bodenbach-Tannenberg der Böhmischen Nordbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein fürstl. Kinskysches Schloß und zählt (1880) 4480 E., welche Baumwollspinnerei und Zwirnerei betreiben.

Kamönen (richtiger Kamenen), Göttinnen, s. Camenae.

Kamor heißt ein Voralpengipfel der Sentisgruppe in den Thuralpen (s. Alpen 23), der sich 7½ km südöstlich von Appenzell an der Grenze der schweiz. Kantone Appenzell (Innerrhoden) und St. Gallen zu 1762 m über dem Meere erhebt, der Kreideformation angehört und seiner schönen Aussicht wegen sowohl von Appenzell, wie vom St. Gallischen Rheinthal aus häufig bestiegen wird. Eine ähnliche Aussicht über das Rheinthal und den Bodensee, die Appenzeller-, Vorarlberger und Bündneralpen gewährt auch der ½ km weiter südwestlich aufsteigende Hohe Kasten (1799 m), der durch einen Felseinschnitt von K. getrennt ist.

Kamp, ein mit Gras oder Holz bepflanztes, eingefriedigtes oder durch einen Graben begrenztes Stück Land, im nördl. Deutschland auch jeder Acker, welcher in der Fruchtfolge in gleicher Weise bearbeitet und bestellt wird.

Kamp, linksseitiger Nebenfluß der Donau in Niederösterreich, entspringt auf dem Granithochlande des sog. Waldviertels und ergießt sich nach einem vielgewundenen Laufe von 136 km unterhalb Krems in die Donau. Sein Hauptthal ist reich an landschaftlichen Reizen und histor. Denkmalen. Die interessantesten Punkte an seinem Ufer sind Gars, die Rosenburg, das Benediktinerstift Altenburg, Schloß Ottenstein.

Kamp, holländ. Dorf, s. Camperduin.

Kampanje heißt das im hintersten Teile des Schiffs über dem Oberdeck angebrachte und sich mit der obern Fläche der Bordwand (Verschanzung) vergleichende Halbdeck. Meist befinden sich in der K. Wohnräume für Schiffsoffiziere oder Passagiere.

Kampechholz, Blau- oder Bluthol z, s. Haematoxylon.

Kampen, eine der saubersten Städte der Niederlande, in der Provinz Overyssel, 11 km im WNW. von Zwolle, Endpunkt der Niederländischen Centralbahn, am linken Ufer der Yssel, die unterhalb der Stadt in mehrern Armen in die Zuyderssee fließt. Über die Yssel führt hier eine schöne Brücke. Die schön gebaute Stadt ist von einem Kanal durchschnitten und wird durch ihre Lage zum Hafenplatz gemacht. Die frühern Festungswerke sind in Promenaden umgestaltet. Die ansehnlichsten Gebäude sind die reform. St. Nikolauskirche mit ausgezeichneter Orgel und prächtigen Grabgewölben, die Marienkirche, beide aus dem 14. Jahrh., der hohe Turm, das Rathaus, die Gebäude der Rhein- und Yssel-Dampfschiffahrtsgesellschaft. K. besitzt ein städtisches Gymnasium, eine höhere Bürgerschule und eine Gewerbeschule und zählt (1881) 18065 E., welche eine Eisengießerei

nebst Dampfmaschinenfabrik, eine Strumpffabrik und eine Cigarrenfabrik, sowie eine große Dampf-Strohpapierfabrik unterhalten. Auch der Handel ist beträchtlich. Regelmäßiger Dampfschiffahrtsverkehr findet statt mit Amsterdam, Zütphen, Nimwegen, Arnheim, Emmerich, Köln. Das von den zwei Hauptmündungsarmen gebildete Kamper-eiland, eine fruchtbare Insel, ist merkwürdig wegen der patriarchalischen Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. K. wurde 1286 gegründet, war Hansestadt und wurde 1578 von den Niederländern, 1672 von den münsterschen und franz. Truppen erobert.

Kampen (Nikolaas Godfried van), niederländ. Geschichtschreiber, geb. 15. Mai 1776 zu Harlem, sollte in Leiden den Buchhandel erlernen, wendete sich aber dort ganz den Wissenschaften zu. Im J. 1816 wurde er bei der Universität Lehrer der deutschen Sprache, 1829 der niederländ. Sprache und Litteratur und der vaterländischen Geschichte am Athenäum zu Amsterdam. Er starb zu Amsterdam 14. März 1839. Von seinen zahlreichen geschichtlichen Werken, die freilich Tiefe der Forschung vermissen lassen, aber einen reichen Schatz von Kenntnissen verraten, sind zu erwähnen: «Geschiedenis van de fransche heerschappij in Europa» (8 Bde., Leid. 1815—23), «Verkorte geschiedenis der Nederlanden» (3. Aufl., 2 Bde., Harl. 1837—39) und «Vaderlandsche karakterkunde» (2 Bde., Harl. 1826), «Geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden» (3 Bde., Haag 1821—26), «Geschiedenis der kruistogten» (4 Bde., Harl. 1822—26), «Geschiedenis der Nederlanden buiten Europa» (3 Bde., Harl. 1831—33). In Deutschland ist er besonders bekannt durch seine zu Heerens und Uferts «Geschichte der europ. Staaten» gelieferte «Geschichte der Niederlande» (2 Bde., Hamb. 1831—33). Dabei fand er auch noch Muße zu dem «Handboek der hoogduitsche letterkunde in prosa en poezij» (4 Bde., Harl. 1823—30).

Kamperelland, s. unter Kampen.

Kampeschehanf (richtiger Campechehanf), soviel wie Aloëhanf.

Kampf ist das materielle oder geistige Ringen um den Sieg, oder das Messen der Streitkräfte seitens der miteinander in Gegensatz geratenen Parteien. Der materielle K. in den kleinsten Dimensionen ist der Zweikampf. K. militärisch heißt das Ringen von Heeren und von Heeresabteilungen in jeglichen Dimensionen; je nach der Stärke der beteiligten Streitkräfte trägt dieser K. die Benennungen Gefecht, Treffen, Schlacht. (Vgl. die Spezialartikel.) Kampfeinheit wird im kriegerischen K. die kleinste, noch einer gewissen Selbständigkeit des Handelns teilhaftige Abteilung genannt, wie Bataillon, eventuell Kompagnie, Eskadron, Batterie. Kampfordnung (militärisch) ist gleichbedeutend mit Fechtart (s. d.).

Kampfer (Kampher, Kamphor, Camphora) ist ein eigentümlicher, einem festen ätherischen Öle vergleichbarer Stoff, welcher aus dem Holze und den Blättern des in China und Japan wachsenden Kampferlorbeerbaums (s. Camphora) und des auf Borneo einheimischen Kampferbaums (Dryobalanops Camphora Colebr.) durch Destillation des Holzes mit Wasser gewonnen wird und außerdem in dem ätherischen Öle aller Labiaten sich findet. Beide sind chemisch verschieden, der Japankampfer ist Camphol $C_{10}H_{16}O$, der Borneokampfer Borneol $C_{10}H_{18}O$. Der Borneokampfer gilt zwar für den besten, kommt aber nicht in den europ. Handel, da er in dem Kampferbaume nur in sehr geringer Menge enthalten (14—1600 Bäume geben durchschnittlich nur 100 kg), deshalb sehr teuer ist und gänzlich auf den Sunda-Inseln und in Ostindien verbraucht wird. Der Lorbeerkampfer (Laurineenlampfer, gemeiner, chinesischer, japanischer K.) kommt in allen Teilen des Kampferlorbeers häufig vor und wird in Europa durch nochmalige Sublimation gereinigt (raffiniert). Er ist weiß, glänzend, durchscheinend, krystallinisch, von penetrantem, eigentümlichem Geruche und Geschmacke, leicht entzündlich und selbst auf Wasser brennend, verflüchtigt sich nach und nach an der Luft schon bei gewöhnlicher Temperatur, noch schneller in der Wärme, schmilzt bei 175° C., siedet bei 204° C. und löst sich nur wenig in Wasser, auf welchem er schwimmt, leicht dagegen in Alkohol, Äther, fetten und ätherischen Ölen. Sein spezifisches Gewicht = 0,98. Durch Behandeln mit Salpetersäure wird er in eine besondere Säure, die Kampfersäure, übergeführt. Den Griechen und Römern war er unbekannt; durch die Araber kam er zuerst nach Europa.

In der Medizin wird er ebenso wie der Kampferspiritus, das Kampferöl und Kampferliniment äußerlich als flüchtiges Reizmittel angewendet. Der K. wirkt schmerzstillend und krampfwidrig und findet bei Gicht, Rheumatismus häufige Anwendung, gilt auch für ein Antiaphrodisiacum. Außer dem Kampferlorbeerbaume liefern noch andere Gewächse K., so das ätherische Öl der Labiaten; derselbe wurde auch im Lavendelöl, Baldrianöl, Wurmsamenöl, Reinfarrnöl u. s. w. gefunden. Eine besondere Art von K. setzt sich aus dem Pfefferminzöl ab; er heißt Menthenkampfer. Der sog. künstliche Kampfer ist eine dem K. ähnlich riechende Verbindung, welche man durch Einwirkung von Chlorwasserstoffsäure auf Terpentinöl und einige andere ätherische Öle erhält.

Kämpfer (Impost, mittellat.) wird in der Baukunst derjenige Stein bei Bögen oder Sims bei Gewölben (namentlich im Halbkreisbogen) genannt, durch welchen das Widerlager besonders ausgezeichnet wird. Er besteht entweder aus einer einfach vortretenden Platte oder einem Gesims, Kapitäl u. dgl. und ist insbesondere dem römischen und Renaissancestil eigentümlich, namentlich bei Pfeiler- und Bogen- oder Artadenarchitektur. Die Höhe der Kämpfergesimse beträgt etwa $\frac{1}{6} \div \frac{1}{10}$ der Bogenweite, während die Ausladung $\frac{1}{6} \div \frac{1}{8}$ ihrer Höhe nicht überschreiten soll. Bei Thüren mit Oberlicht nennt man K. auch den Querriegel oder das sog. Losholz, gegen welchen die Thürflügel anschlagen und auf dem das Oberlicht aufsitzt.

Kämpfer (Engelbrecht), berühmter Reisender, geb. 16. Nov. 1651 zu Lemgo, der Sohn eines Geistlichen, studierte zu Königsberg Medizin, und wurde 1683 Sekretär bei der schwed. Gesandtschaft in Persien. Im J. 1685 nahm er auf der holländ. Flotte, die damals im Persischen Meerbusen kreuzte, als Schiffschirurg Dienste und fand so Gelegenheit, Arabien, Hindostan, Java, Sumatra, Siam und Japan kennen zu lernen, in welchem letztern Lande er zwei Jahre verweilte. Nach seiner Rückkehr 1692 wurde er in seiner Vaterstadt Leibarzt des Grafen zur Lippe und starb 2. Nov. 1716. Am bekanntesten ist er durch seine «History of Japan and Siam» (2 Bde., Lond. 1727). Seine

«Icones selectae plantarum, quas in Japonia collegit» ließ Banks (Lond. 1791) und einen Auszug aus dem «Diarium itineris ad nulam Moscoviticam» Adelung drucken; der bei weitem größte Teil seiner an wichtigen Beobachtungen reichen Handschriften liegt ungedruckt im Britischen Museum.

Kampferbaum, s. unter Camphora.

Kampferbaum, ostindischer, s. unter Dryobalanops.

Kampfereis, ein zu den Cold creams gehöriges Kosmetikum, wird dargestellt, indem in 500 g Mandelöl 30 g Walrat, ebenso viel Wachs und 60 g Kampfer gelöst und unter Zusatz von 4 g Rosmarinöl mit 500 g Wasser zu einem Cold cream verarbeitet wird.

Kampferliniment, flüchtiges, s. u. Flüchtiges Liniment.

Kampferlorbeer, soviel wie Kampferbaum, s. unter Camphora.

Kampferöl (Oleum camphoratum) ist nach der Deutschen Pharmakopöe eine Auflösung von 1 Teil Kampfer in 9 Teilen Olivenöl. — Außerdem bezeichnet man mit K. noch ein neben dem eigentlichen Kampfer in allen Teilen des Kampferbaums vorkommendes dickflüssiges Öl von kampferähnlichem Geruch, welches wahrscheinlich eine Lösung von Kampfer in einem Kamphen ist; Bedeutung hat dasselbe nicht.

Kampfersäure $C_{10}H_{16}O_4$, Oxydationsprodukt der Kampferarten, schon Lemery 1675 bekannt, entsteht bei der Einwirkung von Salpetersäure auf Kampfer. Es sind drei verschiedene isomere K. bekannt.

Kampferspiritus (Spiritus camphoratus), nach der Deutschen Pharmakopöe Lösung von 1 Teil Kampfer in 7 Teilen Weingeist und 2 Teilen Wasser.

Kampfgerichte (Judicia duellica), Gerichte, bei denen der Zweikampf zur rechtlichen Entscheidung diente, waren im Mittelalter Privilegien gewisser Städte und Herren, z. B. der Stadt Würzburg und des Burggrafen von Nürnberg. Aus dem 13. Jahrh. finden sich bestimmte Vorschriften über den gerichtlichen Zweikampf (Kampfrecht, jus duellicum) im Sachsen- und Schwabenspiegel und andern Rechtsbüchern. Über Beobachtung der Kampfregeln wachten eigene Kampfrichter. Seit dem 17. Jahrh. kamen die gerichtlichen Zweikämpfe ab.

Kampfhahn, Kampfläufer, Kollerhahn (Machetis pugnax), ein zu dem Schnepfengeschlecht gehöriger Vogel des nördl. Europas und Asiens, der eine etwas geringere Größe, aber etwas bedeutendere Flugbreite als die Waldschnepfe hat. Die Männchen zeichnen sich im Hochzeitskleid durch einen namentlich oberhalb der Brust stark entwickelten Federkragen aus, der keine konstante Färbung besitzt, vielmehr individuell außerordentlich variiert. Sie führen miteinander an durch jahrelangen Gebrauch fest bestimmten Plätzen ihres Brutreviers gefährlich aussehende, aber unblutige Kämpfe auf.

Kampfläufer, s. Kampfhahn.

Kampfrecht und Kampfrichter, s. unter Kampfgerichte.

Kampfspiel ist ein bei festlichen Veranlassungen veranstaltetes Messen der Körperkräfte, ein Ringen um den Sieg, dem nicht selten eine Festgabe, ein Preis folgt. (S. Gymnastik, Isthmische, Nemeische, Olympische und Pythische Spiele, Gladiatoren, Turniere und Wettturnen.)

Kampf ums Dasein (Übersetzung des engl. «Struggle of life»), ein Schlagwort der darwinistischen Lehre, entnommen aus dem Titel von Darwins 1859 erschienenem Buch: «On the origin of species by means of selection or the preservation of favoured races in the struggle of life»; doch spricht schon Malthus im «Essay on the principles of population» (1798) von «struggle for existence».

Kamphausen (Adolf Herm. Heinr.), prot. Theolog, geb. 10. Sept. 1829 zu Solingen, besuchte das Gymnasium zu Elberfeld, studierte in Bonn, wo er sich als Privatdocent habilitierte. Im J. 1855 ging K. nach Heidelberg als Privatsekretär Bunsens und Mitarbeiter an dessen «Bibelwerk», lehrte hier auch an der Universität, kehrte 1859 mit Bunsen nach Bonn zurück, wo er 1863 außerord., 1868 ord. Professor wurde. K.s Vorlesungen und schriftstellerische Arbeiten beziehen sich auf das Alte Testament. Von letztern sind neben der Herausgabe von Bleels «Einleitung in das Alte Testament» (1. bis 3. Aufl., Berl. 1860, 1865, 1870) und der Mitarbeit an den fünf ersten Bänden von Bunsens «Bibelwerk» zu nennen: «Das Lied Moses» (Lpz. 1862), «Das Gebet des Herrn» (Elberf. 1866), «Die Chronologie der hebr. Könige» (Bonn 1883).

Kamphene oder Terpene nennt man eine große Gruppe von gleich zusammengesetzten, aber in ihren Eigenschaften außerordentlich verschiedenen Kohlenwasserstoffen $C_{10}H_{16}$. Sie bilden den Hauptbestandteil sehr vieler ätherischer Öle, so des Terpentinöls, des Orangenblütenöls, des Rosenöls und vieler anderer.

Kampher, s. Kampfer.

Kamphin ist ein sehr sorgfältig rektifiziertes Terpentinol, welches vorübergehend als Leuchtmaterial gedient hat, aber durch Petroleum und Solaröl verdrängt ist.

Kamphor, s. Kampfer.

Kamphu (Kongo), eine Sorte schwarzen Thees.

Kampot, der Haupteehafen von Kambodscha in Hinterindien, unter 10° 45′ nördl. Br. und 103° 47′ östl. L. von Greenwich, am Golf von Siam gelegen, ist für die Schiffahrt von bedeutender, zunehmender Wichtigkeit. Der Hafen von K. ist geräumig, wohl geschützt und für große europ. Handelsschiffe tief genug. Die Stadt K. zählt zwischen 18000 und 20000 E.

Kampschulte (Wilh.), Geschichtschreiber, geb. 12. Nov. 1831 zu Wickede in Westfalen, studierte seit 1851 in Paderborn, Münster und Berlin zuerst kath. Theologie, dann Geschichte; er habilitierte sich 1856 in Bonn, wo er 1858 außerord. und 1861 ord. Professor wurde, aber schon 3. Dez. 1872 starb. Er schrieb: «De Georgio Wicelio» (Paderborn 1856), «Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnis zur Reformation» (2 Bde., Trier 1858—60), «De Joanne Croto Rubiano» (Bonn 1862), «Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf» (Bd. 1, Lpz. 1869).

Kamptulikon, eine aus Korkabfällen mit Anwendung von Guttapercha und Kautschuk, oder auch von Leinölfirnis als Bindemittel durch Pressung zwischen Walzen hergestellte Masse, die, außer zum Belegen der Fußböden, statt des Leders zu Abziehriemen, Messerputzmaschinen u. s. w. benutzt wird.

Kamptz (Karl Alb. Christoph Heinr. von), reaktionärer preuß. Staatsmann, geb. 16. Sept. 1769 zu Schwerin, studierte zu Göttingen, wurde 1792 Kanzleirat und Geheimer Referendar und 1799 von der Ritterschaft zum Beisitzer des Hof- und Landgerichts der Herzogtümer Mecklenburg

erwählt. Im J. 1804 ernannte ihn der König von Preußen als Kurfürst von Brandenburg zum Reichskammergerichtsassessor in Wetzlar. Bei Auflösung des Reichs wurde er Vizepräsident des Justizkollegiums in Stuttgart, nahm 1810 in Wetzlar an den noch zu erledigenden Geschäften des Reichskammergerichts teil und kam dann in den Oberappellationssenat des preuß. Kammergerichts, wurde 1812 vortragender Rat im Departement der höhern Polizei, 1817 Direktor des Polizeiministeriums und Mitglied des Staatsrats, 1824 mit Beibehaltung seiner übrigen Dienstverhältnisse erster Direktor der Unterrichtsabteilung im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. Im J. 1830 wurde er Justizminister und mit Fortführung der Gesetzrevision und obersten Leitung der Justizangelegenheiten in den Rheinprovinzen beauftragt, 1842 aber der Verwaltung des Justizministeriums für die Gesetzrevision, mit Beibehaltung seiner Stellung im Staatsrate, enthoben. K. hat sich um die preuß. Gesetzgebung entschiedene Verdienste erworben, sich aber auch durch die Mitwirkung bei Untersuchung der sog. demagogischen Umtriebe hartem Tadel ausgesetzt. Er starb 3. Nov. 1849 in Berlin.

Unter seinen juristischen und publizistischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Beiträge zum mecklenb. Staats- und Privatrechte» (6 Bde., Schwer. 1795—1805), «Mecklenb. Rechtssprüche» (2 Bde., Rost. 1800—4), «Civilrecht der Herzogtümer Mecklenburg» (2 Bde., Schwer. u. Rost. 1805—24), «Codex der Gendarmerie» (Berl. 1815), der beim Wartburgsfeste verbrannt wurde; «Beiträge zum Staats- und Vollerrechte» (Berl. 1815), «Die Provinzial- und statutarischen Rechte in der preuß. Monarchie» (3 Bde., Berl. 1826—28), «Aktenmäßige Darstellung der preuß. Gesetzgebung» (Berl. 1843), «Zusammenstellung der drei Entwürfe des preuß. Strafgesetzbuchs» (Abteil. 1—3, Berl. 1844—45). Auch gab er 1814—40 die «Jahrbücher für die preuß. Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung» und 1821—34 die «Annalen der preuß. innern Staatsverwaltung» heraus.

Kamsin, ein erschlaffender Südostwind in Syrien, s. Chamsin.

Kamtschadalen, die Einwohner von Kamtschatka.

Kamtschatka, eine große Halbinsel im äußersten Nordosten Asiens, die 1696 durch Kosaken der russ. Krone unterworfen wurde, ist 270000 qkm groß, 1350 km lang, 225—450 km breit und im O. vom Berings- oder Kamtschatkischen Meere, im W. vom Ochotskischen Meere umgeben. K. erstreckt sich von NNO. gegen SSW. Die südlichste Spitze der Halbinsel ist das Kap Lopatka unter 51° 4′ nördl. Br. und 154° 22′ östl. L. K. ist von hohen Gebirgen durchzogen, deren höchste Spitzen sich zwischen dem 53.° und 54.° nördl. Br. befinden. Hier teilt sich der Gebirgsrücken in zwei Arme; der östliche läuft parallel mit dem Meeresufer nach Norden und fällt in steilen Felsgruppen ins Beringsmeer; der westliche ist niedriger und nimmt gegen das Ochotskische Meer hin ab. In geognost. Hinsicht ist K. durch die vulkanische Thätigkeit seines Bodens bemerkenswert, die sich vom 62.° nördl. Br. an durch das Hervortreten von 21 heißen Quellen äußert, in denen das Wasser nicht selten die Temperatur von 85° R. erreicht. Zwischen dem 58.° und 57.° finden sich die ersten, jetzt bereits erloschenen Vulkane; vom 57.° nördl. Br. an bis zur Südspitze der Halbinsel ist das ganze östl. Ufer sehr reich an teils noch thätigen (12), teils erloschenen (26) Vulkanen. Unter den erstern sind die höchsten die Kljutschewskaja Sopka, 4804 m über dem Meeresspiegel, dessen letzte Eruption 1854 stattfand, und der Schiweljutsch, 3215 m hoch. Die Westseite der Halbinsel ist flacher und nur von niedrigen Berg- und Hügelreihen durchzogen. Unter den mineralischen Formationen sind die vulkanischen, wie Basalt, Mandelstein, Trachyt u. a., die vorwaltendsten. Auch Kupfer, Magneteisenstein, Braunkohle und Bernstein finden sich in großer Menge vor. Heftige Erdbeben sind häufig. K. ist von zahlreichen Flüssen durchströmt, von denen der bedeutendste, die Kamtschatka, welche die Halbinsel in einem großen Teile ihrer Länge durchfließt. An ihren Ufern liegen die fruchtbaren, für Ackerbau geeigneten Landstriche, wo man Hafer, Gerste, Roggen, Kartoffeln und Gemüse baut, während sich das übrige Land für die Bodenkultur nicht eignet.

Das Klima ist strenger, als dies nach der Lage K.s zu erwarten wäre; der Winter währt neun Monate. Die mittlere Temperatur der drei Sommermonate übersteigt nicht 10°, während im Winter das Quecksilber häufig gefriert. Milder ist es nur in den Gebirgsthälern. Die Vegetation ist da überall sehr üppig, wo der Boden vulkanischer Natur ist. Die Berge und Ebenen sind mit Wäldern von Birken, Zürbelkiefern (Pinus cembra), Erlen, Cedern und Lärchenbäumen bestanden, welche letztern ein vortreffliches Schiffbauholz liefern. Im nördlichsten Teile der Halbinsel ist der Boden nur mit Renntiermoos bedeckt. Die Gewässer sind ungemein reich an Fischen, besonders Lachsen (Salmo Lycaodn), das Meer an Walen, Robben, Kabeljaus, Heringen und Wasservögeln. Von Säugetieren gibt es namentlich schwarze Bären, wilde Renntiere, Wölfe, Füchse, Ottern, Zobel, Hermeline, Hasen, Murmeltiere, wilde Schafe und eine ganz besondere Art von Hunden, die, wenig verschieden vom Wolfe, zum Ziehen der Schlitten gebraucht werden.

Die eingeborene Bevölkerung sind die Kamtschadalen, die sich selbst Kroschscha, d. h. Menschen, nennen, die Korjälen und die Lamuten. Die Zahl derselben beträgt ungefähr 8000. Die Dörfer bestehen meistenteils nur aus einigen Gehöften. Die früher befestigten Plätze Tigilsk, Bolscherjezk und Nischne-Kamtschatsk dienen jetzt als Aufenthaltsorte der Kosaken, die von hier aus die Abgaben (Jassak) eintreiben. Die herrschende Religion ist die griechisch-orthodoxe; nur einige Korjälen- und Tschuktschenstämme huldigen noch dem Schamanendienste. Die Eingeborenen handeln von den Kaufleuten aus Petropawlowsk und Gibig Tabak, Thee, Zucker, Mehl, kupferne Kessel, Flinten und Pulver gegen Pelzwerk und Fische ein. Die Russen nahmen K. Ende des 17. Jahrh. in Besitz. Im J. 1696 gründete Wladimir Atlassow mit einer kleinen Schar von Kosaken aus Anadyr die Stadt Nischne-Kamtschatsk und Robelew 1704 Bolscherjezk. Seit 1760 wurde K. durch Marineoffiziere von Ochotsk aus verwaltet. Im J. 1803 wurde es zu einem besondern Administrationsbezirk erhoben, der 1812 dem Marineministerium untergeordnet wurde. Der Sitz der Regierung befand sich zuerst in Nischne-Kamtschatsk, dann in Bolscherjezk und zuletzt in Petropawlowsk (s. d.). Seit 1855 wurde K. dem Seedistrikt zugezählt, der in

Nikolajewsk seine Administration hat. Zu den bedeutendsten Reisen, die im 19. Jahrh. hierher gemacht wurden, gehören die von Krusenstern, Kotzebue, Lütke und Erman.

Kamtschatkisches Meer, s. Beringsmeer.

Kamtschyk, Fluß in Bulgarien, entsteht aus dem Wilden und Zahmen K., die vom Balkan kommen, und mündet südlich von Varna ins Schwarze Meer.

Kamyschbucht, s. Kamieschdai.

Kamyschin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Saratow, am rechten Ufer der Wolga und an der großen Straße nach Astrachan, mit (1882) 16 710 E., welche Gartenbau und Fruchthandel treiben; besonders sind die Wassermelonen von K. in ganz Rußland berühmt; ebenso ist der Fischhandel der Stadt von großer Bedeutung. Auch ist K. einer der wichtigsten Stapel- und Verladungsplätze an der Wolga für Getreide und andere Gegenstände.

Kamyschlow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Perm, an der sibir. Straße, am Zusammenfluß der Kamyschlowka in die Pyschma, etwa 130 km im O. von Jekaterinburg, mit (1882) 2164 E., hat Handel mit Getreide und zwei Jahrmärkte, vom 1. bis 9. Febr. und am 1. Okt.

Kan, Flüssigkeitsmaß in Holland = 1 l, in Java = 1,5 l.

Kana, ein Flecken in Untergaliläa, nicht weit von Kapernaum, wird nur im Johannes-Evangelium erwähnt als der Ort, wo Christus bei einer Hochzeit Wasser in Wein verwandelt habe. Unter den bildlichen Darstellungen der Hochzeit zu K. zeichnet sich die des Paul Veronese aus. Von K. stammte der «aufrichtige» Nathanael; ob K. auch der Geburtsort des Apostels Simon des »Kananiters» gewesen sei, ist zweifelhaft. K. ist das heutige Dorf Kânet el-Dschelil, etwa drei Stunden nordlich von Nazareth.

Kanaan, hebr. Kenaan, d. i. «Niederland», bezeichnete ursprünglich den Küstenstrich Palästinas (s. d.), Phönizien und Philistäa, und wurde dann auf das ganze Westjordanland übertragen. Im Alten Testament ist Kananiter bald der Gesamtname einer vielgliederigen Völkerschaft Palästinas, bald Bezeichnung eines einzelnen Zweigs des Gesamtvolks, der aus dem südlichen (hamitischen) Erdgürtel, nämlich aus den Gegenden des Persischen Meerbusens, lange vor den Hebräern eingewanderten semitischen Phönizier und Avviter. Seit der Zeit Salomos, welcher die Reste der seit Israels Besitznahme von Palästina sehr zusammengeschmolzenen kananitischen Völkerschaften fronpflichtig machte, hört die Geschichte der Kananiter auf.

Kanachos in Sikyon war einer der bedeutendsten Meister der griech. Kunst in der Periode der Ausbildung derselben, um den Ausgang des 6. und Anfang des 5. Jahrh. v. Chr. Sein berühmtestes Werk war die Statue des Apollon in dem großen von Darius zerstörten Tempel bei Milet, welche nach Pausanias Xerxes (oder vielmehr Darius) entführte und erst Seleukus Nikator zurückgab. Nachbildungen dieser Statue sind auf Münzen und in einer Statuette zu London, sowie vielleicht einer zu Berlin erhalten.

Kanagawa (japan. Hafenstadt), s. Joluhama.

Kanaken, die eingeborene Bevölkerung der Sandwichinseln. Das Wort Kanaka bedeutet in der einheimischen Sprache, einem polynesischen Dialekt, »Mensch», und kehrt z. B. auf den Marquesasinseln als Kenata, im Maori (dem Neuseeländischen) als tangata wieder.

Kanal heißt in der Oceanographie, gleichbedeutend mit Meerenge, Sund oder Straße, ein Meeresteil, welcher auf zwei entgegengesetzten Seiten vom Lande begrenzt ist, sodaß er dadurch auf einen verhältnismäßig schmalen Raum beschränkt wird, mittels dessen er zwei größere Meeresteile miteinander verbindet. Selten und mißbräuchlich wird mit dem Worte ein Meerbusen bezeichnet, wie dies z. B. bei dem Bristolkanal im südwestl. England der Fall ist.

Der Kanal schlechtweg, bei den Alten Mare Britannicum, bei den Engländern der Britische oder Englische Kanal (British oder English Channel), bei den Franzosen La Manche (Ärmel), ein Teil des Atlantischen Oceans von 86 000 qkm Größe und das befahrenste aller Meere der Erde, verbindet, von Frankreich und England begrenzt, jenen Ocean mit der Nordsee. Meerbusenartig gestaltet, besitzt er zwischen der franz. Insel Ouessant und dem engl. Kap Landsend einen 200 km breiten Eingang, verengt und erweitert sich in seiner ostnordöstl. Richtung mehrmals und hat an seiner schmalsten Stelle, die zugleich seinen Ausgang bildet, dem Pas de Calais oder der Straße von Dover (Strait of Dover), dem Fretum Gallicum oder Britannicum der Alten, nur eine Breite von 37 km. Seine Länge beträgt 560, seine größte Breite 260 km, letztere zwischen der Mündung des Ex in England und der Rede von Cancale in Frankreich. Die Küsten- und Hafenbildung ist auf beiden Seiten sehr verschieden. Auf dem Festlande ist die Küste der Bretagne bis zu den Sieben Inseln, im Norden von Lannion, steil und felsig; aber ihr liegt ein flacher, öder Sandgrund vor, dessen Flugsand die wandernden Hügel von St.-Pol bildet. Östlich folgen bis zur Reede von Cancale große Sandstrecken und fette Marschgegenden. Von hier steigt die Küste an, und ist teils mit Sanddünen besetzt, teils mit breitem Sandgrunde und fällt mit Steilwänden, den sog. Falaisen, ab. Nördlich von Bayeux und Caen liegen in einiger Entfernung von der Küste die Felsen Calvados. Östlich von Dieppe wendet sich die Küste nordwärts nach der Straße von Calais, wo, wie gegenüber in England, sich Kreidefelsen erheben und die Vorgebirge Grisnez und Blancnez bilden.

Die ganze franz. Küstenstrecke hat aber keinen einzigen von der Natur selbst gebildeten Seehafen von Bedeutung. Es liegt dies teils in der eigentümlichen Meeresströmung im K., die, hauptsächlich gegen O. gerichtet, die franz. Küste direkt trifft und mit Sand und Schlamm bedeckt, teils in der eigentümlichen Verwitterung des Bodens. Dagegen zeigt sich die engl. Seeküste fast durchaus als ein steiler, oft felsiger Abfall, überall mit scharf eingeschnittenen Buchten und geräumigen Flußmündungen und einer Menge brauchbarer und geräumiger Häfen, welche durch Landzungen und Vorgebirge gegen Strömungen und Nordweststürme geschützt sind und das Land zu einer der vollkommensten Hafenküsten der Erde machen. Die Tiefe nimmt im K. wie in der Nordsee mit der Entfernung vom Pas de Calais, wo sie an der tiefsten Stelle nur 47 m beträgt, zu. Hinsichtlich der Gezeiten findet sich im K. die eigentümliche Erscheinung, daß die Flut an beiden Enden vom Atlantischen Ocean und aus der Nordsee gleichzeitig eintritt, wodurch ihr Niveau an beiden Küsten außerordentlich erhöht wird. Am Südforeland in England beträgt die Fluthöhe bei Springzeit 5—7, gegenüber

bei Calais 6 m. Besonders übt diese Erscheinung mächtigen Einfluß auf die Küste der Bretagne, wo z. B. bei St.-Malo der Flutstrom in den Syzygien sich bis 16 m und darüber erhebt, während er in den Quadraturen nur 5 m steigt. Diese Eigentümlichkeit des K. bringt dem Hafen von London den Vorteil, daß die von Norden und von Süden kommenden Schiffe gleichzeitig mit derselben Flut in ihn einfahren können. Dagegen ist die Ausfahrt aus dem K. bei starken Westwinden beschwerlich.

Kanäle sind künstlich hergestellte Wasserläufe für bestimmte Zwecke. Man unterscheidet K. für Wasserzufuhr, für Entwässerung und für die Schiffahrt. Zu erstern gehören die Bewässerungskanäle zur Beförderung der Landwirtschaft; sie sind zugleich die ältesten K., welche die Geschichte erwähnt; so die in Ägypten, mittels deren man das fruchtbringende Nilwasser in die dürren Gegenden des Landes leitete. Zu gleichem Zwecke finden sich noch heute solche in der Lombardei, in Frankreich u. s. w. China besitzt seit undenklichen Zeiten K., freilich unvollkommener Art. Die Entwässerungskanäle sind ebenfalls sehr wichtig für die Landwirtschaft bei Trockenlegung nasser Gründe; noch häufiger aber als unterirdisch angelegte Wasserläufe zur Abfuhr der Abwässer großer Städte (Kloaken). Den Inbegriff einer Anlage dieser Art bezeichnet man als Kanalisation. Hervorragende Beispiele bieten Paris, Berlin, London u. a. Eine wichtige Aufgabe haben die K. für Zwecke der Schiffahrt. (S. Schiffahrtskanäle.)

Kanalheizung, s. unter Heizung, A. 3).

Kanalinseln (Channel Islands), engl. Inselgruppe, s. Normannische Inseln.

Kanalisation (System unterirdischer Wasserabzüge), s. Städtereinigung.

Kanalstrecke, eine veraltete Konstruktion der in der Baumwollspinnerei angewendeten Streckmaschinen, bei welcher die zu Bändern zusammengelegten und gestreckten Fasern durch eine vor der Maschine liegende Rinne (Kanal) einer Wickelwalze zugeführt werden.

Kanal von Burgund, oder Kanal von Côte-d'Or, s. unter Côte-d'Or.

Kanalwage (Nivellierwage), s. unter Nivellieren.

Kananiter, die Einwohner von Kanaan (s. d.).

Kananor, Kananur oder Cannanore, Stadt im Distrikt Malabar der engl. Präsidentschaft Madras von Vorderindien, unter 11° 52′ nördl. Br. und 75° 26′ östl. L. von Greenwich, am Arabischen Meer, hat einen Seehafen von 9—10 m Tiefe, der indessen wegen daselbst stehender heftiger Brandung nicht sicher ist, wenn die Schiffe zu dicht am Lande vor Anker gehen. Auch befindet sich dort ein Fort und ein militärisches Kantonnement, ein Gefängnis, ein Hospital u. s. w. K. zählt (1872) 31070 E. Die Umgegend von K. ist fruchtbar, namentlich außerordentlich reich an Kokosbäumen, welche weiter nördlich nicht mehr gedeihen. Die Nüsse derselben, wie auch Pfeffer und Zimmerhölzer bilden Hauptartikel einer nicht unbeträchtlichen Ausfuhr. K. ist ein sehr alter Ort. In einer verhältnismäßig spätern Zeit gelangte es an die Familie Moplay, die es durch Kauf von den Holländern erstand, welche K. den Portugiesen abgenommen hatten. Im J. 1768 fand Hyder-Ali, bei seiner Unterwerfung der Landschaft Malabar, Beistand von Ali Radscha, dem Moplaychef von K. In ihrem Kriege mit Tippu-Sahib besetzten die Engländer K., gaben es aber bei dem Frieden von Mangalur an die Familie Moplay zurück. Später fiel es wieder in die Hände von Tippu-Sahib, ergab sich aber 1791 nach einer kurzen Belagerung durch General Abercromby an die Briten.

Kanapee (frz. canapé, ital. canope), gepolsterter Ruhesitz für mehrere, mit gepolsterten Rücken- und Seitenlehnen; das Wort ist vom griech. konopeion, lat. canopeum, abgeleitet, welches ein mit einem Mückennetz versehenes Ruhebett bedeutet.

Kanara, Kananur, Landschaft des brit. Vorderindiens, die sich mit nur geringer Breite, aber beträchtlicher Länge zwischen 12° 11′ und 15° 30′ nördl. Br., sowie 74° 9′ und 75° 44′ östl. L. von Greenwich erstreckt. Nördlich wird K. vom portug. Territorium von Goa, östlich von Teilen der brit.-ind. Präsidentschaften Bombay und Madras, sowie von dem Reiche des Radscha von Mysore, südlich von dem Distrikt Malabar der Präsidentschaft Madras und dem engl. Distrikt Kurg in Mysore, westlich von dem Indischen Ocean begrenzt. Der Name K. ist bei den Eingeborenen unbekannt und gilt für eine Korruption des Wortes Karnata, des Namens eines alten Hindukönigreichs im Dekhan. Die Landschaft K. besteht aus zwei politisch voneinander getrennten Hälften, einer nördlichen, welche ein Kollektorat der südl. Division der Präsidentschaft Bombay, und einer südlichen, die einen Distrikt der Präsidentschaft Madras bildet. Nordkanara, mit einem Areal von 10968,20 qkm und einer Bevölkerung von 398406 Seelen, liegt zwischen 13° 35′ und 15° 30′ nördl. Br., sowie 74° 9′ und 75° 10′ östl. L. von Greenwich. Südkanara, mit einem Flächeninhalt von 10106 qkm und einer Bevölkerung von 918362 Seelen, erstreckt sich von 12° 11′ bis 13° 39′ nördl. Br. und von 74° 45′ bis 75° 42′ östl. L. von Greenwich. Nordkanara hat keinen einzigen für größere Schiffe geeigneten Küsten- und Hafenplatz, Südkanara dagegen besitzt den Seehafen Mangalur unter 12° 52′ nördl. Br. und 74° 54′ östl. L. von Greenwich. Die frühere Geschichte von K. liegt im Dunkeln. Bald nach der Mitte des 18. Jahrh. fiel es in die Hände von Hyder-Ali und kam nach dem Falle von Hyder-Alis Sohne Tippu-Sahib an die Englisch-Ostindische Kompagnie.

Kanaresisch, eine der südindischen oder dravidischen Sprachen, die im südwestl. Dekhan von etwa 9 Mill. Menschen gesprochen wird. (S. unter Indische Sprachen, Bd. IX, S. 577ᵃ.)

Kanarienglas, ein gelbgrün fluoreszierendes Glas, dessen Farbe durch einen Zusatz von Uranoxyd hervorgebracht wird.

Kanariengras, s. unter Phalaris und Canariensamen.

Kanariennuß, die Steinfrucht von Canarium [(s. d.).

Kanarienvogel, s. Canarienvogel.

Kanarienwein, s. Canarienwein.

Kanáris (Konstantin), griech. Seeheld und Staatsmann, geb. 1790 auf der Insel Ipsara, war vor dem griech. Aufstand Kapitän eines kleinen Kauffahrteischiffs. Er sprengte im Kanal von Chios in der Nacht vom 18. zum 19. Juni 1822 das türk. Admiralschiff in die Luft und verbrannte 22. Nov. 1822 das türk. Admiralschiff im Hafen von Tenedos. Ebenso verbrannte er 17. Aug. 1824 bei Samos eine große türk. Fregatte nebst vielen Transportschiffen, versuchte aber 4. Aug. 1825 vergebens, die ägypt. Flotte im Hafen von Alexandria zu

verbrennen. Er befehligte 1826 die Fregatte Hellas und vertrat 1827 die Insel Ipsara in der griech. Nationalversammlung. Der Präsident Kapodistrias ernannte K. im Mai 1828 zum Befehlshaber von Monembasia und vertraute ihm später ein Geschwader von Kriegsschiffen an. Nach der Ermordung des Präsidenten im Okt. 1831 zog sich K. nach der Insel Syra zurück, diente aber dem Staate später wieder als Schiffskapitän erster Klasse. Im Okt. 1848 trat er als Marineminister und Präsident des Kabinetts an die Spitze eines Koalitionsministeriums, das sich unter Modifikationen bis Dez. 1849 behauptete. Als im Mai 1854 die Westmächte in Griechenland einschritten, übernahm er im Kabinett Maurokordatos die Marineverwaltung, die er bis Mai 1855 führte. Im Jan. 1862 übertrug ihm der König die Bildung eines neuen Kabinetts. K. legte mit seinen Freunden ein streng konstitutionelles Programm vor, das jedoch vom Hofe nicht angenommen wurde. Diese Zurückweisung gab mit die Veranlassung zum Aufstande in Nauplia. Nach der Abreise des Königs Otto im Okt. 1862 beteiligte sich K. kurze Zeit an der provisorischen Regierung, dem sog. Triumvirat, dem er bis Febr. 1863 angehörte. Unter dem neuen Könige Georg trat er 17. März 1864 als Marineminister an die Spitze eines Kabinetts, welches sich 28. April wieder auflöste. Dieselbe Stellung nahm er sodann in dem Ministerium vom 6. Aug. 1864 ein, das aber schon im März 1865 sein Ende erreichte. Auch im Juni 1877 wurde er wieder Marineminister und Ministerpräsident, und behielt diesen Posten bis an seinen Tod, 15. Sept. 1877.

Kanarische Inseln, s. Canarische Inseln.

Kanaster, s. Canaster.

Kanawha, Fluß, s. Great-Kanawha.

Kandahar, ein Chanat von Afghanistan, südlich von Balutschistan, westlich von der pers. Wüste, nördlich und östlich von Kabulistan und der Suliman genannten Gebirgskette begrenzt, ist nur in den bewässerten Thälern der östl. gebirgigen Hälfte fruchtbar. In der ebenern, im ganzen höchst dürren und sandigen, am Ende sich ganz zur Wüste gestaltenden westl. Hälfte versiegen auch die meisten und bedeutendsten Flüsse des Landes; der Hilmend mit seinem linksseitigen Zufluß Argandab mit Tarnak und Dori verläuft sich, trotz seines Wassergebietes von beinahe 275000 qkm, unbedeutend in den Hamunsee. Außer den Ureinwohnern, den Tadschiks, und den Eroberern, den Afghanen, findet man auch Balutschen und Kisilbaschen.

Die Hauptstadt Kandahar, 450 km südwestlich von Kabul, liegt in einer fruchtbaren und wohlangebauten Ebene zwischen dem Argandab und Tarnak, nordwestlich vom Amrangebirge, dem bedeutendsten der von Nordosten nach Südwesten gehenden Höhenzüge im Innern Afghanistans, und zählt nach einigen über 50000, nach andern nur 25000 E. Die Stadt ist sehr alt und wahrscheinlich das von Alexander d. Gr. gegründete Alexandria in Arachosia. Sie wurde oft erobert, zerstört (1383 von Tamerlan, 1507 vom Sultan Babur, 1620 durch Schah Abbas I., 1660 durch Abbas II. und 1738 von Nadir Schah), aber jedesmal wieder aufgebaut, zuletzt von Achmed Schah 1753 nach einem regelmäßigen Plane und auf einem von dem alten K. verschiedenen Platze, doch in dessen Nachbarschaft. Die Stadt ist nach orient. Weise gebaut, besteht aus Backsteinhäusern und ist befestigt. Die bedeutendsten Gebäude sind der Bazar in der Mitte der Stadt und das Grabmal Achmed Schahs. K. ist die wichtigste Handels- und Industriestadt Afghanistans. (S. Afghanistan.)

Kandare (ungar.), Stange, gehört zur Zäumung (s. d.) des Reit- wie Wagenpferdes und bezeichnet entweder lediglich ein als Gebiß dienendes eisernes oder stählernes Gestell, welches sich aus dem Mundstück, den beiden dasselbe nach oben und unten überragenden Bäumen (an den längern Unterbäumen sind die Zügelringe, an den Oberbäumen die Ösen zum Einschnallen des Hauptgestells), der Kinnkette und dem Kinnkettenhalen zusammensetzt, oder man begreift unter K. die Lederteile mit, welche in das den Kopf des Pferdes umfassende Hauptgestell und in die Zügel mit dem Schieber zerfallen, in welchem Falle das Ganze auch Stangenzaum (im Gegensatz zur Trense [s. d.]) genannt wird. Die Wirkung der K. auf Kinnladen und Genick des Pferdes ist eine hebelartige und darum verstärkte und erlaubt dem Reiter, sein Pferd mit Einer Hand zu führen; darum ist die Zäumung auf K. für das unter dem Reiter befindliche Kriegspferd unerläßlich. Auch bei dem an der Hand oder vom Bock aus geführten Zugpferd ergibt die K., welche dann mit dem Zügel am Rückenkissen angebunden (aufgesetzt) wird, eine bessere Aufrichtung, als bei bloßer Zäumung auf Trense. Mit der K. wird stets gleichzeitig die durch direkten Anzug der Zügel wirkende Unterlegetrense aufgelegt, die mit zwei Händen geführt wird. Der Reiter bedient sich ihrer indes nur im Notfalle, wenn das Pferd die Hilfen mit der K. nicht versteht, oder gegen dieselben unempfindlich ist. (S. Zäumung.)

Kandarihu, s. Candarin.

Kandaules, König von Lydien, s. u. Gyges.

Kandavu, eine der Fidschi-Inseln (s. d.).

Kandel, Berg im bad. Schwarzwalde, zwischen der Glotter, der Wilden Gutach und der Elz, 1213 m hoch, steil zur Elz abfallend. Der Gipfel gewährt eine großartige Aussicht auf die Alpen, die Vogesen und den Schwarzwald.

Kandele (Kantele), ein finnisches Saiteninstrument von der Größe einer Violine, das mit den Fingern gespielt und besonders zum Vortrag der Zauberspräche gebraucht wurde. Das Instrument sollte von dem Gott Wäinämöin erfunden und den Finnen geschenkt worden sein. Da es aber kein Mensch zu handhaben verstand, stieg er selbst hernieder, sang und spielte darauf, daß die Tiere des Waldes, die Vögel und Fische der Musik lauschten und ihm selbst vor Rührung die Thränen auf das Gewand fielen.

Kandeln, auskehlen, rinnenförmig aushöhlen.

Kandelzucker, soviel wie Zuckerkand, s. Candis.

Kander, die, ein linker Nebenfluß der Aare im Oberlande des schweiz. Kantons Bern, entspringt 1875 m über dem Meere, 17 km südsüdöstlich von Frutigen am Alpetligletscher, der sich vom Kanderfirn am Südfuß der Blümlisalp in das Gasterenthal hinabsenkt, durchfließt dieses Thal in nordwestl. Richtung und gelangt, nach N. umbiegend, durch die wilde Felsenge der Klus in das eigentliche Kanderthal, in dem sie die Thalstufen von Kandersteg (1169 m) und Kandergrund (878 m) durchfließt. Bei der Tellenburg (s. Frutigen) tritt der Fluß in das breite Frutigthal; dann gelangt er durch die enge Pforte des Emdthales in das Hügelgelände am linken Ufer des Thunersees, in welchen er sich, 560 m

über dem Meere, 4 km südlich von Thun ergießt. Früher mündete die K. 2 km unterhalb Thun in die Aare und verursachte durch ihre Geschiebe und Hochwasser häufige Überschwemmungen. Um diese zu verhüten, wurde 1711—14 ein 1 km langer, 88 m breiter Kanal quer durch den Moränenhügel von Strättligen gegraben und dadurch der Fluß in den Thunersee abgelenkt, in welchem seine Geschiebe seither ein etwa 70 ha großes Delta, das Kandergrien, gebildet haben. Die K. ist ein wildes Bergwasser, weder schiffbar, noch flößbar. Ihre Flußlänge beträgt 44 km, ihr Gefälle 1315 m (3 Proz.); das Flußgebiet umfaßt 1305 qkm, wovon 52½ qkm (4 Proz.) auf Gletscher fallen. Vgl. Bachmann, «Die K. im Berner Oberlande» (Bern 1870).

Kandern, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis und Amtsbezirk Lörrach, an der Kander, 12 km im N. von Lörrach, in 354 m Höhe, mit einer Gewerbebank, Wollspinnerei, Fabrikation von Halbtuch, Papier und feuerfesten Steinen, Wein- und Getreidehandel, zählt (1880) 1490 E. Hier fand 20. April 1848 ein Gefecht statt. In der Nähe ist die Ruine Sausenburg und das Schloß Bürgeln auf der Höh, jetzt Luftkurort.

Kanderthal heißt im weitern Sinne das ganze Thal der Kander im Berner Oberlande von ihrer Quelle bis zur Mündung der Simme, im engern Sinne der Teil des Thals, der sich 11 km lang, an der Sohle selten über 1 km breit, von der Gasterenklus nördlich bis zur Tellenburg unweit Frutigen erstreckt und in die Thalstufen von Kandersteg und Kandergrund zerfällt. Links wird das Thal von der felsigen Kette des Lohner (3055 m) umschlossen, die sich südlich an das vergletscherte Massiv des Wildstrubel (3253 m) anschließt, rechts von den Fisistöcken (2947 m), dem Ärmighorn (2745 m) u. s. w., den Ausläufern des Doldenhorns (3647 m) und der Blümlisalp (3669 m). Den Thalhintergrund bilden das Gellihorn (2289 m) und der nördl. Absturz der Gemmi (s. d.), deren Hochfläche sich zwischen dem Wildstrubel und dem Massiv des Altels (3636 m) und des Balmhorns (3711 m) ausbreitet. Das innerhalb dieser großartigen Gebirgsumrahmung gelegene Hauptthal ist ein fruchtbares Berggelände mit Getreide- und Kartoffeläckern, schönen Wiesen und Wäldern, von bewachsenen Moränenzügen durchsetzt, zwischen denen sich da und dort kleine liebliche Seen ausdehnen. Das Thal bildet die Gemeinde Kandergrund des bernischen Amtsbezirks Frutigen, deren Kirche zu Bunderbach (878 m) steht, und zählt in zahlreichen über den Thalgrund zerstreuten Dörfchen und Weilern (1880) 1164 reform. E., deren Haupterwerbsquellen der Feldbau, die Alpenwirtschaft und der lebhafte Touristenverkehr sind. Namentlich ist Kandersteg (1169 m), das oberste Dorf des Thals, wo sich der vielbegangene Saumweg über die Gemmi (s. d.) und die Fußwege des Lötschenpasses, des Tschingelpasses u. s. w. an die 14 km lange Poststraße Frutigen-Kandersteg anschließen, eine beliebte Ausgangsstation für Bergtouren im Gebiet der Blümlisalp und der Gemmi. Zu den schönsten Punkten der Umgebung gehören die wilde Klus der Kander am Ausgang des Gasterenthals, der Oschinensee, dem die Gletscherwasser der Blümlisalp, des Doldenhorns u. s. w. in stäubenden Sturzbächen zufließen, und der idyllische Blaue See unweit der Ruine Felsenburg.

Kandesch, s. Khandesch.

Kandi, Stadt auf der Insel Ceylon, s. Candy.

Kándi, ostind. Gewicht, s. Candy.

Kandidat (Candidātus) hieß bei den Römern der Bewerber um ein Amt (Quästur, Ädilität, Prätur, Konsulat), weil die ohnehin weiße Toga, welche er trug, noch durch aufgetragene Kreide glänzend weiß gemacht war (daher toga candida). In dieser Toga nun pflegte man bei Bekannten und Unbekannten herumzugehen (ambire, daher ambitio und ambitus) und mit einem Händedruck sie um ihre Stimme zu bitten, und zuletzt während des Wahlakts auf derselben Bühne mit dem wahlleitenden Beamten sich aufzustellen. Es scheint, daß man gewöhnlich etwa ein Jahr vor der Wahl mit der Bewerbung begann, die man auch früher, weil es so Brauch war, zuletzt, weil es gesetzlich vorgeschrieben wurde, förmlich vor dem die Wahl leitenden Beamten erklärte. Wahlen in Abwesenheit des zu Wählenden wurden daher in der letzten Zeit der Republik ebenfalls verboten, während sie vorher zwar stets selten, doch erlaubt gewesen waren. Übrigens lag es in der Hand der wahlleitenden Beamten, einen Bewerber, den er nicht für genügend qualifiziert hielt, abzuweisen, und es wurden wiederholt strenge Gesetze gegen Mißbräuche bei der Bewerbung (namentlich Bestechungen) von seiten der K. erlassen.

In neuerer Zeit legt man diesen Namen jedem Bewerber eines Amts, Mandats u. s. w. bei und spricht in diesem Sinne von Präsidentschaftskandidaten, Reichstagskandidaten; insbesondere aber bezeichnet man mit K. denjenigen, welcher die erste für die Anwartschaft auf ein Amt vorgeschriebene Prüfung absolviert hat, und unterscheidet daher K. der Theologie, der Medizin, sowie Rechtskandidaten, Berg-, Forst-, Schulamtskandidaten u. s. w.

Kandieren, s. unter Canditen.

Kandiot, Bewohner der Insel Candia (s. d.).

Kandschar, s. Handschar.

Kandschur oder Gandschur, ein der Sprache Tibets angehörendes Wort in dialektischer Verstümmelung, welches 'bka-gjur geschrieben wird und ebenso ausgesprochen werden soll. Die Tibeter bedienen sich desselben als Gesamtbezeichnung ihrer heiligen Schriften ersten Ranges, die angeblich Buddhas eigene Worte, d. h. seinen Zuhörern vorgetragene Glaubenslehren enthalten, im Gegensatze zum Tandschur (bstan-gjur). Gjur (dschur) heißt Sammlung, bka (ka, ga) belehrendes Reden.

Kane (Elisha Kent), berühmter amerik. Reisender, geb. 3. Febr. 1820 zu Philadelphia, war erst zum Civilingenieur bestimmt, studierte aber später Medizin und erhielt im Okt. 1840 eine Anstellung am Hospital seiner Vaterstadt. Krankheitshalber unternahm er 1843 als Schiffsarzt der Fregatte Brandywine eine Reise nach China und dem Stillen Meer, besuchte Indien, Borneo, Sumatra, die Philippinischen Inseln, wo er in den Krater des Vulkans Taal hinabstieg, und kehrte 1845 über Ägypten und Europa nach der Heimat zurück. Im Mai 1846 schiffte er sich abermals auf der Fregatte United States ein, bereiste die Nord- und Westküste Afrikas und drang unter anderm bis nach Dahomey vor. Nachdem er später bei der Küstenvermessung am Mexikanischen Meerbusen thätig gewesen, begleitete er 1850—52 als Arzt und Naturforscher die Expedition nach dem Nordpol, welche der Kaufmann Grinnell in Neuyork zur Aufsuchung Franklins ausgerüstet hatte, die jedoch ohne großen Erfolg

blieb. Desto größere Ergebnisse lieferte eine zweite Nordpolfahrt, zu der K. die Mittel zum Teil durch seine in allen Hauptstädten der Union gehaltenen Vorträge zusammenbrachte, und die er selbst befehligte. Er brach mit dem kleinen, aber trefflich ausgerüsteten Schiffe Advance 30. Mai 1853 von Neuyork auf, erreichte im folgenden Jahre unter 82° 30′ den nördlichsten Punkt und langte nach einer höchst gefahrvollen Reise im Okt. 1855 wieder in Neuyork an. Die Resultate seiner Forschungen teilte er in «Narrative of the expedition in search of Sir John Franklin» (Neuyork 1854) und in «Second Grinnell expedition in search of Sir John Franklin» (2 Bde., Philad. 1856; in Einem Bande, Lond. 1861; deutsch, Lpz. 1857) mit. Die furchtbaren Strapazen hatten aber seine von Natur schwache Gesundheit vollends zerrüttet; er starb 16. Febr. 1857 zu Havona. Vgl. Elder, «Life of Dr. Elisha Kent K.» (Philad. 1857).

Kanea (Canea), s. unter Candia.

Kanēl oder Zimtcassia, eine geringe Sorte Zimt, stammt von Cinnamomum Cassia *Ill.* (S. unter Cinnamomum.)

Kanem, ein Reich im mittlern Sudan, das sich im N. und NO. des Tschádsees hinzieht, 56 660 qkm groß, mit etwa 100 000 E., ist nominell eine Provinz von Bornu, die sich aber in voller Auflösung befindet. Der ausgedehnte Hauptort Lilloa hat kaum 4000 E.

Kanephŏren (grch.), d. i. Korbträgerinnen, hießen zu Athen und an andern Orten Griechenlands die Jungfrauen, welche an den Panathenäen, bei den Festen der Demeter und des Dionysos und andern feierlichen Aufzügen die zu den Opfern gehörigen heiligen Geräte in schön geflochtenen Körben auf dem Haupte trugen. Nur Mädchen aus den angesehensten bürgerlichen Familien wurden hierzu ausgewählt. Ihnen folgten bei Prozessionen Töchter der Eingesessenen, welche einen Sonnenschirm und einen Sessel zum Ausruhen nachtrugen. Die Künstler machten es sich zur besondern Aufgabe, diese weiblichen Gestalten in anmutiger Haltung darzustellen. Berühmt waren bei den Alten die Kanephoren-Statuen des Polyklet̆os in Erz und des Skopas in Marmor.

Kanesville, der ursprüngliche Name von Council-Bluffs (s. d.) im nordamerik. Staate Jowa.

Kanevas oder Canevas (vom lat. cannabis, Hanf, frz. canevas, engl. canvas), eigentlich ein banfenes Zeug, eine Art grober Leinwand mit erhabenen Streifen, Rippen u. s. w., jetzt gewöhnlich ein leinenes, baumwollenes, auch wollenes oder seidenes (oder auch gemischtes) taftartiges Gewebe, dessen starkgedrehte, entweder einfache oder paarweise nebeneinander liegende Ketten- und Einschlagfäden regelmäßige quadratische Zwischenräume bilden, meist zur Grundlage für Wollstickereien bestimmt (Stramin). Der seidene K. besteht meist aus zweifädigem Baumwollzwirn, der mit einem einfachen, wenig gedrehten Seidenfaden mittels einer Maschine schraubenförmig umwunden (übersponnen) ist, wodurch er Glanz und Aussehen der Seide erhält, der wollene aus gezwirntem Kammgarn, ähnlich dem Beuteltuch gewebt.

Kanew, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kiew am rechten Ufer des Dnjepr, mit (1882) 7418 E., Lederwaren- und Wagenräderfabrikation.

Kangar oder Kangli, soviel wie Petschenegen.

Kanghi, d. h. unveränderlicher Friede, mit dem Walhallanamen Schingtsuijuhoangti, der zweite Kaiser der gegenwärtig in China herrschenden, Taitsing genannten Dynastie der Mandschu, regierte 1662—1722. Er war ein unechter Sohn des Kaisers Schuntschi, und wurde von diesem kaum achtjährig auf dem Sterbebette zum Nachfolger ernannt. Zuerst regierte K. unter einer Vormundschaft, wußte sich aber, als er etwa 14 Jahre zählte, der Regentschaft zu entziehen und volljährig erklären zu lassen. Seine Regierung wurde eine der glänzendsten und längsten der neuern Geschichte Chinas, weshalb er häufig mit seinem Zeitgenossen Ludwig XIV. von Frankreich verglichen wurde. K., selbst hochgebildet, war ein Freund der Wissenschaften und Künste, die er sehr begünstigte. Auch für die Wissenschaften der westl. Völker interessierte er sich lebhaft. Dies war der Grund, daß er einer Anzahl gelehrter Jesuiten den Zugang in sein Reich verstattete und sich dem Christentum nicht feindlich zeigte. Den Pater Verbiest ernannte er selbst zum Präsidenten des Tribunals der Mathematiker und des astron. Bureaus. Obgleich K. mehr friedliebend als kriegerisch gesinnt war, war seine lange Regierung doch keineswegs eine ruhige. Nicht selten hatte er Aufstände im eigentlichen China, z. B. in den Provinzen Kuantung, Fukian und auf der Insel Formosa zu unterdrücken, oder mongol. Volksstämme außerhalb der großen Mauer, welche sich der chines. Oberherrschaft entziehen wollten, mit Heeresmacht zu unterwerfen. K. starb 20. Dez. 1722.

Känguru (Macropus), eine zu den pflanzenfressenden Beuteltieren gehörende Säugetierfamilie, die in Gestalt am meisten den Springmäusen ähnelt und sich durch einen langen, dicken Schwanz, sehr lange, zum Springen eingerichtete Hinterbeine mit verwachsenen Mittelzehen und kurze, fünfzehige Vorderbeine auszeichnet. Sie zerfallen in 10 Gattungen und einige 50 Arten, die alle die austral. Provinz bewohnen. Zu ihnen gehört das große Känguru (M. giganteus), welches das große Landsäugetier Australiens ist. Es mißt ohne den 70—80 cm langen Schwanz etwa bis 1 m in der Länge und wird zuweilen über 200 Pfd. schwer; von Farbe ist es bräunlichgrau, an den Seiten heller und am Bauche weißlich. Seine Nahrung besteht in Gras und Baumrinden. Es ist scheu und flüchtig, kann 5—8 m weite Sprünge machen und mit den Hinterfüßen sehr kräftige Schläge austeilen. Da es das gewöhnlichste Wildbret der Australier, das vorzüglich durch besonders dressierte Hunde (engl. Fuchshunde) gejagt wird, so hat es sich durch die vielen Verfolgungen bereits sehr vermindert. Sein Fleisch gleicht dem unsers Wildbrets. Die mittelgroßen K. bilden das Geschlecht Halmaturus und als Bergkängurus (Petrogale) bezeichnet man Arten mit an der Spitze buschigem Schwanze, die nächtliche Tiere sind und klettern können. Die in den Tiergärten häufigste Art ist das Felsenkänguru (Petrogale xanthopus, Tafel: Beuteltiere, Fig. 5). In Europa pflanzen sich die K. in Tiergärten mit Leichtigkeit fort und sind deshalb nicht selten. Das neugeborene, sehr unvollkommene, kaum 3 cm lange Junge saugt sich an einer Zitze im Beutel der Mutter fest und wird fast acht Monate lang bloß durch die Muttermilch ernährt. Unter den Gattungen, welche den eigentlichen K. sich anreihen, sind besonders die kleinen Känguru-Ratten (Hypsiprymnus) und die kletternden Baumkängurus (Dendrolagus) interessant.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Känguru-Insel (Kangaroo-Island), Insel vor der Südküste Australiens, unter 36° südl. Br., südlich von dem St.-Vincent-Golf, 155 km lang und 37 km breit, bildet ein hohes, meist mit Busch bedecktes Tafelland, das einige Seen enthält. Flinders entdeckte die Insel 1802 und benannte sie nach den zahlreich vorhandenen Kängurus. Baudin fand sie 1803 auf und benannte sie Decrès.

Kängurutwein, s. unter Cissus.

Kanhapur, s. Cawnpore.

Kanin, Halbinsel im russ. Gouvernement Archangelsk, Kreis Mesen, wird im W. vom Golf von Mesen und vom Nördlichen Eismeere, im N. und NO. von letzterm, im O. von der Tschesskajabucht bespült. Die Halbinsel verläuft fast rein nördlich, nur mit einer schwachen Abweichung nach Westen, und endet im Norden mit dem Kap Kanin-noß, unter 68° 39′ nördl. Br. und 61° 3′ östl. L. (von Ferro). Das Innere ist von zahlreichen Seen, Mooren, Sümpfen bedeckt; Wälder fehlen ganz, nur Sträucher gedeihen noch. Die Bewohner des Landes sind nomadisierende Samojeden, etwa 1800 an der Zahl.

Kaninchen (Lepus cuniculus), ein zur Gattung der Hasen gehöriges Nagetier, welches sich von dem Hasen, dem es im wilden Zustande in der Färbung sehr ähnlich, dadurch unterscheidet, daß die Hinterbeine weniger lang und die Ohren kürzer als der Kopf und ohne schwarze Spitze sind. Das K. lebt sehr gesellig in zahlreichen Kolonien und gräbt in sandigen oder lehmigen Abhängen Höhlen oder Baue mit mehrern langen Zugängen. Es findet sich in Süd- und Westeuropa und verwildert in sehr vielen Gegenden Süd- und Mitteleuropas, auch auf Madeira, Jamaica und auf Falkland; an den drei letzten Lokalitäten hat es neue stabile, von der Stammart sehr abweichende Rassen gebildet. Häufig wird es gezähmt gehalten, und dann ist seine Fruchtbarkeit außerordentlich groß; denn das Weibchen, schon mit dem sechsten Monat ausgewachsen, wirft (setzt) in einem Sommer vier- oder fünfmal vier bis sechs Junge. Als Wildbret und seines Pelzes wegen, sowie wegen des Schadens, den es durch Graben und Benagen wirtschaftlicher Pflanzungen anrichtet, wird es gejagt. Eine besondere Art der Kaninchenjagd ist die mit dem Frett (s. d.). Das zahme K. kommt in mancherlei Farben, auch weiß mit roten Augen vor. Eine Abart ist das angorische K. oder der Seidenhase, mit langem Seidenhaar, von dem es eine Varietät mit langen hängenden Ohren, das lappohrige K., gibt. Das zahme K. läßt sich auch mästen, und obwohl sein Fleisch weichlich ist, so liefert doch allein Ostende jährlich viele hunderttausend Stück nach London. Die Haare des zahmen K. werden besonders von den Hutmachern benutzt. Durch Kreuzung mit dem Hasen hat man neuerdings eine eigene Bastardrasse erzeugt, die man Leporiden genannt. Die Züchtung des K. hat sich jetzt von Frankreich aus stets weiter verbreitet.

Kaninchenfelle, die Felle der wilden und zahmen Kaninchen, werden zu leichterm Pelzwerk und die Haare zur Hutmacherei, sowie auch, meist mit Wolle oder Baumwolle gemischt, zu Geweben, Handschuhen, Strümpfen u. s. w. verwendet. Die Felle der wilden Kaninchen sind graurötlich, die der zahmen verschiedenfarbig und am geschätztesten die ganz weißen, schwarzen und blauen. Besonders groß und pelzreich sind die franz. Kaninchen. Schöne schwarze Felle mit Silberspitzen kommen von einer Art wilder Kaninchen, die in Wildgärten besonders gehegt werden. Eine kleine Sorte weißer K. aus Polen gilt als Ersatz für Hermelin. Die Kanin-Färberei zu Pelzwerkzwecken bildet namentlich in Frankreich und Belgien einen sehr bedeutenden Industriezweig. Das angorische Kaninchen oder der Seidenhase wird hauptsächlich nur seines schönen, elastischen Haares halber gezüchtet, das dem Tier im Sommer allmonatlich zweimal, im Winter nur einmal ausgekämmt oder gerupft wird.

Kaninefaten (Kanninefaten), ein in der röm. Kaiserzeit wiederholt genanntes deutsches Volk, ursprünglich ein Glied der Katten, von denen sie sich an der Seite der ebenfalls kattischen Bataver vor Cäsars Zeit aus Anlaß eines Bürgerkriegs getrennt hatten. Sie bewohnten mit den Batavern ein Inselgebiet im Rheindelta und teilten in der Regel deren Schicksal, bis auch sie endlich in die Gruppe der salischen Franken aufgingen.

Kanischa (Kanizsa), bedeutender ungar. Marktflecken im Szalader Komitat, war früher die zweite Festung Ungarns und spielte eine wichtige Rolle in den Türkenkriegen des 16. und 17. Jahrh. Nach wiederholten Anstrengungen endlich den Türken entrissen, wurden die Festungswerke 1702 auf Befehl der österr. Regierung geschleift, sodaß heute nur noch geringe Spuren derselben vorhanden sind. Seine jetzige Bedeutung verdankt K. seiner Lage zwischen Pest und Kroatien einerseits, Wien und Bosnien andererseits, welche es zum Handelsvermittler zwischen diesen Städten und Ländern macht. Seine Borsten- und Hornvieh-, wie seine Getreidemärkte gehören zu den bedeutendsten. Der Flecken liegt an der Österreichischen Südbahn, zerfällt in Groß- und Klein-Kanischa und ist Sitz eines Stuhlrichteramts. Derselbe hat ein kath. Gymnasium, zwei Klöster und sehr bedeutende Spiritus-, Liqueur- und Ziegelfabrikation und zählt (1880) 18398 E., darunter viele Handwerker und Kaufleute. — Außer Groß- und Klein-Kanischa gibt es im Szalader Komitat noch ein Dorf Raizisch-(Ráez-)Kanischa und ein Pußta-Kanischa; ferner Türkisch-Kanischa, auch Neu-Kanischa, Marktflecken im Komitat Torontál an der Theiß, gegenüber von Alt- oder Ungarisch-Kanischa, großer Marktflecken im Bács-Bodrogser Komitat, mit 13069 E.; endlich gibt es noch ein K. im Gradiskower Distrikt der frühern kroat. Militärgrenze.

Kanister (lat.), Korb, korbartiges Behältnis, Blechflasche, Blechkiste zur Versendung von Öl u. s. w.

Kanitz (Philipp Felix), Reisender und Ethnograph, geb. 2. Aug. 1829 zu Budapest, studierte in Wien Kunstgeschichte und bereiste dann Deutschland, Frankreich, Belgien und Italien. Eine Reise, die er 1858 nach Albanien, der Herzegowina und Montenegro machte, bildete den Anfang einer Reihe von Expeditionen in den südslaw. Ländern, die, bis 1880 fortgesetzt, für die Kenntnis dieser Länder epochemachend sind. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Serbien, histor.-ethnogr. Reisestudien» (2. Aufl., Lpz. 1877) und «Donau-Bulgarien und der Balkan» (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1882).

Kanitzerbad, s. unter Partenkirchen.

Kanizsa, s. Kanischa.

Kanker, s. Afterspinnen.

Kankhurahanf, soviel wie Kalluihanf, s. auch Chinagras und Rameh.

Kanne hieß vor Einführung des gegenwärtigen deutschen Maßsystems (Anfang 1872) in mehrern Staaten Deutschlands die Einheit des Flüssigkeitsmaßes, für welche anderwärts die Namen Maß, Quart, Quartier u. s. w. gebräuchlich waren. Im Königreich Sachsen war seit 1858 die Dresdener K. das einzige gesetzliche Flüssigkeitsmaß für das ganze Land. Dieselbe war = 71,186 sächs. oder 47,1653 par. Kubikzoll = 0,9356 l; 72 K. bildeten 1 Eimer; die halbe K. wurde gemeinhin Töpfchen oder Nösel genannt. In Sachsen-Weimar und Oldenburg war die K. auch eine Stufe des Getreidemaßes. In Sachsen galt die K. zugleich als ein Maß für Butter, seit 1851 aber als ein Gewicht für solche, indem 1 K. Butter, aus 4 Stückchen bestehend, 2 Zollpfd. wiegen mußte. In Schweden und Finland ist die K. (Kanna) ein Hohlmaß für trockene und flüssige Dinge. Sie begreift dort 100 schwed. Kubikzoll oder $^1/_{10}$ Kubikfuß = 2,6174 l; in erstern Lande hat sie 1883 zu Gunsten des Liters ihre gesetzliche Geltung verloren. In den Niederlanden ist beim Flüssigkeitsmaß K. (Kan) und Liter gleichbedeutend.

Kanne (Joh. Arnold), Philolog und Schriftsteller, geb. im Mai 1773 in Detmold, studierte in Göttingen Theologie und Philologie, lebte hierauf längere Zeit kümmerlich von schriftstellerischen Arbeiten, trat 1806 in preuß. und später in österr. Kriegsdienste, aus denen er auf Jeon Pauls und F. H. Jacobis Verwendung losgekauft wurde. Letzterer bewirkte 1809 seine Berufung als Professor der Geschichte an das Realinstitut in Nürnberg; 1817 wurde er an das dasige Gymnasium, 1818 als Professor der oriental. Litteratur nach Erlangen versetzt, wo er 17. Dez. 1824 starb. K. schrieb namentlich über Naturphilosophie, Mythologie und mystische Theologie. Hierher gehören: «Erste Urkunden der Geschichte» (2 Bde., Bayreuth 1808), eine Kritik der mosaischen Schriften; «System der ind. Mythe» (Lpz. 1813), «Erweckliche Geschichten aus dem Reiche Christi» (2 Bde., Nürnb. 1816 fg.), «Leben erweckter Christen» (2 Bde., Bamb. 1816; 2. Ausg., Lpz. 1842), welches auch Bruchstücke aus seiner Selbstbiographie enthält; «Christus im Alten Testament» (2 Bde., Nürnb. 1818), «Biblische Untersuchungen» (2 Bde., Erlang. 1819) u. s. w.

Kannegießer, in der Bedeutung von Bierbankpolitiker, kam in Gebrauch durch das 1722 erschienene Lustspiel «Der polit. Kannegießer» des dän. Dichters Holberg.

Kannegießer (Karl Friedr. Ludw.), Schriftsteller, geb. 9. Mai 1781 zu Wendemark in der Altmark, studierte Theologie und Philologie in Halle und wurde 1807 Lehrer am Schindlerschen Waisenhause in Berlin, 1811 Prorektor und 1814 Rektor am Gymnasium in Prenzlau und 1822 Direktor und Professor des Friedrichsgymnasiums zu Breslau. Später privatisierte er in Berlin, wo er 14. Sept. 1861 starb. K. ist hauptsächlich als Übersetzer bekannt; der Übertragung von Beaumonts und Fletchers «Dramatischen Werken» (2 Bde., Berl. 1808) folgten Dantes «Göttliche Komödie» (3 Bde., Amsterd. und Lpz. 1809—21; 4. Aufl., Lpz. 1843) und dessen «Lyrische Gedichte» (Lpz. 1827; 2. Aufl., 2 Bde., 1842), die er mit K. Witte und W. von Lindemann bearbeitete, die Oden des Horaz (Prenzl. 1821), des Anakreon und der Sappho (Prenzl. 1827), ferner Übersetzungen von Byron, Frau von Staël, Leopardi, Silvio Pellico u. a., sowie der «Heliand» (Berl. 1847), und aus dem Provençalischen «Gedichte der Troubadours» (Tüb. 1852). Von seinen selbständigen Arbeiten sind zu erwähnen: «Gedichte» (2 Bde., Bresl. 1824—27), «Schauspiele für die Jugend» (12 Bdchn., Berl. 1844—49), mehrere Dramen, das epische Gedicht «Telemachos und Nausikaa» (Nürnb. 1846), die lyrischen «Schwanengesänge berühmter Dichter» (Tüb. 1853), «Fraueulob», ein Sonettenkranz (Berl. 1853).

Kannelieren, s. unter Kannelüren.

Kannelüren (frz., abzuleiten vom lat. canna, Rohr; deutsch: Riesen) heißen in der Architektur die senkrechten, rinnenförmigen Auskehlungen der Säulenschäfte, welche nur dekorativen Zweck zur Belebung der Säulenschäfte haben, sich daher auch nur an Säulen aus gleichfarbigem Material, niemals an Säulen von buntem Marmor, finden. K. kommen besonders in der antiken klassischen Architektur, an dor., ion., korinth. Säulen und wohl auch an den entsprechenden Pilastern vor. Bei dor. Säulen gehen gewöhnlich 20 ganz flache K. auf den Umfang der Säule und stoßen in scharfen Kanten zusammen; ion. und korinth. Säulen dagegen haben gewöhnlich 24 tiefere K., zwischen welchen schmale Teile des Säulenumfangs (Stege) stehen geblieben sind. Eine Säule kanneliren heißt demnach eine Säule mit K. versehen.

Kannenbäckerland, Landschaft im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Unter-Westerwald, Amt Selters, wo am Montabaurerwalde die zahllosen Krüge oder Kannen für die Mineralwässer (jährlich über 11 Mill.) gebrannt oder gebacken werden, die in alle Welt versendet werden. Ransbach ist der Mittelpunkt dieser Industrie, nächstdem die Dörfer Dernbach, Mogendorf, Baumbach, Grenzhausen u. s. w.

Kannenkraut wird in einigen Gegenden Equisetum arvense *L.* (s. u. Equisetum) genannt.

Kannenmaschine, s. Flaschenmaschine.

Kannenträger, Pflanzen, s. u. Nepenthes.

Kannibalen, s. unter Kannibalismus.

Kannibalismus, soviel wie Menschenfresserei. Obgleich sich schon das natürliche Gefühl des Menschen gegen den Genuß von Menschenfleisch sträubt, kommen nicht nur Fälle vor, in denen einzelne, durch Not oder krankhaften Appetit getrieben, Menschen töteten und verzehrten, sondern es zeigt auch die Völkerkunde eine lange Reihe von Völkerschaften auf, bei denen der Genuß von Menschenfleisch, wenn auch nur für gewisse Gelegenheiten und unter bestimmten Umständen, zur bleibenden Gewohnheit geworden ist. Überall, wo der K. auftritt, ist das Motiv in der Rachgier oder in religiösen Verirrungen, teilweise auch in beiden Ursachen zugleich, niemals aber im Mangel an Subsistenzmitteln zu suchen. Schon die Alten erwähnen mehrfach der Anthropophagen oder Androphagen (d. i. Menschen- oder Männerfresser), wie namentlich unter den Skythen, in Indien, in verschiedenen Teilen Afrikas. Mit der Entdeckung von Amerika kam für die Anthropophagen die Bezeichnung Kannibalen auf. Letztere geht auf den Namen des Volks der Karaiben (s. d.) zurück (aus Caribe oder Caribal bildeten die Spanier Cannibal), bei denen auf den westind. Inseln die Conquistadoren die Sitte, ihre getöteten Feinde zu verzehren, zuerst näher kennen lernten. Unter den Indianern Nordamerikas waren besonders die Stämme der Algonkin und Irokesen als

Kannibalen berüchtigt. Bei den Azteken, welche bei gewiſſen Feierlichkeiten oft Hunderte und ſelbſt Tauſende von Gefangenen oder Sklaven auf ihren Teocallis ſchlachteten, um den Göttern Herz und Blut zu opfern, wurden die Leichname der Geopferten dem Volke zu feſtlichen Mahlzeiten überlaſſen. Die Tupis in Braſilien vergnügten und verpflegten ihre Kriegsgefangenen auf alle Weiſe, gaben ihnen ſelbſt Weiber, erſchlugen und fraßen ſie aber ſpäter ſamt ihrer Nachkommenſchaft. Auch auf mehrern Inſelgruppen der Südſee war der K. bis auf die jüngſte Zeit herab zu Hauſe. Bekannt als Kannibalen waren früher beſonders die Maori auf Neuſeeland und erſt in neueſter Zeit haben die Bewohner der Fidſchi-Inſeln, wo faſt bei allen feſtlichen oder feierlichen Gelegenheiten Mahlzeiten von Menſchenfleiſch nicht fehlen durften, dieſen Gebrauch aufgegeben. Bei den heidniſchen Battak (auf Sumatra) wurden bis auf ihre Unterwerfung durch die Niederländer Ehebrecher, Landesverräter, Spione und andere todeswürdige Verbrecher unter beſtimmten Formalitäten zur Strafe, insbeſondere aber die Gefangenen aus Rache verzehrt. Auch bei einigen Völkern Afrikas, wie in Bonny, bei den Kaffern, finden ſich Spuren von K., der bei den Niam-Niam allgemein iſt.

Kano, afrik. Landſchaft im mittlern Sudân, Provinz des Reichs Sókoto, ein fruchtbares Land mit mehr als 200000 freien Bewohnern und ebenſo vielen Sklaven. Die Hauptſtadt Kano, mit 30000 E., treibt bedeutenden Handel und fabriziert die blauen, baumwollenen ſog. Sudânſtoffe, welche in Menge ausgeführt werden, jährlich wohl an 1500 Kamelladungen, welche nach Timbuktu, Murſuk, Ghat, Tripolis u. ſ. w. gehen; ebenſo werden ſehr geſchmackvolle Schuhe und Sandalen, Dolche, Waffen u. ſ. w. verhandelt. Der Markt iſt reichlich verſehen mit Sklaven, Goldſtaub, Elfenbein, Salz, Natron, Indigo, Baumwolle und Lederwaren. Vom Januar bis zum April, wenn die Karawanen aus allen Teilen des Sudân ankommen, ſteigt die Zahl der Bevölkerung auf das Doppelte.

Kanobus, altägypt. Stadt, ſ. Kanopus.

Kanodſch, auch Kunnoj oder Kannaudſch, großartige Ruinenſtadt, unter 27° 3′ nördl. Br. und 79° 59′ öſtl. L. von Greenwich, im Diſtrikt Farakabad der Diviſion Agra der brit.-ind. Lieutenantgouverneurſchaft der Nordweſt-Provinzen, an dem Fluſſe Kali Naddi, der ſich 5 km unterhalb von K. in den Ganges ergießt. K. iſt eine der älteſten Städte in Indien. Die höchſten Verfall zeigenden Schutthaufen von frühern Bauwerken nehmen einen Raum ein, der ſo groß geſchätzt wird als der, worauf London ſteht. Aus dieſen Ruinen ragen zwei verhältnismäßig wohl erhaltene Mauſoleen mohammed. Herrſcher hervor. Zur Zeit ſeiner höchſten Blüte, während der Regierungszeit von Chosroes Parviz, Königs von Perſien um 590 n. Chr., ſollen aus K. allein 30000 geharniſchte Reiter, 300000 Mann Infanterie, 200000 Bogenſchützen und eine große Schar Kriegselefanten in das Feld haben rücken können. K. zählt (1872) noch 17093 E. in elenden Hütten.

Kanoē (Canot), aus Baumſtämmen hergeſtellter ſchmaler, langer Kahn wilder Völker.

Kanon (grch.), d. i. Maßſtab oder Richtſchnur, heißt in der Kirchenſprache die Sammlung heiliger Bücher, welche die Regel des chriſtl. Glaubens und Lebens enthalten. Das Anſehen dieſer Bücher gründete man darauf, daß man ihren Inhalt als von Gott eingegeben (ſ. Inſpiration) betrachtete, im Gegenſatze zu den Apokryphen (ſ. d.). Der ganze K. der Heiligen Schrift zerfällt in den K. des Alten Teſtaments und des Neuen Teſtaments. Nach der jüd. Tradition ſoll der K. des Alten Teſtaments kurz nach dem Babyloniſchen Exil durch Esra, mit Hilfe von 120 jüd. Gelehrten, die ſich unter ihm in Jeruſalem verſammelt hatten (die große Synagoge), entſtanden ſein. Aber damals waren eine Reihe von Schriften des K. noch gar nicht geſchrieben. Eingehendere Forſchungen haben zu dem Ergebnis geführt, daß der K. des Alten Teſtaments ſehr allmählich entſtand und erſt im makkabäiſchen Zeitalter ſeine gegenwärtige Geſtalt erhielt. Der Prolog zum Buche Jeſus Sirach (etwa 130 v. Chr.) führt ihn zuerſt als abgeſchloſſen an. Das Anſehen einiger Schriften, wie des Predigers Salomo und des Buches Eſther, blieb jedoch auch noch lange nachher bei den Rabbinen ſtreitig. Was die Zahl der kanoniſchen Bücher betrifft, ſo belief ſie ſich urſprünglich auf 22 Schriften, die man ſpäter in 24 zerlegte; daher nennen auch die Juden den K. des Alten Teſtaments: die 24 Bücher. Die Chriſten zählen indeſſen etwas anders, nämlich 31 beſondere Werke, von denen einzelne noch in mehrere Bücher zerfallen.

Die erſten chriſtl. Lehrer nahmen den Kanon des Alten Teſtaments ſo an, wie ſie ihn bei den Juden vorgefunden. Da ſie ſich aber an die griech. Überſetzung (die Septuaginta) hielten, in welcher noch eine Reihe im hebräiſchen K. fehlender, meiſt urſprünglich griechiſch verfaßter Bücher Eingang gefunden hatten, ſo war namentlich über das Anſehen der letztern Streit. Melito von Sardes ſchließt ſie aus, ebenſo wie das Buch Eſther. Origenes, welcher 22 kanoniſche Bücher zählt, nahm nur die griech. Zuſätze zu den im hebräiſchen K. enthaltenen Schriften (Buch Baruch, Brief des Jeremias, Stücke in Eſther und Stücke in Daniel) an, benutzte aber auch die übrigen Apokryphen. Dieſelben Grundſätze blieben in der griech. Kirche herrſchend und erhielten auf dem Konzil zu Laodicea (363) öffentliche Sanktion. Man nahm alſo nur die im hebräiſchen K. enthaltenen Bücher an, aber in der Textgeſtalt, welche ſie in der Septuaginta haben, alſo mit den griech. Zuſätzen, doch mit Ausſchluß der übrigen Apokryphen. Dagegen war die lat. Kirche zu der Anerkennung der letztern frühzeitig geneigt. Nachdem man auf dem Konzil zu Hippo (393) das Leſen derſelben empfohlen hatte, ſuchte man auf dem Konzil zu Karthago (397) den Unterſchied zwiſchen beiden Teilen ganz aufzuheben und ſtellte ſelbſt die Bücher der Weisheit, Sirach, Tobiä, Judith und der Makkabäer in den K. Darauf führte ein abermaliges Konzil zu Karthago (419) alle Apokryphen als kanoniſche Bücher auf. Nur Hieronymus hielt den Unterſchied zwiſchen beiden Teilen feſt und beſtimmte die Zahl der kanoniſchen Bücher, als bibliotheca divina, auf 22. Auch in der folgenden Zeit und das ganze Mittelalter hindurch regten ſich gelegentliche Bedenken gegen die Gleichſtellung der Apokryphen mit den übrigen kanoniſchen Büchern. Während aber dann die prot. Kirche nur die hebräiſch geſchriebenen Schriften als kanoniſche anerkannte, bezeichnete das Konzil von Trient in der vierten Sitzung auch die Apokryphen als kanoniſche Bücher. Spätere kath. Gelehrte ſuchten dieſe Beſtimmung

dadurch zu mildern, daß ſie einen doppelten K. des Alten Teſtaments annahmen. Den einen bezeichneten ſie mit dem Ausdrucke: protokanoniſche Bücher, d. h. die wirklich und allgemein als echt anerkannten Bücher, den andern mit dem Ausdrucke: deuterokanoniſche Bücher, die man nicht allgemein als echt anerkannte und jenen an Wert und Anſehen nachſtellte. Zu dieſem Teile zählten ſie die Apokryphen.

Der Kanon des Neuen Teſtaments ſchloß ſich allmählich von dem Ende des 2. bis zum 4. Jahrh. ab; doch blieben die Anſichten über Wert und Anſehen einzelner Bücher auch nachmals geteilt. Die erſte Sammlung, von der wir Kunde haben, die des Gnoſtikers Marcion, umfaßte eine eigentümliche Bearbeitung des Lukas-Evangeliums und 10 Pauliniſche Briefe. Die Einteilung des Marcion in Euangelion und Apostolos blieb auch nachmals üblich, als man mehrere Evangelienſchriften und Briefe mehrerer Apoſtel anerkannte. Bis um die Mitte des 2. Jahrh. fehlte der Begriff eines neuteſtamentlichen K. noch ganz, daher auch die in kirchlichem Gebrauche befindlichen Schriften, namentlich die Evangelien, ziemlich frei benutzt und mannigfaltig überarbeitet, zum Teil ſogar überhaupt erſt unter apoſtoliſchem Namen verfaßt und in Umlauf geſetzt wurden. Das Bedürfnis einer kirchlich anerkannten Sammlung neuteſtamentlicher Schriften ſtellte ſich erſt in der Zeit heraus, als im Gegenſatz zu den gnoſtiſchen Parteien der Begriff der kath. Kirche ſich bildete und eine Fixierung der kath. Tradition gegenüber den Häretikern notwendig wurde. Aufnahme in den K. fanden außer den Evangelien, welche «die Worte des Herrn» enthielten, nur Schriften die man für apoſtoliſche hielt. Um 180 ſtand dem Irenäus (ſ. d.) die Vierzahl der Evangelien bereits feſt. Von den Briefen waren zu Ende des 2. Jahrh. 13 Pauliniſche, der erſte Brief Petri und der erſte Brief des Johannes und außerdem die mit dem Lukas-Evangelium als ein Werk zuſammengefaßte Apoſtelgeſchichte allgemein anerkannt. Euſebius bezeichnet daher in ſeiner um 325 geſchriebenen Kirchengeſchichte dieſe Schriften (einſchließlich der vier Evangelien) als Homologumena, d. h. allgemein angenommene. Dagegen rechnet er die übrigen ſog. Katholiſchen Briefe (ſ. d.), nämlich den zweiten Brief Petri, den zweiten und dritten des Johannes, den des Judas und den des Jakobus, unter die Antilegomena, d. h. nicht in allen Kirchen angenommenen. Auch die Apokalypſe gehörte im Morgenlande zu den Antilegomenen, wogegen im Abendlande die kirchliche Anerkennung des Hebräerbriefs ſtreitig blieb. Doch gab das Abendland ſeit dem 4. Jahrh. ſeinen Widerſpruch gegen den Hebräerbrief auf, und auch die morgenländ. Kirche nahm gegen Ende des 4. Jahrh. zuerſt die katholiſchen Briefe, danach allmählich auch die Apokalypſe an. Die kath. Kirche beſtätigte den K. des Neuen Teſtaments in der erwähnten vierten Sitzung zu Trient. Die Reformationszeit nahm jedoch die Unterſcheidung der Homologumena und Antilegomena wieder auf. Luther verwies die letztern in ſeiner Bibelüberſetzung in den Anhang, und die ältern luth. Dogmatiker beſtimmten, daß man auf ſie wegen ihrer ſtreitigen Echtheit kein Dogma gründen dürfe. Indeſſen verſtummten dieſe Zweifel ſehr bald, und die ausgebildete Orthodoxie des 17. Jahrh. betrachtete alle neuteſtamentlichen Schriften als gleich echt und inſpiriert. Erſt die neuere Kritik hat ſeit Semler und Eichhorn die Unterſuchungen über den neuteſtamentlichen K. mit umfaſſendern Mitteln wieder aufgenommen. Nachdem man zuerſt die alten Zweifel an den Antilegomenen wieder erneut und namentlich die apoſtoliſche Abfaſſung des zweiten Briefs Petri, des Hebräerbriefs und der Apokalypſe beſtritten hatte, begann man auch die Homologumenen in den Kreis der kritiſchen Forſchungen zu ziehen und gegen die apoſtoliſche Verfaſſerſchaft des Matthäus-Evangeliums, des Epheſerbriefs, der Briefe an Timotheus und Titus und des erſten Petrus-Briefs Bedenken zu äußern. Während die frühere Kritik überwiegend von dogmatiſchen Vorausſetzungen beherrſcht war, führte jetzt die angebahnte rein geſchichtliche Forſchung zu Reſultaten, welche nicht nur die bisherige Tradition vielfach des Irrtums überführten, ſondern überhaupt die ganze altkirchliche Vorſtellung vom K. auflöſten. Das Hauptverdienſt um die geſchichtliche Erforſchung des K. und der Entſtehung der neuteſtamentlichen Schriften hat ſich in der neueſten Zeit Ferdinand Chriſtian Baur und die ſog. Tübinger Schule erworben. (S. Bibel.)

Vgl. Credner, «Geſchichte des neuteſtamentlichen K.» (herausg. von Volkmar, Berl. 1860); Hilgenfeld, «Der K. und die Kritik des Neuen Teſtaments» (Halle 1863); Overbeck, «Zur Geſchichte des K.» (1880); Schmiedels Artikel «Kanon» in Erſch und Grubers «Allgemeiner Encyllopädie» (Sect. II, Bd. 32).

Das Wort Kanon bezeichnet übrigens in der Kirchenſprache nicht bloß eine kirchliche Vorſchrift, ſondern auch den Beſchluß einer allgemeinen Kirchenverſammlung, der als Kirchengeſetz gilt und deſſen Nichtbeachtung mit dem Banne bedroht wird. Ein ſolches Geſetz wird für den kirchlichen Glauben wie für das kirchliche Leben gegeben. Ferner bezeichnet K. die Gebete, die der kath. Prieſter kurz vor, bei und nach Weihung der Hoſtie verrichtet; endlich auch das Verzeichnis der Heiligen oder Kanoniſierten, in den K. der Heiligen Aufgenommenen.

Kanon bezeichnet in der Rechtsſprache die jährliche Geldabgabe, auf welche eine bis dahin ihrem Betrage oder ihrem Anfalle nach ungewiſſe Leiſtung oder Beſchränkung reguliert oder abgelöſt wird, z. B. Laudemialkanon. Auch nennt man K. den Erbzins oder die feſtgeſetzte Pachtſumme, welche die Erbpächter jährlich an den Grundherrn zu entrichten haben.

Kanon heißt in der Muſik der Griechen eine Art Monochord, ſeit dem 15. Jahrh. aber in der Muſik ein mehrſtimmiges Tonſtück, deſſen verſchiedene Stimmen nach und nach aus einer einzigen Stimme fließen. Die Stimmen ſetzen deshalb auch nicht zuſammen, ſondern erſt nacheinander ein, wobei jede nachfolgende genau (wenn auch in höhern oder tiefern Intervallen) wiederholt, was die vorausgehende geſagt hat. Dieſe Art der Kompoſition entſtand im Mittelalter ſchon vor dem 13. Jahrh., und der Name K. wurde ihr gegeben, weil durch eine derartige Herleitung aller Stimmen der Harmonie aus einer einzigen der Kernpunkt und die Grundregel des ſtrengen Tonſatzes gefunden war. Der K. bildet den Grund und Anfang der geſamten fugierten Kompoſition; in der ſpätern Praxis hat ſich dann die Fuge (ſ. d.) weiter und freier ausgebildet. Wie der K. von beiden das erſtere war, ſo iſt er auch das populärere geblieben. Wie im K. alles aus einer einzigen Stimme entſteht, ſo wurde er auch früher und wird meiſtens noch jetzt nur

einstimmig aufgezeichnet, mit Zeichen für den Eintritt der verschiedenen Stimmen. Unter den alten Fugenmeistern war es nun ein beliebtes Kunststück, derartige Zeichen, sowie Vorzeichnungen der Tonart und sonstige Bedingungen der Ausführung zu unterdrücken und lediglich erraten zu lassen. Ein solches Gebilde heißt Rätselkanon.

Kanon in der bildenden Kunst ist soviel als Regel für die Schönheitsverhältnisse des menschlichen Körpers. Unter den Griechen stellte der berühmte Bildhauer Polyklet der ältere Forschungen in dieser Hinsicht an, und wie er vorzüglich jugendlich anmutige Gestalten bildete, so scheint er auch in der jugendlichen Gestalt die Regel der Schönheit gefunden zu haben. Sein zum Manne gereifter Jüngling, als Speerträger (Doryphoros) dargestellt, galt den Zeitgenossen für das Muster wohlgefälliger Verhältnisse. Doch war er gedrungen und etwas vierschrötig gegenüber den schlanken hochschenkeligen Gestalten, wie sie die spätere Kunst liebte, deren K. ein junger Ringer war, welcher sich mit dem Schabeisen vom Staub reinigt, der Apoxyomenos von Lysippos. Unter den Neuern wurde die künstlerische Proportionslehre namentlich von Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer wieder aufgenommen. Vgl. J. G. Schadow, «Polyklet oder von den Maßen des Menschen nach Geschlecht und Alter» (Berl. 1834); Zeising, «Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers» (Lpz. 1854).

Kanonade, gegenseitiges Bekämpfen von Artillerie oder Geschützkampf, mit der Nebenbedeutung des hinhaltenden Gefechts.

Kanone (vom lat. canna, Rohr, daher ital. cannone, eigentlich großes Rohr) ist die Bezeichnung für die wichtigste der gegenwärtig vorkommenden Geschützarten, welche bestimmt ist, ihre Geschosse mit großer Geschwindigkeit und in einer flachen Bahn fortzutreiben. Man verwendet die K. gegen aufrecht stehende Ziele, wie Truppen, Geschütze, Holzwände, Erdbrustwehren, Mauern, gepanzerte Schiffe, Befestigungen u. s. w. Die Ladung der K. ist im Verhältnis zum Geschoßgewicht im allgemeinen groß; die Rohre sind von bedeutender Länge (10—30 Kaliber Seelenlänge), doch kommen hierin auch Verschiedenheiten vor und man unterscheidet lange und kurze K., erstere mehr für den direkten, letztere für den indirekten Schuß bestimmt. Nach der innern Einrichtung zerfallen die K. in glatte und gezogene; erstere sind in der Hauptsache ausgeschieden, sie werden von letztern erheblich an Schußweite, Präcision und Geschoßwirkung übertroffen. Die Geschosse der gezogenen K. sind hauptsächlich Granaten und Shrapnels, bei leichten K. kommen auch Kartätschen vor. (S. Artillerie und Geschütz.)

Kanonen, in der Studentensprache Bezeichnung für schwere bis über die Knie reichende Stiefeln. Im 17. Jahrh. hieß K. eine Art leinene Strümpfe, die man in den Stiefeln trug und über die übergeschlagenen Kappen der Stiefeln zur Zierat legte; später fiel dann der Zierat weg, aber der Name blieb.

Kanonenbettung, Bettung (d. i. mit Bohlen belegter Geschützstand) für Kanonen; die Bettungen für Kanonen sind länger als solche für Mörser.

Kanonenbohrer, ein Metallbohrer von halbkreisförmigem Querschnitt mit rechtwinkelig oder schief zur Bohrerachse stehender Schneide, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 263*; Abbildung s. Fig. 14 der Tafel.

Kanonenbohrmaschine, eine große Bohrmaschine zur Herstellung der cylindrischen Höhlung (Seele) der Kanonenrohre.

Kanonenboote sind kleine und niedrige, aber mit schwerem Geschütz bewaffnete Fahrzeuge, die hauptsächlich zur Küstenverteidigung dienen. Früher wurden sie mit Rudern fortbewegt und konnten in Windstillen den feindlichen Segelschiffen bei Blokkaden gefährlich werden, da sie gewöhnlich zwei bis drei schwere Geschütze vom größten Kaliber führen. In neuester Zeit begann man Dampfkanonenboote zu bauen, die man gegenwärtig auch mit Eisenpanzern versieht. Diese K. dienen nicht allein zur Verteidigung der eigenen, sondern auch zum Angriff feindlicher Küsten und wurden sowohl im Krimkriege wie im chines. Kriege von Engländern und Franzosen vielfach und mit großem Erfolg angewandt. Die deutsche Marine besitzt 13 Panzerkanonenboote zur Verteidigung der Flußmündungen in der Nord- und Ostsee. Sie sind mit starkem Panzer versehen und führen je ein Riesengeschütz von 30 cm Kaliber.

Kanonenfutter, Ausdruck für schlecht disciplinierte und schlecht geführte Soldaten, herstammend aus Shakspeares «Heinrich IV.», erster Teil, Akt 4, Scene 2: «food for powder» (Futter für Pulver).

Kanonengut, s. Geschützbronze.

Kanonenjolle hießen früher die kleinsten Ruderkanonenboote, welche nur ein Geschütz (vorn) führten, während die Kanonenboote deren zwei (hinten und vorn) hatten.

Kanonenkugelbaum wird bisweilen die Baumgattung Couroupita genannt.

Kanonenmetall, s. Geschützbronze.

Kanonenofen, s. unter Ofen.

Kanonenschlag ist eine in einer widerstandsfähigen Umschließung (starkes Papier, mit Sackbandumwickelung) enthaltene kleine Pulverladung, die durch einen daran angebrachten Zünder zur Explosion gebracht wird und dann eine ins Auge fallende Raucherscheinung und einen starken, als Signal dienenden Knall, einem Kanonenschuß ähnlich, erzeugt. Man kann den K. auch als Versetzung einer Rakete benutzen. (Vgl. auch Feuerwerk.)

Kanonicität, der Inbegriff der Merkmale, vermöge welcher ein Buch kanonisch (s. d.) ist, dem Kanon (s. d.) angehört.

Kanonier, Bezeichnung des Grades der Gemeinen bei der Artillerie.

Kanonik (grch.), in der Epikureischen Philosophie die Logik oder Dialektik, nach dem «Kanon» des Epikur; in der Musik die auf die Verhältniszahlen in den Schwingungen der Töne begründete Lehre der Tonkunst. Deshalb wurden die Pythagoräer Kanoniker genannt, deren musikalische Theorie auf dem Kanon (s. d.), d. h. dem Monochord fußte, vermittelst dessen die mathem. Intervallbestimmungen (Oktave = ½ der Saitenlänge u. s. w.) geschahen. Ihnen gegenüber standen die Harmoniker (Aristoxenos), welche von der Mathematik in der Musik nicht viel hielten.

Kanoniker (Canonici) oder Domherren werden die Mitglieder der bischöfl. Kirche genannt, weil sie in den Kanon, d. h. die Matrikel, der Kathedrale eingetragen waren. Auch an nichtbischöfl. Kirchen, deren Verfassung der bischöflichen ähnlich ist (Kollegiatstift im Gegensatz zum Domstift), werden die Mitglieder K. genannt.

Kanonisation heißt in der kath. Kirche der feierliche Akt des Papstes, durch welchen er einen

Verſtorbenen heilig ſpricht (kanoniſiert). Dieſer Akt findet ſeine Analogie in der ſchon bei den alten Römern üblichen Apotheoſe (ſ. d.), hat aber ſeinen Urſprung im Gebrauch der alten Kirche, daß man bei der Feier des Abendmahls, bevor die Konſekration erfolgte, diejenigen zu nennen und für ſie zu beten pflegte, welche den Märtyrertod erlitten hatten. Ihre Namen, Thaten und Leiden, die Art und der Tag ihres Todes wurden in den Märtyrerkatalog, Kanon genannt, eingetragen, dadurch ſie ſelbſt für Heilige (ſ. Heilig) erklärt. Jeder Biſchof hatte das Recht, in ſeiner Diöceſe eine ſolche Heiligſprechung vorzunehmen. Der Umſtand aber, daß Perſonen öfters auch ohne Zuthun der Biſchöfe zu Heiligen erhoben wurden, veranlaßte Karl d. Gr. zu der Beſtimmung (805), daß ferner nur die Perſon als heilig verehrt werden ſollte, der vom Biſchof dieſe Ehre zugeſprochen würde. Die wachſende Papſtmacht hielt es jedoch in ihrem Intereſſe für notwendig, die K. ſelbſt in die Hände zu nehmen, um ſo mehr, da dieſelbe der päpſtl. Schatzkammer eine reiche Quelle zu bedeutenden Einkünften bot. Die erſte päpſtliche K. vollzog Johann XV. Seit Alexander III. (1170) iſt die K. ein ausſchließliches Vorrecht des päpſtl. Stuhls geworden und geblieben, und durch Urban VIII. hat 1634 dieſe Rechtsentwickelung ihren Abſchluß gefunden. Die K. erfolgt in der Regel erſt, nachdem die Beatifikation angenommen, d. h. der Betreffende ſelig geſprochen iſt, und nach derſelben zwei Wunder von ihm bezeugt ſind. Die K. wird auf dem Wege des gewöhnlichen Prozeßverfahrens zuerſt in der Diöceſe des Verſtorbenen, dann bei der Congregatio rituum in Rom vorbereitet. Der promotor fidei, welcher deswegen advocatus diaboli genannt wird, hat dabei von Amts wegen alle Bedenken geltend zu machen. Iſt der Prozeß zu Gunſten des Kandidaten beendet, ſo erfolgt ſeine K. durch den Papſt in einem öffentlichen feierlichen Akte in der Peterskirche. Danach wird er in das Heiligenverzeichnis (canon) der Kirche aufgenommen und an einem beſtimmten Tage ſein Gedächtnis in der ganzen Kirche gefeiert. Über den Akt wird eine Bulle ausgefertigt. Auch die griech. Kirche kennt die K.; der Patriarch von Konſtantinopel hat das Recht, ſie zu vollziehen. Jedoch hat in jener Kirche nur ſelten eine K. ſtattgefunden.

Kanoniſch, dem Kanon (ſ. Kanon, theologiſch) gemäß, darauf bezüglich. Unter einem kanoniſchen Leben (vita canonica) iſt das urſprünglich gemeinſame, nach beſtimmten Regeln zu führende Leben der Kanoniker (ſ. d.) gemeint.

Kanoniſches Alter, eine beſtimmte Anzahl Lebensjahre, welche zur Erhaltung eines hohen Kirchenamts nötig iſt.

Kanoniſche Bücher, ſ. Kanon (theol.).

Kanoniſches Recht (Jus canonicum), ſo genannt von den in der chriſtl. Kirche allmählich ſich bildenden Rechtsbeſtimmungen (canones), heißt das Recht, wie es in den nach und nach entſtandenen Rechtsſammlungen des Corpus juris canonici (ſ. d.) enthalten iſt. Da ſich die Kirche eine mit der weltlichen Macht konkurrierende Gewalt zuſchrieb, ſo behandelt das kanoniſche Recht nicht bloß die Stellung und die Angelegenheiten der Kirche als ſolcher, ſondern auch als Privat-, Prozeß- und Strafrecht und bildet damit eine Quelle des gemeinen deutſchen Privatrechts. Nicht gleichbedeutend mit kanoniſchem Recht iſt Kirchenrecht, worunter man den Inbegriff der Normen verſteht, die ſich auf die Kirche beziehen. Dieſelben ſind zum Teil im Corpus juris canonici enthalten (ſomit iſt dieſes Kirchenrecht auch gleichzeitig kanoniſches), zum Teil in ſpätern und frühern kirchlichen und auch ſtaatlichen Rechtsquellen.

Kanoniſche Schreibart heißt in der Muſik diejenige Kompoſition, wobei die verſchiedenen Geſang- oder Inſtrumentalſtimmen durch die Form des Kanons (ſ. d.) verbunden ſind.

Kanoniſche Stunde, ſ. Hora canonica.

Kanoniſieren, ſ. Kanoniſation.

Kanoniſſinnen (Canonicae) ſind Perſonen weiblichen Geſchlechts, welche im Genuß einer Pfründe bei einem Stifte ſind. Bis 1060 waren dieſe auf die (jetzt badiſche) Rheininſel Säckingen beſchränkt. Sie folgten der Regel Auguſtins, verwandelten aber ihre Anſtalten faſt alle in weltliche Stifte, von denen viele (Gandersheim, Gernrode, Quedlinburg ꝛc.) auch nach der Reformation als Pfründeanſtalten für adelige Damen beſtehen blieben.

Kanoniſt, ein Kenner, Lehrer des kanoniſchen Rechts.

Kanopen, ſ. u. Kanopus.

Kanopus oder Kanobus, eine Küſtenſtadt des alten Ägypten, von welcher die Kanobiſche Nilmündung benannt wurde, 120 Stadien öſtlich von Alexandria, etwa in der Nähe des heutigen Abukir gelegen. Sie ſollte nach Plinius und andern ihren Namen von Kanopos, dem Steuermann des hierher verſchlagenen Menelaos, erhalten haben, der daſelbſt ſein Leben verlor. Ägyptiſch hieß ſie Peguat. Es ſcheint, daß die Kanobiſche Nilmündung früher der einzige Zugang für fremde Schiffe war, und ſchon Herodot erzählt, daß Paris mit der Helena in dieſe Mündung eingelaufen ſei. Hier habe ein Tempel des Herakles geſtanden, der für jeden, welcher ſich in ihn flüchtete, eine ſichere Freiſtätte gewährte. Die Stadt beſaß einen berühmten Serapistempel und bildete zu Strabos Zeit den beliebteſten Vergnügungsort für Alexandrien, mit dem es durch einen Kanal in Verbindung ſtand. Hier verſammelten ſich auch 238 v. Chr. die Prieſter Ägyptens, um das ſog. «Dekret von K.» zu Ehren des Ptolemäus Euergetes zu erlaſſen; es wurde hieroglyphiſch, demotiſch und griechiſch ausgefertigt und in allen Tempeln aufgeſtellt. Lepſius' Entdeckung eines Exemplars dieſer dreiſprachigen Inſchrift auf dem Trümmerfelde von Tanis (1867) brachte den Ägyptologen die Beſtätigung ihrer Entzifferungen; ſeither ſind noch zwei andere Exemplare bekannt geworden.

Einen ägypt. Gott Kanopus hat es nicht gegeben. Ebenſo irrig iſt die Meinung, daß gewiſſe ägypt. Vaſen Kanopen genannt worden wären. Die häufig in den Gräbern gefundenen Vaſen mit Köpfen auf den Deckeln, die man auch jetzt noch häufig Kanoben nennt, dienten zur Aufbewahrung von mumifizierten innern Körperteilen, wie Herz, Leber, Lunge, und tragen die Köpfe der vier Oſirisſöhne, die über die Eingeweide der Toten wachen: Amſet mit Menſchenkopf, Hapi mit Kynokephaloskopf, Duamutef mit Schakalskopf und Kebhſenuf mit Sperberkopf.

Kanopus, Stern erſter Größe im Sternbilde des Schiffes Argo, im nördl. Europa nicht ſichtbar.

Kanori, Einwohner des Negerreichs Bornu (ſ. d.).

Känozoiſch nennt man die drei jüngſten Formationen oder Perioden (Tertiär, Diluvium und

Alluvium), weil die in ihnen enthaltene Tier- und Pflanzenwelt im Gegensatz zu frühern Perioden bereits den Typus der Jetztzeit zur Schau trägt. (S. Formation und Geognosie.)

Kanpur, s. Cawnpore.

Kans., offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Kansas.

Kansas, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, im N. an Nebraska, im O. an Missouri, im S. an das Indianergebiet und im W. an den Staat Colorado grenzend, liegt zwischen 37 und 40° nördl. Br. und 94° 40′ bis 102° westl. L. (von Greenwich) und hat einen Flächeninhalt von 212578 qkm. Die Einwohnerzahl belief sich 1860 auf 107206, 1870 auf 364399 und 1880 auf 996096 E., darunter 110086 im Ausland Geborene, 43107 Schwarze und 815 Indianer. Der O. des Staats ist hügelig, «rollende Prärie», fruchtbar, holz- und wasserreich; der W. dagegen ganz eben und holzarm, ja teilweise sandig und höchst unfruchtbar, waldlos und trocken. Der NO. wird vom Missouri, der N. vom Kansas-River und dessen Nebenflüssen, der S. vom Arkansas bewässert. Der Mineralreichtum des Staats ist groß, jedoch noch wenig entwickelt. Die Kohlenlager allein werden auf 44000 qkm berechnet. K. ist bis jetzt fast nur Agrikulturstaat. Nach dem Census von 1880 gab es im Staate 3384,70 km Eisenbahnen. Die Staatsschuld betrug 1. Juli 1883: 1120175 Doll., während sich die Municipalschulden auf 14500000 Doll. beliefen. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1. Juli 1882/83 auf 1700776, die Ausgaben auf 873693 Doll. Die Zahl der Farmen belief sich 1870 auf 38202 und 1880 auf 138561, hatte also in einem Jahrzehnt um 262⁷/₁₀ Proz. zugenommen. Auch in geistiger Beziehung hat sich K. äußerst schnell entwickelt. Im J. 1880 zählte es 347 Zeitungen, 6148 Schulen mit 246128 Schülern. Von seinen Ortschaften sind zu nennen: die Hauptstadt Topeka mit 15452 E., Leavenworth mit 16546 E., Atchinson mit 15165 E. und Lawrence mit 8510 E.

Die Verfassung des Staats vom 9. Juli 1859 wurde derjenigen der sklavenfreien Staaten des Nordens nachgebildet. Die Gerichtsverfassung unterscheidet sich im wesentlichen nicht von derjenigen der alten nördl. Staaten. Die oberste richterliche Gewalt beruht in einem höchsten Gericht und 15 Distriktsgerichten. Die Gesetzgebende Versammlung besteht aus einem Senat von 33 Mitgliedern, die auf zwei Jahre, und dem Abgeordnetenhause von 105 Mitgliedern, die nur für ein Jahr gewählt sind. Gouverneur und Staatsbeamte werden auf zwei Jahre gewählt. Im Kongreß ist der Staat durch sieben Abgeordnete und zwei Senatoren vertreten. K. war ursprünglich ein Teil von Louisiana und wurde 30. Mai 1854 als Territorium organisiert. Die diesem Akt vorausgehenden (Nebraska-Bill) und folgenden Kämpfe bilden eine der wichtigsten Phasen in der polit. Geschichte der Vereinigten Staaten. Der Süden wollte das Gebiet der Sklaverei gewinnen und setzte zu diesem Zwecke im Kongreß durch seinen damaligen Vorkämpfer Douglas die Aufhebung des Missouri-Kompromisses durch, welcher alles nördlich von 36° 30′ gelegene Land von vornherein für «frei» (sklavenfrei) erklärt hatte. Der Norden kämpfte lange und behauptete endlich, obschon die Präsidenten Pierce und Buchanan auf der Seite des Südens standen, siegreich sein Recht. Präsident Buchanan sah sich deshalb sogar gezwungen, das Territorium 29. Jan. 1861 als «freien» Staat zuzulassen. Vgl. Hutchinson, «Resources of K.» (Topeka 1871).

Kansas City, Stadt im County Jackson im nordamerik. Staate Missouri, liegt am rechten Ufer des Missouri, gerade unterhalb der Mündung des Kansasflusses und an der Grenze des Staates Kansas, hatte 1860 nur 4418, 1870 dagegen schon 32260 und 1880 bereits 55785 E. Die Stadt beherrscht jetzt den Handel von Westmissouri, Kansas, Texas, Teilen von Colorado und von Neumexiko. Es münden in K. die Eisenbahnen: Hannibal und St.-Joseph, Kansas-Pacific, Kansas-City-St.-Joseph und Council-Bluffs, Leavenworth-Lawrence und Galveston, Missouri-River-Fort-Scott und Gulf, Missouri-Pacific, St.-Louis-Kansas-City und Northern. Der jährliche Umschlag seines Handels wird auf etwa 20 Mill. Doll. geschätzt. Sein großer Viehmarkt, der hauptsächlich von Texas aus beschickt wird, und seine bedeutenden Schweineschlächtereien haben sich in kurzer Zeit zu den ersten Etablissements ihrer Art emporgeschwungen. K. hat gute Bildungsanstalten, zwei Theater und ein Opernhaus.

Kansk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jenisseisk in Ostsibirien, am rechten Ufer des Kan, 238 km östlich von Krasnojarsk mit (1882) 2582 E., die sich vorwiegend mit Ackerbau, Pelzjagd und Kleinhandel beschäftigen.

Kansu, die achte Provinz des chines. Kaiserreichs, 674923 qkm groß, mit (1880) 9285377 E., wird gegen O. von der Provinz Schen-si, gegen N. von der Mongolei, gegen W. von Ost-Turkestan und gegen S. von Tibet und der Provinz Sz'-Tschwan begrenzt. K. ist ein von dem Hoang ho oder Gelben Flusse durchströmtes, für die Verteidigung des innern China geschicktes Gebirgsland voller Schluchten und Defilés. Die Hauptstadt von K., Lan-tschou-Fu, rechts am Hoang-ho, liegt unter 36° 8′ nördl. Br. und 103° 14′ östl. L. von Greenwich.

Kant (Immanuel), einer der größten und einflußreichsten Philosophen aller Zeiten, wurde zu Königsberg 22. April 1724 als der Sohn eines Sattlers geboren. Nachdem er die wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dem Collegium Fridericianum, erhalten hatte, ging er 1740 zur dortigen Universität über, um Theologie zu studieren, mit der er jedoch frühzeitig das Studium der Naturwissenschaften, Mathematik und Philosophie verband und die er bald ganz aufgab. Nach Ablauf seiner Universitätszeit bekleidete er neun Jahre lang in mehrern Familien die Stelle eines Hauslehrers, gab während dieser Zeit seine erste Schrift: «Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte» (1747), heraus und habilitierte sich 1755 in Königsberg, wo er Vorlesungen über Logik und Metaphysik, Physik und Mathematik hielt. Ihm wurde 1762 die erledigte Professur der Dichtkunst angetragen, die er aber zu versehen sich für nicht befähigt hielt, und so erhielt er erst 1770 die ord. Professur der Logik und Metaphysik. Er hatte sich bis dahin durch eine Reihe von Abhandlungen und Schriften, die sich teils auf Naturwissenschaften, namentlich Astronomie («Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels», 1755) und physische Geographie, teils auf Philosophie bezogen («Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren», 1762; «Versuch,

den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen», 1763; «Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes», 1763; «Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen», 1764; «Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral», 1764; «Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik», 1766), als ein feiner Beobachter und als ein scharfsinniger, selbständig forschender Denker bekannt gemacht. Die Reihe von Schriften jedoch, durch welche er in die Geschichte der Philosophie epochemachend eingriff, begann erst mit der Abhandlung «De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis», mit welcher er 1770 seine Professur antrat. Sie enthält teilweise schon die Grundgedanken der «Kritik der reinen Vernunft», die er 11 Jahre später (1781) herausgab. Von da an folgten seine philos. Hauptwerke verhältnismäßig rasch aufeinander: 1783 die «Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik», 1785 die «Grundlegung der Metaphysik der Sitten», 1786 «Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft», 1788 die «Kritik der praktischen Vernunft», 1790 die «Kritik der Urteilskraft», 1793 die «Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft», 1797 die «Metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre» und «Die metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre». Endlich schloß sich seine mehr als 50jährige schriftstellerische Thätigkeit 1798 mit der «Anthropologie in pragmatischer Hinsicht». Zwischen diese größern Werke, unter denen wieder die drei Kritiken gleichsam die Hauptpfeiler seines Systems bilden, fallen noch eine große Anzahl kleiner gehaltreicher Abhandlungen. Als akademischer Lehrer äußerte K. einen überaus wohlthätigen Einfluß. Überhaupt hatte sich K., obgleich er unverheiratet blieb, durch seine philos. Untersuchungen keineswegs von einem vielseitigen Verkehr mit der Welt und der Gesellschaft abziehen lassen. Er liebte eine heitere Geselligkeit, und sein Umgang wurde ebenso gesucht als geschätzt. Übrigens hat sich K. von seinem Geburtsorte nie weiter als wenige Meilen entfernt. Er starb in hohem Alter 12. Febr. 1804. Ihm wurde zu Königsberg 18. Okt. 1864 ein von Rauch verfertigtes Standbild gesetzt.

K.s wichtigere Schriften haben sämtlich mehrere, die Hauptwerke zahlreiche Ausgaben und Nachdrücke erlebt; vollständige Sammlungen seiner Werke sind die von Hartenstein (10 Bde., Lpz. 1838—39; 2. Aufl., 8 Bde., 1867—68), die von Rosenkranz und Schubert (12 Bde., Lpz. 1838—44) und von Kirchmann (8 Bde., mit Erläuterungen, Berl. 1868—73). Die zum Teil noch bei seinem Leben nach seinen Vorlesungen herausgegebenen Schriften über Logik, Pädagogik, Metaphysik, philos. Religionslehre sind, die von Rink (2 Bde., Königsb. 1802) und von Vollmer (2 Bde., Hamb. 1801—5) herausgegebene «Physische Geographie» ausgenommen, von geringerer Wichtigkeit. Unter den ältern Sammlungen seiner kleinern «Vermischten Schriften» ist die vollständigste die unter Mitwirkung K.s von Tieftrunk (3 Bde., Halle 1799) besorgte, zu der als vierter Band die «Sammlung einiger bisher unbekannt gebliebener kleiner Schriften von K.» (Königsb. 1800) gehört.

Vgl. Borowski, «Darstellung des Lebens und Charakters K.s» (Königsb. 1804); Wasianski, «K. in seinen letzten Lebensjahren» (Königsb. 1804); Jachmann, «Immanuel K., geschildert in Briefen» (Königsb. 1804); Schubert, «Immanuel K.s Biographie» (Lpz. 1842, und in der Ausgabe der Werke K.s, Bd. 11); K. Fischer, «K.s Leben und die Grundlage seiner Lehren» (Mannh. 1860); Frauenstädt, «Immanuel K. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik K.s» (Lpz. 1872).

Die Kantsche Philosophie ist einerseits das reife und abschließende Resultat der Aufklärungsbewegung des 18., andererseits eben als solches der gemeinsame Ausgangspunkt aller bedeutendern wissenschaftlichen Richtungen des 19. Jahrh., und diese mächtige Stellung, welche sie auf dem Gebiete der Philosophie einnimmt, hat von da aus auch für die übrigen Kultursphären derartig gewirkt, daß wir auch in ihnen überall den Kantschen Gedanken als lebenskräftigen Triebfedern begegnen. Was den histor. Ursprung dieser Lehre betrifft, so sehen wir in ihr die einheitliche und prinzipielle Zusammenfassung der mannigfachen Strömungen, welche das Jahrhundert der Aufklärung hervortrieb: die glänzende Entfaltung der mechan. Naturwissenschaft, die mit der Untersuchung der menschlichen Erkenntnisfähigkeit beschäftigte Philosophie, der den positiven Religionen sich kritisch gegenüberstellende Vernunftglaube der engl. Freidenker und der deutschen Rationalisten, der in Rousseau leidenschaftlich gegen die Kultur sich aufbäumende Drang nach natürlicher Entfaltung des Individuums, die lebhafte, gegen alles autoritative Ansehen ringende Diskussion der großen Fragen des Staats und der Gesellschaft: alle diese Bestrebungen finden in K. ihre Vereinigung und damit ihre gegenseitige Abklärung und Versöhnung. Und doch tritt bei ihm der Wert dieser vereinigenden und alles umfassenden Kraft seines Geistes noch zurück hinter demjenigen der mächtigen Energie des Grundgedankens, von dem aus er alle diese Fragen behandelt. Es ist die Überzeugung von der gesetzgebenden Kraft der Vernunft in Wissenschaft und Leben, welche K. nach allen Seiten durchzuführen sucht und mit der er eben das Geheimnis des Zeitalters der Aufklärung ausspricht.

Seine gesamte Philosophie will nichts anderes sein, als eine Feststellung der in der Vernunft selbst enthaltenen Prinzipien, und sie nennt sich in diesem Sinne die kritische Philosophie. Es war zunächst das theoretische Gebiet, auf welchem sich K. in diese Stellung gedrängt sah. Er selbst hatte sich aus anfänglicher Abhängigkeit von dem dogmatischen Rationalismus (s. d.) der Wolfschen Schule selbständig zu empiristischen Prinzipien durchgerungen und dann die verwandten Gedanken der engl. Denker, namentlich Locke und Humes, mit lebhafter Sympathie ergriffen. Die skeptischen Konsequenzen, denen er sich so wenig wie Hume entzog, und seine felsenfeste, zum größten Teil auf den Einfluß Newtons zurückzuführende Überzeugung von der Gültigkeit der Mathematik, die er für eine reine Vernunftwissenschaft hielt, scheinen ihn zuerst schwankend gemacht zu haben, und schließlich geschah es nicht ohne Einwirkung von Leibniz (s. d.), der bereits zwischen den großen Gegensätzen des Rationalismus und des Empirismus einen von der Wolfschen Schule freilich nicht begriffenen Versuch der Vermittelung gemacht hatte, daß K. seinen gänzlich neuen und mit staunenswertem Tiefsinn ergründeten Standpunkt dahin befestigte: es gäbe

allerdings prinzipielle, unabhängig von aller Erfahrung und vor aller Erfahrung bestehende Vernunfterkenntnisse, aber diese gälten ausschließlich für die durch Erfahrung zu erkennenden Gegenstände, und zwar deshalb, weil eine im Individuum ohne dessen Willen wirksame allgemeine Vernunftthätigkeit die gesamte Welt der Vorstellungen nach denselben Gesetzen erzeuge. Diese Gesetze sind für K. die Formen der räumlichen und zeitlichen Anschauung und die «Stammbegriffe des Verstandes», die Kategorien (s. d.). So verwandelte sich für K. die gewöhnliche Wirklichkeit in eine Welt von Erscheinungen in den vernünftigen Wesen, welche Lehre er den kritischen oder transscendentalen Idealismus nennt.

Die problematische Frage nach einer Welt von «Dingen an sich», die, unerkennbar für die theoretische Vernunft, hinter den Erscheinungen stecke, glaubte K. nur auf dem Wege der Moralphilosophie lösen zu können. Auch hier war ihm die «Autonomie» der Vernunft, d. h. ihre Fähigkeit, sich selbst Gesetze vorschreiben zu können, der leitende Gedanke, dem er in dem «kategorischen Imperativ», daß jeder nur nach dem Pflichtgesetz handeln dürfe, seinen Ausdruck gab. Und in diesem sittlichen Bewußtsein hatte er etwas über alle Erfahrung Hinausgehendes gefunden und zeigte nun, daß nur in diesem, aber auch in ihm sicher der «vernünftige Glaube» beruhe, wonach jene Welt der «Dinge an sich» diejenige der moralischen Wesen sei. So gründete er auf das sittliche Bewußtsein die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, und aus dem Gegensatze der menschlichen Natur, die teils sinnlich, teils moralisch vernünftig sei, entwickelte er seine Religionsphilosophie, welche den sittlichen Gehalt aus dem Dogmensystem der positiven Religionen herauszuschälen suchte. Auf den Begriff der Menschenwürde und des unveräußerlichen Menschenrechts stützte er dann seine Rechtsphilosophie, deren Tendenz darauf hinauslief, die absolute Achtung der sittlichen Freiheit zur Grundlage des staatlichen und des gesellschaftlichen Lebens zu machen, und in der Realisierung dieses Freiheitsideals erblickte er das einstige Ziel aller menschlichen Geschichtsentwickelung.

Die Verbindung zwischen der Welt der Erscheinungen und der Welt der sittlichen Ideen endlich suchte K. in der Betrachtung der Natur unter dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit. Als verfehlt galt ihm der Versuch, die Entstehung der natürlichen Dinge, der einzelnen so gut wie der Gattungen, aus der Wirksamkeit eines zweckthätigen Gedankens zu erklären; aber als nicht minder verfehlt galt ihm der andere Versuch, diese causale Betrachtung der Natur für die einzige und höchste anzusehen. Die vollkommenste Versöhnung aber finden ihm diese Gegensätze in der ästhetischen Welt: hier ist alles zugleich causal und zweckmäßig bedingt, hier ist alles notwendig und alles frei, hier ist alles Natur und alles Idee. In dem Begriff des Genies als eines Geistes, der wie die Natur handelt, gipfelt und krönt sich das Gebäude der K.schen Philosophie, und dies war der tiefste Grund für die innige Verschmelzung des philos. und des ästhetischen Lebens, welche die deutsche Geistesentwickelung um die Wende der beiden Jahrhunderte so überaus fruchtbar gemacht hat. (S. Deutsche Philosophie.)

Vgl. außer den größern Werken über Geschichte der Philosophie (s. d.) besonders: Kuno Fischer, «Immanuel K. Entwickelungsgeschichte und System der kritischen Philosophie» (2 Bde., Mannh. 1860; 2. Aufl. 1869). Gegen das letztgenannte Werk schrieb Trendelenburg, «Kuno Fischer und sein K.» (Lpz. 1869), worauf Fischer durch seinen «Anti-Trendelenburg» (Jena 1870) antwortete.

Die Litteratur über die Kantsche Philosophie ist so ausgebreitet, wie die philos. Litteratur des 19. Jahrh. überhaupt. Denn darin prägt sich die gewaltige Wirkung dieses einzigen Geistes am klarsten aus, daß jeder der folgenden Philosophen in irgend einer Weise zu den Gedanken des großen Königsbergers Stellung nehmen muß. Dabei zeigte sich in der positiven Entwickelung, welche zunächst in Deutschland Platz griff, die natürliche Erscheinung, daß jeder der darin thätigen Denker eins der in der K.schen Untersuchung auftretenden Prinzipien als Hauptrichtung aufnahm und mehr oder minder einseitig verfolgte. (Vgl. Rosenkranz, «Geschichte der K.schen Philosophie», in Bd. 12 der von ihm besorgten Ausgabe.) Dabei hielt sich jeder, Fries, Fichte, Schelling, Schopenhauer, Herbart, für den wahren Nachfolger K.s, und sie standen doch alle zur K.schen Philosophie in dem Verhältnis, wie die drei Brüder in Lessings «Nathan» zu dem echten Ringe. (Vgl. Fischer, «Die zwei K.schen Schulen zu Jena», Stuttg. 1862, und O. Liebmann, «K. und die Epigonen», Stuttg. 1865.) Jedenfalls aber bildete die K.sche Philosophie den überreichen Gedankenstoff, in dessen Bearbeitung sich die ganze Folgezeit bewegte. Für das Ausland wurden die Lehren K.s erst allmählich zugänglich, dann aber auch um so wirksamer und tiefer greifend: für England sind Ritsch, Whewell und Hamilton, für Frankreich Villers, V. Cousin, Tissot, für Italien besonders Galuppi zu nennen. Je einseitiger nun aber die Konsequenzen waren, welche bei der Fortentwickelung einzelner Richtungen der K.schen Gedanken zu Tage traten, und je mehr sich das Interesse des Publikums von diesen Konsequenzen abwandte, um so dringender wurde, zumal in Deutschland, das Bedürfnis, den ganzen und reinen Thatbestand von K.s Lehren wieder ans Licht zu ziehen. Nachdem einerseits bedeutende Naturforscher, vor allen Helmholtz, in ihren Forschungsresultaten sich zu fundamentalen Elementen der K.schen Lehre bekannt hatten, nachdem andererseits das histor. Werk von Kuno Fischer dem eben erregten Interesse auf das beste entgegengekommen war, wurde allmählich die «Rückkehr zu K.» das allgemeine Feldgeschrei der sich neubildenden Philosophie. Es entstand auf der einen Seite eine völlige «Kant-Philologie», welche den Thatbestand und den histor. Ursprung der Lehren K.s genau festzustellen sucht, andererseits aber eine positive Richtung, welche die K.schen Ideen mit den methodischen Arbeiten der Naturwissenschaft in innigen Zusammenhang zu bringen sucht. Unter den zahlreichen Forschern, welche in der einen oder der andern Richtung thätig sind, mögen hier Arnold, Bona Meyer, Cohen, Göring, Laas, Lange, Liebmann, Paulsen, Riehl, Stadler, Thiele, Vaihinger, Windelband und Witte genannt werden. Wenn diese «Rückkehr zu K.» in der That die Aufgabe der Philosophie der Gegenwart ist, so ist dieses Bestreben vor allem dahin zu verstehen, daß nur in einer gleichmäßigen Entwickelung aller in der K.schen Philosophie enthaltenen Keime das Ziel der fernern Philosophie bestehen kann.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Vgl. Chalybäus, «Histor. Entwickelung der spekulativen Philosophie von K. bis Hegel» (5. Aufl., Lpz. 1860); Harms, «Die Philosophie seit K.» (Berl. 1876).

Kantak (Kasimir), poln. Politiker, geb. 22. März 1824, lebt als Privatmann in Posen und widmet sich ausschließlich den öffentlichen Angelegenheiten. Seit 1862 als Vertreter des vierten bromberger Wahlbezirks Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, gehört er zu den Führern der poln. Fraktion und trat bei jeder Gelegenheit für die Rechte seiner Nation auf dem Gebiete des polit. wie des sozialen Lebens ein. Als Mitglied des Konstituierenden Reichstags legte er im Namen der ehemaligen poln. Landesteile Protest gegen deren Einverleibung in den Norddeutschen Bund ein. Er gehörte später noch dem ersten Norddeutschen Reichstage an, verzichtete dann aber auf ein ferneres Mandat für den Reichstag.

Kantakuzenos, eine berühmte griech. Familie, die in der Geschichte des Byzantinischen Reichs im 14. Jahrh. hervortritt. Zu ihr gehört vor allen Johannes K., der unter den byzant. Kaisern Andronikos II. und III. als Feldherr und Staatsmann großen Einfluß ausübte. Andronikos III. hinterließ bei seinem Tode (1341) einen nur erst neunjährigen Sohn, Kaiser Johannes V. Palälogos. Intriguen der verwitweten Kaiserin-Regentin Anna und des Finanzministers Apokaukos trieben K. dahin, noch 1341 als Kaiser Johannes VI. aufzutreten. Aber erst nach einem mehrjährigen, für das ohnehin durch Angriffe der Serben, Bulgaren und Osmanen allseitig erschütterte Reich höchst schädlichen Bürgerkriege erlangte K. das Übergewicht, derart daß er 1347 auf zehn Jahre als Alleinherrscher anerkannt wurde; dann aber sollte er dem jungen, 29. Mai 1347 mit seiner Tochter Helena vermählten Johannes V. seinen Anteil an der Herrschaft abgeben. Namentlich von Serbien her schwer bedrängt, führte K. eine wenig glückliche Regierung, bis ihn sein seit 1351 völlig verfeindeter kaiserl. Schwiegersohn zu Ende Dez. 1354 mit genues. Hilfe in Konstantinopel überrumpelte und zur Abdankung nötigte. Der alte K. wurde nun Mönch im Kloster Mangana und schrieb die Geschichte seiner Zeit (1320—57), welches Werk von Schopen (3 Bde., Bonn 1828—32) kritisch herausgegeben wurde. Auch verfaßte er einen Kommentar zur «Ethik» des Aristoteles, schrieb gegen die Juden, gegen Mohammed und den Koran. K. starb 15. Juni 1383 im Peloponnes und wurde zu Mistithra begraben.

Sein Sohn, Matthäos K., der 1353 durch den Vater vertragswidrig zum Mitregenten ernannt war und nach des Vaters Abdankung sich mit den Waffen zu behaupten suchte, vermochte sich nur bis 1357 zu halten.

Unter der Türkenherrschaft gehörten die K. zu den vornehmsten Fanariotenfamilien in Konstantinopel und gaben als solche der Moldau und Walachei mehrere Hospodare. Später ließ sich ein Zweig dieser Familie in Rußland nieder.

Kantalupen, s. unter Melone.

Kantär, türk. Handelsgewicht, s. Cantaro.

Kantara (El), vollständig el-Kantarat el-Chazne, d. i. die Brücke des Schatzes, heißt ein Campement mit einigen Restaurants östlich am Suezkanal, welches an der Stelle liegt, wo die ägypt.-syr. Karawanenstraße denselben überschreitet, zwischen dem Menzaleh- und Ballähsee. Es ist die natürliche Brücke zwischen Asien und Afrika, und die vom Knotenpunkte der Verkehrswege Es-Sälihiye am Pelusischen Nilarme ausgehenden Karawanen überschreiten seit alter Zeit stets diese Stelle. Die Suezkanal-Kompagnie hat die alte Brücke abgerissen und durch eine Fähre ersetzt.

Kantbeitel, ein langer, starker Stechbeitel für Wagner, s. Beitel.

Kante, im allgemeinen die äußerste Fläche, auch der scharfe Rand eines Gegenstandes; uneigentlich eine genähte, geklöppelte oder gewebte Spitze; in der Weberei soviel wie Egge, Sahlband oder Sahlleiste.

Kantele, s. Kandele.

Kantemir (Demetrius), Hospodar der Moldau, geb. 26. Okt. 1673, einem in der Moldau ansässigen griech. Geschlecht angehörig, wurde 1710 Hospodar der Moldau; auch versprach man ihm die Hospodarschaft der Walachei. Als die Pforte dieses Versprechen nicht löste, trat er mit Peter d. Gr. in Unterhandlung und begab sich nach Rußland. Hier wurde er in den Fürstenstand erhoben und Geheimrat; auch erhielt er bedeutende Güter in der Ukraine. K. beförderte die Gründung einer Akademie in Petersburg, begleitete auch Peter d. Gr. 1720 auf dem Zuge gegen die Perser, erkrankte aber und mußte auf seine Güter zurückkehren, wo er 23. Aug. 1723 starb. In lat. Sprache schrieb er eine «Geschichte des Wachstums und des Sinkens des Osmanischen Reichs, 1300—1711» (deutsch von Schmidt, Hamb. 1745).

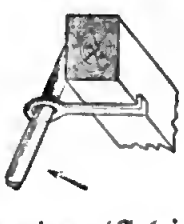
Konstantinos Demetrios K., des vorigen Sohn, geb. zu Konstantinopel 21. Sept. 1709, wurde, 23 J. alt, zum russ. Gesandten am Hofe zu London ernannt. Im J. 1736 ging er nach Paris, wo er sich ganz den Wissenschaften, besonders der Algebra und der Naturlehre widmete. Berühmt sind seine in russ. Sprache geschriebenen «Satiren» (deutsch von Spilcker, Berl. 1752), das erste von einem Laien ausgegangene bedeutende Werk in der russ. Litteratur. Er starb 11. April 1744. Um die Ausbildung der russ. Sprache erwarb er sich durch Übersetzungen große Verdienste.

Kantenschrägmaschine, s. unter Buchbinderkunst, Bd. III, S. 651b, wo auch Abbildung.

Kantenstecher, s. u. Gartengeräte, Bd. VII, S. 559a, wo auch Abbildung.

Kanth, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Neumarkt, an der Weistritz, 20 km von Breslau, Station der Linie Breslau-Sorgau-Halbstadt der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat bedeutende Weißgerberei und Handelsgärtnerei und zählt (1880) 2951 meist kath. E. Hier siegten 14. Mai 1807 die Preußen über die Bayern.

Kanthaken, ein zum Umwenden (Kanten) schwerer Bauhölzer dienendes Werkzeug der Zimmerleute, welches an einem Ende mit einem Ring (Kantring), am andern mit einem zum Fassen des Holzes bestimmten Haken versehen ist. Während letzterer über eine Kante des Stammes gelegt wird, steckt man durch den Ring nach unten einen Hebebaum und vermag so mittels vergrößerter Hebelkraft den Stamm leichter umzuwenden. (S. beistehende Figur.)



Kanthare, s. Kandare.

Kantharíden, Kantharíden-Kampfer, Kantharídenpflaster oder Blasenpflaster, **Kantharidin**, s. unter Spanische Fliegen.

Kanthölzer nennt man im Gegensatz zu den (unbearbeiteten) Rundhölzern alle im Querschnitt rechteckig oder quadratisch behauenen oder geschnittenen Baustämme, selbst wenn ihre Kanten nicht scharf, sondern zum Teil verbrochen oder baumkantig, d. h. von der natürlichen Rundung des ursprünglichen Stammes begrenzt sind. Gewöhnlich ist die Baumkante bis zum vierten Teil der Gesamtstärke des Stammes statthaft.

Kantille oder Bouillon (vom frz. cannetille, bouillon; engl. bullion, purl), Erzeugnisse der Gold- und Silberdrahtspinnerei, aus biegsamen Röhrchen von verschiedenem Querschnitt bestehend, welche dadurch hergestellt werden, daß der Draht, meist echter oder unechter Gold-, resp. Silberdraht, mittels eines gewöhnlichen Spulrads spiralförmig auf eine stählerne Nadel von der gewünschten Stärke aufgewickelt und, wenn die Nadel gefüllt ist, von dieser heruntergeschoben wird. Zuweilen verwendet man zu K. cementierten, d. h. mit einer dünnen Messingschicht überzogenen Kupferdraht, der mit farbiger Seide übersponnen ist, oder auch mit Lahn übersponnenen Eisendraht. Je nachdem Runddraht oder breitgewalzter Draht (Lahn) benutzt wird, zeigt die K. ein mattes oder glänzendes Aussehen. Ist die Nadel, statt von cylindrischem, von halbrundem, drei- oder vierkantigem Querschnitt, so erhält der Draht über den Kanten regelmäßige Knickungen, die sich aus der geradlinigen Reihenfolge zu schraubenartigen Windungen verziehen und so den fertigen K. ein gekräuseltes Aussehen geben. Sowohl die echten als die unechten K. werden zu Fransen, Borden, Quasten, Epauletten, Portepees u. s. w., die feinsten zu Stickereien verwendet.

Kanton (frz. Canton) heißt ursprünglich in Frankreich eine genau abgegrenzte Unterabteilung eines größern Bezirks; so zerfallen nach dem Dekret vom 15. Jan. 1790 die franz. Departements in Arrondissements oder Bezirke und diese wieder in «cantons» von mehrern Gemeinden. Von der Mitte des 16. Jahrh. an hat sich der Name auch in der Schweiz eingebürgert, wo er als Bezeichnung der Einzelstaaten, aus denen die schweiz. Eidgenossenschaft besteht, den alten Namen Ort (z. B. Bund der acht alten Orte, Bund der dreizehn Orte) allmählich verdrängt hat. Zur allgemeinen Geltung gelangte die Bezeichnung durch die Einheitsverfassung von 1798, durch welche die helvetische Republik, unter Aufhebung der Selbständigkeit der ehemaligen Orte, in 19 Verwaltungsbezirke oder K. gegliedert wurde. Jetzt heißen die 25 Einzelrepubliken der Schweiz K., sobald sie für sich als besondere Gemeinwesen betrachtet werden. Um dagegen ihr Verhältnis zur Gesamtheit des schweiz. Bundesstaats zu bezeichnen, ist der Ausdruck Stände offiziell üblich. Deshalb führt das eine Glied der schweiz. Bundesversammlung, in welchem die K. als solche vertreten sind, den Namen Ständerat, während in mehrern K., wie Zürich, Solothurn, Zug u. s. w., als Kantonsrat die Behörde bezeichnet wird, welcher die Gesetzgebung oder die Vorberatung der Gesetze für den K. obliegt. In Spanien heißen Kantonalisten diejenigen Republikaner, die einen Bund selbständiger K. oder Staaten an Stelle des span. Einheitsstaats zu setzen trachten.

Kanton oder Kuang-tschéu-fu, Hauptstadt der chines. Südprovinz Kwang-Tung (Flächenraum 269923 qkm mit 19200000 E.) und der südwestlichste von den dem Auslande geöffneten See- und Handelsplätzen Chinas, liegt unter 23° 8′ nördl. Br. und 113° 16′ östl. L. von Greenwich, 150 km vom Meere, am nördl. Ufer des Tschu-kiang (Perlflusses) oder Kantonstroms, der hier aus der Vereinigung des Si-, Pe- und Tung-kiang, d. h. des West-, Nord- und Oststroms, entsteht und ein mit Hunderten von Inseln erfülltes Ästuar bildet, unter denen Hongkong (s. d.) und Heungschan mit Macao (s. d.), sowie die Fahrstraße Bocca-Tigris (s. d.) am bemerkenswertesten sind. Das eigentliche K. bildet ein unregelmäßiges Viereck, umgeben von einer 8 m hohen, 6 m dicken, auf Sandsteinfundament aus Backsteinen erbauten Mauer von 9 km Umfang und durch eine von W. gegen O. laufende Quermauer in zwei Hauptteile geteilt, die nördl. Alt- oder Tatarenstadt, welche vier Fünftel des Quadrats einnimmt, und die südl. Neu- oder Chinesenstadt. Durch die Umfangsmauer führen 15, durch die Scheidemauer 4 Thore. Die Stadt wird von mehrern, für Güter- und Personenverkehr viel benutzten Kanälen durchschnitten. Zu beiden Seiten legen sich große Vorstädte an und südlich gegenüber liegt auf der gleichnamigen Insel die Vorstadt Honan. Dazu kommt noch die schwimmende Schifferstadt oder Vorstadt der Tanka, d. h. Bootbewohner, die sich 7—8 km weit auf dem Flusse erstreckt und aus dicht aneinander gedrängten, an Pfählen befestigten, lange Gassen bildenden Fahrzeugen besteht, deren jedes einer Familie als Wohnung und Heimat dient. Man schätzt diese Boote auf 80000 mit etwa 300000 E., die sich von Hafenarbeit, Stromschiffahrt und Fischfang nähren. Mit Einschluß aller Vorstädte wird die Bevölkerung von K. auf 1½ Mill. geschätzt.

Die Altstadt, der Sitz des Oberbefehlshabers der Truppen, ist schlecht gebaut und im nördl. Teile weniger von Gebäuden als von Gärten und Teichen erfüllt. Die besser gebaute Neustadt, deren südl. Mauer gegen 100 m vom Flusse absteht und in welcher der Statthalter und der Zollkommissar des auswärtigen Handels ihren Sitz haben, enthält viele Unterrichtsanstalten, glänzende Kaufläden, Paläste, Tempel und Promenaden. Die Straßen K.s sind gerade, meistens kurz und eng, durchschnittlich 3—4 m breit, sodaß nur zwei Sänften nebeneinander passieren, Fuhrwerke aber nicht zur Anwendung kommen können. Sie sind meist gut gepflastert, weniger schmutzig als in andern chines. Städten und in Zwischenräumen mit sog. Triumphbogen, d. h. Denkmalen zur Verherrlichung von Tugenden und Großthaten, geziert. Stadt und Vorstädte werden durch eine vortreffliche Wasserleitung mit gutem Quellwasser reichlich versehen. Die Häuser, meist klein, aus Backsteinen erbaut, sind teils einstöckig, teils zweistöckig. Nur die Hütten der Ärmern sind aus Lehm aufgeführt. Feuersbrünste sind häufig, die europäisch eingerichteten Löschanstalten jedoch vortrefflich. Die öffentlichen Gebäude zeichnen sich durch ihren Umfang aus. Die Zugänge aller Straßen werden zugleich mit den Stadtthoren abends geschlossen. Längs der Hauptstraßen reiht sich Laden an Laden, angefüllt mit den Produkten des chines. Gewerbfleißes. Mehrere Gassen sind nur von derselben Art Handwerker und Kaufleute bewohnt. Es gibt in K. gegen 50000 Tuch-

weber, 17000 Seidenwirker, 4000 Schuhmacher. Die Gewerke in Holz, Metall und Stein sind gleichfalls zahlreich vertreten. Jedes Gewerk bildet eine eigene, besonders regulierte Zunft, deren es an 150 gibt. Leute der niedrigen Klasse treten bereitwillig in die Dienste der Europäer. Obgleich K. in derselben Breite (nahe dem Wendekreise) liegt wie Kallutta und Havana, ist sein Klima doch viel gemäßigter und auch für Europäer im allgemeinen

Topographische Lage von Kanton.

von großer, wiewohl abnehmender Wichtigkeit für denselben. Die Lage der Stadt ist für den Verkehr überaus günstig, da der Tschu-kiang durch seine ausgebreiteten Verzweigungen mit dem ganzen Süden des Reichs in Verbindung steht und der Pekiang mit einer Tagesfahrt in die große, sämtliche andere Provinzen des Reichs durchschneidende Kette von Binnengewässern hinausgeleitet. Als die chines. Regierung zuerst mit ausländischen Mächten in

nicht nachteilig. Die Stadt zählt 120 Tempel mit 2000 Priestern und Nonnen, von denen neun Zehntel Buddhisten. In der Altstadt befinden sich eine mohammed. Moschee und zwei uralte ind. Pagoden. K. besitzt vier höhere Lehranstalten, von welchen drei je 200 Studenten haben, 20 Schulen für mittlern und viele für elementaren Unterricht, ein 1690 gestiftetes Findelhaus für 200 Kinder, ein 1835 von der amerik. Missionsgesellschaft gegründetes allgemeines Krankenhaus und vier Provinzialgefängnisse.

Früher war K. der einzige dem auswärtigen Handel in China geöffnete Hafen und ist noch jetzt

Handelsbeziehungen trat, wählte sie ausschließlich K. für den Hafen, wo europ. Schiffe Zulassung finden sollten, weil K. am entferntesten von Peking lag, und man diese Hauptstadt des Reichs außerhalb alles fremden Einflusses halten wollte. Der von mehrern Inseln geschützte Hafen bei K. gewährt einen bequemen Ankerplatz. Der Ankerplatz für die auswärtigen Schiffe befand sich bei der 20 km südlich von der Stadt gelegenen Insel Whampoa. Von diesem Stapelorte brachte man die Waren auf Leichterschiffen bis zu den europ. Faktoreien, und zwischen beiden Stationen lagen drei Zollhäuser, wo

Ladungen und Passagiere aufs strengste untersucht wurden. Genannte 13 Faktoreien und Konsulate von Nordamerika und den mit China in Handelsverkehr stehenden europ. Völkern, sowie die Hongs (Warenniederlagen) der eine privilegierte, allen Verkehr mit dem Auslande vermittelnde chines. Korporation bildenden Hong-Kaufleute wurden 1842 aufgelöst und 1856 zerstört. Sie lagen in der südwestl. Vorstadt, 200 m vom Flusse. Wie die frühern Faktoreien die großartigste Häusermasse K.s bildeten, so gehören noch jetzt in dieser Vorstadt die sog. Alt- und Neuchinastraße zu den ansehnlichsten der Stadt und enthalten besonders Läden für die von den Europäern am meisten gesuchten Artikel der chines. Industrie. Auf der gegenüberliegenden Insel Honan befindet sich eine Reihe solid gebauter europ. Speicher. Wiewohl der auswärtige Handel K.s noch immer von Bedeutung, zeigt er doch, wie schon erwähnt wurde, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, namentlich seit dem Aufschwunge von Shanghai, eine zusehends wachsende Abnahme. Während man diesen Handel früher auf 20 Mill. Pfd. St. veranschlagte, betrug 1882 der Wert der Einfuhr 4584000, der Wert der Ausfuhr 12613000 Taëls (zu 5 Mark 70 Pf.). Den Hauptanteil daran hatten die Engländer. Unter den Ausfuhrartikeln steht noch obenan der Thee, der früher auf dem Seewege lediglich aus K. bezogen ward. Außerdem kommen zur Ausfuhr Rohseide und Seidenzeuge, Cassia, Porzellan, Grastuch, Matten, Soja, chines. Tinte, Bijouterien, Elfenbein-, Knochen- und Hornwaren, lackierte Waren, Spielzeuge u. s. w. Eingeführt werden von England direkt hauptsächlich Wollzeuge und Blei, ferner Eisen, Zinn, Kupfer, Eisen- und Stahlwaren, Uhren. Aus Ostindien wurde früher vornehmlich Baumwolle eingeführt, später gestaltete sich das von den Engländern eingeschmuggelte Opium zum Hauptartikel. Über die neuere Geschichte, die sich an die Stadt K. knüpft, s. China.

Kantonal, zu einem Kanton gehörig.

Kantonnierung oder Kantonnement heißt der Bezirk (Kanton), in dem eine Truppenabteilung auf einige Zeit einquartiert wird; kantonnieren das Beziehen solcher vorübergehender Quartiere. K. unterscheidet sich vom Marschquartier durch längere Dauer. Die K. haben den Zweck, Truppen möglichst bequem zu konzentrieren, sei es behufs größerer Übungen oder um kampfbereit zu sein. Eine K. ist entweder eng oder weitläufig, je nachdem die Truppen weniger oder mehr Ortschaften beziehen. Dies richtet sich teils nach deren Größe und Wohlhabenheit, teils aber auch nach der Entfernung vom Feinde. Je näher an demselben, desto enger pflegt man zu kantonnieren, um die Truppen desto schneller zusammenziehen zu können. Enge K. können indessen auf die Dauer mehrerer Wochen ohne Magazinverpflegung nicht bezogen werden. Bei weitläufigen K. rechnet man auf jede Feuerstelle (Haushaltung) einen Soldaten, bei engern deren 4 bis 5, auf Bauerhöfen und Gütern oft bis zu 50 und darüber. Die K. werden auch zuweilen nach ihrem Zweck oder ihrer Dauer benannt; so gibt es flüchtige, stehende, Marsch-, Blockade-, Observationskantonnierungen.

Kantonsystem heißt das System der Ergänzungsweise eines Heeres, bei welchem das Land in eine Anzahl Bezirke (Kantons) eingeteilt ist und bei welchem jedes Regiment seinen Rekrutenersatz aus einem bestimmten Kanton zu beziehen hat, sei es durch eine geregelte Aushebung, sei es durch freie Werbung. Nach dem preuß. Reglement von 1733 war jeder Einwohner dem Regiment verpflichtet, zu dessen Kanton er gehörte, ausgenommen waren die Söhne der Edelleute und der Bürger, welche ein Vermögen von 6000 bis 10000 Thlrn. nachwiesen u. s. w. Die Regimenter durften nur in dem ihnen zugewiesenen Kanton, mit Ausschluß jedes andern, werben; jeder eingeschriebene Kantonist durfte keinerlei andere Verpflichtung eingehen. Einige Städte und ganze Landesteile, in denen eine rege Industrie stattfand, waren von der Kantonpflicht befreit.

Kantor (lat., d. h. Sänger), alter Titel für Lehrer, welche zugleich den kirchlichen Chorgesang zu leiten hatten. In frühern Jahrhunderten auch an höhern, sog. Lateinischen Schulen in Gebrauch, wo der K. den Schülerchor, die Kurrende unter sich hatte, ist er jetzt auf diejenigen Volksschullehrer beschränkt, welche zugleich Kirchendienst haben. In den ältesten Zeiten, unmittelbar nach Einführung des Kirchengesangs, war die Stelle des K. eine der wichtigsten bei den Kathedralschulen. Er hatte nicht allein den Gesang im Chore und den Gesangunterricht der Knaben zu leiten, sondern es lag ihm auch ob, die Leseabschnitte für die großen Feste anzugeben und den Kirchenkalender anzufertigen. Der Titel K. war daher ein besonders ehrenvoller, und sein Amt wurde auch von denen verwaltet, die schon höhern kirchlichen Ämtern vorgestanden hatten.

Kantring, s. unter Kanthaken.

Kantschindjinga, der zweithöchste Berg im Himalaja, im östl. Nepal, 8581 m hoch.

Kantschu (vom poln. kanczug und dies vom türk. kamtschi, lederne Geißel, oder von kandschuga, Riemen am Sattel), kurze, dicke, aus Riemen geflochtene Peitsche.

Kanûn (Quânon), ein orient., der Zither ähnliches Saiteninstrument; der Name deutet auf den antiken Kanon (s. d.); ferner ist K. im Arabischen soviel wie Verordnung, Grundgesetz; Kanundschi, Bewahrer der Reichsgrundgesetze; Kanuni, Gesetzgeber; Kanun-name, kanonisches Buch oder Recht.

Kanuri oder Kanori, das Hauptvolk von Bornu (s. d.). Die Kanurisprache, die mit der Sprache der Tibbu zusammenhängt, ist in neuerer Zeit durch die Arbeiten H. Barths und Koelles näher bekannt geworden. Sie ist ein reichentwickeltes, wohlklingendes Idiom. Vgl. Friedr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 1, Wien 1876).

Kanut, König von Dänemark und England, s. Knut.

Kanzel ist der zum Predigen dienende, entsprechend erhöhte und mit einer Brüstung umgebene, sowie oberhalb mit einem Schalldeckel (Kanzelhaube oder Kanzelhimmel) versehene Standort des Geistlichen in christl. Kirchen. Der Name K. rührt von den in den altchristl. Kirchen im hintern Teil des Mittelschiffs angebrachten Schranken (cancelli) her, welche die zum Vorlesen der Evangelien bestimmten erhöhten Lesepulte (Ambonen) absonderten. Später errichtete man zu letzterm Zweck besondere Lektorien (Lettner), während man den Predigerambon davon absonderte und durch eine größere Erhöhung, die der Gemeinde ein besseres Sehen und Hören gestattete, der Predigt eine größere Bedeutung gab. Der für ihn beibehaltene Name Cancelle ging allmählich in K. über. Die K. wurden

von der ältesten Zeit bis in das 16. Jahrh. von Stein, auf massivem Unterbau, später auf mehrern Säulen errichtet und waren ursprünglich viereckig, selten rund oder vieleckig. Erst in der deutschen Kunst des 16. Jahrh. wurde die Brüstung vieleckig (meist im Achteck) angeordnet und aus Holz, gewöhnlich auf einer Säule ruhend, hergestellt. Vom 18. Jahrh. ab kamen die unschönen, die Architektur der K. verdeckenden Kanzelbekleidungen auf, deren Farbe nach der Bedeutung der hohen Feste gewechselt wird.

Kanzional, Cancionale (lat., Liederbuch, Gesangbuch), hießen insbesondere die Gesangbücher der Böhmischen Brüdergemeine, welche von den Vorstehern und Ältesten derselben zur häuslichen Andacht und zum Gebrauch beim Gottesdienst zusammengestellt wurden. Sie haben ein bedeutendes kulturhistor. Interesse nicht nur durch den Text der Lieder, der die Kirchen- und Sittenlehre der Brüder überliefert, sondern auch durch die beigegebenen Melodien, die vielfach alten Volksliedern entlehnt sind, die Initialen und die oft sehr kunstvollen Einbände. Es gibt geschriebene und gedruckte K. Das erste gedruckte ist vom Jahre 1505 unter dem Titel: «Písně chvat božích» («Lieder zum Lobe Gottes»); es ist wahrscheinlich in Jungbunzlau gedruckt, wo seit 1500 die erste Buchdruckerei der Brüdergemeine bestand. Eine neue vergrößerte Ausgabe mußte der Verfolgungen halber im Auslande hergestellt werden; es ist das sogenannte K. von Samtern, 1561 gedruckt auf dem Gute des poln. Grafen von Górka zu Samtern bei Posen. Ein Meisterwerk in Bezug auf typographische Ausstattung und Gravuren ist das 1576 zu Eibenschütz gedruckte K.; später erschien noch ein solches in Kralitz. Die K. sind wie alle czech. Bücher aus der Hussitenzeit durch die Vernichtungswut der Jesuiten in der kath. Reaktionsperiode zu großen bibliogr. Seltenheiten geworden.

Kanzlei (Cancellaria) heißt der ursprünglich mit Schranken (cancellis) umgebene Ort, wo die öffentlichen Urkunden, Gerichtsurteile, landesherrlichen Reskripte und andere Schriften ausgefertigt werden, und Kanzler (s. d.) der Vorsteher der hierzu bestellten Beamten. Eine K. hatten der Kaiser und die Landesherren, und ebenso der Papst, die Erzbischöfe und die Bischöfe, auch wenn die letztern keine Landeshoheit besaßen. In einigen Ländern wurde später der Name K. auch den höhern Gerichten selbst beigelegt (Justizkanzleien), deren Vorsteher in der neuern Zeit meist Kanzleidirektoren, auch wohl Kanzleipräsidenten genannt wurden. Neuerdings versteht man aber unter K. mehr das Subalternpersonal und spricht deshalb von Kabinetts-, Ministerial-, Gerichts- und Regierungskanzleien. Wenn früher den untern Behörden das Recht, eine K. zu haben, häufig versagt war, so bezog sich dies auf die Siegelmäßigkeit oder die dem Landesherrn oder andern privilegierten Stellen und Personen vorbehaltene Befugnis, Urkunden mittels Beifügung des Siegels zu beglaubigen und die dadurch verbrieften Ansprüche sofort vollstreckbar zu machen.

Kanzlei wird auch, namentlich in Österreich, für Comptoir, Bureau u. s. w. angewendet.

Kanzleipapier, s. unter Papier.

Kanzleischrift oder Dokumentenschrift nennt man jetzt eine etwas größere, mit sorgfältig ausgeführten, gleichmäßig starken Grundstrichen und mit kurzen Ober- und Unterlängen versehene Schrift. Diese Schrift wird, wie schon ihr Name andeutet, in Kanzleien verwendet und tritt, wenn viel und schnell geschrieben werden muß, gegen die Geschäftsschrift in den Hintergrund. Die noch im 19. Jahrh. vielgebrauchte K. war eine verbindungsmäßig gestaltete Frakturschrift, sie wurde hauptsächlich bei Dokumenten in den ersten Zeilen, dann auch zu Titeln und Überschriften verwendet. Die in neuester Zeit als Druckschrift vorkommende K. ist eine einfache, edel geformte Frakturschrift.

Kanzleistil nennt man diejenige Schreibart und äußerliche Förmlichkeit, welche in den öffentlichen Urkunden und amtlichen Schriften, wie solche von den Kanzleien auszugehen pflegten, üblich war.

Kanzler (Cancellarius) hieß im Mittelalter derjenige Hofbeamte, welchem die Ausfertigung der öffentlichen Schriften oblag, daher der Reichssiegelbewahrer. Der K. gehörte zu den vier oder fünf obersten Hofbeamten, welche an den german. Fürstenhöfen gewöhnlich angetroffen werden, und war vermöge des Einflusses, welchen ihm sein Geschäft gab, einer der wichtigsten. Dem der Schrift kundigen K., der ebendeshalb in älterer Zeit gewöhnlich ein Geistlicher war, wurde die Korrespondenz und die Ausfertigung der nötigen Urkunden übertragen. Das Kanzleramt in den Königreichen bekam so die Bedeutung eines diplomatischen Beamten, dem vorzugsweise die auswärtigen Angelegenheiten zukamen. In dem Deutschen Reiche des Mittelalters wurde das Erzkanzleramt mit der Kurwürde des Erzbischofs von Mainz verbunden. Der Erzbischof von Köln war Erzkanzler von Italien, der von Trier für das alte Königreich Arelat in Burgund. (S. Erzämter.) Mit dem Erzkanzleramt des Kurfürsten von Mainz waren wichtige Funktionen, namentlich das Direktorium des Reichstags, aller Reichsgeschäfte und Reichskanzleien verbunden. Der Erzkanzler ließ sich seit der Gründung des Reichshofrats in Wien durch einen von ihm ernannten Vizekanzler vertreten, der am Hofe des Kaisers lebte und der eigentliche Reichsminister war. Wie der Kaiser, so hatte auch die Kaiserin ihren Erzkanzler, den Abt zu Fulda. Der K. von Frankreich war der erste Staatsbeamte und der einzige, welcher, einmal ernannt, nicht wieder entlassen werden konnte. Um ihn von den Geschäften zu entfernen, wählte man den Ausweg, neben ihm noch einen Siegelbewahrer zu ernennen. Er war Justizminister und wurde daher aus dem Stande der Rechtsgelehrten erwählt. An seinen ursprünglich geistlichen Stand erinnerten sein schwarzes Mobiliar, die schwarzen Livreen und sein schwarzer Wagen. Außer dem Reichskanzler (Chancelier de France) hatten die Königin, die Söhne und Enkel des Königs, der erste Prinz von Geblüt, die Ritterorden, Universitäten u. s. w. ihre K.

In England ist der Lordkanzler (Lord High Chancellor) der erste Staatsbeamte, Präsident oder Sprecher des Oberhauses, Chef der Reichskanzlei und des damit verbundenen höchsten Gerichtshofs (Court of chancery); als eigentlicher Justizminister fungiert aber der Staatssekretär für das Innere. Außer ihm gibt es noch einen K. des Herzogtums Lancaster und den K. des Lehnhofs und der Finanzkammer (Chancellor of the Exchequer), welches der Finanzminister ist. Auch Irland hat seinen besondern Reichskanzler. In den deutschen Territorien fing man um die Mitte des

15. Jahrh. an, K. zu bestellen, deren Geschäftskreis sich sehr verschieden gestaltete, indessen am häufigsten mit dem Amt eines Präsidenten der höhern Gerichts- und Administrativbehörden verbunden wurde. In Bayern gab es z. B. einen Geheimratskanzler, einen Hofkanzler, einen Lehnskanzler und in den verschiedenen Provinzen Regierungskanzler. König Friedrich II. von Preußen errichtete 1746 die Stelle eines Großkanzlers und Chef de Justice für Samuel von Cocceji, dem er eine durchgreifende Reform des Justizwesens übertragen hatte. Später ging das Amt eines juristischen K. wieder ein. Dagegen wurde der Fürst Hardenberg, der die auswärtige Politik leitete, zum Staatskanzler ernannt. Im Norddeutschen Bunde von 1867 und in dem Deutschen Reiche von 1871 wurde in dem Amt des Bundes-, jetzt Reichskanzlers (s. d.) die gesamte oberste Leitung der Bundes- und Reichspolitik, nächst dem Kaiser, konzentriert an Fürst Bismarck übertragen. Auch in Österreich führte öfters der Ministerpräsident den Titel Staatskanzler, Graf Beust dagegen den Titel Reichskanzler. Vgl. Stumpf, «Die Reichskanzler vornehmlich des 10., 11. und 12. Jahrh.» (3 Bde., Innsbr. 1865—73).

Kanzler (Herm.), päpstl. General, geb. 1822 im Großherzogtum Baden, trat 1845 in päpstl. Dienste und zeichnete sich 1859 und 1860 als Oberst unter Lamoricière aus, sodaß er zum General ernannt und 1865 Oberkommandant der päpstl. Truppen wurde. Er leitete 1870 die Verteidigung Roms und führt nach der Einverleibung des Kirchenstaats seinen bedeutungslos gewordenen Titel fort.

Kaolin heißt ein zu der ausgebreiteten Familie der Thone gehöriges Mineral, zerreiblich, weiß oder licht gefärbt, unschmelzbar, im feuchten Zustande sehr plastisch werdend. Das Mineral bietet das Hauptmaterial zur Fabrikation des Porzellans und wird daher auch Porzellanerde genannt. Es ist ein Produkt der Verwitterung des Feldspats und feldspathaltiger Gesteine (Granite, Porphyre) und besteht in seiner normalen Zusammensetzung aus 47 Proz. Kieselsäure, 39 Proz. Thonerde und 14 Proz. Wasser, entsprechend der Formel $H_4Al_2Si_2O_9$. Ausgezeichneter K. findet sich z. B. in der Gegend von Elbogen in Böhmen, bei Aue unfern Schneeberg, Morl unweit Halle, St.-Yrieux bei Limoges, in Cornwall, China u. s. w.

Kaolinsandstein, ein Sandstein mit weißlichem oder graulichem, aus Kaolin bestehendem Bindemittel; oft enthält er rötlichweiße Körner oder Brocken von frischem oder zersetztem Orthoklas, nur selten Glimmerblättchen; er geht teils in die sog. Arkose, teils in den gewöhnlichen thonigen Sandstein über.

Kap (engl. Cape), in die neuern abendländ. Sprachen durch das Medium des Italienischen (capo) und Französischen (cap) aus dem lat. caput (d. i. Kopf, Spitze) gelangt, ist die Benennung für einen jeden besonders markiert in das Wasser hervorspringenden Teil einer Küste, und in diesem Gebrauche synonym mit Râs (d. i. Kopf im Arabischen), Näs (d. i. Nase in den skandinav. Sprachen), Punta (d. i. Spitze) und andern Bezeichnungen ähnlicher Art. Insbesondere aber gibt man den Namen K. meist nur den größern Landspitzen, welche in das Meer hineinragen, und deren felsigen Charakter man durch Felskap oder Vorgebirge bezeichnet. Letztere sind häufig eines Gebirgssystems äußerste Vorsprünge über der Wasserfläche und werden am großartigsten ausgeprägt und am zahlreichsten angetroffen an den südwärts gerichteten Küstenländern der Weltteile, in Übereinstimmung mit der allgemeinen südl. Zuspitzung aller Kontinente. Von besonderer Bedeutung für die Bestimmung der Bahnen des Weltverkehrs sind z. B. das Nordkap (die nördlichste Spitze Europas), das K. Hoorn (als die Südspitze Amerikas), das K. Verde oder Grüne Vorgebirge an der Westküste, das K. Guardafui an der Ostküste Afrikas u. a. Von erfolgreichster Bedeutung war zu Ende des 15. Jahrh. die Auffindung und demnächst Umschiffung der Südspitze Afrikas, welche den Namen K. der Guten Hoffnung erhielt, auch schlechtweg das K. genannt wird.

Kap (Kolonie), s. Kapkolonie.

Kapaneus, Sohn des Proitos, eines Enkels von Lynkeus, dem Gemahl der Danaide Hypermnestra, war einer von den Sieben gegen Theben. Beim Sturme auf Theben ergriff K. eine Sturmleiter und hinaufsteigend vermaß er sich, die Stadt auch gegen den Willen der Götter zu erobern. Deshalb traf ihn Zeus mit dem Blitz durch die Schläfe, sodaß er mit der Leiter zusammenstürzte, eine Scene, welche von den Dichtern, namentlich den Tragikern, oftmals geschildert und in vielen, zum Teil noch erhaltenen Bildwerken dargestellt wurde.

Kapaun nennt man den in seiner Jugend castrierten Haushahn. Das Verschneiden oder Kapaunieren geschieht durch Entfernung der Testikel mittels Operation, um zarteres Fleisch zu erhalten und die Hähne zur Mastung geeigneter zu machen. Die K. sind auch zur Ausbrütung der Eier und zur Führung der Jungen zu gebrauchen. Am besten eignen sich zum Kapaunieren 12 Wochen alte, nicht eingesperrte Hähne. Die Zucht wird am meisten in Frankreich, Italien und Steiermark betrieben. Neuerdings sieht man davon immer mehr ab und mästet junge Hähne als Coqs vierges ohne Castration. Verschnittene Hühner heißen Poulards.

Kapazität (elektrische), s. Elektrische Kapazität.

Kap Breton, brit.-amerik. Insel, s. Cape Breton.

Kapelle (vom mittelalterlichen capella) nennt man kleine, nicht zu allgemeinem, sondern für besondere Kultzwecke oder nur zu privatem Gebrauche bestimmte Gebäude, welche entweder in oder neben einer größern Kirche, bisweilen auch in Privatgebäuden, wie Burgen und Palästen, eingerichtet sind, oder auch selbständig bestehen. Die K. wird meist nach dem Heiligen, welchem sie gewidmet ist und dessen Reliquien im Altare derselben beigesetzt sind, genannt. Man unterscheidet Grabkapellen, Totenkapellen zur Abhaltung des Totenkultus, Haus-, Hof- und Burgkapellen, Doppelkapellen, d. i. eine besondere Art von K. in zwei Stockwerken übereinander, von welchen die untere (als Krypta) zum Totenkultus, die obere zum gewöhnlichen Gottesdienste bestimmt ist, Votivkapellen, ferner Burg-, Schloßkapellen u. s. w. Kapellenkranz nennt man die Gesamtheit der im Halbkreise dem Umgang des polygonen Chors einer größern Kirche (z. B. Dom zu Köln) sich anschließenden, meist ebenfalls polygon gebildeten K. In spätgotischen und Renaissancekirchen befinden sich oft auch Kapellenreihen an den äußern Seiten der Nebenschiffe.

Kapellan (Kaplan) heißt der Aufseher einer K. oder der in ihr fungierende Geistliche.

Da in den alten kirchlichen K. häufig Musiken aufgeführt wurden, so belegte man mit dem Namen

Kapelle auch die Gesamtheit der Musiker, besonders aber derjenigen Musiker und Sänger, die von vornehmen Personen gehalten wurden. Der Leiter einer K. heißt Kapellmeister (Maëstro di Capella). Ursprünglich waren die K. Sängerinstitute, von denen die päpstliche oder Sixtinische K. die berühmteste ist; im 16. Jahrh. wurden Instrumente hinzugezogen, und seitdem wird damit eine Vereinigung von Sängern und Spielern bezeichnet. Als Hof- und Militärkapelle bezeichnet K. nur eine Vereinigung von Instrumentalmusikern ohne Sänger.

Kapelle oder Kupelle (vom lat. cupella, kleines Gefäß) heißt ein zum Probieren des Silbers und Goldes oder zum Abtreiben (Kupellieren) des Kupfers und Bleies vom Silber dienendes Gefäß, das die Form eines abgestumpften Kegels besitzt, innerhalb flach kugelförmig ist und ungefähr 2,5 cm Durchmesser hat. Die Masse der K. besteht aus Holz- und Knochenasche, welche, mit Wasser zu einem Brei angerührt, in einer hohlen louischen Messingform (Nonne) mit gerader Basis geformt wird. Die Vertiefung erhält die K. durch einen auf den Teig gedrückten halbkugeligen Stempel (Mönch).

Kapellenofen ist die Vorrichtung, durch welche bei der Destillation verschiedener Flüssigkeiten die Sandkapellen geheizt werden (s. unter Destillation, Bd. V, S. 96). Man hat Kapellenöfen mit einer oder mehrern Kapellen; letztere werden auch als Galeerenöfen bezeichnet.

Kapellentage (Capellae), an Höfen kath. geistl. Fürsten und in Abteien die Tage, die bei kath.-weltlichen Fürsten Hof- und Kirchenfesttage heißen.

Kapellmeister, s. unter Kapelle; Kapellmeistermusik, Kompositionen, welche Routine und Beherrschung der Technik zeigen, aber Originalität und Erfindungsgabe vermissen lassen.

Kaper nennt man ein Schiff, welches in Kriegszeiten von Privaten ausgerüstet wird, um Schiffe wegzunehmen, die feindlicher Unterthanen Eigentum sind. Die dazu nötige Autorisation, den Kaperbrief, erteilt die Admiralität des Landes, welchem die K. angehören. Ohne Kaperbriefe betrachtet man die Kaperei als Seeraub und straft Kapitän und Matrosen als Seeräuber. Die Pariser Deklaration von 1856 suchte die Privatkaperei als eine dem Zeitgeist nicht mehr entsprechende barbarische Sitte abzuschaffen. Doch waren es nicht sämtliche Seemächte, welche den Vertrag unterzeichneten. Namentlich schlossen sich die Vereinigten Staaten von Amerika aus, weil sich die übrigen Unterzeichner nicht dazu verstehen wollten, den Vorschlag der amerik. Union anzunehmen, wonach fernerhin feindliches Privateigentum zur See überhaupt nicht, also auch nicht durch Kriegsschiffe, genommen werden sollte. (S. Seerecht.)

Kapern oder Kapper n nennt man die noch unentfalteten, in mit Salz versetztem Essig eingelegten und als höchst beliebtes Gewürz dienenden Blütenknospen des in den Ländern am Mittelländischen Meere wachsenden und bei Toulon und Marseille häufig kultivierten Kapernstrauchs (Capparis spinosa *L.*), welche aus vier Kelchblättern, vier Blumenblättern, zahlreichen Staubgefäßen und einem gestielten Fruchtknoten bestehen. Sie sind etwas bitter und scharf und dienen als Zusatz an verschiedenen Speisen (Brühen und Salate), denen man einen pikanten Geschmack geben will. In den Handel kommen sie in Fäßchen, die besten aber in Flaschen, und zwar die meisten aus Südfrankreich. Die K. haben eine graugrüne Farbe; zuweilen wird jedoch denselben Kupfer zugesetzt, um ihnen, wie es auch häufig bei den Gurken, Bohnen, Mixed pickles u. s. w. geschieht, eine schöne grüne Farbe zu geben, wodurch sie aber giftige Eigenschaften erhalten können. Ein polierter Eisenstab, in das Gefäß mit K. gesenkt, überzieht sich in diesem Falle bald mit Kupfer und führt zur Erkennung des Färbemittels. Als wohlfeiles Surrogat benutzt man in manchen Gegenden, namentlich des nördl. Deutschland, die Blütenknospen der Dotterblume oder Kuhblume (Caltha palustris) und das Scharbockskraut (Ranunculus Ficaria), die erst in Salzwasser geweicht und dann in Essig gelegt werden. Auch die Blütenknospen der Kapuzinerkresse (Tropaeolum majus) und noch anderer Pflanzen hat man als Surrogate verwendet, die jedoch leicht zu erkennen sind. In Italien und Spanien braucht man auch die Früchte des Kapernstrauchs ebenso wie die Blütenknospen. Man nennt erstere Cornichons du caprier. Der Kapernstrauch wächst im ganzen Mittelmeergebiet an sonnigen Felsen und Mauern, an welche er seine rankenden Stämmchen und Zweige andrückt. Die blaugrünen, dicken Blätter sind länglich, kurzgestielt und abwechselnd gestellt. Zu beiden Seiten des Stiels steht ein kurzer, gekrümmter Dorn. Die einzeln in den Blattwinkeln auf langen Stielen stehenden Blumen sind groß und schön gefärbt; aus ihrem langgestielten Fruchtknoten entwickelt sich eine fleischige, gurkenähnliche Frucht von 5 bis 6 cm Länge.

Kapernaum oder Kapharnaum hieß eine wohlhabende Stadt Galiläas, die nach dem Exil erbaut wurde und am See Gennezaret an der lebhaften Handelsstraße lag, welche von Damascus nach dem Mittelländischen Meere führte. In dieser Stadt, welche Jesus zum Mittelpunkt seiner Wirksamkeit in Galiläa erwählte, wohnten auch die beiden Apostel Andreas und Petrus. Wahrscheinlich ist K. an der Stelle des heutigen Tell Hum zu suchen.

Kapernstrauch, s. unter Kapern.

Kapetän, erblicher Grundherr in Bosnien.

Kapetanos, s. Kapitanos.

Kapgummi, s. unter Gummi, arabisches.

Kap Hatteras, s. unter Albemarlesund.

Kapidschi, s. Kapydschi.

Kapillargefäße, s. Haargefäße.

Kapillarität, s. Capillarität.

Kapital nennt man im volkswirtschaftlichen Sinne einen Vorrat von solchen Gütern, die selbst Produkte der menschlichen Arbeit sind und als Mittel zu weiterer Produktion verwendet werden. Bloße Naturfaktoren, insbesondere aber auch der Grund und Boden in seinem natürlichen Zustande gehören also in diesem Sinne nicht zum K., obwohl sie ebenfalls unmittelbar zu produktiven Zwecken benutzt werden können. Das volkswirtschaftliche K. besteht also zunächst aus den Gebäuden, Maschinen, Werkzeugen u. s. w., welche der Produktion dienen, aus den Vorräten von Rohstoffen und Halbfabrikaten, die zu unmittelbar brauchbaren Gütern umgewandelt werden sollen, und von Hilfsstoffen, die bei dem Produktionsprozeß (wie z. B. Kohlen) verbraucht werden. Auch die durch Kultur, Düngung, Drainierung u. s. w. bewirkten Verbesserungen der Grundstücke bilden einen Teil des K., der allerdings mit der Naturgrundlage des Bodens vollständig verschmolzen ist und nur theoretisch von derselben wieder getrennt werden kann. Man pflegt auch die in der Gesellschaft vorhan-

denen Vorräte von Lebensmitteln für den Unterhalt der Arbeiter zu dem volkswirtschaftlichen K. zu rechnen, obwohl diese nur vom privatwirtschaftlichen Standpunkte ihrer Besitzer als Produktionsmittel erscheinen, volkswirtschaftlich aufgefaßt dagegen für die als Selbstzweck zu betrachtende Konsumtion bestimmt sind. Auch das Geld ist kein unmittelbares, eigentliches Produktionsmittel; doch wirkt es indirekt als solches, indem es bei der tauschwirtschaftlichen Gesellschaftsordnung zur Erleichterung des Produktionsprozesses wesentlich beiträgt.

Im privatwirtschaftlichen Sinne erscheint das K. als Vermögen, welches für die Besitzer desselben eine Quelle von Einkommen bildet. Unter diesen Begriff in seinem weitesten Sinne fällt sowohl der Grundbesitz wie das bewegliche Kapitalvermögen, doch wird zweckmäßiger der erstere als eine besondere ökonomische Kategorie für sich behandelt. Das privatwirtschaftliche K. besitzt die Herrschaft sowohl über die eigentlichen Produktionsmittel, als auch über die für die besitzlosen Arbeiter unentbehrlichen Unterhaltsmittel. Die letztern können daher ihre Arbeitskraft nur dadurch verwerten und ihre Existenz nur dadurch fristen, daß sie in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den Kapitalbesitzern treten, welche ihr Vermögen in Produktionsunternehmungen anlegen. Man unterscheidet in jedem kapitalistischen Unternehmen das stehende oder Anlagekapital (s. d.) und das umlaufende oder Betriebskapital (s. d.). Die flüssigste Form des privatwirtschaftlichen Kapitals ist das Geldkapital, welches eine nach allen Seiten hin beliebig wirkungsfähige Vermögensmacht darstellt. In dieser Form tritt das K. in der Regel beim Beginn eines jeden Unternehmens auf; ein Teil dieses Vermögens wird dann fest in Gebäuden, Maschinen u. s. w. angelegt; von dem Betriebskapital aber befindet sich stets ein Teil in der Geldform, indem alle Bestandteile desselben periodisch wieder in diese Form zurückkehren. Als Geld tritt auch meistens das Leihkapital auf, nämlich dasjenige Kapitalvermögen, welches nicht von seinen Besitzern selbst produktiv verwendet, sondern andern gegen eine Vergütung dargeliehen wird. Die Höhe dieser Vergütung, der Zinsfuß (s. d.), hängt unmittelbar allerdings von der Nachfrage nach Leihkapital im Verhältnis zu dem Angebot ab, im tiefern Zusammenhang aber von dem durchschnittlichen Gewinne, den das Unternehmerkapital erzielt, da der übliche Kapitalzins diesem Gewinne niemals gleichkommen wird. Daß aber überhaupt der Kapitalist als Unternehmer einen Gewinn macht, ist nicht etwa durch seine Arbeit als Geschäftsleiter bedingt; denn für diese kann er sich einen besondern Lohn anrechnen, wie er z. B. dem Direktor einer Aktiengesellschaft gewährt wird. Der eigentliche Kapitalgewinn, der z. B. in den an die Aktionäre gezahlten Dividenden rein, wenn auch mehr oder weniger verkleinert, zu Tage tritt, fällt dem Kapitalisten ohne eigentliche Arbeitsleistung desselben zu, und zwar, wenn man von der Vermittelung des Geldes absieht, in der Art, daß der Kapitalist von den Gütern, welche die Arbeiter mit den ihnen zu Gebote gestellten Mitteln produzieren, einen Teil für sich in Anspruch nimmt, was die Arbeiter zugestehen müssen, weil sie ohne K. überhaupt nichts produzieren und erwerben können. Die Arbeiter erhalten also nicht das volle Produkt ihrer Arbeit; sie müssen einen Teil desselben dem Kapitalisten als eine Rente überlassen, die derselbe lediglich auf Grund seines Besitzes der Produktionsmittel bezieht.

Auf diese Thatsache laufen schließlich alle Anklagen hinaus, die von Proudhon, Marx und den Sozialisten und Kommunisten überhaupt gegen das K. und die «kapitalistische Produktionsordnung» erhoben worden sind. Es fällt dagegen nicht entscheidend ins Gewicht, daß das K. selbst ursprünglich durch Arbeit geschaffen ist; denn wenn es auch wirklich durch die eigene Arbeit des Besitzers entstanden wäre, so würde damit ein dauernder Rentenbezug desselben noch nicht ohne weiteres gerechtfertigt erscheinen. Hauptsächlich kommt vielmehr in Betracht, daß der Kapitalist, auch wenn er nicht unmittelbar mitarbeitet, doch eine wichtige Funktion in der wirtschaftlichen Gesellschaft ausübt: in seiner Hand liegt thatsächlich die Initiative und damit die allgemeine Ordnung der Produktion, und indem er diese Funktion erfüllt, setzt er sein K. gerade wegen der Eigentümlichkeit der bestehenden wirtschaftlichen Ordnung einem nicht geringen Risiko aus. Dazu aber wird er sich nur entschließen, wenn ihm ein Gewinn in Aussicht steht. Auch in einer kollektivistisch organisierten Gesellschaft, in der also die Produktionsmittel der Gesamtheit gehören würden, müßten besondere Organe geschaffen und aus dem Ertrag der Produktion unterhalten werden, welche die Verteilung der Produktivkräfte den Bedürfnissen der Konsumtion entsprechend zu regeln und zu leiten hätten, und daß diese Methode für die Gesamtheit mit geringerm Aufwand verbunden sein würde als die gegenwärtig bestehende, ist nur eine Hypothese, für welche die bisherige Erfahrung keinen Beweis liefern kann. Übrigens geben wissenschaftliche Sozialisten, wie Marx, selbst zu, daß die kapitalistische Produktionsweise ein notwendiges, folglich auch berechtigtes Glied in der histor. Entwickelung der menschlichen Kultur und gegenüber der frühern Sklavenwirtschaft einen Fortschritt bilde.

Kapital, Kapitalband, in der Buchbinderkunst ein Streifen Pergament, Seidenstoff oder dergleichen, welcher am Rücken der zu einem Bande verbundenen Papierbogen oben und unten, zugleich zum Schutz und zum Zierat angebracht wird.

Kapitäl (vom lat. caput, das Haupt; capitellum, Köpfchen), Capitell, Capital oder Knauf nennt man in der Baukunst den obersten Teil einer Säule oder eines Pfeilers. Da das K. entsprechend seiner ästhetischen Funktion als vermittelndes Glied zwischen dem stützenden Säulenschaft und dem darauf lastenden Gebälk oder Gewölbe stets von besonders charakteristischer Formbildung ist, so dient es wesentlich zur Unterscheidung der verschiedenen Baustile, insbesondere aber der verschiedenen Säulenordnungen. Je nach der Zeit der Entstehung, nach Form und Ornamentik der K. unterscheidet man dorische, ionische, korinth., röm., byzant., roman., got. Renaissancekapitäle, dann Würfel-, Glocken-, Kelch-, Knollen-, Blattkapitäle u. s. w.

Kapitälchen nennt der Buchdrucker die kleinen Versalbuchstaben in der lat. Schrift (Antiqua), welche nur der Größe der gemeinen (kleinen) Buchstaben entsprechen und zumeist im Verein mit einem Versalbuchstaben zum Hervorheben einzelner Worte im Text benutzt werden. Beispiel: Gutenberg.

Kapitale heißt in der Befestigungskunst die Halbierungslinie eines ausspringenden Winkels oder auch eines einzelnen Werks, wie einer Lünette, eines Fort, eines Bastions.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Kapitalgewinn, s. Kapital, Unternehmergewinn, Zins.

Kapitalisierung nennt man die Berechnung des gegenwärtigen Kapitalwertes einer für immer oder auch auf eine gewisse Zeit zu entrichtenden Rente. Im erstern Falle wird der Rentenbetrag einfach mit einem Kapitalisierungsfaktor multipliziert, der von dem zu Grunde gelegten Zinsfuß abhängig ist, also z. B. 20, 25 oder 33⅓ beträgt, wenn der Zinsfuß zu 5, 4 oder 3 Proz. angenommen wird. Auch der Preis der Grundstücke und vorhandener Betriebsanlagen bestimmt sich thatsächlich durch die K. des geschätzten Reinertrags mit einem von dem persönlichen Ermessen des Kauflustigen abhängenden Faktor. Bei Zeitrenten erfolgt die K. durch Discontierung der künftig fälligen Summen auf die Gegenwart nach bestimmtem Zinsfuß und durch Addition der so berechneten Beträge.

Kapitalisierung oder Kapitalisation nennt man auch bisweilen die Ansammlung von privatwirtschaftlichem Kapitalvermögen, das dadurch erfolgt, daß das Einkommen nicht vollständig zu konsumtiven Zwecken verausgabt, sondern teilweise als Kapital übergespart wird.

Kapitalismus bezeichnet die kapitalistische Produktionsweise im Gegensatz zu dem Sozialismus oder Kollektivismus. (S. Kapital.) Das Wort wird auch gebraucht für die Herrschaft des beweglichen Großkapitals, welche nach der Beschwerde gewisser Parteien zum Nachteil der kleingewerblichen und landwirtschaftlichen Interessen bestehen soll. Daß zeitweise das Großkapital, namentlich an der Börse, seine Macht und seinen Einfluß in gemeinschädlicher Weise gemißbraucht hat, läßt sich nicht bestreiten, doch ist es andererseits eine große Übertreibung, wenn man es für Übel und Mißstände verantwortlich machen will, die aus dem natürlichen Laufe der wirtschaftlichen Entwickelung und den gegebenen Existenzbedingungen gewisser wirtschaftlicher Gruppen hervorgehen.

Kapitalist, s. Kapital.

Kapitalrente, s. unter Kapital.

Kapitalsteuer ist eine direkte Steuer von demjenigen Einkommen, welches aus Zinsen oder Renten vom Geldkapital, also von Staatspapieren, Aktien, Hypotheken u. s. w. besteht. Zweckmäßiger wird dieselbe als Kapitalrentensteuer bezeichnet, um von vornherein dem Mißverständnisse vorzubeugen, als ob sie irgendwie das Kapital selbst angreifen solle. Die Steuer besteht in den süddeutschen Staaten als Glied eines Systems der Ertragsteuern (s. d.). In Preußen wurde im Dez. 1883 von der Regierung ein Gesetzentwurf über eine Kapitalrentensteuer eingebracht, welche neben der Einkommensteuer dazu dienen sollte, den Teil des fundierten Einkommens (s. d.), der auf Geldkapitalbesitz beruht, ebenfalls stärker heranzuziehen als das nichtfundierte Einkommen. In Frankreich besteht die K. (impôt sur les valeurs mobilières) nur unvollständig, indem weder die Staatsrenten, noch die Zinsen der Leihkapitalien getroffen werden; gleichwohl liefert sie einen Ertrag von 50 Mill. Frs.

Kapitalverbrechen sind Verbrechen, welche mit Todesstrafe bedroht sind, also nach deutschem Strafrecht vollendeter, wie versuchter Hochverrat, die verschiedenen Formen des Mordes und schwere Gefährdungen durch Gebrauch von Sprengstoffen. Im röm. Rechte gehörten hierhin auch die mit Verlust des Bürgerrechts und Vermögenskonfiskation bedrohten, entsprechend dem weitern Sinne der poena capitalis bei den Römern. In neuerer Zeit bezeichnet man im weitern Sinne mit dem Worte K. überhaupt die schwersten Verbrechen.

Kapitalzins, s. Kapital und Zins.

Kapitän (mittellat. Capitaneus, von caput, Haupt, nach andern vom angelsächs. Cap und Than, d. h. oberster Führer), gleichbedeutend mit Hauptmann (s. d.), ein Wort, das in die roman. Sprachen überging und hier in seiner allgemeinsten Bedeutung für Befehlshaber gebraucht wurde. So hieß Gonsaloo von Cordova El gran capitan, Turenne Le grand capitaine. Im 15. und 16. Jahrh. erhielt die Benennung aber eine bestimmtere Grenze, und es hieß nun in Frankreich der Führer einer Kompagnie Capitaine, bei den Spaniern Capitan und nach ihm hier die Kompagnie capitania. Als zur Zeit Ludwigs XIV. die frnnz. Sprache im Kriegswesen die bisher auch bei den Deutschen vorherrschenden span. und ital. Bezeichnungen verdrängte, nahm man in den stehenden Heeren, welche damals entstanden, das Wort K. für Hauptmann an. In neuerer Zeit ist jedoch die deutsche Benennung wiederhergestellt worden und die Bezeichnung K. nur in der Marine üblich geblieben, wie: K. zur See (mit Obersten- oder Oberstlieutenantsrang), Korvettenkapitän (mit Majorsrang) u. s. w.

Kapitanös (Kapetanos, Mehrzahl Kapitani, neugrch.), Anführer der Armatolen und Klephten, deren Würde meist erblich war; bei den Mainoten ein erblicher Stammeshäuptling.

Kapitan Pascha, s. Knpudan Pascha.

Kapitel (vom lat. capitulum), d. h. kleiner Kopf, zunächst die an der Spitze (gleichsam als Kopf) eines Abschnittes einer Schrift befindliche kurze Übersicht des Hauptinhalts dieses Abschnittes, dann ein solcher Abschnitt selbst. Am ältesten sind die Kapiteleinteilungen der Heiligen Schrift, als des am meisten citierten Buchs. (S. Bibelausgaben.) Auf die Profanschriftsteller, zuerst auf Theophrast und Gellius, soll Johannes de Lapide, der Lehrer Reuchlins, Ende des 15. Jahrh. die Kapiteleinteilung übertragen haben.

Kapitel wurde in der christl. Kirche die Versammlung oder der Verein der zu einem Kloster oder Stifte gehörigen Geistlichen genannt, weil sich dieselben anfangs täglich zur Anhörung eines K. aus der Bibel oder aus ihren Regeln versammelten. Auch nahmen die Versammlungen geistlicher und weltlicher Orden und Brüderschaften diese Benennung an. Hohe Wichtigkeit gewannen die K. der deutschen Bischöfe, welche, früher klösterlich vereint, später das gemeinsame Leben aufgaben und nur als Korporationen mit großen Gerechtsamen verbunden blieben. (S. Domkapitel und Stift.)

Kapitol (lat. Capitolium), die Burg der Stadt Rom und als solche, sowie als Platz des röm. Nationalheiligtums, des Tempels der kapitolinischen Göttertrias (Jupiter, Juno, Minerva) der religiös-politische Mittelpunkt des ganzen Römischen Reichs, lag auf dem kapitolinischen Hügel (mons Capitolinus), der sich nordwestlich vom Palatin, westlich und nordwestlich von der Niederung des Forums zu einer Höhe von 46 m über dem Meere erhebt. Er ist mit circa 1000 m Umfang der kleinste unter den sieben Hügeln Roms und gliedert sich in zwei durch eine Erhebung (intermontium) geschiedene Höhen, deren nördliche jetzt von der Kirche Sta.,

Maria in Araceli, die südliche vom Palast Cassarelli (jetzt deutsche Botschaft) eingenommen ist. Schon in frühester Zeit war der nach allen Seiten schroff abfallende und im ganzen Altertum nur durch einen fahrbaren Weg (den clivus Capitolinus auf der Südostseite nach dem Forum hin) zugängliche Berg befestigt. Dem König Servius Tullius schreibt die Sage den Mauerring zu, von dessen Substruktionen an der Nordwestseite noch Reste zu sehen sind. Der südliche Gipfel, das Capitolium im engern Sinne, trug den Tempel des Jupiter. König Tarquinius Priscus begann den Bau, der, von etruriſchen Baumeistern geleitet, von dem letzten König, Tarquinius Superbus, vollendet ward. Mehrmals durch Feuer zerstört, wurde er im J. 69 v. Chr. durch Quintus Lutatius Catulus, im J. 70 n. Chr. von Vespasian, endlich zehn Jahre später von Domitian wiederhergestellt, immer unter Beibehaltung des alten Grundplans (der fast genau ein Quadrat von 53 m Seite bildete), aber in größerer Höhe und immer prachtvollerer Ausstattung. Der Tempel stand bis ins 12. Jahrh.: dann fiel er einer so gründlichen Zerstörung anheim, daß die moderne Forschung 200 Jahre lang darüber gestritten hat, ob er an der Stelle von Araceli oder Palast Cassarelli gestanden habe. Ausgrabungen in den Jahren 1871 und 1875 haben die Frage im letztern Sinne entschieden; außer den mächtigen Substruktionen aus Tuffquadern sind unbedeutende, aber sicher dem Tempel angehörende Architekturfragmente aus Marmor gefunden.

Der Platz um den Tempel (area Capitolina) enthielt zahlreiche kleinere Heiligtümer, Denkmäler und Weihgeschenke. Außerhalb dieses mit einer Mauer umschlossenen geweihten Raums lag am westl. Abhange der Felsvorsprung, von dem in älterer Zeit die Staatsverbrecher hinuntergestürzt wurden (saxum Tarpeium). Die nördliche Höhe (49 m), in frühester Zeit der am stärksten befestigte Punkt (die eigentliche arx), trug seit 344 v. Chr. den Tempel der ratenden Juno (Juno moneta), mit dem später das Münzamt verbunden wurde. Die zwischen beiden Gipfeln liegende Niederung (intermontium) gilt der röm. Tradition als die Stelle des von Romulus bei Gründung der Stadt eingerichteten Asyls. Nach der Forumsseite zu war der Platz begrenzt durch den gewaltigen, von Lutatius Catulus errichteten Bau des Tabulariums, welcher das Staatsarchiv enthielt. Noch jetzt ist die Substruktion aus Peperinquadern und, in das Untergeschoß des Senatorenpalastes verbaut, beträchtliche Reste des Tabulariums selbst erhalten. An der Westfront des Tabulariums entlang führte der Clivus Capitolinus hinab auf das Forum. Im frühern Mittelalter trug der kapitolinische Hügel nur ein monumentales Gebäude, die Kirche Sta.-Maria in Araceli auf dem nördl. Gipfel. Seit der Wiederherstellung des Senats im J. 1143 gewinnt das K. von neuem eine Stellung als ideeller und administrativer Mittelpunkt der Stadt; der Kapitolplatz dient lange Zeit als Hauptmarkt, über den Trümmern des Tabulariums erhebt sich der Senatorenpalast; von einschneidender Wichtigkeit ist die Anlage eines Hauptaufgangs von Norden her, der großen Treppe von Araceli (1348).

Um 1560 erhielt das K. seine jetzige Gestalt nach einem Entwurf Michel Angelos. Das jetzige Campidoglio nimmt im wesentlichen den Raum zwischen den beiden Gipfeln, das sog. intermontium, ein. Auf einer prächtigen Treppe, deren Wangen am Fuße mit zwei ägypt. Löwen aus Basalt, oben mit den kolossalen Marmorstatuen der Dioskuren mit ihren Rossen geschmückt sind, steigt man von Nordwesten her auf einen geräumigen Platz, die Piazza del Campidoglio, dessen Mitte die bronzene Reiterstatue des Kaisers M. Aurelius einnimmt; vor sich sieht man den Palast der Senatoren (Palazzo Senatorio), der auf den Fundamenten des alten Tabulariums erbaut ist, zur Linken den Palast des kapitolinischen Museums, in welchem die bedeutendste Sammlung antiker Bildwerke in Rom nächst der vatikanischen, das Museo Capitolino, aufgestellt ist; zur Rechten endlich den Palast der Konservatoren, der außer mehrern zerstreuten antiken Bildwerken und Inschriften (darunter die Konsularfasten), einer Anzahl etrusk. Antiquitäten und einem kleinen Bronzenmuseum (darin z. B. die berühmte Wölfin und der Dornausziehер) auch eine reiche Sammlung von Büsten berühmter Männer der Wissenschaft und Kunst (Protomoteca) und eine Gemäldegalerie enthält.

Zur Topographie des K. vgl. Jordan, «Kapitol, Forum und Sacra Via» (Berl. 1881); C. Re und G. B. de Rossi im «Bullettino della commissione archeologica comunale di Roma» (Bd. 10, 1882). Über das moderne K.: Righetti, «Descrizione del Campidoglio» (2 Bde., Rom 1338—36).

Kapitole, nach dem Vorbild des römischen municipale und religiöse Centra einer Stadtgemeinde, finden sich auch in andern Städten Italiens (Benevent, Fiesole, Verona), in Köln, Besançon, mehrern Städten Numidiens (Cirta, Lambäsis, Thamugadi) und andern röm. Provinzen erwähnt; der Kultus der kapitolinischen Göttertrias (Jupiter, Juno, Minerva) ist an mehrern dieser Orte ausdrücklich bezeugt. Vgl. Kubseldt, «De Capitoliis imperii Romani» (Berl. 1883).

Kapitulant wird in der deutschen Armee derjenige Soldat genannt, der sich nach Erfüllung der gesetzlichen Dienstpflicht freiwillig zum Weiterdienen verpflichtet. Eine solche Verpflichtung soll nur immer auf ein Jahr eingegangen werden und nur solche Leute sind zur Kapitulation zuzulassen, die sich zu Gefreiten und Unteroffizieren eignen. Der K. trägt, ehe er zum Unteroffizier avanciert, besondere ihn kenntlich machende Abzeichen, und zwar z. B. in der preuß. Armee bereits die schwarzweiße Säbeltroddel der Unteroffiziere und eine schmale schwarzweiße Borte quer an dem untern Teile der Achselklappe des Waffenrocks und des Mantels.

Kapitulantenschulen bestehen in der deutschen Armee, um den Kapitulanten (s. d.) Gelegenheit zu geben, sich weiter fortzubilden. Der betreffende Unterricht wird in zwei Stufen erteilt. Auf der ersten Stufe sollen die Schulkenntnisse der Kapitulanten auf das Maß ergänzt werden, dessen jeder Unteroffizier bedarf, um seine militärischen Dienstpflichten voll und ganz zu erfüllen. Auf der zweiten Stufe soll den Unteroffizieren Gelegenheit gegeben werden, ihre Kenntnisse mit Rücksicht auf die Anforderungen besonderer militärischer Dienstanstellungen (Feldwebel u. s. w.), sowie im Hinblick auf die spätere Versorgung durch Anstellung im Civildienst zu erweitern. Auf beiden Stufen soll das Hauptbestreben darauf gerichtet werden, festes und sicheres Erkennen und Wissen in den den Verhältnissen des Unteroffizierstandes entsprechenden Grenzen zu erzielen.

Kapitular (Domkapitular), in der kath. Kirche das vollberechtigte Mitglied eines Domkapitels (s. d.) mit Stimmrecht, Sitz im Kirchenchor und einem bestimmten Einkommen.

Kapitularien, die unter den Karolingern erlassenen Gesetze ꝛc. Jeder Stamm des Fränkischen Reichs lebte nach seinem ihm eigentümlichen Rechte. Daneben bedurfte es indessen allgemein für das ganze Reich gültiger Anordnungen bezüglich derjenigen Materien, welche über den Kreis der Stammesrechte hinausgingen. Diese vom König erlassenen Gesetze, Instruktionen u. s. w. hießen unter den Merovingern: decretum, decretio, constitutio u. s. w., unter den Karolingern capitulare, weil sie in mehrere Abschnitte zerfielen. Sie sind in lat. Sprache abgefaßt, wurden im Original beim Pfalzgrafen deponiert und aus offiziellen Abschriften, welche der Kanzler beglaubigte, seitens der Bischöfe und Grafen dem Volke verlesen und so publiziert. Bei ihrer Abfassung wirkten die geistlichen und weltlichen Großen des Reichs mit. Eine Sammlung der K. ist schon 827 von dem Abte Ansegisus von Fontanella veranstaltet worden. Dieselbe erlangte bald offizielles Ansehen. Eine weitere Sammlung von dem mainzer Diakon Benedikt (daher Benedictus Levita) enthält dagegen zahlreiche Fälschungen, deren Tendenzen mit denen der gleichzeitigen Pseudo-Isidorischen Dekretalen (s. d.) übereinstimmen. Herausgegeben sind die K. von Baluze (2 Bde., Par. 1677; neue Ausgabe von Canciani, 1780) und von Pertz in den «Monumenta Germaniae historica» (Abteil. Leges, Bd. 1 u. 2; neue Ausgabe von Boretius, Bd. 1, Hannov. 1883). Vgl. Boretius: «Die K. im Longobardenreiche» (Halle 1864) und «Beiträge zur Kapitularienkritik» (Lpz. 1874).

Kapitulation, Bezeichnung für sehr verschiedene Arten von Festsetzungen, insbesondere völker- oder staatsrechtlichen Charakters, in Vertragsform. Der Name kommt wohl daher, daß man die nach den Hauptpunkten sich ergebenden Abschnitte Kapitel nannte. Einen mehr privatrechtlichen Charakter hat der mit K. bezeichnete Vertrag, durch welchen sich ein Soldat freiwillig zur Verlängerung seiner Dienstzeit versteht. (S. Kapitulant.)

Als völkerrechtliche Kapitulationen kommen in Betracht: 1) Die vertragsmäßigen Ergebungen von Truppenteilen und festen Plätzen an den Feind. Der Anstoß zur K. kann von jedem der beiden Teile ausgehen und geschieht meistens durch eine schriftliche Proposition von seiten desjenigen, der die Initiative ergriffen hat. Die Unterhandlungen werden durch bevollmächtigte Parlamentäre geführt und die Bedingungen der K. festgestellt, worauf diese von den gegenseitigen Befehlshabern abgeschlossen wird. Die K. ganzer Korps oder Armeen im Feldkriege kommt selten vor und ist fast immer eine Folge begangener Fehler, durch welche die Truppen vom Feinde umringt und abgeschnitten worden sind. Sie können sich dann noch durchschlagen; wenn dies aber unmöglich scheint, bleibt ihnen nichts anderes übrig als zu kapitulieren. Die berühmtesten K. der neuern Kriegsgeschichte im Feldkriege sind die der Sachsen bei Pirna 1757, die des preuß. Korps von Fink bei Maxen 1759, die der preuß. Armee unter Fürst Hohenlohe bei Prenzlau und die ehrenvolle Blüchers bei Lübeck 1807, die eines franz. Korps unter Dupont bei Baylen 1808, die Görgeis bei Világos 1849. Im Festungskriege darf ein Kommandant nur dann eine K. eingehen, wenn alle Mittel des Widerstandes erschöpft, weder Munition noch Lebensmittel mehr vorhanden, oder die Festung und Stadt durch das feindliche Bombardement so gelitten haben, daß sie bei einem Sturme nicht mehr zu halten sind. Es können dann aber Umstände eintreten, daß er die Festung und Garnison auf Gnade und Ungnade übergeben muß und keine K. mehr abgeschlossen wird. Bei letzterer erhält er zuweilen freien Abzug der Garnison mit allen kriegerischen Ehren, d. h. mit Waffen und Gepäck und fliegenden Fahnen (wie bei Belfort 1871), gewöhnlich aber muß die Garnison wie bei einer K. im Felde die Waffen strecken und sich kriegsgefangen geben. Einzig in der Kriegsgeschichte stehen die K. von 1870 da, in welchen zugleich Festungen ersten Ranges und ganze Armeen von bedeutender Stärke in die Gewalt der Deutschen gerieten: so die K. von Sedan 1. Sept., herbeigeführt durch die meisterhaften strategischen Operationen Moltkes, wo mit der Festung zugleich Kaiser Napoleon III. und eine Armee von 84000 Mann sich ergaben; die K. von Metz 27. Okt., welche 173000 Mann in Gefangenschaft brachte; endlich die K. von Paris 28. Jan. 1871, nach welcher zunächst die Außenforts übergeben und die ganze in Paris versammelte Streitmacht der Linien-, Marine- und Mobilgardetruppen von 200000 Mann kriegsgefangen wurde. 2) Die den einzelnen christl. Nationen seitens nichtchristl. Nationen, besonders im Orient und hier wieder namentlich in den muselman. Staaten (dans les Échelles du Levant und in Afrika), vertragsweise bewilligten, in neuerer Zeit sich immer mühsamer behauptenden Privilegien in Bezug auf Handelsgerichte und konsulare Jurisdiktion. Diese Verträge stammen zum Teil, wie die mit der Pforte, aus dem 16. Jahrh. und bezwecken den Schutz der in der Türkei lebenden betreffenden Staatsangehörigen. Eine wesentliche Modifikation derselben hatte die Eröffnung des neuen internationalen Gerichtshofs in Alexandria 28. Juni 1875 zur Folge. Vgl. Martens, «Das Konsularwesen und die Konsularjurisdiktion im Orient» (deutsch von H. Skerst, Berl. 1874).

In staatsrechtlicher, beziehungsweise kirchenrechtlicher Beziehung sind namentlich die Wahlkapitulationen von Bedeutung. Schon im 14. und 15. Jahrh. fingen die Kanoniker und Konventualen in den geistlichen Stiftern Deutschlands an, ihre Wahlen von Bischöfen und Äbten von der Bedingung abhängig zu machen, daß der zu Wählende sich zur Befolgung gewisser Regierungsregeln mittels Eides verpflichte. Doch wurden solche Wahlkapitulationen, wenn sie dem Kollegium der Domherren (dem Kapitel) zu viele Freiheiten vorbehielten, von den Päpsten häufig cassiert. Auch den zu erwählenden Päpsten wurden nachweisbar schon früh von den Kardinälen solche K. vorgelegt. In gleicher Weise verlangten die Kurfürsten bei der Kaiserwahl die feierliche Verheißung, daß der zu Wählende die deutsche Reichsverfassung nicht antasten, aus derselben gewisse Machtvollkommenheiten nicht herleiten und die Vorrechte der Reichsstände nicht verkümmern werde. Sieht man von viel ältern verwandten Erscheinungen, sog. Privatwahlkapitulationen, wie z. B. der zwischen dem Erzbischof Siegfried von Köln und dem Grafen Adolf von Nassau vom 26. April 1292, ab, so findet sich der Name «kaiserliche Wahlkapitulation»

(capitulatio caesarea) und das Institut als ein an sich reichsrechtlich begründetes zuerst 1519 bei der Wahl Karls V., wo man vorzüglich etwaige Versuche dieses mächtigen Fürsten, seine span. Souveränetätsbegriffe auch in Deutschland geltend zu machen, ein für allemal ausschließen wollte. Seitdem wurden jedem deutschen Kaiser solche Wahlkapitulationen vorgelegt, die er förmlich beschwören mußte. Die alleinige Abfassung derselben durch die Kurfürsten erregte bei den übrigen Reichsständen große Bedenken, da jene durch weitere Zusätze die kaiserl. Gewalt immer mehr verringern, hierdurch das Reichsstaatsrecht eigenmächtig abändern und ihre Macht auf Kosten der übrigen Stände vergrößern konnten. Zur Beilegung der daraus hervorgegangenen Streitigkeiten ward 1648 im Westfälischen Frieden die Abfassung einer feststehenden (beständigen), jedesmal im Namen sämtlicher Reichsstände vorzulegenden Wahlkapitulation zugesagt. Die Erfüllung dieser Zusage wurde indes dadurch hingehalten, daß die Kurfürsten immer noch das Recht, nach Bedarf neue Zusätze zu bedingen (jus adcapitulandi), für sich gewahrt wissen wollten und hiermit auf Widerspruch stießen. Endlich kam doch noch 1711 ein Entwurf zu Stande, der gleich bei der Wahl Karls VI. und von da an bei allen weitern Fällen bis zur Wahl Franz' II. 1792 zur Verwendung gelangte. Die Zusatzfrage war seitdem dahin ausgeglichen, daß die Kurfürsten bei jeder neuen Wahl zwar weiter kapitulieren, damit aber weder an den Rechten der übrigen Stände noch an der mit Übereinstimmung aller errichteten Wahlkapitulation und an den andern Reichsgesetzen etwas ändern dürften. Wie sehr die Wahlkapitulation als eine von den Wirkungen der vorhandenen und als eine Mitursache der fortgesetzten polit. Zersplitterung und Zerfahrenheit des weiland Deutschen Reichs erscheint, so muß man sie doch, der Sache nach, als ein bei jedem Wahlreich unvermeidliches Institut erkennen, in welchem auch eine vollkommen berechtigte und ewige Idee, die des Schutzes des bestehenden Rechts gegen Übermacht und Herrscherwillkür oder der Rechtskontinuität, zu einigem Ausdruck gelangte.

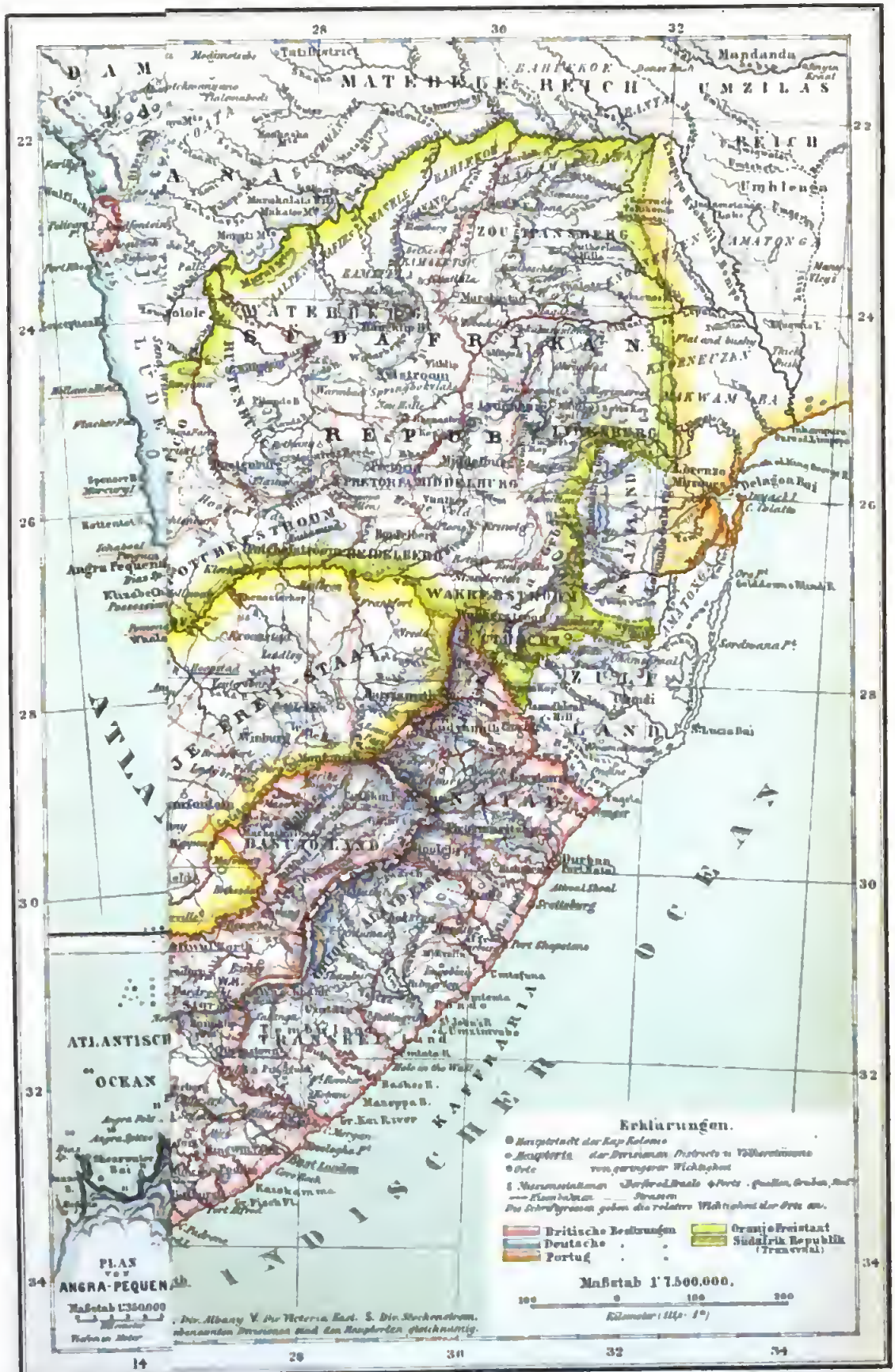
Kapitulieren, eine Kapitulation (s. d.) eingehen, sich ergeben; bei Soldaten (Kapitulanten [s. d.]): nach beendeter Dienstzeit noch weiter dienen.

Kapkolonie, Kapland oder schlechthin Kap, der südlichste Teil Afrikas in der Ausdehnung des gegenwärtigen brit. Besitzes, zwischen 27° 40′ und 34° 50′ südl. Br. und von 16° 30′ bis 30° östl. L. (von Greenwich). Die Kolonie wird im N. von der deutschen Besitzung Lüderitzland, dem Großnamaqua und dem Westbetschuanenlande, sowie von der Oranjeflußrepublik, im O. von Natal und dem Kaffernlande umschlossen, im S. vom Indischen, im W. vom Atlantischen Ocean umspült und hat ein Areal von 517849 qkm mit (1880) 780757 E.; mit dem Basutoland, Westgriqualand und den Transkeidistrikten (Britisch-Kaffraria) 628658 qkm mit (1881) 1249824 E. Das Meer gliedert die etwa 2000 km lange Küste durch eine Menge Buchten, unter denen im W. die St. Helena-, Saldanha- und Tafelbai, letztere mit großen Docks, im S. die Falsche Bai mit der trefflichen Simonsbai, die Marinestation der engl. Kriegsschiffe, die St. Sebastiansbai mit Port Beaufort, die Mossel-, Plettenberg-, St.-Francis- und Algoabai (s. d.), letztere mit Port Elizabeth, die bedeutendsten sind. Die bemerkenswertesten Vorgebirge zwischen diesen Baien sind Paternoster-Point, das Kap der Guten Hoffnung, das Nadelkap oder Lagullas (s. Agulhas), die südlichste Spitze von ganz Afrika, Kap St.-Francis und Kap Recife.

Die Terrainformation des Kaplandes repräsentiert die Afrika eigentümliche Terrassenform ziemlich vollkommen, insofern von N. nach S. Hochland, Stufenland und wellenförmiges Küstenland treppenartig aufeinander folgen, geschieden voneinander durch höher aufgesetzte Randgebirge. Es ist im N. die im Mittel 1500 m erhabene Hochterrasse des Oranjeflusses, welche das Kapland mit dem innern Hochafrika verbindet. Die diese Terrasse gegen S. bogenförmig abschließende, wohl 900 km lange Gebirgskette beginnt im äußersten W. mit dem 1600 m hohen Großen Doornberg, nimmt als Roggeveldgebirge eine südöstl. Richtung, streicht dann ostwärts unter dem Namen der Nieuweveld-, Winter- und Koudveldberge, erstere mit dem 2225 m hohen Bulbhoudersbank, und wendet sich zuletzt mit den bis 2100 m hohen Stormbergen mehr und mehr gegen NO., in welcher Richtung sie sich an die Drachenberge (Kahlambagebirge) anschließen. In den Schneebergen erreicht diese Kette ihren Kulminationspunkt in dem 2591 m hohen Spitzkopf oder Kompaßberg, dem höchsten Gipfel des ganzen Kaplandes. Im S. und SW. der eben aufgezählten Gebirgsketten breitet sich in der größern Westhälfte der K. bis etwa zum Sundayfluße (25° östl. L.) östlich als zweite Terrasse eine andere Hochebene, die Große Karroo aus, auch schlechthin Karroo genannt (ein altes Wort der Hottentottensprache, das trocken oder dürr bedeutet). Diese hat bei 480 km Länge 90—150 km Breite und nimmt ein Areal von etwa 57000 qkm ein. Im Mittel ist sie 900 m hoch mit aufgesetzten Hügeln, im W. bis 1500 m hoch. Sie bietet zu der einen Zeit den Anblick eines üppiggrünenden Tummelplatzes für die von den Bergen herabziehenden Herden, zu der andern den einer sonnenverbrannten, zu Steinhärte ausgetrockneten, unbelebten Fläche, deren Grundlage Thon, Sand und Eisenteile bilden; die wenigen Flußbetten liegen während der Hälfte des Jahres trocken. Von der Küstenebene ist die Karroo durch zwei parallele Gebirgsreihen getrennt, die nach außen in Stufen abfallen, nämlich im W. durch die Cedarberge, mit dem 1931 m hohen Schneekopfe, die Koude-Bokkeveld- und Witteberge, die Olifant-, Cardouw- und Drakensteenberge, letztere mit dem 1544 m hohen Schneeberge; im S. dagegen durch die Kleinen Zwarteberge, mit einem 2324 m hohen Gipfel, die 1200—1525 m hohen Großen Zwarteberge, welche ostwärts bis zum Gamtoosfluße reichen, die Kleinen Winterhoek- und die bis 830 m hohen Zuureberge, und in zweiter Linie durch die Zonder-Endberge, die bis 1525 m hohen Langen Berge, die bis 1528 m hohen Outeniqua- und die Großen Winterhoekberge (mit dem 2440 m hohen Cotcomb). Zwischen beiden Reihen im W. ziehen sich die Hochebenen des Warmen Bokkeveld und das 600 m hohe Kannaland oder die Kleine Karroo hin: alte Seeboden, wie die Karroo selbst auch einer ist. Im O. der Karroa befindet sich zwischen den Schneebergen und dem Meere ein durch viele Höhenzüge mannigfaltig gestaltetes Gebirgsland, in welchem sich der Hangklip 2073 m, der Lostafel 1890 m, der tafelförmige Große Winterberg 2380 m,

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



Zu Artikel: Kapkolonien.

der Kleine Winterberg 1793 m und südöstlich von diesem der Amatole, der Gaikaskop 1982 m, der Hogsback 1943 m hoch erheben. Der vielfach gegliederte südl. Gebirgsrand der Karroo ist durch unendlich viele tiefe und schwer zu passierende Felsspalten, sog. Kloofs (Klüfte), charakterisiert, welche nach dem Regen von den Küstenflüssen in reißendem Gefälle durchströmt werden. Von diesen hat nur der 272 km lange Breedefluß hinreichend große Wassermasse, um zur Schiffahrt dienen zu können. Die dritte Terrasse endlich, das Küstenland, bildet eine bald ganz schmale, bald 35 und mehr Kilometer breite, reichbewässerte, äußerst fruchtbare Zone niedern Berg- und Hügellandes mit mehrern isolierten, besonders scharf ausgezeichneten Erhebungen, von denen der Tafelberg im S. der Kapstadt 1092 m, der daranstoßende Teufelsberg (Devil's Peak) 1003 m, der Simonsberg 975 m hoch ist. (Hierzu eine Karte der Kapstaaten.)

Das Klima des Kaplandes gehört zu den gesündesten der Erde. Während des Sommers, welcher im September beginnt, herrscht oft ein in Sturm übergehender Südostwind, seiner reinigenden Wirkung wegen der «Doktor» genannt. In der Kapstadt schwankt das Thermometer zwischen 8 und 32° C. und erreicht selten 37°. Im Winter ist der Nordwestwind häufig, welchen Nebel und Regen begleiten und der die Luft rauh macht. Gewitter sind namentlich im Osten häufig und halten oft tagelang an. Übelstände sind die Unregelmäßigkeit der Regenfälle, die in manchen Landstrichen zwei oder drei Jahre lang ganz ausbleiben, während sie in andern so stark sind, daß die Flüsse, sog. Vleis bildend, sich zerstörend über das Land ergießen, und der heiße, ausdorrende Nordwind, unter dessen Einwirkung alles eingeführte Holzwerk zerspringt. Der im Sommer sehr heftig wehende Südost ist auch Ursache des sog. Tafeltuchs, d. i. der dichten Nebelschicht auf der Fläche des Tafelbergs, welche der starke Wind wie ein Tuch zu seiten des Felsens herabtreibt. Das östl. Kapland, vom Gamtoosflusse bis zum Kaffernlande, ist im ganzen angenehmer als der westl. Teil. Im Sommer mildern heftige Regen und Gewitter die große Hitze und erhalten das Land grün. Die Winter sind zwar oft sehr kalt, aber die Luft ist klar und angenehm.

An schönen Waldungen ist im Kaplande kein Mangel. Auf den Cederbergen findet sich ein Rest von Widdringtonia juniperoides, die fast unvergängliches Holz hat; auch den Fuß des Tafelbergs umgeben Wälder. In den Outeniquabergen und im Knysnadistrikt, zwischen den Outeniquabergen und dem Meere, bedecken die Wälder 5500 qkm, die sich im Zitzikamagebirge fortsetzen. Endlich hat Kaffraria ansehnliche Waldmassen aufzuweisen. Am häufigsten ist unter den Waldbäumen der Gelbholzbaum (Taxus elongata), das schwarze Eisenholz (Olea laurifolia), das Milchholz (Mimusops obovata), das weiße Eisenholz (Vepris lanceolata), der Assegai oder das Lanzenholz (Curtisia faginea) und die Rotbirne (Phoberus Ecklonii). Die einheimischen Früchte sind nicht von Bedeutung; eingeführte und dort gut gedeihende sind der Wein, die Pfirsiche, Nektarine, Mandel, Banane, Guajave, Shaddock, Walnuß, Stachelbeere u. s. w. Die Zahl der schönblühenden Pflanzen, welche nach der Regenzeit das Land schmücken, ist überaus groß. Reich ist die Fauna des Landes sowohl an Haus- und Jagdtieren als an Raubtieren, wie Antilopen, Zebra, Quagga, Leoparden (im Kaplande Tiger genannt), Schakale, Hyänen (hier Wolf genannt) u. s. w.; aber es gibt hier keine Giraffen, Löwen und Rhinocerosse mehr, Elefanten im Knysnawalde sowie im Busch bei Port-Elizabeth; unter den Vögeln ist namentlich der Strauß zu nennen, der jetzt domestiziert ist und dessen Federn einen bedeutenden Exportartikel bilden. Auch giftige Schlangen, Skorpione und Heuschrecken sind häufig.

Die Bewohner, deren Zahl sich 1880 auf 780757 belief, sind teils Eingeborene, teils Kolonisten. Die Europäer sind Abkömmlinge der Holländer, welche die Kolonie gegründet haben, ferner Engländer, Deutsche, Abkömmlinge der franz. Flüchtlinge, welche sich nach Aufhebung des Edikts von Nantes hier ansiedelten, Portugiesen u. s. w., alle aber vermischt und nicht mehr voneinander geschieden. Nach der Zählung von 1875 gab es 236783 Weiße, 10817 Malaien, 98561 Hottentotten, 73506 Fingos, 214133 Kaffern und Betschuanen, 87184 Mischlinge. Der Bildungsstand der Kolonisten ist im allgemeinen um so niedriger, je entfernter sie von der Kapstadt (s. d.) wohnen, wo sich die meisten höhern Bildungsanstalten befinden. Höhere Elementarschulen gibt es 234, von den Missionsgesellschaften gegründete Elementarschulen 370 und Schulen für die Eingeborenen 282. Außer dem 1829 gegründeten Südafrikanischen College und der 1872 gegründeten Universität (beide in der Kapstadt) bestehen das Graaf-Reinets-College, das Grey-Institut zu Port-Elizabeth, das Gill-College in Ostsomerset, die Diöcesan-Kollegiatschule zu Woolands, ein theol. Seminar der holländ. Reformierten zu Stellenbosch, vier Erziehungsinstitute der röm. Katholiken. Die Kolonisten beschäftigen sich teils mit Ackerbau, der ausgezeichnete Getreideernten erzielt, teils mit dem Bau des Kapweins, größtenteils aber mit der Vieh- und namentlich mit der Schafzucht, besonders in den höher gelegenen Gegenden. Man gewinnt den ausgezeichnetsten Weizen, der nach reichen Ernten auch ausgeführt wird, sehr viel Gerste und Hafer, Roggen an den Roggevelds und den niedrigern Hügeln von Klein-Namaqua, Mais in den feuchtern Gegenden, Sorghum in Menge im Betschuanen- und Kaffernlande, vorzüglichen Reis am Olifantflusse, viel Kartoffeln, Bataten und Yams, im Osten Erdnüsse, Arrowroot, Melonen, Gurken, Erbsen und Bohnen überall; Zuckerrohr zu ausgedehnter Zuckerproduktion in Natal; Baumwolle und Indigo werden gebaut, obwohl sie nördlicher wild wachsen; den besten Tabak gewinnt man am östl. Olifant. Über den Weinbau s. Kapweine. Der große Stapelartikel der Produktion ist die Wolle. Die Merinoschafe haben die alte holländ. Rasse mit Fettschwänzen fast ganz verdrängt. Auch das Haar der Angoraziege, welches man bereits gewinnt, verspricht lohnende Aussicht. Ein neuer Industriezweig ist der der Straußenzüchter. Man findet diese Zucht jetzt in allen Distrikten und hält Herden von 80—300 und mehr. Wo der Boden reich ist an allalischen Salzen und es an phosphorsaurem Kalk nicht fehlt, da gedeihen die Strauße und legen gut. Ein gut ausgewachsener, gesunder Strauß liefert jährlich etwa 120 g Federn, die bei günstigem Verhältnis zu 15 Pfd. St. Wert geschätzt werden.

Aus dem Mineralreiche ist Kupfererz nennenswert. Am Kopperberg bei Karolusberg wurde schon 1683 Kupfer gefunden, und dort baut jetzt die

Kap-Kupferkompagnie in London die Erze (auch gediegen Kupfer) ab, von denen manche 70 Proz. (im Durchschnitt 32 Proz.) Metall ergeben. Die Entdeckung von Diamanten im Kaplande hat ein ungewöhnliches Interesse erregt; 1867 fand ein holländ. Bauernknabe in der Hopetown-Abteilung des Kaplandes den ersten Diamanten, dessen Natur aber erst später erkannt wurde; 1870 fanden sich so zahlreiche Diamanten, daß sich binnen wenigen Monaten Tausende von Wäschern am Vaalenflusse zusammenfanden. Als man anfing, tiefer zu graben, wurde die Ausbeute noch glänzender. An einem berühmt gewordenen flachen Becken, Du Toits-Salzpfanne, fanden sich 1872 binnen zwei Monaten 20000 Abenteurer zusammen. Auf dem Grunde eines benachbarten Farmers, de Beer, fanden wenige Leute binnen drei Monaten 1500 Diamanten. Nun wurden Bodenparzellen zum Graben, nicht mehr als 1,5 qm messend, für 1000 Pfd. St. verkauft. Dieser Grund wurde Colesberg oder Neuer Rusch genannt, und dort arbeiten jetzt mehr Personen, als seither auf sämtlichen Grabe- und Waschstellen (Diggings) thätig waren. Die Farm wurde neuerdings von der Regierung gekauft.

Für den für das Kapland äußerst wichtigen Handel ist viel geschehen. Die von den Centren zu weit gelegene Saldanhabai bietet den einzigen natürlich geschützten Hafen. Der Tafelbaiwasserbrecher ist das bedeutendste Werk dieser Art, das je in den brit. Kolonien ausgeführt worden ist; im Sept. 1860 wurde der Grundstein gelegt und im Juli 1870 wurden die Docks eröffnet. Der mit der Länge breiter werdende, in der Mitte 91,4 m breite und 6,1 m über die Meeresfläche hervorragende Bau wird im ganzen 914,4 m lang werden. An seiner Südseite hat man ein Becken gebildet mit einem nach Südosten geöffneten, 65,7 m breiten Eingange. Es mißt 244 und 122 m, faßt 12 Schiffe und führt zu den innern Docks; der Wasserbrecher und zwei mit Steinen gefüllte Holzmolen schließen ihn ein. Das innere Bassin oder Dock hat eine Fläche von 4,05 ha, sodaß es 50—60 Schiffe faßt, am Nordende 7,3 bis 9,1 m Tiefe. Zu den übrigen Werken gehören sieben große und mehrere kleinere Speicher, in denen 7000 t Ladung geborgen werden können, ein Patentslip, ein 1882 eröffnetes Gravingdock, ein Bagno für 700 Gefangene u. s. w. Die Kosten haben sich auf 450000 Pfd. St. belaufen. Eisenbahnen gab es 1881 außer den 154 km im Klein-Namaqualande, die Privaten gehören, an Staatsbahnen 1535,9 km. Im J. 1881 projektiert und bewilligt sind ferner 918,4 km. Telegraphenlinien waren Ende 1881 5246 km eröffnet. Die hauptsächlichsten unter den vorzüglich angelegten Gebirgspässen, einerseits in die Felsenwand einer Schlucht gesprengt, andererseits aufgemauert, sind: Bains Kloof, 1854 durch die Drakensteenberge geführt; Sir Lowrys-Paß, 1839 über das Hottentotts-Hollandsgebirge gebaut; die Franschе-Hoek-Straße von 1833; der Crodoks, jetzt Montagnepaß über die Outeniquaberge von 1849; der Mosterts-Hoek, jetzt Mitchellspaß, zum Bokkeveld führend; die Straße durch den Pikeniers Kloof von Kapstadt nach Clanwilliam; Meirings Poort, durch die Grote zwarte Berge; der Große Suurpaß zwischen Port Elizabeth und Somerset u. s. w. Die Ausfuhr hatte 1883 einen Wert von 4228900 Pfd. St., ohne die nicht eingetragenen Diamanten, die auf 3 Mill. geschätzt werden. Die Hauptartikel waren Wolle, Kupfererz, Diamanten, Ziegen- und Schaffelle, Straußenfedern, Angorahaar, Rinderhäute, Weizen, Wein u. s. w. Die Einfuhr hatte einen Wert von 5560294 Pfd. St. Dabei waren: Reis, Rohzucker, Kaffee, Thee, Bier, Spirituosen, Weine, Tabak und Cigarren, Schießpulver, Gewehre, Baumwollwaren, Wollwaren, Kleider und Putz u. s. w.

Die Kolonie wird regiert von einem brit. Generalgouverneur und Oberbefehlshaber, dem als Truppenkommandant ein Lieutenant-Gouverneur zur Seite steht. Das Parlament besteht aus dem Gesetzgebenden Rat (Legislative Council) von 22 Mitgliedern, unter dem Vorsitze des Oberrichters (Chief Justice), und einem Repräsentantenhaus (House of Assembly) von 72 auf sieben Jahre gewählten Mitgliedern. Die Verwaltung der Kolonie liefert nicht ungünstige Resultate; doch werden die Einnahmen durch die Ausgaben überwogen. Im J. 1880 betrugen die Einnahmen 3009970, die Ausgaben 5472260 Pfd. St. Die Schuld 12460659 Pfd. St. Alle größern Städte haben Municipalinstitutionen. Statt der frühern holländ. Drosteien (Drosties) ist die Kolonie gegenwärtig in 8 Wahlprovinzen, enthaltend 33 Wahlbezirke oder Distrikte, eingeteilt. Die Hauptstadt der Kolonie ist die Kapstadt (s. d.). Die militärischen Kräfte sind den Umständen angemessen; außer der Artillerie stehen in der K. zwei Regimenter in sieben Trupps geteilt und an 40 Stellen lokalisiert. Zur Grenzverteidigung besteht seit 1853 eine bewaffnete und berittene Polizei, jetzt 750 Mann in sieben Abteilungen. Seit 1878 ist jeder 18 bis 50 Jahre alte Kapbewohner militärpflichtig; 1881 waren 76949 ausgehoben. Die Tafel- und Simonsbai werden durch ehemals holländ. Forts verteidigt.

Geschichtliches. Das Kap der Guten Hoffnung wurde schon 1291 von den beiden Genuesen Vivaldi und einigen ihrer Landsleute auf deren Fahrt nach Indien umschifft, aber diese Thatsache blieb ohne Folgen und geriet wieder in Vergessenheit. (Vgl. Pertz in den Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften vom 28. März 1859.) Als der Entdecker des Kap gilt daher der Portugiese Bartolomeo Diaz, der es 1486 umschiffte. Er nannte es das Cabo tormentoso oder Kap der Stürme. Diesem folgte dann sein Landsmann Vasco de Gama 1497. Die Portugiesen beachteten indes die wichtige Entdeckung gar nicht, weil ihr Hauptaugenmerk auf Indien gerichtet war. Im J. 1591 erschien die erste brit. Flotte unter J. Lancaster in der Tafelbai und 1595 die erste holländische unter Jan de Molenaar. Durch die 1602 gegründete Holländisch-Ostindische Kompagnie wurde zu Anfang des 17. Jahrh. dem Schiffschirurgen Jan van Riebeek die Einrichtung der ersten Anlagen am Kap übertragen. Doch erst 1652 sicherten sich die Holländer den Besitz des Landes und der spätern Kapstadt durch ein Fort und ständige Besatzung, nachdem schon 1620 die Kapitäne Schilling und Fitzherbert im Namen des Königs von England formell Besitz vom Kap der Guten Hoffnung genommen hatten. Um 1688 pflanzte van der Stell den ersten Constantia-Weingarten, dessen Produkt bald Ruf gewann, sodaß sich die Pflanzungen ausdehnten. Im J. 1739 gründete Schmidt die erste Herrnhuter-Mission zu Gnadenthal; aber die Holländer vertrieben ihn, und erst 50 Jahre später konnte die Station wieder aufgenommen werden. Schon im nordamerik. Freiheitskriege

versuchten die Engländer einen Angriff auf die Kapstadt, aber ohne Erfolg. Dagegen gelang es denselben, während des franz. Revolutionskriegs 1795 sich in den Besitz des Kaplandes zu setzen, das sie aber im Frieden von Amiens den Holländern zurückgaben. Allein schon 1806 verloren letztere die Kolonie abermals an die Engländer, und im Frieden von 1815 trat Holland das Land förmlich an Großbritannien ab.

Die brit. Regierung führte völlig andere Verwaltungsgrundsätze ein. Sie begünstigte die Ansiedelung kleiner Landstellen, beschränkte die Weiderechte der zuerst seßhaft gewordenen holländ. Bauern (Boers) und stellte das Grundeigentum nach brit. Kolonialrechte fest. Diese Veränderungen, schlechte Verwaltung, wiederholte Kaffernkriege, welche keine Vorteile brachten, sondern den Zustand der Kolonisten unsicher machten, erregten bei den Boers (s. d.) große Unzufriedenheit. Als endlich 1837 die Emancipation der Hottentotten und 1839 der Neger ausgeführt werden sollte, lehnten sich die Besitzer fast allgemein dagegen auf. Gegen 5000 Boers verkauften allmählich ihren Grundbesitz und siedelten sich in massenhaften Auswanderungen (Trecken) unter Führung von Pieter Retief teils jenseit des Oranjeflusses, teils an der Weihnachtsküste an, wodurch die Kolonie Natal (s. d.) entstand. Obgleich diese Auswanderer fortwährend mit den Kaffern zu kämpfen hatten, weigerten sie sich doch hartnäckig, wieder nach dem brit. Gebiete zurückzukehren, ja erklärten sich sogar von der brit. Herrschaft unabhängig und baten den König von Holland um Schutz. Die brit. Regierung wandte hierauf Waffengewalt an und unterwarf die Ausgewanderten am Oranjefluß, während sie Natal als besondere Kolonie in Besitz nahm.

Die Mehrzahl der Boers, geführt von Pretorius, war inzwischen aus Natal westwärts in das Gebiet der nördl. Quellflüsse des Oranjestroms gezogen, wo sie sich neben den Griquas und den durch den Kaffernhauptling Moselilatze früher aus ihren Wohnsitzen vertriebenen Betschuanenstämmen niederließen. Auch dieses Land wurde 3. Jan. 1848 als brit. Gebiet unter dem Namen Oranje-River-Sovereignity von der Kapregierung in Anspruch genommen. Nach tapferer Gegenwehr unterlagen die Boers, mit denen sich einige Kaffernhäuptlinge verbündet hatten, 29. Aug. 1848 im Treffen bei Boom-Plaats. Pretorius wanderte nun mit der Mehrzahl derselben nach dem obern Vaalfluß und gründete im Norden desselben die Transvaalische Republik (s. d.). Nur etwa 12000 blieben in dem von den Briten beanspruchten Oranjeflußgebiet zurück. Die innere Ruhe der durch den Kaffernkrieg vielfach mitgenommenen K. wurde sehr bald wieder gestört, indem die brit. Regierung den Plan faßte, die im Mutterlande zur Deportation verurteilten Sträflinge auch in das Kapland überzusiedeln. Der Unwille der Kapbevölkerung äußerte sich so drohend, daß sich die brit. Minister genötigt sahen, den Beschluß im Febr. 1850 förmlich zu widerrufen. Kaum hatte sich dieser Sturm gelegt, als seit dem Okt. 1850 abermals die Aufstände und verheerenden Einfälle der Kaffern (s. d.) begannen. Nach dem Friedensschlusse vom 9. März 1853 war man bemüht, sich mit den Boers der Oranje-River-Sovereignity in besseres Einvernehmen zu setzen, indem General Cathcart 23. Febr. 1854 zu Bloemfontein einen Vertrag abschloß, wonach die Engländer jenes Gebiet aufgaben und als einen besondern Freistaat unter dem Namen Oranje-River-Republik (s. d.) anerkannten. Dieser Vertrag wurde 10. April in London ratifiziert. Auch fand nun die seit 1841 gestellte Forderung einer selbständigen und volkstümlichen Gesetzgebung und Verwaltung bezüglich der K. selbst Gehör. Schon 1850 war der Gouverneur ermächtigt worden, den seit 1834 bestehenden Gesetzgebenden Rat durch Aufnahme der angesehensten Kolonisten zu einem konstituierenden Parlament zu erweitern, das nach gegebenen Grundzügen eine Verfassung des Landes herstellen sollte. Spaltungen unter den Kolonisten und der Kaffernkrieg bewirkten jedoch, daß erst nach dem Frieden 1. Juli 1854 das erste freie Kolonialparlament eröffnet wurde.

Zur Sicherung der Grenzen trat der neue Gouverneur, Sir George Grey, in friedliche Unterhandlungen mit den Kaffernhäuptlingen. Dennoch schien eine militärische Bewachung der Grenze nach wie vor notwendig. Die Regierung gewann daher einen Teil der im Orientkriege gebildeten Deutschen Legion und schickte diese Truppen unter Zusicherung von Geld und Land nach dem Kap, wo sie 1857 als Militärkolonisten an den verschiedenen Grenzposten angesiedelt wurden. Die Neugestaltung des Regierungssystems seit 1854 und die Einleitung mehrfacher Verbesserungen, namentlich in Bezug auf den Verkehr, hatten seit 1858 das Zuströmen europ. Einwanderer zur Folge. Zu gleicher Zeit nahm auch der Handel einen bedeutenden Aufschwung, sodaß nach allen Seiten hin eine neue Entwickelung dieser für England so wichtigen Kolonie nicht zu verkennen war.

Ein unglücklicher Krieg der Transvaal-Republik mit dem Kaffernhäuptlinge Sekuluni wurde seitens der Regierung der K. dazu benutzt, auch dieses Gebiet der brit. Herrschaft zu unterwerfen und 12. April 1877 als Province of Transvaal dem Reiche einzuverleiben. Dieser Gewaltstreich fand im brit. Parlament nur schüchternen Widerspruch, und die Regierung der K. unterstützte in den folgenden Jahren sogar heimlich die in beständigen Kämpfen gegen die Boers befindlichen Zulukaffern. Anfang 1879 erklärte der brit. Generalgouverneur der K. dem Zulukönige Ketschwayo den Krieg. (S. unter Zulukaffern.) Die Engländer erlitten im Beginne dieses mit unzureichenden Kräften unternommenen Kriegs mehrere Niederlagen, und die Natalkolonie geriet in große Gefahr; doch verhielten sich die Boers ruhig, und es gelang deshalb im September mit Hilfe aus England nachgesendeter Verstärkungen, den Krieg glücklich zu Ende zu führen. Im J. 1880 kam es im Lande der Zulu zu neuen Kämpfen, da der den Engländern bisher befreundete Stamm der Basuto sich weigerte, die allgemein angeordnete Auslieferung der Feuerwaffen zu vollziehen; auch in Ostgriqualand brach ein Aufstand aus, doch gelang es, diesen sowie den der Basuto noch in demselben Jahre zu unterdrücken. Die Boers des Transvaal-Gebietes hatten 1879 bei der Königin von Großbritannien die Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit erbeten und 16. Dez. 1880 dem brit. Oberkommissar, Oberst Sir O. Lanyon erklärt, daß sie Englands Herrschaft nicht mehr anerkennten; sie verfügten über ungefähr 8000 gute, großtenteils berittene Schützen. An brit. Truppen standen im Transvaallande und Natal 3000 Mann und 8 Geschütze, durchweg kriegsgewohnte Soldaten, unter General Sir George Pomeroy Colley.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Digitized by Google

Schon vor der Kriegserklärung der Boers waren von Lydenburg her drei brit. Kompagnien nach Pretoria in Marsch gesetzt worden, welche 20. Dez. bei Bronkers Spruit nach viertelstündigem Kampfe und Verlust eines Drittels ihrer Stärke zur Kapitulation gezwungen wurden. Am 18. war Potchefstroom von den Boers genommen worden, und zwischen dem 16. und 22. Dez. wurden die brit. Garnisonen in Pretoria, Wakkerstrom, Lydenburg und Standerton eingeschlossen. Die Besatzung von Potchefstroom mußte sich nach tapferer Verteidigung 21. März 1881, wenige Tage vor dem Friedensschlusse, ergeben, dagegen wurden Pretoria, Lydenburg und Standerton gehalten. Die Kämpfe im freien Felde verliefen sehr unrühmlich für die brit. Waffen. Zwar waren auf die Nachricht von der Erhebung des Transvaallandes aus England und Indien sogleich 4500 Mann abgesendet worden, ebenso eine Fußbatterie aus St. Helena und von der Flotte eine Abteilung Matrosen und Seesoldaten, sodaß die brit. Truppen den Boers an Zahl der Streiter gleichkamen und wegen ihrer Artillerie diesen an Gefechtskraft für überlegen gelten durften: doch wurden sie schlecht geführt und erlagen, zum Teil wegen der sehr schlechten Schießausbildung der brit. Infanterie, überall, wo es zum Kampfe kam. General Colley ging 26. Jan. 1881 über den Ingogo, griff 28. Jan. die von 2000 Boers unter Joubert bei Laings Nek am Dralensberg (im Natalgebiet) besetzte Stellung an, wurde aber zurückgeschlagen, ohne dem Gegner nennenswerten Schaden zugefügt zu haben. Am 8. Febr. erlitt eine aus dem Lager nach Newcastle, dem Depotplatze des brit. Heeres, zurückgesendete Kolonne von 5 Kompagnien bei dem Pachthause Schains Hoogte abermals eine blutige Niederlage und gelangte nur unter dem Schutze eines Orkans überhaupt ins Lager zurück. Am 18. Febr. trafen im brit. Lager vor Laings Nek von Durban her namhafte Verstärkungen ein, und in der Nacht vom 26. zum 27. gelang es, den Majubaberg, den Stützpunkt des rechten Flügels der Boers, unbemerkt zu besetzen. Diese steile Felsstellung erstürmten jedoch die Boers am folgenden Vormittag unter sehr geschickter Benutzung der örtlichen Verhältnisse mit geringem Verlust. Abermals wurden aus England, Indien und den Mittelmeerstationen bedeutende Verstärkungen nachgesendet, und im März übernahm General Sir C. Wood den Oberbefehl; doch kam es nicht mehr zum Kampfe. General Wood schloß 6. März einen Waffenstillstand, der bis zum 18. März verlängert wurde, wo die Friedenspräliminarien ratifiziert wurden. Die Boers räumten 23. März die Stellung von Laings Nek und lieferten alle Gefangenen aus. Ende Juli 1881 wurde der definitive Friede ratifiziert, worauf die brit. Truppen das nunmehr als unabhängig anerkannte Land der Transvaal-Republik (s. d.) räumten. Das Kapland ist nicht nur der Schlüssel ins Innere von Afrika, sondern die Insel Mauritius, dieser große brit. Reedeplatz und Verteidigungspunkt, kann nur von hier ihren notwendigen Bedarf beziehen. Überhaupt gilt das Kap als die Hauptstation und der Waffenplatz der brit. Macht im Atlantischen und Indischen Ocean, hat jedoch seit der Eröffnung des Suezkanals einen großen Teil seiner Bedeutung eingebüßt.

Litteratur. Außer den ältern verdienstvollen Werken von Barrow, Lichtenstein, Burchell, Shaw, Arbousset, Chase, Meyer u. s. w. vgl. Bunbury, «Journal of a residence at the Cape of Good Hope» (Lond. 1848); Napier, «Excursions in Southern Africa, including a history of the Cape Colony» (2 Bde., Lond. 1849); Kretzschmar, «Südafrik. Skizzen» (Lpz. 1853); Fleming, «Southern Africa, a geography, national history of the colonies and inhabitants» (Lond. 1856); H. Hall, «Manual of South African geography» (Kapstadt 1859); Meidinger, «Die südafrik. Kolonien Englands und die Freistaaten der holländ. Boeren in ihren neuesten Zuständen (Frankf. a. M. 1861); Fritsch, «Drei Jahre in Südafrika» (Bresl. 1868); Chase und Wilmot, «History of the colony of the Cape of Good Hope» (Lond. 1870); Noble, «Descriptive handbook of the Cape Colony» (Kapstadt 1875); Ballantyne, «Six months at the Cape» (Lond. 1880); Granville, «Guide to South Africa» (7. Aufl., Lond. 1881); Silver, «Handbook to South Africa» (Lond. 1881); Wilmot, «Geography of the Cape Colony» (Lond. 1882); Holub, «Die Engländer in Südafrika» (Wien 1882); «The general directory and guide-book to the Cape of Good Hope and its dependencies, as well as the Free State, Transvaal and Natal» (Kapstadt 1883).

Kaplaken (holl.), Bezeichnung der Primage oder des Primgeldes, d. h. des Geldes, das ein Schiffskapitän noch außer seinem Gehalt bekommt, ursprünglich ein freiwilliges Geschenk (zur Anschaffung von Tuch oder «Laken zur Kappe»), jetzt nur noch wenig im Gebrauch.

Kaplan (capellanus), ursprünglich ein an einer Kapelle angestellter Geistlicher. Der Name kommt entweder von capsella, dem Behälter, in welchem die Gebeine der Märtyrer aufbewahrt wurden, auf deren Gräbern vorzugsweise Bethäuser errichtet wurden, oder von cappa, einem Kleidungsstücke des heil. Martin, wonach man den Ort benannte, an welchem die fränk. Könige in ihren Palästen die Heiligenreliquien aufbewahrten. Die an diesen angestellten Geistlichen hießen capellani und waren lange Zeit die Pflanzschulen für die deutschen Bistumskandidaten und die diplomatischen und Staatsbeamten des deutschen Königs. Jetzt werden K. genannt: 1) die Gehilfen des Pfarrers in der Seelsorge (einfache K.); 2) Geistliche mit ständigem, eigenem Seelsorgeramt (Kuratkaplane); 3) Geistliche an Privatkapellen, öffentlichen Anstalten u. s. w.

Kapland, s. Kapkolonie.

Kaplitz (slaw. Kaplice), Stadt und Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts im südl. Böhmen, mit (1880) 2314 E. größtenteils deutscher Zunge, die neben den städtischen Gewerben zumeist Feldwirtschaft treiben. Die Stadt liegt am Malschbache, der zur Moldau fließt, und ist Station des Linz-Budweiser Flügels der Elisabeth-Westbahn. K. hat ein großes Brauhaus und zahlreiche Eisenhämmer zur Erzeugung von Sensen und Sicheln; das Topfgeschirr von K. hat einen altbewährten Ruf.

Kapnik-Bánya, Marktflecken in Ungarn, Komitat Szathmár, am Kapnikflüßchen, 75 km im OSO. von Szathmár-Némethi, mit 2500 rumän., magyar. und deutschen E. kath. und griech.-orient. Konfession, hat Gold- und Silberbergwerke und ist Sitz eines Bergamts.

Kapnist (Wassilij Wassiljewitsch), russ. Dichter des 18. Jahrh. im pseudo-klassischen Stile, ein Verwandter Derschawins, der auch sein Vorbild war,

geb. 1756, geſt. 28. Okt. 1823. Eine Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte erſchien 1806 in Petersburg. Ziemlich unbedeutend als Lyriker, iſt er beſonders, und mit Recht, berühmt durch ſeine Komödie «Jabeda» («Die Chikane», 1799), in der die Mißbräuche der ruſſ. Juſtiz mit Freimut gerügt werden.

Kapodaſter, ſoviel wie Capotaſto (ſ. d.).

Kapodiſtrias (Giovanni Anton, Graf), Präſident des griech. Staats 1827—31, geb. zu Korfu 11. Febr. 1776, ſtammte aus einem edeln Geſchlecht, das von ſeiner urſprünglich dalmatiniſchen Heimat, der Stadt Capo d'Iſtria bei Trieſt, den Namen führte und ſchon ſeit dem 14. Jahrh. auf den Joniſchen Inſeln in Anſehen ſtand. K. ſtudierte zu Padua außer der Philoſophie und den alten Sprachen mit beſonderm Eifer die Heilkunde. Er erhielt 1800 als Senatsſekretär den Auftrag, die Verwaltung der Inſeln Cephalonia, Ithaka und Sta.-Maura zu ordnen. Auch blieb er ſeitdem Mitglied der Regierung der Republik «der ſieben vereinigten Inſeln». Seit 1807 (nach Abtretung der Inſeln an Frankreich) lebte er als Privatmann auf ſeinen Gütern auf Korfu, bis er ſich 1809 in Petersburg im Departement der auswärtigen Angelegenheiten anſtellen ließ. Er wurde 1811 der ruſſ. Geſandtſchaft in Wien beigegeben, aber ſchon 1813 nach dem Hauptquartier der ruſſ. Armee berufen, wo er bis 1815 an den Unterhandlungen in Wien und Paris, ſowie in Betreff der Schweiz den größten Anteil hatte. Im Auftrage des Kaiſers Alexander I. unterzeichnete er am 20. Nov. 1815 den zweiten Pariſer Frieden und ward 1816 zum Miniſter des Auswärtigen erhoben. Im Sommer 1822 nahm K. ſeine Entlaſſung aus dem ruſſ. Staatsdienſte und begab ſich nach der Schweiz, von wo aus er die Sache der Griechen unterſtützte. Von Genf wendete er ſich im März 1827 nach Paris, wo er im Mai die Kunde von ſeiner Wahl zum Präſidenten des neu entſtandenen griech. Staats erhielt. Am 24. Jan. 1828 trat er zu Ägina die Regierung an. (S. Griechenland.) K. ſorgte zwar eifrig für die Ordnung der zerrütteten öffentlichen Zuſtände, that dies aber im Sinne des «aufgeklärten Abſolutismus» des 18. Jahrh., und zeigte ſich den Einflüſſen der ruſſ. Politik unterworfen. Hierdurch erbitterte er die liberalen Elemente, namentlich auf Hydra. Zudem verfeindete er ſich mit dem mächtigen Geſchlecht des Mainotenbeis Petros Mauromichalis (ſ. d.), und dieſer Umſtand zog endlich ſeinen Untergang herbei. Am 9. Okt. 1831 ward er zu Nauplia beim Eintritt in die Kirche St.-Spiridion von Konſtantin Mauromichalis, dem Bruder des Petros, und Georg Mauromichalis, des letztern Sohne, ermordet. Vgl. K. Mendelsſohn-Bartholdy, «Graf Johann K.» (Berl. 1864).

Viaro K., der älteſte der Brüder des Präſidenten, wurde im April 1828, bis zu welcher Zeit er als Rechtsgelehrter in Korfu gelebt hatte, Mitglied des «Panhellenion» für die Abteilung des Kriegs und der Marine, bald darauf außerordentlicher Gouverneur der Weſtſporaden, in welchen Stellen er ſich durch ſein deſpotiſches Benehmen verhaßt machte. Nach Auflöſung des Panhellenion erhielt er das Miniſterium des Kriegs und der Marine. Im Sept. 1831 entfernte ihn der Präſident von aller Teilnahme an den Staatsgeſchäften, worauf er nach Korfu zurückkehrte, wo er 1842 ſtarb.

Auguſtin K., ein jüngerer Bruder des Präſidenten, geb. 1778, ſtudierte zu Korfu ebenfalls die Rechtswiſſenſchaft und ging 1828 nach Griechenland, wo er vom Präſidenten zu deſſen Stellvertreter in Oſt- und Weſtgriechenland ernannt wurde, aber im ganzen nur geringe militäriſche und politiſche Fähigkeiten bewährte. Nach der Ermordung ſeines Bruders wurde er Präſident der Proviſoriſchen Regierung, mußte aber infolge des bewaffneten Aufſtandes der Syntagmatiker, der mächtigen Oppoſitionspartei, 9. April 1832 abdanken und kehrte nach Korfu zurück, wo er im Mai 1857 ſtarb.

Kapok oder Pflanzendunen nennt man die Wollhaare von Eriodendeon (ſ. d.).

Kápolna, Dorf in Ungarn, Komitat Heves, Station (Kaál-K.) der Linie Hatvan-Miskolcz-Kaſchau der Ungariſchen Staatsbahnen, hiſtoriſch denkwürdig durch die Schlacht vom 26. und 27. Febr. 1849, in welcher der kaiſerl. General Graf Schlick über die ungar. Revolutionstruppen unter Dembinski und Görgeys Führung einen ſchwer errungenen Sieg davontrug.

Kaponnière (entweder vom ital. capannato, Hütte, oder vom frz. caponner, kriechen) oder Koffer iſt urſprünglich ein nach den Seiten gedeckter und zugleich verteidigungsfähig eingerichteter Gang, welcher quer über den Graben eines Feſtungswerks auf deſſen Sohle angelegt iſt. Das von der K. ausgehende Feuer ergibt ſomit eine niedere Seitenbeſtreichung des Grabens. Aus den offenen K. entſtanden ſpäterhin die von oben her eingedeckten. Gegenwärtig iſt der Zweck der K. lediglich, eine gegen Vertikalfeuer geſicherte Poſition zur niedern Grabenflankierung zu gewähren, da, wo der Grundriß der Feſtung eine ſeitliche Grabenbeſtreichung vom offenen Walle her ausſchließt, oder wo dieſes Feuer noch der Ergänzung bedarf. Die neuern K. werden in Mauerhohlbau ausgeführt. Die K. bilden eine charakteriſtiſche Eigentümlichkeit der neupreuß. Befeſtigungsmanier. (Vgl. Feſtungsbau, Bd. VI, S. 728[b].)

Revers-Kaponnièren liegen in der Contrescarpe vor einem ausſpringenden Winkel und beſtreichen den Graben der Länge nach von außen her.

Kapores (jüd.-deutſch, vom hebr. kappôreth, Sühnopfer), in der Verbindung kapores gehen, kapores ſein, d. i. ſoviel wie zu Grunde gehen, verloren ſein.

Kapos, Fluß in Ungarn, entſpringt im Komitat Sümeg aus mehrern Quellen auf der Pußta Korpád, fließt erſt nordöſtlich, dann öſtlich durch das Komitat Tolna und mündet bei Agárd in die Sárviz. Das Gefälle iſt gering, daher Überſchwemmungen und Verſumpfung ſehr häufig. Die Regulierung des Fluſſes wurde ſchon 1813 begonnen und nach langwieriger Arbeit zwei Kanäle hergeſtellt. Der Hauptkanal iſt der 109 km lange Kapos- oder Zichy-Kanal von Kaposvár bis Némethy, wo der Kanal ſich mit dem ebenfalls kanaliſierten Siófluſſe vereinigt.

Kapoſi (Moritz), Mediziner, geb. 23. Okt. 1837 in Kaposvár in Ungarn, ſtudierte von 1856 bis 1861 an der wiener Univerſität Medizin, habilitierte ſich 1866 daſelbſt als Privatdocent für Dermatologie, wirkte von 1866 bis 1871 als Sekundärarzt und Aſſiſtent an der Hebraſchen Klinik und wurde 1875 zum außerord. Profeſſor, 1879 infolge der Erkrankung Hebras zum ſupplierenden, 1881 nach dem Tode des letztern zum definitiven Vorſtand der Klinik für Hautkrank- ernannt. Außer

zahlreichen Beiträgen zu Fachzeitschriften bearbeitete er mit Hebra gemeinschaftlich das «Handbuch der Hautkrankheiten» (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1860—76) und veröffentlichte weiterhin: «Die Syphilis der Schleimhaut der Mund-, Nasen- und Rachenhöhle» (Erlang. 1866), «Die Syphilis der Haut und der angrenzenden Schleimhäute» (mit 76 chromolithographierten Tafeln, Wien 1872—75); «Pathologie und Therapie der Hautkrankheiten» (Wien 1879; 2. Aufl. 1883); «Pathologie und Therapie der Syphilis» (erste Hälfte, Stuttg. 1881).

Kaposvár, Marktflecken im ungar. Komitat Somogy am Kaposflusse, Station der Linie Bátaszék-Zalány der Ungarischen Staatsbahnen, Sitz der Komitatsbehörden und eines Gerichtshofs, hat ein Staatsgymnasium, Tabak- und Weinbau und vielbesuchte Märkte und zählt (1880) 9571 E.

Kapp (Friedr.), Geschichtschreiber und Politiker, geb. 13. April 1824 zu Hamm in der preuß. Provinz Westfalen, studierte 1842—45 in Heidelberg und Berlin die Rechtswissenschaft und arbeitete bis 1848 als Referendar am Oberlandesgericht seiner Vaterstadt. Infolge des Ausbruchs der frnnz. Revolution und der dadurch herbeigeführten polit. Bewegung in Deutschland nahm er im April 1848 seinen Abschied aus dem preuß. Justizdienst und wandte sich zunächst nach Frankfurt a. M., das er jedoch unmittelbar nach dem Septemberaufstande verlassen mußte. K. ging darauf zuerst nach Brüssel, später nach Paris und schließlich nach Genf, von wo nus er 1850 nach Amerika auswanderte. Er ließ sich in Neuyork als Advokat nieder, widmete sich hier dem Studium des Rechts, der Geschichte und wirtschnftlichen Entwickelung des Landes und lernte auf längern und häufigen Reisen das ganze Gebiet der Union kennen. Während der letzten vier Jnhre seines neuyorler Aufenthalts war K. in dem Ehrenamte eines Einwanderungskommissars für den Schutz und die Interessen der Einwanderer besonders thätig. Nach 20jähriger Abwesenheit kehrte er im Mai 1870 nach Deutschland zurück, nahm seinen Aufenthalt in Berlin und wurde 1872, 1874, 1877 und 1881 vom Wahlkreise Salzwedel-Gardelegen in den Reichstag gewählt, wo er sich zuerst der nationalliberalen und 1884 der deutsch-freisinnigen Partei anschloß. K. beteiligte sich hier vorzugsweise an den Fragen der internationalen Politik, an Handelsverträgen, Auswanderungs- und Konsularangelegenheiten, sowie an allen auf den Schutz der Deutschen im Auslande gerichteten Maßregeln. Jm Herbst 1884 lehnte er eine Wiederwahl in den Reichstag ab. Er starb 27. Okt. 1884 zu Berlin.

Jn seinen Schriften hatte sich K. die Aufgabe gestellt, den Deutsch-Amerikanern und Deutschen das Verständnis der ameril. Politik zu erschließen und den Einfluß nachzuweisen, welchen Deutsche auf die Entwickelung und Politik der nmerik. Republik ausgeübt haben. Die bedeutendsten dieser Schriften sind: «Die Sklnvenfrage in den Vereinigten Staaten, geschichtlich entwickelt» (Gött. 1854), «Leben des amerik. Generals F. W. von Steuben» (Berl. 1858; auch englisch, Neuyork 1859), «Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten» (Hamb. 1860), «Leben des amerik. Generals Joh. Kalb» (Stuttg. 1862; auch englisch Neuyork 1870 und 1884), «Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika» (Berl. 1864; 2. Aufl. 1874), «Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika» (Bd. 1, Lpz. 1868; 4. Aufl., Neuyork 1884), «Immigration and the Commissioners of Emigration in the State of New-York» (1869), «Friedrich d. Gr. und die Vereinigten Staaten von Amerika» (Lpz. 1871), sowie endlich: «Aus und über Amerika. Erlebnisse und Thatsachen» (2 Bde., Berl. 1876). Seit 1876 war er im Auftrage des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler mit einer «Geschichte des deutschen Buchhandels» beschäftigt.

Kappadocien (grch. Kappadolia, altpers. Katpatuka), eine ausgedehnte Landschaft im östl. Kleinasien, zwischen den Flüssen Halys und Euphrat, die im N. an die Landschaften Galatien und Pontus, im O. an Armenien, im S. an Syrien (Commagene) und Cilicien, im W. an Lykaonien grenzt. Sie wird von zahlreichen Gebirgen durchzogen, von denen im Jnnern der Argäus und der etwas weiter östlich gelegene Antitaurus, im S. der Taurus, das Grenzgebirge gegen Cilicien, die bedeutendsten sind. Diese Gebirge sind meist kahl und nur mit Viehweiden bedeckt; auch von den ebenen Strichen ist ein Teil bloßes Weideland, während andere Strecken fruchtbares Getreide- und Baumland darbieten. Doch überwiegt die Viehzucht bedeutend den Ackerbau. Von Flüssen sind außer den erwähnten Halys und Euphrat (der die Grenze gegen Armenien bildet) des letztern Nebenfluß Melas, der Karmalas, der Pyramus und Cydnus zu nennen. Einst unabhängig, von den assyr. Königen bekriegt, wurde es wahrscheinlich von den Medern unterworfen, kam dann zum Persischen Reiche und war in Verbindung mit Pontus in zwei Satrapien geteilt: das eigentliche K., auch K. am Taurus oder Großkappadocien genannt, und K. am Pontus. Beim Tode Alexanders d. Gr. fiel das eigentliche K. dem Eumenes (322) zu, dem es durch Antigonus entrissen wurde (315). Nach der Schlacht bei Jpsos (301 v. Chr.) ward K. dem Seleukidenreiche einverleibt, riß sich aber bald mit Hilfe Armeniens von diesem los und wurde dann wieder von eigenen Königen beherrscht, die fast alle den Namen Ariarathes führten. Ariarathes VIII. verlor sein Königreich durch die Eroberung K.s durch Mithridates (94 v. Chr.), dieser gab es indessen bald nn Ariobarzanes ab, der wiederum durch Tigranes von Armenien vertrieben wurde. Nach vielen Wechselfällen wurde der letzte des Stammes, der sich von einem der Mörder des Pseudo-Smerdis herleitete, Archelaos, von Tiberius nach Rom gelockt, wo er 17 n. Chr. starb, worauf sein Reich zur röm. Provinz gemacht wurde. Die Bewohner des Landes (Kappadokes) gehörten der semit. Völkerfamilie an und wnren den Syrern zunächst verwandt, daher sie nuch von den Alten als «weiße Syrer» (Leukosyri) bezeichnet werden. Sie waren ein kräftiger und tapferer Menschenschlng, standen aber auf einer ziemlich niedern Kulturstufe und galten als treulos und hinterlistig. Die Hauptorte der Landschaft waren Mazaka (später Cäsarea) am Berge Argäus, Garsnura oder Archelais (jetzt Kirschehr) und Komann am Antitaurus, berühmt durch ein Heiligtum der Göttin Ma, eine Art Enyo oder Bellona. Jetzt bildet die Landschaft das asiat.-türk. Vilajet Siwas.

Kappadocien am Pontus, s. Pontus.

Kapparideen, s. unter Capparideen.

Kappbaum, s. Holm.

Kappe, im allgemeinen jede haubenartige Überdeckung oder Bekrönung. Jm Gewölbebau nennt man K. diejenigen Gewölbteile, aus welchen die

Kreuzgewölbe, Stern- und Rippengewölbe bestehen oder die überhaupt den Bestandteil eines größern Gewölbes bilden (böhmische K., Kugelkappe, Stichkappe); bei Futter- oder freistehenden Mauern die schräge Abdeckung derselben (Berme); bei Dächern von gebrochener Form die obere Hälfte derselben; bei Wehren und Deichen deren obern Teil.

Kappel, Pfarrdorf im Bezirk Affoltern des schweiz. Kantons Zürich, liegt 576 m über dem Meere, 16 km südlich von Zürich, 7 km nördlich von Zug an der die beiden Städte verbindenden Straße über den Albis (s. d.) und zählt (1880) 819 meist reform. E. Der Ort verdankt seine Entstehung der 1185 gestifteten, 1524 aufgehobenen Cistercienserabtei gleichen Namens, deren Kirche, ein schöner frühgotischer Bau aus dem Ende des 13. Jahrh., jetzt als Pfarrkirche dient, während in den andern Klostergebäuden eine Korrektionsanstalt untergebracht ist. Geschichtlich ist K. bekannt durch die beiden Kappeler Kriege 1529 und 1531 zwischen den reform. und den kath. Orten der Schweiz, von denen der erste ohne Schwertstreich durch den sog. ersten Landfrieden zu Gunsten der Reformierten, der zweite jedoch infolge der Niederlage der Züricher in der Schlacht von K. (11. Okt.) durch den den Katholiken günstigen zweiten Landfrieden (20. und 24. Nov.) beendigt wurde. Dem Reformator Zwingli, der in der Schlacht den Heldentod starb, wurde hier 1838 ein Denkmal errichtet.

Ein anderes Kappel, Hauptort des Bezirks Obertoggenburg im schweiz. Kanton St. Gallen, liegt 634 m über dem Meere, im Toggenburg an der Thur und an der Linie St. Gallen-Wyl-Ebnat. Das stattliche Dorf, 1854 durch Feuer fast ganz zerstört, zählt (1880) 2279 meist reform. E., deren Hauptbeschäftigungen Baumwollindustrie, Handel und Landwirtschaft sind.

Kappeln, Stadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, auf der Landseite vom Kreise Flensburg enklaviert, aber zum Kreise Schleswig gehörig, an der Schlei, 7 km von der Mündung derselben, liegt auf einem hohen Ufer in einer romantischen Gegend der Landschaft Angeln (s. d.), ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Badeanstalt und eine Ackerbauschule und zählt (1880) 2681 E. Haupterwerbszweige sind Schiffahrt und Fischerei, namentlich Heringsfang; die hier geräucherten Heringe, sog. Kappeler Bücklinge, werden in großer Menge weithin versandt. K. hat seinen Namen von einer schon 1357 erwähnten Wallfahrtskapelle, und erhielt 1846 eine Fleckenordnung, wodurch Handel und städtische Gewerbe freigegeben wurden.

Kappen, soviel wie Bäume abwipfeln oder abstutzen; ferner Masten, Ankertaue u. s. w. abhauen.

Kappen (der Hähne), s. unter Castration.

Kapper (Siegfried), deutsch-czech. Schriftsteller, geb. 18. März 1821 in Smichow bei Prag, war praktischer Arzt in Böhmen und starb 7. Juni 1877 in Pisa. Sein Hauptverdienst bilden seine Arbeiten über die südslaw. Länder, die er wiederholt bereiste, und Übersetzungen serb. Volkslieder ins Deutsche und Czechische. Dahin gehören: «Fürst Lazar» (Lpz. 1851; der Versuch eines Epos nach den serb. Volksliedern), «Gesänge der Serben» (Übersetzungen, 2 Bde., Lpz. 1852), «Südslaw. Wanderungen» (2 Bde., Lpz. 1853) u. a. Außerdem schrieb er «Das Böhmerland» (Prag 1863; Wanderungen und Skizzen, gemeinsam mit W. Kandler herausgegeben), die Romane «Falk» (1853), «Das Vorleben eines Künstlers» (1855), endlich Gedichte in deutscher und czech. Sprache.

Kappern, s. Kapern.

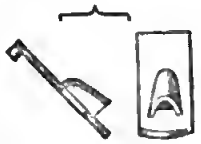
Kappeyne (van de Coppelle, Johann), niederl. Staatsmann, geb. 2. Sept. 1822 im Haag, studierte 1840—45 Jurisprudenz an der Universität Leiden und ließ sich nach Beendigung seiner Studien als Advokat in seiner Vaterstadt nieder. Im J. 1862 kam er als liberaler Abgeordneter in die Zweite Kammer, wo er sich durch seine Redefertigkeit und sonstigen Talente hervorthat. Als 1877 der Minister Heemskerk, nachdem die von ihm vorgenommene Reform des Schulgesetzes von 1857 gescheitert war, seine Entlassung einreichte, ward K. mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Es gelang ihm, als Minister des Innern ein neues Schulgesetz von den Generalstaaten votieren zu lassen, doch war er nicht im Stande, der wachsenden Opposition, auch seitens der Mehrheit seiner liberalen Parteigenossen, die Stirn zu bieten, sodaß er sich 1879 zum Rücktritt genötigt sah. Als tüchtiger Kenner des röm. Rechts hat sich K. durch mehrere Kritiken und Abhandlungen kundgethan.

Kappfenster (auch Kapplvch, Kapuzinerfenster) sind kleinere Dachfenster von gedrückter Form, welche zur notdürftigen Erhellung und Lüftung von Dachräumen dienen. Je nach ihrer Form erhalten sie verschiedene andere Benennungen, z. B. Froschmäuler (halbrund), Schwalbenschwänze (lang geschlitzt), Gottesaugen (dreieckig), Ochsenaugen (oval oder kreisförmig) u. s. w.

Käppi heißt eine aus dem meistens schwerfälligen Tschako entwickelte, leichtere Kopfbedeckung von gefälliger Form, welche unten breiter ist als oben und mit einem Vorderschirm, zuweilen auch mit Nackenschirm versehen ist. Man stellt das K. aus Tuch, Filz oder leichtem Leder her und bringt an demselben in der Regel auch Gradabzeichen, sowie für Paradezwecke besondere Schmuckteile: Schnüre, Federn, Haarbüsche u. s. w., an. Das K. ist zuerst in Frankreich eingeführt worden.

Kappzaum, eine auf das Nasenbein des Pferdes wirkende Zäumung, welche jetzt nur noch beim Abrichten der Pferde an der Longe, also zu Fuß, üblich ist. (Vgl. Zäumung.)

Kappziegel (auch Kaffziegel), Dachziegel, die zur Lüftung des Dachraums (an Stelle von Kappfenstern) dienen und zu diesem Zwecke mit einer hahnenförmig überdeckten Öffnung versehen sind, sodaß zwar Luft, aber nicht Regenwasser eindringen kann. Sie werden in die Reihe der gewöhnlichen Dachziegel mit eingedeckt, deren allgemeine Form und Größe sie besitzen. (S. beistehende Figur.)



Kaprifoliaceen (Caprifoliacĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 200 Arten, die vorzugsweise in der nördl. gemäßigten Zone einheimisch vorkommen. Es sind krautartige oder strauchartige Gewächse, seltener kleine Bäume, einige haben windende Stengel. Die Blätter sind gegenüberstehend und sind bei einigen Arten am Grunde verwachsen. Die Blüten haben einen fünflappigen Kelch, der oft nur wenig deutlich ist, eine rad- oder trichterförmige Blumenkrone, deren 5 Zipfel zuweilen in 2 Lippen abgeteilt sind, 5 Staubgefäße, die der Blumenkronenröhre

aufgewachsen sind, einen unterständigen 2—5fächerigen Fruchtknoten, auf dem ein Griffel mit lappiger Narbe sitzt. Die Frucht ist eine meist mehrfächerige Beere, die oft vom stehenbleibenden Kelch gekrönt ist. Verschiedene Arten der K. sind beliebte Ziersträucher, z. B. aus den Gattungen Lonicera, Viburnum Symphoricarpus, Sambucus (s. die eigenen Artikel).

Kaprifolium (Caprifolium), s. Lonicera.

Kaprieieren, s. unter Capriciös.

Kaprylwasserstoff, Hexylwasserstoff, Hexan C_6H_{14}, in mindestens vier Isomeren bekannt, von denen das normale Hexan oder Amylcarbon ein Bestandteil des ameril. Petroleums ist und auch im leichten Steinkohlenteeröl vorkommt.

Kaprylsäure, Oktylsäure $C_8H_{16}O_2$ oder $C_7H_{15}COOH$, organische Säure, welche neben der Kapronsäure $C_6H_{12}O_2$ und der Kaprinsäure $C_{10}H_{20}O_2$ als Glyzerid einen Bestandteil der Butter, des Kokosfettes u. s. w. ausmacht und mit den genannten Säuren im Schweiße des Ziegenbocks vorkommt. Die K. ist ein farbloses Öl von unangenehmem Geruch, unlöslich im Wasser, schmilzt bei 14° und erstarrt bei 12°.

Kaps (Ernst Karl Wilh.), Pianofortefabrikant, geb. 6. Dez. 1826 zu Döbeln im Königreich Sachsen, lernte zuerst, nachdem er eine gute Schulbildung und Musikunterricht genossen, bei seinem Vater das Tischlerhandwerk, bereiste dann fast ganz Europa und arbeitete in den berühmtesten Pianofortefabriken, bis er sich 1859 in Dresden etablierte. Bald nahm sein Geschäft einen großen Aufschwung, sodaß K. genötigt war, 1871—72 seine jetzige großartige Fabrik zu bauen, in welcher 275—300 Arbeiter jährlich 8—900 Flügel und 5—600 Pianinos fertig stellen. Eine Spezialität von K. ist die Fabrikation kleiner Flügel. Im J. 1875 erhielt er ein Patent auf eine neue Saitenlage in Flügeln; seine namhafteste Erfindung ist die eines Resonators zur Erhöhung der Klangschönheit.

Kapsali, Hauptstadt der Insel Cerigo (s. d.).

Kapschaf, Cape-sheep, s. Albatros.

Kapsel (capsula) nennt man in der Botanik eine Frucht, deren Fruchthülle mit drei oder mehrern Längsspalten sich öffnet oder an der Spitze mit Zähnen aufreißt. Auch diejenigen Früchte, welche sich mit einem Deckel öffnen oder an deren Spitze mehrere Löcher entstehen, rechnet man zu den Kapseln. Man unterscheidet je nach der Art des Aufspringens (der Dehiszenz): 1) mit Klappen aufspringend (valvis dehiscens), Veilchen; 2) mit Zähnen aufspringend (dentibus dehiscens), Lichtnelle, Kornrade; 3) mit Löchern aufspringend (porose dehiscens), Mohn; 4) mit Deckel oder umschnitten aufspringend (circumscisse dehiscens), Gauchheil.

Kapsel (vom lat. capsula), soviel wie Büchse, Hülse, Futteral oder Gehäuse. In der Gießerei bedeutet K. oder Schale (frz. coquille, engl. chill) eine gußeiserne Form; in der Thonwarenfabrikation nennt man K. oder Kassette (niederländ. Koler, frz. cassette, engl. sagger) ein aus feuerfestem Thon bestehendes cylindrisches Gefäß zur Aufnahme der Porzellan-, Fayence- und feinern Steingutwaren während des Brennens. — Über die K. auf Flaschen s. Flaschenkapseln.

Kapselbänder, s. unter Bänder (anatom.).

Kapselgebläse, ein Gebläse, bei welchem die Luft durch zwei in einer Kapsel eingeschlossene, ineinander greifende Zahnräder bewegt wird, s. unter Gebläse; vgl. auch Kapselräder.

Kapselguß, s. Hartguß.

Kapselräder sind Räderpaare, welche in einer sie luftdicht umschließenden Hülle (Kapsel) arbeiten und hauptsächlich bei Gebläsen (s. d.), Pumpen (s. d.), sowie bei Gas- und Wassermessern verwendet werden. Nachstehende Fig. 1 zeigt das Pappenheimsche Kapselrad. Auf den Wellen a und b sitzen zwei eigentümlich, aber in vollständiger Übereinstimmung mit den Regeln des Eingriffs bei Zahnrädern konstruierte Räder, deren Drehung durch zwei Stirnräder auf a und b bewirkt wird. Die K. sind miteinander in fortwährender Berührung und es wird daher das Quantum des geförderten Wassers, Gases u. s. w. theoretisch gleich sein dem Inhalt des Cylinderrings, welcher zwischen dem Zahnscheitelcylinder und dem Zahnfußcylinder oder Raddoden eines Rades liegt. Natürlich ist das wirkliche Förderquantum etwas

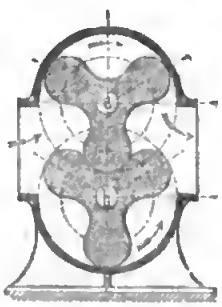


Fig. 1.

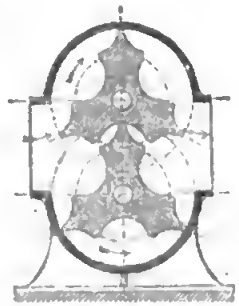


Fig. 2.

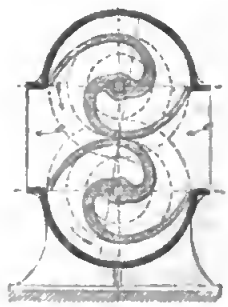


Fig. 3.

kleiner als das theoretische, da ein absolut dichter Schluß niemals herzustellen ist.

Das in Fig. 2 abgebildete K. ist das Fabrysche Wetterrad, welches zur Grubenventilation verwendet wird. Sowohl die erhabenen als die vertieften Kurven dieses Rades sind nach einer Epicykloide gebildet, welche durch die aufeinander rollenden Teilkreise erzeugt wird. Die Fördermenge ist gleich dem Inhalt des Zahnringcylinders eines Rades, da das von den Ausschnitten gefaßte Gas gleichsam wieder rückwärts geschleudert wird; infolge dessen ist der Luft-, resp. Gasstrom nicht konstant.

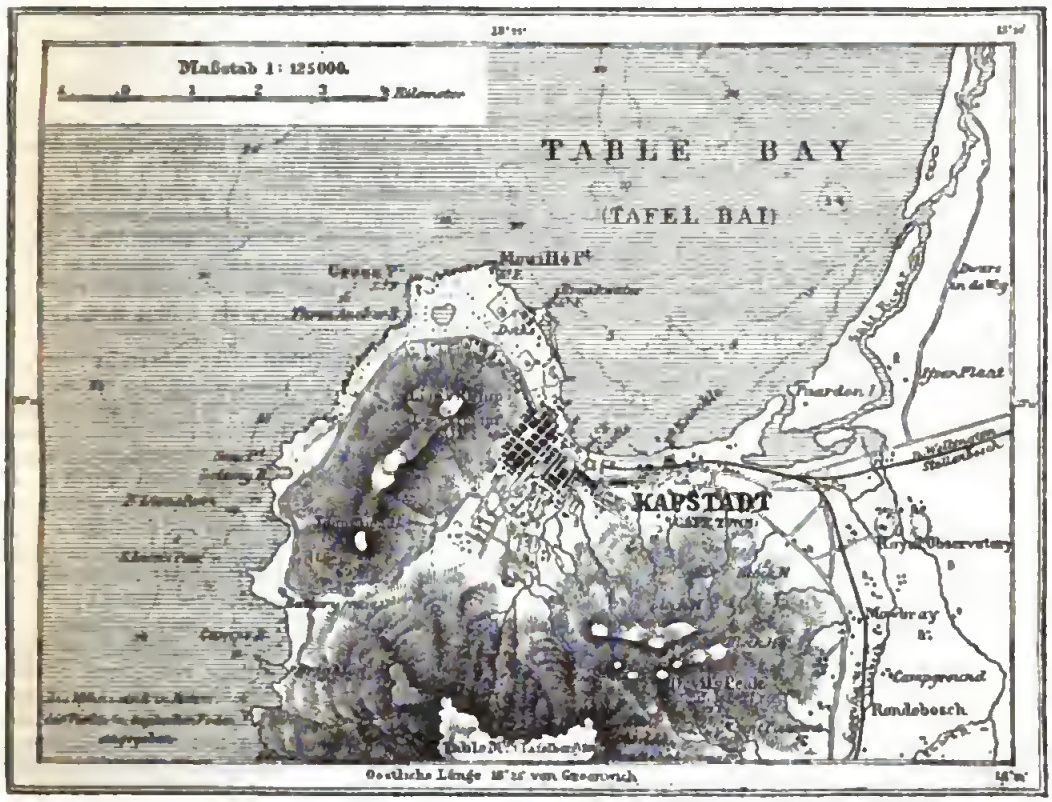
Bei Paytons Wassermesser (Fig. 3) ist die Zahnform der K. eine Kreisevolvente. Um die Eingriffsdauer möglichst groß zu machen, hat die Normale auf der Kurbel eine Neigung von 15°; die Rückseite der Schaufel ist eine Kurve, welche sich thunlichst an die Äquidistante der Hauptevolvente anschließen soll, damit der Eingriff nicht gestört wird; der Anschluß an die Nabe erfolgt mittels einer beliebigen Kurve. Der Inhalt der geförderten Flüssigkeit ist um etwas kleiner als der Cylinder, dessen Grundfläche der Kreisring zwischen Kapselwand und Nabe bildet. Da die hinter die Zahnrückenflächen fallende Flüssigkeitsmenge immer wieder mit zurückgenommen wird, ist die Fortbewegung des Wassers keine regelmäßige.

Kapſelſtar iſt eine leicht zu beſeitigende Form des Grauen Stars, welche dann entſteht, wenn nach Entfernung oder Reſorption des eigentlichen Linſenkörpers die im Auge zurückgebliebene Linſenkapſel ſich trübt und dann eine die Pupille verlegende grauweiße dünne Membran darſtellt. Bildet ſich der K. einige Zeit nach einer Staroperation, ſo nennt man ihn auch Nachſtar.

Kapſelwerke heißen alle diejenigen Mechanismen, bei welchen in einem luftdicht ſchließenden, kapſelartigen Gehäuſe ſich Räder, Scheiben oder Walzen bewegen. Man unterſcheidet Kapſelräderwerke (ſ. Kapſelräder) und Kurbelkapſelwerke. Letztere werden faſt ausnahmslos als rotierende Dampfmaſchinen (ſ. d. Bd. IV, S. 823a) verwendet, haben jedoch noch keine größere Verbreitung finden können, da die in den mannigfachſten Kombinationen vorhandenen Konſtruktionen dieſer Mechanismen ſämtlich an dem Fundamentalfehler leiden, daß eine vollkommene Abdichtung der wirkenden Teile gegen die ſie umſchließende Kapſel unmöglich iſt.

Kapſicin, ſ. unter Capſicum.

Kapſtadt (engl. Cape Town), Hauptſtadt der Kapkolonie (ſ. d.) und eines Bezirks derſelben, Sitz des Gouverneurs und Oberbefehlshabers, ſowie der höchſten Behörden der Kolonie, zugleich Hauptwaffenplatz für die Landmacht, wurde 1652 von dem Holländer van Riebeek unmittelbar am Fuße des Tafelbergs auf dem ſanft aufſteigenden Strande der Tafelbai erbaut und zählt (1875) 33239 E., wovon etwa 20000 holländ. Abkunft ſind; der Reſt beſteht aus Engländern, Deutſchen, Farbigen und Miſchlingen. Die ſoliden, ſauber weißgetünchten Häuſer mit flachen Dächern und zahlreichen Fenſtern bilden breite, regelmäßige, ſich rechtwinkelig ſchneidende Straßen. Viele Straßen ſind von längs der Häuſer hinlaufenden Reihen ſchöner Eichen beſchattet und mit tropiſchen Gewächſen geſchmückt. Durch hydrauliſche Röhren, die von dem Gouverneur Grafen Caledon gelegt wurden, iſt jedes Haus mit gutem Trinkwaſſer verſorgt. Das am Eingange der Bai gelegene Schloß (the castle), ein pentagonales Werk, iſt Sitz der Militärbehörden. Mehrere kleinere Forts und Batterien verteidigen den Eingang zum Hafen. Eine geräumige Kaſerne ſteht im Mittelpunkt der Stadt. Die Stadt iſt Sitz eines anglikan. und eines kath. Biſchofs und hat außer 15 gutgebauten Kirchen



Topographiſche Lage von Kapſtadt.

(die St. Georgskathedrale, die holländ.-reform. Kirche) vier Synagogen, mehrere Moſcheen für die Malaien, mehrere anſehnliche öffentliche Gebäude, darunter das Rathaus, das Parlamentsgebäude, die Standardbank, der Palaſt des Gouverneurs, die großartige Börſe, die öffentliche Bibliothek mit 40000 Bänden, das ſüdafrik. zoolog. Muſeum, das Hoſpital, ſchöne und bequeme Docks mit umfangreichen Trockendocks und der neuerlich aufgeführte Waſſerbrecher, der faſt 1 Mill. Pfd. St. koſtet. Ein Obſervatorium (33° 56′ 3″ ſüdl. Br., 18° 28′ 36″ öſtl. L. von Greenwich) ſteht 3 km öſtlich von der Stadt. Auch hat die Stadt eine Univerſität, ein College und einen botan. Garten. Die Einwohner beſchäftigen ſich namentlich mit Handel, welcher bei der überaus vorteilhaften Lage des Ortes in ſtetem Aufblühen begriffen iſt. Eiſenbahnen führen nach Hopetown und Wijnberg. Der größte Teil des 34 qkm umfaſſenden und einſchließlich der Hauptſtadt über

40000 E. zählenden Kapſtadtbezirks iſt dürrer Fels- und Sandboden. Etwa 11,5 qkm ſind unter Kultur und nur hier und da, beſonders in der Nähe der Stadt, wird die Öde durch elegante Villen und ausgedehnte Gärten, in denen man die meiſten europ. und tropiſchen Früchte erfolgreich baut, freundlich unterbrochen. (S. den Karton zur Politiſchen Überſichtskarte von Afrika.)

Kapſtrom, ſ. unter Agulhas.

Kaptan Paſcha, ſ. Kapudan Paſcha.

Kaptatoriſch, ſ. unter Captatio.

Kaptaube, ſ. unter Sturmvogel.

Kaption (lat.), das Fangen und etwas Verfängliches, Trugſchluß; kaptiös, verfänglich; kaptiöſe Fragen, Fragen, welche geeignet ſind, aus dem Antwortenden die indirekte Beſtätigung einer Thatſache hervorzulocken, die noch im Zweifel liegt.

Kaptivieren (lat.), gefangen nehmen, auch in übertragenem Sinne: für ſich gewinnen; ferner wegnehmen, aufdringen; Kaptivation, Gefangennahme u. ſ. w.; Kaptivität, Gefangenſchaft, Haft.

Kaptſchak, ſ. Kiptſchak.

Kaptur (lat.), Gefangennahme, Wegnahme, insbeſondere eines feindlichen Schiffs; Kaptor, der Schiffer oder der Befehlshaber eines Schiffs, dem eine derartige Wegnahme gelingt.

Kapu oder Kapi, ſ. Kapy.

Kapudan Paſcha, im neuern Türkiſch Kapitan-, auch wohl Kaptan Paſcha, hatte von jeher die doppelte Bedeutung eines Oberbefehlshabers und höchſten Adminiſtrators der türk. Seemacht (Großadmirals und Marineminiſters). Im Juni 1876 durch Sultan Murad V. wiederhergeſtellt, nachdem er zuvor unter Abd-ul-Aſis abgeſchafft und durch den Titel eines Terſane-Naſir (Arſenaldirektor) erſetzt worden war, haben danach unter dem jetzt regierenden Sultan Abd-ul-Hamid im nämlichen Sinne wiederholte Änderungen ſtattgefunden. Davon aber iſt definitiv Abſtand genommen, daß auch heute noch der Kapudan Paſcha im Kriegsfall das Flottenkommando zu übernehmen habe. Dagegen iſt er ſtets Mitglied des Kabinetts und rangiert als ſolches unmittelbar neben dem Seraskier (Kriegsminiſter).

Kapuſta (ruſſ.), Kopfkohl.

Kaputt (vom frz. capot, im Pikettſpiel ſoviel wie matſch), zu Grunde gerichtet, entkräftet, entzwei.

Kapuze (mittellat. caputium), eine am Mantel oder Schulterkragen befeſtigte Haube, gab dem Kapuzinerorden den Namen.

Kapuzinade (frz.), ſoviel wie burleske Volkspredigt nach Art der Kapuziner; berühmt iſt die Kapuzinerpredigt in Schillers «Wallenſteins Lager».

Kapuziner nennt ſich ein Zweig des Ordens der Franziskaner (ſ. d.) in Bezug auf die ſpitze Kopfbedeckung (Kapuze), welche die Mitglieder tragen.

Kapuzineraffe (Cebus capucinus, ſ. Tafel: Affen der Neuen Welt, Fig. 3), ein brauner, braſil. Affe von etwa 45 cm Körperlänge, mit einem langen Rollſchwanz.

Kapuzinerbart, Pflanzenart, ſ. u. Cichorie.

Kapuzinerkraut oder Braut in Haaren wird in einigen Gegenden die Zierpflanze Nigella damascena genannt.

Kapuzinerkreſſe, ſ. unter Tropaeolum.

Kapuzinerpilz, Birkenpilz (Bolētus scaber *Fr.*), ein eßbarer Pilz mit handgroßem, halbkugeligem Hute von rotbrauner oder dunkelgelber Farbe und weißem bis 20 cm hohem Stiel, der mit ſchwarzen oder braunen Schüppchen und Runzeln bedeckt iſt. Bei feuchtem Wetter fühlt ſich der Hut etwas ſchmierig an. Das Hymenium hat eine ſchmutziggraue Farbe, das Fleiſch iſt feſt und wohlſchmeckend. Der K. wächſt in lichten Wäldern ziemlich häufig im Sommer und Herbſt.

Kapuzinerpulver, ein aus Stephanskörnern, Sadadell, weißer Nieswurz, Peterſilienſamen, Anis und andern Ingredienzien zuſammengeſetztes Pulver zur Vertreibung der Kopfläuſe.

Kapuzinerroſe (Rosa punicea *Mill.*), eine früher in den Gärten häufiger als jetzt gepflanzte Roſe. Sie wird von den meiſten Botanikern als eine Abart der gelben Roſe betrachtet und R. lutea bicolor genannt; auch heißt ſie Wiener oder Türkiſche Roſe. Ihre Blume iſt zwar einfach, aber ihr Kolorit außerordentlich lebhaft, außen gelb und auf der Innenſeite tief zinnoberrot. Sie ſteigt oft 4—5 m hoch und läßt ſich daher mit Vorteil zur Bekleidung von Wänden benutzen, wo die langen rutenförmigen Zweige oft unter der Laſt der Blumen ſich beugen. Das Beſchneiden verträgt die K. ſo wenig, wie alle andern gelbblühenden Roſen; man muß ſich deshalb auf das Ausſchneiden zu dicht ſtehenden Holzes beſchränken. Eine verwandte Form, die Tulpenroſe, hat gelbe, der Länge nach rotgeſtreifte Blumen.

Kapverdiſche Inſeln oder Inſeln des Grünen Vorgebirges (Ilhas do Cabo Verde), ein portug. Archipel im Atlantiſchen Meere, 14° 45′ bis 17° 13′ nördl. Br. und 4° 50′ bis 7° 30′ weſtl. L. von Ferro, etwa 550 km von dem weſtafrik. Kap Verde entfernt, von dem er den Namen führt, beſteht aus zehn Inſeln, wovon neun bewohnt, und vier Klippen, und zählt auf 3851 qkm (1879) 99317 E., wovon nur der 20. Teil Weiße, die übrigen freie Farbige ſind. Die Inſeln zerfallen in zwei Gruppen, eine ſüdliche unter dem Winde (Sotavento) und eine nördliche über oder vor dem Winde (Barlovento). Zur erſtern gehören São-Thiago, Maio, Fogo und Brava und die zwei Klippen Rombo; zur letztern Boaviſta und Sal im Oſten, São-Nicolão, São-Vicente, Sta.-Lucia (unbewohnt), São-Antão und die Klippen Branca und Raza im Weſten. Die Inſeln ſind faſt ſämtlich ſehr gebirgig und von ſubmariner Vulkanbildung; Fogo trägt ſogar einen noch rauchenden Vulkan. Vom Dezember bis Juli iſt das Klima ſehr heiß, in den vier folgenden Monaten herrſchen Winterregen, während welcher in der Regel Weſt- und Nordweſtwinde wehen, zuweilen als heftige, von Gewittern begleitete Orkane. Zuweilen bleibt der Regen jahrelang aus; dann tritt infolge der Mißernten Hungersnot ein, welche z. B. 1730—33 faſt zwei Drittel der Bevölkerung und 1831—33 an 30500 E. wegraffte. Bei der Verbreitung der Baſaltdecken und Bimsſteinmaſſen iſt nur wenig Ackerboden vorhanden. Waldung gibt es nirgends. Nur Kokos- und andere Palmen finden ſich in einzelnen Gruppen, Buſchwerk auf dem Grunde der Schluchten und Thäler. Indiga und gute Baumwolle wachſen von ſelbſt, die Tamarinde iſt ziemlich häufig. Man baut Reis, Mais, Hirſe; ferner Wein, Zuckerrohr, Tabak und trefflichen Kaffee, Orſeille, ausgezeichnete Orangen, ſowie mancherlei andere tropiſche und ſubtropiſche Früchte, während Weizen eingeführt werden muß. In neuerer Zeit wurde die Jatropha Curcas der Ölgewinnung

wegen als Kulturpflanze eingeführt. Auch gewinnt man viel Salz, Palmöl und Ricinusöl, zieht Pferde, Esel und ausgezeichnete Maultiere, Schweine, Ziegen, Rinder, Schafe, Truthühner und anderes Geflügel in Menge, jagt Perlhühner, die hier wild leben, Rebhühner und Wachteln. Die Küsten sind reich an Fischen und Riesenschildkröten, die unbewohnten Klippen an Guano. Die Koralle des Mittelmeeres wird fleißig gefischt (seit 1882). Der Archipel ist für die Seefahrer als Erfrischungsstation von Wichtigkeit, bringt aber wegen der schlechten Handelspolitik und Verwaltung dem Mutterlande keinen erheblichen Gewinn. Zum Teil wurden die Inseln schon 1441 von den beiden in portug. Dienste stehenden Genuesen Antonio und Bartolomeo di Nolli (wie das Kap Verde in demselben Jahre von Dionysio Fernandez) entdeckt, aber erst, nachdem der Venetianer Ca da Mosto 1446 vier derselben aufgefunden, von den Portugiesen besetzt. Seitdem sind sie auch bei der Krone Portugal geblieben. Sie stehen unter einem Generalgouverneur, der seinen Sitz in Porto-Praïa auf São-Thiago hat, und bilden zusammen 11 Regierungsbezirke mit 29 Kirchsprengeln unter einem Bischof, der unter dem Erzbischof von Lissabon steht.

São-Thiago, die größte der Inseln, zählt auf 966,52 qkm 41076 E. Sie ist von einer Gebirgskette und vielen Bergkegeln erfüllt (Pico da Antonia 1400 m hoch) und hat reichliche Bewässerung und ziemlich guten Anbau. An einer schönen Bai der Ostküste liegt die befestigte, sehr ungesunde Hauptstadt Porto-Praïa, mit 21000 E. und dem Hafen. Maïo, eine fast ganz aus tertiärem Kalkstein bestehende Insel mit schroffen Steilküsten, ohne Trinkwasser, zählt auf 205,7 qkm nur 1602 E., die sich mit Gewinnung von Seesalz beschäftigen. Die Insel Fogo, 443 qkm groß, besteht fast nur aus einem unmittelbar aus dem Meere emporsteigenden Kegelberge von 2700 m Höhe (Pico do Fogo), der 1847 einen Lavastrom bis zum Meere gesendet hat. Die Insel hat fruchtbaren Boden, reichliche Lebensmittel, aber ungesundes Klima, zwei mittelmäßige Häfen und zählt 12221 E. Brava, das Paradies des Archipels genannt, gebirgig, ziemlich gesund, wohl bewässert und gut bebaut, hat drei Häfen, mehrere Mineralquellen, darunter die Essigquelle (Fonte de Vinagre), und zählt auf 54,84 qkm 8156 E., die als gute Seeleute gelten. São-João-Baptista ist der Hauptort, Furna der Haupthafen. Boavista, eine sandige, unfruchtbare, wegen der vielen Riffe und Sandbänke schwer zugängliche Insel von 593,32 qkm, zählt 2643 E., die Fischerei, Schildkrötenfang und Salzbereitung treiben. Sal, 233 qkm groß, mit 1082 E., im Innern mit dem Pic Martinez, sonst niedrig und sandig, seit 1839 besiedelt, hat eine reiche Salzquelle, die einen Salzexport von jährlich 350—450 Fanegas liefert. São-Nicolão, mit 375,5 qkm und 8733 E., ist sehr fruchtbar, aber ungesund. Der besuchteste Hafen ist Preguizo oder Freshwater an der Südseite. Die Insel São-Vicente, 206,8 qkm groß, mit 1000 m hohen Basaltbergen bedeckt, nackt und unfruchtbar, aber das gesundeste und jetzt von Seefahrern besuchteste Eiland des Archipels, ist seit 1796 besiedelt und zählt 3297 E. Der Hauptort Leopoldina ist eine aufblühende Stadt. Porto-Grande, der beste Hafenplatz der Inselgruppe, hat eine große Kohlenniederlage für die Postdampfer der engl. Dampfschiffahrtskompagnie Royal Mail auf der Linie zwischen Lissabon und Brasilien, Montevideo und Buenos-Ayres. São-Antão, die nordwestlichste und fruchtbarste der Inseln, 919,6 qkm groß, mit dem 2195 m hohen Pão do Açucar, ist schwer zugänglich, aber reichlich durch Bäche bewässert und mit warmen und kalten Stahlquellen versehen. Sie zählt 20507 E., wovon 6000 auf die Hauptstadt Santa-Cruz kommen. Die Bai von Tarrafal ist zu allen Jahreszeiten ein guter Ankerplatz. Vgl. Dölter, «Die Vulkane der Kapverden und ihre Produkte» (Graz 1882); derselbe, «Ueber die Kapverden nach dem Rio Grande und Futah Djallon» (Lpz. 1884).

Kapweine heißen die in den Handel gelangenden edlern Erzeugnisse des nicht unbedeutenden Weinbaues am Vorgebirge der Guten Hoffnung, welcher 1660 durch franz. Hugenotten daselbst eingeführt, durch die holländ. Gouverneure van Riebeek und van der Stell aber wesentlich gehoben worden ist. Die berühmtesten K. sind die Constantia, erzeugt auf einem Areal von ungefähr 120 ha der drei Constantia-Farmen; sie sind rote und weiße Liqueurweine erster und zweiter Klasse, von köstlichem Gewürz, großer Süßigkeit und entsprechendem Alkoholgehalt. Den Constantiaweinen am nächsten steht der Rota aus Stellenbosch, ein roter Muskatwein, und der Wittedoom, ein trockener Weißwein von dem gleichnamigen Gute. Unter den Gebrauchsweinen steht der Kap-Frontignae obenan, er ist nach Weise der Bordeauxweine gemacht. Von leichtern trockenen Weißweinen produziert das Thal von Drakenstein, besonders das Dorf Paarl, Stellenbosch, Wellington u. s. w., die bessern, aus eingeführten Rieslingreben bereiteten Sorten; sie werden gewöhnlich «Cape Hock», d. i. Kap-Rheinweine, benannt. Kap Sherry ist ein sehr gewöhnlicher leichter Wein. Im Handel unterscheidet man die edeln Produkte als «Kapweine», während die leichtern, die sich durch Säurefreiheit auszeichnen, «Südafrikanische Weine» heißen. Das einzige größere Absatzgebiet ist Großbritannien, doch ist die Vorliebe für K. geringer geworden, da sie durch viele europ. Sorten weit übertroffen werden. Die Gesamtweinproduktion des Kaplandes wird auf jährlich 24000 Pipen (à 415,8 l) im Werte von 380000 Pfd. St. veranschlagt. Die Ausfuhr nach Großbritannien ist seit 1859 von 1099000 Gallonen (à 3,78 l) auf (1883) 120000 Gallonen im Werte von 25000 Pfd. St. zurückgegangen.

Kapwolken (Magelhaensche Wolken) heißen zwei durch ihren Glanz ausgezeichnete Lichtwolken in der südl. Polarregion des Himmels, die aus zahlreichen zerstreuten Sternen, kugelförmigen Sternhaufen und Nebelflecken bestehen.

Kapy, auf türkisch Pforte, bedeutet speziell das Amtsgebäude des Großveziers in Konstantinopel mit den Ministerien des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten (eigentlich Paschа Kapyssi, Paschа-Pforte). Für Hohe Pforte, d. i. der osman. Staat, ist das gleichbedeutende arab. Bab-i-ali in Gebrauch.

Kapydschi, Thürhüter, war früher der Titel einer militärisch organisierten Wächterschar im Serai zu Konstantinopel, deren Offiziere Kapydschibaschi, Oberthürhüter, genannt wurden. Jetzt ist das Korps der K. aufgehoben, und Kapydschibaschi ist eine Hoftitulatur geworden, etwa unserm Kammerherr vergleichbar.

Kar (das) ist in den bayr. Alpen und in Tirol die Bezeichnung für eine thalähnliche, zur Weide

benutzte Vertiefung im Felsgebirge, in Oberösterreich für einen vom Gebirge gebildeten Kessel mit nur einem Ausgang; in Tirol bezeichnet man mit K. aber auch den nächsten Platz um die Almhütte. Das Wort kommt auch oft in Zusammensetzungen vor, besonders in Namen von Bergen, Gletschern und Bergteilen, wie Karwendel, Gemskarkogel, Tischkar, Eiskar u. a.

In den schweiz. Alpen dagegen ist K. (oder die Karre) von anderer Bedeutung und man bezeichnet damit einen kahlen Fels, auch ein großes Felsstück in einem Brachboden, aber auch eine Strecke voll Klippen mit etwas Grün dazwischen.

Kara (türk.), schwarz, häufig in Zusammensetzungen.

Kara Amid, s. Diarbekr.

Karaba, auch Karuba (arab.-pers., d. h. Strohraubend oder anziehend), Bezeichnung des Bernsteins wegen seiner elektrischen Eigenschaft.

Karabagh (d. h. schwarzer Garten), Landschaft im russ. Gouvernement Jelisawetpol in Transkaukasien, bildet zum großen Teil den Kreis Schuscha, zwischen dem Kur und Aras. Der Westen der Landschaft ist sehr gebirgig, hier erheben sich die Ausläufer des Kleinen Kaukasus noch bis zu einer Höhe von 4000 m. Nach O. hin wird das Land allmählich eben und geht in der Nähe des Zusammenflusses des Kur mit dem Aras in die Schirimsteppe über. Bewässert ist das Land durch die zahlreichen, aus den schön bewaldeten Gebirgen kommenden Bäche. K. ist ein fruchtbares Land, das von Völkern meist türk. Stammes und mohammed. Religion und von Armeniern bewohnt und gut bebaut wird. Meist wird Ackerbau getrieben, aber ebenso in Blüte steht der Obstbau, Viehzucht, Seidenzucht und Bienenzucht. Hauptort der Landschaft ist die Kreisstadt Schuscha.

Karabelnaja (Schiffervorstadt) heißt ein an der Südseite der Bucht, am Hafen gelegener Stadtteil Sewastopols, welcher zur Zeit des Krimkriegs häufig genannt worden ist. Während der Belagerung von Sewastopol war die K. dem feindlichen Geschützfeuer weniger als die übrigen Stadtteile ausgesetzt und wurde deshalb zur Unterbringung von Vorräten und Lazaretten benutzt.

Karabiner (vom arab. karab, Feuerwaffe) heißt eine für Reiterei bestimmte Schußwaffe von etwas geringerer Länge und weniger Gewicht als das Infanteriegewehr. Das Kaliber ist meist dem des letztern gleich, die Patrone hat indes häufig eine geringere Ladung. Die innere Einrichtung und der Verschluß- wie Schloßmechanismus sind bei beiden ganz gleichmäßig eingerichtet. Die Tragweite bleibt etwas hinter derjenigen des Gewehrs zurück; zu Pferde gebraucht, verspricht die Waffe weniger Erfolg, weshalb sie hauptsächlich für das Fußgefecht der Kavallerie bestimmt ist. Im Deutschen Reiche ist die gesamte Reiterei, mit Ausnahme der Kürassiere, mit K. bewaffnet. Die Tragweise des K. ist eine verschiedene, bei längern K. am Sattel oder umgehängt, bei kürzern am Bandelier des Reiters. Der K. (carabina) kommt gegen Ende des 15. Jahrh. bei den Spaniern vor und ist aus den ersten Feuerwaffen der Reiterei, den Petrinals (Gegensatz zu Pistolen), entstanden.

Die damit bewaffneten Reiter hießen Karabiniers und wurden bald zu Kompagnien und Regimentern zusammengestellt. In der neuern Zeit bezeichnet der Name eine schwere Kavallerie; so hat das königl. sächs. (12.) Armeekorps ein Karabinierregiment, welches, gleich dem Gardereiterregiment, eine den Kürassieren ähnliche Bewaffnung und den Metallhelm hat, aber nicht mit dem Küraß bekleidet ist. (Vgl. auch Handfeuerwaffen.)

Karabinerhaken, federnder Haken, wohl ursprünglich zum Anhängen des Karabiners an das Bandelier des Reiters bestimmt.

Karabinier, s. unter Karabiner.

Kara-Dagh, der türk. Name für Montenegro.

Karadjordje (schwarzer Georg), Beiname des Fürsten Georg Petrowitsch Czerny (s. d.) von Serbien.

Karadschitsch (Wuk Stephanowitsch), der Wiedererwecker der serb. Nationalität und der Begründer der heutigen serb. Schriftsprache und Litteratur, geb. 7. Nov. 1787 im Dorfe Trschitsch in Serbien, erlangte seine Elementarbildung als Autodidakt und auf Schulen in Syrmien, kehrte 1807 nach Serbien zurück, bekleidete von 1810 bis 1813 verschiedene Ämter, flüchtete 1813 nach dem unglücklichen Ausgange des Aufstandes nach Österreich und ließ sich in Wien nieder, wo seine geniale Begabung für die Auffassung von Volksart und Volkssprache unter Anregung von Kopitar sich offenbarte. Er verwarf die bis dahin übliche serb. Schriftsprache, ein Gemisch von Russisch und Kirchenslawisch mit der serb. Volkssprache, und setzte die reine Volkssprache an die Stelle mit einfacher, verständlicher Orthographie. Sein erstes Buch der Art war «Mala prostonarodnja slaveno-srbska pjesmarica» (Wien 1814), eine Sammlung serb. Volkslieder; sein erster Versuch einer Grammatik «Pismenica srbskoga jezika» (Wien 1814). Namentlich aber wirkte sein «Serb.-deutsch-lat. Wörterbuch» (Wien 1818; als Einleitung dient eine verbesserte Auflage der Grammatik, die 1824 von J. Grimm ins Deutsche übersetzt wurde; in erweiterter Gestalt, 2. Aufl., Wien 1852). Am meisten aber nützte K. seinem Volke durch die musterhafte Sammlung der Volkspoesie («Narodne srpske pjesme», 4 Tle., Lpz. und Wien 1823—33; zweite sehr vermehrte Ausgabe in 5 Bdn., Wien 1841—65; dazu «Srpske pjesme iz Hercegovine», Wien 1866), die in viele europ. Sprachen übersetzt ward (deutsch von Talvj, 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1853; von Kapper, «Gesänge der Serben», 2 Bde., Lpz. 1852 u. a.). Außerdem sammelte K. die Volksmärchen («Srpske narodne pripovijetke», Wien 1853; ins Deutsche übersetzt von seiner Tochter Wilhelmine) und manches andere Volkstümliche, Sprichwörter («Srpske narodne poslovice», 2. Aufl., Wien 1849) u. a., auch in dem von ihm herausgegebenen Almanach «Danica» (1826—34). Über die Ereignisse von 1813 bis 1817 schrieb er in «Mitoš Obrenović» (Ofen 1828), und lieferte überdies Ranke Material zu dessen Werke «Die serb. Revolution» (Berl. 1829). Eine mustergültige Probe der volkstümlichen Schriftsprache gab er noch in seiner serb. Übersetzung des Neuen Testaments (Wien 1847). Vom Fürsten Miloš wurde er 1827 zur Ausarbeitung eines Gesetzbuchs herangezogen, entzweite sich aber mit dem Fürsten und ging wieder nach Wien. Die Frucht seiner Reise nach Montenegro ist das Buch «Montenegro und die Montenegriner» (1837). Er starb in Wien am 26. Jan. 1864. Seine Reformen sind jetzt allgemein angenommen.

Karäer oder Karaiten, eine um die Mitte des 8. Jahrh. n. Chr. in Babylonien durch Anan (daher anfangs Ananiten) entstandene jüd. Sekte,

welche, im Gegensatze zu den Rabbaniten die rabbinischen Überlieferungen und den Talmud verwerfend, zum Buchstaben der Heiligen Schrift zurückkehren wollte, aber an alten Satzungen, welche sie gleichfalls auf eine Tradition zurückführte, festhielt. Die K. verbreiteten sich, doch nie sehr ansehnlich, vorzugsweise in den Reichen des Islam, in Palästina, Syrien, Ägypten, Afrika, Konstantinopel, der Krim und einigen Provinzen Polens, wo sie größere Freiheiten als die andern Juden genossen. Viele Jahre war Kairo der Sitz ihres sich von David herleitenden Vorstehers, Nasi, später Chacham genannt. Von ihrer nicht unbedeutenden, meist exegetischen und polemischen Litteratur in arab. und hebr. Sprache sind in neuerer Zeit zu Goslow (Eupatoria) mehrere ihrer Hauptwerke gedruckt worden, wie «Eschkol ha-Kofer» des Juda Hadassi (1149), «Mibchar» des Aaron ben-Joseph (1294), «Ez Chajim» des Aaron ben-Elia (1396), «Addereth» des Elia Baschiatschi (1497) u. a. Neue Einblicke eröffnete Pinsker in «Likkute Kadmoniot» (Wien 1860) auf Grund der nicht immer mit Vorsicht benutzten Mitteilungen des Karäers Firkowitsch. Vgl. Jost, «Geschichte des Judentums und seiner Sekten» (3 Bde., Lpz. 1857—59); Fürst, «Geschichte des Karäertums» (Lpz. 1865).

Kara-Erman, Hafenort bei Babadag (s. d.) in Rumänien. [(S. unter Beroea.)

Karaferia, Stadt im türk. Vilajet Salonichi.

Karaffe (frz.), Flasche von weißem, meist geschliffenem Glas mit gläsernem Stöpsel. Karafine, kleine K.

Karafto (Karafuto), japan. Name der Insel Sachalin.

Karagassen, der Abstammung nach samojedischer, doch jetzt turko-tatarischer Stamm am Nordabhang des Sajanischen Gebirges in Ostsibirien, kaum mehr 800 Individuen zählend.

Karagjorgjewitsch, s. Czerny (Alexander Karagjorgjewitsch).

Karagöz (türk., d. h. schwarzes Gesicht), die dem Hanswurst oder Polichinell ähnliche Hauptfigur des in der Türkei beliebten, ursprünglich chines. Marionetten- oder Schattenspieltheaters.

Karahissar, Stadt im türk. Vilajet Chodawendikjär. (S. Afium-Karahissar.)

Karaïben, auch Cariben (engl. Caribs oder Caribbjes) oder (wie namentlich bei den Franzosen) Galibi, ist der Name eines Indianerstammes, der zur Zeit der Entdeckung Amerikas das herrschende Volk auf der ganzen Nordküste des südamerik. Festlandes und in Guaiana sowie auf den Kleinen Antillen war. Über letztere, teilweise auch nach Portorica und Haïti, hatten sie sich nicht lange vorher erst durch Eroberung verbreitet. Sie hatten die dort seßhaften Arowalen getötet und deren Weiber in ihre Mitte aufgenommen, wodurch zwei Redeweisen unter ihnen entstanden waren, nämlich die Sprache der Männer, welche mit der Sprache der K. des Festlandes zusammenhängt, und die Sprache der Weiber, die an das Arowalische sich anschließt. Die K. waren ein gutgewachsenes, starkes und kriegerisches Volk, das dem Kannibalismus huldigte.

Auf den Kleinen Antillen, welche nach ihnen von den ältern Geographen auch häufig Karaibische Inseln genannt wurden, zeigten sie sich auf Guadeloupe am mächtigsten. Sie widerstanden den Europäern lange Zeit kraftvoll, sodaß es den Franzosen erst 1660 gelang, sie auf Dominica und St.-Vincent zu beschränken. Auf diesen beiden Inseln bildeten sich aus den K. durch Vermischung mit entlaufenen oder gestohlenen Negern die sog. Schwarzen Karaiben, die jedoch 1796 von den Engländern nach der Insel Ruatan deportiert wurden. Von hier aus gelangten sie mit Hilfe der Spanier auch an die Küste von Honduras, wo sie sich von Truxillo aus östlich bis zum Patoolfluß, westlich bis Balize verbreitet und bis auf 20000 Köpfe vermehrt haben. Geringe Reste der ehemaligen karaibischen Bevölkerung der Kleinen Antillen finden sich nur noch auf Trinidad, Dominica und St.-Vincent. Zahlreicher sind die K. auf dem Festlande. Von Raymond Breton wurde 1663—65 ein Katechismus und Wörterbuch in der Sprache der K. der Inseln gedruckt (neu herausg. von L. Adam und Leclerc, Par. 1877). Vgl. F. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 2, Wien 1876).

Karaïbisches Meer oder Antillenmeer, s. unter Antillen.

Karaiskakis (Georg), neugriech. Freiheitskämpfer, geb. 1782 zu Stoulikarya in der Provinz Arta, diente erst als Söldner unter Ali Pascha von Janniua, ging aber in dem letzten Kriege zwischen Ali und der Pforte zu den Türken über. Beim Ausbruch des griech. Aufstandes focht K. auf der Seite der Aufständischen und wurde bei Komboti schwer verwundet. Um das Armatolik von Agrafa zu erlangen, trat er dann mit bewaffneter Hand gegen die Provisorische Regierung auf, wurde deshalb seiner Stelle als Kapitano enthoben und vor Gericht gefordert. Als aber der Fall Missolonghis die allgemeine Not steigerte, entschloß sich die Regierung im Juli 1826, K. zum Oberbefehlshaber des Festlandes zu ernennen. Es gelang ihm, Mustabei nach dessen Siege non Talanti den Rückzug zu verlegen, und K.' Sieg in der Nacht vom 5. Dez. 1826 bei Arachova gehört zu den glänzendsten Erfolgen der Aufständischen. Dazu kam im Febr. 1827 das für K. glückliche Gefecht von Distomo. K. wurde bei dem Versuch, die Akropolis zu entsetzen, 4. Mai 1827 tödlich verwundet und starb am folgenden Tage. Vgl. Paparrhigopoulos, «Georg K., eine biographische Skizze» (Athen 1877).

Karaismus, s. Karäer.

Karaiten, s. Karäer.

Karajan (Theod. Georg, Ritter von), verdienter Germanist, geb. 22. Jan. 1810 zu Wien, von griech. Abstammung, studierte zu Wien, arbeitete hierauf 1829—32 in der Kanzlei des Kriegsministeriums, 1832—41 beim Archiv des Finanzministeriums und erhielt 1841 eine Anstellung an der kaiserl. Hofbibliothek. Im Mai 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt, hielt er sich hier zum rechten Centrum (Partei Gagern). Im Jan. 1850 übernahm er die Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der wiener Hochschule, die er jedoch schon im Herbst 1851 infolge der Verordnung des Grafen Leo Thun, daß kein Katholik an der wiener Universität ein akademisches Ehrenamt bekleiden dürfe, freiwillig aufgab. Er trat dann 1852 abermals als erster Skriptor mit Custostitel bei der k. k. Hofbibliothek ein, und starb 28. April 1873 zu Wien. Seit 1848 war er Mitglied, 1866—69 Präsident der wiener Akademie der Wissenschaften. K. hat sich zunächst durch mehrere Ausgaben älterer deutscher Litteraturwerke Verdienste erworben. Dahin gehören: «Die Siebenschläfer» (Heidelb. 1839), «Frühlingsgabe für Freunde älterer Litteratur» (Wien 1839; 2. Aufl. unter dem Titel «Der Schatz-

gräber», Lpz. 1842), «Michael Behaims Buch von den Wienern 1462—1465» (Wien 1843) und dessen «Zehn Gedichte zur Geschichte Österreichs und Ungarns» (Wien 1849), «Deutsche Sprachdenkmale des 12. Jahrh.» (Wien 1846) u. s. w. Diesen Arbeiten reihen sich an der erste Teil einer «Mittelhochdeutschen Grammatik» (Wien 1820), «Über Heinrich den Teichner» (Wien 1855), «Zwei bisher unbekannte deutsche Sprachdenkmale aus heidnischer Zeit» (Wien 1858), ferner das «Verbrüderungsbuch des Stiftes St. Peter zu Salzburg» (Wien 1852), «Die alte Kaiserburg zu Wien vor 1500» (Wien 1863), eine Monographie über «Abraham a Sancta Clara» (Wien 1867) u. s. w.

Sein Sohn, **Max Theodor**, Ritter von K., klassischer Philolog, geb. 1. Juli 1833 zu Wien, studierte in Wien, Göttingen, Berlin und Bonn und habilitierte sich 1857 an der Universität Graz als Privatdocent für klassische Philologie, wo er 1859 zum außerord., 1867 zum ord. Professor ernannt wurde. Die Arbeiten K.s teils textkritischer, teils exegetischer und litterarhistorischer Natur, sind mit Ausnahme der Abhandlung «Über die Handschriften der Scholien zur Odyssee» («Sitzungsberichte der wiener Akademie», 1857), im «Rheinischen Museum» und in der «Zeitschrift für die österr. Gymnasien» erschienen.

Karak, Insel, s. Kerak.

Karakal, s. unter Luchs.

Karakal, Hauptstadt des rumän. Distrikts Romanaţi, hat 10000 E., ist Sitz der Präfektur, eines Landgerichts, eines Untergymnasiums und mehrerer Elementarschulen. Im J. 1599 fand hier eine Schlacht zwischen dem rumän. Fürsten Michael und den Türken statt.

Karakalpaken (d. h. Schwarzmützen), ehemals mächtiges, den Kirgisen verwandtes Nomadenvolk in Mittelasien, später von den Chinesen unterdrückt; jetzt leben auf russ. Gebiet im Bezirk Sarafschan 2000, und im Amu-Darjagebiet etwa 100000, die sich mit Viehzucht, Ackerbau und Fischerei beschäftigen.

Kara-kane, der Name einer in Japan als Glockenmetall verwendeten, aus Kupfer, Zink, Zinn und Blei bestehenden bronzeartigen Legierung.

Kara-Kirgis, s. unter Kirgisen.

Karakorum oder **Mustagh**, d. h. Eisgebirge, eine mächtige Gebirgskette in Centralasien, zwischen 73° 35′ und 81° östl. L. von Greenwich, zwischen Himalaja und Kuenluen, bildet die Wasserscheide zwischen den Strömen Centralasiens und Vorderindiens; der höchste Berg in ihm ist der Dapsang (s. d.). Durch das Gebirge führt von Nord nach Süd der 5653 m hohe Karakorumpaß.

Karakorûm, d. h. Schwarze Felsstücke, das Karakaron des Marco Polo, die von Pandarin aufgefundenen Reste der ehemaligen Residenz der Mongolenkaiser, im nördl. Asien, in 46½° nördl. Br. und 102° östl. L. von Greenwich, im Changai-Oln, 370 km im WSW. von Urga in der Mongolei, in der Nähe des obern Laufs des zur Selengn gehenden Archon, bestehend aus viereckigen Erdwällen. Hier residierten Dschingis-Chan und seine Nachfolger bis 1256.

Kara-kum (d. h. schwarzer Sand), eine Sandwüste im Gebiete der orenburgischen Kirgisen, zwischen dem Aralsee, dem Syr-Darja, dem See Aksakulonrdi und dem Steppenflusse Snry-su. Sie dehnt sich in der Richtung von WNW. nach OSO. in einer Länge von 400 km aus, ist wasserlos und unbewohnbar, sogar äußerst schwierig und gefährlich zu passieren. Die südl. Teile der K. enthalten zahlreiche Überreste von Meeresmuscheln.

Karalene, ein 1811 auf dem Gute Kummetschen als Musteranstalt angelegtes evang. Schullehrerseminar in der preuß. Provinz Ostpreußen, Kreis Insterburg, an der Pissa.

Karalit, die Sprache der Grönländer. (S. unter Grönland, Bd. VIII, S. 438b.)

Karamanien, im Türkischen Karamnn, eine ausgedehnte Landschaft des südl. Kleinasien, so benannt nach einem gleichnamigen Turkomanenstamme, der, vordem Herr des Landes, um 1392 durch die Osman. Türken unter Sultan Bajasid dem Reiche einverleibt, aber erst 1466, unter Mohammed dem Eroberer, vollkommen unterworfen wurde. K. umfaßt den Hauptteil des heutigen Vilajets Konia, im besondern das danach genannte Hochplateau, im Altertum das Lykaonische, welches, als größtes der Halbinsel, in der Richtung von Südosten nach Nordwesten 300—380 km mißt. Im Süden wird das von den Griechen ehemals Lykaonien genannte Land vom Taurus, im Westen vom Sultan Dagh und dessen Nebenketten, im Osten von Ausläufern des Antitaurus begrenzt und erstreckt sich, im Norden, bis zum Großen Salzsee (türk. Tüs Tschöllü, im Altertum Tatta) und dem obern Laufe des Kisil Irmak (Halys). Die im Durchschnitt 1200 m über dem Meere gelegene, einförmige, baumlose und steppenartige, teilweise mit einer dünnen Salzkruste überzogene Hochebene bedingt im Sommer ein trockenes und heißes, im Winter dagegen, wo sie sich häufig mit Schnee bedeckt, ein rauhes Klima. Da sie durch die Tauruskette vom Mittelmeere geschieden wird, so haben ihre Gewässer keinen Abfluß nach seewärts; daher viele zum Teil ausgedehnte Seen und Sümpfe. Die Bevölkerung des Plateaus ist sehr dünn, die Ortschaften ärmlich, während im Altertum das Land reich an großen und blühenden Städten war, für deren ehemalige Ausdehnung noch viele Ruinen zeugen. Einigen Aufschwung kann das Land nehmen, wenn die längst projektierte Eisenbahn zur Ausführung kommt, welche, ihre Richtung über Konia nehmend, Konstantinopel mit Bagdad verbinden soll. Einen starken Kontrast zur Hochebene in Natur wie in Anbau und Bevölkerung bilden die westl. und südl. Gegenden; doch wird auch dort, neben Ackerbau und Obst- wie Seidenzucht, meist Viehzucht getrieben.

Die Stadt Karaman, das alte Laranda in Lykaonien, zwischen Taurus und Kara Dagh, am Flusse Gündere-Su, bekannt durch die Eroberung von seiten des Perdikkas 322 v. Chr., durch den Einzug Friedrich Barbarossas 30. Mai 1190, sowie durch den Sieg Mohammeds II. 1466, ist von Getreidefeldern umgeben, hat infolge ihrer zahlreichen Gärten einen bedeutenden Umfang und zählt 2—3000 Häuser, die aber meist im Verfall sich befinden.

Karambolage-Billard, s. unter Billard.

Karambolieren (frz.) im Billardspiel: zwei Bälle mit dem Spielball treffen; dann überhaupt zusammenstoßen; Karambolage, das K., auch soviel wie Knrambole; Karambole, eine Art Billardspiel mit drei Bällen, von denen der eine, der Spielball, ebenfalls Karambole heißt; Karamboline (verdeutscht: Karoline), eine Art Billardspiel mit fünf Bällen.

Karamſin (Nikolai Michailowitſch), der berühmteſte ruſſ. Geſchichtſchreiber, geb. 12. Dez. 1765 im Dorfe Michailowka (Gouvernement Orenburg), erhielt ſeine höhere wiſſenſchaftliche Ausbildung in der Penſion des Profeſſors Schaden in Moskau. Später widmete er ſich mit Eifer litterariſchen Beſchäftigungen und überſetzte Shakſpeares «Julius Cäſar» (1787) und Leſſings «Emilia Galotti» (1788) ins Ruſſiſche. Im J. 1789 unternahm er eine Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und Frankreich, kehrte 1791 nach Moskau zurück, wo er zunächſt das «Moskauer Journal» (1791—92) begründete, dann die «Aglaja» (2 Tle., 1794; deutſch von Biedenfeld, Lpz. 1819), eine Sammlung romantiſcher und hiſtor. Erzählungen, und außer andern Arbeiten die «Briefe eines reiſenden Ruſſen» (6 Bde., Mosk. 1797—1800; deutſch von Richter, 6 Bde., Lpz. 1802) veröffentlichte. Dieſe Briefe übten eine unerhörte Wirkung. Vom Geiſte des gebildeten Europa angeweht, warf K. darin die Feſſeln der pſeudoklaſſiſchen Schule, welche bis dahin Rußland beherrſchte, von ſich und zwang in wenigen Jahren ſelbſt ſeine entſchiedenſten Gegner, ſeine Sprache und ſeinen Stil anzunehmen. Sein eifrigſter Mitkämpfer auf dieſer Bahn war der Dichter Dmitriew (ſ. d.). Durch beider Einfluß nahm die ruſſ. Diktion eine andere Geſtalt an, und es entſtand erſt jetzt eine wirklich ruſſ. Litteratur. Später veröffentlichte er unter anderm eine «Hiſtor. Lobrede auf Katharina II.» (Mosk. 1802), mehrere Biographien hiſtoriſch merkwürdiger Perſonen in dem von ihm herausgegebenen «Europ. Boten» und eine lebendige Darſtellung der völligen Unterwerfung Nowgorods unter das Scepter des moskauer Herrſchers (Mosk. 1808). Im Okt. 1803 zum Reichshiſtoriographen und Hofrat mit einem Jahresgehalt von 2000 Rubeln ernannt, arbeitete er ſeitdem an ſeiner «Geſchichte des Ruſſiſchen Reichs» (Bd. 1—11, Petersb. 1816—24; Bd. 12, vollendet von Bludow, 1829; 5. Aufl., 3 Bde. 1842—43; dazu Regiſter von Strajew, Petersb. 1836; 2. Aufl. 1844). Die beſte Überſetzung iſt die franzöſiſche von Saint-Thomas und Jouffret (8 Bde., Par. 1819—20); ins Deutſche wurde das Werk übertragen von Hauenſchild (Bd. 1—3, Riga 1820—23), Oldekop (Bd. 4—6, Riga 1823—24), Örtel (Bd. 7, Riga 1825) und Goldhammer (Bd. 8, Riga 1826, und Bd. 9—11, Lpz. 1826—33). K.s Werk ſelbſt reicht nur bis 1611. Seine hiſtor. Richtung iſt eine ſtreng konſervative, eine geſchichtliche Rechtfertigung und Verherrlichung der Autokratie. In eben dieſem konſervativen Geiſte iſt auch ſein «Mémoire über das alte und neue Rußland» verfaßt. Schon ſeit 1823 kränkelnd, ſtarb er 3. Juni 1826. Eine Ausgabe ſeiner kleinern Schriften und Überſetzungen erſchien 1835 in 18 Bänden zu Petersburg, wozu 1862 noch Mitteilungen aus ſeinem Nachlaſſe und aus ſeiner Korreſpondenz kamen. Eine vollſtändige, panegyriſtiſche Biographie K.s von M. P. Pogodin iſt 1865 (2 Bde., Mosk.) erſchienen.

Kara Muſtapha, ſ. Muſtapha (Kara).

Karänos, nach der griech. Sage ein Nachkomme des Herakles und Gründer des macedon. Königreichs.

Karanowatz, Fluß in Serbien, ſeit 1881 Kraljewo (ſ. d.) genannt.

Karanſébes (ſpr. Karanſchebeſch), königl. Freiſtadt im ungar. Komitat Kraſſó-Szörény am Zuſammenfluſſe der Temes und Sebes und an der Linie Marchegg-Budapeſt-Verciorova der Öſterreichiſch-Ungariſchen Staatsbahn, mit (1880) 4764 rumän. und deutſchen E., die der griech.-oriental. und kathol. Kirche angehören. K. iſt Sitz eines griech.-orient. rumän. Biſchofs und eines königl. Gerichtshofs und ein wichtiger Handelsort für den Verkehr mit Siebenbürgen. In der Umgebung ſind röm. Altertümer, Sauerbrunnen und Steinkohlenlager.

Karantaner, ſoviel wie Slawenen.

Karapatöl, ſ. unter Mahagoni.

Karaſ (ſpr. Karaſch), auch Kraſſó (ſpr. Kraſchóh), Fluß in Ungarn, entſpringt aus dem Adlerſee auf dem Berge Szewenik, hat anfangs einen nördl., dann ſüdweſtl. Lauf, durchbricht in vielfach gewundenem Engthale die Banater Berge und mündet oberhalb Uj Palánka in die Donau. Die Stromlänge beträgt 113 km, der Quellenabſtand von der Mündung kaum die Hälfte; das Gefälle auf dieſer kurzen Strecke iſt 1202 m, der Fluß alſo ſehr reißend und zur Schiffahrt nicht geeignet.

Karaſee, ſ. Kariſches Meer.

Karaſi, türk. Vilajet im NW. Kleinaſiens, die Mitte des alten Myſien umfaſſend, wurde erſt Anfang 1884 organiſiert und war früher unter demſelben Namen, aber enger begrenzt, zuerſt ein Ejalet, ſodann ein Muteſſariflyk. Die Erweiterungen ſind in der Richtung auf die Dardanellen-Meerenge erfolgt und betreffen deren beide Ufer, ſodaß zu K. auch die europ. Halbinſel Gallipali (thraz. Cherſones) gehört. Von da erſtreckt es ſich in ſeiner Längenausdehnung über den Hellespont hinweg binnenwärts 250 km weit, bis zum Erigös-Dagh, in der Nähe des alten Ancyra. Vilajethauptſtadt iſt Balikesrl (ſ. d.).

Karáſin (Nikolaj Nikolajewitſch), namhafter ruſſ. Zeichner und Schriftſteller, geb. im Nov. 1842, erhielt ſeine Erziehung im Kadettenkorps zu Moskau. Darauf nahm er als Offizier an der Niederwerfung des poln. Aufſtandes teil und trat dann 1864 in die Akademie der Künſte in Petersburg. Die Jahre 1865—72 brachte er wieder im Militärdienſt in Mittelaſien zu, erhielt mehrere militäriſche Auszeichnungen, widmete ſich aber zugleich ethnolog. Forſchungen und der Kunſt, und fertigte eine Menge Aquarelle und Zeichnungen, Genre- und Schlachtenbilder an, die ſpäter in verſchiedenen ruſſ. und ausländiſchen illuſtrierten Zeitſchriften und Sammelwerken erſchienen. In dieſelbe Zeit fallen auch ſeine erſten litterariſchen Arbeiten; es ſind dies ethnolog. Erzählungen und wiſſenſchaftliche Abhandlungen, endlich mehrere Novellen und Romane. Später machte K. noch mehrere Reiſen in die Schweiz, nach Serbien (während des Serbiſch-Türkiſchen Kriegs), nochmals nach Mittelaſien, war Korreſpondent während des Ruſſiſch-Türkiſchen Kriegs, und verband immer die litterariſche Thätigkeit mit der künſtleriſchen. Kühnheit und Schärfe der Zeichnung neben reicher Phantaſie iſt der Charakter ſeiner Kunſtwerke.

Karaſſoutſas (Joh.), namhafter neugriech. Dichter, geb. 4. Juli 1824 in Smyrna, beſuchte das Gymnaſium in Syra und trat ſchon 1839 mit einer Gedichtſammlung («Ἄνθη») vor die Öffentlichkeit, der ein Jahr ſpäter eine zweite («Μοῦσα δηλάζουσα») folgte. Er ſtudierte dann in Athen und gab 1846 ſeine «Morgenklänge» (Ἑωθιναὶ Μελῳδίαι) und 1849 die «Poetiſche Blumenleſe» (Ποιητικὸν Ἀνάθημα) heraus. Im J. 1850 wurde er Profeſſor der franz. Sprache und Litteratur am Gymnaſium zu Nauplia, 1852 nach Athen verſetzt, trat nach zehn Jahren aus

dem öffentlichen Dienſt und endete 3. April 1873 durch Selbſtmord. Von ſeinen Gedichten ſind noch zu erwähnen: «Antwort an den Dichter Lamartine» (1857), «Varvitos», eine Gedichtſammlung (1860), und «Kleanike», ein erzählendes Gedicht (1868). Seine Dichtungen zeichnen ſich durch Gefühlswahrheit, klaſſiſche Form und große Sorgfalt in Sprache und Reim aus. Vgl. Vlachos, «K. und ſeine Dichtung» (Athen 1874).

Kara-ſu (d. h. Schwarzer Fluß) oder Struma, im Altertum Strymon, Fluß in der europ. Türkei, im alten Macedonien, 318 km lang, entſpringt auf dem Lülüngebirge, weſtlich von Sofia, und mündet in den Golf von Rendina des Ägäiſchen Meeres. Denſelben Namen führen noch mehrere Flüſſe im Osmaniſchen Reiche, z. B. der Melas der Alten, ein Nebenfluß des Kiſil-Irmak in Kleinaſien.

Karaſu-baſar, Stadt im ruſſ. Gouvernement Taurien, Kreis Simferopol, am Fluſſe Karaſu, 42 km im ONO. von der Gouvernementsſtadt Simferopol, mit (1882) 11 669 E., darunter ſehr viele Tataren und Armenier. K. liegt in einer von hohen Bergen umgebenen Tiefebene, iſt eine der gewerbreichſten Städte des Landes, treibt auch bedeutenden Handel mit Wolle, Fellen, Filzen, Talg, Wein und Weintrauben, Nüſſen, Früchten und Tabak.

Karát (frz. karat, carat, ital. carata, ſpan. und portug. quilate, zunächſt aus dem arab. kirát, das wiederum aus dem griech. keration, Hülſenfrucht, Same des Johannisbrotes, ſtammt) hieß vor Einführung des metriſchen decimalen Gewichtsſyſtems in den bezüglichen Ländern der 24. Teil der Gewichtseinheit bei der Feinheitsbeſtimmung des Goldes. (S. unter Probiergewicht.) Noch jetzt bildet das K. faſt allgemein die Einheit des Juwelengewichts, nach welchem Diamanten und andere Edelſteine, zum Teil auch Perlen abgewogen werden. Man teilt das K. in dieſem Falle entweder in reinen Halbierungen bis auf $^1/_{64}$ oder zunächſt in 4 Grän, welche bis auf $^1/_{16}$ fortgeſetzt halbiert werden. Das K. iſt nicht überall gleich ſchwer; am verbreitetſten ſind das holländ. Juwelenkarat = 20,5894, das engliſche = 20,5304, das franzöſiſche = 20,5500, das preußiſche = 20,5537 und das öſterreichiſche = 20,6103 cg. Bei dem franz. Juwelengewicht bilden 144 K. eine Unze (once). Seit 1872 ſoll in ganz Deutſchland und ſeit 1876 in Öſterreich-Ungarn das allgemeine metriſche Gewicht geſetzlich auch Juwelengewicht ſein, wie dies längſt in den Niederlanden der Fall iſt, während man ſich thatſächlich in Deutſchland immer noch des K. bedient, welches in Frankreich geſetzlich aorgeſchrieben iſt.

Karategin, Gebirgslandſchaft in Centralaſien, im Chanat Bokhara, liegt am Weſtabhange des oſtaſiat. Hochlandes zwiſchen 38 und 39° 45′ nördl. Br., 88 und 90° öſtl. L. von Ferro. Im Norden K.s befindet ſich die hohe Saraſſchankette, welche dem rieſigen Alai-Tag, einem ſüdweſtl. Aſt des Thianſchan parallel von O. nach W. läuft und von letztern durch das Thal Saraſſchan getrennt wird; im O. und S. erhebt ſich das Pamirplateau oder das Dach der Welt, während im W. ein Gebirgswall ſie von der Nachbarlandſchaft Hiſſar trennt. Bewäſſert wird K. durch den Surghab, der von dem Pamirplateau kommt und ſich in den Amu-Darja ergießt; er durchbricht das Gebirge, welches K. im W. abſchließt, und dieſer Durchbruch iſt der einzige Zugang nach K. von W. her. Die Bevölkerung iſt türk.-tatar. Stammes und nomadiſiert mit ihren Herden; in den tiefer gelegenen Teilen kann jedoch ſchon Ackerbau und Seidenzucht getrieben werden; übrigens iſt das Land bis jetzt nur ſehr wenig bekannt. K. iſt die öſtlichſte Landſchaft des Chanats Bokhara, zu dem es ſeit 1877 gehört; die wichtigſten Orte ſind: Majnak, Kula-lab und Karamak.

Karathéodory (Alexander), bei den Türken Alexander Paſcha Karatheodory, osman. Staatsmann und Gelehrter, im beſondern Helleniſt, wurde, als Angehöriger einer in Konſtantinopel weit verbreiteten ſanariotiſchen Familie, daſelbſt um 1834 geboren und erhielt eine vortreffliche Erziehung, welche er durch Univerſitätsſtudien in Deutſchland vervollſtändigte. Für den türk. Staatsdienſt beſtimmt, trat er zunächſt in das Bureau der Überſetzungen ein. Seine ſehr raſche Carrière verdankte er der Gunſt des nachmaligen Großveziers und öftern Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten Safvet Paſcha, dem er während der Konſtantinopeler Konferenz (Dez. 1876 und Jan. 1877), ſowie bei Abſchluß des Präliminarfriedens von San-Stefano 1878 als vertrauter Rat zur Seite ſtand. Safvet ſetzte auch die Ernennung K.s unter dem Namen Alexander Paſcha zum Inhaber des nie zuvor einem Chriſten anvertraut geweſenen Poſtens des Chefs des Auswärtigen Amtes durch. Auf dem Kongreß zu Berlin 1878 vertrat K. die Pforte als Delegierter und unterzeichnete die Schlußakte des Traktats vom 13. Juli 1878. Damit hatte ſein raſch aufſteigender Stern den Höhepunkt erreicht. In den Sturz ſeines Gönners mit verwickelt, war er ſeitdem von einer jeden Verwendung auf einem höhern Poſten ausgeſchloſſen geblieben und lebt in Konſtantinopel als Gelehrter. — Ein Verwandter K.s, Etienne K. ſchrieb: «Du droit international concernant les grands cours d'eau» (Lpz. 1861).

Karatierung nannte man bisher die Legierung oder Verſetzung des Goldes mit andern Metallen. Rote K. hieß die Legierung mit Kupfer, weiße K. diejenige mit Silber, gemiſchte aber diejenige mit Silber und Kupfer zugleich.

Karatowa, Stadt in der europ. Türkei, Vilajet Koſſowo, Sandſchak Prisren, 83 km öſtlich von Üsküb, mit 6000 E., im Gebirge wie in einem Krater liegend. In den hier befindlichen Schmelzöfen wird aus den Bleierzen der Umgegend das Silber ausgeſchieden.

Karatſchew, eine Kreisſtadt im Gouvernement Orel, 100 km im WNW. von der Gouvernementsſtadt, an der Orel-Witebsker Eiſenbahn, mit (1882) 11 267 E., hat Lederfabriken, Wachs- und Talgſiedereien, Töpfereien. Der Handel der Stadt iſt namentlich mit Getreide, Hanf, Flachs und Leinöl bedeutend. Vom 16. bis 22. Juni findet in K. ein Jahrmarkt ſtatt.

Karâtſchi, Seeſtadt in der indobrit. Präſidentſchaft Bombay. (S. Karratſchi.)

Karaul (ſpr. Kara-ül), in der Türkei Bezeichnung der zur Sicherung der Landſtraßen errichteten Wachthäuſer, viereckige große Hütten, die mit 7—8 Gendarmen beſetzt ſind.

Karauſche (Carassius vulgaris), Süßwaſſerfiſch aus der Gattung Karpfen, der in Nordeuropa einheimiſch, 15—30 cm lang und dunkelolivengrün iſt, mit hohem, ſtark gekrümmtem Rücken, abgeſtutzter Schwanzfloſſe und gerader Seitenlinie und ohne Bartfäden. Wegen ſeines wohlſchmeckenden

Fleiſches iſt dieſer Fiſch ſehr geſchätzt. Die K. iſt außerordentlich variabel und baſtardiert leicht mit dem Karpfen; dieſe Baſtardkarpfen oder Karpfkarauſchen (Cyprinus Koltari) bilden zahlreiche Übergänge zwiſchen Karpfen und K.

Karavanſerais, d. h. Karawanenhäuſer, heißen im Orient die in Städten, an den Landſtraßen und in unangebauten Gegenden angelegten großen öffentlichen Gebäude zum Obdach für die Reiſenden. Sie ſind zum Teil prachtvoll erbaut, enthalten aber kein Hausgerät, daher der Reiſende Bett und Teppich, ſowie Lebensmittel für ſich und ſeine Tiere mitbringen muß; nur Waſſer pflegt er zu finden, das oft mit beträchtlichen Koſten weit hergeleitet iſt. In vielen geſchieht die Aufnahme unentgeltlich. Meiſt beſtehen ſie aus einem viereckigen Hofe, der von einer Doppelreihe leerer Kammern umgeben wird und in deſſen Mitte ein Brunnen ſteht.

Karavelle, Krawelle oder Krawеele nannte man im 15. und 16. Jahrh. die größern Schiffe, deren äußere Planken nicht, wie dies früher allgemein gebräuchlich war, übereinander griffen, ſondern mit ihren Kanten ſtumpf gegeneinander ſtießen, ſodaß die Seiten des Schiffs eine glatte Fläche bildeten. Dieſe Bauart, bei der die entſtehenden Nähte kalfatert (ſ. d.) wurden, machte die Schiffe ſicher gegen Seeſchlag. Das Übereinandergreifen der Planken nannte man klinkergebaut, und man wendet es jetzt noch vielfach bei Kähnen und Booten an. Die Planken werden dann nicht nur auf den Spanten (Rippen) feſtgenagelt, ſondern, wo ſie übereinandergreifen, auch durch Nieten miteinander verbunden und dadurch waſſerdicht gemacht.

Karawanen (von dem perſ. karvan) heißen die großen Reiſegeſellſchaften vorzüglich von Kaufleuten in Mittel- und Vorderaſien und in Afrika, die ſich zu Schutz und gegenſeitiger Hilfeleiſtung vereinigen und außer den Handelsgeſchäften auch Pilgerfahrten zum Zwecke haben. Eine ſolche Geſellſchaft führt oft mehr als 1000 Kamele mit ſich. Die berühmteſten K. ſind die, welche jährlich zu beſtimmten Zeiten aus Afrika und Syrien nach Mekka abgehen; jene ſammelt ſich in Kairo, dieſe in Damaskus. Die letztere ſteht unter dem beſondern Schutze des türk. Sultans. Der Handel der K. iſt ſehr bedeutend. Der Anführer der Mekka-K., die von einer bewaffneten Bedeckung geleitet werden, heißt Emir-el-hadſch, d. i. Fürſt der Pilgrime. Handelskarawanen wählen aus ihrer Mitte einen Oberbefehlshaber, der Karvan-Baſchi heißt.

Karawanken, ſ. unter Alpen, Bd. I, S. 467.

Karbatſche (türk.), ſtarke, aus lebernen Riemen geflochtene Peitſche.

Karbitz (ſlaw. Chabakovice), Stadt im nordweſtl. Böhmen, Bezirkshauptmannſchaft Auſſig, Sitz eines Bezirksgerichts, mit 4030 E. deutſcher Zunge, die Feldbau treiben, Braunkohlenwerke, Knopffabriken, eine chemiſche Produkten- und Fettwarenfabrik und zwei Kinderwagenfabriken unterhalten.

Karbol..., ſ. Carbol....

Karbon..., ſ. Carbon....

Karbonſtifte heißen im Maſchinenweſen angewendete cylindriſche Stifte, welche wohl nur teilweiſe aus Karbon (reinem Kohlenſtoff) beſtehen und in Lagerſchalen und Büchſen von Maſchinen und Transmiſſionen eingeſetzt werden, um die Lager und Wellen gegen Reibung zu ſchützen. Die Maſſe dieſer Stifte iſt ſo fettig, daß eine anderweitige Schmierung der betreffenden Teile nicht nötig iſt und dieſelben nach jahrelangem Betrieb noch keine erhebliche Abnutzung zeigen.

Karbunkel, auch Karfunkel (vom lat. carbunculus, kleine Kohle), hieß bei den Alten der rote edle Granat; jetzt verſteht man darunter den Rubin (ſ. d.). Im Mittelalter bezeichnete man mit K. einen fabelhaften, feuerroten, wie Gold glänzenden, namentlich in der Dunkelheit hellleuchtenden Stein, den nach der Sage die Zeiſige in ihr Neſt legen und der unter anderm die Eigenſchaft haben ſoll, den, der ihn bei ſich trägt, unſichtbar zu machen.

Karbunkel (Karfunkel, Brandſchwär, Carbunculus, Anthrax) iſt, wie der Abſceß (ſ. d.) oder die Eiterbeule, eine umſchriebene Entzündung des Unterhautzellgewebes (ſ. Haut), bei welcher jedoch das Zellgewebe nicht eiterig zerfällt, ſondern in geringerm oder größerm Umfang brandig wird. Die K., welche ſich vom Furunkel (ſ. d.) hauptſächlich durch die tiefer greifende brandige Zerſtörung der Haut und durch ihre Neigung, ſich in die Fläche auszubreiten, unterſcheiden, können auf der ganzen Haut auftreten, finden ſich aber häufiger an Stellen, die mangelhaft gereinigt werden (am After, am Rücken, an den Schenkeln). Zuerſt entſteht ein ſchmerzhaftes Knötchen, das raſch unter Fiebererſcheinungen an Umfang wächſt, während die bedeckende Haut eine dunkelrote bis blaue Färbung annimmt und ſich knotig verdickt und brennend heiß anfühlt. Nach mehrern Tagen erweicht der harte Knoten und bricht an mehrern Stellen auf, wodurch die Haut ſiebartig durchlöchert und das unter ihr liegende brandig abgeſtorbene Zellgewebe in der Form von gelbgrauen, übelriechenden Pfropfen erſcheint. Erſt nach dem Abſtoßen dieſer Zellgewebspfropfen bilden ſich in dem zurückbleibenden Geſchwür geſunde Fleiſchwärzchen, welche allmählich den Subſtanzverluſt ausfüllen und darauf die Überhäutung bewirken. Durch ihre Schmerzhaftigkeit und ihre Zahl können die K. ſehr läſtig, durch ihre Größe, mehr noch durch ihren Sitz in der Nachbarſchaft edler Organe (z. B. im Nacken, an den Lippen) gefährlich werden. Urſache mag in vielen Fällen ungenügende Hautpflege und mangelhafte Ernährung ſein; daher ihr häufiges Auftreten im Winter und bei geſchwächten und erſchöpften Perſonen. Die Schmerzen ſchwinden ſofort, wenn der K. weit eingeſchnitten und der brandige Zellgewebspfropf entfernt wird. Die übrige Behandlung iſt die des gewöhnlichen Geſchwürs.

Weſentlich verſchieden von dem gewöhnlichen K. iſt der Milzbrand-Karbunkel (Carbunculus contagiosus, Pustula maligna), der nach der Anſteckung mit Milzbrand an den Stellen auftritt, an welchen das Milzbrandgift in die Haut gelangte und ſich als ein ſchmutzig ſchwarzroter, in der Mitte verſchorfender, rings von einem weiten blauroten Hofe umgebener Knoten von mehr oder minder großem Umfange darſtellt. Dieſer K. enthält die den Milzbrand (ſ. d.) verurſachenden Pilze (Bacillen) und iſt unbedingt tödlich, wenn er nicht zeitig durch energiſche Mittel (Meſſer, Ätzmittel und Glüheiſen) gründlich mit ſeiner Umgebung zerſtört wird. Dieſem K. ähnlich iſt die Peſtbeule. (S. Peſt.)

Karburieren, ſ. Carburieren.

Karchemiſch, Hauptſtadt des Reichs der Hethiter in Syrien, am weſtlichen Ufer des Euphrat, an der alten Heer- und Handelsſtraße von Ägypten durch Phönizien und Syrien nach Meſopotamien, jetzt Djerâbis (unter 36° 50′ nördl. Br.), wo noch

Ruinen vorhanden sind. K. ist berühmt durch die Schlacht 605 v. Chr., in welcher Nebukadnezar den ägypt. König Necho besiegte.

Karcher, s. Karner.

Karchesion (grch.), das älteste Trinkgefäß der Griechen; es war länglich, in der Mitte mäßig eingezogen, und mit zwei Henkeln, welche bis zum Boden des Gefäßes reichten.

Karchunisch, d. i. arabisch mit syr. Lettern.

Karczag (auch Karßag), Stadt mit geregeltem Magistrat im ungar. Komitat Jazygien-Großkumanien, Station der Linie Czegléd-Großwardein der Ungarischen Staatsbahnen, ist Sitz eines königl. Gerichtshofs und zählt (1880) 15825 E., Magyaren kath. und reform. Konfession. In der fruchtbaren Umgebung wird großartiger Melonenbau getrieben.

Kardamomen heißen die im Handel vorkommenden, mehr oder minder deutlich dreikantigen, dreifacherigen Kapselfrüchte einiger zu den Gattungen Amomum und Elettaria aus der Familie der Zingiberaceen gehörenden Arten, welche in Ostindien und auf den Molukken, Sunda-Inseln und auf Madagaskar einheimisch sind, und deren Samen als feurig-aromatisches, scharfschmeckendes Gewürz dienen. Man unterscheidet im Handel mehrere Sorten, deren Abstammung aber noch nicht hinreichend festgestellt ist. Ihre Samen enthalten insgesamt als Hauptbestandteil ein eigentümliches, scharfes, höchst angenehm riechendes, ätherisches Öl (flüchtiges Kardamomenöl), sowie ein fettes Öl und gehören zu den stark reizenden, erhitzenden, magenstärkenden Gewürzen. Die jetzt in Europa am häufigsten vorkommenden Sorten sind besonders: die kleinen oder malabarischen K., welche von Elettaria Cardamomum abstammen und am meisten geschätzt werden. Sie sind klein, 8—13 mm lang, stumpf-dreikantig, kahl, braungelblich oder mehr weißlich und stark längsstreifig. Die darin befindlichen Samen sind 2 mm lang, rötlich- oder gelblichbraun, eckig, sehr uneben und gefurcht-runzelig und besitzen einen sehr angenehm-aromatischen, kampferartigen Geruch und einen sehr starken und feurig-gewürzhaften Geschmack. Die langen oder ceylanischen K., welche von Elettaria media herkommen, sind größer, 2,5 bis 7 cm lang, stumpf-dreieckig, blaßbräunlich oder gelblichgrau und stark gerippt. Ihre Samen sind unter allen Sorten am meisten gelblichbraun, übrigens oval, eckig, stark runzelig und von einem gleich angenehmen und kräftigen Geruch und Geschmack wie die der vorigen Sorte.

Seltener und zum Teil sehr selten finden sich aber jetzt in Europa die folgenden Sorten vor: 1) die runden K., welche von Amomum Cardamomum abstammen, fast kugelig-eirund und etwa so groß wie Vogelkirschen sind; 2) die mittlern K., Madagaskar-K., die von Elettaria Cardamomum medium hergeleitet werden, 2—2,8 cm lang sind und an den Kanten die Reste eines häutigen Randes tragen; 3) die großen K., welche von Amomum angustifolium abstammen sollen und kolbenförmig, 4 cm lang und kaum merklich dreikantig sind; 4) die bengalischen oder Nepal-K. von Amomum subulatum, rundlich-eiförmig, 2,5 bis 3 cm lang, oben mit 7—13 festen, kurzen Flügeln besetzt und 2 mm lange, rundlich-eckige Samen enthaltend.

Kardätsche (ebenso wie Karde vom lat. carduus, Distel, hergeleitet), eine Art Striegel, die aus den Fruchtköpfen der Kardendistel (Dipsacus fullonum) hergestellt wird, eine Drahtbürste, überhaupt eine steife, scharfe Bürste, mittels deren die Haare der Pferde und des Rindviehs gereinigt werden; außerdem ist K. gleichbedeutend mit Karde, Kratze oder Krempel und wird in diesem Sinn, obwohl veraltet, noch zuweilen in der Streichgarnspinnerei angewendet.

Kardätschen, besser Kardieren (frz. cardage, engl. carding), in der Streichgarnspinnerei soviel wie Kratzen oder Krempeln.

Kardätschendistel, s. unter Dipsacus.

Karde (frz. chardon, cardo; engl. teasel, card), in der Tuchfabrikation der aus den Fruchtköpfen der Kardendistel oder aus stumpfwinkeligen Drahthäkchen gebildete wirksame Teil der Rauhmaschine. In der Spinnerei heißt K. der aus Drahthäkchen bestehende Beschlag der Kratz- oder Krempelmaschinen, der entweder die Form von Blättern oder die von Bändern hat (Bandkratzen). Endlich werden auch die Krempelmaschinen selbst K. genannt.

Karden, Pflanzen, s. unter Dipsacus.

Kardenpflanzen, soviel wie Dipsaceen.

Kardentrommel (frz. tambour; engl. gig-barrel, main-cylinder), bei Rauhmaschinen und Krempelmaschinen die mit Karden besetzte rotierende Walze, an welcher der Stoff vorbeigeführt wird.

Kardia (grch.), Herz, auch der dem Herzen naheliegende Magenmund; Kardiacum, herzstärkendes Heilmittel; Kardialgie, Herzweh, Herzdrücken, Magenkrampf.

Kardia, eine milesische Kolonie im Melantischen Meerbusen am Nordrande der thrazischen Chersonesos, wo diese isthmisch dem Festlande sich anfügt. Auf der andern Seite des Isthmus an der Propontis lag Paktye, wohin der ältere Miltiades von K. aus eine 35 Stadien lange, abschließende Mauer zog. Durch die Gründung des östlich nahegelegenen Lysimachia verlor K. seine frühere Bedeutung. K. ist der Geburtsort des in der Diadochenzeit eine Rolle spielenden Feldherrn Eumenes. Wahrscheinlich ist K. das jetzige Karidia.

Kardieren, s. Kardätschen.

Kardinal, vom lat. cardinalis (von cardo, d. i. Thürangel), war seit dem Ende des 5. Jahrh. bis gegen das 11. Jahrh. der allgemeine Titel für alle an einer bestimmten Kirche fest angestellten Geistlichen, wurde jedoch seitdem allmählich, zuletzt durch eine ausdrückliche Verordnung von Pius V. 1567, auf das den Papst beratende Kollegium der Bischöfe, Presbyter und Diakonen zu Rom beschränkt, welches durch Nikolaus II. 1059 das Recht der Papstwahl erhalten hatte. Innocenz IV., 1243—54, gab diesen Kardinälen den Rang vor den Bischöfen und den roten Hut, Bonifaz VIII. zu Anfang des 14. Jahrh. den Fürstenmantel, Paul II. 1464 das Vorrecht des weißen Zelters mit roter Decke und goldenen Zügeln und Urban VIII. 1630 den Titel Eminenz. Die Kardinäle bilden mit dem Papste das Heilige Kollegium und zerfallen in drei Klassen, in 6 K.-Bischöfe (von Ostia, Porto, Sabina, Palestrina, Frascati und Albano), 50 K.-Presbyter und 14 K.-Diakonen. Die beiden letztern Klassen führen ihre Titel nach den Pfarr- und Stiftskirchen und von den Kapellen in Rom. Der Anteil der Kardinäle am Kirchenregiment besteht, abgesehen vom Papstwahlrecht (s. Conclave), teils in einer beratenden Thätigkeit, mit welcher sie dem Papste in allen wichtigern Angelegenheiten (causae majores) zur Seite stehen sollen, und welche sie in den Konsistorien (s. d.) üben, teils in einem mehr

selbständigen Einflusse auf die kirchliche Verwaltung durch Leitung der päpstl. Gerichtshöfe und Verwaltungskollegien und durch die Kongregationen (s. d.). Die wichtigsten weltlichen Ämter der Kardinäle sind auch nach der Annexion des Kirchenstaats (s. d.) bestehen geblieben; es sind die des K.-Staatssekretärs (Minister des Auswärtigen), dem seit 1833 ein K.-Staatssekretär für das Innere zur Seite steht, des K.-Kämmerers (Camerlengo, Finanzminister) und des K.-Vizekanzlers. Ihre Zahl ward von Sixtus V. 1586 auf 70 festgesetzt, entsprechend der Zahl der 70 Ältesten Israels, obwohl sie nie fast vollständig ist. Die Wahl der Kardinäle erfolgt durch den Papst. Die Namen derer, welche er dazu bestimmt, läßt er in dem Konsistorium mit der Formel «Fratres habebitis» vorlesen. Den Gewählten wird ihre Wahl durch Überreichung des Kardinalshutes bekannt gemacht; die Einführung erfolgt unter der Ceremonie des Mundschließens und Öffnens, worauf die Übergabe des Ringes erfolgt. Die Kleidung der Kardinäle besteht (außer bei Ordensgeistlichen, welche die Farbe ihrer Orden beibehalten) in einem Chorrock mit kurzem Purpurmantel und in einem Käppchen, über welchem sie einen roten oder (bei Trauer im Advent und in den Fasten) violetten Hut (Kardinalshut), aus Seide gewirkt oder von Biberhaaren, mit zwei seidenen, herabhängenden Schnüren, an deren Enden Quasten sind, tragen. Der Nationalität nach sind die Kardinäle größtenteils Italiener; auswärtige, auf Verwendung der betreffenden Fürsten ernannte heißen Kronkardinäle.

Kardinal (Cardinatis virginianus), ein schöner roter Finke des südl. Nordamerika von Kernbeißergröße, mit einem aufrichtbaren Federschopf auf dem Kopfe. Wegen seines schönen Gesanges und Gefieders wird er in Nordamerika und Europa gern in Käfigen gehalten.

Kardinal, als Getränk, der mit Weißwein anstatt mit Rotwein bereitete Bischof (s. d.).

Kardinaldekan, s. unter Dekan.

Kardinal-Infant, Beiname von Ferdinand (s. d.), Sohn Philipps III. von Spanien.

Kardinalpunkte heißen im allgemeinen Hauptpunkte, sowohl im eigentlichen Sinne, wo es sich um Orientierung im Raume, als im figürlichen, wo es sich um die Beantwortung einer wissenschaftlichen Frage, den Beweis einer Behauptung u. s. w. handelt. Im erstern Sinne nennt man K. vorzugsweise die Hauptgegenden des Horizonts, diejenigen vier Punkte, in welchen der Horizont von Meridian und Äquator durchschnitten wird. Die beiden erstern heißen Süd- und Nordpunkt, die beiden letztern Ost- und Westpunkt. (S. Himmelsgegenden.)

Kardinalshut, s. unter Kardinal.

Kardinaltugenden (Prinzipaltugenden) werden in der Ethik die Tugenden genannt, die alle übrigen in sich enthalten. (S. unter Tugend.)

Kardinalzahlen (Cardinatia), s. unter Zahlwörter.

Kardiostenōsis (grch.), Herzverengung.

Karditis (grch.), Herzentzündung.

Kardo, Hauptstadt von Baltistān (s. d.).

Kardobenediktenkraut, s. Benediktenkraut.

Kardol, s. unter Anacardium.

Kareien, kammwollenen Zeugen dadurch eine glatte Oberfläche geben, daß man die Haare absengt.

Karelen hieß der südöstliche Teil von Finland, zwischen 60° 10′ bis 63° 50′ nördl. Br. und 27° 20′ bis 32° 47′ östl. L. von Greenwich. Als Grenzland gegen Rußland war K. lange ein Streitobjekt zwischen Schweden und Rußland. Der südl. Teil wurde im Frieden zu Nystad (1721) an Rußland abgetreten, wogegen der nördl. Teil noch bis 1809 unter schwedischer Herrschaft verblieb. Die Einwohner des Landes sind die Karelen (finn. Karjalaiset = das Herdenvolk), welche den östl. Hauptstamm der Bewohner Finlands bilden.

Karen, Karin, Katschin, hinterind. Volksstamm, der seinen Wohnsitz im nördl. Birma, an der Westgrenze der chines. Provinz Jün-nan und in den zum Quellgebiet des Irawadi gehörenden Gebirgsthälern hat. Die K., in Pegu Kadun genannt, haben eine Art Naturkultus. Ihre Anzahl wird auf 400—450000 geschätzt. Obgleich ihr Gebiet westlich an die brit.-ind. Provinz Assam, südlich an das Königreich Birma grenzt, sind sie bis jetzt noch politisch unabhängig geblieben. In ihrer physischen Erscheinung zeigen sie einige Übereinstimmung mit den Birmanen, noch größere aber mit den Bewohnern von Jün-nan. Ihre Sprache, den monosyllabischen angehörend, hat einige Ähnlichkeiten mit der birmanischen, ist aber noch wenig bekannt. Man hält die K. für Überreste der Urbevölkerung von Birma, namentlich seines nördlichern Teils, welche wahrscheinlich mit der des südwestl. China identisch war. Schon Marco Polo erwähnt unter dem Namen Karaian eines besondern, früher unabhängigen Gebiets im südwestl. Jün-nan.

Karene, s. Carena.

Karenzzeit, s. Carenzzeit.

Karer, Bewohner von Karien (s. d.).

Karete oder Karrete, s. Carreta.

Karette, s. Caretschildkröte.

Karfreitag (Charfreitag), der Freitag in der Karwoche (s. d.), welcher als Tag der Kreuzigung Christi der höchste Festtag der evang. Kirche ist. Doch haben die schweiz. Kirchen ihn erst neuerdings eingeführt und die schott. Kirche feiert ihn noch heute nicht. In der kath. Kirche wird er nur als halber Feiertag betrachtet und in Werkeltagsarbeiten und zum Teil geräuschvollen Volkslustbarkeiten zugebracht. Die ersten Spuren einer Feier des K. ebenso wie des Ostersonntags als Auferstehungstag begegnen uns um die Mitte des 2. Jahrh. in der röm. Kirche, während in Kleinasien damals noch ganz allgemein nicht der Todestag Jesu, sondern der Tag seines letzten Passahmahls, und auch dieser nicht als bewegliches Fest an einem bestimmten Wochentage, sondern nach dem mosaischen Gesetze am 14. Tage nach dem Frühlingsneumond (14. Nisan) gefeiert wurde. Allmählich drang jedoch die röm. Feier auch in Kleinasien durch und wurde von dem Konzil zu Nicäa (325) zum allgemeinen Kirchengesetze erhoben. In der alten Kirche empfingen die, welche mit ein- oder mehrjähriger Kirchenbuße belegt worden waren, am Karfreitag Absolution (daher dies absolutionis). Man heiligte ihn durch strengeres Fasten und Meiden aller Arbeit, durch Trauer verkündende Änderungen der Liturgie, durch den Gesang des Kyrie eleison, durch Schweigen der Glocken und Orgeln, durch Hinweglassung der Kniebeugung, durch schwarze Bekleidung der Kirche und Ähnliches. Namentlich ward die Zeit von abends 6 Uhr, um welche Stunde Christus verschieden sein soll, bis zum

Auferstehungsmorgen durch allgemeine Ruhe und Stille gefeiert, weshalb man auch den K. selbst den Stillen Tag oder Stillen Freitag nannte. In Spanien ging man so weit, an demselben allen Gottesdienst einzustellen, wogegen sich aber das Konzilium zu Toledo 633 nachdrücklich erklärte.

Karfunkel, Edelstein, und Karfunkel, Geschwür, s. Karbunkel.

Kargopol, Kreisstadt im russ. Gouvernement Olonez, 300 km im OSO. von Petrosawodsk, am linken Ufer des schiffbaren Onegaflusses und 3 km von dessen Ausfluß aus dem Latschasee, mit (1882) 2048 E., ist eine der ältesten Niederlassungen der Russen im N. des Landes und hat ein altes Nonnenkloster. Die Bewohner von K. beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Kürschnerhandwerk, besonders mit der Bearbeitung von Eichhörnchenfellen.

Kariaskaki, s. Karaiskakis.

Kariben, Indianerstamm, und **Karibische Inseln**, s. unter Karaïben.

Karibisches Meer (Antillenmeer), s. unter Antillen.

Karien, Küstenlandschaft des südwestl. Kleinasien, im N. durch das Messogisgebirge von Lydien, im O. durch das Kadmos- und Salbakosgebirge von Phrygien und Pisidien (Kabalia), im SO. durch die nördl. Verzweigungen des Kragos und Antikragos von Lykien getrennt, im S. und W. vom Karpathischen und Ägäischen Meere bespült. Von der Westküste strecken sich mehrere sehr bedeutende Vorgebirge als stattliche Halbinseln ins Meer hinaus (Mykale, der Chersones von Milet, der von Halikarnassos und der von Knidos), zwischen denen sich tiefe und sichere Buchten (der Latmische, Jassische und Keramische Meerbusen) öffnen. Der Hauptgebirgszug des innern Landes ist der Latmos; der bedeutendste Fluß der in den Latmischen Meerbusen mündende Mäander, dessen breites Thal den reichsten und besten Teil der übrigens fast durchgängig sehr fruchtbaren Landschaft bildet. Ihren Namen erhielt dieselbe von den Kares, einem Stamme, der, von Osten her eindringend, die ältere Bevölkerung, die Leleger, teils vertrieb, teils unterwarf. Die Karer standen als treulose Söldner und Piraten bei den Griechen in ziemlich übelm Rufe. Frühzeitig gründeten griech. Ansiedler im nördlichsten Teile der Westküste die ion. Städte Milet (s. d.) und Magnesia (am Mäander), im südlichsten die dorischen Halikarnassos (s. d.) und Knidos (s. d.). Die Landschaft wurde durch Krösus dem Lydischen, durch Cyrus dem Persischen Reiche einverleibt, trennte sich von diesem infolge der Siege der Griechen über die Perser und trat dem athenischen Seebunde bei, fiel aber nach der Auflösung desselben wieder unter die Herrschaft Persiens zurück; doch war diese mehr eine nominelle als faktische, indem einheimische Dynasten, ähnlich wie schon früher, dem Namen nach als pers. Satrapen, in der That als selbständige Herrscher regierten. Der Sitz dieser Dynasten, unter denen Mausollos der berühmteste ist, war Halikarnassos. Nach dem Tode Alexanders kam die Landschaft nacheinander in Besitz des Kassandros, des Antigonos und des Lysimachos, wurde dann dem Seleucidenreiche einverleibt, von den Römern nach der Besiegung des Königs Antiochos von Syrien (189 v. Chr.) den Rhodiern, ihren treuen Alliierten, geschenkt. Dieses Geschenk wurde zwar während des dritten Macedonischen Kriegs wieder zurückgenommen, indem der röm. Senat die Städte K.s für frei erklärte, d. h. unmittelbar unter die röm. Oberherrschaft stellte, doch verblieben wenigstens einige Städte, wie z. B. Kaunos, im Besitze der Rhodier bis in die röm. Kaiserzeit. Jetzt bildet die Landschaft einen Teil des asiat.-türk. Vilajets Aïdin.

Karies (lat.), Bein- oder Knochenfäule, die Entzündung und die Verschwärung der Knochen, s. Knochenfraß; auch die Zahnfäule, das sog. Hohlwerden der Zähne, s. unter Zahnkrankheiten.

Karikal, franz. Besitzung in Ostindien, innerhalb des Bezirks Tanjore der engl.-ind. Präsidentschaft Madras und von der Landseite allenthalben von brit. Gebiet begrenzt, nimmt mit der gleichnamigen, unter 10° 55′ nördl. Br. und 79° 53′ östl. L. von Greenwich, an einem schmalen Ästuarium des Flusses Kaweri gelegenen Stadt einen Flächenraum von 135 qkm ein. Die Bevölkerung von Stadt und Gebiet K. beträgt (1879) mit Ausnahme einer kleinen Truppenzahl 92599 Seelen, von denen etwa 60 Europäer. K. wurde 1814 von den Engländern an Frankreich zurückgegeben, unter der Bedingung, daß daselbst kein Fort errichtet werden dürfe.

Karikatur (von dem ital. caricare, frz. charger, d. i. überladen, übertreiben), Zerr- oder Spottbild, die groteske Darstellung einer Person oder eines Gegenstandes, in satirischer Absicht. Die K. gehört sowohl dem Gebiet der bildenden Künste wie dem der Litteratur an. Schon das griech. und röm. Altertum kannte und gebrauchte die K. in religiösen und polit. Dingen. In der altchristl. Zeit war Satan ein häufiger Gegenstand der K., und die fratzenhaften Tierungetüme, die verherten Zwittergestalten mit ungeheuern Mäulern, Schlangen-, Tiger-, Affen- und Krötenbeinen, wie sie an den Kirchenportalen des Mittelalters vorkommen, sind ebenso viele K. auf den Teufel und seine Sippschaft. In den alten Handschriften mit Miniaturen trifft man dieselben Motive. Für eine spätere Art von K. scheint das satirische Epos «Reineke Fuchs» das erste Vorbild geliefert zu haben. Bald ist es der Esel in allen Verwandlungen geistlicher Würde und Gravität, in der Mönchskutte, mit rotem Kardinalshut, am Beichtstuhl lauschend, oder der Fuchs als Moralprediger auf der Kanzel; bald der Tod in der Gestalt eines menschlichen Gerippes, der Leute aus allen Ständen, vom Papst und Kaiser herab bis zum Bettler und Narren, zum unwillkommenen Tanze abholt. Dieser «Totentanz» bedeckt schnell die Klostermauern und die Beinhauswände und erlangt seine höchste Kunstausbildung und allgemeinste Verbreitung in den Holzschnitten nach Holbeins Zeichnungen.

Seit dem Ende des Mittelalters mischt sich die K. in andere Fragen und Konflikte der Gesellschaft. Sie dient dem Adel gegen das Volk, dem Volke gegen den Adel, und beiden gegen die Fürstengewalt. Dies ist die politische Karikatur, die K. im engern Sinne, die seit dem 16. Jahrh. bei allen bedeutenden Ereignissen eine Rolle spielt als eine Art Flug- und Schmähschrift in Bildern. Die Engländer Gilray, Bunbury, Cruikshank, John Leech, dann die Franzosen Philippon, Grandville, Daumier haben sich in diesem Kunstfache vor allen ausgezeichnet, und die londoner und pariser Karikaturzeichner behaupten noch jetzt ihren unbestrittenen Vorrang vor den Deutschen und Italienern.

Eine andere Art von K. ist die komische Sitten- und Charakterschilderung, die ihren launischen Witz an den lächerlichen Erscheinungen der Mode und des geselligen Verkehrs ausläßt. Ihre Darstellungen werden eigentlich mit Unrecht zu den K. gezählt, weil die feinern Produkte dieser Gattung, die allein in Anschlag zu bringen sind, ihre komische Wirkung nicht durch eine lächerliche Entstellung der Körper- und Gesichtsbildung, sondern durch einen individuell-geistigen, charakteristischen Ausdruck des Gesichts erhalten. Im 17. Jahrh. war Callot ein gepriesener Meister in diesem Kunstfache, das im 18. Jahrh. in England an Hogarth, in Deutschland an Chodowiecki, in Holland an Cornelis Troost seine Hauptrepräsentanten hatte. In neuester Zeit glänzten darin vor allen der Franzose Gavarni, dessen Werke einen echt und tief humoristischen Geist der Auffassung mit dem Gefühl für Grazie und Schönheit und mit der Virtuosität der Darstellung in seltenem Maße verbinden; in England der erwähnte John Leech und Du Maurier. Vgl. «A history of caricature and grotesque in literature and art» (neue Ausg., Lond. 1875).

Karikieren (ital. caricare, überladen), als Karikatur (s. d.) darstellen; im lausmännischen Sinne: mit Wechselbriefen belästigen.

Karin, hinterind. Volksstamm, s. Karen.

Kariol, soviel wie Carriole (s. d.).

Kariös (lat.), angefressen, am Knochenfraß (s. d.) leidend oder denselben betreffend.

Karisches Meer oder Karischer Meerbusen, auch Karasee, heißt ein Teil des nördl. Eismeeres, der zwischen der Ob-Halbinsel Jalmal und der Doppelinsel Nowaja-Semlja liegt. Die aus demselben in das offene Eismeer führende nördl. Passage zwischen der Waigatschinsel und Nowaja-Semlja wird die Karische Straße oder die Eiserne Pforte genannt, während die südl. Passage zwischen dem russ. Festlande und der Waigatschinsel die Waigatsch- oder Jugorische Straße (Ugrische Straße) und die zwischen den beiden Inseln von Nowaja-Semlja hindurch führende Meerenge die Matiuschkin-Scharr (fälschlich Matotschkinstraße) genannt wird. Neuere Expeditionen haben gezeigt, daß dieses Meer, welches man früher das ganze Jahr hindurch mit Treibeis erfüllt glaubte, vier bis fünf Monate jährlich mit Segelschiffen befahren werden kann.

Karkajou, die Felle des Vielfraßes.

Karkasse, s. Carcasse.

Karkinitischer Meerbusen, soviel wie Golf von Perekop (s. d.).

Karl, männlicher Vorname, althochdeutsch Charal, latinisiert Carolus, frz. und engl. Charles, ital. Carlo, span. und port. Carlos, rumän. Carol.

Karl genannt Martell, d. i. der Hammer, der Sohn Pipins von Heristal und der Chalpaida, geb. um 690, wurde nach dem Tode seines Vaters, 714, von seiner Stiefmutter Plektrude in Köln gefangen gehalten, da sie durch ihn ihren Enkel Theudoald bedroht glaubte, auf den Pipin nach seines Sohnes Grimoald Tode trotz seiner Kindheit die Würde des Majordomus (s. d.) vererbt hatte. Eine Partei der Neustrier erhob sich aber siegreich gegen Theudoald, erwählte Raganfred zum Majordomus, und nach Dagoberts III. Tode Chilperich II. zum König. Mit den Friesen verbündet griffen sie die Austrasier an und drangen bis Köln vor. Auf dem Rückzug, den Plektrude erlaubt hatte, wurde das neustrische Heer jedoch von K., der aus dem Gefängnis entkommen und von den austrasischen Franken zum Herzog gewählt worden war, an der Amblève 716 und nochmals 717 bei Vinoy unweit Cambrai geschlagen. Plektrude, durch einen Aufstand gezwungen, öffnete ihm die Thore Kölns. K. erhob nun Chlotar IV. auf den Thron, zwang Chilperich durch den Sieg bei Soissons 719 zur Flucht zu dem Herzog Eudo von Aquitanien, schloß aber, da Chlotar noch 719 starb, Frieden mit ihm und wurde auch von ihm als Majordomus anerkannt. Als solcher herrschte er unter ihm und nach seinem Tode (720) unter Theodorich IV. über die Franken. Feldzüge gegen die abgefallenen Alamannen und Bayern und gegen die Sachsen beschäftigten ihn zunächst, bis Eudo gegen die Araber seine Hilfe anrief. Von dem westgot. Septimanien aus, das sie seit 720 behaupteten, hatten diese Aquitanien überzogen, Bordeaux erobert, Eudo geschlagen und waren über die Garonne bis zur Loire vorgedrungen, wo sie Tours bedrohten. Zwischen dieser Stadt und Poitiers gewann K. 732 über die Araber den großen Sieg, der diese, nachdem ihr Führer Abd-ur-Rahmân gefallen, zur Flucht zwang und Germanentum und Christentum von schwerer Gefahr rettete. Noch einmal zog K., nachdem er die westl. Friesen 734 der fränk. Herrschaft unterworfen und von Hunold von Aquitanien, der seinem Vater Eudo 735 gefolgt war, den Treuschwur empfangen hatte, gegen die Araber, als sie 737 in das burgund. Land bis gegen Lyon eingedrungen waren. Er trieb sie 738 zurück. Narbonne konnte er zwar nicht erobern; das arab. Heer aber, das die Stadt entsetzen sollte, wurde von ihm besiegt und hierdurch die Herrschaft der Araber nördlich der Pyrenäen bis zur Aude beschränkt, Languedoc dem Frankenreiche gewonnen. Während der Unterhandlungen mit Papst Gregor III., der um seine Hilfe gegen den Longobardenkönig Luitprand bat und ihm den röm. Patriciat antrug, starb K., der seit Theodorichs Tode 735 den Thron unbesetzt gelassen, 22. Okt. 741 zu Quiercy an der Oise, nachdem er die Verwaltung des Reichs seinen Söhnen Karlmann (s. d.) und Pipin (s. d.) dem Kleinen zugeteilt. Doch hatte er, durch seine zweite Gemahlin Swanhilde bewogen, nachträglich auch deren Sohn Grifo (s. d.) einen Teil des Reichs überwiesen, was nach seinem Tode einen schweren innern Krieg zur Folge hatte. Vgl. Breysig, «Jahrbücher des Fränkischen Reichs 714—741» (Lpz. 1869).

Karl I., der Große, König der Franken seit 768, röm. Kaiser 800—814, geb. 2. April 742 oder 747, war der Sohn Pipins des Kleinen und Enkel Karl Martells. Schon 754 vom Papst Stephan II. mit seinem Bruder Karlmann (s. d.) zum künftigen König gesalbt, trat er mit diesem nach Pipins Tode 768 die Regierung an und unterdrückte 769 eine Empörung, die in Aquitanien der alte Herzog Hunold versuchte. Durch Karlmanns Tod und die Ausschließung der beiden Söhne desselben gewann er 771 die Alleinherrschaft des Fränkischen Reichs. Um dieses gegen gefährliche Grenznachbarn zu sichern, sowie zur Verbreitung des Christentums wurde 772 auf dem Tage zu Worms der Krieg gegen die Sachsen beschlossen. K. drang bis zur Weser vor. Da rief ihn Papst Hadrian I. gegen den Longobardenkönig Desiderius zu Hilfe. Diesem hatte K. 771 seine ihm vermählte Tochter wegen Unfruchtbarkeit zurückgeschickt und sich darauf mit Hildegard, aus vornehmem schwäb. Geschlecht, vermählt. Um

Rache zu üben, verlangte Desiderius vom Papst, daß dieser die zu ihm geflohenen Söhne Karlmanns krönte, und verwüstete, als dies nicht geschah, das päpstl. Gebiet. Von Genf aus ging nun K. mit zwei Heeren über den Großen Bernhard und den Mont-Cenis 773 nach Italien, wo er den Winter über blieb. Mit Pavias Einnahme 774 war die Selbständigkeit des Longobardenreichs zerstört. Desiderius, gefangen, endete als Mönch zu Corbie. Die longobard. Herzöge huldigten K. als ihrem Könige, der jetzt dem Papst die Pipinsche Schenkung des Exarchats bestätigte. Indes waren die Sachsen wieder aufgestanden und in Hessen eingefallen, und K. kehrte zurück, schlug sie 775, mußte aber 776 wieder nach Italien, um die Empörung des longobard. Herzogs Rotgaut von Friaul zu unterdrücken. Nachdem dies geschehen und nach neuem Siege über die Sachsen erkannten 777 die meisten sächs. Edelinge K. als Oberherrn auf einer Versammlung zu Paderborn an. Dort erschienen auch arab. Fürsten aus Spanien, die K.s Beistand gegen Abd-ur-Rahmân, den omajjadischen Kalifen von Cordova, erbaten. Sein erster Feldzug 778 war nicht eben glücklich und auf der Rückkehr fand der Held Roland (s. d.) im Passe Roncesvalles durch den Überfall der Basken den Tod. Allmählich wurde jedoch das Küstenland bis Barcelona als Spanische Mark dem Frankenreiche einverleibt.

Während K. in Spanien verweilte, war ein neuer Aufstand der Sachsen erfolgt, die bis an den Rhein, Köln gegenüber, gedrungen waren. An der Eder schlug sie K., der nun bis an die Elbe ihr Land durchzog und 779 und 780 darin verweilte. Als K. 781 nach Italien gegangen war, um seinen zweiten Sohn Pipin zum König von Italien, seinen dritten, den dreijährigen Ludwig, zum König von Aquitanien durch den Papst krönen zu lassen, erhoben sich die Sachsen von neuem, nachdem Wittekind (s. d.), der 777 nicht in Paderborn erschienen, sondern zum jütischen König Siegfried geflohen war, wieder zurückgekehrt war. Ein fränk. Heer, das gegen die Sorben zog, wurde 782 am Süntel, unweit der Weser, vertilgt, durch K. aber furchtbar gerächt, der, nach neuer Unterwerfung, bei Verden an der Aller 4500 Sachsen, die ihm als schuldig von ihren Landsleuten ausgeliefert waren, an Einem Tage hinrichten ließ. Darauf folgte 783 die erste allgemeine Empörung aller sächs. Stämme. Eine Schlacht bei Detmold blieb unentschieden. K. zog sich zurück, siegte aber in einer zweiten Schlacht an der Hase und weilte 784 und 785 unter den Sachsen, um sie zur Ruhe zu bringen. Ihre Führer Wittekind und Abbio stellten sich ihm nun, während er zu Attigny in der Champagne Hof hielt, ließen sich taufen und blieben treu. In derselben Zeit wurden auch die Friesen zwischen Ems und Weser unterworfen. Die Empörung des Herzogs Arigis von Benevent, eines Eidams des Desiderius, wurde 787 bald unterdrückt. Der Herzog Tassilo von Bayern, den seine Gattin Liutberga, eine Tochter des Desiderius, zu verräterischen Unternehmungen reizte, wegen deren er schon früher zu Worms hatte Geiseln stellen müssen, wurde 788 von den Fürsten auf dem Tage zu Ingelheim wegen mannigfacher Beschuldigung des Treubruchs zum Tode verurteilt, von K. aber begnadigt und als Mönch nach Lorsch geschickt, das Herzogtum Bayern aber aufgehoben. Der Hilfszug, den K. für die Obotriten in Mecklenburg 789 gegen die Wilzen in der Mark that, führte ihn über die Elbe. Gegen die Avaren, die schon Tassilo gerufen haben sollte, drang er 791 bis zur Raab; sein Sohn Pipin siegte weiter über sie, da K. selbst 794—798 neue Aufstände sächs. Stämme beschäftigten. Er eroberte an der Theiß 796 ihres Anführers Lager und unermeßliche Beute; eine östliche Mark bis zur Raab sicherte das Reich gegen künftige Überfälle.

Von den wichtigsten Folgen war der ital. Zug, den K. 800 unternahm, um den Papst Leo III. unter den rebellischen Römern, gegen die letzterer 799 in Paderborn bei K. Schutz gesucht hatte, wieder zu befestigen und die Empörer zu strafen. Als er am Weihnachtstage 800 am Altar der Peterskirche betete, setzte ihm unerwartet, wie es schien, der Papst die Krone auf und begrüßte ihn unter dem Zuruf des Volks als Carolus Augustus, Kaiser der Römer. Ohne daß seine Macht dadurch nach außen vergrößert wurde, gewann sie unendlich an Glanz und Ansehen durch die Bedeutung, welche die Erinnerung an das röm. Kaisertum in der Meinung der Völker hatte. Der abenteuerliche Plan, durch eine Verbindung mit Irene, der byzant. Kaiserin, das oström. mit dem neuerstandenen weström. Kaisertum zu vereinigen, zerschlug sich durch den Sturz Irenes. Ihr Nachfolger Nicephorus stand in Feindschaft mit K. bis 810; Michael I. weigerte ihm jedoch den Kaisertitel nicht. In Spanien wurde die seit 799 auch auf die Balearen ausgedehnte fränk. Macht durch die Eroberung von Barcelona (803) durch Ludwig von Aquitanien befestigt. Der Widerstand der Sachsen aber, der noch einmal bei den Stämmen an der untern Weser und jenseit der Elbe sich erhoben hatte, hörte, nachdem aus Nordalbingien 10000 Familien weggeführt und den Obotriten ihr Land gegeben worden, 803 auf, indem die sächs. Edelinge K. als Oberherrn anerkannten, das Christentum allgemein annahmen und dafür Gleichstellung des sächs. Volks mit dem fränkischen unter Aufrechthaltung des eigenen Rechts zugesichert erhielten. Bistümer wurden gegründet zu Minden, Osnabrück, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Münster und Hildesheim, teils unter kölnischem, teils unter mainzischem Sprengel. Ein neuer Krieg entstand 809 im Norden des Reichs durch die Streitigkeiten des jütischen Königs Göttrik oder Gottfried mit den Obotriten, die als alte Verbündete von K. unterstützt wurden. Göttriks Nachfolger, Hemming, schloß 811 Frieden an der Eider, nördlich deren Göttrik das Danewerk (Dänenwall) zwischen Schlei und Treene gegen Sachsen hatte aufführen lassen.

Durch seine Kriege, in denen K. sich als großer glücklicher Feldherr zeigte, hatte er die Ausdehnung des Fränkischen Reichs (s. d.) ungeheuer erweitert. Aber mit unermüdlicher, auch das Kleine berücksichtigender Thätigkeit sorgte er zugleich für die rechtliche Ordnung und für das Gedeihen äußerer Wohlfahrt wie geistiger Bildung in seinem Staate, dessen Kriegskraft er durch die Ordnung des Heerbanns festigte und dessen Grenzen er durch die kriegerisch eingerichteten Marken (s. d.) sicherte. Da die Macht der alten Stammesherzöge der Königsgewalt gefährlich schien, ließ er solche nicht wieder aufkommen: Tassilo war der letzte Stammesherzog gewesen. Den einzelnen Gauen standen Grafen (s. d.), unter ihnen Centgrafen, vor; die Aufsicht über die Grafen wurde durch besondere Beauftragte (Missi, Sendboten) des Kaisers geführt. Letztere

Digitized by Google

hielten viermal jährlich Versammlungen in ihren Provinzen und berichteten an die zwei Reichstage, auf denen im Herbst die Vornehmsten und Räte des Königs, im Frühjahr aber alle zum Heere Aufgebotenen sich vereinigten, um auf seine Vorträge Beschlüsse zu fassen, die von ihm bestätigt als Gesetze (Kapitularien) galten. Für die Übung der Rechtspflege waren als Stellvertreter des Königs seine Grafen und die Gerichte, in denen jetzt nicht mehr die Gemeinde, sondern nur Schöffen zum Ding zusammentraten, thätig. Dem Fehdewesen wurde mit Strenge gesteuert. Die Geistlichkeit hatte sich des Schutzes K.s zu erfreuen. Der Zehnte wurde trotz des Widerstandes, namentlich der Sachsen, gesetzlich; doch ließ K. seine Gewalt als Oberherr der Kirche, besonders auch gegen die Anmaßungen der Bischöfe, nicht aus den Händen. Handel und Gewerbe wurden von ihm begünstigt. Für die Landwirtschaft sorgte er durch gesetzliche Vorschriften und durch das Beispiel, das er auf den königl. Gütern gab. Sümpfe wurden ausgetrocknet, Wälder ausgerodet, Ortschaften und Klöster angelegt, auch prächtige Bauten, königl. Paläste, wie in seinen Lieblingssitzen Aachen und Ingelheim, und Kirchen ausgeführt. Das große Unternehmen 793, durch einen Kanal Rednitz und Altmühl und dadurch Rhein und Donau, Nordsee und Schwarzes Meer zu verbinden, mußte indes zuletzt aufgegeben werden.

Obwohl K. nicht zu schreiben verstand, hatte er doch für alles Geistige Interesse. Er sprach Latein, verstand Griechisch, und machte den Versuch einer Grammatik der Muttersprache, deren Heldenlieder er sammeln ließ und in der er feste Monats- und Windnamen bestimmte. Auch zog er gelehrte Männer an sich, wie Alcuinus und Paulus Diaconus, sich ihres Umgangs erfreuend und ihre Mitwirkung bei seinem Streben für Bildung der Geistlichkeit und der höhern Stände benutzend. Bei den Kathedralen und Klöstern mußten Schulen eingerichtet werden, und auch an seinem eigenen Hofe begründete er für seine Hofleute und deren Söhne eine Schule. K. war von starkem, hohem Körper. Er maß sieben seiner Fußlängen, war von stattlichem Ansehen, erst in den vier letzten Jahren seines Lebens von Krankheit angefochten, ein Freund des Jagens, Reitens und Badens, einfach in seiner Tracht und Lebensweise, nicht ohne stärkere Neigung zu den Frauen, mäßig in Speise und Trank, wohlthätig, «an Weisheit und Tugend», wie sein Enkel, der Geschichtschreiber Nithard, sagt, «jedem Zeitgenossen überlegen, allen gleich liebenswürdig und schrecklich, allen gleich bewundernswürdig». Sein Ruhm verbreitete sich weit über seine Lande, und fremde Gesandtschaften erschienen oft an seinem Hofe; wie denn namentlich Harun-al-Raschid von Bagdad ihn 798 durch Gesandte begrüßte und beschenkte. Von seinen drei Söhnen, denen er 806 ihre künftigen Reiche anwies, waren die begabtesten Pipin, 810, und Karl, der älteste, sein gewöhnlicher Begleiter, 811 gestorben. Den dritten, Ludwig von Aquitanien, nachher Ludwig (s. d.) der Fromme genannt, hieß er 813 auf dem Reichstage, den er zu Aachen hielt, sich selbst die Krone aufsetzen, nachdem er ihn vor dem Volke zur Erfüllung seiner Fürstenpflichten aufgefordert. Bald darauf erkrankte er an einem Fieber, dem er 28. Jan. 814 erlag. Beigesetzt wurde er zu Aachen in der von ihm erbauten Kirche; Friedrich I. erhob seine Gebeine und ließ ihn durch seinen Papst Paschalis III. heilig sprechen.

Litteratur. K.s Leben beschrieb zunächst sein Zeitgenosse Einhard (s. d.). Vgl. ferner: Dippoldt, «Leben Kaiser K.s des Großen» (Tüb. 1810); Gaillard, «Histoire de Charlemagne» (2. Aufl., 4 Bde., Par. 1819); Lorenz, «K.s des Großen Privat- und Hofleben» in Raumers «Histor. Taschenbuch» (1832); (H. von Gagern,) «K. der Große» (Darmst. 1845); Waitz, «Deutsche Verfassungsgeschichte» (2. Aufl., Bd. 3 u. 4, Kiel 1883—84); Abel, «Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter K. dem Großen» (Bd. 1, Berl. 1866; Bd. 2 von Bernh. Simson, Lpz. 1883).

Karl II., der Kahle, röm. Kaiser und erster König des aus dem großen Frankenreich (s. d.) durch den Vertrag von Verdun ausgeschiedenen Frankreich, war 13. Juni 823 in Frankfurt a. M. geboren, jüngster Sohn des Kaisers Ludwig des Frommen von seiner zweiten Gemahlin Judith. Deren Streben, ihm gleich seinen viel ältern Brüdern Lothar, Ludwig und Pipin schon bei Lebzeiten des Vaters die Anwartschaft auf einen Teil des Erbes zu sichern, war die Ursache der zahlreichen Kriege und Aufstände der Söhne, welche die Regierung des Kaisers Ludwig erfüllten und den Grund zur Auflösung des Frankenreichs legten. War ihm zuletzt auf Kosten der Söhne Pipins Aquitanien zugewiesen worden, so suchte Lothar nach dem Tode des Vaters 840 ihm auch dieses zu verkürzen und seine Oberhoheit als Kaiser aufzuzwingen. K. versöhnte sich deshalb mit seinem in gleicher Weise bedrohten Bruder Ludwig dem Deutschen und gewann gemeinschaftlich mit ihm 25. Juni 841 die Schlacht bei Fontenoy gegen Lothar. Das so bewährte Bündnis wurde im Febr. 842 zu Straßburg mit feierlichen Eiden in deutscher und franz. Sprache erneuert, die noch erhalten sind, und erzwang die Zustimmung Lothars zur Teilung des Reichs, welche im Aug. 843 zu Verdun (s. d.) vollendet wurde. K. erhielt dabei alles Land westlich der obern Schelde, der Maas, Saône und des Rhône, Gebiete, in welchen, abgesehen von dem niederdeutschen Flandern, nur Romanen wohnten, in voller Selbständigkeit. Reich begabt, aber launisch, willkürlich und wechselnden Einflüssen zugänglich, vermochte er jedoch das ihm Zugefallene kaum zusammenzuhalten. Aquitanien und Bretagne gingen ihre eigenen Wege, die Küsten wurden von Normannen und Mauren verheert und die Königsmacht schwand durch die Schenkungen und Zugeständnisse, welche er dem Heerbann für die Dienste machen mußte, die er nicht erzwingen konnte. Als Lothars Sohn, Lothar II., 869, starb, wollte K. mit Hilfe des Erzbischofs Hinkmar von Rheims Lothringen (das ganze Land zwischen Maas und Rhein) an sich reißen, mußte aber schließlich im Vertrage zu Meersen Aug. 870 die östl. Hälfte desselben Ludwig dem Deutschen überlassen. Besser ging es ihm anfangs in Italien, als dort 875 Lothars I. ältester Sohn, der Kaiser Ludwig II., starb. K. bemächtigte sich dort des Königtums, obwohl Ludwig der Deutsche als der ältere Erbberechtigte seine Söhne Karl den Dicken und Karlmann über die Alpen geschickt hatte, und wurde 25. Dez. 875 in Rom zum Kaiser gekrönt. Der Tod auch Ludwigs des Deutschen 876 gab ihm den Mut, den Kampf um Lothringen zu erneuern; K. wurde indessen 8. Okt. bei Andernach vollkommen geschlagen und, als er dann, um einen Aufstand in Italien zu dämpfen, dorthin eilte, brachen auch in Frankreich Aufstände aus. Auf dem Rückwege aus Italien starb er 6. Okt. 877 in

riner Alphütte. Ihm folgte in Frankreich sein Sohn Ludwig der Stammler (gest. 879), unter welchem nun das ganze Lothringen an Deutschland fiel.

Karl III., der Dicke, röm. Kaiser und König des Ostfränkischen oder Deutschen Reichs, geb. 839, erhielt schon 865 von seinem Vater Ludwig dem Deutschen Alamannien als Erbteil zugewiesen, während von den ältern Brüdern Karlmann Bayern, Ludwig III. Sachsen bekam. Trotzdem stand er wiederholt gegen den Vater in Waffen, bis 873 schwere Krankheitsanfälle, welche ihn nie wieder verließen, sein Gewissen weckten. Von Karl dem Kahlen, welchem er im Auftrage des Vaters Italien streitig machen sollte, besiegt, mußte er dort Karlmann weichen, welcher nach dem Tode des Vaters 876 auch das Kaisertum beanspruchte. Indessen trat dieser bald seine ital. Ansprüche an K. ab, welcher nach Karls des Kahlen Tode und, als die Bedrängnis durch die Mohammedaner dem Papste einen Halt wünschenswert machte, in der That Febr. 881 zum Kaiser gekrönt wurde. Inzwischen war ihm durch den Tod Karlmanns auch Bayern zugefallen; der Tod Ludwigs von Sachsen brachte ihm 882 auch Sachsen und das den Westfranken entrissene Lothringen; Deutschland und Italien waren so unter ihm vereinigt. An der Spitze eines mächtigen Heeres, welches gegen die das Rheinland verheerenden Normannen aufgeboten war, erkaufte er den Abzug der Feinde unter den schmählichsten Bedingungen. Den Einfällen der Mahren blieb der Osten offen und ebenso wenig wußte K. in Italien als Kaiser zu walten. Neue Aufgaben fielen ihm durch den Hinzutritt Frankreichs zu seinen Herrschaften zu. Denn da dort das Geschlecht Karls des Kahlen bis auf ein kleines Kind, Karl den Einfältigen, ausgestorben war, huldigten die Franzosen 885 K., in der Hoffnung, von ihm gegen die Normannen geschützt zu werden. Als K. aber im Sept. 886 mit großer Übermacht zur Befreiung des bedrängten Paris herbeikam, zahlte er den Normannen Tribut und gestattete die Ausplünderung Burgunds. Während sich infolge dessen die Franzosen nicht weiter um ihn, der das Reich Karls d. Gr. noch einmal, wenigstens dem Namen nach, vereinigt hatte, kümmerten, regte sich auch in Deutschland der Abfall. Sein Neffe Arnulf (s. d.) von Kärnten, ein unehelicher Sohn Karlmanns, wurde erst von den Bayern, dann auch von andern Stämmen zum Könige erhoben, und K. wagte keinen Widerstand. Auf dem Reichstage zu Tribur Nov. 887 dankte er ab, um schon 13. Jan. 888 in Neidingen an der Donau zu sterben. Das Kloster Reichenau wurde seine Grabstätte. Vgl. Dümmler, «Geschichte des Ostfränkischen Reichs» (2 Bde., Berl. 1863–65).

Karl IV., deutscher Kaiser, 1346–78, Sohn des Königs Johann von Böhmen, der in der Schlacht bei Crecy blieb, aus dem Hause Luxemburg, zu Prag 14. Mai 1316 geboren und am Hofe zu Paris erzogen, übernahm 1331 zuerst an seines Vaters Statt das diesem von Kaiser Ludwig IV. übertragene Reichsvikariat von Italien und erhielt, als er sich dort gegen die Italiener nicht mehr behaupten konnte, 1334 das Markgrafstum Mähren. In dem Kärntener Kriege gegen den Kaiser verheerte er als seines Vaters Bundesgenosse das Land des Grafen von Görz und nahm auch an dem spätern erneuten Kampfe der Luxemburger gegen den Kaiser wieder Anteil. Schon bei Ludwigs IV. Lebzeiten wurde K. als dessen Gegenkönig 11. Juli 1346 zu Rense auf Anstiften des Papstes Clemens VI. von fünf Kurfürsten unter erniedrigenden Bestimmungen gewählt, die er vorher dem Papste zu Avignon hatte beschwören müssen, konnte aber nach des Kaisers Ludwig IV. Tode (11. Okt. 1347) wegen der Feindschaft der Wittelsbacher nicht sogleich zum ruhigen Besitz der Krone gelangen. Eine Versammlung der Botschafter der Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg und des Herzogs von Sachsen-Lauenburg zu Oberlahnstein unter dem Vorsitze des Erzbischofs Heinrich von Mainz, den Clemens VI. abgesetzt hatte, erklärte K.s Wahl für nichtig und wählte anfangs Eduard III. von England, Kaiser Ludwigs IV. Schwager, und als dieser die Krone ausschlug, den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Strengen, endlich, da auch dieser die Wahl ablehnte, 30. Jan. 1349 den Grafen Günther von Schwarzburg an K.s Stelle zum König. Den offenen Kampf mit einem so tüchtigen Gegner fürchtend, nahm K. zu Hinterlist und Ränken seine Zuflucht. Er hatte schon vor Günthers Wahl im Verein mit den Askaniern von Anhalt und dem Erzbischof von Magdeburg in der Person des falschen Waldemar gegen Kaiser Ludwigs Sohn, Markgraf Ludwig den Ältern, in Brandenburg einen Prätendenten aufgestellt, dem in kurzem fast das ganze Land zufiel. Da obendrein Günther wenig Anhang gewann, überdies erkrankte und 26. Mai abdankte, da ferner K. auch den Pfälzer für sich gewann, indem er dessen Tochter Anna heiratete, fanden sich auch die Wittelsbacher bewogen, sich unter der Bedingung ihrer Wiedereinsetzung in Brandenburg wieder K. zuzuwenden, welcher 25. Juli mit großer Pracht in Aachen gekrönt worden war. Kaum aber war dies geschehen, so bemächtigte er sich der Reichsinsignien und ließ sie gegen sein ausdrückliches Versprechen nach Böhmen bringen.

Dabei war er eifrig auf die Vergrößerung seiner Hausmacht bedacht. Schon bei seiner Verheiratung hatte ihm sein Schwiegervater, Kurfürst Rudolf von der Pfalz, die Erbfolge in der Oberpfalz zusichern müssen; die übrigen wittelsbacher Fürsten wußte er durch Geld und anderweite Zusagen zur Verzichtleistung auf ihr Erbrecht an dieses Land zu bewegen. Nach Annas Tode eilte er, sich um die Hand der Tochter des Herzogs Heinrich von Jauer zu bewerben, durch die er das Heimfallsrecht der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer erhielt. Hierauf begab er sich 1354 nach Italien, wurde zu Mailand zum König von Italien und in Rom 1355 zum Kaiser gekrönt. Seiner Zusage getreu blieb er nur einen Tag in Roms Mauern und enthielt sich aller Versuche zur Ausübung seines Kaiserrechts, eilte vielmehr schnell nach Deutschland zurück. Hier erließ er 1356 das deutsche Grundgesetz bei der Kaiserwahl, die Goldene Bulle, das Einzige von Bedeutung, was er für das Reich gethan hat. Den über die Beseitigung seines Einflusses bei der Königswahl durch die Goldene Bulle erzürnten Papst suchte er durch die Erlaubnis zur Erhebung des Zehnten von allen geistlichen Einkünften in Deutschland zu besänftigen; die Reichsfürsten dagegen, welche diese Maßregel zur Opposition gegen ihn aufregte, beruhigte er mit dem Vorschlage einer Reform der deutschen Geistlichkeit. Als aber der Papst drohte, kehrte er sogleich zur gewohnten Unterwürfigkeit zurück und gab nicht nur alle Verbesserungen auf, sondern bestätigte

sogar 1359 alle Freiheiten der Geistlichkeit, alle ihre gegenwärtigen und künftigen Besitzungen und machte sie von jeder weltlichen Gerichtsbarkeit unabhängig. Unterdes herrschten Bernabo und Galeazzo Visconti von Mailand mit größerer Tyrannei und Willkür als je in Italien und verübten im Wetteifer mit zahlreichen herrenlosen Söldnerbanden die entsetzlichsten Frevel. Da zog K., von dem Papst dringend aufgefordert und um ihm die Rückkehr von Avignon nach Rom zu ermöglichen, 1368 noch einmal über die Alpen, diesmal mit einem bedeutenden Heere. Die Visconti baten jedoch um Frieden und erhielten denselben gegen das Versprechen einer bedeutenden Geldzahlung. Auch die ital. Stadtrepubliken mußten sich zu großen Zahlungen verstehen.

Hatte das Reich und Deutschland von K. wenig Förderung, so sorgte er dagegen mit Eifer für die Entwickelung seines Stammlandes Böhmen. Er erteilte hier dem Adel wie den Städten viele Freiheiten, gab 1350 ein neues Gesetzbuch, das er jedoch später wieder zurücknehmen mußte, beförderte Bergbau und Ackerbau, machte die Moldau bis zur Elbe schiffbar, baute die Neustadt, den Hradschin und die berühmte Brücke zu Prag, gründete daselbst ein Erzbistum und 1348 nach dem Muster der pariser die erste deutsche Universität und zog eine Menge deutscher Künstler und Handwerker herbei. Er hatte 1363 mit Brandenburg einen Erbvertrag geschlossen und 1368 die Niederlausitz durch Kauf an sich gebracht; auch vollendete er die von seinem Vater begonnene Erwerbung Schlesiens. Nachdem er nun 1373 die Mark Brandenburg mit Böhmen vereinigt, erlebte er nach langen Bemühungen die Freude, seinen Sohn Wenzel als Nachfolger auch im deutschen Königtum gewählt und gekrönt zu sehen. Er hatte für diesen Zweck die Kurfürsten je mit 100000 Fl. und Verpfändung der noch übrigen Reichsgüter und Zölle gewonnen, trotzdem daß die von ihm selbst als Reichsgesetz erlassene Goldene Bulle jede Bestechung streng verbot. Bei seinem Tode, der 29. Nov. 1378 zu Prag erfolgte, vererbte er Böhmen, Schlesien und die Königskrone an Wenzel (s. d.), den ältesten, Brandenburg an Sigismund, den zweiten, und die Lausitz an Johann, den dritten seiner Söhne. Vgl. Pelzel, «Geschichte Kaiser K.s IV.» (2 Bde., Prag 1780—82); Scholz, «Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch K. IV.» (Bresl. 1874); Friedjung, «Kaiser K. IV. und sein Anteil am geistigen Leben seiner Zeit» (Wien 1876); Böhmer, «Regesten des Kaiserreichs unter K. IV. 1346—78» (herausg. von Huber, Innsbr. 1877); Werunsky, «Geschichte Kaiser K.s IV. und seiner Zeit» (Bd. 1—2, Innsbr. 1880—82).

Karl V., deutscher Kaiser, 1519—56, unter dem Namen Karl I. seit 1516 König von Spanien, der älteste Sohn Philipps, Erzherzogs von Österreich, und Juanas, der Tochter Ferdinands und Isabellas der Katholischen von Spanien, Enkel Kaiser Max' I., war zu Gent 24. Febr. 1500 geboren. Er wurde in den Niederlanden erzogen, und man vertraute ihn der Obhut Wilhelms von Croy, Herrn von Chièvres. K. zog die militärischen Übungen den Studien vor. Nach dem Tode Ferdinands, seines Großvaters, 1516, ergriff K. statt seiner noch lebenden, aber wahnsinnigen Mutter die Zügel der Regierung und nahm den Titel eines Königs von Spanien an. Aber dieser eigenmächtige Regierungsantritt sowohl als seine parteiische Gunst für die mitgebrachten Niederländer regten sehr bald die span. Großen gegen ihn auf, und es bedurfte ganz der weisen Staatsklugheit seines berühmten Ministers Ximenes, um offene Ausbrüche der Unzufriedenheit für jetzt noch zu verhüten. Als nun 1519 Maximilian gestorben war, wurde K. unter mehrern Bewerbern auf Empfehlung des Kurfürsten Friedrich von Sachsen zum Kaiser gewählt. Mit Spaniens Beruhigung beschäftigt, konnte er jedoch erst 1520 dieses Land verlassen, um von seiner Würde Besitz zu nehmen; er wählte den Seeweg durch den Kanal und die Niederlande teils aus Mißtrauen gegen die Gesinnungen des Königs von Frankreich, teils um durch persönliche Besprechung Heinrichs VIII. von England Freundschaft zu gewinnen. Am 22. Okt. 1520 wurde er zu Aachen gekrönt und empfing von dem Papste den Titel Römischer Kaiser. Die von seinen Gesandten unterzeichnete Wahlkapitulation, durch welche man seine wegen unermeßlichen Länderbesitzes furchtbare Übermacht für die Reichsverfassung unschädlich zu machen suchte, unterschrieb er zwar ohne Zögern, band sich aber niemals während seiner Regierung streng daran.

Um den durch Luther angeregten Religionsstreitigkeiten ein Ende zu machen und die Angelegenheiten des Reichs überhaupt zu ordnen, wurde 1521 nach Worms ein großer Reichstag ausgeschrieben, auf dem alle Fürsten und Stände des Reichs und zahllose Volksmassen zusammenströmten. Luther, der hier mit einem Freibriefe K.s erschien, sprach für seine Sache mit Kraft und Freimütigkeit. Der Kaiser äußerte sich nicht, doch kam ihm die Irrung in Deutschland ungelegen, da er sich in Spanien noch nicht festgesetzt hatte und ihm wegen Burgunds und Italiens ein Krieg mit Frankreich bevorstand. Um daher die Sache mit einem Gewaltstreich zu dämpfen, sprach er, als Luther nicht widerrief, die Reichsacht über diesen aus, verließ noch im Laufe des Jahres Deutschland und kehrte 1522 über die Niederlande und England nach Spanien zurück, um den Aufruhr der Städte Castiliens, die zur Aufrechthaltung ihrer Rechte gegen die Krone in einer sog. Heiligen Ligue sich verbunden hatten, zu unterdrücken. Während K. hier siegte, waren indes die Türken unter Soliman in Ungarn eingefallen und hatten Belgrad erobert. Zugleich begann Frankreich durch einen doppelten Angriff auf Navarra und auf die Niederlande gegen den Kaiser einen langwierigen Kampf, der sich bald auch über Italien ausdehnte. Die Feindseligkeiten brachen schon 1521 aus; die Franzosen, siegreich jenseit der Pyrenäen, waren unglücklich in den Niederlanden. Ein zu Calais gehaltener Friedenskongreß erhitzte die Gemüter nur noch mehr und gab Heinrich VIII. einen Vorwand, sich für K. zu erklären. Das Glück der kaiserl. Waffen unter Anführung des Prospero Colonna und Georg Frundsberg in Italien, wo die Franzosen aus Parma, Piacenza und nach der Schlacht bei Bicocca selbst aus Mailand vertrieben wurden, und der Übertritt des Connétable Karl von Bourbon entschädigten K. für das Mißlingen eines Angriffs auf die Provence. Bald erlangten seine Waffen einen noch größern Erfolg, indem Franz, welcher Pavia belagerte, 24. Febr. 1525 dort von den Kaiserlichen in einer Schlacht bezwungen und gefangen genommen wurde. Im J. 1526 kam der Madrider Vertrag zu Stande, demzufolge Franz

nnter harten Bedingungen die Freiheit wiedererhielt. Aber auch in Deutschland, wo während seiner Abwesenheit sein Bruder Ferdinand das Reichsregiment führte, wurde K. von Glück begünstigt. Es gelang ihm hier, die von dem Schwäbischen Bunde dem vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg abgenommenen Länder an sich zu bringen, die er dann nebst den österr. Erbländrrn seinem Bruder verlieh; der Bauernkrieg und die Sickingenschen Händel wurden geschlichtet. Die Reformation breitete sich jedoch trotz des Wormser Edikts ungestört aus.

Durch die anwachsende Macht K.s beunruhigt, verband sich der Papst mit Frankreich und den Hauptstaaten Italiens, sprach den König Franz von Erfüllung seiner Verbindlichkeiten los und versuchte die kaiserl. Macht aus Italien zu drängen. Von 1527 bis 1529 dauerte der zweite Kriegs K.s mit Franz. Rom wurde 6. Mai 1527 von den Kaiserlichen mit Sturm erobert, geplündert und der Papst selbst gefangen genommen. Nach der Flucht desselben schloß K. mit ihm zu Barcelona 29. Juni 1529, bald darauf auch mit dem Könige von Frankreich, den er inzwischen durch Andrea Dorias Hilfe in Italien vollends besiegt hatte, zu Cambrai 5. Aug. 1529 Frieden (sog. Damenfrieden). Der unbedingte Besitz Italiens, die Erteilung der Kaiserkrönung zu Bologna und die Zahlung großer Geldsummen waren der Preis, für welchen K. diese Friedensschlüsse gewährte. Als gekrönter Kaiser (21. Febr. 1530, die letzte Kaiserkrönung in Italien) und unumschränkter Gebieter Italiens brach er nun nach achtjähriger Abwesenheit im März 1530 nach Deutschland auf, um der dortigen religiösen Irrung und Spaltung ein Ende zu machen und zugleich gegen die Türken, welche unter Soliman II. Ungarn verheert und 1529 sogar Wien belagert hatten, die Hilfe der Reichsstände anzusprechen. Aber auf dem zu diesem Zwecke 1530 zu Augsburg gehaltenen Reichstage übergaben die protestierenden Fürsten ihre von Melanchthon ausgearbeitete (Augsburgische) Konfession, worauf K. unversöhnlich einen drohenden Reichstagsabschied erließ. Im J. 1531 traten deshalb die protestierenden Fürsten zum Schutze ihrer Konfession zu Schmalkalden in ein Bündnis zusammen und setzten sich zugleich mit den Königen von Frankreich und von England in ein geheimes Einverständnis. Dies und die immer drohender werdende Gefahr vor den Türken nötigten den Kaiser 1532, kurz nachdem er seine Strafprozeßordnung (s. Carolina) publiziert hatte, zu dem Nürnberger Religionsfrieden, worin der Protestantismus, jedoch mit dem Verbote jedes weitern Reformierens, in statu quo bis zu einer künftigen Ausgleichung auf einem Konzil anerkannt wurde. Nunmehr stellten die Protestanten ihre Kontingente zum Feldzuge gegen die Türken. Es gelang dem Hauptmann Sebastian Schärtlin, in einem Überfall 16000 Ungläubige zu töten, und Soliman II. zog sich bei Annäherung des 80000 Mann starken kaiserl. Heers nach Ungarn zurück. Infolge dessen entließ K. die Deutschen in ihre Heimat, begab sich selbst nach Italien, um mit dem Papste über die Berufung eines Konzils zu unterhandeln, was jedoch ohne Erfolg blieb, und unternahm hierauf 1535 von Spanien aus einen Zug nach Afrika gegen den türk. Seeräuber Khair-ed-din Barbarossa, welcher sich in Tunis festgesetzt hatte. Tunis wurde erobert, und K. hatte die Freude, aus dieser Stadt, die er ihrem rechtmäßigen Herrscher Mulei-Hassan als ein Lehn der span. Krone zurückgab, 22000 befreite christl. Sklaven in ihre Heimat zu entlassen.

Im J. 1536 begann Franz seinen dritten Krieg. Aber auch diesmal behielt K., trotzdem daß er bei seinem Einfall in die Provence Marseille nicht erobern konnte, die Oberhand. Der Vertrag von Nizza 18. Juni 1538 auf 10 Jahre beendete den Krieg; aber schon 1542 entbrannte ein neuer Krieg, aus welchem K., trotz seiner Niederlage bei Cerisoles, durch einen Einfall in die Champagne und durch Andrea Dorias glückliche Bekämpfung der türk.-franz. Flotte im Frieden zu Crespy 18. Sept. 1544 als Sieger hervorging. Er verzichtete zwar auf das franz. Burgund, behielt aber Flandern und Artois und die Herrschaft über Italien, da der franz. Prinz, welchem Mailand zugesichert ward, schon 1545 starb. Zu gleicher Zeit gewann K. Macht an innerer Festigkeit und Ausdehnung. Es glückte ihm, 1539 die alte Konstitution der Cortes in Spanien zu vernichten und 1540 den in Gent ausgebrochenen Aufstand der Niederländer zu dämpfen. Erweitert aber wurde Spaniens Besitz in der Neuen Welt. Im J. 1519 zog Ferd. Cortez gegen Mexiko und eroberte es. Zur selben Zeit gelang es Magellan, drn Weg nach Ostindien um das Südende Ameritas aufzufinden; 1525 wurde von der Südseite Dariens aus die erste Fahrt nach Peru unternommen; K. sandte 1531 Francisco Pizarro zur Eroberung des «Goldlandes», 1536 wurde Californien entdeckt und erobert. Dagegen verunglückte ein Zug, den K. selbst 1541 nach Algier unternahm, gänzlich. Nach dem Frieden von Crespy rüstete er sich, die durch das Schmalkaldener Bündnis vereinigten prot. Fürsten zu demütigen, welche durch ihre Weigerung, das Konzil zu Trident zu beschicken, ihn erzürnt hatten. Er verband sich mit dem Papste, dem Herzog Moritz von Sachsen und dem röm. König Ferdinand, sprach über die Häupter des Bundes die Acht aus, überraschte die Verbündeten durch sein schnelles energisches Handeln und besiegte sie in der Schlacht bei Mühlberg 24. April 1547. Die dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen entrissene Kurwürde und Länder erteilte K. dem Herzog Moritz von Sachsen, übertrug ihm 1550 die Achtsvollstreckung gegen das dem Schmalkaldischen Bunde angehörige Magdeburg, gab dann auf dem Reichstage zu Augsburg das sog. Interim und führte hier, von seinen Truppen umgeben, eine ernste Sprache, welche die Besorgnis erregte, K. beabsichtige Deutschland zu einer Erbmonarchie seinrs Hauses zu machen.

Da benutzte der neue Kurfürst Moritz die allgemeine Unzufriedenheit, um seinen längst im stillen vorbereiteten Plan der Rettung Deutschlands und des Protestantismus auszuführen. Mit Heinrich II. von Frankreich verbündet, drang er 1552 mit seinem Heere rasch nach Innsbruck vor, nötigte den gichtkranken Kaiser zur Flucht nach Villach und zwang ihm den Vertrag zu Passau vom 2. Aug. 1552 ab, der den Protestanten Religionsfreiheit gewährte und durch den Religionsfrieden von Augsburg 1555 bestätigt wurde. Gleichzeitig mit Moritz' Unternehmung hatte Heinrich II. von Frankreich der lothring. Bistümer Metz, Toul und Verdun sich bemächtigt. K. kämpfte hier und in Italien gegen ihn, war aber nicht im Stande, auch nur die Stadt Metz ihren tapfern Verteidigern wieder zu

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

entreißen. Am Glück verzweifelnd und durch körperliche Leiden verstimmt, ging er in die Niederlande; auf dem Hoflager zu Brüssel resignierte er und stellte den Ständen seinen Sohn Philipp II. (s. d.) als König von Spanien und Herrn der Niederlande und Italiens vor. Die Nachfolge in Deutschland erhielt K.s Bruder Ferdinand. So teilte sich die habsburgische Weltmacht unter die zwei Linien, die spanische und deutsche, von denen die erstere mit Karl II. 1700, die letztere mit Kaiser Karl VI. 1740 erlosch. Dann begab er sich, von wenigen begleitet, zu Schiffe nach Spanien, wo er ein Landhaus bei dem Kloster San-Juste in Estremadura zu seinem Aufenthalte wählte und bald darauf, 21. Sept. 1558, starb.

Litteratur. Außer den Werken von Prudencio de Sandoval (2 Bde., Valladolid 1604—6) und Robertson (3 Bde., Lond. 1769; deutsch von Mittelstedt, mit Anmerkungen von Remer, 3. Aufl., 3 Bde., Braunschw. 1795) sind zu nennen: Lanz, «Korrespondenz des Kaisers K. V.» (3 Bde., Lpz. 1844—46); Kervyn de Lettenhove, «Aufzeichnungen des Kaisers K. V.» (deutsch von Warnkönig, Lpz. 1862); Gachard, «Correspondance de Charles Quint» (Brüss. 1859); Guntram, «Kaiser K. V.» (Wien 1865). K.s Klosterleben in San-Juste wurde neuerdings von Stirling (deutsch von Lindau, Dresd. 1853; 2. Aufl. 1858), von Gachard (2 Bde., Brüss. 1854—55), Mignet (Par. 1854) und Pichot (Par. 1854) behandelt. Vgl. ferner Maurenbrecher, «Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—55» (Düsseld. 1865); derselbe, «Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit» (Lpz. 1874); Rösler, «Die Kaiserwahl K.s V.» (Wien 1868); Ranke, «Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation» (6 Bde., Lpz. 1872—73); De Leva, «Storia documentata di Carlo V. in correlazione all' Italia» (Padua 1873); Druffel, «Briefe und Akten zur Geschichte des 16. Jahrh.» (2 Bde., Münch. 1873—82); derselbe, «Kaiser K. V. und die röm. Kurie 1544—46» (Bd. 1—3, Münch. 1877—83); Höfler, «Karl I. (V.), Königs von Aragon und Castilien Wahl zum röm. König. 28. Juli 1519» (Wien 1874); derselbe, «Kaiser K.s (V.) erstes Auftreten in Spanien» (Wien 1874); Grammont (de), «Relation de l'expédition de Charles Quint contre Alger, par Nicolas Durand de Viltegaignon» (Par. 1874); Ritter, «Der Augsburger Religionsfrieden» («Histor. Taschenbuch», VI. Folge, Bd. 1).

Karl VI., deutscher Kaiser, 1711—40, der letzte des habsburgischen Mannsstammes, zweiter Sohn des Kaisers Leopold I. (s. d.), geb. 1. Okt. 1685, Prätendent der Krone Spaniens im Successionsstreit. Für sein Erbrecht verbanden sich, um die Erhaltung des europ. Gleichgewichts besorgt, England und Holland, und diesem Bündnisse gegen Frankreich traten bald darauf auch das Deutsche Reich, Portugal und Savoyen bei. K. wurde zu Wien 1703 unter dem Namen Karl III. zum König von Spanien ausgerufen und begab sich über Holland nach England. Von hier kam er 4. März 1704 nach Lissabon, nahm mit Hilfe der Catalonier Barcelona, Valencia und andere Städte und hielt 1706 eine schwere Belagerung Barcelonas aus, wo er so lange residierte, als ihm der Zugang zu Madrid verperrt blieb. Erst 28. Sept. 1710 gelang es ihm, nach namhaften Nachschüben österr. Truppen und den Siegen des Grafen Guido von Stahremberg, in Madrid einzuziehen. Aber durch die Siege Vendômes ward er bis Anfang 1711 wieder auf den kleinen Nordostwinkel der Halbinsel beschränkt. (S. Spanischer Erbfolgekrieg.) Am 17. April 1711 starb sein Bruder Kaiser Joseph I., und K., der ihm in den deutschen Ländern nachfolgte, kehrte im Herbst über Italien nach Deutschland zurück. Von diesem Augenblicke an zogen sich die verbündeten Mächte, an ihrer Spitze England, von K. zurück und schlossen allein für sich 1713 mit Frankreich den Utrechter Frieden. K. hatte im Dez. 1711 zu Frankfurt die kaiserliche und im folgenden Jahre zu Preßburg die ungar. Krone erhalten. Mit Eifer setzte er den Spanischen Erbfolgekrieg, durch des Prinzen Eugen Feldherrntalent unterstützt, fort. Doch sah er sich endlich, von seinen Bundesgenossen verlassen und von den Reichsständen nur schwach unterstützt, 1714 genötigt, mit Frankreich den Vertrag zu Rastatt zu unterzeichnen, durch den ihm nur die span. Besitzungen in Italien, Neapel, Mailand und Sardinien, sowie die Niederlande gesichert blieben, während Ludwigs XIV. zweiter Enkel, Philipp V., den Thron in Madrid behauptete. Nachdem er im Jahre darauf Sicilien gegen Sardinien von dem Herzog von Savoyen eingetauscht, übernahm er, als die Türken den Venetianern den Krieg erklärt hatten, 1716 die Verteidigung dieser Republik. Seine Heere, unter Anführung des Prinzen Eugen, erfochten entscheidende Siege bei Peterwardein und bei Belgrad. Da aber die Spanier Sicilien angriffen und die Absicht zeigten, Italien wieder an ihr Königshaus zu knüpfen, schloß K. 1718 den Frieden zu Passarowicz, in welchem er Belgrad, das nördl. Serbien, Temesvár und einen Teil Slawoniens, Bosniens und der Walachei erwarb. Dieser neue Krieg, in welchen der span. Minister Alberoni durch seine Entwürfe Österreich verwickelt hatte, wurde jedoch sehr bald durch die Quadruppelallianz, die zwischen Frankreich, England und Holland mit dem Kaiser sich bildete, beendigt. Um die Erbfolge in seinen Staaten ungeteilt bei seinem Hause, wenn auch nur in der weiblichen Nachkommenschaft, festzuhalten, erließ K. 19. April 1713 das Staatsgrundgesetz der Pragmatischen Sanktion (s. d.), welche die ungeteilte Monarchie bei Mangel männlicher Nachfolge der weiblichen Descendenz K.s sichern sollte. Damals hatte K. nach siebenjähriger Ehe von seiner Gemahlin Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel noch keine Kinder; drei Jahre später, 13. April 1716, ward ihm ein Sohn geboren, der aber bald starb und dem nur noch Töchter folgten.

Die meisten Staaten, namentlich Frankreich, sowie die Kurfürsten von Bayern und Sachsen, deren Kurprinzen mit den Töchtern Josephs I. vermählt waren, verweigerten diesem Gesetz ihre Zustimmung. Doch gelang es K., nach dem erfolglosen Kongresse von Cambrai 1725 erst Spanien und aus Anlaß der gegen ihn und Spanien errichteten hannov. Allianz in einem Gegenbündnisse zu Wien vom 8. Aug. 1726 auch Rußland und Preußen auf seine Seite zu ziehen und von diesen die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion, von letzterm Staate für die Verheißung der Erbfolge in Jülich, zu erlangen, während Frankreich und England in den J. 1726 und 1727 Holland, Dänemark, Schweden, ja selbst Hessen-Kassel und Braunschweig-Wolfenbüttel für sich gewannen. Alles rüstete sich, und ein Krieg schien unvermeidlich. Doch kam zu rechter Zeit noch durch die Staatskunst des Prinzen

Eugen zu Wien 16. März 1731 ein Vergleich zu Stande, in welchem K., gegen Aufopferung der neuerrichteten, großen Erfolg für seine niederländ. Staaten versprechenden Handelskompagnie von Ostende und gegen Bestätigung der Nachfolge des span. Prinzen Don Carlos in den zeither vom Kaiser besessenen Toscana, Parma und Piacenza, nun auch von England und Holland die Pragmatische Sanktion garantiert wurde. Aber Frankreich blieb gegen K. fortdauernd feindselig gesinnt und fand in der nach Augusts II. Tode 1733 streitig gewordenen Thronbesetzung in Polen einen Anlaß, den Krieg gegen Österreich zu erneuern. Während Rußland mit Österreich, das dafür den Beitritt Kursachsens zur Pragmatischen Sanktion erlangte, sich für den Sohn des verstorbenen Königs (Augusts II.) erklärte, wollten Frankreich, Spanien und Sardinien Stanislaus Leszczynski, dem Schwiegervater Ludwigs XV., die Nachfolge auf den poln. Thron zuwenden. In dem nun beginnenden Kriege aber trafen K. unter dem schon alternden Eugen und den übrigen Feldherren fortdauernde Unfälle. Franz. Truppen entrissen ihm Mailand und die ganze Lombardei bis Mantua, ein span. Heer bemächtigte sich Neapels und Siciliens und am Rhein wurden Kehl, Philippsburg, Trarbach und ganz Lothringen erobert. Durch solche Schläge erschüttert, zeigte sich K. endlich bereit, im Frieden zu Wien 3. Okt. 1735, gegen Parma-Piacenza sowie gegen Gewährleistung der Pragmatischen Sanktion und Anerkennung Augusts III. als Königs von Polen, Neapel, Sicilien und einige Distrikte von Mailand, sowie von seiten des Deutschen Reichs ganz Lothringen, das als Entschädigung für Stanislaus Leszczynski bestimmt wurde, zu opfern. Nicht minder unglücklich kämpfte K., als er, durch Rußland bewogen, 1736 den Krieg gegen die Türken erneuerte, sodaß Österreich im Frieden von Belgrad 18. Sept. 1739 fast alle Eroberungen, die es in den vorigen Kriegen gemacht, namentlich Belgrad mit Serbien und der Walachei, wieder verlor. K. starb 20. Okt. 1740 und hinterließ das Reich seiner 23jährigen Tochter Maria Theresia.

Karl VII. (Karl Albrecht), deutscher Kaiser, 1742—45, geb. zu Brüssel 6. Aug. 1697, der Sohn Maximilian Emanuels, Kurfürsten von Bayern, damaligen Statthalters der span. Niederlande, war nach der Eroberung der bayr. Lande 1704 durch Kaiser Joseph I. als kaiserl. Gefangener zuerst in Klagenfurt, dann in Graz erzogen worden. Nach seiner Befreiung durch den Rastatter Frieden (1714) machte er Reisen durch Frankreich und Italien, führte 1717 eine bayr. Division in den Türkenkrieg nach Ungarn, wo er sich bei der Eroberung Belgrads auszeichnete, und vermählte sich 1722 mit der jüngern Tochter des verstorbenen Kaisers Joseph I. Nachdem er 1726 seinem Vater als Kurfürst von Bayern in der Regierung gefolgt, erhob er 1731 Protest gegen die Pragmatische Sanktion, welche er doch bei seiner Heirat gewährleistet hatte. Der Tod des Kaisers (20. Okt. 1740) bewog ihn, mit seinen Ansprüchen von neuem hervorzutreten. Gestützt auf die Parallelaktion Friedrichs d. Gr., der in Schlesien einbrach, und auf Frankreich, mit dem er Juli 1741 ein Bündnis schloß (der sog. Nymphenburger Vertrag vom 18. Mai 1741 ist jedoch eine Fälschung seiner Gegner), rückte er mit einem franz.-bayr. Heere in Oberösterreich ein, nahm Linz ohne Schwertstreich und legte sich den Titel eines Erzherzogs von Österreich bei, wendete sich dann von den Franzosen gegen seinen Willen bewogen nach Böhmen, eroberte 25. Nov. 1741 durch einen nächtlichen Überfall Prag und ließ sich von den Ständen des Reichs 29. Dez. als König von Böhmen huldigen. Am 24. Jan. 1742 zum röm. Kaiser gewählt, eilte er nach Frankfurt a. M., um sich 12. Febr. krönen zu lassen. Währenddessen erhoben sich jedoch die Ungarn zur Verteidigung ihrer Königin, eroberten Oberösterreich wieder, drangen weiter in Bayern vor und besetzten München. Auch Böhmen wurde wiedergewonnen, und K. mußte nach Frankfurt fliehen. Der bayr. General Seckendorf vertrieb endlich die österr. und ungar. Scharen aus Bayern und K. konnte wenigstens 19. April 1743 nach München zurückkehren. Bald aber drangen die Österreicher mit verstärkter Macht abermals in Bayern ein, sodaß K. im Juni desselben Jahres seine Hauptstadt wieder verlassen mußte. Als endlich auch seine Verbündeten, die Franzosen, von Georg II., dem Verbündeten der Maria Theresia, bei Dettingen 27. Juni 1743 geschlagen und über den Rhein gedrängt worden waren, rettete ihn nur das neue Bündnis, das er zu Frankfurt 22. Mai 1744 mit Friedrich II. schloß, der nun in Böhmen einfiel. Zwar vertrieb der General Seckendorf die Österreicher noch einmal aus Bayern, sodaß K. in seine Residenz wieder einziehen konnte; doch von Kummer und Krankheit erschöpft, starb er hier 20. Jan. 1745. Sein Nachfolger als Kaiser war Franz I. (s. d.). Sein Tagebuch während des Österreichischen Erbfolgekriegs gab Heigel (Münch. 1883) heraus. Vgl. Heigel, «Der österr. Erbfolgestreit und die Kaiserwahl K.s VII.» (Nördl. 1877).

Karl I., König von Frankreich, s. Karl I., der Große.

Karl II., König von Frankreich, s. Karl II., der Kahle.

Karl III., der Einfältige, König von Frankreich, war der Enkel Karls II. des Kahlen und der jüngste erst nach dem Tode des Vaters 879 geborene Sohn Ludwigs des Stammlers, von dessen ältern Söhnen Ludwig III. schon 882, Karlmann 884 starben. Nachdem zunächst 885 Kaiser Karl III. der Dicke, und als dieser sich nicht gegen die Normannen bewährte, 888 der tapfere Verteidiger von Paris Odo von Francien zum Könige gewählt worden war, wurde 893 durch den Erzbischof Fulco von Rheims K. aus der Verborgenheit hervorgezogen und gekrönt. Zwar blieb Odo im Kampfe der beiden Parteien Sieger, trat aber 896 freiwillig einen Teil des Landes K. ab, der dann nach Odos Tode (1. Jan. 898) allgemein als König anerkannt wurde. K.s bedeutendste That ist, daß er in der Erkenntnis seiner Ohnmacht, die Normannen abzuwehren, diese vielmehr in seinen Dienst zog. Er verlieh 912 dem Seekönige Rolf oder Rollo, der sich taufen ließ (als Robert) und K.s Tochter Gisela heiratete, das Küstenland westlich der Seine bis in die Bretagne, und gewann so an ihm einen bei der Abwehr weiterer Schwärme selbst interessirten Vasallen. Um dieselbe Zeit rissen sich die Lothringer von Deutschland, als dort mit Ludwig dem Kinde das karolingische Haus ausgestorben war, los und traten unter K.s Hoheit, bis Heinrich I. sie 925 an Deutschland zurückbrachte. Damals war K. in großer Bedrängnis. Denn ein Teil der Großen hatte 922 Odos Bruder Robert zum Gegenkönig aufgestellt, und als derselbe 15. Juni 923 in der Schlacht bei Soissons gefallen war, dessen Schwiegersohn, den

Herzog Rudolf von Burgund. K. selbst geriet schon 923 in die Gefangenschaft des Grafen von Vermandois; 927 befreit, verlor er schon 928 wieder die Freiheit und starb 7. Okt. 929. Vgl. von Kalckstein, «Frankreich unter den ersten Capetingern. Bd. I. Der Kampf der Robertiner und Karolinger. 888—997» (Lpz. 1877).

Karl IV. der Schöne, König von Frankreich, 1322—28, war der letzte der drei aufeinander folgenden Söhne König Philipps IV. des Schönen, und mit ihm erlosch, da er nur eine Tochter Blanka hinterließ, welche sich später mit einem Sohne Philipps von Valois vermählte, der Hauptstamm der Capetinger (s. d.). Die Krone ging nun auf diesen Valois über, dessen Vater Karl ein Bruder Philipps IV. gewesen war.

Karl V., genannt der Gelehrte, König von Frankreich, 1364—80, der Sohn Johanns II. (s. d.), geb. 21. Jan. 1337, übernahm 1356, nachdem sein Vater in die Gefangenschaft Eduards III. von England geraten war, als Dauphin die Reichsverwaltung. Der gedrückte Bürgerstand nahm diesen Anlaß wahr, sich Geltung zu verschaffen. Auf der Versammlung der Generalstaaten im Frühjahr 1357 zu Paris forderte man die Entfernung der königl. Räte und setzte die Einführung einer gemischten Kommission durch, die dem Dauphin zur Seite stehen und die Verwendung der Subsidien überwachen sollte. Robert Lecoq, Bischof von Laon, und Etienne Marcel, Prévôt der pariser Kaufmannschaft, waren die Häupter dieser Volkspartei. Hinter ihnen stand König Karl der Böse von Navarra, der nach der franz. Krone strebte. Als der Dauphin die Räte nicht entließ, drang Marcel, während einer zweiten Reichsversammlung, 22. Febr. 1358, in das Gemach des Prinzen und ließ vor dessen Augen die Marschälle von Champagne und Normandie ermorden. K. verließ nun Paris, verband sich mit dem Adel in den Provinzen und berief nach Compiègne eine neue Reichsversammlung, die von Paris nicht beschickt wurde. Vielmehr bewaffnete Marcel die Stadt und die Bürger und suchte den König von Navarra an die Spitze der Empörung zu stellen. Am 1. Aug. wurde jedoch Marcel von einem Bürger, Maillard, erschlagen. Am Arme des Mörders zog nun der Regent in Paris ein und begann eine blutige Reaktion, während der König von Navarra die Stadt einschloß und durch Verwüstung der nördlichen Provinzen den Anstoß zu dem Bauernaufruhr, der sog. Jacquerie (s. d.), gab. In diesen Wirren brach der Krieg mit England wieder aus. Johann II. war zu London einen harten Vertrag eingegangen, den die franz. Generalstände und der Dauphin verwarfen. Ein engl. Heer verwüstete Frankreich von Calais bis nach Burgund. Endlich kam 8. Mai 1360 der Friede zu Brétigny zu Stande, nach welchem Johann als Lösegeld 3 Mill. Goldthaler zahlen, aber auch fast den dritten Teil des Reichs an das engl. Königshaus abtreten sollte.

Mit des Königs Rückkehr legte der Dauphin die Regierung nieder. Johann aber starb 8. April 1364 zu London, wohin er zur persönlichen Unterhandlung über die Vollziehung des Friedens gereist war, und K. bestieg nun den franz. Thron. Durch eine kluge Politik förderte er die königl. Macht. Duguesclin und die königl. Brüder führten mit Glück die Waffen. Der König von Navarra, der den Kampf erneuert, wurde im Mai 1364 zu Cocherel besiegt. Die Kameradschaften aber (s. Coudotieri), die das Land mit Raub und Brand erfüllten, zogen mit Eduard, dem Schwarzen Prinzen, nach Spanien. Nach der Rückkehr desselben fand sich K. so stark, daß er selbst den Streit erneute. Eduard hatte dem Adel von Guyenne drückende Abgaben auferlegt, und dieser beklagte sich beim König von Frankreich. Obgleich die Souveränetät über dieses Land im Frieden auf England übergegangen, lud doch K. den Prinzen Eduard vor seinen Pairshof. Darüber entbrannte 1369 der Krieg. Die Engländer verheerten das Land furchtbar; allein bei der Hinfälligkeit Eduards und der Schwäche seiner Mittel konnten sie wenig ausrichten. In 10 Jahren eroberte K. alle engl. Besitzungen bis auf einige feste Städte. Nachdem er noch den vergeblichen Versuch gemacht, die Bretagne dem Herzog Johann V. zu entreißen, starb er 16. Sept. 1380. So despotisch und hart wie sein Charakter war auch seine Regierung. Er unterdrückte die Generalstände und erhob die Gelder durch Versammlung der Notabeln. Selbst die wichtige Anordnung, daß die Könige von Frankreich schon mit 14 Jahren mündig sein sollten, ließ er nur in einem Lit de justice (s. d.) bekräftigen. Als Freund gelehrter Bildung war er stets mit Gelehrten (clercs) umgeben, die auch die berühmte Schrift gegen den Papst «Songe du Vergier» abfassen mußten. Vgl. Choisy, «Vie de Charles V» (Par. 1781); Barthélemy de Beauregard, «Histoire de Charles V» (Par. 1843); Delisle, «Mandements et actes divers de Charles V» (Par. 1874); von Bojanowski, «Etienne Marcel und die pariser Commune» («Preußische Jahrbücher», 1880, Bd. 45).

Karl VI., der Wahnsinnige, König von Frankreich, 1380—1422, Sohn des vorigen, wurde 3. Dez. 1368 zu Paris geboren. Seine Oheime, von väterlicher Seite die Herzöge Ludwig von Anjou, Johann von Berri und Philipp der Kühne von Burgund, von mütterlicher der Herzog von Bourbon, gerieten bei dem Tode Karls V. sogleich in Streit über die Regentschaft. Man ließ den zwölfjährigen König schon im Nov. 1380 krönen und gedachte die Regierung unter dessen Namen gemeinsam zu führen. Allein der Herzog von Anjou, der in der Zwischenzeit die Regentschaft geführt, behielt die Gewalt. Er hatte sich außerdem nicht nur des Schatzes und der königl. Verlassenschaft bemächtigt, sondern bereicherte sich auch durch Erpressungen und die Aufrechthaltung der drückenden Lasten, unter welchen das Reich schmachtete. Zu Paris, Rouen und Compiègne brachen darum 1382 furchtbare Aufstände aus, in welchen das mit Hämmern bewaffnete Volk (Maillotins) die Steuerbeamten erschlug. Nach Herstellung der Ruhe zog der junge König an der Spitze des franz. Adels nach Flandern, dessen Bevölkerung das Joch des Grafen Ludwig, Schwiegersohns des Herzogs von Burgund, abgeschüttelt und den Genter Philipp van Arteoelde zum Oberhaupt gewählt hatte. Der entscheidende Sieg 27. Nov. 1382 über die Flandrer bei Rosebeke gab dem Hofe Mut, die demokratischen Bewegungen in Frankreich durch Entwaffnung und Hinrichtungen vollends zu erdrücken. Während der Herzog von Anjou mit 60000 Franzosen und seinen Schätzen nach Neapel zog, wo ihn die Königin Johanna zu ihrem Nachfolger erklärt hatte, riß der Herzog von Burgund zu Paris die Regierungsgewalt an sich und begann einen fruchtlosen Land- und Seekrieg gegen England. Der König vermählte

sich 1385 mit Isabella, der Tochter des Herzogs Stephan III. von Bayern, und wagte 1388 auf einer Versammlung der Großen zu Rheims seinen Regierungsantritt zu erklären. Sein Bruder, der Herzog Ludwig von Orléans, und der Connétable Clisson gelangten damit ans Ruder, vertrieben die burgund. Partei und umgaben den jungen König mit einer Menge Kreaturen (Marmousets). Auf einem Zuge gegen einen bretagn. Edelmann, Craon, brach indessen 5. Aug. 1392 bei dem König der Wahnsinn aus. In der Meinung, man wolle ihn ermorden, fiel er über seine Begleiter her und tötete vier Pagen, sodaß man ihn gebunden nach Mans schaffen mußte. Die Anfälle wiederholten sich und endeten später mit gänzlichem Irrsinn.

In diesen Verhältnissen wußte sich der Herzog Philipp von Burgund, unter dem heftigen Widerstande des Herzogs von Orléans, der Gewalt zu bemächtigen. Er schloß im März 1396 mit England einen Waffenstillstand auf 28 Jahre, starb aber schon 1404, und sein Sohn, Johann der Unerschrockene, bemächtigte sich sogleich zu Paris der Regierung. Schon griffen die Parteien zu den Waffen, als Johann den Herzog von Orléans 23. Nov. 1407 auf offener Straße ermorden ließ. Johann entfernte sich zwar, kehrte aber 1408 nach Paris zurück, bewaffnete das Volk und begann gegen den nach Tours geflohenen Hof Feindseligkeiten, die erst mit dem Vertrage zu Chartres (paix fourrée) im März 1409 endeten. Um dem Regiment Johanns entgegenzutreten, verbanden sich 1410 die Söhne K.s mit dem jungen Herzog von Orléans. Letzterer rief seinen Schwiegervater, den Grafen von Armagnac, herbei, der mit wilden Scharen aus den Pyrenäen herabkam und schreckliche Verwüstungen anrichtete. Der Herzog von Burgund hingegen verstärkte seine Macht durch eine aus Parisern, meist Fleischerknechten, gebildete Miliz (Cabochiens). Da die Partei Orléans die Engländer um Hilfe anrief, so erschien der erbitterte König ebenfalls mit einem Heere und zwang die Parteien 1412 zum Frieden. Als jedoch der Herzog von Burgund im nächsten Jahre wieder zu den Waffen griff, erklärte ihn der König für einen Landesverräter und nötigte ihn 16. Okt. 1414 zum Frieden von Arras. Unterdes war auch Heinrich V. von England in Frankreich gelandet. Man stellte demselben ein starkes Heer entgegen, das aber 25. Okt. 1415 bei Azincourt geschlagen wurde. Der Kern des franz. Adels blieb oder geriet in Gefangenschaft; auch der Herzog von Orléans hatte letzteres Schicksal. Doch konnten die Engländer den Sieg nicht verfolgen. Um sich gegen den Burgunder sicherzustellen, rief der Hof den Grafen Armagnac nach Paris und ernannte denselben zum Connétable. In dieser Lage starb 18. Dez. 1415 der Dauphin Ludwig; an seine Stelle trat sein Bruder Johann, nach dessen Tode, 6. April 1416, K.s dritter Sohn, der spätere Karl VII., Dauphin wurde.

Der 14jährige Prinz überließ sich ganz den Armagnacs, sodaß sich nun der Herzog von Burgund mit den Engländern zur Eroberung und Teilung Frankreichs verband. Die Königin Isabeau, die sich durch den Connétable von der Regierung ausgeschlossen sah und Umtriebe anzettelte, wurde endlich, indem man ihren leichtsinnigen Lebenswandel zum Vorwande nahm, vom Dauphin und dem König nach Tours in förmliche Gefangenschaft geschickt. Hier trat sie sogleich mit den Burgundern in Verbindung. Der Herzog von Burgund wiegelte in ihrem Interesse die Städte in Champagne, Picardie und Isle-de-France auf, befreite sie und führte sie nach Troyes, wo sie eine Regierung ernannte und sich als Regentin proklamierte. Während der König von England das nördl. Frankreich unterwarf, bemächtigte sich der Herzog von Burgund 28. Mai 1418 durch List der Stadt Paris. Der König fiel dabei in seine Gewalt, der Dauphin rettete sich nach Melun. Die Hauptstadt wurde nun der Schauplatz unglaublicher Pöbel- und Parteiwut. Gegen 2000 Armagnacs, darunter der Connétable, fielen durch Mord. Bei dem Andringen der Engländer hätte der Herzog von Burgund gern umgelenkt. Er trat mit dem Dauphin in Verbindung, söhnte sich mit demselben im Juli 1419 zu Melun aus, wurde aber bei einer zweiten Zusammenkunft 10. Sept. 1419 auf der Brücke bei Montereau, vielleicht nicht ohne Anstiften des Dauphin, in dessen Gegenwart ermordet. Der Herzog Philipp der Gütige von Burgund erhob sich nun, seinen Vater zu rächen. Er schloß sich sogleich den Engländern an und brachte 21. Mai 1420 den berühmten Vertrag zwischen Heinrich V. und dem unzurechnungsfähigen König zu Troyes zu Stande. Hiernach sollten die Kronen von Frankreich und England, unbeschadet der Sonderrechte beider Völker, auf einem Haupte vereinigt werden. Heinrich übernahm sogleich die Regentschaft, erhielt das Recht, nach K.s VI. Tode den franz. Thron zu besteigen, und heiratete K.s Tochter, Katharina, deren Kinder in die Erbfolge eintreten sollten. Die Stände mußten 10. Dez. diesen schmählichen Vertrag, zu dem besonders die Königin aus Haß gegen ihren Sohn beigetragen, bestätigen. Der Dauphin Karl aber, den man als den Mörder Johanns von Burgund ächtete, gab sein Recht nicht auf. Er berief das Parlament und die Universität nach Poitiers, errichtete unter dem Titel des Regenten einen Hof und eine Regierung und begann, von zahlreichen Anhängern, den südl. Provinzen und 3000 Schotten unterstützt, einen Kampf, bei welchem er eine offene Schlacht vermied. Sieben Wochen nach Heinrichs V. Tode starb 21. Okt. 1422 der wahnsinnige König.

Litteratur. Monstrelet, «Chroniques de l'histoire de France, 1400—67» (3 Bde., 1572); Laboureur, «Histoire de Charles VI» (2 Bde., 1663); Duval-Pineu, «Histoire de France sous le règne de Charles VI» (2 Bde., Par. 1842); Douet d'Arcq, «Choix de pièces inédites relatives au règne de Charles VI» (Par. 1863 fg.); Du Fresne de Beaucourt, «Histoire de Charles VII, Tome 1. Le dauphin 1403—22» (Par. 1881).

Karl VII., der Siegreiche, König von Frankreich, 1422—61, Sohn des Vorigen, geb. 22. Febr. 1403, mußte schon in den letzten Jahren Karls VI. (s. d.) sein Recht auf die Thronnachfolge mit bewoffneter Hand vertreten. Nach Karls VI. Tode erklärten die Engländer dem Vertrage von Troyes gemäß den jungen Sohn Heinrichs V. von England, Heinrich VI., zu Paris zum König und setzten den Herzog von Bedford zum Regenten ein, während sich K. nach dem Rechte der Abstammung und des franz. Erbfolgegesetzes zu Melun zum König von Frankreich erklärte, obwohl er nur die südl. Provinzen innehatte. K. wurde 1423 von den Engländern bei Crévant, 1424 bei Verneuil besiegt und mußte die Champagne, im folgenden Jahre Maine räumen. Indessen gewährten die Zerwürfnisse zwischen dem Herzog von Gloucester und dem Herzog von Burgund

dem König Aussicht, den mächtigen Burgunder vom engl. Bündnisse abzuziehen. Auch stimmte der Graf Richemont, den K. zum Connétable erhoben, seinen Bruder, den Herzog von Bretagne, für die Nationalsache. Der Graf Dunois schlug 1426 die Engländer zum ersten mal bei Montargis. Allein der Feind drang im folgenden Jahre bis an die Loire vor und schloß Orléans ein. Dunois verstärkte die Besatzung von Orléans und nahm im Febr. 1429 dem Feinde einen großen Zug von Lebensmitteln weg; aber die Engländer zogen ihre ganze Macht zusammen, sodaß sich K. bereits anschickte, in die Dauphiné zurückzugehen. In dieser Bedrängnis erschien Jeanne d'Arc (s. d.), die Jungfrau von Orleans. Unter ihrer und Dunois' Leitung wurde Orléans im Mai 1429 von den Belagerern befreit und die Engländer mußten sich nach Paris zurückziehen. Das kleine franz. Heer, dessen Kern die schott. Bogenschützen bildeten, schlug nun, von der Jungfrau geführt, die Engländer bei Patay und nahm dann Rheims. Am 17. Juli wurde daselbst K. als König von Frankreich feierlich gekrönt. Nach einem mißlungenen Versuch gegen Paris zog er sich wieder, von Günstlingen umgeben, in Unthätigkeit nach Chinon zurück. Die Jungfrau aber warf sich mit Saintrailles nach Compiègne und wurde bei einem Ausfall gefangen. Mit Recht wirft man dem König und seinen Großen vor, daß sie nichts zur Befreiung der Jungfrau unternahmen, noch ihre Errettung vom Feuertode versuchten.

Die Hoffnungen indes, welche die Engländer auf den Untergang der Jungfrau setzten, blieben unerfüllt. Das nationale Gefühl war in den Franzosen erweckt, und der Übermut der Unterdrücker konnte es nur steigern. Nach der Einnahme von Chartres und dem Siege der Franzosen 1432 bei Gerberoi brachte überdies Richemont die Aussöhnung K.s mit dem Herzog von Burgund zu Stande. Der Friede wurde 21. Sept. 1435 zu Arras geschlossen. Richemont rückte nun vor Paris, das 13. April 1436 seine Thore öffnete. Nachdem der König vorher Montereau persönlich genommen, hielt er 12. Nov. 1437 seinen Einzug in die Hauptstadt. Der Krieg wurde seitdem von den erschöpften Parteien nur lässig geführt. Die Franzosen nahmen allmählich die festen Plätze bis auf Calais und rieben endlich 17. Juli 1452 die engl. Macht vollends in der Schlacht bei Castillon auf. Am Ende behielten die Engländer nur noch Calais und die normann. Inseln. Ohne Friedensschluß hatte hiermit der Kampf sein Ende erreicht. K. ordnete nun die Finanzen und richtete eine bessere Rechtspflege ein; schon 1433 hatte er die sog. Pragmatische Sanktion zu Stande gebracht, wodurch die Freiheiten der Gallikanischen Kirche dem päpstl. Stuhl gegenüber begründet wurden. Auf die Bildung eines kunstgeübten stehenden Heers verwendete er große Sorgfalt. Diese Neuerungen erregten besonders unter den Großen viele Unzufriedenheit. Ihr unter dem Namen der Praguerie bekannter Aufstand wurde jedoch vom Grafen Richemont unterdrückt, und der König verzieh den Schuldigen. K. vereinigte jetzt die das Land belästigenden Soldatenscharen und schickte unter dem Befehl des Dauphin dem Kaiser Friedrich III. ein Korps von mehr als 40000 Mann sog. Armagnaken gegen die Schweizer zu Hilfe. Nachdem der Dauphin einen Teil der Truppen durch die Schlacht unweit Basel 26. Aug. 1444 verloren, zog er sich mit den übrigen zurück und besetzte verschiedene Plätze im Elsaß, Breisgau und Sundgau. Der König selbst erschien hierauf mit einem andern Heere und belagerte Metz, angeblich, um es seinem Schwager, dem Herzog René von Lothringen, zu unterwerfen. Die Stadt erlegte jedoch eine bedeutende Geldsumme, und K. stellte diesen Krieg ein, indem er die sämtlichen Truppen entließ. Unter seiner milden Regierung hatte Frankreich Zeit, sich wieder zu erholen; unter ihm begann auch die Errichtung eines stehenden franz. Heeres (1445 Ordonnanzkompagnien, 1448 Freischützen). Den Lebensabend des Königs trübten die Anschläge seines Sohnes, Ludwigs XI. (s. d.), von dem er sogar vergiftet zu werden fürchtete. Er enthielt sich darum längere Zeit des Essens und führte so, wie man behauptet, 22. Juli 1461 zu Melun seinen Tod herbei.

Vgl. außer der bei Karl VI. angeführten Litteratur: «Histoire de Charles VII par Jean Chartier etc., mise en lumière par Godefroy» (Par. 1661); Vallet de Viriville, «Histoire de Charles VII» (3 Bde., Par. 1862—65); Clément, «Jacques Cœur et Charles VII» (Par. 1874); Du Fresne de Beaucourt, «Le caractère de Charles VII» (2 Bde., Par. 1875); derselbe, «Histoire de Charles VII, Tome II. Le roi de Bourges 1422—29» (Par. 1882).

Karl VIII., König von Frankreich, 1483—98, geb. 30. Juni 1470 zu Amboise, bestieg 1483 nach dem Tode seines Vaters, Ludwigs XI. (s. d.), den Thron unter der Obhut seiner ältesten Schwester, Anna von Beaujeu, welche für ihn die Staatsgeschäfte verwaltete. Der Herzog von Orléans, der sich dadurch zurückgesetzt sah, verband sich mit den übrigen Prinzen, dem Herzog Franz von Bretagne und mehrern mißvergnügten Großen und begann gegen den Hof einen förmlichen Krieg. La Trimouille schlug jedoch die Aufrührer 28. Juli 1486 bei St.-Aubin und nahm den Herzog von Orléans gefangen. Einige Monate darauf starb der Herzog von Bretagne und hinterließ das Land seiner Tochter Anna, die sich 1490 mit dem röm. König Maximilian durch Prokuration verheiratete. K. aber, obschon bereits mit Margareta, der Tochter Maximilians, verlobt, bestimmte, um die Bretagne mit seiner Krone zu vereinigen, die Herzogin, daß sie sich mit ihm im Dez. 1491 vermählte. Diese Treulosigkeit versetzte ganz Europa in Bewegung. Als Bundesgenosse Maximilians fiel Heinrich VII. von England mit einem Heere in Frankreich ein, ließ sich aber im Nov. 1492 den Frieden (zu Etaples) abkaufen. Auch mit Maximilian, dem es an Mitteln fehlte, kam 23. Mai 1493 zu Senlis der Friede zu Stande. Margaretas Mitgift, die Franche-Comté, Artois und Charolais, wurde unter Vorbehalt der franz. Oberlehnsherrlichkeit an Maximilian zurückgegeben; über die Auslieferung des Herzogtums Burgund kam es zu keiner Entscheidung. Hierauf ging K. an die Ausführung des lang gehegten Plans, das Königreich Neapel, auf welches er noch vom Herzog von Anjou her Anspruch zu haben glaubte, zu erobern. Der eroberungssüchtige Herzog Ludwig Sforza von Mailand, genannt Morus, hatte ihn dazu bewogen. Im Aug. 1494 überstieg K. mit einem zahlreichen Heere die Alpen, durchzog Mailand, Toscana, Florenz und rückte 31. Dez. in Rom ein, wo ihn der Papst Alexander VI. mit Neapel belehnen und eine Menge Sicherheitsplätze ausliefern mußte. Bei seiner Annäherung ans Neapolitanische dankte der durch Grausamkeit verhaßte König Alfons II. zu Gunsten seines Sohnes, Ferdinands II.,

ab, und die Franzosen zogen 21. Febr. 1495 ohne Schwertschlag in Neapel ein. Alle Provinzen, bis auf wenige Plätze, erkannten K. als Oberherrn. Im März 1495 traten indes alle ital. Staaten und die Könige Maximilian und Ferdinand von Aragonien zusammen, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben. K., der einer solchen Macht nicht gewachsen war, ließ den Herzog von Montpensier in Neapel mit einem starken Korps einrücken, durcheilte mit seinen übrigen Truppen Italien und konnte den Durchzug durch die Lombardei nur nach heftigem Kampfe mit den Verbündeten bei Formovo 6. Juli 1495 erlangen. Kaum war er in Frankreich angelangt, so vernahm er auch, daß sich der König von Neapel mit Hilfe der Spanier seines Reichs wieder bemächtigt habe. Er starb 7. April 1498 zu Amboise. Sein Nachfolger war Ludwig XII. (s. d.).

Vgl. «Histoire de Charles VIII par Guill. de Jaligny etc., recueillie par N. Godefroy» (Par. 1684); Ségur, «Histoire de Charles VIII» (2 Bde., Par. 1835); Cherrier, «Histoire de Charles VIII» (2 Bde., Par. 1868).

Karl IX., König von Frankreich, 1560—74, zweiter Sohn Heinrichs II. (s. d.) und der Katharina von Medici (s. d.), geb. 27. Juni 1550 zu St.-Germain-en-Laye, erhielt den Titel eines Herzogs von Orléans und bestieg als Nachfolger seines Bruders Franz II. (s. d.) den Thron 5. Dez. 1560. Um die Guisen (s. d.) fernzuhalten, riß seine Mutter die Regierung an sich und ließ den schwachen König Anton von Navarra zum Generalstatthalter des Reichs ernennen. Nach Erlaß des Edikts von Amboise, das den ersten Bürgerkrieg beilegte und den Hugenotten Religionsfreiheit gewährte, wurde der junge König 1563 mündig erklärt. Seine Mutter hielt ihn jedoch von den Geschäften fern und suchte ihn durch Ausschweifungen zu zerstreuen, sodaß K. zu den Handlungen der Regierung in den ersten acht Jahren der Hugenottenkriege wenig mehr als den Namen hergab. Erst seit dem Pacifikationsedikt von St.-Germain-en-Laye schien er eine selbständigere Haltung annehmen zu wollen, und zwar war es der Hugenottenführer Coligny, der K. auf große auswärtige Unternehmungen zu lenken suchte. Jedoch gelang es Katharina von Medici, hinter der die Guisen standen, ihren Sohn wieder auf ihre Seite zu ziehen. Bei dem Attentat auf Coligny am 22. Aug. 1572 war K. noch unbeteiligt; er stattete dem Verwundeten einen teilnehmenden Besuch ab. Dann aber verstand er sich doch dazu, die Bluthat der Bartholomäusnacht gutzuheißen. Er selbst soll aus dem Fenster des Louvre auf die Fliehenden geschossen haben. K. starb schon 30. Mai 1574. Vgl. Desjardins, «Charles IX. 1570—72» (Douay 1874); Merimée, «Chronique du règne de Charles IX» (Par. 1874).

Karl X. (Philipp), König von Frankreich, 1824—30, dritter Sohn des Dauphin Ludwig (s. Bourbon) und Enkel Ludwigs XV., geb. 9. Okt. 1757 zu Versailles, erhielt den Titel eines Grafen von Artois. Im J. 1773 vermählte er sich mit Maria Theresia von Savoyen, aus welcher Ehe der Herzog von Angoulême (s. d.) und der Herzog von Berri (s. d.) hervorgingen. Er wohnte 1782 der franz.-span. Expedition gegen Gibraltar bei und wurde bei der Versammlung der Notabeln 1787 Präsident eines Bureau. Nach den Vorgängen des 14. Juli 1789 eröffnete er mit dem Prinzen Condé die Emigration. Er ging über Turin nach Mantua, wo er mit dem Kaiser Leopold II. einen Invasionsplan verhandelte, dann an den Rhein, um ein Emigrantenheer zu bilden, endlich nach Brüssel und Wien. Im Aug. 1791 wohnte er dem Kongreß in Pillnitz bei. Nach Annahme der Konstitution von 1791 rief ihn sein Bruder, Ludwig XVI., gleich den übrigen Prinzen, zurück. Da er mit Schmähungen antwortete, zog die Nationalversammlung 1792 seine Apanage ein und überwies seine Einkünfte seinen Gläubigern. Von Turin aus leitete nun der Prinz die royalistischen Intriguen, und bei der ersten Invasion 1792 betrat er mit dem Emigrantenkorps als Feind den vaterländischen Boden. Nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. ernannte ihn sein zweiter Bruder, der spätere Ludwig XVIII., zum Generallieutenant des Reichs. In dieser Eigenschaft ging er nach Petersburg und im Sommer 1795 nach England. Hier schiffte er sich auf einer von der brit. Regierung ausgerüsteten Escadre zu einer Expedition nach der westl. Küste Frankreichs ein. Am 29. Sept. legte er sich vor Ile-Dieu vor Anker, wagte aber keine Landung. Nachdem er zwei Monate gezögert, segelte er wieder ab und überließ die Vendéer und die andern Insurgenten der Rache der Republikaner. Von den Royalisten verwünscht, von den Briten verachtet, verzehrte er nun friedlich die ihm von der Regierung verliehene Pension von 15000 Pfd. St. erst zu Holyrood, dann zu Hartwell. Im J. 1813 begab er sich auf das Festland; 1814 folgte er den Verbündeten über den Rhein, erhielt aber die Weisung, sich wieder zu entfernen. Als sich indes die Verbündeten Paris näherten, überschritt er die franz. Grenze und erließ im März als Generallieutenant eine mit freiheitlichen Phrasen ausgestattete Proklamation. Am 12. April übernahm er in Paris im Namen Ludwigs XVIII. die Regierung und schloß 23. April mit den Verbündeten eine Militärkonvention ab. Bei der Rückkehr Napoleons I. von Elba ging er mit der königl. Familie nach Gent. Nach der zweiten Restauration trat er in die Pairskammer ein und bildete als das Haupt der Ultras eine förmliche Nebenregierung, die man den «Pavillon Marsan» nannte. Sein Einfluß war um so größer, da er den Oberbefehl über die Nationalgarde führte und an der Spitze der Kongregation stand.

Nach dem Tode seines Bruders, Ludwigs XVIII., bestieg K. 16. Sept. 1824 den Thron. Anfangs suchte er durch populäres Betragen und Aufhebung der Censur die Gemüter für sich zu stimmen, aber nach der Krönung, die 29. Mai 1825 zu Rheims mit mittelalterlicher Förmlichkeit vollzogen wurde und wobei K. aufs neue die Charte beschwor, brach die Reaktion unverhüllt hervor. Unter dem Ministerium Villèle wurden die öffentlichen Ämter an die Anhänger der Jesuiten, der öffentliche Unterricht in die Hände der Priesterschaft gegeben. Die Kammer mußte den Emigranten die Entschädigung einer Milliarde bewilligen und die Preßfreiheit wurde beeinträchtigt. Bei den Kammerwahlen im Nov. 1827 verlor das Ministerium Villèle die Majorität der Wahlkammer. Dies führte zunächst im Jan. 1828 zur Ernennung des Versöhnungsministeriums Martignac. Auf Betrieb der Hofpartei mußte indes der König 8. Aug. 1829 ein neues Kabinett ernennen, an dessen Spitze der Fürst Polignac, der engste Verbündete der Jesuiten, trat. Diese Wahl brachte die große Masse des Volks in Bewegung. An allen Punkten traf man Anstalten

zum entſchiedenſten Widerſtande. Auf die drohende Thronrede vom 2. März 1830 folgte die berühmte Adreſſe der 221 Deputierten, welche 16. Mai die Auflöſung der Kammer zur Folge hatte. Sämtliche Unterzeichner der Adreſſe wurden aber wiedergewählt. Der Hof, durch die Nachricht von der Eroberung Algiers ermutigt, bewog nun den König, 25. Juli die Ordonnanzen zu unterzeichnen, welche die Preßfreiheit aufhoben, eine neue Wahlform anbefahlen und die zum 3. Aug. berufene Kammer im voraus auflöſten. Dadurch rief er die Julirevolution (27. Juli) hervor. K. hob zwar die Ordonnanzen auf, ernannte ein neues Miniſterium unter dem Herzog von Mortemart und berief die Kammern zum 3. Aug.; allein die Julirevolution war vollendet, ſeine Krone ſchon verloren. (S. Frankreich.) Da jeder Widerſtand vergeblich, verzichtete er in Rambouillet, wohin er ſich geflüchtet hatte, 2. Aug. nebſt dem Dauphin zu Gunſten ſeines Enkels, des Herzogs Heinrich von Bordeaux, auf den franz. Thron und reiſte nach England und von da nach Edinburgh. Mit ſeiner Familie wurde er 10. April 1831 vom franz. Boden verbannt. Er ging im Sept. 1832 nach Prag, wo er mehrere Jahre den Hradſchin bewohnte. Er ſtarb 6. Nov. 1836 in Görz. Vgl. «Mémoires secrets et témoignages authentiques: Chute de Charles X» (Par. 1875).

Karl I., König von Großbritannien und Irland, 1625—49, zweiter Sohn des Königs Jakob I. (ſ. d.), geb. 19. Nov. 1600 zu Dunfermline in Schottland, wurde mit dem Tode ſeines Bruders Heinrich 1612 Prinz von Wales. Wie ſein Vater, nach deſſen Ableben er 1625 den Thron beſtieg, war K. von der Schrankenloſigkeit ſeines göttlichen Herrſcherrechts überzeugt. Er begünſtigte die biſchöfl. Kirche, behandelte den Katholizismus mild und verfolgte die Presbyterianer und Puritaner. Nachdem er zuſammen mit Buckingham (ſ. d.) vergeblich eine perſönliche Brautwerbung in Madrid gemacht hatte, heiratete er 1625 Henriette Marie von Frankreich. Das Parlament, welches er 1625 zum erſten mal verſammelte, zeigte ſich in Bewilligung von Subſidien äußerſt karg. K. hoffte durch eine Expedition an die ſpan. Küſte die prot. Sympathien zu gewinnen, aber das Parlament von 1626 leitete, ſtatt Geld zu bewilligen, gegen Buckingham den Staatsprozeß ein; der König löſte die Verſammlung 15. Juni auf, und die ſchlecht ausgerüſtete Flotte wurde vor Cadiz ſchlimm zugerichtet. Zugleich lockerte ſich das Verhältnis zu Frankreich, wo die zu Spanien neigende Partei ans Ruder kam, ſo weit, daß K. die Hugenotten unterſtützte. Buckingham zog im Juni 1627 mit der Flotte dem belagerten Rochelle zu Hülfe, vermochte aber die Stadt nicht zu retten. Von Finanznot gedrängt, mußte ſich K. 1628 doch wieder zur Einberufung des Parlaments entſchließen. Beide Häuſer aber entwarfen ſogleich die ſog. Petition of Right, welche ſich gegen die finanziellen Unregelmäßigkeiten und die willkürlichen Verhaftungen erklärte. Seiner ſchlimmen Lage müde, beſtätigte der König unter allgemeinem Jubel die Akte. Ehe jedoch das Parlament zu Bewilligungen ſchritt, ſprach es der Krone die eigenmächtige Erhebung des Pfund- und Tonnengeldes ab. Wieder verſuchte K. ein ſelbſtändiges Vorgehen; er prorogierte das Parlament und rüſtete eine neue Expedition nach Rochelle. Aber die Ermordung Buckinghams und das Scheitern des Kriegs zwangen ihn, das Parlament von neuem zu befragen. Hier erhob Eliot ſeine fulminanten Anklagen, die zu ſeiner Verhaftung und zur Auflöſung der Verſammlung führten. K. regierte nun mit den Miniſtern Laud und Strafford 11 Jahre ohne Parlament und beſtritt die Ausgaben aus willkürlichen Auflagen verſchiedener Art. Die Urteile der Sternkammer ſollten den fortgeſetzten Erpreſſungen den Schein von Recht geben. Mit Frankreich wurde 1629, mit Spanien 1630 Frieden geſchloſſen, ohne daß die prot. Sache etwas gewann.

Eine ſolche Regierung erweckte indes bald die tiefſte Erbitterung. K. glaubte den Sturm zu beſchwören, indem er die engl. Puritaner und den Presbyterianismus in Schottland verfolgte. Allein gerade dieſer Druck auf die Gewiſſen reizte zum offenen Aufſtande. Die Schotten, denen der König die biſchöfl. Liturgie aufdringen wollte, ſetzten eine revolutionäre Regierung ein und unterſchrieben Febr. 1638 den ſog. Covenant (ſ. d.), einen Bund zum Schutze der presbyterian. Kirchenverfaſſung. Als K. Gewalt gebrauchen wollte, erſchienen ſie 1639 mit einem Heere in England und zwangen K. zur Pacifikation von Berwick, welche ihre Hauptforderungen beſtätigte. Trotzdem blieb der Bruch unheilbar, und der König, der aus Mangel an Mitteln nicht einſchreiten konnte, nahm im April 1640 ſeine Zuflucht zur Berufung des engl. Parlaments. Dasſelbe bewies ſich anfangs willfährig; doch der Hof erbitterte die Gemeinen durch Drohungen und hielt es danach für geraten, ſie wieder zu entlaſſen. K. brachte nun durch ungeſetzliche Mittel ein nicht unbedeutendes Heer zuſammen, welches 28. Aug. am Tyne von den in England wieder einrückenden Schotten faſt ohne Kampf geſchlagen wurde. Mit Widerwillen mußte K. das engl. Parlament nochmals berufen. Dieſe verhängnisvolle Seſſion wurde 3. Nov. 1640 eröffnet; beide Häuſer waren gerüſtet, den Kampf gegen die Krone zu beginnen. Zuvörderſt ſetzten ſie die Miniſter und andere Beamte, die dem Hofe während der 11 Jahre gedient, in Anklageſtand und raſſierten die Urteile der Sternkammer und der Hohen Kommiſſion. K. war, nach einem mißglückten Reaktionsverſuch, vom Volk, Beamten, den nächſten Freunden verlaſſen, völlig widerſtandslos, beſtätigte eine Bill für dreijährige Parlamentsdauer, entäußerte ſich der wichtigſten Kronprärogative, des Rechts der Auflöſung und Verſammlung des Parlaments, beſtätigte 13. Mai 1641 ſogar das Todesurteil Straffords und hob die Sternkammer, die Hohe Kommiſſion und das Schiffsgeld auf.

Hierauf vertagte ſich das Parlament vom 9. Sept. bis 20. Okt., und der König ging nach Schottland, um die dortigen Presbyterianer durch Nachgiebigkeit von den Engländern zu trennen; zugleich erhoben ſich die kath. Iren zu blutigem Aufſtand, welcher in England dem Hof zur Laſt gelegt wurde. Nach dem Zuſammentritt des Parlaments ſetzte daher die Majorität 22. Nov. die «große Remonſtranz» durch, welche in 200 Paragraphen alle Mißerfolge und Zwieſpältigkeit im Staate auf den «Papismus» der Regierung zurückführte und als einzigen Ausweg die presbyteriale Kirche ſtatt der Hochkirche forderte. K. antwortete unentſchieden; als dann aber zwei ſeiner Miniſter angeklagt wurden, erhob er 3. Jan. 1642 Gegenklage gegen die Deputierten Pym, Hampden, Hollis, Haslerig und Stroud als Hochverräter und forderte, indem er am nächſten Tage ſelbſt im Hauſe erſchien, deren

Auslieferung. London, schon längst in tumultuarischer Bewegung, zeigte sich jetzt entschlossen, die Abgeordneten des Volks mit Waffengewalt zu schützen. K. verließ deshalb mit seiner Familie 10. Jan. London und machte damit das Parlament zum Herrn der Hauptstadt. Dasselbe bemächtigte sich sogleich der Flotte, erklärte das Reich in Gefahr, rüstete ein Heer und befahl die Errichtung einer allgemeinen Landmiliz, wogegen K. den Adel, soweit er treu geblieben, aufrief und Anstalten traf, sein Ansehen mit den Waffen zu behaupten. Mit einem bedeutenden Heere begann er im August den Krieg und behauptete über die ungeübten Parlamentstruppen länger als ein Jahr das Übergewicht. Unterdes verbanden sich aber die Schotten, die bei den Fortschritten des Königs für sich selbst fürchteten, mit dem Parlament und rückten, 20000 Mann stark, im Nov. 1643 in England ein. Der König seinerseits hatte schon im April mit den irländ. Katholiken einen Vertrag geschlossen und berief im Jan. 1644 nach York ein Gegenparlament, das sich auch ziemlich zahlreich einfand und Subsidien bewilligte. Die Königlichen erlitten zwar 2. Juli bei Marstonmoor eine Niederlage, schlugen aber 1. Sept. die Parlamentstruppen in Cornwall.

Die Unterhandlungen, welche die Parteien im Jan. 1645 zu Uxbridge eröffneten, zerschlugen sich nochmals. Man griff wieder zu den Waffen, und 15. Juni 1645 wurden die königl. Truppen bei Naseby vom Parlamentsheere unter Fairfax und Cromwell gänzlich vernichtet. Von allem Schutze entblößt, sah sich K. endlich genötigt, im Mai 1646 in das schott. Lager vor Newark zu flüchten. Man behandelte ihn hier als Gefangenen und lieferte ihn zuletzt, nach langen Verhandlungen, 16. Febr. 1647 gegen eine bedeutende Geldleistung an das engl. Parlament aus. Schon aber waren die Presbyterianer nicht mehr Herren der Situation. Während des Kriegs hatte sich die Partei der Independenten erhoben, die nicht nur die Hochkirche, sondern mehr oder weniger jede kirchlich-bindende Verfassungsnorm verwarfen. Diese fanatische Partei, die im Heere herrschte, die großen Siege entschieden hatte und an deren Spitze der gewaltige Oliver Cromwell (s. d.) stand, bemächtigte sich zuvörderst im Juni 1647 der Person des Königs und brachte denselben zum Heere. Hier suchte K. mit der neuen Partei einen Ausgleich zu schaffen; allein zugleich unterhandelte er auch mit dem Parlament und den Schotten und suchte, als alles vergeblich war, sein Heil in der Flucht; es gelang ihm, aus dem Lager zu entweichen (11. Nov.) und Wight zu erreichen. Der Gouverneur der Insel, Hammond, bemächtigte sich aber seiner und setzte ihn auf das feste Schloß Carisbrook. Das Heer legte ihm hier im November eine Art Ultimatum vor. Der König sollte demzufolge die Kriegsmacht dem Parlament 12 Jahre unterstellen, alle gegen die revolutionäre Regierung gerichteten Proklamationen widerrufen und dem Parlament das unbedingte Recht gestatten, sich zu versammeln und aufzulösen.

Die Verweigerung dieser Forderungen setzte das Heer und die Independenten in Wut, und man beschloß nun offen, den König als Staatsverbrecher vor Gericht zu stellen. Das Parlament wurde gezwungen, eine Bill zu erlassen, welche jede weitere Unterhandlung mit dem König als Staatsverrat erklärte. Diese Maßregel, womit die Independenten eigentlich den König vom Throne stießen, verbreitete zugleich unter den Presbyterianern Schrecken. Es erhoben sich in England bewaffnete Royalistenhaufen, die jedoch leicht zerstreut wurden. Aber auch die Schotten schlossen 26. Dez. 1647 mit dem König zu dessen Befreiung und Herstellung ein Bündniß und erschienen im Juli 1648 mit einem Heere in England. Während Cromwell die Schotten im August schlug und dann in Schottland selbst vordrang, benutzte das Parlament zu London diese Freiheit, widerrief die Bill und trat mit dem König persönlich in Unterhandlung. K. war jetzt zu jedem Opfer bereit, aber in dem Hauptpunkte, die Abschaffung der Bischofskirche, zeigte er sich unerschütterlich. So erhielten die Anführer des Heeres Zeit, sich noch dazwischenzuwerfen. Fairfax (s. d.) erschien im November zu London mit einem Teile des siegreichen Heeres, trieb die Presbyterianer mit Gewalt aus dem Parlament und bemächtigte sich des Königs. Cromwell, die Seele des Ganzen, betrieb nun bei dem Parlament die Einleitung eines richterlichen Verfahrens. Die Gemeinen brachten 2. Jan. 1649 eine Anklage, welche den König des Staatsverrats beschuldigte, vor das Oberhaus und setzten, da die wenigen Lords die Teilnahme an einem solchen Prozeß verweigerten, einen Gerichtshof von 133 Personen aus der Armee, dem Unterhause und den Bürgern von London ein, bei dem aber nur etwa 70 erschienen. Cromwell, Ireton, Harrison und die übrigen Offiziere übernahmen dabei die Hauptrollen. Das Gericht wurde 20. Jan. in Westminster-Hall eröffnet und K. 27. Jan. als Tyrann, Mörder und öffentlicher Feind der Nation zum Tode verurteilt. Am 30. Jan. 1649 wurde Karl vor dem Palast Whitehall zu London öffentlich enthauptet. Die Schriften K.s gab Browne (Haag 1651) heraus.

Vgl. Brodie, «History of the British empire from the accession of Charles I. to the restoration» (4 Bde., Edinb. 1827); die Werke über die engl. Revolution von Dahlmann (2pz. 1844; 6. Aufl. 1853) und Guizot (4. Aufl., 2 Bde., Par. 1850; deutsch, 2 Bde., Jena 1849); Stern in Onckens «Weltgeschichte in Einzeldarstellungen» (Berl. 1881); vor allen Ranke, «Engl. Geschichte» (Bd. 2 und 3), und Gardiner, «A history of England under the Duke of Buckingham and Charles I. 1624—28» (2 Bde., Lond. 1875); derselbe, «The personal government of Charles I. 1628—37» (2 Bde., Lond. 1877), und «The fall of the monarchy of Charles I. 1637—47» (2 Bde., Lond. 1882).

Karl II., König von Großbritannien und Irland, 1660—85, der Sohn des vorigen, geb. 29. Mai 1630, ging noch während des Bürgerkriegs mit seiner Mutter nach Frankreich. Bei der Hinrichtung des Vaters befand er sich im Haag. Er nahm sogleich den Königstitel an und faßte den Entschluß, mit seinen Ansprüchen in Irland aufzutreten, als ihm 1650 die Schotten ihre Krone anboten. Erst nach der verunglückten Expedition Montroses (s. d.) landete er 23. Juni in Schottland und wurde zu Anfang 1651 zu Scone feierlich gekrönt. Nach der Niederlage der Schotten bei Dunbar stellte er sich an die Spitze des Heers und drang in der Hoffnung, die zahlreichen Royalisten zum Aufstande zu bringen, in England ein, wurde aber 3. Sept. 1651 bei Worcester von Cromwell (s. d.) völlig geschlagen. Unter großen Gefahren gelang es ihm, nach Frankreich zu entkommen. Der Friedensschluß Englands mit Frankreich trieb ihn auf einige

Zeit nach Köln; später ging er zu seinem Neffen, dem Prinzen von Oranien, nach den Niederlanden. Nachdem das Parlament die Herstellung der Stuarts beschlossen, landete er 26. Mai 1660 zu Dover und hielt am 29. unter dem Jubel des Volks zu London seinen Einzug. Aber beschränkt durch die jetzt mit dem Parlamentarismus verbrüderte anglikan. Kirche, die alsbald mit harter Verfolgung der Presbyterianer und aller dissentierenden Elemente, besonders auch der Katholiken begann, durch die Entlassung der Armee und den wachsenden Widerstand des Parlaments, strebte K. danach, die Krone unabhängig von den Parteien zu machen. Ein Krieg gegen Holland, den die Handelseifersucht beider Nationen 1665 unvermeidlich machte, endete mit dem für England schimpflichen Frieden von Breda (21. Juli 1667) und führte den Sturz des Lordkanzlers Clarendon (s. d.) herbei, ohne doch den König, der die kirchlich-polit. Gegner durch die Tripleallianz für seine Toleranzwünsche gegen die unterdrückten Kirchenparteien gewinnen wollte, selbständiger und beliebter zu machen. So schloß er sich denn der Politik Ludwigs XIV. an, dem er schon im Flaggenstreite nachgegeben und 1662 Dünkirchen verkauft hatte, nahm dessen katholisierende Tendenzen rückhaltslos auf und machte sich zum Pensionär der franz. Krone. An Stelle Clarendons trat das unter dem Namen Cabal (s. d.) bekannte Ministerium, das diesen Zwecken diente.

Bald gelang es dem franz. Hofe, K. zu einem Bündnis gegen die Vereinigten Niederlande zu bewegen. Er begann die Feindseligkeiten im März 1672, mußte aber auf Andringen des Parlaments und der Protestanten schon im Febr. 1674 Frieden schließen. Bereits während des Kriegs waren die Bestrebungen des Ministeriums offen hervorgetreten. Der König hatte unter anderm eigenmächtig die Indulgenzerklärung erlassen, welche die Strafgesetze auch gegen die Katholiken suspendierte. Hiergegen erhob sich das Parlament und zwang den geldbedürftigen König zur Bewilligung der Testakte (s. d.) und einer Umgestaltung des Ministerrats. Hierauf versuchte K., auf das anglikan. Ministerium Danby gestützt, eine mittlere Richtung einzuhalten; nach außen trat er mit Wilhelm von Oranien in Verbindung, der Jakobs Tochter Marie heiratete, seine Freundschaft zu Ludwig XIV. lockerte sich und K. schien in die Allianz gegen Frankreich eintreten zu wollen. Aber die Gegenpartei, welche jetzt vom franz. Hofe unterstützt wurde, durchkreuzte, zumal seitdem der Krieg in dem Frieden von Nimwegen 1678 beendigt war, alle Absichten der Versöhnung. Von den Feinden K.s erfunden oder doch geschürt, setzte plötzlich das Gerücht einer kath. Verschwörung das Volk in Wut und Schrecken. Der Sekretär des Herzogs von York, Coleman, der Lord Stafford und mehrere Jesuiten mußten das Schafott besteigen. Ein neues Parlament, das der König im März 1679 berief, beantragte sogar die Thronausschließung des öffentlich zum Katholizismus übergetretenen Herzogs von York und brachte die Habeas-Corpus-Akte (s. d.) zu Stande. Das Parlament von 1680, das die Ausschließungsbill wieder aufnahm, mußte auseinandergehen, und gleiches Schicksal erfuhr eine Versammlung, die der Hof 1681 nach Oxford berief. Seit 1682 befand sich jedoch die Oppositionspartei, welche sich mehr und mehr als die der «Whigs» konstituierte, im entschiedenen Niedergang. Vergebens versuchte Shaftesbury eine Erhebung für den natürlichen Sohn des Königs, Monmouth (s. d.), hervorzurufen: der Prinz ward verhaftet, er selbst mußte fliehen. Noch übler verlief das «Rye-house-plot» (s. d.), das den Lords Russell und Essex, sowie dem großen Pamphletisten Algernoon Sidney den Tod brachte. Der König hatte endlich Ruhe vor seinen Gegnern, als er von einem Schlagfluß tödlich getroffen wurde, 6. Febr. 1685. Ihm folgte sein Bruder als Jakob II. (s. d.).

Vgl. Macpherson, «History of Great Britain from the restoration of Charles II. etc.» (Lond. 1875); Ranke, «Engl. Geschichte» (Bd. 4 u. 5).

Karl I. von Anjou, König von Neapel und Sicilien, war ein Bruder des franz. Königs Ludwig IX., geb. 1220, erheiratete 1246 mit Beatrix, der Erbtochter Raimund Berengars IV. von der Provence, dieses Land und erhielt dazu von seinem Bruder die Grafschaften Anjou und Maine. Zwei Jahre darauf begleitete er gleich seinen andern Brüdern den König auf dessen Kreuzzuge nach Ägypten. Heimgekehrt, ließ er sich besonders die Befestigung seiner Macht in der Provence angelegen sein und wandte bald seine Blicke auf Italien, wo seit dem Tode Kaiser Friedrichs II. der Kampf der Ghibellinen und Guelfen alle Verhältnisse verwirrte. Schon erwählten einige Städte Oberitaliens sich K. zu ihrem Schutzherrn, und Papst Innocenz IV. wollte K. mit dem Königreich Sicilien belehnen, wenn dieser es übernähme, mit Hilfe der Kirche es den staufischen Epigonen zu entreißen. Die darüber seit 1253 geführten Verhandlungen blieben jedoch lange ohne Ergebnis, und erst 4. Nov. 1265 wurde K. förmlich mit dem zu erobernden Königreich belehnt, 6. Jan. 1266 zu Rom im Auftrage des Papstes zum König von Sicilien gekrönt. Mit franz. Rittern und Soldtruppen rückte dann K. ins Feld gegen König Manfred (s. d.), der in der Schlacht bei Benevent 26. Febr. 1266 seinen Tod fand. Als dann aber Konrads IV. Sohn Konradin (s. d.) kam, um das Erbe seines Hauses sich zu erstreiten, die Insel Sicilien ebenso wie die Mohammedaner Apuliens sich für ihn erhoben und K.s Flotte von den Pisanern geschlagen wurde, gestaltete sich die Lage für K. sehr ernst. Doch befestigten Konradins unerwartete Niederlage bei Tagliacozzo oder Scurcola 23. Aug. 1268, seine und seiner vornehmsten Anhänger Gefangennahme und die nur aus polit. Gründen zu rechtfertigende Hinrichtung derselben am 29. Okt. die Herrschaft K.s von neuem. Mit eiserner Hand regierte K. nunmehr, und selbst die Päpste gerieten in Abhängigkeit von ihm, welcher als päpstlicher Vikar auch im Kirchenstaate und als Haupt der siegreichen Guelfen in Italien überhaupt gebot.

Der unglücklich verlaufene Kreuzzug Ludwigs IX. gegen Tunis brachte K. in dem folgenden Frieden manche Vorteile, und als Nachfolger der Normannen von Unteritalien dachte K. jetzt auch an Byzanz; er kaufte den von den Paläologen vertriebenen lat. Fürsten ihre Ansprüche ab und richtete wiederholt seine Angriffe gegen die griech. Herrscher des Ostens. So kam es, daß die Päpste eine beschränkte Erneuerung des deutschen Einflusses in Italien wieder für notwendig hielten, um K. ein Gegengewicht zu schaffen, ja daß Papst Nikolaus IV. sogar mit den sicil. Unzufriedenen in Verbindung trat, an deren Spitze der Arzt Johann von Procida stand. Dieser verschaffte sich von den bedrohten Paläologen Geld und gewann den König Peter III.

von Aragonien, welcher als Gemahl einer Tochter Manfreds und Sprosse der Stauser in weiblicher Linie als Erbe des Königreichs auftreten konnte. Aber bevor Peter eingriff, schaffte sich die durch die fiskalischen Bedrückungen des anjovinischen Systems und durch die Gewaltthätigkeiten der franz. Beamten erbitterte Bevölkerung der Insel selbst ihr Recht. Das unter dem Namen der Sicilische Vesper (s. d.) bekannte Morden, welches am 30. März 1282 in Palermo begann und in den übrigen Städten der Insel nachgeahmt ward, brachte ihr die Freiheit, und K.s Versuch, mit dem zufällig gegen die Griechen gesammelten Heere den Aufstand niederzuwerfen, scheiterte an der heldenmütigen Verteidigung Messinas. Man huldigte jetzt auf der Insel dem Aragonesen, der die ersehnte Hilfe brachte. K. ging nun nach Frankreich, um sich von dort aus zu verstärken. Aber während seiner Abwesenheit traf ihn ein neuer Schlag. Sein Sohn Karl, den er als Statthalter in Neapel zurückgelassen, wurde 1284, durch seine Kampflust verlockt, der vor Neapel kreuzenden überlegenen aragonesischen Flotte unter Admiral Roger de l'Oria aufs hohe Meer zu folgen, hier geschlagen und gefangen. Bald darauf starb K. selbst 1285.

Vgl. del Giudice, «Codice diplomatico Angioino»; Saint-Priest, «Histoire de la conquête du royaume de Naples» (4 Bde., Par. 1847—48); Schirrmacher, «Die letzten Hohenstaufen» (Gött. 1871); del Giudice, «La famiglia del re Manfredi» (im «Archivio stor. Napol. III»); Minieri-Riccio, «Alcuni studii storici intorno a Manfredi e Corradino» (Neapel 1850); «La guerra del Vespro Siciliano» (Palermo 1842).

Karl II., König von Neapel 1285—1309, Sohn des vorigen, war zur Zeit, als der Vater starb, noch in der Gefangenschaft der Aragonesen von Sicilien. Die Drohungen und Bannflüche des Papstes Martin IV. vermochten ihm ebensowenig die Freiheit zu verschaffen, als ein Feldzug der Franzosen gegen den König Peter III. von Aragonien zu Gunsten des Prinzen Karl von Valois, welchem der Papst das Land geschenkt hatte. Valois wurde zurückgetrieben und Karl blieb gefangen. Aber Peter starb zu Ende 1285; sein Sohn Alfons III überließ Sicilien seinem Bruder Jakob II., und von diesem erhielt K. endlich 1289 seine Freiheit wieder, nachdem er auf Sicilien verzichtet, eine große Summe zu zahlen versprochen und Geiseln gestellt hatte. Da er jedoch diese Bedingungen nicht einhielt oder einhalten konnte, dauerte der Krieg fort. Jakob, durch den Tod Alfons' 1291 auf den aragonischen Thron berufen, wollte sich diesen gegen die andauernden Anfeindungen von Rom und Frankreich sichern, indem er 1294 mit K. Frieden schloß und ihm Sicilien abtrat. Aber andererseits ließ er es doch auch geschehen, daß die Sicilier seinen Bruder Friedrich II. zum König machten, der endlich 1302 von K. die Anerkennung der Unabhängigkeit errang. Die Herrschaft der Anjou beschränkte sich also seitdem auf Neapel. Übrigens regierte K. in der Weise des Vaters fort, und trotz des langen Kriegszustandes ist ein Fortschritt in der Entwickelung des Landes nicht zu verkennen. K. war mit Maria, der Tochter König Stephans V. von Ungarn, vermählt; von seinen Kindern wurde Karl Martel in Ungarn nach dem Ausgange des Hauses Arpad zum König erhoben (gest. 1312), Robert König von Neapel (1309—1343).

Karl III. von Durazzo, König von Neapel aus dem Hause Anjou, war ein Urenkel des vorigen, wurde vom Papste Urban VI. mit dem Königreich belehnt, als die Königin Johanna I. (s. d.) in dem großen Kirchenschisma sich für den Gegenpapst Clemens (VII.) erklärt hatte. Johanna suchte sich von Frankreich her Unterstützung zu schaffen, indem sie den Stifter des jüngern Hauses Anjou (s. d.), Herzog Ludwig I., adoptierte. Bevor er aber erschien, wurde sie von den über ihre Mißregierung empörten Unterthanen ermordet (1382). K. behauptete sich gegen die Angriffe Ludwigs, wurde auch in Ungarn, als die dortige Linie des Hauses Anjou mit König Ludwig dem Großen 1382 ausstarb, von einer Partei zum König ausgerufen, fand jedoch daselbst schon 1386 seinen Tod durch Mord.

Karl I. (Eitel Friedrich Zephyrin), König von Rumänien, zweiter Sohn des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, geb. 20. April 1839, trat, nachdem er 1850—56 in Dresden durch Privatlehrer eine treffliche wissenschaftliche Vorbildung erhalten hatte, 1857 in die preuß. Armee. Gelegentlich der Mobilmachung von 1859 rückte er in das Gardeartillerieregiment ein, machte später Reisen nach Frankreich, Belgien, England, Spanien, Portugal und Nordafrika, besuchte darauf die Universität zu Bonn und kam 1863 als Premierlieutenant in das 2. Gardedragonerregiment. Im Herbst desselben Jahres folgte er einer Einladung Napoleons III. nach Compiègne, machte dann in der unmittelbaren Umgebung des preuß. Kronprinzen den dän. Feldzug mit und wurde bei der Rückkehr aus Schleswig Rittmeister. Im Einverständnis der Leiter des gewaltsamen bukarester Thronwechsels vom 11./23. Februar 1866 mit Napoleon III. durch ein Plebiscit zum Fürsten von Rumänien gewählt, begab er sich, als die Truppenbewegungen zwischen Preußen und Österreich bereits begonnen hatten, nicht ohne Gefahr durch Österreich und über die Donau nach Turnu-Severin und hielt am 22. Mai 1866 seinen Einzug in Bukarest. Am 12. Juli beschwor er die ihm vorgelegte Verfassung.

Trotz großer Schwierigkeiten faßte er den Entschluß, der mit einer militärischen Intervention drohenden Türkei mit den Waffen entgegenzutreten, beschwichtigte das damals aufs höchste gestiegene Mißtrauen Österreichs und Rußlands und regenerierte im Laufe der ersten zehn Regierungsjahre alle Zweige des Staatswesens, indem er, unter fortwährenden Kämpfen der Parteien, teils die linke, teils die rechte Seite der Volksvertretung heranziehend, den nationalen Emancipationsbestrebungen beider Rechnung trug und besonders durch Beförderung des Eisenbahnbaues die ökonomische Hebung des Landes bewirkte. Im Nov. 1869 vermählte er sich mit der Prinzessin Elisabeth (s. d.) von Wied und verlor, April 1874, die einzige Tochter aus dieser Ehe. Als am 22. März 1871 die Deutschen in Bukarest, gelegentlich der Feier des Geburtstags des Deutschen Kaisers, vom Pöbel insultiert wurden, war Fürst K. zur Abdankung entschlossen und nahm diesen Entschluß nur infolge dringender Vorstellungen seitens der Vertreter der auswärtigen Mächte und der hervorragendsten Konservativen zurück. Beim Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs 1877 schloß er eine Konvention mit Rußland ab, eilte der hartbedrängten russ. Armee zu Hilfe und trug wesentlich zur Eroberung von Plewna und zur Gefangennehmung Osman Paschas bei. Nachdem am 21. Mai 1877 in Bukarest die Unabhängigkeit Rumäniens und am

26. März 1881 die Erhebung desselben zum Königreiche proklamiert worden war, leistete König K. den Beschlüssen der Londoner Konferenz und speziell den absorbierenden Bestrebungen Österreichs in Betreff der Donaufrage lebhaften Widerstand, sodaß nach einem Besuche desselben an den Höfen von Berlin und Wien im Sommer 1883 die Lösung dieser wichtigen europ. Angelegenheit vertagt wurde. (S. Rumänien.)

Karl Emanuel I., König von Sardinien (als Herzog von Savoyen der dritte seines Namens), geb. zu Turin 27. April 1701, Sohn von Victor Amadeus II., folgte seinem Vater 3. Sept. 1730, als dieser dem Thron entsagte. Er kämpfte im poln. Erbfolgekriege als Alliierter Frankreichs und Spaniens gegen Österreich, im Österreichischen Erbfolgekriege auf der Seite von Maria Theresia, beidemal in der Lombardei, den Alpen und den Apenninen. Sein Gewinn waren Novara und einige Distrikte des mailändischen Gebiets. Später zeigte er sich als umsichtiger, aufgeklärter Verwalter seines Landes. Das Corpus Carolinum ist ein Denkmal seiner Sorge für das Rechtsleben Sardiniens. Er starb 19. Febr. 1773.

Karl Emanuel II., König von Sardinien, ältester Sohn Victor Amadeus' III., geb. 24. Mai 1751, kämpfte seit 1792—96 unter seinem Vater gegen die Franzosen, folgte ihm 16. Okt. 1796 in der Herrschaft, suchte zuerst den Frieden mit Frankreich zu erhalten, ward aber durch die revolutionäre Bewegung im Lande und die Gewaltthaten der Franzosen Ende 1798 zum Kriege genötigt und wandte sich 10. Dez., nachdem er in einer erzwungenen Konvention seine festländischen Besitzungen abgetreten hatte, mit seiner Familie nach Parma, von wo er über Livorno 3. März 1799 nach Cagliari auf Sardinien kam. Sein Protest gegen die Usurpation blieb erfolglos; 4. Juni 1802 dankte er hier zu Gunsten seines Bruders Victor Emanuel ab, ward 1815 Jesuit und starb 6. Okt. 1819 in Rom.

Karl Felix, König von Sardinien, geb. 6. April 1765, vierter Sohn Victor Amadeus' III., kämpfte in dem Revolutionskriege 1792—99 unter seinem Vater, nach dessen Tode unter seinem Bruder Karl Emanuel, und ging mit seinen Brüdern 1799 aus dem von Frankreich überwältigten Lande in die Verbannung, zunächst nach der Insel Sardinien. Im J. 1807 heiratete er Maria Christine von Neapel, Schwägerin Ludwig Philipps von Orléans. Der Sturz Napoleons I. brachte die Dynastie wieder in den Besitz des Throns. Nach der durch eine Revolution erzwungenen Abdankung Victor Emanuels I. folgte K. als König. Als Anhänger des Metternichischen Systems protestierte er sofort und wiederholt gegen den Aufruhr. Die Österreicher schlugen die Insurgenten nieder, und in ihrem Gefolge zog der König 17. Okt. 1821 in Turin ein, wo er sofort sein System zur Herrschaft brachte. Er starb kinderlos 27. April 1831.

Karl Albert, König von Sardinien, 1831—49, geb. 29. Okt. 1798, der Sohn des Prinzen Karl Emanuel von Savoyen-Carignan und der Marie Christine, einer Tochter des Herzogs Karl von Sachsen und Kurland, vermählte sich 1817 mit Marie Therese, der Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana, und lebte dann auf seinen Gütern in Piemont. Als nach dem Aufstand in Piemont der König Victor Emanuel I. von Sardinien 13. März 1821 der Regierung entsagte, ernannte er bis zur Ankunft des Thronfolgers, seines kinderlosen Bruders Karl Felix, den Prinzen zum Regenten. Nachdem aber ein österr. Heer sich gegen Piemont in Bewegung gesetzt und Karl Felix von Modena aus alle seit seines Bruders Abdankung geschehenen Schritte für ungültig erklärt hatte, verließ der Prinz 21. März heimlich Turin und entsagte von Novara aus der Regentschaft; 1823 nahm er als Freiwilliger in dem Heere des Herzogs von Angoulême an der Expedition nach Spanien teil. Im J. 1829 zum Vizekönig von Sardinien ernannt, bestieg K. nach dem Tode Karl Felix', 27. April 1831, den Thron und führte das jesuitisch-absolutistische System fort. Erst als mit der Erhebung Pius' IX. ein allgemeiner Umschwung eintrat, neigte er sich auf die Seite der Reformbewegung und folgte im Febr. 1848 den andern Staaten in Verleihung einer Verfassung. Gleichzeitig mit dem Aufstande der Lombarden und Venetianer erklärte er 23. März den Krieg an Österreich, machte auch anfangs glückliche Fortschritte und erwarb sich den stolzen Titel des «Schwerts von Italien», bis die Schlacht bei Custozza das Übergewicht der Österreicher wiederherstellte. Als er nach Kündigung des Waffenstillstandes im Frühjahr 1849 den Krieg von neuem begann, machten die Siege der Österreicher bei Novara und Mortara in wenigen Tagen dem Kampfe abermals ein schnelles Ende. K. legte auf dem Schlachtfelde von Novara 23. März die Regierung nieder, verließ sofort das Land und begab sich nach der Pyrenäischen Halbinsel, wo er den Titel eines Grafen von Barga führte und schon 28. Juli 1849 in Oporto starb. Von seinen beiden Söhnen folgte ihm der ältere, Victor Emanuel, auf dem Throne; der jüngere, Ferdinand, Herzog von Genua, geb. 15. Nov. 1822, gest. 10. Febr. 1855, war seit April 1850 mit Elisabeth, Tochter des Königs Johann von Sachsen, vermählt.

Karl ist der Name mehrerer schwed. Könige. Falscher Patriotismus verleitete den Chronisten Johannes Magni, ganze Reihen apokrypher Könige in seiner «Historia de omnibus Gothorum Sveorumque regibus» einzuschalten. So kam es, daß der älteste historisch beglaubigte Schwedenkönig dieses Namens von ihm als Karl VII. angeführt wurde, und als endlich die Kritik seine Fälschung erwiesen hatte, war es zu spät, den Irrtum zu verbessern. Die ganze Reihe der großen Fürsten dieses Namens (Karl IX., Karl X. Gustav u. s. w.) hatte sich schon unter diesen Namen in der Geschichtslitteratur des In- und Auslandes eingebürgert.

Karl VII. Swerkerson, König von Schweden, regierte seit 1155 in Götaland und, nachdem er einen Nebenbuhler 1161 besiegt, auch in Svealand; 1167 ward er auf der Insel Visingsö im Wettersee ermordet. Während seiner Regierung ward das Primat in Upsala errichtet (1164). Sein Siegel ist das älteste der erhaltenen schwed. Königssiegel.

Karl VIII. Knutsson, König von Schweden, aus dem adeligen Geschlecht Bonde stammend, 1409 geboren, ward während der Wirren der Kalmarischen Union von den Patrioten erst als Reichsverweser, dann dreimal als König (1448—57, 1464—65, 1467—70) der verhaßten Dänenherrschaft entgegengestellt. Seine Regierung zeigt einen fast ununterbrochenen Kampf gegen die Dänen und ihre mächtigen aristokratischen und hierarchischen Anhänger in Schweden. Eine Zeit lang (1449) war K. auch König Norwegens.

Karl IX., König von Schweden, der jüngste und begabteste Sohn Gustav Wasas, geb. 4. Okt. 1550, unterstützte seinen Bruder Johann (III.) in der Fehde, die zur Thronentsetzung Erichs XIV. führte (1568), trat aber erst nach Johanns Tode (1592) mehr hervor. Er war bemüht, die durch seinen Vater eingeführte Reformation zu sichern, deren Bestand jetzt durch den Regierungsantritt des kath. Polenkönigs Sigismund und die hereinbrechende kath. Reaktion ernstlich gefährdet wurde. Die Beschlüsse einer nach Upsala (1593) berufenen Reichsversammlung waren in K.s Sinne gehalten, und das Aufrechthalten dieser Beschlüsse ward Sigismund als Bedingung seiner Krönung auferlegt. Als Sigismund trotzdem reformationsfeindliche Pläne hegte, kam es zum offenen Kampfe; eine von Sigismund nach Schweden übergeführte poln. Armee ward zu Stängebro (1598) geschlagen und Sigismund selbst im Jahre darauf entthront. Damit war auch das Schicksal der schwed. Aristokratenpartei besiegelt, welche geneigt war, die Union mit Polen aufrecht zu erhalten, da sie darin ein Mittel zur Wiedergewinnung ihrer frühern Machtstellung erblickte. K. hielt über sie auf dem Reichstage zu Linköping (1600) blutiges Gericht und war seitdem unbestrittener Herrscher. Aber erst nach der freiwilligen Thronentsagung seines jüngern, 1604 volljährigen Neffen Herzog Johanns nahm er den Königstitel an und ließ sich (1607) in Upsala krönen. Kriege mit Polen, Rußland und Dänemark füllten die letzten Jahre seiner Regierung. Er starb zu Nyköping 30. Okt. 1611, die Weiterführung seiner großen Pläne dem jungen Gustav II. Adolf hinterlassend.

Karl X. Gustav, König von Schweden, ein Sohn des Pfalzgrafen Johann Kasimir von Pfalz-Zweibrücken und der Katharina, einer Tochter Karls IX., geb. 8. Nov. 1622 zu Nyköping, wohin die Eltern kurz vor den Heimsuchungen des Dreißigjährigen Kriegs geflüchtet waren. Nach vollendeter Erziehung begab sich K. nach Deutschland, kämpfte als Freiwilliger unter Torstenson und zeigte bald ein hervorragendes Feldherrntalent. Im J. 1648 ward er zum Generalissimus der schwed. Heere in Deutschland ernannt; 1649 gelang es der Königin Christine, seine Wahl zum Thronfolger durchzusetzen, und am Tage ihrer Thronentsagung (6. Juni 1654) ward K. zum König von Schweden gekrönt. Seine Politik war auf die Gründung einer schwed. Ostseemacht gerichtet; zu diesem Zwecke begann er Krieg mit Polen und warf endlich, mit dem Kurfürsten von Brandenburg verbündet, in der dreitägigen Schlacht bei Warschau (28. bis 30. Juli 1656) die poln. Macht völlig nieder. Der Kurfürst erhielt für seine Unterstützung die Souveränetät in Preußen und Ermland (Vertrag von Labiau). Hierauf wandte sich K. gegen Dänemark und rieb diese Macht fast gänzlich auf. Der Friede von Roeskilde (18. Febr. 1658), noch glücklich vollbrachtem Zuge über die gefrorenen Belte eiligst geschlossen, verschaffte Schweden seine natürlichen Grenzen, indem die Provinzen Blekinge, Schonen, Halland und Bohuslän auf immer mit den übrigen Teilen des Reichs vereinigt wurden. Da aber Dänemark die Friedensbedingungen nicht einhielt, so begann K. aufs neue den Krieg, der indessen nicht von gleichem Erfolge gekrönt wurde. Nach dem mißlungenen Versuch der Erstürmung von Kopenhagen und der verlorenen Schlacht bei Nyborg auf Fünen fand er es nötig, sich mit den Ständen über die Mittel zur Weiterführung des Kampfes zu verständigen. Auf dem zu diesem Zwecke nach Gothenburg berufenen Reichstage starb er plötzlich, 13. Febr. 1660.

Karl XI., König von Schweden, Sohn des vorigen und der Hedwig Eleonore von Holstein-Gottorp, geb. 24. Nov. 1655, war erst 4 J. alt, als ihm die Krone zufiel. Während seiner Minderjährigkeit (1660—72) führten die Königin-Witwe und die höhern Reichsbeamten die Regierung. Ein mit Frankreich geschlossener Vertrag riß Schweden in den Krieg Ludwigs XIV. gegen Holland und Brandenburg hinein; nach der Niederlage der Schweden bei Fehrbellin (1675) rüsteten sich der Kaiser, das Deutsche Reich, Holland und Dänemark, Schweden aus seiner Machtstellung zu drängen. Am gefährlichsten war der dän. Angriff, der auf die neuerworbenen südschwed. Provinzen gerichtet war. Jedoch gelang es K. durch die Siege bei Holmstad und Lund (1676) und Landskrona (1677), seine Stellung zu behaupten, und der auf Ludwigs XIV. Geheiß geschlossene Friede (1679, zu St.-Germain, Fontainebleau und Lund) führte keine erhebliche Beschränkung der schwed. Macht herbei. K. konnte sich nun ungestört den innern Angelegenheiten widmen. Er brach die aristokratische Übermacht und regelte seine Souveränetätsrechte nach franz. Muster. Heer und Flotte wurden neugeschaffen, und die Finanzen besserten sich dergestalt, daß in den letzten Jahren K.s keine außerordentlichen Steuern nötig waren. Die gesamte Verwaltung ward neu organisiert, die Rechtspflege verbessert und eine neue Redaction der Landesgesetze ins Werk gesetzt. K. starb zu Stockholm 5. April 1697.

Karl XII., König von Schweden, 1697—1718, geb. zu Stockholm 17. (27.) Juni 1682, der Sohn Karls XI., erhielt einen ziemlich guten Unterricht, brachte es in der Mathematik und in ritterlichen Übungen sehr weit und sprach geläufig deutsch und lateinisch; dagegen haßte er, wie sein Vater, das Französische. Bei dem Tode seines Vaters (1697) war er erst 15 J. alt; doch die Stände erklärten ihn für volljährig. Indes zeigte der junge König wenig Neigung für die Regierungsgeschäfte; er liebte vielmehr starke Leibesbewegungen und vornehmlich die Bärenjagd. K.s Thronbesteigung schien den eifersüchtigen Nachbarn günstig, um das im Norden übermächtige Schweden zu demütigen. Friedrich IV. von Dänemark, August II. von Polen und Zar Peter I. schlossen ein Bündnis, das den Nordischen Krieg (s. d.) zur Folge hatte. Zuerst fielen die Dänen in das Gebiet des Herzogs von Holstein-Gottorp ein. Dieser, vermählt mit der ältesten Schwester K.s, begab sich nach Stockholm und forderte Beistand. K. schlug im Staatsrate die nachdrücklichsten Maßregeln gegen Dänemark vor und schiffte sich im Mai 1700 zu Karlskrona ein. Mit 30 Linienschiffen und einer großen Anzahl kleiner Fahrzeuge, verstärkt von einem engl.-holländ. Geschwader, erschien er vor Kopenhagen und war der erste, der das Land betrat, indem er, da das Ufer für die Kähne nicht tief genug war, aus einer Schaluppe ins Meer sprang und durchwatete, wodurch er seine Soldaten anfeuerte, dasselbe zu thun. Die Dänen zogen sich vor der überlegenen feindlichen Macht zurück, und Kopenhagen sollte belagert werden, als der zu Travendahl unterhandelte Friede 8. Aug. 1700 den Herzog von Holstein in alle Rechte, deren man ihn hatte berauben wollen, wieder einsetzte. Kaum war der Friede mit Dänemark

abgeschlossen, so eilte K., den Angriffen Augusts II. und Peters I. zu begegnen. Jener belagerte Riga, dieser bedrohte Narwa und das Land um den Finnischen Meerbusen. K. ließ 20000 Mann nach Livland übersetzen und ging den Russen entgegen, die er, 50000 Mann stark, unter den Mauern von Narwa in einem befestigten Lager fand. Etwa 8000 Schweden stellten sich 20. Nov. 1700 unter dem Feuer der Russen in Schlachtordnung, und in wenigen als einer Viertelstunde war das russ. Lager erstürmt. Mehr als 18000 Russen blieben auf dem Platze oder warfen sich in die Narwa; die andern wurden gefangen oder zerstreut. Nach diesem Siege setzte K. über die Düna (9. Juli 1701), griff die Verschanzungen der Sachsen an und trug auch über sie einen vollständigen Sieg davon.

K. hätte jetzt einen Frieden schließen können, der ihn zum Schiedsrichter des Nordens gemacht haben würde; statt dessen verfolgte er den König August II. nach Polen, um ihn zu entthronen. Umsonst versuchte August mit ihm in Unterhandlungen zu treten; vergebens bemühte sich selbst die schöne Gräfin Königsmark, ihn nur zu sprechen. Der Krieg dauerte fort; die Schweden erfochten einen glänzenden Sieg zu Klissow (9. Juli 1702), und 1703 war ganz Polen von ihnen besetzt. Der Kardinal-Primas erklärte hierauf den poln. Thron für erledigt, und durch K.s Einfluß ward Stanislaus Leszczynski als König erwählt. August hoffte wenigstens in Sachsen sicher zu sein, aber K. verfolgte ihn auch hier und diktierte 1706 zu Altranstädt die Bedingungen des Friedens. Der Liviänder Patkul (s. d.), der das Bündnis gegen Schweden unterhandelt und abgeschlossen und russ. Gesandter in Dresden war, mußte ihm ausgeliefert werden und wurde 1707 gerädert. Nachdem der Kaiser auf seine Forderung den Protestanten in Schlesien volle Gewissensfreiheit zugestanden, verließ K. im Sept. 1707 mit seinem 43000 Mann starken Heere Sachsen, wo 6000 Mann zum Schutze des Königs von Polen zurückblieben, um auf dem kürzesten Wege gegen Moskau zu gehen. In der Gegend von Smolensk änderte er aber auf die Vorschläge des Kosaken-Hetmans Mazeppa (s. d.) seinen Plan, indem er nach der Ukraine zog, in der Hoffnung, daß die Kosaken sich mit ihm verbinden würden. Da es aber Peter I. gelang, das Land der Kosaken zu verwüsten, so konnte der geächtete Mazeppa die versprochene Hilfe nicht verschaffen. Die beschwerlichen Märsche, der Mangel an Lebensmitteln, die beständigen Angriffe des Feindes und die strenge Kälte schwächten K.s Heer außerordentlich. General Lewenhaupt, welcher Verstärkungen und Lebensmittel aus Livland herbeiführen sollte, langte nur mit wenigen, durch den Marsch und beständige Gefechte mit den Russen erschöpften Truppen an. In dieser Lage sollte das mit Vorräten reich versehene Pultawa genommen werden. Allein K. wurde beim Rekognoszieren gefährlich am Schenkel verwundet, mußte daher in der Schlacht 28. Juni (8. Juli) 1709 sich tragen lassen, was ihn verhinderte, immer da zu erscheinen, wo seine persönliche Gegenwart nötig war. Dies und noch mehr den Mangel an Übereinstimmung zwischen den Generalen Rehnsköld und Lewenhaupt kann man als die Hauptursache der Niederlage der Schweden ansehen. K. entfloh nebst Mazeppa, mußte trotz seiner Wunde mehrere Meilen zu Fuß gehen und fand endlich, nachdem er drei Tage eine Wüste durchirrt, zu Bender auf dem türk. Gebiete Schutz.

Jetzt erhoben sich K.s Feinde mit neuer Hoffnung. August II. widerrief den Vertrag von Altranstädt, Peter I. drang in Livland ein und Friedrich IV. von Dänemark landete in Schonen. Die Regentschaft in Stockholm nahm inzwischen Maßregeln, das alte schwed. Gebiet zu schützen. Der General Stenbock schlug mit 14000 Mann uneingeübter und schlecht bewaffneter Bauern die ganze dän. Armee 10. März 1710 bei Helsingborg und zwang sie, Schonen zu räumen. Man sendete einige Heeresabteilungen nach Finland, um die Russen aufzuhalten, die aber gegen den an Zahl weit überlegenen Feind nichts vermochten. K. unterhandelte indes zu Bender mit der Pforte und wußte sie zu bewegen, den Russen den Krieg zu erklären. Am Pruth kam es 1. Juli 1711 zur Schlacht. Peter schien dem Untergange nahe, als seiner Gemahlin Mut und Klugheit den Frieden herbeiführte, in welchem aber K.s nicht gedacht wurde. Dieser entwarf gleichwohl in Bender neue Pläne und bat durch seine Agenten die Pforte um Unterstützung gegen seine Feinde. Aber Rußlands Agenten waren nicht minder thätig, die Pforte gegen ihn einzunehmen, und letztere erteilte dem Seraskier von Bender den Auftrag, den König zur Abreise zu nötigen und, falls er sich weigere, ihn tot oder lebendig nach Adrianopel zu bringen. Auf die Nachricht hiervon beschloß K., mit etwa 300 Mann, aus denen sein Gefolge bestand, der Macht der Pforte zu trotzen und sein Schicksal mit dem Schwerte in der Hand zu erwarten. Als sein Aufenthaltsort zu Varnitza bei Bender von den Türken angegriffen wurde, verteidigte er sich gegen ein ganzes Heer und wich nur Schritt von Schritt. Das Haus geriet in Brand, und er war im Begriff, es zu verlassen, verwickelte sich aber in seine Sporen, fiel und wurde 1. Febr. 1713 gefangen. Bald darauf traf Stanislaus in Bender ein, um den König zu bitten, zu dem Vertrage, den er sich genötigt sah mit August abzuschließen, seine Einwilligung zu geben, die aber K. standhaft verweigerte. Die Türken führten ihn nun von Bender erst nach Timurtasi und dann nach Demotika bei Adrianopel. Hier brachte er zwei Monate im Bett zu, indem er sich krank stellte. Endlich überzeugte er sich, daß er von der Pforte keine Hilfe zu hoffen habe, sandte daher eine Abschiedsgesandtschaft nach Konstantinopel und reiste verkleidet mit zwei Offizieren ab. Ermattet kam er 11. (22.) Nov. 1714 nachts um 1 Uhr vor Stralsund an.

Kurze Zeit darauf wurde diese Stadt durch eine vereinigte Armee von Dänen, Sachsen, Preußen und Russen belagert und mußte 23. Dez. 1715 übergeben werden, worauf sich K. nach Lund in Schonen begab und Maßregeln traf, die Küsten zu sichern. Dann griff er Norwegen an. Damals war der Baron von Görtz, dessen kühne und geistreiche Entwürfe der Lage des Königs entsprachen, dessen Vertrauter. Nach dem Rate desselben sollte der König Peter d. Gr. durch bedeutende Abtretungen für Schweden gewinnen, sich Norwegens bemächtigen und von dort aus in Schottland landen, um Georg I. zu vertreiben, der sich gegen K. erklärt hatte. Görtz eröffnete neue Hilfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs und unterhandelte auf Aland mit den Bevollmächtigten des Zaren. Schon war Peter gewonnen und ein Teil Norwegens erobert; das Glück Schwedens schien eine günstige Wendung nehmen zu wollen. K. belagerte Friedrichshall, als ihn 30. Nov. (11. Dez.) 1718, während er im Lauf-

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

graben, an die Bruſtwehr gelehnt, auf die Arbeiter herunterſah, eine Faltonettkugel an den Kopf traf. Man fand ihn tot auf, ſeine Hand am Degen, in ſeiner Taſche das Bildnis Guſtav Adolfs und ein Gebetbuch. Nach neuern Forſchungen iſt die früher allgemein verbreitete Anſicht, daß die tötende Kugel von ſchwed. Seite kam, irrtümlich. Mit K.s Tode trat Schweden aus der Reihe der Großmächte. Ihm folgte in der Regierung ſeine mit dem Erbprinzen von Heſſen, Friedrich, vermählte Schweſter, Ulrike Eleonore. Am 11. Dez. 1868, dem 150. Jahrestage ſeines Todes, wurde K.s Koloſſalſtatue (von Molin) in Stockholm enthüllt.

Feſtigkeit, Tapferkeit und im ganzen Gerechtigkeitsliebe waren Hauptzüge in K.s Charakter; dabei aber war er auch von unbeugſamem Starrſinn. Seine Lebensweiſe war ſehr einfach. Er vermied alle Zerſtreuungen; der Wein war von ſeiner Tafel verbannt und grobes Brot zuweilen ſeine einzige Speiſe. Seine Garderobe beſtand aus einem einzigen blauen Rock mit kupfernen Knöpfen. Fortwährend trug er große, bis über die Knie reichende Stiefeln und Büffelhandſchuhe, und gleich ſeinen Soldaten ſchlief er im Lager, in ſeinen Mantel gehüllt, auf der Erde.

Litteratur. K.s Geſchichte ſchrieb ſein Kaplan Norberg; Adlerfeld gab militäriſche Denkwürdigkeiten über ihn heraus; intereſſant, aber weniger zuverläſſig iſt Voltaires »Histoire de Charles XII«. Vgl. ferner Lundblad, »Konung Carls XII historia« (2 Bde., Stockh. 1830; deutſch von Jenſen, 2 Bde., Hamb. 1835—40); Oskar II., »K. XII., als König, Krieger und Menſch« (aus dem Schwediſchen von Jonas, 2. Aufl., Berl. 1875); von Sarauw, »Die Feldzüge K.s XII.« (Lpz. 1881).

Karl XIII., König von Schweden und Norwegen, 1809—18, wurde 7. Okt. 1748 geboren und war der zweite Sohn des Königs Adolf Friedrich und der Schweſter Friedrichs d. Gr., Luiſe Ulrike. Nachdem ſein Bruder, Guſtav III. (ſ. d.), den Thron beſtiegen, hatte er an der Revolution von 1772 bedeutenden Anteil, weshalb er auch zum Generalgouverneur von Stockholm und Herzog von Södermanland ernannt wurde. Er vermählte ſich 1774 mit Hedwig Eliſabeth Charlotte, Prinzeſſin von Oldenburg-Delmenhorſt. In dem Kriege mit Rußland 1788—90 ſchlug er ſich zu wiederholten malen tapfer mit der Flotte der Ruſſen. Nach der Ermordung Guſtavs III., 1792, trat er an die Spitze der Regentſchaft, überließ aber bald die Führung der Geſchäfte dem verhaßten Günſtling Reuterholm. Im J. 1796 übergab er die Regierung dem mündig gewordenen Guſtav IV. Adolf (ſ. d.). Infolge der Revolution von 1809 wurde er als Reichsverweſer berufen und 6. Juni 1809 als König an die Spitze des Staats geſtellt. Durch den Frieden mit Rußland zu Fredritshamn, 17. Sept. 1809, wo ganz Finland an Rußland abgetreten wurde, gewann er die nötige Ruhe zur Erholung des Staats von bedeutenden Verluſten und zur Vollendung der Verfaſſung desſelben. Schon vorher hatte er den Prinzen Chriſtian Auguſt von Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg als Nachfolger, nach deſſen Tode aber den von den Ständen im Aug. 1810 gewählten franz. Marſchall Bernadotte adoptiert. Durch ſein kluges Benehmen in dem Kriege zwiſchen Frankreich und Rußland (1812) verſchaffte dieſer Schweden mittels der Erwerbung Norwegens 1814 eine Entſchädigung für Finland. Er ſtarb 5. Febr. 1818. Ihm folgte Bernadotte als Karl XIV. Johann (ſ. d.).

Karl XIV. Johann, König von Schweden und Norwegen, 1818—44, Adoptivſohn und Nachfolger Karls XIII. (ſ. d.), hieß eigentlich Johann Baptiſt Julius Bernadotte und war der Sohn eines Rechtsgelehrten zu Pau (Depart. Niederpyrenäen) in Frankreich. Geb. 26. Jan. 1764, trat er 1780 als Freiwilliger in die franz. Armee und diente zwei Jahre als Grenadier in Corſica, worauf er wegen Krankheit ſeinen Abſchied nahm. Doch bald trat er wieder als gemeiner Soldat ein und war beim Ausbruch der Revolution Feldwebel (Sergeant-major). Im J. 1792 wurde er Bataillonschef unter Cuſtine, 1793 Brigadechef, bald darauf unter Kleber Brigadegeneral und 1794 befehligte er bei Fleurus eine Diviſion. Unter Jourdan begründete er 1796 in den Kämpfen am Rhein, an der Lahn und am Main ſeinen Ruf als Feldherr. Dann wirkte er 1797 unter Bonaparte in Italien. Nach dem Frieden von Campo-Formio wurde er franz. Geſandter in Wien. Als er daſelbſt auf dem Geſandtſchaftshotel die dreifarbige Fahne aufpflanzen ließ, entſtand ein Volkstumult (13. April 1798), infolge deſſen er nach Paris zurückkehrte. Bald darauf vermählte er ſich mit Eugénie Bernardine Déſirée, Tochter des Kaufmanns Clary in Marſeille, deren Schweſter mit Joſeph Bonaparte (ſ. d.) verheiratet war. Im J. 1799 kommandierte Bernadotte anfangs die ſog. Obſervationsarmee am Rhein. Sodann erhielt er das Kriegsminiſterium, wurde aber ſchon nach drei Monaten durch das Direktorium wieder von dieſem Amte entfernt. Nach dem 18. Brumaire berief ihn der Erſte Konſul in den Staatsrat und übertrug ihm 1800 das Kommando über die Weſtarmee, in welcher Stellung er einen neuen Aufruhr in der Vendée durch humane Maßregeln ſchon im Entſtehen unterdrückte. Im Juni 1804 übernahm Bernadotte das Oberkommando in Hannover und erhielt bei der Errichtung des franz. Kaiſertums den Marſchallsſtab. Im öſterr. Kriege von 1805 trug er bei Ulm und Auſterlitz zur Entſcheidung weſentlich bei. Am 5. Juni 1806 ernannte ihn Napoleon zum Fürſten von Pontecorvo, einer vormals päpſtl. Enklave in Neapel. Im preuß. Kriege von 1806 befehligte er das 1. Armeekorps und verfolgte nach der Schlacht bei Jena den General Blücher bis Lübeck, wo er denſelben (7. Nov.) zur Kapitulation nötigte. Nach rühmlicher Teilnahme am ruſſ.-preuß. Kriege von 1807 erhielt er das Oberkommando über die franz. Truppen in Norddeutſchland und Dänemark. In dem neuen öſterr. Kriege von 1809 führte er auch die mit Frankreich verbündeten Sachſen, focht mit denſelben bei Wagram und ſchrieb ihnen in ſeinem Tagesbefehle faſt ausſchließlich die Ehre des Siegs zu, ein Verfahren, das Napoleon ſehr übel aufnahm und öffentlich (7. und 11. Juli) desavouierte. Kurz darauf erhielt er den Oberbefehl in Antwerpen, um die belg.-holländ. Küſte gegen die auf Walcheren gelandeten Engländer zu verteidigen. Doch ſchon im September ward er wieder abberufen. Napoleon machte ihm nicht ohne Grund zum Vorwurf, daß er Unzufriedene um ſich verſammle und mit den revolutionären Demokraten in Verbindung ſtehe. Doch kam eine Art Ausſöhnung zu Stande, und der Kaiſer ernannte ihn, um ihn zu entfernen, zum Generalgouverneur von Rom.

Beoor er diese Stellung antrat, überbrachte ihm eine schwed. Gesandtschaft (Sept. 1810) die Nachricht von seiner Ernennung zum Kronprinzen von Schweden. König Karl XIII. hatte Bernadotte (16. Aug.) den Ständen vorgeschlagen und diese hatten (21. Aug.) ihn einstimmig gewählt, unter der Bedingung, daß er das franz. Bürgerrecht ganz aufgebe und zur luth. Kirche übertrete. Mit Napoleons Bewilligung nahm er die Wahl an. Nachdem er zu Helsingör 19. Okt. 1810 im Hause des schwed. Konsuls zum Protestantismus übergetreten, landete er 20. Okt. zu Helsingborg und wurde durch eine Akte vom 5. Nov. 1810 von Karl XIII. förmlich adoptiert, worauf er den Namen Karl Johann annahm. Schon im nächsten Jahre fungierte er während einer Krankheit des Königs als Regent und gewann überhaupt bald den größten Einfluß auf die schwed. Regierung und Politik. Gegen Napoleon vertrat er mit Energie die Interessen seines Adoptivvaterlandes. Als es darüber zur Entzweiung kam, wandte er sich dem Kaiser Alexander von Rußland zu, welcher ihm bereits in dem geheimen Allianztraktat von Petersburg, 24. März (5. April) 1812, den Besitz Norwegens zusicherte. Auch England willigte darein. Die Allianz zwischen Schweden und Rußland wurde bei einer persönlichen Zusammenkunft zwischen K. und Kaiser Alexander in Abo besiegelt und 30000 Schweden unter K.s eigener Führung stießen zu den alliierten Heeren. Im Feldzug von 1813 kommandierte er als schwed. Kronprinz die sog. Nordarmee, welcher zeitweilig auch die sog. Schlesische Armee unter Blücher beigeordnet war. Nach der Schlacht bei Leipzig, in welcher er nur eine passive Rolle spielte, blockierte er Hamburg, zwang den König Friedrich VI. von Dänemark zur Abtretung Norwegens (Friede zu Kiel 14. Jan. 1814) und rückte dann langsam gegen Frankreich, wo er erst nach der Eroberung von Paris eintraf. Er kehrte indes bald zurück und bewirkte, daß das widerstrebende Norwegen sich friedlich der schwed. Dynastie unterwarf (Juli bis Nov. 1814). Während Napoleons Rückkehr 1815 hielt Schweden sich neutral, was die Alliierten dem Kronprinzen zur Last legten. Namentlich bewies seitdem Österreich dem Prinzen Gustav von Wasa, Sohn des vertriebenen Königs Gustav IV. Adolf von Schweden, große Teilnahme. Doch K. bewahrte die Freundschaft des russ. Kaisers Alexander, und so blieb seine Stellung ungefährdet. Am 5. Febr. 1818 succedierte er seinem Adoptivvater in beiden Reichen und ließ sich zu Stockholm und Drontheim krönen. Große Schwierigkeit machte anfangs die Auseinandersetzung mit dem dän. Hofe bezüglich der von Norwegen zu übernehmenden Staatsschuld und anderm; 1. Sept. 1819 ward der Streit durch eine Konvention zu Stockholm beendigt. Seitdem regierte K. in Frieden und Ruhe bis an seinen Tod, der zu Stockholm 8. März 1844 erfolgte. In der innern Verwaltung hielt er an einer gemäßigt konservativen Richtung fest und war namentlich beflissen, die materielle Wohlfahrt seiner Reiche zu heben. (S. Schweden und Norwegen.) Bemerkenswert ist, daß der König niemals der Landessprache vollkommen mächtig wurde. In der Regierung folgte ihm sein einziger Sohn, Oskar I. (s. d.). Die Enthüllung eines Denkmals für K. erfolgte zu Kristiania 7. Sept. 1875.

Vgl. Geijer, «Konung Carl XIV. Johans historia» (Stockh. 1844; deutsch von Dietrich); Sarrans jeune, «Histoire de Bernadotte, Charles XIV Jean» (Par. 1845); Schinkel, «Minnen ur Sveriges nyare Historia» (herausg. von Bergmann, Rogberg, Hellstenius und Alin, 12 Bde., Stockh. 1852—81; nebst Anhang, Bd. 1—2, Upsl. 1880—81).

Karl XV., König von Schweden und Norwegen, 1859—72, ältester Sohn des Königs Oskar I. (s. d.) und Enkel Karls XIV. Johann (Bernadottes), geb. zu Stockholm 3. Mai 1826, führte anfangs den Titel eines Herzogs von Schonen und succedierte seinem Vater 8. Juli 1859, nachdem er die letzten beiden Jahre während der Krankheit seines Vaters die Regierung geführt hatte. Am 19. Juni 1850 vermählte er sich mit der niederländ. Prinzessin Luise von Oranien. K. war eine reichbegabte Natur und hat sich als Schriftsteller bekannt gemacht. Seine Gedichte sind auch in deutscher Übersetzung («Dichtungen von C. Aus dem Schwedischen von A. von Winterfeld», Berl. 1866) erschienen. Auch als Maler war er nicht ohne Talent. In polit. Hinsicht war er ein eifriger Anhänger der skandinavistischen Ideen, gewährte den Dänen in ihrem Streite mit Deutschland den eifrigsten Beistand der schwed. Diplomatie, protestierte in dem Deutsch-Dänischen Kriege von 1864 zunächst gegen die Occupation Schleswigs und begann darauf Rüstungen zu Wasser und zu Lande. In Schweden zeigte sich indes wenig Kriegslust und noch weniger in Norwegen. Da auch die Westmächte neutral blieben, so folgte der König deren Beispiel. K.s Regierungszeit war für die beiden vereinigten Königreiche eine Periode von lebhafter Entwickelung. Das wichtigste Ereignis war die auf Initiative der Regierung in der Session des schwed. Reichstags 1865—66 durchgesetzte Reform der schwed. Repräsentation. (S. Schweden.) In den letzten Jahren kränklich, ging er im Sommer 1872 nach Aachen, starb aber auf seiner Rückreise 18. Sept. 1872 zu Malmö. Da K. keinen männlichen Erben, sondern nur eine Tochter, die 31. Okt. 1851 geborene Prinzessin Luise Josephine Eugenie (vermählt mit dem Kronprinzen Friedrich von Dänemark), hinterließ, so folgte ihm sein Bruder als Oskar II. (s. d.). Vgl. Morin, «König, Dichter und Maler» (Lpz. 1875).

Karl, Könige von Sicilien, s. Karl, Könige von Neapel.

Karl I., König von Spanien, s. Karl V., Kaiser von Deutschland.

Karl II., König von Spanien, Sohn Philipps IV., der letzte vom Stamme Habsburg auf dem span. Throne, geb. 6. Nov. 1661, verlor mit vier Jahren seinen Vater und trug die Krone lange unter der Vormundschaft seiner Mutter Maria Anna von Österreich, welche, beraten von ihrem deutschen Beichtvater, dem Pater Neidhard, die Regierung unter dem Widerstreit der Parteien mühsam aufrecht erhielt. Vermehrt wurden die Schwierigkeiten durch die Übergriffe Ludwigs XIV., der die wehrlosen burgund. und niederländ. Provinzen in dem Devolutionskriege überfiel und große Stücke davon abriß. Hierdurch wurde Spanien in dem ersten Koalitionskriege der erbittertste Gegner Frankreichs; als aber der Friede von Nimwegen 1679 wieder neue Verluste (Franche-Comté und mehrere niederländ. Festungen) brachte, wählte Spanien, wo K. jetzt die Tochter des Herzogs von Orléans heiratete, Frankreichs Freundschaft. Der

Tod der Königin (1689) löste wieder das lose Band; in dem zweiten Koalitionskriege stand K. aufs neue bei den Verbündeten, erlitt dafür aber 1694—97 den Einbruch der franz. Truppen über die Pyrenäen bis Barcelona und erhielt im Frieden von Ryswijk keine von den verlorenen Provinzen zurück. Karl starb 1. Nov. 1700. Als Erben seiner Krone hatte er zunächst den Kurprinzen Ferdinand von Bayern eingesetzt, der das nächste Anrecht hatte. Dieser war aber bereits im Febr. 1699 gestorben, und nun gelang es nach langen Intriguen Frankreich, das ungeteilte Erbe dem Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zugesprochen zu sehen (durch Testament vom 3. Okt. 1700). Über K.s Grabe erhob sich der Spanische Erbfolgekrieg.

Karl III., König von Spanien, ältester Sohn Philipps V. von seiner zweiten Gemahlin Elisabeth von Parma, geb. 20. Jan. 1716, wurde in dem span.-österr. Vertrage zu Wien 1725 zum Erben von Parma und Piacenza bestimmt. Als 1729 Spanien zu Frankreich und den Seemächten übertrat, ward dem Infanten der Besitz von Parma und Toscana zugesichert. Der Kaiser erkannte bald darauf diese Anwartschaft an und gab K. 1731 Toscana zu Lehn, das dieser jedoch 1735 mit dem Königreich Neapel vertauschte. Obgleich ihn in dem Österreichischen Erbfolgekriege eine engl. Flotte zum momentanen Abfall von Spanien nötigte, blieb er doch sonst auf der Seite dieser Macht und Österreichs. Im J. 1759 folgte er seinem Bruder Philipp VI. auf dem span. Throne, indem er Neapel seinem minderjährigen Sohne Ferdinand IV. überließ. K. hielt an der traditionellen bourbonischen Familienpolitik fest, welche Spanien an Frankreich fesselte und es als dessen Bundesgenosse am Siebenjährigen und am Amerikanischen Freiheitskriege teilnehmen ließ. Im erstern gingen Cuba und die Philippinen vorübergehend, Florida durch den Pariser Frieden 1762 verloren, im zweiten blieb die Belagerung Gibraltars vergeblich, und Floridas Rückgabe war kein großer Ersatz. Berühmt ist K.s Regierung in Neapel und Spanien durch die aufgeklärte Verwaltung geworden, welche unter Leitung dort von Tanucci, hier von Florida-Blanca u. a. Platz griff. In Madrid erhob sich darüber 1766 ein Aufstand, vor dem K. einen Moment fliehen mußte. Seine Rache traf dafür die Jesuiten, die als die Urheber der Revolte galten, und im April 1767 wurde eine ganze Flotte mit 6000 Vätern Jesu an die Küste des Kirchenstaats ausgesetzt. K. starb 14. Dez. 1788.

Karl IV., König von Spanien, 1788—1808, geb. zu Neapel 12. Nov. 1748, kam 1759, als sein Vater, Karl III., durch den Tod seines Bruders, Ferdinand VI., auf den span. Thron berufen wurde, nach Madrid und folgte demselben 13. Dez. 1788 in der Regierung. Er war vermählt mit der Prinzessin Luise Marie von Parma. Unvermögend, selbst zu regieren, war er stets von seiner Gemahlin und seinen Ministern abhängig; unter ihnen gewann der Geliebte der Königin, Godoy, Herzog von Alcudia (s. d.), seit 1792 einen unbeschränkten Einfluß. Der Haß, den dieser Günstling von seiten des Sohnes K.s, Ferdinand, und anderer Großen auf sich zog, führte 1808 eine Revolution herbei, welche Napoleon benutzte, um die Bourbons vom span. Throne zu entfernen. K. verzichtete auf die Krone zu Aranjuez 19. März, widerrief zwar hierauf, trat aber nachher zu Bayonne seine Rechte auf den Thron an Napoleon ab, welcher ihm dagegen auf Lebenszeit den Palast zu Compiègne und eine jährliche Rente zusicherte. K. lebte seitdem zu Compiègne und später in Rom. Er starb 19. Jan. 1819 zu Neapel, seine Gemahlin war kurz vorher, 2. Jan., gestorben.

Karl Robert, König von Ungarn, 1310—42, entstammte der neapolit. Linie der Anjou, konnte nur nach langwierigen Thronstreitigkeiten gegen zwei Prätendenten (Wenzel von Böhmen und Otto von Bayern) und gegen die innere Oligarchie die Regierung antreten. Er bändigte den Übermut der Oligarchen und führte wiederholt Kriege mit Venedig, denen er Dalmatien überlassen mußte, und gegen Serbien. Der Eroberungszug gegen die Walachei (1330) mißlang vollständig und die Wirren wegen der Thronfolge in Neapel stürzten den König und Ungarn in unangenehme Verwickelungen. Dennoch gelang es ihm, für seinen Sohn Andreas die Hand der Erbin von Neapel, für Ludwig die poln. Königskrone zu erwerben (1339). Am 17. April 1330 waren König K. und seine Familie einem blutigen Attentat des Banus Felician Zach kaum entronnen.

Karl I. (Friedrich Alexander), König von Württemberg, geb. 6. März 1823 zu Stuttgart, einziger Sohn König Wilhelms I. aus dessen dritter Ehe mit Pauline, des Herzogs Ludwig von Württemberg Tochter, erhielt seine Erziehung unter Leitung des Generals Hardegg. Später besuchte er einige Zeit die Universitäten zu Tübingen und zu Berlin. Sodann widmete er sich zu Ludwigsburg dem Militärwesen. Am 13. Juli 1846 vermählte er sich mit der Großfürstin Olga (geb. 11. Sept. 1822), der Tochter des Kaisers Nikolaus von Rußland; diese Ehe ist kinderlos geblieben. Nach dem Ableben seines Vaters bestieg K. 25. Juni 1864 den Thron. In den deutschen Verhältnissen hielt er zur Politik der Mittelstaaten und erklärte sich 1866 gegen Preußen; seitdem aber hat er sich Preußen mehr genähert und namentlich 1870 im Kriege gegen Frankreich und bei der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs seine Bundestreue bewährt. Präsumtiver Thronfolger ist sein Neffe, Prinz Wilhelm, Sohn des verstorbenen Prinzen Friedrich und der Prinzessin Katharina von Württemberg, geb. 25. Febr. 1848, vermählt 15. Febr. 1877 mit der Prinzessin Maria von Waldeck, Witwer seit 30. April 1882. Von den Kindern dieser Ehe lebt nur noch die Prinzessin Pauline, geb. 19. Dez. 1877. (S. Württemberg.)

Karl Friedrich, Großherzog von Baden, wurde zu Karlsruhe 22. Nov. 1728 geboren. Sein Vater, der Erbprinz Friedrich von Baden-Durlach, starb schon 1732, seine Mutter, Anna Charlotte Amalie von Nassau-Oranien, wurde frühzeitig schwermütig, sodaß die Erziehung des Prinzen dem Großvater, dem Markgrafen Karl Wilhelm, anheimfiel. Nach dem Tode des letztern, 12. Mai 1738, folgte er demselben in der Regierung unter Vormundschaft seiner Großmutter, Magdalene Wilhelmine, Prinzessin von Württemberg, und des ältesten Agnaten, Markgrafen Karl August, unter Beiordnung des Geheimratskollegiums. Mittels kaiserl. Mündigkeitserklärung trat er 22. Nov. 1746 die Regierung als Markgraf von Baden-Durlach an, das er zu einem Musterstaate umbildete. Als nach dem Aussterben der Linie Baden-Baden mit dem Markgrafen August Wilhelm Georg, 21. Okt. 1771, deren Land ihm zufiel, hob er auch hier 1783 die

Digitized by Google

Leibeigenschaft auf, gab das erste Beispiel des Freizügigkeitssystems, bezahlte die Landesschulden und beförderte Ackerbau, Gewerbe, Handel und geistige Bildung. Er selbst schrieb einen «Abrégé des principes de l'économie politique» (Karlsr. 1772), abgedruckt in Wills «Versuch über die Physiokratie» (Nürnb. 1782). Dem von Friedrich d. Gr. gestifteten «Fürstenbund» trat er 1785 bei. Lange Zeit seinen Verpflichtungen gegen das Reich getreu, mußte er endlich doch der Gewalt der Französischen Revolution weichen und 1796 mit dem General Moreau einen Separatfrieden schließen. Im Lunéviller Frieden von 1801 verlor er seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer (770 qkm); dafür wurde er aber durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 mit dem Stift Konstanz u. s. w. (3410 qkm) entschädigt und 1. Mai 1803 Kurfürst von Baden. Zu dem Bunde mit Napoleon im Okt. 1805 genötigt, erhielt er durch den Preßburger Frieden einen Teil vom Breisgau und die Stadt Konstanz (2800 qkm). Im J. 1806 trat er als souveräner Fürst zum Rheinbunde, nahm den Titel Großherzog an und erhielt abermals einen Länderzuwachs von 4900 qkm. Er starb 10. Juni 1811.

Bei seinem Tode hinterließ er seinem Enkel Karl Ludwig Friedrich, dessen Vater, Karl Ludwig, als Erbprinz bereits 15. Dez. 1801 zu Ardoga in Schweden verstorben war, ein wohlgeordnetes blühendes Land von 15420 qkm mit 1100000 E. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Karoline Luise von Hessen-Darmstadt, gest. 1783, hatte er sich morganatisch mit Luise Karoline Freiin Geyer von Geyersberg vermählt, welche, vom Kaiser 1796 zur Reichsgräfin von Hochberg (s. d.) erhoben, 23. Juli 1820 starb. Aus der ersten Ehe entsprangen drei Söhne: der schon erwähnte Karl Ludwig, Friedrich (geb. 29. Aug. 1756, gest. 28. Mai 1817) und der spätere Großherzog Ludwig. Aus der zweiten Ehe entsprangen ebenfalls drei Söhne, welchen die eventuelle Successionsfähigkeit zugesprochen wurde: Großherzog Leopold, Markgraf Wilhelm (geb. 1792, gest. 11. Okt. 1859) und Markgraf Maximilian (geb. 8. Dez. 1796, gest. 6. März 1882).

Vgl. Drais, «Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter K. F.» (2 Bde., Karlsr. 1818); Vierordt, «K. F., Großherzog von Baden» (Karlsr. 1844); Nebenius, «K. F. von Baden» (herausg. von Weech, Karlsr. 1868); von Weech, «Badische Biographien» (Heidelb. 1875).

Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, 1780—1806, geb. zu Wolfenbüttel 9. Okt. 1735, der älteste Sohn des Herzogs Karl und der Prinzessin Charlotte, einer Schwester Friedrichs d. Gr., führte beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs die braunschw. Truppen zum Heere der verbündeten engl.-hannov. Armee und zeichnete sich seit 1758 unter dem Oberbefehl seines Oheims Ferdinand insbesondere in den Schlachten von Hastenbeck und Krefeld aus. Im J. 1764 vermählte er sich mit Auguste, Tochter des Prinzen von Wales und trat 1773 als General der Infanterie in preuß. Dienste. Nach seines Vaters Tode, 26. März 1780, übernahm er die Regierung und traf viele gute Maßregeln für das Wohl des Landes. Im J. 1787 setzte er an der Spitze eines preuß. Heers den Erbstatthalter der Niederlande wieder in seine Rechte ein. Beim Kriege gegen Frankreich 1792 erhielt er den Oberbefehl über das preuß. Heer. Dasselbe drang anfangs bis in die Champagne vor, eroberte Longwy und Verdun, wurde aber, nach der fruchtlosen Kanonade bei Valmy 20. Sept., durch Mangel und Krankheit zum Rückzuge genötigt. Custine brachte hierauf Speier und Worms, auch 21. Okt. die Festung Mainz und darauf Frankfurt a. M. in seine Gewalt, welches letztere jedoch 2. Dez. von den Preußen und Hessen wiedererobert wurde. Den Feldzug von 1793 eröffnete der Herzog gemeinschaftlich mit den Österreichern am Oberrhein. Er ließ Mainz durch Kalckreuth wiedererobern und suchte Landau zu nehmen, schlug 14. Sept. Moreau bei Pirmasens, eroberte gemeinschaftlich mit Wurmser 13. Okt. die Weißenburger Linien und schlug bei Kaiserslautern den franz. General Hoche, wurde aber schließlich von Pichegru zum Rückzug gezwungen. Infolge des Vertrags von Haag legte er Anfang 1794 den Oberbefehl nieder, den hierauf Möllendorf übernahm. Im J. 1806 trat er beim Ausbruch des Kriegs als Oberbefehlshaber an die Spitze des preuß. Heers, übernahm aber damit Lasten, die seine Kräfte überstiegen. In der Schlacht bei Auerstädt durch einen Schuß beider Augen beraubt, mußte er sein Erbland beim Vordringen der Franzosen verlassen und beschloß sein Leben zu Ottensen bei Altona 10. Nov. 1806. In Braunschweig wurde ihm 1874 ein von Pönniger gefertigtes Denkmal (Reiterstatue) errichtet.

Karl (Friedrich August Wilhelm), entthronter Herzog von Braunschweig, der ältere Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm und dessen Gemahlin Marie Elisabeth, der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, wurde 30. Okt. 1804 zu Braunschweig geboren und kam nach dem Tode des Vaters (16. Juni 1815 bei Quatrebras) unter die Vormundschaft des brit. Prinz-Regenten. Die ganze Jugendzeit des Herzogs, die er von 1814 bis 1820 in Braunschweig, von 1820 bis 1822 in Lausanne verlebte, war erfüllt mit allerlei Verirrungen. Als er für volljährig erklärt und ihm die Regierung des Herzogtums Braunschweig, das indessen von dem hannov. Minister Graf Münster regiert worden war, im Okt. 1823 übergeben worden, hob er 1827 das Geheimratskollegium auf, an dessen Spitze von Schmidt-Phiseldeck (s. d.) stand, zwang letztern zur Flucht nach Hannover und fing einen skandalösen Streit mit König Georg IV. und dem Grafen Münster an. Die Verfassung wollte er nicht anerkennen und kam dadurch in Konflikt mit den Ständen. Seine fürstl. Willkür galt ihm als oberstes Gesetz. Sein Lebenswandel war höchst anstößig, seine Beamten teilweise unfähige und unmoralische Menschen, welche seine Eingriffe in das Justiz- und Finanzwesen, den Verkauf von Domänen zu Gunsten seiner Privatkasse geschehen ließen. Als endlich der Bundestag die Beschwerden des Landes in Betracht zog, begab sich der Herzog 1829 nach Frankreich. Bei Ausbruch der Julirevolution in Paris 1830 kehrte er nach Braunschweig zurück, wo 7. Sept. ein Volksaufstand gegen ihn ausbrach, infolge dessen er den Thron verlor. (S. Braunschweig.) Während sein Bruder Wilhelm (s. d.) die Regierung fortführte, suchte K. in England Unterstützung. Als er hier diese nicht fand, erschien er wieder in Deutschland, näherte sich den braunschw. Grenzen und suchte das Volk durch Versprechung freisinniger Staatseinrichtungen zu gewinnen. Bei dem ersten Widerstande aber wich er zurück und begab sich Dez. 1830 nach Paris. Die Agnaten und der Deutsche

Bund erklärten ihn für unfähig zur Regierung, die im April 1831 auf seinen Bruder Wilhelm förmlich überging. Von Paris ging K. 1831 nach Spanien, dann nach London und von da bald wieder nach Paris, wo er mehrmals zu skandalvollen Prozessen Anlaß gab. Am 18. Aug. 1873 starb er in Genf, wohin er 10. Aug. 1870 übergesiedelt war.

Sein bedeutendes, namentlich an Diamanten reiches Vermögen vermachte er, mit Übergehung seiner Verwandten, der Stadt Genf, mit der Verpflichtung, ihm auf einem öffentlichen Platze daselbst ein Reiterstandbild zu errichten, was 1879 geschah (Bronzestatue von Cain, auf der Place-des-Alpes aufgestellt). Am 27. März 1874 wurde das Testament ratifiziert, wobei einige der Nachlaßgegenstände des Herzogs, wie die Vase von Mantua und der Saphirring der Maria Stuart, an Braunschweig zurückgegeben wurden.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, 1467—77, der Sohn Philipps des Guten aus dem Hause Valois und der Isabella von Portugal, geb. 10. Nov. 1433 zu Dijon, führte anfangs den Namen eines Grafen von Charolais. Ludwig XI. (s. d.) von Frankreich, der auf die Unterdrückung des mächtigen Hauses Burgund (s. d.) ausging, zwang gleich nach seiner Thronbesteigung den alten Herzog Philipp zur Auslieferung der Städte an der Somme, die im Frieden von Arras abgetreten worden waren. Unwillig darüber, stiftete K. mit dem Herzog Franz II. von Bretagne, den franz. Prinzen und vielen Großen einen Bund (Ligue du bien public), der die Feudalrechte gegen die Krone aufrecht erhalten sollte. Er drang zugleich mit seinen Streitkräften in die Picardie und Isle-de-France ein, bedrohte Paris und schlug den König 16. Juli 1465 bei Montlhéry. Das Heer der Verbündeten vereinigte sich nun zu 100000 Mann, und Ludwig sah sich 4. Okt. zum Frieden von Conflans und St.-Maur genötigt, durch welchen K. die Städte an der Somme und auch die Grafschaften Boulogne, Guines und Ponthieu für sich erhielt. Im J. 1467 folgte er seinem Vater in den burgund. Gesamtstaaten. Reicher und mächtiger als irgend ein damaliger Fürst, trug er sich mit dem Plane, das alte Königreich Burgund herzustellen. Während er sich aufs neue gegen den Lehnsherrn rüstete, lud ihn Ludwig XI. im Okt. 1468 zu einer Ausgleichung nach Péronne. Der Herzog zögerte, und der König ließ aus Rache durch seine Agenten die Lütticher zur Empörung aufreizen. Indessen besann sich K. und erschien. Als er aber während der Verhandlungen den Aufstand der Lütticher erfuhr, nahm er sogleich den König gefangen. Vertragsmäßig mußte Ludwig dem Zuge gegen die Lütticher beiwohnen und die Grausamkeiten, welche sein Vasall an der Stadt verübte, sogar öffentlich beloben. Nachdem der König die Freiheit erlangt, lud er auf Betrieb des Connétable Grafen von Saint-Pol den Herzog vor das Parlament von Paris und ließ denselben, da er natürlich nicht erschien, 3. Dez. 1470 von den Ständen zu Amboise als Majestätsverbrecher ächten. Zugleich fiel Ludwig in die burgund. Staaten ein, und K., der darauf nicht vorbereitet war, mußte 1471 um einen Stillstand bitten.

Die Rache war jedoch nur aufgeschoben. Um diese Zeit starb der Herzog von Guyenne, des Königs Bruder, aber des Herzogs Freund und Bundesgenosse, an Gift, das ihm der König durch einen Benediktiner hatte reichen lassen. K., über dieses Verbrechen entrüstet, griff im Juni 1472 wohlgerüstet zu den Waffen, verwüstete die Picardie, erstürmte Nesle, dessen Bevölkerung er niedermachte, nahm Roye, belagerte Beauvais und kehrte, nachdem er zuvor die Normandie ebenfalls verheert, im Herbst nach Flandern zurück. Ludwig vergalt diese Zerstörungen in den burgund. Ländern mit gleichem Maße und brachte den Herzog noch im Dezember zum Waffenstillstand. Beide suchten sich nun durch Bundesgenossen zu verstärken. Der König gewann die bedrohten Schweizer und Lothringer; K. hatte schon 1473 zu Trier eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Friedrich III. gehabt, den er durch seine Pracht verdunkelte, und schloß im Juli 1474 mit Eduard IV. von England einen Bund zur Eroberung Frankreichs. Doch war es dem Herzoge mit diesem Vertrage nicht Ernst, vielmehr wollte er Eduard zu einer Diversion benutzen. Ungeachtet seiner weitern Entwürfe mischte sich der Herzog auch in die Kölner Händel, weil er als Schutzherr des Stifts gelten wollte. Er zog dem abgesetzten Kurfürsten Ruprecht mit einem starken Korps zu Hilfe und belagerte elf Monate das vom Landgrafen Hermann von Hessen tapfer verteidigte Neuß, bis der Kaiser mit dem Reichsheere herbeikam. Unterdessen war auch Eduard IV. mit einer Streitmacht zu Calais gelandet und drang auf die Picardie los. Den Engländern mißtrauend, vorderhand erschöpft und auf Rache gegen die Lothringer und Schweizer sinnend, die während des kölner Zugs seine Staaten verwüstet, mochte der Herzog seinem Bundesgenossen keine Hilfe zuführen. Der König von England ließ sich darum von Ludwig XI. 29. Aug. 1475 zu Amiens einen Waffenstillstand (Trêve marchande) ablaufen, in welchem die Herzöge von Burgund und Bretagne eingeschlossen waren.

Um so mehr kam es für K. nun auf den Kaiser an: er verlobte seine Erbtochter Maria 1475 mit dessen Sohn Maximilian und bot dann alle Streitkräfte auf, um seine Eroberungspläne auszuführen. Er überfiel im Sept. 1475 mit 40000 Mann Lothringen und eroberte das Land innerhalb eines Monats. Zu Anfang des folgenden Jahres drang er durch die Jurapässe in die Schweiz, eroberte Grandson mit Sturm und ließ die Besatzung erhängen und ertränken. Die Eidgenossen erschienen hierauf in der Stärke von 18000 Mann. Sie schlugen den Herzog 3. März bei Grandson und nahmen ihm sein Gepäck und seine für damalige Zeit unermeßlichen Schätze ab. K. erschien nach drei Monaten mit einem neuen Heere von 60000 Mann und unternahm die Belagerung von Murten. Vor dieser Stadt wurde er aber 22. Juni 1476 in einer furchtbaren Schlacht von den Schweizern völlig vernichtet; 20000 Burgunder kamen im Murtenersee oder auf dem Schlachtfelde um. Dieses Unglück beugte den Herzog an Geist und Körper; in tiefe Schwermut versunken, blieb er längere Zeit völlig unthätig. Erst auf die Nachricht, daß der junge Herzog René von Lothringen sein Land wiedererobert, drang er im Okt. 1476 mit einem schwachen Korps in Lothringen ein und belagerte Nancy, wurde aber hier 5. Jan. 1477 geschlagen und auf der Flucht getötet. Er wurde zu Nancy beigesetzt, und 1550 ließ sein Urenkel, Karl V., die Gebeine nach Brügge bringen.

Vgl. Barante, «Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois» (13 Bde., Par. 1824); Huguenin, «Histoire de la guerre de Lorraine» (Metz 1837); Rodt, «Die Feldzüge K.s des Kühnen»

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

(2 Bde., Schaffh. 1844—45); Foster Kirk, «History of Charles the Bold» (2 Bde., Lond. 1863); Hoch, «Murten und K. der Kühne» (deutsch von Born, Bas. 1876).

Karl III. der Große, Herzog von Lothringen, Sohn des Herzogs Franz I. und der Christine van Dänemark, geb. zu Nancy 1543, gelangte 1546 zur Regierung und wurde, nachdem Frankreich 1552 die festen Städte Metz, Toul und Verdun in seinen Besitz gebracht hatte, am franz. Hofe erzogen. Dort vermählte man ihn mit Claudia, der Tochter König Heinrichs II., und erst nach des Königs Tode kehrte er nach Lothringen zurück. K. verstärkte das Heer, vergrößerte Nancy und stiftete zu Pont-à-Mousson eine Universität; er starb zu Nancy 1608.

Karl IV., Herzog von Lothringen, Enkel Karls III., geb. 1604, gelangte 1624 zur Regierung und wurde nach längern Kämpfen gegen Frankreich und Schweden aus Lothringen vertrieben, trat mit 3000 Mann, dem Reste seines Heers, in kaiserl. und späterhin in span. Dienste. K. wurde wegen einiger Vergehungen in Brüssel gefangen gesetzt und nach Spanien geschafft, wo er in Tudela bis 1659 bewacht wurde, aber durch den Pyrenäischen Frieden sein Land und die Freiheit zurückerhielt. Gegen 1 Mill. Thaler und die Ernennung der Prinzen seines Hauses zu franz. Prinzen von Geblüt übertrug er 1662 im Vertrage zu Montmartre die Erbschaft Lothringens auf Ludwig XIV. und versprach zugleich, sein Heer zu entlassen. Dies Versprechen blieb jedoch unausgeführt, und 1669 führte Marschall Créqui ein franz. Heer nach Lothringen. K. schloß sich 1672 dem kaiserl. Heere an und schlug den Marschall Créqui 1675 bei Konzsaarbrück; er starb bald danach.

Karl V. Leopold, Herzog von Lothringen, österr. Feldmarschall, geb. zu Wien 5. April 1643, der Sohn des aus dem geistlichen Stande wieder zurückgetretenen Prinzen Nikolaus Franz, wurde von seinem Oheim, dem Herzog Karl IV. von Lothringen (s. d.), zum Nachfolger bestimmt, mußte aber auf Befehl Ludwigs XIV. 1669 nebst seinem Oheim Frankreich verlassen und trat als Oberst eines Reiterregiments in österr. Dienste. Nachdem durch den Tod seines Oheims das Recht der Nachfolge in Lothringen auf ihn übergegangen, verheiratete er sich 1677 mit Eleonore Marie, der Schwester des Kaisers Leopold I. und Witwe des Königs Michael von Polen. Er focht 1672 unter Montecuculi in der Schlacht bei St. Gotthard, am Rhein und in den Niederlanden und führte daselbst 1676 das Oberkommando. Er eroberte Philippsburg und Landau. Hierauf befehligte er in dem Kriege gegen die Türken 1683—88, in welchem er durch den Entsatz von Wien 1683 hohen Ruhm gewann, 1684 bei Waizen, 1685 bei Gran siegte, 1686 Neuhäusel und Ofen eroberte und 1687 den großen Sieg bei Harsány (irrig Schlacht bei Mohács genannt) gewann. Er befreite den größten Teil von Ungarn und sicherte Siebenbürgen. Im J. 1689 hatte er wieder den Oberbefehl im Kriege gegen Frankreich und eroberte Mainz und Bonn. Er starb 18. April 1690 auf der Reise nach Wien zu Wels in Österreich, wie man glaubt, vergiftet. Erst sein ältester Sohn, Leopold Joseph Karl, geb. 1679, gest. 1729, gelangte im Ryswijker Frieden 1697 zum Besitz von Lothringen.

Karl II. (Ludwig Ferdinand Karl von Bourbon, Infant von Spanien), geb. 22. Dez. 1799, erst Fürst von Lucca, dann Herzog von Parma, war der Sohn des Königs Ludwig von Etrurien (s. d.) und der Infantin Marie Luise, der Tochter Karls IV. von Spanien, und folgte nach dem Tode seines Vaters, 27. Mai 1803, diesem in der Regierung unter Vormundschaft der Mutter. Doch mußte Etrurien 10. Dez. 1807 an Frankreich abgetreten werden; Lucca aber war inzwischen 1805 an Napoleons Schwester Elise, die mit dem Fürsten Bacciocchi vermählt war, übertragen worden. Nachdem durch den Pariser Frieden und den Kongreß zu Wien Napoleons Gemahlin, Marie Luise, die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla erhalten hatte, wurde der ehemaligen Königin von Etrurien und ihren Kindern das Herzogtum Lucca bis dahin überlassen, wo sie nach dem Tode der Kaiserin zum Besitz von Parma gelangen würden, worauf Lucca an Toscana fallen sollte. Nach erlangter Volljährigkeit übernahm nun K. II. 1819 die Regierung aus den Händen seiner Mutter, welche 13. März 1824 starb, und vermählte sich 1820 mit der Tochter des Königs Victor Emanuel I. von Sardinien, Marie Thérèse (geb. 19. Sept. 1803, gest. 15. Juli 1879 auf Schloß San-Martino bei Lucca). K. trat bei der polit. Erregung Italiens Lucca schon 5. Okt. 1847 an Toscana ab, folgte aber dann der am 18. Dez. 1847 gestorbenen Witwe Napoleons I., den Verträgen gemäß, als Herzog von Parma, Piacenza und Guastalla. Infolge der weitern Ereignisse verließ er, nach Einsetzung einer Regentschaft, 9. April 1848 Parma und legte von Weißtropp in Sachsen aus 14. März 1849 die Regierung zu Gunsten seines einzigen Sohnes, Ferdinand Karl, nieder. K. starb 17. April 1883 in Nizza.

Sein Sohn Ferdinand Karl III. (Joseph Maria Vittoria Balthasar von Bourbon, Infant von Spanien), geb. 14. Jan. 1823, trat durch Manifest von London aus die Regierung an und kehrte im Aug. 1849 nach Parma zurück. Als Regent und als Mensch offenbarte er die schlimmsten Eigenschaften. Er verschleuderte die Staatsdomänen an den Engländer Ward, den Günstling seines Vaters, und legte dem Lande willkürlich Zwangsanleihen auf. Zu seinen Helfershelfern gehörte namentlich auch der später ermordete Oberst Anviti. Nachdem man den Herzog wiederholt gewarnt, erhielt Ferdinand Karl 26. März 1854 am hellen Tage in einer Straße seiner Residenz einen Dolchstoß in die Brust, an dem er am folgenden Tage starb. Die Untersuchung blieb ohne Erfolg; der Thäter war ein von dem Herzog beschimpfter Sattlermeister. K. III. war seit 1847 vermählt mit Luise Maria Theresia von Bourbon (geb. 21. Sept. 1819), Tochter des 1820 ermordeten Herzogs von Berri und Schwester des Grafen Chambord. Die durch geistigen Adel ausgezeichnete Frau ergriff für ihren ältesten Sohn Robert I. (geb. 9. Juli 1848) die Regierung, sah sich jedoch in ihren guten Absichten nicht nur von der nationalen Partei, sondern mehr noch von Österreich gehindert und mußte, obwohl sie Parma (s. d.) für neutral erklärt, nach der Schlacht von Magenta 9. Juli 1859 das Land für immer verlassen. Die Herzogin zog sich in die Schweiz zurück, wo sie die Sommer auf dem Schlosse Wartegg, unweit der Mündung des Rheins in den Bodensee, zubrachte. Sie starb 1. Febr. 1864 zu Venedig. Außer ihrem ältern Sohne hinterließ sie aus ihrer Ehe noch einen jüngern, Prinz Heinrich Karl (geb. 12. Febr. 1851), Graf von

Bardi, welcher nebst seinem Bruder Robert das große Vermögen des 1883 verstorbenen Grafen Chambord, ihres Oheims, nach dem Tode der Gräfin Chambord erhalten sollte, und zwei Töchter, Prinzessin Margareta, geb. 1. Jan. 1847, und Prinzessin Alix, geb. 27. Dez. 1849.

Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, Sohn des Kurfürsten Friedrich V. und der Elisabeth Stuart, geb. 22. Dez. 1617, kam nach dem Tode seines Vaters Ende 1632 unter die Vormundschaft seines Oheims, des Pfalzgrafen Ludwig Philipp. Der Sieg der Kaiserlichen bei Nördlingen (6. Sept. 1634), welche darauf die ganze Pfalz den Schweden wieder abnahmen, zwang ihn zur Flucht nach London. Ein Versuch K.s, 1636 von Meppen aus ins Land bewaffnet heimzukehren, ward durch den kaiserl. General Hatzfeld, der diese Stadt eroberte und Okt. 1638 bei Gohfeld an der Werra entscheidend siegte, vereitelt. K. floh wieder, erst nach Hamburg, dann nach Holland. Im J. 1639 wollte er nach Herzog Bernhards Tode dessen Armee übernehmen, aber Richelieu ließ ihn verhaften und nach Vincennes führen (Okt. 1639); erst Aug. 1640 ward er entlassen. Durch den Westfälischen Frieden erhielt er sein Land mit Ausnahme der Bergstraße, die an Kurmainz fiel, wieder, sowie die neu zu errichtende achte Kurwürde. K. begann nun in rastloser Friedensarbeit das Land aus der Verödung der Kriegsjahre emporzuheben. Politisch blieben streiterfüllte Verhandlungen nicht aus, so mit den Spaniern, die erst 1652 Frankenthal räumten, dem kaiserl. Hofe, mit dem aber hierauf durch einen Besuch K.s in Prag und Regensburg die Freundschaft hergestellt wurde, und mit den bayr. Vettern, welche K. 1658 das Reichsvikariat abdringen wollten; in dem Kriege gegen Ludwig XIV. überzogen die Truppen Turennes die Pfalz, siegten dort bei Sinsheim (Juni 1674), verwüsteten das Land, eroberten 1676 Philippsburg und zerstörten Zweibrücken. Auch nach dem Frieden von Nimwegen bedrängte Ludwig XIV. das Land. Trotzdem hinterließ K. bei seinem Tode 28. Aug. 1680 ein schuldenfreies Land.

Karl Theodor, Kurfürst von Pfalzbayern, geb. 10. Dez. 1724, der erstgeborene Sohn des Pfalzgrafen Joh. Christian Joseph von Sulzbach, folgte diesem, als derselbe 20. Juli 1733 starb, unter der Vormundschaft seines Vetters, des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz. Im Juli 1741 übernahm er die Verwaltung Sulzbachs, 1742 vermählte er sich mit Marie Elisabeth Auguste, der hinterlassenen Tochter des Erbprinzen Joseph Karl Emanuel von Sulzbach, und erhielt 21. Dez. 1742 infolge des Ablebens seines Vetters die Pfalz mit der Kurwürde, Jülich und Berg und das Reichs-Erzschatzmeisteramt. Im J. 1744 schloß er sich Kaiser Karl VII. und Preußen gegen Österreich an, im Siebenjährigen Kriege aber kämpfte sein Kontingent in der Reichsarmee gegen Friedrich d. Gr. Gelehrte Gesellschaften, wie die Academia Theodora-Palatina (1763), musikalische Anstalten, das Theater zu Mannheim, für das Dalberg, Iffland, Schiller wirkten, verbreiteten seinen Namen als eines Mäcen, während die Landesuniversität Heidelberg unter einem jesuitischen Lehrkörper stagnierte. Als der Kurfürst Maximilian Joseph III. (s. d.) von Bayern 30. Dez. 1777 starb, nahm K., als dessen nächster Erbe, auch Besitz von Bayern. Österreich machte damals Ansprüche auf Niederbayern, und K. willigte in die Abtretung. Allein der vom Herzog Karl II. von Pfalz-Zweibrücken, als nächstem Agnaten, erhobene Widerspruch, sowie König Friedrichs II. von Preußen bewaffnete Dazwischenkunft (s. Bayrischer Erbfolgekrieg) bewirkten im Frieden zu Teschen von 1779, daß Österreich mit dem Innviertel sich begnügte. Der 1785 von Kaiser Joseph II. geplante Austausch Bayerns gegen Belgien, wozu K. sich bereit zeigte, wurde durch die Stiftung des Fürstenbundes vereitelt. Genußsüchtig und verschwenderisch, umgeben von übermütigen Maitressen, beraten von einem fanatischen Beichtvater, dem Priester Frank, bedrückte er das Volk durch Steuern, seine prot. Unterthanen durch jesuitische Unduldsamkeit und verlor die Zuneigung der Bayern bald ganz, sodaß er 1788 seine Residenz von München wieder nach Mannheim verlegte. Als seine Gemahlin 1794 verstorben, vermählte er sich mit Marie Leopoldine, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl von Österreich. Im Revolutionskriege war er lässig und liebängelte sogar mit Frankreich, dem das feste Mannheim ohne Schwertstreich übergeben wurde. Beim Vordringen der Franzosen eilte er 1796 nach Sachsen, bis er infolge der glücklichen Operationen des Erzherzogs Karl wieder in sein verwüstetes Land zurückkehren konnte. Vom Schlage getroffen, verschied er 16. Febr. 1799. Bayern fiel mit seinem Tode an den Herzog von Pfalz-Zweibrücken, nachherigen König Maximilian I. (s. d.) von Bayern.

Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, der Sohn des Herzogs Ernst August Konstantin und dessen Gemahlin Anna Amalia, einer Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, geb. 3. Sept. 1757, verlor schon 28. Mai 1758 seinen Vater. Während seiner Minderjährigkeit führte seine Mutter Anna Amalia (s. d.) die Obervormundschaft und Landesverwaltung. Für K. sowie für ihren nachgeborenen Sohn Friedrich Ferdinand Konstantin wählte sie die trefflichsten Erzieher. Beider Gouverneur war, auf Friedrichs d. Gr. Empfehlung, 1761—75 der nachmalige preuß. Staatsminister Graf von Görtz, Lehrer der Prinzen waren Seidler und Heermann, dann seit 1772 Wieland, dessen nicht lange vorher erschienener «Goldener Spiegel» auf die Herzogin tiefen Eindruck gemacht hatte, und für die eigentlichen Regentengeschäfte der nachherige Geheimrat und Kanzler Schmid. Im Dez. 1774 führten der Graf von Görtz und von Knebel, welch letzterer kurz vorher Gouverneur des Prinzen Konstantin geworden war, ihre Zöglinge nach Paris und in die Schweiz. Auf der Reise lernten die Prinzen Goethe kennen. Ein 17jähriger Fürst und ein 25jähriger Dichter schlossen einen Freundschaftsbund, dessen 50jährige Dauer 1825 mit allgemeiner Teilnahme gefeiert wurde.

An seinem 18. Geburtstage, 3. Dez. 1775, wurde ihm von der Mutter die Regierung übergeben, worauf er sich 3. Okt. mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt (geb. 30. Jan. 1757, gest. 14. Febr. 1830) vermählte. Am 29. Aug. 1785 unterzeichnete K. den Beitritt zum deutschen «Fürstenbund», an dessen Gründung er wesentlichen Anteil hatte. Im J. 1787 trat er in preuß. Kriegsdienste, machte 1792 und 1793 den Feldzug am Rhein als Generalmajor mit und wurde 1797 Generallieutenant. Nach der Schlacht bei Jena mußte er sich von Preußen lossagen und sich im Dez. 1806 dem Rheinbunde anschließen. Im Okt. 1808 empfing er in Weimar den

Besuch Napoleons und des Kaisers Alexander von Erfurt aus. Im Nov. 1813 schloß er sich dem Bunde gegen Napoleon an. Im J. 1814 wurde er vom Kaiser Alexander zum russ. General ernannt und führte ein Heer von 25000 Mann Sachsen, Hessen, Russen nach den Niederlanden. Später ging er nach Paris, London und Wien, wo der Kongreß sein Land vergrößerte und zum Großherzogtum erhob. Auch an dem Feldzuge von 1815 nahm er teil. Nach dem Frieden verwendete er die erhaltene Entschädigung, ungefähr 800000 Thlr., dazu, seinem Lande wieder aufzuhelfen, dessen Rechtspflege er gründlich verbesserte. Auch war er der erste deutsche Fürst, welcher 5. Mai 1816 die den deutschen Landen 1815 versprochene landständische Verfassung in seinem Lande einführte. Er beschützte die Preßfreiheit, bis die Wartburgsfeier und das «Oppositionsblatt» Beschränkungen veranlaßten. Sein Regierungsjubiläum 1825 war ein Volksfest. Auf der Rückreise von Berlin nach Weimar starb er plötzlich 14. Juni 1828 in Gradiz bei Torgau an einem Schlagflusse. K. war ein ausgezeichneter, um sein Land hochverdienter Regent. Alle Zweige der Landesverwaltung wurden während seiner Regierung neu geordnet und viele Mißbräuche abgeschafft. Ein Kenner und Freund von Kunst und Wissenschaft, machte er seine Residenz zu einem Sitze derselben und war, gleich den Ministern Goethe und Voigt, ein unermüdlicher und eifriger Beschützer und Pfleger der Universität zu Jena. Der schöne Park zu Weimar, das Residenzschloß, nachdem das alte 1774 abgebrannt, der botanische Garten zu Belvedere, die neuerbaute Bürgerschule u. s. w. verdanken ihm ihre Entstehung. Ihm folgte sein Sohn Karl Friedrich (s. d.). Am 3. Sept. 1875 wurde das Karl-August-Denkmal, eine von A. Donndorf verfertigte Reiterstatue, zu Weimar enthüllt.

Vgl. Schöll, «Karl-August-Büchlein» (Weim. 1857); «Briefwechsel des Großherzogs K. A. mit Goethe» (2. Ausg., 2 Bde., Wien 1873); «Briefe des Herzogs K. A. an Knebel und Herder, herausg. von Düntzer» (Lpz. 1883); Karl Freiherr von Beaulieu-Marconnay, «Anna Amalia, K. A. und der Minister von Fritsch» (Weim. 1874); von Ranke, «Die deutschen Mächte und der Fürstenbund» (2 Bde., Lpz. 1872).

Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach 1828—53, geb. zu Weimar 2. Febr. 1783 als der ältere Sohn des Großherzogs Karl August (s. d.), genoß eine sorgfältige Erziehung und vermählte sich 1804 mit Maria Paulowna (geb. 16. Febr. 1786), der Tochter Kaiser Pauls von Rußland. Während eines Aufenthalts in Petersburg traf ihn die Nachricht von dem 14. Juni 1828 erfolgten Ableben seines Vaters, infolge dessen er die Regierung des Großherzogtums antrat. Er beschränkte sofort die Ausgaben für den Hofhalt und traf zweckmäßige Einrichtungen für die Bewirtschaftung der Waldungen. In beratendem Verein mit den Landständen sorgte er für die Vervollständigung der Gesetzgebung nach den Bedürfnissen der Zeit, besonders auch für Kirche und Unterrichtswesen. Ferner suchte er Landbau, Handel und Gewerbe zu fördern und zu beleben und nahm lebhaften Anteil an dem Zustandekommen des Zollvereins. Die allgemeine deutsche Bewegung des J. 1848 berührte auch Weimar, indem sich hier namentlich das Verlangen nach der Vereinigung des großherzogl. Kammer- mit dem landschaftlichen Vermögen geltend machte. Der Großherzog wußte indessen teils durch erfolgreiches persönliches Auftreten gegenüber den im Schloßhofe zu Weimar tumultuierenden Scharen, teils durch Einleitung umfassender Veränderungen in der Staatsverwaltung und Berufung des liberalen Staatsrats von Wydenbrugk in das Ministerium der Bewegung entgegenzutreten. Die Herstellung der Preßfreiheit, die Vereinigung des Kammer- mit dem landschaftlichen Vermögen, die Reform der landständischen Vertretung und die 1850 publizierte Gemeindeordnung des Großherzogtums waren die Resultate der Bewegung von 1848 für Weimar. Der Großherzog K. starb 8. Juli 1853. Seine durch Wohlthun und hilfreiche Thätigkeit ausgezeichnete Gemahlin Maria Paulowna folgte ihm 23. Juni 1859. Aus ihrer Ehe entsprossen drei Kinder: der Sohn und Nachfolger Großherzog Karl Alexander (s. d.); Prinzessin Marie (geb. 3. Febr. 1808), vermählt seit 26. Mai 1827 mit dem Prinzen Karl von Preußen, gest. 18. Jan. 1877; Prinzessin Auguste (geb. 30. Sept. 1811), vermählt seit 11. Juni 1829 mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem spätern Deutschen Kaiser.

Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach seit 1853, geb. zu Weimar 24. Juni 1818, der einzige Sohn des Großherzogs Karl Friedrich und der Großfürstin Maria Paulowna, wurde von dem hochgebildeten Legationsrate F. Soret (gest. 1865) aus Genf erzogen, widmete sich, nachdem er 1834 und 1835 Italien bereist, 1835—37 den Studien auf den Hochschulen von Jena und Leipzig und bereiste in den folgenden Jahren Österreich, Schottland, England und Holland. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Breslau, woselbst er in einem preuß. Kürassierregiment Dienst that, begab er sich 1841 nach Petersburg an den ihm nahe verwandten russ. Hof, wohin er auch später öfters zurückkehrte. Am 8. Okt. 1842 vermählte er sich mit der Prinzessin Wilhelmine Marie Sophie Luise (geb. 8. April 1824), der Tochter König Wilhelms II. der Niederlande. Nachdem er durch den Tod seines Vaters 8. Juli 1853 zur Regierung gelangt, bewies auch er sich in allen seinen Regentenhandlungen als ein echt konstitutioneller Fürst und wußte die Segnungen, welche die Regierung seiner Vorgänger dem Lande gebracht, durch eine auf Einführung neuer zeitgemäßer Reformen gerichtete Politik im Innern wie durch eine streng nationale Haltung nach außen zu vermehren. Die Achtung und Liebe, welche er während seiner Regierung sich erworben, traten namentlich zu Tage bei der Feier des 50jährigen Bestehens der weimarischen Verfassung (Mai 1866). Von Liebe zu den Künsten und Wissenschaften beseelt, fördert er im Verein mit seiner gleichgesinnten Gemahlin gern künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen und ist insbesondere stets darauf bedacht, daß seine Residenz Weimar und die Universität Jena ihre Bedeutung als Pflegstätten der Künste und Wissenschaften behaupten. Seiner Kunstliebe ist auch die Wiederherstellung der Wartburg zu verdanken. Aus seiner Ehe sind drei Kinder entsprossen: der Erbgroßherzog Karl August, geb. 31. Juli 1844, vermählt seit 26. Aug. 1873 mit Pauline, Prinzessin von Sachsen-Weimar-Eisenach; Prinzessin Marie, geb. 20. Jan. 1849, vermählt seit 6. Febr. 1876 mit dem Prinzen Heinrich VII. Reuß; Prinzessin Elisabeth, geb. 28. Febr. 1854.

Karl Emanuel I. oder der Große, Herzog von Savoyen, 1580—1630, geb. auf dem Schlosse

Rivoli 12. Jan. 1562, folgte in der Regierung seinem Vater Emanuel Philibert. In die Kämpfe der damaligen Machthaber in Italien verwickelt, stand er bald auf der Seite Spaniens, bald des Kaisers, bald Frankreichs, je nachdem das eine oder das andere Bündnis ihm größere Vorteile zu versprechen schien. Infolge seiner Verheiratung mit Katharina, der Tochter Philipps II., anfangs an die span. Politik und die franz. Ligue gekettet, machte er Heinrich IV. den Besitz der erledigten Markgrafschaft Saluzzo streitig und wurde dadurch mit Genf und Bern in einen Krieg verwickelt, der nach der Niederlage des savoyischen Heers bei St.-Joire im Okt. 1589 mit einem den frühern Besitzstand herstellenden Frieden endigte. Hierauf besetzte er, von der Ligue gegen Heinrich IV. zu Hilfe gerufen, mehrere Plätze der Provence; erst 1599 machte er nach wechselvollen Kämpfen einen Frieden, in dem er Bugey, Val-Romay und Gex an Frankreich abtrat. Um der Übermacht Spaniens in Italien entgegenzuarbeiten, verband er sich 1610 mit Frankreich und Venedig. Als dann nach Heinrichs IV. Ermordung die franz. Regierung im Frieden mit Spanien den Herzog preisgab, schloß dieser sich wieder an das Interesse der Habsburger an, machte nach dem Erlöschen der herzogl. Linie von Mantua sogleich seine Ansprüche auf Montferrat mit den Waffen geltend, brachte aber dadurch sich und sein Land in große Bedrängnis, indem die Franzosen unter der Anführung Bassompierres, Crequis und Schomburgs ihn überfielen, Pignerol eroberten, Turin bedrohten und endlich ganz Savoyen eroberten. Mitten in diesen Wirren starb K. 26. Juli 1630 am Schlage. In der Regierung folgte ihm sein Sohn Victor Amadeus I. Vgl. Erdmannsdörffer, «Herzog K. E. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619» (Lpz. 1862).

Karl Alexander, Herzog von Württemberg, geb. 24. Jan. 1684 zu Stuttgart, Sohn des Prinzen und Administrators Friedrich Karl von Württemberg, trat schon als Knabe in österr. Kriegsdienste, zeichnete sich im Spanischen Erbfolgekriege aus, focht 1716—18 ruhmvoll unter dem Prinzen Eugen von Savoyen gegen die Türken, und wurde zum kaiserl. Feldmarschall und zum Statthalter von Belgrad und Serbien ernannt. Er war 1712 zum kath. Glauben übergetreten und erließ 1732, noch zu Lebzeiten seines Vorgängers, die sog. Religions-Reversalien, worin er erklärte, daß er sämtliche Verträge anerkenne und mit der Religionsverfassung des Landes keine Änderung vornehmen werde. Nach dem Antritt der Regierung (1733—37) nahm er auf Seiten Österreichs an dem Polnischen Erbfolgekriege teil. Seine Regierung ist durch das schändliche Treiben seines Geh. Finanzrats, des Juden Süß Oppenheimer, berüchtigt geworden. Im Lande herrschte die größte Unzufriedenheit, und die Stände erhoben sich nachdrücklich gegen die immer drückendere Steuerbelastung. Süß und andere Personen drängten K. zu einem Staatsstreiche, da starb K. plötzlich 12. März 1737 in Ludwigsburg.

Karl Eugen, Herzog von Württemberg, 1737—93, geb. 11. Febr. 1728, folgte bereits 1737 seinem Vater Karl Alexander unter Vormundschaft der Herzöge Karl Rudolf und Friedrich Karl, wurde von letzterm nach Berlin geschickt, um sich unter Friedrich d. Gr. in der Staats- und Kriegskunst auszubilden, und übernahm, im 16. Lebensjahre durch ein kaiserl. Dekret für volljährig erklärt, 1744 die Regierung. Er war ein Fürst von großen Geistesanlagen, hatte aber, wenigstens während der ersten Zeit seiner Regierung, fast nur Sinn für Prachtentfaltung und Vergnügungen. Die Summen, welche er für Theater, Bälle, Jagden, kostbare Reisen und an seine Maitressen verschwendete, überstiegen bei weitem die Kräfte Württembergs. Um Hilfsquellen sich zu eröffnen, wurde ein schändlicher Dienstandel getrieben. Beim Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs trat er auf die Seite Österreichs und rückte mit einem Heere von 12000 Mann in Sachsen ein. Die alten beschworenen Verträge zwischen Fürst und Volk wurden wenig beachtet. Seine schlimmsten Ratgeber waren Graf von Montmartin und Oberst Rieger. Die Verfolgung des wackern J. J. Moser und des Dichters Schubart zeugt von seinem despotischen Wesen. Die Landstände suchten nach dem Kriege bei Kaiser und Reich Schutz und Hilfe und wandten sich insbesondere an die prot. Mächte; aber erst 1770 brachte die Vermittelung des preuß. Hofs den sog. Erbvergleich zwischen dem Herzog und den Ständen zu Stande. Wenn auch nicht alle Zusagen auf einmal erfüllt wurden, so war doch der frühern Willkürherrschaft ein Ende gemacht. Die Erbauung der prächtigen Lustschlösser Solitude und Hohenheim, die Verschönerung von Ludwigsburg und Stuttgart und andere Bauunternehmungen gaben dem Kunsttalent und der Thätigkeit Beschäftigung und Nahrung. Aus der Militärakademie (Karlsschule, s. d.) zu Stuttgart gingen ausgezeichnete Gelehrte, Dichter und Künstler hervor. Die letzten Jahre seines Lebens verlebte der Herzog auf dem Lustschlosse Hohenheim, wo er 24. Okt. 1793 starb. Ihm folgten in der Regierung seine Brüder Ludwig Eugen, gest. 1795, und Friedrich Eugen, gest. 1797.

Einen sehr wohlthätigen Einfluß übte auf den Herzog K. seine Gemahlin Franzisla Thereſia, Reichsgräfin von Hohenheim (s. d.). Vgl. Bely, «Herzog K. E. von Württemberg und Franzisla von Hohenheim» (3. Aufl., Stuttg. 1877).

Karl (Anton Friedrich Meinrad Fidelis), Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, Sohn des Fürsten Anton Aloys, geb. 20. Febr. 1785, übernahm die Regierung von Sigmaringen 17. Okt. 1831 und trat dieselbe infolge der Revolution 27. Aug. 1848 an seinen Sohn Karl Anton ab. Er war vermählt mit der Prinzessin Antoinette Murat, einer Nichte des Königs Joachim Murat von Neapel, und starb 11. März 1853 in Bologna.

Karl Anton, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, s. Hohenzollern.

Karl Günther, Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, geb. 7. Aug. 1830 als Sohn des Fürsten Günther (s. d.), wurde im Blochmannschen Institut zu Dresden erzogen, studierte in Bonn und trat dann in preuß. Militärdienste. Nach dem Deutschen Kriege von 1866 wurde er Oberst, 1880 Generallieutenant à la suite der preuß. Armee. Infolge der Verzichtleistung seines Vaters trat er 17. Juli 1880 die Regierung an. Seit 12. Juni 1869 ist er vermählt mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Altenburg (geb. 28. Juni 1845). Die Ehe ist kinderlos geblieben.

Karl Theodor, Herzog in Bayern, geb. 9. Aug. 1839 als Sohn des Herzogs Maximilian von der Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeldschen Linie, studierte Medizin und erhielt durch besondern Erlaß des Reichskanzlers 1880 die Befugnis zur ärztlichen

Praxis. Sein besonderes Fach ist die Augenheilkunde. Er vermählte sich erstmals 1865 mit Prinzessin Sophie von Sachsen, welche 1867 starb, dann 1874 mit Prinzessin Maria Josepha, Tochter des portug. Prätendenten Dom Miguel.

Karl (Theod. Maximilian Aug.), Prinz von Bayern, geb. 7. Juli 1795 zu München als ältester Sohn des spätern Königs Maximilian I. Joseph von Bayern aus dessen erster Ehe mit der 1796 verstorbenen Wilhelmine Auguste, Tochter des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt. Seine Erziehung war von früh an eine militärische, und schon Juni 1813 wurde er zum Generalmajor und Brigadekommandeur ernannt. Er kämpfte mit seiner Brigade in der Schlacht bei Hanau mit und wurde noch 1813 Divisionsgeneral; 1814 lag er mit Russen und Österreichern vor Belfort, von wo er jedoch bald zum Hauptheer zurückkehrte und sich bei Arcis-sur-Aube und Fère-la-Champenoise auszeichnete. Nach dem Frieden erhielt K. das Generalkommando in München, trat 1822 als General der Kavallerie aus dem Dienste, wurde aber 1841 mit dem Range als Feldmarschall zum Generalinspektor der Armee ernannt. Im Deutschen Kriege von 1866 wurde K. zum Befehlshaber des 7. und 8. Bundes-Armeekorps ernannt. Doch gelang es ihm nicht, irgend einen Erfolg gegen die preuß. Mainarmee zu erzielen. Nach dem Frieden von 1866 zog sich der Prinz ganz aus dem öffentlichen Leben zurück und nahm seinen dauernden Aufenthalt auf seiner Besitzung Tegernsee im bayr. Hochlande. Auf einem Spazierritt 16. Aug. 1875 stürzte er vom Pferde und blieb sofort tot.

Karl Eduard, der Prätendent, s. Eduard (Karl).

Karl Alexander, Herzog von Lothringen und Bar, österr. Generalfeldmarschall, geb. 12. Dez. 1712, trat in österr. Dienste und zeichnete sich in den Türkenkriegen aus, sodaß ihm die Kaiserin Maria Theresia, seine Schwägerin, bereits 1742 den Oberbefehl in Böhmen anvertraute. Von König Friedrich II. bei Czaslau geschlagen, kämpfte er gegen Bayern und Franzosen, drang 1744 über den Rhein vor, wurde aber zurückberufen und von König Friedrich II. bei Hohenfriedberg und bei Soor geschlagen. K. übernahm im Juli 1746 den Oberbefehl in den Niederlanden, wurde bei Raucourt geschlagen und trat 1747 dort unter den Befehl des Herzogs von Cumberland. Er war dann Generalgouverneur der österr. Niederlande, wurde 1756 nach Wien berufen und übernahm 1757 den Oberbefehl über die kaiserl. Heere. K. wurde von König Friedrich II. bei Prag geschlagen und in der Festung eingeschlossen, aber durch Dauns Sieg bei Kolin entsetzt, folgte dem nach Sachsen abmarschierenden Könige, rückte dann in Schlesien ein und schlug den Herzog von Braunschweig-Bevern vor den Thoren von Breslau, worauf ganz Schlesien in seine Gewalt kam. König Friedrich eilte nach dem Siege bei Roßbach herbei und schlug K. abermals bei Leuthen, worauf dieser den Oberbefehl niederlegte und wieder das Generalgouvernement in den österr. Niederlanden übernahm. Dort starb er 1786.

Karl (Friedr. Aug.), Herzog von Mecklenburg, preuß. General der Infanterie, Bruder der Königin Luise von Preußen, geb. 30. Nov. 1785 zu Hannover, wo sein Vater, der nachmalige Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, als Generalgouverneur lebte. Im J. 1799 als Stabskapitän in die preuß. Armee aufgenommen, leistete K. bei Auerstädt seine ersten Waffendienste, wurde 1812 Oberst und 1818 dem Blücherschen Korps beigegeben. Er focht bei Lützen und Bautzen und wurde im Juni 1813 zum Generalmajor befördert. Als Brigadekommandeur im Yorkschen Armeekorps zeichnete er sich ruhmvoll in allen Schlachten des schles. Heers aus, zuletzt bei Möckern 16. Okt., wo er verwundet wurde. Zum Generallieutenant ernannt, führte er als Kommandeur des Garde- und Grenadierkorps dasselbe 1815 nach Frankreich und befehligte es seitdem als kommandierender General bis zu seinem Tode. Im J. 1817 wurde er Mitglied des Staatsrats, 1825 General der Infanterie, auch mit dem Vorsitz im Staatsrate beauftragt und 1827 definitiv zu dessen Präsidenten ernannt, mit der Befugnis, an den Sitzungen des Geh. Staatsministeriums teilzunehmen. Er starb 21. Sept. 1837.

Der Herzog war ein entschiedener Absolutist und übte auf den Gang der preuß. Angelegenheiten, vorzüglich seit Hardenbergs Tode, großen Einfluß. Auch war er ein Freund der Litteratur, versammelte in seinem Schlosse Monbijou zu Berlin treffliche Kräfte um sich und schrieb unter dem Namen Weißhaupt das Lustspiel «Die Isolierten» und das Trauerspiel «Der ewige Jude».

Karl (Ludw. Joh.), Erzherzog von Österreich, Herzog von Teschen, kaiserl. Generalfeldmarschall, dritter Sohn des Großherzogs von Toscana und spätern Kaisers Leopold II. und Maria Ludovicas, der Tochter König Karls III. von Spanien, wurde 5. Sept. 1771 zu Florenz geboren, kam 1790 nach Wien und ging 1791 nach den Niederlanden. Er nahm an der Schlacht bei Jemappes teil, trug als Befehlshaber der Vorhut des Prinzen Josias von Coburg viel zu den Siegen bei Aldenhoven und Neerwinden bei und wurde nach der Wiedereroberung Belgiens 25. März 1793 Generalstatthalter der Niederlande. Im J. 1794 führte er bei Landrecy eine Division, bei Tournay und Courtray den ganzen linken Flügel und bei Fleurus das Centrum. Nachdem er 1796 als Reichsfeldmarschall den Oberbefehl des österr. Heers am Rhein und der Reichsarmee übernommen, focht er gegen Moreau bei Rastatt mit Glück, schlug Jourdan bei Teining, Amberg und Würzburg, zwang die Franzosen, über den Rhein zu flüchten und krönte diesen siegreichen Feldzug durch die Einnahme von Kehl mitten im Winter 1797. Zu spät wurde er aber dem siegreich aus Italien vordringenden Bonaparte entgegengesandt; er vermochte nur die Friedenspräliminarien zu Leoben, 18. April 1797, abzuschließen.

Nach dem fruchtlosen Kongreß zu Rastatt trat K. 1799 abermals an die Spitze der Rheinarmee, schlug wiederum Jourdan in den Gefechten bei Ostrach, Pfullendorf und besonders in der Schlacht von Stockach 25. März, wurde aber durch Mißhelligkeiten mit den russ. Generalen Suworow und Korsakow in seinen weitern Unternehmungen gehemmt und mußte infolge des Siegs von Masséna über Korsakow bei Zürich sich auf die Deckung Schwabens beschränken. Dennoch gelang es ihm, einzelne franz. Kolonnen, welche auf das rechte Rheinufer übersetzten, zurückzuwerfen und Masséna überall mit Glück die Spitze zu bieten. Seine erschütterte Gesundheit nötigte ihn hierauf im März 1800 das Feld zu verlassen. Er wurde zum Generalgouverneur von Böhmen ernannt und benutzte

diese Stellung, um hier ein neues Heer zu bilden. Doch schon im Dezember desselben Jahres, nach der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden, mußte er von neuem den Oberbefehl übernehmen. Zwar gelang es ihm, das Vordringen Moreaus für den Augenblick zu hemmen; allein bereits 25. Dez. war er genötigt, den Waffenstillstand zu Steyr einzugehen, dem 9. Febr. 1801 der Friede zu Lunéville folgte. K. wurde nun zum Hofkriegsratspräsidenten, dann zum Koadjutor des Deutschmeisters und 1805 zum Kriegsminister ernannt. In dem neu ausgebrochenen Kriege mit Frankreich von 1805 befehligte er ein österr. Heer in Italien gegen Masséna, mit welchem er besonders bei Caldiero 30. Okt. einen hartnäckigen Kampf bestand. Auf die Nachricht von dem Unglück der Österreicher in Deutschland trat er in der Nacht vom 1. zum 2. Nov. seinen meisterhaften Rückzug vom linken Etschufer nach Kroatien an, um die noch nicht verlorenen Provinzen zu schützen. Nach dem Preßburger Frieden wurde er Generalissimus der gesamten österr. Armee und Kriegsminister mit unumschränkter Vollmacht. Als solcher begann er die Reorganisation des Heeres und errichtete Reserven und eine Landwehr. Er gründete das Kriegsarchiv und die Kriegsbibliothek, das Equitationsinstitut und schaffte den Verkauf der Offiziersstellen ab.

In dem Kriege von 1809 rückte er im April mit der österr. Hauptmacht in Bayern ein und bis Regensburg vor. Aber die Kämpfe an der Donau waren nicht glücklich, und die Gefechte bei Abensberg, Eckmühl u. s. w. nötigten nach großen Verlusten die Österreicher zum Rückzug. Durch neue Truppen verstärkt, trat hierauf K. den Franzosen, welche Wien besetzt hatten und von der Insel Lobau die Donau überschritten, im Marchfelde entgegen und gewann den glorreichen Sieg bei Aspern und Eßling (s. d.) über Napoleon. Aber K. benutzte den Sieg nicht zu einer entscheidenden Unternehmung. Napoleon gewann Zeit, seinen Verlust zu ergänzen, und erneuerte 5. und 6. Juli den Kampf gegen den Erzherzog bei Wagram (s. d.). Trotz des anfänglichen Siegs des rechten Flügels der Österreicher wurde ihr Centrum festgehalten und der linke Flügel umgangen, wodurch Napoleon den Sieg errang. Der Rückzug des Erzherzogs geschah in vollkommener Ordnung unter beständigen Gefechten bis nach Znaim, wo 12. Juli der Kampf durch den Waffenstillstand unterbrochen wurde. Bald darauf zog sich K. ganz vom Staatsdienst zurück und lebte anfangs zu Teschen, später in Wien. An dem Befreiungskampfe von 1813 und 1814 nahm er nicht teil. Nur nach Napoleons Rückkehr von Elba war er eine Zeit lang Gouverneur von Mainz. Er starb 30. April 1847.

K. hatte sich 1815 mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg (gest. 1829) vermählt, aus welcher Ehe vier Söhne hervorgingen: Albrecht (s. d.), österr. Feldmarschall, 1866 Oberbefehlshaber der Armee gegen Italien; Karl Ferdinand, geb. 29. Juli 1818, Feldmarschallleutenant, gest. 20. Nov. 1874; Friedrich, geb. 14. Mai 1821, der sich als Kontreadmiral im syr. Feldzuge von 1840 rühmlichst hervorthat und 5. Okt. 1847 zu Venedig starb; Wilhelm, geb. 21. April 1827, Feldmarschallleutenant und Generalinspektor der Artillerie. Außerdem gingen aus dieser Ehe zwei Töchter hervor: Therese, geb. 1816, gest. 1867 als Witwe des Königs Ferdinand II. von Neapel, und Marie Karoline, geb. 1825, seit 1852 mit dem Erzherzog Rainer Ferdinand vermählt. In der Militärlitteratur hat sich der Erzherzog einen Namen erworben durch seine «Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland» (3 Bde., Wien 1814) und «Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und der Schweiz» (2 Bde., Wien 1819). Eine Sammlung seiner militärischen Werke erschien in Wien (1862), eine Auswahl gab Freiherr von Waldstätten (Berl. 1882) heraus. Im J. 1860 wurde in Wien ein Reiterstandbild K.s (von Fernkorn) enthüllt.

Vgl. Duller, «Erzherzog K. von Österreich» (Wien 1844—47); Schneidawind, «Das Buch vom Erzherzog K.» (5. Aufl., Lpz. 1860).

Karl (Friedr. Alexander, Prinz von Preußen), preuß. Generalfeldzeugmeister, Bruder des Kaisers Wilhelm, geb. im Schlosse zu Charlottenburg 29. Juni 1801, wurde 1811 Sekondelieutenant im 1. Garderegiment zu Fuß, 1818 Kapitän, 1819 Mitglied des Staatsrats, 1820 Major, 1822 Oberst und Chef des 12. Infanterieregiments, führte dann die 2. Garde-Infanteriebrigade und wurde 1824 Generalmajor. Am 26. Mai 1827 vermählte er sich mit der 3. Febr. 1808 geborenen Prinzessin Marie Luise Alexandrine, Tochter des Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, welche 18. Jan. 1877 zu Berlin starb. Aus dieser Ehe entstammen drei Kinder: Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl (s. d.), geb. 20. März 1828, die 1. März 1829 geborene Prinzessin Luise Marie Anne und die 17. Mai 1836 geborene Prinzessin Anna Marie Friederike. Prinz K. wurde 17. Jan. 1830 Divisionskommandeur und 1832 Generallieutenant, 1836 kommandierender General des 4. Armeekorps und 1844 General der Infanterie, 1848 Inspekteur der 2. Armeeabteilung. Im J. 1853 erfolgte zu Sonnenburg seine Investitur zum Herrenmeister des Johanniterordens und 1854 seine Ernennung zum Generalfeldzeugmeister mit dem Range eines Generalfeldmarschalls. Der Prinz wandte der Entwickelung der preuß. Artillerie reges Interesse zu und förderte namentlich die Einführung gezogener Hinterladungsgeschütze, sowie Verbesserungen in der Friedensorganisation dieser Waffe. K. nahm 1864 an der Belagerung und dem Sturm von Düppel teil und wurde 17. Okt. Gouverneur von Mainz, machte 1866 den Feldzug in Böhmen im Großen Hauptquartier mit und war in der Schlacht bei Königgrätz an der Seite des Königs. Im Deutsch-Französischen Kriege nahm er im Großen Hauptquartier teil an den Schlachten bei Gravelotte, Beaumont, Sedan, am Mont-Valérien und der Belagerung von Paris. Im J. 1872 wurde er zum russ. Feldmarschall ernannt. Er starb zu Berlin 21. Jan. 1883.

Karl, Erzbischof von Mainz, der zweite Sohn des Königs Pipin von Aquitanien, also ein Enkel Ludwigs des Frommen, wurde nebst seinem Bruder Pipin nach dem Tode des Vaters 838 durch seinen Oheim, Karl den Kahlen, verdrängt, blieb dann bei seinem Oheim, dem Kaiser Lothar I., und versuchte 849 zu seinem in Aquitanien gegen Karl den Kahlen kämpfenden Bruder Pipin zu ziehen. Er wurde aber unterwegs gefangen genommen und 851 von Karl dem Kahlen in das Kloster Korvey geschickt, wo er blieb, bis er 856 von seinem Oheim, Ludwig dem Deutschen, nach Hrabanus

Tode zum Erzbischof von Mainz ernannt wurde. Als solcher starb er 863.

Karldor, Goldmünze, s. Karlsdor.

Karl-Friedrich-Verdienstorden, von Großherzog Karl Friedrich von Baden 4. April 1807 für militär. Verdienst gestiftet, wird in Großkreuze, Kommandeure 1. und 2. Klasse und Ritter eingeteilt.

Karli, großartiger, in den Stein gehauener altind. (buddhistischer) Tempel- und Klosterbau, liegt in dem Kollektorat Punai der südl. Division der brit.-ind. Präsidentschaft Bombay, an der Hauptstraße von letztgenannter Stadt nach Punai, etwa 18° 26′ nördl. Br. und 73° 46′ östl. L. von Greenwich. An einer Felsenwand, die sich fast senkrecht bis zu 260 m über den Boden erhebt, sind bis zu zwei Dritteilen dieser Höhe wunderbare, dem Buddhismus gewidmete, schon seit undenklichen Zeiten aber sich selbst überlassene Höhlentempel eingehauen. Dieselben bestehen in einer geräumigen und hohen Haupthalle, neben welcher eine Anzahl kleinerer Höhlen sich befindet, welche augenscheinlich für Wohnungen von Eremiten oder Mönchen bestimmt waren. Zu dem Haupttempel führt ein schmaler, gewundener Pfad zwischen Gesträuch nad Steintrümmern hinan. Man tritt in ihn durch einen schönen Bogen, vor welchem sich ein Pfeiler befindet, auf welchem drei mit den Rücken sich aneinander lehnende Löwen angebracht sind. In dem Portikus sieht man zwei kolossale Elefantenstatuen mit Menschen auf ihren Rücken, und neben dem Eingange nackte Menschenfiguren von mehr als natürlicher Größe in Hochrelief. Alle diese Skulpturarbeiten, sowie noch viele andere sich daselbst befindliche zeigen ebenso viel richtige Zeichnung als technische Vollendung.

Karlin, s. Knrolin.

Karlisten werden in Spanien die Anhänger des Kronprätendenten Don Carlos (s. d.) genannt, früher auch in Frankreich die Anhänger Karls X. (s. d.) oder der ältern bourbonischen Dynastie.

Karlmann, ein in der Familie der Karolinger (s. d.) viel gebrauchter Name:

Karlmann, der älteste Sohn Karl Martells (s. d.), welchem der Vater Austrasien, Alamannien und Thüringen zugeteilt hatte, verteidigte im Einvernehmen mit seinem Bruder Pipin dem Kleinen seit 741 die Reichseinheit gegea die Ansprüche des Halbbruders Grifo und gegen die Stammesherzöge, obwohl er sich genötigt sah, zur Rechtfertigung seiner Herrschaft noch einmal einen schattenhaften Merovinger, Childerich III., als König an die Spitze zu stellen. Nachdem K. durch ein fürchterliches Blutbad bei Cannstatt die Widerstandskraft der Alamannen gebrochen hatte, erfolgte bei ihm ein Umschlag zur Beschaulichkeit: er wurde Mönch, gründete das Kloster auf dem Berge Soracte bei Rom und zog sich 750 nach Monte-Cafino zurück. K. behielt jedoch auch dann die weltlichen Dinge im Auge. Aber im Gegensatz zu Pipin, welcher mit dem Papst sich verbündete, scheint er den Anschluß an die Longobarden empfohlen zu haben, und wurde wohl deshalb, als er nach Pipins Thronbesteigung 754 ins Frankenreich zurückkehrte, in Vienne verhaftet, wo er 17. Aug. 754 starb. Die Ansprüche seines Sohnes Drogo wurden nicht weiter berücksichtigt.

Karlmann, der zweite Sohn Königs Pipins von seiner Gemahlin Bertrada, also der Bruder Karls d. Gr., erhielt bei der Reichsteilung nach dem Tode des Vaters (24. Sept. 768) einen Teil Aquitaniens, Burgund, Elsaß und Alamannien. Das Verhältnis zu Karl war von Anfang an getrübt und der Umstand, daß die Brüder mit zwei Töchtern des Longobardenkönigs Desiderius (s. d.) vermählt waren, half es nicht bessern, da Karl seine Frau schon 771 verstieß. Der Ausbruch offenen Kriegs wurde durch K.s Tod 4. Dez. 771 vermieden; seine Witwe Gerberga flüchtete, da Karl nun auch das Reich des Bruders an sich riß, mit ihren Kindern nach Italien.

Karlmann, der älteste Sohn Ludwigs des Deutschen (s. d.), wurde von diesem schon früh mit der Verteidigung der östl. Grenzen gegen Böhmen und Mähren beauftragt, lehnte sich aber oft gegea den Vater auf, bis dieser ihn 872 durch die endgültige Zusicherung Bayerns und der dortigen Marken befriedigte. Nach dem Tode des Vaters (28. Aug. 876) trat er hier die Regierung als König an, während seine Brüder Karl III. der Dicke und Ludwig III. Alamannien und Sachsen als Kern ihrer Herrschaften erhielten. Dann zog er nach Italien, wo er schon früher die Ansprüche seiner Linie gegen Karl den Kahlen verfochten hatte, und wurde 877 in Pavia als der erste deutsche König auch zum König von Italica gekrönt. Durch Schlaganfälle wurde er veranlaßt, 879 Italien an Karl III. und Bayern an Ludwig III. zu übertragen. Die Kärntnische Mark hatte er schon früher seinem unehelichen Sohne Arnulf, dem spätern König, gegeben. Er starb 22. Sept. 880.

Karlowitz (ungar. Karlocza), Stadt in Kroatien-Slawonien, im ehemaligen Peterwardeiner Grenzregimentsbezirk, am rechten Donauufer gelegen, Station der Linie Budapest-Semlin der Ungarischen Staatsbahnen, mit 5000 serb. K. griech.-orient. Konfession, ist besonders durch den ausgezeichneten Wein berühmt, der auf dea umliegenden Höhen gebaut wird. Der Wein, namentlich der rote, zählt zu den besten und stärksten in Österreich und wird auch vielfach ins Ausland geführt, ebenso der karlowitzer Wermut. K. ist der Sitz des griech.-orient. Patriarchen und Metropoliten der Serben und hat eine griech.-theol. Lehranstalt und ein Obergymnasium. Auch versammelte sich hier der Nationalkongreß und die Synode der serbischen griech.-orient. Kirche. In den Revolutionsjahren 1848—49 war K. ein Hauptsitz der serb. Erhebung gegen Ungarn. Historisch berühmt ist die Stadt durch den hier 26. Jan. 1699 auf 25 Jahre abgeschlossenen Karlowitzer Frieden zwischen Österreich, Rußland, Polen und Venedig einerseits und der Pforte andererseits.

Karlsage bezeichnet die geschichtlichen Erinnerungen an Karl d. Gr. und das karolingische Fürstenhaus, die sich im Volke und frühzeitig in der Form des epischen Liedes bei den Franzosea ausbildeten, durch geschichtliche Erinnerungen an Ereignisse und Personen spätere Zeit mannigfach entstellt und verändert wurden und die Grundlage der Epen des karolingischen Sagenkreises des Mittelalters bilden. Die K. läßt sich bis in das 9. Jahrh. zurückverfolgen; karolingische Epen kommen schon im 10. Jahrh. vor, eine große Anzahl mit histor. Hintergrund oder freie Schöpfungen der epischen Phantasie sind in altfranz. Sprache, zum Teil erst in jüngerer Übermittelung, aus dem 11. bis 14. Jahrh., überliefert. Darunter ist das berühmteste die «Chanson de Roland», von dem Untergange Rolands und

der Nachhut des Heeres Karls d. G. beim spanischen Feldzug, 778, in Ronceval. Die Epen der K. teilte man schon im Mittelalter ein in solche, die von den Thaten Karls d. Gr. und seinen Familienangehörigen («Geste du roi» = Epen des Königsgeschlechts) handeln; in Epen von den treuen Vasallen des Karolingerhauses, die Frankreich gegen die Mauren verteidigten («Geste de Guillaume au court nes», dem tapfersten unter diesen Vasallen, der im Mittelpunkt dieses Epencyklus steht) und in die Epen von den verräterischen Geschlechtern in Frankreich («Geste de Doon de Mayence», dem Familienhaupt der treulosen Vasallen in Frankreich), unter denen Genelon und die vier Kinder des Aimon (Haimonskinder) die meiste epische Berühmtheit besessen haben. Allem Anschein nach entstanden die Sagen und Epen dieser drei Cyklen durchaus in Nordfrankreich (vgl. P. Meyer, «Recherches sur l'épopée française», Par. 1867). Von dort verbreiteten sie sich in die meisten europäischen Länder; nach Deutschland schon Anfang des 12. Jahrh. (das Rolandlied bearbeitete mitteldeutsch schon der Pfaffe Konrad), nach Holland, England, Skandinavien (Karlemagnussage) und Italien. Selbst in lat. Sprache wurden einzelne Karolingerepen nachgebildet. Ihre Lebenskraft behält die K. lange. Im 13. Jahrh. werden die Karolingerepen zu cyklischen Dichtungen von immensem Umfang umgebildet; im 14. Jahrh. werden sie in Prosa aufgelöst zu Romanen und Romancyklen; im 16. Jahrh. werden diese Prosaromane verkürzt zu den franz. Volksbüchern, die die sog. «Bibliothèque bleue» ausmachen. In Italien regen sie indirekt die Dichter der Humanistenzeit zu kunstepischen Produktionen an; Bojardo dichtet einen «Orlando innamorato», Ariost einen «Orlando furioso» u. s. w.; von hier aus finden Stoffe der K. Eingang in die dramatische Dichtung des 17. Jahrh., und die litterargeschichtliche Beschäftigung der letzten Decennien mit K. und Karlepen hat neuern franz. Dichtern gleichfalls Anregung zu epischer oder dramatischer Bearbeitung der alten Dichtungen und Sagen gegeben. Die K. nimmt daher eine hervorragende Stellung in der mittelalterlichen Dichtung Europas, insbesondere Frankreichs ein.

Vgl. Gautier, «Épopées françaises» (3 Bde., Par. 1878); G. Paris, «Histoire poétique de Charlemagne» (Par. 1876); K. Nyrop, «Den oldfranske Heltedigtning» (Kopenh. 1883); P. Rajna, «Le origini dell' epopea francese» (Flor. 1884); derselbe, «I Reali di Francia» (Bologna 1872); derselbe, «Le fonti dell' Orlando furioso» (Flor. 1878).

Karlsbad, Badeanstalt bei Mergentheim (s. d.).

Karlsbad oder Kaiser-Karlsbad, Stadt im böhm. Bezirk gleichen Namens, einer der berühmtesten Kurorte Europas, liegt sehr romantisch in dem engen, von hohen, schön bewaldeten Bergen umschlossenen Teplthale, 379 m über der Meeresfläche, an der Linie Prag-Eger der Buschtiehrader Eisenbahn. K. hat (1880) 10579 E., die teils durch die Fabrikation von Tischlerwaren, Stahlarbeiten, Nadeln und andern besonders von Badegästen viel gekauften Gegenständen, teils durch die Dienste, welche sie den Badegästen unmittelbar leisten, ihren Unterhalt finden. Der Sage nach soll Kaiser Karl IV. auf einer Jagd 1347, nach andern 1358, durch einen Hund, welcher, einen Hirsch verfolgend, in die heißen Quellen geriet, diese entdeckt haben; doch steht fest, daß schon lange vorher die Quellen ihrer Heilkraft wegen benutzt wurden. Die älteste authentische Urkunde über K. ist ein vom König Johann 1325 ausgestellter Lehnbrief, vermittelst dessen K. mit dem größten Teile seines gegenwärtigen Grundbesitzes belehnt wurde. Wahrscheinlich legte Kaiser Karl IV. den Grund zur künftigen Bedeutung des Ortes, indem er die Quellen mit großem Nutzen selbst gebrauchte, ein Jagdschloß daselbst errichtete und 1370 den Flecken mit bedeutenden Vorrechten begabte. K. ist freundlich gebaut und besitzt verschiedene zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit der Kurgäste bestimmte öffentliche Gebäude, darunter das trefflich ausgestattete, 1865 vollendete neue Kurhaus, sowie über 900 schön und gut eingerichtete Privathäuser zur Aufnahme der Fremden, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr mehrt und 1884 28800 betrug. Die anmutige Gebirgsnatur in den Umgebungen K.s ist durch eine Menge künstlicher Anlagen zugänglich gemacht. Zu den besuchtesten Fußpartien gehören die Berghöhen des Hirschensprungs, des Dreikreuzbergs, der Franz-Josephs-Höhe, des Abergs, der König-Ottos-Höhe mit reizender Aussicht auf das Erzgebirge und das Egerthal, das «Panorama» in der Nähe der Stadt; ferner die Spaziergänge in der Ebene nach den Kaffeerestaurationen: Sanssouci, Schweizerhof, Schönbrunn, Posthof, Freundschaftssaal und dem Kaiserpark; die weitern Wege nach Pirkenhammer und dessen Porzellanfabrik, nach Dallwitz mit seinen uralten von Theodor Körner besungenen Eichen. Auf der Goethewiese bei der Stadt steht das 5. Juli 1883 enthüllte Denkmal Goethes von Donndorf. Zwei Theater, das Stadt- und das Sommertheater, das Brunnenorchester unter Leitung des Tanzkomponisten Labitzky, ein Lesekabinett, zwei Leihbibliotheken, drei Buchhandlungen, zahlreiche Warenmagazine verleihen dem Kurorte einen großstädtischen Anstrich.

Von den zahlreichen Mineralquellen wird der kalte Säuerling hinter der Dorotheenau nur zur Erfrischung getrunken und zu Bädern verwendet. Die warmen Quellen, deren Temperatur zwischen 59° und 24° R. variiert, brechen sämtlich aus Granit hervor. Die älteste und bekannteste wie auch ergiebigste Quelle, die bis zum 16. Jahrh. allein angewendet wurde, ist der Sprudel von 59° R. Dieser liefert, fast mannsdick 1 m hoch aufwallend und ausströmend, aus sechs Mündungen in der Minute über 2200 l. Aus den Ablagerungen seines Wassers bildet sich die Sprudelschale, ein kalkartiges Sediment, das im Laufe der Zeit sich zum festen Stein, dem Sprudelstein, erhärtet, der geschliffen und poliert zu allerlei niedlichen Arbeiten verwendet wird. Außer dem Sprudel wird noch an 16 andern Quellen getrunken. Die beliebtesten darunter sind: die Kaiser-Karls-Quelle (34°), der Marktbrunnen (35°), der Mühlbrunnen (40°), die Felsenquelle (47°), der Schloßbrunnen (41°), der Theresienbrunnen (46°) und der Kaiserbrunnen (39°). Das Wasser des Sprudels und der Hygieaquelle wird vorzugsweise zu den Bädern von vier großen öffentlichen Badeanstalten benutzt. Seit 1843 kommen auch die Wässer sämtlicher Quellen zur Versendung (in der letzten Zeit jährlich gegen 2 Mill. Flaschen). Die warmen Quellen K.s gehören sämtlich in die Klasse der heißen alkalischen Glaubersalzquellen, sind in Hinsicht ihrer chem. Bestandteile einander gleich und üben eine fast gleiche, nur durch die Verschiedenheiten der Temperatur modifizierte Wirkung auf den Organismus. Sie wirken

hauptsächlich auflösend in den Verdauungswerkzeugen, reizend in den Organen der Aufsaugung, umandernd und aerflüssigend in den Säften überhaupt, besonders aber im uropoëtischen System. Die Quellen gehören zu den kräftigsten und durchdringendsten, die man kennt, und können bei zweckmäßigem Gebrauche mit größtem Erfolge gebraucht werden; und zwar ganz vorzugsweise in allen jenen zahlreichen Krankheitszuständen, welche aus allzu reicher üppiger Ernährung bei ungenügendem Stoffwechsel entstehen. Von besonderer Wirksamkeit erweisen sie sich bei chronischen Magen- und Darmkrankheiten, bei Leberleiden, insbesondere Gelbsucht und Gallensteinkolik, bei Gicht, Fettleibigkeit, sowie bei Nierensteinen und Zuckerharnruhr. Die karlsbader Mineralquellen werden als Getränk (4—6, höchstens 8 Becher täglich), als Bad, nach gehöriger Abkühlung zu 28—25° R., als Douchebäder und zu Einspritzungen benutzt. Auch Moorbäder und örtliche Moorumschläge kann man in K. nehmen. Die Eisenquelle außerhalb der Stadt, erst 1853 aufgedeckt und mit einem Badehaus aersehen, enthält als Hauptbestondteile phosphorsaures und kohlensaures Eisenoxydul. Diese Quelle kommt innerlich und äußerlich zur Verwendung, ist aber wenig im Gebrauche. Besondere Erwähnung verdient noch das Karlsbader Salz oder Sprudelsalz (Sal Carolinense), welches durch Abdampfen und Krystallisieren des Mineralwassers gewonnen wird und zum größten Teil aus schwefelsaurem Natron besteht. Man benutzt dasselbe teils an Ort und Stelle, mit dem Mineralwosser vermischt, zur Verstärkung der Wirkung desselben, teils wird es versendet. Außerdem kommen auch Sprudelpastillen (gegen übermäßige Säurebildung im Magen), sowie Sprudelseife (gegen Hautausschläge und als Zusatz zu Bädern) in den Handel.

Vgl. Löw, «Chronik aon K.» (Karlsb. 1874); Hlawacek, «K. in geschichtlicher, mediz. und topogr. Beziehung» (14. Aufl., Karlsb. 1884); derselbe, «Wegweiser zu den Heilquellen aon K.» (6. Aufl., Karlsb. 1884); Kraus, «Ratgeber beim Kurgebrauch in K.» (9. Aufl., Karlsb. 1883); Sorger, «Über die wichtigsten Punkte der Diätetik während einer karlsbader Kur» (9. Aufl., Karlsb. 1884).

Karlsbader Beschlüsse heißen die im Sommer 1819 auf dem zu Karlsbad abgeholtenen deutschen Ministerkongreß (Karlsbader Konferenzen) getroffenen Verabredungen, die dann teils in förmliche Bundestagsbeschlüsse verwandelt, teils, ohne diese Form, von den einzelnen Regierungen zur Norm ihres Verhaltens gemocht wurden. Dieselben bestanden in folgenden Punkten: 1) Durch eine provisorische Exekutionsordnung soll den Beschlüssen der Bundesversammlung, welche sie «zur Erhaltung der innern Sicherheit, der öffentlichen Ordnung und zum Schutze des Besitzstandes zu fassen sich für hinlänglich veranlaßt und berechtigt hält», die gehörige Folgeleistung und Vollziehung gesichert werden. 2) Über die Universitäten, den Geist der Lehrer, die Disciplin und geheime Verbindungen der Studierenden soll durch besondere Kuratoren oder Regierungsbeaollmächtigte eine genauere Aufsicht angeordnet werden. 3) Über periodische Schriften und solche, welche nicht über 20 Bogen im Druck betragen, soll, einstweilen auf fünf Jahre, eine strengere Censur angeordnet werden. 4) Zur Untersuchung «des Ursprungs und der mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe sowohl des ganzen Bundes als einzelner Bundesstaaten gerichteten revolutionären Umtriebe und demogogischen Verbindungen» soll eine Central-Untersuchungskommission von sieben dozu in der Bundesversammlung erwählten Regierungen, nämlich Österreich, Preußen, Bayern, Hannoaer, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau, niedergesetzt werden. 5) Es wurde als «eins der ersten und dringendsten Geschäfte» bezeichnet, zu einer aor allem der Aufrechthaltung des monarchischen Prinzips angemessenen Auslegung des Art. 13 der Bundesakte zu schreiten. Vorläufig sallten namentlich die öffentlichen Verhandlungen der Stände einer strengen Kontrolle unterworfen und nichts darin geduldet werden, was dem monorchischen Prinzip oder der Autorität des Bundes Abbruch thun könnte. Die Karlsbader Beschlüsse bilden in der deutschen Entwickelung den verhängnisaollen Wendepunkt, mit dem die patriotischen Hoffnungen seit den Befreiungskriegen aollends zu Grabe getragen und der Politik des Mißtrauens und der Überwachung auf der einen, der Gärung im stillen auf der andern Seite die Wege geöffnet wurden. Vgl. Welckers «Wichtige Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation, aus J. L. Klübers Papieren mitgeteilt» (Mannh. 1844); Egidi, «Aus dem Jahre 1819» (2. Aufl., Hamb. 1861).

Karlsbader Konferenzen, s. unter Karlsbader Beschlüsse.

Karlsbader Salz, s. unter Karlsbad.

Karlsberg, 103 m hoher Berg bei Oliaa (s. d.).

Karlsberge, Teil des Böhmerwaldes (s. d.).

Karlsborg, schwed. Festung in Westergötland, auf der Felsenspitze Vanäs-udde on der Westseite des Wetternsees und an der Mündung des Götakanals. Die Anlage der Festung ward 1819 von Karl XIV. Johann beschlossen und in neuester Zeit nach erweitertem Plone vollführt. K. dient als Hauptdepöt des schaed. Heeres und steht durch den See, die beiden Götakanallinien und die Linie K.-Skövde der Schwedischen Staatsbahnen in leichter Verbindung mit dem größten Teil des Landes.

Karlsbrunn, Mineralbad in Österreichisch-Schlesien, in der Bezirkshauptmannschaft Freudenthal, nach Lage und Umgebung eine der reizendsten Sommerfrischen im Bereiche des sudetischen Gebirgslandes. Die Quellen des an Kohlensäure reichen Säuerlings entspringen in einem Thale am Fuße des Altaaters, westlich aon Engelsberg. Grund und Boden gehört dem Deutschen Orden. Die Herstellung der Bodeanstalt wurde von Erzherzog Maximilian 1780 begonnen.

Karlsburg (ungar. Károly- ader Gyula-Fehérvár, d. i. Alba Julia oder Belgrad, oder Weißenburg), Stadt und Festung am rechten Marosufer in Siebenbürgen, Komitat Unterweißenburg, Station der Linien Arad-K. und Tövis-K. der Ungarischen Staatsbahnen, besteht aus der auf felsiger Anhöhe gelegenen Festung und aus der am Fuße des Bergs südwestlich liegenden Stadt, ist Sitz des lat.-kath. Bischofs aon Siebenbürgen, hat zwei Klöster, eine theolag. Lehranstalt und ein Obergymnasium und zählt (1880) 7338 E., Ungarn, Deutsche und Rumänen. In der Kathedrallirche sind die Gräber der Hunyaden, der siebenbürg. Fürsten, des Kardinals Martinuzzi u. a. K. hat bedeutenden Getreide- und Weinbau und Viehzucht. Die Festung wurde 1715 nach einem Plane

Digitized by Google

des Prinzen Eugen von Savoyen angelegt und nach Kaiser Karl VI. benannt. In den J. 1848—49 hatte der Platz eine lange Belagerung zu überstehen. In der Nähe lag die röm. Kolonie Apulum.

Karlsdor, eine herzogl. braunschw.-wolfenbüttelsche Goldmünze, die bis 1835 in doppelten, einfachen und halben Stücken, wobei von den einfachen 35 Stück auf die rauhe Mark von 21¾ Karat und 38½ Stück auf die feine Mark gingen, gleichwertig einem preuß. Friedrichsdor zu 5 Thlrn., ausgeprägt wurden. Die ältern werden jedoch etwas geringer, nämlich zu 4 Thlrn. 22 Gr., gerechnet.

Karlseiche, Sternbild am südl. Himmel zwischen Centaur und Argo, welches von Halley eingeführt wurde, jetzt aber nicht mehr in Gebrauch ist.

Karlsfeld oder Carolsfeld, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg, in der rauhesten Gegend Sachsens, an der Wilzsch, Sitz einer Oberförsterei, hat eine schöne Kirche, Glas-, Uhren-, Harmonika-, Pappenfabriken, Holzschleiferei und Spunddreherei und zählt (1880) 1365 E. Der Ort wurde 1678 von Schnorr von Carolsfeld gegründet.

Karlshafen, reizend gelegenes Städtchen im Kreise Hofgeismar des preuß. Regierungsbezirks Kassel, in der Provinz Hessen-Nassau, am Einfluß der Diemel in die Weser und an den Linien Hümme-K. und Soest-Nordhausen der Preußischen Staatsbahnen, ist regelmäßig und gut gebaut und wird von einem Kanal durchschnitten. Der Ort ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein geräumiges Invalidenhaus mit Kirche, einen Hafenlai, mehrere große Lagerhäuser, eine Stadt- und Fortbildungsschule, ein sehr kräftiges Solbad, bedeutende Tabaksindustrie, eine Thonwaren- und Faßfabrik, eine Liqueurfabrik, Sandsteinschleiferei, Basaltbrüche, Bierbrauerei und zählt (1880) 1755 E., welche starke Schiffahrt auf der Weser treiben. Im Sommer steht K. mit Hameln und Münden durch Dampfschiffahrt in Verbindung. Unweit K. ist die gut erhaltene Ruine der Kruckenburg; an der Weser die hess. und hannov. Klippen mit schöner Aussicht. K. wurde 1699 bei dem ehemaligen Orte Syburg vom Landgrafen Karl, nachdem Münden an Hannover gefallen, erbaut, um Hessen einen neuen Weserhafen zu verschaffen, und mit franz. Reformierten beoölkert. Auch wurde, um den einheimischen Manufakturen und Bergwerksprodukten einen guten Absatz zu verschaffen, 1771 die Karlshafener Handelsgesellschaft gestiftet und privilegiert.

Karlshalle, Saline, s. unter Kreuznach.

Karlshamn, Stadt im schwed. Län Blekinge, an der Ostsee, westlich von Karlskrona gelegen, am Eingange des schönen Asarumsthales, Station der Eisenbahn K.-Wislanda, hat eine Navigationsschule, zählt (1883) 6529 E. und ist Mittelpunkt eines regen industriellen Lebens, namentlich sind die Branntweinbrennereien und Tabakfabriken wichtig. Die Seefahrt ist lebhaft; die Handelsflotte der Stadt bestand (1882) aus 18 Segelschiffen und 2 Dampfschiffen. Mit den schwed. Küstenstädten, sowie mit Kopenhagen und Lübeck steht K. in regelmäßigem Dampfschiffverkehr. K. wurde 1664 gegründet.

Karlsherz (Cor Caroli), ein von Flamsteed gebildetes kleines Sternbild, welches den einzigen Stern dritter Größe in den Jagdhunden enthielt; oft versteht man darunter auch diesen Stern selbst.

Karlshöhle, s. unter Erpfingen.

Karlshütte, Eisenwerk bei Friedeck (s. d.) in Österreichisch-Schlesien.

Karlskrona, wohlgebaute und auf der Seeseite stark befestigte Stapelstadt an der Südküste Schwedens, an der Privatbahn K.-Werjö, Hauptort von Blekinge- oder Karlskrona-Län, auf Trosö und acht andern kleinern Felseneilanden gelegen und durch eine hölzerne Brücke mit dem Pantarholm und von dort durch eine steinerne mit dem Festlande verbunden, mit einem der besten Häfen Europas, ist die Hauptstation für die schwed. Kriegsflotte und wird gedeckt durch die Werke von Kungsholm, Drottningskär u. s. w. Die Stadt zählt (1883) 18842 E. und hat, außer dem Verkehr, welchen der große Kriegshafen mit seinen Anlagen mit sich führt, nicht unbedeutenden Seehandel. Doch beschränkt sich die Ausfuhr fast ganz auf Waldprodukte. Die Fischerei ist bedeutend. K. hat ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, Gewerbeschule für Knaben, Taubstummeninstitut, mehrere Fachschulen für die Marine, drei Banken, Tuchfabrik, Bierdrauerei und Tabaksfabriken. Von Karl XI. 1680 gegründet und nach ihm benannt, war die Stadt bis 1776 Sitz des Admiralitätskollegiums. Von ihren berühmten Docks erhielt sie die alten 1716—24, die größern neuen 1792—1850. Im J. 1790 brannte die Stadt fast ganz ab.

Karlskrona-Län, s. Blekinge.

Karls III. Königlicher und ausgezeichneter Orden, vom König Karl III. von Spanien 19. Sept. 1771 gestiftet, von Karl IV. 1804 erneuert und durch Ferdinand VII. 1814 wiederhergestellt, ist ein allgemeiner Verdienstorden, der als Großkreuz, Kommandeurkreuz, 1. und 2. Klasse und als Ritterkreuz an In- und Ausländer verliehen wird.

Karls XIII. Orden in Schweden, zur Aufmunterung und Belohnung der Bürgertugend 27. Mai 1811 gestiftet, wird nur Inländern verliehen.

Karlsruhe, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Baden, in einer Ebene, 8,6 km östlich des Rheins, ist eine der jüngsten Städte Deutschlands. Dieselbe wurde 1715 durch den Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach in Form eines Fächers, dessen Ausgangspunkt das Schloß bildet, angelegt. Die Stadt hat breite Straßen, von denen neun auf den Zirkel des Schloßplatzes münden. Die schönsten Plätze sind der erwähnte Schloßplatz mit dem von Schwanthaler modellierten und von Stiglmaier zu München in Erz gegossenen Denkmal Karl Friedrichs und sechs Springbrunnen, der Marktplatz und der Friedrichsplatz mit hohen, in gleichem Stile erbauten und mit Arkaden versehenen Häusern. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: das 1750—76 nach dem Plane des Baumeisters Retty im altfranz. Stil erbaute Residenzschloß mit dem sog. Bleiturme, welcher den Mittelpunkt der 32 radial angelegten Straßen und Alleen der Stadt und des hinter dem Schlosse sich ausdehnenden Hardtwaldes bildet; die von Weinbrenner in antikem Stil ausgeführte und 1817 vollendete evang. Kirche mit einem 65 m hohen Turme; die von demselben Architekten (1808) in Rotundenform ausgeführte kath. Kirche und das ebenfalls von diesem erbaute Rathaus (1821) mit einem 63,6 m hohen Turme; ferner das Ständehaus, das markgräfl. Palais, das Palais der verstorbenen Großherzogin Sophie (jetzt Klinikum). Hierzu kommen aus neuerer Zeit das Theater (1851—53), die

Kunsthalle, die Polytechnische Schule, die Kanzleigebäude des Staats- und des Finanzministeriums, der 1856 vollendete Wintergarten, sämtlich vom Baudirektor Hübsch ausgeführt; sodann das von Oberbaurat Berckmüller 1865—72 auf dem Friedrichsplatz errichtete Gebäude der vereinigten Sammlungen, welches die großherzogl. Hofbibliothek (150000 Bände), das Münzkabinett, das Naturalienkabinett, die ethnographische Sammlung und eine Sammlung von Altertümern enthält; das Direktionsgebäude der Staatsbahnen, das Justizgebäude, das Gymnasium, die Lehrerseminare, die Gruftenhalle nebst Kapelle auf dem neuen Friedhofe, die Synagoge, das städtische Vierordtsbad und die Festhalle, umgeben von den Anlagen des Stadt- und des Tiergartens; letztere Bauten wurden von Oberbaurat Durm aufgeführt. Prachtvolle Privatbauten sind die Palais Douglas und Schmieder, nebst zahlreichen neuen stilvollen Häusern der Kaiserstraße und der Villen des Hardtwaldstadtteils. Im Schloßgarten befindet sich ein Denkmal Hebels und die Marmorgruppe Hermann und Dorothea von Steinhäuser; an der Westseite des Bahnhofs das Standbild des Ministers Winter (von Reich, 1855), letzterm gegenüber das Kriegerdenkmal für 1870/71 (von Volz).

K. ist Sitz der höchsten Landesbehörden für das Großherzogtum, sowie der Behörden für den Kreis K. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium, Realgymnasium, Realschule, zwei Lehrerseminare, Kunstschule, Kunstgewerbeschule, Baugewerkschule, höhere Mädchenschulen, Musikschulen; die Polytechnische Schule gehört zu den geachtetsten Anstalten dieser Art in Deutschland. Die Kunsthalle enthält eine Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und plastischen Werken; neben dieser ist der höchst zweckmäßig angelegte botan. Garten. In der Landesgewerbehalle kommen die neuesten und besten Erzeugnisse der Industrie des In- und Auslandes in stetem Wechsel zur Ausstellung. K. zählt (1880) 49283 E., wovon etwa zwei Fünftel Katholiken. Das gewerbliche Leben hat sich erst in neuerer Zeit entwickelt. Die bedeutendsten Etablissements sind die Fabrik der Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe mit etwa 900 Arbeitern, eine große Wagenfabrik, große Bierbrauereien für Exportbier, eine Fabrik versilberter Waren, eine Metallpatronenfabrik, ferner Fabriken für Parfümerien, Möbel, Tabak, Porzellanöfen, Cement- und Thonarbeiten, Handschuhe, elektrische Beleuchtung, künstliche Blumen, Klaviere, Nähmaschinen, Tapeten u. s. w. Der Handel, ziemlich belebt, ist durch die Staatsbahnen Mannheim-Konstanz, Mannheim-K. (Rheinthalbahn) und K.-Mühlacker, sowie die städtische Bahn K.-Maxau sehr gefördert worden. Eine Pferdebahn durchzieht die Stadt der Länge nach und verbindet sie mit Mühlburg und eine Dampfstraßenbahn führt nach Durlach. Außer dem Schloßgarten und dem Hardtwalde bieten die Dörfer Beiertheim (mit dem Stephanienbade), Knielingen nebst den Rheinbädern des bad. und des bayr. Maxau und die Stadt Durlach Gelegenheit zu angenehmen Ausflügen. Vgl. «Illustrierter Führer durch K.» (Karlsr. 1885).

Der Bezirk Karlsruhe zählt (1880) auf 2572,6 qkm 406973 E.

Karlsruhe, Flecken in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Oppeln, 30 km von Oppeln, zwischen großen Waldungen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß des Herzogs von Württemberg mit schönem Garten, ein Kiefernadelbad und eine Dampfsägemühle und zählt (1880) 2035 meist prot. E.

Karlsschule war der Name einer berühmten höhern Lehranstalt zu Stuttgart, welche 1770 vom Herzog Karl Eugen von Württemberg als «Militärische Pflanzschule» auf der Solitude gegründet, 1773 zu einer «Herzoglichen Militärakademie» erweitert und mit der bereits 1761 gegründeten «Académie des Arts» verschmolzen wurde. Nachdem die Anstalt 1774 noch eine juristische und 1775 bei ihrer Verlegung nach Stuttgart auch eine medic. Abteilung, sowie 1779 eine solche für Handlungswissenschaften und besondere philos. Abteilungen als gemeinsame höhere Vorbildungsschule für alle Berufsklassen erhalten hatte, wurde dieselbe 1781 durch den Kaiser Joseph II. als «Hohe K.» (offiziell «Karls Hohe Schule») zur Universität mit sechs Fakultäten (juristische, medizinische, philosophische, militärische, ökonomische und freie Künste; die Theologie war ausgeschlossen) erhoben, aber nach Karl Eugens Tode von dessen Bruder und Nachfolger Ludwig Eugen 1794 plötzlich aufgehoben. Die K. war besonders durch ihre Universalität merkwürdig; ihre untern Klassen entsprachen der Bürgerschule und dem Progymnasium, ihre mittlern den obern Klassen des Gymnasiums, der Realschule und der Handelsschule, ihre höchsten Abteilungen dagegen den Fakultäten der Universität, dem Polytechnikum, der Kriegsschule, der Land- und Forstakademie, dem musikalischen Konservatorium. Zu den berühmtesten Zöglingen der K. gehörten: Schiller (1773—80), Cuvier und Dannecker. Vgl. Wagner, «Geschichte der Hohen K.» (3 Bde., Würzb. 1856—58); Klaiber, «Der Unterricht in der ehemaligen Hohen K.» (Stuttg. 1873).

Karlstad, Hauptstadt des schwed. Län gleichen Namens oder Wermlands (s. d.), nördlich am Wenersee auf der Insel Tingvalla an der Mündung der Klar-Elf und an der Nordwest-Staatsbahn gelegen und mit dem Festlande durch zwei Brücken verbunden, von welchen die östliche eine der schönsten steinernen in Schweden, ist Sitz des Landeshauptmanns und eines Bischofs und zählt (1883) 7737 E. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Holzwaren und Eisen. K. hat ein Gymnasium, ein Seminar für Volksschullehrer und eine Schule zur Ausbildung von Kleinkinderlehrerinnen, eine Bank, eine mechan. Werkstätte, Zündhölzchen- und Tabaksfabriken. Im J. 1875 ward in der unmittelbaren Nähe der Stadt eine stark eisenhaltige Quelle (125 Teile kohlensaures Eisenoxydul auf 1000 Teile Wasser) entdeckt.

Karlstads-Län oder Wermlands-Län, das größte und westlichste der Läne Mittelschwedens (Swealands), umfaßt die Provinz Wermland mit Ausnahme des Karlskoga Bergslag, das zu Örebro-Län gehört. Von dem gesamten Areal, 19314,9 km, nehmen die Seen 8¼ Proz. ein und etwa 70 Proz. sind bewaldet. Der östl. Teil, besonders die Umgegend von Filipstad, ist ein überaus reicher Eisenminendistrikt. K. zählt (1883) 260688 E. und ist mit Verkehrswegen gut ausgestattet. Die Nordwestliche Staatsbahn kreuzt sich mit der großen Bergslags-Bahn (Gothenburg-Falun), die Ostwermländische Bahn durchzieht die Minendistrikte, und mehrere Kanalisierungen (Sessle-, Forshoga-, Karlstadskanal u. a.) erleichtern den Zutritt zu den innern Wassersystemen. Das Län

iſt in ſieben Vogteien und 14 Harden geteilt; die Hauptſtadt iſt Karlſtad (ſ. d.). Das Stift Karlſtad, die Provinzen Wermland und Dalsland mit zuſammen 24172,5 qkm umfaſſend, iſt in 58 Pfarreien geteilt.

Karlſtadt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, am Main, Station der Linie Würzburg-Aſchaffenburg der Bayriſchen Staatseiſenbahn, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein altes Rathaus, ein Kapuzinerkloſter, Maſchinen- und Cigarrenfabriken, Wein-, Hopfen- und Obſtbau und zählt (1880) 2440 meiſt kath. E. Hier wurde Andreas Bodenſtein, genannt K., geboren.

Karlſtadt (kroat. Karlovac), königl. Freiſtadt und Feſtung im kroat. Komitat Agram, am Einfluß der Korana in die Kulpa, welche hier ſchiffbar wird, und an der Linie Zalány-Fiume der Ungariſchen Staatsbahnen, hat 5175 E. und iſt Sitz des nach ihr benannten griech.-orient. Bistums; der Biſchof reſidiert jedoch in dem 47 km im SSW. von K. gelegenen Flecken Plaski im Diſtrikt Oguliu-Szluin. Die Stadt hat mehrere kath. und eine griech.-orient. Kirche, ein Franziskanerkloſter, Untergymnaſium, Oberrealſchule und eine ſerb. (griech.-orient.) Lehrerpräparandie. Sie betreibt lebhaften Produktenhandel, namentlich mit Wein, Spirituoſen, Getreide und Mehl. Die Umgebung iſt rauhes, doch romantiſch ſchönes Gebirgsland.

Karlſtadt (eigentlich Andreas Rudolf Bodenſtein), Vorkämpfer der deutſchen Reformation, um 1480 zu Karlſtadt in Franken geboren, ſtudierte auf ital. Univerſitäten, ward 1504 an die Univerſität Wittenberg berufen, wo er anfangs in der philoſ. Fakultät lehrte, aber 1510 Doktor der Theologie, 1508 Kanonikus am Allerheiligenſtift, 1513 Archidiakonus an der Stiftskirche wurde. Seine Schriften zeigen große Gelehrſamkeit und dialektiſche Gewandtheit, aber zugleich große Eitelkeit. Als ſtrenger Thomiſt trat er Luthers Bekämpfung der Ariſtoteliſchen Philoſophie entſchieden entgegen, ſtellte ſich aber ſpäter auf Luthers Seite und veröffentlichte ſchon 26. April 1517 152 Theſen gegen die Scholaſtiker. Dieſe führten zu der leipziger Disputation (27. Juni 1519) mit Eck, wo Luther zuerſt entſchiedener hervortrat. In den nächſten Jahren trat K. mit aller Entſchiedenheit für die Sache Luthers ein. Bald aber kam er auf eigentümliche myſtiſche Gedanken und erſtrebte in Verbindung mit den Zwickauer Propheten und Thomas Münzer eine raſchere Reform des äußern Kultus. Als Luther auf der Wartburg weilte, verſuchte K. in Wittenberg die Feier des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt und die Beſeitigung der Bilder durchzuſetzen. Luthers Rückkehr verhinderte dies. Die Wiſſenſchaft verachtend, weigerte ſich K. 1523 akademiſche Grade auszuteilen, ſtellte ſeine Lehrthätigkeit ein und begab ſich auf ſeine Pfarrei Orlamünde. Seine radikalen Neuerungen veranlaßten, daß er 1524 des Landes verwieſen wurde. Auf Luthers Verwendung ward ihm jedoch 1525, nachdem er ſeine Irrlehren, beſonders vom Abendmahl, widerrufen hatte, die Rückkehr nach Wittenberg geſtattet. K. lebte hier jedoch unter ſteter Aufſicht und durfte nichts drucken laſſen. Im J. 1526 ließ er ſich in dem Städtchen Kemberg nieder und nährte ſich von einem kleinen Handel. Als 1527 der Abendmahlsſtreit zwiſchen Luther und den Schweizern wieder ausbrach, ſchrieb K. gegen Luther, nahm ſeinen Widerruf zurück und verließ 1528 Sachſen. Nach kurzem Aufenthalt in Holſtein, in Oſtfriesland, in Straßburg, kam er in die Schweiz, wurde 1530 Diakonus am Spital in Zürich, 1531 Pfarrer in Altſtätten im Rheinthale, 1532 Pfarrer in Zürich, 1534 Pfarrer und Profeſſor der Theologie in Baſel, wo er im Dez. 1541 an der Peſt ſtarb. Vgl. Jaeger, «Andreas Bodenſtein von K.» (Stuttg. 1856).

Karlſtadt (Joh.), ſ. Draconites.

Karlſtein, Burg auf einem Kalkfelſen links von der Beraun, 22 km ſüdweſtlich von Prag, über dem Dorfe Budnian, Station der Linie Prag-Furth der Böhmiſchen Weſtbahn, vom Kaiſer Karl IV. durch den Dombaumeiſter Mathias von Arras 1348—57 aufgeführt, iſt ſowohl wegen der geſchichtlichen Erinnerungen, die ſich daran knüpfen, als wegen der Kunſtdenkmäler, die ſie noch enthält, die merkwürdigſte des Landes. Sie wurde in neuerer Zeit mehrfach reſtauriert.

Karlsthal, Baumwollſpinnerei bei Haigerloch in Hohenzollern.

Karmanien hieß im Altertum die jetzige Provinz Kirman (ſ. d.) in Perſien.

Karmarſch (Karl), einer der namhafteſten deutſchen Technologen, geb. 17. Okt. 1803 zu Wien, vollendete ſeine Studien an dem Polytechniſchen Inſtitut daſelbſt, an dem er auch die Stelle eines Aſſiſtenten im Lehrfache der Technologie erhielt, die er 1819—23 bekleidete. In dieſer Zeit gab er ſeinen «Grundriß der Chemie» (Wien 1823) heraus, dem die «Einleitung in die mechan. Lehren der Technologie» (2 Bde., Wien 1825) folgte. Im J. 1830 erhielt er einen Ruf nach Hannover zur Errichtung und Direktion einer Polytechniſchen Schule, welche 1831 eröffnet wurde. Seit 1834 war K. Mitglied der Direktion des Gewerbevereins in Hannover, und die von dieſem herausgegebenen «Mitteilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover» wurden von ihm bis 1857 redigiert. Sein kritiſcher Geiſt offenbarte ſich nicht nur auf wiſſenſchaftlichem Gebiet, ſondern auch in ſeiner religiöſen und polit. Geſinnung, durch ſeinen 1839 erfolgten Übertritt zur prot. Kirche und durch die oppoſitionelle Haltung, die er dem Miniſterwechſel von 1851 gegenüber als Abgeordneter der Lehrerkollegien höherer Schulanſtalten und Mitglied der Erſten Kammer einnahm. Nach den verſchiedenſten Richtungen hin war K. beſtrebt, Nützliches zu leiſten. So konſtruierte er 1835 eine Maſchine, um Münzen und andere erhaben gearbeitete Gegenſtände in der von dem franz. Mechaniker Collas erfundenen Manier für den Kupferſtich zu kopieren. Eine von ihm verfaßte Beſchreibung dieſer Maſchine erſchien 1836 in Hannover. Neben vielen Beiträgen zu technolog. Fachzeitſchriften verfaßte K. ein «Handbuch der mechan. Technologie» (2 Bde., Hannov. 1837—41; 5. Aufl., bearbeitet von Hartig, 1875—76), welches die allgemeinſte Anerkennung gefunden hat; eine «Geſchichte der Technologie» (Münch. 1872), und in Gemeinſchaft mit Heeren das treffliche «Techniſche Wörterbuch» (3 Bde., Prag 1843—44; 3. Aufl., bearbeitet von Kick und Gintl, 1874 fg.). Einen beſondern Zweig der Technik behandelte er in «Beitrag zur Technik des Münzweſens» (Hannov. 1856). Auch die «Deutſche Vierteljahrsſchrift», Dinglers «Polytechniſches Journal», die «Gegenwart», «Unſere Zeit», die von ihm mit Volz herausgegebenen «Polytechniſchen Mitteilungen» (3 Bde., Tüb. 1844—46) enthalten wertvolle Arbeiten von ihm. Am 1. Aug.

1875 legte er sein Amt nieder und starb 24. März 1879 zu Hannover. Vgl. «Karl K. Ein Lebensbild» (Hannov. 1880).

Karmaten (Karmathiten), mohammedan. Sekte, s. unter Karmath und Assassinen.

Karmaten, Bewohner von Maskât (s. d.).

Karmath (ein Wort von dunkler Bedeutung), der Beiname des Hamdân ben-Ashath, des Stifters der mohammed. Sekte der Karmathiten oder Karmaten (s. unter Assassinen), trat 891 n. Chr., während der Regierungszeit des Kalifen Al-Mutadhid billah in Bassra, mit teils puritanischen, teils mystischen Anschauungen und Grundsätzen auf und gewann in kürzester Zeit eine ganz ungemein große Zahl von Anhängern. Überallhin schickten diese ihre Missionare (Dâi), welche verkündeten, daß die Vorschriften des Islam allegorisch zu deuten seien und eine «Wissenschaft des innern Sinnes» aufstellten. Vgl. Ph. Wolff, «Die Drusen und ihre Vorläufer» (Lpz. 1845); de Gocje, «Sur les Carmates du Bahrain» (Leiden 1862).

Karmel, Vorgebirge Palästinas an der Südseite der Bai von Ptolemais (Acca), besteht aus mehrern fruchtbaren, reichbewaldeten, grottenreichen Bergen und engen Thälern in einem Umfange von 60 km und geht am Ausflusse des Kison in eine anmutige Ebene aus. Auf seinen Höhen sind Ruinen von Kirchen und Klöstern aus der Zeit des christl. Königreichs Jerusalem und eine Höhle, die der Sage nach der Prophet Elias bewohnte. Seit dem 4. Jahrh. wählten christl. Einsiedler den K. zum Aufenthalt; doch erst um 1156 stifteten Pilger unter Leitung Bertholds aus Calabrien die Vereinigung zum Eremitenleben auf dem K., aus welcher die Karmeliter (s. d.) entstanden. Das Kloster derselben wurde wiederholt, zuletzt 1798 nach dem Abzuge der Franzosen aus Ägypten zerstört und erst seit 1825 wiederhergestellt.

Karmeliter heißt der Mönchsorden, den wahrscheinlich Berthold aus Calabrien um 1156 als Eremitenverein am Eliasbrunnen auf dem Berge Karmel (s. d.) stiftete, und der durch den zweiten Ordenssuperior Brocard vom Patriarchen Albrecht zu Jerusalem, zu dessen Sprengel der Berg Karmel gehörte, eine mit der alten Basilianischen meist übereinstimmende Regel erhielt (1209), die Papst Honorius III. 1224 bestätigte. Von den Sarazenen verdrängt, siedelten die K. zwischen 1238—44 nach Europa über und ließen sich auf Cypern, in Sicilien, Italien, England, Frankreich, Spanien nieder. Im J. 1247 gab Innocenz IV. ihnen eine veränderte Regel, wodurch die Strenge des Lebens gemildert und der Orden zum Bettelorden gemacht wurde. Der Generalprior Simon Stock stellte den Orden in den besondern Schutz der Jungfrau Maria, weshalb die K. sich seit 1245 Brüder der seligen Jungfrau Maria nannten. Als Zeichen dieses Schutzes galt das Skapulier, bestehend aus zwei Streifen grauen Tuchs, die auf der Brust oder dem Rücken getragen und auf den Schultern miteinander befestigt werden. Von Maria selbst vom Himmel herabgebracht, macht es jeden selig, der es im Leben trägt oder wenigstens darin stirbt, indem Maria jeden Samstag alle damit Bekleideten aus dem Fegfeuer erlöst. Die Milderungen in der Ordensregel führten zu Streitigkeiten und Spaltungen, sodaß sich der Orden allmählich in drei voneinander unabhängige Körperschaften trennte: 1) in die Observanten oder Karmeliterbarfüßer, auch unbeschuhte K. genannt, welche bei der Strenge der ersten Regel verharrten; 2) in die Konventualen oder beschuhten K., welche nach den von Eugen IV. 1431 und von Pius II. 1459 gemilderten Regeln leben; 3) in die Tertiarier, die anfangs der Regel der Observanten folgten, durch ihren General Stratius unter Papst Urban VIII. aber eine eigene Regel erhielten (1635), welche unter Innocenz XI. verbessert wurde.

Außerdem bildeten sich in dem Orden noch mehrere besondere Kongregationen mit eigenen Regeln und Generalen, die unmittelbar unter dem Papste stehen. Die Karmeliterbarfüßer in Italien (Kongregation von Mantua, seit 1433) trennten sich 1600 von denen in Spanien und hatten im 18. Jahrh. 17 Provinzen in Italien, Frankreich, Deutschland, Flandern, Polen und in Asien. Da die Lebensart der K. jede gemeinnützige Thätigkeit ausschloß, wurde ihnen bei den Maßregeln der Regierungen gegen die müßigen Orden die Annahme von Novizen untersagt, und nur in Spanien und Portugal haben sie sich ununterbrochen bis in die neuere Zeit erhalten. Auch in Belgien, Frankreich und Bayern wurden wieder Karmeliterklöster eingerichtet, doch wurden die K. aus Frankreich 1880 vertrieben. Der von Heinrich IV. in Frankreich errichtete Ritterorden Unserer Lieben Frauen vom Berge Karmel hat mit dem Mönchsorden nichts als den Namen gemein.

Die Karmeliterinnen sind zuerst in Frankreich durch den Ordensgeneral Johann Baptist Soreth 1452 nach der strengen Regel gestiftet und von Papst Nikolaus V. bestätigt worden. Sie verbreiteten sich rasch. Doch unterlagen sie auch den Streitigkeiten und Spaltungen, die durch die Milderung der Regel im Orden hervorgetreten waren. In Spanien reformierte Thereje von Cepeda in Altcastilien durch die Stiftung von Nonnenklöstern in Avila und Medina del Campo ihre Ordensschwestern. In Italien nennen sich die Karmeliterinnen auch die Kongregation vom heil. Elias. Die Karmeliterinnen erteilen Unterricht und verfolgen verschiedene Wohlthätigkeitszwecke.

Karmelitergeist, Spiritus Melissae compositus, altes Medikament, welches 1611 von den barfüßigen Karmelitern der Rue de Vaugirard in Paris in den Handel gebracht wurde. Zur Darstellung schreibt die Deutsche Pharmakopöe von 1882 vor: 14 Teile Melissenblätter, 12 Teile Citronenschale, 6 Teile Muskatnuß, 3 Teile Zimt, 3 Teile Gewürznelken werden zerkleinert mit 150 Teilen Spiritus und 250 Teilen Wasser übergossen und davon 200 Teile Destillat abgezogen. K. ist eine farblose, aromatisch riechende Flüssigkeit.

Karmesin, soviel wie Karmoisin.

Karmin, ein roter Farbstoff, welcher bereitet wird, indem man gepulverte Cochenille mit siedendem Wasser auszieht und den Auszug mit Alaun versetzt und stehen läßt. Der sich bildende Niederschlag wird gesammelt, ausgewaschen und getrocknet. Eine bessere Sorte K. stellt man dar, indem man die Cochenille mit einer verdünnten Lösung von Soda auszieht, wobei sich, außer dem reinen Farbstoff, auch ein eiweißähnlicher Körper löst und die aufgelösten Körper durch eine Säure abscheidet. Häufig setzt man bei dieser Darstellung auch noch Eiweiß oder Hausenblase hinzu. Der K. dient in der Aquarellmalerei, zum Färben feiner Luxusgegenstände und zur Bereitung einer schönen roten

Digitized by Google

Tinte, sowie zum Druck auf Wolle und gemischten Stoffen. Wegen seines hohen Preises wird der K. häufig verfälscht («gestreckt») mittels Thonerde, wovon man sich durch Auflösung in Ammonial überzeugen kann, da nur der reine K. sich von diesem auflösen läßt.

Karmin, blauer, s. unter Indigblauschwefelsäuren.

Karmin, grüner, Gemenge von blauem Karmin mit einem gelben Farbstoff.

Karminlack, Münchener-, Florentiner-, Pariser-, Wienerlack, Verbindungen und Gemenge von Karminsäure mit Thonerdehydrat und Zinnoxyd. Zur Darstellung dienen die noch Farbstoff enthaltenden Cochenillerückstände der Karminbereitung oder geringe Cochenillesorten. Man kocht 2 Teile Cochenille mit 1 Teil Weinstein und 20 Teilen Wasser, koliert, fügt 30 Teile Alaun und etwas Zinnsalz zu. Beim Erkalten scheidet sich der feinste Lack aus. Aus der davon abgegossenen Flüssigkeit läßt sich durch Zusatz von Soda eine weitere Menge einer geringern Sorte gewinnen. K. dient als Wasser- und Ölfarbe in der Malerei, Tapeten-, Stein- und Buchdruckerei.

Karminsäure, Coccusrot $C_{17}H_{18}O_{10}$, der wesentliche Bestandteil des Karmins, kommt in der Cochenille als Glukosid vor, das sich beim Kochen mit Säure in Zucker und Karminrot $C_{11}H_{12}O_7$ spaltet.

Karmoisin (gleich Karmin, vom arab. kermes abgeleitet) bezeichnet eine dunkelrote, ins Bläuliche fallende Farbe.

Karmoisinlack, soviel wie Karminlack.

Karmunkan, eine dem Kaiser Wilhelm gehörige Herrschaft in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Rosenberg, mit 23 Gütern, an der Quelle der Prosna und in der östl. Abdachung der Liszwarte. Darin liegen die Dörfer Bischdorf mit der Oberförsterei K., Kostelletz, Sternalitz, Bodschanowitz u. s. w.

Karnak und **Luksor** (s. d.) heißen die beiden Dörfer, welche jetzt die Stätte des alten ägypt. Theben bezeichnen, am rechten Ufer des Nils, wo die eigentliche Stadt des Ammon (Diospolis) lag, im Gegensatz zu der großen Totenstadt, der Memnonia der griech. Zeit, auf dem linken Nilufer. Die Häuser von Karnak liegen um einen Seitentempel des Ramses III. Doch versteht man jetzt unter dem «Tempel von Karnak» vornehmlich den großen Reichstempel der alten Residenz, welcher, im mittlern Reiche bereits gegründet, von den mächtigen Pharaonen der theban. Dynastien im Anfange des neuen Reichs in riesenhaften Dimensionen ausgebaut, auch später noch bis in die Ptolemäische Zeit herab erweitert und von vielen kleinern Heiligtümern umgeben wurde. Vgl. Mariette, «Karnak, étude topographique et archéologique» (Lpz. 1875).

Karnatik, eigentlich Karnâtaka oder Karnata, d. h. Schwarzes Land, war der alte Name für einen Teil im Süden der vorderind. Halbinsel, über dessen genauere geogr. Grenzen eine Verschiedenheit der Meinung besteht. Wahrscheinlich umfaßte K. das ganze Gebiet des dravidischen oder dekhanischen Sprachstamms und somit die ganze zwischen 8° und 16° nördl. Br. gelegene, sich von dem Flusse Kistna bis zum Kap Comorin und von der Koromandelküste bis zu den westl. Ghats erstreckende Ländermasse. Hier legten Pandscha und Tajaman Rale, zwei Anführer der arischen Hindu aus Ajodhja (Oude), nach Unterwerfung der Eingeborenen den Grund zu den Reichen Pandscha und Tschola an der Ostküste. Die neuen Ansiedler scheinen vorzüglich den Siva verehrt zu haben. In der Gegend eines verfallenden Sivatempels wurde die Hauptstadt Mathura (Madura) erbaut und die äußerste Südspitze der Halbinsel (Comorin) nach einem Zunamen der Durga, Gemahlin von Siva, Kumâri, d. h. Jungfrau, genannt. Der Name des mächtigen Reichs Pandscha wurde durch Vermittelung der Kauffahrer im fernsten Westen bekannt. Schon die Alten kannten Modura und Comaria im Reiche Pandion, aus welchem zur Zeit des Augustus Gesandte Geschenke ihres Fürsten nach Rom brachten. Der Glanz des Reichs erblich zu Anfang des 10. Jahrh. n. Chr. Die Tscholafürsten unterwarfen sich viele Länder der Halbinsel. Aber gegen die Mitte des 11. Jahrh. verloren sie die Herrschaft an die Belala, eine mächtige Familie aus dem Stamme der Radschputen, die ein großes Reich stiftete. Zur Zeit, als die Mohammedaner auch in den Dekhan einbrachen, erstreckte sich das Reich der Belala über Karnata und Malabar, das ganze Tamilland und einen großen Teil von Telingana. Die 15 km im Umfang messenden Trümmer ihrer Hauptstadt Bisnagar oder Bidschanagar, eigentlich Widschajanagara, d. h. Stadt des Siegs, 45 km im NW. von Bellary (s. d.), am Tumbudra gelegen, 1336 erbaut, zeugen noch jetzt von dem Glanz dieses Hindustaats. In der Mitte des 16. Jahrh. wurde das Reich Bisnagar von den mohammed. Sultanen der Nachbarstaaten Gollonda und Bidschapur (Bisapur) erobert und geteilt. Der westl. Teil von Bisnagar und Mysore kam an Bidschapur, der östliche oder K. an Gollonda. Der erstere Teil fiel 1685 und 1687 ganz Gollonda und K. unter Aureng-Zeyb an das Reich von Delhi. Gegen das J. 1717 stand ein Statthalter des Großmoguls, gewöhnlich nur unter seinem Titel Nisam-al-Mulk (Stütze des Fürsten) bekannt, gegen das Reich Delhi auf und errichtete im Dekhan eine besondere Herrschaft. K. mit der Hauptstadt Arkadu erhielt (1743) einer seiner Kriegsgenossen als Lehn. Dieser Lehnsfürst des Nisam suchte nun ebenfalls seine Unabhängigkeit zu erringen. Es entstanden wiederholte Kriege, in welche sich bald die benachbarten europ. Nationen, die Engländer von Madras aus und die Franzosen von Pondichéry, einmischten. Die Familie der Nabobs von K. oder Arkadu, wie man sie auch nach der Residenz nannte, wurde endlich auf Befehl des brit. Oberstatthalters Marquis von Wellesley (1801) aller ihrer Länder entsetzt. Der letzte derselben starb 1855. Jene Hauptstadt Arkadu, 120 km im WSW. von Madras, an der nach Beypur führenden Eisenbahn, in gesunder Gegend rechts am Palar gelegen, zählt 10 988 E. Die Stadt spielte eine wichtige Rolle in den Kämpfen zwischen den Engländern und Franzosen um den Besitz von Indien, wobei K. überhaupt das Kriegstheater war. Gegenwärtig versteht man unter K. die ganze östl. Hälfte der Präsidentschaft Madras von Kap Comorin nordwärts bis zu dem untern Laufe des Kistna, oder die brit. Distrikte Tirunelwali, Madura, Tirutschinapalli, Tanjore, Nord- und Süd-Arkadu, Tschengalpattu, das Stadtgebiet Madras und Nelluru, zusammen etwa 116 800 qkm mit 13 600 000 E., wozu noch das Vasallenfürstentum Pudukota mit 3574 qkm und 316 695 E. kommt.

Karnaubawachs, s. unter Copernicia.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Karneädes, griech. Philosoph, gewöhnlich der Stifter der mittlern oder der dritten Akademie genannt, war aus Cyrene gebürtig und lebte 214—129 v. Chr. In Athen hörte er die Vorträge mehrerer Stoiker und Akademiker. Seine feine dialektische Beredsamkeit bewirkte, daß ihn die Athenienser nebst dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Kritolaos 155 v. Chr. als Gesandten nach Rom sendeten. Hier machte er großes Aufsehen, besonders dadurch, daß er das eine mal für, das andere mal gegen Recht und Gerechtigkeit mit gleich glänzender Dialektik sprach, weshalb der Censor Cato ihn und seine Begleiter so schnell als möglich von Rom zu entfernen suchte. In der Akademie lehrte er sodann bis zu seinem Tode. Er selbst soll nichts Schriftliches hinterlassen haben; die Aufbewahrung seiner Ansichten verdanken wir seinem Schüler Klitomachos und namentlich der Darstellung des Sextus Empirikus. K. führte die schon von Arcesilaus (s. d.) angelegte skeptische Wendung der Platonischen Akademie zu energischer Durchbildung fort und bekämpfte die von den Epikureern und Stoikern angestellten Versuche, ein zweifelloses Kriterium der Wahrheit aufzustellen. Indem er sich zu der Lehre des Arcesilaus bekannte, daß in den subjektiven Überzeugungen der Menschen nur ein höherer oder geringerer Grad von Wahrscheinlichkeit gesucht werden dürfe, begnügte er sich nicht mit dieser allgemeinen Behauptung, sondern suchte auch die Grade der Wahrscheinlichkeit zu bestimmen.

Karneen hieß ein Fest zu Ehren des Apollon Karneios, ursprünglich als eines Beschützers der Herden, wurde aber dann in allgemeinerer Bedeutung als Sommerfest, namentlich mit Bezug auf den Beginn der Weinlese, hernach von den Doriern wesentlich als Kriegerfest begangen. Speziell in Sparta fand es im Hochsommer (August) unter Bräuchen, welche das Lagerleben im Kriege vergegenwärtigten, und frühe schon auch mit musikalischen Wettkampfen statt.

Karneol nennt man die blut- bis fleischroten, rötlichbraunen, rötlichweißen, selten milchweißen Varietäten des Chalcedon (s. d.). Durch Glühen wird das Rot intensiver, weil das färbende Eisenoxydhydrat dabei in Eisenoxyd übergeht. Der K. findet sich besonders in Arabien, Japan, Sibirien, Siebenbürgen, Sachsen, bei Oberstein an der Nahe als stumpfeckige Stücke, unvollkommene Kugeln, Geschiebe und Ausfüllung der Blasenräume im Mandelstein; er wird zu Petschaften, Ringsteinen ꝛc. geschliffen, besonders in Oberstein. Die schönsten K. kommen aus dem Orient, minder schöne aus dem Schuttlande der deutschen Ebene.

Karner (Karcher, mittellat. carnarium), Beinhaus auf Friedhöfen für die beim Graben neuer Gräber gefundenen Knochen; über dem eigentlichen Beinhaus pflegt eine Todtenkapelle errichtet zu sein.

Karner, Carni, die Bewohner Kärntens (s. d.) zur Zeit der Römer.

Karneval (ital., nach einigen vom lat. caro und vale, d. i. «Fleisch, lebe wohl», wahrscheinlicher aber aus dem mittellat. carne levamen entstanden, in Bayern und Österreich auch Fasching genannt) heißt ursprünglich die in Italien mit Lustbarkeiten ausgefüllte Zeit von den Heiligen Drei Königen (6. Jan.) bis zum Aschermittwoch, als dem Beginn der 40tägigen Fasten, in denen man auf Fleischspeisen verzichtet. Später wurde jedoch die Dauer des K. mit seinen eigentümlichen Festlichkeiten auf eine Reihe von 3—8 Tagen unmittelbar vor Aschermittwoch beschränkt. Man suchte sich für eine Periode von Entbehrungen im voraus schadlos zu halten. Die Formen und Gebräuche, unter welchen dies bis in die neueste Zeit geschieht, stammen zweifellos von den heidnischen Frühlingsfesten her und erinnern bis ins einzelne teils an die Lupercalien und Bacchanalien des südl. Europa, teils an die Julfeste der nördl. Völker. Schmausereien und Trinkgelage waren besonders im Mittelalter ein Hauptbestandteil der Feier der K. Während damit die Reichen schon am Heiligen Dreikönigstage anfingen, beschränkten sich die mittlern Klassen auf die Woche vor Beginn der Fastenzeit, welche darum die unsinnige Woche hieß, und die Ärmern auf nur wenige Tage. Den Geistlichen war sogar nach einer besondern päpstl. Verordnung gestattet, ihr Bacchanal zwei Tage früher als die Laien, am Donnerstage vor Fastnacht (s. d.), dem sog. Pfaffen- oder Weiberfastabend, anzufangen. Die einzelnen Haupttage der Karnevalszeit erhielten besondere Benennungen. Man hatte einen feisten oder schmalzigen Sonntag (auch Rinnesonntag), einen Fraßmontag (auch blauen oder geilen Montag oder Narrenkirchweihe), und den Dienstag vor Aschermittwoch bezeichnete man als echte Fastnacht. Die Sitte, sich zur Karnevalszeit mit grünen Sträußen zu beschenken oder Tannenbäume vor die Häuser zu pflanzen, erinnert an den Thyrsus der Alten und den gleichen Gebrauch beim Julfeste. Selbst die Geißelung der ihnen begegnenden Frauen durch die Luperci während der Lupercalien wiederholte sich noch während des Mittelalters im sog. Fastnachtslaufen und Geißeln. Endlich ist auch die während des K. gebräuchliche Vermummung den heidnischen Festen entlehnt. Auf solchen vereinzelten Mummenschanz, auf kostümierte Züge an bestimmten Tagen, auf Maskenbälle und überhaupt auf zahlreiche Tanzbelustigungen beschränkt sich gegenwärtig der K. in den meisten Ländern.

Schon vor der Reformation hatte man die maßlosesten Ausschweifungen desselben durch Verordnungen einzuschränken gesucht; seit der Kirchenverbesserung unterdrückte man in den meisten prot. Ländern die Volksbelustigungen des K. mit Strenge. Nur in Italien ist der K., wie Goethe in seiner Beschreibung des römischen K. sagt, bisher ein Fest geblieben, welches das Volk sich selbst gibt und woran die ganze Bevölkerung in der einen oder andern Weise sich beteiligt. Früher war es Venedig, das sich durch den Glanz und die Pracht seines K. auszeichnete; später hat ihm der K. zu Rom den Vorrang abgelaufen und ist zugleich zum Vorbilde für die andern Städte Italiens geworden. In der neuern Zeit hat der K. auch wieder in den kath. Städten Deutschlands einen größern Aufschwung genommen. Wenn sich derselbe in den Hauptsitzen der Kunst, wie in München und Düsseldorf, besonders auf sorgfältig vorbereitete und künstlerisch ausgeführte Maskenzüge und symbolische Darstellungen beschränkte, so war er dagegen in andern Städten, wie in Mainz, Bonn und vor allem in Köln (seit 1823) wieder zur Volkssache geworden, wo sogar, wie in alten Zeiten, Narrenvereine u. dgl. auflebten. Versuche, den K. in andern Städten, wie z. B. Leipzig und Berlin, einzubürgern, sind dagegen bald gescheitert.

Vgl. J. P. Schmidt, «Geschichtsmäßige Untersuchung der Fastelabendsgebräuche in Deutschland»

(2. Aufl., Rostock 1752); Fahne, «Der K. mit Rücksicht auf verwandte Erscheinungen» (Köln 1854).

Karnies oder Rinnleisten (grch. κυμάτιον, frz. corniche) heißt ein orchitektonisches Glied, dessen Profil ungefähr die Form eines S hat, d. h. aus einem konvexen und einem konkaven Teil besteht. Da es in verschiedener Weise angeordnet wird, so unterscheidet man: den stehenden, aufrechten oder steigenden K. (s. nachstehende Fig. 1), den verkehrt

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

steigenden K. (auch Kehlstoß, Fig. 2), den fallenden K. (oder Ablauf, Fig. 3) und den verkehrt fallenden K. (Glockenleiste, Fig. 4). Erstere beiden werden als bekrönende Glieder bei Hauptgesimsen, Verdachungen u. s. w., letztere als Fuß- oder Sockelglieder verwendet. Da der steigende K., auf der sog. hängenden Platte ruhend, den krönenden Abschluß des Hauptgesimses eines Gebäudes bildet (er verdeckt oft die Wasserrinne), wird ungerechtfertigterweise oft die ganze Bekrönung eines Gebäudes, das Hauptgesimse, K. genannt.

Karnieshobel, s. unter Hobel.

Karnickel, soviel wie Kaninchen.

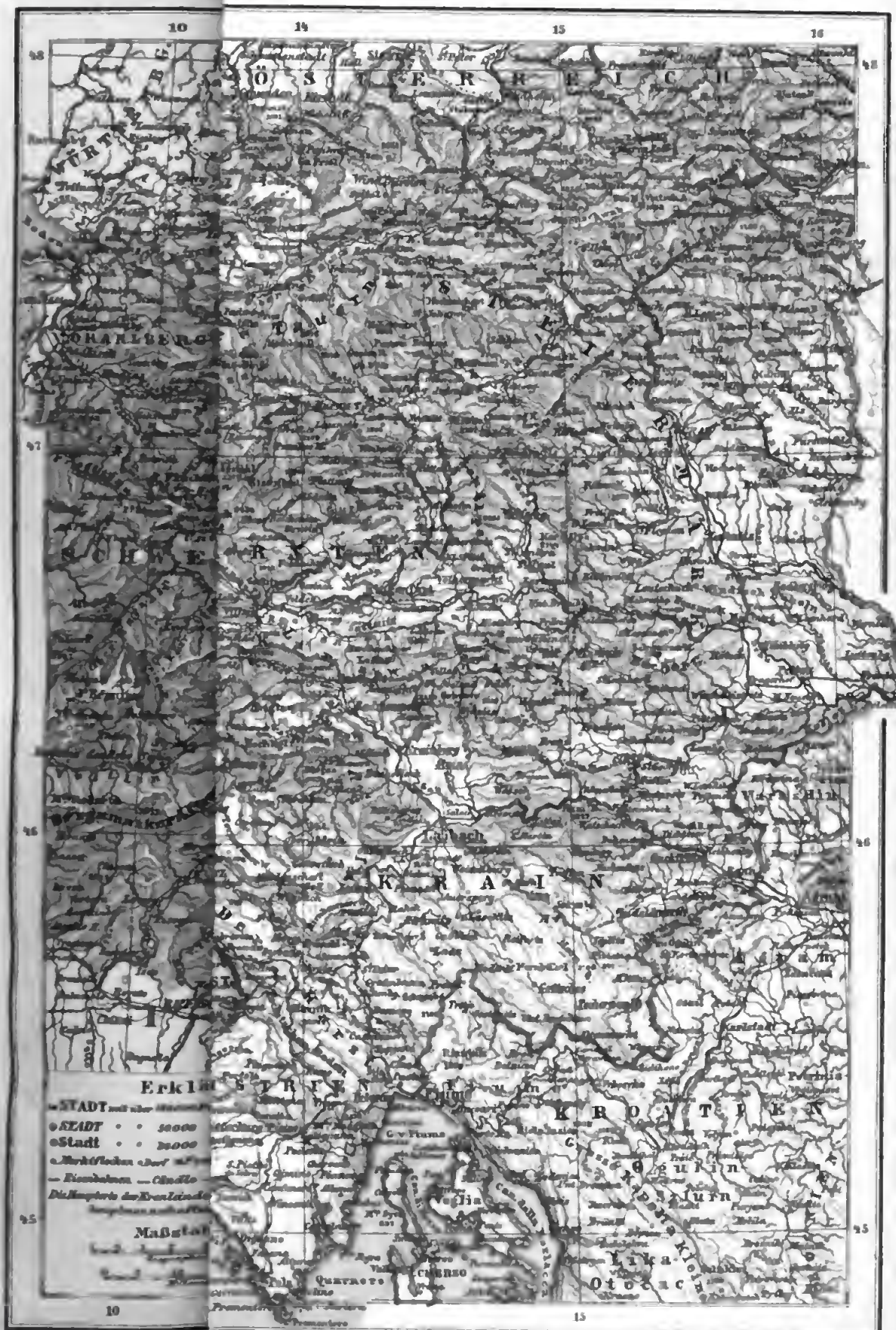
Karnische Alpen, s. u. Alpen, Bd. I, S. 466.

Kärnten oder Kärnthen, Herzogtum und Kronland des Cisleithanischen Teils der Österreichisch-Ungarischen Monorchie, umgrenzt von Venetien, Tirol, Salzburg, Steiermark, Krain, Görz und Grodisko, zählt auf 10328 qkm (1882) 352143 E. Der Boden ist großenteils gebirgig, mit langgestreckten Thälern, welche sich nur im Innern, wie das Drauthol bei Villach und Klogenfurt, zu größern Ebenen erweitern. Das Drauthol durchzieht das Land seiner größten Länge nach von W. gegen O. und scheidet dessen zwei Hauptgebirgszüge, nämlich 1) im N. die vom Großglockner, an der Grenze gegen Salzburg und Tirol, ostwärts nach Untersteiermark hinziehenden Centralalpen (Norische oder auch Kärntnisch-Steiersche Alpen genannt), die anfangs mit einigen Gipfeln die Schneeregionen erreichen, in der Gegend von Villoch noch 2000 m hoch aufsteigen, weiter im O. aber niedriger werden, und 2) im S. die südl. Kalkalpen (hier Kärntner oder Karnische Alpen genannt). Sie bilden eine mächtige Kette, die von Tirol aus auf der Wasserscheide gegen Piave und Tagliamento bis zum Terglou in Krain einerseits und in mehr östl. Richtung als Koralpengebirge zwischen der Drau und Save noch Steiermark fortzieht, mit nackten und witden, im allgemeinen 1600—2000 m hohen Gipfeln, dann an der Ostgrenze in den Steiner Alpen und den domartigen Kuppen des Kotschnagebirges bis 2500 m aufsteigt. Ein nördlicherer Zweig davon, zwischen dem Drau- und Gailthole, endigt etwa 15 km von dem in der 500 m hohen villacher Ebene stattfindenden Zusammentreffen beider Thäler mit dem kahlen Felsenkamme des Dobrotsch oder der Villocher Alp (2167 m hoch). Der Hauptfluß des Landes, die Drau (s. d.), nimmt links die Möll, Gurk und Lavant, rechts die Gail auf; nur die Fella hat ihren Abfluß außer Landes in den Tagliomento. Von den vielen Seen sind bemerkenswert der Millstädter-, Ossiacher- und Wörthsee im N., der Weißensee im S. der Drau. Das Klima ist im Gebirge rauh, in den untern Thälern mild. (Hierzu eine Karte: Kärnten, Krain und Steiermark.)

Die Bevölkerung besteht zu mehr als zwei Dritteilen aus Deutschen, zu dem Reste aus Slowenen (etwa 97000), die hauptsächlich an der Drau wohnen und großenteils auch deutsch sprechen. Mit Ausnahme von 18000 Protestanten (Lutheranern) bekennen sich die Einwohner zur kath. Kirche. Die Ausdehnung der Ackerfelder ist infolge des vorherrschenden Gebirges im Verhältnis zur Größe des Landes gering, wogegen Wiesen, Hutungen und Gestrüpp einen bedeutenden Raum einnehmen. Der Schlag der kärntner Pferde wird geschätzt und ihre Zucht besonders im Gailthale gut betrieben; die Schafe geben nur grobe Wolle. Die Jagd beschränkt sich größtenteils auf Federwild und Hasen, doch findet sich in den Waldungen auch einiges Rotwild, auf dem Hochgebirge Gemsen; Füchse sind häufig; in rauhen Wintern trifft man auch Wölfe. Den Hauptreichtum K.s bilden die Minerolien, insbesondere Blei (das beste in Europa, namentlich im bleiberger Erzberge der Villocher Alp, dem größten und wichtigsten Bleiwerke der österr. Monorchie) und Eisen. Neben Ackerbau, Viehzucht und Bergbau bildet die gewerbliche Industrie einen Hauptnahrungszweig; die erste Stelle nehmen hierbei die Eisen- und Stahlwerke, Eisenworen- und Bleiweißfabriken ein. Der Handel des Landes wird durch gute Straßen und zwei Eisenbahnen gefördert, welche das Land nach verschiedener Richtung durchziehen: die Kronprinz-Rudolfs-Bahn von NO. nach SW., in Tarvis mit Anschluß nach Udine, Görz und Laibach, und ein Zweig der Österreichischen Südbahn von Westen nach Osten mit einem Flügel in das Lovontthal. Für die intellektuelle Kultur sorgen 340 Volksschulen (1881) mit 1076 Lehrkräften und 39710 Schülern beiderlei Geschlechts, zwei Gymnosien, ein Reolgymnosium, eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungs- und eine theol. Lehranstalt. Die Verfossung des Londes beruht auf der Landesordnung vom 26. Febr. 1861, wonach der Londtag K.s aus 37 Mitgliedern besteht, nämlich aus dem Fürst-Bischof von Gurk, 10 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, 9 Abgeordneten der Städte und Märkte, 3 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammer zu Klogenfurt und 14 Abgeordneten der Landgemeinden. In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsrats entsendet der Landtag fünf Mitglieder. An der Spitze der Londesverwoltung steht die Statthalterei in der Landeshauptstadt Klagenfurt; dieser sind 28 Bezirksämter, als die polit. Behörden in den 28 Bezirken, in welche das Land eingeteilt ist, nebst dem hauptstädtischen Magistrat untergeordnet. In judizieller Hinsicht gehört K. zum Sprengel des Oberlandesgerichts in Graz, unter welchem als erste Instanzen das Landesgericht in Klagenfurt, 1 Bezirksgericht und 27 Bezirksämter bestellt sind. Die Finonzverwaltung wird von der Finonzdirektion in Klagenfurt geleitet. In militärischer Beziehung steht das Land unter dem Generalkommando in Graz.

Geschichtliches. K. ist, wie die Karnischen Alpen, von dem im Altertum hier und in Friaul wohnenden keltischen Volke der Carni benannt, deren Name wieder von den zackigen Felsspitzen (kelt. carn oder corn, lat. cornu, deutsch Horn) stammt. Es gehörte bis auf des Augustus Zeit zu Noricum und nach dessen Unterwerfung zum

KÄRNTEN, TIROL UND VORARLBERG.



Brockhaus' Conversations

Zu den Artikeln: Kärnten, Krain, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg.

Digitized by Google

Römerreiche. Von der Hauptstadt im Bereiche K.s, Virunum, finden sich noch Spuren bei Maria-Saal auf dem Zollfelde, wo im spätern Mittelalter die Huldigung der Landesfürsten stattfand. Als die Römer vom Lande Besitz nahmen, waren von den alten Karnern, die im fortwährenden Kampfe mit eindringenden Stämmen zusammenschmolzen, nur noch schwache Überbleibsel in der südl. Alpenkette und in der Ebene von Friaul übrig, und auch diese gingen in der Flut der Völkerwanderung unter. Mittlerweile hatten sich auch in K. Slawen angesiedelt, die, zuerst mit den Avaren gegen die Longobarden und Bojer vereinigt, später durch den Druck der Avaren zur Empörung gegen diese getrieben wurden. Dies bot einem Franken, Namens Samo, der sich an ihre Spitze stellte, Gelegenheit, ein slaw. Reich zu gründen, welches sich von K. und Krain bis nach Mähren, Böhmen und dem nördl. Ungarn ausdehnte, aber bald nach Samos Tode zerfiel und vom Bayernherzog Thassilo erobert wurde. Nach dessen Sturze (788) schlug Karl d. Gr. das Land zum Frankenreiche. Im Vertrage zu Verdun 843 kam mit Bayern auch K. an Ludwig den Deutschen und 876 an dessen Sohn Karlmann. Dieser erhob seinen natürlichen Sohn Arnulf zum Herzog von K., der nachmals König von Deutschland wurde. Unter ihm und seinem Sohne, Ludwig dem Kinde, gehörte K. wieder zu Bayern, bis Kaiser Otto II. 976 es als ein eigenes Herzogtum, vermehrt mit der Markgrafschaft Istrien und fast ganz Friaul, an Heinrich I., den Neffen des Bayernherzogs Arnulf, gab. Nach dessen Tode kam K. an das herzogl. Geschlecht von Rheinfranken, und nach dem Ableben des Herzogs Konrad II. des Jüngern (1039) ließ Kaiser Konrad II. das Herzogtum unbesetzt. Kaiser Heinrich III. setzte den Grafen Welf von Altorf ein und Heinrichs IV. Mutter Agnes den Grafen Berthold von Zähringen, dessen Dynastie fortan immer den Titel als Herzöge von K. führte, obgleich schon nach Bertholds Tode 1077 eine Reihe von Herzögen aus andern Häusern, von Eppenstein, von Istrien, von Lavant, folgte, die seit 1201 auch Herren von Krain waren. Der letzte Herzog, Ulrich III., vermachte K. seinem Vetter, König Ottokar II. von Böhmen (1269). Als dieser 1278 von Rudolf von Habsburg besiegt wurde, kam K. mit Krain als erledigtes Lehn ans Deutsche Reich zurück und wurde 1286 von demselben Rudolf an den Grafen Meinhard von Tirol mit der Bedingung verliehen, daß es nach Erlöschen seines Mannsstammes an Österreich fallen sollte. Als nun die Grafen von Tirol 1335 ausstarben, behielt die Tochter des letzten, Margarete Maultasch, Tirol; K. aber gab Kaiser Ludwig der Bayer den Herzögen von Österreich und Steiermark. Seitdem ist K. bei Österreich geblieben. Es wurde in Unter- und Oberkärnten geteilt, wovon letzteres 1809 an Frankreich zu dessen illyr. Provinzen fiel, 1813 aber wieder zurückerobert ward und 1816 als Klagenfurter und Villacher Kreis zum Gubernium Laibach des Königreichs Illyrien geschlagen wurde. Seit 1849 bildet K. ein eigenes Kronland.

Vgl. Ankershofen, «Handbuch der Geschichte des Herzogtums K.» (Bd. 1—4, Klagenf. 1857—74); Amthor und Jabornegg-Gamsenegg, «Kärntnerführer» (Gera 1874); Rosegger, Pichler und Rauschenfels, «Wanderungen durch Steiermark und K.» (Stuttg. 1879); Radics, «In K.» (Wien 1882); Ulschker, «Geschichte K.s» (Klagenf. 1882 fg.); Rabl, «Illustrierter Führer durch K.» (Wien 1884).

Karnulu, ein Distrikt der brit.-ind. Präsidentschaft Madras, 19056 qkm groß, mit 959640 E., zwischen 14° 55′ und 16° 15′ nördl. Br., sowie zwischen 77° 47′ und 79° 15′ östl. L. von Greenwich gelegen. K. wird gegen N. durch die Flüsse Tumbudra und Kistna gegen Hyderabad, gegen O. durch die Distrikte Kristhna und Nelluru, gegen S. durch die Distrikte Kadapa und Bellary, gegen W. durch den Distrikt Bellary begrenzt. Der mit dem Distrikt gleichnamige Hauptort K. ist unter 15° 50′ nördl. Br. und 78° 5′ östl. L. von Greenwich rechts am Tumbudra gelegen und zählt (1872) 25579 E.

Karnuten (Carnutes), im Altertum ein mächtiges keltisches Volk im Centrum von Gallien. Ihr Gebiet (zugleich ein Hauptsitz des gallischen Druidentums) dehnte sich von der mittlern Loire nordwärts aus nach der untern Seine; ihre Hauptstädte waren Autricum (jetzt Chartres) und Genabum, später zubenannt Aureliani (jetzt Orléans).

Karo (Farbe), Caro, s. Carreau.

Karobenbaum, s. Johannisbrot.

Karolin, eine frühere kurpfälzische, seit 1740 süddeutsche Goldmünze von 3 Goldgulden, im Verkehr auf 11 Gulden des normalen 24-Guldenfußes geschätzt. Es gab auch halbe und Viertelkarolinen. Nach einer Verordnung vom 31. Juli 1868 wurde unter dem Namen K. in Schweden einige Jahre lang eine Goldmünze von geringerm Werte geprägt, nämlich genau dem franz. Zehnfrankenstück gleich, doch nur in sehr kleiner Anzahl; seit Einführung der neuen Kronenwährung in Schweden (1875) ist jenes Stück außer Umlauf gekommen.

Karolina, die von Kaiser Karl V. erlassene peinliche Gerichtsordnung, s. Carolina.

Karoline (eigentlich Karamboline) oder Russische Partie, ein Billardspiel mit 5 Bällen; auch der mittlere (rote) der dabei aufgestellten Bälle.

Karoline Amalie Elisabeth, Gemahlin König Georgs IV. (s. d.) von Großbritannien und Hannover, zweite Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Prinzessin Auguste von England, der Schwester Georgs III., war 17. Mai 1768 geboren. Sie verlebte am väterlichen Hofe eine zwangvolle Jugend und wurde 8. April 1795 an den Prinzen von Wales verheiratet. Diese Ehe, die der Prinz nur gezwungen einging, konnte nicht glücklich sein. Zwar gebar die Prinzessin 7. Jan. 1796 eine Tochter; doch gleich nach dem Wochenbette trennte sich der Prinz von ihr. Seitdem lebte die Verstoßene auf einem Landhause zu Blackheath. Ehrenrührige Gerüchte veranlaßten 1806 den König, eine Untersuchung über ihr Betragen einleiten zu lassen, das zwar unvorsichtig, aber nicht verbrecherisch befunden wurde. Im J. 1814 erhielt sie die Erlaubnis, nach Braunschweig zu gehen und von da eine größere Reise zu machen. Mit ihrem Günstling, dem Italiener Bergami, besuchte sie Deutschland, Italien, Griechenland, den Archipel und Syrien und lebte dann meist auf einer Villa am Comersee. Als ihr Gemahl 29. Jan. 1820 den Thron bestieg, sollte sie gegen ein Jahrgeld von 50000 Pfd. St. auf den Namen und die Rechte als Königin verzichten und versprechen, nach England nie wieder zurückzukehren; allein sie ging darauf nicht ein, sondern hielt 6. Juni einen triumphierenden Einzug in London. Hierauf trat der Minister Liverpool gegen sie mit einer Anklage auf Ehebruch vor das Parlament. Wie viel Anstößiges auch die Verhand-

lungen zu Tage brachten, so zeigte sich doch die öffentliche Stimme so entschieden zu ihren Gunsten, daß man die schon im Oberhause durchgegangene Strafbill fallen lassen mußte. Indessen wurde ihr, als sich Georg IV. 19. Juli 1821 krönen ließ, die Krönung verweigert. Sie starb 7. Aug. 1821 und wurde zu Braunschweig beigesetzt. Ihre Tochter Charlotte Auguste starb 1817 als Gemahlin des spätern Königs der Belgier, Leopolds I. Vgl. «Histor. Denkwürdigkeiten und Aktenstücke aus dem Leben und über den Prozeß der Königin K. von England» (Lpz. 1821).

Karoline Marie, die Gemahlin des Königs beider Sicilien Ferdinands I. (s. d.), Tochter Kaiser Franz' I. und der Maria Theresia, geb. 13. Aug. 1752, vermählte sich 12. Aug. 1768 und wußte 1777 den alten Minister Tanucci zu verdrängen, um unter dessen Nachfolger Sambuca größern Einfluß auf ihren Gemahl und die Regierung zu gewinnen. Im J. 1784 erhob sie den Engländer Acton (s. d.) zum Prinzipalminister. Als Anhänger des franz. Jakobinismus wurden nun alle verfolgt, die sich der Gewaltherrschaft Actons zu widersetzen wagten. Um der Unzufriedenheit des Volks eine Ableitung zu schaffen, entschloß sich der ganz von seiner Gemahlin abhängige König, der Republik Frankreich, mit der er kaum Frieden geschlossen, 1798 von neuem den Krieg zu erklären. Die Niederlage Macks führte indes die Franzosen schnell vor die Thore von Neapel, und die Dynastie mußte unter brit. Schutze Zuflucht auf Sicilien suchen. Als der vom Kardinal Ruffo erregte Aufstand in Calabrien wider die Franzosen und die republikanische Partei in der Hauptstadt dem König 1799 zurückzukehren gestattete, gewann namentlich mit durch die Königin die berüchtigte Lady Hamilton einen verderblichen Einfluß auf die Regierung. Die Kapitulation von Neapel wurde gebrochen und eine Staatsjunta ernannt, welche unter Speziales Vorsitz die Anhänger und Beamten der interimistischen Regierung ächtete, bis der Sieg der Franzosen zu Marengo abermals alles änderte. Da die Wiedereroberung Neapels, das seit 1805 Frankreich in Besitz genommen, von Sicilien aus mit Unterstützung der Engländer der Königin nicht rasch genug von statten ging, entzweite sie sich darüber 1809 mit dem brit. Oberfeldherrn Lord Bentinck und ging 1811 über Konstantinopel nach Wien. Sie starb in Schönbrunn 8. Sept. 1814.

Karoline Mathilde, die Gemahlin König Christians VII. (s. d.) von Dänemark, geb. 22. Juli 1751, eine Tochter des Prinzen von Wales, Friedrich Ludwig, und Schwester Georgs III. von England, vermählte sich 1766 und gebar 1768 den nachmaligen König Friedrich VI. von Dänemark. Sowohl die verwitwete Großmutter, die Königin Sophie Magdalene, wie die Stiefmutter ihres Gemahls, Juliane Marie, waren der jungen Königin abgeneigt. Als später ihr Gemahl sie weniger aufmerksam zu behandeln anfing, gewann der Leibarzt des Königs, Struensee, ihre Gunst, und ganz in seine Hände sich gebend, wurde sie zuletzt mit in dessen Schicksal hineingerissen. (S. Struensee.) Nach ihrer Verhaftung 17. Jan. 1772 brachte man sie mit ihrer Tochter Luise Auguste, nachherigen Herzogin von Augustenburg, die erst sechs Monate alt war, nach der Festung Kronborg, worauf eine Kommission die Scheidung von ihrem Gemahl aussprach. Nach Übereinkunft zwischen der engl. und der dän. Regierung wurde ihr Celle zum Aufenthalt angewiesen, wo sie 10. Mai 1775 starb. Im Garten in Celle setzten ihr die Landstände des Fürstentums Lüneburg ein Denkmal. Vgl. Lenzen, «Die letzten Stunden der Königin von Dänemark» (Kopenh. 1775); Heimbürger, «Karoline Mathilde» (Celle 1851); Wraxall, «Life and times of Caroline Mathilde» (3 Bde., Lond. 1864); Jenssen-Tusch, «Die Verschwörung gegen die Königin Karoline Mathilde und die Grafen Struensee und Brandt» (nach dem Dänischen, Lpz. 1864).

Karoline (Henriette Christiane), Landgräfin von Hessen-Darmstadt, geb. 9. März 1721 als Tochter des Herzogs Christian III. von Zweibrücken-Birkenfeld, vermählte sich 1741 mit dem Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, der 1744 in preuß. Dienste trat. Nachdem letzterer 1768 als Ludwig IX. Landgraf geworden, übte K. auf die Regierung den wohlthätigsten Einfluß. Moser wurde durch sie Minister des Landes; der Hof zu Darmstadt ward von Herder, Goethe, Wieland u. a. besucht. Auch mit Friedrich d. Gr. stand K. in Korrespondenz. Sie starb 30. März 1774, von ihren Zeitgenossen «die große Landgräfin» genannt. Vgl. Walther, «Die große Landgräfin K. von Hessen» (Darmst. 1873).

Karolinenfiel, Dorf in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Aurich, an der Harle, mit einem 1 km unterhalb an der Mündung der Harle gelegenen Hafen (Friedrichsschleuse), zählt (1880) 1020 E., welche Seefischerei, Schiffbau, Handel mit Getreide, Vieh ꝛc. und Schiffahrt treiben.

Karolinenthal, Vorstadt von Prag in Böhmen, liegt im NO. der Stadt am rechten Moldauufer, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine schöne 1854—63 nach Rösners Plänen im Basilikenstil erbaute Pfarrkirche, eine czech. und eine deutsche Oberrealschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Spital und ein Militärinvalidenhaus und zählt (1880) 17 250 E., welche Maschinen- und Metallwarenfabrikation, Erzeugung von Chemikalien und Farben, Seifen und Kerzen, Öl, Stärke, moussierenden Getränken, Baumwoll- und Kürschnerwaren, Hüten und Handschuhen, sowie bedeutenden Handel treiben.

Karolinger (Carlovingiens) werden die Glieder der Familie Kaiser Karls d. Gr., insbesondere die derselben angehörenden Könige der zweiten Dynastie in Frankreich genannt. Als Stammvater gilt der Bischof Arnulf von Metz, aus einem vornehmen fränk. Geschlecht, gest. 641. Sein Sohn Ansegisil heiratete Begga, die Tochter Pipins des Alten, der Majordomus (s. d.) in Austrasien war, und der Sohn Ansegisils, Pipin von Heristal, erzwang durch Waffengewalt von dem schwachen König Theodorich III. die Majordomuswürde über alle drei Teile des Fränkischen Reichs, Neustrien, Austrasien und Burgund. Obgleich Pipin die Merovinger auf dem Throne ließ, waren dieselben doch fortan nur Schattenkönige. Pipin starb 17. Dez. 714 und hinterließ als Nachfolger einen jungen Enkel, Theudoald, zu dessen Vormünderin er seine Gemahlin, Plektrude, einsetzte. Allein Karl Martell, ein natürlicher Sohn Pipins, wurde von den Austrasiern zum Majordomus erhoben und unterwarf sich als solcher auch die übrigen Teile. Er starb 741, nachdem er seit 737 den Thron unbesetzt gelassen. Seine beiden Söhne, Karlmann und Pipin der Kurze, teilten die Länder und setzten zu ihrer Befestigung

Childerich III. auf den Thron. Doch Karlmann ging 747 nach Italien ins Kloster und Pipin blieb Herr des ganzen Reichs. Bei den Großen als Krieger geachtet, bei der Geistlichkeit durch die Rückgabe eines Teils der von seinem Vater eingezogenen Kirchengüter beliebt, stieß er den letzten Merovinger vom Throne und ließ sich 752 als fränk. König krönen; er starb 24. Sept. 768. Seine Söhne, Karlmann und Karl der Große, teilten das Reich. Karlmann starb aber 771 und seinem Bruder fiel, ohne Rücksicht auf die Neffen, das ganze Reich zu.

Durch Eroberung und Politik dehnte Karl das Fränkische Reich (s. d.) zum Weltreich des Abendlandes aus. Papst Leo III. setzte ihm 800 zu Rom die abendländ. Kaiserkrone auf, die Karl 813 seinem einzig überlebenden Sohne Ludwig I. übergab. Ludwig der Fromme gab schon 817 seinem jüngsten Sohne, Ludwig, Bayern, und dem zweiten, Pipin, Aquitanien; den ältesten, Lothar, erhob er zum Mitregenten und sicherte ihm die Kaiserkrone. Dies brachte seinen Neffen Bernhard von Italien zur Empörung; derselbe wurde aber gefangen, geblendet und starb 818. Aus zweiter Ehe wurde 823 Ludwig dem Frommen noch ein Sohn, Karl der Kahle, geboren, zu dessen Gunsten der Vater eine neue Teilung vornahm. Dieser Umstand verwickelte die Brüder mit dem Vater in fortwährende Kriege. Als Ludwig der Fromme 840 starb, betrachtete sich Lothar als Kaiser. Sein zweiter Bruder, Pipin von Aquitanien, war 838 dem Vater im Tode vorausgegangen; zwar hatte er Söhne hinterlassen, doch wurden sie nicht berücksichtigt. Nach langem Hader kam endlich 11. Aug. 843 unter den Brüdern der Vertrag zu Verdun (s. d.) zu Stande, durch welchen die ganze Ländermasse Karls d. Gr. in drei unabhängige Reiche zerfiel. Lothar I. erhielt das Königreich Italien und die Kaiserkrone, dann alle Länder zwischen dem Rhein und der Schelde und vom Ursprunge der Maas an bis zum Einflusse der Saône in den Rhône und längs dieses bis zum Mittelländischen Meere; Ludwig der Deutsche belam die Länder diesseit des Rheins und am linken Ufer die Gebiete von Speier, Worms und Mainz; Karl der Kahle nahm den Westen, nämlich Neustrien, Aquitanien und die Spanische Mark oder die fränk.-roman. Länder. Aus des letztern Anteil bildete sich nun der selbständige Staats- und Volkskörper Frankreich (s. d.).

Die Söhne Kaiser Lothars I., gest. 855, teilten dessen Länder nochmals. Ludwig II. nahm mit dem Königreich Italien die abendländ. Kaiserwürde; Lothar II. empfing die Länder an der Maas, die nach ihm Lothringen genannt wurden; Karl erhielt die Provinzen am linken Ufer und unterhalb der Saône oder das Königreich Provence. Nach den Verträgen zu Mersen 847 und 851 sollte das Erbe der beiden letztern Brüder an Ludwig II. zurückfallen. Karl starb 863, und seine provençal. Staaten wurden in der That von den beiden überlebenden Brüdern, dem Kaiser und dem König von Lothringen, geteilt. Als aber 869 auch Lothar II. starb, nahmen die Oheime, Karl der Kahle von Frankreich und Ludwig der Deutsche, mit Gewalt Lothringen. Der Kaiser Ludwig II. starb 12. Aug. 875 kinderlos und setzte Karlmann, einen Sohn Ludwigs des Deutschen, zum Gesamterben ein. Doch auch den Kaiserthron mit Italien riß Karl der Kahle auf kurze Zeit an sich. König Ludwig der Deutsche starb 876 und in seine Länder teilten sich seine Söhne. Karlmann wurde König von Bayern, erhielt auch 877, siegreich gegen Karl den Kahlen, Italien, starb aber ohne legitime Nachkommen 880; Ludwig II., genannt der Jüngere, erhielt Franken und Sachsen und starb ohne Erben 882; Karl der Dicke wurde bei der Teilung König von Alamannien, gewann schon 879 Italien und nach dem Tode seiner Brüder ganz Deutschland; schon 881 ward er zum Kaiser gekrönt. Endlich wählten ihn 884 auch die franz. Großen zu ihrem König. Noch einmal vereinigte er so das ganze Erbe Karls d. Gr. Aber geistig und körperlich schwach, wurde er 887 auf einem Gesamtreichstage zu Tribur seiner sämtlichen Kronen verlustig erklärt und starb darauf 13. Jan. 888. Nach Karls des Dicken Absetzung, der als Kaiser Karl III. hieß, bemächtigte sich Deutschlands und Italiens mit der Kaiserwürde Arnulf, ein natürlicher Sohn des Königs Karlmann. Derselbe starb 899 und hinterließ die deutsche Königskrone seinem siebenjährigen Sohne Ludwig III., das Kind genannt, mit dem 20. Aug. 911 die K. in Deutschland erloschen.

Die Dynastie, welche Karl II. oder der Kahle in Frankreich gründete, überdauerte in einer Reihe schwacher Fürsten die Hauptzweige nicht um ein Jahrhundert. Sein Sohn Ludwig II. starb 879 und hinterließ aus erster Ehe die beiden Söhne Ludwig III., gest. 882, und Karlmann, gest. 884, die gemeinschaftlich regierten. Nach ihrem Tode übergingen die franz. Großen den Sohn Ludwigs II. aus zweiter Ehe, Karl den Einfältigen, und wählten den Kaiser Karl den Dicken zu ihrem König. Erst 893 wurde Karl III. oder der Einfältige von einigen Großen auf den franz. Thron erhoben, verlor denselben aber, noch ehe er 929 starb, an Rudolf von Burgund. Nach dessen Tode setzten die Großen 936 Karls des Einfältigen Sohn Ludwig IV., den Ultramariner, auf den franz. Thron. Derselbe starb 954, beerbt von seinem ältesten Sohne, Lothar I.; sein zweiter Sohn, Karl, wurde Herzog von Niederlothringen. Lothar I. starb 986; ihm folgte sein Sohn Ludwig V., mit dem 987 die K. in Frankreich erloschen. Zwar suchte der Herzog Karl von Niederlothringen sein Erbfolgerecht mit den Waffen geltend zu machen, allein er wurde von Hugo Capet überwunden und starb 994 im Gefängnis.

Vgl. Warnkönig und Gérard, «Histoire des Carolingiens» (2 Bde., Par. 1862); Bonnell, «Die Anfänge des karolingischen Hauses» (Berl. 1866).

Karolinische Bücher, s. Carolini libri.

Karolinische Bulle, die von Kaiser Karl IV. zu Prag 13. Okt. 1359 erlassene Bulle, welche den Geistlichen und ihren Gütern den kaiserl. Schutz gegenüber den weltlichen Behörden sicherte.

Karolsfeld, Schnorr von, s. Schnorr.

Károly (Nagy-, d. i. Groß-), Marktflecken und Vorort des Szathmárer Komitats in Ungarn an der Linie Debreczin-Szigeth der Ungarischen Nordostbahn, ist Sitz eines königl. Gerichtshofs, hat ein Untergymnasium und zählt (1880) 12523 E., Ungarn, Deutsche, Rumänen und Ruthenen, die der kath., reform., luth., griech.-orient. und mosaischen Konfession angehören, hier ihre besondern Gotteshäuser besitzen und lebhaftes Gewerbe, große Wochen- und Jahrmärkte, namentlich für Getreide und Vieh unterhalten. Die gräfliche Familie der Károlyi (s. d.) hat hier ihr Stammkastell.

Károlyi (Grafen), eine der ältesten, reichsten und berühmtesten Adelsfamilien Ungarns, deren Stammsitz das gleichnamige Schloß im Komitat Szathmar

iſt. Ihr nachweisbarer Urſprung reicht in das 13. Jahrh., in welchem ſie unter dem Namen Kaplon erſcheint und unter Arpad ihren erſten Beſitz, unter Rakoczy ſpäter ihren Reichtum erwarb. Der erſte Graf war Alexander, der 5. April 1712 in den ungar. Grafenſtand erhoben wurde. Derſelbe (geb. 20. März 1668, geſt. 8. Sept. 1743) war kaiſerlicher Feldmarſchall und bedeutender Staatsmann. Ebenſo hervorragend war ſein Enkel, Graf Anton (geb. 25. Okt. 1732, geſt. 24. Aug. 1791), Feldzeugmeiſter, Ritter des Goldenen Vließes und des Maria Thereſienordens, welcher ſich im Siebenjährigen Kriege auszeichnete. Das Haupt der Familie iſt jetzt der Majoratsherr Graf Ladislaus Károlyi von Nagy-Károly, geb. 20. Juni 1859. Ein Vetter ſeines Vaters iſt Graf Aloys, geb. 8. Aug. 1825, Ritter des Goldenen Vließes, k. k. Kämmerer und Geh. Rat, ſeit 1871 Botſchafter zu Berlin, ſeit 1878 in London.

Karoſſe (frz.), Staats-, Prachtwagen.

Karotis (grch.), Name der beiden großen Kopf- oder Halsſchlagadern, die, aus der Aorta entſpringend, das Blut nach dem Kopfe hinleiten. (S. Hals.)

Karouſſell, ſ. Karuſſell.

Karpäa, ein mimiſcher Tanz der alten Theſſalier, den Kampf eines Bauern mit einem Ochſendiebe in ſcherzhafter Weiſe darſtellend.

Karpaten heißt das Gebirge, welches, Ungarn und Siebenbürgen im N., O. und S. in einem mächtigen Halbkreiſe umwallend und teilweiſe erfüllend, den öſtl. Flügel des Mittelgebirgsbogens von Centraleuropa bildet. Die K. ſind ein eigenes Gebirgsſyſtem, welches von dem deutſchen Mittelgebirge, zunächſt dem ſchleſiſchen und mähriſchen, durch die Einſenkung dee March und der in dieſe mündenden Beczwa, von dem Alpen- und Hämusſyſtem durch das Thal und die Niederungen der Mittel- und Unterdonau geſchieden iſt, nur an wenigen Stellen, bei Preßburg, Waitzen und Orſova, mit ſeinen Zweigen den Ausläufern beider Syſteme gegenübertritt, und auf allen Seiten von Tiefebenen umgeben iſt. Politiſch gehört das Gebirge faſt gänzlich der öſterr.-ungar. Monarchie an. Seine direkte Ausdehnung von NW. gegen SO. beträgt 825 km, ſein Areal 188500 oder mit den Hochebenen von Galizien und der Bukowina 247800 qkm, die von ihm umſchloſſene Tiefebene etwa 104600 qkm. Es zerfällt in drei zuſammenhängende Hauptteile: das karpatiſch-ungar. Hochland im NW., das ſiebenbürg. Hochland im SO. und das karpatiſche Waldgebirge, welches beide verbindet. Die zwei erſten ſind die höchſten, von ziemlich gleichem Umfang, maſſen- und gruppenartig, das letztere weit niedriger und kettenartig. Das karpatiſch-ungariſche Hochland oder das der eigentlichen K. beſteht aus mehrern Hoch- und Mittelgebirgsgruppen, die von Ebenen umgeben und daher nach allen Seiten hin offen und zugänglich ſind. Die höchſte Gruppe iſt die Tatra an der Nordgrenze Ungarns, auch Centralkarpaten genannt. Von O. gegen W. nur 58 km lang, mit ihren ſchmalen Seitenäſten nur 15—22 km breit, iſt dieſe Tatra gleichwohl ein majeſtätiſches Gebirge, indem ſie inſelartig von nur 500—650 m hohen Ebenen, der arvaer, liptauer, zipſer oder lesmarcker und der neumarker Hochfläche mit den Thalfurchen der Arva und Waag, des Pöprád und Dónajee, plötzlich und ſteil mit nackten Felswänden als eine äußerſt ſcharf begrenzte, maſſive und ungegliederte Granitmaſſe emporſtarrt, die mehr durch ihre Kammhöhe von 1950 m ihren Hochgebirgscharakter erhält, als durch die Gipfelerhebung ihrer turm- und ſäulenartigen Felsſpitzen, von denen ſelbſt die höchſten nur mittlere Alpenhöhe erreichen, wie die Lomnitzer Spitze (2635), der Eisthaler Turm (2628), der Wiſoka oder die eigentliche Tatra (2560), der große Krivan (2500), die Gerlsdorfer Spitze (2659 m); letztere die höchſte Spitze des ganzen Karpatengebirges. Gleichwohl ſind die höchſten Gipfel nur etwa einen Monat im Jahre ganz frei von Schnee, und in den tiefen Schluchten ſchmilzt er nie. Zwiſchen den Hochgipfeln ſind in trichterförmigen Becken zahlreiche ſchöne, von Felſen umſtarrte kleine Alpenſeen, hier Meeraugen genannt; dieſe Seen (mit Ausnahme von zweien) liegen in der Hochsgebirgsregion. Nirgends finden ſich breite Thäler und bequeme Päſſe, überall nur enge, wilde Thalſpalten. Die Tatra, von allen Gebirgen am tiefſten innerhalb des Erdteils gelegen, bildet eine Hauptwetterſcheide für Centraleuropa. Es treten hier die größten Klimakontraſte heroor: die Nordſeite treffen eiſige Polarſtürme, die Süd- und beſonders die Südoſtſeite erreichen die lauen Südwinde, welche in der tiefen Einſenkung des Hernadthals, vorüber an den Rebengeländen der Hegyallja, aus der niederungar. Tiefebene hinaufdringen. An Metallen ſind die Hochkarpaten arm; die herrſchende Geſteinsart iſt der Granit, der auch die höchſten Spitzen bildet. In dem ſüdlich davor gelegenen Zuge, den Liptauer Alpen, iſt der Granit mit Kalkſtein überlagert, in dem Nordoſtende, den Zipſer Voralpen oder der Ungariſchen Schweiz, mit Kalkſtein und Gneis. Die Waldregion reicht mit dem Laubholze, beſonders Buchen, bis 1200, mit den Tannenwäldern bis 1570 m aufwärts. Alsdann folgt das Krummholz von 1330 bis 1880, höchſtens 1980 m, dann die Region der Mooſe und Alpenkräuter bis etwa 2200 m, über welche die nackten Felsgipfel mit ſpärlichern Steinmooſen oder Flechten emporragen. Die eigentliche Alpenregion, zwiſchen 1800 und 2200 m, iſt alſo ſehr breit; ſie hat eine reiche Flora, aber es fehlen in den höhern Gegenden die Erdhülle, die Waſſerfülle, der Wieſenteppich, daher auch die Alpenherden und die Alpenwirtſchaft der Schweizeralpen.

Rings um die Hochkarpaten liegen die Vorkarpaten, die nur ſelten übee die Region des Holzwuchſes hinaufragen und ein aus vielen Gruppen und Zügen beſtehendes Mittelgebirge bilden, reich an Waldung, an Metallen, an würzigen Frühlings- und Sommerweiden und in den äußerſten Hügelgeländen an herrlichen Weinen, deren Kultur auf der Südſeite 300—325 m hoch reicht. Die ſüdl. Vorkarpaten, oder das Ungariſche Erzgebirge, ſteigen ſtufenweiſe hintereinander auf, tragen viele Kegelberge vulkaniſchen Urſprungs und führen mancherlei Namen, wie: zwiſchen dem Waagthale und der Gran- und Hernadſenkung die Kleine oder Niedere Tatra (auch Sohleralpen), deren höchſte Spitzen der buchen- und kräuterreiche Königsberg oder Králowa-Hola (1940 m hoch) und der Djumbir (2043) ſind; daran reiht ſich oſtwärts das Gömör-Zipſer Erzgebirge mit zahlreichen Bergrücken bis an den Hernad (bei Kaſchau), vorwiegend Kalkſtein, reich an Erzlagern und intereſſanten Eis- und Tropfſteinhöhlen (bei Szadelo, Szilicze, Aggtelek u. ſ. w.); ſüdweſtlich von der Niedern Tatra liegen die dichtbewaldeten Kuppen der Fatra (1667 m); weiter ſüdwärts rings um

Schemnitz das eigentliche Erzgebirge; dann im S. der Gipel- und Sajófurche das Neográdergebirge und die 1000 m hohen Trachytkuppen der Matra, westlich von Eriau und östlich gegenüber dem Vértesgebirge, dieser Fortsetzung des Bakonyerwaldes, welche Ausläufer hier bei Waitzen mit diesen karpatischen Vorbergen die Strompforte der Donau bilden, durch welche die ober- mit der niederungar. Tiefebene in Verbindung steht. Die nördl. Vorkarpaten oder die Beskiden ziehen vom Pópráddurchbruch westwärts bis zur Beczwa und March, stehen in keiner Verbindung mit den Sudeten, sind durch das Thal der hier an dem Berge Baranio entstehenden Weichsel von dem oberpoln. Plateau getrennt, steigen im O. in der kuppelförmigen Baba-Gura 1722 m, im W. an dem spitzen Kegel der Lissa-Hora des Jabiunkagebirges 1320 m hoch auf, sind wenig gangbar, dicht bewaldet, mit guten Wiesen und Matten, am Fuße mit reichen Steinsalzlagern (Bochnia und Wieliczka) ausgestattet und stark bewohnt. Sie bestehen vorherrschend aus dem eocänen kalkigen Karpatensandstein, der auf Kreidesandstein aufliegt. Ebenso die Kleinen Karpaten oder Weißen Berge, schmale Bergzüge, die, 500—1000 m hoch, auf der Grenze von Mähren und Ungarn, von den Beskiden 150 km weit südwestwärts bis Preßburg ziehen und hier, dem Leithagebirge gegenüber, die preßburger Donaupforte bilden, durch welche die österr. mit der oberungar. Tiefebene in Verbindung steht. Mit ihren bewaldeten Gehängen fallen sie steil zu den breiten Thalfurchen der Waag und March ab, sind von wenigen Pässen durchzogen und schwach bevölkert. Das Karpatische Waldgebirge zieht, 340 km lang und 75—110 km breit, vom Pópráddurchbruch südostwärts bis zu dem 2297 m hohen Pietrosz, jenseit der Theiß- und Pruthquellen, als eine Anhäufung vieler, etwa 1000—1925 m (Pop Ivan) hoher Bergzüge verschiedener Richtung, ohne zusammenhängenden Kamm, der streckenweise kahl und 850—1000 m hoch ist; ohne Längenthäler, dagegen mit um so zahlreichern Querthälern und Einsenkungen, welche die Gewässer gegen S. zur Theiß, gegen N. zur Weichsel, gegen NO. zum Dnjestr leiten. Die ungar. Abfälle sind ziemlich steil, sanfter die gegen N. und O. nach der Hochebene von Galizien gerichteten, welche durch ihre ungeheuern Steinsalzlager ausgezeichnet sind. Der Karpatensandstein, in der Mitte strichweise auch Kalkschiefer der ältesten Tertiärformation, mit vielen Kohlenflötzen, Erdölreservoirs und Torflagern bedeckt das ganze Waldgebirge. Die leicht zerstörbaren Flötzschichten, der ganze trümmervolle Bau, die dichte Bewaldung, der Mangel an Kulturboden, die spärliche und rohe Bevölkerung machen dasselbe zu einer unwegsamen, ungastlichen Grenzscheide der anliegenden Ebenen im NO. und SO. Die Hauptpassage sind der Paß von Alsó Verecze oder der Weg der Magyaren zwischen Munkács und Lemberg, aus dem Latoreza- in das Strythal (etwa 720 m) und die Duklapassage am Hernad aufwärts über Kaschau, Eperies und Dukla in das Thal der Wyslota; der Sattel ist etwa 600 m hoch.

Das Hochland von Siebenbürgen, das südlichste Hauptglied des Karpatensystems, bildet ein Viereck von 102000 qkm, welches auf allen Seiten von Gebirgszügen umwallt ist. Der Ost- und der Südrand oder die östl. und südl. Transsylvanischen Alpen, hauptsächlich aus Urgestein bestehend, fallen nach außen gegen O. zur Moldau und besonders gegen S. zur Walachei steil ab, sind die riesenhaftesten, geschlossensten und ungangbarsten Teile des ganzen Karpatensystems und geben der Tatra an Gipfelerhebung nur wenig nach. Ihre Gehänge sind bis 1800 m Höhe mit Walddickicht bedeckt, und aus diesem starren die kahlen Gebirgskämme mit zahlreichen, 2275—2530 m hohen Felsspitzen empor, die nur wenige Wochen von Schnee entblößt, während in beschatteten Schluchten Schnee- und Eismassen auch im Sommer liegen bleiben. Der Ostrand, merkwürdig durch seine Kegelberge, alten Krater und vulkanischen Erscheinungen, zieht vom Pietrosz bis zum Bodzaer Passe an der Südostecke des Landes, und zwar in zwei parallelen Ketten, die durch ein breites und tiefes, von der Maros gegen N., von der Aluta gegen S. durchflossenes Längenthal getrennt sind. Die äußern Abfälle der höhern und längern Ostkette bilden breite Berg- und Hügellandschaften und gehören im N. dem waldigen und wellenförmigen Plateau der Bukowina an, im S. aber fallen sie zur Tiefebene der Moldau und nordöstl. Walachei ab. Der Südrand, 375 km lang und in sehr kurzen, steilen Vorstufen und Querketten zur walach. Ebene abfallend, zieht von der Südostecke des Landes, wo der ganze Gebirgswall am meisten zerklüftet und durch eine Reihe von Eingangspforten und Karrenwegen (den Bodzaer, Tömöser, Törzburger und andern Pässen, die aus der Walachei in den Thalkessel von Kronstadt führen) geöffnet ist, westwärts zunächst als Fogaraścher Gebirge, ein massiver, 2000 m hoher Felsenkamm mit 2275—2530 m hohen Gipfeln (Negoi 2543, Bucsecs 2819 m), im N. begleitet von dem Westlaufe der Aluta, bis zu deren felsiger Durchbruchspforte, dem Rotenturmpaß; dann als Hatzeger Gebirge westwärts über den Vulkanpaß bis zur Thalfurche und Fahrstraße des gegen S. zur Donau (bei Orsova) eilenden Czernabachs und der durch die Pässe des Tergovaer und Slatinaer Schlüssels fließenden Temes. Jenseit dieser Furche erhebt sich das nur noch 1000 m hohe Banater Bergland, welches aus Basalt, Nagelflue und Höhlenkalk schön geformt, durch die heißen Bäder Mehadia berühmt ist, und dessen Stellabfall oder Klissura mit den gegenüber liegenden Steilhöhen des serb. Mirotschgebirges bei Orsova die letzte Strompforte der Donau, das sog. Eiserne Thor, bildet, durch welches die niederungar. mit der walach. Tiefebene in Verbindung steht. Der West- und Nordrand bilden das Siebenbürgische Erzgebirge, bestehend aus vielen von O. gegen W. streichenden Parallelketten und Berggruppen mit 1000—1600 m hohen Gipfeln, mit tiefen, besonders auf der mehr durchbrochenen und daher zugänglichern Westseite zahlreichen Einsenkungen und Thälern. Namentlich bemerkenswert ist die Basaltmasse des Detunata (s. d.) bei Obrudbánya, die Bergspalte bei Thorda u. s. w. Ihr Lauf deutet die allmähliche gegen N. und W. gerichtete Senkung und von 620—390 m abnehmende Höhe des innern Hochlandes von Siebenbürgen an, das eine hügelige, wasserreiche, zum Teil sehr fruchtbare und gut angebaute Plateaufläche ist.

Vgl. Hildebrandt, «Karpatenbilder» (Glog. 1863); Hunfalvy, «A magyar birodatom természeti viszonyaivak leirása» («Beschreibung der natürlichen Verhältnisse von Ungarn», 3 Bde., Pest 1863—65);

Koristka, «Die hohe Tatra» (Gotha 1864); Kolbenheyer, «Die hohe Tatra» (4. Aufl., Teschen 1881); Bielz, «Reisehandbuch für Siebenbürgen» (Hermannst. 1881); Götz, «Das Donaugebiet» (Stuttg. 1882); Hescht, «Illustrierter Führer durch die K.» (Wien 1881).

Karpatensandstein, ein eisenschüssiger, kalkiger Sandstein hauptsächlich mit Fucoidenabdrücken, der im ganzen alpinen Kreide- und Eocängebiete eine große Verbreitung besitzt.

Karpatho, türk. Insel im Ägäischen Meere, s. Skarpanto.

Karpetaner, im Altertum Völkerschaft im jetzigen Castilien und Estremadura, mit der Hauptstadt Toletum (Toledo).

Karpfen (Cyprinoidei) nennt man eine sehr zahlreiche Familie von Süßwasserfischen, die sich durch weiche Flossenstrahlen und vollkommen zahnlose Kiefer, aber zahntragende untere Schlundknochen von allen andern Familien unterscheiden. Die Schleien, Barben, Nasen, Weißfische gehören dieser Familie an. Die eigentlichen K. (Cyprinus) haben einen stark zusammengedrückten, großschuppigen Körper, eine lange Rückenflosse mit einem gezähnten Stachel vor dem ersten Strahle und Bärtel am Maule. Zu dieser Gattung gehört der gemeine Karpfen (C. Carpio, Tafel: Fische II, Fig. 4), ein wahrscheinlich aus China stammender, aber durch den Menschen über den größten Teil von Europa, Java und Nordamerika verbreiteter Fisch, der sich von seinen Gattungsverwandten durch vier kurze Bartfäden und den stark gegabelten Schwanz unterscheidet. Er ist oben olivenbräunlich und an den Seiten gelblich und erst seit 300 Jahren aus Südeuropa allmählich nach Nordeuropa und Amerika verpflanzt. Seine höchste Vollkommenheit erlangt er jedoch nur in den Ländern östlich der Elbe und Oder und in Österreich. In Deutschland wird der K. sowohl in Flüssen als auch in Seen und Teichen gehegt; nur vermeidet er schnellströmende Gewässer. Die Karpfenzucht macht einen Hauptteil der Teichfischerei aus, besonders auch wegen der starken und leichten Vermehrung. Bloch fand im Bauch eines 9 Pfd. schweren Weibchens (rogenen K.) 600000 Eier und Schneider bei einem 10 Pfd. schweren 700000. Der K. laicht im Juni; er nährt sich von Pflanzenstoffen, Gewürm und Insektenlarven und kann über 40 Pfd. schwer werden. Übrigens hat er ein zähes Leben, sodaß er tagelang, in nasses Moos gepackt, dauern und so mit in Milch eingeweichtem Brote ernährt werden kann. Auch kann er ein Alter von weit über 200 Jahre erreichen. Dieser Fisch ist indes epidemischen Hautkrankheiten ausgesetzt und wird leicht von dem Geruch sumpfiger und schlecht gehaltener Weiher durchdrungen. Als beste Speisekarpfen gelten die fünfjährigen. Als ein echtes Haustier ist er zahlreichen Monstrositäten unterworfen und variiert ganz bedeutend. Eine fast nackthäutige Abart mit drei Reihen großer Schuppen nennt man Spiegelkarpfen oder Karpfenkönig, eine ganz schuppenlose Lederkarpfen und eine von rotgoldiger Farbe wird als Goldkarpfen bezeichnet. In Fischteichen werden die K. sehr zahm und lassen sich sogar durch eine Glocke oder durch Pfeifen daran gewöhnen, zum Füttern herbeizuschwimmen. Die Galle dient zum Färben, Malen und zur Bereitung von Saftgrün; die Schwimmblase wird auch zu schlechter Hausenblase verwendet. Die Karausche und der Gibel (C. Gibelio) gehören ebenfalls zu dieser Gattung und sind in Deutschland gemein. Unter den ausländischen K. ist der bekannteste der aus China stammende Goldfisch.

Karpfen (ungar. Korpona), alte Bergstadt, am gleichnamigen Flusse im Sohler Komitat in Ungarn, hat ein Untergymnasium und zählt 3800 E. Der Bergbau ist verfallen, die Bewohner treiben Wein- und Obstbau. Die Stadt, von Deutschen gegründet, erhielt 1244 einen königl. Freiheitsbrief, in welchem außer den gewöhnlichen Begünstigungen festgestellt wird, daß die Zeugenschaft der Ungarn allein gegen die (deutschen) Bürger ungültig sei. Der Freibrief wurde 1270 und 1274 erneuert; das Karpfener Recht erhielten dann später die deutschen Orte Dobschau, Thurócz-Szent-Márton, Loppina, Sillern, Deutsch-Liptsche u. a. Vgl. Schwicker, «Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen» (Teschen 1881).

Karpfenkönig, s. unter Karpfen.

Karpfstock, s. unter Hausstock.

Karpinski (Franciszek), poln. Dichter, geb. 4. Okt. 1741 zu Holosko in Galizien, erhielt seine Bildung in der Jesuitenschule zu Lemberg, ging zu seiner Ausbildung in jurist. Praxis eine Zeit lang nach Wien, wurde dann aber Gutspächter in Galizien. Im J. 1783 wurde er Sekretär beim Fürsten Adam Czartoryski in Warschau und durch Ramszewicz in des Königs Stanislaus August nähern Umgang gezogen. Aber weder das Hofleben, noch später das als Erzieher in fürstl. Häusern sagte dem gemütreichen, geraden und freimütigen Manne zu. Im J. 1791 erhielt er zwei an der Bialowiczer Heide in Litauen gelegene, dem Staate gehörige Güter auf 50 Jahre als Eigentum. Er starb 4. Sept. 1825. K.s Lieder, die als echt national in dem Munde des poln. Volks leben, zeichnen sich durch Einfachheit und Herzlichkeit aus, in manchen patriotischen erhebt er sich aber auch zu höherm Schwunge. Seine Schriften (herausg. von Dmochowski, 4 Bde., Warsch. 1804, Lpz. 1836 und Krakau 1862) enthalten außer Liedern und Idyllen eine Übersetzung der Psalmen Davids, eine Tragödie «Judyta» und mehrere prosaische Aufsätze. Seine Selbstbiographie gab Moraczewski (2. Aufl., Lemb. 1849) heraus.

Karpo, eine der Grazien (s. d.).

Karpokrates oder Karpokras, lebte unter Hadrian zu Alexandria und stiftete die gnostische Partei der Karpokratianer. Er vertritt in der Entwickelung der christl. Gnosis (s. d.) die Verbindung der religionsphilos. Bestrebungen mit den Gedanken der griech. Philosophie und speziell des Platonismus. Er fand das Wesen der wahren Religion darin, daß die Seele über den Aberglauben der Volksreligionen und über die Gesetze der Gesellschaft, durch welche die Untergeister den Menschen fesseln, sich erhebe und mit der Monas oder höchsten Gottheit auf dem Wege der Kontemplation sich vereinige. Dem Sohne des K., Epiphanes, wurde nach seinem Tode ein Tempel auf Cephalonia errichtet; die Sekte erhielt sich bis ins 6. Jahrh.

Karpolithen (grch.), versteinerte Früchte.

Karpowka oder Archangelskoje, Kirchdorf im russ. Gouvernement Rjasan, Kreis Rannenburg, 40 km nordwestlich von der Kreisstadt, an dem Flusse Jagodnaja Rjasa, mit 1362 E. In der Nähe des Dorfs befindet sich am Ufer des Flusses ein Steinkohlenlager, auch wird Porzellanerde in Menge gewonnen.

Karr (Jean Baptiste Alphonse), franz. Schriftsteller, geb. 24. Nov. 1808 zu München, Sohn des talentvollen Pianisten Henry K., der seit 1802 zu Paris lebte, erhielt seine Schulbildung in letzterer Stadt auf dem Collége Bourbon, wo er auch eine Zeit lang als Unterlehrer thätig war. Sodann wurde er Mitarbeiter am «Figaro». Nachdem sein erster Roman «Sous les tilleuls» (2 Bde., Par. 1832) sehr günstig aufgenommen worden war, ließ er mehrere andere folgen, wie «Une heure trop tard» (1833), «Vendredi soir» (1835), «Le chemin le plus court» (1836), «Geneviève» (1838), eine seiner poetischsten Schöpfungen, «Clotilde» (1839). Im J. 1839 wurde K. Oberredakteur des «Figaro» und begann gleichzeitig die «Guêpes», satirische Monatshefte (teilweise wieder abgedruckt, 4 Bde., 1853 und 1859), die großen Erfolg hatten und dem Kritiker erbitterte Feindschaften, ja sogar von weiblicher Hand (Madame Louise Colet) einen Mordversuch zuzogen. Nebenbei blieb er auch als Romandichter thätig; in dieselbe Zeit gehören: «Hortense» (1842), «Feu Bressier» (1844), «La famille Alain» (1848), «Clovis Gosselin» (1851), «Agathe et Cécile» (1853), «Fort en thème» (1855), einer von seinen bekanntesten Romanen, und andere Schriften verschiedenen Inhalts: «Voyage autour de mon jardin» (1845), «Au bord de la mer» (1854), «Une poignée de vérités» (1857). Um diese Zeit zog sich K. nach Nizza und beschäftigte sich mit Blumenzucht und Blumenhandel. Eine Ausgabe seiner «Oeuvres complètes» erschien 1860 und öfter. Von seinen letzten Werken sind zu nennen: das Drama «La Pénélope normande» (1860), das Lustspiel «Les roses jaunes» (1866) und eine Reihe von humoristischen Fragmenten: «Les death du dragon» (1869), «La maison close» (1870), «La promenade des Anglais» (1874), «Notes de voyage d'un casanier» (1877), «Le livre de bord» (1879) ꝛc. In den Schriften «Gaietés romaines» (1870), «Dieu et diable» und «Le credo du jardinier» (1875) tritt er in sarkastischer Form gegen die kath. Kirche auf.

Karrak, Insel im Pers. Meerbusen, s. Kerak.

Karrasche, s. Carrorcio.

Karratschi, Karantschi, engl. Currachee, befestigte Seestadt in der Präsidentschaft Bombay und Hauptort eines gleichnamigen Kollektorats der Division Sindh, unter 24° 51′ nördl. Br. und 67° 2′ östl. L. von Greenwich gelegen, der westlichste Ort des Indobritischen Reichs, mit Kotri auf dem rechten Indusufer gegenüber von Hyderabad (s. d.) durch Eisenbahn, durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit Maskat, Bombay u. s. w., sowie seit 1864 durch einen 2400 km langen Telegraphenkabel mit Bassora verbunden, hat in neuester Zeit in politischer, merkantilischer und militärischer Hinsicht eine große, zunehmende Bedeutung erlangt. Der eigentliche Hafenplatz Kiamari liegt 7,5 km im S. der Stadt an einer Meeresbucht von beträchtlicher Tiefe und sicherm Ankergrunde. Der Hafen wird durch das Fort Manora geschützt und ist der größte und sicherste an der ganzen Küste zwischen Bombay und der Westgrenze. Bei Kiamari befinden sich die Eisenbahnstation, das Zollhaus, große Warenlager und einige Dock-Yards zur Ausbesserung der Dampfboote der British India Steam Navigation Company, sowie zur Zusammensetzung neuer, in einzelnen Stücken aus England hierher gebrachter Boote. Vom Hafenplatz führt die Bander- oder Hafenstraße nach K., angelegt von Sir Charles Napier, dem Eroberer von Sindh. Durch die Sindh-Eisenbahn von Kiamari nach Kotri hat K. eine ungemeine kommerzielle Wichtigkeit gewonnen. Es ist jetzt der natürliche Ausgangspunkt des ganzen Indusbeckens und der angrenzenden Länder. Das eigentliche K., die alte Stadt der Eingeborenen, dicht an der See auf sanft ansteigendem Grunde, besteht aus engen, krummen und schmutzigen Straßen mit Lehmhäusern und einem dürftigen Bazar für den Detailverkauf. Gegenüber dieser alten Stadt mit ihrer Sindhibevölkerung bilden die in neuerer Zeit nach der Nordseite und besonders gegen die frequente Hafenstraße hin angelegten stattlichen Häuser, meistens von Parsis und reichen Banianen bewohnt, einen auffallenden Kontrast. Hier befinden sich auch mehrere von der brit. Regierung aufgeführte Gebäude und Anlagen, sowie der geräumige, nach europ. Geschmack erbaute Neue Markt, eine prächtige Schule, sowie an der Hafenstraße das einem Fort ähnliche Zuchthaus. An der Nordseite der Stadt liegt am linken Ufer des Liari der Gouvernementsgarten zum Anbau von Gemüsen für die in K. stationierten Truppen.

Von der Stadt selbst führt die etwa 2 km lange Hafenstraße in nordöstl. Richtung nach dem Englischen Lager, wo sich eine starke Garnison brit. und eingeborener Truppen befindet. Es ist dies eine neue, für die Truppen, die Offiziere und deren Familien, sowie für die Civilbeamten bestimmte und mit breiten, lustigen und gut chaussierten Straßen regelmäßig angelegte europ. Stadt. Hier befinden sich die Regierungsgebäude, das Museum, eine nicht unbeträchtliche Bibliothek, das Arsenal, die Kasernen für Artillerie und Infanterie, die Baracken für die Sipahis, die Exerzierplätze und eine sehr schöne prot. Kirche, deren hoher Turm zugleich den Schiffen als Wahrzeichen dient. Die Durchschnittstemperatur von K. ist 29° C. Die Hitze, im heißesten Sommer 35, selten 38° C., wird durch Seewinde sehr gemildert, und im ganzen gilt das Klima von K. für gesund, obgleich nicht selten Fieber und Dysenterie vorkommen. Die Engländer haben daher als Gesundheitsstation 2 km im O. der Stadt auf höherm Meeresufer die kleine Kolonie Clifton angelegt. K. zählte 1853 mit den Vorstädten 22227 E., 1872 bereits 53526 und 1881 etwa 58000. Den Hauptbestandteil der Bevölkerung bilden die Sindhi, neben denen sich, des Handels und der Schiffahrt wegen, viele Eingeborene aus Katschh und Gudscherat niedergelassen. Die Afghanen nehmen ein eigenes Stadtviertel ein und sind neben den Balutschen der unruhigste Teil der Einwohnerschaft. Gegen Anfang der kühlen Jahreszeit (November) kommen große Karawanen von Mekran, Kelat und andern Teilen Balutschistans, sowie aus Afghanistan, besonders aus Kandahar an, welche Ghi (geschmolzene Butter), Häute, Schafwolle, Asa foetida, besonders aber Pferde auf den Markt bringen und dagegen engl. Baumwollzeuge, kurze Waren, Zucker u. s. w. einkaufen. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Kamelen, Pferden, Salpeter, Salz, Reis, Getreide, Ghi, Häuten, Talg, Öl, Fischen, Gerberrinde, Indigo und andern Färbestoffen, Baumwolle, Wolle, Seide, Kaschmirshawls und Edelsteinen. Nach Vollendung der bereits in Angriff genommenen Eisenbahn von K. nach Multan und Lahore und Peschawer wird K. sich ohne Zweifel in kurzer Zeit zu einem der ersten Handelsplätze Asiens erheben.

Karren oder Karre (frz. charrette, engl. cart) nennt man meist zweiräderige Lastfuhrwerke, welche entweder durch Zugtiere oder von Menschenhand fortbewegt werden; im letztern Fall heißt das Fuhrwerk Handkarren. Der eigentliche K. besteht, wie jedes Lastfuhrwerk, aus dem Untergestell oder Unterwagen und dem Obergestell oder Oberwagen. Das Untergestell setzt sich aus den beiden Rädern, der eisernen Achse und dem hölzernen Achsstock oder Achsholz zusammen. Auf dem letztern liegt der Achsschemel, während zwischen beiden die Deichselarme hindurchgehen, die vor der Achse die Schere zur Aufnahme der Deichsel bilden. Die einzelnen Teile des K. sind dieselben wie bei vierräderigen Wagen. (S. Wagen.) Das Obergestell wird meist als Kasten ausgebildet und hat nur bei den Handkarren die Gestalt einer Plattform, die oft auch bloß aus einzelnen (3 bis 6) Rund- oder Quadrathölzern gebildet wird.

Eine besondere Art sind die Schiebkarren oder Schubkarren, welche ebensowohl ein- als zweiräderig ausgeführt werden. Der einräderige Schiebkarren ist der gebräuchlichste und dient gewöhnlich zum Transport von Erde, Bauschutt, Steinen u. s. w. Zweiräderige Schiebkarren, die sich übrigens nur dadurch von den oben erwähnten Handkarren unterscheiden, daß ihre Deichsel zum Schieben statt zum Ziehen eingerichtet ist, dienen bei Bauwerken zum Transport schwerer Steine, in Mühlen zum Fortschaffen der gefüllten Mehlsäcke und namentlich auch in Städten zur Beförderung von Waren von Haus zu Haus. Auf dem Lande sind mehr zweiräderige Schiebkarren gebräuchlich. Vergleicht man die Leistungsfähigkeit von K. und Wagen als Lastfuhrwerke, so ergibt sich, daß auf guten Wegen, für kleine Entfernungen, bei guten Pferden, in Gebirgsgegenden, für Fracht- und Ackerbauzwecke und für den Transport von Waren in volkreichen Städten der K. den Vorzug verdient, dagegen auf schlechten Straßen, bei geringern Pferden und für das Flachland die Verwendung von Wagen mehr Vorteil gewährt.

Karrenbütte, Mostmaß, s. Gerle.

Karrete, s. Carreta.

Karrick oder Carrit, der südl. Teil der schott. Grafschaft Ayr (s. d.).

Karrikatur, s. Karikatur.

Karroo, s. unter Kaptolonie.

Karroufel, s. Karussell.

Kars, die feste Hauptstadt früher eines eigenen Sjalets, dann eines zum Vilajet Erzerum gehörigen Mutessariflyks, seit dem Berliner Kongreß Hauptstadt eines russisch-asiat. Gouvernements, 180 km im NO. von Erzerum und 60 km im SW. von der russ. Festung Alexandropol (s. d.), liegt 1848 m hoch in der ausgedehnten, baumlosen, aber fruchtbaren und reichbewässerten Hochebene Schiragh, an der Ostseite einer isolierten Berg- und Hügelgruppe, welche der Kars-Tschaj oder Arthurean im tiefen Engthale durchbricht. Die meist mehrere Stockwerke hohen Häuser der Stadt sind überwiegend aus Stein, viele aus schwarzen Basaltquadern erbaut. Die Straßen sind eng und schmutzig. K. war früher in Kriegszeiten Hauptsammelpunkt der osman. Streitkräfte im östl. Anatolien und gilt wegen der daselbst befindlichen Ewlia- (Heiligen-) Gräber und mehrerer Moscheen den Mohammedanern als eine geweihte Stätte, zu der sie wallfahrten. Ein armen. Bischof hat in K. seinen Sitz. Der Ort hat eine buntgemischte Bevölkerung von Türken, Kurden, Armeniern, Georgiern und Persern, welche (1883) auf 19500 Köpfe veranschlagt werden kann. Die Stadt liefert nur für den eigenen Bedarf wollene Zeuge von grobem Gewebe, sehr dauerhafte Teppiche und Filze. Dagegen hatte zu allen Zeiten der Durchgangshandel einige Bedeutung. K. galt bisher als ein Bollwerk des Osmanischen Reichs und ist jetzt ein wichtiger vorgeschobener Posten der Russen, von dem aus Erzerum schnell erreicht werden kann. Die Festung bildet ein unregelmäßiges Polygon mit doppelter Mauer und vier Bastionen. Auf dem Ak-Dagh, einem steilen Hügel, liegt, gänzlich sturmfrei, das Fort Arkanieh, ein bastioniertes Fünfeck, auf dem Kara-Dagh und Top-Dagh die Inglis-Tabia und Modschar-Tabia, zwei starke Batterien.

Während des Orientkriegs 1853—56 wurden die ältern Festungswerke mittels sehr ausgedehnter, aber schwacher Verschanzungslinien durch den engl. Ingenieuroberstlieutenant Atwell Lake ergänzt. Ferner hat man seit 1864 K. in einen großen Waffenplatz umzuwandeln begonnen. Im 3., 10. und 11. Jahrh. war K. Residenz einer eigenen armen. Dynastie. Im 11. Jahrh. wurde die Stadt eine Beute der Seldschuken, im 13. der Mongolen und 1387 zerstörte sie Timur; in den pers.-türk. Kriegen des 16., 17. und 18. Jahrh. wurde sie öfter belagert und erobert. Paskewitsch eroberte die Stadt 5. Juli 1828, und 10. Juli kapitulierte auch die Citadelle. Im Orientkriege übte der brit. General Williams großen Einfluß auf die Verteidigung von K. Das Hauptverdienst der Abschlagung des russ. Sturmangriffs am 29. Sept. 1855 gebührt aber Ismael Pascha (dem ehemaligen ungar. General Kmety). Die russ. Blockade währte danach fort. Nachdem die Besatzung durch Hungersnot und Cholera decimiert, mußte General Williams 27. Nov. 1855 die Festung an die Russen übergeben. Beim Beginn des Russisch-Türkischen Kriegs von 1877 wurde K. von den Russen im Mai eingeschlossen und dann von General Melitow belagert, 11. Juli jedoch von den Türken unter Mukhtar Pascha entsetzt. Aber noch der Niederlage Mukhtar Paschas am Aladscha-Dagh (s. d.) 15. Okt. 1877 wurde K. unter der Oberleitung des Großfürsten-Statthalters Michael durch General Lazarew abermals eingeschlossen. Am 4. Nov. trafen aus Alexandropol Belagerungsgeschütze ein, am 5. wurde ein türk. Ausfall zurückgeschlagen und 11. Nov. begann die Beschießung der Stadt, sowie der Forts Karadagh, Hafiz und Kanly. Die Besatzung blieb unerschüttert und verstärkte trotz des russ. Feuers die Werke der Ostfront. In der mondhellen Nacht vom 17. zum 18. Nov. erfolgte der Sturm durch 7 Kolonnen, und 4 Uhr morgens waren alle Werke auf dem rechten Ufer genommen, worauf sich die Citadelle ergab; 5 Paschas, 17000 Mann (darunter 4500 Verwundete und Kranke) kapitulierten, nur wenige Reiterabteilungen entkamen. Die Festung enthielt 303 Geschütze, und die Türken hatten beim Sturm 2500 Tote. Seitdem ist K. in russ. Besitz und inzwischen durch Ausbau der Werke und Anlegung neuer Forts zu einer großen Lagerfestung umgewandelt worden.

Das Gouvernement Kars, zu Russisch-Armenien gehörig, umfaßt 18586,5 qkm mit (1880) 114282 E.

Karsch, s. Karschin.

Karschin (Anna Luise), eigentlich Karsch, begabte deutsche Dichterin, geb. 1. Dez. 1722 auf einer Meierei unweit Schwiebus an der schles. Grenze,

wurde nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, eines Schenkwirths, Namens Dürboch, bei ihrem Oheim, einem Amtmann, erzogen. Ihre Mutter brachte sie in einen Dienst, wo sie die Kühe hüten mußte, zugleich aber die Bekanntschaft eines Hirtenknaben machte, welcher sie mit Büchern versorgte. So entstanden während ihres dreijährigen Dienstes ihre ersten, durch jene Lektüre angeregten Gedichte. Nachdem sie noch eine Zeit lang als Kindermärterin gedient, heiratete sie in ihrem 17. Jahre einen Tuchmacher, Namens Hirsekorn, zu Schwiebus, mit dem sie eine qualvolle Ehe führte. Von ihm geschieden, verheiratete sie sich dann mit einem Schneider Karsch in Frankstadt, der jedoch, dem Trunke ergeben, sein Vermögen und auch all das Geld verschwendete, welches sie durch Gelegenheitsdichtungen verdiente. Nachdem sie mit ihrem Manne sich nach Großglogau begeben, wurde sie durch den Baron von Kottwitz 1760 nach Berlin gezogen, wo die glänzendste Zeit ihres Lebens und ihrer Dichterlaufbahn begann. Man zog sie in die ersten Gesellschaften und ergötzte sich an ihrer Fertigkeit zu improvisieren und Gedichte sogleich niederzuschreiben. Ramler, Mendelssohn, Gleim u. a. unterstützten sie. Gleim gab eine Sammlung ihrer «Auserlesenen Gedichte» (Berl. 1764) heraus und verschaffte ihr dadurch 2000 Thlr. Der Graf von Stolberg-Wernigerode und andere bewilligten ihr Jahrgelder; allein dies alles reichte nicht zu, sie selbst, ihre zwei Kinder und ihren Bruder zu ernähren. Friedrich II., an den sie sich mehrmals gewendet hatte, zeigte ihr wenig Teilnahme; sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., schenkte ihr in Berlin ein kleines Haus. Sie starb daselbst 12. Okt. 1791.

Zwar ist keins ihrer Gedichte vollkommen rein und tadellos; aber Natürlichkeit des Gefühls, Feuer der Empfindung und Kraft des Ausdrucks lassen sich in ihren Liedern nicht verkennen. Die Energie ihres Geistes bekundet sich darin, daß sie sich selbst an die polit. Poesie wagte, Schlachtlieder dichtete und Friedrichs II. und Preußens Größe in patriotischen Oden feierte; aber unter Gleims und Ramlers Einfluß sank ihre naive Naturdichtung zu einer wässerig-korrekten Kunstdichtung herab. Durch ihren zweiten Gatten wurde sie Mutter der Karoline Luise von Klenke (geb. 21. Juni 1754 zu Frankstadt, gest. 21. Sept. 1812 zu Berlin), die außer mehrern eigenen Schauspielen, Gedichten und andern Schriften auch die «Gedichte» ihrer Mutter nebst deren Lebenslauf (Berl. 1792; 2. Aufl. 1797) herausgab, und Großmutter der Schriftstellerin Helmina von Chézy. Vgl. Heinze, «Anna Luise K.» (Aulom 1866).

Karst (itol. Carso, bei den Alten Carusavius) heißt im engern Sinne das etwa 82 km lange, 24 km breite, durchschnittlich 4—500 m hohe Kalksteinplateau, welches sich nördlich von Istrien in südöstl. Richtung vom Isonzo bis zum Quarnerogolf durch das österr. Küstenland hinzieht. Von den Julischen Alpen wird dasselbe durch das Thal des Wipbachs, von den Hochflächen der Windischen Mark durch die Poik und die Recco geschieden. Gegen den Golf von Triest fällt es steil mit etwa 400 m hohem Absturz ab; sein höchster Gipfel ist der 1270 m hohe Sia. Der K., der aus vielfach zerklüftetem und durchlöchertem Kalk und Dolomit der Kreideformation besteht, ist ohne eigentliche Gebirgsbildung, ohne zusammenhängende Thäler; vielmehr bildet er eine von vielen trogartigen Becken, kesselförmigen Dolinen und zahllosen Trichtern durchlöcherte Hochplatte, auf der einzelne Erhebungen, bald Berge und Hügel, bald schmale, steile Felsenwälle aufgesetzt sind. Das Plateau ist eine trourige Öde, mit Trümmergestein überschüttet, überaus arm an Vegetation, häufig von dem wütenden Nordostwind, der Bora, heimgesucht, der die spärliche Pflanzenwelt austrocknet, die Erde wegreißt und den Fels bloßlegt und in weiter Ausdehnung keinen Baumwuchs aufkommen läßt. Wald findet sich fast nur in den vor der Bora geschützten Vertiefungen, in welchen auch Mais, Obst und Wein gebaut werden; die Viehzucht liefert einen tüchtigen Schlag von Gebirgspferden. Die Oberfläche der Hochplatte ist wasserarm, auf Cisternen und periodische Wasseransammlungen in den Dolinen angewiesen; dagegen wird das Innere von zahlreichen unterirdischen Flüssen durchzogen, die hier und da zu Tage treten, um nach kürzerm oder längerm oberirdischen Laufe wieder in den Klüften des Kalksteins zu verschwinden, so die Poik und die Recco. Südlich schließt sich an den eigentlichen K. der Tschitscher Boden an und bildet den Übergang zu dem in Gesteinsart und Gebirgsform mit dem K. übereinstimmenden Plateau der Halbinsel Istrien. Wie dieses Plateau, rechnet man im weitern Sinne zum K. auch die nördlich und östlich von demselben gelegenen, karstähnlichen, aber teilweise bewaldeten Hochflächen der Julischen Alpen und der Windischen Mark: den Tarnowanerwald zwischen dem Isonzo und der Idrizza, den Birnbaumerwald zwischen der Idrizza und der Poik und die Piuka-Planina zwischen der Poik, der Recca und dem Zirknitzersee. Den Charakter des K. zeigen aber auch die weiter östlich zwischen der Save und der Kulpa gelegenen Höhen der Windischen Mark, das Gutenfeld und der Hornwald, ferner die bosnischen, kroat. und dalmat. Gebirge, sowie die Inseln und Klippen vor der dalmat. Küste. Als die Ursache der Karstbildung ist (nach von Mojsisovics) die Störung der begonnenen Thalbildung durch Gebirgsfaltung anzusehen. Die blinden Tholmulden des K. sind unentwickelte Erosionsthäler, deren Abfluß durch einen Bergriegel verlegt wurde. Dadurch wurden die Gewässer zu Seen aufgedämmt, die sich bei der verhältnismäßig leichten Löslichkeit des Kalksteins in Wasser und bei seiner Neigung zur Zerklüftung durch chem. und mechan. Erosion unterirdische Abflußwege öffneten. Auf diese Weise entstanden die unterirdischen Flußläufe, die Höhlen und, durch das Nachstürzen des unterhöhlten Deckgebirges, die Dolinen oder Einsturzkessel des K. Dagegen sind die Trichter oder Karstlöcher von der Gebirgsfaltung unabhängig und den Karrenfeldern der nördl. Kalkalpen entsprechend einfache Erscheinungen der chem. Erosion des Kalksteins, dessen unlösliche Teile sich als «terra rossa» auf dem Grunde der Trichter ablagerten. Die österr. Karstländer werden von den Eisenbahnlinien Fiume-Karlstadt-Agram, Sissek-Kostajnica-Banjaluka, Brod-Zenica-Serajewo und Laibach-Triest (Semmeringbahn) durchzogen, von denen letztere den eigentlichen K. zwischen St. Peter und Triest überschreitet und bei St. Peter sich nach Fiume, bei Divazza nach Pola und Rovigno verzweigt. Vgl. Schmidl, «Zur Höhlenkunde des K.» (Wien 1854); von Mojsisovics, «Zur Geologie der Karsterscheinungen» («Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. XI», Wien 1880); Neyer, «Studien über das

Karstrelief» («Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft», Wien 1881).

Karst, Werkzeug, s. Erdhacke.

Karst., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Karsten (Hermann), der Jüngere, Botaniker.

Kärstelenbach, s. unter Maderanerthal.

Karsten, deutsche Gelehrtenfamilie:

Wenzeslaus Johann Gustav K., geb. 15. Dez. 1732 zu Neubrandenburg, gest. 17. April 1787 als Professor der Physik zu Halle, machte sich durch eine Reihe mathem. Werke bekannt.

Franz Christian Lorenz K., ein Bruder von Wenzeslaus K., geb. 3. April 1751 zu Pohnsdorf im Mecklenburgischen, gest. 28. Febr. 1829 zu Neuen-Werder bei Rostock, seit 1780 erst zu Bützow, dann zu Rostock Professor der Nationalökonomie und Kameralwissenschaften, war der erste, welcher eine landwirtschaftliche Lehranstalt in Deutschland gründete (zu Neuen-Werder bei Rostock).

Einer der Söhne des vorigen war Karl Bernhard K., geb. 26. Nov. 1782 zu Bützow, welcher seit 1799 zu Rostock erst die Rechte, dann Medizin studierte, sich aber bald aus Neigung der Metallurgie und Bergbaukunde zuwandte. Nachdem er seit 1804 verschiedene Stellungen beim Berg- und Hüttenwesen in Schlesien bekleidet, wurde er 1819 als Geh. Oberbergrat bei dem Ministerium des Innern nach Berlin berufen, in welcher Stellung er bis zu seiner Emeritierung (1851) wirkte. Er starb 22. Aug. 1853 zu Schöneberg bei Berlin. K. hat viel zur Entwickelung des Hüttenwesens in Deutschland beigetragen; namentlich ist auch die Entstehung der großartigen Zinkindustrie Schlesiens auf ihn zurückzuführen. Zu seinen Hauptschriften gehören: »Handbuch der Eisenhüttenkunde« (3. Aufl., 5 Bde., Berl. 1841), «System der Metallurgie» (5 Bde., Berl. 1831—32), «Lehrbuch der Salinenkunde» (2 Bde., Berl. 1846). Außerdem hat er sich durch die Herausgabe des «Archiv für Bergbau und Hüttenwesen» (20 Bde., Berl. 1818—31) und des »Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde» (26 Bde., Berl. 1829—54), welches er vom 11. Bande ab gemeinschaftlich mit H. von Dechen redigierte, große Verdienste erworben. Klassisch sind seine Abhandlung «Über die kohligen Substanzen des Mineralreichs» (Berl. 1826), seine «Metallurgische Reise durch einen Teil von Bayern und Österreich» (Halle 1821) und die Monographie «Das erzführende Kalksteingebirge von Tarnowitz» (Berl. 1826). Auch schrieb er «Grundriß der deutschen Bergrechtslehre» (Berl. 1828) und «Philosophie der Chemie» (Berl. 1843).

Des vorigen ältester Sohn, Hermann K., geb. 3. Sept. 1809 in Breslau, widmete sich zu Bonn, Berlin und Königsberg mathem. und naturwissenschaftlichen Studien und habilitierte sich 1830 in Rostock, wo er 1832 die Professur der Astronomie, Mathematik und Mineralogie, 1862 auch die Direktion der Navigationsschule erhielt. Er starb 26. Aug. 1877 im Bade Reinerz in Schlesien. Außer astron. und meteorolog. Beobachtungen und dem für Seeleute bestimmten «Kleinen astron. Almanach» (1840—51) sind von seinen Schriften zu nennen: »Beitrag zur Berichtigung der Sterblichkeitstafeln» (Rost. 1845) und das «Lehrbuch der Kryſtallographie» (Lpz. 1861).

Des vorigen jüngerer Bruder, Gustav K., geb. 24. Nov. 1820 zu Berlin, studierte ebenfalls Mathematik und Naturwissenschaften und habilitierte sich 1845 in seiner Vaterstadt. Seit 1847 wirkte er als Professor der Physik und Mineralogie an der Universität zu Kiel und 1859 wurde ihm auch die Direktion des Eichungswesens für die Elbherzogtümer übertragen. Seit 1869 ist er Mitglied der kais. Normal-Eichungskommission. Die von ihm in den Elbherzogtümern eingeführte Organisation des Eichwesens wurde auf die neuen Einrichtungen im Reiche angewendet. Seine wichtigsten Schriften sind: «Lehrgang der mechan. Naturlehre» (3 Bde., Kiel 1849—53) und «Untersuchungen über das Verhalten der Auflösungen des reinen Kochsalzes in Wasser» (Berl. 1846). Seit 1856 gibt er im Verein mit andern Gelehrten die »Allgemeine Encyllopädie der Physik» heraus. Er veröffentlichte ferner eine «Denkschrift über den großen norddeutschen Kanal» (Kiel 1865) und «Beiträge zur Landeskunde der Herzogtümer Schleswig und Holstein» (2 Bde., Berl. 1869—72). Auch ist er an der Herausgabe der «Jahresberichte über Untersuchungen der deutschen Meere» (Berl. 1872—84) beteiligt. K. war 1867—72 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses; seit 1877 ist er Mitglied des Deutschen Reichstags, in welchem er der Fortschrittspartei angehört.

Ein Vetter der beiden letztgenannten ist der als Naturforscher und Reisender bekannte Hermann K., der Jüngere, geb. 6. Nov. 1817 zu Stralsund. Derselbe studierte erst Pharmacie, dann Naturwissenschaften in Rostock und Berlin. K. machte 1843—47 und 1848—56 zwei größere naturwissenschaftliche Reisen durch Venezuela, Neugranada und Ecuador. Seit seiner Rückkehr wirkte er erst als Privatdocent, dann als Professor der Botanik an der Universität zu Berlin. Im J. 1868 wurde er als Professor der Botanik nach Wien berufen, wo er, wie auch schon in Berlin, die an diesen Universitäten seitdem bestehenden pflanzenphysiol. Laboratorien gründete, legte aber sein Amt 1872 nieder. Seitdem beschäftigt er sich, als Privatgelehrter in der Schweiz lebend, mit bot. und archäol.-geognost. Studien. Seine Hauptwerke sind: «Die Vegetationsorgane der Palmen» (Berl. 1847), «Flora Columbiae» (Bd. 1 u. 2, jeder mit 100 Tafeln, Berl. 1857—66), «Gesammelte Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Pflanzen» (Bd. 1, mit 25 Tafeln, Berl. 1865), «Die geognost. Verhältnisse des westl. Columbien» (Wien 1856), «Chemismus der Pflanzenzelle» (Wien 1870), »Fäulnis und Ansteckung. Im Anhange die Darstellung meiner Erlebnisse an der wiener Universität in den J. 1869—71« (Schaffh. 1873), «Zur Geschichte der Botanik» (Berl. 1870), «Studie der Urgeschichte des Menschen in einer Höhle des schaffhauser Jura» (Zür. 1874), «Deutsche Flora, pharmaceut.-mediz. Botanik» (Berl. 1880 fg.). Durch seine anatom. Untersuchungen erkannte K. den allen Gewächsen zu Grunde liegenden einheitlichen Bau, während nach den bis dahin gültigen Ansichten der Anatomen ein dreifacher Typus stattfinden sollte. Seine physiol. Forschungen über die Entwickelung und Metamorphose der Pflanzenzelle leiteten ihn zu der Erkenntnis, daß nicht die im Zellsafte waltenden chem. Verwandtschaften, sondern vielmehr die organisierende Thätigkeit der Zellhaut die eigentümlichen Pflanzenstoffe erzeuge.

Karstenit, Mineral, s. Anhydrit.

Karsun oder Korsun, Kreisstadt im russ. Gouvernement Simbirsk, an der Karsunka, 100 km westlich von Simbirsk, mit (1882) 3736 E., hat

zwei Jahrmärkte, am Pfingsttage und am 8. Juli, von welchen letzterer sehr bedeutend ist.

Kartätsche (aus dem ital. cartoccio, Düte, abgeleitet von carta, Papier, gleicher Abstammung mit Kartusche), Schrotbüchse, ist die Bezeichnung für ein Artilleriegeschoß, welches durch Vereinigung mehrerer kleinerer Geschosse zu einem einzigen Schusse entsteht und sich gleich von der Mündung des Geschützes ab in seine einzelnen Teile trennt, die streuend auseinander gehen und eine größere Breite des Ziels unter Feuer nehmen. Man vereinigte die einzelnen Geschosse anfänglich in einem Netz oder Beutel (Beutelkartätsche) oder littete sie mit einem Holzspiegel zusammen (Traubenkartätsche); in neuerer Zeit wendet man Blechbüchsen als Behälter für die einzelnen Geschosse an (Büchsenkartätsche). Die K. kann nur gegen lebende Ziele, und zwar auf kurze Entfernungen (bis 500 m), angewandt werden; auf größere Entfernungen ersetzt man sie durch das Shrapnel (s. d.). Im Feldkriege dient die K. hauptsächlich zur Abwehr attakierender Kavallerie oder Infanterie, bei Belagerungen zum Abschlagen von Ausfällen und bei der Verteidigung der Festungen zur Flankierung der Gräben. (Vgl. Artillerie und Geschoß.)

Kartätschgeschütze, für welche auch die Bezeichnungen Mitrailleusen, Repetiergeschütze, Infanteriekanonen (frz. canons à balles), Revolverkanonen, Kugelspritzen vorkommen, beruhen auf der Verbindung mehrerer Feuerrohre geringern Kalibers zu einem einheitlichen System mit gemeinsamer Ladevorrichtung, vermögen daher ein sehr schnelles Feuer abzugeben und bilden im übrigen ein Mittelding zwischen Geschützen und Handfeuerwaffen. Den erstern entsprechen sie durch die Einrichtung des Untergestells, welches je nach dem Gebrauchsort eine fahrbare Lafette sein kann, durch das Gesamtgewicht, wie durch die Art und Weise ihrer Bedienung und Handhabung, während sie in ihrer Wirkung sich mehr den Handfeuerwaffen anschließen, insofern sie Geschosse geringern Gewichts schießen, deren Wirkung in der Hauptsache auf lebende Ziele berechnet ist. K. schleudern vermöge ihrer mechan. Einrichtung in sehr kurzer Zeit eine sehr große Anzahl von Geschossen und konkurrieren daher bezüglich der Massenhaftigkeit der Wirkung auf lebende Ziele mit den Streugeschossen der Geschütze, den Kartätschen und Shrapnels, daher auch der Name K. Vermöge ihrer sichern Unterlage sind die K. den Handfeuerwaffen an Treffähigkeit und Tragweite überlegen und gestatten bei der größern Freiheit in der Wahl des Kalibers mannigfaltigere Geschoßeinrichtungen, namentlich auch die Anwendung von Spreng- und von Kartätschgeschossen. Die K. vermögen die eigentlichen Geschütze wie auch die Handfeuerwaffen in besondern Fällen mit Vorteil zu ersetzen, namentlich wo es sich darum handelt, aus stabilen Positionen und von beschränkten Aufstellungsorten her ein massenhaftes Feuer zu entwickeln. Sie finden daher besonders Anwendung in Festungen als Flankengeschütze und auf der Flotte. Die Bestrebungen, die K. als Feldgeschütze zu verwenden, haben keinen dauernden Erfolg gehabt; in diesem Falle tragen sie alle schwachen Seiten der Geschütze, ohne deren Vorzüge zu vereinigen.

Die ältesten Arten von K. sind die Orgelgeschütze und die Espingolen. (S. die Spezialartikel und Geschütz.) Dieselben waren bei der geringen Stufe, auf welcher sich die Technik der frühern Jahrhunderte befand, von sehr geringen Leistungen. Der Gegenwart mit ihren hoch ausgebildeten technischen Mitteln und ihrem rastlosen Streben nach Vervollkommnung auf allen Gebieten des Waffenwesens gelang es, den K. eine vollkommenere Gestalt zu verleihen. Hierher gehört zunächst die Gruppe der eigentlichen Revolverkanonen, bei welchen ein im Kreise gelagertes Rohrbündel von 4 bis 10 Läufen sich um eine gemeinsame Längenachse dreht, jeder Lauf einzeln mit Patronen gespeist wird und bezüglich der Stellung der Schloßteile u. s. w. in einem andern Stadium sich befindet, sodaß das einzelne K. ein ununterbrochen fortlaufendes Feuer auszuüben vermag. Den Gegensatz hierzu bilden diejenigen K., bei welchen das Feuer mehr lagenweise abgegeben wird, indem das K. mit so viel Patronen gleichzeitig gespeist wird, als der Rohrkörper Läufe besitzt, die hier auch in größerer Zahl vorkommen. Die Schüsse der einzelnen Lage werden in beliebigem Feuertempo nacheinander abgegeben, letzteres kann so beschleunigt werden, daß die Abgabe der Schüsse einer Salve ähnlich wird, nach der eine gewisse Feuerpause eintritt. Man pflegt solche K. als Salvengeschütze zu bezeichnen. Eine dritte Gruppe wird durch diejenigen K. gebildet, bei welchen eine Anzahl Läufe neben-, eventuell auch übereinander liegen und keine Drehung haben, bei denen ferner jeder Lauf für sich gespeist wird und alle in gleichem Stadium sich befinden, ausgenommen das Abfeuern, was bei jedem Lauf einzeln, indes in beliebigem Tempo erfolgt. Sie vermeiden ebensowohl die Komplikationen des Drehmechanismus der Revolverkanonen, wie die Feuerpausen der Salvengeschütze, und vermögen mit einer viel geringern Anzahl von Läufen als die letztern auszukommen.

Die ältesten Revolverkanonen sind die des Nordamerikaners Gatling (s. d.), auch Gatlingkanonen genannt, welche bereits im Secessionskriege (1860—65) seitens der Unierten gebraucht wurden und seitdem eine ausgedehnte Verbreitung und Fortbildung erfahren haben. Die Gatlingkanonen als zehnläufige K. vom Kaliber der Infanteriegewehre fanden unter anderm in Rußland und England Annahme und seitens des erstern vor Plewna 1877, seitens des letztern im ägypt. Feldzug 1882 vorteilhafte Verwendung. Eine Fortbildung des Gatlingschen Prinzips zeigt die Hotchkißkanone, wie sie im Deutschen Reich für Marine und Festungen, außerdem in Frankreich und Rußland für die Marine zur Einführung gelangt ist. Dieselbe ist auf Tafel Geschütz II, Fig. 6 (Bd. VII, S. 891) zur Darstellung gebracht. Der Erfinder Hotchkiß vereinfachte den Mechanismus der Revolverkanone, indem er nur eine Lade- und eine Abfeuervorrichtung für sämtliche Läufe anbrachte, während bei Gatling jeder der letztern sein eigenes Schloß hat. Die auf der genannten Tafel abgebildete deutsche Hotchkißkanone, welche hier als Schiffsgeschütz funktioniert, ist fünfläufig, vom Kaliber 37 mm. Die Handhabung des Mechanismus geschieht durch die Kurbel, welche der Matrose in der rechten Hand hält. Das Bodenstück macht dabei (im Gegensatz zu Gatling) die Drehung der Läufe nicht mit. Mit der linken Hand gibt der Matrose dem K. die gehörige Höhen- und Seitenrichtung, wobei er, ähnlich wie beim Gewehr, den Bewegungen des Gegners mit dem Geschütz zu folgen

vermag. Das links hinten aus dem Rohre heraustretende Schulterstück gibt dem Geschütz Anlehnung an die Schulter des Schützen. Der jedesmal zu unterst befindliche Lauf ist schußbereit. Während des Abfeuerns stehen die Läufe selbstthätig still. Am Bodenstück befindet sich links der Ladetrichter, welcher, wie die Figur zeigt, die Patronenzuführung bewirkt. Das Gewicht ohne Rahmen ist 210 kg.

Zu den Salvengeschützen gehört das von dem franz. Oberst Reffye (s. d.) erfundene, 1867 in die franz. Feldartillerie eingestellte Canon à balles mit 25 zu einem Körper vereinigten Läufen von 13 mm Kaliber, welches namentlich in der ersten Periode des Deutsch-Französischen Kriegs 1870 und 1871 eine umfassende Verwendung gefunden hat, ohne indeß den gehegten großen Erwartungen zu entsprechen, jetzt aber veraltet ist, und der von den belg. Fabrikanten Montigny u. Christofle erfundene Mitrailleur mit 37 Läufen von 14 mm Kaliber. Im J. 1870 wurde derselbe als Mitrailleur Montigny in Österreich-Ungarn angenommen, in Kaliber und bezüglich der Patrone mit dem Infanteriegewehr in Übereinstimmung gesetzt. Die anfänglich beabsichtigte Einstellung in die Feldartillerie, namentlich der Honvédarmee, ließ man 1875 fallen, und findet dieses K. jetzt nur noch in Festungen Verwendung.

Zu der dritten Gruppe, den eigentlichen Repetiergeschützen, zählen das K. von Palmkrantz-Winborg, welches in Schweden für Landheer und Flotte, in Rußland für die Flotte Annahme gefunden hat, mit 10 Läufen vom Kaliber 27 mm und die zahlreichen Konstruktionen von Nordenfelt, worunter eine vierläufige vom Kaliber 25,4 mm von der engl. Admiralität angenommen ist, in der Absicht, mittels der Stahlgranaten derselben die Wände des Schiffsfleisels feindlicher Torpedoboote zu durchbohren und damit ihre Angriffe abzuwehren.

Was die Munition der K. betrifft, so verfeuern sie sämtlich Patronen mit gasdichten Hülsen, namentlich mit Messinghülsen und mit Centralzündung. Die Geschosse der kleinern Kaliber (Gewehrkaliber) sind von Blei, der größern von Stahl. Die Bleigeschosse sind voll, die stählernen zum Sprengen eingerichtet. Die größern Kaliber haben auch Kartätschen. Bei der deutschen Hotchkißkanone existiert eine Granate mit Kupferführung und Perkussionszünder von 455 g Gewicht mit 23 g Sprengladung, sowie eine Kartätsche mit 19 Hartbleikugeln und 3 Segmentstücken als Füllung. Die Pulverladung beträgt 77 g, die Anfangsgeschwindigkeit der Granate 402 m. Die (25,4 mm) Nordenfelt-Mitrailleuse hat eine Granate aus gehärtetem Stahl von 206 g Gewicht.

Kartätschgranate (Granatkartätsche) soviel wie Shrapnel (s. d., vgl. Geschoß, Bd. VII, S. 878[a]).

Kartaune, von Quartane, Viertelsbüchse, veraltete Bezeichnung für schwere Geschütze (s. d.).

Kartause (ital. Certosa), nach dem Stammorte der Kartäuser jedes Kloster dieses Namens. In der Nähe der K. zu Pavia wurde 24. Febr. 1525 Franz I. von Frankreich vom Kaiser Karl V. geschlagen und gefangen.

Kartäuser, ein Mönchsorden, gestiftet vom heil. Bruno (s. d.) von Köln, welcher die verweltlichte Kirche floh und 1086 mit sechs Genossen in der Einöde La Chartreuse (Kartause) in der Nähe von Grenoble sich dem Einsiedlerleben widmete. Erst der fünfte Prior, Guigo, gab dem Orden 1134 seine Regel (Statuta Guigonis oder Consuetudines Cartusiae), worauf 1170 die päpstl. Bestätigung erfolgte. Die K. verpflichteten sich zum strengsten Leben, wohnten in einsamen Zellen, beobachteten strenge Fasten und Schweigen und beschäftigten sich mit Handarbeit, Bücherabschreiben u. dgl. Als die Reichtümer der K. zunahmen, wurden sie dem Gelübde der Armut öfter untreu und verwandten besonders auf den Bau kunstreicher Kirchen, wie der Certosa (s. d.) bei Pavia, große Summen. Gastfreiheit und Wohlthätigkeit werden von den K. geübt; auch haben sie eine höhere Bildung als die Bettelmönche. Jetzt bestehen die K. vorzugsweise in Frankreich. Laienbrüder werden als Diener von sehr untergeordneter Stellung aufgenommen.

Kartäuserinnen entstanden in Frankreich zuerst in den Klöstern von Salette am Rhône (1229) und zu Premol bei Grenoble (1234). Sie erhielten die Regel der K. und wurden von den Obern der K. beaufsichtigt. Sie sind 1790 eingegangen.

Kartäuser-Katze, s. unter Katze.

Kartäuserpulver, soviel wie Kermes minerale, s. unter Antimon, Bd. I, S. 721[a].

Kartell oder Cartel (von frz. carte, ein beschriebenes Papier) bedeutete ursprünglich in den Turnierspielen die Kampfordnung. Jetzt versteht man darunter die Herausforderung zum Zweikampf, in welcher die Ursache der Herausforderung und die Zeit, der Ort und die Art des Zweikampfes angegeben wird. Kartellträger ist derjenige, welcher eine solche Herausforderung überbringt. Unter den Studenten bestehen häufig sog. Kartellverbände.

Im Völkerrecht bezeichnet man mit K., auch Kartellkonvention, eine Reihe von Verträgen, welche in die Klasse der reglementarischen fallen und sich auf den polit. oder sozialen Verkehr unter mehrern Staaten beziehen. Zwischen kriegführenden Staaten kommen solche Verträge vor, z. B. über den Post- und Handels- (namentlich See-)Verkehr, über Kennzeichnung und Behandlung der Parlamentäre, über Kuriere und Päße, über Behandlung der Kriegsgefangenen und deren Auslieferung. In letzterer Hinsicht fand bis zur Zeit der Französischen Revolution in der Regel zwischen allen kriegführenden Mächten K. statt, und es galt ein Hauptmann für sechs, ein Lieutenant für vier und ein Unteroffizier oder Reiter für zwei Mann Fußvolk. Der Überschuß der Gefangenen, welche nicht ausgetauscht werden konnten, wurde durch Geld ausgelöst. Gegenwärtig geschieht aber gewöhnlich die Auslieferung der Gefangenen erst nach Beendigung des Kriegs. K. für Friedenszeiten sind z. B. die Konventionen über Sicherheits- und Justizpflege (so über Auslieferung von Landstreichern und flüchtigen Verbrechern, s. Auslieferung), dann über die Regulierung von Hinterlassenschaften (Konvention des Deutschen Reichs mit Rußland vom 8. Dez. 1874), über Zollverhältnisse (insbesondere das Zollkartell zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn vom 23. Mai 1881), sowie über Auslieferung von Militärpflichtigen und Deserteuren. Gerade in letzterer Beziehung wird der Ausdruck K. am häufigsten gebraucht. Während des Bestandes des frühern Deutschen Bundes existierte für sämtliche deutsche Staaten unter sich seit 10. Febr. 1831 ein allgemeiner Vertrag wegen Auslieferung der Deserteure und Militärpflichtigen; nur die eigenen Unterthanen wurden, wenn sie aus

andern Kriegsdiensten desertierten, nicht ausgeliefert. Diese allgemeine Kartellkonvention hat jetzt nach Art. 13 des Prager Friedens vom 23. Aug. 1866 nur noch zwischen Preußen und Österreich Geltung. Von polit. Wichtigkeit war seinerzeit besonders der preuß.-russ. Kartellvertrag. Derselbe erstreckte sich auf alle aus dem aktiven Dienste der beiderseitigen Armeen Desertierten, auf die aus dem aktiven Dienste unter Vorbehalt ihrer Verpflichtung zu demselben Beurlaubten, auf alle nach den Gesetzen des respektiven Staats, wenn auch erst für die Folge zum Militärdienst Verpflichteten, endlich auf alle wegen Kriminalverbrechen in Untersuchung befindlichen, angeschuldigten oder bezichtigten Individuen. Der Vertrag wurde zum ersten mal 29. März 1830 abgeschlossen, dann 20. Mai 1844 und 9. Aug. 1857 auf 12 Jahre erneuert, ist aber nunmehr ohne weitere Erneuerung abgelaufen.

Kartellschiff heißt ein Schiff, das zur Auswechselung von Kriegsgefangenen oder zu Unterhandlungen abgesendet wird. Ein solches Fahrzeug führt unter Parlamentärflagge nur eine Kanone und weder Kriegsvorräte noch Waren an Bord und ist unverletzlich.

Kartellträger, s. unter Kartell.

Karten, s. Landkarten.

Karten und **Kartenspiele**, s. Spielkarten.

Kartenfabrikation, s. Spielkartenfabrikation.

Kartenlochmaschine, s. Dessinierungsmaschine.

Kartenpapier, s. unter Spielkartenfabrikation.

Kartenschlagen, s. unter Spielkarten.

Kartenschlagmaschine, soviel wie Dessinierungsmaschine (s. d.).

Karthago oder Carthago, so von den Römern, von den Griechen Karchēdon, von den Karthagern selbst Karthada (Karta hadascha), d. i. Neustadt, genannt, lag auf der Nordküste von Afrika in der Gegend des heutigen Tunis, auf einer Halbinsel, die sich in einen kleinen Busen des Mittelmeers erstreckt. Nach der freilich durchaus sagenhaften Tradition gründeten Phönizier aus Tyrus, geführt durch Dido (s. d.), die Stadt im 9. Jahrh. v. Chr.; der älteste Teil war Byrsa, die nachmalige Burg. Gegen die Landseite schützte sie eine dreifache, gegen die See hin, wo der innere Hafen, Kothon genannt, die Kriegsschiffe, der äußere die Kauffahrteischiffe aufnahm, eine einfache Mauer. Die Zahl der Bewohner war gegen Ende des karthag. Staats 700000. Das Landgebiet, welches K. in Libyen teils durch Unterwerfung libyscher Stämme, teils durch den Anschluß altphönik. Kolonien, wie Utica, Hadrumetum, die beiden Leptis u. s. w., erworben hatte, und dessen Bewohner zusammen mit denen der von K. angelegten Städte die Gesamtheit der Libyphönizier bildete, erstreckte sich zur Zeit seiner größten Ausdehnung südlich bis zum Tritonsee, östlich gegen Cyrene bis zu den Altären der Philänen an der Großen Syrte und westlich wenigstens der Küste entlang bis an den Atlantischen Ocean. Das Streben nach Seeherrschaft und auswärtigen Besitzungen war durch den regen Handelsgeist, der die Karthager früh über die westl. Hälfte des Mittelmeers und an deren Küste führte, geboten. Im 6. Jahrh. schon waren sie Herren in Sardinien und begannen daselbst ebenso wie in Sicilien und Afrika Niederlassungen anzulegen. Jenseit der gaditanischen Meerenge gründete Hanno an Afrikas Westküste Kolonien, und Himilkon befuhr die Küsten Hispaniens und Galliens. Die Phokäer wurden, obwohl sie in einer Schlacht über die vereinte Flotte der Karthager und Etrusker 537 siegten, doch von ihnen genötigt, ihre Ansiedelung auf Corsica aufzugeben; mit Rom wurde um 509 der erste, nachher öfters erneuerte Handelsvertrag, den Polybius aufbewahrt hat, geschlossen, wenn derselbe nicht vielmehr dem J. 349 v. Chr. angehört.

Eine zusammenhängendere Geschichte K.s beginnt erst mit dem 5. Jahrh. v. Chr., wo die Karthager oder Punier (Poeni nennen sie die Römer wegen ihrer Abstammung von den Phöniziern) mit den Griechen in Sicilien feindlich zusammenstießen. Dies geschah zuerst, als Terillos, der vertriebene Tyrann von Himera, im Verein mit seinem Schwiegersohne Anaxilas von Rhegium, der Zankle erobert und in Messana umgenannt hatte, sie zu Hilfe rief. Das große Heer aber, das sie hierauf unter Hamilkar, dem Sohne des Magon, sendeten, wurde 480 durch Gelon und Theron bei Himera vernichtet. Erst 409 begannen sie, durch die Egestäer gegen die Selinuntier angerufen, unter Führung des Hannibal, Hamilkars Enkel, den Krieg wieder und eroberten Selinus und Himera, sodann unter Himilkon Akragas (Agrigent) und Gela, schlossen aber, durch eine in ihrem Heere ausgebrochene Pest bedrängt, 404 mit Dionysios I., dem Tyrannen von Syrakus, einen Frieden, der ihren großen militärischen Erfolgen nur zum Teil entsprach. Nachdem Dionys 397 den Krieg erklärt und Motye erobert hatte, erschien Himilkon wieder an der Spitze einer gewaltigen Flotte und Landmacht und belagerte Syrakus selbst, bis er, durch eine verheerende Pest aufs äußerste geschwächt, von Dionys zum Abzuge genötigt wurde (395). In demselben Jahre empörten sich die unterworfenen Libyer gegen ihre Herren, zwangen diese durch einen Sieg, sich in die Mauern ihrer Stadt zurückzuziehen, ließen aber bald infolge von Uneinigkeit und Mangel in ihrem Lager auseinander. Zwei fernere Kriege zwischen K. und Syrakus wurden in den J. 383 und 368 mit wechselndem Erfolge geführt, bis der Tod des Dionys die Karthager von ihrem gefährlichsten Feinde befreite (367). Während der unsichern Herrschaft des jüngern Dionysius breiteten sie ihre Herrschaft aus; aber der Sieg Timoleons am Flusse Krimissos um 341 befreite die unterworfenen griech. Städte wieder und setzte den Fluß Halykos als Grenze. Agathokles, der 311 von Hamilkar beim Flusse Himera geschlagen worden war, brachte durch eine kühne Expedition nach Afrika selbst (310—307) K. in die äußerste Bedrängnis, aber sein Sohn Archagathos verlor die errungenen Vorteile wieder, und Agathokles mußte zuletzt mit einem Frieden sehr zufrieden sein, durch welchen der Besitzstand beider Teile vor dem Kriege hergestellt und eine bedeutende Kriegsentschädigung von K. bezahlt wurde. Nach dem Tode des Agathokles (289), der in großen Rüstungen gegen die Karthager begriffen war, waren dieselben wieder mächtig in Sicilien, bis Pyrrhus, der König von Epirus, sie 277 auf Lilybäum beschränkte, jedoch ohne dauernden Erfolg, da er schon gegen Ende des J. 276 Sicilien wieder verließ.

Die Unterwerfung des südl. Italien durch die Römer brachte diese, die noch 279 einen neuen Vertrag mit K. abgeschlossen hatten, in feindliche Berührung mit den Karthagern. Der Krieg, der erste der sog. Punischen Kriege (s. d.), brach aus, als die

Römer den Mamertinern in Messana Hilfe gegen die Karthager, deren Bundesgenosse der syrakusische König Hiero II. für kurze Zeit war, leisteten (264); er endete, nachdem Hanno bei den Ägatischen Inseln von Lutatius Catulus 241 zur See geschlagen worden war, wodurch Hamilkar Barkas, der auf dem Eryx sich lange gehalten, genötigt wurde, Frieden zu schließen. Die Karthager mußten Sicilien aufgeben und 3200 Talente binnen 10 Jahren an Rom zahlen. Gleich darauf brachte eine Empörung der Mietstruppen, an welcher die Libyer teilnahmen, K. dem Untergange nahe; aber Hamilkar beendete den blutigen Krieg, nachdem er über drei Jahre gedauert hatte, durch fast gänzliche Vernichtung der Aufständischen und führte dann sein Heer nach Hispanien, um seinem Vaterlande, dem indes durch die Römer im Frieden auch Sardinien und Corsica entrissen worden waren, neue Quellen des Reichtums und der Macht zu eröffnen. Er und nach seinem Tode (229) sein Eidam Hasdrubal, der Neukarthago, das heutige Cartagena, gründete, unterwarfen einen großen Teil des Landes.

Nach Hasdrubals Tode (221) trat sein Schwager Hannibal an die Spitze des karthagischen Heers. Dieser, begierig seine Vaterstadt an Rom zu rächen, entzündete durch den Angriff auf das mit Rom verbündete Sagunt 219 den zweiten Punischen (oder Hannibalischen) Krieg, der nach 18jähriger Dauer mit dem Verluste Spaniens und mit einem Frieden endigte, der den Karthagern das afrik. Landgebiet ließ, aber sie zur Auslieferung ihrer Kriegsschiffe bis auf zehn, ihrer Kriegselefanten, zur Zahlung von jährlich 200 Talenten in den nächsten 50 Jahren (im ganzen also von gegen 50 Mill. Mark), sowie zur Entschädigung des numidischen Königs Massinissa nötigte und ihnen verbot, einen Krieg wider den Willen Roms zu führen. Massinissa wußte die innern Streitigkeiten, die in K. zwischen der aristokratischen und der Volkspartei geführt wurden, sowie das Mißtrauen, das Rom auch noch gegen seine gedemütigte Nebenbuhlerin empfand, in jeder Weise zu seinem Vorteil auszubeuten und sein Gebiet auf Kosten K.s zu vergrößern. Im röm. Senat schürte besonders der ältere Cato seit 157 den Haß gegen K., und Rom benutzte den Widerstand, welchen die Karthager 151 dem Massinissa entgegensetzten, als er seine aus der Stadt getriebenen Anhänger mit Gewalt zurückführen wollte, als einen willkommenen Anlaß zur Kriegserklärung.

Der dritte Punische Krieg (149—146) endete nach dem hartnäckigsten Widerstande von seiten der zur Verzweiflung getriebenen Karthager mit der Eroberung und gänzlichen Zerstörung der Stadt. Der kleine ihnen damals noch gebliebene Rest ihres Gebietes ward zur röm. Provinz Afrika gemacht. Der Platz der Stadt war von Scipio mit einem Fluche belegt worden. Der auf Antrag von Gajus Gracchus 122 v. Chr. gefaßte Beschluß, eine röm. Kolonie unter dem Namen Junonia daselbst anzulegen, ward das Jahr darauf wieder aufgehoben; aber Cäsar gründete im J. 44 eine Kolonie, welche Augustus im J. 29 v. Chr. vergrößerte, und bald erhob sich K. (abgesehen von Alexandria) aufs neue zur ersten Stadt Afrikas. Im J. 439 n. Chr. ward es vom Vandalenkönige Geiserich genommen, 533 von Belisar, der dem Vandalenreiche ein Ende machte. Endlich wurde dieses neue K. 697 durch die Araber zerstört. Beträchtliche Trümmer der röm. Stadt, sowie der Befestigungen des alten K. sind noch jetzt bei dem Dorfe Sidi-Bu-Said vorhanden.

Über den innern Zustand des karthagischen Staats sind nur ungenügende Nachrichten erhalten. Sicher ist, daß die Verfassung vorwiegend aristokratisch, die Herrschaft in den Händen einiger durch Reichtum und Abkunft hervorragenden Familien war. Die Leitung der Geschäfte hatte der Rat der Alten. Dieser bestellte wenigstens thatsächlich die Heerführer, während seine Mitglieder nebst den beiden an der Spitze der Exekutivgewalt stehenden Sufeten wohl jährlich vom Volke gewählt wurden. Außerdem ward vielleicht um die Zeit der röm. Decemvirn das Richterkollegium der Hundertvier-, kürzer Hundertmänner eingesetzt, durch welches die Verfassung immer mehr den Charakter einer Oligarchie annahm. Die Einnahmen des Staats flossen aus den Tributen der unterworfenen Völker, aus den Zöllen und besonders in der spätern Zeit aus den span. Bergwerken. Die Hauptstärke K.s lag in der Seemacht; die Landmacht bestand aus Mietstruppen, namentlich Spaniern und Galliern, sowie aus libyschen Unterthanen; karthagische Bürger bildeten nur eine kleine Schar. K. war der bedeutendste Handelsstaat des Altertums; alle seine Unternehmungen bezweckten wesentlich Ausbreitung und Förderung seines Handels. Aber im Unterschiede von der gewöhnlichen Weise der Phönizier gründete K. nicht bloß zerstreute Handelsfaktoreien, sondern erbaute feste Städte und eroberte das anliegende Land, und indem es zugleich die ganze Macht der Phönizier im westl. Meere unter einer Leitung konzentrierte, trat es zur Behauptung seines Handelsgebietes im westl. Mittelmeere zuerst den Griechen und hernach den Römern als große Militärmacht entgegen. Außer dem großartigen Seehandel, der die Karthager auch über die Straße von Gibraltar hinaus an die afrik. und europ. Küsten des Atlantischen Oceans führte, trieben sie auch durch Karawanen starken Landhandel. Die karthagische Religion scheint von der der Phönizier sich nicht wesentlich unterschieden zu haben.

Litteratur. Falbe, «Recherches sur l'emplacement de Carthage» (Par. 1835); Durean de la Malle, «Recherches sur la topographie de Carthage» (Par. 1835); Böttticher, «Geschichte der Karthager» (Berl. 1827); Münter, «Religion der Karthager» (Kopenh. 1821); Movers, «Die Phönizier» (Bd. 2, Tl. 2, Berl. 1850); Davis, «K. und seine Überreste» (aus dem Englischen, Lpz. 1863); Beulé, «Nachgrabungen in K.» (aus dem Französischen, Lpz. 1863).

Karthamin, s. unter Saflor.

Karthaune, s. Kartaune.

Karthaus oder Carthaus, Dorf in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Danzig, Hauptort eines Kreises, in schöner Lage an zwei Seen, 34 km westlich von Danzig, ist Sitz des Landratsamts, eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat eine schöne kath. Kirche mit vielen kunstvollen Schnitzereien, eine Dampfsägemühle, Bierbrauerei und Überreste einer Kapelle auf dem Spitzberge und zählt (1880) 2179 meist kath. E.

Der Kreis Karthaus zählt auf 1398 qkm (1880) 59268 meist kath. E. und umfaßt das Plateau von Karthaus, den höchsten Teil des norddeutschen Landrückens, mit der sog. Karthäuser Schweiz.

Karthäuser, s. Kartäuser.

Kartieren (in eine Karte eintragen) ist im Verkehrswesen die Bezeichnung für die Art und Weise, in welcher eine Verkehrsanstalt der andern ein Paket, Collo u. s. w., welches zur Beförderung an einen bestimmten Empfänger aufgegeben ist, überweist, indem sie das Paket gleichzeitig mit der Überweisungskarte zur Absendung bringt. Diese Karte enthält in der Regel die Angabe des Gegenstandes, Gewichts, sowie der etwa erfolgten Frankierung; sie dient daher zugleich als Beleg für richtige Verrechnung der Beförderungsgebühren. Dekartieren oder entkarten nennt man die Vergleichung des Befundes an Paketen u. s. w. mit den in der Karte verzeichneten Eintragungen am Bestimmungsorte der Sendungen.

Kartli, s. Georgier.

Kartlos, s. Georglen.

Kartoffel (Solanum tuberosum *L.*), auch Erdbirne, Grundbirne, Grübling, Erdtoffel oder Erdapfel genannt, eine Knollenpflanze aus der Familie der Solanaceen, ist eine der wichtigsten Kulturpflanzen gemäßigter Himmelsstriche und wird in diesen allenthalben in großer Ausdehnung angebaut. Sie stammt aus den gemäßigten Gegenden des westl. Südamerika, hauptsächlich aus Chile und Peru, und wurde daselbst seit ältester Zeit von den Eingeborenen als Nahrungsmittel verwendet. Die in Südamerika noch jetzt an steilen, felsigen, meist in der Nähe der Seeküste gelegenen Hängen wild wachsende Kartoffelpflanze bringt nur kleine, unschmackhafte, wässerige Knollen hervor und hat immer weiße und zwar, im Gegensatz zu der kultivierten, wohlriechende Blumen. Nach Europa gelangte sie zuerst nach der Eroberung Perus durch die Spanier und ward von diesen schon in der Mitte des 16. Jahrh. in den Niederlanden, Burgund und Italien verbreitet. Im J. 1584 führte Sir W. Raleigh, 1586 der Sklavenhändler John Hawkins (nach andern dessen Verwandter Sir Francis Drake) die K. in Irland ein. In Deutschland taucht sie zum ersten mal als Seltenheit schon unter der Regierung Karls V. auf. Als Walter Raleigh sie 1623 aus Virginien zum dritten mal mit größerm Erfolg als seine Vorgänger nach England brachte, waren die K. schon in Italien und Spanien wohlbekannt und wurden daselbst Tartufoli oder Erdtrüffeln genannt. Nach A. von Humboldt wird die K. im großen angebaut seit 1684 in Lancashire, seit 1717 in Sachsen, seit 1728 in Schottland, seit 1738 in Preußen, seit 1783, hauptsächlich durch Parmentiers Bemühungen, in Frankreich. In Deutschland, wo sich besonders die preuß. Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich d. Gr. für deren Kultur interessierten, kam die K. erst seit den letzten hundert Jahren zu allgemeinen Ehren, und es ist bekannt, daß die Regierungen ihren Anbau teilweise sogar durch Zwangsmaßregeln einzuführen suchten. Die K. ist sowohl direkt als Nahrungsmittel für Menschen und Tiere wie als technische Pflanze hochwichtig. Das Mehl ihrer Knollen wird häufig mit Getreidemehl vermischt zu Brot benutzt; ihr Stärkemehl ist fast ebenso gut wie dasjenige der Getreidearten; sie wird in Dextrin, in Sirup, Zucker und Spiritus verwandelt; hauptsächlich aber ist sie das verbreitetste Nahrungsmittel, in vielen Ländern sogar das einzige der Bevölkerung. Endlich wird sie entweder roh oder gekocht zur Fütterung und Mästung des Viehs verwendet. Die Einführung des Kartoffelbaues in den Landwirtschaftsbetrieb ist daher eins der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der Volkswirtschaft gewesen.

Die K. erweist sich nicht so nahrhaft als das Getreide, weil ihr Stärkemehl mit einer nur geringen Menge Protein verbunden ist. Daher kann auch die K. allein keineswegs zur Ernährung hinreichen; mindestens muß ihr Genuß mit demjenigen stickstoffhaltiger Nahrungsmittel verbunden sein. Der Gehalt der K. an Trockensubstanz wechselt zwischen 18 und 32 Proz. und beträgt im Mittel 25 Proz. Die feste Substanz besteht aus 9—25 Proz. Stärkemehl (im Mittel 18 Proz.), aus 0,3—2,7, im Mittel 1,1 Proz. Holzfaser, aus 0,6—4,4, im Mittel 2,0 Proz. Proteïnstoffen, endlich aus 0,3—3, im Mittel 1,0 Proz. Gummi und Salzen. Von keiner Nutzpflanze existieren so viele Abarten wie von der K.; bei der internationalen Kartoffelausstellung zu Altenburg 1875 waren deren 2644 vertreten. Sie lassen sich in folgende drei Klassen stellen: 1) runde oder Lärchenkartoffeln; 2) spitze oder Hornkartoffeln; 3) lange oder Nierenkartoffeln. Außerdem unterscheidet man nach der Farbe der Schale weiße, gelbe, rote und blaue; nach der Reife frühe und späte K. Die K. liebt einen tiefgründigen, lockern, etwas sandigen Boden und verträgt frische Stallmistdüngung. Der Anbau geschieht als Hackfrucht, meistens in Reihen. Sie wird in Knollen oder deren Stücken mit dem Spaten, der Hacke oder hinter dem Pfluge gelegt. Während der Vegetation wird sie ein- bis zweimal behackt und dann mit dem Doppelstreichbretpfluge angehäufelt. Die Haupternte erfolgt im September und Oktober, die frühesten Sorten (Jakobskartoffeln) werden schon Mitte Juli reif. Das Ausnehmen geschieht mit Hacke und Forke, oder mit dem Pfluge. Der Ertrag wechselt zwischen 6000 und 24000 kg pro Hektar und beläuft sich im Mittel auf 15000 kg (200 hl à 75 kg). Die Aufbewahrung der Knollen geschieht in Erdgruben, Mieten und Kellern. Abgesehen von verschiedenen Krankheiten (s. Kartoffelkrankheit) schaden der K. namentlich: Engerling, Drahtwurm, Nonne, Saateule, Totenkopf, Tausendfuß, dann in neuerer Zeit in Amerika der Coloradokäfer (s. d.), dessen Verschleppung nach Europa bis jetzt mit Erfolg verhindert worden ist.

Unter der zahlreichen Litteratur ist hervorzuheben: Gülich, «Der Kartoffelbau» (3. Aufl., Altona 1869); Busch, «Der Kartoffelbau» (Danzig 1874); Werner, «Der Kartoffelbau nach seinem jetzigen rationellen Standpunkte» (Berl. 1876); «Die K. und ihre Kultur. Amtlicher Bericht über die Kartoffelausstellung zu Altenburg 1875» (Berl. 1876); Giersberg, «Der rationelle Kartoffelbau» (Lpz. 1879).

Kartoffelerntemaschine, s. Landwirtschaftliche Maschinen.

Kartoffelkäfer, s. Coloradokäfer.

Kartoffelkrankheit oder Nasse Fäule, wird hervorgerufen durch einen Pilz der Familie der Peronosporeen, Phytophthora infestans *de By.* Derselbe tritt in der Weise auf, daß etwa gegen Ende Juni die Blätter des Kartoffelkrauts schwarze Stellen bekommen, welche auf der Unterseite einen weißlich-schimmeligen Rand besitzen. Letzterer besteht aus den Sporangienträgern des Pilzes, welche von dem im Innern des Blattes wuchernden Mycelium nach außen gesandt werden und durch Abstoßen der Sporangien die Weiterverbreitung während des Sommers bewirken. Der schädliche

Einfluß der Paraſiten auf die Kartoffel beſteht darin, daß einmal die vertrockneten Blätter nicht mehr zu funktionieren vermögen und daß zum andern auch durch die aus den Sporangien entſtehenden und in den Boden dringenden Schwärmſporen die Knollen infiziert werden und entweder ſchon im Boden oder während der Aufbewahrung in Fäulnis übergehen. Die Überwinterung erfolgt als Mycelium in den kranken Knollen, welche bei Verwendung als Saatgut das erſtere wieder auf das Feld bringen. Das beſte, wenn auch gegen die Infizierung von andern Feldern her nicht ſicheres Schutzmittel iſt daher die Verwendung geſunden Saatgutes. Die ſeit kurzem empfohlene, von dem Dänen Jenſen vorgeſchlagene Schutzhäufelung der Kartoffeln zur Abwehr der Krankheit ſcheint keinen durchſchlagenden Erfolg zu haben. Am beſten wird ſich der K. dadurch entgegenwirken laſſen, daß man widerſtandsfähigere Sorten züchtet; die Erfahrung hat gelehrt, daß manche Sorten, vorzüglich ſolche mit dicken Schalen, von der Krankheit mehr verſchont bleiben als andere, wahrſcheinlich weil die Sporen nicht in die Knolle eindringen können. Die K. wurde zuerſt 1845 in Europa beobachtet, hat aber ſicher bereits früher exiſtiert. Das Auftreten derſelben iſt in den einzelnen Jahren ein ſehr verſchiedenes; feuchtes, warmes Wetter begünſtigt den Pilz, trockenes wirkt ihm entgegen. — Verſchieden von der eigentlichen K. ſind die Kräuſelkrankheit und der Schorf oder die Pocken, Rhizoctonia solani. Vgl. de Bary, «Die gegenwärtig herrſchende K.» (Lpz. 1861); J. Kühn, «Berichte aus dem phyſiol. Laboratorium der Univerſität Halle» (Halle 1872); J. L. Jenſen, «Die K. kann bekämpft werden» (Kopenh. 1882).

Kartoffelkrieg, ſcherzhafte Bezeichnung des Bayriſchen Erbfolgekriegs (1778/79), weil ſich die Soldaten, ſtatt zu kämpfen, in den böhm. Standlagern hauptſächlich um die Kartoffeln ſtritten.

Kartoffellegemaſchine, ſ. Landwirtſchaftliche Maſchinen.

Kartoffelmehl, Kartoffelſtärke, die aus Kartoffeln gewonnene Stärke, ſ. Stärkemehl.

Kartoffelſago (künſtlicher Sago), ſ. unter Sago.

Kartoffelſirup, ſoviel wie Stärkeſirup, ſ. unter Stärkezucker.

Kartoffelſtärke, ſoviel wie Kartoffelmehl.

Kartoffelzucker, ſ. Traubenzucker.

Kartogramme, ſ. unter Graphiſche Darſtellungen.

Kartograph oder Chartograph (grch.), Landkartenzeichner.

Kartomantie, ſ. Chartomantie.

Karton (vom frz. carton), ſtarkes Papier oder Pappe, daher der Einband eines Buchs aus Pappe, auch eine Pappſchachtel, wie ſie zur Aufbewahrung von Hauben, Bändern, Poſamentierarbeiten u. ſ. w. benutzt werden.

Karton (frz.) heißt in der Malerei eine Zeichnung auf ſtarkem Papier, Pappe oder ähnlichem Material, deren man ſich zum Vorbild bei einem größern, in Fresko, Öl, auf Tapeten, ſonſt auch in Glas und Moſaik in denſelben Dimenſionen auszuführenden Gemälden bedient. Beim Freskomalen iſt es beſonders nötig, durchgeführte K. vor ſich zu haben, weil dabei ein ſchnelles Verfahren erfordert wird und eine Verzeichnung ſich ſchwer verbeſſern läßt. Gewöhnlich wird der K. auf die betreffende Fläche übertragen, indem man ihn auf dieſelbe legt, die Umriſſe durchſticht und dann mit einem mit Kohlenſtaub gefüllten Säckchen betupft. Oder man umfährt auch die Umriſſe mit einer Nadel und teilt ſie der Fläche vermöge eines gelinden Drucks mit, nachdem man die Rückſeite des K. mit Kreide oder Kohlenſtaub geſchwärzt hat. Beim Freskomalen wurden ſonſt die Figuren auch ausgeſchnitten und an dem naſſen Entwurf feſtgehalten. Der Maler fuhr dann mit einem eiſernen oder hölzernen Stifte am Rande derſelben hin, ſodaß die Umriſſe der Figuren in einer leichten, aber ſichtbaren Vertiefung auf dem friſchen Kalke erſchienen, wenn man den K. wegnahm. Die für Moſaikarbeiten beſtimmten K. werden ganz in Farben ausgeführt und dann auf die präparierte Steinplatte übertragen, wogegen man bei der Glasmalerei die mit der Feder gezeichneten Vorbilder einfach der Glasplatte unterlegt und dann die Umriſſe mit Leichtigkeit auf der Oberfläche nachzeichnet. Bei einer beſondern Art Tapeten, den Gobelins (ſ. d.), werden noch jetzt die Zeichnungen ausgeſchnitten und hinter oder unter den Einſchlag gelegt, wonach der Wirker ſeine Arbeit einrichtet, weshalb dieſe K. in Farben ausgeführt ſein müſſen. Die alten ital. Meiſter legten großen Wert auf K. Anweiſungen über das Verfahren geben Cennini im «Libro dell' arte» (um 1400), Vaſari in der Einleitung ſeiner Biographien, Armenini, «Precetti della pittura» (Veneb. 1687). In der ſpätern Zeit gingen die Künſtler weniger ſorgfältig zu Werke, und man arbeitete mehr nach kleinen Skizzen ins Große. In neuerer Zeit haben einige deutſche Künſtler wieder durch Verfertigung fleißiger K. Ruhm erlangt, namentlich Cornelius, Overbeck, Schnorr, Kaulbach u. a. Hierzu gab ebenfalls die umfaſſende Anwendung der Freskomalerei in München Veranlaſſung.

Kartonnage (vom frz. cartonnage), Pappearbeiten, Pappwaren, insbeſondere Schachteln u. ſ. w.

Kartonnieren (vom frz. cartonner), in Pappdeckel einſchlagen, eindinden oder einheften.

Kärttikeja oder Skanda iſt der Name des ind. Kriegsgottes, eines Sohnes des Siva. Er wurde zur Bewältigung des den Göttern gefährlich gewordenen Dämons Täraka auf eine wunderbare Weiſe erzeugt, indem Siva den Keim des ſpätern Kriegsgottes in die Flamme Agnis warf; letzterer, unfähig die Bürde zu tragen, übergab ſie der Flußgöttin Ganga; dieſe gebar darauf einen Sohn, welcher von den Krittikas, den ſechs Töchtern eines Königs, im Schilfe des Fluſſes großgezogen wurde (woher eben der Name K.). Er wird auf einem Pfau reitend dargeſtellt; als ſein Bruder gilt Ganeſa (ſ. d.), der Sohn des Siva von der Parvati.

Kartuſche, ſ. Cartouche.

Karuba, ſ. Karaba.

Karuben oder Karoben, ſ. Johannisbrot.

Karunkel (lat.), Fleiſchwarze, beſonders nach Syphilis in der Harnröhre, auf der Eichel und Vorhaut, ferner in der Bindehaut des Auges, hier meiſt angeboren oder nach Entzündung entſtanden.

Karuſſell, auch Karouſſell (ital. caroselto, frz. carrousel), ein unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. aus Italien nach Frankreich eingeführtes und noch zu Anfang des 18. Jahrh. an den meiſten europ. Höfen gebräuchliches Ritterſpiel, das an die Stelle der Turniere des Mittelalters getreten war und eine Nachahmung derſelben ſein ſollte. Man kleidete ſich dabei gewöhnlich nach Art der alten Ritter und teilte ſich in verſchiedene Parteien, in der Regel verſchiedene Nationalitäten, welche in prächtigen Aufzügen zu Pferde ſich nach dem für

dieſe Spiele zugerichteten, feſtlich geſchmückten Platze oder Reithauſe begaben, wo dann zur Beluſtigung der Zuſchauer verſchiedene Reiterkünſte produziert wurden. Die vorzüglichſten derſelben waren: 1) das Kopfrennen, in Deutſchland ſehr gebräuchlich, bei welchem im vollen Rennen nach verſchiedenen Türken- und Mohrenlöpfen mit der Lanze geſtochen, mit dem Wurfſpeer geworfen, mit dem Degen gehauen oder mit dem Piſtol geſchoſſen wurde; 2) das Ringrennen, bei welchem die Ritter unter Beobachtung gewiſſer Reitfiguren und in verſchiedenen Gangarten mit der Lanze nach einem Ringe ſtachen; 3) das Quintanrennen, bei dem nach einem hölzernen Manne (Faquino) geſtochen wurde, der in der einen Hand ein Bretſpiel, in der andern eine Pritſche hielt und ſich auf einer Spindel in der Art drehte, daß, wenn das Bretſpiel getroffen wurde, er herumflog und mit der Pritſche den Reiter in den Rücken ſchlug. Es wurde nach dieſem Manne mit einer Lanze geſtochen, die an der Spitze ein Eiſen in Geſtalt einer Krone trug und deren Schaft an mehrern Stellen eingeſägt war. Die Pointe des Spiels war, den Faquino ſo ins Geſicht zu treffen, daß er ſich nicht drehte und die Lanze mit den Zacken des kronenartigen Eiſens am Faquino ſtecken blieb und zugleich zerbrach.

Die Italiener hatten noch ein ſog. Komiſches Karrouſel, wobei nach vier Figuren geworfen und geſtochen wurde, welche die vier Elemente darſtellten. Ward die Figur richtig getroffen, welche die Luft vorſtellte, ſo öffnete ſich ein Behältnis und es wurde eine Schar von Vögeln frei, die davonflogen. Beim Treffen der Feuermaſchine entzündete ſich eine Raketengarbe; beim Treffen des Waſſermanns fuhr aus deſſen Munde ein Waſſerſtrahl empor; beim Treffen des Poſtaments, welches die Erde darſtellte, entſprang demſelben ein Haſe oder Fuchs. Zum Amuſement der Damen fanden auch Schlitten- und Phaëtonrennen ſtatt, wobei ein Herr den Schlitten oder Phaëton führte. Ein ſolches K. wurde ein Damenfeſt genannt. Seit dem 17. Jahrh. kleidete man dieſe Spiele auch gern in eine mythologiſch-allegoriſche Form, wovon die großen Hoffeſte zu Dresden im J. 1678, beſchrieben von Gabriel Tſchimmer, intereſſante Belege geben.

Karrouſel werden auch gewiſſe mechan. Vorrichtungen genannt, bei denen hölzerne Pferde, Bänke und kleine Wagen mittels Stangen ſo an eine vertikale Säule befeſtigt ſind, daß dieſelben horizontal ſich um die Säule im Kreiſe drehen. Dieſe Reit- und Fahrvorrichtungen geſchehen zur Beluſtigung der Kinder und finden ſich auf Meſſen, Jahrmärkten u. ſ. w. An einigen K. ſind auch Apparate zum Ringſtechen angebracht.

Karvan-Baſchi, der Oberbefehlshaber der Handelskarawanen.

Karve (gemeiner Kümmel), ſ. Kümmel.

Karw., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Karwinski.

Karwändelgebirge, die nördl. Kette im mittlern Teile der Bayriſchen Alpen, zwiſchen Mittelwald und dem obern Rißthale, im S. des Walchenſees und der obern Iſar, mit der 2535 m hohen Karwändelſpitze, dem 2470 m hohen Wörner und der 2368 m hohen Dallermiſpitze.

Karwinski (Wilh. Friedr., Freiherr von), geb. 1780 zu Keſzthely am Plattenſee, geſt. 1855, verdient um die Kenntnis der Flora von Braſilien und Mexiko, wohin er Reiſen unternahm.

Karwoche (Charwoche), auch Stille, Große, Heilige, Schwarze oder Trauerwoche, heißt die Woche vor Oſtern, die beſonders dem Andenken an Chriſti Leiden und Tod gewidmet iſt. Der Name ſtammt von dem althochdeutſchen char, Trauer, Schmerz (nicht von dem lat. carēre, faſten). Der wichtigſte Tag der K. iſt der Karfreitag (ſ. d.).

Karyäs, Hauptflecken der Halbinſel Athos (ſ. d.).

Karyatiden nennt man nach dem Vorgange des Vitruvius langbekleidete Frauen- oder Mädchengeſtalten in ganz ruhiger Stellung, welche in der antilen Architektur bisweilen anſtatt der Säulen oder Pfeiler zum Tragen des Gebälks verwendet werden. Der Name ſtammt ohne Zweifel von der Stadt Karyä im nördl. Lakonien; allein die von Vitruv zur Erklärung desſelben gegebene Erzählung von einer Eroberung dieſer Stadt durch die vereinigten Griechen nach der Beendigung der Perſerkriege, wobei die in ihrem vollen Putz in die Gefangenſchaft abgeführten Frauen den Architekten das Motiv zu dieſer Darſtellungsweiſe gegeben hätten, iſt entſchieden unrichtig. Eher kann man die Bezeichnung mit den von lacedämoniſchen Jungfrauen zu Ehren der Artemis in Karyä gefeierten feſtlichen Aufzügen und Tänzen in Verbindung bringen. (Vgl. Preller, «Ausgewählte Aufſätze aus dem Gebiete der klaſſiſchen Altertumswiſſenſchaft», herausg. von Köhler, Berl. 1864.) Das ſchönſte Beiſpiel von K. bietet die ſog. Korenhalle an der Südſeite des Erechtheion (auf der atheniſchen Akropolis) dar, deren Gebälk von ſechs lebensgroßen Statuen langbekleideter atheniſcher Jungfrauen mit Körben auf dem Haupte (als Kanephoren, wie ſie im Feſtzuge an den Panathenäen einhergingen) getragen wird. Auch nackte Männergeſtalten, Atlanten oder Telamone genannt (ſ. Atlas), ſind von den alten Architekten in ähnlicher Weiſe als Träger des Gebälks verwandt worden.

Karyopſe (grch.) nennt man in der beſchreibenden Botanik eine Frucht, deren Fruchthülle ſich bei der Reife nicht öffnet und mit dem Samen feſt verwachſen iſt. Die Früchte der Gräſer zeigen dieſe Eigenſchaften, weshalb man die K. auch als Kornfrucht bezeichnet.

Karyſtos, Hauptort einer Eparchie im ſüdl. Euböa; an Stelle der alten Stadt dieſes Namens, etwa 2 km vom Meere, hat einige mittelalterliche Ruinen und zählt (1879) 4119 E. Die nahen Marmorbrüche, welche einen weißgrünen Marmor liefern, wurden in der röm. Kaiſerzeit viel bearbeitet.

Kaſak, ſoviel wie Kirgiſen.

Kaſaken, ſ. Koſaken.

Kaſán, d. h. tatariſch Keſſel, hieß urſprünglich das Land der finn. Bulgaren, welches etwa die heutigen fünf ruſſ. Gouvernements K., Wjätka ſüdl. Anteils, Ufa, Simbirsk und Penſa umfaßte. Das gegenwärtige Gouvernement Kaſan zählt (1882) auf 63715 qkm 1872437 E., darunter 370000 Tataren, 360000 Tſchuwaſchen, 85000 Tſcheremiſſen, 18000 Mordwinen, 7000 Wotjäken u. ſ. w. Das Land iſt von der Wolga, der untern Kama, der Kaſanka und andern Flüſſen durchſtrömt, rechts an der Wolga 15—30 m hoch, links von unabſehbaren Wieſengründen und Moröſten erfüllt, ſteigt aber nahe der Hauptſtadt K. zu einem wechſelvollen Hügellande, der Kaſanſchen Schweiz, auf, deſſen Höhen 200 m erreichen. Die etwa vier Elftel des Areals umfaſſende Kulturſtrecke gehört meiſt der ſchwarzen Erde an, und die ungefähr die

Hälfte einnehmenden Waldungen bestehen aus Nadelholz, stark mit Laubholz untermischt. Trotz des strengen Klimas (+ 2,2° R. mittlere Jahrestemperatur) ist der Acker- und Gartenbau in den Thaleinschnitten blühend und ergiebig. Das Gouvernement zerfällt in elf Kreise.

Die Hauptstadt Kasan, 847 km östlich von Moskau, 1565 km im Ostsüdosten von Petersburg, 5 km vom linken Ufer der Wolga entfernt und von deren Nebenfluß Kasanka durchschnitten, liegt teils niedrig und den Frühjahrsüberschwemmungen ausgesetzt, größtenteils aber auf Hügeln und nimmt ein bedeutendes Areal ein. Den höchsten Teil, an der Nordseite, bildet der Kreml oder die Festung, der auch mehrere Kirchen, darunter die Kathedrale der Verkündigung Mariä mit zahlreichen Türmen und Kuppeln und dem wunderthätigen Bilde der Muttergottes von Kasan, ein prächtiges Kloster, den 80 m hohen Turm Sumbeki und ein Waisenhaus für Töchter der Popen umschließt. Um die Festung legt sich die von den Russen bewohnte Stadt mit 41 Kirchen, 5 Klöstern und einer evang. Kirche. Diese umgeben wieder die von den Tataren (ein Viertel der Bevölkerung) bewohnten Vorstädte oder Sloboden mit 12 Moscheen. K. zählt (1882) 94170 E. und ist der Hauptort des neunten Militärbezirks, Sitz eines Civilgouverneurs, des Erzbischofs von K. und Swijaschsk (seit 1554) und der höchsten mohammed. Würdenträger. Die von Alexander I. 1804 gegründete und 1814 eröffnete Universität hat einen botan. Garten, eine Sternwarte (55° 47′ 23″ nördl. Br. und 49° 7′ 12″ östl. L. von Greenwich), eine große Bibliothek mit wertvollen mongol. und tatar. Handschriften und reiche Sammlungen von Kunstgegenständen u. s. w. Auch befindet sich hier eine der vier geistlichen Akademien, ein geistliches Seminar, zwei Gymnasien, zwei Mädchengymnasien, eine Militärschule, zwei Kreis- und vier Pfarrschulen, sechs Buchdruckereien, mehrere tatar. Schulen, eine Gesellschaft der Freunde vaterländischer Litteratur, eine freie ökonomische Gesellschaft, ein Waisenhaus, eine Irrenanstalt, ein Militär- und mehrere andere Hospitäler, ein Theater u. s. w. K. ist infolge seiner Lage in der Nähe der Wolga ein Hauptstapelplatz zwischen dem europ. und asiat. Rußland und war als Handelsstadt zu allen Zeiten in Flor. Der Handel befindet sich zum Teil in den Händen der Tataren. Auch ist K. der Mittelpunkt einer bedeutenden Industrie in Juften und Seife, in Tuch, Kattun, Schnüren, Ankern und andern Eisen- und Stahlwaren, in Segeltuch, Seiler- und Holzwaren. In der Nähe befinden sich Werfte und eine große kaiserl. Pulverfabrik. K. wird zuerst unter den 1236 von den Mongolen eroberten Städten der Bulgaren oder Bolgaren genannt, lag aber damals weiter oberhalb an der Kasanka, 52 km von deren Mündung und hatte durch die Einfälle der Russen viel zu leiden, die es 1399 unter dem Großfürsten Wasilij II. von Moskau eroberten und gänzlich verheerten. Der Ruhm K.s begann erst mit dem 15. Jahrh., seit dem Verfalle der Stadt Bolgar (s. Bolgary), als der von den Kiptschak verjagte Chan Ulu Mohammed hier Zuflucht suchte, der den Ort, als Haupt- und Residenzstadt seines neugegründeten Chanats, nun näher der Wolga erbaute (1438). Bald erhob sich dieselbe über Sarai, die an der untern Wolga gelegene Hauptstadt des Kiptschaks, und blühte durch Handel auf. Die Mongolen vermischten sich mit den Bolgaren und bildeten ein Volk, die jetzigen Kasanischen Tataren. Bereits 1469 wurde aber K. nach drei Feldzügen den Russen zinsbar, und nach wiederholten Kämpfen erstürmte 1552 Zar Iwan IV. Wasiljewitsch die Stadt und verleibte damit das ganze Chanat der Krone Rußland ein. Die Stadt wurde 1774 von Pugatschew eingeäschert, von Katharina II. aber schöner wieder aufgebaut.

Kasanka, Nebenfluß der Wolga, s. u. Kasan.

Kasanlik, auch Kesanlyk, Stadt in der autonomen türk. Provinz Ostrumelien, am Fuße der südl. Vorberge des Kotscha-Balkan, der höchsten Kette des gleichnamigen Gebirges, auf dem linken Ufer des Tundschaflusses, am Anfangspunkte der weiten, vom obern Laufe des letztern durchflossenen, äußerst fruchtbaren Ebene Tulweskо Polje gelegen, zugleich unmittelbar an der Straße, welche, von Tirnowa und Gabrowa aus zum Hochgebirge führend, dieses mittels des 1318 m hohen Schipkapasses übersteigt, zählt 20—25000 E., fast ausnahmslos Christen, welche Handel mit Obst und Rosenöl treiben.

Kasareep, Cassarip, eine der vielen scharf gewürzten Saucen, deren sich die engl. Küche zur Schmackhaftmachung der Speisen bedient. Es soll ein mit Cayennepfeffer versetzter, eingedickter Saft der Knollen von Jatropha Manihot L. sein.

Kasbek, einer der Gipfel des Kaukasus (s. d.).

Käsch, s. Cash.

Kaschan, bei den Juden der Vorsänger in der Synagoge; Kaschan Baschi, das geistliche Oberhaupt der im türk. Reiche wohnenden Juden.

Kaschân, Stadt in der pers. Provinz Irák-Adschmi, in bevölkerter, gut bebauter Gegend, auf der Straße von Teherân nach Ispahan, in 1006 m Höhe, hat schöne Bazars, 18 große und 90 kleine Moscheen, 24 Karawanserais für Waren und 35 für Reisende, 34 Bäder und ein großes von Feth-Ali gegründetes College. Die 90000 E. gewinnen viel Obst und Seide und fertigen ausgezeichnete Seidenstoffe und Goldbrokate, sowie Kupferwaren, Gold-, Silber- und Stahlwaren, Zeuge u. s. w. Nahe liegt der schöne Fin-Palast nebst herrlichem Garten mit Fontänen, Marmorbassins u. s. w.

Kaschau (ungar. Kassa, spr. Kascha), Hauptstadt Oberungarns und des Komitats Abaujvar-Torna, am rechten Ufer des Hernad und am Knotenpunkt der Kaschau-Oderberger, der Ungarischen Nordost- und der Theißbahn, in einem rings von Weinbergen eingeschlossenen Thale, ist Sitz der Komitatsbehörden, eines kath. Bistums, einer Oberstudiendirektion und zählt (1880) 26097 E. Die innere, früher stark befestigte Stadt zeichnet sich durch regelmäßige, reinliche Straßen und viele ansehnliche Gebäude aus. Die von der innern Stadt durch breite Glacis getrennten drei Vorstädte sind ziemlich ausgedehnt. K.s Hauptzierde bildet der am Hauptplatz stehende große, aus Quadern im got. Stil erbaute Dom der heil. Elisabeth, der reich an alten Bildern ist und zu den ältesten und schönsten Kirchen Ungarns gehört. Von höhern Unterrichtsanstalten finden sich zu K. eine königl. Rechtsakademie, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, ein bischöfl. Seminar, ein k. k. Obererziehungshaus. Die Bewohner der Stadt sind sehr gewerbfleißig. Außer Pulver- und Papiermühlen und mehrern Otraffinerien bestehen Fabriken für Tabak, Leder, Zucker, Essig, Tuch, Nägel, Rollgerste, Stärke, Preßhefe. Infolge seiner Lage

vermittelt K. den Handelsverkehr zwischen Galizien und Ungarn. K. ist einer der ältesten Orte des Landes und wurde schon von König Bela IV. 1241 zur Stadt erhoben. Bei K. schlug 4. Jan. 1849 der österr. General Schlik den ungar. Kriegsminister Mészáros. Vgl. Krones, «Zur Geschichte der Freistadt K.» (Wien 1864).

Kaschelot, Cachalot oder gemeiner Potfisch oder Potwal (Physeter macrocephalus) ist der Name eines walfischartigen Säugetiers von 17—20 m Länge, welches sich durch den ungeheuern Kopf auszeichnet, der etwa ein Drittel des ganzen Körpers ausmacht, und das sich durch 18—23 Zähne im Unterkiefer und den Mangel der Barten von dem Walfisch unterscheidet. Der K. ist oben schwarz, unten weißlich und über alle Meere verbreitet, vom 40.° nördl. Br. bis zum 40.° südl. Br., aber er schwimmt, den warmen Strömungen folgend, bis an die Pole. Er nährt sich hauptsächlich von Tintenfischen (Cephalopoden). Die beiden Spritzlöcher befinden sich bei ihm am vordern Rande des Kopfes, und es wird durch dieselben das im Rachen sich ansammelnde Wasser in Säulen hervorgetrieben, welche man auf offener See ziemlich eine geogr. Meile weit sehen kann. Engländer und Amerikaner machen auf den K. wegen des in seinem Kopfe befindlichen Walrats (s. d.) und auch wegen seines Thrans häufig Jagd. Dieselbe gleicht der Walfischjagd, ist aber gefährlicher. Das Walrat, Spermaceti oder Cetine, von dem die Tiere auch Spermfische genannt werden, befindet sich in dem fast viereckigen Vorderteile des Körpers zwischen Spritzloch, Oberkiefer und Augen in einer großen, muldenförmigen, gleichsam viellammerigen Vertiefung des Schädels, die von einer teilweise knorpeligen, harten Ausbreitung bedeckt ist. Das frisch halbflüssige, einer dünnen Salbe ähnliche und gelbliche Spermaceti wird erst in Europa durch mehrmalige Reinigung und Entfernung des beigemischten Öls zu der harten, glänzenden, weißen Masse gemacht, welche das Walrat des Handels bildet. Ein gewöhnlicher K. liefert zwölf große Fässer rohes Walrat, und außerdem gibt der seinen Körper umhüllende Speck noch Thran. Endlich stammt von dem K. auch noch die Ambra (s. d.) ab, welche an allen Küsten des Großen Oceans vom Meere ausgespült angetroffen wird. Diese Ambrastücke sind nichts anderes als Nieren- und Blasensteine des Tiers. Die dicken, kegelförmigen Zähne werden als Elfenbein verarbeitet.

Kascheo, Cascheu, portugies. Dorf in Senegambien, links am Santo-Domingo, 30 km von dessen Mündung in den Atlantischen Ocean, hat ein 1588 gegründetes portug. Fort und 1880 E.

Kaschgar, Hauptstadt der chines. Provinz Ostturkestan (auch Kaschgarien oder Dschiti-Dschaschar genannt). Das Gebiet, 1118713 qkm groß, reicht im S. bis an das Kuen-lün-, im N. bis an das Thian-schan-Gebirge, im W. bis zum Hochlande Pamir und dem Bolor-Tagh, nach O. in die Wüste Gobi hinein, bis an den Lob-Noor, in den sich der Hauptstrom des Landes, der Tarim, ergießt. Bei dieser weiten Ausdehnung ist die auf 580000 geschätzte Einwohnerzahl eine sehr geringe. Die Stadt K., die westlichste Stadt des Chinesischen Reichs, 270 km im Nordwesten von Jarkend (s. d.), der zweitgrößten Stadt des Landes, liegt in einer korn- und fruchtreichen Gegend an dem Tarimquellfluß Kysyl-Sfu, oberhalb der Einmündung des Tojun, ist von einer starken Lehmmauer mit Türmen umgeben und besteht aus der auf hohem Flußufer gelegenen Altstadt mit zwei Stadtvierteln und der erst 1838 gegründeten, viel tiefer gelegenen Neustadt mit vier Stadtvierteln. Im ganzen zählt K. etwa 80000 E. Die Stadt hat zwei Teiche, einen Kanal, ein Gefängnis, 17 Medressen, 70 Schulen (Mekteb), acht Karawanserais und zwei Marktplätze. Eine zum Bazar Tschar-bsu führende Straße ist mit einem Wetterdach versehen und dient als Kaufhalle. Außerdem sind zwei Bazars zum Verkauf von Baumwolle und zum Engroshandel mit Daba (chines. Zeug) vorhanden. K. ist der Stapelort des Verkehrs mit Mittelasien. Die Manufakturen der Stadt sind die bedeutendsten in ganz Ostturkestan. Die Fabriken arbeiten besonders in Gold- und Silberstoffen, Gold- und Silberdraht, Leinen, Baumwolle, Teppichen und Seidenzeugen. Im Aug. 1857 ließ hier ein fanatischer Türkenhäuptling den Reisenden Adolf Schlagintweit enthaupten. In demselben Jahre fand ein Aufstand gegen die chines. Regierung statt, der von den Türken aus Khokand unterstützt wurde, aber keinen dauernden Erfolg hatte. Einen bessern erzielte Mohammed Jakub Beg im J. 1865. Nachdem mit russ. Hilfe die in den ersten Jahren der neuen Herrschaft noch wiederholt auftretenden Aufstände bewältigt waren, konsolidierte sich das Chanat von K. bald unter der Hand des energischen Despoten. Einen großen Einfluß auf das Chanat erlangten die Russen, als die Mission des Barons Kaulbars 1872 mit dem Abschluß eines Handelsvertrags endete, welcher K. in eine Art Vasallenverhältnis zu dem mächtigen Nachbarn brachte. Auch die Engländer schlossen 1873 mit K. einen Handelsvertrag ab. Allein in China hatte man den Verlust der Provinz nicht verschmerzt, man betrachtete daselbst Kaschgarien nur als ein aufständisches Land und beschloß die Wiederunterwerfung, welche auch im J. 1879 erfolgte. Seitdem ist K. wie ehemals eine chines. Provinz.

Kaschgil (Kasgil), Ort bei El Obeid in Kordofan, bei dem die ägypt. Armee unter Hicks Pascha 3. bis 5. Nov. 1883 von den Aufständischen unter Befehl des Mahdi vernichtet wurde.

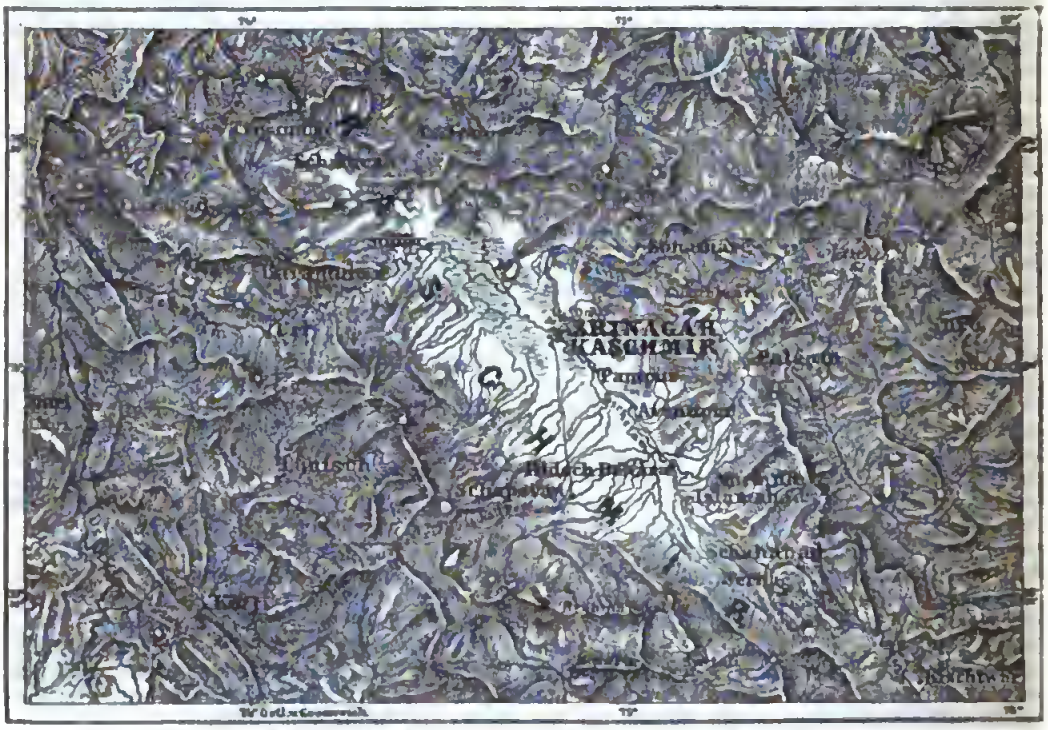
Kaschin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Twer, an der Kaschinka, 200 km nordöstlich von Twer, mit (1882) 7516 E. und bedeutendem Getreide- und Branntweinhandel.

Kaschira, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, am rechten Ufer der Oka, mit (1882) 3873 E., ist ein Stapelplatz für Bauholz, Salz und Getreide; dagegen ist die große Tuchfabrik in neuerer Zeit eingegangen.

Kaschmir, ein unter der Oberherrlichkeit der Briten von dem Maharadscha von K. regierter Staat Ostindiens, welcher, den nordwestlichsten Teil des Himalaja einnehmend, sich zu beiden Seiten des obern Indus von 32¼ bis 36° nördl. Br., d. h. bis zu der Kette des Karakorum erstreckt, durch letztere von Ostturkestan getrennt ist, im O. von Tibet, im S. von der brit.-ind. Provinz Pendschab, im W. von letzterm und den Landschaften Dardistan und Kohistan begrenzt wird und bei 570 km Länge und 450 km Breite ein Areal von 178558 qkm mit 1534972 E. umfaßt. K. ist aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt, nämlich aus Dschamu, dem südlichsten, dem Stammlande der jetzigen Dynastie von K., mit der gleichnamigen Hauptstadt, aus dem eigentlichen K., aus Ladak (s. d.),

Baltistan (s. d.) und Gilgit im äußersten Nordwesten.

Die Provinz Kaschmir, 22505 qkm mit 491846 E., ist eine der herrlichsten Alpenlandschaften des Himalaja. Ihr centraler Hauptbestandteil ist das berühmte ovale Kaschmirthal von 150 km Länge und 15—60 km Breite, dessen Boden eine mittlere Höhe von 1524 m über dem Meeresspiegel hat und rings von mächtigen Gebirgsketten umgeben ist, von denen die Pir-Pandschal genannte, an der Grenze zwischen K. und dem Pendschab, selbst mit ihrer höchsten Spitze von 4439 m noch nicht die Schneegrenze erreicht, während dagegen die ihr gegenüberliegende Kette eine Reihe mächtiger Schneegipfel trägt. Der Induszufluß Dschelam oder Behat, der Hydaspes (s. d.) der Alten, durchströmt, zahlreiche Seitenflüsse aufnehmend, das Hochthal in nordwestl. Richtung, bildet in 2465 m Höhe den größten unter den schönen Seen des Landes, den 15 km langen und ebenso breiten Wularsee (engl. Bullar) am Fuße des hohen Haramuk, wendet sich dann gegen W. und tritt bei Musaferabad in 634 m Höhe durch den Barramallapaß aus dem Thale heraus. Den Lauf des Stroms begleitet die einzige Straße nach K. Außerdem gibt es etwa ein Dutzend Alpenpässe, von denen der höchste 3807, der im Sommer befuchteste über die Pir-Pandschalkette 3259 m hoch ist. Das Kesselthal von K. erinnert an einen ungeheuern Krater. Im J. 1828 fanden daselbst zwei Monate lang täglich Erdbeben statt. Auch waren dieselben in frühern Jahrhunderten häufig. Schwefelquellen sind zahlreich. Nach den neuern geolog. Untersuchungen war das Alpenthal ursprünglich ein Seebecken. Wegen seines milden Klimas, seiner üppigen Vegetation, seiner köstlichen Früchte, seines fruchtbaren Bodens und guten Anbaues ist K. jedenfalls einer der schönsten Erdstriche, und nennen die Orientalen denselben mit Recht das Paradies von Indien und den Garten des ewigen Frühlings. Früher wurde auch hin und wieder das Paradies der Bibel nach K. versetzt. Die Bewohner von K. sind die schönsten Hindu, scharfsinnig, heiter und witzig, aber auch voll Lug und Trug, selbstsüchtig, ausschweifend. Ihre Frauen werden für die Harems in Hindostan sehr gesucht. Sie sprechen einen stark mit Persisch untermischten Sanskritdialekt, der mit den Devanagarizeichen geschrieben wird. Man treibt Ackerbau, Schaf-, Ziegen- und Rinderzucht mit Alpenwirtschaft auf den überaus fetten Weiden. Der Butterertrag ist so beträchtlich, daß große Mengen geschmolzener Butter (Ghi) ausgeführt werden. Die Industrie K.s ist vorzüglich berühmt durch die Verfertigung der vorzüglichen Kaschmirshawls (s. Shawl), teils aus den Haaren der feinhaarigen Kaschmirziegen, teils aus dem Unterhaar der wilden Ziegen Tibets. Außerdem fertigt man ausgezeichnete Waffen, Leder zu Sattlerarbeiten, Papier und Rosenöl.



Maßstab 1: 2.000.000. 0 1 2 3 4 5 Kilometer.

Topographische Lage von Kaschmir.

In ältester Zeit wohnten hier die Kaspirer, und das Land hieß indisch Kasjapapura (grch. Kaspápyros), oder (nach Burnouf) Kasjapa-mira, d. h. See des Kaspaja. Die Abgeschlossenheit des Hochthals K. begünstigte seine polit. Selbständigkeit, die erst 1341 verloren ging, als infolge innerer Unruhen, welche namentlich auch durch den seit 1315 von Schems-ed-din eingeführten Islam genährt wurden, die letzte eingeborene Herrscherin ihr Königreich verlor und sich selbst den Tod gab. Ihr folgte eine Reihe mohammed. Hindufürsten, bis

das Land 1586 durch den Großmogul Akbar dem Reiche von Delhi einverleibt wurde. Nach dem Verfall dieſes Reichs geriet K. 1752 in die Hände der Afghanen. Dieſen wurde es 1819 von Randſchit-Singh, dem Maharadſcha von Lahore, entriſſen und mit dem Reiche der Silhs vereinigt. Nach dem Tode Randſchit-Singhs (1839) ſtrebte K. beſtändig danach, ſich von Lahore loszureißen. Nachdem der Maharadſcha Dhalip-Singh von den Engländern beſiegt war, überließen dieſelben im Frieden zu Amritſar, 16. März 1846, dem zum Maharadſcha erhobenen Fürſten von Dſchamu, Gholab-Singh, alles zwiſchen dem Rawi und Indus gelegene Bergland mit Einſchluß von K. als erbliches, unabhängiges Beſitztum, wofür er ſich zum Vaſallen der indobrit. Regierung erklärte. Nach der Einverleibung des Pendſchab in das Indobritiſche Reich (1849) blieb K. nebſt Dſchamu dem Gholab-Singh. Durch die Eroberungen, innern Umwälzungen, beſonders aber durch die barbariſche Herrſchaft der Afghanen iſt das einſt ſo blühende Land ſehr herabgekommen. Am meiſten hat die Shawlfabrikation gelitten.

Die Hauptſtadt Kaſchmir oder Serinagur, auch Srinágar (Sonnenſtadt), unter 34° 5′ nördl. Br. und 74° 57′ öſtl. L. von Greenwich gelegen, iſt ſchlecht und eng aus Holzhäuſern am Dſchelam gebaut und hat außer dem ehemaligen Palaſt des Großmoguls kein merkwürdiges Gebäude. Sie zählt (1873) noch 132681 E. In der Nähe iſt der prächtige Garten Schahlimar, ehemals der Sommeraufenthalt des Großmoguls. Vgl. Hügel, «K. und das Reich der Silhs» (4 Bde., Stuttg. 1840—42).

Kaſchmir (frz. cachemire, engl. cashmere), eigentlich ein Gewebe aus Kaſchmirwolle (ſ. d.), das zu den echten orient. Shawls (Kaſchmirſhawls) verarbeitet wird; auch ein aus feiner Schafwolle hergeſtellter, gelöperter, weicher Stoff ohne glänzende Appretur, der zu Damenkleidern verwendet wird. Beim halbwollenen Kaſchmir beſteht die Kette aus Seide, der Einſchlag aus Kaſchmir- oder Merinowolle.

Kaſchmiret, ein tuchartiger geköperter Stoff, der in der Kette aus Floretſeide, im Einſchlag aus Streichwolle beſteht.

Kaſchmirſhawls, ſ. Shawl.

Kaſchmirwolle, das feine, weiche Flaumhaar (Grundhaar) der Kaſchmirziege von weißer, grauer oder bräunlicher Farbe, das gekämmt, wie Kammwolle zugerichtet, verſponnen und verwebt wird.

Kaſchmirziege, eine im Himalaja heimiſche, der Angoraziege ähnliche Ziege mit langem, ſeidenartigem Haar, welches namentlich zu den ſog. Kaſchmirſhawls (ſ. u. Shawl) verarbeitet wird.

Kaſcholong (Perlmutteropal), ſ. u. Opal.

Käſe heißt der mehr oder weniger veränderte feſte, proteinhaltige Käſeſtoff (Caſein) der Milch, vermiſcht mit andern Beſtandteilen der letztern und ihren Zerſetzungsprodukten, welcher, geſalzt und entſprechend behandelt, ein wichtiges Nahrungsmittel und Handelsprodukt abgibt. In manchen Gegenden bildet die Käſefabrikation den Kern des landwirtſchaftlichen Betriebes. Es wird dazu die Milch von Kühen, Schafen und Ziegen verwendet. Die Manipulation bei der Darſtellung beruht auf der Abſcheidung des ſog. Quarks von dem Waſſer der Milch, den Molken oder Schotten. Zu dieſem Zwecke wird die Milch entweder künſtlich durch Lab aus Kälbermagen, oder durch längeres Stehenlaſſen zum Gerinnen gebracht. Erſteres Verfahren liefert die ſog. Süßmilchkäſe, letzteres die Sauermilchkäſe. Bei jenem bedarf es einer Erwärmung der Milch im Keſſel, bei dieſem nicht. Nach dem Gerinnen wird der K. gepreßt und geformt. Die Unterſchiede der Käſeſorten ſind begründet durch die Bereitungsmethoden, ſowie durch die Qualität der dazu verwendeten Milch. Man fertigt überſetten K., wenn der fetten Milch noch Rahm zugeſetzt wird, fetten, wozu gute, unabgerahmte Milch, halbfetten, wozu die Milch halb abgerahmt, und magern K., wozu ganz abgerahmte Milch genommen wird. Die meiſten Sauermilchkäſe ſind magere. Nach dem Ausſcheiden des Quarks bleibt in der Molke noch Käſeſtoff zurück, welcher durch Kochen zum Gerinnen gebracht und unter dem Namen Zieger gleichfalls als K. verarbeitet wird. Der Rückſtand der Milchflüſſigkeit liefert entweder den Molkeneſſig oder durch Verdampfung den Milchzucker, beides ſtändige Nebenprodukte der Käſefabrikation. Als Nahrungsmittel ſteht der K. hinſichtlich ſeiner beſondern Nahrhaftigkeit ſehr hoch. Die fetten K., welche faſt alles Caſein (ſ. d.) und Fett der Milch enthalten, repräſentieren gleichſam die Milch im feſten Zuſtande; nur der Zucker und einige Salze derſelben fehlen neben dem freien Waſſer im K. Dagegen iſt derſelbe weit ſtickſtoffreicher als die Milch ſelbſt. Deshalb wird auch der K. gewöhnlich mit ſtickſtoffarmen Nährmitteln (Brot, Butter, Wein, Bier) zuſammen verzehrt. Der Eintritt der Reife, welcher von der Temperatur und dem Grade der Preſſung abhängig iſt, kennzeichnet ſich durch die Umwandlung des weißen Quarks in eine gelbliche, durchſcheinende, feſte oder weiche, ſpeckige Maſſe. Durch die Zerſetzung der darin enthaltenen Fette werden Fettſäuren gebildet, welche das Aroma bedingen; diejenige der Milchſäure aus dem Milchzucker liefert Kohlenſäure, die in ſchwach geſalzenem K. Blaſen (Hohlräume) erzeugt, während größerer Salzzuſatz die Umwandlung des Milchzuckers verhindert. Der Süßmilchkäſe iſt reicher an Salzen, daher nahrhafter als der Sauermilchkäſe.

Die berühmteſten K. im Handel ſind: 1) In England: der Cheddar, der Cheſter, der Glouceſter, der Stilton, der ſchott. Dunlop (Ayrſhire). 2) In Frankreich: der Brie, der Roquefort (aus oder mit Zuſatz von Schaf- und Ziegenmilch), der von Neufchâtel (in der Normandie), der Camembert, der Azis (ein Ziegerkäſe), der Cageron oder Pie (Sauermilch-Löffelkäſe), der Viri (pariſer Rahmkäſe), der Langres, der Livarot (im Calvados), der Fromage de la porte de Meaux, der Marolles (Nordfrankreich), der Mont-d'Or (ein ſehr geſuchter Ziegenkäſe). Auch gehört hierher die Jonchée, ein konſiſtenter Käſebrei aus Schafmilch, der, in kleine Töpfe eingepreßt, viel verkauft wird. 3) In der Schweiz: der Greyerzer (Gruyère; Freiburg), der Emmenthaler (Bern und Luzern), beide ſowie die übrigen Käſeprodukte der Schweiz unter dem Allgemeinnamen «Schweizerkäſe»; ferner der Schabzieger (Kräuterkäſe aus Zieger, mit Zuſatz von Steinkleepulver, daher auch Grüner K. genannt, beſonders in Glarus). Die Schweiz erzeugt auch große Mengen trefflicher Ziegenkäſe. 4) In Italien: der Stracchino (Gorgonzola u. ſ. w.), der Parmeſankäſe, der Mascarone (ein Zieger), die Raoiggiuoli (Ziegenkäſe), die Brinſili (die berühmten kleinen Schafkäſe der Bergamasker mit dem

Rückstande Puina, einem fetten Zieger, der als besondere Delikatesse gilt). 5) In Holland: der Gouda, der Edamer, der Kanter, der grüne Texelkäse. 6) In Deutschland: der Limburger (auch seiner Form halber Backsteinkäse genannt), der straßburger Schachtelkäse, der bayr. Rahmkäse, der holstein. Marschkäse, der westfäl. Rauchkäse (leicht geräuchert), die Sauermilchkäse (Hand- oder Faustkäse, auch Kuhkäse) des Harzes, der Wetterau, der altenburger Ziegenkäse. 7) In Österreich: der Schwarzenberger (ein Weichkäse aus Böhmen), der kärntner Alpenkäse, der mähr. Quargel, die vorarlberger Fett- und Magerkäse, der ungar. Brinsen oder Liptauer, der goliz. Suppenkäse (aus Schafmilch, mit Kräuterzusatz). Außerdem sind noch zu nennen der schwed. Rentierkäse (Mesüs), der Kartoffelkäse (mit Zusatz von gekochten Kartoffeln, in Westfalen), der Salbeikäse (mit Salbei, Petersilie und Kuhblumen, in England), der Schafgarbenzieger (mit Achillea strata, in Montafun) u. s. w. Neben dem Salze fügt man dem K. noch mancherlei Gewürz bei, vorzugsweise Kümmel, färbt ihn gelb in England (Chester) mit Ringelblumensaft, rot in Holland mit Tournesol (vom Krebskraut, Croton tinctorium). In Italien bestreicht man die Rinde mit Olivenöl, in der Schweiz häufig mit Wein u. s. w. Alle Sauermilchkäse lassen sich nicht lange aufbewahren, ebenso die Süßmilch-Weichkäse; sie zerlaufen mit der fortschreitenden Reife in eine gallertartige Masse, welche zuletzt vollständig in Fäulnis übergeht, wobei eine reiche kryptogamische Vegetation ihre Rolle spielt. Gekochte Fett- und Magerhartkäse dagegen lassen sich unter günstigen Umständen jahrelang aufbewahren, ohne andere Veränderung als Wasserverdunstung, sodaß sie steinhart werden. Einige Sorten, die sog. Reibkäse, werden gleich in dieser festen Form angefertigt.

Käsefarben, s. unter Anstrich.

Käsefliege (Piophila casei), eine schlanke, glänzend schwarze Fliege von 5 mm Länge, deren weiße, glänzende Larven von etwa 8 mm Länge als Käsemaden namentlich in altem Käse, aber auch in andern Viktualien leben und sich durch Einbiegen und plötzliches Wiederausstrecken des Körpers schnellend hurtig fortbewegen können. Das einzige Mittel gegen diese Tiere ist sorgfältiges Verschlossenhalten der Käse. [Casein.

Käsegummi, soviel wie Caseogomme, s. unter

Kafel, s. Casula.

Käsemade, s. unter Käsefliege.

Käsemagen oder Laabmagen, s. u. Laab.

Kasematten (entweder vom ital. casa armata, armiertes Gebäude, oder vom span. casa, Haus, und matare, töten, «Mordkeller» [alte deutsche Bezeichnungsweise], oder vielleicht mit größtem Recht von casa matta, Pseudohaus [vom lombard. matt-pseudo]) nennt man Baulichkeiten in einer Festung, welche entweder selbständig liegen oder in einen Erdwall hineingebaut sind, und bei deren Anlage die vollständigste Sicherung gegen die feindliche Feuerwirkung, namentlich auch gegen das Vertikalfeuer, angestrebt ist. Die Seitenwände der kasemattierten Gebäude sind in Mauerwerk ausgeführt, die Decken in Holz, Eisen, meistenteils aber eingewölbt, dabei noch mit einer Erdaufschüttung versehen, welche die Wirkung der aufschlagenden Sprenggeschosse abschwächt. Die Seitenwände der K., soweit sie dem feindlichen Feuer ausgesetzt sind, können noch mit eisernen Platten gepanzert, ja selbst der ganze Hohlraum in Eisen ausgeführt sein. Die kasemattierten Räume dienen zum Teil dem Zwecke einer gesicherten Verteidigung, wie die Koyonnieren, Redults, Defensiokasernen u. s. w. In diesem Falle haben sie Schießscharten und heißen Defensiv- oder Verteidigungskasematten. Sie bilden dann gleichzeitig dem feindlichen Feuer entzogene Unterkunftsräume. K. können auch lediglich die Bestimmung einer gesicherten Unterbringung von Mannschaften (Wohnkasematten) oder von Material (Pulver- und Proviantmagazine ꝛc.) haben. Kasemattierte Traversen oder Hohltraversen, Bonnetkasematten, kasemattierte Rückenwehren vereinigen den Zweck gesicherter Unterbringung mit dem der Deckung von Festungslinien und Werken gegen Seiten-, beziehungsweise Rückenfeuer. Das zur Bekleidung der Grabenwände dienende Mauerwerk kann ebenfalls kasemattiert und zugleich verteidigungsfähig eingerichtet sein (Dechargenkasematten, Contrescarpengalerien). Meist liegen die K. jetzt in der rückwärtigen Böschung des Hauptwalls, oder in der Kehle von Forts, wo eine absolute Deckung derselben gegen das feindliche Geschützfeuer möglich ist. Je nach der Lage der Gewölbelinien zur Flucht des Gebäudes unterscheidet man Perpendikulär- und Parallelkasematten. Ein größeres kasemattiertes Gebäude wird Kasemattenkorps genannt. (Vgl. auch Festungsbau.)

Käsemilbe (Acarus siro), eine etwa 0,5 mm große, etwas längliche Milbe, welche die festen, besonders Schweizer- und Holländer Käse (soll eine andere Art, A. longior sein) bei Millionen zernagt, sodaß schließlich nichts übrigbleibt als ein wimmelndes graubraunes Pulver, bestehend aus den Milben und ihren Exkrementen.

Käsepappel (Malva rotundifolia), s. Malve.

Kaserne (vom ital. und span. casa, Haus) ist ein zur dauernden Unterbringung von Truppen bestimmtes Gebäude. Die Kasernierung des Militärs bildet den Gegensatz zur Unterbringung in Bürgerquartieren und wird bei stehenden Heeren mehr oder weniger zur Notwendigkeit. So finden sich schon zur Zeit der röm. Kaiser K. für die Prätorianer. In der neuern Zeit kommen sie zuerst in Frankreich unter Ludwig XIV. vor und haben von da ab eine immer wachsende Verbreitung gefunden. Die konzentrierte und abgeschlossene Unterbringung des Militärs in K. vereinfacht im Gegensatz zu derjenigen in Bürgerquartieren den Dienstbetrieb, erleichtert die Überwachung der Truppen und befördert die Erhaltung der Disciplin; die nachteiligen Einflüsse, welche aus der steten Berührung mit der Bevölkerung bei Bürgerquartieren erwachsen können, werden vermieden und wird durch das Zusammenleben der Soldaten miteinander die Kameradschaft befördert. Es lassen sich bei Kasernierung der Truppen zweckmäßige Einrichtungen für die Gesundheitspflege derselben treffen, die bei Bürgerquartieren häufig fehlen. Für die Bürger fällt durch die Kasernierung des Militärs die Last der permanenten Einquartierung weg. Die Vorteile, welche die K. nach beiden Richtungen, für die Truppen wie für die in Frage kommende Bevölkerung bringen, sind so augenfällig, daß in allen größern Staaten, speziell auch im Deutschen Reiche, die vollständige Durchführung der Kasernierung auf der Tagesordnung steht. Über die Zeitdauer, welche dieselbe in Anspruch nehmen wird, wird wesentlich der Kostenpunkt entscheidend sein. In England, wo für die

Bevölkerung keine Verpflichtung zur Aufnahme von Einquartierung existiert, ist die Kasernierung seit lange allgemein. — Die Besatzung der Festungen muß im Kriege gegen das feindliche Feuer gesichert untergebracht werden, weshalb die Festungswerke mit zahlreichen zur Aufnahme von Truppen geeigneten kasemattierten Räumen versehen sind, die häufig auch schon im Frieden als K. benutzt werden. In ältern Festungen finden sich vielfach Defensivkasernen, die einesteils zur gesicherten Unterbringung von Truppen im Kriege dienen, anderenteils auch verteidigungsfähig eingerichtet sind und durch ihre Lage als Abschnitte benutzt werden können. Durch den wirksamen indirekten Schuß der gezogenen Geschütze sind solche Bauten aber heute zu sehr gefährdet, als daß die Einrichtung zur Verteidigung noch ferner beibehalten werden konnte.

Käsestoff, s. Casein.

Kasgil, s. Kaschgil.

Kasi-Kumüken, s. unter Nogaier.

Kasileschker oder **Kadhi-Asker**, Richter der Armen, ist der Titel eines im Range gleich auf den Großmufti folgenden Beamten des Korps der Ulema in Konstantinopel und zugleich höchsten richterlichen Würdenträgers. Es gibt zwei K., nämlich den von Rumelien und den von Anatolien. Jener ist Berufungsinstanz für die von den Kadhis der europ. Türkei gefällten Entscheidungen, jener für die von den Kadhis der asiatischen, sodaß man sie mit den Präsidenten eines Appellhofs verglichen hat. Durch die neue Gerichtsordnung hat die Stellung der K. viel von ihrem Einfluß verloren.

Kasimierz oder **Kazimierz**, Flecken im Gouvernement und im Kreise Lublin in Polen, rechts an der Weichsel, mit (1882) 2606 meist jüdischen E., ist ein Stapelplatz, namentlich für Weizen.

Kasimir, eigentlich Kazimierz, ist der Name von vier poln. Fürsten und Königen:

Kasimir I. war der Sohn Mieczyslaws II. Nachdem seine Mutter Rixa, eine Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein, nach Mieczyslaws Tode 1034 die vormundschaftliche Regierung für den minderjährigen K. übernommen, doch vor dem poln. Adel wegen Begünstigung der Fremden nach Deutschland zu fliehen genötigt worden war, verließ auch K. sein Reich, das ohne Regenten durch innere Fehden ganz in sich zerfiel und von den Böhmen unter Bretislaw bis Gnesen hin verwüstet wurde, die von dort den Körper des heil. Adalbert entführten. Unterstützt von Kaiser Heinrich III., erlangte K. 1040 die Herrschaft wieder und wußte nun die fürstl. Gewalt und das Christentum in Polen neu zu befestigen. Er vermählte sich mit Dobrognewa, der Schwester des Großfürsten Jaroslaw von Kiew, unterwarf Masovien und erhielt 1054 gegen einen jährlichen Tribut Schlesien von den Böhmen zurück. K. starb 1058.

Kasimir II. oder der Gerechte, geb. 1138, war der Sohn Boleslaws III. und erbielt das Herzogtum Sendomir, ward aber, nachdem sein Bruder Mieczyslaw III. vertrieben war, 1178 zum poln. Großfürsten erwählt. Er suchte das Volk vor den Bedrückungen des Adels zu schützen, zog siegreich nach Wolhynien, Halicz und gegen die Jadzwinger in Litauen und starb 1194.

Kasimir III. oder der Große, geb. 1309, ein Sohn Wladyslaw Lokieteks, zeichnete sich schon unter der Regierung seines Vaters, der ihn zum Regenten von Großpolen gemacht hatte, durch seine Tapferkeit aus. Nachdem er 1333 den Thron bestiegen hatte, schloß er mit dem Könige Johann von Böhmen 1335 auf dem Fürstentage zu Wissegrad Frieden dahin, daß Johann den Titel eines Königs von Polen und alle Anrechte auf Polen aufgab, K. aber auf die schles. Herzogtümer, welche die böhm. Lehnshoheit anerkannten, und auf das Fürstentum Plock verzichtete. Mit den Deutschen Rittern kam er nach langen Zerwürfnissen und mit Hilfe des Papstes im Frieden zu Kalisch 1343 dahin überein, daß diese Kujawien und Dobrzin an Polen zurückgaben, K. ihnen dagegen Pommerellen, Kulm und Michelau überließ. K., der keinen Sohn hatte, wählte 1339 seinen Neffen Ludwig, einen Sohn König Karls I. Robert von Ungarn, zum Nachfolger. Nachdem K. 1340 sich Rotrußlands bemächtigt, eroberte er fast ganz Schlesien, von dem er jedoch nur Fraustadt behielt, auch brachte er Masovien unter seine Oberhoheit. Im J. 1347 berief er einen Reichstag nach Wislica und beauftragte die erfahrensten Männer des Reichs mit Abfassung eines allgemeinen Gesetzbuchs, an welcher er selbst teilnahm. Mit einigem Erfolge versuchte er die Künste in seine Staaten einzuführen, stiftete Hospitäler und Schulen und legte den Grund zur krakauer Akademie. Er förderte zwar die Einwanderung von Deutschen, verwehrte ihnen aber die Berufung an deutsche Gerichtshöfe. K. starb 1370. Unter seinen Maitressen wird die Jüdin Esther genannt, die ihren Glaubensgenossen die Freiheiten ausgewirkt haben soll, die sie nachher in Polen genossen. Mit K. erloschen in Polen das Geschlecht der Piasten (s. d.).

Kasimir IV., der zweite Sohn Jagellos, geb. 1427, übernahm noch bei Lebzeiten seines Bruders, Wladyslaws III., die Regierung über das Herzogtum Litauen. Zum Mißvergnügen der Polen blieb er seinem Stammlande auch nach der Thronbesteigung 1447 mit besonderer Vorliebe zugethan und suchte es vor gänzlicher Einverleibung in Polen zu schützen. Als die preuß. Städte gegen den Deutschen Orden sich auflehnten und 1453 unter den Schutz K.s begaben, geriet er in einen fast 13jährigen Krieg mit dem Deutschen Orden, der 1466 durch den Thorner Vertrag ganz Westpreußen an K. abtreten mußte. Im J. 1468 berief K. zur Beratung über die Staatseinkünfte den ersten Reichstag der Adeligen nach Piotrkowo. Er starb zu Grodno 1492.

Kasimir, ein dünner und leichter geköperter Stoff aus sehr feinem Streichwollgespinst, öfters mit Kette aus Kammgarn oder aus Baumwolle, der schwächer gewalkt und weniger gerauht, aber fast ebenso kurz geschert ist als Tuch. K. wird glatt, gerippt und façonniert, einfarbig und meliert hergestellt und als Sommerstoff für männliche Kleidungsstücke, besonders mit aufgepreßten Mustern versehen (gaufriert) als Westenstoff verwendet, doch ist er in neuerer Zeit vielfach durch die feinern Buckskins verdrängt. Ein dichteres und festeres, stärker gewalktes und gerauhtes Gewebe mit Kette und Einschlag aus Streichgarn wird Doppelkasimir genannt.

Kasimwe, s. Kassibet.

Kaskade (vom ital. cascare, fallen), ein Wasserfall, welcher, im Unterschied von dem Katarakt (s. d.), durch kleinere, absatzweise hoch über Felsen herabstürzende Bergwässer gebildet wird. Besonders gilt das Wort von den künstlichen Nachahmungen solcher Wasserfälle in der Gartenkunst. Kleinere derartige Fälle werden als Kaskadellen bezeichnet.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

In der Feuerwerkerei heißt Kaskade eine Figur, an der einige Röhren (Fontänen) in mehrern Etagen ſo übereinander angebracht ſind, daß ſie ihr Feuer von oben nach unten ausſtrömen und dadurch gleichſam einen feurigen Waſſerfall bilden.

Kaskadengebirge, ſ. Cascade Range.

Kaskarillenrinde, ſ. Cascarilla.

Kaskaskia, Dorf im County Randolph des nordamerik. Staats Illinois, liegt nahe der Mündung des Kaskaskafluſſes in den Miſſiſſippi, 70 km im SSO. von St.-Louis, zählt (1880) nur 826 E., iſt aber eine der älteſten Niederlaſſungen des Weſtens (1673 von den Franzoſen angelegt) und war die erſte Hauptſtadt des Territoriums Illinois bis 1818.

Kaskett, eine Art Helm (ſ. d.), Bd. IX, S. 93a.

Kaskö, kleine Stadt in Finland, Landſchaft Oſterbotten, am Ufer des Bottniſchen Meerbuſens, 62° 30′ nördl. Br., auf einer Inſel, die durch eine 250 m lange Brücke Verbindung mit dem Feſtlande hat, wurde im J. 1785 angelegt, hat einen guten Hafen und zählt (1880) 797 E.

Käsmark, alte königl. Freiſtadt im Zipſer Komitat Ungarns, am rechten Popradufer, in einer ſchönen Ebene am Fuße der Karpaten. Von den Überreſten ihrer alten Herrlichkeit ſind ſehenswert das mit einem Turm verſehene kupfergedeckte Stadthaus, die Tökölyſche Feſtung, die Feſtungskapelle, die große, im got. Stil erbaute kath. Kirche, deren koloſſales Kreuz zu den intereſſanteſten Antiquitäten zählt, und die ſchöne, um die Mitte des 17. Jahrh. erbaute hölzerne evang. Kirche. K. hat ein kath. Obergymnaſium und zählt (1880) 4475 deutſche und ſlowak. E., die ſich hauptſächlich mit Tuchweberei, Flachs- und Leinwandhandel beſchäftigen. Die käsmarker Wochenmärkte gehören zu den lebhafteſten jener Gegend.

Kasn' (ruſſ.), Strafe; im beſondern Kapitalſtrafe, Todesſtrafe.

Kasna (ruſſ.), die Kaſſe, der Fiskus, das Adjektivum kasenny, Kron-, kasennaja palata, Kameralhof, d. h. die Gouvernementsverwaltung für Steuerſachen.

Kasnaczei (ruſſ.), Schatzmeiſter, einer der älteſten Hofbeamten der ruſſ. Fürſten, jetzt Rentmeiſter, Verwalter der Kreisrentei, einer Kaſſe, an der die Abgaben u. ſ. w. eingezahlt und von der die Gagen und ſonſtigen Ausgaben der Krone ausgezahlt werden. Die Rentei heißt kasnaczeistwo, die Reichsrentei gossudarstwennoje kasnaczeistwo.

Kaſo, türk. Inſel, eine der Sporaden, unfern im SW. von Karpatho, 64,7 qkm groß, eine einzige Bergkette, mit etwa 5000 griech. Bewohnern in vier Dörfern. Dieſe gewinnen ausgezeichneten Wein und treiben anſehnlichen Schiffbau.

Kaſpar von der Rhön, aus Männerſtadt in Franken, ſtudierte 1474 in Leipzig; nach ihm benennt man gewöhnlich das in einer dresdener Handſchrift erhaltene «Heldenbuch», welches eine Reihe von Dichtungen aus dem Kreiſe der deutſchen Heldenſage in jüngern umgearbeiteten Texten, außerdem eine ſtrophiſche Bearbeitung des Herzogs Ernſt und ein ſonſt nicht bekanntes Gedicht, «Das Meerwunder», enthält. K. hat jedoch nur einen Teil der Handſchrift geſchrieben und ſeinen Namen am Schluß des «Laurin» (1472) genannt. Herausgegeben iſt das «Heldenbuch» durch von der Hagen (Berl. 1825).

Kaſperl, eine luſtige Bühnenfigur, die zuerſt von dem Schauſpieler Joh. Laroche an Stelle des Hanswurſts (ſ. d.) auf die Bühne des Leopoldſtädter Theaters in Wien gebracht wurde, welches daher auch lange Zeit Kaſperltheater genannt wurde. Der Name K. iſt wahrſcheinlich hergenommen von dem Kaſpar, der luſtigen Perſon, der alten Dreikönigsſpiele. Öfter hieß der K. auch Taddädl, Bernardon und in Bayern Lipperl; jetzt kommt der K. nur noch in Puppenſpielen vor.

Kaſpiſches Meer oder Kaſpiſee, bei den Alten Mare Caſpium oder Hyrcanium, ruſſ. ehemals Chwalinskoje More, jetzt Kaſpiskoje More, tatar. Ak-Dengis (Weißes Meer), perſ. Gurſem, der größte See der Erde, an der Scheide Europas und Aſiens, nimmt gegenwärtig 439418 qkm ein, wovon 1549,6 auf die Inſeln kommen, bedeckte aber in vorhiſtor. Zeit einen dreifach größern Raum innerhalb der aralokaſpiſchen Erdſenke, deren ſalzreicher Steppenboden größtenteils unter dem allgemeinen Meeresſpiegel liegt. (S. Aſtrachan.) Der See iſt von N. gegen S. 1220 km lang, hat eine Breite von 200—350 km und liegt 26 m unter dem Niveau des Aſowſchen Meers. Höchſt wahrſcheinlich ſtand der See früher mit dem Aſowſchen und Schwarzen Meere in Zuſammenhang. Seine Ufer ſind meiſt niedrig, ſandig und moraſtig, hoch und bergig nur im W., wo die Ausläufer des Kaukaſus an ſie herantreten. Im S. iſt der See durch ein ſchmales Vorland von dem hohen Eldursgebirge Perſiens getrennt. Im O. bilden zum Teil die Abfälle des zwiſchen dem Kaſpiſchen Meer und dem Aralſee (ſ. d.) liegenden Felſenplateau Ust-Urt ſteile Wände. Die am meiſten hervorſpringenden Küſtenpunkte ſind das Kap Schachow der Halbinſel Apſcheron (ſ. d.) und das Kap Tjub-Kargan der Halbinſel Mangiſchlak im NO. Von den zahlreichen Einbuchtungen ſind bemerkenswert: die Bai van Agrachan an der Terekmündung, der Golf von Baku (ſ. d.), die Bai Kiſilagatſch an der Mündung des Kur, die Bai Enſeli im NW. von Reſcht und die von Aſtarabad, letztere beide in Perſien. Auf der bei weitem mehr ausgezackten Oſtſeite liegen die Haſſan-Kuli-Bai, die Adſchaid-Bejuri-Bai, der Buſen van Krasnowodſk mit der Balchandai, in welche ſich einſt der Oxus ergoß (ſ. Amu), der große, nur durch eine enge Straße mit dem See in Verbindung ſtehende Meerbuſen Adſchi-Darja oder van Karabugas, die Alexanderbai, die Kotſchakdai zwiſchen den beiden Halbinſeln Mangiſchlak und Buſatſchi, und der oſtwärts von der letztern ausgebreitete Meerbuſen Mertwyi Kultuk (Toter Meerbuſen) mit der Kaidakbai.

Unter den zahlreichen Küſteninſeln gehört die der Mündung des Ural gegenüberliegende Kamenni allein der Steinformation an; die übrigen Inſeln ſind ſandig; Tſchakeken, ſüdweſtlich von der Halbinſel Dardſcha, enthält eine große Menge von Naphthaquellen. Zwiſchen Baku und Lenkorän hat der Seeboden eine ganz eigentümliche, wie die Gegenküſte beſtändig vulkaniſchen Phänomen unterworfene Bildung; er iſt wie beſäet mit vulkaniſchen Inſeln und Bänken. Das nördliche, von W. gegen O. geſtreckte, flachuferige Becken des Kaſpiſchen Meers, etwa ein Drittel des ganzen Sees, hat nirgends über 28 m Tiefe, enthält brackiges, an der Nordküſte faſt ungeſalzenes Waſſer. Das ſüdliche, von N. gegen S. geſtreckte, weit größere und zum Teil hochuferige Becken zeigt auf weite Strecken 210 m Tiefe. Die größte bisher aufgefundene Tiefe iſt 1000 m. Das Waſſer iſt hier ſtärker mit Salz verſetzt,

namentlich in den Baien der Ostküste, wo in dem fast geschlossenen Golf von Karabugas die Steppenhitze das Wasser verdampft. Im ganzen zeigt sich jedoch der Salzgehalt geringer als in andern Meeren, infolge des starken Zuflusses von Süßwasserströmen. Der See hat keine Ebbe und Flut. Sein Wasserstand sinkt im Winter, steigt im Juni und Juli, wo die Flüsse ihr Hochwasser bringen. Durch die vorherrschend östl. Steppenwinde wird viel Flugsand in den See geworfen, und die Flüsse schwemmen viel Stromsedimente an, sodaß sich der Uferrand mehr und mehr verengt. Außerdem gehen nach Baers Untersuchungen unzweifelhaft an den Küsten wie im Seeboden selbst Hebungen und Senkungen vor. Den Wasserverlust durch Verdunstung ersetzt der Zufluß zahlreicher, zum Teil sehr bedeutender Ströme, wie Emba, Ural, Wolga, Kuma, Terek, Kur, Kisil-Usen oder Sefid-Rud und Atrek. Dennoch ist ein fortschreitendes Sinken des Kaspischen Meers deutlich erkennbar.

Der See wird, seitdem 21. März 1874 das russ. Transkaspische Gebiet gebildet wurde, von drei Seiten von Rußland und nur im Süden von Persien begrenzt. Er ist als russ. Binnenmeer anzusehen und wird nicht nur von russ. Segel- und Dampfbooten befahren, sondern auch durch eine eigene Kaspiflotte beherrscht, die aus 22 Schiffen besteht, worunter 7 Dampfschiffe. Den Russen gehören an oder nahe dem See als wichtigste Städte und Forts: Gurjew, Astrachan, Kisliar, Petrowsk, Tarku, Derbent, Baku, Saljany, Lenkorân und an der Halbinsel Mangischlak die Feste Nowo-Alexandrowsk, ja selbst an der pers. Küste die Insel Groß-Aschur bei Astarabad (s. d.). Die pers. Städte Resch, Rudesser, Hassanabad, Amol, Balfrusch, Sari, Ferahabad, Aschref und Astarabad nehmen zwar an dem Ein- und Ausfuhrhandel teil, derselbe wird aber hauptsächlich durch russ. Kauffahrer vermittelt. Die Schiffahrt auf dem See ist gefährlich wegen zahlreicher Bänke an den Küsten und wegen heftiger Stürme besonders aus Südost, die das Wasser weit über das Land treiben. Dazu kommt die geringe Zugänglichkeit der Küsten infolge der geringen Anzahl von sichern Häfen und Ankerplätzen. Sichere Ankerplätze finden sich nur auf der Südküste bei den Häfen von Enseli, Meschedisser, Langerud und Astarabad. Sehr bedeutend ist die russ. Fischerei auf dem See. Mit Einschluß des Wolga-Deltas und anderer Flußmündungen ergibt sie jährlich einen Ertrag von über 6 Mill. Silberrubel, von denen die Krone 1 Mill. als Abgabe erhält. Die am häufigsten vorkommenden Fische sind Zander, Brassen, Sterlet, Wels, Stör, Seweruga und Hausen.

Vgl. außer den Werken von Klaproth, Murawlew, Meyendorff, Eversmann, Eichwald und Göbel: Parrot, «Über die Höhe des Kaspischen Meers» (Dorpat 1839); Fuß, Sawitsch und Sabler, «Beschreibung der zur Ermittelung des Höhenunterschiedes zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere ausgeführten Vermessungen» (Petersb. u. Lpz. 1849); von Baer, «Kaspische Studien» (Petersb. 1856); Iwaschinzow, «Die russ. Aufnahme des Kaspischen Meers» in den «Memoiren» der Geographischen Gesellschaft zu Petersburg (1863).

Kaspische Thore, s. Caspiae portae.

Kaspisee, s. Kaspisches Meer.

Kaspija, linksseitiger Nebenfluß der Düna, entspringt im russ. Gouvernement Smolensk aus dem Kaspijasee, ist 140 km lang, von Porjetschje an schiffbar und mündet bei Surasch.

Kasrun, Stadt in Persien, soviel wie Kazerun.

Kassâla oder Tala, eine der von Ägypten im Sudan annektierten Provinzen (Mudirieh) im Osten von Chartum, vom Atbara und dem Chor-el-Gasch durchflossen, etwa 8100 qkm mit 38 000 E. Es ist ein reines Steppenland mit niederm Mimosengebüsch und einem rohrartigen Grase, welches in der Regenzeit sehr hoch emporwächst und dann von den hier hausenden Schukrieh-Arabern abgebrannt wird, um in der nächsten Regenzeit der Anpflanzung von Kaffernhirse Platz zu machen. Der ungesunde Hauptort Kassâla-el-Lusk, 10 000 E., liegt 385 km östlich von Chartum in 515 m Höhe rechts am Chor-el-Gasch.

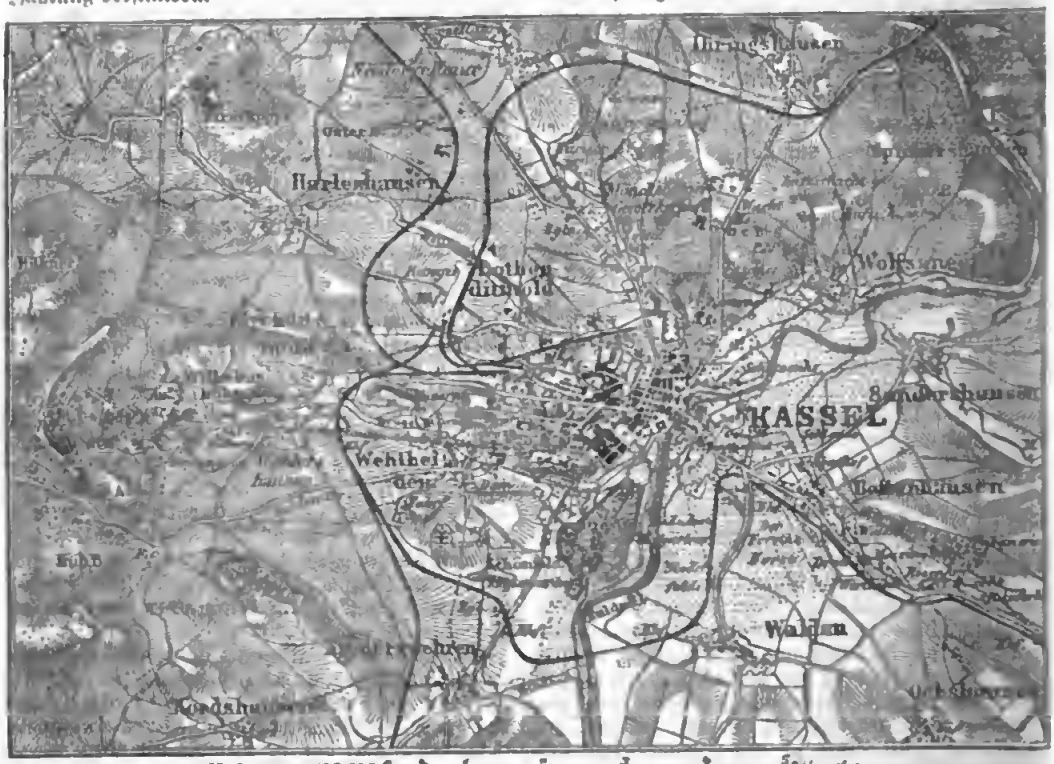
Kassander, ältester Sohn des berühmten macedonischen Feldherrn Antipater, geb. um 355 v. Chr., erhob 319 in Europa die Waffen, als sein sterbender Vater nicht ihn, sondern den General Polysperchon zum Reichsverweser ernannt hatte. Allmählich in Griechenland und Makedonien zum Übergewicht gelangt, sah K., der in diesen Kämpfen 316 v. Chr. die alte Königin-Mutter Olympias töten ließ, dagegen Alexanders Halbschwester Thessalonike heiratete, seit 315 sich in der Lage, an der Seite der übrigen Diadochen die Versuche des mächtigen Antigonus in Vorderasien, die Übermacht an sich zu ziehen, kraftvoll zu bekämpfen. Der Friede im J. 311 entschied nichts. Die durch ihn veranlaßte Ermordung von Alexanders Witwe Roxane und ihres Sohnes (311) fand keinen Rächer. Sonst stand K. (seit 306 in derselben Weise König wie die übrigen Diadochen in ihren Ländern) von 307—302 v. Chr. wiederholt in schwieriger Verteidigung gegen des Antigonus Sohn Demetrius. Als aber jener 301 in der Hauptschlacht bei Ipsus gefallen war, konnte er seinen Staat bis zu seinem Tode (297) in Ruhe regieren. K. hatte im J. 316 das durch Alexander zerstörte Theben wiederhergestellt; außerdem machte er das alte Therma zu der großen Neustadt Thessalonike und gründete auf den Ruinen von Potidäa das neue Kassandria.

Kassandra, auch Alexandra genannt, eine Tochter des Priamos und der Hekabe. Apollon verlieh ihr die Gabe der Weissagung, da sie aber seinen Werbungen kein Gehör schenkte, so legte er auf seine Gabe den Fluch, daß sie niemals Glauben finden sollte. Nach einer Überlieferung aus späterer Zeit war K. die Zwillingsschwester des Helenos. Beide Kinder wurden einst im Tempel des Thymbräischen Apollon unweit Ilion zurückgelassen. Am folgenden Morgen fand man zwei Schlangen bei den Kindern, welche ihnen die Ohren leckten. Dadurch ward das Gehör der Kinder so gereinigt, daß sie die Stimme der Götter vernehmen und weissagen konnten. K. sagte das Unheil, das von Paris und von Helena kommen werde, sowie den Untergang Trojas voraus und warnte ihr Volk vor dem trügerischen Rosse; allein niemand glaubte ihr. Als Troja erobert war, riß Ajas der Lokrer sie vom Altar der Athena weg, ja nach späterer Dichtung schändete er sie an heiliger Stätte. Bei Verteilung der Beute fiel sie dem Agamemnon zu, der sie als Sklavin und Geliebte mit sich nach Mykene führte, wo dann Klytämnestra sie ermordete. Dem Agamemnon soll sie die Zwillingssöhne Teledamos und Pelops geboren haben.

Kassandra ist auch der Name des 114. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Kaſſaſin, ſ. Gaſaſſin.
Kaſſate, ſoviel wie Koſſate, ſ. Hinterſaſſen.
Kaſſation, ſ. Caſſation.
Kaſſationsgerichtshof, ſ. u. Caſſation.
Kaſſave, ſ. Manihot.
Kaſſawamehl, ſ. unter Arrowroot.

Kaſſe (vom ital. cassa) heißt eigentlich das Behältnis, in welchem Geld und Geldeswert aufbewahrt wird; dann diejenige Abteilung einer Behörde oder eines Geſchäfts, wo Einnahme und Ausgabe des Geldes ſtattfindet, ſowie das dazu benutzte Lokal. Endlich wird unter K. im kaufmänniſchen Verkehr auch Geld und Papiergeld und unter dem Ausdruck «per Kaſſe» ſofortige bare Zahlung verſtanden.



Maßstab 1:100.000. 1 0 1 2 3 4 5 Kilometer
Topographiſche Lage von Kaſſel.

Kaſſel, Hauptſtadt der preuß. Provinz Heſſen-Naſſau und des Regierungsbezirks K., an der ſchiffbaren Fulda und an den Linien K.-Frankfurt, K.-Waldkappel, Schwerte-Warburg-K., K.-Hannover und K.-Dietendorf der Preußiſchen Staatsbahnen gelegen, zählte 1884 mit Militär 66 298 E., darunter 5609 Katholiken und 1854 Israeliten. Die Stadt beſteht aus der Altſtadt, der Ober- und der Unter-Neuſtadt. Nur die letztere befindet ſich auf dem rechten Ufer der Fulda, während die übrigen Teile der Stadt auf drei ſich ſanft abdachenden Höhen links des Fluſſes, über welchen zwei Brücken führen, ſich erheben. Seiner Lage wie ſeiner Bauart nach gehört K. zu den ſchönſten Städten Deutſchlands. Ganz beſonders zeichnet ſich die Ober- oder Franzöſiſche Neuſtadt, welche von franz.-reform. Auswanderern angelegt wurde, durch breite, gerade Straßen, große freie Plätze und maſſive, zum Teil prachtvolle Häuſer aus. Unter den öffentlichen Plätzen ſind hervorzuheben: der 310 m lange, 140 m breite Friedrichsplatz, auf drei Seiten von zwei Reihen Linden umgeben, mit der (von Nahl gefertigten) koloſſalen Marmorſtatue des Landgrafen Friedrich II.; der Theaterplatz mit der 1883 errichteten Bronzeſtatue Spohrs, von Hartzer ausgeführt, der zirkelrunde Königsplatz, bekannt durch ſein ſechsfaches Echo, der länglich viereckige Ständeplatz mit einer vierfachen Lindenreihe, der Friedrich-Wilhelmsplatz mit dem monumentalen Löwenbrunnen, der Meßplatz mit dem Schomburgdenkmal und der reizende Spaziergang der Bellevue. Auf dem Königsplatze, der während der weſtfäl. Regierung Napoleonsplatz hieß, ſtand damals auf einem Springbrunnen die Marmorſtatue Napoleons und auf dem nun verſchwundenen Paradeplatz früher das alte Reſidenzſchloß, welches 1811 teilweiſe abbrannte und 1817 vollends abgetragen wurde. Der 1820 an dieſer Stelle begonnene großartige Bau der Kattenburg wurde wegen ſeiner Koſtſpieligkeit nicht fortgeſetzt, das bisher Gebaute 1869 niedergeriſſen und das Material zu der neuen Bildergalerie (1877 vollendet) benutzt, die 1400 Gemälde, meiſt von niederländ. Meiſtern, enthält. Im Erdgeſchoß der Gemäldegalerie ſind jetzt die früher im Muſeum Fridericianum befindlichen Kunſtwerke aus der Zeit der Renaiſſance u. ſ. w. aufgeſtellt. An der Stelle der Kattenburg wurde ein 1880 vollendeter Juſtiz- und Regierungspalaſt errichtet. Unter den elf zu gottesdienſtlichen Zwecken beſtimmten Gebäuden befinden ſich fünf reform. Kirchen, eine luth., eine kath. Kirche und eine in edelm Stil erbaute Synagoge. Bemerkenswert iſt die Kirche zu St. Martin, mit Begräbniſſen

hess. Fürsten (unter anderm des Landgrafen Philipp des Großmütigen), und die neue kath. Kirche, in welcher Landgraf Friedrich II. ruht. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind das 1779 erbaute Museum Fridericianum, worin die Landesbibliothek mit über 160000 Bänden und wichtigen Handschriften, das Antikenkabinett und die Korkmodelle (Nachbildungen altröm. Bauwerke) aufbewahrt werden; die Naturaliensammlung im alten Kunsthause am Steinwege; das Schloß Bellevue, das von 1811 bis 1813 der König Jérôme bewohnte, die beiden ehemaligen kurfürstlichen Schlösser am Friedrichsplatze, das königl. Hoftheater, die Kasernen, das große Krankenhaus der Charité und das Ständehaus. Auf dem höchsten Punkte der Stadt liegt der 1859 vollendete großartige Bahnhof für die genannten Eisenbahnen.

K. ist Sitz des Oberpräsidiums der Provinz Hessen-Nassau, des Kommandos des 11. deutschen Armeekorps, eines Oberlandesgerichts für den Regierungsbezirk K. und für Waldeck, der Provinzial-Steuerdirektion für Hessen-Nassau, des Landesdirektoriums für den Regierungsbezirk K., eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, einer Handelskammer u. s. w. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu K. eine Kunstakademie, ein Gymnasium, eine königl. Gewerbe- und Handelsschule mit Realoberschulklassen, eine Kriegsschule, ein Realgymnasium, eine Realschule, eine kunstgewerbliche Zeichenschule und eine höhere Töchterschule. Ein zweites Gymnasium ist (1884) im Bau begriffen. Unter den wissenschaftlichen Vereinen sind die für hess. Geschichte und Landeskunde (gestiftet 1834) und für Naturkunde (gestiftet 1836) hervorzuheben. Auch hat K. eine Sternwarte. Die Industrie K.s ist von Bedeutung. Die Henschelschen Maschinenbauwerkstätten und die für mathem. und physik. Instrumente von Breithaupt sind weithin bekannt; ferner sind hervorzuheben eine Eisenbahnwagenfabrik, eine Pianofabrik, Fabriken in Gold- und Silberwaren, chem. Waren, Messern, Porzellan, Tabak, Zucker, Leder, Handschuhen, Wachstuch, Möbeln u. s. w. Der Verkehr wird durch zwei Messen, vier Jahrmärkte, den Wollmarkt, eine Landeskreditkasse, eine Reichsbankhauptstelle und einen Kreditverein unterstützt. Eine Straßendampfbahn und Pferdebahnen erleichtern den Verkehr in der Stadt und mit den Nachbarorten. Dicht vor der Stadt und in Verbindung mit dem Orangeriepalais, in dem zur westfäl. Zeit öfters Hofbälle und Maskeraden gegeben wurden, befindet sich der große Auegarten mit dem vom Landgrafen Karl (gest. 1730) erbauten Marmorbade. Das Thal, worin K. liegt, wird nordwärts von Vorbergen des Reinhardswaldes, im Westen vom Habichtswalde und im Süden von dem Söhrewalde beherrscht. Gegen Osten zieht sich beim Dorfe Bettenhausen vorbei eine weite, durch geringe Hügel eingefaßte Ebene, über welche über den Bergen des Kaufungerwaldes der Meißner sein Haupt erhebt. Die Fulda windet sich als schiffbarer Strom in mannigfaltigen Krümmungen von Süden nach Norden durch dieses Thal. Das Lustschloß Wilhelmshöhe (s. d.), mit der Stadt durch eine mit Dampf betriebene Straßenbahn verbunden, liegt 4 km entfernt, 2 km südwestlich das Schlößchen Schönfeld oder Augustenruhe, und 8 km von der Stadt in einem anmutigen Thale das Lustschloß Wilhelmsthal.

Eines Ortes Chassala wird schon 913 in einer Urkunde König Konrads I. gedacht. Der Landgraf Hermann der Jüngere von Thüringen bestätigte 1239 den Bürgern von K. aufs neue ihre Rechte und Freiheiten. Philipp der Großmütige verstärkte die Befestigungen der Stadt, Landgraf Karl legte 1688 die Oberneustadt an. Die Alliierten nahmen 1762 nach langer Belagerung die von den Franzosen verteidigte Stadt; bald nachher wurden die Festungswerke abgetragen. Nach dem Tilsiter Frieden ward K. 1807 die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Westfalen. Nach kurzer Beschießung mußte die Stadt 30. Sept. 1813 dem General Tschernitschew übergeben werden, der sie aber bald wieder räumte. Jedoch kehrte König Jérôme nur auf wenige Tage zurück. Nach seiner Flucht hielt am 21. Nov. Kurfürst Wilhelm I. von Hessen seinen Einzug. Am 19. Juni 1866 wurde K. von preuß. Truppen unter General von Beyer besetzt und ist seitdem preußisch.

Vgl. Piderit, «Geschichte der Haupt- und Residenzstadt K.» (Kass. 1844; 2. Aufl. 1882); Hahndorf, «K. vor fünfzig Jahren» (Kass. 1863); Fr. Müller, «K. seit siebzig Jahren» (Kass. 1876); A. Duncker, «Landgraf Wilhelm IV. von Hessen und die Begründung der Bibliothek zu K.» (Kass. 1881); Oberbeck, «Touristenführer für die Umgebung von K.» (4. Aufl., Kass. 1884); H. Brunner, «K. im Siebenjährigen Kriege» (Kass. 1884); «Führer durch K., Wilhelmshöhe und Umgebung» (6. Aufl., Kass. 1884).

Der Regierungsbezirk Kassel zählt auf 10114,6 qkm (1880) 822951 E., worunter 665276 Evangelische, 136634 Katholiken und 19142 Juden. Er zerfällt in den Stadtkreis K. und die Landkreise Eschwege, Fraukenberg, Fritzlar, Fulda, Gelnhausen, Gersfeld, Hanau, Hersfeld, Hofgeismar, Homberg, Hünfeld, Kassel (405 qkm mit 43937 E.), Kirchhain, Marburg, Melsungen, Rinteln, Rotenburg, Schlüchtern, Schmalkalden, Witzenhausen, Wolfhagen und Ziegenhain.

Kasseler Gelb, s. u. Blei(-Verbindungen 8).

Kasseler Goldgelb, soviel wie Ocher.

Kasseler Grün, s. Schweinfurter Grün.

Kasseler Schwarz, gereinigtes Beinschwarz oder Knochenkohle.

Kassenanweisungen oder Kassenbillets, s. Kassenscheine.

Kassendefizit bezeichnet in der Staatswirtschaft das Defizit im weitesten Sinne, nämlich den Zustand, wo die Gesamtausgaben durch die Gesamteinnahmen in einem Zeitpunkte nicht gedeckt sind, während man als Defizit im engern Sinne den Überfluß der ordentlichen Ausgaben über die ordentlichen Einnahmen betrachtet. Das K. kann akut auftreten durch plötzliche Vermehrung der Ausgaben oder Ausfälle in den Einnahmen, oder chronisch, indem es sich durch mehrere Finanzperioden hinzieht und z. B. eine anhaltende Stockung der Zinszahlung für die Staatsschuld hervorruft. (S. Staatshaushalt.)

Kassengeld, frühere Valuta in Hannover und Braunschweig: 14 Thaler K. = 15 Thaler Goldvalula.

Kassenscheine oder Kassenanweisungen sind ein staatliches Papiergeld, dessen Kredit darauf beruht, daß es von allen öffentlichen Kassen in Zahlung angenommen wird, von dazu bestimmten Kassen auch gegen bar eingelöst wird. In Deutschland sind jetzt die früher von den Einzelstaaten ausgegebenen K. nach dem Reichsgesetz vom 30. April 1874 durch die Reichskassenscheine ersetzt, die in

Stücken von 50, 20 und 5 Mark ausgegeben werden. Der Gesamtbetrag derselben soll vom 1. Jan. 1891 ab nur 120 Mill. Mark ausmachen; doch wurden zunächst denjenigen Staaten, welche mehr Papiergeld ausgegeben hatten, als ihr Anteil an den Reichskassenscheinen betrug, noch Vorschüsse in letztern gewährt, die allmählich zu tilgen sind. Ende 1883 belief sich daher der Umlauf noch auf 148,8 Mill. Mark. Im Privatverkehr ist niemand zur Annahme der Reichskassenscheine verpflichtet. Die Einlösung derselben gegen bar erfolgt auf Verlangen bei der Reichshauptkasse.

Kassenverbrechen, s. Unterschlagung.

Kasserolle (vom frz. casserole), Kochpfanne, Schmortiegel.

Kassette (frz.), Kästchen, besonders zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten oder Geld; in der Bautunst das vertiefte Feld in der Balkendecke.

Kassiber (auch Kasiwe, Kfiwe oder Kfiweel geschrieben), ein dem Hebräischen entnommenes Wort des Rotwelsch (Gaunersprache), bezeichnet ein in Geheimschrift abgefaßtes Schreiben, namentlich ein solches (meist in Form eines Zettelchens), welches Untersuchungsgefangenen zugesteckt wird, damit sie ihre Aussagen vor Gericht nach bestimmten Vorschriften einrichten; kassibern, derartige Zettel zustecken. — Mit linker Kassiber wird ein falscher Wechsel bezeichnet, während Chilluf- (oder Chielaf-) Kesaw für Wechsel überhaupt gesagt wird und unterkaswenen für unterschreiben. Stammwort ist das süd.-deutsche Zeitwort kossow, d. i. schreiben, davon Kesaw, die Schrift.

Kasside (arab. qaçidah), eine von Arabern und Persern ausgebildete Gattung lyrischer Gedichte, die aus einer Reihe von Distichen bestehen. Sämtliche Distichen haben den gleichen Reimausgang in ihrer zweiten Zeile, während die erste Zeile reimlos ist; nur das erste Distichon ist in beiden Zeilen gereimt. Diese Einrichtung der Reime hat die K. mit dem Ghasel gemein, sie unterscheidet sich von diesem durch eine weit größere Anzahl von Distichen. Nach ihrem Inhalt ist die K. Lobgedicht auf Fürsten und Veziere, Lehrgedicht und Elegie. Als Erfinder der arab. K. wird Mohalhal und Amru-'l kais genannt, die vorzüglichsten pers. Kassidendichter sind: Anwari, Saadi, Zahir Farjabi (gest. 1202).

Kassie, s. Cassia.

Kassieren (lat.), vernichten, aufheben, für ungiltig erklären. (S. Cassation.)

Kassierer, Kassier (vom ital. cassiere), Verwalter einer Kasse, Kassenführer.

Kassiertage (Skontotage, Zahltage), diejenigen Wochentage, an welchen früher nach dem alten Brauche einiger Plätze Wechselzahlungen geleistet wurden, jetzt in ganz Deutschland veraltet.

Kassimow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Rjasan, am linken Ufer der Oka, 115 km ostnordöstlich von Rjasan, mit (1882) 14102 E., welche sich mit Schmiedearbeiten, Schuhmacherei, Glockengießerei, Gerberei, Siederei, Metallgießerei und Ziegelei beschäftigen. Auch ist der Handel mit Getreide, Solzfleisch und Vieh bedeutend. K. war einst Residenz des Tataren-Chans Kasim.

Kassiopeja, nach der griech. Sage Gemahlin des Kepheus und Mutter der Andromeda (s. d.).

Nach der K. ist ein Sternbild in der Milchstraße benannt, das sich durch eine Konstellation heller Sterne, die die Gestalt eines W hat, auszeichnet. Das Sternbild enthält außer mehrern interessanten Doppelsternen den berühmten Neuen Stern des Tycho Brahe, welcher 11. Nov. 1572 plötzlich mit einer Helligkeit aufflammte, welche die der Venus in ihrem größten Glanze übertraf, sodaß er auch am Tage zu sehen war. Derselbe verschwand, nachdem er allmählich an Helligkeit abgenommen hatte, noch 17 Monaten dem bloßen Auge. Manche halten denselben infolge einiger ähnlicher Erscheinungen in frühern Jahrhunderten für einen veränderlichen Stern, dessen Periode etwa 315 Jahre betragen solle, und erwarten denselben infolge dessen gegen das J. 1885 wieder; doch sind die Angaben, auf denen diese Vermutung beruht, sehr ungewiß.

Kassiteriden, s. Cassiterides insulae.

Kassiterit, soviel wie Zinnerz.

Kassolette (frz.), Räucherpfännchen.

Kassonade ist der Rohzucker der franz. Kolonien.

Kassr-el-Kebir, span. Alcazar-Quivir, d. h. großes Schloß, jetzt gewöhnlich Lxor-el-Kebir genannt, Stadt im marokk. Königreich Fez, 120 km im S. von Tanger an der Straße von Gibraltar und 60 km im NNW. von Fez, am östl. Rande der Küstenebene, 1 km nördlich von Lukkos oder Wadi-Aul-Kös oder L'Ued-Kuß, dessen Mündung 37 km im NW. den Hafen von Arisch (s. d.) bildet, in der Regenzeit und bei Überschwemmungen durch den Lukkos bodenlos schmutzig und dann auch ein Fieberneſt. Die nach ihren vielen Moscheen früher wahrscheinlich viel bedeutendere Stadt hat enge Straßen, alte Häuser und zählte nach Rohlfs 1864 etwa 25000 E., darunter an 120 Judenfamilien. Sie ist unter dem Kalifen Almansor erbaut, der hier einen Kasr oder Palost hatte, wurde aber vom Sultan Mulei Ismael (1672—1727) fast gänzlich zerstört und hat sich seitdem nie wieder recht erholt. Historisch berühmt ist K. durch die Niederlage und das Verschwinden des Königs Sebastian (s. d.) von Portugal 4. Aug. 1578.

Kassu (Cassu), s. unter Catechu.

Kassuben (spr. Kaschuben, in der Sprache selbst Singular Kaszeba, spr. Kascheba) heißt ein poln. Stamm, der westlich und nordwestlich von Danzig in den Kreisen Neustadt, Karthaus und Behrent wohnt und den letzten Rest der bis zum 12. Jahrh. von der Oder und Welchsel nördlich von Spree und Havel bis ins östl. Holstein reichenden poln. (westlechischen) Stämme bildet; die heutigen K. haben ihren eigentümlichen Dialekt fast ganz verloren und sprechen wenig abweichend vom gewöhnlichen Polnischen. Nur im nordöstlichsten Winkel Pommerns, zwischen dem untern Laufe der Flüßchen Leba und Lupow, um den Leba- und Gardesee haben sich, unter dem Namen Kabatken und Slovinzen, Stawen erhalten (ihre Zahl wurde 1862 auf 2—3000 geschätzt), die einen vom Polnischen stark abweichenden Dialekt reden (bearbeitet von Hilferding, «Überreste der Slawen an der Südküste der Ostsee», in russ. Sproche). Die Angaben der Zahl sämtlicher K. (Kabatken und Slovinzen eingerechnet) sind sehr verschieden; sie scheint zwischen 80000 und 100000 zu liegen. In Urkunden von 1267 und 1291 kommen die K. in dem Titel der Herzöge Bornim I. und Boguslaw zuerst vor, die sich Herzöge der K. und Wenden (Dux Slavorum et Cassubie) nennen. Von den pommerschen Herzögen beibehalten, ist der Titel später in den kurfürstlich brandenburgischen übergegangen und wird noch jetzt in dem großen und kleinen Titel der Könige von Preußen aufgeführt. In neuerer Zeit sind in kassub. Sprache auch

einige Bücher geschrieben worden, besonders von F. Cejnova (gest. 1880), der auch eine Grammatik der Sprache herausgab (kassub., Posen 1879).

Kastalia, eine dem Apollo geweihte Quelle in Delphi (s. d.), unmittelbar vor dem Eingange in den Peribolos (heiliger Bezirk) des Tempels dieses Gottes, die noch jetzt mit reicher Wasserfülle am Fuße der steil aufsteigenden, von den Alten Phädriaden genannten Felswände des Parnassos, etwas östlich von dem Dorfe Kastri, hervorsprudelt.

Kastalia heißt auch die Nymphe des Quells.

Kastamuni, bei den Türken Kostambul, Hauptstadt des gleichnamigen, das alte Paphlagonien und das östl. Bithynien einschließende türk. Vilajet im nordl. Kleinasien, 510 km östlich von Konstantinopel und 80 km südlich von Ineboli, dem nächsten Hafen des Schwarzen Meeres, in einer Ebene zwischen dem Jeralagös- und Sary Kawak-Dagh, 800 m über dem Seeniveau, an einem Quellbach des Göl Irmal (im Altertum Amnias), eines Nebenflusses des Kysil Irmal gelegen, ist aus Holz erbaut, zählt 15000 E., die sich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen und zum großern Teil Türken, zum andern Griechen sind. Der Generalgouverneurposten gilt für ein halbes Exil und wurde überwiegend in neuerer Zeit an in Ungnade gefallene türk. hohe Würdenträger verliehen. Das Vilajet K. zerfällt in die vier Sandschals K., Boli, Sinope und Kjanlary. [s. Roßkastanie.

Kastanie, wilde (Aesculus), Laubholzgattung,

Kastanien, die Früchte des Kastanienbaumes, Castanea vesca *Gaertn.*, welcher zum Unterschied von der Roßkastanie (s. d.) auch Edelkastanienbaum genannt wird. Dieser Edelkastanienbaum ist ursprünglich in Kleinasien zu Hause, kommt aber seit langen Zeiten auch wild oder doch verwildert im ganzen wärmern Europa, in Deutschland bis an den Main vor, gedeiht in geschützten Lagen aber auch in Norddeutschland, z. B. in Sanssouci bei Potsdam und in Wernigerode am Harz. Derselbe erreicht in 60 Jahren eine Höhe von 22 m und schon einen Durchmesser von 65 cm. Sein schönes hellgrünes Laub kann 25—30 cm lang werden; es hat scharfe Sägezähne. In Blatt- und Fruchtbildung nähert er sich der Rotbuche (Fagus), im Wuchse, in Holz und Rinde mehr der Eiche (Quercus). Von beiden unterscheidet er sich durch den Blütenstand, welcher aus einer achselständigen Ähre besteht, die am Grunde einen oder einige Knäuel weiblicher Blüten, sonst aber lauter männliche, ebenfalls knäuelförmig gruppierte trägt. Nach vollzogener Befruchtung fällt der mit männlichen Blüten besetzte Teil der Ährenspindel ab. Je zwei bis drei weibliche Blüten stehen in einer gemeinsamen weichstacheligen Hülle, welche sich später zu einem vollkommen geschlossenen, zuletzt unregelmäßig aufspringenden, mit langen dünnen Stacheln dicht besetzten, lederartigen Fruchtbecher ausbildet. Jede Frucht pflegt nur einen Samen (Kastanie) einzuschließen, indem von 13—14 ursprünglich vorhandenen Samenknospen des Fruchtknotens gewöhnlich nur eine zur Entwickelung kommt. Selten findet man zwei mit einer plattgedrückten Seite nebeneinander liegende Samen.

Die bessern Sorten der K., die sog. Maronen, werden meist aus Südtirol und Italien, sowie aus Südfrankreich, besonders über Lyon bezogen. Je südlicher sie herstammen, desto besser sind sie. An sich hart und mehlig, werden sie durch Kochen oder besser durch Rösten weich und süß und geben eine gesunde, nahrhafte Speise ab. In südl. Ländern bilden sie ein Hauptnahrungsmittel der Armen, die auch Mehl und eine Art Brot daraus bereiten. Auch das Holz des Baums wird sehr geschätzt; es gleicht dem Eichenholz und hat unter Wasser eine lange Dauer. Die franz. Weinfässer bestehen fast ausschließlich aus diesem Material, und der schlank aufwachsende Stockausschlag gefällter Bäume liefert die Faßreifen. Auch sonst findet das Holz als Bau- und Nutzholz vielfache Verwendung und die Rinde dient zum Gerben. Auch andere Arten des Kastanienbaums tragen eßbare Früchte. Die Amerikaner schätzen die Früchte der C. americana *Sw.*, welche sich von der Hauptform nur durch etwas breitere Blätter unterscheidet, und des Chincapin, des Zwergkastenbaums, C. pumila *Mich.*, der einen niedrigen Busch von nur 3—4 m Höhe bildet. Die Bergbewohner Javas aber genießen die Frucht des silberweißen (C. argentea) Kastanienbaums.

Der Kastanienbaum liebt vorzugsweise kräftigen Sandboden, weniger gut in schwerem Lehm-, oder in humusreichem Garten-, gar nicht in Kallboden. Auch verträgt er keine Nebelluft und nicht die Ostseite der Berge, weil er dort zu früh blüht und seine Frucht zu häufig durch Nachtfröste zerstört wird. Man pflanzt gewöhnlich Sämlinge, oft aber auch Grundstämme der gewöhnlichen Art, welche mit edlern, großfrüchtigen Sorten besropft sind.

Kastanienpilz (Bolétus castaneus), ein eßbarer Pilz mit rotbräunlichem, kaum fingerhohem Stiele, der am Grunde etwas knollig verdickt ist. Der Hut ist kastaniendraun und mit einem feinen Haarfilz bedeckt. Die Röhrchen auf der Unterseite des Hutes sind anfangs weiß, später graugelblich. Das Fleisch ist wohlschmeckend und von weißer Farbe, bleibt auch beim Bruche rein weiß. Der K. wächst in hellen Laubwäldern im Herbst; doch findet er sich nicht allzu häufig.

Kaste, s. Kasten.

Kasteien (vom lat. castigare, züchtigen), zur Unterdrückung sinnlicher Begierden für sein Seelenheil sich Entbehrungen und Bußübungen auferlegen.

Kastel oder Castell, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Gerolzhofen, in enger Felsschlucht am Steigerwald, mit 620 meist prot. E. Auf dem südlich liegenden Schloßberge steht eine Ruine. Der Ort liegt in der Standesherrschaft der Grafen von K. In der Nähe entspringt eine Mineralquelle. Dazu gehört das Rettungshaus Trautberg.

Kastel, Stadt in Rheinhessen, s. Castel.

Kastell, lat. castellum (Diminutiv von castrum, Burg), Name für die kleinern permanenten Befestigungsanlagen der Römer, die in größerer Zahl aneinander gereiht und durch Wallinien verbunden, den Zweck der Lagerbefestigung oder des Grenzschutzes erfüllten. Spuren solcher K. finden sich in Deutschland vielfach. (Vgl. Lager.)

Kastellan, eine mittelalterliche Würde, die, von der Stellung eines Befehlshabers einer Burg (castellum) ausgehend, sich in verschiedenen Ländern verschieden entwickelte. In Flandern und Frankreich gab es einige Gebiete, mit deren Besitz der Titel eines K. (Châtelain) verbunden war. So fanden sich in der Normandie, Dauphiné und Burgund Châtelains, die den Baillifs im Range folgten. Sie übten die Civil- und Militärgewalt, bis sie später darin wesentlich beschränkt wurden.

In Deutschland waren die K. entweder Reichsbeamte (Burggrafen) oder fürstl. Dienstleute, welche den Oberbefehl führten und in der Burg oder Stadt, sowie in dem dazugehörigen Gebiete eine bestimmte Gerichtsbarkeit verwalteten. In Polen hat sich diese Würde länger als in andern Ländern erhalten. Auch hier hatten nämlich K. anfangs die Aufsicht über die Burgen (castella, grody), sowohl in Rücksicht auf das Kriegswesen wie die Gerichtsbarkeit. Später behielten sie aber nur das richterliche Amt, und als sie auch dieses verloren, verblieb ihnen als hauptsächliche Verpflichtung der Befehl über das militärische Aufgebot ihrer Kreise. Seit dem 16. Jahrh. bildeten die K. nebst den Wojwoden und Bischöfen den Senat oder die obere legislative Kammer. Der K. von Krakau war der erste weltliche Senator und ging in der Würde allen Wojwoden voran. Zur Zeit des Herzogtums Warschau bestand der neue poln. Senat aus neun K. und ebenso vielen Wojwoden und Bischöfen. Durch die Verfassung von 1815 ward bestimmt, daß im Senat des Königreichs neben den Wojwoden und Bischöfen K. in nicht begrenzter Anzahl Sitz und Stimme haben sollten.

Jetzt ist Kastellan der Titel eines Aufsehers über Schlösser und sonstige ansehnliche Gebäude.

Kastellaneiverfassung, die in Polen durch Boleslav Chrobry (992—1025) gegründete Verfassung, benannt nach den Kastellanen (s. d.), königl. Beamten, welche Recht sprachen, den Heerbann ordneten und die königl. Güter verwalteten.

Kastellaun, Flecken in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Simmern, im Hunsrück, 405 m hoch gelegen, 22 km von Boppard, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei und zählt (1880) 1301 meist kath. E. Der Ort ist aus einer röm. Kolonie hervorgegangen; er war im 13. Jahrh. Residenz einer Nebenlinie der Grafen von Sponheim.

Kastellovryzo, s. Castello-Rosso.

Kasten nennt man abgeschlossene erbliche Stände, deren Mitglieder nur vermöge ihrer Geburt denselben angehören und nur infolge von Ausstoßung sie verlassen können. Der Name ist portugiesisch (casta, d. i. Gattung) und wurde zuerst von den porting. Eroberern Ostindiens für die in diesem Lande herrschende Einteilung des Volks in solche erbliche Stände gebraucht. Mit der Nebenbedeutung des Mißbräuchlichen wird dieser Ausdruck auch auf die erblichen Stände in Europa angewendet, obwohl diesen das Merkmal der absoluten Abgeschlossenheit abgeht, welches das eigentliche Kastenwesen charakterisiert. Infolge dieser Übertragung gebraucht man das Wort Kastengeist zur Bezeichnung des in gewissen Ständen und Korporationen herrschenden ausschließenden Geistes. Die Kasteneinteilung geht bei den Völkern der Alten Welt über die geschichtliche Zeit hinaus, und es läßt sich der Ursprung derselben nicht nachweisen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß überall, wo sie sich findet, Verschiedenheit der Abstammung und der Lebensart den Grund dazu legte, und daß die verschiedenen K. anfänglich verschiedene Völkerstämme waren. Daß die niedrigsten K. ursprünglich von fremden Eroberern unterworfene Volksstämme waren und die höchsten K. aus diesen Eroberern hervorgegangen sind, darf man fast für gewiß halten. Im Orient ist die Kasteneinteilung seit den frühesten Zeiten mit den gesellschaftlichen Verhältnissen der alten Naturstaaten eng verschmolzen, weil sie dem in denselben herrschenden Geiste der Unbeweglichkeit und Unfreiheit entsprach. So gab es bei den Persern schon vor Zoroaster eine Teilung in vier K.: Priester oder Magier, Krieger, Ackerleute und Gewerbtreibende. Nirgends aber war die Kasteneinteilung so ausgebildet und so ganz die Grundlage der gesellschaftlichen Einrichtung als in Ägypten (s. d.) und in Indien. Die gesamten brahmanischen Hindu zerfallen nach dem Gesetzbuche des Manu in vier K.: 1) die Brâhmanas oder Brahmanen (s. d.), d. i. die Priester, 2) die Kshatriya oder Krieger, 3) die Vaisya oder Ackerbauer (der Nährstand überhaupt), und 4) die Sudra, die dienende Klasse. Schon seit Jahrhunderten bilden die Sudras den bei weitem größten Bestandteil des ind. Volks. Sie teilen sich in eine Menge (etwa 130) Zünfte (von den Europäern ebenfalls K. genannt), wie Fischer, Hirten, Lastträger, Barbiere u. s. w., die untereinander wiederum eine Rangordnung bilden. Letztere ist jedoch nicht in allen Teilen Indiens dieselbe; auch finden sich an manchen Orten Zünfte, welche an einem andern nicht angetroffen werden. Gegenwärtig sind diese neuen Unterabteilungen der eigentlichen Masse des Volks gewissermaßen an die Stelle der alten Kastengliederung in vier Stände getreten. Außerdem gibt es in Indien noch viele und zum Teil sehr zahlreiche Abteilungen des Volks, welche außerhalb des eigentlichen brahmanischen Kastensystems stehen (die sog. Outcasts), sich aber, dem Grundzuge des ind. Lebens folgend, in eine Menge von den Europäern ebenfalls als K. bezeichnete Vereine gespalten haben. Dahin gehören die Parias, die Tschandalas, die Paleers in Madura, die Puliahs in Malabar u. s. w.

Kastenblau, Schilderblau, für den Zeugdruck bereitete Indigfarbe. Fünf Teile Indigo, 6 Teile Operment, 6 Teile Pottasche und 5 Teile Kalk werden mit 80 Teilen Wasser gekocht, die vom Unlöslichen getrennte klare Flüssigkeit wird mit Gummi verdickt; nach dem Druck entwickelt sich die blaue Farbe beim Lüften der Zeuge.

Kastenfassung bezeichnet die Befestigung eines geschliffenen Edelsteins in einem nach unten zu geschlossenen Goldkästchen, welches gleiche Größe wie die Rundiste des Schmucksteins besitzt und deshalb den Unterteil des Steins vollkommen verdeckt. Die K. wird angewendet bei minderwertigen oder etwas fehlerhaften Steinen, oder bei solchen, die, ähnlich der Raute, nur den Pavillon facettiert haben. Die fehlerfreien, farbigen oder farblosen Juwelen werden hingegen längs ihrer Rundiste bloß mittels Krappeln an einen Reif befestigt, à jour gefaßt. Die K. erlaubt das Unterlegen von Folie, wodurch der Stein heller und schöner erscheint. (S. Edelstein-Imitationen, Bd. V, S. 747b.)

Kastenformerei (frz. moulage en châssis, engl. flask-moulding), s. unter Eisengießerei, Bd. V, S. 905a.

Kastengebläse, s. unter Gebläse.

Kastengeist, s. unter Kasten.

Kastenguß, s. unter Eisengießerei, Bd. V S. 905a, und Eisengußwaren.

Kastengüter, veraltete Bezeichnung für Güter, die zum Kirchenvermögen gehören.

Kastenschloß (frz. serrure à palâtre, engl. case-lock), jedes Schloß, welches hervorragend auf der Fläche der zu verschließenden Thür mittels Schrauben befestigt ist.

Kaſtner (Joh. Georg), Muſikſchriftſteller und Komponiſt, geb. 9. März 1810 zu Straßburg, ſtudierte 1827—32 Theologie in ſeiner Vaterſtadt, daneben aber und ſeit 1832 ausſchließlich Muſik. Seit 1835 lebte er zu Paris, wo er 19. Dez. 1867 ſtarb. K. hat mehrere Opern geſchrieben («Belagerung von Miſſolonghi», «Guſtav Waſa», «Die Königin der Sarmaten» u. ſ. w.), iſt aber bekannter durch ſeine theoretiſchen Werke und Lehrbücher für Geſang, Pianoforte, Violine u. ſ. w.

Käſtner (Abrah. Gotthelf), Mathematiker und einer der witzigſten Epigrammatiſten Deutſchlands, geb. 27. Sept. 1719 zu Leipzig, benutzte ſchon von ſeinem 10. Jahre an die juriſt. Lehrſtunden ſeines Vaters, welcher Profeſſor in Leipzig war. Als Student widmete er ſich ſeit 1731 mit Eifer der Philoſophie, Phyſik und Mathematik. Nachdem er ſich 1739 habilitiert, hielt er mathem. und philoſ. Vorleſungen und erhielt 1746 in Leipzig eine außerord. Profeſſur. Im J. 1756 folgte er dem Rufe als ord. Profeſſor der Mathematik und Phyſik nach Göttingen, wo er 1765 den Hofratstitel erhielt und 20. Juni 1800 ſtarb.

Unter der großen Zahl ſeiner mathem. Schriften, durch welche nach und nach die Wolfſchen Lehrbücher verdrängt wurden, ſind ſeine «Anfangsgründe der Mathematik» (4 Bde., Gött. 1758—69; 6. Aufl. 1800) die vorzüglichſte. Weniger Wert hat ſeine «Geſchichte der Mathematik» (4 Bde., Gött. 1796—1800). Den größten Ruf erwarben ihm ſeine witzigen «Sinngedichte», die ihn freilich ihrer perſönlichen Beziehungen wegen in manche Fehde verwickelten. Sie erſchienen zuerſt ohne ſeine Genehmigung (Gieß. 1781) und dann, wenigſtens zum Teil, in ſeinen «Vermiſchten Schriften» (2 Bde., Altenb. 1783). Eine neue Auflage der erſten Sammlung beſorgte noch mit K.s Einwilligung Juſti (2 Bde., Marburg 1800). Seine «Geſammelten poetiſchen und proſaiſchen ſchönwiſſenſchaftlichen Werke» erſchienen in vier Bänden (Berl. 1841).

Kaſtor, Stern zweiter Größe, einer der beiden Hauptſterne im Sternbild der Zwillinge, und zugleich ein ſchöner Doppelſtern, von ſehr langſamer Bewegung; ſeine Umlaufszeit beträgt nach Thiele 253 Jahre, ſeine Diſtanz 5,6″.

Kaſtor...., ſ. Caſtor....

Kaſtoria, Stadt und ehemals Feſtung auf dem Weſtgeſtade des Sees K. im türk. Albanien, und zwar im Bereiche des ſchmalen Halſes einer ſich weit in ihn hinein erſtreckenden, ihn in zwei annähernd gleiche Hälften gliedernden Landzunge gelegen, mit etwa 2000 dem Albaneſenſtamm angehörigen Einwohnern.

Kaſtoröl (Castor-oil), ſoviel wie Ricinusöl.

Kaſtor und Pollux, ſ. Dioskuren.

Kaſtradina (vom ital. castrato, «Hammel»), die in Dalmatien und Montenegro landläufige Bezeichnung für geräuchertes Hammelfleiſch. Die Nahijen Njegus und Cettinje ſind die Hauptcentren für die Kaſtradinafabrikation. Jährlich wird aus Montenegro K. von 150000 Hammeln exportiert, deren Wert ſich auf nahezu eine halbe Million Gulden beläuft. Gewöhnlich findet im Monat Oktober allgemeines Schlachten ſtatt.

Kaſtri, Dorf auf der Stelle des alten Delphi (ſ. d.).

Kaſtriota (Georg), der Held von Albanien, ſ. [Skanderbeg.

Kaſtro, d. h. Feſtung, moderner Name für die Hauptplätze mehrerer griech. Inſeln: an der Weſtküſte von Lemnos das alte Myrina, an der Oſtküſte von Lesbos das alte Mitylene (ſ. d.), an der Landſeite von Chios das alte Chios (ſ. d.), auf Melos das alte Melos (ſ. d.) u. ſ. w.

Kaſtro, ehemals bisweilen gebrauchter Name für Chios, die Hauptſtadt der Inſel Chios (ſ. d.).

Kaſtrop, Flecken in der preuß. Provinz Weſtfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis Dortmund, an der Linie Herne-Dortmund der Preußiſchen Staatsbahnen, iſt Sitz eines Amtsgerichts, hat Dampfmahlmühlen, Gerberei und Ziegelbrennerei und zählt (1880) 2782 meiſt kath. E. Dabei liegen die Steinkohlenzechen Erin und Graf Schwerin.

Kaſtro-Plaka, Hauptſtadt der Inſel Milo in der griech. Nomarchie der Cykladen mit (1879) 1051 E. und Ruinen der alten Stadt Milos.

Kaſualien, ſ. Casuatia.

Kaſualismus, die religionsphiloſ. Lehre, die in Welt und Leben nur ein Zuſammenſpiel von Zufälligkeiten erblickt. Kaſualiſt, Anhänger des K.

Kaſualität (neulat.), Zufälligkeit.

Kaſualreden nennt man vorzugsweiſe die geiſtlichen Reden, deren Veranlaſſung nicht in der vorausbeſtimmten kirchlichen Ordnung, ſondern in einem beſondern Falle (casus) liegt, alſo z. B. Tauf- und Traureden, Leichen-, Landtags- und Huldigungspredigten u. ſ. w. Die Wirkung, aber auch die Schwierigkeit ſolcher Vorträge beruht darin, daß ſie ſich nicht in vager Allgemeinheit bewegen, ſondern auf den individuellen Fall genau, aber nicht in übertriebenem Maße eingehen.

Kaſuar (Casuarius), Vogelgattung aus der Familie der Straußenvögel, welche mit hohen, zum Laufen geſchickten Beinen verſehen ſind, aber der Schwungfedern entbehren und deshalb nicht fliegen können. Die K. unterſcheiden ſich vom Strauße und den verwandten Gattungen durch eine knöcherne, unbefiederte Auftreibung, welche, einem Helme vergleichbar, den Schädel deckt, und durch den mit zwei Fleiſchlappen verſehenen Vorderhals. Man kennt neun Arten, welche alle die Wälder der auſtromalaiiſchen Inſelregion bewohnen. Am bekannteſten iſt der Indiſche Kaſuar (C. indicus), welcher auf dem Indiſchen Archipel in den Wäldern einheimiſch iſt. Er wird gegen 2 m hoch und hat ein ſchwarzes Gefieder, das aus unzerteilten, ſteifen, den Roßhaaren ähnlichen Federbärten beſteht. Kopf und Oberhals ſind nackt, auf der Hinterſeite lebhaft blau und vorn, beſonders nach unten, rot. Er nährt ſich von ſaftigen Früchten, weichen Pflanzenteilen und Würmern und gewöhnt ſich in der Gefangenſchaft leicht an Brot. Hinſichtlich der Schnelligkeit gleicht er dem Strauße, obſchon ſeine Flügelſtummel nur fünf faſerloſe, dicke Kiele tragen. Durch Ausſchlagen mit den Füßen verteidigt er ſich ſehr nachdrücklich. Auf den ind. Inſeln hält man jung eingefangene, gezähmte K., welche ſich ganz an den Menſchen gewöhnen.

Kaſuarineen, ſ. Casuarina.

Kaſuiſtik hieß derjenige Teil der kath. Moraltheologie, welcher ſich mit den Grundſätzen beſchäftigte, nach welchen ſchwere Gewiſſensfälle, die ſog. casus conscientiae, beſonders wo eine ſog. Kolliſion der Pflichten eintritt, entſchieden und das Gewiſſen über ſie beruhigt werden ſollte, und Kaſuiſt ein Moraliſt, welcher dergleichen Gewiſſenszweifel zu löſen ſuche. Zum größten Teil betreffen dieſe «Gewiſſensfälle» Fragen, die nicht ſowohl

aus dem Leben gegriffen, als vielmehr von einem abstrakten Scharfsinn ausgeklügelt sind und Gelegenheit bieten sollen, durch ihre Lösung diesen Scharfsinn zu dokumentieren. Wie schon der jüd. Talmud zum großen Teil eine massenhafte Anhäufung kasuistischer Fragen enthält, so war auch die christl. Moral des Mittelalters häufig der Tummelplatz kasuistischer Streitfragen, die dadurch fast ins Ungemessene vermehrt wurden, daß man die Streitsätze des Kanonischen Rechts und die Fragen nach der bindenden Kraft der äußern kirchlichen Pflichten zu Gewissensfällen machte. Die bekannteste dieser kasuistischen Schriften des Mittelalters ist die «Summa» des Raymundus de Pennaforte. Berühmt wurden später unter den Jesuiten die Kasuisten Escobar, Sanchez, Busembaum u. a. ebenso durch ihren Scharfsinn im Erfinden solcher Fälle, als durch Zweideutigkeit, Seltsamkeit, sogar Unsittlichkeit ihrer Ratschläge. Die ganze von den Jesuiten zu einer wahren Virtuosität ausgebildete kasuistische Kunst bestand darin, das einfache sittliche Urteil durch Erfindung aller möglichen Situationen zu verwirren, in denen es sittlich erlaubt, ja gefordert sein sollte, die Erfüllung der allgemeinen sittlichen Pflichten zu unterlassen, ja denselben geradezu zuwider zu handeln, wobei neben den äußern kirchlichen Pflichten auch allerlei Rücksichten des eigenen Interesses eine hervorragende Rolle spielten. Da nun in solchen Fällen der einzelne Gläubige die Entscheidung nicht auf seine eigene Verantwortung hin wagen sollte, sah er sich an seinen Beichtvater gewiesen, daher die K. vorzugsweise im Interesse des Klerus ausgebildet wurde, der darin ein Mittel fand, die Gewissen zu beherrschen. Die neuere kath. Moraltheologie hat wenigstens in ihren bessern Vertretern die jesuitische K. nicht unerheblich ermäßigt, doch ist dieselbe mit dem ganzen Standpunkt der kath. Moral, insbesondere ihr Gewichtlegen auf den kirchlichen Gehorsam als oberste Christenpflicht und ihre qualitative Abschätzung des Sittlichen nach den äußern Leistungen, viel zu eng verknüpft, als daß die K. nicht noch immer mit Vorliebe gepflegt werden sollte. Für die prot. Moral hat sie alles Gewicht verloren.

In der Jurisprudenz heißt K. diejenige Thätigkeit der Rechtsfindung, welche das Recht vorzugsweise für den einzelnen Fall zu vermitteln sucht. Ihren Gegensatz bildet die dogmatische Methode, indem sie, von feststehenden Grundsätzen ausgehend, diesen die Beurteilung der Einzelfälle unterordnet. Die röm. Jurisprudenz ging im wesentlichen den Weg der K., die moderne Wissenschaft und Praxis dogmatisiert.

Käswasser, s. Molken.

Kaśyapa, ein mythol. Wesen bei den Indern, das teils mit dem Weltschöpfer Pradschâpati (s. d.) identifiziert, teils ihm nur zur Seite gestellt wird.

Kat (Kath, Khât) nennen die Araber eine aus den Blättern der Catha edulis *Forsk.*, eines zur Familie der Celastrineen gehörigen, in Arabien heimischen und dort, wie auch in Abessinien zugleich angebauten Strauchs, bereitete extraktartige Masse, welche sie mit besonderer Vorliebe kauen oder mit kochendem Wasser, wohl auch mit heißer Milch aufgebrüht zur Bereitung eines theeähnlichen Getränks benutzen. Letzteres soll schlafvertreibend wirken. Die Pflanze selbst ist nach der Meinung der Araber ein Schutzmittel gegen die Pest; ja sie behaupten sogar, daß Gegenden, wo die Catha in reichlicher Menge wächst, von jener Krankheit verschont bleiben.

Katabasion (grch.), in griech. Kirchen Ort unterm Altar zur Aufbewahrung der Reliquien.

Katachrese (grch.), bei den Lateinern abusio, d. h. Mißbrauch, hieß bei den Alten der unrechte Gebrauch einer Metapher, welcher darin besteht, daß sich der bildliche Ausdruck, der einen Teil des ganzen Satzes ausmacht, zu andern Begriffen des Satzes oder zum ganzen Gedanken in einem logischen oder auch ästhetischen Mißverhältnis befindet, z. B. «laute Thränen», «ein verwellendes Licht»; bei Klopstock «Er ließ der Barden Kriegshorn tönen dem Auge». Viele K. sind, trotz logischer Ungereimtheit, nicht zu mißbilligen und sogar von besonderer Kraft und Schönheit, z. B. «ein beredtes Schweigen».

Katafalk bezeichnet bei Trauerfeierlichkeiten das Gerüst in der Kirche oder im Castrum doloris (s. d.), auf welchem der Sarg steht. Das Wort selbst kam zunächst aus Italien (catafalco) nach Deutschland und ist seinem Ursprunge nach eine Zusammensetzung aus dem altroman. Worte catar (vom lat. captare), sehen, schauen, und dem ital. palco (aus dem altdeutschen balco, palco, Balken), Gerüst, bedeutet also eigentlich Schaugerüst.

Katagamba, soviel wie Gambir (s. d.).

Katagum, der östl. Teil der Provinz Kano im afrik. Sudanreiche Sokoto, unweit links vom Komodugu-Wâube; darin der feste Hauptort K., 550 km im SSO. von Sokoto, mit 8000 E.

Katakaustische Linie, s. Brennlinie.

Katakłysma (grch.), Klystier.

Katakłysmus (grch.), Überschwemmung, Sintflut; auch große Verwirrung, in der alles durcheinander gerät.

Katakomben (catacumbae, ein spätlat. Wort ungewisser Ableitung) nennt man die unterirdischen Anlagen, welche den ältesten Christen, besonders in den Zeiten der Verfolgung, als gemeinsame Begräbnisstätten dienten; die altchristl. Benennung für dieselben ist coemeterium. Sie finden sich im Orient (Alexandria, Cyrene), auf der griech. Insel Melos, auf Sicilien (Syrakus), in Neapel und andern Orten Unteritaliens; weitaus die bedeutendsten und bekanntesten K. sind die von Rom. Dieselben bestehen aus weit ausgedehnten, labyrinthisch sich verzweigenden Gängen, welche, oft in mehrern Stockwerken übereinander, in den weichen Tuff (tufo granolare) der Campagnahügel eingeschnitten sind: nur ausnahmsweise benutzte man verlassene Steinbrüche oder Puzzolangruben (K. der Priscilla). An den Wänden der meist sehr engen (durchschnittlich 0,80 m) Gänge sind zu beiden Seiten über- und nebeneinander die Grabstellen (loculi) eingehauen, länglich viereckige Vertiefungen von ungleicher Größe, welche entweder durch Steinplatten oder durch Terracottatafeln geschlossen wurden, auf denen der Name des Verstorbenen mit oder ohne weitere Zusätze in verschiedener Weise verzeichnet wurde; nicht selten wurde neben der Inschrift irgend ein symbolisches Zeichen, z. B. das Monogramm Christi, die Palme, der Anker, die Taube mit dem Ölzweig u. dgl. angebracht. Hin und wieder erweiterten sich die Gänge zu größern Räumen, zum Teil Familiengrüfte, welche reicher ausgestattete Gräber enthalten: an Stelle des einfachen loculus tritt das mit einem Bogen überwölbte arcosolium, Wände und

Decke sind mit Malereien verziert. Zahlreich sind auch die marmornen, meist mit Bildwerken aus dem Alten und Neuen Testament geschmückten Sarkophage. Die bemerkenswertesten unter den römischen K. sind: die des heil. Callistus (mit dem Grabe der heil. Cäcilia und denen der Päpste Urbanus, Anteros, Fabianus, Lucius, Eutychianus, etwa 220—280) an der Via Appia; die von San-Sebastiano, gleichfalls an der Via Appia (in den ältesten Quellen coemeterium ad catacumbas genannt: das letztere wahrscheinlich eine Lokalbezeichnung für die Gegend etwa am dritten Meilenstein der Via Appia, und erst später verallgemeinert für alle unterirdischen Cömeterien); ferner die K. der Domitilla (vielleicht die ältesten) an der Via Ardeatina; die K. der Heiligen Petrus und Marcellinus an der Via Labicana; die K. der heil. Priscilla an der Via Salaria.

Die ältesten K. reichen bis in das 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung hinauf, die jüngsten wurden um die Mitte des 4. Jahrh. angelegt; mit dem Beginn des 5. Jahrh. hörte das Begraben in den K. auf, die nun bis in das 8. Jahrh. Orte des Kultus blieben. Bei der Belagerung Roms durch die Longobarden zum Teil zerstört, wurden sie bald gänzlich unzugänglich und gerieten in Vergessenheit. Die ersten Untersuchungen derselben erfolgten durch Ant. Bosio in den J. 1600—30. Die Resultate derselben sind niedergelegt in dessen Werke «Roma sotterranea» (Rom 1632), das von P. Aringhi lateinisch bearbeitet wurde («Roma subterranea», Rom 1651 u. öfter). Von neuern Werken sind zu erwähnen: Röstell in der «Beschreibung der Stadt Rom» von Bunsen, Gerhard und Platner (Bd. 1, Stuttg. 1829); Perret, «Les Catacombes de Rome» (5 Bde., Par. 1851—56, gr. Fol.). Eine epochemachende Förderung erfuhr die Katakombenforschung durch den Römer de Rossi: die Resultate seiner 30jährigen Arbeiten sind niedergelegt in den beiden Werken «La Roma sotterranea cristiana» (Bd. 1—3, Rom 1864—77) und «Inscriptiones christianae urbis Romae» (Bd. 1, Rom 1857—61); dazu desselben «Bullettino di archeologia cristiana» (seit 1863, bisjetzt 19 Bde.). Von deutschen Werken sind zu nennen: F. X. Kraus, «Die römischen K.» (2. Aufl., Freiburg i. Br. 1883); V. Schultze, «Die K.» (Lpz. 1882). Jüdische K., den christl. Anlagen ähnlich, finden sich bei Rom in der Via Appia (vgl. Garrucci, «Cimitero degli antichi Ebrei scoperto in vigna Randanini», Rom 1862), ferner in Venosa in Apulien (vgl. «Ascoti antichi sepoteri giudaici del Napolitano», Rom 1880). Auch Paris besitzt seine K., ursprünglich Steinbrüche, in welche man 1786 die Gebeine aus mehrern aus Gesundheitsrücksichten aufgehobenen Begräbnisstätten warf, und die seitdem als große Beinhöhlen benutzt werden.

Katakustik (grch.), Lehre vom Widerhall, von der Rückwerfung des Schalls.

Kataleкten (grch.), Sammlung von Bruchstücken oder kleinern Gedichten (z. B. des Virgil).

Katalektischer Vers, s. unter Katalexis.

Katalepsie, s. Starrsucht.

Katalexis (grch.) heißt in der Metrik die Unvollständigkeit des letzten Versfußes einer rhythmischen Reihe. Ein katalektischer Vers (versus catalectus) ist z. B. der Hexameter (s. d.), dessen sechster Daktylus (_ ◡ ◡) um eine Silbe verkürzt ist (_ ×). Ist der letzte Versfuß vollständig, so heißt der Vers akatalektisch (acatalectus). Hyperkatalektisch (hypercatalectus) nennt man ihn, wenn am Schluß eine überzählige Silbe hinzukommt, z. B. _ ◡ _ ◡ | _ ◡ _ ◡ | _.

Katallaktik (von καταλλαγή, Tausch), Lehre vom Gütertausch, ein von Whately vorgeschlagener Name für die Volkswirtschaftslehre, der aber wenig geeignet scheint, weil er zu ausschließlich auf die tauschwirtschaftlichen Verhältnisse hinweist.

Katalog (grch.) heißt überhaupt ein Verzeichnis, in einer eingeschränkten Bedeutung aber ein Verzeichnis von Sachen, die unter einem Hauptbegriff stehen. Es gibt K. von Naturalien, von Büchern, von Altertümern, von Sternen u. s. w. Spricht man schlechthin von K., so versteht man darunter gewöhnlich ein Verzeichnis von Büchern. Die Anfertigung guter und brauchbarer Bücherkataloge ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft und erfolgt nach bestimmten Regeln, welche die praktische Bibliographie und die Bibliothekwissenschaft (s. d.) lehren. Die gedruckten K. bilden einen wichtigen Zweig der bibliogr. Litteratur. Der Anlage nach unterscheidet man alphabetische (nach den Namen der Verfasser der verzeichneten Bücher), systematische (nach den einzelnen Wissenschaften und deren Unterabteilungen geordnet) und Reallatnloge. In letztern (jetzt nur noch wenig gebräuchlich) werden die Bücher unter gewisse, selbst wieder alphabetisch geordnete Stichworte gebracht (z. B. die Schriften über Pferdezucht u. dgl. unter das Stichwort Pferd). Die Bibliographen und Bibliothekare hingegen unterscheiden K. über bestimmte Litteraturzweige (Fachkataloge), K. über Bibliotheken und K. über die Büchervorräte der Verlags-, Sortiments- und Antiquarbuchhändler. Die Fachkataloge, welche die mehr oder minder vollständige Verzeichnung der über eine Wissenschaft, einen Gegenstand der Forschung u. s. w. vorhandenen Schriften bezwecken, fallen unter die Kategorie der bibliogr. Handbücher. (S. Bibliographie.)

Die K. größerer Bibliotheken haben dann ein besonderes Interesse, wenn der verzeichnete Bücherschatz ein ungewöhnlich großer ist (wie z. B. der große, seit 1854 im Druck begonnene und 1881 bis zum 11. Bande vorgeschrittene K. der Bibliothek zu Paris), oder wenn derselbe einen besondern Reichtum an typographischen Seltenheiten, Prachtwerken, Inkunabeln, Pergamentdrucken und andern Gegenständen der Bibliophilie enthält, oder endlich, wenn die katalogisierte Bibliothek in einzelnen Litteraturfächern vorzugsweise gut besetzt erscheint. Als Muster für die Bearbeitung dieser Art von K. müssen noch immer Francks systematischer «Catalogus Bibliothecae Bunavianae» (3 Tle. in 7 Bdn., Lpz. 1750—56) und Audiffredis alphabetischer K. der Casanatischen Bibliothek (4 Bde., Rom 1761—68) gelten. Während man in Frankreich und Nordamerika fast über alle öffentlichen Bibliotheken gedruckte und großenteils auch gut ausgeführte K. besitzt, ist dies in Deutschland nur erst bei wenigen Instituten dieser Art der Fall. Eine der besten Arbeiten dieser Art ist Hoffmanns «K. der Kommerzbibliothek zu Hamburg» (Hamb. 1865). Dagegen sind die Handschriftenschätze, teilweise auch die Inkunabeln vieler größerer Büchersammlungen Deutschlands meist vortrefflich katalogisiert worden. Da K. von Privatbibliotheken in der Regel zum Behufe des Verkaufs derselben angefertigt und veröffentlicht werden, so müssen ihre Verfasser

dieſer Rückſicht den höhern wiſſenſchaftlichen Zweck mehr oder minder unterordnen. Doch haben in dieſer Art von bibliogr. Arbeiten von jeher die Franzoſen Vorzügliches geleiſtet. Sehr einflußreich wirkte hier Naudé mit ſeinem «Catalogus bibliothecae Cordesianae» (Par. 1643). Aus dem 18. Jahrh. werden beſonders die K. von Martin, Debure und Ryon (Bibliothek La Vallières) geſchätzt. Gleichzeitig mit letzterm lieferte Morelli in Venedig den trefflichen K. der Pinelliſchen Bibliothek. Auch die Engländer (Dibdin), Niederländer und Ruſſen haben höchſt ſchätzbare bibliogr. Arbeiten über einzelne Privatbibliotheken aufzuweiſen. In Deutſchland hat man erſt in neuerer Zeit angefangen, die K. zum Verkauf oder zur Auktion beſtimmter Bibliotheken mit bibliogr. Genauigkeit abzufaſſen. Ganz in den Vordergrund tritt das bibliopoliſche Intereſſe bei den K. der Buchhändler und Antiquare, doch läßt man auch dieſen jetzt größere Sorgfalt angedeihen. Namentlich zeichnen ſich die K. mehrerer großer Antiquarbuchhandlungen ſowohl Deutſchlands als auch Englands, Frankreichs und der Niederlande vorteilhaft aus, ſodaß Petzholdt viele derſelben in ſeine «Bibliotheca bibliographica» (Lpz. 1866) aufgenommen hat. Ein groß angelegter K. aus der neuern Zeit iſt der «Index-Catalogue of the library of the Surgeon-General's Office, United States Army» in Waſhington (Bd. 1—4, Waſhingt. 1880—83).

Katalyſe (grch.), Auflöſung; in der Chemie: die Zerſetzung eines Körpers durch die Berührung eines andern Stoffs.

Katalytiſche Kraft nennt Berzelius die hypothetiſche Kraft, welche das Zuſtandekommen gewiſſer chem. Vorgänge, die nicht durch die gewöhnlichen Affinitäten der Materie erklärt werden können, ermöglichen ſoll. Zu dieſen Vorgängen gehören vor allem die Fermentwirkungen und eine Reihe von andern. Mitſcherlich erſetzt das Wort katalytiſche Kraft durch den Ausdruck Kontaktwirkung, ohne damit zur Aufklärung der Sache beizutragen. Die neuern Chemiker begnügen ſich mit dem Eingeſtändnis, daß es in der Natur noch viele, unſerer Erkenntnis bis jetzt verſchloſſene Vorgänge gibt, deren Entſchleierung der Zukunft vorbehalten bleibt, ohne dabei auf eine beſondere geheimnißvolle Kraft zurückzugreifen.

Katamenien (grch.), ſ. Menſtruation.

Katana, der urſprüngliche Name der ſiell. Stadt Catania (ſ. d.).

Kat' anthropon (grch. κατ' ἄνθρωπον) einen Beweis führen, ſoviel wie ad hominem einen Beweis führen, ſ. unter Argument.

Katapepſis (grch.), vollſtändige Verdauung; katapeptiſch, die Verdauung befördernd.

Kataphora (grch.), krankhaft tiefer Schlaf, Schlafſucht.

Kataphrakt (grch.), Schuppenpanzer, Küraß; auch eine Art Verband bei Rippenbrüchen.

Kataplasma (grch.), zerteilender oder erweichender Umſchlag, der aus mehr oder weniger konſiſtenten, mit warmem Waſſer angerührten Breimaſſen (Hafergrütze, Roggenkleien, Leinſamen u. dgl.) beſteht und durch die von ihm verbreitete feuchte Wärme entzündliche Infiltrationen entweder zerteilt oder ihren Übergang in Eiterung befördert. Man wendet das K. vorzugsweiſe bei Entzündungen des Unterhautzellgewebes und der oberflächlichen Drüſen, weiterhin als Ableitungsmittel bei verſchiedenen entzündlichen Zuſtänden innerer Organe (Bruſt- und Bauchfellentzündung, Krupp u. dgl.) an. (S. Bähung.)

Kataplexie (grch.), das Erſtarren des Körpers durch Schlagfluß; auch das Stumpfwerden der Zähne, des Geſichts; kataplektiſch, vom Schlagfluß betroffen.

Katapulte (vom grch. καταπάλτης), gewöhnliche Bezeichnung für die armbruſtartigen Wurfmaſchinen der alten Griechen, welche große Pfeile im flachen Bogen fortſchleuderten und im Kampf um befeſtigte Orte zur Anwendung kamen. In einer verkleinerten, leichter zu transportierenden Form führten die K. den Namen Skorpione und wurden als ſolche mit ins Feld genommen. (Vgl. Kriegsmaſchinen.)

Katarakt (grch.) heißt der Waſſerfall (ſ. d.) eines größern Stroms; ſtehend iſt der Ausdruck bei den K. des Nil (ſ. d.) geworden.

Katarakt heißt auch der Graue oder Weiße Star (ſ. d.).

Katarakt (frz. cataracte, engl. cataract), eine Vorrichtung zur Steuerung von Dampfmaſchinen, durch welche die Leiſtung der Maſchine derart geregelt wird, daß der Dampf-, mithin auch der Brennſtoffverbrauch genau im Verhältnis zu der zu verrichtenden Arbeit zu- oder abnimmt. Beſonders die Waſſerhaltungsmaſchinen der Bergwerke ſind mit K. ausgeſtattet, um die Förderung mit den wechſelnden Waſſerzuflüſſen in Übereinſtimmung zu bringen. Hier beſteht der K. aus einer kleinen Waſſerpumpe, deren Kolben von der Hauptmaſchine beim Niedergang mitgenommen wird, wobei er Waſſer in ſeinen Cylinder ſaugt. Der Kataraktkolben iſt beſchwert und ſtrebt, das Waſſer durch ein ſtellbares Ventil herauszudrücken, wobei er ſinkt und in der tiefſten Lage ein Geſtänge mitnimmt, durch welches die neue Dampfeinſtrömung in die Hauptmaſchine eröffnet wird. Indem der Austritt des Waſſers aus dem K., durch das ſtellbare Ventil reguliert, ſchneller oder langſamer erfolgt, iſt die Pauſe zwiſchen einem Hub und dem andern länger oder kürzer. Der für den beſchriebenen Apparat ganz unpaſſende Name iſt einer ältern, dem gleichen Zweck dienenden Vorrichtung entnommen. Dieſelbe beſtand in einem Gefäß, das durch einen nach Bedarf ſchnellern oder langſamern Waſſerzufluß gefüllt wurde und, voll gelaufen, jedesmal umkippte, um hierbei die Steuerung der Dampfmaſchine auf Einlaß zu ſtellen.

Katarrh (grch., von καταῤῥεῖν, herabfließen) iſt ein entzündungsähnlicher Zuſtand der Schleimhäute, bei welchem die Haargefäße derſelben ſtärker mit Blut gefüllt, ſie ſelbſt ſtärker geſchwellt, aufgelockert und feuchter ſind und eine reichliche Menge von mehr oder weniger dünnflüſſigem, bisweilen aber auch zähem und glaſigem Schleim oder ſelbſt Eiter abgeſondert wird. Nach letzterer, ſehr in die Augen fallender Erſcheinung bezeichnet man die K. wohl auch geradezu als Schleimflüſſe oder Blennorrhöen, namentlich wenn die Schleimabſonderung ſehr reichlich iſt. Oft iſt der K. mit einer brennenden oder ſonſt ſchmerzhaften Empfindung in der Schleimhaut verbunden. Je nach der befallenen Schleimhaut führt der K. verſchiedene Namen: der der Naſenhöhle Schnupfen, der Lungen Bronchitis, des Magens und Darms Magen- und Darmkatarrh, der Harnröhre Tripper, der Gebärmutter Weißer Fluß u. ſ. w. Meiſt entſtehen die K. durch örtlich einwirkende Reize; ſo z. B. kann

derselbe in der Augenbindehaut (Conjunctivitis) auftreten durch Einwirkung von Staub, Rauch und scharfen Dünsten, der Magenkatarrh durch allzu heißes wie durch allzu kaltes Getränk, Alkohol, harte und schwer verdauliche Speise, der Schnupfen durch Erkältung, die Bronchitis durch Einatmen ätzender Gase, staubiger oder kalter Luft u. dgl. Manche K. entstehen durch besondere (spezifische), ansteckend wirkende Substanzen, wie der Tripper, eine gewisse Art der Conjunctivitis und des Weißen Flusses. Andere K. sind Begleiterscheinungen gewisser Infektionskrankheiten (der Masern, Blattern, des Typhus u. s. w.). Ein epidemischer K. ist die Grippe (s. d.).

Die K. können rasch verlaufen und sind dann öfters mit Fieber, sog. Katarrhalfieber, begleitet (akut), oder sie halten lange Zeit an (chronisch) und sind dann meist fieberlos. Jeder K. beschränkt die natürliche Thätigkeit der betroffenen Schleimhaut; bei Schnupfen ist der Geruch aufgehoben, bei Magenkatarrh die Verdauung erschwert, bei K. des Kehlkopfes besteht Heiserkeit u. dgl. Bei kurzer Dauer lassen die K. nur selten dauernde Störungen nach sich; dauern sie jedoch lange, so können sie das befallene Organ tief beeinträchtigen. Sie können dann zu sog. katarrhalischen Geschwüren (im Magen, Darm, in der Harnröhre u. s. w.) führen, die bei ihrer Heilung oft sehr lästige Narben zurücklassen, andererseits aber auch noch weitere, ausgebreitetere Veränderungen nach sich ziehen. Anhaltende Lungenkatarrhe mindern entweder die Elasticität der Lunge (Emphysem) oder führen noch häufiger zu chronisch entzündlichen Zuständen oder zur Tuberkulose. Bei vorhandenem K. sind vor allem die erkrankten Schleimhäute sorgfältig zu schonen. Bei Bronchitis macht sich Aufenthalt in warmer, reiner Luft nötig; bei Darmkatarrh dürfen nur flüssige, leichtverdauliche Substanzen genossen werden u. dgl. Bei chronischem K. leistet die öftere Anwendung adstringierender und schwach ätzender Heilmittel (Alaun, Tannin, Zinkvitriol, Höllenstein u. a.) in Form von Inhalationen, Bepinselungen und Bespülungen (Nasendouche, Irrigationsapparate) der kranken Schleimhaut gute Dienste. Gegen vorhandene Disposition zu K. erweisen sich regelmäßige kalte Abreibungen und Waschungen des Körpers, Fluß- und Seebäder, sowie viel Bewegung in freier Luft ersprießlich. (Vgl. Abhärtung.)

Katarrh (Bostockscher), s. Heufieber.

Katarrhfieber, epidemisches, s. Grippe.

Kataftaltisch, zurückdrängend, hemmend, blutstillend; Kataftalticum, kataftaltisches Mittel.

Kataftafis (Kataftase, grch.), der Teil der dramatischen Handlung, worin der in der Epitasis geknüpfte Knoten sich noch fester schürzt, um dann in der Katastrophe gelöst zu werden.

Kataster (mittellat. catastrum, d. i. capitastrum, von caput, Kopf, also ursprünglich Kopfsteuerverzeichnis), auch Salbuch, Steuerbuch, Steueroeranlagung, Register des direkten Steuersolls u. s. w., bezeichnet das von öffentlichen Behörden zum Zweck gleichförmiger Verteilung der Abgaben aufgestellte spezielle Verzeichnis der Steuerpflichtigen einer Gemeinde oder eines größern Bezirks. Solche Register bestanden schon in sehr alter Zeit, und sie sind jeder geordneten Verwaltung unentbehrlich. Es gibt besondere K. von Gebäuden für die Auflegung der Haus- oder Fenstersteuer, von Gebäuden behufs Immobiliarversicherung (Brandkataster), von bewohnbaren Lokalitäten behufs Verteilung der Naturaleinquartierung (Einquartierungskataster), der Handwerke, industriellen und Handelsgewerbe behufs Auflegung der Gewerbesteuer (Gewerbesteuerkataster) u. s. w. Vorzugsweise aber bezeichnet man mit diesem Ausdruck den für die Erhebung der Grundsteuer aufgestellten K. (S. Grundkataster.)

Katastrophe (grch.), wörtlich: Umwendung, Umkehrung, daher Zerstörung, Ende. In der dramatischen Kunstsprache ist die K. das entscheidende Ereignis, das die verwickelte dramatische Handlung entwickelt und abschließt, den geschürzten Knoten löst. In der Komödie ist diese Lösung eine heitere, den Helden aus seinen Verwickelungen zum Glück führende; in der Tragödie ist sie Vernichtung und Untergang. Je unverbrüchlicher für das echte Drama die strenge Motivierung ist, d. h. die innere Notwendigkeit, die feste Verkettung der einzelnen Begebenheiten und Situationen als Ursache und Wirkung, um so unverbrüchlicher ist es auch, daß die K., die Lösung, als eine innerlich notwendige, aus dem Wesen der Dinge und Charaktere unabänderlich hervorgehende erscheint. Eine äußerliche Herbeiführung der K., die den Knoten nicht innerlich löst, sondern durch die gewaltsame Einmischung eines Gottes oder sonst einer äußerlichen Macht gewaltsam durchhaut, pflegt man einen Deus ex machina zu nennen: nicht organische, sondern mechan. Lösung. Aus der dramatischen Sprache hat sich alsdann dieser Ausdruck auch in das gewöhnliche Leben übertragen. K. pflegt man dann jede entscheidende, namentlich jede unglückliche Wendung zu nennen, selbst jedes unglückliche Naturereignis.

Katatonie, Spannungsirresein, Bezeichnung für eine Form von Geisteskrankheit, bei der sich die geistigen Anomalien (fixe Wahnideen, Sinnestäuschungen u. s. w.) mit krampfartigen Zuständen der willkürlichen Muskeln verbinden. Die letztern bestehen in anhaltenden («tonischen») Zusammenziehungen, betreffen mehr oder weniger zahlreiche Muskelgebiete und führen zur Annahme gewisser Haltungen und Stellungen einzelner Glieder oder des ganzen Körpers, welche tage-, wochen-, ja monatelang unverändert (statuenartig) beibehalten werden.

Kate (Jan Jacob Lodewijk ten), namhafter niederländ. Dichter, geb. 23. Dez. 1819 im Haag, wo er auch seine Jugenderziehung erhielt. In den J. 1838—44 studierte er Theologie an der Universität zu Utrecht, erhielt 1845 eine Predigerstelle auf der Insel Marken, folgte aber 1847 einem Rufe nach Almkerk, wurde 1850 Prediger in Middelburg und 1860 in Amsterdam. Er gab schon in seinem 17. Jahre eine Sammlung «Gedichten» (Haag 1836) heraus. Als Student schrieb er unter anderm: «Bladeren en Bloemen» (Rotterd. 1839), «Rozen» (Utrecht 1839), «Vertaalde Poësie» (Haag 1839), «Ahasveros op den Grimsel» (Dordr. 1840; 2. Ausg. 1864), und veröffentlichte im Verein mit Winkler Prins unter dem Titel «Braga» eine Reihe witziger Satiren gegen den damals herrschenden litterarischen Geschmack (Utr. 1842—44). In seinen zahlreichen Werken, worunter Übersetzungen eine bedeutende Stelle einnehmen, zeigt K. eine große Sprachgewandtheit und dieselbe Leichtigkeit der Versifikation, wodurch er auch als Improvisator hervorragt. Hervorzuheben sind: «De Schepping» (Utr. 1866; 3. Ausg. 1869),

das populärſte ſeiner Werke; «De Planeeten» (Arnh. 1869; 2. Ausg. 1872), «De Jaargetijden» (Groningen 1871), ſowie die Balladen, Romanzen, Legenden und andere kleinere Gedichte in den «Kompleete Dichtwerken» (8 Bde., Leid. 1867—73). Die Proſawerke K.s beſtehen größtenteils aus Kanzelreden und andern Beiträgen zur erbaulichen Litteratur; außerdem ſchrieb er «Italië. Reisherinneringen» (Arnh. 1857) und «Nieuwe bladen uit het dagboek der reisherinneringen» (Arnh. 1860—62) u. ſ. w.

Katecheſe (grch.), mündlicher Unterricht in Form von Frage und Antwort, beſonders in der Religion. (S. Katechetik.)

Katechet (grch.) hieß in der alten Kirche der mit dem Unterrichte der Katechumenen beauftragte Geiſtliche. In Alexandria beſtand ſeit Mitte des 2. Jahrh. eine eigene Katechetenſchule, an welcher den künftigen Geiſtlichen theol. Unterricht erteilt wurde. An dieſer wirkten namhafte Kirchenlehrer, wie Pantänus, Clemens (ſ. d.), Origenes (ſ. d.), Dionyſius u. a. — Gegenwärtig heißt K. überhaupt jeder, welcher Katechismusunterricht erteilt. Hier und da findet ſich der Name noch als Titel von Geiſtlichen auch in der prot. Kirche.

Katechetik (grch.) heißt urſprünglich der Unterricht in der chriſtl. Glaubenslehre, wird aber jetzt ſpeziell auf den Jugendunterricht bezogen, für welchen man in neuerer Zeit eine eigene Kunſtlehre aufſtellte. Daher heißt K. jetzt eben dieſe Kunſtlehre ſelbſt, der ihr gemäß erteilte Unterricht aber Katechiſation. Die bei ſolchem Unterricht notwendige Methode des Fragens und Antwortens heißt die katechetiſche oder die katechiſierende im Unterſchied von dem zuſammenhängenden Vortrag (der akroamatiſchen Methode). In der alten Kirche waren die Katechumenen Erwachſene, und auf ihre Unterweiſung zwecken verſchiedene Schriften der Kirchenlehrer, wie des Cyrill von Jeruſalem, des Auguſtinus u. a., ab.

Die Katechetenſchule zu Alexandria, welche in der Mitte des 3. Jahrh. blühte, war eine theol. Lehranſtalt für künftige Geiſtliche. Ein religiöſer Jugendunterricht wurde erſt im Mittelalter eingeführt. Derſelbe beſtand jedoch faſt nur darin, daß man den Glauben, das Vaterunſer, die Zehn Gebote und das Ave Maria auswendig lernen ließ. Die Reformation gab durch ihre Katechismen auch dem katechetiſchen Unterricht einen neuen Anſtoß. Aber bei der überwiegend dogmatiſch-polemiſchen Richtung des Zeitalters beſtand derſelbe vorzugsweiſe nur in einer genauen Überlieferung der orthodoxen Lehrbeſtimmungen, insbeſondere der Lehrunterſchiede der luth. Kirche von der katholiſchen und reformierten. Die kirchlichen Katechiſationen gerieten dabei faſt ganz in Vergeſſenheit. Spener und Francke wirkten für Wiederherſtellung derſelben und zugleich für eine lebendigere, auf religiöſe Erweckung abzweckende Behandlung des katechetiſchen Unterrichts überhaupt.

Der Rationalismus ſucht die Kunſt des Katecheten darin, daß er die Begriffe aus der Seele des Lernenden gleichſam hervorzulocken und zu entwickeln verſtehe. Dieſe katechetiſche Unterrichtsform, deren ſich ſchon Sokrates bediente, hat man die Sokratiſche Methode oder Sokratik genannt. Das Ungenügende derſelben lag aber darin, daß dabei gerade der eigentliche Hauptzweck des Religionsunterrichts, die religiöſe Gemütsbildung, faſt ganz hinter bloßen Verſtandesübungen zurücktrat. Um nichts beſſer war freilich das von der reſtaurierten Orthodoxie an die Stelle geſetzte äußerliche Überliefern und Einprägen fertiger Dogmen auf kirchliche oder bibliſche Autorität hin. Die richtige katechetiſche Methode zu finden, iſt äußerſt ſchwer und ſetzt die Fähigkeit voraus, in den Anſchauungs- und Vorſtellungskreis der Jugend einzugehen, um denſelben allmählich zu erweitern, zu bilden und zu reinigen. Einen neuerdings wieder mit Vorliebe gepflegten Teil der K. machen die Kirchenkatechiſationen aus, deren Zweck es zunächſt iſt, für die konfirmierte Jugend den Religionsunterricht der Schule fortzuſetzen und zu befeſtigen.

Vgl. Daub, «Lehrbuch der K.» (Frankf. 1801); Schwarz, «Katechetik» (2. Aufl., Gieß. 1819); Schleiermacher, «Praktiſche Theologie» (Berl. 1842); Palmer, «Evangeliſche K.» (Stuttg. 1844; 4. Aufl. 1856); von Zezſchwitz, «Syſtem der chriſtl.-kirchlichen K.» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1872—74).

Katechiſieren (grch.), in katechetiſcher Weiſe unterrichten, ſ. Katechetik.

Katechismus (grch.) heißt in der Kirchenſprache eine in Fragen und Antworten gefaßte Zuſammenſtellung der Hauptſtücke der Glaubenslehre zum Zwecke des Volksunterrichts. Das Bedürfnis der religiöſen Jugendbildung führte ſchon im 8. und 9. Jahrh. zur Abfaſſung ſolcher Katechismen, unter denen der von Kero, Mönch in St. Gallen, und der wahrſcheinlich von dem Mönche Otfried von Weißenburg geſchriebene die berühmteſten ſind. Späterhin finden ſich ſolche Bücher vorzüglich bei den Böhmiſchen Brüdern, die auch den Namen K. zuerſt gebraucht zu haben ſcheinen. Dieſe Katechismen enthielten als Hauptſtücke des Kirchenglaubens vornehmlich das Apoſtoliſche Symbolum, die Zehn Gebote und das Vaterunſer. Im Anfange der Reformation wandte Luther ſogleich ein beſonderes Augenmerk auf den Religionsunterricht für das Volk. Er hatte zu dieſem Zweck ſchon 1520 die Zehn Gebote, die drei Artikel des chriſtl. Glaubens und das Vaterunſer mit Erklärungen verſehen und unter dem Titel «Eine kurze Form, die Zehn Gebote und den Glauben zu betrachten und das Vaterunſer zu beten» herausgegeben. Auf Anlaß der kurſächſ. Kirchenviſitation ſchrieb Luther 1529 ſeinen Großen und Kleinen K., jenen für Geiſtliche und Lehrer, dieſen für die Kinder. Außer den drei erſten Hauptſtücken enthielten ſie noch die beiden Hauptſtücke von der Taufe und vom Sakrament des Altars. Das ſog. ſechſte Hauptſtück, vom Amte der Schlüſſel, iſt ſpätern Urſprungs. An ſeiner Stelle findet ſich jetzt meiſt der Artikel von der Buße, Beichte und Abſolution (als fünftes Hauptſtück). Einen Anhang, der aber auch nicht von Luther herrührt, bilden der Morgen- und Abendſegen, das Tiſchgebet, die Haustafel und Fragſtücke für Kommunikanten. Beide Katechismen wurden nachmals unter die Symboliſchen Bücher aufgenommen.

Die zur Augsburgiſchen Konfeſſion ſich bekennende Brüdergemeine gebraucht als K. hauptſächlich das unter dem Titel «Der Hauptinhalt der Lehre Jeſu Chriſti» (Barby 1778) erſchienene Buch. Unter den Katechismen der ſchweiz. Reformation ſind namentlich der Genfer, Züricher und Heidelberger oder Pfälzer K. zu nennen. Den Genfer K. verfaßte Calvin (franz. 1537, lat. 1542); derſelbe wurde auf verſchiedenen franz. Synoden ſanktioniert und auch vielfach in andern reform. Kirchen

in Gebrauch genommen. Der Züricher K. (1609) ist aus den Katechismen von Judä (1534) und Bullinger (1554) entstanden und hatte früher besonders in der züricher Kirche ein großes Ansehen. Am berühmtesten aber ist der Heidelberger Katechismus (s. d.) geworden.

In der Anglikanischen Kirche erlangte der sog. «Church catechism», aon Joh. Poinet 1552 lateinisch verfaßt, von König Eduard VI. sanktioniert und 1553 zu London herausgegeben, ein großes Ansehen. Er umfaßte 24 Fragestücke, eine Erklärung des Taufgelübdes und der Glaubensartikel, die Zehn Gebote, das Vaterunser. Später ließ König Jakob I. durch Al. Nowel noch einen Unterricht über die Sakramente beifügen (1572). Die Presbyterianische Kirche in England und Schottland gebraucht dagegen «The assembly-catechism», genauer einen größern und kleinern K., welche, wie es scheint, bald nach dem von der Westminster-Synode (1643) aerfaßten Puritanerbekenntnisse veröffentlicht wurden. Die Socinianer gebrauchen den Rakauer K. (Catechismus Racovienſis), aon Valentin Schmalz und Hier. Moskorzowsky 1605 in poln. Sprache verfaßt, dann auch deutsch und lateinisch erschienen; die Quäker den K. von Robert Barclay (1673) u. s. w. In der luth. Kirche begann man schon frühzeitig, den Lutherschen K. durch Erklärungen zu erweitern, daher beinahe jedes Land seinen eigenen K. erhielt. Zu Ende des 18. Jahrh. wurden vielerarten die orthodoxen Katechismen durch andere ersetzt, welche den Meinungen der Aufklärungszeit größern aber geringern Einfluß gestatten. Die Vereinigung der beiden prot. Kirchen in mehrern deutschen Staaten erzeugte das Bedürfnis aan Unionskatechismen. Die moderne Orthodoxie betrachtete es als eine ihrer Hauptaufgaben, die rationalistischen Katechismen überall zu beseitigen und dafür die ältern wieder einzuführen oder neue im dogmatischen Geschmacke des 17. Jahrh. zu aerfaſten. Ihre Bestrebungen sind vielfach von Erfolg gewesen, scheiterten aber anderwärts an dem Widerstande der Gemeinden.

In der röm.-kath. Kirche erlangte der durch die Kirchenversammlung aon Trident aeranlaßte, aom Erzbischof Leon. Marino, dem Bischof Ägidius Foscarari und dem portug. Dominikaner Franciscus Furreiro ausgearbeitete und vom Papst Pius V. sanktionierte Römische oder Tridentinische K. großes symbolisches Ansehen. Derselbe erschien zuerst zu Rom 1566. Er zerfällt in aier Hauptabschnitte: 1) Vom Apostolischen Symbolum; 2) von den Sakramenten; 3) aom Dekalog oder den Zehn Geboten; 4) vom Gebete. Eine sehr weite Verbreitung fanden die beiden aon dem Jesuiten Petrus Canisius herausgegebenen Katechismen, von denen der größere schon 1554 erschienen war. Die griech.-kath. Kirche hat ihren größern K. in dem aon Petrus Mogilas, Metropaliten zu Kiew, aerfaßten «Rechtgläubigen Bekenntnis der kath. und apostolischen Kirche des Morgenlandes» (1642), welches aon der Synode zu Konstantinopel (1643) durch die Patriarchen von Konstantinopel, Alexandria, Antiochien und Jerusalem angenommen und durch die Synode von Jerusalem (1672), sowie (1721) durch Peter d. Gr. aufs neue sanktioniert wurde. Dieser K. heißt auch «Der größere K. der Russen», zum Unterschied aon dem «Kleinern K.», den Peter I. abfassen ließ, und zerfällt in die drei Teile: Vom Glauben, von der Hoffnung und von der Liebe zu Gott und dem Nächsten. Deutsch erschien er aon Frisch (Frankf. u. Lpz. 1724). Vgl. Ehrenfeuchter, «Geschichte des K.» (Gött. 1857).

Katechu, s. Catechu.

Katechumenen wurden in den ersten Zeiten der christl. Kirche diejenigen genannt, welche im christl. Glauben Unterricht erhielten, aber die Taufe noch nicht erhalten hatten. Sie wurden in verschiedene Klassen eingeteilt, nahmen in der Kirche einen besondern Platz ein und durften bei Austeilung des Abendmahls nicht gegenwärtig sein. Später aber verstand man unter K. die jungen Christen, die, um konfirmiert und zum Abendmahl zugelassen zu werden, durch Unterricht dazu aorbereitet wurden, und diesen Sinn hat das Wort noch gegenwärtig behalten. (S. Katechetik.)

Katechupalme, s. Areca.

Kategorēm (grch.), soviel wie Kategorie.

Kategorien (praedicamenta) nennt man in der Philosophie die allgemeinsten Begriffe und Gedankenbestimmungen, unter welche alle Gegenstände der Erfahrung, insofern sie gedacht werden, fallen. Schon der den Pythagoräern nahestehende Alkmäon scheint aerfucht zu haben, sie aufzuzählen; Aristoteles, welcher sie als allgemeine Bezeichnungen der Klassen unserer Begriffe aus der Sprache abstrahierte, nahm deren zehn an: substantia, quantitas, qualitas, relatio, actio, passio, ubi, quando, sitas und habitus, und seine spätern Erklärer setzten dazu noch die sog. fünf Kategoreme (praedicabilia) und die fünf Postprädikamente. Obgleich die Stoiker und Neuplatoniker die Kategorienlehre zu aereinfachen suchten, so wurde doch die Aristotelische Aufzählung derselben bei den Scholastikern allgemein angenommen und zu einer Topik angewendet, zufolge deren man einen Gegenstand nach den K. durchgiug, um zu bestimmen, welche Merkmale ihm beigelegt werden könnten oder müßten. Darauf gründete sich die Heuristik (s. d.) oder Erfindungskunst (ars magna) des Raimundus Lullus und Giordano Bruno. Auch die spätere Schulmetaphysik behielt die Aristotelischen K. in der Voraussetzung bei, daß sie etwas den Dingen selbst Zukommendes bezeichnen. Daries in Frankfurt a. O. stellte sieben K. auf, welche, in einen Herameter gebracht, lauten: Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando?

Eine aollkommene Umgestaltung erhielten die K. durch die kritische Philosophie. Kant nämlich faßte sie nicht als Bestimmungen dessen, was ist und geschieht, sondern als Grund- und Stammbegriffe des menschlichen Erkenntnisvermögens, als die unabhängig aon der Erfahrung oder a priori vorausgesetzten Elementarbegriffe auf, durch welche für uns erst eine Erfahrung möglich werde, welche aber, in ihrer Anwendung über die Grenzen der Erfahrung ausgedehnt, zu leeren Formen herabsinken. Kant fand den Ursprung der K. in den Funktionen des Verstandes im Urteilen, und da er die Urteile ihrer Quantität nach in allgemeine, besondere und einzelne, ihrer Qualität nach in bejahende, verneinende und limitierende, ihrer Relation nach in kategorische, hypothetische und disjunktiae, ihrer Modalität nach endlich in problematische, assertorische und apodiktische einteilte, so bezeichnete er als die K. der Quantität Einheit, Vielheit und Allheit; als die der Qualität Realität, Negation und Limitation; als die der Relation Subsistenz, Causalität und Wechselwirkung; endlich als die der Modalität

Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit samt ihren Gegenteilen. Die spätern spekulativen Systeme haben verschiedene Versuche gemacht, die K. nicht bloß aufzuzählen, sondern abzuleiten. So betrachtete Fichte die obersten Erkenntnisbegriffe nicht als ein ursprüngliches, a priori vorhandenes Eigentum des menschlichen Geistes, sondern als verschiedene Ausdrücke und Bestimmungen der absoluten Thätigkeit des Ich. In der Hegelschen Philosophie entwickelt sich das System der K. nach dem Leitfaden der dialektischen Methode als die Reihe der Evolutionen, die das Erkennen durchläuft, daher das Wort K. hier in dem Sinne gebraucht wird, daß es den allgemeinen Gesichtspunkt bezeichnet, unter welchem ein Ding, ein Ereignis, ein Verhältnis u. s. w. betrachtet wird. Fries versuchte die Kantsche Kategorientafel auf diejenigen der Relation zurückzuführen; Schopenhauer erkannte nur eine einzige, diejenige der Causalität, als Grundfunktion des Verstandes an. Die gegenwärtige Psychologie sucht die «natürlichen K.» als die gesetzmäßigen Grundformen der elementaren Vorstellungsverbindungen. Vgl. Trendelenburg, «Geschichte der Kategorienlehre» (Berl. 1846).

Kategörisch (grch.), soviel wie geradezu oder schlechthin, als Gegensatz vom Hypothetischen. (S. Hypothese.) — Ein kategorisches Urteil ist ein solches, in welchem das Prädikat dem Subjekt bedingungslos und schlechthin beigelegt oder abgesprochen wird; also ein Urteil von der Form: A ist B, oder A ist nicht B. — Kategorischer Imperativ heißt bei Kant das Sittengesetz, insofern es geradezu, d. h. unabhängig von jeder Rücksicht des persönlichen Interesses, sei es des Nutzens oder Vergnügens, gebietet oder verbietet.

Kategorisieren, in oder nach Kategorien (s. d.) teilen.

Kater, das Männchen der Katze.

Kat' exochēn (grch. κατ' ἐξοχήν), vorzugsweise.

Kath, s. Kat.

Katharer (grch., d. i. die Reinen) ist der Name einer vom Ende des 10. bis zur Mitte des 15. Jahrh. in den meisten Ländern des südl. und westl. Europa verbreiteten Sekte, welche einen mehr oder weniger schroffen Dualismus, sowie strengste Askese lehrte, und deshalb die heftigste Opposition gegen die verweltlichte Kirche erhob. Sie führten verschiedene Namen. K. nannten sie sich selbst. Daraus ward in der Lombardei «Gazzari», woraus das deutsche Wort «Ketzer» entstand. Weil ihre Lehre derjenigen der Manichäer verwandt ist, wurden sie häufig «Manichäer» genannt. Wegen des ersten Auftretens der K. in Bulgarien hießen sie «Bulgaren», woraus das franz. Schimpfwort «bougre» entstand. In Italien hießen sie «Patarener» oder «Patariner», «Publicaner» oder «Popelitaner», in den Niederlanden «Piphles». Ihre ersten Spuren findet man gegen Ende des 10. Jahrh. unter den slaw. Völkern der Balkanhalbinsel, besonders Bulgariens. Papst Innocenz III. schritt mit Kreuzzügen und Ketzergerichten gegen sie ein, doch wurden sie erst gegen Ende des 15. Jahrh. ausgerottet. Unterdes hatten sie sich nach Westen hin weiter ausgedehnt. In Dalmatien war Trogir oder Tragurium ihr Hauptsitz. Von hier aus drangen sie nach Italien vor, wo sie in der Lombardei zahlreiche und sogar in Florenz, Rom, Neapel vereinzelte Anhänger fanden. Die Blutarbeit der Inquisition beseitigte sie hier bereits im 14. Jahrh. Ihren Hauptsitz hatten die K. in Südfrankreich. Um die Mitte des 12. Jahrh. war das ganze mittlere Frankreich in mehrere Bistümer geordnet: Toulouse, Albi, Carcassonne u. a. Im J. 1167 hielten die K. unter dem Vorsitz des Bischofs Nicetas von Konstantinopel zu St.-Felix de Caraman in der Nähe von Toulouse eine große Synode. Aber auch hier schritt Innocenz III. gegen sie ein, die 20jährigen blutigen Albigenserkriege brachen ihre Kraft und im 14. Jahrh. wurden sie völlig vernichtet. Nur vereinzelte Anhänger hatten die K. in England, im Norden Spaniens und in Deutschland am Rhein.

Die Lehre der K. war ein dem Manichäismus ähnlicher Dualismus, doch gibt es strengere und mildere Dualisten. Beide lehrten zwei einander entgegenstehende göttliche Wesen, während aber jene den bösen Gott für gleich ewig hielten wie den guten, sahen diese in ihm einen gefallenen Engel. Der gute Gott schuf die himmlische Welt mit den himmlischen Menschen; der böse Gott schuf die materiellen Elemente und aus ihnen alle sichtbaren Dinge. Der gute Gott hat sich im Neuen Testament geoffenbart, der böse im Alten. Die Sünde hat ihren Grund in der Berührung der Seele mit dem Körper. Deshalb ist es die höchste Pflicht des Menschen, in peinlicher Askese sich jeder Befleckung durch den Körper zu entziehen. Zur Kirche der K. gehörten streng genommen nur die «Vollkommenen», welche die Weihe des «Consolamentum» erhalten haben. Sie erhielten durch Handauflegung den Heiligen Geist und sind verpflichtet, sich von jeder Sünde, d. h. jeder Berührung mit der Welt, frei zu halten. Den weitern Kreis bildeten die «Gläubigen», welche die Wahrheit der katharischen Lehren anerkannten, aber das «Consolamentum» noch nicht empfangen hatten. Sie durften Güter besitzen, Krieg führen, heiraten und Fleisch essen. In heftiger Weise griffen die K. die kath. Kirche an, von der sie Rückkehr zu apostolischer Einfachheit verlangten. Vgl. Hahn, «Geschichte der Ketzer im Mittelalter» (Bd. 1, Stuttg. 1845); Chr. Schmidt, «Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois» (2 Bde., Par. 1849).

Katharina ist der Name mehrerer Heiligen der kath. Kirche:

Katharina von Alexandria, eine 18jährige Jungfrau, durch Schönheit, Bildung und edles Geschlecht ausgezeichnet. Auf Befehl des Kaisers Maximinus mußten heidnische Philosophen mit ihr über die Wahrheit des Götzendienstes disputieren, wurden aber sämtlich zum Christentum bekehrt. K. widerstand allen Drohungen und Schmeicheleien des Kaisers und wurde nach vielen Martern am 25. Nov. 307 enthauptet.

Katharina von Schweden, zweite Tochter der heil. Birgitta (s. d.), geb. 1331, begleitete ihre Mutter auf der Pilgerfahrt nach Rom, brachte deren Gebeine in die Heimat und kehrte alsbald wieder nach Rom zurück, um die Bestätigung des Birgittenordens und die Heiligsprechung der Mutter zu betreiben. Sie starb in Schweden am 24. März 1381, ward in der Wadstenakapelle beigesetzt und 1474 heilig gesprochen.

Katharina von Siena, geb. 25. März 1347, mit dem Familiennamen K. Benincasa genannt, vollzog von früh an die schwersten Kasteiungen, wurde aber dafür reichlich belohnt durch einen vertrauten Umgang mit dem Heiland, der öfter mit

ihr verkehrte, sich ihr verlobte und sein Herz mit ihr tauschte. Die große Pest vom J. 1374 veranlaßte K., eine aufopfernde Krankenpflege zu üben. Seitdem sammelte sich ein Kreis von Gesinnungsgenossen um sie. Die Versöhnung der ital. Städte mit dem Papste und dessen Rückkehr nach Rom (aus Avignon), die Eroberung des Heiligen Landes, die Reformation der Kirche, das war das dreifache Ziel, welches K. in ihrem öffentlichen Wirken zu erreichen strebte. Papst Urban VI. beschied K. zu sich nach Rom, wo sie 29. April 1380 starb. Im J. 1461 ward sie heilig gesprochen. Vgl. Karl Hase, «Caterina von Siena» (Lpz. 1864).

Katharina von Bologna, geb. 1413 zu Bologna aus vornehmer Familie, Äbtissin eines Clarissinnenklosters zu Bologna, starb 9. März 1463. Bei Lebzeiten wegen mehrfacher Offenbarungen berühmt, erregte sie die größte Verwunderung im Tode, weil ihr Leichnam sich als unverweslich erwies. Im J. 1492 wurde sie heilig gesprochen. Gedächtnistag der 9. März.

Katharina von Genua, Tochter des Robert Fieschi, 1447 zu Genua geboren, wider Willen mit einem vornehmen Edelmann vermählt, führte seit 1474 als Witwe (bis 14. Sept. 1510) ein frommes Leben, ausgezeichnet durch aufopferungsvolle Krankenpflege und strenge Askese. Im J. 1737 ward sie heilig gesprochen. Gedächtnistag der 14. Sept.

Katharina Ricci, geb. 1522 zu Florenz, trat ins Kloster der Dominikanerinnen zu Prato, dessen Priorin sie ward. Ausgezeichnet durch glühende Andacht zum Herzen des Erlösers und durch strenge Askese starb sie 2. Febr. 1589. Heilig gesprochen ward sie 1746. Gedächtnistag der 13. Febr.

Katharina von Frankreich, Gemahlin Heinrichs V. von England, war die Tochter des wahnsinnigen Königs Karl VI. und der Isabeau, und ihre im Vertrage zu Troyes 21. Mai 1420 ausgemachte, im Juni vollzogene Verheiratung sollte dazu dienen, nach dem Tode Karls die franz. Krone dem Engländer und seinen Erben zu sichern, mit Ausschluß aller Rechte des Dauphins Karl VII. Daher führten die engl. Könige forton den Titel eines Königs von Frankreich, bis auf Georg III., der ihn 1801 fallen ließ. Durch Heinrichs Tod 31. Aug. 1422 verwitwet, Mutter Heinrichs VI., heiratete K. Owen Tudor, einen in Wales mächtigen Herrn, und wurde so die Ahnfrau des Hauses Tudor, welches mit ihrem Enkel Heinrich VII. 1485 auf den engl. Thron gelangte.

Katharina von Aragonien, Tochter Ferdinands des Katholischen, wurde, um England an das span. Bündnis zu fesseln, zuerst mit Heinrichs VII. ältestem Sohne Arthur, Prinzen von Wales, und nach dessen Tode mit seinem Bruder, dem nachmaligen Könige Heinrich VIII., vermählt, dem sie eine Tochter, die spätere Königin Maria die Katholische, gebar, deren Erbrecht darauf beruhte, daß Heinrichs willkürliche Scheidung von K. 24. Juli 1531 und die Ungültigkeitserklärung jener Ehe vom Papste und der ganzen kath. Welt nie als zu Recht bestehend anerkannt worden war. K., nach der Scheidung streng überwacht und von ihrem Kinde getrennt, starb zu Anfang 1536.

Katharina Howard, Gemahlin Heinrichs VIII. von England, s. Howard (Katharina).

Katharina von Medici, Gemahlin König Heinrichs II. (s. d.) von Frankreich, war die Tochter Lorenzos von Medici, Herzogs von Urbino, und der Madeleine von Boulogne, aus dem Hause Auvergne, und 1519 zu Florenz geboren. Im Alter von 14 J. kam sie nach Frankreich, wo sie sich, durch Vermittelung ihres Oheims, des Papstes Clemens VII., mit Heinrich, dem zweiten Sohne König Franz' I., vermählte. Als aber der Papst im folgenden Jahre starb, sah sich K. an dem fremden Hofe schutzlos, vernachlässigt und beargwohnt. Sie war schön und gebildet, aber auch berechnend und gemütlos. Mit Bedacht spielte sie in dem Treiben des Hofs eine zurückhaltende Rolle; das wüste Leben ihres Gemahls und die Zurücksetzung, die sie durch Diana von Poitiers dulden mußte, entrissen ihr keine Klage. Dadurch erwarb sie sich allmählich die Gunst ihres Gemahls und des alten Königs. Als Heinrich 1547 die Krone zufiel, änderte sich ihre Lage wenig. Erst 1559 mit der Thronbesteigung Franz' II. (s. d.), ihres Erstgeborenen, trat ihre Herrschlust hervor. Doch mußte sie diesmal die polit. Gewalt mit den mächtigen Guisen teilen, deren Einfluß nach dem Attentat von Amboise für den Thron so gefährlich wurde, daß K. in der geheimen Verbindung mit den Hugenotten ein Gegengewicht suchte. Der Tod Franz' II. und die Thronbesteigung ihres minderjährigen zweiten Sohnes, Karls IX. (s. d.), brachte endlich 1560 die Regierung in ihre Hände. Sie ließ sich von dem Parlament die Staatsverwaltung zusprechen und nahm den gemäßigten L'Hopital zum Kanzler, den schwachen Anton von Bourbon aber zum Generalstatthalter. Die religiösen Fragen, welche Frankreich spalteten, waren ihr gleichgültig. Sie haßte die Guisen, weil ihr dieselben die Herrschaft, ihren Söhnen vielleicht den Thron streitig machen konnten; sie haßte aber noch mehr die Protestanten, die Frankreich mit tiefer gehenden, die Krone beschränkenden Veränderungen bedrohten. So war sie wie geschaffen, um die idealen und persönlichen, die staatlichen und religiösen Interessen, welche in den Kriegen gegen die Hugenotten (s. d.) Frankreich zerrütteten, zu verwirren. Ihr größtes Verbrechen ist die Bartholomäusnacht, 23./24. Aug. 1572, bei dem man nur zweifeln kann, ob es einem plötzlichen Entschluß oder langer Vorbereitung entstammte. Als Karl IX. starb (1574), war K. bereits mit ihm zerfallen. Nach dem Interregnum beherrschte sie ihren zweiten Sohn Heinrich III. Vergebens unterhandelte sie im Mai 1588 in dem aufständischen Paris für den König mit dem zum Feinde gewordenen Heinrich von Guise. K. lag todkrank in dem Schloß zu Blois, als ihr Sohn den Mord an dem Nebenbuhler gegen ihren Willen vollziehen ließ. Kurz darauf, 5. Jan. 1589, starb sie. Vgl. Alberi, «Vita di Caterina de' Medici» (Flor. 1838; deutsch von M. von Borck, Augsb. 1847); Reumont, «Die Jugend Caterinas de Médici» (2. Aufl., Berl. 1856); Capefigue, «Cathérine de Médicis» (Par. 1856).

Katharina I., Kaiserin von Rußland, 1725–27, geb. 15. April 1679 in Jakobstadt in Kurland als Tochter des Samuel Skawronski, kam als Waise 1682 zu ihrer Tante nach Kreuzburg, 1683 als Pflegekind des Pfarrers Ernst Glück nach Marienburg in Livland. Hier verheiratete sie sich 1702 mit einem schwed. Dragoner und fiel, als Marienburg 3. Sept. 1702 von den Russen eingenommen wurde, als Gefangene in die Hände des Generals Scheremetjew, von dem sie zum Fürsten Menschikow kam, der sie zu seiner Geliebten machte. Bei diesem

sah sie Peter der Große und nahm sie, von ihrer Jugend und Schönheit gefesselt, zu sich. Sie trat 1703 zur griech. Kirche über und erhielt dabei die Namen Katharina Alexiewna. Peter dem Gr. gebar sie vier Töchter, Katharina, Anna, Elisabeth und Natalie, von denen die zweite die Mutter Peters III., die dritte aber Kaiserin von Rußland wurde. Seit 1707 war sie heimlich mit Peter vermählt, der sie 17. März 1711 öffentlich für seine Gemahlin erklärte. Als Peter 1711 am Pruth gegen das türk. Heer verloren schien, gelang es ihr, in Gemeinschaft mit Ostermann und Schafirow, den Großvezier zu gewinnen und dadurch das russ. Heer aus seiner gefährlichen Lage zu befreien, worauf sich Peter I. März 1712 feierlich mit ihr trauen ließ.

Nach dem Tode des Zarewitsch Alexei ließ sie Peter 7. (18.) Mai 1724 in Moskau als Kaiserin krönen. Doch mußte sie bald darauf seine ganze Unzufriedenheit empfinden, da er sie im Verdacht hatte, mit dem Kammerherrn Moens de la Croix, den er auch deshalb 28. Nov. 1724 enthaupten ließ, in vertrautem Verhältnisse zu leben. Als bald darauf, 8. Febr. 1725, Peter d. Gr. starb, folgte ihm K. und führte die Regierung nach den Plänen des Verstorbenen fort. Auch eröffnete sie 7. Jan. 1726 die von Peter 7. Febr. 1725 gestiftete Akademie der Wissenschaften. Sie starb schon 6. (17.) Mai 1727; ihr Nachfolger war Peter II.

Katharina II., Kaiserin von Rußland, 1762—96, geb. 2. Mai 1729 zu Stettin, wo ihr Vater, Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst, damals als preuß. Generalmajor Gouverneur war. Von der Kaiserin Elisabeth auf Friedrichs II. Vorschlag zur Gemahlin ihres Neffen Peter, den sie zu ihrem Nachfolger eingesetzt hatte, erwählt, wurde, nachdem sie zur griech. Kirche übergetreten, wobei sie die Namen Sophie Auguste mit Katharina Alexiewna vertauschte, 1. Sept. 1745 die Vermählung vollzogen. Unter den Freunden ihres Gemahls zog Sergéi Soltikow die Aufmerksamkeit der Großfürstin auf sich, und bald entstand zwischen beiden ein vertrautes Verhältnis (1754). Später gewann Stanislaus August Poniatowski ihre Zuneigung. Seit der Thronbesteigung Peters III., 5. Jan. 1762, mehrte sich die Spannung zwischen beiden Gatten. Peter lebte mit einem Hoffräulein, Elisabeth Woronzow, so vertraut, daß seine Gemahlin befürchtete, er möchte sie verstoßen und seine Geliebte heiraten. Dabei machte sich Peter durch seine Vorliebe für die preuß. Kriegszucht, durch arge Charakterfehler und seine Politik auch seinen Unterthanen mit jedem Tage verhaßter. So kam durch den Hetman Graf Rasumowskij, den Grafen Nikita Panin, die unternehmende Fürstin Daschkow und einen jungen Gardeoffizier Gregor Orlow, der nach Poniatowskis Abgange K.s Zuneigung fesselte, und dessen Bruder Alexei Orlow eine Verschwörung gegen den Kaiser zu Stande. Durch die Orlows wurde die Garde bewogen, ihr als Monarchin zu huldigen, und der nachmalige Senator Teplow vermocht, in der kasanschen Kirche ein Manifest abzulesen, das die Erhebung K.s auf den Thron verkündigte. Peter III., dessen man sich versichert, wurde nach einigen Tagen (17. Juli) im kaiserl. Landhause Ropecha, wo unter andern Teplow und Alexei Orlow ihn besuchten, erdrosselt.

Die jetzt allein herrschende, hochbegabte Kaiserin K. wußte bald die Gunst des Volks zu gewinnen. Sie bewies für die Religion große Achtung, ließ sich mit Pracht in Moskau krönen, beschäftigte sich sehr augenfällig mit den Mitteln, Gewerbfleiß und Ackerbau zu befördern, und war für die innere Verwaltung wie für die auswärtigen Verhältnisse Rußlands außerordentlich thätig. Ein Jahr nach ihrer Thronbesteigung zwang sie die Kurländer, den neuen Herzog, Karl von Sachsen, abzusetzen und den dem Adel verhaßten Biron zurückzurufen. Nach dem Tode des Kurfürsten August III. von Sachsen, Königs von Polen, brachte sie es dahin, daß Stanislaus Poniatowski zu Warschau gekrönt wurde. In ihrem eigenen Reiche nahm aber inzwischen die Zahl der Mißvergnügten bedeutend zu, und in Moskau und Petersburg wurden mehrere Anschläge gegen sie angezettelt. Der junge Iwan (s. d.) belebte die Hoffnungen der Verschworenen, und nur seine Ermordung in der Festung Schlüsselburg (16. Juli 1764) konnte die Pläne der Unzufriedenen vernichten. Um eine Verbesserung der Gesetzgebung herbeizuführen, wurden 1767 Abgeordnete aus allen Provinzen nach Moskau berufen. Doch das mit vielem Aufsehen begonnene Unternehmen endigte ohne Ergebnis. Nachdem die Versammlung ihr den Namen einer Mutter des Vaterlandes beigelegt, wurde sie im Febr. 1768 nach Petersburg verlegt, im Dezember desselben Jahres entlassen und nie wieder berufen.

Rascher durchgreifend war die Thätigkeit der Kaiserin nach außen. (S. Rußland.) Die erste Teilung Polens 1772 und der mit dem Frieden von Kutschuk-Kainardsche 1774 endende Türkenkrieg vergrößerten Rußlands Macht, während im Innern fast um dieselbe Zeit durch die Unterdrückung des gefährlichen Aufstandes Pugatschews (s. d.) das Ansehen der Kaiserin aufs neue befestigt wurde; ihre Absicht, Griechenland zu befreien, erreichte die Kaiserin indessen nicht, obgleich die Griechen sich auf ihren Wink erhoben und Graf Alexei Orlow die türk. Flotte bei Tschesme vernichtete. Einen nur allzu unbeschränkten Einfluß auf K. übte seitdem der übermütige Potemkin aus. Als die Kaiserin, nachdem sie die wieder beruhigten Provinzen bereist hatte, 1787 auch Taurien kennen zu lernen wünschte, machte Potemkin aus dieser Reise einen vollständigen Triumphzug. Auf einem Wege von beinahe 5000 km sah man nichts als Feste, theatralische Ausschmückungen und Blendwerk. Paläste erhoben sich mitten auf wüsten Feldern, um einen Tag bewohnt zu werden; Dörfer und Städte waren in den Wüsten angelegt, wo kurz vorher die Tataren ihre Herden weideten; allenthalben erschien eine mit Gewalt zusammengetriebene Bevölkerung als ein künstliches Bild des Glücks und Wohlbefindens. Auf dieser Reise verabredete K. einen für Rußland vorteilhaften Bund mit Kaiser Joseph II., welcher sie besuchte. Die Folge davon war ein neuer Türkenkrieg, der 1792 im Frieden von Jassy nicht minder Vorteile brachte als der erste. Ebenso vermehrten der 1790 beendigte Krieg mit Schweden, die beiden letzten Teilungen Polens und die Einverleibung Kurlands (26. April 1795) Rußlands Macht. An dem Kriege gegen Frankreich nahm die Kaiserin keinen Teil, obgleich sie alle Verbindungen mit der Französischen Republik abbrach, die Emigranten thätig unterstützte und mit England ein Bündnis gegen Frankreich schloß. Nachdem sie eben einen neuen Krieg gegen Persien unternommen, den ihr Nachfolger nicht fortsetzte, endigte ein Schlagfluß 17. Nov. 1796 ihr Leben.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Bei allen Schwächen ihres Geschlechts ist K. doch die Thatkraft einer großen Regentin nicht abzusprechen. Sie beförderte die Wissenschaften, begünstigte den Handel, verbesserte die Gesetzgebung, legte Städte, Kanäle, Hospitäler und Erziehungsanstalten an und bemühte sich, den Mißbräuchen in der Staatsverwaltung, Rechtspflege, sowie in der Erhebung der Abgaben ein Ende zu machen. Aber zwei Leidenschaften beherrschten sie bis ans Grab, die Wollust und die Ruhmsucht. Die Stellung ihres jedesmaligen Liebhabers, der im Palast wohnte, einer bestimmten Geschäftsordnung in seinem Günstlingsberuf unterworfen war, bestimmte Vorrechte genoß, außerordentlich befördert wurde und große Geschenke erhielt, glich gewissermaßen einem Staatsamte. Ihre schriftstellerischen Leistungen waren mannigfach und großenteils von hohem Wert. Unter ihren Arbeiten finden sich acht aus dem Russischen übersetzte Lustspiele, ferner: «Aufsätze betreffend die russ. Geschichte» (7 Tle., Berl. 1786—88). Großes Aufsehen erregten die «Mémoires écrits par elle-même et précédés d'une préface par A. Herzen» (Lond. 1859). Ausgezeichneten Schriftstellern pflegte sie mit wohlberechneter Eitelkeit zu schmeicheln. Sie hatte in Frankreich an Grimm einen litterarischen Agenten, lud Voltaire mehrere mal zu sich ein, schlug d'Alembert vor, seine Encyklopädie in Petersburg zu beendigen und die Erziehung des Großfürsten zu übernehmen, und vermochte Diderot, sie zu besuchen. Abgesehen von unzähligen andern, von ihr ausgegangenen amtlichen Schriftstücken füllen allein die bisher edierten Briefe der Kaiserin K. eine große Anzahl von Bänden. Unter ihren Korrespondenten nehmen Friedrich II., Joseph II., Voltaire, Grimm, Zimmermann, Falconet, die Damen Geoffrin und Bielke die erste Stelle ein. Ein Denkmal K.s (von M. Mikeschin) wurde 6. Aug. 1873 in Petersburg enthüllt. Vgl. Castéra, «Histoire de Catharine II» (3 Bde., Par. 1800); Brückner, «Katharina II.» (Berl. 1883).

Katharina die Heldenmütige, Gräfin zu Schwarzburg, Tochter Wilhelms VI. (VII.), Grafen von Henneberg, geb. 8. Jan. 1509, wurde 14. Nov. 1524 Gemahlin des Grafen Heinrich XXXVII. zu Schwarzburg. Nach dem Tode von dessen Vater, des Grafen Günther (1531), wurde die Reformation des Landes durchgeführt, an der K. auch nach dem Tode ihres Gatten (12. Juli 1538) in ihrem Witwensitz, Schloß Rudolstadt und dem Amt Blankenburg, unermüdlich thätig war. Ihren Namen verdankt K. einem Ereignis, welches aus ihrem Munde Cyriacus Spangenberg in seinem «Adelsspiegel» berichtet und einer sekundären Quelle (Justus Söffing in der «Historia ecclesiastica et politica per seculum Lutheranum ab anno 1500 ad annum 1600», Rudolstadt 1673) Schiller im «Deutschen Merkur» von 1788 nacherzählt hat. Nach dem Siege Karls V. bei Mühlberg 1547 seien Alba, Herzog Heinrich von Braunschweig und andere Heerführer Gäste der Gräfin gewesen, während ihr Kriegsvolk unter Zusicherung der Schonung in den Dörfern des Amtes einquartiert war; beim Mahle habe K. Nachricht erhalten, daß das Kriegsvolk ihren Unterthanen das Vieh geraubt hätte; kurz entschlossen habe sie die Fürsten zunächst um Schutz angefleht, als diese ihn aber verweigert und den Raub lächelnd als Kriegsbrauch entschuldigt, habe sie ihre Diener bewaffnet in den Saal treten lassen und den Herren unmittelbaren Tod angedroht, falls sie nicht ihren Salveguardebriefen Achtung verschaffen würden. («Fürstenblut für Ochsenblut.») K. starb 7. Nov. 1567 in Rudolstadt, wo sie in der Stadtkirche ruht. Seit Schiller wurde die Scene auf Schloß Rudolstadt litterarisch, besonders dramatisch, oft behandelt. Vgl. Hesse in den «Neuen Mitteilungen aus dem Gebiet histor.-antiquarischer Forschungen» (Bd. 10, Halle 1864).

Katharinenarchipel, s. Aleuten.

Katharinenberg, Berg bei Endingen (s. d.) in Baden.

Katharinenburg, s. Jekaterinburg.

Katharinenkloster, das einzige noch vorhandene der schon im 6. Jahrh. zahlreich aufgeführten Klöster auf dem Sinai in der Halbinsel des Peträischen Arabien, im Wadi ed-Dêr, nördlich vom Dschebel Mûsa.

Katharinenorden in Rußland, vom Kaiser Peter d. Gr. 25. Nov. (6. Dez.) 1714 zu Ehren der heil. Katharina für Frauen gestiftet, zerfällt in Groß- und Kleinkreuze, an deren Spitze die Kaiserin als Großmeisterin steht.

Katharinenrad, das Attribut der heil. Katharina von Alexandria; auch Bezeichnung des Radfensters in der Frühgotik.

Katharinensee (Loch Katrine), Gebirgssee in der schott. Grafschaft Perth, berühmt durch W. Scotts «Fräulein vom See».

Katharsis (grch., d. h. Reinigung) bedeutet im Griechischen die Entfernung des Ungehörigen an einer Sache, wodurch der ursprüngliche Zustand hergestellt oder veredelt wird. Aristoteles übertrug das Wort auf das Ästhetische, und schrieb besonders der Musik und der Tragödie eine reinigende Macht zu; durch Furcht und Mitleid vollbringe diese die Reinigung von solchen Gemütsstimmungen; d. h. durch die erschütternde Darstellung soll die Seele von ihnen befreit und ein ruhiger Gleichmut hergestellt werden.

Kathartieum (grch.), abführendes Mittel.

Kathe (Kate, Kothe, Kotte), Bezeichnung eines einzelnen Bauernhauses im Gegensatz zu einem geschlossenen Bauerngut.

Katheder (grch.), d. i. Sessel, dann Lehrstuhl in den Schulen der Philosophen und Rhetoren, nennt man jetzt gewöhnlich in den Lehrzimmern und Auditorien den erhöhten, mit einer Brustlehne versehenen Platz, von welchem herab die Vorträge gehalten werden. (S. Cathedra.)

Kathedersozialisten, eine 1872 durch eine Broschüre von H. B. Oppenheim aufgebrachte polemische Bezeichnung derjenigen akademischen Vertreter der Volkswirtschaftslehre, welche gegenüber der Manchesterlehre die Anschauung vertreten, daß die Schwierigkeiten der sozialen Zustände ernstliche Reformen verlangen, die durch die staatliche Gesetzgebung auf der Basis der bestehenden Ordnung zu erstreben sind. Ihren ersten bestimmten Ausdruck fand diese Richtung in einer im Okt. 1872 zu Eisenach gehaltenen Versammlung, an welche sich die Gründung des «Vereins für Sozialpolitik» schloß, und wo sich namentlich Schmoller, Nasse, Brentano, Held, Ad. Wagner, Schönberg u. a. in diesem Sinne aussprachen. Die Grundanschauungen dieser Gruppe werden jetzt von der Mehrzahl der deutschen Nationalökonomen geteilt, doch sind im einzelnen erhebliche Divergenzen nicht ausgeblieben. (Vgl. Sozialpolitik.)

Kathedrale (neulat. Bildung von cathedra, Sitz, insbesondere Bischofssitz) heißt eine jede Hauptkirche, an der ein Bischof oder Erzbischof seinen Sitz hat. Oft wird auch das Wort gleichbedeutend mit Dom oder Münster gebraucht.

Kathedralschulen, soviel wie Domschulen.

Katheten heißen diejenigen beiden Seiten eines rechtwinkeligen Dreiecks, die den rechten Winkel einschließen. Der Lehrsatz, daß ihre Quadrate zusammengenommen dem Quadrat der Hypotenuse gleich sind, ist unter dem Namen des Pythagoräischen Lehrsatzes (s. d.) bekannt.

Katheter (grch.) heißen die Röhren, welche von den Chirurgen in Kanäle und Höhlen des Körpers eingeführt werden, hauptsächlich um Flüssigkeit aus denselben abzulassen. Dieselben sind gewöhnlich an dem Ende, welches eingeführt wird, abgerundet und mit seitlichen Öffnungen (Augen) versehen, an dem äußern Ende aber trichterförmig erweitert. Man gebraucht K. aus Metall (Silber, Neusilber, Zinn), welche eine dem Kanal, in den sie eingeführt werden sollen, entsprechende Krümmung haben, bedient sich aber auch biegsamer, aus einer Harz- oder Kautschukmasse gefertigter K., welche durch einen in sie gesteckten gebogenen Draht (Leitsonde, Mandrin) ihre Form und Festigkeit erlangen. Man katheterisiert besonders die Blase, den Magen und die Ohrtrompeten, und zwar oft bloß um mit dem K. zu untersuchen (sondieren), oft aber auch, um den Inhalt der Hohlräume zu entleeren, oder Flüssigkeiten (auch Luft) in dieselben zu injizieren. Die Anwendung der K. fordert eine geübte Hand; eine ungeschickte Handhabung derselben kann Verletzungen, selbst falsche Wege herbeiführen.

Kathetometer, ein von Dulong und Petit erfundener Apparat zur Messung des Höhenunterschiedes zweier Punkte, z. B. der Oberflächen zweier kommunizierender Quecksilbersäulen, aus der Ferne. Das K. besteht aus einem Fernrohr, welches an einem genau vertikal aufgestellten Maßstab auf- und abgeschoben, sowie in einer horizontalen Ebene gedreht werden kann. Man stellt das Fernrohr auf die beiden Punkte ein und liest mittels Nonius und Lupe an dem Maßstabe die entsprechenden Höhen ab, aus welchen sich der gesuchte Höhenunterschied ergibt.

Kathion, s. unter Elektrolyse.

Kathisma (grch.), in der griech. Kirche der Teil des Gottesdienstes, wobei die Gemeinde «sitzt».

Kathmandu, Hauptstadt des Radscha von Nepaul (s. d.).

Käthner (Eigenkäthner, Kötter, Kossaten, vom lat. casati) heißen diejenigen Landleute, welche ein Haus (Käthe) und einige Grundstücke, jedoch keine spannfähige Bauernstelle besitzen.

Kathode, s. unter Anode.

Katholikon (grch.), etwas «Allgemeines», namentlich ein allgemeines (umfassendes) Wörterbuch; ferner ein Universal-Heilmittel; auch Gesamtbezeichnung der Katholischen Briefe (s. d.).

Katholikos, d. h. allgemeiner Bischof, ist der Ehrentitel des Patriarchen der armen. Kirche.

Katholische Briefe hießen nach kirchlichem Sprachgebrauch diejenigen apostolischen Sendschreiben, welche nicht wie die Paulinischen an eine einzelne Gemeinde, sondern an einen größern Leserkreis, sei es an eine Mehrzahl von Gemeinden, sei es an die ganze Christenheit, gerichtet sind. Als solche Briefe betrachtete man anfangs nur den ersten Brief des Johannes und den ersten Brief des Petrus. Später ging der Name auch auf den Brief des Jakobus, den Brief des Judas und den zweiten Brief des Petrus über, zu denen man auch den (angeblich an die ganze Kirche gerichteten) zweiten und schließlich auch den dritten Brief des Johannes gesellte, obwohl der letztere einen einzelnen Mann als seinen Empfänger nennt. Mitwirkend bei dieser Erweiterung war das Schwanken des Sprachgebrauchs, indem man unter Katholischen Briefen auch wieder solche verstand, welche man in der kath. Kirche zum Vorlesen gebrauchte. So bildete sich der noch gegenwärtig herrschende Sprachgebrauch, welcher unter jenem Namen sämtliche Briefe im Kanon zusammenfaßt, die nicht vom Apostel Paulus verfaßt sein sollen. Die Echtheit sämtlicher sieben Katholischen Briefe wird mit mehr oder minder entscheidenden Gründen beanstandet.

Katholische Kirche, s. u. Katholizismus.

Katholische Majestät nannten sich schon seit der Kirchenversammlung zu Toledo 589 mehrere Könige von Spanien. Als bleibender Titel wurde ihnen derselbe erst durch Papst Alexander VI. beigelegt, zum Andenken der 1491 durch Ferdinand V. von Aragonien vollendeten Vertreibung der Mauren aus Spanien.

Katholisch-soziale Vereine, Gesellschaften, welche den Zweck haben, einen festen Anschluß ihrer Mitglieder an die kath. Kirche zu bewirken, dabei meist auch die materiellen Interessen derselben zu fördern. Dahin gehören namentlich die Gesellenvereine (s. d.), dann der kath. Erziehungsverein in Bayern, die Bauernvereine in Westfalen, Oberschlesien und Bayern, der Augustinusverein zur Pflege der kath. Presse u. s. w.

Katholizismus bezeichnet gegenwärtig im allgemeinen Sprachgebrauche diejenige kirchliche Form des Christentums, welche sich im lat. Abendlande unter der geistlichen Herrschaft der röm. Päpste ausgebildet und seit der Kirchenversammlung zu Trient gegen den Protestantismus in Dogma, Verfassung, Kultus und kirchlicher Disciplin abgeschlossen hat. Der Begriff und Name der katholischen Kirche geht bis ins Ende des 2. Jahrh. zurück. Nachdem die ältesten Kämpfe zwischen der judenchristl. und der heidenchristl. Richtung in der christl. Kirche in der Hauptsache zum Abschluß gekommen waren, nötigten um die Mitte des 2. Jahrh. die Gegensätze des Gnostizismus und des Montanismus die Masse der einfach gläubigen Christen zur genauern Feststellung der apostolischen Tradition, als deren geistbegabte Träger die Bischöfe, besonders die Bischöfe der Kirchen apostolischer Gründung galten, unter denen Rom die einzige im lat. Abendlande war. Zur Abwehr fremder Meinungen und Bräuche suchte man diejenige Form des Christentums sicherzustellen und unverfälscht weiter zu pflanzen, welche die von der Apostel Zeit her allgemein (grch. κατ' ὅλου) verbreitete und anerkannte war. Diese Form nannte man die katholische; daher kath. Kirche ursprünglich so viel ist wie die allgemein an der apostolischen Überlieferung festhaltende Kirche, außerhalb welcher es nur Häresien, d. h. selbstbeliebige Meinungen gab. Die Zugehörigkeit zur kath. Kirche erschien als unerläßliche Bedingung der Seligkeit; da diese Kirche aber in den Bischöfen ihre, wie man meinte, von Christus und den Aposteln selbst eingesetzten Häupter hatte, so wurde das Seelenheil an den Gehorsam gegen Lehre und Anordnungen der Bischöfe geknüpft.

Eine gewisse Fortbildung von Lehre und Bräuchen war dadurch anfangs nicht ausgeschlossen, nur sollte sie im strengsten Anschlusse an die Tradition, gewissermaßen an deren fortschreitende Auslegung und Anwendung, und lediglich durch die Bischöfe geschehen. Neue Lehrformeln (Symbole) mußten daher durch die aus der gesamten Kirche zu gemeinsamer Beratung versammelten Bischöfe, und zwar, da der Heilige Geist in allen nur einer und derselbe war, einstimmig beschlossen werden, galten dann aber als unveränderliche und unfehlbare, vom Heiligen Geist selbst eingegebene Wahrheiten. Bestimmungen jedoch, welche die kirchliche Verfassung und Sitte oder die gottesdienstliche Ordnung betrafen, konnten durch Mehrheitsbeschlüsse gefaßt werden, galten daher auch weder für unabänderlich, noch brauchten sie in allen Teilen der Kirche absolut gleichmäßig zu sein. Diese Grundsätze wurden auch seit der Reichsteilung unter den Söhnen Theodosius' d. Gr. (395) aufrecht erhalten. Trotz der schon damals, namentlich zwischen Orient und Occident sich herausbildenden Verschiedenheiten in den kirchlichen Bräuchen galt die kath. Kirche als eine unteilbare und einige, und auf den allgemeinen Synoden, welche über Fragen der Lehre zu entscheiden hatten, mußten die Bischöfe beider Reichshälften erscheinen. Indes wurde der schon früher ziemlich lose Zusammenhalt im Laufe der Zeit immer mehr gelockert, und die allmählich sich steigernden Ansprüche der röm. Bischöfe auf allgemeine Regierungsgewalt nicht bloß über die lateinische, sondern auch über die griech. Kirche führten zu immer größerer gegenseitiger Erkaltung. Die letzte wirklich allgemeine Synode wurde 680 gehalten; dagegen stellte schon 692 die griech. Kirche auf einem Konzil zu Konstantinopel eine Reihe von Kanones (s. Kanon) auf, welche direkt oder indirekt gegen Rom und röm. Bräuche gerichtet waren. Danach traten auch noch dogmat. Unterschiede hinzu, die in Verbindung mit den von Rom immer wieder erneuerten, von den Orientalen konsequent abgewiesenen hierarch. Ansprüchen endlich 1053 zur förmlichen Kirchentrennung führten.

Seitdem machen beide Teile darauf Anspruch, die rechte kath. Kirche zu sein, und betrachten die andere als abgefallen. Wenn die geschichtliche Kontinuität und Stabilität der Überlieferung, wie beide Teile anerkennen, entscheiden soll, so hat freilich die griech. Kirche jedenfalls auf den Namen der katholischen ein begründeteres Recht. Die röm. Ansprüche dagegen gründen sich nur auf den angeblichen, von Jesus selbst angeordneten Primat des Petrus unter den Aposteln, auf die ebenso unbegründete Behauptung, Petrus sei der erste Bischof von Rom gewesen und habe sein Primat auf alle seine röm. Nachfolger vererbt, endlich auf die aus beiden Sätzen gezogene Folgerung, daß der Nachfolger des Petrus der gottgeordnete Statthalter Christi auf Erden sei. Sieht man aber auf die innere Konsequenz des auch von der griech. Kirche anerkannten kirchlichen Autoritäts- und Traditionsprinzips, so ist dieselbe unzweifelhaft auf röm. Seite. Eine feste kirchliche Autorität muß als unfehlbar gelten, wenn sie unbedingte Unterwerfung der Gläubigen fordern will; die Unfehlbarkeit des «kirchlichen Lehramtes» aber erscheint nur gesichert durch die päpstl. Unfehlbarkeit, welche auf dem Vatikanischen Konzil (1870) ausdrücklich als Dogma proklamiert worden ist. Dabei gilt als selbstverständlich, daß der Papst, im Vollbesitze des Heiligen Geistes, bei seinen Entscheidungen sich ebenso wenig von der kirchlichen Tradition entfernen kann, als es denkbar ist, daß der Heilige Geist sich selbst widerspreche. Der ältere Protestantismus wollte sich trotz seiner Lossagung von dem äußern kirchlichen Autoritätsprinzip nicht von der kath. Kirche als solcher trennen, sondern nur gewisse in derselben nach und nach eingerissene Mißbräuche und Verderbnisse beseitigen, und beanspruchte daher den Namen «katholisch» auch für die Kirchen der Reformation; insofern nicht ohne Grund, als dieselben ausdrücklich die Glaubensbekenntnisse der alten Kirche aufrecht erhielten. Aber freilich lag gerade in diesem halben Anerkennen und halben Verleugnen des kirchlichen Traditionsprinzips eine Inkonsequenz, der gegenüber der römische K. als die allein folgerichtige Autoritätskirche erscheint.

Der römische K. als kirchliches Prinzip steht und fällt also mit dem äußern Autoritätswesen, welches im unfehlbaren Papsttum seinen korrektesten Ausdruck findet. Hiermit hängt nicht bloß die Gleichberechtigung der Tradition mit der Schriftautorität, sondern auch die hierarchische Gliederung der Kirche und der Ausschluß der Laien von der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, höchstens geringe äußere Dinge ausgenommen, zusammen. In der röm.-kath. Kirche sind Bestrebungen für eine freiere Kirchenverfassung, wie sie jetzt überall in der protestantischen hervortreten, grundsätzlich ausgeschlossen: Papst und Hierarchie müssen sie verdammen. Ebenso grundsätzlich ausgeschlossen ist jede Abweichung Einzelner von dem überlieferten Dogma, sei es auch zum Zwecke wissenschaftlicher Fortbildung desselben: die Freiheit der Forschung gilt nur innerhalb der von der Kirche gezogenen Schranken und darf dieselben nie überschreiten wollen. Auch die Gewissensfreiheit darf innerhalb der kath. Kirche nicht in Anspruch genommen werden: wer nicht unbedingt sein eigenes Urteil dem Urteile der Kirche in allen Dingen des christl. Glaubens und Lebens unterwirft, ist kein rechter Katholik, wenn die Kirche auch keine äußern Zwangsmittel gegen ihn anwendet. Doch hätte sie auch zu diesen ein Recht und unterläßt sie nur aus weiser Berücksichtigung der Zeitverhältnisse. Daß außerhalb der röm.-kath. Kirche kein Heil sei, folgt schon aus dem Anspruche derselben, im ausschließlichen und unfehlbaren Besitze der Heilserkenntnis zu sein; können daher vielleicht auch solche, die nur aus Unkenntnis ihrer Lehren und Gebote ihr fern geblieben, gerettet werden, so sind doch alle verdammt, welche ihr wissentlich widerstreben, also welche das röm. Autoritätsprinzip selbst bestreiten; denn sie verschmähen grundsätzlich die Hilfe, welche die Kirche ihnen sonst vielleicht doch noch in diesem oder in jenem Leben gewähren könnte. Auflehnung gegen die Autorität der röm. Kirche ist die einzige Sünde, welche schlechthin des Heils verlustig macht; alle andern können durch den wirksamen Beistand der Kirche vergeben werden. Toleranz gegen Ketzer zu üben, mag die Kirche daher zeitweilig durch äußere Umstände veranlaßt werden; an sich aber hat sie nicht nur das Recht zu gewaltsamen Bekehrungen, welches, wo liebevolle Zurechtweisung nichts hilft, geradezu eine Pflicht gegen die Seelen der Irrenden wird, sondern auch die Pflicht, die Gläubigen soviel als möglich vor jeder Berührung mit der Ketzerei zu schützen, also auch den Ketzern die freie Religionsübung, wo es irgend angeht, zu wehren. Das Verhältnis der Kirche zur Staatsgewalt ist durch dieselben Grundsätze bestimmt.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Während sie dem Staate die Pflicht zuschreibt, den Anordnungen der Kirche mit dem weltlichen Arme zu Hilfe zu kommen, ihren unverkürzten Bestand teils durch den allgemeinen Schutz der Gesetze, teils, wo es erforderlich wird, durch Dotationen zu sichern und zu der weitern Ausbreitung derselben behilflich zu sein, kann sie der weltlichen Gewalt nur denjenigen Einfluß auf kirchliche Angelegenheiten zugestehen, welcher ihr durch ausdrückliche Verträge mit dem röm. Stuhle (s. Konkordat) garantiert ist. Doch steht auch hier das, was die kirchliche Obrigkeit zum Wohle der kath. Kirche für dienlich hält, höher als jeder immer nur auf vorübergehenden Verhältnissen beruhende Vertrag, und die Herstellung der vollsten kirchlichen Selbständigkeit ist das immer und überall im Auge behaltene Ziel. Auch die Bischöfe dürfen den Landesherren nur unter dem Vorbehalt Treue geloben, daß der Gehorsam gegen ihre Anordnungen mit den Interessen der kath. Kirche in keinen Konflikt gerate. Verträge mit der Kurie oder mit den einheimischen Bischöfen geben daher dem Staate niemals eine Bürgschaft gegen weiter gehende Ansprüche der Kirche, welche ihre Rechte sich vielmehr jederzeit vorbehält, um sie bei günstiger Gelegenheit wieder geltend zu machen.

Mit dem äußern Autoritätsprinzip des K. hängen auch eine Reihe der wichtigsten Lehren und Bräuche zusammen. Wie die Kirche allein im unfehlbaren Besitze der Heilserkenntnis ist, so ist sie auch die alleinige Mittlerin des Heils selbst. Der einzelne ist seiner Seligkeit nur gewiß, wenn er sich der von der Kirche dargebotenen Heilsmittel im gläubigen Gehorsam bedient, er kann aber auch ohne alles eigene Zuthun der kirchlichen Segnungen teilhaftig werden, wenn er der Wirksamkeit derselben nur keinen Riegel durch sein subjektives Verhalten vorschiebt. Auf diesen Voraussetzungen beruht die kath. Theorie von den für den einzelnen und an ihm von der Kirche vollbrachten Heilswerken. Die Kirche kann aus dem Schatz der guten Werke (s. Gute Werke) den Gläubigen zugute kommen lassen oder Ablaß (s. d.) erteilen, kann durch die Wunderkraft der von ihr verwalteten Sakramente, insbesondere des Meßopfers, nicht nur Lebenden, sondern auch Toten die göttliche Gnade erwerben, Seelen aus dem Fegfeuer (s. d.) erretten und selbst die ungenügende Buße der Gläubigen ergänzen. Die sieben Sakramente umziehen das ganze Leben des Menschen von der Wiege bis zum Grabe mit einem Strauze kirchlicher Gnadenwirkungen, die dem Gläubigen den allezeit hilfreichen Beistand der Kirche versichern, natürlich unter Voraussetzung des unbedingten Gehorsams gegen ihre Leitung. Der Höhenpunkt der kirchlichen Wunder ist die Transsubstantiation, in welcher der Heilige Geist durch die Hand des Priesters als Mittlers zwischen Gott und den Menschen Leib und Blut Christi von neuem erschafft.

Bei aller Unveränderlichkeit der Lehre hat sich der K. dennoch gelegentlich zu kleinen Konzessionen herbeigelassen, welche aber gerade mit dem kath. Prinzip selbst nur in losem Zusammenhange stehen. So wurde 1439 auf dem Konzil zu Florenz den unirten Griechen (s. Griechische Kirche) der Laienkelch und die Priesterehe verwilligt. Auch der Gottesdienst in der Landessprache und allerlei Abweichungen in Kultus und Sitte könnten vorkommendenfalls eingeräumt werden, ohne daß das kirchliche Autoritätsprinzip selbst darunter Not litte. So konnte man auch im Reformationszeitalter zu wiederholten malen Vergleichsverhandlungen versuchen, bei welchen (wie 1540 zu Regensburg) Katholiken und Protestanten einander scheinbar sehr nahe rückten. Die dogmatischen Differenzen zwischen dem K. und dem ältern Protestantismus wären kein unübersteigliches Hindernis einer Vereinigung, zumal die Kirchenversammlung von Trient eine Reihe der wichtigsten Lehrbestimmungen in der Schwebe hielt. Daß der K. außer dem Glauben zur Seligkeit auch die Werke fordert, könnte scheinbar zu seiner Empfehlung dienen und ist bei dem äußerlichen Begriffe des Glaubens als bloßem Fürwahrhalten einer autoritätsmäßig überlieferten Lehre sogar unvermeidlich, wenn das Band der kirchlichen Frömmigkeit mit der Moral nicht völlig gelöst werden soll. Wird aber der Glaube im prot. Sinne als persönlicher Heilsglaube des die Gnade Gottes in Christo unmittelbar ergreifenden Individuums gefaßt, so tritt darin die ganze Tiefe des prot. Subjektivitätsprinzips hervor, welches dem kath. Prinzip durchaus entgegengesetzt ist, daher Luther wohl wußte, warum er gerade hier gegen alle Unionsversuche so mißtrauisch blieb. Auch in andern Stücken beruht die relativ größere Klarheit und verstandesmäßige Begreiflichkeit des kath. Dogmas nur darin, daß der Protestantismus in die alten Formen einen neuen Gehalt legte, ohne jene sofort auch von innen heraus umzubilden, daher die auf halbem Wege stehen bleibende prot. Orthodoxie hier wie fast überall gegen den K. im Nachteile blieb. In Bezug auf Kultusformen, Verfassung und Sitte war der ältere Protestantismus um des Friedens willen wiederholt zu weitgehenden Zugeständnissen bereit, die prinzipielle Differenz trat aber auch hier in der röm. Forderung hervor, das göttl. Recht der päpstl. und bischöflichen Autorität anzuerkennen.

Um den K. als geschichtliche Erscheinung zu verstehen, darf man jedoch nicht bloß bei seinem äußern Autoritätsprinzip stehen bleiben. Es ließe sich wohl eine kirchliche Gestaltung vorstellen, welche jenes Prinzip mit Bewußtsein aufgäbe und dennoch äußerlich sich wenig von dem gegenwärtigen römischen K. unterschiede. Die überwiegend sittlich-praktische Richtung, welche gegenüber der rein religiösen des ältern Protestantismus in einer Reihe kath. Lehrsätze (wie von der Willensfreiheit, der Erbsünde, der Bekehrung, den guten Werken, der Möglichkeit vollkommener Heiligkeit u. s. w.) sich ausprägt, ist zwar nicht frei von bedentlichen Auswüchsen, kann aber nicht ohne weiteres als jüd. Verunreinigung des Christentums gelten. Wirft der strenge Protestantismus dem K. vor, das Verdienst des einzigen Mittlers durch Erhebung menschticher Nothelfer und falsches Vertrauen auf eigene Werke zu schmälern, so kann letzterer gegenüber der prot. Christolatrie seine Ansicht von einer reichen Stufenfolge mittlerischer Personen und Kräfte als die psychologisch und geschichtlich, ja selbst philosophisch berechtigtere rühmen. Anderes, was der Protestantismus als heidnische Verunreinigung des Christentums verwirft, die sinnenfällige Pracht des kath. Gottesdienstes, die Menge seiner Ceremonien, der äußere Glanz der kath. Hierarchie, entspricht der Eigentümlichkeit des roman. Volksgeistes, welcher weit mehr, als der rein germanische durch die Phantasie bestimmt wird. Gegen manches, z. B. den Glauben an fortgesetzte Wunder in der Kirche, sich aufzulehnen, hat wenigstens der orthodoxe Protestantismus kein Recht, welcher ebenfalls Wunder glaubt, aber ihnen

eine willkürliche Zeitgrenze zieht. Auch das Klosterleben, Fasten, Rosenkranzbeten, die Wallfahrten, Prozessionen u. s. w. entsprechen vollkommen der Stufe sinnlicher Frömmigkeit, über welche noch heute Millionen nicht hinaus sind. In Ländern wie Italien und Spanien hat weder die german. noch anglogerman. Form des Protestantismus Aussicht auf große Erfolge. Ob freilich eine Reform des K. von innen heraus, wie sie jetzt von den deutschen Altkatholiken (s. d.) angestrebt wird, wirklich Erfolg haben werde, steht zur Zeit noch in Frage. Gewiß steht ein K., welcher seine Reformfähigkeit und Reformbedürftigkeit anerkennt, dem geschichtlichen Protestantismus nicht mehr prinzipiell gegenüber, sondern neben ihm als eine relativ gleichberechtigte Form des Christentums. Aber wenigstens der gerade in der neuesten Zeit aufs neue erstarkte Ultramontanismus (s. d.) läßt die Hoffnung auf endgültige Überwindung der kirchlichen Gegensätze als eine illusorische erscheinen.

Vgl. Baur, «Der Gegensatz des K. und Protestantismus» (2. Aufl., Tüb. 1836); Thiersch, «Vorlesungen über K. und Protestantismus» (9. Aufl., Erlangen 1848); Hase, «Handbuch der prot. Polemik gegen die röm.-kath. Kirche» (4. Aufl., Lpz. 1878); Joh. Delitzsch, «Das Lehrsystem der röm. Kirche» (Bd. 1, Gotha 1875). [Khalsa.

Katib-Tschelebi, türk. Historiker, s. Hâdschi-Katif (el), s. Al-Katif.

Katjanöl, soviel wie Erdnußöl.

Katkow (Michail Nikiphorowitsch), russ. Publizist, geb. 1820 zu Moskau, stammt aus einer adeligen Familie, studierte auf der dortigen Universität, in Königsberg und Berlin, wo er ein eifriger Schüler Schellings war. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde er Professor der Philosophie an der moskauer Universität, welche Stellung er 1849 zufolge der von dem Kaiser Nikolaus angeordneten Beschränkungen der akademischen Lehrfreiheit aufgab. Er begann 1856 die Herausgabe des Journals «Russkij Wjestnik», in welchem er die modernen Ideen des Liberalismus und namentlich das engl. Selfgovernment vertrat, zugleich aber der radikalen und sozialistischen Partei entschiedene Opposition machte. Der Aufstand in Polen und die fieberhafte Neigung zu Umwälzungen, die sich gleichzeitig in Rußland kundgab, führten K., der seit 1861 auch die Redaction der «Moskauer Zeitung» übernommen hatte, zu einer Veränderung seiner bisherigen polit. Ansichten. Er wurde der Apostel des Nationalrussentums, bewirkte die Entsendung des Generals Murawjew nach Wilna, sowie die Beseitigung des Marquis Wielopolski und gewann großen Einfluß auf seine Landsleute. Vornehmlich auf seine Thätigkeit waren die von der russ. Regierung unternommenen Versuche zur gewaltsamen Russifizierung Polens und zur Unterdrückung des deutschen Elements und der ständischen Verfassung in den Ostseeprovinzen zurückzuführen. Außerdem verfocht er mit Professor Leontjew das klassisch-humanistische Unterrichtssystem. Da die beiden Freunde bei dem damaligen Unterrichtsminister Golownin mit ihren Vorschlägen nicht durchzudringen vermochten, begründeten sie 1865 ein Privatgymnasium zu Moskau, das unter dem Namen «Lyceum des verstorbenen Großfürsten Nikolai» noch besteht. Nach dem Sturze Golownins (Mai 1866) bewirkten K. und Leontjew eine vollständige Umgestaltung des Gymnasial-Lehrplans. Das unter ihrer Mitwirkung zu Stande gekommene neue Gesetz begünstigte den Klassizismus und wurde gegen den Widerspruch der gesamten übrigen Presse von dem Unterrichtsminister Grafen Tolstoj durchgeführt und aufrecht erhalten. Auch nach dem Rücktritt des letztern (April 1880) wußte K. (Leontjew war 1875 verstorben) die Beibehaltung der bestehenden Gymnasialordnung zu bewirken. Nach dem Tode des Kaisers Alexander II. stand K. an der Spitze der Partei, die die von demselben beabsichtigte Einberufung eines Ausschusses der Provinzial-Landschaftsversammlungen verhinderte, die Entlassung der Minister Loris-Melikow, Abasa und Miljutin und die Befolgung eines zugleich streng nationalen und reaktionär-absolutistischen Systems durchsetzte. Das ihm angetragene Portefeuille des Unterrichtsministeriums schlug K. aus, dagegen nahm er die Würde eines Geheimrats an. Wesentlich seinem Einfluß auf den Unterrichtsminister Detjanow sind die Aufhebung des liberalen Universitätsstatuts von 1863 und die Strenge zuzuschreiben, mit der gegen alle liberalen Elemente im Unterrichtswesen und der Verwaltung vorgegangen wird. Früher entschiedener Gegner Deutschlands, gehört K. seit neuester Zeit zu den Anhängern einer deutsch-russ. Allianz und einer Verständigung mit Österreich-Ungarn.

Katogēn, s. unter Anogēn.

Katóna (Joseph), ungar. Dramatiker, geb. 11. Nov. 1792 in Kecskemét, studierte in Pest die Rechte, beschäftigte sich aber mehr mit dem ungar. Theater. Er übersetzte zahlreiche Stücke aus dem Deutschen und schrieb 1815 seine Tragödie «Bánkbanas» (Budapest 1821, deutsch von Ad. Dur, Lpz. 1856), die aber infolge eines Verbots der Censur nicht zur Darstellung gelangte. Im J. 1820 wurde K. als städtischer Fiskal in seiner Vaterstadt, wo er schon 2. Nov. 1830 starb. Seine Jugenddramen aus den J. 1812—14 stehen unter dem Einfluß des deutschen Ritterschauspiels und zeigen wenig Selbständigkeit; sein «Bánkbanus» («Die Ermordung der Gattin Andreas' II. von Ungarn», 1213; denselben Stoff bearbeitete Grillparzer in seinem Drama «Ein treuer Diener seines Herrn») ist die beste ungar. Tragödie und eins der wirksamsten ungar. Bühnenstücke. K. schrieb auch «Über die Pußten Kecskemets» (1823; deutsch in Hormayrs «Archiv», 1824) und eine unvollendete «Geschichte Kecskemets» (Pest 1834). Seine Werke gab L. Abati (3 Bde., Pest 1860) heraus. Vgl. P. Gyulai, «K. és Bánkbánjer» («K. und sein Bankbanus», 2. Aufl., Budapest 1883); Heinrich, «Bánkbán a német köttészetben» («Bankbanus in der deutschen Dichtung», Budapest 1875).

Katóna (Stephan), ungar. Historiker, geb. 13. Dez. 1732 zu Bolyk (Komitat Neograd), seit 1750 Jesuit und Professor an den Schulen des Ordens in Komorn, Gyöngyös und Großwardein, seit 1774 an der Universität zu Tyrnau und (seit 1777) zu Ofen. Als Joseph II. die deutsche Vortragssprache einführte, legte K. seine Professur nieder und ging 1790 als Präfekt der Bibliothek des Domkapitels nach Kalocsa, wo er, seit 1794 Kanonikus und seit 1799 Abt von Bodrog-Monostor, 17. Aug. 1811 starb. Sein Hauptwerk ist die «Historia critica regum Hungariae» (42 Bde., 1779—1817), eine wichtige Fundgrube histor. und kritischen Materials.

Katoptrik ist der Teil der Optik (s. d.), welcher sich mit den Gesetzen des von Flächen zurückgeworfenen Lichts beschäftigt und somit vornehmlich die Theorie der Spiegel umfaßt.

Katoptrischer Zirkel, Spiegelinstrument zum Messen von Horizontalwinkeln.

Katoptromantie (grch.), Wahrsagung aus einem Spiegel zur Erforschung des Ausgangs einer Krankheit; man tauchte den Spiegel ins Wasser und beobachtete dann, ob des Kranken Gestalt in jenem heiter oder traurig sich abspiegelte.

Katreus, König von Kreta, Sohn des Minos und durch seine Tochter Aërope (die Gemahlin des Atreus) Großvater des Agamemnon und Menelaus.

Katscha-Gandáwa, s. Gandawa.

Katschar, ein Distrikt des Chefkommissariats Assam in Britisch-Indien, zwischen 24° 13′ und 23° 50′ nördl. Br., sowie 92° 24′ und 93° 28′ östl. L. von Greenwich gelegen, wird östlich von dem brit.-ind. Vasallenstaat Manipur, südlich von Birma, südwestlich von dem Distrikt Silhatt von Assam, nordwestlich von dem kleinen Vasallenstaate Dschaintia und nördlich von dem Vasallenstaat Naga-Hills begrenzt, und zählt auf 9712 qkm (1872) 235027 E. K. wird von O. gegen W. von dem schiffbaren Flusse Barak durchströmt. Von Kulturpflanzen werden hauptsächlich Kaffee und Zuckerrohr gebaut. Früher war K. durch zahlreiche Tiger bemerkbar.

Katsch-Behar, Kutsch-Behar, eine Division der Lieutenantgouverneurschaft der Untern Provinzen in der indo-brit. Präsidentschaft Bengalen mit einem Flächeninhalt von 14107 qkm und einer Bevölkerung von 1045942 E. K. nimmt den Raum ein zwischen 25° 58′ und 27° 10′ nördl. Br., sowie 88° und 89° 45′ östl. L. von Greenwich und wird nördlich von Sikkim und Butan, östlich von der Division Goalpara von Assam, südlich von den brit. Divisionen Rangpur und Bhagelpur, westlich von Nepal begrenzt. Die Division K. ist in drei Distrikte geteilt, deren nördlicher den kleinen tributären Staat K. mit 3385 qkm und 532565 E. bildet. Die gleichnamige Hauptstadt liegt unter 26° 16′ nördl. Br. und 89° 29′ östl. L. von Greenwich.

Katschberg, Paß der Steirischen Alpen an der Grenze von Salzburg und Kärnten zwischen dem Mur- und dem Drauthal. Die Fahrstraße über den K., von St. Michael (1068 m) im Lungau bis Spittal (533 m) an der Drau 45 km lang, steigt vom Murthal südwestlich durch den Klausgraben zur Katschberghöhe (1641 m), senkt sich südlich durch den Katschberggraben in das Lieserthal und zieht sich dem Lieserbach nach über Gmünd (723 m) nach Spittal, wo sie in die Bahnlinie Lienz-Villach mündet. In Verbindung mit der Poststraße von Radstadt (825 m) an der Giselabahn über die Radstädtertauern (1738 m) nach St. Michael im Lungau bildet die Katschbergstraße die erste fahrbare Passage quer durch die mittlere Reihe der Ostalpen, östlich vom Brenner.

Katscher, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Leobschütz, an der Troja, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß und ein Hospital, Woll-, Lein- und Plüschweberei und zählt (1880) 3860 meist kath. E. Der Ort wurde 1321 zur Stadt erhoben und gehört zum Erzbistum Olmütz, weshalb die ganze Umgegend noch jetzt Preußisch-Mähren heißt.

Katschgar (der, Ovis Polii), das tibetan. Schaf.

Katschh, Vasallenstaat der engl.-ind. Regierung in Vorderindien, in polit. Beziehung der Präsidentschaft Bombay zugeteilt. Mit einem Flächenraum von 16834 qkm wird derselbe nördlich von der Division Sindh der Präsidentschaft Bombay, östlich von den Besitzungen des Gaikowar von Baroda, südlich von der Halbinsel Kattiwar und dem Meerbusen von K., südwestlich von dem Indischen Ocean begrenzt und liegt zwischen 23° 5′ bis 23° 45′ nördl. Br. und 68° 20′ bis 71° 5′ östl. L. von Greenwich. K. wird nördlich, östlich und südöstlich von dem ind. Festlande durch Teile des in geolog. Beziehung sehr merkwürdigen Salzwassermorastes Ran getrennt, welcher nur während weniger Monate im Jahre als trockenes Land erscheint. Mit dem Ran verbinden sich der östlichste Teil des Meerbusens von K., sowie die viel schmälere Einbucht des Indischen Oceans zwischen K. und dem gegenüberliegenden Teile von Sindh. Erdbeben sind in dieser Gegend häufig; ein sehr heftiges, große Verwüstungen anrichtendes, fand im Juli 1819 in ganz K. statt. Der Boden von K. ist im allgemeinen sandig und unfruchtbar, doch gibt es auch fruchtbare Landstriche, wo Baumwolle und Zuckerrohr gedeihen. Beide Pflanzen liefern die Hauptartikel der Ausfuhr. Die Bevölkerung beträgt 500000 Seelen. Sie werden von einem Radscha beherrscht, welcher der Familie Jhareja angehört, die im 15. Jahrh. von Sindh nach K. eingewandert sein soll. Nach einigen Generationen fand ein Streit um die Erbfolge statt, infolge dessen ein depossedierter Prätendent Namens Khengar den Beistand des mohammed. Herrschers von Ahmadabad anrief. Letzterer ernannte Khengar zum Rao von K., worauf sich derselbe ganz K. unterwarf. Seine Nachfolger sind seitdem immer Raos von K. gewesen. Im Okt. 1809 wurde ein Traktat zwischen dem Rao und der brit. Regierung abgeschlossen, durch welchen sich der erstere verpflichtete, keine Seeräuberei auf den benachbarten Meeren seitens seiner Unterthanen zu dulden, wogegen England alle kleinern Chefs in K. der Autorität des Rao unterwarf. Die Seeräuberei wurde von K. aber nach wie vor betrieben. Infolge dessen ward Rao 1819 entsetzt und 13. Okt. 1819 schloß die brit. Regierung einen neuen Kontrakt, durch welchen eine Regentschaft, bestehend aus dem brit. Residenten und einigen Jharejachefs eingesetzt ward, die in Wirksamkeit blieb, bis 1834 der Sohn des depossedierten Rao, Namens Daisul, volljährig wurde. Letzterer schaffte 1836 den Sklavenhandel ab und starb 1860. Ihm folgte Rao Prágmul, der sich bemühte, unter der Bevölkerung von K. Bildung und mildere Sitten herrschend zu machen. Durch ihn entstanden daselbst 32 Schulen, die 1874 schon von 2305 Schülern besucht wurden; er wirkte auch gegen den landesüblichen Kindermord und andere in K. herrschende Übelstände.

Katschinzen, kleiner turko-tatarischer Stamm am rechten Ufer des Abakan im Kreise Minussinsk des ostsibir. Gouvernements Jenisseisk.

Katsena, Katsina, Provinz des Reichs Sokoto im afrik. Sudan, eins der schönsten Länder des Sudan, ein 4—500 m hohes Hügelland mit gesundem Klima, mitten zwischen dem Niger und dem Tsadsee. Der Hauptort K. zählt 7—8000 E.

Kattak, Katak, Distrikt der Division Orissa der Lieutenantgouverneurschaft der Untern Provinzen in der indo-brit. Präsidentschaft Bengalen, mit einem Flächeninhalt von 11688 qkm und einer Bevölkerung von 1622584 Seelen, wird östlich und südöstlich von der Bai von Bengalen, westlich und nordwestlich von den Kattak Mehals genannten

kleinen Vasallenstaaten der engl.-ind. Regierung und südlich von dem Distrikt Gendscham der Präsidentschaft Madras begrenzt. Die unter 20° 28′ nördl. Br. und 85° 55′ östl. L. von Greenwich gelegene gleichnamige Hauptstadt des Distrikts mit 50878 E. ist ein wenig ansehnlicher Ort.

Kattak Mehals, Kollektivname von 18 innerhalb der Division Orissa der Lieutenantgouverneurschaft der Untern Provinzen der indo-brit. Präsidentschaft Bengalen gelegenen kleinen, der indo-brit. Regierung tributären Staaten. Sie breiten sich westlich von dem Distrikt Kattak mit einem Areal von 39333 qkm und 1155509 E. aus. Der Größe nach sind diese Staaten sehr verschieden.

Katte ist der Name eines der ältesten Adelsgeschlechter der Mark Brandenburg, welches dem preuß. Staate angesehene Militärs und Staatsdiener geliefert hat und in verschiedenen Linien blüht. — Hans Heinrich von K. (geb. 16. Okt. 1681, gest. 31. Mai 1741), der Linie Wust angehörig, stieg in der preuß. Armee bis 1740 zum Generalfeldmarschall und wurde in demselben Jahre von Friedrich II. auch in den preuß. Grafenstand erhoben. — Sein Sohn Hans Hermann von K. (gewöhnlich Katt genannt), geb. 1708, trat als Lieutenant in das Regiment Gendarmes ein, wo er sich durch sein ausschweifendes Leben und wegen Insubordination mehrfach Rügen zuzog, jedoch unerachtet wiederholter Verbote des Königs einer der vertrautesten Freunde des Kronprinzen (spätern Königs Friedrich II.) blieb. Er wurde 6. Nov. 1730 zu Küstrin enthauptet, weil er um den Plan desselben, nach England zu flüchten, gewußt und dessen Ausführung in hervorragender Weise vorbereitet hatte. Der ganze auf die Flucht bezügliche Briefwechsel ging durch seine Hand. — Ein älterer Bruder des Feldmarschalls, Heinrich Christoph von K. (gest. 23. Nov. 1760), wurde 1746 Wirkl. Geh. Staats- und Kriegsrat und Vizepräsident, sowie dirigierender Minister bei dem Generaldirektorium. Seine drei Söhne, Johann Friedrich (gest. 29. März 1764 als Generallieutenant), Berndt Christian (gest. 5. Aug. 1776 als Generalmajor) und Karl Emilius (gest. 16. Nov. 1757) haben sich unter Friedrich II. als Militärs einen geachteten Namen erworben.

Der Linie Zolchow entstammte Friedrich Karl von K., geb. 1772 im Magdeburgischen. Derselbe trat 1786 in preuß. Militärdienste und machte die Feldzüge von 1792 bis 1794, sowie 1806 gegen Frankreich mit, in denen er sich rühmlich hervorthat, bis er 1806 bei Lübeck in Gefangenschaft geriet. Nach dem Frieden von Tilsit, während der westfäl. Herrschaft, faßte er den Plan, Deutschland durch ein kühnes Unternehmen von den Franzosen zu befreien. Er hatte es zunächst darauf abgesehen, Magdeburg durch Einverständnis und Überrumpelung zu nehmen. Als er indes seinen Plan verraten sah, ging er nach Böhmen zum Herzog von Braunschweig, mit dessen Korps er den Zug nach Sachsen machte. Mit einer Sendung an Erzherzog Karl betraut, nahm er an den Schlachten von Aspern und Wagram teil und kehrte dann zum Herzog von Braunschweig zurück, mit welchem er nach England ging. Später trat er in österr., 1813 wieder in preuß. Dienste. Er wohnte dann den Feldzügen bis 1815 bei, wurde zum Major befördert und nahm 1826 als Oberstlieutenant seinen Abschied. K. starb 9. Jan. 1836 auf seinem Gute Neuenlittsche. — Sein Bruder, Friedrich Wilhelm Gottfried von K., geb. 12. Okt. 1789, trat 1802 in die preuß. Armee, machte die Feldzüge gegen Frankreich mit und stieg hierauf bis 1844 zum Generalmajor. Im J. 1850 führte er die Vorhut in Hessen und stieß 8. Nov. bei Bronzell (s. d.) auf die Vorhut der Bundes-Exekutionstruppen. Im J. 1852 trat er als Generallieutenant aus dem aktiven Dienst und starb zu Berlin 6. März 1866.

Kattegat nennt man den Meerbusen zwischen der Ostküste Jütlands und der Westküste Schwedens, nördlich von den dän. Inseln. Im Süden hängt das K. durch den Großen und den Kleinen Belt und den Sund mit der Ostsee zusammen. Es hat im W. und S. niedrige, im O. an der schwed. Seite aber sehr steile, felsige Gestade und ist gefährlich zu befahren, daher das plattdeutsche Sprichwort: «Dat K. malt den Schippa den Hals natt.»

Katten oder Chatten, ein deutsches Volk, bei Cäsar noch unter dem allgemeinen Namen der Sueven (s. d.) begriffen, grenzten zur Zeit der röm. Kaiser gegen S. an den Taunus und Main, an das röm. Zehntland (s. d.), gegen W., nach dem Rheine hin, den sie um den Taunus berührten, an die (Ubier, später an die) Tenkterer und Usipeter, gegen NW. an die Sigambrer, später die Marsen, gegen N. an die Diemel und an die Cherusker und gegen O. an die Hermunduren an der Werra, in deren Nähe die Salzquellen mit Wahrscheinlichkeit zu suchen sind, um welche sie mit jenen im J. 59 n. Chr. kämpften. So wohnten sie hauptsächlich in dem jetzigen Hessen, dessen im Anfang des 8. Jahrh. zuerst vorkommender Name sich mit dem ihrigen etymologisch berührt. Die Südwestspitze ihres Landes wurde 9 v. Chr. von den Römern unter Drusus eingenommen, und die dort wohnenden kattischen Mattiaker (Mattiacum, jetzt Wiesbaden) waren längere Zeit röm. Unterthanen. An der siegreichen Erhebung deutscher Stämme gegen Rom unter Armin nahmen auch K. teil, und als nach Armins Ermordung das Ansehen der Cherusker sank, wuchs die Bedeutung der K., namentlich durch die von Tacitus gerühmte Trefflichkeit ihres Fußvolks und ihre kriegerische Tüchtigkeit überhaupt. Unter Marc Aurel machten sie Einfälle in das röm. Germanien und Rhätien. Caracalla versuchte zu Anfang des 3. Jahrh. gegen sie und die Alamannen einen nicht sehr erfolgreichen Feldzug, ein Teil der K. ging dann in der alamannischen Gruppe auf. Gegen Ende des 3. Jahrh. tritt ihr Name vor dem der Franken zurück; er wird zuletzt gegen Ende des 4. Jahrh. von Claudianus erwähnt. Das Volk bildete nun einen Hauptbestandteil des Frankenbundes, speziell der Ripuarier.

Kätti, chines. Gewicht, s. Catty.

Kattiwar, s. Gnzerate.

Kattowitz, Kreisstadt im Regierungsbezirk Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, Station der Linien Kosel-Auschwitz und Nendza-K. der Preußischen Staatsbahnen und durch zahlreiche Bahnen mit den benachbarten Berg- und Hüttenwerken verbunden, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, eines Eisenbahnbetriebsamts, eines Bergrevierbeamten und verschiedener Berg- und Hüttenwerksdirektionen, hat drei Kirchen (darunter eine altkatholische), eine Synagoge, ein Gymnasium und eine Töchterschule und zählt (1880) 12623, mit dem Schloßbezirk 12889 meist kath. E., die Eisengießereien, Eisenwalzwerke, Zinkhütten, Maschinen-

fabriken, mechan. Werkstätten, Dampfbrettmühlen u. s. w. unterhalten und Steinkohlengruben bebauen. K., früher ein unbedeutender Ort, ist seit 1867 Stadt und jetzt der Hauptsitz des oberschles. Steinkohlenhandels. [96476 E.

Der Kreis Kattowitz zählt auf 187 qkm (1880)

Kattun (zunächst aus dem ital. cotone gebildet, welches Wort, wie das frz. coton und das engl. cotton, vom arab. koton, d. i. Baumwolle, abstammt) ist, obwohl häufig auch auf andere glatte, etwas steif und glänzend appretierte Baumwollzeuge, wie Kittay, Nanking, Perkal ausgedehnt, die eigentliche Benennung für leinwandartig aus ungefärbtem Baumwollgarn Nr. 16—30 gewebte Zeuge, welche hauptsächlich für den Druck bestimmt sind, zum geringern Teil weiß als Shirting, Nessel und Futterleinwand, oder auch einfarbig gefärbt als Futterkattun, im letztern Fall mit besonders starker, glänzender Appretur, in den Handel kommen. Als die charakteristische Behandlungsweise der im engsten Sinn als K. zu bezeichnenden Gewebe, welche in Frankreich Indienne, in England Calica genannt werden, muß das Bedrucken gelten, obwohl noch heute in Ostindien, der Heimat des K., neben den bedruckten auch bemalte Stoffe dieser Art in den Handel gebracht werden. Über das Verfahren beim Kattundruck s. unter Zeugdruck. Durch ein besonderes Appreturverfahren, das Gaufrieren (s. d.), erhält man die mairierten, geköperten und kleingemusterten Futter- und Möbelkattune, sowie die mit allerlei Mustern versehenen, stark appretierten Buchbinderkattune. Feine K. mit fünf- oder mehrfarbigen Mustern auf weißem oder hellfarbigem Grund werden Zitz genannt.

Die Herstellung bedruckter Kattune bildet trotz der Vorliebe unserer Zeit für wollene und gemischte Kleiderstoffe einen der wichtigsten Industriezweige in England, Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Bis zum Ende des 18. Jahrh. hatten die ostindischen K. den unbestrittenen Vorzug durch die Lebhaftigkeit und Festigkeit ihrer Farben. Seit dem Ausgang des 17. Jahrh. bedruckten die Holländer die in Ostindien erzeugten weißen Gewebe, welches Verfahren zunächst in Hamburg und Augsburg, sowie in Sachsen und in der Schweiz nachgeahmt wurde. In der Folge fing man an, die K. selbst zu weben. Den gewaltigsten Aufschwung nahm durch die mit Hilfe der Maschinen ermöglichte Massenproduktion die Kattunfabrikation in England, sodaß in neuerer Zeit die englischen K. selbst in Indien die Erzeugnisse der dortigen Handarbeit verdrängt haben. Zur Zeit des ersten Kaiserreichs wurden in Frankreich, namentlich im Elsaß, zahlreiche Kattundruckereien gegründet, und bald erhielten die französischen K., besonders in den feinern Qualitäten, durch geschmackvolle Muster den Vorrang. Gegenwärtig ist auch die deutsche Kattunindustrie auf eine hohe Stufe der Entwickelung gelangt, sodaß hier engl. und franz. Ware kaum noch eingeführt wird. Hauptorte des Kattundrucks sind in Deutschland außer dem Elsaß Berlin, Chemnitz, Eilenburg, Augsburg, Elberfeld, Hamburg, Breslau.

Kattundruckerei (frz. impression d'indienne, engl. calico-printing), s. unter Zeugdruck.

Kattunpapier, eine den Kattun imitierende Art Buntpapier, meist hellfarbig grundiert und mit einfachen Mustern bedruckt.

Kattywar, s. Guzerate.

Katunjasäulen, s. unter Altai.

Katunki, Kirchdorf im russ. Gouvernement Nishnij-Nowgorod, Kreis Balachna, 37 km im NNW. von der Kreisstadt am rechten hohen Ufer der Wolga, mit 1845 E., hat große Leder- und Wachstuchfabriken.

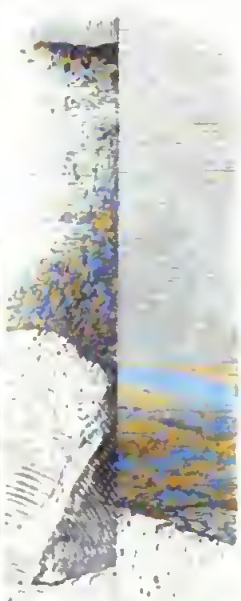
Katwijk, Gemeinde von 6273 E. in der niederländ. Provinz Südholland, besteht aus zwei Dörfern. Das kleinere, Katwijk am Rhein oder Katwijkbinnen, 7,5 km im NW. von Leiden, hat eine prot. und eine kath. Kirche, ein Rathaus und eine Jesuitenpension; das größere, Katwijk aan Zee (oder am Meer) oder Katwijkbuiten, ist ein beträchtliches Fischerdorf und ein immer mehr emporkommender, auch vielfach von Fremden, namentlich Deutschen, besuchter Badeort, mit einem Badehause, einem Feuerturme, Schiffszimmerwerften und einer prot. Kirche. Bei Katwijk aan Zee (oder am Meer) mündet der Rhein durch zwei große und zwei kleinere Schleusen ins Meer.

Katzbach, ein Fluß im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, der einen reißend schnellen Lauf hat, durch die ihm zufließenden Gebirgsbäche (namentlich links die Schnelle Deichsel, rechts Wütende Neisse) oft plötzlich bedeutend anschwillt, auf dem Bleiberge bei Ketschdorf entspringt und unterhalb Parchwitz nach 98 km langem Laufe bei 360 m Gefälle links in die Oder mündet, wurde berühmt durch die Schlacht vom 26. Aug. 1813. Mit Ablauf des bis zum 17. Aug. dauernden Waffenstillstands zwischen Napoleon und den Verbündeten war Blücher mit dem schles. Heere sogleich über die K. vorgerückt und hatte den Feind am 19. und 20. über den Bober zurückgedrängt. Unterdessen war Napoleon mit den Garden von Dresden angekommen, um seinen gefährlichsten Feind, Blücher, zuerst zu schlagen. Er gab sofort Befehl zum Angriff. Gehorsam dem zu Trachenberg entworfenen Operationsplane wich Blücher dem Kampfe gegen die Übermacht aus und führte sein Heer bis nach Jauer zurück. Das feindliche Heer war bis Goldberg an der K. gekommen. Da erhielt Napoleon die Nachricht von dem Vorrücken des Hauptheeres der Verbündeten aus Böhmen gegen Dresden, und brach 23. Aug. mit den Garden, dem 6. Korps und dem 1. Kavalleriekorps dahin auf. In Schlesien blieben unter dem Marschall Macdonald das 3., 5. und 11. Armeekorps und das 2. Kavalleriekorps, zusammen gegen 100000 Mann. Das schles. Heer, aus einem preuß. Korps (York) und zwei russischen (Langeron und Sacken) bestehend, war ungefähr 90000 Mann stark. Nachdem sich Blücher 25. Aug. durch seine Kavallerie überzeugt hatte, daß Napoleon nach Sachsen zurückgegangen, befahl er, daß sämtliche Korps 26. Aug. wieder vorrücken und die K. überschreiten sollten. Aber fast gleichzeitig hatte auch Macdonald den Vormarsch angetreten.

Das Zusammentreffen beider Heere führte zu der Schlacht an der K. Blücher hatte seinen linken Flügel (Langeron) an der Wüthenden Neisse, den rechten auf der Hochebene bei Malitsch; zwischen beiden sollte York einrücken. Dieser war seit 5 Uhr im Marsch; es begann zu regnen; ein Sturm erhob sich; dunkles Gewölk verhinderte die Aussicht in weitere Ferne. Um 10 Uhr hatte York seine Stellung eingenommen; um 2 Uhr sollten alle Korps gegen die K. vorrücken. Die franz. Armee hatte aber seit 9 Uhr angefangen, die K. zu überschreiten, das 5. Korps mit der Kavallerie als rechter Flügel,

UNIV OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



4. Fossa (Cryptofossa ferox).

5. Wildkatze (Felis catus).

6. Jagdleopard (Felis jubata).

6. Gemeiner (europäischer) Luchs (Felis lynx).

7. Unze oder Irbis (Felis Uncia).

8. Serval (Felis serval).

das 11. in der Mitte; das 3. Korps setzte sich erst um Mittag in Bewegung. Langeron wurde zuerst angegriffen. Derselbe hatte sich Kenntnis von den Blücher erteilten Direktiven verschafft und setzte voraus, der Rückzug werde fortgesetzt werden. Auch hatte er sein Geschütz schon abfahren lassen und verweigerte geradezu den Gehorsam, als Blücher gegen Mittag, nachdem die preuß. Vorhut zurückgedrängt worden und auch bei Sacken Kanonendonner zu hören war, den allgemeinen Angriff befahl, um den Feind, der sich diesseit des Flusses zu entwickeln anfing, in die K. und Wütende Neisse zu werfen. York und Sacken gingen vor, 100 Geschütze leiteten den Angriff ein. Im Regen versagten viele Gewehre; es wurde meist mit Bajonett und Kolben gekämpft. Die Verbündeten drangen überall vor, der Feind wich. Ein gefährlicher Moment, als die franz. Reiterei in die Zwischenräume der Brigaden eindrang, wurde durch einen Angriff der verbündeten Kavallerie unter Blüchers persönlicher Führung beseitigt; an 8000 Pferde hatten an diesem großen Reitergefecht teilgenommen. Hierauf ging York mit der Infanterie zum Angriff vor. Die Franzosen wurden geworfen und in grauenhafter Verwirrung die steilen Ränder hinab in die Flußthäler und die hochgeschwollenen Fluten gestürzt. Langeron, der, ohne Geschütz, in Bedrängnis geraten war, erhielt nun Hilfe und nahm wenigstens an der Verfolgung kräftig teil, welche fünf Tage fortgesetzt wurde und erst am Queis Halt machte. Am 29. Aug. wurde noch die franz. Division Puthod bei Plagwitz zersprengt; 103 Kanonen, 250 Wagen, 2 Adler, sämtliches Gepäck und 18000 Gefangene waren die Trophäen. Der Verlust der Franzosen an Toten und Verwundeten betrug über 12000 Mann. Durch die Schlacht an der K. war Schlesien vom Feinde befreit. Blücher erhielt 1814 davon den Namen Fürst Blücher von Wahlstatt.

Katzbach-Gebirge, die ein Plateau bildende Hochlandmasse in Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, welche von S., wo sie mit dem Niederschlesischen Steinkohlengebirge zusammenstößt, nach N. längs der Wütenden Neisse, der Katzbach und des Bober sich allmählich zum schles. Längenthale abdacht und nur im NO. die Grenze gegen die Ebene durch die Lauerschen Berge bezeichnet. Der höchste Gipfel ist die Hohe Kullge (744 m).

Kätzchen, Modifikation der Ähre, s. Amentum, vgl. Blütenstand.

Kätzchenträger oder Kätzchenblütler, s. Amentaceae.

Katze (Felis) ist der Name einer zu den Säugetieren gehörenden Raubtiergattung, welche die furchtbarsten Tiere enthält. Dieselben sind die gewandtesten und kräftigsten, von Fleisch lebenden Räuber, blutgierig, schlau, falsch und erhaschen die Beute im Sprunge. Über alle Zonen (mit Ausnahme des austral. Gebietes) verbreitet, zeichnen sie sich durch zurückziehbare Krallen und scharfwarzige Zunge aus, haben nur vier obere und drei untere scharfschneidige Backenzähne, sehr große, gebogene, scharfschneidige Eckzähne und ermangeln der Stinkdrüsen. Sie besitzen scharfes Gesicht und Gehör, eine runde Schnauze und lange Spürhaare oder Schnurrhaare. Zwar bringen diese Tiere großen Schaden und Gefahr; doch liefern sie auch meist gut behaarte und schön gezeichnete Pelze, welche einen bedeutenden Handelsartikel ausmachen. Man teilt die Katzen in drei Untergattungen ein: 1) echte Katzen, die in ihrer Organisation so v[illegible]einstimmendes haben, daß sie eine einzi[illegible]gattung (Felis mit 56 Arten) bilden, die man [illegible]lbersichtlichkeit wegen in folgende Gruppen a[illegible]ösen kann: a) Leonina, Löwen mit dem Löwen (s. d., Tafel: Katzen I, Fig. 1), dem Puma (s. d.); b) Tigrina, Tiger, der Königstiger (s. Tiger, II, Fig. 1); c) Pardina, Panther, der Leopard (s. d., I, Fig. 2), der Nebelparder (II, Fig. 2), die Unze (s. d., II, Fig. 7), der Jaguar (s. d., I, Fig. 3), die marmorierte K. (II, Fig. 5), die langschwänzige Tigerkatze (s. Tigerkatze, II, Fig. 3) u. s. w.; d) Servalina, der Serval (s. d., II, Fig. 8); e) Cati, eigentliche K., hierher die Wildkatze (I, Fig. 5), die Falbkatze (II, Fig. 4). Die zweite Untergattung bilden die Luchse (s. d.) mit dem gemeinen Luchs (II, Fig. 6); die dritte Untergattung endlich besteht nur aus dem Jagdleopard (s. d., I, Fig. 6).

Die Wildkatze (Felis catus), welche die Wälder Europas bewohnt und dem Wildstande gefährlich ist, zeichnet sich durch die inwendig dichtbehaarten Ohren und den gleichdicken Schwanz aus, dessen Länge noch nicht der halben Körperlänge gleichkommt. Sie liefert ein gutes Pelzwerk. (S. Katzenfelle.)

Die Hauskatze (Felis domestica) stammt nach Rüppell von der ägyptischen K. (Felis maniculata) in Nubien ab. Erst gegen Ende der Kreuzzüge wurde sie in Europa allgemeiner und mit der Verbreitung des Getreidebaues zur Vertilgung der mit dem Getreide sich ausbreitenden Mäuse als Haustier immer weiter, auch nach Amerika, verbreitet. Sie hat große Begierde nach Baldrian, Katzengamander und Katzenminze; dagegen verabscheut sie die Gartenraute. Es gibt eine Menge Spielarten der Hauskatze. Die Cyperkatze ist quer schwarz gestreift; die Kartäuserkatze bläulich-aschgrau bis bläulich-schwarz, mit schwarzen Lippen und Fußsohlen; die spanische K. weiß, schwarz und rotgelb gefleckt; die Angorakatze durch langes, weißes, seidenglänzendes Haar ausgezeichnet. Die chinesische K. hat Hängeohren, die madagaskarische K. einen gedrehten, knotigen Schwanz. In Cornwallis und der Insel Man ist die ungeschwänzte K. häufig. Vgl. Michel, «Das Buch der K.» (Weim. 1876); Martin, «Das Leben der Hauskatze» (Weim. 1877).

Ein eigentümliches, den K. nahe verwandtes, aber eine eigene Familie bildendes Tier ist die Fossa (Cryptofossa ferox *Bennet*, I, Fig. 4) in Madagaskar, 145 cm lang (wovon 65 cm auf den Schwanz kommen), von gelbroter Farbe, welche die K. mit den Viverren (s. d.) verbindet.

Katze, im Festungsbau, s. Cavalier.

Katze, bei Kranen (s. unter Hebeapparate) ein kleiner, auf dem Ausleger verschiebbarer Wagen, von dem die die Last tragende Kette in einer Schleife herabhängt, sodaß durch Verschiebung des Wagens jede beliebige Ortsveränderung der Last unabhängig von der Höhenlage in der Richtung des Auslegers bewirkt werden kann.

Katze in der Weberei heißt der Fadenführer am Scherrahmen.

Katze, neunschwänzige (engl. cat of nine tails), eine aus neun Leinen bestehende Peitsche, welche in der engl. Marine (früher auch in der Infanterie) zur Züchtigung der Matrosen dient.

Katzenauge (Schillerquarz), s. u. Quarz.

Katzenangenharz, s. Dammarharz.

Katzenbären (Ailuridae) heißt eine Familie der bärenartigen Raubtiere von einem an die Katzen

erinnernden Habitus, mit rundlichem Kopf und kurzen abgerundeten Ohren. Der gewöhnliche K. oder Panda (Ailurus fulgens *F. Cuvier*, Tafel: Bären, Fig. 3) bewohnt die Gebirgswälder des östl. Himalaja. Eine verwandte Gattung (Ailuropus) erreicht eine bedeutende Größe und findet sich in den Bergländern Osttibets.

Katzenberge, Ausläufer des schles. Berglandes, s. unter Schlesien (Preußisch-Schlesien).

Katzenelnbogen (lat. Cattimelibocus, d. i. Melibocus der Katten), alte Grafschaft in Deutschland, zerfiel in die obere und die niedere. Jene umfaßte einen Teil der Bergstraße, des Odenwaldes und des Bannforstes zur Dreieich; diese lag in der Wetterau. Beide gehörten zum Oberrheinischen Kreise und enthielten etwa 1100 qkm. Die Grafschaft kam 1479 nach dem Tode des letzten Grafen Philipp an Hessen; 1567 kam die Obergrafschaft zu Hessen-Darmstadt, die Niedergrafschaft zu Hessen-Rheinfels. Ein Teil der letztern kam 1815 an Nassau. Die Ruinen des alten Stammschlosses der Grafen von K. liegen bei dem Fleckeu Katzenelnbogen (mit 1132 E.), im preuß. Unterlahnkreise. Das 1303 erbaute Schloß Neukatzenelnbogen, gewöhnlich die Katz genannt, Goarshausen gegenüber, am Rhein, ließ Napoleon 1806 sprengen.

Katzenfelle, die behaarten Felle der wilden und zahmen Katzen, bilden, besonders die der letztern, ein beliebtes Pelzwerk. Am besten sind die Felle jüngerer Tiere, die im Winter geschlachtet sind. Der Farbe der Haare nach sind die K. schwarz, grau, bunt, weißrot; am teuersten sind die schwarzen, und die besten solchen liefert Holland, wo die Katzen des Felles halber gezüchtet werden. Sie werden zu dem Zweck in Schuppen gesperrt und nur mit Fischen gefüttert. Auch Holstein, Pommern, dann Bayern, die Schweiz, Salzburg, Steiermark liefern schöne schwarze Felle. Außerdem kommen K. namentlich auch aus Rußland. Um die Felle großer und haariger zu machen, werden die Katzen nicht selten castriert. Wilde Katzen finden sich hauptsächlich in den Wäldern Rußlands, Asiens, Polens und Ungarns; sie gleichen den zahmen grauen Syperkatzen, sind aber wenigstens um ein Drittel größer, das Haar fast noch einmal so lang und feiner. Die Felle geben ein weiches, aber wenig haltbares Pelzwerk, das braun gefärbt wird.

Katzenkopf, Mißbildung, s. Hemicephalus.

Katzenminze (gemeine), s. unter Melisse.

Katzenmusik, s. Charivari.

Katzenpfötchen, Pflanzenart, s. unter Antennaria.

Katzenrafael, Beiname des Malers Gottfried Mind (s. d.).

Katzenwedel, Pflanzenart, s. u. Equisetum.

Katzenwurz, soviel wie Baldrianwurzel, s. Valeriana.

Kaua, Dorf in Nordafrika, s. Elaïs.

Kauai, eine der Sandwichinseln.

Kaub, Stadt im Rheingaukreise des Regierungsbezirks Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, am rechten Rheinufer und an der Linie Frankfurt a. M.-Niederlahnstein der Preußischen Staatsbahnen, am Fuße eines steilen, mit den Ruinen der 1805 zerstörten Burg Gutenfels gekrönten Bergs, war frühee stark befestigt und zählt (1880) 2054 meist prot. E., die Weinbau und Schiffahrt, namentlich aber bedeutenden Handel mit trefflichem Dachschiefer treiben, für dessen Ausbeutung K. der Hauptsitz im Rheinlande ist. Gegenüber ragt mitten aus der Flut auf einem Schieferfels die alte Pfalz oder der Pfalzgrafenstein, ein seltsam gebautes Schloß mit zahlreichen Thürmchen und Schießscharten, 1326 als Wachtturm zur Beschützung des Rheinzolls errichtet, nach der Volkssage Stammsitz der Pfalzgrafen und Entbindungsort aller frühern Pfalzgräfinnen. Bei K. ging die schles. Armee unter Blücher in der Neujahrsnacht 1813—14 über den Rhein. Am 10. März 1876 und 9. Febr. 1879 verschütteten Bergrutsche einige Häuser der Stadt.

Kauderwelsch, adjektivisch und substantivisch gebraucht zur Bezeichnung unverständlicher Sprache, sowohl gänzlich fremder, als auch solcher, die durch schlechte Aussprache, falsche Formen, Vermengung mit fremden Ausdrücken unverständlich wird; dann auch Bezeichnung für verworrene Gedanken und Dinge. Das Wort stammt von dem oberdeutschen Kaudern, d. h. plappern, radebrechen, und Welsch, ursprünglich soviel wie Italiener. Andere leiten es ab von Kaudern in der Bedeutung Zwischenhandel treiben, hausieren, sodaß K. ursprünglich einen hausierenden Italiener bezeichnete. Auch wird K. in Zusammenhang gebracht mit dem mittellat. Worte Cahorsini (deutsch Cawertschen oder Gowertschen), der Bezeichnung der südfranzösischen Wechsler im Mittelalter, deren Hauptsitz Cahors war.

Kaue, Kauhe, ein kleineres in Holz oder Mauerwerk ausgeführtes Gebäude, welches als Überbau über einer Schachtmündung oder einem Stollenmundloche zum Schutze gegen Witterungseinflüsse für die dort beschäftigten Arbeiter, oder auch zur Erhaltung der Grubenbaue, namentlich zur Verhütung des Einströmens von Tagewassern dient. Je nach dem Zwecke und der Bestimmung des Schachtes spricht man von Fahrschacht-, Göpel-, Treib- oder Kunstkauen.

Kauen, die in der Mundhöhle erfolgende mechan. Zerkleinerung der Nahrungsstoffe vermittelst der Kauorgane oder des Kauapparats (Kiefern, Zähne, Kaumuskeln). Beim K. wird nicht nur der Unterkiefer mit seinen Zahnreihen durch die Zusammenziehungen der Schläfe- und Kaumuskeln gegen den Oberkiefer abwechselnd kräftig angezogen, sondern auch durch die Thätigkeit der äußern und innern Flügelmuskeln (musculi pterygoidei) eine seitliche Verschiebung der Zahnreihen und damit die Zermalmung der festen Speisen zwischen den höckerigen Flächen der Backenzähne bewirkt. Das fortwährende Hineinschieben des Bissens zwischen die Zahnreihen erfolgt von außen her durch die Wangenmuskeln, von innen her durch die Zunge, welche letztere auch weichere Bissen durch Andrücken und Reiben gegen den harten Gaumen zu zerquetschen vermag. Während des K. wird der Bissen innig mit dem Speichel vermischt. Die Bewegungen der Kaumuskeln werden durch Nervenzweige des fünften Hirnnervenpaares vermittelt. Mangelhaftes K. infolge schadhafter Zähne oder allzu hastigen Essens ist eine der häufigsten Ursachen chronischer Verdauungsstörungen.

Kauer (Ferd.), ein sehr fruchtbarer Komponist für Theater, Kirche und Kammer, geb. 8. Jan. 1751 zu Klein-Thaya in Mähren, schrieb gegen 200 theatralische Werke, größere und kleinere Opern, Singspiele u. s. w., unter denen namentlich das «Donauweibchen» ungemeinen Erfolg hatte; ferner mehr als 20 Messen und viele kleinere Kirchenmusiken, sowie

eine große Anzahl Trios, Quartette, Konzerte, Symphonien u. s. w., die aber jetzt vergessen sind. Er starb zu Wien 13. April 1831.

Kauernik, Stadt in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Löbau, an der Drewenz, 19 km von Bischofswerder, mit 974 E., meist Polen und Katholiken.

Kauf, Kaufvertrag (lat. emtio, venditio, frz. vente), ist der Vertrag, durch den eine Sache (im weitesten Sinne des Wortes) gegen Geld, eine Ware gegen einen Preis ausgetauscht wird. Er zielt ab auf einen Kapitalumsatz. Als der eigentliche Typus aller zweiseitigen, entgeltlichen, lästigen Verträge ist der K. sowohl für den Verkehr höchst wichtig, als für Wissenschaft und Praxis des Rechts interessant. Der Gegenstand des K. ist gewöhnlich eine gegenwärtig existierende Sache: war beiden Teilen oder keinem von beiden die Nichtexistenz bekannt, so ist der Vertrag nichtig. Ist die Sache als eine zukünftige gedacht und als solche absichtlich zum Gegenstand des K. gemacht, so liegt ein bedingtes Geschäft vor, welches bei Nichteintritt der Bedingung in sich zerfällt (emtio rei futurae). Wird dagegen die Sache mit aller der Ungewißheit späterer Existenz unbedingt und gegenwärtig zum Gegenstand des Vertrags gemacht, so liegt ein sog. Hoffnungskauf (emtio spei), ein gewagtes Geschäft vor, bei welchem auch im Fall des Nichtexistentwerdens der Sache das betreffende Entgelt gezahlt werden muß. Wie so einerseits die zu verkaufende Sache bestimmt sein muß, muß dies auch der Preis, sei es von vornherein, sei es durch Bezugnahme auf bestimmte Thatsachen, auf das Ermessen eines bestimmten Dritten oder eines unparteiischen Sachverständigen sein. Ein angemessenes Verhältnis zwischen Kaufpreis und Sachwert (pretium justum) ist zur Gültigkeit des K. nicht erforderlich. Doch hat das röm. Recht dazu geführt, bald nur dem Verkäufer, für den Fall, daß die Kaufsumme nicht einmal die Hälfte des wahren Werts des Grundstücks erreicht, ein Rücktrittsrecht wegen sog. laesio enormis zu gewähren, bald dies auch auf den Käufer, welcher mehr als den doppelten Wert der Sache bezahlte, sowie auf alle Mobilien und alle Austauschgeschäfte auszudehnen. Für das Gebiet des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs ist dieses Recht fast ganz beseitigt, während das franz. Recht ein solches noch dem um mehr als sieben Zwölftel des Preises verletzten Verkäufer gewährt. Soll ein K. vorliegen, so muß jedenfalls auch der Preis wirklich als Äquivalent und Vergeltung für die Sache gedacht und verstanden sein. Die Vollendung (Perfection) des K. tritt ein, sobald die Parteien über die Leistungen von Sache und Preis, ohne irgend wesentlichen Irrtum, einig geworden sind. Nebenverträge oder Nebenbestimmungen können eine sog. in diem addictio (wobei die Gültigkeit des K. auf den Umstand abgestellt wird, daß nicht ein Dritter binnen gewisser Zeit ein besseres Gebot thue) erzeugen, oder eine sog. lex commissoria, durch welche Vertragsklausel die Gültigkeit abgestellt wird auf Bezahlung des Kaufpreises binnen bestimmter Zeit, oder ein sog. pactum displicentiae, welches dem Käufer Rücktrittsrecht gewährt, wenn ihm die Sache mißfalle; sie können auch, sei es, den Verkäufer zum Rückkauf, den Käufer zum Rückverkauf verpflichten, sei es, dem Verkäufer ein Vorkaufsrecht gewähren, ferner dem Verkäufer ein Pfandrecht an der verkauften Sache für den Kaufpreis gewähren oder bis zur Bezahlung des Kaufpreises den Eigentumsübergang ausschließen (pactum reservatae hypothecae, reservati dominii).

Der K. kann ferner ein Probekauf sein, und zwar 1) ein K. auf Besicht, Probe (emtio ad gustum), wobei die Existenz des Geschäfts von dem freien Belieben des Käufers abhängig erachtet wird; 2) K. nach Probe oder Muster, wo der Verkäufer zu Lieferung einer der vorgelegten Probe entsprechenden Ware verpflichtet ist; 3) K. zur Probe, wo ein unbedingter K. vorliegt mit Hinzufügung der für den Käufer unverbindlichen Zusicherung, im Falle der Zufriedenheit eine größere Quantität kaufen zu wollen. Sobald der Kaufvertrag perfekt geworden, geht nach röm. und franz. Recht, abgesehen von dem K. vertretbarer Sachen nach Maß, Zahl oder Gewicht, sowie bedingten Käufen, die Gefahr der verkauften Sache (periculum rei), aber auch aller Vorteil derselben (commodum) auf den Käufer über. Dem gegenüber lassen die deutschen Rechte hierfür erst die Tradition entscheiden. Das Eigentum der gekauften Sache geht nach gemeinem Recht erst durch Tradition und nach Bezahlung oder Kreditierung des Kaufpreises auf den Käufer über, während das franz. Recht auch hier schon die Perfektion des Vertrags entscheiden läßt. Der Verkäufer hat nach gemeinem Recht dem Käufer das faktische Haben und Behalten, dagegen nach neuerm Recht vielfach das rechtliche Haben, das Eigentum der gekauften Sache zu gewähren. Wird der Käufer der Sache entwehrt, so entstehen daraus Entwehrungsansprüche (Eviktionsansprüche). Der Verkäufer muß ferner alles Zubehör, sowie den nach Vollendung des Vertrags erwachsenen Ertrag oder Gewinn zur rechten Zeit, am rechten Orte mit der Sache dem Käufer gewähren, welche Forderungen derselbe mit der actio emti geltend macht, während der Käufer den verabredeten Kaufpreis meist Zug um Zug zahlen, d. h. in das Eigentum des Verkäufers übertragen und für notwendige Aufwendungen denselben entschädigen muß, Verpflichtungen, die der Verkäufer mit der actio venditi einklagt. Bei Mängeln der Sache tritt teils Auflösung des Geschäfts ein, was die actio redhibitoria bezweckt, teils Minderung der Gegenleistung, geltend gemacht durch die actio quanti minoris, für welche beide Fälle das Handelsrecht, außer im Falle des Betrugs, eine sechsmonatliche Verjährung festsetzt.

Vgl. Treitschke, «Der Kaufkontrakt» (2. Aufl., Gera 1865); Bechmann, «Der K. nach gemeinem Recht» (Bd. 1, Erlangen 1876; Bd. 2, 1884).

Kauf auf Kontrakt (Kauf auf Bezug), s. Lieferungsgeschäft.

Kaufbeuren, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, teilweise noch von Mauern umgeben, liegt am linken Ufer der Wertach und an der Linie München-Buchloe-Lindau der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, sowie eines Bezirksamts und zählt (1880) 6268 meist kath. E. Die Stadt hat vier kath., zwei prot. und eine Simultankirche, eine Realschule, eine Lateinschule, eine Kinderbewahranstalt, ein Hospital mit Waisenhaus, ein Kloster der Franziskanerinnen mit der Wallfahrtskapelle der Crescentia, ein Krankenhaus und die Kreisirrenanstalt für Schwaben. Bemerkenswerte Gebäude sind die kath. Stadtpfarrkirche zu St. Martin von 1444, besonders aber die noch ältere St. Blasiikirche mit got. Altar und

vielen alten Gemälden und das 1879—81 von Professor Hauberrieſer im Stile der Renaiſſancezeit neu erbaute Rathaus mit Lokalmuſeum und Freskobildern von Profeſſor W. Lindenſchmidt. Gewerbfleiß und Handel des Ortes ſind nicht unbedeutend. Außer einer Baumwollſpinnerei und Weberei mit 800 Arbeitern beſtehen vier Dampfbrauereien, eine Ölfabrik, eine Beinknopffabrik, eine Cementfabrik, eine Maſchinenfabrik, eine groß angelegte lithographiſche Anſtalt. — Als Stadt wird K. urkundlich zuerſt 1240 erwähnt. Sie erhielt 1288 die Reichsfreiheit, die ihr bis 1803 blieb, und wurde 1377 vom Herzog Friedrich von Teck und 1383 vom Herzog von Bayern vergeblich belagert. Seit 1803 der Krone Bayern einverleibt, hat ſie ſich ſeitdem zu einer der wohlhabendſten Städte jener Gegend erhoben.

Kaufblei nennt man auf Bleihütten das Endprodukt derſelben, ein von fremden Beimengungen gereinigtes und ſo für den Verkauf vorbereitetes Blei.

Kauf bricht Miete iſt ein Rechtsſprichwort, welches überall da zur Anwendung kommt, wo nicht, wie nach preuß. Recht, durch die Übergabe der Mietsſache das Mietsverhältnis einen dinglichen Charakter erhält. Dasſelbe bedeutet, daß der Erwerber des Mietsobjekts dem Mieter den Gebrauch desſelben kraft ſeines erworbenen dinglichen Rechts ſofort und ohne Kündigung zu entziehen berechtigt iſt, weil er in gar keinem Rechtsverhältnis zum Mieter ſteht. Allerdings wird dadurch das Mietsverhältnis zwiſchen Mieter und Vermieter nicht aufgelöſt, und inſofern iſt obige Regel nicht wörtlich zu nehmen, vielmehr hat der Vermieter dem vertriebenen Mieter vollen Schadenerſatz zu leiſten und, wenn der Mieter vom Erwerber nicht vertrieben wird, ſondern letzterer das Mietsverhältnis mit übernimmt, ſo beſteht für den Mieter die Pflicht, Mietzins zu zahlen, fort. Gegen die Vertreibung kann ſich der Mieter, wie die Praxis anerkennt, nur durch Erwirkung eines gerichtlichen Inhibitoriums gegen die bevorſtehende Veräußerung ſchützen; ſelbſt die Übernahme des Mietsverhältniſſes durch den Erwerber kommt ihm rechtlich nicht direkt zu ſtatten, ſolange er nicht dem zwiſchen Vermieter und Erwerber abgeſchloſſenen diesbezüglichen Vertrag beigetreten iſt.

Kauffahrer oder Kauffahrteiſchiffe heißen alle zum Handel ſowie zum Transport von Paſſagieren beſtimmten Seeſchiffe. Die K. ſind teils Segel-, teils Dampfſchiffe. Je nach ihrer Größe haben die Segelſchiffe einen bis drei Maſten und führen teils nach ihrer Bauart, teils nach ihrer Takelage verſchiedene Namen, z. B. Vollſchiff, Bark, Brigg, Schoner, Jacht u. ſ. w.

Kauffmann (Angelika), Malerin, geb. 30. Okt. 1741 zu Chur in Graubünden, wohin ihr Vater, der Maler Johann Joſeph K. (aus Schwarzenberg im Bregenzerwalde), von dem dortigen Biſchof berufen worden war, um ein Gemälde für deſſen Kirche auszuführen. Nachdem ſie ſich in Italien 1753—65 zur Meiſterin im Fache der Malerei ausgebildet, ging ſie nach London, wo ſie ihren Ruf begründete. Infolge eines ihr geſpielten Betrugs ging ſie hier mit einem Abenteurer eine Ehe ein, die bald wieder getrennt werden mußte. Nach ihrer Rückkehr nach Rom 1781 verheiratete ſie ſich mit einem venet. Maler Zucchi, der 1795 ſtarb. Kaiſer Paul I. von Rußland, Joſeph II. gehörten zu den Bewunderern ihres Talents. Für den letztern hatte ſie die Heimkehr nach der Teutoburgerſchlacht und die Leichenfeier der Pallas gemalt. Sie ſelbſt ſtarb in Rom 5. Nov. 1807. Ihre Büſte wurde 1808 im Pantheon aufgeſtellt. Die von ihr gelieferten Porträts und hauptſächlich nach Antiken gemalten hiſtor. Gemälde ſind ſehr zahlreich. Ihre Kompoſition iſt zwar vielfach ſchwächlich und ermüdet durch Wiederholung desſelben Motivs, zumal in ihren weiblichen Figuren; doch zeigte ſie ſich in dem oft ſehr ſchönen und warmen Kolorit und in der Grazie der Formen als echte Nachfolgerin von Mengs. In mehrern Galerien findet ſich ihr reizendes Bild von ihrer eigenen Hand. Sie verſuchte ſich auch im Radieren, 34 Blätter ſtellen religiöſe und mythiſche Gegenſtände dar.

Kauffmann (Hermann), Landſchafts- und Genremaler, geb. in Hamburg 7. Nov. 1808, beſuchte kurze Zeit die münchener Akademie, begab ſich 1827 nach den Alpen, wo er die Natur ſtudierte, und kehrte 1833 nach Hamburg zurück, wo er ſich noch aufhält. Die Landſchaft herrſcht unter ſeinen maleriſchen Arbeiten vor, zu denen er das Material auf Reiſen durch Deutſchland, Norwegen und Öſterreich ſammelte. Mit Vorliebe ſchildert er winterliche Scenen (z. B. die Poſt im Schneeſturm). Daneben entſtanden zahlreiche Federzeichnungen und Genrebilder, in denen ſich eine anmutige Auffaſſung des Lebens und einfache Wahrheit erkennen laſſen.

Kauffmann (Hugo), Genremaler, Sohn des vorigen, geb. zu Hamburg 7. Aug. 1844, war zuerſt Schüler des Vaters, begab ſich dann 1861 an das Städelſche Inſtitut in Frankfurt a. M., wo Jakob Becker, auch Zwerger, ſeine Lehrer waren. Seit 1863 wählte er Cronberg am Taunus zum Aufenthalt und unternahm von da größere Reiſen, unter andern nach Paris, wo er zwei Jahre verweilte. Später ſiedelte er ſich in München an. Seine Genrebilder ſind meiſt dem Leben der untern Stände entnommen. Ihr Verdienſt iſt ein milder Humor der Auffaſſung bei großer Friſche und Wahrheit der Darſtellung, wozu ſich noch ein feines Charakteriſieren und ſchöne Koloriſtik geſellt. Beſonders geſchätzte Bilder K.s ſind: der Walzer für die Alten (1870), Aufbruch zur Treibjagd (1871), Kegelnde Bauern und Bauern beim Kartenſpiel (1872), die Verſteigerung, die Hundedreſſur, Kinder beim Bache, (1873), müde Muſikanten (1874), wandernde Muſikanten (1876), der Taſchenſpieler (1880), Wilderer, in der Almhütte vom Förſter überraſcht, und 1884 ſein größtes Gemälde: Rauflustig. Auch als Zeichner hat K. Treffliches geleiſtet, darunter beſonders geiſtreiche Blätter für das Werk von Gerlach: «Allegorien und Embleme» (Wien 1883).

Kauffmann (Konſtantin Petrowitſch von), ruſſ. General der Ingenieure, geb. 3. März 1818 zu Maidani bei Iwangorod, aus holſtein. Familie, wurde auf der Ingenieurſchule zu Petersburg erzogen, trat 1838 als Lieutenant in das Ingenieurkorps ein, wurde 1842 zur Kaukaſusarmee verſetzt, nahm an den Kämpfen an der Tſchetſchna teil und trug 1848 viel bei zur Eroberung der Feſte Gezgebil. Beim Ausbruch des Orientkriegs übernahm K. den Befehl über das kaukaſ. Sappeurbataillon, zeichnete ſich 1855 bei der Belagerung von Kars aus, wurde 1857 Generalmajor im Stabe des Geniekorps, 1861 Direktor im Kriegsminiſterium, 1864 Generallieutenant, 1865 Generalgouverneur des Militärbezirks Wilna und Generaladjutant. Im J. 1867 wurde K. zum Militärgouverneur von Turkeſtan ernannt. Als 1868 der Emir von

Bokhara Rußland den Krieg erklärte, eroberte K. 14. Mai 1868 Samarkand und verleibte diese Stadt dem ruſſ. Gebiete ein. Im J. 1873 befehligte K. die Expedition gegen Chiwa, beſetzte 11. Juni die gleichnamige Hauptſtadt und ſchloß 24. Juni einen vorteilhaften Frieden mit dem Chan, ſowie 10. Okt. 1873 einen Vertrag mit dem Emir von Bokhara. Rußland erwarb das Amu-Darja-Gebiet, und K. wurde zum General der Ingenieure befördert. Im J. 1875 unterwarf K. durch den Sieg bei Machram 22. Aug. das Chanat Kholand, welches im Febr. 1876 als Fergana-Gebiet dem ruſſ. Reich einverleibt wurde. Hierauf wurden die geſamten ruſſ. Erwerbungen in Centralaſien zu einem ſelbſtändigen Generalgouvernement Turkeſtan vereinigt, an deſſen Spitze K. trat. K. hat in ganz Centralaſien Rußlands Einfluß in einem früher unbekannten Grade zur Geltung gebracht und gleichzeitig das weite Gebiet des ruſſ. Turkeſtan ſo zweckmäßig organiſiert, daß daſſelbe jetzt faſt gänzlich aus eigenen Mitteln unter ruſſ. Verwaltung erhalten werden kann. Auch des chineſ. Gebietes von Kuldſcha im Ilithale, durch welches die große Handelsſtraße von Taſchkend nach dem weſtl. China zieht, hatte ſich K. bemächtigt, doch mußte dieſer Erwerb im Aug. 1881 wieder aufgegeben werden. K. ſtarb 16. Mai 1882 zu Taſchkend.

Kauffrau, ſ. Handelsfrau.

Kaufmann nennt man im weiteſten Sinne jeden, der aus dem Betriebe des Handels ſeinen Beruf macht, alſo auch den Handlungsdiener; im engern Sinne aber verſteht man unter Kaufleuten nur diejenigen Perſonen, welche ſelbſtändig ein Handelsgewerbe betreiben, und ſo ſagt auch das Deutſche Handelsgeſetzbuch Art. 4: «Als K. im Sinne dieſes Geſetzbuchs iſt anzuſehen, wer gewerbmäßig Handelsgeſchäfte betreibt», d. h. wer eins oder mehrere der im Geſetzbuch als Handelsgeſchäfte bezeichneten Geſchäfte als dauernde Einnahmequelle wiederholt abſchließt. Die Fähigkeit, K. zu ſein, beſitzt jedermann, auch eine Frau oder Jungfrau (ſ. Handelsfrau), auch ein Unmündiger, Wahnſinniger oder ſonſt Handlungsunfähiger, der durch ſeinen Vormund vertreten wird; aber ſolchen an ſich fähigen Perſonen kann es durch einen Satz des öffentlichen Rechts verboten ſein, K. zu werden, ſo z. B. den Staats- und Kommunalbeamten, Offizieren ꝛc. Die Wirkungen der Kaufmannseigenſchaften ſind ſehr bedeutend und beherrſchen das geſamte Handelsrecht; teils ſind es Begünſtigungen (wie Firmenſchutz, Gültigkeit eines abſtrakten Vertrags, wenn vom K. geſchloſſen, kaufmänniſches Pfand- und Retentionsrecht, Möglichkeit der Gründung einer Handelsgeſellſchaft u. ſ. w.), teils ſind es Pflichten, welche dem K. von Berufs wegen auferlegt ſind (z. B. der Anmeldung zum Handelsregiſter, der Bücherführung, der Aufbewahrung der Geſchäftspapiere). Der Kaufleute gibt es natürlich ebenſo viele Arten, wie es Arten der Handelsgeſchäfte gibt; aber dieſe Unterſcheidung (alſo in Bankier, Fabrikant, Buchhändler, Kolonialwarenhändler u. ſ. w.) iſt rechtlich ohne Bedeutung. Daſſelbe gilt für die Unterſcheidung in Groß- und Kleinkaufleute (Groſſiſten und Detailliſten), von denen jene mit Zwiſchenhändlern, dieſe direkt mit dem Konſumenten verkehren; lediglich gewiſſe Gruppen von Kleinkaufleuten ſind rechtlich ausgezeichnet, indem die Rechte und Pflichten der Firma, der Bücherführung, der Prokura und die Grundſätze der Handelsgeſellſchaften auf ſie keine Anwendung finden: es ſind dies nach Handelsgeſetzbuch Art. 10 die Höker, Trödler, Hauſierer und dergleichen Handelsleute von geringem Gewerbebetriebe, ſodann alle Wirte, ferner die gewöhnlichen Fuhrleute und Schiffer, endlich Perſonen, deren Gewerbe nicht über den Umfang des Handwerksbetriebs hinausgeht. Manche Landesgeſetze haben die Zahl dieſer Kleinkaufleute im Sinne des Handelsrechts noch vermehrt.

Kaufmann (Alexander), deutſcher Dichter, geb. zu Bonn 15. Mai 1821, ſtudierte daſelbſt die Rechte, mit Vorliebe jedoch mittelalterliche Litteratur und Geſchichte, und veröffentlichte 1850 «Cäſarius von Heiſterbach», eine Monographie (2. Aufl., Köln 1862). In Berlin ſetzte er ſeine Studien fort und ward 1850 Archivar des Fürſten Löwenſtein zu Wertheim. Im J. 1857 vermählte er ſich mit Mathilde Binder (pſeudonym Amara George), Dichterin der «Blüten der Nacht» (Lpz. 1856). Seine lebensfriſchen «Gedichte» (Düſſeld. 1852, mit Illuſtrationen von Vautier), «Mainſagen» (Aſchaffenb. 1853), «Unter den Reben» (1872) machten ihn zu einem der beliebteſten Dichter des Rheinlandes. Im Verein mit ſeiner Gattin und Daumer gab er 1858 die «Mythoterpe» heraus.

Kaufmann (Chriſtoph), Philanthropiſt, herrnhutiſcher Arzt, «der Apoſtel der Genieзeit», geb. 14. Aug. 1753 zu Winterthur, ſtudierte Arzneikunde zu Bern, miſchte ſich jedoch bald als Weltverbeſſerer in die Baſedowſchen pädagogiſchen Reformbeſtrebungen. Von Lavater, der ihn gleich nach Chriſtus ſetzte, empfohlen, durchzog er 1776 in auffallender Tracht und mit affektierter einfacher Lebensweiſe Deutſchland, um ſich nach dem deſſauiſchen Philanthropin zu begeben, wurde in Weimar von dem Herzog Karl Auguſt und Goethe freundlich aufgenommen, von dem Dichter-Maler Müller in ſeinem «Fauſt» als «Gottes Spürhund» perſifliert, bald auch anderweitig abgewieſen. Mit Unterſtützung eines von Haugwitz machte er 1777 einen Verſuch mit der Landwirtſchaft zu Hegi bei Winterthur (1777—81), bewarb ſich aber dann um die Stelle eines Arztes bei der Herrnhutergemeine Gnadenfrei 1782, erhielt eine ſolche zu Neuſalz 1782, ſpäter, 1786, zu Berthelsdorf und Herrnhut, und ſtarb zu Berthelsdorf 21. März 1795. Vgl. Düntzer, «Chriſtoph K.» (Lpz. 1882).

Kaufmann (Joh. Gottfried), Mechaniker, geb. 14. April 1751 zu Siegmar bei Chemnitz, wurde Uhrmacher und erfand 1781 eine Flötenuhr und brachte mehrere Verbeſſerungen an der Orgel an. Er ſtarb 1818 in Frankfurt a. M. — Sein Sohn Friedrich, geb. 1785 zu Dresden, geſt. 1. Dez. 1866 daſelbſt, konſtruierte mit dem Vater gemeinſam das Belloneon, das Klaviaturharmonichord, das Chordaulodion und das Symphonion (1839), den Vorläufer des von ſeinem Sohn Friedrich Theodor (geb. 1812 in Dresden, geſt. im Febr. 1872 daſelbſt) 1851 fertig geſtellten Orcheſtrions.

Kaufmann (Richard von), Nationalökonom, geb. 29. März 1850 in Köln, ſtudierte in Bonn, Heidelberg und Berlin Jurisprudenz und Staatswiſſenſchaften, war dann drei Jahre in einem berliner Bankinſtitut thätig, wurde ſpäter Lehrer für Nationalökonomie an der landwirtſchaftlichen Hochſchule in Berlin und 1879 Profeſſor an der Techniſchen Hochſchule in Aachen, nachdem er ſich kurz vorher an der berliner Univerſität habilitiert hatte.

Im J. 1883 erhielt er eine Anstellung im Finanzministerium, legte dieselbe aber bald nieder und nahm seine Lehrthätigkeit an der Universität Berlin wieder auf. K. veröffentlichte: «Die Zuckerindustrie in ihrer wirtschaftlichen und steuerfiskalischen Bedeutung für die Staaten Europas» (Berl. 1878), «Die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen in den Staaten Europas» (Berl. 1879), «Die Reform der Handels- und Gewerbekammern» (Berl. 1882); ferner: «L'association douanière de l'Europe centrale» (Par. 1880) und «Die Finanzen Frankreichs» (Lpz. 1882).

Kaufmännische Hochschulen, s. unter Handelsschulen.

Kaufmännische Korrespondenz, s. Handelskorrespondenz.

Kaufmannschaft wird in einem doppelten, einem subjektiven und einem objektiven Sinne gebraucht. Im erstern Sinne versteht man darunter lokale Vereinigungen der Kaufleute zur Wahrung ihrer gemeinschaftlichen Gewerbsinteressen, und diese Korporationen sind auch heutzutage noch besonders für Preußen von Bedeutung, weil in acht Städten der östl. Provinzen (darunter Berlin) die Funktionen der Handelskammern (s. d.) von ihnen ausgeübt werden.

Im objektiven Sinne nennt man Kaufmannschaften größere Warenkomplexe, deren Bestandteile nicht einzeln aufgezählt werden sollen, wie das sowohl beim Frachtvertrag als bei der Transportversicherung, auch der Feuerversicherung üblich ist.

Kaufmannsgut, s. Handelsgut.

Kaufungen, Pfarrdorf mit Rittergut und 1000 E., unweit südsüdöstl. von Wolkenburg im sächs. Regierungsbezirk Leipzig. Das alte Schloß ist das Stammschloß des durch den Prinzenraub (s. d.) bekannten Kunz von Kaufungen, dessen Geschlecht 1807 erloschen ist.

Kaufungerwald, ein bewaldetes Sandsteingebirge in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, unmittelbar südlich von Münden, zwischen den hier zusammenströmenden Flüssen Werra und Fulda, mit dem 640 m hohen Bilstein.

Kaufvertrag, s. Kauf.

Kaukasien, soviel wie Kaukasisches Generalgouvernement.

Kaukasische Bergvölker nennt man im allgemeinen die aus sehr verschiedenen Elementen bestehenden Völkerschaften, welche die Gebirgsthäler des Kaukasus (s. d.), sowie die zu beiden Seiten nach dem Schwarzen wie nach dem Kaspischen Meere hin anliegenden Berglandschaften bewohnen. Neuere Forschungen haben ergeben, daß die Bewohner der Kaukasusländer, wenn man von den erst neuerdings, besonders in Ciskaukasien angesiedelten Russen und den Armeniern, sowie den Georgiern (s. d.) absieht, sich unter folgende acht Völker- und Sprachfamilien gruppieren lassen: 1) Die Tscherkessen (s. d.) oder Adigbe, am nördl. und nordwestl. Abhange des Kaukasus nach dem Schwarzen Meere zu oder in der neuerdings so genannten Kubanischen Oblast. 2) Die Abchasen (s. d.) oder Ajegnvolker, von den Russen unter dem Namen Abassinzen zusammengefaßt, zu denen außer den eigentlichen Abchasen oder Absua auch die Dshigeten, Zebeldiner und Samursakaner gehören. 3) Die Ubychen, am Südabhange des Hauptgebirges zwischen den Flüssen Chosta und Sache und den Gebieten der tscherkess. Natuchaizen und der abchas. Dshigeten, nur etwa 20000 Köpfe stark. 4) Die Suanen in Suanethi, welche nebst den mehr oder minder stark abweichende Dialekte der alten Sprache der Georgier redenden Thuschen (zum Teil), den Pschawen und Chewsuren Glieder des Iberischen Völker- und Sprachstammes sind. 5) Die Osseten (s. d.), deren Sprache entschieden zu der iranischen Familie des indogerman. Stammes gehört. 6) Die Völker türk. oder tatar. Stammes, wie die unter Peter d. Gr. am Kuban, der Kuma und zwischen den Mündungen des Terek und Sulak angesiedelten Nogaier, die Karatschai am nordöstl. Abhange des Gebirges um den Elbrus, die Malkarzen an den Quellen der Flüsse Tscherem und Tscherek und die Kumüken im Osten der Tschetschnia, zwischen Terek und Sulak und südwärts von letzterm längs des Kaspischen Meeres bis gegen Derbent. 7) Die Gruppe der Tschetschenvölker, deren man an 21 verschiedene Stämme und Abteilungen, zusammen mit etwa 164000 Kopfen zählt. Außer den eigentlichen Tschetschen oder Tschetschenzen (von den Georgiern Khisten genannt) gehören dahin unter anderm noch die Kistinen, ein Teil der Thuschen, die Karabulaken, Schubusen, Nasranowzen, Itschkerinzen u. s. w. 8) Die in ihren ethnogr. und linguistischen Unterschieden nur erst zum kleinsten Teile bekannten Völker des sog. lesghischen Stammes in Daghestan und den südwestlich anliegenden Landschaften. Eine der Hauptsprachen ist hier das Awarische (bei 155000 Individuen), nächstdem sind die Dargosprachen (das Akusha und die Chaidakmundarten bei 88000 Individuen), denen sich die Sprache des kleinen Stammes der Kubetschi (1800 Individuen) anschließt, und das starker Assimilation durch das türk. Element verfallene Kürinische (bei 131000 Individuen), sowie das von Uslar Laksprache benannte Kasikumükische (bei 32000 Individuen) am meisten verbreitet; das Tabassaranische erstreckt sich nur auf 17000 Individuen. Die durch Uslar bekannt gewordene Sprache der Artschi (etwa 600 Individuen), sowie das nur in den Dörfern Wartaschen und Nidsh im Gebiete von Scheki erhaltene, fast gänzlich durch das türk. Element assimilierte Udische (etwa 10000 Individuen) gehört unstreitig zu derselben Sprachenfamilie des Kaukasus.

Vgl. außer den ältern Werken von Klaproth und Güldenstädt: Bodenstedt, «Die Völker des Kaukasus» (2. Aufl., 2 Bde., Frankf. 1855); Berger, «Die Bergvölker des Kaukasus», in Petermanns «Mitteilungen» (Bd. 6, Gotha 1860); von Seidlitz, «Ethnographie des Kaukasus in Karte und Tabelle» (in Petermanns «Mitteilungen», Bd. 26, Gotha 1880) und «Die Völker des Kaukasus nach ihrer Sprache und topogr. Verbreitung» (in «Russische Revue», herausg. von C. Röttger, Bd. 19, 1881), sowie die ethnogr.-linguistischen Monographien von Dorn, Sjögren, von Schiefner und vor allem von Uslar (von den beiden letztern in den Schriften der petersburger Akademie der Wissenschaften seit 1856—73).

Kaukasisches Generalgouvernement, bis 10. Febr. (29. Jan.) 1882 Kaukasische Statthalterschaft, ist in Rußland der Gesamtname für die der russ. Herrschaft unterworfenen Länder zu beiden Seiten des Kaukasus (s. d.) zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere, welche in militärischer Beziehung und in der Civilverwaltung unter einem zu Tiflis residierenden Generaldirektor des Civilressorts und Kommandant der Truppen,

der alle Rechte eines Generalgouverneurs hat, vereinigt sind, während sie in administrativer Hinsicht einesteils organisierte Gouvernements, anderenteils unter Militärbehörden stehende Bezirke und Gebiete bilden. Die gesamten kaukas. Länder zerfallen in ciskaukasische und transkaukasische. Ciskaukasien umfaßt: 1) das eigentliche Gouvernement Ciskaukasien oder Stawropol, das (1880) auf 68710 qkm 589951 E. zählte; 2) den Kubanischen Oblast, welcher die vom kubanischen Kosakenheer eingenommenen Landstriche zu beiden Seiten des Flusses Kuban (s. d.), ferner die von tscherkess. Stämmen (die beiden Pristawschaften des obern und untern Kuban, sowie die Bezirke der Schapsug, Abadsechen und Bshebuchen) bewohnten Striche, desgleichen auch die seit der Auswanderung einiger Tscherkessenstämme verödeten Küstenstriche an der Küste des Schwarzen Meers zwischen den Flüssen Tuapsse und Mdsymta begreift, zusammen mit einem Areal von 94523 qkm und 952523 E.; 3) den Terschen Oblast, vom Flusse Terek benannt, welcher in die Länder des Terschen Kosakenheers und drei Militärabteilungen, eine westliche (Kaberdinischer, Ossetinischer und Inguschewscher Bezirk), eine mittlere (Tschetschener, Argunscher und Itschkerinischer Bezirk), eine östliche (Gebirgsbezirk und Kumykischer Bezirk) geteilt ist und zusammen 60987 qkm mit 626430 E. besaßt. Der oberste Militärbefehlshaber für alle ciskaukas. Länder, die somit ein Areal von 224221 qkm mit 2168904 E. begreifen, hat seinen Sitz zu Stawropol (s. d.).

Zu Transkaukasien mit der Hauptstadt Tiflis gehören zunächst die fünf organisierten Gouvernements: 1) Tiflis, 40345 qkm mit 709259 E. in sechs Kreisen; 2) Baku mit 40187 qkm und 571747 E. in sechs Kreisen; 3) Eriwan mit 27725 qkm und 586032 E. in sechs Kreisen; 4) Kutais mit 20661 qkm und 610639 E. in acht Kreisen, und 5) Jelissawetpol mit 44153 qkm und 629410 E. in fünf Kreisen. Den Rest Transkaukasiens bildet das Gebiet Daghestan, 29705 qkm mit 501618 E., der Sakatalysche Bezirk, 4168 qkm mit 72969 E., der Bezirk Suchum, 8369 qkm und 44000 E., und der Bezirk des Schwarzen Meeres 7313 qkm mit 16679 E. Ganz Transkaukasien umfaßt somit 222625 qkm mit 3742353 E. und die ganze Statthalterschaft 446846 qkm mit 5911257 E. Die Bevölkerung ist aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt. Außer den eigentlichen Kaukasischen Bergvölkern (s. d.) bilden Russen, Grusier, Armenier und Tataren die Hauptbestandteile. Die Zahl der deutschen Kolonien (in Georgien) beträgt 15. Die größere Hälfte der Bewohner bekennen sich zur griech.-orthodoxen Religion. Von den Kalmücken im Gouvernement Stawropol sind 7360 Buddhisten; im Gouvernement Eriwan leben 4159 Jeziden.

Kaukasische Kriege, s. unter Kaukasus.

Kaukasische Linie, s. unter Kaukasus.

Kaukasische Mauer, s. unter Derbent.

Kaukasische Rasse (Varietas Caucasia) nannte Blumenbach, der Begründer der Anthropologie, die weiße Rasse, zu welcher die Bewohner Europas mit Ausschluß der Samojeden, Lappen, Finnen, Magyaren und Türken, sowie auch die Bewohner des südl. Asien und des nördl. und nordöstl. Afrika gehören. Der Name ist nicht etwa davon hergenommen, daß Blumenbach den Kaukasus für den Urstz, gleichsam die Wiege dieser Varietät hält, sondern davon, daß er die im Kaukasus vorhandenen Stämme, namentlich die Georgier, als den reinsten und echtesten Typus dieses Menschenschlags betrachtete. Um dieser öfter eingetretenen Verwechselung vorzubeugen, wurde von Fr. Müller, dem Bearbeiter der ethnolog. Abteilung des großen Novara-Werks, im Hinblick darauf, daß die zu dieser Rasse gehörenden Völker am Mittelmeer ihre höchste Entwickelung und weltgeschichtliche Stellung erlangt hatten, an Stelle des obigen Ausdrucks die Bezeichnung «Mittelländische Rasse» vorgeschlagen, welche von den meisten Ethnologen (Peschel, Hellwald u. a.) angenommen wurde und gegenwärtig im Sinne der kaukas. Rasse Blumenbachs im Gebrauch ist. (S. unter Mensch, naturgeschichtlich.)

Kaukasus, geographisch und ethnographisch eins der merkwürdigsten Hochgebirge der Erde, breitet sich auf der Grenze von Europa und Asien, seiner ganzen Natur nach aber zu letzterm gehörig, auf dem Isthmus zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere aus, im N. begrenzt vom untern Laufe des Kuban und Terek, im S. vom Rion und der Kura. Seine Länge in der Hauptrichtung von OSO. gegen WNW., von der Halbinsel Apscheron oder von Baku am Kaspischen bis zur Halbinsel Taman am Schwarzen Meere beträgt 1125 km, seine von O. gegen W. abnehmende Breite mit den Vorbergen 225 km, der von ihm bedeckte Flächenraum nach Humboldts Berechnung 83695 qkm. Das Kaukasische Alpenland, aus mehrern in der Hauptrichtung des Ganzen streichenden Parallelketten bestehend, von N. gegen S. durchschnittlich 110 km breit, am breitesten ebenfalls im O., ist eine Gebirgsmasse von ganz eigentümlicher, plateauartiger Bildung. Der mittlern, eigentlichen Hauptkette nämlich, welche einen aus Trachytmassen bestehenden, zusammenhängenden, steilen, 3000—3600 m hohen und nur von sehr wenigen Paßeinschnitten durchsetzten Kamm bildet und in ihrem mittlern Drittel die höchsten Gipfel des ganzen Gebirges trägt (den Kasbek 5043, den Dychtau 5160, den Kaschtantau 5219 und den Elborus [s. d.] 5652 m hoch), liegen terrassenförmige Hochflächen von 1300—1600 m mittlerer Höhe an, die durch schmale, tief eingerissene, von Steilwänden eingeschlossene und von wilden Gebirgswassern durchrauschte Thalspalten fast bis auf den Grund durchfurcht sind. Deshalb bieten auch hier die Thäler im allgemeinen nicht, wie in andern Hochgebirgen, Kulturcentra, nicht Förderungsmittel, sondern Hindernisse des Verkehrs, dessen Hauptstraßen fast immer über diese Hochflächen hinziehen. Dieselbe Terrainbildung wiederholt sich zu beiden Seiten der niedrigern sekundären Parallelketten; daher die Beschwerlichkeit des Eindringens und der Schutz, den das Hochgebirge seinen kräftigen, freiheitliebenden Völkerstämmen verleiht. Nur im mittlern Drittel, im Bereich der höchsten Gipfelerhebung, gibt es breitere Thäler. Eben hier befindet sich auch die sog. Militär- oder Tiflisstraße der Russen, welche von Mosdok an im Thale des Terek aufwärts durch den in der Nähe des Kasbek bis zu 2300 m aufsteigenden Paß von Wladikawkas, dann südwärts hinab in das Thal des Aragwi und so nach Tiflis an der Kura führt, von den Russen die große Grusinische Heeresstraße genannt. Außer dieser, zum Teil durch den Fels gesprengten, durch mehrere Festungswerke gedeckten Hauptpassage, wahrscheinlich der kaukas. Pfort-

(Caucasiae pylae) der Alten, dient jetzt nur noch eine Straße zur Verbindung der Nord- und Südſeite, die öſtl. Küſtenſtraße längs dem Kaſpiſchen Meere durch den Paß von Derbent, die Porta Caspia oder Albania der Alten, nach Baku.

Die kaukaſ. Vorberge der Nord- und Südſeite, aus tertiärem Kalk, Mergelſchiefer und Molaſſe beſtehend, ſind im Verhältnis zu der rieſenhaften Maſſe des hohen K. ſehr niedrig. Die einzige Ausnahme macht im N. der Beſchtau zwiſchen dem Terek und Kuban, eine iſolierte Trachyt-Porphyrmaſſe, die mit ſteilen, zackigen Felsgipfeln bis zur Höhe von 1400 m aufſteigt, eine wahre Voralp, welche aber durch eine nur 400 m hohe Plateaufläche von dem Hochgebirge getrennt iſt. Im W. und O. des Beſchtau breiten ſich zwiſchen dem Fuße des hohen K. und dem mittlern Laufe des Terek und Kuban üppige, von Felsſchluchten durchfurchte, mit Wald und Weiden bedeckte Hochflächen aus, die Kabarden genannt, und zwar die große Kabarda zwiſchen dem obern Kuban und dem Terek, die kleine rechts vom obern Terek. Die ſüdl. Vorberge ſind niedere, breitere und minder ſteile Vorſtufen, welche das Land Georgien (ſ. d.) einnehmen und ſanft in fruchtbare Thäler abfallen, im W. der Kuraquelle durch die Parallelketten der Meſchiſiſchen Berge (Hauptgipfel Mozecha, 2660 m) mit dem Nordabfalle Armeniens in Verbindung ſtehen, im O. dagegen durch das tief eingeſchnittene, von breiten Steppenflächen umgebene Thal der Kura von demſelben geſchieden werden. Der K. iſt zwar ohne eigentliche Vulkane, aber reich an vulkaniſchen Erſcheinungen aller Art. Schlammvulkane finden ſich an ſeinen äußerſten Enden, an der Kubanmündung auf der Halbinſel Taman, an der Kuramündung und auf der Halbinſel Apſcheron (ſ. d.). Unter den ſehr zahlreichen kalten und heißen Mineralquellen des K., meiſt Schwefel- und Eiſenwäſſern, ſind die ſog. Kaukaſiſchen Bäder oder die von Pjätigorsk in der Nähe des Beſchtau die bekannteſten. Der mineraliſche Reichtum des K. beſteht hauptſächlich aus Metallen, wie Kupfer, Eiſen, Gold (in geringer Menge), Silber und Steinſalz. Die nördl. Ausläufer des Elborus und Kasbek im weſtl. Teil des Terekiſchen K. ſind reich an ſilberhaltigem Blei; auch hat man reiche Lager von Brandſchiefer und Lignit aufgefunden. Die untere Grenze des ewigen Schnees liegt im weſtlichen K. 3347, im öſtlichen 3670 m hoch; die Maſſe desſelben iſt ſowie die Ausdehnung der Gletſcher verhältnismäßig nur gering. Deshalb iſt der K. auch arm an Bewäſſerung durch bedeutendere Flüſſe. Die namhafteſten Bergwaſſer vereinigen ſich faſt ſämtlich in den fünf Hauptflüſſen Kuban und Rion (Phasis der Alten) im Gebiete des Schwarzen, Kura, der Sulak und der Terek im Gebiete des Kaſpiſchen Meeres. Hinſichtlich der klimatiſchen Verhältniſſe der Flora und Fauna bildet der K. eine ſcharfe Grenze zwiſchen dem Norden und Süden; ſeine Alpenhöhe hält die entgegengeſetzten Luftſtrömungen ab und hindert dadurch die Ausgleichung der Gegenſätze. Die Alpen ſelbſt mit ihrer rauhen Luft haben faſt nordiſche, die nördl. Vorberge eine der mitteleuropäiſchen ähnliche, beide aber wegen geringer Befruchtung eine keineswegs üppige Vegetation. Reicher und üppiger iſt dieſelbe auf den ſüdl. Abfällen und den Vorbergen, wo die mitteleurop. Obſtarten und der der Nordſeite ganz fehlende Wein wild, Reis, Maulbeeren, Kaſtanien, Feigen, Mandeln, Baumwolle, Krapp, Safran und andere ſüdeurop. Produkte faſt ohne Pflege gedeihen. Waldungen fehlen auf weiten Strecken des Hauptgebirges gänzlich, während in andern Bereichen, namentlich längs dem Schwarzen Meere und auf den Sekundärgebirgen, die herrlichſten Urwaldungen von Eichen, Buchen, Eſchen, Ahorn und Nußbäumen ſich ausbreiten. Wie durch großartige und reiche Naturverhältniſſe, ſo iſt der K. auch eins der merkwürdigſten Gebirge der Erde teils in ethnogr. Beziehung (ſ. Kaukaſiſche Bergvölker), teils auch in hiſtor. Beziehung ſeit der Zeit der Sagen und Mythen (z. B. vom Goldenen Vlies, vom Prometheus u. ſ. w.) herab bis auf die neueſte Zeit, wo es nach langen und harten Kämpfen den Ruſſen endlich gelungen iſt, ſich das ganze Gebirge mit ſeinen tapfern und freiheitliebenden Bewohnern zu unterwerfen.

Geſchichtliches bezüglich der Kaukaſiſchen Kriege. Vom Nordfuße des K. durch Steppen getrennt, an den Küſten des Schwarzen Meeres durch die Türken beeinträchtigt, aber Herr des Kaſpiſchen Meeres, war Rußland darauf angewieſen, die ſeit Peter d. Gr. geplante Unterwerfung des K. von Oſten und Süden her ins Werk zu ſetzen. Unter der Kaiſerin Katharina II. fielen infolge des perſ. Feldzugs 1796 die tatariſchen Chanate Derbent, Bedir, Kuba und Ghanſchi an Rußland. Im J. 1789 war der unter perſ. Oberhoheit ſtehende chriſtl. Fürſt Heraklius von Georgien ruſſ. Vaſall geworden, und ſein Nachfolger Georg XIII. hinterließ dies Gebiet 1801 an Rußland. Die Ruſſen erwarben 1804 Imeretien, ſowie 1810 Mingrelien und Gurien, auch unterwarf ſich in Dagheſtan der Chan von Avarien; 1813 fielen durch den mit Perſien zu Guliſtan geſchloſſenen Frieden die Chanate Scheki, Schirwan, Taliſch und Karabagh, 1828 infolge eines abermaligen Kriegs gegen Perſien auch Eriwan und Nachitſchewan an Rußland. Die Türkei hatte bereits 1812 ihre Anſprüche auf das ſüdl. Abchaſien abgetreten und verzichtete im Frieden von Adrianopel 1829 auf einen Teil des Paſchaliks Achalzich und den tſcherkeſſiſchen Küſtenſtrich am Schwarzen Meere. Dann fiel auch das Schamkalat Tarku in ruſſ. Gewalt, wodurch die freien Bergvölker von Lesghien, Dagheſtan, der Tſchetſchna, der Großen und Kleinen Kabarda, Abchaſien und Oſſetien von jeder äußern Unterſtützung abgeſchloſſen wurden; denn nördlich des K. hatte ſich die ruſſ. Herrſchaft zu Beginn des 19. Jahrh. bereits bis zum Kuban und Terek und dem Fuße des Gebirges ausgedehnt und dort durch Anſiedelung von Koſaken und Militärpoſten befeſtigt. Nach 1792 errichteten die Ruſſen die Kaukaſiſche Linie, eine Reihe befeſtigter Poſten von der Labamündung, dem Kuban aufwärts folgend, dann längs der Malka bis zum Terek und dieſen abwärts bis Kisljar. Sodann wurde die Tſchernomoriſche Linie errichtet, welche vom Schwarzen Meere längs des Kuban bis zur Labamündung und an der Laba aufwärts reicht, ſpäter noch die Lesghiſche Linie am Alaſan. Dieſe Gebiete waren der Schauplatz ſteter Kämpfe zwiſchen den Koſaken und Bergvölkern.

In den J. 1804 bis 1813, während des Kriegs der Ruſſen gegen die Türken und Perſer, erhoben ſich die Tſchetſchenzen, Oſſeten, Lesghier und Kabardiner, und im Sept. 1804 mußte Graf Gudowitſch die Belagerung von Eriwan aufheben, da die Lesghier ſeine rückwärtige Verbindung unterbrochen

hatten. Im Aug. 1809 schloß Fürst Orbeliani Poti ein und nahm es 27. Nov. Unter General Jermolow begann 1816 der systematische Angriffskrieg gegen die unabhängigen Bergvölker des K. Jermolow erbaute 1818 an der Sunscha die Festung Grosnaja, an der Grenze von Daghestan die Festung Wnesapnaja und schlug 1818 und 1819 wiederholt die Lesghier und Tschetschenzen, sowie den von Persien zum Widerstande ermutigten Chan von Avarien. Das Chanat Kuba wurde völlig unterworfen, nachdem Ali Beg durch die tatar. Mitizen des Fürsten Madaschow geschlagen worden, und im Dezember wurde Aluscha erobert. Im März 1820 fanden Kämpfe in der Tschetschna statt, worauf sich Imeretien, Mingrelien und Gurien auf Veranlassung des Paschas von Achalzich erhoben. Dieser Aufstand wurde zum Teil mit Hilfe der Landesfürsten unterdrückt, und im Juni rückte Fürst Madaschow von Schirwan her in Daghestan ein, schlug den Sjurchai Chan und eroberte Kosrel, worauf ein neuer Fürst unter russ. Botmäßigkeit in Daghestan eingesetzt wurde. Im J. 1821 wurden die Katschkalyken am Arai geschlagen, bei Tarku eine Festung erbaut, Aimeti im Gebiete der Lesghier zerstört und die Tscherkessen, welche die tschernomorische Linie angegriffen hatten, empfindlich gezüchtigt. Im J. 1822 verbanden sich die Bewohner der Kabarda mit den Tscherkessen, Tschetschenzen und Lesghiern, doch rückten in die Gebiete dieser Stämme russ. Kolonnen ein und zwangen die Aufständischen schnell zur Unterwerfung. Jermolow schob die Mitte der Kaukasischen Linie von Wladikawkas längs dem Fuße der Schwarzen Berge bis an den obern Kuban vor, schloß die Kabarda durch russ. Posten ein und siedelte zwischen der Malka und dem Kuban Kosaken an. Am Uruch, Naltschil und Baksan wurden Forts erbaut, ein Aufstand der Tschetschenzen niedergeschlagen, sowie das Chanat Karabagh, dessen Chan nach Persien floh, in Besitz genommen. Im J. 1823 wurden die Tscherkessen am Kuban und die Nogaizen durch Razzias gezüchtigt und 1824 rückte Fürst Gortschakow von Mingrelien her nach Suchum-Kale und schlug einen dort ausgebrochenen Aufstand nieder.

Aber im Osten des K. entstand um diese Zeit den Russen ein neuer, gefährlicher Feind in der von Mulla Mohamed gepredigten Lehre des Muridismus, durch die der Fanatismus der Muselmanen ungemein gesteigert wurde. Jermolow unternahm von Grosnaja her mehrmals mit stärkern Kolonnen Züge nach der Tschetschna und zerstörte im Juni 1826 Gichi, den Sitz des Propheten, vermochte jedoch, als sich auch die Kabarda erhob, mit den ihm zur Verfügung stehenden 50000 Mann nur die russ. Linien zu verteidigen. Als Rußland mit Persien in Krieg geriet, verbreitete sich der Muridismus über alle Völker des K., und Paskjewitsch wurde an Jermolows Stelle mit dem Oberbefehl betraut. Im J. 1828 schlossen im Dorfe Jaraglar einige Schüler des Propheten einen Bund zur Vertreibung der Russen; 1829 trat die Türkei im Frieden zu Adrianopel ihre Hoheitsrechte über die Gebiete der Adighe, Tscherkessen und Abchasen an Rußland ab, worauf russ. Truppen die Küstenplätze Anapa, Sodschak besetzten und noch 15 befestigte Posten längs der Küste und der Grenze von Imeretien anlegten; gleichzeitig wurde die Labalinie verstärkt und aus dem Osten ein Teil der Truppen nach dem westlichen K. gezogen. Da fiel der Prophet Kasi Mulla mit Lesghiern und Tschetschenzen 1830 und 1831 verheerend in die russ. Ansiedelungen ein, plünderte Kisljar, belagerte Wnesapnaja, Burnaja und Derbent und bedrohte sogar Wladikawkas und Grosnaja. Erst 1832 vermochte man die Bergvölker zurückzutreiben und Schloß Gimri zu belagern, wobei der Prophet den Tod fand.

Aber der Muridismus gewann sogleich in Hamsat Beg einen neuen, sehr befähigten Führer, welcher die Organisation der Streitkräfte wesentlich verbesserte und die Lehre weiter verbreitete, indessen 1835 ermordet wurde. Sein Nachfolger Schamyl (s. d.) setzte den Religionskrieg weiter fort und vertrieb die christl. Chane aus Avarien; doch besetzten die Russen dies Gebiet und verstärkten 1837—39 unter beständigen Kämpfen ihre Streitmacht in Daghestan, während Schamyl gleichzeitig am Koisu starke Befestigungen anlegte und häufig aus dem Gebirge in die Niederlassungen einfiel. Im J. 1840 gingen die Russen mit drei starken Kolonnen gegen die Bergvölker vor. General Grabbe rückte von Wnesapnaja aus in die Tschetschna, nahm die Festung Atsai, schlug die Tschetschenzen bei Sajasan und rückte zu Anfang Juni gegen Schamyl, welcher 5000 Streiter versammelt hatte, vor. Schamyl wurde 5. Juni bei dem Aul Burtunai geschlagen, und nach dreitägigen Kämpfen erstürmten die Russen Arghuan, worauf Schamyl nach der Felsenburg Achulgo am Koisu floh. Grabbe schloß 24. Juni Achulgo auf beiden Ufern ein. Am 29. Aug. erstürmten die Russen einige Außenwerke, 14. Sept. wurde der Grabenübergang durch Minensprengungen vorbereitet, worauf Schamyl in der Nacht entkam; 15. Sept. stürmten die Russen abermals und nahmen nach siebentägigem Häuserkampfe den Platz völlig ein. Nun gelobten die umwohnenden Bergvölker Unterwerfung und stellten Geiseln, worauf Grabbe seine Truppen nach Temir-Chan-Schura und Wnesapnaja zurückführte. Aber schon nach kurzer Zeit erhob sich auf Schamyls Aufruf abermals der ganze östliche K., und mehrere Jahre hindurch vermochten die Russen keine dauernden Erfolge im K. zu erreichen. Im J. 1843 eroberte Schamyl Avarien und das Land am Koisu nebst neun russ. Forts, sodaß den Russen in Daghestan nur Nisowoje und Temir-Chan-Schura verblieben.

Das kaukas. Korps erhielt 1844 durch Zuweisung des ganzen 5. Armeekorps einen Zuwachs von 40000 Mann. Dennoch verlor Fürst Woronzow 1844 mehrere feste Plätze an die Muriden und vermochte den Sitz Schamyls, die Feste Dargo, nicht zu gewinnen, aber er verdrängte nach Herstellung einer Waldstraße den Feind aus der Kleinen Tschetschna. Der Orientkrieg 1853—56 steigerte die Schwierigkeiten der Russen, deren Truppen im K. zwar auf 270000 Mann verstärkt, aber durch die Bergvölker in solchem Umfange in Anspruch genommen wurden, daß gegen die Türken auf dem armen. Kriegstheater nur wenig ausgerichtet werden konnte. Die Forts am Schwarzen Meere mußten geräumt werden und fielen in die Gewalt der Tscherkessen, denen die Türkei Waffen und Geld zusendete. Nach Beendigung des Krieges übernahm Fürst Barjatinski den Oberbefehl im K., und diesem gelang es, den Muridismus zu unterdrücken. Im Aug. 1856 wurden fünf Militärkommandos errichtet, und die Hauptmacht der Russen wurde im östlichen K. versammelt. Von Süden und Osten her drangen russ. Kolonnen in die

hohen Grenzgebirge und die Tschetschna unter General Jewdokimow und Fürst Orbeliani ein, schlugen die Bergvölker in vielen Gefechten, unterwarfen 1857 die Große Tschetschaa und Kachetien, nahmen 1858 den Argunpaß und erbauten dort, am Haupteingange des Gebirgslandes, die Festung Argunskoje. Im Juni drangen drei russ. Kolonnen weiter vor, während Schamyl gegen Wladikawkas marschierte und den Centralkaukasus zum Aufstande zu bringen versuchte. Aber Schamyl wurde vom General Mischtschenko zurückgetrieben, und General Jewdokimow eroberte inzwischen Warandi und Schatoi, worauf die Tschetschenzen bis auf einen Stamm von Schamyl abfielen.

Anfang 1859 vereinigten sich drei russ. Kolonnen unter Jewdokimow am Baßflusse, erstürmten die feste Stellung bei Tausen, und bezogen unweit des Schlosses Weden, Schamyls Zufluchtsort, ein Lager; Fürst Barjatinski befand sich beim Heere. Zunächst wurden Straßen gebaut und am 29. März begann die förmliche Belagerung; die Besatzung bestand aus 7000 Mann. Am 15. April wurde ein Außenwerk genommen, worauf die Besatzung ins Gebirge floh. Schamyl war nun auf Daghestan beschränkt, gegen welches nunmehr 40000 Russen unter Jewdokimow, Wrangel und Fürst Melikow gleichzeitig unter der Oberleitung des Fürsten Barjatinski vordrangen. Schamyl stand in fast unangreifbarer Stellung am Koisu, wurde aber 15. Aug. bei Aschkent geschlagen und verlor die Festung Zatanieh, worauf Avarien von ihm abfiel. Mit wenigen treu gebliebenen Anhängern floh Schamyl nach Karata und weiter ins Andalalgebiet nach dem Berge Ghunib, wo er von den Russen eingeschlossen wurde. Am 4. Sept. begann der Angriff, 6. Okt. ergab sich Schamyl mit den letzten 100 Muriden in dem auf der Spitze des Bergs gelegenen, von 14 russ. Batnillonen umschlossenen Aul. Im westlichen K. dauerten die Kämpfe gegen die Adighe und Tscherkessen noch bis in die neueste Zeit fort; doch sind viele Tscherkessen nach der Türkei ausgewandert, und die Kraft der Bergvölker ist auch dort völlig gebrochen.

Aus der reichen Litteratur über die kaukas. Länder sind, außer den Reisen von Dubois de Montpéreux, Koch, Wagner, Eichwald, Parrot, Radde u. s. w., besonders hervorzuheben: Abich, «Über die geolog. Natur des armen. Hochlandes» (Dorpat 1843); Harthausen, «Transkaukasia» (2 Bde., Lpz. 1856); Danilewski, «Der K., physisch-geographisch, statistisch, ethnographisch und strategisch» (Lpz. 1847); Petzholdt, «Der K., eine naturhistorische, sowie land- und volkswirtschaftliche Studie» (2 Bde., Lpz. 1866—67); Abich, «Geolog. Forschungen in den kaukas. Ländern» (Bd. 1—2, Wien 1878—82); Schneider, «Naturwissenschaftliche Beiträge zur Kenntnis der Kaukasusländer» (Dresd. 1878); Dorneth, «Aus dem K. und der Krim» (Wien 1881); Koch, «Der K.» (Berl. 1882).

Kaukasus (Indischer), bei den Alten Name des Hindukuh (s. d.).

Kaukerfe, s. unter Insekten.

Kaulbach (Wilh. von), berühmter Maler, geb. 15. Okt. 1805 zu Arolsen im Fürstentum Waldeck, verlebte seine Kindheit unter ungünstigen häuslichen Verhältnissen, zum Teil bei Verwandten in Westfalen, bei denen wenig für seine Erziehung geschah. Mit dem 17. Jahre wurde ihm die Möglichkeit verschafft, die Akademie zu Düsseldorf zu besuchen, wo er unter der Leitung von Cornelius seine Studien begann. Er eignete sich dessen Prinzipien und Darstellungsweise an, während sich doch zugleich in ihm eine völlig verschiedene Richtung vorbereitete, die durch einen Zufall die eigentümlichste Nahrung erhielt. K. hatte in der Kapelle des Irrenhauses zu Düsseldorf einige Engelfiguren gemalt. Bei dieser Gelegenheit führte ihn der Irrenarzt in der ganzen Anstalt umher, und hier prägten sich seiner Phantasie die Bilder ein, welche er später in einem seiner berühmtesten Werke, dem Narrenhause, zu einem Ganzen zusammengefaßt hat. Durch Cornelius nach München befördert, malte er im strengen idealen Stil des Meisters sechs symbolische Figuren, darunter die Bavaria und die bayr. Ströme in den Arkaden des Hofgartens, sowie das Deckengemälde: Apollo unter den Musen, im Odeon, während gleichzeitig (1828 und 1829) die ganz abweichend realistisch gehaltene Komposition des Narrenhauses entstand (Zeichnung gestochen von Merz), zu welcher Guido Görres einen Text schrieb und welche, dank ihrer reichen Charakteristik, den Ruf K.s feststellte. Die bald darauf gemalten 16 Wandbilder zur Fabel von Amor und Psyche im Palast des Herzogs Max in München sind im einfachsten, streng antiken Stil gehalten. An der Ausschmückung des Königsbaues mitbeschäftigt, lieferte er die Scenen aus Klopstock und 16 Darstellungen zu Goethes Gedichten, während die Bilder zu Wielands Gedichten wenigstens nach seinen Zeichnungen ausgeführt sind.

Inzwischen entwarf er auf Klenzes Impuls seine Hunnenschlacht, die er ohne Bestellung sofort in großem Maßstabe anlegte, bis ihn Graf Raczynski 1837 aufsuchte und die Ölausführung bestellte. Nach Jahresfrist war das Bild braun in braun untertuscht, aber der Besteller wünschte es zu behalten wie es war; infolge dessen ist das Werk in dieser Gestalt erhalten. Es verkörpert die Sage von dem Kampf zwischen den Geistern der gefallenen Hunnen und Römer vor den Thoren Roms. Von der leichenbedeckten Walstatt erheben sich die Schemen in gewaltig bewegten Gruppen in den Äther und setzen dort die Schlacht fort. Der Gegenstand war neu, von ungewöhnlicher, zauberhafter und dämonischer Natur, die Darstellung voll Charakter, Lebendigkeit und Schönheit, die Gestaltung des Einzelnen so interessant, daß man es wohl begreift, wenn dieses Bild seinerzeit als der Gipfel der neuen Kunst gepriesen wurde. Das Studium Hogarths förderte eine Reihe von Zeichnungen zu Schillers «Verbrecher aus verlorener Ehre» und zu Goethes «Faust» zu Tage. Auch das Tiermärchen «Reineke Fuchs» beschäftigte ihn und gab ihm Gelegenheit, seinen sprudelnden Witz künstlerisch zu verwerten. Im Winter von 1837 auf 1838 schuf er seine zweite große heroische Komposition, die Zerstörung Jerusalems. In den Trümmern des Tempels, von Leichen umgeben, gibt sich der Hohepriester am Altar den Tod, während Titus mit seinen Legionen einrückt. Im Vordergrunde flieht der Ewige Jude, von Dämonen verfolgt, und die Christen, von Engeln geleitet, verlassen die Stätte; oben in der Glorie zeigen sich Propheten und Strafengel. König Ludwig von Bayern veranlaßte ihn, diese kolossale Konzeption in einer Größe von 6 m in Öl auszuführen, und wies ihr einen Ehrenplatz in der Neuen Pinakothek an. Das Bild war 1846 vollendet; es wurde 1844—52 auf Grund einer Zeichnung von

Friedrich K. durch den Kupferstecher Merz in ungewöhnlicher Größe in Kupfer gestochen.

K. erhielt 1845 den Auftrag, das Treppenhaus des Neuen Museums in Berlin mit sechs großen Wandgemälden welthistor. Inhalts zu schmücken. Er entwarf zu diesem Zwecke alsbald ein Bild vom Turmbau zu Babel, auf dessen Stufen der König Nimrod thront, und an dessen Fuße die große Völkerscheidung vor sich geht. Im Sommer 1847 begann er diese Komposition in Berlin in Farben zu kleiden, wozu er sich der von Fuchs und Schlotthauer erfundenen stereochromischen Manier der Wandmalerei bediente. Das zweite Bild schildert die griech. Welt und zeigt den aus Jonien kommenden Homer, wie er den Griechen die neuen Götter bringt, und Repräsentanten des hellenischen Volkslebens an der Küste, an welche ihn eben die Sibylle von Cumä geführt hat, seinen Gesängen lauschen. Das dritte Bild ist eine Wiederholung der obenerwähnten Zerstörung von Jerusalem. Als vierte Darstellung ist die in der Galerie Raczynski befindliche Hunnenschlacht eingereiht, während die fünfte Wandfläche die Zeit der Kreuzzüge charakterisiert (Ankunft Gottfrieds von Bouillon vor Jerusalem). Das Schlußbild ist dem Zeitalter der Reformation gewidmet. Es zeigt alle hervorragenden Geister, welche an der Erneuerung des geistlichen, sittlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens im 14. bis 17. Jahrh. Anteil haben, in den Räumen einer got. Kirche versammelt, in deren Chor die Abendmahlsfeier vor sich geht. Diese großen Gemälde werden durch breite, pilasterartige Flächen voneinander getrennt, welche in ihrer obern Hälfte die allegorischen Figuren Ägypten, Griechenland, Italien und Deutschland, in ihrer untern aber vier Gesetzgeber (Moses, Solon, Karl d. Gr. und Friedrich d. Gr.) darstellen. Zu beiden Seiten dieser Figuren ziehen sich grau in grau gemalte Rahmenstreifen herab, welche je einem Volke gewidmet sind und in teils symbolischen, teils realen Darstellungen auf symmetrisch wiederkehrenden Feldern dessen Gott- und Weltanschauung, sowie die Uranfänge seiner politischen und Kulturgeschichte enthalten. So haben auf der einen Seite Indien, Persien, Ägypten, Griechenland, Judäa und Rom, auf der andern das alte Germanentum, Italien, England, Frankreich und Deutschland ihre Denktafeln. Reliefartig behandelt ist sodann auch der lange abschließende Fries oberhalb der Wandflächen, welcher in laufendem Arabeskenzuge Kindergestalten zeigt, in deren Spiel sich die ganze Weltgeschichte heiter-parodistisch abspiegelt, ein geistreicher Gedanke, der die Fülle von Laune und Erfindungskraft K.s glänzend zur Geltung bringt. Zum Abschluß des Ganzen gehören außerdem vier große Supraportenfelder, welche die Figuren der Sage, der Geschichte, der Dichtkunst und Wissenschaft enthalten. Endlich erblickt man an den Fensterwänden die schwebenden Kolossalgestalten der Baukunst, Bildnerei, Malerei und Kupferstecherei, gleich jenen farbig ausgeführt. Eine Übertragung der ganzen kolossalen Arbeit in Kupferstich durch die Hand ausgezeichneter Stecher wurde 1853 begonnen; auch photographische Nachbildungen sind davon vorhanden.

Für München hatte K. während dieser Zeit ebenfalls eine bedeutende monumentale Arbeit übernommen: einen Cyklus von Freskogemälden an der Außenwand der Neuen Pinakothek, darstellend die Entwickelung der neuern Kunstgeschichte seit dem Wiederaufblühen der Kunst zu Anfang des 19. Jahrh. K. hat hier nicht unterlassen können, diesen Darstellungen, in denen er selbst mitspielt, den ihm fast zur andern Natur gewordenen Sarkasmus spielen zu lassen. Diese Richtung hat seine Schöpfungen auch in der Regel um eine gesunde, frische Wirkung gebracht. Für das Maximilianeum malte K. in kolossaler Ausdehnung in Öl die Seeschlacht bei Salamis. Neben einer außerordentlich großen Zahl von Porträts in ganzer und halber Figur in Öl und in Kreide lieferte er ferner eine Fülle von illustrierenden Zeichnungen in Kreide und Kohle, sodann die Evangelisten zur Deckerschen Folioausgabe des Neuen Testaments, eine Reihe von Blättern zu den Werken Shakspeares für den Stich und zu den Werken Schillers und Goethes für die Photographie, Werke, welche eine in Deutschland beispiellose Verbreitung gefunden haben und denen sich später noch andere Kompositionen scenischer Art, z. B. zu Wagnerschen Opernmotiven, anschlossen. Wie K. ganz in den modernen Geistesbestrebungen lebte, so bekannte er sich auch oft als Mitkämpfer, und dies führte ihn zur Tendenzmalerei. Dahin gehört besonders sein Peter Arbues, ein großer, grau in grau gemalter Karton, welcher die Schrecken der Ketzerrichterei zum Gegenstande hat, sodann sein Totentanz und sein heiliger deutscher Michael; es sind Erzeugnisse der momentanen leidenschaftlichen Erregung und deshalb auch nur von zeitgeschichtlichem Wert. Von Haus aus mit starkem Sinn für das Charakteristische und zugleich für das gefällig Schöne ausgestattet, schwankt K.s Stil zwischen beiden Elementen. Er verliert sich dabei in das Extrem des einen, die Korikotur, und zugleich in das entgegengesetzte, die leere Grazie; selten nur hat er eine Einheit beider Richtungen erzielt. In seinen großen histor. Kompositionen verfällt er zu sehr ins Symbolisieren; andererseits beobachtet man bei ihm eine allmähliche Erschlaffung des Formgefühls, welche den spätern Werken im Vergleich zu den bedeutend charakteristischen der frühern Zeit etwas Konventionelles gibt. K., seit 1837 königl. bayr. Hofmaler, seit 1849 Direktor der münchener Akademie, war Mitglied aller bedeutenden Kunstanstalten, wurde geadelt und mit Anerkennung und Ehren überhäuft. Er starb in München 7. April 1874 an der Cholera. Vgl. A. Wottmann, «Wilhelm von K.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1874, I).

Kaulbach (Herm.), Sohn des vorigen, Genremaler, geb. in München 26. Juli 1846, war daselbst Schüler Karl von Pilotys. Einige kleinere Werke, wie die Kinderbeichte, Ludwig XI., lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn, noch mehr die schöne Komposition: Der sterbende Mozart. Unter seinen spätern Arbeiten hatten den bedeutendsten Erfolg: Laß ab von der Liebe, Lucrezia Borgia vor Papst Alexander VI. tanzend (1882), der Morgen und Von Gott. Inzwischen entstanden die Kompositionen zu beliebten Opern und die Gustav Freytag-Galerie, die Narrenfreuden und Leiden der Vorzeit. Andere Gemälde aus den siebziger Jahren sind: Heimweh, die Turmfalken und stille Andacht. K.s wesentlicher Aufenthaltsort ist München.

Kaulbach (Friedr.), Vetter von Wilhelm von K., geb. 8. Juli 1822 in Arolsen, sollte ursprünglich Bildhauer werden, wandte sich aber der Malerei zu und studierte bei seinem Vetter in München.

Eine seiner ersten Kompositionen, Adam und Eva bei dem erschlagenen Abel, erntete viel Anerkennung, doch neigte K. entschieden dem Porträtfache zu. Er malte in Oldenburg, Schwerin und Hannover am Hofe und ließ sich in letzterer Stadt, zum Hofmaler ernannt, dauernd nieder. Zahlreiche ehrenvolle Porträtaufträge folgten und haben ihm einen hervorragenden Namen gesichert. K. ist Professor und Mitglied verschiedener Akademien.

Fritz August K., Sohn des vorigen, geb. in Hannover 2. Juni 1850, lebt in München und hat sich durch die glänzenden koloristischen Eigenschaften seiner dem Porträtfache und dem intimen Genre im altdeutschen Kostüm angehörigen Bilder einen geachteten Namen gemacht. Eins seiner gelungensten Bilder, die Lautenspielerin, erschien auf der ersten Internationalen Ausstellung zu Wien 1882, woselbst auch seine geistreichen Pastellporträts großen Beifall fanden.

Kaulbars (Baron Alexander von), russ. Reisender, geb. 1844 in Petersburg, wurde als Stabsoffizier 1872 nach Kaschgar abgesandt, um mit Jakub Beg in Unterhandlungen zu treten, und beteiligte sich 1873 bei der Amu-Darja-Expedition, welche den Zweck hatte, die Schiffbarkeit des alten Flußlaufs wiederherzustellen. Nach dem Russisch-Türkischen Kriege 1877/78 war er Mitglied in der Kommission für die neue Demarkationslinie Serbiens und war vom Juli 1882 bis September 1883 Kriegsminister in Bulgarien. Hierauf wurde er Generalmajor und Kommandierender einer Kavalleriebrigade in Twer. Seine Reiseberichte erschienen in den Memoiren der Russischen Geographischen Gesellschaft.

Kaulbarsch (Acerina cernua), ein höchstens 25 cm lang werdender Fisch aus der Familie der Barsche mit einfacher, langer Rückenflosse, Stacheln am Vorderdeckel der Kiemen und breitem Kopfe, der viele Vertiefungen zwischen leistenartigen Erhöhungen zeigt. Er ist besonders im Donaugebiet häufig und wird gern gegessen.

Kaulbrand, s. Weizenälchen.

Kaulen (Franz Philipp), kath. Theolog, geb. 20. März 1827 zu Düsseldorf, besuchte das Gymnasium daselbst, studierte 1846—49 in Bonn und war seit 1850 Rektor in verschiedenen Gemeinden, bis er 1858 Repetent am theol. Konvikt zu Bonn wurde. Er habilitierte sich 1863 daselbst als Privatdocent und wurde 1876 Universitätsprediger, 1880 außerordentlicher und 1882 ord. Professor der Exegese und Pastoraltheologie. K. schrieb: «Institutiones linguae mandshuricae» (Regensb. 1856), «Die Sprachverwirrung zu Babel» (Mainz 1861), «Geschichte der Vulgata» (Mainz 1869), «Handbuch zur Vulgata» (Mainz 1870), «Einleitung in die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments» (Freiburg i. Br. 1876 fg.), «Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen» (2. Aufl., Freiburg i. Br. 1882). Auch wurde K. nach der Berufung Hergenröthers ins Kardinalskollegium nach Rom mit der von diesem begonnenen Neubearbeitung von Wetzer und Weltes Kirchenlexikon (Freiburg i. Br. 1880 fg.) betraut.

Kaulf., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Kaulfuß (Georg Friedr.), Professor der Naturgeschichte in Halle, gest. 1830, verdient um die Farnkunde.

Kaultopf (Cottus gobio) heißt ein bis 15 cm langer, sehr schleimiger (daher in manchen Gegenden auch Rotzgopper genannter), dunkelfarbiger Fisch, der einen breiten, mit einem Stachel am Kiemendeckel versehenen Kopf und einen nackten Leib hat. Er liebt klare fließende Gewässer der nördl. Alten Welt. Sein Fleisch ist schmackhaft.

Kaulquappen, die Larven der Amphibien (s. d.).

Kau-lung, Halbinsel gegenüber der Stadt Victoria auf Honglong (s. d.).

Kaumittel (Masticatoria), Heilmittel, welche ihrer örtlichen Einwirkung wegen gekaut werden müssen, z. B. als Schutzmittel gegen Miasmen, zur Beförderung der Speichelabsonderung u. s. w.

Kaunitz (Fürsten und Grafen), ein altes mährisches Geschlecht, dessen Stammreihe mit Otto (um 1140) beginnt. Mit den Söhnen des Freiherrn Ulrich V. (gest. 1617) teilte sich das Geschlecht in zwei Hauptlinien. Friedrich (geb. 1597) begründete die ältere, noch jetzt blühende böhm. Linie und erhielt 1640 den böhm. Grafenstand. Sein Enkel Johann Wilhelm wurde am 17. Dez. 1700 zum Reichsgrafen erhoben und war der Stammvater der heutigen gräflichen, in Böhmen und Mähren reich begüterten Familie, deren Haupt Graf Albrecht, geb. 28. Juni 1829, erbliches Mitglied des Herrenhauses des Reichsrats ist. Der Bruder des genannten Friedrich, Leo Wilhelm, stiftete die jüngere mährische Linie des Geschlechts, erhielt 1642 den böhm. Grafenstand, während sein Sohn Dominik Andreas 1682 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Dessen Enkel Wenzel Anton (s. d.) wurde 8. April 1764 in den Reichsfürstenstand nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben; doch erlosch sein Mannsstamm mit seinem Enkel, dem Fürsten Alois Wenzel (geb. 1774, gest. 1848), welcher nur Töchter hinterließ.

Kaunitz (Wenzel Ant., Fürst von), Graf von Rietberg, berühmter österr. Staatsmann, geb. zu Wien 2. Febr. 1711, wurde als der jüngste unter fünf Brüdern für den geistlichen Stand bestimmt und erhielt schon im 13. Jahre eine Domherrnstelle zu Münster. Bald jedoch trat er aus dem geistlichen Stande zurück und widmete sich dem Staatsdienst. Er studierte zu Wien, Leipzig und Leiden, durchreiste hierauf, seit 1732, England, Frankreich und Italien, und wurde 1735 von Kaiser Karl VI. zum Reichshofrat ernannt. Durch seine Vermählung mit der Gräfin von Ostfriesland und Rietberg erwarb er die Grafschaft Rietberg. Nach Karls VI. Tode (1740) zog er sich auf seine Güter in Mähren zurück; Maria Theresia aber rief ihn wieder in den österr. Staatsdienst. Er wurde 1741 nach Rom an den Papst Benedikt XIV. und von da nach Florenz gesendet, ging 1742 als Gesandter nach Turin, um das Verteidigungsbündnis Österreichs mit Sardinien und England gegen die bourbonischen Höfe enger zu schließen, und wurde 1744 österr. Minister am Hofe des Generalgouverneurs der österr. Niederlande, des Herzogs Karl von Lothringen. Da kurz darauf die Gemahlin desselben, die Erzherzogin Maria Anna, starb, so übernahm er in Abwesenheit des Herzogs die einstweilige Regierung, bis ihn 1745 Maria Theresia zum wirklichen bevollmächtigten Minister erhob. Doch konnte er diesen Posten nicht lange verwalten, weil die Franzosen Brüssel im Febr. 1746 einnahmen. K. kapitulierte, erhielt für die österr. Truppen freien Abzug, ging hierauf nach Antwerpen und, bevor noch dieses übergeben werden mußte, nach Aachen.

Seiner geschwächten Gesundheit wegen trat er eine Zeit lang aus dem Staatsdienst, erschien aber

bereits 1748 wieder bei dem Friedenskongreß zu Aachen, wo er den Grund zu seinem großen Rufe als Diplomat legte. Nach dem Aachener Frieden zum wirklichen Konferenz- und Staatsminister ernannt, bewirkte er als Gesandter am franz. Hofe (1750—52) die geheime Allianz zwischen Österreich und Frankreich und wurde infolge dessen 1753 zum Hof- und Staatskanzler und überdies 1756 zum niederländ. und ital. Kanzler erhoben, in welcher Eigenschaft er beinahe 40 Jahre die Angelegenheiten Österreichs nach innen und außen leitete. Besonders groß war seine Einwirkung unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, die ihm unbegrenztes Vertrauen schenkte und 1764 seine Erhebung in den Reichsfürstenstand veranlaßte. K. war der Träger der Aufklärungsideen der theresianisch-josephinischen Epoche, beeinflußte mächtig die Reformpolitik im Innern und beherrschte ganz unumschränkt das Gebiet der auswärtigen Politik. Seine Hauptziele waren die Niederhaltung der aufstrebenden preuß. Königsmacht, die Allianz mit Frankreich und Rußland. Er stiftete 1756 die große Koalition gegen Friedrich d. Gr., verschaffte Österreich Anteil an der Teilung Polens durch Erwerbung von Galizien, vergrößerte den Staat ferner um Bukowina und den Innkreis, und stiftete die Heirat der Marie Antoinette mit Ludwig XVI. K. starb 27. Juni 1794. Gerühmt war er als Gönner der Künste und Wissenschaften, seine Kunstsammlung war bedeutend.

Vgl. Arneth, «Maria Theresia und Joseph II. Ihre Korrespondenz samt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold» (3 Bde., Wien 1867); derselbe, «Geschichte Maria Theresias» (7 Bde., Wien 1863—76); A. Beer, «Joseph II., Leopold II. und K. Ihr Briefwechsel» (Wien 1873).

Kaup (Joh. Jak.), Naturforscher, geb. 10. April 1803 zu Darmstadt, gestorben daselbst als Inspektor des Naturalienkabinetts 4. Juli 1873. Er veröffentlichte: «Das Tierreich in seinen Hauptformen» (3 Bde., Darmst. 1835—37), «Klassifikation der Säugetiere und Vögel» (Darmst. 1844; Nachträge 1844), «Die gavialartigen Reptilien aus der Liasformation» (mit Bronn, 2 Tle., Stuttg. 1842—44), «Beiträge zur nähern Kenntnis der urweltlichen Säugetiere» (5 Hefte, Darmst. 1855—62).

Kaupert (Gustav), Bildhauer, geb. 4. April 1819 in Kassel, empfing zuerst als Graveur bei seinem Vater Unterricht, besuchte dann die Kunstschule in Kassel, hierauf die Akademie in München. Hier war Schwanthaler sein Meister, an dessen Werken (so am Mozart-Monument für Salzburg) er sich beteiligte. Eine Gruppe in Marmor, der Löwenbändiger, ermöglichte ihm die ital. Reise und hier, in Rom, abermals ein gewonnener Preis die Fortsetzung seiner Studien bei San Luca. Nun erhielt er bedeutende Aufträge, vornehmlich für Amerika. Für Washington schuf er Figuren des Staatspalastes, auch für das Denkmal Washingtons hatte er eine große Partie auszuführen. Gleichzeitig beschäftigten ihn Schöpfungen lyrischen, mytholog. oder allegor. Inhalts, wie eine Mormorgruppe der Mutterliebe, eine Susanna im Bad, ein Amor, eine Lorelei, eine Engelsgestalt als Grabdenkmal ꝛc. Nachdem K. 1867 Lehrer der Skulptur am Städelschen Institut in Frankfurt a. M. geworden war, schuf er noch eine Victoria für den Triumphbogen in Frankfurt, das aus einem schlafenden Löwen bestehende Hessendenkmal in der Karlsaue zu Kassel, Büsten von Börne und Gutzkow ꝛc.

Kauri, verdorben aus dem altind. Worte kaparda, der Name zweier kleiner Porzellanschnecken (Cypraea monita *L.* und annulus), die im Indischen Ocean häufig sind und seit unvordenklichen Zeiten bei den Völkern Vorder- und Hinterindiens, auch in den meisten Gegenden des tropischen Afrika als kleinste Scheidemünze gelten. Der Wert des Kaurigeldes schwankt einmal nach dem allgemeinen Wert des Geldes, dann aber auch nach der Entfernung seines Ausgabeortes von seinem Fundort; so gelten in Britisch-Vorderindien etwa 30 Stück jetzt einen Pfennig, in Timbuktu aber zwischen drei und vier Pfennige. Vor 80—100 Jahren galten in Indien zehn und im innern Afrika zwei einen Pfennig.

Kaurie-Kopal, s. unter Kopal.

Kauscher, s. Koscher.

Kausia, flacher, breitkrempiger Filzhut der alten Macedonier, den auch die macedon. Hopliten trugen. In den Staaten, die sich aus dem Reich Alexanders d. Gr. bildeten, war die in Purpur gefärbte K. mit dem Diadem das Zeichen des Königtums. Später wurde die K. auch bei den Römern beliebt.

Kausler (Franz von), württemb. Oberst und namhafter Militärschriftsteller, geb. zu Stuttgart 28. Febr. 1794, wurde 1811 Lieutenant in der württemb. Artillerie und nahm mit Auszeichnung an den Feldzügen in den J. 1812—15 teil. In Verbindung mit Oberstlieutenant Breithaupt gab er 1819—23 die «Zeitschrift für Kriegswissenschaft» heraus. K. wurde 1823 in den württemb. Generalquartiermeisterstab versetzt und als Lehrer an der Kriegsschule verwendet. Von seinen Schriften sind besonders zu nennen: «Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten» (Ulm 1825; reicht bis zum J. 1500), «Wörterbuch der Schlachten u. s. w. bis zum Ende des 15. Jahrh.» (Ulm 1825), «Napoleons Grundsätze über Kriegsgeschichte, Kriegskunst und Kriegswesen» (Lpz. 1827), «Atlas der Schlachten» (Freiburg 1831—37), «Leben des Prinzen Eugen von Savoyen» (2 Bde., Freiburg 1838), «Die Kriege von 1792 bis 1815 in Europa und Ägypten» (Karlsr. 1842; mit Wörl gemeinsam). K. trat als Oberst 1843 in den Ruhestand und starb zu Karlsruhe 10. Dez. 1848.

Kaustik (grch.) bezeichnet die Lehre von der sog. Brennlinie (s. d.). Entsteht eine solche Brennlinie durch Zurückwerfung der Lichtstrahlen von Spiegeln, so heißt sie Katakaustika, dagegen Diakaustika, wenn sie der Brechung des Lichts in durchsichtigen Mitteln ihre Entstehung verdankt. Die Namen der Katakaustika und Diakaustika wurden diesen Linien von Jak. Bernoulli beigelegt.

Kaustisch (grch.), ätzend; auch übertragen in Bezug auf Witz und Spott: beißend, stechend. Kaustisches Kali, soviel wie Ätzkali; Kaustische Lauge, soviel wie Ätzlauge; Kaustische Mittel, soviel wie Ätzmittel u. s. w.

Kaustische Linie, s. Brennlinie.

Kautērien (Cautēria) oder Ätzmittel zur künstlichen Zerstörung organischer Gewebe in der Medizin (s. Ätzen) unterscheidet man in die chemisch (Cauterium potentiale) und in die durch Glühhitze wirkenden (Cauterium actuale). Zu den durch Glühhitze wirkenden K. gehört das Glüheisen (Ferrum candens), die Moxa und die Galvanokaustik (s. d.). Von den zahlreichen chem. Ätzmitteln werden

aus der Gruppe der Säuren am häufigsten die konzentrierte Schwefelsäure, die rauchende Salpetersäure, die Chromsäure, Chloressigsäure und Carbolsäure, aus der Gruppe der Alkalien das Ätzkali und der Ätzkalk (häufig auch miteinander gemengt als sog. Wiener Ätzpaste), aus der Gruppe der metallischen Ätzmittel endlich der Höllenstein, Ätzsublimat, Chlorzink, die Antimonbutter und weißer Arsenik benutzt.

Kauterisation, die Ätzung. (S. u. Ätzen.)

Kaution ist ein Akt, wodurch die künftige Verletzung eines Rechts entweder verhütet oder für den Fall ihres Eintritts die Wiederherstellung gesichert werden soll. Letzteres geschieht dadurch, daß dem Verletzten neben den Rechtsmitteln gegen den Verpflichteten noch ein anderer Anspruch, sei es gegen eine andere Person (K. durch Bürgen) oder an eine Sache (K. durch Pfand, Hinterlegung einer Geldsumme) gegeben wird. K. pflegen bestellt zu werden von Verwaltern fremder Güter (Vormündern, Administratoren, Kassierern) und Nießbrauchern. Auch lassen sich manche Staaten seitens der Herausgeber von Zeitschriften politischen oder doch nicht streng wissenschaftlichen Inhalts K. bestellen, um sich daran wegen der Geldstrafen zu halten, welche diese etwa verwirken möchten; im Deutschen Reiche sind diese K. durch das Preßgesetz vom 7. Mai 1874 aufgehoben worden. In Civil- und Strafprozessen kommen mannigfache K. vor. Die Fälle ihrer Anwendung in Deutschland sind aber erheblich vermindert durch Art. 3 der Reichsverfassung, wonach der Angehörige eines jeden Bundesstaats in jedem andern Bundesstaate in Betreff der Rechtsverfolgung und des Rechtsschutzes dem Inländer gleich zu behandeln ist. Damit fallen diejenigen K. weg, welche eine in einem deutschen Bundesstaate prozessierende Partei früher schon dann zu stellen hatte, wenn sie nicht gerade diesem Bundesstaate, sondern einem andern angehörte.

Kautionsversicherung nennt man ein bei den Lebensversicherungsgesellschaften neuerdings üblich gewordenes Geschäft. Da nämlich jede Lebensversicherungspolice einen fortwährend wachsenden Beleihungswert repräsentiert und auch von den meisten Gesellschaften heutzutage, wenn die Prämienzahlung seitens des Versicherten sistiert wird, dieser Wert der Police nicht einfach verfallen ist, sondern zum größten Teil (die Hälfte, zwei Drittel, drei Viertel der Prämienreserve) dem Versicherten zurückgezahlt wird, so erklären sich zahlreiche Assekuradeure auch bereit, für ihre Versicherten eine etwa nötig werdende Beamtenkaution bis zur Höhe dieser rückzahlbaren Prämienreserve zu leisten, natürlich gegen angemessene Verzinsung seitens des Versicherten. Auch die Gothaer Lebensversicherungsgesellschaft hat jetzt eine solche K. eingeführt und gleich den andern Gesellschaften eingehende Versicherungsbedingungen dafür publiziert.

Kautionswechsel, s. Depotwechsel.

Kautschen, s. Gautschen.

Kautschuk oder Caoutchouc, auch Federharz genannt, s. Gummi, elastisches. — K., hornisiertes (Hartgummi oder Ebonit), s. unter Gummiwarenfabrikation, Bd. VIII, S. 622. — K., vulkanisiertes, s. u. Gummiwarenfabrikation, Bd. VIII, S. 621.

Kautschukbaum, s. Gummibaum und Siphonia.

Kautschukfirnis, Lösung von in Äther oder Schwefelkohlenstoff gequelltem Kautschuk in Leinöl, Terpentinöl, Benzol oder Kautschukol, welche zum Tränken von wasserdicht zu machenden Geweben oder überhaupt als wasserdichter Überzug verwandt wird.

Kautschukgewebe, s. Elastika.

Kautschukwaren, s. unter Gummiwarenfabrikation.

Kautz, s. unter Eule.

Kautz (Julius), ungar. Nationalökonom und Politiker, geb. 5. Nov. 1829 in Raab, studierte dort, in Pest und Leipzig und wurde 1859 Privatdocent, 1863 ord. Professor der Nationalökonomie an der pester Universität. Von 1865 bis 1881 gehörte er als Deputierter dem ungar. Reichstage an. Im J. 1882 wurde er zum Vizegouverneur der Österreichisch-Ungarischen Bank ernannt. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften ist K. seit 1860. Eine bedeutende Rolle spielte derselbe als Referent für die finanzielle Frage in den österr.-ungar. Ausgleichsverhandlungen von 1866 bis 1867. Er veröffentlichte in ungar. Sprache unmentlich «Handbuch der Staatswissenschaften» (2 Bde., Pest 1861), «Entwickelungsgeschichte der volkswirtschaftlichen Ideen in Ungarn» (Pest 1868; deutsch im Auszug von Schiller, Pest 1876), «Nationalökonomie und Finanzwissenschaft» (Pest 1870—72), «System der Nationalökonomie und der Finanzlehre» (3 Bde., 1875), «Das Metallgeld und die Valuta» (Budapest 1877).

Kautzsch (Emil Friedr.), prot. Theolog, geb. 4. Sept. 1841 zu Plauen i. V., studierte in Leipzig Theologie und orient. Sprachen, habilitierte sich 1869 an der dortigen Universität für Exegese des Alten Testaments, wurde 1871 außerord. Professor in Leipzig, ging jedoch 1872 als ord. Professor der Theologie nach Basel, 1880 nach Tübingen. Mit Professor Socin wies er in der Schrift «Die Echtheit der moabitischen Altertümer» (Straßb. 1876) die Fälschung der 1872 von der preuß. Regierung angekauften sog. moabitischen Thonwaren nach. Von seinen Schriften sind außer den Neubearbeitungen von Gesenius' «Hebräischer Grammatik» (23. Aufl., Lpz. 1881) und Hagenbachs «Encyklopädie und Methodologie der theol. Wissenschaften» (11. Aufl., Lpz. 1884) noch zu nennen: «Übungsbuch zu Gesenius' Hebräischer Grammatik» (2. Aufl., Lpz. 1884), «Johann Buxtorf der Ältere» (Basel 1879), «Grammatik des Biblisch-Aramäischen» (Lpz. 1884).

Käuzchen, s. unter Eule (Vogel).

Kavaja, Stadt in Türkisch-Albanien, im SO. von Durazzo, 7 km vom Adriatischen Meere, mit 3000 E., Sitz eines griech. Bischofs.

Kavalkade (ital.), prächtiger Aufzug zu Pferde; Reitertrupp, Reiterzug.

Kavallerie oder Reiterei heißt die Truppengattung zu Pferde, welche seit dem frühen Altertum einen wichtigen Bestandteil der Heere bildet. Durch die ihr beiwohnende Schnelligkeit, das Imponierende ihrer Erscheinung, den Ungestüm ihres Anpralls und die Gewalt ihrer blanken Waffen besitzt sie die höchste Kraft zum Angriff; sie ist am meisten geeignet, die Blößen des Feindes rasch zu benutzen, da, wo Infanterie und Artillerie den Feind erschüttert haben, einzubrechen, große Entscheidungen zu bewirken und den Sieg bis zur Vernichtung des Gegners zu verfolgen. Vermöge ihrer

Schnelligkeit eignet sie sich am besten zum Sicherheitsdienst, zum Einholen und Überbringen von Meldungen und Befehlen, zu weitgehenden Streifzügen, zur schnellen Besetzung bedrohter Punkte. Dagegen fehlt ihr das defensive Element fast gänzlich, weil sie zu Pferde kein wirksames Feuergefecht, ein solches nur ausnahmsweise abgesessen führen und im durchschnittenen, bedeckten unebenen Terrain nicht gut verwendet werden kann. Sie ist ferner abhängig von dem Zustande und der Dressur ihrer Pferde, kostspielig zu beschaffen und zu erhalten, schwierig auszubilden. Noch schwieriger ist ihre Führung: gute Reitergenerale sind darum sehr selten. Im Orient, der Heimat edler Pferderassen, ist schon in vorhistor. Zeit das Pferd zum Kriege verwendet worden, zuerst, wie es scheint, vor Streitwagen, dann als Kampfroß des Kriegers. Die Heere der asiat. Eroberer, die Perserheere gegen Griechenland hatten eine zahlreiche Reiterei, die Skythen, die Parther waren Reitervölker, alle von Hochasien später herabflutenden tatar. Stämme kämpften nur zu Roß. Durch die griech. Kolonien in Kleinasien kamen erst edle Pferde nach Griechenland. Die Griechen lernten durch die Perserkriege den Wert der Reiterei kennen. In Thessalien entwickelte sich bald eine vortreffliche Reiterei; in Athen wurde auf zehn Hopliten (Fußkämpfer) ein Reiter ausgehoben; König Agesilaos von Sparta vermehrte seine Reiterei, obgleich die eigentlichen Spartiaten nur als Hopliten dienten. Unter Alexander d. Gr. betrug sie ein Sechstel des Heeres; er errang an ihrer Spitze seine Siege. Die Reiterei der Römer war anfangs schlecht und verbesserte sich erst nach dem Vorbild der griech. schweren und der ausgezeichneten leichten Reiterei der Numidier. Einige deutsche Stämme besaßen frühzeitig Reiterei; zahlreicher war sie bei den Kelten in Gallien und Hispanien. Mit der Ausbildung des Lehnswesens wurde der Kriegsdienst zu Pferde der vorherrschende. Im Mittelalter bildete die aus den schwer gepanzerten Rittern und ihrem Gefolge bestehende Reiterei den Kern der Heere; sie allein kämpfte die Schlachten durch, wo das Terrain ihr hinderlich war, abgesessen. Dadurch wurde sie die Hauptwaffe statt des immer mehr herabsinkenden Fußvolks. Neben den Schwergeharnischten, die mit Speer, Schwert und Streitkolben auf gepanzerten Streithengsten kämpften, gab es leichtbewaffnete Armbrustschützen zu Pferde. Die Einführung der Feuerwaffen hatte anfangs wenig Einfluß auf den Gebrauch der Reiterei, da jene noch zu unvollkommen und wenig zahlreich waren. Die Reiterei schützte sich anfangs dagegen durch Verstärkung ihrer Panzerstücke, wodurch sie unbeweglicher wurde. Unterdessen verbesserten und verbreiteten sich die Feuerwaffen beim Fußvolke und bewirkten schon bei Pavia 1525 die Niederlage der franz. Reiterei. Bald nahm auch die Reiterei, besonders die leichte, mit Verkennung ihres Elements die Feuerwaffen an und legte die schwere Rüstung bis auf Helm, Harnisch und Blechhandschuh ab, zur Zeit der niederländ. Kriege auch die Lanze. In diesen, wie in den Hugenottenkriegen, machten sich die sog. deutschen Reiter oder Pistoliers berühmt. Sie waren nur mit Schwert und langen Pistolen bewaffnet, griffen aus tiefer Massenformation gliederweise an, schossen auf 4—5 Schritt vom Feinde und stürzten sich endlich, wenn dieser dem wiederholten Feuer nicht wich, im Gesamtangriff mit dem Schwert auf ihn. Es gab auch Arkebusiere zu Pferde, welche längere Feuerröhre führten und zum Gefecht häufig absaßen; sie wurden später Dragoner genannt. Die K. rekrutierte sich damals größtenteils aus dem ärmern Adel, behauptete auch noch immer den ersten Rang im Heere, aber sie mußte dem Fußvolk allmählich sein Recht als Hauptwaffe wieder einräumen. Im Dreißigjährigen Kriege stieg ihr Ansehen nochmals durch ausgezeichnete Führer, wie Pappenheim, Banér, Joh. von Werth; auch wurde sie durch Gustav Adolf beweglicher. Doch nachher, trotz des Aufschwungs der brandenburgischen K. unter Derfflinger, sank ihr Wert im allgemeinen, weil sie langsam ritt und die Feuerwaffe der blanken vorzog. Erst Karl XII. von Schweden hob sie wieder.

Zu Anfang des 18. Jahrh. galt das franz. «Haus des Königs» (die adeligen Garden), die österr. und bayr. K. als die beste. Die preußische war gänzlich vernachlässigt. Erst unter Friedrich II. wurde sie durch Zieten und andere, vor allen durch Seydlitz, zu einer ausgezeichneten Waffe, welche großen Ruhm errang. Die schwere Reiterei bestand aus Kürassieren, die leichte aus Husaren (in Österreich zuerst formiert); die Dragoner waren eine eigene Gattung zwischen beiden. Außerdem kamen noch, zur leichten K. gehörend, Chevaulégers und reitende Jäger vor, auch Lanzenreiter (Ulanen) wurden wieder errichtet. In den franz. Revolutionskriegen kam die K. in nähere Verbindung mit den andern Waffen durch die Formation gemischter Divisionen, denen je zwei Regimenter leichter K. zugeteilt wurden. Die ganze schwere sowie die nicht der Infanterie zugeteilte K. bildete die Reservekavallerie, welche, von Napoleon in eigene Divisionen, seit 1812 in große Kavalleriekorps formiert, durch ihr Auftreten oft die Entscheidung der Schlachten herbeiführte. Gegenwärtig unterscheidet man nach dem Pferdeschlage und der verschiedenen Bewaffnung **schwere, mittlere** und **leichte** K. (bei den Franzosen cavalerie de réserve, de ligne et légère). Erstere bilden die Kürassiere, die zweite Gattung die Ulanen (in Frankreich auch Dragoner), die dritte die Husaren, Dragoner (Chevaulégers) und, wo sie vorhanden, die reitenden Jäger (Chasseurs), bei den Russen noch die Kosaken und irregulären Reiter. Doch werden in Deutschland die Ulanen zur schweren, in Rußland und Österreich zur leichten K. gezählt, jene Mittelklasse gilt also nicht überall. In Rußland sind 1860 die Kürassiere bis auf die der Garde in Dragoner, in Österreich sind sie nach dem Feldzuge von 1866 gänzlich aufgelöst worden, sodaß daselbst nur Dragoner, Husaren und Ulanen bestehen; Preußen hat bei der Reorganisation seiner Armee und nach der Einverleibung von Hannover, Hessen u. s. w. nur seine Dragoner-, Husaren- und Ulanenregimenter vermehrt, die Zahl seiner Kürassierregimenter aber unverändert beibehalten; Sachsen dagegen 1876 zwei seiner Kavallerieregimenter zwar in schwere Reiterregimenter umgewandelt, diesen aber nur den Metallhelm, nicht den Küraß gegeben und sie als Karabiniers bezeichnet. In Bayern haben 1876 die beiden seitherigen Kürassierregimenter den Küraß verloren und ebenfalls die Bezeichnung schwere Reiterregimenter erhalten. Die französische K. remontiert sich seit der Eroberung von Algier teilweise mit arab. Pferden; ihre Chasseurs d'Afrique sind eine ausgezeichnete Reiterei.

Die **Taktik** der K. muß, ihrem Charakter entsprechend, einfache Formen haben. Ihre Rangierung

ist allgemein in zwei Gliedern; die Schwadronen, als taktische Einheiten, stehen in Linie mit kleinen Intervallen, um selbständig zu sein; ihre Offiziere halten in fast allen Armeen vor der Front, selbst in der Attacke bleiben sie dort, um der Mannschaft beim Einhauen ein vorleuchtendes Beispiel zu geben und sie mit sich fortzureißen. Die Wendungen aus dem Gliede geschehen zu Dreien (preußisch, russisch, englisch) oder zu Vieren. Alle Evolutionen der K., ihre Frontveränderungen, Kolonnenformationen, Aufmärsche und Deployements geschehen auf die einfachste Weise, aber in verstärkter Gangart, meist im Trabe. Der Angriff (die Attacke) der K. wird vorherrschend in geschlossener, doch auch in aufgelöster Ordnung ausgeführt (s. Angriff), immer mit blanker Waffe. Die Feuerwaffe gebraucht die K. nur, abgesehen vom Sicherheitsdienste, beim Plänkeln (Flankieren) und wo die Verhältnisse ein Absitzen zum Gefecht zu Fuß bedingen. Die Gefechtsmomente der K. treten rasch ein; sie müssen vom Führer richtig erkannt und mit raschem Entschlusse zur That benutzt werden. Der eigentliche Kampf, das Handgemenge, ist nur kurz; doch können Reitergefechte durch frische Schwadronen, welche eingreifen, oft lange dauern, daher das Hin- und Herwogen derselben und ihre wechselnden Erfolge. Der zweckmäßige Gebrauch der Reserven entscheidet den Sieg. Selbst ein einzelnes Regiment soll nicht ohne Reserve, die hinter einem Flügel folgt, attackieren. Nach dem Siege muß eine energische Verfolgung eintreten; geworfene K. geht schnell zurück, ihre Reserven werfen sich dann dem Feinde entgegen und suchen ihn aufzuhalten. Reitende Artillerie, mit K. verbunden, kann die größten Erfolge sichern. Durch die verbesserten Feuerwaffen hat sich in neuester Zeit der Gebrauch der K. modifiziert; ihr Angriff auf Infanterie ist ohne vorbereitendes Artilleriefeuer sehr erschwert; die großen Kavalleriemassen der Napoleonischen Zeit, auf einen Punkt vereinigt, müssen von den Schlachtfeldern verschwinden. Seit dem Frieden zu Frankfurt (1871) herrscht in allen Heeren ein reger Eifer, der K. ihre durch die weittragenden und sicher schießenden Feuerwaffen beeinträchtigte Bedeutung möglichst wieder zu verleihen. Man ist hierbei großenteils auf die Glanzepoche der K. zur Zeit Friedrichs d. Gr. zurückgegangen und sucht sich den Formen und Lehren derselben zu nähern, selbstverständlich unter Berücksichtigung der nach vielen Richtungen veränderten Verhältnisse. Viele Stimmen verlangen die gänzliche Beseitigung der Kürassiere, die heute nur noch eine schwerfällige K. bilden, und die wenigen für den Beibehalt sprechenden Stimmen thun dies aus Rücksichten der Pietät. Alle Stimmen verlangen für die K. die Bewaffnung mit einem modernen Feuergewehr, um sie für den Kampf zu Fuß zu befähigen und ihr dadurch eine Selbständigkeit zu verleihen, deren sie bedarf, soll sie den Sicherheits- und Nachrichtendienst in angemessener Weise ausführen, nachdem sich die mannigfachen Projekte zur Bildung von fahrender Infanterie, berittenen Schützen und berittener Infanterie als praktisch unhaltbar herausgestellt haben. Auf diesen Sicherheits- und Nachrichtendienst legt man aber andererseits einen hohen Wert; man will die Massen der in Ruhe oder Bewegung befindlichen Armeen durch einen weit vorgetriebenen Schleier von K. schützen, der gleichzeitig die Aufgabe erhält, die erforderlichen Nachrichten vom Feinde einzuziehen, auf Grund deren das große Hauptquartier seine strategischen Kombinationen entwerfen kann. Weiter strebt man dahin, die K. schon im Frieden so zu gliedern, wie sie im Kriege auftreten soll, was bisher selbst in Preußen bei der sonst stattfindenden Gleichheit der Friedens- und Kriegsformation nicht stattgefunden hat, und hält es durchaus erforderlich, daß jeder Kavallerist sich schon im Frieden in die Formen einlebe, in denen er im Kriege aufzutreten berufen ist. Man will daher permanente Kavalleriedivisionen zu vier bis sechs Regimentern bilden, in die sämtliche K. eingeteilt werden soll, welche nicht zu einzelnen Regimentern der Infanteriedivisionen als sog. Divisionskavallerie zugeteilt wird. Schließlich sucht man die Wirksamkeit der K. auf den Schlachtfeldern durch oftmalige Übungen größerer Kavalleriemassen und durch Änderungen in den Reglements und taktischen Vorschriften nach Möglichkeit zu heben. Aber die Bewegung auf diesem Gebiete ist noch nicht abgeschlossen und wird sowohl litterarisch wie nach der Seite der Praxis hin weiter verfolgt.

Vgl. von Canitz und Dallwitz, «Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei» (Berl. u. Posen 1823—24); Graf F. W. von Bismark, «Vorlesungen über die Taktik der Reiterei» (Karlsr. 1818; 3. Aufl. 1826); derselbe, «Die Elemente der Bewegungskunst eines Reiterregiments» (Karlsr. 1819; 2. Aufl. 1826); derselbe, «Ideentaktik der Reiterei» (Karlsr. 1829); Roth von Schreckenstein, «Gedanken über die Organisation und den Gebrauch der K. im Felde» (Berl. 1849); G. v. G., «Gedanken über Verwendung und Ausbildung der K. mit besonderer Berücksichtigung des Feldzugs von 1866» (Berl. 1867); Graf Bismark-Bohlen, «Über die Aufgabe und die Verwendung der Reiterei im Kriege» (Berl. 1870); «Zur Taktik der Reiterei» (Freiburg i. Br. 1870); «Zeitgemäße Ansichten über K.» (Berl. 1871); «Betrachtungen über die Formation, Verwendung und Leistungen der Reiterei» (Berl. 1871); Kähler, «Die Reiterei in der Schlacht bei Vionville» (3. Aufl., Berl. 1874); von Waldstätten, «Über die Verwendung größerer Kavalleriekörper in den Schlachten der Zukunft» (Teschen 1874); Beck, «Studie über die Taktik der K.» (Wien 1875); Prinz Hohenlohe-Ingelfingen, «Militärische Briefe. I. Kavallerie» (Berl. 1884); «Die Thätigkeit der Kavalleriedivision im Kriege» (Berl. 1884); «Betrachtungen über die Treffentaktik der Kavallerie» (Berl. 1884).

Kavalleriekorps, s. unter Armeekorps.

Kavanagh (Julia), engl. Schriftstellerin, die Tochter Morgan K.s, eines durch seine linguistischen Arbeiten bekannten, einer alten irischen Familie entsprossenen Gelehrten. Am 7. Jan. 1824 zu Thurles in der irischen Grafschaft Tipperary geboren, folgte sie ihren Eltern nach England und dann nach Paris, wo sie erzogen wurde. Als ihre Eltern sich 1844 in London niederließen, ward sie bald Mitarbeiterin an mehrern Zeitschriften, namentlich an «Chambers' Journal», 1847 ließ sie eine Kinderschrift «The three paths», 1848 die Erzählung «Madeleine» (deutsch, Hamb. 1852) erscheinen. Das histor.-biographische Werk «Woman in France during the 18th century» (2 Bde., Lond. 1850) befestigte ihren litterarischen Ruf, der durch den Roman «Nathalie» (3 Bde., Lond. 1851) noch erhöht wurde. Hierauf folgten «Women of christianity» (Lond. 1852), «French women of letters» (2 Bde., Lond. 1861), «English women of letters»

(Lond. 1862) und die Romane «Daisy Burns» (3 Bde., Lond. 1853), «Seven years» (3 Bde., Lond. 1859), «Queen Bell» (3 Bde., Lond. 1863), «Dora» (3 Bde., Lond. 1868), «John Dorrien» (3 Bde., 1875), «Two lities» (3 Bde., 1877) u. s. w. Außerdem veröffentlichte sie «A summer and a winter in the two Sicities» (2 Bde., Lond. 1858). Durch ihren fließenden Stil und die Wahrheit und Anmut ihrer Charakterzeichnung gehört sie zu den besten der neuern Schriftstellerinnen Englands. Sie starb 28. Okt. 1877 in Nizza. Nach ihrem Tode erschien noch eine Sammlung kleinerer Erzählungen unter dem Titel «Forget-me-nots» (3 Bde., 1878).

Kavaren, keltische Völkerschaft im narbonensischen Gallien. In ihrem Gebiet lag die Stadt Avenio (Avignon).

Kavas (türk.), s. Chawas.

Kaveling (holländ.), eine auf einer Auktion auf einmal zur Versteigerung kommende Partie Ware.

Kavery, s. Kaweri.

Kavete, s. Kafete.

Kavi, s. Kawi.

Kaviar (vom ital. caviale, gesalzener Fischroggen), russ. ikra, der mit Salz eingemachte Laich oder Rogen der großen Störarten, vorzugsweise des Störs selbst und des Hausen (ein Fisch liefert 12—20 kg), wird besonders im südl. Rußland am Kaspischen Meer und der untern Wolga gewonnen, und bildet eine geschätzte und sehr nahrungskräftige Delikatesse. Man unterscheidet flüssigen oder körnigen und festen oder gepreßten K.; beide Arten werden durch das Salzen schwarz. Ersterer, der beste und der teuerste, wird, frisch aus dem Fisch genommen, mit dünnen Ruten geschlagen, dann sanft durch ein Sieb gerieben, wodurch die Häute und Sehnen entfernt werden; er ist um so wertvoller, je größer und glasiger die Körner sind. Der andere (russ. pájusnaja, wegen der anhaftenden Sehnen und Häute [pájus], genannt) bildet in Rußland ein gewöhnliches Volksnahrungsmittel. An Qualität geringer und kleinkörnig ist der deutsche Kaviar, auch Hamburger oder Elbkaviar genannt, der von den Stören in der Ostsee (namentlich zu Pillau), sowie an der Nordsee und dem untern Lauf der Elbe gewonnen wird. In Rußland gewinnt man noch aus dem Rogen des Sanders, des Karpfens, Hechtes einen roten Kaviar, der nur von den Juden genossen wird. Das Centrum des russ. Kaviarhandels ist Astrachan. Die jährliche Ausfuhr aus Rußland beträgt 500000 kg schwarzen K. (im Werte von 920800 Rubel) und 150000 kg roten K. (im Werte von 164600 Rubel).

Kawa-Kawa, ein aus der Wurzel und den Stengeln von Piper methysticum bereiteter Aufguß, der auf vielen Inseln der Südsee getrunken wird.

Kavalla, Stadt im türk. Vilajet Saloniki, am Ägäischen Meere, nordwestlich der Insel Thasos gegenüber, auf einer Landzunge, mit einem Hafen und einer stattlichen genuesischen Wasserleitung von drei Bogenreihen übereinander, ist Station des Österreichisch-Ungarischen Lloyd und der Messageries Maritimes und hat etwa 5000 E., die Handel mit Tabak treiben. K. ist Geburtsort Mehemed Alis von Ägypten und steht an der Stelle des alten Neapolis in Thrazien.

Kawapfeffer, s. unter Pfeffer.

Kaweri oder Kauweri, Hauptfluß in der südl. Hälfte von Vorderindien, entspringt unter 12° 25′ nördl. Br. in dem brit. Distrikt Kurg, durchfließt Mysore, anfangs die Grenze gegen Kurg, später zwischen den Distrikten Salem und Koimbatur der Präsidentschaft Madras bildend, durchbricht dann bei Gaveripuram die östl. Ghats und teilt sich bei Tirutschinapalli in mehrere Arme, die ein an seiner Basis 145 km breites Delta bilden. Nach einem Lauf von 650 km ergießt sich der K. in den Meerbusen von Bengalen. Sein wichtigster nördlicher, d. h. linker Nebenfluß, ist der 147 km lange Colerun.

Kawi, die alte javan. Litteratursprache. Das Wort K. (eigentlich Chasa Kawi) bedeutet soviel wie Dichtersprache, weil die Erzeugnisse der altjavan. Litteratur vorzüglich in Dichterwerken bestehen, deren Stoffe der Sanskritlitteratur entnommen sind. Seinem Charakter nach ist das K. eine Mischsprache; die Grammatik ist javanisch, dagegen das Lexikon beinahe ganz sanskritisch. Das K. wird gegenwärtig von keinem Eingeborenen verstanden, da der alte Zusammenhang mit Indien und die damit Hand in Hand gehende Kenntnis der Sanskritlitteratur verloren gegangen sind. Den Anfang zum richtigen Verständnis des K. und seiner Litteratur machte W. von Humboldt mit seinem epochemachenden Werke «Die Kawisprache auf der Insel Java» (3 Bde., Berl. 1836—39). (S. Java.)

Kawwas, in der Türkei die mit niedern Polizeibefugnissen ausgestatteten mohammed. Ehrenwächter der fremden Vertreter jeden Grades, sowie der höhern türk. Staatsbeamten.

Kay, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, 8 km westlich der Stadt Züllichau, wurde geschichtlich namhaft durch die Schlacht am 23. Juli 1759 zwischen Preußen und Russen im Siebenjährigen Kriege, in welcher die Preußen unter General von Wedell mit 8000 Mann Verlust zurückgeworfen wurden.

Kayser (Heinr.), Architekt, geb. 28. Febr. 1812 zu Duisburg, bildete sich in verschiedenen Ateliers in Köln, Bonn und Berlin und durch mehrjährigen Besuch der berliner Bauakademie aus und vereinigte sich 1872 mit Karl von Großheim (geb. 15. Okt. 1841 zu Lübeck), dessen Bildungsgang ein ähnlicher war, zur Gründung eines Ateliers für Architektur und Kunstindustrie in Berlin. Bei den zwei Konkurrenzen um einen Plan zum Reichstagsgebäude errangen sie sowohl 1872 als auch 1882 einen zweiten Preis. Beide entwickelten auf dem Gebiete des Privatbaues in und außerhalb Berlins eine umfassende Thätigkeit. In Berlin bauten sie unter anderm das Geschäftshaus für die Norddeutsche Grundkreditbank und das für die Lebensversicherungsgesellschaft Stettiner Germania, die Palais Hardt und Reichenheim u. s. w. K. und von Großheim sind Mitglieder der berliner Akademie der Künste.

Kayser (Karl Ludw.), Philolog, geb. 3. Febr. 1808 in Heidelberg, habilitierte sich, nachdem er daselbst seine Studien absolviert hatte, 1833 an der dortigen Universität, wurde 1841 außerord. und 1863 ord. Professor der Philologie. Er starb 5. Mai 1872. Durch eine Bearbeitung der «Vitae Sophistarum» des Flavius Philostratus (Heidelb. 1838), durch eine Ausgabe von «Cornifici Rhetoricorum ad Herennium libri IV» (Lpz. 1864), durch eine mit Baiter unternommene kritische Ausgabe der Ciceronischen Schriften (11 Bde., Lpz. 1860—69) hat er seinen Ruf als tüchtiger Philolog begründet. K.s «Homerische Abhandlung» gab Usener heraus (Lpz. 1881).

Kayſersberg, Kantonshauptort des Kreiſes Rappoltsweiler, im elſaß-lothring. Bezirk Oberelſaß, 11 km nordweſtlich von Colmar, am Ausgange des Weißthals, an der Weiß und an der Straße von Colmar über den Col de Bonhomme in das franz. Vogeſendepartement. K. zählt (1880) 2589 faſt ausſchließlich kath. E., iſt Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförſterei. — Die Stadt K. (und das Schloß gleichen Namens) wurden Anfang des 13. Jahrh. durch den elſäſſ. Präfekten Wölfelin auf Befehl Kaiſer Friedrichs II. erbaut und von letzterm zur kaiſerl. Stadt erklärt. In ihr reſidierte ein Reichsvogt. Karl IV. entband die Bürger K.s von jeder fremden Gerichtsbarkeit und veranſtaltete zur Wahrung des Landfriedens 1354 eine Zuſammenkunft von Abgeordneten der Freien Städte im Elſaß. Im J. 1525 wurde K. von den aufſtändiſchen Bauern eingenommen, das Schloß im Dreißigjährigen Kriege zerſtört. K. iſt die Vaterſtadt des Matthias Zell (geb. 1477, geſt. 1548), des beliebten ſtraßburger Predigers und Reformators. Der berühmte Kanzelredner Geiler von Kayſersberg hat von K., in welcher Stadt er erzogen wurde, ſeinen Namen.

Kayſtros, jetzt Kütſchük-Menderes genannt, Fluß im weſtl. Kleinaſien, im Sandſchak Smyrna des Vilajets Aïdin, nördlich vom Mäander, entſpringt in dem Gebirgsſtocke zwiſchen dem Tmolus und dem Meſſogis, durchſtrömt ein 96 km langes, ſchönes Thal und mündet, 40—50 m breit, in den Golf von Scalanova.

Kazaza, ein aus Zuckerrohrſaft oder Melaſſe bereitetes geiſtiges Getränk, welches in der braſil. Provinz Maranhão viel getrunken wird.

Kazerûn, Kaſerun, Stadt in der perſ. Provinz Farſiſtân, 86 km weſtlich von Schiras, mit 4000 E., war ehemals eine bedeutende Stadt und liegt in einer reizenden Berglandſchaft, umgeben vom herrlichſten Grün.

Kazib (türk.), Scepter, beſonders der Kommandoſtab Mohammeds, der von den Kalifen bei feierlichen Belehnungen der Sultane gebraucht wurde.

Kazike, im Spaniſchen caçique, cazique, bezeichnet in Schriften über das mittlere und ſüdl. Amerika den Häuptling eines Stammes. Das Wort ſoll der Sprache der ehemaligen indian. Bewohner Santo-Domingos entnommen ſein und gelangte von hier mit den Eroberungszügen der Spanier in die übrigen Teile Amerikas. Noch gegenwärtig führen in Mexiko und Guatemala die Vorſtände von Gemeinden, die bloß von Indianern bewohnt werden, offiziell den Titel K.; ſonſt iſt der Name den Eingeborenen wenig bekannt.

Kazileſker, ſ. Kaſileſchker.

Kazinczy (ſpr. Kaſinzi, Franz von), ungar. Schriftſteller, geb. 27. Okt. 1759 in Er-Semlyén (Komitat Bihar), ſtudierte in Sárospatak die Rechte, wurde 1786 Inſpektor der Nationalſchulen des Kaſchauer Diſtrikts, welches Amt er 1791 als Akatholik niederlegen mußte. Er wurde 1794 der Teilnahme an der Verſchwörung des Abtes Martinovics angeklagt, verhaftet, zum Tode verurteilt, jedoch zu Feſtungsſtrafe von unbeſtimmter Dauer begnadigt. Im J. 1801 begnadigt, zog er ſich auf ſein Landgut Széphalom zurück, wo er 22. Aug. 1831 an der Cholera ſtarb. K. veröffentlichte Überſetzungen von Geßners «Idyllen» (1788), von Goethes und Leſſings Dramen, von Oſſians «Gedichten» u. ſ. w., welche geſammelt (9 Bde., Peſt 1814—16) erſchienen. Ferner gab er die Zeitſchriften «Magyar Museum» («Ungar. Muſeum», Kaſchau 1788) und «Orpheus» (Kaſchau 1790) heraus. Seine «Gedichte» erſchienen (Peſt 1879) geſammelt und gleichzeitig ſeine Autobiographie «Pályám emlékezete» («Erinnerungen meiner Laufbahn»). Sein Hauptverdienſt iſt die Reform der ungar. Sprache, wiewohl er in ſeinen Neuerungen zuweilen zu weit ging.

Gabriel von K., ungar. Schriftſteller und Publiziſt, Neffe des vorigen, geb. 18. Juli 1818 zu Berettó (Komitat Zemplin), ſtudierte die Rechte und entwickelte in den oppoſitionellen Bewegungen der Komitate während der vierziger Jahre und noch mehr im J. 1848 als Redner und Publiziſt eine einflußreiche Wirkſamkeit. Nach dem Freiheitskriege wurde auch er verhaftet, aber begnadigt und beſchäftigte ſich von nun an ausſchließlich mit litterariſchen Arbeiten. Er ſtarb 18. April 1864. K. gab ältere ungar. Litteraturwerke heraus und war ein guter Überſetzer, beſonders Molières («Tartüffe», «Der Geizige», «George Dandin»). Auch überſetzte er Galeottis Werke über König Matthias.

Kazwin, Kaswin, Stadt in der perſ. Provinz Irâk-Adſchmi, auf der Straße von Teheran nach Reſcht, 142 km im NW. von Teheran, in fruchtbarer Gegend, von großen Gärten und Weinbergen umgeben, mit 30000 E., hat große Bazars und beſitzt Bedeutung als Speditionsort und durch ihre blühenden Gerbereien und Webereien von Brokat, Samt und Baumwollwaren, die Fabrikation von Eiſenwaren, die Kamel- und Pferdezucht.

K. B., Abkürzung für Knight of the Bath (Ritter des Bathordens).

K. C. B., Abkürzung für Knight Commander of the Bath (Ritter-Kommandeur des Bathordens).

Kean (ſpr. Kihn, Edmund), ausgezeichneter engl. Schauſpieler, geb. 4. Nov. 1787 zu London, Sohn von Miß Carey und Aaron K., trat frühzeitig im Drurylanetheater in Kinderrollen auf, ſpielte in Privatkreiſen ſchon mit 10 Jahren Richard III., wobei er Garrick kopierte. Er unternahm dann als Kajütenjunge eine Reiſe nach Madeira, machte ſich aber durch Taubſtellen von den eingegangenen Verpflichtungen wieder ledig. Zurückgekehrt ſpielte er erſt in London, dann in Yorkſhire, beſuchte von 1801 ab drei Jahre lang die Schule und ſpielte in der Folge bei verſchiedenen Geſellſchaften der Provinz, bis es ihm 1814 gelang, zu einer Proberolle am Drurylanetheater zugelaſſen zu werden. Er gab auf dieſer Bühne den Shylock mit dem glänzendſten Erfolg und wurde bald ebenſo gefeiert in Rollen wie Richard III., Othello, Macbeth und Jago. Im J. 1820 gaſtierte er mit vielem Erfolg in Nordamerika, 1825 wurde er dort zwar weniger günſtig aufgenommen, dagegen bei ſeinen Gaſtrollen in Paris 1828 mit Ehren überſchüttet. Dem Trunke verfallen, ſpielte er noch eine Zeit lang auf dem Coventgardentheater, trat 1829 zum Drurylanetheater zurück und ſtarb 15. Mai 1833 zu Richmond, wo er eine Zeit lang Direktor geweſen war. Wenn K.s Leiſtungen auch ohne Harmonie waren, ſo ſöhnte damit doch ſein Pathos, die ſeltene Kraft und Leidenſchaft, mit der er ſpielte, aus.

Charles K., Sohn des vorigen, geb. 18. Jan. 1811 zu Waterford, debütierte 1827 ohne Erfolg in London, begab ſich dann in die Provinz und 1830 nach Amerika, wo er ſich nun bis 1833 aufhielt. Im J. 1833 wurde er Mitglied des Coventgardentheaters in London und galt bald als einer der

vorzüglichsten Shakspeare-Darsteller; 1842 vermählte sich K., spielte mit seiner Gattin abermals in Amerika (1845), dann in Paris, in der engl. Provinz und am Haymarkettheater zu London, wo er 1850 die Direktion des Prinzeßtheaters übernahm und bis 1859 leitete; 1861 abermals in Amerika, wandte er sich mit seiner Gattin 1863 nach Australien und spielte 1866 in Californien. K. starb 22. Jan. 1868 zu Liverpool. Vgl. Cole, «Life and theatrical times of Charles K.» (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1860).

Seine Gattin **Ellen**, geborene **Tree**, geb. 1805, debütierte im Coventgardentheater in London als Oliva, spielte dann in Edinburgh und Bath, erlangte aber ihren Ruf als Mitglied des Drurylanetheaters in London; 1836—39 spielte sie in Amerika und heiratete 1842 den vorigen, nach dessen Tode sie sich von der Bühne zurückzog. Sie starb 21. Aug. 1880 in London.

Keats (spr. Kihts, John), engl. Dichter, geb. 29. Okt. 1796 in London als Sohn eines Lohnkutschers. Nachdem er in Enfield die Schule besucht, trat er 1810 bei einem Arzt in Edmonton in die Lehre und kehrte 1815 nach London zurück, um sich in den dortigen Hospitälern weiter auszubilden. Im J. 1817 gab er seine Jugendgedichte unter dem Titel «Poems» heraus, welche jedoch spurlos vorübergingen. Bedeutender war das größere erzählende Gedicht «Endymion, a poetic romance» (Lond. 1818). Erst eine heftige, aber unglückliche Neigung K.' zu einer jungen Dame (Fanny Brawne), mit der er von 1819 bis 1820 verkehrte, brachte sein poetisches Talent zur Entfaltung. Um diese Zeit entstanden seine vorzüglichsten Gedichte, Leistungen, welche ihn in dichterischer Schöpferkraft und Gedankenfülle, in Tiefe und Zartheit der Empfindung und melodisch reicher Schönheit der Sprache den besten Dichtern Englands zur Seite stellten. Sie erschienen unter dem Titel «Lamia, Isabella, the Eve of St.-Agnes and other poems» (Lond. 1820), Stimmungslieder, Balladen und Gedichte erzählenden Inhalts. K. starb 27. Febr. 1821 an der Schwindsucht in Rom, wo er an der Pyramide des Cestius begraben wurde. Vgl. Monckton Milnes (jetzt Lord Houghton), «Life, letters and literary remains of K.» (2. Aufl., 2 Bde., 1868); John Russel Lowell, «The poetical works of K., with a life» (Boston 1854; neue Ausgabe 1873); Rossetti, «Poetical works of K., with a critical memoir» (1872). Die vollständigste Ausgabe von K.s Schriften ist die von Forman (4 Bde., Lond. 1883), der auch K.' «Letters to Fanny Brawne» (Lond. 1878) herausgegeben hat.

Kebbi, Nebenfluß des Binue (s. d.).

Kebla (Kibla), bei den Mohammedanern die Richtung des Gesichts nach Mekka beim Gebet. (S. unter **Kaaba**.)

Kebsehe, soviel wie Konkubinat.

Keckermann (Bartholomäus), namhafter reform. Dogmatiker, geb. 1571 zu Danzig, lebte längere Zeit zu Heidelberg, übernahm 1602 das Rektorat des Gymnasiums seiner Vaterstadt, starb aber schon 1609. Seine zahlreichen theol. und philos. Schriften erschienen 1614 zu Genf. Neben seinen Schriften über Ethik, kirchliche Rhetorik ꝛc. ist sein «Systema theologiae» hervorzuheben.

Kecskemét (spr. Ketschkemeht), Stadt im ungar. Komitat Pest, 75 km südöstlich von Pest, an der Linie Wien-Budapest-Verciorowa der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, inmitten der sog. **Keeskemeter Heide** gelegen, zählt (1880) 44887 E. magyar. Stammes. Der weitläufig gebaute Ort hat ein Piaristenkollegium, ein Franziskanerkloster, ein reform. Obergymnasium und Rechtsakademie, eine Unterrealschule und eine Hauptschule. Die Einwohner beschäftigen sich mit Feld-, Obst- und Weinbau, Seifensiederei, hauptsächlich aber mit Schaf-, Rind-, Pferde- und Schweinezucht. In K. werden jährlich fünf Jahrmärkte und ein 14tägiger Viehmarkt abgehalten. Das Gebiet von K. ist mit zahlreichen Meiereien (Tanyen) und volkreichen Pußten besetzt.

Kedar, Sohn Ismaels, dessen kriegerische Nachkommen **Kedarim** (Kedaräer, Kedarener), die Gegend um die Stadt **Kedar** in der syrischen Hochebene bewohnten.

Kedesch, eine Stadt in (Ober-) Galiläa, erscheint ursprünglich als kananitischer Königssitz, wurde dann zum Stammgebiet Naphtali gebracht und zu einer israel. Freistadt erhoben. Sie war die Heimat des Barak, des Feldherrn der Debora und wurde später vom Assyrerkönig Tiglat-Pileser eingenommen und entvölkert. Doch bestand sie noch nach dem babylon. Exil als Stadt fort und spielte wegen ihrer strategisch wichtigen Lage noch in den Makkabäerkämpfen eine Rolle, und existiert jetzt noch als ein Dorf mit dem alten Namen, jüd. Sarkophagen und röm. Ruinen auf einem Bergrücken, nordwestwärts von den Sümpfen, die den Meromsee (Bahr el-Hüleh) umgeben.

Kediri, Residentschaft im östl. Dritteil der niederländ. Insel Java im Indischen Ocean, wird östlich von den Residentschaften Pasuruan und Surabája, nördlich von der Residentschaft Rembáng, westlich von den Residentschaften Madiun und Patjitan und südlich vom Indischen Ocean begrenzt. K., aus den vier Abteilungen K., Ngrowo, Berbel und Blitar bestehend, umfaßt 6762 qkm mit 696410 E., von denen 828 Europäer, 689401 Eingeborene und 6181 Chinesen sind. Der Hauptort K., Sitz der Provinzialbehörden liegt rechts am Brantas unter 7° 49′ südl. Br. und 112° 0′ 11″ östl. L. von Greenwich.

Kedron, s. **Kidron**.

Keduscha (hebr., d. i. Heiligung) heißt ein in der jüd. Liturgie eines jeden Tags vorkommendes Gebetstück, das eigentlich nur aus Jes. 6, 3, Ezech. 3, 12, Ps. 146, 10 besteht, dann mit Einleitungen und Einschaltungen versehen und auch sonst mannigfach bearbeitet wurde.

Keel (spr. Kihl), engl. Steinkohlenmaß = 8 Chaldrons im Gewicht von etwa 21 t.

Keelingsinseln, s. **Kokosinsel**.

Kee-tung, Hafenstadt auf Formosa, s. **Kelung**.

Keepsake (engl., spr. Kihpsehk), Erinnerungsgabe, Andenken, Titel jährlich erscheinender Taschenbücher, Almanache u. dgl.

Kees, in Salzburg, Tirol und Kärnten Bezeichnung für Gletscher.

Kef (Kejf, türk.), das Dolce far niente der Osmanen.

Keffi-abd-es-Senga, Stadt im afrik. Sudan reiche Sokoto, Hauptort der Provinz Segseg oder Saria, 540 km im SO. von Sokoto, bedeutender Handelsort, an welchem die vom Atlantischen Meere kommenden Waren mit denen vom Mittelmeere zusammentreffen und wo man neben den runden Hütten des östl. Afrika schon die viereckigen des Westens trifft.

Keffieh (arab.), Name dreieckiger, als Kopfbedeckung dienender Tücher, welche am besten in Bagdad verfertigt werden. [Bagdad.

Kefil, Dorf bei Meschhed-Ali (s. d.) im Vilajet

Kegel (conus) ist ein Körper, der von einer ebenen Fläche, welche die Basis oder Grundfläche bildet, und von einer Kegelfläche eingeschlossen wird. Die letztere ist, im weitern Sinne, eine Fläche, die von einer geraden Linie beschrieben wird, deren einer Endpunkt festliegt, während der andere an dem Umfange einer krummen Linie herumgeführt wird. Jener feste Punkt bildet die Spitze, diese krumme Linie die Grundfläche des K. Der gemeine K., der bei weitem am häufigsten vorkommt, hat einen Kreis zur Grundfläche. Wo von einem K. schlechthin die Rede ist, wird fast immer der gemeine, mit kreisförmiger Basis, gemeint. Diejenige gerade Linie, die die Spitze eines solchen K. mit dem Mittelpunkt der Grundfläche verbindet, nennt man die Achse des K.; jede gerade Linie aber, welche von der Spitze des K. an den Umfang der Grundfläche gezogen wird, heißt eine Kante (Seite) des K. Der K. selbst heißt ein Rotationskegel (senkrecht, gerade), wenn dessen Achse senkrecht auf der Grundfläche steht. Unter der Höhe des K. versteht man die Länge derjenigen senkrechten Linie, welche von der Spitze des K. auf seine Grundfläche herabgelassen wird. Bei dem geraden K. ist sie mit der Achse einerlei. Um den kubischen Inhalt des K. zu erhalten, muß man seine Grundfläche mit dem dritten Teil der Höhe multiplizieren.

Kegel, beim Spiel, s. unter Kegelspiel.

Kegel (Schriftkegel), die Stärke der Typen in der Richtung des Buchstabenbildes vom Kopf zum Fuß. Alle die verschiedenen Kegelgrößen basieren auf einem bestimmten System, gegenwärtig zumeist auf dem pariser System. Die zum Druck von Werken hauptsächlich zur Anwendung kommenden Schriftkegel sind Petit und Corpus.

Kegelbahn, s. unter Kegelspiel.

Kegeldach, s. unter Dach.

Kegelräder (frz. roues d'angle, roues coniques; engl. bevel-wheels), Zahnräder, deren Zähne auf die Mantelfläche eines abgestumpften Kegels gestellt sind und welche unter irgend einem Winkel ineinander eingreifen.

Kegelschnäbler (Conirostres), kleine Singvögel von gedrungenem Körper, mit dickem Kopf und kräftigem Kegelschnabel. Ihre Flügel sind mittellang, nicht besonders entwickelt; dafür sind die Beine meist gute Laufbeine. Es gehören zu den K. die Lerchen, Ammern, Finken, Meisen, der Seidenschwanz (s. die betreffenden Artikel) und noch eine Anzahl ausländischer Vögel. Die moderne Systematik hat diese auf einen rein äußerlichen Charakter gegründete bunte Familie aufgelöst.

Kegelschnecken (Conoidea), artenreiche, besonders in den Tropen der Quantität und Qualität nach hochentwickelte Familie der Kammkiemer (s. d.) mit verkehrt kegelförmiger, meist platter und oft sehr schön gefärbter Schale. Zu den K. gehören eine Reihe Arten, die von den Liebhabern im vorigen Jahrhundert, besonders in Holland, mit horrenden Preisen bezahlt wurden; so galt der Admiral (Conus ammiratis) bis zu 800 Mark, ja C. cedonulli aus Westindien sogar bis 5000 Mark. Schon Linné spottet über diese Absurdität, indem er bemerkt, gelehrte Unwissenheit habe diese Schnecken berühmt gemacht, Thorheit sie taxiert und barbarische Verschwendung sie gekauft.

Kegelschnitte heißen krumme Linien, welche entstehen, wenn ein gemeiner Kegel durch Ebenen geschnitten wird. Wenn die schneidende Ebene mit keiner Kante oder mit einer oder mit zwei Kanten des Kegels parallel ist, so ist der K. eine geschlossene Figur (s. Ellipse), oder nach einer Richtung offen (s. Parabel), oder auf den beiden Feldern der Kegelfläche nach zwei Richtungen offen (s. Hyperbel). Die K. wurden zuerst von Menächmus (Platonische Schule) unterschieden, ihre Eigenschaften besonders von Apollonius von Perga in seinem noch vorhandenen Werke über dieselben entwickelt. Ihre wichtigste Anwendung haben die K. in der Kopernikanischen Astronomie durch Kepler erhalten.

Kegelschnüren, s. u. Kegelstuhl.

Kegelsieb, ein horizontales, kreisrundes Metallsieb, auf welchem ein abgestumpfter Kegel rollt und das zum Aussieben dickflüssiger Substanzen, wie Stärke, Hefe u. s. w., dient.

Kegelspiel, ein weitverbreitetes Spiel, das fast überall mit neun Kegeln gespielt wird, die am Ende einer ganz ebenen und horizontalen, etwa 12—20 m langen Fläche (Kegelbahn) so aufgestellt werden, daß drei Kegel hintereinander, deren mittelster der König heißt, die Mittelreihe bilden, von der rechts und links je zwei und dann ein Kegel zu stehen kommen. Nach diesen Kegeln wird nun vom andern Ende der Bahn aus mit harthölzernen Kugeln geschoben. Über den Gewinn des Spiels entscheidet nicht nur die Zahl der umgeworfenen Kegel, sondern auch der Standort derselben u. s. w. nach vielfachen verschiedenen Bestimmungen.

Beim sog. Luftkegelspiel (auch Baumelschub genannt) wird die Kugel, welche mittels einer starken Schnur an einem Pfahlgalgen aufgehängt ist, nicht direkt, sondern erst um einen von dem Spieler etwas seitwärts der Kegel stehenden, wenig über 1 m hohen Pfahl herumgeworfen.

Kegelstuhl (frz. métier à boutons, engl. button-loom), ein veralteter Webstuhl zur Herstellung gemusterter Stoffe, bei welchem die Kettenfäden durch Ziehen mit der Hand an den sog. Kegelschnüren gehoben werden.

Kegelventil (frz. soupape conique, soupape à siège conique; engl. conical valve), ein Ventil mit kegelförmiger Abschlußfläche, s. unter Ventil.

Kehdingen (von Kaje, frz. quaie, d. h. Deich oder Damm), ein Landstrich am linken Ufer der untern Elbe, 30 km lang und 3—8 km breit, schließt sich nach NW. an das sogen. Alte Land, westlich von Hamburg, und reicht von der Schwinge bis zur Mündung der Oste. Hier findet sich der fetteste Marschboden der gesamten Elbmarschen; landeinwärts ist das Kehdinger Moor. K. bildet das Amt Freiburg im Marschkreis Stade der preuß. Provinz Hannover.

Kehl, Stadt im bad. Kreis Offenburg, zwischen Kinzig und Rhein, Straßburg gegenüber, Station der Linie Appenweier-Straßburg der Badischen und Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, zählt (1880) 2067, mit dem daranstoßenden Dorfe K. 4996 E., die bedeutenden Holzhandel und Fabriken von Hüten, Kunstwolle, Cellulose, Goldleisten und Rahmen u. s. w. unterhalten. Der Ort wurde von den Franzosen, welche 1678 den hier befindlichen Brückenkopf der Reichsstadt Straßburg oder die Kehler Schanze erstürmt und abgetragen hatten, gegen Ende des 17. Jahrh. als Festung erbaut, um als Stützpunkt der Eroberungen zu dienen, die

Ludwig XIV. auf dem rechten Rheinufer beabsichtigte. Im Ryswijker Frieden (1697) kam die Festung an Baden. Die Festungswerke wurden Mitte des 18. Jahrh. abgetragen, im Revolutionskriege von den Franzosen wiederhergestellt und 1815 wieder abgetragen. Die Rheinbrücke wurde 1858—61 erbaut und mißt bei einer Breite von 12 m in ihrer ganzen Länge 309 m (bei 235 m Strombreite). Am 22. Juli 1870 wurde der dem bad. Ufer zunächst gelegene Pfeiler derselben gesprengt, nach dem Frankfurter Frieden aber wiederhergestellt. Die Stadt wurde vom 19. Aug. bis 28. Sept. 1870 von der straßburger Citadelle beschossen, wodurch K. zum größten Teil zerstört wurde; jetzt ist K. wieder ganz ausgebaut. In militärischer Hinsicht ist K. jetzt dem Festungsgouvernement Straßburg unterstellt und seit 1873 wurden drei detachierte Forts dieser Festung (bei Sundheim, Neumühl und Auenheim) auf bad. Gebiete erbaut. K. ist ein beliebter Vergnügungsort der Straßburger.

Kehldeckel, s. unter Kehllapf.

Kehle, eigentlich ein einspringender, abgerundeter Winkel (wie die sog. Hohlkehle und Einkehle der Architekten und Handwerker), in der Anatomie der vordere obere Teil des Halses (s. d.), in welchem die Teilung des Rachens oder Schlundes in zwei besondere Kanäle, in die Luftröhre und die Speiseröhre, erfolgt, häufig auch gleichbedeutend mit Kehlkopf (s. d.). Als unrechte K. wird häufig auch die Luftröhre bezeichnet, im Gegensatz zur rechten K., der Speiseröhre.

Kehlflosser (Jugulares) nennt man die Fische, deren Bauchflossen vor den Brustflossen an der Kehle stehen. Zu den K. gehören die Armflosser, Panzerwangen, Meergrundeln (s. die betreffenden Artikel) und die Baadfische. (S. Taeniodei.)

Kehlfüßer (Laemadipoda), Unterordnung der Amphipoden genannt, deren Hinterleib bis zum Verschwinden rückgebildet ist und deren beide erste Brustringe mit dem Kopf verschmolzen sind, sodaß an diesem außer den Kieferfüßen auch noch das erste Beinpaar zu hängen scheint. Zu den K. gehört die Walfischlaus (Cyamus ceti), ein bekannter, äußerlich lebender Parasit der Walfische.

Kehlhobel, s. unter Hobel.

Kehlhobelmaschine, s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, Bd. IX, S. 350 fg.

Kehlkopf (Larynx), das Organ der Stimmbildung, liegt in der Mittellinie des Vorderhalses vor dem vierten und fünften Halswirbel, unterhalb der Zunge und des Zungenbeins und wird gegen die Haut des Halses hin zum Teil von den Schilddrüsen (s. d.) bedeckt; er wird beim Schlingen, Sprechen und Singen gehoben und danach gesenkt, ist auch einigermaßen seitlich verschiebbar. Man kann ihn durch die Haut hindurch deutlich als einen harten Körper fühlen und bei Männern auch seinen am meisten vorspringenden Teil, den sog. Adamsapfel (pomum Adami), sehen. (S. die Tafel: Die Brusteingeweide des Menschen, Fig. I, 3; Fig. II, 7.) Der K. hat einen größern Umfang als die Luftröhre und besteht in seiner knorpeligen Grundlage aus sieben verschieden gestalteten Knorpeln, von denen die drei größern der Schildknorpel, der Ringknorpel und der Kehldeckel heißen, während die vier kleinern die Namen Gießkannen- oder Stellknorpel und Santorinische Knorpel führen. Zuweilen findet sich noch ein Paar sehr kleine Knorpel (die Wrisbergschen Knorpel) in den beiden sich vom Kehldeckel zu den Spitzen der Gießkannenknorpel hinabziehenden Schleimhautfalten. Der Schildknorpel (cartilago thyreoidea) liegt über dem Ringknorpel und ist der größte Kehlkopfknorpel, um welchen herum die übrigen Teile des K. sich befestigen. Er bildet den größten Teil der vordern Wand des K. und besteht aus zwei länglich viereckigen Seitenplatten, welche vorn in einen abgerundeten Winkel zusammenfließen. Die beiden Seitenplatten divergieren nach hinterwärts und lassen hier einen freien Raum, in welchen sich die hintere Wand des K. einlegt. Der hintere Rand jeder Seitenplatte läuft nach oben und nach unten in ein Horn aus. Die obern, größern Hörner des Schildknorpels hängen mit den großen Hörnern des darüberliegenden Zungenbeins durch je ein Band zusammen. Die untern, kleinern Hörner des Schildknorpels sind durch je eine kleine Gelenkfläche beweglich mit dem Ringknorpel verbunden. Der Ringknorpel (cartilago cricoidea) hat die Gestalt eines mit einem hohen viereckigen Schilde (Platte) versehenen Siegelrings. Die vordere, dünnere Hälfte dieses Rings (der Bogen) liegt unterhalb des Schildknorpels und hat auswendig an jeder Seite eine flache Gelenkvertiefung zur Verbindung mit den untern Hörnern des Schildknorpels. Die hintere Hälfte (das Schild) des Ringknorpels ragt als hintere Wand des K. zwischen den hintern Rändern des Schildknorpels in die Höhe. Auf dem obern Rande des Ringknorpels stehen hinten nebeneinander zwei dreiseitige, pyramidenförmige Knorpel, die Gießkannen- oder Stellknorpel (cartilagines arytaenoideae), welche beweglich sind und durch Muskeln einander genähert und voneinander entfernt werden können. Der kolbige, nach hinten, außen und unten gerichtete Teil jedes Stellknorpels heißt der Gelenkfortsatz, der spitzere, nach vorn gekehrte dagegen der Stimmfortsatz. An der hintern Fläche des sog. Adamsapfels erhebt sich in einem tiefen Einschnitt des Schildknorpels und darüber hinaus der platte, knorpelige Kehldeckel (epiglottis), welcher über die ganze obere Apertur des K. hinausragt. Ein zwischen der Zungenwurzel und dem mittlern Teile des Kehldeckels ausgespanntes Band (das Zungen-Kehldeckelband, ligamentum glosso-epiglotticum) hält ihn in aufrechter Stellung. Zu gleichem Zwecke dienen die beiden Zungenbein-Kehldeckelbänder (ligamenta thyreo-hyoidea). Oberhalb des untern Teils der nach hinten gekehrten Fläche des Kehldeckels befindet sich eine konvexe Vorwölbung, der Kehldeckelwulst. Zwischen den Seitenrändern des mittlern und untern Teils des Kehldeckels und der Spitze jedes Stellknorpels zieht sich auf jeder Seite das Stellknorpel-Kehldeckelband (ligamentum ary-epiglotticum) hin und hinten zwischen den beiden innern, einander zugekehrten Kanten der Stellknorpel eine muskulös-häutige Masse querüber; auf diese Weise entsteht die obere Öffnung des K.

Das Innere des K. zerfällt in drei übereinander liegende Abteilungen, die obere, die mittlere und die untere, welche durch zwei leistenartige seitliche Vorsprünge voneinander abgegrenzt werden. Gleich hinter und etwas unterhalb des sog. Adamsapfels (s. d.) liegt die kleine, am meisten vertiefte Stelle des mittlern Kehlkopfraums, die Centralgrube, welche durch das Zusammenstoßen mehrerer, an dem Schildknorpel sich anheftender häutiger Gebilde zu Stande kommt; es sind dies das

Aufhängeband des Kehldeckels, die beiden Taschenbänder (auch die falschen oder obern Stimmbänder genannt) und die beiden (wahren oder untern) Stimmbänder. Der von den Taschen- und Stimmbändern begrenzte und nach hinten von den Stellknorpeln abgeschlossene Raum ist der mittlere Kehlkopfraum. Zwischen je einem Taschen- und einem Stimmband befindet sich auf jeder Seite des mittlern Kehlkopfraums eine Aushöhlung, der sog. Morgagnische Ventrikel. Die Taschenbänder (ligamenta thyreo-arytaenoidea), welche nach unten den obern Kehlkopfraum begrenzen, entspringen in der Centralgrube dicht nebeneinander und ziehen als Wülste in ziemlich horizontaler Richtung nach hinten zu den Stellknorpeln. Die Stimmbänder (ligamenta glottidis s. vocalia) entspringen etwas tiefer als die Taschenbänder, verlaufen parallel mit diesen letztern und setzen sich je eins am Stimmfortsatz der Stellknorpel an. Die Stimmritze (glottis s. rima glottidis) ist derjenige Raum, welcher von den Stimmbändern, den Stimmfortsätzen, den Stellknorpeln, insoweit sich diese an der Kehlkopfhöhle beteiligen, und den die Stellknorpel verbindenden Weichteilen (hintere Glottiswand) begrenzt wird. Die vordern zwei Drittel der Stimmritze nennt man die häutige, das hintere Drittel jener die knorpelige Stimmritzenabteilung. Beim tiefen Atmen zeigt die Stimmritze die Gestalt einer länglich-rundlichen, nach vorn spitz auslaufenden Öffnung. Beim Tonangeben dagegen nähern sich die Spitzen der Stimmfortsätze und berühren sich die Stimmbänder bei Brusttönen in ihrer ganzen Länge, wobei jedoch die knorpelige Stimmritzenabteilung noch einigermaßen geöffnet bleiben kann; beim Falsetton, beim Schreien und beim leisen Sprechen ist jedesmal die Gestalt der Stimmritze eine andere, im ganzen in der häutigen Abteilung eine langovale, während die knorpeligen Abteilungen der Stimmbänder einander berühren. Den verschiedenen Bewegungen der Kehlkopfknorpel und der Stimmbänder dienen mehrere Muskeln, welche sich an jene ansetzen, resp. von diesen entspringen. Alle Teile des Innenraums des K. sind mit einer gefäß-, nerven- und drüsenreichen Schleimhaut ausgekleidet, welche, mit Ausnahme der Stimmbänder, ein geschichtetes Flimmeroberhäutchen besitzt.

Das menschliche Stimmorgan ist eine Art Blasinstrument, und zwar ein sog. Zungeninstrument, einigermaßen vergleichbar mit dem Fagott oder der Oboe, auf welchen der Ton durch Schwingungen der freien Ränder zweier zusammengefügter Rohrblättchen (sog. Zungen) erzeugt wird. Unser Stimmorgan, als ein solches Blasinstrument betrachtet, zerfällt in das Windrohr, das Mundstück und das Ansatzrohr. Das Windrohr stellt die Luftröhre dar, durch welche die eingeatmete Luft während des Ausatmens entweicht, um in dem der Luftröhre aufsitzenden K. (dem Mundstück) durch die in Schwingungen versetzten Stimmbänder zum Tönen gebracht zu werden. Der so erzeugte Ton wird in der Schlund-, Mund- und Nasenhöhle, welche drei Höhlen zusammen das Ansatzrohr darstellen, zum Klang-, Vokal- oder Nasenlaut umgebildet. Dieses Ansatzrohr erleidet durch die Zusammenziehung seiner Muskeln räumliche Abänderungen, und dadurch entstehen beim Durchstreichen der tönenden oder nichttönenden Luftsäule die Sprachlaute. Da das Stimmorgan des weiblichen Geschlechts kleiner als das des männlichen ist, so ist auch die Stimmlage der Frau eine höhere als die des Mannes. (S. Stimme.)

Beim Schlingen wird der K. zunächst gehoben; während der Kehldeckel sich hierbei über den Kehlkopfeingang hinweglagert, gleitet der Bissen über den Zungenrücken in die hinter dem K. gelegene Speiseröhre; hierauf senkt sich der K. wieder und der Kehldeckel richtet sich wieder aufwärts. In das eigentliche Kehlkopfinnere gelangt so beim Schlingakt kein Teil des Verschluckten; nur bei dem sog. Verschlucken, wenn etwas in die «unrechte Kehle» kommt, wie der Laie sich auszudrücken pflegt, gelangt ein Teil des Geschluckten in die Kehlkopfhöhle und bewirkt sofort einen heftigen Hustenanfall, welcher das fälschlich in den obern oder mittlern Kehlkopfraum Gelangte wieder nach außen hinausbefördert. Kalte oder mit Rauch oder Staub geschwängerte Luft, reizende Gasarten, Schleim, aus den Lungen in den K. gelangt, reizen gleichfalls die Schleimhaut und die in dieser verlaufenden Nerven des K. und erregen mehr oder minder heftigen Husten.

Unter den Krankheiten des Kehlkopfes, für deren Erforschung und Behandlung die Untersuchung mit dem Kehlkopfspiegel (s. d.) von der größten Wichtigkeit ist, kommen am häufigsten vor:

1) Der Kehlkopfkatarrh (Laryngitis), bei welchem die Schleimhaut des K. in größerer oder geringerer Ausdehnung verschwollen, blutreicher und entzündet ist. Seine Haupterscheinungen sind ein fortwährendes Brennen und Kitzeln im Halse, eine heisere, belegte und klanglose Stimme, öfterer kurzer bellender Husten und ein anfangs dünnflüssiger, später zäher schleimig-eiteriger Auswurf. Nimmt der Kehlkopfkatarrh einen chronischen Verlauf, so besteht andauernde Heiserkeit und Stimmlosigkeit, große Trockenheit in der Kehle, periodischer Krampfhusten und erschwerte Atmung, wozu sich nicht selten Geschwüre und polypöse Wucherungen auf der Kehlkopfschleimhaut gesellen. Die Ursachen des Kehlkopfkatarrhs bestehen am häufigsten im Einatmen kalter, staubiger oder rauchiger Luft, in Erkältungen der äußern Haut, insbesondere des Halses und der Füße, sowie in übermäßigen Anstrengungen des Stimmorgans (anhaltendes Sprechen, Singen, Schreien und Kommandieren); auch Exceſſe im Essen und Trinken, namentlich der Mißbrauch von Spirituosen, begünstigen die Entstehung von Kehlkopfkatarrhen. Die Behandlung erfordert in frischen Fällen vollkommene Schonung des Stimmorgans (Vermeidung des Sprechens, Singens und Rauchens), Aufenthalt in warmer, gleichmäßiger, reiner Luft, den Genuß warmer schleimiger Getränke und öftere Einatmungen von warmen Dämpfen und fein zerstäubter Kochsalzlösung; in veralteten und hartnäckigen Fällen ist eine sachkundige örtliche Behandlung der erkrankten Kehlkopfschleimhaut (durch Pinselungen, Ätzungen, Einatmungen u. dgl.) meist ganz unerläßlich.

2) Die kruppöse und diphtheritische Kehlkopfentzündung, s. unter Krupp und Diphtheritis.

3) Die Kehlkopfschwindsucht, Kehlkopftuberkulose, Luftröhren- oder Halsschwindsucht (Phthisis laryngea s. trachealis), die Verschwärung und Zerstörung des K. durch mehr oder minder umfängliche tuberkulöse Geschwüre in der Kehlkopf- und Luftröhrenschleimhaut, tritt niemals, wie so viele Laien irrtümlich fürchten, als

selbständige, für sich bestehende Krankheit auf, sondern wird immer nur bei solchen Menschen beobachtet, deren Lungen schon in umfänglichem Maße von tuberkulösen Geschwüren zerstört sind. Hinsichtlich ihrer Behandlung gilt ganz dasselbe wie von derjenigen der Lungenschwindsucht (s. d.).

4) Das Kehlkopf- oder Glottisödem (s. d.).

5) Kehlkopfpolypen, kleine warzenförmige oder gestielte Geschwülste, welche auf den Stimmbändern oder deren nächster Umgebung sitzen und Heiserkeit oder vollständige Stimmlosigkeit, bisweilen auch durch Verengerung der Stimmritze Atemnot und plötzliche Erstickungsgefahr erzeugen. Ihre häufigste Ursache ist ein vernachlässigter und verschleppter Kehlkopfkatarrh. Sie sind nur vermittelst des Kehlkopfspiegels zu erkennen und werden unter der Leitung des letztern am besten vermittelst der galvanokaustischen Schneideschlinge oder vermittelst messer- oder pincettenartiger Instrumente von der Mundhöhle aus entfernt.

6) Der Stimmritzenkrampf (Spasmus glottidis, Laryngismus stridulus), die krampfhafte Zusammenziehung der kleinen Kehlkopfmuskeln, welche die Stimmritze verschließen, kommt fast nur bei Kindern in den ersten Lebensjahren, insbesondere bei zahnenden und künstlich aufgefütterten Kindern vor und äußert sich in periodischen, bald häufiger, bald seltener auftretenden Anfällen von Erstickungsnot, wobei die Kinder eine plötzliche gewaltsame Unterbrechung des Atmens erfahren («wegbleiben» oder «stecken bleiben»), blau im Gesicht werden, die höchste Angst und Unruhe zeigen und angestrengte Bewegungen machen, um zu atmen; Husten, Heiserkeit und Fieber fehlen dabei gänzlich (sog. Asthma der Kinder). Die Behandlung besteht während des Anfalls im Aufrichten des Kindes, kräftigem Reiben des Rückens mit Essig oder kaltem Wasser, kalten Bespritzungen des Gesichts und Klystieren von Seifenwasser, Kamillen- oder Baldriantee; die Hauptsache aber besteht in einer möglichst zweckmäßigen Ernährung des Kindes, ohne welche eine Heilung des Stimmritzenkrampfes nicht möglich ist. (S. Auffütterung.)

7) Die Stimmbandlähmung (Paralysis glottidis), die teilweise oder vollständige Lähmung eines oder beider Stimmbänder, mit schweren Sprachstörungen verbunden, entsteht am häufigsten durch anhaltende Überanstrengungen des K., nach schweren Erkältungen, sowie durch den Druck von Geschwülsten auf die den K. versorgenden Nervenäste, kann nur vermittelst des Kehlkopfspiegels (aus der Unbeweglichkeit und abnormen Stellung der Stimmbänder) erkannt werden und erfordert zu ihrer Heilung außer einer sehr sorgfältigen Schonung des Sprachorgans die Anwendung des galvanischen Stroms auf die gelähmten Kehlkopfmuskeln.

Kehlkopfkatarrh, s. unter Kehlkopf (-Krankheiten 1).

Kehlkopfkrankheiten, s. unter Kehlkopf.

Kehlkopfödem, Glottisödem (s. d.).

Kehlkopfpolypen, s. unter Kehlkopf (-Krankheiten 5).

Kehlkopfschwindsucht (Kehlkopftuberkulose, Luftröhrenschwindsucht), s. unter Kehlkopf (-Krankheiten 3).

Kehlkopfspiegel (Laryngoskōp), ein Instrument zur Beleuchtung und Untersuchung des Kehlkopfinnern. Schon 1840 hatte der Engländer Liston versucht, vermittelst eines langgestielten Spiegelchens den Kehlkopf von der Mundhöhle aus dem Gesichtssinn zugänglich zu machen, und 1855 veröffentlichte der Gesanglehrer Manuel Garcia in London eine Reihe sehr genauer Beobachtungen über die Stimmbildung, die er mit einem solchen Instrument an dem lebenden Kehlkopfe gemacht hatte; aber erst 1858 wurde die laryngoskopische Untersuchung von Türck und Johann Czermak (s. d.) in die Medizin eingeführt und für die Erkennung und Behandlung von Kehlkopfkrankheiten verwertet.

Fig. 1.

Der K. besteht aus einem kleinen runden oder ovalen Spiegel, welcher an einem Stiele befestigt ist (s. die vorstehende Fig. 1) und bei herausgestreckter und festgehaltener Zunge erwärmt und mit nach unten gerichteter spiegelnder Fläche so in den Rachen eingeführt wird, daß seine Rückfläche sich an das Zäpfchen anlegt und letzteres leicht nach oben

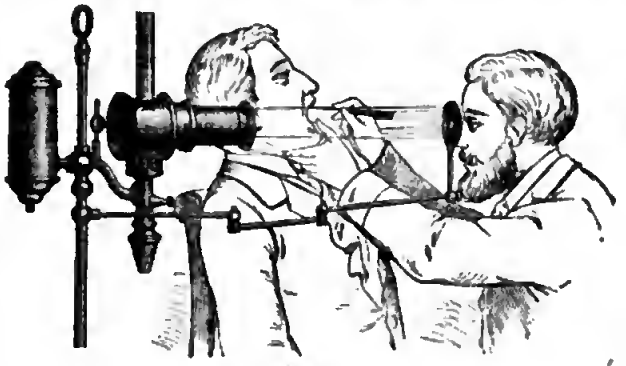


Fig. 2.

drängt. Auf diesen so eingeführten K. läßt man nun, direkt oder durch einen Planspiegel reflektiert, Sonnenstrahlen oder den von einem Hohlspiegel reflektierten Strahlenkegel einer Lampe durch den möglichst weit geöffneten Mund fallen (s. Fig. 2) und veranlaßt den zu Untersuchenden, den Laut ä in möglichst hoher Tonlage anzuschlagen, wobei dann der Blick des Untersuchers in das Innere des zu untersuchenden Kehlkopfes und der Luftröhre, in vielen Fällen selbst bis zur Teilung derselben in ihre zwei Äste, dringen kann. Freilich erfordert die laryngoskopische Untersuchung große Übung und Geschicklichkeit.

Vermittelst des K. wird nicht nur das Innere des Kehlkopfes erleuchtet und dem Auge des Untersuchers so zugänglich gemacht, daß die normale oder abnorme Beschaffenheit des Kehlkopfes festgestellt werden kann, sondern auch die Ausführung aller etwa erforderlichen Operationen (Ätzungen, Entfernung von Neubildungen u. dgl.) ermöglicht. Die Vornahme derartiger chirurgischer Operationen von der Mundhöhle aus, ohne vorherige blutige Eröffnung vom Halse her, ist Gegenstand der sog. Laryngochirurgie, eines besondern Teils der

Chirurgie, welcher ſich in neueſter Zeit beſonders durch die Verdienſte des tübinger Profeſſors Bruns zu einer wichtigen Spezialität entwickelt hat.

Litteratur. Czermak, «Der K. und ſeine Verwertung für Phyſiologie und Medizin» (Lpz. 1860); Bruns, «Die Laryngoſkopie und laryngoſkopiſche Chirurgie», mit Atlas (Tüb. 1860); Tobold, «Laryngoſkopie und Kehlkopfkrankheiten» (3. Aufl., Berl. 1874); Burow, «Laryngoſkopiſcher Atlas» (Stuttg. 1877).

Kehllaute, ſ. Gutturale.

Kehlleiſte auch Kehlſtoß, eine mit Kehlung oder Profilierung verſehene hölzerne Leiſte, welche teils als Kehr- oder Scheuerleiſte, teils als Einfaſſung an Thüren und Fenſtern, als Verzierung u. ſ. w. Verwendung findet.

Kehlmaſchine, ſ. u. Holzbearbeitungsmaſchinen, Bd. IX, S. 350 fg.

Kehlung, diejenigen Geſimsprofile, welche an die Balken oder Bretter bei Holzdecken, Fachwerkswänden und andern Holzarbeiten angehobelt werden, bisweilen nach den Enden ſpitz auslaufen (Schiffskehlen) und meiſt aus zwei Plättchen mit Karnies oder zwei Rundſtäben mit Kehle beſtehen.

Kehr (Karl), Pädagog, geb. 6. April 1830 zu Goldbach bei Gotha, war ſeit 1863 Lehrer am Schullehrerſeminar zu Gotha, ſpäter Direktor desſelben, wurde 1873 Direktor des Seminars zu Halberſtadt, 1883 des zu Erfurt, wo er zum Schulrat ernannt wurde. K. veröffentlichte zahlreiche Schriften über die verſchiedenſten Zweige der Volksſchulpädagogik, darunter namentlich: «Theoretiſch-praktiſche Anweiſung zur Behandlung deutſcher Leſeſtücke» (Gotha 1859; 8. Aufl. 1883), «Der deutſche Sprachunterricht im erſten Schuljahre» (Gotha 1865; 7. Aufl. 1882), «Praktiſche Geometrie für Volks- und gewerbliche Fortbildungsſchulen» (Gotha 1861; 6. Aufl. 1880), «Der chriſtl. Religionsunterricht» (2 Bde., Gotha 1864—67; 4. Aufl. 1881), «Die Praxis der Volksſchule» (Gotha 1868; 9. Aufl. 1883), «Leſebuch für deutſche Lehrerbildungsanſtalten» (mit Th. Kriebitzſch, 4 Bde., 1874—75 u. öfter), «Geſchichte der Methodik des deutſchen Volksſchulunterrichts» (4 Bde., Gotha 1877—82). Auch gab er in Halberſtadt die «Pädagogiſchen Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanſtalten» heraus und gründete den Verein deutſcher Seminarlehrer.

Kehrein (Joſ.), kath. Schulmann und Litterarhiſtoriker, geb. 20. Okt. 1808 zu Heidesheim bei Mainz, ſtudierte in Gießen 1831—34 Philologie und war dann Lehrer an verſchiedenen Gymnaſien Heſſens und Naſſaus. Er ſtarb 25. März 1876 als Direktor des kath. Lehrerſeminars zu Montabaur. Seine vielen Schriften behandeln meiſt Themata des Schulweſens und der deutſchen Litteratur.

Kehren (Joſ.), Hiſtorienmaler, geb. 30. Mai 1817 in Hülchrath bei Düſſeldorf, wo er an der Akademie unter Schadows Führung ſeine Studien begann. Unter H. Stilke fand der junge Künſtler Gelegenheit, ſich 1846 an der Ausführung der Freskomalereien im Schloſſe Stolzenfels am Rhein zu beteiligen, worauf weitere Arbeiten in dieſer Technik für die neue Apollinariskirche bei Remagen folgten. Auf Einladung Alfred Rethels nahm dann K. an der Fresko-Ausführung von deſſen Entwürfen für den aachener Kaiſerſaal unter Rethels Leitung teil und vollendete nach deſſen Rücktritt das große Werk, von deſſen reichem Bilderſchmucke die Taufe Wittekinds, Karls d. Gr. Krönung und der aachener Dombau durch ihn gänzlich ausgeführt wurden. Auch beſorgte K. mit Hilfe ſeines Schülers Bauer die Herſtellung der Holzſchnitte nach Rethels Kompoſitionen, deren Herausgabe durch den Rheiniſch-Weſtfäliſchen Kunſtverein veranlaßt worden war. Hierauf entſtand 1863, ebenfalls nach Rethels Zeichnung, die Juſtitia für den Schwurgerichtsſaal in Mariemoerder; 1874 ſchmückte K. die Aula des Seminars zu Mörs mit Wandbildern, einem umfaſſenden welthiſtor. Cyklus, aus. Von Staffeleibildern ſind zu erwähnen: Chriſtus am Kreuze, geſtochen von Barthelmeß; das Altarblatt: der gute Hirt, geſtochen von A. Glaſer; die Schlacht bei Zülpich, für das Rheinalbum des Deutſchen Kaiſers; der Karton: Saulus bei der Taufe des geſteinigten Stephanus (1873). Seit 1862 wohnte K. in Düſſeldorf, wo er 21. Mai 1880 ſtarb.

Kehrherd (Aufbereitung), ein etwas geneigt liegender langer, aber ſchmaler Herd, auf welchem feinkörnige Erzſchliche verwaſchen, d. h. angereichert werden. Man läßt die Schliche mit Waſſer über den Herd laufen und kehrt die ſpezifiſch leichtern Teile von den ſchwerern Erzteilchen vermittelſt Reiſigbeſen fort.

Kehrmaſchine oder Straßenkehrmaſchine dient zur ſchnellen und gründlichen Straßenreinigung. Die bekannteſten K. ſind die von Tailfer, Smith, Teſte und Blot; letztere iſt in Fig. 1 in Draufſicht, in Fig. 2 in Stirnanſicht von hinten dargeſtellt. Die mit Borſten beſetzte Walze B iſt ſchräg gegen die Radachſe R hinter den Tragrädern angebracht. Sie wird von zwei Armen L L getragen, welche, an die Achſe befeſtigt, in ihren Schwingungen unabhängig ſind, und genau über ihrem Schwerpunkt an Kette C aufgehängt iſt.

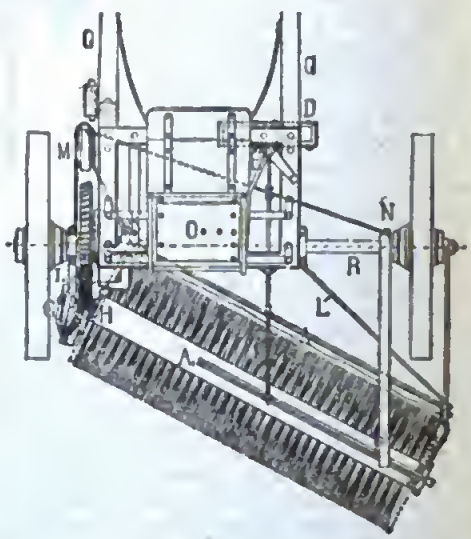


Fig. 1.

Dieſes Gleichgewicht wird am äußerſten Ende des Hängehebels durch eine Blattfeder hergeſtellt. Derſelbe Hebel dient zum Heben und Senken der Bürſtenwalze mittels einer mit Kurbel verſehenen Spindel E, deren Handhabung durch ein Gegengewicht D von 50 kg erleichtert wird, das auch den Apparat in Beziehung auf ſeine Achſe im Gleichgewicht erhält. Mittels der Spindel kann die Intenſität des Kehrens geregelt werden, ſowie durch die in halber

Länge aufgehängte, mithin nach einer Seite gesenkte Bürstenwalze. Durch Einstellung eins der Walzenenden wird das Gleichgewicht in seinen Lagen gesichert. Der Arm L, das Räderwerk tragend, ist über die Radachse verlängert und endigt in der am Kettenende befestigten Zangenfeder M. Je nach dem Einhängen der Kette an das Ende eines Hebels ändert man das Gleichgewicht der rotierenden Bürste.

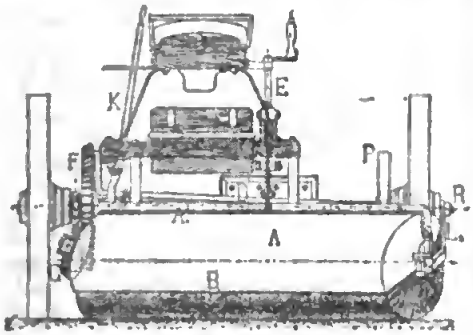


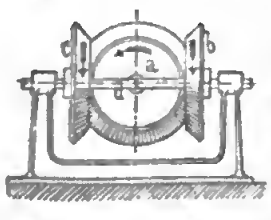
Fig. 2.

Der Hebelarm ist mit seinem andern Ende auf der Achse befestigt und in eine Gabel gefaßt, die samt dem Hebel der Hängestange mit der Bürste ein Stück bildet. Beim Heben letzterer wird der Hebel durch die Gabel herabgezogen und sein bewegliches Ende, mit der Zangenfeder in Verbindung, geht abwärts. Läßt man die Bürste herab, so steigt das bewegliche Ende des hierzu eingerichteten Hebels schneller als die Zangenfeder aufwärts, was eine Spannung der Feder ergibt, welche die horizontale Lage der Bürste bei der Arbeit herstellt.

Bei dieser Art K. ist die Achse fest, weshalb als treibender Teil die Nabe der Tragräder dient. Die Nabenbüchse ist verlängert, um das konische Zahnrad F auf ihr anzubringen. Dieses ist lose aufgesetzt und seine Bewegung ist durch eine lösbare Kuppelung regulierbar, deren Handhebel K sich links beim Kutscher befindet. Das große konische Rad treibt ein kleineres Getriebe G, das sich mit der Walze frei bewegen kann. Das Getriebe überträgt seine Bewegung auf die Achse der Walze mittels eines Universalgelenks. Das Gewicht der ganzen K. beträgt 750 kg. Dieselbe kann 6000 qm Straße in der Stunde fegen, bei einer Geschwindigkeit des Pferdes von 5 km pro Stunde, was der Arbeit von 15 kräftigen Straßenkehrern entspricht.

Kehrmünzen heißen Münzen, deren Avers verschiedene Bilder zeigt, je nachdem man es von der einen oder andern (verkehrten) Seite betrachtet.

Kehrrad heißt in der Mechanik eine Vorrichtung, mittels welcher man Kehrbewegungen, d. h. abwechselnde Bewegungen, resp. Drehungen in der entgegengesetzten Richtung bewirken kann. Beistehende Abbildung zeigt ein K., bei welchem die Drehungsänderung durch halbverzahnte Kegelräder bewirkt wird. Die Welle a wird gleichförmig gedreht und überträgt mittels eines halbverzahnten Kegelrades ihre Bewegung abwechselnd auf die Räder b und c, welche ebenfalls zur Hälfte glatt sind; die Bewegung der Welle d wird dadurch eine hin- und hergehende.



Kehrrad wird ferner ein oberschlächtiges Wasserrad genannt, dessen Kranz in einer Ebene quer zur Achsenrichtung geteilt ist und dessen beide Hälften entgegengesetzte Schaufelstellung haben. Man ist hierdurch in den Stand gesetzt, das Rad sowohl rechts als links herumlaufen zu lassen, je nachdem man das Wasser in die eine oder andere Schaufelhälfte leitet. Dieses K. fand früher bei Bergwerken als Fördermaschine Verwendung, heute ist dasselbe nicht mehr gebräuchlich.

Kehrsalz, das unreine, zusammengekehrte Salz der Salinen, wird entweder gereinigt oder als Gewerbe- und Viehsalz verwertet.

Kei, Fluß in Südafrika, s. Kai.

Keiberpaß, s. Khyberpaß.

Keighley, Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, 15 km im NW. von Bradford, unfern der Aire, in deren tiefem Thale, mit (1881) 25245 E., welche Worstedzeuge, Baumwollzeuge, Papier u. s. w. fabrizieren.

Kei-Inseln, eine kleine, im östl. Teile der Banda-See südlich von Neuguinea und westlich von dem Aru-Archipel gelegene Inselgruppe, zwischen 5° und 6° südl. Br. und etwa unter 133° östl. L. von Greenwich, besteht aus den höher sich erhebenden beiden Inseln Groß-Kei und Klein-Kei, sowie aus einer Anzahl niedrigerer kleinerer Inseln von zusammen 1211 qkm Größe. In polit. Beziehung gehört der Archipel zu der niederländ. Residentschaft Amboina der Molutten. Die Flora wie auch die Fauna dieser Inseln ist mit der von Neuguinea und den Aru-Inseln übereinstimmend. Die Bevölkerung, etwa 21 000 Seelen, besteht aus Papuas und Alfuren, zu denen sich malaiische und bugische Einwanderer, sowie solche von Amboina, den Banda und andern Inseln gesellten. Europäische Niederlassungen bestehen daselbst nicht.

Keil (frz. coin, engl. wedge), ein aus widerstandsfähigem Material, meist Eisen oder Stahl, hergestelltes dreiseitiges Prisma, von dessen vier Hauptflächen zwei in einem spitzen Winkel zusammenlaufen. Je kleiner der Neigungswinkel dieser Flächen, desto größer ist das Verhältnis zwischen den zu überwindenden Widerständen und der in der Richtung der Mittelebene wirkenden Kraft. Der K. ist als Grundform aller Schneidwerkzeuge anzusehen; Äxte und Messer, Scheren, Sägen, Hobel und Schaber, Bohrer und Fräser u. s. w. ergeben sich aus den verschiedenen Bewegungsarten eines schneidig zugeschärften K. Der scharfschneidige K. wird zum Spalten von Holz benutzt, in welchem Fall derselbe öfters mit einem hölzernen Stiel armiert ist, der, durch einen eisernen Ring verstärkt, die Schläge aufnimmt, mit denen diese Art K. eingetrieben zu werden pflegt.

In der Maschinentechnik dient der K. einesteils zur Verbindung von Konstruktionsteilen, z. B. von Achsen oder Wellen mit Rädern oder Riemenscheiben, andererseits zur Erzielung langsamer, genauer oder große Kraft erzeugender Bewegungen. Im erstern Fall, als Verbindungskeil, entbehrt er der Schneide und hat nur wenig Steigung (Anzug); seine Form ist je nach der Gestalt und der Beanspruchung der zu verbindenden Konstruktionsteile verschieden und die beiderseitige Befestigung erfolgt mittels in den betreffenden Teilen angebrachter Nuten (Keilnuten, s. d.). Als Bewegungsorgan wird

der K., welcher dann als schiefe Ebene wirkt, z. B. bei Lagern zum Nachstellen derselben, bei Prägepressen zum Einstellen der Druckplatte, bei Ölsamenpressen zur Erzeugung des Drucks angewendet.

Keil (Christian Aug. Karl), Philolog, geb. 17. Mai 1812 in Weißenfels, gebildet seit 1824 in Schulpforta, studierte seit 1829 in Leipzig und Berlin, wurde 1837 Adjunkt und 1843 Professor in Schulpforta und starb daselbst 15. Dez. 1865. K. war vorzugsweise auf dem Gebiete der griech. Inschriften thätig und hat sich durch Herausgabe und Bearbeitung vieler Inschriften in einer größern Anzahl kleinerer Schriften verdient gemacht. Dazu gehören: «Specimen anomatolagi graeci» (Lpz. 1840), «Analecta epigraphica et anomatolagica» (Lpz. 1842), «Sylloge inscriptionum Baeoticarum» (Lpz. 1847), «Zwei griech. Inschriften aus Sparta und Gytheion» (Lpz. 1849), «Epigraphische Exkurse» (Lpz. 1858).

Keil (Ernst), deutscher Buchhändler, geb. 6. Dez. 1816, besuchte das Gymnasium zu Mühlhausen, erlernte den Buchhandel in der Haffmannschen Hofbuchhandlung zu Weimar und trat dann als Gehilfe in die Weigandsche Buchhandlung zu Leipzig ein. Im J. 1838 wurde ihm die Redaction der Zeitschrift «Unser Planet» (später «Wandelstern» betitelt) anvertraut. Am 3. Aug. 1845 eröffnete K. in Leipzig eine eigene Verlagsbuchhandlung; ein Jahr später erschien die erste Nummer der von ihm redigierten Monatsschrift «Der Leuchtturm», welchem sich die hervorragendsten Stimmführer der liberalen Bewegung, Robert Blum, Johann Jacoby, Wislicenus, Uhlich u. a., als Mitarbeiter anschlossen. Von Polizei und Staatsgewalt verfolgt, mußte der «Leuchtturm» innerhalb zwei Jahren sechsmal den Verlagsort wechseln, bis er endlich 1848 in Leipzig, in eine Wochenschrift verwandelt, für einige Jahre unbeanstandet weiter erscheinen konnte. Die Reaktion unterdrückte 1851 das Blatt und brachte K. im April 1851 auf neun Monate als Staatsverbrecher nach Hubertusburg. Hier faßte er den Gedanken zur Herausgabe einer billigen illustrierten Wochenschrift. Die erste Nummer dieses Blattes, der «Gartenlaube», erschien 1. Jan. 1853; bald nahm das Blatt einen bedeutenden Aufschwung. Außerdem erschienen in seinem Verlag der «Dorfbarbier», redigiert von Ferdinand Stolle, Bocks «Buch vom gesunden und kranken Menschen», Hermann Schmids «Erzählungen aus dem bayr. Gebirge», Romane von Ludwig Storch, Marlitt, E. Werner, Heimburg u. a. K. starb 23. März 1878. Da sein einziger Sohn Alfred bereits 1871 gestorben war, so ging das Geschäft in den Besitz seiner Witwe über; Ende 1883 wurde es von Gebrüder Kröner in Stuttgart käuflich erworben, welche es seit 1. Jan. 1884 unter der Firma «Ernst Keils Nachfolger» weiterführen.

Keil (Heinrich Gottfr. Theod.), Philolog, geb. 25. Mai 1822 in Gressow bei Wismar, besuchte das Gymnasium in Göttingen, machte seine philol. Studien in Göttingen und Bonn und wurde 1843 Lehrer an der königl. Realschule in Berlin. Von 1844 bis 1846 besuchte er die Bibliotheken Italiens, wurde 1847 Lehrer am Pädagogium in Halle und habilitierte sich daselbst als Privatdocent. Im J. 1855 als Oberlehrer an das Werdersche Gymnasium nach Berlin berufen, ging K. 1859 als ord. Professor der Philologie nach Erlangen, 1869 in gleicher Eigenschaft nach Halle. Außer seinen Ausgaben des Propertius und der Episteln des Plinius hat er sich um die röm. Philologie besonders durch die Herausgabe der «Grammatici latini» (7 Bde., Lpz. 1855—80 und durch die Bearbeitung «M. Porci Catonis de agricultura liber», «M. Terenti Varronis rerum rusticarum libri tres» (Lpz. 1882 fg.) Verdienste erworben.

Keil (Karl Friedr.) luth. Theolog, geb. 1807, studierte in Dorpat und Berlin, wurde 1833 Privatdocent, 1838 außerord., 1839 ord. Professor der Theologie in Dorpat und lebt seit seiner Emeritierung (1858) in Leipzig. Von seinen Schriften sind außer den Kommentaren zu mehrern Büchern des Alten und Neuen Testaments zu nennen: «Lehrbuch der histor.-krit. Einleitung in die Schriften des Alten Testaments» (3. Aufl., Lpz. 1873), «Handbuch der biblischen Archäologie» (2 Bde., Lpz. 1858—60).

Keilbein (Os sphenoideum), derjenige Knochen des Schädels, welcher mit dem Hinterhauptsbein den Boden der Hirnschale bildet und mit sämtlichen Schädelknochen in fester Verbindung steht [s. unter Schädel]; auch die Knochen der Fußwurzel, die am Fußrücken zwischen dem Kahnbein und den drei ersten Mittelfußknochen liegen und als erstes, zweites und drittes K. unterschieden werden. (S. unter Fuß.)

Keilberg oder **Sonnenwirbel**, der höchste Gipfel des Erzgebirges, unweit südsüdöstlich von Oberwiesenthal (in der sächs. Amtshauptmannschaft Annaberg) auf der sächs.-böhm. Grenze gelegen. Auf dem Gipfel, 1238 m (auf böhm. Gebiet) befindet sich seit 1884 ein Aussichtsturm.

Keiler, s. unter Schweine.

Keilhau, Dörfchen im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, 9 km im NW. von Blankenburg, in engumschlossenem Thale, mit 200 E., bekannt durch die hier 1817 durch Fröbel, in Verbindung mit Middendorf und Langethal, gegründete Knaben-Erziehungsanstalt.

Keilhaue und **Keilhauenarbeit**, s. unter Bergbau, Bd. II, S. 802.

Keilnut, eine in Wellen, Räder, Riemenscheiben u. s. w. eingearbeitete längliche Vertiefung von rechteckigem Querschnitt, in die sich der zur Verbindung dieser Maschinenteile dienende Keil hineinlegt.

Keilpresse, s. Presse.

Keilrad, s. unter Friktionsrad.

Keilschrift, Keilinschriften (frz. inscriptions cunéiformes, engl. arrow-headed inscriptions) ist der Name der altorient. Schriftarten, deren Zeichen aus keil- oder pfeilförmigen Elementen zusammengesetzt sind, welche einstmals im ganzen Westasien, mit Ausnahme Syriens und eines Teils von Kleinasien, in Gebrauch waren. Der graphische Grundbestandteil aller dieser Schriftarten ist ein sog. Keil, das heißt ein geradliniger Strich, welcher von einem dreikantig vertieften Kopfende ausläuft. Zu diesem Keil, welcher seinerseits wesentlich in vier Stellungen vorkommt, nämlich als wagerechter ( ), senkrechter ( ) und schräger (,) Keil, gesellt sich dann auch noch der sog. Winkelhaken ( ), ferner andere Kombinationen, wie z. B. . Sie entstanden aus einer ursprünglichen, nach nachweisbaren Bilderschrift, wie dies ebenfalls für die Schrift der Ägypter und Chinesen gilt. Aus diesen Bildern entwickelte sich zuerst eine hieratische verkürzte Form

in geraden und krummen Linien; da man ſich ſchon früher als Schreibmaterial des weichen Thons und eines dreieckigen Grabſtichels bediente, der keilförmige Einſchnitte hervorbrachte, wurden die urſprünglichen Bilder durch die kurſive Behandlung in ganz eigenartige Charaktere umgewandelt, die ſpäter dann auch in der Lapidarſchrift eine feſtere Form erhielten. Sie war zuerſt in vertikaler linksläufiger, ſpäter in horizontaler rechtsläufiger Linie geſchrieben. Die Erfinder dieſer Schriftgattung waren ein weder ſemit. noch ariſches uraltes Volk, die Sumerier von dem Lande Sumer oder Südchaldäa, welcher Name von einigen als identiſch mit dem bibliſchen Sinear (Sennaar) angeſehen wird.

Die älteſten Dokumente, welche bis in das 6. Jahrtauſend v. Chr. zurückgehen, ſind in Strichſchrift; doch finden ſich ſchon ſehr ſchöne Lapidarinſchriften des Königs Gudea gegen 4000 v. Chr. Die Sumerier entwickelten aus den Bildern auch folgerecht eine Silbenſchrift, indem ſie den die Begriffe ausdrückenden Zeichen zugleich einen allgemeinen Lautwert beilegten. Dieſe ſehr komplizierte teils ideographiſche, teils phonetiſche Schrift wurde den Sumeriern von andern Völkern entlehnt, indem ſich aus den den urſprünglichen Bildern ſehr naheſtehenden, aber ſehr verwickelten Formen neuere einfachere und zum Kurſivgebrauche mehr geeignete Zeichen herausbildeten. So entſtanden die verſchiedenen archäiſchen und kurſiven Stilarten der Altarmenier, der Kappadocier, der turan. Meder, der dieſen verwandten Suſianer, der Elymäer und der ſemit. Aſſyrer, Babylonier, welche letztern ſich in die babyloniſchen und aſſyr. verſchiedenen Schriftarten teilen. So kennt man bisjetzt ſieben Sprachen, die ſich alle mit dieſer ſumeriſchen oder anariſchen Begriffs- und Silbenſchrift ausdrücken: die ſumeriſche, die altarmeniſche, die mediſche, die ſuſianiſche, die elamitiſche, die aſſyriſche und eine neuentdeckte kleinaſiatiſche. Aus dieſer anariſchen hat ſich in künſtlicher Weiſe die ariſche Schrift der alten Perſer entwickelt; ſie nahmen außer einigen ſehr wenigen Begriffszeichen, die ſie als ſolche in vereinfachter Form beibehielten, 36 Begriffszeichen aus dem aſſyr.-babylon. Komplex, überſetzten dieſen Begriff ins Altperſiſche und gaben der neuen Gruppe den Wert des Anfangsbuchſtaben des perſ. Wortes, z. B. fünf wurde p, Sonne ku, weil panca fünf, kurus Sonne bedeutet.

Als Beiſpiele ſind anzuführen: ſemitiſch , altbabyloniſch , neubabyloniſch , neuaſſyriſch . Fiſch ausgeſprochen ha, weil im Sumeriſchen hana Fiſch bedeutet.

Von dieſer ariſchen oder altperſiſchen Keilſchrift ging die Entzifferung der geſamten K. aus. Die alten Perſerkönige haben uns ihre Lapidarinſchriften in drei Sprachen hinterlaſſen, in der einfachen altperſiſchen, der der Turaner Mediens und der mächtigen Aſſyrer. Wir beſitzen faſt nur altperſ. Texte, die mit dieſen beiden Überſetzungen verſehen ſind: ſo die wichtige Urkunde von Biſutun (ſ. d.) aber Behiſtun, die neuentdeckte von Suez und andere weniger bedeutende aus Suſa, Perſepolis, Ekbatana, Marrhaſion (Murghab) und Van; dieſe enthalten nur die Titel der achämenidiſchen Könige, Liſten von Provinzen und Segensſprüche auf Ormuzd. Die leichtere Entzifferung der ariſchen, alphabetiſchen Schrift mußte auch zur Löſung der verwickelten mediſchen und aſſyriſchen führen und ſollte ſo die Löſung dieſes großen Rätſels vorbereiten. Nach vergeblichen Verſuchen von Tychſen, Münter u. a. machte 1802 dieſe glückliche Entdeckung Groteſend (ſ. d.), der durch ſehr ſcharfſinnige Kombinationen die aus den Klaſſikern bekannten Namen der perſ. Könige Cyrus, Darius, Xerxes, Artaxerxes in den Inſchriften auffand. Auf dieſen Grundlagen bauten zunächſt Burnouf und Laſſen weiter fort. Die große hiſtor. Inſchrift von Biſutun wurde zuerſt von Rawlinſon im «Journal of the Royal Asiatic Society» (Bd. 10) veröffentlicht. Die Arbeiten Beufeys (Lpz. 1847), Opperts (Par. 1851) und Spiegels (Lpz. 1860) haben die Erklärung ſämtlicher Inſchriften zu vollkommener philol. Sicherheit gebracht. Geſtützt auf die 140 Eigennamen, welche in dieſen inſchriftlichen Texten enthalten ſind, iſt man neuerdings auch zur Entzifferung der anariſchen Schriftarten gelangt. Die turan. Sprache der Meder haben bereits Weſtergaard, de Saulcy, Holtzmann, Norris, Mordtmann und Oppert in beſondern Schriften beleuchtet; indes wird bis zur Entdeckung noch anderer Dokumente noch vieles dunkel bleiben.

Anders verhält es ſich mit der aſſyriſchen Keilſchrift, der offiziellen Schrift Babylons und Ninives. In derſelben liegen, beſonders infolge der Entdeckung der Reſte Ninives, Tauſende von ſehr ausgedehnten Inſchriften des verſchiedenartigſten Inhalts vor. Dieſe Sprachdokumente auf Steinplatten, Ziegeln, kleinen Backſteintafeln, gehen vom fünften Jahrtauſend bis herab auf Ende des erſten Jahrhunderts n. Chr. und gewähren hiſtor., geogr., aſtron., aſtrol., teratologiſchen, architektoniſchen und namentlich grammatiſchen Stoff. Viele ſind juriſt. und kommerzielle Privatdokumente, aber durch die Datierungen nach Tag, Monat und Jahr der Könige oder der Jahresarchonten von höchſter chronol. Wichtigkeit. Die Unbekanntſchaft mit der aſſyr. Civiliſation macht die Erklärung dieſer Privatdokumente ſehr ſchwierig, doch ſind bereits die hiſtor. Texte, trotz mancher Dunkelheiten im einzelnen, als hinreichend erklärt zu betrachten. Eine reiche Klaſſe von Denkmälern ſind die religiöſen Götterliſten, die zweiſprachigen Hymnen, Gebete u. a. in ſumeriſcher und aſſyr. Sprache. Die grammatiſchen Texte, welche die Ausſprache der Silben- und Begriffszeichen enthalten, häufig ſogar Flexionsformen gewähren, ſind in philol. Hinſicht ſehr koſtbar. Die Zahl der uns von den alten Aſſyrern direkt überlieferten ſprachlichen Notizen beläuft ſich auf ungefähr 30000. Die aſſyr. Sprache iſt mit den übrigen ſemit. Sprachen eng verwandt. Die Entzifferung der aſſyr. Inſchriften wurde von Groteſend, Stern, Löwenſtern, de Saulcy verſucht und in ihren Prinzipien von Hincks, Rawlinſon und Oppert angebahnt und vollendet. Die weit ſchwierigere Aufgabe, das Entzifferte philologiſch zu interpretieren, ſowie die Grammatik und das Wörterbuch einer längſt untergegangenen Sprache aus ihrem Grabe zu erwecken und neu aufzubauen, hat namentlich Oppert mit Erfolg zu löſen begonnen; in England haben ſich in neuerer Zeit vor allem Norris, George Smith, Fox Talbot und Sayce, in Deutſchland Schrader und Delitzſch, wie deren Schüler dieſen Studien gewidmet. Mit der turan. Urſprache, früher fälſchlich akkadiſch, jetzt ſumeriſch genannt, beſchäftigten ſich Oppert, Sayce und

Lenormant. Zur Verbreitung der gewonnenen Kenntnisse trugen die popularisierenden, doch ganz unselbständigen Arbeiten Ménants und anderer bei. Mit den altarmen. Texten beschäftigten sich Hinds, Mordtmann, Sayce und Guyard; die susianischen wurden durch die verwandten medischen von Oppert entziffert und erklärt.

Vgl. über die Entzifferungsgeschichte im allgemeinen: Oppert, «Expédition en Mésopotamie» (Bd. 2, Par. 1858); Schrader, «Die assyr.-babylon. Keilinschriften. Kritische Untersuchung der Grundlagen ihrer Entzifferung» (Lpz. 1872).

Keilschwänze (Conuridae), Familie der Papageien, ausgezeichnet durch einen langen, keilförmig abgestuften Schwanz. Die Familie, die ausschließlich Südamerika von der Magellansstraße bis Cuba und Südcarolina bewohnt, besteht aus etwa 80 Arten in 7 Gattungen, von denen die bekannteste die der Aras oder Macaopapageien ist.

Keilstücke hießen Hinterladungsgeschütze der ältesten Zeit, bei welchen eine das Rohr hinten verschließende Ladebüchse mittels eines Keils festgestellt wurde. (Vgl. Geschütz.)

Keiltreiber heißt ein aus Stahl gefertigtes Werkzeug von rechteckigem Querschnitt, dessen sich der Maschinenbauer bedient, um Befestigungskeile loszuschlagen.

Keilzahlen nennt man Zahlen, welche aus dem Produkt von drei ungleichen Zahlen entstehen, wie $24 = 2 \times 3 \times 4$, während die Kubikzahlen die Produkte dreier gleicher Faktoren sind.

Keim nennt man die scheinbar regungslose, aber lebensfähige Grundlage, aus welcher sich jedes organische Geschöpf unter den dazu erforderlichen Bedingungen nach und nach entwickelt. Besonders aber spricht man von K. der Pflanzen und versteht darunter teils die Knospen (Augen) am Wurzelstocke ausdauernder Pflanzen, in den Zwiebeln und Knollen, teils und vorzugsweise den Keimling (Embryo) in den Samen der Blütenpflanzen (Phanerogamen), d. h. die unentwickelte, aber entwickelungsfähige Anlage zu einer neuen Pflanze im Samen, welche in feuchter Erde zu einem neuen Individuum heranwächst. Auch aus den Knospen kann man bei manchen Pflanzen, namentlich Holzgewächsen, ein neues Individuum derselben Art erziehen, wenn man abgelöste Knospen dem Stamme oder Zweige eines andern Individuums derselben oder einer verwandten Pflanzenart einimpft, wie dies z. B. bei dem Okulieren der Rosenstöcke geschieht. Eine große Leichtigkeit der Keimbildung findet sich bei den Blättern des Keimblattes (Bryophyllum calycinum), welche schon auf feuchtem Papier aus jeder Randkerbe einen K. entwickeln. Aber auch zahlreiche andere Pflanzen lassen sich durch solches Keimen am Blattrande vermehren, wovon die neuere Gartenkunst vielfachen Gebrauch macht. Die beginnende Entfaltung des K. aus seiner Knospe oder dem Samen nennt man das Keimen oder die Keimung. Der Zeitraum, in welchem die Samen keimfähig bleiben, ist sehr verschieden. Am längsten bleiben Getreidesamen keimfähig; man hat die in den Gräbern der Inkas gefundenen Maiskörner, welche doch mindestens 4—500 Jahre alt sein müssen, zum Keimen gebracht. Dagegen hat sich die Meinung, daß Weizenkörner (sog. Mumienweizen) ihre Keimkraft vier bis fünf Jahrtausende hindurch behalten könnten, als ein Irrtum erwiesen.

An dem Keimling des Samens unterscheidet man drei Regionen: das Würzelchen, Stengelchen und Federchen. Ersteres dehnt sich bei der Keimung zur Wurzel aus, während das Stengelchen oder der Achsenteil sich nach oben verlängert, den Stengel oder Stamm der Pflanze bildend, und das an seinem Ende befindliche Federchen zu einer wirklichen Knospe wird, welche bald die ersten Blätter entfaltet. Am Stengelchen sind stets die Kotyledonen oder Samenlappen (auch Keimlappen, Keimblätter genannt) angeheftet, welche die Bestimmung haben, dem sich zu einer Pflanze entwickelnden Keimling während des Keimens die erforderliche Nahrung zuzuführen, die bald in den Kotyledonen selbst, bald in einem den Keimling umhüllenden oder ihm anliegenden Eiweißkörper (Sameneiweiß) aufgespeichert ist. Über die Bildung des K. der Phanerogamen s. Befruchtung. Bei den Kryptogamen (s. d.) kann von K., streng genommen, keine Rede sein, weil deren Fortpflanzungsorgane (die Sporen) bloße isolierte Zellen oder kleine Zellenaggregate sind ohne jedwede Spur einer Anlage zu einer neuen Pflanze. Dennoch spricht man von Keimung der Sporen, weil dieselben durch einfache Ausdehnung zu einem sich später verschiedenartig umgestaltenden Schlauche entweder unmittelbar ein neues Pflanzenindividuum entwickeln oder ein Gebilde (Vorkeim), aus welchem ein neues Individuum später hervorgeht. Die Sporen mancher Kryptogamen zeigen ebenfalls eine lange Dauer der Keimfähigkeit, z. B. diejenigen der Farnkräuter.

Im tierischen Ei entwickelt sich aus den durch die Dotterklüftung gelieferten Zellen der K., als Keimblase (Säugetiere), als Keimscheibe (Vögel), und die verschiedenen Schichten des K. stellen die Keimblätter dar, deren Anordnung und Umbildung für die Entwickelung von höchster Bedeutung ist. Das oberste Keimblatt (Epidermoidal- oder sensorielles Blatt) liefert die Oberhaut, Haare, Nägel, Gehirn und Rückenmark, Retina u. s. f.; aus dem Muskelblatt geht das Körper- und Darmrohr, aus dem Epithelialblatt das Epithel des Darms und seiner Anhangsdrüsen hervor.

Keim (Theod.), hervorragender prot. Theolog, geb. 17. Dez. 1825 zu Stuttgart, studierte 1843—48 zu Tübingen, lebte 1848—50 als Hauslehrer in Ulm und wirkte 1851—55 als Repetent in Tübingen. Alsdann ward K. Stadtvikar in Stuttgart, 1857 Diakonus, 1859 Archidiakonus zu Eßlingen, 1860 Professor der Theologie zu Zürich, 1873 zu Gießen, wo er 17. Nov. 1878 starb. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Reformationsgeschichte der Reichsstadt Ulm» (Stuttg. 1851), «Schwäb. Reformationsgeschichte bis zum Reichstage von Augsburg» (Tüb. 1855), «Reformationsblätter der Reichsstadt Eßlingen» (Eßl. 1860) und «Ambrosius Blarer, der schwäb. Reformator» (Stuttg. 1860). Als eine neue Bearbeitung der beiden Schriften «Die menschliche Entwickelung Jesu Christi» (Zür. 1861) und «Die geschichtliche Würde Jesu» (Zür. 1864) erschien das Werk «Der geschichtliche Christus» (3. Aufl., Zür. 1866), sämtlich Vorarbeiten für die mit großem Scharfsinn und einer seltenen Fülle des Wissens in pietätvollem Geiste behandelte «Geschichte Jesu von Nazara» (3 Bde., Zür. 1867—72), aus der eine populär gehaltene kürzere Bearbeitung hervorging als «Geschichte Jesu» (Zür. 1873; 2. Aufl. 1875). Sonst sind noch zu erwähnen: «Der Übertritt Konstantins d. Gr. zum

Christentum» (Zür. 1862), «Celsus' wahres Wort» (Zür. 1873), «Aus dem Urchristentum» (Zür. 1878), «Rom und das Christentum», herausgegeben von H. Ziegler (Berl. 1881), sowie eine Sammlung von Predigten («Freundesworte zur Gemeinde», 2 Bde., Stuttg. 1861—62).

Keimbläschen heißt der von Purkynje entdeckte Kern der tierischen Eizelle; das Kernkörperchen desselben ist der von Wagner entdeckte Keimfleck. Nach neuesten Entdeckungen geht nach der Befruchtung des Eies aus dem Kopfe des Spermatozoiden und aus Teilen des Keimbläschens ein neuer Kern hervor, unter dessen fortgesetzter Teilung die Dotterklüftung (Bildung der Embryonalzellen) erfolgt.

Keimblatt, s. unter Embryo, Keim und Kotyledonen.

Keimfrucht, s. Sporangium.

Keimkörner, s. Sporen.

Keimling, soviel wie Embryo; vgl. Keim.

Keimung, s. Samen.

Kein-Brais, d. h. das Rückgrat der Bretagne, der bretonische Name für die Gesamtheit der Gebirge der Bretagne (s. d.).

Kein Mensch muß müssen, Citat aus Lessings «Nathan der Weise» (1, 3).

Keiser (Reinhard), der größte deutsche Opernkomponist der ältern Zeit, geb. 1673 zu Leipzig, wo er auf der Thomasschule gebildet wurde. Sein außerordentliches musikalisches Talent wurde weniger durch gründliche Schulbildung als durch die damalige Bühnenmusik entwickelt, welche seinem ganzen Leben die dauernde Richtung gab. Nachdem er seine ersten Opern mit Erfolg in der Hofoper zu Braunschweig aufgeführt, kam er 1694 nach Hamburg, wo er schon nach einigen Jahren durch seine Werke die Oper zu ihrem höchsten Glanze brachte. Er starb hier 12. Sept. 1739. K. schrieb über 100 Bühnenwerke, welche voll sind von dem treffendsten Wortausdruck und einem erstaunlichen, an Mozart erinnernden Melodienreichtum. Auf die größten jüngern Meister (Händel, Bach, Telemann, Hasse u. v. a.) hat er nachhaltig gewirkt. Seine Musik ist von einer unverwüstlichen Frische; zur Klassizität fehlt ihr nichts als eine größere Geschmacksreinheit und gründlichere kontrapunktische Bildung. Besonders interessant und geschichtlich bedeutsam ist sein Verhältnis zu Händel, der anfangs im Wettkampfe mit ihm arbeitete und viele von K.s Melodien umbildete, und zu Hasse, welcher ihm seine Jugendbildung verdankte und stets K. den erfindungsreichsten aller Komponisten nannte.

Keiserrecht, s. Schwabenspiegel.

Keith (George Earl, Marishal of Scotland), ein durch die Freundschaft Friedrichs d. Gr. bekannt gewordener Schotte, geb. 2. April 1685 zu Kinkardine und gewöhnlich Lord Marishal genannt, indem er das Haupt einer Familie war, die ein Erbrecht auf die Marschallswürde von Schottland besaß, diente bereits 1712 als Brigadier unter Marlborough. Nach dem Tode der Königin Anna erklärte er sich für den Prätendenten und wurde nach dessen mißglückter Landung 1716 vom Parlament geächtet und zum Tode verurteilt. Er beteiligte sich dann 1719 an der span. Expedition zur Invasion Schottlands. Allein ein Sturm zerstreute die span. Flotte, und K. gelangte mit nur 300 Mann ans Land, wo er von den königl. Truppen geschlagen wurde und sechs Monate in den Hochgebirgen umherirrte, bis er Gelegenheit fand, nach dem Festlande zu entkommen. Hierauf lebte er mit dem Prätendenten längere Zeit in Rom, begab sich 1737 zu seinem Bruder James, der als General in russ. Diensten stand, und begleitete diesen nach Paris. Alsdann wandte er sich abermals nach Spanien, von da nach Venedig und 1747 wieder zu seinem Bruder nach Berlin. Friedrich d. Gr. ernannte ihn 1751 zum Gesandten in Paris, 1754 zum Gouverneur von Neuchâtel und wirkte ihm 1759 bei der engl. Regierung seine Wiedereinsetzung in alle seine Güter und Würden aus. Doch nach kurzem Verweilen in Schottland kehrte er 1765 nach Preußen zurück und starb auf seinem Landhause bei Potsdam 25. Mai 1778. Vgl. d'Alembert, «Éloge de Milord Maréchal» (Berl. 1779).

Keith (Jak.), preuß. Feldmarschall, Bruder des vorigen, geb. 11. Juni 1698 auf dem Schlosse Fetteresia in der schott. Grafschaft Kinkardine, schloß sich der Sache des Prätendenten an, wurde bei Sherismuir verwundet und floh Nov. 1715, geächtet und seines Vermögens verlustig erklärt, nach Frankreich. Hier studierte er Mathematik und wurde in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er ging 1719 nach Spanien, hielt sich dann in Holland, Frankreich und Italien auf und erschien 1720 wieder in Madrid. K. begleitete dann den zum Gesandten in Petersburg ernannten Herzog von Leyria 1728 nach Rußland. Hier erhielt er eine Anstellung als Generalmajor, wurde 1734 zum Generallieutenant ernannt, focht in Polen gegen Stanislaus Leszczynski, führte 1735 das russ. Hilfskorps gegen Frankreich und zeichnete sich besonders im Türkenkriege 1736/37 aus. Bei der Erstürmung von Ocza-kow erstieg er zuerst die Bresche, wurde aber schwer verwundet. Nach seiner Wiederherstellung entschied er im Kriege mit Schweden 3. Sept. 1741 den Sieg bei Wilmanstrand und vertrieb die Schweden von den Alandsinseln. Nach dem Frieden von Abo 7. Aug. 1743 wurde er als außerordentlicher Gesandter nach Stockholm geschickt und bei seiner Zurückkunft zum Feldmarschall ernannt. Im J. 1747 erbat er seinen Abschied und begab sich nach Berlin, wo ihn Friedrich II. 1747 zum preuß. Feldmarschall und 1749 zum Gouverneur von Berlin ernannte. Beim Beginn des Siebenjährigen Kriegs führte K. das Heer nach Sachsen, wo Friedrich II. den Befehl übernahm, und nahm 1756 an der Schlacht von Lowositz teil. Nach der Schlacht bei Prag 1757 befehligte er die Blockade vor der Kleinseite, als der König gegen Daun marschierte, und vereinigte sich nach der Niederlage von Kolin wieder mit ihm auf dem Rückzuge nach Sachsen. Er begleitete den König später nach Thüringen, wurde mit 6000 Mann an der Saale zurückgelassen, als Friedrich durch die Bedrohung Berlins abgerufen wurde, und mußte bis Leipzig weichen, wo er sich aber gegen General Maillly behauptete. Der König kehrte indes bald wieder um, und K. folgte ihm zur Schlacht von Roßbach. Den Marsch des Königs nach Schlesien deckte er durch einen Vorstoß nach Böhmen. Im Feldzuge von 1758 belagerte er vergeblich Olmütz und leitete den musterhaften Rückzug des Belagerungskorps, befehligte im September in Sachsen gegenüber Daun und vereinigte danach sein Heer mit dem des Königs in Schlesien. K. fiel beim Überfall zu Hochkirch 14. Okt. 1758. Sein Bruder, Lord Marishal, ließ ihm 1776 in der Dorfkirche von Hochkirch ein Denkmal setzen, der König 1786 seine Bildsäule mit denen anderer Helden auf dem

Wilhelmsplatze zu Berlin aufstellen. Vgl. Varnhagen von Ense, «Leben des Feldmarschalls Jakob K.» (Berl. 1844); «Militärischer Taschenkalender» (Berl. 1788); «Memoirs of J. M. Keith» (Berl. 1789).

Keith (George Elphinstone, Viscount), brit. Seemann, geb. 12. Jan. 1746 zu Elphinstone, widmete sich seit 1762 dem Seedienste, wurde 1769 Lieutenant, 1772 Commander und 1775 Kapitän. Im amerik. Kriege vernichtete er 1780—83 mehrere franz. Schiffe und wirkte 1793 als Befehlshaber eines Linienschiffs bei der Eroberung von Toulon mit. Nachdem er 1794 Kontreadmiral geworden, eroberte er 1795 das Kapland, segelte dann nach Indien und nahm Ceylon. Er bemächtigte sich im Aug. 1796 in der Bai von Saldanha eines holländ. Geschwaders von vier Linienschiffen, drei Fregatten und drei Korvetten und wurde 1797 zum Pair von Irland und Baron K. of Stonehaven-Marishal ernannt. Dann erhielt er den Oberbefehl der Flotte im Mittelländischen Meere, blockierte 1800 Genua und deckte 1801 des Generals Abercromby Landung in Ägypten. Dort verweigerte er die Ratifikation des von seinem Unterbefehlshaber Sidney Smith mit den Franzosen abgeschlossenen Vertrags von El-Arisch. Nach dem Frieden begab er sich 1802 nach England, befehligte 1803 einen Teil der Kanalflotte, wurde 1805 Admiral der Weißen Flagge und 1814 Viscount. Als Kommandant der Kanalflotte leitete er die Einschiffung Napoleons I. nach St. Helena. Er starb in Tullialanhouse (Perthshire) 10. März 1823.

Keitum, Hauptort der schleswigschen Insel Sylt, Kreis Tondern, mit (1880) 845 E., die Schiffahrt und Austernfang treiben. Im Hafen dieses Ortes landen jetzt die Dampfer, denen ein langer, sich ins Meer ziehender Damm das Anlanden erleichtert. Eine Stunde entfernt ist Westerland, der eigentliche Badeort.

Kejf, s. Kef.

Kejstut, Fürst von Litauen, geb. 1297, gest. 1382, war ein Sohn des Großfürsten Gedimin und erhielt nach dessen Tode das Teilfürstentum Trokl. Er war ein geschworener Feind des Deutschen Ordens, besiegte denselben mit seinem Bruder Olgerd, der dem Vater auf dem großfürstl. Throne folgte, 1347, verwüstete das Land und machte reiche Beute. Auch später unterstützte er Olgerd in allen seinen Unternehmungen sowohl gegen den Orden als auch gegen die Masuren und Polen. Nach dem Tode Olgerds ließ ihn dessen Sohn Jagello, der auf die Seite des Deutschen Ordens trat, ermorden.

Kekenäs, zu Alsen (s. d.) gehörige Halbinsel.

Kekulé (Friedr. Aug.), Chemiker, geb. zu Darmstadt 7. Sept. 1829, habilitierte sich 1856 in Heidelberg als Privatdocent der Chemie und wurde 1858 als Professor nach Gent berufen, darauf 1865 Professor der Chemie und Direktor des Chemischen Instituts zu Bonn. K. hat sich namentlich um die organ. Chemie verdient gemacht und derselben eine neue Richtung gegeben durch sein «Lehrbuch der organ. Chemie oder der Chemie der Kohlenstoffverbindungen» (3 Bde., Erlangen 1861—67) und seine «Chemie der Benzolderivate» (Bd. 1, Erlangen 1867).

Kekulé (Reinhard), verdienter Archäolog, geb. in Darmstadt 6. März 1839, studierte in Erlangen, Göttingen und Berlin, hielt sich mehrere Jahre in Italien und Griechenland auf, wurde 1868 Privatdocent in Bonn, 1869 Konservator am Museum in Wiesbaden, 1870 Professor der Archäologie in Bonn. Er hat zahlreiche archäol. Aufsätze und Schriften, unter welchen «Griechische Thonfiguren aus Tanagra» (Stuttg. 1878) am bekanntesten sind, und eine Biographie F. G. Welckers veröffentlicht.

Ketâm (arab.), s. unter Calamus.

Ketänä, in der Diadochenzeit Apamea Kibotos, jetzt Dinèr genannt, rechts am obern Menderes (Mäander), alte Hauptstadt von Phrygien in sehr günstiger Wegelage. Hier fand nach der Sage der Wettstreit zwischen Apollo und dem Satyrn Marsyas statt, dessen Namen ein reicher Bach trug, der an der spätern Burg entspringt; unter dem höhern frühern Burgberg bricht der Mäander nach kurzem unterirdischen Lauf hervor.

Keläuonesier, s. Australneger.

Ketât, Hauptstadt und Sommerresidenz von Balutschistan, liegt im Norden der mittlern Landschaft Dschhälawân am Fuße der zu den westl. Ausläufern des östl. Grenzgebirgs gehörenden niedrigen Kurkleli-Bergkette, 2073 m über dem Meere, ist befestigt, verfallen und sehr schmutzig, und zählt 8000 E., Balutschen, Brahui, Dschats, Dehwars und einige Hindu. Der Palast des Chans ist ärmlich. Afghanische Kaufleute treiben ansehnlichen Handel mit Kandahar, Sind und Bombay. Man fabriziert Musketen, Speere und Schwerter. Die Engländer eroberten K. zur Züchtigung für die 1839 und 1841 von den Grenzstämmen auf dem ind. Gebiete unternommenen Raubzüge und erhielten 1854 durch einen Schutz- und Handelsvertrag das Recht, nach ihrem Belieben Truppen nach K. zu legen.

Kelbra, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Sangerhausen, in der Goldenen Aue, 4 km von Roßla an der Helme und am Kyffhäusergebirge, mit (1880) 1199 E., welche Acker- und Gartenbau und Bierbrauerei betreiben, Sandsteinbrüche bearbeiten, Seife und Perlmutterknöpfe fabrizieren. Südöstlich davon, im Schwarzburgischen Gebiete, ist die Ruine der Rothenburg auf einer Höhe des Kyffhäusers in prächtigem Laubwalde.

Kelch (Calyx) nennt man in der beschreibenden Botanik bei Blüten, bei denen das Perianth aus zwei oder mehrern Blattkreisen besteht, den äußern Kreis, im Gegensatz zur Blumenkrone, aber nur dann, wenn der äußere Kreis bezüglich der Größe, Form, Textur und Färbung sich von dem innern wesentlich unterscheidet. Der K. besteht bald aus einzelnen getrennten Blattorganen (sepala, Kelchblättern, z. B. beim Raps, Mohn), bald sind seine Blattorgane mehr oder weniger unter sich verwachsen, oft zu einer förmlichen Röhre (z. B. bei der Nelke). Dann wird er ganzblätterig genannt und kann seiner Form nach röhrig, glockenförmig, krugförmig, rad- oder tellerförmig, becherförmig u. s. w. sein. Meist ist der K. krautig und grün, seltener blumenkronenartig gefärbt und dann meist von zarter Textur (z. B. bei der Kapuzinerkresse), seltener derb (z. B. bei Fuchsia). Er ist ferner regelmäßig oder unregelmäßig, letzterer am häufigsten zweilappig, seltener gespornt (z. B. bei der Kapuzinerkresse). Entweder fällt der K. beim Verblühen, zuweilen selbst schon beim Aufblühen (z. B. beim Mohn) ab (C. deciduus), oder er überdauert die Blütezeit und ist selbst noch zur Zeit der Fruchtreife vorhanden (C. persistens). Meist erscheint er dann als ein bald noch grünes, bald vertrocknetes Anhängsel am Scheitel der Frucht. Dies ist jedoch nur bei einem oberständigen K. möglich. Ein unterständiger, stehen bleibender K. umgibt die Frucht

meist von unten her (z. B. der K. der Tollkirsche), selten dehnt sich ein solcher so bedeutend aus, daß er die Frucht gänzlich umhüllt (z. B. bei der Judenkirsche, wo der vergrößerte K. zugleich eine lebhafte rote Färbung erhält). Bei der Bildung der Rosenfrucht (Hagebutte) hat man die sog. Kelchröhre als einen hohlen Blütenboden zu betrachten, mit dessen obern Rande die fünf Kelchblätter (Kelchzipfel) verwachsen sind. Bei vielen Pflanzen erscheint der K. auf eine oder mehrere Reihen von Haaren, Borsten, trockenen Schuppen u. dgl. m. reduziert. Einen solchen K., der in der Regel oberständig ist und meist auf der Frucht als sog. Samenkrone stehen bleibt, nennt man Pappus. (S. Kompositen.)

Kelch (calix, Trinkbecher) hat die spezielle Bedeutung des Trinkgefäßes zur Spendung des Weins bei dem Heiligen Abendmahl erhalten. Die Bestandteile des K. sind der eigentliche K., die Bowle oder die Schale (cuppa) für den flüssigen Inhalt, der Fuß und zwischen beiden der Nodus oder Knauf, welcher sich in die Hand legt. So ist die Form des ältesten erhaltenen K., welchen Herzog Tassilo von Bayern im 8. Jahrh. an das Stift Kremsmünster schenkte. Diese Form ist wohl aus spätern röm. Trinkgefäßen hervorgegangen, welche einem Doppelbecher gleichen, dessen Fuß umgekehrt wieder als Gefäß dienen konnte. Im Laufe des Mittelalters wurde die Form schlanker, indem sich zwischen Bowle und Fuß der Ständer einschob und den Nodus aufnahm; der Fuß erhielt dann konkave Schweifung, statt der ältesten konvexen. Als der K. noch den Laien mitgeteilt wurde, gab es zwei Arten von K., den kleinern, in welchem der Wein vom Priester konsekriert wurde, und einen größern, in welchem er dem Laien dargereicht wurde. Dieser trank aus einer Röhre. Ein solcher «Speisekelch» mit der Röhre (fistula), reich in Niello verziert, existiert noch aus dem 12. Jahrh. im Stifte Wilten bei Innsbruck in Tirol. In ältester Zeit gab es K. von verschiedenem Metall; später wurde aber edles Metall, oder wenigstens Vergoldung (von Kupfer) die Vorschrift. Man fügte dann reiche Verzierung hinzu. Schon der Tassilokelch zeigt ringsum getriebene Arbeit; dann folgte Verzierung mit Niello, Email, welches auf Silberplatten in den Fuß und den Nodus eingesetzt wurde, Besatz mit Steinen und Korallen, in got. Zeit Maßwerk und stilisiertes Laub, welches letztere auch den untern Teil des eigentlichen Gefäßes umgab. Maßwerk und überhaupt scharfkantiges architektonisches Ornament legte sich im 15. Jahrh. so um den Nodus, daß diese reichgeschmückten K. sehr unhandlich wurden. Das 16. Jahrh. vereinfachte wieder den K., insbesondere den in der prot. Kirche gebräuchlichen, welcher im obern Teile statt der Halbkugelform einen geschweiften Contour annahm. Auch fiel der Nodus hinweg und die Bowle des prot. Kelchs wurde größer wegen der größern Menge des Weins für die Laien. Die Form wurde dadurch schlanker, aber nicht schöner. Zum K. gehört noch die Patene (patena), eine flache Schale, auf welcher die Hostie dargeboten wird und welche zugleich auf dem K. zur Bedeckung und Schützung des geheiligten Weins dient.

Kelchblattkreis, s. unter Blüte, Bd. III, S. 201[a].

Kelchblütler, s. Kalycifloeen.

Kelchkriege, soviel wie Hussitenkriege, s. unter Hussiten.

Kelchspelzen, s. Ährchen und Gräser.

Kelchstreit heißt der Streit über den Gebrauch oder die Entziehung des Kelchs im Heiligen Abendmahl, der zuerst zwischen der griech. und röm. Kirche, danach zwischen Protestanten und Katholiken geführt wurde. (Vgl. auch Calixtiner.)

Ketenderlé, Hafen von Trözen (s. d.).

Keléos war nach attischer Sage der König von Eleusis, in dessen Haus Demeter, als sie Persephone suchte, einkehrte, und dessen jüngsten Sohn Demophon sie pflegte. Auch heißt K. Vater des Triptolemos.

Keleti (Gust. Friedr.), ungar. Landschaftsmaler und Kunstschriftsteller, geb. 1834 zu Preßburg, absolvierte die jurist. Studien zu Wien und Pest und wurde Erzieher beim Baron Jos. Eötvös, schlug später die künstlerische Laufbahn ein und vollendete seine malerische Ausbildung in München. Als Landschafter gehört er der lyrisch-heroischen Richtung an. K.s bedeutendere Schöpfungen sind im budapester Nationalmuseum und im Privatbesitz. Die Resultate einer im Auftrag der ungar. Regierung unternommenen Studienreise (1868—69) legte er in einem größern ungar. Werke «Über die künstlerischen und kunstgewerblichen Lehranstalten des Auslandes» vor und knüpfte daran zahlreiche positive, seitdem meist mit seiner Teilnahme realisierte Vorschläge. Im J. 1871 wurde unter seiner Leitung die königl. ungar. Landeszeichenschule und Zeichenlehrerbildungsanstalt, 1880 die königl. ungar. Kunstgewerbeschule errichtet, deren Direktor K. ist.

Keleti (Karl), ungar. Statistiker, geb. 18. Juli 1833 zu Preßburg, studierte in Ofen, machte die ungar. Revolution als Honvéd mit und widmete sich dann dem landwirtschaftlichen Fache. Von 1865 bis 1866 redigierte er die Wochenschrift «Heti lap», wurde 1868 Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, nachdem er schon 1867 als Sektionsrat in den Staatsdienst getreten war. Hier organisierte er das Statistische Landesbureau, an dessen Spitze er seit 1872 steht. Außerdem ist K. Docent an der königl. Universität Budapest. Die bedeutendsten Schriften K.s (zumeist in ungar. Sprache) sind: «Grundsteuer und Kataster» (Pest 1868), «Unser Vaterland und sein Volk» (Pest 1871), «Landeskunde von Ungarn» (auch deutsch und franz., Budapest 1873), «Handbuch der praktischen Statistik» (Budapest 1875), «Önologie. 1. Teil. Statistik des ungar. Weinbaues» (Pest 1876), «Statistik von Ungarn» (Budapest 1876), «Rapport sur l'état de l'agriculture en Hongrie» (Budapest 1878), «Ungarns Nationalitäten auf Grund der Volkszählung des J. 1880» (Pest 1882).

Kelheim, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, an der Mündung der Altmühl in die Donau und am Anfange des Ludwigskanals, Station der Linie Saal-K. der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 3004 E. Der Ort hat ein Schloß sowie eine Lateinschule und treibt Schiffbau und Handel mit Holz, Getreide und den bei der Stadt gebrochenen Sandsteinen (Kelheimer Platten). K. war im 16. Jahrh. die Residenz des Herzogs Christoph von Bayern und hatte im Dreißigjährigen Kriege, im Spanischen und Österreichischen Erbfolgekriege zu leiden. Östlich von K. auf dem Michaelsberge erhebt sich der kolossale Prachtbau der Befreiungshalle, zu der am 19. Okt. 1842 der Grund gelegt wurde. Die feierliche Eröffnung erfolgte 18. Okt. 1863. Der Bau ist dem

Andenken an die deutschen Befreiungskriege gewidmet und wurde nach dem Entwurf Gärtners im ital. Stil begonnen, aber unter wesentlichen Abänderungen des ursprünglichen Plans von Klenze zu Ende geführt. Derselbe besteht in einer 18eckigen Rotunde von 55 m Durchmesser, welche in der Höhe von 66 m durch eine Kuppel abgeschlossen ist. Außen herum stehen auf halber Höhe des Gebäudes 18 kolossale weibliche Figuren mit Schilden, welche die Namen deutscher Provinzen entholten. Die innere Halle umkränzen 34 Siegesgöttinnen aus carrarischem Marmor, zwischen denen 14 aus erobertem Geschütz gegossene Schilde mit den Namen der Schlachten und Feldherren angebracht sind. Der ganze Bau besteht aus Backstein, die 18 Säulen der äußern Holle aus Granit mit Sockeln und Kapitälen aus Marmor. Die innern Wände sind mit Marmor verkleidet. Das Licht fällt durch eine 9 m weite Öffnung der Kuppel. Vgl. Stoll, »Geschichte der Stadt K.« (Landsh. 1865); derselbe, »Die Befreiungshalle« (6. Aufl., Regensb. 1884).

Kellberg, Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, Bezirksamt Passau, im SO. von Thyrnau, mit 900 kath. E., ist seit 1839 Badeort, hat eine Eisenwasserquelle und ein Kurhaus.

Kelle (frz. puisoir, poche, truelle; engl. ladle, scoop, trowel), ein breiter Löffel mit langem Stiel, der als Küchengerät gebraucht wird (Schöpfkelle, Suppenkelle); auch das ähnlich geformte Werkzeug des Maurers zum Auftragen des Mörtels (Maurerkelle), sowie ein löffelähnliches Gefäß, das beim Gießen von Metall benutzt wird (Gießkelle).

Keller ist ein in der Regel unter dem Erdgeschoß, mithin ganz oder zum Teil unter der Erdoberfläche gelegener Raum eines Hauses, der meist gewölbt ist und seiner kühlen, gleichmäßigen Temperatur wegen zur Aufbewahrung von Vorräten oder zur Vornahme geeigneter Arbeiten dient. Nicht überwölbte derartige Räume nennt mou Balkenkeller, welche indes keineswegs zu empfehlen sind. Der Fußboden der K. wird steinern gemocht und muß stets über dem höchsten Stand des Grundwassers liegen. Behufs Verhinderung des Aufsteigens von Grundfeuchtigkeit versieht man denselben mit einer Betonsohle oder Cementschicht. Die Höhe der K. muß mindestens mannshoch sein. Man sorgt außerdem für hinreichende Ventilation der Kellerräume; auch vermeidet mon die zu nahe Loge derselben an Abtritt- und Senkgruben. Die für Kellerräume in Wohngebäuden geeignetste Gewölbkonstruktion ist das sog. Kappengewölbe (s. Gewölbe), eine Verbindung von Gurtbögen mit zwischengespannten flachen Tonnengewölben (preuß. Kappen), weil dasselbe am wenigsten Höhe erfordert, sich bequem beleuchten läßt und den meisten nutzbaren Roum gewährt. Bei mangelnder Höhe wölbt mon die Kappen zwischen Eisenträgern oder auch Eisenbohnschienen. Ist der K. nicht von der Haupt- oder Kellertreppe aus zugänglich, sodaß sich ein besonderer überwölbter Zugang zum K., etwa von der Straße aus, nötig macht, so erhält mau einen sog. Kellerhals. Für besondere Zwecke, namentlich zum Aufbewahren von Fleisch, Bier, Eis u. s. w. im Sommer, legt mon K. außerhalb der Wohngebäude in Bergabhängen und Felsen an (Berg- und Felsenkeller). Sehr ausgedehnte Kelleranlogen sind bei dem Brauereibetriebe nötig, teils zum Keimen der Gerste, teils zum Gären und Lagern des Biers, womit sehr oft Eiskeller in Verbindung stehen. Die Eiskeller für Konditoreien, Krankenhäuser u. s. w. erfordern eine sehr sorgfältige Konstruktion und Isolierung vom Grundwasser und der atmosphärischen Luft. Sie werden entweder ganz oder halb in der Erde oder über derselben angelegt und erfordern einen nach Norden gelegenen Eingang mit zwei- bis dreifachem Abschluß, doppelte Mauer mit Isolierschichten und hermetische Abführung des Schmelzwassers. K. zum Lagern von Wein bedürfen weniger einer ousreichenden Beleuchtung, als guten Ventilation; Kartoffel- und Gemüsekeller ebensowohl trockene Lage, wie gute Beleuchtung. Berühmt zum Teil von alters her sind die unter den Rothäusern oder alten Patrizierhäusern großer und alter Städte befindlichen, zum Weinschank u. dgl. benutzten K., so besonders der bremer, lübecker, berliner, münchener u. s. w. Ratskeller, Auerbachs K. in Leipzig, der Esterházykeller in Wien u. a. m.

Keller (Adelbert von), einer der gründlichsten Kenner der ältern deutschen und roman. Litteratur, geb. 5. Juli 1812 zu Pleidelsheim im württemb. Oberamte Morbach, besuchte das Pädagogium zu Eßlingen und das Gymnasium zu Stuttgort, studierte 1830—34 in Tübingen Theologie, widmete sich aber daneben unter Uhlands Leitung dem Studium der abendländ. Litteroturen des Mittelalters. Hierauf durchforschte er in Paris die reichen handschriftlichen Schätze der dortigen Bibliotheken für oltfronz. Litterotur. Als Frucht dieser Arbeiten erschienen alsbold «Li romans des sept sages» (Tüb. 1836). Im Herbst 1835 habilitierte sich K. zu Tübingen für german. und roman. Litteratur und ging 1840 nach Italien, wo er die mittelalterlichen, namentlich altfranz. Handschriften der vatikonischen und der Markusbibliothek zu Rom und Venedig benutzte. Einen Teil der Ausbeute teilte er in seiner »Römvart« (Mannh. 1844) mit. Nach der Rückkehr wurde er 1841 außerord. und 1844 ord. Professor der deutschen Litteratur und Oberbibliothekar in Tübingen. Letzteres Amt bekleidete er jedoch nur bis 1850. K. storb 13. März 1883 in Tübingen.

Außer den bereits genonnten Werken verdienen noch besondere Hervorhebung seine Ausgoben des «Romancero del Cid» (Stuttg. 1839), der »Altdeutschen Gedichte« (Tüb. 1846 fg.), des »Meister Altswert« (Stuttg. 1850), der »Martina« von Hugo von Langenstein (Stuttg. 1855) und des «Korlmeinet» (Stuttg. 1858); ferner die Sammlungen «Alte gute Schwänke» (Lpz. 1847; 2. Aufl., Heilbr. 1876) und «Fastnochtspiele aus dem 15. Jahrh.» (3 Bde., Stuttg. 1853; Nachlese 1858), endlich die Ausgaben der Schriften Grimmelshausens (4 Bde., Stuttg. 1854—62), der Dramen Ayrers (5 Bde., Stuttg. 1865) und der Werke von H. Sachs (Bd. 1—14, Stuttg. 1871—82). Von K.s übrigen Werken sind, oußer den Übertragungen der »Sömtlichen Romane und Novellen« des Cervantes (mit Notter, 12 Bde., Stuttg. 1839—42) und der Schauspiele des Shakspeare (mit Rapp, 37 Tle., Stuttg. 1843—46), noch zu nennen »Altfronz. Sagen« (2 Bde., Tüb. 1839—40) und «Ital. Novellenschatz» (6 Tle., Lpz. 1851). Ein Teil der erwähnten Ausgaben älterer deutscher Litteraturwerke erschien in den Publikotionen des Litterarischen Vereins in Stuttgart, welchem K. seit 1849 präsidierte. Aus Uhlands Nachlaß hat K. dessen dramatische Entwürfe in dem Buche «Uhland als Dromatiker» (Stuttg. 1877) und, in Verbindung mit Holland und Pfeiffer, dessen prosaische «Schriften zur Geschichte der Dichtung

und Sage» (Bd. 1—3 und Bd. 6—8, Stuttgart 1865—73) herausgegeben.

Otto K., Philolog, der Sohn des vorigen, geb. 28. Mai 1838 in Tübingen, ſtudierte daſelbſt und in Bonn, war dann als Lehrer an verſchiedenen Orten thätig und wurde 1866 Rektor des Lyceums in Obringen, 1872 Profeſſor an der Univerſität zu Freiburg i. Br., 1875 in Graz. Seit 1882 iſt er Profeſſor der klaſſiſchen Philologie an der Univerſität Prag. Beſondere Verdienſte hat er ſich durch die mit A. Holder bearbeitete Ausgabe des Horaz erworben (2 Bde., Lpz. 1864—69, kleinere Ausg., Lpz. 1878); dazu kommen: «Epilegomena zu Horaz» (3 Bde., Lpz. 1879—80). Auch veröffentlichte er «Unterſuchungen über die Geſchichte der griech. Fabel» (Lpz. 1862), «Die Entdeckung Ilions zu Hiſſarlik» (Freiburg 1875) und «Der ſaturniſche Vers als rhythmiſch erwieſen» (Prag 1883).

Keller (Auguſtin), ſchweiz. Staatsmann, geb. 10. Nov. 1805 zu Sarmenſtorf im Kanton Aargau, ſtudierte 1826—30 in München, Berlin und Breslau Philologie, Philoſophie und Pädagogik. Hierauf wirkte er in der Schweiz an verſchiedenen Orten als Pädagog und war ein Führer der freiſinnigen Partei ſeines Kantons. Er beantragte 1841 die Aufhebung der Klöſter, 1844 die Vertreibung der Jeſuiten und ſtand ſeit 1872 an der Spitze der altkath. Bewegung in der Schweiz. Seit dem Beſtand des ſchweiz. Bundesſtaats war K. Mitglied der Bundesverſammlung, 1871 als Präſident des Ständerats. Dabei war er vom Großen Rat des Kantons Aargau häufig mit der Würde eines Landammanns betraut. Er legte 1881 ſeine Ämter und Würden nieder und ſtarb 8. Jan. 1883 zu Lenzburg.

Keller (Emile), franz. Politiker, geb. 8. Okt. 1828 zu Belfort, ſtammt aus einer elſäſſiſchen Familie, wurde 1857 und 1869 in den Geſetzgebenden Körper gewählt und verteidigte hier die weltliche Macht des Papſtes. Während des Kriegs gegen Deutſchland befehligte er ein Freiſchützenkorps in den Vogeſen. Bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 vom Dep. Oberrhein zum Deputierten ernannt, ſtimmte er gegen die Friedenspräliminarien und legte dann, wie alle ſeine Kollegen aus Elſaß, ſein Mandat nieder. Der Bezirk Belfort wählte ihn aber wieder in die Nationalverſammlung, wo K. bis 1881 als ein Führer der klerikalen Partei eine Rolle ſpielte; 1881 wurde er nicht wiedergewählt. K. ſchrieb unter anderm: «Le général de Lamoricière, sa vie militaire, politique et religieuse» (2 Bde., 1873).

Keller (Ferd.), Hiſtorienmaler, geb. zu Karlsruhe 5. Aug. 1842, lebte in der Jugend mehrere Jahre in Braſilien, ſtudierte an der karlsruher Akademie namentlich unter dem Hiſtorienmaler Canon, dann vier Jahre in Rom und lieferte hierauf eine Reihe von größern Schöpfungen, welche zu den ernſteſt gedachten und formvollendetſten der neuern deutſchen Geſchichtsmalerei zählen. Auf der pariſer Weltausſtellung erregte 1867 ſein Tod Philipps II. Aufſehen, welches Bild in Rio de Janeiro den erſten Ausſtellungspreis gewann. Für den Brand von Rom unter Nero erhielt er auf der wiener Weltausſtellung 1873 die Kunſtmedaille. In Dresden ſiegte K. bei der Konkurrenz für den neuen Vorhang des Theaters, den er 1876 auch ausführte. Eins ſeiner vollendetſten Werke war auf der erſten internationalen Kunſtausſtellung in Wien 1882 ausgeſtellt: Hero findet die Leiche des Leander, eine Kompoſition von hochdramatiſcher Wirkung. Von K.s Landſchaften iſt beſonders der Braſilianiſche Urwald hervorzuheben, außerdem hat er ſich in Karlsruhe und Heidelberg auch mit Erfolg als Freskomaler verſucht. Seine Porträts zeichnen ſich durch tiefe Charakteriſtik aus, endlich iſt K. auch ein vollendeter Zeichner, wovon er durch die Darſtellungen der vier Temperamente und die Kompoſition eines Renaiſſanceſchildes in Gerlachs «Allegorien und Emblemen» (Wien 1883) glänzende Proben abgelegt hat.

Keller (Friedr. Ludw. von), Juriſt und Staatsmann, geb. 17. Okt. 1799 zu Zürich aus einer alten, durch ihren Reichtum und polit. Einfluß ausgezeichneten Familie, widmete ſich ſeit 1819 zu Berlin und Göttingen juriſt. Studien. Bereits 1825 als Profeſſor des Civilrechts an das damalige Politiſche Inſtitut ſeiner Vaterſtadt berufen und 1826 zugleich auch zum Amtsrichter erwählt, wirkte K. beim Ausbruch der durch die franz. Julirevolution hervorgerufenen Bewegungen an der Spitze der liberal-radikalen Partei in Zürich, wurde 1830 in den Großen Rat gewählt und 1831 zum Präſidenten des Obergerichts, ſowie zum Mitglied des Erziehungsrats ernannt. Als Vertreter ſeines Kantons auf der eidgenöſſiſchen Tagſatzung beteiligte er ſich, namentlich in Verbindung mit Roſſi, weſentlich bei den Arbeiten für Bundesreform (1833) und für das Militärſtraf- und Militärprozeßgeſetzbuch. In Anerkennung dafür erfolgte ſeine Ernennung zum Oberſten und Chef des eidgenöſſiſchen Juſtizſtabes. K. wandte ſich jedoch bald mehr und mehr konſervativen Anſchauungen zu, weshalb er ſich 1839 aus dem öffentlichen Leben zurückzog und nur ſeine Profeſſur behielt. Im J. 1843 folgte er einem Rufe des preuß. Kultusminiſters Eichhorn als Profeſſor der Rechte nach Halle, und 1847 ſiedelte er als Nachfolger Puchtas nach Berlin über. Als Mitglied der preuß. Zweiten Kammer wie auch im Erfurter Parlament war er ein Hauptwortführer der konſervativen Partei. Bald darauf erfolgte ſeine Erhebung in den Adelsſtand unter dem Namen K. von Steindock, ſodann die Berufung in das Herrenhaus. K. ſtarb 11. Sept. 1860 zu Berlin. Seine Hauptwerke ſind: «Über Litis-Konteſtation und Urteil» (Zür. 1827) und «Der röm. Civilprozeß und die Aktionen» (Lpz. 1852; 6. Aufl., bearbeitet von A. Wach, 1883); wertvoll ſind auch ſeine «Semestria ad M. Tullium Ciceronem» (2 Bde., Zür. 1843—50). Außerdem veröffentlichte er «Grundriß zu Vorleſungen über Inſtitutionen und Antiquitäten des röm. Rechts» (Berl. 1854—58) und «Inſtitutionen» (Lpz. 1861). Nach K.s Tode gab Friedberg deſſen Vorleſungen über die Pandekten (Lpz. 1861; 2. Aufl., beſorgt von Lewis, 1867) heraus.

Keller (Gerard), niederländ. Schriftſteller, geb. 13. Febr. 1829 in Gouda, war einige Zeit Stenograph bei den Generalſtaaten und übernahm ſpäter die Redaction der «Arnheimer Zeitung». Außer einigen gutgeſchriebenen Novellen, unter andern «Het huisgezin van den praeceptor» (Arnh. 1857), «Overkompleet en andere Novellen» (Arnh. 1871), lieferte er Beſchreibungen ſeiner Reiſe nach Skandinavien, der Iberiſchen Halbinſel, Öſterreich und Deutſchland und die Luſtſpiele: «Het ganzenbord of het blauwe lint» (Arnh. 1874) und «Teruggekeerd» (Arnh. 1875).

Keller (Gottfr.), beliebter Dichter und Romanſchriftſteller, geb. 19. Juli 1819 in Zürich, kam 1834 zu einem Maler in die Lehre. Nachdem er ſeine Lehrzeit ohne genügende Anleitung verbracht hatte, hielt

er sich zu seiner weitern künstlerischen Ausbildung 1840—42 in München auf, kehrte dann nach Zürich zurück und wandte sich nun litterarischen Studien und poetischen Versuchen zu. Ein 1846 erschienener Band «Gedichte», die 1851 herausgegebenen «Neuern Gedichte», endlich die «Gesammelten Gedichte» (Berl. 1883) bekunden ihn als einen sinnigen, feinfühlenden Beobachter der Natur und des Menschenherzens. Inzwischen lebte K. längere Zeit in Heidelberg und Berlin und erhielt 1861 das Amt des ersten Staatsschreibers des Kantons Zürich, welches er 1876 niederlegte. Seinen Ruf als Roman- und Novellendichter begründete K. durch seinen Roman «Der grüne Heinrich» (4 Bde., Braunschw. 1854; 3. Aufl., Stuttg. 1884). Diesem folgte ein Band Erzählungen: «Die Leute von Seldwyla» (Braunschw. 1856), «Sieben Legenden» (Stuttg. 1872; 2. Aufl., 4 Bde., 1874), «Züricher Novellen» (Stuttg. 1878), «Das Sinngedicht», Novellen (3. Aufl., Berl. 1882). Vgl. Brahm, «Gottfr. K. Ein litterarischer Essay» (Berl. 1883).

Keller (Joh. Balthasar), berühmter Erzgießer, geb. zu Zürich 1638, lernte zuerst die Goldschmiedekunst und brachte es in der getriebenen Arbeit sehr weit, widmete sich aber später dem Erzguß und arbeitete in der Folge in Paris. Bis auf seine Zeit wurden alle größern Statuen in einzelnen Stücken gegossen. K. machte zuerst den Versuch, die Reiterstatue Ludwigs XIV. von 7 m Höhe, wozu Girardon das Modell geliefert hatte, in Einem Gusse auszuführen. Da er gelang, übertrug ihm der König die Aufsicht über die Stückgießerei des Zeughauses. K. hat zahlreiche Statuen in den königl. Gärten und prachtvolle Geschütze teils gegossen, teils auch entworfen. Er starb zu Paris 1702. Auch sein Bruder, Johann Jakob K., geb. 1635, gest. zu Colmar 1700, war ein geschickter Erzgießer.

Keller (Jos. von), namhafter deutscher Kupferstecher, geb. 31. März 1811 zu Linz am Rhein, ging 1827 nach Bonn, um sich in der Schulgen-Bettendorffschen Anstalt der Kupferstecherkunst zu widmen. Seine Erstlingsarbeiten waren die Theologie nach Hermann und die Philosophie nach Götzenberger. Im J. 1835 wandte er sich nach Düsseldorf, wo er Hübners Roland für den Rheinisch-Westfälischen Kunstverein stach. Im J. 1839 wurde K. als Lehrer, später als Professor an der düsseldorfer Akademie angestellt und ging 1841 nach Rom, um dort die Zeichnung nach Rafaels Disputa zu beginnen. Nach seiner Rückkehr aus Italien 1844 vollendete er diesen Stich, ein Meisterwerk der neuern deutschen Kupferstecherkunst; die Platte glug später bei einem Brand zu Grunde. Neben dieser Arbeit glng der Stich von Rafaels Dreifaltigkeit aus San-Severo in Perugia her. Von andern hervorragenden Leistungen K.s sind noch zu nennen: der Heiland im Grabe, umgeben von den heiligen Frauen, nach Ary Scheffer; die Madonna aus der Apollinariskirche (1852) und die Himmelskönigin (1861), beide nach Deger, sowie ein Salvator mundi und eine Mater dolorosa nach demselben Meister. Später lieferte K. den Stich der Sixtinischen Madonna, in welcher Arbeit sich ein Fortschritt zu weicherer Behandlung des Stiches bekundet. K. starb 30. Mai 1873 zu Düsseldorf.

Kelleraffel, s. unter Asseln.

Kellerburg, Schloß bei Battenberg (s. d.) im preuß. Kreise Biedenkopf.

Kellerhals, Pflanzenart, s. unter Daphne.

Kellerhals (technisch), s. unter Keller.

Kellermann (ursprünglich Georg Michael; später, nach seinem Übertritt zur kath. Kirche, François Christophe genannt), Herzog von Valmy, Pair und Marschall von Frankreich, geb. 30. Mai 1735 zu Weiler unweit Wolfsbuch bei Rothenburg an der Tauber als der Sohn eines Bauern. Er trat 1752 in ein franz. Husarenregiment, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege als Offizier mehrfach aus, kämpfte 1772 in Polen für die Konföderation von Bar und war beim Ausbruche der Revolution bereits Maréchal-de-Camp. K. wurde 1792 Divisionsgeneral und bald darauf Oberbefehlshaber der Moselarmee. Beim Einmarsch der Preußen wich er bis an die Argonnen zurück, vereinigte sich aber 19. Sept. mit Dumouriez und lieferte den Preußen unter dem Herzog von Braunschweig 20. Sept. 1792 die Kanonade bei Valmy (s. d.), infolge deren diese den Rückzug antraten. Dumouriez überließ hierauf K. die Verfolgung. Er wurde beschuldigt, diese lau betrieben zu haben, verhaftet, vor Gericht gestellt, freigesprochen, erhielt im Frühjahr 1793 den Befehl über die Alpenarmee, wurde aber auf Betreiben Custines wegen mangelhafter Leitung der Belagerung von Lyon nochmals angeklagt und nach dem Sturze Robespierres, 1794, freigelassen. Man gab ihm jetzt den Oberbefehl über die Alpenarmee, die sich auf die Defensive beschränkte. Als Scherer 1795 das Kommando in Italien übernahm, blieb K. Befehlshaber der Alpenarmee, deren größten Teil er jedoch an Bonaparte 1796 abgeben mußte. Im folgenden Jahre nach Paris berufen, übertrug man ihm die Organisation der Gendarmerie und verwendete ihn dann im Innern. Nach der Revolution vom 18. Brumaire trat er in den Senat. Bei Errichtung des Kaiserreichs wurde er Marschall und Herzog von Valmy. Napoleon übertrug ihm die Organisation der Nationalgarden in den Rheindepartements, stellte 1806 die Reservearmee am Rhein unter seinen Befehl und verlieh ihm nach dem Feldzuge die Herrschaft Johannisberg (s. d.). In dem Feldzuge von 1809 befehligte K. die Reserve an der Elbe, 1813 bei Metz. Nach der Abdankung Napoleons 1814 unterwarf er sich den Bourbons und wurde zum Pair erhoben. Während der Hundert Tage übte er keine amtliche Thätigkeit aus und blieb deshalb nach der zweiten Restauration in der Stellung eines Königl. Kommissars bei der Militärdivision Metz, sowie Pair des Reichs. Er starb 12. Sept. 1820. Auf dem Schlachtfelde zu Valmy ist ihm ein Denkmal errichtet, unter welchem sein Herz ruht.

François Etienne von K., franz. Generallieutenant, Sohn des vorigen und nach dessen Tode Herzog von Valmy, wurde 4. Aug. 1770 zu Metz geboren. Er war beim Ausbruche der Revolution Husarenlieutenant, befand sich 1791—93 bei der franz. Gesandtschaft in den Vereinigten Staaten von Amerika, befehligte 1796 als Generaladjutant Bonapartes eine Kavalleriebrigade und stieg nach der Schlacht von Marengo, deren Entscheidung er durch eine glänzende Attacke herbeiführte, zum Divisionsgeneral auf. Im Feldzuge von 1805 zeichnete er sich bei Austerlitz aus, wo er schwer verwundet wurde, ebenso 1807 unter Junot in Portugal; konnte wegen Krankheit 1812 am russ. Feldzuge nicht teilnehmen, kämpfte aber 1813 in der Schlacht bei Bautzen und gab 1814 unter Grouchy, später an der Spitze eines Kavalleriekorps,

hervorragende Beweise seiner Befähigung als Reitergeneral. Nach der ersten Restauration wurde er Generalinspektor der Kavallerie in Nancy und Lunéville, schloß sich dann Napoleon wieder an und führte bei Ligny und Waterloo das 3. Kavalleriekorps. Nach der zweiten Restauration wurde er nicht mehr militärisch verwendet und starb 2. Juni 1835.

François Christophe Edouard K., franz. Staatsmann, Sohn des vorigen, und seit dessen Tode Herzog von Valmy, geb. zu Paris 16. April 1802, trat nach der Wiederherstellung des Königtums in den diplomatischen Dienst und war ein treuer Anhänger der ältern Linie der Bourbons. Er schied 1833 aus dem Staatsdienste und wirkte seit 1842 als Vertreter des Depart. Toulouse im Parlament für die legitimistische Partei. Im J. 1848 zog er sich ins Privatleben zurück und starb zu Passy 2. Okt. 1868.

Kellermeister, in großen Haushaltungen der Beamte, welcher die Aufsicht über den Keller führt.

Kellerwald, ein 671 m hoher Berg des Hainaschen Gebirges im preuß. Regierungsbezirk Kassel, s. unter Sauerland.

Kellerwechsel, auch Fingierter Wechsel genannt, ist ein solcher Wechsel, bei welchem der Trassant eine fingierte, nicht existierende Person ist. Der K. dient in der Regel dazu, um durch seinen Verkauf eine augenblicklich benötigte Geldsumme anzuschaffen, und ein solcher Verkauf wird sich gewöhnlich nicht als Betrug qualifizieren, da der Aussteller ja genau dieselbe Stellung hat, wie wenn der Trassat zwar existierte, aber die Annahme, resp. die Zahlung des Wechsels verweigerte, d. h. da der Aussteller mangels Annahme und mangels Zahlung regreßpflichtig wird. Daher wird der K. auch Aushilfs- oder Finanzwechsel genannt; immer aber zeugt das Ziehen eines K. davon, daß der Trassant keinen Kredit genießt, um sich auf legitime Weise Geld zu verschaffen, und seine Handlungsweise fällt deshalb unter den ominösen Begriff der Wechselreiterei (s. d.).

Kelley's Furt, eine unmittelbar oberhalb der Einmündung des Marsh Run in den Rappahannock befindliche, durch den letztern führende Furt im nordamerik. Staate Virginia, während des amerik. Bürgerkriegs durch die Schlacht am 7. Nov. 1863 geschichtlich namhaft geworden. Die Konföderierten wurden von der Potomacarmee unter General Meade geschlagen. Infolge davon gab General Lee die Linie des Rappahannock auf und führte sein Heer von Culpepper hinter den Rapidan zurück.

Kellgren (Johan Henrik), schwed. Dichter, geb. 1. Dez. 1751 im Pfarrhause zu Floby in Westergötland, studierte auf der Universität zu Åbo und begab sich 1777 nach Stockholm, wo er 1778 die Zeitung «Stockholms Posten» begründete. Der König ernannte ihn 1780 zum königl. Bibliothekar, 1785 zu seinem Privatsekretär und 1786 bei der Stiftung der Schwedischen Akademie zu deren Mitgliede. Doch starb er schon 20. April 1795. K. ist als der größte Dichter seiner Nation aus der ältern franz. Schule anerkannt. Als Lyriker steht er am höchsten. Zwar besaß er keine mächtige Phantasie, wohl aber warmes Gefühl und eine unnachahmliche Grazie bei melodischer Sprache. Andere seiner Dichtungen sind durch Witz ausgezeichnet. Auf einer niederern Stufe stehen seine Tragödien, deren Plan zum Teil Gustav III. entwarf. K.s «Samlade skrifter» (3 Bde., Stockh. 1796; 3. Aufl. 1811; 3 Bde., Örebro 1837—38; 4. Aufl. 1860) erschienen erst nach seinem Tode; seine «Prosaischen Schriften» wurden von Lappe (Neustrel. 1801) ins Deutsche übersetzt.

Kellner (Lorenz), kath. Schulmann, geb. 29. Jan. 1811 in Heiligenstadt, wurde 1836 Seminarlehrer in Erfurt, 1848 Schulrat in Marienwerder, seit 1855 in Trier. Er war 1849—71 mehrmals Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und wurde 1872 vom Kultusminister Falk zu der Berliner Konferenz von Schulmännern über die Gestaltung des Volksschulwesens einberufen. Seine Lehrbücher über den Unterricht in der deutschen Sprache haben großen Erfolg gehabt und viele Auflagen erlebt. Unter seinen vielen übrigen Schriften sind hervorzuheben: «Zur Pädagogik der Schule und des Hauses» (Essen 1850; 11. Aufl. 1883) und «Kurze Geschichte der Erziehung und des Unterrichts» (Freiburg i. Br. 1877; 7. Aufl. 1883).

Kells, Stadt in der irischen Provinz Leinster, Grafschaft Meath, unweit rechts vom Blackwater und der Dublin-Meath-Eisenbahn, 62 km im NW. von Dublin, mit (1881) 2820 E., war ursprünglich eine königl. Residenz, Ceannnnus, d. h. kreisrundes nördl. Fort, im Mittelalter Kenlis genannt, d. h. Hauptfort.

Kelmis, (preuß.-belg. neutrale Gemeinde), s. [Moresnet.

Keloid (grch.), Narbengeschwulst, eine harte, knotenförmige, bei Druck schmerzhafte Geschwulst der Haut, welche am häufigsten vorn an der Brust, mitunter auch im Gesicht oder an den Extremitäten sitzt und am besten mit dem Messer entfernt wird.

Ke-lung, Hafenstadt auf Formosa, s. Ke-lung.

Kelp ist die an der schott. Küste gewonnene Asche verschiedener Meeresalgen, welche zur Darstellung des Jods dient. (S. unter Jod.)

Kelso, Stadt in der schott. Grafschaft Roxburgh, an der Vereinigung des Tweed und Teviot, auf dem linken Ufer des erstern herrlich gelegen, mit (1881) 4563 E., hat Flanell- und Wollwarenfabriken. In der Nähe liegt Floors-Castle, der Sitz der Grafen von Roxburgh. Die dabei schön gelegene Abtei ist eine der drei berühmtesten Schottlands (Melrose, Dryburgh, Kelso).

Kelten (grch. Κελτοί, lat. Celtae) nennt man einen indogerman. Völkerstamm, der, einst über einen großen Teil Europas herrschend, heute überall seine Unabhängigkeit eingebüßt hat. Der Name K. bezeichnet bei den Griechen bald die gesamte Völkergruppe, zum Teil selbst die Germanen mitbegreifend, bald einzelne Zweige derselben, während nach Cäsar nur die Stämme zwischen Garonne, Seine und Marne sich Celtae nannten. Seit dem 3. Jahrh. v. Chr. tritt bei den Griechen als zweiter allgemeiner Name «Galater» (Γαλάται) auf, dem bei den Römern der ebenso gebrauchte Name «Gallier» (Galli) zur Seite steht. Letzterer wurde später auf die kelt. Bevölkerung des trans- und cisalpinischen Galliens eingeschränkt; dem entspricht der heutige Gebrauch. Als Gesamtname gilt jetzt «Kelten»; Galater nennt man nur die in Kleinasien eingedrungenen Stämme. Den Germanen scheint der Name eines bedeutenden kelt. Stammes, der Volcae (german. Walh), als allgemeine Bezeichnung der K. gedient zu haben; sie haben ihn später auf alle südlichen nichtgerman. Völker ausgedehnt; daher die Namen Walachen, Wales und das Adjektiv welsch, engl. welsh. Außer diesen Benennungen ist eine große Anzahl Namen einzelner kelt. Stämme und Staaten überliefert.

Als Stammland der K. erscheint das transalpinische Gallien nebst den brit. Inseln; von dort gingen nach der von Livius aufbewahrten Sage die Eroberungszüge der Brüder Bellovesus und Segovesus aus, der eine nach Italien, der andere über den Rhein nach Süddeutschland. Zur Blütezeit der K. ist ihr Besitzstand ein sehr weitreichender; um 300 v. Chr. gehört ihnen außer Mittel- und Nordfrankreich und Britannien der größere Teil der Pyrenäischen Halbinsel, wo die Bewohner des südl. Estremadura sowohl als des nördl. Galicien Celtici genannt werden, während sie auf den Hochebenen beider Castilien mit den Iberern (s. d.) vermischt das tapfere Volk der Keltiberer bilden; ferner das heutige Belgien und Holland, die westl. und südl. Staaten des Deutschen Reichs, die Schweiz und ein großes Stück von Norditalien, fast alle österr. Länder, und weiter ostwärts bis in die Dobrudscha dringend erreichen sie die Ufer des Schwarzen Meeres. Von den östl. K. aus ergossen sich namentlich im 3. Jahrh. v. Chr. die verheerenden Raubzüge über Macedonien, Griechenland und Thrazien, wie der des Brennus nach Delphi 280. Von den illyr. K. aus ist auch um 280 der Zug der Tolistodojer, Trokmer und Teltosagen nach Asien gegangen, die unter Attalus I. auf die Grenzen des Landes beschränkt wurden, das nach ihnen Galatien (s. d.) genannt wurde. Kelt. Söldner erscheinen im Dienste der Karthager, der macedon. und asiat. Könige.

Der Untergang der kelt. Macht, durch die fortwährenden Fehden der einzelnen Stämme vorbereitet, erfolgte unter dem doppelten Druck von Süden und von Norden, der Römer, welche, den eigenen Staat zu schützen, immer weiter erobernd vordrangen, und der erstarkenden Germanen, die sich gegen Süden vorschoben. Die Eroberung des kelt. Gebiets in Norditalien, 283 v. Chr. von den Römern begonnen, war gegen 191 beendet. In Spanien war die Herrschaft der K. schon durch die Karthager 236—219 gebrochen; die Römer traten im zweiten Punischen Kriege an deren Stelle. Den ersten Krieg im transalpinischen Gallien führten die Römer um 125; im J. 51 war das ganze Land dem siegreichen Cäsar unterworfen. Augustus vollendete das Werk durch Unterwerfung der K. in Vindelicien, Rhätien, Noricum, Pannonien und Mösien; diejenigen, welche unter röm. Oberherrschaft ihre Nationalität wahrten, wurden später von den german. Einwanderern absorbiert. Über das Vordringen der Germanen in das kelt. Gebiet fehlen nähere Berichte. Zu Cäsars Zeit waren sie bereits Herren des ganzen Gebietes zwischen Nordsee, Rhein und Donau. In Böhmen (Bojohemum), dem alten Wohnsitze der kelt. Bojer, gründete später der german. Markomanne Marbod sein Reich. Der größere Teil der engl. Insel war gleichfalls 43—85 n. Chr. von den Römern unterworfen worden; und als das röm. Reich im 5. Jahrh. die entlegene Provinz aufgegeben, wurde bald fast das ganze Land eine Beute der Angelsachsen. Auch das freie Wales und Irland, das sich nur mit Mühe der Herrschaft der nordischen Seefahrer erwehrt hatte, mußten sich im 12. Jahrh. dem Joche der neuen Herren Englands, der franz. Normannen, beugen.

Was die Alten von den Sitten und Gebräuchen der K. überliefert haben, wird vielfach durch die Erzählungen der altirischen Sagen bestätigt. Die K. werden als groß von Gestalt geschildert, meist mit blondem oder rötlichem Haar, als tapfer, lebhaft, leicht aufbrausend, großsprecherisch. Ihr erster Ansturm im Kampf war fast unwiderstehlich; wurde er aber überstanden, ließ der Mut bald nach. In der Kleidung der K. fielen den Römern Hosen (bracae) und Kriegsmantel (sagum) als eigentümlich auf. Gemeinsam scheint den K. Betreibung des Bergbaues und die Metallarbeit gewesen zu sein. Das kelt. Schwert, besonders das norische, war berühmt; eherne Steinmeißel, Schmucksachen, besonders Armbänder, Glasarbeiten, Münzen sind in kelt. Gräbern in Frankreich und im südl. Deutschland gefunden worden. In allen kelt. Staaten herrschte eine mächtige Aristokratie; das übrige Volk war geknechtet und hatte keine Stimme im Staate; über dem Adel, aber mehr oder weniger von ihm abhängig, stand bisweilen ein König. Die kelt. Religion war polytheistisch. In Gallien verschmolz ihr Götterhimmel bald mit dem römischen; Teutates wurde mit Mars, Belisama mit Minerva, Taranis (Donnergott) mit Jupiter identifiziert; Ogmius war Gott der Beredsamkeit, Epona Göttin der Pferdezucht. Auch Wälder, Bäume, Quellen, Flüsse, Städte wurden als Gottheiten verehrt; der Dienst der Mütter (matres, matrae, matronae) ist wahrscheinlich die Quelle des mittelalterlichen Feenglaubens. Für den Kultus sorgten die Druiden; sie waren nicht nur Priester, sondern Wahrsager, Zauberer, Ärzte, Lehrer und besonders auch Richter. Über die Sprache der K. s. Keltische Sprachen.

Litteratur. Von neuern Schriften sind hervorzuheben: Zeuß, «Die Deutschen und die Nachbarstämme» (Münch. 1837); Diefenbach, «Celtica» (2 Bde., Stuttg. 1839—41); derselbe, «Origines Europaeae» (Frankf. 1861); Holtzmann, «Kelten und Germanen» (Stuttg. 1855), widerlegt von Brandes, «Kelten und Germanen» (Lpz. 1857); Leo, «Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volks» (Bd. 1, Halle 1854); Mone, «Kelt. Forschungen zur Geschichte Mitteleuropas» (Freiburg 1857); Roget de Belloguet, «Ethnogénie gauloise» (3 Bde., Par. 1858—68; Bd. 1 u. 2, 2. Aufl. 1872—75); derselbe, «Les Cimmériens» (Par. 1873); Contzen, «Die Wanderungen der Kelten» (Lpz. 1861); Bacmeister, «Kelt. Briefe» (herausg. von Keller, Straßb. 1874); Saint-Brieuc, «Études sur tes Celtes et les Gaulois» (Par. 1875); Bertrand, «Archéologie celtique et gauloise» (Par. 1876); D'Arbois de Jubainville, «Les premiers habitants de l'Europe» (Par. 1877); De Valroger, «Les Celtes, la Gaule celtique» (Par. 1879); Rhys, «Early Britain. Celtic Britain» (Lond. 1882).

Keltern ist gleichbedeutend mit auspressen und wird vorzugsweise vom Auspressen der Weintrauben gebraucht. Dem K. vorher geht das Stampfen in Kufen oder das Zerquetschen der Beeren auf der Traubenraspel zur vorläufigen Maischegewinnung. Das K. geschieht durch mechan. Vorrichtungen, welche die Kelter genannt werden. Die älteste und gewöhnlichste Kelter ist die sog. Baumpresse, bei der eine starke Stange als Hebel wirkt; zweckmäßiger ist die eiserne Schraubenpresse oder Spindelpresse, am besten die neueste Konstruktion der franz. Kniehebelkelter. Obst wird in Trögen mittels senkrechter Laufsteine (Obstmühlen) zum Behufe der Cidergewinnung zermahlen und danach ausgepreßt.

Keltiberier, im Altertum Name einer Anzahl kriegerischer Volksstämme, die in Hispanien (s. d.) aus einer Mischung alter iberischer Elemente mit aus Gallien eingewanderten kelt. Massen sich

gebildet hatten. Die K. bewohnten die Südweſthälfte von Aragon und den größten Teil der Landſchaften von Cuenca, Soria und Burgos. Unter den Plätzen ihres Gebiets iſt in der alten Geſchichte Numantia die bekannteſte (jetzt Ruinen von Garray bei Soria). Als Hauptſtämme der K. nennen die Alten, von Weſten nach Oſten und Süden gruppiert: Arevaker, Murdoger, Beronen, Pelendonen, Luſonen, Beller und Titter.

Keltiſche Sprachen bilden eine Familie des indogerman. Sprachſtammes, wie Bopp, Prichard und Pictet erwieſen haben; der eigentliche Begründer der kelt. Sprachforſchung iſt J. K. Zeuß. Von dem Keltiſchen des Feſtlandes ſind viele Eigennamen, aber nur wenige Inſchriften und einige ins Lateiniſche übergegangene Wörter erhalten. Die Kelten der brit. Inſeln haben teilweiſe ihre Sprache bewahrt. Ihre modernen Dialekte zerfallen in zwei Gruppen: 1) Iriſch oder gäliſch, geſpalten in neuiriſch (in Irland), gäliſch (in Schottland) und manx (auf der Inſel Man). 2) Britiſch, zerfallend in kymriſch (in Wales), corniſch (in Cornwall, im 18. Jahrh. ausgeſtorben) und bretoniſch (in der franz. Baſſe-Bretagne, die im 5. bis 7. Jahrh. n. Chr. von brit. Auswanderern beſetzt worden iſt). Die Zahl der keltiſch Redenden in Europa beträgt gegenwärtig 3½ Mill.

Die feſtländiſchen Kelten bedienten ſich zuerſt des griech., ſpäter des röm. Alphabets. Von ihrer Litteratur iſt nichts bekannt; die Druiden verboten ſchriftliche Aufzeichnung ihrer Lehren; die weltlichen Sänger und Dichter hießen Barden. Die Inſelkelten nahmen ihr Alphabet von den Römern und den chriſtl. Miſſionaren an; daneben findet ſich eine den Runen vergleichbare Schrift, von den Iren ogam genannt, über deren Alter und Urſprung noch nichts Sicheres konſtatiert worden iſt. Eine reiche ältere Litteratur in kelt. Sprache beſitzen Irland und Wales. Allgemeinere Werke über die kelt. Sprachen ſind: Lhuyd, «Archaeologia Britannica» (Oxf. 1707); Prichard, «The eastern origin of the celtic nation» (Lond. 1831; Neudruck 1857); Pictet, «De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit» (Par. 1837); Bopp, «Über die keltiſchen Sprachen vom Geſichtspunkte der vergleichenden Sprachforſchung» (Phil.-hiſtor. Abhandlungen der königl. Akademie der Wiſſenſchaften, Berl. 1838); J. K. Zeuß, «Grammatica Celtica» (Berl. 1853; 2. Aufl., beſorgt von H. Ebel, Berl. 1871); D'Arbois de Jubainville, «Études grammaticales sur les langues celtiques. I» (Par. 1881) und «Introduction à l'étude de la littérature celtique» (Par. 1883); Windiſch, «Kelt. Sprachen» (in Erſch u. Grubers «Encyklopädie», Sect. II, Tl. 35, Lpz. 1884).

Keltma, zwei Flüſſe im nordöſtl. Rußland: die Nördliche Keltma, ein linker Nebenfluß der Wytſchegda, im Gouvernement Wologda, iſt 165 km lang und ſchiffbar. Die Südliche Keltma, ein linker Nebenfluß der Kama, im Gouvernement Perm, iſt 200 km lang. Die beiden K. waren früher durch einen Kanal miteinander verbunden, der ſo aus dem Syſtem der Dwina in das der Wolga führte; da derſelbe aber nicht benutzt wurde, ſo iſt er ſeit 1838 wieder verſchüttet.

Keltomanen nennt man die Gelehrten, welche alle Namen durch das Keltiſche zu erklären bemüht waren und dadurch die Forſchungen über die Kelten in einen gewiſſen Mißkredit gebracht hatten, der erſt ſeit Begründung der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft zu ſchwinden begann.

Ke-lung (Ke-long, Kee-lung), Stadt von etwa 5000 E. auf der Nordküſte der Inſel Formoſa, zur chineſ. Provinz Fo-kien gehörig, beſitzt einen, dem auswärtigen Verkehr eröffneten Hafen, den beſten und ſicherſten der Inſel, und treibt anſehnlichen Handel mit den chineſ. Hafenſtädten des Feſtlandes in Reis, Kampfer und Thee. In der Umgebung finden ſich bedeutende Kohlenlager. Während der franz.-chineſ. Streitigkeiten im J. 1884 wegen Durchführung des Vertrags von Tien-tſin beabſichtigte die franz. Regierung, K. und die dortigen Kohlengruben als Pfand in Beſitz zu nehmen. Kontreadmiral Lespès erſchien deshalb 4. Aug. vor K. und beſchoß 5. Aug. die chineſ. Batterien, welche hierauf beſetzt wurden. Am 6. verſuchten die Franzoſen einen Höhenzug ſüdlich der Stadt zu beſetzen, wurden aber von den Chineſen angegriffen und zum Rückzuge nach den Schiffen genötigt, und beſchränkten ſich nun auf die Blockade von K. Am 1. Okt. erſchien Vizeadmiral Courbet mit einem ſtärkern Geſchwader vor K., beſchoß die chineſ. Werke und beſetzte dieſe, ſowie die Stadt K. nach dreitägigem, hartnäckigem Kampfe. Am 4. Okt. wurde auch die Hügelreihe, welche nahe vor der Stadt liegt, in Beſitz genommen. Am 10. Nov. griffen die Chineſen unter General Tſo die franz. Stellung vor K. an, wurden jedoch zurückgeſchlagen.

Kelvin, rechtsſeitiger Nebenfluß des Clyde in Schottland, über welchen der Forth-Clyde-Kanal mittels eines 84 m langen Aquädukts führt, mündet unterhalb Glasgows.

Kem, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Archangelsk, am linken Ufer der Mündung des Kemfluſſes in die Onegabucht, mit (1882) 2770 E., welche im Sommer Fiſchfang und Jagd auf Seetiere an der Küſte des Eismeeres und mit geſalzenen und getrockneten Fiſchen, Thran und Fellen von Seeſäugetieren bedeutenden Handel treiben.

Kemberg, Stadt in der preuß. Provinz Sachſen, Regierungsbezirk Merſeburg, Kreis Wittenberg, unweit der Düdenſchen Heide, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2727 meiſt prot. E., die Land- und Forſtwirtſchaft, Handſchuhfabrikation, Tiſchlerei und Glaſerei betreiben.

Kemble (Charles), engl. Schauſpieler, geb. 25. Nov. 1775 zu Brecknock in Südwales, erhielt durch ſeinen Vater, Roger K. (geſt. 1802), der ebenfalls Schauſpieler war, eine ſorgfältige Erziehung, ſtudierte in Douay und wurde 1792 bei der Poſt angeſtellt. Von ſeiner Neigung der Bühne zugeführt, trat er zunächſt in Sheffield, Edinburgh, Newcaſtle, 1794 im Drurylanetheater auf und bereiſte 1802 den Kontinent; ſpäter übernahm er, anfangs mit ſeinem Bruder, dann allein, die Direktion des Coventgardentheaters, bereiſte 1825—26 Deutſchland und Frankreich und erwarb ſich um die Einführung deutſcher Opern in England Verdienſte. Im J. 1832 beſuchte er mit ſeiner Familie die Vereinigten Staaten von Amerika und beſchloß 1840 als Hamlet die theatraliſche Laufbahn. Zum Theatercenſor (Examiner of plays) ernannt, ſtarb er in London 12. Nov. 1854.

Seine Gattin, Maria Thereſe K., geborene de Camp, geb. 1774 zu Wien, trat ſchon als Kind in Noverres Balletten auf und tanzte dann im Drurylane-, Coventgarden- und Haymarkettheater mit Beifall. Weniger bedeutend war ſie als

Schauspielerin. Sie schrieb auch zwei gute Lustspiele: «The first fault» (1799) und «The day after the wedding» (1808). Sie starb 3. Sept. 1838.

Frances Anne K., Tochter der vorigen, geb. 27. Nov. 1809, trat zuerst 1829 mit Beifall auf, besuchte 1832 mit ihren Eltern Amerika und verheiratete sich 1834 mit dem Amerikaner Butler, von dem sie sich aber 1849 wieder trennte; 1856 ging sie abermals nach Amerika, wo sie sich erst in Boston, dann zu Lenox in Massachusetts niederließ. Nachdem sie noch zweimal Europa besucht, nahm sie 1873 ihren Wohnsitz bei Philadelphia. Von ihren schriftstellerischen Arbeiten sind das «Journal of a residence in the United States» (Lond. 1831), «Journal of a residence on a Georgian plantation» (Lond. 1863), «Plays» (Lond. 1864), «Poems» (Lond. 1865), «Records of a girlhood» (3 Bde., Lond. 1878) zu erwähnen. Erinnerungen an ihre theatralische Laufbahn veröffentlichte sie im «Atlantic Monthly» (1876—77).

Adelheid K., Schwester der vorigen, geb. 1814 zu London, debütierte auf dem Coventgardentheater 1831 als Sängerin und trat dann, außer am Drurylanetheater, auch in der Provinz, in Deutschland, Paris und Italien auf, entsagte aber der Bühne, als sie 1843 Friedr. Sartoris heiratete. Auch sie hat mehrere litterarische Arbeiten geliefert.

Kemble (John Mitchell), besonders bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiete der angelsächs. Litteratur und ältern Geschichte Englands, der Sohn von Charles K., geb. in London 1807, widmete sich im Trinity-College zu Cambridge der Rechtsgelehrsamkeit und setzte seit 1829 das bereits begonnene höhere Sprachstudium unter Jak. Grimm in Göttingen fort. Seiner klassischen Ausgabe des «Anglo-Saxon poem of Beowulf» (Lond. 1833 und 1835) ließ er als zweiten Band eine engl. Übersetzung des Gedichts (Lond. 1837) folgen. Zu Cambridge hielt er 1834 die ersten Vorlesungen über angelsächs. Litteratur, die als «First history of the English language or Anglo-Saxon period» (Cambr. 1834) erschienen. Ferner veröffentlichte er «The Saxons in England» (2 Bde., Lond. 1849; deutsch von Brandes, 2 Bde., Lpz. 1853—54). Sein «Codex diplomaticus aevi Saxonici» (6 Bde., Lond. 1839—48) erschien auf Kosten der von ihm mitbegründeten English Historical Society of Science. K. war Redacteur der seit 1835 erscheinenden «British and Foreign Review», verlebte aber von 1849 an wieder mehrere Jahre in Deutschland. Sein letztes Werk waren die «State papers and correspondence illustrative of the social and potitical state of Europe from the revolution to the accession of the house af Hannover» (Lond. 1857); in der Bearbeitung der «Horae Ferales, or studies in the archaeology of northern nations» (vollendet und herausg. von Latham, Lond. 1864) wurde er durch seinen in der Nacht vom 26. zum 27. März 1857 zu Dublin erfolgten Tod unterbrochen.

Kemble (John Philip), engl. Schauspieler, der Bruder von Charles K., geb. zu Preston 1. Febr. 1757, studierte in Douay, ging aber 1776 zur Bühne, die er zuerst in Wolverhampton mit Beifall betrat, besuchte dann Manchester, Liverpool und York, kam 1781 nach Dublin, 1783 nach London, wo er am Drurylanetheater spielte und zehn Jahre später Regisseur wurde. Im J. 1801 zog er sich zurück, bereiste 1802 und 1803 Frankreich und Spanien, kaufte nach seiner Rückkehr einen Anteil am Coventgardentheater, bei welchem er nun mit seiner Schwester, Mrs. Siddons (s. d.), eine glanzvolle Thätigkeit entwickelte. In heroischen Rollen, namentlich als Hamlet, Macbeth, Othello u. s. w. ist er wohl unerreicht geblieben. Auch als Schriftsteller versuchte er sich mit Erfolg. Nachdem K. schon 1812—14 der Bühne fern gelebt hatte, verließ er 1817 England und starb zu Lausanne 26. Febr. 1823. Seine Statue von Flaxman wurde 1833 in der Westminsterabtei aufgestellt. Vgl. Boaden, «Memoirs of the life of John Philip K.» (2 Bde., Lond. 1825); Fitzgerald, «The Kembles» (2 Bde., Lond. 1871).

Kemenate (auch Kemnad), ein mittelhochdeutsches Wort (entstanden aus dem althochdeutschen chemināta, mittellat. caminata [scil. camera], d. i. Zimmer mit einem Kamin), welches von einigen neuern Dichtern, wie Goethe, Lenau u. a., wieder aufgenommen worden ist; es bezeichnet zunächst das heizbare Wohnzimmer, dann auch das gewöhnliche Wohnhaus gegenüber dem alten Hauptteil der Burg, dem (meist unheizbaren) Saal; im besondern auch ein Frauengemach, Schlafzimmer, Krankenzimmer u. s. w.

Kemény (Joh.), Fürst von Siebenbürgen und ungar. Memoirenschreiber, geb. 1607 in Bülös, studierte in Karlsburg und war seit 1622 Page am Hofe Bethlen-Gabors, der ihn wiederholt in polit. Missionen, so 1628 nach Konstantinopel, verwendete. Nach Bethlens Tode gehörte K. zur Partei der Witwe, ging aber bald zu Georg I. Rákóczy über, beteiligte sich an dem ungar. Feldzuge desselben 1644—45 und hatte wesentlichen Anteil an dem Abschlusse des Linzer Friedens. Unter Georg II. führte er einen glänzenden Feldzug in der Moldau, geriet aber 1657 während des poln. Feldzugs in die Gefangenschaft der Tataren, die ihn zwei Jahre in der Krim zurückhielten. Nach Georgs II. Tode wurde er 1661 Fürst von Siebenbürgen, fiel aber schon 24. Jan. 1662 bei Nagy-Szöllös im Kampfe mit den Türken, den Bundesgenossen des Gegenfürsten Michael I. Apaffy. K. schrieb in der Krim einen «Psalter», den 1659 Susanne Lorántffy drucken ließ; seine wertvolle «Autobiographie» (1607—55) gab Karl Rumy (Pest 1817) und aus K.s Handschrift Lad. Szalay (Pest 1856) heraus.

Kemény (Sigmund, Baron von), ungar. Dichter und Publizist, geb. 1816 in Magyar-Kapud in Siebenbürgen, studierte in Zalathna und Nagy-Enyed die Rechte, wirkte 1837—39 in Marosvásárhely als Rechtspraktikant und redigierte seit 1840 das Organ der siebenbürg. Opposition («Erdélyi Hiradó»), deren Führer er auf dem neueröffneten siebenbürg. Landtage wurde. Im J. 1842 zog er sich auf sein Gut zurück und schrieb den Roman «Gyulai Pál» («Paul Gyulai», Pest 1846). Ende 1848 kam er nach Pest, wo er Mitarbeiter des «Pesti Hirlap» wurde. Im J. 1848 war er Mitglied der ungar. Nationalversammlung und schrieb nach der Katastrophe von Világos zwei Flugschriften: «Forradalom után» («Nach der Revolution», Pest 1850) und «Még egy szó a forradalom után» («Noch ein Wort nach der Revolution», Pest 1851) und die zwei meisterhaften Charakterbilder der beiden Grafen Wesselényi und des Grafen Stephan Széchenyi (Pest 1850). Im J. 1851 übernahm er die Redaction des «Pesti Naptó», des Organs der Deákpartei, und wirkte für einen friedlichen Ausgleich mit Österreich.

Nach 1867 trat er in den Reichstag und starb 22. Dez. 1875 auf seinem Gute Pußta-Kamarás in Siebenbürgen. Seine bedeutendsten Romane sind: «A szio örvényei» («Die Abgründe des Herzens», 1851), «Férj és nö» («Mann und Weib», 1854; 2. Aufl. 1878), «Ozvegy és leánya» («Die Witwe und ihre Tochter», 1856), «Zord idö» (3 Bde., 1857; 2. Aufl. 1883; deutsch: «Wilde Zeit», 2 Bde., 1859) u. a. Meisterhaft sind seine «Studien» (2 Bde., 1870).

Kemi, der größte Fluß in Finland, dessen Quellen in Lappland, an den südl. Abhängen des Maanselka, unter 68° 12′ nördl. Br. gelegen sind, ist 425 km lang und sehr wasserreich. Seine bedeutendsten Nebenflüsse rechts sind Kittinen und Ounas. Rechts an der Mündung des K., am nördl. Ufer des Bottnischen Meerbusens, wurde 1869 die Stadt Kemi angelegt, 1880 mit 342 E., ein bedeutender Exportort für Holzwaren.

Kemma, eine Art Trüffel, die in Arabien häufig ist und eine beliebte Speise der Beduinen bildet.

Kemmern, Badeort im russ. Gouvernement Livland, an der Grenze gegen Kurland, 37 km westlich von Riga, Station der Bahn Riga-Tukkum, mit vielen Schwefelquellen und Badeanstalt. Die Temperatur des Wassers ist bei jeder Tages- und Jahreszeit 6,125° C.; es enthält auf 16 Unzen Salze 0,4716 Kubikzoll Schwefelwasserstoffgas. Das Bad hat sich vorzüglich bei rheumatischen, gichtischen, skrofulösen und syphilitischen Leiden bewährt. Vgl. Holst, «Balneolog. Mitteilungen mit spezieller Berücksichtigung des Bades K.» (Riga 1879); derselbe, «Das Schwefelbad K. Ein Wegweiser für Kurgäste und Touristen» (Riga 1880).

Kemnad, s. Kemenate.

Kemnath, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, am Floß- und Scharnitzbache, 26 km von Bayreuth, Station der Linie Weiden-Neuenmarkt der Bayrischen Staatsbahnen, mit (1880) 1476 meist kath. E., welche Acker- und Flachsbau und Handel mit Schleif- und Wetzsteinen treiben und eine Papierfabrik unterhalten.

Kempelen (Wolfgang von), namhafter Mechaniker, bekannt als Erfinder automatischer Kunstwerke, geb. 23. Jan. 1734 in Preßburg, trat in die k. k. Hofkanzlei ein, wurde später Hofrat und starb zu Wien 26. März 1804. Die von ihm um 1788 hergestellte Sprachmaschine bestand aus einem viereckigen und mit einem Blasebalge ausgerüsteten Holzkasten von etwa 1 m Länge und 0,5 m Breite; die kunstvolle Verbindung des Blasebalgs mit Klappen, Ventilen, Stiften u. dgl. ermöglichte eine täuschende Nachahmung der Stimme eines Kindes von drei bis vier Jahren. Um 1828 fand diese Sprachmaschine, deren Erfinder sich übrigens angelegentlich mit dem Mechanismus der menschlichen Sprache beschäftigte und auch ein Werk mit Kupfern über diesen Gegenstand (1791) herausgab, eine verbessernde Nachahmung durch den Mechaniker Posch in Berlin. Noch mehr Aufsehen erregte die sog. Schachmaschine, welche freilich auf einer Täuschung beruht. Sie bestand aus einem kastenähnlichen Tische, an welchem eine in türk. Tracht gekleidete Figur angebracht war, und die eigentliche Kunst bei Herstellung dieses Apparats gipfelte in einer solchen Einrichtung, daß hinter dem zum Schein eingesetzten Räderwerk ein schachkundiger Mann von kleiner Statur sich verbergen und den Arm des spielenden Türken leiten konnte. Nach dem Tode des Erfinders erwarb der Mechaniker Leonhard Maelzl (bekannt durch sein Metronom oder Taktmesser) die Schachmaschine und ließ sie in verschiedenen Städten sehen. Zuletzt wurde die Schachmaschine in mehrern Städten Nordamerikas ausgestellt und soll 5. Juli 1854 in Philadelphia verbrannt sein. Unter den spätern Nachbildungen ist die eines Engländers Hooper hervorzuheben, welcher seine Schachmaschine zuerst gelegentlich der zweiten londoner Weltausstellung (1862) zeigte, sowie der unter dem Namen Ajeeb bekannte Automat.

Kempen oder Kempno, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Schildberg, am Samica, 77 km von Breslau, an der Linie Posen-Kreuzburg der Preußischen Staatsbahnen und an der Breslau-Warschauer Eisenbahn, ist Sitz eines Landratamts und eines Amtsgerichts, hat ein Progymnasium, eine höhere Töchterschule und zählt (1880) 6168 E., worunter 2193 Juden, welche Fabrikation von Cigarren, Schnupftabak, Seife, Branntwein, eine Dampfmehl- und Dampfsägemühle, Dampfholzwarenfabrik, Pappfabrik, Kürschnerei, Pferdehandel und Zwischenhandel mit Rußland betreiben. Im J. 1661 haben Deutsche die Stadt gegründet; aber erst 1795 wurde freie Religionsübung gestattet.

Kempen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, an den Linien Köln-Kleve und K.-Venloo der Preußischen Staatsbahnen und Krefeld-Süchteln der Krefelder Bahn, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat eine schöne, in neuerer Zeit vollständig restaurierte kath. Kirche, eine evangel. Kirche, eine Synagoge, ein kath. Gymnasium, ein kath. Schullehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, ein schönes Hospital und ein Gefängnis und zählt (1880) 5783 meist kath. E., welche Fabrikation von Seiden-, Woll- und Baumwollzeugen treiben, eine Sauerkrautfabrik, zwei mechan. Webereien und eine Flachsaufbereitungsanstalt unterhalten. Die Stadt gehörte früher zum Erzbistum Köln und ist der Geburtsort des Thomas a Kempis.

Der Kreis Kempen zählt auf 395,70 qkm (1880) 90554 meist kath. E.

Kempenland, s. Campine.

Kempinsel, s. unter Südpolarinsel.

Kempten, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, am linken Ufer der Iller und an den Linien München-Buchloe-Lindau und Ulm-K. der Bayrischen Staatsbahnen, im nördl. Vorlande der Algäuer Alpen anmutig gelegen, ist Sitz eines Landgerichts mit Handelskammer, Amtsgerichts, Bezirksamtes und einer Reichsbanknebenstelle und zählt (1880) 13872 E. (darunter 3435 Protestanten). Die Stadt besteht aus der ehemaligen Reichsstadt und dem frühern Klosterstift K., welche beide als Alt- und Neustadt seit 1803 zu einer polit. Gemeinde vereinigt sind. Unter den Gebäuden sind in der Neustadt das Schloß, die ehemalige Residenz der Fürst-Äbte, 1650 neu gebaut, jetzt verschiedenen Ämtern und der Garnison zugewiesen, die daneben stehende stattliche Stiftskirche mit Kuppelbau, in der Altstadt die prot. Kirche sowie das 1474 erbaute, in neuester Zeit sehr hübsch restaurierte Rathaus hervorzuheben. Im Süden überragen die Stadt auf steiler isolierter Höhe die Reste der alten Romerburg Campodunum, der spätern Burg Hilarmont, jetzt Burghalde genannt. Von höhern Unterrichts-

anstalten bestehen in K. ein Gymnasium, eine Latein-, Real- und eine Handelsschule. Es bestehen daselbst drei Baumwollspinnereien und Webereien, eine ansehnliche Papierfabrik, eine Zündholzfabrik, mechan. Werkstätten u. s. w. Wichtig ist der Käse- und Holzhandel sowie der Transitverkehr. Die früher lebhafte Flößerei auf der Iller hat seit Bestehen der K.-Ulmer Bahnlinie sehr abgenommen.

Die Stiftsstadt wurde als Benediktinerkloster von Karls d. Gr. Gemahlin Hildegarde gestiftet. Der Abt erlangte 1360 die reichsfürstl. Würde, erwarb allmählich ein Gebiet von 880 qkm und fungierte bei der Krönung der röm. Kaiserin als Erzmarschall. K. im Thale hingegen erwarb sich 1289 unter Rudolf von Habsburg die Reichsfreiheit, hatte aber wegen unausgesetzter Streitigkeiten mit den Fürst-Äbten viel Not auszustehen, bis endlich beide Parteien 1803 an Bayern fielen. Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt zu leiden von den Schweden wie von den Kaiserlichen. Letztere nahmen trotz der tapfersten Gegenwehr der schwed. Besatzung und der Bürger 13. Jan. 1633 die Stadt mit Sturm. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde sie 1703 von den Franzosen und Bayern erobert, und im franz. Revolutionskriege kam es bei K. 17. Sept. 1796 zu einem Treffen, in welchem die Franzosen von den Österreichern besiegt wurden.

Kendal oder Kirtby-Kendal, Stadt in der engl. Grafschaft Westmoreland, malerisch gelegen im anmutigen Thale des Ken oder Kent, 64 km südlich von Carlisle, unfern des Meeres, mit (1881) 13696 E. Flamländer haben im 14. Jahrh. unter Eduard III. die Wollverarbeitung hier eingeführt. Die Stadt fertigt auch Stiefel und Schuhe durch Maschinen, Karden für Wolle und Baumwolle, Ackerbau- und andere Maschinen, Papier, Schießpulver, auch wichtige Marmorarbeiten, und handelt mit Korn, Pferden und Rindern. Ein Teil der got. Trinitykirche stammt von etwa 1200, sie hat fünf Schiffe. K. hat ein mechan. Institut, Museum, Handelskammer, Hospital, Mädchenwaisenhaus, zahlreiche gute Schulen. Auf einem Hügel im Osten steht die Ruine des Kendaltastells.

Keneh oder Kenneh, Stadt in Oberägypten, das Känopolis der Alten, mit 15000 E., rechts am Nil, ist Hauptort einer Provinz oder Mudiriye, und fertigt die besten porösen thönernen Wassergefäße oder Kulle. Durch das nach Osten zum Meere führende Thal Hammamat, d. h. Bäder, gehen die Karawanen nach Kosser. Der Ort ist auch bekannt durch seine Datteln und seine Tänzerinnen oder Ghawâzis. Etwas stromabwärts von K. liegt auf dem linken Ufer des Nils Dendera (s. d.). — Die Provinz Keneh zählt auf 89075 qkm 310275 E.

Kenia, Berg in Afrika, s. u. Kilimandscharo.

Kenilworth, Marktflecken und Schloß, s. Warwick.

Keniter, ein midianit. Nomadenstamm im südl. Teile der Sinaihalbinsel, an dessen Spitze Moses' Schwiegervater, der Priester Reguel, stand und welcher sich den nach Kanaan ziehenden Israeliten anschloß, zur Zeit der israel. Richter und ersten Könige teils in der südlichsten, teils in der nördlichsten Gegend Palästinas in Zelten wohnte und sich allmählich mit dem Volke Israel verschmolzen zu haben scheint.

Kenka oder Chanka, Hangai, Hinkai, Kenga, Sinhai, See in der russ. Küstenprovinz Ostsibiriens, an der chines. Grenze, unter 45° nördl. Br. und 132° östl. L. von Greenwich, links vom Ussuri, von welchem er durch einen niedrigen Höhenzug getrennt wird, 4254 qkm groß, nur bis 12 m tief. Aus dem K. fließt östlich der Sungatschi in den Ussuri.

Kennebec, nach dem Penobscot der bedeutendste Fluß im nordamerik. Staat Maine, entspringt im Moosheadsee im nordwestl. Teile des Staats und fließt in fast südl. Richtung im Bezirk Sagadahoc in den Atlantischen Ocean. Er ist 240 km lang; sein bedeutendster Nebenfluß ist rechts der Androscoggin. Große Schiffe können 20 km bis Bath und Dampfer 64 km bis Hallowell den K. hinauffahren.

Kennedy (John Pendleton), amerik. Schriftsteller und Politiker, geb. in Baltimore 25. Okt. 1795, war 20 Jahre lang Advokat in seiner Vaterstadt und gab 1818—20 in Gemeinschaft mit seinem Freunde Peter Hoffmann Cruise eine Zeitschrift «The Red Book» in Prosa und Versen heraus, welche großen Beifall fand. Er gehörte 1838—43 dem Kongreß als whiggistischer Abgeordneter an. Im J. 1852 ernannte ihn Fillmore zum Marineminister. In dieser Stellung, die er bis zum März 1853 innehatte, förderte er die Expedition des Commodore Perry nach Japan und Kanes zweite Nordpolexpedition. Nach seinem Rücktritt ins Privatleben widmete sich K. wissenschaftlichen Studien und gelehrten Arbeiten. Er starb 18. Aug. 1870 zu Newport im Staate Rhode-Island. Von seinen Dichtungen sind zu nennen: «Swallow barn» (1832) und «Horse shoe Robinson» (1835), seine beiden erfolgreichsten Schriften; von gelehrten Arbeiten: «Life of William Wirt» (1849). Im Bürgerkriege schrieb er (1865) «Mr. Ambrose's letters on the rebellion». H. T. Tuckermann hat (1871) sein Leben beschrieben.

Kennedya *Vent.*, eine der von dem alten Linnéschen, zu den Papilionaceen (Schmetterlingsblütlern) gehörigen Geschlechte Glycine abgetrennten Pflanzengattungen, charakterisiert durch einen zweilippigen Kelch und eine zurückgeschlagene Fahne, sowie durch die innen Querscheidewände bildende Frucht. Alle ihre Arten sind windende oder, ohne Stütze gelassen, mit ihren Ästen auf der Erde hinlaufende Sträucher. Ihre Heimat ist ausschließlich Australien. Mit ihren schönen, zu Gruppen vereinigten, an der Basis der Fahne zweifleckigen Blüten sind sie eine Zierde der Kalthäuser. Weniger ansprechend ist ihre meistens dreizählige, wie mit Staub bedeckte Belaubung. Die beliebtesten Arten sind: K. coccinea *Vent.*, mit scharlachroten, zu 3—6 in lopfförmigen Dolden stehenden Blumen; K. Comptoniana *Lk.*, mit purpurroten Blumen, in Trauben; K. cordata *Lindl.*, mit hellvioletten, traubenständigen Blumen; K. macrophylla *Lindl.*, prächtig violette, an der Basis der Fahne gelb gefleckte Blumen; K. rubicunda *Vent.*, bräunlich-dunkelrote Blumen, am Grunde des Fähnchens mit hellern oder dunklern Flecken. K. Maryattae *Lindl.* ist ein prächtiger Winterblüher, dessen Blumen zu 2—4 auf einem gemeinschaftlichen Stiele stehen, scharlachrot, am Grunde der Fahne goldgelb gefleckt sind.

Kennel (engl.), der Hundezwinger für die zur Parforcejagd dressierte Meute.

Kennenburg, Irren- und Wasserheilanstalt bei Eßlingen (s. d.) in Württemberg.

Kennet, rechtsseitiger Nebenfluß der Themse, entspringt 10 km westlich von Marlborough in Wiltshire und mündet bei Reading in der Grafschaft

Berks. Von seiner Mündung läuft der 82 km lange Kennet-Avonkanal bis zum Avon bei Bath.

Kennzeichen oder Zeichen (bei der Parforcejagd wird gewöhnlich dafür der franz. Ausdruck connaissance gebraucht) heißen in der Jägersprache die Merkmale, durch die ein Hirsch sich sowohl am Gehörn als an der Fährte von einem andern gleich- oder nahezu gleichstarken unterscheidet. Am Gehörn ist entweder dessen Gesamteindruck oder die Stellung der einzelnen Sprossen, in der Fährte aber die Ungleichheit der Abdrücke der Schale des einen oder andern Laufs maßgebend. Die vollkommen richtige Beurteilung der K. ist eine der schwierigsten Aufgaben des Weidmanns. Man gebraucht zuweilen auch den Ausdruck K. bei den Fährten oder Spuren anderer Wildarten.

Kenosha, Hauptstadt des gleichnamigen County im nordamerik. Staate Wisconsin, westlich am Michigansee in hoher Lage auf einem Hügel, mit gutem Hafen, zählt (1880) 5039 E., treibt lebhaften Handel mit den Erzeugnissen der fruchtbaren Umgebung und hat Eisengießereien, Brauereien, Marmorschleifereien, Sägemühlen und Fabriken von Pflügen und Eisenwaren.

Kenosis (grch., d. h. Ausleerung, Entäußerung), die Lehre der Kenotiker.

Kenotaph (grch.), d. i. leeres Grabmal, nannten die Griechen und Römer ein Monument, das an jedem beliebigen Orte aus Pietät zu Ehren eines Verstorbenen errichtet wurde, dessen Leichnam entweder nicht aufgefunden werden konnte oder in einem fernen Lande begraben lag.

Kenotiker und **Kryptiker** hießen zwei Parteien in der luth. Kirche zu Anfang des 17. Jahrh. Die einen (Kenotiker), vertreten durch die gießener Theologen, lehrten, daß der Gottmensch im Akte der Inkarnation sich nach seiner menschlichen Natur der dieser zu eigen gewordenen göttlichen Eigenschaften, Allmacht, Allwissenheit u. s. w., für die Dauer seines Erdenlebens völlig entäußert habe, während die andern (Kryptiker), vertreten durch die tübinger Theologen, behaupteten, daß er die göttlichen Eigenschaften auch während seines Erdenlebens besessen und nur heimlich gehalten habe. Neuerdings bezeichnet man als Kenotiker diejenigen orthodoxen Theologen, welche die Menschwerdung des Sohnes Gottes als eine Selbstverendlichung seiner Gottheit, oder als Verwandlung seiner wesentlich göttlichen in eine wesentlich menschliche Daseinsform fassen. Diese schon von der Konkordienformel mit ihren ärgsten Flüchen belegte Ansicht ist heute sowohl bei luth. Theologen wie Liebner, Geß, Hofmann, Thomasius, Kahnis, Luthardt, als bei reformierten, wie P. Lange, Ebrard u. a. verbreitet.

Kensington, früher ein Marktflecken in der engl. Grafschaft Middlesex, jetzt eine der westl. Vorstädte Londons, mit (1881) 162924 E. und einem königl. Schlosse (Kensington-Palace) samt Garten. In jenem, einem höchst einfachen Gebäude aus Backsteinen, wohnt gegenwärtig der Herzog von Teck mit seiner Gemahlin, der ehemaligen Prinzessin Mary von Cambridge. Vorher war es der Aufenthalt der Herzogin von Kent mit ihrer daselbst geborenen Tochter, der Königin Victoria, und ursprünglich ein Besitztum des Kanzlers Finch, Grafen von Nottingham. Der in einem Umkreise von 3 engl. Meilen das Schloß umgebende Park (Kensington-Gardens), der unter Leitung der Königin Karoline, Gemahlin Georgs II., von Bridgeman, Will. Kent und Brown angelegt wurde, ist ein vielbesuchter, fashionabler Spazierort der Londoner. Das 1857 in South-Kensington eröffnete Kensington-Museum enthält große Sammlungen von Modellen für Gegenstände der Architektur, Kunstindustrie, Ornamentik u. s. w., Meisterwerke der engl. Kunst und die früher zu Hamptoncourt befindlichen Kartons von Rafael.

Kent, eine der größten und schönsten der südl. Grafschaften Englands, zwischen London, der Themse, der Nordsee und dem Pas-de-Calais gelegen, bildet die Südostecke der Insel und zählt auf 4066,88 qkm (1881) 977585 E. Der größte Teil des Landes ist ein fruchtbares Hügelland mit schönen und gut bewaldeten Thälern. Die bis 183, ja bei Westerham 247 m hohe Kreidekette der nördl. Downs tritt von Surrey ein und erstreckt sich ostwärts bis Dover und Folkestone. Nördlich gegen die Themse hin lagert plastischer und londoner Thon auf der Kreide, und an der Küste kommen dort ausgedehnte Marschen vor, besonders an der Vereinigung der Themse und des Medway auf der 82,5 qkm großen Insel Sheppey und einem Teile der Insel Thanet, welche einst durch einen schiffbaren Seearm, jetzt nur noch durch einen Flußkanal vom Festlande getrennt ist, und deren äußerste Spitze das Cap North-Foreland bildet. Jener Kalkkette parallel läuft südlicher die Ragstone-Range, welche aus Kreidemergel und Grünsand besteht. Zwischen beiden Hügelreihen liegt der fruchtbare Landstrich Holmsdale und südlich von ihnen der Walddistrikt (the Weald), der jetzt aber angebaut ist. Ganz im Süden umschließt der Grand-Military-Kanal den Romney-Marsh. Die breite Mündung des Medway mit Sheerneß am Eingange und Chatham im Hintergrunde bildet einen geräumigen und sichern Hafen für Schiffe jeder Art, sonst aber fehlen gute natürliche Häfen. Gegenüber Deal liegt die Reede Downs, nach Osten hin von gefährlichen Sandbänken, den Goodwin-Sands (s. d.), begrenzt. Leuchttürme, Forts und Festungen geben übrigens der Küste in jeder Beziehung Sicherheit. Nächst der Themse sind die bedeutendsten Flüsse der fischreiche Medway, der unterhalb Rochester, der Darent, welcher bei Dartford schiffbar wird, der forellenreiche Stour, den man aufwärts bis Fordwich bei Canterbury befährt.

Das Klima der Grafschaft ist gesund; nur in den Marschen kommen Fieber vor. Es gedeihen alle Getreidearten, namentlich trefflicher Weizen. Gemüsebau wird in der Nähe von London in ausgedehntem Maße betrieben. Die Gegenden von Maidstone und Canterbury, der fruchtbarste Teil, sind Londons Obstgarten; Hopfen gedeiht namentlich bei Rochester. Man zieht Rinder und Schafe, und neben Lincoln und Leicester liefert K. die beste engl. Langwolle. K. wird seit alter Zeit in fünf Lathes eingeteilt, deren jeder früherhin seinen eigenen Gerichtshof hatte. Verschiedene Teile der Grafschaft erfreuen sich noch jetzt gewisser Freiheiten und sind der Autorität der Grafschaftsbeamten nicht untergeordnet. Dies sind die beiden Cities Canterbury und Rochester, der Borough Maidstone, die Liberty der Romney-Marshes und die Liberty der Cinque Ports (s. d.) mit den umliegenden Ortschaften. Die Grafschaft sendet 6 Abgeordnete ins Parlament, 15 andere die Städte. Wegen seiner Lage zunächst dem Kontinent, der bei Dover

nur 37 km entfernt liegt, hat K. von jeher für den Schlüssel Englands gegolten und in deſſen Annalen bei Cäſars Einfällen in das Land Cantium und der Gründung des erſten angelſächſ. Königreichs Kent (Cantia oder Cantwara) durch die Angelſachſen, welche zuerſt (449) auf der Inſel Thanet landeten, eine Hauptſtelle eingenommen. Schon vor Cäſar hatte ein belg. Stamm aus Gallien hier ſeinen Sitz genommen, welcher Zeit der merkwürdige Cromlech Kit's Coity-Haus bei Aylesford angehört. Die Hauptnahrungsquellen ſind Landwirtſchaft, Brennerei, Fiſch- und Auſternfang und Schiffbau. Die Manufakturen ſind von untergeordneter Bedeutung. Den Verkehr unterſtützen der Medway-Kanal und die Eiſenbahnen von London nach Ramsgate, Dover, Folkeſtone u. ſ. w. Die Hauptſtadt iſt jetzt nicht mehr Canterbury (ſ. d.), ſondern Maidſtone (ſ. d.). Vgl. Bevan, «Handbook to the county of K.» (4. Aufl., Lond. 1882).

Kent (Grafen und Herzöge von). Edmund, Graf von K., Sohn König Eduards I. von England, aus deſſen zweiter Ehe mit Margarete von Frankreich, verband ſich mit Iſabella, der Gemahlin ſeines ältern Bruders, Eduards II. (ſ. d.), zur Entthronung des letztern, welche auch 1327 gelang. Als ihn aber die wegen ihrer Ausſchweifungen und Grauſamkeiten allgemein verhaßte Königin dazu gebracht hatte, zu Gunſten ſeines entthronten Bruders, den ſie indes bereits ohne des Grafen Wiſſen hatte ermorden laſſen, eine Gegenrevolution zu unternehmen, wurde er 1330 durch den Günſtling der Königin, Roger Mortimer, feſtgenommen und bald darauf hingerichtet. Nach dem Tode ſeiner beiden Söhne, Eduard und John, ging der Titel eines Grafen von K. auf den Gemahl ihrer Schweſter Joanna, Thomas von Holland, über, deſſen Enkel Thomas 1397 von ſeinem Oheim Richard II. zum Herzog von Surrey ernannt und 1400 unter Heinrich IV. enthauptet wurde. Mit ſeinem Bruder Edmund, geſt. 1407, erloſch der Titel eines Grafen von K. Derſelbe ward erſt 1461 in der Perſon William Nevilles, Lord Fauconberg, geſt. 1462, erneuert, 1465 aber an die Familie Grey (ſ. d.) verliehen.

Eduard, Herzog von K., geb. 2. Nov. 1767, der vierte Sohn König Georgs III. und Vater der Königin Victoria, trat frühzeitig in die Armee und empfing ſeine militäriſche Erziehung in Deutſchland. Er diente hierauf in Canada und Gibraltar, erhielt 1799 die Peerswürde als Herzog von K. und Strathearn und ward zum Feldmarſchall ernannt, befand ſich aber ſtets in Geldverlegenheit, ſodaß er ſich endlich genötigt ſah, 1816 nach Brüſſel zu gehen, wo er in der größten Einſchränkung lebte. Am 29. Mai 1818 vermählte er ſich mit Victoria, der verwitweten Fürſtin von Leiningen, die ihm 21. Mai 1819 die Prinzeſſin Victoria gebar. Er lebte ſeitdem anfangs in Deutſchland zu Amorbach am Odenwalde, dann zu Sidmouth in Devonſhire. Hier ſtarb er 23. Jan. 1820. Im Parlament gehörte der Herzog von K., gleich ſeinem jüngern Bruder, dem Herzog von Suſſex, zur Oppoſition. Sein Leben ward von Erskine Neale beſchrieben («Life of Edward, duke of K.», Lond. 1850).

Seine Gemahlin, Marie Luiſe Victoria, Herzogin von K., wurde 17. Aug. 1786 als Tochter des Herzogs Franz von Sachſen-Coburg-Saalfeld in Coburg geboren. Durch Schönheit und Geiſtesbildung ausgezeichnet, vermählte ſie ſich 1803 mit dem Erbprinzen Emich Karl von Leiningen-Amorbach, der aber 1814 ſtarb. Sodann hielt ſie ſich als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes, des Fürſten Karl Friedrich Emich von Leiningen, und als Verwalterin von deſſen Beſitzungen abwechſelnd zu Amorbach und zu Coburg am Hofe ihres Bruders, des Herzogs Ernſt III. von Sachſen-Coburg, auf, wo auch der Herzog von K. ſie kennen lernte und ſich mit ihr vermählte. Nach ſeinem Tode nahm ſie mit der präſumtiven Thronerbin (der jetzigen Königin Victoria) ihren Sitz im Palaſt zu Kenſington. Für den Fall, daß ihre Tochter noch unmündig auf den Thron berufen werden ſollte, wurde ſie 1825 durch das Parlament zur Regentin erklärt. Da jedoch Victoria beim Ableben Wilhelms IV. (20. Juni 1837) eben volljährig geworden war, ſo trat dieſer Fall nicht ein. Seitdem lebte die Herzogin am Hofe ihrer Tochter und ſtarb 16. März 1861 zu Frogmore bei Windſor.

Durch Patent vom 24. Mai 1866 erhob die Königin Victoria ihren zweiten Sohn, den Prinzen Alfred, geb. 6. Aug. 1844, zum Grafen von Ulſter und Kent und Herzog von Edinburgh.

Kent (James), bedeutender amerik. Juriſt, geb. 31. Juli 1763 zu Philippi im County Putnam im Staate Neuyork, trat 1787 in Poughkeepſie am Hudſon in die juriſt. Praxis und gewann einen großen Ruf als Anwalt und Politiker. Von 1798 bis 1814 war K. Oberrichter des Staates Neuyork (von 1804 an Vorſitzender). Er erwarb ſich in dieſer Stellung große Verdienſte um die Feſtſtellung der Grundſätze, die bei Anwendung des gemeinen engl. Rechts (Common Law) in den Vereinigten Staaten zur Geltung kommen. Im J. 1814 wurde er zum Kanzler ernannt; die von ihm in dieſer Eigenſchaft gefällten Entſcheidungen ſind in ſieben Bänden geſammelt und zeichnen ſich durch ebenſo ſcharfen juriſt. Verſtand als klaren Stil aus. Schon ſeit 1796 wirkte er auch als Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft am Columbia-College in Neuyork und hielt hier Vorleſungen über das amerik. Recht. Nach Ablauf ſeines Amtstermins als Kanzler (1823) trat er in die vom Volke gewählte Verſammlung zur Reviſion der Staatsverfaſſung ein. Er kämpfte hier mit großer Energie, wenn auch erfolglos, gegen die Erweiterung des allgemeinen Stimmrechts und gegen die vorherrſchende Tendenz der größern Demokratiſierung der Art der Ämterbeſetzung. Später widmete ſich K. ausſchließlich ſeiner Lehrthätigkeit am Columbia-College und arbeitete hier ſeine berühmten «Commentaries on American Law» (4 Bde., Boſt. 1826—30) aus, ſeitdem elfmal neu aufgelegt. K. ſtarb 12. Dez. 1847 in Neuyork.

Kent (William), der Begründer der brit. Gartenkunſt, geb. 1685 in der Grafſchaft York, war anfangs Kutſchenmaler, wurde aber durch Unterſtützung in den Stand geſetzt, Rom zu beſuchen, und widmete ſich hier der Malerei, bis Lord Burlington, der ſein Talent für Gartenverſchönerungen bemerkte, ihn veranlaßte, zur Baukunſt überzugehen. Für die Königin Karoline legte er den Garten von Kenſington (ſ. d.) an, in welchem er die bisher übliche franz. Manier mit Nachahmung der Natur vertauſchte und ſo der Urheber der neuern engl. Gartenkunſt wurde. Seine beſten architektoniſchen Leiſtungen ſind der Venustempel zu Stowe und der Palaſt des Grafen Leiceſter zu Holkham in Norfolk. Er ſtarb zu Burlington 12. April 1748.

Kent. (aber auch Ky.), offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Kentucky.

Artikel, die man unter K vermißt, ſind unter C aufzuſuchen.

Kentauros, s. unter Centauren.

Kentern heißt das Umstürzen eines Schiffs, das durch zu großen Segeldruck, Seegang oder Überschießen der Ladung herbeigeführt werden kann.

Kentia *Blume*, eine zu den Fiederpalmen gehörige, der Areca nahestehende Palmengattung, charakterisiert durch einhäusige Blüten, eine dreiblatterige Corolle, einen dreiteiligen oder dreiblätterigen Kelch, sechs Staubgefäße, einen einfächerigen Fruchtknoten, drei sitzende Narben und eine einsamige Beere. Ihre Arten gehören meistens Australien (Lord Howes-Insel u. s. w.) an und sind durch Schönheit, Leichtigkeit und Eleganz ausgezeichnet. Die in den Gewächshäusern beliebtesten Arten sind K. Canterburyana und Forsteriana. Sie sind als Kulturpflanzen von um so höherm Wert, als sie zu ihrem Gedeihen keiner hohen Temperatur bedürfen, nicht sehr groß werden und deshalb besonders zur Unterhaltung in Wohnstuben geeignet sind.

Kentisches Feuer (Kentish fire), bei den Irländern ein lärmendes Beifallszeichen (Händeklatschen, Fußstampfen u. dgl.).

Kentucky, einer der Vereinigten Staaten Amerikas, 104632 qkm umfassend, im O. umgeben von den Staaten Virginien und Westvirginien, im N. durch den Ohio von den Staaten Ohio, Indiana und Illinois, im W. durch den Mississippi von Missouri geschieden, im S. von Tennessee begrenzt, erhielt um 1775 die ersten Ansiedler und trat nach langen Zerwürfnissen mit Virginien, zu dem das Land ursprünglich gehörte, 1792 als Staat in die Union ein. Damals zählte er nur 73077 E., 1880 bereits 1648690 E., darunter 271451 Schwarze und 59517 im Ausland Geborene. Derselbe umfaßt ein schönes, von der Natur reich gesegnetes Land, größtenteils eben und nur im Südosten von den Cumberlandsbergen durchzogen, aus welchen der schiffbare K. kommt. Dieser, der Cumberland, Tennessee und Big-Sandy, der Mississippi und Ohio gewähren reichliche Bewässerung und bieten nebst einem den Staat durchschneidenden Eisenbahnnetze von im ganzen 1800 km hinlängliche Verkehrsmittel dar. Am Ohio liegt fruchtbares, aber alljährlich überschwemmtes, ungesundes Bottomland. Der mittlere Landesteil, mit Recht der Garten genannt, hat wellenförmige Oberfläche, reichen Boden, prächtige Wälder, im Südwesten liegen die K.-Barrens, die übrigens guten Getreideertrag liefern und sich trefflich zur Viehzucht eignen. Die Haupterzeugnisse der Landwirtschaft sind Mais und namentlich Tabak, in dessen Produktion K. seit 1870 den ersten Platz unter den Vereinigten Staaten einnimmt, sodann andere Getreidearten, Hanf, Pferde und Schweine. Die Industrie liefert hauptsächlich Whisky, Mehl, Bretter. Der größte Teil von K. ist Kalksteinboden. Eisen ist in kaum geringerer Menge als in dem gegenüberliegenden Missouri, Steinkohlenlager in außerordentlicher Mächtigkeit vorhanden. Außerdem gibt es Salpeter in ungeheuerer Menge, Salz- und Mineralquellen. Bemerkenswert sind die sog. Ölquellen im Bezirke und am Flusse Cumberland, die schon 1773 entdeckten Lager von Mammutsknochen am Big-Bare-Lick und im Bezirke Edmonton zwischen Louisville und Nashville die berühmte Mammutshöhle, welche nach dem Niagarafalle für das größte Naturwunder der Union gilt. Sie besteht aus vielen Abteilungen, ist etwa 15 km weit erforscht und soll eine Ausdehnung von 60 km haben.

Die erste Verfassung K.s war vom J. 1790, die zweite von 1799, die gegenwärtige ist vom 11. Juni 1850, infolge des Bürgerkriegs aber in wesentlichen Punkten modifiziert, wie namentlich durch Abschaffung der Sklaverei. Die ausübende Gewalt hat ein Gouverneur mit 5000 Doll. Jahresgehalt, die Gesetzgebung ein Senat von 38 Mitgliedern, die, wie jener auf vier Jahre gewählt, alle zwei Jahre zur Hälfte ausscheiden und ersetzt werden, und das Haus der 100 Repräsentanten, die man auf zwei Jahre wählt. Wahlmänner sind alle freien Bürger, die das Alter von 21 J. erreicht und zwei Jahre im Staate, ein Jahr im County gewohnt haben. Keine Session der Legislatur darf über 60 Tage dauern und in derselben kein Geistlicher und kein besoldeter Beamter des Staats oder der Union sitzen. Zum Kongreß sendet K. gegenwärtig 11 Repräsentanten. Die Staatsschuld belief sich 1. Okt. 1883 auf 180304 Doll., die Einnahmen 1. Juli 1882—83 betrugen 2562592, die Ausgaben 2602015 Doll. Zeitungen erschienen 1. Juni 1880 im ganzen 205, Schulen gab es 7302 mit 7706 Lehrern und 292427 Schülern. Der Staat ist in 116 Counties eingeteilt und hat zur Hauptstadt Frankfort (s. d.). Der Bürgerkrieg hatte hier vielleicht am ärgsten gewütet, sodaß seine Wunden noch immer nicht ganz geheilt sind.

Kenzingen, Stadt im bad. Kreis Freiburg, Amt Emmendingen, an der Elz und an der Linie Heidelberg-Basel der Badischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Bezirksförsterei, hat eine höhere Bürgerschule und zählt (1880) 2480 meist kath. E., welche Seidenzwirnerei, Weinhandel, Wein-, Klee-, Tabak-, Cichorien- und Hanfbau treiben.

Keokuk, Stadt im County Lee des nordamerik. Staats Jowa, mit (1880) 12117 E., am Fuße der untern oder Desmoines genannten Stromschnellen des Mississippi, großenteils auf steilen Ufern (Bluffs) auf der rechten Seite des Flusses, an der Einmündung des Desmoines, unweit der Grenze von Illinois und Missouri. K. ist der Ausgangspunkt der Desmoines-Valley-Eisenbahn und wird berührt von der Toledo-Wabash- und Western-, der Toledo-Pearia- und Warsaw-, der Chicago-Burlington-Quincy-, der Mississippi-Valley- und Western-, sowie von der Missouri-Jowa- und Nebraska- und endlich von der K.- und Kansas-City-Eisenbahn.

Keos, lat. Cea, neugrch. Tziá, eine der fruchtbarsten und bedeutendsten Kykladischen Inseln, 20 km südöstlich vom attischen Vorgebirge Sunium, besaß im Altertum vier Städte: Julis (an der Stelle der jetzigen Hauptstadt Tziá, die Heimat der griech. Dichter Bacchylides und Simonides, des Arztes Erasistratos und des Philosophen Ariston), Koresia, Karthäa und Poiessa; von allen vier sind noch Überreste erhalten. Die Insel bildet jetzt mit einigen andern die Eparchie K. der griech. Nomarchie Kykladen und zählt auf 180 qkm gegen 6000 E., die Hauptstadt (1879) 4311 E.

Kephal..., Kephalo... (vom grch. κεφαλή, Kopf, Haupt), Kopf..., Haupt..., kopf..., oft in Zusammensetzungen, wie Kephaläa, Kopfschmerz; Kephalhämatom, Kopfblutgeschwulst der Neugeborenen, entsteht durch Druck während der Geburt und verschwindet allmählich wieder durch Resorption; Kephalothrypsie, geburtshilfliche Operation, bestehend in der Zermalmung und Zerkleinerung des kindlichen Schädels vermittelst des

Kephalothrýptors oder des Kephalotríbes, eines starken zangenförmigen Instruments, wird in den Fällen ausgeführt, in denen wegen räumlicher Hindernisse die normale Beendigung der Geburt nicht möglich ist.

Kephalalgie (grch.), der Kopfschmerz.

Kephalhämatom (grch.), die Kopfblutgeschwulst der Neugeborenen, welche bei langsamen Geburten durch Druck auf den Scheitel entsteht und gewöhnlich nach wenigen Tagen von selbst wieder verschwindet.

Kephalika, kopfstärkendes Mittel.

Kephallenĭas (Kephalonia), s. Cephalonia.

Kephalographie, Beschreibung des Kopfes und seiner Teile.

Kephalométer, Instrument (besonders geburtshilfliches), zum Messen des Kopfes.

Kephalometrie (grch.), die Schädelmessung.

Kephalonia, eine der Jonischen Inseln, s. Cephalonia.

Kephalopoden (Cephalopöda), Mollusken, s. [Kopffüßer.

Kephálos war nach griech. Sage ein Jäger, der seiner Schönheit halber von Eos entführt wurde. Nach attischer Sage war K. mit Prokris vermählt und wurde durch Eos veranlaßt, in verwandelter Gestalt die Treue seiner Gattin zu erproben. Letztere erlag der Verführung und entwich beschämt nach Kreta, kehrte aber von dort später, von Artemis mit dem nie fehlenden Jagdspeer und dem Hund Lailaps, dem kein Wild entging, beschenkt, zurück zu K. Als sie diesen, von Eifersucht getrieben, belauschte, wurde sie von K., der ein Wild zu gewahren glaubte, mit dem Speer getötet. In Böotien beteiligte sich K. an der Jagd des bösartigen teumessischen Fuchses, der nie erjagt werden konnte und den nun Lailaps verfolgte, bis Zeus beide Tiere in Stein verwandelte. Endlich beteiligte sich K. an dem Zuge Amphitruos (s. d.) gegen die Teleboer und ward König der Kephallenen.

Kephalotaxus, Pflanzengattung, s. Cephalotaxus. [s. unter Kephal...

Kephalotribe und **Kephalothrypsie** (grch.),

Kephas (aram.), soviel wie Petrus.

Kephisſodot heißen zwei bedeutende attische Künstler, von denen der jüngere ein Sohn, der ältere wahrscheinlich der Vater und Lehrer des Praxiteles war. Der ältere K. stellte unter anderm einen Hermes mit dem Dionysoskind auf dem Arme dar. Von seiner Eirene, der Friedensgöttin, mit dem Plutos, dem Reichtum, ebenfalls in Gestalt eines Kindes auf dem Arme, ist eine Nachbildung in München aufbewahrt. (S. Tafel: Bildnerei II, Fig. 8.) K.s Kunst erscheint danach nahe verwandt mit der seines Sohnes, nur daß seine Kunstweise noch ernster und strenger war und ihr die höchste Naturwahrheit und ideale Schönheit wie die letzte techn. Vollendung noch abging.

Der jüngere K. der am Ende des 4. und in den ersten Jahrzehnten des 3. Jahrh. v. Chr. thätig war, wird als der Erbe der Kunst seines Vaters bezeichnet. Man hat aus dem Gegenstande eines Werks von ihm, einer ohne Zweifel erotischen Gruppe, auf den lasciven Charakter seiner Kunst geschlossen. Doch beweisen zahlreiche andere Werke, von denen Kunde erhalten ist, daß er überwiegend ernste Gegenstände, Porträtstatuen und Gottheiten, wie Enyo, Leto, Asklepios, Artemis dargestellt hat.

Kephissus (richtigere Schreibung Kephisos), lat. Cephisus, war im Altertum der Name mehrerer Flüsse in Griechenland. Der bedeutendste derselben, jetzt Mavronero, entspringt am nördl. Fuße des Parnaß in der Nähe der alten phokischen Stadt Liläa und fließt in südöstl. Richtung durch Phokis und den nordwestl. Teil Böotiens in den Sumpfsee Kopais (s. d.). Der nächstbedeutendste, der noch jetzt seinen alten Namen bewahrt hat, entspringt am südwestl. Fuße des Brilettos (Penteliken) in Attika bei der nach ihm benannten quellen- und baumreichen Ortschaft Kephisia und fließt in südl. Richtung durch die attische Ebene westlich von der Stadt Athen, wo sein Wasser durch zahlreiche Kanäle zur Bewässerung der Gärten und Baumpflanzungen abgeleitet wird. Ein dritter K. gehört dem westlichsten Teile Attikas an; er kommt in zwei Armen (jetzt Bach von Kokkini und Sarantapotamos genannt) vom Kithäron herab, fließt nach Vereinigung der beiden Arme in südl. Richtung durch die thriasische Ebene und verliert sich östlich von Eleusis, bevor er das Meer erreicht, im Sande. Mit demselben Namen wurden ferner ein Bach im Gebiete von Sikyon an der Nordküste des Peloponnes, ein vom Lykeion herabkommender Bach bei Argos, ein Bach auf der Insel Skyros und eine Quelle in Apollonia an der Küste Illyriens benannt.

Kepler (Joh.), der Begründer der neuern Astronomie, geb. 27. Dez. 1571 zu Weil der Stadt im Württembergischen als ein schwächliches Siebenmonatkind und Erstling einer unglücklichen Ehe, ein Sprößling der verarmten adeligen Familie von Kappel, wurde infolge der Armut und des wechselnden Schicksals seines Vaters, eines Gastwirts, in seiner frühesten Erziehung sehr vernachlässigt. Er besuchte die deutsche und Lateinschule in Leonberg, dann die Klosterschule zu Maulbronn und bezog nach seines Vaters Tode die Universität zu Tübingen. Armut blieb auch hier, wie durch sein ganzes Leben, seine treue Begleiterin. Mathematik studierte er nur als vorgeschriebenes Vorstudium der Theologie, der er sich zu widmen entschlossen, doch war schon in Tübingen die Unterweisung seines Lehrers Möstlin, der ihn mit der Kopernikanischen Lehre bekannt machte von wesentlichem Einfluß für sein späteres Leben. Seine mathem. Kenntnisse waren um diese Zeit noch so beschränkt, daß er die Professur der Mathematik zu Graz, welche 1593 ihm angetragen wurde, nur in der Hoffnung besserer Ausbildung annahm. In Graz erst fing er an, sich mit Mathematik und Astronomie ernstlicher zu beschäftigen. Sein erstes Werk war ein Kalender für das J. 1595, der nur als Erstling seiner Arbeiten der Erwähnung wert ist, ihm aber großen Ruf verschaffte, da die Wetterprophezeiungen zufällig eintrafen. Zwei Jahre später erschien sein «Prodromus dissertationum cosmographicarum, continens mysterium cosmographicum» (Tüb. 1596), das bereits das Gepräge des Scharfsinns und der Beharrlichkeit K.s an sich trägt, aber zugleich von dessen äußerst lebhafter, dem ruhigen Verstande vorauseilender Einbildungskraft zeugt. Nachdem er im April 1597 sich mit Barbara von Mühleck verheiratet, wurde er trotz der über die Protestanten verhängten Verfolgungen, weil die Jesuiten seine hohe Begabung schätzten, in Graz gehalten, bis seine Stelle durch das Edikt der «Reformationskommission» auch unhaltbar wurde.

Als Tycho de Brahe 1599 von Uranienburg nach Prag gekommen war, verließ auch K. bald Graz

und ging im Okt. 1600 nach Prag, um an Tychos Beobachtungen teilzunehmen und sie zu seinen Untersuchungen zu nutzen. Tycho de Brahe gab ihm hier die Stelle eines Gehilfen, doch hatte er als solcher, da er ganz von Tycho abhängig war, mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Tycho starb 1601, und K. erhielt die Stelle eines kaiserl. Mathematikers und Hofastronomen mit einem persönlichen Gehalt von 500 Fl. Als ihm aber in den bedrängten Zeiten vor dem Dreißigjährigen Kriege seine kleine Besoldung nicht mehr ausgezahlt wurde, begab er sich, nachdem er 11 Jahre in Prag in der größten Dürftigkeit gelebt und sein unglücklicher Kaiser Rudolf II., der ihn nicht von sich lassen wollte, im Jan. 1612 gestorben, 1612 nach Linz, wo er als Professor der Mathematik an der dortigen Landschule fast 15 Jahre in nicht glücklichern Verhältnissen zubrachte und sich hauptsächlich mit der Berechnung der Rudolfinischen Tafeln beschäftigte, die er 1624 vollendete. Doch war er von Linz auch öfter abwesend; 1613 erschien er z. B. mit dem Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg, um den Gregorianischen Kalender zu vertreten, 1620 in Württemberg, um seine als Hexe angeklagte Mutter Katharina zu verteidigen. Durch die Protestantenverfolgung in Oberösterreich wurde der Aufenthalt in Linz ein unsicherer, und um den Druck der Rudolfinischen Tafeln rascher betreiben zu können, verließ er im Nov. 1626 Linz, brachte seine Familie nach Regensburg und begab sich selbst nach Ulm zur Herausgabe seines Werks. Mit seinem rückständigen Gehalt und andern Forderungen wurde er vom Kaiser an Wallenstein, der seit 1608 in persönlicher Verbindung mit K. stand und von ihm 1609 ein Horoskop gestellt erhalten hatte, gewiesen und nahm mit seiner Familie vom Juli 1628 bis Okt. 1630 seinen Wohnort in Sagan. Wallenstein leistete die versprochenen Zahlungen nicht und wollte nach der Vereinigung mit Kaiser und Reich K., vielleicht nur, um seiner los zu werden, eine Professorstelle an der Universität zu Rostock geben, welche K. sich weigerte anzunehmen. Um seine Geldforderungen geltend zu machen, entschloß K. sich, in Person auf dem Reichstage zu Regensburg um Auszahlung seiner noch rückständigen kaiserl. Pension zu bitten. Doch kaum dort angelangt, unterlag er den Anstrengungen seiner Reise und dem Kummer und starb daselbst 15. Nov. 1630. In seinem Nachlasse befand sich ein Exemplar seines Werks «De stella Martis», welches er dem Reichstage überreichen wollte, um ihn dadurch zum Erbarmen für seine und seiner Familie (von seiner zweiten Frau, Susanne Reuttinger, mit welcher er sich 30. Okt. 1613 zu Linz vermählte, hatte er sieben Kinder) hilflose Lage zu bewegen.

Die wichtigste unter K.s Schriften ist die «Astronomia nova seu Physica coelestis tradita commentariis de motibus stellae Martis» (Prag 1609), ein Werk, welches seinem Verfasser die Unsterblichkeit sichert und als klassisch gilt. Die von K. aus Tychos Beobachtungen abgeleiteten Gesetze des Planetenlaufs, in der Astronomie unter dem Namen der drei Keplerschen Regeln (Regulae Kepleri; s. Keplersche Gesetze) bekannt, sind es, auf welche sich Newtons Entdeckungen nebst der ganzen neuern Theorie der Planeten gründen. Eine Gesamtausgabe der Schriften K.s besorgte Ch. Frisch (8 Bde., Frankf. a. M. 1858—71), in der auch eine auf Originalquellen beruhende lat. Lebensbeschreibung K.s enthalten ist. Vgl. Breitschwert, «K.s Leben und Wirken» (Stuttg. 1831); Brewster «Lives of Galileo, Tycho de Brahe and K.» (Lond. 1841); Reitlinger, Neumann und Gruner, «Johannes K.» (Stuttg. 1868). Zum 300jährigen Jubiläum von K.s Geburt erschien: Reuschle, «K. und die Astronomie» (Frankf. a. M. 1871.)

Keplersche Gesetze nennt man die von Kepler aufgestellten mechan. Gesetze, welchen mit gewissen Modifikationen alle uns bekannten Bewegungen im Weltraume unterworfen sind. Dieselben lauten: 1) die Planeten bewegen sich in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht; 2) der Leitstrahl oder Radius vector (die Verbindungslinie zwischen dem Mittelpunkte der Sonne und dem der Planeten) beschreibt in gleichen Zeiten gleiche Flächen; 3) die Quadrate der Umlaufszeiten verhalten sich, wie die Kuben der mittlern Entfernungen. Das dritte Gesetz hat Kepler zehn Jahre nach den beiden ersten in dem Werke «Harmonie der Welt» mitgeteilt. Alle drei Gesetze lassen sich in allgemeinerer Form aus dem Newtonschen Gravitationsgesetze ableiten. (S. Planeten.)

Keplersches Problem nennt man die Aufgabe, die Anomalien eines Planeten, d. h. den Winkel, welchen die Richtungen von der Sonne nach dem Perihel und dem Planeten miteinander bilden, für jeden Moment zu berechnen, wenn die Elemente der Bahn vollständig bekannt sind. Die mathematische Behandlung der Aufgabe führt auf eine sog. transscendente Gleichung, welche eine direkte Lösung nicht zuläßt. Da die Auflösung dieser Gleichung infolge ihrer überaus häufigen Anwendung von der größten Wichtigkeit ist, so hat man schon seit langer Zeit Kunstgriffe ersonnen, um auf möglichst einfachem Näherungswege das gewünschte Resultat zu erhalten. Die Lösung wird sehr erleichtert durch den Umstand, daß die Bahnen der Planeten, auf welche sie hauptsächlich Anwendung findet, sich dem Kreise sehr nähern. Für den Kreis selbst reduziert sich die Aufgabe auf eine der niedern Mathematik.

Kepokaf, s. unter Finnische.

Kepotaph (grch.), ein von einem Garten umgebenes Denkmal. [Albemarle.

Keppel, holländ.-engl. Adelsfamilie, s. unter *Ker*, bei naturwissenschaftlichen Namen, bezeichnet Ker (John Bellenden [Gawler-]), engl. Botaniker, verdient um die Kunde der Irideen.

Ker oder Carr, Viscount von Rochester, Graf von Somerset (s. d.).

Kerabau, s. unter Büffel.

Kerak, Karrak oder Khârak, richtiger Charak oder Charedsch, kleine Insel im Persischen Meerbusen, 70 km im Nordwesten von Abuschehr (s. d.), ist sehr unfruchtbar, hat einen guten Hafen und etwa 1000 E. Die bei der Insel gefischten Perlen gehören zu den schönsten im ganzen Meerbusen, sind aber wegen der Tiefe des Meeres kaum zu erreichen. Früher im Besitze der Portugiesen, wurde die Insel durch den Handelsvertrag vom 3. Jan. 1808 von Persien an Frankreich abgetreten. Im J. 1856, im Kriege gegen Persien, wurde die Insel 3. Dez. von den Engländern occupiert, jedoch im Frieden vom 4. März 1857 zurückgegeben, doch mit dem Vorbehalt, daß sie zum Freihafen erhoben würde und die Engländer zur Beförderung ihrer Euphratbahn Niederlagen daselbst errichten könnten. Die Insel ist nicht unwichtig

durch ihre Lage vor der Mündung des Schatt-el-Arab (des vereinigten Euphrat und Tigris). Die Bewohner, Chârgi genannt, sind geschickte Piloten.

Keramik (grch.) oder Töpferkunst, d. i. die Kunst, Gefäße und Geräte aus gebranntem Thon herzustellen, welche neben ihrem praktischen Zweck ästhetischen Wert besitzen, künstlerische Bedeutung haben, einerseits im Gegensatz gegen das gewöhnliche Koch- oder sonstige Gebrauchsgeschirr, andererseits im Gegensatz gegen die eigentlichen Terracotten (s. d.) oder plastischen Gegenstände aus unglasiertem gebrannten Thon. (S. Thonwaren.)

Kunstgegenstände in Thon lieferte schon das alte Ägypten, aber meist in kleinen Figuren, wenigstens ist von Gefäßen nicht viel erhalten. Glasierte Fliesen, die zur Wand- und Fußbodendekoration dienten, kannte schon Assyrien. Dieses Land schrieb seine Dokumente in gebrannte Thonplatten ein. Zur eigentlichen Kunst wurde die K. in Etrurien und ganz vor allem in Griechenland, wo Korinth und Athen die Hauptstätten der Fabrikation waren. Diese Gefäße waren unglasiert, aber entweder im Grund oder in den Figuren, zum Teil auch ganz mit einem dünnen, aber sehr festem schwarzen Firnis überzogen. (S. Vasen.) Dieser ganze Zweig der Töpferei erlosch als Kunst gegen die Zeit der Geburt Christi und wurde in der Römerzeit meist durch Glasgefäße ersetzt.

Im Mittelalter waren es die mohammed. Völker, welche fast allein die Töpferei als Kunst betrieben, und zwar von Indien bis nach Spanien. Sie bedienten sich buntglasierter Fliesen zur Bedeckung der Palast- und Moscheenwände, sowohl im Innern wie im Äußern; die Fliesen, in Spanien Azulejos genannt, waren mit farbigen Arabesken bedeckt. Überreste gibt es noch auf der Alhambra, in Brussa, der alten Residenz der Osmanensultane, in Damascus, Ägypten, Jerusalem (Omarmoschee), zu Jspahan und sonst vieler Orten im fernen Orient (Samarkand u. s. w.). In gleicher Weise arbeiteten die Orientalen auch glasierte Gefäße. Zu dem ältesten, das erhalten, gehört die vielabgebildete Alhambravase. Eine Eigentümlichkeit der spanisch-maurischen K. bilden Gefäße von gelbem Thon mit metallisch glänzenden Arabesken, rötlich, gelblich oder golden schimmernd. Ihre Hauptfabrikationsstätte war in Valencia und auf der Insel Majorca (daher Majolika). Von hier ging sie nach Italien hinüber und gab den Anlaß zur ital. Majolikafabrikation, welche anfangs mit Metallluſtre, dann ohne Luſtre, den Hauptzweig der K. im 16. Jahrh. bildete (s. Fayence). Angeregt durch die Majoliken erfand B. Palissy ein neues Genre in seinen glasierten Figulines rustiques, die aber eine Spezialität für sich blieben. Gleichzeitig hatte sich auch in Deutschland im 16. Jahrh. die Töpferei zu einer Kunst erhoben. Einzelnes von glasierten Kunstthonwaren hatte schon das 15. Jahrh., so besonders in buntglasierten Kachelöfen. Dieser Fabrikationszweig fand im 16. Jahrh. (zugleich in Verbindung mit glasierten Kunstgefäßen) verschiedene Fabrikationsstätten. So blühte eine in Nürnberg (Hirschvogel), andere blühten in Oberösterreich, am ausgedehntesten und erfolgreichsten aber blühte die Ofenfabrikation in der Schweiz bis in das 18. Jahrh. Die Schweiz ist noch gegenwärtig eine antiquarische Fundstätte dieser Kunstöfen. Die span. Majolikafabrikation mit Metallreflexen erhielt einen argen Stoß durch die Vertreibung der Mauriskos unter Philipp II., doch ging sie, immer mehr aussterbend, noch eine Zeit lang fort. Auch die Fliesen des Orients ließen seit dem Ausgang des Mittelalters in Kunst und Anwendung nach, doch lieferte Persien (und daneben die Jnsel Rhodos) noch sehr schöne Gefäße, Schüssel und Teller mit farbigen Blumen und Arabesken auf weißer Glasur. Viele ahmten schon früher chines. Porzellan nach. Dieses eigenartige Genre der K., welches China und Japan schon viele Jahrhunderte gekannt und geübt hatten, im 16. und 17. Jahrh. nach Europa in größern Mengen durch die Portugiesen und Holländer gebracht, veränderte seitdem völlig die europäische K. Um seiner Originalität, seines Glanzes und Reichtums willen, wegen seiner weitaus größern Solidität und Eleganz suchte man es alsbald nachzuahmen. Das Material und seine Eigenschaften konnte man allerdings weder schaffen noch erreichen, aber in der Nachahmung änderte man völlig den Charakter der bisherigen Kunstware. Die ital. Majoliken hörten auf, den Stil zu beherrschen. An deren Stelle trat überall die Fayence mit weißer Glasur und bunten Farben oder mit dem viel angewendeten Blau, anfangs auch vielfach mit Jmitation der orient. Verzierungsweisen, dann in freierer, naturalistischer Weise.

Alle alten Fabriken gingen hierauf ein und neue entstanden zahlreich, so in Deutschland (Nürnberg, Bayreuth), in Österreich (Znaim, Böcklabruck), in Frankreich (Rouen, Nevers, Moustiers und viele andere), in England und Schweden. Von allen am berühmtesten und verbreitetsten waren die holländ. Fayencen dieser Art, die aus der Töpferstadt Delft hervorgingen. Doch wurde im Anfange des 18. Jahrh. das echte Porzellan in Europa erfunden und die erste Fabrik in Meißen eingerichtet (s. Porzellan). Die Porzellanfabrikation wurde Mode, viele Fabriken (Wien, München, Berlin u. s. w.) wurden eingerichtet; die Fayencefabriken erloschen entweder ganz oder traten vor dem Porzellan zurück, so in Frankreich vor Sèvres, das seit der Mitte des 18. Jahrh. in der Dekoration des Porzellans den Ton angab, was vorher Meißen gethan hatte. Die delfter Öfen erloschen alle mit dem Ausgange des 18. Jahrh. Am meisten erhielt sich die Fayenceware noch in England im Gebrauch, aber in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. galt als Kunstware in der Töpferei allein das Porzellan. Sein künstlerischer Verfall aber eben in dieser Zeit, an welchem auch die großen Staatsfabriken, Sèvres nicht ausgeschlossen, teilnahmen, riefen seit der Ära der Weltausstellungen eine Reaktion zu Gunsten der Fayence hervor. Gegenwärtig ist die Fayencefabrikation wieder ein blühender Zweig der Kunstindustrie geworden, der alle ehemaligen Spezialitäten wieder aufgenommen hat und dem Porzellan wieder ebenbürtig zur Seite steht. (Hierzu eine Tafel: Keramik.)

Vgl. außer der in den Artikeln Fayence und Thonwaren aufgeführten Litteratur noch: Wiltens, «Die Töpferei» (Weim. 1878); Dumont, «Peintures céramiques de la Grèce propre» (Par. 1874).

Keramographie (Keramographik, grch.), Malerei auf Thongefäße, Vasenmalerei.

Kerargyrit, s. Hornerz.

Kerasus, Kolonie der Sinopeer im Pontus an der Nordküste Kleinasiens, westlich von Trapezunt; nach Ammian hätte Lucullus von hier die Kirsche (cerasus) gebracht. Vielleicht wurde der Name früh

…e Schüssel. 7. Majolikaschüssel mit Metallüster. 8. 9. Rheinische Steinzeugkrüge.
…14. Moderne englische Fayenceschüssel. 15. Moderne französische Fayenceschüssel.

Zu Artikel. Keramik

auf eine etwas westlicher gelegene Ansiedelung übertragen, welche später Pharnalia hieß, aber noch jetzt unter dem Namen Kirefün ein ansehnlicher Ort ist.

Kerat..., Artikel, die man hier vermißt, s. unter Cerat...

Keratitis (grch.), Hornhautentzündung, s. Corneitis; Keratoid, hornähnliche Versteinerung; Keratolith, versteinertes Horn; Keratom, Horngewächs; Keratoplastil, künstliche Hornhautbildung.

Keratokonus, Keratoglobus (grch.), ist eine gewöhnlich mit Verdünnung des Gewebes einhergehende Ausdehnung und Vergrößerung der menschlichen Hornhaut, der erstere in Kegel-, der zweite in Kugelform, entweder angeboren oder während des Lebens entstanden.

Keratoplastik (grch.) ist der künstliche Ersatz der narbig degenerierten Hornhaut des Auges durch eingeheilte Stücke von menschlicher oder tierischer Hornhaut.

Kératry (Emile, Graf de), franz. Publizist und Politiker, geb. 20. März 1832 zu Paris, trat 1854 als Freiwilliger in das 1. Regiment der Chasseurs d'Afrique, schiffte sich 1861 nach Mexiko ein, fungierte dort längere Zeit als Eskadronschef unter den Contreguerrillas und als Bazaines Ordonnanzoffizier, nahm jedoch 1865 seinen Abschied aus der Armee. Nach Frankreich zurückgekehrt, veröffentlichte er über die Handlungsweise Bazaines und der franz. Regierung gegenüber dem Kaiser Maximilian eine Reihe von Artikeln, die viel Aufsehen erregten. Bald nachher wurde er Direktor der «Revue moderne» und ließ hier neue Abhandlungen über denselben Gegenstand erscheinen. Bei den allgemeinen Wahlen 1869 wurde er im Depart. Finistère als liberaler Oppositionskandidat gewählt. Am 4. Sept. 1870 übertrug ihm die Regierung der Nationalverteidigung den Posten des Polizeipräfekten von Paris. Als solcher verordnete er sofort die Vertreibung der daselbst wohnhaften Deutschen und die Auflösung der bewaffneten Polizeidiener (Sergents de ville), welche er durch unbewaffnete Friedenswächter (Gardiens de la paix) ersetzte. Schon 12. Okt. legte er sein Amt nieder, verließ mittels eines Ballons die belagerte Hauptstadt und wandte sich nach Tours, wo er mit Gambetta in Streit geriet und sich ins Privatleben zurückzog, bis ihn Thiers 1871 zum Präfekten in Toulouse und bald darauf in Marseille ernannte. Doch fehlte es ihm für diese Ämter an Takt und Mäßigung; er nahm 8. Aug. 1872 seine Entlassung und kehrte nach Paris zurück, wo er sich wieder mit Journalistik beschäftigte. Außer verschiedenen Komödien schrieb K. mehrere interessante polit. Flugschriften: «La Contre-Guerilla» (1867), «L'Empereur Maximilien, son élévation et sa chute» (Par. 1867; deutsch, Lpz. 1867), «La créance Jecker» (1868).

Auguste Hilarion de K., Vater des vorigen, geb. 28. Okt. 1769 zu Rennes, beteiligte sich seit 1822 als Mitarbeiter des «Courrier Français» an der liberalen Bewegung gegen die klerikale Reaktion, schloß sich nach der Julirevolution an Ludwig Philipp an, ward 1849 in die Legislative gewählt und starb 7. Nov. 1859 zu Port-Marly bei Versailles.

Keraunion (grch.), Donnerkeil; bei den alten Kritikern ein Zeichen zur Andeutung verdorbener Stellen.

Kerbel, s. Anthriscus.

Kerbela oder Meschhed-Hussén, Stadt im asiat.-türk. Vilajet Bagdad, Hauptstadt eines Sandschals, an einem Kanal, rechts vom Euphrat, 40 km im SSO. von Hit, 96 km im SSW. von Bagdad, mit 60000 E., meist Persern, von Dattel- und Maulbeerpflanzungen umgeben, mit dem Grabmal Huseins, ist der heiligste Wallfahrtsort der Schiiten, wohin viele Leichen aus Persien zum Begräbnis gebracht werden.

Kerbsäge, bei den Zimmerleuten soviel wie Schrotsäge, s. u. Säge.

Kerbtiere, s. Insekten.

Kercha, der Choaspes der Alten, linksseitiger Nebenfluß des vereinigten Tigris und Euphrat (Schatt-el-Arab), kommt aus den Bergen der pers. Provinz Ardilan, durchfließt die Provinzen Luristan und Chusistan und mündet 65 km oberhalb von Basra.

Kerckhoven (Peter Franz van), vlämischer Schriftsteller, geb. 10. Nov. 1818 zu Antwerpen, erhielt seine Jugenderziehung in seiner Vaterstadt und ging 1838 nach Italien, um in Bologna Medizin zu studieren. Ohne seine Studien vollendet zu haben, kehrte er 1840 in die Heimat zurück, wo er sich bald der vläm. Bewegung anschloß und eine große litterarische Thätigkeit zu entfalten anfing. Er gab die Zeitschriften «De Noordstar» (1840—42), «Kunst- en Letterblad» (1845—46), «De Vlaemsche Rederijker» (1847—57) heraus und veröffentlichte eine Menge Erzählungen, Romane, Dramen und Gedichte, die gesammelt sind in «Verzamelde werken» (13 Bde., Antw. 1869—73). K. starb in Antwerpen 1. Aug. 1857.

Kerckringsche Falten (valvulae conniventes Kerckringii), die drüsenreichen Schleimhautfalten des Dünndarms, benannt nach dem Anatomen Theodor Kerckring aus Hamburg (1640—93).

Kerékgyártó (Árpád), ungar. Historiker, geb. 19. Juni 1818 in Jászberény, studierte in Pest die Rechte und Geschichte, war 1845—49 Beamter bei der ungar. Statthalterei, später Advokat, seit 1864 Professor der ungar. Geschichte an der Universität Budapest. Seine Hauptwerke sind: «Magyarország mivelödésének története» («Kulturgeschichte Ungarns», 2 Bde., Pest 1859—65), «Magyarország történetének kézikönyve» («Handbuch der Geschichte Ungarns», 7 Bde., Pest 1866—74), «Magyarország emléknapjai» («Die wichtigen Tage Ungarns», Pest 1882).

Keren (grch.) heißen die personifiziert gedachten verschiedenen Todesarten, durch welche der Mensch sein Leben verlieren kann. Eins der Hesiod beigelegten Gedichte schildert sie als gräßliche Ungeheuer, dunkelfarbig, mit ihren weißen Zähnen knirschend, blutrieselnd, untereinander selbst streitend um die in der Schlacht Gefallenen, denen sie das Blut aussaugen. Später werden sie als strafende Rachegöttinnen mit den Erinyen zusammengestellt.

Kerén, Hauptort der Bogos (s. d.).

Kerenskt, Kreisstadt im russ. Gouvernement Pensa, 169 km nordwestlich von Pensa, an dem Flüßchen Wad, mit (1882) 5197 E., welche bedeutenden Handel mit Holz treiben.

Keretj, See im russ. Gouvernement Archangelsk, Kreis Kem, 120 km nordnordwestlich von Kem, ist 250 qkm groß, in seiner Mitte liegt eine kleine Insel; er hat einen Abfluß gleichen Namens von 55 km Länge zur Kandalakschabucht des Weißen Meeres. In dem See und noch mehr im Abflusse werden Perlmuscheln gefunden.

Digitized by Google

Kerfen, s. Insekten.

Kerfjäger, soviel wie Insektenfresser.

Kerguelenland oder Desolationinsel, Insel im südl. Indischen Ocean zwischen 48° 39′ und 49° 44′ südl. Br. und 68° 37′ bis 70° 35′ östl. L. von Greenwich, wurde 1772 von Kerguelen Tremarec entdeckt. Im J. 1776 landete als erster Besucher Cook, welcher entdeckte, daß das Land nur eine Insel und nicht ein Teil eines größern Festlandes sei. Die Insel hat 3414 qkm Fläche und ist unbewohnt. Tief hineingehende, an guten Häfen reiche Fjords machen, daß kein Punkt der Insel mehr als 20 km vom Meere entfernt ist. Die nicht sehr hohen Basaltberge (Mount-Roß 1865 m, Mount-Richards 1220 m u. s. w.) sind noch im Sommer mit Schnee bedeckt; die Mitte bedecken Gletscher. Die Scenerie ist großartig und oft eigentümlich malerisch. Es wächst dort kein Strauch, obwohl viel fossiles Holz vorhanden ist; nur 27 oder 28 Pflanzenarten und 160 Moose und Flechten finden sich dort. Auch die Landtiere fehlen ganz; aber überreich ist die Insel an See-Elefanten (Macrorhinus leoninus), Robben und an Pinguinen, an Albatrossen, Cormoranen, Petterells und andern Seevögeln und eigentümlichen Insekten. Den Uferrand bilden steile Klippen.

Kerguelen Tremarec (Yves Joseph de), franz. Seemann, geb. zu Quimper in Bretagne um 1745, wurde 1767 als Lieutenant mit einer Fregatte nach der Küste von Island gesendet, um den franz. Fischern Schutz beim Kabeljaufang zu gewähren, und sodann nach England, um sich über die Konstruktion der Kriegsschiffe genauer zu unterrichten. Nach der Rückkehr mußte er 1769 und 1770 die franz. Küsten untersuchen und wurde 1771 mit einer Expedition nach Isle-de-France beauftragt, auf welcher er 13. Febr. 1772 die Insel Kerguelenland (s. d.) entdeckte. Nach einer zweiten Entdeckungsreise, die K. 1773 unternahm, wurde er, angeklagt, eine Abteilung seiner Mannschaft absichtlich auf einer unwirtbaren Insel zurückgelassen zu haben, mit Gefängnis bestraft, obgleich er nachwies, daß jene Mannschaft gerettet worden war. Später machte er mit seinen Söhnen noch einige Seereisen. Während der Schreckenszeit wurde auch er verhaftet und nachher verabschiedet. Er starb 1797. Nächst mehrern Seekarten veröffentlichte er «Relation d'un voyage dans la mer du nord» (Par. 1771), «Relation de deux voyages dans les mers australes et les Indes» (Par. 1782), «Relation des combats et des événements de la guerre maritime de 1778 entre la France et l'Angleterre» (Par. 1796).

Kerim Pascha, s. Abd-ul-Kerim Pascha.

Kerka (bei den alten Geographen Titius), Fluß in Dalmatien, einst der Grenzfluß zwischen Dalmatien und Liburnien, entspringt aus einer Felsenhöhle 14 km östlich vom Flecken Knin und fließt, mit mehrern Bächen vereinigt und an einzelnen Stellen Kataraкte bildend, in der Richtung zuerst von O. nach W., hierauf von N. nach S. bis 5 km oberhalb von Scardona, dann in westl. Richtung zum Meere, das er bei Sebenico erreicht. Von der Mündung ins Meer bis zum Wasserfall bei Scardona wird die Kerka selbst bei niedrigem Wasserstande mit Segelschiffen, zwischen den obern Kataraкten mit Kähnen befahren. Die Fahrt ist wegen der grotesken Felsmassen, zwischen denen sich der Fluß durchwindet, sehr anziehend.

Kerkapoly (Karl), ungar. Publizist, Redner und Gelehrter, geb. 15. Mai 1824 zu Szent-Gal im Komitat Veßprim, studierte in Pápa und Preßburg, 1847 in Halle, nahm an der ungar. Revolution 1848 und 1849 teil und wurde nachher Professor am Rechtskollegium zu Pápa. Als Professor der Staatswissenschaften kam er 1868 an die Universität zu Pest und wurde im gleichen Jahre Staatssekretär im ungar. Landesverteidigungsministerium; 1870—73 war er Finanzminister, seitdem ist er wieder Universitätsprofessor in Budapest. Dem Ungarischen Reichstage gehörte er 1863—78 an; 1873 erhielt er die Würde eines Wirkl. k. k. Geheimrats. K. schrieb in ungar. Sprache: «Spekulative Weltgeschichte» (Pest 1860), «Prot. Kirchenverfassung» (Pápa 1860), «Reine Vernunftlehre» (2 Bde., 1863), «Publizistische Arbeiten» (Pest 1869). K. ist seit 1859 Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Kerkenna-Inseln, Karkenah-Inseln, Inselgruppe an der Nordküste Afrikas, im Busen von Gabes (Kleine Syrte), vor dem südl. Teile der Ostküste von Tunis, 30 km östlich von Sfaks, mit 12000 E., welche Schwamm- und Korallenfischerei, sowie Fabrikation von Seilen, Matten und Körben aus Espartogras und von Wollzeug betreiben.

Kerkopen heißen in der griech. Sage betrügerische Schelme, welche den Reisenden aufzulauern und sie zu bestehlen pflegten. In einem dem Homer beigelegten kleinen epischen Gedicht wurde namentlich ihre Begegnung mit Herakles in humoristischer Weise erzählt. Obwohl von ihrer Mutter vor diesem gewarnt, wagten sie sich doch auch an ihn. Aber Herakles ergriff sie und hing sie an einem Tragebalken an den Beinen über seine Schultern, gab sie aber, durch ihre Bemerkungen erheitert, bald frei. In einer Metope von Selinunt (jetzt in Palermo) ist eine sehr alte Darstellung von Herakles mit den K. erhalten.

Kerkük (Corcura der Alten, offiziell Schechr-Zor oder Sul genannt), Stadt in der asiat. Türkei, Vilajet Mossul, Sandschak Schehrzor, 224 km im N. von Bagdad, nahe den Quellen des in den Tigris fließenden Adhem, mit etwa 12—15000 E., meist Kurden, zu einem Drittel christliche Chaldäer und 40 armen. Familien. Die Stadt hat verfallene Mauern und eine Citadelle, sieben Moscheen, drei kath. Kirchen und drei Klöster; in einer der Moscheen wird der berühmte Sarkophag des Daniel und der hebr. Kinder gezeigt. Die Bewohner treiben Töpferei, Gerberei, Tuch- und Kattunfabrikation, Handel und Weinbau.

Kerkyra, s. Korcyra.

Kerl (Georg Heinr. Bruno), namhafter Metallurg, geb. 24. März 1824 zu St. Andreasberg auf dem Oberharz, besuchte das Gymnasium zu Clausthal und die königl. Bergschule (später Bergakademie) daselbst, studierte 1845 auf der Universität zu Göttingen noch Chemie, Technologie und Mineralogie und trat 1846 in Stellvertretung eines Beamten in das Probierlaboratorium und die Kupferhütte zu Oker am Unterharz. Ende 1846 wurde er Docent für allgemeine und technische Chemie (seit 1847 auch für analytische Chemie, Hüttenkunde und Probierkunst) an der Bergschule zu Clausthal und interimistischer Münzwardein, 1849 Hüttengehilfe, 1851 Vizehüttenmeister, Hilfsreferent bei der königl. Berghauptmannschaft und Hilfsarbeiter beim königl. Berg- und Forstamte,

1853 Hüttenmeister, gab dann alle Stellungen bei der Bergwerks- und Hüttenverwaltung auf, um von 1854 an nur bei Besorgung des Bergprobierdienstes thätig zu sein, wurde 1858 Bergamtsassessor und 1862 Professor zu Clausthal. Im J. 1867 wurde er als Docent der Hüttenkunde, Probierkunst und chem. Technologie an die Bergakademie nach Berlin berufen und ist seit 1870 Mitglied der technischen Deputation für Gewerbe, seit 1877 Mitglied des kaiserl. Patentamtes daselbst.

K.s bedeutendstes Werk ist: «Handbuch der metallurgischen Hüttenkunde» (3 Bde., Freiberg 1855—56; 2. Aufl., 4 Bde., Freiberg u. Lpz. 1861—65). Unter seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: «Der Oberharz, ein Wegweiser zum Besuche der oberharzer Gruben» (Clausth. 1852), «Die Kommunion Unterharz, ein Leitfaden für den Besuch des Rammelsbergs» (Freiberg 1853), «Anleitung zum Studium der harzer Hüttenprozesse» (Clausth. 1857), «Die oberharzer Hüttenprozesse zur Gewinnung von Silber u. s. w.» (2. Aufl., Clausth. 1860), «Die rammelsberger Hüttenprozesse» (2. Aufl., Clausth. 1861), «Metallurgische Probierkunst» (2. Aufl., Lpz. 1882), «Grundriß der Salinenkunde» (Braunschw. 1868), «Abriß der Thonwarenindustrie» (2. Aufl., Braunschw. 1879), «Repertorium der technischen Litteratur» (Lpz. 1871 fg.), «Grundriß der allgemeinen Hüttenkunde» (2. Aufl., Lpz. 1879), «Grundriß der Metallhüttenkunde» (2. Aufl., Lpz. 1881), «Handbuch der Eisenhüttenkunde» (Lpz. 1875), «Grundriß der Eisenprobierkunst» (Lpz. 1875), «Probierbuch» (Lpz. 1880). Mit Stohmann bearbeitete er Kuspratts «Chemie in Anwendung auf Künste und Gewerbe» (3. Aufl., 7 Bde., Braunschw. 1873 fg.), «Leitfaden bei qualitativen und quantitativen Lötrohruntersuchungen» (2. vermehrte Aufl., Clausth. 1877). Seit 1859 ist K. Mitredacteur der «Berg- und Hüttenmännischen Zeitung».

Kerman (pers. Provinz), s. Kirman.

Kermanische Dynastie, s. u. Seldschuken.

Kermanschahân, s. Kirmânschâh.

Kermes, Kermeskörner oder Scharlachkörner heißen im Handel die erbsengroßen trächtigen Weibchen der Kermesschildlaus (Coccus ilicis), die wie die an Oleandern, Orangerie und überhaupt an Topfgewächsen häufige und daher sehr bekannte Orangerielaus lebt und durch Anbohren und Aussaugen der im südl. Europa und im Orient einheimischen Kermeseiche (Quercus coccifera) sich ernährt. Man sammelt die Weibchen gegen Ende des Monats Mai ein, tötet sie und bringt sie in getrockneter Gestalt unter dem Namen von Kermeskörnern in den Handel, indem sie namentlich früher (vor dem Bekanntwerden der roten Teerfarben) in der Färberei zur Hervorbringung eines bräunlichen Dunkelrots und zur Bereitung einer geringern Sorte von Karmin benutzt wurden. Nicht zu verwechseln mit diesem Färbestoff ist die sog. polnische oder deutsche Cochenille (Coccus polonicus), die aus einer andern Art getrockneter Schildläuse besteht, welche vor Entdeckung der mexik. Cochenille viel gebraucht wurden und an der Wurzel eines gewöhnlichen Unkrauts der Felder (Scleranthus) vorkommen. Beide Färbestoffe sind gegenwärtig fast gänzlich außer Gebrauch.

Kermes (mineralischer, Kermes minerale), s. u. Antimon (-Verbindungen). In die Pharmakopöe von 1882 ist der K. nicht mehr aufgenommen.

Kermesbeere, s. Phytolacca.

Kermeskörner, s. Kermes.

Kermespflanzen, s. Phytolaccaceen.

Kermesschildlaus, s. unter Kermes; vgl. Schildläuse.

Kern ist im gewöhnlichen Leben die Bezeichnung für die im Innern einer Fruchthülle liegenden Samen, wie Kirschkern, Nußkern u. s. w.

In der beschreibenden Botanik hat K. eine bestimmte Bedeutung nicht; dagegen kommt es häufig in zusammengesetzten Worten vor. So bezeichnet man als Kernholz die centrale meist dunkel gefärbte Partie der Stämme im Gegensatz zu dem heller gefärbten Splint. Die Mächtigkeit des Kernholzes ist bei den einzelnen Baumarten sehr verschieden. — Kernpilze nennt man die Familie der Pyrenomyceten (s. d.). — Kernkörperchen heißen die im Zellkern vorkommenden kleinen Körper von dichterer Beschaffenheit (s. Zellkern). Weitere Zusammensetzungen sind Kernobst (s. d.), Kernobstgehölze (s. d.) und Kernsäule (s. unter Rotfäule).

Kern (Bohne, Kennung, Kunde, Marke) heißt in der Pferdekunde ein schwarzer Fleck auf den Zähnen der Pferde, woran deren Alter erkennbar ist.

Kern (frz. noyau, engl. core) heißt in der Gießerei derjenige Teil der Form, welcher bei der Anfertigung nicht völlig massiver Gußstücke zur Erzeugung der Hohlräume derselben dient. Gewöhnlich wird hierbei erst das Modell in Sand oder Lehm hergestellt und dann der K., resp. die Kerne eingelegt, oder es wird, wie dies meist beim Statuen- und Glockenguß geschieht, zunächst der K. aufgebaut und um denselben die eigentliche Form hergestellt. (S. Eisengießerei und Metallgießerei.) Bei einer Schraubenspindel nennt man K. den Cylinder an sich, ohne die über denselben hervorragenden Gewindegänge; bei Röhrenpressen ist K. soviel wie Dorn (s. d.).

Kern (Heinr.), Indolog und Sprachforscher, geb. auf Java 6. April 1833, erzogen in Holland, widmete sich auf den Universitäten Leiden und Berlin namentlich dem Studium des Sanskrit, war 1858—62 Lehrer am maastrichter Athenäum, begab sich dann nach London und von da 1863 nach Benares in Indien als Professor am dortigen Sanskritcolleg, bis er 1865 als Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachforschung nach Leiden berufen wurde. Seine Arbeiten erstreckten sich zunächst auf das Gebiet des Sanskrit. In dieser Beziehung sind zu nennen: die Beiträge, welche er zum großen Sanskritwörterbuche von Böhtlingk und Roth 1857—75 lieferte; die Ausgabe des astrol. Werkes «Brihat-Sanhitâ» von Varahamihira (Kalkutta 1875), von dem 1870 eine engl. Übersetzung erschien; die Ausgabe des «Âryabhattya, with the commentary Bhatadtpikâ» (Leid. 1872); die Abhandlung «Over de jaartelling der zuidelijke Buddhisten» (Amsterd. 1873), «Geschiedenis van het Buddhisme in Indië» (2 Bde., Harl. 1881—83; deutsch von H. Jacobi, Lpz. 1882—84) u. s. w. Seine übrigen, sich teils auf orient., teils auf germanist. Studien gründenden Arbeiten sind: «Zur Erklärung der altpers. Keilschriften» («Zeitschrift der Deutschen morgenländ. Gesellschaft», 1869), «Kawistudiën» (Haag 1871), die Ausgabe und Übersetzung des «Wṛtta-saṅćaya» (Leid. 1875), «Eene Indische sage in Javaansch gewaad» (Amsterd. 1876), «Glossen der Lex Salica» (Haag 1869), «Notes on the Frankish words» in der Hesselschen Ausgabe der «Lex Salica» (Lond. 1880) und die nach

Grimms Grundſätzen bearbeitete «Niederländ. Schulgrammatik» (7. Aufl., Amſterd. 1884). Auch hat K. das ind. Drama «Sakuntalâ» ins Niederländiſche (Harl. 1862) und das buddhiſtiſche religiöſe Buch «Saddharma-Puṇḍarika» (Oxford 1884) ins Engliſche überſetzt.

Kern (Herm.), Pädagog der Herbartiſchen Schule, geb. 12. Sept. 1823 zu Jüterbogk, ſtudierte nach Abſolvierung des Gymnaſiums zu Hildburghauſen Philologie und Mathematik in Leipzig und Berlin, wurde 1846 Lehrer am Pädagogium zu Halle und war 1848—61 Profeſſor am Gymnaſium zu Coburg, wo er von 1853 ab zugleich die Alexandrinenſchule, eine höhere Töchterſchule, leitete. Von 1853 bis 1856 redigierte er die «Pädagogiſchen Blätter». Im J. 1861 wurde er Direktor der Realſchule erſter Ordnung zu Mülheim an der Ruhr, 1865 Direktor der Luiſenſtädtiſchen Gewerbeſchule (jetzigen Oberrealſchule) zu Berlin. Seit 1876 iſt er Direktor des königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnaſiums zu Berlin. Von ſeinen Schriften ſind zu erwähnen die Programmabhandlungen «De Leibnitii scientia generali» (Halle 1847), «Ein Beitrag zur Rechtfertigung der Herbartſchen Metaphyſik» (Coburg 1849), «Die philoſ. Propädeutik in Verbindung mit dem mathem. und phyſik. Gymnaſialunterricht» (Coburg 1861), «Die Konzentration des Unterrichts und die Realſchule» (Mülheim a. d. R. 1863) und «Zur Realſchulfrage» (Berl. 1869), ferner ſeine «Naturlehre, methodiſch bearbeitet für den elementaren Unterricht» (Halle 1853) und ſein «Grundriß der Pädagogik» (Berl. 1873; 3. Aufl. 1881).

Kern (Jak. Konr.), ſchweiz. Staatsmann und Diplomat, geb. 1808 zu Berlingen (Kanton Thurgau), ſtudierte 1825—31 in Zürich, Baſel, Berlin, Heidelberg und Paris Jurisprudenz und Staatswiſſenſchaften, widmete ſich dann, 1831 in die Heimat zurückgekehrt, der Advokatur und wurde 1832 in den thurgauiſchen Großen Rat gewählt. Von 1833 bis 1848 vertrat er ſeinen Heimatskanton in der eidgenöſſiſchen Tagſatzung, in welcher er bald eine hervorragende Stellung einnahm, und namentlich 1838, als Frankreich von der Eidgenoſſenſchaft die Ausweiſung des Prinzen Ludwig Napoleon Bonaparte (Napoleon III.) verlangte, als Verteidiger des gefährdeten Aſylrechts und 1845—47 als energiſcher Bekämpfer des verfaſſungswidrigen Sonderbundes der ultramontanen Kantone eine wichtige Rolle ſpielte. Als nach kurzem Kriege (1847) der Sonderbund beſiegt war, wurde K. als Civilkommiſſar nach Luzern geſandt, um die geſetzliche Ordnung wiederherzuſtellen und die Ausſöhnung der Parteien anzubahnen. An dem Verfaſſungsentwurf, welcher aus dem lockern Staatenbunde der alten Eidgenoſſenſchaft einen feſter geſchloſſenen Bundesſtaat machen ſollte, war er in hervorragender Weiſe beteiligt, und nachdem dieſer Entwurf 12. Sept. 1848 von der Mehrheit der Kantone angenommen worden war, nahm K., der inzwiſchen für kurze Zeit als eidgenöſſiſcher Geſandter in Wien fungiert hatte, ſeinen Sitz in der neugeſchaffenen Bundesverſammlung ein. Nach dem Aufſtand der neuenburger Royaliſten (3. Sept. 1856) gelang es K., Napoleon III. zur Vermittelung zwiſchen Preußen und der Schweiz zu beſtimmen, und als die Konferenz zur endgültigen Löſung der Neuenburger Frage in Paris zuſammentrat, nahm er an derſelben als Delegierter der Schweiz teil. Von 1857 bis 1883 bekleidete er die Stelle eines außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſters der Eidgenoſſenſchaft in Paris. Von ſeiner Thätigkeit zeugen der 1864 abgeſchloſſene Handelsvertrag zwiſchen Frankreich und der Schweiz, der Vertrag zum Schutz des litterariſchen und künſtleriſchen Eigentums, der Auslieferungsvertrag von 1869 und der Vertrag zum Schutz der Grenzwaldungen. Während der Belagerung von Paris 1870—71 trat K. als Senior der wenigen in der Stadt zurückgebliebenen Diplomaten mehrmals kräftig für den Schutz der ausländiſchen Einwohner gegenüber den fremdenfeindlichen Anwandlungen des pariſer Stadtregimentes ein.

Kern (Theod. Gotthart von), Hiſtoriker, geb. 8. Mai 1836 zu Bruneck im Puſterthal, ſtudierte in Heidelberg, Göttingen und München und nahm 1859—65 in Nürnberg an der Herausgabe der «Deutſchen Städtechroniken» teil. K. habilitierte ſich 1865 zu Freiburg i. Br., wo er 1870 ord. Profeſſor wurde; er ſtarb 18. Nov. 1873 zu Veyteaux am Genferſee. Aus ſeinem Nachlaß erſchien: «Geſchichtliche Vorträge und Aufſätze» (Freiburg 1875).

Kern. (*von Kern.*), bei naturwiſſenſchaftl. Namen Abkürzung für Kerner (Joh. Simon von).

Kernbeißer (Coccothraustes), eine Gruppe der finkenartigen Vögel, zeichnet ſich durch einen kurzen, ſehr dicken, genau kegelförmigen Schnabel, einen kurzen Schwanz und durch die Länge der dritten Schwingfeder aus. Zu ihr gehört der gemeine Kernbeißer oder Kirſchkernbeißer (C. vulgaris), welcher von den Apenninen bis nach Schweden und vom mittlern Frankreich bis an den Ural verbreitet iſt. Er iſt 18 cm lang, auf dem Kopfe, den Wangen und dem Rücken braun, auf dem Nacken hellgrau, an der Unterſeite rötlich, faſt fleiſchfarben, und die zuſammengelegten Schwingen und Flügeldeckfedern ſind nebſt der Kehle ſamtſchwarz. Mit ſeinem harten Schnabel knackt er ohne große Mühe die Buchnüſſe und die harten Kerne der Steinfrüchte, beſonders der Kirſchen, deren Fleiſch er verſchmäht, und fügt den Kirſchpflanzungen ſowie den Gartenſämereien bedeutenden Schaden zu.

Kernen (engl. kernes), in früherer Zeit iriſche Bauern, die als leichtes Fußvolk dienten, im Gegenſatz zu den ſchwerbewaffneten Gallowglaſſen.

Kerner (Andr. Juſtinus), hervorragender Dichter und mediz. Schriftſteller, geb. 18. Sept. 1786 zu Ludwigsburg in Württemberg, erhielt dort und im Kloſter Maulbronn ſeinen erſten Unterricht. Nach dem Tode des Vaters kam er in eine Tuchfabrik zu Ludwigsburg. Durch den damals in Ludwigsburg als Prediger lebenden Dichter Conz unterſtützt, bezog er 1804 die Univerſität zu Tübingen, wo er Medizin ſtudierte, begab ſich 1809 auf Reiſen und wurde dann 1811 Badearzt in Wildbad, 1812 praktiſcher Arzt in Welzheim, 1815 Oberamtsarzt in Gaildorf und 1819 in Weinsberg, wo er ſich am Fuße der Burg Weibertreue anbaute, deren Trümmer hauptſächlich unter ſeiner Leitung vom Schutt gereinigt und in Anlagen verwandelt wurden. Die «Beſtürmung der Stadt Weinsberg 1525» beſchrieb er nach handſchriftlichen Quellen (2. Aufl., Heilbr. 1848). Faſt ganz erblindet, legte K. 1851 Amt und Praxis nieder und lebte ſeitdem zu Weinsberg, wo er 21. Febr. 1862 ſtarb.

Als Dichter gehört K. zu den namhafteſten Vertretern der ſog. Schwäbiſchen Dichterſchule. Allgemeine Aufmerkſamkeit erregte er ſchon durch ſeine

»Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux« (Heidelb. 1811), die von einer traumhaften Phantasie und originellem Humor zeugten. Um dieselbe Zeit besorgte er mit Uhland, Schwab u. a. den »Poetischen Almanach« (Heidelb. 1812) und den »Deutschen Dichterwald« (Tüb. 1813), in denen sich seine schönsten Gedichte finden. Im J. 1826 ließ er eine Sammlung seiner »Gedichte« erscheinen, die er in den spätern Auflagen (4. Aufl., Stuttg. 1848) sehr vermehrte und durch neuere Gedichte unter dem Titel »Der letzte Blütenstrauß« (Stuttg. u. Tüb. 1852) und »Winterblüten« (Stuttg. 1859) ergänzte. Seine »Dichtungen« (in Versen und Prosa) erschienen Stuttg. 1834, »Ausgewählte poetische Werke« in 2 Bdn. (Stuttg. 1878—79). Seine überhaupt dem unvermittelten Gefühlsleben zugekehrte Richtung bekundete K. durch eine Reihe von Schriften, in denen er sich mit den Erscheinungen des tierischen Magnetismus und den zweifelhaften Thatsachen des Dämonismus beschäftigt. Dahin gehören: die »Geschichte zweier Somnambulen« (Karlsr. 1824), »Die Seherin von Prevorst« (2 Bde., Stuttg. 1829; 5. Aufl. 1880), die mit Eschenmayer gemeinschaftlich herausgegebenen »Blätter aus Prevorst« (5 Sammlungen, Karlsr. 1831—34), »Geschichten Besessener neuerer Zeit« (Karlsr. 1834; 2. Aufl. 1835), »Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur« (Stuttg. 1836), »Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins« (Stuttg. 1836), »Magikon, Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde« (5 Bde., Stuttg. 1840), »Erinnerungen an Franz Anton Mesmer« (Frankf. 1856). Andere Schriften sind »Das Fettgift oder die Fettsäure und ihre Wirkungen auf den tierischen Organismus« (Stuttg. 1822) und »Das Wildbad im Königreich Württemberg« (Tüb. 1813; 4. Aufl. 1839). Eine anmutige Schilderung seiner Jugendjahre gab K. selbst im »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit« (Braunschw. 1849) heraus.

Vgl. K. Mayer im »Album schwäb. Dichter« (Tüb. 1861); D. Strauß, »Kleine Schriften« (Neue Folge, Lpz. 1866); M. Riethammer, »Justinus K.s Jugendliebe« (Stuttg. 1877); Ann. Watts, »Life and works of K.« (Lond. 1884).

Theobald K., Sohn des vorigen, geb. in Gaildorf 14. Juni 1817, Arzt in Weinsberg, ist ebenfalls als Dichter und Erzähler bekannt. Von ihm erschienen: »Gedichte« (Stuttg. 1851), »Prinzessin Katschrose« (Stuttg. 1851), »Aus dem Kinderleben« (Stuttg. 1852), »Galvanismus und Magnetismus als Heilkraft« (4. Aufl., Cannstatt 1858), »Natur und Frieden« (2. Aufl., Frankf. 1861).

Kerner (Anton, Ritter von Marilaun), namhafter Botaniker, geb. 12. Nov. 1831 zu Mautern in Niederösterreich, studierte Medizin und war zwei Jahre als praktischer Arzt am wiener Allgemeinen Krankenhause thätig. Diesen Beruf gab er jedoch bald auf und wandte sich ganz der Botanik zu. In den J. 1858—60 war er Professor der Botanik am Polytechnikum zu Ofen, von da wurde er nach Innsbruck berufen, wo er zugleich Direktor des botan. Gartens wurde. Seit 1878 ist er Professor der Botanik und Direktor des botan. Gartens in Wien. Seine Arbeiten behandeln fast ausschließlich pflanzengeogr. und systematische Themata. Als die wichtigsten sind zu nennen: »Das Pflanzenleben der Donauländer« (Innsbr. 1863), »Die Abhängigkeit der Pflanzengestalt von Klima und Boden« (Innsbr. 1869), »Vegetationsverhältnisse des mittlern Ungarn und angrenzenden Siebenbürgen« (2 Bde., Innsbr. 1875). »Die Schutzmittel der Blüten gegen unberufene Gäste« (Innsbr. 1879). Auch hat er viele kleinere Arbeiten, meist in Fachzeitschriften, veröffentlicht. Seit 1872 ist K. Mitglied der wiener Akademie der Wissenschaften; 1876 wurde er in den Ritterstand erhoben.

Kerner (Joh. Simon von), Botaniker, geb. 1755 in Kirchheim, war Professor der Botanik in Stuttgart und starb 1830; er veröffentlichte: »Beschreibung und Abbildung der Bäume und Gesträuche in Württemberg« (9 Hefte, Stuttg. 1785—92), »Ökonomische Pflanzen« (Tüb. 1796), »Darstellung ausländischer Bäume und Gesträuche, welche in Deutschland im Freien ausdauern« (Lpz. 1796), »Hortus semper virens« (Tl. 1, Tüb. 1795).

Kernfäule, s. Rotfäule.

Kernguß, hohle, gegossene Gegenstände, welche ihre innere Gestaltung durch Einschalten von Kernen in die Form erhalten haben, sowie das Verfahren zur Herstellung derselben. (S. Eisengießerei und Metallgießerei.)

Kernkörperchen, s. u. Kern und Zellkern.

Kernobst, s. unter Obst.

Kernobstgehölze nennt man die Kernobst liefernden Bäume und Sträucher. Sie sind größtenteils schon seit sehr langer Zeit Kulturpflanzen. Sowohl im südwestl. Asien als auch in Europa kommen die meisten derselben wild vor, aber durch die langjährige Kultur in beiden Ländern, die bei einigen K. jedenfalls bis in die prähistor. Zeit zurückreicht, haben sich viele Varietäten ausgebildet, deren genaue Unterscheidung und Beschreibung in das Gebiet der Pomologie gehört.

Kernpilze, s. Pyrenomyceten.

Kerns, Dorf nahe bei Sarnen (s. d.) im Kanton Unterwalden.

Kernschacht, der innere Raum des Hohofens, s. unter Eisenerzeugung.

Kernschäle der Kiefer, s. Trametes.

Kernschatten, s. unter Schatten.

Kernschuß, Schuß auf nächste Distanz, bei welchem die Flugbahn sich nur unmerklich unter die Seelenachse senkt; derselbe kann ohne Elevation abgegeben werden.

Kernsdorfer Höhe, der höchste Gipfel in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Osterode, 313 m hoch.

Kernseife, s. unter Seife.

Kernspindel, in der Formerei (s. unter Eisengießerei und Metallgießerei) die Eisenstäbe oder durchlöcherten eisernen Rohre, welche das Innere der Lehmkerne bilden.

Kerntuch, s. unter Tuch.

Kernwerk, im Festungsbau Bezeichnung für größere Reduits (s. d.), wie sie namentlich in der sogenannten neupreuß. Befestigungsweise vorkommen.

Kero soll der Name des St. Gallischen Mönchs gewesen sein, der unter Abt Othmar (720—759) eine noch erhaltene Interlinearversion der Benediktinerregel und die sog. Keronischen Glossen, ein lat.-deutsches Wörterbuch, verfaßt hat. Doch fällt nach neuern Untersuchungen die Abfassung beider Werke bedeutend später.

Kero..., s. Cero...

Keroselen, soviel wie Petroleumäther (s. d.).

Kerpely (Anton, Ritter von), Metallurg, geb. 5. Febr. 1837 zu Arad, studierte auf der Bergakademie in Schemnitz, bekleidete dann verschiedene

Stellungen als Ingenieur und erhielt 1865 ein Patent auf ſeine Methode, das Roheiſen im Hohofen von Schwefel, Phosphor und Kupfer zu reinigen. Im J. 1868 wurde er Profeſſor der Metallurgie in Schemnitz, 1875 in den Ritterſtand erhoben, 1881 zum Miniſterialrat befördert und mit der Leitung und Rekonſtruktion der ungar. Staatseiſenwerke betraut. Er ſchrieb ein «Handbuch für die Anlage und Einrichtung der Eiſenhütten» (Lpz. 1873 fg.), «Über Eiſenbahnſchienen» (Lpz. 1878), «Ungarns Eiſenſteine und Eiſenhüttenerzeugniſſe» (Wien 1877), «Unterſcheidungsmale des Stahles» (Lpz. 1878) u. ſ. w. Seit 1864 gibt er «Berichte über die Fortſchritte der Eiſenhüttentechnik» heraus.

Kerpen, Flecken in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Kreis Bergheim, unweit der Erft an dem Neffelbach, iſt Sitz eines Amtsgerichts, hat eine höhere Bürgerſchule, Strumpfwarenfabrikation und zählt (1880) 3016 meiſt kath. E. K. war ehedem eine reichsunmittelbare Grafſchaft im Herzogtum Jülich, welche ſeit 1712 den Grafen von Schäsburg gehört.

Kerria nannte De Candolle einen von Linné zur Gattung Rubus gerechneten Strauch aus Japan (K. japonica *DC.*), der zu einem der verbreitetſten und beliebteſten Zierſträucher der Gärten geworden und in Deutſchland unter dem Namen Goldröschen und Goldneſſel bekannt iſt. Der Strauch, der in jedem Boden ohne beſondere Pflege gedeiht, gehört zur Familie der Roſaceen, hat rutenförmige, grüne Stämmchen und Zweige, eiförmige, geſägte, den Blättern der großen Neſſel ähnliche Blätter und ſchön goldgelbe Blumen, welche bei dem kultivierten Strauch gewöhnlich gefüllt ſind, beim wilden aus einer fünfblätterigen Blumenkrone beſtehen.

Kerry, die ſüdweſtlichſte Grafſchaft Irlands, in der Provinz Munſter, zwiſchen der Mündung des Shannon, den Grafſchaften Limerick und Cork und dem Atlantiſchen Ocean gelegen, hat eine ſehr zerſplitterte Küſte mit tiefeindringenden Buchten und natürlichen Häfen und vielen kleinen Inſeln, unter welchen Valentia die bedeutendſte iſt. Die Grafſchaft umfaßt mit den Inſeln 4692 qkm, wovon faſt die Hälfte Unland, Berge und Seen. K. iſt, namentlich im ſüdl. Teile, eine der gebirgigſten Gegenden Irlands, reich an Naturſchönheiten, und wird deshalb die Iriſche Schweiz genannt. Der Mangerton im Südſüdoſten der Stadt Killarney iſt 840 m hoch und trägt auf ſeiner Spitze einen kleinen See, des Teufels Punſchbowle genannt. Die weſtlichern Macgillycuddys-Reeks erreichen im Gurran-Tual oder Carntual-Hill die Höhe von 1041 m, die bedeutendſte in ganz Irland. Außer dem Shannon ſind die bedeutendſten Flüſſe der Cashen, Maine, Laune und Roughty. Der Laune führt in die Dinglebai die Waſſer der reizendſten irländ. Seen, derer von Killarney, welche mit ihren drei Baſſins 14,8 qkm bedecken und viele kleine Inſeln enthalten. Im Norden dieſer romantiſchen Berg- und Seegegend breitet ſich im Hintergrunde der Dinglebai die centrale Ebene K.s aus, jenſeit welcher wieder ein weites Berg- und Hügelland aufſteigt. Der Boden iſt hier zum Teil ſehr fruchtbar und trägt vorzüglichen Weizen; doch ſteht der Ackerbau hinter der Viehzucht zurück. Man gewinnt Kupfer, auch Blei und Eiſenerze kommen vor, und auf Valentia werden herrliche Schiefer- und Flieſenſteine gebrochen. Der Fiſchfang beſchäftigt in vier Bezirken gegen 500 Boote. Die Bevölkerung ſpricht faſt allgemein noch die iriſche Sprache und hängt feſt an den alten Sitten. Sie belief ſich 1881 auf 200 448 Köpfe (davon 96 Proz. Katholiken). Die Grafſchaft ſchickt zwei, die Hauptſtadt einen dritten Abgeordneten in das Parlament. Die Hauptſtadt Tralee, an der gleichnamigen Bai, der Mündung des Lee und an der Eiſenbahn, iſt nett gebaut, hat einen Gerichtshof, ein Gefängnis, eine Kaſerne, ein Kloſter und einen ſchönen Park und zählt (1881) 9910 E., welche Brennereien und Brauereien unterhalten und aus dem Binnenhafen ziemlich lebhaften Handel, ſowie auch Herings- und Auſternfang treiben. Die Marktſtadt Killarney, nahe dem erwähnten See und an der Eiſenbahn, hat einen Gerichtshof nebſt Gefängnis, zwei Kirchen und ein Nonnenkloſter und zählt 6651 E.

Kerſantit oder Kerfanton, urſprünglich die Lokalbezeichnung für ein zu vielen Bauzwecken benutztes Geſteinsvorkommnis der Bretagne, neuerdings vielfach als Synonym für Glimmerdiorit verwandt, d. h. für eine Felsart, welche in erſter Linie aus Plagioklas und Magneſiaglimmer beſteht, wozu ſich noch Augit, Hornblende, Calcit, Erzkörnchen u. ſ. w. geſellen. Der K. beſitzt dunkle Farbe, fehr feines Korn, manchmal große Zähigkeit und pflegt in der Form von ſchmalen, weithin ziehenden, eruptiven Gängen aufzutreten, z. B. vielorts in den kryſtalliniſchen Schiefern des Erzgebirges, im Oberharz, in Naſſau, den Vogeſen, der Bretagne, in dem niederöſterr. Waldviertel, Aſturien.

Kerſey oder Kirſey (vom engl. kersey), ein grober, glatt gewebter, tuchartiger Stoff, der nur gewallt, aber weder gerauht noch geſchert iſt und zu Soldatenmänteln u. ſ. w. verwendet wird.

Kertbény (eigentlich Benkert, Karl Maria), Schriftſteller, geb. 28. Febr. 1824, erlernte in Peſt den Buchhandel, bereiſte den Orient und Deutſchland, wandte ſich dann kurze Zeit der militäriſchen Carrière zu und lebte ſeit 1844, mit litterariſchen Arbeiten beſchäftigt, in verſchiedenen Städten Italiens, der Schweiz, Frankreichs, Englands, Öſterreichs und Deutſchlands. Seit 1874 unheilbar krank, ſtarb K. 23. Jan. 1882 in Budapeſt. K.s Hauptverdienſte beſtehen in ſeinen deutſchen Überſetzungen ungar. Dichter, wie Petöfi, Arany, Jókai u. a.; außerdem ſchrieb er: «Silhouetten und Reliquien» (2 Bde., Prag 1861—63), «Spiegelbilder der Erinnerung» (Lpz. 1869), «Große Leute, kleine Schwächen» (Berl. 1871) u. ſ. w.

Kertſch, die öſtlichſte Landzunge der ſüdruſſ. Halbinſel Krim (ſ. d.), welche mit der gegenüberliegenden Halbinſel Taman in Kaukaſien die das Schwarze mit dem Aſowſchen Meere verbindende Straße von K. oder Jenikalé, früher auch Straße von Kaffa oder Feodoſia (im Altertum der Kimmeriſche Bosporus) genannt, begrenzt und außer den altberühmten Städten Kaffa oder Feodoſia (ſ. d.), K., Jenikalé und Arabat (ſ. d.) noch eine Menge von Überreſten enthält, die an die alte hellen. und röm. Vorzeit, an die Blütezeit der Venetianer und Genueſer im Mittelalter, ſowie an das Reich der Tataren erinnern, die hier ein Chanat gegründet hatten. Die Stadt K., deren Gebiet mit dem nahen Jenikalé eine eigene Stadthauptmannſchaft mit einer (1882) 22 449 Köpfe zählenden Bevölkerung bildet, hieß im Altertum Panticapäum oder Bosporus (daher noch ruſſiſch auch Wosfor genannt), und war als Hauptſtadt des alten

Taurien erst Sitz des Bosporanischen, dann des Pontischen Reichs unter Mithridates und Pharnaces. Die jetzige Stadt K. liegt amphitheatralisch am Fuße des Mithridatesbergs, hat 3 griech., eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Museum für Altertümer, 14 Fabriken und einen sichern, geräumigen Hafen. K. treibt einen ziemlich bedeutenden Handel mit dem Auslande; wichtiger jedoch für die Stadt ist der Fischfang auf dem Asowschen Meere, sowie der Handel mit dem auf den benachbarten Salzseen gewonnenen Salze und vortrefflichen Bausteinen. Die Festung, welche den Hafen deckt, hat eine alte, aus der Zeit der Genueser stammende Kathedrale. Zahlreiche Säulentrümmer in der Umgebung scheinen auf die Stätte des Palastes des Mithridates zu deuten, an welchen König auch das Mithridatesgrab (der Goldene Hügel, Altan obo) erinnert, bei dessen Aufgrabung man 1830—34 und später sehr wertvolle Denkmäter mit Basreliefs und Inskriptionen, Statuen, Vasen u. s. w. aufgefunden. Am 25. Mai 1855 wurde K. von den Engländern und Franzosen besetzt, 11. bis 14. Juni geplündert und verwüstet, wobei das herrliche Museum zu Grunde ging. In neuester Zeit ist K. nach Entwürfen Todlebens mit neuen Befestigungen versehen worden und bildet im Verein mit Otschakow und Nikolajew die Basis für Operationen der Flotte des Schwarzen Meeres. Das Asowsche Meer wird durch die neuen Werke feindlichen Schiffen völlig versperrt, zum Teil durch Torpedoanlagen. K. bildet jetzt ein geräumiges verschanztes Lager. Vgl. Macpherson, «Antiquities of K. and researches in the Cimmerian Bosphorus» (Lond. 1857). [Argun (s. d.).

Kerulun, Name des Oberlaufs des Flusses

Kervyn de Lettenhove (Jos. Bruno Maria Konstantin), belg. Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 17. Aug. 1817 zu St.-Michel bei Brügge, schrieb eine auf fleißigen Quellenstudien beruhende «Histoire de Flandre» (3. Aufl., Brügge 1874), welche ihm 1850 den Eintritt in die Belgische Akademie verschaffte, und eine biographisch-litterarische Studie über «Froissart» (2 Bde., Brügge 1858). Ferner sind zu erwähnen seine kritische Ausgabe der «Chroniques de Froissart» (25 Bde., Brüss. 1867—77), die Ausgaben der «Oeuvres de G. Chastetain» (8 Bde., Brüss. 1863—66), der «Lettres et négociations de Philippe de Commines» (2 Bde., Brüss. 1867—68), der auf die Regierungsperiode der Herzöge von Burgund bezüglichen Chroniken (3 Bde., Brüss. 1870—76), «Relations politiques de Pays-Bas et de l'Angleterre sous le règne de Philippe II» (Bd. 1—3, Brüss. 1882 fg.), «Les Huguenots et les Gueux» (Bd. 1—3, Brüss. 1883—84). K. gehört seit 1861 der extrem-klerikalen Partei der belg. Abgeordnetenkammer an und war unter dem kath. Ministerium d'Anethan 1870—71 Minister des Innern.

Kerykeion, s. Caduceus.

Keryx (grch.), Herold.

Kerze (frz. cierge, engl. taper), im allgemeinen jeder Beleuchtungskörper, der aus festen Fetten, wie Talg, Stearin, Walrat, Wachs ꝛc., in Form eines cylindrischen oder schwach kegelförmigen Stabes hergestellt und im Innern mit einem in der Längenrichtung verlaufenden Docht versehen ist.

Die Fabrikation der K. erfolgt nach der ältesten Methode durch Ziehen; neuerlich hat sich das für die Massenproduktion geeignetere Verfahren des Gießens eingebürgert. Das Ziehen besteht in wiederholtem Eintauchen der Dochte in das geschmolzene Fett, meist Talg; denn es werden fast nur noch Talgkerzen gezogen.

Das Gießen ist jetzt, wo die Materialien für K. eine wesentliche Bereicherung erfahren haben, sodaß Stearin, Paraffin, Ceresin mit Wachs und Walrat in Konkurrenz treten, die einzig rationelle Fabrikationsweise. Die geschmolzenen Fette werden in Lichtformen, in denen der Docht in genau centraler Stellung fixiert ist, gegossen. Zur Herstellung solcher Gießformen wählt man eine Legierung aus 2 Teilen Zinn und 1 Teil Blei. Die Formen können über Stahlkerne, welche genau die Gestalt einer K. haben, entweder gegossen oder gezogen werden. Das erstere Verfahren erfordert außer dem Stahlkern einen Mantel, also eine vollständige Form. Viel einfacher als das Gießen ist das Ziehen der Kerzenformen, wobei der Stahlkern nur in die flüssige Legierung eingetaucht und herausgezogen wird. Nach dem Erkalten des anhaftenden Metalls kann der Kern leicht aus der Form entfernt werden. Die so hergestellten Gießformen werden unten durchbohrt, aben mit dem Kopf oder Dopf (einer kleinen Schale mit abwärts gebogenem, in eine Erweiterung der Form passendem Rand und mit durchgehendem Steg) versehen, der das genaue Centrieren des Dochts gestattet, aber auch gleichzeitig als Trichter beim Eingießen des Stearins, Wachses u. s. w. dient. Um die erkalteten K. aus den Formen herauszunehmen, drückt man zunächst mit dem Daumen auf die erstern, wodurch sie locker werden, sodaß sie leicht mit den Fingern oder mittels einer Zange aus den Formen herausgehoben werden können.

Für größern Fabrikbetrieb hat man Kerzengießmaschinen konstruiert, deren hauptsächlichste Aufgabe darin besteht, die gegossenen K. aus den Formen herauszuheben.

Die Geschichte der Kerzenfabrikation reicht bis in das 2. Jahrh. n. Chr. zurück. Lange, nachdem man angefangen hatte, in den Lampen flüssige Fette, die bei der Verbrennung Licht entwickeln, zu Beleuchtungszwecken zu verwenden, kam man zu der Erkenntnis, daß auch einige häufig vorkommende feste Stoffe, wie Talg und Wachs, diese Eigenschaft besitzen. Die ersten, den heutigen K. einigermaßen ähnlichen Beleuchtungskörper bestanden aus fettgetränkten Binsen; an die Stelle dieses rohen Produkts traten K. aus Wachs mit Flachsdochten. Gegen Ende des 2. Jahrh. unterschied man bereits zwischen Wachs- und Talgkerzen. Einen bedeutenden Aufschwung nahm die Kerzenbeleuchtung, besonders die mit Wachskerzen, durch den Kultus der kath. Kirche, sowie später durch den vermehrten Luxus der fürstl. Höfe. Zu Anfang des 18. Jahrh. kamen die durch ihr reines Weiß ausgezeichneten Walratkerzen in Gebrauch, die Verbreitung derselben blieb jedoch ihrer Kostspieligkeit wegen eine beschränkte; heute verwendet man diese K., auch Spermacetikerzen genannt, nur noch bei Lichtmessungen oder als Luxusartikel, namentlich in England. Seit dem zweiten Decennium des 19. Jahrh. sind zu den erwähnten, in der Natur fertig gebildeten Kerzenmaterialien noch Kunstprodulte, wie Stearin, Paraffin und Ceresin, hinzugetreten. Nachdem Cambacerès die Anwendung geflochtener und gedrehter Baumwolldochte gezeigt und De Milly 1831 ein einfacheres Verfahren zur

Darſtellung der Stearinſäure erfunden hatte, gewann die Induſtrie eine immer größere Ausdehnung. Weſentliche Verbeſſerungen, die in den folgenden Jahren von De Milly in der Herſtellung der nach ihm benannten K. (Millykerzen) eingeführt wurden, veranlaßten die Errichtung von Stearinkerzenfabriken in Paris, Wien und Berlin, von welcher Zeit an die Verwendung der Stearinkerzen allgemein geworden iſt. Von der zu Anfang ihres Beſtehens unweit des Arc de Triomphe de l'Etoile gelegenen pariſer Fabrik haben die Etoile- oder Sternkerzen ihren Namen.

Kerzendocht, ſ. unter Docht.

Kerzengießmaſchine, ſ. unter Kerze.

Kerzenweihe heißt in der kath. Kirche die Sitte, Wachskerzen teils zum gottesdienſtlichen, teils zum häuslichen Gebrauch zu weihen. Solche Weihen finden zu Mariä Reinigung (2. Febr.) und am Sonnabend vor Oſtern ſtatt. [ſanlik.

Keſanlik, Stadt in der europ. Türkei, ſ. Ka-

Keſaw, ſ. unter Kaſſiber.

Keſch (Piz), der höchſte Gipfel der Nordrhätiſchen Alpen (ſ. Alpen 10) im ſchweiz. Kanton Graubünden, erhebt ſich nördlich vom Albulapaß auf der Waſſerſcheide zwiſchen der Albula (Rhein) und dem Inn (Donau), der Berninagruppe gerade gegenüber, zu 3422 m über dem Meere. Der Berg bildet einen zackigen Felsgrat, der gegen W., S. und O. mit ſchroffen Gneis- und Schieferwänden abſtürzt, während ſeine Nordſeite von einem ſteil zum Porchabellagletſcher abfallenden Firnfelde bekleidet iſt. Wie der Piz K. eine der kühnſten Bergformen auf der linken Thalſeite des Ober-Engadins darſtellt, ſo bietet er auch vermöge ſeiner dominierenden Lage eine der ſchönſten Fernſichten der Engadinerberge, die ſich vom Ortler bis zum Monte-Roſa und dem Finſteraarhorn und von den nahen Firn- und Felshäuptern der Berninagruppe bis zum Tödi und dem Sentis erſtreckt. Die ziemlich ſchwierige Beſteigung, die zuerſt 1846 vom Forſtinſpektor Coaz ausgeführt wurde, erfordert von Madulein im Engadin aus 5—6 Stunden.

Keſchkule (perſ.), das aus einer halben Kokosnußſchale gebildete Gefäß, welches die Derwiſche mit ſich führen als Aufbewahrungsmittel für die erbettelten Speiſen.

Ke-ſcho, Hauptſtadt von Tongking, ſ. Ha-noi.

Keſ-edär (türk.), Säckelmeiſter der Staatskanzlei.

Keſer, türk. Rechnungseinheit, ſ. Beutel.

Keſſel (frz. chaudière, bouilloire, chaudron; engl. boiler, kettle, copper) heißt jedes größere metallene, zum Erhitzen oder Kochen von Flüſſigkeiten beſtimmte Gefäß, namentlich wenn ſeine Tiefe im Verhältnis zur Weite beträchtlich iſt; flachere Behältniſſe dieſer Art werden gewöhnlich Pfannen genannt. Die gebräuchlichſten Materialien zur Herſtellung von K. ſind: Gußeiſen, Schmiedeeiſen, Stahl und Kupfer. Gußeiſerne K. ſind nur als Kochkeſſel zu verwenden, da die geringe Feſtigkeit des Materials die Anwendung desſelben für unter Druck arbeitende K. verbietet; kupferne K. werden mit Rückſicht auf die Koſtſpieligkeit dieſes Metalls nur in kleinern Dimenſionen ausgeführt. Das weitaus gebräuchlichſte Material zur Herſtellung von K. iſt das Schmiedeeiſen, welches hierfür in der Form von Blechplatten Verwendung findet; neuerdings benutzt man auch vielfach Stahlplatten zur Anfertigung von K. Gußeiſerne K. werden auf die gewöhnliche Weiſe gegoſſen (ſ. Eiſengießerei); kupferne K. ſind meiſt aus einem Stück getrieben (ſ. Kupferſchmiedearbeit); ſchmiedeeiſerne und ſtählerne K. werden in der Keſſelſchmiede angefertigt.

Die Herſtellung der letztern bildet einen ſelbſtändigen Fabrikationszweig. Dieſelben finden hauptſächlich als Dampfkeſſel (ſ. d.) Verwendung. Die Keſſelplatten werden meiſt in der erforderlichen Größe vom Walzwerk geliefert, oder andernfalls auf der Blechſchere entſprechend zugeſchnitten. Hierauf werden die einzelnen Platten vorgezeichnet, d. h. die Begrenzungslinien derſelben genau vorgeriſſen und die Nietlöcher markiert. Dann werden die Platten an den Kanten auf einer Blechhobelmaſchine oder von Hand ſchräg bearbeitet und die Nietlöcher auf einer Lochmaſchine ausgeſtoßen oder auf einer Bohrmaſchine gebohrt. Nachdem die Platten ſo weit vorgerichtet ſind, werden ſie in den Glühofen gebracht und gleichmäßig bis zur Dunkelrotglut erwärmt. Das Biegen der rotwarmen Platten erfolgt auf einer Blechbiegmaſchine, zwiſchen deren Walzen (meiſt drei) man die Platte ſo lange hin und her gehen läßt, bis ſie die gewünſchte Rundung angenommen hat. Die einzelnen Platten werden zuſammengeſetzt und vorläufig durch Heftſchrauben verbunden; ihre endgültige Verbindung erfolgt durch Nieten. Die Vorder- und Hinterwand des K. wird meiſt durch bombierte (gekümpelte) runde Platten gebildet, deren Rand zu einer Flanſche umgezogen iſt. Bei größern K. (Schiffskeſſeln) werden die Böden oder Stirnwände aus mehrern Stücken zuſammengeſetzt, die untereinander durch Nietung verbunden werden. In die Stirnwände werden die Flamm- oder Feuerrohre eingeſetzt, wenn der K. ſolche erhält. Da die Nietung gegen hohen Dampf-, reſp. Waſſerdruck meiſt nicht vollkommen dicht hält, werden die Nähte und die Nietköpfe gewöhnlich noch verſtemmt, d. h. mit einem meißelartigen, aber ſtumpfen Werkzeug, dem Stemmer, bearbeitet. Nach der Fertigſtellung wird jeder K., ſofern er im Betrieb einem Druck von mehr als einer Atmoſphäre ausgeſetzt wird, in der Keſſelſchmiede einer behördlichen Prüfung, der Keſſelreviſion, unterworfen. Hierbei wird er mit kaltem Waſſer gefüllt und gut verſchraubt, worauf mit einer Druckpumpe noch ſo viel Waſſer in den K. gepreßt wird, bis das an demſelben angebrachte Manometer die gewünſchte Atmoſphärenzahl zeigt. Erweiſt ſich der K. bei dieſem Druck vollſtändig dicht, und entſpricht ſeine Konſtruktion und Ausführung auch ſonſt den geſetzlichen Anforderungen, ſo verſieht ihn der Reviſor mit ſeinem Stempel und ſtellt über die Reviſion ein Atteſt aus. Vor der Inbetriebſetzung an Ort und Stelle erfolgt durch den Revlſor des betreffenden Bezirks eine zweite Prüfung, welche ſpäter von Zeit zu Zeit wiederholt wird, wobei ſich dieſelbe entweder nur auf die freiliegenden Teile des K. (äußere Reviſion) oder auch auf das Innere derſelben (innere Reviſion) erſtreckt.

Keſſel (Jan van) der ältere, namhafter holländ. Landſchaftsmaler, Sohn des Bildnismalers Hieronymus van K., Tier- und Blumenmaler, wurde zu Antwerpen 1626 geboren, ſoll Schüler Teniers' geweſen und in Spanien geſtorben ſein, wohin er ſeinen Sohn begleitete.

Jan van K. der Jüngere, der Sohn des vorigen, geb. zu Antwerpen 23. Nov. 1654, nach andern

1614, gest. zu Madrid 1708, war einer der trefflichsten Porträtmaler seiner Zeit. Er wandte sich 1680 nach Spanien, wurde hier 1686 Hofmaler Karls II. und porträtierte namentlich die beiden Gemahlinnen des Königs, Marie Luise von Orléans und Marie Anna von der Pfalz. Ein vortreffliches Bildnis der letztern als Witwe befindet sich im Louvre zu Paris. Eins seiner letzten Bildnisse war das Philipps V. von Spanien. Nach diesem weniger gelungenen Porträt malte er auch Mythologisches, so im Alcazar zu Madrid die Geschichte der Psyche.

Theodor van K., ein trefflicher holländ. Kupferstecher, geb. 1620, gehört wahrscheinlich derselben Familie an. Sein Hauptblatt ist die Jagd des Kalydonischen Ebers nach Rubens.

Kesselarmatur, die Gesamtheit der zu einem Dampfkessel (s. d.) gehörendrn Hilfs- und Sicherheitsapparate.

Kesselberg oder Kesselkoppe, ein 1381 m hoher Gipfel des Riesengebirges in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Starkenbach.

Kesselblech, starkes Eisenblech zur Herstellung von Dampfkesseln. [von Kupferkesseln benutzt.

Kesselbraun, eine Art Umbra, zum Anstreichen

Kesseler (Keßler), früher Handwerker, welche neue Kessel fertigten und verkauften (Kesselträger) oder alte ausbesserten (Kesselflicker). Über die im Fränkischen und am Rhein wohnenden K. hatte der Pfalzgraf am Rhein die besondere Schutzherrlichkeit (Kesselerschutz) als Reichslehn.

Kesselexplosionen sind im Innern der Dampfkessel auftretende gewaltsame Erschütterungen, die eine Zerstörung des betreffenden Kessels zur Folge haben. Die Gründe der K. sind verschiedener Natur und können in den wenigsten Fällen mit Sicherheit festgestellt werden. Die Vorgänge, welche meist als Ursache angenommen werden, sind folgende:

1) Übermäßige Dampfspannung. An und für sich ist diese weniger gefährlich und führt meist nur dann zur Explosion, wenn der Kessel zugleich Erschütterungen von außen oder von innen ausgesetzt ist.

2) Unfähigkeit abgenutzter Kessel oder einzelner Stellen derselben, dem Dampfdruck zu widerstehen. Die Folge hiervon ist ein Zerreißen der Platten und somit eine Explosion.

3) Wassermangel. Durch diesen werden entweder nur einzelne Stellen des Kessels, z. B. an den Zügen, bloßgelegt, oder es kann bei gänzlicher Entleerung die ganze Heizfläche glühend werden. Dann sind zwei Explosionsursachen möglich: a) Durch Berührung des eingepumpten Wassers mit den erhitzten Kesselwänden bildet sich so rasch und so reichlich Dampf, daß der Kessel gesprengt wird, ehe die Sicherheitsapparate wirken können. b) Bei gewisser Beschaffenheit der Platten nimmt man an, das Wasser werde in seine Bestandteile, Sauerstoff und Wasserstoff, zerlegt; diese, in luftförmigem Zustand und in einer gewissen, durch die Umstände bedingten Mengung, bilden das sog. Knallgas, welches bei seiner Entzündung, die durch die glühenden Kesselplatten oder durch noch nicht aufgeklärte elektrische Erscheinungen im Innern des Kessels bewirkt werden kann, mit ungemeiner Heftigkeit explodiert.

4) Die Ablösung von Kesselstein (s. d.), unter dessen Schutz die Kesselwände glühend geworden, wodurch die unter 3) erwähnten Fälle herbeigeführt werden können. Derartige Explosionen sind also bei zwar hinreichend mit Wasser gefüllten, nicht überlasteten, aber schlecht gereinigten Kesseln möglich.

5) Nach einer zuerst von Boutigny aufgestellten Hypothese ist als eine Ursache von K. der Eintritt des Sphäroidalzustandes des Kesselwassers, das sog. Leidenfrostsche Phänomen (s. Leidenfrostscher Versuch), anzusehen. Hierunter versteht man die Lostrennung des Wassers von der ihm Wärme zuführenden Wand, wenn letztere (vielleicht durch Kesselstein geschützt) glühend geworden ist. In diesem Zustand, bei welchem eine Dampfschicht zwischen Wasser und Wand liegt und als schlechter Wärmeleiter wirkt, wird durch das Wasser nur sehr wenig Wärme aus der Wand aufgenommen. Kühlt sich dagegen diese aus irgend einem Grunde wieder ab und hört infolge dessen der Sphäroidalzustand auf (welch letztere Wirkung auch durch Stöße und Erschütterungen veranlaßt werden kann), so kommt die Wassermasse mit der völlig glühenden Wand in Berührung und es erfolgt eine außerordentliche Dampfentwickelung, wodurch eine Explosion unvermeidlich wird.

6) Da endlich schon mehrfach der Fall vorgekommen ist, daß beim ersten Anheizen ganz neuer, direkt aus der Kesselfabrik kommender Dampfkessel Explosionen erfolgt sind, ohne daß irgend welche Unregelmäßigkeit im Betrieb beobachtet wurde, so sah man sich, da keine der eben angeführten Ursachen hier anzunehmen war, genötigt, nach einem andern Grunde zu forschen. Man glaubt denselben in dem sog. Siedeverzug gefunden zu haben. Der Siedeverzug, welchen man auch experimentell darstellen kann, besteht in folgender Erscheinung: Bei ganz ruhigem Wasser, namentlich wenn keine Dampfentnahme stattfindet, kann die Temperatur des Wassers ohne gleichzeitige Druckerhöhung allmählich steigen, bis durch Störung dieses labilen Gleichgewichtszustandes eine plötzliche Verdampfung eintritt. (Diese Erscheinung ist analog der Abkühlung des bewegungslosen Wassers unter Null ohne Eisbildung.) Die Hypothese des Siedeverzugs wird durch die Beobachtung unterstützt, daß die meisten K. beim Wiederanlassen der Dampfmaschine nach den durch die Mahlzeiten bedingten Pausen erfolgen. Während dieser Pausen steht der Kessel unter vollem Dampfdruck und es kann so der Fall eintreten, daß das Wasser eine große Wärmemenge aufnimmt, ohne eine entsprechende Dampfmenge zu bilden. Wird nun bei Wiederaufnahme der Arbeit das Absperrventil schnell geöffnet, so findet eine plötzliche, verhältnismäßig große Dampfentnahme statt; das Wasser wird bewegt und der in demselben enthaltene Wärmeüberschuß erzeugt momentan eine so große Dampfmenge, daß der Kessel nicht im Stande ist, Widerstand zu leisten.

Wenn auch trotz aller Vorsichtsmaßregeln K. sich niemals ganz vermeiden lassen, so würden dieselben doch bedeutend reduziert werden, wenn man allgemein nachstehende Regeln befolgte: 1) Erhaltung der guten Beschaffenheit der Sicherheitsventile (keine zu hohe und willkürliche Belastung), sowie der Wasserstandszeiger und Speiseapparate; 2) regelmäßige Feuerung; 3) Vermeidung aller Stöße und Erschütterungen durch langsames Öffnen der Dampf- und Sicherheitsventile; 4) rechtzeitige Reparatur aller schadhaften Stellen, Sprünge und Risse; 5) hinreichender Wasservorrat im Kessel und 6) oftmalige und sorgfältige Reinigung vom Kesselstein.

Kesselfang, das Gottesurteil, bei dem der Angeklagte seine Hände in siedendes Wasser stecken mußte. (S. Ordalien.)

Keſſelfarben iſt im Zeugdruck die Bezeichnung für die durch Eintauchen des Zeugs in die Farbenbrühe erzeugten Farben, insbeſondere von Campecheholz, Cochenille, Krapp, Sumach und Wau.

Keſſelhaube, Form des Helms (ſ. d.).

Keſſelhaus, das Gebäude, in welchem die zum Betriebe einer Maſchine u. ſ. w. nötige Anzahl von Dampfkeſſeln aufgeſtellt iſt.

Keſſelpauke, ein Schlaginſtrument, das meiſt nur paarweiſe angewendet wird und bei großen Orcheſtern und einigen Kavallerieregimentern im Gebrauch iſt. Es beſteht aus einem kupfernen Keſſel, über den ein Fell geſpannt iſt, das ſtraffer oder ſchlaffer angezogen werden kann. Geſchlagen werden die K. mit zwei Schlägeln, Stöckchen, die einen runden Lederknopf haben. Bei der Kavallerie werden die K. zu beiden Seiten des Paukenpferdes angebracht, ſodaß der Paukenſchläger ſie mit beiden Händen ſchlagen kann. Die Zügel des Pferdes ſind an den Steigbügeln befeſtigt, ſodaß die Führung desſelben lediglich durch die Schenkel erfolgen muß.

Keſſels (Matthias), Bildhauer, geb. zu Maſtricht 20. Mai 1784, war anfangs als Goldarbeiter in ſeiner Heimat ſowie in Paris thätig. Später wendete er ſich nach Deutſchland, wo er einige Zeit in Hamburg lebte. Erſt in ſeinem 22. Jahre erwachte in ihm die Neigung zur Plaſtik. Sein wechſelvolles Leben führte ihn nun nach Petersburg, und hier begann er bei einem franz. Meiſter ſeine Lehrjahre, die er dann an verſchiedenen Orten fortſetzte. So wurde in Paris Girodet, in Rom Thorwaldſen ſein Lehrer. Er arbeitete im Atelier des letztern und führte manches Werk des berühmten Meiſters durch. Daneben lieferte er auch ſelbſtändige Schöpfungen, Figuren und Gruppen, die ſich ſämtlich durch monumentale Auffaſſung, ſowie durch große techniſche Vollendung auszeichnen. Hierher gehört ſein edles, weitbekanntes Haupt Chriſti, die Büſte des Admirals Tromp, die gewaltige Gruppe aus der Sintflut, der Genius der Künſte und Amor mit dem Pfeile. Als Canova 1819 einen Preis für das beſte Bildhauerwerk ausſetzte, gewann K. denſelben mit der Figur ſeines heil. Sebaſtian. K. ſtarb in Rom 3. März 1836.

Keſſelſchmiede (franz. chaudronnerie, engl. boiler-forge), die Werkſtätte derjenigen Handwerker, welche Eiſen-, Stahl- und Kupferbleche u. ſ. w. zu Keſſeln (ſ. d.) verarbeiten.

Keſſelsdorf, Dorf, 8 km ſüdweſtlich von Dresden, bekannt durch die Schlacht von Keſſelsdorf, 15. Dez. 1745, in welcher die Preußen unter Fürſt Leopold von Deſſau die Sachſen unter Feldmarſchall Rutowſki ſchlugen. Die Sachſen hatten eine vorteilhafte Stellung, den linken Flügel an das von acht Grenadierbataillonen beſetzte K. gelehnt und eine ſtarke Artillerie. Sie ſchlugen die erſten Angriffe, welche auf K. gerichtet waren, tapfer zurück; die Grenadiere ließen ſich aber verleiten, zur Verfolgung aus K. vorzubrechen, und wurden von zwei preuß. Reiterregimentern mit großem Verluſt zurückgetrieben. Darüber ging K. verloren. Gleichzeitig überſchritt nun die preuß. Mitte den ſteilen, mit Glatteis belegten Grund, der ſie von den Sachſen trennte, und die ſächſ. Dragoner bei K. wurden von der preuß. Kavallerie, welche das Dorf umging, geworfen und die Infanterie durchbrochen. Die Folge dieſer Schlacht war die Übergabe Dresdens 17. Dez. und der Friedensſchluß 25. Dez. 1745. Vgl. «Archiv für ſächſ. Geſchichte» (Bd. IX; «Beiträge zur Geſchichte der Schlacht bei K.», von Oberſtlieut. Winkler); von Orlich, «Der zweite Schleſiſche Krieg» (Berl. 1841).

Keſſelſtein (frz. incruſtations, sédiments, dépôts; engl. incruſtation, sediment, deposit) iſt eine im Innern der Dampfkeſſel ſich anſetzende ſteinige, mehr oder weniger harte Maſſe, welche ſich beim Verdampfen des Waſſers aus einzelnen in demſelben enthaltenen Stoffen bildet. Namentlich tragen die ſchwefelſauren Verbindungen des Bariums, Calciums und Magneſiums, ſowie Thonerde und Kieſelſäure zur Bildung des K. bei.

Man unterſcheidet hiernach folgende ſechs Arten K.: Barytkeſſelſtein (kohlenſaurer und ſchwefelſaurer Baryt), Kalkkeſſelſtein (kohlenſaurer Kalk und Gips), Magneſiakeſſelſtein (reine, ſowie kohlenſaure Magneſia), Thonerdekeſſelſtein, Kieſelſäurekeſſelſtein und Mergelkeſſelſtein. Ein Univerſalmittel gegen den K. giebt es nicht. Erfolg kann nur ein Mittel haben, welches nach ſorgfältiger Analyſe des Speiſewaſſers dieſem entſprechend gewählt wird; die im Handel vorkommenden Antikeſſelſteinmittel tragen in manchen Fällen ſogar zu einem vermehrten Keſſelſteinanſatz bei. Die Mittel gegen K. ſind prinzipiell wie folgt zu gruppieren: 1) Abblaſen des Schlamms; 2) Anwendung chem. Mittel im Keſſelwaſſer, durch welche die Unreinigkeiten leichter löslich werden; 3) Anwendung mechan. Mittel, um die Anſammlung und das Feſtſetzen des K. an den Platten und Rohren zu verhindern; 4) Anwendung innerer Sammelapparate, aus denen ſich der K. leichter entfernen läßt als aus dem Keſſel ſelbſt; 5) Verbeſſerung der Waſſercirkulation, indem man die obern und untern Strömungen durch Platten oder Rohre voneinander trennt; 6) Reinigung des Waſſers, ehe es in den Keſſel tritt, durch Erhitzen, Filtration oder Behandlung mit chem. Agentien; 7) Oberflächenkondenſation; 8) Entfernung der gebildeten Keſſelſteinkruſte durch plötzliche Ausdehnung oder Kontraktion der letztern oder des Keſſels; 9) Anwendung galvaniſcher Mittel, deren Wirkungsweiſe noch unklar iſt; 10) vollſtändige langſame Abkühlung des Keſſels, ehe man ihn abbläſt; 11) Vereinigung mehrerer der obigen Methoden.

Keßler, ſ. Keſſeler.

Keßler (Joh.), Reformator St. Gallens, geb. 1502 zu St. Gallen, begann ſeine Studien zu Baſel und wandte ſich 1522 nach Wittenberg, wo er für die Reformation gewonnen wurde. Nach St. Gallen zurückgekehrt, wandte ſich K. dem Sattlergewerbe zu und war durch Auslegung der Schrift für Ausbreitung des Evangeliums eifrig thätig. In ſeiner Chronik, «Sabbata» betitelt (veröffentlicht vom Hiſtoriſchen Verein zu St. Gallen in den «Mitteilungen zur vaterländiſchen Geſchichte», Heft V—X), verfaßte er ein wertvolles Werk zur Reformationsgeſchichte. Seit 1535 leitete K. den evang. Gottesdienſt zu St. Margareten im Rheinthal, 1537 ward er Lehrer zu St. Gallen, 1542 Stadtpfarrer und ſtarb 15. März 1574 als Antiſtes der St. Galler Kirche. Vgl. Bernet, «Joh. Keßler, genannt Ahenarius» (St. Gallen 1826).

Keſtenholz (frz. Châtenois), Dorf im Kreiſe und Kanton Schlettſtadt des elſaß-lothring. Bezirks Unterelſaß, liegt 5 km nordweſtlich von Schlettſtadt an der Linie Schlettſtadt-Markirch der Elſaß-Lothringiſchen Eiſenbahn, und zählt (1880) 3433 faſt ausſchließlich kath. E. K. hat eine Mineralquelle und eine vielbeſuchte Badeanſtalt.

Keswick, Stadt in der engl. Grafschaft Cumberland, malerisch am Einfluß des Greta in den See Derwentwater, 48 km im SSW. von Carlisle gelegen, mit (1881) 3219 E., hat eine Bibliothek, eine Lateinschule und Wollzeugfabrikation. Im Stadthause ist eine große Reliefkarte des Seedistrikts, in der Kirche das Grab des Dichters Southey.

Keszthely, Marktflecken im ungar. Komitat Szalad, am Plattensee, Station (9 km vom Orte) der Linie Pragerhof-Budapest der Österreichischen Südbahn, zählt (1880) 5387 E., die sich meist mit Weinbau und Fischerei beschäftigen, und hat ein gräflich Festeticssches Schloß, ein kath. Gymnasium und eine landwirtschaftliche Lehranstalt mit Musterwirtschaft, sowie ein Mineralbad beim Bache Héviz (d. i. Warmwasser).

Kethoda (Ketchuda, pers.), Hausherr, Titel der Dorfvorsteher in Persien.

Kethuba (hebr.), Traubrief, s. unter Trauung.

Ketone, s. Aretone.

Ketschwayo oder (engl.) Cetewayo, König der Zulukaffern, ein Neffe des Zulukönigs Schaka und Sohn des Zulukönigs Panda, lieferte 1856 seinem Bruder Umbalazi eine blutige Schlacht, um sich die Thronfolge zu sichern. Nach dem Tode seines Vaters trat er 1858 die Regierung an, doch wütete der Krieg im Innern noch bis 1861 fort. K. bildete den von König Schaka, dem Begründer des stehenden Heers der Zulu, eingerichteten Militärdespotismus weiter aus und schuf ein jederzeit schlagfertiges Heer von 40000 Mann, welches regimenterweise in befestigten Kraalen kaserniert wurde und unter ihm durchweg mit Feuergewehren, größtenteils freilich alten Waffen von geringem Werte, bewaffnet wurde. Daneben ließ er seinen Truppen als blanke Waffe den Assagay, einen Wurfspieß mit eiserner Spitze und Rohrschaft. Seine Macht wurde bedrohlich für die brit. Besitzungen, deren Grenzen durch Raubzüge der Zulu unsicher gemacht wurden. Im J. 1878 rüstete der Befehlshaber der brit. Streitkräfte in Kapland deshalb ein Heer zur Bekämpfung K.s aus und rückte zu Anfang 1879 ins Zululand ein, erlitt jedoch mehrere Niederlagen namentlich 22. Jan. bei Isandula, sodaß die Kolonie Natal ernstlich gefährdet war. Aber K. nutzte die Gunst der Kriegslage nicht aus, und auch die Boers verhielten sich ruhig, sodaß aus England und Indien Verstärkungen herangeschafft werden konnten, welche die brit. Streitmacht unter Lord Chelmsford auf 23000 Mann brachten. K. griff dies Heer 4. Juli 1879 bei Ulundi mit nur 20000 Mann an und erlitt eine vollständige Niederlage; der König flüchtete ins Innere, wurde von der brit. Kavallerie unter Lord Gifford verfolgt und 28. Aug. im Kraal am Ngomewalde, am Schwarzen Umvoloſi gefangen genommen. K. wurde nach Kapstadt gebracht und dort gefangen gehalten. Im Juli 1882 reiste K. nach England, wo er 3. Aug. eintraf und drei Wochen verblieb; er wurde von der Königin Victoria empfangen und verhandelte über seine Rückkehr nach Zululand. Am 25. Sept. 1882 landete K. in Kapstadt und unterzeichnete dort 11. Dez. die von der brit. Regierung aufgestellten Bedingungen seiner Wiedereinsetzung als Zulukönig. Seine Herrschaft wurde auf einen Teil des Zululandes beschränkt und der Kontrolle eines brit. Residenten unterworfen. Anfang Januar 1883 landete K. in Port Dunford und wurde darauf in die Herrschaft wieder eingesetzt; doch fand seine Rückkehr bei einem großen Teile der Bevölkerung Widerstand, und seine Macht blieb gering und ganz von der Unterstützung der Regierung des Kaplandes abhängig. Er starb 8. Febr. 1884 in Ekhowe.

Kette, früher die deutsche Bezeichnung für 1 Dekameter = 10 Meter, aber durch das Reichsgesetz vom 11. Juli 1884 aufgehoben.

Kette (frz. chaine, engl. chain) nennt man im weitesten Sinne ein durch Aneinanderreihen ringartiger Körper (Glieder) gebildetes Ganzes, das je nach der Art der Verwendung aus verschiedenen Materialien bestehen kann. Goldene und silberne K. dienen als Schmuck (Hals- und Uhrketten); eiserne braucht man beim Feldmessen (Meßkette), in der Landwirtschaft an Pferdegeschirr und Fuhrwerken, im Maschinenwesen zur Übertragung von Kräften, sowie zum Heben von Lasten, in der Schiffahrt zur Fortbewegung von Fahrzeugen, zur Sperrung eines Hafens oder Stroms, zum Aufwinden des Ankers u. s. w. Die am häufigsten zu K. verarbeiteten Materialien sind: Schmiedeeisen, Stahl, Gold, Silber, Nickel, Zinn, Messing und andere Legierungen; seltener finden Gußeisen, Kautschuk, Ebonit, Horn, Schildpatt, Holz, Elfenbein und Knochen für diesen Zweck Anwendung. Bei Schmiedeeisen und Stahl werden die Glieder geschmiedet. Gußeiserne Kettenglieder werden gegossen; auf die gleiche Weise werden meist Kettenglieder von Gold, Silber, Zinn und leicht schmelzbaren Legierungen verfertigt, doch können dieselben auch durch Zusammenbiegen und nachheriges Löten von Draht oder Blech, oder auch durch Ausstanzen aus Blech hergestellt werden. Kautschuk und Ebonit werden in bildsamem, weichem Zustand in entsprechende Formen gepreßt; Schildpatt und Horn können entweder in der Hitze erweicht, gebogen oder gepreßt werden, oder man arbeitet die Glieder direkt aus dem Vollen heraus, welch letzteres Verfahren für Elfenbein, Knochen und Holz das allein mögliche ist.

Die größte Bedeutung für die Industrie hat die Fabrikation der schmiedeeisernen und stählernen K. Nach der Form des Ketteneisens unterscheidet man Rundeisenketten und Flacheisen- oder Laschenketten. Die gebräuchlichsten K. der erstern Art sind: die weite (deutsche) Ringkette (s. nachstehende Fig. 1),

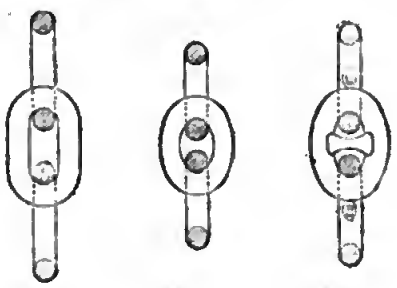


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

die enge (englische) Ringkette (Fig. 2), die Stegkette oder das Kettentau (Fig. 3) und die Vaucansonsche Hakenkette (Fig. 4 u. 5). Die beiden erstgenannten Arten heißen offene K.; diejenigen mit langen Gliedern haben geringeres Gewicht, sind billiger und bequemer herstellbar, die mit kurzen Gliedern dagegen beweglicher. Die die schwächsten Querschnitte der einzelnen Glieder gegeneinander absteifenden Stege der Stegketten verstärken nicht

nur die K. ganz wesentlich, sie verhüten auch das Verwirren und Knotenbilden der Glieder, weshalb solche K. als Ankerketten vielfach Verwendung

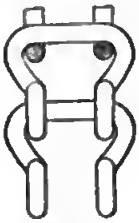


Fig. 4.

Fig. 5.

finden. Die Vaucansonsche Hakenkette besitzt nur gebogene, nicht geschweißte Glieder, eignet sich daher als Last- und Treibkette nur für kleine Kräfte.

Die Flacheisen- oder Laschenketten, Gelenkketten, auch Gallesche Ketten genannt (Fig. 6 u. 7), dienen sowohl als Lastketten, wie zur

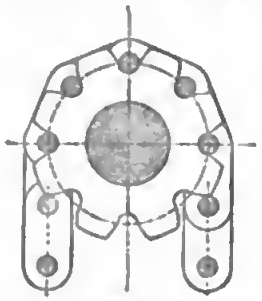


Fig. 6.

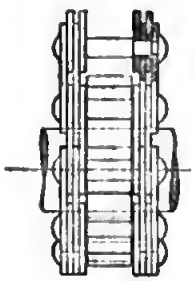


Fig. 7.

Übertragung rotierender Bewegungen. Die einzelnen Glieder der Laschenkette werden aus Flacheisenstücken und Bolzen hergestellt, indem erstere mit ihren an den Enden eingebohrten Ösen abwechselnd auf letztere aufgesteckt werden. Eigentümlich ist die Herstellungsart der nur durch die Form der Glieder voneinander verschiedenen K. von Clark, von David und von Damoizeau; die Glieder derselben werden durch das Passieren verschiedener Walzenkaliber geformt und dann zusammengebogen. Alle diejenigen vorbeschriebenen K., welche größern Zug aushalten sollen, müssen, bevor man sie in Gebrauch nimmt, probiert werden. Die gegossenen K. besitzen keine große Zugfestigkeit und dienen daher lediglich für ornamentale Zwecke, Gußeisenketten bei Umzäunungen, Messingketten bei Kandelabern u. s. w. Bei den Drahtketten unterscheidet man gelötete und nicht gelötete Glieder. Die gelöteten Kettenglieder haben teils ovale, teils kreisrunde Form und sind entweder verdreht, oder ihre Ebene wurde unverändert gelassen. Zu dieser Gattung gehören die feinen Glieder der sog. Venetianerkettchen, bei welchen 12—40 Glieder auf 1 cm Länge gehen.

Die Kette in der Uhr kommt nur noch bei Taschenuhren älterer Konstruktion vor und dient dann zum Aufziehen derselben.

In der Weberei versteht man unter Kette die meist stärkern, die Grundlage des Arbeitsprozesses bildenden, beim fertigen Stoff in der Längsrichtung verlaufenden Fäden (Kettenfäden), zwischen denen beim Weben durch teilweises Heben und Senken derselben die kreuzweise zu ihnen liegenden Einschlag- oder Schußfäden hindurchgeschoben werden. (S. Aufzug.)

über Galvanische Kette, s. Galvanische Batterie (Bd. VII, S. 500a), über Kinematische Kette, s. unter Kinematik.

Kettel, Haspen oder Klampe, bei der Schlosserarbeit soviel wie Krampe (s. d.).

Ketteler (Kettler, Gotthard), letzter Ordensmeister im deutschen Ordensstaate Livland und erster Herzog von Kurland und Semgallen, geb. in Westfalen, wahrscheinlich 1517, kam 1537 nach Livland, wurde 1557 Komtur von Fellin und bald darauf Haupt der livländ. Partei, welche das verhängnisvolle Schutz- und Trutzbündnis mit Polen gegen Rußland zu Poswol 1557 durchsetzte. Nach dem Einfalle Rußlands in Livland wurde K. zum Ordensmeister 1559 erwählt. Indessen hielten die Polen ihr Bündnis nicht, und durch die sich kreuzende Politik der deutschen Häupter des livländ. Ordensstaats wurde letzterer ein Zankapfel der Schweden, Polen, Dänen und Russen, welche sich in das Land teilten. K. wurde von Polen mit Semgallen und einem Teil von Kurland belehnt und starb 17. Mai 1587 in Mitau. K.s Nachkommen herrschten in Kurland (s. d.) bis 1737.

Ketteler (Wilh. Emanuel, Freiherr von), Bischof von Mainz, geb. 22. Dez. 1811 zu Münster, wurde 1824—28 im Jesuitenkollegium zu Brieg erzogen, studierte zuerst die Rechte und arbeitete 1835—37 als Referendar bei der Regierung zu Münster. Um in den Genuß einer Präbende zu kommen, nahm K. 1836 die Tonsur, verließ 1837 den Staatsdienst und entschloß sich 1841 Priester zu werden. K. studierte in München Theologie, trat Herbst 1843 in das Priesterseminar zu Münster, wurde 1844 zum Priester geweiht, zuerst als Kaplan in Beckum, 1846 als Pfarrer in Hopsten in Westfalen angestellt. Im J. 1848 ins frankfurter Parlament gewählt, bemühte er sich, die freiheitlichen Bestrebungen der Zeit auszunutzen, um der Kirche völlige Unabhängigkeit vom Staate zu wahren. Im J. 1849 ward K. als Propst an St. Hedwig nach Berlin berufen und bereits am 25. Juli 1850 als Bischof von Mainz inthronisiert. Auf K.s Veranlassung traten die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz 1851 zu Freiburg zusammen, überreichten den Regierungen von Baden, Württemberg, Hessen und Nassau ihre auf die «Freiheit der Kirche» bezüglichen Forderungen und wiederholten dieselben in zwei Denkschriften vom J. 1853. K. errichtete 1851 eine theol. Lehranstalt am bischöfl. Klerikalseminar zu Mainz und verbot den Besuch der kath.-theol. Fakultät zu Gießen. Die Regierung, an deren Spitze der Freiherr von Dalwigk stand, gab in der vorläufigen Übereinkunft vom 23. Aug. 1854 in den wichtigsten Punkten nach, dennoch verlangte der Papst noch weitere Zugeständnisse, welche die Konvention vom April 1856 zum großen Teil gewährte. Dieselbe wurde zwar 1866 formell wieder aufgehoben, blieb aber bis zum Sturz des Ministeriums Dalwigk (1871) thatsächlich bestehen. Nach der Aufrichtung des Deutschen Reichs war K. einer der einflußreichsten Führer der ultramontanen Partei. Als Vertreter des bad. Wahlkreises Tauberbischofsheim nahm er am ersten Deutschen Reichstag teil. Vergebens bemühte er sich, die Aufnahme der «Grundrechte» in die deutsche Verfassung durchzusetzen. Als dann seit 1872 die staatliche Gesetzgebung den Übergriffen der kath. Kirche entgegentrat, war K. die Seele des hartnäckigen Widerstandes von seiten der ultramontanen Partei. Auf

dem Vatikanischen Konzil gehörte K. zunächst der Opposition an, bat den Papst fußfällig, von der Verkündigung der Unfehlbarkeit abzusehen, und reiste vor der Abstimmung fort; dann aber publizierte er schon 20. Aug. 1870 die vatikanischen Beschlüsse und war eifrig bemüht für die Annahme derselben. Auf der Rückkehr von einer Reise nach Rom erkrankte K. im Kloster Burghausen in Oberbayern und starb hier 13. Juli 1877. Seine Leiche wurde im Dom zu Mainz beigesetzt.

Kettenbandwurm, s. Bandwurm.

Kettenbaum oder Garnbaum (frz. ensouple de derrière, engl. warp-beam), eine meist im hintern Teil des Webstuhls gelagerte hölzerne Walze, auf der die Kettenfäden aufgewickelt sind und von der sie sich beim Weben dem Fortschritt der Arbeit entsprechend unter gewisser Spannung abwickeln.

Kettenbruch, kontinuierlicher Bruch, heißt ein Bruch, dessen Nenner aus einer ganzen Zahl nebst einem Bruche besteht, dessen Nenner wieder eine ganze Zahl nebst einem Bruche ist u. s. w. Bei den gewöhnlichen Kettenbrüchen sind alle vorkommenden Zähler der Einheit gleich, z. B.:

$$\cfrac{1}{2+\cfrac{1}{3+\cfrac{1}{4+\cfrac{1}{5}}}} = \cfrac{1}{2+\cfrac{1}{3+\cfrac{1}{21}}} = \cfrac{1}{2+\cfrac{21}{68}} = \frac{68}{157}$$

Die Nenner derjenigen gemeinen Brüche, aus denen jeder K. scheinbar zusammengesetzt ist, nennt man die Partialnenner des K. Jeder gemeine Bruch läßt sich in einen K. verwandeln; man findet dessen Partialnenner, wenn man mit dem Zähler des gewöhnlichen Bruchs in den Nenner dividiert, dann mit dem Rest in den Zähler und so fort immer mit dem letzten Rest in den vorigen Divisor, bis die Division aufgeht; die erhaltenen Quotienten bilden nach der Reihe die Partialnenner des K., während die Zähler desselben sämtlich der Einheit gleich sind. Behält man von den Partialnennern nur den ersten oder die zwei, drei, vier ersten mit Weglassung aller folgenden bei und verwandelt den so entstehenden unvollständigen K. in einen gemeinen Bruch, so heißt dieser ein Näherungswert des K. Von diesen ist der erste größer, der zweite kleiner und so alle folgenden abwechselnd größer und kleiner als der K., dem aber jeder Näherungswert näher kommt als der vorhergehende. Die Kettenbrüche mit ihren Näherungswerten dienen dazu, einen gemeinen Bruch, dessen Zähler und Nenner große Zahlen sind, oder ein durch große Zahlen ausgedrücktes Verhältnis durch kleinere Zahlen mit größter Genauigkeit auszudrücken. In der Algebra wendet man sie an zur Auflösung unbestimmter Gleichungen, in der Analysis zum Ausdruck von Funktionen. Ein unendlicher K., dessen Partialnenner periodisch wiederkehren, ist eine Wurzel einer bestimmten quadratischen Gleichung, und eine irrationale Quadratwurzel läßt sich durch einen periodischen K. darstellen.

Kettenbrücken, eine wichtige Art der Hängebrücken im allgemeinen, s. unter Brücke, Bd. III, S. 601. Die bedeutendsten K. hat Amerika: die von E. Hemberle 1877 errichtete über den Monongahela bei Pittsburgh in Pennsylvanien, mit einer Spannweite von 243,8 m im Mittel- und 44,2 m an den Seitenfeldern; die East-River-Drahtseilbrücke in Neuyork mit einer mittlern Öffnung von 518,1 m und zwei Seitenöffnungen zu 290 m (größte Spannweite); die Drahtseilbrücke über die Niagarafälle (Cliftonbrücke), 1869 vollendet, mit 385,3 m Spannweite; die Ohiobrücke bei Cincinnati; die Eisenbahnbrücke über den Niagara, 1855 erbaut, mit 250,3 m Spannweite, u. s. w. Von den europäischen K. sind hervorzuheben: die Drahtseilbrücke über das Saanethal zu Freiburg im Üchtlande, 1832 erbaut, mit einer Spannweite von 273 m; die Donaubrücke zwischen Pest und Ofen, 1845 vollendet, mit einer Mittelöffnung von 203 m und zwei Seitenöffnungen von je 90,6 m; die Hungerfordbrücke über die Themse in London, 1845 erbaut, mit drei Öffnungen zu 206,2 m und zwei Öffnungen zu 103,5 m; die Drahtseilbrücke über die Vilaine bei La Roche-Bernard mit einer Spannweite von 193,2 m, die K. über die Menai-Meerenge bei Bangor, 1826 vollendet, mit einer Öffnung von 176,8 m; die Franz-Josephs-Brücke über die Moldau bei Prag, 1868 vollendet, mit einer Mittelöffnung von 146,4 m und zwei Seitenöffnungen von 47,7 m; die Franzensiettenbrücke über die Moldau in Prag, 1841 vollendet, mit Öffnungen von 132,7 m, beziehentlich 33,2 m Weite; die Albert-Hängebrücke über die Themse zu Chelsea mit einer Mittelöffnung von 122 m und zwei Seitenöffnungen zu 47,3 m; die Hamersmithbrücke über die Themse in London, 1827 vollendet, mit drei Öffnungen zu 121,8 m und zwei Seitenöffnungen zu 449,3 m; die Dordognebrücke zu Cubzac mit 109 m weiten Öffnungen; die Maasbrücke zu Seraing, 1843 erbaut, mit 105 m Spannweite. Bei einigen dieser Brücken, die historisch ein großes Interesse besitzen, ist der Ersatz durch andere Systeme schon erfolgt, bei andern, wie der Franzensbrücke in Prag, soll die Umwandlung in eine steife Brücke noch geschehen.

Kettendruck, eine namentlich in der Teppichfabrikation angewendete Art des Zeugdrucks, wobei die Farben auf die Kette des Gewebes gedruckt werden, um geflammte, regelmäßige Muster zu erzeugen.

Kettendruckmaschine, eine beim Kettendruck gebräuchliche Vorrichtung zum richtigen Aufspannen der Kette, bei welcher das schnelle Trocknen der Farben durch ein Windrad oder durch Dampfheizung bewirkt werden kann.

Kettenfäden, s. unter Kette (in der Weberei).

Kettenfähren, s. unter Fähren.

Kettengarn, ziemlich starkgedrehtes Garn, welches zu den Kettenfäden verwendet wird.

Kettengebirge, s. unter Gebirge.

Kettengebläse oder Paternostergebläse, s. unter Gebläse, Bd. VII, S. 619a.

Kettenkugel, s. u. Geschoß, Bd. VII, S. 877a.

Kettenkunst, soviel wie Paternosterwerk (s. d.).

Kettenlinie heißt in der höhern Mechanik und Geometrie diejenige (transscendente) krumme Linie, die ein durchaus gleich schwerer, vollkommen biegsamer, undehnbarer Faden annimmt, sobald man ihn an zwei Punkten, deren Entfernung geringer ist als die Länge des Fadens, frei aufhängt. Die K. ist in der Baukunst wichtig, indem Gewölbe, nach derselben ausgeführt, geringsten Druck auf die Widerlager üben. Auf der K. beruht die Kettenbrücke, indem eine Kette frei aufgehängt und auf diese die horizontale Brückenbahn gestützt wird.

Kettenmessung, s. Meßkette.

Kettenpumpe, eine zum Heben von Flüssigkeiten dienende Vorrichtung, bestehend in einer vertikal gespannten endlosen Kette mit aufgesteckten Scheiben, welch letztere bei der Bewegung der Kette die

Flüssigkeit in einem Steigrohr auf die gewünschte Höhe befördern. (S. unter Pumpen.)

Kettenrechnung heißt in der Arithmetik das Verfahren, zwei Größen mit Hilfe von Mittelgrößen zu vergleichen. Will man z. B. wissen, wie viel Ar ein preuß. Morgen ausmacht, so schließt man so: 1 preuß. Morgen ist 180 Quadratruten, 1 Quadratrute ist 144 preuß. Quadratfuß, 1 Quadratfuß ist 0,0985 Quadratmeter, 100 Quadratmeter ist 1 Ar. Das Produkt dieser Verhältnisse ($180 \times 144 \times 0{,}0985 \times \frac{1}{100}$) gibt 25,533, die Summe der Ar, die auf einen Morgen gehen. Die Zusammenstellung und Anordnung der verbundenen Größen bei dieser Rechnung nennt man in den Rechenbüchern einen Kettensatz und die Vorschrift dieses Verfahrens die Kettenregel oder auch Reessche Regel nach K. F. de Rees. [tenrechnung.

Kettenregel und **Kettensatz**, s. unter Ket-

Kettenscheren, s. unter Kette.

Kettenschermaschine oder Zettelmaschine (frz. métier à ourdir, ourdissoir; engl. warping-mill, warping frame), eine Maschine, welche die Kettenfäden zu einem Gewebe in zweckmäßiger Anordnung abteilungsweise auf die Kettenwalze aufwickelt, damit sie sämtlich genau die bestimmte Länge erhalten und in der ganzen Kettenbreite nebeneinander zu liegen kommen. (S. unter Weberei.)

Kettenschiffahrt, s. Kettenschleppschiffahrt.

Kettenschleppschiffahrt (Drahtseilschleppschiffahrt, Tauerei, frz. touage, engl. towing) beruht auf der Idee, die Bewegung eines Schiffs und der daranhängenden Schleppkähne zu erleichtern, indem man das Schiff mit einer kontinuierlichen, an der Sohle des Flusses oder Kanals gelegten, an den Enden verankerten Kette (oder einem Seile) derart verbindet, daß letztere sich über zwei am Schiffe angebrachte Trommeln auf- und abwickelt und dadurch feste Stützpunkte für die Vorwärtsbewegung schafft. Die Trommeln werden durch eine Dampfmaschine in Umdrehung versetzt. Das Kettenschleppschiff besitzt vorn und hinten je einen Ausleger, von denen der vordere die Kette auf das Schiff und die Trommeln führt. Um diese Trommeln windet sich die Kette und wird dann durch die Rollen des Auslegers am Hinterteil des Schiffs ins Flußbett zurückgeführt. Die Steuerung besteht aus zwei Steuern, einem vordern und einem hintern, die parallel gestellt sind und das Schiff nach Bedürfnis zur Seite bewegen lassen. Je nachdem die Trommeln von der Maschine nach rechts oder links gedreht werden, macht das Schiff eine Vorwärts- oder eine Rückwärtsbewegung. Die K. hat gegenüber der gewöhnlichen Schleppschiffahrt den Vorteil größerer Ökonomie und besserer Ausnutzung der Maschinenkraft insbesondere beim Transport stromaufwärts. Masten und Takelage können auf den Schlepptähnen ganz wegfallen. Die Schiffsmannschaft kann vermindert werden. Die Beförderung der Güter erfolgt rascher und unter Innehaltung genauer Lieferungsfristen.

Die Idee der K. ist schon alt; die ersten Versuche damit im großen wurden 1820 von Courteaud und Touraffe auf der Saône angestellt; die Fortbewegung geschah jedoch noch in der Art, daß, während ein Schiff eine Strecke von 1000 m befuhr, eine zweite solche Strecke erst vorweg mit einer gleichlangen Kette belegt werden mußte und so fort abwechselungsweise. Die K. in ihrer jetzigen Vervollkommnung ist aber erst seit 1853, und zwar auf der Seine, in Anwendung. In Deutschland gebührt der Hamburg-Magdeburger Dampfschiffahrtskompagnie das Verdienst, dieses System zuerst in Anwendung gebracht zu haben (1866), und zwar auf der 5 km langen Strecke von Neustadt-Magdeburg bis Buckau, welcher bald darauf die Strecke Neustadt-Hamburg folgte. Die Deutsche Elbeschiffahrtsgesellschaft in Dresden betreibt den Schleppdienst auf der Elbe mit 26 Kettendampfern, auf der Saale mit 1 Kettendampfer, welche 32—54 m lang, 4,57—7,77 m breit und 69—266 Pferdekräfte stark sind. Die Prager Dampf- und Segelschiffahrts-Gesellschaft baute die Linie von der Landesgrenze bis Leitmeritz. Auf der Havel und Spree wurde im Juni 1882 die Kettenschiffahrt von der Deutschen Krahngesellschaft (10 Dampfer) eingerichtet, welche nach Vollendung der Kette bis Hamburg einen unmittelbaren Verkehr zwischen Berlin und Hamburg hergestellt hat. Ferner ist die Einführung der K. auf der Donau (von Preßburg bis Passau), der Oder, der Weichsel und dem Neckar u. m. a. zum Teil schon verwirklicht; im Rhein hat die Tauerei 1877 zwischen Ruhrort und Emmerich begonnen und wurde seither fortgesetzt. Die Kölner Centralgesellschaft für Tauerei auf dem Rhein besitzt acht Seilschlepper, welche hauptsächlich in der Strecke von Bonn bis Bingen fahren. In Frankreich ist sie auf der Seine, dem Rhône und auf mehrern Kanälen, unter andern auch auf der unterirdischen Strecke des Burgunder Kanals eingerichtet; in neuester Zeit wurden auf diesem Kanal erfolgreiche Versuche mit einer Kette ohne Ende gemacht. In Belgien liegt ein Drahtseil in der Maas, eine Kette in dem Kanal von Charleroi und in dem Kanal, welcher Gent mit der Schelde verbindet, in Holland auf mehrern Kanälen (Beveland, Nordkanal u. s. w.). Am gewaltigsten ist der Tauereiverkehr auf den Kanälen und Flüssen der Vereinigten Staaten von Amerika (Eriekanal, Delaware und Hudsonkanal, Schuylkill und Delaware u. s. w.) entwickelt. Welche erhebliche Ersparnis an Transportkosten durch Anwendung von Dampfkraft bei der Flußschiffahrt erzielt wird, beweist die Thatsache, daß die Kosten der Zugkraft nach Meitzens Untersuchungen bei einem Schiffe von 7000 Ctr. Tragkraft unter gleichen Bedingungen pro Centner und deutsche Meile (7,5 km), für den Pferdezug auf 0,16 Pfennige, für Dampfkraft (Schlepper) auf 0,04 Pfennige und bei Drahtseiltransmissionen auf 0,01—0,02 Pfennige sich stellen. Das Drahtseil (s. d.) wurde zuerst in Amerika und Belgien von O. de Mesnil angewandt und von dem Deutschen Max Eyth verbessert.

Kettenschluß, verkürzte Schlußreihe von der Form eines einzigen Schlusses. (S. Sorites.)

Kettenseide oder Organsinseide, s. Seide.

Kettenspulmaschine, eine Spulmaschine für Kettengarn. (S. unter Weberei.)

Kettenstich (frz. point de chainette, engl. chainstitch), eine von den ersten Nähmaschinen ausgeführte, jetzt nur noch als Zierstich angewendete Art der Näherei, bei der die Stiche wie Glieder einer Kette ineinander gesteckt erscheinen.

Kettentaue, s. unter Kette.

Kettenware, s. unter Strumpfwirlerei.

Kettering, alte Marktstadt in der engl. Grafschaft Northampton, 22 km im NO. von Northampton, Station der London-Derby-Bahn, an

einem linken Zufluſſe des Ren, hat Wollkämmerei und Schuhfabrikation und zählt (1881) 11 093 E.

Kettler, ſ. Ketteler.

Kettwig, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düſſeldorf, Landkreis Eſſen, 12 km im SW. von Eſſen an der Ruhr, Station der Linie Düſſeldorf-Dortmund-Soeſt der Preußiſchen Staatsbahnen, hat ein Krankenhaus, Waiſenhaus, Wollſpinnerei, anſehnliche Tuch-, Kunſtwoll- und Zanellafabrikation, ſowie Färberei, eine Dampfmahlmühle, Papierfabrik und Steinkohlenhandel und zählt (1880) 3402 meiſt prot. E.

K. et W., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für *Knowles et Westcott*.

K. et Z., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für *Karwinski et Zuccarini*.

Ketzer oder Häretiker pflegt man nach einem alten kirchlichen Sprachgebrauche alle zu nennen, welche von der als rechtgläubig allgemein anerkannten Kirchenlehre abweichen. Der Name iſt aus dem Worte Katharer (ſ. d.) entſtanden und kommt zuerſt bei den Minneſängern des 12. Jahrh. vor. Von den K. ſind wohl zu unterſcheiden die Ungläubigen (infideles), d. h. alle diejenigen, welche keine Chriſten ſind, die Apoſtaten, d. h. die, welche von dem einmal bekannten chriſtl. Glauben abfallen, und die Schismatiker, oder diejenigen, welche ſich von der Einheit der Kirche in Ritus und Verfaſſung abſondern. Die von der kirchlich geltenden abweichende Lehre heißt Ketzerei oder Häreſie (ſ. d.). Der Ausſchluß von Häretikern aus der Kirchengemeinſchaft erſchien ſchon im 2. Jahrh. den Gnoſtikern gegenüber als eine notwendige Maßregel der Selbſterhaltung, deren Vollziehung in die Hände der Biſchöfe gelegt wurde. Die Wiederaufnahme in die Kirche konnte nur dann erfolgen, wenn der K. verſchiedene Bußgrade überſtanden hatte. Seit Konſtantin d. Gr. trafen den K. auch weltliche Strafen, Verbannung, der Verluſt aller bürgerlichen Rechte, Verbrennung ſeiner Schriften. Das erſte Beiſpiel einer Lebensſtrafe gegen K. gaben auf der Synode zu Trier 385 ſpan. Biſchöfe durch die Verurteilung Prisciliians zum Tode. Bis zur Einführung der Inquiſition (ſ. d.) blieb die Beſtrafung der K. den Biſchöfen überlaſſen. Todesſtrafen wurden von der weltlichen Gerichtsbarkeit vollzogen, weil die Kirche mit Blut ſich nicht beflecken könnte. Maſſenhafte Ketzerprozeſſe begannen im 13. Jahrh. Auf der Kirchenverſammlung zu Toulouſe (1229) wurden durch Gregor IX. die Ketzergerichte angeordnet und faſt in allen Ländern der Chriſtenheit eigene Ketzermeiſter mit unumſchränkter Vollmacht beſtellt, die ſich durch zahlloſe Güterеinziehungen und Hinrichtungen furchtbar machten. Die Kreuzzüge, die Simon von Montfort um dieſe Zeit gegen die Albigenſer (ſ. d.) anführte, waren ein bürgerlicher Krieg zur Vernichtung der K. Auch in Deutſchland trieben Ketzermeiſter, deren erſter, Konrad von Marburg (ſ. d.), 1214—33 am Rhein wütete, von Zeit zu Zeit ihr Weſen.

Seit der Reformation wurden vornehmlich die Proteſtanten in Frankreich, Spanien, Portugal, den ſpan. Niederlanden, den öſterr. Erblanden, Böhmen, Bayern und den geiſtlichen Territorien Deutſchlands als K. verfolgt, und der Dreißigjährige Krieg war ganz eigentlich ein durch die Jeſuiten angefachter Ketzerkrieg. Während noch am Ende des 17. Jahrh. die Beichtväter Ludwigs XIV. ſolche Ketzerverfolgungen anſtifteten, fanden am Anfange des 18. die Bluttage in Thorn ſtatt, und bald nachher vertrieb der Erzbiſchof Firmian die evang. Salzburger. Neue Greuelthaten erhoben ſich 1815 in Frankreich gegen die Reformierten, und 1837 mußten die evang. Zillerthaler nach Preußen auswandern. In Florenz wurde noch 1852 gegen die evang. Eheleute Madiai die Galeerenſtrafe verhängt und in Spanien wurden bis zur Vertreibung Iſabellas II. evang. Chriſten mit Kerkerhaft belegt. Im erſten Zeitalter der Reformation unterſchied man auch noch in der prot. Kirche Rechtgläubige und Häretiker und hielt gegen die letztern ſelbſt blutige Gewaltthat für erlaubt. So wurde im 16. Jahrh. Servet (ſ. d.) auf Veranlaſſung Calvins als K. verbrannt. Doch brachte die eigene Lage der prot. Kirchen bei allem Eifer ihrer Theologen gegen allerlei «ſchädliche Rotten und Sekten» bald genug die Notwendigkeit mit ſich, die Ketzerprozeſſe auf Irrlehrer in ihrem eigenen Schoße zu beſchränken. Die fortſchreitende Aufklärung erhob gegenüber allen Zwangsmaßregeln um religiöſer Meinungen willen immer lauter die Forderung der Gewiſſens- und Lehrfreiheit. Das Recht der erſtern iſt heute in prot. Ländern allgemein, in katholiſchen wenigſtens meiſtenteils anerkannt. Anders ſteht es noch heute mit der Lehrfreiheit, ſoweit dieſelbe innerhalb der einzelnen Kirchen ſelbſt von Theologen und Geiſtlichen in Anſpruch genommen wird. Während die kath. Kirche abtrünnige oder in Ketzereien verfallene Prieſter und Mönche fortwährend verfolgt und oft lebenslänglich in Kloſterhaft hält, hat die prot. Orthodoxie, wo ſie die Macht hatte, bis zum heutigen Tage freiſinnige Geiſtliche und Profeſſoren der Theologie wenigſtens in Unterſuchung gezogen, mit Disciplinarſtrafen belegt, ſuspendiert, entſetzt oder in unfreiwilligen Ruheſtand verſetzt. Obwohl an ſich betrachtet die Lehrfreiheit innerhalb einer beſtimmten Kirchengemeinſchaft ihre Schranken an den Grundprinzipien der betreffenden Kirche haben muß, ſo iſt doch im Proteſtantismus gerade die Tragweite der letztern ſtreitig. Wäre der Proteſtantismus mit der altprot. Kirchenlehre identiſch, ſo hätte freilich nur die Orthodoxie in den prot. Kirchen das Recht der Exiſtenz, und die Abſetzung «ketzeriſcher» Lehrer wäre ſelbſtverſtändlich. Da aber der freie Proteſtantismus der Gegenwart das Bewußtſein hat, das prot. Prinzip reiner und konſequenter durchzuführen als irgend eine der ſtrengen kirchlichen Richtungen, ſo muß er fortwährend in der prot. Kirche Bürgerrecht verlangen und zu behaupten ſuchen. Jeder Verſuch, die freie Forſchung in die Schranken irgend einer dogmatiſchen Vorſtellungsform zu bannen, hebt die Entwickelungsfähigkeit des Proteſtantismus und damit ſein Weſen auf.

Ketzin, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Oſthavelland, an der Havel, hat bedeutende Ziegelbrennerei, und zählt (1880) 2681 E. In der Nähe iſt ein großes Thonlager in der Havelniederung.

Keuchhuſten, Stickhuſten oder blauer Huſten (tussis convulsiva, pertussis, frz. coqueluche, engl. hooping-cough), ein epidemiſch auftretender, über den größten Teil der bewohnten Erde verbreiteter anſteckender Katarrh der Luftwege, der namentlich Kinder vom zweiten bis achten Jahre befällt und ſich durch periodiſche, krampfhafte Huſtenanfälle charakteriſiert. Derſelbe zeigt ſich vorzüglich im Herbſt und Frühjahr und begleitet Maſern

und Scharlachepidemien oder wechselt mit diesen ab. Mädchen und Schwächlinge werden in größerer Anzahl von ihm befallen als Knaben und kräftige Kinder. Einmal Befallene sind meist vor erneuter Erkrankung sicher. Der K. beginnt wie ein gewöhnlicher fieberhafter Husten, von dem er im Anfang nur durch das epidemische Auftreten unterschieden werden kann. Nach wenigen Tagen oder Wochen verlieren sich die Fiebererscheinungen, und es bleibt nur der Lungenkatarrh bestehen, welcher durch die Sekretion eines sehr reichlichen zähen Schleims ausgezeichnet ist. Die Ansammlung des Schleims im Kehlkopf bedingt zunächst die periodischen krampfhaften Hustenanfälle, die in ihren Äußerungen charakteristisch sind. Zuerst wird die Luft langsam, unter einem pfeifenden Geräusch, durch die krampfhaft verengte Stimmritze gezogen und dann durch kurze, schnell abgebrochene Hustenstöße ausgetrieben, worauf wieder das keuchende Einatmen folgt, bis der Schleim in die Mundhöhle gefördert ist. Oft tritt wegen des Drucks auf den Unterleib Erbrechen und mit diesem leichtere Entleerung des Schleims ein. Während des Hustenanfalls ist der Rückfluß des Blutes vom Kopfe gehemmt, das Gesicht wird blau, es kommt selbst zu Blutungen aus der Nase, dem Ohr, dem Munde, in die Augendindehaut; ferner, wegen des Drucks auf den Bauch, zu unwillkürlichen Ausleerungen, ja mitunter selbst zu Brüchen. Nach dem Anfall, welcher gewöhnlich 1—2 Minuten, bisweilen aber selbst eine Viertelstunde dauert, befindet sich das Kind völlig wohl. Die Zahl der einzelnen Anfälle während eines Tags ist sehr verschieden; auf der Höhe der Krankheit können sich 30, selbst 40 Anfälle in 24 Stunden einstellen. Nicht bloß der Schleim, sondern auch andere, auf den Kehlkopf wirkende Schädlichkeiten (kalte Luft, Rauch, Staub, anhaltendes Weinen ꝛc.) rufen den Hustenanfall hervor. Mit der Zeit, nach Wochen oder Monaten, verliert der Schleim seine zähe Beschaffenheit, die Reizbarkeit der Schleimhaut läßt nach und die Anfälle werden schwächer, seltener und bleiben zuletzt ganz aus.

Verbreitet wird die Krankheit durch ein im Auswurf und Atem der Kranken enthaltenes Kontagium, welches übrigens nicht bloß durch die Kranken, sondern auch durch Gesunde oder durch Wäschstücke und andere Gegenstände, an denen der Auswurf haftet, übertragen werden kann. Nach den neuern Untersuchungen wird der K. durch mikroskopisch kleinste Pilze hervorgerufen, welche sich in den Luftwegen einnisten, in den feinen Luftröhrenverzweigungen und den Lungenbläschen einen entzündlichen Zustand unterhalten und dadurch das charakteristische Symptomenbild des K. hervorrufen. An sich tötet der K. nur in äußerst seltenen Fällen, kann aber durch Zutritt von Lungenentzündung u. dgl. gefährlich werden oder durch Hinterlassung von Lungenemphysem, Brüchen u. dgl. die Gesundheit auf Lebensdauer schädigen. Die Annahme, daß der K. mindestens 18—20 Wochen dauern müsse, ist durchaus unbegründet und verderblich; vielmehr gelingt es bei der nötigen Sorgfalt, die Dauer der Krankheit auf einige Wochen einzuschränken.

Bei frischen Erkrankungen sollen die Kinder im Bett gehalten und durch warme Decken in gelinden Schweiß gebracht werden. Das Zimmer muß Tag und Nacht die gleiche Temperatur haben. Ferner muß man die Anfälle abzukürzen suchen, weil hierdurch auch die Dauer der ganzen Krankheit abgekürzt wird. Sobald der Anfall sich (durch Röcheln u. s. w.) anmeldet, gebe man warme, schleimige Getränke (Brustthee, warmes Zuckerwasser, Milch mit Selterswasser u. dgl.) oder eine Lösung von kohlensaurem Kali oder Natron (Sodawasser), sorge auch dafür, daß die Kinder nicht jedem Hustenkitzel nachgeben. Der Schleim muß nötigenfalls mit den Fingern aus dem Mund entfernt werden. Daneben leisten öftere Einatmungen feuchtwarmer Carboldämpfe (ein- bis zweiprozentiges Carbolwasser, täglich vier- bis sechsmal mittels eines Inhalationsapparats eine halbe bis eine Stunde lang zerstäubt), sowie die Darreichung narkotischer Heilmittel oft vortreffliche Dienste. Da die Krankheit ansteckt (selbst Erwachsene), so trenne man selbstverständlich die noch gesunden Kinder sorgfältig von den schon erkrankten. In besonders hartnäckigen Fällen hilft nur Wechsel des Wohnortes, namentlich Aufenthalt in warmer, reiner Land- und Bergluft.

Keuchhustenmittel (von Fraas), s. unter Geheimmittel.

Keudell (Rob. von), deutscher Diplomat, geb. 27. Febr. 1824 zu Königsberg, stammt aus einem alten, in Kurhessen ansässigen Geschlecht, von dem ein Zweig zu Anfang des 17. Jahrh. nach Ostpreußen übergesiedelt war. In seiner Vaterstadt vorgebildet, studierte K. 1841—45 in Königsberg, Heidelberg und Berlin, wurde 1850 Gerichtsassessor und 1851 Regierungsassessor in Potsdam. Von 1858 bis 1863 war er in Breslau, seit 1862 als Regierungsrat. K.s bedeutsame Thätigkeit beginnt mit dem Herbst 1863, wo er von dem Ministerpräsidenten von Bismarck als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Auswärtigen berufen wurde. Er war an Bismarcks Seite in Schleswig-Holstein, in Böhmen und bei den Verhandlungen des J. 1866, begleitete ihn 1867 nach Paris zur Industrieausstellung und folgte ihm 1870 in das Hauptquartier nach Versailles, sowie im Sommer 1871 nach Gastein und Salzburg. K. wurde 1864 vortragender Rat und 1870 Geh. Legationsrat; im Herbst 1869 ging er als Kommissar des Norddeutschen Bundes zur Wahrung der Handelsinteressen desselben bei Eröffnung des Suezkanals nach Ägypten. Im J. 1871 vom dritten frankfurter Wahlkreise (Königsberg i. N.) in den Deutschen Reichstag gewählt, schloß sich K. dort der Deutschen Reichs- (freikonservativen) Partei an. Im Sept. 1872 wurde K. zum außerordentlichen Gesandten des Deutschen Reichs in Konstantinopel ernannt, 8. Juni 1873 in gleicher Eigenschaft in Rom akkreditiert; 28. Febr. 1876 erfolgte seine Erhebung zum Botschafter am ital. Hofe. Der Armee gehört er seit 1842 an, jetzt als Rittmeister in der Landwehr. Vermählt war K. in erster Ehe mit der einzigen Tochter des frühern preuß. Finanzministers Freiherrn von Patow; seine zweite Gemahlin ist eine Tochter aus der Ehe des Herzogs Ernst von Württemberg (gest. 1868) und der Baronin Grünhof, geb. Eschborn.

Rudolf von K., geb. 1808, der älteste Bruder des vorigen, war Offizier, dann Landwirt und hat sich litterarisch durch die Romane «Lätitia», «Außerhalb der Gesellschaft», «Bergau», «Die Politiker», «Das Glückskind» ꝛc. bekannt gemacht. Er war 1849 Rittmeister in schlesw.-holstein. Diensten, nahm 1866 am Deutschen Kriege als Freiwilliger im preuß. 2. Dragonerregiment teil und starb 1872 in Berlin.

Otto von K., ein dritter Bruder, geb. 1810, anfangs gleichfalls Offizier, gehörte 1848—49 der

Konstituierenden Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. als Vertreter preuß. und nationaler Richtung (Klub Casino) an, wurde 1851 in die preuß. Erste Kammer gewählt und starb 1853.

Keule, eine vor Einführung der Feuerwaffe allgemein verbreitete, wirksame Handwaffe aus hartem Holze, Eisen, Kupfer, Messing. Auch jetzt noch wird sie bei wilden Völkern geführt, die noch keinen Anteil an der modernen Kriegskunst haben. Neuerdings ist man bestrebt, die K. als Turngerät auf den deutschen Turnplätzen einzubürgern.

Keulen (Ludolf von), s. Ceulen.

Keulenpilze nennt man die Arten der Gattung Clavaria (s. d.), sie sind fast alle eßbar, giftige sind überhaupt nicht darunter. Die Fruchtkörper stellen teils unverästelte, keulenartige, teils reichverzweigte, korallenstock-, hirschgeweih-, oder strauchartige Gebilde dar. Die Farbe derselben ist weiß oder grauweiß, gelb, rot oder violett, seltener braun; einige zeigen sehr lebhafte und schöne Farben, so der goldgelbe Keulenpilz (C. aurea), ferner der schöne Keulenpilz (C. formosa) und der Amethystkeulenpilz (C. amethystina).

Keulenrochen, s. unter Rochen.

Keuler oder Eber, das männliche Wildschwein.

Keuper ist ursprünglich eine provinzielle Benennung für gewisse thonige Mergel in Franken, besonders bei Coburg. Dann hat man den Namen benutzt, um damit eine ganze Gruppe von Gesteinsschichten zu bezeichnen, welche die obere Abteilung der deutschen Trias über dem Muschellalk bildet. Die Keuperformation besteht hauptsächlich aus bunten Mergeln mit Gips, Anhydrit und zuweilen auch Steinsalzeintagerungen, Sandstein und Schieferthon. Doch finden sich in ihrer untern Abteilung auch Schichten von Kalkstein und Dolomit, sowie sog. Lettenkohle, die sich jedoch noch nirgends recht abbauwürdig gezeigt hat. Die stuttgarter Werksandsteine und die Schilfsandsteine Süddeutschlands gehören dem K. an. Er enthält verhältnismäßig wenige Versteinerungen, vorzugsweise Reste von Landpflanzen, Fischen und Sauriern. In dieser terrestren Ausbildung kennt man den K. nur in Deutschland. In den Alpen ist er durch marine, in vieler Beziehung von den norddeutschen Schichten abweichende Ablagerungen vertreten, die sich zum Teil durch eine reiche Meeresfauna auszeichnen. Ihnen gehören unter anderm auch die berühmten roten und bunten Marmorarten von Hallstadt und Berchtesgaden, sowie die Dolomite des Ampezzaner Thals und des Schlern an.

Keuschbaum (Vitex *L.*), Name einer zur Familie der Verbenaceen gehörenden Gattung von immergrünen Holzgewächsen, deren Arten langgestielte, gegenständige Blätter mit fingerförmig in drei bis fünf Zipfel zerteilter Laubscheide und in Quirle gestellte Blüten mit glockigem Kelch und zweilippiger Blumenkrone haben. Die Blütenquirle sind in lange, oft rispenförmig gruppierte Trauben geordnet, die Frucht ist eine Steinbeere mit vierfächerigem und vierfamigem Kern. Die meisten Arten sind in Ostindien zu Hause, eine Art jedoch, der gemeine Keuschbaum, auch Keuschlamm (V. Agnus castus *L.*), wächst in den am Mittelländischen Meere gelegenen Ländern. Er bildet einen bis 2 m hohen Strauch mit vierkantigen, graufilzigen Zweigen, fünf- bis siebenteiligen, oberseits dunkelgrünen, unterseits gelblichgrau-filzigen Blättern und bläulichvioletten Blumen und wird bei uns häufig als Ziergewächs kultiviert, muß aber in Mittel- und Norddeutschland im Kalthaus überwintert und deshalb in einen Kübel gepflanzt werden. Er verlangt schweren und feuchten Boden. Dieser Strauch ist seit Hippolrates berühmt gewesen wegen der angeblichen Wirkung der innerlich genommenen Samen, jede geschlechtliche Regung zu unterdrücken, woher der Name der Pflanze. Später hat man Laub und Samen als Mittel gegen Wechselfieber, Durchfall, Erkältung, Schlangenbiß u. a. m. angewendet; doch hat sich dasselbe auch in diesen Beziehungen nicht bewährt.

Keuschberg, ein unmittelbar an die Saline Dürrenberg stoßendes Dorf in der preuß. Provinz Sachsen, 9 km im Südosten von Merseburg, an der Saale, mit 874 E., in dessen Nähe die Sage den Sieg König Heinrichs I. (s. d.) über die Ungarn (15. März 933) verlegte.

Keuschlamm, s. unter Keuschbaum.

Kevelaer (spr. Kevelahr), Stadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Geldern, nicht fern von der Niers, Station der Linie Köln-Zevenaar der Preußischen Staatsbahnen, mit (1880) 3661 meist kath. E., welche sehr thätig in der Schuhwarenfabrikation sind. Hier wurde 1642 ein Marienbild aufgestellt, welches bald als ein wunderthätiges in den Ruf kam und zu welchem stark gewallfahrtet wird.

Kew (spr. Kjuh), Dorf in der engl. Grafschaft Surrey, 8 km westlich von London, an der Themse, mit Schloß und dem reichhaltigsten botan. Garten der Welt. Die Anstalt hat hauptsächlich die Bestimmung, neuentdeckte nützliche und seltene Pflanzen aufzunehmen und sie zunächst in die engl. Provinzen, sodann aber auch in andere Gegenden zu verbreiten. Für die Entwickelung des Kewgartens, der, früher Privatbesitz, erst 1730 durch Kauf an die Krone kam, waren von großer Bedeutung Aiton (s. d.) und sein Sohn William Townsend Aiton, der die Kollektionen des Kewgartens durch zahlreiche Gewächse vermehrte, welche von Cook, Banks, Allan Cunningham, Bowie und Masson auf ihren wissenschaftlichen Reisen gesammelt wurden. Unter dem Direktor John Smith wurde Kewgarten 1838 Nationalinstitut. Die Blütezeit desselben trat mit dem J. 1842 ein, als der berühmte Botaniker Sir William Hooker (s. d.) als Direktor an seine Spitze gestellt wurde. Das Areal der Anlagen, welches zur Zeit Georgs III. nur 2 ha betrug, ward 1875 auf 110 ha geschätzt. Das Herbarium der Sammlung bestand schon 1851 aus 150000 Arten. Das große Treibhaus hat eine Länge von 110, eine Breite von 30 und eine Höhe von 20 m. Die Zahl der Besuchenden belief sich 1875 auf 5—600000. Von dem Direktor Hooker wurde ein «Guide to the botanic gardens at K.» herausgegeben. Vgl. auch Oliers «Guide to the Royal Botanic Gardens and Pleasure Grounds» (26. Aufl., 1881).

Kexholm, russ. Festung und Kreisstadt im Großfürstentum Finland, an der Mündung des Wuoxen in den Ladogasee, mit (1881) 1184 E., auf einer Insel gelegen. Die Festung wurde 1295 erbaut, ist militärisch ohne Bedeutung, wird als Staatsgefängnis benutzt und ist durch ihre Abgelegenheit für diesen Zweck wohl geeignet. Hier wurde auch die Familie von Pugatschew gefangen gehalten.

Keyser (Henrik de), niederländ. Bildhauer und Baumeister, geb. zu Utrecht 15. Mai 1565, gest. daselbst 15. Mai 1621, hat eine Menge Bauten zu

Amſterdam und anderwärts in ſchwerem Renaiſſanceſtil ausgeführt. Auch rührt von ihm das Grabmonument Wilhelms von Oranien her, das er 1614—21 auf Befehl der Generalſtaaten ausführte, ein ziemlich manieriertes Werk, aber reich und phantaſievoll durchgeführt.

Thomas (früher fälſchlich Theodor genannt) de K., ein Sohn des vorigen, war einer der trefflichſten niederländ. Porträtmaler. Er wußte die Gemütlichkeit des holländ. Familienlebens auf das ſchönſte darzuſtellen; dabei iſt ſeine Arbeit ſauber, ſein Kolorit und Helldunkel vortrefflich. Seine meiſten Bilder fallen zwiſchen 1621—57.

Keyſer (Nicaiſe de), ausgezeichneter belg. Hiſtorienmaler, geb. 26. Aug. 1813 zu Sandvliet bei Antwerpen, mußte als Knabe mit dem Hüten des Viehs ſein Brot zu erwerben ſuchen, fand im 14. Jahre an einem Bürger von Antwerpen einen Gönner und erhielt ſeine künſtleriſche Ausbildung unter Jacobs und van Bree. Schon ſein erſtes, 1834 für Mancheſter gemaltes großes Bild, Golgatha, erregte großes Aufſehen. Seinen Ruf begründete die 1836 gemalte, durch großartige Auffaſſung, leuchtende und energiſch aufgetragene Farben, ſowie gewiſſenhafte Zeichnung ausgezeichnete Sporenſchlacht (im Muſeum zu Courtray), welchem Werke drei Jahre ſpäter die ebenſo meiſterhafte Schlacht von Wöringen (im Staatsmuſeum befindlich) folgte. Andere bedeutende Gemälde von K. ſind Karl V. in Tunis, der Altertümler nach Walter Scott, Columbus mit ſeinem Sohne verläßt Barcelona, von den Einwohnern ob ſeiner Entdeckungspläne verſpottet u. ſ. w. In den ſpätern Jahren verfolgte K., der bisher vorzugsweiſe die großen kräftigen niederländ. Meiſter zum Vorbild genommen, mehr die neufranz. Richtung und verfiel ins Sentimentale. Doch zeigen ſeine zahlreichen Werke überall ſtrenge Zeichnung und wohldurchdachte Farbenharmonie. Aus dieſer Zeit ſind hervorzuheben ſein Kindermord im Muſeum zu Gent und ſeine Porträts des Königs Leopold I. und der Königin Luiſe im Palais des belg. Senats. Nachdem er 1845 Mitglied der Belgiſchen Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte geworden war, wählte er Haag zu ſeinem Aufenthalt und vertrat daſelbſt die nationale holländ. Kunſtpartei mit Erfolg gegen den Direktor der antwerpener Malerakademie, Baron von Wappers, deſſen Stelle er 1855 einzunehmen berufen wurde. Hervorragend ſind auch ſeine Dekorationen des Stiegenhauſes im antwerpener Muſeum, welche er 1866 vollendete.

Keyſerling (Alexander, Graf), Naturforſcher, geb. 15. (28.) Aug. 1815 auf ſeinem väterlichen Gute Kabillen in Kurland, ſtudierte in Berlin Naturwiſſenſchaften, ſchloß ſich dann der Expedition zur Erforſchung des europ. Rußland unter Leitung Alex. von Meyendorffs an und machte hierauf mit Murchiſon und de Verneuil Reiſen im mittlern und ſüdlichen europ. Rußland. Die Frucht derſelben erſchien unter dem Titel: «Russia and the Ural» (Lond. 1845). Im J. 1843 folgte K. Paul von Kruſenſtern in das nördl. Rußland. Die Beſchreibung dieſer Reiſe unter dem Titel «Wiſſenſchaftliche Beobachtungen auf einer Reiſe in das Petſchoraland im J. 1843» (Petersb. 1846) war hauptſächlich K.s Arbeit. K. lebte von 1847 an auf ſeinem Gute Raikül in Eſtland und wurde 1857 zum Ritterſchaftshauptmann von Eſtland erwählt. Von 1862 bis 1869 war K. Kurator des dörptſchen Lehrbezirks.

Key-stone State (engl., «Schlußſteinſtaat»), Bezeichnung des nordamerik. Staats Pennſylvanien, weil er zur Zeit der Annahme der Konſtitution der Centralſtaat der Vereinigten Staaten war.

Key-Weſt, ſ. u. Florida, Bd. VI, S. 918*.

Keyx, Gemahl der Halkyone (ſ. d.).

Kezdi-Vásárhely (ſpr. Kesdi-Wahſchahrhelj), Stadt im ungar. Komitat Háromszek (Siebenbürgen), 50 km im NO. von Kronſtadt, zählt (1880) 5183 E., die zumeiſt reform. Szekler ſind und Kleininduſtrie (Branntweinbrennerei, Weberei, Bäckerei, Kürſchner-, Schuhwaren u. dgl.) und Viehzucht betreiben, und hat eine Induſtrie- und höhere Volksſchule, wichtige Wochen- und Jahrmärkte, lebhaften Handelsverkehr mit Rumänien. In den J. 1848 und 1849 ſpielte die Stadt eine wichtige Rolle; hier wurden aus den Kirchenglocken der Szekler die Kanonen gegoſſen, welche man gegen die Kaiſerlichen und die rumän. Freiſcharen gebrauchte.

K. G., Abkürzung für Knight of the Garter (Ritter des Hoſenbandordens).

K. G. C. B., Abkürzung für Knight Grand-Cross of the Bath (Ritter-Großkreuz des Bathordens).

K. G. F., Abkürzung für Knight of the Order of the Golden Fleece (Ritter des Goldenen Vließes).

Khalberpäſſe, ſ. Khayberpäſſe.

Khalat (arab.), Ehrenkleid für Beamte in Perſien und einigen andern Staaten Mittelaſiens.

Khalcha (Chalka), Stamm der Mongolen (ſ. d.).

Khalif, ſ. Kalif.

Khalil (El-), Ort in Paläſtina, das alte Hebron.

Kham, die öſtl. Provinz von Tibet (ſ. d.).

Khamti, ein Volksſtamm im nördlichſten Teile von Birma in Hinterindien, gehört zu den Bor-Kamtie, einem mächtigern Volke an den Quellen des Irawadi und wanderte um 1780 aus ſeiner Heimat aus, um ſich in ſeinem gegenwärtigen Lande niederzulaſſen. Die K. ſind groß und kräftig, viele haben blondes Haar und ſchöne Geſichtszüge. Sie bekennen ſich zum Buddhismus und ſind in der Kultur ziemlich vorangeſchritten, beſitzen auch eine Schrift.

Khan, ſ. Chan.

Khandeſch, ein Kollektorat der nördl. Diviſion der Präſidentſchaft Bombay des Indobritiſchen Reichs, erſtreckt ſich von 20° 20′ bis 21° 48′ nördl. Br. und von 73° 37′ bis 76° 20′ öſtl. L. (von Greenwich). K. wird im N. begrenzt von dem Pergunnah (Bezirk) Akranni der Präſidentſchaft Bombay, dem Staate Burwanee (Barwani), gegen O. durch die Diviſion Narbada der Centralprovinzen und die Diviſion Weſt-Berar der Provinz Berar, gegen S. durch Territorien des Nizam und das drit. Kollektorat Naſik und gegen W. durch eine Anzahl kleiner, den ſüdl. Teil der Landſchaft Guzerate bildender Vaſallenſtaaten der indobrit. Regierung. Der Flächeninhalt von K. beträgt 26 319 qkm, die Bevölkerung 1 028 642 Seelen.

Khandſchar, ſoviel wie Handſchar.

Khanpur, ſ. Cawnpore.

Khârak (Kharedſch), Inſel, ſ. Kerak.

Khardgéh, ägypt. Oaſe, ſ. Chargeh.

Khariôm, der mittelalterliche Name von Chiwa (ſ. d.).

Kharkow, ſ. Charlow.

Khartum, ſ. Chartum.

Khaſſia und Dſchajanta (engl. Khasia and Jayanta hills), zwei Konföderationen kleiner, zu

dem brit.-ind. Gouvernement in einem sehr verschiedenen Verhältnisse der Vasallenschaft stehender, mehr oder weniger abhängiger Staaten in der brit.-ostind. Provinz Assam. Beide Staatenkomplexe bilden ein südlich von dem Brahmaputra gelegenes, fast regelmäßiges Viereck, dessen östl. Hälfte von Dschajanta, dessen westliche, fast gleichgroße Hälfte von Khassia gebildet wird. Das Viereck, welches beide bilden, wird westlich von dem Distrikt der Garroberge (Garo hills), nördlich von den Divisionen Kamrup und Nawaganw (Nangong), östlich von dem Distrikt Nagaberge (Naga hills) und der Division Katschar, südlich von der Division Silhatt begrenzt. Die Konföderation Dschajanta besteht aus 16, Khassia aber aus 20 einzelnen kleinen Staaten, welche zusammen auf 15946 qkm (1872) 141838 E. zählen.

Khât, s. Kat.

Khatib, s. unter Khutbeh.

Khatmandu, Hauptstadt des Radscha von Nepaul (s. d.).

Khayberpaß, Khaiberpaß oder Chaiberpaß heißt der Paß, welchen die Straße von Peschawer über Dschellalabad nach Kabul, bald nachdem die alte afghanische Grenze überschritten ist, durchzieht. Der K. bildete bisher den wichtigsten, aber auch leicht zu verteidigenden Zugang von Indien nach Kabul und hat in allen Kriegen der Briten gegen die Afghanen eine wichtige Rolle gespielt. Er dehnt sich von Fort Dschumrud am östlichen Eingang bis nach Dala, einem am rechten Ufer des Kabulflusses gegenüber von Lalpura gelegenen, mit Mauer und Türmen befestigten Afghanendorfe aus und wird im Innern durch Fort Ali Musdschid gesperrt. Im Winter 1841/42 wurde das von Kabul nach Indien abziehende Heer im K. vollständig vernichtet. Im Kriege von 1878—80 wurde der K. schon im Nov. 1878 von den Briten besetzt und blieb seitdem im Besitz derselben. (S. Afghanistan.)

K. H. B., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Kunth (Karl Sigismund), Humboldt (Alex. von), Bonpland (Aimé).

Khedive, s. Chedive.

Kheir-eddin, Bruder und Nachfolger von Horul (s. d.), dem ersten türk. Herrscher von Algier.

Khetschua (Quichua), der Name eines der südamerik. Stämme, zu denen auch der herrschende Inkastamm von Peru gehörte und der später auf die ganze Völkerfamilie übertragen wurde. Man nennt auch infolge dessen die Sprache, die im Gebiete des Inkareichs geredet wurde, d. i. von Rio Ancasmayo im Norden von Quito bis zum Rio Maule in Chile, jetzt die Khetschuasprache, obschon diese Bezeichnung nicht ganz richtig ist. Die ältern span. Schriftsteller nennen diese Sprache, die man mit mehr Recht die Inkasprache nennen könnte, «la lengua general» oder «la lengua cortesana»; erst Domingo de San-Thomas gebraucht in seinem Vokabular (Valladolid 1560) den Namen Quichua, wahrscheinlich bloß deswegen, weil er die Sprache unter dem Stamme der Quichua studiert hatte. Die Khetschuasprache, eine der schönsten und entwickeltsten Sprachen Amerikas, war ehemals als Staatssprache über das ganze Inkareich verbreitet. Sie wird noch gegenwärtig in Peru, mit Ausschluß des Hochplateaus (wo das Aymara herrscht), in der bolivianischen Provinz Cochabamba, in den an Peru grenzenden Teilen von Ecuador und im Norden der Argentinischen Republik gesprochen. Vgl. J. J. von Tschudi, «Die Kechuasprache» (2 Bde., Wien 1853); derselbe, «Organismus der Khetsuasprache» (Lpz. 1884); Friedr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 2, Abteil. 1, Wien 1882).

Khevenhüller, ein altes fränk. Adelsgeschlecht, das sich gegen Ende des 11. Jahrh. nach Kärnten wendete. Den Namen führt es von dem Stammschloß Khevenhüll zwischen Berching und Dietfurt in Franken. Zu Anfang des 16. Jahrh. teilte es sich in die ältere Linie K.-Franlenburg in Österreich ob der Enns und die jüngere K.-Hohenosterwitz in Kärnten. Nachdem Johann, Bartholomäus und Moritz Christoph von der ältern und Georg von der jüngern Linie 1566 die Reichsfreiherrenwürde erhalten hatten, wurden die beiden Erstgenannten, und zwar Johann 1593, Bartholomäus 1605 in den Reichsgrafenstand erhoben; dieselbe Erhöhung wurde Ehrenreich 1673 und seinem Sohne Siegmund Friedrich von der jüngern Linie 1725 zuteil. Des letztern Sohn, Graf Johann Joseph, geb. 1706, gest. 1776, vermählte sich mit der Erbtochter des Grafen von Metsch, nahm deshalb 1751 den Namen Khevenhüller-Metsch an und wurde 1763 für sich und den jedesmaligen Erstgeborenen seines Stammes in den Reichsfürstenstand erhoben, auch 1775 mit dem Oberst-Erbland-Hofmeisteramte in Österreich unter der Enns beliehen. Sein Stamm blüht noch gegenwärtig in zahlreicher Nachkommenschaft fort. An der Spitze derselben steht der Fürst Karl von K.-M., geb. 19. Dez. 1839, der 29. Nov. 1877 seinem Vater Richard folgte. Die Linie K.-Franlenburg erlosch mit Graf Hugo von K., geb. 5. Juni 1817, gest. 12. Febr. 1884 im Mannesstamme. Von den frühern Gliedern der Familie sind als besonders ausgezeichnet zu erwähnen: Franz Christoph von K., geb. 21. Febr. 1588, gest. 13. Juni 1650 als kaiserl. Konferenz- und Staatsminister, der Verfasser der «Annales Ferdinandei» (9 Bde., Regensb. 1740; 12 Bde., Lpz. 1716—26), und Graf Ludwig Andreas von K., geb. 30. Nov. 1683, gest. 26. Jan. 1744, der sich im Spanischen Erbfolgekriege unter dem Prinzen Eugen ausbildete, dann gegen die Türken und zuletzt im Österreichischen Erbfolgekriege kommandierte. Vgl. Czerwenka, «Die K.» (Wien 1867).

Khiangschan, Gebirge in Mittelasien, s. Inschan.

Khidive, s. Chedive.

Khilaharivamsa, ind. Epos, s. Harivamsa.

Khiwa, s. Chiwa.

Khlesl oder Klesel (Melchior), Kardinal und Minister des Kaisers Matthias, geb. im Febr. 1552 zu Wien, war der Sohn eines prot. Bäckers. Nachdem er zur kath. Kirche übergetreten, schwang er sich zu hohen Würden empor und wurde von Kaiser Rudolf II. zum Verweser der Bistümer von Neustadt und Wien erhoben. In enger Verbindung mit Erzherzog Matthias, war K. die Seele von dessen Unternehmungen, trug wesentlich mit zum Sturze Rudolfs II. bei und ward nach Matthias' Erwählung dessen einflußreicher Minister. Obwohl 1616 zum Kardinal erhoben, vertrat K. doch eine mildere Politik, als der nachherige Kaiser Ferdinand II. und dessen jesuitische Ratgeber. In diesem Sinne riet er bei dem Ausbruche der böhm. Unruhen zur Nachgiebigkeit, und aus dieser Quelle entsprang auch sein Mißverhältnis zu Ferdinand, dessen Nachfolge von ihm bekämpft ward. Die Krisis in Böhmen ward für K.s Schicksal entscheidend. Auf treulose Weise lockte man (20. Juli 1618) den

Kardinal in die Burg, ließ ihn gefangen nehmen und nach dem Schloß Amras, von dort nach Rom entführen. Nach Matthias' Tode erhielt er auf des Papstes Verwendung nicht nur seine Freiheit zurück, sondern es erfolgte auch (1623) durch Ferdinand II. die Erklärung seiner Unschuld. K. lebte jahrelang in Rom und kehrte erst im Jan. 1627 unter feierlichem Empfange nach Wien zurück, wo er 18. Sept. 1630 starb. Vgl. Hammer-Purgstall, «Kardinal K.s Leben» (4 Bde., Wien 1850—51); Kerschbaumer, «Kardinal K., Ministerpräsident unter Kaiser Matthias» (Wien 1865).

Khodawendkjar, türk. Vilajet in Kleinasien, s. Chodawendkjar.

Khokand, Khokan oder Kokan, ehemaliges Chanat in Turkestan, reichte früher, wo es das größte und volkreichste war, zu beiden Seiten des Jaxartes oder Sir von der chines. Grenze bis in die Nähe des Aralsees und vom Altau oder der westl. Fortsetzung des Mustagh nordwärts bis zum langen Steppenfluß Tschu im Kirgisenlande und bildet jetzt unter dem Namen Ferghana (s. d.) eine Provinz des russ. Generalgouvernements Turkestan.

Die Hauptstadt Khokand, 12 km im Süden des Sir, in einem reizenden Thale, durch das Flüßchen Karatall und mehrere Kanäle mit dem Sir verbunden, hat einen großen Umfang, indem die Häuser durch weite Gärten voneinander getrennt liegen. Die Zahl der Einwohner wird auf 35000 (1882) geschätzt. Die 300 Moscheen sind meist verfallen, der große Bazar mit russ. Waren, einheimischen Seiden- und Wollmanufakturen, sowie Lederarbeiten wohl versehen. Der Handel zieht viele Fremde herbei, da die Stadt der Knotenpunkt verschiedener Karawanenzüge ist. In der Umgebung sind viele Fruchtgärten und Weinpflanzungen.

Khorsabad (pers., Bärenstadt) oder Khurustabad (Schakalsstadt) ist der Name eines Ortes, der von den arab. Geographen Sarghûn genannt wird. K. liegt 3 Stunden nordöstlich von Ninive (Mossul) und ist berühmt durch die Entdeckungen Bottas (s. d.), der 1843 durch Auffindung dieser Ruinengruppe den Anfang zu den Ausgrabungen der assyr. und babylon. Ruinen machte und somit auch die Assyriologie ins Leben rief. K., Dur-Sarkin, Sargonsmauer, wurde von König Sargon 711 gegründet, um den damals noch in Ruinen liegenden Palast Ninives zu ersetzen. Die Stadt selbst war mit einer noch jetzt ganz verfolgbaren Mauer umgeben, die ein Rechteck von 6000 und 6370 Spannen (1645 und 1750 m) bildete, schloß also einen Flächenraum von 288 ha ein. Diese 21740 Spannen oder Halbellen waren der Ausdruck der mystisch-kabbalistischen Zahl des Namens Sargons. Die Ecken waren nach den Himmelsgegenden gerichtet, und an jeder Ecke waren zwei Prachtthore, jedes der acht war einer besondern Gottheit gewidmet. Auf der Nordwestseite war der prächtige Königspalast, der 961 a bedeckte und aus prachtvollen, mit Basreliefs und Inschriftfriesen versehenen Hofsälen und 200 Gemächern des Hofs und des Harems bestand. Die Ausgrabungen wurden nach Bottas Abgang 1851—54 von Victor Place fortgesetzt. K. gibt durch die Ausgrabungen der Franzosen das vollständigste Bild eines assyr. Palastes. Wahrscheinlich ist Mespila der «Anabasis» des Xenophon identisch mit dem heutigen K. Vgl. Botta, «Monuments de Ninive» (5 Bde., Par. 1819—50); Place, «Ninive et l'Assyrie» (3 Bde., Par. 1866—69); Oppert, «Expédition en Mésopotamie» (Bd. 1, Par. 1859).

Khosrev (auch Khosru, grch. Chosroes), zwei pers. Könige aus der Dynastie der Sassaniden:

Khosrev I. (531—579), mit dem Beinamen Anuschrevan oder Nuschirwan, der Seelenerfreuer, war der Sohn des Königs Kobad I. (Kabades). Zuerst mit der innern Ordnung seines Reichs beschäftigt, begann er darauf den Krieg gegen Ostrom, fiel 541 in Syrien ein, nahm Beroea, Hierapolis und Antiochien, und zwang Justinian zu einem jährlichen Tribut, bis im folgenden Jahre Belisar ihn über den Euphrat zurückwarf. Siegreich 544 gegen die Byzantiner, belagerte er Edessa vergebens, griff 554 die Römer wieder an und behauptete sich in seinen am Schwarzen Meere gemachten Eroberungen. Auch in Asien war er siegreich gegen die Türken, Inder und Araber, und beherrschte das Land vom Euphrat bis zum Indus während eines halben Jahrhunderts. Er war ein Freund der Christen und selbst mit einer Christin vermählt. Gegen das Ende seiner Regierung war er weniger glücklich gegen Ostrom. Er hinterließ, 80 Jahre alt, den Thron seinem Sohne Hormizdas IV. (579).

Khosrev II., Parvîz, Enkel des vorigen (591—628), Sohn Hormizdas' IV. (s. d.), wurde von Behram, den er zur Rebellion und zum Mord seines Vaters angereizt, verdrängt, und konnte der einjährigen Regierung Behrams VI. nur durch die Hilfe des Kaisers Mauritius ein Ende machen. Zur Belohnung trat er Persarmenien an Mauritius ab, doch als 602 dieser mit seiner ganzen Familie von Phokas ermordet worden war, begann er, um des Wohlthäters Tod zu rächen, einen Krieg, der während 18 Jahren Ostrom mit dem Verlust ganz Asiens bedrohte. Schon 603 schlug er die Römer aufs Haupt, fiel 608 in Armenien ein und nahm Kappadocien und einen großen Teil von Kleinasien weg. Er bemächtigte sich dann Syriens, fiel 613 in Palästina ein, eroberte Jerusalem, tötete dort 80000 Christen und nahm das heilige Kreuz, sowie die Tempelschätze fort. Im folgenden Jahre (614) fiel Damascus. K. wandte sich nun gegen Ägypten, nahm Alexandrien und drang bis nach Karthago vor, das er 616 einnahm. Nun aber griff der oström. Kaiser Heraklius (s. d.) die Perser selbst an, schlug K. verschiedene mal und drang bis nach Medien vor; im März 624 überschritt er den Euphrat, nahm Samosata und Adaea und bedrohte Ktesiphon. Da verbündete sich K. mit den Avaren, die in Thrazien einfielen; er ließ seinen General Schaharbaz durch Kleinasien ziehen, und von Chalkedon aus bedrohten die Perser Konstantinopel (625), während drei Tage lang die Avaren die Hauptstadt stürmten, doch am vierten abziehen mußten. Unterdessen drang Heraklius nach Osten vor und schlug K. am 1. Dez. 626 am Flusse Zab. Da empörten sich die Großen gegen den nach Medien geflüchteten Fürsten, sein Sohn Siroës (Schiruye) ließ K. in Ketten legen, allen Demütigungen aussetzen und ihn dann durch Pfeile erschießen. Siroës schloß mit den vor Ktesiphon lagernden Römern Frieden und gab ihnen das heilige Kreuz wieder.

Khosroes oder Chosroes, s. u. Arsaciden.

Khotan oder Ilitschi, Stadt in Ostturkestan, seit 1878 wieder chinesisch, früher Hauptstadt eines eigenen Chanats, das 1864 von Mohammed Jakub Beg von Kaschgar erobert wurde, an der Handelsstraße von Indien nach Kaschgar, zählt 40000 E.,

die Seidenzucht treiben. Der früher bedeutende Handel liegt jetzt sehr danieder.

Khowaresmien, der mittelalterliche Name von Chiwa (s. d.). [(geschichtlich).

Khowaresmische Schahs, s. unter Persien

Khrumir oder Khoumir, ein Volk im nordwestl. Teil von Tunesien, an der Ostgrenze von Algerien, besteht aus vier Stämmen. Drei derselben sind Araber, die Selüi, Meselma und Chia'ia, der vierte, die Debmaka oder Tádemalla, sind Berbern. Die K. belästigten die benachbarten Gebiete Algeriens häufig durch Raubzüge; einen solchen Zug im März 1881 nahm die franz. Regierung zum Vorwand der tunes. Expedition. [(s. d.).

Khung-tschou, Hauptort der Insel Haï-nân

Khusk-i-Nakhud, s. Kischk-i-Nakhud.

Khutbeh ist in islamitischen Ländern die feierliche Fürbitte, welche Freitag mittags in den Moscheen für den Souverän und das gläubige Volk von einem besondern Kultusbeamten, dem Khatib, gehalten wird.

Kiachta, Kjachta, Handelsplatz im russ. Gebiet Transbaikalien, an der chines. Grenze, 450 km im WSW. von dessen Hauptstadt Tschita, 25 km östlich von der in den Baikalsee fließenden Selenga, auf einer von hohen Bergen umschlossenen, dürren, unfruchtbaren und holzarmen Ebene, in 703 m Seehöhe, zwischen zwei Hügelreihen und am Bache Kiachta, nur 500 m vom chines. Stapelplatz Maimatschin gelegen, gehört als Unterstadt zu der nördlich gelegenen Festung Troizkosawsk und bildet mit dieser und dem 22 km gegen Norden entfernten Orte Ust-Kjachta eine Stadthauptmannschaft mit (1882) 8961 E. K. selbst besteht nur aus etwa 80 kleinen Wohnhäusern und mehrern großen Lagerhäusern und zählt 944 E. Die bedeutende Grenzfeste Troizkosawsk am Selengazuflusse Bura, Sitz des Befehlshabers der transbaikalischen Kosaken, ist gut gebaut, hat hölzerne Wohnhäuser, große Warenspeicher, zählt 4675 E. und war bis 1. Okt. 1861 Sitz des seitdem nach Irkutsk (s. d.) verlegten Zollamts. Früher war K. berühmt wegen seiner seit 1727 bestehenden Dezembermesse, auf welcher russ. Produkte gegen chinesische, namentlich Thee, durch Tauschhandel umgesetzt wurden, und durch welche allein der Tschai-baichowy, d. h. Karawanenthee, als bessere Sorte nach Europa kam. Da aber durch den Vertrag zu Peking vom 14. Nov. 1860 der Handel längs der ganzen russ.-chines. Grenze freigegeben ist, und seit 1861 der Thee auch in die Ostseehäfen und über die Westgrenze Rußlands eingeführt werden darf, so hat die Messe und der ganze Handel K.s bedeutend verloren. Bei der Einfuhr spielt die Hauptrolle noch immer der Thee, bei der Ausfuhr Tuch, Baumwollzeug, Pelzwerk und Leder.

Kiaja (türk.), Stellvertreter.

Kiama, Staat und Stadt in der Landschaft Borgu (s. d.) im westl. Sudan.

Kiamari, Hafen von Karratschi (s. d.).

Kiang-ning, s. Nanking.

Kiang-si, die zehnte Provinz des chines. Kaiserreichs, wird gegen O. von den Provinzen Tsche-kiang und Fo-kien, gegen S. von der Provinz Kwang-tung, gegen W. von der Provinz Hu-nan, nördlich von den Provinzen Hu-pe und Ngan-hwei begrenzt und wird im N. vom Yang-tse-kiang berührt. K. zählt auf 177 656 qkm 23 Mill. E., ist gebirgig, aber fruchtbar infolge ihrer guten Bewässerung. Erwähnungswert ist der Landsee Pojang-hu, in den sich eine Menge Flüsse von allen Seiten ergießen. K. ist eingeteilt in 13 Departements, 1 Arrondissement und 75 Kantone. Hauptstadt ist Nan-tschang-fu unter 28° 37′ 12″ nördl. Br. und 116° 7′ östl. L. (von Greenwich) mit einer Bevölkerung, die verschieden von 90000 bis auf 160000 Seelen geschätzt wird und bedeutenden Porzellanhandel betreibt. Außerdem ist zu erwähnen Jao-tschou-fu, Hauptort des Departements gleichen Namens, links am Tschang-kiang unweit östlich vom See Po-jang-hu. Zu der Jurisdiktion von Jao-tschou-fu gehört die berühmte kaiserl. Porzellanmanufaktur von King-te-tschin, links am Tschang-kiang in dem Kanton Fëu-liang, wo dicht aneinander gebaust eine Bevölkerung von mehr als einer halben Million leben soll.

Kiang-su, Provinz des Kaiserreichs China, früher mit der Provinz Ngan-hwei vereinigt, 103959 qkm groß, mit 37800000 E., gegen N. von der Provinz Schan-tung, gegen O. von dem Gelben Meere, gegen S. von der Provinz Tsche-kiang, im W. von den Provinzen Ngan-hwei und Ho-nan begrenzt. K.-hat im allgemeinen einen flachen, niedrig gelegenen, reichbewässerten, größtenteils fruchtbaren Boden. Auch wird K. in seiner ganzen Länge von dem Kaiserkanal durchströmt. K. ist in 8 Departements, 3 Arrondissements und 62 Kantone eingeteilt. Außer der Hauptstadt Nan-king (s. d.) sind von Städten in K. noch zu erwähnen: Shanghai (s. d.), Su-tschou mit nach einigen 500000, nach andern 2000000 E., Tsching-kiang mit 130—150000 E. und Jang-tschou mit 360000 E.

Kiatib (spr. Kjatib), ein in alle islamitischen Sprachen übergegangenes arab. Wort, bedeutet einen Schreiber, und zwar sowohl den auf öffentlichen Plätzen seine Kunden bedienenden Privatschreiber, wie auch den Sekretär der Gerichte, der Civil- und Militär-Verwaltungskollegien u. s. w. Sirr-Kiatibi, Geheimschreiber, ist der Titel der Gesandtschaftssekretäre.

Kibaltschitsch (Nikolaj), wurde bekannt durch seine Teilnahme an der Ermordung des Kaisers Alexander II. von Rußland, indem er die Bomben zur Ausführung des Mordes herstellte. Er ward 1853 oder 1854 als Sohn eines Dorfgeistlichen im russ. Gouvernement Tschernigow geboren, besuchte die Ingenieurschule und die mediz.-chirurg. Akademie in Petersburg. Im J. 1875 kam er in Untersuchungs- und Gefängnishaft, weil er für eine Dame aus Gefälligkeit einen Ballen verbotener Bücher aufgehoben hatte. Nach seiner Freilassung 1878 studierte er eifrig Explosivstoffe, trat 1879 in Beziehung zu den Terroristen, ward der Leiter von deren technischem Laboratorium und erfand nicht nur Minen und Bomben der mannigfaltigsten Art, sondern auch das Projekt eines durch Explosivstoffe zu bewegenden Luftschiffs, das ihn bis in seine letzten Lebenstage im Gefängnis beschäftigte. Er ward mit seinen Genossen Ryssakow, Scheljabow, Perowskaja u. a. 15. April 1881 in Petersburg durch den Strang hingerichtet.

Kibberg, Bad bei Solothurn, s. Kyburg.

Kibdelophan, soviel wie Titaneisenerz.

Kibitka heißt ein in Rußland gebräuchliches Fuhrwerk, welches sich von der ebenfalls dort sehr gebräuchlichen Telega dadurch unterscheidet, daß letztere ein einfach offener Bretterwagen ohne alle Bedeckung ist, während die K. durch ein über den hintern Teil des Wagens ausgespanntes Dach von

Matte einigen Schutz bietet. Gewöhnlich werden vor die K. drei Pferde gespannt, von denen das Mittelpferd im Joch läuft. Diese Bespannungsart (nicht aber das Fuhrwerk selbst) heißt Troika.

Kibitka werden auch die Zelte der Kirgisen genannt.

Kibitz (Vanellus), eine zu den Sumpf- oder Wadvögeln gehörende Vogelgattung, die sich durch dreizehige Füße mit sehr kleiner Hinterzehe und einen geraden Schnabel auszeichnet, der kürzer als der Kopf ist. Zu ihr gehört der gemeine Kibitz (V. cristatus), welcher von Schweden bis Nordafrika und in ganz Nordasien und Indien gefunden wird. In Deutschland, wo sein Ruf «Kiwitt» allgemein bekannt ist, erscheint er als Zugvogel schon Ende Februar oder Anfang März und wählt sich seinen Aufenthalt auf Mooren und Sümpfen. Er hat einen dunkelgrünen, bronzeschillernden Mantel, rostroten Bürzel und fleischrote Beine. Der breite Ringkragen, der Kopf, der hohe, nach vorn gerichtete Federbusch und Schnabel sind tiefschwarz. Die olivengrünen, schwarzbraun punktierten und gefleckten Eier sind sehr schmackhaft und daher gesucht; das Fleisch hat einen unangenehmen Geruch. Durch Vertilgung einer großen Menge Regenwürmer, Ackerschnecken u. s. w. stiftet der K. einigen Nutzen.

Kibla, bei den Mohammedanern der Ort, wohin man sich beim Gebete zu richten hat. (S. unter Kaaba.)

Kiburg, Pfarrdorf im schweiz. Kanton Zürich, [s. Kyburg.

Kibyra, im Altertum eine kleinasiat. Großstadt in der Landschaft Kabalia, südlich von Phrygien, so recht auf der Grenze verschiedenartiger Volksstämme. Schon vor der Zeit der röm. Herrschaft mächtig, hat K. nach Ausweis seiner neuerdings entdeckten umfangreichen und großartigen Ruinen (beim jetzigen Chorzum) in der röm. Kaiserzeit noch sehr geblüht. In byzantin. Zeit gehörte K. zum Thema Thracesion und war Bischofssitz.

Kichererbse, Pflanzenart, s. Cicer.

Kickelhahn, Bergkuppe des Thüringerwaldes, s. Gickelhahn.

Kid (engl., das Böckchen, die junge Ziege) ist zunächst die Bezeichnung für das Fell junger Ziegen, dann überhaupt für Ziegenleder, aus welchem nächst dem Lammleder besonders die Glacéhandschuhe hergestellt werden. (S. unter Lederfabrikation.) Kidkalb- oder Glacékalbleder wird aus dem Fell junger Kälber bereitet und, stets schwarz gefärbt, für feineres Schuhwerk verarbeitet.

Kidaris, der Kopfschmuck der alten pers. Könige, eine Art Turban, aber oben spitz zulaufend.

Kidderminster, Municipalstadt und Parlamentsborough der engl. Grafschaft Worcester, ein gutgebauter, reinlicher Ort, 22 km im Norden von Worcester, an der Stafford- und Worcestershire-Eisenbahn und an beiden Ufern des Stour, unweit von dessen Mündung in die Severn, zählt (1881) 24270 E., hat eine Lateinschule, ein Athenäum und 15 Kirchen, darunter eine got. Kathedrale mit wertvollen Denkmälern und alten Metallarbeiten, ein stattliches Rathaus, Denkmäler für Richard Baxter und Rowland Hill, schöne Promenaden und eine schöne Ruine der Burg Caldwell. Die Stadt stand schon unter Heinrich VIII. wegen ihrer Tücher, später wegen ihrer leinenen und halbwollenen Zeuge (Lindsey-woolsey) in Ruf, noch später wegen ihrer Krepps, Bombasins und Poplins. Seit 1735 fertigt man hier eine eigene Art geschorener Teppiche, die nach der Stadt benannt werden und wegen ihrer eleganten Muster und dauerhaften, glänzenden Farben sehr beliebt sind. Ausgedehnt ist auch die Wollspinnerei und Färberei. Ehemals hieß K. Chyderminster, d. h. die Kirche am Bergrande. Seit 1832 sendet es wieder ein Mitglied in das Parlament.

Kiddusch (d. i. Heiligung), im jüd. Ritual die Gebetsformel, womit der Eintritt des Sabbats oder Feiertags begangen wird. — Kiddusch Lebana, die Formel, in welcher bei zunehmendem Mond die Allmacht Gottes gepriesen wird, wie sie sich in dem regelmäßigen Laufe der Gestirne offenbart. Da ferner die Antrauung einer Frau seitens des Mannes als «Heiligung» bezeichnet wird, so heißt der talmudische Traktat, der von Eheschließungen handelt, (in der Pluralform) Kidduschin.

Kidron oder Kedron, d. i. der Trübe, ein Thal mit einem Regenbach bei Jerusalem, das auf der Nordseite dieser Stadt, nahe den sog. Gräbern der Richter, auf der Wasserscheide zwischen dem Mittelländischen und Toten Meere seinen Anfang nimmt. Das Thal zieht sich unter dem jetzigen Namen Wâdi-Sitti-Mariam (d. i. Marienthal) längs der östl. Stadtmauer zwischen dieser und dem Ölberge gerade von Norden nach Süden hinab, nimmt das von Westen her einmündende Thal Hinnom (jetzt Wadi-en-Rabâbi) auf, geht dann plötzlich im rechten Winkel östlich und südöstlich als öde, bis 600 m tiefe Schlucht an dem an der Westwand stehenden Kloster Mar-Saba vorüber und fällt südlich unter der Klippe Ras-el-Feschkha ins Tote Meer ab. In dem untern Laufe führt das Thal den Namen Wâdi-en-Nâr (Feuerthal), in der Gegend des Klosters auch Wâdi-en-Rahib (Mönchsthal), und bei Jerusalem wird es häufig Thal Josaphat genannt, d. i. Gott-Richter-Thal, eine Benennung, die aus Joel 3, 12 stammt, als Bezeichnung des Thals, wo Gott Gericht über die Völker halten wird. Juden, Christen und Mohammedaner halten das Kidronthal für den Ort, wo das Jüngste Gericht stattfinden soll, weshalb sie auch dort gern ihre Grabstätte wählen. Das Thal ist daher voll von alten und neuen Gräbern.

Ki-Dschagga, Sprache der Bewohner von Dschagga (s. d.).

Kiefenfuß, s. unter Blattfüßer.

Kiefer (maxilla), in der Anatomie diejenigen Knochen, welche bei den Säugetieren und den Menschen den untern Teil des Gesichts bilden und die Zähne tragen. Man unterscheidet den Oberkiefer, der fest mit dem Schädel verbunden ist, und den beweglichen Unterkiefer.

Die beiden symmetrisch gestalteten Knochen des Oberkiefers (ossa maxillaria superiora) bestehen aus einem mittlern hohlen Teil, dem sog. Körper, welcher drei Flächen oder Wände besitzt: eine obere horizontale, in der Augenhöhle gelegene (Augenhöhlenwand), und zwei senkrechte, sich unten im Kieferfortsatz vereinigende, nämlich die äußere, von vorn nach hinten gebogene Gesichtswand, und die innere, gerade, von vorn nach hinten gerichtete Nasenwand. Die Gesichtswand bildet also den äußern Teil der Wangengegend, die Nasenwand mit der andern Seite die Nasenhöhle. Alle drei Wände zusammen lassen einen hohlen lufterfüllten Raum zwischen sich (die Kieferhöhle, antrum Highmori), der unter der untern Nasenmuschel in die Nasenhöhle mündet und mit Schleimhaut ausgekleidet ist.

Außer dem eben beschriebenen Körper hat jeder Oberkieferknochen mehrere Fortsätze, von denen der eine mit dem der andern Seite die knöcherne Nase bildet, einen seitlichen, welcher den Jochbogen mit herstellt, den Zahnzellenfortsatz mit den Zähnen, und zwischen Mund- und Nasenhöhle den Gaumenfortsatz, eine Leiste, an welche auf beiden Seiten die Gaumenbeine (der knöcherne Gaumen) angefügt sind. Im innern Augenwinkel führt ein Kanal in die Nasenhöhle herab, der Thränenkanal, durch welchen die Thränen in die Nase abfließen.

Der Unterkiefer (maxilla inferior s. mandibula) ist hufeisenförmig gestaltet, an den Enden nach oben gerichtet und durch diese scharnierartig mit dem Schädel verbunden; sein unterer Rand ist etwas nach außen gerichtet und bildet vorn das Kinn (mentum). In seinem obern Rande sitzen die dem Oberkiefer zugekehrten Zähne. Den Boden der Mundhöhle bilden nur weiche Teile. Am Oberkiefer und Unterkiefer sitzen zahlreiche, das Mienenspiel leitende Muskeln, zwischen beiden K., namentlich in der Nähe der Gelenkverbindung, starke Muskeln, welche die Kaubewegungen ausführen. Überdies gehen durch Kanäle beider K. zahlreiche Blutgefäße und Nerven. Bei sehr weitem Aufsperren des Mundes, insbesondere bei ungeschicktem Gähnen, kann sich der Unterkiefer nach vorn verrenken, sodaß der Mund trotz aller Anstrengungen nicht wieder geschlossen werden kann. Durch kräftiges Herabziehen des Unterkiefers und darauffolgendes Rückwärtsschieben desselben läßt sich diese Verrenkung selbst vom Laien recht gut einrichten.

Kiefer ist die wissenschaftliche Bezeichnung derjenigen Nadelhölzer, welche der Gattung Pinus angehören. Die Nadeln sind vom zweiten Lebensjahre des Baums an paarweise oder büschelig gestellt, zwei bis fünf am Grunde von einer häutigen Scheide umgeben. Die Zapfen stehen anfangs aufrecht, später seitwärts oder abwärts gerichtet; die Schuppen sind gegen ihre Spitze mehr oder weniger verdickt, endigen bei den meisten Arten in einen nach auswärts gekehrten Schild (Apophyse), welcher durch einen queren Kiel geteilt ist, der in der Mitte in eine mehr oder weniger scharf ausgesprochene Erhabenheit (Nabel) erweitert ist. Den Samen umfaßt meist ein Flügel mit zangenartigem Ausschnitt. Die Samen reifen im zweiten Herbst nach der Blütezeit. Die gemeine Kiefer (P. silvestris *L.*), einer unserer wichtigsten Waldbäume, in Süddeutschland meist Föhre oder Fohre, in Württemberg Mädelbaum, in Norddeutschland, in Liv- oder Estland Tanne, in der Provinz Preußen und in Kurland Fichte, in der Schweiz Dale, Thäle, sonst noch Forle, Forche, Kienbaum, Tangeldaum u. s. w. genannt, wird bei normalem Wachstum bis 40 m hoch, in der Jugend mit pyramidaler, im Alter mit stark abgewölbter bis schirmförmiger Krone. Die Rinde der jungen Zweige ist graugelb, die der ältern Äste und der obern Stammteile rotgelb und löst sich in papierdünnen Fetzen los; die ältern Stammteile von unten bis nahe zum Kronenansatz besitzen eine außen graubraune, innen rotbraune, stark rissige, allmählich immer dichter werdende Borke. Die Nadeln stehen paarweise auf etwas erhabenem Kissen, spiralig um den Zweig, aber nicht dicht; sie sind 40—50 mm lang, an der konvexen Fläche dunkelgrün, an der ebenen seegrün; sie dauern drei bis vier Jahre. Ihre Blütezeit ist in den mittlern Lagen Deutschlands im Mai. Die 6—7 mm langen, gelblichen Blüten sind eiförmig, kurz gestielt, strauß- oder büschelförmig zusammengedrängt am Ende der vorjährigen Triebe; diese erscheinen nach Abfall der Blüten nackt. Die etwas kleinern, weiblichen Blüten sind rötlich, gestielt, sitzen einzeln, seltener quirlständig am Ende der jungen Triebe. Der 4—7 cm lange Zapfen ist kegelförmig mit schiefer Grundfläche, sitzt an einem gebogenen Stiel. Die meist flachen oder etwas pyramidal erhabenen Apophysen sind nur schwach getielt, gewöhnlich grau mit plattem, gelblich braunem Nabel. Der länglich eiförmige Samen ist spitz, 3—4 mm lang, schwärzlich, mit einem bis dreimal so langen Flügel. Die K. besitzt von allen Nadelhölzern die weiteste Verbreitung, sie ist heimisch in ganz Europa und in einem großen Teile des nördl. Asien, vermag überdies auf den verschiedenartigsten Boden zu wachsen. Am meisten sagt ihr ein tiefgründiger, humoser Sand zu, sie gedeiht aber auch unter allen nutzbaren Holzarten noch am besten auf dem magersten Flugsand, und ist daher für den Anbau der Dünen an den norddeutschen Küsten wichtig. Jedoch auch auf Moorboden und auf trockenen Felsklippen vermag sie zu wachsen. Die K. verträgt außerordentlich große Wärme- und Kältegrade, ist aber unter den Nadelhölzern neben der Lärche eine der lichtbedürftigsten Holzarten. In den nordischen Gebirgen steigt sie etwas höher als die Fichte (s. d.).

Der Wert des Kiefernholzes steigt sehr mit dem Alter des Baums, da sich nur alte K. durch bedeutende Entwickelung des Kerns auszeichnen. In Kulturwäldern wird sie wohl selten älter als 100—200jährig genutzt, häufig weit jünger, während sie auf ihr zusagendem Standort recht gut ein Alter von 3—400 J. erreichen kann. Die gemeine K. liefert das gesuchteste Holz zu starken Schiffsmasten; am berühmtesten sind die nordischen, welche von Riga aus in den Handel kommen; in Deutschland die K. des Hauptmoors bei Bamberg. Während junges Kiefernholz wenig Brennkraft und nur sehr geringe Dauer besitzt, zeichnet sich altes, kerniges, harzreiches bezüglich dieser Eigenschaften vorteilhaft vor der Fichte aus, weshalb es oft an Stelle von Eichenholz, z. B. zu Brückenrosten, Verwendung findet. Die K. liefert ferner Teer, Terpentinöl, Pech und Kienruß. Die Nadeln dienen zur Bereitung von Bädern, auch gewinnt man aus ihnen die sog. Waldwolle. Die K. ist forstlich sehr wichtig, nicht bloß ihrer vielseitigen Nutzbarkeit wegen, sondern namentlich auch deshalb, weil sie zur Aufforstung der schlechtesten Boden dient, z. B. auf trockenem Sandboden durch keine andere Holzart ersetzt werden kann. Die schönsten, nutzbarsten Kiefernstämme erzieht man durch Mischung mit andern, schlanken Holzarten, z. B. mit Fichten.

Die K. ist vielfachen Gefahren und Krankheiten ausgesetzt. In der Jugend leidet sie häufig an der Schütte, einer Krankheit, welche im Gelbwerden und Abfallen der Nadeln besteht, in manchen Jahren geradezu verheerend wirkt, so z. B. 1880—83 in vielen Waldungen Deutschlands und Österreichs. Mit dem Ausdruck Schütte bezeichnet man übrigens sehr verschiedene Krankheiten, welche der äußern Erscheinung nach ähnlich sind, nicht selten auch gleichzeitig auftreten. Daher kommt es, daß man über die Ursachen und Mittel zur Verhütung der Krankheit vielfach noch im Unklaren ist. Die

eine Form wird höchst wahrscheinlich durch Fröste, namentlich durch im Herbst zeitig eintretende sog. Frühfröste hervorgerufen. Eine andere Form entsteht durch Vertrocknung, wenn im zeitigen Frühjahr der Boden noch gefroren ist, in den oberirdischen Teilen das vegetative Leben an warmen Tagen bereits erwacht, die Nadeln also Wasser verdunsten, die Wurzeln aber solches noch nicht zuführen (Theorie von Ebermayer). Eine dritte Form wird hervorgerufen durch einen parasitischen Pilz, den Kiefernrißenschorf (Hysterium pinastri), welcher überall auf den natürlich absterbenden Nadeln vorkommt (Theorie von Göppert, Prantl u. a.). Verschiedene andere parasitische Pilze verursachen Krankheiten der Nadeln, z. B. Peridermium pini acicola (eine besondere auf den Nadeln vorkommende Form des Kiefernblasenrostes), der Kiefernbreher (Caeoma pinitorquum) u. a., Krankheiten der Rinde und des Holzes, z. B. Agaricus mellous (s. Erdkrebs) Harzsticken, Trametes radiciperda Wurzelfäule, Trametes pini Rotfäule, Peridermium pini corticola (Kiefernblasenrost) den Kienzopf (s. Kienholz) u. a. Unter den Insekten hat sie viele Feinde, wie den großen Kiefernspinner (Gastropacha pini *L.*), die Nonne (Liparis monacha *L.*), Kieferneule (Trachea piniperda *Panz.*), Kiefernspanner (Fidonia piniaria *L.*), eine ziemliche Anzahl von Mikrolepidopteren, namentlich die Arten der Gattung Retinia. Zahlreiche Käferarten, vorzugsweise die Larve des Maikäfers (Engerling), der große und kleine braune Rüsselkäfer (Hylobius abietis *L.* und Pissodes notatus *Fabr.*) u. a. Rüsselkäfer, viele Borken- und Bastkäfer, besonders der Waldgärtner (Hylesinus piniperda *L.* und minor *Hrtg.*), Bostrychus stenographus *Duft.*, laricis *Fabr.*, bidens *Fabr.* u. a. m., sind Feinde der K., ebenso einige Blattwespen, namentlich die Kiefernblattwespe (Lophyrus pini *L.*). Ihre tiefgehende Bewurzelung macht die K. sturmfester als die Fichte, dagegen leidet sie mehr vom Schnee- und Eisbruch als diese.

Die verschiedenen Standortsverhältnisse bedingen verschiedene Formen der gemeinen K., welche früher von Botanikern und Gärtnern besonders benannt wurden. Als gute europ. Arten der Gattung Pinus sind namentlich zu nennen: Bergkiefer oder Krummholzkiefer (P. montana *Mill.*), deren gleichfarbige Nadeln paarweise aus einer Scheide kommen. Die weiblichen Blüten sind violett oder bläulich, der Nabel der Apophysen von einer dunkeln Linie begrenzt, grauweiß, die Rinde dunkel. Sie bildet zahlreiche Varietäten mit Übergangsformen, wie die meist auf Hochmooren vorkommende Hakenkiefer (P. uncinata), deren Zapfen an der Lichtseite sehr stark entwickelte, kapuzenförmig erhabene und nach der Basis zurückgekrümmte Apophysen haben, die Krummholz- oder Kniekiefer (P. Pumilio), mit Apophysen von gleicher Höhe rings um den Zapfen, die Mugokiefer (P. Mughus) u. s. w. Die Schwarzkiefer (P. Laricio *Poir.*, austriaca *Hoss*) hat paarweise gleichfarbige Nadeln, gelbe männliche und rote weibliche Blüten, bis 8 cm lange, sitzende, gelbbraune Zapfen mit fleischfarbenem Nabel, ist verbreitet in Südeuropa und wichtig wegen der Harznutzung (Wienerwald). Die Strandkiefer (P. Pinaster *Soland*, maritima *Lamk.*), der Laricio sehr ähnlich, ist als Harzbaum besonders wichtig an den Küsten Portugals, Spaniens und Frankreichs und ein ausgezeichneter Baum für die Kultur der Sanddünen an den Küsten des Atlantischen Meers. Die Aleppokiefer (P. halepensis *Mill.*) mit paarweisen, gleichgefärbten, sehr dünnen, zarten Nadeln, ist heimisch an den Küsten des Mittelmeers. Die Pinie (P. Pinea *L.*) hat paarweise, hellgrüne Nadeln, eiförmige, 8—15 cm große Zapfen; deren Nabel ist ohne schwarze Saumlinie, ihr Samen bis 2 cm groß mit nur schmalem, saumartigem Flügel, ihr Kern eßbar. Sie ist heimisch an den Küsten des Mittelmeers. Die Zirbelkiefer (Arve; P. Cembra *L.*), deren Nadeln zu fünf aus einer Scheide kommen, hat einen eßbaren Kern und ist heimisch in den Alpen, wo sie bis in die Krummholzregion steigt. Von den zahlreichen exotischen K. ist in Deutschland namentlich heimisch geworden die Weymouthskiefer (P. strobus *L.*), deren zarte und dünne, bis 10 cm lange, an der konvexen Seite hellgrüne, an der innern, ebenen Fläche bläulichweiß gestreifte Nadeln zu fünf aus einer Scheide kommen. Sie ist aus Nordamerika seit 1705 in Europa eingeführt, nicht bloß in Gärten, sondern auch als Waldbaum kultiviert. Dieser K. sehr ähnlich ist die deutsches Klima leidlich vertragende P. excelsa *Ham.* vom Himalaja, indessen wohl kaum im deutschen Walde des Anbaues würdig und fähig. Letztere Eigenschaft dürften eher noch drei nordamerik. Arten haben: Die drei Nadeln aus einer Scheide zeigende P. rigida *Mill.*, die echte Pitch Pine des Holzhandels, welche 1759 nach England eingeführt wurde; sie besitzt die keiner andern K. zukommende Eigenschaft, auf den Stock gesetzt wieder auszuschlagen. P. ponderosa *Douglas*, in Californien, überhaupt im Nordea Amerikas unter dem Namen Yellow Pine bekannt, eingeführt in Europa 1826, besitzt drei lange, dunkelgrüne Nadeln in einer Scheide. P. Jeffreyi *Engelmann* mit drei schönen langen blaugrünen Nadeln, vielleicht nur Varietät der ponderosa, eingeführt um 1852. Mit den drei letztgenannten Arten werden jetzt größere Anbauversuche in Deutschland gemacht.

Kiefer (Friedr.), bad. Abgeordneter, geb. 14. Jan. 1830 zu Mappach in Baden, studierte in Heidelberg, wurde 1864 Staatsanwalt zu Offenburg, 1867 Ministerialrat im Justizministerium, trat 1868 aus dem Staatsdienst und war bis 1870 Rechtsanwalt in Offenburg. Im J. 1870 wurde er zum Oberstaatsanwalt in Mannheim ernannt, 1879 zum Landgerichtsdirektor in Freiburg i. Br., 1884 zum Präsidenten des Landgerichts zu Konstanz. Seit 1865 ist K. Mitglied des bad. Landtags; er gehört zu den Führern der nationalliberalen Partei in Baden. Von 1871 bis 1874 und 1877 bis 1881 war er auch Mitglied des Deutschen Reichstags für den Wahlkreis Bretten-Sinsheim.

Kieferegel, s. unter Egel.

Kieferhöhle, s. unter Kiefer (anatom.).

Kieferklemme, s. unter Bade.

Kiefernadelbäder, s. Fichtennadelbäder.

Kiefernadelöl, s. Fichtennadelöl.

Kiefernblasenrost, Baumkrankheit, s. unter Baum und Kienkrankheit.

Kieferneule (Trachea piniperda *Esper*) wird eine sehr bunte, 35—37 mm klafternde Eule genannt, deren Vorderflügel eine gelblichrote, von weißer Querlinie und Flecken unterbrochene Grundfarbe haben. Die schöne, schlanke Raupe ist gelbgrün mit weißen und gelben Längsstreifen und

lebt vom Mai bis Juli auf Kiefern, denen sie häufig schon sehr schädlich geworden ist. Das beste Mittel zu ihrer Vertilgung ist das Eintreiben von Schweinen in die befallenen Waldungen während der winterlichen Puppenruhe der K.

Kiefernkrebs, s. Kienkrankheit.

Kiefernräude, s. Kienkrankheit.

Kiefernraupe, s. Fichteneule.

Kiefernschwamm, s. Tramotes.

Kiefernschwärmer, s. Fichtenschwärmer. (Tafel: Insekten III, Fig. 4.)

Kiefernspanner (Fidonia piniaria *L.*), ein etwa 38 mm klafternder Spanner mit braunen, gelblich oder weißlich gefleckten und gestammten Flügeln, dessen vom Juli bis Oktober vorkommende Raupe den Kiefern, seltener den Fichten schädlich wird.

Kiefernspinner (Gastropacha pini *L.*), s. unter Insekten, Bd. IX, S. 618[b] und 619[b], Abbildung auf Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 1. u. 2.

Kienstock, Legierung von Blei und Kupfer, welche beim Saigern silberhaltiger Schwarzkupfer entsteht.

Kiel heißt der unterste lange Balken eines Schiffs, welcher vom vordern bis zum hintern Ende des Schiffs geht und die Grundlage des ganzen Gebäudes ist, daher man poetisch K. für Schiff sagt. Bei eisernen Schiffen wird der K. durch Eisenplatten gebildet. Auf den K. stoßen vorn und hinten der Vor- und Hintersteven des Schiffs, welche die Begrenzung des Rumpfes bilden. Unten im Winkel zwischen Steven und K. befindet sich eine Auflotzung, die anfänglich von derselben Stärke wie der K. sich nach oben hin allmählich ausbaucht und in die runde Form des Rumpfes übergeht. Diese Auflotzung bietet namentlich bei tiefgehenden und scharf gebauten Schiffen eine größere, fast senkrechte Fläche, welche bei Drehungen des Schiffs dem Wasser bedeutenden Widerstand entgegensetzt und erstere dadurch erschwert. Um diesen Übelstand zu beseitigen, hat Grell in Hamburg den Gitterkiel erfunden, d. h. er hat bei eisernen Schiffen (bei hölzernen ist es nicht thunlich, weil dadurch der Verband zu sehr gelockert würde) die hintere Auflotzung (das sog. Todholz) durchbrochen, um das sonst zu verdrängende Wasser durchfließen zu lassen. Diese Erfindung ist sehr zweckmäßig und kommt immer mehr zur Anwendung.

Kiel oder Schiffchen nennt man in der beschreibenden Botanik die beiden vordern Blumenblätter in der Schmetterlingsblüte (s. d.), die entweder bloß zusammengeneigt oder auch miteinander verwachsen sind.

Kiel (vormals thom Kyle oder tom Kiel, zum Kiel), Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, an den Linien Neumünster-K. und K.-Aschberg der Preußischen Staatsbahnen und an der Privatbahn K.-Flensburg, liegt in einer höchst anmutigen Gegend des östl. Holstein an einem Meerbusen der Ostsee, dem etwa 15 km langen und sehr tiefen Kieler Hafen, an dessen westl. Ufer sich die schöne städtische Waldung Düsternbrook hinzieht. K. ist Sitz eines Oberlandesgerichts, des Landesdirektorats, des evang.-luth. Konsistoriums, eines Kreisgerichts, eines Amtsgerichts, einer Reichsbankstelle und der Provinzialblindenanstalt; hier ist auch die Marinestation der Ostsee mit zahlreichen Behörden nebst der Marineakademie und Marineschule, auch einer Maschinisten-, Steuermanns- und Torpedoschule. K. erhielt 1242 Stadtprivilegium mit Lübischem Recht als Civitas Holsatiae, war schon 1284 Mitglied der Hansa und kam 1334 in den Besitz des ganzen Hafens. Um diese Zeit entstand der sog. Kieler Umschlag, eine Messe, welche vormals vier Wochen (6. Jan. bis 2. Febr.), jetzt 12 Tage dauert und der Hauptgeldmarkt für Schleswig-Holstein geworden ist. Die Stadt wurde 1469 von König Christian I. an die Reichsstadt Lübeck verpfändet und erst 1496 wieder eingelöst. Am 5. Okt. 1665 stiftete Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein-Gottorp zu K. die Universität Christiana Albertina, und 1721—73 war K. die Hauptstadt des gottorpischen (großfürstl.) Anteils vom Herzogtum Holstein. Am 14. Jan. 1814 wurde hier der Kieler Friede abgeschlossen, in dem der König Herzog Friedrich VI. das Königreich Norwegen und die schlesw. Insel Helgoland abtrat. Von K. aus ward 24. März 1848 das Signal gegeben zur Erhebung Schleswig-Holsteins gegen die dän. Herrschaft.

Nach 1866 wurde der Kieler Meerbusen, einer der besten und sichersten Ostseebäsen, in welchen beim Dorfe Holtenau der die Verbindung mit der Nordsee vermittelnde schlesw.-holstein. Eiderkanal mündet, zur deutschen Hauptmarinestation eingerichtet. Der Eingang desselben wird verteidigt durch die Seefestung Friedrichsort (s. d.) nebst dem benachbarten Fort Falckenstein auf dem Braunen Berge und die gegenüberliegenden Festungswerke bei Labö und Möltenort auf dem östl. Ufer. Das großartige Marine-Etablissement zwischen Ellerbeck und Gaarden, welches durch eine Zweigbahn mit dem kieler Bahnhofe verbunden ist, schließt die kaiserl. Marinewerft ein. Der ungeheure Aufschwung des Verkehrs, welchen die Marinestation und die Marinebauten hervorriefen, hat sowohl Gaarden (s. d.) und Ellerbeck größtenteils in städtischer Weise umgestaltet, wie auch insbesondere K. ganz außerordentlich gehoben. Das bebaute Stadtgebiet hat sich um mehr als ein Drittel erweitert und die Bevölkerung verdoppelt, da 1864 K. erst 18695 und mit Einschluß des nordöstlich anstoßenden Dorfes Brunswiek, das seitdem der Stadt einverleibt ist, 20738 E., 1880 aber 43594, mit den Vororten Gaarden und Ellerbeck 54357 E. zählte.

Die Altstadt, unmittelbar am Ostseestrande, fast ringsum von einer Lagune, dem sog. Kleinen K., umgeben, ist ziemlich enge und unansehnlich. Die neuern und schönern Stadtteile schließen sich im Süden, Norden und Westen an. Die Stadt hat ein Gymnasium, eine Oberrealschule, vortreffliche Volksschulen, eine Idiotenanstalt und viele milde Stiftungen, auch eine Handelskammer, einen Gewerbeverein nebst Gewerbeschule u. s. w. Unter den industriellen Unternehmungen sind die Schiffswerften und Eisengießereien nebst Maschinenfabriken, eine große Goldleistenfabrik, die großartige Dampf- und Wassermühle in dem nahen Dorf Neumühlen an der Schwentine-Mündung bemerkenswert. Die Universität, mit einem neuen schönen Universitätsgebäude (1873—76) im Schloßgarten, zählt über 60 Lehrer und gegen 400 Studierende. Zu ihr gehören das chem., zoolog., anatom., physiol. Institut, das schöne Bibliotheksgebäude mit 187000 Bänden, das schlesw.-holstein. Museum vaterländischer Altertümer, das Kunstmuseum (Gipsabgüsse antiker Skulpturen), das mineralog. Museum und die Sternwarte. Erwähnung verdienen auch die Kunsthalle (Gemäldegalerie), das Thaulow-

Museum (Sammlung älterer schlesw.-holstein. Schnitzwerke und Volkstrachten) und das ethnogr. Museum. Die akademischen Heilanstalten sind neu und zweckmäßig eingerichtet. In K. haben auch die Historische Gesellschaft, der Naturwissenschaftliche Verein, der Kunstverein und der Landwirtschaftliche Generalverein für Schleswig-Holstein ihren Sitz. Unweit der Stadt südwärts liegt die Privatirrenanstalt Hornheim und nordwärts die Seebadeanstalten Düsternbrook und Bellevue.

Vgl. Prahl, «Chronik der Stadt K.» (Kiel 1855); Volbehr, «Beiträge zur Topographie der Stadt K.» (Kiel 1881); Seelig und Ohnmann, «Ostholstein» (8. Aufl., Hamb. 1884).

K. bildet seit 1884 einen eigenen Stadtkreis. Der Landkreis Kiel, dessen Landrat auf dem Schloß bei Bordesholm (19 km südlich von K.) seine Amtswohnung hat, zählt (1880) 40967 E.

Kiel (Friedr.), Komponist, geb. 7. Okt. 1821 zu Puderbach bei Siegen, wurde in Coburg unter Kaspar Kummer, später in Berlin unter Dehn gebildet und lebt seitdem in Berlin, wo er Lehrer am Sternschen Konservatorium, 1867 Professor, 1870 Kompositionslehrer an der neubegründeten Hochschule für Musik wurde. Unter seinen Kompositionen sind zu nennen: zwei Requiems, eine Missa solennis, das Oratorium Christus, ein «Stabat mater», ein Tedeum, ein Klaviertonzert, vier Violinsonaten, sieben Trios, drei Klavierquartette ꝛc.

Kielce, russ. Gouvernement und Stadt, s. Kjelzy.

Kielfüßer (Heteropoda) wurde von Lamarck eine Ordnung der Mollusken benannt, bei welcher der Fuß sich zu einer seitlich zusammengedrückten Flosse umgestaltet hat. Die entweder nackten oder mit einer zarten Schale teilweise bedeckten Tiere haben hoch entwickelte Sinnesorgane an einem rüsselartig vorspringenden Kopf; sie sind getrennten Geschlechts und ihre nicht sehr zahlreichen (etwa 100) Arten finden sich besonders in warmen Meeren auf der Oberfläche lebend und sind hier, da sie meist glasartig durchscheinend sind, nur schwer wahrnehmbar. Sie nähren sich vom Raub und werden, zumal sie häufig in enormen Schwärmen auftreten, ihrerseits ein wichtiges Nahrungsmittel für Waltiere u. s. w. Über K. schrieben besonders C. Gegenbaur und R. Leuckart.

Kielholen heißt ein Schiff auf die Seite legen, daß man zum Kiel kommen und diesen ausbessern oder den untern Teil des Schiffsbauchs kalfatern, mit Kupfer beschlagen oder eine andere Ausbesserung daran vornehmen kann.

Außerdem hieß Kielholen eine zuerst von den Holländern eingeführte, gegenwärtig allenthalben abgeschaffte barbarische Strafe auf Schiffen. Der Delinquent ward hierbei in einen bleiernen Brustharnisch gesteckt, an den Füßen mit Gewichten beschwert und so mittels Seile dreimal unter dem Kiel des Schiffs hindurch und wieder zurückgezogen. Hatte der Delinquent diese lebensgefährliche Exekution glücklich überstanden, so erhielt er meist noch eine ihm durch Urteil auferlegte Anzahl Hiebe.

Kielhorn (Franz Lorenz), namhafter Sanskritist, geb. 31. Mai 1840 zu Osnabrück, studierte zu Göttingen, Breslau, Berlin, London und Oxford klassische Philologie und Sanskrit, war 1866—81 Professor des Sanskrit am Deccan-College zu Poona und ist seit 1882 Professor des Sanskrit zu Göttingen. Seine wichtigsten Arbeiten sind: «Kâtantava's Phitsûtra» (nebst Übersetzung, Lpz. 1866), «Nâgojibhatta's Paribhâshenduçekhara» (Bd. 1, Text, Bombay 1866; Bd. 2, Übersetzung, Bombay 1874, erschienen in der «Bombay Sanskrit Series», die er 1866 mit Bühler gegründet hat), «Sanskrit Grammar» (Bombay 1870; 2. Aufl. 1880), «Kâtyâyana and Patanjali» (Bombay 1876), «Vyâkaranamahâbhâshya» (Bd. 1—3, Bombay 1880—84).

Kielmansegg (Grafen von), ein aus Holstein stammendes Geschlecht, welches ursprünglich Kielmann hieß. Der Gottorfsche Hofkanzler Johann Adolf Kielmann, geb. 1612, gest. 1676, erhielt 1641 ein kaiserl. Adelsdiplom, 1652 eine Wappenbesserung und das Prädikat «von Kielmansegg». Dessen Söhne wurden 1679 in den Freiherrenstand und dessen Enkel, unter ihnen Georg Ludwig, geb. 1705, gest. 1785 als kurhannov. General der Infanterie, der Stammvater der bis jetzt blühenden Linien, 1723 in den Grafenstand erhoben. Ein nachweislicher Zusammenhang dieser Familie mit der aus Hattingen stammenden und seit 1632 freiherrlichen Familie Kielmann von K. in Österreich besteht nicht. Jetziges Haupt der Familie ist Graf Alexander, geb. 13. Aug. 1833, Besitzer der Majorats- und Fideikommißgüter Gülzow u. s. w., k. k. Kämmerer. Vgl. «Familienchronik der Herren, Freiherren und Grafen von K.» (Lpz. 1872).

Kielrecht, eine zu den Hafengeldern (s. d.) gehörende Abgabe, welche Schiffe zahlen müssen, wenn sie zum erstenmal in einem Hafen landen.

Kielschwein ist der Balken, welcher, auf den Kiel und die Spanten (Rippen) gelegt, zur Verstärkung des Kiels dient.

Kielwasser heißt die ziemlich lange sich sichtbar erhaltende Furche, welche der Kiel beim Laufe des Schiffs im Wasser hinter sich läßt und die selbst bei hoher See fast ganz eben und ruhig ist, sodaß ab- und zugehende Boote sie gern benutzen.

Kielwasserlinie nennt man die namentlich zur Zeit der Segelschiffe als Schlachtlinie dienende Ordnung, in der die Schiffe einer Flotte hintereinander, das eine im Kielwasser des andern, segelten. Sie zeigten dabei dem Feinde ihre Breitseite, d. h. ihre größte Stärke, und waren so eng wie möglich aneinander geschlossen, um dem Feinde ein Durchbrechen zu verwehren, das sie selbst in die gefährliche Lage brachte, zwischen zwei Feuer zu geraten oder enfiliert, der Länge nach bestrichen zu werden. Nelson gewann die Schlacht bei Trafalgar, weil er trotzdem dies sonst gefürchtete Manöver unternahm. Er teilte seine Flotte in zwei parallele Kolonnen und durchbrach an zwei Stellen die franz.-span. Kiellinie, ohne sich an das furchtbar ihn enfilierende Feuer der feindlichen Breitseiten zu kehren.

Kiemen heißen die Organe, die, zur Wasseratmung bestimmt, bei Wassertieren die Stelle der luftatmenden Lungen der Landtiere vertreten und von diesen sich wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie sich nach außen entfalten. Der Atmungsprozeß durch K. ist insofern dem durch die Lungen vermittelten ganz analog, als auch hier ein Austausch der im Blute enthaltenen Kohlensäure gegen den im Wasser enthaltenen Sauerstoff vor sich geht. Kiemenatmung kommt vorzugsweise den niedern Tierklassen zu, z. B. der Mehrzahl der Weichtiere, der Ringelwürmer, den Krustentieren (Krebsen), vielen Insektenlarven, allen Fischen und einigen Amphibien während des ganzen Lebens, andern, z. B. Kröten und Fröschen, im Larvenzustande. Die

Gestalt der K. ist sehr verschieden. Kammförmig sind sie bei den meisten Fischen, wie Lappen, Büschel, Sträuße gestaltet bei andern Wassertieren. Oft liegen die K. ganz frei auf der Oberfläche des Körpers, oft auch in eigenen Höhlen, wozu indessen das Wasser Zutritt hat. Sie können an den verschiedensten Körperteilen entwickelt sein. Nur bei einigen Fischmolchen und Fischen kommen Lungen und K. zugleich vor. Erstickung tritt bei den durch K. atmenden Tieren entweder dadurch ein, daß außerhalb des Wassers die feinern Kiemenblättchen zusammentrocknen und der Blutlauf unterbrochen, oder dadurch, daß der im Wasser aufgelöste Sauerstoff aufgezehrt ist und nicht erneuert wird. Daher sterben Fische mit stark gespaltener Kiemenöffnung leichter als die mit engen Kiemenöffnungen. Heringe sterben z. B. wenige Minuten, nachdem sie aus dem Meere genommen sind, während Aale stundenlang auf dem Lande aushalten. Am längsten dauern diejenigen Fische außerhalb des Wassers, welche besondere Wasserbehälter zum Feuchthalten der K. besitzen, wie der Kletterfisch (s. d.; vgl. Tafel: Fische III, Fig. 14), der sechs Tage außerhalb des Wassers leben kann.

Kiemenfüßer (Branchipoda, Branchiopoda), Unterordnung der Blattfüßer, zu der die Gattungen Branchipus, Artemia und Apus gehören.

Kiemenlurche, s. unter Amphibien.

Kienbaum, s. Kiefer.

Kienholz nennt man stark mit Harz durchtränktes Kiefernholz, welches seiner leichten Brennbarkeit wegen zum Unterzünden angewendet wird, um anderes Brennmaterial, Holz oder Kohlen u. dgl., in Brand zu setzen, vor Einführung des Petroleums in einigen Kiefergegenden Norddeutschlands (Lausitz u. s. w.) auch von armen Leuten zur Beleuchtung verwendet wurde. Ganz besonders ist eigentliches K. noch gesucht zur Teerschwelerei. Kieniges, d. h. harzreiches Kiefernholz wird wegen seiner Dauerhaftigkeit sehr gut bezahlt. Ganz ausgezeichnet ist dadurch die amerik. Pinus rigida, deshalb zum Schiffbau vorzugsweise tauglich. Das Kernholz alter Kiefern ist meist besonders kienig und gesuchte Ware. Eine Verkienung des Holzes kann aber auch Folge von Verletzungen oder Krankheit sein. Bei allen harzführenden Nadelhölzern (also nicht bei der Tanne), vorzugsweise aber bei den Kiefern wird der durch irgend eine äußere Verletzung der Rinde beraubte bloßgelegte Splint mit Harz durchtränkt und es bildet sich K.

Kienkrankheit (Kienzopf, Kiefernkrebs, Kiefernräude), eine durch den Kiefernblasenrost (Peridermium pini corticola) verursachte Krankheit der Kiefer, welche meist in der Kronenpartie am Stamm oder an den Ästen vorkommt. Wo das Mycel des Pilzes hindringt, verschwindet der Zellinhalt, an dessen Stelle tritt Terpentinöl auf, durchtränkt die Wandungen und zerstört das Leben der Zellen, endlich das des ganzen oberhalb der infizierten Stelle befindlichen Stamm- oder Astteils. Eine ähnliche Verkienung bewirkt auch Agaricus melleus, der Erdkrebs (s. d.), an den von ihm befallenen Kiefern und Fichten, es findet durch das Mycel wahrscheinlich eine teilweise Umwandlung des Zelleninhalts und der Zellwandungen in Terpentinöl statt.

Kien-long oder Khianlong, der vierte Kaiser von China aus der jetzt daselbst herrschenden Dynastie Tait-sing, geb. 1711, war der älteste von den unechten Söhnen des Kaisers Young-tsching. Da dieser keine eheliche männliche Nachkommenschaft hatte, folgte ihm K. 1735. Er war einer der bedeutendsten Fürsten Chinas, regierte 1736—96 und legte dann die Regierung freiwillig nieder und starb 1799 in Zurückgezogenheit. (S. China, Bd. IV, S. 286b.) [Holzöl.

Kienöl ist ungereinigtes Terpentinöl; vgl. auch

Kienporst, soviel wie Ledum palustre, s. Ledum.

Kienruß nennt man die aus fast reinem Kohlenstoff bestehende lockere schwarze Masse, die durch Verbrennung bei beschränktem Luftzutritt und Abkühlung aus öligen und harzigen Körpern gewonnen und zur Bereitung von schwarzer Farbe, namentlich Druckfarbe, verwendet wird. Häufig wird die Kienrußbrennerei neben der Harzsiederei betrieben, indem die bei letzterer abfallenden Harzgriefen noch zum Kienrußbrennen benutzt werden. Den meisten K. gewinnt man in Thüringen, am Harz. Auch wird viel K. aus Schweden und Rußland ausgeführt. Seit der Einführung der fabrikmäßigen Darstellung der Öl- und Lampenruße (Kunstruße), welche ausschließlich zur Bereitung der Buchdruck- und Steindruckfarben Verwendung finden, hat der K. an Bedeutung eingebüßt.

Kienzopf, s. Kienkrankheit.

Kiepert (Heinr.), ausgezeichneter Geograph und Kartograph, geb. 31. Juli 1818 zu Berlin, erhielt seine Ausbildung daselbst auf dem Joachimsthalschen Gymnasium und der Universität. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete K. durch den «Atlas von Hellas und den hellen. Kolonien» (24 Blatt, Berl. 1840—46; 3. gänzlich umgearbeitete Aufl. 1871), sowie durch die Karten zu Robinsons und Smiths «Palästina» (3 Bde., Halle 1841). Seitdem wendete er seine Studien besonders Kleinasien zu; er wurde von den 1837—39 dort beschäftigten preuß. Offizieren mit der Redaction ihrer daselbst ausgeführten topogr. Arbeiten betraut und bereiste 1841—42 den nordwestl. Teil Kleinasiens. Das Gesamtergebnis dieser Studien war die treffliche «Karte von Kleinasien» (6 Blatt, Berl. 1843—45). Im Herbst 1845 übernahm er die technische Direktion des Geographischen Instituts zu Weimar, kehrte aber Ende 1852 nach Berlin zurück. Nachdem er hier 1853 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden, eröffnete er 1854 Vorlesungen an der Universität und erhielt an derselben 1859 eine außerord., 1874 eine ord. Professur. Unter K.s weitern kartogr. Arbeiten sind vor allem der «Neue Handatlas der Erde» (40 Blatt, Berl. 1857—61; neue erweiterte Ausg. 1881 fg.) und der «Atlas Antiquus» (10. verbesserte Ausg. 1885) hervorzuheben; außerdem Hunderte einzelner Blätter, sowie größerer zusammengehöriger Reihen von Karten (viele davon als integrierende Teile histor., archäol., sprachwissenschaftlicher Werke und Zeitschriften), an denen, außer großer Korrektheit der Zeichnung und Begründung auf das Detailstudium der Originalquellen, vorzüglich die Sorgfalt in der genauen Wiedergebung fremdartiger Nomenklatur von Sachtennern geschätzt wird. K.s litterarische Arbeiten beschränken sich auf eine Anzahl der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelegter Spezialuntersuchungen, von denen nur ein Teil in den «Monatsberichten» derselben erschien, mehrere Artikel und Kritiken in geogr. Zeitschriften, das «Lehrbuch der alten Geographie» (Berl. 1878) und «Leitfaden der alten Geographie» (Berl. 1881).

Richard K., der Sohn des vorigen, geb. 13. Sept. 1846 zu Weimar, beteiligte sich nach seiner akademischen Studienzeit an den Arbeiten seines Vaters, gab auch mehrere Kartenblätter, namentlich einen Schul-Handatlas der Länder Europas (mit Höhenschichten), unter eigenem Namen heraus und übernahm seit K. Andrees Tode (1875) die Redaction der geogr.-ethnogr. Zeitschrift «Globus» in Braunschweig, sowie seit 1877 die wissenschaftliche Leitung von D. Reimers kartogr. Anstalt in Berlin.

Kieritzsch, Dorf im sächs. Regierungsbezirk Leipzig, Amtshauptmannschaft Borna, Station der Linie Leipzig-Hof der Sächsischen Staatsbahnen, von der hier die Linie K.-Chemnitz abzweigt, hat eine chem. Produktenfabrik und zählt 370 E. Dabei liegt die sog. wüste Stätte Zölsdorf, Zöllsdorf oder Zeilsdorf, einst Vorwerk und Besitztum Luthers, seit 1884 mit einem Denkmal.

Kierkegaard (Sören), einflußreicher religiöser Schriftsteller Dänemarks, geb. 5. Mai 1813 zu Kopenhagen, studierte dort Theologie und Philosophie, machte 1841 und 1842 wissenschaftliche Reisen nach Deutschland und lebte seit 1843 zurückgezogen in Kopenhagen, wo er am 11. Nov. 1855 starb. Durch eine große Zahl geistreich und anregend geschriebener Schriften bemühte sich K., die dem Christentum entfremdeten Kreise demselben wieder zuzuführen. Von seinen Schriften sind mehrere ins Deutsche übersetzt, darunter: «Zur Selbstprüfung» (3. Aufl., Erlangen 1881). Die Hauptschrift: «Entweder — Oder» (2 Bde., Kopenh. 1843; 4. Aufl. 1878) ist noch nicht übersetzt. Vgl. Petersen, «Sören Kierlegaards Christendoms forkyndelse» (Kristinnia 1877); Brandes, «Sören K. Ein litterarisches Charakterbild» (Lpz. 1879).

Kies, eine alte Bezeichnung für eine Abteilung der Schwefel- (auch Arsen- und Antimon-) Metalle, unter welcher man, im Gegensatz zu den Glanzen und Blenden, Mineralien von metallischem Habitus und meist gelber, weißer oder roter, selten grauer oder schwarzer Farbe versteht, die (mit Ausnahme des Buntkupferkieses) spröde und meist härter als Kalkspat sind. Hierher gehören z. B. Eisenkies oder Schwefelkies (auch wohl schlechtweg K. genannt), Arsenkies, Weißnickelkies, Magnetkies, Kobaltnickelkies, Kupferkies, Zinnkies, Tetraedrit u. s. w.

Kiesel oder Silicium ist bei den Chemikern der Name eines Elements, das 1824 von Berzelius zuerst dargestellt worden ist, für sich nur in einem unscheinbaren braunen, auf Umwegen zu gewinnenden Pulver besteht und in Verbindung mit Sauerstoff die Kieselsäure (s. d.) bildet.

Kiesel ist auch die Bezeichnung für Brocken von Bergkrystall (Quarz), welche durch Rollen in Flüssen abgerundet worden sind, wie z. B. Rheinkiesel, Donaukiesel, böhmische Kiesel u. s. w. Dann bezeichnet man mit K. auch im allgemeinen jedes Geschiebe von Quarz oder quarzigen Massen.

Kieseleisenstein, durch Kieselsäure oder Quarz verunreinigter Rot- oder Brauneisenstein.

Kieselerde, s. Kieselsäure.

Kieselfluorid (Fluorsilicium) und **Kieselfluorwasserstoffsäure,** s. unter Fluor.

Kieselfossilien werden diejenigen Reste vorweltlicher Tiere und Pflanzen genannt, welche von Kieselsäure durchdrungen und dadurch zum Teil mit allen Feinheiten ihrer organischen Struktur erhalten sind. Letzteres gilt namentlich von Stämmen z. B. der Coniferen, Cycadeen und Baumfarne im Rotliegenden, sowie von Hölzern der Tertiärzeit (versteinerte Wälder vom Kyffhäuser, von Chemnitz, von Radowenz, von Kairo).

Kieselgalmei, s. unter Galmei.

Kieselgesteine werden weitverbreitete Felsarten genannt, welche in erster Linie aus Kieselsäure bestehen; es gehören dazu solche, welche Aggregate von Quarz oder dessen Varietäten darstellen, wie der Quarzit, Quarzschiefer, Kieselschiefer, Hornstein, Jaspis, Süßwasserquarz, Flint, andererseits aber auch Gesteinsmassen, in denen die Kieselsäure im amorphen und wasserhaltigen Zustande vorliegt, wie die Opale, die Ablagerungen von Polierschiefer, Kieselguhr, die Absätze von Kieselsinter und Kieseltuff.

Kieselguhr (Bergmehl), weiße, mehlartige Anhäufungen von Kieselstaub, welcher vorwaltend aus Kieselpanzern von Diatomeen gebildet wird; findet sich lagerartig im Untergrunde von Berlin, in der Lüneburger Heide, bei Franzensbad u. s. w.

Kieselkalkstein (engl. siliceous limestone, frz. calcaire silicieux) ist ein dichter Kalkstein, gleichmäßig und oft in hohem Grade (bisweilen bis zu einer Beteiligung von fast 40 Proz.) von Kieselsäure durchdrungen, welche auch sehr häufig Nester, Adern und abgeplattete Nieren von Hornstein oder Chalcedon bildet. Die sehr fein zerteilte beigemengte Kieselsäure bleibt beim Behandeln mit Säuren als ein unlösliches Pulver zurück; ihre Gegenwart verursacht eine bedeutendere Härte, welche bis 6 steigt, und oftmals einen splitterigen Bruch; der meistens Süßwasserkonchylien enthaltende K. findet sich z. B. als Zwischenlager in dem Muschelkalk und Jurakalk Schwabens, in der Kreideformation von Kloßscha bei Dresden, namentlich aber als ein Glied der Tertiärformation in dem Becken von Paris (Gegend von St.-Ouen u. s. w.).

Kieselpflanzen ist die Bezeichnung für diejenigen Pflanzen, deren Asche verhältnismäßig viel Kieselsäure enthält. Hierzu gehören vor allem die Familien der Gramineen und Equisetaceen. Bei den letztern findet sich die Ablagerung von Kieselsäure in den Epidermiszellwänden in solchem Maße, daß nach der Verbrennung ein vollständiges Kieselskelett zurückbleibt.

Kieselpulver, s. unter Schießpulver.

Kieselsandstein, ein Sandstein, dessen Quarzkörner durch ein kieseliges Bindemittel zusammengehalten werden, welches bald nur in spärlicher Menge vorhanden ist, bisweilen aber auch eine förmlich hornsteinartige Masse darstellt; insbesondere verbreitet in der Braunkohlenformation Böhmens, Schlesiens, Hessens, auch in der Kreideformation, z. B. am Nordrande des Harzes, bei Wehrau in der Lausitz.

Kieselsäure, Kieselerde, Siliciumdioxyd SiO_2, kommt in der Natur ungemein verbreitet vor, teils in freiem Zustande, teils in Form von Salzen oder Silicaten. Die freie K. tritt teils krystallisiert oder krystallinisch, teils amorph auf; in ersterer Form in Bergkrystall und Quarz, in letzterer im Feuerstein, Chalcedon, Achat u. a. Sie ist ein normaler Bestandteil aller Pflanzen, variiert jedoch der Menge nach in den einzelnen Pflanzenarten und Pflanzenteilen sehr. Im Körper der höhern Tiere findet sie sich nur in minimalster Menge und dann auch nur in den der Körperaußenfläche angehörenden Organen, Federn, Haaren, Nägeln, Klauen u. s. w.; bei einzelnen Panzertieren ist

ſie in großer Menge in dem Panzer vertreten, ſo bei den Diatomeen, deren maſſenhafte Anſammlung von vorweltlicher Zeit uns in Lagern von ſog. Infuſorienerde erhalten iſt.

In reiner Form iſt die K. in Waſſer, in allen Säuren (mit Ausnahme der Fluorwaſſerſtoffſäure), in verdünnten Alkalien völlig unlöslich; die amorphe K. löſt ſich leicht in konzentrierten Alkalien, auch in kohlenſaurem Natron und unterſcheidet ſich hierdurch von der kryſtalliſierten. Sie widerſteht den durch gewöhnliches Heizmaterial zu erzeugenden Wärmegraden, ſchmilzt aber im Knallgasgebläſe. Beim Schmelzen mit kohlenſaurem Alkali wird die K., unter Bildung von in Waſſer löslichem Alkaliſilicat, gelöſt. Verdünnte Löſungen von Alkaliſilicaten werden durch Säuren unter Freiwerden von Kieſelſäurehydrat, welches, wenn genügend Flüſſigkeit vorhanden iſt, völlig gelöſt bleiben kann, zerlegt; konzentriertere Löſungen verwandeln ſich nach kurzer Zeit in eine durchſichtige, feſte Gallerte, in welcher das Kieſelſäurehydrat die Geſamtmenge der Flüſſigkeit aufgeſogen enthält; beim Trocknen geht die Kieſelſäuregallert in ein höchſt fein verteiltes, höchſt lockeres, amorphes Pulver über, welches bei erhöhter Temperatur unter Abgabe von Waſſer zu gewöhnlicher amorpher Kieſelſäure wird.

Die K. verbindet ſich mit allen anorganiſchen Baſen zu Salzen, die man gewöhnlich Silicate nennt. Zu dieſen gehört eine große Gruppe von Mineralien, der Feldſpat, Glimmer u. v. a., die zum Teil als Gebirgsmaſſen, wie Granit und Porphyr, zum Teil als Verwitterungs- und Zertrümmerungsprodukte ſolcher Gebirgsmaſſen, wie Thon, Lehm, große Strecken der Erdoberfläche bedecken.

Kieſelſaure Salze, ſ. Silicate.

Kieſelſchiefer iſt eine kryptokryſtalliniſche dichte Quarzmaſſe, welche durch wenig beigemengten Thon, Kohlenſtoff und Eiſenoxyd verunreinigt iſt und daher vorherrſchend dunkelgraue und ſchwarze Farben zeigt; er iſt unvollkommen dickſchieferig, ſehr hart und unſchmelzbar. Weiße Quarzadern ziehen ſehr oft nach allen Richtungen hindurch, auf den Klüften und Fugen des K. kommen mehrere Mineralien vor, welche waſſerhaltige Thonerdephosphate ſind, wie Türkis, Wavellit, Variscit. Der Kohlenſtoffgehalt tritt manchmal als ofenrußähnlicher ſchwarzer Staub aber ſelbſt als anthracitiſche Haut von ſtarkem Glanz auf den Riſſen des Geſteins hervor. Größere organiſche Überreſte finden ſich, mit Ausnahme von Graptolithen, nur ſehr ſelten im K.; dagegen gewahrt man in den Dünnſchliffen unter dem Mikroſkop manchmal eine reichliche Beteiligung von organiſchen, übrigens weiter mit Sicherheit nicht beſtimmbaren Formen, daneben auch eigentümliche ſphärolithartige Gebilde. Der immer ſehr deutlich geſchichtete K. hat ſeine Hauptheimat in den paläozoiſchen Formationen, im Silur, Devon und Culm, wo er in oft mehrere Kilometer langen Zügen und Lagern auftritt, z. B. im Harz, Vogtland, Thüringen, Böhmen, Niederſchleſien, Irland, Belgien (wo die K. ſogar faſt vorwiegend die untere Etage der Steinkohlenformation zuſammenſetzen), weitverbreitet im ſüdl. Norwegen. Vielfach iſt er hier mit eruptiven Lagern von diabaſiſchen Grünſteinen vergeſellſchaftet. In vielen K. darf man wohl die Produkte einer Verkieſelung von urſprünglichen Thonſchieferſchichten erblicken. Die ſehr homogenen und ganz tiefſchwarzen, im angeſchliffenen Zuſtande ſamtähnlich anzufühlenden K. wurden früher zum Probieren des Goldes durch den Strich benutzt und Probierſtein, auch Lydit, lydiſcher Stein, genannt, weil ſie ſich nach Theophraſt im lydiſchen Gebirge Tmolus als Geſchiebe fanden.

Kieſelſchwämme (Silicispongiae) heißen diejenigen Schwämme, deren Skeletteelemente hauptſächlich aus Kieſelſäure beſteht. Zu ihnen gehören die Monactinelliden, Tetractinelliden, Lithiſtiden und Heractinelliden (ſ. die betreffenden Artikel). Die K. ſind die zahlreichſten, in allen Meeren und auch im ſüßen Waſſer vorkommenden (ſ. Süßwaſſerſchwamm) Schwämme.

Kieſelſinter iſt ein kieſeliger Abſatz heißer Quellen, bald dicht und feſt (eigentlicher K.), bald mehr locker und zerreiblich (alsdann Kieſeltuff genannt); er bildet als eine durchſcheinende bis undurchſichtige, wachsglänzende, muſchelig brechende Maſſe kompakte Schichten, oder ſtalaktitiſche kugelige und traubige Geſtalten, nicht ſelten auch Inkruſtate von Pflanzenblättern und -Stengeln von ſchneeweißer oder unreinweißer, gelblichgrauer Farbe. In chemiſcher Hinſicht gehört der K. zu der waſſerhaltigen Kieſelſäure (mit 6—10 Proz. Waſſer), wie er ſich auch hinſichtlich des leichten ſpezifiſchen Gewichts und des optiſch-iſotropen Verhaltens unmittelbar an die Opale anſchließt. Die bedeutendſten Ablagerungen von K. finden ſich um die zahlreichen heißen Quellen von Island, um den Rotomahanaſee im Centrum der Nordinſel von Neuſeeland, wo gewaltige Terraſſen mit ſtufenartigen Abſtürzen aus marmorweißem K. entſtanden ſind; doch ſcheinen die neuerdings in dem Thal des Fire-hole-River, in dem Yellowſtone National Park in Nordamerika bekannt gewordenen Abſätze damit wetteifern zu können. Andere Vorkommniſſe knüpfen ſich an die heißen Quellen von Sta.-Fiora in Toscana, von Mont-d'Or les Bains und St.-Nectaire in der Auvergne, auf den Azoren, in Kamtſchatka und andern vulkaniſchen Regionen. Überall iſt der Gehalt des Waſſers an kohlenſaurem Natron das Auflöſungsmittel der aus benachbarten Geſteinen extrahierten Kieſelſäure, welche ſich beim Erkalten, namentlich aber beim Verdunſten des Waſſers niederſchlägt.

Kieſelſkelett nennt man in der Botanik das nach der Verbrennung gewiſſer Pflanzenteile, z. B. der Epidermis bei den Equiſetaceen, zurückbleibende Skelett von Kieſelſäure, welches die Contouren der Epidermiszellen und der Spaltöffnungen noch ziemlich genau erkennen läßt.

Kieſelwismuterz (Eulytin, Wismutblende), ein ſehr ſeltenes, der tetraedriſch-hemiedriſchen Abteilung des regulären Syſtems angehöriges Mineral, welches ſehr kleine bräunliche und gelbliche diamantglänzende Kryſtalle bildet, und chemiſch das normale Wismutſilicat $Bi_4Si_3O_{12}$ darſtellt, beſtehend aus 83,75 Proz. Wismutoxyd und 16,25 Kieſelſäure. Die Härte iſt 4,5 bis 5, vor dem Lötrohr ſchmilzt es unter Aufwallen leicht zu brauner Perle; fand ſich bis jetzt nur zu Schneeberg und Johanngeorgenſtadt im Erzgebirge.

Kieſelzinkerz, ſoviel wie Galmei.

Kieſer (Dietrich Georg), Arzt und Naturforſcher, geb. 24. Aug. 1779 zu Harburg, wurde 1812 Profeſſor der Medizin in Jena, trat 1814 als Feldarzt bei der Eskadron weimariſcher freiwilliger Jäger ein und leitete 1815 die Kriegsſpitäler in Lüttich und Verſailles. Später kehrte er nach Jena zurück. Als Adjunkt und dann (1817) als Director

Ephemeridum der Leopoldino-Karolinischen Akademie betrieb er die zeitgemäße Reorganisation dieser Stiftung und wurde 1858 zu deren Präsidenten erwählt. Er starb 11. Okt. 1862 zu Jena. K., ein entschiedener Anhänger der Schellingschen Naturphilosophie, veröffentlichte: «Grundzüge der Pathologie und Therapie des Menschen» (Jena 1812), «System der Medizin» (2 Bde., Halle 1817—19), «System des Tellurismus oder tierischen Magnetismus» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1826), «Über die Ursachen, Kennzeichen und Heilung des Schwarzen Stars» (Preisschrift, Gött. 1808), «Klinische Beiträge» (Bd. 1, Lpz. 1834), «Elemente zur Psychiatrik» (Bresl. 1855).

Kieserit, ein technisch wichtiges, unter den Abraumsalzen der Salzlager in Stassfurt und Leopoldshall, auch bei Kalusz in Galizien und zu Hallstatt in Österreich sich findendes Mineral, aus 87,1 Teilen schwefelsaurer Magnesia und 12,9 Teilen Wasser bestehend ($MgSO_4 + aq$), ist eine weißliche und schimmernde, sehr feinkörnige bis dichte, aus monoklinen Kryställchen zusammengesetzte Masse, die sich fast nicht in kaltem Wasser, sondern erst bei längerm Sieden löst. Der K. zieht sehr begierig Wasser an, wird trübe und geht endlich in Bittersalz über. Man verwendet ihn zur Darstellung des Bittersalzes, des schwefelsauren Kalis und Glaubersalzes, des Alauns, von Magnesiaweiß und zur Fabrikation von Cement.

Kiesewetter (Rafael Georg), musikalischer Schriftsteller, geb. 29. Aug. 1773 zu Holleschau in Mähren, kam 1801 zu dem k. k. Hofkriegsrate nach Wien, wo er, 1807 zum Hofrat befördert, die Stelle als Referent bis 1845 bekleidete. Er starb 1. Jan. 1850 in Baden bei Wien. K. schrieb: «Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst» (Amsterd. 1828), «Geschichte der europ.-abendländ. Musik» (Lpz. 1834; 2. Aufl. 1846), «Über die Musik der Neugriechen» (Lpz. 1838), «Die Musik der Araber» (Lpz. 1842), «Guido von Arezzo» (Lpz. 1840), «Der weltliche Gesang vom frühen Mittelalter bis zur Erfindung des dramatischen Stils» (Lpz. 1841). Seine wertvolle Partiturensammlung alter Musik, von welcher er selbst einen Katalog (2 Bde., Wien 1847) herausgab, fiel der k. k. Hofbibliothek zu Wien anheim.

Kiesstein (Gravidin), feines farbloses Wölkchen, welches häufig im Harn infolge der beginnenden Zersetzung entsteht und oft auf der Oberfläche ein zartes durchsichtiges Häutchen bildet, früher irrtümlich als Zeichen der Schwangerschaft angesehen.

Kietz (Gustav), Bildhauer, geb. zu Leipzig 26. März 1826, erhielt seine erste Ausbildung an der Akademie in Dresden, trat aber nach einigen Jahren in das Atelier Rietschels, dessen bedeutendster Schüler er neben Donndorf wurde. K. half dem Meister bei der Ausführung seiner großen plastischen Werke, so an der Quadriga des Schlosses in Braunschweig, den Bildhauerarbeiten des neuen dresdener Museums, der Schiller-Goethe-Gruppe in Weimar. Später machte sich K. selbständig und schuf nun eine Anzahl monumentaler Arbeiten. So entstanden das Denkmal des Nationalökonomen Friedr. List für Reutlingen, 1863, und nach Rietschels Tode die Arbeiten für sein begonnenes Lutherdenkmal in Worms, welches K. mit Donndorf beendigte; von K. sind die Gestalten Philipp von Hessen, Melanchthon, Augsburg und die Hälfte der Reliefs. Weitere Denkmale entstanden für Uhland in Tübingen, Gustav Nieritz in Dresden, für Franz Schubert in Stuttgart. Außerdem ist K. der Urheber mehrerer Figuren für das Haftheater daselbst und der Porträtbüsten Bismarcks in Marmor, Richard Wagners, Ludwig Richters u. a.

Ernst Benedikt K., Porträtmaler, Bruder des vorigen, geb. zu Leipzig 1816, studierte an der dresdener Akademie, dann in Paris, wo Delaroche sein Lehrer wurde. Er war hier als Bildnismaler thätig, lieferte auch gelungene Zeichnungen und Pastellgemälde, wurde aber nach den politischen Ereignissen von 1870 als Deutscher ausgewiesen und siedelte sich nun in Dresden an, wo er als Lehrer wirkt.

Kiew oder Kijew (poln. Kijow), ein erst 1796 meist aus Bestandteilen der paln. Ukraine gebildetes, 50998 qkm großes Gouvernement, das mit Tschernigow, Poltawa und Charkow Kleinrußland bildet, zeichnet sich durch mildes Klima und überaus fruchtbaren Boden vor den meisten andern Provinzen des Russischen Reichs aus. Das Gouvernement K. grenzt im N. an das Gouvernement Minsk, im O. an Poltawa und Tschernigow, im S. an Podolien und Cherson, im W. an Wolhynien und Podolien und zerfällt in 12 Kreise. Das Land ist eine wellenförmige, vom Dnjepr und seinen Nebenflüssen, besonders dem Pripet, durchflossene und nur in der Nähe der Ströme von tiefen Schluchten durchbrochene Ebene, die außer Getreide reichlich Flachs, Hanf und Tabak, sowie Obst und Gemüse liefert und mit Laubgehölzen, trefflichen Weiden und Wiesen bedeckt ist. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptnahrungszweige der Bewohner. Industrie und Handel, früher sehr vernachlässigt, haben sich sehr gehoben. Es bestehen Zucker-, Tuch- und Leinwandfabriken, Gerbereien, Seifensiedereien und Fayencefabriken. Von den 120 Jahrmärkten, die im Gouvernement stattfinden, ist der größte und der berühmteste der zu K. vom 15. Jan. bis 1. Febr. (alten Stils), die sog. Kontrakte, die jedoch viel von ihrer frühern Bedeutung verloren haben. Die Bevölkerung beträgt (1882) 2581 766 Seelen und besteht aus Kleinrussen (Bauern), Polen (Landedelleuten) und Großrussen (Bewohnern der Städte und größern Flecken). In den Städten leben auch viele Deutsche, Griechen und Armenier, Juden allerwärts. Katholiken gab es 1862 nur 92858, Evangelische 1952, Juden 247842, Mohammedaner 41; alle übrigen Einwohner bekennen sich zur griech. Kirche, die in der Hauptstadt einen Metropoliten besitzt.

Die feste Hauptstadt Kiew, die alte Residenz der Großfürsten 882—1155 und eine der ältesten Städte in Rußland, auf dem hohen rechten Dnjepr-Ufer gelegen, gewährt durch ihre Klöster und Kirchen mit vergoldeten und versilberten Kuppeln einen imposanten Anblick. Die Stadt ist Station der Bahn Kursk-K. und der Linie K.-Schmerinka der Russischen Südwestbahn, hat (1882) 127251 E., 36 öffentliche und 17 Hauskirchen und 8 Klöster, enthielt aber um 1018 eine ungleich größere Bevölkerung, gegen 400 Kirchen und hieß die Mutter aller Städte Rußlands. Tataren (Zerstörung K.s durch Batu 1240) und Polen brachen die Macht der berühmten Stadt und ließen keine Spur jener alten Pracht mehr übrig. K. gehörte seit 1386 zu Polen und wurde 1667 an Rußland abgetreten. Das jetzige K. besteht aus drei gesonderten Teilen, unter denen die Petscherskische Stadt mit der Festung, den Krongebäuden und dem berühmten

Felsenkloster die wichtigste ist. Sie liegt auf der steilsten Höhe des Ufers, das sich 80 m über den Dnjepr jäh erhebt. Der zweite Teil, Altkiew (Starjiliew), einst die Residenz der Großfürsten, ist jetzt der Sitz des Metropoliten, der nahe der prächtigen Sophienkirche wohnt. Die dritte Stadt, Podol, liegt auf der Ebene am Dnjepr und ist häufig den Überschwemmungen des Flusses ausgesetzt. Diese untere Stadt ist der weitläufigste Teil von K. und zugleich der Sitz der seit 1588 bestehenden griech.-geistlichen Akademie, die unter dem Metropoliten steht. Auch konzentriert sich hier der ganze Handel und Marktverkehr. Der Stadtteil Kreschtschatik (Kreuzesstadt) schließt sich an den sog. Neubau und ist ausgezeichnet durch Eleganz und Luxus. Der vornehmste, nur vom Adel bewohnte Teil heißt die Lipki (die Linden), ein weiter Raum mit schönen Häusern und Gärten. Zu den interessantesten Gebäuden gehören: der Gouvernementspalast; die Kathedrale der heil. Sophie, das älteste Denkmal russ. Kunst, 1037 an der Stelle erbaut, wo der Großfürst Jaroslaw die Petschenegen schlug, im Innern ein Labyrinth von Säulen, Gewölben und Galerien, mit dem angeblichen Sarkophag Jaroslaw des Weisen; das hochberühmte petschersische oder Höhlenkloster mit seinen Katakomben und der Grabstätte Nestors; die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, mit hoher Kuppel und prächtigem Glockenturm; die Georgskirche mit den Gebeinen Ypsilantis. Über den Dnjepr führt eine 1848—51 nach dem Plane des engl. Ingenieurs Vignoles ausgeführte, 1082 m lange eiserne Hängebrücke. K. besitzt die erst 1834 gegründete Universität des heil. Wladimir mit einer Sternwarte (50° 27′ 12″ nördl. Br. und 30° 30′ 14″ östl. L. von Greenwich), einer Bibliothek und andern Sammlungen, außer der erwähnten geistlichen Akademie auch ein Seminar, vier klassische, ein Realgymnasium und ein Kollegium, eine Kadetten-, eine Junker-, eine Feldscher- und eine Landmesserschule, vier Kreis- und vier Pfarrschulen, fünf weibliche Gymnasien, drei Konvikte, ein adeliges Fräuleinstift, vier Wohlthätigkeitsanstalten. Bemerkenswert ist noch das von Baron Klodt auf Befehl des Kaisers Nikolaus I. ausgeführte Denkmal Wladimirs I., das auf dem Platze steht, wo die Söhne Wladimirs getauft worden waren. Auch befinden sich in K. ein Arsenal, ein Theater, eine Börse, ein Kontrakthaus, viele Gärten, unter denen sich der kaiserliche auszeichnet, und 45 Fabriken. Berühmt sind die kiewschen eingemachten Früchte. Auch der Handel der Stadt ist bedeutend, befindet sich jedoch größtenteils in den Händen der Juden.

Kiffhäuser, Berg, s. Kyffhäuser.

Kijkduin, Fort bei Helder (s. d.).

Kikelhahn, Bergkuppe des Thüringerwaldes, s. Gickelhahn.

Kil, enge Durchfahrt zwischen zwei Sanddünken, s. u. Banl (geogr.).

Kil, s. Meerschaum.

Kilar, d. i. Keller, ein aus dem Neugriechischen in das Türkische übergegangener Ausdruck, bedeutet speziell den Proviant der Hofhaltung des Großherrn. Die sehr beträchtlichen Vorräte, welche denselben ausmachen, werden unter der Leitung des Kilarbaschi, Großkellermeisters, von dem Kilar-Odassi, Kellereibureau, welchem eine große Anzahl Diener unterstehen, verwaltet.

Kilarbaschi, s. Kilar.

Kilch, s. Renke.

Kilda (Saint-), eine der Hebriden (s. d.).

Kildare, Grafschaft in der irländ. Provinz Leinster, grenzt im O. an Dublin und Wicklow, im N. an Meath, im W. an Kings- und Queens-County, im S. an Carlow und umfaßt 1693 qkm, wovon 29 Proz. auf Ackerland, 1,7 Proz. auf Wald, 57 auf Weiden, 12 Proz. auf Unland kommen. Die Oberfläche ist teils wellenförmig und hügelig, größtenteils aber flach. Der Boden, thonig, im Norden zum großen Torfmoor (Bog of Allen) gehörig (16200 ha), zeigt sich im ganzen fruchtbar und namentlich ergiebig an Getreide, Rübsamen und Kartoffeln. Das Land, besonders ausgezeichnet durch seine grüne Rasendecke und Vegetationsfrische, wird bewässert vom Barrow, Liffey und Boyne und durchzogen vom Königs- und Großen Kanal, sowie von der Westbahn. Die Bevölkerung, deren Hauptnahrungszweig die Landwirtschaft, belief sich 1841 auf 115190, 1871 nur auf 83614, 1881 auf 76102 Seelen. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. Hauptort ist Athy (s. d.) mit (1881) 4181 E. — Die schlecht gebaute Marktstadt Kildare, an der Westbahn und in der grasreichen Ebene Curragh of Kildare gelegen, die mit ihrem weichen Torfboden für die schönste Trift Europas gehalten und jetzt zu einem stehenden Lager benutzt wird, war früher Sitz irischer Gelehrsamkeit und eines Erzbistums, das gegenwärtig mit dem von Dublin verbunden ist. Die Stadt hat 1333 E., lebhaften Marktverkehr, Ruinen einer Kathedrale und von vier Klöstern, einen 40 m hohen runden Turm, einen Gerichtshof, ein Arbeitshaus und eine Markthalle. Außerdem ist bemerkenswert die Marktstadt Maynooth am Königskanal, mit 1619 E. und dem Maynooth-College, einem großen kath. Priesterseminar (St.-Patricks), welches 1795 vom irischen Parlament gegründet wurde. Die Anstalt hatte nahe an 9000 Pfd. St. Jahreseinkünfte und wurde 1845 durch die Maynooth-Bill noch reichlicher (mit 26360 Pfd. St.) dotiert; 1869 wurde die Bewilligung durch die Irish-Church-Act zurückgezogen und statt deren 1871 eine Kompensation von 372331 Pfd. St. gezahlt. Das College, 22 km westlich von Dublin, mit einer Bibliothek von 18000 Bänden, zählt 12 Professoren und Lektoren und etwa 450 Studenten, von denen fast die Hälfte Freistellen hat.

Kilderkin, engl. Biermaß, der dritte Teil des Hogshead, das Doppelte des Firkin. Das Verhältnis dieser drei Größen zueinander ist durch die Einführung der neuen Hohlmaße in Großbritannien und Irland (1826) nicht geändert worden.

Kilia, der nördl. Mündungsarm der Donau, s. unter Donau, Bd. V, S. 461[b].

Kilia, Stadt im russ. Gebiete Bessarabien, am linken Ufer der Kiliadonau, mit 9079 E., ist befestigt und ein wesentlicher Stapelplatz für die Donauschiffahrt.

Kilian der Heilige, der Apostel Frankens, ein Schotte, kam mit zwei Gefährten, Coloman und Totman, im 7. Jahrh. nach Bayern und wurde vom Papste zum Bischof ernannt. In Würzburg, das in ihm seinen ersten Bischof verehrt, taufte er Gosbert, den Herzog der Franken, wurde aber auf Betrieb von Geilna, des Herzogs Schwägerin, 689 mit seinen Gefährten ermordet. Die Gebeine der Märtyrer wurden später durch Wunder entdeckt und im Dome zu Würzburg beigesetzt. Ihr Gedächtnistag ist der 8. Juli.

Kilian, Name einer Kupferstecherfamilie in Augsburg, welche im 17. und 18. Jahrh. blühte. Unter den zahlreichen Gliedern derselben ragen hervor: Wolfgang K., geb. 1581, gest. 1662, Schüler seines Stiefvaters, des Stechers D. Custos, lernte in Italien, wo er besonders nach den Meistern Venedigs arbeitete. Indessen leistete er später das meiste im Bildnisfache. Zu seinen besten Platten gehören: Vorstellung im Tempel, nach Veronese, Himmelfahrt Mariä, nach Tintoretto, Auferstehung, nach Bassano. Auch Suiten sind von ihm gestochen, so die Bilder der bayr. Fürsten 1605.

Sein Bruder Lukas, geb. 1579, gest. 1637, bildete sich auf dieselbe Weise zu Venedig, arbeitete dann, nach Augsburg zurückgekehrt, mehr in der Manier des H. Goltzius und E. Sadler. Gute histor. Blätter lieferte er nach Palma d. J., Tintoretto, Veronese, Michel Angelo, Heintz u. s. w.

Bartholomäus, der Jüngere, Wolfgangs Sohn, lernte in Paris und stach unter andern Joseph I. zu Pferde (16 Blätter, 35 Fuß hoch).

Philipp Andreas, geb. 1714, gest. 1759, arbeitete für das große Werk der dresdener Galerie und stach 130 Blätter einer Bilderbibel.

Kilian (Herm. Friedr.), namhafter Geburtshelfer, geb. 5. Febr. 1800 zu Leipzig, seit 1828 Professor der Geburtshilfe zu Bonn, gest. 7. Aug. 1863 zu Bad Liebenstein, namentlich um die geburtshilfliche Operationslehre und um die Lehre von der Knochenerweichung und den durch sie bedingten Beckendeformitäten verdient. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Die Operationslehre für Geburtshelfer» (Bonn 1833—35; 2. Aufl. 1842—56), «Die Geburtslehre von seiten der Wissenschaft und Kunst dargestellt» (Frankf. a. M. 1839—42; 2. Aufl. 1852).

Kiliar, Flächenmaß = 1000 Ar oder 10 Hektar.

Kilidsch Arslan I., Sultan von Iconium 1085—1107, kämpfte unglücklich gegen die Kreuzfahrer und ertrank 1107 im Khabur, einem Nebenfluß des Tigris. — K. II., Sultan 1155—92, schloß 1189 mit Kaiser Friedrich I. ein Bündnis. — K. III., Sultan 1261—67 wurde von den Mon[golen getötet.

Kilikien, s. Cilicien.

Kilimandscharo, eigentlich Kilima Ndscharo, d. h. Schneeberg, der höchste bekannte Berg Afrikas, in dem Gebirgslande Dschagga (s. d.), etwa 300 km im WNW. von Mombas am Indischen Ocean, 480 km im SO. des großen Sees Ukerewe (Victoria Nyansa) und im Quellgebiete des Küstenflusses Rufu, bildet die höchste Masse einer Schneegebirgsgruppe, welche durch eine 11—15 km breite Einsenkung in den Großen und den (östlichen) Kleinen K. geschieden wird. Der Große Kilimandscharo, eine gerundete, prachtvolle Kuppe unter 3° 7′ 30″ südl. Br. und 55° 22′ östl. L. von Ferro gelegen, erhebt sich 5703 m; der Kleine Kilimandscharo, mehr ein spitzes Horn, 5500 m. An ersterm liegt die Schneegrenze 5000 m, die Vegetationsgrenze 3333, die Baumgrenze 2896, der höchste Paß 3658, der höchste Wohnort 1483 m über dem Meere. Die Bedingungen zu einer Gletscherbildung hat man nicht entdeckt, aber mächtige Lawinen sind den Reisenden entgegengestürzt. Die Gesteinsmasse der Bergriesen, meist Trachyt, Basalt und Obsidian, beweisen deren vulkanische Natur. Das umliegende Plateau besteht aus Glimmerschiefer. Etwa 110 km im W. des Berges erheben sich der Schneeberg Doënjo-Ngai, d. h. Berg Gottes, und der Mero (4487 m); 222 km im N. der etwa 5500 m hohe Kenia oder Ndur-Kenia, d. h. Weißer Berg. Der K. wurde zuerst 11. Mai 1848 vom Missionar Rebmann entdeckt und so wie der Kenia 1849—50 wiederholt vom Missionar Krapf gesehen. Von der Decken erstieg ihn 1861 mit dem Geologen Thornton und 1862 mit Kersten bis zu 4600 m. Der Missionar Charles New erstieg ihn 1871 bis zur Schneegrenze und unterscheidet bis zu derselben sechs Vegetationsregionen.

Kilkeffi, s. Meerschaum.

Kilkenny, Grafschaft der irländ. Provinz Leinster, zwischen Queenscounty im N., Tipperary im W., Waterford im S., Wexford und Carlow im O. gelegen, umfaßt 2053,8 qkm und hat größtenteils eine hügelige, im Mount-Brandon bis 950 m aufsteigende Oberfläche, enthält aber auch ausgedehnte Ebenen. Im ganzen ist das Land südwärts zum Waterford-Hafen abgedacht. In dieser Richtung fließt an der Ostgrenze der Barrow und sein rechter, die centrale Ebene durchströmender, schiffbarer Nebenfluß Nore jener Bai zu, in welche sich auch der Suir an der Südgrenze ergießt. Das Klima ist sehr mild und der Boden größtenteils sehr fruchtbar, vorzüglich am Nore. Man baut hauptsächlich Getreide, Kartoffeln und Gemüse. Kaum ein Sechzehntel ist unkultiviert. Auch die Schafzucht, Milchwirtschaft und Flußfischerei sind von Bedeutung. Bei Castlecomer werden anthracitische Steinkohlen und vorzüglicher Marmor und Bausteine gewonnen; auch Eisenerze kommen vor. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf grobe Wollweberei und wollene Decken, der Ausfuhrhandel auf landwirtschaftliche Produkte. Die Einwohnerzahl der Grafschaft war 1841—81 von 202 746 auf 99 064 herabgesunken. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete ins Parlament, einen andern die Stadt.

Der Hauptort Killenny, Municipalstadt und Parlamentsborough, am schiffbaren Nore und an der Großen Süd- und Westeisenbahn, 117 km im Südwesten von Dublin gelegen, Sitz eines Bischofs, ist unregelmäßig gebaut, bietet aber mit seinen imponierenden alten Bauten und seiner schönen Umgebung einen malerischen Anblick. Sie besteht aus der irischen Stadt, um die Kathedrale, und aus der engl. Stadt, um das Kastell, und liegt auf und an zwei Hügeln, hat noch einen großen Teil ihrer alten Ringmauern und Türme, zwei Steinbrücken, das mit 13 m hohen Mauern umgebene Kastell der Familie Ormond mit der schönsten Gemäldegalerie Irlands, die prot. Kathedrale St.-Canice, ein schwerfälliges, in got.-sächs. Stil errichtetes Gebäude, außer St.-Patrick in Dublin die größte Kirche Irlands, die 1857 erbaute röm.-kath. Kathedrale, den bischöfl. Palast und das 1682 vom Herzog von Ormond gegründete College, dessen Schüler Swift, Congreve, Berkeley u. a. waren. Die Einwohner, deren Zahl 1851—81 von 19 973 auf 14 964 herabgesunken ist, unterhalten Brennereien, Brauereien, Marmorschleifereien, Kornmühlen, einige Fabriken für Stärke, wollene Decken und Zeuge, sowie auch wöchentliche Viehmärkte. Die Stadt hat einen Gerichtshof, 11 Kirchen, 3 Klöster, 2 Lateinschulen. Sie war früher häufig Sitz des irischen Parlaments, und die unter Eduard III. beschlossenen Konstitutionen von K. hatten lange Zeit große Wichtigkeit für Irland.

Killala, Stadt in der irischen Provinz Connaught, Grafschaft Mayo, an der zerrissenen, an

wilder Scenerie reichen Felsenküste der Killalabai des Atlantischen Oceans, 12 km im NNW. von Ballina, mit 950 E., welche Fischerei und Leinweberei treiben. K. ist Bischofssitz mit einer Kathedrale des heil. Patrick.

Killaloe, Stadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Clare, 38 km östlich von Ennis, rechts am Shannon, wo derselbe den Dergsee verläßt, schon im 12. Jahrh. ein Bischofssitz, mit 2100 E., welche Fischerei treiben und Schieferbrüche bearbeiten. Das sog. Grab von O'Brien ist ein alter Tharbogen. Eine seltsame alte Brücke von 12 Bogen führt über den Shannon.

Killarney, See und Stadt in Irland, s. Kerry.

Kille, enge Durchfahrt zwischen zwei Sandbänken, s. unter Bank (geogr.).

Killen heißt das Flattern der gesetzten (aufgezogenen) Segel, wenn der Wind sie so von der Seite trifft, daß sie weder von hinten noch von vorn gefüllt sind.

Kilmarnock, Stadt in der schott. Grafschaft Ayrshire, zu beiden Seiten des Kilmarnockwassers, nahe bei dessen Zusammenfluß mit dem Irvine, 34 km im SSW. von Glasgow, mit (1881) 24977 E. Zu den bedeutendsten Gebäuden gehören die Kornbörse mit dem 34 m hohen Albertturm, die Sternwarte, die 1876 erbaute sog. Akademie, für 600 Kinder; eine Industrieschule in dem früher berühmten Kilmarnockhause, eine Kunstschule, ein Athenäum, eine Bibliothek, ein Opernhaus und ein Krankenhaus. In dem 16,5 ha großen Kayparke steht seit 1879 das Burns-Monument. Der wichtigste Industriezweig ist die Teppichweberei; im 17. Jahrh. war es die Fabrikation der gestreiften, wollenen Kilmarnock-Cowls und blauen Mützen.

Kilmore, Dorf bei Cavan (s. d.) in Irland.

Kiln, kleiner Schachtofen zum Rösten von Schwefelerzen.

Kilo, Kilá, Kiléh, Kelá, Keléh, Getreidemaß in verschiedenen mohammedanischen Ländern. Das K. hat in Konstantinopel 36 l, in Smyrna ist es anderthalbmal, in Salonichi viermal, in Varna sechsmal, in Silistria und Rustschuk achtmal so groß. Das walachische K. hat 681 l, die moldauische Kilá 435 l. Obgleich seit März 1874 in allen damals unter unmittelbarer Herrschaft der Pforte stehenden Gebieten die Anwendung anderer als der franz. Maßgrößen gesetzlich untersagt ist, bedient man sich letzterer nur im auswärtigen Handel, während im Binnenverkehr die einheimischen Maße noch immer in Übung sind. Das Keléh von Alexandria hat einen Inhalt von etwa 23 l.

Kilo... (vom grch. χίλιοι, d. i. tausend) bezeichnet im metrischen Maß- und Gewichtssystem tausend, wo es sich um eine Multiplikation handelt, im Gegensatz zu Milli... (wo es sich um eine Division handelt); also Kilogramm = 1000 g (= 2 Pfd.), Kilometer = 1000 m.

Kilogramm (frz. kilogramme, ital. chilogrammo, span. kilógramo) oder 1000 Gramm ist im Deutschen Reiche, wie in allen denjenigen Staaten, welche das metrische System angenommen haben, die offizielle Einheit des Gewichts. Die offizielle Abkürzung dafür ist kg. Seit dem Gesetz vom 11. Juli 1884 ist in dem Deutschen Reiche das K. die ausschließliche Einheit des Gewichts, während die Maß- und Gewichtsordnung für den Norddeutschen Bund vom 17. Aug. 1868 noch das halbe K. (0,5 kg) oder Pfund zuließ.

Kilogrammcalorie, s. unter Calarimeter.

Kilogrammometer oder Meterkilogramm ist die Einheit der mechan. Arbeit im metrischen Maß- und Gewichtssystem. Eine Kraft verrichtet mechan. Arbeit, wenn ihr Angriffspunkt in der Kraftrichtung einen Weg zurücklegt. Um die Größe der von einer Kraft vollbrachten mechan. Arbeit ziffermäßig anzugeben, bildet man das Produkt aus der Intensität der Kraft, ausgedrückt in den landesüblichen Gewichtseinheiten, und aus der Größe des vom Angriffspunkt in der Kraftrichtung zurückgelegten Wegs, in den landesüblichen Längeneinheiten ausgedrückt. So beträgt die mechan. Arbeit einer Kraft von 35 kg, deren Angriffspunkt in der Richtung der Kraft einen Weg von 5 m zurücklegt, $35 \times 5 = 175$ K., wobei diejenige Arbeit, welche von einer Kraft = 1 kg, deren Angriffspunkt den Weg = 1 m zurücklegt als Einheit (1 K.) angenommen ist. Als Zeiteinheit gilt gewöhnlich 1 Sekunde. Das K. = 6,272 frühere preuß. Fußpfund = 7,233 engl. Fußpfund; 75 K. = 1 Pferdekraft. Die gebräuchliche Abkürzung für K. ist Km, für Meterkilogramm Mk. (S. Arbeit [in der Mechanik], Effekt und Energie.)

Kilometer (frz. kilomètre, ital. chilometro, span. kilómetro, grch. stadion) oder 1000 Meter ist im Deutschen Reiche, wie in allen denjenigen Staaten, welche das metrische System angenommen haben, die offizielle Einheit für das Wegmaß. Die offizielle Abkürzung dafür ist km. Die Weglänge von 1 km wird zurückgelegt in bequemem Spazierschritt in 15 Minuten, im Touristenschritt in 12 Minuten, im Schnellschritt in 11 Minuten, sodaß man also die Wegstunde gewöhnlich zu 5 km rechnet. 1 km = 3186,8 preuß. (rheinische) Fuß = 3078,4 par. Fuß = 3280,9 engl. Fuß = 0,1317 deutsche (geographische) Meile; 1 qkm = 100 ha = 0,01816 deutsche Quadratmeile.

Im Eisenbahnwesen, besonders in der Eisenbahnstatistik, sind verschiedene, mit dem Worte K. zusammengesetzte Ausdrücke gebräuchlich. Zugkilometer heißt der von einem Eisenbahnzuge beliebiger Art zurückgelegte K. Bahnlänge (über die Zeit, in welcher ein solcher zurückgelegt wird, s. unter Geschwindigkeit, Bd. VII, S. 897 b); Nutzkilometer heißt der vor Zügen oder zum Schieben derselben von Lokomotiven zurückgelegte K. Bahnlänge; Leerfahrtkilometer ist der von Lokomotiven allein auf freier Strecke oder im kalten Zustande (in Zügen) zurückgelegte K. Bahnlänge; Lokomotivkilometer, der von einer Lokomotive vor Zügen oder leer zurückgelegte K. Bahnlänge. Die auf einem bestimmten Bahngebiet zurückgelegten Lokomotivkilometer geben den wichtigsten Maßstab für die Inanspruchnahme der Gleise und des Fahrmaterials ab. Eine Stunde Rangierdienst der Lokomotive wird dabei in der Regel = 10 km Lokomativfahrt gerechnet. In gleicher Weise spricht man von Wagen-, Wagenachs-, Personen-, Platz- und Tonnenkilometer.

Brutto-Tonnenkilometer ist die in den Zügen geförderte Gesamtlast einschließlich des Gewichts der Fahrzeuge multipliziert mit der Zahl der K. Bahnlänge, auf welche dieselbe transportiert worden ist. Die Tara-Tonnenkilometer ergeben sich aus der Multiplikation des Eigengewichts der Wagen mit der zurückgelegten Transportstrecke. Als ideelle Belastungskilometer bezeichnet man die Summe der von einer als

Einheit geltenden Bruttowagenbelastung (zu 17 t bei 20 km Geschwindigkeit auf horizontaler Bahnstrecke angenommen) zurückgelegten Bahnkilometer.

Kilograph (grch., d. h. Tausendschreiber), ein im Prinzip dem Hektographen (s. unter Autographie) ähnlicher Vervielfältigungsapparat.

Kiltgang, s. Kiltgang.

Kiltrush, Ort in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Clare, 40 km im SW. von Ennis, rechts an der Mündung des Shannon, mit 4436 E., ein an Wichtigkeit zunehmender Seebadeort.

Kilt, Schurz der Bergschotten, den sie statt der Beinkleider tragen.

Kilte, Pflanzengattung, s. Hesperis.

Kiltgang, Kilpgang, zu Kilt gehen, sind Ausdrücke der schweizer Mundart, wodurch die althergebrachten nächtlichen Besuche (Kilt ist schweizerisch soviel wie Nachtzeit) der Jünglinge bei Mädchen bezeichnet werden. Geht alles im Sinne des Gebrauchs, so folgt dem K. die Heirat, während die Verlobung erst als vollgültig angesehen wird, wenn bereits zu Kilt gegangen ist. Ist ein Jüngling bei einem Mädchen auf die Schau (zur «G'schau» gehen) gegangen, und wird er nicht sofort von diesem oder den Eltern zurückgewiesen, so versteht sich auch der K. von selbst. Stehen ein unverheirateter Mann und ein Mädchen gemeinschaftlich zu Gevatter, so ist der erstere durch die Sitte verpflichtet, bei seiner Mitgevatterin zu Kilt zu gehen. Es liegt also in der Natur der Sache, daß schon bei der Wahl von männlichen und weiblichen Gevattern auf die besondern Verhältnisse der Betreffenden Rücksicht genommen wird. Gebräuchlich ist der K. namentlich noch in den Kantonen Bern und Aargau.

Kilwa, Stadt in Zanguebar (s. d.).

Kilwinning, Stadt in der schott. Grafschaft Ayrshire, am rechten Ufer des Garnock, 46 km im SW. von Glasgow, mit 3469 E., welche Eisen- und Kohlengruben bearbeiten und eine große Wollspinnerei unterhalten. Die in Ruinen liegende Abtei, 1140 gegründet, war ursprünglich eine der reichsten in Schottland; 1561 wurde sie aufgehoben. K. ist der traditionelle Geburtsort der schott. Freimaurerei; seine von den fremden Baumeistern der Abtei gegründete Loge gilt als Mutterloge Schottlands.

Kimberley, früher New-Rush genannt, eine Minenstadt im Diamantendistrikt Südafrikas, in der brit. Besitzung Griqua-Land-West, zwischen den Flüssen Vaal und Modder, unweit der Westgrenze des Oranje-Fluß-Freistaates, 832 km im NO. der Kapstadt, jetzt Sitz der Regierung von Westgriqualand und Centralpunkt der südafrik. Diamantengräberei. Sie wurde 1872 gegründet und hat schon viele Stein- und Ziegelhäuser, einen Marktplatz, Banken, Kirchen u. s. w. und eine Zeitung «Diamond News»; 1881 wurde die Bewohnerzahl auf 10000 geschätzt, nebst ebenso viel flottierender, obwohl 1874 ein Massenauszug nach den Goldminen von Lydenburg in Transvaal stattfand.

Kimberley (John Wodehouse, Graf), liberaler engl. Staatsmann, geb. 7. Jan. 1826, studierte in Oxford und folgte, da sein Vater schon vorher gestorben war, 29. Mai 1846 seinem Großvater in der Peerswürde nach. Im Dez. 1852 zum Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte ernannt, bekleidete er diesen Posten unter Lord Aberdeen und Lord Palmerston bis zum Schlusse des Krimkriegs 1856, worauf er als Gesandter nach Petersburg ging. Dort blieb er bis 1858 und fungierte dann von neuem als Unterstaatssekretär des Auswärtigen 1859—61. Im J. 1863 wurde ihm eine Spezialmission an die nordischen Höfe übertragen, mit dem Zwecke, die schlesw.-holstein. Frage in dän. Sinne zu fördern. Im Okt. 1864 wurde er Lordlieutenant von Irland. Nachdem er 1. Juni 1866 zum Grafen von K. ernannt worden, wurde er Dez. 1868 Großsiegelbewahrer und 1870 Kolonialminister im Ministerium Gladstone. Letzteres Amt verwaltete er bis zum Sturze des Ministeriums Gladstone Jan. 1874 und übernahm dasselbe von neuem bei der Bildung des zweiten Ministeriums Gladstone im April 1880, vertauschte es jedoch 1883 mit dem Ministerium für Indien. Ohne durch glänzende Begabung hervorzuragen, ist K. bekannt als praktisch gewandter Politiker.

Kimbrer, s. Cimbern.

Kimbunda-Länder, s. Benguela.

Kimchi, jüd. Familie, die ursprünglich aus Spanien stammte, aber gegen Ende des 12. Jahrh. ihren Wohnsitz in Narbonne hatte; aus derselben stammen drei namhafte Gelehrte. Joseph K. (um 1160) ist der erste, der in christl. Ländern und unter dem Einflusse abendländ. Sprachen die hebr. Grammatik bearbeitete und neben Bibelkommentarien auch eine polemische Schrift gegen das Christentum verfaßte. — Von seinen Söhnen ist Moses K. Verfasser der hebr. Grammatik «Viae (auch Rudimenta) linguae sanctae» (Pesaro 1508 u. öfter), auch biblischer Kommentarien (zu den Sprüchen, Esra-Nehemia). — Am bekanntesten ist des Moses Bruder, David K., gest. vor 1232. Von diesem hat man Kommentare zu den meisten biblischen Büchern, unter denen die zu den Propheten und den Psalmen am geschätztesten sind. Von seinem großen Werke «Michlol» behandelt der erste Teil die hebr. Grammatik; der zweite Teil ist das Wörterbuch «Schoraschim» (Wurzelbuch, zuletzt herausg. von Ledrecht und Biesenthal, 2 Bde., Berl. 1838—48). David K.s sprachliche Werke wurden Muster für alle spätern bis in die Mitte des 17. Jahrh.

Kimm oder Kimmung hat in der seemännischen Sprache eine doppelte Bedeutung. Zunächst bezeichnet K. den Horizont und dann am Schiffsrumpf die Linie, welche den Übergang von dessen mehr oder minder flachem untern zu dem gerade aufsteigenden obern Teil bildet.

Kimme, Einschnitt am Visier (s. d.), welcher als Richtpunkt dient.

Kimmeridge-Formation (engl. Kimmeridge Clay) wird der obere Teil der Malm- oder weißen Juraformation (s. d.) genannt. Die K. tritt namentlich in England sehr stark (bis zu einer Mächtigkeit von 200 m) auf, geht hier vom Pickeringthal in Yorkshire aus und zieht sich als ein schmales Band südlich durch Lincoln und Norfolk, dann südwestlich durch Huntingdon, Buckingham und Wilts bis nach Dorset hin, wo sie bei Weymouth und östlich davon bei dem unweit von Corfe Castle und St.-Alban's Head gelegenen Dorfe Kimmeridge endigt, von welchem sie den Namen angenommen hat. Dieser Schichtenkomplex besteht aus dichten, thonigen und oolithischen Kalksteinen und lichten Mergeln und führt zahlreiche Molluskenreste, unter denen Pteroceras Oceani und Exogyra virgula die gewöhnlichsten sind. Bei Solenhofen und Pappenheim in Bayern treten in diesem geologischen Niveau die berühmten Solenhofener Plattenkalke auf, welche nicht nur durch ihre Nutzbarkeit

zur Lithographie besondern technischen Wert erhalten, sondern auch außerordentlich zahlreiche bis in die zartesten Details überlieferte Tierreste umschließen. Unter diesen besitzen namentlich die Flugsaurier (Pterodactylus) und die ersten, noch reptilienähnlichen Vögel (Archäopteryx, s. d.) höchstes Interesse.

Kimmerier heißen bei Homer die Anwohner des Okeanos im äußersten Westen, da, wo immer Dunkel herrscht (kimmerische Finsternis) und Helios nicht leuchtet. Ganz verschieden von diesen mythischen sind die historischen K., ein Volk, das aus seinen Sitzen an dem Kimmerischen Bosporus (zwischen der heutigen Krim und dem Festlande), der von ihm benannt ist, nach der freilich kaum haltbaren Angabe Herodots durch Skythen verdrängt, sich im 8. Jahrh. v. Chr. nach Kleinasien wendete, dort, namentlich in Lydien und Phrygien, eine Zeit lang hauste, Sardes plünderte, Magnesia zerstörte und endlich von dem lydischen König Alyattes Anfang des 6. Jahrh. v. Chr. geschlagen und verjagt wurde. Die Abstammung dieser K. ist dunkel; mit den Cimbern sind sie oft fälschlich zusammengebracht worden.

Kimmhobel (frz. jabloire, engl. notcher), Werkzeug der Böttcher zum Ausarbeiten des Bodenfalzes der Fässer (s. unter Hobel, Bd. IX, S. 278[b]).

Kimmtiefe heißt der Winkel, um den das über dem Meereshorizont erhöhte Auge die Höhe eines Gestirns mit den betreffenden Instrumenten zu groß mißt. Der Meereshorizont ist derjenige Horizont, dessen Ebene die Erdoberfläche am Beobachtungspunkt berührt. Der Abstand eines Gestirns von ihm ist die für Berechnung des Schiffsortes notwendige Höhe des erstern. Befindet sich nun das Auge des Beobachters, wie z. B. auf einem Schiffe, um 3—10 m über dem Meereshorizont, so muß der gemessene Höhenwinkel um den Betrag der nach der Augenhöhe in vorans tabellarisch berechneten K. verkleinert werden.

Kimmung, s. Kimm.

Kimolos oder Argentiera, eine kleine felsige griech. Insel, zwischen Melos und Siphnos gelegen, bildet den Demos K. der Eparchie Melos in der griech. Nomarchie der Cykladen mit (1879) 1337 E. Schon im Altertum war die Kimolische Erde berühmt, ein Seifenthon, der zum Waschen, Walken und Baden benutzt wird.

Kimon, s. Cimon.

Kimra, Kirchdorf im russ. Gouvernement Twer, Kreis Kortschewa, links an der Wolga, 44 km nordöstlich von der Kreisstadt, mit 3200 E., ist bekannt durch Fabriken von Schuhwerk und Galoschen, ferner durch Lein- und Talgsiedereien.

Kin, chines. Gewicht, s. Catty.

Kinai oder Kenaivölker, der gemeinsame Name für eine Reihe von Völkern, welche im äußersten Nordwesten Amerikas (im ehemaligen russ. Amerika), vom Küstengebiet an, das von Eskimostämmen eingenommen wird, bis zu den Sitzen der Athapasken (s. d.) wohnen. Die Kinaivölker stehen zu den Athapasken in einem gewissen Verwandtschaftsverhältnisse, wie die beiderseitigen Sprachen beweisen. Die wichtigsten der Kinaistämme sind: die Kenai-tena am Cook's Inlet, die Ingalik am untern Jukon und am obern Kuskokwim, die Atna am obern Teile des Kupferflusses, die Ugalenzen oder Ugalachmjut an den Mündungen des Kupferflusses. Vgl. Holmberg, «Ethnographische Skizzen über die Völker des russ. Amerika» (Helsingf. 1855); Dall, «Alaska and its resources» (Bost. 1870); Bancroft, «The native races of the Pacific States of North-America» (5 Bde., Lpz. 1875); Friedr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 2, Abteil. 1, Wien 1882).

Kinburn, tatar. Kil-Burnu, ehemalige Festung im russ. Gouvernement Taurien, Otschakow südlich gegenüber, auf der Westspitze der Landzunge gelegen, welche den Mündungsbusen des Dnjepr vom Schwarzen Meere trennt. Von den Türken nach der Unterwerfung der krimschen Tataren erbaut, wurde die Feste 1736 von den Russen unter General Leontieff erobert und geschleift, dann (1739) von den Türken wieder aufgeführt und 1774 im Frieden zu Kutschuk-Kainardschi an Rußland abgetreten. Am 25. Sept. sowie 11. und 12. Okt. 1787 suchten die Türken K. zu erstürmen, wurden aber von Suworow zurückgeschlagen. Auch erfochten hier die Russen unter dem Prinzen von Nassau 28. Juni 1788 einen Seesieg über den Kapudan Pascha. Am 14. Okt. 1855 bombardierte die Flotte der Westmächte die Forts, worauf 17. Okt. die russ. Besatzung kapitulierte. Erst 16. Mai 1856 erfolgte die Zurückgabe der Festung an die Russen. Seit 1860 sind die Festungswerke geschleift, und seit 1878 ist die Festung Otschakow durch Anlage eines unweit von K. gelegenen Inselforts und mehrerer Panzerbatterien zu einem der stärksten Plätze des Schwarzen Meeres erweitert worden. Hierbei wurde 1881 die schmale Landzunge, auf welcher K. liegt, in der Länge mehrerer Kilometer abgetragen, um ein Festsetzen des Feindes im Rücken des Inselforts unmöglich zu machen.

Kincardine oder the Mearns, Grafschaft in Mittelschottland, an der Nordsee, von Aberdeen im NW., von Forfar im SW. begrenzt, umfaßt 1005 qkm mit (1881) 34 460 E. Eine Hügelkette trennt den Küstenstrich von der fruchtbaren, aber zum Teil Moor und Moos enthaltenden How (Höhlung) of Mearns, der Fortsetzung der Thalebene Strathmore (s. Forfar). Am fruchtbarsten ist der Küstenstreif mit seinem tiefen Lehmboden auf Thon. Zweige des felsigen Grampiangebirges durchziehen den nordwestl. Teil des Landes und erreichen hier im Mount-Battok 751 m, im Mount-Kerloack 576 m Höhe. Der wichtigste Fluß ist der Dee an der Nordgrenze, der ein fruchtbares Thal durchströmt; an der Südgrenze fließt der North-Esk-River. Die Küste ist zum Teil bis 100 m hoch, von zackigen Felsen gebildet, mit schwarzbraunem Moose bedeckt, hier und da von Höhlen untergraben. Von der Oberfläche sind 40 Proz. angebaut, das übrige Land erfüllen Gebirge, Waldung, Moor und Heiden. Sorgfältig betriebener Ackerbau, Viehzucht und Fischerei bilden die Haupterwerbszweige der Bevölkerung. Es werden Porphyr, Granit, Sand- und Kalksteine gebrochen, im Süden auch Porzellanerde gegraben, Wollfabriken und Flachsspinnereien unterhalten. Die Grafschaft schickt einen Abgeordneten in das Parlament. Hauptstadt ist Stonehaven (s. d.).

Kind (infans), das menschliche Individuum von seiner Geburt an bis zum Eintritt der geschlechtlichen Entwickelung. Das Kindesalter oder die Kindheit (infantia, aetas infantilis) läßt sich in mehrere Abschnitte oder Epochen einteilen, in das Alter des Neugeborenen, die ersten 6—8 Tage nach der Geburt bis zum Abfall der Nabelschnur umfassend, in das Säuglingsalter, die ersten 9—12

Monate in ſich begreifend und bis zum Entwöhnen des Kindes von der Mutterbruſt reichend; in das eigentliche Kindesalter, vom Zahnausbruch bis zum Zahnwechſel (Milchzahnperiode, vom Ende des 1. bis zum 7. Jahre), und in das Knaben- und Mädchenalter, vom Zahnwechſel bis zur Pubertätsentwickelung, die in Mitteleuropa bei Knaben um das 16. bis 18. Jahr, bei Mädchen ſchon um das 14. bis 16. Jahr erfolgt. (S. Pubertät.)

Mit der Geburt des Kindes tritt eine völlige Umgeſtaltung der Lebensthätigkeit ein. Während der Fötus das Ernährungsmaterial vom mütterlichen Organismus fertig zugeführt erhält, beginnt beim Neugeborenen mit dem Moment der Geburt die ſelbſtändige Reſpiration, ſowie die mit der Unterbrechung des Placentarkreislaufs gegebene Umgeſtaltung des geſamten Kreislaufs (ſ. d.), und die Verdauung muß die zugeführten Nahrungsmittel erſt zur Ernährung vorbereiten. Ferner befindet ſich das geborene Kind nicht mehr in einem gleichmäßig warmen Raume von der Temperatur ſeines eigenen Körpers, ſondern es muß für die Regulierung zwiſchen der Wärmeerzeugung und Wärmeabgabe ſelbſt ſorgen. Die für das Leben wichtigen Organe haben im Neugeborenen, welcher im Durchſchnitt eine Körperlänge von 50 cm und ein Gewicht von etwas über 3 kg beſitzt, bereits eine hohe Ausbildung erlangt. Das Gehirn- und Rückenmark beträgt ein Achtel bis ein Siebentel des Körpergewichts, beim Erwachſenen nur ein Fünfundvierzigſtel; das Herz, die Leber ſind gleichfalls verhältnismäßig größer, während die untergeordnetern Organe (Muskulatur, Extremitaten u. ſ. w.) noch weit zurückgeblieben. Einzelne Verdauungsorgane zeigen ſich noch nicht ſo ausgebildet wie bei ältern Individuen; ſo ſind z. B. die Speicheldrüſen noch nicht in Thätigkeit. Den Sinnesorganen (Geſicht, Gehör) fehlt die nötige Übung; am meiſten entwickelt ſcheint noch der Geſchmackſinn zu ſein. Das Blut des Neugeborenen iſt reicher an feſten Beſtandteilen, beſonders an Blutkörperchen, Eiſen und Extraktivſtoffen, als das der Erwachſenen, dagegen ärmer an Fibrin und Salzen; ſeine Geſamtmenge beträgt nur ein Neunzehntel, nicht wie beim Erwachſenen ein Dreizehntel des Körpergewichts. Das Körperwachstum iſt in der erſten Lebenszeit nach der Geburt am lebhafteſten. Im erſten Jahre verdreifacht ſich das Körpergewicht, ſodaß es ſpäter nie mehr um ſo viel zunimmt, wenn auch im Kindesalter viel raſcher als in der folgenden Wachstumsperiode.

Die geiſtige Thätigkeit des Neugeborenen iſt auf das geringſte Maß beſchränkt; es gibt nur Zeichen des Behagens und Unbehagens von ſich. Doch macht ſich ſchon in früher Zeit der Eigenwille des Kindes geltend, ein nicht zu überſehender Punkt für den Beginn der Erziehung. Erſt etwa von der 10. Woche an ſchenkt das Kind einzelnen Gegenſtänden ſeine Aufmerkſamkeit, und vom fünften bis ſechſten Monat an erkennt es ſeine Umgebung mit Sicherheit. Im ſechſten bis neunten Monat treten die erſten Zähne (Milchzähne) auf, gewöhnlich zunächſt die innern Schneidezähne des Unterkiefers, dann die innern Schneidezähne des Oberkiefers, hierauf die äußern Schneidezähne des Unter- und Oberkiefers, die erſten Backenzähne oben und unten, Mitte bis Ende des zweiten Jahres die Eckzähne und zweiten Backenzähne (zuſammen 20). Um das Ende des erſten oder im Anfange des zweiten Jahres ſind die Kinder im Gebrauch ihrer Muskeln ſo weit fortgeſchritten, daß ſie allein ſtehen können und Gehverſuche machen. Das Wachstum iſt noch lebhaft, das Knochenſyſtem noch unvollkommen entwickelt, die Enden (ſog. Epiphyſen) der langen Röhrenknochen noch durch Knorpel mit dem Mittelſtück verbunden; ebenſo beſtehen die meiſten platten Knochen (Becken, Kopfknochen) aus mehrern durch Knorpelmaſſe verbundenen Stücken. Der Stoffumſatz iſt bei den Kindern während der ganzen Wachstumsperiode bedeutender als bei dem Erwachſenen für gleiches Körpergewicht. Vom ſiebenten Jahre an werden die Milchzähne abgeſtoßen und von den bleibenden Zähnen erſetzt.

Die geiſtige Entwickelung erfährt vom zweiten Jahre an einen lebhaften Aufſchwung. Schon früh ſoll man den Geiſt und das Gemüt des Kindes ausbilden, ohne indes das Kind mit Arbeit zu beläſtigen; der anſtrengende ſyſtematiſche Unterricht ſoll ſolange als möglich (bis in das ſiebente Jahr) aufgeſchoben werden. Allen Fleiß und die größte Sorgfalt hat man auf die Ernährung und körperliche Ausbildung des Kindes zu richten, und den verkehrten Maßregeln in dieſer Hinſicht iſt es zuzuſchreiben, daß von 100 Kindern 25 vor Erreichung des erſten Lebensjahres ſterben. Die beſte Nahrung für das Kind iſt die Milch der Mutter. Bei Ammenmilch gedeihen die Kinder ſchon weniger gut, indes viel beſſer noch als bei künſtlicher Ernährung. Müſſen die Kinder aufgefüttert werden, ſo iſt nur gute (mit Waſſer verdünnte) Kuhmilch oder Liebigs künſtliche Milch zuläſſig, wogegen alle ſtärkemehlhaltigen Nahrungsmittel durchaus zu vermeiden ſind, weil dieſe nicht oder nur unvollkommen verdaut werden. (S. Auffütterung der Kinder.) Geringe Verdauungsſtörungen verurſachen leicht Durchfälle, und dieſe erweiſen ſich den Kindern höchſt mörderiſch. Mangelhafte Ernährung führt auch oft Knochenkrankheiten (Engliſche Krankheit), Skrofuloſe, ſowie Tuberkuloſe herbei. Werden die Kinder unſauber gehalten, ſo bekommen ſie leicht Hautausſchläge, ſelbſt Hautgeſchwüre; Feuchtigkeit in den Hautfalten (Schenkelfalten) macht die Haut leicht wund (Zinkſalbe). Aphthen oder Schwämmchen (ſ. d.) in der Mundhöhle ſind häufige Folgen der Unreinlichkeit (Saugbeutel). Schon bei leichten Unpäßlichkeiten (Verſtopfung) bekommen Kinder leicht Krämpfe, die indes ſelten von großer Bedeutung und leicht zu heben ſind. Ferner ſind wirkliche Nervenkrankheiten (Gehirnentzündung) nicht ſelten. Das Zahnen der Kinder iſt bei ſonſtiger guter Pflege nicht zu fürchten; das Kind leidet zwar wegen der Schmerzen in der Mundhöhle, häufig auch an Fieber und Schlafloſigkeit, doch verſchwinden dieſe Zufälle gewöhnlich bald mit dem Durchbruch eines oder mehrerer Zähne; Krämpfe und Durchfälle während der Zahnung ſind oft von andern Urſachen (z. B. Diätfehlern, Erkältung) abhängig, die erkannt und beſeitigt werden müſſen. Werden die Kinder, bevor ihr Muskel- und Knochenſyſtem kräftig genug, häufig aufrecht getragen, ſo tritt leicht bleibende Verkrümmung der Wirbelſäule ein.

Aus dem Schulbeſuch drohen dem K. eine Reihe von Gefahren, deren Wichtigkeit erſt in der neueſten Zeit hinreichend gewürdigt wurde. Abgeſehen davon, daß die meiſten anſteckenden Krankheiten, wie Maſern, Scharlach, Keuchhuſten, Diphtheritis, Krätze u. a., hauptſächlich durch die Schulen und Kindergärten verbreitet werden, bilden die

ſitzende Lebensweiſe, die gezwungene Haltung an fehlerhaft konſtruierten Schultiſchen, die Einatmung ſchlechter Luft in ſchlecht ventilierten Zimmern und die Überanſtrengung der Augen und des Hirns eine ergiebige Quelle ſchwerer, oft lebenslänglicher Krankheiten, insbeſondere von Blutarmut, Skrofuloſe, Bruſtkrankheiten, Wirbelverkrümmungen, Kurzſichtigkeit u. dgl. Daher bildet neuerdings die Anlage, Einrichtung und Beaufſichtigung der Schulen einen wichtigen Teil der öffentlichen Geſundheitspflege. (S. Schulhygiene.)

Litteratur. Bednar, »Kinderdiätetik oder Pflege der Kinder in den erſten Lebensjahren« (Wien 1857); Fürſt, »Das K. und ſeine Pflege im geſunden und kranken Zuſtande« (2. Aufl., Lpz. 1877); Steiner, »Ratſchläge zur Erziehung der Kinder« (2. Aufl., Prag 1877); Baginſky, »Handbuch der Schulhygiene« (Berl. 1876); Ploß, »Das K. in Brauch und Sitte der Völker« (2 Bde., Stuttg. 1876); Preyer, »Die Seele des K.« (2. Aufl., Lpz. 1884); Krug, »Die Kindererziehung für das erſte Lebensjahr« (2. Aufl., Lpz. 1884).

Kind (rechtlich), ſ. unter Minderjährigkeit.

Kind (Joh. Friedr.), Dichter und erzählender Schriftſteller, geb. 4. März 1768 zu Leipzig, wo ſein Vater, Johann Chriſtoph K., als der erſte deutſche Überſetzer von Plutarchs »Lebensbeſchreibungen« (8 Bde., 1745—54) bekannt, Stadtrichter war, ſtudierte daſelbſt die Rechte. Nach beendeten Studien arbeitete er ſeit 1789 im Amte Delitzſch, wurde 1793 Advokat in Dresden und ſchrieb »Lenardos Schwärmereien« (Lpz. 1792). Im J. 1816 legte er die juriſt. Praxis nieder, wurde 1818 gothaiſcher Hofrat und ſtarb zu Dresden 25. Juni 1843.

Seine Gedichte zeichnen ſich durch eine fließende Rhythmik aus, doch fehlte ihm Originalität der Darſtellung. Von ſeinen Novellen ſind hervorzuheben: »Carlo« (Züllichau 1801), »Malven« (2 Bde., Züllichau 1805), »Tulpen« (7 Bde., Lpz. 1806—10), »Roswitha« (4 Bde., Lpz. 1811—16), »Lindenblüten« (4 Bde., Lpz. 1817—19), »Die Harfe« (8 Bde., Lpz. 1815—19) und »Die Muſe« (8 Bde., Lpz. 1821—22). Außerdem erſchienen eine Sammlung ſeiner »Gedichte« (Lpz. 1808; 2. Aufl., 5 Bde., 1817—25) und ſeine »Erzählungen und kleine Romane« (5 Bde., Lpz. 1820—27). Mit Th. Hell redigierte er 1805—31 die »Abendzeitung« und mit K. L. Kraukling eine Zeit lang die »Dresdener Morgenzeitung«. Unter ſeinen Arbeiten für die Bühne ſind zu erwähnen: »Wilhelm der Eroberer«, »Die Schwüre«, »Wilhelm der Baſtard« und das Schauſpiel »Van Dycks Landleben« (2. Aufl., Lpz. 1820), worin dem Publikum nach bekannten Meiſterſtücken der niederländ. Schule eine Art lebender Bilder vorgeführt wurde. Ebenſo wurden ſein »Nachtlager von Granada« und ſein »Weinberg an der Elbe«, ein Feſtſpiel mit plaſtiſcher Darſtellung nach etruriſchen Vaſengemälden, mit großem Beifall aufgenommen. Außerdem ſchrieb er die Texte zu Webers »Freiſchütz« (zuletzt Lpz. 1843) und zu Marſchners »Holzdieb« und das Trauerſpiel »Schön Ella«. Seine »Theaterſchriften« erſchienen in vier Bänden (Lpz. 1821—25).

Seine Tochter Roswitha K., geb. 7. Aug. 1814, geſt. 4. Nov. 1843 in Leipzig, machte ſich durch Gedichte (Lpz. 1843) bekannt.

Kind (Karl Theod.), ausgezeichneter Kenner der neugriech. Sprache und Litteratur, geb. 7. Okt. 1799 zu Leipzig, ſtudierte daſelbſt, wurde 1824 Advokat, war 1835—46 Mitglied der Juriſtenfakultät und 1846—56 Mitglied des Spruchkollegiums. Nach Auflöſung desſelben 1856 lebte er als Privatmann in Leipzig, wo er 7. Dez. 1868 ſtarb. Neben ſeiner juriſt. Thätigkeit beſchäftigte ſich K. eifrig mit der neugriech. Sprache und Litteratur. Als Früchte dieſer Thätigkeit erſchienen: »Neugriech. Volkslieder im Original und mit deutſcher Überſetzung« (Grimma 1827), »Beiträge zur beſſern Kenntnis des neuern Griechenland« (Reuſt. a. d. Orla 1831), »Neugriech. Chreſtomathie« (Lpz. 1835), »Geſchichte der griech. Revolution« (2 Bde., Lpz. 1833), »Des Alexander Sutſos Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος« (Lpz. 1835) mit grammatiſchen Erklärungen und Wörterbuch; »Der Verbannte von 1831« (Berl. 1837), ein polit. Roman des Alexander Sutſos; »Handwörterbuch der deutſchen und neugriech. Sprache« (Lpz. 1841) u. ſ. w.

Kindbett, ſ. Wochenbett.

Kindbettfieber (Puerperalfieber, Febris puerperalis), eine ſehr gefährliche fieberhafte, nach Art der Pyämie (ſ. d.) verlaufende Krankheit der Wöchnerinnen, welche zeitweilig in epidemiſcher Verbreitung in den Entbindungshäuſern und Gebärklinikeu, aber auch in der Privatpraxis auftritt und ſehr leicht durch Anſteckung von einer Wöchnerin auf die andere übertragen werden kann. Während man früher die Urſache des K. in einem beſondern Miasma ſuchte, führte zuerſt Profeſſor Semmelweiß in Wien den jetzt von zahlreichen andern Forſchern beſtätigten Nachweis, daß die Krankheit durch ein echtes Kontagium, durch die Übertragung gewiſſer mikroſkopiſcher fäulniserregender Organismen (Coccobacteria septica *Billroth*) auf die innern wunden Geſchlechtsorgane der Wöchnerin entſteht, in denen ſie gewiſſe Zerſetzungsvorgänge nach Art der Fäulnis veranlaſſen und ſchließlich durch das anhaltende hohe Fieber, eiterige Entzündungen der Lymphgefäße und Venen in der Umgebung der Gebärmutter, allgemeine Bauchfellentzündung und raſch eintretende Entmiſchung der allgemeinen Säftemaſſe in den meiſten Fällen zum Tode führen. Die Übertragung dieſer Fäulnisbacterien in den Organismus der Wöchnerin erfolgt gewöhnlich während oder kurz nach der Entbindung durch unreine Inſtrumente und Utenſilien, durch den unterſuchenden Finger der Hebamme oder des Arztes, wenn dieſelben vorher kindbettfiebernde Wöchnerinnen beſucht und ſich nicht gründlich desinfiziert hatten, durch unſaubere Schwämme, Verbandſtoffe u. dgl.

Die Symptome des K. können verſchieden ſein; gewöhnlich beginnt es mit heftigem Fieber (40° C. und darüber) und hoher Pulsfrequenz (120 und mehr Schläge in der Minute), mit Schüttelfroſten, Delirien und großem Durſt; dabei iſt der Leib aufgetrieben und ſehr empfindlich, der Wochenfluß wird ſparſam, übelriechend, ſelbſt jauchig ſtinkend und die vordem ergiebige Milchabſonderung hört gewöhnlich bnld ganz auf; unter den Erſcheinungen einer raſch ſich ausbreitenden ſchweren Bauchfellentzündung (ſ. d.) erfolgt der Tod oft ſchon wenige Tage nach dem Beginn der Erkrankung. Nimmt die Krankheit einen günſtigen Ausgang, ſo bleibt oft ein langes und ſchweres Siechtum zurück.

Da die Prognoſe des K. durchſchnittlich eine ſehr ungünſtige iſt, ſo hat der Arzt ſeine ganze Sorgfalt auf die Verhütung der Krankheit zu verwenden. In dieſer Beziehung ſind äußerſte Reinlichkeit, fleißige und ausgiebige Ventilation in den

Wochenstuben und strenge Absonderung der Kranken von den Gesunden von der allergrößten Wichtigkeit. Hebammen und Wärterinnen, welche mit kranken Wöchnerinnen in Berührung kommen, dürfen unter keiner Bedingung die Pflege gesunder Wöchnerinnen übernehmen; die Ärzte, welche Kindbettkranke behandeln, müssen sich nach jedem Besuch derselben auf das sorgsamste desinfizieren und erst der frischen Luft aussetzen, bevor sie andere Wöchnerinnen besuchen. Während der Entbindung selbst muß darauf geachtet werden, daß die Hebamme vor jeder Untersuchung sich Hände und Vorderarme mit einer scharfen Nagelbürste und fünfprozentiger Carbolsäurelösung gründlich desinfiziert, zum Einfetten der Hand und der Instrumente nur reines Carbolöl verwendet und die äußern Genitalien der Gebärenden gleichfalls mit warmem Wasser, Seife und einer zweiprozentigen Carbolsäurelösung sorgfältig desinfiziert. Während des Wochenbettes sind die äußern Genitalien täglich wenigstens einmal, nach Befinden öfters mit Salicylwatte und zweiprozentigem Carbolwasser sorgsam zu reinigen; an Stelle der Stopftücher sind nur Salicylwattebäusche, als Unterlagen nur reine, täglich zweimal zu erneuernde leinene Tücher zu verwenden. Schwämme dürfen unter keiner Bedingung in der Wochenstube benutzt werden, da sie nur zu leicht die Träger von Ansteckungsstoffen werden. Bei jeder, auch der geringfügigsten Störung des Wochenbettes ist sofort ärztlicher Rat einzuholen. Durch die energische Anwendung der eben beschriebenen Verhaltungsmaßregeln ist in den Entbindungshäusern die Sterblichkeitsziffer, die vordem oft 15—20 Proz. betrug, auf ein Minimum herabgesunken, und auch in der Privatpraxis haben sich peinlichste Reinlichkeit und die ausgiebigste Anwendung der antiseptischen Mittel bei der Entbindung und während des Wochenbettes als wirksamer Schutz gegen Wochenbettfieber tausendfältig bewährt.

Vgl. Brennecke, «Praktische Regeln zur Sicherung eines gesundheitsgemäßen Wochenbettverlaufs» (Magdeb. 1883).

Kindbettfluß (Lochien), soviel wie Wochenfluß, s. unter Wochenbett.

Kindelbrück, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Weißensee, an der Wipper, mit 1792 E., die Acker- und Obstbau betreiben. Dabei ist eine Papierfabrik.

Kinderarbeit, s. Frauen- und Kinderarbeit.

Kinderarzt, s. unter Kinderheilkunde.

Kinderaussetzung, s. Aussetzung der Kinder.

Kinderbeichte, s. unter Beichte.

Kinderbewahranstalten heißen solche Anstalten, in welche kleine Kinder bis in das dritte oder auch vierte Jahr aufgenommen und während der Tageszeit, wo die Eltern ihren Berufsarbeiten obliegen, bewahrt und gepflegt werden. Die erste dieser Anstalten, die ohne Zweifel an die sog. Krippen (s. d.) anknüpfen, trat in Deutschland durch die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold 1802 ins Leben. Ihre Einrichtung diente den Anstalten, die man allmählich anderwärts begründete, zum Muster. Doch unterlagen die neugestifteten Bewahranstalten, nach den Erfahrungen, die man im Laufe der Zeit sammelte, manchen Verbesserungen. Die gegenwärtigen Anstalten, zum größten Teil ein Werk der Innern Mission und philanthropischer Bestrebungen, stehen meist unter der Aufsicht und Leitung von Frauenvereinen, in Verbindung mit einem Arzte.

Fast gleichzeitig mit den Kinderbewahranstalten entstanden die Kleinkinderschulen, die man als eine Fortsetzung jener Anstalten betrachten kann. Dieselben traten, wie die erwähnten Krippen, zuerst in Frankreich (seit 1801) ins Leben, verpflanzten sich bald nach England und Deutschland und sind in den genannten Ländern sehr verbreitet. Selbst in Italien haben sie Eingang gefunden.

Kinderdiebstahl, s. unter Menschenraub.

Kindergärten sind Anstalten (Vorschulen) für vorschulpflichtige Kinder bemittelterer Eltern. Während die Kinderbewahranstalten (s. d.) vorzugsweise den Zweck haben, die ihnen übergebenen Kinder vor Schaden zu bewahren, suchen die K. eine naturgemäße geistige Entwickelung des Kindes durch Erziehung zur Arbeit und Selbstthätigkeit anzubahnen. Als Mittel hierzu dienen Ball, Würfel, Walze, Bauklötzchen, Stäbchen, Papierstreifen zu Flechtarbeiten u. s. w., Liedchen und Gesangspiele. Ihr Begründer war der Pädagog Friedrich Fröbel (s. d.), der in Blankenburg in Thüringen 1840 den ersten Kindergarten stiftete und seitdem für die Entwickelung der Sache thätig war. Nach dem Tode Fröbels (21. Juni 1852) gründete ein Neffe Friedrich Fröbels, Karl Fröbel, zu Hamburg eine sog. Hochschule für das weibliche Geschlecht, deren Programm großen Anstoß erregte. Mit Beziehung auf dieses Programm wurden in Preußen 7. Aug. 1851, dann auch in Sachsen die nach Fröbelscher Weise eingerichteten K. verboten, unter der Anschuldigung, daß dieselben Anstalten seien, welche den Keim des Sozialismus und Atheismus in die Kinder pflanzten. Die K., welche in den genannten Ländern bestehen bleiben wollten, mußten die Fröbelschen Theorien und Einrichtungen aufgeben. Sie nannten sich nun meist Spielschulen. Bald jedoch begriff man, daß die ursprüngliche Idee des Kindergartens, wie sie Friedrich Fröbel aufgestellt, an sich dem Staate und der Gesellschaft keineswegs gefährlich, vielmehr aufs höchste ersprießlich sei. Nachdem die Verbote aufgehoben wurden, begann nun allenthalben aufs neue die Begründung von K. Um auch den weniger Bemittelten die Wohlthat der K. zuzuwenden, ist man neuerdings bestrebt, sog. Volkskindergärten zu errichten, die von den Gemeinden und dem Staate unterhalten werden sollen. Vgl. die Schriften von Fröbel, Pösche, Goldammer, Barth, Georgens, Fellner, Seibel u. s. w.

Kinderheilanstalten und **Kinderkliniken**, s. unter Kinderheilkunde.

Kinderheilkunde, derjenige Zweig der praktischen Medizin, welcher sich mit der Behandlung und Heilung der Kinderkrankheiten (s. d.) beschäftigt. An und für sich sind zwar die pathol. Vorgänge im Körper des kranken Kindes von denen des kranken Erwachsenen nicht wesentlich verschieden, aber da der kindliche Organismus sich gegen die verschiedenen Krankheitsursachen und Schädlichkeiten in mancher Beziehung abweichend verhält, viele Krankheiten auch beim Kind einen eigenartigen Verlauf nehmen, überdies auch die Untersuchung des kranken Kindes mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen hat und viele Heilmittel auf den kindlichen Körper anders einwirken als auf den erwachsenen, so stellte es sich schon frühzeitig als notwendig heraus, die jungen Ärzte in besondern Kinderheilanstalten

und Kinderkliniken mit diesen Eigentümlichkeiten im Verlauf und in den Behandlungsmethoden der Kinderkrankheiten genügend vertraut zu machen. Ein tüchtiger Kinderarzt bedarf aber nicht bloß der genauen Kenntnis aller physiol. und pathol. Vorgänge im kindlichen Organismus, sondern er muß vor allen Dingen auch ein wahrer Kinderfreund sein und sich die Zuneigung und das Zutrauen seiner kleinen Clienten zu erwerben wissen, wenn anders seine Bemühungen von günstigen Erfolgen belohnt werden sollen. Seit 1879 treten alljährlich die deutschen Kinderärzte zu einem deutschen Kongreß für Kinderheilkunde zusammen, um ihre pädiatrischen Erfahrungen gegenseitig auszutauschen und über alle Neuerungen und Fortschritte auf diesem Gebiet zu beraten.

Kinder Israel, soviel wie Hebräer (s. d.).

Kinderkrankheiten, im allgemeinen diejenigen Krankheiten, welche ausschließlich das Kindesalter befallen, wie die Rhachitis oder Englische Krankheit, die Kopfblutgeschwulst und die Nabelkrankheiten der Neugeborenen u. a., oder doch vorzugsweise bei Kindern angetroffen werden, wie der Krupp, die Skrofulose, die tuberkulöse Hirnhautentzündung, die Diphtheritis, der Keuchhusten u. a., im engern Sinne die sog. akuten Exantheme (Masern, Röteln, Scharlach, Wasserpocken), weil diese zu gewissen Zeiten in größern oder geringern Epidemien unter der Kinderwelt auftreten und Erwachsene nur dann befallen, wenn sie in der Kindheit von ihnen verschont blieben. Im allgemeinen ist die Morbidität, d. i. die Wahrscheinlichkeit zu erkranken, bei Kindern viel größer als bei Erwachsenen; dies liegt teils an den bedeutenden Veränderungen im Kindeskörper nach der Geburt, wodurch das Neugeborene besonders vielen Krankheiten der Brustorgane ausgesetzt ist, teils an der Körperentwickelung und ihren verschiedenen Phasen, wobei das Durchbrechen der Zähne und späterhin die beginnende Pubertät den wichtigsten Platz einnehmen und leicht Krämpfe, Nerven- und Gehirnkrankheiten sich einstellen, teils an der geringern Widerstandsfähigkeit und Abhärtung des Kindes, sowie an seiner größern Empfänglichkeit gegen gewisse Krankheitsgifte; weiterhin wird oft durch den Schulbesuch (sitzende Lebensweise, fehlerhafte Haltung, Einatmung schlechter Luft, Überanstrengung der Augen und des Hirns) der Grund zu Krankheit und Siechtum gelegt. Insofern der kindliche Organismus vermöge seiner körperlichen und psychischen Eigentümlichkeiten vielfach in anderer Weise gegen krankmachende Einflüsse reagiert als der der Erwachsenen, bietet auch die Untersuchung und Behandlung des kranken Kindes mancherlei Verschiedenheiten und Eigentümlichkeiten dar, weshalb die Kinderheilkunde (s. d.) sich in der neuesten Zeit von den übrigen Disciplinen der Medizin mehr und mehr abgezweigt und zu einer wichtigen Spezialität entwickelt hat.

Litteratur. Bednar, «Die Krankheiten der Neugeborenen und Säuglinge» (Wien 1850); A. Vogel, «Lehrbuch der K.» (6. Aufl., Erlangen 1873); Steffen, «Klinik der K.» (Berl. 1865); Gerhardt, «Lehrbuch der K.» (3. Aufl., Tüb. 1874); derselbe, «Handbuch der K.» (6 Bde., Tüb. 1877—83).

Kinderlähmung, s. unter Lähmung.

Kindermann (August), Baritonist, geb. 6. Febr. 1816 zu Potsdam, wurde 1835 Mitglied des Hoftheaterchors zu Berlin, 1839 zweiter Bassist am Theater in Leipzig, bildete sich hier unter Meyer weiter aus und erwarb sich die Freundschaft Lortzings, der den Hans Sachs für ihn schrieb. Seit 1846 ist K. Mitglied des Hoftheaters in München, seit 1855 Oberregisseur. Ein schönes, sonores Organ und allgemeine theatralische Talente befähigten ihn zu vortrefflicher Wiedergabe in Partien wie Figaro, Kaspar, Zar, Tristan («Jessonda») u. s. w., denen sich auch Wagners Wotan anschloß.

Von seinen beiden Töchtern Marie und Hedwig wurde namentlich die letztere unter dem Namen Reicher-Kindermann (s. d.) bekannt.

Kindermehl, künstliches Ersatzmittel für die Muttermilch, s. unter Aufsütterung der Kinder, Bd. 11, S. 186a.

Kinderraub, s. unter Menschenraub.

Kinderschriften, die für die frühere Kindheit bestimmten Jugendschriften (s. d.).

Kinderschutz in Bezug auf Fabrikarbeit u. s. w. In der neuern Zeit sind in fast allen Kulturländern (mit Ausnahme Belgiens) mehr oder weniger weitgehende gesetzliche Vorschriften erlassen worden, durch welche die Verwendung von Kindern und jungen Leuten in Fabriken und Bergwerken in einer den Rücksichten auf die gesundheitliche und sittliche Entwickelung des Nachwuchses der industriellen Bevölkerung entsprechenden Weise beschränkt und geregelt wird. (S. Fabrikgesetzgebung und Frauen- und Kinderarbeit.) Teilweise erstrecken sich die Schutzmaßregeln auch auf die in kleingewerblichen Werkstätten beschäftigten Kinder; dagegen ist noch wenig oder gar nichts geschehen zum Schutze derjenigen Kinder, die in der Hausindustrie (s. d.) von ihren Eltern zur Arbeit herangezogen werden. Eine andere Seite des K. bildet die Fürsorge für ausgesetzte, verlassene und verwahrloste Kinder. (S. Findelhäuser.) Auch in dieser Hinsicht ist die Staatsthätigkeit in der neuern Zeit mehr und mehr an die Stelle früherer kirchlicher und Privatwohlthätigkeits-Einrichtungen getreten. Die deutsche Gewerbeordnung in ihrer gegenwärtigen Gestalt überläßt die polizeilichen Bestimmungen hinsichtlich des Haltens von Pflege- oder Kostkindern den Einzelstaaten.

Kindertag, soviel wie Unschuldiger Kinder Tag (28. Dez.).

Kindesfrucht, s. Leibesfrucht.

Kindesabtreibung, s. Abtreibung der Leibesfrucht.

Kindesalter, s. unter Kind (physiol.).

Kindesmord (lat. infanticidium, engl. und frz. infanticide) ist nach neuerm Strafrecht die Bezeichnung der vorsätzlichen Tötung eines neugeborenen unehelichen Kindes durch die eigene Mutter.

Bei rohen Völkern gilt die von den Ältern vorsätzlich bewirkte Tötung ihrer Kinder als berechtigte Handlung. Bei gewissen orient. Völkern, z. B. einzelnen Stämmen im nördl. Indien, ist noch heute die Unsitte verbreitet, neugeborene Kinder, zumal weiblichen Geschlechts, umzubringen. Nach den Anschauungen des ältesten röm. Rechts schloß die väterliche Gewalt die Befugnis in sich, Kinder zu töten. Dagegen bedrohte ein im letzten Jahrhundert der Republik ergangenes Gesetz des Pompejus den K. als Verwandtenmord (parricidium). Eine eigentümliche Gestalt gab, im Zusammenhange mit german. Überlieferungen, die Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. der Tötung neugeborener Kinder durch die uneheliche Mutter, worunter man seitdem K. im engern Sinne versteht. In Andetracht nämlich der Motive der geschlechtlichen Schamhaftigkeit, wozu späterhin

auch die Rücksichtnahme auf die durch den Geburtsakt häufig bewirkte Minderung der Zurechnungsfähigkeit hinzutrat, verordnete Karl V., daß K. nicht mit geschärfter Todesstrafe für den Verwandtenmord, sondern mit der Strafe des Säckens belegt werden solle. Die neuere deutsche Gesetzgebung hat die Todesstrafe beseitigt; das Deutsche Strafgesetzbuch bedroht in §. 217 eine Mutter, die ihr uneheliches Kind in oder gleich nach der Geburt vorsätzlich tötet, mit einer Zuchthausstrafe von nicht unter drei Jahren, die beim Vorhandensein mildernder Umstände durch Gefängnisstrafe nicht unter zwei Jahren ersetzt werden kann. Die Schwierigkeit einer wirksamen Verfolgung besteht meist darin, daß das Leben des neugeborenen Kindes und das Nichtvorhandensein einer Totgeburt durch Sachverständige nachgewiesen werden muß, was sehr feine Untersuchungen (z. B. die sog. Lungenprobe) erfordert, daher häufig Freisprechungen erfolgen. Im engl. Recht wird noch jetzt K. wie jeder andere Mordfall als todeswürdiges Verbrechen behandelt. Auch das franz. Recht betrachtet in §. 300 des Code pénal den K. als Mord und bedroht ihn demgemäß in §. 302 mit dem Tode.

Kindesteil, Anteil eines Kindes an der Erbschaft seiner Eltern; auch soviel wie Pflichtteil (s. d.).

Kindesunterschiebung ist ein Delikt, durch welches der Personenstand eines andern vorsätzlich verändert wird. Sie umfaßt hauptsächlich die Fälle, in denen ein Kind eingeschoben wird, ohne daß ein anderes beseitigt wird. Diese Unterschiebung kann für das Kind, wie für dritte von tiefgreifenden Rechtsfolgen begleitet sein. Nach röm. Rechte dadurch ausgezeichnet, daß die accusatio partus suppositi nicht verjährte und der Tod des Anklägers die Verfolgung nicht beseitigte, ist jetzt die K. neben der Verwechselung in §. 169 des Deutschen Reichsstrafgesetzbuchs mit Gefängnis bis zu drei Jahren, bei gewinnsüchtiger Absicht mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bedroht. Ein besonderes jugendliches Alter des Kindes scheint nicht erfordert zu sein. Auch der Versuch ist strafbar erklärt.

Kind fotgt der ärgern Hand, s. Hand [(ärgere).

Kindheit, s. unter Kind.

Kindschal (türk.), ein langes, krummes Messer mit kurzem Griff, das die Türken und andere orientalische Völker in einer Scheide am Gürtel tragen.

Kindspech (Meconium), grünliche oder bräunlich-schwarze, zähe, pechartige Masse, welche das neugeborene Kind in den ersten Tagen an Stelle des Kotes entleert und welche aus Schleim, Darmepithelien, Galle und verschluckten Wollhaaren besteht. (S. unter Fötus, Bd. VII, S. 41a.)

Kindswasser, soviel wie Fruchtwasser (s. d.).

Kineas, s. Cineas.

Kinematik (vom grch. κινημα, d. i. die Bewegung), durch Ampère so bezeichnet, heißt Bewegungslehre und behandelt als Übergangswissenschaft von der Geometrie zur Mechanik diejenigen Fragen in Bezug auf die Bewegung eines Punktes, Körpers oder Körpersystems, zu deren Lösung es nicht notwendig ist, den Stoff der Körper, ihre Trägheit und die zwischen den Teilen der Materie wirkenden Kräfte in Betracht zu ziehen. Der K. steht die Kinetik oder Kinetrik (von κινητηριον, d. i. Hilfsmittel zur Bewegung) als die Lehre von der Erzeugung der Bewegung durch Kräfte gegenüber. Entsprechend den Arbeiten der verschiedenen Schriftsteller, wie Carnot, Monge, Betaucourt, Laboulaye, muß man eine reine und eine angewandte K. unterscheiden. Die reine Kinematik, auch Phoronomie genannt, beschreibt und klassifiziert die Gesetzmäßigkeit der Fortbewegung der Körper, indem sie die bezüglichen allgemeinen Lehrsätze aufstellt. (Von Interesse ist, daß schon Kant eine beachtenswerte Arbeit über Phoronomie geliefert hat.) Die angewandte K. stützt sich auf die in der erstern durch geometr. und mathem. Betrachtung erhaltenen Lehrsätze und Regeln.

In Deutschland versteht man nach dem Vorgange Reuleaux' unter K. fast immer die Anwendung der Sätze der allgemeinen Bewegungslehre auf die Bewegung der Körper, welche die Apparate und Maschinen bilden. Nach den neuesten Erscheinungen der Litteratur auf dem betreffenden Gebiet scheint sich jedoch diese Auffassung auf Deutschland zu beschränken. Reuleaux hat sich die Aufgabe gestellt, eine systematische Kinematik zu schaffen, die die Gesichtspunkte, unter welchen die mannigfachen Maschinen und Apparate zu betrachten sind, auf eine allgemeine Basis zurückführt. Von der allgemeinen Auffassung ausgehend, daß die Maschine sich als ein Körpersystem charakterisiert, bei welchem jeder Körper durch beständige Berührung mit einem oder mehrern andern in seiner Beweglichkeit beschränkt wird, zerlegt man die Maschine in Elemente, d. h. solche Körper, die sich in ihrer Beweglichkeit gegenseitig hindern. Die Elemente der Maschine werden als vollständig widerstandsfähig vorausgesetzt, und da auch keine Rücksicht auf ihre Masse genommen wird, so sind nur die geometr. Eigenschaften derselben von Bedeutung. Bei der Verfolgung des angedeuteten Ideenganges ergibt sich, daß die Maschine aus paarweise zusammengehörigen Körpern, Elementenpaaren, besteht. Der Zapfen und das Lager, die Schraube und die Schraubenmutter sind solche Elementenpaare. (S. Bewegungsmechanismen.)

Mit Elementenpaaren, z. B. mit Schraube und Mutter, kann man relative Bewegungen des einen Elements gegen das andere bewirken und so ihre Eigenschaften ausnutzen; durch Kombination mehrerer Elementenpaare können die verschiedenartigsten Bewegungen, wie sie für gewisse Zwecke erforderlich sind, erzielt werden. Die Verbindung mehrerer Elementenpaare heißt eine kinematische Kette; der Körper, welcher aus der Verbindung zweier Elemente verschiedener Paare entstanden ist, heißt Glied der Kette. So bildet ein cylindrischer Zapfen mit der ihn umschließenden Hülse ein Glied. Wird ein Glied der kinematischen Kette festgehalten, so wird die Kette zum Mechanismus oder Getriebe, weil jetzt eine bestimmte, absolute Bewegung der Kette möglich ist. Der Mechanismus wird zur Maschine, wenn auf eins seiner beweglichen Glieder eine mechan. Kraft einwirkt, welche die Lage desselben zu ändern im Stande ist. Die Aufgabe der Getriebelehre ist daher zugleich eine analytische und eine synthetische. Die K. zieht indes nicht nur die eigentlich starren Körper in ihren Bereich, sondern auch die im Maschinenbau so wichtigen Seile (welche Zugkraftorgane heißen), sowie die Flüssigkeiten, Gase und Dämpfe (kinematische Druckkraftorgane genannt).

Das System Reuleaux' wird noch durch eine kinematische Zeichensprache unterstützt, deren Zweck derselbe ist, wie ihn die Chemie durch ihre

Formeln verfaßt, nämlich eine allgemeine Ausdrucksweise zu ſchaffen, die bei Analyſe und Syntheſe als Direktive dient. Vgl. Reuleaux, «Theoretiſche K.» (Berl. 1875).

Kineſchma, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Koſtroma, rechts an der Wolga, Station der Eiſenbahn Schuja-K., mit (1882) 3957 E., iſt ein bedeutender Handelsort und hat zwei große Jahrmärkte.

Kineſias, ein griech. Dichter und Muſiker, Verfaſſer von Dithyramben in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. Er gehörte zu denen, welche die Ausartung der Dithyramben mit herbeiführten. K. war beim attiſchen Publikum ſehr beliebt, deſſen Geſchmack und Neigungen er fröhnte, was Plato ihm ausdrücklich vorwirft, im übrigen eine Hauptzielſcheibe des Spottes und Hohns des Ariſtophanes und anderer Komiker. Die wenigen aus ſeinen Dithyramben erhaltenen Worte finden ſich in Bergks «Poetae lyrici» (Bd. 3).

Kineſiatrik, Kineſitherapie (grch.), die Heilgymnaſtik (ſ. d.). [wegungsapparates.

Kineſioneuroſen (grch.), Nervenleiden des Be-

Kinetik oder Kinetrik, ſ. unter Kinematik.

Kinetiſche Energie, ſ. unter Energie.

Kinetiſche Künſte, ſoviel wie mimiſche Künſte.

King (engl.), König.

King, chineſ. Gewicht, ſ. Catty.

Kinglake (Alexander William), engl. Parlamentsmitglied und Geſchichtſchreiber, geb. 1812 in Wiltan-Hauſe bei Tauntan in Devonſhire, empfing ſeine Bildung in Eton und Cambridge, wo er 1832 den Grad eines Bachelor of Arts erlangte, und ließ ſich 1837 als Barriſter in London nieder. Bekannt wurde er zuerſt durch die Beſchreibung einer Reiſe in den Orient, die 1844 unter dem Titel «Eöthen» erſchien und durch Glanz der Schilderung und Originalität der Anſichten Aufſehen erregte. K. entſagte 1856 ſeiner Laufbahn als Advokat und wurde 1857 für Bridgewater ins Parlament gewählt. Hier ſchuf er ſich bald eine Stellung als gewandter Redner und leidenſchaftlicher Gegner der von Lord Palmerſton vertretenen auswärtigen Politik, inſofern dieſelbe auf die Allianz mit Napoleon III. begründet war. Seinen Sitz im Parlament verlor K. bei den Neuwahlen von 1868. Als Hiſtoriker machte er ſich bekannt durch ein Werk über den Krimkrieg: «The invasion of the Crimea» (5 Bde., 1863—75).

King's bench (Queen's bench, bancum regis), Oberhofgericht, hieß bisher das eine der drei königl. Obergerichte in Weſtminſter, beſtehend aus einem Oberrichter (Lord Chief Justice) und früher 3 oder 7 Richtern, welche mit den Mitgliedern der andern beiden Obergerichte, des Court of common pleas und des Schatzkammergerichts (Court of Exchequer), das Kollegium der 12 (ſpäter 15) Oberrichter Englands bilden und bald kollegialiſch, bald einzeln die Juſtiz durch ganz England verwalten. Vor die King's bench gehören urſprünglich nur Kriminalſachen; durch Fiktionen wurden aber auch bürgerliche Sachen dahin gebracht. Durch die Reformgeſetzgebung der neueſten Zeit, die Judicature Acts 1873—76, iſt die Verſchmelzung dieſer Obergerichte und des Kanzleihofs eingetreten, ſodaß die 35 Oberrichter Englands jetzt ein Geſamtkollegium bilden, welches in 5 Senate (Divisions) und einen Appellationsſenat zerfällt.

King's-Counſel, ſ. unter Counſel.

King's-County, d. h. Königs-Grafſchaft, eine Grafſchaft der iriſchen Provinz Leinſter, die 1999 qkm umfaßt, ein ſchmaler, langer Landſtrich nördlich von Weſtmeath und Meath, öſtlich von Kildare, ſüdlich von Queen's-County und Tipperary, weſtlich von Tipperary, Galway und Roscommon begrenzt. Der nördl. Teil iſt eine von iſolierten Hügeln überhöhte, allmählich gegen Weſten zum Shannon geſenkte, großenteils von Torfmooren eingenommene Ebene, der ſüdweſtliche ein hügeliges Weideland, das nach der Grenze von Queen's-County anſteigt und dort im Ard Erin des Slieve-Bloomgebirges eine Höhe von 528 m erreicht. Der Shannon an der Weſtgrenze iſt hier für Schiffe von 300 t fahrbar und nimmt die Große Brosna und die Kleine Brosna (Birr), ſowie den Silver-River auf; im SO. fließt auf der Grenze der obere Barrow. In weſtl. Richtung wird die Grafſchaft vom Großen Kanal, in nordweſtlicher von der nach Athlone führenden Eiſenbahn durchſchnitten. Von der Oberfläche kommen 24,2 Proz. auf Ackerland, 9 auf Kleefelder und Wieſen, 48,4 auf Weiden. Guter Ackerboden findet ſich meiſt nur an den Flußufern. Im ganzen iſt Viehzucht der Hauptnahrungszweig der Einwohner. Die Bevölkerung war 1841—81 von 147551 auf 92668 Seelen (worunter 64984 Katholiken) herabgeſunken. Die Grafſchaft ſchickt zwei Abgeordnete in das Parlament. Die jetzige Hauptſtadt Tullamore, am Großen Kanal und der Eiſenbahn, iſt eine Municipalſtadt mit vier Kirchen, einem Kloſter, einem Gerichtshof u. ſ. w. und zählt 5179 E., welche Gerberei, Brennerei und Brauerei treiben.

Kingsley (Charles), berühmter engl. Schriftſteller, geb. 12. Juni 1819 im Pfarrhauſe ſeines Vaters in Holne bei Dartmoor in Devonſhire, empfing ſeine Bildung in der Privatſchule Derwent Coleridges, dann im King's-College zu London und in Cambridge und wurde hierauf Pfarrer zu Eversley in Hampſhire. Großes Aufſehen erregte zuerſt ſein «Alton Locke, tailor and poet: an autobiography» (2 Bde., Lond. 1850), ein Werk, das unter der Hülle einer ſpannenden Erzählung ein ergreifendes Bild der Gebrechen und Verirrungen der modernen Geſellſchaft gab. Ein zweiter Roman, «Yeast, a problem» (Lond. 1851), iſt weniger gelungen. Er ſchrieb ferner «The Saint's tragedy» (Lond. 1848), «Phaeton, or loose thoughts on loose thinkers» (Cambr. 1852), «Twenty five village sermons» (Lond. 1852) und «Application of associative principles to agriculture» (Lond. 1851). Sein kulturhiſtor. Roman «Hypatia, or new foes with an old face» (2 Bde., 1853), der heidniſches und chriſtl. Leben zu Alexandria im Anfang des 5. Jahrh. ſchildert, wurde durch Bunſen (2 Bde., Lpz. 1858; 4. Aufl. 1885) in die deutſche Leſewelt eingeführt. Von gleicher Bedeutung iſt ſein Roman «Westward ho!» (1855), welcher im Zeitalter der Königin Eliſabeth ſpielt. Im J. 1859 zum Profeſſor der neuern Geſchichte an der Univerſität Cambridge ernannt, hielt er in dieſer Eigenſchaft intereſſante Vorträge, die unter dem Titel «The Roman and the Teuton» (Lond. 1864; neue Ausg. mit Vorrede von Max Müller, 1875) erſchienen. Außerdem hat man von ihm ein Gedicht «Andromeda» (3. Aufl., Lond. 1863), eine «History of England for boys» (Lond. 1864), das Märchen «The water babies» (Lond. 1863), die Romane «Hereward, the last of the English» (Lond. 1866), «The hermits» (Lond. 1867) und «How and why?» (Lond. 1869). K. legte 1869

seine Professur in Cambridge nieder und wurde zuerst zum Domherrn von Chester, dann 1871 zum Domherrn von Westminster ernannt. Im J. 1872 übernahm er die Redaction der Wochenschrift »Good Words«. Eine 1870—71 gemachte Reise nach Westindien beschrieb er in »At last: a christmas in the West Indies« (1871). Während des Winters 1873—74 hielt er Vorlesungen in den Vereinigten Staaten, die 1875 unter dem Titel »Lectures delivered in America« erschienen, nachdem er schon vorher seine Reiseeindrücke in »South by west, or winter in tho Rocky Monntains and spring in Mexico« (Lond. 1874) niedergelegt hatte. Für Verbesserung der Lage der ärmern Volksklassen trat er ein in »Town geology« (Lond. 1872) und »Health and education« (Lond. 1874). K. starb 23. Jan. 1875 zu Eversley. Seine Witwe veröffentlichte »Charles K., his letters and memoirs of his life« (2 Bde., Lond. 1876; deutsch von Sell, 2. Aufl., Gotha 1882).

Henry K., Bruder des vorigen, geb. 1824, studierte bis 1852 in Oxford und ging dann nach Australien, wo er sich sechs Jahre aufhielt. Nach seiner Rückkehr wurde er Mitarbeiter an »Fraser's« und »Macmillan's Magazine« und schrieb zahlreiche Romane, unter denen besonders »Ravenshoe« (1861), »Austin Elliot« (1863), »Leighton Court« (1866), »Helty« (1871), »Hornby Mills« (1872), »Valentin. A French boy's story of Sedan« (1874), »The Grange Garden« (1876) Erwähnung verdienen. Eine Zeit lang war er Herausgeber der »Daily Review« und Korrespondent für dieses Blatt während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871. Er starb 24. Mai 1876.

King's Lynn, s. Lynn Regis.

Kingsmill, s. unter Gilbertinseln.

Kingsrooms, Seebad von Portsmouth (s. d.).

Kingston upon Hull, s. Hull.

Kingston upon Thames, Municipal- und Marktstadt in der engl. Grafschaft Surrey, 19 km im Südwesten von London, an der Eisenbahn und rechts an der hier überbrückten Themse gelegen, ist unregelmäßig gebaut und zählt (1881) 19875, mit der zu ihr gehörenden Vorstadt Surbiton 29291 E. Die Stadt hat einen Gerichtshof, ein Stadthaus, eine große Kirche, eine Irrenanstalt, ein Zuchthaus, zahlreiche Malzdarren, Ziegeldrennereien und Gemüsegärten, sowie lebhaften Malz- und Getreidehandel. K. war, nach dem Funde von Münzen und Urnen zu schließen, eine röm. Station, diente häufig zum Krönungsorte angelsächs. Könige und schickte unter Eduard II. und III. Mitglieder in das Parlament. Während des Bürgerkriegs wurde es durch einen Sieg des Prinzen Ruprecht über den Grafen von Essex 1643 denkwürdig.

Kingston, Stadt in Canada, Hauptort der Grafschaft Frontenac in der Provinz Ontario, 1841—44 die Hauptstadt von Canada, nächst Quebec der festeste Ort in ganz Canada, liegt am Nordostende des Ontariosees, an der Stelle, wo der St. Lorenzstrom aus demselben austritt und der Rideaukanal beginnt, 270 km oberhalb und im Südwesten von Montreal, 256 im Ostnordosten von Toronto, mit beiden durch die Grand-Trunkbahn, sowie mit Ottawa durch den Rideaukanal verbunden. K., regelmäßig gebaut, hat viele ansehnliche Gebäude, darunter das sog. Markthaus, der Gerichtshof, das Gouvernementshaus, das Gefängnis u. a. Sie zählt (1881) 14091 E., besitzt 17 Kirchen, darunter eine kath. Kathedrale, das presbyterianische Queen's-College and University of K., das kath. Regiopolis-College, Distrikts-, Handwerker- und andere Schulen, eine Polytechnische Gesellschaft mit einer guten Bibliothek, ein allgemeines Hospital, ein Hôtel-Dieu der Barmherzigen Schwestern, eine Irrenanstalt, ein Waisenhaus, das vor der Stadt gelegene, nach dem Auburn-System eingerichtete Hauptgefängnis für Canada, mehrere Kasernen und Regierungsmagazine; ferner befinden sich hier mehrere Banken, Brauereien und Brennereien, belebte Schiffswerfte, Maschinenbauanstalten für Lokomotiven und Dampfkessel, ein großes Eisenwerk, Fabriken für Ackergeräte, Seife, Lichte und Leder. Ihre Hauptbedeutung erhält aber die Stadt durch ihren guten, geräumigen und geschützten Hafen, wodurch sie der Sitz einer beträchtlichen eigenen Reederei, eines lebhaften Dampfschiffahrtsverkehrs und das Hauptemporium des Handels zwischen Montreal und den Ansiedelungen an den großen Seen geworden ist. Der Hafen, an dem zahlreiche wohlausgestattete Packhäuser liegen, wird durch zwei Batterien auf Mississaga-Point und Point-Frederick verteidigt. Nur 1 km von der Stadt liegt die Navy-Bay zwischen zwei mit dem Point-Frederick und dem sehr stark befestigten Point-Henry in den See vorspringenden Landzungen, jetzt der Hauptkriegshafen der Briten am Ontariosee, mit einem Arsenal und Werften, wo große Schiffe für die engl. Marine gebaut werden. K. wurde 1763 an der Stelle des 1758 zerstörten Fort Frontenac gegründet.

Kingston, die Hauptstadt, wichtigste Hafen- und Handelsstadt der brit. Insel Jamaica (s. d.) in Westindien, an der Bai von Port-Royal auf der Südostküste, 22 km östlich von Santiago de la Vega (Spanishtown) gelegen und seit 1845 durch Eisenbahn mit derselben verbunden, ist regelmäßig und schön erbaut auf einer nach dem Innern zu den Liguaneabergen ansteigenden Ebene, welche zahlreiche Landsitze und Zuckerplantagen bedecken. Die Stadt hat reichhaltige Magazine, ein Theater, eine Korrektionsanstalt u. s. w., aber keine bedeutenden Bauten, und zählt (1881) 38566 E. Der Handel führt hauptsächlich Kaffee, Zucker, Rum, Ingwer, Pimeut und edle Holzarten aus. Der Hafen ist für 1000 Schiffe hinlänglich geräumig, aber nicht ganz sicher, von zwei Forts und einer Menge von Batterien geschützt, von großartigen Magazinen umgeben, im Süden von der schmalen Landzunge Palisadoes begreuzt, auf deren äußerster Spitze die Ruinen von Port-Royal liegen. K. wurde 1693, nachdem Port-Royal durch ein Erdbeben zerstört war, gegründet, aber erst 1802 zur Stadt erhoben. Der Ort wird oft vom Gelben Fieber, sowie in der Regenzeit durch die Überschwemmungen der Bergströme heimgesucht.

Kingston, Hauptstadt des County Ulster im nordamerik. Staate Neuyork, am Esopus-Creek und am westl. Ufer des Hudson, 146 km im Norden von Neuyork und am Anfange des Delaware-Hudsonkanals gelegen, durch eine Brücke mit der Eisenbahnstation Rhinebeck verbunden. Der Ort, 1872 zur Stadt erhoben, zählt (1880) 18344 E. (1840 erst 5824) und hat Flußschiffahrt, Handel mit Kohlen, Steinen und Eis, Gießereien und Brauereien.

Kingston (Elizabeth Chudleigh, Herzogin von), geb. 1720, verlor früh ihren Vater, einen Obersten der brit. Armee, und kam 1743 als Ehrenfräulein zur Prinzessin von Wales, in welcher Stellung sie

durch Schönheit und Geist Aufsehen erregte. Sie ließ sich 4. Aug. 1744 heimlich mit Kapitän Hervey, spätern Grafen Bristol, trauen, von dem sie sich jedoch schon am andern Tage trennte. Dann reiste sie auf den Kontinent. In Berlin zog sie die Aufmerksamkeit Friedrichs II. auf sich; auch am Hofe zu Dresden machte sie außerordentliches Glück. Schließlich willigte Graf Bristol in eine Ehescheidung, die aber von dem kirchlichen Gerichtshofe nicht in ganz gesetzlicher Form ausgesprochen wurde. Mit Erlaubnis des Erzbischofs von Canterbury ließ sich jetzt Elizabeth 1769 dem Herzoge von Kingston antrauen, der aber schon 1773 starb. Elizabeth erregte nun durch ihre Lebensweise in London solches Mißfallen, daß sie nach Italien reisen mußte, wo sie die Nachricht empfing, daß die Verwandten des Herzogs von Kingston gegen sie beim Peershofe eine Anklage auf Bigamie anhängig gemacht. Als Elizabeth im April 1776 zu London anlangte, wurde sie der Bigamie schuldig erklärt. Seltsamerweise sprach ihr aber das Gericht das Erbe nicht ab. Elizabeth ging nun als nunmehrige Gräfin Bristol nach Frankreich, von da nach Italien und endlich nach Rußland, wo sie von der Kaiserin aufs glänzendste aufgenommen wurde. Nach ihrer Rückkehr kaufte sie das Schloß St.-Assise bei Fontainebleau und lebte in fürstl. Glanze. Sie starb 28. Aug. 1788. Ihr Testament wurde zu Gunsten der Angehörigen ihres zweiten Gatten cassiert. Über ihr Leben erschienen schon 1788 zu London Memoiren in engl. Sprache, die wohl kaum authentisch sind. Vgl. Faverolles, «La duchesse de K.» (Par. 1813).

Kingstown, Seestadt in der irländ. Grafschaft Dublin, am Südostende der Dublinbai, 9,6 km südöstlich von Dublin entfernt und mit diesem durch eine Eisenbahn verbunden, zählt (1881) 18586 E., hat viele schöne Gebäude, einen Gerichtshof, ein Gefängnis, ein Nonnenkloster und ist ein beliebtes Seebad. Die Stadt hieß bis 1821 Dunleary und nahm ihren gegenwärtigen Namen zu Ehren Georgs IV. an, der damals hier landete. Der Hafen, der 1817 angelegt und 1859 vollendet wurde und als Außenhafen von Dublin gilt, ist durch zwei bedeutende Dämme gebildet und hat eine Oberfläche von einem Quadratkilometer. Nur 3 km im SO. von K. liegt das mit ihm durch eine atmosphärische Eisenbahn verbundene Dorf Dalkey (s. d.).

Kingstown heißt auch die Hauptstadt der brit. Insel St.-Vincent in der Reihe der Kleinen Antillen. Dieselbe liegt an der Südwestküste, zählt 7000 E., hat eine gute Reede und ist Sitz des Gouverneurs. Sie litt 20. Aug. 1825 durch ein Erdbeben bedeutenden Schaden.

Kinkaju oder Wickelbär (Cercoleptes caudivolvulus *Illiger*) ist die Benennung einer kleinen Bärenform von 40 cm Körper- und 45 cm Schwanzlänge, mit marderartigem Habitus. Der Pelz ist sehr reich, von gelbgrauer Farbe, der Schwanz ein ausgesprochener Kletterschwanz. Der K. nährt sich von Früchten, Honig, Insekten, kleinern Vögeln und ihren Eiern und findet sich von Mexiko bis Peru und Nordbrasilien in mehrern Lokalvarietäten, aus denen man gelegentlich besondere Arten machen zu müssen geglaubt hat.

Kinkel (Joh. Gottfr.), deutscher Dichter und Kunsthistoriker, geb. 11. Aug. 1815 zu Oberkassel bei Bonn, studierte daselbst, seit 1834 zu Berlin Theologie. Im Herbst 1835 nach Bonn zurückgekehrt, habilitierte er sich 1836 an der dortigen Universität für Exegese und später für histor. Theologie. Bald jedoch gewann seine Neigung für die Kunst die Oberhand, sodaß er eine Reise nach Italien unternahm, wo er sich besonders zu Rom aufhielt. Im April 1838 begann K. wiederum seine Vorlesungen zu Bonn, die sich eines ungewöhnlichen Zuhörerkreises erfreuten. Denselben Beifall fand er auch als Kanzelredner in Köln, wo er 1838 die Stelle eines Hilfspredigers erhalten hatte. Nach seiner Verheiratung begann er 1843 neben der Kirchengeschichte an der Universität Bonn über Geschichte der christl. Kunst zu lesen. In den nächsten Jahren veröffentlichte er «Die Ahr, Landschaft, Geschichte und Volksleben» (Bonn 1846) und die «Geschichte der bildenden Künste bei den christl. Völkern» (Tl. 1: «Die altchristl. Kunst», Bonn 1845). Schon vorher hatte er seine «Gedichte» (Stuttg. 1843; 7. Aufl. 1872) herausgegeben, darunter ein größeres erzählendes Gedicht: «Otto der Schütz», das später besonders (zuerst 1849) erschien und 1877 bereits die 50. Auflage erlebte. In derselben Zeit war auch «Margret, eine Dorfgeschichte» entstanden. K.s Poesien in dieser ersten Sammlung sind gefühl- und gemütvolle Darstellungen, voll Anmut und einfacher Schönheit. Sein «Otto der Schütz» insbesondere, in welchem er eine Rheinsage aus der Ritterzeit behandelt, ist eine künstlerisch vollendete Dichtung voll frischer, farbiger Schilderungen. Anfang 1846 erfolgte K.s Ernennung zum außerord. Professor der Kunst-, Litteratur- und Kulturgeschichte zu Bonn.

Im J. 1848 schloß er sich mit Begeisterung der republikanischen Bewegung an und begann als Agitator und als Journalist in dieser Richtung zu wirken; 16. Febr. 1849 wurde er zu Köln wegen Preßvergehens zu zweimonatlichem Gefängnis verurteilt. Wenige Tage vorher hatte ihn Bonn zum Abgeordneten für die preuß. Zweite Kammer gewählt, wo er seinen Platz auf der äußersten Linken nahm. Als nach Ablehnung der Kaiserkrone durch den König von Preußen in den einzelnen Städten der Rheinprovinz Unruhen ausbrachen, beteiligte sich K. an dem Widerstande der Landwehr im Siegkreis, wandte sich dann flüchtig nach der Pfalz und schloß sich dem pfälz.-bad. Aufstande an. Im Juni 1849 verwundet und von den preuß. Truppen in Baden gefangen genommen, wurde er vom Kriegsgericht in Rastatt zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt, die er auf Anordnung des Königs von Preußen in einer bürgerlichen Strafanstalt zu verbüßen hatte. In das Zuchthaus nach Naugardt gebracht, stellte man ihn von hier aus im April 1850 wegen versuchter Erstürmung des Zeughauses zu Siegburg abermals vor die Assisen zu Köln, die ihn jedoch nach einer glänzenden Selbstverteidigung freisprachen. Seitdem wurde K. zu Spandau in strenger Haft gehalten, bis ihm im Nov. 1850 durch Mitwirkung des damaligen Studenten Karl Schurz die Flucht aus dem Gefängnis nach England gelang. Im Einverständnis mit einem Agitationskomitee der Flüchtlinge in London und der Schweiz machte er im Winter 1851—52 eine Rundreise durch die Vereinigten Staaten, um die Sympathien der dortigen Bevölkerung wach zu erhalten. Nach London zurückgekehrt, wurde er zuerst Privatlehrer und wirkte seit 1853 als Professor an der Hochschule für Damen in Bedford-Square und an verschiedenen andern Anstalten, gründete auch 1858 die deutsche Zeitung «Hermann». Daneben hielt er

zu London wie auch in andern größern Städten Großbritanniens Vorlesungen über deutsche Litteratur und Kunstgeschichte. Im April 1866 folgte er einem Rufe nach Zürich als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte an das Eidgenössische Polytechnikum. Er starb 12. Nov. 1882 zu Zürich, wo ihm 1884 ein Denkmal auf seinem Grabe errichtet ward.

Unter K.s litterarischen Arbeiten aus neuerer Zeit ist das Trauerspiel «Nimrod» (Hannov. 1857) hervorzuheben. Im J. 1868 gab er seine «Gedichte, zweite Sammlung» (Stuttg.) heraus, in denen die polit. Tendenz schärfer hervortritt. Aus dieser Sammlung ist eine vortreffliche erzählende Dichtung: «Der Grobschmied von Antwerpen», auch in separatem Abdruck (2. Aufl., Stuttg. 1872) erschienen. Sein letztes Gedicht war «Tanagra» (Braunschw. 1883).

K.s erste Gattin, Johanna, geb. 8. Juli 1810 zu Bonn, die Tochter des dortigen Gymnasialprofessors Mockel, war erst mit dem Buch- und Kunsthändler Mathieux in Köln verheiratet, trennte sich aber bald wieder von demselben und wurde 1840 geschieden. Im Mai 1843 vermählte sie sich mit K., dem sie 1851 nach London folgte. Hier starb sie 15. Nov. 1858 infolge eines Sturzes aus dem Fenster. Ihre zahlreichen Liederkompositionen, zum Teil zu Texten ihres Mannes, und die komische «Vogelcantate» sind, besonders in ihrer rhein. Heimat, populär geworden. Außer Erzählungen, die gemeinschaftlich mit denen ihres Gatten erschienen (Stuttg. 1849; 3. Aufl. 1883), schrieb sie «Acht Briefe über Klavierunterricht» (Stuttg. 1852). Aus ihrem Nachlasse gab K. den Roman «Hans Ibeles in London» (2 Bde., Stuttg. 1860) heraus.

Kinn (mentum), der unterhalb des Mundes befindliche Teil des Gesichts, welcher von einem Vorsprunge des Unterkieferknochens gebildet und beim Manne, insbesondere der kaukas. Rasse, mit mehr oder minder reichlichem Bartwuchs bedeckt ist. Ein doppeltes (gespaltenes) K. entsteht dadurch, daß die Haut in der Mittellinie straffer an den Knochen angeheftet ist, was bei einigem Fettreichtum stärker hervortritt. Das Unterkinn wird nur durch Fettanhäufung hervorgebracht.

Kinnbacken oder Kinnladen, soviel wie Kiefer (s. d.).

Kinnbackenkrampf, s. Mundklemme.

Kinnekulle, isolierter Gebirgskegel in Schweden, Län Skaraborg, 279 m hoch, am südöstl. Ufer des Wenern, zwischen den Städten Lidköping und Mariestad. Der Berg besteht aus mehrern Schichten silurischer Formation, überdeckt mit Trapp. Wegen der üppigen Vegetation und der herrlichen Aussicht wird der K. oft bestiegen.

Kinnereth, im Alten Testament Name des See Gennezareth (s. d.).

Kinnladen (Kinnbacken), soviel wie Kiefer (s. d.).

Kinnor, zither- oder harfenartiges Saiteninstrument der alten Hebräer.

Kino (Gummi Kino), eine wichtige, dem Catechu und Gambir nahestehende Drogue, ist ein festes Extrakt, welches aus den Säften verschiedener exotischer Holzarten gewonnen wird. Man unterscheidet im Handel vier Hauptsorten: 1) K. Malabaricum oder Amboinense, wahrscheinlich ein Extrakt aus der Rinde des in Hinterindien und auf den benachbarten Inseln wachsenden Pterocarpus Marsupium *Roxb.*, eines Baums aus der Familie der Schmetterlingsblütler; 2) K. orientale, der eingedickte Saft der Rinde von Butea frondosa *Roxb.*, eines ebenfalls ostind. Baums derselben Familie; 3) K. australe, K. von Botanybai, der eingetrocknete, aus Rindenrissen des Eucalyptus resinifera *Sw.* und anderer Arten der Gattung Eucalyptus (s. d.), eines austral. Myrtaceenbaums, fließende Saft; 4) K. americanum oder jamaicense, das Extrakt von Coccoloba uvifera *Jcqn.*, eines in Westindien wachsenden Baums aus der Familie der Polygoneen. Das K. bildet kantige oder unregelmäßige, knollige Stücke von schwarzrotbrauner Farbe, welche splitterigen Bruch zeigen und deren Splitter an den Kanten meist durchscheinend rot gefärbt sind. Es schmeckt sehr zusammenziehend und färbt den Speichel rot. Sein Hauptbestandteil ist die Kinogerbsäure, ferner findet sich darin meist auch Catechusäure und Brenzcatechin. In der Medizin wird das K. als adstringierendes Mittel benutzt. Zuweilen findet es auch wie Catechu und Gambir zum Färben und Gerben Anwendung.

Kinroß, Grafschaft in Schottland, nach Clackmannan die kleinste des Königreichs, die am schwächsten bevölkerte, von Fife und Perth ganz umschlossen, nur 201,5 qkm groß, hauptsächlich eine ovale Ebene, enthält im Südosten den herrlichen See (Loch) Leven, welcher fast alle Gewässer des Ländchens aufnimmt, 134 ha groß ist, durch den Leven in den Forthbusen abfließt und in seiner Umgegend ziemlich fruchtbaren und gutbestellten Boden (im ganzen 63 Proz. des Areals) hat, während die höhern Gegenden sehr unergiebig, meist mit Moor und Moos bedeckt sind. Man gewinnt Getreide, besonders Hafer, Kartoffeln und Flachs, zieht Rinder (5555) und Schafe (26 530), bricht Kalk und Quadersteine und fertigt Leinwand- und Baumwollwaren. Die Grafschaft gehörte früher zu dem östlich gelegenen Fife, von dem sie erst 1426 getrennt worden ist, und zählt (1881) 6699 E.

Die Hauptstadt Kinroß, an der Hauptstraße von Edinburgh nach Perth und an der Eisenbahn gelegen, hat 1960 E., welche Gerbereien, Tartanfabriken und Kornmühlen unterhalten. Ihre Lage nahe westlich vom Loch-Leven ist höchst romantisch, besonders gewährt das nahe Kinroßcastle auf einem in den See vorspringenden Vorgebirge eine herrliche Aussicht. Nahe im NO. steht die Ruine des Schlosses Burleigh. Auf einer der vier Inseln des durch seinen Fischreichtum bekannten Sees liegen die Ruinen des uralten Schlosses Loch-Leven, schon 1257 eine königl. Residenz, in welchem 1429 Archibald, Earl von Douglas, und Maria Stuart vom 16. Juni 1567 bis 2. Mai 1568 gefangen gehalten wurden. Nahe der Straße nach Stirling liegen die berühmten Wasserfälle des Cauldron.

Kinsale, Seestadt in Irland, Grafschaft Cork, liegt nördlich am Bandon-Ästuar, 38 km südlich von Cork, hauptsächlich an den Seiten des Compaß-Hill, ist unregelmäßig und eng gebaut, hat ein befestigtes Schloß und eine alte Kirche aus dem 14. Jahrh. und zählt (1881) 5386 E., welche bedeutende Fischerei treiben.

Kin-schan, s. Altai.

Kinsky, böhm. Fürsten- und Grafengeschlecht, dessen Ursprung bis ins 12. und 13. Jahrh. zurückreicht und dessen Stammesherrschaften Wchinitz, Tettau, Chlumetz u. a., sämtlich in Böhmen und Mähren, sind. Die Grafenwürde kam an das Haus durch Wilhelm K. 1628 (erloschen) und durch Wenzel Norbert Octavian 1676; die nach

dem Recht der Erstgeburt vererbende Fürstenwürde erwarb dessen Sohn Graf Stephan Wilhelm 1746 und 1747. Bemerkenswerte Glieder des Hauses sind: Ulrich K. (1583—1620), am prager Fenstersturze (23. Mai 1618) hervorragend beteiligt; Wilhelm Graf K., als Unterhändler Wallensteins mit Frankreich und Schweden in dessen Katastrophe verwickelt und zu Eger 1634 ermordet; Franz Joseph Graf K. (1739—1805), war als Direktor der wiener-neustädter Militärakademie Schöpfer vieler Reformen und Verfasser militärwissenschaftlicher Schriften. Er focht als Feldzeugmeister 1794 und 1795 in den Niederlanden. Haupt der fürstl. Linie ist jetzt Ferdinand Fürst K., geb. 22. Okt. 1834, erbliches Mitglied des Herrenhauses, der verfassungstreuen Partei angehörig. Sein Vetter, Eugen Graf K., geb. 19. Nov. 1818, war 1861—65 Mitglied des Abgeordnetenhauses und ist besonders auf volkswirtschaftlichem Gebiete thätig. Jetziges Haupt der gräfl. Linie ist Octavian Graf K., geb. 13. März 1813, erblicher Reichsrat seit 1861. Vgl. Folkmann, «Die gefürstete Linie des uralten und edlen Geschlechtes K.» (Prag 1861).

Kintál, Handelsgewicht in der Türkei, gleichbedeutend mit Kantár. (S. Cantáro.)

Kintár, Handelsgewicht in Marokko, etwa dem deutschen «Centner» entsprechend, aber je nach den Handelsplätzen und Artikeln von verschiedener Schwere. (Vgl. Cantáro.)

Kintyre, soviel wie Cantire (s. d.).

Kinyras hieß in der kyprischen Sage der erste Priester der Aphrodite auf Kypros. Er galt für den Ahnherrn des Priestergeschlechts der Kinyraden zu Paphos, das er gegründet haben sollte, und zu Amathus. Ein Liebling der Aphrodite, wurde er von dieser mit allen Gaben des Glücks überhäuft, bis er im höchsten Alter entschlief. Nach der Ilias schenkte er dem Agamemnon einen Panzer. Nach einer andern Sage wurde er durch seine Tochter Vater des Adonis und gab sich nach Entdeckung des Frevels, den er unbewußt begangen, selbst den Tod.

Kinzelbach (Gottlob Theod.), Afrikareisender, geb. 24. Juni 1822 in Stuttgart, gründete 1854 ein Geschäft als Mechanikus in Konstantinopel und bereiste 1856—60 den Orient. Hierauf lehrte er nach Deutschland zurück, schloß sich aber bald der Heuglinschen Expedition nach Afrika an, wo er sich 1862 in El Obeid zur Umkehr genötigt sah. Eine neue Reise trat er 1866 nach der Somaliküste an, um das Schicksal der von der Deckenschen Expedition nachzuforschen, starb aber schon Ende Januar 1867 in der Somalistadt Dschilledi bei Makdischu.

Kinzig, zwei Flüsse in Deutschland. Der eine, ein rechtsseitiger Nebenfluß des Mains, entspringt im SO. von Schlüchtern am Südabhange der Kinzberge bei Sterbfritz, berührt die Städte Steinau, Saalmünster, Wächtersbach, Gelnhausen, Langenselbold und mündet bei Hanau. Der 82 km lange Fluß gehört ganz dem preuß. Regierungsbezirk Kassel an. Sein Thal, durch welches sich die große Straße von Fulda nach Hanau (und weiter nach Frankfurt) zieht, bildet die Scheide zwischen dem Spessart im Süden und dem Vogelsgebirge im Norden. Durch den Thalspalt der aus dem Spessart kommenden und zwischen Saalmünster und Gelnhausen in die K. mündenden Orb führt eine militärisch sehr wichtige Paßstraße über den nördl. Spessart zunächst nach den Thälern der Sinn und der Fränkischen Saale hinüber.

Die andere K., ein rechter Nebenfluß des Rheins im Großherzogtum Baden, entspringt in Württemberg, etwas südlich von Freudenstadt, und durchfließt das Ehlenbogenthal über Alpirsbach; sie vereinigt sich bei Schenkenzell mit der Schwabach, nimmt dann die Schiltach, Wolfach, Gutach und den Harmersbach auf, tritt bei Offenburg in die Ebene ein und mündet, nachdem sie noch die Schutter aufgenommen, bei Kehl in den Rhein. Auf ihrem 112 km langen Laufe wird viel Holzflößerei getrieben. Das Kinzigthal wird bis Alpirsbach aufwärts von einer Kunststraße durchzogen und ist mit seinen Nebenthälern der belebteste und gewerbreichste Teil des Schwarzwaldes, insbesondere in Bezug auf Uhrenfabrikation. Wolfach hat ein Kiefernadelbad; Eisenwerke finden sich zu Hausach, Harmersbach u. s. w. Bei Triberg, hoch oben im Gebirge, bildet der Fallbach in sieben Absätzen einen schönen, 160 m hohen Wasserfall, der Zielpunkt vieler Reisenden. Am Ausgange des Thals, bei dem durch seinen Wein berühmten Dorfe Ortenberg in der Ortenau, erhebt sich die stattliche Ortenburg.

Kios, Kolonie der Milesier an der Propontis, s. Gemlik.

Kiosk (türk.) bezeichnet im Orient ein rundes oder viereckiges, auf Säulen ruhendes, freistehendes oder angebautes Gartenzelt; dann einen ähnlichen, nach vorn offenen, an den Seiten nur durch Gitterwerk verschlossenen, an die obern Gemächer der orient. Paläste sich anschließenden, erkerartigen Vorbau. Aus dem Orient ist der K. auch in die europ. Gärten übergegangen.

Köstendil, Kjustendil oder Köstendil, das alte Ulpianum, Stadt im Fürstentum Bulgarien, unweit des rechten Ufers der Struma, Hauptort eines Distrikts, zählt (1881) 9589 E. und hat Gold- und Silberbergbau und Gewehrfabriken. Dabei entspringen warme Mineralquellen.

Kioto, japan. Stadt, s. Miako.

Kippeisen oder Kippfäge, ein beim Fournieren (s. d., Bd. IX, S. 49b) zum Umbiegen der Fournierblätter über Kanten angewendetes Tischlerwerkzeug, das entweder die Form eines scharfen Reißhakens oder einer kleinen, in Holz gefaßten Säge hat.

Kipper und **Wipper** nannte man im 17. Jahrh. diejenigen Münzherren, welche das gute Geld einschmolzen und geringhaltiges ausprägten. Ursprünglich bedeutet kippen Geld beschneiden, wippen aber wiegen, und Kipper und Wipper wurden sonach die Wechsler genannt, welche Geld beschnitten und aus den umlaufenden Münzen die schwerern Stücke aussonderten, um sie zum Einschmelzen oder zur Ausfuhr zu verwenden. In der Münzkunde nennt man besonders die Zeit 1620—23 die Zeit der Kipper und Wipper, in welcher von den deutschen Münzherrschaften eine solche Masse schlechter kleiner Münzen ausgegeben wurde, daß der vollwichtige Speziesthaler (ursprünglich = 68 Kreuzer) schließlich auf den Nominalwert von 600 Kreuzer (in der vorherrschenden schlechten Münze) stieg. Im J. 1623 wurde durch die vereinten Bemühungen mehrerer Kreise diesem Unwesen gesteuert und der Speziesthaler auf 90 Kreuzer herabgebracht, jedoch fand auch in der Folgezeit noch eine langsame Münzverschlechterung statt, bis durch den preuß. Thalerfuß und den Konventionsfuß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das deutsche Geldwesen feste Grundlagen erhielt.

Kippregel, wichtiges Instrument der topogr. Vermessungskunst, dient in Verbindung mit dem Meßtisch (s. d.) als Visierfernrohr, wie als Vertikalwinkelmesser und unter Zuhilfenahme der Distanzlatte als Entfernungsmesser, trägt häufig auch die sonstigen Hilfsinstrumente des Meßtisches; aushilfsweise kann die K. zum Nivellieren benutzt werden. Auf einem langen flachen Messinglineal erhebt sich ein Ständer oder eine Säule, welche dem Fernrohr als Lager dienen, an denselben ist zugleich der einfache oder doppelte Gradbogen befestigt, der die Gradeinteilung zum Messen der Höhenwinkel enthält. Das Fernrohr ist ein astronomisches oder Keplersches und hat im Brennpunkt des Okulars ein Fadenkreuz (s. d.). Behufs genauern Ablesens der Höhenwinkel befindet sich am Fernrohr eine einfache oder eine doppelte Noniuseinrichtung. Bei den meisten K. ist mit dem Fernrohr eine röhrenförmige Libelle verbunden, deren Achse mit der optischen Achse des Fernrohrs parallel laufen soll. Außerdem finden sich Einrichtungen zum Einstellen des Okulars, wie zur freien Drehbewegung des Fernrohrs. Das Lineal, dessen eine lange Kante oder dessen Mittellinie in die Drehebene der Fernrohrachse fällt, trägt gewöhnlich eine kastenförmige Orientierboussole und ein Dosenniveau oder statt des letztern eine, beziehungsweise zwei Röhrenlibellen; auch befindet sich auf demselben ein Transversalmaßstab in dem üblichen Verjüngungsverhältnis (im Deutschen Reiche 1:25000) eingraviert. (Vgl. Distanzmesser.)

Die wichtigsten Modelle von K. sind die ältern und neuern Konstruktionen von G. A. Breithaupt (s. d.) in Kassel, darunter besonders M/74 und M/75, letztere mit den Verbesserungen von E. Sprenger in Berlin als Normalkippregel des preuß. Generalstabes eingeführt.

Kipse, die Häute eines kleinen Rinderschlags in Ostindien und der Kapkolonie, welche, mit Kalk und Salz konserviert, von dort in Europa eingeführt werden. Sie geben ein Leder, das die Mitte zwischen Rind- und Kalbleder hält, und meist als Oberleder zu Schuhwerk verwendet wird.

Kiptschak (russ. Kyptschak, auch wohl Kaptschak) heißt einer der ältesten und am weitesten westwärts vorgerückten Stämme des großen Türkenvolks, dessen Name auch auf seine Wohnsitze übertragen wurde. K. oder Deschti-Kiptschak, d. h. Steppe der K., nennen im Mittelalter die orient. Schriftsteller das weite pontisch-kaspische Steppengebiet im jetzigen Südrußland. Noch jetzt findet sich der Name des Stammes der K. unter den Türken von Khokand, Chiwa und Bokhara, sowie an der Nordgrenze von Herat und bei den Kirgisen der Mittlern Horde vor. (S. Tafel: Asiatische Menschenstämme, Fig. 22 und 23.)

Eine größere Ausdehnung als das bezeichnete Gebiet hatte das von den Mongolen gegründete Chanat Kiptschak oder Reich der Goldenen Horde. Dieses reichte in Europa von den Vorhöhen des Kaukasus nordwärts bis zur mittlern Wolga und der Kama, westwärts in das Innere Rußlands und ostwärts bis an den Ural, in Asien gegen O. bis an die Dsongarei, gegen N. an Sibirien, gegen S. an den Kaspi- und Aralsee, den Sir (Jaxartes), Sary-su und Tschu in Turan. Die Mongolen gaben dem Lande seine Beherrscher aus der Familie Dschingis-Chans, bekleideten die Hof- und Staatsämter, verschwanden aber an Zahl in der Masse der von ihnen beherrschten türk. und nichttürk. Stämme. Bereits 1222 hatten sie das Land zu beiden Seiten der untern Wolga, sowie nach Besiegung der Russen und Polowzer in der Schlacht an der Kalka 31. Mai 1224 die pontische Steppe bis an den Dnjepr durchwüstet. Die westl. Länder wies Dschingis-Chan seinem ältesten Sohne Dschutschi (gest. 1224) an. Letzterm folgte dessen Sohn Batu (gest. 1255), der 1235 den Jaik überschritt, 1236 die Wolga-Bulgaren und bis 1240 fast ganz Rußland sich zinsbar machte. Nach seiner Rückkehr 1242 gründete er Sarai oder Serai als Haupt- und Residenzstadt von K., von wo aus die mächtigen Chane vom 13. bis 15. Jahrh. nicht nur Rußland, sondern auch die westlichern Länder in Schrecken setzten. Die Stadt wurde im 15. Jahrh. zerstört und war jahrhundertelang verschollen. Erst 1836 fand man durch Ausgrabungen ihre ausgedehnten Trümmer (Gewölbe, Säulen, Dämme, Wasserbehälter, Befestigungen, mehrere tausend Häuser u. s. w.) bei der russ. Stadt Zarew im Gouvernement Astrachan an dem Wolgaarme Achtuba, östlich von Zarizyn.

Unter Batus Bruder, Barkai oder Bereke (1255—66), welcher Sarai erweiterte und den Islam einführte, warf sich 1261 der Feldherr Nogaja am Schwarzen Meere zum Herrn der Kumanen oder Polowzer auf und behauptete sich bis an seinen Tod (1292), worauf sich seine Horde wieder dem Chan von K. unterwarf, aber den Namen der Nogajischen Tataren beibehielt. Dem gefeierten Usbek-Chan (1305—41) zu Ehren, welcher den Islam mit Eifer ausbreitete, nahmen die kiptschakischen Horden den Namen Usbeken (s. d.) an. Nach der Ermordung seines Enkels, Berdibek-Chan (1358), wurde das Reich durch blutige Erbfolgehändel zerrüttet. Temnik-Mamai warf sich am Don zum Chan auf, und in Sarai ward 1376 Tochtamisch, ein Abkömmling Dschingis-Chans, durch Timur (s. d.) eingesetzt. Tochtamisch siegte 1382 über Mamai und vereinigte das Reich wieder, wurde aber selbst 1395 von Timur vertrieben, der auch das reiche Sarai plünderte und zerstörte. Nun setzte anfangs Timurs Feldherr, Jedigei, die Chane von K. ein und ab. Darauf folgten große Verwirrungen, sodaß sich 1438 Kasan (s. d.), 1441 die Krim (s. d.) und 1480 Astrachan (s. d.) als unabhängige Chanate aufwarfen. Der letzte Chan der Goldenen Horde, seit Batu der fünfzigste, Kutschuk (der kleine) Mohammed, wurde 1480 ermordet. Alle diese Chanate wurden eine Beute der Russen, zuletzt das der Krim. In Turan hatte Batu-Chan 1245 seinen Bruder Scheibani über die Tatarenhorden zwischen dem Jaik, Aralsee und Sary-su eingesetzt. Scheibanis Nachkommen wurden um 1360 unabhängig, schwächten sich aber durch Teilungen in mehrere einzelne Horden, welche alle den Namen Usbeken annahmen. Schaibek-Chan vereinigte sie 1481 wieder und eroberte 1500 ganz Turan. Vgl. Hammer-Purgstall, «Geschichte der Goldenen Horde in K.» (Pest 1840).

Király-Hágó, d. i. «Königssteig», Paß im Kraßnagebirge aus dem Thale der Schnellen Körös in das Szamosthal, zwischen den Ortschaften Bucsa und Korniczel, 589 m hoch, ein breiter, bewaldeter Rücken, über welchen die Hauptstraße aus Ungarn nach Siebenbürgen führt.

Kiranti, eins der Himalaja-Völker (s. d.).

Kirat, eins der Himalaja-Völker (s. d.).

Kirb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Kirby (William), engl. Naturforscher, geb. zu Witnesham (Suffolk) 19. Sept. 1759, gest. 4. Juli 1850 als Pfarrer zu Barham; er schrieb: «Monographia apium Angliae» (2 Bde., Ipswich 1802), «Introduction to Entomology» (mit Spence, 3 Bde., 1815—26) u. s. w.

Kirchbach (Hugo Ewald, Graf von), preuß. General, geb. 23. Mai 1809 zu Neumarkt in Schlesien, erhielt seine Ausbildung im Kadettenhause, trat 1826 als Portepeefähnrich in das 26. Infanterieregiment, wurde 1827 Offizier, 1840 Premierlieutenant und 1845, unter Versetzung zur Adjutantur, Hauptmann; in diesen Jahren war er 1831—34 zur Allgemeinen Kriegsschule, 1838—41 zum Topographischen Bureau und 1841—45 zur 7. Division (Magdeburg) als Adjutant kommandiert. Als Hauptmann trat er zum Stabe der 8. Division (Erfurt) über, zeichnete sich bei Niederwerfung des Aufstandes 22. Okt. 1848 daselbst aus, wurde 1850 Major und 1851 Adjutant im Generalkommando des Gardekorps, im gleichen Jahre noch in den Generalstab des Gardekorps versetzt. K. war 1855—58 Lehrer an der Allgemeinen Kriegsschule, wurde 1856 Oberstlieutenant und Abteilungschef im Großen Generalstabe, 1857 Chef des Generalstabes des Garde- und 1858 des 3. Armeekorps, 1859 Oberst. Er führte von 1859 ab das 36., das kombinierte 26. (später 66.) Infanterieregiment, bis er 26. Jan. 1863 zum Kommandeur der 19. Infanteriebrigade und 17. März 1863 zum Generalmajor ernannt wurde. In der ersten Hälfte des J. 1864 war K. als Militärdistriktskommandant an der preuß.-russ. Grenze thätig, bis ihm 14. Juli der Befehl über die mobile 21. Infanteriebrigade in Schleswig-Holstein übertragen wurde. Ohne am Kampfe teilgenommen zu haben, trat K. nach dem Kriege in seine frühere Stellung zurück, bis er 1865 mit der Führung der 10. Division (Posen) beauftragt und 4. Jan. 1866 zum Kommandeur derselben, 8. Juni desselben Jahres auch zum Generallieutenant ernannt wurde. Er führte diese Division mit glänzendem Erfolge während des Feldzugs 1866, nahm ruhmreichen Anteil an den Tagen von Nachod und Skalitz (27. und 28. Juni), schlug selbständig das Gefecht bei Schweinschädel (29. Juni), führte tags darauf das Artilleriegefecht bei Gradlitz, stand bei Königgrätz (3. Juli) in Reserve und erhielt für seine Gesamtthätigkeit (die K. selbst litterarisch in einem Beihefte zum «Militärwochenblatt» 1867 behandelt hat) den Orden pour le mérite.

Nach dem Friedensschlusse behielt K. die bisherige Stellung als Kommandeur der 10. Division in Posen, wurde jedoch beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 an Stelle des zur Führung einer Armee berufenen Generals von Steinmetz 18. Juli 1870 zum Kommandierenden General des 5. Armeekorps ernannt. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 eröffnete K. durch das Gefecht bei Weißenburg (4. Aug.) die Siegesbahn des Heeres, wobei er leicht verwundet (Schuß durch die linke Achsel), aber zum General der Infanterie mit dem Patent vom 4. Aug. befördert wurde; 6. Aug. war das 5. Korps vorzugsweise an der Erstürmung von Wörth beteiligt. Seiner persönlichen Einwirkung ist der Erfolg des Tags großenteils zuzuschreiben. Bei Sedan (1. Sept.) führte K. nach der schweren Verwundung des Kommandierenden Generals des 11. Korps auch dieses. Vor Paris, und zwar in Versailles selbst, hatte K. vom 19. Sept. 1870 bis 9. Febr. 1871 mit dem 5. Korps die Hauptquartiere des Königs, sowie des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu schützen und die gewichtige Stellung gegenüber dem Mont-Valérien von Bougival bis St.-Cloud besetzt zu halten. Den großen Ausfall am 19. Jan. 1871 (Schlacht am Mont-Valérien) schlug er blutig zurück. Ende Mai rückte K. wieder in Posen ein und wurde bald darauf zum Chef des 1. niederschles. Infanterieregiments Nr. 46 ernannt. Am 2. Sept. 1873 verlieh der Kaiser dem Fort Nr. 10 bei Straßburg den Namen «Fort Kirchbach» und zeichnete 1875 den General durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens aus, zu welchem derselbe im folgenden Jahre die Kette empfing. Im J. 1880 trat K. aus dem aktiven Militärdienste aus und wurde in den Grafenstand erhoben; er lebt seitdem auf seinem Gute Moholz bei Niesky.

Kirchberg, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Simmern, in 427 m Höhe über dem Meere, zwischen der Simmer und dem Hahnenbach, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei und zählt (1880) 1418 E., die vorzugsweise Ackerbau treiben und bedeutende Viehmärkte halten. In der Nähe Eisenerzlager und Spuren einer Römerstraße. Es ist die älteste Stadt im Hundsrück, ehemals den Grafen von Sponheim gehörig; 1707—94 war es badisch, dann französisch und ist seit 1814 preußisch.

Kirchberg, Stadt in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Zwickau, an der Linie Wilkau-Saupersdorf der Sächsischen Staatseisenbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 6554 fast ausschließlich prot. E., welche Streichgarn- und Kunstwollspinnerei, Tuch- und Wollzeugfabrikation treiben, Fabriken für Dampfheizrohre, Färbereien, Walkereien und Gerbereien unterhalten.

Kirchberg, Stadt im württemberg. Jagstkreise, Oberamt Gerabronn, an der Jagst, hat ein fürstl. Hohenlohesches Schloß mit Park (Sophienberg) und zählt (1880) 1259 E., worunter viele Gerber.

Kirchberg, Marktflecken in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft, Gerichtsbezirk Schrems, an der Thaya, mit (1880) 848 E., hat ein Schloß mit Park, das eine Zeit lang Karl X. von Frankreich bewohnte.

Kirchberger Grün gleichbedeutend mit Schweinfurter Grün.

Kirchdorf, ein Dorf, das eine eigene Kirche hat.

Kirchdorf, Marktflecken in Oberösterreich, nahe am Ursprunge der Krems, Station der Kremsthalbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine gewerbliche Fortbildungsschule und zählt (1880) 1469 E. Die Umgebung hat große Sensengewerke und ausgedehnten Handel mit Eisenwaren. Der Ort ist alt und war im 12. Jahrh. unter dem Namen Otilespurc Eigentum des Hochstifts Bamberg.

Kirchdrauf (magyar. Szepes-Váralja), Stadt in Ungarn, Komitat Zips, 13 km östlich von Leutschau, Station (Wallendorf-K., 7 km vom Orte) der Kaschau-Oderberger Bahn, ist Sitz eines kath. Bischofs und eines Bezirksgerichts, hat eine sehenswerte Domkirche St. Martin (13.—15. Jahrh.) mit interessanten Wandgemälden aus dem Anfang des 14. Jahrh. und zählt 3256 E., Deutsche und Slowaken, welche blühende Flachskultur treiben. In der Nähe auf steilem Berge die Ruinen des

Digitized by Google

Zipserhauses, der einstigen unsehnlichen Schutzfeste des Zipser Landes.

Kirche. Das mit dem Christentum so ziemlich zu allen german. Völkern (mit Ausnahme der Goten) gekommene Wort K. scheint ursprünglich Übersetzung des griech. Wortes κυριακή zu sein, wird aber allgemein für das aus dem Griechischen ins Lateinische übergegangene ἐκκλησία, ecclesia, gebraucht. Nach dem ursprünglichen neutestamentlichen Sprachgebrauche ist ecclesia soviel als christl. Gemeinde und kam zuerst, wie es scheint, in heidenchristl. Kreisen an die Stelle des bei den Juden üblichen Wortes Synagoge (συναγωγή, d. h. Versammlung). In den echten Briefen des Paulus wird unter diesem Namen meistens nur die Einzelgemeinde verstanden, daher für die Gesamtheit mehrerer Gemeinden der Plural ecclesiae steht. Das Wort bezeichnet zunächst die Versammlung der an einem Orte befindlichen Gläubigen zum gemeinsamen Gottesdienste, dann aber diese Gläubigen selbst als eine geistige Einheit. Es lag nahe, denselben Ausdruck auf die Gesamtheit aller Christen überhaupt anzuwenden, sofern dieselben alle zusammen im Glauben an Jesus den Christ sich einig wußten. Jesus selbst wollte keine «Kirche» gründen, sondern nur die Ankunft des «göttlichen Reichs», unter welchem er das zu einer umfassenden sittlich-religiösen Menschengemeinschaft vergeistigte Messiasreich verstand, und die Bedingungen zum Eintritt in dasselbe verkündigen. Eine neue Bedeutung erhielt das Wort ecclesia durch die bildliche Vorstellung der Gemeinschaft der Gläubigen als eines Leibes, von welchem Christus das Haupt (oder nach andern Vorstellungen die Seele) sei. Der paulinische Verfasser des Kolosserbriefs, welcher Christum als das Haupt der gesamten geistigen Schöpfung betrachtet, bezeichnet mit dem Worte einen übernatürlichen, die überirdische und irdische Welt umfassenden Organismus, welcher in Christus sein Haupt, seine Glieder aber an allen gläubigen Geistern im Himmel und auf Erden hat. Insgemein aber verstand man unter dem Worte eben nur die irdische Erscheinung dieses übernatürlichen Organismus, welche als äußere, angeblich von Christus selbst gestiftete, von den Aposteln und ihren Nachfolgern, den Bischöfen, regierte, mit wunderbaren Kräften aus der übersinnlichen Welt, mit dem Schatze der reinen Lehrüberlieferung und allerlei richterlichen Befugnissen über ihre Angehörigen ausgestattete Heilsanstalt bestimmt sei, diejenigen, welche ihren Ordnungen sich gläubig unterwerfen, aus dem «Reiche der Welt» ins Himmelreich hinüberzuretten.

Streitigkeiten über die echt apostolische Lehrüberlieferung hatten schon zu Anfang des 3. Jahrh. die Idee der katholischen K. (s. Katholizismus) erzeugt, als deren Träger die Bischöfe erschienen, denen die unverfälschte Apostellehre zur Obhut vertraut sei. So galten die Bischöfe als die eigentlichen Repräsentanten der K. überhaupt, welche, mit dem Geiste Gottes und göttlicher Vollmacht begabt, die Gemeinden regierten. Wie der Ursprung und die Regierungsgewalt, so galten auch die Ordnungen der K., insbesondere ihre Lehre und ihre Gnadenmittel, für unmittelbar göttlich, also unfehlbar. Das, was die K. zusammenhielt, war hiernach nicht der persönliche Glaube oder die subjektive Frömmigkeit ihrer einzelnen Glieder, sondern ihre übernatürlich gestifteten Ordnungen, denen die einzelnen unbedingt sich unterwerfen sollten. Seine vollkommene Ausbildung hat dieser, den Grundzügen nach bereits im 3. Jahrh. fertige Kirchenbegriff erst im Mittelalter erhalten. Unter dem Papste, dem Stellvertreter Christi als sichtbarem Oberhaupt, mit unfehlbarer Lehre und wunderbaren Gnadenmitteln begabt, erschien die K. als die unmittelbar gegenwärtige Erscheinung der überirdischen Ordnung Gottes auf Erden, welche bestimmt sei, das irdische Menschenleben nach allen seinen Beziehungen hin ebenso zu beherrschen, wie dem Geiste die Herrschaft über das Fleisch gebührt. Der Begriff eines übernatürlichen göttlichen Organismus wurde sonach unmittelbar auf die äußere, hierarchische Organisation der K. als päpstl. Universalmonarchie übertragen. Aber freilich zeigte sich immer mehr, daß die geschichtliche Erscheinung der K. ihrer Idee sehr wenig entsprach. Wie die K. thatsächlich sich darstellte, war sie eine menschliche Gemeinschaft neben andern, denselben Gesetzen des Werdens und der Entwickelung, dem Irrtume und der Verderbnis gerade so unterworfen wie alles Menschliche überhaupt. Die von der bisherigen Anschauung der K. beigelegten Prädikate der Einheit, Allgemeinheit (oder Katholizität), Apostolizität und Heiligkeit trafen, auf ihre geschichtliche Erscheinung angewendet, nicht zu, teils wegen ihrer innern Spaltung in mehrere Teilkirchen, teils wegen der immer deutlicher erkannten Abweichungen von der apostol. Urgestalt, welche die Entwickelung vieler Jahrhunderte herbeigeführt hatte, teils und vornehmlich aber wegen des immer greller hervortretenden Widerspruchs zwischen Idee und Wirklichkeit. So führte denn die Reformation des 16. Jahrh. zu einer wesentlichen Umgestaltung des bisherigen Kirchenbegriffs.

Nachdem schon Wiclif und Huß, im Gegensatze zu der verderbten Papstkirche, die wahre K. Christi als die Gemeinschaft der zur ewigen Seligkeit Prädestinierten bezeichnet hatten, unterschied die Reformation den religiösen Begriff der K. als «Gemeinschaft der Heiligen» aufs schärfste von der K. als äußerer, juridisch-polit. Gemeinschaft. Luther unterschied an der äußern K. eine sichtbare und eine unsichtbare Seite, eine leibliche, äußerliche und eine geistliche, innerliche Christenheit. Letztere ist ihm die durch das Walten des Geistes Gottes in Wort und Sakrament gesammelte Gemeinde der Gläubigen. Demgemäß bestimmte die Augsburgische Konfession (Art. 7) den religiösen Begriff der K. als «die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heil. Sakramente laut des Evangelii gereicht werden». Zwingli brachte für den Unterschied jener äußern und innern K. den Ausdruck «sichtbare» und «unsichtbare» K. auf, jene ist die Gesamtheit aller Getauften, diese die Gesamtheit aller Gläubigen. Diese Unterscheidung ward allmählich herrschend in der prot. Theologie. Dieselbe machte daher den subjektiven Glauben der Einzelnen oder ihre persönliche Zugehörigkeit zu Christus als das alleinige Merkmal ihrer Zugehörigkeit zur wahren K. geltend, die nunmehr als eine rein geistige, keineswegs an diese oder jene äußere Kirchengestalt, sondern nur überhaupt an das Evangelium von Christus gebundene Gemeinschaft beschrieben wurde. Ihr gegenüber erschien die äußere Kirchenanstalt als die unvollkommene, menschliche Verwirklichung der wahren unsichtbaren K., als eine irrtumsfähige, von

Verderbnissen aller Art verunreinigte äußere Gemeinschaft, in der wahrhaft Gläubige oder Glieder der unsichtbaren K. und Ungläubige oder «Heuchler» durcheinander gemischt seien. Andererseits fuhr man aber doch fort, die Zugehörigkeit der Einzelnen zur unsichtbaren K. von der Zugehörigkeit der äußern auf Christi Wort und Sakrament gegründeten Gemeinschaft abhängig zu machen, und als Bedingung der Zugehörigkeit zur unsichtbaren K. die Zugehörigkeit zu irgend einer sichtbaren Teilkirche zu fordern. Namentlich im Luthertum gewann die Ansicht allmählich wieder die Oberhand, daß das die K. zusammenhaltende geistige Band nicht sowohl der persönliche Heilsglaube der Einzelnen als die objektive, in Wort und Sakrament wirksame übernatürliche göttliche Gnade sei, wogegen die Reformierten dieses «Objektive» in die ewige göttliche Erwählung des Individuums setzten, zu deren geschichtlicher Verwirklichung Wort und Sakrament ebenso wie die äußere Kirchengemeinschaft nur das unentbehrliche Mittel sei. Das Neulutherтum näherte sich auch in der Lehre von der K. dem Katholizismus, indem es die K. einfach als Gesamtheit der Getauften definierte und die unsichtbare und sichtbare K. unterschied, wogegen die persönliche Gläubigkeit der Einzelnen hinter die äußere übernatürliche Heilsvermittelung zurücktrat.

Inzwischen hatte man seit dem Aufklärungszeitalter begonnen, nicht bloß an der geschichtlichen Entwickelung, sondern auch schon an der Entstehung der K. die menschliche Seite hervorzuheben. Der Rationalismus wollte von einer übernatürlichen Veranstaltung Gottes zum Heile der Menschen ebensv wenig hören als von einer unfehlbaren Lehre, sei es auch die der Bibel, und von wunderbaren Gnadenmitteln. Während er aber gegen diese Vorstellungen eine im wesentlichen siegreiche Kritik richtete, betrachtete er die K., gemäß seinem Begriffe von der Religion als äußerm Hilfsmittel zur Moral, nur als eine zu rein moralischen Zwecken gegründete Lehr- und Besserungsanstalt, an der daher alles, was nicht rein moralische Bedeutung hatte, als nur vorübergehend notwendige Zuthat immer mehr zu beseitigen sei. Die Beziehung auf «jene Welt» hielt jedoch auch der Rationalismus fest, indem er die moralischen Zwecke, welche die K. verfolge, erst im Jenseits wirklich erreicht werden ließ. Dem gegenüber fand Schleiermacher in der K. die Gemeinschaft des von dem urbildlichen Christus ausgehenden vollkommenen religiösen Lebens, in welcher die geistigen Resultate dieser Lebensmacht in ihrem innern Zusammenhange das Unsichtbare, die äußere Erscheinung der Wirkungen Christi dagegen das Sichtbare seien. Infolge dessen ward es in der Vermittelungstheologie vielfach herkömmlich, im direkten Gegensatze zu den Neulutheranern, die K. wieder als Gemeinschaft der Gläubigen, d. h. als Gemeinde zu betrachten. Erschien dieselbe hiernach doch wieder als bloße Summe der gläubigen, wenn auch durch ein Ideelles zusammengehaltenen Personen, so machte Hegels Schule, besonders Marheineke geltend, daß sie keine «Gesellschaft», sondern «Gemeinschaft» sei, d. h. nicht durch zufälliges Zusammentreten gleichgestimmter Individuen, sondern durch die organisierende Macht einer objektiven «Idee», des «Reiches Gottes», begründet sei. Daher unterscheidet auch die neuere spekulative Theologie die Idee der K. von ihrer äußern geschichtlichen Erscheinung.

Noch bestimmter wird man indessen zwischen dem dogmatischen und dem ethisch-sozialen Kirchenbegriff unterscheiden müssen. Für den christl. Glauben ist die K. allerdings immer ein objektiver, übersinnlicher Organismus vermöge des durch die kirchlichen Gnadenmittel sich wirksam erweisenden Geistes Christi, welcher immer aufs neue «Gemeinschaft der Gläubigen» oder ein vom Geiste Christi erfülltes religiös-sittliches Gesamtleben erzeugt. Nur ist sie dies nicht im Sinne des Supernaturalismus als eine wunderbare, aus einer übermenschlichen Region in die Menschheit herabgesenkte und aus der Menschheit wenige oder viele in eine überirdische Welt emporziehende Rettungsanstalt, wohl aber sofern der christl. Gemeingeist, wie derselbe geschichtlich durch Christus und durch das Evangelium von Christus bestimmt ist, sich als ein Gemeinschaft stiftendes und Gemeinschaft erhaltendes Prinzip erweist, welches über den einzelnen Personen steht und sie zu einem geistigen Ganzen zusammenhält. Im sittlich-sozialen Sinne dagegen ist die K. eine sittliche Gemeinschaftsform, wie «der Staat», «das Volk», «die Familie», welche nicht willkürlich von dem Menschen gemacht ist, sondern vermöge einer dem Menschengeiste innewohnenden allgemeinen Notwendigkeit sich verwirklicht. Im Unterschiede vom Staate als der Organisation des sittlichen Lebens eines bestimmten, durch Natur und Geschichte gegen andere abgegrenzten Volks, ist die K. die Organisation des religiösen Gesamtlebens, welches der Pflege und Fortpflanzung des christl. Glaubens dient. Ihrer religiösen Idee nach auf keinen bestimmten Staat und auf keine bestimmte Nationalität beschränkt, ist sie doch als äußerlich organisiertes Gesamtleben einerseits nur durch die geschichtlichen Unterschiede der verschiedenen Religionsformen, andererseits durch die Organisation des sittlichen Lebens im Staate begrenzt. Als Gesamtheit der zur religiösen Gemeinschaft durch gemeinsame äußere Ordnungen vereinigten Personen ist sie die Gemeinde, welche je nach ihrem äußern Umfange als Ortsgemeinde, Landesgemeinde und Gesamtgemeinde erscheint. Als geschichtlich-sittliche Gemeinschaft ist die K. niemals etwas fertig Vollendetes und unfehlbar Vollkommenes, sondern unterliegt dem Gesetze geschichtlicher Entwickelung vom Unvollkommenern zum Vollkommenern, und zwar in allen ihren Lebensbeziehungen und äußern Ordnungen. Eine solche Organisation des religiösen Lebens als solche ist geschichtlich überhaupt erst im Christentum hervorgetreten, während in der vorchristl. Zeit Kirchliches und Staatliches unmittelbar zusammenfielen. Die Entstehung einzelner Teilkirchen, wie der römisch-katholischen, der griechisch-orientalischen, der evangelisch-lutherischen und evangelisch-reformierten, ist durch die innern Gegensätze veranlaßt gewesen, in welche das christl.-religiöse Leben geschichtlich auseinanderging. Diese Spaltungen werden so lange auch äußerlich fortbestehen, bis die Entwickelung des christl. Geistes jene innern Gegensätze selbst überwunden und eine höhere Form des christl. Bewußtseins gefunden haben wird, in welche die bisherigen Formen aufzugehen bestimmt sind.

Als die von Christi Geist erfüllte religiöse Gemeinschaft ist die K. noch nicht das Christentum selbst, welches ebensowohl ein sittliches als ein religiöses Prinzip ist, sondern nur die der Verwirklichung der christl. Idee als solcher dienstbare

Gemeinschaft. Die äußere Teilnahme, die jemand für die christlichen K. zeigt, ist daher an und für sich kein sicherer Maßstab seiner Christlichkeit überhaupt, wie denn der thatsächliche Widerspruch zwischen der Idee der K. und ihrer geschichtlichen Darstellung zeitweilig so grell werden kann, daß gerade christlich ernstere Gemüter von der K. sich zurückziehen. Aber auch die denkbar vollkommenste K. wäre nicht die vollendete sittliche Menschengemeinschaft selbst, sondern nur eine äußere Gemeinschaft neben andern, welche nur durch die vollkommene Pflege des religiösen Lebens als der tiefsten Wurzel aller Sittlichkeit alle andern sittlichen Gemeinschaftskreise fortwährend mit dem rechten religiös-sittlichen Geiste zu erfüllen und in demselben zu erhalten bestimmt ist. Andererseits kann eben darum die K. als spezifisch religiöse Gemeinschaft niemals entbehrt werden. Sofern die K. aber trotz ihrer, über die Grenzen eines bestimmten Staatslebens hinausgehenden, allgemein menschlichen Bestimmung als äußere Gemeinschaft im Staate existiert, muß sie zu diesem auch in ein äußeres Verhältnis treten.

Was die geschichtliche Entwickelung des Verhältnisses zwischen Staat und K. betrifft, so wurde die letztere anfangs von der Staatsgewalt bald verfolgt, bald ignoriert, seit Konstantin d. Gr. aber im «christl. Staate» selbst zur Staatsanstalt erhoben. Wie die äußere kirchliche Ordnung seitdem von der weltlichen Gewalt unter Zuziehung der Bischöfe als geistlicher Obern geregelt wurde, so handhabte man auch die kirchlichen Dogmen als Staatsgesetze. Im Mittelalter bildete sich allmählich ein Übergewicht der geistlichen über die weltliche Gewalt, und die K. stellte sich selbst als Universalmonarchie dar, der alle weltliche Staatsordnung nur dienstbar sei. Als danach im 16. Jahrh. die polit. Interessen von den kirchlichen sich emancipiert hatten, geriet im Protestantismus die K. wieder in strenge Abhängigkeit von der Staatsgewalt, wogegen die katholische K. vermöge ihrer festen äußern Organisation sich der staatlichen Eingriffe meist glücklich erwehrte. Allmählich begann man innere und äußere Angelegenheiten der K. zu scheiden und letztere, auch in kath. Ländern, dem staatlichen Oberaufsichts- und Majestätsrechte zu unterwerfen, während man erstere, soweit sie nicht in die bürgerliche Ordnung störend eingriffen, der kirchlichen Gemeinschaft zur selbständigen Regelung überlassen wollte. Doch ist die Trennung von innern und äußern Angelegenheiten praktisch sehr schwierig, daher auch das Verhältnis von K. und Staat noch gegenwärtig in verschiedenen Ländern ein sehr verschiedenes. (S. Kirchengewalt.) An und für sich bedarf die K. zu ihrem Bestande nur «des Wortes und Sakramentes» oder der ordnungsmäßigen Darbietung und Darstellung des Evangeliums, keineswegs aber einer von den staatlichen Ordnungen getrennten äußern Organisation. Im Gegenteil führt erfahrungsgemäß das Dringen auf eine selbständige, juridisch-polit. Verfassung der K. zur Aufrichtung eines Staats im Staate, der durch seine theokratischen Ansprüche notwendig zu Konflikten mit den staatlichen Gewalten führt. Insbesondere ist dies bei der katholischen K. mit ihrer über die Grenzen der einzelnen Staaten hinausreichenden monarchisch-hierarchischen Verfassung der Fall. Ihr gegenüber wird sich auch der moderne Kulturstaat immer wieder genötigt sehen, die Grenzen zwischen den «äußern» und den «innern» kirchlichen Angelegenheiten durch die polit. Gesetzgebung zu bestimmen. Da aber die katholische K. auch ihre Verfassung selbst auf göttliche Autorität zurückführt, so sind zwischen ihr und dem Staate Konflikte, wie sie neuerdings wieder in Deutschland, besonders in Preußen, sowie in der Schweiz, aber auch, wenn auch in geringerer Schärfe, anderwärts ausgebrochen sind, unvermeidlich. Leichter ist das Verhältnis des Staats zur evangelischen K., die niemals als eine über die staatlichen Grenzen hinausgehende juristisch-polit. Organisation existiert hat, zu regeln. Die Gegenwart drängt überall zur Durchführung des sog. Gemeindeprinzips. Aber so notwendig und berechtigt auch die Forderung ist, der freien Entwickelung des religiösen Lebens, zumal in den Einzelgemeinden, Raum zu gewähren, so bedenklich ist doch namentlich in größern Staaten das moderne Experiment mit sog. liberalen Kirchenverfassungen, selbständigen Kirchenbehörden, Landes-, Provinzial- und Kreissynoden. Diese Institutionen haben bisher immer nur zur Kräftigung eines einseitigen kirchlichen Parteiregiments geführt, welches für die freie religiöse Entwickelung ebenso wie für die vom Staate zu pflegenden Kulturgüter verderblich ist. Überdies droht auf diesem Wege der fortschreitende Zerfall der Volkskirchen in lauter kleine einander gegenseitig befehdende Sekten. Jedenfalls ist bei der engen Berührung kirchlicher und staatlicher Interessen eine vollständige Trennung von K. und Staat weder möglich noch wünschenswert. (S. Kirchenverfassung.)

Über die Kirche als Bauwerk vgl. den Artikel Baustile, Bd. II, S. 603 fg. nebst den dazu gehörigen Tafeln V, VI, VII, VIII, XI.

Kirchenaccente, s. Accentus ecclesiastici.

Kirchenagende, s. Agende.

Kirchenälteste, s. Presbyter.

Kirchenärar, s. Kirchenfabrik.

Kirchenbann oder Exkommunikation, oder nur Bann, heißt in der Kirchensprache die feierliche, mit Verwünschungen verknüpfte Ausschließung aus der kirchlichen Gemeinschaft als Strafe für den Abfall vom kirchlich sanktionierten Glauben oder für kirchliche Verbrechen. Die mosaische Gesetzgebung kannte statt des Ausschlusses aus der hebr. Volksgemeinde nur die Todesstrafe. Dagegen unterschieden die spätern Juden drei Abstufungen der Exkommunikation. Der erste Grad hieß Niddui, der kleinere Bann, wenn jemand wegen eines Verbrechens 30 Tage lang von dem Besuche der Synagoge ausgeschlossen ward, um öffentlich beschämt zu werden. Der zweite Grad, Cherem, der mittlere Bann, enthielt noch die Verschärfung, daß kein Jude mit dem Sträflinge umgehen durfte. Bisweilen ward dieser Bann, der ebenfalls 30 Tage dauerte, mit einem Fluche verbunden und durch Hörnerschall bekannt gemacht. Wenn sich der Gebannte in dieser Zeit nicht besserte, trat der dritte Grad, Schammatha oder Anathema maranatha (vgl. 1 Kor. 16, 22), ein. Dieser Bann war eine Ausschließung von der Synagoge und Gemeinde für das ganze Leben, verbunden mit dem Verluste der bürgerlichen Rechte. In der christl. Kirche wurden frühzeitig solche, welche in sog. Todsünden verfallen waren, mit der Ausschließung von der kirchlichen Gemeinschaft belegt, doch bildete sich um die Mitte des 2. Jahrh. immer allgemeiner die Praxis, dergleichen Sünder nach überstandener Kirchenbuße

*Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

(s. d.) wieder aufzunehmen. Ein Beispiel der letztern Art findet sich schon zur Apostelzeit in Korinth. Das Recht, den K. auszusprechen und aufzuheben, übten seit Mitte des 3. Jahrh. unbestritten die Bischöfe allein, welche die Exkommunikation bald vorzugsweise gegen Ketzer und Schismatiker anwendeten. Als in den dogmatischen Kämpfen der Zeit größere Parteien einander gegenübertraten, wurden oft ganze Gemeinden und Provinzialkirchen mit dem K. belegt. Das erste bekannte Beispiel dieser Art gab Victor von Rom (um 200) wegen einer Differenz mit den kleinasiat. Bischöfen über die Osterfeier. Wiewohl dieser Schritt damals noch auf heftigen Widerspruch stieß, verhängten doch später die röm. Bischöfe die Exkommunikation immer wieder von neuem und setzten, soweit ihr Einfluß reichte, also namentlich im Abendlande, die Anerkennung ihrer Maßregeln durch.

Man teilt die Exkommunikation in die kleine (minor) und große (major). Die erstere bewirkt Verlust der Wählbarkeit zu den Kirchenämtern sowie Ausschluß von den Sakramenten, trifft aber nur noch diejenigen, welche mit einem, der sich im großen Bann befindet, Umgang pflegen. Die große Exkommunikation dagegen (ein besonders feierlich ausgesprochenes Anathem) löst jede Beziehung des von ihr Betroffenen mit der Kirche und fügt zu den Wirkungen des kleinen Bannes noch Verlust des aktiven kirchlichen Wahlrechts, der kirchlichen Regierungsgewalt, des kirchlichen Begräbnisses, der Teilnahme am Gottesdienst und jeder Lebensgemeinschaft mit den Gliedern der Kirche. Diese zuletzt genannte Folge des großen K. ist auch in der neuesten Ausgestaltung des Rechts (1869) stehen geblieben, wenngleich die Verhängung des kleinen K. als Konsequenz des Umgangs mit Gebannten auf einige besonders ausgezeichnete Fälle beschränkt worden ist. Zur Verhängung des K., die wegen der Schwere der Strafe nur nach vorhergehender Mahnung des Schuldigen (monitio canonica) stattfinden soll, ist der Papst überall, der Bischof für seine Diöcese befugt.

Schon in der fränk. Zeit und während des ganzen Mittelalters hatte der große K. auch die weltliche Acht im Gefolge. Doch brachte der mit den Kirchenstrafen getriebene Mißbrauch schon damals zu Wege, daß die polit. Behörden die bürgerlichen Rechtsnachteile nicht eintreten ließen. In der Periode des Staatsabsolutismus sind die bürgerlichen Folgen der Exkommunikation beseitigt worden, und die neueste Gesetzgebung gestattet der Kirche den Gebrauch dieses Zuchtmittels nur innerhalb bestimmter Schranken, die sich dahin charakterisieren, daß damit keine Ehrverletzung des Gebannten verbunden sein darf, und daß die Strafe nicht gegen Staatsbeamte wegen Ausübung ihres Berufs, und um auf die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte einen Einfluß auszuüben angewendet werden darf.

Die evang. Kirche verwarf prinzipiell den großen und sprach sich nur für Beibehaltung des kleinen K. aus. Doch wich die Entwickelung sehr bald von dieser richtigen Grundlage ab, und die Konsistorien haben namens der bischöflichen Landesherren auch den großen K. verhängt, wofür aus der neuern Zeit allerdings nur ein Beispiel vorhanden ist. Vgl. Kober, «Der K.» (Tüb. 1857); Friedberg, «Lehrbuch des kath. und evang. Kirchenrechts» (2. Aufl., Lpz. 1884).

Kirchenbücher heißen die Bücher, in welche die Geistlichen die von ihnen verrichteten Amtshandlungen eintragen. Der Ursprung der Tauf- und Sterberegister geht in das 1. Jahrh. zurück. Doch ward bei den erstern kein gleichmäßiges Verfahren beobachtet, auch wurden in die letztern (Diptychen) nur die Kleriker der Kirche und hervorragende Gläubige aufgenommen, deren Namen an bestimmten Tagen zum Gedächtnis öffentlich in den Kirchen verlesen wurden. Erst das Konzil von Trient hat die regelmäßige Führung von K. den Pfarrern zur Pflicht gemacht. Dieselben bestehen aus sieben Registern: 1) Taufbuch, 2) Firmbuch, 3) Ehebuch, 4) Totenbuch, 5) Liber status animarum (tabellarische Übersicht über die Jahresresultate der vier ersten Register), 6) Verkündbuch (Liste der im Laufe der Woche abzuhaltenden Gottesdienste, Seelmessen u. s. w.) und 7) Befehlbuch (chronol. Verzeichnis der Anordnung der Kirchenobrigkeit). Auch die evang. Pfarrer hatten K. zu führen. Seit der gesetzlichen Einführung der staatlichen Civilstandsregister (s. unter Civilstand) im Deutschen Reiche haben die kirchlichen Eintragungen keine rechtliche Bedeutung mehr.

Kirchenbuße nannte man die Genugthuungen und Strafen, welchen Christen, die wegen grober Vergehungen aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen waren, sich unterwerfen mußten, um wieder absolviert und in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. (S. Absolution.) Der in der kath. Kirche dafür übliche Ausdruck poenitentia ist aus der lat. Bibelübersetzung (Vulgata) entstanden und schließt den Begriff der Strafe (poena) in sich. Eine Analogie fand die K. in den Bestimmungen, welche schon das jüd. Gesetz gegen Verletzungen desselben kannte. (S. Kirchenbann.) Nach der namentlich vom Montanismus ausgebildeten strengern Ansicht war für solche, welche in Todsünden (Mord, Ehebruch, Götzendienst) verfallen waren, überhaupt keine K. möglich, da sie als unwiderruflich von der Gemeinde Ausgeschlossene betrachtet wurden. Die Wiederaufnahme derselben unter gewissen erschwerenden und beschämenden Bedingungen, welche seit Ende des 2. Jahrh. von den Bischöfen verfügt wurde, war insofern bereits eine Milderung der ältern Praxis. Im 3. Jahrh. hatten die Gefallenen, bevor sie die Wiederaufnahme erhalten konnten, vier Grade der K. zu bestehen: 1) Das Weinen und Flehen (proclausis), wobei die Gefallenen in Trauerkleidern an den Eingängen der Kirche stehen und die Ein- und Ausgehenden um Verzeihung und um Wiederaufnahme anflehen mußten. 2) Das Zuhören in der Kirche (acroasis), wobei die Gefallenen zwar in der innern Vorhalle der Kirche stehen und das Vorlesen biblischer Abschnitte und die Predigt mit anhören konnten, beim Gebete aber die Kirche verlassen mußten, eine Buße, die gewöhnlich drei Jahre dauerte. 3) Das Knien beim Gebet (hypoptosis). Diese Buße dauerte oft noch länger; das Nicänische Konzil bestimmte sie sogar auf sieben Jahre. Die Gefallenen durften hier zwar dem Gottesdienste mit Ausschluß des Abendmahls beiwohnen, mußten aber beim Gebet und bei der Austeilung des Segens niederknien. Durften nun endlich die Gefallenen wieder bei der Feier der Sakramente gegenwärtig sein (systasis), so erfolgte 4) mit dem öffentlichen Ablegen des Sündenbekenntnisses die mit Handauflegung

verbundene Absolution durch den Bischof, gewöhnlich in der Karwoche. Die K. war somit beendet.

In der morgenländ. Kirche gab es in dieser Zeit auch schon besondere Bußpriester (presbyteri poenitentiales). Außer den sittlichen Vergehungen wurde seit der Ausbildung des kirchlichen Dogmas auch die Abweichung von der «rechten Lehre» als Todsünde betrachtet und mit strenger K. geahndet. Auf den Konzilien bildete sich eine weitläufige Gesetzgebung aus, welche für die verschiedenen Vergehungen von größerer und geringerer Bedeutung gewisse Strafen festsetzte. Indessen geriet diese ganze Bußdisciplin allmählich in Verfall. An ihrer Stelle bildete sich im Abendlande allmählich die Praxis, daß alle Sünden ohne Unterschied dem Priester insgeheim gebeichtet und als Zeichen der Reue gewisse Leistungen übernommen werden mußten, wie Gebet, Fasten, Almosen u. s. w. (S. Buße.) Als das Klosterwesen sich entwickelte, gehörte auch der Eintritt in ein Kloster und die Übernahme klösterlicher Übungen zur K. Bald genug wurden diese Kirchenstrafen als förmliche Genugthuung für die begangene Schuld und als Bedingung der göttlichen Sündenvergebung betrachtet. (S. Ablaß und Absolution.) Seit dem 11. Jahrh. wurden zu den härtern K. besonders Wallfahrten nach Rom oder Palästina gerechnet. In der Lehre der kath. Kirche vom Bußsakrament bildet die Übernahme der K. das dritte Stück, die sog. satisfactio operis, welche von dem Priester auferlegt wird und in den schon erwähnten äußern Leistungen besteht, zu denen noch allerlei andere Pflichten, wie das Anbeten der geweihten Hostie zu gewissen Tagen, Geschenke an Kirchen und Klöster u. s. w. treten. Für Geistliche besteht die K. meist in Klosterhaft, verbunden mit strengen Fasten, eine Strafe, die dort, wo der Katholizismus durch die Staatsgewalt unterstützt wird, namentlich den der Hinneigung zu ketzerischen Meinungen verdächtigen Priestern auferlegt wird. Die prot. Kirche verwarf zwar die Buße im Sinne der kath. Kirche, behielt aber die K. mit Ausschließung vom Abendmahl oder aus der kirchlichen Gemeinschaft (s. Kirchenbann) bei; die reform. Kirche handhabte sie unter dem Einflusse Calvins viel strenger als die lutherische. Namentlich unterlagen ihr fleischliche Vergehen. Während der, welcher K. thun mußte, am Altar kniete, wurde sein Vergehen der versammelten Gemeinde bekannt gemacht. Dann mußte er sich öffentlich als einen Sünder bekennen, und nun erst empfing er die Absolution, worauf er das Abendmahl meist allein feierte. Diese Art der K. besteht noch in Schweden, in strenger Weise auch bei den Herrnhutern, Mennoniten und Socinianern, etwas milder bei den Quäkern. Jetzt ist sie in Deutschland bis auf wenige Reste verschwunden; um so eifriger sucht die moderne Orthodoxie wenigstens diese Reste aufrecht zu erhalten, womöglich aber sie, wo sie abgeschafft ist, selbst wiederherzustellen und, wie in früherer Zeit, die Pastoren mit ihrer Ausübung zu betrauen. Namentlich ist die Wiedereinführung der sog. Privatbeichte (s. Beichte) versucht worden.

Kirchendisciplin, s. Kirchenzucht.

Kirchenfabrik (Fabrica ecclesiae) hieß früher der Bau, dann die Einkünfte und das Vermögen einer Kirche (Kirchenärar), später der Teil des Kirchenvermögens, der zur Bestreitung der gottesdienstlichen Bedürfnisse und der Unterhaltung der Kirchengebäude bestimmt ist.

Kirchenfahne, s. unter Fahne.

Kirchenfeste, s. Feste und Feiertage.

Kirchengebote heißen im allgemeinen alle von der kirchlichen Autorität für die Gläubigen gegebenen Vorschriften. Bei den Katholiken führen diesen Namen gewisse neben den Sittengeboten zu beobachtende kirchliche Pflichten: Messehören an allen Sonn- und Festtagen, Beobachtung der Fastengebote, österliche Beichte und Kommunion, Beachtung der Gebundenen Zeit (s. d.) des Kirchenjahres. Die Zahl dieser K. bestimmt der Katechismus des Peter Canisius auf fünf.

Kirchengemeinschaft ist entweder Bezeichnung der Religionsgesellschaft selbst, welcher jemand angehört, oder der persönlichen Zugehörigkeit zu einer solchen. Der Ausschluß aus der K. ist von den verschiedensten kirchlichen Parteien als vornehmstes kirchliches Zuchtmittel gegen Ungläubige oder offenkundige Sünder gehandhabt worden.

Kirchengeräte nennt man alle zum Dienste in der Kirche oder zu religiösen Handlungen gebrauchten Gegenstände. Man kann sie nach dem Material vorzugsweise in drei Hauptklassen einteilen: in Holzgeräte (Altar, Chor- und Sitzgestühl, Sakristeikasten), in Metallgeräte (Glocken, Leuchter, Taufbecken, Reliquiarien, Rauchgefäße, die Geräte des Altars oder der Sakramente, nämlich Kelch und Patene, Hostienbehälter, Monstranzen, Crucifix u. s. w.) und in Gewebe und Stickereien (Altarbedeckung, Paramente u. s. w.). Die K. waren nicht immer aus dem gleichen Material. So war z. B. der Altar zuerst aus Stein und wurde dann im Mittelalter mehr in Holz ausgeführt, zuweilen auch mit Metall bekleidet, im 16. Jahrh. war wieder Stein oder Steinimitation vorherrschend. Überhaupt haben alle K. eine sehr wechselvolle Geschichte durchgemacht, deren Veränderungen ebensowohl auf dem Wandel des Kirchengebrauchs als auf dem der Kunststile beruhen. Die reichste Zeit für die K. war die der spätern Jahrhunderte des Mittelalters, des got. Stils. Damals waren die Altäre am reichsten an Figuren, Ornament und Bilderpracht und die Sakristeien am glänzendsten gefüllt mit Monstranzen, Kelchen, Reliquiarien, Crucifixen u. s. w. Die Reformation nahm vielen K. die Verehrung und ließ sie schmelzen. In der kath. Kirche wurde dasselbe teils durch die Not der Zeit, teils durch den Wechsel des Geschmacks bewirkt. Viel altes Gerät wurde in den Zeiten des Jesuitenstils, der Barocke und des Zopfes entfernt, umgearbeitet oder durch Zeitgemäßes ersetzt. Erst in neuester Zeit ist der Sinn für das K. wieder erwacht und hat zur Belebung des Kunstgewerbes beigetragen. Heutige Kunststätten für die Fabrikation des bessern K. sind insbesondere: Köln, Aachen, München, Wien, Brüssel, Mecheln, Paris und Lyon; für die prot. Kirchen Englands London und Birmingham. Vgl. Otte, «Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters» (5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1883—84).

Kirchengesang. Die Anwendung des Gesangs beim Gottesdienst ist so alt wie das Bedürfnis gemeinsamer Erbauung überhaupt. Schon im Heidentum gehörten Gesänge, meist von musikalischen Instrumenten begleitet, zum religiösen Kultus; dasselbe war im alten Judentum der Fall, wo der Gesang unter Musikbegleitung den Leviten übertragen war. Auch im christl. Kultus wendete man frühzeitig Musik und Gesang an. (S. Kirchenmusik.)

In Antiochien bildete sich der K. zuerst als Wechselgesang aus (Antiphonie, Responsorien), der durch Ambrosius auch im Abendlande eingeführt wurde. Gregor d. Gr. aber erwarb sich bleibende Verdienste um denselben durch allgemeine Einführung des Chorals (s. d.). Seit dem 8. Jahrh. verbreitete sich im Abendlande die Anwendung der Orgel (s. d.), und bald diente diese zur Begleitung des K., der in den Oratorien und Messen am feierlichsten wor. War bisher beim K. die Landessprache gebräuchlich, so gewann doch besonders seit Karls d. Gr. Zeiten der lat. K. allgemeinere Verbreitung, obschon die Laien ihn nicht verstanden. Noch jetzt wird der Hauptteil des kath. Gottesdienstes, die Messe, in lat. Sprache gehalten. Seit dem 15. Jahrh. wurde besonders der figurierte Gesang (cantus figuratus) entwickelt, in welchem man die Grundmelodie unverändert beibehielt, die begleitenden Stimmen aber zur Ausschmückung der Melodie verwendete. Erst durch Luther wurde der K. zum religiösen Volksgesange, der in Deutschland ursprünglich aus dem Kyrie Eleison hervorging, welches als Refrain von alters her im Volkschore gesungen worden war. Der deutsche K. ist nirgends mehr als in der deutschprot. Kirche vervollkommnet worden. (S. Gesangbücher und Kirchenlied.) Der K. der Gemeinden ist in der Regel einstimmig und von der Orgel begleitet; der neuerdings vielfach empfohlene vierstimmige oder sog. rhythmische Gesang läßt sich nur durchführen, wo man musikalisch ausgebildete Kirchenchöre zur Verfügung hat.

Kirchengeschichte. Die Geschichte des Christentums und der christl. Kirche bildet einen Bestandteil der allgemeinen Kulturgeschichte und der Religionsgeschichte überhaupt, der jedoch durch den Zweck der Kirchenleitung zugleich zu einem Bestandteile der theol. Wissenschaften wird. In dieser Beziehung dient sie zum Verständnisse des gegenwärtigen Zustandes der Kirche und ihrer fernern Entwickelung, da ohne Kenntnis der kirchlichen Vergangenheit auch die Gegenwart sich nicht richtig würdigen läßt. Das richtige Verständnis der K. hängt von dem Begriffe ab, den man sich über das Wesen der Kirche (s. d.) überhaupt gebildet hat, und die geschichtlichen Veränderungen, welche der Begriff der Kirche durchlaufen, sind daher auch auf die Auffassung und Darstellung der K. von maßgebendem Einfluß gewesen. Man kann in dieser Beziehung verschiedene Epochen kirchlicher Geschichtschreibung unterscheiden. Die ältere kath. Geschichtsbetrachtung ist namentlich durch den «Vater der K.», Eusebius von Cäsarea (s. d.), und dessen Fortsetzer (Sokrates, Sozomenus, Theodoret, Philostorgius, Theodorus Lector, Evagrius in der griech., Rufinus in der lat. Kirche) repräsentiert. Nach ihm ist die Geschichte der Kirche eine ununterbrochene Kette göttlicher Wunder, welche mit der wunderbaren Menschwerdung des Sohnes Gottes ihren Anfang nahmen und mit dessen sichtbarer Wiederkunft dereinst ihren Abschluß nehmen sollen. In demselben Geiste, nur mit schärferer Hervorhebung der klerikalen Autorität als göttlich eingesetzter Säule der Heilswahrheit, ist auch die namentlich von den zahlreichen Chronisten und Legendenschreibern, aber auch im ausdrücklichen Interesse der Papstherrschaft von Schriftstellern wie Ordericus Vitalis, Petrus Pisanus, Martinus Polonus, Tolomeo de Lucca u. a. gepflegte mittelalterliche Kirchengeschichtschreibung gehalten, welche in dem nachtridentinischen Katholizismus im Gegensatze zum Protestantismus ihre letzten Konsequenzen entwickelt. Hiernach ist die kirchliche Tradition in Lehre und Verfassung unfehlbare, von der Apostelzeit her unverändert gebliebene göttliche Wahrheit. Diesen Standpunkt vertritt besonders Cäsar Baronius (s. d.), dessen «Annalen» einen reichen Schatz quellenmäßiger Forschung in den Dienst der kath. Kirche stellten. Noch ihm haben insbesondere die gelehrten Mönchsorden in Frankreich, allen voran die Maurinerkongregation, großartige Materialiensammlungen für K. veranstaltet, deren Verwertung Natalis Alexander, Fleury und Bossuet im streng katholischen, der Jansenist Tillemont in seinem kritischen Geiste unternahmen.

Dem kath. Standpunkt gegenüber suchte der ältere Protestantismus in den «Magdeburger Centurien» das Recht der Reformation durch den Nachweis eines tiefen Abfalls der kath. Kirche von ihrer ursprünglichen Reinheit und einer von Jahrhundert zu Jahrhundert fortschreitenden Verderbnis, namentlich im Gebiete der Lehre zu begründen. Was Flacius in den «Centurien» vom lutherischen, versuchten J. H. Hottinger, Fr. Spanheim, Samuel und Jakob Basnage vom reformierten Standpunkte aus. Doch nötigt die Übereinstimmung mit den sog. ökumenischen Bekenntnissen der kath. Kirche die altprot. Geschichtsbetrachtung, die Ketzereien des Altertums wesentlich ebenso zu betrachten wie die Gegner. Im Gegensatze zu dieser durchaus dogmatischen Behandlung der K. legt dagegen der Pietismus, dessen Hauptvertreter Gottfried Arnold (s. d.), der Verfasser der «Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie», das Hauptgewicht auf das praktische Christentum und sieht die Verderbnis gerade dort, wo dem orthodoxen Lutheraner lauter Vollkommenheit ist: in der Schultheologie und ihren dogmatischen Spitzfindigkeiten. Im Gegensatz zu dieser immer noch von polemischen Interessen beherrschten Geschichtsbetrachtung entwickelte sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine nüchterne, aller Polemik abholde Geschichtserzählung, welche mit gründlicher Gelehrsamkeit die Quellen durchforscht, um den wirklichen Hergang genauer zu ermitteln. Bei Joh. Lorenz von Mosheim verbindet sich mit dieser Quellenforschung eine elegante Darstellung und ein feingebildetes Urteil, welches aber, mehr staatsmännisch als theologisch, die Kirche selbst wie ein polit. Gemeinwesen und die K. nach Art der Stootengeschichte behandelt. Ein Riesenwerk quellenmäßiger Forschung lieferte Joh. Matth. Schröckh. Der Rationalismus, der auf dem Gebiete kirchlicher Geschichtschreibung besonders durch Semler, Stäudlin, Planck, Henke und Spittler vertreten wird, sucht die steten Veränderungen menschlicher Meinungen über religiöse Dinge und ihre volkstümliche und zeitliche Bedingtheit nachzuweisen und durch die sog. progmotische Methode alle Ereignisse, Charaktere und Thaten aus psychol. Motiven zu erklären.

Ein echt geschichtlicher Sinn, welcher auch die Vergangenheit objektiv zu beurteilen weiß, wurde erst sehr allmählich gewonnen. Im Gegensatz zum Rationalismus stellte August Neander die K. dar als die Einsenkung eines neuen, übernatürlichen, göttlichen Lebens in die Menschennatur und erfreute sich darnn, zu zeigen, wie das eine christl. Prinzip in freier individueller Mannigfaltigkeit die verschiedenartigsten, einander gegenseitig ergänzenden Geister beseelt habe. Die Urzeit erschien abermals im lichten Verklärungsglanze; es gab da wohl

eine schöne Mannigfaltigkeit, aber keine Gegensätze. Da aber der ganze wirkliche Verlauf der K. auf dem Kampfe der Gegensätze beruht, so konnte Neander darin nur bedauerliche Einseitigkeiten sehen, von denen eine immer wieder die entgegengesetzte hervorrief. Einen verwandten Standpunkt vertreten die kirchenhistor. Arbeiten von Richard Rothe, Hagenbach und Ph. Schaff. Gegenüber dieser Geschichtsbetrachtung bereiteten Gieseler durch seine nüchterne, rein gelehrte Quellenforschung, Hase durch seine künstlerische, die mannigfaltigsten Erscheinungsformen des christl. Geistes mit ästhetischem Sinn auffassende Darstellung und Nießner durch seine denkende Durcharbeitung des Stoffs, die freilich mehr ein Reflektieren über denselben in schwerfälligstem Ausdruck als eine tiefere Ergründung der innern Notwendigkeit des Geschehenen war, eine rein geschichtliche Behandlungsweise vor, deren Erfordernisse dann Ferd. Christian Baur, wenn auch vielfach in Hegelscher Schulsprache, doch in scharfen und klaren Zügen vorführt. Gegenüber der supernaturalistischen Äußerlichkeit der Neanderschen Methode forderte Baur die Anerkennung einer vernünftigen, in der Idee der Kirche selbst und deren geschichtlicher Verwirklichung begründeten Notwendigkeit des Geschehens. Die Grundsätze, deren Anwendung auf die K. er namentlich für die drei ersten Jahrhunderte in bahnbrechender Weise versuchte, sind keine andern, als welche für die außerkirchliche Geschichtschreibung heutzutage überall zur Geltung gekommen sind. Diese aber verlangen einmal, das geschichtlich Gegebene frei von allen dogmatischen Interessen im Zusammenhange seiner Ursachen und Wirkungen aufzufassen, worin zugleich liegt, daß man nicht etwa durch die Annahme absoluter Wunder jede geschichtliche Untersuchung und Erklärung von vornherein abschneide, sodann aber, daß man in dem Besondern und Einzelnen das Allgemeine, in dem Wechselspiel einzelner Ereignisse und Persönlichkeiten die ideellen und geistigen Mächte, welche in der Geschichte sich wirksam erweisen, zum Verständnisse bringe. Man kann gegen die Baursche Geschichtsbehandlung vielleicht einwenden, daß sie das Allgemeine oft allzu sehr in den Vordergrund dränge, überhaupt mehr Geschichtsphilosophie als Geschichtserzählung sei; aber die aufgestellten Grundsätze sind unzweifelhaft richtig und die konsequente Durchführung derselben für die rein histor. Erkenntnis gerade der vor andern in den Schleier des Wunderbaren gehüllten Zeiten der Kirche überaus fruchtbar gewesen. Im schärfsten Gegensatze zu der Baurschen Geschichtsbetrachtung haben Guericke, H. Schmid, Lindner, Kurtz und Kahnis den konfessionell luth. Standpunkt erneuert, Ebrard und Herzog vom konfessionell reform. Standpunkte aus Geschichte geschrieben. Hasse verband den luth. Konfessionalismus mit Hegelschen Formeln; Reuter stellte seine umfassende Gelehrsamkeit in den Dienst moderner Gläubigkeit. Echt histor. Geist atmen wieder die stoffreichen Arbeiten von Rippold und die farbenreichen Darstellungen von Hausrath. Am meisten ist in neuerer Zeit für die Durchforschung einzelner Teile der K. geleistet worden. Aus Neanders Schule gingen eine Reihe gründlicher monographischer Arbeiten über hervorragende Persönlichkeiten und deren Zeitverhältnisse, aus der Baurschen tiefeindringende dogmengeschichtliche Untersuchungen und namentlich die mit außerordentlicher Genauigkeit angestellten Forschungen über die drei ersten Jahrhunderte der Kirche hervor. Außerdem ist namentlich das Gebiet der Reformationsgeschichte durch Köstlin, Kawerau u. a. angebaut worden. Eine Zeitschrift für die histor. Theologie gaben früher Illgen, Niedner und Kahnis heraus; seit 1876 erscheint an ihrer Stelle die von Brieger herausgegebene «Zeitschrift für K.».

Der kath. Standpunkt der Geschichtsauffassung wurde vom Anfange des 19. Jahrh. durch den Grafen Fr. L. Stolberg und Katerkamp im Geiste schwärmerischer Innigkeit, neuerdings mit reichern wissenschaftlichen Mitteln, aber auch im schärfer ausgeprägten kirchlichen Interesse durch Ritter, Locherer, Alzog, Döllinger (in dessen früherer, ultramontaner Periode), Fr. X. Kraus, Hergenröther u. a., in Frankreich namentlich durch Henrion und Rohrbacher vertreten.

Kirchengesetze, die staatlichen Gesetze, welche die Ordnung kirchlicher Verhältnisse und namentlich der Beziehungen des Staates zur Kirche zum Gegenstand haben; auch wird der Ausdruck gleichbedeutend mit Kirchengebote (s. d.) gebraucht.

Kirchengewalt. Nach kath. Lehre ist die Kirche die von Christus gestiftete, von ihm und seinen Nachfolgern regierte Anstalt zur Erlösung der Menschheit. Dazu hat sie die Vollmacht erhalten, die Menschen zu heiligen, zu leiten und zu belehren (potestas ordinis), und sich selbst zu regieren (potestas jurisdictionis). Die erstere Befugnis steht in ihrer Fülle den Bischöfen zu und wird von diesen auf die Priester übertragen. Die zweite steht Papst und Bischöfen zu. Die histor. Entwickelung, welche im Vatikanischen Konzil zum Abschluß gekommen ist, hat dagegen zu Wege gebracht, daß die K. in ihrer Totalität an den Papst gelangt ist, und von diesem durch die Bischöfe ausgeübt wird. Nach der Lehre der evang. Kirche besitzt diese die Schlüsselgewalt, d. h. die Befugnis einerseits zu predigen und die Sakramente zu spenden und andererseits die Sünden zu vergeben und den Kirchenbann auszusprechen. Diese Gewalt ist prinzipiell allen Christen zuständig, soll aber der Ordnung wegen durch das geistliche Amt ausgeübt werden. Ferner hat die Kirche die Regierungsgewalt. Diese ist den deutschen Landesherren zugefallen und wird selbst von den kath. Königen von Sachsen und Bayern mit gewissen Beschränkungen ausgeübt. Vgl. Friedberg, «Lehrbuch des kath. und evang. Kirchenrechts» (2. Aufl., Lpz. 1884).

Kirchenglaube heißt die Gesamtheit der von einer christl. Kirche mit maßgebendem Ansehen für ihre Angehörigen bekleideten Glaubenslehren, im Unterschiede von den religiösen Privatmeinungen des einzelnen. In der kath. Kirche ist der K. unveränderlich und verpflichtet unbedingt die Gewissen; im Protestantismus bezeichnet die Forderung an den einzelnen, dem K. sich unbedingt zu unterwerfen, den Standpunkt der Orthodoxie, gegen welchen von jeher das Recht prot. Gewissensfreiheit geltend gemacht worden ist.

Kirchengut. Bei den ersten Christen bestritt die Gemeinde alle kirchlichen Bedürfnisse durch freiwillige Beiträge, die allmählich fortlaufend eingezahlt und in einer Kasse gesammelt wurden. Als aber die Diener der Kirche an Zahl und Einfluß zunahmen und die Priesterschaft sich zu einem bevorzugten, den Laien entgegengesetzten Stande herausbildete, erzeugte sich der Begriff eines vom Gemeindevermögen getrennten K., dessen Verwaltung und

Nießbrauch dem Klerus zukomme. Begünstigend wirkten hierbei die Gnadenbezeigungen der griech. Kaiser, welche nach ihrem Übertritte zum Christentum zahlreiche Kirchen ohne Rücksicht auf eine bereits vorhandene Gemeinde gründeten und ausstatteten, oder denselben die alten, von den heidnischen Priesterkollegien verwalteten Tempelgüter zuwiesen. Weitere Zuschüsse gewährten der öffentliche Schatz, regelmäßige Beiträge der Stadtgemeinden und vor allem, seitdem die Kirchen als solche für eigentumsfähig angesehen waren, zahlreiche Schenkungen und Vermächtnisse von Privatpersonen. Dergleichen Zuwendungen kamen auch den neu gestifteten Klöstern zu statten. Im Abendlande, wo besonders die fränk. Herrscher sich auf den Klerus stützten, erlangte derselbe durch Schenkungen von seiten der Könige und Edeln noch größere Reichtümer. Die mosaischen Vorschriften zu Gunsten der Leviten wurden als göttliche Anweisung der Priesterschaft auf den zehnten Teil alles Grundeinkommens gedeutet, und Karls d. Gr. Gebot machte diese viel widersprochene Abgabe zur gesetzlichen Last im Frankenreiche, von wo sie auch in andere Länder, namentlich nach England überging. Umfänglicher Landbesitz gewährte der Geistlichkeit nach damaliger Verfassung das Recht der Grundherrlichkeit über zahlreiche Hörige, womit allmählich Bischöfe und Äbte kraft des Immunitätsprivilegiums außer der Abgabenfreiheit auch die Gerichtsbarkeit über Freie, sodann die Lehnsherrlichkeit über zahlreiche Vasallen, zuletzt, namentlich seit den Ottonen, alle Rechte weltlicher Gewalt, Zölle und Münze davon nicht ausgenommen, verbanden und als Fürsten nur dem Reichsoberhaupte nachstanden. Als ergiebigstes Mittel der Bereicherung erwiesen sich daneben die Lehre vom Fegfeuer und das System der Indulgenzen. (S. Ablaß.)

Wie bei dem weltlichen Gericht der Besitzende nach altgerman. Rechte Leib und Leben durch Erlegung einer Buße lösen konnte, so ließ sich die Strafe, welche die Kirche auferlegte, ebenfalls in Geld und Geldeswert umsetzen. Die Versöhnung der Kirche sollte aber auch den Läuterungsprozeß nach dem Tode abkürzen, und vorsichtige Fromme sicherten sich deshalb durch Vergabungen bei Lebzeiten (Eleemosynae) oder, nachdem die Geistlichkeit die Wiederanerkennung der einseitigen Letzten Willen durchgesetzt hatte, durch Stiftungen auf dem Sterbelager. Manche setzten sogar «ihre Seelen» als Erben ein, d. h. sie vermachten der Kirche ihr gesamtes Vermögen für Seelenmessen. Wo die Kirche bei Todesfällen leer ausgegangen war, da steuerten wenigstens die Erben, um nicht den Vorwurf der Lieblosigkeit oder des Unglaubens auf sich zu laden. Das einmal Gewonnene wußte die Geistlichkeit gewöhnlich mit großer Zähigkeit festzuhalten und zu vermehren. Nach der Vorschrift des Kanonischen Rechts durfte K. nur bei dringender Not und nicht ohne Genehmigung der Kirchenobern veräußert oder belastet werden, und die trotz aller einreißenden Üppigkeit sich anhäufenden Mittel wurden unter kluger Benutzung aller Verlegenheiten der Nachbarn zu immer weitern Erwerbungen verwandt. Besonders brachten die Kreuzzüge viele Güter in die Hände des Klerus, da die Kreuzfahrer sich die Ausrüstung zu dem gottgefälligen Werke meistens nur durch Veräußerung ihrer Habe verschaffen konnten. Das Papsttum nahm immer mehr eine Oberherrlichkeit an dem gesamten K. in Anspruch, das in jedem christl. Lande dem röm. Stuhle untergeben, von allen nicht durch Lehnspflicht bedingten öffentlichen Leistungen frei und zu Beisteuern für Staatsbedürfnisse nur vorübergehend nach dem guten Willen der Bischöfe und, seit Innocenz III., mit Genehmigung des Oberhaupts der Kirche heranzuziehen sei. Gegen zwangsweise Enteignungen zu weltlichen Zwecken, wie sie sich hin und wieder noch unter den Franken zugetragen hatten, schützten nunmehr Bann und Interdikt, während die Anweisung von Günstlingen der weltlichen Gewalt auf kirchliche Pfründen durch die für den Staat ungünstige Beilegung des Investiturstreits (s. d.) verhindert war. Auch das jus spolii oder das Recht auf den beweglichen Nachlaß verstorbener Prälaten, das der Heilige Stuhl besonders den staufischen Kaisern streitig gemacht und als Kirchenraub bezeichnet hatte, kam seit Heinrich VI. allmählich in Abgang. Bereits seit dem 12. und 13. Jahrh. wurde aber der Widerspruch gegen die materielle Übermacht des Klerus, welcher in Deutschland fast ein Viertel, in Spanien ein Sechstel alles Grund und Bodens an sich gebracht hatte, um so allgemeiner, als dieser Reichtum vielfach nur der Hoffart, Schwelgerei und den Anmaßungen von Unwürdigen dienstbar war, die mit Hilfe des Nepotismus oder mit allen Mitteln der Intrigue selbst in den vereinigten Besitz der reichsten Pfründen zu gelangen wußten. (S. Kommende.) Indessen gelang es den Fürsten etwa seit der Mitte des 15. Jahrh., die Erwerbung von liegenden Gründen, Zinsen, Renten u. s. w. durch Kirchen und geistliche Korporationen von der landesherrlichen Genehmigung abhängig zu machen (Amortisationsrecht).

Die Reformation des 16. Jahrh. führte endlich zur Säkularisation (s. d.) vieler Güter des Klerus, welche teils in Privatbesitzungen, weltliche Herrschaften oder Domänen verwandelt, teils zu Kirchen- und Schulzwecken bestimmt wurden, und der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 raubte der kath. Kirche Deutschlands ihr gesamtes Vermögen. Freilich haben die deutschen Regierungen ihre Pflicht zur Neudotation der Kirche anerkannt und in den Cirkumskriptionsbullen zur Ausführung gebracht. Aber das ist doch überall in der Weise geschehen, daß den geistlichen Beamten staatliches Gehalt gezahlt ward, nicht wie die Kirche gewünscht hatte, ihr Kapitalien oder Immobilien übergeben worden wären. Die evang. Kirche ist nur in seltenen Ausnahmefällen in das Vermögen der frühern kath. Kirchen nachgefolgt; und selbst wo ihr das gelungen ist, wie in Württemberg, ist ihr schließlich doch durch Gewaltakt ihr Vermögen genommen worden. Darum muß hier vielfach durch Besteuerung der Gemeindeglieder der Mangel des Vermögens ersetzt werden. Während in der kath. Kirche für die Verwaltung des K. lediglich die kirchlichen Organe zuständig sind, gebührt dieselbe nach evang. Grundsätzen der Gemeinde, und wenn diese Gemeindebefugnisse auch jahrhundertelang brach gelegen haben, so sind sie doch durch die moderne Gesetzgebung nicht nur anerkannt und den Presbyterien übertragen, sondern in einzelnen Ländern auch für die kath. Gemeinden ins Leben gerufen worden.

Kirchenhoheitsrecht. Während die Kirche als anstaltlicher Organismus eines Organs ihres Gesamtwillens bedarf und dieses in der Kirchengewalt als Kirchenregiment findet, ist sie wie alle Personen, Sachen, Gesellschaften im Staate diesem in ihren äußern Angelegenheiten untergeben, und diese

Digitized by Google

Beziehung des Staates zur Kirche nennt man Kirchenhoheit. Während das Kirchenregiment durch positive Thätigkeit die kirchlichen Zwecke zu realisieren sucht, bethätigt sich die Kirchenhoheit im wesentlichen nur negativ, indem sie verhindert, daß die Kirche die ihr gesetzlich gezogenen Grenzen ihrer Bethätigung überschreitet. Eine strengere Sonderung zwischen Kirchenregiment und K. ist aber erst in neuerer Zeit durchgeführt worden und nicht für die evang. Kirche, wo der Umstand, daß der Träger der staatlichen Hoheitsrechte und der Inhaber des Kirchenregiments dieselbe Person sind, jene theoretisch versuchte Trennung praktisch hat zu keinem Erfolge kommen lassen.

Welcher Umfang den K. einzuräumen sei, ist Gegenstand polit. Kontroverse. Die kath. Kirche negiert das staatliche K. durchaus und will dem Staate nur eine Schutzpflicht der Kirche gegenüber zugestehen. Die Fortschrittspartei verfolgt das in Amerika, doch aber auch dort nur annähernd verwirklichte Ideal der Trennung von Staat und Kirche, wonach der erstere auf besondere K. verzichten, dafür aber auch nicht die letztere als eine Korporation des öffentlichen Rechts anerkennen solle. Ob dieses Programm aber in unsern europ. Staaten zu erträglichen Ergebnissen führen würde, erscheint mehr als zweifelhaft. Die wesentlichsten K. in den modernen Gesetzgebungen sind: das Placet, d. h. die Anordnung, daß kirchliche Gesetzgebungsakte ihre für das äußere Rechtsleben verbindliche Kraft erst durch staatliche Genehmigung erhalten, der appel comme d'abus (recursus ad principem), d. i. die Befugnis, Beschwerden von denjenigen entgegenzunehmen, welche sich durch Mißbrauch geistlicher Amtsgewalt gekränkt fühlen, Befugnis, bei Besetzung geistlicher Stellen positiv oder negativ mitzuwirken, den Erwerb kirchlichen Vermögens einzuschränken und die Verwaltung des letztern zu beaufsichtigen, die Handhabung der kirchlichen Disciplinargerichtsbarkeit zu kontrollieren, die Bildung geistlicher Korporationen von staatlicher Genehmigung abhängig zu machen.

Kirchenjahr heißt der jährliche Cyklus der kirchlichen Feste, welcher in der kath. und evang. Kirche mit dem ersten Adventsonntage (s. Advent), in der griechischen mit dem 6. Jan., dem Feste der Erscheinung Christi, in England mit dem 25. März (Mariä Verkündigung) beginnt. Derselbe ging allmählich aus dem wöchentlichen Festcyklus hervor, welcher das Gedächtnis der wichtigsten Momente in der Lebensgeschichte Jesu Christi oder die «Hauptthatsachen der Erlösung» immer von neuem vergegenwärtigen sollte. (S. Kultus.) Der Anfang des K. fällt stets zwischen den 26. Nov. und 4. Dez. In der kath. Kirche gehört der Anfang des K. während der ganzen Advent- und Fastenzeit zur «geschlossenen Zeit», in welcher Hochzeiten, Tänze und andere weltliche Vergnügungen nicht gefeiert werden dürfen. Vgl. Strauß, «Das evang. K. in seinem Zusammenhang dargestellt» (Berl. 1850); Bobertag, «Das evang. K.» (Bresl. 1853); Alt, «Das K. mit seinen Festen» (2. Aufl., Berl. 1860).

Kirchenjurisdiktion, s. Geistliche Gerichtsbarkeit.

Kirchenkasten, s. Gotteskasten.

Kirchenlehen ist eine zu Lehn gegebene Kirchensache. Eine solche Verleihung ist zulässig, wenn sie unter Beobachtung der für die Veräußerung von Kirchensachen vorgeschriebenen Formen erfolgt, und auch ohne dieselben, falls es sich um Wiederverleihung einer schon früher geliehen gewesenen, aber dann an die Kirche heimgefallenen Sache handelt. Falls Kirchen oder Altäre geliehen werden, so ist darunter lediglich die Erteilung des Vogtei- oder des Patronatsrechts zu verstehen.

Kirchenlehrer, soviel wie Kirchenväter (s. d.).

Kirchenlied nennt man das Lied, das zur Erbauung der Gemeinde in der Kirche oder überhaupt bei einer gottesdienstlichen Feier gesungen wird. Das älteste christl. K. ging aus der Nachbildung der alttestamentlichen Psalmen hervor, welche auch selbst vielfach in der christl. Kirche gottesdienstlich gebraucht wurden. Christl. Psalmen begegnen uns schon im Neuen Testament. (Vgl. die Lobgesänge des Zacharias und der Maria, Luk. 1, 46–55; 68–79, und das Danklied Apostelg. 4, 25–30.) Daneben werden Hymnen erwähnt (Kol. 3, 16; Eph. 5, 19), welche in der Form wohl den griech. Hymnen nachgebildet waren. Berühmt geworden ist in der alten Kirche besonders der Hymnus des Clemens von Alexandria auf den Erlöser. Gnostiker, wie Bardesanes und Harmonius, suchten ihre eigentümlichen Lehrmeinungen durch Hymnen zu verbreiten. Um dieselben zu verdrängen, dichtete in der syr. Kirche Ephrem kath. Hymnen. In der griech. Kirche traten (außer dem Häretiker Arius) besonders Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Basilius d. Gr. und Synesius, in der lateinischen Ambrosius, der angebliche Verfasser des Te Deum laudamus, Hilarius, Gregor d. Gr., Fortunatus, Prudentius u. a. als geistliche Dichter auf. Die mittelalterliche Frömmigkeit brachte eine große Anzahl geistlicher Lieder in lat. Sprache, zum Teil von ergreifender Schönheit hervor. Unter den Dichtern sind namentlich Peter Damiani, Bernhard von Clairvaux, Thomas von Celano (Dichter des «Dies irae»), Jakobus de Benedictis (Dichter des «Stabat mater») u. a. zu nennen. Alle diese Lieder aber blieben dem Volke fremd. Die ältesten geistlichen Gesänge in deutscher Sprache waren Festlieder (Weihnachts-, Ostern- und Pfingstgesänge), Wallfahrts- und Begräbnislieder, namentlich Marienlieder, meist Übersetzungen aus dem Lateinischen, teilweise der Sprache nach halb deutsch, halb lateinisch. Aber der öffentliche Gottesdienst blieb das ganze Mittelalter hindurch lateinisch.

Erst die Reformation ist auch die Mutter des deutschen K. geworden. Die ersten evangelischen K. dichtete Luther selbst, dem wir 37 Gesänge verdanken, und Paul von Spretten (Speratus). Bald folgten andere nach, wie Nikolaus Decius, Johann Graumann (Poliander), Erasmus Alberus, Joh. Matthesius, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, Nikolaus Selneccer, Martin Schalling, Phil. Nicolai, Nik. Hermann, Barthol. Ringwaldt, Ludwig Helmbold, Kaspar Bienemann (Melissander) u. a. Die K. der Reformationszeit sind von der frischesten religiösen Begeisterung und ursprünglichen Kraft und Sicherheit der Glaubensgewißheit getragen. Daher die seitdem nie wieder erreichte Kraft und Volkstümlichkeit ihrer Sprache. Schärfer schon tritt das Dogmatische als solches, die «reine Lehre», im Gegensatze zu anderweiten theol. Anschauungen in den Liedern seit Ende des 16. und im 17. Jahrh. hervor. In den Nöten des Dreißigjährigen Kriegs nahm das K. einen neuen Aufschwung. Die formelle Umgestaltung unserer deutschen Poesie, welche durch Martin Opitz angebahnt

wurde, berührte das geistliche Lied sehr wenig. Man behielt für dieses die ältern volkstümlichen Formen bei und dichtete, wie die fromme Empfindung es eingab, frei von dem lästigen Zwange und der gelehrten Unnatur der durch die erste und zweite Schlesische Dichterschule aufgebrachten Kunstpoesie. Nächst Paul Fleming ist besonders Paul Gerhardt zu nennen, in dessen Liedern die geistliche Dichtung jener Zeit ihren Höhepunkt erreicht. Ihnen zur Seite stehen Joh. Heermann, Simon Dach, Heinrich Albert, Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg (Gemahlin Friedrich Wilhelms) und Georg Neumark. Außerdem sind zu nennen Joh. Rist, Mart. Rinckart, Andr. Gryphius, Justus Gesenius, David Denicke, Mich. Schirmer, Joh. Frank, Christ. Keimann, Tobias Clausnitzer, Amalie Juliane, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, Anna Sophie, Landgräfin von Hessen. Seit Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. nimmt eine spielende, süßliche, in subjektiver Empfindung schwelgende Richtung überhand, die oft zur Empfindelei ausartet und welche mit der ganzen Wendung, die das geistige Leben jener Zeit nahm, zusammenhängt und ihren kirchlichen Ausdruck im Pietismus fand. Statt der Glaubensgemeinschaft und der Gewißheit des objektiven Heils spricht sich in den Liedern des Pietismus die persönliche Herzensfrömmigkeit des einzelnen aus, nach der Weise der Zeit nicht ohne Sentimentalität, die bei den Epigonen des Pietismus zu völliger Geschmacklosigkeit entartet. Der frühern bessern Zeit gehören an Val. Ernst Löscher, theol. Gegner des Pietismus, aber von dessen wärmerer Frömmigkeit innerlich berührt; ferner Phil. Jak. Spener, Benj. Schmolke, Erdmann Neumeister, Joh. Kasp. Schad, Joh. Tersteegen. Dagegen gehören Joachim Lange, Joh. Anast. Freylinghausen, K. H. von Bogatzky, Ernst Gottl. Woltersdorf schon der Zeit des Verfalls an.

Die Aufklärungsperiode, welche das Hauptgewicht in der Religion auf das Moralische legte, hat für das K. sich nicht sehr fruchtbar erwiesen. Klopstock, dessen kühne Phantasie oft genug die Schranken des volkstümlichen Liedes überflog, und Gellert hielten im wesentlichen noch am alten Dogma fest. Doch tritt bei letzterm, dessen Lieder eine große Verbreitung fanden, schon eine stark moralisierende und lehrhafte Richtung hervor. Noch bestimmter prägt sich dieselbe in den Liedern von Cramer, J. A. Schlegel und Diterich aus, welche (ebenso wie Klopstock und Herder) namentlich durch Umdichtung, beziehungsweise Modernisierung älterer Lieder bekannt geworden sind. Ein zugleich phantastisches Element tritt neben sehr prosaischen Reflexionen bei Lavater hervor. Die neue religiöse Bewegung, welche seit den Freiheitskriegen durch das deutsche Volk ging, hat auch dem geistlichen Liede einen neuen Aufschwung gegeben. Die Lieder von Novalis und Ernst Moritz Arndt, von denen jene stark den Charakter der Romantik tragen, bilden den Übergang zu dem neuern K., als dessen namhafteste Vertreter C. J. Ph. Spitta, A. Knapp und Julius Sturm zu bezeichnen sind. Der Charakter desselben ist das Streben nach einer Vereinigung der dem ältern lutherischen K. eigentümlichen Vorzüge mit der subjektivern Frömmigkeit und den ästhetischen Forderungen der neuern Zeit. Letzterer gehört auch das Streben an, die alten, in der Zeit der Aufklärung mißhandelten K. wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt herzustellen. In diesem Sinne wirkten Raumer, Bunsen, Stier, Knapp u. a. nicht ohne Erfolg. Die kirchliche Reaktion hat sich jedoch mit den maßvollen Bemühungen jener Männer nicht begnügt, sondern wollte alles Alte ohne jede Veränderung wiederherstellen. (S. Gesangbücher.) Die reform. Kirche duldete lange Zeit keine andern Lieder in den Kirchen als alttestamentliche Psalmen. Doch hat wenigstens die deutsch-reform. Kirche längst das deutsche K. sich angeeignet, und unter den neuern geistlichen Dichtern gibt es auch Reformierte. Dagegen halten z. B. die franz. Calvinisten noch heute mit Zähigkeit an ihren Psalmen und deren eintönigen Melodien fest. In der kath. Kirche sind erst in neuester Zeit vereinzelte Versuche gemacht worden, den deutschen Kirchengesang einzuführen. Doch hat es auch unter ihren Bekennern gemütvolle Dichter geistvoller Lieder gegeben. Unter den neuern ist besonders Diepenbrock zu nennen.

Vgl. Hoffmann (von Fallersleben), «Geschichte des deutschen K. bis auf Luthers Zeit» (Berl. 1832; 3. Aufl., Hannov. 1861); Wackernagel, «Das deutsche K. von Martin Luther bis auf Nik. Hermann» (Stuttg. 1841); derselbe «Das deutsche K. von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrh.» (Lpz. 1862 fg.); Koch, «Geschichte des K. und Kirchengesangs» (3. Aufl., 7 Bde., Stuttg. 1866—72); Fischer, «Kirchenliederlexikon» (2 Bde., Gotha 1878—79).

Kirchenmusik heißt die Musik, welche im christl. Gottesdienste einen Teil der Kultushandlungen bildet. Die Christen überkamen den religiösen Gesang aus den jüd. Tempel- und Synagogenfeiern, deren Weisen den Grundstamm der Gesänge der Urkirche bildeten. In den ersten Jahrhunderten überwog das jüd. Element in den Gesängen der Christen so sehr, daß die morgenländ. Kirche für die Musik ebenso maßgebend blieb wie für die Dogmen. Die Eigentümlichkeit dieser gottesdienstlichen Musik bestand in dem Wechselgesange von zwei geteilten Gruppen oder Chören. Bis auf die Zeit des heil. Ambrosius im 4. Jahrh. war das Abendland in dieser Hinsicht noch ganz unmündig, und als der große mailänder Bischof mit der Ordnung des Kultus auch die der Musik unternahm, that er dies durch Nachahmung des Wechselgesangs der morgenländ. Kirche. Er regulierte den Gesang auf Grund eines faßlichen Tonsystems (nach griech. Tetrachorden in Oktaven), ordnete neben dem Wechselgesange den kirchlichen Lesegesang oder die liturgische Recitation und bildete den Hymnus in Gesängen weiter. Die drei Grundweisen der kirchlichen Musik waren hiermit gegeben. Bei der weitern Entwickelung trat in den nächsten Jahrhunderten der Wechselgesang, die Antiphonie, immer mehr zurück, und als Papst Gregor d. Gr. um 600 für die Entwickelung kirchlicher Musik wirkte, war vom Wechselgesang, an welchem sich auch die Gemeinde beteiligen konnte, kaum noch die Rede. Sein Bestreben richtete sich allein auf fachmäßige priesterliche Singschulen, auf die Ausbildung des Sologesangs und die zweckmäßige Aufzeichnung der kirchlichen Tonweisen. Er fand in Rom schon eine seit langer Zeit bestehende Sängerschule vor, die er dann zu jener Musteranstalt umbildete, der Sixtinischen Kapelle, welche später dem ganzen Abendlande zur Norm diente. Als Anhalt für die Praxis vereinigte er die kirchlichen Gesänge zu einem großen «Antiphonarium», welches für die Kirche wie für die Musik maßgebend wurde durch

seinen Inhalt und durch die Form der Aufzeichnung in Neumen oder Zeichen, aus denen sich dann die moderne Tonschrift entwickelt hat. Seine Musik wurde als Gregorianischer Choral für die ganze abendländ. Kirche zum Kanon erhoben, der ein Jahrtausend lang die Grundlage bildete, auf der man überall mit geringen Abweichungen beharrte und dem auch die Tonsetzer für ihre kunstvollen mehrstimmigen Gesänge die Motive entlehnten.

Mit der Reformation beginnt eine neue Zeit, in welcher das Verhältnis der Musik zum Gottesdienst ein loseres wurde und andere Elemente die Oberhand gewannen. Die liturgische Musik der alten Kirche konnte trotz aller Mühe der Reformatoren nur unvollkommen bewahrt werden, dagegen gewann der Hymnus die Oberhand und gestaltete sich zu freien Kirchengesängen, an welchen wieder die ganze Gemeinde teilnahm. In der luth. Kirche als Choral-, in der reformierten und englischen als Psalmengesang hat das religiöse Lied vorzügliche Blüten getrieben, selbst bei den Katholiken, und sodann besonders in Deutschland und England eine hochvollendete kunstvolle Entwickelung der K. zur Folge gehabt. Hierzu trug namentlich die Orgel bei, welche freilich schon Jahrhunderte vorher im Gebrauch war, aber erst seit der Reformation im Gottesdienste recht zur Verwendung kam. Sie war längere Zeit das einzige Instrument, welches den kirchlichen Gesang führte, zog aber seit 1600 schnell das ganze Orchester in die Kirche.

Mit dieser Wandlung beginnt wieder eine neue Zeit, die dritte oder letzte Periode, in der die K. weder an die priesterliche Liturgie (den Gregorianischen Choral), noch an den Hymnus in Form des Gemeindegesangs (den Lutherischen Choral) strikte sich band, sondern kirchliche Texte in freier Erfindung zu mehrstimmigen Kompositionen verwandte, bei welchen der Gesang fast immer von Instrumenten begleitet wird. Die Grundlage dieser Kunst ist die Harmonie oder musikalische Mehrstimmigkeit, deren Entstehung gleich der Ausbildung der Orgel in das früheste Mittelalter zurückzuführen ist und die schon zu Luthers Zeit hochbedeutend war, unmittelbar nach ihm aber in unbegleiteten mehrstimmigen Gesängen eine Vollendung erhielt, welche in dieser Hinsicht nicht wieder erreicht ist. Jene Zeit des 16. Jahrh. betrachtet man auch als die klassische Periode der kirchlichen Kunstmusik und bezeichnet die damalige Kompositionsweise nach ihrem größten Vertreter als den Palestrina-Stil. Die freiere Weise, welche Stimmen und Instrumente gleichmäßig anwendet und auch in der Wahl der Texte weit ungebundener sich bewegt, begann um 1600, also unmittelbar nach Palestrinas und Lassos Tode. Diese Kunstmusik über kirchliche Texte hat vielfach nur noch den einzelnen Text für sich im Auge, nicht mehr denselben als Teil der Liturgie und überhaupt nicht mehr den kirchlichen Kultus. Man pflegt daher von diesen Werken wohl zu sagen, sie seien nicht K., sondern nur Musik in der Kirche; es sind wesentlich Konzertstücke über kirchliche, biblische oder allgemein religiöse Texte. Hieraus geht hervor, weshalb diese letzte Periode der K., welche an musikalischer Kunst oder wenigstens an Tonmitteln von allen den größten Aufwand macht, dennoch nicht schlechterdings als eine Steigerung der vorausgegangenen Leistungen, sondern eher als eine teilweise Übertreibung und Ausartung derselben angesehen werden kann; und es wird erklärlich, wie gerade auf diesem Gebiet so viel Streit herrscht über das, was wahre K. sei und was nicht. Die Musik der einzelnen christl. Konfessionen oder Länder wurde zum Teil in umfangreichen Werken beschrieben, aber eine Gesamtdarstellung über den Gegenstand gibt es nicht.

Kirchenobere, die höhern Beamten der kath. Kirche.

Kirchenordnungen, s. Agende.

Kirchenpatronat, der Inbegriff von Rechten und Pflichten, welche einer Person bezüglich einer Kirche oder eines Amtes aus einem besondern, von ihrer Stellung in der Hierarchie unabhängigen Grunde zustehen. Die betreffenden Rechte bestehen wesentlich in dem Präsentationsrecht, d. h. der Befugnis, für das erledigte Kirchenamt dem Kirchenobern einen Kandidaten in Vorschlag zu bringen, in dem Rechte der Aufsicht über die Pfründe, in Ehrenrechten und der Befugnis, unter gewissen Voraussetzungen eine Alimentation aus dem Kirchenvermögen verlangen zu dürfen. Das Patronatsrecht kann einer Person (persönliches Patronatsrecht) oder einem Grundstücke (dingliches Patronatsrecht) zustehen. In letzterm Falle ist es von dem Eigentümer, Nießbraucher, Erbpächter desselben auszuüben und wird mit dem Grundstücke selbst übertragen. Das persönliche Patronatsrecht ist vererblich. Der Haupttitel für die Entstehung des Rechtes ist Fundation der Kirche oder des Amtes. Doch können nur Christen Patrone sein, und das dingliche Patronatsrecht nichtchristlicher Grundeigentümer ruht. In der evang. Kirche ist die kath. Einrichtung des K. beibehalten worden, und hier haben sich die Befugnisse des Patrons auch häufig mit den grundherrlichen in der Weise vermischt, daß die vielfach geforderte Aufhebung des Patronatsrechtes bis jetzt daran gescheitert ist, allerdings auch an dem Umstande, daß nach gemeinem kath. Kirchenrecht dem Patron subsidiär, nach partikularem staatlichen Recht zuweilen sogar principaliter die Baulast obliegt. Die Existenz eines landesherrlichen K. ist nach der Säkularisation des Jahres 1803 behauptet worden, um vermöge desselben dem Landesherrn die Befugnis zu vindizieren, in die Besetzungsrechte der säkularisierten Rechtssubjekte einzurücken. Gegenwärtig ist diese Lehre aufgegeben, und vielfach durch Vereinbarungen eine Regelung getroffen worden.

Kirchenpauer (Gust. Heinr.), Bürgermeister in Hamburg, geb. 2. Febr. 1808 in Hamburg, wurde in Petersburg, London und Dorpat erzogen, studierte in Dorpat und Heidelberg die Rechte, wurde dann Advokat in Hamburg, 1840 Sekretär der Kommerzdeputation, 1843 Mitglied des Senats. Von 1849 bis 1857 war er Bundestagsgesandter für Hamburg, übernahm dann die Verwaltung des hamburgischen Amtes Ritzebüttel und wurde 1867 Mitglied des Bundesrats, welche Stellung er bis 1880 bekleidete. Seit 1868 wurde er mehrfach zur Würde eines Bürgermeisters und Präsidenten des Senats erwählt. Schriftstellerisch war K. auf handelspolit. und naturhistor. Gebiete thätig.

Kirchenrat heißt in verschiedenen deutschen Ländern die für die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten der Evangelischen eingesetzte Behörde, welche anderwärts den Namen Konsistorium (s. d.) führt. In Preußen wurde 1852 aus der evang. Abteilung des Kultusministeriums, der bisher die Provinzialkonsistorien unterstanden, eine selbständig

neben dem Ministerium stehende königl. Behörde mit dem Titel Oberkirchenrat geschaffen, welcher die oberste Verwaltung der evang. Kirche in den sechs alten Provinzen übertragen ist. Denselben Titel führt die kirchliche Oberbehörde in Baden Oldenburg, Württemberg, Österreich. Die Stellung dieser Behörde zu der Staatsgewalt ist in verschiedenen Ländern verschieden. Meist steht sie unabhängig vom Kultusministerium unmittelbar unter dem Landesherrn; anderwärts, wie in Österreich, ist sie dem Ministerium untergeordnet. Gemeindekirchenräte ferner heißen in manchen Ländern die Kirchgemeindevorstände (Presbyterien); ihre Befugnisse sind ziemlich verschieden. Endlich ist K. und Geheimer Kirchenrat ein an angesehene Geistliche, Professoren oder Konsistorialmitglieder verliehener Titel ohne amtliche Befugnisse.

Kirchenraub (sacrilegium) wird verübt mittels Diebstahls von geweihten oder selbst profanen, an geweihter Stätte aufbewahrten Gegenständen. Das kanon. Recht betont hierbei weniger den Eingriff in das fremde Eigentum als die ruchlose Nichtachtung der göttlichen Majestät, und die Carolina bedroht deshalb den Kirchenräuber für gewöhnlich mit dem Tode oder in leichtern Fällen wenigstens mit den geschärften Strafen des einfachen Diebstahls. Wer die Monstranz mit der geweihten Hostie entwendet, ist mittels Feuers vom Leben zum Tode zu bringen. Auch die neuern Gesetzbücher betrachten die Heiligkeit der entwendeten Sache oder der Stätte ihrer Aufbewahrung als Grund zu der Annahme eines ausgezeichneten, mit größerer Strenge zu ahndenden Diebstahls. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch, §. 243, Nr. 1, droht Zuchthaus bis zu 10 Jahren, im Falle mildernder Umstände Gefängnis nicht unter 3 Monaten, wenn aus einem zum Gottesdienste bestimmten Gebäude Gegenstände gestohlen werden, die dem Gottesdienste gewidmet sind.

Kirchenrecht. Darunter versteht die kath. Kirche die Normen für die kirchliche Anstalt und die äußern kirchlichen Beziehungen und Verhältnisse ihrer Glieder, die von den dazu allein kompetenten kirchlichen Organen gesetzt oder innerhalb kirchlicher Gemeinschaften gewohnheitsrechtlich entstanden sind. Dagegen hat die evang. Kirche auch den Staat zum Erlaß kirchlicher Normen kompetent angesehen, und die Staaten selbst haben den gleichen Standpunkt eingenommen. Demnach ist das K. heute teils als ein Bestandteil des öffentlichen, teils soweit es die Verhältnisse der Kirche als Subjekt privater Rechte regelt, als ein Bestandteil des Privatrechts anzusehen. Das neueste von einem Evangelischen verfaßte Lehrbuch der Materie neben dem noch unvollendeten großen Werke von Hinschius «Das K.» (Berl. 1869 fg.) ist das von Emil Friedberg (2. Aufl., Lpz. 1884), das neueste nennenswerte katholische von Joh. Friedr. von Schulte (Gieß. 1873). Vgl. auch Trusen, «Das preuß. K. im Bereich der evang. Landeskirche» (Berl. 1883).

Kirchenreformation, s. Reformation.

Kirchenregiment, s. Kirchengewalt.

Kirchensachen (res ecclesiasticae). Unter diesen Begriff, der meistens rechtlich bedeutungslos ist, werden alle kirchlichen Zwecken dienenden Sachen zusammengefaßt. Dieselben zerfallen einerseits in konsekrierte, d. h. solche, welche durch Salbung mit Chrisma für den Kultus geweiht werden (Kirchengebäude, Altäre, die Abendmahlsgerätschaften des Kelchs und der Patene) und gesegnete (Kirchhöfe, Kirchenglocken u. s. w.), und andererseits in res ecclesiasticae im engern Sinne (alle im Vermögen der Kirche befindlichen nicht geweihten und gesegneten Sachen), zu welchen auch die res religiosae gehören, d. h. die im Vermögen frommer Stiftungen befindlichen. Obgleich die evang. Kirche keine Weihe und Segnung von Sachen kennt, so hat sie doch den Begriff der res sacrae für die zum gottesdienstlichen Gebrauch bestimmten Sachen übernommen. Die Kirchensachen sind nicht wie im röm. Recht dem Verkehr entzogen und können im Eigentum, auch in dem privater Personen, stehen, sowie Objekte von Rechtsgeschäften bilden. Das bürgerliche Recht stellt gleichfalls den Begriff der res sacrae auf, aber nicht übereinstimmend mit dem kanonischen Recht, indem bestimmte Delikte, falls sie in Betreff solcher Sachen begangen werden, als qualifizierte behandelt worden sind.

Kirchensatzungen werden im Unterschiede von den göttlichen Geboten die von der kirchlichen Autorität aufgestellten Lehren und Gebote genannt.

Kirchenschändung (pollutio) wird angenommen, wenn Blutvergießen oder Unzucht in einer Kirche stattgefunden, oder ein Ungläubiger beziehungsweise excommunicatus vitandus daselbst begraben wurde, welche Entheiligung sich auf die Altäre und den Kirchhof erstreckt und durch reconciliatio, früher neue Konsekration, gesühnt wird.

Kirchenslawisch nennt man denjenigen slaw. Dialekt, in welchem am Ende des 9. Jahrh. von Cyrill, Method und ihren Schülern zuerst Bibelübersetzung und liturgische Bücher niedergeschrieben wurden. Unter den Gelehrten ist die Frage nicht entschieden, welchem slaw. Volke diese Sprache angehörte; Miklosich hält sie für den Dialekt der sog. pannonischen Slowenen (in alter Zeit um den Plattensee wohnend), andere Slawisten für den Dialekt der bulgar. Slawen des 9. Jahrh., in welchem Falle das heute Bulgarische Tochtersprache wäre. Je nach der verschiedenen Ansicht vom Ursprunge der Kirchensprache wird dieselbe bald Altslowenisch (oder Pannonisch-Slowenisch), bald Altbulgarisch genannt. Mit der Verbreitung der slaw. Liturgie unter den südlichen und östlichen slaw. Stämmen verbreitete sich auch das K. als Schriftsprache unter Stämmen, bei denen als Sprache des täglichen Lebens ein anderer slaw. Dialekt herrschte, bei Bulgaren, Serben, Kroaten, Russen. Die Abschreiber der alten Texte oder die Verfasser neuer Schriften in diesen Ländern konnten sich von dem Einflusse ihres heimatlichen Dialekts nicht freihalten, und so entstand ein serbisch, russisch u. s. w. gefärbtes K., im Gegensatz zu welchem man wohl die Texte, welche von allen solchen Beimischungen frei sind, altkirchenslawisch nennt. Heutzutage ist bei keinem slaw. Volke die Kirchensprache noch Schriftsprache, sie ist nur noch die gottesdienstliche Sprache bei den Slawen des griech. Ritus. Das Altkirchenslawische ist von allen slaw. Sprachen die altertümlichste, sowohl in Lauten wie in Formen, hat daher für die wissenschaftliche Erforschung der slaw. Sprachen etwa dieselbe Bedeutung wie das Gotische für die der germanischen. Die handschriftliche Überlieferung von Texten geht zurück bis ins 10. Jahrh.; die Handschriften sind in zwei verschiedenen Alphabeten überliefert, in dem cyrillischen (griechisch-slawischen) und dem glagolitischen; das cyrillische Alphabet ist eine direkte Übertragung der griech. Majuskelschrift auf das Slawische mit

Hinzufügung von neuen Zeichen für solche Laute, welche die griech. Sprache nicht besaß; die slaw. Lautbezeichnung entspricht dabei der griech. Aussprache des 9. Jahrh., weshalb z. B. b (beta) den Wert von v (w) hat. (S. Glagolica.) Besonderes Verdienst um die Erforschung des K. erwarben sich Dobrowsky (s. d.), der russ. Gelehrte Bostokov (durch eine Grammatik, ein Wörterbuch, viele Einzelforschungen, Herausgabe des Ostromirschen Evangeliums u. a.), Kopitar (s. d.), Miklosich (s. d.), Schleicher, «Die Formenlehre der kirchenslaw. Sprache» (Bonn 1852), Jagić (s. d., durch Ausgaben). Ein Hilfsmittel für akademische Vorlesungen ist Lesliens «Handbuch der altbulgar. (altkirchenslaw.) Sprache. Grammatik. Texte. Glossar» (Wein. 1871).

Kirchenspaltung, s. Schisma.

Kirchensprache heißt die Sprache, in welcher der öffentliche Gottesdienst gefeiert wird und die liturgischen Bücher abgefaßt sind. Dies war ursprünglich überall die Landessprache. Erst bei der Bekehrung der german. Völker zur röm.-kath. Kirche wurde die bei den röm. Provinzialen hergebrachte lat. K. beibehalten. So ist in der kath. Kirche das Lateinische überall K. geblieben. Aus ähnlichen Ursachen ist in der griech. Kirche für die slaw. Völker die altslawon. Sprache K. geworden.

Kirchenstaat (Päpstliche Staaten, Stato della Chiesa, Stato Pontificio) war die Bezeichnung für das weltliche Besitztum des Papstes, ein Staatengebiet, über welches dem Papste als Oberhaupt der röm.-kath. Kirche die Souveränetät zustand. Bis 1859 erstreckte sich dieses in Mittelitalien gelegene Gebiet von 41° 10′ bis 44° 50′ nördl. Br. und von 29° 5′ bis 31° 30′ östl. L. (von Ferro), wurde im N. vom Lombardisch-Venetianischen Königreich, im W. von Modena und Toscana, im SO. vom Königreich Neapel begrenzt, im SW. vom Tyrrhenischen Meere, im O. vom Adriatischen Meere bespült und umfaßte außer dem Stadtbezirk von Rom (Comarca di Roma) die vier Legationen der Romagna, der Marken, von Umbrien und der Campagna und Maritima, welche wieder in 20 Delegationen oder Provinzen eingeteilt waren, wesentlich den gegenwärtigen ital. Provinzen Bologna, Ferrara, Forli, Ravenna, Ancona, Ascoli Piceno, Macerata, Pesaro ed Urbino, Perugia und Rom entsprachen und insgesamt einen Flächenraum von 752 Quadratmeilen (41 407 qkm) mit (1857) 3126263 E. enthielten. Von 1860 bis 1870 umfaßte der K. nur Rom mit der Comarca, die Legation Velletri und die drei Delegationen Viterbo, Civitavecchia und Frosinone (ohne Pontecorvo), entsprechend dem jetzigen Compartimento Latium (Rom), und enthielt ein Areal von 214,12 Quadratmeilen (11 790 qkm) mit (1869) 729859 E.

An der Spitze des Staats stand der Papst (s. d.), ein geistlicher Wahlfürst mit unumschränkter Gewalt. Doch mußte jeder Kardinal (s. d.), folglich auch der Papst, der aus der Mitte des Kardinalkollegiums hervorgeht, gewisse Sätze beschwören, die man als Staatsgrundgesetze ansehen kann. Der gegenwärtige Papst, vom heil. Petrus an gerechnet der 258., ist Leo XIII. (s. d.), der 1878 Pius IX. folgte. Dem Papst zur Seite stand, außer in kirchlichen Sachen, besonders in Verhältnissen zu fremden Staaten, das Kollegium der Kardinäle (sacro collegio), welches 70 Mitglieder zählte. Die Verwaltung umfaßte zunächst die Angelegenheiten der gesamten Christenheit und war den verschiedenen Abteilungen der Römischen Kurie (s. d.), wozu auch die Pönitentiaria und die päpstl. Kanzlei oder Dataria (s. d.) gehören, anvertraut. Der Chef des polit. Staatswesens war der Staatssekretär, welcher stets Kardinal sein mußte und vom Papste ernannt ward. Er war Premierminister, Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, ernannte aus der Zahl der Kardinäle die übrigen Minister, hatte auch die Gesandtschaften unter sich. Neben dem Ministerrate bestand ein Staatsrat von 15 zum Teil weltlichen Mitgliedern, welchem eine beratende Stimme über Gesetzgebung und Finanzangelegenheiten und eine richterliche Stimme bei Kompetenzstreitigkeiten der höhern Verwaltungsbehörden zukam. Außerdem war (zufolge Gesetz vom 21. Okt. 1850) eine Staatskonsulta der Finanzen errichtet, welche die Staatsrechnungen und das Budget zu prüfen, neue Anleihen, Steuern und Finanzoperationen zu begutachten hatte. Ein Viertel der Mitglieder wurde vom Papst direkt aus der Geistlichkeit ernannt, drei Viertel aus den von den Provinzialräten ihm vorgeschlagenen Personen ausgewählt. Die Provinzialverwaltung war durch das Gesetz vom 22. Nov. 1850 geregelt. Nach demselben zerfiel der Staat in Legationen, diese in Provinzen, diese wieder in Governi und Gemeinden. Die Verwaltung jeder Legation war einem Kardinallegaten anvertraut, der von einem Rate aus vier Mitgliedern, einem Generalsekretär und einem Polizeidirektor unterstützt wurde. Den einzelnen Provinzen oder Delegationen waren Delegaten vorgesetzt, die auch aus dem Laienstande gewählt werden konnten. Die Gemeindebehörden waren der Municipalrat und die Magistratur. In Rom wurde der Municipalrat aus einer von denselben aufgestellten Liste vom Papste ernannt. Die Magistratur wurde aus einer vom Gemeinderate aufgestellten Liste durch den Delegaten, in Rom durch den Papst gewählt. Der Vorstand dieser Behörde hieß Gonfaloniere oder Priore und wurde in kleinern Orten vom Staatssekretär, in den größern vom Papste ernannt, und zwar in Rom, wo er Senator hieß, aus den höchsten röm. Fürsten. Der Municipalrat war der beschließende, die Magistratur der verwaltende Körper. Die Armee wurde hauptsächlich durch Anwerbung fremder Söldner gebildet. Die Finanzen befanden sich im kläglichen Zustande. Ritterorden verleiht der Papst vier: den Christusorden, gestiftet 1319; den Orden Gregors d. Gr., gestiftet 1831; den Pius-Orden, gestiftet 1847, für alle Konfessionen; den Orden des heil. Sylvester, gestiftet 1841. Vgl. Calindri, «Saggio geografico, statistico e storico dello Stato Pontificio» (Perug. 1829); Tournon, «Études statistiques sur Rome et la partie occidentale des États Romains» (2 Bde., Par. 1831, nebst Atlas); Helfferich, «Röm. Zustände im Frühjahr 1850» (Lpz. 1850); Palmieri, «Topografia statistica dello Stato Pontificio» (Rom 1857).

Der K. entstand aus der Schenkung, die 755 der König der Franken, Pipin der Kleine, dem Bischof von Rom, Stephan II., mit den Besitzungen machte, welche die Longobarden dem Exarchat entrissen hatten, gegen die ihn Stephan II. zu Hilfe gerufen hatte. Karl d. Gr. erneuerte 774 die Schenkung, behielt sich aber die Souveränetät über das Patrimonium, wie man diese päpstl. Domänen nannte, vor. Durch die Krönung Karls zum

röm. Kaiser 800 durch Papst Leo III. wurde das Verhältnis der Päpste zum byzant. Kaiser vollständig gelöst. Mächtige Verteidiger ihres Besitztums erwarben sich die Päpste in den von ihnen begünstigten Normannen in Unteritalien, die sie zu ihren Vasallen machten. Nachdem Heinrich III. 1053 das Herzogtum Benevent dem Papste Leo IX. überlassen, wußte Gregor VII., der das Papsttum zur höchsten Vollendung erhob, unter den Bedrängnissen Kaiser Heinrichs IV. die in Italien gewonnene unumschränkte Macht zur festern Begründung seines weltlichen Besitztums und dessen Befreiung von der Oberhoheit des Kaisers zu benutzen. Die bedeutendste Vergrößerung gewann der K. durch die Erbschaft aller Güter und Besitzungen der Markgräfin Mathilde von Toscana, die zwar, da viele Reichslehne darunter waren, von mehrern Kaisern angefochten, aber von Kaiser Otto IV. durch die Kapitulation zu Neuß 1201 förmlich anerkannt wurde, wodurch die Souveränetät des K. ausgesprochen war. Die Kreuzzüge förderten die Absichten des röm. Stuhls im Anfange mehr als im Fortgange. Papst Innocenz III. (gest. 1216) erhob sich zum Souverän von Rom und wurde als solcher auch anerkannt. Von seinen gefährlichen Nachbarn aus dem Hause Hohenstaufen befreite sich der päpstl. Stuhl dadurch, daß er 1265 das Haus Anjou auf den Thron von Neapel rief.

Die Intriguen König Philipps IV. von Frankreich bewirkten 1305 die Verlegung der päpstl. Residenz nach Avignon in Frankreich. Erst nachdem die Päpste 1376 ihren Sitz wieder in Rom genommen, dachte man wieder an die Vergrößerung des K. Julius II. erwarb 1513 Bologna, Clemens VII. 1532 Ancona. Die Venetianer mußten Ravenna abtreten. Ferrara wurde 1598 der modenesischen Erbschaft entrissen und Urbino von seinem letzten Herzoge, Franz Maria aus dem Hause Rovere, 1626 dem päpstl. Stuhle vermacht. Inzwischen verloren die Päpste auch wieder einen großen Teil ihres weltlichen und geistlichen Einflusses, namentlich infolge der Reformation im 16. Jahrh. Zwar stellte Sixtus V. gegen das Ende des 16. Jahrh. die innere Ordnung wieder her, aber die Verschwendung und der Nepotismus der folgenden Päpste erzeugten neue Übel. Neapel hob 1783 seine alten Lehnsverbindlichkeiten gegen den päpstl. Stuhl auf. Durch das Waffenglück der Franzosen in Italien sah sich der Papst im Frieden von Tolentino, 13. Febr. 1797, genötigt, Avignon und Venaissin an Frankreich und die Romagna, Bologna, Ferrara an die Cisalpinische Republik abzutreten. Ein Aufstand in Rom gegen die Franzosen, 28. Dez. 1797, veranlaßte 10. Febr. 1798 die Einnahme Roms und 18. Febr. die Erklärung des K. zur Römischen Republik. Pius VI. wurde nach Frankreich gebracht, wo er 29. Aug. 1799 starb. Die Siege der Russen und Österreicher in Italien begünstigten die Papstwahl Pius' VII., 14. März 1800, welcher unter dem Schutze der österr. Waffen von Rom und dem K. wieder Besitz nahm. Durch das Konkordat, welches er 1801 mit dem Ersten Konsul der franz. Republik abschloß, schien die weltliche Macht gesichert. Als sich aber der Papst 1807 weigerte, den Code Napoléon einzuführen und England den Krieg zu erklären, wurde ihm 3. April von Frankreich der Krieg erklärt. Die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerina wurden dem Königreich Italien einverleibt und dem Papste blieb nur der jenseit der Apenninen liegende Teil des K. Doch schon 2. Febr. 1808 rückte ein franz. Korps von 8000 Mann in Rom ein. Dem Papste, dessen geistliche Hoheit fortdauern sollte, wurden 2 Mill. Frs. Jahreseinkünfte angewiesen, worauf ein Dekret vom 17. Mai 1809 den K. dem franz. Reiche einverleibte und Rom zur freien kaiserl. Stadt erklärte. Der Papst wurde nach Frankreich abgeführt und mußte hier bleiben, bis die Ereignisse von 1814 ihm gestatteten, 24. Mai nach Rom zurückzukehren, wo er von dem K. in seiner frühern Ausdehnung wieder Besitz ergriff.

Nach der Restauration suchten Pius VII. und seine Nachfolger, Leo XII. (1823—29), Pius VIII. (1829—30), namentlich aber Gregor XVI. (1830—46), wie nach außen so auch im Innern die päpstl. Macht durch die gewöhnlichen Mittel des Absolutismus wieder zu begründen, aber die polit. und nationale Erweckung, welche die Franzosenherrschaft mit sich geführt, machte sich selbst in der Bevölkerung des K. geltend. Man verlangte polit. Reformen, Beseitigung des fremden Einflusses und setzte der Reaktion die Wirksamkeit geheimer Gesellschaften, Verschwörungen und Aufstände entgegen. Die Geschichte des K. verkettete sich so aufs engste mit der von ganz Italien (s. d.). Ein Aufstand in Modena, in der Nacht vom 3. auf den 4. Febr. 1831, veranlaßte zugleich eine Erhebung in Bologna, die sich sofort über die ganze Provinz verbreitete und die Konstituierung einer Provisorischen Regierung herbeiführte. Binnen kurzem befand sich der größere Teil des K. im Aufstande, und bereits 26. Febr. proklamierte eine Versammlung von Abgeordneten die Abschaffung der weltlichen Macht des Papstes und die Herstellung eines Einheitsstaats. Aber die Österreicher rückten in die Provinz Bologna ein, und die Provisorische Regierung sah sich genötigt, ihren Sitz 20. März nach Ancona zu verlegen. Nach einem Gefecht der Aufständischen 25. März bei Rimini mußte Ancona 29. März den Österreichern überliefert werden, und der Rest der Insurgenten streckte einige Tage später die Waffen. Die päpstl. Mißregierung veranlaßte im Jan. 1832 ein abermaliges Einrücken der Österreicher in Bologna, worauf im Febr. 1832 die Franzosen Ancona besetzten, um der österr. Macht das Gegengewicht zu halten. Erst 1838 fanden sich die Österreicher zur Räumung des K. bewogen, während die Franzosen gleichzeitig Ancona verließen. Doch dauerte unter der illiberalen Regierung Gregors XVI. die dumpfe Gärung in den päpstl. Provinzen fort und machte sich immer wieder in einzelnen Ausbrüchen (1843 in der Romagna, 1845 in Rimini) gewaltsam Luft.

Um so größer war der Enthusiasmus, womit man den im Juni 1816 neugewählten Papst Pius IX. empfing, als derselbe eine Amnestie verkündete, verschiedene Reformen in der Verwaltung unternahm, die Einsetzung einer aus Provinzialvertretern gebildeten Staatskonsulta verordnete (April 1847). Bald sah sich aber Pius IX. von der durch die franz. Februarrevolution entfesselten Bewegung weiter fortgerissen. Er mußte 14. März 1848 eine konstitutionelle Verfassung verkünden, ein liberales Ministerium (Mamiani) bilden und die Kammern einberufen. Nach Mamianis Rücktritt im Sept. 1848 berief er den Grafen Rossi an die Spitze des Ministeriums. Aber Rossi fiel 15. Nov. von Mörderhand, und der Papst sah sich genötigt, ein

demokratisches Ministerium anzunehmen und die Schweizertruppen zu entlassen. Infolge dieser Vorgänge entfloh Pius 25. Nov. aus Rom nach Gaëta. Es bildete sich in Rom eine provisorische Regierung, welche Ende Dezember eine Konstituierende Versammlung berief, deren erstes Werk es war, die Herrschaft des Papstes für abgeschafft zu erklären und die Republik zu proklamieren (Febr. 1849). Die Triumvirn Armellini, Saliceti, Montecchi traten an die Spitze der Regierung; die beiden letztern wurden aber bald durch Saffi und Mazzini ersetzt. Inzwischen hatten die kath. Mächte eine Intervention zur Herstellung der päpstl. Herrschaft beschlossen, und während in den Legationen Österreicher einrückten, neapolit. und span. Truppen auf dem Marsche gegen Rom waren, landete im April 1849 ein franz. Heer unter Oudinot. Die Stadt Rom verteidigte sich mit Tapferkeit und Ausdauer und begegnete mit Erfolg wochenlang den Angriffen der Franzosen, bis endlich 3. Juli die Stadt übergeben werden mußte. Die Wiederherstellung der päpstl. Herrschaft wurde nun proklamiert. Erst 4. April 1850 kehrte der Papst selbst nach Rom zurück, und nun begann das Werk der vollen Restauration und unter den Augen der Franzosen, die Rom fortan besetzt hielten, eine Verfolgung aller Kompromittierten und Verdächtigen. Zu gleicher Zeit übten die Österreicher in den päpstl. Legationen ein willkürliches Militärregiment.

Als im Kriege von 1859 die Österreicher aus Mittelitalien weichen mußten, schüttelten auch die Legationen sofort das päpstl. Joch ab. Nach dem Frieden von Villafranca, der eine ital. Konföderation unter dem Präsidium des Papstes in Aussicht stellte, schlossen sich jene Provinzen im Aug. 1859 dem Kriegsbunde der mittelital. Staaten, sodann aber dem Gouvernement Emilia unter der Diktatur Farinis an, und durch Dekret vom 18. März 1860 sprach der König von Sardinien die Vereinigung der Emilia (Parma, Modena und die Legationen) mit Sardinien aus, nachdem eine Volksabstimmung vorausgegangen. Das päpstl. Heer wurde durch Ausländer bedeutend verstärkt und unter den Befehl des franz. Generals Lamoricière gestellt. Die Erfolge Garibaldis in Sicilien und Neapel und dessen Entschluß, vom Quirinal aus das Königreich Italien zu verkündigen, veranlaßten Napoleon III., Victor Emanuel Umbrien und die Marken zu überlassen unter der Bedingung, daß er Rom selbst und das sog. Patrimonium Petri, das die Franzosen besetzt halten würden, unangetastet lasse. Sofort besetzte der sardin. Kriegsminister Fanti Umbrien, und General Cialdini rückte in die Marken ein, schlug Lamoricière 18. Sept. bei Castelfidardo und zwang Ancona, in welches dieser sich geworfen hatte, 29. Sept. zur Übergabe. Umbrien und die Marken erklärten sich sofort für den König Victor Emanuel und wurden durch Dekret vom 17. Dez. dem ital. Königreich einverleibt. Dem Papste verblieb nur noch das Patrimonium Petri, in dessen Besitz ihn die franz. Occupationstruppen erhielten. Am 27. März 1861 erklärte das ital. Parlament die Stadt Rom zur natürlichen und unentbehrlichen Hauptstadt des Königreichs und im Aug. 1862 rückte Garibaldi mit einem Freiwilligenheer vom Süden gegen Rom vor. Die ital. Regierung (Rattazzi), von Napoleon III. gedrängt, schickte ein Heer gegen Garibaldi ab, und dieser wurde 29. Aug. bei Aspromonte geschlagen und gefangen. Napoleon III. schloß 15. Sept. 1864 mit Italien eine Konvention, wonach sich Frankreich verpflichtete, seine Occupationstruppen binnen zwei Jahren aus Rom zurückzuziehen, während Italien das Versprechen gab, das päpstl. Gebiet nicht nur nicht anzugreifen, sondern auch gegen äußere Angriffe zu schützen, den entsprechenden Teil der päpstl. Staatsschuld zu übernehmen, den Regierungssitz binnen sechs Monaten von Turin nach Florenz zu verlegen und auf Rom als Hauptstadt zu verzichten. Am Schluß von 1866 befand sich kein franz. Soldat mehr im Patrimonium Petri.

Aber die Aktionspartei machte einen neuen Versuch, sich der Hauptstadt Rom zu bemächtigen. Garibaldi stellte sich wieder an die Spitze der Freischaren, worauf Napoleon eine Flotte mit zwei Brigaden unter General Failly nach Civitavecchia schickte. Am Abend des 30. Okt. 1867 rückten die ersten franz. Bataillone in Rom ein, nachdem das päpstl. Heer unter dem Kommando des Generals Kanzler 23. Okt. die Freischaren unter Enrico Cairoli vernichtet hatte. Bei Mentana schlugen 3. Nov. die päpstl. Truppen und die Franzosen die Freiwilligen unter Garibaldi. Hierauf kehrte der größte Teil des franz. Expeditionskorps nach Frankreich zurück, der Rest desselben setzte sich in Civitavecchia fest, an dessen Befestigung gearbeitet wurde. Die Aufforderung Napoleons an die Großmächte, auf einer europ. Konferenz die röm. Frage zu regeln, hatte keinen Erfolg; dagegen erklärte der franz. Staatsminister Rouher 5. Dez. 1867 im Gesetzgebenden Körper, Frankreich werde niemals dulden, daß Italien sich Roms bemächtige. Der Verlauf des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 machte jedoch der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende. Als die Siege von Metz und vollends die Katastrophe von Sedan bekannt wurden, entschloß sich die ital. Regierung 6. Sept. zur Besetzung Roms und ließ 11. Sept. ital. Truppen unter General Cadorna in den K. einrücken. Derselbe besetzte am 16. Civitavecchia, erschien am 19. vor Rom und forderte die Stadt zur Übergabe auf. General Kanzler, welcher vom Papst den Befehl erhalten hatte, des Protestes halber Widerstand zu leisten, bis Bresche in die Mauer gelegt sei, wies die Aufforderung zurück. Darauf schossen die ital. Truppen am 20. an der Porta Pia Bresche in die Stadtmauer, der Widerstand hörte auf Befehl des Papstes auf und Cadorna zog unter dem Jubel des Volks mit seinen Truppen in Rom ein. Dem Papste wurde die sog. Leoninische Stadt mit dem Vatikan überlassen, seine Truppen entwaffnet und nach Hause geschickt. Der Papst antwortete mit Protestschreiben und mit einem Bannstrahl gegen alle Teilnehmer an dieser «Beraubung». Am 22. Sept. besetzte Cadorna auch den Leoninischen Teil, auf besondern Wunsch des Papstes, der sich vor dessen Bewohnern nicht mehr für sicher hielt.

Die Vollsabstimmung vom 2. Okt. hatte das Ergebnis, daß von den stimmberechtigten Einwohnern des Patrimoniums Petri 133681 Stimmen für, 1507 gegen den Anschluß an Italien sich aussprachen. Darauf unterzeichnete Victor Emanuel 9. Okt. ein Dekret, wodurch das ganze päpstl. Gebiet dem Königreiche Italien einverleibt, die ital. Verfassung auf diese neue Provinz ausgedehnt und General La Marmora zum Statthalter von Rom ernannt wurde. Die neugewählte ital. Abgeordnetenkammer genehmigte die Einverleibung Roms

und die Verlegung des Regierungssitzes von Florenz nach Rom auf den 30. Juni 1871. Sämtliche Ministerien und das Parlament waren 1. Juli 1871 nach Rom übergesiedelt, und der König hielt am 2. seinen Einzug in Rom und stieg im Quirinal ab. Am 13. Mai 1871 publizierte die ital. Regierung das von den Kammern genehmigte «Garantiegesetz», wodurch die Prärogativen des Papstes und das Verhältnis zwischen Staat und Kirche geregelt werden sollten. Nach diesem Gesetze behielt der Papst alle Vorrechte eines Souveräns, wurde für heilig und unverletzlich erklärt, konnte Gesandte beglaubigen und empfangen, durfte seine Leibwache behalten, erhielt eine jährliche Rente von 3225000 Frs., und der Besitz des Vatikans, des Laterans und von Castelgandolfo nebst den dazugehörigen Gärten und Gütern wurde ihm garantiert; zum Zweck des ungehinderten Verkehrs mit dem Episkopat und der ganzen übrigen Welt erhielt er ein eigenes Post- und Telegraphenamt. Dieses Garantiegesetz erkannte der Papst nicht an, verweigerte daher auch die Annahme der Rente und nahm die übrigen Vorrechte eines Souveräns nicht als Geschenk, sondern als rechtlich ihm zustehend hin. Der 1878 erfolgte Wechsel im Pontifikat änderte an den bestehenden Verhältnissen nichts.

Außer der unter Italien, Papst und Rom angeführten Litteratur vgl. Sugenheim, «Geschichte der Entstehung und Ausbildung des K.» (Lpz. 1854); Farini, «Lo stato Romano dall' anno 1815 al 1850» (4 Bde., Tur. 1850—53); Theiner, «Codex diplomaticus dominii temporalis Sanctae Sedis» (3 Bde., Rom 1861—62); de Mévius, «Histoire de l'invasion des États Pontificaux en 1867» (Par. 1875); Brosch, «Geschichte des K.» (2 Bde., Gotha 1882).

Kirchenstrafen sind Strafen, welche die Kirche ausgebildet hat und welche von den kirchlichen Organen wegen Übertretung kirchlicher Rechtsvorschriften verhängt werden. Man teilt sie in medizinale, d. h. solche, bei welchen der Besserungszweck der überwiegende ist (Exkommunikation, Interdikt, Amtssuspension der Geistlichen) und vindikative, d. h. solche, die eine objektive Genugthuung für das verletzte Gebot enthalten (Suspension der Kleriker auf bestimmte Zeit, Amtsentsetzung, Versagung des kirchlichen Begräbnisses). Die Kirchenstrafen treten entweder unmittelbar mit der Rechtsverletzung ein, auf welche sie gesetzt sind (poenae latae sententiae), oder werden durch richterliches Erkenntnis ausgesprochen (poenae ferendae sententiae). Auch in der evang. Kirche sind Nachbildungen der kath. Strafarten gebräuchlich geworden, aber wie diese Strafgerichtsbarkeit sich erst allmählich aus der Kirchenzucht entwickelt hat, so ist sie auch wieder seit dem 18. Jahrh. auf diese reduziert worden, und heute kann nur von einer Disciplinargerichtsbarkeit der evang. Kirche über ihre Diener und eine Kirchenzucht über sämtliche Glieder gesprochen werden.

Kirchenstreich, ein militärisches Signal in Österreich, das die zum Kirchgang bestimmten Truppenabteilungen zum Zusammentreten beruft, das aber auch bei langen Marschkolonnen, die sich stark auseinander gezogen haben, an der Queue gegeben wird, um die vordern Abteilungen und namentlich die Tête zu veranlassen, durch Kurztreten das Aufschließen der Kolonne zu erleichtern.

Kirchentag (evangelischer) heißt eine von 1848 bis 1872 sechzehnmal zusammengetretene Versammlung kirchlich gesinnter Männer geistlichen und weltlichen Standes aus den verschiedenen evang. Landeskirchen Deutschlands zur Beratung gemeinsamer kirchlicher Angelegenheiten. Der erste K. zu Wittenberg, geleitet durch Bethmann-Hollweg und Stahl, beschloß die Stiftung eines Kirchenbundes, zu welchem alle auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehenden Kirchengemeinschaften, namentlich die lutherische, die reformierte, die unierte und die Brüdergemeine, zusammentreten sollten, nicht als zu einer, die konfessionellen Kirchen aufhebenden Union, sondern zu einer Konföderation, welche die innern und äußern Verhältnisse jeder Kirche unberührt lasse. Dieser Kirchenbund ist nie zu Stande gekommen; auch die Eisenacher Kirchenkonferenz (s. d.) kann nicht als Verwirklichung dieses Gedankens gelten. Allmählich verlor der K. an Einfluß. Strenge Lutheraner hatten sich von Anfang an fern gehalten. Seit 1857 zogen sich auch die preuß. Lutheraner, wie Hengstenberg und Stahl, zurück; später erschienen auch die Führer der Linken nicht mehr. Seit 1872 fand keine Versammlung des K. mehr statt.

Kirchentöne nennt man in der Musik diejenigen Tonarten, welche vor der Ausbildung der modernen Dur- und Moll-Tonleiter im Gebrauch waren. Sie heißen K., weil sie in der kunstvollen Kirchenmusik des 15. bis 17. Jahrh. besonders zur Geltung gekommen und in dauernden Kunstwerken erhalten sind; im übrigen hatten sie für die weltliche Musik der damaligen Zeit dieselbe Geltung. Bei den Tonarten der K. hielt man sich nur an diejenigen Töne, welche durch die untern (weißen) Tasten des Klaviers dargestellt werden und begann die Reihe mit D, welches deshalb auch der erste K. oder die dorische Tonart genannt wurde; die Töne hießen also aufsteigend: D e f g a h c. Der zweite K. (E f g a h c d) wurde phrygische Tonart genannt; der dritte (F g a h c d e) lydische Tonart; der vierte (G a h c d e f) mixolydische Tonart; der fünfte (A h c d e f g) äolische Tonart; der sechste (C d e f g a h) ionische Tonart. Die Oktavenreihen nannte man auch die authentischen Töne und stellte ihnen sechs andere als plagale oder von den erstern abhängige gegenüber, welche mit jenen zwar dieselben Töne besitzen, aber die Melodien mehr in den untern Lagen halten; deshalb erhielten sie die Namen Hypodorisch (d. i. Unterdorisch), Hypophrygisch, Hypolydisch u. s. w. Die Modulationsweise in den Folgen der K. ist von besonderm Ausdruck, muß daher als eine berechtigte, für die Kunst fortdauernd gültige Eigentümlichkeit angesehen werden, die auch (nachdem sie eine Zeit lang aus Unkenntnis verachtet war) neuerdings wieder große Bedeutung erlangt hat.

Kirchenväter (patres ecclesiae) nennt man die Lehrer und Schriftsteller der alten Kirche, deren Schriften als Muster rechtgläubiger Lehre gelten. Die Kenntnis ihres Lebens und ihrer Werke macht den Inhalt einer eigenen theol. Disciplin, der Patristik oder Patrologie, aus, welche aber neuerdings besser in der Form einer umfassenden Geschichte der christl.-kirchlichen Litteratur des Altertums behandelt zu werden pflegt. Der Wert wie der Inhalt ihrer Schriften ist natürlich sehr verschieden; in letzterer Beziehung pflegt man exegetische, apologetische, polemische, dogmatische, moralische, histor., erbauliche Schriften zu unterscheiden. Die berühmtesten

unter den griechischen K. sind Clemens Alexandrinus, Origenes, Irenäus, Athanasius, Basilius d. Gr., Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz und Chrysostomus; unter den lateinischen Tertullian, Cyprian, Ambrosius, Hilarius, Augustinus, Hieronymus und Gregor d. Gr. Die reichhaltigsten Sammlungen von Schriften der K. sind die «Maxima bibliotheca veterum patrum» (27 Bde., Leid. 1677); Gallandis «Bibliotheca veterum patrum» (13 Bde., Veneb. 1765—79); Migne, «Cursus completus patrologiae» (383 Bde., Par. 1844—66). Auszüge und Übersetzungen enthält Röslers «Bibliothek der K.» (10 Bde., Lpz. 1776—86), neuere Übersetzungen Reithmayr und Thalhofers «Bibliothek der K.» (Bd. 1—397, Kempten 1869—84).

Kirchenvereinigung, s. Union.

Kirchenverfassung ist die rechtliche Organisation der Kirche als Anstalt. In der kath. Kirche haben die röm. Bischöfe seit alten Zeiten das Bestreben gehabt, dieser Verfassung den Charakter der absoluten Monarchie aufzudrücken und den Schwerpunkt des gesamten Regiments in das Papsttum zu verlegen (Papal- oder Kurialsystem), während eine scharfe Reaktion dagegen namentlich in den großen Konzilien des 15. Jahrh. der Kirche die Gestalt einer durch Bischöfe regierten Aristokratie zu geben versucht hat. Aber während dieses sog. Episkopalsystem in Frankreich bis ins 19. Jahrh. hinein praktische Geltung hatte und auch in Deutschland noch wenigstens theoretische Vertreter fand, hat das Vatikanische Konzil den alten Streit zu Gunsten des Papalsystems entschieden und den Inhalt desselben zum Dogma der Kirche gemacht. Nach den Prinzipien der Reformation hätte das kirchliche Regiment den einzelnen Gemeinden zufallen müssen. Aber statt dieser bemächtigten sich die Landesherren der Kirchengewalt, und wenn auch die Geistlichkeit eine Zeit lang versuchte, ihrerseits das Regiment durch die Fürsten zu führen und diese zu bloß kirchlichen Organen herabzudrücken (Episkopalsystem), so streiften doch die Landesherren die lästige Schranke von sich ab und wurden absolute Herrscher wie im Staate so auch in der Kirche, welche letztere nur als ein Stück des erstern angesehen wurde (Territorialsystem). Dabei pflegten die deutschen Landesherren ihre kirchenregimentlichen Befugnisse durch kollegiale Behörden (Konsistorien) ausüben zu lassen. Auch die schweizerische reform. Kirche brachte eine Verquickung zwischen politischer und kirchlicher Gemeinde, Staat und Kirche zu Wege, und nur die sog. reform. Gemeinden unter dem Kreuz (d. h. unter einem kath. Landesherrn) vermochten eine rein kirchliche Gemeindeorganisation in den Presbyterien zu schaffen und ein die höchste Regierung ausübendes Organ in dem Repräsentativkörper der Synode. Die neuere Zeit hat diese Presbyterial-Synodalverfassung, verschmolzen mit der Konsistorialverfassung, in ganz Deutschland mit wenigen Ausnahmen zur Herrschaft gebracht und damit die Lücken der frühern Rechtsbildung auszufüllen versucht.

Kirchenverfassung (Evangelische), s. Evangelische Kirchenverfassung.

Kirchenvermögen nennt man den Inbegriff der im Eigentum der Kirche stehenden Sachen und der ihr zukommenden sonstigen Vermögensrechte. Bezüglich des Rechtssubjekts, welchem das Eigentum am K. zuzuschreiben sei, herrscht Streit. Die richtige Ansicht ist, daß die einzelnen Kirchen als Anstalt Eigentümer sind, und dieser Satz gilt auch für das evang. Kirchenrecht, obgleich es den prot. Prinzipien mehr entsprochen haben würde, wenn die Gemeinden Eigentümer geworden wären. Nur das Preußische Landrecht hat diesen Standpunkt aber auch für das kath. Kirchenvermögen eingenommen. Die Kirche beansprucht für ihr Vermögen Steuerfreiheit, und will nur mit Genehmigung der Bischöfe und des Papstes Kirchengut zur Tragung allgemeiner und dringend notwendiger Staatslasten herangezogen werden lassen. Indessen haben die Staatsgesetze diese Forderung der Kirche nicht bewilligt und nur von Grund- und Gebäudesteuer sind kirchliche Gebäude ausgenommen worden. Bezüglich der Veräußerung der im K. stehenden Gegenstände stellt das kirchliche Recht Beschränkungen auf, und auch die Staatsgesetzgebungen haben die Veräußerungen, nicht minder aber auch den Erwerb von K. an die Bewilligung der politischen Behörden geknüpft. (S. Kirchengut und Kirchensachen.)

Kirchenversammlung, s. Konzil.

Kirchenvisitation heißt die von der obern Kirchenbehörde durch besondere Abgeordnete an Ort und Stelle vorgenommene Untersuchung des kirchlichen Zustandes der Gemeinden und der amtlichen Tüchtigkeit und Wirksamkeit ihrer Geistlichen. Sie sind teils außerordentliche, teils ordentliche Visitationen. Die außerordentlichen werden von den Kirchenobern für besondere einzelne Fälle angeordnet. Im kirchlichen Altertum lagen diese Visitationen den Bischöfen als Teil ihrer Amtspflicht ob und wurden nach der Entstehung des Klosterwesens auch auf die Klöster ausgedehnt. Im Mittelalter wurden diese bischöfl. Visitationen infolge der übermäßigen Ansprüche der Bischöfe, die meist mit einem förmlichen Hofstaate umherzogen, den Gemeinden oft so lästig, daß selbst Synoden und weltliche Behörden Verordnungen gegen den unmäßigen Aufwand bei K. erlassen mußten. Später überließen die Bischöfe diesen Teil ihrer amtlichen Funktionen ihren Vikaren, und seit den Zeiten Gregors VII. sendeten die Päpste oft auch Legaten mit vollkommener Strafgewalt aus oder überwiesen den Inquisitoren die Untersuchung des kirchlichen Zustandes in einem Lande. Eine ganz neue Gestalt erhielt die K. durch die Reformation. Luther riet 1525 dem Kurfürsten von Sachsen, eine über alle Kirchen des Landes sich erstreckende Visitation halten zu lassen, um die Tüchtigkeit und Wirksamkeit der Prediger, den Zustand jeder Kirche und der Güter derselben zu prüfen. Melanchthon schrieb zu diesem Zwecke sein «Visitationsbüchlein, oder Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentume Sachsen», das die Geistlichen in der evang. Lehre unterweisen sollte. Die erste K., die nun 1527—29 in Sachsen abgehalten wurde, um das Kirchenwesen nach den Grundsätzen der Reformation in Ordnung zu bringen, erstreckte sich gleichmäßig auf die Kirche und Schule, und gewann bald Nachahmung in andern evang. Ländern. Die K. bestehen noch jetzt und werden in der kath. Kirche von dem Bischofe oder dessen Abgeordneten, in der prot. Kirche teils in gewissen Zwischenräumen durch Kommissare des Kirchenregiments, teils alljährlich in den einzelnen Sprengeln von den Dekanen, Superintendenten oder Pröpsten abgehalten. Vgl. Burkhardt, «Geschichte der deutschen Kirchen- und Schulvisitation im Zeitalter der Reformation» (Bd. 1, Lpz. 1879).

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Kirchenvogt. Die Bistümer und Klosterstiftungen konnten als nur moralische Personen solche Rechte und Pflichten eigentlich nicht übernehmen, welche ein unmittelbares Thätigwerden im Staate und der Gesellschaft voraussetzen. Wenn solche geistliche Anstalten dennoch Grund-, Lehns- und Gerichtsherrlichkeit erlangen, über ein bedeutendes Eigentum verfügen und ihnen bestrittene Rechte verfolgen sollten, so bedurften sie zu dem allen eines angesehenen Vertreters (advocatus) oder Vogtes, der in Notfällen mit Rat und That zur Hand war, das vom Stifte zu stellende Kontingent dem Reichsheere zuführte, die Gerichtsbarkeit über die Unterthanen handhabte und sowohl bei Erwerbungen und Vereinnahmungen mitwirkte als das Stift in Fehden oder vor auswärtigen Gerichten durch Eid und Zweikampf ersetzte. Die Ernennung ging bald von den Kaisern aus, namentlich in den Bistümern und reichsunmittelbaren Abteien, bald, was man für günstiger ansah, von dem Bischof oder dem Konvent, wenn nicht die Festsetzung eines Fundators oder die Erblichkeit des mit der Stelle verbundenen Benefiziums bestimmten Geschlechtern oder deren Cessionaren ein selbständiges Anrecht auf jenes Amt verlieh. Da solche Vögte ihre Befugnisse oft mißbrauchten, über Kirchengut zu eigenem Besten verfügten und trotz aller schriftlichen Feststellungen (Vogtrechte) ihre auf die Stiftsunterthanen angewiesenen Einkünfte durch allerlei Willkür steigerten, so suchten sich die geistlichen Anstalten der bedenklichen Schutzherren dadurch zu entledigen, daß sie jede Gelegenheit zur Erkaufung oder Einlösung der Vogteien benutzten und die Stellen durch nur für deren Person ernannte Provisoren besetzten. Hierdurch schwanden allmählich die Vogteien sowohl der Zahl als der Bedeutung nach, wiewohl dergleichen noch heutzutage vereinzelt als mit besondern Einkünften versehene Ehrenposten vorkommen. Bisweilen heißen Kirchenvögte auch die niedern Kirchendiener, welche die äußere Ordnung bei dem Gottesdienste aufrecht zu erhalten haben; doch auch für das Patronatsrecht, das sich häufig mit der Kirchenvogtei verband, ist dieser Name üblich gewesen.

Kirchenzucht oder **Bußzucht** (disciplina ecclesiastica) nennt man den Inbegriff aller Mittel, durch welche die Kirche ihre Mitglieder zu einem äußerlich ehrbaren Leben (guter Zucht) und zur Erfüllung der kirchlichen Pflichten anhält. (S. Kirchenbann, Kirchenbuße und Kirchenstrafen.)

Kircher (Athanasius), vielseitiger Gelehrter, geb. zu Geisa im Fuldaischen 2. Mai 1601, wurde 1618 Jesuit und dann Professor zu Würzburg. Infolge der Unruhen des Dreißigjährigen Kriegs ging er nach Avignon, wo er mehrere Jahre lang bei den Jesuiten seinen Studien oblag. Dann berief ihn der Papst nach Rom, wo er anfangs am Collegium Romanum Mathematik lehrte. Später ohne Lehramt, beschäftigte er sich mit dem Studium der Hieroglyphen und andern archäol. Gegenständen. K. starb zu Rom 28. Nov. 1680.

Unter seinen vielen Werken sind die berühmtesten: «Ars magna lucis et umbrae» (2 Bde., Rom 1646), «Musurgia universalis» (2 Bde., Rom 1650), «Oedipus Aegyptiacus» (4 Bde., Rom 1652—55), «Mundus subterraneus» (2 Bde., Amsterd. 1678), «China illustrata» (Amsterd. 1667), «Polygraphia, seu artificium linguarum, quo cum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere» (Rom 1663), «Latium, id est nova et parallela Latii, tum veteris, tum novi, descriptio» (Rom 1671). K. gilt als Erfinder der Laterna magica. Das von ihm gegründete Museo Kircheriano in Rom gehört seit 1870 dem Staate.

Kirchfahrt, feierlicher Zug in eine Kirche; dann aber auch soviel wie Kirchspiel. (S. Parochie.)

Kirchgang der Wöchnerinnen (Sechswöchnerinnen), ein Gebrauch, der vom Christentum dem jüd. Leben entnommen wurde. Eine bestimmte Zeit hierfür nach Art des mosaischen Gesetzes (3 Mos. 12) kannte zwar die christl. Kirche im allgemeinen nicht, doch trifft man die Beibehaltung des vierzigsten Tags in einigen Kirchen als Nachahmung des mosaischen Ritus. Bei den Griechen war gleich nach der Geburt ein Gebet und Bekreuzung über die Mutter und das Kind üblich. In der orient. und occident. Kirche gemeinsam aber fand einige Wochen nach der Geburt der feierliche K. und die Aussegnung der Wöchnerinnen nach dem Beispiele der heil. Maria statt, wovon man die erste Nachricht in einem arab. Kanon des Konzils von Nicäa finden will. Seit der Reformation ist der K. als feststehender Gebrauch in den meisten Gegenden abgekommen oder wenigstens seines feierlichen Charakters entkleidet.

Kirchhain in Hessen, Kreisstadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, an der Mündung der Klein in die Wohra und an der Ohm, Station der Linie Kassel-Marburg-Frankfurt a. M. der Preußischen Staatseisenbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Geflügelzucht und Sandsteinbrüche und zählt (1880) 1877 meist prot. E. Ehemals war es befestigt und litt im Dreißigjährigen Kriege viel. [23 180 E.

Der Kreis Kirchhain zählt auf 336 qkm

Kirchhain in der Niederlausitz, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Luckau, an der Kleinen Elster, 3 km im N. von Dobrilugk, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 3411 meist prot. E., welche starke Gerberei und Schuhmacherei betreiben und Tuch, Leim und Knochenmehl fabrizieren.

Kirchheim-Boland, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, an der Linie Kaiserslautern-Alzei der Pfälzischen Eisenbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat eine Lateinschule, ein Schloß (Boland) mit großem Garten und zählt (1880) 3395 meist evang. E., welche Feld- und Obstbau treiben, in Eisenhütten und Zinnoberbergwerken arbeiten und musikalische Instrumente fabrizieren. K. war ehemals Hauptort der danach benannten nassau-weilburgischen fürstl. Herrschaft K. und Stauf. Am 14. Juni 1849 fand hier ein Gefecht statt zwischen pfälz. Insurgenten und Preußen.

Kirchheim unter Teck, Stadt im württemberg. Donaukreise, an der Mündung der Lindach in die Lauter, durch eine Privatbahn nach Unterboihingen mit den Württembergischen Staatsbahnen verbunden, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat ein königl. Schloß, eine Handelslehranstalt und ein reiches Hospital und zählt (1880) 6632 meist prot. E., welche wichtige Baumwollwaren und Leinenfabrikation und Wollspinnerei, Fournierschneiderei, Gipsmühlen, Bleicherei, Obst- und Weinbau treiben und den bedeutendsten Wollmarkt in Süddeutschland abhalten, auch Maschinen, Papierwaren (Lampions), Cement, Chemikalien, musikalische Instrumente und Möbel fabrizieren.

Kirchhof, ein freier Platz um eine Kirche, besonders sofern er zum Begräbnisplatz dient. (S. Friedhof.)

Kirchhoff (Albrecht), deutscher Buchhändler, der sich besonders um die Geschichte des Buchhandels verdient gemacht hat, Bruder von Johann Wilhelm Adolf K., geb. 30. Jan. 1827 zu Berlin, besuchte daselbst die Realschule, vollendete seine Lehrzeit bei Duncker u. Humblot, arbeitete kurze Zeit in Mittlers Sortiment in Berlin und kam 1848 in die Hinrichssche Buchhandlung nach Leipzig, wo er «Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels» (2 Bde., Lpz. 1853—55) und «Die Handschriftenhändler des Mittelalters» (Lpz. 1853; Nachtrag, Halle 1855) veröffentlichte. Mit Georg Wigand eröffnete er dann 1856 unter der Firma Kirchhoff u. Wigand eine Antiquariatsbuchhandlung. Nach dem 1858 erfolgten Tode Wigands ging das Geschäft in K.s alleinigen Besitz über, der 1863 seinen Bruder Otto K. als Teilhaber aufnahm. K. verfaßte ferner den «Fünfjährigen Bücherkatalog», dessen erste zwei Bände die Jahre 1851—60 umfassen; die Fortsetzung wird von der Hinrichsschen Buchhandlung veröffentlicht. K. ist Mitglied der Historischen Kommission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler und beteiligt sich besonders lebhaft an dem von dieser seit 1878 herausgegebenen «Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels».

Kirchhoff (Alfred), Naturforscher und Reisender, geb. 1838 zu Erfurt, studierte 1858—61 in Jena und Bonn Naturwissenschaften, war dann Lehrer an den Realschulen zu Mülheim an der Ruhr und Erfurt, 1865—73 an der Luisenstädtischen Gewerbeschule in Berlin. Seit 1873 ist er Professor der Erdkunde an der Universität zu Halle, seit 1876 auch Vorsitzender des Vereins für Erdkunde daselbst. Außer vielen Aufsätzen in Zeitschriften veröffentlichte K. «Schulbotanik» (Halle 1865), «Erfurt im 13. Jahrh.» (Berl. 1870), «Die ältesten Weistümer der Stadt Erfurt» (Halle 1870), «Thüringen doch Hermundurenland» (Lpz. 1882), «Schulgeographie» (2. Aufl., Halle 1883), «Rassenbilder» (12 Tafeln mit Text, Kass. 1883—84).

Kirchhoff (Gust. Rob.), einer der namhaftesten deutschen Physiker, geb. 12. März 1824 zu Königsberg in Preußen, widmete sich seit 1842 auf der Universität seiner Vaterstadt mathem. und physik. Studien und habilitierte sich 1847 in Berlin als Privatdocent. K. siedelte 1850 als außerord. Professor nach Breslau über, von wo aus er 1854 einem Rufe als ord. Professor der Physik nach Heidelberg folgte. Seit 1875 wirkt er in Berlin als Professor an der Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. K.s wissenschaftliche Thätigkeit war vorzugsweise Untersuchungen über Elektricität und Galvanismus, über die Elasticität, die Ausdehnungsfähigkeit und andere physik. Eigenschaften der Körper, über die Spannung der Wasserdämpfe, über Gegenstände der Optik (z. B. der Fraunhoferschen Linien) u. s. w. zugewandt, deren Ergebnisse er in einer Reihe von Abhandlungen in Poggendorffs «Annalen», teilweise auch in Crelles «Journal für Mathematik» niedergelegt hat. Großes Aufsehen erregte er durch das von ihm mit Bunsen aufgestellte Verfahren der Spektralanalyse (s. d.), das er in den berühmten «Untersuchungen über das Sonnenspektrum und die Spektren der chem. Elemente» (Berl. 1861; 3. Aufl. 1866) dargelegt hat und welches seitdem allgemein zur Untersuchung der materiellen Beschaffenheit der Himmelskörper angewendet wird. (S. Analyse.) K.s Arbeiten zeichnen sich durch mathem. Schärfe und Exaktheit im Experiment aus.

Kirchhoff (Joh. Wilh. Adolf), ausgezeichneter Philolog und Altertumsforscher, geb. zu Berlin 6. Jan. 1826 als Sohn des Geschichtsmalers Johann Jakob K., erhielt seine Gymnasialbildung auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium daselbst und widmete sich dann 1842—46 auf der Universität seiner Vaterstadt philol. Studien. Nachdem er seit 1846 als Adjunkt, später als Professor am Joachimsthalschen Gymnasium gewirkt, erhielt er im Okt. 1865 eine ord. Professur an der Universität und nach Böckhs Tode auch die Mitdirektion des Philologischen Seminars. Im J. 1860 ward K. als ordentliches Mitglied in die Akademie gewählt. Seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten waren den Homerischen Gedichten gewidmet, wie «Quaestionum Homericarum particula» (Berl. 1846), «Die Homerische Odyssee und ihre Entstehung» (Berl. 1859) und «Die Komposition der Odyssee» (Berl. 1869; 2. umgearbeitete Aufl. unter dem Titel «Die Homerische Odyssee», 1879). Ferner lieferte er eine Handausgabe des Plotin (2 Bde., Lpz. 1854), eine kritische Ausgabe der Tragödien des Euripides (2 Bde., Berl. 1855), sowie eine Handausgabe desselben Dramatikers (3 Bde., Berl. 1867—68), des Äschylos (1880) und der unter Xenophons Namen gehenden Schrift vom «Staat der Athener» (2. Aufl. 1881). Große Verdienste hat sich K. um die Sprachen des alten Italien und um die Paläographie erworben; so gab er «Die umbrischen Sprachdenkmäler» (in Verbindung mit Aufrecht, 2 Bde., Berl. 1848—51) und «Das Stadtrecht von Bantia» (Berl. 1853) heraus. Daran schlossen sich die Untersuchungen über «Das got. Runenalphabet» (Berl. 1852) und über «Die fränk. Runen» in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum» (1855). Im Auftrage der Akademie der Wissenschaften bearbeitete K. das zweite Heft des vierten Bandes des «Corpus inscriptionum graecarum» (1859), welches die christl. Inschriften enthält. Im J. 1873 gab er den ersten Band des «Corpus inscriptionum atticarum», enthaltend die Inschriften vor Eukli des, heraus. Außerdem lieferte K. eine Reihe Beiträge zu Fachzeitschriften, zu den «Monatsberichten» und «Denkschriften» der Akademie u. s. w., wie die «Studien zur Geschichte des griech. Alphabets» (3. Aufl., Berl. 1877).

Kirchmann (Jul. von), namhafter jurist. und philos. Schriftsteller, geb. 6. Nov. 1802 in Schafstädt bei Merseburg, besuchte das Gymnasium zu Merseburg, studierte in Leipzig und Halle die Rechte, trat dann in den preuß. Staatsdienst, war seit 1846 Staatsanwalt in Berlin und wurde daselbst 1848 zum Abgeordneten für die preuß. Nationalversammlung gewählt. K. schloß sich in derselben dem linken Centrum an, wurde aber inzwischen zum Präsidenten des Oberlandesgerichts in Ratibor befördert, womit sein Mandat erlosch. Als Abgeordneter des Kreises Tilsit trat er jedoch schon Ende Juli wieder in die Nationalversammlung. Im Frühjahr 1849 beteiligte er sich als Abgeordneter von Ratibor an der preuß. Zweiten Kammer bis zu deren Auflösung, und gab dann die «Demokratischen Blätter» heraus. Ein Konflikt, in den er 1850 als Gerichtspräsident mit dem Obertribunal geriet, hatte für ihn eine dreimonatliche Amtssuspension zur Folge. Später

nahm er einen mehrjährigen Urlaub, kaufte ſich in der Nähe von Dresden an und widmete ſich philoſ. Studien. Im J. 1861 erfolgte in Breslau ſeine Wahl in das preuß. Abgeordnetenhaus, wo er ſich der Fortſchrittspartei anſchloß; 1863 trat er wieder als Vizepräſident des Appellationsgerichts zu Ratibor ein. Jedoch wurde gegen ihn infolge eines im Arbeiterverein zu Berlin 1866 gehaltenen Vortrags über den Kommunismus der Natur (3. Aufl., Berl. 1882) die Disciplinarunterſuchung beim Obertribunal in Berlin eingeleitet und er 1867 ſeines Amts ohne Penſion entſetzt. Seitdem lebte K. in Berlin, wo er 20. Okt. 1884 ſtarb.

Als Frucht ſeiner philoſ. Studien veröffentlichte K. «Die Philoſophie des Wiſſens» (Berl. 1864) und «Über die Unſterblichkeit» (Berl. 1865), worin er die neuern idealiſtiſchen Syſteme einer ſcharfſinnigen Kritik unterwarf, »Äſthetik auf realiſtiſcher Grundlage» (2 Bde., Berl. 1866), »Katechismus der Philoſophie» (Lpz. 1877; 2. Aufl. 1881); ferner Erläuterungen zu Kant und Ariſtoteles u. ſ. w. Auch überſetzte er Hobbes' «Abhandlung über den Bürger» (Lpz. 1873). Seit 1868 gab er eine »Philoſ. Bibliothek» mit Kommentar (Lpz. 1868—83, Heft 1—313) heraus. Unter ſeinen juriſt. Schriften ſind «Das preuß. Civilprozeßgeſetz» (Berl. 1847), «Strafgeſetzbuch für den Norddeutſchen Bund» (Elberf. 1870) und «Strafgeſetzbuch für das Deutſche Reich» (Elberf. 1871) zu nennen.

Kirchmeſſe, ſ. unter Kirchweihe.

Kirchner (Theodor), Komponiſt, geb. 9. Dez. 1823 zu Neukirchen bei Chemnitz, bildete ſich in Leipzig und Dresden zum Muſiker aus, war 1843 der erſte Schüler des leipziger Konſervatoriums, wurde noch 1843 Organiſt in Winterthur, 1862 Dirigent der Abonnementskonzerte in Zürich, 1873 Direktor der Muſikſchule in Würzburg und lebte ſeit 1875 in Leipzig, ſeit 1883 in Dresden. Seine meiſten Werke ſind Klavierſtücke und Lieder.

Kirchſpiel (Kirchſprengel), ſ. Parochie.

Kirchthurmjagd, ſ. Steeple chase.

Kirchweihe nennt man die religiöſe Handlung (consecratio), durch welche eine neuerbaute oder ihrer Beſtimmung eine Zeit lang entzogene Kirche dem gottesdienſtlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Dieſe Feierlichkeit hat ihren Urſprung in der jüd. Tempelweihe, die in den Monat Kisleo (unſern November) fiel, acht Tage dauerte und auch das «Feſt der Lichter» hieß, weil die Juden während desſelben ihre Wohnungen erleuchteten. In der chriſtl. Kirche wurde die K. erſt ſeit Konſtantin d. Gr. gebräuchlich, und ihre Feierlichkeiten waren, nach dem Zeugniſſe des Euſebius, ſehr einfach. Der Hauptſache nach beſtanden ſie in einem ſolennen Gottesdienſte mit der Feier des heil. Abendmahls, in Dankgebeten und Segensſprüchen. Gregor d. Gr. gibt bereits ein ausführliches Ceremoniell für die K. Sie war die Funktion des Diöceſanbiſchofs. So geſchieht es in der kath. Kirche noch jetzt. Die Feierlichkeiten ſind in der kath. Kirche nicht überall gleich; weſentlich aber kommen ſie darauf hinaus, daß der Biſchof ſchon vor dem Tage der eigentlichen K. faſtet, die Reliquien in den noch nicht geweihten Altar legt und die Vigilien hält. Am Tage der K. hält der Biſchof einen feierlichen Umgang um die Kirche, zieht dann unter beſondern Ceremonien in dieſelbe ein, hält die üblichen Gebete, nimmt nach andern feierlichen Akten die Segnung und Weihe der innern Teile der Kirche vor, namentlich der Wände und der Altäre, legt die Reliquien in die letztern und hält in Gegenwart der Gemeinde das Hochamt. Der gottesdienſtliche Ritus der Oktave, d. h. der folgenden acht Tage, muß ſich auf dieſe Feier beziehen. Bei den Proteſtanten wird die K. durch Gottesdienſt und eine auf ſie ſich beziehende Rede, die vom Superintendenten gehalten wird, vollzogen. Schon in der alten Kirche, in Deutſchland ſeit dem 9. Jahrh., wurde der Tag der K., der regelmäßig auf einen Sonntag fiel, ein jährliches Feſt, welche Sitte ſich bis heute in einem großen Teile der chriſtl. Welt erhalten hat. Man pflegt dieſes Feſt das Kirchweihfeſt, auch Kirchmeſſe und Kirmſe zu nennen, weil es in der röm. Kirche üblich iſt, zum Andenken an die Stiftung einer Kirche eine Meſſe zu halten. An dieſem Feſte begeht man nur den erſten Tag auf gottesdienſtliche Weiſe, an den andern Tagen aber überläßt man ſich dem Tanze und allerlei Luſtbarkeiten.

Kirgiſen, ein ſehr verbreitetes und zahlreiches Volk türk.-tatar. Stammes, welches in den weiten Steppenländern nomadiſiert, die ſich im N. Turkeſtans von der untern Wolga und dem Kaſpiſchen Meere im W. bis an die ruſſ.-chineſ. Grenzen am Altai und Thianſchan im O. und vom Aralſee und Sir im S. bis gegen den Tobol und Irtyſch nach N. hin erſtrecken und gewöhnlich unter dem geogr. Namen der Kirgiſenſteppe zuſammengefaßt werden. Die K. ſelbſt nennen ſich Kaſak oder Kaiſak; eine Abteilung, zerſtreut in den Gebieten von Semirjetſchensk, Ferghana, Syr-Darja und im Gouvernement Tomsk, in der Stärke von 324 000, wird von den übrigen Stammesgenoſſen Kara-Kirgis (d. i. Schwarze K.), von den Chineſen und Kalmücken aber Burut genannt. Nach Vorgang der Ruſſen faßt man jetzt gewöhnlich alle Abteilungen der K. unter der Bezeichnung Kirgis-Kaiſaken zuſammen. Die K. ſprechen einen der reinſten türk. Dialekte. Ihrem phyſiſchen Typus nach gehören ſie der mongol. Raſſe an. Äußerlich bekennen ſie ſich zwar zum Islam, doch leben ſie in Monogamie und die Maſſe des Volks hängt noch an ihrem angeſtammten heidniſchen Aberglauben. Überhaupt ſtehen die K. in Bezug auf geiſtige Bildung auf ſehr niedriger Stufe. Sie ſind von mittlerer Größe, kräftig, gewandt, dabei aber träge, leichtfertig, überaus neugierig, habſüchtig und unreinlich. Als Waffen führen ſie Lanze, Säbel, Bogen und Pfeile, Luntenflinten und ein Handbeil (Tſchakan). Zur Wohnung dienen geräumige Filzzelte (Kibitken oder Jurten). Das Hausweſen beruht ganz auf den Frauen, die ſich durch große Rührigkeit auszeichnen. Die K. ſind ausſchließlich Nomaden und Viehzüchter. Ihre Herden beſtehen aus grobwolligen Schafen mit Fettpolſtern, kräftigen und ſehr ſchnellen Pferden, Kamelen, weniger aus Rindern und Ziegen. Aller Handelsverkehr mit den Ruſſen, Chineſen und Turkeſtanern beruht auf Tauſchhandel. Die K. teilen ſich in Adel und Volk (weiße und ſchwarze Knochen). Den Adel bilden die Nachkommen der alten Chane, welche den Titel Sultan führen, und alle erblichen Würdenträger, wie die Oberhäupter der Ordas, die Saiſans der Woloſte oder Aimaken, die Stammhäuptlinge.

Ein großer Teil K. wohnt auf chineſ. oder oſtturkeſtan. Gebiet; unter ruſſ. Hoheit ſtehen gegen 2½ Mill., über welche der Generalgouverneur des Steppenbezirks in Omsk den militäriſchen Oberbefehl führt. Davon hauſen auf europ. Boden (die

Innere Horde oder Bukejew-Orda) im Gouvernement Astrachan mit Orenburg 158 624 Köpfe. Die russischen K. in Asien zerfallen in drei Abteilungen: 1) die Kleine Horde (Kitschik-Djus, kischi dschüs, d. i. das kleine Hundert), nördlich vom Kaspischen und Aralsee im Gebiete Uralsk, und südlich im transkaspischen Gebiete, etwa 551 000 Köpfe; 2) die Mittlere Horde (Orda-Djus, orta dschüs, d. i. das mittlere Hundert), in den Gebieten Turgai, Akmolinsk und Semipalatinsk, etwa 712 000 Köpfe; 3) die Große Horde (Ulu-Djus, ulu dschüs, d. i. das große Hundert), im Generalgouvernement Turkestan, d. i. den Gebieten Semirjetschensk, Kuldscha, Ferghana (ehemals Kokan), Amu-Darja und Syr-Darja, etwa 975 000 Köpfe. Dazu kommen noch 61 266 in den Gouvernements Tomsk und Tobolsk. Die Russen haben sowohl von W. nach O. wie von N. gegen S. zusammenhängende, die ganze Kirgisensteppe durchschneidende Festungslinien angelegt und sich dadurch Verbindungsstraßen mit Turkestan und der chines. Tatarei gesichert. Vgl. Göbel, «Reise in die Steppen der K.» (2 Bde., Dorp. 1837); Baer, «Nachrichten aus Sibirien und der Kirgisensteppe» (Lpz. 1845); Atkinson, «Oriental and Western Siberia» (Lond. 1858); Schott, «Über die echten K.» (Berl. 1864); Zaleski, «La vie des Steppes Kirghizes» (Par. 1865); W. Radloff, «Proben der Volkslitteratur der türk. Stämme Südsibiriens» (Bd. 3: «Kirgisische Mundarten»; 2 Bde., Text und Übersetzung, Petersb. 1870).

Kirgisensteppe, Teil der Astrachanischen Steppe, s. unter Astrachan.

Kirgis-Kaisaken, s. Kirgisen.

Kirid, der türk. Name der Insel Candia (s. d.).

Kirilow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nowgorod, zwischen dem Weißen und Kubinskoje-See, umgeben von größern und kleinern fischreichen Seen und Flüssen, zählt 3152 E. und hat bedeutenden Fischfang und drei Jahrmärkte. In der Nähe befindet sich das berühmte Kirilo-Bjelo-Osersky-Kloster, 1383 gegründet.

Kirjath, vollständig Kirjath-Jearim («Wälderstadt»), alte Stadt im südl. Palästina, nordwestlich von Jerusalem, in einem bergigen Bezirk des Stammgebiets Juda, der einst Urwald gewesen, von ephraimitischen Kolonisten gegründet. Hier stand lange Zeit die Bundeslade, bis sie David nach Jerusalem holte. Davon vielleicht trug die Stadt auch den Namen (K.-)Baal und Baale-Juda (Stadt des Herrn). Jetzt heißt der Ort Kariet-el-Enab (Traubenstadt) und ist ein von Mohammedanern bewohntes Dorf in einem fruchtbaren Thale mit Ölpflanzungen und Weinbergen.

Kirjath-Sepher (Stadt der Schrift), auch Kirjath-Sanna (Stadt des Schreiberrohrs) und Debir (Schreiber) genannt, war eine kananitische, von Enalitern bewohnte Königsstadt auf dem Gebirge Juda in Südpalästina, welche, wenn nicht mit Hebron (s. d.) zu identifizieren, so doch in Hebrons Nähe, südlich davon, zu suchen ist, in der Gegend, wo, kraft ihrer Namen, die semit. Buchstabenschrift erfunden worden sein wird.

Kirkagadsch, eine Art levantischer Baumwolle.

Kirkcaldy, Seestadt in Schottland, an der Südostküste von Fifeshire, 19 km nördlich von Edinburgh, ein 6,4 km langer Ort, mit (1881) 15 055 E., welche bedeutenden Küstenhandel treiben. Die Stadt ist für die Leinenfabrikation und den Leinenhandel einer der Hauptmittelpunkte in Schottland. Außerdem sind die Fabriken für Maschinen, auch Dampfmaschinen, Zucker- und Reismühlen ꝛc., die Töpfereien, Malzdarren, Mahlmühlen, Färbereien und Brauereien wichtig.

Kirkcudbright oder East-Galloway, schott. Grafschaft mit dem Titel Stewartry oder Vogtei, bildet mit Wigtown den Distrikt Galloway, grenzt im S. an den Solwaybusen, im W. und NW. an Wigtown und Ayr, im O. an Dumfries und zählt (1881) auf 2470 qkm 42 126 E. Das Land ist größtenteils mit völlig kahlen, höchstens mit Heide bedeckten Hügeln und Bergen mit tiefen Engthälern erfüllt, wild und düster. Die höchsten Punkte sind der Merroch (842 m) und der Corserine (813 m). An der westl. Grenze fließt der Cree, an der östlichen der Rith, in der Mitte der fischreiche und kanalisierte Dee, der mit allen seinen Nebenflüssen der Grafschaft angehört, den See Ken durchströmt und in den Solway-Firth mündet. Die Küste ist steil, die Flußmündungen bilden natürliche Häfen, wie die Urr-, Auchen-Cairn-, Kirke- und Fleetbai. Ackerland, im ganzen 29 Proz. des Areals, kommt nur im Südosten und in den Thälern des Dee und Rith vor. Dem Mangel an Waldung wird durch Pflanzungen abgeholfen. Weit bedeutender als der Feldbau ist bei der großen Ausdehnung der Weiden die Viehzucht. Die alte ausgezeichnete Gallowayrasse von Pferden ist fast ganz verschwunden und durch eine zwar kleine, aber dauerhafte Rasse ersetzt. Das Rindvieh der Gallowayrasse, dessen starke und geschmeidige Häute ein gesuchter Handelsartikel sind, ist vortrefflich und wird in großer Menge gemästet und nach Liverpool versandt, ebenso fette Hammel; auch Schweine werden gezogen. Die Fischerei ist überaus ergiebig. Das Mineralreich liefert etwas Blei und Silber. Ausgedehnte Granitbrüche sind vorhanden.

Die Hauptstadt Kirkcudbright an dem hier 160 m breiten Dee, 8 km von der Mündung und an der Eisenbahn gelegen, hat drei Kirchen, einen Gerichtshof, ein Gefängnis, eine Lateinschule und eine Bibliothek und zählt (1881) 2571 E., die aus dem (10 m tiefen) Hafen Getreide, Kartoffeln, Schafe und Rinder ausführen.

Kirke, s. Circe.

Kirkesion (Circesium), Stadt in Syrien, soviel wie Karchemisch (s. d.).

Kirklilisseh (zu deutsch die vierzig Kirchen), Ort im türk. Vilajet Edirneh (Adrianopel), 53 km im O. dieser Provinzialhauptstadt und 180 km im NW. von Konstantinopel entfernt, in einem wichtigen Knotenpunkt der vom östl. Balkanübergang bei Dobrol über Karnabad und Wisa auf Konstantinopel hinführenden Operationsstraße gelegen, hat etwa 10 000 E., meistens Christen, die überwiegend sich mit Ackerbau beschäftigen.

Kirkwall, Stadt in Schottland, Hauptstadt der Orkney-Inseln, liegt fast mitten in der Inselgruppe, an der Südostecke einer gut geschützten Bai auf der Ostseite der Insel Pomona, mit (1881) 3923 E. Sie zieht sich als schmale Straße 1,6 km weit längs des Ufers hin; der neuere Teil ist regelmäßig gebaut; die Vorstadt hat gute, von Gärten umgebene Villen. Die dem heil. Magnus, dem Schutzpatron der Orkneys, gewidmete Kathedrale, 1137 vom Earl Ronald gegründet, 1540 vom Bischof Reid vollendet, ist reich an alten Monumenten. K. hat einen guten Hafen, lebhaften Handel und Fischerei.

Kirmân oder **Kermân**, im Altertum Karmania, die ſüdöſtl. Provinz Perſiens, zwiſchen Seiſtân und Balutſchiſtân im O., der Ormusſtraße des Perſiſchen Meerbuſens im S., Farſiſtân im W., Choraſân und Irak-Adſchmi im N., etwa 150000 qkm groß mit 500000 E., gehört im N. der centralen Salzwüſte Irans an; der ſüdl. Teil iſt ein bewohnbares Bergland. Wo das Geſtade ſeine Richtung gegen N., NW. und W. nimmt, bildet es einen ſchmalen Küſtenſtrich, der mit einem Teile des dahinter aufſteigenden Stufenlandes **Mogiſtan**, d. h. Dattelland, genannt wird. Das Klima gilt für ſehr ungeſund; indes ſind einige Striche in Narmanſchir ſo geſund wie Schiras. Hauptprodukte ſind Baumwolle, Weizen, Gerſte, Gummi, faſt unübertreffliche Datteln und die als äußerſt weich berühmte Schaf- und Ziegenwolle, welche in K. zu Shawls verarbeitet wird.

Die **Hauptſtadt Kirmân** (Carmana), auch **Sirdſchân** oder **Serdſchân** genannt, liegt im Süden der Wüſte, am Weſtende einer großen, gutangebauten Ebene, welche ſich durch Schaf-, Ziegen- und Kamelzucht auszeichnet und wegen ihrer Fruchtbarkeit die Kornkammer Perſiens genannt wird. K. hat 42 Moſcheen, 53 öffentliche Bäder, 4 große und 22 kleinere Bazare und zählt 40000 E., worunter 1300 Parſen und 80 Juden; die übrigen ſind Mohammedaner und zwar Perſer (Tadſchiks), Kurden, Hindu und Armenier. Man gewinnt berühmte Seide und verfertigt hier Seidenſtoffe, namentlich Atlas, ſehr geſchätzte Shawls aus Schafwolle und Ziegenhaaren, die beſten Namads oder groben Wolldecken, Teppiche u. ſ. w. Auch iſt K. der Knotenpunkt mehrerer Karawanenſtraßen, von denen die nach Herat und Kandahar den perſ. Handel mit Indien, die nach Weſten und Süden gerichteten den Verkehr mit Schiras und dem Perſiſchen Golf, die andern mit dem nördl. und nordweſtl. Teile des Reichs vermitteln. Daß die Stadt einſt einen bedeutenden Umfang hatte, beweiſt das weite Trümmerfeld, welches ſich um ſie ausbreitet. Seit 1041 herrſchten in K. die Seldſchuken, und zwar 1063—1187 die Dynaſtie der Kaderdiden, welche 1187 den Khowaresmiern unterlag. Später gehörten Stadt und Land der in der Mitte des 14. Jahrh. geſtifteten Dynaſtie der Mozafferiden.

Kirmânſchâh, richtiger **Kirmanſchahân**, auch **Kermanſchahân** geſchrieben (arab. Karmiſin), die neugebaute Hauptſtadt der perſ. Provinz Ardilân, 400 km im SW. von Teheran, am weſtl. Ufer des zum Kercha gehenden Gamas, iſt ſtufenförmig an einem Bergabhange emporgebaut und wird von einer 5 km langen verfallenen Backſteinmauer eingeſchloſſen. Die Stadt hat eine Citadelle mit dem Reſidenzſchloß eines perſ. Prinzen und zählt gegenwärtig noch etwa 17000 E. Ihre Lage zwiſchen Hamadan und Bagdad, an der großen Hauptſtraße für Kriegsheere, Pilgerzüge und Handelskarawanen, iſt ſehr günſtig. Die Einwohner, ein Gemiſch von Perſern, Kurden, Laren, Arabern, Armeniern und Juden, verfertigen Schwerter und treiben jetzt ſehr heruntergekommenen Obſt-, Garten- und Weinbau. Merkwürdig iſt die herrliche Gegend durch ihre alten Baureſte. (S. **Biſutun.**)

Kirmeß, auch **Kirmſe** (aus Kirchmeſſe zuſammengezogen), ſ. unter **Kirchweihe**.

Kirn, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Kreuznach, am Einfluß des Hahnenbachs in die Nahe, 30 km von Kreuznach, Station der Linie Saarbrücken-Bingerbrück der Preußiſchen Staatsbahnen, zählt (1880) 4167 meiſt prot. E. In der Stadt befinden ſich mehrere bedeutende Glanzlederfabriken, die mit über 1200 Arbeitern aus Indien bezogene Schaf- und Ziegenfelle verarbeiten, auch ſind die Sohllebergerbereien von Bedeutung. Nahe bei der Stadt ſtehen die Ruinen der 926 erbauten Burg **Kirburg** (1744 durch die Franzoſen geſprengt) auf einem Melaphyrfelſen, mit Weingärten; im Thale des Hahnenbachs, deſſen Austritt 1875 einen großen Teil der Stadt zerſtörte, befinden ſich Achatſchleifereien; ferner die Ruine Stein-Kallenfels und das Schloß Wartenſtein. Die Stadt wird ſchon 841 als Chira genannt; ſie kam 1748 mit Kirburg an die Salm-Kirburger Linie und ward ſpäter preußiſch; der letzte Sproſſe dieſer Linie wurde während der Franzöſiſchen Revolution 1794 zu Paris guillotiniert.

Kirnberger (Joh. Phil.), berühmter Muſiktheoriker, geb. 24. April 1721 zu Saalfeld im Thüringiſchen, ging im Alter von 17 J. nach Sondershauſen und war 1739—41 in Leipzig Joh. Seb. Bachs Kompoſitions- und Orgelſchüler. Von 1741 an lebte er in Polen, kehrte 1751 nach Deutſchland zurück und wurde 1758 Hofmuſikus bei der Prinzeſſin Amalie, in welcher Stellung er 27. Juli 1783 ſtarb.

Beſondere Bedeutung erlangte er als theoretiſcher Schriftſteller, obwohl er im ſchriftlichen Vortrage ſteif und in den Grundſätzen einſeitig war. Er veröffentlichte: «Konſtruktion der gleichſchwebenden Temperatur» (Berl. 1760), «Die Kunſt des reinen Satzes» (ſein Hauptwerk, 2 Bde., Berl. u. Königsb. 1771—79), «Grundſätze des Generalbaſſes» (Berl. 1781 u. öfter), «Gedanken über verſchiedene Lehrarten in der Kompoſition» (Berl. 1782), «Anleitung zur Sing-Kompoſition» (Berl. 1782). K.s bedeutendſter Schüler iſt Johann Abraham Peter Schulz.

Kirrweiler, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Landau, Station (Maikammer-K.) der Linie Neuſtadt-Weißenburg der Pfälziſchen Eiſenbahnen, hat ein Schloß und eine Zwirnfabrik und zählt (1880) 1097 E. Hier ſchlugen 23. Mai 1794 die Preußen ein franz. Korps, wobei ſich Blücher ſehr auszeichnete.

Kirſanow, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Tambow, rechts an der Worona und der Eiſenbahn Tambow-Saratow, 100 km öſtlich von Tambow, mit (1882) 7203 E. hat bedeutenden Handel mit Rohmaterialien.

Kirſchäther, eine Löſung von gleichen Teilen Benzoeſäureäther und Eſſigäther in je 150 Teilen Spiritus. Der K. wird vereinzelt in der Konditorei verwandt, um den Geſchmack der Kirſchen nachzuahmen, in größern Mengen zur Darſtellung von künſtlichem Kirſchſaft.

Kirſchbaum (Cerasus), eine Pflanzengattung, die ſich von der verwandten Gattung Prunus durch die nicht beduftete kugelrunde oder herzförmige Frucht mit ſaftigem Fleiſche und anhängendem Steine unterſcheidet. (S. **Kirſchen.**) Die ſtets weißen Blüten ſtehen in Dolden oder Trauben; die Blätter ſind glatt, eben und glänzend, und ihre Hälften ſind in der Jugend zuſammengeklappt. Die Stämme ſind vollkommen cylindriſch und haben oft eine glatte, glänzende, in ringförmigen Bändern ſich ablöſende Oberhaut. Zu dieſer Gattung gehören mehrere wichtige Obſtbaumarten.

Der Süßkirschbaum (Cerasus avium *Mnch.*), diejenige Art, welche nach Plinius im J. 73 v. Chr. von Lucullus aus der Stadt Kerasos im Pontus in seine Gärten eingeführt wurde, unterscheidet sich von der Sauerkirsche durch einen dicken, vollkommen cylindrischen Stamm mit meist quirlig gestellten Ästen und breitere, mehr stumpfzähnige, länger zugespitzte, mattbellgrüne, schlaffe Blätter mit Drüsen an den behaarten Blattstielen. Die zwei bis fünf Blüten bilden ungestielte Dolden und kommen aus besondern vierschuppigen Knospen zugleich mit den Blättern an einjährigem Holze hervor. Der glockenförmige Kelch hat fünf längliche, zurückgeschlagene Abschnitte von violett-bräunlicher Farbe und die Blütenblätter sind am vordern Rande eingekerbt, innen konkav. Diese Art findet sich in Wäldern verwildert, zugleich eine Abart mit roten Früchten mit nicht färbendem Safte (Lichtkirsche), die meistens samenbeständig ist.

Der Sauerkirschbaum (C. acida *Borckh.*, Prunus *L.*), dessen Vaterland unbekannt ist, hat zwei Formen, eine (Weichsel) mit steifen und eine mit überhängenden Ästen. Ersterer wächst fast immer strauchartig. Der unterirdische Stamm (gewöhnlich Wurzel genannt) kriecht in der Erde in einer bestimmten Richtung hin und erzeugt auf seinem Wege Schossen, die wieder zu Sträuchern werden. Die Blätter sind auf beiden Flächen glänzend, unten heller, mehr gekerbt als gezähnt, verhältnismäßig lang gestielt; die untern Kerbzähne sind mit kleinen Drüsen besetzt. Die Blüten bilden zu drei bis fünf eine gestielte Dolde; der Hauptstiel trägt mehrere Laubblättchen, der Blütenstiel bloße Deckblättchen. Sie kommen aus sechsschuppigen Knospen. Die anfangs klebrigen fünf Kelchblätter sind zurückgeschlagen, die großen Blütenblätter flach ausgebreitet, nach der Basis stielartig verschmälert. Die rote Frucht hat einen sehr sauren, roten Saft. Dieser Art gehört auch die Ostheimer Kirsche an.

Die zweite Form, die Weichsel mit überhängenden Ästen, ist der Prunus Cerasus Linnés. Sie unterscheidet sich von der ersten durch einen mehr baumartigen Habitus und einen weniger sich ausbreitenden unterirdischen Stamm, wiewohl sie ebenfalls Ausläufer, außerdem Stockausschlag bildet. Die Blätter sind härter und etwas heller und ihr Rand ist gesägt und hat auf den beiden untersten Zähnen gut entwickelte Drüsen; die jungen rutenförmigen Äste und Zweige haben eine braune, oft glänzende Farbe und hängen besonders an ältern Bäumen über. Das Laub zeichnet sich durch schöne rote Herbstfärbung aus. Die sehr lang gestielten, kleinen Blüten kommen aus sechsschuppigen Knospen und bilden deutlich gestielte Dolden, am gemeinschaftlichen Stiele mit Laubblättchen, an den Blütenstielen mit Deckblättchen. Die rundliche, rote Frucht ist sauer und hat meist rotes Fleisch.

Wahrscheinlich durch Kreuzung des Sauer- und des Süßkirschbaums ist der Glaskirschbaum (Cerasus vitrea *Koch*) entstanden. Derselbe bildet unterirdische Ausläufer, aus denen sich auch selbstständige Individuen mit einem regelmäßigen Stamme von 6—8 m Höhe und einer sparrigen Krone entwickeln können. Die Rinde reißt der Länge und der Quere nach auf und wird mit dem Alter schwarzbraun. Die ziemlich großen Blätter sind härter als die des Süßkirschbaums und ebenfalls doppelt gesägt, und am obern Telle des unbehaarten Blattstiels befinden sich zwei Drüsen. Die Blüten sind kurzgestielt und bilden gegen die Spitze der Zweige hin zu 3—4 eine ungestielte Dolde; sie kommen aus einer achtschuppigen Knospe. Die ziemlich großen, hellroten, feinschaligen Früchte haben helles, saftvolles, angenehm säuerliches Fleisch.

Einige Varietäten der Cerasusarten sind für die Ausstattung der Landschaftsgärten von Interesse. Zu diesen gehören vom Süßkirschbaume die gefüllt blühende Spielart (var. floro pleno), die farnblätterige (var. asplenifolia) mit langen, schmalen, ziemlich tief eingeschnittenen, die weidenblätterige (var. salicifolia) mit sehr schmalen, aber ganzrandigen Blättern und eine Varietät mit hängenden Zweigen (var. pendula). Von den Sauerkirschen verdienen Erwähnung: var. flore albo pleno mit gefüllten weißen, var. flore roseo pleno mit gefüllten rosenroten Blüten und var. pendula mit graziös überhängenden Zweigen und rosenroten Blüten. Var. Rhexii hat große gefüllte, kleinen Rosen ähnliche Blüten.

Kirschblattlaus, s. unter Blattläuse.

Kirschblattwespe, schwarze (Tenthredo adumbrata *Kl.*), eine nur 5 mm große, glänzendschwarze Wespenart, deren 20-füßige grünlich-gelbe, hinter dem Kopfe angeschwollene und mit einem glänzend schwarzen, tintenartig riechenden Schleime überzogene Larve einer kleinen Nacktschnecke ähnlich sieht. Sie kommt oft massenhaft auf den Blättern der Birn-, Kirsch- und Pflaumenbäume vor, die sie sehr zum Nachteile des Haushalts der Bäume skeletiert. Nach viermaliger Häutung geht sie in die Erde, bettet sich hier in ein aus Erdkrümchen bereitetes festes Tönnchen und ruht in demselben vom September bis zu den ersten Tagen des Juni. Das vollkommene Insekt arbeitet sich dann ins Freie und setzt nach der Begattung ihre Eier auf die Blätter ab. Das einfachste Mittel, die Bäume von der K. zu befreien, besteht darin, daß man sie mit Kalkmilch überspritzt.

Kirschehr, eine türk. Stadt in Kleinasien, Vilajet Angora, Sandschak Boſuk, im östl. Kappadocien, am Kilidschli-Su, einem rechtsseitigen Nebenfluß des Kisil-Irmak, mit 3000 E. Südlich davon führt die alte Kassilbrücke über den Halys.

Kirschen, die Früchte des Kirschbaums (s. d.); die große Mannigfaltigkeit derselben hat zu Versuchen geführt, sie nach Form und Beschaffenheit zu ordnen. In Deutschland fand das vom Freiherrn von Truchseß 1819 aufgestellte System Geltung, welches 1867 von Lucas in Reutlingen verbessert wurde. Es hat 12 Klassen, nämlich:

I. Süßkirschen. 1) Schwarze Herzkirschen, Früchte mit färbendem Safte, schwarzer Haut und weichem Fleische (Krügers Herzkirsche, Koburger Mai-Herzkirsche, Knights frühe Herzkirsche, Werdersche frühe Herzkirsche). 2) Schwarze Knorpelkirschen, Früchte mit färbendem Safte, schwarzer Haut und härtlichem Fleische (Hedelfinger Riesenkirsche, große schwarze K., Grolls schwarze K., Gubener schwarze K.). 3) Bunte Herzkirschen, Früchte mit nicht färbendem Safte, bunter Haut und weichem Fleische (Eltonkirsche, Winklers weiße Herzkirsche, Lucienkirsche, Runde marmorierte Süßkirsche). 4) Bunte Knorpelkirschen, Früchte mit nicht färbendem Safte, bunter Haut und härtlichem Fleische (Büttners späte rote K., große Prinzessinkirsche). 5) Gelbe Herzkirschen, Früchte mit nicht färbendem Safte, gelber Haut und weichem Fleische. 6) Gelbe Knorpelkirschen, Früchte

mit nicht färbendem Safte, gelber Haut und härtlichem Fleische (Dönissens gelbe K.).

II. Baumweichseln. 7) Süßweichseln, Früchte mit färbendem Safte und dunkler Haut (rote Maikirsche, rote Muskateller, Folgerkirsche, span. Frühkirsche). 8) Glaskirschen, Früchte mit nicht färbendem Safte und härtlichem Fleische (Hortensien-, doppelte Glas-, rote Oranienkirsche).

III. Strauchweichseln. 9) Weichseln, Früchte mit färbendem Safte und dunkler Haut (große lange Lottirsche, Ostheimer Weichsel, süße Frühweichsel, von der Natt). 10) Amarellen oder Ammern, Früchte mit färbendem Safte und heller Haut (königl. Amarelle, späte Amarelle).

IV. Bastardkirschen. 11) Halbkirschen oder Bastard-Süßkirschen, Wuchs nach Art des Süßkirschbaums, Frucht weichselartig. 12) Halbweichseln oder Bastard-Sauerkirschen, Wuchs nach Art des Sauerkirschbaums, Frucht süßkirschenartig.

Jede dieser Klassen ist wieder in drei Ordnungen geteilt, je nachdem der Stein eine rundliche, eiförmige oder länglich-ovale Form hat. Innerhalb jeder dieser Ordnungen sind die einzelnen Sorten nach der Reifezeit geordnet. Man unterscheidet hier die erste bis sechste Kirschenwoche. [Kernbeißer.

Kirschfink, soviel wie Kirschkernbeißer, s. unter

Kirschfliege (Trypeta cerasi *L.*; Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 19), eine kleine, 4 mm lange Fliege, deren Flügel drei braune, schräge Querbinden zieren; ihre Larven finden sich als Kirschmaden im Fleisch der Kirschen und sind bisweilen schon sehr schädlich aufgetreten.

Kirschfuchs, s. Fuchs (Schmetterling).

Kirschgeist, soviel wie Kirschwasser (s. d.).

Kirschgummi, ein zu den Cerasineu (s. d.) gehörendes Gummi, das aus verletzten Stellen von Kirschbäumen, angeblich infolge einer Infektion von Pilzen, ausfließt und am Stamme zu farblosen oder gelbgefärbten Massen erstarrt. Es quillt in Wasser zu einer schleimigen Masse, ohne sich zu lösen.

Kirschkernbeißer, s. unter Kernbeißer.

Kirschlorbeer heißt eine zur Gattung Prunus gehörige Art, welche im System den Namen Lorbeerkirsche (Prunus Laurocerasus *L.*) führt und sich durch immergrüne, lederige, länglich-lanzettförmige, gesägte Blätter und achselständige, aufrechte Blütentrauben auszeichnet. Obschon der K. aus Asien stammt, so ist er doch jetzt im ganzen südl. Europa verwildert und hält auch im südl. Deutschland und in Tirol den Winter im Freien aus, gegen welchen er aber bei uns, wo er oft als Ziersträuch in Gärten kultiviert wird, mit schützender Bedeckung versehen werden muß. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge. Die Blätter, welche nach bittern Mandeln riechen und schmecken, enthalten auch dasselbe blausäurehaltige, ätherische Öl wie diese in reichlicher Menge; das mit ihnen destillierte Wasser (s. Kirschlorbeerwasser) war früher offizinell. In den Ländern, wo der K. häufig vorkommt, pflegt man mit den Blättern fast täglich Milchspeisen, Brühen u. s. w. zu würzen.

Kirschlorbeerwasser (Aqua Laurocerasi), ein durch Destillation von Kirschlorbeerblättern gewonnenes Wasser, welches wegen seines Gehalts an Blausäure medizinisch verwendet wird. In der Deutschen Pharmakopöe von 1882 findet es sich nicht mehr. Wenn es verschrieben wird, ist dafür Bittermandelwasser (s. d.) zu dispensieren.

Kirschmyrte nennt man in einigen Gegenden die Pflanzengattung Eugenia *L.*

Kirschperlen, s. unter Perlen.

Kirschrosinen sind entkernte trockene Kirschen.

Kirschsaft, mit Zucker versetzter Saft der Kirschen. Zur Darstellung werden Kirschen zerstampft und der Brei in einem bedeckten Gefäße einige Tage sich selbst überlassen, bis die freiwillig eintretende Gärung nachgelassen hat. Der kolierte Saft wird mit seinem gleichen Gewicht Zucker versetzt, aufgekocht und durch sorgfältiges Abschäumen geklärt.

Kirschscherbet, mit Wasser verdünnter und in Eis gekühlter Kirschsaft.

Kirschvogel oder Kirschpirol, s. u. Pirol.

Kirschwasser in Süddeutschland, der Schweiz, namentlich im Schwarzwald und im Elsaß dargestellter Branntwein, der sich bei sorgfältiger Bereitung durch feines Aroma auszeichnet. Frische Kirschen werden zerstampft und der freiwillig eintretenden Gärung überlassen, worauf die Masse der Destillation unterzogen wird. Gleichwertig mit dem K. ist das in Österreich dargestellte Pflaumenwasser [oder Sliwowitz.

Kirsey, s. Kersey.

Kirtha, das heutige Konstantine (s. d.).

Kirtau, Marktflecken in der engl. Grafschaft Devon, s. Crediton.

Kis, türk. Rechnungseinheit, s. Beutel.

Kis (ungar., spr. Kisch), d. h. klein, häufig in zusammengesetzten Ortsnamen.

Kis-Becskerek (Klein-Becskerek), Dorf im ungar. Komitat Temes, s. unter Becskerek.

Kisbér, Marktflecken in Ungarn, Komitat Komorn, 30 km südlich von Komorn, Station der Linie Stuhlweißenburg-Uj-Szöny der Österreichischen Südbahn, berühmt durch das hier befindliche große Staatsgestüt. [s. unter Borsa.

Kis-Barsa, Dorf im ungar. Komitat Preßburg,

Kischinew (rumänisch Kischlanou), Hauptstadt der russ. Provinz Bessarabien (s. d.), ist, seitdem es unter russ. Hoheit steht (1812), sehr im Aufblühen begriffen und zählt bereits (1882) 112 137 E. (gegen 42 613 im J. 1849). Die Stadt liegt am Byk, einem rechtsseitigen Nebenflusse des Dnjestr, über drei Berge ausgebreitet, ist Station der Linie Rasdelnaja-Pruth der Russischen Südwestbahn und zerfällt in die obere oder neue Stadt und die untere oder Altstadt. Sie ist der Sitz des Gouverneurs von Bessarabien, des Erzbischofs von K. und Chotin, sowie mehrerer Verwaltungsstellen und hat einen schönen kaiserl. Garten, drei prächtige, mit Marmorbassins versehene Springbrunnen aus der Türkenzeit, ein geistliches Seminar, eine geistliche Schule, eine Gartenbauschule, ein Gymnasium, zwei Kreisschulen, zwei jüd. Schulen, eine Kinderbewahranstalt, zwei Hospitäler, 18 griech. Kirchen und mehrere Synagogen. Die Bevölkerung, aus Russen, Kosaken, Polen, Juden, Moldauern, Griechen, Bulgaren, Armeniern, Zigeunern und Fremden, besonders Deutschen und Italienern, zusammengesetzt, unterhält eine große Fabrikthätigkeit und treibt einen ansehnlichen Handel mit Weizen, Wolle, Tabak u. s. w.

Kischk-i-Nakhud oder Khusk-i-Nakhud, afghan. Stadt an der von Kandahar nach Girischt und weiter nach Herat führenden Straße, unweit rechts vom Flusse Argand-ab, wurde geschichtlich namhaft durch die Schlacht vom 27. Juli 1880, in welcher Ejub Chan die Briten unter General Burrow vollständig schlug.

Kischm oder Tawilah, d. h. lange Insel, pers. Insel am Eingange zum Persischen Meerbusen, durch die Clarencestraße von der pers. Provinz Kirmân getrennt, ist dürr und unfruchtbar, hat aber auch fruchtbare Strecken, wo man Korn, Datteln, Wein und Melonen zieht. Beim Dorfe Salul an der Südküste entspringen Naphthaquellen. Am Ostende liegt der Hauptort Kischm, am Westende Bassidore, etwa mitten an der Nordküste Lâfit, 1809 durch die Briten zerstört. Die Einwohner der Insel, etwa 5000, sind arab. Stammes.

Kisfaludy (Alexander), ungar. Dichter, geb. 27. Sept. 1772 in Sümeg ((Komitat Zala), trat 1793 in die Armee ein und wurde 1796 bei der Eroberung Mailands von den Franzosen gefangen und in der Provence interniert. Frei geworden, nahm er noch an dem Feldzuge von 1798 am Rhein und in der Schweiz teil und lebte dann auf seinem Landgute; nur 1809 wirkte er in der ungar. Insurrektion als Major und Adjutant des Palatins. Er starb 28. Okt. 1844. K. ist der erste große Dichter der neuern ungar. Litteraturepoche. Sein erstes Werk: «Himfy szerelmei» («Himfys Liebeslieder» in zwei Teilen: «Die unglückliche Liebe», Ofen 1801, und «Die glückliche Liebe», Ofen 1807; deutsch: «Himfys auserlesene Liebeslieder», von Joh. Graf Mailáth, Pest 1829; 2. Aufl. 1833), erregte enthusiastischen Beifall. Reiche und fruchtbare Phantasie, Frische und Unmittelbarkeit des Gefühls, schöne Sprache und sangbare Form zeichnen diese unter Petrarcas Einfluß entstandenen Lieder aus. Gleichen Beifall fanden seine epischen Dichtungen «Regék a magyar elöidöböl» («Sagen aus der ungar. Vorzeit», deutsch: «Tátika», von G. von Gaál, Wien 1826; «Sagen aus der ungar. Vorzeit», von F. Machil, Pest 1863), von denen die ersten drei Ofen 1807, und später 1822—38 noch zwölf erschienen, meist romantische Liebesgeschichten, anmutige Bilder altungar. Lebens und trefflich erzählt. Dagegen sind seine Dramen ohne Wert. Seine Werke gab Fr. Toldy heraus (6 Bde., Pest 1847; «Nachgelassene Werke», 4 Bde., Pest 1870). Im J. 1860 wurde ihm zu Füred am Plattensee ein Denkmal errichtet.

Kisfaludy (Karl), bedeutender ungar. Dichter, Bruder des vorigen, geb. 5. Febr. 1788 zu Tét (Komitat Raab), trat 1804 in die Armee ein, machte die Feldzüge in Italien und Deutschland mit und nahm 1811 seinen Abschied. Er lebte hierauf als Maler und Dichter in Wien, machte große Reisen im Westen und Süden Europas und ließ sich 1817 in Pest nieder. Hier fanden sofort seine ersten Dramen enthusiastische Aufnahme, was ihn bewog, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er gab 1822—30 den Almanach «Aurora» heraus, in dem seine kleinern lyrischen, epischen und dramatischen Dichtungen erschienen und der bald das tonangebende Organ einer jüngern Dichtergeneration wurde. K. starb 21. Nov. 1830. Er ist der Begründer des modernen national-ungar. Dramas. Seine ersten Trauerspiele: «Die Tataren in Ungarn» (1812), «Ilka oder die Erstürmung Belgrads» (1819) und «Stibor» (1819, alle drei deutsch im «Theater der Magyaren» von Georg von Gaál, Brünn 1830, «Stibor» auch vom Grafen K. A. Festetics, Pest 1824), sind mehr patriatische Bilder aus der ungar. Vorzeit, als echte Dramen; dagegen ist «Irene» (1820; deutsch von Jul. Hornyánszky, 1868) eine echte Tragödie und das Fragment «Math. Csák» aus K.s letzten Lebensjahren zeigt den Dichter auf der vollen Höhe seines Talents. Seine Lustspiele («Die Rebellen», «Die Freier», «Der Mörder», «Täuschungen» u. a.) sind humorvolle Spiegelbilder des gleichzeitigen ungar. Lebens. K. ist auch volkstümlicher Lyriker und Novellist, besonders gelang ihm die humoristische Novelle. Seine Werke edierte Fr. Toldy (10 Bde., Ofen 1831; 5. Aufl., 8 Bde., Pest 1859), K.s Leben schrieb Jos. Bánoczi (2 Bde., Pest 1882).

Kisfaludy-Gesellschaft, die älteste und bedeutendste ungar. schönwissenschaftliche Gesellschaft, wurde im J. 1836 zu Karl Kisfaludys Gedächtnis gegründet und eröffnete 1844 ihre Wirksamkeit. Die Gesellschaft besteht jetzt aus 50 internen (ordentlichen) und 10 externen Mitgliedern (übersetzer aus dem Ungarischen). Sie pflegt, außer der Dichtung selbst, die ästhetischen und litterarhistorischen Studien und hat sich vor allem durch ihre vorzüglichen Übersetzungen aus den alten und neuen Sprachen und durch ihre Sammlungen ungar. Volksdichtungen Verdienste erworben. Auch viele Originaldichtungen (z. B. Aranys «Toldi»), ästhet. und litterarhistor. Werke entstanden auf ihre Anregung. Ihr Organ ist das «Jahrbuch der K.» seit 1841.

Kisilbasch, s. Kizilbasch.

Kisil-Irmak (Kyzyl-Irmak), d. h. Roter Fluß, der Halys der Alten, der größte Fluß Kleinasiens, entspringt am Südabhange des Kosse-Dagh, 26 km oberhalb Zarra, in etwa 2000 m Höhe, und fließt nach WSW. über Siwas, wo er im Sommer fast wasserlos ist. Nördlich von Koisarieh, wo er reißend ein Felsenbett durchströmt, ist er 30 m breit. Von hier beschreibt er einen großen Halbkreis nach W., macht bei Hadschi-Hamsa, in 869 m Höhe, seine letzte westl. Wendung und durchfließt ein schönes Thal. Von Osmandschyk bis jenseit Kargy ist sein Bett reich an Kataralten. Unterhalb Bafira tritt er, 50 m breit, in die Ebene und mündet nach einem Laufe von 915 km in zahlreichen Armen in das Schwarze Meer. Seine Breite, Tiefe und sein Wasserreichtum sind sehr ungleichmäßig.

Kisilkaschkoi-Liman oder Kubanbucht, s. unter Taman.

Kis-Kuleffi (deutsch: Mädchenturm), der türk. Name des auf einer kleinen Insel am Ausgange des Bosporus in das Marmarameer gelegenen Turms, nahe der asiat. Küste, im Bereich des Gestades von Skutari, im besondern des Salidja Jskeleffi genannten Landungsplatzes daselbst, auf einem wenig über die Seefläche aufragenden Felsen. Ohne Grund wurde der Turm mit der Hero- und Leandersage in Verbindung gebracht und Leanderturm genannt. Vordem, zuletzt im J. 1837, als ein Hospital für Pestkranke verwendet, dient er gegenwärtig als Leuchtturm.

Kislar Aga, d. h. der Aufseher der Mädchen, ist der althergebrachte Titel des Chefs der als Wachtmannschaft und Hauspolizei im Harem des Großherrn zu Konstantinopel gehaltenen schwarzen Eunuchen. Nur ein verschnittener Negersklave kann K. sein; als höchster Beamter des Serai steht derselbe im Range eines Großveziers und hat bedeutende Machtbefugnisse.

Kislev, im jüd. Kalender der dritte (ursprünglich neunte) Monat von 30 Tagen.

Kisljar, befestigte Kreisstadt im russ. Terelgebiet in Ciskaukasien, links am Terek, 1735 erbaut, zählt (1882) 9257 E., meist Armenier und Grusier, welche Obst- und Weinbau treiben.

Kislowodsk, befestigter Ort im russ. Terekgebiete, Kreis Pjatigorsk, 40 km südwestlich von der Kreisstadt, am Nordabhange des Kaukasus, mit 1200 E., hat besuchte Mineralquellen, besonders berühmt ist der eisenhaltige Säuerling Narsuna.

Kismaju, Stadt an der Küste Ostafrikas, südlich von der Jubamündung, zum Sultanat Zanzibar gehörig, bedeutender Handelsort von 8600 E., wovon 300 Belutschen, 300 Araber, die übrigen Somali sind.

Kismet, die blinde Ergebung der Türken in die [Fügung des Schicksals.

Kison, Fluß in Palästina, jetzt Nahr el Mukatta, entspringt am Tabor und mündet in den Meerbusen von Acca; an ihm schlachtete Elias die Baalspfaffen.

Kiß (August), namhafter Bildhauer, geb. 11. Okt. 1802 in Paprotzan bei Pleß in Oberschlesien, erhielt seinen ersten Unterricht in der fürstl. Ortsschule zu Gleiwitz, beschäftigte sich dann als Modellaebeiter in einer Eisengießerei, bis er 1822 nach Berlin kam, wo er die Akademie besuchte und in Rauchs Werkstatt seine Kunst praktisch übte. Reliefs an Kirchen und öffentlichen Gebäuden, Gruppen von Nymphen, Tritonen ꝛc. als Zierde einer großen Brunnenschale in Charlottenhof, dies alles meist nach Schinkelschen Zeichnungen, waren seine ersten öffentlichen Leistungen. Außerdem beschäftigte ihn schon der erste Entwurf zu seiner so berühmt gewordenen Amazonengruppe; 1839 war das Modell fertig und erregte einen solchen Enthusiasmus im Publikum, daß ein sich dafür bildender Verein den Plan fassen konnte, das kolossale Werk auf Subskription in Bronze ausführen zu lassen. Am 22. Juni 1843 wurde die Gruppe auf der Treppenwange des Museums aufgerichtet. Dieselbe stellt eine eeitende Amazone dar, welche ihren Speer gegen einen Panther hebt, der, von vorn angesprungen, das Pferd mit den Zähnen und Tatzen gepackt hat. Inzwischen war dem Meister ein Reiterstandbild Friedrichs d. Gr. in Erz von der Provinz Schlesien für Breslau übertragen worden. K. stellte den König im stattlichen Mannesalter dar auf lebhaft vorschreitendem Rosse. Den König Friedrich Wilhelm III. bildete K. zweimal in Bronze, einmal für Potsdam zu Fuß in Generalsuniform mit unbedecktem Haupte, eine Mantelfigue; das andere mal zu Pferde mit Purpurmantel und Lorbeerkranz zugleich als Helden, Gesetzgeber und Landesvater, im vollen Mannesalter und in der Verklärung eines Heros. Letzteres Standbild, in Lauchhammer gegossen, wurde im Sommer 1851 in Königsberg aufgestellt. In demselben Jahre nahm bei der großen Ausstellung in London unter den Skulpturwerken ein bronzierter Zinkguß der Amazonengruppe die erste Stelle ein. Diese Wiederholung des Meisterwerks K.' wurde nach Amerika verkauft, ist überhaupt in verkleinerten Nachbildungen außerordentlich verbreitet. Daeauf bildete K. einen heil. Michael, der den Drachen besiegt, in Bronze, ein Geschenk König Friedrich Wilhelms IV. an den damaligen Prinzen von Preußen zur Erinnerung an den von diesem gedämpften Aufstand in Baden, wovon ein anderes Exemplar in Zink nach Karlsruhe kam. Dieselbe Idee, der heil. Georg als Drachenbesieger, gab K. in einer kolossalen Reiterstatue wieder (1853), welche 1855 in Paris die Peeismedaille erhielt. Dieses Werk kam nach des Meisters Tode als Geschenk der Witwe an den König in einem der Schloßhöfe zu Berlin zur Aufstellung. Für Dessau modellierte K. das (1858 enthüllte) Denkmal des Herzogs Leopold Friedrich Franz Seine letzten Arbeiten waren die Figur Beuths für dessen Denkmal in Berlin und die Ersetzung von vier marmornen Feldherrenstatuen auf dem Wilhelmsplatze durch bronzene. K. starb 24. März 1865. Er war Mitglied der berliner Kunstakademie und Professor am Gewerbeinstitut.

Kiß (von Ellemér und Ittebe, Ernst Freiherr von), ungar. Revolutionsgeneral, geb. zu Temesvár im Banat 1800, trat in österr. Militärdienst, war 1848 beim Ausbruche der Revolution Oberst des 2. Husarenregiments und stellte sich mit seinem Regiment der ungar. Regierung zur Verfügung Er wurde sofort zum General und Korpskommandanten ernannt und gegen die Raizen entsendet, an denen er furchtbare Vergeltung für deren Auftreten gegen die Ungarn nahm. Im Dez. 1848 wurde K. Oberkommandant in Südungarn und im Febr. 1849 Landeskommandierender, nahm an den letzten Kämpfen der Aufständischen teil, mußte sich jedoch nach Görgeis Kapitulation bei Világos (s. d.) an die Russen unter General Paskiewitsch ergeben, ward von dem österr. Kriegsgericht zum Tode verurteilt und zu Arad 6. Okt. 1849 erschossen.

Kiffawos, Berg, s. Ossa.

Kisselew (Paul, Graf), russ. General und Minister, geb. 1788, stammte aus einer alten Bojarenfamilie, trat früh in Militärdienste und wohnte dem Feldzug von 1812 als Adjutant des Fürsten Bagration bei, nach dessen Tode er zum Flügeladjutanten des Kaisers Alexander I. ernannt wurde. K. nahm an dem Kriege in Deutschland und Frankreich teil, war 1814 Oberst, 1817 Generalmajor, 1819 Chef des Generalstabes der zweiten Armee unter dem Kommando Wittgensteins und leitete die Operationen im türk. Feldzuge von 1828, ward zum Generallieutenant und 1829 zum Befehlshaber des 4. Reserve-Kavallerieloeps befördert, mit welchem er dem Pascha von Philippopel eine Niederlage beibrachte. Nach Beendigung des Kriegs ward er russ. Gouverneur der Moldau und Walachei und stellte dort eine geordnete Verwaltung her. Im J. 1833 erhielt K. auch das Kommando des 6. Infanteriekorps, das dem durch die Heere des Vizekönigs von Ägypten bedrohten Sultan zu Hilfe eilen sollte, wurde 1834 General der Infanterie, dann nach Petersburg in den Reichsrat berufen und 1838 zum Domänenminister ernannt, welches Amt er, seit 1839 in den Reichsgrafenstand erhoben, 18 Jahre hindurch mit Erfolg verwaltete. Nach dem Orientkriege wurde ihm im Aug. 1856 der Botschafterposten am franz. Hofe übertragen, von dem er seines vorgerückten Alters wegen 1862 zurücktrat. Er lebte seitdem als Privatmann zu Paris, wo er 26. Nov. 1872 starb.

Sein Bruder, **Nikolai K.**, geb. um 1800, widmete sich der diplomatischen Laufbahn. Nachdem er längere Zeit als Legationssekretär bei der russ. Gesandtschaft in Berlin gewesen, ward er 1838 Botschaftsrat in London und 1839 in Paris. Als der russ. Botschafter in Paris, General Graf Pahlen, 1841 von dort abberufen wurde, blieb K. als Geschäftsträger zurück und leitete fortan die Angelegenheiten der Gesandtschaft selbständig. Im J. 1851 wurde er zum Geheimrat und Chef der Gesandtschaft in Paris ernannt. Nach Ausbruch des Orientkriegs verließ K. 4. Febr. 1854 Paris und begab sich 1855 als Bevollmächtigter beim päpstl. Stuhl nach Rom. Nachdem er 1861 Gesandter bei

der Regierung des Königs von Italien geworden war, starb er 8. Dez. 1869.

Kissingen, Stadt und berühmter Badeort im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, liegt 208 m über dem Meere an den beiden Ufern der Fränkischen Saale höchst anmutig in einem von belaubten Bergen umgebenen Thalkessel, durch eine Zweigbahn nach Ebenhausen mit der Linie Schweinfurt-Meiningen der Bayrischen Staatsbahn verbunden, ist Sitz eines Bezirksamts und Amtsgerichts und zählt (1880) 3873 E. (darunter etwa 431 Evangelische und 356 Juden). Außer drei kath., einer prot. und engl. Kirche hat der Ort noch viele schöne und stattliche Gebäude. Als Kurort ist K. erst seit Anfang des 19. Jahrh. in Aufnahme gekommen und wird in neuester Zeit von über 13000 Kurgästen (darunter viele Engländer und Russen) jährlich besucht. An Mineralquellen, die zum Teil schon im 16. Jahrh. zu Heilzwecken benutzt wurden, zählt man gegenwärtig fünf. Der Rakoczy (9° R.), entdeckt 1737, gibt ein vollkommen durchsichtiges bläuliches, sehr stark perlendes Wasser, etwas bitter im Geschmack, das mit großem Geräusch emporsteigt und schwach eisenhaltig, aber sehr kohlensäurereich ist. Der Pandur (8,07° R.), früher Badebrunnen genannt, die älteste Trinkquelle K.s, entspringt gleichfalls mit Geräusch, hat im Geschmack, Geruch und Zusammensetzung viel Ähnlichkeit mit dem Rakoczy, enthält aber mehr freie Kohlensäure und weniger feste Bestandteile. Der Maxbrunnen (8,75° R.) gleichfalls seit alter Zeit bekannt (hieß bis 1815 der Kurbrunnen), ist krystallhell, stark perlend, von prickelndem, säuerlich-salzigem, erfrischendem Geschmack, mit viel freier Kohlensäure. Der 2130 m von K. entfernte Solesprudel (15° R.) entspringt aus einem 108,20 m tiefen Schacht mit lebhaftem, brausendem Aufschäumen, tritt hier und da bis auf 4 m zurück (intermittiert), liefert in der Minute 500 l Wasser von sehr salzigem, schwach eisenartigem, säuerlichem Geschmack. Aus dem Schachte steigen in der Minute 2—6000 l Kohlensäure auf. Der Schönbornsprudel, 3650 m von K. entfernt, ist in seiner Zusammensetzung dem vorigen gleich, liefert in der Minute 5—6000 l Wasser und 4—6000 l Kohlensäure. Ihrer Zusammensetzung und ihren Wirkungen nach gehören die beiden ersten zu den eisenhaltigen Kochsalzquellen, die dritte zu den kochsalzhaltigen Säuerlingen, die beiden letzten zu den Solequellen. Außer seinen Kochsalzquellen besitzt K. auch ein Bitterwasser, welches hinsichtlich seiner Zusammensetzung dem Friedrichshaller Bitterwasser am nächsten steht. Zur Trinkkur werden gegenwärtig alle Quellen benutzt, am meisten der Rakoczy, zu Badezwecken die Solequellen, selten noch Pandur. Außerdem sind noch Vorrichtungen zu Bädern in kohlensaurem Gas, in salzsaurem Dampf, in der Mutterlauge des Solesprudels und in einem kohlen- und salzsäurehaltigen Schlamm, sowie Einrichtungen für Soleinhalation, eine Molkentrinkanstalt, Kaltwasserheilanstalt, pneumatische und elektrische Anstalt mit den übrigen Badeeinrichtungen verbunden. K. besitzt drei trefflich eingerichtete Badeanstalten, in welchen während einer Saison 123—125000 Bäder abgegeben werden, und zwar die königl. Saline-Badeanstalt (seit 1876 samt Wasserversendungsgeschäft für K. und Bocklet an den Hofrat Streit von Würzburg für jährlich 50000 Mark verpachtet), das Badehaus am königl. Kurhaus und die 1869 eröffnete, höchst komfortabel eingerichtete Aktienbadeanstalt mit dem sehr eleganten Casino. Die Versendung des Rakoczy beträgt jährlich 5—600000 Flaschen.

Die Wirkung der Mineralquellen von K. äußert sich durch Anregung der Funktionen der Schleimhäute, gelinde Erregung der Darmthätigkeit und Beschleunigung des Blutlaufs, also durch Beförderung des Stoffwechsels. Ihr Gebrauch wird daher empfohlen bei Verdauungsbeschwerden, chronischem Magenkatarrh, Hämorrhoidalleiden, Hypochondrie, Hysterie, Schwäche der Unterleibsorgane, chronischem Rheumatismus, Gicht, Katarrh, Augen- und Ohrleiden, Hautkrankheiten, sowie gegen chronische Gebärmutterleiden. Dagegen ist der Gebrauch dieser Quellen durchaus denjenigen Personen zu widerraten, bei welchen das arterielle, das Herz- und Lungensystem, vorherrscht, welche an arteriellen Kongestionen zur Brust und den Lungen leiden, welche Anlage zu Lungenkrankheiten haben, und namentlich solchen, welche bereits an der Lunge oder entzündlichen Zuständen eines Organs leiden. Im J. 1842 ließ König Ludwig I. mit einem Kostenaufwand von 500000 Fl. über der Rakoczy- und Pandurquelle einen prachtvollen Pavillon aus Gußeisen aufführen, der zugleich als Trinkhalle dient und mit dem 1838 erbauten, 1875 renovierten Konversationssaal die größte Zierde des Kurplatzes ist. Im Kurgarten befindet sich eine Statue des Königs Max II. von Bayern. Der Kurgast findet in K. alles, was er zu seiner Erholung und Zerstreuung bedarf: Theater, Konzerte, Bälle und Lese-Institute. Hieran schließt sich eine höchst angenehme Umgebung mit vielen durch Naturschönheit oder histor. Interesse ausgezeichneten Punkten, die durch Anlagen zugänglich gemacht sind. Viele Badegäste begeben sich zur Nachkur nach Brückenau (s. d.) oder Thüringen. Oberhalb der Stadt K. liegen zwei Salinen, welche aber in neuerer Zeit nur zur Gewinnung von Mutterlauge betrieben werden.

Am 10. Juli 1866 fand bei K. ein heftiges Gefecht zwischen Preußen und Bayern statt. Am 13. Juli 1874 war K. der Schauplatz eines von dem fanatisierten kath. Böttchergesellen Kullmann gegen den Reichskanzler Fürst Bismarck verübten Attentats; zur Erinnerung daran wurde 29. April 1877 das Bismarck-Denkmal (eine 3,5 m hohe Bronzestatue des Reichskanzlers auf einem 4,8 m hohen Sandsteinsockel) in den Anlagen der königl. Salinenbadeanstalt enthüllt.

Vgl. Diruf, «K. und seine Heilquellen» (5. Aufl., Kissingen 1884); Sotier, «Bad K.» (2. Aufl., Lpz. 1884); Werner, «K. und Umgebung» (3. Aufl., Kissingen 1883).

Kistanje, morlakisches Dorf in der Bezirkshauptmannschaft Benkovac in Dalmatien, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1880) 1466 (Gemeinde 7910) E., 28 km nördlich von Sebenico, 7 km von den Wasserfällen der Kerka, in wüster unfruchtbarer Gegend. In der Nähe sind die Reste von drei röm. Triumphbogen, von den Morlaken Suplja Zarkva (durchbohrte Kirche) genannt.

Kiste, Maß- (namentlich Zahlmaß-), resp. Gewichtsbezeichnung für verschiedene Waren, z. B. bei Mineralwasser = 100 Flaschen; bei franz. Rotwein = 48 Flaschen, in Marseille = 25 Flaschen; bei Genever in Holland = 15, in Antwerpen = 12 Flaschen; bei Weißblech = 225 Tafeln; bei Fensterglas = 120 Tafeln (20 Bund zu 6 Tafeln), in England = 100 engl. Quadratfuß; bei Opium =

1½ Kuſſen = 70 bis 75 kg; bei Thee in England = 38 kg.

Kiſten, Voll, ſ. Tſchetſchenzen.

Kiſtenbau, Einbau on Flußufern, welcher darin beſteht, daß Pfähle (Kiſtenpfähle) reihenweiſe längs des Ufers eingerammt und zwiſchen denſelben Buſchholz befeſtigt wird.

Kiſtna oder Kriſhnah, Fluß in Vorderindien, entſpringt von den öſtl. Abhängen der Weſtlichen Ghats in der Nähe von Mahabilliſhwar in ungefähr 1400 m Meereshöhe, laum 60 km von der am Arabiſchen Meere gelegenen Weſtküſte von Vorderindien, und durchſtrömt in hauptſächlich öſtl. Richtung die ganze Halbinſel. Bei Baburlanta ſpaltet der K. ſich in zwei Arme, welche ſich in den Meerbuſen von Bengalen ergießen. Die Länge des K. beträgt 1280 km. Wegen ſeines ſehr ſtarken Gefälles iſt der K. nur an wenigen Stellen und auch nur für kleinere Fahrzeuge zu gebrauchen. In ihn münden rechts die Warna, die Gutpurba, die Malparba, die Tumbudra und links der Bhima, die Dindi, die Pedawa, der Muni.

Kiſtophoren, ſ. Ciſtophorus.

Kis-Ujſzállás (ſpr. Kiſch-Uißahllahſch), Stadt in Ungarn, Komitat Jazygien-Großkumanien-Szolnok, Station der Linie Czegled-Großwardein der Ungariſchen Staatsbahnen, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1880) 11083 magyar. E., die ſich teils zur reform., teils zur lath. Kirche bekennen, hat ein reform. Untergymnaſium, Getreide- und Melonenbau. Das Stadtgebiet umfaßt über 172,5 qkm mit den bevölkerten Pußten (Meiereien) Marialaka, Kis-Turgony, Töt-Turgony und Cſorda.

Kit., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Kitaibel (Paul), geb. im Febr. 1757 zu Mattersdorf im Odenburger Komitat, Profeſſor der Botanik in Peſt, ſtarb daſelbſt 13. Dez. 1817. Er veröffentlichte «Plantae rariores Hungariae» (in Gemeinſchaft mit dem Grafen Waldſtein, 3 Bde., Wien 1802—12) u. a. Nach ſeinem Tode erſchien: «Hydrographia Hungariae» (2 Bde., Peſt 1829).

Kitaigorod, Stadtteil von Moskau (ſ. d.).

Kithara, Kitharisten, Kitharöden, ſ. Zither.

Kitharodie, bei den alten Griechen der die Saiteninſtrumente umfaſſende Teil der Muſik. (S. Griechiſche Muſik.)

Kithäron, ein ausgedehnter, ziemlich rauher und einförmiger Gebirgszug im ſüdlichſten Teile der griech. Landſchaft Böotien, welcher auf eine bedeutende Strecke die Grenzſcheide zwiſchen dieſer und den Nachbarlandſchaften Attika und Megaris bildet, jetzt nach den Tannenwaldungen, die einen beträchtlichen Teil ſeiner Höhen bedecken, Elatiás genannt; ſein höchſter Gipfel liegt 1410 m über dem Meeresſpiegel. Er iſt noch jetzt reich an Wild, wie ſchon das Altertum rühmte, ja die Sage wußte ſogar von einem kithäroniſchen Löwen zu berichten, den Herakles getötet haben ſollte; auch war er ein Hauptſitz des Kultus des Dionyſos, dem beſonders die Frauen (als Mänades oder Thyiades) hier in wilder Ausgelaſſenheit, wie ſie am ſtärkſten in der Sage vom Pentheus hervortritt, Feſte feierten.

Kithim, ſ. Chittim.

Kition, urſprünglich phöniziſche Stadt an der ſüdöſtl. Küſte von Cypern; im Hafen von K. ſtarb Cimon nach Einnahme der Stadt. Zeno der Stoiker ward hier geboren. An K.s Stelle ſteht gegenwärtig Larnala.

Kitron (Kitros), ſ. Pydna.

Kitſchak, eins der Himalaja-Völker (ſ. d.).

Kitſchbaum, ſoviel wie Traubenkirſche, ſ. unter Prunus.

Kitt, Maſtic oder auch Cement nennt man eine flüſſige oder meiſt halbflüſſige, teigähnliche Subſtanz, die, zwiſchen einander genäherte Körperflächen gebracht, dieſelben nach ihrem Erhärten feſt miteinander vereinigt. Da das Kitten unter die Adhäſionserſcheinungen gehört, ſo muß in dieſer Beziehung das Leimen und Kleiſtern, das Mauern mit Mörtel und Cement, das Löten mit Metall zu den Operationen des Kittens im weiteſten Sinne gezählt werden. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch rechnet man aber zu den K. nur Leimkitte, Kalkkitte, Ölkitte, Harzkitte, Glyzerinkitte und verſchiedene Metallkitte. Bei den Leimkitten iſt Gummi, Dextrin, Kleiſter oder tieriſcher Leim (Hauſenblaſe) das weſentlichſte Bindemittel. Kalk im gelöſchten Zuſtande bildet mit Käſe, Eiweiß oder Leim ſehr feſt werdende Maſſen, die häufig als K. Anwendung finden. So benutzt man z. B. den Käſekitt (Caſeogomme) zum Kitten von Glas und Porzellan. Eine Auflöſung von Caſeïn in Waſſerglas wird zum gleichen Zwecke empfohlen. Die Ölkitte werden meiſt durch Mengen von Ölfirnis mit Bleiglätte, Bleiweiß oder Mennige dargeſtellt. Der Glaſerkitt, deſſen man ſich zur Befeſtigung der Fenſterſcheiben in den Holzrahmen bedient, wird durch Zuſammenſtoßen von Kreide mit Leinölfirnis bereitet. Der Glyzerinkitt iſt ein bald erhärtendes Gemiſch von Glyzerin und Bleiglätte, welches zum Verkitten von Gefäßen mit flüchtigen Stoffen, ſowie zum Dichten von Eiſen auf Eiſen, zum Verkitten von Steinarbeiten Anwendung findet. Die Harzkitte ſind entweder nur feingepulverte Harze, die man zwiſchen die zu kittenden Gegenſtände bringt, worauf man dieſelben bis zum Schmelzen des Harzes erhitzt und dann die Flächen ſchnell aneinanderdrückt, oder ſie ſind Löſungen von Harzen in Weingeiſt. Ein ſehr zu empfehlender K. zu Glas und Porzellan wird auf folgende Weiſe erhalten. Man löſt Maſtixharz in der möglichſt geringen Menge Weingeiſt und verſetzt dieſe Flüſſigkeit mit einer konzentrierten Hauſenblaſelöſung, in welcher man vorher einige Stückchen Ammoniakgummi durch Reiben fein zerteilt hat. Das Gemiſch wird in einer gut verſchloſſenen Flaſche aufbewahrt und beim Gebrauche gelinde erwärmt. Der Marineleim (Gtu marine), zum Kalfatern der Schiffe wie zum Kitten aller dem Waſſer ausgeſetzten Holzteile, wird durch Auflöſen von Kautſchuk in Steinkohlenteeröl und Verſetzen der Löſung mit Aſphalt dargeſtellt. Den Harzkitten ſchließt ſich an der Zeidelit, aus 19 Teilen Schwefel und 42 Teilen Glas- oder Steinzeugpulver beſtehend, welcher, bis zum Schmelzen des Schwefels erhitzt, zur Verbindung von Steinen benutzt wird. Zu den Metallkitten gehört vorzüglich der Eiſenkitt aus Eiſenfeilſpänen, Schwefelpulver und Salmiaklöſung, welcher zum Dichten der Fugen an Dampfkeſſeln, Dampfröhren u. dgl. Anwendung findet.

Kittay oder Kitai, ein dem Kattun (ſ. d.) ähnliches Baumwollzeug.

Kittel (Joh. Chriſtian), Orgelvirtuos, geb. 18. Febr. 1732 zu Erfurt, genoß in Leipzig noch kurze Zeit Unterricht von Bach als deſſen letzter Schüler, war von 1756 bis an ſeinen Tod (18. Mai 1809) Organiſt in Erfurt, machte ſeine Kunſt aber

durch viele Konzertreiſen in ganz Deutſchland bekannt. Auch als Komponiſt und Theoretiker ſtand er in großem Anſehen. Sein Werk «Der angehende praktiſche Organiſt» (3 Bde., Erfurt 1801—8) iſt noch jetzt ein wertvolles Lehrbuch für das Orgelſpiel beim evang. Gottesdienſt.

Kittfüchſe, im Handel die Felle verſchiedener Graufüchſe, die teils aus Nordamerika als Prärieſüchſe, teils aus Sibirien und der Tatarei als Steppenfüchſe kommen. Die Tiere ſind kleiner als die gewöhnlichen Füchſe, und ihr Fell mit weichem und dichtem Haar wird zu leichtem Pelzfutter verwendet. Bei den Steppenfüchſen unterſcheidet man zwei Arten, den Korſak und Karakan, letzterer mit ſchwarzen Ohren.

Kittlitz (Friedr. Ferd., Freiherr von), Ornitholog und Reiſender, geb. 16. Febr. 1799 in Breslau, trat in die preuß. Armee und nahm 1825 als Hauptmann ſeinen Abſchied, worauf er 1826 den ruſſ. Admiral Lütke nach der Südſee begleitete. Später lebte er in Deutſchland und lieferte als guter Zeichner und Kupferſtecher gute Illuſtrationen, wendete ſich auch äſthetiſchen und philoſ. Studien zu. Er ſtarb 10. April 1874 in Mainz. Sein Hauptwerk iſt: «Denkwürdigkeiten einer Reiſe nach dem ruſſ. Amerika, nach Mikroneſien und durch Kamtſchatka» (2 Bde., Gotha 1858).

Kitts (Saint-), weſtind. Inſel, ſ. Chriſtoph

Kitzbüchler Alpen, ſ. u. Alpen, Bd. I, S. 465.

Kitzbühel (Kitzbichl), Stadt im gleichnamigen Bezirk Tirols, in der Thalweitung der Kitzbühler Ache, an den öſtl. Ausläufern des Kaiſergebirges, an der Linie Salzburg-Wörgl der Öſterreichiſchen Staatsbahnen, hat 1918, mit Umgebung 3167 E. und iſt Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft, eines Bezirksgerichts, eines Berg-, Hütten- und Forſtamts. In der Nähe iſt ein kleines eiſenhaltiges Bad. K. liegt am Fuße des eine weite Ausſicht bietenden Kitzbühlerhorns in ſchöner Umgebung und iſt wegen der geſunden Gebirgsluft ein vielbeſuchter Sommerfriſchplatz geworden.

Kitze, das Junge von Ziege, Reh, Gemſe.

Kitzel iſt eine dem Jucken (ſ. d.) ähnliche Art von Hautempfindung, die durch eine leicht über die Oberhaut hinwegſtreichende Berührung erregt wird und unter längerer Fortſetzung bei empfindlichen Perſonen einen krampfartigen Zuſtand der Zwerchfellmuskeln (Lachkrampf) oder anderer Muskeln, ſogar allgemeine Zuckungen bewirken kann. Am meiſten ſind für dieſe Empfindung empfänglich die Teile der äußern Haut, wo das Gefühl überhaupt ſehr fein iſt und die Taſtnerven nur von einer dünnen Oberhaut bedeckt ſind (z. B. in der Hohlhand, den Achſelgruben, den Kniekehlen, auf der Fußſohle). Daher zeigen ſich auch Perſonen mit zarter Haut (Frauen, Kinder) beſonders empfindlich gegen den K. Die Operation des Kitzelns (titillatio) wird von den Ärzten in der Art angewendet, daß man mit einem Federbart oder Strohhalm die Schleimhaut gewiſſer Stellen reizt, um dadurch Reflexbewegungen in wichtigen Muskelgruppen, z. B. Kitzeln der Naſe, um Nieſen, des Kehlkopfes, um Huſten, des Schlundes, um Erbrechen zu veranlaſſen. Man bedient ſich dieſes Mittels z. B. bei Scheintod, um einen Anſtoß zum Atemholen zu geben, oder wenn fremde Körper in die Naſenhöhle, Luft- oder Speiſeröhre eingedrungen ſind, die oft durch dieſe Erſchütterung wieder ausgeworfen werden, auch bei Vergiftungen, wenn kein anderes Brechmittel zur Hand iſt.

Kitzen, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Merſeburg, 6 km ſüdöſtlich von Lützen, wurde geſchichtlich namhaft durch den verräteriſchen Überfall des Lützowſchen Freikorps am 17. Juni 1813, welcher auf ausdrücklichen Befehl des Kaiſers Napoleon durch franz. und württemb. Truppen unter den Generalen Fournier und Normann ausgeführt wurde. Die Kavallerie des Lützowſchen Korps wurde unter Verletzung des Waffenſtillſtandes durch überlegene Streitkräfte angegriffen und zerſprengt.

Kitzfelle nennt man die Felle junger Ziegen, die meiſt zu Glacéhandſchuhleder verarbeitet werden.

Kitzingen, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, 17 km im OSO. von Würzburg, rechts am Main, mit der am andern Ufer gelegenen Vorſtadt Etwashauſen durch eine 300 m lange und auf 13 Bogen ruhende Brücke verbunden, und an der bayr. Staatsbahn Paſſau-Würzburg, iſt Sitz des Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine kath. und eine prot. Pfarrkirche, zwei Kapellen, eine Real-, Latein- und höhere Töchterſchule, ein 1344 geſtiftetes Hoſpital, ein ehemaliges Kapuziner- und ein eingegangenes Benediktiner-Nonnenkloſter. Die Stadt zählt (1880) 6966 meiſt prot. E., welche bedeutende Bierbrauereien, eine Dampfmühle, drei Roßhaarſpinnereien, zwei Fabriken waſſerdichter Anſtrichfarbe, eine Schaumweinfabrik, eine Faßfabrik und zwei Cementmühlen unterhalten, ſowie bedeutenden Handel mit Wein und Bier treiben. Der Ort iſt ſehr alt und wird ſchon in der Zeit der Karolinger als Kloſter und Königshof Chizzinga erwähnt. Lange Zeit gehörte K. den Grafen von Hohenlohe, von welchen das Bistum Würzburg und die Markgrafen von Brandenburg Teile erkauften. Würzburg verſetzte 1434 ſeinen Anteil an die Markgrafen, die ihm erſt 1684 die ganze Stadt abtraten. Die Vorſtadt Etwashauſen am linken Mainufer iſt berühmt durch ihren ſehr einträglichen Gemüſebau.

Kiu-kiang (Kiŭ-kiang), Stadt von 53000 E. in der chineſ. Provinz Kiang-ſi, am rechten Ufer des Yang-tſe-kiang unweit des Ausfluſſes des Pojangſees, gehört ſeit 1861 zu den dem Fremdenverkehr geöffneten Traktathäfen. Bis jetzt iſt K. für den europ. Handel noch von geringer Bedeutung, die aber wachſen wird, wenn es durch Zwiſchenſtationen auf der 716 km langen Waſſerſtraße bis Shanghai mit dieſer Stadt verbunden iſt und zugleich die nach der reichen Provinz Kiang-ſi führenden Verbindungen verbeſſert ſind. Der Wert der Ausfuhr betrug 1882 nur 62000 Taels (353400 Reichsmark).

Kiuperli, ſ. Köprili.

Kiuſiu, die zweitgrößte Inſel des japan. Kaiſerreichs im engern Sinne, zwiſchen 30° 52′ bis 33° 57′ nördl. Br. und 129° 35′ bis 132° 5′ öſtl. L. (von Greenwich), 38735 qkm groß, mit (1880) 5212997 E., worunter 214 Europäer und Nordamerikaner, ſowie 653 Chineſen. Die Inſel iſt gebirgig und nach allen Richtungen von hauptſächlich trachytiſchen Bergketten durchzogen, deren mittlere Höhe 1000—1200 m beträgt. Beträchtlich über dieſelben erheben ſich zwei noch jetzt thätige Vulkane, der Wunzen no take in der Landſchaft Fizen und der Aſo no Jama in der Landſchaft Figo. Viele lange, nicht ſelten gekrümmte, im Verhältnis zu ihrer Länge ſchmale und häufig nur durch wenig breite Zungen bergigen Landes voneinander getrennte Meeresbuchten, die ſich tief in das Land hinein erſtrecken und vor deren Eingängen häufig

Klippen und kleine felsige Inseln gelegen sind, geben der Küste ein sehr zerrissenes, unregelmäßiges, aber malerisches Ansehen. K. ist häufigen Erdbeben unterworfen. Flüsse von einiger Bedeutung haben infolge der eigentümlichen bergigen Beschaffenheit von K. daselbst nicht zur Entwickelung kommen können. Im allgemeinen ist der Boden wenig fruchtbar, aber der Fleiß der Bevölkerung hat sowohl Bergflächen als auch nicht allzu steile Bergabhänge durch Nivellierung, Heraufschaffung von Kulturerde aus den Niederungen und sorgfältige künstliche Bewässerung in fruchtbare Reisfelder umgeschaffen. Die Flora und Fauna von K. sind im allgemeinen die von Japan überhaupt. Die Temperatur im S. von K. erreicht in den heißesten Monaten, Juli und August, nicht selten die Höhe von 36—38° C., während in den Wintermonaten daselbst Eis und Schnee, der mitunter einige Tage liegen bleibt, gar nicht seltene Erscheinungen sind. Die wichtigste Stadt auf K. ist Nagasaki (s. d.).

Kiwi-Kiwi, Vogelgattung, s. Apteryx.

Kizltbasch (Kisilbasch, türk.), d. h. Rotmütze, bei den sunnitischen Türken Spottname der schiitischen Perser.

Kjachta, s. Kiachta.

Kjaja, ein dem Persischen entlehntes türk. Wort, bedeutet eigentlich einen Hausintendanten, Verwalter, dann aber den Stellvertreter eines Provinzialstatthalters und sonstigen hohen Beamten, den Vizepräsidenten eines Kollegiums u. dgl. m. Wo K. in dieser Weise als Titulatur dient, wird ihm in der Regel die Ehrenbezeichnung Bej angehängt.

Kjaja-Bej (Haushofmeister), s. unter Vezier.

Kjangiri, Kiangri oder Tschangri, Stadt im türk. Vilajet Kastamuni in Kleinasien, Hauptort eines Sandschaks, an einem Nebenfluß des Kisil-Irmak, hat 9000 E. und lebhaften Handel; dabei ist ein Salzbergwerk. K. ist das alte Gangra in Paphlagonien.

Kjelland (Alexander Lange), norweg. Belletrist, geb. 8. Febr. 1849 in Stavanger, talentvoller Vertreter der realistischen Schule. Seine «Noveletter» (mehrere Sammlungen, 1879, 1880 und 1882), sowie die Romane «Garman og Worse» (1880), «Arbejdsfolk» (1881), «Skipper Worse» (1882) und «Gift» (1883), fanden ausgedehnte Verbreitung. Meisterhaft zeichnet er Leben und Natur an der norweg. Westküste; dagegen sind seine Typen aus der hauptstädtischen Beamtenwelt meist Zerrbilder.

Kjellman (Frans Reinhold), schwed. Botaniker, geb. 4. Nov. 1846 auf der Insel Bromö im Wenersee, studierte seit 1868 in Upsala und begleitete Nordenskiöld auf mehrern Polarexpeditionen, unter andern auf der Vega. Sein bedeutendstes wissenschaftliches Werk ist die Algenflora des nördl. Eismeers (in Bd. 2 der «Vega-expeditionens vetenskapliga iakttagelser»). Auch hat er die schwed. Polarexpedition von 1872 und 1873 beschrieben (Stockh. 1875). Im J. 1883 ward er als außerord. Professor der Botanik nach Upsala berufen.

Kjelvig, Kirchspiel der Insel Magerö, s. unter Nordkap.

Kjelzy oder **Kielce**, Gouvernement im russ. Polen, der südlichste Teil Polens, zählt auf 10092 qkm (1882) 607 950 E., ist fruchtbar, gut angebaut und hat entwickelte Industrie. — Die Hauptstadt Kjelzy mit (1882) 9600 E. liegt am Südabhange des Lysa Gora und hat ein bischöfliches Schloß, Hospital, Bergakademie, Schmelzwerke und Fabriken, große Kornmärkte und treibt Handel mit Eisen- und Kupferwaren, Mühlsteinen, Holz. In der Nähe sind Bergwerke, besonders auf Kupfer. K. gehörte bis 1795 zur poln. Wojwodschaft Sandomir (Klein-Polen), 1795—1809 zu Österreich (Neu-Galizien), dann zum Herzogtum Warschau und seit 1815 zu Rußland.

Kjerulf (Theod.), norweg. Geolog, geb. 30. März 1825 in Kristiania, studierte auf der dortigen Universität, in Bonn und Heidelberg. Im J. 1853 in seine Heimat zurückgekehrt, setzte er 1857 die Errichtung einer staatlichen geolog. Landesanstalt durch, als deren Direktor er seitdem fungiert. Auch wurde er zum Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität Kristiania ernannt. Die bedeutendsten seiner Publikationen sind: «Das Kristiania-Silurbecken, chemisch-geognostisch untersucht» (1855), «Geolog. Kart over Kristiania omegn» (1864; 2. Aufl. 1866), «Über die Kennzeichen der Stratifikation» (1877), «Udsigt over det sydlige Norges Geologi 1875» (deutsch von Ad. Gurlt), «Übersichtskarte des südl. Norwegen» (1877; 2. Aufl. 1878), «Die Geologie des südl. und mittlern Norwegen» (deutsch von Ad. Gurlt, 1880).

Kjöbenhavn, dän. Name von Kopenhagen.

Kjökken-Möddinger (wörtlich: Küchenmoder, Küchenabfälle) haben die dän. Altertumsforscher eigentümliche Ansammlungen genannt, welche sich in der Nähe der dän. Ostseeküsten, besonders am Kattegat finden, und die man früher irrtümlich für von dem Meere zurückgelassene Muschelbänke gehalten hatte, bis Steenstrup und Worsaae nachwiesen, daß in den K. die Speisereste und Hausgeräte eines Volks aus der Steinzeit enthalten sind. Diese Ansammlungen bilden kleine Erhöhungen oder Terrassen von wenigen Meter Mächtigkeit, häufig von langgestreckter Form, und bestehen zum größten Teil aus den Schalen der Auster, Mies- und Herzmuschel. Außerdem finden sich die Reste einiger Strand- und Netzschnecken, die Überbleibsel von Fischen, Krebsen, Krabben u. s. w., auch Knochen von Seehunden und Landtieren, wie von Urochs, Bär, Luchs, Wolf, Eber, Hirsch und Reh, sowie von Wasser- und Landvögeln. Da Hirschgeweihe von allen Jahreszeiten, ebenso Zeichen von allen Entwickelungsperioden der übrigen Säugetiere vorkommen, so wird dadurch bewiesen, daß die Stellen das ganze Jahr hindurch bewohnt waren. Das einzige Haustier ist der Hund, wie Steenstrup aus der Benagung, besonders der Vogelknochen nachwies. Dabei fand man zahllose Instrumente, roh bearbeitet aus Flintstein, Knochen und Horn, rohe Topfscherben, halbverbrannte Herdsteine u. s. w. Durch die scharfsinnigsten Kombinationen, die sich namentlich an das Vorhandensein des Auerhahns knüpfen, ist nachgewiesen, daß die Küchenabfälle einer Zeit entstammen, wo Fichtenwälder in Dänemark existierten, die später durch Eichen, dann durch Buchen ersetzt wurden. Bei Ausgrabung eines Hügels der Bronzezeit auf Sylt wurde beobachtet, daß derselbe auf einem kleinen K. errichtet war; man hatte die Überreste des Leichenmahls: Austern- und Muschelschalen und Schnecken, mit Holzkohlen untermischt, aufgehäuft und darauf den regelmäßigen Haufen von Handsteinen (Steinlern) aufgebaut, worin der Leichnam verpackt wurde. Übrigens hat man dergleichen Haufen von Küchenüberresten, die, obwohl zum Teil einer ziemlich modernen Zeit entstammend, doch auf ganz ähnliche

Kulturſtufen ſchließen laſſen, nach und nach an zahlreichen Geſtaden in- und außerhalb Europas gefunden und unterſucht. Vgl. Steenſtrup, «Sur les K. de l'âge de pierre et sur la faune et la flore préhistoriques du Danemark» (Kopenh. 1872).

Kjöten, Teil des ſkandinav. Gebirges, ſ. unter Skandinavien.

Kjöprülü, Kiuprili oder Veleze, Stadt im europ.-türk. Vilajet Prisrend, mit etwa 15000 E., liegt zu beiden Seiten am Vardar und an der Linie Saloniki-Mitrovitza der Türkiſchen Staatsbahnen, am Bergabhange und hat daher ſteile Straßen, aber gut gebaute Häuſer. Über den Fluß führt eine hölzerne Brücke. In der Umgegend zieht man Maulbeerbäume und baut Mais. — K. kommt zur Zeit der Byzantiner unter dem Namen Belasus, auch Belesus oder Belessus vor, gehörte ſeit Mitte des 9. Jahrh. bis 1019 und wieder nach 1205 längere Zeit zum Bulgarenreiche, ſeit Stephan Duſchan zu Serbien und kam mit letzterm unter die Herrſchaft der Türken (1389).

Kjutahia, ſ. Kutahia.

K. K. auch **k. k.**, in Öſterreich gebräuchliche Abkürzung für kaiſerlich königlich; k. und k., kaiſerlich und königlich (ungar.).

Kl., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Klotzſch (Joh. Friedr.).

Klabautermann (von dem vollstümlichen klabaſtern, d. h. poltern, unaufhörlich klopfen), bei den norddeutſchen Matroſen ein kleiner Schiffskobold, der Matroſenkleidung trägt und einen hölzernen Hammer führt, womit er überall herumklopft. Er wäſcht das Schiff und thut auch ſonſtige Dienſtleiſtung, verläßt aber das Schiff, wenn dieſem der Untergang bevorſteht.

Klaczko (Julian), poln. und franz. Publiziſt, geb. 6. Nov. 1828 in Wilna, von jüd. Eltern ſtammend, überſetzte Mickiewicz' Balladen ins Hebräiſche und gab 1842 eine Sammlung hebr. Poeſien heraus. Darauf bezog er die Univerſität Königsberg und 1845 die zu Heidelberg, wo er an der «Deutſchen Zeitung» mitarbeitete. Im J. 1849 begab er ſich nach Paris, fand eine Anſtellung bei der kaiſerl. Bibliothek und ſchrieb zahlreiche, gegen Rußland und Deutſchland gerichtete polit. Abhandlungen für die «Revue des deux Mondes», ferner «Études de diplomatie contemporaine des cabinets de l'Europe en 1863—64» (Par. 1866) und «Les préliminaires de Sadowa» (Par. 1869). Auch redigierte er die Zeitſchrift «Wiadomości polskie»; ſeine in derſelben befindlichen Artikel gab er unter dem Titel «Roczniki polskie» (4 Bde., Par. 1865) beſonders heraus. Im J. 1869 wurde er von dem Grafen Beuſt in das öſterr. Miniſterium des Auswärtigen berufen, nahm aber ſchon 1870 ſeine Entlaſſung, ging dann nach Italien und 1875 wieder nach Paris. Aufſehen erregte ſeine Schrift «Les deux chanceliers» (Gortſchakow und Bismarck, 1876), deren Enthüllungen ſich aber als wenig glaubwürdig zeigten. K.s «Causeries florentines» hat Lauſer ins Deutſche übertragen (Wien 1884).

Kladde (niederdeutſch, d. h. eigentlich Schmutz), der erſte flüchtige Entwurf einer Schrift; im kaufmänniſchen Sinne das Buch für die erſte Niederſchrift der laufenden Geſchäftsvorfälle.

Kladderadatſch, ein in Norddeutſchland gebräuchlicher Ausruf, um einen mit krachendem, klirrendem Zerbrechen verbundenen Fall zu bezeichnen, auch ſubſtantiviſch gebraucht in der Wendung: einen K. machen. Beſonders bekannt iſt K. als der Titel eines ſeit Frühjahr 1848 in Berlin erſcheinenden humoriſtiſch-ſatiriſchen Wochenblattes, welches namentlich das Gebiet der polit. Satire in Vers, Proſa und Bild kultiviert.

Kladno, bedeutende Bergſtadt in der böhm. Bezirkshauptmannſchaft Smichov, an der Buſchtiehrader Eiſenbahn, 24 km nordweſtlich von Prag, iſt Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine altertümliche Kirche und zählt (1880) 14085 E. Ihre Eiſenwerke beſchäftigen 2500 Menſchen und erzeugen jährlich 464300 Ctr. Roheiſen, 69600 Ctr. Guß- und Emailwaren, 226900 Ctr. Beſſemerſtahl, 667400 Ctr. Cokes; 1650000 Ctr. Erze werden verhüttet. Die Kohlengruben der Prager Eiſeninduſtriegeſellſchaft mit 9 Schächten beſchäftigen (1883) 1828 Arbeiter und fördern 5 Mill. Ctr. Steinkohle. Die Öſterreichiſch-Ungariſche Staatseiſenbahngeſellſchaft hat in K. 6 Kohlenſchächte in Betrieb, beſchäftigt 2500 Arbeiter und erzeugt (1883) 7137114 Ctr.

Kladovo, Fleden in Serbien an der Donau, Sitz der Bezirkshauptmannſchaft und eines Zollamts, iſt Hauptübergangsſtation nach Rumänien und zählt 1600 E., welche Fiſcherei treiben. Oberhalb K. liegt an der Donau das Kaſtell Fetislam.

Kladrau, Stadt im weſtl. Böhmen, Bezirkshauptmannſchaft und Gerichtsbezirk Mies, Station der Linie Wien-Eger der Öſterreichiſchen Staatsbahnen, zählt (1880) 1303 E. deutſcher Zunge, die vom Betriebe der Feldwirtſchaft und ſtädtiſcher Gewerbe leben. Das Schloß, jetzt dem Fürſten von Windiſchgrätz gehörig, war ehemals eine Benediktinerabtei. Die Kirche mit denkwürdigen Grabmälern iſt eine der ſchönſten in Böhmen.

Klaffmuſcheln (Mya), ein aus zehn lebenden Arten beſtehendes Muſchelgeſchlecht, deren Schalen am Vorder- und Hinterende etwas auseinanderſtehen. Die K. graben ſich fußtief im Sand ein und bewohnen beſonders die ſandigen Strandregionen der Meere in den gemäßigten und nördlichen Zonen; ſie dienen zum Köder beim Kabeljaufang.

Klafter bezeichnete, ähnlich wie Faden oder das in der Bergmannsſprache gebräuchliche Lachter, vor Einführung des neuen Maßſyſtems in vielen Gegenden Deutſchlands, ſowie in Öſterreich-Ungarn, ein größeres Längenmaß, welches ſeinem Urſprunge nach der Linie entſpricht, die ein erwachſener Mann mit nach beiden Seiten ausgeſtreckten Armen zu ermeſſen vermag. Die K. war in den einzelnen Staaten von verſchiedener Größe, begriff aber faſt überall 6 Fuß des betreffenden Landesmaßes. In Öſterreich-Ungarn galt bis Ende 1875 die Wiener K. von 6 Fuß zu je 12 Zoll, welche 1,896 m entſprach. K. hieß ferner das gewöhnliche Maß für Brennholz, ſo in Öſterreich, in Preußen, Bayern, Sachſen, Württemberg und mehrern kleinern deutſchen Staaten. Die K. Holz war gewöhnlich 6 Fuß oder eine Längenklafter des landesüblichen Maßes lang und breit, aber nach Kubikinhalt ſehr verſchieden, je nachdem die Scheitlänge des gemeſſenen Holzes 2, 2½, 3 Fuß oder mehr betrug.

Klage iſt der Akt, welcher den Civilprozeß eröffnet. Sie macht entweder gegen den Beklagten einen Anſpruch auf Leiſtung geltend, verlangt, daß der Beklagte verurteilt werde, etwas zu thun oder zu dulden oder zu unterlaſſen, oder begehrt eine bloße Feſtſtellung. (S. Feſtſtellungsklage.)

Die K. bestimmt den Gegenstand des Prozesses (die Streitsache); über den mit der K. geltend gemachten Anspruch (den Klaganspruch) und nur über diesen soll das Gericht entscheiden. Die Erhebung der K. bewirkt die Rechtshängigkeit der Streitsache. Die erhobene K. kann ohne Einwilligung des Beklagten der Kläger nicht mehr ändern, d. h. in diesem Prozesse an Stelle des mit der K. geltend gemachten Anspruchs nicht einen andern geltend machen. Auch kann die K. ohne Einwilligung des Beklagten nur bis zum Beginn der mündlichen Verhandlung des Beklagten zur Hauptsache zurückgenommen werden.

Bei den Landgerichten wird die K. durch Zustellung eines Schriftsatzes (Klagschrift) erhoben. Dieser muß enthalten die Bezeichnung der Parteien und des Gerichts, die bestimmte Angabe des Gegenstandes und des Grundes des erhobenen Anspruchs, sowie einen bestimmten Antrag und endlich die Ladung des Beklagten vor das Prozeßgericht zur mündlichen Verhandlung des Rechtsstreites, verbunden mit der Aufforderung an den Beklagten, einen beim Prozeßgericht zugelassenen Rechtsanwalt zu bestellen. Nicht also muß die K., wie im frühern gemeinen Prozeß, den Anspruch auch «substantiieren», d. h. die Thatsachen im einzelnen darlegen, aus welchen der Anspruch gefolgert wird. Die «Substantiierung» erfolgt jetzt erst in der mündlichen Verhandlung. Instruktionell ist jedoch für das landgerichtliche Verfahren vorgeschrieben, daß die K. zugleich die mündliche Verhandlung vorbereiten soll, durch Angabe der zu ihrer Begründung dienenden thatsächlichen Verhältnisse und die Bezeichnung der Beweismittel, deren sich der Kläger zum Nachweise seiner thatsächlichen Behauptungen bedienen will. Die Klagschrift ist zum Zwecke der Bestimmung des Termins zur mündlichen Verhandlung beim Gerichtsschreiber des Prozeßgerichts einzureichen. Nach erfolgter Terminsbestimmung hat der Kläger für die Zustellung der Klagschrift Sorge zu tragen. Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §. 230 fg.

Bei den Amtsgerichten kann die K. entweder schriftlich eingereicht oder zum Protokoll des Gerichtsschreibers angebracht werden. Vgl. Civilprozeßordnung, §. 456 fg.

Klage, Dichtung des 12. Jahrh., bildet Fortsetzung und Abschluß des Nibelungenliedes und erzählt von der Klage der die Katastrophe Überlebenden, Etzels, Dietrichs, Hildebrands, von der Sendung der Boten an die Angehörigen der Gefallenen und von Dietrichs Entschluß heimzukehren. Sie wurde um 1170 verfaßt, der Dichter beruft sich auf ein älteres lat. Werk, das Konrad, der Schreiber Bischof Pilgrims von Passau, verfaßt, seine Hauptquelle ist aber das Nibelungenlied. Die Handschriften enthalten beide Gedichte fast ausnahmslos vereinigt; die meisten Nibelungenausgaben bieten auch die K. Gesonderte Ausgaben lieferten von der Hagen (Berl. 1852), Holtzmann (Stuttg. 1859), Bartsch (Lpz. 1875) und Edzardi (Hannov. 1878).

Klagenfurt, Hauptstadt des Herzogtums Kärnten und Sitz der Landesregierung, der autonomen Landesvertretung und eines Landesgerichts, zählt (1880) 18747 E. und liegt 450 m hoch in einer gegen Süden durch das Satnitzgebirge begrenzten Ebene, über welches die malerische Kette der Karawanken emporragt, Station der Linie Glandorf-K. der Kronprinz-Rudolfbahn und der Linie Marburg-Villach (Kärntnerbahn) der Österreichischen Südbahn, unweit der kleinen Flüsse Glan und Glansurt und des reizenden Wörthersees, der mit drei Dampfern befahren wird und durch den Lendkanal mit der Stadt in Verbindung steht. Letztere bildet ein fast regelmäßiges Viereck mit geraden und breiten Straßen, ist aber wenig belebt. Ausgezeichnete Gebäude sind: der freistehende, 88 m hohe Turm der Ägidienkirche, von welchem man eine entzückende Rundschau über die Umgebung genießt; das Landhaus (1594 vollendet) mit dem Wappensaale des kärntner Adels; das fürstbischöfl. Palais mit einer Sammlung von Gemälden, Mineralien u. s. w.; das neue Realschulgebäude mit dem botan. Garten; das neue Bürgerhospital, das Gebäude der Hüttenberger-Eisenwerksgesellschaft, die neue Irrenanstalt u. s. w. Von den sechs öffentlichen Plätzen der Stadt sind der große Neue Platz mit dem Standbild der Kaiserin Maria Theresia (Erzguß nach Pönningers Modell) und dem riesigen Lindwurm auf dem Brunnen, dem Wahrzeichen der Stadt, und der Fürstenplatz mit einem Obelisk zur Erinnerung an den Preßburger Frieden hervorzuheben. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Obergymnasium mit öffentlicher Bibliothek, eine theol. Lehranstalt mit Priesterseminar, eine Oberrealschule, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, eine mechanische Lehrwerkstätte, Zeichen- und Modellierschule, Ackerbau-, Berg- und Gartenschule und eine Taubstummenlehranstalt. Der wissenschaftlichen Forschung gewidmet sind der Naturhistorische Verein, der ein Landesmuseum gegründet, und der Historische Verein, der eine ziemlich reichhaltige Bibliothek gesammelt hat und eine vortreffliche Sammlung röm. Altertümer und Inschriftsteine besitzt. Unter den industriellen Etablissements treten hervor die Tabaksfabrik, die Herbertsche Bleiweißfabrik, die größte der österr. Monarchie, die Tuchfabrik der Gebrüder Moro, große Lederfabriken und eine Maschinenfabrik. Der Handel K.s, zu dessen Unterstützung eine Handels- und Gewerbekammer und eine Bankfilial-Escompteanstalt bestehen, beschäftigt sich vorzugsweise mit Transit und der Ausfuhr der Erzeugnisse der Montanindustrie des Landes. Die 1809 von den Franzosen zerstörten Festungswerke sind in Spaziergänge verwandelt. Zwischen K. und St. Veit, auf dem Zollfelde, findet man Spuren der alten röm. Stadt Virunum, und ebenfalls am Zollfelde steht das alte histor. Monument Kärntens, der Herzogsstuhl, wo ehedem jeder neue Herzog von Kärnten die Belehnung der herzogl. Lehne ausübte.

Klagschrift, s. unter Klage.

Klai (Klei, niederdeutsch), fetter, schlammiger oder lehmiger Erdboden.

Klai (Joh.), s. Clajus.

Klamm heißt in den deutschen und österr. Alpen eine enge, tiefeingeschnittene, spaltenartige Schlucht, mit senkrechten, glatt ausgewaschenen Wänden, entstanden durch die Erosion eines Flusses oder Bachs. Die Höhe und Steilheit der Felswände, die sich oben oft zu berühren scheinen, die Enge der Spalte und das Tosen und Schäumen des darin eingeklemmten Gewässers geben diesen Schluchten ein eigentümlich wildes und düsteres Gepräge, und manche derselben, durch Wege und Brücken den Reisenden zugänglich gemacht, gehören zu den großartigsten und besuchtesten

Partien der Alpen; die bekanntesten sind: die K. des Schnanerbachs am Arlberg (Tirol), 120 m lang, 10 m breit, von 160 m hohen Wänden eingeschlossen; die Peutelsteiner-K. im Ampezzanerthal (Südtirol), die K. der Ache im Gastein, die Schwarzberg-K. und die Seißenberg-K. im Gebiet der Saalach (Salzburg), die Wimbach-K. in der Ramsau bei Berchtesgaden, die Partnach-K. und die Höllenthal-K. im Wettersteingebirge bei Partenkirchen (Oberbayern). In den franz. Alpen heißt eine solche K. Gorge, so die Gorge du Trient unweit Martigny (Wallis), die Gorge du Fier (Savoyen); in der deutschen Schweiz gilt dafür der Name Schlauche oder Schlucht, so die Finstere Schlauche der Aare bei Meiringen (Bern) und die Pfäfferschlucht bei Ragaz (St. Gallen). In Graubünden werden diese Schluchten nach der K. des Hinterrheins zwischen dem Rheinwaldthal und dem Schams Rofla oder Rofna genannt; die Via mala oberhalb Thusis ist das großartigste Beispiel einer solchen.

Klammer (frz. crampon, clameau, attelles; engl. cramp-iron, cramp, clincher), im Maschinenwesen ein aus Flach- oder Quadrateisen bestehendes Stück mit umgebogenen Enden, das zur Verbindung zweier Konstruktionsteile dient. Man unterscheidet Holzklammern (d. h. K. mit Spitzen) und Steinklammern (d. h. solche, welche mit ihren meist nach unten verbreiterten und mit Einkerbungen versehenen Enden in entsprechende Öffnungen der Steine greifen).

Ferner heißen K. überhaupt diejenigen Stücke oder Teile, mittels deren ein Festhalten durch Klemmung oder Federwirkung erreicht wird, wozu auch die hölzernen Wäschklammern gehören.

Endlich nennt man K. auch zwei ausgehöhlte, an einem ledernen Scharnier auf- und zuklappende, somit einen beweglichen Handgriff bildende Holzstücke, deren man sich bei der Blei- und Zinngießerei bedient, um den erhitzten Lötkolben an seinem eisernen Stiel zu fassen.

Klammeraffen oder Schimmelaffen (Ateles) heißt eine Familie der Affen der Neuen Welt, die sehr lange, dürre Gliedmaßen und einen an der Spitze unten kahlen Wickelschwanz haben; an den Vorderhänden fehlt der Daumen, daher sie wohl auch Stummelaffen genannt werden. Es sind ausgezeichnet klletternde, sanfte Bewohner der Wälder Südamerikas, die in 14 Arten von der Landenge von Panama bis zur Provinz São-Paulo im südl. Brasilien vorkommen. Eine der häufigsten Arten ist der Coaita (A. paniscus; Tafel: Affen der Neuen Welt, Fig. 2), ungefähr 110—120 cm lang, wovon 70 cm auf den Schwanz kommen, mit schwarzem grobhaarigen Pelz.

Klammerwurzel nennt man Wurzeln, welche bei Schlingpflanzen dazu dienen, die Stengel an Baumstämmen, Mauern u. dgl. zu befestigen, dieselben legen sich der Unterlage zwar fest an, dringen aber meist nicht in dieselbe ein. Zahlreich entwickelte K. zeigt z. B. der Epheu (Hedera Helix).

Klampe, soviel wie Krampe (s. d.).

Klampen sind starke an der Schiffswand, auf Deck oder sonst an Bord befestigte hölzerne oder eiserne doppelarmige Stöcke, um welche Taue oder Ketten geschlungen und dadurch in ihrer jeweiligen Lage festgehalten werden. Bootsklampen nennt man hölzerne oder eiserne Formen, in deren dem Boden der Boote angepaßte Ausschnitte die letztern gesetzt werden, um in See auf dem Oberdeck fest und sicher zu stehen.

Klang, s. Klangfarbe.

Klangfarbe oder kurzweg Klang (das franz. timbre) bezeichnet das Qualitative eines Tons. Schon frühzeitig wußte man, daß die Höhe eines Tons von seiner Schwingungszahl, die Stärke eines Tons von der Weite seiner Schwingungen abhänge, aber der Klang, d. i. das eigentümliche Unterscheidende gleich hoher Töne verschiedener musikalischer Instrumente, blieb unerklärt, bis G. S. Ohm (1843) aussprach und Helmholtz («Die Lehre von den Tonempfindungen», Braunschw. 1863; 4. Aufl. 1877) nachwies, daß die K. eines Tons davon herrühre, daß jeder Klang aus mehrern Tönen zusammengesetzt sei, deren Höhe meist wie die Zahlen in der natürlichen Reihe (1, 2, 3, 4 u. s. w.) wachse; der erste dieser Töne ist in der Regel weitaus der stärkste, er ist der Grundton, nach dem man sich beim Stimmen richtet. Je nach der Anzahl und verschiedenen Stärke der jenen Grundton begleitenden Partial- oder harmonischen Obertöne wechselt die K.; die Partialtöne des Klangs werden mittels eigens gestimmter Hörrohre oder Resonatoren aufgesucht. (S. Schall und Ton.)

Klangfiguren sind symmetrische Figuren, welche sich auf einer mit Sand bestreuten Glas-, Metall- oder auch Holzscheibe bilden, wenn man ihren Rand mit einem Violinbogen streicht. Wenn man nämlich eine derartige Scheibe an einem passenden Punkte, z. B. in ihrem Mittelpunkte mittels einer Zwinge bao festhält (wie nachstehende Fig. 1 zeigt)

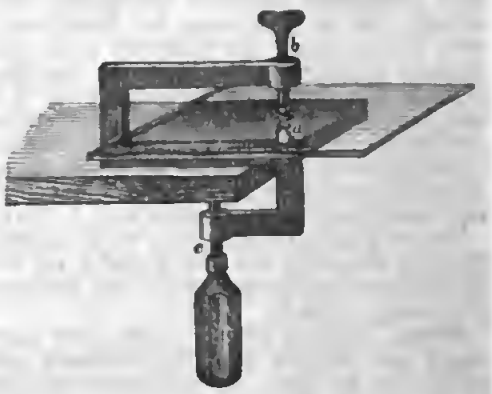


Fig. 1

oder unterstützt und am Rande mit einem Violinbogen senkrecht zur Ebene der Scheibe streicht, so gerät die Scheibe in transoersale Schwingungen, d. h. ihre Teilchen schwingen, wenn die Scheibe horizontal liegt, aufwärts und abwärts. Hierbei teilt sich die Scheibe in mehrere Abschnitte, und diese schwingen so, daß, wenn bei horizontaler Lage der Scheibe die Teilchen des einen Abschnitts eine Bewegung nach oben machen, die Teilchen der angrenzenden Abschnitte gerade umgekehrt nach unten sich bewegen, während im nächsten Augenblicke die Teilchen des ersten Abschnitts sich nach unten und die der letztern nach oben sich bewegen. Bei diesen entgegengesetzten Bewegungen der benachbarten Abschnitte müssen natürlich die auf der Grenze zwischen denselben liegenden Punkte vollständig in Ruhe bleiben; man bezeichnet diese Punkte als Schwingungslinien. Wird nun bei horizontaler Lage der Scheibe feiner

Digitized by Google

Sand (oder sonst ein feinkörniges Pulver) auf die Oberfläche der Scheibe gestreut, so wird derselbe von allen in Bewegung befindlichen Teilen weggeworfen, sammelt sich dagegen auf den ruhenden Stellen, den sog. Schwingungslinien, an und macht diese dadurch sichtbar. Es entstehen daher auf einer solchen schwingenden Scheibe, weil die Scheibe sich auf symmetrische Weise in Abschnitte teilt, durch die Sandanhäufungen die als K. bezeichneten symmetrischen Figuren, von denen einige auf quadratischen Scheiben in Fig. 2 dargestellt sind. Die

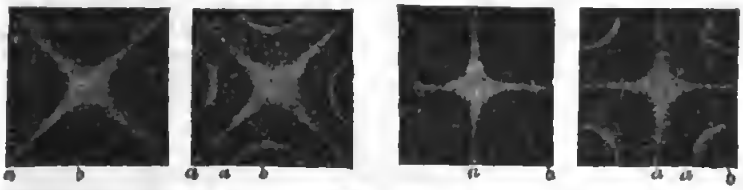


Fig. 2.

Platten werden an den mit b bezeichneten Stellen gestrichen, während man die mit a beschriebenen Punkte mit dem Fingernagel berührt. Hierbei kommen die Stellen b in die stärkste Schwingung, die Punkte a aber bleiben vermöge der Berührung in Ruhe, wodurch die Figur sich symmetrisch bildet.

Fig. 3a. Fig. 3b.

Die K. von Kreisscheiben bilden konzentrische Ringe (Fig. 3a), wenn sie vom Mittelpunkte aus in Schwingungen versetzt werden, z. B. durch Anklopfen im Centrum mit einem Hämmerchen oder durch Streichen, wenn das Centrum durchbohrt ist. Werden Kreisscheiben dagegen im Mittelpunkte eingespannt, so geben sie radiale Figuren und zwar vier Strahlen, wenn der gestrichene Punkt des Randes vom berührten um 45°, sechs Strahlen aber (wie in Fig. 3b), wenn der gestrichene Punkt b um 30° vom berührten Punkt a absteht.

Für den tiefsten Ton teilen sich die Scheiben in die wenigsten Abschnitte, weshalb zu dem tiefsten Tone stets die einfachste Figur gehört. Je höher der Ton wird, desto kleiner, also desto zahlreicher müssen die Abschnitte der Scheiben und infolge dessen die K. desto zusammengesetzter erscheinen. Zu jedem Tone, welchen eine Scheibe gibt, gehört eine besondere K., welche der für diesen Ton nötigen Schwingungsart der Platte entspricht. Bei an Größe und Elasticität verschiedenen Scheiben entspricht aber ein und dieselbe Einteilungs- und Schwingungsart, also auch dieselbe K., sehr verschiedenen Tönen. Der Entdecker der K. war (1787) der Akustiker Chladni (s. d.), und Strehlke hat dieselben auf lauter Kurven zurückzuführen gesucht (1825—33); eine Theorie derselben hat, auf Grund eines Gedankens der Gebrüder Weber (1825), Wheatstone (1833) versucht, welche dann auch später (1862) von König durch Versuche bestätigt worden ist.

Klanggeschlecht, seltener, aber richtiger **Tongeschlecht**. Mit diesen Namen bezeichnet man gewöhnlich den Unterschied der drei Gattungen von Tonschritten, nämlich der diatonischen (s. d.), chromatischen (s. d.) und enharmonischen (s. d.), sowohl nach dem altgriech. als nach dem gegenwärtigen Tonsystem, obwohl beide Systeme auf sehr verschiedenen Grundlagen beruhen. Eigentlich kann aber nur noch von dem diatonischen Tongeschlechte, dem harten (Dur-) und dem weichen (Moll-) Geschlecht die Rede sein, deren jedes in zwölf Tonarten besteht und einzig auf die diatonische Fortschreitung sich gründet. Es ist übrigens wohl zu bemerken, daß die Namen Dur und Moll nichts mit dem harten oder weichen Charakter der darin sich bewegenden Tonarten zu thun haben (dieser ist im Gegenteil bei den Durtonarten klar, bei den Molltonarten unklar und trübe), sondern sich nur auf die eckige und runde Form der Zeichen ♯ für unsern Ton h und ♭ für unsern Ton b, das B-durum und B-molle der mittelalterlichen Notenschrift, beziehen. Vgl. Helmholtz, «Lehre von den Tonempfindungen» (4. Aufl., Braunschw. 1877).

Klanglehre, soviel wie Akustik (s. d.).

Klangstein, s. unter Lein.

Klapka (Georg), Führer im ungar. Revolutionskriege, geb. 7. April 1820 zu Temesvár, war 1847 Oberlieutenant im 12. Grenzregiment und stellte sich, als die Märzbewegung von 1848 eintrat, der neuen ungar. Regierung zur Verfügung, die ihn Ende November zum Generalstabschef bei dem im Banat unter Kiß operierenden Armeekorps ernannte. Der Anfang 1849 für die ungar. Hauptarmee angenommene, von großem Erfolg begleitete Operationsplan war K.s Werk. Nach der Niederlage, die Mészáros 4. Jan. bei Kaschau erlitt, erhielt Oberst K. dessen Kommando, und es gelang ihm nicht nur, den Theißübergang zu behaupten und dadurch Debreczin zu sichern, sondern auch die Honvéds zum ersten mal den Truppen Schliks gegenüber zum Siege zu führen. An der dreitägigen Schlacht von Kápolna (26. bis 28. Febr.) nahm K. bedeutenden Anteil. Im Aprilfeldzuge führte er das 1. Armeekorps und zeichnete sich namentlich in der Schlacht bei Isaßegh (6. April) aus, wo er das Schicksal des Tages entschied und auf dem Schlachtfelde von Kossuth zum General ernannt wurde, sowie bei Nagysárló (19. April), das er mit Damjanics erstürmte. In der 26. April dem österr. Belagerungskorps von Komorn gelieferten Schlacht, zu welcher K. den Plan entwarf, führte er den linken Flügel. Sodann übernahm er zu Debreczin provisorisch das Kriegsministerium.

Als Görgei nach Eroberung der Festung Ofen das Kriegsportefeuille selbst übernahm, wurde K. zum Kommandanten der Festung Komorn ernannt. In den Waaggefechten vom 16. und 21. Juni wie in den vor Komorn gelieferten großen Schlachten vom 2. und 11. Juli war K. nächst Görgei der Held des Tags. Nachdem Görgei mit der Hauptarmee in die Theißgegend abgezogen, blieb K. mit 18000 Mann in Komorn zurück, vernichtete durch die Gefechte vom 30. Juli bis 5. Aug. einen Teil des Belagerungskorps und warf den Rest hinter die Waag und Neutra zurück. Infolge der Waffenstreckung Görgeis bei Világos (13. Aug.) sah er sich zum Rückzug in die Festung genötigt und mußte 27. Sept. kapitulieren. K. verließ sein Vaterland und hielt

sich bald in Frankreich, bald in der Schweiz und in Italien auf. Bei Ausbruch des Orientkriegs wandte er sich nach Konstantinopel, kehrte aber Ende 1854 in die Schweiz zurück. Im J. 1866 trat er in preuß. Militärdienst mit dem Range eines Generalmajors und organisierte bei Neisse eine ungar. Legion, mit welcher er kurz vor Abschluß des Friedens von Nikolsburg von Oberschlesien her die Grenze überschritt, jedoch kein Gefecht mehr lieferte. Später wurde er amnestiert und in den ungar. Reichstag gewählt. Seitdem ist K. vorzugsweise bei der Gründung gewerblicher Unternehmungen (Eisenbahnen, Bergwerke) thätig gewesen. K. veröffentlichte «Memoiren» (Lpz. 1850), «Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen» (2 Bde., Lpz. 1851) und «La guerre d'Orient en 1853 et 1854» (Genf 1855).

Klapp (Michael), Journalist und Lustspieldichter, geb. 1832 zu Prag, studierte daselbst, war seit 1858 Feuilletonredacteur an Kurandas «Ostdeutscher Post» in Wien, 1866—69 Spezialkorrespondent der wiener «Neuen Freien Presse» in Belgrad, Italien und Spanien und begründete 1870 die «Wiener Montags-Revue», die er bis 1877 leitete. Im J. 1878 erschien sein erstes und am meisten bekanntes Lustspiel «Rosenkranz und Güldenstern», bei dessen wiener Aufführungen der Name des Verfassers nicht genannt werden darf, weil er sich 1876 durch einen Artikel «Gödöllö», der das Verbot der «Gartenlaube» für Österreich herbeiführte, in maßgebenden Kreisen mißliebig gemacht hatte. Später folgten noch die Lustspiele «Der Glückshafen» und «Fräulein Kommerzienrat». Außerdem erschien von K. «Komische Geschichten aus dem süd. Volksleben» (Berl. 1859), «Zweierlei Juden. Erzählungen» (Wien 1870), «Die Baukgrafen. Roman aus der Schwindelzeit» (2 Bde., Bern 1877) u. s. w.

Klappen (Valvulae), in der Anatomie faltenartige Verdoppelungen gewisser innerer Häute zur Regelung des Blutstroms; hierher gehören die wagentaschenförmigen K. der Lymphgefäße (s. d.), der Venen (s. d.), der großen Blutgefäße am Herzen, sowie die zwei- und dreizipfelige K. im linken und rechten Herzen. (S. unter Herz, Bd. IX, S. 167b.) Ebenso befinden sich im Verdauungsapparat einzelne faltenartige K., welche die Fortbewegung des Darminhalts nur nach einer gewissen Richtung hin gestatten, wie die Pförtnerklappe zwischen dem Magen und Zwölffingerdarm (s. unter Magen) und die Bauhinsche oder Blinddarmklappe zwischen dem Dünndarm und dem Dickdarm. (S. unter Darm, Bd. IV, S. 885b.)

Klappen, bei Blasinstrumenten die Mechanismen, mittels deren die Tonlöcher beliebig geöffnet oder geschlossen werden können.

Klappenfehler, soviel wie Herzklappenfehler, s. unter Herzfehler, Bd. IX, S. 172b.

Klappenventil oder Klappe (frz. soupape à clapet, engl. clack-valve), eine drehbare Platte, mittels deren Rohrleitungen oder Ausflußöffnungen abgeschlossen werden können. (S. Ventile.)

Klapperschlange (Crotalus), eine nur in Amerika vorkommende, aus wenigen Arten bestehende Gattung von Giftschlangen, an deren Schwanzende bei jeder Häutung eine auf dem letzten Schwanzwirbel gebildete, besonders dicke Hautschicht sich überstülpt und zu einem hornartigen, hohlen Kegel erhärtet, sodaß ein mehrgliederiges Organ (die Klapper) entsteht, welches bei schneller Vibration des Schwanzes ein schwirrendes Geräusch hervorbringt. Diese Klapper besteht höchstens aus 15—18 Ringen. Die nordamerikanische Klapperschlange (C. durissus) ist 1—2 m lang, braun, mit schwärzlichen, schleifenförmigen, weißgerandeten Binden auf dem Rücken; sie ist in Nordamerika, selbst in den bevölkertsten Teilen, wie im östl. Pennsylvanien, Neuyork u. s. w., noch häufig, eine Folge ihrer großen Fruchtbarkeit. Zum Glück ist sie ein phlegmatisches, langsames Tier und beißt niemals ungereizt; wenn sie in Wut gerät, verbreitet sie einen ungemein übeln Geruch. Die südamerikanische Klapperschlange (C. horridus) ist von gleicher Größe, graubraun, oben mit schwarzbraunen, weißlich gesäumten Rautenflecken.

Klapperschlangenwurzel, soviel wie Senegawurzel, s. unter Polygala.

Klapperschote, s. Crotalaria.

Klappersteine, s. Adlersteine.

Klappertopf oder Klapper, Pflanzengattung, s. Alectorolophus.

Klaproth (Mart. Heinr.), deutscher Chemiker und Naturforscher, geb. 1. Dez. 1743 zu Wernigerode, war anfangs Apotheker in Berlin, wurde 1787 Chemiker bei der Akademie der Wissenschaften und hierauf Professor der Chemie bei dem königl. Feldartilleriekorps. Er starb als Obermedizinal- und Sanitätsrat und Professor der Chemie an der Universität zu Berlin 1. Jan. 1817. K. ist der Entdecker der Zirkonerde, des Tellurs, Titans und Urans und machte sich besonders durch viele, für seine Zeit genaue Mineralanalysen bekannt. Das Hauptwerk von ihm sind die «Beiträge zur chem. Kenntnis der Mineralkörper» (6 Bde., Berl. 1795—1815). Nach ihm wurde sonst die ätherische essigsaure Eisentinktur als Tinctura ferri acetici aetherea Klaprothii bezeichnet.

Klaproth (Heinr. Jul.), Orientalist und Reisender, Sohn des vorigen, geb. zu Berlin 11. Okt. 1783, widmete sich dem Studium der asiat. Sprachen und besonders des Chinesischen mit großem Eifer. Nachdem er sich durch die Herausgabe des «Asiat. Magazin» (Weim. 1802 fg.) bekannt gemacht, wurde er Adjunkt an der Akademie für die asiat. Sprachen in Petersburg und erhielt den Auftrag, in den Ländern des Kaukasus seine Forschungen über die Stammvölker Asiens fortzusetzen. Früchte dieser Reise waren die Werke «Reise in den Kaukasus und Georgien in den J. 1807 und 1808» (2 Bde., Halle 1812—14; franz. mit vielen Zusätzen, Par. 1823) und «Archiv für die asiat. Litteratur, Geschichte und Sprachkunde» (Bd. 1, Petersb. 1810). Im J. 1812 aus russ. Staatsdiensten entlassen, ging er 1814 nach Italien und 1815 nach Paris, wo er 1816 zum Professor der asiat. Sprachen ernannt wurde und 20. Aug. 1835 starb.

Unter seinen vielen Schriften sind noch zu erwähnen: «Geogr.-histor. Beschreibung des östl. Kaukasus» (Weim. 1814), «Beschreibung der russ. Provinzen zwischen dem Kaspisee und Schwarzen Meere» (Berl. 1814), die Umarbeitung und Herausgabe von Güldenstädts «Reise nach Georgien und Imirethi» (Berl. 1815), ferner das «Verzeichnis der chines. und mandschuischen Bücher und Manuskripte der königl. Bibliothek in Berlin» (Par. 1822), «Asia polyglotta» (Par. 1823, nebst einem Sprachatlas), «Tableaux historiques de l'Asie» (4 Bde., Par., mit Atlas), «Mémoires relatifs à l'Asie» (Par. 1834), «Collections d'antiquités égyptiennes»

Digitized by Google

(Par. 1829), «Examen critique des travaux du feu M. Champollion sur les hiéroglyphes» (Par. 1832), endlich das für die Geschichte Japans wichtige Werk «Aperçu général des trois royaumes, traduit de l'original japonais-chinois» (Par. 1833).

Klar ist der seemännische Ausdruck für «fertig», «in Ordnung». «K. zum Brassen» heißt z. B. Fertig, um die Raaen anders zu stellen; «das Deck klar»: alles auf dem Deck Herumliegende entfernen und auf seinen Platz bringen; eine Küste, ein Schiff klar: davon freisteuern. Klar Schiff! ist das Kommando an Bord eines Kriegsschiffs, das letztere in allen seinen Teilen in Gefechtszustand setzen, um jeden Augenblick den Kampf beginnen zu können.

Klar-elf, s. unter Göta-elf.

Klären ist eine technisch-chem. Arbeit, welche man mit solchen Flüssigkeiten vornimmt, die durch Filtrieren nicht klar erhalten werden können, weil die in der Flüssigkeit schwimmenden festen Teilchen mit durchs Filter gehen oder dasselbe sehr bald verstopfen. Es gibt mehrere Methoden des K. Das einfachste Mittel besteht darin, daß man die trübe Flüssigkeit längere Zeit ruhig stehen läßt. Dabei setzen sich die festen Teilchen allmählich ab, und die über dem Bodensatze stehende klare Flüssigkeit kann man entweder mit dem Heber abnehmen oder dekantieren (s. d.). Eine gelinde Erwärmung ist hierbei häufig von Nutzen. Solche Flüssigkeiten, welche einen durch die Wärme koagulierbaren Körper suspendiert enthalten, werden einfach durch Aufkochen geklärt (das Schönen). Das Koagulum umschließt die trübenden Teilchen, begibt sich damit auf die Oberfläche und läßt sich entweder durch Durchseihen oder durch Abschöpfen mit einem Schaumlöffel von der Flüssigkeit trennen. Wenn eine zu klärende Flüssigkeit keinen koagulierbaren Körper enthält, so muß man ihn vor dem Kochen hinzusetzen. Man nimmt dazu gewöhnlich Eiweiß oder Blut. Gestattet die Natur der Flüssigkeit das Erwärmen nicht, wie es der Fall ist bei Wein und bei Bier, so ist oft die successive Anwendung von Leim oder Hausenblase und Tannin (Gerbstoff) am Platze.

Klarenza, Stadt im Peloponnes, s. Clarence.

Klarieren (d. i. klären, bereinigen, frei machen) bedeutet im Seewesen das Erledigen der Zollanforderungen durch Anmeldung, Vorlegung der nötigen Papiere, Entrichtung des Zolls und Empfangnahme der darüber ausgestellten Quittungen oder sog. Zollklarierungsscheine. Die betreffende Regulierung bei Aussegeln eines Schiffs heißt die Ausklarierung, beim Einsegeln (bei der Ankunft) die Einklarierung. In der Regel ist die Klarierung des Schiffs Sache des Schiffers, die Klarierung der Ladung aber des Befrachters (Ausklarieren) und des Empfängers (Einklarieren). Thatsächlich besorgt diese Klarierungen auftragsweise der Schiffsmäkler, der daher auch wohl Klarierer (Schiffsklarierer) heißt.

Klarinettbaß, soviel wie Bassethorn (s. d.).

Klarinette, ein von Denner in Nürnberg 1690 erfundenes, aber erst 50 Jahre später allgemein in die praktische Musik eingeführtes Blasinstrument, dessen Intonation nicht wie die der Flöte durch Brechung eines dünnen Luftstroms an einem scharfen Rande, sondern durch die Schwingungen eines dünnen Blättchens von Rohr bewirkt wird, das in ein schnabelförmiges Mundstück (Birn genannt) eingelegt ist. An Umfang, Fülle und Abstufungsfähigkeit des Tons ist die K. das vollkommenste Blasinstrument; ihre Einrichtung ist jedoch derart, daß auf einer und derselben K. nicht aus allen Tonarten geblasen werden kann. Man wendet deshalb K. von verschiedener Stimmung an. In den Orchestern bedient man sich vorzugsweise der A-, B- und C-Klarinetten, wovon die erstern beiden die Töne um eine kleine Terz oder um eine Sekunde tiefer geben; bei Militärmusiken wendet man auch die Es-Klarinette an, welche eine kleine Terz höher klingt, als die Noten besagen. Abarten der K. sind das Bassethorn (s. d.) und die von Streitwolf in Göttingen erfundenen Tenor- und Baßklarinetten. Die K. kommt in den Werken Händels und seiner Zeit noch nicht vor, ist daher trotz ihres 200jährigen Alters als ein modernes Instrument anzusehen, welches besonders in der wiener Schule ihre eigentliche Heimat fand.

Klarisch, auf Klaros in Jonien bezüglich, wo Apollo (daher sein Beiname Klarios) einen berühmten Tempel hatte.

Klasse (vom lat. classis), Abteilung einer Mehrheit nach gewissen Übereinstimmungen und Merkmalen; in Schulen die Abteilungen der Zöglinge, die nach Alter und Kenntnissen zusammengehören.

Klassenlotterie, s. unter Lotterie.

Klassenstempel, soviel wie Gradationsstempel, s. unter Stempel.

Klassensteuer ist eine direkte Steuer, welche weder nach dem Einkommen der Pflichtigen, noch nach dem Ertrag bestimmter Vermögensobjekte oder Erwerbsquellen bemessen, sondern nur nach einigen allgemeinen Kategorien oder Klassen veranlagt wird, deren Abgrenzung zwar im allgemeinen nach der Lebenslage und der Leistungsfähigkeit der Steuerpflichtigen, jedoch nur nach einer ungefähren diskretionären Schätzung und ohne feste Anhaltepunkte erfolgt. Die K. bildet daher hinsichtlich der Individualisierung der Besteuerung nur den ersten Schritt über die Kopfsteuer (s. d.) hinaus. Das bemerkenswerteste Beispiel einer K. ist die 1820 in Preußen (mit Ausnahme der größern Städte) eingeführte, die 1821 in der Weise geregelt wurde, daß die erste Hauptabteilung die besonders wohlhabenden und reichen Einwohner, die zweite den wohlhabenden Mittelstand, die dritte den geringern Bürger- und Bauernstand und die vierte die gewöhnlichen Lohnarbeiter, Tagelöhner und Dienstboten umfaßte. Jede der drei ersten Hauptabteilungen war in drei Klassen, die letzte aber in vier Klassen geteilt. Der niedrigste Steuerbetrag war ½ Thlr., der höchste 144 Thlr. Offenbar waren die Wohlhabenden und Reichen bei diesem System verhältnismäßig zu günstig gestellt, und die durch das Gesetz vom 1. Mai 1851 geschaffene Reform setzte daher für diejenigen, welche mehr als 1000 Thlr. Einkommen hatten, an die Stelle der K. eine Einkommensteuer (s. d.). Die neue K. hatte ebenfalls 12 Abstufungen und bewegte sich zwischen den Sätzen von ½ Thlr. bis 24 Thlr. Durch das Gesetz vom 25. Mai 1873 wurde die K. der Einkommensteuer so nahe wie möglich gebracht, indem für die einzelnen Stufen Einkommensklassen aufgestellt wurden, in welche die Steuerpflichtigen einzuschätzen sind, und bei einer weitern Reform der preuß. Steuer wird ohne Zweifel der Unterschied von K. und Einkommensteuer gänzlich schwinden, unter völliger Befreiung der Einkommen bis zu 900 oder 1200 Mark. Übrigens ist auch die preuß. Einkommensteuer eine klassifizierte, d. h. die einzelnen

Einkommen werden nicht auf einen bestimmten Betrag geschätzt, sondern in Klassen eingeschätzt, die anfangs um je 600, später um 1200 Mark und mehr voneinander abstehen. Solche Einschätzungen in Klassen kommen auch häufig bei andern direkten Steuern (Grund- und Gebäudesteuer, Gewerbesteuer) vor und empfehlen sich als praktisch bequem. In einem von dem obigen ganz abweichenden Sinne wurde die Bezeichnung K. bis 1876 in Baden gebraucht, wo sie die von dem Erwerbe der Beamten, Ärzte und der andern liberalen Professionen erhobene Steuer bedeutete.

Klassensystem (im Unterrichtswesen), s. unter Fachsystem.

Klassifikation oder Klassifizierung, von Klasse, Abteilung eines größern Ganzen, heißt die Anordnung der Dinge nach vollständigen Reihen einander unter- und beigeordneter Begriffe. Die K. fällt demnach mit der Einteilung zusammen und bedarf eines oder mehrerer allgemeiner Gesichtspunkte, nach welchen sich die Anordnung richtet. Die K. ist analytisch, wenn sie, vom Allgemeinen zum Besondern vorschreitend, aus der Zerlegung des als Einteilungsgrund gewählten Prinzips die Gliederungen des Systems ableitet (künstliches System). Oder sie ist synthetisch, wenn sie vom Besondern stufenweise zur Ermittelung des Allgemeinen aufsteigt (natürliches System). Bei Bildung eines künstlichen Systems ist der die Einteilung bestimmende Gesichtspunkt willkürlich gewählt, und es sind darum für einen und denselben Gegenstand zahlreiche künstliche Systeme möglich (z. B. Klassifizierung der Säugetiere nach dem Gebisse, nach dem Bau der Füße, der Placenta u. s. f.). Das natürliche System ordnet nicht nach einem willkürlich gewählten Einteilungsprinzip, sondern nach der Gesamtheit der wesentlichen Charaktere und nach der innern Verwandtschaft der einzelnen Objekte; es kann darum in jedem Gebiete nur ein einziges natürliches System geben, welches auf die wirkliche natürliche Verwandtschaft der Einzelformen gegründet ist.

Klassiker (Classici) hießen im alten Rom diejenigen Bürger, die zur ersten und einflußreichsten der fünf Klassen gehörten, in welche Servius Tullius das röm. Volk einteilte. Bereits im 2. Jahrh. n. Chr. findet man aber diesen Ausdruck bei Gellius bildlich auf die Schriftsteller ersten Ranges übertragen, und diese Bezeichnungsweise ist seitdem für litterarische und künstlerische Dinge allgemein gebräuchlich geworden. Eine jede Nation, die überhaupt eine Blütezeit ihrer Litteratur erlebt hat, nennt diese Blütezeit ihre klassische Litteraturepoche und die besten Schriftsteller derselben ihre K. Insofern aber die großen Schrift- und Kunstwerke des Altertums als in gewissem Sinne unerreichbare Muster dastehen, versteht man unter den K. im engern Sinne meist die besten Schriftsteller des griech. und röm. Altertums. Daher kommt es, daß man dann das Wort klassisch in litterarischer und künstlerischer Beziehung oft ohne weiteres als gleichbedeutend mit antik überhaupt nimmt. So sprechen auch neuere Ästhetiker vom Gegensatz des Klassischen, Romantischen und Modernen.

Klassisch, s. unter Klassiker.

Klassizität, klassisches Ansehen, Mustergültigkeit.

Klastische Gesteine (vom grch. κλαστός, zerbrochen) sind diejenigen, welche ihr Material vorzugsweise aus einer Zertrümmerung von bereits präexistierend gewesenen Felsarten bezogen haben. Nach ihrer Entstehungsweise unterscheidet man: Zusammenschwemmungsgebilde, deren Material mit Hilfe des Wassers zusammengeführt wurde, mag dasselbe von den an der Erdoberfläche abgelagerten und zerstörten Gesteinsmassen herrühren, oder in Form von vulkanischem Schutt, Lapilli, Sand, Asche, durch vulkanische Eruptionen ursprünglich geliefert worden sein; Reibungsgebilde, entstanden wesentlich ohne Mitwirkung des Wassers, indem eruptive Massen bei ihrem Durchbruch Fragmente des Nebengesteins reichlich absprengten und in sich einwickelten, oder indem eine an der Oberfläche halb erstarrte Masse durch den eruptiven Nachschub von unten eine Zerstückelung erfuhr; vulkanische Dejektionsgebilde, Schichten, welche sich durch das Niederfallen vulkanischer Auswürflinge auf die Erdoberfläche aufbauen; endlich Zerberstungsgebilde, geliefert durch eine an Ort und Stelle erfolgte, meist durch Austrocknung oder Kontraktion hervorgebrachte Zerberstung eines Gesteins. Die Fragmente der klastischen Gesteine sind in den meisten Fällen durch ein Bindemittel verkittet, dessen Beschaffenheit und Menge sehr verschieden ist; daneben gibt es auch lose klastische Gesteine, zusammengehäufte Trümmer, welche nicht durch ein Cement verbunden werden. Zu den klastischen Gesteinen gehören: die verschiedenen Konglomerate, Breccien, Tuffe, die Sandsteine, Grauwacken, Thonschiefer, Schieferthone, auch Thon, Lehm, Löß u. s. w.

Klatovy, s. Klattau.

Klatschrose oder Klatschmohn (Papaver Rhoeas), s. Mohn.

Klattau (böhm. Klatovy), Stadt in Böhmen, in der Nähe des Angelflusses, am Fuße des Böhmerwaldes und an der Linie Pilsen-Eisenstein der Österreichischen Staatsbahnen, zählt mit drei Vorstädten (1880) 9890 E., ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Staats-, Real- und Obergymnasium, eine Knaben- und Mädchenbürgerschule, ein altertümliches Rathaus, sechs Kirchen, worunter die ehemalige Jesuitenkirche mit herrlichen Freskogemälden, eine Gasanstalt, eine Dampfbrauerei und drei Wäschefabriken. Der einst berühmte Hopfenbau und die Tuchindustrie sind eingegangen. K. war eine altböhm. Burg und wurde später in eine königl. Stadt umgewandelt. Der Wohlstand der Stadt wurde im Dreißigjährigen Kriege vernichtet.

Klattauergebirge, Teil des Böhmerwaldes (s. d.).

Klaubarbeit, die einfachste Form der Erzaufbereitung. Die aus der Grube geförderten Erze werden in mehr oder weniger grobe Stücke zerschlagen, mit Wasser von anhängendem Schmutze befreit und dann ausgeklaubt, indem Arbeiter mit den Händen die haltigen Stücke von den erzfreien Partien aussuchen und sortieren.

Klaue der Zweihufer (Bisulca) besteht aus den zweigeteilten letzten Phalangen, welche von hornartigen Überzügen, den Klauenschuhen, bedeckt sind. Eine Fortsetzung der Lederhaut der allgemeinen Körperdecke überzieht die knöchernen Enden der Füße als Matrix, welche die Hornkapsel absondert; man teilt dieselbe in Fleischkrone, Fleischwand und Fleischsohle. An der Hornwand unterscheidet man eine äußere, mehr schräg zum Erdboden gerichtete, gewölbte, und eine innere, mehr eingebogene und

senkrecht stehende Hälfte. Jeder Klauenschuh zeigt die Zehe nach dem Klauenspalt eingebogen, die innere Klaue mehr als die äußere. Die Afterklauen sind als verkümmerte K. aufzufassen, ihr Bau ist ein ähnlicher wie der der Hauptklauen.

Klaue, Pflanzengattung, s. Heracleum.

Klaue (frz. griffe, patte, endenture; engl. prong, clutch, claw), ein hakenförmiges Werkzeug oder ebensolcher Maschinenteil, dessen Zweck darin besteht, andere Stücke oder Teile zu fassen oder zu verschieben. Bei den Zimmerleuten heißt K. diejenige Holzverbindung, bei welcher ein schräglieger, mit dreieckigem Einschnitt versehener Balken mit einem horizontalen gebunden ist.

Klauenbeschlag, der Eisenbeschlag, mit welchem die Zugrinder, wenn sie viel auf Chausseen und andern harten Verkehrswegen zu gehen haben, beschlagen werden müssen. Man wählt oft für beide Klauen eines Fußes ein einziges Eisen, das so gestaltet ist, wie ein Pferdehufeisen, doch ist es zweckmäßiger, für jede Klaue ein besonderes Eisen anzuwenden.

Klauenfett oder Knochenfett, s. u. Knochen.

Klauenkuppelung, eine lösbare Wellenkuppelung, bei der die Übertragung der Bewegung durch vorstehende Klauen erfolgt. (S. Kuppelung.)

Klauenseuche (epizootische), meist mit der Maulseuche vergesellschaftet, eine Krankheit der Wiederkäuer und Schweine, übertragbar auf Geflügel, auf Pferde und auf den Menschen, wenn auf letztern auch nur selten und unter gewissen Umständen (Genuß roher Milch von Milchtieren, bei denen die Krankheit das Euter mit ergriffen; Impfen des Ansteckungsgiftes in Wunden). Die Klauen- und Maulseuche ist ein fieberhafter, höchst ansteckender Bläschen- oder Aphthenausschlag, der die Schleimhaut des Rachens und des Maules, die Haut in der Umgebung des letztern, namentlich an den Nasenrändern, die Haut am Klauensaum und im Hornspalt, das Euter der genannten Tiere befällt. Den Beginn der Krankheit, die etwa 3—7 Tage nach erfolgter Ansteckung ausbricht, bildet gewöhnlich heftiges Fieber; nach 24stündigem Bestehen desselben entstehen an den obengenannten Körperteilen mehr oder weniger große, mit gelblicher Lymphe gefüllte Blasen oder Aphthen, welche bald platzen, ihren Inhalt ausfließen lassen, und längere Zeit bleiben an ihrer Stelle kleine vom Oberhäutchen entblößte Stellen (Erosionen) oder flache Geschwüre zurück; die die Aphthen umgebenden Teile sind entzündet. Gewöhnlich heilen nach dem Platzen der Aphthen die erkrankten Stellen von selbst.

Bei veredelten Schafen kommt noch eine chronische oder spanische K. vor. Sie ist ebenfalls ansteckend, besteht in einer langsam weiter kriechenden Entzündung und Geschwürsbildung der Klauenweichteile, wodurch es zur Lockerung des Klauenhorns, ja selbst zum Ausschuhen des Klauenschuhes kommen kann. Das Übel charakterisiert sich dadurch, daß die kranken Schafe lahm gehen (Stallhinke, Moderhinke), die kranken Klauen sehr warm und beim Drücken empfindlich sind, endlich am Hornsaume der Klaue eine dünne, übel riechende Materie, die schnell in eine Art Jauche sich umwandelt, ausgeschwitzt wird und Trennung des Hornsaumes, meist immer an der Klaue, bewerkstelligt. Später kommt es zur Zerstörung der in der Klaue eingeschlossenen Weichteile, selbst der Knochen; in solchen Fällen können die Patienten nicht gehen, liegen meist im Stalle herum, gehen schließlich an Blutvergiftung oder Abzehrung ein. Die Vertilgung der spanischen K. in einer Schafherde ist, wenn das Übel einmal eingenistet, nur sehr schwer zu ermöglichen, gute trockene Stallstreu hält die Krankheit mit in erträglichen Grenzen.

Klaus (Bruder K.), s. Flüe (Nikolaus von der).

Klause (ital. Chiusa) nennt man in Hochgebirgen, besonders in den Alpen, einen engen Paß, namentlich wenn derselbe durch ein Fort geschlossen wird; die berühmteste ist die Ehrenberger Klause (s. d.).

Klausel (vom lat. clausula, Einschränkung, Bedingung, Vorbehalt) nennt man in der Jurisprudenz eine Nebenbestimmung oder Nebenberedung bei Verträgen oder andern rechtlichen Verhandlungen, wodurch die Gültigkeit und Wirkung bald gesichert und verstärkt, bald beschränkt und bedingt werden soll, wie z. B. bei Kaufgeschäften der Vorbehalt des Eigentums bis zur völligen Abzahlung des Kaufschillings. Manche K. sind allgemein, manche nur bei bestimmten Geschäften verwendbar. Jener Art ist z. B. die «cassatorische K.» oder die Bestimmung, daß in einem gewissen Falle das Geschäft als nicht geschlossen angesehen werden soll, was z. B. bei Lieferungsverträgen vorkommt. Die K. «samt oder sonders» gibt mehrern Bevollmächtigten oder Kommissarien das Recht, auch einzeln zu handeln. Bemerkenswert ist auch die «salvatorische K.» der deutschen Reichsgesetze, wodurch dieselben als Hilfsrechte bezeichnet wurden, die bloß in Ermangelung besonderer Landrechte in Anwendung gelangen und einer Abänderung durch die Territorialgesetzgebung nicht entzogen sein sollten, wie eine solche in der Vorrede des Peinlichen Halsgerichts von 1532 enthalten ist.

Clausula generalis hieß im röm. Recht das Versprechen des Prätors, bei Vordringung triftiger Gründe von bestimmten Rechtsnachteilen für die betroffene Partei absehen zu wollen.

Clausula rebus sic stantibus bedeutet, daß ein Geschäft für den Fall später eintretender, völlig veränderter Umstände nicht gelten soll; wurde ohne Vorbehalt abgeschlossen, wird diese K. nicht beachtet.

Clausula derogatoria nennt man die Bestimmung eines Gesetzes, daß alle dem neuern Gesetze widersprechenden frühern Gesetze, was sich eigentlich von selbst versteht, oder in welchem Umfange aufgehoben sein sollen. Auch bezeichnet man damit die übrigens ungültige Bestimmung eines letztwillig Verfügenden, demzufolge ein etwaiger Widerruf seiner Verfügung unstatthaft sein solle.

Über die Codicillarklausel s. Codicill. — Über Doli clausula generalis s. Dolus.

Sich verklausulieren heißt sein Recht durch K. verwahren, wohl auch mit dem Nebenbegriff der Ängstlichkeit und des Widerwillens.

Klausen, Städtchen in Tirol, Bezirkshauptmannschaft Bozen, am Eisak, Station der Tiroler Linie (Kufstein-Peri, Brennerbahn) der Südbahn, Sitz eines Bezirksgerichts und einer Berg- und Hüttenverwaltung, zählt (1880) 638 E., das hoch über K. thronende Kloster Säben (Römerkastell Sabiona) war bis ins 10. Jahrh. Bischofssitz, der von da nach Brixen verlegt wurde.

Klausen, der deutsche Name von Clusone (s. d.) in der ital. Provinz Bergamo.

Klausenburg (ungar. Kolozsvár), Hauptstadt des siebenbürg. Landesteils von Ungarn, im Kolozser Komitat, liegt in einem romantischen Thale an

der Kleinen Szamos, ist Station der Linie Großwardein-K.-Kronstadt-Predeal der Ungarischen Staatsbahnen und zählt (1880) 29923 E. Die Stadt ist jetzt nur noch teilweise mit alten Mauern umgeben und teilt sich in die Alt- und die Neustadt, wozu noch fünf Vorstädte kommen. Sie hat einen großen Marktplatz, mehrere schöne Straßen, eine sehr schöne Promenade und in der Kathedrale zum heil. Michael (1414 von König Sigismund gegründet) ein herrliches Gebäude altdeutschen Stils. Sonst sind von Bauwerken noch hervorzuheben: die Dreifaltigkeitskirche, die ehemalige Minoritenkirche, jetzt reform.-prot. Kirche, das Nationalmuseum, das vormalige Gubernialgebäude, jetzt Universität, das Rathaus, das ungar. Sommer- und Wintertheater und mehrere Paläste adeliger Familien. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen eine königl. ungar. Universität, ein kath. und ein reform. Obergymnasium, ein Kollegium der Unitarier mit Gymnasium, ferner eine Bildungsanstalt für Professoren, ein Schullehrerseminar, eine Lehrerinnenpräparandie, ein Fröbel'sches Institut, eine landwirtschaftliche Akademie, eine höhere Handels- und eine Bürgerschule. Außer den Komitatsbehörden haben in K. die Oberkonsistorien und die Superintendenten für die Reformirten und Unitarier ihren Sitz. Die Bevölkerung, mit einer nur geringen Mischung von Deutschen, Walachen, Armeniern und Juden, vorherrschend magyar. Stammes, treibt hauptsächlich Handel und Gewerbe. Als Hauptort des siebenbürg. Landes der Ungarn war K. während der Revolution von 1848 größtenteils der Mittelpunkt der nationalen Bewegung, während die österr. Streitmächte sich in der zweiten Hauptstadt des Landes, dem deutschen Hermannstadt, konzentrierten. Im Beginne der ungar. Erhebung von dem österr. Feldmarschallieutenant Puchner für die Kaiserlichen behauptet, wurde K. 25. Dez. 1848 von Bem genommen. Jenseit des Flusses befindet sich auf einem Hügel eine Citadelle mit Erdwällen, die aber jetzt nur noch als Militärstockhaus dient. K. steht auf dem Boden einer röm. Kolonie (wahrscheinlich Porolissum), und viele Ausgrabungen von röm. Münzen, Bronzen ꝛc. wurden daselbst gemacht. Der lat. Name Claudiopolis ist mittelalterlich. K., 1178 von eingewanderten Deutschen gegründet, ist der Geburtsort des Matthias Corvinus, Königs von Ungarn.

Klausenpaß, Alpenpaß im schweiz. Kanton Uri, zwischen den Glarner und den Schwyzer Alpen gelegen, verbindet das Reußthal (Uri) mit dem Linth- oder Großthal (Glarus). Der Paßweg, teils Fahrstraße, teils Saumweg, steigt von Altdorf (468 m) südöstlich nach Bürglen hinauf, wo er sich nach O. wendet, um durch das romantische Schächenthal und über den steilen steinigen Hang der Balmwand die Paßhöhe zu erreichen, die 1952 m über dem Meere, 17 km östlich von Altdorf am Nordfuß der Glariden liegt und die Wasserscheide zwischen der Reuß und der Linth bildet. Von der Höhe senkt sich der Weg zu der Alp Urnerboden, überschreitet die Kantonsgrenze und zieht sich auf dem linken Ufer des Fätschbachs nach Linththal (682 m) hinab, wo er an die Bahnlinie Linththal-Glarus anschließt. Der Übergang über den K. erfordert von Altdorf bis Linththal 10 Stunden Marsch. Eine fahrbare Straße ist projektiert und von Altdorf bis Unterschächen (994 m) bereits ausgeführt.

Klaus Narr, Klaus von Raustädt, Hofnarr beim Kurfürsten Ernst von Sachsen bis 1486, dann bei Ernst von Magdeburg, Friedrich dem Weisen und Johann dem Beständigen. Sein Leben und seine Schwänke erschienen im 16. Jahrh. mehrmals gedruckt.

Klausner, soviel wie Einsiedler, s. Anachoreten.

Klausthal, Bergstadt im Harz, s. Clausthal.

Klausur (lat.), d. i. Verschließung, Absperrung, nennt man das Verbot, dem zufolge Mönche und Nonnen ohne besondere Erlaubnis ihrer Obern den Bereich der Klostermauern nicht überschreiten und Besuche von Laien nicht empfangen dürfen. Auch die Verpflichtung der Kanoniker zum Zusammenwohnen im Stiftsgebäude wird als K. bezeichnet.

Klausurarbeiten heißen die Prüfungsarbeiten über gegebene Themata, welche Gymnasiasten und Realschüler beim Abiturientenexamen, sowie Studierende und Kandidaten für die fachwissenschaftlichen Examina unter Aufsicht eines Mitgliedes der Prüfungskommission zu fertigen haben.

Klauwell (Otto), Komponist und Musikschriftsteller, geb. 7. April 1851 in Langensalza, erhielt seine Gymnasialbildung in Schulpforta, bezog 1871 die Universität Leipzig, ging aber 1872 zum dortigen Konservatorium über, um Musik zu studieren, und wurde 1875 Lehrer am Konservatorium in Köln. Er schrieb: «Der Kanon in seiner geschichtlichen Entwickelung» (Lpz. 1875) und mehrere Broschüren. Seine Kompositionen bestehen in Klavierstücken, Variationen, Liedern und Kammermusik.

Klauzal (Gabriel), ungar. Staatsmann, geb. zu Pest 18. Nov. 1804, wurde 1843 Landtagsdeputierter für das Csongráder Komitat und trat als Gesinnungsgenosse Franz Deáks 1848 in das erste ungar. Ministerium, in welchem er das Portefeuille für Handel, Industrie und Ackerbau übernahm. Mit dem Sturze dieses Ministeriums zog sich auch K. ins Privatleben zurück; erst 1861 war er wieder als Deputierter für Szegedin im ungar. Abgeordnetenhause. Er starb 3. Aug. 1866.

Klavier, s. Pianoforte.

Klavierauszug, das Arrangement eines für mehrere Instrumente oder für Gesang mit Begleitung komponirten Musikstücks für das Pianoforte.

Klaviergambe, s. Gambenwerk.

Klazomenä, eine von den ion. Zwölfstädten, war ursprünglich an der Küste Joniens am Hermäischen Meerbusen, westlich von Smyrna erbaut, breitete sich aber später, als die Einwohner aus Furcht vor den Persern auf eine der nahegelegenen kleinen Inseln sich flüchteten und Alexander d. Gr. diese mit dem Festlande durch einen Damm verbinden ließ, auch über die dadurch entstandene Halbinsel. Jetzt heißt das Städtchen am Lande Vurla.

Kleanthes, einer der eifrigsten Anhänger und Vertreter der stoischen Philosophie, aus Assus in Kleinasien gebürtig, mußte sich anfangs in Athen seinen Unterhalt durch Lohnarbeit verdienen, daher man ihn mit Verdrehung des Namens Phreantles, d. h. Wasserschöpfer, nannte. Dann genoß er fast 20 Jahre lang den Unterricht Zenos, dessen Nachfolger er um 264 v. Chr. wurde. Mit seinem berühmten Schüler Chrysippus geriet er später in einen heftigen Streit; er soll in hohem Alter durch freiwilligen Hunger sich getötet haben. Abweichend von den übrigen Stoikern nahm er die Sonne als herrschendes Weltprinzip an. Von seinen vielen Schriften hat sich nur sein in Hexametern verfaßter «Hymnus an den Zeus» vollständig erhalten, der durch Reichtum und Erhabenheit der Gedanken sich

auszeichnet und von Brunck in den «Poetae Graeci gnomici» (Straßb. 1778; neue Ausg. von Schäfer, Lpz. 1817), Heeren in «Stobaei eclogarum libri duo» (2 Bde., Gött. 1791—1801), Schwabe (Jena 1819), Petersen (Kiel 1825) und Korais zugleich mit Epiktet (Par. 1826) bearbeitet und von Conz in den «Blumen, Phantasien und Gemälden aus Griechenland» (Lpz. 1793) ins Deutsche übersetzt wurde. Vgl. Mohnike, «K. der Stoiker» (Greifsw. 1814).

Klearchos, spartanischer Feldherr, der in der letzten Periode des Peloponnesischen Kriegs (seit 412 v. Chr.) wiederholt hervortrat, aber nachher als Harmost oder Vogt zu Byzantion und Selymbria so gewaltsam schaltete (404—403 v. Chr.), daß die Ephoren Spartas ihn endlich mit Gewalt vertreiben ließen. Nun trat K. in die Dienste des pers. Prinzen Cyrus, der damals zum Kriege gegen seinen Bruder, König Artaxerxes II., rüstete, und warb für ihn griech. Söldner an. Der bedeutendste Feldherr in dem Korps der 13000 Griechen, die seit dem März 401 dem Cyrus auf dem Zuge nach Babylon folgten, siegte er allerdings in der Schlacht bei Kunaxa auf seinem rechten Flügel, ließ sich aber nach des Cyrus Tode durch die Perser nach Assyrien locken und fiel am Flusse Zabatos durch List mit vielen andern Offizieren in die Hände der Asiaten.

Klearchos, ein aus dem bithynischen Heraklea am Pontus gebürtiger Schüler des Platon und des Isokrates, benutzte im J. 365 v. Chr. Kämpfe zwischen dem Adel und der Gemeinde seiner Heimat, um sich an der Spitze der letztern der Tyrannis zu bemächtigen. Seine Herrschaft war aber so gewaltsam, daß er schon 353 durch einige Verschworene aus dem Wege geräumt wurde.

Kleber (Gluten) ist der Eiweißkörper der Getreidearten, welcher nach dem Kneten des Mehls mit Wasser bis zur Entfernung alles Stärkemehls als graue, zähe Masse, fast von der Beschaffenheit einer aufgequollenen tierischen Haut, zurückbleibt. Der K. ist kein einfacher, sondern ein Gemenge verschiedener pflanzlicher Proteinstoffe, insbesondere enthält er Gliadin, Mucedin, Glutenfibrin, Glutencasein u. s. w.; er ist leicht der Fäulnis zugänglich; er bedingt das Faulen und den übeln Geruch der bei Stärkefabrikation abfallenden Wasser. Der K. ist der wichtigste Repräsentant der Eiweißstoffe der Getreidearten. Alle Verschiedenheiten im Verhalten des Mehls haben ihren Grund in der Gegenwart des K. Das Weizenmehl enthält ungefähr 12, das Roggenmehl 9—10 Proz. K.; der K. des Roggens unterscheidet sich von dem des Weizens dadurch, daß er gewöhnlich nicht die feste plastische Beschaffenheit annimmt, welche jenem eigentümlich ist, sondern meist weich und schmierig bleibt. Der K. findet sich vorzüglich in der Kleie (s. d.) und wurde deshalb früher, wo man die Kleie großenteils wegwarf, zum großen Nachteil des wirtlichen Betriebs unbenutzt gelassen. Viel zweckmäßiger ist es, den K. der Kleie dadurch in Fleisch zu verwandeln, daß man diese dem Vieh gibt. Neuerdings ist es auch gelungen, die zähe, wenig schmackhafte, schwer verdauliche Masse, welche der beim Kneten des Mehls gewonnene frische K. darstellt, dadurch in ein gesundes und wohlschmeckendes Nahrungsmittel zu verwandeln, daß man sie mit dem gleichen oder doppelten Gewicht Mehl zu einem Teige formt, diesen in Streifen zerteilt, bei gelinder Wärme trocknet und hierauf Graupen, Gries u. s. w. daraus fabriziert, welche als Klebergries, Protein, Kleberbrot, Kraftsuppenstoff, Glutenzwiebackmehl u. s. w. in den Handel kommen.

Kleber (Jean Baptiste), franz. General, geb. zu Straßburg 6. März 1753 als Sohn eines Maurermeisters, kam im Alter von 16 J. nach Paris, wo er sich der Baukunst widmete. Er trat jedoch dann in die Militärschule zu München, wo er 1776 den österr. General Kaunitz kennen lernte, der ihm eine Lieutenantsstelle in seinem Infanterieregiment verlieh. Nach dem Feldzuge von 1778 stand K. in Luxemburg, nahm 1783 den Abschied und wurde Bauinspektor zu Belfort, trat aber beim Ausbruch des Revolutionskriegs 1792 unter die Freiwilligen vom Oberrhein und wurde Chef eines Bataillons, das nach Mainz rückte. Während der Verteidigung 1793 entwickelte er als Generaladjutant außerordentliche Thätigkeit. Gleich den übrigen Offizieren geriet auch er nach der Kapitulation (22. Juli) in Untersuchung, wobei er den Mut hatte, das Verhalten Custines (s. d.) zu verteidigen. Zum Brigadegeneral erhoben, kämpfte er hierauf in der Vendée, wo er nach der Schlacht von Cholet den Grad eines Divisionsgenerals erhielt. Weil er aber den Bürgerkrieg durch milde Behandlung der Royalisten beizulegen trachtete, erregte er Verdacht und wurde abberufen, um 1794 eine Division in der Nordarmee zu übernehmen. Er stand dann unter Jourdan und nahm an der Schlacht von Fleurus (26. Juni) Anteil, worauf er Mastricht eroberte und danach bis Sept. 1795 die Leitung der Belagerung von Mainz übernahm. Später führte er in den Feldzügen von 1795 und 1796 Jourdans linken Flügel. Mit der Direktorialregierung zerfallen, verließ er die Armee und lebte zu Chaillot bei Paris. General Bonaparte bestimmte ihn jedoch zur Teilnahme am Zuge nach Ägypten. Bei der Einnahme von Alexandria wurde K. am Kopfe schwer verwundet. Nach der Genesung begleitete er Bonaparte nach Syrien, nahm mit seiner Division Jaffa und Gaza, gewann die Schlacht am Berge Tabor und übernahm bei Bonapartes Abreise 1799 den Oberbefehl. Da es nicht möglich schien, Ägypten zu behaupten, schloß K. mit dem brit. Kommodore Sidney Smith eine Konvention, nach welcher die franz. Truppen freie Überfahrt mit Waffen und Gepäck erhalten sollten. Als aber der brit. Admiral Keith diesen Vertrag verwarf, faßte K. den kühnen Entschluß, das Land aufs neue zu unterwerfen. Er zertrümmerte mit seiner geringen Macht die ganze türk. Armee 20. März 1800 bei Heliopolis, unterwarf das empörte Kairo und war in kurzer Zeit wieder Herr von ganz Ägypten, wurde jedoch 14. Juni 1800 zu Kairo von einem fanatischen Türken ermordet. Ludwig XVIII. ließ K. zu Straßburg ein Denkmal errichten. Vgl. Ernouf, «Le général K.» (Par. 1867); Pajol, «K., sa vie, sa correspondance» (Par. 1877).

Klebermehl, s. Aleuron.

Klebkorn, s. unter Roggen.

Klebkraut, s. unter Galium.

Klebleim (flüssiger Leim), Leimmasse, welche auch nach dem Erkalten flüssig bleibt und daher stets zum Gebrauch bereit ist. Zur Darstellung wird 1 kg Leim in 1 l kochendem Wasser geschmolzen und die lau gewordene Flüssigkeit unter Umrühren allmählich mit 150 bis 200 g Salpetersäure versetzt.

Klebnelke, soviel wie Lychnis viscaria, s. u. Lychnis.

Klebs (Erwin), namhafter Mediziner, geb. 6. Febr. 1834 zu Königsberg i. Pr., ſtudierte in Königsberg, Würzburg, Jena und Berlin Medizin, wurde 1861 Aſſiſtent Virchows am Pathologiſchen Inſtitut zu Berlin und erhielt 1866 einen Ruf als Profeſſor der pathol. Anatomie nach Bern. Während des Deutſch-Franzöſiſchen Kriegs wirkte er an dem Bahnhofslazarett in Karlsruhe, ſpäter, nach dem Übertritt der Bourbakiſchen Armee, an dem Typhuslazarett in Bern, und machte eine Reihe wertvoller Studien über die pathol. Anatomie der Schußverletzungen. Im J. 1871 folgte er einem Ruf als Profeſſor der pathol. Anatomie nach Würzburg, 1873 einem gleichen nach Prag und ſiedelte 1882 in derſelben Eigenſchaft an die Univerſität Zürich über. K. gehört zu den Hauptvertretern der experimentellen Pathologie und hat zahlreiche experimentelle Unterſuchungen über die paraſitäre Natur der Pocken, der Diphtheritis, der Rinderpeſt, ſowie der ſog. accidentellen Wundkrankheiten veröffentlicht. Außer vielen monograph. Abhandlungen in Fachzeitſchriften ſchrieb er: «Handbuch der pathol. Anatomie» (Lfgn. 1—6, Berl. 1867—78), «Beiträge zur pathol. Anatomie der Schußwunden» (Lpz. 1872), «Studien über die Verbreitung des Kretinismus in Öſterreich» (Prag 1877), «Beiträge zur Geſchwulſtlehre» (Heft 1, Lpz. 1877), «Über die Umgeſtaltung der mediz. Anſchauungen in den letzten drei Jahrzehnten» (Lpz. 1877).

Klebtaft, ſoviel wie Engliſches Pflaſter (ſ. d.).

Klee iſt in der Volksſprache im weitern Sinne die Bezeichnung für alle krautartigen Schmetterlingsblütler, welche gedreite Blätter und kopf- oder ährenförmig angeordnete Blüten haben, im engern Sinne jedoch den Kopfklee (Trifolium *L.*), welche Gattung ſich durch die wegen Verwachſung ihrer Blätter in eine Röhre auch nach dem Verblühen ſtehen bleibende, trocken werdende Schmetterlingsblume, die mehr oder minder an die Blumenkrone angewachſenen Staubgefäße und durch die kleinen und wenigſamigen, unter der verwelkten Blumenkrone verſteckten Hülſen von den nächſtverwandten Kleegattungen, Schneckenklee und Steinklee (Medicago und Melilotus), unterſcheidet. Die für die Landwirtſchaft wichtigſte unter den Kleearten iſt der Wieſenklee (T. pratense *L.*), auch ſpaniſcher, brabanter, türkiſcher oder gemeiner roter K. genannt, welcher in ganz Europa auf Wieſen und Grasplätzen wild wächſt und auf Feldern im großen angebaut wird. Er iſt nur zweijährig, hat purpurrote, ſeltener fleiſchrote oder weiße Blütenköpfe, eine flaumige Kelchröhre, und die Nebenblätter laufen plötzlich in eine grannige Spitze aus. Der Kleebau wurde zuerſt aus den Niederlanden durch Auswanderer zu Herzog Albas Zeiten an die Ufer des Rheins gebracht, wo er jedoch ſehr bald wieder einging. Erſt in den Kriegen Öſterreichs gegen Frankreich wurde er wieder nach Öſterreich und Schleſien verpflanzt, aber nur hier und da betrieben, bis ihm Schubart von Kleefeld (ſ. d.) eine allgemeine Verbreitung verſchaffte, wodurch die Landwirtſchaft eine ganz neue Geſtalt, eine Stütze und ſichere Haltung erhielt, welche ihr vorher fehlte. Durch den Kleebau wurde die reine Brache und der Weidegang des Rindviehes verdrängt und ſtatt des letztern Sommerſtallfütterung eingeführt, was zur Veredlung des Viehes ſehr viel beitrug. Es ward ferner durch die Erzeugung vielen und guten Futters und durch Vermehrung des Nutzviehes der Dünger vermehrt und verbeſſert und der Landwirt in den Stand geſetzt, mehr Getreide und andere Feldgewächſe zu erbauen, abgeſehen davon, daß der K. ſchon durch Beſchattung und Reinhaltung des Bodens, ſowie durch ſeine vielen Rückſtände an Wurzeln und Stoppeln dem Acker weſentliche Dienſte leiſtet. Es ward außerdem durch den Kleebau ermöglicht, ſchlechte Wieſen in Feld oder Wald umzuwandeln und auch da einen vollkommenen Ackerbau zu treiben, wo natürliche Wieſen fehlten. Am häufigſten wird dazu der Wieſen- oder brabanter K. angebaut, weil er den Feldbau am meiſten belebt und im raſchen Umſchwunge erhält. Der Samen des K., deſſen Züchtung häufig ſehr rentabel iſt, bildet einen bedeutenden Handelsartikel.

Der Rotklee, welcher auf Sand- und dürrem Lande nicht gedeiht, verlangt einen in guter Kultur befindlichen tiefgründigen Boden. Die Saat (10—20, im Mittel 15 kg pro Heltar) erfolgt in rauhern Lagen unter eine Winterhalmfrucht im Herbſt, ſonſt zugleich mit dem Sommergetreide im Frühjahr. Die Hauptnutzung des Rotklees, welcher nach Aberntung des Getreides im erſten Jahre meiſtens abgeweidet wird, erfolgt im zweiten Jahre, um im dritten wieder zurückzugehen. Der Rotklee wird entweder in grünem Zuſtande verfüttert oder zu Heu gemacht; als mittlern Ertrag an Heu rechnet man für die ganze Nutzungszeit 50 Metercentner pro Hektar. Die «Kleemüdigkeit», d. h. das mangelhafte Wachstum auf geeignetem Boden, wird meiſtens durch zu häufige Wiederkehr (höchſtens alle ſechs Jahre) und dadurch bewirkten Mangel an aſſimilierbaren Nährſtoffen in der Krume oder im Untergrunde hervorgerufen. Feinde des Rotklees ſind: der Kleekrebs (Peziza ciborioides *Fries.*), die Schwärze des K. (Sphaeria Arifolii *Pers.*), das Stockälchen (Tylenchus devastatrix *Kühn* und T. Havensteinii *K.*), ſowie die Kleeſeide (Cuscuta Arifolii *Bab.*). Der mittlere Klee (T. medium *L.*), welcher in England ſehr geſchätzt iſt, gedeiht auch in trockenem, ſelbſt ſandigem Boden, iſt dabei ausdauernd, hat tiefgehende Wurzeln und leidet deshalb auch durch trockene Witterung nicht Schaden. Außerdem wird der kriechende Klee (T. repens *L.*), gewöhnlich weißer oder Weideklee genannt, im großen als gutes Schaffutter angebaut. Dieſer beſitzt einen kriechenden Stengel und weiße Blütenköpfe mit geſtielten Blüten, welche angenehm, ſchwach honigartig riechen; er liefert ein vortreffliches Weidefutter und bildet als ſolches gewöhnlich die Grundlage der Koppelwirtſchaft. Desgleichen wird der nur einjährige ſchönrote oder Inkarnatklee (T. incarnatum *L.*) beſonders in Frankreich und Nordſpanien, neuerdings auch in Deutſchland als willkommenes Zwiſchenfutter in vielen Gegenden angebaut. Für ſehr naſſe, ſumpfige Wieſen iſt der Anbau des Baſtardklees (T. hybridum *L.*) wichtig, der ausdauernd iſt und größere Feuchtigkeit gut aushält. Der auf Feldern gemeine Ackerklee oder das Haſenpfötchen (T. arvense *L.*), mit ſehr zottigen, kurzen Ähren und äußerſt kleinen Blumen, wird als Hausmittel gegen Diarrhöe gebraucht. Auch der Goldklee oder Hopfenklee (T. agrarium *L.*), mit ſchönen gelben Blütenköpfen, aufrechtem Stengel und länglich-lanzettigen Nebenblättern, gibt ein gutes Futterkraut ab und wird auf ſandigem Boden zuweilen als Nebenſaat gebaut. Der 30—60 cm hohe rote K. oder rote Ahrenklee (T. rubens *L.*),

Bergklee (T. montanum *L.*), Erdbeerklee (T. fragiferum *L.*), brauner K. (T. spadiceum *L.*) u. a. werden nicht im großen kultiviert.

Vgl. Krafft, «Lehrbuch der Landwirtſchaft» (Bd. 2: «Die Pflanzenbaulehre», 3. Aufl., Berl. 1881).

Klee (türkiſcher), ſ. Eſparſette.

Klee (Heinr.), kath. Theolog von gründlicher Gelehrſamkeit und milder Geſinnung, geb. 20. April 1800 zu Münſtermaifeld bei Koblenz, trat früh ins biſchöfl. Seminar zu Mainz, wurde 1825 Profeſſor am Seminar zu Würzburg, 1829 an der Univerſität zu Bonn, 1839 zu München, wo er 28. Juli 1840 ſtarb. Sein Hauptwerk iſt die «Kath. Dogmatik» (3 Bde., 4. Aufl. 1861).

Kleebaum, ſ. unter Cytisus.

Kleefeld (Edler v.), ſ. Schubart (Joh. Chriſtian).

Kleegras, ein Gemenge von Klee und verſchiedenen Grasarten, welches man, ähnlich wie den Klee (ſ. d.), ſowohl zum Zweck des Mähens als des Abweidens vorzugsweiſe dort anbaut, wo der Klee für ſich allein kein normales Wachstum zeigt. Die flachwurzelnden Grasarten, welche an den Boden u. ſ. w. andere Anforderungen ſtellen als der Klee, machen die Erträge ſicherer; Klima, Jahreswitterung, tieriſche und pflanzliche Feinde, welche für eine einzelne Klee- oder Grasart nachteilig ſind, vermögen das Kleegrasgemenge nur in geringem Maße zu ſchädigen. Die Auswahl und das Miſchungsverhältnis der zu verwendenden Futterpflanzen wird bedingt durch Boden, Klima und Futterzweck; außer der Luzerne und den verſchiedenen Arten des Klees finden beſonders das italieniſche und engl. Raygras (Lolium italicum und perenne), das Knaulgras (Dactylis glomerata), das Timotheegras (Phleum pratense), der Schafſchwingel (Festuca ovina) u. a. Verwendung. Vgl. Jeſſen, «Deutſchlands Gräſer und Getreidearten» (Berl. 1869); Werner, «Handbuch des Futterbaues» (Berl. 1875); Stebler, «Die Grasſamenmiſchungen» (2. Aufl., Bern 1883); Nowacki, «Der praktiſche Kleegrasbau» (Frauenfeld 1883).

Kleekrebs (Peziza ciborioides *Fr.*), ein zur Ordnung der Discomyceten gehörender Pilz, welcher den Rot-, Weiß-, Inkarnat- und Baſtardklee ſchädigt. Infolge des während des Sommers in den Intercellulargängen wuchernden Myceliums ſterben die betreffenden Zellen und ſpäter die Blätter und Stengel des Klees ab; im Herbſt und Winter bilden ſich auf der Epidermis der Pflanzen an vielen Stellen ſog. Scleretien, welche durch Wucherung und dichte Verzweigung von Pilzhyphen erzeugt werden. Aus den Scleretien entſtehen im nächſten Sommer die Becher mit den Schläuchen und in letztern je acht Sporen, welche die Ausbreitung des Pilzes bewirken. Als Mittel gegen den K. wird nur einjährige Nutzung des Klees empfohlen. Vgl. Rehm, «Entwickelungsgeſchichte eines die Kleearten zerſtörenden Pilzes» (Gött. 1872); Frank, «Krankheiten der Pflanzen» (Breſl. 1880).

Kleeſäure, ſ. Oxalſäure.

Kleeſeide, Pflanzenart, ſ. unter Cuscuta.

Klei, ſ. Klai.

Kleiber, ſ. unter Meiſe.

Kleider eines Segels ſind die einzelnen Stücke Segeltuch, aus denen erſteres zuſammengenäht iſt.

Kleideraffe oder Duck (Semnopithecus nemaeus), Affe von etwa 60 cm Körperlänge, mit einem 50 cm langen Schwanz, der einen ſehr bunten Pelz mit ſcharf abgeſetzten Farben beſitzt; ſein Geſicht iſt gelblich, die Oberſchenkel und Hände rußſchwarz, die Unterſchenkel und ein Halsband ſind rotbraun, die Unterarme, das Kinn und die Wangen weiß. Sein Vaterland iſt Cochinchina.

Kleiderhafte oder Heftel, die zur Befeſtigung der Kleidungsſtücke dienenden Haken und Ösen (Schlingen), welche teils aus Meſſing- oder Eiſendraht gebogen, teils aus Meſſingblech ausgeſtanzt werden.

Kleiderlaus, ſ. u. Laus.

Kleidermotte, ſ. unter Motten.

Kleiderordnungen ſind Maßregeln der Luxuspolizei, von welchen ſchon die Geſetzgebungen des Lykurg und des Solon die Anfänge enthalten. Sehr verbreitet waren ſie im Mittelalter, namentlich ſeit dem 13. Jahrh., und zwar lagen ihnen nicht nur wirtſchaftliche Rückſichten, ſondern auch die Abſicht zu Grunde, die äußerliche Unterſcheidung der Stände aufrecht zu erhalten. Im 17. und 18. Jahrh. wirkte auch die merkantiliſtiſche Handelspolitik mit, namentlich ſofern es ſich um das Tragen von Gold- und Silberſtoffen, koſtbarem Pelzwerk und den damals noch ſehr teuern ind. Baumwoll- und Seidenſtoffen handelte. Am längſten hielten ſich in Deutſchland die Trauerordnungen, wie deren in Preußen noch 1777 eine erlaſſen wurde. Als ein Nachklang der K. kann gewiſſermaßen die in England noch beſtehende Steuer auf die gepuderten Perücken der Livreebedienten gelten.

Kleie, ein Nebenprodukt der Mehlbereitung, welches ausgeſondert wird, um die harte, feſte, unverdauliche Samenſchale zu entfernen. Bei der Einrichtung unſerer Mühlen geht jedoch nicht allein die Samenſchale, welche ihrer Menge nach nur etwa 3 Proz. vom Gewicht des Korns ausmacht, in die K. über, ſondern zugleich eine große Menge der wertvollen Beſtandteile, und namentlich der Eiweißſtoffe, welche ſich in der Samenſchale unmittelbar anliegenden und feſt mit derſelben verbundenen Zellſchichten finden, und außerdem eine große Menge von Stärkemehl verloren. Da die Menge der abgeſonderten K. 20—25 Proz. vom Gewicht des Korns beträgt, ſo iſt dieſer Verluſt von menſchlichem Nahrungsmittel ſehr erheblich. Es hat daher auch nicht an Stimmen gefehlt, welche für die Nutzbarmachung der K. ſich verwandt und den Konſum von Kleienbrot, der in vielen Gegenden in umfänglichſtem Maße ſtattfindet, allgemein zu machen geſucht haben. Jedoch würde durch die Befolgung dieſer Vorſchläge kein Nutzen erreicht werden, da durch neuere Unterſuchungen die unvollkommenere Verdaulichkeit des Kleienbrotes feſtgeſtellt iſt. Dem menſchlichen Darme wird durch den Genuß des Kleienbrotes eine Verdauungsarbeit auferlegt, die in keinem Verhältnis zu dem zu erzielenden Gewinn ſteht. Es iſt demnach zweckmäßiger, die K. den Tieren zu überlaſſen, um durch ſie ihre Beſtandteile in Fleiſch, Milch u. dgl. zu verwandeln, ſolange bis die Mühleninduſtrie, die in dieſer Beziehung in gewaltigem Fortſchritt begriffen iſt, ihre Apparate ſo weit vervollkommnet haben wird, daß in der K. nur noch der wirklich unverdauliche Beſtandteil des Korns zur Abſonderung kommt. Als Viehfutter hat die K. bedeutenden Wert. Sie enthält von Weizen in 1000 Teilen 135 Waſſer, 22,4 Stickſtoff, 53,5 Aſche, darin 14,3 Kali, 0,2 Natron, 1,7 Kalk, 8,8 Magneſia, 27,2 Phosphorſäure, 0,1 Schwefelſäure, 0,5 Kieſelſäure.

Kleiengrind, ſ. unter Hautkrankheiten (der Haustiere), Bd. VIII, S. 921[a].

Klein, bei naturwissenschaftlichen Namen, bezeichnet Jakob Theodor Klein (s. d.).

Klein (Bernhard), Komponist und Musiklehrer, geb. zu Köln 6. März 1793, zeigte früh hervorragende musikalische Begabung, studierte 1812 eine Zeit lang unter Cherubinis Anleitung in Paris und übernahm dann die Leitung der musikalischen Aufführungen im Kölner Dome, sowie des damit verbundenen Musikinstituts. Im J. 1819 ging er nach Berlin und wurde Lehrer für Harmonie und Kontrapunkt an dem neugegründeten königl. Institut für Kirchenmusik, bald darauf Musikdirektor und Gesanglehrer an der Universität, doch starb er schon 9. Sept. 1832.

Die hervorragendsten unter K.s Werken sind: die Oper «Dido» (Text von Rellstab, 1823 in Berlin aufgeführt); die Oratorien «Hiob», «Jephtha», «David»; eine Messe in D, ein sechsstimmiges Magnifikat, ein achtstimmiges Paternoster, acht Hefte Psalmen, Motetten u. s. w. für Männerchor; ferner sechsstimmige Responsorien, verschiedene Klaviersonaten, Lieder und Gesänge.

Klein (Herm. Jos.), Astronom, geb. 11. Sept. 1812 zu Köln, erlernte den Buchhandel, studierte aber später Mathematik und Astronomie und errichtete zu Köln eine Privatsternwarte. K. hat sich besonders durch sorgfältige Beobachtungen der Mondoberfläche bekannt gemacht. Er ist Herausgeber der populären astron. Zeitschrift «Sirius», ferner der von Heis begründeten «Zeitschrift für Astronomie». Außerdem hat er mehrere ausländische, meist den Mond betreffende Werke in deutscher Übersetzung und eine «Anleitung zur Durchmusterung des Himmels» (Braunschw. 1880) herausgegeben.

Klein (Jak. Theod.), Naturforscher, geb. 15. Aug. 1685 zu Königsberg, war Stadtsekretär in Danzig und starb 27. Febr. 1759. Er stellte ein zoolog. System auf, in dem er zum Haupteinteilungsprinzip die Zahl, Form und Stellung der Gliedmaßen nahm. Gegen Linné ist gerichtet: «Summa dubiorum circa classes quadrupedum et ampbibiorum in C. Linnei systemate naturae» (1743).

Klein (Joh. Adam), Maler und Radierer, geb. zu Nürnberg 24. Nov. 1792, kam 1805 zu dem Kupferstecher Ambr. Gabler in die Lehre und bildete sich dann 1811—15 in Wien und auf Wanderungen durch Steiermark, Ungarn und die Donaugegenden selbständig weiter aus. Die malerischen Kostüme des Volks in jenen Ländern und die vielen durchmarschierenden fremden Truppen regten ihn zu zahlreichen Studien an. Nach Nürnberg 1815 zurückgekehrt, widmete er sich auch der Ölmalerei. Nach einem Besuch der Rhein-, Main- und Neckarländer hielt er sich 1816—19 wieder in Wien auf und besuchte dann Italien. Im J. 1822 nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er bis 1839 in Nürnberg und siedelte dann nach München über, wo er 21. Mai 1875 starb. K.s Darstellungen sind sehr lebendig und in jeder Beziehung treu und wahr. Das Vorzüglichste leistete er in der Darstellung von Tieren, besonders Pferden; daneben wußte er aber auch das niedere Volk und Militär trefflich zu charakterisieren, sowie Architektur und Landschaft getreu wiederzugeben. Seinen Ruf verdankt er seinen Zeichnungen und Radierungen, deren er sehr viele hinterlassen hat. Seinen Gemälden dagegen fehlt es an Durchsichtigkeit der Farben und an malerischer Wirkung. Vgl. Jahn, «Das Werk von Johann Adam K., Maler und Kupferätzer» (Münch. 1863).

Klein (Joh. Friedr. Karl), hervorragender Mineralog, geb. 15. Aug. 1842 zu Hanau, besuchte die Schulen zu Frankfurt und Friedrichsdorf, bezog, um Landwirt zu werden, 1860 die Akademie Hohenheim, und trat darauf in die praktische Thätigkeit ein. Im J. 1865 brachte er seinen Entschluß, sich der Mineralogie und Geognosie zu widmen, zur Ausführung; er studierte bis 1866 in Tübingen, ging von da nach Heidelberg, wo er 1868 promovierte, 1869 sich habilitierte und 1874 außerord. Professor wurde; 1877 siedelte er als ord. Professor der Mineralogie nach Göttingen über. Außer zahlreichen Abhandlungen über einzelne Mineralien verfaßte er das vortreffliche Werk «Einleitung in die Krystallberechnung» (Stuttg. 1876). Besonders hat er sich auch um die Kenntnis der Struktur bei den optisch-anomalen Krystallen (wie Boracit, Granat, Perowskit, Leucit) verdient gemacht. Von 1879 bis 1884 beteiligte er sich an der Redaction des «Neuen Jahrbuchs für Mineralogie, Geologie» u. s. w.

Klein (Jul. Leop.), namhafter dramatischer Dichter und Litterarhistoriker, geb. 1804 zu Miskolcz in Ungarn, von israel. Abstammung, besuchte das Gymnasium zu Pest, studierte in Wien und Berlin Medizin, unternahm dann eine längere Reise nach Italien und Griechenland und widmete sich nach der Rückkehr in Berlin, wo er seinen dauernden Aufenthalt nahm, litterarischer Thätigkeit. Von seinen dramatischen Dichtungen sind zu nennen: die histor. Tragödien «Maria von Medici» (1841), «Luines» (1842), «Zenobia» (1847), «Moreto» (1859), «Maria» (1860), «Strafford» (1862) und «Heliodora» (1867); ferner die Lustspiele «Die Herzogin» (1848), «Ein Schützling» (1850) und «Voltaire» (1862). In diesen dramatischen Produktionen, von denen die meisten wegen ihrer die Bedingungen der Bühne nicht berücksichtigenden Komposition gar nicht zur Aufführung gelangten, zeigt sich K. in Bezug auf die Kraft der Charakteristik und den Glanz der Diktion als Nachahmer Shakspeare's, verfällt aber oft ins Bizarre und Unklare. Eine Sammlung seiner Dramen erschien in sieben Bänden (Lpz. 1871—72). Bei weitem bekannter hat sich K. durch sein umfassendes litterarhistor. Werk «Geschichte des Dramas» (12 Bde., Lpz. 1865—76) gemacht, in welchem er die Geschichte der dramatischen Poesie aller Völker mit einer außerordentlichen Belesenheit, aber in einer das Verständnis oft erschwerenden Form darstellt. K. starb zu Berlin 2. Aug. 1876. Vgl. Gottschall, «Julius Leopold K. Ein Essay» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1872, 2. Hälfte).

Kleinarmenien, s. unter Armenien.

Kleinasien (Asia minor der Alten), jetzt Natolien (s. d.), in der laufmännischen Sprache der Europäer die Levante im engern Sinne, eine große und schöne Halbinsel von 513242 qkm, erstreckt sich von dem Rumpf des Erdteils Asien westwärts vom Euphrat und dem Hochland von Armenien bis an das Ägäische Meer und bis an die Propontis oder das Marmarameer, Konstantinopel gegenüber, und vom Pontus oder dem Schwarzen Meere südwärts bis zu dem östl. Mittelmeer und zu den cilicischen Pässen, der Pforte Syriens. Eine selbständige einheitliche Geschichte hat K. mit Ausnahme der kurzen Herrschaft des lydischen Königs Krösus (563—549 v. Chr.) nie gehabt. Unter pers., seleucid., röm., byzant. Herrschaft zerfiel die im Innern von verschiedenen semit. und indogerman. Stämmen, an

der Küste, namentlich auf der Westseite, von Griechen besetzte Halbinsel immer in zahlreiche scharf geschiedene Provinzen. In der byzant. Zeit ganz und gar griechisch geworden, hat sie seit Ende des 13. Jahrh. n. Chr. mit Ausnahme des Westrandes allmählich den türk. Charakter angenommen, den sie jetzt trägt. Vgl. außer den Werken von Leake (s. d.), Prokesch (s. d.) und Kiepert (s. d.) besonders Hamilton, «Researches in Asia minor» (2 Bde., Lond. 1842); Tchihatcheff, «Asie mineure» (3 Bde., Par. 1853—60); van Lennep, «Travels in little-known parts of Asia minor» (2 Bde., Lond. 1870); Curtius, «Beiträge zur Geschichte und Topographie K.s» (Berl. 1872). [(s. d.).

Kleinbären, Gruppe der Raubtiergattung Bär

Klein-Becskerek, Dorf im ungar. Komitat Temes, s. unter Becskerek.

Kleinbetrieb ist der mit geringem Kapital und wenigen Arbeitskräften unternommene, handwerksmäßige Gewerbebetrieb, der im allgemeinen, falls er nicht einen hausindustriellen Charakter trägt, nur auf den lokalen Absatz berechnet ist. Er ist seiner Natur nach nicht geeignet, die Vorteile der großern Maschinen und der Arbeitsteilung auszunutzen, und hat daher der modernen industriellen Entwickelung gegenüber vielfach bedeutend an Boden verloren. Um den K. lebensfähig zu erhalten, wird teils die genossenschaftliche Verbindung der kleinen Gewerbtreibenden vorgeschlagen (durch welche derselbe übrigens seinen Charakter teilweise verlieren würde), teils möglichst hohe Ausbildung der individuellen Geschicklichkeit der Handwerker, verbunden mit strenger Solidität der Arbeit empfohlen. (S. Großbetrieb und Handwerk.)

Kleinbottwar, Dorf bei Großbottwar (s. d.).

Kleinburgk, Industriedorf im Plauenschen Grunde (s. d.).

Klein-Burgund (Burgundia minor), zur Zeit der Hohenstaufen Name der heute zur Schweiz gehörigen Gebiete mit Ausnahme Graubündens.

Kleindeutsch nannte man die polit. Partei, welche im Gegensatz zur großdeutschen (s. d.) eine Einigung Deutschlands mit Ausschluß Österreichs erstrebte. Im frankfurter Parlament vertrat die erbkaiserl. Partei diese Richtung.

Kleiner Belt, s. unter Belt.

Kleiner Krieg umfaßt, im Gegensatz zum «Großen Kriege», unter welchem man die Gesamtheit der auf die Niederwerfung des Gegners unmittelbar abzielenden Operationen versteht, diejenigen Unternehmungen kleinerer Heeresabteilungen, die den Feind ebenfalls zu schädigen versuchen, ohne hierdurch eine Entscheidung herbeiführen zu können. Der Kleine Krieg kann neben den großen Operationen hergehen und wird dann meist gegen die Flanke oder den Rücken des Gegners wirken, dessen rückwärtige Verbindungen bedrohen, Blockade- und Belagerungskorps, feindliche Magazine, Militärtransporte gefährden und vermag unter Umständen auf den Verlauf des ganzen Kriegs großen Einfluß auszuüben, stellt dann aber auch sehr hohe Anforderungen an die Tüchtigkeit der Führer und der diesen zugewiesenen Truppen (von Colomb 1813, Garibaldi 1849 und 1866, Francs-Tireurs 1870/71). Der Kleine Krieg kann indessen auch Selbstzweck sein als Notwehr gegen einen sehr überlegenen Gegner (Tirol 1809, Karlisten in Spanien, Herzegowina, Bosnien und Krivoscie, mexikan. Guerrillas, Indianerkämpfe).

Kleine Windwardinsel, s. Conception.

Kleineisenzeug heißen im Eisenhandel diverse kleinere Artikel, insbesondere aus Schmiedeeisen hergestellt, wie Nägel, Nieten, Bolzen u. s. w.

Kleinert (Hugo Wilh. Paul), prot. Theolog, geb. 25. Sept. 1837 zu Bielguth im Fürstentum Öls in Schlesien, studierte in Breslau und Halle, ward 1861 Diakonus zu Oppeln, 1863 Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, 1864 Privatdocent an der dortigen Universität, 1867 Prediger an der Gertrudenkirche, 1868 außerord., 1877 ord. Professor, 1873 Mitglied des brandenburg. Konsistoriums. Er schrieb Kommentare zu Obadjah, Jonah, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanjah in J. P. Langes «Bibelwerk» (Bielefeld 1868), «Untersuchungen zur alttestamentl. Rechts- und Litteraturgeschichte» (Berl. 1872), «Abriß der Einleitung zum Alten Testament» (Berl. 1878).

Kleinfalter (Microlepidoptera) nennt man im Gegensatz zu den Großschmetterlingen (Macrolepidoptera, s. d.) die Familien der Zünsler, Widler, Motten und Federmotten.

Kleinfasel, Schwein, s. unter Fasel.

Kleingewehr, s. Handfeuerwaffen.

Kleingewerbe, s. u. Gewerbe; vgl. Kleinbetrieb.

Kleinigkeitsverkehr, s. Grenzverkehr.

Kleinkaufmann ist derjenige Kaufmann, welcher zu einer der im Artikel 10 des Handelsgesetzbuchs aufgezählten Arten von Kaufleuten gehört. Dieselben bilden vier Klassen, nämlich 1) Handelsleute von geringem Gewerbebetrieb, insbesondere Höker, Trödler und Hausierer; 2) alle Wirte, auch die größten Hoteliers; 3) gewöhnliche Fuhrleute und gewöhnliche Schiffer; 4) Personen, deren Gewerbe nicht über den Umfang des Handwerksbetriebes hinausgeht. Dem K. sind gewisse Rechte des Kaufmanns entzogen, dafür auch gewisse Pflichten nicht auferlegt. Nicht anwendbar sind auf ihn die Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs über die Firmen, die Handelsbücher und die Prokura.

Kleinkinderschulen, s. Kinderbewahranstalten.

Kleinkraftmaschinen, s. unter Motoren.

Kleinmäuler (Holocephala), s. unter Knorpelfische.

Kleinmeister (petits maitres), in der Kunstgeschichte die Bezeichnung für eine Gruppe deutscher Künstler des 16. Jahrh., welche als Nachfolger Dürers oder doch größtenteils auf der Basis der von diesem großen Meister ins Leben gerufenen Richtung arbeiteten. Das Wort soll insbesondere ihre spezielle Richtung und Technik andeuten, indem die meisten von ihnen als Kupferstecher Blättchen von ganz kleinem Format herausgaben. Es finden sich indes auch Malerwerke unter ihren Leistungen, andererseits sind Zeichnungen von ihnen im Holzschnitt vorhanden. Man rechnet zu den K.: Heinrich Aldegrever, Albrecht Altdorfer, Barthel Beham, Hans Sebald Beham, an welche sich vielfach verwandt dann Georg Penz, Virgil Solis, Peter Flötner, Hans Brosamer in erweitertem Genre anschließen, ohne eigentlich mehr zu den K. zu zählen. Die Bedeutung dieser phantasiereich und geschmackvoll erfindenden Künstler liegt besonders in ihrem Einfluß auf das Kunstgewerbe, dessen prächtige Beschaffenheit während der deutschen Renaissance wesentlich auf ihren zahlreichen Entwürfen beruht, weshalb auch das heutige, neuerwachte Kunstgewerbe

in Deutschland ihre Schöpfungen mit großem Erfolge zum Vorbilde genommen hat.

Kleinmichel (Peter Andrejewitsch, Graf), russ. General, geb. in Estland 1793, trat in die russ. Garde, nahm an dem Kriege gegen Frankreich 1812—14 teil und stieg bis zum Obersten auf, wurde 1819 Stabschef der in Südrußland errichteten Militärkolonien, im folgenden Jahre Generalmajor und 1832 Generaladjutant. K. leitete den Wiederaufbau des niedergebrannten Winterpalais in Petersburg 1838/39, wurde in den Grafenstand erhoben, 1842 zum General der Infanterie befördert und kurze Zeit hindurch mit der Leitung des Kriegsministeriums betraut. Hiernach übernahm K. die Generaldirektion der öffentlichen Bauten und der Kommunikationen, machte seinen Einfluß jedoch unter Hemmung der Entwickelung des Eisenbahnnetzes fast ausschließlich für die Vermehrung strategischer Heerstraßen geltend und wurde nach dem Tode des Kaisers Nikolaus I. 1855 seines Amtes enthoben und in den Reichsrat berufen. K. starb zu Petersburg 15. Febr. 1869.

Kleinmotoren, s. unter Motoren.

Klein-Paris, Bezeichnung für Leipzig nach den Worten in Goethes «Faust»: «Mein Leipzig lob' ich mir! Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute» (Scene in Auerbachs Keller). Schon in einer Beschreibung von Leipzig vom J. 1768 wird Leipzig «Paris im Kleinen» genannt.

Kleinpolen, s. unter Großpolen.

Kleinrussen, slaw. Volksstamm im südl. Rußland. Die ungefähre Nordgrenze des kleinruss. Sprachgebiets gegen das Weißrussische und Großrussische wird gebildet durch eine Linie von Bialystok bis an die Mündung der Pripet in den Dnjepr, von da bis Saratow an der Wolga; die Westgrenze gegen das Polnische durch eine ungefähre Linie von Bialystok nach Lublin, von da über Jaroslaw nach Sandec in Galizien; die Südgrenze gegen das Slowakische und Magyarische durch eine Linie von Sandec über Unghvár nach Szöllös und an die obere Theiß, gegen das Rumänische durch eine Linie von da nach Czernowitz, von hier nach Chotin, endlich durch den Lauf des Dnjestr. Von K. sind also außer dem eigentlichen Kleinrußland bewohnt: der südöstl. Winkel des Königreichs Polen, die Gouvernements Grodno (südl. Teil), Minsk (südl. Teil), Wolhynien, Podolien, Cherson, Kursk (zum Teil), Jekaterinoslaw, der südl. Teil von Woronesch, außerdem der westl. Teil der Provinz des Donschen Heeres und der Landstrich am Asowschen Meere zwischen dem Kuban und der Mündung des Don. Dazu kommen größere kleinruss. Enklaven im Gouvernement Saratow und selbst jenseit des Ural, während wieder das östlich von Charkow liegende kleinruss. Sprachgebiet stark von großruss. Ansiedelungen durchsetzt ist. Innerhalb des österr. Kaiserstaats bewohnen die K. (hier meist Ruthenen genannt) den östl. Teil Galiziens und in Ungarn den östl. Teil der Karpaten. Die Zahl der K. in Rußland wird auf 14200000, die der österr. Ruthenen auf 3100000 angegeben.

Die K. fühlen sich als einen von den Großrussen verschiedenen Stamm und sind stark unterschieden von diesen durch Sitte, Lebensweise und Lebensanschauung, namentlich aber durch die Sprache. Vom sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet bilden zwar Großrussisch (mit Weißrussisch) und Kleinrussisch innerhalb der slaw. Sprachfamilie eine besondere, untereinander eng verwandte Gruppe, innerhalb dieser darf aber das Kleinrussische als eine besondere Sprache betrachtet werden und bildet keineswegs einen Dialekt des Russischen, wenn man unter dieser Bezeichnung, wie gewöhnlich, das Großrussische versteht. Durchgehende charakteristische Unterschiede sind z. B., daß das Kleinrussische h statt g einsetzt, z. B. großrussisch gorod (Stadt), kleinrussisch horod, und i statt é gebraucht, z. B. großrussisch grěch (Sünde), kleinrussisch hrich. Das Kleinrussische zerfällt selbst in eine Anzahl Dialekte. Als hauptsächliche Dialektgruppen, die wieder in Untermundarten geteilt sind, werden unterschieden: 1) Die rotrussische (ruthenische) im westl. Teil von Podolien und Wolhynien, in Galizien und Ungarn; 2) die süd-kleinrussische (ukrainische) in den Gouvernements Charkow, Jekaterinoslaw, Kiew, in den südöstl. Teilen von Wolhynien, Podolien, Tschernigow, in Cherson, Woronesh, Kursk, am Asowschen und Schwarzen Meere; 3) die nord-kleinrussische (Mundart von Polesje) in den Gouvernements Grodno, Minsk, im östl. Teil Wolhyniens, im nördl. Teil von Kiew und Tschernigow. (Vgl. Ogonowski, «Studien auf dem Gebiete der ruthenischen Sprache», Lemb. 1880.) Die beste Grammatik des Kleinrussischen ist: M. Osadia, «Gramatika russkoho jazyka» (3. Aufl., Lemb. 1876); ein größeres kleinruss.-deutsches Wörterbuch lieferte C. Zelechowski (Lemb. 1882).

Kleinrussische Litteratur. Nachdem in Rußland durch Einführung des Christentums unter Wladimir (972—1015) ein litterarisches, zunächst kirchlichen Zwecken dienendes Leben begonnen hatte, war der Mittelpunkt desselben das in dem später als kleinrussisch bezeichneten Sprachgebiete gelegene Kiew. Die hier gepflegte kirchliche und die sich anschließende profane (Chronilen-)Litteratur ist aber nicht als eine spezifisch kleinrussische zu bezeichnen, da sie in der überhaupt in alter Zeit in Rußland allein als Schriftsprache angewandten kirchenslaw. Sprache geschrieben ist (ein Charakter, den die im Laufe der Zeit häufiger werdenden Beimischungen klein- oder südruss. Spracheigentümlichkeiten nicht aufheben) und in ihrem innern Wesen von den litterarischen Erzeugnissen anderer Gegenden Rußlands nicht verschieden ist. Das geistige Leben Klein- oder Südrußlands, mit dem Weiß- oder Westrußland stets eng verbunden war, erhielt indes durch die politische Trennung von Nordrußland allmählich eine andere Richtung. Seit Anfang des 14. Jahrh. hatte die Eroberung Kleinrußlands (Kiews) durch Litauen begonnen, und nach der Vereinigung Litauens mit Polen unter den Jagellonen (1386) trat Kleinrußland in diese Verbindung mit ein. Dadurch entstand eine Berührung mit der westeurop. Kultur, namentlich in der Rivalität der beiden großen Kirchengemeinschaften, der römisch-katholischen in Polen, der griechisch-katholischen in den weiß- und kleinruss. Dependenzen Polens, während das moskauische Rußland (Großrußland) sich noch jahrhundertelang von Westeuropa abschloß.

Die Periode der Verbindung mit Polen (bis 1686) ist ziemlich reich an Litteraturprodukten, namentlich seit Anfang des 16. Jahrh., wo die Strömungen der Renaissance und der Reformation über Polen auch Kleinrußland berührten. Es gehören in diese Zeit Bibelübersetzungen für das Volk, die

sich, wenn auch durchaus nicht unabhängig von kirchenslaw. Sprache, doch mehr dem Dialekt des Volks anschließen wollten (so namentlich die des Franz Skoryna, gedruckt 1517—19), dazu andere kirchliche Litteratur. Zur Ausbreitung der Bildung und Beförderung dieser Litteratur trugen vor allem die zahlreichen kirchlichen Laienbrüderschaften (in Kiew, Ostrog, Lemberg, Minsk und andern Orten) durch Stiftung von Schulen bei. Auch war die Zahl der Druckereien verhältnismäßig beträchtlich. Die Notwendigkeit der Polemik gegen die röm. Kirche und deren Streben nach Gewinnung der Kleinrussen machte der griech.-kath. Geistlichkeit zugleich die Aneignung der Gelehrsamkeit und des scholastischen Rüstzeugs der röm. Kirche zur Notwendigkeit. Daher gründete der Metropolit Peter Mohyla (Mogila) 1632 zu Kiew das sog. Kollegium nach dem Vorbilde der krakauer Akademie mit lateinischer Vortragssprache. Diese Bestrebungen wirkten wieder auf die kirchliche Litteratur zurück, und jenes Kollegium erzeugte auch die von den Schülern aufgeführte Schulkomödie biblischen Inhalts (Verfasser solcher Stücke sind Simeon Polockij, 1628—82, und Demetrius Rostowskij, 1651—1709). Allein auch derartige gelehrt- oder populär-kirchliche Werke hielten sich wesentlich in der gebräuchlichen Form der kirchenslaw. Sprache, und konnten sowohl deshalb wie nach ihrem Inhalt nicht in weitere Kreise dringen oder volkstümlich werden. Eher gilt dies von der histor. Litteratur, die sich an den nationalen Aufschwung Kleinrußlands durch das Kosakentum und seinen Kampf mit Polen anschloß. Nennenswert sind hier die Darstellungen der Kämpfe Chmelnickis durch einen Anonymus des 17. Jahrh. (er nennt sich Samowidec, d. h. Augenzeuge), Gregor Hrabjankas und Samuel Welitzkos aus dem Anfang des 18. Jahrh., sowie die Chronik von Leontius Bobolinskij (1699), eine große Kompilation älterer und neuerer Werke. Die Sprache dieser Bücher ist weit volkstümlicher, wenn auch immer noch ein Gemisch von Kirchenslawisch und Volkssprache.

Eine selbständige litterarische Thätigkeit der Kleinrussen hörte nach der Vereinigung mit Großrußland im 17. Jahrh. völlig auf, teils waren die Verhältnisse an sich der Entwickelung nicht günstig, teils wurde die Tendenz zu einer Sonderentwickelung der kleinruss. Sprache und Litteratur von seiten der Regierung gehemmt oder unterdrückt. Erst mit dem Wiedererwachen des nationalen Bewußtseins der slaw. Völker, der sog. slawischen Renaissance, vom Ende des 18. Jahrh. an, tritt wieder eine kleinruss. Litteratur auf, und zwar jetzt bewußter- und beabsichtigterweise in der Volkssprache. Da durch die Teilungen Polens die Kleinrussen politisch getrennt wurden, teils an Rußland, teils an Österreich fielen, bildeten sich zwei Zweige dieser Litteratur aus, einer in Südrußland (nach dem Hauptlande gewöhnlich die ukrainische genannt), der andere in Galizien (die Litteratur der Ruthenen). Der Begründer der ukrain. Litteratur ist Iwan Kotlarewskij (1769—1838), der Verfasser der «Travestierten Äneis» und der Dramen «Natalka Poltawka» («Natalie von Poltowa») und «Moskal čariwnyk» («Der Soldat als Zauberer»), in welchen Werken er die Volkssprache rein anzuwenden suchte und damit das Muster für die neue volkstümliche Schriftsprache gab. Unter seinen Nachfolgern ist hervorragend Gregor Kwitka (s. d., pseudonym Osnowjanenko), namentlich durch seinen Roman «Marusja», ferner Eugenie Markowicz (pseudonym Marko Wowczok) als Erzählerin. Der bedeutendste ukrain. Dichter aber ist Taras Szewczenko (Schewtschenko, 1814—61), vor allem als Lyriker. Seine Blütezeit liegt vor 1847, wo er als politisch verdächtig mit Einstellung als gemeiner Soldat und Verbannung bestraft wurde (bis 1857). (Ausgabe seiner Werke: T. G. Ševčenko, «Kobzar», Prag 1876 u. öfter.) Unter den neuern ukrain. Schriftstellern seien noch als hervorragende erwähnt: Nikol. Kostomarow, der indes seine zahlreichen, die Geschichte Kleinrußlands betreffenden Werke in großruss. Sprache schrieb, und Pantalemon Kulisz (Kulisch, geb. 1819) als Verfasser von novellenartigen Erzählungen und Romanen, Bibelübersetzer (zusammen mit Puljuj), Historiker. Seit dem Jahre 1876 ist die ukrain. Litteratur von der russ. Regierung aus Furcht vor Sonderbestrebungen der Kleinrussen völlig durch besondere Verbote unterdrückt; doch werden seitdem ihre Interessen von kleinruss. Emigranten, besonders Dragomanow (s. d.) in Genf, eifrig vertreten.

In Galizien, wo die Ruthenen gegen die Unterdrückung durch die Polen zu kämpfen haben, wo außerdem zwei Richtungen, die eine den Anschluß an die großruss. Litteratur erstrebend und in großruss. Sprache schreibend, die andere eine selbständige Litteratur in kleinruss. Sprache verlangend, einander gegenüberstanden, kam es zu keiner gedeihlichen Entwickelung. Als Begründer einer eigentlich ruthen. Litteratur in Galizien gilt Marcian Szaszkewicz (Schaschkewitsch, 1811—43), dessen Gedichte in dem Almanach «Rusalka Dnistrovaja» (Ofen 1837) erschienen. Die Bewegung des Jahres 1848 brachte auch eine größere geistige und damit litterarische Regsamkeit der Ruthenen hervor (namentlich auch durch Jakob Holowackij vertreten), Zeitungen und Zeitschriften gaben einer Reihe von Schriftstellern Gelegenheit zu Publikationen in ruthen. Sprache. Als der bedeutendste Dichter darf wohl der 1834 in der Bukowina geborene Joseph Fedkowicz gelten, der zugleich ein vortrefflicher Erzähler ist (die Gedichte erschienen unter dem Titel «Poezii Josifa Fedkoviča», Lemb. 1862, Kolomea 1867; die Erzählungen «Povisti Osipa F.», Kiew 1876).

Besondere Beachtung verdient die reiche und unter der Volkslitteratur der slaw. Stämme durch ihren poetischen Gehalt hervorragende Volkspoesie der Kleinrussen. Die Volkslieder zerfallen im ganzen und großen in historische (dumy), meist auf die Heldenzeit des Stammes, das Kosakentum und seine Kämpfe bezüglich und von starker und eigentümlicher lyrischer Färbung, und in die zahlreichen, mehr im eigentlichen Sinne lyrischen Lieder (Festlieder, Liebeslieder u. s. w.). Als größere Sammlungen seien erwähnt: die von Maksimović (1827, 1834, 1836, 1849), von Wacław z Oleska (Lemb. 1833), von Zegota Pauli («Pieśni ludu ruskiego w Galicyi», 2 Tle., Lemb. 1839—40), von Holovackij («Narodnyja pěsni galickoj i ugorskoj Rusi», 4 Tle., Most. 1878), von Antonović und Dragomanow («Istoričeskija pěsni maloruskago naroda», 2 Tle., Kiew 1874). Die Märchen sind gesammelt von Rudčenko («Narodnyja južnorusskija skazki», 2 Tle., Kiew 1869—70). Zahlreiche Beiträge aus der Volkslitteratur enthalten auch die Publikationen der ethnogr.-statist. Expedition im

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

südwestl. Rußland. Vgl. über die kleinruss. Litteratur und Volkspoesie Pypin und Spasović, «Geschichte der slaw. Litteraturen» (Bd. 1, Lpz. 1880).

Kleinrußland, auch wohl Ukraine (s. d.) im weitern Sinne genannt, heißt im Gegensatze zu Großrußland ein Landstrich im Süden des europ. Rußland, von Großrußland, den poln. Provinzen und Südrußland umgeben, der aus den vier Gouvernements Kiew, Charkow, Tschernigow und Poltawa besteht, 207 789 qkm mit (1882) 8 974 881 E. umfaßt und zu den bevölkertsten Ländern Rußlands gehört. Auch ist K. eins der fruchtbarsten und wohlhabendsten Länder und die eigentliche Kornkammer des Reichs. Lange Zeit war hier der Hauptsitz des Russischen Reichs, und schon der nowgorodische Großfürst Oleg verlegte 882 den Herrschersitz von Großnowgorod nach Kiew, von wo er infolge des Eindringens der Tataren, seit 1238, nach Moskau verlegt wurde. K. blieb in den Händen der Tataren, bis 1320 der Großfürst von Litauen, Gedimin, das Reich eroberte, welches nun unter litauische und dann unter poln. Herrschaft kam, als 1386 durch Wladislaw II. Jagello Litauen mit Polen vereinigt wurde. Unzufrieden damit, begab sich ein Teil der Bevölkerung namentlich in die Provinzen jenseit des Dnjepr, wo er ein freies, umherschweifendes Leben führte, sich jedoch 1654 dem russ. Scepter unterwarf. In den J. 1667 und 1686 traten die poln. Könige diesen Teil von K., der nun die Russische Ukraine, d. i. das russ. Grenzland, genannt wurde, den Russen ab, und 1781 und 1782 bildeten diese hieraus die drei Gouvernements Kiew, Tschernigow und Nowgorod-Sewerskoi, welches letztere später den Namen Poltawa erhielt. Erst bei der zweiten Teilung Polens 1793 kam auch die westwärts vom Dnjepr gelegene Polnische Ukraine an Rußland, worauf 1796 ein neues Gouvernement Kiew gebildet wurde. Bevor noch diese Vereinigung der russ. mit der poln. Ukraine stattgefunden hatte, war auch die sog. Slobodische Ukraine, das heutige Gouvernement Charkow, durch Einwanderung vieler Kosakenfamilien aus den beiden Ukrainen entstanden. Die Bevölkerung besteht meist aus Kleinrussen (s. d.) und gehört meist der griech.-russ. Kirche an.

Klein-Salvador, eine der Bahama-Inseln

Kleinthet, s. Baltistän. [(s. d.).

Kleintrianon, s. unter Trianon.

Kleinwelka, herrnhuter Kolonie bei Bautzen

Kleinzirpe, s. u. Cilade. [(s. d.).

Kleio, s. Klio.

Kleist (Ewald Christian von), der Dichter des «Frühling», geb. 3. März 1715 zu Zeblin bei Rößlin in Pommern, besuchte die Jesuitenschule zu Cron in Großpolen, dann das Gymnasium zu Danzig und studierte seit 1731 in Königsberg die Rechte nebst Philosophie und Mathematik. Hierauf reiste er zu Verwandten nach Dänemark und ward 1736 dän. Offizier. Von Friedrich II. 1740 reklamiert, wußte er in preuß. Dienste treten und wurde Lieutenant bei des Prinzen Heinrich Regiment in Potsdam, wo er durch Gleim zum dichterischen Produzieren bestimmt wurde. Im ersten Schlesischen Kriege zeichnete er sich in der Schlacht von Mollwitz und bei der Belagerung von Neisse vorteilhaft aus. Im J. 1749 wurde er Stabskapitän, 1751 Hauptmann und 1757 als Major zu dem Hausenschen Regiment versetzt. In der Schlacht bei Kunersdorf 12. Aug. 1759 wurde ihm bei dem heldenmütigen Angriff auf eine feindliche Batterie durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert. Erst des andern Tags ließ ihn ein russ. Offizier nach Frankfurt a. O. bringen, wo er 24. Aug. starb. Sein Begräbnis, bei welchem ein russ. Offizier den eigenen Degen auf seinen Sarg legte, hat Schiller in der Erzählung des schwed. Hauptmanns vom Begräbnis des Max Piccolomini in «Wallensteins Tod» verherrlicht. Nicht leicht machte ein deutsches Gedicht, noch dazu von einem unbekannten Verfasser, ein so schnelles Glück als K.s «Frühling», der, zuerst 1749 bloß für die Freunde des Verfassers gedruckt, viele Auflagen erlebte. Zwar herrscht in diesem Gedicht kein durchgehender bedeutender Gedanke vor, vielmehr sind nur einzelne Bilder aneinander gereiht, aber die Natur ist darin meistens in sehr einfacher Weise und mit wahrhaft dichterischem Sinne geschildert. Das Versmaß ist der Hexameter mit einer kurzen Vorschlagssilbe. Auch seine andern Gedichte (Oden, Elegien, Lieder, Idyllen, Erzählungen und ein kleines Epos «Cissides und Paches») zeichnen sich durch wahre Empfindung, oft mit melancholischer Grundstimmung, Objektivität und eine einfache und korrekte Sprache aus. Nachdem K. selbst 1756 eine erste und 1758 eine zweite Sammlung seiner «Gedichte» in Berlin hatte erscheinen lassen, besorgte nach seinem Tode sein Freund Ramler eine Ausgabe der «Sämtlichen Werke» (2 Bde., Berl. 1760 u. öfter). Später gab sie Körte angeblich nach den Originalmanuskripten, aber mit Beibehaltung Ramlerscher Änderungen und mit K.s Leben heraus (2 Bde., Berl. 1803; 5. Aufl. 1853); eine kritische Ausgabe von A. Sauer erschien in Hempels «Nationalbibliothek», neue Sammlung (3 Bde., Berl. [1880—82]).

Kleist (Heinr. Bernt Wilh. von), deutscher Dichter, geb. 18. Okt. 1777 (nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, 10. Okt. 1776) zu Frankfurt a. O., machte als Junker im preuß. Kriegsdienste 1795 den Feldzug am Rhein mit, nahm als Sekondelieutenant den Abschied, studierte von Ostern 1799 bis Sommer 1800 in seiner Vaterstadt Philosophie und Mathematik, und arbeitete hierauf einige Zeit im Finanzdepartement zu Berlin. Nachdem er seinen Aufenthalt vielfach gewechselt hatte, trat er 1804 wieder in den preuß. Staatsdienst und ward als Diätär bei der Domänenkammer nach Königsberg versetzt, gab aber schon 1806 diese Stellung auf, um sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Auf der Reise von Königsberg nach Dresden wurde er 1807 zu Berlin von den Franzosen zum Kriegsgefangenen erklärt, nach Frankreich geschafft und dort mehrere Monate lang gefangen gehalten. Nach seiner Freilassung begab er sich nach Dresden, wo er in Gemeinschaft mit Adam Müller das Journal «Phöbus» (1808) herausgab. Er ging dann nach Berlin, wo er die «Abendblätter» (1810—11) redigierte. Hier lernte er Frau Henriette Adolfine Vogel kennen, zu welcher ihn die Sympathie ihrer trüben Stimmungen und gemeinsame Liebe zur Musik in ein näheres Verhältnis brachte, und die ihm das Gelübde abnahm, ihr einen Dienst zu leisten, sobald sie ihn fordern werde. Kurz darauf forderte sie ihn auf, sie zu töten. K., schon längst an sich und dem Vaterlande verzweifelnd und in gedrückter Lage, erschoß 21. Nov. 1811 am Wansee bei Potsdam erst die Freundin und dann sich selbst.

K.s reiche dichterische Begabung, vielfach mit den Grundrichtungen der romantischen Dichterschule

zusammenfallend, war gestört durch eine übermäßige Reizbarkeit und Neigung zu selbstquälerischem Grübeln und Grollen. Dennoch gehören seine Dichtungen zu den wertvollsten der Neuzeit. Wirkliche Gestaltungskraft, feste sichere Zeichnung und lebensvolle Ausführung bleiben ihre großen Vorzüge. Seine Trauerspiele sind »Die Familie Schroffenstein« (Zür. 1803) und »Penthesilea« (Tüb. 1808), die Lustspiele »Amphitryon« (nach Molière, Dresd. 1807) und »Der zerbrochene Krug« (Berl. 1811), die Schauspiele «Käthchen von Heilbronn» (Berl. 1810), «Die Hermannsschlacht» und «Der Prinz von Homburg»; die beiden letztgenannten, seine vollendetsten Dramen, wurden erst 1821 von Tieck in K.s «Hinterlassenen Schriften» bekannt gemacht. Seine »Erzählungen« (2 Bde., Berl. 1810, 1811), unter denen sich namentlich »Michael Kohlhaas« als ein Meisterstück auszeichnet, bekunden ein überaus reiches novellistisches Talent, wenn auch sie ebensowohl wie seine Dramen hier und da krankhaft gefärbt sind. Seine «Gesammelten Schriften» gaben Tieck (3 Bde., Berl. 1826), Julian Schmidt (Berl. 1859 fg.; neuere Ausg., 3 Bde., 1874), Heinrich Kurz (2 Bde., Hildburgh. 1868), E. Grisebach (2 Bde., Lpz. 1884), Zolling (Stuttg. 1884) heraus. Hierzu kommen noch Köpke, «Heinrich von K.s polit. Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken» (Berl. 1862) und Köhler, »Zu Heinrich von K.s Werken ꝛc.« (Weim. 1862). «Ausgewählte Dramen» von K. gab Siegen heraus (Lpz. 1877). Briefe K.s wurden herausgegeben von E. von Bülow (»Heinrich von K.s Leben und Briefe«, Berl. 1848), Koberstein (»Heinrich von K.s Briefe an seine Schwester Ulrike«, Berl. 1860), Biedermann («Heinrich von K.s Briefe an seine Braut», Bresl. 1884). Vgl. Wilbrandt, »Heinrich von K.« (Nördl. 1863); Brahm, «Heinrich von K.» (Berl. 1884).

Kleist von Nollendorf (Friedr. Heinr. Ferd. Emil, Graf), preuß. Feldmarschall, geb. 9. April 1762 zu Berlin, wurde 1774 Page am Hofe des Prinzen Heinrich von Preußen und 1778 Infanterieoffizier im Regiment von Bülow, mit welchem er am Bayrischen Erbfolgekriege teilnahm. Er wurde später Adjutant des Feldmarschalls von Möllendorf, 1790 im Generalstabe angestellt, in welchem er als Hauptmann die Rheinfeldzüge mitmachte. Nachdem er einige Jahre lang ein Grenadierbataillon befehligt, war er 1803—7 vortragender Generaladjutant des Königs. Nach der Schlacht bei Auerstädt wurde er an Napoleon geschickt, um auf dessen Friedensvorschläge Entgegnungen zu überbringen. Ende 1808 erhielt er als Generalmajor das Kommando der niederschles. Brigade in Frankfurt a. O. und 1809 die Kommandantur von Berlin. Im Kriege gegen Rußland 1812 befehligte er die Infanterie des preuß. Hilfskorps unter York, und bei Beginn des Feldzugs gegen Frankreich 1813 als Generallieutenant ein preuß.-russ. Korps, mit welchem er in der Nacht zum 17. April bei einem Versuche gegen Wittenberg ein rühmliches Gefecht bestand. Als das verbündete Heer bei Dresden die Elbe überschritten hatte, besetzte er den Saalübergang bei Halle. Er behauptete sich hier 28. April, zog sich aber am folgenden Tage über Schleudiß zurück. Bei Bautzen verteidigte er 20. Mai mit geringen Kräften den Spreeübergang bei Burg so lange, bis Miloradowitsch Bautzen verlassen hatte. Als preuß. Bevollmächtigter schloß er sodann 4. Juni den Waffenstillstand zu Poischwitz ab. Nach Ablauf desselben befehligte K. das 2. preuß. Armeekorps, welches zum Hauptheere der Verbündeten in Böhmen stieß. In der Schlacht bei Dresden führte er die zweite Angriffskolonne. Auf dem Rückzuge marschierte er über den Kamm des Gebirges nach Nollendorf in den Rücken Vandammes und entschied 30. Aug. durch seinen Angriff die Schlacht bei Kulm, welche Böhmen und einen großen Teil des verbündeten Heers rettete. In der Schlacht bei Leipzig kämpfte er mit Glück auf dem linken Flügel des großen Heeres bei Markkleeberg. Dann blockierte er mit seinem Korps Erfurt, und als die franz. Besatzung sich in die Citadelle zurückgezogen hatte, folgte er dem Heere nach Frankreich, wo er bei Etoges 14. Febr. 1814 unter Blücher mitkämpfte. Der Sieg bei Laon 9. März wurde vornehmlich durch seinen und des Generals York Entschluß, den Feind am Abend zu überfallen, errungen. Nachdem die Wiedereinsetzung der Bourbons auf den franz. Thron ausgesprochen war, wurde K. namens der verbündeten Monarchen an Ludwig XVIII. nach England gesendet. Der König ernannte ihn zum General der Infanterie und erhob ihn 3. Juni 1814, mit einer Dotation (Domäne Stötterlingenburg bei Halberstadt), unter dem Namen K. von Nollendorf in den Grafenstand. Später erhielt er das Generalkommando des 4. Armeekorps (Magdeburg). Im J. 1821 zum Feldmarschall ernannt, zog er sich auf seine Güter zurück und starb 17. Febr. 1823 zu Berlin.

Kleist-Retzow (Hans Hugo von), Führer der altkonservativen Partei in Preußen, geb. zu Kieckow bei Groß-Tychow in Pommern 25. Nov. 1814, erhielt seine Vorbildung in Schulpforta und widmete sich dann zu Göttingen und Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft. Nachdem er beim Stadtgericht zu Berlin und beim Appellationsgericht zu Frankfurt a. O. im praktischen Jurist. Dienst fungiert hatte, wurde er 1844 zum Landrat des Beigarder Kreises und 1851 zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz ernannt, aus welcher Stellung er 1858 schied. K. vertritt die konservativen Prinzipien in Staat und Kirche mit Entschiedenheit und bedeutender Rednergabe. Im J. 1848 war er Mitglied des sog. Junkerparlaments, seit 1849 des preuß. Abgeordnetenhauses, dem er bis 1852 angehörte; auch war er 1850 Mitglied des Staatenhauses in Erfurt. Seit 1858 vertritt er die Familie von Kleist auf Präsentation derselben im preuß. Herrenhause. Dem Deutschen Reichstage gehört er seit 1877 an als Vertreter des Wahlkreises Herford-Halle. Im J. 1883 erhielt er den Titel als Wirkl. Geheimrat mit dem Prädikat Excellenz.

Kleister ist im technolog. Sinne ein aus Stärke oder Mehl gekochter Stärkekitt, welcher namentlich bei den Buchbinder- und Portefeuillearbeiten und überhaupt beim Zusammenleimen und Kleistern von Papier und Pappe verwendet wird. Erwärmt man Stärkemehl mit der 12- bis 15fachen Wassermenge bis auf 55° C., so findet keine sichtbare Veränderung der Stärke statt, bei einer Temperatur von 55 bis 58° beginnen die Stärkekörner aufzuschwellen, und bei etwas höherer Temperatur verdickt sich die Flüssigkeit (bei Kartoffelstärke bei 62,5°, bei Weizenstärke bei 67,5°) und bildet dann den K., dessen Konsistenz bei 100° noch zunimmt. Die Kleisterbildung geht vor sich durch Quellen der Stärkekörner und durch die dabei eintretende völlige Vernichtung der Struktur derselben. Der

K. enthält keine Stärke gelöst; auf Fließpapier gebracht oder durch Frostkälte kann man demselben das Wasser entziehen. Die Verkleisterung der Stärkekörner wird durch die Anwendung gespannter Wasserdämpfe befördert (darauf beruht der von Hollefreund in die Branntweinbrennerei eingeführte und von Henze wesentlich verbesserte Hochdruckapparat). Der K. wird am besten bereitet, indem man Stärkemehl (Weizen-, Reis- oder Maisstärke) mit kaltem Wasser zu einem nicht zu dicken Brei anreibt, bis keine Klümpchen mehr wahrzunehmen sind, und dann siedendes Wasser in einem dünnen Strahle unter raschem Umrühren zusetzt, bis die Kleisterbildung beginnt, was man an dem Durchsichtigwerden wahrnimmt, und endlich den Rest des erforderlichen Wassers schnell zugießt. Kochen der fertigen Masse ist nachteilig und gibt einen K., der leicht abspringt. Von größerer Bindekraft als der aus Stärkemehl bereitete K. ist der aus Roggenmehl hergestellte, wovon der Grund im Klebergehalt des letztern zu suchen ist. Jedoch ist dieser K. nicht weiß, sondern grau bis graubraun. Um den K. haltbarer zu machen, löst man in dem Wasser, welches zur Kleisterbildung dient, etwas Alaun oder ein wenig Salicylsäure. Statt des Wassers kann das Anbrühen des Mehls auch mit siedendem Leimwasser geschehen, wodurch die Klebkraft des K. befördert wird.

Kleisteraal, s. unter Aaltierchen.

Kleisterverband, immobilisierender Verband aus Pappschienen und Binden, die mit Kleister bestrichen werden. (S. unter Knochenbrüche.)

Kleisthenes (lat. Klisthenes), der letzte und berühmteste Tyrann aus der Dynastie der Orthagoriden in Sikyon (596—565 v. Chr.), unterdrückte die dor. Einwohner seines Landes, zerstörte im ersten heil. Krieg (600—590 v. Chr.) die Delphi feindliche Stadt Krissa, erneuerte die Pythischen Spiele und lud als Sieger zu Olympia (582) alle Hellenen nach Sikyon ein, sich um seine Tochter Agariste zu bewerben. Agariste wurde die Gattin des athenischen Ritters Megakles aus dem Hause der Alkmäoniden.

Kleisthenes (Klisthenes), Reformator der athenischen Verfassung, Sohn des Megakles und der Agariste, Enkel des vorigen. Als bei der Gründung der Tyrannis der Pisistratiden in Athen (538 v. Chr.) die Alkmäoniden und viele andere Edelleute Attika auf die Dauer verließen, wurde allmählich K. der Führer dieser Flüchtlinge. Durch Freigebigkeit bei dem Neubau des Tempels zu Delphi (seit 535) hatte er die Gunst der delphischen Priesterschaft gewonnen, sodaß diese endlich die Spartaner bestimmte, im J. 510 v. Chr. die Pisistratiden aus Athen zu vertreiben. In dem nun in Attika entbrannten Parteikampfe zwischen der Masse des alten Landesadels unter Isagoras und der Partei des K. ergriff der letztere endlich, auch hierbei noch von Delphi aus gefördert, die Sache des Demos und schuf 508—507 v. Chr. die neue Phylen- und Gemeindeordnung, durch welche die soziale Übermacht des Adels erschüttert und die Weiterbildung der Demokratie wesentlich gefördert wurde. Nachdem der Versuch des spartiatischen Königs Kleomenes I., zu Gunsten des Isagoras im J. 507 die neuen Schöpfungen gänzlich zu beseitigen, gescheitert war, mußte K. noch im J. 506 Athen gegen die bewaffnete Koalition der Spartiaten, Thebaner und Chalkidier verteidigen, was ihm auch siegreich gelang. Unter den weiter durch K. geschaffenen demokratischen Einrichtungen ist namentlich der Ostrazismus bemerkenswert.

Kleistogamie (grch.) heißt in der Botanik eine Erscheinung bei manchen Blüten, die dadurch charakterisiert ist, daß die Bestäubung der Narbe schon stattfindet, ehe die Blüte geöffnet ist. Es tritt hierbei also keine Wechselbestäubung zwischen verschiedenen Blüten ein, wie es bei den meisten Phanerogamen der Fall ist, sondern die Befruchtung wird von dem in derselben Blüte erzeugten Pollen herbeigeführt. Trotzdem werden dadurch keimfähige Samen entwickelt. Solche Blüten, die man als «kleistogamische» bezeichnet, besitzen einige Wasserpflanzen, wie Ranunculus aquatilis, ferner auch mehrere Landpflanzen, welche neben den kleistogamischen auch gewöhnliche Blüten tragen, so z. B. manche Arten der Gattungen von Viola, Lamium, Oxalis, die im Frühjahr normal gebaute, im Sommer und Herbst dagegen bedeutend kleinere und unscheinliche kleistogamische entwickeln.

Kleistsche Flasche, auch Leidener Verstärkungs- oder Kondensationsflasche, heißt ein Apparat, der zur Verdichtung der Elektricität dient. (S. unter Elektrische Kondensatoren.)

Die Erscheinungen, welche die Kleistsche Flasche darbietet, wurden vom Domdechanten Ewald Georg von Kleist (gest. 11. Dez. 1748) zu Kamin in Pommern 1745 entdeckt, als er Wasser in einem Glase elektrisieren wollte, und darauf von Muschenbroek in Leiden wiederholt untersucht; gleichzeitig mit Kleist erfand auch Kunäus die Verstärkungsflasche.

Die Vereinigung mehrerer Flaschen zur Verstärkung ihrer Wirkung heißt elektrische Batterie (s. d.).

Klek, kleine, schmale, aber tiefe Bucht an der Ostküste des Adriatischen Meeres, mit Ausschluß einer einzigen Windrichtung (Nordwest) wohl beschützt, 7 km lang und durchschnittlich nur 1000 m breit. Sie bildet einen integrierenden Teil des größern, an der dalmat. Küste gelegenen und von der Halbinsel Sabbioncello gebildeten Meerbusens. Zugleich versteht man darunter denjenigen engen Gebietsteil, mittels dessen das türk. Territorium, den Zusammenhang des österr. Besitzes unterbrechend, sich von der Herzegowina aus, quer durch Dalmatien, in Breite von nur 4—9 km zu jener Bucht erstreckt und so zu einem seewärtigen Débouché der Herzegowina wird. Auch ein auf österr. Gebiet nahe dem Eingang der Bucht gelegenes kleines Dorf führt diesen Namen. Der eigentliche Hafen von K. befindet sich jedoch bei dem türk. Dorfe Neum, von wo eine Fahrstraße nach der bloß 2 km weit entfernten Heerstraße Ragusa-Mostar führt. Obwohl die Herzegowina südlicher nochmals das Adriatische Meer berührt, hat doch die durch die Bucht von K. vermittelte Verbindung höhere strategische Bedeutung, wie dies bei den Insurrektionen in der Herzegowina, besonders bei der von 1875 und 1876, zu Tage trat. Durch das Österreich zustehende Recht, den türk. Schiffen das Einlaufen in die Bucht zu verbieten, ist die Bedeutung der Bucht für die Türkei sehr beschränkt.

Klemm (Friedr. Gust.), namhafter Kulturhistoriker, geb. 12. Nov. 1802 zu Chemnitz, widmete sich seit 1821 zu Leipzig besonders geschichtlichen Studien und siedelte 1825 nach Dresden über, wo er seine ersten Arbeiten: «Attila nach der Geschichte, Sage und Legende» (Lpz. 1827), «Die Geschichte von Bayern» (3 Bdchn., Dresd. 1828) und das

Gedicht «Herfest» (Zerbst 1829) herausgab. K. ging 1830 nach Nürnberg, wo er die Redaction einer Zeitung übernahm, worauf er 1831 zum zweiten Sekretär an der königl. Bibliothek in Dresden ernannt wurde. Im Aug. 1833 übernahm er auch die Aufsicht über die Porzellan- und Gefäßsammlung im Japanischen Palais, von der er eine Beschreibung (2. Aufl., Dresd. 1842) verfaßte. Im J. 1834 wurde er Bibliothekar und 1852 zum Hofrat und Oberbibliothekar ernannt. Er trat 1863 in Ruhestand und starb 26. Aug. 1867 in Dresden.

Von K.s Schriften sind noch zu nennen: «Handbuch der german. Altertumskunde» (Dresd. 1835), «Zur Geschichte der Sammlungen für Wissenschaft und Kunst in Deutschland» (Zerbst 1837; 2. Aufl. 1838), «Italica» (Dresd. 1839), «Ferienreise» (Dresd. 1853), «Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit» (10 Bde., Lpz. 1843—52), die «Allgemeine Kulturwissenschaft» (2 Bde., Lpz. 1854—55) und «Die Frauen» (6 Bde., Dresd. 1854—58).

Klemme bei galvanischen Elementen, elektrischen Maschinen und Lampen eine Art Schraubzwinge zum Anschluß der Leitung; in der Korbflechterei ein zangenartiges Werkzeug zum Abschälen der Weidenruten. Öfters wird das Wort auch für Klammer (s. d.) gebraucht.

Klemmfutter, soviel wie Futter, s. unter Drehbank, Bd. V, S. 539a.

Klemmschraube, s. Druckschraube.

Klempner, Spengler oder Flaschner, auch Blechner oder Blechschmied (frz. ferblantier, engl. tinman), ein Handwerker, welcher hauptsächlich aus Weißblech, außerdem aus Schwarzblech, Messing- und Zinkblech und in geringem Maße auch aus Kupferblech allerlei Gefäße und Geräte, Gegenstände für den Hausbau u. s. w. verfertigt. Die Arbeit des K. setzt die Kenntnis geometr. Figuren voraus, um danach die mannigfaltigsten Körperformen in den richtigen Verhältnissen herstellen zu können. Öfters wird das zu verarbeitende Blech noch besonders durch Ausspannen oder Gleichziehen geebnet. Die wichtigsten Vorarbeiten sind das Vorzeichnen und das Zuschneiden. Das erstere geschieht mittels des sog. Reißers unter Zuhilfenahme von Maßstab, Zirkel, Lineal und Winkelmaß oder auch, bei Gegenständen oder Bestandteilen, die oft vorkommen oder von nicht ganz einfacher Gestalt sind, mit Hilfe blecherner Schablonen. Das Zuschneiden begreift sogar die Beseitigung derjenigen Teile des Blechs, welche außerhalb der vorgezeichneten Umrisse liegen, dann die Hervorbringung mannigfacher Öffnungen und Durchbrechungen im Innern der Blechflächen. Mit den gewöhnlichen Hand- und Stockscheren (s. unter Scheren), sowie mit Kreisscheren (s. unter Blechbearbeitungsmaschinen) können nur geradlinige oder einfach gekrümmte, d. h. kreisförmige und ovale Schnitte gemacht werden, weshalb in manchen Fällen das Blech mit dem Meißel ausgehauen wird. Letzteres geschieht auch bei großen und einfach gestalteten Durchbrechungen; kleine Durchbrechungen, gleichviel welches ihre Gestaltung, erzeugt man teils durch Ausschlagen auf Blei mit Hauern, Durchschlägen, Meißeln, teils mittels Durchschnitts oder Durchstoßes. (S. Lochmaschine.)

Aus dem zugeschnittenen Blech bildet der K. hohle und vertiefte Gegenstände durch Biegen, wobei verschiedene mechan. Vorrichtungen (s. Blechbearbeitungsmaschinen) zur Anwendung kommen; durch Treiben mit Hämmern, durch Drücken und Aufziehen auf der Drehbank, durch Pressen in Stanzen mittels eines Fall- oder Stoßwerks. Das gewöhnliche Mittel zur Vereinigung der Bestandteile von Blecharbeiten ist das Löten mit Weichlot. (S. Löten.) Bei manchen Gegenständen, namentlich solchen, die beim Gebrauch der Hitze ausgesetzt werden sollen, muß das Falzen und Nieten zu Hilfe genommen werden. Arbeiten aus Schwarzblech werden nur durch Falzen oder Nieten zusammengesetzt. Die Vereinigung mittels Schrauben und Muttern findet nur da Anwendung, wo andere Verbindungen nicht anwendbar sind, resp. nicht genügende Festigkeit gewähren, oder wo es wünschenswert ist, die Teile leicht auseinander nehmen zu können. Die Vollendungsarbeiten des K. bestehen besonders im Polieren (dem in manchen Fällen ein Schleifen vorausgeht) und im Lackieren der Blechwaren. In neuester Zeit werden die Arbeiten des K. meist in Fabriken mit Hilfe zahlreicher Spezialmaschinen ausgeführt. Zur Erlangung der für die Klempnerei nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten ist in Deutschland eine Klempnerschule in Aue (Sachsen) errichtet. Vgl. Ch. Schröder, «Klempnerschule» (Weim. 1883).

Klempnerlot, Weichlot, s. unter Löten.

Klencke (Philipp Friedr. Herm.), mediz. Schriftsteller, geb. 16. Jan. 1813 in Hannover, war Arzt zuerst in seiner Vaterstadt, dann in Leipzig und Braunschweig, zuletzt seit 1855 wieder in Hannover, wo er 11. Okt. 1881 starb. Er schrieb besonders über die Parasiten als Krankheitsursachen und populäre Werke über Naturwissenschaft und Gesundheitspflege, ferner eine Biographie Alexander von Humboldts (7. Aufl., Lpz. 1875) und unter dem Pseudonym Hermann von Maltitz viele kulturhistor. und soziale Romane.

Klengel (Joh. Christian), deutscher Landschaftsmaler, der Sohn eines Landmanns zu Kesselsdorf bei Dresden, geb. 5. Mai 1751, erhielt als Buchbinderlehrling in Dresden durch den Kunstfreund und Schriftsteller Hagedorn die Erlaubnis, die Zeichenschule zu besuchen. Später wurde er Pensionär der Akademie. Studien nach der Natur neben eigentümlich aufgefaßten Kopien nach Werken in der königl. Galerie bildeten sein Kunsttalent; auch unternahm er 1790 eine Reise nach Italien. Im J. 1802 wurde er Professor an der Kunstakademie in Dresden und starb daselbst 19. Dez. 1824. Treue Nachzeichnung der Natur ist seinen Werken eigentümlich, daher ihm ideale Landschaften weniger gelangen. Genrestücke aus dem wirklichen Leben sind seine Stärke, wie z. B. die Kuchenbäckerei, Morgen und Abend u. s. w. Die Zahl seiner Werke ist sehr groß; verkleinerte Kopien derselben hat er selbst in Kupfer gestochen.

Sein Sohn, August Alexander K., Organist an der kath. Kirche in Dresden, geb. daselbst 29. Jan. 1783, erhielt seine musikalische Ausbildung vorzüglich als Klavierspieler unter Clementis Leitung, der mit ihm 1804 nach Petersburg ging. In Petersburg bildete sich K. zu einem Grade aus, daß er zu den berühmtesten Virtuosen auf seinem Instrument gezählt wurde. Seine Kompositionen sind vergessen. K. starb als pensionierter Hoforganist 22. Nov. 1852 zu Dresden. [Luise Karschin (s. d.).

Klenke (Karoline Luise von), Tochter von Anna

Klenze (Clemens Aug. Karl), deutscher Rechtsgelehrter, geb. zu Heissum bei Hildesheim 22. Dez.

1795, habilitierte sich in Berlin, wo er 1826 ord. Professor wurde. Daneben erwarb er sich Verdienste durch seine Mitwirkung bei Anlegung neuer Stadtteile in Berlin und bei Errichtung der berliner Lebensversicherungsgesellschaft; das Seebad Heringsdorf an der Ostsee dankt ihm seine Entstehung. Er starb 15. Juli 1838. Er veröffentlichte namentlich: «Fragmenta legis Serviliae repetundarum» (Berl. 1825), «Grundriß zu Vorlesungen über die Geschichte des röm. Rechts bis Justinian» (Berl. 1827; 2. Aufl. 1835), «Lehrbuch des gemeinen Strafrechts» (Berl. 1833).

Klenze (Leo von), berühmter Baumeister, geb. 29. Febr. 1784 auf dem Gute seines Vaters im Fürstentum Hildesheim, studierte auf dem Carolinum zu Braunschweig, auf der Bauakademie in Berlin und der Polytechnischen Schule in Paris. Nachdem er eine Kunstreise nach Italien unternommen, wurde er 1808 Hofarchitekt des Königs Jérôme von Westfalen und 1815 als Hofarchitekt nach München gerufen. Seine erste bedeutende Leistung war hier die Glyptothek. Dann folgten der Palast des Herzogs von Leuchtenberg, die königl. Reitschule und eine große Menge von Privathäusern, bei denen er den Renaissancestil in Anwendung brachte. Bereits 1819 wurde K. Hofbauintendant, Oberbaurat und Vorstand der Oberbaubehörde im Ministerium des Innern. Das Odeon und der eine Flügel des Kriegsministeriums, beide in der Ludwigsstraße, gehören mit dem größten Teile der Privathäuser dieser Straße zu den Schöpfungen K.s; so auch der Palast des Herzogs Max, die Arkaden mit dem Bazar. Im J. 1826 begann der Bau der Pinakothek, der in zehn Jahren beendigt wurde; ihm folgte der Bau des königl. Schlosses; zugleich wurde die Allerheiligenkapelle, eine mit außerordentlicher Pracht im byzant. Stile ausgeführte Kirche, erbaut. Auch der 18. Okt. 1833 zum Andenken an die im Freiheitskriege gefallenen Bayern aus Siegestrophäen errichtete Obelisk ist K.s Erfindung.

Im folgenden Jahre reiste K. nach Griechenland, um bei Fixierung des Plans der neuen Stadt Athen und des neuen Schlosses mitzuwirken. Schon 18. Okt. 1830 war der Grundstein zur Walhalla (s. d.) bei Regensburg gelegt worden. K. konzipierte und vollendete auch dieses Bauwerk, welchem unmittelbar darauf 1836 der Beginn der Ruhmeshalle bei München folgte. Nach diesem gleichfalls dor. Bau, der in zehn Jahren zu Stande gebracht ward, ging K. noch an die von Gärtner ihm überkommene Beendigung der Befreiungshalle bei Kelheim, deren Plan er vereinfachte. Nachdem er noch das neue Postgebäude in München gebaut hatte, unternahm er 1836 eine Reise nach den Niederlanden, Frankreich und England, um Kanäle, Eisenbahnen u. dgl. zu besichtigen, da seine Wirksamkeit im Vaterlande sich auch auf diese Art Bauten erstreckte. Ein neuer Schauplatz ausgedehnter Thätigkeit für ihn wurde Petersburg, wohin er 1839 eingeladen wurde, um sowohl die innere Anordnung der Isaakskirche zu leiten, als auch einen Palastbau zu beginnen, der die reichen Kunstschätze des Kaisers einschließen sollte. Der ungeheuere Bau (die sog. Eremitage) wurde erst 1851 vollendet und im Frühjahr darauf eingeweiht. Zu 86 Bildern für die Loggien dieses Museums entwarf K. das Programm. Sein letztes Hauptwerk bildeten die Propyläen am Königsplatze in München. K. starb 27. Jan. 1864 in München.

Trotz der großen Begabung K.s und seinem umfassenden Wissen fehlt den meisten Bauten K.s die wahre Genialität der Komposition. Er hat das moderne Epigonentum der Imitation alter Paradigmen in der deutschen Architektur eingeleitet. Auch sind die innern Dispositionen seiner Bauten nicht tadellos. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß K.s sämtliche Bauwerke einen großen Eindruck machen. K. übte auch fleißig die Malerei in Öl- und Wasserfarben und lieferte ital. und griech. Landschaften und Architekturbilder. Unter den schriftstellerischen Leistungen K.s sind zu erwähnen: «Versuch einer Wiederherstellung des toscan. Tempels nach seiner histor. und technischen Analogie» (Münch. 1822), «Der Tempel des Olympischen Jupiter zu Agrigent» (Stuttg. u. Tüb. 1827), «Aphoristische Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise nach Griechenland» (mit Atlas, Berl. 1838), ein Buch, das als das artistische Glaubensbekenntnis K.s zu betrachten ist; «Die Walhalla in artistischer und technischer Beziehung» (Text und 12 Kupfertafeln, Münch. 1843).

Kleobis und **Biton** waren nach einer argivischen Legende die Söhne der Kydippe, einer Priesterin der Hera zu Argos, welche den Wagen ihrer Mutter, als die Stiere nicht rechtzeitig da waren, zur Feier der Heräen 45 Stadien weit zum Tempel zogen. Auf das Flehen der Mutter zur Göttin, für diesen Beweis kindlicher Liebe den besten Segen zu erteilen, schlummerten die Jünglinge nach dem Opfer ein und erwachten nicht wieder.

Kleobulos, Tyrann von Lindos, einer der Sieben Weisen (s. d.) Griechenlands.

Kleombrotus, Name mehrerer Spartaner. — K., Sohn des Königs Anaxandridas, lagerte 480 v. Chr. mit dem peloponnes. Heere auf dem Isthmus; sein Sohn ist Pausanias, der Sieger von Platää. — K., Sohn des Königs Pausanias, fiel 371 v. Chr. bei Leuktra gegen Epaminondas. — K., König von Sparta 242 v. Chr., wurde 240 von Leonidas II. vertrieben.

Kleomedes, ein griech. Philosoph, Mathematiker und Astronom im 2. Jahrh. n. Chr., legte, meist nach Posidonius, in einem Werk, das unter dem Namen «Κυκλικὴ θεωρία μετεώρων» von der Kreisbewegung der Himmelskörper handelt, die Lehre der stoischen Philosophie vom Weltsystem dar. Die Hauptausgabe lieferte Bake (Leiden 1820), eine neuere Schmidt (Lpz. 1831). Ein Bruchstück daraus übersetzte Schmidt (Schleusingen 1817). Vgl. Ziegler, «De vita et scriptis Cleomedis» (Meißen 1878).

Kleomenes, Name mehrerer Könige in Sparta: Kleomenes I. (Eurysthenide), ein kühner und gewaltthätiger Mann, gelangte um 520 v. Chr. zur Herrschaft. Er führte 510 ein spartan. Hilfsheer nach Attika, um die Pisistratiden zu stürzen, vertrieb 507 Kleisthenes, das Haupt der Alkmäoniden, als dieser sich an die Spitze des Demos gestellt und die Demokratie weiter ausgebildet hatte, mußte aber bald das attische Gebiet infolge eines Aufstandes verlassen, und vermochte auch ein Jahr spätee nichts gegen Athen auszurichten. Dagegen trug er 495 bei Sepeia einen bedeutenden Sieg über die Argiver davon und wußte auch 491 seinen ihm verhaßten Mitkönig Demaratos zu stürzen. Unterdes hatte sich gegen ihn in Sparta selbst eine starke Gegenpartei gebildet; er wich daher nach Arkadien aus, wo er die Bauern gegen Sparta in Aufregung

brachte; nunmehr unter trügerischen Freundschaftsversicherungen nach Sparta (487) zurückberufen, starb er bald darauf, angeblich im Wahnsinn, als Selbstmörder.

Kleomenes II., der Sohn des Kleombrotos I. (Eurysthenide), regierte seit 370 v. Chr. fast 61 Jahre, ohne etwas Außerordentliches zu leisten.

Wichtiger ist Kleomenes III., Sohn des Leonidas II., von festem Charakter und hoher Begeisterung für sein Vaterland, dessen alte Macht und Größe er wiederherzustellen suchte. Mit 19 Jahren, seit 235 v. Chr. König, stürzte K. nach einigen glücklichen Kämpfen mit dem Achäischen Bunde 226 gewaltsam das Ephorat und die Oligarchie, stellte die gemeinschaftlichen Männermahle und einfache Jugenderziehung wieder her und nahm eine neue Verteilung des Grundbesitzes in gleiche Teile vor, wobei er selbst sein eigenes Vermögea willig zum Opfer brachte. Dann vermehrte er die Spartaner durch Aufnahme von Perióken bis auf 4000 Hopliten, organisierte das Heerwesen neu und setzte 225 den Krieg gegen die Achäer fort, um die Hegemonie im Peloponnes zu gewinnen. Als aber jene 223 den König von Macedonien, Antigonus Doson, zu Hilfe riefen, wurde K. in der mörderischen Schlacht bei Sellasia 222 v. Chr. gänzlich geschlagen und floh nach Alexandria zum König Ptolemäus III. Euergetes, der ihn freundlich aufnahm. Nach dem plötzlichen Tode desselben wurde er von dessen unwürdigem Sohne und Nachfolger, Ptolemäus IV. Philopator, wegen unvorsichtiger Äußerungen ins Gefängnis geworfen und gab sich nach einem mißlungenen Aufstandsversuche 219 v. Chr. selbst den Tod.

Außerdem sind noch zwei attenische Künstler Kleomenes zu nennen, die zur Zeit des Augustus lebten, und von denen der eine, wohl der Vater des andern, der Meister der Mediceischen Venus ist, falls die Inschrift nur überarbeitet oder wenigstens eine Kopie der alten echten ist.

Kleon, Sohn des Kleänetos, bekannter athenischer Staatsmann aus der ersten Zeit des Peloponnesischen Kriegs, der Hauptvertreter jener Gattung von bürgerlichen Demagogen, welche seit Perikles' Tode einen starken Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ausübten. Um ein richtiges Urteil über seinen Charakter und seine polit. Thätigkeit zu fällen, darf man nicht außer Acht lassen, daß die beiden Schriftsteller, denen wir fast ausschließlich unsere Kenntnis über K. verdanken, Aristophanes und Thucydides, zu seinen entschiedensten polit. und persönlichen Gegnern gehören. Der erstere, der ihn in seiner Komödie «Die Ritter» unter dem Namen eines paphlagonischen Gerbers (weil K. ein von seinem Vater ererbtes Gerbereigeschäft betrieb) als einen wahren Ausbund von Gemeinheit zeichnet, hat offenbar ein Zerrbild von ihm entwerfen wollen, und auch das Urteil des Thucydides über ihn ist wesentlich durch seinen entgegengesetzten Parteistandpunkt beeinflußt. In der That war K., wie es scheint, ein Mann von derben plebejischen Manieren, in seinem Auftreten als radikaler Demokrat überaus leidenschaftlich, trotz scharfen Verstandes ein Mann von ziemlich engem Horizont, in seinem attischen Patriotismus zu starker Überschätzung der attischen Kraft geneigt, aber voll Energie und Kühnheit. Er machte sich zuerst durch seine Opposition gegen Perikles in den Volksversammlungen bekannt und war nach dessen Tode der eifrigste Vertreter der Kriegspartei, welche die möglichst energische Fortführung des Kampfes gegen Sparta verlangte. Durch Durchsetzung des Antrags, den Richtersold (d. h. die Tagegelder für die Mitglieder der Geschworenengerichte) von 1 Obol auf 3 Obolen zu erhohen, gewann er sich die Gunst der großen Masse der ärmern Bürger. Nach der Unterwerfung des von Athen abgefallenen Mitylene (427) setzte er in der Volksversammlung den Antrag durch, daß die ganze waffenfähige Mannschaft getötet, die übrigen als Sklaven verkauft werden sollten, ein Beschluß, der schon am folgenden Tage, nachdem über Nacht eine versöhnlichere Stimmung bei der Mehrzahl der Bürgerschaft platzgegriffen hatte, in einer außerordentlichen Volksversammlung widerrufen ward. Als nach der Eroberung von Pylos und der Einschließung von 420 Spartiaten auf der Insel Sphakteria durch die Athener eine lacedämonische Gesandtschaft mit Friedensvorschlägen nach Athen kam (425), wurden diese auf K.s Betrieb verworfen; nun aber selbst zur Übernahme des Oberbefehls gedrängt, gelang es ihm unter Beistand seines Kollegen Demosthenes Sphakteria zu erobern und die spartanische Besatzung gefangen nach Athen zu bringen. Als Brasidas in Thrazien bedeutende Erfolge errungen hatte, wurde K. 422 an die Spitze der gegen jenen ausgesandten Truppen gestellt und fand in der Schlacht bei Amphipolis zugleich mit dem feindlichen Feldherrn den Tod. Vgl. Wendt, «Perikles und K.» (Pos. 1836); Hasselbach, «Über K.» (Marburg 1844); Brock, «Zur Beurteilung K.s des Athenienfers» (Celle 1859); Wallichs, «Thucydides und K.» (Flensb. 1866); E. Pauli, «Beitrag zur Würdigung des K.» (Frankf. a. M. 1873); Müller-Strübing, «Aristophanes und die histor. Kritik» (Lpz. 1873); Beloch, «Die attische Politik seit Perikles» (Lpz. 1884).

Kleonä, argivische Stadt an der Hauptstraße von Argos nach Korinth; geringe Mauerreste sind erhalten. Die Hauptbedeutung von K. lag in den Spielen, welche in ihrem Gebiete zu Nemea (s. d.) in einem benachbarten Seitenthale stattfanden.

Kleonymos, Sohn des Königs Kleomenes II. von Sparta, wurde nach dem Tode seines Vaters (310 v. Chr.) wegen seines gewaltthätigen Charakters zu Gunsten seines Neffen Areus I. von der Thronfolge ausgeschlossen, und spielte nun viele Jahre in dem unruhigen Zeitalter der Diadochen und Epigonen eine Rolle als militärischer Abenteurer in Unteritalien, im Jonischen und Adriatischen Meere und in Griechenland. Zuletzt ein Parteigänger des epirotischen Königs Pyrrhus, beredete er diesen 272 zu einem Angriff auf Sparta, der ihm endlich die Herrschaft verschaffen sollte. Nach dessen Mißlingen verschwindet K. aus der Geschichte.

Kleopätra, die älteste Tochter des ägypt. Königs Ptolemäus XII. Auletes, geb. 66 v. Chr., sollte nach dem Tode ihres Vaters (51 v. Chr.) nach dessen Willen mit ihrem 10jährigen Bruder und Gemahl Ptolemäus XIV. Dionysius die Herrschaft führen, wurde aber durch Potheinos, dessen Vormund, und Achillas, der das Heer befehligte, verdrängt. Sie wandte sich, Hilfe suchend, an Julius Cäsar, als dieser im Okt. 48 nach Alexandria kam, und wußte denselben bald durch den Zauber ihrer Person und ihres Geistes für sich zu gewinnen. Nachdem in dem Alexandrinischen Kriege Ptolemäus Dionysius gefallen und die Gegenpartei überwunden war, setzte Cäsar sie wieder als Königin ein und gab ihr ihren jüngern

Bruder und Gemahl Ptolemäus XV. als Mitregenten zur Seite. Im J. 46 besuchte sie mit ihrem und Cäsars Sohn, Cäsarion (griech. Kaisarion), Rom und wurde von Cäsar mit ihrem Range entsprechenden Ehren aufgenommen, kehrte aber nach Cäsars Ermordung nach Alexandria zurück. In dem bürgerlichen Kriege hielt sie sich, nachdem sie sich des Ptolemäus durch Gift entledigt hatte, anfangs unentschieden. Nach der Schlacht bei Philippi ließ sie deshalb Antonius (41 v. Chr.) zur Rechenschaft vor sich nach Tarsus in Cilicien fordern. Sie erschien in festlichem Aufzuge als Aphrodite und fesselte Antonius für immer an sich. In Schwelgerei verlebte er mit ihr den Winter 41 zu 40 in Alexandria; auch kehrte er, obwohl er 40 sich mit Octavians Schwester Octavia vermählt hatte, 37 zu ihr zurück. Von Laodicea, wohin er sie eingeladen hatte, begleitete sie ihn bis an den Euphrat. Nach dem schimpflichen Zuge gegen die Parther lebte er bei ihr in Alexandria, und hielt hier, nachdem er sich 34 in verräterischer Weise Armeniens bemächtigt hatte, einen glänzenden Triumph. K. wurde mit Ländern beschenkt, Cäsarion als ihr Mitregent erklärt, und auch ihre Kinder von Antonius erhielten röm. Länder zum Geschenk. Als 32 der Krieg zwischen Antonius und Octavianus ausbrach, begleitete K. den Antonius. Das Jahr verging unter schwelgerischen Festen in Ephesus, Samos und Athen.

Dies und die Scheidung von Octavia erregten Unwillen bei des Antonius eigener Partei; in Rom wurde er gehaßt und verachtet; nicht ihm, sondern der K., als deren Feldherrn man ihn betrachtete, wurde der Krieg vom Senat und Volk erklärt. Weil K. es wollte, entschied sich Antonius wider den Rat der Seinen 31 v. Chr. zur Seeschlacht bei Actium. Sie ging verloren, zum Teil weil K. mit ihren 60 Schiffen plötzlich die Flucht ergriff, worauf Antonius ihr nacheilte. Octavian erschien vor Alexandria, verwarf alle Versöhnungsversuche und drang in die von den Truppen des Antonius nur schwach verteidigte Stadt ein. Als diesem ein Bote von der K. die falsche Nachricht brachte, dieselbe habe sich getötet, mochte er sie nicht überleben und stürzte sich in sein Schwert. Zum Tode verwundet, erfuhr er, daß sie lebe, ließ sich zu ihr in das feste Grabmal, das sie sich erbaut und wohin sie sich geflüchtet hatte, tragen und starb in ihren Armen. Durch List gelang es Octavian, sich ihrer hier zu bemächtigen. Vergebens suchte sie seine Kälte zu besiegen und ihn zu gewinnen; sie sah, daß er ihr Leben nur schonte, um sie im Triumph in Rom aufzuführen. Dieser Schmach zu entgehen, tötete sie sich selbst im Aug. 30 durch Gift, wie es hieß, durch den Biß einer Natter, die sie an den Arm gesetzt hatte. Ihr Leichnam wurde neben dem des Antonius beigesetzt; ihre Kinder von diesem, zwei Söhne, Ptolemäus und Alexandros, und eine Tochter, Kleopatra, später dem jüngern Juba vermählt, nahm Octavia, nachdem sie Octavians Triumph verherrlicht hatten, auf und erzog sie; Cäsarion war schon vorher getötet worden. Den Versuch einer «Rettung» der K. unternahm Adolf Stahr in der Schrift «Kleopatra» (Berl. 1864).

Kleopatra, der Name des 216. Asteroiden, s. unter Planeten.

Kleopatraschlange oder Schildviper, s. unter Brillenschlange.

Kleophten, s. Armatolen.

Klepsydra (grch.), Wasseruhr, im Altertum Name eines mit einem bestimmten Quantum Wasser gefüllten Gefäßes, welches unten so durchbohrt war, daß das Wasser in einer bestimmten Zeit abfloß. Sie wurde in Athen besonders bei den Gerichtsverhandlungen gebraucht, indem die Redner nach der K. die Länge ihres Vortrags einrichten mußten. In Rom wurde die K. zuerst 159 v. Chr. eingeführt und diente hier ebenfalls für die gerichtliche Praxis, sowie im Militärdienst zur Bestimmung der Nachtwachen.

Kleptomanie (grch.), die Bezeichnung für Stehltrieb. Daß ein durch vernachlässigte Erziehung und Bildung immer mächtiger werdender Stehltrieb, der bis in die obern Gesellschaftsklassen dringt, vorkommt, ist nicht zu leugnen, wohl aber, daß derselbe in einem sonst geistesgesunden Menschen die Macht eines unwiderstehlichen annehmen könne. Deshalb entlastet derselbe nicht von Verantwortlichkeit, wie man dies früher allerdings anzunehmen geneigt war. Nur so viel läßt sich zugeben, daß nicht selten Stehlsucht ein Symptom von Geisteskrankheit ist, an sich aber keine Geistesstörung begründet.

Klerikal (lat. clericalis), geistlich, die Geistlichkeit (den Klerus) betreffend, ihr zugehörig, ihre Interessen vertretend; Klerikat, der geistliche Stand.

Kleriker, s. unter Klerus.

Klerisei, (neulat. clericia), Geistlichkeit, Priesterschaft, auch allgemein und verächtlich für Gefolge und Anhang.

Klernchen, Name der attischen Kolonisten, welche in einem unterworfenen Lande angesiedelt wurden und Landgüter (Kleroi) als erbliche Besitztümer erhielten. Sie behielten ihr athenisches Bürgerrecht und konnten die Güter auch verpachten. Solche Ansiedelungen (Kleruchien) standen unter der Oberaufsicht Athens und die K. waren zum Kriegsdienst verpflichtet.

Klerus heißt in der kath. und griech. Kirche der geistliche Stand im Gegensatze zu den Laien. Das griech. Wort bedeutet soviel als Eigentum oder Erbteil. Nach hebr. Anschauung war das ganze Volk Israel ein Eigentumsvolk Gottes, und dieselbe Vorstellung übertrug sich auch auf die christl. Gemeinde als das «wahre» oder «geistliche Israel». Allmählich aber, als der Begriff des levitischen Priestertums auch in der christl. Kirche Eingang fand und ein geistlicher Stand sich bildete, welcher für vorzugsweise Gott angehörig oder Gott geweiht geachtet wurde, übertrug man den Namen K. auf letztern. Schon zu Ende des 2. Jahrh. schied man drei Klassen von Klerikern: Bischöfe, Presbyter und Diakonen. In größern Gemeinden wurden seit dem 3. Jahrh. den Diakonen bald Subdiakonen zur Seite gestellt. Der niedere Kirchendienst wurde von Ostiariern oder Janitoren, Akoluthen, Lektoren und Exorcisten versehen. Zu derselben Zeit begann man auch, Bischöfe, Presbyter und Diakonen als den höhern K. von dem niedern zu unterscheiden, der alle übrigen geistlichen Personen umfaßte. Seit Konstantin d. Gr. entstand namentlich für die Bischofskirchen noch eine weitere Anzahl neuer kirchlicher Ämter. Zugleich trennte sich der K. immer schärfer von den Laien; dies geschah teils durch die freilich nur im Abendlande und auch hier erst im Mittelalter vollständig durchgeführte Anordnung des Cölibats (s. d.), teils durch die Lehre, daß die Ordination einen untilgbaren Charakter (character indelebilis) verleihe, ein Austritt aus dem

geiſtlichen Stande aber der Apoſtaſie gleich zu achten ſei. Hierzu kam auch der Umſtand, daß ſich der K. durch die Kleidung von den Laien unterſchied. Alle Kleriker trugen ein weißes Kleid (vestis alba, tunica, στιχάριον), die Biſchöfe, Presbyter und Diakonen über die Stola (stola, ὡράριον), die Biſchöfe und Presbyter darüber auch die Caſula (planeta, φελόνης), die Diakonen die Dalmatica. Das Pallium (ὠμοφόριον) war eine Auszeichnung der orient. Biſchöfe; im Abendlande kam es etwas ſpäter für die Erzbiſchöfe auf. Die Tonſur wurde erſt ſeit dem 6. Jahrh. eingeführt.

Hatten die Kleriker ſchon ſeit Konſtantin bedeutende bürgerliche Freiheiten und Vorrechte erlangt, ſo gewann in den german. Staaten der höhere K. auch eine politiſch ſehr einflußreiche Stellung, indem er reiche Kirchengüter, Reichslehne und die Reichsſtandſchaft erlangte. Zur Erhöhung des Glanzes und der äußern Würde des K. wurde auch die Kleidung beim Gottesdienſte prachtvoller und koſtbarer, als ſie früher war, namentlich die Stola und Dalmatica. Dazu kam das Colobium (eine Tunica mit kurzen Ärmeln) und die Penula (eine talarähnliche Tunica). Als Kopfbedeckung gebrauchte man die Mitra, Tiara, Inful, den Biſchofshut und den roten Kardinalshut; die Biſchöfe, Erzbiſchöfe und auch Äbte empfingen den Krummſtab zur Bezeichnung ihres Hirtenamtes. Die Standesvorrechte, welche das kanoniſche Recht den Klerikern zuſprach, waren das privilegium canonis (perſönliche Unverletzlichkeit bei Strafe der Exkommunikation gegen den Schuldigen), fori (Exemtion von der weltlichen Gerichtsbarkeit), immunitatis (Steuerfreiheit) und competentiae (Beſchränkung von Exekutionen auf den für entbehrlich geachteten Teil des Amtseinkommens). Doch ſind dieſe Standesprivilegien, ſoweit ſie nicht auf rein kirchlichen Vorrechten beruhen, durch die neuern Staatsgeſetzgebungen aufgehoben worden. Als Standespflichten der Kleriker gelten: Enthaltung von weltlichen Luſtbarkeiten (Tanz, Schauſpiel, Jagd u. ſ. w.) und weltlichen Geſchäften (Handel, Kriegsdienſt, doch nicht die Beteiligung an Staatsgeſchäften), Beobachtung der kirchlich vorgeſchriebenen Tracht (insbeſondere auch wenigſtens in der röm.-kath. Kirche das Verbot Perücken und Bärte zu tragen), der Cölibat (wenigſtens für die höhern Kleriker) und das tägliche Breviergebet. Im Gefolge der Reformation wurden die meiſten kirchlichen Ämter nach dem Grundſatze abgeſchafft, daß alle Geiſtliche an Rang und kirchlicher Machtvollkommenheit gleich ſtänden. Doch wurde nicht nur in England (ſ. Anglikaniſche Kirche) und Schweden die ganze hierarchiſche Verfaſſung beibehalten, ſondern es erhielten ſich auch im luth. Deutſchland viele Reſte der kath. Kirchenverfaſſung, wie da und dort die Titel von Biſchofen, Prälaten, Pröpſten, Äbten, Domherren u. ſ. w. Doch wurden die Biſchöfe meiſt durch landesherrliche Superintendenten erſetzt, die Kirchengüter eingezogen und der größte Teil der biſchöfl. Rechte an die landesherrlichen Konſiſtorien übertragen. Von den polit. Rechten des K. erhielt ſich bis auf die neueſten Zeiten auch in einzelnen prot. Ländern ſeine Reichs- oder Landſtandſchaft. Außerdem kennt die luth. Kirche noch Dekane, Diakonen, Archidiakonen, Subdialonen oder Kollaboratoren, Metropolitane (in Kurheſſen) u. ſ. w. Die Amtskleidung beſteht in der prot. Kirche für alle Geiſtlichen in einem ſchwarzen Chor- oder Prieſterrock mit einem Barett und weißen Bäffchen (ſ. d.), an deren Stelle man früher, jetzt nur noch hier und da, große Krauſen um den Hals legte. Sonſt trugen viele Geiſtliche ſtatt des Chorrocks nur ein ſehr ſchmales, in Falten gelegtes ſeidenes Mäntelchen, welches über den Rücken hing.

Kleſel, Kardinal, ſ. Khleſl.

Kleshеim (Anton, Freiherr von), öſterr. Dialektdichter, geb. 9. Febr. 1816 in Peterwardein, war Schauſpieler in Preßburg und Peſt und fand mit dem Vorleſen ſeiner Gedichte an deutſchen Höfen viel Beifall. Er ſtarb 6. Juli 1884 in Baden bei Wien. Hervorzuheben ſind: «Steyerſche Alpenblumen» (1837), «Schwarzblattl' aus'n Weanawald» (4 Bde., Wien 1843—66), «Mailüfterl» (2. Aufl., Dresd. 1858) u. ſ. w.

Kleta, eine der Grazien (ſ. d.).

Kletke (Herm.), deutſcher Dichter und Publiziſt, geb. 14. März 1813 zu Breslau, ſtudierte daſelbſt, wandte ſich 1837 nach Berlin, wurde bald darauf Mitarbeiter der «Voſſiſchen Zeitung», 1849 Mitredacteur, 1867—80 Chefredacteur, ſeitdem Redacteur der Sonntagsbeilage dieſer Zeitung. Er veröffentlichte: «Gedichte» (Bresl. 1836; 3. vermehrte Ausg., Berl. 1881), «Die Kinderwelt. In Märchen und Bildern» (Lpz. 1881), «Kinderlieder» (Geſamtausg., Berl. 1882), geſammelte Erzählungen für die Jugend, unter dem Titel «Buntes Leben» (4. Aufl., Berl. 1883). K.s «Album deutſcher Dichter» erſchien in 11. Aufl. (Berl. 1882), die Sammlung «Deutſchlands Dichterinnen» in 4. Aufl. (Berl. 1861). In ſeinen eigenen Schöpfungen ſpricht er durch Zartheit der Empfindung und Wärme des Gefühls an.

Klette, ſ. Lappa.

Klettenberg (Suſanne Katharine von), das Urbild der «ſchönen Seele» in den «Bekenntniſſen einer ſchönen Seele» in Goethes «Wilhelm Meiſters Lehrjahre», geb. in Frankfurt a. M. 19. Dez. 1723, ſtarb daſelbſt 16. Dez. 1774. Nach einem geſelligen, vielfach belebten Jugendleben wandte ſie ſich mehr und mehr einer ernſt-religiöſen Sinnesweiſe zu, trat mit den Herrnhutern in Verbindung und fand ſich durch ihre myſtiſche Richtung auch zu alchimiſtiſchen Studien veranlaßt. Ihr Einfluß auf Goethes Jugend, mit deſſen Mutter ſie eng befreundet war, iſt ſehr hoch anzuſchlagen. Mehrere geiſtliche Lieder von ihr haben ſich erhalten, ebenſo religiöſe Aufſätze, welche der ihr nahe befreundete F. K. von Moſer nebſt verwandten Arbeiten von ihrer jüngern Schweſter und ihm ſelbſt unter dem Titel «Der Geiſt in der Freundſchaft» 1754 anonym herausgab. Dieſen litterariſchen Nachlaß, genaue Forſchungen über ihr Leben und Goethes «Bekenntniſſe einer ſchönen Seele» enthalten die «Reliquien des Fräulein Suſanne Katharine von K.» von Lappenberg (Hamb. 1849).

Klettenwolf, in der Wollſpinnerei eine Maſchine, deren Aufgabe darin beſteht, die rohe Wolle von den anhaftenden Kletten und ähnlichen groben Verunreinigungen zu befreien, und zwar entweder durch Abziehen der Wollfaſern von den Kletten, oder durch Herausſchlagen letzterer aus der Wolle.

Klettenwurzelöl, ſ. unter Lappa.

Kletterfiſch (Anabas scandens *Daldorff*), ein etwa 25 cm langer Knochenfiſch aus der Familie der Labyrinthfiſche, der infolge der beſondern Bauart ſeiner Kiemen das Waſſer verlaſſen und mittels ſeiner Bauchfloſſen ſich krabbelnd fortbewegen kann.

Der K. bewohnt die süßen Gewässer von Ostindien. (S. Tafel: Fische III, Fig. 14.)

Klettern, das mittels Zugkraft der Arme und Stemmthätigkeit der Beine bewerkstelligte Fortbewegen des Körpers an einem Gegenstande, der dabei mit den Armen und Beinen umschlungen wird. Es ist wegen seines kräftigenden Einflusses auf die Ausbildung des Leibes eine sehr beliebte Turnübung. Als Geräte werden hierbei Stangen und Taue verwendet.

Kletternd (scandens) nennt man diejenigen Pflanzen, deren Stengel nicht so fest sind, um ohne weitere Hilfsmittel aufrecht stehen zu können, und die deshalb mit Ranken oder Klammerwurzeln versehen sind, um sich an andern Pflanzen oder Zäunen, Mauern u. dgl. zu befestigen, wie z. B. die Weinrebe, die Waldrebe, Epheu u. s. w.

Klettervögel (Scansores) nennt man eine Ordnung der Vögel, deren einziger gemeinsamer Charakter in der Bildung der Füße beruht, an welchen nur die zwei mittlern Zehen nach vorn, die innere und äußere dagegen nach hinten gerichtet sind, sodaß der Fuß wie eine Doppelklammer oder Zange gebildet ist, eine Gestaltung, die man auch Greiffuß genannt hat. Bei den echten K. ist die angegebene Richtung der Zehen unveränderlich, wie bei den Tukans, Spechten und Papageien; bei andern, die man deshalb auch Wendezeher genannt hat, und wozu die Kuckucke und Bartvögel gehören, kann die äußere Zehe auch nach vorn gerichtet werden. Die Familien und Gattungen, welche diese Ordnung zusammensetzen, sind so wesentlich in ihrem Bau verschieden, daß die meisten neuern Naturforscher die Ordnung aufgelöst haben.

Klettgau (der), eine Landschaft des deutschen Jura, liegt westlich von Schaffhausen, teils auf bad. teils auf schweiz. Gebiet zwischen dem Randen, dem Rheln und der Wutach und wird von NO. nach SW. von zwei bewaldeten 5—700 m hohen Hügelreihen durchzogen, die vom Hochplateau des Randen auslaufend sich bis zur untern Wutach und dem Rhein vorschieben. Das zwischen diesen Höhenzügen gelegene Hauptthal ist eine fruchtbare Juramulde mit mildem Klima, reich an Korn, Obst und Wein, der namentlich in dem schweiz. Teile des K. bis zur Höhe von 600 m über dem Meere gebaut wird. Die wichtigsten Ortschaften sind im bad. K. das Städtchen Thiengen (347 m über dem Meere, 2247 E.), einst der Sitz des Landgrafen des K., und das Dorf Ober-Lauchringen, wo die Wutachthalbahn in die Linie Waldshut-Schaffhausen der Badischen Staatseisenbahn einmündet, im schweiz. Teile das wohlhabende, weinreiche Dorf Unter-Hallau (s. Hallau) und das Städtchen Neunkirch (431 m über dem Meere, 1472 E.).

Nach der alten Gaueinteilung Deutschlands gehörte der K. zum Herzogtum Alamannien; später stand er unter den Grafen von Habsburg-Laufenburg und ging von diesen 1408 an die Grafen von Sulz über, welche die obere Hälfte des Gaues als Reichslehen an die Stadt Schaffhausen überließen. Bei dem Erlöschen dieses Hauses 1687 ging die Landgrafschaft an die Fürsten von Schwarzenberg über, welche dieselbe 1813 an das Großherzogtum Baden verkauften. Jetzt gehört der badische K. dem Kreise und Bezirksamt Waldshut an, der schweizerische besteht aus den Bezirken Ober-K. (41 qkm, 3874 E.) und Unter-K. (40 qkm, 4724 E.) des Kantons Schaffhausen; außerdem gehörten zur alten Landgrafschaft K. der auf dem rechten Rheinufer gelegene Teil des Kantons Zürich (Eglisau) und die daran anstoßende schaffhausensche Enklave Buchberg.

Kletzko, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Gnesen, zwischen mehrern Seen, 16 km im NW. von Gnesen, mit 1951 E., meist Katholiken und Polen.

Kleutgen (Joseph), jesuitischer Lehrer und theol. Schriftsteller, geb. 11. Sept. 1811 zu Dortmund, trat 1834 in den Jesuitenorden, erhielt 1837 die Priesterweihe, lehrte darauf in Freiburg und später in Brieg Rhetorik und Philosophie; seit 1843 bis gegen Ende seines Lebens wirkte er in Rom als Professor am Collegium Germanicum und als Konsultor der Indexkongregation und zog sich zuletzt nach St. Anton bei Kaltern in Tirol zurück, wo er 14. Jan. 1883 starb. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Die Theologie der Vorzeit» (2 Bde., Münst. 1853—65; 2. Aufl. 1867), «Die Philosophie der Vorzeit» (2 Bde., Münst. 1860—63), «Institutiones theologicae» (Tl. 1, Regensb. 1881).

Kleve oder Cleve, Hauptstadt des ehemaligen Herzogtums K., jetzt Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, 7 km von der niederländ. Grenze und 5 km vom Rhein entfernt, am Flüßchen Kermisdal, an den Linien Köln-Zevenaar und K.-Nimwegen der Preußischen Staatsbahnen, liegt reizend am Rande eines bewaldeten Höhenzugs, umgeben von Hügeln, fruchtbaren Thälern und Wiesen, die zum großen Teil in Parkanlagen umgeschaffen sind. Die eisenhaltige Mineralquelle daselbst wurde 1846 neu gefaßt, eine schöne Trinkhalle erbaut und 1847 ein Badehaus und Kaltwasserheilanstalt nebst Restauration eingerichtet. Seit 1848 besteht auch eine künstliche Mineralwasserbereitung. Die im holländ. Geschmacke schön erbaute Stadt liegt auf drei Hügeln: dem Kirch-, Schloß- und Heideberg, ist Sitz eines Land-, Schwur- und Amtsgerichts, sowie eines Hauptzollamts und zählt (1880) 10059 E. Der Ort hat zwei kath. und zwei evang. Kirchen, ein Bethaus der Mennoniten, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Landwirtschaftsschule und ein Zuchthaus. Sehenswert ist die kath. Hauptkirche (Stiftskirche), 1345 erbaut, die inmitten der Stadt auf einer Höhe gelegene Schwanenburg (das frühere Residenzschloß) mit dem angeblich von Julius Cäsar erbauten Turme und dem Denkmal des Kurfürsten Johann Sigismund, der Prinzenhof mit schönen Gartenanlagen (Besitztum der Prinzen von Waldeck) und das Lohengrin-Denkmal auf dem Markt. Seit 1848 ist K. durch einen schiffbaren Kanal mit dem Rhein verbunden und hat eine Hafenanlage, sowie mehrere Fabriken für Tabak, Leder, Baumwollzeuge. Vgl. Scholten, «Die Stadt K.» (Kleve 1881); «Führer durch K. und Umgebung» (Kleve 1881); Char, «Bad K.» (2. Aufl., Kleve 1881).

Das ehemalige Herzogtum Kleve, das zum Westfälischen Kreise des Deutschen Reichs gehörte und auf 2200 qkm etwa 100000 E. zählte, ist ein sehr fruchtbares und wohlhabendes Ländchen. Es kam nach Erlöschen des Mannsstammes der Grafen von Kleve durch Erbrecht 1368 an die Grafen von der Mark und wurde 1416 auf dem Konzil zu Konstanz zum Herzogtum erhoben. Herzog Johann III. von K., der seinem Vater 1521 in der Regierung folgte, hatte bereits seit 1511 infolge seiner Vermählung mit Maria, der Erbtochter des letzten Herzogs von Jülich, Berg und Grafen von

Ravensberg, nach deſſen Tode die ererbten Länder mit K. vereinigt, die ſodann nach dem Erlöſchen der herzogl. Linie mit Johann Wilhelm 1609 unter die Erbprätendenten Brandenburg und Pfalz-Neuburg geteilt wurden. K., Mark und Ravensberg fielen hiermit an Brandenburg. Im Lunéviller Frieden trat Preußen 1801 den weſtlich des Rheins gelegenen Teil K.s an Frankreich ab, der dem Roer-Departement einverleibt ward, ſowie 1805 den öſtlich des Rheins gelegenen Teil, der, mit Ausnahme von Weſel, welches Frankreich behielt, 1806 dem neugebildeten Großherzogtum Berg überlaſſen wurde. Nach dem Sturze Napoleons I. gelangte das Herzogtum K., mit Ausnahme des Uferdiſtrikts an der Maas und einiger Ortſchaften nördlich, die von Holland enklaviert waren, wieder an Preußen und gehört jetzt zum Regierungsbezirk Düſſeldorf.

Der Kreis Kleve zählt auf 508 qkm (1880) 50532 meiſt kath. E.

Klfs., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Kaulfuß.

Klg., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Klug.

Klicker (Schuſſer), kleine ſteinerne Spielkugeln, welche in Tirol und mehrern Gegenden Deutſchlands fabriziert werden.

Klicpera (ſpr. Klizpěrá, Václaw Kliment), czech. Dramendichter, geb. 23. Nov. 1792 in Kulm, war Lehrer, zuletzt Direktor eines Gymnaſiums in Prag und ſtarb daſelbſt 15. Okt. 1859. Von ſeinen Stücken (gegen 50) ſind am bekannteſten die Tragödie «Sobéslav», ferner die Komödien «Der wunderthätige Hut», «Rohavin Viereck», «Das Schwert Zizkas», «Der Lügner und ſein Geſchlecht». Auch ſchrieb er ſcherzhafte Gedichte und hiſtor. Erzählungen. K.s «Geſammelte Schriften» («Sebrané Spisy») erſchienen 1864 in Prag.

Sein Sohn, Iwan K., ſchrieb einige hiſtor. Erzählungen: «Cesti vyhnanci» («Böhm. Exulanten»), «Bitva u Lipan» («Die Schlacht bei Lipan») u. a.

Kliefoth (Theod. Friedr. Detlef), konfeſſionell luth. Theolog, geb. 18. Jan. 1810 zu Körchow bei Wittenberg, erhielt ſeine Gymnaſialbildung zu Schwerin, widmete ſich zu Berlin und Roſtock 1829—32 theol. Studien, ward 1833 Inſtruktor des Herzogs Wilhelm, 1837 des damaligen Erbgroßherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, den er auch zum Beſuche des Blochmannſchen Inſtituts nach Dresden begleitete. Hier verfaßte K. die «Einleitung in die Dogmengeſchichte» (Parchim u. Ludwigsl. 1839). Im J. 1840 wurde K. Prediger in Ludwigsluſt. Schon in ſeiner «Theorie des Kultus der evang. Kirche» (Porchim u. Ludwigsl. 1844) zeichnen ſich die Grundzüge ſeiner mit Konſequenz verfolgten kirchlichen Richtung ab. Gegen Ende 1844 wurde er als Superintendent und erſter Domprediger nach Schwerin verſetzt. Als infolge der Bewegungen von 1848 eine von der Staatsregierung abgeſonderte Kommiſſion für das Kirchenregiment eingeſetzt wurde, trat K. in dieſelbe ein und blieb in ihr auch nach deren Umwandlung (1850) in den Oberkirchenrat. Seitdem iſt K. die Seele des medlenb.-ſchwerin. Kirchenregiments. Von ſeinen Schriften ſind noch zu nennen: «Die urſprüngliche Gottesdienſtordnung in den deutſchen Kirchen luth. Bekenntniſſes» (Roſt. u. Schwer. 1847), «Liturgiſche Abhandlungen» (4 Bde., Roſt. 1854—58), «Acht Bücher von der Kirche» (Bd. 1, Roſt. 1854). Auch gab er ſeit 1854 mit Mejer, ſpäter mit Diedhoff die 1864 wieder eingegangene «Kirchliche Zeitſchrift» heraus. Ferner veröffentlichte er eine Auslegung des Sacharja (Schwer. 1862), des Ezechiel (2 Tle., Roſt. 1864—65), des Daniel (Schwer. 1868) und der Offenbarung Johannis (3 Bde., Lpz. 1874). Seine Predigten erſchienen geſammelt (2. Aufl., Halle 1869).

Kliesche, Fiſch, ſ. unter Scholle.

Klima (grch. «Neigung») wird von Ariſtoteles zur Bezeichnung der Neigung der Erdoberfläche gegen die auffallenden Sonnenſtrahlen gebraucht. Ebenſo teilten die Alten die Erde in «Klimata» ein, d. h. in einzelne Gürtel, deren Grenzen immer zwei Parallelkreiſe waren, auf denen die Dauer des längſten Tages um je 30 Minuten wechſelte. Jetzt verſteht man unter K. die Geſamtheit der meteorolog. Erſcheinungen, welche den mittlern Zuſtand der Atmoſphäre an irgend einer Stelle der Erdoberfläche charakteriſieren, und inſofern iſt die Bedeutung des Wortes wohl zu unterſcheiden von dem, was man durch «Witterung» zu bezeichnen pflegt. Witterung iſt nur eine Phaſe, ein einzelner Akt aus der Aufeinanderfolge der Erſcheinungen, deren voller, Jahr für Jahr mehr aber minder gleichartiger Verlauf das K. eines Ortes bildet. Das K. iſt die Geſamtheit der Witterungen eines längern oder kürzern Zeitabſchnitts, wie ſie durchſchnittlich zu der betreffenden Jahreszeit einzutreten pflegen. Man ſagt z. B., die Witterung im Dez. 1879 war ſehr kalt in Mitteleuropa, aber man ſagt das K. von England iſt im Dezember mild und feucht, obgleich 1879 der Dezember dort ebenfalls ſehr kalt war. Dieſer Unterſchied iſt um ſo mehr feſtzuhalten, da ſogar O. Peſchel den Vorſchlag gemacht hat, das Wort K. durch Wetter und Klimatologie (ſ. d.) durch Wetterlehre zu erſetzen, was offenbar nur zu Verwirrungen geführt hätte, da beide Worte ſchon feſtſtehende Begriffe bezeichnen, welche durch den allgemeinen Sprachgebrauch beſtätigt ſind.

Die einzelnen Faktoren, welche das K. einer Gegend beſtimmen, ſind ſehr mannigfacher Natur: Temperatur, Feuchtigkeit der Luft, vorherrſchende Windrichtung, Bodenbeſchaffenheit (hohe und tiefe Lage der Gegend, Strömungsverhältniſſe angrenzender Meeresteile u. ſ. w.). Während das mathem. K. eines Landes nur von deſſen geogr. Breite abhängen würde, iſt das wirkliche K. häufig davon ganz unabhängig, z. B. haben die Inſeln der Nordweſtküſte Englands ein um vieles milderes K. als die nahe 5° ſüdlicher gelegenen Landſtriche Sibiriens; ebenſo haben die hochgelegenen Länder Südamerikas nahe dasſelbe K. wie die um 20—30° ſüdlicher gelegenen Tiefländer desſelben Erdteils, wenn man von einzelnen Eigentümlichkeiten abſieht. Im erſtern Falle iſt es die Wirkung des Golfſtroms in Verbindung mit den überhaupt ausgleichenden Einflüſſen des Meeres, welche die Verſchiedenheit erzeugen, im zweiten Falle wird die Erſcheinung durch den Unterſchied in der vertikalen Lage beider Länder bedingt. Einen nicht unbedeutenden Anteil an dem K. einer Gegend haben auch die Vegetationsverhältniſſe derſelben, doch beſteht hier innige Wechſelbeziehung, ſodaß man auch das Vorkommen dieſer oder jener Geſamtvegetation ſehr häufig als Charakteriſtikum beſtimmter K. anzuſehen berechtigt iſt. In neuerer Zeit trugen die in faſt allen Atlanten befindlichen Karten mit eingezeichneten Jahres-, oder Monatsiſothermen (ſ. Iſothermen), oder Baum- und anderer Pflanzengrenzen viel zur Verbreitung richtiger Anſichten über das K. der

einzelnen Länder bei. Die Lehre, welche die Wirkung der oben angeführten Faktoren auf das Gesamtklima aufzuklären und ihrer Bedeutung nach zu erkennen sucht und sodann ihre Gesamtwirkung darstellt, heißt «Klimatologie» (s. d.).

Klimakterische Jahre, Stufenjahre (anni climacterici), im weitern Sinne diejenigen Jahre, in denen der menschliche Organismus einen bestimmten Abschnitt seiner Entwickelung vollendet zu haben scheint und von denen man annimmt, daß sie dem Leben infolge wichtiger Veränderungen des Stoffwechsels besonders gefährlich seien. Schon das Altertum glaubte an Stufenjahre, und eine große Rolle spielten sie zur Zeit des Nativitätstellens. Im engern Sinne versteht man unter dem Namen klimakterische Jahre oder Wechseljahre, Kritisches Alter, Klimakterium (engl. change of life, frz. l'âge critique) denjenigen Lebensabschnitt, in welchem beim Weibe die geschlechtlichen Funktionen, insbesondere die Menstruation zu erlöschen und damit eine Reihe wichtiger Veränderungen einzutreten pflegen. Durch das Verschwinden der menstrualen Blutung, welche gewöhnlich zwischen dem 44. und 48. Lebensjahre versiegt, stellen sich leicht Kongestionen nach verschiedenen lebenswichtigen Organen, zumal Herz, Lungen und Leber ein; häufig bleiben längere Zeit nervöse Verstimmungen, Schleimflüsse, Diarrhöen, Mastdarmblutungen, Schmerzen im Unterleibe, profuse Schweiße und andere Beschwerden zurück, welche die sorgfältigste Regelung des körperlichen und psychischen Verhaltens während dieser Periode (hinreichende Bewegung im Freien, leichtverdauliche reizlose Diät, milde Abführmittel und geschlechtliche Enthaltsamkeit) erfordern. Vgl. Kisch, «Das klimakterische Alter der Frauen» (Erlangen 1874).

Klimakterische Zeit (tempus climactericum) nannte man in der Astrologie jede gefahrdrohende Zeit, d. h. die Zeit, in welcher die Konstellation zweier Gestirne für das Individuum oder auch für das allgemeine Ganze eine Gefahr andeutet; so zeigte z. B. das Divergieren von Mars und Merkur eine Hungersnot, Krieg u. dgl. an.

Klimatrium, s. Klimakterische Jahre.

Klimatische Kurorte, solche Orte, welche durch ihr Klima vermöge der besondern Beschaffenheit der Luft, namentlich deren Reinheit, Temperatur, Windrichtung, Feuchtigkeit und Druck auf den kranken Körper einen günstigen Einfluß ausüben. Während die dichte Luft der Tiefebene und Meeresküste eine beruhigende Wirkung äußert, regt die verdünnte Luft des Hochgebirges zu verstärktem Atmen an und beschleunigt zugleich den Ernährungsprozeß. Dabei kommt die Reinheit der Luft von Miasmen, Staub, Rauch u. dgl., sowie die vor scharfen Winden geschützte Lage des Ortes in Betracht. Nach diesen Verhältnissen unterscheidet man im allgemeinen: Kurorte im höhern Gebirge mit dünner, leichtflüssiger, trockener Atmosphäre (Alpenkurorte, Höhenklima); Kurorte des Hügellandes und der Ebene mit reiner, durch die Vegetation mit reichem Gehalt an Ozon versehener Luft; Kurorte mit dichter, feuchter, kühler und ebenfalls ozonreicher Luft (Insel- und Küstenklima); endlich am zweckmäßigsten Winter- und Sommerkurorte.

Unter den Winterkurorten unterscheiden sich hinsichtlich ihrer geogr. Lage die Alpenkurorte der Schweiz: Montreux mit den naheliegenden Orten Vevey, Veytaux, Verner u. s. w. am Genfersee; Ber im Rhônethale; Lugano, Bellinzona am Lago-Maggiore, auch Wäggis, Vitznau und Gersau am Vierwaldstättersee; im Hochgebirge (1—2000 m Höhe): Davos, Samaden, St. Moritz, Pontresina, Silvaplana, Rigi-Scheidegg, Engelberg, Zermatt; in der Mittelregion (500—1000 m) liegen Gais, Heiden, Heinrichsbad, Felsenegg, Selisberg, Arenstein, Schöneck, Albisbrunnen. In den österr. Alpen steht Meran mit Ober- und Untermais obenan, dann folgen Bozen und Gries, auch Arco; im Hochgebirge Tirols Bormio und in Steiermark Aussee. An diese Winterkurorte reiht sich das in einem Hochthale der schles. Sudeten liegende Görbersdorf. Als Stationen mit feuchterer, gleichmäßig warmer Luft können zahlreiche Plätze am Mittelmeerbecken bezeichnet werden, die Küste der Provence und die Riviera di Ponente mit Hyères, Nizza, San-Remo und Mentone, sowie Cannes und Ajaccio (auf Corsica); und während man früher häufiger als jetzt nach Venedig, Rom, Pisa und Neapel ging, werden neuerdings Palermo und Catania bevorzugt und bieten sich weiterhin Lissa, die Balearen-Gruppe und Malta dar. Klimatische Winterkurorte ersten Ranges sind ferner Algier, Kairo (mit der Nilfahrt) und Madeira. Doch auch in Mitteleuropa finden sich einige für den Winteraufenthalt geeignete Orte: die Küstenstationen Englands (Hastings, Clifton, Salcombe, Torquay ꝛc.), vor allen die Insel Wight mit dem Städtchen Ventnor am Undercliff; ferner die Stationen der südfranz. Ebene: Pau, Arcachon und Montpellier; auch einige Orte Süd- und Mitteldeutschlands mit mildem Winter: Baden-Baden, Heidelberg, Cannstatt, Homburg und Wiesbaden.

Als Sommerkurorte sind, abgesehen von den Stationen der Meeresküste mit ihrer erfrischenden und nervenkräftigenden Seeluft, die Alpen mit ihrer reinen Atmosphäre in erste Linie zu stellen. Den Vorzügen der Lage nach lassen sich in den schweizer Alpen folgende Regionen unterscheiden: 1) Berglehne, besonders in der mittlern Erhebung von 1200 m, z. B. Beatenberg bei Interlaken, Churwalden; 2) Seeufer (die Orte am Bodensee, Wallensee, Zürichersee, Vierwaldstättersee, Thunersee); 3) Thal und tiefliegendes Binnenland (Rheinthal, Altstätten, Sargans, Thusis, Olten, Bern); 4) in Bergthälern (900—1000 m) liegen Engelberg, Arenstein, Weißbad, Gais, Selisberg, Sonnenberg am Pilatus, Pfäffers, Fideris, Klosters, Le Prese im Veltlin, Glion oberhalb Montreux u. s. w.; 5) Ortschaften in Hochthälern (15—1600 m) sind Davos, Sils, Pontresina, St. Moritz, Silvaplana, Samaden, Tarasp, Bormio, Maderanerthal, die Rigi-Kurorte u. s. w. Die Tiroler Alpen bieten: Achensee, Umhausen im Ötzthal, Zell im Zillerthal, Stertzing am Brenner, die Umgegend von Innsbruck, das hochgelegene Pusterthal mit Niederndorf und Brunnecken, die meraner Umgegend u. s. w.; die Steirischen Alpen: Graz, Marburg, Cilli und Neuhaus, Römerbad, Tüffer, Admont und Aussee; das Salzkammergut: Ischl, Gmunden, Gastein, weiterhin Fusch. Die wiener Gegend hat als Sommerfrischen Baden, Vöslau, Reichenau ꝛc.; die Rheingegend: Remagen, Godesberg, Oberwesel, Bingen; die Neckargegend: Heidelberg, Cannstatt; der Schwarzwald: die Renchthalbäder, Wiesau, Herrenalb, Petersthal, Badenweiler, Antogast, Rippoldsau, Triberg, St. Blasien. In Bayern: Reichenhall, Berchtesgaden, Tegern-, Chiem- und Kochelsee,

Partenkirchen, Obersdorf; in Oberfranken und Fichtelgebirge: Berneck, Muggendorf, Streitberg, Wiesau, Alexanderbad. Am Taunus: Schlangenbad, Soden, Homburg, Schwalbach, Falkenstein. In den Sudeten: Warmbrunn, Cudowa, Charlottenbrunn, Flinsberg, Reinerz. In Thüringen: Kösen, Köstritz, Berka, Rudolstadt, Blankenburg, Schwarzburg, Ilmenau, Elgersburg, Liebenstein, Friedrichroda u. s. w. Im Harz: Alexisbad, Harzburg, Gernrode, Thale, Grund, Blankenburg und Wernigerode. Bei Kassel: Wilhelmshöhe. In Sachsen: Lößnitz, Loschwitz, Blasewitz und Zschachwitz bei Dresden, Pillnitz, Königstein, Wehlen, Schandau, Bad Elster, Ottenstein, Olbernhau, Wolfenstein, Wiesenbad, Kelbolds-grün.

Die richtige Auswahl des für den einzelnen Fall passenden Kurorts kann nur unter Berücksichtigung der Lokalverhältnisse, der Krankheitsform und der Individualität getroffen werden und erfordert eine gründliche Kenntnis der klimatischen Verhältnisse, deren Erforschung und Verwertung für die Heilkunde Aufgabe und Ziel der Klimatotherapie ist. Im allgemeinen paßt für Rekonvalescenten von schweren Krankheiten im Sommer ein Platz im Harz, Thüringerwald, Schwarzwald oder Oberbayern, im Winter der Südabhang der tiroler und schweizer Alpen. Bei Blutarmut wählt man mit Vorteil Engelberg, Grindelwald, Selisberg, Engadin in der Schweiz, doch auch mehrere Orte Deutschlands mit Stahlwässern (Schwalbach, Liebenstein u. s. w.). Für Rheuma und Gicht eignen sich: Baden-Baden und Wiesbaden zu jeder Jahreszeit, im Winter Palermo, Oberägypten, Madeira. Herzfehlerkranke befinden sich am wohlsten während des Sommers in einer Sommerfrische Deutschlands, auf der Insel Wight oder an der Küste der Nordsee, im Herbst zu Montreux oder Meran, im Winter an der Riviera di Ponente, zu Pisa, Pau oder Palermo. Chronischer Magen- und Darmkatarrh findet Besserung zur Sommerzeit in geschützten Gebirgsthälern (Interlaken, Gais, Weisbad, Partenkirchen), Baden-Baden oder an der Nordsee, im Winter an einer Station des Mittelmeers. Für Nierenleiden (Brightsches) werden empfohlen im Sommer Wiesbaden, Baden-Baden, Meran, im Winter Kairo, Mentone, San-Remo, Palermo, Neapel, Ajaccio. An Neuralgien Leidende finden Linderung der Schmerzen im Sommer und Herbst auf einer Nordsee-Insel oder an einem Küstenplatze Südenglands; bei Lähmungen wirkt der Aufenthalt in Ragatz, Pfäffers, Gastein oder Bormio günstig. Langwieriger Kehlkopf- und Luftröhrenkatarrh ohne Auswurf (sog. trockene Form) erfordert die Luftkur für den Winter und Sommer in Madeira, bei reichlichem Auswurf wählt man die Riviera oder Ägypten. Die Beschwerden bei Luftröhrenerweiterung vermindern sich bei ruhigem Aufenthalt im Frühjahr und Herbst an Orten wie Kreuth und Partenkirchen, in den Nadelwäldern Thüringens, des Harzes, Schwarzwaldes und an Gradierwerken. Das Lungenemphysem (mit asthmatischen Beschwerden) erfordert im Hochsommer die Südküste Englands, die Nordseeküste, im Frühjahr und Herbst die Nadelholzthäler Deutschlands, Gersau, Arco, Montreux oder Pau; im Winter Palermo, Ajaccio, Lissa. Für beginnende Tuberkulose (Lungenphthisis) sind klimatische Kuren von der allergrößten Bedeutung; auch kann man dem Weitergreifen chronisch-entzündlicher Zustände in den Lungen durch eine solche Kur Grenzen setzen, solange sich dieselben nur noch als sog. Lungenspitzenkatarrh bemerklich machen. Hier paßt vor allen im Sommer und Winter eine Station im Hochgebirge (Davos, St. Moritz, Samaden), im Frühjahr eins der windgeschützten Alpenthäler, im Spätherbst Meran u. s. w. Für gewisse Formen dieser Krankheit, insbesondere wenn die Ernährung des Körpers schon stärker geschädigt ist, muß man niedrigere Plätze (Cannes, Mentone, San-Remo u. a.) suchen, auch kann ein auf ein bis zwei Jahre ausgedehnter Aufenthalt in Ägypten oder Madeira das Fortschreiten des Leidens verhüten. Die Lungenleidenden, die dem rauhen Klima der Heimat nicht zu entfliehen vermögen, sind genötigt, einen Respirator zu tragen, sich auch wohl einer «Pneumatischen Kur» (s. Komprimierte Luft) zu unterwerfen, oder schließlich durch eine regelmäßige Atemübung, Atemgymnastik (Bewegungs- und Atmungskur, Atmiatrie nach P. Niemeyer, Zimmergymnastik nach Schreber) unter Vermeidung ungünstiger Witterungsverhältnisse und unter dem Gebrauche der «Hanteln» die Brustorgane in normale Thätigkeit zu versetzen.

Litteratur. Rhoden, «Die chronische Lungenschwindsucht und ihre Aussichten auf Heilung an Kurorten» (Elberf. 1867); Meyer-Ahrens, «Die Heilquellen und Kurorte der Schweiz u. s. w.» (2. Aufl., Zür. 1867); Schneider, «Über Luftkuren und klimatische Kurorte» (Münch. 1867); Gsell-Fels und Berlepsch, «Südfrankreich und seine Kurorte» (Hildburgh. 1868); Reimer, «Klimatische Winterkurorte» (2. Aufl., Berl. 1873); Biermann, «Klimat. Kurorte und ihre Indikationen» (Lpz. 1872); Sigmund Ritter von Manor, «Südl. klimatische Kurorte» (3. Aufl., Wien 1874); Michaelis, «Die Bayrischen Alpen als klimatischer Kurort» (Dresd. 1875); Gsell-Fels, «Südfrankreich und die Kurorte der Riviera di Ponente» (Lpz. 1875); Schreiber, «Über das Wesen klimatischer Kuren bei Lungenkrankheiten» (Wien 1876); Feierabend, «Die klimatischen Kurorte der Schweiz» (2. durch Nachtrag vermehrte Ausg., Wien 1876); Schulze, «Die klimatischen Sommerkurorte der Riviera, Mittel- und Unteritaliens» (Frankfurt a. M. 1876); Reimer, «Klimat. Sommerkurorte» (Berl. 1877); Gsell-Fels, «Die Bäder und klimat. Kurorte der Schweiz» (Zür. 1880); derselbe, «Die Bäder und klimat. Kurorte Deutschlands» (Zür. 1884); «Bäder und Sommerfrischen» (Lpz. 1882); Peters, «Die klimat. Winterkurorte Centraleuropas und Italiens» (Lpz. 1880); Flechsig, «Bäderlexikon» (Lpz. 1883).

Klimatographie beschäftigt sich mit der Beschreibung des Klimas der Länder und Gegenden.

Klimatologie ist die Lehre von den Gesamtwitterungsverhältnissen der einzelnen Länder und hat also die Aufgabe, uns mit den mittlern Zuständen der Atmosphäre über den verschiedenen Teilen der Erdoberfläche bekannt zu machen. Die K. ist nur ein Teil der Meteorologie, wenn man letztere im weitern Sinne als theoretische Wissenschaft ansieht; doch ist eine völlig scharfe Abgrenzung beider Gebiete gegeneinander kaum durchführbar.

Die K. ist ihrer Natur nach mehr beschreibend, und ihre Aufgabe dabei ist, ein möglichst lebendiges Bild des Zusammenwirkens aller atmosphärischen Erscheinungen über einer Erdstelle zu liefern. Sie darf daher die einzelnen atmosphärischen Vorgänge, wie sie durch Temperatur, Luftdruck, Feuchtig-

keit, Windrichtung und Stärke, Bewölkung und Niederschlagsmengen bedingt werden, nur so weit voneinander trennen, als dies unumgänglich nötig ist, da sie ja nur nacheinander das vorführen kann, was in Wahrheit gleichzeitig geschieht. Ebenso muß die K. aber auch ein anschauliches Bild der mannigfachen Klimaten an den verschiedenen Örtlichkeiten der Erde vorführen und zeigen, wie weit die Einflüsse nachweisbar sind, welche Gebirge, Thäler, Meere und dessen Strömungen, Flüsse und die Vegetation an dem Zustandekommen derselben haben. Diese letztere Aufgabe macht die K. zu einer wichtigen praktischen Wissenschaft für Land- und Forstwirte, und wird umgekehrt dieselbe durch deren Mitwirkung immer mehr in der Erkenntnis der schon angedeuteten Wechselwirkung zwischen Vegetation und K. fortschreiten.

Vgl. Lorenz und Rothe, «Lehrbuch der K. mit besonderer Rücksicht auf Land- und Forstwirtschaft» (Wien 1874); Reimer, «Vierteljahrsschrift für K.» (Lpz. 1875 fg.), und vor allen J. Hann, «Handbuch der K.» (Stuttg. 1883).

Klimatotherapie (grch.), die Lehre von der Erhaltung und Förderung der Gesundheit und der Behandlung krankhafter Zustände durch klimatische Verhältnisse. (S. unter Klimatische Kurorte.)

Klimax, s. Gradation.

Klimow, Flecken im russ. Gouvernement Tschernigow, Kreis Nowosybkow, 27 km südöstlich von der Kreisstadt, mit (1882) 5430 E., hat Gemüsebau, Bienenzucht und Pferde- und Viehmärkte.

Klin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Moskau, an der Sestra, einem rechtsseitigen Nebenfluß der Wolga, Station der Eisenbahn Petersburg-Moskau (Nikolaibahn), mit 6643 E., ist der alte Stammsitz des Hauses Romanow.

Klingelberger Wein, s. unter Durbach.

Klingeln (elektrische), s. Elektrische Klingeln und Wecker.

Klingemann (Ernst Aug. Friedr.), dramatischer Dichter, geb. 31. Aug. 1777 zu Braunschweig, besuchte das Carolinum daselbst, studierte in Jena, übernahm nach kurzem Staatsdienste 1813 in Verbindung mit der Schauspieldirektorin Sophie Walter die Leitung der braunschweiger Bühne, welche 1818 zum «Nationaltheater» unter der Direktion K.s umgestaltet wurde. Im J. 1825 gab er die Direktion der Bühne auf und übernahm eine Anstellung am Carolinum, wurde aber 1830 wieder Generaldirektor des Hoftheaters. Er starb 25. Jan. 1831. Von seinen dramatischen Dichtungen machten «Heinrich der Löwe», «Luther», «Moses» und «Deutsche Treue» auf den Bühnen einiges, sein «Faust» (1815) aber eine Zeit lang sehr großes Glück. Seine dramatischen Arbeiten erschienen gesammelt als «Theater» (3 Bde., Tüb. 1809—20) und «Dramatische Werke» (2 Bde., Braunschw. 1817—18). Seine Kunstreisen beschrieb er in dem Werke «Kunst und Natur» (3 Bde., Braunschw. 1823—27). Geringen Wert haben seine Romane und dramaturgischen Schriften.

Klingenberg, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Obernburg, schön am Main gelegen, über den eine 1880 erbaute Brücke führt, 26 km südlich von Aschaffenburg, Station der Linie Aschaffenburg-Amorbach der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, eine Burgruine, Bergwerk des berühmten Klingenberger Thons und zählt (1880) 918 E. In der Umgegend wird ein guter Rotwein gebaut.

Klingenthal, Marktflecken in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Auerbach, an der böhm. Grenze und an der Zweigbahn Zwota-K. der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Musikschule und zählt (1880) 3386 E., welche bedeutende Fabrikation von Streich- und Blasinstrumenten, Saiten, Zithern, Guitarren, Mundharmonikas, Konzertinos und Accordions, außerdem Weiß- und Buntstickerei treiben.

Klinger (Friedr. Maximilian von), deutscher Dichter der Sturm- und Drangperiode, geb. zu Frankfurt a. M. 17. Febr. 1752, erhielt seine Bildung auf dem dortigen Gymnasium und auf der Universität zu Gießen und erregte zuerst Aufsehen als dramatischer Dichter durch das von Hamburg aus 1775 mit dem ersten Preise gekrönte Trauerspiel «Die Zwillinge». Eine Zeit lang, 1776—78, war er Dichter bei der Seylerschen Schauspielergesellschaft. Als der Bayrische Erbfolgekrieg ausbrach, trat er in das Woltersche Freikorps als Unterlieutenant. Nach dem Frieden verabschiedet, lebte er bei seinem Freunde J. G. Schlosser in Emmendingen und bei Sarasin in Bratteln bei Basel. Im J. 1780 ging er nach Petersburg, wo er als Offizier und zugleich als Vorleser bei dem Großfürsten Paul angestellt wurde. Das Jahr darauf machte er im Gefolge des Großfürsten eine Reise durch Italien, Frankreich, die Schweiz und Deutschland. Als Offizier bei dem adeligen Kadettenkorps in Petersburg 1784 angestellt, stieg er unter Katharina II. bis zum Obersten, wurde 1796 Generalmajor und 1799 Direktor des Kadettenkorps. Unter Alexanders I. Regierung wurden ihm die Curatel der Universität zu Dorpat und die Oberaufsicht über das Pagenkorps, über die Verwaltung des Fräuleinstifts und des St. Katharinen-Ordensstifts anvertraut. Auch erhielt er die Rente eines Kronguts in Kurland auf Lebenszeit und wurde 1811 Generallieutenant; 1820 legte er die meisten der von ihm bekleideten Ämter nieder. K. starb 25. Febr. (9. März) 1831 zu Dorpat.

Seine frühern Dramen, wie «Die Zwillinge» (1774), «Otto» (Neudruck, Heilbr. 1881), «Das leidende Weib», «Sturm und Drang», welches jener Litteraturperiode den Namen gab, «Grisaldo» u. s. w., ergriffen durch gewaltige, wiewohl ungezügelte Kraft, aber fesselten nicht auf die Dauer. Mit fast noch geringerm Erfolg versuchte er sich im Lustspiele. Besser sind seine Romane, «Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt» (Petersb. 1791), «Geschichte Giafars des Barmeciden», «Geschichte Raſaels de Aquilas», «Die Reisen vor der Sintflut», «Der Faust der Morgenländer», «Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit», «Der Weltmann und der Dichter» und «Sahir, Evas Erstgeborener im Paradiese». Eine trübe Lebensansicht, die sich in Ausmalung des Schlechten und Gräßlichen gefällt, wirkt jedoch selbst in den gelungensten seiner Dichtungen (z. B. «Der Weltmann und der Dichter») störend. Seine gesammelten Werke erschienen in 12 Bänden (Königsb. 1809—15; neue Ausl., Lpz. 1832—33; Stuttg. u. Tüb. 1842), eine Auswahl in 6 Bänden (Stuttg. 1878—80). Vgl. Rieger, «K. in der Sturm- und Drangperiode dargestellt» (Bd. 1, Darmst. 1880).

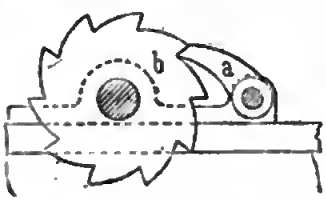
Klingsor, s. Klinschor.

Klingſtein, ſ. Phonolith.

Klinik (vom grch. κλίνη, Bett), zunächſt der Unterricht in der praktiſchen Medizin am Krankenbett, dann auch eine Anſtalt, in welcher die angehenden Ärzte in der Erkennung und Behandlung der Krankheiten unterwieſen werden. Es gibt drei Arten von K.: 1) die ſtehende oder ſtationäre Klinik, d. h. der Unterricht im kliniſchen Hoſpital, in welchem Kranke unentgeltlich oder gegen geringe Vergütung behandelt werden, aber bei ihrer Aufnahme ſich ſtillſchweigend verpflichten, ſich zum Unterricht der jüngern Ärzte gebrauchen zu laſſen; 2) die ſtädtiſche oder Poliklinik, welche darin beſteht, daß die Kranken in ihren Wohnungen von den jüngern Ärzten unter Aufſicht des Lehrers beſucht und behandelt werden; 3) die ambulatoriſche Klinik, eine Unterrichtsanſtalt, zu welcher die Kranken ſelbſt kommen, um ſich Rat und nach Umſtänden (meiſt unentgeltliche) Arznei zu holen. Hinſichtlich der verſchiedenen Fächer, welche die K. behandelt, hat man wieder eine mediziniſche (ſog. innere), eine chirurgiſche (ſog. äußere), eine geburtshilfliche, eine augenärztliche, eine Ohrenklinik u. ſ. w. Dieſe Art des mediz. Unterrichts iſt in ihrer größern Verbreitung noch nicht ſehr alt. Zwar läßt ſich annehmen, daß in der Äskulapiadenfamilie, welcher Hippokrates angehörte, die mediz. Kenntniſſe durch Unterricht an Kranken ſelbſt fortgepflanzt wurden; auch finden ſich Spuren und Andeutungen dieſer Lehrmethode in den Nachrichten von den verſchiedenen Schulen zu Alexandria und Rom, wogegen im Mittelalter trotz der aufblühenden Univerſitäten die kliniſchen Studien vernachläſſigt wurden, und erſt im 17. Jahrh. gründete man einzelne kliniſche Inſtitute, die ſich ſeitdem immer weiter verbreiteten, ſodaß jetzt keine wohleingerichtete Lehranſtalt einer K. entbehrt.

Kliniker, der kliniſche Lehrer; auch der die Klinik beſuchende Student.

Klinke (frz. cliquet, loquot; engl. pawl, latch), in der Technik ein einarmiger, ſeltener zweiarmiger, kurzer Hebel, der dazu dient, einen Maſchinenteil in ſeiner Bewegung zu hemmen (Sperrklinke, Fallklinke) oder auch, wie bei der für Dampfmaſchinen angewendeten Klinkenſteuerung, die Bewegung, reſp. Umſtellung eines Maſchinenteils hervorzurufen. Die gebräuchlichſte Form der K. zeigt die beiſtehend abgebildete Sperrklinke. Hier iſt das Sperrrad b der in ſeiner rotierenden Bewegung durch die Klinke a zu hemmende Maſchinenteil; dieſe Vorrichtung findet namentlich bei Winden Anwendung, und zwar wirkt dieſelbe derart, daß die Winde wohl in der einen Richtung gedreht werden kann, dagegen an einem durch die Laſt bewirkten ſelbſtthätigen Rückgang durch die in die Zähne des Sperrrads eingreifende K. gehindert wird. Einklinken heißt im allgemeinen das Einfallen oder Einſchnappen eines Maſchinenteils in die Vertiefung eines andern.



Da ein derartiges Einklinken auch bei den gewöhnlichen Thürſchlöſſern ſtattfindet, wird der betreffende, das Zuhalten der Thür bewirkende Teil gleichfalls als K. bezeichnet. Unrichtigerweiſe braucht man dieſen Ausdruck öfters auch für den Drücker, d. h. denjenigen Teil, mittels deſſen, durch Druck auf denſelben, nur indirekt das Einklinken des Schloſſes bewirkt wird. (S. unter Schloß.)

Klinkenſchloß, ſ. Fallenſchloß.

Klinker, eine Art Ziegel oder Backſteine, welche durch Brennen bei ſehr ſtarker Hitze halb verglaſt ſind und dadurch große Härte erlangt haben. Sie ſind je nach Beſchaffenheit des Thons gelb, braunrot, grau u. ſ. w. von Farbe, meiſt kleinern Formats als die Mauerziegel und eignen ſich vortrefflich zum Pflaſtern und zu Waſſerbauten. Hauptſächlich werden ſie in Holland verfertigt.

Klinkerfues (Ernſt Friedr. Wilh.), Aſtronom, geb. 29. März 1827 in Hofgeismar in Heſſen, ſtudierte am Polytechnikum in Kaſſel und erhielt eine Anſtellung als Geometer bei der Main-Weſer-Bahn. In Marburg lernte er den mit Gauß befreundeten Aſtronomen Gerling kennen, der ihn veranlaßte, ſich dem Studium der Aſtronomie zu widmen. Im J. 1851 wurde er Aſſiſtent, nach Gauß' Tode 1855 Obſervator der göttinger Sternwarte und 1868 definitio Direktor derſelben, nachdem er 1863 zum außerord. Profeſſor an der Univerſität in Göttingen ernannt worden war. Er veröffentlichte viele Arbeiten über Planeten und Kometen in den «Aſtron. Nachrichten», entdeckte ſelbſt mehrere Kometen und ſchrieb eine weitverbreitete «Theoretiſche Aſtronomie» (Braunſchw. 1872). Später wandte ſich ſein Intereſſe mehr dem Gebiete der Erfindungen und der Meteorologie zu. Bekannt iſt ſein ſelbſtthätiger Gaszünder und ſein Biſulfhydrometer, welcher beſonders dazu beitrug, ſeinen Namen populär zu machen. Am 28. Jan. 1884 erſchoß er ſich auf der Sternwarte in Göttingen.

Klinkergebaut nennt man Boote oder kleine Fahrzeuge (bei großen geſchieht es nicht), deren Planken übereinander greifen, wie bei einem Bretterdache. Wenn die Planken ſtumpf gegeneinander ſtoßen, ſo nennt man ſie kraweelgebaut.

Klinologie (grch.), Lehre von der Einrichtung der Krankenbetten.

Klinometer (grch.), Neigungsmeſſer, bergmänniſches Werkzeug zur Meſſung des Winkels, den eine Minerallagerſtätte mit dem Horizont macht; Klinoſkop, Werkzeug zur Beurteilung der Abweichung von der Horizontalität.

Klinorhombiſches Kryſtallſyſtem, ſ. unter Kryſtalle.

Klinoſkop (grch.), ſ. unter Klinometer.

Klinſchor, eine ſagenhafte Geſtalt aus der Gralſage, tritt zuerſt in Wolframs «Parzival» auf als Herzog von Terra di Laooro und Nachkomme des Zauberers Virgilius. Später ſpielt er im Wartburgkriege (ſ. d.), wo er Klingſor von Ungerland genannt und aus Siebenbürgen zum Schiedsrichter herbeigerufen wird, als Zauberer und Teufelsbanner eine Rolle.

Klinzy, Stadt im ruſſ. Gouvernement Tſchernigow, Kreis Surasch, 40 km ſüdweſtlich von der Kreisſtadt, mit (1882) 7390 E., wurde im 18. Jahrh. von flüchtigen Seltierern gegründet und iſt jetzt ein bedeutender Handelsplatz mit Wollwebereien und Lederfabriken.

Klio (grch. Kleio), eine der Muſen (ſ. d.), und wie ihre Schweſtern Tochter des Zeus und der Mnemoſyne, erſcheint in ſpäterer Zeit, inſoweit damals nicht bloß die einzelnen Gattungen der Poeſie,

ſondern auch die Geſchichte und Aſtronomie einzelnen Muſen zugeteilt waren, vorzugsweiſe als Muſe der Geſchichte. Sie hat als ſolche eine Schriftrolle in der Hand und auch einen Kaſten mit ſolchen neben ſich. Sie ſoll dem Pieros den Hyakinthos geboren haben. [unter Planeten.)

Klio iſt auch der Name des 84. Asteroiden. (S.

Klippdachſe (Hyrax) heißen höchſt eigentümliche, in bergigen Gegenden Afrikas und Syriens hauſende Tiere, welche die Größe, Behaarung und kurzen Schwanz der Kaninchen, aber kleine, aufrecht ſtehende Ohren haben, nach ihrer innern Organiſation und Bezahnung dagegen in die Nähe der Nashörner gehören und außerdem einen gürtelförmigen Mutterkuchen mit den Elefanten und Fleiſchfreſſern gemein haben, weshalb man eine beſondere Ordnung der Säugetiere für ſie aufgeſtellt hat. Es ſind niedliche, ſcheue, geſellige Tiere, die etwa wie Murmeltiere leben und ſich von Pflanzen nähren. Man kennt mehrere Arten der K.

Klippe nennt man in der Numismatik jede eckige Münze, wobei die gewöhnlichſte Form die quadratförmige iſt; doch gibt es auch rautenförmige, drei-, fünf-, ſieben-, achteckige K. Sie kommen in allen Metallen vor. Meiſtens ſind ſie Schaumünzen oder Medaillen, aber auch Feld-, Belagerungs-, überhaupt ſog. Notmünzen (Notklippen). Letztere ſind gewöhnlich nur mit kleinen Stempeln in der Mitte oder an den Ecken, und zwar nur auf einer Seite, bezeichnet. Oft ſind ſie aus Tafelgeſchirr oder Kirchenſilber verfertigt und abgewogen, um Sold oder Brandſchatzungen zu bezahlen. Vgl. Maillet, «Monnaies obsidionales et de nécessité» (Brüſſ. 1868; Supplement 1870).

Klippen ſind Felſen, welche aus dem Grunde des Meeres entweder über die Oberfläche desſelben hinausragen oder nur ſo weit unter ihr liegen, daß ſie den darüber hinfahrenden Schiffen gefährlich werden. Letztere nennt man blinde Klippen.

Klippenhuhn (Caccabis petrosa), ſ. unter Feldhuhn; **Klippenhuhn** (Rupicola crocea), ſ. Felſenhuhn.

Klipperſchiffe, Clippers (engl., d. i. Abſchneider, Durchſchneider), heißt eine in Nordamerika aufgekommene Gattung eigentümlich gebauter, ſehr ſchnell ſegelnder Kauffahrteiſchiffe. Die gegenwärtig gebräuchlichen K. zeichnen ſich beſonders durch ſcharfe Form und tüchtige Bauart aus. Die K. wurden zuerſt in Baltimore gebaut; jetzt konſtruiert man ſie in allen ſeefahrenden Ländern. Die Nordamerikaner beſitzen die größte Flotte dieſer trefflichen Fahrzeuge. Es lag den Vereinigten Staaten namentlich in Bezug auf den Handel mit China ſehr viel daran, möglichſt raſche Rückfahrten zu haben. Reeder und Kaufleute ſetzten daher Prämien für die am ſchnellſten zurückkommenden Schiffe aus, und alljährlich wurden Verbeſſerungen im Schiffbau eingeführt, die zu den jetzigen K. leiteten. Die größte Geſchwindigkeit, welche K. bisjetzt erreicht haben, beträgt 17 Seemeilen (= 32 km) in der Stunde. Rußland beſitzt eine beſondere Klaſſe von Kriegsſchiffen, welche Klipper genannt werden. Es ſind dies nach den obigen Prinzipien gebaute und ſchnell ſegelnde Korvetten. Das Verhältnis der frühern Segelſchiffe von Breite zu Länge war gewöhnlich 1 : 4. Bei den Klippern beträgt daſſelbe 1 : 5 und bei den K., die man aus Eiſen baut, und welche demgemäß einen bedeutend ſtärkern Längsverband haben können als hölzerne, wird es ſogar auf 1 : 6 erhöht, weil ſich mit langen und ſchmalen Schiffen eine größere Geſchwindigkeit erzielen läßt, als mit kurzen und breiten.

Klippfiſch oder Korallenfiſch (Chaetodon) iſt der Name einer zu den Stachelfloſſern gehörenden Fiſchgattung aus der Familie der Schuppenfloſſer. Die zu ihr gehörenden Fiſche, die nur in tropiſchen Meeren vorkommen, übertreffen an Schönheit, Pracht und Glanz der Farbe alle übrigen, wie der blau und ſilbern glänzende, mit ſchwarzen und braunen Längsbändern gezierte Ch. Meyeri (ſ. Tafel: Fiſche IV, Fig. 10) aus dem Indiſchen Ocean. Die Schnauze iſt bei dieſen Fiſchen ſtumpf; beide Kiefern ſind mit bürſtenförmigen Zähnen verſehen; der Rücken trägt nur eine einzige, völlig beſchuppte Rückenfloſſe. Der Körper iſt zuſammengedrückt, ſehr hoch und zugleich kurz, daher zuweilen faſt kreisrund. Arten gibt es eine große Menge, die aber zum Teil noch nicht recht feſtgeſtellt ſind. Das Fleiſch derſelben iſt wohlſchmeckend. — Klippfiſch heißt auch der Kabeljau (ſ. d.), wenn er geſalzen und getrocknet worden iſt.

Klipproſen, ſ. Altinien.

Klippſchliefer, ſoviel wie Klippdachſe (ſ. d.).

Klippſpringer, ſ. unter Antilope.

Klippwerk, hölzerne Spielwaren; kleines hölzernes Gerät; auch eine alte Münzmaſchine.

Klipſtein (Philipp Engel von), Forſtmann, geb. 2. Juni 1777 auf dem Königſtädter Forſthaus bei Darmſtadt, beſuchte einige Jahre das darmſtädter Gymnaſium, 1789—91 das Forſtinſtitut Hartigs zu Hungen. Er war in verſchiedenen forſtlichen Stellungen thätig und wurde 1846 zum Präſidenten der Oberforſtdirektion in Darmſtadt ernannt. Schon 1835 war er in den erblichen Adelſtand erhoben worden. K. ſtarb 3. Nov. 1866 in Darmſtadt. Von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen iſt hervorzuheben: «Verſuch einer Anweiſung zur Forſtbetriebsregulierung, nach neuern Anſichten bearbeitet» (Gieß. 1823). Er war ein Vertreter der Fachwerksmethode, welche unter dem Namen kombiniertes Fachwerk bekannt iſt. (S. unter Forſteinrichtung, Bd. VII, S. 16b.)

Klitſché, Klitſchieren, ſ. Clichieren.

Klitſiometer (grch.), Beckenmeſſer, ein Inſtrument, um die Neigung des weiblichen Beckens zu meſſen.

Kliſſow, Ort im ruſſ.-poln. Gouvernement Kaliſch, Kreis Slupzy, bekannt durch Karls XII. Sieg über Polen und Sachſen 9. Juli 1702.

Kliſſura, maleriſche Stromenge in der untern Donau, zwiſchen Neu-Moldova und Orſowa an der ungar. Grenze. Die ganze Durchbruchsſtelle iſt ungefähr 130 km lang und wird durch das Zuſammenſchieben der banater und der ſerbiſchen Berge hervorgerufen. Das Strombett iſt von Felſenriffen durchzogen, die nur zum Teil geſprengt wurden, ſodaß bei niedrigem Waſſerſtande die Schiffahrt gefährdet iſt; größere Schiffe können dann gar nicht paſſieren. Die Regulierung des Stroms an dieſer Stelle iſt längſt projektiert, aber noch nicht durchgeführt.

Kliſthenes, ſ. Kleiſthenes.

Klitomachos aus Karthago, griech. Philoſoph, urſprünglich Hasdrubal genannt, war ein Schüler des Karneades und 129—110 v. Chr. deſſen Nachfolger als Leiter der platoniſchen Akademie. Von ihm eigenen Lehrmeinungen iſt ebenſo wenig etwas erhalten, wie von ſeinen umfangreichen Schriften,

zu denen auch eine Art von Geſchichte der Philoſophie (περὶ τῶν αἱρέσεων) gehörte; doch hat Cicero ihn gelegentlich benutzt. Zu ſeinen Zuhörern gehörte der Redner Craſſus; ſein Schüler war Philo von Lariſſa, welchen Cicero in Rom hörte.

Klitor, alte Stadt im nördl. Arkadien, in fruchtbarer Ebene, allſeitig von hohen Bergen umſchloſſen; der Ring der Stadtmauer und einige Tempelſtätten ſind noch erkennbar. [Bd. VII, S. 874ᵃ.

Klitoris, Kitzler, ſ. u. Geſchlechtsorgane.

Klitus (grch. Kleitos), mit dem Beinamen «der Schwarze», Reiterführer Alexanders d. Gr., deſſen Amme Lanike ſeine Schweſter war. Er rettete in der Schlacht am Granikos (334 v. Chr.) dem König das Leben. In ſpätern Jahren grollte er jedoch demſelben wegen Parmenions Hinrichtung und wegen der Hinneigung Alexanders zu perſ. Sitten und Bräuchen. Zum Statthalter von Baktrien und Sogdiana beſtimmt, erbitterte K. endlich auf dem Sommerfeldzuge des J. 328 bei einem Bankett in dem Schloß zu Marakanda (Samarkand) Alexander durch ſeine höhniſchen Reden ſo ſehr, daß dieſer im Rauſche ihn niederſtieß.

Klitus, mit dem Beinamen «der Weiße», gehörte zu den Heerführern, die unter Krateros die 10000 Veteranen Alexanders im J. 324 v. Chr. von Opis nach Macedonien zurückführten, und befehligte 322 im Lamiſchen Kriege ſiegreich die macedon. Flotte. Bei der Neuordnung des Alexanderreichs im J. 321 zu Triparadiſos erhielt K. die Satrapie Lydien. Als dann im J. 319 der Krieg des Antigonos und Kaſſander gegen den Reichsverweſer Polyſperchon ausbrach, trat K., der zu letzterm hielt, wieder an die Spitze der macedon. Flotte, fand aber im Herbſt 318 bei Byzantion nach einer gegen Antigonos verlorenen Seeſchlacht ſeinen Untergang.

Kljasma, Fluß in den ruſſ. Gouvernements Moskau und Wladimir, ein linker Nebenfluß der Oka, iſt 668 km lang und von Pokrow an, unterhalb der Grenze des Gouvernements Moskau, ſchiffbar.

Kljucznik (ruſſ.), Beſchließer, Schlüſſelbewahrer, im alten Rußland hießen ſo die Hofbeamten, welche die verſchiedenen Vorräte zum Unterhalt des fürſtl. Hofes unter ſich hatten. Kljucznіza, die Beſchließerin. Dieſe Bezeichnungen erhielten ſich noch lange im Haushalt der ruſſ. Gutsherren.

Kloake, die Kommunikationsſtelle zwiſchen Harnhaut und Maſtdarm, ſ. unter Embryo.

Kloake, Abzugsſchleuſe oder Abzugskanal, ein unterirdiſcher Kanal, beſonders in den Straßen einer Stadt, welcher die Unreinigkeiten aus denſelben, ſowie aus den anliegenden Häuſern durch fließendes Waſſer abführt. (S. unter Stadtreinigung.)

Kloakentiere (Monotremata) heißt eine kleine Klaſſe merkwürdiger Säugetiere, ausgezeichnet dadurch, daß ſich, wie bei niedern Wirbeltieren, der vordere ſog. Rabenſchnabelfortſatz des Schulterblattes als großer, ſelbſtändiger Knochen mit dem Bruſtbein verbindet, daß die Gänge der Geſchlechts- und Harnwerkzeuge mit dem Maſtdarm in einer geräumigen Höhlung, der Kloake, gemeinſam münden und daß die Milchdrüſen mit verſchiedenen Gängen auf einer kleinen Hautſtelle, aber ohne Bildung einer Zitze, nach außen münden. Das Maul iſt zahnlos. Die wenigen Arten (Ameiſenigel, Echidna *L.*, ſ. unter Ameiſenfreſſer, und Schnabeltier) bewohnen Auſtralien und eine vielleicht Neuguinea. Über K. ſchrieb beſonders R. Owen.

Kloasma (grch.), der Leberfleck (ſ. d.).

Kloben, in der Mechanik ein Gehäuſe, in welchem eine oder mehrere Rollen drehbar ſind, in dieſem Sinne auch Flaſche genannt (ſ. Flaſche und Flaſchenzug); bei den Zimmerleuten ſoviel wie Klammerhaken oder Klemmhaken.

Klöber (Friedr. Aug. von), Hiſtorienmaler, geb. 21. Aug. 1793 zu Breslau, bezog 1810 die Akademie, kämpfte 1813 als freiwilliger Jäger gegen Napoleon I. und ließ ſich 1816 in Berlin nieder. Nachdem er 1821—28 in Italien gelebt, wurde er 1829 Profeſſor und Mitglied der Akademie der bildenden Künſte zu Berlin und 1854 Leiter der Kompoſitionsklaſſe. Er ſtarb 31. Dez. 1864 zu Berlin.

K. hatte ſich beſonders nach Correggio gebildet; ſeine Hauptwerke ſind: Mythe von Amor und Pſyche (Wandgemälde in der Villa Odilon bei Hamburg), die Jahreszeiten (in der Villa von der Heydt bei Berlin), Kindergruppen (im Victoriatheater in Berlin), zwei Wandgemälde in der berliner Börſe und die Deckengemälde im Weißen Saal des kaiſerl. Schloſſes und im Opernhauſe daſelbſt.

Klobſäge, Dielen- oder Bretſäge, ſ. u. Säge.

Klöden (Karl Friedr. von), vielſeitiger Gelehrter, geb. 21. Mai 1786 in Berlin, gehörte einer der älteſten Adelsfamilien der Mark Brandenburg an, welche aus Franken eingewandert war, wuchs aber in dürftigen Verhältniſſen auf und beſtand eine fünfjährige Lehrzeit bei ſeinem Onkel Willmanns als Goldarbeiter. Das erlernte Gravieren half ihm dazu, zum Kartenſtechen überzugehen; dies und Schriftſtechen, ſowie Unterricht im Guitarreſpiel mußten ihn erhalten; Kartenzeichnen, Phyſik und Mathematik trieb er nebenbei. Von 1811 bis 1817 war K. Lehrer an der Plamannſchen Erziehungsanſtalt in Berlin und ſtudierte daneben ſeit 1814 Naturwiſſenſchaften, eine Zeit lang auch Theologie. Im J. 1817 wurde er Direktor des Schullehrerſeminars zu Potsdam und 1824 Direktor der neugegründeten Gewerbeſchule in Berlin, welche er bis 1855 leitete. Er ſtarb 9. Jan. 1856 in Berlin.

Von K.s Werken ſind zu nennen: «Landeskunde von Paläſtina» (Berl. 1816), «Grundlinien zu einer neuen Theorie der Erdgeſtaltung» (Berl. 1824; 2. Aufl. 1829), «Über die Entſtehung, das Alter und die früheſte Geſchichte der Städte Berlin und Kölln» (Berl. 1839), «Die Quitzows und ihre Zeit» (4 Bde., Berl. 1836), das Werk, wodurch er am meiſten bekannt wurde; ferner «Diplomatiſche Geſchichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg» (4 Bde., Berl. 1844—45), «Andreas Schlüter» (Berl. 1855), «Geſchichte einer altmärkiſchen Familie» (Berl. 1854), «Jugenderinnerungen» (herausg. von ſeinem Enkel Max Jähns, Lpz. 1874).

Klöden (Guſt. Adolf von K.), namhafter Geograph, Sohn des vorigen, geb. 24. Juni 1814 zu Berlin, beſuchte 1825—30 die dortige Gewerbeſchule und ſtudierte 1832—36 daſelbſt Naturwiſſenſchaften und Mathematik. Dann bereiſte er bis 1839 mit dem Botaniker Link das ſüdl. Frankreich, Krain, Iſtrien, Griechenland und Italien. Im J. 1840 wurde er als Lehrer der Geographie und des Deutſchen an der berliner Gewerbeſchule angeſtellt, 1855 zum Profeſſor und 1870 zum Mitglied der Ober-Militäreraminationskommiſſion ernannt. Er ſchrieb: «Lehrbuch der Geographie» (Berl. 1843; 4. Aufl. 1867), «Leitfaden beim Unterricht in der Geographie» (6. Aufl., Berl. 1876), «Das Stromſyſtem des obern Nil» (Berl. 1856), «Das Areal der Hoch-

und Tieflandschaften Europas» (Berl. 1873), «Kleine Schulgeographie» (Berl. 1874). Weit verbreitet sind seine «Repetitionskarten» (17 Blatt, Berl. 1867) und sein «Handbuch der Erdkunde» (4. Aufl., 5 Bde., Berl. 1882 fg.).

Klodnitz, rechtsseitiger Nebenfluß der Oder in Oberschlesien, entspringt auf dem Plateau von Nikolai im Steinkohlengebirge und mündet nach einem 75 km langen Laufe gegenüber von Kosel. Neben der K. läuft der 45,66 km lange Klodnitzkanal, welcher 18 Schleusen hat, oberhalb 9, unterhalb 15 m breit, zum Transport der in der beuthener Gegend geförderten Gesteinsmassen angelegt und 1812 eröffnet worden ist.

Klonismus (grch.), Krampf, Zuckung; klonisch, zuckend, krampfhaft.

Klonowicz (Sebastian), latinisiert Acernus, poln. Dichter, geb. 1551 in Sulmierzyce im Posenschen, ward Stadtbeamter in Lemberg, darauf Bürgermeister in Lublin, von wo aus er zu Schiffe Danzig besuchte, was ihm zu dem Gedichte «Flis» («Der Flößer», Krakau 1595; neue Ausg., Kulm 1862) Veranlassung gab. Diesem folgte das satirische Gedicht «Worek Judaszów» («Der Beutel der Judasse», Krakau 1600), worin er den Wucher und jegliche Unredlichkeit bekämpft. Sein lat. Gedicht «Roxolania» (Krakau 1584) enthält eine lebensvolle Darstellung von Ruthenien, während er wieder in der Satire «Victoria Deorum, in qua continetur veri herois educatio» (1600) die Schwächen seiner Zeit, insbesondere den Hochmut und die Sittenlosigkeit des Adels geißelt. In andern Schriften trat er gegen die Umtriebe der Jesuiten auf. Daher wurden seine Werke verboten und verbrannt und er starb mittellos in einem Jesuitenhospital in Lublin um 1608. Seine poln. Gedichte erschienen gesammelt (Lpz. 1836 u. Krakau 1858).

Klönthal, linkes Seitenthal der Linth (s. d.) in den schweiz. Kantonen Schwyz und Glarus, erstreckt sich 15 km lang, an der Sohle höchstens 1 km breit, vom Pragelpaß (1554 m) ostnordöstlich bis zu der Thalpforte des Büttenentobels und wird von der Klön bewässert, die mit zwei Quellflüssen am Pragel und am Glärnisch entspringt, in der mittlern Thalstufe den 3 km langen, 3—600 m breiten, 1,2 qkm großen, bis 33 m tiefen Klönthalersee (828 m über dem Meere) bildet und diesen als Löntsch verläßt, um durch das Büttenentobel in das Thal der Linth hinauszutreten, in welche der Fluß nach 20 km langem Laufe bei Netstal (441 m über dem Meere, 1½ km nördlich von Glarus) einmündet. Mit Ausnahme der obersten Thalstufe, die sich als schmales Weidethal zwischen den südlichen Ausläufern der Fluhberglette und den Karrenfeldern der Silberen vom Pragel nordöstlich bis Richisau erstreckt, gehört das K. dem Kanton und der Gemeinde Glarus an. Links von dem felsigen Ochsenkopf (2180 m) und den bewaldeten Vorstufen der Scheye (2261 m) und des Wiggis (2284 m) umschlossen, rechts von dem gewaltigen Felsbau des Glärnisch überragt, dessen kahle von Sturzbächen durchfurchte Wände einen malerischen Gegensatz zu dem idyllischen Wiesengrund des Thals und dem klaren hellgrünen Seespiegel bilden, ist das glarnerische K. eins der schönsten Thäler der nördl. Schweizeralpen. Mit dem schwyzerischen Muottathal und dem Wäggithal ist es durch die Alpwege über den Pragel und die Schweinalp (1572 m) verbunden; thalabwärts führt von der anmutig in einem Ahornwäldchen gelegenen Kuranstalt Vorder-Richisau (1095 m) eine Fahrstraße nach Glarus und Netstal.

Klootschießen, ein ostfries. Wintervergnügen, welches in dem Werfen mit faustgroßen Kugeln (niederdeutsch «Kloote», d. h. eigentlich Klöße) von hartem Holze besteht. Durch die Kugeln sind kreuzweise Löcher gebohrt, die mit Blei ausgefüllt sind, sodaß die Kugeln etwa 1—1¼ Pfd. wiegen.

Klöpfelnächte (Klöpflsnächte, auch wohl Kräpflsnächte), die letzten drei Donnerstage vor Weihnachten, während welcher nach einer durch ganz Österreich und Bayern verbreiteten Sitte die Burschen als Anklöpfler von Haus zu Haus herumziehen, ihre Späße machen und von der Hausfrau eine Gabe (ein Küchl oder Krapfen) erbitten.

Klopfgeister, s. unter Tischrücken und Geisterklopfen.

Klopfkäfer oder **Totenuhren** (Anobiidae) wird eine Familie kleiner, im toten Holze hausender Käfer genannt, die sich namentlich in alten Möbeln u. s. w. finden und durch die Gewohnheit, mit ihrem Halsschilde taktmäßig gegen harte Gegenstände anzuschlagen, ein eigentümliches, die Anlockung der Geschlechter vermittelndes Geräusch hervorbringen, das abergläubischen Menschen als eine unheimliche Vorbedeutung gilt.

Klopfwolf, Maschine zur Auflockerung und Reinigung der Baumwolle, s. unter Baumwollindustrie (technisch).

Klopfzeug, Klopfgestänge, Vorrichtungen, bestehend aus Drahtleitungen oder Stangenverbindungen nebst Hammer oder einer Glocke, um durch Schächte oder sonstige Grubenbaue Signale sich zu gegenseitiger Verständigung geben zu können. In neuerer Zeit wurde das K. vielfach ersetzt durch elektrische Signalleitungen oder Telegraphenleitungen.

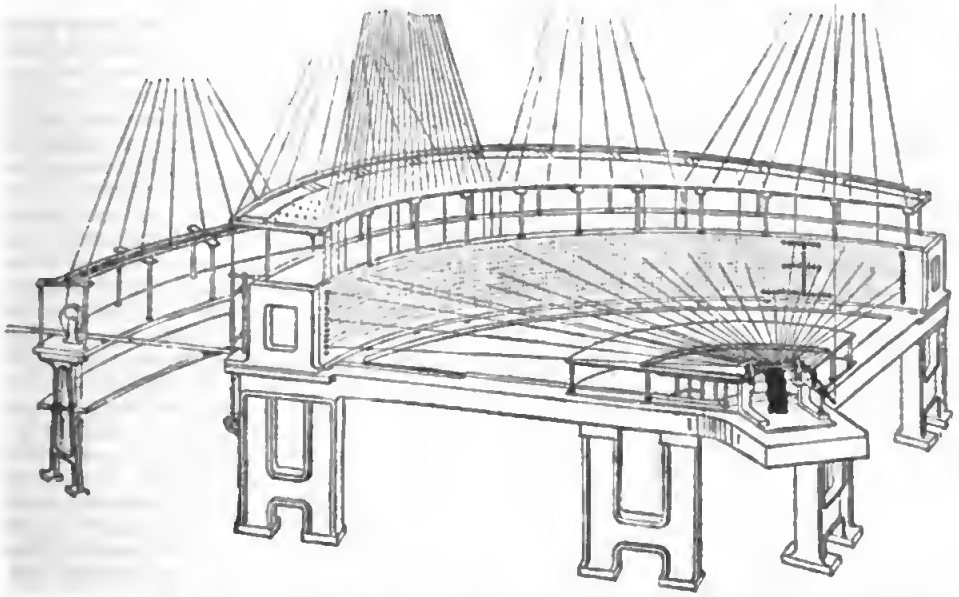
Klopp, Burg bei Bingen (s. d.).

Klopp (Onno), deutscher Geschichtschreiber, bekannt durch seine welfische und preußenfeindliche Gesinnung, geb. 9. Okt. 1822 zu Leer in Ostfriesland im damaligen Königreich Hannover, studierte 1841—45 in Bonn, Berlin und Göttingen und wurde im Herbst 1845 Gymnasiallehrer in Osnabrück, als welcher er die «Geschichte Ostfrieslands» (3 Bde., Hannov. 1854—58) schrieb. Im J. 1858 legte er diese Stellung nieder und gab nun eine Reihe geschichtlicher Schriften heraus, welche zwar auf fleißigen archivarischen Forschungen beruhen, aber doch eine einseitige Auffassung bekunden; die wichtigsten derselben sind: «König Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation» (Schaffh. 1860; 2. Aufl. 1867 unter dem Titel «Der König Friedrich II. von Preußen und seine Politik»), worin er die Ideen, welche dem alten Römischen Reiche deutscher Nation zu Grunde liegen, vertritt, und «Tilly im Dreißigjährigen Kriege» (2 Bde., Stuttg. 1861). Unterstützt durch die Munificenz des Königs Georg V. von Hannover, unternahm K. die Herausgabe der Werke von Leibniz (Bd. 1—10, Hannov. 1864—77). Im J. 1865 erhielt er im königl. Hausministerium das Referat über die Landesarchive. Seit dem Friedensschluß von 1866 lebte K. im Gefolge des Königs Georg V. in Hietzing (dann in Penzing) bei Wien. K. schrieb noch «Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland, im Zusammenhange der europ. Angelegenheiten von 1660 bis 1714» (Bd. 1—11, Wien 1884) und «Das Jahr 1683» (Graz 1882). Seit 1873 gehört K. der röm.-kath. Kirche an.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Klöppel oder **Klöpfel** (frz. battant, engl. clapper), überhaupt ein Werkzeug zum Klopfen oder Schlagen, besonders ein großer Hammer aus hartem Holz, dessen sich die Holzarbeiter bedienen; auch der Schwengel einer Glocke. — Außerdem versteht man unter K. auch die kleinen, dünnen, mit Zwirn bewickelten Spulen, die zum Schnüren- und Spitzenklöppeln benutzt werden. (S. Klöppeln und Klöppelmaschine.)

Klöppelmaschine (frz. machine à lacets; engl. braiding-machine, plaiting-machine), eine zu Posamentierarbeiten oder auch zur Spitzenfabrikation gebrauchte mechan. Vorrichtung, welche die Fäden, resp. Gruppen von Fäden in der Weise schlingt, daß diese nach rechts oder links verdreht und bald oben, bald unten zwischeneinander hindurchgeführt werden, sich kreuzen und an einer Stelle zusammenlaufen, wo sie sich zu Schnüren oder Spitzen verflechten und von wo das fertige Geflecht durch spezielle Vorrichtungen fortgezogen wird.



Die Maschine zur Verfertigung der Rundschnüre (Docken oder Litzen) und die zum Spitzenklöppeln beruhen im wesentlichen auf den gleichen Konstruktionsprinzipien, indem die Spitzen hinsichtlich ihrer Herstellungsweise als breite Schnüre aufzufassen sind. Vorstehende Figur stellt eine Spitzenklöppelmaschine von A. E. Malhère in Paris dar, für welche derselbe die horizontale Anordnung gewählt hat. Wie ersichtlich, bildet die Mnschine einen Quadranten eines Kreises. In der Peripherie des letztern sind eine große Anzahl Bohrungen angebracht, die sich alle sowohl in horizontaler nls in vertikaler Richtung tangieren müssen. In jedem Loch befindet sich ein cylindrischer Körper von Metall, ein Dorn, der an seiner Stirnfläche eine diametrale Rinne (Nut), etwa wie in den Köpfen der Holzschrauben, hat. Diese Nut dient kleinen Wagen oder Schiffchen zur Führung, welche, auf geeignete Weise angetrieben, von der Rinne eines Dorns in diejenige des im benachbarten Loch befindlichen Dorns hinübergleiten können. Um den für das Hinübergleiten der Schiffchen aus einer Rinne in die andere erforderlichen Antrieb derselben zu bewirken, schneidet die Nut bis zur hohlen Achse des Dorns ein. In den Raum zwischen Achse und Dorn greifen zwei Hebel, sog. Stößer, ein, welche entweder einzeln oder gleichzeitig eins oder zwei der Schiffchen nach rechts oder links drehen. Je nachdem die Dorne verdreht sind, können die Schiffchen in horizontaler oder vertikaler Richtung, nach rechts oder links oder nach oben und unten in die benachbarte Rinne gleiten. Um die Arbeitsweise zu veranschaulichen, kann man die Dorne mit den auf Eisenbahnen gebräuchlichen Drehscheiben vergleichen, da dieselben, indem sie die Stellung der Fäden und ihre Reihenfolge modifizieren, einen ähnlichen Zweck verfolgen wie die Drehscheiben in ihrer Beziehung zu den Wagenzügen.

Die Bewegung der Schiffchen nach den durch das Spitzenmuster vorgeschriebenen Regeln geschieht durch einen dem Jacquardmechanismus (s. unter Weberei) ähnlichen Apparat, der in der Figur nicht sichtbar ist. Wie die Abbildung zeigt, wird die fertige Spitze im Mittelpunkt des Kreisquadranten von zwei Walzen aufgenommen und fortgezogen. Die bis auf einige Modifikationen analog konstruierten, aber ohne Muster arbeitenden Rundschnur-, Docken- oder Litzenmaschinen sind als eine Anzahl von Spulen oder Klöppeln zu denken, die durch einen Mechanismus in wellenförmigen Bahnen so bewegt werden, wie sich der Verlauf der einzelnen Stränge in der Schnur gestaltet. Derartige Maschinen dienen zur Verfertigung von Schnuren oder Borten, der Schnürbänder oder Schnürsenkel, sowie der zum Besetzen von Leibwäsche und andern Kleidungsstücken verwendeten Litzen, geflochtener Dochte und bewickelter Kautschukfäden. Die einfachsten K. sind die zur Herstellung der Kerzendochte, weil bei diesen nur drei Fäden erforderlich sind, welche genau in derselben Weise wie ein Haarzopf zusammengeflochten werden.

Klöppeln, im allgemeinen die Kunst, aus Gespinsten aller Art, sowie aus Gold- und Silberdrähten durch Flechten, Knüpfen oder Schlingen Spitzen, Schnüre u. s. w. herzustellen.

Beim Spitzenklöppeln bilden die vereinigten Fäden vier- oder sechsseitige Zellen, deren Gesamtheit den Grund darstellt, auf welchem sich durch stellenweise Anwendung anders geformter oder in der Dichtheit der Fäden abweichender Zellen Figuren oder Muster erzeugen lassen, auf deren stilgerechter Kombination zum größten Teil der hohe Wert einer guten Spitze beruht. Zum Spitzenklöppeln wird meist feiner Leinenzwirn verwendet. Jeder der hierzu nötigen Fäden (an der Zahl oft über 200) wird auf eine kleine hölzerne Spule von der Form eines Kegels (Klöppel) gewickelt. Als Unterlage bei der Arbeit dient ein mit Werg, Sand oder Haaren ausgestopftes Polster (Klöppelkissen), auf welchem das auf einem Papierstreifen durch Stecknadelstiche vorgezeichnete Muster (Klöppelbrief) befestigt wird. In die Löcher werden Nadeln gesteckt, um welche die Fäden durch passendes Hin- und Herwerfen der Klöppel geschlungen und zwischen welchen sie miteinander verflochten werden. Während der Arbeit hängen die Klöppel an ihren Fäden vom Kissen herab. In dem Maße, wie die erstere fortschreitet, werden aus den fertigen Spitzen die Nadeln herausgezogen und in die folgenden Löcher gesteckt. Das Spitzenklöppeln wurde schon zu Ende des 15. Jahrh. in Italien und den Niederlanden geübt; um die Mitte des 16. Jahrh. wurde dasselbe durch Barbara Uttmann (s. d.) im sächsischen Erzgebirge eingeführt, wo es seitdem eine wichtige Erwerbsquelle der armen Bevölkerung geworden ist. Das älteste Musterbuch für Spitzenklöppeln ist das von Nikolaus Basseus, welches 1568 in Frankfurt a. M. erschien. Durch den immer mehr verbesserten Mechanismus der Klöppelmaschine (s. d.) ist in neuerer Zeit der Hausindustrie eine mächtige Konkurrenz erwachsen, denn obwohl die Maschinenarbeit, wo es sich um ästhetische Vollendung handelt, die Handarbeit nicht zu ersetzen vermag, liefert sie doch auch gefällige, reichverzierte Muster, wobei sie den durch die Massenproduktion bedingten Vorzug der Wohlfeilheit hat.

Das Klöppeln als Posamentierarbeit zur Herstellung von allerlei schnurenartigen Besätzen wird gegenwärtig fast ausschließlich mit Hilfe von Maschinen ausgeführt, bei welchen die einzelnen Fäden oder Stränge auf Spulen oder Klöppel gewickelt und mittels derselben verflochten werden. (S. Klöppelmaschine.) Nach der Art der geklöppelten Schnüre unterscheidet man Plattschnur- und Rundschnurmaschinen. Die Plattschnüre werden durch regelmäßiges Verflechten einer ungeraden Anzahl von Strängen gebildet, die in Zickzacklinien die ganze Breite des Bändchens durchlaufen; eine Abart dieser Schnüre sind die mit einer Seele aus schlicht nebeneinander liegenden Fäden versehenen Kerzendochte. Die Rundschnüre sind schlauchartige Geflechte mit oder ohne Seele, die durch Verschlingung einer geraden Anzahl von Strängen gebildet werden, von welchen die eine Hälfte beständig in einer rechten, die andere in einer linken Schraubenlinie verläuft; eine Abart der Rundschnüre sind die viereckigen Schnüre. Gummischnüre sind Rundschnüre, welche als Seele einen Kautschukfaden enthalten. Zu den Klöppelarbeiten gehört auch die aus Seiden- oder Goldfäden bestehende Überkleidung von Pfeifenrohren, Peitschenstielen u. s. w.

Klöppelwege, Wege, welche an sumpfigen Stellen dadurch fahrbar gemacht sind, daß Stangen nebeneinander quer über dem Wege liegen.

Kloppenburg, Stadt in Oldenburg, Obergerichtsbezirk Vechta, 42 km im SSW. von Oldenburg, an der Soeste, Station der Linie Oldenburg-Osnabrück der Oldenburger Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat eine Ackerbauschule, Lederfabrikation, Strumpfstrickerei und Schwelnehandel und zählt (1880) 2182 meist kath. E.

Klopps (wohl vom engl. collop, d. h. Fleischschnitte) heißen Fleischscheiben, welche geklopft und in einer pikanten Sauce zubereitet werden, und namentlich Klößchen von feingehacktem Fleisch mit Citronen-, Kapern- u. dgl. Sauce.

Klopstock (Friedr. Gottlieb), ausgezeichneter deutscher Dichter, geb. 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, wo sein Vater Kommissionsrat war, verlebte seine erste Jugend, da der Vater das Amt Friedeburg im Mansfeldischen pachtete, auf dem Lande, besuchte dann das Gymnasium seiner Vaterstadt und kam in seinem 16. Jahre nach Schulpforta. Schon hier faßte er den Plan zum «Messias», nachdem er die Absicht, Heinrich den Vogler zum Helden eines größern epischen Gedichts zu machen, aufgegeben hatte. Im Herbst 1745 bezog er die Universität Jena, um Theologie zu studieren, und arbeitete hier die ersten Gesänge des «Messias» in Prosa aus. In Leipzig, wohin er sich 1746 begab, lernte er Cramer, Schlegel, Rabener, Zachariä u. a. kennen, die damals die «Bremischen Beiträge» herausgaben, in welchen 1748 die drei ersten Gesänge des «Messias» ohne den Namen des Dichters zuerst erschienen (Neudruck, Heilbr. 1883) und außerordentliches Aufsehen erregten. K. übernahm 1748 eine Hauslehrerstelle in Langensalza, wo er eine tiefe, aber unerwiderte Neigung zu der Bruderstochter seiner Mutter, Sophie Schmidt, der in seinen Oden gefeierten Fanny, faßte. Von Bodmer, auf den der «Messias» den stärksten Eindruck gemacht hatte, eingeladen, reiste K. im Sommer 1750 nach Zürich, wo er ein halbes Jahr blieb. Hier erhielt er von König Friedrich V. von Dänemark auf Empfehlung des Ministers Bernstoff die Einladung, mit einem Gehalt von 400 Thlrn. nach Kopenhagen zu kommen, um daselbst den «Messias» zu vollenden. Er nahm die Einladung an und reiste im Frühjahr 1751 über Quedlinburg und Hamburg nach Kopenhagen. In Hamburg lernte er die von ihm später als Cidli gefeierte Margarete (Meta) Moller (geb. 1728) kennen, die jüngste Tochter des dortigen Kaufmanns Peter Moller. Er verheiratete sich 1754 mit ihr, verlor sie aber schon 1758 durch den Tod. Ihre hinterlassenen Schriften gab er bald nach ihrem Tode heraus (Hamb. 1759 und in K.s Werken). Im J. 1763 erhielt er den Titel eines dän. Legationsrats. Nachdem Bernstorff seine Entlassung erhalten hatte, verließ auch K. 1771 Kopenhagen und folgte ihm nach Hamburg, behielt aber seinen dän. Gehalt. In Hamburg vollendete er endlich seinen «Messias», dessen letzte fünf Gesänge 1773 erschienen. Gegen Ende 1774 ging er auf eine Einladung des Markgrafen Friedrich von Baden nach Karlsruhe, lebte daselbst ein Jahr und kehrte dann, mit dem Hofratstitel und einem Jahrgehalt beschenkt, nach Hamburg zurück. Hier verheiratete er sich 1792 mit einer Verwandten und langjährigen Freundin, der verwitweten Johanna Elisabeth von Winthem, geb. Dimpfel, und starb 14. März 1803. Er wurde im Dorfe Ottensen bei Hamburg neben seiner ersten Gattin begraben.

Um K.s Verdienſt um deutſche Poeſie, Litteratur und Sprache annähernd würdigen zu können, muß man ſich auf den Boden der Zeit ſtellen, welcher er angehörte. Wie mit Luther eine neue Epoche der deutſchen Sprache überhaupt beginnt, ſo beginnt mit K. eine neue Epoche der deutſchen poetiſchen Sprache. Er befreite Deutſchland von der Alleinherrſchaft des Alexandriners, dem er den Hexameter entgegenſetzte, als von einer hohlen, auf bloße Korrektheit und leeren Klang abzielenden Reimerei, welcher er zugleich in ſeinen Oden durch geſchickte Verwendung antiker Versmaße und Erfindung neuer ein heilſames Gegengewicht hielt. Bei zunehmendem Alter verfing er ſich allerdings in immer höherm Grade in der Einſeitigkeit ſeiner Manier und gab in ſeinen ſpätern, der Form und Konſtruktion nach überkünſtlich verflochtenen Oden häufig wahrhafte Sprach- und Gedankenrätſel auf; dieſer Vorwurf trifft jedoch nicht die Oden ſeiner frühern Epoche, in denen die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und die Beweglichkeit ſeiner Empfindung deutlich ſich ausſprechen. K. zuerſt führte nach einer längern Periode des Verfalls der deutſchen Poeſie wieder nationalen Stoff und Inhalt zu. Zu dieſem Zwecke rief er in freilich unhaltbarer Weiſe die damals noch wenig gekannte und durchforſchte nordiſche Mythologie zu Hilfe, um die nur äußerlich aufgefaßte griech. Mythologie aus der deutſchen Dichtkunſt immer mehr zu verdrängen und ihren Gebrauch zu beſchränken. Zu eben dieſem Zwecke ſtellte er Hermann den Cheruſker als einen Nationalheros und Repräſentanten deutſcher Freiheit und Unabhängigkeit auf; aus demſelben Grunde pries er die deutſche Sprache in vielen ſeiner Oden als diejenige, welche ſich nicht nur mit allen modernen Sprachen, ſondern auch mit der lateiniſchen und griechiſchen vollkommen meſſen könne. Den nordamerik. Unabhängigkeitskrieg, die erſten Anfänge der Franzöſiſchen Revolution begrüßte er mit Enthuſiasmus als die Morgenrotsſtrahlen einer beſſern Zeit und erhielt deshalb von der franz. Nationalverſammlung das Bürgerdiplom; jedoch ſprach er gegen die ſpätern Ausartungen der Revolution ſeinen Abſcheu in kräftigen Oden aus und beklagte ſeine getäuſchten Hoffnungen in origineller Weiſe.

K.s «Meſſias», der in der Geſchichte der deutſchen Poeſie eine ganz neue Epoche bezeichnet, hat auch jetzt noch hohen poetiſchen Wert. Oft aus dem Epiſchen in den reinen Hymnus übergehend, angefüllt mit mancherlei Überſchwenglichkeiten, iſt er doch reich an wirkſamen oratoriſchen Stellen und bekundet durchgehends eine große Fülle von Phantaſie, ein wahrhaft religiöſes Gemüt, einen mächtigen Schwung, welcher den Dichter freilich weit über alle Grenzen des Möglichen und Denkbaren hinausführt. Von geringerer Bedeutung ſind ſeine Tragödien, in denen er Hermann den Cheruſker feierte und die er ſelbſt Barbiete (ſ. Barden) nannte; geradezu platt ſind die Dramen, in welchen er altbibliſche Stoffe dialogiſierte. Seine «Fragmente über Sprache und Dichtkunſt», ſeine «Gelehrtenrepublik» und ſeine «Grammatiſchen Geſpräche» klärten viele Gegenſtände der deutſchen Grammatik und Poeſie auf, wenn auch ſeine Neuerungen in der Wortſchreibung, ſowie überhaupt mehrere Grundſätze ſeines Stils nicht Beifall finden konnten. Seine Säkularfeier wurde 2. Juli 1824 zu Quedlinburg und Altona würdig begangen und bei dieſer Gelegenheit ihm in Quedlinburg ein Denkmal geſetzt; auch ein Klopſtock-Verein hat ſich daſelbſt gebildet. Seine «Werke» erſchienen geſammelt in 12 Oktavbänden (Lpz. 1798—1817); von der auf 12 Bände berechneten Quartausgabe kamen nur 7 (Lpz. 1798—1810) heraus. Neuere Ausgaben erſchienen in 12 Bänden 1823—26, in 9 Bänden 1839, in Einem Bande ebenfalls 1839, in 11 Bänden 1844—45. Schmidlin veröffentlichte «Ergänzungen zu K.s ſämtlichen Werken» (3 Bde., Stuttg. 1839—40). Die beſte Erläuterungsſchrift zu den Oden iſt die von Düntzer (6 Hefte, Wenigenjena 1860—61; 2. Aufl. 1878); derſelbe hat auch eine Auswahl der Oden (Lpz. 1868) veranſtaltet und den erſten Druck der «Hermannsſchlacht» (Lpz. 1876) wieder herausgegeben.

Vgl. K. F. Cramer, «K., er und über ihn» (2. Aufl., 5 Bde., Lpz. 1782—93); «Briefwechſel der Familie K. unter ſich und mit Gleim, Schmidt, Fanny, Meta u. a.» (herausg. von Klamer Schmidt, 2 Bde., Halberſt. 1810); Lappenberg, «Briefe von und an K.» (Braunſchw. 1867); Döring, «K.s Leben» (Weim. 1825); Grubers Biographie K.s, in deſſen Ausgabe der «Oden» (2 Bde., Lpz. 1831); beſonders aber Möriloſer, «K. in Zürich» (Zür. 1851), in neuer Bearbeitung in deſſen «Die ſchweiz. Litteratur des 18. Jahrh.» (Lpz. 1861); D. F. Strauß, «K.s Jugendgeſchichte» in deſſen «Kleinen Schriften. Neue Folge» (Berl. 1866); Boxberger im 1. Teil von K.s Werken in Hempels «Nationalbibliothek». In neueſter Zeit hat ſich auch die philol. Thätigkeit der Kritik und Erklärung ſeiner Werke zugewandt; vgl. des Klopſtock-Schwärmers Hamel «Zur Textgeſchichte des K.ſchen Meſſias» (Roſtock 1879), desſelben «Klopſtock-Studien» (3 Hefte, Roſtock 1880) und deſſen Ausgabe K.s in Kürſchners «Nationallitteratur» (Bd. 46 fg.); Pawel, «K.s Oden» (Wien 1880); desſelben «K.s Wingolf. Kritiſche Ausgabe nebſt Kommentar» (Wien 1882); Schmidt, «Beiträge zur Kenntnis der K.ſchen Jugendlyrik» (Straßb. 1880).

Kloſet (Cloſet), ſ. Abort.

Kloß (Joh. Georg Burckhard Franz), bekannt als Geſchichtſchreiber der Freimaurerei, geb. 31. Juli 1787 zu Frankfurt a. M., widmete ſich ſeit 1805 zu Heidelberg und Göttingen mediz. Studien und ließ ſich 1810 als praktiſcher Arzt in ſeiner Vaterſtadt nieder, wo er 10. Febr. 1854 ſtarb. K. ſchrieb: «Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung aus den alten und echten Urkunden nachgewieſen» (Frankf. 1846), die «Geſchichte der Freimaurerei in England, Irland und Schottland» (Franlf. 1848) und die «Geſchichte der Freimaurerei in Franlreich» (2 Bde., Frankf. 1851—53). Seine in ihree Art einzige Sammlung von freimaureriſchen Büchern und Handſchriften, welche die Grundlage ſeiner ſehr wertvollen «Bibliographie der Freimaurerei» (Frankf. 1844) bildete, iſt nach ſeinem Tode in den Beſitz des Prinzen Friedrich der Niederlande übergegangen, der ſie der Großloge der Niederlande zum Geſchenl machte. Dieſelbe wurde 1862 im Haag geordnet aufgeſtellt.

Kloß (Mor.), verdient um die Entwickelung des Turnweſens, geb. 18. März 1818 im Dorfe Crumpa bei Merſeburg, war erſt Lehrer an verſchiedenen Orten, beſuchte dann die Univerſität in Berlin, um Geographie, Geſchichte und Naturwiſſenſchaften zu ſtudieren, und bildete ſich gleichzeitig bei Eiſelen zum Turnlehrer aus. Nach Wiederaufnahme ſeiner Lehrerthätigleit am Stiftsgymnaſium zu Zeitz

wurde ihm auch der neu eingeführte Turnunterricht an demſelben übertragen. Im J. 1850 wurde er Direktor der Turnlehrerbildungsanſtalt in Dresden; als ſolcher ſtarb er 1. Sept. 1881.

Von ſeinen Schriften ſind zu nennen: «Katechismus der Turnkunſt» (5. Aufl., Lpz. 1879), «Die weibliche Turnkunſt» (2. Aufl. 1867), «Hantelbüchlein für Zimmerturner» (6. Aufl. 1881), «Anleitung zur Erteilung des Turnunterrichts in Elementarſchulen» (2. Aufl. 1873), «Weibliche Hausgymnaſtik» (3. Aufl. 1873). Seit 1855 gab er die «Jahrbücher der deutſchen Turnkunſt» heraus.

Klöſter (Claustra, d. i. verſchloſſene Orte) heißen die Gebäude, in welchen Mönche oder Nonnen gemeinſam und nach gewiſſen Statuten (Regeln) leben. Die Mönche oder Nonnen, welche einerlei Regeln und Obſervanzen befolgen, bilden einen Kloſterorden. Die K. umfaſſen meiſt mehrere, ziemlich weitläufige Gebäude mit einer Kirche, einen meiſt anſehnlichen Hofraum und Garten, ſind mit einer Mauer umgeben und nur mit einem Eingang verſehen, durch den jeder, der kommt oder geht, ſchreiten muß. Die Gänge in den K. ſind im Bogen gebaut, und namentlich führt der größere Gang zur ebenen Erde den Namen Kreuzgang. In dem untern Teile des Kloſters, dicht in der Nähe des Eingangs, iſt das ſog. Sprachzimmer. Außer andern Räumlichkeiten findet man hier das Refektorium, ein großes, zum Eſſen beſtimmtes Zimmer, welches aber meiſt auch zur Verſammlung der Kloſterglieder (Konvent oder Kapitel) dient. Im obern Stockwerke befinden ſich die Zellen, kleine ſchmale Zimmer, an deren Eingange ein kleiner Weihkeſſel befeſtigt iſt. Sie ſind ohne allen Zierrat, haben nur ein Fenſter nach dem Kloſterhofe oder Garten, die nötigſten Hausgeräte mit einem Bett. Nur die höher graduierten Perſonen haben ein geräumiges Zimmer. Von den Zellen aus führt gewöhnlich ein langer ſchmaler Gang auf das Chor der Kirche. Der Kloſtergarten dient meiſt auch zur Begräbnisſtätte der Kloſterglieder. Die nächſte unmittelbare Aufſicht über ein Kloſter wird durch einen entweder vom Kapitel oder vom Biſchofe dazu beſtimmten Vorgeſetzten geführt, der Abt (Abtiſſin), Prior (Priorin), Propſt (Pröpſtin, Domina), Superior, Rektor, Guardian heißt. Die höhere Inſtanz bilden die Kapitel. Die K. einer ganzen Diöceſe ſtehen unter dem Biſchofe, viele aber, die ſich von der biſchöfl. Gerichtsbarkeit und Aufſicht zu befreien wußten, ſtehen unter dem Ordensgeneral, der dem päpſtl. Stuhle verantwortlich iſt (eximierte Klöſter), auch Viſitatoren als Stellvertreter ernennen kann. Die Geſchäfte für die Kloſterverwaltung ſind unter dazu geeignete Kloſterglieder verteilt (Kloſteroffizialen). Dahin gehören der Pförtner, Ökonom, Bibliothekar, Lektor, Kellermeiſter, Cirkator (Aufſeher über die Arbeits- und Schlafſäle), Novizenmeiſter. Die Kloſterglieder, welche die Kloſtergelübde (ſ. d.) abgelegt haben, heißen Profeſſen, diejenigen, welche erſt noch die Probezeit (meiſt ein Jahr) zu beſtehen haben, Novizen. Unter ſich begrüßen ſich die Mönche mit dem Ausdrucke Bruder (Frator), die Nonnen mit Schweſter (Soror); ein Mönch, der die Prieſterweihe erhalten hat, heißt Vater (Pater). Der Prieſter, welcher als Geiſtlicher in einem Kloſter funktioniert, heißt der Kloſtergeiſtliche.

Die K. haben ihren Urſprung in dem einſamen asceriſchen Leben der chriſtl. Anachoreten (ſ. d.), welche ſelbſt wieder ihre Vorbilder an heidniſchen Asceten gehabt zu haben ſcheinen. Die erſten K. entſtanden im 4. Jahrh. durch gemeinſame Anſiedelungen ſolcher Anachoreten oder Eremiten in den Wüſten Oberägyptens. Als Vater des Mönchtums gilt der heil. Antonius (ſ. d.), welcher ſchon um 305 eine Anzahl Einſiedler geſammelt haben ſoll, die ihre Hütten nebeneinander bauten und ihre Andachtsübungen gemeinſchaftlich hielten. Die erſte Kloſterregel ſtammt von Pachomius, einem angeblichen Schüler des heil. Antonius, welcher um 340 auf Tabenna, einer Nilinſel in Oberthebais, eine förmliche Mönchskolonie anlegte. Die Beſtimmungen dieſer von Pachomius entworfenen Ordnung gemeinſamen Lebens geben freilich kein ſehr erbauliches Bild von den geiſtigen und ſittlichen Zuſtänden dieſer älteſten Kloſterbrüder. Die Niederlaſſung beſtand in mehrern Häuſern in geringer Entfernung voneinander, in deren jedem eine Anzahl Mönche (monachi, d. i. einſam Lebende) in Zellen beiſammen wohnte und unter einem Vorſteher ſtand. Jedes Haus machte ein Priorat aus; die Priorate bildeten zuſammen ein Cönobium oder Monaſterium und wurden von einem Vorſteher, dem Abbas, d. h. Vater, der auch Hegumen oder Archimandrit hieß, regiert. Anfangs wurde das Kloſterleben nur von Männern frei erwählt, doch hatte ſchon Pachomius auch Frauenklöſter geſtiftet. Der anfangs noch wenig gerechtfertigte Ruf höherer Heiligkeit des klöſterlichen Lebens lockte bald auch anderwärts, wie in Paläſtina, Syrien und Armenien zur Nachfolge. Einen ernſtern religiöſen Geiſt hat erſt der heil. Baſilius (ſ. d.) um 375 in das klöſterliche Leben eingeführt. Seine Kloſterregel wird jetzt noch in den griechiſchen K. von den Neſtorianern, Melchiten, Georgianiſchen Religioſen und Religioſinnen und von den armen. Mönchen und Nonnen befolgt. Doch gab es im 4. und 5. Jahrh. noch keine eigentlichen Kloſtergelübde und feierlichen Profeſſionen. Dem Abendlande wurde das Kloſterleben erſt durch Ambroſius und durch die romanhaften Schilderungen des Hieronymus und Rufinus empfohlen. Ambroſius ſoll ein Kloſter bei Mailand gegründet haben; bald darauf entſtanden Mönchs- und Nonnenklöſter in Rom, auf den Inſeln an der Weſtküſte von Italien und an der Küſte von Dalmatien. Martinus, Biſchof von Tours, gründete zuerſt ein Kloſter in Frankreich. Auguſtin gründete klöſterliche Vereine von Klerikern in Afrika, ein anderer Auguſtin (zur Zeit Gregors d. Gr.) verbreitete ſie nach England, Patrick nach Irland, Bonifacius in Deutſchland.

Eine neue Epoche begann für das Kloſterleben im 6. Jahrh. durch Benedikt (ſ. d.) von Nurſia. Seiner zweckmäßigen Regel, die zuerſt in dem von ihm 529 erbauten Kloſter zu Monte-Caſino bei Neapel und nachher neben Auguſtins Regeln in ſehr vielen K. des Abendlandes eingeführt wurde, iſt es vornehmlich zuzuſchreiben, daß die K. Wohnſitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit, namentlich aber durch Aufbewahrung und Vervielfältigung der litterariſchen Schätze des klaſſiſchen und kirchlichen Altertums, durch Jugenderziehung (Kloſterſchulen, ſ. d.) und Pflege der Wiſſenſchaften und Künſte Pflanzſtätten der mittelalterlichen Kultur geworden ſind. Auch um den Anbau des Bodens und um die Bekehrung der german. und ſlaw. Völkerſchaften haben ſie ſich große Verdienſte erworben. Seit dem 10. Jahrh. nahmen die Mönche, welche als ein

beſonderer geiſtlicher Stand (religiosi) betrachtet wurden, zahlreiche Laienbrüder (fratres conversi) zur Verrichtung niederer Dienſte, namentlich aber zur Ausübung der verſchiedenen Handwerke, in ihre Mauern auf. Zur Förderung dieſer ihrer gemeinnützigen Thätigkeit wurden die K. mit Privilegien aller Art ausgeſtattet. Je mehr aber ihr Reichtum und Anſehen wuchs, deſto raſcher gerieten ſie in Verfall. Durch die unter den fränk. Königen eingeriſſene Gewohnheit, K. wegen ihrer Pfründen an Grafen und Herren zu verſchenken, kamen ſie unter die Aufſicht von Laien- oder Kommendaturäbten (ſ. Abt), welche, nur auf den Genuß der Einkünfte bedacht, nichts zur Aufrechthaltung der Zucht thun mochten. Überdies wurden die K. von den Biſchöfen beraubt, gedrückt oder doch wegen der ihnen zugeſtandenen Freiheiten und Exemtionen ſich ſelbſt überlaſſen. So kam es, daß allmählich Müßiggang, Schwelgerei und alle Laſter der Welt in ihre Mauern einſchlichen. Das von Chrodegang, Biſchof von Metz (im 8. Jahrh.), eingeführte kanoniſche Leben (monasteria canonicorum) ſuchte dieſem Verfalle vorzubeugen, und von den durch Karl d. Gr. zur beſſern Bildung der Geiſtlichkeit geſtifteten Kloſterſchulen wußten einige den Ruhm ihrer Gemeinnützigkeit auch im 9. und 10. Jahrh. zu behaupten. Dem allgemein empfundenen Bedürfniſſe einer Reform ſuchte zuerſt das Kloſter zu Cluny (ſ. d.) in Burgund abzuhelfen, das 910 nach der faſt vergeſſenen Regel Benedikts eingerichtet wurde und dieſe noch durch ſtrengere Zuſätze verſchärfte. Viele K. in Frankreich, Spanien, Italien und Deutſchland ließen ſich nach dieſem Muſter reformieren; andere, wie die Kongregation von Citeaux, gaben der Regel Benedikts eine neue Geſtalt und ſtifteten im 11. und 12. Jahrh. mehrere Orden mit Filialkloſtern. Mit dem Rufe der wiederhergeſtellten Heiligkeit hoben ſich die K. von neuem. Während der Kreuzzüge vermehrten ſie ihren Reichtum ungemein, indem viele Kreuzfahrer ihnen ihre Güter verpfändeten oder, falls ſie nicht zurückkehrten, ganz überließen. Auch das Vorrecht der Unverletzlichkeit, das die öffentliche Meinung den K. in den Privatfehden des Mittelalters zugeſtand, brachte viel Privateigentum, das man bei dem rohen Zuſtande der Juſtiz und Polizei nicht beſſer ſicherſtellen zu können glaubte, unter ihren Schutz und in ihre Gewalt.

Zur Zeit der Reformation mußte ſich die Zahl der K. beträchtlich mindern; die prot. Fürſten zogen die Güter der verlaſſenen K. zu ihrem Fiskus oder verwendeten ſie zur Gründung öffentlicher Bildungsanſtalten, zu Pfründen angeſehener Geiſtlicher, auch wohl zur Verſorgung adeliger Fräulein. In den kath. Ländern erhielten die K. ihre Verfaſſung bis ins 18. Jahrh., ſanken aber unter dem Einfluß eines neuen Zeitgeiſtes immer mehr in der Meinung des Volks. Kaiſer Joſeph II. hob 1781 die K. einiger Orden ganz auf und ſchränkte die, welche er beſtehen ließ, auf eine beſtimmte Zahl von Religioſen ein. In Frankreich wurde 2. Nov. 1789 die Abſchaffung aller Orden und K. dekretiert, welchem Beiſpiele die dem franz. Reiche einverleibten oder unter ſeiner Schutzherrſchaft ſtehenden Länder folgten. Eine günſtigere Zeit für die K. begann mit der Reſtauration. Kaum war Pius VII. in Rom wieder eingezogen, als er die in Italien während der franz. Herrſchaft aufgehobenen K. wiederherſtellte. Durch Konkordate mit Frankreich, Neapel und Bayern ſicherte er das Fortbeſtehen der in dieſen Ländern noch erhaltenen und die teilweiſe Wiederherſtellung der aufgehobenen K. Bald nahmen die Zahl der K. und ihre Inſaſſen in Öſterreich, Frankreich, Portugal, Spanien und Italien von neuem zu. Ein harter Schlag traf die K. in Portugal, wo ſie durch das Dekret Dom Pedros vom 28. Mai 1834, und in Spanien, wo ſie durch das Dekret vom 9. Mai 1837 aufgehoben wurden. Doch wurden dieſe Aufhebungsdekrete bald wieder rückgängig gemacht; namentlich ſeit dem Reaktionsjahre 1850 vermehrten ſich die klöſterlichen Niederlaſſungen überall in erſtaunlichem Maße, in Öſterreich namentlich ſeit dem Konkordat von 1855, vor allem aber in Frankreich unter Napoleon III. und dann wieder unter der Präſidentſchaft von Mac-Mahon. In Frankreich, welches zu Anfang des 19. Jahrh. gar keine Nonnen zählte, gab es ſchon vor der Julirevolution wieder 22000 und im J. 1878 nicht weniger als 128000. In Preußen hatte ſich die Zahl der Mönche und Nonnen ſeit 1850 verzehnfacht; im J. 1873 zählte man hier 1037 Mönche und 8011 Nonnen, in Bayern 1094 Mönche und 5054 Nonnen, im ganzen Deutſchen Reiche gegen 20000 Ordensmitglieder. Auch in England und Irland wurden neue K. gegründet. Energiſche Maßregeln gegen das Kloſterweſen wurden zuerſt in Italien infolge der polit. Umwälzungen ſeit 1859 ergriffen. Nachdem man zuerſt die K. auf diejenigen, welche ſich um Wiſſenſchaft und Krankenpflege verdient machten, beſchränkt und namentlich die Bettelorden aufgelöſt hatte, ging 1866 ein Geſetz durch, welches alle K. ohne Unterſchied aufhebt. Danach wurden auch in Preußen infolge des Geſetzes vom 31. Mai 1875 ſämtliche geiſtliche Orden und ordensähnliche Kongregationen mit Ausnahme derer, die ſich mit Krankenpflege beſchäftigen, aufgehoben. In Frankreich knüpft das Dekret vom 19. März 1880 die ſtaatliche Autoriſation der K. an erſchwerende Bedingungen und verfügt die Räumung der nicht autoriſierten. In Rußland iſt die Zahl der K. beſchränkt. In Griechenland wurden 1835 auf Antrag der permanenten Synode alle Nonnenklöſter bis auf drei, deren Bewohner das 40. Lebensjahr überſchritten haben müſſen, aufgehoben.

Litteratur. Weingarten, «Der Urſprung des Mönchtums» (Gotha 1877); Harnack, «Das Mönchtum, ſeine Ideale und ſeine Geſchichte» (2. Aufl., Gieß. 1882); Muſſon, «Pragmatiſche Geſchichte der vornehmſten Mönchsorden» (deutſcher Auszug von Crome, 10 Bde., Lpz. 1774—82); C. J. Weber, «Die Möncherei oder geſchichtliche Darſtellung der Kloſterwelt» (2. Aufl., 4 Bde., Stuttg. 1835); F. von Biedenfeld, «Urſprung, Aufleben, Größe, Herrſchaft, Verfall und jetzige Zuſtände ſämtlicher Mönchs- und Kloſterfrauenorden» (2 Bde., mit Suppl., Weim. 1837); Montalembert, «Les moines d'Occident» (4. Aufl., 5 Bde., Par. 1874—77); Hinſchius, «Die Orden und Kongregationen der kath. Kirche in Preußen» (Berl. 1874); E. Keller, «Les congrégations religieuses en France» (1880).

Kloſter-Berge, ein ehemaliges berühmtes Benediktinerkloſter bei Magdeburg, auf einer ſanften Anhöhe des linken Elbufers von Kaiſer Otto d. Gr. vor 965 zu Ehren Johannes des Täufers gegründet. Als 1546 der Schmalkaldiſche Krieg Magdeburg bedrohte, ließ die Stadt ihrer eigenen Sicherheit wegen die vor den Feſtungswerken gelegenen

Kloſtergebäude nebſt der Kirche zerſtören. Der Abt Peter Ulner begann 1563 das Kloſter wieder aufzubauen und trat zwei Jahre darauf ſamt dem Konvent zur evang. Lehre über. Hierdurch und durch ein von jenem Abt zuerſt begründetes Alumnat gewann das Kloſter neues Anſehen. Hier wurde 1577 die Konkordienformel (ſ. d.) entworfen, die deshalb auch das Bergiſche Buch hieß. Nachdem das Kloſter ſeit Beginn des 18. Jahrh. in eine Erziehungsanſtalt umgewandelt war, wurde es 1809 ganz aufgehoben und ein Teil ſeiner Einkünfte Schulanſtalten in Magdeburg, Halle, Hildesheim, Kaſſel u. ſ. w. zugewendet. Seit Ende 1813 begannen, der Verteidigung der Feſtung halber, die Franzoſen die Kloſtergebäude zu zerſtören. Nach dem Pariſer Frieden wurde auf ihrer Stelle der Friedrich-Wilhelmsgarten, ein öffentlicher Vergnügungsort mit Parkanlagen nach dem Plane des Gartendirektors Lenné, angelegt, das Vermögen des Kloſters aber unter die Verwaltung des ſächſ. Provinzialſchulkollegiums geſtellt und zu Unterrichtszwecken für den Regierungsbezirk Magdeburg und die Univerſität Halle beſtimmt. Vgl. «Urkundenbuch des Kloſters Berge bei Magdeburg» (bearbeitet von Holſtein, Halle 1879). [ſ. Ebrach.

Kloſterebrach, Marktflecken in Oberfranken,

Kloſterfrau, ſoviel wie Nonne.

Kloſterfräulein, ein im Kloſter oder in einem Damenſtift lebendes Fräulein, das keinen Profeß abgelegt hat, alſo noch in die Welt zurücktreten kann.

Kloſtergeiſtliche, ſ. unter Klöſter.

Kloſtergelübde nennt man überhaupt das feierliche Verſprechen, ſich den das Kloſterleben bedingenden Regeln zu unterwerfen, im engern Sinne die Gelübde des Gehorſams (gegen die Ordensregel und die Befehle der Vorgeſetzten), der Keuſchheit (Eheloſigkeit und unbedingte Enthaltung von jedem Geſchlechtsverkehr) und der Armut (Verzicht auf alles Privateigentum). Die Klöſter ſelbſt können Eigentum haben, jedoch unterſcheidet man eine hohe, höhere und höchſte Armut. Die hohe Armut beſteht darin, daß ein Kloſter nur ſo viel liegende Gründe beſitzen darf, als zu ſeiner Erhaltung nötig ſind; die höhere, daß es gar keine liegende Gründe, wohl aber bewegliche Gegenſtände, wie Bücher, Kleider, Vorräte an Speiſen und Getränken, Renten u. ſ. w., beſitzen darf; die höchſte geſtattet weder bewegliches noch unbewegliches Eigentum. Die hohe Armut geloben z. B. die Karmeliter und Auguſtiner, die höhere die Dominikaner, die höchſte die Franziskaner, vornehmlich die Kapuziner. Außer dieſen drei allgemeinen K. gibt es noch viele andere, welche einzelne Mönchsorden fordern, z. B. das des Schweigens bei den Kartäuſern, des unbedingten Gehorſams gegen den Statthalter Chriſti bei den Jeſuiten, der Krankenpflege u. ſ. w. Der Bruch der K. wurde ehedem mit den härteſten Strafen, ſelbſt mit dem Tode beſtraft, jetzt aber iſt er nach der Beſtimmung des Konzils von Trident (Sitzung 25) mit einer mehrjährigen Auferlegung der ſtrengſten Buße bedroht. Die K. werden, ſoweit nicht Staatsgeſetze etwas anderes beſtimmen, auf die ganze Lebenszeit abgelegt.

Kloſtergrab, Stadt in Böhmen, Bezirkshauptmannſchaft Teplitz, Gerichtsbezirk Dux, Station der Prag-Duxer Eiſenbahn, hat eine bedeutende Wollwirkwarenfabrik und zählt (1880) 1660 E. deutſcher Zunge. Der Name rührt von den ehemaligen Silbergruben her, die das Kloſter Oſſeg daſelbſt unterhielt. Kaiſer Rudolf II. erhob die Stadt zur Bergſtadt. Nach zeitweiliger Auflöſung des Oſſeger Stifts 1580 kam die Stadt an das Erzbistum Prag. Die Reformation fand hier viele Anhänger, durch deren Zuthun der Bau einer Kirche zu Stande kam. Der Erzbiſchof ließ ſie ſperren und 1616 mit Gewalt zerſtören. Ein Gleiches geſchah zu Braunau. Das war der nächſte Anſtoß zu den Verwickelungen, die den Dreißigjährigen Krieg herbeigeführt haben.

Kloſter-Heilsbronn, ſ. Heilsbronn.

Kloſter Kamp (Camp), Bürgermeiſterei und Kirchdorf im preuß. Kreiſe Mörs des Regierungsbezirks Düſſeldorf, 19 km ſüdweſtlich von Weſel, denkwürdig durch zwei Gefechte während des Siebenjährigen Kriegs: am 12. Juni 1758 ſchlug Herzog Ferdinand von Braunſchweig das überlegene Heer der Franzoſen unter Graf Clermont, 16. Okt. 1760 wurde der Erbprinz von Braunſchweig von den Franzoſen unter Marquis de Caſtries geſchlagen.

Klöſterle, Stadt in Böhmen, in der Bezirkshauptmannſchaft und im Gerichtsbezirk Kaaden, an der Eger, Station der Linie Prag-Eger der Buſchtiehrader Eiſenbahn, hat eine gräflich Thunſche Porzellanfabrik und zählt (1880) 2385 E. deutſcher Zunge. K. gehört ſeit 1623 den Grafen Thun. Das Schloß, nach dem Brande 1856 neu hergeſtellt, beſitzt anſehnliche Gartenanlagen.

Kloſterleinwand, früher Bezeichnung für weſtfäliſche Leinwand.

Kloſtermann (Rud.), Juriſt, geb. 17. Nov. 1828 zu Wengern in Weſtfalen, ſtudierte zu Halle, Bonn und Berlin und wurde 1857 im Handelsminiſterium angeſtellt. K. wurde 1866 Oberbergrat in Bonn, 1871 außerord. Profeſſor daſelbſt. Er ſchrieb: «Das allgemeine Berggeſetz» (4. Aufl., Berl. 1885), «Die Patentgeſetzgebung aller Länder» (2. Aufl., Berl. 1876), «Das Urheberrecht an Schrift- und Kunſtwerken» (Berl. 1876), «Das Patentgeſetz fürs Deutſche Reich v. 25. Mai 1877» (Berl. 1877).

Kloſtermeier (Matthias), ſ. Bayriſcher Hiefel.

Kloſterneuburg, Stadt im Erzherzogtum Öſterreich unter der Enns, Bezirkshauptmannſchaft Hernals, rechts an der Donau und an der Kaiſer-Franz-Joſephbahn, 10 km oberhalb Wien, am Fuße des Kahlenbergs auf einem ſteilen Hügel gelegen, auf deſſen Vorſprung in den Strom das große und prachtvolle Gebäude des berühmten Auguſtinerchorherren-Stifts gleichen Namens ſich erhebt, iſt Sitz eines Bezirksgerichts, des Pionierzeug- und des Trainzeugdepôts, hat eine önologiſche und pomologiſche Staatslehranſtalt, eine Obſt-, Wein- und Gartenbauſchule, eine Verſuchsſtation für Wein- und Obſtbau, eine Irrenanſtalt und zählt (1880) 7365 E., deren Hauptnahrungszweig der Weinbau iſt, die aber außerdem auch ſtädtiſche Gewerbe treiben. Die Ruinen der mittelalterlichen Befeſtigung geben der obern Stadt, welche von der untern durch den Kirlingerbach getrennt iſt, ein beſonders maleriſches Anſehen. Das Chorherrenſtift K. wurde vom Markgrafen Leopold dem Heiligen aus dem Hauſe Babenberg gegründet und der erſte Bau 1106—36 ausgeführt. Die gegenwärtigen palaſtähnlichen, immer noch nicht vollendeten Gebäude, 1730 unter Karl VI. errichtet, ſind durch eine Mauer von der Stadt getrennt und tragen auf den Kuppeln die deutſche Kaiſerkrone und den öſterr. Herzogshut aus Eiſen. Schöne

architektonische Arbeiten sind die Prachttreppe und der Saal der Bibliothek, welche 30000 Bände, 1150 Inkunabeln und 1550 Handschriften zählt. Die altdeutsche Stiftskirche zur heil. Maria hat einige wertvolle Gemälde, eine große Orgel, einen schönen Hochaltar, eine marmorne Kanzel und einen prächtigen Kreuzgang, und in den Klosterkellern befindet sich ein dem heidelberger an Größe ähnliches Faß. Andere Sehenswürdigkeiten sind die Leopoldsgruft, die Leopoldskapelle, enthaltend die Gebeine des heil. Leopold, den Erzherzogshut, welchen Kaiser Maximilian I. 1516 dem Stift übergab, dessen sich die Regenten Österreichs bei der früher üblichen Erbhuldigung bedienten, den berühmten Altar von Verdun, aus 51 Metalltafeln bestehend, in welche biblische Erzählungen gegossen sind (sog. Niello-Arbeit, 1181 gefertigt), einen Kelch aus Donauwaschgold und eine schöne altdeutsche Säule, welche 1381 nach der Pest errichtet wurde.

Klosteroffizialen, s. unter Kloster.

Klosterorden, s. Kloster und Orden (geistl.).

Klosters, Dorf und Pfarrgemeinde im Bezirk Oberlandquart des schweiz. Kantons Graubünden, liegt 1209 m über dem Meere, 26 km östlich von Chur im Prättigau, an der Landquart, und zählt (1880) 1499 meist prot. E., deren Hauptbeschäftigung die Alpwirtschaft ist. Das Dorf, das seinen Namen von dem 1528 aufgehobenen Prämonstratenserkloster St. Jakob erhalten hat, besteht aus den stattlichen Häusergruppen Übern Bach, Dörfli, Platz (mit der alten St. Jakobskirche) und Bei der Brück. Hoch und freundlich, mitten in einer großartigen Bergwelt gelegen, ist K. ein beliebter Luftkurort und Ausgangspunkt für alpine Exkursionen in die das Thal beherrschenden Gletscher des Silvrettagebietes. Mit der Station Landquart der Eisenbahn Rorschach-Chur ist es durch eine 33 km lange Poststraße verbunden; in das Montavon (Vorarlberg) führen von K. aus das Schlappinajoch (2190 m) und das Garneirajoch (2460 m); ins Davos die 13 km lange Poststraße über St. Wolfgang (1633 m).

Klosterschulen waren die ersten Pflegerinnen wissenschaftlicher Bildung, aber sie befanden sich nicht ursprünglich bei den Klöstern und beschränkten sich auch anfänglich auf die Unterweisung derer, welche in das Kloster einzutreten bestimmt waren. Die Legende nennt den heil. Benedictus von Nursia als Stifter dieser Schulen und gibt ihm auch eine Schwester Scholastica, die angebliche Gründerin des weiblichen Benediktinerordens. Die Keime eines Unterrichts finden sich allerdings in der Reguta Benedicti, aber nicht in Italien, sondern auf den brit. Inseln haben die Benediktiner den Unterricht gepflegt und als Missionare nach Gallien, Spanien, besonders durch Bonifacius nach Deutschland verpflanzt. Vom 12. Jahrh. an treten die Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner hinzu, die sich auch außerhalb der Klöster als Lehrer verwenden lassen, und in den germanisierten Slawenländern die Cistercienser. Die durch Chrodegang von Metz (752) geregelte Stiftsgeistlichkeit erhielt gleichfalls die Verpflichtung des Unterrichts, und Karl d. Gr. stiftete die ersten Domschulen (s. d.). Hier besorgten canonici den Unterricht, der scholasticus und der cantor zeigen schon in ihren Namen die ihnen zustehende Aufgabe; in den Klöstern thaten es gelehrte Brüder, wie denn in den Klöstern die Gelehrsamkeit und wegen des Latein die antike Gelehrsamkeit ihre Stätte gefunden hatte. Die karolingische Zeit hat auch die Klöster mehr zur Lehrpflicht für das Volk herangezogen und ihnen namentlich die Pflege des eigentlich wissenschaftlichen Unterrichts übertragen. Die neuere Zeit sieht in ihren Schulen die Vorläufer der Gymnasien und will sogar den Kathedralschulen den Volksunterricht überweisen. Tours (mit Alcuin), Clugny, Fulda (mit Hraban), St. Gallen, Reichenau, Korvei u. a. in den Niederlanden treten hervor. Man schied die schola interior oder ecclesiastica, welche die für den geistlichen Stand bestimmten Knaben (oblati) frühzeitig aufnahm, und die schola exterior für Laien. Der Unterricht ging bei beiden Arten von Schulen vom trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) aus und gelangte dann zum quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik). Zuletzt folgte der theol. Lehrkursus, die sacra pagina mit den philos. Wissenschaften.

Schon mit dem 11. Jahrh. beginnt der Verfall der K. Rasch entwickelten sich Stadtschulen, aber auch die Universitäten übernahmen die bisherigen Arbeiten beider Arten von Schulen, indem sie in ihren Bursen auch Knaben schon aufnahmen und so förmliche seminaria boten. Noch jetzt haben in den kath. Ländern die Benediktiner blühende Schulanstalten (Bayern, Österreich); auch die Piaristen und Franziskaner haben allein den Unterricht in mehrern von dem Staate mit allen Rechten ausgestatteten Gymnasien, aber die Einrichtung ihrer Schulen ist jetzt nach den Gesetzen des Staats geregelt. Mit der Reformation wurde viel geistliches Gut eingezogen; nur in Sachsen und Württemberg hat man den Besitz der Klöster der Schule und der Kirche erhalten. Moritz von Sachsen gründete daraus 1543 die Schulen in Schulpforta, Meißen und Merseburg (später in Grimma) und stattete die Universität Leipzig aus; Herzog Christoph von Württemberg schuf 1556 die Klöster seines Landes in Schulen um, als Vorbildungsanstalten für das Studium der Theologie. Erst 1806 legten diese den Namen K. ab und wurden im Gegensatze zum theol. Seminar (Stift) in Tübingen niedere Seminare genannt. Auch sonst haben einzelne höhere Schulen in Rücksicht darauf, daß sie aus K. hervorgegangen sind, diesen Namen bewahrt (Roßleben, Ilfeld). Vgl. Leon Maitre, «Les écoles épiscopales et monastiques de l'Occident» (Par. 1866).

Kloster-Zeven (Konvention von), s. unter Hastenbeck.

Klotho ist der Name einer der Parzen (s. d.) und des 97. Planetoiden. (S. Planeten.)

Klotz (Christian Adolf), ein durch seine litterarischen Streitigkeiten mit Burmann und Lessing bekannter Gelehrter, geb. 13. Nov. 1738 zu Bischofswerda in der Lausitz, besuchte die Universitäten zu Leipzig und Jena, wurde 1762 außerord. und 1764 ord. Professor der Philosophie in Göttingen und folgte hierauf 1765 dem Rufe als Lehrer der Beredsamkeit nach Halle, wo er den Titel eines Geheimrats erhielt, aber schon 31. Dez. 1771 starb. Unter seinen Schriften sichern ihm außer seinen lat. Gedichten (Altenb. 1766) diejenigen, welche sich über Kritik und Erklärung der alten Schriftsteller oder über Gegenstände archäolog. Inhalts verbreiten, einen ehrenvollen Namen. Hierher zählen die Ausgaben des Tyrtäus (Brem. 1764; Altenb. 1767) und von Vida «De arte poëtica» (Altenb. 1766), die «Vindiciae Horatianae» (Brem. 1764), die «Lectiones Venusinae» (Lpz. 1771), die von Lessing

zum Teil zu scharf beurteilte Schrift «Vom Nutzen geschnittener Steine» (Altenb. 1768) und eine große Anzahl von Abhandlungen, welche seine «Opuscula varii argumenti» (Altenb. 1765) und die «Opuscula philologica et oratoria» (Halle 1772) enthalten. Auch lieferte er zahlreiche Recensionen in die «Allgemeine deutsche Bibliothek», gegen die er später durch Gründung seiner «Acta literaria» (7 Bde., Altenb. 1764—73) und seiner «Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften» (Halle 1767—71) eine ziemlich scharfe Opposition bildete. Einen fast nur polemischen und satirischen Zweck verfolgte er in dem «Genius saeculi» (Altenb. 1760), in den «Ridicula literaria» (Altenb. 1762), in der Schrift «De libris auctoribus suis fatalibus» (Lpz. 1761) und in der «Bibliothek der elenden Skribenten» (7 Bde., Frankf. 1768—71). Sein gefährlichster Gegner wurde Lessing in den «Briefen antiquar. Inhalts». Vgl. Hausen, «Leben und Charakter K.'s» (Halle 1772); A. von Hagen, «Briefe deutscher Gelehrten an K.» (2 Tle., Holle 1773).

Klotz (Reinhold), verdienter Philolog, geb. 13. März 1807 zu Stolberg im sächs. Erzgebirge, widmete sich, nachdem er seine Gymnasialbildung zu Schneeberg, dann auf der Nikolaischule zu Leipzig erhalten, seit 1826 auf der dortigen Universität anfänglich theol., dann aber ausschließlich philol. Studien. Im J. 1831 habilitierte er sich an derselben Universität und wurde 1832 zum außerord., 1849 zum ord. Professor ernannt. Er starb 10. Aug. 1870 zu Kleinzschocher bei Leipzig.

Von seinen Schriften zur griech. Litteratur sind zu nennen: die Recensionen von Lucians «Gallus» (Lpz. 1831) und der «Opera omnia» des Clemens von Alexandria (4 Bde., Lpz. 1831—34); die Ausgaben der «Phoenissae» (Gotha 1842) und der «Medea» (Gotha 1842) des Euripides; besonders aber die Bearbeitung von des Devarius «Liber de Graecae linguae particulis» (2 Bde., Lpz. 1835—42). Auf dem Gebiete der röm. Litteratur hat K. seine Studien besonders Cicero zugewendet. Außer den «Quaestiones Tullianae» (Lpz. 1830) gehören hierher die Ausgaben von Ciceros «Cato major» (Lpz. 1831) und «Laelius» (Lpz. 1833), «Sämtlicher Reden» (3 Bde., Lpz. 1835—39), sowie der «Ausgewählten Reden» (3 Bde., Lpz. 1869). Eine Textrevision von Ciceros sämtlichen Schriften besorgte er für die Teubnersche Klassikersammlung (5 Tle. in 11 Bdn., Lpz. 1851—56; 2. Aufl. 1863—74). Außerdem veröffentlichte er «Emendationes Catullianae» (Lpz. 1859) und gab die Lustspiele des Terenz (2 Bde., Lpz. 1838—40) heraus. Von seinen übrigen Arbeiten sind noch das unvollendet gebliebene «Handbuch der lat. Litteraturgeschichte» (Bd. 1, Lpz. 1846), das «Handwörterbuch der lat. Sprache» (2 Bde., Braunschw. 1853—57; 5. Aufl. 1873—74) und das «Handbuch der lat. Stilistik» (herausg. von Rich. Klotz, Lpz. 1874) hervorzuheben.

Klotzdruck, Verfahren des Zeugdrucks, mittels dessen man Mineralfarben auf dem Stoff befestigt.

Klotzmaschine, eine Stärkmaschine; auch eine Maschine beim Zeugdruck, die dazu dient, durch Walzen die Beize oder Farbflüssigkeit in den Stoff zu pressen und den Überschuß derselben zu entfernen.

Klotzsch, bei naturwissenschaftlichen Namen, bezeichnet Klotzsch (Joh. Friedr.), Botaniker, geb. 9. Juni 1805 in Wittenberg, gest. 5. Nov. 1860 in Berlin als Leiter des königl. Herbariums, verdient um die Kunde der Begoniaceen, Aristolochiaceen ꝛc.; viele Arbeiten von ihm finden sich in den «Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften».

Klub, ein engl. Wort, heißt zunächst soviel als Keule oder Knüttel, dann bezeichnet es die Zeche, die der einzelne in einer Gesellschaft bezahlt, die Gesellschaft selbst und endlich auch das Lokal. England ist das wahre Land der K. Schon zu Anfang des 18. Jahrh. waren der Kitcat-, der Hanoverian-, der Brothers-, seit 1764 der von Samuel Johnson gestiftete Literary-K. bekannt. Einen großen Aufschwung nahm das Klubwesen nach dem Frieden von 1815, sodaß gegenwärtig London allein mehr als 90 zu gesellschaftlichen, politischen, künstlerischen, litterarischen Zwecken gestiftete K. besitzt. Die meisten dieser Vereine haben ihre eigenen Sitzungsgebäude. Die innere Einrichtung der K. entspricht allen Anforderungen des modernen Comforts und Luxus und umfaßt, außer den Gesellschaftszimmern, Speisesäle, Lesehallen, Bibliotheken, Billardzimmer u. s. w. Ein durch Wahl der Mitglieder gebildetes und ergänztes Komitee führt die Aufsicht über die Verwaltung.

Man hat die K. auch in andern Ländern nachgeahmt; aber sie haben daselbst, mit Ausnahme Nordamerikas, bald einen andern Charakter angenommen. Schon vor der ersten Französischen Revolution suchte man in Paris politische K. nach dem Muster der englischen zu stiften, die jedoch 1787 durch die Polizei verboten wurden. Mit dem Zusammentritt der Nationalversammlung und dem Ausbruche der Revolution nahmen auch seit 1789 die polit. Gesellschaften einen reißenden Aufschwung. Dieselben führten zwar meist, wie der K. der Feuillants, der K. der Jakobiner, den engl. Namen, hatten aber einen ganz andern Charakter: sie waren Volksvereine (Sociétés populaires) und in ihnen konzentrierten sich, nach dem Muster der parlamentarischen Parteien, die großen polit. Volksparteien. Auch in Deutschland, Italien, Spanien, in allen Ländern, wo die Revolution Wurzel faßte, erstanden ähnliche Vereine. In Deutschland wurden diese Vereine durch ein Reichsgesetz von 1793 verboten, und später wiederholte ein Bundesbeschluß von 1832 das Verbot aller polit. Vereine und Versammlungen. In Frankreich erfolgte die Unterdrückung der politischen K. mit dem Erlöschen der Revolution, und seitdem traten die geheimen polit. Verbindungen an ihre Stelle. Nach der Februarrevolution von 1848 war es in Italien, noch mehr in Deutschland, wo das polit. Klubwesen nach Art der ersten Französischen Revolution einen ungemeinen Aufschwung nahm, aber mit der Revolution ebenso rasch zusammensank. In Deutschland pflegte man sonst auch die rein geselligen Vereine als K. zu bezeichnen. Vgl. John Timbs, «Clubs and Club-Life in London, from the 17th century to the present time» (Lond. 1873).

Klüber (Joh. Ludw.), publizistischer Schriftsteller, geb. 10. Nov. 1762 zu Thann bei Fulda, widmete sich der akademischen Laufbahn und wurde 1786 Professor der Rechte in Erlangen, 1795 preuß. Hofrat; 1804 folgte er dem Rufe als Geh. Referendar nach Karlsruhe, wohin er auch, nachdem er 1807 die erste Professur der Rechte in Heidelberg angenommen, 1808 als Staats- und Kabinettsrat zurückkehrte. Während des Wiener Kongresses lebte er in Wien, wo er «Akten des Wiener Kongresses in den J. 1814 und 1815» (8 Bde., Erlangen 1815—19) sammelte. Von der «Schlußakte

und der Deutschen Bundesakte» veranstaltete er einen besondern genau revidierten Abdruck (Erlangen 1816; 3. Aufl. unter dem Titel «Quellensammlung für das öffentliche Recht des Deutschen Bundes», 1830; «Fortsetzung» 1833). Auch eine «Übersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Kongresses» (3 Abteil., Frankf. 1816) gab er heraus. Ferner veröffentlichte er: «Das öffentliche Recht des Deutschen Bundes und der Bundesstaaten» (Frankf. 1817; 4. Aufl. 1840) und «Le droit des gens moderne de l'Europe» (2 Bde., deutsch, Stuttg. 1821). K. trat 1817 als Geh. Legationsrat in das preuß. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und war bei mehrern polit. Verhandlungen in Frankfurt a. M., Petersburg und zu Aachen bei dem Kongreß thätig. Als 1822 die zweite Ausgabe seines «Öffentlichen Rechts des Deutschen Bundes» Gegenstand polit. Verketzerung wurde, nahm er 1823 seine Entlassung aus dem preuß. Staatsdienste und lebte seitdem in Frankfurt a. M., wo er 16. Febr. 1837 starb.

Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Staatsrecht des Rheinbundes» (Erlangen 1808), «Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaften» (2 Bde., Frankf. 1830—34), «Pragmatische Geschichte der nationalen und polit. Wiedergeburt Griechenlands» (Frankf. 1825). Aus seinem Nachlasse gab Welcker 1844 die «Öffentlichen Urkunden zur Geschichte des Rechtszustandes des deutschen Volks» heraus, worin zum ersten mal auch über die «geheimen wiener Konferenzen» (1834) Licht verbreitet wurde.

Kluckhohn (August), Historiker, geb. 6. Juli 1832 zu Babenhausen in dem Fürstentum Lippe, studierte in Heidelberg und Göttingen Geschichte und habilitierte sich 1858 in Heidelberg, siedelte aber noch im nämlichen Jahre nach München über, wo er an der Redaction der «Histor. Zeitschrift» von Sybel und als Mitarbeiter bei der Historischen Kommission thätig war. Er wurde 1860 Docent und 1865 außerord. Professor an der Universität, 1869 ord. Professor an der Technischen Hochschule in München, 1883 ord. Professor an der Universität Göttingen. K. schrieb: «Geschichte des Gottesfriedens» (Lpz. 1857), «Ludwig der Reiche, Herzog von Bayern» (Nördl. 1865), «Friedrich der Fromme, Kurfürst von der Pfalz» (Nördl. 1879) u. s. w.

Klug, bei naturwissenschaftlichen Namen, bezeichnet Klug (Joh. Christoph Friedr.), Entomolog, geb. 5. Mai 1775 zu Berlin, Direktor der entomolog. Sammlung der berliner Universität, gest. daselbst 3. Febr. 1856 als Geh. Obermedizinalrat; er veröffentlichte unter anderm: «Entomolog. Monographien» (Berl. 1825) und «Jahrbücher der Insektenkunde» (Bd. 1, Berl. 1834).

Klumpfisch, Schwimmender Kopf (Orthragoriscus mola *L.*) wird die größte, bis 2 m und mehr lang werdende Art der Plectognathen (s. d.) genannt. Ihr Körper ist hinten fast senkrecht abgestutzt, nahezu so hoch wie lang. Die hohen, weit nach hinten stehenden Rücken- und Bauchflossen sind durch eine sehr schmale Schwanzflosse verbunden. Die an feinen Knochenknötchen reiche Haut besteht aus einem sehr dichten und dicken, weißen, porzellanartigen Gewebe und ist außen schwarzgrau, nach dem Bauch zu heller. Der K. lebt im offenen Meer aller tropischen und gemäßigten Zonen bis zum 50. bis 60.° nördl. Br. und ernährt sich von kleinen Tieren, besonders Krebschen.

Klumpfuß (talipes varus), diejenige krankhafte Verunstaltung des Fußes, bei welcher anstatt der naturgemäßen horizontalen Lage des Unterfußes der äußere Rand desselben nach unten, der innere nach oben steht, sodaß die Fußsohle und der Fußrücken nun mehr oder weniger perpendikulär gestellt sind und erstere nach innen, letzterer nach außen gerichtet ist. (S. die beistehende Figur.) Gleichzeitig finden sich oft noch andere Verunstaltungen, unter denen die angewöhnlichsten, daß die Fußspitze sich auch mehr oder weniger nach innen, die Ferse aber nach außen wendet, der Fuß sich also zugleich um seine perpendikuläre und horizontale Achse gedreht hat. Ist dabei zugleich die Ferse aufwärts, die Fußspitze stark abwärts gerichtet, sodaß beim Auftreten nur der vorderste Teil des Fußes den Boden berührt, so heißt die Deformität Pferdefuß (talipes equinus), bei entgegengesetzter Richtung, wo dann nur mit der Ferse aufgetreten werden kann, Hackenfuß (talipes calcaneus). Der K. kann infolge einer fehlerhaften Lage des Fötus in der Gebärmutter angeboren oder infolge schlechter Haltung des Fußes, Muskel- oder Knochenerkrankung u. dgl. erworben sein. Bei langem Bestande der Krankheit leiden die beteiligten Körperbestandteile (Knochen, Bänder, Muskeln) oft so bedeutend, daß die Heilung sehr erschwert wird. In leichten Fällen legt man einen mit einem festen Schuh versehenen Apparat an, welcher dem Fuße seine natürliche Stellung wiedergibt und ihn darin erhält (Klumpfußmaschinen von Scarpa, Stromeyer u. a.). Hindern Muskelverkürzungen, Verwachsungen u. dgl. die Anwendung der Maschine, so müssen diese Hindernisse vorher durch die subkutane Durchschneidung der widerstrebenden Sehnen (Tenotomie) beseitigt und hierauf der Fuß durch einen Gipsverband in der normalen Stellung erhalten werden.

Klundert, Stadt in der niederländ. Provinz Nordbrabant, 2 km südlich vom Hollandsch Diep, 19 km im SSW. von Dordrecht, mit 3200 E., wurde 1583 von Wilhelm von Oranien an der Stelle des alten Dorfes Nieuwervaart angelegt und befestigt. K. ist bekannt durch die tapfere, wiewohl vergebliche Verteidigung der Stadt unter dem Kapitän van Dopf gegen die Franzosen (1793).

Klüpfel (Karl Aug.), Historiker, geb. 8. April 1810 in Darmsheim bei Stuttgart, studierte in Tübingen 1828—32 Philosophie, Geschichte und Theologie, machte dann mehrere Reisen und wurde 1841 zum zweiten, 1863 zum ersten Universitätsbibliothekar in Tübingen ernannt, 1881 in Ruhestand versetzt. Er veröffentlichte «Urkunden zur Geschichte des Schwäbischen Bundes» (2 Bde., Stuttg. 1846—53), «Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen» (1846; 4. Aufl., Lpz. 1870; 1., 2. u. 3. Nachtrag 1874—79), «Geschichte der Universität Tübingen» (Tüb. 1848), «Die deutschen Einheitsbestrebungen» (Lpz. 1853), «Gust. Schwab. Sein Leben und Wirken» (Lpz. 1858), «Kaiser Maximilian I.» (Berl. 1864), «Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen seit 1848» (2 Bde., Berl. 1872—73), «Die Universität Tübingen in ihrer Vergangenheit und Gegenwart» (Lpz. 1877).

Digitized by Google

Kluppe (frz. filière brisée, filière à coussinets; engl. screwstock, die-stock), im gewöhnlichſten Sinne ein Werkzeug des Schloſſers und Maſchinenbauers, das zur Herſtellung von Schrauben benutzt wird. Die nebenſtehende Figur zeigt die bekannteſte

Form einer ſolchen K. (Schrauben- oder Schneidkluppe). Die das Gewinde herſtellenden Schneidbacken werden, wie erſichtlich, in die K. eingeſetzt und mittels einer in derſelben angebrachten Schraube um den Schraubenbolzen feſtgeklemmt. — Unter einer Gasrohrkluppe verſteht man eine Art Klemmſchlüſſel, der ſich, um ein Gasrohr gelegt, beim Anziehen feſt an dasſelbe anpreßt und ſo zur Drehung der Gasrohre beim Zuſammenſchrauben von Leitungen dient. — Eine Schmirgelkluppe iſt ein Werkzeug, welches der Eiſendreher zum Schmirgeln und Polieren von Wellen braucht. Dieſe K. wird aus 1—2 m langen Hölzern gebildet, die an dem einen Ende durch einen aufgenagelten Lederriemen ſcharnierartig verbunden ſind. Die Hölzer beſitzen an der innern Seite halbrunde Ausſparungen, in welche man den Schmirgel hineinſtreut und Öl hinzugießt, worauf man die K. um die Welle preßt; die letztere wird hierauf in Rotation verſetzt und dreht ſich alſo innerhalb der Ausſparungen beider Hölzer.

Kluppe, ein Inſtrument, welches zum Meſſen der Durchmeſſer der Bäume von Hoßfeld in die Holzmeßkunſt eingeführt wurde. In ihrer einfachſten Form beſteht die K. aus einem paralleleipediſchen Maßſtab von Holz, an deſſen einem Ende ein Schenkel rechtwinkelig ſo angebracht iſt, daß deſſen innere Fläche verlängert durch den Nullpunkt der Teilung des Maßſtabes geht. An dieſem läßt ſich ein zweiter beweglicher Schenkel ſo verſchieben, daß er in jeder Stellung ebenfalls rechtwinkelig zu ihm ſteht. Legt man nun den feſtſtehenden Schenkel an die eine Seite des Baumes oder irgend eines andern Körpers an, hält den Maßſtab ſenkrecht zur Achſe des letztern und verſchiebt dann den beweglichen Schenkel, bis er die andere Seite berührt, ſo gibt ſeine innere Fläche auf der Teilung den Durchmeſſer der durch die beiden Berührungspunkte gehenden Querfläche. Als beſonders vorzüglich haben ſich bewährt die Holzkluppe und die Metallkluppe von Staudinger in Gießen.

Kluppzange, ſ. Federzange.

Klüſen nennt man die durch das Vorderteil (Bug) des Schiffs gebohrten und mit eiſernem Futter verſehenen runden Löcher, durch welche die im Schiffe befindlichen Ankerketten geleitet und mit den hier gewöhnlich außenbords an den Kranbalken (ſ. d.) hängenden oder in den Rüſten (ſ. d.) liegenden Ankern verbunden werden.

Klüver, das dreiedige Segel, das am Klüverbaum (ſ. d.) geſetzt und von einem ſtraffen Tau, dem Klüverleiter, in die Höhe gezogen wird.

Klüverbaum iſt die erſte Verlängerung des an Bord der Schiffe ſchräg nach vorn hinausliegenden Bugſpriets. (S. Bug.) Die Verlängerung des K. heißt Außenklüverbaum. An ihm fährt der Außenklüver, ein dreiediges Segel, das kleiner und leichter als der Klüver iſt.

Klymene war nach der griech. Sage eine Okeanostochter, Gemahlin des Äthiopenkönigs Merops, Mutter des Phaeton (ſ. d.) von Helios.

Klymenienkalk iſt ein flaſeriger, oft von Schieferlagen und -Schmitzen durchzogener Kalkſtein, welcher der oberſten Abteilung der Devonformation (ſ. d.) angehört und ſich durch ſeine Führung von Klymenia, einem Kephalopodengeſchlecht, auszeichnet (Rheinprovinz, Weſtfalen, Harz, Vogtland, Fichtelgebirge).

Klyſopompe (frz.), Klyſtierpumpe, kleine, mit Schlauch und Anſatzſtück verſehene Pumpe, die zur Anwendung von Klyſtieren benutzt wird. (S. unter Klyſtier, Fig. 1 und 2.)

Klyſtier oder Lavement (clyster, clysma oder enema) nennt man die Einſpritzung von Flüſſigkeit in den Maſtdarm und den ſich anſchließenden Dickdarm. Man nimmt derartige Einſpritzungen vor, entweder um Darminhalt zu entleeren, und bedient ſich in dieſem Falle des warmen oder kalten Waſſers (einfaches K.), oder des Waſſers unter Zuſatz von Seife, Öl u. dgl. (verſchärftes K.), oder zur Einverleibung von Arzneien (Chinin, Morphium, Chloralhydrat u. ſ. w.), welche von den Blut- und Lymphgefäßen des Maſtdarms aus ebenſo ſchnell in die allgemeine Säftemaſſe gelangen wie vom Magen aus, oder ſogar von Nahrungsmitteln (Fleiſchbrühe, Milch, Eiwaſſer, Wein), wenn der Kranke nicht ſchlucken kann. In letzterer Beziehung haben ſich in der neuern Zeit beſonders die von Leube empfohlenen ernährenden Fleiſchpankreasklyſtiere bewährt, durch welche dem Körper eine beträchtliche Menge Stickſtoff einverleibt und der Kranke ſomit längere Zeit durch den Maſtdarm ernährt werden kann. (S. unter Ernährung, Bd. VI, S. 304b.)

Das K. iſt zur Hervorbringung von Stuhl den Abführmitteln entſchieden bei weitem vorzuziehen, doch muß man in der Anwendung vorſichtig verfahren, weil bei roher Ausführung die Darmſchleimhaut leicht verletzt werden kann. Man verabreicht das K. in der Regel mit der Klyſtierſpritze, die gewöhnlich 250—300 g, bei Kindern 60—150 g Flüſſigkeit faßt und zum Selbſtklyſtier mit einem krummen Metallrohr oder einem Kautſchukſchlauch verſehen iſt. Beim Einführen der Klyſtierſpritze hat man zu beachten, daß der Maſtdarm nach hinten und oben verläuft und deshalb das Anſatzrohr der Spritze auch in dieſer Richtung einzuführen iſt; auch muß dasſelbe zuvor gut eingeölt und alle Luft aus der Spritze durch Vorſchieben des Stempels bei nach aufwärts gehaltener Spitze des Inſtruments zuvor ausgetrieben werden, damit keine Luft in den Darm eingeſpritzt werde.

An Stelle der Klyſtierſpritze wird vielfach auch die Klyſopompe in ihren verſchiedenen Formen (elyshelice, hydroclyse, clysoir atmosphérique u. ſ. w.) gebraucht. Dieſelbe (ſ. nachſtehende Fig. 1) beſteht aus einer kleinen Pumpe a, welche in ein flaches Gefäß mit Waſſer geſtellt wird und durch abwechſelndes Senken und Heben des Stempels b das Waſſer aus dem Gefäß anſaugt und durch angebrachte Ventile in den Schlauch c und durch das Anſatzſtück d in den After treibt.

Der Irrigateur von Eguiſier treibt die Flüſſigkeit mittels eines Uhrwerks ein, iſt aber koſtſpielig und leicht mannigfachen Reparaturen unterworfen. Der Klyſtierſchlauch (syphon, Heber) leitet aus einem höher ſtehenden, mit Waſſer

gefüllten Gefäß die Flüſſigkeit mittels eines langen biegſamen Rohrs in den Maſtdarm. (S. unter Irrigator, Bd. IX, S. 674ª.) Sehr einfach und praktiſch iſt auch die ſog. engliſche Klyſopompe oder engliſche Ballonſpritze (ſ. Fig. 2), welche ſich vortrefflich zum Selbſtklyſtieren eignet. Dieſelbe beſteht aus einem kaagen Gummiſchlauch a, in deſſen Mitte ſich der Gummiballon b befindet; das Saugſtück c wird in ein Gefäß mit Waſſer geſetzt, das Anſatzſtück d in den After eingeführt und nun durch abwechſelndes Zuſammendrücken des Ballons b und mit Hilfe eines im Innern desſelben angebrachten Ventils die Flüſſigkeit angeſaugt und durch das Anſatzſtück d in den Maſtdarm getrieben.

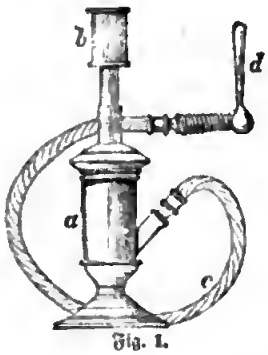


Fig. 1.

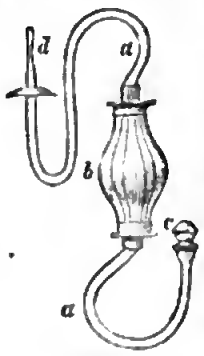


Fig. 2.

Letztgenannte Inſtrumente dienen auch zur aufſteigenden Maſtdarmdouche (douche ascendante), welche ſich vom gewöhnlichen K. nur durch die große Menge und Gewalt, mit welcher die Flüſſigkeit eingeſpritzt wird, unterſcheiden. Neuerdings haben Hegar und Simon das Eingießen von großen Waſſermengen (3 bis 5 l) durch den Maſtdarm vermittelſt eines Trichterapparats und in Verbindung mit einer geeigneten, den Druck in der Bauchhöhle möglichſt herabſetzenden Lagerung des Kranken (Bauchlage, Knie-Ellbogenlage) zur Methode erhoben und damit bei hartnäckigen Verſtopfungen, Darmverſchließungen, Schleimflüſſen, Wurmkrankheiten u. dgl. vorzügliche Reſultate erzielt. In manchen Fällen wählt man dafür die bloße atmoſphäriſche Luft, die mittels einer Art von Luftpumpe in die Därme getrieben wird; dies iſt die ſog. Luftdouche, welche bisweilen bei Darmverſchlingungen ſich nützlich erwieſen hat.

Klytämneſtra (grch. Klytaimneſtra), Tochter des Königs Tyndareos und der Leda, Zwillingsſchweſter der Helena, gebar ihrem Gemahl Agamemnon zwei Töchter, Iphigenia und Elektra, und einen Sohn, Oreſtes. Während des Zugs ihres Gemahls nach Troja lebte ſie mit Ägiſthos in Ehebruch, ermordete mit dieſem den zurückkehrenden Gemahl und herrſchte in Mykene mit Ägiſthos, bis Oreſtes, herangewachſen, ſie ermordete.

Klytämneſtra, der Name des 179. Aſteroiden. (S. unter Planeten.)

km, Abkürzung für Kilometer.

K. M., Abkürzung für Knight of Malta (Malteſerritter).

Knephis, ägypt. Gottheit, ſ. Kneph.

Kmet (ſlaw.), der Bauer, insbeſondere das Haupt der Familie oder Hausgenoſſenſchaft, dann ſoviel wie Senator, Richter, Schöppe, in Serbien der Bürgermeiſter, überhaupt auch der Greis.

Knaack (Wilh.), Schauſpieler, geb. 13. Febr. 1829 zu Roſtock, debütierte 1846 auf dem dortigen Theater. Die Folgezeit zog er meiſt mit Geſellſchaften umher, und war 1848—49 Mitglied des lübecker Stadttheaters. Nach Engagements in Berlin (1851), Danzig (1852), am Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater in Berlin (1853—55) kam K. 1856 auf Laubes Veranlaſſung nach Prag und wurde 1857 Mitglied des Carl-Theaters zu Wien; ſpäter gaſtierte er vielfach an deutſchen Bühnen. K.s Talent liegt beſonders auf dem Gebiet der Poſſe.

Knab (Ferd.), Landſchaftsmaler, geb. zu Würzburg 12. Juni 1834, war anfangs Architekt und widmete ſich dann in München der Architekturmalerei. Hier bildete er mit Kirchner, Höcker, Bauernfeind u. a. eine eigene, charakteriſtiſche Gruppe, welche Landſchaft und Architektur mit Staffage in eigentümlicher Weiſe belebt zum Gegenſtand ihrer Darſtellungen wählte. Auch Piloty und Ramberg hatten Einfluß auf ihn, am meiſten aber eine 1863 angetretene Reiſe nach Italien, welche ihm Stoff für ſeine beſten Bilder bot. Hierher zählen: der einſame Kloſterhof (1868), die röm. Landſchaft (1872), der Schloßpark (1873); aus früherer Zeit datieren: der Kloſterfriedhof (1862), das röm. Grabmal (1866), die Schloßruine (1866) und noch mehrere Gartenſcenen, Abendſtimmungen u. a.

Knabe, ein Kind männlichen Geſchlechts, und **Knabenalter**, ſ. unter Kind, Bd. X, S. 274.

Knabenkraut, ſ. unter Orchis.

Knabenliebe, ſ. Päderaſtie.

Knabenſeminare, unter kirchlicher Aufſicht und Leitung ſtehende Seminare zur Vorbildung kath. Prieſter; ſolche K., in welchen begabte Knaben vom 12. Lebensjahre an erzogen und unterrichtet werden, ſollen nach Vorſchrift des Tridentiner Konzils in jeder Diöceſe eingerichtet werden. Dieſer Punkt bildet jetzt einen der wichtigſten Streitpunkte zwiſchen Staat und Kirche.

Knabl (Joſ.), Bildhauer, geb. 17. Juli 1819 zu Fließ, einem Gebirgsdorfe in Tirol, Sohn eines Bauern, kam zum Bildhauer F. Renn in Imſt in die Lehre und begab ſich 1836 nach München, wo er durch Schnitzarbeiten ſich ernährte. Im J. 1838 fand er im Atelier des Bildhauers O. J. Entres Gelegenheit, mittelalterliche Skulptur zu ſtudieren, was ſeine künftige Kunſtrichtung beſtimmte. Dieſer Zeit gehören an ſein großes plaſtiſches Werk: die Taufe Chriſti, überlebensgroße Gruppe für Mergentheim in Württemberg; ferner eine Mariengruppe für die Votivkirche in Paſſau. Seine Gruppe der heil. Anna und Maria, für den Dom in Eichſtätt beſtimmt, wurde bei der Kunſtausſtellung in München 1858 preisgekrönt und K. zum Ehrenmitglied der königl. Akademie ernannt. Sein Hauptwerk iſt die Krönung Marias für den Hochaltar in der Frauenkirche in München. Auch ſein Chriſtus am Kreuze mit Maria und andern Heiligen für die neue Kirche in Haidhauſen zeigt den tüchtigen Künſtler. König Max II. ernannte ihn 1862 zum Wirkl. Profeſſor der Bildhauerkunſt an der Akademie zu München, nachdem er ſchon ſeit 1858 die künſtleriſche Leitung der Mayerſchen Kunſtanſtalt für kirchliche Arbeiten übernommen hatte. K. ſtarb 3. Nov. 1881 in München.

Knabl (Karl), Sohn des vorigen, Genremaler, geb. 26. Jan. 1850 zu München, widmete ſich unter Leitung ſeines Vaters zuerſt der Bildhauerkunſt,

trat aber dann als Schüler Pilotys zur Malerei über und lieferte, seit er 1874 mit dem Bilde: der bestohlene Geizhals, in die Öffentlichkeit trat, eine Reihe von koloristisch wirksamen Genrebildern, darunter z. B. eine Schusterwerkstätte (1875), ein Zither spielender Knabe (1878), verborgenes Genie (ein schnitzender Knabe, 1879), Wildschütz, Herausforderung zum Fingerhakeln (1882), Floßfahrt (1883), der überwundene Hercules u. s. w.

Knackmandel, s. unter Mandeln.

Knagge oder Knaggen (frz. taquet, engl. tappet), ein Vorsprung an Maschinenteilen, der dazu dient, Bewegungen einzuleiten oder zu verhindern, gleichbedeutend mit Daumen (s. d.).

Knall ist eine intensive, schnell vorübergehende Erregung unsers Gehörorgans und entsteht durch jede schnelle und gewaltsame Zertrennung der Luft mittels eines in ihr sich schnell fortbewegenden Körpers (z. B. beim K. einer Peitsche), ferner durch jede heftige und augenblickliche Entwickelung einer großen Menge von Gasen, welche die Luft mit großer Gewalt fortstoßen, bei ihrem momentanen Verbrennen aber ebenso schnell einen leeren Raum erzeugen, welchen die Luft mit gleicher Heftigkeit anzufüllen strebt. Die Chemie hat eine sehr große Menge von Stoffen kennen gelehrt, welche sich unter gewissen Bedingungen, z. B. Erwärmung, Schlag, Reiben u. s. w., plötzlich in gasförmige Produkte zerlegen, welche Zersetzung von einem K. begleitet ist. Beispiele derartiger Körper sind Schießpulver, ferner Gemenge von chlorsaurem Kali mit Schwefel oder Schwefelantimon (die entzündliche Masse in den Zündnadelgewehren), die knallsauren Salze oder Fulminate, Chlor- und Jodstickstoff, pikrinsaures Kali, Nitromanait, Nitroglycerin und Dynamit u. s. w. Eine solche Zersetzung heißt Explosion oder, wenn sie schwächer ist, Verpuffung oder Detonation, und es ist eine solche zuweilen mit großer Gefahr für den Experimentierenden verbunden. Explodierende Körper nennt man, insofern sie technische Anwendung finden, Knallpräparate. Das Schießpulver verursacht bei seinem Verbrennen im geschlossenen Raume selbst im Freien einen seiner verbrannten Menge entsprechenden K., der durch die Gegenstände vergrößert wird, die sich seiner augenblicklichen Ausdehnung nach allen Seiten entgegensetzen. Obgleich bei dem K. das Hervortreten einer Haupterschütterung das Wesen desselben ausmacht, so darf man doch annehmen, daß dieser eine oder vielleicht auch einige schwache Schwingungen folgen, da man bei einem K. mehr oder weniger eine Tonhöhe unterscheiden kann. Beim schnellen Öffnen eines Pennals hört man einen K. ganz von der Höhe des Tons, den man beim Anblasen desselben erhält. Bei den Explosionen in einem geöffneten Gefäß, wie z. B. einem Büchsenschuß, pflegt der Ton beträchtlich höher zu sein als beim Anblasen, was wohl der höhern Temperatur zuzuschreiben ist. Auch wenn Seifenblasen, mit Knallgas (s. d.) gefüllt, abgebrannt werden, wo also die Luft in einen von allen Seiten geöffneten Raum stürzt, unterscheidet man eine Tonhöhe des K. und kann bemerken, daß derselbe um so tiefer ist, je größer die Blase war.

Knallanilin, chromsaures Diazobenzol, durch Einwirkung von salpetriger Säure auf Anilin und Fällen des Produkts mit einer salzsauren Lösung von doppeltchromsaurem Kali erhalten, soll das Knallquecksilber unter Umständen ersetzen können.

Knallbüchsen, die ältesten Handfeuerwaffen (s. d., Bd. VIII, S. 793b).

Knallgas oder Knallluft nennt man im weitesten Sinne ein jedes explodierende Gemenge aus irgend einem brennbaren Gase (wie Leuchtgas oder Petroleumdampf oder Ätherdampf) und Sauerstoffgas oder atmosphärischer Luft; im engern Sinne aber ein Gemenge von Wasserstoffgas mit Sauerstoffgas oder atmosphärischer Luft; in dem Verhältnisse von zwei Volumen des erstern und einem Volumen Sauerstoff oder fünf Volumen atmosphärischer Luft. Dieses Gasgemenge explodiert beim Anzünden heftig. Der Knall bei der Entzündung rührt davon her, daß der entstandene Wasserdampf, durch die bedeutende Wärmeentwickelung sich plötzlich ungemein ausdehnend, die Luft heftig forttreibt, aber sogleich wieder abgekühlt wird, wodurch ein leerer Raum entsteht, in den die Luft stürzt und zusammenschlagend einen Knall hervorbringt. Durch eine feine Spitze kann man aber das K. in einer kontinuierlichen Flamme herausbrennen lassen (Knallgasgebläse), wenn man Sorge trägt, daß die beiden getrennt zuzuführenden Gase sich erst an der Entzündungsstelle vermischen können. Die durch das Knallgasgebläse entwickelte Hitze ist äußerst intensiv, sodaß darin Substanzen geschmolzen werden können, welche in allen andern Feuerungen unschmelzbar sind, wie Platin, Thonerde, Kieselsäure. Leitet man die Knallgasflamme auf einen Kreidecylinder, so kommt dieser ins Weißglühen und verbreitet dabei ein strahlendes Licht von größter Intensität (Knallgaslicht, Drummonds Licht, Hydrooxygengaslicht oder Sideral-licht), dessen man sich besonders zur Beleuchtung der Mikroskope, der Nebelbilder und zu andern optischen Experimenten, sowie zu Beleuchtungszwecken bedient. Man bedient sich der Knallgasflammen häufig zum Löten von Platin, Blei u. dgl. Um dabei Gefahr zu vermeiden, werden die beiden Gase in besondern Gasometern aufbewahrt, und man läßt sie erst kurz vor der Ausströmungsmündung im erforderlichen Verhältnisse zusammentreten. Gefahrlos kann man K. entzünden, wenn man damit Blasen von Seifenwasser füllt. Auch dampfgasförmige Kohlenwasserstoffe im Gemenge mit Luft explodieren beim Anzünden (wie das Grubengas und der Petroleumdampf in schlecht konstruierten Petroleumlampen). Erwähnenswert ist noch das Chlorknallgas, ein Gemisch von gleichen Raumteilen Wasserstoffgas und Chlorgas. Im Dunkeln bereitet und aufbewahrt, hält sich das Gemisch unverändert, explodiert jedoch auf das heftigste unter Bildung von salzsaurem Gase, sobald ein Strahl direkten Sonnenlichts darauf fällt.

Knallgasgebläse, s. unter Knallgas.

Knallgläser, s. Knallkugeln.

Knallglyzerin, s. Nitroglyzerin.

Knallgold, s. unter Gold (-Verbindungen 1b und 4a).

Knallkugeln oder Knallgläser nennt man zugeschmolzene hohle Glaskugeln von der Größe einer Zuckererbse, in welchen sich etwas Wasser oder Alkohol befindet. In Feuer oder auf glühende Kohlen oder Eisenplatten gelegt, zerspringen sie mit einem heftigen Knall, weil die im Innern befindliche Flüssigkeit durch die Hitze in Dämpfe verwandelt wird. Eine andere Art dieser Kugeln, von größerm Umfange, wird an der Lampe geblasen und dann luftleer gemacht. Zerbricht man sie, so entsteht

ebenfalls ein ziemlicher Knall, indem die äußere Luft plötzlich in den leeren Raum dringt.

Knallluft, s. Knallgas.

Knallmannit oder Nitromannit, auf gleiche Weise aus Mannit darzustellen wie der Knallzucker (s. d.); er krystallisiert in weißen seideglänzenden Nadeln, die bei 120° unter Detonation abbrennen und auch durch Stoßen heftig explodieren. Man hat den K. in geigneter Mischung zum Füllen der Zündhütchen anzuwenden versucht.

Knallpräparate werden diejenigen Explosivstoffe (s. d.) genannt, welche schon bei geringer Temperaturerhöhung explodieren, sodaß die Einwirkung einer mäßigen Reibung, eines Schlags oder Stichs genügt, um sie in Gasform überzuführen. Dieser Übergang erfolgt außerordentlich rasch und ist die Wirkung der Gase eine eminent heftige; mit dem Gebrauch solcher Substanzen ist eine große Gefahr verbunden. Sie können daher weder als Treib-, noch als Sprengmittel, sondern nur als Zündmittel Anwendung finden, so namentlich in Zündhütchen, Zündern, Reibschlagröhren. Hierher gehören die knallsauren Salze, wie Knallgold, Knallsilber und besonders Knallquecksilber; ferner die Mengungen des chlorsauren Kalis mit Kohle, Schwefel u. s. w. (Vgl. die Spezialartikel.)

Knallpulver ist ein Gemenge von drei Teilen Salpeter, zwei Teilen trockenem lohlensaurem Kali und einem Teile Schwefelblumen. Auch ohne eingeschlossen zu sein und selbst in geringer Masse entzündet es sich mit einem heftigen Knall, wenn es in einem blechernen Löffel über glühenden Kohlen allmählich bis zum Schmelzpunkte des Schwefels erhitzt wird. Es bildet sich schwefelsaures Kali, und der hierbei frei gewordene Stickstoff und die Kohlensäure bringen durch plötzliche Entwickelung die Detonation hervor.

Knallquecksilber, knallsaures Quecksilberoxyd, Howards Knallpulver oder Mercuridfulminat, ist ebenso wie das knallsaure Silberoxyd und das entsprechende Kupfer- und Zinkpräparat eine Verbindung des betreffenden Metalls mit Knallsäure. Das K. wird bereitet, indem 3 Teile Quecksilber mit 36 Teilen Salpetersäure von 1,34 spezifischem Gewicht ohne Erwärmung in einem geräumigen Gefäß gelöst und 17 Teile Alkohol von 90° zugefügt werden; bald tritt lebhafte Reaktion der Masse ein, wobei noch 17 Teile Alkohol zuzusetzen sind. Beim Erkalten scheidet sich K. aus und erscheint in weißen, durchsichtigen, seidenglänzenden Krystallnadeln, welche am Lichte braungrau werden und sich wenig in kaltem, leichter in heißem Wasser auflösen. Bei der Bereitung ist große Vorsicht nötig. Es verpufft mit betäubendem Knalle beim Reiben, Schlagen, durch den elektrischen Funken, durch den Funken aus Stahl und Stein, durch konzentrierte Schwefelsäure, durch brennenden Zunder und selbst durch einen gewissen Grad von Erhitzung. Es entzündet sich rascher als das beste Schießpulver und hat eine ohne Vergleich größere forttreibende Kraft als dieses. Durch Befeuchtung verliert es sehr an entzündlicher Kraft; mit 30 Proz. Wasser kann es auf einer marmornen Tafel durch einen hölzernen Stempel ohne alle Gefahr gerieben werden. Zur Bereitung der Zündhütchen empfiehlt sich am meisten ein Gemenge aus zehn Teilen K. und sechs Teilen feinem Schießpulver.

Knallsäure, Nitrocyanmethan, CH_2CNNO_2, ist im freien Zustande noch nicht dargestellt; ihre Salze von denen das Knallquecksilber und das Knallsilber am bekanntesten sind, leiten sich durch Substitution von ihr ab, indem 1 Atom zweiwertiges Quecksilber oder zwei Atome einwertiges Silber an Stelle der zwei Wasserstoffatome treten.

Knallsilber existiert in zweierlei Arten. Das Howardsche oder Brugnatellische K. ist knallsaures Silber und wird auf ähnliche Weise wie das Knallquecksilber bereitet, nur daß man statt des Quecksilbers Silber anwendet; es ist ein viel heftiger wirkendes Präparat als jenes. Die Darstellung desselben erfordert die größte Vorsicht, da es nicht allein im trockenen Zustande durch Schlagen, Reiben und Erhitzen mit furchtbarer Heftigkeit explodiert, sondern selbst im feuchten Zustande oft durch die geringfügigsten Umstände verknallt und alles ringsumher zertrümmert. Wegen seiner zu großen Explosionsfähigkeit und damit verbundener Gefahr kann es nicht zur Füllung der Zündhütchen benutzt werden. Dagegen verwendet man es zu einigen Spielereien, wie Knallerbsen, Knallfidibus u. s. w. Das Bertholletsche Knallsilber (vgl. Bd. II, S. 879), durch Digestion von frisch gefälltem Silberoxyd mit Ammoniakflüssigkeit dargestellt, bildet ein schwarzes krystallinisches Pulver und explodiert noch heftiger als die vorstehende Verbindung, sogar schon durch Berührung mit einer Feder unter Wasser.

Knallzucker oder Vixorit, eine durch Behandeln von feingepulvertem Rohrzucker mit einem Gemisch von Schwefelsäure und Salpetersäure erhaltene teigige Substanz von bitterm Geschmack, die nach dem Reinigen die Durchsichtigkeit und Konsistenz des Kolophoniums besitzt, sich durch Leichtentzündlichkeit auszeichnet und sehr explosiv ist. Angezündet verbrennt sie regelmäßig und kann nur schwer wieder verlöscht werden. Man hat sie daher, indessen ohne Erfolg, in der Artillerietechnik zu Bombenzündern und Rollschüssen anzuwenden versucht.

Knapp (Albert), geistlicher Liederdichter, geb. 25. Juli 1798 zu Tübingen, bildete sich auf dem Seminar zu Maulbronn und der Universität Tübingen zum Theologen und übernahm 1820 ein kirchliches Amt. Nachdem er verschiedene Vikariate versehen, wirkte er eine Zeit lang als Diakonus zu Kirchheim unter Teck, bis er 1836 Archidiakonus an der Stiftskirche in Stuttgart wurde. Hier starb er als Stadtpfarrer 18. Juni 1864.

K. war ein reichbegabter Dichter, durch welchen insbesondere das geistliche Lied zu neuem Leben erweckt wurde. Viele seiner Dichtungen enthält das von ihm 1833—53 herausgegebene Taschenbuch «Christoterpe». Seinen «Christl. Gedichten» (2 Bde., Stuttg. 1829; 3. Aufl., Bas. 1843) folgten die «Neuern Gedichte» (Stuttg. 1834) als dritter Band. Ferner erschienen von ihm «Gedichte» (Stuttg. 1843), «Hohenstaufen» (Stuttg. 1839) und «Bilder der Vorwelt» (Stuttg. 1862), zwei Cyklen von Liedern und Gedichten, sowie «Herbstblüten» (Stuttg. 1859). Sein «Evang. Liederschatz für Kirche und Haus» (2 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1837; 3. Aufl. 1865) ist eine schätzbare Sammlung hymnologischer Denkmäler aller christl. Jahrhunderte. Auch gab K. eine Biographie Hofackers (4. Aufl., Heidelb. 1872) heraus. Seine «Gesammelten prosaischen Schriften» erschienen in 2 Bänden (Stuttg. 1870—75). Vgl. J. Knapp, «Albert K. Lebensbild» (Stuttg. 1867); K. Gerok, «Albert K.» in «Lebensbilder schwäb. Dichter» (Stuttg. 1881).

Knapp (Georg Christian), prot. Theolog, geb. 17. Sept. 1753 zu Halle, wo sein Vater, Johann Georg K., Direktor des Waisenhauses war, genoß den Unterricht im dortigen Pädagogium, bezog daselbst 1771 die Universität, 1774 die zu Göttingen und habilitierte sich 1775 in Halle, wo er 1777 außerord., 1782 ord. Professor der Theologie wurde. Er starb als Senior der Universität und Direktor des Pädagogiums und des Waisenhauses 14. Okt. 1825. K. bekannte sich zu einem rationalen Supranaturalismus und suchte die Offenbarung mit der theoretischen und praktischen Vernunft in Übereinstimmung zu bringen. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: die Übersetzung der Psalmen (Halle 1777; 3. Aufl. 1789), seine Ausgabe des griech. Neuen Testaments (Halle 1797; 3. Aufl. 1824), die Sammlung seiner «Scripta varii argumenti» (Halle 1805; 2. Aufl., 2 Bde., Halle 1823), in der sich auch seine treffliche «Narratio de Justo Jona» (Halle 1817) befindet, und «Vorlesungen über die christl. Glaubenslehre» (herausg. von Thilo, 2 Bde., Halle 1827).

Knapp (Ludw. Friedr.), Chemiker, geb. 22. Febr. 1814 zu Michelstadt im Odenwald, erhielt seine Gymnasialbildung zu Darmstadt, lernte dann als Apotheker und studierte seit 1835 unter Liebigs Leitung zu Gießen, sowie später zu Paris Chemie. K. habilitierte sich 1838 für reine und angewandte Chemie zu Gießen, widmete sich aber bald ausschließlich der letztern, und wurde 1841 zum außerord. und 1848 zum ord. Professor befördert. Im Dez. 1853 folgte er einem Rufe als ord. Professor bei der staatswirtschaftlichen Fakultät und Betriebsbeamter der königl. Porzellanmanufaktur nach München, wo er im Mai 1856 zum Inspektor der letztern ernannt wurde. Seit 1863 wirkt er als Professor der technischen Chemie an der Polytechnischen Schule zu Braunschweig. K.s Hauptwerke sind das «Lehrbuch der chem. Technologie» (2 Bde., Braunschw. 1847; 3. Aufl. 1865—74), die «Technolog. Wandtafeln» (16 Lfgn., Münch. 1855—62) und die deutsche Bearbeitung von Percys «Metallurgie» (2 Bde., Braunschw. 1863—78).

Georg Friedrich K., Sohn des vorigen, Statistiker, geb. 7. März 1842 zu Gießen, besuchte das Gymnasium zu München, studierte daselbst, in Berlin und Göttingen Nationalökonomie und lernte die praktische Statistik unter E. Engels Leitung in Berlin kennen. K. war 1867—74 Vorstand des Statistischen Bureau der Stadt Leipzig und 1869—74 außerord. Professor daselbst; seit 1874 ist er ord. Professor in der jurist.-staatswissenschaftlichen Fakultät zu Straßburg. Er schrieb: «Ermittelung der Sterblichkeit» (Lpz. 1868), «Sterblichkeit in Sachsen» (Lpz. 1869), «Theorie des Bevölkerungswechsels» (Braunschw. 1874) u. a.

Knapp (Ernst Martin Christian Ludw.), Bruder von Ludw. Friedr. K., jurist. Schriftsteller und Dichter, geb. 20. Febr. 1821 zu Darmstadt, studierte die Rechte und habilitierte sich dann zu Heidelberg. Er veröffentlichte ein Heft Gedichte unter dem Titel «Heidenlieder» (Mannh. 1848) und ein «System der Rechtsphilosophie» (Erlangen 1857). K. starb 8. Nov. 1858 zu Darmstadt.

Knappe, Schildknappe, auch Knecht oder Wapener, hieß im Mittelalter derjenige, welcher unter der Leitung und im Dienste eines wirklichen Ritters für den Krieg und das Ritterspiel sich ausbildete. Während anfangs, um K. zu werden, bloß die Nachweisung freier Geburt und des zum Ritterstande nötigen Lebensunterhalts erfordert wurde, verordnete Kaiser Friedrich II., daß fortan nur solche als K. aufgenommen werden sollten, die von Rittern geboren oder vom Kaiser ihrer Verdienste wegen mit diesem Rechte würden begünstigt werden. Der K. war bloß mit Schwert und Streitaxt bewaffnet. Er hatte die Aufsicht über die Pferde und Waffen seines Herrn, begleitete denselben in den Krieg und mußte sich stets in dessen Nähe halten, indem er den Schild trug und im Kampfe ihm frische Waffen reichte. Daheim aber bediente er den Herrn bei Tafel und sonst. Vom Ritter hing es ab, ob und wann dem K. der Ritterschlag erteilt werden sollte; dies geschah meist im 21. Jahre.

Knappschaften, Knappschaftsvereine, sind Korporationen der Bergarbeiter behufs Unterstützung bei Krankheiten und Beschädigungen in ihrem Dienste. Sie sind in allen deutschen Staaten und auch in der österr. Monarchie, wo sie die Bezeichnung Bruderladen führen, gesetzlich und durch besondere Statute eingeführt und verpflichten den Bergwerksbesitzer sowohl als den Bergarbeiter zur Leistung bestimmter Beiträge. Diese werden auch verwandt für Begräbniskosten und für Verabfolgung von nach bestimmten Grundsätzen festgestellten Pensionen an invalid gewordene Arbeiter, deren Witwen und Waisen. Ein besonderer Knappschaftsarzt behandelt die erkrankten oder verunglückten Knappschaftsgenossen, die zu ihren Vorstehern besondere Knappschaftsälteste wählen, denen die Verwaltung der Knappschaftskasse überlassen ist, während die staatliche Bergbehörde dabei nur das allgemeine Interesse wahrzunehmen hat.

Knappschaftskassen (Bruderladen) sind Hilfskassen für Bergleute. Sie kommen ursprünglich als freie Vereinigungen, unterstützt durch Beiträge der Grubeneigentümer, schon seit dem 14. Jahrh. in Deutschland vor. Die neuern Berggesetze machen die Errichtung derselben obligatorisch und verpflichten alle Bergwerksbesitzer und Arbeiter zur Teilnahme an den Kosten und an der Verwaltung. In Sachsen besteht indes dieser Zwang nur für den Erzbergbau, während die K. der Steinkohlenbergwerke frei geblieben sind. In Preußen wurde der Kassenzwang durch das Gesetz vom 10. April 1854 eingeführt und zugleich auch auf die Hüttenbetriebe (die später wieder ausschieden) ausgedehnt. Die Werkeigentümer sind verpflichtet, mindestens die Hälfte der Summe beizusteuern, die von der Gesamtheit der Arbeiter an Beiträgen aufgebracht wird. Durch das Unfallversicherungsgesetz von 1884 und die in Aussicht genommene Altersversicherung der Arbeiter werden die bisher bestehenden K. jedenfalls wesentliche Umgestaltungen erfahren. Die Anzahl der Knappschaftsvereine betrug am 1. Jan. 1881 in Preußen 83, mit 162239 ständigen und 117049 unständigen Mitgliedern und einem Vermögen von 21545610 Mark. Der stärkste Verein hatte an ständigen und unständigen Mitgliedern 55869, der schwächste nur die durchaus unzulängliche Zahl 13.

Knaresborough, Stadt in der engl. Grafschaft Yorkshire, West-Riding, auf felsiger Höhe links am Nidd, 27 km im WNW. von York gelegen, mit (1881) 5000 E. In der Nähe kreuzt ein hoher Viadukt der Nordostbahn das Thal. Das früher sehr starke, in Ruinen liegende Schloß wurde 1170 von Serlo von Burgh gegründet; 1648 wurde es geschleift.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Etwas abwärts am Flusse liegt die St. Robertshöhle, in welcher 1744 Daniel Clarke durch Eugen Aram ermordet ward. Dem Schlosse gegenüber entspringt die versteinernde Quelle Dropping Well. Die Stadt fabriziert Leinenwaren und Wollzeuge. Sie sendet einen Abgeordneten in das Parlament.

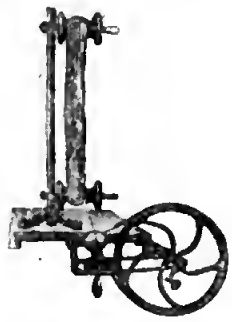
Knäs, Knjas (fälschlich Knees), die russ. Bezeichnung für Fürst; das Wort stammt aus derselben Wurzel wie das german. konung. Der Gründer des russ. Staats Rurik führte den Titel K., sein Nachfolger bereits Welikiknäs, Großfürst. K. war der Titel, den die Teilfürsten führten. Bis Peter d. Gr. hat es in Rußland nur geborene Fürsten gegeben, diese stammten entweder von Rurik (Nachkommen der verschiedenen Teilfürsten) oder von Gedimin, dem Begründer des litauischen Staats, ab, oder waren tatar. Herkunft; später kamen noch hinzu grusinische, armen. und tscherkessische Fürstenhäuser. Unter Peter d. Gr. fand zum ersten mal eine Erhebung in den Fürstenstand statt. Er ließ Menschikow durch den röm. Kaiser in den Fürstenstand des Römischen Reichs erheben, ebenso Scheremetjew in den Reichsgrafenstand. Später verlieh Peter d. Gr. selbst den Fürsten-, Grafen- und Barontitel, ebenso seine Nachfolger. Sämtliche russ. Fürsten und Grafen führen das Prädikat Erlaucht (ssijatelstwo), einige Fürsten kraft besonderer Verleihung das Prädikat Durchlaucht (swetlost), wie Menschikow, Sfuworow (Graf von der Rymnik, Fürst von Italien). Andere von den Kaisern in den Fürstenstand erhobene Familien sind die Lopuchin, Sfaltykow, Orlow, Woronzow (ein altes moskauisches Bojarengeschlecht), die Lieven, Paskiewicz (Graf von Eriwan, Fürst von Warschau). Von Rurik stammen ab die Fürsten Odojewskij, Obolenskij, Dolgorukij, Gortschakow, Wiatinskij, Schtscherbatow, Schachowskoi, Lobanow-Rostowski, Belosselski-Beloserski, Wjäsemskij, Gagarin, Wolkonskij u. a. Von Gedimin stammen ab die Fürsten Galizyn, Kuralin, Chowanskij, Trubezkoi u. a. Zu den grusinischen Familien gehören die Nachkommen der grusinischen Zaren, die Bagration, die Zizianow und viele andere. Die Argutinski sind eine armen. Fürstenfamilie; die Dadianow, die vormalige souveräne Fürstenfamilie in Mingrelien; die Tscherkasskij, aus der großen Kabarda; die Meschtscherskij, ein Tatarengeschlecht aus dem 13. Jahrh.; die Urussow und Jussupow, tartar.-nogaische Geschlechter. Der Fürstentitel verleiht dem Inhaber übrigens nur dieselben Rechte, die jedem Edelmann zustehen. Ein Verzeichnis der russ. fürstl., gräfl. und den Baronstitel führenden Familien, sowie eine Geschichte der einzelnen Familien lieferte Fürst Peter Dolgorukow (pseudon. Almagro) als «Notice sur les principales familles de la Russie» (Par. 1843).

Knaster, s. Canaster.

Knäuel oder Knaul, ein durch Aufhäufung entstandener rundlicher Körper, besonders Fäden von Garn, Zwirn, Seide u. s. w. zu einem rundlichen Körper übereinander gewickelt.

Knäuelstab, s. u. Knäuelwickelmaschine.

Knäuelwickelmaschine (frz. machine à pelotes, peloteuse; engl. ball-winding machine, balling-machine), eine zur mechan. Herstellung von Garn- oder Zwirnknäueln dienende Maschine. Die Bewegungsorgane derselben ahmen die Bewegung der Hand beim Knäuelwickeln nach; auch ist der mit der Maschine hergestellte Knäuel äußerlich dem von Hand gewickelten gleich, doch unterscheidet er sich von letzterm dadurch, daß das Abwickeln von innen heraus erfolgt. Das Garn wird auf einen etwa 20 mm dicken Stab gewickelt, sodaß im Innern ein Loch von dem gleichen Durchmesser entsteht. Die Abbildung zeigt eine K. für Handbetrieb. Bei der Drehung des kleinen Handrades wird durch Riemenübertragung die Bewegung des Knäuelstabes und somit die Wickelung des Knäuels bewirkt. Die Bewegung des Knäuelstabes ist eine doppelte; sie besteht einesteils in einer Drehung des Stabes um seine Achse, andererseits in einem Heben und Senken desselben. Je tiefer die Senkung des Stabes ist, desto länglicher wird die Form des Knäuels, sodaß man es in der Gewalt hat, durch Regulierung dieser Senkung entweder annähernd kreisrunde oder ovale (eiförmige) Knäuel herzustellen. Zum fabrikmäßigen Betrieb hat man K., auf denen man gleichzeitig vier und mehr Knäuel wickeln kann. Diese Maschinen werden durch motorische Kraft betrieben und sind mit einer Zähloorrichtung versehen, die bei einem bestimmten, beliebig festzustellenden Gewicht des Knäuels den Faden trennt, sodaß alle Knäuel gleichviel Garn enthalten.



Knauf, s. Kapitäl.

Knaul, s. Knäuel.

Knautgras, Vulgärname der Pflanzengattung Dactylis.

Knaus (Ludw.), ausgezeichneter Genremaler, geb. in Wiesbaden 5. Okt. 1829, bezog mit 16 Jahren die Akademie zu Düsseldorf, wo er speziell als Schüler C. Sohns und W. Schadows seine Studien begann, und ging 1852 nach Paris, wo er acht Jahre lang blieb. Die intime Lebensbeobachtung und elegante Technik der Franzosen verband K. in der Folge mit der Wahrheit und Innigkeit deutscher Empfindung in einem Grade, welcher seinen Schöpfungen einen ganz eigentümlichen Charakter gab. In jedem neuen Gemälde kam derselbe immer vollendeter zum Ausdruck, sodaß seine Kompositionen bald die erklärten Lieblinge nicht nur des deutschen, sondern des europ. Publikums wurden. Im J. 1858 begründete er seinen Ruhm durch die Goldene Hochzeit, ein Charakterbild des mitteldeutschen Bauerntums; gleichen Erfolg hatte die Taufe (1859) und der Auszug zum Tanz (1861). Nachdem K. 1861—66 in Berlin gelebt hatte, kehrte er nach Düsseldorf zurück. Bis 1872 entstanden dort unter anderm: der Invalid (1865), das Leichenbegängnis im Dorfe (1871), eine seiner ergreifendsten Darstellungen, sodann die Hauensteiner (1872), eine Versammlung alter Bauern, welche in wichtiger Beratung über Gemeindeangelegenheiten vertieft die ganze Kraft, Verschlagenheit und Zähigkeit ihres Standes in klassischen Charaktertypen vertreten, endlich das Kinderfest (wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen) in der Nationalgalerie in Berlin, eine Schilderung des geselligen Familienlebens des 18. Jahrh. voll Humor und frischestem Leben. Im J. 1874 siedelte der Künstler nach Berlin über und übernahm hier die Leitung eines der an der Akademie neubegründeten Meisterateliers. Eins seiner bedeutendsten Bilder aus neuerer

Zeit (1876) ist die heilige Familie auf der Flucht von Engeln bedient, eine Art Apotheose der Kinderwelt, in welcher er die Poesie des Mutterglücks verherrlicht. Ferner sind hervorzuheben: die Wirtshausscene: auf schlechten Wegen, Salomonische Weisheit (ein alter Trödler, der seine Enkel in die Geheimnisse des Kleiderhandels einweiht), hinter den Coulissen, auf der Walstatt u. s. w. K. beherrscht und verdolmetscht die ganze Skala menschlicher Empfindungen mit einer Wahrhaftigkeit und Tiefe der Auffassung, einem Adel und Geschmack der Charakteristik und des Kolorits, welche ihn den größten Meistern seines Fachs würdig an die Seite stellen. Außer den Genrestoffen behandelt er das Porträt, namentlich im kleinern Maßstabe, mit bewunderungswürdiger Meisterschaft.

Knebel (Karl Ludw. von), bekannt als Freund Goethes, geb. 30. Nov. 1744 zu Wallerstein in Franken, in Ansbach erzogen, studierte zu Halle und trat 1763 als Offizier beim Regiment des Kronprinzen von Preußen in Potsdam ein. Während seines Militärdienstes verkehrte er viel mit Ramler, Gleim, Mendelssohn, Nicolai u. a. Nach 10 Jahren nahm er seinen Abschied und übernahm in Weimar die Stelle eines Hofmeisters bei dem Prinzen Konstantin. Im Dez. 1774 begleitete er den Erbprinzen und dessen Bruder nach Paris. Auf dieser Reise besuchte er Goethe in Frankfurt und vermittelte dessen Bekanntschaft mit dem Erbprinzen Karl August. Nach seiner Rückkehr und dem frühen Tode seines Zöglings erhielt er mit dem Charakter eines Majors eine lebenslängliche Pension. Erst in seinen spätern Lebensjahren verheiratete er sich mit einer Sängerin und zog sich hierauf nach dem Bergstädtchen Ilmenau zurück, vertauschte jedoch später diesen Aufenthalt mit Jena, wo er 23. Febr. 1834 starb.

Nur bedingt ist K. zu den Dichtern zu rechnen, obschon seine anonym erschienene «Sammlung kleiner Gedichte» (Lpz. 1815) und seine «Distichen» (Jena 1827) sich durch klassisch reine Form auszeichnen. Dagegen leistete er Vortreffliches als Übersetzer der «Elegien des Properz» (Lpz. 1798) und Meisterhaftes in seiner Übertragung von des Lucretius «De rerum natura» (2 Bde., Lpz. 1821; 2. Aufl. 1831). Später übersetzte er noch Alfieris Trauerspiel «Saul» (Ilmenau 1829). Den «Literarischen Nachlaß und Briefwechsel» K.s gaben Varnhagen von Ense und Th. Mundt heraus (3 Bde., Lpz. 1835; neue Aufl. 1840), wozu letzterer die Biographie K.s lieferte. Seinen höchst interessanten «Briefwechsel mit Goethe», dem er vielleicht der vertrauteste Freund war, gab Guhrauer heraus (2 Bde., Lpz. 1851).

Knebelit, ein zur rhombischen Olivingruppe gehöriges Mineral, derb und in Kugeln von lamellarer Aggregation und lichtgrauer Farbe; chemisch ist es eine isomorphe Mischung von Eisenoxydul- und Manganoxydulsilicat $Fe_2SiO_4 + Mo_2SiO_4$; fand sich bis jetzt zu Ilmenau in Thüringen und Dannemora in Schweden.

Knecht Ruprecht, eine der Gestalten, in welchen ursprünglich heidnische Anschauung in die Gegenwart übergegangen ist. In einigen Gegenden zieht zur Adventszeit der heil. Christ, begleitet von Nikolaus, Petrus, einem Engel und dem Knechte Ruprecht von Haus zu Haus, erkundigt sich nach der Aufführung der Kinder und beschenkt sie mit Nüssen, während der geschwärzte und in Pelz gehüllte Ruprecht mit der Rute droht. Der letztere ist nur die zurückgedrängte Gestalt des ruhmglänzenden (= hruodperaht) Gottes, also Wodans. Dessen Stelle nimmt auch der heil. Nikolaus (Claus, Klages, Busseklages) ein. Er und Knecht Ruprecht bedeuten im Grunde dieselbe Personifikation. In Tirol kommt in der Nacht vom 5. zum 6. Dez. der heil. Nikolaus und legt den Kindern allerlei Gaben ein; am Nikolausabend geht der Klaubauf um und nimmt die bösen Kinder in seinen Korb. Eine ähnliche Gestalt ist ebenso der Pelzmartl, eine früher in ganz Bayern übliche Erscheinung des heil. Martin; in Schwaben kommt zu Weihnachten noch heute der Pelzmärte, in Österreichisch-Schlesien St. Martin auf einem Schimmel und bringt den Kindern Geschenke, darunter stets ein Gebäck, das sog. Martinshörnl. Auch er bedeutet ursprünglich Wodan.

Knees, s. Knjäs.

Kneifzange, auch Kneip- oder Beißzange genannt, eine Zange, deren Maul aus Schneiden besteht und die zum Abkneifen dünner Drähte, sowie zum Ausziehen von Nägeln benutzt wird.

Kneitlingen, Dorf bei Schöppenstedt (s. d.).

Kneller (Kniller, Gottfr.), berühmter Porträtmaler, geb. 8. Aug. 1648 zu Lübeck, war anfangs für den Militärstand bestimmt, wendete sich aber der Malerei zu, die er in Amsterdam angeblich zuerst unter Rembrandt und nachher unter Ferd. Bol studierte. Im J. 1672 begab er sich nach Italien, wo er den Unterricht Carlo Marattas benutzte und erst geschichtliche Gegenstände malte, nachher aber fast einzig Porträtmalerei trieb, die ihn in großen Ruf brachte. Nach der Rückkehr nach Deutschland lebte er in Nürnberg, München und Hamburg. Um 1676 ging er nach London, wo ihn Karl II. zum Hofmaler ernannte. Auf Ludwigs XIV. Einladung machte er 1684 eine Reise nach Paris und malte den König und die ganze königl. Familie. Das Wohlwollen, welches ihm Karl II. schenkte, genoß er auch bei Jakob II. und Wilhelm III., der ihn 1692 zum Ritter, und bei Georg I., der ihn 1715 zum Baronet unter dem Titel von Whitton ernannte. Gleichzeitige Schriftsteller behaupten, K. habe zu sehr den Originalen geschmeichelt. Seine Vorzüge sind Leichtigkeit und Anmut der Ausführung und kräftiges Kolorit. Diejenigen seiner Porträts sind die besten, in welchen er van Dyck nachzustreben suchte. Er starb 7. Nov. 1723 in London und hinterließ ein bedeutendes Vermögen. Nach seinem Tode wurde ihm in der Westminsterabtei ein Denkmal errichtet.

Kneller Hall, s. unter Middlesex.

Knemis, Gebirgsstock am Nordrande von Hellas, der Nordwestspitze von Euböa gegenüber, der das Opuntische Lokris vom Epiknemidischen trennt.

Kneph, nach Plutarch und Porphyrius der in Theben verehrte Weltschöpfer der ägypt. Mythologie; andere nennen ihn wohl richtiger Kmephis und Kamephis. Da Porphyrius berichtete, daß er menschliche Gestalt und blaue Haut habe, ein Scepter in der Hand halte und auf dem Haupte einen Federschmuck trage, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß unter diesem Namen der große Hauptgott Thebens «Amon Ra, der Götterkönig» zu verstehen ist. In dem Namen Kmephis hat Georg Hoffmann den ständigen Beinamen des Amon Ra, Ka-nefi, «Stier (d. h. Gatte) seiner Mutter», vermutet, der den Gott als den sich selbst erzeugt

habenden bezeichnet. Der Name K. ist in neuerer Zeit auch vielfach irrig auf den widderköpfigen Gott von Elephantine, den Chnum oder Chnubis, angewandt worden, der von ihm durchaus verschieden ist.

Knesebeck (Karl Friedr., Freiherr von dem), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 5. Mai 1768 zu Karwe bei Neuruppin, trat 1782 in das Regiment Herzog von Braunschweig, nahm als Lieutenant an den Feldzügen 1792—94 teil, wurde 1799 zum Hauptmann, 1802 zum Major befördert und bald nachher in den Generalstab versetzt. An der Schlacht von Auerstädt nahm er in der unmittelbaren Nähe des Königs teil und bewahrte durch seine Geistesgegenwart denselben vor der Gefangenschaft. Für den weitern Feldzug war K. dem russ. Hauptquartier beigegeben, wo er die Disposition für die Schlacht von Pultusk (26. Dez. 1806) entwarf. Im Mai 1807 wurde er zum Oberstlieutenant befördert, nahm jedoch nach dem Frieden von Tilsit den Abschied und lebte auf seinem Gute Karwe zurückgezogen, bis der Krieg von 1809 zwischen Österreich und Frankreich ausbrach. K. eilte nach Böhmen, aber von einem Freunde aus Unvorsichtigkeit in den Arm geschossen, mußte er sein Vorhaben aufgeben. Eine Mission K.s nach Rußland (1811—12) hatte einen letzten Versuch zur Vermittelung mit Frankreich zum Zweck. Im Feldzuge von 1813 wurde K. Generallieutenant und erster Generaladjutant des Königs. K. verzögerte den Erlaß des Landwehrgesetzes um zwei Wochen und war ein erklärter Gegner der Landsturmordnung. Das rechtzeitige Abbrechen der Schlacht von Bautzen ist K.s Verdienst. Während des Waffenstillstandes verhandelte er in Wien, wo ihm Kaiser Franz persönlich das Versprechen des Beitritts zum Bunde gab. Der Operationsplan für die Fortsetzung des Feldzugs von 1813 und den von 1814 war von K. entworfen. Ihn trifft die Schuld, daß die böhm. Armee übermäßig verstärkt und dadurch ein bedeutender Teil der Streitkräfte lahm gelegt worden ist, und 1814 wollte er Blüchers Marsch auf Paris verhindern und Napoleons Dynastie auf dem Throne belassen. Im J. 1815 versuchte er Blücher beiseite zu schieben. Im J. 1822 wurde er Chef des reitenden Feldjägerkorps, 1825 General der Infanterie und 1831 kommandierender General des gegen Polen aufgestellten Beobachtungsheeres. Bei seiner Entlassung erhielt er den Rang eines Generalfeldmarschalls und starb 12. Jan. 1848 zu Berlin. K. hat sich auch als Dichter versucht. Ein Lied von ihm: «Lob des Kriegs» (1865), entzündete seiner Zeit eine wahrhafte Begeisterung im Publikum. Vgl. A. von dem Knesebeck, «Aus dem Leben der Vorfahren vom Schlosse zu Tylsen in der Altmark» (Berl. 1875); Lehmann, «K. und Schön» (Lpz. 1876).

Knetmaschine (frz. pétrisseur mécanique, engl. kneading-machine), im allgemeinen eine Vorrichtung zum Bearbeiten teigartiger Massen, die in verschiedenen Industrien, namentlich aber in der Brotbäckerei (s. d.) Verwendung findet und je nach der Natur des zu bearbeitenden Materials abweichende Konstruktionen erhält, deren Hauptteil gewöhnlich aus einer mit schraubenartigen Flügeln oder Armen besetzten, in einem cylindrischen Gehäuse drehbaren Welle besteht.

Knetverfahren, s. Massage.

Kniaziewicz (Karól), poln. General, geb. 4. Mai 1762 zu Assiten in Kurland, trat 1778 in die Artillerie. Im Kriege mit Rußland 1792 erwarb er sich bei Dubienka 17. Juli den Grad eines Majors. Nach der Schlacht von Golkow 8. Juli 1794 wurde K. Oberst, zwei Monate später General und hatte als solcher einen glänzenden Anteil an der Verteidigung Warschaus. In der Schlacht von Maciejowice 10. Okt. befehligte K. den linken Flügel, der den Kampf am längsten fortsetzte. Gefangen genommen, mußte er bis zur Thronbesteigung des Kaisers Paul in der Gefangenschaft schmachten. Im J. 1796 begab er sich zu Bonaparte und nahm in der poln. Legion an den franz. Operationen gegen Rom und Neapel teil. Nach der Schlacht von Marengo bildete er am Rhein eine neue poln. Legion, die er mit Ruhm in der Schlacht von Hohenlinden befehligte. Nach dem Frieden von Lunéville zog sich K. auf seine Güter zurück. Als 1812 die große franz. Armee den Niemen überschritten hatte, trat er in den Generalstab des Königs von Westfalen ein. Später erhielt er den Befehl über die 18. Division, welche zum 5., aus Polen bestehenden Korps (Fürst Poniatowski) gehörte. Er zeichnete sich bei Smolensk und an der Moskwa, sowie bei Jaroslawo und Wiazma aus und begab sich, schwer verwundet (an der Beresina), zur Heilung nach dem Bade Stoosgowice in Galizien, wo man ihn für kriegsgefangen erklärte. Nach dem Pariser Frieden lebte K. in Dresden. Nach dem Ausbruche der russ.-poln. Verschwörung 1825 beantragte Rußland K.' Auslieferung, die zwar verweigert wurde, indes doch eine Untersuchung gegen ihn zur Folge hatte. Nachdem er acht Monate auf der Festung Königstein zugebracht, wurde er entlassen. Seitdem lebte er in Paris, wo er 9. Mai 1842 starb.

Kniaznin (Franciszek Dyonizy), poln. Dichter, geb. 4. Okt. 1750 in der Wojwodschaft Witebsk, trat daselbst in den Jesuitenorden und wurde Lehrer in dem Jesuitenkollegium zu Warschau. Nach Auflösung des Ordens beschäftigte ihn Janocki in der Zaluskischen Bibliothek, dann wurde er Sekretär und Hofpoet des Fürsten Adam Czartoryski, verfiel jedoch 1796 in Wahnsinn. Er lebte mehrere Jahre zu Konstawola, einer Besitzung des Fürsten Czartoryski unweit Pulawy, und starb daselbst 25. Aug. 1807. K. ist in seinen lyrischen Gedichten zart, gefällig und voll Phantasie, doch verfällt er in seinen Oden in Schwulst und Künstelei. Unter seinen Werken (gesammelt, 6 Bde., Warsch. 1828; neue Aufl., Lpz. 1835) befinden sich auch mehrere Dramen und eine Übersetzung Ossians.

Knićanin (Stephan Petrowitsch), serb. General, geb. 1809 zu Knić in Serbien, war unter Fürst Miloschs erster Regierung Kreishauptmann in Semendria, beteiligte sich an der Revolution, welche den Fürsten Milosch stürzte, und wurde deshalb vom Fürsten Milan 1840 aus dem Lande verwiesen. Erst 1842, als Fürst Alexander Karageorgiewitsch den Thron bestieg, kehrte K. nach Serbien zurück und wurde Senator. Im J. 1848 führte K. den von den Ungarn hart bedrängten österr. Serben 3000 Mann Hilfstruppen zu, und leistete damit der österr. Armee einen so ausgiebigen Beistand, daß er dafür zum General ernannt wurde. Nach der Unterdrückung der ungar. Revolution kehrte K. in die Heimat zurück, wurde auch hier 1852 zum General ernannt, worauf er als Kommandierender der serb. Armee derselben eine neue Organisation gab. K., dessen Thaten in serb. Nationalliedern besungen werden, starb 26. Mai 1855 zu Belgrad.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Knick, in Norddeutschland Bezeichnung für Hecke, besonders als Wiesenzaun.

Knickbein, s. Bäckerbein.

Knickerbocker (Diedrich), das Pseudonym, unter welchem Washington Irving seine humoristische «History of New York, from the beginning of the world to the end of the Dutch dynasty» veröffentlichte (1809), danach Spitzname der Abkömmlinge der alten holländ. Bourgeoisie in Neuyork, auch allgemein Spitzname der Neuyorker überhaupt.

Knidos (lat. Cnidus oder Gnidus), Stadt der kleinasiat. Dorier, auf dem Vorgebirge Triopion (jetzt Kap Krio), der westlichsten Spitze des von der Küste Kariens weit gegen Westen vorspringenden, den Keramischen Meerbusen im Süden begrenzenden knidischen Chersones gelegen, mit zwei Häfen, stattlichen Heiligtümern und öffentlichen Gebäuden. Die Hauptsehenswürdigkeit war die Marmorstatue der Aphrodite von Praxiteles. Später soll die Statue, zufolge einer nicht ganz sichern Überlieferung, nach Konstantinopel in das sog. Lauseion (Palast des Lausos) gebracht worden und beim Brande desselben, 476 n. Chr., zu Grunde gegangen sein. Berühmte Männer aus K. waren der Arzt und Historiker Ktesias, der Mathematiker Eudoxos und der Geograph Agatharchides. In der Nähe der Stadt wurde 394 v. Chr. die spartan. Flotte von der vereinigten persisch-athenischen unter Führung des Konon geschlagen. Die Ruinen von K. hat Newton («History of discoveries at Halicarnassus, Caidus and Branchidae», Lond. 1862, und «Travels and discoveries in the Levant», 2 Bde., Lond. 1865) erforscht.

Knie (genu), in der Anatomie dasjenige Gelenk, welches durch einen ziemlich komplizierten Mechanismus den Unterschenkel mit dem Oberschenkel verbindet. Die eigentlichen Gelenkteile werden durch die beiden Knorren des Oberschenkelknochens (femur) und des Schienbeins (tibia) gebildet. Das mit Knorpel überzogene obere Ende des Schienbeins stellt eine fast horizontale Fläche dar, welche durch eine von vorn nach hinten laufende seichte Leiste in zwei Hälften geteilt ist; auf dieser Fläche ruht mit zwei nahezu halbkreisförmigen, durch eine Furche getrennten, ebenfalls überknorpelten Flächen der Oberschenkel. Der Raum zwischen den Gelenkenden beider Knochen ist von hinten her ausgefüllt mit zwei sichelförmigen, vorn zugeschärften, hinten hohen Knorpelscheiben (cartilagines semilunares), welche hier denselben Dienst leisten, wie ein Strohkranz, den man auf den Kopf legt, um eine darauf zu tragende Last fester zu stellen. Der Oberschenkel ist durch Bänderstreifen, welche bei jeder Stellung des K. gespannt sind, an das Schienbein befestigt und das ganze Gelenk von einer festen fibrösen Gelenkkapsel umgeben. (S. Tafel: «Die Bänder des Menschen».) Hinten ist das Ende des Oberschenkelknochens, sowie der Kopf des Schienbeins zur Bildung der Kniekehle (fossa poplitea) ausgeschnitten. Vorn liegt die scheibenförmige, oben abgerundete, an den Rändern zugeschärfte Kniescheibe (patella) mit einer Längsleiste in der Rinne zwischen den beiden seitlichen Kniegelenkflächen des Oberschenkels. An das obere Ende der Kniescheibe setzen sich die großen Schenkelmuskeln an, und sie selbst ist durch ein festes Band an das Schienbein befestigt; unter dem Bande liegt ein großer Schleimbeutel; das Wadenbein, welches an der Außenseite des Schienbeins liegt, trägt im wesentlichen nichts zur Bildung des Kniegelenks bei. In der Kniekehle liegen unter einem starken Fettpolster wichtige Blutgefäße und Nerven. Bei gestreckter Stellung des Beins verbindet das Kniegelenk den Ober- und Unterschenkel zu einer festen Stütze, in gebogener Lage dagegen gestattet es eine freiere Beweglichkeit, insbesondere die Drehung des Unterschenkels um seine Längsachse.

Verrenkungen des Kniegelenks unterscheiden sich in der Hauptsache nicht von denen anderer Gelenke, wegen der Zerreißung wichtiger Bänder erlangt aber das K. selten seine völlige Gebrauchsfähigkeit wieder. Auch die Kniescheide kann aus ihrer natürlichen Lage gebracht werden, jedoch, bei guter Behandlung, ohne bleibenden Nachteil. Bruch oder Abreißung der Kniescheibe können ebenfalls vollständig geheilt werden. Die verunstaltenden Winkelstellungen des K. nach außen oder innen (genu valgum, X-Beine, Säbelbeine) sind entweder Reste von Verletzungen des Kniegelenks oder entstehen (bei manchen Handwerkern, wie bei Bäckern, Kellnern u. a.) durch Gewohnheit; häufig sind sie auch ein Folgezustand der Englischen Krankheit (s. d.). Entzündungen des K. innerhalb der Gelenkkapsel sind gewöhnlich sehr langwierig und gefährlich. Krankhafte Veränderung (Entzündung) des Bandapparats und der Schleimbeutel, bei welcher das K. eine gebogene Stellung einhält, die oft dauernd wird, führt den Namen Kniegeschwamm (fungus genu), welcher nicht selten, in den Anfangsstadien vernachlässigt, durch langwierige Eiterungen, hektisches Fieber und Entartung lebenswichtiger innerer Organe zum Tode führt. (S. Gliedschwamm.) Unter Umständen können sich Wucherungen der Gelenkknorpel abschnüren oder Niederschläge in der Gelenkflüssigkeit bilden, und diese bis linsengroßen und größern Körper kellen sich dann leicht während des Gehens, unter großen Schmerzen, zwischen die Gelenkflächen ein. (S. Gelenkmäuse). Häufig, aber gefahrlos ist die Wassersucht des Schleimbeutels am Kniescheibenbande (Hygrom der Kniescheibe, hygroma praepatellare, engl. housemaids-knee), welche sich zumal bei Personen, die viel knien, bei Scheuerfrauen, Pflasterern ꝛc. entwickelt und nur durch völlige Ruhe des Gelenks, Druckverbände oder Incision und Spaltung der verdickten Balgwandungen zu beseitigen ist.

Kniebeugung findet in der kath. Kirche vor dem «Hochwürdigsten», d. h. den nach kath. Lehre durch die priesterliche Konsekration in Christi Leib und Blut verwandelten Abendmahlselementen, bei der Messe im Augenblick der Konsekration und Elevation, bei der Fronleichnamsprozession und beim Vorbeitragen des Sakraments auf der Straße statt. Dieselbe wird in kath. Ländern auch von dem zu kirchlichen Feierlichkeiten kommandierten Militär gefordert. Über eine Verordnung des bayr. Ministers Abel, welcher 1838 auch die prot. Soldaten zur K. nötigen wollte, entstand ein mehrjähriger, auch im bayr. Landtage verhandelter Streit. Vgl. Döllinger, «Der Protestantismus in Bayern und die Kniebeugung» (Regensb. 1843); Harleß, «Die evang.-luth. Kirche in Bayern und die Insinuationen des Hrn. Döllinger» (Erlangen 1843); Thiersch, «Über Protestantismus und Kniebeugung im Königreich Bayern» (Marb. 1844).

Kniebis, ein Hauptstock des nördl. oder sog. untern Schwarzwaldgebirges, über den sich die Landesgrenze zwischen Württemberg (Schwarzwaldkreis)

und Baden (Kreis Offenburg) hinzieht. Seine Lage und Beschaffenheit machten das Kniebisgebirge von alters her zu einem Hauptbollwerk des südl. Deutschland gegen feindliche Invasionen von Westen her. Aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs und der franz. Kriege des 18. Jahrh. stammen die Schwedenschanze, nördlich und südlich von derselben die Alexander- und die Schwabenschanze. Letztere wurde 6. Juli 1796 von den Franzosen unter Moreau erstürmt. Nach Moreaus berühmtem Rückzuge wurde im Sept. 1796 der Kniebispaß von österr. Truppen besetzt, im folgenden Jahre aber von den Franzosen abermals forciert. Dem Kniebisgebirge entspringen, sämtlich nach Westen abfließend, die Bergwasser Murg, Acher und Rench, die direkt in den Rhein münden, und die Wolf, die bei Wolfach von der Kinzig aufgenommen wird.

Zu den Kniebisbädern gehören die Renchbäder (Freiersbach, Petersthal und Griesbach), Antogast (s. d.) und Rippoldsau (s. d.). Säuerliche Quellen sind vorherrschend kohlensäurehaltige Eisensäuerlinge, wozu in Freiersbach noch eine Schwefelquelle kommt. Genauere Kunde über die Heilquellen des K. gab der mediz. Schriftsteller Theodor von Bergzabern (Tabernämontanus), der 1577 Antogast und zwei Jahre später die übrigen Brunnen untersuchte und die Ergebnisse seiner balneologischen Reisen 1581 in seinem Buche «New Wasserschatz» veröffentlichte. Durch wissenschaftliche Untersuchungen, Straßenanlagen, Wasserbauten zur Verhütung von Überschwemmungen, Herstellung regelmäßiger Postverbindungen, Unterstützungen aus dem Badefonds sind diese Bäder in ihren Einrichtungen allmählich auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht, zu großem Rufe und stetgender Frequenz gelangt. Empfohlen werden sie bei Verdauungsstörungen, Blutarmut, Krankheiten des Magens und der Unterleibs- (namentlich auch der Harn-) Organe, sowie bei verschiedenen Frauenkrankheiten.

Kniebis, Weiler bei Freudenstadt (s. d.) in Württemberg.

Kniegalgen, s. unter Galgen.

Kniegeige, s. Gambe.

Kniegeschwulst, weiße, s. unter Gliedschwamm, Bd. VIII, S. 109*.

Kniehebel, ein aus zwei unter einem stumpfen Winkel scharnierartig verbundenen Streben bestehender Hebel. (S. Presse.)

Knieholzkiefer, Baumart, s. Kiefer.

Kniekehle, s. unter Knie.

Kniep (Christoph Heinr.), Zeichner, geb. 1748 zu Hildesheim, bildete sich in Hannover, Hamburg und Berlin und besuchte dann Italien, wo er 1787 in Neapel Goethe kennen lernte und mit diesem Sicilien bereiste. Er starb 9. Juli 1825 zu Neapel als Professor an der Kunstakademie.

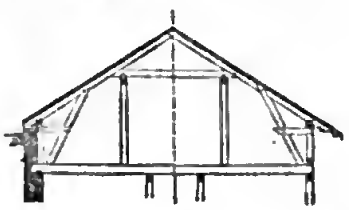
Kniephänomen oder Sehnenreflex, in der Medizin die Erscheinung, daß am leichtgebeugten Knie beim Beklopfen des Kniescheibenbandes vermittelst des Perkussionshammers eine reflektorische Kontraktion der großen Streckmuskeln am Oberschenkel und damit eine plötzliche Streckung des Unterschenkels erfolgt. Das Fehlen des K. ist ein wichtiges Symptom gewisser Nervenkrankheiten.

Knierohr, eine kniesörmig gebogene Röhre.

Knies (Karl), namhafter Nationalökonom, geb. 1821 zu Marburg, besuchte die Gymnasien zu Marburg und Fulda, studierte 1841—45, habilitierte sich 1846 an der Universität Marburg, wurde 1849 Lehrer an der höhern Gewerbeschule zu Kassel und, nachdem er 1850 diese Stelle unter dem Ministerium Hassenpflug verloren, 1852 Lehrer an der Kantonsschule zu Schaffhausen; 1855 wurde er als ord. Professor der Staatswissenschaften nach Freiburg i. Br. berufen und 1862 Direktor des Oberschulrats. In dieser Stellung stellte er die für die Volksschule geplanten Reformen in den «badischen Schultheisen» zusammen und entwarf ein Gesetz, wonach die geistlichen Ortsschulinspektoren und Kreisvisitatoren durch weltliche Kreisschulräte und Ortsschulräte ersetzt wurden. Infolge von Differenzen mit der Regierung über die Ausführung des Gesetzes nahm K. 1865 seine Entlassung und trat dann eine Professur der Staatswissenschaften in Heidelberg an. Später wurde er wiederholt zum Mitglied und 1882 auch zum Vizepräsidenten der Ersten Kammer ernannt. Von seinen volkswirtschaftlichen Werken sind die hauptsächlichsten: «Die Statistik als selbständige Wissenschaft» (Kass. 1850), «Die polit. Ökonomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode» (Braunschw. 1853; 2. Aufl. unter dem Titel «Die polit. Ökonomie vom geschichtlichen Standpunkt», 1883), «Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen» (Braunschw. 1853), «Der Telegraph als Verkehrsmittel» (Tüb. 1857), «Die Dienstleistung der Soldaten und die Mängel der Konskriptionspraxis» (Freiburg i. Br. 1860), «Geld und Kredit» (Abteil. 1—3, Berl. 1873—79), «Weltgeld und Weltmünzen» (Berl. 1874).

Knieschwamm, s. unter Knie und unter Gliedschwamm, Bd. VIII, S. 109*.

Kniestock, die niedrige Umfassungsmauer bei Dächern mit versenktem Gebälk, welche mit dem sich anschließenden Dache gewissermaßen ein Knie oder einen Winkel bildet. Er besteht entweder aus Fachwerk oder ist massiv, in welchem Falle sich hinter der massiven Umfassung die aus kurzen Säulen (Stöckeln oder Drempeln) und dem darüberliegenden Rahmen bestehende Stöckel- oder Kniestockswand befindet, auf deren Rahmen sich die Dachsparren aufklauen. (S. beistehende Figur.)



Kniestück, in der Malerei ein menschliches Bildnis, welches nicht die ganze Gestalt, sondern die dargestellte Person nur bis zur Kniegegend zeigt. In der Regel sind K. in Lebensgröße ausgeführt. Die ältere Kunst kennt diese Auffassung noch nicht, wie denn z. B. in der deutschen Malerei des 16. Jahrh. das Brustbild vorherrscht. Sehr häufig findet sich dagegen das K. bei den Niederländern des 17. Jahrh.

Kniga kormezaja, s. Kormezaja kniga.

Knigge, Porträtmaler, s. Egginf.

Knigge (Adolf Friedr. Franz Ludw., Freiherr von), deutscher Schriftsteller, geb. 16. Okt. 1751 zu Bredenbeck, unweit Hannover, bezog 1769 die Universität Göttingen und wurde nach beendigten Studien 1772 Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domänenkammer in Kassel. Doch ökonomische Verhältnisse nötigten ihn, Kassel zu verlassen und auf seine Güter zu gehen; darauf trat er 1777 als Kammerherr in die Dienste des weimarischen Hofs

Digitized by Google

und privatisierte dann mit seiner Familie abwechselnd zu Hanau, Frankfurt a. M. und Heidelberg, bis er 1790 Oberhauptmann und Scholarch in Bremen wurde, wo er 6. Mai 1796 starb. Seine Verbindung mit den Illuminaten, denen er 1780 beitrat und für die er unter dem Namen Philo eifrig wirkte, verwickelte ihn in unangenehme Verhältnisse.

Unter seinen Schriften wurde namentlich sein Buch «Über den Umgang mit Menschen» (2 Bde., Hannov. 1788), das die Regeln für ein ruhiges, glückliches und nützliches Leben aufstellen will, viel gelesen. Zur 9. Auflage (3 Bde., Hannov. 1824) fügte Wilmsen noch einen dritten Band unter dem Titel «Weltton und Weltsitte» hinzu. Die neuesten Auflagen besorgte Goedeke, eine Bearbeitung veranstaltete Dufresne (Berl. 1870; 13. Ausg. 1882). Unter K.s übrigen Schriften sind die Theaterstücke gänzlich vergessen; dagegen ist sein komischer Roman «Die Reise nach Braunschweig» in neuer Auflage, mit Illustrationen von Osterwald (Hannov. 1839), wieder erschienen. Auch sein interessantes Buch «Der Roman meines Lebens» (4 Bde., Riga 1781; neue Aufl., Frankf. 1805) verdient Beachtung. Eine Sammlung seiner Schriften erschien in 12 Bänden (Hannov. 1804—6).

Vgl. Goedeke, «Adolf Freiherr K.» (Hannov. 1844); «Aus einer alten Kiste. Originalbriefe, Handschriften und Dokumente aus dem Nachlasse eines bekannten Mannes (Adolf von K.)» (Lpz. 1853).

Knight (spr. Neiht), im Angelsächs. cnyht, das deutsche Knecht in der Bedeutung von Knappe (s. d.), heißt in England soviel als Ritter. Der Ritterstand macht hier keine Klasse des Erbadels aus, wie überhaupt der niedere Adel, die Gentry (s. d.), sich hier nie von den Freien der Nation gesondert hat. Der Ritterstand gründete sich teils auf den Besitz eines freien Landeigentums von einem gewissen Ertrag, teils auf persönliche, vom König ausgehende Ernennung. Ersteres zeigt sich noch in der Verfassung des Parlaments, indem die Grafschaftsdeputierten, als Vertreter der kriegspflichtigen Gutsbesitzer, gewählt von den Freisassen der Grafschaften, Knights of the shire heißen. Noch unter der Königin Elisabeth sollten die Gutsbesitzer von 40 Pfd. jährlichen Einkommens sich die Ritterwürde erteilen lassen. Die unterste und älteste Stufe der persönlichen Ritterwürde ist die des Knight Bachelor; sie ist, nachdem die letzten Reste der mit dem Gutsbesitz verknüpften Verpflichtung zum Heerdienst durch Gesetz vom J. 1660 aufgehoben worden, zu einem bloßen Titel geworden, der auch an hohe Beamte, städtische Honoratioren, Gelehrte und Künstler verliehen wird. Zu den K. gehören auch alle, die einen engl. Orden (mit Ausnahme der dritten Klasse des Bath) besitzen. Das Prädikat des K. ist Sir (s. d.).

Knight (Charles), engl. Verleger und Schriftsteller, geb. 1791 zu Windsor, wo sein Vater Buchhändler war. In Verbindung mit demselben gründete er 1811 den «Windsor and Eton Express», den er bis 1827 fortsetzte. Im J. 1824 siedelte er mit seinem Buchhändlergeschäft nach London über und ließ hier «Knight's Quarterly Magazine» erscheinen. Besonders verdient machte er sich seit 1827 als Herausgeber der von der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse unternommenen Publikationen, namentlich des «Penny Magazine» (1832—45) und der «Penny Cyclopaedia» (30 Bde., 1833—58). Er schrieb eine der besten Biographien Shakspeares (Lond. 1843) und gab dessen Werke mit Kommentar (8 Bde., Lond. 1839—43) heraus. In besonderm Abdruck aus diesem «Pictorial Shakspeare» erschienen die «Studies of Shakspeare» (Lond. 1849). Außerdem hat er eine «Popular history of England» (neue Aufl., 8 Bde., Lond. 1876), «The pictorial Bible» (4 Bde., 1838), «London» (6 Bde., 1841—44) und mehrere encyklopäd. Werke, darunter die «National Cyclopaedia» herausgegeben. Von seinen auf die Geschichte des engl. Buchhandels bezüglichen Schriften sind «The old printer and the modern press» (Lond. 1854) und «Shadows of the old booksellers» (Lond. 1865; 2. Aufl. 1872) zu erwähnen. Eine Autobiographie gab er in «Passages of a working life» (3 Bde., Lond. 1863—65; neue Aufl. 1873). K. starb 9. März 1873.

Knille (Otto), Maler, geb. zu Osnabrück 10. Sept. 1832, widmete sich auf der düsseldorfer Akademie der Historienmalerei, wo einige geschichtliche Kompositionen entstanden. Hierauf unternahm K. eine Studienreise nach Paris, lebte dann vier Jahre in München, später in Italien, und ließ sich 1865 in Berlin nieder. Hier gewann er rasch an Bedeutung, namentlich durch sein Aufsehen erregendes großes Gemälde Tanhäuser bei Frau Venus (Nationalgalerie). Für die Königin von Hannover führte er die Wandbilder des Schlosses Marienburg bei Nordstemmen aus, in denen er den Sagenkreis der Wartburg und andere thüring. Mythenkreise verherrlichte. Zu seinen bedeutendsten Leistungen gehört die malerische Ausschmückung der Universitätsbibliothek in Berlin, in deren vier großen Bildern er Athen für das klassische Altertum, Paris (Sorbonne) für das scholastische Mittelalter, Wittenberg (Luther und seine Zeitgenossen), Weimar (Schiller, Goethe, Herder, Wieland u. s. w.) zum Gegenstande nahm. Seine Disputation von Lehrern der Sorbonne vor Ludwig dem Heiligen ist in der berliner Nationalgalerie. Seit 1874 ist K. Professor an der berliner Akademie.

Knüller (Gottfr.), s. Kneller.

Knin (röm. Ticinium), Flecken in Dalmatien, 40 km nordöstlich von Sebenico, in einer weiten Ausbuchtung des obern Kerkathals, die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt ist, am rechten Ufer des Flusses; über ihm steht auf steiler Höhe das Kastell San-Salvador. K. ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 1271 (Gemeinde 22427) E., welche Ackerbau und Handel treiben.

Kniphausen, eine ehemalige freie Herrschaft innerhalb des Großherzogtums Oldenburg, bildete nebst der edeln Herrschaft Varel ein gräfl. oldenburg. Fideikommiß. Dasselbe gelangte durch Vermählung der Erbtochter des letzten Grafen von Aldenburg gegen die Mitte des 18. Jahrh. an die engl. Linie des Hauses Bentinck (s. d.) und nach Ablösung der standesherrlichen Rechte durch Patent vom 1. Aug. 1854 an den Großherzog von Oldenburg. K. bildet jetzt einen Bestandteil des oldenb. Amtes Jever im Westen der Jade und umfaßt die drei Gemeinden Sengwarden mit sieben, Accum mit zwei und Fedderwarden mit vier Bauerschaften. In der letztern liegt 10 km im Ostsüdosten von Jever und 7 km westlich von Heppens die Burg Kniphausen mit prächtigem Garten.

Die edle Herrschaft Varel, südlich vom Jadebusen gelegen und 131 qkm mit 8000 E. umfassend,

gehört gegenwärtig zu dem oldenb. Amte Varel. Die Stadt Varel, an der Preußischen Staatsbahn Oldenburg-Wilhelmshaven, 30 km nördlich von Oldenburg gelegen, zählt (1880) 4937 meist prot. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, eine schöne evang. Kirche vom J. 1144, eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine Realschule, ein Waisenhaus, Baumwollspinnereien und Webereien, ein Eisenwerk, eine Eisengießerei und Walzwerk, eine Schiffswerfte und mehrere Brennereien und Brauereien. Bedeutend ist die Viehausfuhr, und in dem am Jadebusen gelegenen Hafen Vareler Siel wird ein lebhafter Schiffsverkehr betrieben.

Knipperdolling (Bernhard), Führer der münsterschen Wiedertäufer, stammte aus einem angesehenen Geschlecht Münsters. Aus der Stadt verwiesen, wandte er sich auf mancherlei Kreuz- und Querzügen, besonders in Schweden, den Wiedertäufern zu. Nach Münster zurückgekehrt, hielt er sich zunächst ruhig und wurde Febr. 1534 zum Bürgermeister gewählt. Als solcher unterstützte er die revolutionären Pläne des Johann von Leiden (s. d.), und als dieser sich zum König aufwarf, wurde K. mit der Würde eines Statthalters bekleidet. Nach der Einnahme Münsters wurde K. daselbst mit Johann von Leiden 23. Jan. 1536 enthauptet und sein Leichnam in einem eisernen Käfig aufgehängt.

Knistergold, s. Knittergold.

Knistersalz ist eine eigentümliche Varietät des Steinsalzes von Wieliczka in Galizien, welche in kleinen Poren Gase (Wasserstoff und Kohlenwasserstoff) enthält; wirft man Stücke desselben in Wasser, so werden durch die Auflösung die Wände der Hohlräume, welche die komprimierten Gase einschließen, immer dünner, die letztern zersprengen dieselben unter ziemlich bedeutendem Knacken und entweichen an die Wasseroberfläche.

Knittelfeld, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Judenburg in der Steiermark, liegt in schöner landschaftlicher Umgebung im Murthale und ist Station der Kronprinz-Rudolfsbahn, die hier ihre Werkstätte für Reparaturen hat. K. ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine große Metallwarenfabrik und zählt (1880) 3948 E.

Knittelverse nennt man holperige Verse von schwankender, willkürlicher Messung, gewöhnlich paarweise durch oft rohe, unreine Reime gebunden. Sie sind in dieser letztern Art aus den kurzen Reimpaaren entstanden, als diese, das Metrum der epischen Kunstpoesie des Mittelalters, im 14. und 15. Jahrh. durch Vernachlässigung der Reimeinheit und nachlässige Behandlung des Wechsels der Hebungen und Senkungen verwilderten, und erhielten diesen schon im 16. Jahrh. vorkommenden Namen im Gegensatz gegen streng gemessene, sorgfältig gearbeitete Verse. Mit Glück hat die K. unter andern für das niedrig komische Gedicht Kortum (s. d.) in der «Jobsiade» angewandt. Die Engländer nennen dergleichen Verse hobbling verses oder hobbling rhythms, die Franzosen rimaille, vers du vieux temps oder von den Leoninischen Versen (s. d.) des mittelalterlichen Latein her vers léonins.

Knittergold, Knistergold oder Rauschgold (frz. clinquant, oripeau; engl. Dutch gold, Dutch metal), die dünnste Sorte Messingblech, s. unter Blech, Bd. III, S. 151[b].

Knittlingen, Städtchen im württemberg. Neckarkreise, Oberamt Maulbronn, an der Weissach, 5 km im NNW. von Maulbronn, mit einer Realschule, zählt (1880) 2717 meist evang. E., welche Land-, Tabaks- und Weinbau und sehr bedeutende Mundharmonikafabrikation treiben. K. ist seit 1840 Stadt und soll der Geburtsort des Dr. Faust sein.

Knjas, s. Knäs.

Knjaschnin (Jakow Borissowitsch), russ. Dichter, geb. 14. Okt. 1740 zu Pskow, erhielt zu Petersburg seine Bildung, diente hierauf zuerst im Kollegium des Auswärtigen und trat dann in die Armee. Später verließ K. den Dienst, um sich ausschließlich mit Litteratur zu beschäftigen, schlug aber bald wieder die öffentliche Laufbahn ein. Im J. 1783 wählte ihn die petersburger «Russische Akademie» zu ihrem Mitgliede, und er nahm an der Abfassung des von dieser herausgegebenen Wörterbuchs teil. Auf Begehren der Kaiserin übersetzte er Metastasios «Clemenza di Tito». Er hat außerdem mehrere Tragödien und Komödien geschrieben, in vollem pseudoklassischen Stil und unter offenbarem Einflusse der franz. Vorbilder. Sein bestes Werk ist «Wadim», in welchem er die republikanische Größe Nowgorods verherrlichte, wodurch er aber in den Verdacht revolutionärer Gesinnungen kam und sich eine Untersuchung zuzog. Er starb bald darauf 25. Jan. 1791. Von K.s Werken erschienen vollständige Sammlungen (4 Bde., Petersb. 1787; 4. Ausg., 2 Bde., Petersb. 1848).

Knjaževatz, Kreisstadt in Serbien, bis 1859 Gurgusowatz genannt, rechts am Timokflusse, von Anhöhen umgeben, mit 3500 E., ist Sitz der Kreisbehörden und hat eine Unterrealschule. Im J. 1876 von den Türken niedergebrannt, hebt sich K. allmählich wieder aus dem Schutt empor.

Knobel (Aug. Wilh.), prot. Theolog, geb. 7. Febr. 1807 zu Tschecheln bei Sorau, studierte seit 1826 in Breslau, habilitierte sich hier Herbst 1831, ward 1835 in Breslau außerord., 1838 in Gießen ord. Professor. Er starb 25. Mai 1863. K. schrieb «Kommentar über das Buch Koheleth» (Lpz. 1836), «Der Prophetismus der Hebräer» (2 Bde., Bresl. 1837), «Kommentar zum Propheten Jesaia» (Lpz. 1843; 3. Aufl. 1861), «Die Völkertafel der Genesis» (Gießen 1850), «Kommentar zur Genesis» (Lpz. 1852; 2. Aufl. 1860), «Die Bücher Exodus und Leviticus» (Lpz. 1857), «Die Bücher Numeri, Deuteronomium und Josua» (Lpz. 1861).

Knobelsdorff (Hans Georg Wenzeslaus, Freiherr von), ausgezeichneter Architekt, geb. 17. Febr. 1697 im Dorfe Kuckädel bei Krossen, war bereits Hauptmann in preuß. Diensten, als er 1730 seinen Abschied nahm, um sich der Malerei und Baukunst zu widmen. Nachdem er Italien und Frankreich besucht, begab er sich nach Rheinsberg zum Kronprinzen, dem nachmaligen König Friedrich II., der ihn später zum Oberaufseher aller königl. Gebäude und zum Geh. Finanzrat machte. Er starb 16. Sept. 1753 zu Berlin. Unter den von ihm aufgeführten Gebäuden sind besonders das Schloß Sanssouci, das Opernhaus in Berlin, der neue Flügel des Schlosses zu Charlottenburg, sowie der des Schlosses in Dessau hervorzuheben. Den Tiergarten zu Berlin legte er an, gleich nachdem Friedrich II. die Regierung angetreten. K. gehört zu denjenigen Architekten des 18. Jahrh., welche sich am frühesten von der Willkür des sog. Rokokostils freimachten. Zu erwähnen sind auch K.s Bildnisse und Landschaften. K.s Leben beschrieb W. von Knobelsdorff (Berl. 1861).

Knoblauch (Allium sativum *L.*), vielleicht die älteste german. Speisewürze, in Südeuropa

einheimisch. K. ist durch ein reizendes, die Verdauung beförderndes, wiewohl den Geruchsnerven widerliches Öl charakterisiert, das in eiweißartigen Saft gehüllt in allen Teilen der Pflanze, vorzugsweise in ihrer Zwiebel, enthalten ist. Bei einer Varietät, dem frühen rosenroten K., ist die Zwiebel von einer rosenroten Haut umhüllt, während diese bei der gemeinen Art weiß ist. Andere Arten des K. haben einen mildern Geschmack, unter diesen der Schlangenknoblauch (Allium Ophioscorodon *Lk.*); dessen Stengel nach oben spiralig gewunden ist und statt der Blüten eine Gruppe von Luftzwiebeln trägt. Sie ist wahrscheinlich eine Form der Roggenbolle (Allium Scorodoprasum *L.*), einer verbreiteten Wiesenpflanze mit zweischneidiger Blattscheide, flachen Blättern und kleinen dunkelroten, mit Luftzwiebelchen gemischten Blüten.

Knoblauch (Eduard), Architekt, geb. 25. Sept. 1801 zu Berlin, wo er sich als Privatbaumeister niederließ und eine Menge eleganter Privathäuser baute. Sein Hauptwerk ist die 1866 vollendete Synagoge daselbst. K. starb als Baurat und Mitglied der Akademie 29. Mai 1865 in Berlin.

Knoblauch (Herm.), Physiker, geb. 11. April 1820 zu Berlin, habilitierte sich daselbst 1848, wurde 1849 außerord. Professor in Marburg, 1853 ord. Professor in Halle. Seine wissenschaftlichen Untersuchungen beziehen sich meist auf die Erscheinung der Wärmestrahlen und sind in den «Monatsberichten» der berliner Akademie und in Poggendorffs «Annalen» veröffentlicht.

Knoblauchkröte, auch Teichunke (Pelobates fuscus) heißt eine etwa 7 cm lange, gelbgraue, mit zahlreichen, siegellackroten Wärzchen gezierte Kröte Mitteleuropas, die mehr auf dem Lande als im Wasser lebt, froschartig springt und vortrefflich schwimmt. Die Kaulquappen, die sich aus dem Ende März oder Anfang April abgesetzten Laich entwickeln, erreichen eine beträchtliche Größe. Aus ihren Hautdrüsen sondert die K. eine große Menge schwach nach Knoblauch riechenden Saftes ab.

Knoblauchskraut, s. Alliaria.

Knoch, bei naturwissenschaftlichen Namen, bezeichnet August Wilh. Knoch, geb. 8. Juni 1742 zu Braunschweig, Professor der Physik am Collegium Carolinum daselbst, gest. 2. Juni 1818, veröffentlichte «Beiträge zur Insektengeschichte» (3 Tle., Lpz. 1781—83) und «Neue Beiträge zur Insektenkunde» (Lpz. 1801).

Knöchel (malleoli), die beiden an der äußern und innern Seite des Fuß- oder Sprunggelenks befindlichen Knochenvorsprünge. Das untere Ende des Schienbeins (s. d.) ist leicht ausgehöhlt und bildet die Gelenkfläche für den Fuß, welcher durch zwei Vorsprünge, die sog. Knöchel, zu beiden Seiten des Schienbeins, nach unten wie in einer Gabel festgehalten wird. Der innere K. (malleolus internus), welcher nicht so weit herabreicht als der äußere, ist eine unmittelbare Fortsetzung des Schienbeins, der äußere K. (malleolus externus) hingegen das untere Ende des Wadenbeins. Durch straffe Bänder wird der knöcherne Fuß in einer festen Gelenkverbindung mit der Gelentgabel gehalten. Hinter und unter den K. verlaufen die an den Fuß sich ansetzenden Sehnen der Wadenmuskeln, sowie Blutgefäße. Bricht ein K. ab, so geht der Fuß aus seiner Gelenkverbindung und erfordert sorgsame Behandlung. Auch die Dehnung der Bänder am Fußgelenk infolge eines falschen Trittes (sog. Vertreten oder Verstauchen des Fußes) ist sehr schmerzhaft und erheischt nicht selten ein längeres Krankenlager. (S. Tafel: «Die Bänder des Menschen», Bd. II, S. 425.)

Knochen (ossa), die festesten Teile des tierischen und menschlichen Körpers, welche als Gerüst für die weichen Teile desselben, als Befestigungspunkte der meisten Muskeln und als passive Bewegungsorgane dienen und zum Teil auch zartere innere Gebilde schützend umgeben. Ihrer Gestalt nach teilt man die K. ein in lange oder Röhrenknochen, wie die meisten K. der Extremitäten, welche aus einem kompakten, im Innern die Markhöhle und das Knochenmark enthaltenden Mittelstück (eigentliche Röhre oder Diaphyse) und zwei kurzen, mit überknorpelten Gelenkflächen versehenen Endstücken (Epiphysen oder Apophysen) bestehen; in platte oder breite Knochen, welche meist aus zwei Lagen fester Substanz, zwischen denen eine der Dicke des K. nach verschieden starke Schicht schwammigen Knochengewebes (sog. Diploë) sich findet, bestehen, wie die Schulterblätter, die meisten Kopf-, Gesichts- und Beckenknochen; endlich in dicke, kurze oder gemischte Knochen, welche von sehr verschiedener, meist unregelmäßig würfeliger Gestalt sind, wie die Wirbel, die Hand- und Fußwurzelknochen. Verbunden sind die K. untereinander entweder beweglich durch die Gelenkbänder (s. Gelenk), oder unbeweglich durch Nähte (gezackte, ineinander greifende Knochenränder), wie die Kopfknochen, oder durch feste Bandmassen. (S. Bänder und Tafel: «Die Bänder des Menschen».) Das Ganze der K. zusammengenommen nennt man Knochensystem, und es enthält dasselbe mit Einschluß der 32 Zähne 245 K. Von den einzelnen Körperteilen enthalten der Kopf 28, der Rumpf 53, die obern Gliedmaßen je 34, die untern je 32 Knochen. Sie genau zu beschreiben ist Aufgabe der Knochenlehre oder Osteologie, welche einen wichtigen Teil der deskriptiven Anatomie (s. d.) bildet.

Die Gesamtheit der von den Weichteilen befreiten K. heißt das Gerippe oder Skelett, an welchem man, vorausgesetzt, daß es einem regelmäßig gebauten Menschen angehörte, eine vollkommene Symmetrie wahrnimmt, und zwar so, daß alle K., die nicht in der Mittellinie des Körpers liegen, paarig und auf beiden Seiten gleich gebildet sind. Bei einem Erwachsenen von mittlerer Größe besitzt das Skelett im vollkommen ausgetrockneten Zustande durchschnittlich ein Gewicht von 5 kg. Die Gestalt der einzelnen K. hängt so innig mit dem Bau und der Thätigkeit des ganzen Körpers zusammen, daß der Kundige aus der Form des K. erkennt, welcher Klasse das Tier angehört und wie es im übrigen beschaffen ist. Nicht alle Tiere besitzen K., sondern nur die Wirbeltiere, und auch diese nicht alle, sofern als das Skelett der Knorpelfische nicht aus K., sondern aus Knorpel besteht. Die wirbellosen Tiere haben entweder eine mehr oder minder harte Haut (Krebse u. s. w.), oder sind ganz weich. Die organische Grundsubstanz der K. besteht aus dem sog. Knochenknorpel, einer knorpelähnlichen, biegsamen und elastischen organischen Substanz, welche mit unlöslichem, phosphorsaurem Kalk (Knochenerde) auf das innigste durchtränkt ist. Dieser Einlagerung der Knochenerde verdankt der K. seine Festigkeit, Härte und Schwere; entzieht man dem K. die Salze durch

Säuren, so hinterbleibt in der ursprünglichen Form des K. der elastische, biegsame Knorpel, welchen man weiterhin leicht durch Kochen in Leim umwandeln kann. Jeder K. ist an seiner Oberfläche mit einer außerordentlich festen, fibrösen, der Knochenoberfläche überall innig anliegenden Haut, der Bein- oder Knochenhaut (periosteum), überzogen, von welcher aus die Ernährung, das Wachstum in die Dicke, sowie die meisten Erkrankungen der K. ausgehen. Das Längenwachstum der Röhrenknochen erfolgt von den Endstücken derselben, den sog. Epiphysen aus, von deren Knorpelscheiben bis zur Vollendung des Knochenwachstums beständig Knochenmasse neu gebildet und an die Enden des Mittelstücks angesetzt wird, wodurch das letztere immer länger wird. Beim Neugeborenen besteht der K. noch größtenteils aus Knorpel (s. d.), welcher sich nur allmählich durch Ablagerung von Kalksalzen in Knochengewebe umwandelt. Das Innere der K., sowohl die Höhlen der Röhrenknochen als die spongiöse (schwammige) Substanz der kurzen und glatten K., ist mit einer weichen, rötlichen oder gelben, fettreichen Masse, dem Knochenmark, erfüllt, welches nicht bloß als Schutz- und Fixierungsmittel der in den K. eintretenden Blutgefäße, sondern auch als Bildungsstätte der weißen Blutkörperchen dient (s. unter Blut, Bd. III, S. 198b) und bei allen entzündlichen Affektionen der K. eine wichtige Rolle spielt. Hinsichtlich seiner feinern mikroskopischen Struktur unterscheidet man am Knochengewebe eine gelbliche, konzentrisch geschichtete, mit Kalksalzen imprägnierte Grund- oder Intercellularsubstanz, welche von zahlreichen feinsten Gefäßkanälchen, den sog. Haversschen Kanälchen (entdeckt von dem engl. Anatomen Havers im 17. Jahrh.), nach allen Richtungen durchzogen ist, und zahlreiche kleinste, sternförmige, durch zarte Ausläufer miteinander verbundene Zellen, die sog. Knochenzellen, welche in ganz regelmäßiger Anordnung in der Grundsubstanz eingebettet sind und die Ernährung des Knochengewebes vermitteln.

Für die Technik haben die K., besonders die der größern Säugetiere, durch ihre Verwendung in zahlreichen mechanischen und chemischen Gewerben Bedeutung. Durch Auskochen oder Ausdämpfen wird aus denselben das Knochenfett, Knochenöl oder Klauenfett gewonnen, das, durch Umschmelzen und Filtrieren gereinigt, seiner Dünnflüssigkeit wegen als Schmieröl für Uhren, Maschinenteile u. s. w. vorzüglich brauchbar ist. Die entfetteten und gebleichten K. werden zu allerlei Drechslerwaren verarbeitet (s. Knochenbearbeitung), während die sich hierbei ergebenden Rückstände, sowie die zur Verarbeitung nicht geeigneten K. zu Knochenmehl (s. d.) vermahlen werden. Die durch Auskochen der K. mittels gespannter Wasserdämpfe gewonnene knorpelige Substanz bildet das Rohmaterial für die Fabrikation des Leims (s. d.). Die Knochenasche (verbrannte Knochen) benutzt man in der Glasfabrikation zur Erzeugung des Milchglases (Beinglas, Knochenglas), ferner zur Erzeugung weißer Glasuren, als Gemengeteil zur Herstellung von Muffeln und Treibherden, als Polier- und Putzmittel, als Rohstoff zur Gewinnung der Phosphorsäure und des Phosphors und als Düngmittel. Über weitere Verwendungsarten der K. s. Beinschwarz und Knochenkohle.

Knochenasche, s. unter Knochen.

Knochenauswuchs, s. Exostose.

Knochenbearbeitung oder Beinbearbeitung (frz. osserie, engl. bone-turner's work), die Bearbeitung der stärkern Röhrenknochen meist des Rindes durch Drehen und Schnitzen, eine Industrie, welche namentlich in Nürnberg, Fürth, sowie in Geislingen (Württemberg) zahlreiche Gegenstände, wie Knöpfe, Dominosteine, Falzbeine, Schachfiguren, Messer- und Gabelhefte, Brochen u. s. w. liefert, welche zum Teil an Feinheit und Schönheit den in derselben Weise aus Elfenbein hergestellten gleichkommen. Die Knochen werden zu diesem Zweck einer Vorbereitung durch Auskochen, Absägen der Enden und Bleichen unterworfen, welch letzteres durch Auskochen mit Pottaschenlauge geschieht. Zur Verkleinerung bedient man sich einer Handsäge, die der Bogenfeile der Schlosser ähnlich ist, oder auch einer kleinen Kreissäge mit feinen, nicht geschränkten Zähnen. Die weitere Ausarbeitung erfolgt auf der Drehbank mit Anwendung mittelgroßer Feilen, des Schabmessers, der Fräsen, Bohrer, Metallhobel u. s. w. Bei ordinären Arbeiten findet das Schleifen mit Schachtelhalm, das Polieren mit Beinspänen statt; feinere Arbeiten werden mit Bimsstein geschliffen und mit Schlemmkreide oder Kalk und Seife naß poliert. Manche Artikel aus Knochen oder Bein werden rot gefärbt. Zu den als Belegung der Klaviertasten dienenden weißen Beinplatten werden Hirschknochen verwendet.

Knochenbrand, s. unter Knochenfraß.

Knochenbreccie, eckige Bruchstücke von Knochen, Zähnen und Schuppen von Wirbeltieren, welche durch ein eisenschüssiges, sandiges oder kalkiges Bindemittel zusammengekittet sind. Solche K. füllen entweder Spalten in Kalkstein (am Mittelmeere) aus, oder überziehen den Boden von Höhlen (Knochenlager), oder bilden auch förmliche Bänke zwischen andern Schichten, wie das Bonebed (s. d.) im obern Keuper Deutschlands.

Knochenbrüche (fracturae ossium), plötzliche Trennungen des Zusammenhangs eines Knochens, entstehen in der Regel durch Einwirkung äußerer Gewalt, seltener durch heftige Muskelkontraktionen. Gesunde Knochen besitzen eine große Festigkeit, sodaß ein Stoß oder der Schlag schon mit großer Kraft einwirken muß, wenn ein Knochenbruch herbeigeführt werden soll. Gewisse krankhafte Veränderungen der Knochen (Auflockerung und Brüchigkeit infolge von Syphilis, von Englischer Krankheit, von Knochengeschwülsten u. dgl.) begünstigen das Entstehen der K., und bei alten Leuten brechen die Knochen infolge der senilen Atrophie des Knochengewebes leichter als bei jungen. Bei jungen Personen (Kindern) zerreißt häufig die Knochenhaut nicht mit, sodaß sich die Bruchenden nicht voneinander entfernen. Man teilt die Brüche ein in vollkommene und unvollkommene. Letztere sind diejenigen, bei welchen die Bruchenden noch in Verbindung gehalten werden, entweder durch die Beinhaut oder dann, wenn der Knochen bloß geknickt ist (infractio). Ist der Bruch ein vollkommener, so haben sich die Bruchenden, schon durch den Zug der Muskeln, gegeneinander verschoben (sie reiten aufeinander). Manchmal keilt sich auch ein Bruchende in das andere ein. Zu den unvollkommenen Brüchen zählt man auch die Spaltungen (fissura) der Knochen, die namentlich am Schädel häufig zu Stande kommen. Eine andere Einteilung der K. ist die in einfache (ohne Verletzung der Haut,

großer Gefäße und Nervenstämme) und in kompli-zierte (mit solchen Verletzungen), welch letztere die gefährlichern sind, weil durch die Hautwunde sehr leicht die Fäulniserreger der Luft zu der Knochenwunde gelangen und in dieser Entzündungen und Vereiterungen, ja selbst lebensgefährliche Verjauchungen bewirken können. In der Regel bricht der Knochen nur in zwei Stücke; sind mehrere Stücke entstanden, so nennt man dies einen Splitterbruch (fractura comminutiva). Auch bloße Absplitterungen von Knochenstücken (Lamellen) kommen vor. Am häufigsten ereignen sich die K. an den Gliedmaßen, wobei aber die nebeneinander liegenden, das Ellbogenbein und die Speiche, das Schienbein und das Wadenbein, nicht immer zugleich brechen.

In den meisten Fällen ist ein Knochenbruch nicht schwer zu erkennen. Die falsche Stellung der Extremität, die beträchtliche Anschwellung, die Schmerzhaftigkeit, die Beweglichkeit der Bruchenden und das Reiben der Knochenenden aneinander (Krepitation), sowie die mehr oder minder schwere Beeinträchtigung der Funktionen des betroffenen Gliedes zeigen die Fraktur an. In manchen Fällen ist die Erkennung schwer, namentlich wenn der Knochen in der Nähe eines Gelenks zerbrochen, wobei die Fraktur mit einer Verrenkung (s. d.) verwechselt werden kann. Erleichtert wird die Diagnose durch eine große Regelmäßigkeit der Brüche unter gleichen Verhältnissen. So brechen Kinder beim Fallen sehr häufig das Schlüsselbein, Erwachsene, wenn sie auf die vorgestreckte Hand fallen, das vordere Ende der Speiche, alte Leute den Oberschenkelhals. An sich ist ein Knochenbruch eine ungefährliche Krankheit; gefährlich wird sie nur durch die Nachbarschaft lebenswichtiger Organe (Schädelbruch) oder durch Kompliziertheit, namentlich mit Hautwunden.

Zur Heilung der einfachen K. ist nach der möglichsten Annäherung der Bruchenden (Einrichtung oder Reposition) Festhalten derselben in dieser Lage (Retention) und vollständige Ruhe der Gliedmaßen nötig. Man lagert daher das Bein oder den Arm zwischen Schienen, legt einen Verband aus Pappe, die man mit Watte füttert, und mit Kleister oder Dextrin bestrichenen Binden an (Watte-, Kleister-, Dextrinverband) oder gipst die Binden ein (Gipsverband). Die Heilung erfolgt um so schneller, je jünger und gesünder das Individuum ist: Schlüsselbeinbrüche der Kinder heilen oft ohne alle Behandlung, während Oberschenkelhalsbrüche alter Leute häufig gar nicht heilen. Unter günstigen Verhältnissen ist die Heilung eines K. binnen einigen Wochen (eines Fingers in zwei, eines Vorderarmknochens in vier bis sechs, eines Oberschenkelknochens in acht bis zehn Wochen) vollendet. Dieselbe geschieht unter Bildung von neuem, anfangs weichem, aber allmählich knochenhart werdendem Knochengewebe (sog. Callus), welches die gebrochenen Knochenstücke fest wieder zusammenkittet. Ist dies nicht oder nur unvollkommen der Fall, so bleibt ein falsches Gelenk, eine Pseudarthrosis, zurück, welche namentlich an den untern Extremitäten die übelsten Funktionsstörungen verursacht und nur sehr schwierig auf operativem Wege zu beseitigen ist. In falscher Stellung geheilte Brüche müssen wieder gebrochen und neu eingerichtet werden. In den meisten Fällen wird ein einfach gebrochenes Glied wieder vollkommen brauchbar; der Oberschenkel erleidet jedoch infolge eines Bruchs immer eine Verkürzung.

Von ganz besonderer Wichtigkeit sind bei allen K. die ersten Hilfeleistungen, welche der Verletzte erfährt. Nachdem man Kleidungsstücke und Stiefel so weit aufgeschnitten hat, daß die Verletzung übersehen werden kann, befestige man das kranke Glied mit Binden oder mit Tüchern, zerschnittenen Hemden, Bettlaken u. dgl. auf einer festen Unterlage (Schienen aus Latten, Brettern, Cigarrenkisten, Pappstücken, Draht, zusammengebundenen Zweigen u. ähnl.) derart, daß es nicht mehr schmerzt und sich nicht verschieben kann, und lege bis zur Ankunft des Arztes kalte Umschläge von Eis, Schnee oder Wasser auf die Bruchstelle auf. Im äußersten Notfalle kann man auch das gesunde Bein als Schiene benutzen, indem man das zerbrochene Bein mit Tüchern an dasselbe festbindet. Kann man das zerbrochene Glied nicht hinreichend fixieren, so mag man den Verletzten lieber noch längere Zeit bis zum Erscheinen des Arztes auf der Stelle, wo das Unglück geschehen ist, liegen lassen, als daß man ihn den Schmerzen und Gefahren eines längern Transports ohne hinreichende Sicherung der gebrochenen Knochen aussetzt.

Vgl. Esmarch, «Die erste Hilfe bei Verletzungen» (Hannov. 1875); derselbe, «Leitfaden für Samariterschulen» (4. Aufl., Lpz. 1882).

Knochenentzündung, s. Ostitis.

Knochenerde, s. unter Knochen.

Knochenerweichung, s. Osteomalacie.

Knochenfett, s. unter Knochen.

Knochenfische (Teleostii) nennt man die größte Ordnung der Grätenfische mit knöchernem Skelett, am Rande freien, unter einem Kiemendeckel verborgenen Kiemen und zwei Klappen am nicht muskulösen Arterienstiele des Herzens. Diese letztern Charaktere dienen besonders zur Unterscheidung von den sog. Schmelzschuppern oder Ganoiden (s. d.), welche eine zweite Ordnung darstellen und Fische enthalten, die früher teils unter die Knorpelfische, wie die Störe, teils unter die K., wie die Knochenhechte (Lepidosteus, s. Tafel: Fische I, Fig. 8) gesetzt wurden. Die Wirbelsäule der K. besteht immer aus bikonkaven Wirbelkörpern. Man hat die K. je nach dem Verbleiben eines geöffneten Luftgangs zwischen der Schwimmblase und dem Schlunde, oder dem Verschlusse dieses Ganges, sowie nach der Beschaffenheit der vordern Strahlen der Rückenflosse, die bald stachelig, bald weich sind, in verschiedene Gruppen geteilt; es sind weit über 6000 Arten beschrieben.

Knochenfistel, s. unter Knochenfraß.

Knochenfraß oder Beinfäule (caries), eine mit Eiterung und Jauchung verbundene Verschwärung der Knochen (Knochengeschwür), die sich häufiger in schwammigen als in festen Knochen findet und dieselben Ursachen hat wie die Verschwärung anderer Gewebe, oder auch durch Syphilis oder Skrofulose bedingt ist. Der Knochen wird hierbei ganz allmählich zerstört, indem das Knochengewebe entweder Schicht für Schicht von der freien Oberfläche her in einen seinen molekularen Detritus zerfällt (sog. Molekularnekrose des Knochens) oder, was häufiger, durch wuchernde, vom entzündeten Knochenmark oder den Blutgefäßen der Knochenrinde ausgehende Fleischwärzchen zerstört wird (malacische oder fungöse Caries). Ist mehr oder minder reichliche Eiter- und Jauchebildung mit der

Knochenverschwärung verbunden, so spricht man von feuchtem K. (caries humida), im Gegensatz zum trockenen K. (caries sicca), bei welchem der zerfallene Knochen sofort aufgesaugt wird, ohne daß Knochenjauche zum Vorschein kommt. Seinen Ausgang nimmt der K. gewöhnlich von vernachlässigten und verschleppten Entzündungen und Vereiterungen der Weichteile, insbesondere der Gelenkteile, welche allmählich auf den Knochen übergreifen, seltener von Knochenhaut- oder Knochenmarkentzündungen, welche viel häufiger zum Knochenbrand führen. Man erkennt den K. an der oft beträchtlichen Anschwellung und Auftreibung des cariösen Gliedes, an der Steifigkeit und Schmerzhaftigkeit des benachbarten Gelenks und an dem Vorhandensein von mehr oder minder zahlreichen Fistelgängen, die eine dünneiterige, mißfarbige und übelriechende, häufig mit sandartigen Knochenpartikelchen vermischte Flüssigkeit absondern; dringt der Arzt mit einer metallenen Sonde in einen derartigen Fistelgang ein, so stößt er auf rauhen, morschen und erweichten Knochen, der von seiner Beinhaut entblößt ist. Die Krankheit, welche sich vorzugsweise bei Kindern und skrofulösen jungen Leuten findet, nimmt meist einen chronischen, über viele Monate, selbst Jahre und Jahrzehnte dauernden Verlauf und erfordert zu ihrer Heilung außer der Kräftigung der Konstitution durch gute Nahrung, den Genuß frischer und reiner Luft und den Gebrauch warmer Bäder, nicht selten die operative Entfernung (Resektion) der cariösen Knochenteile.

Knochenbrand (Nekrosis) nennt man dagegen das Absterben eines Knochens oder Knochenteils, welches häufiger kompakte als schwammige Knochen befällt, und wobei der abgestorbene Knochen gewöhnlich nicht die geringste Veränderung seiner Textur und Struktur erfährt. Das abgestorbene Knochenstück oder der Sequester wird oft von dem noch vorhandenen oder von der Beinhaut neu gebildeten Knochen (Knochenlade) eingeschlossen. In der Knochenlade finden sich in der Regel mehrere fensterartige Öffnungen, sog. Kloaken oder Knochenfisteln, durch welche der im Innern der Lade gebildete Eiter nach außen abfließt. Knochenbrand entsteht am häufigsten durch Aufhören des Blutkreislaufs und damit der Ernährung des Knochengewebes infolge von Verletzungen und Erschütterungen oder auch aus innern Ursachen (Skrofulose, Syphilis u. dgl.). Heilung kann nur erzielt werden durch die Sequestrotomie, d. h. die operative Entfernung des abgestorbenen Stücks.

Über die sog. Phosphornekrose der Knochen s. unter Phosphorvergiftung.

Knochengeschwulst, s. Exostose.

Knochenglas, Knochenhaut, s. u. Knochen.

Knochenhautentzündung oder Beinhautentzündung (Periostitis), die Entzündung der den Knochen überziehenden und ernährenden, sehr gefäß- und nervenreichen Knochen- oder Beinhaut (s. unter Knochen, S. 371[a]), entsteht entweder durch örtlich einwirkende Schädlichkeiten, wie durch Quetschungen, Verwundungen und ähnliche Verletzungen der Knochen und der benachbarten Weichteile, insbesondere oberflächlich gelegener Knochen (Schienbein, Vorderarmknochen, Rippen u. a.), oder tritt im Verlauf gewisser Allgemeinkrankheiten, namentlich der Skrofulose, der Tuberkulose, der Englischen Krankheit und der Syphilis auf, und nimmt im letztern Falle gewöhnlich einen sehr schleichenden und langwierigen Verlauf. Die hauptsächlichsten Kennzeichen der K. sind eine mehr oder minder beträchtliche Auftreibung des erkrankten Knochens und schließlich Anschwellung des ganzen Gliedes, Fieber, Schlaflosigkeit, sowie heftige stechende und bohrende Schmerzen, die sich bei Druck und Berührung bis zum Unerträglichen steigern. Ausgang und Verlauf der Krankheit sind sehr verschieden; entweder tritt baldige Zerteilung der Entzündung und damit vollständige Genesung ein, oder es bleibt eine dauernde Verdickung und Auftreibung der Knochenhaut und des Knochens (Hyperostose) zurück, oder es kommt zu umfänglicher Eiterung und Absceßbildung, oder endlich es erfolgt durch die eingetretene Ablösung der Beinhaut vom Knochen ein gänzliches oder teilweises Absterben des letztern (Knochenbrand, Knochennekrose, s. u. Knochenfraß).

Die Behandlung erfordert vor allen Dingen absolute Ruhe und Schonung des erkrankten Körperteils; daneben erweisen sich im Anfang kalte Umschläge und Eisbeutel, späterhin bei beginnender Eiterung feuchtwarme Umschläge nützlich; haben sich Eiterherde gebildet, so muß dem vorhandenen Eiter durch einen rechtzeitigen Einschnitt in die entzündete Knochenhaut ein Abfluß nach außen verschafft werden. Wenn die K. auf einem der obengenannten Allgemeinleiden beruht, so ist neben der ärtlichen Behandlung die energische Bekämpfung des betreffenden Grundleidens unerläßlich.

Knochenhöhlen, s. unter Höhlen.

Knochenholz, s. unter Lonicera.

Knochenkohle (Spodium), bei Luftabschluß geglühte Knochen. Zur Darstellung werden die Knochen durch Auslesen soviel wie möglich von beigemengten fremden Teilen, durch Sieben von Sand und Erde befreit, dann durch Extraktion mit Benzinbämpfen entfettet oder mit Wasserdämpfen einer Spannung von drei Atmosphären ausgesetzt, wobei ein großer Teil des Fettes abfließt und verwertet werden kann. Die entfetteten Knochen werden entweder unmittelbar gebrannt, oder zuerst auf Brechmaschinen zu Korn von der Größe der darzustellenden Knochenkohlenkörnung zerkleinert (Patentkohle). Letzteres Verfahren ist vorteilhafter, weil dabei weniger feiner Bruch gewonnen wird, der als Knochenmehl verwertet werden kann, während der beim Körnen der Knochenkohle sich ergebende Abfall als Beinschwarz (s. d.) Verwertung findet.

Die Verkohlung erfolgt in Töpfen oder Retorten. Bei erstern Verfahren werden mit den Knochen gefüllte, kurze, cylindrische, eiserne Töpfe in einem Ofen säulenförmig übereinander gebaut, bis der ganze gewölbte Innenraum des Ofens davon erfüllt ist. Nach dem Vermauern der Einsatzthür wird der Ofen angeheizt und im Verlauf von 24 Stunden sein Inhalt zur gelinden Rotglut gebracht, welche so lange unterhalten wird, bis beim Hinsehen durch Schaulöcher sich an den Topfrändern keine Flämmchen mehr zeigen, worauf man den Ofen erkalten läßt. Die Verkohlung in Retorten ist stets mit einer Gewinnung der Nebenprodukte der trockenen Destillation: Tieröl, Ammoniumcarbonat, verbunden. Als Apparat dienen dabei Retortenöfen von ganz analoger Einrichtung, wie die bei der Leuchtgasfabrikation gebräuchlichen. Die Retorten werden entweder unmittelbar mit gröblich zerbrochenen Knochen gefüllt, oder es werden beim Brennen von Knochenkörnern eiserne, der Form der Retorten

angepaßte eiserne Behälter, die mit den Körnern gefüllt sind, in die Retorten eingeschoben. Der Betrieb mit den Retorten ist ein kontinuierlicher, derart, daß sie einmal in Glut gebracht, stets darin erhalten bleiben. Nach beendigter Destillation werden die glühenden Knochen mit eisernen Krücken rasch in eiserne, dicht verschließbare Dämpfer gezogen, in denen sie vor Luftzutritt geschützt erkalten; die in eisernen Kapseln eingesetzten Körner werden samt den Kapseln, die sofort verschlossen werden, aus den Retorten gezogen. In der sämtlichen Retorten gemeinsamen Vorlage sammelt sich rohes Tieröl, in weitern Kondensatoren setzt sich kohlensaures Ammonium, teils als wässerige Lösung, teils fest (rohes Hirschhornsalz) ab.

Die K. findet Verwendung wegen ihrer Absorptionsfähigkeit für Farbstoffe und Salze und wird wegen dieser Eigenschaft im umfangreichsten Maße in der Zuckerfabrikation benutzt. Während man aber bis vor wenigen Jahren nicht genug Kohle für diesen Zweck anwenden zu können glaubte, hat sich diese Ansicht unter den Rohzuckerfabrikanten sehr geändert, indem sehr viele den Gebrauch der K. bedeutend eingeschränkt haben, noch mehrere ganz ohne dieselbe arbeiten und trotzdem ebenso guten Rohzucker liefern. In der Zuckerraffinerie wird die K. immer unentbehrlich bleiben.

Die zum Klären und Entfärben benutzte K. ist nach einer Reinigung (Wiederbelebung) zu neuem Gebrauch geeignet. Sie wird zu dem Behuf mit sehr verdünnter Salzsäure übergossen, um absorbierten Kalk fortzuschaffen, bleibt damit stehen, worauf alsbald eine Gärung eintritt, durch welche organische Substanzen zerstört werden. Durch Waschen in eigenen Maschinen wird alle Unreinigkeit und Kohlenschlamm fortgeschafft; letzterer wird in Absatzbehältern gesammelt und dient zur Fabrikation von Superphosphat (s. d.). Die gewaschene Kohle wird ausgedämpft, auf einer Darre getrocknet und in Röhrenöfen zum schwachen Glühen erhitzt, worauf sie zur Wiederverwendung bereit ist.

Knochenkrankheiten, die Erkrankungen des Knochengewebes, verlaufen im allgemeinen wegen des langsamer vor sich gehenden Ernährungsprozesses des Knochens auch weit langsamer als die Krankheiten anderer Gewebe, sind aber um so gefährlicher, wenn sie die Nähe der Gelenke betreffen; sie beschränken wenigstens die Gebrauchsfähigkeit des erkrankten Gliedes und führen in vernachlässigten Fällen nicht selten durch langwierige Säfteverluste, durch Eiter- und Jauchevergiftung, sowie durch speckige oder amyloide Entartung innerer wichtiger Organe zu schwerem Siechtum oder selbst zum Tode. Während des ersten Kindesalters, in welchem die Knochen infolge der Wachstumsvorgänge blutreicher, saftiger und weicher sind, kommen K., namentlich skrofulöse und rhachitische, häufig vor; in den spätern Lebensaltern geben insbesondere die Syphilis und die Tuberkulose Anlaß zu oft langwierigen und entstellenden Knochenaffektionen. Zu den wichtigsten K. gehören: die Knochenhautentzündung (s. d.), welche häufig zu Eiterungen, Absceßbildung und Verdickung des Knochens führt; die Entzündung des ganzen Knochens (s. Ostitis) und des Knochenmarks (s. Osteomyelitis), welche sehr oft Knochenbrand und Knochenfraß (s. d.) zur Folge haben; die Englische Krankheit (s. d.) oder Rhachitis; die Knochenerweichung, eine bei Schwangern und Wöchnerinnen vorkommende, äußerst merkwürdige Krankheit (s. Osteomalacie); die Knochenverhärtung (osteosclerosis), bei welcher der Knochen elfenbeinartig hart wird; Neubildungen in den Knochen, wie die Knochengeschwulst (s. Exostose), der Knochenkrebs u. a.; endlich die Knochenbrüche (s. d.).

Knochenlade, s. unter Knochenfraß.

Knochenlager, s. unter Knochenbreccie.

Knochenlehre, s. Osteologie.

Knochenleim, s. Glutin.

Knochenmark, s. u. Knochen.

Knochenmarkentzündung, s. Osteomyelitis.

Knochenmehl nennt man die zu Pulver oder in gröbere Massen bis zu erbsengroßen Stücken auf besonders dazu eingerichteten Mühlen, den Knochenmühlen, zerkleinerten Knochen der Tiere. Das K. dient zur Düngung namentlich solcher Kulturpflanzen, die vielen phosphorsauren Kalks zur Ausbildung bedürfen; auch auf Wiesen zeigt es große Wirksamkeit. Am kräftigsten wirkt das aus frischen Knochen bereitete, indem hier außer den Salzen noch Stickstoffverbindungen eine düngende Wirkung äußern, am raschesten das staubfein gepulverte. Zuerst wurde es 1802 von Krupp in Solingen als Dünger angewendet. In neuerer Zeit ist das K. zum bedeutenden Handelsartikel geworden. Außer dem Mehle von rohen Knochen wird gegenwärtig auch viel von gedämpften (welche vor der Zerkleinerung zum Zwecke der Entfettung in einem Dampfapparat behandelt und nach dem Trocknen zwischen Steinen zermahlen werden) angewendet, weil dieses im Boden leichter aufgelöst wird. Die Wirkung des K. beruht neben der etwa darin befindlichen stickstoffhaltigen Substanz, hauptsächlich auf dem phosphorsauren Kalk, welcher seinen Hauptbestandteil ausmacht. Den letztern pflegt man oft aufzuschließen (d. h. auflöslicher zu machen) durch Behandlung des K. mit verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure, wodurch das Superphosphat, einer der gebräuchlichsten und seiner schnellen Wirkung wegen besonders im Frühjahr angewandten Kunstdünger der Neuzeit, erhalten wird. Auch die Knochenkohle ist ein wirkungsvolles Düngemittel.

Knochenmühle (frz. moulin à os, engl. bonemill), eine Maschine, welche die Zerkleinerung der Knochen zur Herstellung von Knochenmehl bewirkt, für welchen Zweck Stampfwerke, Kollergänge, Cylinder- oder Kreisraspeln, gezahnte Walzen oder Fräsen, horizontal gehende Mühlsteine und Desingratoren oder Schleudermühlen (s. die Spezialartikel) verwendet werden.

Knochenöl, s. unter Knochen.

Knochenschwarz, soviel wie Knochenkohle.

Knochenschwiele, soviel wie Callus.

Knoll (Konrad), Bildhauer, geb. zu Bergzabern 9. Sept. 1829, ging aus den Schulen von Karlsruhe (seit 1845), Stuttgart und München hervor. Seine Richtung bekundete sich frühzeitig als die der altdeutschen Romantik, doch bewies K. später, daß ihm auch die Empfindung für klassische Formen nicht mangelt. Ein Beispiel war die Marmorfigur der Sappho, welche er 1870 für den König von Bayern fertigte. Seiner frühern Zeit gehören die Arbeiten für die Wartburg, der 1856 vollendete Tannhäuserschild und ein Prunkpokal anläßlich des Jubelfestes der Burschenschaft in Jena an. Für einen Kunstfreund in Kiel entstand die Germania, für Bergzabern das Modell einer Brunnenfigur Wolframs von Eschenbach. Sein bestes Werk

erhielt München, den Fischbrunnen am Rathausplatze (1865), dessen Figuren die alte Sitte des sog. Metzgersprunges darstellen. Das Denkmal Palms für Braunau, der Lutherbrunnen für Eisenach und eine heil. Elisabeth für die Wartburg gewannen dem Künstler gleichfalls vielfachen Beifall, weniger befriedigt das Reformationsdenkmal für Kaiserslautern. K. zeichnet sich auch als stilvoller Porträtist aus. Die Büsten des Deutschen Kaisers (1873), Beethovens (1870) und des Historikers Häusser in Heidelberg sind in dieser Hinsicht vorzugsweise zu erwähnen. Seit 1868 ist K. Professor an der Polytechnischen Hochschule in München.

Knollen (Tubera) nennt man in der Botanik kugelig oder klumpenartig angeschwollene Stammteile, die in der Erde sich entwickeln, oder ähnlich gestaltete Wurzelteile. Die K. dienen in den meisten Fällen zur vegetativen Vermehrung, wie z. B. die der Kartoffelpflanze, sie enthalten reichliche Mengen von Reservestoffen in Form von Stärke oder Inulin u. dgl., sodaß die aus ihnen sich entwickelnde junge Pflanze längere Zeit davon ernährt werden kann. Die Form und der innere Bau der K. können sehr verschieden sein. Diejenigen, welche morphologisch als Stammorgane zu betrachten sind, wie die Kartoffel, haben im wesentlichen auch den Bau eines Stammes, nur wird die Hauptmasse desselben von parenchymatischen Geweben gebildet, die mit Reservestoffen erfüllt sind, die übrigen Gewebe, Gefäßbündel, Baststränge u. dgl. sind verhältnismäßig schwach ausgebildet.

Die sog. Wurzelknollen (Radices tuberosae), welche morphologisch als Wurzel aufzufassen sind, haben ebenfalls reichlich entwickeltes Parenchym und unterscheiden sich äußerlich von jenen aus verdickten Stammteilen bestehenden K. dadurch, daß an ihrer Außenfläche keine Spur von rudimentären Blattorganen und auch keine sog. Augen, d. h. Knospen zu finden sind. Ihre Form ist so wie die der erstern eine sehr verschiedene, in einigen Fällen sind sie handförmig gelappt, z. B. bei manchen Orchideen (s. d.), in andern Fällen sind sie kugelig oder ellipsoidisch ausgebildet, wie die des Feigenkrautes Ranunculus Ficaria. Bei manchen Pflanzen, z. B. bei Crocus, ist der knollig entwickelte Stamm von größern trockenhäutigen Niederblättern umhüllt und bietet hierdurch manche Ähnlichkeit mit der Zwiebel (s. d.) dar, man nennt deshalb derartige Gebilde auch Knollenzwiebel.

Knollenwicke, s. Apios.

Knollenwinde, Pflanzenart, s. Batate.

Knollenzwiebel, s. Knolle.

Knoller (Martin), Historien- und Porträtmaler, geb. 8. Nov. 1725 zu Steinach am Brenner in Tirol, bildete sich in Wien zum Maler aus und lebte seit 1753 meist in Italien, wo er in Mailand 25. Juni 1804 starb. In vertrautem Umgang mit Rafael Mengs wurde er einer der Bahnbrecher der neuen Richtung dieses Reformators der Malerei und eignete sich dessen Streben nach Reinheit der Form und Grazie der Komposition an. Obwohl besonders in Oberitalien thätig, malte er doch auch viel in Tirol, in München, Benediktbeuern, Ettal, zu Neresheim in Schwaben und in Wien. Er verfügte noch über die ganze Technik des Freskos, wie die großen Deckenbilder der Kirche in Volders bei Innsbruck, daselbst im Palais Taxis, zu Gries bei Bozen, im Bürgersaal zu München (1775) beweisen. Als Porträtist zeichnete er sich durch vornehme Auffassung aus, Beispiele sind im kaiserl. Besitz zu Wien, im Magistratssaale daselbst das lebensgroße Bildnis Leopolds II.

Knopfblume, s. unter Scabiosa.

Knöpfe (frz. boutons, engl. buttons), das nach der gewöhnlichen Annahme von einem Dänen Namens Knobbe erfundene, der Form nach allgemein bekannte Befestigungsmittel für männliche und weibliche Kleidungsstücke. Als Materialien der Knopffabrikation dienen Leder, Holz, Horn, Steinnuß, Perlmutter, Porzellan, hauptsächlich aber Metalle. K., welche mit Tuch, Seide u. s. w. überzogen werden sollen (Knopfformen), werden meist aus Knochen, die größern auch aus Holz, und zwar entweder auf der Drehbank oder, bei fabrikmäßigem Betrieb, aus dünn gesägten Platten mittels des Durchstoßes hergestellt. Hornknöpfe werden stets in erwärmten eisernen Formen gepreßt.

Die Metallknöpfe unterscheiden sich in gegossene K. und Blechknöpfe. Zu den gewöhnlichsten Sorten der gegossenen Knöpfe wird bleihaltiges Zinn oder auch eine zusammengeschmolzene Mischung von Zinn und Messing verwendet. Das Gießen der Zinnknöpfe geschieht mittels eiserner oder messingener Formen, in welche man, falls die K. eine verzierte Oberfläche erhalten sollen, gravierte oder guillochierte Platten einlegt. Das zum Annähen des Knopfs dienende Öhr wird entweder sogleich mitgegossen oder vorher aus verzinntem Messingdraht gebogen, in die Mitte der Form eingesetzt und so an den Knopf angegossen. Die Formgebung der K. wird auf der Drehbank vollendet. Die massiven Blechknöpfe bestehen aus einfachen Metallscheiben mit an denselben befestigtem Öhr, welch letzteres auch wohl durch zwei bis vier Löcher im Knopf ersetzt ist. Diese K. sind meist flach und aus Kupfer-, Messing- oder Tombakblech hergestellt. Die Metallscheiben werden mittels eines Stempels ausgestoßen und gewöhnlich mittels eines Prägwerks mit dem Namen des Fabrikanten versehen. Nachdem die aus Draht gebildeten Öhre angelötet sind, werden die K. blank gescheuert oder gebeizt. Die Vergoldung, Versilberung u. s. w. geschieht meist auf galvanischem Wege. Die hohlen Blechknöpfe bestehen je aus zwei in ihrem Zwischenraum meist mit Kitt ausgefüllten, am Rande miteinander verbundenen Scheiben, von denen die obere mehr oder weniger konvex, die untere, mit dem Öhr versehene dagegen nur schwach gewölbt, öfters auch ganz flach ist. In diese Klasse gehören die mit Wappen, Nummern, Buchstaben u. s. w. geprägten Uniform- und Livreeknöpfe, sowie die mit allerlei Reliefmustern verzierten Modeknöpfe. Das Öhr ist hier öfters aus der Unterplatte selbst gebildet. Zur Herstellung der überzogenen Metallknöpfe bedient man sich öfters sehr komplizierter Maschinen; im wesentlichen stimmt die Fabrikationsweise mit der der hohlen Blechknöpfe überein, doch verwendet man zur Vereinigung der einzelnen Teile mit Vorteil Pressen, welche je zwei Patrizen und Matrizen besitzen.

Die K. aus Steinnuß, Perlmutter, Kokosnußschalen, Horn, Holz u. s. w. werden auf der Drehbank oft aus freier Hand erzeugt. Die als Material der erstern dienenden Steinnüsse werden mittels Kreissägen in entsprechend dicke Scheibchen geschnitten, aus welchen man die kreisrunden Platten von der Größe der K. aussticht. Die fertigen K. werden geschliffen und poliert; auch kann man die

Oberfläche derselben beliebig färben. Eine bedeutende Konkurrenz wird jetzt den Horn- und Steinnußknöpfen von den K. aus Hartgummi gemacht, deren Fabrikation durch die Verwertung verschiedener Abfälle für die Kautschukindustrie von Vorteil ist. Zur Herstellung der Löcher in den K. der letztgenannten Arten sind Knopfbohrmaschinen konstruiert worden, welche alle vier Löcher gleichzeitig in genau gleichem Abstand voneinander und vom Mittelpunkt gleich weit entfernt bohren. Eine geübte Arbeiterin kann mit Hilfe einer solchen Maschine 50 K. in der Minute bohren.

Knopflochmaschine, eine besondere Art der Nähmaschinen zur Anfertigung von Knopflöchern.

Knopflochoperation, s. Boutonnière.

Knopfmacher, ein Handwerker, welcher sich mit der Herstellung von Kleiderknöpfen beschäftigt. Die K. bildeten früher in Deutschland eine eigene Zunft, oder sie waren, da sie außer Knöpfen auch Kutschenquasten, Banderolen, Portepees, Gürtel und Schärpen verfertigten, mit den Posamentierern zu einer Zunft vereinigt; jetzt werden die Knöpfe meist in Fabriken mit Hilfe von Spezialmaschinen hergestellt. (S. unter Knöpfe.)

Knoppern, s. unter Galläpfel.

Knorpel (cartilago), feste, elastische, milchweiße oder gelbliche Substanz des tierischen Organismus, welche härter als die Sehnen- und die Muskelsubstanz, aber weicher als das Knochengewebe ist und dazu dient, das Gerüst des Körpers (wie des Ohrs, der Nase, Augenlider, Luftröhre, des Kehlkopfs und Brustkastens) zu vervollständigen, die Gelenkenden der Knochen zu überziehen und den sich an manchen Stellen hin- und herschiebenden Sehnen über dem Knochen eine weichere Unterlage zu geben. Bei den Knorpelfischen sind die Knochen nur aus K. gebildet; im Fötus bestehen die Knochen in früher Zeit gleichfalls nur aus K., der sich nach der Geburt und während des ersten Kindesalters nur allmählich durch Ablagerung von Kalksalzen in Knochengewebe umwandelt. Man unterscheidet nach dem Bau wahre oder hyaline K. und Faserknorpel, die auch chemisch verschieden sind, insofern als der wahre K. beim Kochen mit Wasser eine leimähnliche Substanz (Chondrin) gibt, der Faserknorpel nicht. Der wahre K. besitzt eine gleichartige, glasartig homogene, der Faserknorpel eine streifige, dem Bindegewebe ähnliche Grund- oder Intercellularsubstanz; beiderlei Grundsubstanzen schließen aber ähnliche runde, von einer dicken glasigen Hülle umgebene Zellen, die sog. Knorpelzellen, ein. Die K. besitzen weder Blutgefäße, noch Lymphgefäße und Nerven, sind von einer festen, der Ernährung dienenden Faserhaut, der sog. Knorpelhaut (perichondrium) überzogen und haben, zumal im Alter und bei gewissen entzündlichen Ernährungsstörungen, große Neigung, zu verkalken und zu verknöchern, was unter Umständen schwere Beeinträchtigungen ihrer physiol. Funktionen (Unbeweglichkeit des Brustkastens bei Verkalkung der Rippenknorpel, der Wirbelsäule bei Verknöcherung der Wirbelknorpel u. dgl.) hervorruft. Ganz verschieden vom eigentlichen K. ist der Knochenknorpel. (S. unter Knochen.)

Knorpelfische nannte man bis in die neueste Zeit alle Fische mit knorpeligem Skelett. Jetzt trennt man dieselben, indem man die niedrig organisierten Rundmäuler (Cyclostomata), wohin die Neunaugen, Bricken oder Lampreten gehören, als eigene Klasse von den Fischen überhaupt abscheidet, und nennt K. oder Selachier Fische mit knorpeligem Skelett, ausgebildeten, paarigen, wohlentwickelten Flossen, mit muskulösem, vielklappigem Aortenstiel am Herzen und einer Spiralklappe im Darm. Es gehören hierzu die Kleinmäuler (Holocephala) mit einer einzigen, seitlichen Kiemenspalte, unvollständig gebildetem Kiemendeckel, deren Oberzähne direkt an der knorpeligen Schädelkapsel ohne Vermittelung eines Oberkiefers befestigt sind, während der Unterkiefer an den Schädel eingelenkt ist. Zu ihnen gehören die Seeratzen oder Spöken (Chimaera, s. Tafel: Fische I, Fig. 6) mit ungeteilter, knorpeliger Rückenseite (Chorda) und einem langen, fadenförmigen Schwanze. Die größte Gruppe wird von den Quermäulern (Plagiostomata) gebildet, zu welchen die Haie und Rochen (s. Tafel: Fische I, Fig. 10 u. Fig. 5) gehören, die eine knorpelige Schädelkapsel, aber unvollkommen verkalkte, wohlgetrennte Wirbel, einen vom Schädel getrennten Oberkiefer, großes, quergestelltes Maul auf der Bauchfläche und zahlreiche (fünf bis sieben) getrennte Kiemenspalten an den Seiten des Halses besitzen. Die Störe, welche man ihres knorpeligen Skeletts wegen früher ebenfalls zu den K. rechnete, gehören der heutigen Klassifikation nach zu den Ganoiden. (S. Knochenfische.)

Knorpelgeschwulst (enchondröma), krankhafte, meist rundliche oder knollige, vorzugsweise aus Knorpelgewebe bestehende Geschwulst, die bisweilen die Größe eines Kinderkopfes erreicht und am häufigsten von den Knochen, insbesondere von den kurzen Röhrenknochen der Finger und Zehen, seltener von drüsigen Organen (Speicheldrüsen, Hoden, Eierstock) ausgeht. Die K. entwickelt sich vorwiegend im jugendlichen Alter, wächst im allgemeinen nur langsam und kann nur durch Operation entfernt werden.

Knorpelleim, s. Chondrin.

Knorpeltang, s. Sphaerococcus.

Knorr, bei naturhistor. Namen, bezeichnet Georg Wolfgang Knorr (geb. 30. Dez. 1705 in Nürnberg, gest. daselbst 17. Sept. 1761), bekannt als Kupferstecher für naturhistor. Werke.

Knorren an den Stämmen der Bäume werden im engern Sinne die abgehauenen, mit Holz und Rinde überwallten und vermaserten Äste genannt. In der äußern Erscheinung ähnliche Bildungen können aber auch durch Überwallungen anderer Wundstellen entstehen, ebenso durch eine örtliche Vervielfältigung von Proventivknospen in Gestalt von «Kropfmasern», oder durch lokale Störungen der Stoffleitung in Gestalt von «Knollenmasern». Im allgemeinen versteht man unter K. Anschwellungen, Hervorragungen, bezeichnet daher auch als Bäume mit knorrigem Wuchse solche, welche sich durch unregelmäßige, verkrüppelte Stammform, namentlich aber durch zahlreiche Äste und Aststummel auszeichnen.

Knorring (Sophie Margarete von), geborene Zelow, geb. 29. Sept. 1797, gest. 13. Febr. 1848, nimmt unter den schwed. Romanschriftstellerinnen einen hervorragenden Rang ein. Von ihren zahlreichen, anonym erschienenen Werken, die meist das Leben der höhern Klassen schildern und ein realistisches Gepräge tragen, sind zu nennen: «Counnerna» (1834), «Vännerna» (1835), «Quinnorna» (1836), «Axel» (1836), «Illusionerna» (1836), zwei Sammlungen «Skizzen» (1841, 1845; neue Aufl.

1867), «Torparen» (1843). Die meisten ihrer Werke sind ins Deutsche übertragen.

Knospe heißt in der Pflanzenkunde jede Anlage zu einem Zweige (Sproß, Trieb). Eine solche unentwickelte, aber entwickelungsfähige Zweiganlage besteht stets aus einem centralen Organ, der Knospenachse, und aus Blattorganen, welche an der Knospenachse befestigt sind, sich gegenseitig in der verschiedensten Weise decken, und deren jedes in sehr verschiedener Weise gebogen, gefaltet oder gerollt sein kann. Man bezeichnet diese Lagerungsverhältnisse der noch unentfalteten Blätter in der Knospe als Knospenlage. Je nachdem eine K. bei ihrer Entfaltung einen beblätterten Trieb, oder bloß eine oder mehrere Blüten, oder einen mit Blättern und Blüten besetzten Zweig hervorbringt, unterscheidet man Laub- oder Zweig-, Blüten- und gemischte K. Die Laub- und gemischten K. verwandeln sich dadurch in einen beblätterten oder Blätter und Blüten tragenden Zweig, daß die Knospenachse starkes Längenwachstum zeigt, wodurch die an ihr sitzenden Blattorgane voneinander gerückt werden. Gleichzeitig oder später dehnen und dreiten sich diese Blattorgane ebenfalls aus und bekommen so allmählich die Gestalt, welche sie im fertigen Zustande zeigen. Die Laubknospen zerfallen ihrer Entwickelungsgeschichte nach in normale und adnorme oder Adventivknospen, erstere ihrer Stellung nach in End- oder Gipfel- und in Seiten- oder Achsenknospen.

Die normalen K. bilden sich nämlich stets am Ende eines Zweigs (Stengels) und in den Achseln der Blätter, die Adventivknospen entwickeln sich an andern Stellen der Stammorgane. In einigen Fällen können Adventivknospen auch an Blättern entstehen. Die meisten normalen K. treiben sofort aus (verwandeln sich in einen Zweig), wenn sie völlig entwickelt und die zur Entfaltung nötigen Bedingungen (Wärme, Feuchtigkeit u. s. w.) vorhanden sind (die gewöhnlichen Winterknospen der Bäume im Frühling), manche dagegen, die sog. ruhenden K. oder schlafenden Augen, vermögen jahrelang in Unthätigkeit zu verharren und werden nur durch besondere Verhältnisse (Insektenfraß, Frost), welche die austreibenden K. oder die aus denselben entstandenen Triebe vernichten, zum Austreiben veranlaßt. Neben den normalen und Adventivknospen unterscheidet man noch sog. accessorische oder Beiknospen, die sich bei einigen Pflanzen dicht über oder neben der Achselknospe finden und meist zu zweien oder mehrern auftreten.

Knospung oder Sprossung (zoolog.) heißt eine Art der Fortpflanzung niederer Tiere, die sich dem individuellen Wachstum am innigsten anschließt, namentlich dann, wenn die Knospen sich nicht loslösen und kein selbständiges Leben anfangen, sondern mit dem Stammtier als Kolonie im Zusammenhange bleiben. Die K. ist die Bildung eines für das Stammtier nicht integrierenden Teils, der sich zum neuen Individuum ausbildet. Dieser Prozeß kann an beliebigen Körperstellen vor sich gehen (Schwämme, manche Polypen und Moostierchen) oder an ganz bestimmten Stellen, wobei sich unter Umständen der proliferierende Herd als Keimstock (Salpen, s. d.) lokalisiert und so zu den Geschlechtsorganen in gewissem Sinne hinüberleitet. Am berühmtesten ist wegen der K., sowie wegen der sich dieser nahe anschließenden Teilung (s. d.) der Süßwasserpolyp (s. d.).

Knossos, Stadt in Kreta, s. Gnossos (s. d.).

Knoten (vom altdeutschen chnodo) ist zunächst die Bezeichnung für eine rundliche, feste Erhöhung an einem Körper, dann insbesondere eine solche, wenn sie durch fest zusammengezogene Verschlingung biegsamer Körper entstanden ist, wie z. B. der K. eines Fadens, eines Tuchs u. s. w. In übertragener Bedeutung bezeichnet man dann auch mit K. eine Verwickelung der Verhältnisse und spricht in dieser Hinsicht von einem Gordischen Knoten als einer unlösbaren Verwickelung ꝛc.; ferner eine Verbindung mehrerer zusammenlaufender Linien, wie z. B. Wegknoten, Eisenbahnknotenpunkt ꝛc.

In der Poetik und Dramaturgie bezeichnet man mit Knoten den äußersten Punkt der Verwickelung in der Handlung, dessen Schürzung nach dem natürlichen Verlauf der Handlung, dessen Lösung nicht gewaltsam (s. Deus ex machina), sondern als das notwendige Ergebnis der Handlung vor sich gehen muß.

In der Geometrie nennt man Knoten bei krummen Linien denjenigen Punkt, in welchem sich zwei zusammenhängende Teile der Kurve schneiden, sodaß dadurch eine blinttähnliche Figur entsteht. In der Astronomie bezeichnet man damit den Durchschnittspunkt zweier größten Kreise der scheinbaren Himmelskugel.

Im engern Sinne bezeichnet man in der Astronomie mit Knoten den Durchschnittspunkt zwischen der Ekliptik und einer Planeten- oder Kometenbahn und versteht unter einer Knotenlinie diejenige gerade Linie, in welcher die Ebene der Ekliptik von der Ebene einer Planeten- oder auch einer Kometenbahn geschnitten wird. So ist z. B. die Knotenlinie der Monddahn diejenige gerade Linie, in welcher die Ekliptik von der Ebene der Mondbahn geschnitten wird, und der Punkt derselben, in welchem der Planet (der Mond) über die Ekliptik sich gegen Norden erhebt, heißt der aufsteigende, der andere entgegengesetzte aber der ab- oder niedersteigende K. Da die Planeten und Monde bei ihrem je nächsten Umlauf infolge der Störungen die Ekliptik stets in einem westlicher gelegenen Punkte durchschneiden, als der vorige Durchschnittspunkt war, so sind die K. der Planetenbahnen keineswegs fest, sondern rücken langsam von Osten nach Westen und vollenden ihren Lauf in Beziehung auf die Nachtgleichen meist in sehr langen Perioden, beim Monde aber schon in etwa 19 Jahren oder genauer in 6798 Tagen. Die Zeit, welche der Mond braucht, um wieder zu demselben K. zurückzukehren, nennt man den Drachenmonat (der aufsteigende K. heißt auch Drachenkopf, der niedersteigende der Drachenschwanz); er ist kürzer als der gewöhnliche (synodische) Monat, weil die K. gleichsam dem Monde entgegenrücken. Da das Eintreten von Finsternissen der Sonne und des Mondes wesentlich von der Lage der Mondsknoten abhängig ist, so kehren die Finsternisse in dem Cyklus von etwa 19 Jahren in nahe derselben Reihenfolge wieder. Die genaue Kenntnis der Bewegung der Mondsknoten ist auch für die Berechnung aller durch den Mond erzeugten Störungen von großer Wichtigkeit. Bei der Berechnung der Planeten- und Kometenbahnen ist die Länge des aufsteigenden K., d. i. der Abstand desselben vom Frühlingspunkte, eins der notwendigsten Elemente, ohne dessen genaue Kenntnis man den Ort des Weltkörpers mit Sicherheit voraus zu berechnen nicht im Stande ist.

Digitized by Google

Knoten, Knotenpunkte oder auch **Schwingungsknoten** heißen in der **Schwingungslehre** und der **Akustik** solche Punkte, welche die schwingenden Stäbe derart trennen, daß sie von diesen gleichzeitig nach entgegengesetzten Richtungen mit gleicher Kraft gezogen werden, weshalb sie in Ruhe bleiben. Die K. schwingender Saiten werden durch Papierreiterchen, welche hier in Ruhe bleiben, ersichtlich gemacht. Dagegen werden solche Reiterchen von den schwingenden Punkten der Saiten abgeworfen. In der Mitte zwischen zwei K. liegen die Schwingungsbäuche, wo die schwingende Bewegung am stärksten erscheint, weshalb die Bäuche den Gegensatz zu den K. bilden. Eine Reihe aneinander liegender K. bilden eine **Knotenlinie**, welche bei den Klangfiguren (s. d.) durch aufgestreuten Sand ersichtlich gemacht werden. Bei den Flüssigkeitsstrahlen des Ausflusses heißen die sich zeigenden Einschnürungspunkte ebenfalls K., während die weitesten Anschwellungen des Ausflußstrahls als Bäuche bezeichnet werden.

Knoten in der **pathologischen Anatomie** ist eine widernatürliche Anhäufung und Anschwellung krankhafter Massen, z. B. Gichtknoten, Hämorrhoidalknoten u. s. w.

Knoten in der **Botanik** ist die ringförmige Anschwellung der Gelenke gegliederter Pflanzenteile, wie z. B. im Halme der meisten Gräser.

Knoten in der **Nautik** sind die an der Logleine angebrachten Zeichen zur Bestimmung des Laufs eines Schiffes, s. unter Log.

Knotenblume, s. unter Leucojum und Schneeglöckchen.

Knotenfänger, s. Epurateur; vgl. Papierfabrikation.

Knotenlinie, s. unter Knoten in der Astronomie und Schwingungslehre.

Knotenmaschine, eine dem Knotenfänger ähnliche Vorrichtung zur Entfernung von Knoten u. s. w. aus dem Papierstoff.

Knotenpunkt, s. Knoten (in der Schwingungslehre).

Knotenstich, s. unter Nähmaschinen.

Knöterich, Pflanzengattung, s. Polygonum.

Knotterz, ein berühmtes und reiches Vorkommen von Bleiglanz, der in Form von kleinen bis erbsendicken Knötchen sehr gleichmäßig und auf große Erstreckung hin dem hellen Buntsandstein in der Gegend von Commern und Mechernich (preuß. Rheinprovinz) eingesprengt ist. Aus dem K. werden täglich 2000 Ctr. metallisches Blei dargestellt, die größte Bleiproduktion des Kontinents.

Knowledge is power (engl.), d. h. Wissen ist Macht, sprichwörtlich gewordenes Citat aus Bacons »Religious meditations« (1598).

Knowles (James Sheridan), engl. Dramatiker, geb. 12. Mai 1784 zu Cork, siedelte 1792 mit seinen Eltern nach London über. Er betrat früh die Bühne, aber ohne hervorragendes Talent. Allgemein bekannt wurde er durch die Tragödie «Caius Gracchus», die 1815 in Belfast und 1823 in London zur Aufführung gelangte, worauf 1820 «Virginius», 1825 «William Tell» und 1832 «The hunchback» erschien, der außerordentlichen Beifall fand. Von nun an war er der populärste engl. Theaterdichter, doch haben seine Stücke mehr Bühneninteresse als poetischen Wert; die Sprache ist geziert, die Charakterzeichnung nicht immer richtig, der Ton öfters weichlich sentimental. Als sein bestes dramatisches Erzeugnis gilt «The love chase» (1836), das von Blum. von Gerhard und von Susemihl ins Deutsche übertragen wurde. K. machte 1835 eine Reise nach den Vereinigten Staaten, wo er dramatische Vorstellungen gab; seit 1845 entsagte er jedoch der Bühne. Im Romanfache, dem er sich jetzt zuwandte, war er weniger glücklich. Sein »George Lovell« (3 Bde., Lond. 1847) ist zwar nicht ohne Verdienst, dagegen ist »Fortescue« (3 Bde., Lond. 1847) ein schwaches Produkt. Erzählungen und Skizzen hat er unter dem Titel »The elocutionist, a collection of pieces in prose and verse« (25. Aufl., Lond. 1874) gesammelt. Gegen Ende seines Lebens ergab er sich der theol. Polemik, veröffentlichte einige Streitschriften gegen den Katholizismus und reiste als baptistischer Prediger im Lande umher. Er starb zu Torquay 30. Nov. 1862. Nach seinem Tode erschienen K.' «Dramatic works» (Lond. 1863).

Knownothings (engl.), d. h. Nichtswisser, ist der Name einer polit. Partei in den Vereinigten Staaten, welche unter diesem Namen zuerst im Winter 1854—55 auftrat, allein schon früher als Nativisten oder Amerikaner eine vorübergehende Rolle in der Bundespolitik gespielt hat. Aus einem geheimen polit. Orden hervorgegangen, nahmen sie obige Bezeichnung an, weil sie sich Uneingeweihten gegenüber Nichtswissen angelobt hatten. Von dem Grundsatz ausgehend, «Amerikaner sollen Amerika regieren», wandten sie sich gegen die Beteiligung der Eingewanderten an der Politik des Landes und agitierten gegen die bestehenden Naturalisationsgesetze. Die K. drängten die damals in der Bildung begriffene republikanische Partei eine Zeit lang in den Hintergrund, verloren aber selbst ihren Halt und ihre Einheit, sobald die Sklavenfrage in den Vordergrund des polit. Kampfes trat. Schon 1856 bei der Präsidentenwahl zersplitterten sich die K. in eine nördl. und südl. Fraktion. Infolge des Kriegs sind sie ganz vom polit. Schauplatz abgetreten und haben sich mit den übrigen Parteien vermischt.

Knox (spr. Nox, John), der Reformator Schottlands, geb. 1505 zu Gifford bei Haddington, studierte zu St.-Andrews Theologie und wirkte bis 1542 als Priester in der Nähe von Haddington. Besonders die Predigt Georg Wisharts gewann ihn für die Reformation. Als der Kardinal Beatoun 1546 Wishart hinrichten ließ und zur Rache dafür Verschworene Beatoun töteten und St.-Andrews einnahmen, beriefen sie K. als ihren Prediger. Seitdem war K. in alle kirchlichen und polit. Kämpfe verflochten, welche der Durchführung der Reformation vorangingen, und prägte ihr den eigentümlichen Charakter des Puritanismus auf. Bei der Einnahme von St.-Andrews geriet K. 1547 in franz. Kriegsgefangenschaft und kam auf die Galeeren; 1549 befreit, predigte er im Nordosten Englands. Als die kath. Maria den engl. Thron bestieg, ging K. 1554 nach Genf. Vorübergehend wirkte er als Prediger an der Flüchtlingsgemeinde zu Frankfurt a. M., benutzte aber vor allem den Umgang mit Calvin zu gründlichen theolog. Studien; 1555 kehrte K. nach Schottland zurück, wandte sich aber 1556 wieder nach Genf. Hier arbeitete er an einer engl. Bibelübersetzung, genannt die Genfer Bibel, und schrieb den «Trompetenstoß wider das monströse Regiment der Weiber», sowie die «Kurze Ermahnung an England» zur Annahme der Reformation.

In Schottland schlossen 1557 die prot. Großen einen Bund, «die Kongregation Christi», um mit

allen Mitteln die Reformation durchzuführen. Die Regentin, die Königin-Mutter, Maria von Guise, hielt entschieden zur kath. Kirche. Somit war der Bürgerkrieg unvermeidlich geworden. Da kehrte K. 5. Mai 1559 nach Schottland zurück. Eine von ihm zu Perth gehaltene Predigt veranlaßte einen allgemeinen Sturm gegen kath. Bilder und Altäre. Obgleich ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war, predigte er überall im Lande und richtete, soweit die Herrschaft der Barone reichte, evang. Gottesdienste ein. Zugleich unterhandelte er mit England um Hilfe. Als 1560 die Großen siegten, wurde der Katholizismus in Schottland verboten und überall die neue kirchliche Ordnung durchgeführt. K. wurde Prediger an St.-Giles in Edinburgh. Neue Kämpfe erhoben sich, als Maria Stuart 1561 den schott. Boden betrat, teils weil sie, entgegen den Landesgesetzen, für sich einen kath. Gottesdienst einrichtete, teils wegen des leichtfertigen, sittenlosen Lebens am Hofe. Als Maria mit Darnley 1566 nach Edinburgh kam, verließ K. die Stadt und kehrte erst zurück, als Maria nach Darnleys Ermordung gefangen gesetzt war. Der Bürgerkrieg, den die Partei der unglücklichen Königin 1571 erhob, vertrieb ihn nochmals aus seinem Amte. Als er nach Herstellung der Ruhe 1572 in Edinburgh anlangte, war er bereits kränklich und starb bald nachher 24. Nov. 1572. K.' Beredsamkeit war feurig und kühn, seine persönliche Erscheinung ehrfurchtgebietend; die Härte und Rauheit seines Wesens trug nicht wenig zur Befestigung seiner reformatorischen Schöpfungen bei. Nach seinem Tode erschien seine «History of the reformation of religion within the realm of Scotland». Der vierten Ausgabe derselben (Edinb. 1732) sind seine übrigen Werke beigefügt. Eine Ausgabe seiner «Works» in sechs Bänden veranstaltete David Laing (Edinb. 1864). Vgl. M'Crie, «Life of John K.» (neueste Aufl., besorgt von Andr. Crichton, Belfast 1874; deutsch im Auszuge von Planck, Gött. 1817); Brandes, in «Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reform. Kirche» (Bd. 10, Elberf. 1862); Lorimer, «John K. and the church of England» (Lond. 1875).

Knoxville, Hauptstadt des County Knox im nordamerik. Staate Tennessee, liegt in fruchtbarer Landschaft am rechten Ufer des Holston-River, der zu allen Jahreszeiten fahrbar ist, und treibt einen lebhaften Großhandel. Hier durchschneidet die East-Tennessee-Virginia- und Georgia-Eisenbahn die K.-Ohio- und K.-Charlestonlinien. K. ist der Haupthandelsplatz des östl. Tennessee, hat große Eisenfabriken und Mühlen, zählt (1880) 9693 E. und ist der Sitz der East-Tennessee-Universität, welche mit einer landwirtschaftlichen Schule verbunden ist. Während des Bürgerkriegs war es eine Zeit lang (vor den Kämpfen bei Chattanooga 1863) ein Punkt von strategischer Wichtigkeit.

Knth., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Kunth (Karl Sigismund).

Knud der Harte, König von Dänemark, s. Hardeknud.

Knüllgebirge, eine bewaldete Hochmasse aus Buntsandstein im preuß. Regierungsbezirk Kassel zwischen den Flüssen Fulda und Schwalm, aus breiten Rücken und Hochflächen mit kleinen Kuppen gebildet. Den Mittelpunkt desselben bildet das 682 m hohe Knüllköpfchen und der 636 m hohe Eisenberg bei Schwarzenborn.

Knüppeldamm, s. unter Damm.

Knurrhähne (Trigla) heißt eine Gattung der panzerwangigen Fische (s. Panzerwangen) mit breitem, mit knöchernem Panzer versehenem Kopf, schlanken, mit kleinen Schuppen bedecktem Rumpf und gewaltigen Brustflossen, vor denen jederseits drei eigentümliche, fingerförmige Anhänge sich befinden, mittels deren die K. sich kriechend auf dem Meeresboden bewegen können; abgesehen davon, daß die K. brillant schwimmen, vermögen sie sich auch aus dem Wasser zu erheben und eine Strecke weit in der Luft fortzubewegen. Ihr deutscher Name rührt von der Eigentümlichkeit dieser Tiere her, eine knurrende Stimme hören zu lassen. Von den etwa 40 in den Meeren der tropischen und gemäßigten Gegenden lebenden Arten ist die bekannteste der gemeine K. (T. hirundo *Bloch*; Tafel: Fische IV, Fig. 1).

Knut oder Kanut, der Große, König von Dänemark und England, ein Sohn des Königs Sven, der 1014 im Kampf um die Herrschaft in England starb, begann seine Thätigkeit mit der Fortsetzung dieses Kampfs. Der tapfere Widerstand des Königs Edmund Ironside bewog K. zu einem Teilungsvertrag, aber die Ermordung Edmunds, an welcher K. keine Schuld gehabt zu haben scheint, brachte ihm die Herrschaft über das ganze Land, welche er durch die Vermählung mit Ethelreds Witwe Emma befestigte. Hatte er anfangs in Härte und Grausamkeit es seinem Vater gleichgethan, so machte er von nun an durch eine feste und gerechte Regierung sein Andenken zu einem gesegneten und brachte das tiefzerrüttete Land zu friedlicher Ordnung und Wohlstand. Die «Huskerle», eine in strenger Disciplin gehaltene Garde, waren die Stütze seiner Herrschaft. Im J. 1026 machte er eine Pilgerfahrt nach Rom, war Ostern 1027 bei Konrads II. Kaiserkrönung zugegen und verband sich mit diesem gegen die Polen, wofür ihm die Mark zwischen Schlei und Eider überlassen wurde; seine Tochter Gunild wurde dem Thronerben Heinrich III. vermählt. Auch die Pommern, Ermländer und Samländer bezwang K. und gewann 1028 das Königreich Norwegen, aber nach seinem Tode (12. Nov. 1035) zerfiel seine Herrschaft rasch wieder.

Knut VI., König von Dänemark (1182—1202), Sohn Waldemars I. d. Gr., verweigerte nach seiner Thronbesteigung dem Kaiser Friedrich I. die Huldigung, zu welcher sich noch sein Vater verstanden hatte, und brachte die Fürsten Pommerns und Mecklenburgs in Abhängigkeit, sodaß er 1188 den Titel eines Königs der Dänen und Slawen annehmen konnte. Seinem Ziele, einer dän. Herrschaft über die Küsten der Ostsee, dienten die Missionen der Deutschen in den baltischen Ländern ebenso wie der 1198 ausbrechende Thronstreit im Deutschen Reiche, in welchem K. sich auf die Seite der Welfen stellte und mit überlegener Macht den Grafen von Holstein, Adolf von Schaumburg, angriff. Er zog 1200 die Dithmarschen zu sich herüber, gewann Rendsburg und Ratzeburg, und sein Bruder Waldemar nahm endlich 24. Dez. 1201 den Grafen in Hamburg gefangen. Um dieselbe Zeit verlobte er seine Schwester Helena mit dem Welfen Wilhelm von Lüneburg: sie wurde die Stammmutter des spätern welfischen Geschlechts. K. starb 12. Nov. 1202 und hinterließ die Krone seinem Bruder Waldemar II. (s. d.). Vgl. Usinger, «Deutsch-dänische Geschichte, 1189—1227» (Berl. 1873).

Digitized by Google

Knute, eine einriemige Peitsche, kommt in Rußland als Strafwerkzeug erst seit der tatar. Periode vor und ward bis in die Mitte des 18. Jahrh. hinein bei Vergehen oller Art, namentlich auch bei politischen, angewandt. Selbst unter Peter I. und Elisabeth wurden noch hohe russ. Würdenträger und sogor vornehme Frauen zur Knutenstrafe verdammt. Seit Katharino II. ward sie meist auf gemeine Verbrecher, wie Mörder, Kirchenräuber und Mordbrenner, beschränkt, die nach Überstehung derselben nach Sibirien wandern mußten. Unter Nikolous I. wurde die K. abgeschafft und durch die Pleti, eine dreischwänzige Peitsche, ersetzt, die von Alexander II. ebenfalls abgeschofft wurde

Knutsford, Morktstadt in der engl. Grafschaft Chester, 35 km im ONO. von Chester, mit (1881) 8065 E., welche Weberei und Gerberei treiben.

Knüttelverse, s. Knittelverse.

Knutwyl, Dorf und Bad im Bezirk Sursee des schweiz. Kantons Luzern. Das Dorf liegt 544 m über dem Meere, 4 km nordwestlich von Sursee auf der linken Seite des Suhrthals und zählt (1880) 1061 meist kath. E., deren Haupterwerbsquelle die Landwirtschaft ist. Das Bad, 490 m über dem Meere, 1½ km nördl. vom Dorfe freundlich gelegen, besitzt eine erdige Eisenquelle, die seit dem 15. Jahrh. bekannt ist und namentlich bei anämischen Zuständen mit Erfolg angewendet wird. Vgl. Gsell-Fels, «Die Bäder und klimat. Kurorte der Schweiz» (Zür. 1880).

Knyppel (russ.), Cylinder von Eisen mit einer Eisenstange verbunden; bei der russ. Artillerie Geschosse, welche aus schwerem Geschütz von Strandbatterien geschossen werden.

Knyschin, Stadt im russ. Gouvernement Grodno, Kreis Bjelostok, an der Linie Brest-Litowsk-Grajewo der Südwestbahn, mit (1882) 4247 E., hat Tuchfabriken. K. war der Lieblingsaufenthalt von Sigismund II. August, der hier einen Tiergarten anlegte.

Koadjutor ist ein dem Bischof bestellter Gehilfe. Ist nämlich ein Bischof zur Verwaltung seines Amts körperlich oder geistig unfähig geworden, so darf er oder das Kapitel bei dem Papste die Ernennung eines Coadjutor temporarius beantragen, welcher die bischöfl. Befugnisse auszuüben hat, und dessen Amt mit dem Tode des Bischofs erlischt. Das letztere findet nur eine Ausnahme, wenn der K. ausdrücklich das Nachfolgerecht erhalten hat (futura successio), was aber nur aus dringender Veranlassung geschehen soll (ex causa gravi). Aber auch ohne Zustimmung des Bischofs kann der Papst bei dringender Not oder augenscheinlichem Nutzen einen K. bestellen; dieser übt bei Lebzeiten des Bischofs nur dann Rechte aus, wenn der letztere zu handeln unterlößt, tritt dagegen bei dem Tode des Bischofs ohne weiteres (ipso jure) in dessen Stelle (coadjutor perpetuus cum jure succedendi). Inwieweit zur Bestellung eines solchen K. die Einwilligung des Kapitels erfordert wird, ist streitig. Dagegen hot die Staatsregierung hier unbestritten dieselben Befugnisse, wie bei Besetzung der bischöfl. Stellen.

Koagulieren oder Gerinnen nennt man die Eigenschaft mancher gelösten Stoffe, unter gewissen Bedingungen die gelösten Bestandteile in unlöslicher amorpher Form abzuscheiden. Blut koaguliert alsbald freiwillig nach dem Verlassen des Körpers, das sich ausscheidende Koagulum ist Fibrin; Milch koaguliert freiwillig bei der Säuerung, oder durch Fermentwirkung bei gelindem Erwärmen mit Laab, das Koagulum ist Casein; Eiereiweiß gerinnt beim Erhitzen auf etwa 60° oder rascher beim Sieden unter Abscheidung einer unlöslichen Modifikation des Eiweißes.

Koagulierende Mittel nennt man solche Mittel, welche durch ihre Einwirkung Milch, Blut und andere Säfte im lebenden Körper gerinnen machen.

Koagulum, das Gerinsel (s. unter Koagulieren), in der Medizin bezeichnet mon damit insbesondere den festen Niederschlag aus dem Blut, auch den Blutkuchen. (S. unter Blut, Bd. III, S. 198ᵃ.)

Koaks, s. Coks.

Koala oder Beutelbär (Phascolarctos cinereus *Gray*; Tafel: Beuteltiere, Fig. 2), ein in Neusüdwales vorkommendes Beuteltier von etwa 60 cm Länge, mit plumpem Körper, großem dicken Kopfe und fünfzehigen Extremitäten. Ein Schwanz fehlt vollkommen; der Pelz ist sehr dicht und weich und von schmutziggrauer Farbe. Der K. ist ein nächtliches, langsam sich bewegendes Klettertier, das von Baumblättern und andern Vegetabilien lebt.

Koaleszieren (lat.), zusammenwachsen, in einander verschmelzen; Koaleszenz, das Zusammenwachsen, Verschmelzung. [zend verbinden.

Koalisieren (sich; frz.), sich zusammenschmel-

Koalition (frz.; vom lat. coalescĕre, zusammenwachsen, verschmelzen) bezeichnet überhaupt eine Verbindung, Vereinigung, wird aber vornehmlich dann gebraucht, wenn mehrere Möchte sich zum gemeinschaftlichen Kompfe gegen eine einzelne Macht verbinden. Die K. ist eine besondere Art der Allianz (s. d.). Am berühmtesten sind die großen K. gegen Frankreich geworden, die sich 1792—1814 geltend machten. Auch wird das zeitweilige Zusammenwirken solcher polit. Parteien, welche einander prinzipiell entgegenstehen, sich aber zum Sturze eines gemeinsamen Gegners vereinigen, z. B. der Legitimisten und Republikaner, K. genannt. Ein Koalitionsministerium ist ein solches, welches aus Mitgliedern verschiedener Parteien (z. B. in England aus Whigs und Tories) zusammengesetzt ist. Endlich heißt K. auch die zeitweilige Vereinigung der Interessenten einer gewissen Klasse zur Erlangung wirtschaftlicher Vorteile, wie der Produzenten oder Inhaber gewisser Waren, welche die Preise emportreiben wollen, oder der Arbeiter oder Arbeitgeber, welche in ihrem Sinne auf die Löhne einwirken wollen. In den letztern Fällen führt die K., wenn sie nicht etwa durch Verhandlungen oder schiedsgerichtliche Entscheidungen beseitigt wird, meistens zur Arbeitseinstellung (strike) einerseits oder zur Aussperrung der Arbeiter (lock-out) andererseits. (S. Koalitionsrecht.)

Koalitionsrecht nennt man das Recht der Lohnorbeiter, sich zu gemeinsamen Schritten behufs Verbesserung ihres Lohns zu verbinden, sowie auch das Recht der Arbeitgeber, nach gemeinschaftlicher Verabredung auf die Löhne einzuwirken. Die Arbeiterloalitionen kommen schon in frühern Jahrhunderten vor, namentlich da, wo eine größere Anzahl von Lohnarbeitern an einem Orte in der Weise der Großindustrie zusammen thätig war; sie sind aber im 19. Jahrh. mit der Entwickelung der Großindustrie erst zu einer regelmäßigen Erscheinung der Zeit geworden, namentlich in England. Schon Adam Smith hat das K. gegen die damalige engl. Gesetzgebung verteidigt. Aber nach dem erneuten Koalitionsgesetz vom J. 1800 galt diese Selbsthilfe als ein Verbrechen. Endlich führte im

J. 1824 die Einsicht in die demoralisierenden Wirkungen des Gesetzes zu seiner allmählichen Aufhebung auf Antrag von Joseph Hume. Die letzten Beschwerden hat das Gesetz vom J. 1875 beseitigt. Es soll danach nur noch die böswillige Schädigung öffentlicher oder privater Interessen strafbar sein. Die Englischen Gewerkvereine (s. d.) haben sich das große Verdienst erworben, die Anwendung des K. einigermaßen zu regeln und namentlich zu Wege zu bringen, daß nicht immer eine wirkliche Arbeitseinstellung (s. Strike) auf die Koalition folgt.

Auf dem europ. Festlande hat man erst in den letzten Jahrzehnten das K. gesetzlich anerkannt durch Aufhebung der so lange bestehenden Verbote. Dies geschah in Frankreich 1864, in Deutschland durch die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 21. Juni 1869. Diese bestimmt im §. 152: «Alle Verbote und Strafbestimmungen gegen Gewerbtreibende, gewerbliche Gehilfen, Gesellen oder Fabrikarbeiter wegen Verabredungen und Vereinigungen zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen, insbesondere mittels Einstellung der Arbeit oder Entlassung der Arbeiter, werden aufgehoben.» Daran schließt sich §. 153: «Wer andere durch Anwendung körperlichen Zwangs, durch Drohungen, durch Ehrverletzung oder durch Verrufserklärung bestimmt oder zu bestimmen versucht, an solchen Verabredungen (§. 152) teilzunehmen oder ihnen Folge zu leisten, oder andere durch gleiche Mittel hindert oder zu hindern versucht, von solchen Verabredungen zurückzutreten, wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft, sofern nach dem allgemeinen Strafgesetz nicht eine härtere Strafe eintritt.» In Preußen besteht übrigens für ländliche Dienstboten und Arbeiter, sowie für Stromschiffsknechte noch immer auf Grund des Gesetzes vom 24. April 1854 ein strenges Koalitionsverbot, indem diejenigen, welche die Arbeitgeber durch Verabredung einer Arbeitseinstellung zu gewissen Zugeständnissen zu bestimmen suchen oder zu einer solchen Verabredung andere auffordern, Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre verwirkt haben.

Koaptation (lat.), Anpassung, Anfügung.

Koätān, s. Coactaneus.

Kobalt (Cobaltum, chem. Zeichen oder Symbol Co, Atomgewicht 59), ein metallisches Element, das verhältnismäßig selten in der Natur vorkommt. Es findet sich gediegen in dem Meteoreisen, außerdem in einigen Erzen, in denen es meist mit Schwefel und Arsen verbunden und von andern Metallen, Nickel, Eisen, Mangan, Kupfer, Wismut begleitet ist. Von diesen sind die wichtigsten der Speiskobalt (s. d.) und der Kobaltglanz (s. d.). Die durchschnittliche Jahresproduktion von Kobalterzen beträgt in Sachsen 410000 kg, in Böhmen 200000, in Hessen 100000, in Norwegen 130000 kg. Zur Darstellung des reinen Metalls wird ein Porzellantiegel ganz mit oxalsaurem Kobaltoxydul gefüllt und in einem mit Kohle ausgefütterten größern Tiegel, nach dem Verstreichen aller Fugen, in einem Gebläseofen der stärksten Weißglut anhaltend ausgesetzt. Das Kobaltsalz zerfällt dabei geradeauf in Kohlensäure und Metall, von denen das letztere bei genügend hoher Hitze zu einem Regulus zusammenfließt. Das geschmolzene K. ist metallglänzend, mit einem Stich ins Rotliche, dehnbar, magnetisch, ist das festeste aller Metalle, behält an der Luft sehr lange seinen Glanz, wird von Säuren schwerer angegriffen als Eisen; sein spezifisches Gewicht 8,951. In der Technik findet das Metall wegen seiner schwierigen Darstellung keine Verwendung, dagegen werden viele seiner Verbindungen teils in der Porzellanmalerei und Keramik überhaupt, sowie in der Emaillefabrikation, teils als Öl- und Wasserfarben benutzt.

In seinen Verbindungen ist das K. dem Eisen ähnlich, unterscheidet sich jedoch von diesem durch die Beständigkeit der der Oxydulreihe angehörigen Salze und durch das Nichtvorkommen einfacher, dem Oxyd entsprechender Salze. Fast alle Kobaltverbindungen sind charakterisiert durch schöne, intensive Farben; erhitzt man ein kobalthaltiges Material mit einem Glasfluß oder Borax, so zeigt dieser eine deutlich blaue Farbe, deren Eintritt die Anwesenheit des K. nachweist. Kobaltverbindungen sind:

1) Kobalt und Sauerstoff:

a) Kobaltoxydul CoO. Zur Darstellung geht man von dem Kobaltoxyd des Handels aus. Dieses wird in Salzsäure gelöst und die Lösung mit Schwefelwasserstoff gesättigt, um alle damit abscheidbaren Metalle zu entfernen. Das Filtrat wird unter Zusatz von chlorsaurem Kali erhitzt, um vorhandenes Eisen in Chlorid zu verwandeln, und dann mit kohlensaurem Natron übersättigt, wobei Eisenoxydhydrat, kohlensaures K., Nickel, Mangan gefällt wird. Der gewaschene Niederschlag wird mit heißer Oxalsäurelösung digeriert, wodurch die fremden Oxyde gelöst werden, während oxalsaures K. und Nickel ungelöst bleiben. Nach dem Abfiltrieren des Niederschlags wird das K. und Nickelsalz in Ammoniak gelöst und die Lösung der Luft ausgesetzt, wobei beim allmählich eintretenden Entweichen des Ammoniaks das oxalsaure Nickel als blaugrüner Niederschlag sich ausscheidet, während ein rotes Kobaltsalz gelöst bleibt. Dies wird zur Trockne verdampft und schwach geglüht. Das zurückbleibende Gemenge von feinverteiltem Kobaltmetall und Oxyden wird in Salzsäure gelöst und die Lösung in eine siedende Lösung von Kalihydrat eingegossen, wobei zuerst ein basisches Salz von lavendelblauer Farbe fällt, welches sich bei fortdauerndem Kochen in pfirsichblütfarbenes Kobaltoxydulhydrat $Co(OH)_2$ verwandelt. Wird letzteres bei abgehaltenem Luftzutritt schwach geglüht, so geht es in graugrünes Kobaltoxydul über.

b) Kobaltoxyd Co_2O_3 entsteht als schwarzes Pulver beim Erhitzen von Kobaltoxydhydrat. Letzteres $Co_2(OH)_6$ bildet sich, wenn in eine alkalische Flüssigkeit, in welcher Kobaltoxydulhydrat suspendiert ist, in der Kälte so lange Chlor eingeleitet wird, bis nur noch wenig überschüssiges Alkali vorhanden ist. Das Kobaltoxyd löst sich in Säuren unter Entwickelnng von Sauerstoff resp. Chlor, während die Lösung Oxydulsalze enthält. Nur in Essigsäure ist das Oxyd unverändert löslich.

c) Kobaltoxyduloxyd Co_3O_4 bildet sich bei heftigem, unter Luftzutritt erfolgendem Glühen des Oxyduls.

Die Kobaltoxyde des Handels, welche in den verschiedenen Zweigen der Keramik als Schmelzfarben dienen, werden zum Teil durch bloßes Rösten der Kobalterze, zum Teil nach geheim gehaltenem Verfahren dargestellt. Sie bestehen aus sehr wechselnden Gemengen von Kobaltoxydul mit andern Metalloxyden, die partiell an Arsen gebunden sind. Man bezeichnet sie als Zaffer, Saflor oder Kobaltsaflor, und je nach ihrem Reichtum an Kobalt als ordinär, mittel, fein, feinst, wofür die Fabrikmarken OS, MS, FS, FFS gelten.

Digitized by Google

d) Kobaltzinkoxyd, Rinmanns Grün, Kobaltgrün, Zinkgrün, entsteht beim Vermischen von feuchtem kohlensauren Kobalt mit Zinkoxyd im Verhältnis von 1 bis 1½ Kobaltoxydul auf 9 bis 10 Teile Zinkweiß, Trocknen und Glühen als schön grüne Farbe, deren Intensität dem Gehalt an Kobaltoxydul proportional ist. Es dient als grüne Wasser- und Ölfarbe und ist wegen seiner Beständigkeit zu empfehlen; durch die Abwesenheit des Arsens kann es als Ersatzmittel für Schweinfurter Grün vorteilhaft verwandt werden.

e) Kobaltoxydul-Thonerde, Thenards Blau, Königs-, Kobalt-, Leidenerblau, Kobaltultramarin. Blaue, gegen Säuren vollständig widerstandsfähige Farbe, die aber bei Lampenlicht schmutzig-violett erscheint, entsteht durch Vermischen der Lösungen von 100 Teilen Alaun und 5 bis 10 Teilen Kobaltsulfat, Verdampfen zur Trockne und anhaltendes Glühen des Rückstandes.

f) Kobaltoxydul-Zinnoxyd, s. Cöruleum (Bd. IV, S. 621).

2) Kobalt und Schwefel:

Einfach-Schwefelkobalt, Kobaltsulfür CoS fällt als schwarzer Niederschlag beim Vermischen von Kobaltoxydulsalzen mit Schwefelammonium. Dasselbe ist (ebenso wie das Nickelsulfür) in verdünnter Salzsäure unlöslich und unterscheidet sich dadurch von Schwefeleisen-, -Mangan-, -Zink. Das dem Kobaltoxyduloxyd entsprechende Sulfid Co_3S_4 kommt als Kobaltkies in oktaedrischen Krystallen als Kobalterz vor.

3) Kobalt und Arsen:

Zweifach-Arsenkobalt $CoAs_2$ ist das Mineral Speiskobalt; Dreifach-Arsenkobalt $CoAs_3$ ist das Mineral Tesseralkies; Arsenschwefelkobalt CoAsS ist das Mineral Kobaltglanz.

4) Kobalt und Chlor:

Kobaltchlorür $CoCl_2$ entsteht beim Lösen von Kobalt oder Kobaltoxydul in Salzsäure und scheidet sich beim Verdunsten der Lösung mit 6 Molekülen Krystallwasser verbunden in schönen rot gefärbten Krystallen aus, das wasserfreie Salz ist blau. Schreibt man mit einer Lösung von Kobaltchlorür, so sind die Schriftzüge auf dem Papier nach dem Trocknen kaum sichtbar; sie erscheinen aber beim Erwärmen, wobei das Salz sein Krystallwasser verliert, mit blauer, oder bei einem Nickelgehalt des Salzes mit grüner Farbe, um beim Erkalten allmählich durch Wasserabsorption wieder zu verschwinden (Sympathetische Tinte).

5) Kobalt und Cyan:

Kobaltcyanür $Co(CN)_2$ wird durch Cyankalium aus Kobaltlösungen als schmutzigroter Niederschlag gefällt, der im Überschuß von Cyankalium löslich ist; beim Konzentrieren der Lösung scheiden sich Krystalle von Kobalticyankalium $CoK_3(CN)_6$ ab, welche dem Ferricyankalium oder dem roten Blutlaugensalz in ihrer Konstitution und Eigenschaften entsprechen.

6) Kobalt und Kohlensäure:

Neutrales Kobaltcarbonat $CoCO_3$ ist nicht bekannt. Ein basisches Salz $Co_2O_2(CO_3)_2 4H_2O$, entsteht beim Fällen von Kobaltlösungen mit kohlensaurem Natron als pfirsichfarbener Niederschlag. Wird von den sächs. Blaufarbenwerken mit der Marke KOH in den Handel gebracht und dient zur Darstellung von Kobaltsalzen und -Farben.

7) Kobalt und Schwefelsäure:

Kobaltsulfat, Kobaltvitriol, krystallisiert $CoSO_4.7H_2O$, braunrote, monokline Krystalle, dem Eisenvitriol isomorph, wird beim Erhitzen unter Wasserverlust blau. Seine ammoniakalische Lösung dient zum Verkobalten anderer Metalle auf elektrolytischem Wege.

8) Kobalt und Salpetersäure:

Kobaltnitrat, krystallisiert $Co(NO_3)6H_2O$, rote zerfließliche, monokline Prismen. Verliert beim Erhitzen unter Braunfärbung sein Wasser und verwandelt sich bei stärkerer Hitze in schwarzes Kobaltoxyd. Die Lösung, Kobaltsolution, dient bei Lötrohrproben als Erkennungsmittel für Thonerde, Zinkoxyd, Zinnoxyd und Magnesia.

9) Kobalt und salpetrige Säure:

Kobaltnitrit $Co(NO_2)_2$ ist im reinen Zustande nicht bekannt. Kobaltoxyd-Kaliumnitrit $Co_2(NO_2)_6 6K(NO_2)$, Kobaltgelb, Fischers Salz, entsteht als gelber krystallinischer Niederschlag beim Vermischen einer mit Essigsäure angesäuerten Lösung eines Kobaltoxydulsalzes mit salpetrigsaurem Kali, oder beim Einleiten von Untersalpetersäure in eine mit Kalihydrat versetzte Lösung von salpetersaurem Kobaltoxydul; es dient als gelbe Wasserfarbe oder als rein blaue Schmelzfarbe.

10) Kobalt und Phosphorsäure:

Kobaltphosphat $Co_3(PO_4)_2$ entsteht als roter Niederschlag beim Vermischen von Kobaltlösungen mit phosphorsaurem Natron, wird von den sächs. Blaufarbenwerken mit der Marke PKO in den Handel gebracht. Beim Erhitzen nimmt das Salz violette bis violettblaue Farben an und bildet dann die Malerfarben Kobaltrosa, Kobaltrot und Kobaltviolett. Ein Ammoniak und Wasser enthaltendes Kobaltphosphat ist die Kobaltbronze, welche im Tapeten- und Buntpapierdruck Verwendung findet.

11) Kobalt und Arsensäure:

Kobaltarseniat $Co_3(AsO_4)_2 8H_2O$ bildet das Mineral Kobaltblüte, entsteht als roter Niederschlag beim Vermischen von Kobaltlösungen mit arsensaurem Natron, wird von den sächs. Blaufarbenwerken mit der Marke AKO in den Handel gebracht.

12) Kobalt und Kieselsäure:

Kobaltsilicat entsteht beim Vermischen von Kobaltlösung mit Wasserglas. Wird in Schweden fabrikmäßig hergestellt; es dient als Schmelzfarbe, sowie zur Darstellung sehr reiner Smalte. Beim Zusammenschmelzen von Kobaltsilicat und Kaliumsilicat bildet sich eine prachtvoll blaugefärbte Glasmasse, welche nach dem Zerkleinern den Farbstoff Smalte (s. d.) bildet.

Kobaltbeschlag nennen die Bergleute pfirsichblüt- bis rosenrote, auch blaurote erdige und kleintraubige Überzüge, welche sich namentlich auf schwarzem Erdkobalt finden, und wahrscheinlich ein Gemenge von pulveriger Kobaltblüte mit arseniger Säure sind.

Kobaltblüte (Erythrin), so von den Bergleuten genannt, weil sie aus arsenhaltigen Kobalterzen förmlich hervorsprießt, ist ein dem monoklinen System angehöriges, mit Vivianit isomorphes Mineral, welches gipsähnliche, meist nadel- und haarförmige Krystalle mit einer vollkommenen Spaltbarkeit bildet, die gewöhnlich zu büschel- und bündelartigen, auch sternförmigen Gruppen zusammengewachsen sind; es besitzt karmoisin- bis pfirsichblütrote Farbe, nur die Härte 2,5, ist durchscheinend.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Chemisch besteht die K. wesentlich aus 37,5 Kobaltoxydul, 38,5 Arsensäure, 24,0 Wasser, entsprechend der Formel $Co_3As_2O_8 + 8aq$. Die Fasern werden wohl so fein, daß sie samtähnlich aussehen.

Kobaltbronze, s. Kobalt (-Verbindungen 10).

Kobaltcarbonat, s. Kobalt (-Verbindungen 6).

Kobaltchlorür, s. Kobalt (-Verbindungen 4).

Kobaltcyankalium und **Kobaltcyanür**, s. unter Kobalt (-Verbindungen 5).

Kobaltgelb, s. u. Kobalt (-Verbindungen 9).

Kobaltglanz, s. Glanzkobalt.

Kobaltglas, s. Smalte.

Kobaltgrün, s. Kobalt (-Verbindungen 1d).

Kobaltin, s. Glanzkobalt.

Kobaltkies oder Linnéit, ein in regulären Oktaedern, Würfeln und Oktaederzwillingen krystallisiertes Erz von rötlich-silberweißer Farbe und dem spezifischen Gewicht 4,8, besteht einerseits aus Kobalt und Nickel in verschiedener Beteiligung, andererseits aus Schwefel, entsprechend der Formel R_3S_4, worin R = Co, Ni und wenig Fe; die an Nickel reichern Varietäten wurden Kobaltnickelkies genannt. Das Mineral findet sich zu Riddarhytta in Schweden (eingesprengt in Kupferkies), in der Gegend von Müsen im Kreis Siegen, auch in Maryland und Missouri.

Kobaltmanganerz oder Schwarzer Erdkobalt, s. unter Erdkobalt.

Kobaltoxyd, s. u. Kobalt (-Verbindungen 1b).

Kobaltoxydul und **Kobaltoxydulоxyd**, s. unter Kobalt (-Verbindungen 1a und 1d).

Kobaltoxydulthonerde, s. unter Kobalt (-Verbindungen 1e). [Bd. IV, S. 621.

Kobaltoxydulzinnoxyd, s. Cöruleum.

Kobaltrosa, s. u. Kobalt (-Verbindungen 10).

Kobaltrot, s. u. Kobalt (-Verbindungen 10).

Kobaltsaflor, s. Kobalt (-Verbindungen 1c).

Kobaltschwärze, soviel wie Schwarzer Erdkobalt (s. d.).

Kobaltsolution, s. Kobalt (-Verbindungen 8).

Kobaltsulfat, s. Kobalt (-Verbindungen 7).

Kobaltsulfur, s. Kobalt (-Verbindungen 2).

Kobaltultramarin, s. unter Kobalt (-Verbindungen 1e).

Kobaltverbindungen, s. unter Kobalt.

Kobaltviolett, s. Kobalt (-Verbindungen 10).

Kobaltvitriol, s. Kobalt (-Verbindungen 7).

Kobang, Koban oder Riô (Rijoo), eine in Japan vor der Einführung des neuen Münzsystems (1871) geprägte Goldmünze, galt gesetzlich 4 Bu in Silber, etwa = 5⅔ Mark.

Kobbe (Theodor Christoph August von), Dichter und Schriftsteller, geb. 8. Juni 1798 zu Glückstadt, studierte in Heidelberg und Kiel, wurde 1820 Assessor in Holstein und später Jagdjunker. Er starb 28. Febr. 1845 in Oldenburg. K. gehört zu den bessern Humoristen der deutschen Litteratur; unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben» (2 Bde., Brem. 1840) und «Humoresken aus dem Philisterleben» (2 Bde., Brem. 1841).

Kobbit, Längenmaß, s. Esto.

Kobdo, Stadt und Fluß im westl. Teile der Mongolei, Hauptstadt des Gebietes der Öldt oder Kalmücken, im untern Thale des vom Ektag-Altai kommenden Bujantuflusses, zählt 6000 E. und ist Sitz eines bedeutenden Zwischenhandels zwischen China und dem Russischen Reiche. Die Handelsstraße nach dem benachbarten russ. Gouvernement Tomsk geht das Thal des Kobdoflusses aufwärts, der am Berge Urmogaity des Großen Altai entspringt und in südöstl. Richtung dem See Kara-Ussu zufließt, in dessen westl. Teil er nordöstlich von der Stadt K. mündet.

Kobe, Ort im Staate Darfar, s. Cobbe.

Kobe, Vorstadt von Hiogo (s. d.).

Kobeljaki, Kreisstadt im russ. Gouvernement Poltawa, rechts an der Worskla, Station der Eisenbahn Charkow-Jelisawetgrad, mit (1882) 12989 E., die meist Landwirtschaft treiben. Zu Pfingsten findet ein ziemlich bedeutender Jahrmarkt statt.

Kobell (Ferd.), Landschaftsmaler und Radierer, geb. zu Mannheim 7. Juni 1740, studierte erst in Heidelberg die Rechte und war dann eine Zeit lang Hofkammersekretär. Der Kurfürst Karl Theodor entband ihn jedoch 1762 seiner Amtsgeschäfte und verlieh ihm zur Ausbildung seines künstlerischen Talents eine Pension. K. widmete sich nun in Mannheim unter Verschaffelt, dann aber seit 1768 in Paris gründlichen Kunststudien und wurde nun zum Hofmaler und Professor an der Akademie ernannt. Im J. 1793 verließ er Mannheim und begab sich nach München, wo er 1799 als Galeriedirektor starb. K. ist weniger durch seine Gemälde als durch seine zahlreichen Radierungen bekannt, in welchen bei schlichter Auffassung der Natur die Technik der Darstellung bedeutend gefördert erscheint, besonders in Licht- und Schattenwirkung und im Helldunkel. Frauenholz in Nürnberg gab 1809 eine Sammlung K.scher Stiche unter dem Titel «Oeuvres complets de Ferdinand K., etc.» heraus. Eine Anzahl von 178 Blättern wurde nach K.s noch vorhandenen Platten mit einer Einleitung von Fr. Kugler herausgegeben (Stuttg. 1842). Ein Verzeichnis der Arbeiten K.s lieferte Stephan van Stengel (Nürnb. 1822).

Franz K., des vorigen Bruder, geb. zu Mannheim 23. Nov. 1749, gest. als königl. Hofmaler zu München 14. Jan. 1822, widmete sich zu Mainz vier Jahre hindurch dem Kaufmannsstande, gab sich aber schon in dieser Stellung einem künstlerischen Studium der Natur hin. Inzwischen hatte sich aber sein älterer Bruder der Malerei gewidmet, und der Kurfürst Karl Theodor sandte nun auch ihn 1776 mit einer Pension nach Italien, wo er bis 1785 verweilte und dann nach München zurückkehrte. K. hat wenig gemalt, dagegen über 20000 landschaftliche und architektonische Federzeichnungen geliefert.

Wilhelm von K., Ferdinand K.s Sohn, geb. 6. April 1766 in Mannheim, wurde 1808 Professar an der Akademie zu München, wo er 10. Juni 1855 starb. Er hat sich durch gute Schlachtgemälde und Pferdestücke, sowie durch treffliche Aquatintablätter bekannt gemacht.

Hendrik K., ein Vetter Ferdinand K.s, berühmt als Marinemaler, geb. 13. Sept. 1751 in Rotterdam, verriet schon früh besonderes Talent für sein spezielles Gebiet, wurde auch demgemäß unterrichtet, dann aber in Handelsgeschäften nach England geschickt, wo er sich in seinem Lieblingsfache fortbildete. Nach Holland zurückgekehrt, studierte er seine Kunst in Amsterdam, ließ sich nach einer Reise durch Frankreich in Rotterdam nieder und starb daselbst 3. Aug. 1799.

Jan K., Hendrik K.s Sohn, geb. zu Delfshagen um 1779, gest. zu Amsterdam 23. Sept. 1814, ein Schüler van der Walls, wird mit Recht für einen

Digitized by Google

der bedeutendsten unter den neuern holländ. Tiermalern gehalten. Sein Vorbild war Paul Potter.

Kobell (Franz, Ritter von), bekannt als Mineralog und vollstümlicher Dichter, geb. 19. Juli 1803 zu München, Sohn Franz von K.s (geb. 29. Dez. 1779, gest. 13. Okt. 1850 als bayr. Staatsrat) und Enkel Ferdinand Kobells, besuchte das Gymnasium in München, studierte in Landshut und wurde 1823 als Adjunkt bei dem Konservatorium der mineralog. Sammlungen des Staats angestellt. Im J. 1826 wurde K. zum außerord., 1834 zum ord. Professor der Mineralogie an der Universität zu München, 1856 auch zum ersten Konservator der mineralog. Sammlungen des Staats ernannt. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Charakteristik der Mineralien» (2 Bde., Nürnb. 1830—31), «Tafeln zur Bestimmung der Mineralien» (12. Aufl. Münch. 1884), die mehrfach übersetzt wurden; «Grundzüge der Mineralogie» (Nürnb. 1838). Diesen schlossen sich an: «Die Mineralogie, leicht faßlich dargestellt» (4. Aufl., Lpz. 1872), «Die Mineralogie» (Frankf. 1862), «Skizzen aus dem Mineralreich» (Münch. 1850), «Die Mineralnamen und die mineralog. Nomenklatur» (Münch. 1853) und «Die Galoanographie» (2. Aufl. 1846). Für die «Geschichte der Wissenschaften in Deutschland» verfaßte er die «Geschichte der Mineralogie 1650—1860» (Münch. 1864). Das von ihm erfundene Stauroskop ist zu einem der wichtigsten Hilfsmittel bei der optischen Prüfung der Krystalle geworden; auch sonst verdankt die mineralog. Untersuchung ihm noch manche wertvolle Methoden. In den weitesten Kreisen machte sich K. durch eine Reihe poetischer Arbeiten bekannt, in denen er naiven Humor und kräftige Frische mit der innigen Zartheit des Volksliedes zu vereinigen wußte. Dahin gehören die «Gedichte in oberbayr. Mundart» (7. Aufl., Stuttg. 1875), «Der Hansl vo' Finsterwald. Der schwarzi Veiti. S'Kranzner-Resei» (2. Aufl., Stuttg. 1876), drei größere Gedichte in oberbayr. Mundart; «Schnadahüpfln und Sprüchln» (2. Aufl., Münch. 1852), «Schnadahüpfln und G'schichtln» (Münch. 1872), «Gedichte in pfälz. Mundart» (6. Aufl., Stuttg. 1876), «P'älzische G'schichte» (Münch. 1863). In hochdeutscher Sprache gab er «Hochdeutsche Gedichte» (Münch. 1852) und «Die Urzeit der Erde» (Münch. 1856), eine größere Dichtung, heraus. Sein «Wildanger. Skizzen aus dem Gebiete der Jagd und ihrer Geschichte» (Stuttg. 1859) hat bei den Jagdfreunden vielen Beifall gefunden. Er starb in München 11. Nov. 1882. Vgl. Luise von Kobell, «Franz von K.» (Münch. 1884).

Köben, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Steinau, links an der Oder, 14 km nördlich von Steinau, mit 1120 meist prot. E., hat ein altertümliches Schloß, Ruinen eines Doms, Dampfziegeleien und eine Braunkohlengrube.

Kober, in der Gaunersprache: Wirt, Herbergsvater für Diebe.

Koberger, s. Koburger (Anton).

Koberstein (Karl Aug.), verdienter Litterarhistoriker, geb. 10. Jan. 1797 zu Rügenwalde in Pommern, besuchte die Kadettenanstalt zu Stolpe und das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin und widmete sich auf der dortigen Universität philol. und archäol. Studien. Im J. 1820 wurde er Adjunkt an der Landesschule zu Pforta, an der er 1824 zum Professor ernannt wurde und bis 1855 zum ersten Professor aufrückte. Kurze Zeit, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt, starb er 8. März 1870. Sein Hauptwerk, der «Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur» (Lpz. 1827), in der ersten Auflage nur als Leitfaden für den Gymnasialunterricht entworfen, ist seit der vierten Bearbeitung (3 Bde., Lpz. 1847—66; 5. Aufl., bearbeitet von Bartsch, 5 Bde., Lpz. 1872—74; 6. Aufl., bearbeitet von demselben, 1884 fg.) zu einem umfassenden Handbuch der Geschichte der deutschen Nationallitteratur angewachsen. Dasselbe charakterisiert in objektiver Haltung die litterarische Entwickelung des deutschen Volks nach allen Seiten hin und zeugt von Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Forschung. Außerdem sind noch hervorzuheben: drei Schulprogramme «Über die Sprache des österr. Dichters Peter Suchenwirt» (Naumb. 1828—42), die «Laut- und Flexionslehre der mittelhochdeutschen und der neuhochdeutschen Sprache» (Halle 1862; 3. Aufl. 1873) und «Vermischte Aufsätze zur Litteraturgeschichte und Ästhetik» (Lpz. 1858). Auch gab er «Heinr. von Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike» (Berl. 1860) und den dritten Band von Löbells «Entwickelung der deutschen Poesie» (Braunschw. 1865) heraus.

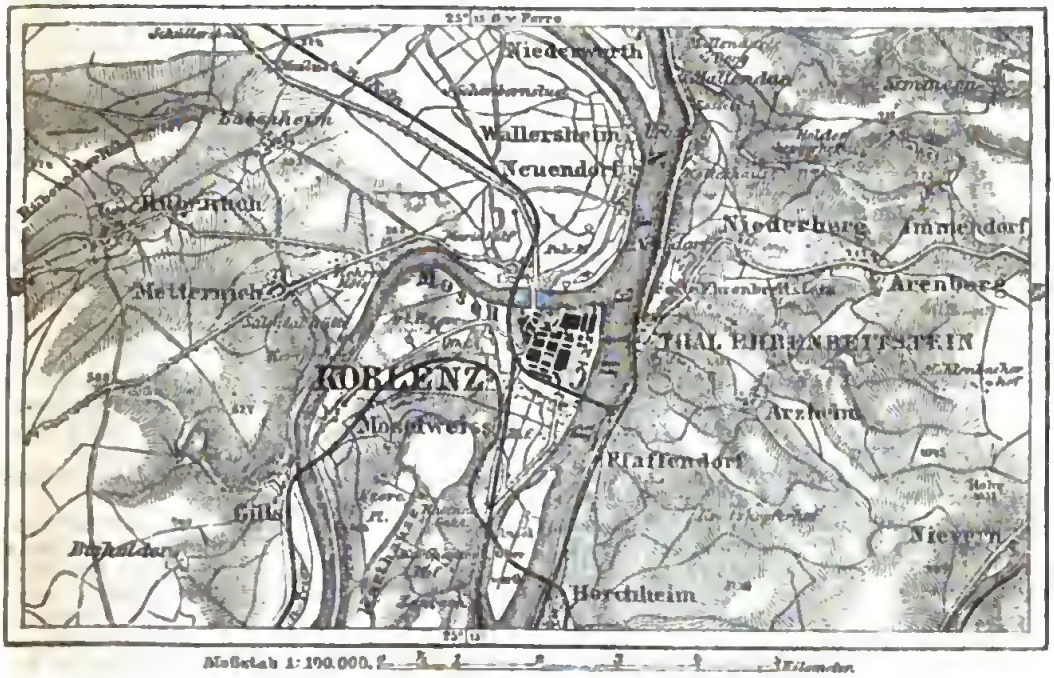
Kobeyh, Stadt in Darfor, s. Cobbe.

Kobi (Wüste), s. Gobi.

Koblenz oder Coblenz, Festung und Hauptstadt der preuß. Rheinprovinz, sowie eines Regierungsbezirks, liegt in einer reizenden Gegend auf der durch den Rhein und die hier einmündende Mosel gebildeten Landspitze, an den Linien Köln-Bingerbrück, K.-Perl und K.-Gießen der Preußischen Staatsbahnen, und zählt (1880) 30548, mit dem gegenüberliegenden Ehrenbreitstein (s. d.) 36248 meist kath. E. Über die Mosel führt eine 320 m lange, auf 14 Bogen ruhende steinerne Brücke, die bereits um 1344 vom Erzbischof Balduin von Trier erbaut wurde, und eine eiserne Gitterbrücke für die Rheinische Eisenbahn. Über den Rhein geht eine 336 m lange Pontonbrücke nach Ehrenbreitstein, und außerdem führt über diesen Strom eine Eisenbahnbrücke, 583 m lang aus drei Bogen von je 97 m Spannweite bestehend, sonst aber nur für Fußgänger zu passieren. Die Stadt besteht aus der Altstadt und der mehr dem Rheine zu gelegenen Neustadt. Die letztere ist gut gebaut und hat schöne breite Straßen und größere Plätze, darunter der mit Rasenparterres und Alleen geschmückte Schloßplatz, der Clemensplatz, der Paradeplatz mit dem 25. Sept. 1884 enthüllten Denkmal des Generals von Göben, und der Castorplatz. Zu den bedeutendsten Gebäuden der Stadt gehören: das vormalige kurfürstl. Schloß, 1778—86 erbaut und 1845 neu eingerichtet, gegenwärtig häufig Aufenthaltsort der Kaiserin Augusta; das ehemalige Jesuitenkollegium, jetzt Gymnasialgebäude; der gräfl. von der Leyensche Hof (Sitz des Generalkommandos). Unter den fünf kath. Kirchen ist die uralte Castorkirche mit vier Türmen, in ihrem jetzigen Bau aus dem 12. Jahrh. stammend, bemerkenswert. Außerdem besitzt die Stadt noch zwei evang. Kirchen und eine Synagoge. Am Rhein entlang ziehen sich schöne Anlagen bis Laubbach hin, die nach dem Plane Lennés ausgeführt wurden und herrliche Aussicht gewähren. In denselben befindet sich ein Denkmal Max von Schenkendorfs.

K. ist Sitz des Oberpräsidenten und des evang. Konsistoriums für die Rheinprovinz, des General-

kommandos für das 8. Armeekorps, ferner der Regierung für den Bezirk K., eines Landratsamts, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, des Provinzialarchivs, eines Eisenbahnbetriebsamts, einer Oberpostdirektion und anderer Behörden. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium und eine Oberrealschule. Unter den Fabriken haben besonders die für Champagner (die fast 1 Mill. Flaschen jährlich meist nach England exportieren), für Cigarren, für Maschinen, für Pianofortes, für ladierte Blechwaren und Seife Bedeutung. Der Handel mit Mosel- und Rheinweinen ist noch ziemlich blühend, doch bleibt K. in seiner sonstigen merkantilen und industriellen Entwickelung hinter den äußerst rührigen Nachbarstädtchen Vallendar, Neuwied und den durch seine Thonwarenindustrie berühmten Flecken Höhr und Grenzhausen zurück. Den Verkehr fördern eine



Maßstab 1:100.000.

Topographische Lage von Koblenz.

etwas südlicher belegenen Asterstein genießt man eine schöne Aussicht auf das Rheinthal.

An der Stelle des heutigen K. erbaute schon Drusus ein röm. Kastell, Namens Confluentes, das in der spätern Kaiserzeit ein wichtiger Waffenplatz war. Die im frühern Mittelalter unbedeutende Stadt wurde 1018 von Kaiser Heinrich II. dem Erzstift Trier geschenkt. Mächtigen Aufschwung nahm der Ort seit der Entstehung des Rheinischen Städtebundes, geriet aber infolge des Dreißigjährigen Kriegs wieder sehr in Verfall. K. wurde 1688 von den Franzosen unter Marschall Boufflers bombardiert und fast ganz zerstört, jedoch nicht erobert. Die Kurfürsten von Trier nahmen 1786 ihre Residenz in der Stadt, aber schon 1794 wurde sie von den Franzosen besetzt und 1798 zur Hauptstadt des Depart. Rhein-Mosel gemacht. Nachdem es 1815 an Preußen gelangt, wurde K. Hauptstadt eines Regierungsbezirks und 1822 Sitz der höchsten Behörden für die Rheinprovinz.

Vgl. Wegeler, «Beiträge zur Geschichte der Stadt K.» (2. Aufl., Kobl. 1882); Baumgarten, «K. nebst Ausflügen» (Kobl. 1884).

Der Regierungsbezirk Koblenz umfaßt 6202 qkm mit (1880) 604052 E., worunter 204091 Evangelische, 389611 Katholiken und 9312 Juden, und zerfällt in 13 Kreise: K., Zell, Kochem, Mayen, Adenau, Ahrweiler, St. Goar, Kreuznach, Simmern, Neuwied, Altenkirchen, Wetzlar und Meisenheim. Der Kreis Koblenz zählt (1880) auf 274 qkm 83162 E.

Kobolde sind im deutschen Volksglauben eine Gattung der Elben oder Elfen (s. d.). Der Name kommt eigentlich nur den Herd- und Hausgeistern zu, wird aber auch zuweilen auf die Berggeister ausgedehnt. Immer aber wird ihnen die Bedeutung des Neckischen und Polternden beigelegt. Die K. werden zwerghaft und gewöhnlich häßlich gedacht:

Handelskammer, eine Volksbank und eine Reichsbankstelle, sowie die Eisenbahnverbindungen. Etwa 5 km oberhalb K. erhebt sich die Burg Stolzenfels (s. d.), einer der Glanzpunkte des Rheins.

K. zählt zu den stärksten Festungen des Deutschen Reichs. Das ganze System der Werke, zwischen denen 100000 Mann aufgenommen werden können, besteht aus vier Hauptteilen: 1) aus der Stadt, die nach den Stromseiten hin mit crenelierten Mauern, nach der Landseite zu mit einer crenelierten Umwallung versehen ist, durch die zwei kastellartige Thore, das Mainzer und das Löhrthor, nach außen führen; 2) aus dem Kartäuserberge, zu welchem die Oberfestung auf der Hunnenhöhe oder Fort Alexander und die Unterfestung oder Fort Konstantin (an der Stelle des ehemaligen Kartäuserklosters) gehören; 3) aus dem Petersberge oder Fort Franz, jenseit der Mosel, und 4) der Felsenfeste Ehrenbreitstein (s. d.) am rechten Rheinufer. Vom Ehrenbreitstein aus, sowie von dem

rot ist vom Feuer des Herdes ihre Lieblingsfarbe. Der Name selbst ist echt german. Ursprungs und bedeutet «der des Koben (d. h. des Gemachs, der Hütte, welches Wort noch im neuhochdeutschen Koben, d. h. Stall, Hütte, erhalten ist) Waltende»; es ist demnach gleichbedeutend mit dem angelsächs. cofgodas (Hausgötter).

Koboldmaki, s. unter Halbaffen.

Kobrin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Grodno, an dem Flusse Muchowez und an der Kobrinka, Station der Eisenbahn Shabinka-Pinsk, mit (1882) 8732 E., ist eine alte Stadt und ein Stapelplatz für Getreide, Spiritus und Bauholz, hat auch große Viehmärkte. Hier besiegte 27. Juli 1812 der russ. General Tschaplitz die Sachsen.

Kobror, Teil der zu den Aru-Inseln (s. d.) gehörigen Insel Tanna-Besar.

Kobsa, bei den Kleinrussen ein altertümliches Musikinstrument mit Saiten, einer Laute oder Leier ähnlich; Kobsar, der Spieler eines solchen.

Koburg, s. Coburg.

Koburger, auch Koberger (Anton), der bedeutendste Buchdrucker und Buchhändler seiner Zeit, wirkte 1470—1513 in Nürnberg. Wissenschaftlich gebildet und mit den Gelehrten seiner Zeit befreundet, entwickelte er eine große Verlagsthätigkeit; es sind 276 K.sche Verlagswerke bekannt, welche meistens der scholastischen Gelehrsamkeit angehören. Er verwendete zu den Illustrationen die tüchtigsten Holzschneider; die «Deutsche Bibel» (1483) und Schedels «Weltchronik» (1493) wurden von Wohlgemuth und Pleydenwurff illustriert, an letzterm Werke arbeitete auch A. Dürer als Lehrling. K. kaufte die Gesamtauflagen von großen Werken der Druckerverleger; so arbeiteten die bedeutendsten Drucker Basels, Joh. Amerbach, Joh. Peter, auch Joh. Froben in der ersten Hälfte seiner Thätigkeit, im wesentlichen für K.s Handel, während er selbst von 1503 ab das Drucken einstellte. K.s Geschäft hatte in Lyon, Paris, Ofen und andern Städten eigene Läden und Faktore; er bezog fast alljährlich die frankfurter Messen, außerdem hatte er einen Hausierhandel organisiert, der das gesamte Handelsgebiet der lat. Kultursprache, von Paris bis Krakau, von Lübeck bis Venedig, mit seinen Büchern durchzog. K. starb 3. Okt. 1513.

Sein Vetter Johann K., zuvor von Lyon aus in großartigem Reiseverkehr thätig, hielt als Geschäftsverweser den K.schen Handelsprinzipat zunächst aufrecht, doch ward die Verlagsthätigkeit durch die Untauglichkeit des jüngern Anton K. sowie den litterarischen Umschwung gelähmt. Luthers Antrag (1525), den Verlag seiner sämtlichen Werke dem den ersten Humanisten und Reformatoren eng verbundenen Geschäfte zu übergeben, blieb erfolglos. Noch 1532 war der K.sche Sortimentshandel im Gange. Vgl. O. Hase, «Die K.» (Lpz. 1869, 2. Aufl. 1885).

Kobylin, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Kreis Krotoschin, unweit der Orla, zählt (1880) 2418 E., worunter etwa 1000 Polen.

Koccinelle (Marienkäfer), s. Coccinelle.

Koccionelle, s. Cochenille.

Koch, bei naturhistor. Namen, bezeichnet Wilh. Daniel Jos. Koch (s. d.), oder Karl Heinrich Emil Koch (s. d.), oder Karl Ludwig Koch (s. d.).

Koch (Christian Friedr.), einer der Neubegründer der preuß. Rechtswissenschaft, geb. 9. Febr. 1798 zu Mohrin bei Königsberg in der Neumark, war der Sohn eines Tagelöhners. Ursprünglich für das Schneiderhandwerk bestimmt, gelang es ihm, in den Subalterndienst zu treten und später in Berlin 1823—25 Jura zu studieren. K. wurde 1825 Auskultator und in demselben Jahre Referendar, 1827 Kammergerichtsassessor, ging dann nach Köln und Aachen, um das franz. Recht kennen zu lernen, wurde 1829 an das Oberlandesgericht in Marienwerder versetzt, 1832 Land- und Stadtgerichtsdirektor zu Kulm, 1834 zu Glogau, 1835 Rat bei dem Oberlandesgericht in Breslau, 1840 Direktor des Land- und Stadtgerichts in Halle und 1841 Direktor des Fürstentumsgerichts (nach Durchführung der Gerichtsorganisation Kreisgerichtsdirektor) in Neisse, wo er, nachdem er 1854 in den Ruhestand getreten war, 21. Jan. 1872 starb.

Von seinen zahlreichen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Versuch einer systematischen Darstellung der Lehre vom Besitz nach preuß. Recht» (Berl. 1826; 2. Aufl., Bresl. 1839), «Beurteilung der ersten zehn Bände der Entscheidungen des königl. Geheimen Obertribunals» (Berl. 1847), «Das preuß. Civilprozeßrecht» (Tl. 1: «Der preuß. Civilprozeß», 2. Ausg., Berl. 1855; Tl. 2: «Prozeßordnung nach ihrer heutigen Geltung», 6. Aufl., Berl. 1871), «Lehrbuch des preuß. gemeinen Privatrechts» (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1857—58), «Recht der Forderungen nach gemeinem und preuß. Recht» (2. Aufl., 3 Bde., Berl. 1859), «Allgemeines Landrecht für die preuß. Staaten» (8. Aufl., bearbeitet von Achilles, Hinschius, Johow und Vierhaus, Berl. 1883 fg.), «Allgemeines Berggesetz für die preuß. Staaten», Berl. 1870). Mit diesen Werken, welche in der preußischen juriſt. Praxis ein hohes Ansehen erlangt haben, erwarb sich K. dadurch, daß er die wissenschaftliche Verbindung des preußischen mit dem gemeinen Recht herstellte, ein großes Verdienst um die Entwickelung des preuß. Rechts.

Vgl. Behrend, «Christian Friedrich K. Eine Skizze seines Lebens» (Berl. 1872).

Koch (Christoph Wilh. von), Historiker und Publizist, geb. 9. Mai 1737 zu Burweiler im Elsaß, studierte in Straßburg, wurde daselbst Professor der Rechte und 1780 von Kaiser Joseph II. zum Reichsritter erhoben. Im J. 1789 ging er als Deputierter der elsäss. Protestanten nach Paris und erlangte von der Konstituierenden Versammlung die Zusicherung der Erhaltung der bürgerlichen und religiösen Rechte seiner Glaubensgenossen. Als Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung zeichnete er sich durch Verteidigung der Grundsätze des Rechts aus und kam deshalb elf Monate lang in Haft. Während des Konvents war K. Mitglied des Direktoriums seines Departements und wurde 1802 zum Tribun ernannt. Auch machte er sich um die Wiederherstellung der Universität zu Straßburg verdient, zu deren Rektor er 1810 ernannt ward. Er starb 29. Okt. 1813.

Von seinen Schriften sind zu nennen: «Tableau des révolutions de l'Europe» (Lausanne 1771; 4 Bde., Par. 1813), «Tableau des révolutions de l'Europe dans le moyen âge jusqu'à l'an 1453» (3 Bde., Straßb. 1790), «Abrégé de l'histoire des traités de paix depuis la paix de Westphalie» (4 Bde., Bas. 1797), «Tables des traités entre la France et les puissances étrangères depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours» (2 Bde., Bas. 1802; 15 Bde., Par. 1817—18), «Tables généalogiques des maisons souveraines de l'est et

du nord de l'Europe» (zuerst 1782). K.s Leben beschrieb G. Schweighäuser.

Koch (Gottfr. Heinr.), berühmter Schauspieler und Theaterdirektor, geb. 1703 in Gera, wurde als Student in Leipzig 1728 von der Neuberin für die Bühne gewonnen, und bald galt er als einer der ersten komischen Alten. Nach kurzem Engagement bei der Schröderschen Gesellschaft und in Prag kehrte er 1744 zur Neuberin zurück, wandte sich 1748 nach Wien und von da zu Schönemann. Im J. 1749 erwarb er das sächs. Privilegium und begann 1750 als Theaterprinzipal seine Vorstellungen in Leipzig. Die Wanderungen, die er mit seiner zum Teil trefflichen Truppe unternahm, führten ihn nach sächs. und preuß. Städten; Leipzig und Berlin blieben aber die Orte seines hervorragenden Wirkens. K. starb 3. Jan. 1775 in Berlin.

Koch (Jos. Anton), ausgezeichneter Landschaftsmaler, geb. 27. Juli 1768 zu Obergiebeln am Bach im tirol. Lechthale, wurde durch den Weihbischof von Augsburg, Freiherrn von Ungelder, auf das Seminar zu Dillingen, dann zu einem Bildhauer nach Augsburg gebracht und besuchte seit 1785 die Karlsschule zu Stuttgart. Der pedantische Geist der Anstalt trieb ihn nach fünfjährigem Aufenthalt zur Flucht. Er kam 1792 nach Straßburg, ging 1793 nach der Schweiz und von da 1795 nach Rom. Hier wurde der Einfluß Carstens' maßgebend für seine künstlerische Richtung, welche sich den histor. Landschaftsmalern nach dem Vorbild Nicolas Poussins zuwandte. Wesentlich ist an seinen Bildern das figürliche Element, welches sich meist aus der bloßen Staffage zu selbständiger künstlerischer Bedeutung erhebt. Neben idyllischen wendet K. auch heroische Motive mit Vorliebe an. Er zeichnete zahlreiche Blätter zum Ossian und zu Dante und radierte außer etlichen Kompositionen seines Dante-Cyklus eine Folge von 20 Landschaften, ferner ein großes Blatt, darstellend den Schwur der Franzosen bei Monteſumo u. a. Mißbehagen an der franz. Herrschaft in Rom veranlaßte ihn, 1812 nach Wien zu gehen, wo er bis 1815 blieb. Diese Jahre waren die fruchtbarsten seines Lebens. Von seinen Gemälden sind besonders hervorzuheben: das Opfer Noahs, mehrere Landschaften aus der Schweiz, aus Olevano und Subiaco, Macbeth, der Raub des Hylas und Apollo unter den Hirten; von seinen histor. Bildern: die Fresken aus Dante in der Villa Massimi, die er 1828 vollendete; Francesca da Rimini, Christus im Tempel und Guido von Montefeltro. Über seine Kunstansichten gab D. F. Strauß (in «Kleine Schriften», Lpz. 1862) eine anziehende Charakteristik. K. starb in Rom 12. Jan. 1839.

Koch (Karl Heinr. Emil), namhafter Botaniker, geb. 6. Juni 1809 auf dem Kochschen Gute am Ettersbach bei Weimar, besuchte nach Absolvierung des Gymnasiums zu Weimar als Student der Medizin 1829—31 die Universität Jena, 1831 Würzburg und kehrte 1833 nach Jena zurück, wo er sich 1834 als Docent der Botanik habilitierte. Im J. 1836 trat er seine erste orient. Reise an; er durchforschte einen großen Teil des Kaukasus, Mingrelien bis Batum, den Nordrand des armen. und pers. Hochlandes, das Gebirge Ararat, vorzugsweise nach dem Ursprung unserer Obstgehölze. Mit reichen Sammlungen kehrte er 1838 über Petersburg nach Jena zurück, wo er während seiner Abwesenheit zum außerord. Professor ernannt worden war. Die Resultate der Reise wurden in seiner «Reise durch Rußland nach dem kaukas. Isthmus» (2 Bde., Stuttg. 1842—43) veröffentlicht. Unterstützt durch Friedrich Wilhelm IV. und die Akademie der Wissenschaften in Berlin unternahm K. 1843 eine zweite orient. Reise. Das Pontische Gebirge, die Gegenden von Ardahan und Erzerum, der Berg der Tausend Seen, das östl. Euphratgebiet im Westen des Wansees wurden von K. besucht. Er entdeckte hier wiederum das einst berühmte Kloster, in welchem Johannes der Täufer begraben liegt. Unter dem Titel «Wanderungen durch den Orient» (3 Bde., Weim. 1846—47) erschien die Beschreibung dieser zweiten Reise. Im J. 1847 habilitierte sich K. an der Universität Berlin, woselbst er später zum außerord. Professor ernannt wurde. Hier gab er in vier Blättern eine Karte der von ihm besuchten Gegenden des Orients heraus. Als Adjunkt am botan. Garten zu Berlin, namentlich als Generalsekretär des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den königl. preuß. Staaten fand K. viel Gelegenheit, seine Forschungen über die Obstgehölze zu vervollständigen und auf den Obstbau in Deutschland günstig einzuwirken. Durch ihn wurden die allgemeinen, mit Ausstellungen verbundenen Versammlungen deutscher Pomologen und Obstzüchter, deren erste 1853 zu Naumburg a. d. S. stattfand, in das Leben gerufen. Als Lehrer der Gärtnerschule in Sanssouci erhielt K. die wissenschaftliche Leitung der königl. Baumschulen bei Potsdam. Nach Alexander Brauns Tode (März 1877) führte K. bis zum April 1878 interimistisch das Direktorium im bot. Garten zu Berlin. In den J. 1874—76 hielt er an der berliner Universität dendrologische Vorlesungen, sowie Vorträge über Geschichte und Naturgeschichte der deutschen Obstgehölze. Von 1857 bis 1872 gab K. eine «Wochenschrift für Gärtnerei und Pflanzenkunde» heraus. Er starb 25. Mai 1879 zu Berlin. K.s Hauptwerk ist: «Dendrologie» (3 Bde., Erlangen 1869—72).

Koch (Karl Ludwig), Naturforscher, geb. 22. Sept. 1778 zu Kusel in der Rheinpfalz, trat 1846 als Forstrat in Regensburg in den Ruhestand und starb 23. Aug. 1857 in Nürnberg. Er schrieb: «Die Pflanzenläuse Aphiden» (9 Hefte, Nürnb. 1854—57), «Die Myriapoden» (2 Bde., Halle 1863) u. s. w.

Koch (Robert), namhafter Mediziner, geb. 11. Dez. 1843 zu Clausthal als Sohn eines höhern Bergbeamten, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte 1862—66 zu Göttingen Medizin, wurde sodann Assistent am Allgemeinen Krankenhaus in Hamburg und ließ sich 1866 in Langenhagen bei Hannover, bald darauf in Rackwitz in der Provinz Posen als praktischer Arzt nieder. Im J. 1872 erhielt er die Stelle eines Physikus in Wollstein im Kreise Bomst, welche er bis 1880 verwaltete. Während dieser Zeit stellte er eine Reihe von bacteriologischen Forschungen über Wundinfektion, Septicämie und Milzbrand an, die großes Aufsehen erregten und 1880 seine Berufung als ordentl. Mitglied in das Reichsgesundheitsamt zur Folge hatten. Im J. 1882 veröffentlichte er seine epochemachenden Untersuchungen über die Natur und Ursache der Tuberkulose, in denen er zuerst den unumstößlichen experimentellen Nachweis führte, daß kleinste mikroskopische Organismen aus der Klasse der Bacterien, die sog. Tuberkelbacillen, die wahren Krankheitserreger dieser verheerenden Krankheit sind. Vermittels scharfsinniger Verbesserungen der mikroskopischen Technik und eigentümlicher

künſtlicher Färbemethoden der mikroſkopiſchen Objekte gelang es K., nicht nur die überaus zarten Tuberkelbacillen aufzufinden, ſondern ſie auch außerhalb des Tierkörpers in reiner Kultur zu züchten, und mit den Produkten dieſer Züchtung auf künſtlichem Nährboden nach Belieben bei jedem Verſuchstier wiederum Tuberkuloſe hervorzurufen; in den Organen dieſer experimentell tuberkulös gewordenen Tiere fanden ſich regelmäßig die ſpezifiſchen Tuberkelbacillen vor. Infolge dieſer Entdeckung wurde K. vom Kaiſer zum Geh. Regierungsrat ernannt und 1883 als Leiter der deutſchen Cholera-Expedition nach Ägypten und Indien entſendet. Die Frucht dieſer Expedition war die Entdeckung der Kommabacillen (ſ. d.) als der eigentlichen Träger des Choleragiftes. Bei ſeiner Rückkehr nach Deutſchland 1884 wurde er ſeitens des Reichs durch eine Dotation von 100000 Mark ausgezeichnet und als Cholerakommiſſar nach Frankreich geſchickt. Unter ſeinen Schriften ſind hervorzuheben: «Zur Ätiologie des Milzbrandes» (1876), «Unterſuchungen über die Ätiologie der Wundinfektionskrankheiten» (Lpz. 1878; auf Liſters Veranlaſſung auch in das Engliſche überſetzt), «Über die Milzbrandimpfung» (Berl. u. Kaſſel 1882), «Beitrag zur Ätiologie der Tuberkuloſe» (in der «Berliner klinſchen Wochenſchrift», Jahrg. 1882), ſowie zahlreiche Abhandlungen in den «Mitteilungen aus dem kaiſerl. Geſundheitsamt».

Koch (Siegfr. Gotthelf), eigentlich S. G. Eckardt, Schauſpieler, geb. 25. Okt. 1754 zu Berlin, ſtudierte Kameralwiſſenſchaften und war Sekretär bei der Bergwerksadminiſtration, als die Vorſtellungen der Koch- und Döbbelinſchen Geſellſchaft ſein Talent für die Schauſpielkunſt weckten. Er betrat 1778 zuerſt zu Schleswig die Bühne. Hierauf kam er nach Lüneburg, dann an das biſchöfl. Theater in Hildesheim und 1780 zur Schuchſchen Geſellſchaft in Danzig und von hier an die von dem ruſſ. Geheimrat Baron von Wittinghoff für eigene Rechnung errichtete Bühne zu Riga, die ſpäter ganz in ſeine und Meyers Hände überging. Eine Gaſtſpielreiſe in Deutſchland veranlaßte (1788) K.s Berufung zur Leitung des frankfurter Theaters, und als der Kurfürſt von Mainz ein Hoftheater errichtete, wurde K. auch Direktor dieſes Inſtituts. Die Revolution vertrieb ihn 1792 aus Mainz; noch in demſelben Jahre nahm er mit ſeiner älteſten Tochter Betty, der nachherigen Rooſe (1778—1808), einen Ruf nach Mannheim an, doch auch hier wurde er durch den Krieg außer Thätigkeit geſetzt. Hierauf leitete er von 1796 bis 1798 die Bühne in Hannover und folgte dann dem Rufe Kotzebues nach Wien. Hier verdrängte er den noch herrſchenden geſchraubten pathetiſchen Ton und führte den feinen Konverſationston ein, durch den ſich das wiener Hoftheater ſeitdem auszeichnete. Wahrheit und durch Kunſt veredelte Natur kennzeichneten K.s Spiel. K. ſtarb 11. Juni 1831 in Atland unweit Baden bei Wien.

Koch (Wilh. Daniel Joſ.), verdienter Botaniker, geb. 5. März 1771 zu Kuſel im Herzogtum Zweibrücken, beſuchte das Gymnaſium daſelbſt und ſtudierte in Jena und Marburg Medizin, wandte ſich daneben aber ſchon frühzeitig mit Vorliebe der Botanik zu. Im J. 1795 erhielt er das Phyſikat zu Trarbach und 1798 das von Kaiſerslautern. Nachdem er dieſe Stellung lange Zeit bekleidet, folgte er 1824 einem Rufe als Profeſſor der Medizin und Botanik nach Erlangen, wo er 14. Nov. 1849 ſtarb. Während ſeines ärztlichen Wirkens in Kaiſerslautern begann K. die Veröffentlichung einer Reihe von naturhiſtor. Arbeiten, von denen beſonders «Entomologiſche Hefte» (2 Hefte, Frankf. 1803), der «Catalogus plantarum florae Palatinae» (mit Zig, Mainz 1814) und mehrere Monographien, wie z. B. «De salicibus Europaeis» (Erlangen 1828) und «De plantis labiatis» (Erlangen 1833), ihm einen geachteten Namen erwarben. Seine beiden Hauptwerke ſind jedoch die «Synopsis florae Germanicae et Helveticae» (Frankf. 1835—37; 3. Aufl., Lpz. 1856; deutſch, Frankf. 1837—38; 2. Aufl., Lpz. 1846—47) und das «Taſchenbuch der deutſchen und ſchweiz. Flora» (Lpz. 1844; 6. Aufl. 1865), welche ſich durch Genauigkeit und Schärfe im deſkriptiven Teile auszeichnen.

Kochanowſki (Jan), poln. Dichter, geb. 1532 auf dem väterlichen Stammgute Siezyn in der Wojwodſchaft Sandomir, erhielt ſeine Bildung auf der krakauer Akademie, beſuchte dann Deutſchland, Frankreich und Italien und wurde nach ſeiner Rückkehr Sekretär des Königs Sigismund Auguſt, der ihn mehrere diplomatiſche Sendungen übertrug. Im J. 1568 nahm er an dem Feldzuge gegen Moskau teil. Später zog er ſich auf ſein Gut Czarnolas zurück. Er ſtarb zu Lublin 1584. Seine Gedichte gehören zu den zarteſten, anmutigſten und, obgleich ſie häufig dem Horaz nachgebildet ſind, zu den nationalſten, welche die poln. Litteratur beſitzt. Beſonders ausgezeichnet ſind ſeine «Threny», Elegien, in welchen K. den Tod ſeiner Tochter Urſula betrauert; ferner die Überſetzung der «Pſalmen» (Krak. 1578), die noch immer in Gebrauch iſt, und die «Sodótka», ein lyriſches Gedicht, welchem die Johannisfeier des poln. Landvolks zu Grunde liegt. Außer den lyriſchen gibt es von K. einige epiſche Gedichte, wie «Proporzec» («Das Banner»), in dem er die durch Sigismund Auguſt an Herzog Albrecht geſchehene Belehnung von Preußen beſchreibt, dann Epigramme, ſatiriſche Gedichte und ein Drama «Odprawa posłów greckich» («Die Abfertigung des griech. Geſandten»), deſſen Stoff er aus der Ilias entnahm und das 1578 vor dem Könige Stephan Bathory aufgeführt wurde; ferner lat. Elegien und Oden (Krak. 1612), die den beſten neulat. Gedichten beizuzählen ſind. Geſammelt erſchienen ſeine Schriften in Krakau 1584, in Warſchau 1767, in Leipzig 1835 (3 Bde.), in Krakau 1859 (3 Bde.).

Piotr K., des vorigen Neffe, geſt. 1620, war Sekretär bei Sigismund III. und Malteſerritter. Er nahm an mehrern Zügen ſeines Ordens teil und verlebte nachher mehrere Jahre in Italien. Er verfaßte von Taſſos «Gerusalemme liberata» eine poln. Überſetzung im Versmaße des Originals (zuerſt gedruckt Krak. 1618). Später überſetzte er auch Arioſtos «Orlando furioso» (zuerſt gedruckt Krak. 1799). — Des erſtern Bruder, Andrzej K., überſetzte Virgils «Aeneis» (Krak. 1590).

Kochbirne, ſ. unter Birne, Birnbaum.

Kochel, rechtsſeitiger Zufluß des Zacken im Rieſengebirge, preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, bildet oberhalb Schreiberhau den 13 m hohen Kochelfall.

Kochel, Dorf in Oberbayern, Bezirksamt Tölz, unweit des Kochelſees, am weſtl. Fuße der Benediktenwand, 12 km ſüdlich von Penzberg, mit 350 E. und einem Schloſſe. Früher befand ſich hier ein Nonnenkloſter. Nahe dabei Bad Kochel, eine Natronquelle. Sandſtein- und Gipsbrüche werden bearbeitet.

Köchel (Ludwig, Ritter von), Musikschriftsteller, geb. 14. Jan. 1800 zu Stein in Niederösterreich, studierte Jura, war 1827—42 Erzieher der kaiserl. Prinzen, später Schulrat in Salzburg und lebte seit 1852 in Wien, wo er 3. Juni 1877 starb. Sein Hauptwerk ist «Chronolog.-thematisches Verzeichnis sämtlicher Tonwerke W. A. Mozarts» (Lpz. 1862).

Kochelsee, kleiner Bergsee des bayr. Oberlandes, 7 km lang, 1—4 km breit, 10 qkm groß, bis 82 m tief, liegt 604 m über dem Meere, 16 km südlich vom Würm- oder Starnbergersee im Flußgebiet der Loisach. Das untere Ende des halbmondförmig von W. nach NO. gekrümmten Sees, der Rohrsee, ist flachuferig, mit Schilf bewachsen, und geht allmählich in die Moosflächen der Loisach über. Das obere Ende, von einem schönen Bergkranz umschlossen, aus dem der Herzogstand (1757 m), der Jochberg (1552 m) und weiter östlich der Rabenkopf (1600 m) aufragen, ist von großer Anmut. Dem östl. Ufer entlang zieht sich eine Fahrstraße, welche bei Pensberg an die Linie München-Pensberg anschließt und über Benediktbeuren, Kochel und den Kesselberg (890 m) zwischen dem Jochberg und dem Herzogstand zum Walchensee und weiter über Mittenwald und Scharnitz nach Innsbruck führt.

Kochem, Kreisstadt im Regierungsbezirk Koblenz der preuß. Rheinprovinz, 51 km von Koblenz an der Mosel und an der Linie Koblenz-Perl (-Metz) der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz des Landratamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 3155 meist kath. E., welche trefflichen Wein bauen. Bei der Stadt liegt auf einem Hügel in herrlicher Lage eine Burg, die schon 1051 urkundlich erwähnt wird, 1689 von den Franzosen zerstört und 1873—77 wieder aufgebaut wurde. Bei K. tauft die Staatsbahn nach Perl (Moselthalbahn) in den 4206 m langen Kaiser-Wilhelm-Tunnel ein, den längsten in Deutschland.

Der Kreis Kochem zählt auf 502 qkm 38101 meist kath. E.

Kochemer Loschen oder Kochemerloschaun, korrumpiert Kokumloschen (d. h. kluger Leute Sprache, vom hebr. chacham, klug, und laschon, die Sprache), auch Jenische Sprache genannt, der Gaunerausdruck für Gaunersprache. (S. unter Rotwelsch.)

Kochen ist in vielen Fällen gleichbedeutend mit Sieden. Im engern Sinne versteht man darunter Bereiten von Speisen, indem man dieselben, ganz von Wasser umgeben, im Gegensatze zum Rösten, Braten, Backen, Dämpfen, längere Zeit der Temperatur siedenden Wassers aussetzt. Der Zweck des K. ist, den Zusammenhang der Nahrungsmittel zu vermindern (dieselben weich zu kochen) und sie dadurch in jenen Zustand zu versetzen, in welchem sie von dem Organismus leichter verarbeitet und in den Stoffwechsel gebracht werden können. Die Temperatur des K. ist von dem Luftdruck abhängig. Daher kocht die Flüssigkeit um so leichter, je niedriger der Barometerstand ist; daher ist es ferner unmöglich, auf hohen Bergen Fleisch und Hülsenfrüchte weich zu kochen, da dazu eine Temperatur von 100° C. erforderlich ist, das Wasser aber daselbst schon weit unter dieser Temperatur siedet. In manchen Gewerben wird das K. gewisser Flüssigkeiten behufs des schnellen Abdampfens unter vermindertem Luftdruck bewerkstelligt, weil das Sieden da bei niedriger Temperatur vor sich geht und diese Flüssigkeiten, ohne in Farbe und Geschmack verändert zu werden, eine höhere Temperatur nicht ertragen. So geschieht das Einkochen des Zuckersaftes in der Zuckerfabrikation im luftverdünnten Raume, in den sog. Vacuumpfannen. Die nämliche Rücksicht wie beim Zuckersaft wird auch beim Einkochen der Säfte gewisser Arzneipflanzen zu Extrakten und bei der Bereitung der Alkaloide und anderer organischer Substanzen beobachtet. Dem K. im verdünnten Raume ist das K. einer Flüssigkeit unter höherm Drucke entgegengesetzt, was man benutzt, um für verschiedene technische Operationen die Extraktion oder Auflösung gewisser Stoffe unter möglichst günstigen Umständen zu bewirken. Der hierzu angewendete Apparat führt den Namen Papins Topf oder Digestor. Die hauptsächlichste ökonomische Verwendung findet der Digestor als Kochapparat zum Extrahieren von Leim, zum Dämpfen von Holz behufs seiner Konservation, in der Fabrikation der Cellulosepapiere und in zahlreichen andern Fällen. Überdies ist der Digestor zum K. anderer als Fleischspeisen, namentlich für Hülsenfrüchte zu empfehlen, da sich mit denselben die Temperatur leicht einige Grade über den Siedepunkt erhöhen läßt und dadurch ein schnelleres Erweichen der Nahrungsmittel erlangt wird. In der That sind die gußeisernen Autoklaves (s. d.), in denen die Speisen einem Druck von zwei Atmosphären ausgesetzt sind, in England und Frankreich sehr verbreitet. Wenn in Deutschland die Autoklaves wenig Eingang gefunden haben, so verbreiten sich hier dafür die Dampfkochtöpfe (s. d.) mehr und mehr, in welchen die Speisen durch Wasserdämpfe gar gekocht werden. In neuerer Zeit finden nach dem Vorgange in Amerika auch in Europa und namentlich in Deutschland die Petroleumkochapparate immer mehr Eingang.

Kocher, rechtsseitiger Nebenfluß des Neckar in Württemberg, entspringt im Schwäbischen Jura zwischen Albuch und Härtfeld in 500 m Höhe bei Oberkochen aus zwei Quellen, dem schwarzen oder roten und dem weißen K., und mündet nach einem Lauf von 180 km unterhalb Kochendorf. Sein sehr gewundenes Thal ist meist eng. Unter seinen Nebenflüssen sind links die Lein, die Untere Roth, Biber, Kupfer, Ohrn und die Brettach, rechts die Blinde Roth und Bühler zu nennen.

Köcher, das Behältnis für die Pfeile der Bogenschützen.

Köcherjungfern (Phryganidae) ist der Name einer Familie der Netzflügler (s. d) mit kleinem Kopfe, langen borstenförmigen Fühlhörnern, ziemlich großen halbkugeligen Augen und behaarten oder beschuppten Flügeln, auf denen Queradern nur wenig oder gar nicht entwickelt sind; die Mundteile der K. sind, da diese Tiere, wenn ihre Entwickelung vollendet ist, keine Nahrung mehr zu sich nehmen, verkümmert. Die Larven bewohnen das Wasser in selbst verfertigten, mit Steinchen, Muscheln, pflanzlichen Resten u. s. w. bedeckten Röhren, die von oft sonderbarer, für die Arten sehr charakteristischer Form sind. (S. Tafel: Insekten IV, Fig. 45.) In dieser Röhre geht auch die Verpuppung vor sich und vor dem Ausschlüpfen verläßt die bewegliche Puppe Gehäus und Wasser. Die Arten sind sehr zahlreich und über die ganze Erde, besonders aber in den gemäßigten Klimaten verbreitet. Über K. schrieben besonders J. Pictet und H. Hagen. Eine der häufigsten Arten in Deutschland ist Limnophilus rhombicus L. (S. Tafel: Insekten IV, Fig. 20.)

Kochherde und Kochmaschinen nennt man diejenigen Heizvorrichtungen, welche zur Bereitung der Speisen dienen. Dieselben werden sehr verschieden konstruiert und mit Holz, Kohlen, Petroleum, Dampf oder Leuchtgas geheizt. Die einfachsten Kochherde, welche man z. B. noch in den niedersächs. Bauernhäusern findet, sind aus Stein aufgemauert und haben ein offenes Feuer, über welchem der Kochtopf entweder auf einem Dreifuß steht oder an einem verstellbaren eisernen Haken aufgehängt ist. Die jetzt fast allgemein gebräuchlichen Kochherde haben geschlossene Feuerung und sind meist aus Eisen (Gußeisen oder Eisenblech) angefertigt.

In Fig. 1 der Tafel: Kochherde und Kochmaschinen, ist ein sog. Familienherd dargestellt. Die Hauptfeuerung befindet sich links, das Rauchrohr in der Mitte; die vier Kochtöpfe sind in die Herdplatte eingehängt. Außerdem enthält der Herd an der Vorderseite einen Bratofen und, in die Herdplatte eingelassen, einen Wasserkessel, welcher durch eine besondere Holzkohlenfeuerung geheizt wird. Der in Fig. 2 abgebildete Sparherd hat ebenfalls drei Öffnungen in der Herdplatte, doch können die Kochtöpfe auch auf die Platte gestellt werden. Die Feuerung befindet sich bei diesem Herd in der Mitte der einen Längsseite und es sind rechts und links von derselben oben zwei Bratröhren, unten zwei Wärmschränke angebracht, in welch letztern man Speisen oder Geschirre warm halten oder anwärmen kann. Auch hier ist in die Herdplatte ein Wasserkessel eingelassen, dessen Zapfhahn an der Vorderseite des Herdes unter dem Aschenraum angebracht ist.

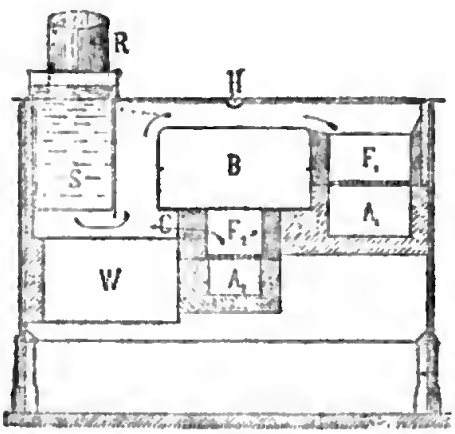


Fig. 1.

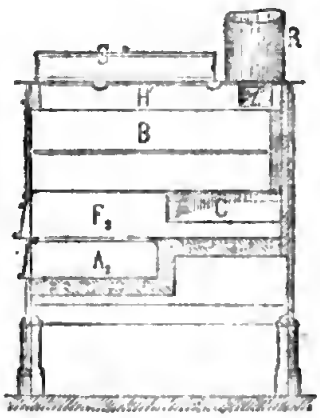


Fig. 2.

Die beistehenden Textfiguren 1 und 2 geben einen Längen- und einen Querschnitt durch einen Sparherd neuester Konstruktion. Derselbe ist mit zwei Feuerungen F_1 und F_2 versehen, deren eine F_1 die Hauptfeuerung ist, während F_2 zum Heizen der Bratröhre B dient. Die Feuergase, deren Weg durch Pfeile angedeutet ist, ziehen aus der Feuerung F_1 über die Bratröhre B und unter der Herdplatte H hin, sinken dann nach unten, umspülen den Wasserkessel S und gelangen durch die Öffnung Z in das Rauchrohr R. Aus der Feuerung F_2 treten die Feuergase durch den Kanal C über den Wärmschrank W und nehmen alsdann denselben Weg wie die der Feuerung F_1. Die beiden Feuerungen sind seitlich von den Rosten mit Chamotte ausgemauert, während die Aschenfälle A_1 und A_2 mit gewöhnlichen, in Lehm gemauerten Backsteinen ausgekleidet sind.

Um die Heizkraft des Brennmaterials mehr auszunutzen, sind bei dem in Fig. 3a der Tafel dargestellten Herd die Wände des Bratofens aus gewelltem, kanneliertem oder ähnlich gestaltetem Blech (s. Fig. 3c) hergestellt, wodurch die Ausstrahlungsoberfläche bedeutend vergrößert ist. Bei diesem Herd liegt die Feuerung entweder, wie in Fig. 3a, seitlich oder besser in der Mitte, wie aus der Schnittzeichnung Fig. 3b ersichtlich ist. Es sind hier aa die Feuerkanäle, bb die Bratöfen und cc die Kessel für heißes Wasser. Je nach der Aufstellung des Herdes in der Küche kann man den seitlichen Wasserkessel c an der linken oder rechten Seite des Herdes befestigen, sodaß der letztere auf alle Fälle paßt. Sehr praktisch sind die Kochherde mit Bratspießvorrichtung, da am Spieß gebratenes Fleisch weit schmackhafter ist als in der Pfanne gebratenes.

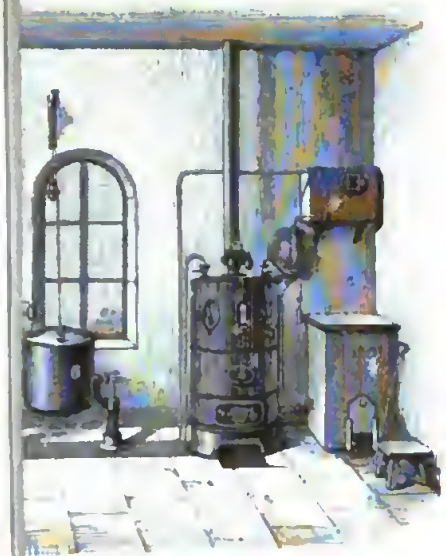
Fig. 4 zeigt einen Haushaltungsherd mit seitlich angebrachter Bratspießvorrichtung, während in Fig. 5 diese Vorrichtung oberhalb der Herdplatte angebracht ist. Bei dem letztern Herd ist die Drehung der Spießvorrichtung eine automatische, durch die Hitze der Feuerung bewirkte; bei beiden Konstruktionen hat der Spieß eine besondere Feuerung. Speziell für Kaffeeküchen in Cafés, Restaurants und Hotels ist der Kaffeeherd (Fig. 6) bestimmt. Dieser hat die Feuerung in der Mitte; zu beiden Seiten derselben sind zwei kupferne, innen verzinnte Wasserschiffe mit Wasserbähnen und schwimmenden Wasserbädern angebracht, welche zur Aufnahme von Kupfer- oder Porzellankrügen zum Warmhalten von Kaffee, Milch, Bouillon, Saucen u. s. w. dienen. Auf der Herdplatte ist noch ein besonderer Wärmschrank aufgestellt.

In den Fig. 7 und 8 der Tafel sind Kochmaschinen englischer Konstruktion zur Darstellung gebracht. Der erste dieser Apparate weicht durch seine Form von den beschriebenen Herden wesentlich ab; der zweite unterscheidet sich von denselben namentlich dadurch, daß er gleichzeitig als Zimmerheizofen verwendet wird. Für diesen Fall wird der Deckel auf den Ofen gelegt und die beiden Öffnungen für die Kochtöpfe sind alsdann dem Auge entzogen. Der Kochofen eignet sich nur für beschränkte Wohnungsverhältnisse, da das Kochen der Speisen im Wohnzimmer viele Unannehmlichkeiten mit sich führt.

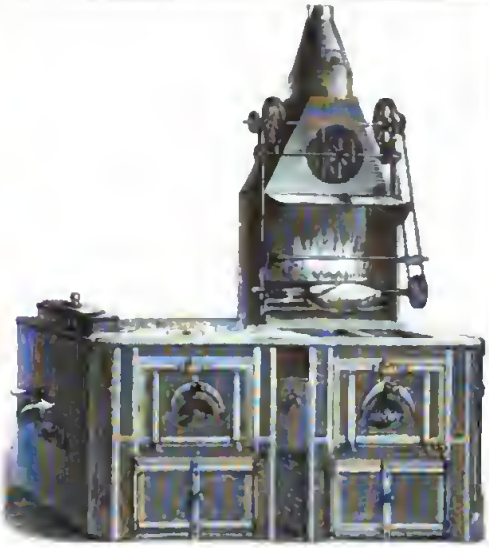
Für größere Anstalten (Gefängnisse, Krankenhäuser, Kasernen u. s. w.), namentlich zur Erhitzung größerer Mengen Wassers, dient der in Fig. 9 abgebildete vierfache Kochherd, mit dessen Hilfe zugleich die Heizung der betreffenden Lokalität besorgt werden kann, indem von der Herdplatte nach den zu heizenden Räumen Rohrleitungen geführt sind, in welchen warmes Wasser cirkuliert.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

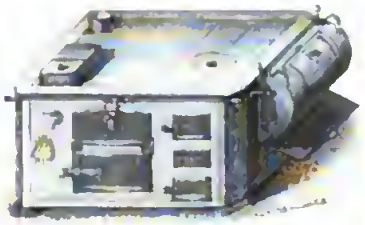
I MASCHINEN.



n Paris.

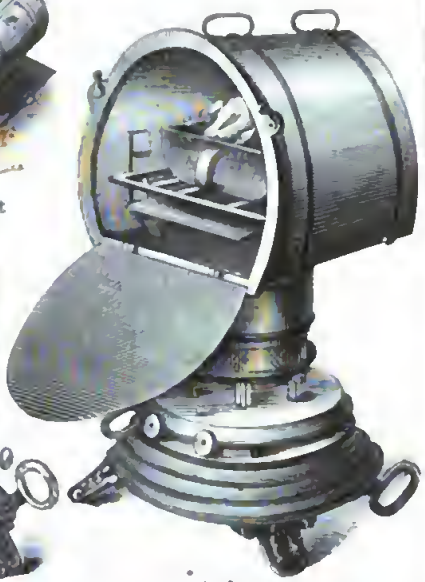


5. Restaurationsherd mit Bratspiefsvorrichtung.



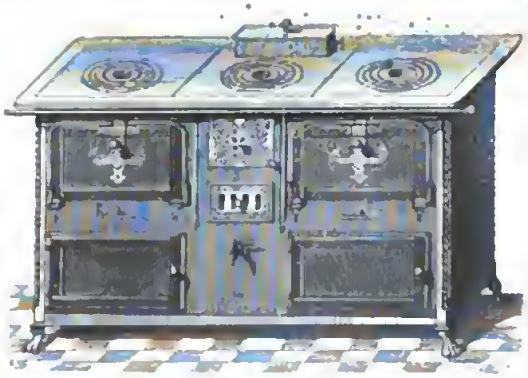
4. Haushaltungsherd mit Bratspiefsvorrichtung.

11. Petroleumkochmaschine.



12. Petroleumbratmaschine.

1. Familienherd.



2. Sparherd.

Zu Artikel: Kochherde und Kochmaschinen.

Digitized by Google

Während bei den bisjetzt besprochenen Vorrichtungen Holz, Kohle oder Coks als Heizmaterial verwendet werden, ist die in Fig. 10 der Tafel dargestellte Kochmaschine eine speziell für die Grudefeuerung konstruierte. Do Grude (s. d.) der in Teerschwelereien sichergebende Rückstand der Braunkohlen ist, haben derartige Öfen nur für diejenigen Gegenden Bedeutung, in welchen Teerschwelereien existieren; hier aber sind sie für kleinere bürgerliche Haushaltungen ganz zweckmäßig. Die Grude glimmt in diesen Herden Tag und Nacht fort, ohne jemals eine helle Flamme zu geben; infolge dessen ist die Wärme eine konstante, allerdings auch eine

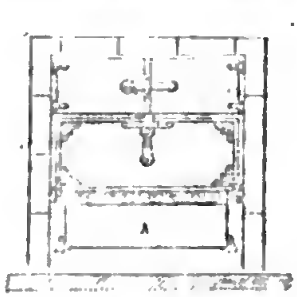


Fig. 3.

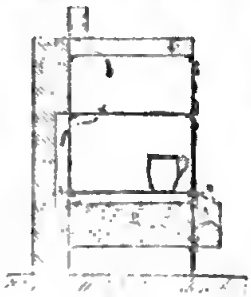


Fig. 4.

verhältnismäßig geringe. Die beistehenden Textfiguren 3 und 4 zeigen in Vorderansicht und Querschnitt eine der Firma A. Beulshausen in Leipzig patentierte Grude-Kochmaschine. Mit B ist hier der Raum bezeichnet, in welchem sich die glimmende Grudemasse befindet; die Asche wird mittels eines Rechens von Zeit zu Zeit in den durch die Vorreiber b an der Maschine befestigten Aschenkasten A abgestrichen. Die zur Verbrennung erforderliche Luft tritt durch den Regulierschieber u in den Verbrennungsraum.

Petroleumkochapparate sind nur ein Hilfsmittel, um mit wenig Mühe und Kosten schnell eine Speise bereiten oder Wasser erhitzen zu können. Fig. 11 der Tafel zeigt eine Petrolrunikochmaschine einfachster Art mit nur einem Brenner, Fig. 12 dagegen eine größere Maschine dieser Gattung mit mehrern Brennern, welche als Bratofen benutt werden kann. Man hat auch Petroleumkochmaschinen mit mehrern Brennern und zur Aufnahme mehrerer Kochtöpfe konstruiert, die jedoch ebenso wenig wie die gleichen mit Gas zu heizenden Kochapparate größere Verbreitung gefunden haben. Zum schnellen Sieden von Wasser, Eiern, zur Bereitung von Kaffee u. s. w. eignen sich dagegen die kleinen Gaskochapparate (s. unter Gasheizungsvorrichtungen, Bd. VII, S. 572[b]) ganz vorzüglich und finden daher vielfache Verwendung.

Die Anlage von Dampfkochapparaten (s. d.) empfiehlt sich für größere Anstalten, besonders wenn in denselben, wie es ja jetzt meist der Fall ist, ein Dampfkessel vorhanden ist. Da es bei derartigen Anlagen mit Centralkücheneinrichtung sich weniger um die Zubereitung einer Anzahl verschiedener Speisen, als um die Herstellung einer einzigen in größerer Menge handelt, genügen wenige Kochkessel mit großem Inhalt. Bei den Dampfkochapparaten kommt nicht etwa der Dampf mit den Speisen direkt in Berührung, sondern er zirkuliert nur in den doppelten Wandungen der Kochgefäße. Fig. 13 gibt ein Bild einer mit allen zugehörigen Apparaten ausgestalteten Dampfküche von Egrot in Paris. Es bezeichnet: 1 den Dampfkessel, 2 das Sammelbecken des abziehenden, resp. kondensierten Dampfes, 3 einen Behälter zum Zurückleiten des Kondensationswassers in den Kessel, 4 den Kohlenbehälter, 5 einen Spießbratofen, 6 und 7 Dampfkochtöpfe für Gemüse, 8 einen Dampfkochtopf für Ragouts, 9 und 10 ebensolche zum Braten und Rösten in Kasserollen und für alle Speisen, die in der Pfanne gebacken werden. Der Dampf tritt durch die kleinen Säulen und hohlen Wellen in den Mantel der Töpfe ein; jeder Topf ist um seine Achse drehbar und sein Deckel kann mittels des an einem Strick oder einer Kette über eine Rolle laufenden Contregewichts leicht gehoben und gesenkt werden.

Kochkunst. Die K. war schon im Altertum bis zu einem hohen Grade ausgebildet, und zwar zunächst in den asiat. Ländern, von wo aus sie sich dann über die Inseln Chios und Sicilien, über Griechenland und später über Rom verbreitete und hier namentlich bei der Sucht nach dem Genusse seltener und meist ausländischer Produkte bis zur Übertreibung sich steigerte. In Asien selbst wurde sie lediglich von Männern, bei den Griechen von Sklavinnen, bei den Römern anfangs nur von Leibeigenen betrieben. Obgleich die Griechen im allgemeinen mehr einer einfachen Lebensweise huldigten, so riß bei überhand nehmendem Luxus, vorzüglich in Athen, doch auch zugleich der Aufwand bei den Tafelfreuden ein, und wie sehr hier zur Befriedigung derselben die K. selbst beitragen mußte, beweist die ziemlich vollständige Aufzählung der ausgewählten Gerichte und der mannigfachen Küchengeräte, die Athenäus in seinen «Deipnosophisten» geliefert hat, sowie der Umstand, daß man in Prosa und Poesie die Gegenstände einer feinen Tafel und die Regeln der K. abhandelte, wie dies von Archestratus, der zu den Zeiten des jüngern Dionysius in Sicilien lebte, und mehrern andern geschah. Bei den Griechen, aber später auch bei den Römern schon während des zweiten Punischen Kriegs gab es Köche, die in den Städten auf dem Markte öffentlich ausstanden und sich dingen ließen; daher selbst die Vornehmen bei Ausrichtung eines Gastmahls mit dem Koch einen Vertrag schlossen, der dann mit seinen Gehilfen und mit dem Küchengeschirr in das Haus einzog und alles besorgte. Die sicil. Köche waren in der ganzen Alten Welt die gesuchtesten. Sehr bald aber nahm seit der Bekanntschaft mit der asiat. Üppigkeit der Hang zu kostbaren und ausländischen Tafelgenüssen, so überhand, daß der strenge Cato einst ausrief: «Die Stadt kann nicht bestehen, in welcher ein Fisch teurer bezahlt wird als ein Ochs!» Es erfolgten zwar mehrere Gesetze zur Beschränkung der Schwelgereien, jedoch ohne besondere Wirkung. Die größte Pracht in dieser Hinsicht entwickelten Lucullus und Hortensius, die glänzende Speisesäle errichten ließen und Mahlzeiten gaben, die oft ungeheure Summen kosteten. Nicht anders war es in der Kaiserzeit, in welcher zu Rom unter Augustus und Tiberius förmliche Schulen und Lehrer der K. erscheinen, an deren Spitze Apicius stand. Von dem Kaiser Vitellius wird erzählt, daß er einmal in einer einzigen Schüssel, die über 1 Mill. Sestertien kostete, das Gehirn von Fasanen und Pfauen, die Zungen von Flamingos, die Milch und Leber der kostbarsten Seefische auftragen ließ.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

In neuerer Zeit hat sich, besonders seit Ludwig XIV., die französische K. in ganz Europa verbreitet und an den Höfen Eingang gefunden. Der berühmteste franz. Feinschmecker und Förderer der Wissenschaft des Gaumens war Grimaud de la Reynière. Die französische K. sieht auf Mannigfaltigkeit der Reize bei geringerm Massengehalt der Speisen, während die englische K. mehr für festere, nahrhafte Speisen sorgt und besonders in Bereitung des Fleisches, vornehmlich des Rindfleisches, sich auszeichnet. Die Spanier und Italiener halten weit weniger auf die Freuden der Tafel, und namentlich sind erstere sehr mäßig im Essen.

Litteratur. Auf geistreiche Weise findet man die K. behandelt in Jos. Königs «Geist der K.», überarbeitet von Rumohr (2. Aufl., Stuttg. 1832); besonders aber in A. Dumas' «Grand dictionnaire de cuisine» (Par. 1873) und in Brillat-Savarin, «Physiologie des Geschmacks» (4. Aufl., Braunschw. 1878). Vgl. außerdem Gräfin zu Münster, «Gute Küche» (3. Aufl., Berl. 1877); Bucknaster, «Cookery lectures etc.» (Lond. 1874) und das in alphabet. Reihenfolge geordnete «Universallexikon der K.» (2 Bde., Lpz. 1881).

Köchlin, ein berühmte oberelsäss. Fabrikantenfamilie. Samuel Köchlin, geb. 1719 zu Mülhausen, errichtete daselbst 1746 mit Jakob Schmaltzer und Heinrich Dollfus die erste Fabrik für bunte Baumwollgewebe (Indiennes) und starb 1771. Von seinen 17 Kindern begründete sein ältester Sohn Johann K., geb. 1746, gest. 1828, mit seinen Brüdern Josua und Hartmann ebenfalls eine Fabrik für Baumwollgewebe, trat aber nach einiger Zeit aus und rief zu Mülhausen eine höhere Lehranstalt für Kaufleute ins Leben. Seit 1802 war er wieder als Associé in dem von seinem Sohne, Nikolaus K. (geb. 1781, gest. 1852), zu Mülhausen errichteten Fabrikgeschäft thätig, welches sich unter der Firma «Köchlin Frères» bald zu einem der großartigsten Etablissements für Baumwollindustrie erweiterte. Im J. 1826 zum Deputierten erwählt, nahm er seinen Platz auf der äußersten Linken, legte 1841 sein Mandat nieder und widmete sich dem von ihm ins Leben gerufenen Bau der Eisenbahnlinien Mülhausen-Thann und Straßburg-Basel und des neuen Viertels in Mülhausen. Von den 19 Kindern Johann K.s sind noch zu nennen Jakob und Daniel K.

Jakob K. (geb. 1776, gest. 1834) war 1814 Maire seiner Vaterstadt, wurde beim Eindringen der Verbündeten verhaftet, nach dem Frieden wieder in sein Amt eingesetzt, 1820 durch die Hofpartei aus demselben verdrängt und hierauf in die Kammer gewählt, wo er dem Treiben der Ultraroyalisten mit Energie entgegentrat, bis er sich 1826 ins Privatleben zurückzog. In dem von ihm zu Mülhausen errichteten Waisenhause ist ihm ein Denkstein gesetzt.

Daniel K. (geb. 1785, gest. 1871), ein vorzüglicher Chemiker, trat, kaum 17 J. alt, als Associé in das väterliche Geschäft, dessen Leitung er 1836 übernahm und um dessen Aufblühen er sich große Verdienste erwarb. Von den Brüdern Johann K.s hatten Jakob und Josua je 14 Kinder. Ein Sohn Jakob K.s, Andreas K. (geb. 1789, gest. zu Paris 1875), war 1818—30 Leiter des großartigen Etablissements Dollfus-Mieg u. Komp. und begründete 1830 zu Mülhausen ein eigenes Etablissement für Maschinenbau und Eisenguß, mit dem sich 1872 die Maschinenfabrik von Grafenstaden bei Straßburg verband. Von 1830 bis 1848 war er Maire von Mülhausen und wurde dann wiederholt in die Kammer gewählt, in welcher er die Politik Guizots unterstützte. Ein Sohn Josua K.s war Joseph K.-Schlumberger (geb. 1797, gest. 1863), bekannt als Geolog und Mitbegründer der Société industrielle in Mülhausen, wo er eine Spinnerei und Kattundruckerei errichtete und unter dem zweiten Kaiserreich als Maire vorteilhaft wirkte.

Köchly (Herm. Aug. Theod.), verdienter Philolog und Altertumsforscher, geb. 5. Aug. 1815 zu Leipzig, besuchte die Fürstenschule zu Grimma, studierte zu Leipzig unter Gottfried Hermann Philologie, wurde 1837 Lehrer am Progymnasium zu Saalfeld und 1840 Lehrer an der Kreuzschule in Dresden. In dieser Stellung machte er sich auf dem Gebiete der Gymnasialreform verdient, indem er dem einseitigen Überwiegen der grammatikalisch-kritischen Behandlung der Schriftsteller entgegentrat und dafür das histor. Prinzip in den Vordergrund stellte. Im Febr. 1849 wurde er in die sächs. Zweite Kammer gewählt, in der er zur gemäßigten Linken gehörte; doch sah er sich infolge der Maikatastrophe von 1849 genötigt, sein Vaterland zu verlassen. Er wurde 1850 Professor der griech. und röm. Litteratur in Zürich und 1864 in Heidelberg. In der Legislaturperiode 1871—73 vertrat K. den 14. sächs. Wahlkreis (Borna-Pegau) im Deutschen Reichstage, wo er der Fortschrittspartei angehörte. Im Spätherbst 1876 unternahm er eine Reise nach Griechenland und starb an den Folgen eines Sturzes vom Pferde auf der Rückreise in Triest 3. Dez. 1876.

Außer kritischen Ausgaben des Hesiodus (Lpz. 1870), des Quintus Smyrnäus (Lpz. 1850; Handausgabe, Lpz. 1853), des Nonnus (2 Bde., Lpz. 1857—58) und des Aratus, Manetho und Maximus (Par. 1851) veröffentlichte er sieben Dissertationen «De Iliadis carminibus» (Zür. 1856—59), nebst der Abhandlung «Hektors Lösung» (Zür. 1859) und der Ausgabe der nach seiner Ansicht echten Lieder der Ilias unter dem Titel «Iliadis carmina XVI scholarum in usum restituta» (Lpz. 1861) und drei Dissertationen «De Odysseae carminibus» (Zür. 1862—63), ferner die «Opuscula epica» (Zür. 1864), «De diversis Hesiodeae Theogoniae partibus» (Zür. 1860) u. a. m. Viele Anerkennung erfuhr die von K. mit W. Rüstow bearbeitete «Geschichte des griech. Kriegswesens» (Aarau 1852), sowie eine Sammlung der «Griech. Kriegsschriftsteller» mit deutscher Übersetzung und Erläuterung (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1853—55) und die «Einleitung in Cäsars Kommentarien über den Gallischen Krieg» (Gotha 1857), bei denen Rüstow ebenfalls Mitarbeiter war. K.s letzte größere Arbeit war eine Biographie seines Lehrers G. Hermann (Heidelb. 1875). Seine «Gesammelten kleinen Schriften» erschienen in zwei Bänden (Lpz. 1881—82). Vgl. A. Hug, «Herm. Köchly» (Basel 1878).

Kochmaschinen, s. unter Kochherde und Kochmaschinen.

Kochowski, vollständig Nieczuja-Kochowski von Kochow (Hieronymus Vespasian), der hauptsächlichste poln. Dichter des 17. Jahrh., geb. zwischen 1630—33 im Gebiet Sendomir, besuchte einige Zeit die Akademie in Krakau, ward aber dann Soldat, und nahm an allen damaligen Kosaken- und Schwedenkriegen teil, auch war er Augenzeuge der

Befreiung Wiens 1683 durch Sobieski, die er in einer Dichtung besang (Kralau 1684). Er starb 1699. Zur Erheiterung des Lagerlebens dichtete er kühne, fröhliche, oft ausgelassene Lieder, kleine Satiren und Epigramme («Lyricorum polskich ksiąg V» («Fünf Bücher poln. Lieder», Kralau 1674), später religiöse Dichtungen, unter anderm ein langes Epos «Christus cierpiący» («Der leidende Christus», Kralau 1681). In der «Psalmodya polska» («Poln. Psalmodie», Kralau 1693) sprach er in biblischem Tone seine Besorgnis über die Zukunft Polens aus und legte den Grund zum poln. Messianismus, wie er sich im 19. Jahrh. entwickelte. Auch schrieb er: «Annalium Poloniae ab obitu Vladislai IV climacteres tres» (Kralau 1698) und andere histor. Werke. Vgl. «Biographie von Rzązewski» (poln., Warschau. 1871).

Kochpunkt, soviel wie Siedepunkt (s. d.).

Kochsalz, s. Salz.

Kochsalzquellen, s. unter Mineralwasser.

Kochsalzsäure, soviel wie Salzsäure (s. d.).

Kochstedt, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Aschersleben, an einem Zuflusse der Bode, mit 2193 meist prot. E., welche Ackerbau treiben; auch hat K. eine Zuckerfabrik.

Koch-Sternfeld (Joseph Ernst, Ritter von), verdienter Geschichtsforscher, geb. 1778 zu Mitterfill im Oberprinzgau, wurde 1815 als Legationsrat an die Spitze des Bureaus für bayr. Statistik gestellt und gab die «Zeitschrift für Geschichte, Geographie und Topographie von Bayern» (8 Bde., Münch. 1816—17) heraus. Im J. 1816 ward er zum Kommissar bei der Grenzregulierung mit Österreich ernannt, welche bis Ende 1842 währte. Später lebte er nur seinem litterarischen Berufe; er starb 29. Juni 1866 zu Tittmoning. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Salzburg und Berchtesgaden» (2 Bde., Salzb. 1810), «Beiträge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde» (2 Bde., Münch. 1825—26), «Das Prädialprinzip; die Grundlage und Rettung der Ruralstaaten» (Münch. 1833), «Das geographische Element im Welthandel mit besonderer Rücksicht auf die Donau» (Münch. 1843), «Das Reich der Longobarden in Italien» (Münch. 1839), «Kulturhistorische Forschungen über die Alpen» (2 Abteil., Münch. 1851—52).

Kock (Charles Paul de), franz. Roman- und Theaterdichter, geb. 1794 zu Passy bei Paris, Sohn eines in der Revolution guillotinierten holland. Bankiers, trat bei einem großen Handlungshause in die Lehre, wurde aber durch überwiegende Neigung zur Schriftstellerei hingeführt. Er verfaßte zuerst Melodramen der schauerlichsten Art (1814—16), nachher Lokalpossen, hatte aber in diesen beiden Gattungen keinen rechten Erfolg. Dagegen verschafften ihm seine Romane rasch einen populären Namen. In diesem Litteratursache entwickelte K. in der That seine eigentümlichen Vorzüge, muntere Laune und scharfes Beobachtungstalent. Er wählte vorzüglich Gegenstände aus den niedern Kreisen der Gesellschaft. Modistinnen, Ladenjungfern, Wäscherinnen, Stubenmädchen, Köchinnen sind in seinen Romanen die Hauptpersonen. Sie führen in eine Welt derben, sinnlichen, aber gutmütigen Wesens, platt prosaisch, doch lebendig aufgefaßt und ungeschminkt wiedergegeben. K.s schwächste Seite ist seine stillose Schreibart. Den meisten Beifall fanden seine Romane der ersten Periode (1820—34), wie «Georgette», «Gustave», «Frère Jacques», «Monsieur Dupont», «André le Savoyard», «La femme, le mari et l'amant», «Le cocu», «La pucelle de Belleville» u. s. w. Später änderte sich seine Darstellungsweise. Zwar blieb er nach wie vor ein getreuer Repräsentant franz. Lustigkeit, übertrieb jedoch die Effekte auf Kosten der Natürlichkeit. Seine Romane haben die weiteste Verbreitung gefunden. Ihre Gesamtzahl beläuft sich auf etliche 50. Fast alle sind mehrmals ins Deutsche, Englische, Spanische übersetzt und oft aufgelegt worden. In Frankreich gibt es verschiedene Gesamtausgaben, sogar eine Prachtausgabe mit Kupfern von Raffet (30 Bde., Par. 1834), eine andere von 1844 (56 Bde.), und eine dritte von 1849, in der Sammlung der «Romans populaires illustrés». K. hat überdies fast alle seine Romane zu Vaudevilles verarbeitet. Auch ist er Verfasser beliebter Chansons. Er starb zu Paris 29. Aug. 1871. Vgl. Trimm, «La vie de Charles Paul de K.» (Par. 1873). — Sein Sohn, Henri de K., geb. 1821 zu Paris, ist wie der Vater sehr früh als Schriftsteller aufgetreten und hat mit gleicher Leichtigkeit zahlreiche Romane und Theaterstücke produziert.

Kockelskörner, s. Kokkelskörner.

Kocytus (Cocytus, grch. Kokytos) hieß ein Nebenfluß des Acheron (s. d.) in Epirus. Mit diesem erscheint dann auch schon in der Odyssee der K., der Strom des Weinens und Klagens, in der Unterwelt als ein Ausfluß oder Arm der Styx, die sich mit dem Pyriphlegethon in den Acheron ergießt. Bei Virgil fällt umgekehrt der Acheron in den K.

Ködde, arab. Getreidemaß, s. Gödde.

Kodein (Codeinum) $C_{18}H_{21}HO_2.H_2O$, Bestandteil des Opiums, wird mit dem Morphin (s. d.) gemeinsam als Nebenprodukt gewonnen. Farblose oder weiße, oft deutlich oktaedrische Kryställe, die mit 80 Teilen Wasser eine bitter schmeckende, alkalisch reagierende Lösung geben. Beim Kochen mit Wasser schmilzt das K. zu klaren Tropfen, die beim Erkalten kristallinisch erstarren. Löst sich leicht in Alkohol, Äther und Chloroform, wenig in Petroleumäther. Die Kryställe geben in der Wärme ihr Wasser ab. Das wasserfreie K. schmilzt bei 155°. In konzentrierter Schwefelsäure löst es sich ohne sich zu färben; die Lösung wird aber auf Zusatz einer Spur von Eisenchlorid schön blau. Es findet Verwendung in der Medizin und wirkt dem Morphin ähnlich, nur milder, es verursacht ruhigen Schlaf ohne üble Nachwirkung. Maximale Einzelgabe 0,05, maximale Tagesgabe 0,2 (nach der Deutschen Pharmakopöe von 1882). [Hanf].

Kodille oder Tors, soviel wie Hanfwerg (s. u.

Kodöl (Codöl), s. Leberthran.

Kodros, König von Athen, Sohn des aus Pylos eingewanderten Melanthos, rettete nach der sagenhaften Überlieferung (der üblichen Chronologie nach um 1066, nach besserer Rechnung erst tief im 10. Jahrh. v. Chr.) durch freiwillige Aufopferung sein Vaterland. Als nämlich in den Zeiten der Wanderungen die Dorer vom Peloponnes her zur Eroberung von Attika ausgezogen waren, und das delphische Orakel ihnen erklärt hatte, daß sie siegen würden, wenn sie den König von Athen nicht töteten, verkleidete sich K. als Bauer, erschlug einen der Feinde und wurde darauf von diesen getötet. Von seinen Söhnen, welche um den Thron stritten, wurde der eine, Medon, nach der Sage unter dem

Vorgeben, daß keiner würdig sei, einem Manne wie K. als König zu folgen, zum lebenslänglichen Archon ernannt. In Wahrheit hat jedoch das athenische Königtum bis 752 v. Chr. bestanden.

Kodschent, falsche Schreibweise für Chodschent (s. d.) in Turkestan.

Kodyma, ein rechter Nebenfluß des Südlichen Bug von 165 km Länge, bildet die Grenze zwischen den russ. Gouvernements Podolien und Cherson, ist nicht schiffbar. Im J. 1779 wurde unweit der Mündung des K. das türk.-tatar. Heer vom Feldmarschall Münich geschlagen.

Koëfficient heißt in der Mathematik der gegebene oder konstante Faktor einer unbekannten oder veränderlichen Größe. So sind a, b, c die K. von x, y, z in ax + by + cz; ferner 4, a + b, 1 die K. von x^2, x^3, x^4 in $4x^2 + (a + b)x^3 + x^4$ ꝛc.

Koeit, arab. Stadt, s. unter El-Hasa.

Koekkoek (spr. Kukkuk; Barend Cornelis), einer der vorzüglichsten neuern holländ. Landschaftsmaler, geb. 11. Okt. 1803 zu Middelburg in Holland, Sohn und Schüler des Marinemalers Johann Hermann K. (geb. 27. Aug. 1778, gest. 12. Jan. 1851). Vorherrschende Neigung führte ihn der Landschaftsmalerei zu, und die großen Meister, welche Holland in diesem Fache hervorgebracht hat, dienten ihm während seines dreijährigen Aufenthalts in Amsterdam als Muster. Seinen Unterricht genoß er besonders durch Schelfhout und van Os. Auch im Aquarell und in der Lithographie leistete er Treffliches. Was seine Werke besonders auszeichnet, ist die große Treue in der Wiedergabe der Natur, vereint mit einer seltenen Poesie der Auffassung. Seit 1841 lebte er in Kleve, wo er eine Zeichenschule errichtete und 5. April 1862 starb. Von ihm erschienen 1841 in Amsterdam «Erinnerungen und Mitteilungen eines Landschaftsmalers». Von seinen drei jüngern Brüdern, die sich sämtlich als Künstler einen geachteten Namen erworben haben, starb Johannes K. (geb. 8. Dez. 1811), zu Breda 28. April 1831; von den beiden andern wirkte Marinus Adrian K. (geb. 25. Sept. 1807) in Hilversum und Hermann K. (geb. 13. März 1815) zu Amsterdam. Des letztern Sohne, Johann Hermann und Johann Hermann Barend K., zeichnen sich als Marinemaler aus.

Koëmtion (coëmtio), im alten Rom eine Form der Eheschließung durch Scheinkauf. (S. unter Ehe, Bd. V, S. 784a.)

Koesfeld (gesprochen Kohsfeld), Kreisstadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Münster, an der Berkel, 16 km im NNW. von Dülmen, Station der Linie Oberhausen-Rheine-Quakenbrück der Preußischen Staatsbahnen und der Bahn Dortmund-Gronau-Enschede, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat zwei Schlösser, von denen die Ludgeriburg die Residenz der Bischöfe von Münster war, ein kath. Gymnasium, Waisenhaus, Lederfabriken, Druckerei und Färberei, vier mechanische Webereien, eine Dampfmahlmühle, eine Dampfsägemühle, Dampfbrennerei und -Brauerei, ein Kupferwalzwerk und zählt (1880) 4154 meist kath. E. Die Landgemeinde K. hat 2704 E. und das Schloß Varlar, die Residenz der Fürsten und Rhoingrafen zu Salm-Horstmar. [42013 E.

Der Kreis Koesfeld zählt (1880) auf 753 qkm

Koeverden oder Koevorden (d. h. Kuhfurt), Stadt in der niederländ. Provinz Drenthe, unweit der preuß. Grenze, an der Kleinen Vecht, mit 3020 E., die von Landbau und Torfgewinnung leben. K. hatte schon im 12. Jahrh. eine Burg der Bischöfe von Utrecht, bis 1522 der Herren von Drenthe. Als wichtiger strategischer Punkt ward K. im 16. Jahrh. wechselsweise von den Niederländern und den Spaniern belagert und besetzt; 1592 ward es vom Prinzen Moritz von Oranien eingenommen und seitdem blieb es im Besitz der Republik. Im Juli 1672 eroberte der Bischof von Münster, Bernhard von Galen, die Stadt, doch verlor er sie schon wieder im Dezember desselben Jahres.

Koëxistieren (neulat.), nebeneinander, zugleich existieren; davon das Substantiv Koëxistenz.

Kofel, s. Covolo.

Kofent, s. Kovent.

Koffein, soviel wie Caffein (s. d.).

Koffer (vom grch. κόφινος), ein mit gewölbtem Deckel und Schloß versehener, an den Ecken oft mit Eisenblech beschlagener Kasten von Holz oder Leder zum Gebrauch auf Reisen (Reisekoffer).

In der Befestigungskunst bezeichnet man mit Koffer einen durch Erdanschüttung nach einer oder beiden Seiten gesicherten Gang, der quer über den trockenen Graben eines Festungswerks oder durch das Glacis nach einem Außenwerk führt; die Erdanschüttung kann auch zur Verteidigung eingerichtet sein. Gegenwärtig wird der K. wenig mehr angewandt. Oft wird K. auch gleichbedeutend mit Kaponnière (s. d.) gebraucht.

Kofferfische (Ostracion) werden die Arten eines Geschlechts der Plectognathen (s. d.) genannt, deren kurzer gedrungener Körper mit einem dichten, aus sechseitigen Knochenschildern zusammengesetzten Panzerkleide versehen ist. Diese sehr gemeinen tropischen Fische leben langsam schwimmend in mehrern Arten (22) in der Nähe der Küsten. Die bekannteste Art ist der vierhörnige K. (Ostracion quadricornis *L.*; Tafel Fische II, Fig. 14).

Kofferkessel (frz. chaudière à tomberean, engl. waggon-boiler), die ursprünglich von Watt angewendete Form des Dampfkessels, welche gegenwärtig nur noch bei Schiffskesseln gebräuchlich ist.

Köflach, Marktflecken in Obersteiermark, Bezirkshauptmannschaft Graz, westlich von Graz und mit dieser Stadt durch die Graz-Köflacher Eisenbahn verbunden, welche zum Transport der Bergprodukte, namentlich der Steinkohlen, dient, deren Revier sich in der Gegend von K. nach allen Seiten hin ausbreitet. Der Marktflecken hatte 1869 erst 702, 1880 schon 2397 E.

Kogel, in den deutschen Alpenländern Bezeichnung für Bergkuppe, besonders für eine kegelförmige; das Wort kommt auch oft in Eigennamen von Bergen vor, wie Kreuzkogel, Plattenkogel u. a.

Kögel (Rudolf), hervorragender Kanzelredner, geb. 18. Febr. 1829 zu Birnbaum in Posen, besuchte die lat. Schule zu Halle, seit 1847 die Universitäten Halle und Berlin, ward 1852 Religionslehrer am Bitzthumschen Gymnasium zu Dresden, 1854 Seminarlehrer in Berlin, in demselben Jahre Prediger in Nakel bei Bromberg, 1857 Prediger an der deutschen Gemeinde im Haag, 1863 Hof- und Domprediger in Berlin, 1864 Oberkonsistorialrat und vortragender Rat im Kultusministerium, 1873 königl. Schloßprediger und Ephorus des Domkandidatenstifts, 1878 Mitglied des Oberkirchenrats, 1879 Generalsuperintendent der Kurmark, 1880 Oberhofprediger, 1884 Mitglied des

Staatsrats. K. gehört zu den Führern der Partei der positiven Union und übt teils amtlich, teils durch seine persönliche Vertrauensstellung zum Kaiser auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten Preußens einen weitgehenden Einfluß aus. Von seinen Schriften, meist Predigten, Gelegenheitsreden u. dgl. sind zu erwähnen: «Der erste Brief Petri in Predigten ausgelegt» (Mainz 1863; 2. Aufl., Berl. 1872), «Die Seligpreisungen der Bergpredigt» (Berl. 1869; 2. Aufl. 1874), «Das Vaterunser in Predigten» (Berl. 1873; 2. Aufl., Brem. 1881), «Aus dem Vorhof ins Heiligtum» (2 Bde., Brem. 1875—76, 2. Aufl. 1878—80), «Der Brief Pauli an die Römer in Predigten ausgelegt» (Brem. 1876; 2. Aufl. 1883) u. s. w. Seit 1880 gibt K. mit W. Baur und E. Frommel das poetische Jahrbuch «Neue Christoterpe» heraus.

Kogeln, s. Gogeln.

Kogilnik oder Kunduk, Fluß in Bessarabien, entspringt im Kreise Kischinew und mündet nach einem Laufe von 220 km in den Küstensee Sasyk. Der K. ist nicht schiffbar, doch tritt er im Frühling weit aus. An seinen Ufern liegen viele Ansiedelungen, namentlich deutsche Kolonien.

Kogitieren (lat.), erwägen, denken; Kogitation, das Nachdenken, Erwägung.

Kognaten (lat., cognati) heißen im weitern Sinne die durch Abstammung von denselben Eltern oder Ahnen verwandten Personen, Blutsverwandte, daher Kognation (Blutsverwandtschaft), im Gegensatze der Affinität oder Schwägerschaft. Im engern, namentlich staatsrechtlichen Sinne hingegen sind K. die Personen, welche sich nur auf Weiber als Mittelspersonen ihrer Blutsgemeinschaft beziehen können, also bloß in weiblicher Linie miteinander verwandt sind (auf altdeutsch Spillmagen), im Gegensatz der Agnaten (s. d.). Metaphorisch hat man dies Verhältnis auch auf die abstrakten Begriffe übertragen und nennt daher in der Logik die Kognation der Begriffe ihre Verwandtschaft durch wesentliche Merkmale.

Kognition (lat.), Ermittelung des Thatbestandes, s. Cognitio. [tersuchen.

Kognoszieren (lat.), erkennen; gerichtlich un-

Kohärieren (lat.), zusammenhaften, zusammenhängen; kohäsiv, Kohäsion (s. d.) äußernd oder bewirkend; Kohärenz, soviel wie Kohäsion.

Kohary, altes ungar. Adelsgeschlecht, dessen Spuren sich bis in das 12. Jahrh. verfolgen lassen, dessen nachweisliche Stammreihe aber erst mit Emmerich 1561 beginnt. Sein Sohn Peter erwarb 1616 den Freiherrenstand, dessen Sohn Wolfgang (geb. 1650, gest. 1704) den Grafentitel, und des letztern Urenkel, Franz Joseph, wurde 1815 in den Fürstenstand erhoben. Nach dem 27. Juni 1826 erfolgten Tode des Fürsten gingen dessen Besitzungen auf seinen Schwiegersohn, den Prinzen Ferdinand von Sachsen-Coburg-Gotha, über, welcher mit der Prinzessin Maria Antonie Gabriele von K. (geb. 1797, gest. 1862) verheiratet war. Daher sind sowohl Prinz Ferdinand als dessen Kinder vielfach «Prinzen und Prinzessinnen von Sachsen-Coburg-Kohary» genannt worden.

Kohäsion oder Synaphie (Zusammenhaften) nennt man die Kraft, vermöge welcher die Teilchen eines und desselben festen oder auch flüssigen Körpers zusammenhaften. Luftförmige Körper zeigen keine K., bei flüssigen ist sie äußerst gering, und nur bei starren Körpern hat sie einen mehr oder weniger hohen Grad. Was das eigentliche Wesen und die Natur dieser Kraft betrifft, so haben die Philosophen und Naturforscher seit den ältesten Zeiten die verschiedensten Ansichten darüber ausgesprochen. Nach den Peripatetikern war die K. oder Härte eine «Qualität zweiter Ordnung» oder eine Folge der Trockenheit, welche ihnen für eine «Qualität erster Ordnung» galt. Die Scholastiker schrieben sie einem «ursprünglichen Leime» oder kleinen Häkchen an den Atomen zu. Galilei wollte sie aus dem Abscheu der Natur vor dem leeren Raum (horror vacui), Cartesius aus der Ruhe der Atome, Leibniz aus deren schwingender Bewegung, Bernoulli aus dem Drucke der Luft oder des Äthers, Winkler aus dem Elementarfeuer oder der Elektrizität, Ritter aus dem Magnetismus und Kant aus der allgemeinen Anziehung und Abstoßung erklären. Das eigentliche Wesen der Kohäsionskraft ist für uns jedenfalls unergründlich. Bestimmt man durch Versuche die Größe der Kraft, welche die K. der Trennung der Teilchen eines Körpers entgegensetzt, so nennt man die Belastung in Kilogrammen, welche nötig ist, um ein Stück eines Stoffs von 1 qcm Querschnitt zu zerreißen, die absolute Festigkeit (s. d.) dieses Stoffs. Ähnlich kann man das Zerbrechen, Zerdrehen oder Zerdrücken eines Körpers zur Bestimmung der Festigkeit anwenden. Insofern die K. mehr oder weniger die Wiederherstellung der frühern Gestalt, nachdem diese durch äußere Kräfte verändert worden ist, bewirkt, heißt sie Elasticität (s. d.). Je nach der Art, wie durch die K. der Zusammenhang der Teilchen eines Stoffs erhalten wird, nennt man den Stoff weich oder hart, geschmeidig und elastisch oder spröde. Es gibt Stoffe, welche je nach ihrer Behandlungsweise sehr verschiedene Kohäsionsverhältnisse zeigen. So z. B. wird der Stahl, bis zum Weißglühen erhitzt und dann schnell abgekühlt, glashart oder spröde, durch schwaches Erwärmen (Anlassen) wieder elastisch (z. B. Uhrfederstahl), durch noch weiteres Erwärmen und langsames Kühlen weich, biegsam. Ähnliche Verhältnisse zeigt das Glas, so z. B. sind die zu rasch abgekühlten Bologneser Fläschchen und Glastränen oder Glaswürmer höchst spröde, derart, daß sie schon beim Ritzen zerspringen. Dagegen hat das Hartglas von de la Bastie (1874) durch Erhitzen bis zur schwachen Rotglut und Eintauchen in ein 300° C. warmes Ölbad seine Sprödigkeit derart eingebüßt, daß es nicht nur plötzliche große Temperaturwechsel, sondern auch heftige Schläge, Stöße u. dgl. m. aushält. Ebenso widerstandsfähig verhält sich das durch starke Pressung erzeugte Preßhartglas von Friedr. Siemens.

In kristallinischen Körpern ist die K. der Teilchen im allgemeinen nach verschiedenen Richtungen gegen die Kristallachsen verschieden groß. (S. Aggregat, Anziehung, Adhäsion, Kristallisation.)

Kohelet oder Prediger (Ecclesiastes) heißt ein dem König Salomo zugeschriebenes Buch des alttestamentlichen Kanons, dessen unbekannter Verfasser aber in der spätern Zeit nach dem Exil während der Seleucidenherrschaft zu suchen ist und wesentlich der Sleptis und epikureischen Lebensansicht huldigt. Gegenüber den neuen Lehren von Auferstehung und Vergeltung nach dem Tode vertritt er den ältern jüd. Standpunkt, dem diese Dogmen unbekannt waren. Bei der Ungewißheit aller menschlichen Dinge wird die Resignation als die

einzige Lebensweisheit gepriesen: menschliches Streben und Hoffen ist eitel. Glück und Reichtum hat keinen Bestand, das Streben nach Weisheit führt zu keinem befriedigenden Ziel; wir wissen nicht, ob der Geist des Menschen nach dem Tode nach oben steigt; aber alles erwogen, bleibt als höchster Lebensgrundsatz die Mahnung stehen: «Fürchte Gott und halte seine Gebote.» Die besten Kommentare schrieben Knobel (Lpz. 1836), Ewald (in «Die poetischen Bücher des Alten Bundes», Bd. 4, Gött. 1837), Hitzig (Lpz. 1847; 2. Aufl. 1883) und Delitzsch (Lpz. 1875).

Kohi-Baba, s. Kuh-i-Baba.

Kohlbieren (lat.), zurückhalten, mäßigen.

Kohinoor oder Kohinur, Diamant im Besitz der Königin Victoria von England, s. Diamant, Bd. V, S. 239. (Vgl. Tafel: Diamanten, Fig. 9.)

Kohistân, auch Kuhlstan, d. h. Gebirgsland, ist der Name verschiedener Berglandschaften auf dem Plateau von Iran; ganz besonders aber versteht man darunter den östlichsten Teil von Kafiristan, westlich von Kaschmir und nördlich von Dardistan, welcher vom Indus berührt wird.

Kohks, s. Coks.

Kohl, Kohlrabi, Kohlrübe, s. Brassica.

Kohl (Römischer), s. unter Beta.

Kohl (Joh. Georg), ausgezeichneter deutscher Reiseschriftsteller, geb. 28. April 1808 zu Bremen, besuchte das Gymnasium daselbst, widmete sich seit 1828 zu Göttingen, Heidelberg und München jurist. Studien und ging dann als Erzieher nach Kurland, wo er sechs Jahre verlebte. Nachdem K. Petersburg, Moskau und das südl. Rußland besucht, lebte er zu Dresden, von wo aus er fast alle Länder Europas besuchte. Aus diesen Wanderungen gingen unter anderm (1842—46) hervor die Reiseberichte über Österreich, die bayr. Hochlande, Großbritannien und Dänemark. In den folgenden Jahren (1850—52) schlossen sich noch die Alpenreisen, die Reiseberichte über die Niederlande, über Istrien, Dalmatien und Montenegro und über das südöstl. Deutschland an. K. bekundet sich in diesen Schriften nicht nur als geistreicher Tourist, sondern auch als ein Mann von umfassender wissenschaftlicher Bildung. Früchte seiner geogr. und histor. Studien sind «Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche» (Dresd. 1841), «Der Rhein» (2 Bde., Lpz. 1851), «Die Donau» (Triest 1854) und «Die geogr. Lage der Hauptstädte Europas» (Lpz. 1874). Im Herbst 1854 wandte sich K. nach den Vereinigten Staaten, wo er im Auftrage des Bureau der Küstenvermessung eine «Entdeckungsgeschichte der Küsten der Vereinigten Staaten» und eine «Geschichte des Golfstroms und seiner Erforschung» abfaßte. Über seine Wanderungen in Nordamerika berichtete K. in «Reisen in Canada» (Stuttg. 1856), «Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten» (Neuyork 1858) und in dem Buche «Kitschi Gami oder Erzählungen vom Obern See» (Brem. 1859). Seit 1858 lebte er in Bremen, wo er 1863 das Amt eines Stadtbibliothekars übernahm. Aus Vorlesungen gingen die «Geschichte der Entdeckung Amerikas» (Brem. 1861), «Nordwestdeutsche Skizzen» (Brem. 1861) und «Deutsche Volksbilder und Naturansichten aus dem Harze» (Hannov. 1866) hervor. Ferner sind zu erwähnen: «Skizzen aus Natur und Völkerleben» (2 Tle., Dresd. 1851), «Aus meinen Hütten» (2 Bde., Lpz. 1852) und «Am Wege, Blicke in Gemüt und Welt» (Brem. 1866; neue Folge 1874). Gemeinschaftlich mit seiner Schwester Ida K. (geb. 25. Juli 1814, seit 1846 mit dem Grafen Hermann von Baudissin vermählt) veröffentlichte K. «Engl. Skizzen» (3 Tle., Lpz. u. Dresd. 1845). Allein verfaßte die erstere «Paris und die Franzosen» (3 Tle., Lpz. 1845). K. starb 27. Okt. 1878 in Bremen.

Kohlamsel (Schwarzdrossel), s. Drossel.

Kohle ist ein Zersetzungsprodukt der organischen Materie. Diese Zersetzung erfolgt auf sehr verschiedene Weise, durch Erhitzung bei Luftabschluß, durch Vermoderung, durch Einwirkung von Säuren. Wie sie aber auch geschehen möge, so ist die dabei entstehende K. nie identisch mit Kohlenstoff (s. d.), sondern bildet den Übergang der primären organischen Materie, aus welcher sie hervorgegangen ist, zum Kohlenstoff. Ferner ist die K. eine kompliziert zusammengesetzte Materie, die außer dem Kohlenstoff noch Wasserstoff, Sauerstoff und sehr häufig Stickstoff in organischer Verbindung enthält. Je nach der Art des zersetzenden Eingriffs und je nach der Dauer desselben enthält sie mehr oder weniger von diesen Elementen, steht sie entweder der primären organischen Materie oder dem Kohlenstoff näher. Selbst die Arten von K., welche man gewöhnlich als dem Kohlenstoff gleich betrachtet, machen hiervon keine Ausnahme. So enthält die Holzkohle leicht bestimmbare Mengen von Wasserstoff und Sauerstoff chemisch gebunden; sogar die bei Schmelzhitze des Platins geglühte Holzkohle enthält noch eine gewisse Menge dieser Elemente.

Die Form der K. ist im allgemeinen amorph, so der Lampenruß, der Kienruß, die Zuckerkohle, sehr häufig behält aber die K. die Form ihrer primären organischen Materie bei, so in der Holzkohle, der Knochenkohle, die genau die Struktur des Holzes, der Knochen bis in die feinsten Details zeigt.

Die verschiedenen im Schoße der Erde abgelagerten K., welche als Brennmaterialien (s. d.) benutzt werden, sind durch Vermoderung aus Pflanzensubstanz hervorgegangen und in ihnen lassen sich deutlich die Übergänge der Primärsubstanz zu immer kohlenstoffreicher werdenden Materien verfolgen. Von der Ansaugssubstanz, dem Holz, ausgehend, bilden der Torf, die Braunkohlen, die Steinkohlen, die Anthracite ebenso viel Übergangsstufen des allmählich sich vollziehenden Zersetzungsprozesses, wobei die einzelnen Glieder der Reihe aber nicht sprungweise aufeinander folgen, sondern ineinander verschwindende Übergänge bilden. So sind die jüngsten Torfe der Pflanzensubstanz noch sehr ähnlich, während die ältesten ganz und gar den äußern Habitus und die chem. Zusammensetzung der Braunkohle haben, ebenso geht die Braunkohle stufenweise zur Steinkohle über. Es kann daher häufig sehr schwer sein, darüber zu entscheiden, welcher Gattung ein vorliegendes Brennmaterial angehört, ja es kann unmöglich sein, einen Entscheid darüber zu treffen, wenn nicht das Vorkommen bekannt ist. Letzteres gibt insofern Aufschluß, als man die der Tertiärperiode angehörenden K. als Braunkohlen und die ältern geologischen Perioden entstammenden als Steinkohle bezeichnet, während der Torf ein Produkt der Neuzeit ist.

Ähnliche Umwandlungen, wie sie sich durch den Vermoderungsprozeß im Laufe unendlich langer Zeiträume vollzogen haben, lassen sich künstlich nachahmen. Erhitzt man Holz bei Luftabschluß, so

erhält man je nach der dabei wirkenden Temperatur Produkte, die in ihrer Zusammensetzung eine vollständige Parallele zu den Torfen, Braunkohlen, Steinkohlen, Anthraziten bilden. Man benutzt dies Verhalten, um durch Verkohlung oder Verkolung die an Wasserstoff und Sauerstoff reichen in kohlenstoffreichr Stoffe umzuwandeln.

Die Überführung von K. in reinen Kohlenstoff ist äußerst schwierig. Daß sie durch Glühhitze allein nicht möglich ist, ist oben bereits erwähnt. Sie gelingt nur, indem möglichst scharf geglühte Holzkohle zunächst anhaltend mit Salzsäure und Wasser gewaschen wird, um alle mineralischen Stoffe zu beseitigen, und dann nach dem Trocknen nacheinander in einem Strome von Chlorgas und schließlich in Stickstoff geglüht wird, wobei der Stickstoff dazu dient, um das von der K. begierig absorbiert werdende Chlor zu verdrängen.

Die gewöhnlichen Formen der K. dienen als Brennmaterial, wobei sie vor dem unverkohlten Holze den Vorteil haben, aus gleichgroßem Gewicht mehr Hitze zu entwickeln. Sie sind dabei im allgemeinen um so wirtsnmer, je dichter sie sind, erfordern aber auch einen um so intensivern Luftstrom zur vollständigen Verbrennung. Außerdem ist der Gehalt der K. nn Asche nnd die Fähigteit dieser Asche, zu verschlacken oder nicht, von großem Einfluß auf die Anwendbarkeit als Brennmaterial. Eine von flüchtigen Bestandteilen freie K. brennt nie mehr mit Flnmme, sondern bloß mit intensivem Glühen; wo daher eine mehr oder minder lange Flamme in der Absicht liegt oder nicht schadet, da siud die rohen Brennmaterinlien den verkohlten vorzuziehen. Nächst ihrer Verbrennlichkeit hat aber die K. in ihrer porösen Form eine äußerst wichtige Eigenschaft, die Fahigteit, aus Auflösungen, weiche mit K. gekocht oder durch Schichten grobpulverisiertrr K. filtriert werden, färbende und riechende Stoffe sowie die meisten Metallsalze zu entfernen und in ihren Poren aufzunehmen. Darauf gründet sich die Anwendung der K. als Entfuselungsmittel des Branntweins, Entfärbungsmittel des Zuckersaftes in den Rübenzuckerfabriten und Raffinerien u. s. w. Zu diesen Zwecken ist Knochenlohle mehr geeignet als Holzkohle. Man wendet daher in den Zuckerfabriten nur Knochenkohle (s. d.) an. Die K. absorbiert aber nicht allein aufgelöste Stoffe, sondern nuch Gasarten und verdichtet dieselben in ihren Zwischenräumen so bedrutend, daß dadurch Veranlassung zu Temperaturerhohung gegeben wird, die zuweilen bis zur Entzündung steigen lann. Die hier und da vorkommenden Selbstentzündungen von Kohlenhaufen haben hierin zum Teil ihren Grund. Man benutzt dieser Fähigkeit wegen grobgepuloerte K. auch zur Absorption riechender Dämpfe. Übelriechendes, faules Wasser, durch Holzlohle filtrirrt, wird klar und genießbar, daher Wasser in inwendig verkohlten Fässern lange frisch bleibt. Die in neuerer Zeit aufgetauchte poröse Kohle (zu Filtrierapparaten ꝛc.) besteht aus einem durch Hitze zusammrngebackenen Gemenge von Cots und Steinkohlenpuloer.

Kohlehydrate nennt man eine große Klasse von organischen Verbindungen, welche mindestens 6 Atome oder ein Multiplum von 6 Atomen Kohlenstoff und mindestens 10 Wnsserstoff- und 5 Sauerstoffatome oder Multipla dieier Zahlen enthalten, in denen aber stets auf je 2 Wasserstoffatome 1 Sauerstoffatom kommt. Es treten hier viele isomere oder polymere Verbindungen auf, über deren genauere Konstitution noch wenig bekannt ist. Unter ihnen kann man drei große Gruppen unterscheiden: a) Stärkemehlgruppe $C_6H_{10}O_5$. Dahin gehört: Cellulose, Stärlemehl, Dextrin u. a. b) Rohrzuckergruppe $C_{12}H_{22}O_{11}$. Dahin gehört: Rohrzucker, Milchzucker, Arabinsäure u. a. c) Traubenzuckergruppe $C_6H_{12}O_6$. Dahin gehört: Traubenzucker, Fruchtzucker, Arabinose, Laltose u. a. Die K. finden sich sehr verbreitet im Pflanzenreiche und gehören zu den wichtigsten Nährstoffen der Menschen und Tiere. (S. Ernährung, Bd. VI, S. 302.) Für die Ernährung sind sie nicht, wie man früher annahm, gleichwertig, sondern verhalten sich ihrem Wärmewert proportional. Dieser beträgt für die Stärkemehlgruppe 4101 Calorien, für die Rohrzuckergruppe 3941 Calorien, für die Traubenzuckergruppe 3678 Calorien. Da der Wärmewert des Tierfettes 9372 Calorien beträgt, so sind 100 Teile Fett gleichwertig oder isodynam mit 228 Teilen K. der Stärkemehlgruppe, mit 237 Teilen K. der Rohrzuckergruppe, 255 Teilen K. der Traubenzuckergruppe.

Kohlenbergwerke, s. Steinkohlen.

Kohlenblende, s. Anthracit.

Kohlenbrennerei, s. Verkohlung.

Kohlenbunker, die zur Aufbewahrung der Kohlen in Dampfschiffen bestimmten Räume.

Kohlendioxyd, s. unter Kohlenstoff (-Verbindungen 1b).

Kohlendisulfid, s. Schwefelkohlenstoff.

Kohlendunst, s. unter Kohlenoxydgasvergiftung.

Kohleneisen oder Kohlenstoffeisen (frz. carbure de fer, engl. carburet of iron), ein bei mehrmaligem Schmelzen von zerkleinertem Eisen und Kohlenpuloer erhaltenes ziemlich sprödes Eisen. (S. unter Eisenerzeugung.)

Kohleneisenstein, s. Spateisenstein.

Kohlenfeld, s. unter Steinkohle.

Kohlenflöze, s. unter Flöz.

Kohlengas ist im nllgemeinen die Bezeichnung für das Gemenge von Gnsen, welches durch Destilation von Steinkohlen bei sehr hoher Temperatur erhalten wird. Das wichtigste derselben, das Steinkohlengas, dient vorzugsweise zur Gasbeleuchtung (s. d.).

Kohlengebirge ist eine in der Praxis gebräuchliche Abtürzung für Steinkohlengebirge oder Steinkohlenformation (s. d.).

Kohlenkalk, s. Bergkalk.

Kohlenlager, soviel wie Kohlenfeld, s. unter Steinkohle.

Kohlenlicht, soviel wie Elektrisches Licht, s. u. Elektrische Lampen.

Kohlenlichtregulator, soviel wie Elektrische Lampe (s. d.).

Kohlenmonoxyd, s. unter Kohlenstoff (-Verbindungen 1a).

Kohlenoxydgas, s. unter Kohlenstoff (-Verbindungen 1a).

Kohlenoxydgas-Vergiftung. Das Kohlenoxydgas gehort zu den heftigsten Giften, indem es, eingeatmet, den Sauerstoff aus dem Blute verdrängt und mit dem Blutfarbestoff eine Verbindung eingeht, die diesen völlig unfähig macht, weiterhin Sauerstoff aufzunehmen, wodurch es sehr bald Betäubung, Asphyrie und den Tod bewirtt. Chemisch reines Kohlenoxyd gibt nur selten Veranlassung zu Vergiftungen, meist handelt es sich um den sog. Kohlendunst, ein Gasgemenge, das neben

Kohlenoxydgas gewöhnlich große Mengen von Kohlensäure und Spuren schweren Kohlenwasserstoffs enthält und überall da entsteht, wo kohlenreiche Substanzen (Holz, Holzkohlen, Steinkohlen, Coks u. dgl.) mangelhaft, bei unvollkommenem Luftwechsel verbrennen. Die Mehrzahl der K. entsteht durch Unvorsichtigkeit oder Zufall, durch mangelhafte Heizungsvorrichtungen, wenn die zur Ableitung der Verbrennungsprodukte bestimmten Ofenrohre entweder durch Ruß verstopft oder durch Klappen verschlossen sind, ferner durch unzweckmäßige Anwendung der Kohlenbecken in der unmittelbaren Nähe von Kohlenmeilern, durch verborgene Brände von Balken unter Fußböden oder in Wänden u. dgl. Die Vergiftungssymptome bestehen zuerst in einem brennenden Gefühl in der Gesichtshaut, in leichtem Schwindel, Kopfschmerz, namentlich in der Schläfengegend, starkem Klopfen der Schlafenschlagadern, Ohrensausen, Übelkeit und Angstgefühlen, welche sehr rasch in Bewußtlosigkeit und Asphyxie übergehen, aus der häufig der Vergiftete nicht wieder erwacht. Ähnlich sind auch die Symptome der Leuchtgasvergiftung, welche am häufigsten durch Ausströmen von Leuchtgas aus offen gebliebenen Gasbrennern oder schadhaft gewordenen Gasleitungsröhren entsteht. Die Leichen der Vergifteten widerstehen der Fäulnis auffallend lange, zeigen auf der Haut verschiedene große und zahlreiche hellrote Flecken; die Muskeln und drüsigen Organe (Nieren, Leber, Magendrüsen) sind im Zustande hochgradiger fettiger Entartung, das Blut selbst besitzt meist eine charakteristische kirschrote Färbung.

Hinsichtlich der Behandlung ist der Vergiftete vor allem sofort aus der gefährlichen Atmosphäre zu entfernen und in einen andern gut gelüfteten Raum oder in die freie Luft zu transportieren; man leite dann alsbald die künstliche Atmung durch methodische Kompression des Brustkastens, Einblasen von Luft in den Kehlkopf, Anwendung des galvanischen Stroms auf die Atmungsmuskeln u. dgl. ein und reize die peripheren Nerven durch Bespritzen mit kaltem Wasser, durch Hautreize, durch Nieß- oder Hustenreizmittel u. a. m. In verzweifelten Fällen ist die Transfusion (s. d.) geboten. Ein gutes Reagens, um Kohlenoxydgas und Kohlenwasserstoffe im Zimmer nachzuweisen, ist Chlorplatin; halbfeuchte Streifen von Leinwand oder Baumwollzeug mit einer konzentrierten, möglichst säurefreien Chlorplatinlösung getränkt, färben sich in Berührung mit diesen Gasen.

Litteratur. Friedberg, «Die Vergiftung durch Kohlendunst» (Berl. 1866); Hofmann, «Über Kohlenoxydvergiftung» (Wien 1879); Maschka, «Über Vergiftung mit Kohlenoxydgas» (Prag 1880).

Kohlenpapier, ein kohlenhaltiges Filtrierpapier, das man zum Entfärben mancher Flüssigkeiten verwendet.

Kohlensäcke nennt man gewisse sehr sternarme Gegenden in den hellsten Teilen der Milchstraße, die durch die Kontrastwirkung den Eindruck tiefer Schwärze machen. Besonders bezeichnet man mit diesem Namen einen in Europa unsichtbaren Fleck in der südl. Polarregion. Dieser Raum von etwa 8° Länge und 5° Breite enthält nur einen Stern 6. bis 7. Größe, der dem bloßen Auge allenfalls sichtbar ist, aber auch nur wenige teleskopische Sterne. Diese Region befindet sich in unmittelbarer Nähe des Südlichen Kreuzes.

Kohlensäure, s. unter Kohlenstoff (»Verbindungen 1 b).

Kohlensaure Salze, s. unter Kohlenstoff [(»Verbindungen 1b).

Kohlensaures Wasser, s. Mineralwasser.

Kohlenstickstoffsäure, s. Pikrinsäure.

Kohlenstoff, nichtmetallisches Element, chem. Zeichen oder Symbol C, Atomgewicht 12, kommt in der Natur im freien Zustande in zwei verschiedenen Formen vor: in Oktaedern kristallisiert, farblos oder gefärbt, durchsichtig oder durchscheinend als Diamant (s. d.), oder hexagonal, schwarz, undurchsichtig als Graphit (s. d.). In einer dritten Form, amorph, schwarz, kann er nur künstlich hergestellt werden. (S. Kohle.) Viele Versuche, welche gemacht worden sind, die beiden letzten Modifikationen des K. in die Diamantform umzuwandeln, haben nur negative Resultate ergeben; positive Erfolge, deren einige sich gerühmt haben, erwiesen sich stets als Irrtum oder Schwindel. Die verschiedenen Formen des K. sind in allen gewöhnlichen Lösungsmitteln unlöslich, nur schmelzendes Eisen löst K. und läßt einen Teil desselben beim Erkalten als Graphit kristallisieren. Mit andern Elementen, mit Ausnahme des Sauerstoffs und des Schwefels, ist K. nur sehr schwer zu verbinden, er wird von einigen schmelzenden Metallen aufgenommen unter Bildung von Metallcarbureten (Eisen, Kobalt, Nickel, Mangan), ferner vereint er sich unter dem Einfluß mächtiger elektrischer Entladungen mit Wasserstoff zu Acetylen, mit Stickstoff zu Cyan. Ist somit die Zahl der unmittelbar aus den Elementen herzustellenden Kohlenstoffverbindungen eine geringe, so geben diese Verbindungen doch wieder die Möglichkeit, eine nach unsern Begriffen unbegrenzt große Zahl von neuen Stoffen daraus abzuleiten. Dies kann künstlich geschehen oder ohne unser Zuthun durch die Natur, durch die Kraft, welche in den Lichtstrahlen der Sonne unserer Erde zufließt. Die Kohlensäure, welche gasförmig einen Bestandteil der Atmosphäre ausmacht, wird in den grünen Zellen der Pflanze in Hydrat verwandelt und als solches unter Abspaltung von Sauerstoff von den Lichtstrahlen zersetzt; als Produkt dieser Zersetzung treten Körper auf, welche aus den drei Elementen K., Wasserstoff und Sauerstoff bestehen. So bilden sich kompliziert zusammengesetzte, kohlenstoffhaltige, sog. organische Verbindungen, die selbst wieder vielfach wandelbar sind und immer neue Körper aus jeder Umwandlung hervorgehen lassen. Die Zahl der Kohlenstoffverbindungen ist größer als die irgend eines andern Elements, und dies wird dadurch bedingt, daß Kohlenstoffverbindungen sich mit Kohlenstoffverbindungen vereinen können, indem kohlenstoffhaltige Radikale substituierend in Kohlenstoffverbindungen eintreten können. Um nur ein Beispiel zu geben: in die Verbindung CH_4 kann das Radikal CH_3 unter Verdrängung eines Wasserstoffatoms eintreten und es entsteht dann ein Körper C_2H_6, der wiederum befähigt ist, das Radikal CH_3 aufzunehmen unter Bildung eines Körpers von der Zusammensetzung C_3H_8 u. s. f. Dazu kommt noch, daß das substituierende Radikal sich an verschiedenen Stellen in das Molekül einschieben kann, wodurch dann Körper von gleicher Zusammensetzung, aber verschiedenen Eigenschaften entstehen.

Von seinen Verbindungen, in denen K. als vierwertiges Element wirkt, sind hier zu erwähnen:

1) Kohlenstoff und Sauerstoff.

a) **Kohlenoxyd, Kohlenmonoxyd** CO entsteht, wenn Kohlensäure mit glühendem K. zusammentrifft, es nimmt die Kohlensäure dabei noch ein Atom K. auf und verwandelt sich in Kohlenoxyd; ferner beim Glühen von manchen Metalloxyden mit K. unter Reduktion des Metalls; ferner bei der Zersetzung von Ameisensäure, Oxalsäure u. a. Das Kohlenoxyd ist ein farb- und geruchloses Gas, verbrennt an der Luft mit bläulicher, wenig leuchtender Flamme. Es ist ein Bestandteil aller Feuergase und tritt in diesen um so reichlicher auf, wenn ihm durch mangelnde Luftzufuhr nicht Gelegenheit zur Verbrennung gegeben wird, oder wenn es aus dem Heizraum rascher diffundiert, als seine Verbrennung erfolgen kann. Es ist absolut unatembar, weil es mit dem Blutfarbstoff (s. d.) eine Verbindung eingeht, die denselben unfähig macht, dem tierischen Organismus den ihm nötigen Sauerstoff zuzuführen. Daher die tödliche Wirkung des Kohlendunstes, der sich bei geschlossenem Abzugsrohr des Ofens oder aus frei brennendem Kohlenfeuer in bewohnten Räumen verbreitet. (S. **Kohlenoxydgasvergiftung.**)

b) **Kohlensäure, Kohlendioxyd** CO_2, kommt in freiem Zustande in der Atmosphäre vor. Schwankt auch der Gehalt der Atmosphäre nur wenig um 0,5 g im Kubikmeter oder etwa $^1/_{1000}$ ihres Volums, so ist doch diese Menge bei der Größe der Atmosphäre fast unermeßlich groß zu nennen, und wird auch durch den Assimilationsprozeß der Pflanzen eine große Menge der Kohlensäure beständig verbraucht, so gleicht sich der Gehalt doch immer wieder aus, da durch jeden Verbrennungs-, Verwesungsprozeß, durch jeden Atemzug von Menschen und Tieren neue Kohlensäure der Luft zugeführt wird. Aus Vulkanen und Erdspalten, aus Quellen strömen erhebliche Mengen von Kohlensäure aus. In gebundener Form macht sie einen großen Teil der starren Erdkruste aus, so in den Kalksteinen, Dolomiten. Man gewinnt sie in reiner Form durch Zersetzen von kohlensauren Salzen, z. B. Marmor, Magnesit mit Salzsäure oder Schwefelsäure; gemischt mit andern Gasen beim Verbrennen von Holzkohle, Cots oder beim Kalkbrennen, indem man die Ofengase an der Gicht ableitet. Ferner entsteht sie bei der Gärung von Most, Bierwürzen und Branntweinmaischen. Die Kohlensäure bildet ein farbloses, stechend riechendes, säuerlich schmeckendes Gas, welches bei 0° unter einem Druck von 36 Atmosphären zu farbloser Flüssigkeit sich verdichten läßt. Läßt man flüssige Kohlensäure aus dem Behälter, in welchem sie verdichtet ist, frei ausströmen, so gerät sie ins Sieden und verbraucht dabei so viel Wärme, daß der nicht verdunstende Teil zu einer festen, weißen, schneeigen Masse erstarrt. Eine Mischung von fester Kohlensäure und Äther erniedrigt durch lebhafte Verdunstung ihre Temperatur auf — 100° C. Die gasige Kohlensäure ist in Wasser verhältnismäßig leicht löslich, die Lösung reagiert auf Pflanzenfarben wie eine Säure, aber beim Verdunsten der Kohlensäure verschwindet die saure Reaktion. Die Löslichkeit in Wasser ist proportional dem dabei angewendeten Druck. Flüssigkeiten, welche unter höherm Druck mit Kohlensäure gesättigt sind, lassen den Überschuß des Gases beim Aufheben des Drucks unter Aufbrausen entweichen (Sodawasser, Schaumweine). In der Technik macht man mehrfach Gebrauch von der Kohlensäure, so bei der Anfertigung der künstlichen Mineralwasser und des doppeltkohlensauren Natrons, wobei man chemisch reiner Kohlensäure bedarf; bei der Darstellung der Schaumweine, wobei die Kohlensäure durch Gärung im Wein in dem Versandgefäß erzeugt wird; in der Zuckerfabrikation, der Ammoniaksodafabrikation, wobei die aus Kalköfen abgesogene Kohlensäure verwandt wird; flüssige Kohlensäure wird benutzt, um geschmolzenen Gußstahl unter starkem Druck in geschlossene Formen zu pressen, ferner in den Bierpressionen, um das Bier aus dem Fasse der Ausschankstelle zuzuführen und dasselbe dabei mit Gas gesättigt zu erhalten.

Die Kohlensäure ist nicht atembar. In mit Kohlensäure gefüllten Räumen, Brunnenschächten, Abtrittsgruben, Gärkellern kann aus diesem Grunde Erstickung und plötzlicher Tod eintreten. Sie unterhält die Verbrennung nicht, Kerzen erlöschen darin. Vor dem Befahren von Räumen, in denen sich Kohlensäure angesammelt haben kann, sollte daher zur Sicherstellung stets zunächst eine brennende Kerze in dieselben versenkt werden, deren ruhiges, leuchtendes Brennen Gefahrlosigkeit sichert. In von vielen Menschen gleichzeitig besuchten Räumen, Schulzimmern, Theatern, Versammlungslokalen, Kneipen ist der Gehalt der Kohlensäure ein Maß für den Grad der Verdorbenheit der Luft; durch geeignete Ventilation ist dafür zu sorgen, daß die Menge der in einem Kubikmeter Luft enthaltenen Kohlensäure niemals über 2 g steige.

Die Kohlensäure ist eine zweibasische Säure, die zwar im freien Zustande als $CO(OH)_2$ nicht bekannt ist, weil sie beim Ausscheiden aus ihren Salzen sofort in Wasser und Kohlensäureanhydrid zerfällt. Sie bildet zwei Reihen von Salzen, gesättigte oder neutrale, in denen beide Wasserstoffatome durch Metalle ersetzt sind, z. B. $CO(OK)_2$, und saure, in denen nur ein Wasserstoffatom durch Metall vertreten ist, z. B. $CO(OK)(OH)$. Die gesättigten kohlensauren Alkalien haben stark alkalische Reaktion, die sauren kohlensauren Alkalien reagieren neutral. Die kohlensauren Alkalien sind in Wasser leicht löslich; die gesättigten Erd- und Metallsalze der Kohlensäure sind unlöslich; die sauren Salze dagegen löslich. Die Kohlensäure gehört zu den schwächsten Säuren, sie wird durch fast alle übrigen Säuren aus ihren Salzen verdrängt.

2) **Kohlenstoff und Schwefel.**

Schwefelkohlenstoff CS_2, **Kohlenstoffbisulfuret**, die dem Kohlensäureanhydrid entsprechende Schwefelungsstufe; das Nähere hierüber s. **Schwefelkohlenstoff.**

3) **Kohlenstoff und Wasserstoff** verbinden sich in vielfachen Verhältnissen miteinander und bilden große Gruppen von organischen Körpern, die sich jedoch von einigen Stammformen ableiten lassen, nämlich vom Methan oder Sumpfgas CH_4 (s. **Methan**), Äthylen C_2H_4, ölbildendes Gas, Elayl (s. **Äthylen**), Acetylen C_2H_2 (s. **Acetylen**) und Benzol C_6H_6 (s. **Benzol**). **Kohlenwasserstoffe** finden sich in den verschiedensten Naturprodukten, so im Petroleum, Erdwachs, in vielen ätherischen Ölen (Kamphene, Terpene), teils bilden sie sich bei der trockenen Destillation vieler organischer Verbindungen und treten dabei in gasiger, flüssiger, fester Form auf, so im Leuchtgas, im Teer, Benzol, Naphthalin, Anthracen, Solaröl, Paraffin u. s. w.

4) **Kohlenstoff und Stickstoff** (CN), s. **Cyan.**

5) Kohlenstoff und Chlor: K. vereint sich in verschiedenen Verhältnissen mit Chlor. Von den verschiedenen Verbindungen möge hier nur eine, der Vierfach-Chlorkohlenstoff CCl_4, erwähnt werden. Derselbe entsteht neben Chlorschwefel, wenn ein Gemenge von Schwefelkohlenstoffdampf und Chlorgas zum schwachen Glühen erhitzt wird, indem man beide durch ein erhitztes Rohr leitet und das Reaktionsprodukt in einem Kühler verdichtet. Durch Behandeln mit Natronlösung wird der Chlorschwefel zersetzt und es kann der Chlorkohlenstoff durch Dampfdestillation rein gewonnen werden. Farblose, mit Wasser nicht mischbare Flüssigkeit von 1,6 spezifischem Gewicht, siedet bei 77° C., leicht löslich in Alkohol und Äther, hat anästhetische Wirkung. [(-Verbindungen 5).

Kohlenstoffchloride, s. unter Kohlenstoff

Kohlenstoffeisen, s. Kohleneisen.

Kohlensucht, s. Anthrakosis der Lungen.

Kohlensulfid, s. Schwefelkohlenstoff.

Kohlenteer, s. Steinkohlenteer.

Kohlenwasserstoff, s. unter Kohlenstoff-(-Verbindungen 3).

Kohlenwasserstoff (leichter), s. Methan.

Kohlenwasserstoff (schwerer), s. Äthylen.

Kohlenziegel, soviel wie Briquettes.

Köhler (Louis), Pianist, Musikschriftsteller und Komponist, geb. in Braunschweig 5. Sept. 1820, studierte in Wien Musik, wo im Theater an der Wien die von ihm komponierte Musik zur «Helena» des Euripides wiederholt aufgeführt wurde. Er komponierte ferner die Opern «Prinz und Maler», «Maria Dolores» (in Braunschweig wiederholt aufgeführt) und «Gil Blas von Salamanca». K. war eine Zeit lang Musikdirektor am Stadttheater zu Königsberg und gründete dort eine Musikschule für Klavierspiel und Theorie, die er seitdem leitete. Er komponierte zahlreiche Werke meist für Klavier, namentlich Unterrichtswerke, Etuden und mehrere Klavierschulen und verfaßte mehrere Lehrbücher: «Systematische Lehrmethode für Klavierspiel und Musik» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1872—83), «Der Klavierunterricht» (4. Aufl., Lpz. 1877), «Der Klavierfingersatz» (Lpz. 1862), «Führer durch den Klavierunterricht» (7. Aufl., Lpz. 1882), «Harmonie- und Generalbaßlehre» (8. Aufl., Berl. 1880), «Allgemeine Musiklehre» (Lpz. 1883). K. ist Stifter des Allgemeinen deutschen Musikvereins.

Köhler (Reinhold), Litterarhistoriker, geb. 24. Juni 1830 zu Weimar, studierte zu Jena, Leipzig und Bonn Philologie und wurde 1857 Bibliothekar an der großherzogl. Bibliothek zu Weimar, deren Leitung ihm 1881 übertragen wurde. Außer zahlreichen Aufsätzen in vielen wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichte er: «Über die Dionysiaka des Nonnus von Panopolis» (Halle 1853), «Zu Heinrich von Kleists Werken» (Weim. 1862), «Herders Cid und seine franz. Quelle» (Lpz. 1867), und gab heraus: «Alte Bergmannslieder» (Weim. 1858), «Vier Dialoge von Hans Sachs» (Weim. 1858), «Kunst über alle Künste, ein bös Werk gut zu machen» (eine deutsche Bearbeitung von Shakspeares «Taming of the shrew» aus dem J. 1672, Berl. 1864), «Dantes Göttliche Komödie und ihre deutschen Übersetzungen» (Weim. 1865), Wielands «Oberon» (Lpz. 1868), Schillers «Ästhetische Schriften» (Stuttg. 1871); auch schrieb er Anmerkungen zu Kreutzwalds «Ehstnischen Märchen» (Halle 1869), zu Gonzenbachs «Sicilianischen Märchen» u. s. w.

Köhler (Ulrich Leop.), Altertumsforscher, geb. 6. Nov. 1838 zu Klein-Neuhausen im Großherzogtum Weimar, studierte 1858—61 in Jena und Göttingen, wurde 1865 Sekretär der preuß. Gesandtschaft in Athen, 1872 ord. Professor für Altertumskunde in Straßburg, 1875 Vorstand des archäol. Instituts zu Athen. Er veröffentlichte: «Urkunden und Untersuchungen zur Geschichte des delisch-attischen Bundes» (Berl. 1870) und den zweiten Band des «Corpus inscriptionum atticarum» (2 Tle., Berl. 1877—83), der die Inschriften von Archon Eukleides bis auf Augustus enthält.

Kohlerdfloh (Haltica oleracea), s. u. Erdfloh.

Kohlergiaube, soviel wie unbedingter Kirchenglaube, dann überhaupt blinder Glaube an die Worte eines andern. Luther erzählt in seiner «Warnungsschrift an Die zu Frankfurt a. M.» (1533) über den Ursprung des Ausdrucks, ein Doktor habe auf der prager Brücke einen Köhler gefragt, «was er glaube», und auf die Antwort des Köhlers: «er glaube, was die Kirche glaube», weiter gefragt, «was denn die Kirche glaube», worauf der Köhler antwortete: «was ich glaube».

Köhlermütze (Mitra Koehleri), ein aus Leder gearbeitetes Verbandstück, durch welches bei Halswunden, bei Verkrümmungen der Halswirbelsäule u. dgl. der Kopf in einer bestimmten Richtung fixiert wird. [ling, s. unter Eule.

Kohleule (Noctua brassicae), Nachtschmetter-

Kohlfliege (Anthomyia Brassicae *Bouché*) heißt eine 6 mm große, graue Fliege, deren Larven zu verschiedenen malen im Jahre vom Juni bis Oktober gesellig die Wurzeln und Strünke verschiedener Cruciferen (Kohl, Rettich, Rüben, Levkojen u. s. w.) durchfressen und bisweilen sehr lästig werden können. Mit Vertilgungsmitteln ist ihnen nicht recht beizukommrn.

Kohlfurt, Dorf im Kreise Görlitz des Regierungsbezirks Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien mit 1150 E.; 2 km davon entfernt liegt der 1845—46 erbaute Bahnhof Kohlfurt, Station der Linien Sommerfeld-Liegnitz, K.-Altwasser, K.-Görlitz und K.-Falkenberg der Preußischen Staatsbahnen. Der Bahnhof bedeckt über 20 ha und hat eine kleine Kirche, eine eigene Schule und eine aus Bahn-, Postbeamten und Bahnarbeitern bestehende Bevölkerung von (1880) 631 Seelen.

Kohlgallen-Rüsselkäfer, s. unter Gallen der Kohlgewächse.

Kohlgärten, eine früher sehr gebräuchliche Gesamtbezeichnung für die im Osten unmittelbar an Leipzig anstoßenden Dörfer, namentlich Reudnitz, Anger, Crottendorf, Volkmarsdorf, Sellerhausen, Neusellerhausen u. s. w., weil in denselben viel Kohl und andere Gartengewächse gebaut wurden. Jetzt bilden diese einen großen, unter sich und mit der Stadt eng zusammenhängenden Ortschaftenkomplex, welcher, eine Gesamtbevölkerung von etwa 40000 E. zählend, einen durchaus städtischen Charakter hat.

Kohlhase (Hans, nicht Michael Kohlhaas, wie ihn Heinrich von Kleist in seiner Novelle nennt), lebte im 16. Jahrh. als nicht unbegüterter Kaufmann zu Kölln an der Spree (Teil Berlins). Von gutem Ruf sowie gebildet für seine Zeit, wurde er auf der Reise zur leipziger Messe 1. Okt. 1532 in der Schenke zu Wellaune, einem an der Leipzig-Wittenberger Straße gelegenen Dorfe, von Leuten des Junkers Günther von Zaschwitz angehalten, die

seine beiden Pferde für gestohlen erklärten und sie ihm bei der infolge der Beschuldigung entstandenen Rauferei wegnahmen. Elf Tage später kam K. wieder nach Wellaune und verlangte die Pferde zurück. Der Junker wies ihn jedoch an seinen Richter, der ihm dieselben, aber nur gegen Erstattung des Futtergeldes, auszuliefern versprach, auf welche Bedingung aber der Beschädigte nicht einging. Nach seiner Rückkehr nach Kolln mußte K., weil er auf der Messe Verluste gehabt, Haus und Hof verpfänden, und dies erregte in ihm den heftigsten Groll gegen Günther von Zaschwitz, den er für den Urheber seines Mißgeschicks ansah. Zunächst nahm K. gegen den Junker die Hilfe seines Landesherrn, des Kurfürsten von Brandenburg, in Anspruch, auf dessen Veranlassung auch von sächs. Seite ein Rechtstag nach Düben 13. Mai 1533 ausgeschrieben wurde. Nachdem hier K.s Verlangen nach Entschädigung von dem Junker zurückgewiesen worden und alle Vermittelungsversuche gescheitert waren, erließ K. 12. März 1534 einen Fehdebrief, in welchem er, das von ihm erlittene Unrecht darstellend, nicht nur dem Günther von Zaschwitz, sondern auch dem ganzen Sachsenlande den Frieden aufkündigte. Die Kunde davon verbreitete Schrecken in ganz Kursachsen. Doch hoffte K. immer noch auf friedlichen Austrag.

Durch die Bemühungen des Eustachius von Schlieben erhielt er vom Kurfürsten von Sachsen freies Geleit zu einer Zusammenkunft nach Jüterbog 6. Dez., wo die Sache zu nochmaliger Verhandlung kommen sollte. Man einigte sich hier um einen Schadenersatz von 600 Fl., dessen Zahlung jedoch die Witwe des inzwischen verstorbenen Junkers verweigerte. Zudem verwarf nachträglich der sächs. Kurfürst die ganze Abfindung. K. hielt sich auf die Mahnung Luthers, an den er sich gewandt, anfangs ruhig. Erst 14. März 1535 erschien er drohend vor Jüterbog, und 26. Mai begann er thatsächlich die Fehde mit Anzündung der Mühle zu Goming. Andere Feindseligkeiten folgten. Durch Schliebens Vermittelung kam um Mitte 1537 eine abermalige Verhandlung zu Jüterbog zu Stande, die indes erfolglos blieb, weil man von sächs. Seite auf eine Entschädigung nicht einging. K. enthielt sich abermals einige Zeit der Gewaltthaten, aber um Mitte 1538 nahm er sie wieder auf. Er verübte seine Thaten stets nur mit wenigen Gesellen, von denen mehrere gefangen und hingerichtet wurden, während er selbst der Verfolgung um so leichter entging, als Brandenburg nicht gegen ihn auftreten mochte und er im allgemeinen die Volksstimmung für sich hatte. Allmählich der Fehde müde, wandte sich K. Mitte 1539 nochmals an Luther um Vermittelung bei dem sächs. Kurfürsten, dessen Fürsprache aber, wie es scheint, keinen Erfolg hatte. In dieser Lage ließ sich K. endlich durch einen elenden Gesellen, Namens Georg Nagelschmidt, verleiten, auf brandend. Gebiete raubend aufzutreten. Beide lauerten bei der heutigen Kolonie Kohlhasenbrück (etwa 8 km westlich von Teltow) dem Faktor Konrad Dratzieher auf, der mit Silbersachen von Mansfeld nach Berlin ging. K. wurde alsbald nach Berlin gelockt und daselbst mit Nagelschmidt gefangen genommen; er verteidigte sich vor Gericht in gewandter Rede, wurde aber mit seinem Genossen zum Tode durch das Rad verurteilt und 22. März 1540 hingerichtet. Obschon Kleist die histor. Hauptquelle, die märkische Chronik Peter Hafts, benutzte, hat er doch seine Erzählung «Michael Kohlhaas» ganz frei behandelt und sich nur in einzelnen Namen und Zügen an die wirklichen Thatsachen gehalten. Eine eingehende histor. Erforschung des Gegenstandes lieferte erst Burkhardt in der Schrift «Der histor. Hans K.» (Lpz. 1864).

Kohlhernie, s. unter Gallen (Pflanzengallen).

Kohli, eins der Himalaja-Völker (s. d.).

Kohlkropf, s. unter Gallen (Pflanzengallen).

Kohlmeisen, s. unter Meisen.

Kohlpalme, s. unter Oreodoxa.

Kohlpflanze, Kohlrabi, Kohlraps, Kohlreps, Kohlrübe, s. unter Brassica.

Kohlrausch (Friedr.), Physiker, geb. 14. Okt. 1840 zu Rinteln, studierte in Erlangen und Göttingen, wurde 1864 Docent des Physikalischen Vereins in Frankfurt a. M. und 1867 außerord. Professor der Physik in Göttingen. Hierauf kam er 1870 an das Polytechnikum zu Zürich, 1871 an das zu Darmstadt und 1875 als Professor der Physik nach Würzburg. Seine Forschungen betrafen hauptsächlich die elektrischen Ströme sowie die Elasticität fester Körper und sind meist in Fachzeitschriften niedergelegt. Auch schrieb K. einen wertvollen «Leitfaden der praktischen Physik» (Lpz. 1870; 5. Aufl. 1884).

Kohlrausch (Heinr. Friedr. Theod.), Historiker, geb. 15. Nov. 1780 zu Landolfshausen bei Göttingen, studierte auf der Universität letzterer Stadt Theologie und trat 1802 als Hofmeister in das Haus des Grafen Baudissin, des dän. Gesandten zu Berlin. K. wurde 1810 Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Barmen bei Elberfeld, 1814 Lehrer am Gymnasium zu Düsseldorf, 1818 Rat am Konsistorium und Provinzialschulkollegium zu Münster, 1830 Chef des Oberschulkollegiums in Hannover. Er starb in der Nacht vom 29. zum 30. Jan. 1867 zu Hannover.

K.s Hauptwerk: «Deutsche Geschichte» (Elberf. 1816; 16. Aufl., bearbeitet von Kenßler, 2 Bde., Hannov. 1875), zeichnet sich durch übersichtliche Darstellung aus; ferner schrieb er eine «Kurze Darstellung der deutschen Geschichte» (11. Aufl., Gütersloh 1872) und einen «Chronolog. Abriß der Weltgeschichte» (15. Aufl., Lpz. 1861). Außerdem sind zu nennen «Die Geschichten und Lehren der Heiligen Schrift» (zuerst 1811) nebst dem dazugehörigen «Handbuch für Lehrer höherer Schulen» (3. Aufl., Halle 1820) und «Anleitung für Volksschullehrer» (4. Aufl., Halle 1837). Auch veröffentlichte er «Erinnerungen aus meinem Leben» (Hannov. 1863).

Kohlsaat, s. Raps.

Kohltaube, soviel wie Holztaube, s. unter Taube.

Kohlweißling, s. unter Weißlinge.

Kohn (Salomo), belletristischer Schriftsteller, geb. 8. März 1825 zu Prag, jüd. Abkunft, studierte daselbst Mathematik und übernahm 1863 das Geschäft seines Vaters. Einen bedeutenden Erfolg errang er durch die Erzählung «Gabriel», die er für die Sammlung jüd. Geschichten «Sippurim» (Prag 1853; 2. Aufl., Jena 1875) schrieb. Sie wurde in mehrere Sprachen übersetzt, während sie im Original zunächst fast unbekannt blieb. Erst 1872 nahm K. seine schriftstellerische Thätigkeit wieder auf mit dem Roman «Spiegel der Gegenwart» (3 Bde., Jena 1875). Ferner schrieb er den histor. Roman «Die Starken» (Bresl. 1878), «Die Silberne Hochzeit» (Lpz. 1882), «Prager Ghettobilder» (Lpz. 1882) u. s. w.

Koehne (Bernh., Freiherr von), Archäolog, Numismatiker und Heraldiker, geb. 4. Juli 1817 in

Berlin, studierte daselbst und in Leipzig, habilitierte sich dann an der berliner Universität und wurde 1844 als Konservator des Münzkabinetts der Eremitage nach Petersburg berufen. Seit 1857 ist er auch Vorstand der heraldischen Abteilung im Departement der Heraldik des Dirigierenden Senats. Die Abteilungen der Eremitage hat K. fast sämtlich wissenschaftlich geordnet und beschrieben; von seinem Katalog der Gemäldegalerie erschien 1862 eine neue Auflage. Er veröffentlichte ferner: «Beiträge zur Geschichte und Archäologie von Cherronesus in Taurien» (Petersb. 1848), das Prachtwerk «Description du musée Kotschoubey», wofür er 1856 die goldene Medaille des Französischen Instituts erhielt; «Notice sur les sceaux et les armoiries de la Russie» (Tl. 1, Berl. 1861), «Über den Doppeladler» (Berl. 1871), «Berlin, Moskau, St. Petersburg 1649—1743» (Berl. 1882). Außerdem gab er seit 1842 numismatische Zeitschriften heraus.

Kohobation nennt man eine bei der Gewinnung der ätherischen Öle in Anwendung kommende Operation, welche darin besteht, daß das einmal mit der Pflanzensubstanz destillierte Wasser von neuem benutzt wird, um mit frischer Pflanzensubstanz destilliert zu werden. Hierdurch wird eine Bereicherung an ätherischem Öl erreicht, die schließlich zur Abscheidung des Öls führt. Neuerdings kommt die K. in dieser Form nur noch selten zur Verwendung, da die meisten ätherischen Öle nicht mehr durch Destillation mit Wasser, sondern durch Destillation im Dampfstrome gewonnen werden, wobei sie, nebst verhältnismäßig wenig verdichtetem Wasser, von vornherein in konzentrierter Form erhalten werden. Das hierbei verdichtete Wasser wird dann für sich destilliert und läßt in den ersten Anteilen die Gesamtmenge des gelösten Öls übergehen. Diese Abscheidung des Öls aus dem Wasser bezeichnet man ebenfalls als K.

Kohortation (lat.), Ermahnung.

Kohorte (lat. cohors, Hause) hieß bei den Römern anfangs irgend ein kleinerer militärischer Truppenkörper. Nachdem dann aber zunächst die Truppen der italischen Bundesgenossen in K. eingeteilt und je drei Manipeln einer Legion (s. d.) gelegentlich und in gewisser Beziehung auch ständig zu K. zusammengefaßt worden waren, wurde die K. seit Marius' Zeit die taktische Grundabteilung auch der Legion, die fortan aus zehn K. bestand. Diese Einteilung blieb in der Kaiserzeit, wo die K. durchschnittlich 500 Mann stark war und später eine derselben von ausgewählter Mannschaft auf die doppelte Stärke gebracht wurde. Neun, dann zehn K. Prätorianer (s. d.) und einige für die Sicherheitspolizei verwendete K. (die cohortes urbanae), sowie sieben K. Wachmannschaft (die cohortes vigilum), diese alle je 1000 Mann stark, lagen in der Hauptstadt. In der Kaiserzeit wurden auch die Truppen, welche den in den Provinzen stationierten Legionen beigegeben waren, in K. eingeteilt, die cohortes auxiliariae (Hilfskohorten), welche entweder aus 500 oder aus 1000 Mann bestanden, von denen wenigstens seit Vespasian ein kleinerer Teil Reiter waren. Der Name verschwand im Mittelalter, wo im Byzantinischen Reiche griech. militärische Bezeichnungen an die Stelle der römischen traten.

Kohren, ehemals Chorun, d. h. Gerichtsort, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Borna, 6 km im SO. von Frohburg, an den Mauß- und Rathenbächen, in anmutiger Hügelgegend, mit schöner Schloßruine, zählt (1880) 1038 E., welche Töpferei, mechanische Strumpfwirkerei und Handschuhmacherei treiben.

Koincidieren (neulat.), zusammenfallen, zusammentreffen; Koincidenz, das Zusammenfallen, Zusammentreffen.

Koinvestitur, Mitbelehnung, im Lehnswesen die Investitur, welche gleichzeitig an dem nämlichen Gegenstand mehrern Personen erteilt wird.

Koipu, s. unter Sumpfbiber.

Koitsch, von der Insel Kos (s. d.) stammend, besonders von einem leichten, durchsichtigen Gewebe.

Koisu, d. h. Schafswasser, zwei Flüsse in Daghestan, welche nach ihrer Vereinigung den Sulak bilden, der in das Kaspische Meer fließt. Die Awarskaja-Koisu ist der östl. Quellfluß, kommt vom Nordabhange des Hauptrückens des Kaukasus und nimmt rechts die Kara-K. auf. Die Andiskja-Koisu, der westl. Quellfluß, entspringt auf dem Berge Borbalo am Hauptrücken.

Köj (Köi, türk.), Dorf.

Kojang, s. Coyang.

Koje, feste hölzerne Bettstellen auf Kauffahrteischiffen, die gewöhnlich für die Mannschaften zu zweien übereinander an der Bordwand aufgebaut sind. Auf Kriegsschiffen schlafen die Leute in Hängematten, die während des Tages zusammengerollt und in dazu vorhandenen Kästen (Finknetzen) an Deck verpackt werden, um in den untern Räumen Platz zu gewinnen. Die Offiziere auf Kriegsschiffen dagegen haben feste hölzerne oder schwingende eiserne K. in ihren Kaumern.

Kojetein, Stadt in Mähren, Bezirkshauptmannschaft Prerau, an der March, Station der Linie Brünn-Prerau der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 4888 E. meist slaw. Zunge, die, mit Ausnahme der Israeliten, Ackerbau treiben, wozu der Boden günstige Bedingungen bietet. K. war einer der Hauptplätze der Mährischen Brüder und ist der Geburtsort des mähr. Landeshistoriographen Beda Dudik.

Kokan, ehemaliges Chanat, s. Khokand.

Kokarde nannte man zuerst in Frankreich die Bandschleife in Gestalt einer Rosette auf dem Hute, welche anfangs als Erkennungszeichen polit. Parteien und später als Nationalzeichen galt. Die größte Berühmtheit erlangte die dreifarbige, blau-weiß-rote K. (blau und rot sind die Farben von Paris, weiß die Farbe des Königtums), die 1789 angenommen, 1814 durch die weiße K. verdrängt, 1815 durch Napoleon wiederhergestellt, nach der zweiten Restauration wieder verpönt, in der Julirevolution aber von neuem angenommen und seitdem beibehalten wurde. Seit dem Befreiungskriege von 1813 kamen auch in Deutschland die Nationalkokarden, nach den Landesfarben zusammengesetzt, auf. Man trug sie damals allgemein; später wurden sie nur noch vom Militär und uniformierten Beamten getragen. Deutsche, schwarz-rot-goldene K. wurden 1832 durch Bundesbeschluß verboten, aber 1848 nicht nur erlaubt, sondern selbst bei den Heeren eingeführt, 1850 jedoch wieder abgeschafft. In der deutschen Armee hat nach Art. 63 der Reichsverfassung der betreffende Kontingentsherr die K., wie überhaupt die äußern Abzeichen zu bestimmen. Doch führen die Truppen derjenigen Bundesstaaten, welche mit Preußen spezielle Militärkonventionen abgeschlossen haben, außer ihrer Landeskokarde

auch die preußische (schwarz-weiße) K., welche letztere also, mit Ausnahme der bayr., sächs., württemb. und braunschw. Truppen, von der ganzen deutschen Armee getragen wird. Die deutsche Marine trägt dagegen, entsprechend der Flagge, die deutsche (schwarz-weiß-rote) K. Nach §. 34. 1) des Deutschen Strafgesetzbuchs bewirkt die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auch die Unfähigkeit, die Landeskokarde zu tragen. Nach §. 39 des Militärstrafgesetzbuchs hat die Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes auch den Verlust der Militärkokarde zur Folge. In Italien ward das frühere Abzeichen der Bewegungspartei, die grün-rot-weiße K., 1848 zuerst von der piemont. Regierung anerkannt und bildet seit der Aufrichtung des Königreichs Italien die ital. Nationalkokarde.

Kokel (magyar. Kükülö), zwei Flüsse in Siebenbürgen. Die Große Kokel entspringt im Szeklerlande bei Karyfalva und mündet nach der bei Blasendorf (Balásfalva) mit der Kleinen Kokel erfolgten Vereinigung bei Mihálczfalva links in die Maros. Die Große K. ist 190, die Kleine K. 144 km lang.

Kokelburg, zwei Komitate in Ungarn (Siebenbürgen). Großkokelburg zählt auf 3116,12 qkm (1880) 132900 E., ist hügelig, mit fruchtbaren Thälern, Waldungen, Weinbergen, Ackerfeldern und Wiesen. Das Klima ist mild, der Boden ergiebig. Man baut alle Arten von Getreide, dann Hopfen, Wein, Obst, Kartoffeln, Hülsenfrüchte u. dgl. Die Viehzucht ist bedeutend; dagegen findet man nur in den Städten und Märkten einiges Gewerbe. Von den Einwohnern sind 44,8 Proz. Deutsche (Sachsen), 40,3 Proz. Rumänen, 10 Proz. Magyaren. Hauptstadt ist Schäßburg.

Das Komitat Kleinkokelburg liegt fast in der Mitte Siebenbürgens, nördlich von Großkokelburg, 1645,8 qkm groß, mit 92423 Seelen, hat fruchtbaren Boden bei mildem, angenehmem Klima. Die Bevölkerung ist zur Hälfte rumänisch, außerdem Magyaren 24,3 Proz., Deutsche (Sachsen) 19,10 Proz., Zigeuner u. a. Hauptort ist Elisabethstadt (s. d.). — Der Marktflecken Kokelburg (Kükülövár) liegt im Kleinkoller Komitat, links an der Kleinen Kokel, 32 km im WNW. von Elisabethstadt und hat 1500 magyar. und rumän. E. In der Nähe liegt das weitläufige Schloß der gräfl. Familie Bethlen mit schönem engl. Park.

Kokett (frz. coquet), gefallsüchtig; Kokette, gefallsüchtiges Frauenzimmer; Koketterie, Gefallsucht, gefallsüchtiges Benehmen; kokettieren, sich gefallsüchtig benehmen.

Kokkelskörner, auch Fischkörner (nach den ältern Pharmakopöen Coccolae officinarum, Semina Cocculi indici oder levantici), heißen die Früchte von Anamirta Cocculus Wight (Menispermum Cocculus *L.*), eines zur Familie der Menispermeen gehörigen Schlingstrauchs, welcher auf Malabar, Ceylon, Java und andern ostind. Inseln zu Hause ist und, den Lianen ähnlich, bis in die Gipfel der höchsten Bäume emporklimmt. Aus den Blüten, welche in zusammengesetzten Trauben in den Achsen der gestielten herz-elförmigen Blätter stehen, entwickeln sich meist zu drei gruppierte, erst weiße, dann rote, zuletzt schwarzpurpurne Beeren von der Größe der Weinbeere. In getrocknetem Zustande, wie sie in den Handel kommen, sind dieselben kugelig-nierenförmig, runzelig, graubraun und von der Größe einer starken Erbse. Sie enthalten einen halbkugeligen, im Längs- und Querschnitt halbmondförmigen Samen mit ölig-fleischigem Eiweiß, welcher anhaltend ekelhaft-bitter schmeckt und narkotisch-giftige Eigenschaft besitzt. Die K. dienen im gepulverten Zustande zur Vertilgung des Ungeziefers (daher auch Läuselörner oder Läusesamen genannt); auch betäuben sie in stehendem Wasser die Fische so stark, daß diese auf der Oberfläche des Wassers schwimmen und sich mit den Händen greifen lassen, weshalb sich gewissenlose Fischer dieses Mittels in früherer Zeit beim Fischfang bedient haben sollen. In der Medizin finden sie nur äußerst selten noch Anwendung, offiziell sind dieselben nicht. Der wirksame Bestandteil der K. ist das Pikrotoxin (s. d.).

Kokko, s. unter Campanula.

Kokkola, Stadt in Finland, s. Gamla Karleby.

Kokkolith, s. u. Augit.

Kokkulin, gleichbedeutend mit Pikrotoxin (s. d.).

Kokon, s. Cocon.

Kokonor, See in der Mongolei, s. Kuku-Nor.

Kokosbast, soviel wie Kokosfaserstoff (s. d.).

Kokosbutter, s. Kokosöl.

Koksschütz, preuß. Dorf in der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Rybnik, 5 km westlich von Loslau, mit 630 E. Dabei das Wilhelmsbad mit eisenhaltiger Schwefelquelle.

Kokosfaserstoff oder Kokosbast, der braune, faserige Stoff, mit welchem die harte Schale der Kokosnuß umhüllt ist und den man durch mehrmonatliches Einweichen in Wasser und darauf folgendes Klopfen und Hecheln zu groben, bis 300 mm langen Fasern zerteilt. Dieselben werden zu Schnüren und Stricken, sowie zu Garn verarbeitet, aus welch letzterm man Matten, Teppiche, Matratzenzeuge u. s. w. herstellt, die sich durch große Haltbarkeit auszeichnen.

Kokosfett, s. Kokosöl.

Kokos- oder Keeling-Inseln, ein sehr kleiner Archipel, brit. Besitz, unter 12° 0′ südl. Br. und 96° 80′ östl. L. (von Greenwich), südwestlich von dem westl. Eingange in die sog. Sundastraße im Indischen Ocean gelegen. Sämtliche Inseln von zusammen nur 22 qkm sind sehr niedrige Atolls (s. d.) und mit einer zahllosen Menge von Kokospalmen bedeckt. Die Bevölkerung beträgt etwa 400 Seelen, unter denen drei engl. Familien sich befinden; die übrigen sind Malaien, Javanen und andere Asiaten.

Kokosnuß, die Frucht der Kokospalme (s. d.).

Kokosöl, Kokosfett, Kokosbutter, das Fett der Fruchtkerne der Kokosnuß, wurde früher ausschließlich in tropischen Gegenden durch Auskochen und Pressen dargestellt, in neuerer Zeit wird das fettreiche Fruchtfleisch unter dem Namen Copperah (s. d.) nach Europa gebracht und hier nach verbesserten Methoden verarbeitet. Die dabei als Nebenprodukt gewonnenen entfetteten Rückstände bilden ein höchst wertvolles Futtermittel für Mast- und Milchvieh. Das K. ist weiß bis grünlich, schmilzt bei 20—23° C., leicht löslich in Alkohol, enthält viel freie Fettsäuren, nebst Glyzeriden. Von flüchtigen Fettsäuren sind nachgewiesen: Caprylsäure, Caprinsäure, Caprons., Laurinsäure, ferner Myristinsäure, Palmitin- und Stearinsäure. Es verseift sich ungemein leicht, die dabei entstehenden Seifen binden eine große Menge von Wasser; es wird wegen dieser Eigenschaft in sehr großen Mengen zur Fabrikation der gefüllten Seifen verwandt.

Kokospalme (Cocos nucifera *L.*). Die Palmengattung Cocos umfaßt etwa 25 Arten, die mit

Ausnahme der K. sämtlich im tropischen Amerika einheimisch sind. Über die Heimat der K. läßt sich keine sichere Angabe machen, sie wächst in den Tropengegenden sowohl der Alten als der Neuen Welt und ist auch überall in den Tropen in der Nähe der Küsten schon seit sehr langer Zeit eine wichtige Kulturpflanze. Es lassen sich sowohl für den amerik. Ursprung mehrere Gründe geltend machen, als auch dafür, daß ihre Heimat in Ostindien zu suchen sei. Vorerst muß deshalb diese Frage als unentschieden betrachtet werden. Gegenwärtig wird die K. in den Tropenländern kultiviert, am meisten jedoch auf den Inseln des Großen Oceans, für deren Bewohner sie die Hauptlebensbedingung ist. Sie wird zwar gewöhnlich nur gegen 20 m hoch, erreicht jedoch bisweilen 25—30 m Höhe. Ihr schlanker, geringelter Stamm trägt eine Krone von 10—12 gefiederten, schön grünen, bis 5 m langen Blättern, deren Stiel am Grunde von einem zähen, braunen Geflecht umgeben und unterseits rinnenförmig ausgehöhlt ist. Aus den Achseln der untersten Blätter kommen die bis 1 m langen, zusammengedrückten Blütenscheiden hervor, welche lange, vielfach verzweigte (bis aus 30 dreikantigen Ästen bestehende) Kolben mit gelben männlichen und grünen weiblichen Blüten umschließen. Die nicht selten einem Menschenkopf an Größe gleichkommenden Früchte (Kokosnüsse) sind blaß aschgrau oder rötlich, äußerlich von einer bis zwei Finger dicken Faserhülle umgeben und enthalten eine dick- und hartschalige, dreikantige Nuß mit drei Löchern an der Spitze. Die junge Nuß ist mit einer milchigen, süßen Flüssigkeit, der Kokosmilch, erfüllt, welche mit einer Mischung von Wasser, Milch und Zucker verglichen wird und frisch ein angenehmes, kühlendes Getränk gewährt. Aus derselben entsteht später die haselnußartig schmeckende Masse des großen Eiweißkörpers oder Kokosnußkerns.

Die Palme beginnt oft schon im 7. Jahre zu blühen und trägt bis zum 35. Jahre reichliche Früchte. Bis dahin besteht der Stamm nur aus einem mit schwammigem Mark erfüllten Holzcylinder, später wird er viel fester, indem er auch inwendig verholzt. Das Holz wird dann unter dem Namen Stachelschweinholz ausgeführt und zu Bauzwecken, Möbeln und allerhand kleinen Nipptischsachen verwendet. Das ausfließende Gummi dient den Frauen Tahitis dazu, die Haare glänzend zu machen und zu befestigen, die Schale der Nüsse allen Bewohnern der Südsee-Inseln zur Verfertigung von allerhand Gefäßen. Die Blätter benutzt man zum Dachdecken, sowie zu Teppichen und mancherlei Geflechten, die Blütenscheiden und alten Blätter zu Fackeln, die Mittelrippe zu Kämmen, die zusammengebundenen Blätter zu Besen. Das Hirn der Palme, d. h. das ganz junge Mark unter der Endknospe, welches einen süßen, an Haselnuß erinnernden Geschmack besitzt, desgleichen die ganz jungen Blätter werden als Gemüse (Palmenkohl) zubereitet gegessen, und aus dem Fasernetz am Grunde der Blätter Durchschläge und selbst Anzüge verfertigt. Aus den Fasern der Fruchthülle, die im Handel den Namen Coïr führen, bereitet man Taue und Stricke, die zwar nicht so schön aussehen wie hänfene, auch keinen Teer annehmen, aber völlig unverwüstlich sind und sich daher namentlich zu Ankertauen sehr eignen. Auch Besen, Matten, Bürsten, Hüte und allerhand zierliches Flechtwerk werden daraus verfertigt. Aus den noch geschlossenen Blütenscheiden wird durch Umschnürung derselben mit jungen Kokosblättern und Anschneiden der Toddy oder Palmenwein, und aus diesem durch Destillation Arrak, durch Einkochen ein Sirup und endlich ein brauner Zucker, Jaggery, gewonnen. Der Kern der Nüsse wird roh verspeist, namentlich aber zur Fabrikation des Kokosöls oder der Kokosbutter benutzt, welche man durch Auspressen des gekochten Kerns erhält. Ein Mandel Nüsse gibt 2 l Öl. Den Rest verfüttert man auf Ceylon wie bei uns die Rapskuchen. Das weiße, butterartige, wohlschmeckende, aber sehr leicht ranzig werdende Öl wird in Europa namentlich zu Seifen, Salben und Pomaden verwendet. Es enthält ein Gemisch von mehrern Fettsäuren. Die harte Nußschale benutzt man bekanntlich zu allerhand Drechslerwaren, namentlich zu Knöpfen. Die Kokosnüsse bilden deshalb einen wichtigen Handelsartikel. Ceylon allein führt jährlich gegen 3 Mill. Nüsse aus. Auf den Antillen gedeiht die K. nicht so gut. Von den übrigen, sämtlich in Amerika wachsenden Arten von Cocos ist namentlich die in Columbien einheimische buttergebende Kokospalme (Cocos butyracea *L.*) berühmt. Sie ist ein majestätischer Baum mit fast cylindrischem Stamm, aus dessen Mark die Indianer ebenfalls Palmenwein gewinnen, indem sie den Baum vor der Blütezeit fällen und den Stamm unterhalb der Krone aushöhlen. Es sammelt sich dann der weinähnliche Saft von selbst in der Höhlung an. Ein Baum liefert gegen 18 Flaschen à 750 ccm Inhalt.

Kokospflaume, s. unter Chrysobalanus.

Kokotte, s. Cocotte.

Koku, ein Körpermaß in Japan = 0,1815 cbm oder 181,48 l. In Niigata hat das K. Reis ein Gewicht von etwa 130,41 kg. Das K. ist zugleich das Maß für Bauholz und die Einheit bei der Bestimmung der Ladungsfähigkeit der Schiffe.

Kokumloschen, s. Kochemer Loschen.

Kokytos, s. Kocytus.

Kol (ind. Köla), ein Name, der oft im allgemeinen für Lastträger (s. Kuli), dann für wilde Waldbewohner und eine niedrig stehende Kaste gebraucht wird; auch führt diesen Namen ein Teil der Bevölkerung der Landschaft Guzerate in der Präsidentschaft Bombay, der ungefähr zwei Drittel bildet. Die K. treiben Ackerbau, stehen unter eigenen, Thakur genannten Oberhäuptern, sind aber unruhig und räuberisch. Sie haben brahmanische Sitten angenommen und enthalten sich des Rindfleisches, werden deshalb als Mitglieder der arisch-ind. Volksgemeinschaft angesehen.

Kol, Stadt in Ostindien, s. Aligarh.

Koel., bei naturwissenschaftlichen Namen, Abkürzung für Koelreuter.

Kola, Flecken im russ. Gouvernement Archangelsk, in rauher, wilder Gegend, die nördlichste Stadt des europ. Rußland, liegt (68° 53′ nördl. Br. und 50° 40′ östl. L. von Ferro) zwischen der Kola und ihrem linksseitigen Nebenfluß, der Tuloma, auf einer spitzen Landzunge am Fuße des Berges Solowaraki, 52 km vom Nördlichen Eismeer, und hat einen sichern und geräumigen Hafen, den Katharinenhafen. K. ist der Hauptort des altruss. Lapplands, hat eine Kirche und eine Pfarrschule und enthält unter ihren (1882) 743 E. außer Russen auch Lappen und einige Finnen, die sich vom Walroß-, Kabeljau- und Walfischfang nähren. Am 23. (11.) Aug. 1854 wurde K. von den Alliierten beschossen.

Kola heißt auch die ganze große Halbinſel, die zwiſchen dem Eismeere und dem Weißen Meere ſich ausdehnt und in deren nordweſtl. Teile die Stadt Kola liegt. Die Halbinſel iſt von W. gegen O. 375 km lang, von N. gegen S. 300 km breit und hat ein Areal von 99000 qkm.

Kolakreten, im alten Athen Name einer ſchon aus der Zeit der Könige ſtammenden Finanzbehörde; ſie hatte namentlich die Ausgabe für die Opfer und Feſte, für die Opfergeſandtſchaften, für die Speiſung im Prytaneion zu beſtreiten. Die ebenfalls in ihren Händen liegende Einziehung der öffentlichen Einnahmen ging gegen Ende des 6. Jahrh. v. Chr. an die durch Kleiſthenes neu geſchaffene Behörde der Apodekten über. Im 5. Jahrh. v. Chr. fiel den K. die Verwaltung und Verteilung des Richterſoldes zu.

Kolanuß, ſ. unter Cola.

Kolaptik (grch.), Meißelarbeit in Stein.

Kolár (Johann Georg), einer der hervorragendſten czech. Schauſpieler, zugleich Schriftſteller, geb. 9. Febr. 1812 in Prag, ſtudierte daſelbſt Philoſophie. Ende der dreißiger Jahre wendete er ſich unter dem Einfluß Tyls dem Theater zu, und hat ſich um die Hebung der czech. Bühne große Verdienſte erworben, indem er zuerſt Shakſpeareſche Stücke aufführte und in denſelben die Hauptrollen ſpielte. Auch überſetzte er ſelbſt mehrere ſolche Stücke ins Czechiſche, ferner Goethes «Fauſt» und Dramen von Schiller. Von ſeinen Originalarbeiten ſind am bekannteſten die Tragödien «Monika», «Magelona», «Zižkova smrt'» («Der Tod Ziſchkas»). Auch ſchrieb er mehrere Novellen und Romane, darunter einige deutſch.

Koläſin, Stadt, ſoviel wie Kaljaſin.

Kolaſſá, ſ. Kolaſſä.

Kolatſchen, eine Art kleiner runder, mit eingemachten Früchten, Obſtmarmelade u. dgl. belegter Kuchen, die beſonders in Böhmen beliebt ſind.

Kolatúr und **Kolatorium**, ſ. unter Kolieren.

Kolb, Stier, der im zweiten oder dritten Jahre [geſchnitten wird.

Kolb (Georg Friedr.), Statiſtiker, Publiziſt und demokratiſcher Politiker, geb. 14. Sept. 1808 zu Speier, war als Bürgermeiſter ſeiner Vaterſtadt 1848 Mitglied des Deutſchen Parlaments, legte 1849 ſein Bürgermeiſteramt nieder und redigierte dann die «Neue Speierer Zeitung», welche 1853 polizeilich unterdrückt wurde. Er lebte dann bis 1860 in der Schweiz und beteiligte ſich ſpäter an der Redaction der «Frankfurter Zeitung»; ſeit 1863 war er auch Mitglied des bayr. Abgeordnetenhauſes, worin er föderaliſtiſch-demokratiſche Ideen verfocht und ſich der bundesſtaatlichen Einigung Deutſchlands widerſetzte. Auch war er 1868—69 Mitglied des Zollparlaments, zog ſich aber 1872 vom polit. Leben zurück und ſtarb 16. Mai 1884 zu München. K.s Hauptwert iſt das «Handbuch der vergleichenden Statiſtik» (Zür. 1857; 8. Aufl., Lpz. 1879; Suppl. 1883); außerdem ſchrieb er: «Geſchichte der Menſchheit und der Kultur» (2 Bde., Pforzh. 1842), «Kulturgeſchichte der Menſchheit» (2. Aufl., Lpz. 1872—73) u. a.

Kolbäcksa, ſchwed. Fluß, ſ. unter Mälar.

Kolbe (Adolf Wilh. Herm.), hervorragender Chemiker, geb. 27. Sept. 1818 zu Elliehauſen bei Göttingen, erhielt ſeine Gymnaſialbildung zu Göttingen, wo er auch Oſtern 1838 die Univerſität bezog, um ſich unter Wöhlers Leitung dem Studium der Chemie zu widmen. Nach Beendigung desſelben wurde er 1842 Aſſiſtent im Laboratorium Rob. Bunſens zu Marburg. Auch beſuchte er öfters Gießen, wo er in nähere Beziehungen zu Juſtus von Liebig trat. Im Herbſt 1845 ging K. auf Bunſens Empfehlung als Aſſiſtent Lyon Playfairs am Laboratorium des Museum of Economic Geology nach London. Hier führte er unter anderm ſeine Unterſuchungen über die Elektrolyſe mehrerer organiſcher Verbindungen aus, deren Ergebniſſe er in Liebigs «Annalen der Chemie» (1849) mitteilte. Nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland hielt er ſich anfänglich in Marburg auf, wandte ſich aber im Herbſt 1847 nach Braunſchweig, um daſelbſt die Redaction von Liebigs und Wöhlers «Handwörterbuch der Chemie» zu übernehmen. Nach Bunſens Überſiedelung nach Breslau kehrte er an deſſen Stelle als ord. Profeſſor der Chemie 1851 nach Marburg zurück. Im Herbſte 1865 folgte er einem Rufe an die Univerſität Leipzig, wo er ſeitdem wirkte und 25. Nov. 1884 ſtarb.

Unter K.s Werken ſind beſonders hervorzuheben: «Ausführliches Lehrbuch der organiſchen Chemie» (3 Bde., Braunſchw. 1854—69), deſſen zweite Auflage (Braunſchw. 1880—84) von E. von Meyer herausgegeben wurde; ferner «Kurzes Lehrbuch der anorganiſchen Chemie» (Braunſchw. 1877), ſowie «Kurzes Lehrbuch der organ. Chemie» (Braunſchw. 1879; 2. Aufl. 1881). Zahlreiche Arbeiten von ihm ſind in dem «Handwörterbuch der Chemie» ſowie in Fachzeitſchriften enthalten. In den Schriften «Das chem. Laboratorium der Univerſität Marburg» (Marb. 1865) und «Das chem. Laboratorium der Univerſität Leipzig» (Lpz. 1872) hat er die Arbeiten zuſammengeſtellt, die er bis zum Erſcheinen des letztern Werks mit ſeinen Schülern in Marburg, beziehentlich in Leipzig gemacht. Letztere Schrift enthält zugleich eine Beſchreibung des nach ſeinen Plänen 1867 errichteten neuen chem. Laboratoriums in Leipzig, welches durch ſeine zweckmäßigen Einrichtungen ein Muſter für alle neuern Laboratorien geworden iſt. Nach O. L. Erdmanns Tode (1869) übernahm K. die Redaction des von dieſem 1834 gegründeten «Journals für praktiſche Chemie», in welchem ſeitdem ſeine zahlreichen Arbeiten faſt ausſchließlich veröffentlicht ſind. Seine Experimentalunterſuchungen waren zumeiſt auf die Löſung chem. Probleme gerichtet, von denen einige auch von praktiſcher Bedeutung geworden ſind; ſo die 1861 in Gemeinſchaft mit Profeſſor R. Schmitt beobachtete Umwandlung der Carbolſäure in den Corallin (ſ. d.) genannten roten Farbſtoff, die Auffindung einer Methode, Salicylſäure (ſ. d.) in großen Mengen künſtlich darzuſtellen (1873), und ſeine Entdeckung der antiſeptiſchen Eigenſchaften der Salicylſäure, wodurch dieſe ein wertvolles Arzneimittel geworden iſt.

Kolbe (Karl Wilh.), bekannt als Künſtler und Schriftſteller, geb. zu Berlin 20. Nov. 1757, beſuchte das franz. Gymnaſium daſelbſt, diente kurze Zeit als Forſtſchreiber beim Grafen von Schulenburg und ging dann nach Deſſau, wo er Lehrer des Erbprinzen und beim Philanthropin angeſtellt wurde. Doch gab er dieſe Stellung wieder auf und kehrte nach Berlin zurück, wo er ſich 1793 unter ſeines Verwandten Chodowiecki Aufmunterung ſeiner frühern Lieblingsbeſchäftigung, der Zeichenkunſt, zuwandte und unter Weils Leitung ſolche Fortſchritte machte, daß er die Stelle als Lehrer dieſer Kunſt an der Hauptſchule zu Deſſau annehmen konnte.

Schon 1795 hatte die berliner Kunstakademie ihn unter ihre Mitglieder aufgenommen. Hierauf folgte er der Einladung Salomon Geßners nach Zürich, wo er 1804—6 eine Sammlung von 25 Blättern nach Aquarellgemälden des Idyllendichters radierte. Er starb in Dessau 13. Jan. 1835. K. veröffentlichte «Über den Wortreichtum der deutschen und franz. Sprache und beider Anlage zur Poesie» (2 Bde., Berl. 1806; 2. Aufl., 3 Bde., 1818—20) und andere sprachwissenschaftliche Arbeiten, in denen er für den Purismus der deutschen Sprache eintritt. Vgl. K.s Selbstbiographie: «Mein Lebenslauf und mein Wirken im Fache der Sprache und Kunst» (Berl. 1825).

Kolbe (Karl Wilh.), vorzüglicher Maler, der Neffe des vorigen, geb. 7. März 1781 in Berlin, machte seine Studien im Zeichnen auf der dortigen Akademie unter Chodowiecki. Seine erste Komposition, eine Kreidezeichnung, die Schlacht bei Fehrbellin darstellend, erhielt 1796 den Preis. Das 1806 gemalte Bild: Albrecht Achilles in Nürnberg die Fahne erobernd, kam als Geschenk der Stadt Berlin bei der Vermählung der Prinzessin Luise von Preußen nach Holland. Mit Dähling lieferte er die Kartons zum Konzertsaale des Schauspielhauses in Berlin. Daneben vollendete er zahlreiche Ölbilder, wie die Wasserfahrt, der Jäger in der Laube, Doge und Dogaressa (1816). In zehn Fenstern des Schlosses zu Marienburg malte er die Kämpfe und Siege des Deutschen Ordens. In Potsdam schmückte er den Marmorpalast mit Fresken aus der Nibelungensage. Fernere Ölgemälde sind: die Fürstin auf die Falkenjagd ziehend, die Schlacht Ottos d. Gr. gegen die Hunnen, und ein Weinfest im Mittelalter. K. starb 8. April 1853 in Berlin.

Kolben, 1) Streitkolben, im Mittelalter gebräuchliche Schlagwaffe, von keulenartiger Wirkung, aus Stiel und Knopf oder Kugel bestehend; 2) hinterer Teil des Gewehrschafts. (S. Handfeuerwaffen und Schaft.)

Kolben (frz. piston, engl. piston) nennt man diejenigen Maschinenorgane, welche sich in einem Cylinder, an dessen Wandungen sie sich dicht anschließen, hin- und herbewegen und den Zweck haben, entweder von Flüssigkeiten oder Gasen Kraft aufzunehmen, oder auf dieselben Kräfte zu übertragen. Im ersten Fall läßt man die Flüssigkeiten, resp. Gase, unter Druck hinter den K. treten, wodurch dieser (hier Treibkolben genannt) im Cylinder fortgeschoben wird und Arbeit verrichtet, welche durch eine am K. befestigte, aus dem Cylinder herausragende Stange, die Kolbenstange, weiter übertragen wird. Im zweiten Fall wird der K. (hier passiver Kolben genannt) an der Stange bewegt und damit die Flüssigkeit in Bewegung gesetzt. Der erste Fall tritt beispielsweise im allgemeinen bei Dampfmaschinen, der letzte bei Pumpen ein. Der Konstruktion nach unterscheidet man die Scheibenkolben, welche aus einer verhältnismäßig dünnen (hohlen oder massiven) Scheibe bestehen, und die hauptsächlich bei Pumpen angewendeten Plunger- oder Taucherkolben, hohle oder massive Cylinder, welche länger als der Hub der Pumpe sind; die letztern K. können als K. und Kolbenstange zugleich darstellend angesehen werden. Damit der K. seine Funktion möglichst vollkommen erfüllt, muß er sich so dicht, als dies ohne zu große Erhöhung der Reibungswiderstände geschehen kann, an die Cylinderwandung anschließen; er wird zu diesem Zweck gegen die letztere abgedichtet. (S. Dichtung.) Die zur Erzielung eines festen Abschlusses angewendeten Materialien werden in am Umfang des K. ausgesparte Nuten eingebracht, oder auch in Nuten, welche in der Cylinderwand ausgespart sind, welches Verfahren man meist bei Plungerkolben anwendet. Eine spezielle Anwendung finden die K. für Kolbensteuerungen, indem sie zum Öffnen, resp. Verschließen von Zu- und Abführungskanälen, z. B. bei Wassersäulenmaschinen dienen.

Kolben, Form der Ähre, s. u. Blütenstand.

Kolbenblütler, s. Spadiciflorae.

Kolbengebläse, soviel wie Cylindergebläse, s. unter Gebläse, Bd. VII, S. 618a.

Kolbengras, soviel wie Wiesenfuchsschwanzgras, s. unter Alopecurus.

Kolbenhirse, s. unter Setaria.

Kolbenpumpe, jede Pumpe, bei der der im Stiefel auf und nieder gehende Kolben ein Scheibenkolben ist. (S. unter Kolben und Pumpen.)

Kolbenrad, eine veraltete Vorrichtung zur Aufnahme von Wasserkraft.

Kolbenstange (frz. tige de piston, engl. piston-rod), die an einem Kolben (s. d.) befestigte Stange, mittels deren entweder, wie bei Dampfmaschinen, die Bewegung des Kolbens auf einen andern Maschinenteil übertragen oder, wie bei Pumpen, der Kolben in Bewegung gesetzt wird.

Kolbensteuerung, s. unter Kolben.

Kolberg, Stadt und ehemalige Festung im Kreis K.-Körlin des Regierungsbezirks Köslin der preuß. Provinz Pommern, liegt an der Persante, die 2 km unterhalb in die Ostsee mündet, ist Station der Linie Belgard-K. der Preußischen Staatsbahnen und der Altdamm-Kolberger Eisenbahn, Sitz eines Landratamts, Amtsgerichts, Hauptzollamts und einer Reichsbanknebenstelle und zählt (1880) 16027 meist prot. E. Der Hafen wird auf der Ostseite durch das Münderfort, auf der West- oder Maikuhlseite durch die Kleist- und Heydenschanze verteidigt. Die Befestigungen an der Landseite sind 1873 eingegangen. K. hat drei Vorstädte: die Gelder Vorstadt, die Lauenburger Vorstadt und die Münde (Kolbergermünde), welche letztere sich in neuester Zeit sehr erweiterte und verschönerte. Unmittelbar am Meere liegt das Strandschloß. Von den sieben Kirchen der Stadt sind die 1316 vollendete St. Marien-Domkirche und die 1871—76 erbaute Nikolaikirche erwähnenswert. Schöne Gebäude sind auch das nach den Entwürfen Zwirners ausgeführte Rathaus und das 1883 erbaute Reichspostgebäude, beide im got. Stil. Auf dem Markte wurde 2. Juli 1864 das Standbild Friedrich Wilhelms III. (von Drake) enthüllt. K. hat ein Gymnasium, ein Realgymnasium, ein Fräuleinstift, vier Hospitäler, eine Station zur Rettung Schiffbrüchiger, Eisengießerei und Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen. Handel und Schiffahrt sind im Aufschwunge begriffen. Viele Bewohner treiben auch Ackerbau und Fischerei. K. ist See- und Solbad, das gegenwärtig von etwa 7000 Badegästen jährlich besucht wird. Es hat ein christl. und ein jüd. Kurhospital, sechs Solbäder, Moorbäder und sonstige Bäder und eine Kinderheilstätte. Das Salzwerk, welches schon zur Zeit der Ottonen bekannt war, ist 1860 eingegangen.

K. ist eine sehr alte Stadt und wurde bereits im 11. Jahrh. Sitz eines Bischofs, blieb dies aber nicht

lange; das Domkapitel daſelbſt hob man indes erſt 1810 auf. Vormals war K. die Hauptſtadt des Landes Kaſſuben und wurde 1277 von dem Herzog von Pommern gegen Stargard an das Stift Kammin abgetreten, mit dem es 1648 an Brandenburg kam. K. wurde 1284 in den Hanſabund aufgenommen und im Dreißigjährigen Kriege nach langer Belagerung 1631 von den Schweden erobert, die ſich bis 1653 hier behaupteten. Große Drangſale hatte ſie im Siebenjährigen Kriege zu leiden. Nachdem 1758 der General Palmbach und 1760 die Schweden und Ruſſen K. vergebens belagert hatten, erſchien 1761 Romanzow mit 55 Schiffen und einem bedeutenden Korps vor der Stadt, die er nur nach heftigem Bombardement und viermonatlicher Belagerung durch Hungersnot endlich 16. Dez. zur Kapitulation zwingen konnte. Ebenſo tapfer wurde K. 1807 verteidigt. Zwar konnte der greiſe Kommandant Loucadou, welcher anfangs befehligte, 13. März die Wegnahme der Schanze auf dem Hohenberge nicht verhindern, allein die Ausfälle Schills, der in der Maikuhle ſich verſchanzt hatte, und die Thätigkeit des Bürgers Rettelbeck (ſ. d.) innerhalb der Stadt machten die Fehler des Kommandanten teilweiſe wieder gut. Endlich übertrug der König dem Major Gneiſenau 29. April an Loucadous Stelle das Kommando, der die Feſtung ſo lange hielt, bis die Nachricht vom Tilſiter Frieden eintraf. Die Stadt war ſeit 28. April bis 2. Juli 1807 faſt unausgeſetzt beſchoſſen worden und lag größtenteils in Trümmern, während alle drei Vorſtädte gänzlich abgebrannt waren. Vgl. Riemann, «Geſchichte der Stadt K.» (Kolb. 1873); derſelbe, «Beilagen zur Geſchichte der Stadt K.» (Kolb. 1873); «Führer durch das Sol- und Seebad K.» (4. Aufl., Kolb. 1882); Janke, «Bad K.» (Kolb. 1884).

Der Kreis Kolberg-Körlin zählt auf 930 qkm (1880) 52016 meiſt prot. E.

Kölbersſtahl, im Friſchfeuer dargeſtellter Rohſtahl, von der Form einer kleinen Flaſche mit zugeſpitztem Ende, der durch Glühen und Hämmern zu feinem Stahl (Berescianer Stahl) verarbeitet wird.

Kolchikaceen (Colchicacĕae) nennt man eine Unterabteilung aus der Familie der Liliaceen (ſ. d.).

Kolchis, eine an Wein und Früchten reiche Landſchaft Aſiens, an der Oſtküſte des Pontus Euxinus oder Schwarzen Meers gelegen, etwa das heutige ruſſ. Gouvernement Kutais und die nächſt angrenzende türk. Landſchaft Trapezunt umfaſſend, war im früheſten Altertum berühmt als das ſagenhafte Vaterland der Medea und das Ziel der Argonauten, wurde aber den Griechen erſt durch die von den Mileſiern dort gegründeten Kolonien bekannter. Früher hatten die Kolchier ihre eigenen Könige, die zur Zeit des Perſiſchen Reichs in lockerer Verbindung mit dieſem ſtanden; ſpäter kamen ſie unter die Herrſchaft des pontiſchen Königs Mithridates. Nachher erhielten ſie wieder eigene Fürſten, die in der Kaiſerzeit von den Römern abhängig waren. Die bedeutendſte Stadt war Dioskurias, ſpäter Sebaſtopolis genannt, der Hauptſtrom der Phaſis.

Kölcſey (ſpr. Költſchei, Franz von), ungar. Schriftſteller, geb. 8. Aug. 1790 zu Szö-Demeter in Mittel-Szolnok, ſtudierte in Debreczin und wurde 1809 Jurat an der königl. Tafel in Peſt. Sein Hauptgebiet iſt die Äſthetik und Kritik, in der ihm Leſſing als Muſter vorſchwebte. Seit 1826 gab er mit Paul Szemere die Zeitſchrift «Élet és literatura» («Leben und Litteratur») heraus. K. wirkte auch als Anwalt, und ſeine Reden gehören zu den vorzüglichſten Erzeugniſſen der ungar. Proſa. Auf dem Landtage 1832—36 vertrat K. das Szathmárer Komitat. Er ſtarb zu Szathmár 24. Aug. 1838. Seine ſämtlichen Werke erſchienen in Peſt (6 Bde., 1840—48; 2. Aufl., 8 Bde., 1863), das «Tagebuch vom Landtage» ebendaſelbſt (1848; 2. Aufl. 1874).

Koldewey (Karl), deutſcher Seemann und Nordpolfahrer, geb. 26. Okt. 1837 zu Bücken im Amte Hoya der preuß. Provinz Hannover, beſuchte das Gymnaſium zu Clausthal, ging im April 1853 zur See, fuhr, größtenteils unter bremer Flagge, als Schiffsjunge, Leichtmatroſe und Matroſe bis zum Sommer 1859 und beſuchte dann die Unterſteuermannsſchule zu Bremen. Nachdem er 1860 als Unterſteuermann in Oſtindien geweſen war, beſuchte er 1861 die Schule aufs neue und machte in Bremen das Oberſteuermannsexamen, worauf er bis 1866 wieder verſchiedene Reiſen machte. Nach ſeiner Rückkehr bezog er das Polytechnikum zu Hannover und 1867 die Univerſität zu Göttingen, wo er beſonders Mathematik, Aſtronomie und Phyſik ſtudierte. Im Frühjahr 1868 übernahm er im Auftrage Petermanns das Kommando der erſten deutſchen Nordfahrt, von welcher er im Herbſt zurückkehrte. Hierauf ging er wieder nach Göttingen, um ſeine Studien zu vollenden und den Bericht über die Reiſe zu ſchreiben, welcher als Ergänzungsheft Nr. 28 («Die erſte deutſche Nordpolar-Expedition 1868») zu Petermanns «Mitteilungen» (Gotha 1871) erſchien. K. übernahm 1869 das Kommando der zweiten deutſchen Nordfahrt, ging nach ſeiner Rückkehr im Herbſt 1870 nach Hamburg, wurde im April 1871 erſter Aſſiſtent an der dortigen Seewarte und bearbeitete in deren Auftrage in Berlin unter Doves Anleitung die meteorolog. und hydrogr. Reſultate der Nordpolar-Expedition, welche in dem Werke «Die zweite deutſche Nordpolarfahrt» (2 Bde., Lpz. 1873—74, Volksausgabe 1882) veröffentlicht wurden. Bei Gründung der Reichs-Seewarte 1875 wurde K. zum Vorſteher der zweiten Abteilung dieſes Inſtituts berufen.

Kolding, dän. Stadt im jütländ. Amt Veile des Stiftes Ribe, am Kolding-fjord, einer 10 km langen, bis 2000 m breiten Bucht des Kleinen Belt, in welche hier die Kolding- Aa mündet, 22 km ſüdweſtlich von Fridericia und an der Linie Vamdrup-Frederikshavn der Däniſchen Staatsbahnen gelegen, hat mehrere Schulen, ein Hoſpital, einen neuerdings verbeſſerten Hafen und (1880) 7141 E. An der Nordſeite liegen die Reſte des 1808 abgebrannten Schloſſes Koldinghuus, ehemals Örnsborg, d. h. Adlerburg, genannt, welches, 1248 angelegt, im 16. und 17. Jahrh. weſentlich erweitert, häufig die Reſidenz der dän. Könige war, unter welchen Chriſtian III. daſelbſt 1559 ſtarb. Bei K. wurden die Königlichen unter Niels Oluſſen 1313 von den Rebellen, im Dez. 1643 die Dänen von den Schweden unter Torſtenſon geſchlagen, der 4. Jan. 1644 das Schloß eroberte. Im Dez. 1658 nahmen die Polen unter Czarnecki das Schloß ein. Hier ſiegten 23. April 1849 die ſchleſw.-holſtein. Truppen unter General Bonin über die dän. Armee unter Bülow; 1864 wurde K. wieder von deutſchen Truppen beſetzt.

Koldiz, amtlich Coldiz, Stadt in der ſächſ. Kreishauptmannſchaft Leipzig, Amtshauptmannſchaft Grimma, an der Zwickauer Mulde, Station der Linie Glauchau-Wurzen der ſächſ. Staatsbahnen.

Artikel, die man unter K vermißt, ſind unter C aufzuſuchen.

ist Sitz eines Amtsgerichts, hat einen großen Park, Baumwollspinnerei, Fabriken für Strickgarn und Docht, Pappe, Cigarren, Steingutwaren, große Mühlwerke und Braunkohlengruben und zählt (1880) 4291 E. Das 1464 erbaute Schloß ist jetzt eine Heil- und Versorgungsanstalt für männliche Geisteskranke.

Koleda, Koljada (slaw., vom lat. Calendae), bei den heidn. Slawen das Fest der Wintersonnenwende, wird noch gegenwärtig bei den Kleinrussen, Polen und Czechen dadurch gefeiert, daß die jungen Burschen und Mädchen in der Zeit von Weihnachten bis zu Epiphanias in den Dörfern herumziehen und Lieder singen, die auch K. heißen, wofür sie Geschenke, meist Backwerk, empfangen.

Kolemine (Alexandrine von), geb. 18. Nov. 1853 als Tochter des russ. Kammerherrn Grafen Adam von Hutten-Czapski (gest. 21. Jan. 1884 in Nizza), wurde anfangs in Rußland, seit ihrem fünften Jahre in Paris erzogen, siedelte aber 1869 mit ihrer Mutter nach Stockholm über, wo sie sich 21. Febr. 1873 mit dem russ. Botschaftssekretär Alexander von Kolemine verheiratete. Sie folgte ihrem Gatten später nach Bern, dann nach Weimar und endlich nach Darmstadt, wohin derselbe als Legationssekretär zur russ. Gesandtschaft versetzt worden war. Dort ließ sie sich jedoch 1883 von diesem scheiden und vermählte sich 30. April 1884 in morganatischer Weise durch Civilakt mit dem verwitweten Großherzog Ludwig IV. von Hessen. Da aber mehrere fürstl. Verwandte, einflußreiche Hofkreise und im allgemeinen auch die Volksstimme gegen diesen Schritt des Großherzogs sich aussprachen, so entschloß sich dieser, der wenige Tage nach der Eheschließung ohne seine neue Gemahlin nach England abreiste, der thatsächlichen Trennung auch die gerichtliche folgen zu lassen.

Das Oberlandesgericht zu Darmstadt verhandelte 9. Juli über die Ehescheidungsklage des Großherzogs und erklärte durch Urteil vom 22. Juli die Ehe desselben für aufgelöst. Frau von K., welche schon im Mai Darmstadt verlassen und nach Berlin sich begeben hatte, war anfangs dem Scheidungsantrag nicht entgegengetreten, hatte sich sogar ausdrücklich mit demselben einverstanden erklärt, ließ aber trotzdem gegen das oberlandesgerichtliche Urteil beim Reichsgericht die Revision beantragen. Dieses nahm die Revision nicht an, da es nur gegen Urteile der Oberlandesgerichte, welche im Berufungswege ergangen sind, angerufen werden kann, worauf das Oberlandesgericht zu Darmstadt, bei welchem Frau von K. gleichfalls die Berufung gegen das Urteil des Spezialsenats eingelegt hatte, 18. Okt. sich dahin entschied, daß die Berufung gegen die Kompetenz des Senats zurückzuweisen und die Berufungsklägerin in die Kosten der Berufungsinstanz zu verurteilen sei. Eine darauf von Frau von K. bei dem Reichsgericht eingelegte Revision wurde von diesem durch Erkenntnis vom 19. Dez. ebenfalls zurückgewiesen. Das die Ehe lösende Urteil des Oberlandesgerichts zu Darmstadt vom 22. Juli erlangte hierdurch Rechtskraft.

Kolettis (Joannis), namhafter neugriech. Staatsmann, geb. 1788 zu Syrakos bei Janina, studierte in Italien die Arzneiwissenschaft, die er späterhin in seiner Heimat ausübte. Frühzeitig in die Hetärie eingetreten, war K. 1821 der erste, der in seiner Vaterstadt die Fahne des Aufstandes erhob, begab sich aber bald nach dem Peloponnes und wurde zum Kriegsminister ernannt, später zum Exarch von Euböa, wo er bei Karystos einen Sieg über die Türken davontrug, und 7. Dez. 1823 zum Mitglied des Vollziehungsrats (d. i. der Regierung). Nach der Wahl J. Kapodistrias' zum Präsidenten Griechenlands wurde K. Mitglied des Panhellenion und nach der Ermordung des Präsidenten (9. Okt. 1831) Mitglied der provisorischen Regierungskommission, dann auch in die Siebener-Kommission gewählt, welche bis zur Ankunft der bayr. Regentschaft die Regierung Griechenlands führte. K. wurde von König Otto 1833 zum Minister des Innern und zum Präsidenten des Kabinetts ernannt und ging 1835 als Gesandter nach Paris, von wo ihn die Ereignisse des J. 1843 abriefen, in deren Folge er an die Spitze des Ministeriums des Äußern und des 18. Aug. 1844 gebildeten Ministerrats selbst gelangte. In letzterer Stellung hielt er sich bis zu seinem Tode 12. Sept. 1847. (S. Griechenland.)

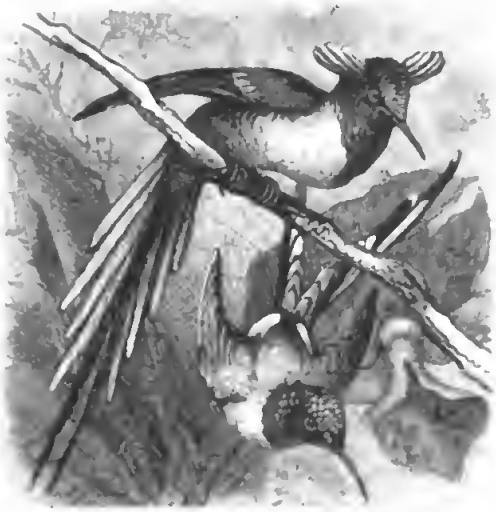
Kolga, der Name des 191. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Kolguew, russ. Insel, s. Kalguew.

Koliades (Konstantin), Pseudonym des Archäologen Jean Baptiste Lecheoalier (s. d.).

Kolibri (Trochilus) ist der Name einer Gattung meist sehr kleiner, zu den Langhändern (s. d.) gehöriger Vögel, welche seit der Entdeckung Amerikas, ihres ausschließlichen Vaterlandes, stets Gegenstand allgemeiner Bewunderung blieben wegen der Pracht und des Glanzes der Farben, mit denen vorzugsweise Stirn, Hals und Brust des Männchens geschmückt sind. Ihr Schnabel ist länger als der Kopf, gerade oder schwach gebogen und röhrenförmig, indem der Oberkiefer mit seinen Rändern den Unterkiefer umfaßt. Die sehr lange und vorn in zwei fadenförmige Spitzen gespaltene Zunge kann, wie beim Specht, mit großer Kraft hervorgeschnellt werden, und die sehr langen, zugespitzten, schmalen Flügel machen das schnellste Durchschneiden der Luft in gerader Linie möglich. Die Füße sind sehr klein, aber die Zehen mit langen Krallen bewaffnet. Man kennt bereits an 390 Arten mit Sicherheit, von denen eine die Länge von 20 cm erreicht, alle übrigen aber bedeutend kleiner sind. Am kleinsten ist der Fliegenvogel oder Mückenvogel (T. minimus), der nur 35 mm lang und 1,2 g schwer ist. Die K. schießen mit solcher Schnelligkeit dahin, daß sie nur das schnurrende Geräusch ihrer Flügel und das im Sonnenschein funkenartig erglänzende Gefieder auf einen Augenblick erkennbar macht. Unermüdlich vom frühen Morgen an sind sie in Bewegung, indem sie blitzschnell von Blume zu Blume fliegen. Zugleich erfassen sie ihre Nahrung, welche aus den kleinen, in die Blüten eingedrungenen Insekten besteht. Nur selten ruhen sie auf einige Sekunden auf einem dünnen Ästchen oder auf dem Rande der Blumen selbst. So klein sie sind, so viel Leidenschaft und Keckheit entwickeln sie; denn nicht nur sind sie unter sich häufig in Kämpfen begriffen, welchen man kaum mit dem Auge folgen kann, sondern sie verteidigen auch mutig sich und ihre Jungen gegen weit größere Vögel; eine andere sehr kleine Art aus Mexiko und Californien ist T. Annae *Lesson* (Tafel: Kolibris, Fig. 3). Nicht alle K. sind tropisch. Der gemeine oder Rubinkolibri (T. colubris) kommt im Sommer in Canada vor, und King beobachtete zahlreiche K. zwischen Schneegestöber, welches nicht selten die Sommertage des rauhen Feuerland unterbricht. Den-

KOLIBRIS.



1. Gehörnter Kolibri (Trochilus cornutus).
2. Duponts Kolibri (Trochilus Duponti).

3. Trochilus Annae. 4. Verkehrtschnäbeliger Kolibri (Trochilus recurvirostris).

5. Engelkolibri (Trochilus Angelus).

6. Weifsscheiteliger Kolibri (Trochilus albocoronatus).
7. Geschmückter Kolibri (Trochilus magnificus).

8. Behoster Kupferbauch (Trochilus cupreoventris). 9. Adlerschnabel (Trochilus aquila).

Digitized by Google

Kragenkolibri (T. selasphorus) traf Cool noch am Nutkasunde und Kotzebue sogar bis zu 61° nördl. Br. Beim Adlerschnabel (T. aquila *Bourcier*, Fig. 9) ist der Schnabel nach unten, beim verkehrtschnäbeligen K. (T. recurvirostris *T.*, Fig. 4) nach oben gebogen. Von Arten, deren Männchen besondern Federschmuck aufweisen, verdient hervorgehoben zu werden der behoste Kupferbauch (T. cupreoventris *Fraser*, Fig. 8) mit weißen Federhöschen, der Engelkolibri (T. Angelus *Bonaparte*, Fig. 5) mit einer smaragdfarbenen Federhaube, der reizende, geschmückte K. (T. magnificus *Vieillot*, Fig. 7), der weißscheitelige (T. albocoronatus *Gould*, Fig. 6). Bei manchen zeigen namentlich auch die Schwanzfedern mannigfache Modifikationen in Form und Farbe, so beim gehörnten K. (T. cornutus *Wied.*, Fig. 1) und beim Duponts-K. (T. Duponti *Lesson*, Fig. 2). Die Nester der K. sind sehr sorgfältig aus Pflanzenwolle, den Fruchtkernen der Kompositen u. dgl. verfertigt und außen mit Stückchen von Baumflechten und Moos tapeziert. Die Eier, gewöhnlich zwei in einem Neste, sind allerdings bei dem Fliegenvogel nur erbsengroß, sonst aber nicht so gar klein und zuweilen bis 1,6 cm lang. Südamerikanische K. sind schon lebend nach England und Frankreich gebracht worden, wo sie aber immer nur einige Wochen am Leben blieben. Bälge, die ausgestopft als Zimmerzierat oder Schmuck auf Damenhüten dienen, erhält man aus Brasilien. Abgebildet sind viele Arten in dem Prachtwerke von Lesson: «Histoire naturelle de oiseaux-mouches et des colibris» (Par. 1829). Vgl. noch Mulsant und Verreaux, «Histoire naturelle des oiseaux-mouches ou colibris» (2 Bde., Lyon 1876), und Gould, «A monograph of the Trochilidae» (Lond. 1850—59).

Kolieren, soviel wie Durchseihen; Kolatūr, durchgeseihte Flüssigkeit; Kolatorium zum Durchseihen dienendes Zeug. Das K. wird namentlich bei der Darstellung von Pflanzendekokten und Extrakten angewandt, welche vermöge ihrer schleimigen Beschaffenheit eine Filtration nicht gestatten; es bezweckt die Absonderung des unlöslichen von dem gelösten Teil.

Kolik (grch., von κῶλον, der Grimmdarm) oder Enteralgie (von ἔντερον, Darm, und ἄλγος, Schmerz), Bauchgrimmen, Leib- oder Darmschmerz, nennt man im weitern Sinne alle schmerzhaften Affektionen der Gedärme, im engern aber nur diejenigen Schmerzzufälle im Unterleibe, welche nicht von Entzündungen und ähnlichen anatom. Veränderungen der Darmwand abhängen, sondern auf einer Hyperästhesie, d. i. übermäßigen Empfindlichkeit der Darmnerven beruhen; man kann diese Form des Darmschmerzes deshalb auch als eine Neurose im Gebiet des sog. Darmnervengeflechts (Plexus mesentericus) bezeichnen. Am häufigsten entsteht die K. durch Auftreibungen des Darms, z. B. durch Gase (Windkolik, colica flatulenta), wenn Speisereste im Darm in Gärung und Fäulnis übergehen. Würmer, sowie stagnierende Kotmassen oder fremde Körper (Kirschkerne, Pflaumenkerne u. dgl.) im Darmkanal können gleichfalls K. hervorbringen. Die nach Erkältungen der äußern Haut, namentlich der Füße und des Unterleibes auftretende K. ist wohl rheumatischer Natur. Der Genuß von unreifem Obst und andern unverdaulichen oder schädlichen Substanzen ruft oft K. hervor. Mit großer Regelmäßigkeit tritt die sog. Bleikolik nach Bleivergiftungen (s. d.) auf. Ebenso treten bei manchen Störungen des Nervensystems, besonders bei Hysterie und Hypochondrie, häufig Kolikanfälle nach Gemütsbewegungen oder übermäßigen Geistesanstrengungen ein.

Die K. charakterisiert sich durch einen anfallsweise auftretenden, heftig kneipenden Schmerz in der Nabelgegend, gegen welchen der Kranke im Wechsel der Lage, durch Drücken, Reiben und Kneten des Bauchs Erleichterung sucht. Der Schmerz ist oft so heftig, daß die ganze Haltung des Kranken ihn erkennen läßt, Hände, Gesicht und Füße des Kranken werden kalt, es tritt selbst Übelkeit und Erbrechen, Harndrang und Harnzwang ein, bis unter plötzlichem Ausstoßen oder Abgang der Blähungen, wohl auch unter Stuhlentleerung Erleichterung oder völliges Aufhören der Schmerzen erfolgt. Beseitigt wird die K. am besten durch eröffnende Mittel (warme Klystiere, Rhabarber, Ricinusöl), zeitweilig durch Opium; auch erweisen sich warme Getränke (Kamillen-, Baldrian-, Pfefferminzthee u. dgl.) und warme Umschläge auf den Leib während der Anfälle nützlich. Bei sehr heftigen Kolikschmerzen leistet eine subkutane Morphiumeinspritzung treffliche Dienste.

Man spricht auch von Nieren- und Gallenkolik. Dies sind in ihren Erscheinungen ebenso heftige Schmerzanfälle wie die eigentliche K., welche entstehen, wenn Steine durch die Harn- oder Gallenwege getrieben werden: die Behandlung ist auch hier eine wesentlich symptomatische. (S. unter Harnsteine, Bd. VIII, S. 858ª und unter Gallensteine, Bd. VII, 484ª.) Über die sog. Menstrualkolik, heftige Schmerzen vor und bei dem Eintritt der Menstruation, s. unter Dysmenorrhöe, Bd. V, S. 691ª.

Kolik der Pferde, eine Anzahl verschiedener Krankheiten, welchen nur die Kotzurückhaltung und das Kundgeben von Leibschmerzen gemeinsam ist. Man spricht von Überfüllungskolik, wenn Pferde die Krankheit beobachten lassen nach gieriger Aufnahme zu großer Mengen Futters; von Verstopfungskolik, wenn Körper, wie unverdaute Futtermassen, den Hohlraum des Darmkanals verschlossen haben; von Krampfkolik, wenn nach Erkältung der Körperoberfläche durch vermehrtes Blutzufließen nach der Darmwand ein Darmabschnitt krampfartig zusammengezogen wird, Verdauungsmassen und Exkremente nicht sich fortbewegen können, da die Peristaltik des kranken Darmteiles aufgehoben ist; von Wurmkolik, wenn Lähmung eines Darmabschnittes durch den Einfluß von Eingeweidewürmern eintritt. Windkolik wird durch Genuß größerer Mengen blähenden Futters erzeugt; durch die in den Dickdärmen des kranken Pferdes angesammelten Gase wird der Leib des Patienten dann trommelartig aufgetrieben. (S. Trommelsucht.) Harnkolik nennt man Harnzurückhaltung, die entsteht, wenn Blasenhalskrampf durch Genuß harten Wassers, durch Erkältung, durch Übergehen des Stallens bei einem Pferde sich einstellt.

Kolima, Fluß im russ. Gouvernement Jakutsk in Ostsibirien, entspringt unter 61° 30′ nördl. Br. aus einem hohen Ausläufer des Stanowoi Chrebet und fließt nordöstlich dem Eismeere zu, wo sie unter 69° 40′ nördl. Br. und 179° 40′ östl. L. von Ferro nach einem Lauf von 1660 km mündet. Die K. ist nach der Lena der fischreichste Fluß Ostsibiriens, namentlich reich an Lachsen und Sterletten.

Kolin, s. Kollin.

Koliszczyzna (poln.), Name eines Aufstandes der Hajdamaken (s. d.).

Kolitz (Ludw.), Historien- und Bildnismaler, geb. zu Tilsit 5. April 1845, erhielt seine erste künstlerische Bildung an der Ritterakademie in Liegnitz, besuchte 1863 die berliner Akademie und studierte seit 1864 in Düsseldorf bei C. Sohn, Osw. Achenbach und vorzugsweise unter Bendemann. Er wußte die traditionelle Romantik der Düsseldorfer Schule mit moderner Realistik wirksam zu verbinden, wie das ganz vorzugsweise in seinen Schlachtenbildern zu Tage tritt. Nachdem K. die Kriege von 1866 sowie 1870 und 1871 mitgemacht hatte, lieferte er eine Anzahl militärischer Stimmungsbilder. Zwei derselben besitzt die berliner Nationalgalerie; im Besitz des Vereins für histor. Kunst ist der Deutsche Kaiser und Moltke bei Gravelotte, auch eine Skizze: der Große Kurfürst auf dem gefrorenen Frischen Haff. Von seinen Porträts ist das des Generals von Werder gleichfalls in der Nationalgalerie. Im J. 1879 erhielt K. den Ruf als Direktor der Akademie in Kassel.

Kollwau, s. Kolywan.

Koljuschen, s. Koloschen.

Kolkrabe, s. unter Rabe.

Kolks, ein Volksstamm in der Division Tschota-Nagpur der Lieutenantgouverneurschaft der untern Provinzen in Britisch-Indien, der von einigen für einen Überrest der ursprünglichen Bevölkerung vor der arischen Einwanderung gehalten wird.

Kollaborator (lat., d. h. Mitarbeiter), früher üblicher Titel für Hilfslehrer an Gymnasien, sowie für Hilfsgeistliche; Kollaboratur, Amt eines K.

Kollár (Joh.), böhm. Dichter, geb. 29. Juli 1793 zu Mossoez im ungar. Komitat Thuroez, studierte auf dem evang. Lyceum in Preßburg und in Jena und wurde 1819 Geistlicher der slaw. Gemeinde in Pest. Dieses Amt bekleidete K. bis März 1849, wo er als Vertrauensmann von der Regierung nach Wien berufen ward. Bald darauf erhielt er daselbst eine Professur der slaw. Archäologie an der Universität, starb aber schon 29. Jan. 1852. Im J. 1821 erschienen seine «Básně» (d. i. Gedichte), die in den folgenden Auflagen unter dem Titel «Slávy dcera» («Tochter der Slawa», 4. Aufl., 2 Tle., Ofen 1845) als eine Art poetischer Codex des Panslawismus berühmt wurden. Verdienste erwarb er sich auch durch seine Sammlung slowak. Volkslieder: «Narodnie Zpiewanky» (2 Bde., Ofen 1823 u. 1827; 2. vermehrte Aufl. 1832 u. 1833); dagegen enthalten seine antiquarischen Forschungen über slaw. Namen, die Göttin Slawa, «Die Reise in Oberitalien» und besonders das seltsame Werk «Staro-Italia slavjanska» («Das slaw. Altitalien», Wien 1853; 2. Aufl., Prag 1863), zu viel phantastischen Enthusiasmus. Aufsehen verursachte auch sein deutsch geschriebenes Werk: «Über die literarische Wechselseitigkeit zwischen den Stämmen und Mundarten der slaw. Nation» (Pest 1837). In seinen mehrfach in fremde Sprachen übersetzten Predigten (2 Bde., Pest 1831—44) bekundet er dieselbe nationalpolit. Tendenz wie in seinen poetischen Werken. Eine Auswahl von K.s Schriften hat Kober («Spisy», 4 Tle., Prag 1862—63; 2. Aufl. 1868) besorgt; darunter ist auch dessen Selbstbiographie.

Kollateral (lat.), seitlich; Kollateralgefäße, arterielle und venöse Gefäße, die zu beiden Seiten des Oberarms verlaufen.

Kollateralen oder Seitenverwandte, s. Verwandtschaft.

Kollateralgeld, die Abgabe, welche die Erben eines Seitenverwandten von dessen Nachlaß zu entrichten haben.

Kollateralkreislauf, s. unter Kreislauf.

Kollation (lat.) wird in der Klostersprache das frugale, gewöhnlich nur in Obst und kalten Speisen bestehende Abendessen genannt, welches die Mönche an Fasttagen zu sich nehmen. Diese Bezeichnung entstand dadurch, daß in den Abendversammlungen jedesmal vor dem Essen ein Kapitel aus den «Collationes patrum» des Johannes Cassianus vorgelesen werden mußte. Im gewöhnlichen Leben heißt K. jedes einfache Mahl.

Kollationieren (ital.), eine Abschrift mit dem Original in Bezug auf Vollständigkeit und Richtigkeit vergleichen.

Kollatur (lat.), das Recht, eine geistliche Stelle zu besetzen, eine Pfründe oder Stipendien zu vergeben. Die Besetzung geistlicher Stellen steht, nachdem das Wahlrecht der ältesten Christengemeinden sich nur ausnahmsweise erhalten hat, regelmäßig den Inhabern der Kirchengewalt zu, nach kanonischem Rechte rücksichtlich der geringern Benefizien den Bischöfen, rücksichtlich der Bistümer den Domkapiteln unter päpstl. Bestätigung, nach prot. Kirchenrechte dem Landesherrn. Ist der Konferierende bei der Kollation an eine Präsentation dritter gebunden (s. Kirchenpatronat), so spricht man von collatio nec libera, entgegengesetzten Falls von einer collatio libera.

Kollaudation (lat.), auch Kollaudierung, bedeutet wörtlich Belobigung, Lobeserhebung. In Österreich, der Schweiz, Italien und andern Ländern versteht man darunter eine amtliche Handlung, welche die genaue Prüfung und Erhebung bezweckt, ob und in welcher Art und Weise eine ausgeführte Baulichkeit den dem Vertrage zu Grunde liegenden Dokumenten und den etwa ergangenen sonstigen Bestimmungen entspricht, dann ob und wie weit der Bauunternehmer den vertragsmäßig übernommenen Verbindlichkeiten nachgekommen ist.

Kölleda, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Eckartsberga, 23 km von Weimar, am Frauenbach, Station der Linie Großheringen-Straußfurt der Nordhausen-Erfurter Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und des Landratsamts des Kreises Eckartsberga, hat eine Spritfabrik und zählt (1880) 3609 meist prot. E., welche hauptsächlich Pfefferminze und bot. Kräuter bauen.

Kollege (lat. collēga), Amtsgenosse, Anrede unter Genossen desselben Berufs im allgemeinen und unter Mitgliedern desselben Kollegiums, derselben Behörde im besondern.

Kollegialsystem heißt zunächst im Kirchenrechte die vorzüglich durch den tübinger Kanzler Pfaff vertretene Lehre, nach welcher die Kirche aus einem Verein freier Mitglieder besteht, die ihre Einrichtungen und Angelegenheiten durch gemeinschaftliche Beschlüsse bestimmen. Nach dieser Ansicht ruht die oberste kirchliche Gewalt in der gesamten Kirchengemeinde (jura collegialia in sacra), welche dem Staate nicht untergeordnet ist, sondern ihm mit gleicher Berechtigung in der Weise zur Seite steht, daß ihm nur die Oberaufsicht (jus circa sacra) zugestanden wird. In den prot. Ländern ist das K. dem Territorialsystem (s. d.) entgegengesetzt

worden, ohne indessen auf die praktische Ausgestaltung der Kirchenverfassung wirklich einen Einfluß auszuüben. Vgl. Pfaff, «Origines juris ecclesiastici» (Tüb. 1719; 4. Ausg., Ulm 1758).

Das K. in der Staatsverwaltung ist der Gegensatz zur Bureauverfassung. (S. Bureau.)

Kollegianten hieß eine Partei der Arminianer (s. d.), welche die Grundsätze der Independenten angenommen hatte. Ihre Stifter waren die drei Brüder Johann, Adrian und Gilbert van der Codde zu Leiden, welche nach der Dortrechter Synode die zerstreuten Glaubensgenossen zu Warmond, in der Nähe von Leiden, sammelten. Später hielten sie ihre Versammlungen oder Collegia (daher der Name) im Dorfe Rhynsburg bei Leiden, woher sie auch den Namen «Rhynsburger» führten. Sie verwarfen den geordneten Lehrstand und die Geltung der Symbolischen Bücher, hielten die Teilnahme am Kriege und die Bekleidung obrigkeitlicher Ämter für unerlaubt. Zu Ende des 18. Jahrh. erlosch diese Sekte.

Kollegiaten (lat.), Stiftsgenossen.

Kollegiatstifte. Nach dem Vorbilde des Klerus an den Kathedralen vereinte sich in größern Städten auch die bloße Pfarrgeistlichkeit zu gemeinschaftlichem Leben nach den kanonischen Regeln, woraus die K. für Kollegiat- und Unterstiftskirchen hervorgingen. Ein K. bilden gewöhnlich mehrere Chorherren (Kanoniker) mit einem Propst und Dekan (collegiales). Während sonst bei den Kathedralen nur stiftsmäßige Adelige als Kapitularen zugelassen wurden, gelangten an die K. auch Bürgerliche. (S. Domkapitel.)

Kollegiatür (mittellat.), im Mittelalter Bezeichnung für Vereinigungen von Lehrern und Schülern, die oft ein gemeinsames Haus bewohnten.

Kollegium hieß bei den Römern die Gesamtheit mehrerer Personen, welche gleiches Amt oder gleicher Beruf verband, wie der Konsuln, Prätoren, Tribunen. Ebenso bezeichnete man mit demselben Namen gewisse vom Staat anerkannte und beaufsichtigte Korporationen, insbesondere Kultusgemeinden, Innungen, Zünfte, Begräbnis- und Unterstützungsvereine (collegia tenuiorum). In dieser Art ermächtigte Kollegien haben als juristische Personen eigene Statuten und Vorstände, können Vermögen erwerben, sowie ihren Mitgliedern Beisteuern auferlegen, und sind im Genuß mehrfacher Privilegien. Später bezeichnete man mit K. auch Anstalten für Schul- und Unterrichtszwecke, akademische Gebäude, sowie noch gegenwärtig in Deutschland die Vorlesungen auf Universitäten, die teils öffentlich oder unentgeltlich sind (collegium publicum), teils von den Zuhörern bezahlt werden (collegium privatum), teils nur für einen oder wenige gehalten werden (collegium privatissimum). Im heutigen Verfassungsrechte bezeichnet K. eine aus mehrern Personen zusammengesetzte Gerichts- oder Verwaltungsstelle, deren Beschlüsse nach gemeinschaftlicher Beratung mittels Stimmenmehrheit gefaßt werden.

Kollektáneen (lat.), Lesefrüchte, nennt man Sammlungen von verschiedenen Bemerkungen, die man beim Lesen anderer Bücher gemacht oder auch aus diesen nur zusammengestellt hat. Schon Julius Cäsar veranstaltete unter der Aufschrift «Collectanea» eine Sammlung von Sentenzen, die jedoch verloren gegangen ist. Aus der neuern Zeit gibt es viele Schriften unter diesem Titel, von denen Lessings «Kollektaneen» die bekanntesten sind.

Kollekte (lat.), eine Sammlung zu milden Zwecken, die entweder von Haus zu Haus (Hauskollekte) oder durch die vor die Kirchenthüren gestellten Becken (Kirchen- oder Beckenkollekte) erfolgt. Ferner bedeutet K. schon in der alten Kirche das Altargebet, welches der Bischof am Schlusse der von dem Diakon und der Gemeinde kniend verrichteten Gebete stehend sprach, um letztere gleichsam zusammenzufassen. Voran ging die Aufforderung des Diakons: Surgamus, d. h. Laßt uns aufstehen. Noch gegenwärtig bezeichnet K. in der kath. und prot. Kirche das teilweise vom Chor mit aufzunehmende Gebet, welches der Priester am Altar absingt.

Kollekteur (frz.), Einsammler, besonders ein Geschäftsmann, der eine größere Anzahl Lose von der Lotteriedirektion übernimmt, um sie im einzelnen abzusetzen, also Spieler dafür sammelt.

Kollektieren (frz.), (milde Gaben) sammeln, eine Kollekte (s. d.) veranstalten.

Kollektion (lat.), Sammlung.

Kollektiv (lat.) bezeichnet die Zusammenfassung mehrerer gleichartiger Einzelheiten unter Einen Begriff, Wort u. s. w.

Kollektivgesellschaft nennt das franz. Recht die dauernde Vereinigung mehrerer zur offenen Betreibung von Handelsgeschäften unter einer gemeinschaftlichen Firma, société en nom collectif, im deutschen Recht offene Handelsgesellschaft genannt. Ihr gegenüber steht die association en participation, d. h. die vorübergehende, ganz private Verbindung, welche nur einzelne Geschäfte auf gemeinschaftliche Rechnung unternimmt, die sog. Gelegenheits- oder Spekulationsgesellschaft, welche das deutsche Recht als Vereinigung zu einzelnen Handelsgeschäften für gemeinschaftliche Rechnung bezeichnet. Ein Mittelverhältnis bildet die association collectif en participatiou, wo sich mehrere zu einem Unternehmen, z. B. einer größern Lieferung an den Staat, aber dergestalt verbinden, daß sämtliche Teilnehmer mit dem Namen und ihrer Unterschrift allenthalben hervortreten. Da diese Benennungen weder die Sache scharf bezeichnen, noch durchweg richtig sind, so hat das Deutsche Handelsgesetzbuch sie nicht aufgenommen. (S. Handelsgesellschaft, Gelegenheitsgesellschaft.)

Kollektivglas (Sammelglas), eine konvexe Glaslinse, welche die einfallenden Strahlen näher zusammenführt.

Kollektivismus ist eine in der neuern Zeit üblich gewordene Bezeichnung desjenigen kommunistischen Systems, welches das Privateigentum nur hinsichtlich des Grund und Bodens und der übrigen Produktionsmittel aufheben, für die Gebrauchs- und Verbrauchsgüter dasselbe aber bestehen lassen will, jedoch unter der Bedingung, daß der Anteil eines jeden an diesen Gütern nur nach seiner Arbeit bemessen wird. Auch wird als Merkmal des K. im Gegensatz zum Kommunismus angegeben, daß ersterer nicht eine staatliche, einheitlich centralisierte, sondern eine freie, genossenschaftliche Ordnung der Produktion verlange. Er fällt dann mit dem «anarchistischen», d. h. staats- und herrschaftslosen Kommunismus zusammen.

Kollektivum (nomen collectivum), Sammelwort, wie z. B. Wald, Heer, Volk. (Vgl. Kollektiv.)

Kollenchym nennt man in der Pflanzenhistiologie ein Gewebe, dessen Zellen meist langgestreckt sind und an beiden Enden spitz zulaufen und bei

Digitized by Google

denen die Längswände vorzugsweise in den Ecken, nicht aber in der Mitte Verdickungen zeigen. Das K. bildet einen Bestandteil des mechan. Gewebes, d. h. desjenigen, welches als das Skelett der Pflanze zu betrachten ist. Es dient dazu, den noch jungen und start in die Länge wachsenden Pflanzenteilen die nötige Biegungsfestigkeit zu verleihen; es findet sich deshalb hauptsächlich in der Rinde und zwar gewöhnlich direkt unter der Epidermis entweder in Form von Strängen oder von Ringen. Sind die Stengel kantig, so liegt das K. in den nach außen vorspringenden Leisten.

Koller oder **Dummkoller** heißt eine ausschließlich bei dem Pferde vorkommende Krankheit, welche hauptsächlich durch Wasseransammlung im Großhirn veranlaßt und unheilbar ist. Wenn das Pferd dadurch befallen wird, so erweist es sich gegen alle Außeneindrücke fast gänzlich abgestumpft, steht meist mit gesenktem Kopf und hängenden Ohren und einem unverkennbar traurigen (träumerischen) Ausdruck in den Augen, daher auch **Trauerkoller**, **Lauschkoller**. Bei Stuten kommt häufig der mit Krankheiten der Geschlechtsorgane anfänglich zusammenhängende **erethische Koller** (**Mutterkoller**) vor. Bei Hengsten ist der K. (**Samenkoller**) selten; Mutter- wie Samenkoller charakterisieren sich durch periodisches Eintreten der Symptome des Dummkollers, durch Erregtheit in geschlechtlicher Beziehung, doch auch durch Tobsuchtsanfälle. Die Dummheit der Pferde ist nicht mit fieberhafter, akuter Gehirnentzündung (**rasender Koller**) zu verwechseln. Der K. ist eine Gewährskrankheit; nach Preußischem Landrecht dauert die Gewährleistung vier Wochen, in Sachsen ist die Gewährszeit 15 Tage.

Koller (vom frz. collier), eigentlich soviel wie Halskragen, dann ein Kleidungsstück, welches außer dem Hals auch den Oberleib bedeckte und im 16. und 17. Jahrh. vorzugsweise aus Leder gearbeitet war.

Köller (George von), Präsident des preuß. Abgeordnetenhauses, geb. 17. Febr. 1823 zu Jasenitz bei Stettin, besuchte das Gymnasium zu Stettin, studierte in Heidelberg und Berlin die Rechte und übernahm 1848 interimistisch, 1850 definitiv das Landratsamt des Kreises Kammin, das er aber 1868 wieder aufgab, um sich ganz der Bewirtschaftung seines Ritterguts Kantreck bei Gollnow zu widmen. Seit 1866 ist er als Vertreter des pommerschen Wahlkreises Greifenberg-Kammin Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses. Er schloß sich hier der konservativen Partei an und wurde 28. Okt. 1879 mit 218 gegen 164 Stimmen gegen von Bennigsen zum ersten Präsidenten gewählt und hat diese Würde seitdem behauptet. Am 18. Juni 1884 wurde K. auch als Mitglied des Staatsrats berufen.

Köller (Ernst Matthias von), Bruder des vorigen, Mitglied des Deutschen Reichstags, geb. 8. Juli 1841 zu Kantreck bei Gollnow, studierte in Heidelberg und Berlin die Rechte und ist seit 1868 Landrat des Kreises Kammin. Im Deutschen Reichstag, wo er der deutsch-konservativen Partei angehört, vertritt er seit 1881 den pommerschen Wahlkreis Greifenberg.

Kollerbüsche, soviel wie Hexenbesen, s. unter Baum, Bd. II, S. 582b.

Kollergang heißt eine schon den alten Römern bekannte, zum Zerkleinern von Ölsamen, Kakaobohnen, Cichorien, Steinen, Kohlen u. s. w. dienende Maschine, deren wirksame Teile in vertikalen, um ihre eigene Achse, sowie um eine gemeinschaftliche Mittelachse rotierenden Scheiben bestehen. Diese Scheiben, Läufer oder Läufersteine genannt, sind aus Gußeisen oder aus Stein (Granit) und laufen auf einer aus Eisen oder Stein gebildeten Bodenplatte (Bodenstein). Beistehende

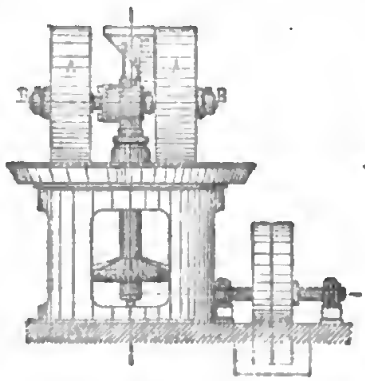


Fig. 1.

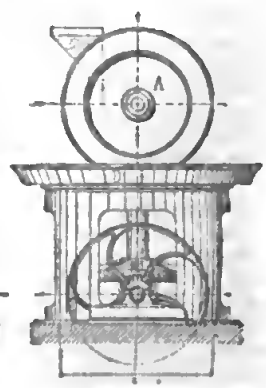


Fig. 2.

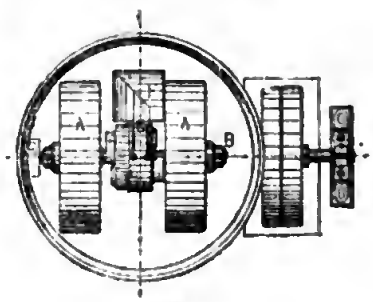


Fig. 3.

Fig. 1—3 zeigen einen K., wie er zu mannigfachen industriellen Zwecken Verwendung findet. Die beiden Läufer AA sind aus den Achsen BB in ungleichen Abständen von der Mittelachse drehbar befestigt. Um den Läufern in vertikaler Richtung einige Bewegung zu gestatten, sind die Achsen BB kurbelförmig gebogen und in der Hülse C gegen seitliche Verschiebung gesichert. Als Bodenstein dient eine starke gußeiserne Platte D, auf welche das zu zerkleinernde Material durch den Trichter F aufgegeben wird, mittels Abstreicher wird dasselbe, nachdem es zermahlen ist, durch die im Bodenstein befindliche Öffnung E entfernt. Bei einigen Kollergängen wird der Bodenstein in Rotation versetzt und es drehen sich alsdann die Läufer nur um ihre horizontale Achse.

Kollerhahn, s. Kampfhahn.

Kollett, s. Collet.

Kolli, s. Collo.

Kollidieren (lat.), widerstreitend zusammentreffen, s. Kollision.

Kölliker (Rud. Albert), namhafter Anatom und Histolog, geb. zu Zürich 6. Juli 1817, studierte zu Zürich, Bonn und Berlin 1836—41 Medizin,

erwarb 1841 den Doktortitel in der Philosophie zu Heidelberg, 1842 den in der Medizin zu Zürich, habilitierte sich 1843 als Privatdocent an der Universität zu Zürich, wurde 1845 daselbst zum außerord. Professor der Physiologie und der vergleichenden Anatomie ernannt und folgte 1847 einem Rufe als ord. Professor für dieselben Fächer nach Würzburg, zu denen 1849 auch die Anatomie hinzukam. K.s wissenschaftlicher Ruf beruht auf seinen ausgezeichneten Forschungen auf dem Gebiete der normalen mikroskopischen Anatomie, als deren Frucht das Werk «Mikroskopische Anatomie» (2 Bde., Lpz. 1850—54) anzusehen ist. Hierher gehören ferner das «Handbuch der Gewebelehre des Menschen» (Lpz. 1852; 5. Aufl. 1867) und die «Icones histiologicae» (2 Bde., Lpz. 1864—65). Auch auf dem Gebiete der Embryologie hat K. Hervorragendes geleistet, wie seine Schriften «Entwickelungsgeschichte der Cephalopoden» (Zür. 1844), «Entwickelungsgeschichte des Menschen» (Lpz. 1861; 2. Aufl. 1876), sowie sein «Grundriß der Entwickelungsgeschichte» (Lpz. 1880; 2. Aufl. 1884) beweisen. Mehrere Untersuchungen in der systematischen Zoologie und vergleichenden Anatomie, wie die «Schwimmpolypen von Messina» (Lpz. 1853), «Über das Ende der Wirbelsäule der Ganoiden und einiger Teleostier» (Lpz. 1860), «Beobachtungen über die Wirbel der Selachier» (Frankf. a. M. 1863), «Anatom.-systematische Beschreibung der Alcyonarien» (Frankf. a. M. 1870—72) und «Morphologie und Entwickelungsgeschichte des Pennatulidenstammes nebst allgemeinen Betrachtungen zur Descendenzlehre» (Frankf. a. M. 1872) betreffen die Tierklassen der Polypen und Fische. Histologischen Inhalts sind die Monographien: «Über die Pacinischen Körperchen» (herausg. im Verein mit J. Henle, Zür. 1843) und «Die normale Resorption des Knochengewebes» (Lpz. 1873), sowie zahlreiche Abhandlungen histologischen und physiol. Inhalts, in verschiedenen Fachzeitschriften veröffentlicht. Mit Siebold gibt K. seit 1849 die «Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie» heraus.

Kollimation ist bei einem Meßinstrument vorhanden, wenn der abgelesene Wert mit dem wirklich zu ermittelnden vermöge der Stellung der maßgebenden Teile des Instruments zueinander übereinstimmen muß. Abweichungen hiervon, die zufolge Unrichtigkeiten in dieser Stellung auch dann eintreten müssen, wenn der Messende mit der größten Sorgfalt verfährt, heißen **Kollimationsfehler**. Ein solcher würde z. B. beim Stangenzirkel eintreten, wenn bei Einstellung des Nonius auf den Nullpunkt des Limbus nicht gleichzeitig die Spitzen des Instruments aneinander stießen; gewöhnlicher sind dieselben bei Kreisinstrumenten zum Messen von Horizontal- und von Vertikalwinkeln, wo die Lage der optischen und mechan. Achse des Visierfernrohrs, die sog. **Kollimationslinie**, entscheidet. Bei Spiegelinstrumenten ergibt sich ein Kollimationsfehler, wenn beim Einstellen des Instruments auf Null und Anvisieren eines Objekts letzteres im unbelegten und belegten Teil des halbbelegten Spiegels nicht senkrecht übereinander erscheint.

Kollimationsfehler, s. Kollimation.

Kollin, richtiger Kolin (tzech. Kolin Nový), Stadt im gleichnamigen böhm. Bezirk, 54 km östlich von Prag, an der Elbe und an der Kreuzung der Österreichischen Staats- und der Nordwestbahn gelegen, hat meist schön gebaute Häuser, eine sehenswerte Dechantkirche, ein Kapuzinerkloster, ein Rathaus, ein Schloß, ein Real-Obergymnasium, eine Hauptschule, eine höhere Töchterschule, eine Gewerbeschule, zwei (die Umgegend außerdem noch zehn) Zuckerfabriken, eine Düngerfabrik, zwei Dampfmühlen, zwei Ölfabriken, drei Zuckerformenfabriken, eine Sirupfabrik und zwei Spiritusfabriken und zählt (1880) 12485 E.

Die Stadt wurde besonders berühmt durch die Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757). Nach der Schlacht bei Prag (6. Mai) hatte Friedrich II. den Prinzen Karl von Lothringen mit einem bedeutenden Teile der Armee (44000 Mann) in Prag eingeschlossen und diese Stadt beschossen. Unterdes hatte Daun sich auf 53790 Mann verstärkt und zeigte die Absicht, Prag zu entsetzen. Der König begab sich daher mit acht Bataillonen und sechs Schwadronen zu dem Korps des Herzogs von Bevern und brach 17. Juni mit 34000 Mann gegen Daun auf, welcher in einer starken Stellung auf den Höhen bei K. lagerte. In der Front war dieselbe nicht zu nehmen; der König beschloß daher, den rechten Flügel anzugreifen. Am 18. stand die österr. Armee in Schlachtordnung: der rechte Flügel gegen Krczezor, Nadasdys Kavallerie dort jenseit eines tiefen Grundes, neben dem sich drei Regimenter sächs. leichter Reiter und 1000 Mann österr. Kürassiere, einige Infanterie aber im vorliegenden Eichwalde aufgestellt hatten. Der König ließ um 1 Uhr seine Armee links marschieren. General Hülsen nahm Krczezor, Zieten warf mit 80 Schwadronen Nadasdy. Da ließ der König gegen seine ursprüngliche Disposition die Armee aufmarschieren, statt noch weiter links zu ziehen, und erhielt dadurch doch eine fast parallele Stellung zum Feinde. Daun verstärkte seinen rechten Flügel, gegen welchen Friedrich nun seinen linken vorrücken, zugleich aber links ziehen ließ. Auch der Eichbusch wurde von Hülsen genommen, bald darauf mit Prinz Moritz von Dessau vereint die danebenstehende Batterie; Zieten warf Nadasdy, der gegen ihn vorrückte, zum zweiten mal. Auf dem rechten Flügel griff aber General Manstein, von den Kroaten belästigt, vorzeitig an. Hierauf führte der sächs. Oberst Benkendorf sein Regiment Prinz Karl zum Angriff, da er beim Feinde eine infolge des Linksziehens entstandene Lücke bemerkte. In diese stürzte er, die andern sächs. Regimenter und ein österreichisches folgten ihm. Die Preußen, welche hier schon lange im Feuer gestanden hatten, waren erschöpft; 14 Bataillone erlagen. Daun ließ nun den ganzen rechten Flügel vorgehen. Nadasdy wurde zwar von Zieten zum dritten mal in großer Unordnung geworfen, aber die Niederlage der Preußen war entschieden. Die nächste Folge derselben war die Aufhebung der Belagerung von Prag und die Räumung Böhmens.

Kollineationsverwandtschaft (Kollinearität) besteht zwischen zwei Figuren, wenn jedem Punkt der einen ein Punkt der andern so entspricht, daß je drei Punkten der einen Figur, welche auf einer Geraden liegen, drei Punkte der andern Figur entsprechen, welche ebenfalls auf einer Geraden, der entsprechenden Geraden liegen. Hieraus folgt, daß vier Punkten einer Geraden der einen Figur vier Punkte der andern Figur von demselben Doppelverhältnis entsprechen. Ebenso haben vier Geraden eines Punktes der einen Figur und die entsprechenden Geraden der andern Figur dasselbe Doppelverhältnis. Kollinear sind z. B. die Figuren, in

welchen eine mehrlantige Ecke (Kegel) von zwei nicht parallelen Ebenen geschnitten wird. Die K. ist von Möbius 1827 bestimmt und benannt worden. Anstatt Kollineation wird von den franz. Geometern das griech. Wort Homographie gebraucht.

Kolliquation (lat.), die Auflösung, in der Medizin soviel wie Erschöpfung, Entkräftung infolge übermäßiger Ausleerungen; kolliquativ, was sich in Wasser auflöst, in der Heilkunde übermäßige Sekretionen, welche den Körper entkräften, wie die Nachtschweiße bei der Schwindsucht, die übermäßigen Durchfälle bei der Ruhr und Cholera u. dgl.

Kollision (lat.) bezeichnet das Gegeneinanderwirken verschiedener Kräfte, dann auch den Widerstreit von Ansprüchen, denen nicht gleichmäßig Genüge geschehen kann. In diesem Sinne spricht man in der philos. Ethik von Kollision der Pflichten und Rechte. Die Wissenschaft der schwer zu entscheidenden Fälle von Pflichtkollisionen heißt Kasuistik (s. d.).

In der Rechtswissenschaft bedeutet Kollision das Aufeinandertreffen widersprechender Rechte, z. B. zweier privater Verbietungsrechte oder Privilegien derselben Art, wo dann eins das andere aufhebt, ingleichen den gegenseitigen Widerspruch mehrerer Gesetze oder mehrerer Entscheidungen desselben Gesetzes. In letzterm Falle ist es Sache der Gesetzauslegung, die »Antinomie« zu beseitigen. Dagegen wäre unter zwei kollidierenden Gesetzen aus verschiedener Zeit in der Regel dem jüngern der Vorzug zu geben (lex posterior derogat priori). Innerhalb konzentrischer Rechtskreise erstreckt die für den engsten Kreis erlassene Norm ihre Wirkung zwar nicht über denselben hinaus, wird aber auch durch ein entgegenstehendes, für den weitern Kreis bestimmtes Gesetz nicht aufgehoben. Bei einem Konflikt zwischen Orts- und Provinzialstatuten mit den allgemeinen Landesrechten gehen also jene an ihrem Orte vor (Stadtrecht bricht Landrecht, Landrecht bricht gemeines Recht). Dagegen geht jetzt im Deutschen Reiche gemäß der auf bestimmten Gebieten die Kompetenz der einzelnen Staaten beschränkenden Kompetenz der Reichsgesetzgebung das Reichsrecht dem Landesrechte vor.

Wie es in dem Falle zu halten sei, wo inländisches Recht mit Gesetzen des Auslandes kollidiert, darüber sind die Ansichten noch mehrfach geteilt. Die Frage kommt dann zur Entscheidung, wenn im Auslande unter einer abweichenden Gesetzgebung begründete Rechtsverhältnisse im Inlande Anerkennung verlangen, z. B. wenn eine nach ihrem Heimatsrechte minderjährige, nach den Gesetzen des Inlandes großjährige Person die Privilegien der Minderjährigen in Anspruch nimmt, oder dafern der Sproß einer im Auslande gültig geschlossenen, im Inlande aber nichtigen Ehe das hiesige Vermögen seines verstorbenen Parens als gesetzlicher Erbe an sich ziehen will. Aus dem röm. Recht läßt sich hierfür keine Entscheidung entnehmen, da der antike Staat nur sich selbst und allenfalls die durch Bündnis abhängigen Gemeinden als Rechtsanstalten gelten ließ, das eigentliche Ausland aber als Gebiet des Naturzustandes betrachtete, wo keinerlei Recht entstehen könnte. Erst der moderne Staat hat die Pflege der internationalen Beziehungen als verfassungsmäßige Aufgabe anerkannt, hiermit aber sich verpflichtet, die im Auslande entstandenen rechtlichen Thatsachen als solche anzuerkennen und ihnen, ohne zu untersuchen, ob sie nach dem einheimischen Gesetze möglich gewesen wären, die Wirkungen einzuräumen, welche das inländische Recht solchen Thatsachen zuerkennt. Im allgemeinen ist eine Person dem Recht des Staates oder Ortes unterworfen, welchem sie infolge ihres Domizils angehört, d. h. den sie (die rechtliche Befähigung dazu vorausgesetzt) zum Aufenthalte und Mittelpunkte ihres bürgerlichen Lebens und ihrer Geschäfte frei gewählt hat. Handelt es sich um einen aus dem Inlande von einem Inländer ins Ausland verlegten Wohnsitz (Domizil), so erklären einzelne Gesetzgebungen dieses Domizil nur dann für maßgebend, wenn es mit Staatsangehörigkeit verbunden oder mit staatlicher Genehmigung begründet ist (so Frankreich, während im Deutschen Reiche das Recht des Wohnsitzes vom Staatsbürgerrecht unabhängig ist). Rücksichtlich der Rechtsfähigkeit kommen die Grundsätze desjenigen Ortes zur Anwendung, dem das betreffende Rechtsverhältnis selbst unterworfen ist. Anders hinsichtlich der Handlungsfähigkeit, welche nach dem Domizil beurteilt wird; doch wollen hier neuere Gesetze die Handlungsfähigkeit eines im Inlande Verpflichtungen eingehenden Ausländers nach inländischen Gesetzen beurteilt wissen (z. B. Allgemeine Deutsche Wechselordnung, Art. 84). Nach allgemeinem Gewohnheitsrecht ist ein Rechtsgeschäft in Rücksicht auf seine Form gültig, wenn auch nur die Gesetze des Ortes der Errichtung beobachtet sind (locus regit actum), ausgenommen es handle sich um Immobilien, wo die lex rei sitae vielfach unbedingt zu beobachten ist. Diese lex rei sitae ist entscheidend für das ganze Gebiet des Sachenrechts; doch werden manchmal Mobilien nach dem Recht des Domizils des Eigentümers beurteilt.

Bei Obligationen können in Betracht kommen: 1) Recht des entscheidenden Gerichts lex fori, 2) Recht des Ortes, wo die Obligation entstand, 3) Recht des Erfüllungsortes, 4) Recht des Domizils der betreffenden Personen. Für Familienverhältnisse kommt meist die lex domicilii der betreffenden Personen in Betracht und gelten die ehelichen Güterverhältnisse meist durch das Recht des ersten Domizils für die Dauer der Ehe geregelt, wenn nicht das Recht des neuen Domizils für den Fall nicht vertragsmäßiger Festsetzung und öffentlicher Bekanntmachung unbedingt verpflichten will. Ebenso richtet sich nach dem Rechte des Domizils der Eltern das Verhältnis der Eltern und Kinder, die väterliche Gewalt und Vormundschaft; nach dem Rechte des Domizils der Mutter zur Zeit der Geburt der Alimentenanspruch des unehelichen Kindes, nach dem Rechte des (letzten) Domizils des Verstorbenen das Erbrecht, wie auch die Testierfähigkeit. Zum Teil ausführliche Bestimmungen enthalten die Gesetze, resp. internationalen Verträge über die streitigen Fragen des Gerichtsstandes, der Wirkung ausländischer Erkenntnisse in Civil- wie Strafsachen, der Auslieferungsfrist, der Patent- und Nachdrucksgesetzgebung.

Im Strafrechte ist anerkannt, daß wegen Verbrechen, welche im Auslande gegen den inländischen Staat (oder auch gegen die Staatsangehörigen) verübt wurden, bei Betretung des Urhebers im Inlande das inländische Gesetz zur Anwendung gelangt, z. B. nach Deutschem Reichsstrafrecht.

Litteratur. Sämtliche hier berührte Punkte gehören in das Gebiet des immer wichtiger werdenden internationalen Civil- und Strafrechts,

welche Materie beſonders förderten: in Deutſchland Savigny, Wächter, von Bar («Das internationale Privat- und Strafrecht», Hannov. 1862); in Frankreich Foelix («Traité du droit international privé», 4. Aufl. von Demangeat, Par. 1866); in Italien Fiore («Nauvean droit international», überſetzt von Pradier-Fodéré, 2. Aufl., Par. 1885; «Droit international privé», überſetzt von Pradier-Fodéré, Par. 1875); in England Phillimore («Commentaries upon international law 1854—61», 3. Aufl. 1879 fg.); in Amerika Story («Commentaries on the conflict af laws», 8. Aufl., Boſt. 1881), Wheaton («Commentaire sur les éléments du droit international», von W. Beach Lawrence, Bd. 3, Lpz. 1873), Wharton («On the conflict of laws», 2. Aufl., Philad. 1881) und Calvo («Le droit international théarique et pratique», 3. Aufl., 4 Bde., Par. 1880—81).

Kolliſion oder Zuſammenſtoß von Schiffen iſt eine der häufigſten und bedenklichſten Gefahren, denen Schiff und Ladung ausgeſetzt ſind. Beſonders in Flüſſen, Häfen und engen Meeresarmen (z. B. dem Kanal), aber auch auf hoher See mehren ſich die Fälle der K. von Jahr zu Jahr mit der wachſenden Zahl der Dampfſchiffe, weil dieſe unabhängig von der Windrichtung jeden beliebigen Kurs zu halten vermögen und außerdem der Konkurrenzkampf ſie zu immer ſchnellerer und rückſichtsloſerer Fahrt veranlaßt. Zur Verhütung des Zuſammenſtoßes der Schiffe auf See haben deshalb alle ſeefahrenden Nationen Verordnungen erlaſſen über das Führen von Lichtern, über Nebelſignale, über das Ausweichen der Schiffe, ſo die deutſche Verordnung vom 23. Dez. 1871, und auch über das Verhalten der Schiffer nach einem Zuſammenſtoß, insbeſondere über die Pflicht beider Schiffer, ſolange thunlich am Platze zu bleiben, um dem andern zu helfen, exiſtiert eine kaiſerliche Verordnung vom 15. Aug. 1876. Auch in privatrechtlicher Hinſicht iſt die K. als ein wichtiger Fall der ſog. partikulären Haverei (ſ. d.) bedeutungsvoll, mag ſie nun in einer Anſegelung, Überſegelung oder im Antreiben beſtehen. Dieſe privatrechtlichen Folgen, verſchieden, je nachdem die K. durch Zufall oder durch Schuld eines der Schiffer oder durch Schuld beider Schiffer erfolgte, ſind geregelt im Deutſchen Handelsgeſetzbuch, Art. 736—741. Wichtig iſt die K. auch für das Seeverſicherungsrecht, weil für die Folgen derſelben der Caſcoverſicherer dem Reeder auch inſoweit aufzukommen hat, als letzterer den Ladungsintereſſenten erſatzpflichtig geworden iſt.

Kollokationsurteil, auch Lokations- oder Prioritätsurteil, hieß früher die Entſcheidung im Konkursverfahren, welche die Reihenfolge (die Klaſſen) der Gläubiger beſtimmte. (Vgl. Konkurs.)

Kollontaj (Hugo), poln. Staatsmann und Publiziſt, geb. 1. April 1750 in der Wojwodſchaft Sandomir, ſtammte aus einer adeligen Familie in Litauen, erhielt ſeine Bildung auf der Akademie zu Krakau, trat in den geiſtlichen Stand und wurde 1774 Kanonikus an der krakauer Kathedrale. Nach ſeiner Rückkehr von Rom trat er in die Kommiſſion ein, die Stanislaus Auguſt zur Verbeſſerung des poln. Unterrichtsweſens in Warſchau bildete, und begann beſonders kräftig für die Reform der krakauer Akademie, namentlich durch Beſeitigung der jeſuitiſchen Feſſeln zu wirken. Im J. 1782 wählte die Univerſität K. zum Rektor auf drei Jahre; doch gelang es ſeinen Gegnern, ihn ſchon nach zwei Jahren wieder zu entfernen. K. kehrte nach Warſchau zurück, wurde Unterkanzler der Krone und einer der Haupturheber der Konſtitution vom 3. Mai 1791. Als aber die Konföderation zu Targowiza ſiegte, verlor K. ſeine Güter und mußte nach Dresden flüchten, wo er bis zum Aufſtande unter Koſciuſzko (1794) verblieb. Darauf kehrte er nach Warſchau zurück. Die Einnahme Pragas zwang ihn von neuem zur Flucht. In Galizien wurde er von den Öſterreichern gefangen und bis 1803 zu Olmütz in engem Gewahrſam gehalten. Auf Verwenden der ruſſ. Regierung freigelaſſen, hielt er ſich bis 1807 bei Krzemieniec in Volhynien auf und begab ſich nach dem Tilſiter Frieden in das Herzogtum Warſchau. Später erhielt er einen Teil ſeiner Güter zurück. Er ſtarb zu Warſchau 28. Febr. 1812.

Seine meiſt anonym erſchienenen polit. Schriften ſind mit großer Beredſamkeit verfaßt und voll klarer Gedanken. Am bemerkenswerteſten ſind die «Briefe an den Staatsreferendar und Reichstagsmarſchall Stanislaus Malachowski» (4 Bde., Warſch. 1788); ferner «Prawa polityczna narodu polskiego» (Warſch. 1790) und «Stan oswiecenia» (herausg. von E. Raczynſki, 2 Bde., Poſen 1842), worin K. den Zuſtand der Volksbildung von Polen um die Mitte des 18. Jahrh. freimütig ſchildert. Auch an dem Werke «Vom Entſtehen und Untergange der poln. Konſtitution vom 3. Mai 1791» (deutſch, 1793) hatte K. großen Anteil. Aus ſeinem Nachlaſſe ſind die hiſtor. Forſchungen «Badania historyczne» (3 Bde., Krak. 1844) und ſeine Korreſpondenz mit Czacki (4 Bde., Krak. 1845) erſchienen.

Kolloquium (lat.), bezeichnet ſoviel als Geſpräch, Unterredung. Vorzugsweiſe nannte man ſonſt in den Schulen die lat. Redeübungen Colloquia. Man faßte auch dergleichen Geſpräche für die Schüler ab, und berühmt ſind in dieſer Beziehung die «Collaquia» des Erasmus. Zur Zeit der Kirchenreformation nannte man zuweilen die Religionsgeſpräche Colloquia, welche die ſtreitenden Parteien untereinander abhielten. Jetzt bezeichnet man mit Colloquium gewöhnlich die gelehrte, die Stelle der Prüfung vertretende Unterredung mit den Vorgeſetzten, welcher ſich prot. Geiſtliche bei Beförderung zu einem höhern Amte oder dem Übertritt in eine andere Landeskirche unterziehen müſſen.

Kolloverſchluß, ſ. Warenverſchluß.

Kolluſion (lat.) heißt jede auf rechtswidrige Täuſchung dritter gerichtete Verabredung, wie z. B. zwiſchen dem Anwalt der einen Partei und dem Gegner, um letzterm auf Unkoſten des Machtgebers einen unrechten Vorteil zuzuwenden. Inbeſondere bezeichnet man im deutſchen Strafverfahren mit K. die Verabredung, welche eine Übereinſtimmung der wahrheitswidrigen Ausſage mehrerer Perſonen herbeizuführen ſucht, um dadurch die Entdeckung der Wahrheit zu vereiteln. Die deutſche Praxis und auch neuere deutſche Strafprozeßordnungen ermächtigen den Unterſuchungsrichter, bei zu beſorgender K. zur Verhaftung (Kolluſionshaft) zu ſchreiten. (S. Haft und Unterſuchungshaft.) Dem engl. Recht iſt Kolluſionshaft fremd.

Kolluthos, ſ. Koluthos.

Kollyridianerinnen, ſ. unter Maria (Mutter Jeſu).

Kolmar, Hauptſtadt des deutſchen Bezirks Oberelſaß, ſ. Colmar.

Kolmården, ſ. unter Bräviken.

Kolmberg, Berg bei Oſchatz (ſ. d.).

Köln, das ehemalige Erzſtift im Kurrheiniſchen Kreiſe, zumeiſt auf dem linken Ufer des Rheins

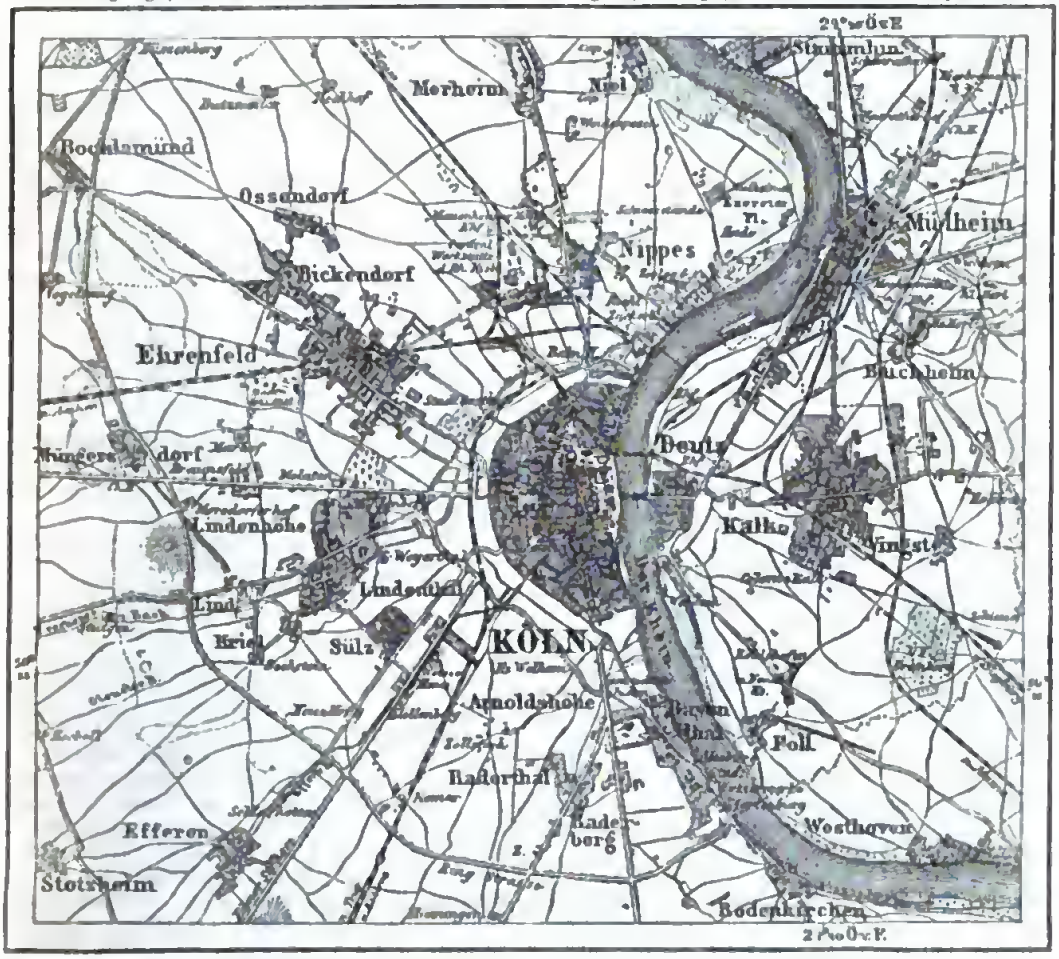
gelegen, ein ziemlich zerstückeltes Ländchen, umfaßte auf ungefähr 2750 qkm gegen 100 000 E. und zerfiel in das Ober- und Unterstift. Außerdem gehörten noch zu dem stiftischen Lande die Grafschaft Recklinghausen und das Herzogtum Westfalen, mit denen es zusammen ein Areal von etwa 6600 qkm mit 230 000 E. und 1 800 000 Mark jährliche Einkünfte hatte. Den Namen führte es von der Reichsstadt Köln (s. d.), wo auch das Domkapitel seinen Sitz hatte; die spätere Residenz war Bonn (s. d.). Der Erzbischof war der dritte geistliche Kurfürst des Deutschen Reichs und Erzkanzler desselben in Italien, sowie auch des Papstes. Wegen der Krönung des deutschen Kaisers führte der Kurfürst mit dem von Mainz einen langen Streit, der 1657 dahin entschieden wurde, daß die Krönung von dem vollzogen werden solle, in dessen Sprengel der Krönungsort liege. Ein Bistum bestand schon frühzeitig zu K.; als erster Bischof wird Maternus, zu Anfang des 4. Jahrh., genannt. Durch Karl d. Gr. wurde K. Ende des 8. Jahrh. zum Erzbistum erhoben; als Suffraganbischöfe aber waren demselben Utrecht (bis 1559), Lüttich, Minden (bis 1648), Münster, Osnabrück und Bremen (bis Mitte des 9. Jahrh.) untergeben. Unter dem Erzbischof Bruno I. (953—965), dem Bruder Kaiser Ottos I., gewann das Stift sehr bedeutend an Ansehen und Macht; ebenso unter Heribert (999—1021). Anno II. (1056—75) wurde besonders merkwürdig als Vormund und Ratgeber Kaiser Heinrichs IV. (s. d.). Reginald von Dassel (1159—67) war ein treuer Genosse Kaiser Friedrichs I., der ihm Andernach überließ; Philipp I. von Heinsberg (1167—91), ein glücklicher Krieger, erwarb bei der Ächtung Heinrichs des Löwen den westl. Teil des alten Engern unter dem Namen des Herzogtums Westfalen (1180). Engelbert I. (1216—25) wurde 1220 von Kaiser Friedrich II. bei dessen Zuge nach Italien zum Reichsverweser bestimmt und wirkte als solcher sehr vorteilhaft.

Unter Konrad I. von Hochstaden (1238—61), der den Grund zum Dome legte, begannen die langwierigen Streitigkeiten mit der Stadt K., die unter Engelbert II. von Falkenburg (1261—74) die Verlegung der erzbischöfl. Residenz nach Bonn zur Folge hatten. Im J. 1369 kam die Grafschaft Arnsberg durch Schenkung des letzten Grafen Gottfried an das Erzstift. Gebhard, Truchseß von Waldburg, trat aus Liebe zur Gräfin Agnes von Mansfeld zur prot. Kirche über und wurde deshalb 1583 vom Papst exkommuniziert und hierauf des Erzbistums verlustig. Ihm folgten nacheinander die Herzöge Ernst 1583, Ferdinand 1612, Maximilian Heinrich 1650, Joseph Clemens 1688 und Clemens August 1723 von Bayern, und diesem 1761 Maximilian Friedrich, Graf von Königsegg-Rotenfels, der die Universität zu Bonn stiftete. Unter Maximilian Franz Xaver, Erzherzog von Österreich, Sohn des Kaisers Franz I., der 1784 den erzbischöfl. Stuhl bestieg, 1794 durch die Franzosen aus Bonn vertrieben wurde, anfangs in Mergentheim lebte und 26. Juli 1801 in Hetzendorf bei Wien starb, wurde das Erzstift im Frieden zu Lunéville 1801 säkularisiert und der Teil auf dem linken Rheinufer an Frankreich, der auf dem rechten an Nassau-Usingen, Wied-Runkel, Hessen-Darmstadt und Aremberg abgetreten. Der Wiener Kongreß brachte das ganze kölner Gebiet an Preußen. Bei der neuen Organisation des Erzstifts 1824 wurde der Graf Spiegel zum Desenberg und Canstein zum Erzbischof gewählt, dem 1835 Clemens August, Freiherr von Droste zu Vischering, folgte. Als letzterer 1837 in seiner amtlichen Wirksamkeit suspendiert ward, trat der Generalvikar Hüsgen als Kapitularverweser ein. Nach Hüsgens Tode ließ sich der Erzbischof bewegen, 1842 den Bischof von Speier, Geißel, zum Koadjutor zu wählen, der auch 1845 nach dem Tode Drostes den erzbischöfl. Stuhl bestieg und im Nov. 1850 zum Kardinal erhoben wurde. Derselbe starb 1864. Sein Nachfolger wurde der Bischof von Osnabrück, Paul Melchers, der 1866 sein Amt antrat, aber infolge der Maigesetze 1876 seines Amts entsetzt wurde. Vgl. Mering, «Die Bischöfe und Erzbischöfe von K.» (2 Bde., Köln 1842—44); Ennen, «Frankreich und der Niederrhein oder Geschichte von Stadt und Kurstaat K. seit dem Dreißigjährigen Kriege» (2 Bde., Köln 1855—56); derselbe, «Geschichte der Stadt Köln» (5 Bde., Köln und Neuß 1862—79); Walter, «Das alte Erzstift und die Reichsstadt K.» (Bonn 1866); Jaffé und Wattenbach, «Ecclesiae metropolitanae Coloniensis codices» (Berl. 1874); Ley, «Die kölnische Kirchengeschichte» (Bd. 1, Köln 1882).

Köln (Colonia Agrippina, frz. Cologne), die bedeutendste Stadt der preuß. Rheinprovinz und Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks, in Verbindung mit dem am rechten Rheinufer, K. gegenüber, liegenden und als Brückenkopf dienenden Deutz (s. d.) eine Festung ersten Ranges, dehnt sich in Form eines Halbkreises am linken Ufer des Rheins aus und gewährt mit den vielen Türmen und stattlichen Gebäuden am Strome ein imposantes Bild. Mit Deutz ist K. durch eine Schiffbrücke, sowie durch die 3. Okt. 1859 eröffnete stehende Brücke der Köln-Mindener Eisenbahn verbunden. Letztere ist ein großartiger Bau (Gitterbrücke von 412 m Länge), der auf drei Strom- und zwei Landpfeilern ruht und aus zwei Abteilungen besteht; die eine derselben dient nur dem Eisenbahnverkehr und hängt durch einen Viadukt mit dem kölner Central-Personenbahnhofe zusammen, während der für Fuhrwerke und Personen bestimmte Teil mittels einer Rampe auf dem Platze hinter dem Dome mündet. Die Brücke wird von sechs Türmen flankiert und ist am Eingange der kölner Seite (linkes Ufer) von einer Reiterstatue Friedrich Wilhelms IV. (von Bläser), auf der deutzer Seite (rechtes Ufer) von einer Reiterstatue Kaiser Wilhelms I. (von Drake) geschmückt. K. zählt (1880) 144 772 E. (mit der Garnison von 5500 Mann), wovon 118 845 Katholiken, 21 246 Evangelische und 4523 Juden. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut und besitzt besonders nach dem Rheine zu noch viele enge, dunkle Gassen mit hohen altertümlichen Häusern. Erst in neuerer Zeit ist K. verschönert und modernisiert worden und sind viele schöne Privat- und öffentliche Gebäude entstanden, ältere städtische Gebäude (Rathaus, Gürzenich) in ihren Hauptteilen umgebaut worden. Seit 1882 ist K. in einer vollständigen Umgestaltung begriffen. Die Stadt hat vom Reiche die alten, seit dem Anfange des 13. Jahrh. entstandenen und seitdem vielfach erweiterten Festungswerke gekauft; das Reich verwendet den Kaufpreis (12 Mill. Mark) zur Herstellung einer neuen Umwallung. Das Areal der Stadt wurde hierdurch um mehr als das Doppelte der Altstadt erweitert. In der Neustadt ist eine prachtvolle Ringstraße im Entstehen, die 5 km lang und auf ihren schmalsten Strecken 32 m breit ist; die Hauptstrecke (Kaiser-Wilhelm-Ring) ist 63 m breit.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Einen ungewöhnlichen Reichtum besitzt K. an alten architektonischen Werken, unter denen in erster Linie die Kirchen zu nennen sind. Unter ihnen sind der roman. Baustil und der Übergangsstil stark vertreten. Als eine der ältesten Kirchen K.s gilt St. Gereon. Die Kirche St. Marie im Kapitol wurde 1049 durch Papst Leo IX. geweiht, St. Georg 1067; St. Aposteln, St. Martin und St. Gereon gehören in heutiger Gestalt dem 12. Jahrh. an, haben aber gegen Ende der roman. Periode mancherlei Veränderungen und Erweiterungen erfahren und zeigen bereits den Übergangsstil in wundervollen Modifikationen. St. Kunibert wurde 1247 vollendet. Die Kirchen St. Johann Baptist, St. Ursula, St. Cäcilia und St. Andreas sind einfacher und fallen in die Zwischenzeit. In die got. Periode gehören außer dem hochberühmten Kölner Dom (s. d.) die Kirche St. Severin, die auf roman. Grundlage aufgebaut ist, die Minoritenkirche und das Chor von St. Andreas. Die 1621—29 erbaute Jesuitenkirche erscheint als eine späte Nachahmung der got. Kunst. Der Neuzeit gehört die evang. St. Trinitatiskirche mit ihrer Säulenhalle, ein Werk König Friedrich Wilhelms IV., an. Die ältern Kirchen sind völlig restauriert. Aus der Römerzeit sind Reste der Stadtmauer vorhanden. Der sog. Römerturm in der Zeughausstraße ist ein Bau aus der Merovinger Periode. Mehrere röm. Mosaikböden, die in K. gefunden wurden, sind im Museum aufbewahrt. Das Rathaus wurde im 13. Jahrh. begonnen und neuerdings unter Leitung des Stadtbaumeisters Raschdorff völlig umgebaut. Der Hansesaal im Innern imponiert durch die Farbenpracht sowie durch die symbolischen Statuen an der Südseite. Die Façade nach dem Altenmarkte ist völlig neu. Der 1880 durch Stadtbaumeister Weger gänzlich erneuerte Vorbau am Stadthausplatz mit seinen Säulen, Basreliefs und Inschriften gehört der Renaissance an, während der Turm (1407—14) gotisch ist. Der gleichfalls got. Gürzenich, 1441—52 erbaut, ist das großartigste der ältern nichtkirchlichen Gebäude K.s. Derselbe wurde 1856 durch einen Anbau an der Nordseite erweitert und im Innern total neu umgebaut. Im Erdgeschoß befindet sich die Börse. Der große Festsaal (51 m lang und 22 m breit) bildet eine mächtige Halle, bestehend aus einem 14 m hohen, von 22 reichgeschnitzten hölzernen Säulen getragenen Mittelschiffe und rings herumlaufenden Seitenschiffen von 7,7 m Höhe. Dieser Saal wird (1881) durch ein 50 m langes Wandgemälde, den am 16. Okt. 1881 bei dem Feste der Dombauvollendung zu Ehren des Kaisers veranstalteten geschichtlichen



Maßstab 1:100000 1 0 1 2 3 Kilometer.

Topographische Lage von Köln.

Festzug darstellend, geschmückt. Sehenswert sind auch darin die mittelalterlichen Kamine. Unter den Bauwerken aus neuester Zeit sind noch zu nennen: das Gerichtsgebäude, das monumentale Hohenstaufenbad und das Museum Wallraf-Richartz, welches eine reiche Sammlung von röm. und mittelalterlichen Altertümern, sowie von Gemälden, darunter eine große Folge aus der altkölnischen Schule, enthält. Durch Ankäufe seitens der Stadt und durch Schenkungen ist die Zahl der neuern Kunstwerke sehr erheblich geworden. Eine Reiterstatue Friedrich Wilhelms III., von Bläser modelliert, wurde 26. Sept. 1878 auf dem Heumarkt, ein Denkmal Bismarcks, von Schaper modelliert, 1. April 1879 auf dem Augustinerplatz, ein Standbild des Grafen Moltke, von Schaper modelliert, auf dem Laurenzplatz 26. Okt. 1881 enthüllt.

Außer der Regierung für den Bezirk haben zu K. noch das Oberlandesgericht für den Geltungsbezirk des rhein. Rechts in der Rheinprovinz und Birkenfeld, ein Land- und Schwurgericht, ein Amtsgericht, ein Erzbischof nebst Domkapitel, der Kommandeur der 15. Division und die damit in Verbindung stehenden Militärbehörden ihren Sitz. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen vier Gymnasien, drei Realschulen, eine gewerbliche Fachschule, eine höhere Töchterschule. Unter den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst sind, außer dem erwähnten Museum, noch das an Urkunden ungemein reiche städtische Archiv und die Bibliothek, ferner die in einem eigenen Gebäude untergebrachte Jesuitenbibliothek, die Bibliothek des Priesterseminars u. s. w. zu nennen. Das erzbischöfl. Museum auf dem Domhofe ist eine Sammlung mittelalterlicher Kunstgegenstände, kirchlicher Gefäße, Gerätschaften u. s. w. Der zoolog. Garten und die Flora mit reichen Gewächshäusern, mit denen eine höhere Gartenbaulehranstalt verbunden wird, dienen als Vergnügungslokale. Die Musik wird in K. sehr gepflegt. Die Musikalische Gesellschaft dient den Musikfreunden zum geselligen Mittelpunkte. Das Konservatorium der Musik und die Gürzenich-Konzerte stehen unter der Leitung des städtischen Kapellmeisters Dr. Wüllner. Außerdem findet der Gesang seine Pflege in vielen Vereinen, unter denen der Männergesangverein sich europ. Ruf erworben hat. Die Industrie in K. ist ungemein ausgedehnt und der Handel wahrhaft großartig. Letzterm dienen die Linien Berlin-Hannover-K., K.-Zevenaar, K.-Herbesthal und K.-Bingerbrück der Preußischen Staatsbahnen, die sich nach den verschiedensten Richtungen hin verzweigen, ferner die Dampfschlepp- und Segelschiffe auf dem Rheine, endlich ein bedeutendes Frachtfuhrwesen nach den Gegenden, wohin weder Eisenbahnen noch Wasserstraßen führen. Der Hafenverkehr K.s betrug im J. 1883: 7563 Schiffe mit 5775744 Ctr. Die Industrie beschäftigt viele Tausende von Arbeitern. Ihre Hauptzweige sind die Fabrikation von Zucker, Tabak, Leim, Goldleisten, Tapeten, Eau de Cologne, Seife, Leder, Möbeln, Klavieren, Maschinen, Chemikalien, Spiritus u. s. w. K. ist der Sitz einer Reichsbankhauptstelle. Dem Kreditwesen dienen außerdem viele Bankhäuser, ferner der A. Schaaffhausensche Bankverein, die Kölnische Privatbank, eine Bank für Rheinland-Westfalen und eine Kölnische Kommerz- und Wechselbank. Das Versicherungswesen ist vertreten durch die Lebensversicherungsgesellschaft Concordia, die Feuerversicherungsgesellschaft Colonia, die Hagelversicherungsgesellschaft und die Rückversicherung. K. ist außerdem Sitz der königl. Direktionen (linksrheinisch und rechtsrheinisch) der frühern Rheinischen und Köln-Mindener Eisenbahnen und der Kölnischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, einer Oberpostdirektion und einer Telegraphendirektion. Die Vorstädte sind durch Pferdeeisenbahnen mit K. verbunden. Bei den vielen Fremden, die K. namentlich im Sommer besuchen, gewährt die Stadt ein reichbewegtes Leben. Die großartigen Festungswerke K.s bestehen aus einer neuen Umwallung mit Graben und weit vorgeschobenen Forts, die durchschnittlich 7,5 km vom Dome entfernt sind und also Mülheim und die übrigen Vororte mit decken.

Die Stadt verdankt ihren Ursprung den Römern und wurde auf Antrieb des Marcus Agrippa um 37 v. Chr. durch die Ubier angelegt, daher sie auch anfangs Ubiorum oppidum hieß. Durch eine Kolonie, die des Kaisers Claudius Gemahlin Agrippina 50 n. Chr. hierher führte, ward sie vergrößert und nun Colonia Agrippinensis, später Colonia Claudia Agrippina genannt. Nachdem sich die Franken der Stadt bemächtigt, kam sie bei der Teilung der fränk. Monarchie 511 an Austrasien und durch Vergleich zwischen Ludwig von Deutschland und Karl dem Kahlen von Frankreich 870 an Deutschland. Sie trat zu Anfang des 13. Jahrh. in den Bund der Hansa, in welchem sie mit Lübeck um den Vorrang stritt, und um die Mitte jenes Jahrhunderts in den rhein. Städtebund. Als Freie Reichsstadt lag sie stets mit den Erzbischöfen in Streit, die ihre Freiheit nicht anerkennen wollten und sie stets ihre fürstl. Stadt nannten. Wie durch Handel, dessen Blüte aber mit der Hansa sank, so war sie auch ihrer Malerschule und Universität wegen berühmt, die 1388 gestiftet und 1801 gleich den zahlreichen Stiftskapiteln, den Abteien, Kommenden des Deutschen und des Malteserordens, den Klöstern unter der franz. Herrschaft geschlossen wurde, wo die Stadt auch ihre Freiheit verlor.

Vgl. Kiefer, «Neueste vollständige Beschreibung der Stadt K.» (neue Aufl., Köln 1850); Stramberg, «Antiquarius der Stadt K.» (Bd. 1, Kobl. 1862—63); Ennen, «Geschichte der Stadt K.» (Bd. 1—5, Köln und Neuß 1862—79); derselbe, «Zeitbilder aus der neuern Geschichte der Stadt K.» (Köln 1857); derselbe mit Eckertz, «Quellen zur Geschichte der Stadt K.» (Bd. 1—6, Köln 1860—79); Walter, «Das alte Erzstift und die Reichsstadt K.» (Bonn 1866); «Chroniken der niederrhein. Städte» (Tl. 1: «Köln», 3 Bde., Lpz. 1875—77); Ennen, «Führer durch die Stadt K.» (2. Aufl., Köln 1879); «Neuester Führer durch K.» (Köln 1881); Helmken, «K. und seine Denkwürdigkeiten» (3. Aufl., Köln 1883); Höhlbaum, «Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von K.» (Bd. 1 u. 2, Köln 1883—84).

Der Regierungsbezirk Köln hat ein Areal von 3975 qkm, zählt (1880) 702934 E., worunter 103924 Evangelische, 587937 Katholiken und 10370 Juden, und zerfällt in die 11 Kreise: K.-Stadt, K.-Land (445 qkm mit 121795 E.), Bergheim, Bonn, Rheinbach, Euskirchen, Mülheim, Siegkreis, Wipperfürth, Waldbröl, Gummersbach.

Kölner Dom, das vollendetste Muster der got. Baukunst, hat seinen Ursprung in einem Dome, den unter der Regierung und Beteiligung Karls d. Gr. der Erzbischof Hildebold 814 an derselben Stelle zu bauen begann, welche der gegenwärtige Bau einnimmt. Als Friedrich I. Barbarossa

Digitized by Google

1162 die von Mailand erworbenen Gebeine der Heiligen drei Könige dem Dome von Köln zum Geschenk machte, wurde dieser dadurch das Ziel zahlreicher Pilgerfahrten, und da zugleich der Reichtum der Hondelsstadt zunahm und die got. Baukunst sich dem Gipfelpunkte ihrer Entwickelung näherte, so genügte der erste Bau nicht mehr. Eine Feuersbrunst, die den alten Dom zerstörte, ward 1248 Veranlassung zu einem Neubau. Noch in demselben Jahre wurde vom Erzbischof Konrad von Hochstoden der Grundstein dazu mit großen Feierlichkeiten gelegt, und zwar nach jenem großen Entwurfe, dessen volle Ausführung erst in neuerer Zeit aufgenommen wurde. Nach dem Meister jenes ersten Entwurfs ist vielfach, ohne ein ganz sicheres Ergebnis, geforscht worden. Seit 1255 wird Gerhard von Rile als Meister und Leiter des Baues genannt. Später traten jedoch durch mannigfache Zwistigkeiten der Stadt mit den Erzbischöfen Hindernisse ein, sodaß erst 1322, also im 74. Jahre nach der Grundsteinlegung, die Einweihung des Chors, des einzig vollendeten Teils, erfolgen konnte. So weit hatte Meister Johann den Bau im 21. Jahre seiner Bauführung gebracht. Die Reihe der Meister in den Schreinsbüchern bricht mit Rütger, dem Nachfolger Johanns, 1332 ab. Mißbräuche beim Einsammeln der Beiträge und dadurch notwendig gewordene Verbote des Sammelns überhaupt, die Kriege des Erzbischofs Theodorich von Mörs ließen den Bau nur langsam wachsen. Doch wurde bis 1437 die Vorhalle im südl. Turme vollendet, der Turm selbst aber bis 55 m hoch aufgeführt. Auch wurde damals der schon zum Wahrzeichen gewordene Kran mit einem Dache versehen. Neue Glocken kamen hinein. Am Ende des 15. Jahrh. wurden die schönen Glasgemälde in der nördl. Nebenhalle eingesetzt. Das letzte Fenster trägt die Jahreszahl 1509.

Von da an stockte der Bau. Vollendet waren von den fünf Hauptteilen desselben nur die beiden östlichen, das Chor und die es umstehenden Kapellen. Mit Eintritt der Kirchenreformation blieb der Bau völlig liegen. Das 16. Jahrh. sorgte nur noch für die innere Ausschmückung durch Denkmäler, womit man im 17. Jahrh. fortfuhr. Inzwischen aber arbeiteten an der Zerstörung des Außern die Wirkungen des Dreißigjährigen Kriegs, der sinkende Wohlstand Kölns, die Zwistigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft. Dazu kam im 18. Jahrh. der Krieg, der den Dom in ein Futtermagazin verwandelte und 1802 Köln in die Gewalt des Feindes brachte.

Erst durch Friedrich Schlegel und die Brüder Boisserée wurde die Aufmerksamkeit aller Gebildeten wieder auf den Dom gelenkt. Mit aller Energie wurde jetzt die Ausbesserung betrieben, und als durch den Frieden von Paris 1814 Köln an Preußen fiel, begann eine geordnete Fürsorge für Erhaltung und Herstellung des Baues. Nach einer Untersuchung durch Schinkel leiteten Frank und Ahlert die umfassenden Reparaturen. Das kölner Erzbistum wurde 1825 wiederhergestellt, die Teilnahme der Bevölkerung wieder geweckt, die früher gebräuchliche Kathedralsteuer konnte wieder eingeführt werden. Nach Ahlerts Tode (1833) folgte als Dombaumeister Zwirner. Die Wiederherstellungsbauten nahten allmählich ihrem Ende, und man begann an den Weiterbau zu denken. Bald nach der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. ward der Ausbau des Kreuzschiffes und der nördl. und südl. Portale angeordnet, und nun erwachte eine ungemeine Begeisterung für den Dombau. Es bildete sich 8. Dez. 1841 ein Central-Dombauverein in Köln, welcher der Mutterverein von weit über hundert andern Dombauvereinen wurde. Dichter, Musiker und Schriftsteller wirkten für das große Werk; viele Legate wurden zu seinen Gunsten gemacht. Die Kosten der Reparatur hatten sich auf 350 000 Thlr. belaufen. Unter großen Festlichkeiten konnte 4. Sept. 1842 die Grundsteinlegung zum Weiterbau vollzogen werden. Im Juli desselben Jahres war das «Domblatt», das Organ der Domvereine, gegründet worden. Eine andere Feier entfaltete sich im Sept. 1848, welche dem vor 600 Jahren eröffneten Beginn des Baues galt. Bei dieser Gelegenheit schenkte König Ludwig I. von Bayern vier Glasfenster, welche er durch H. Heß, Ainmüller, Hellweger und A. Fischer hatte anfertigen lassen; sie kosteten 70000 Fl. Reichlicher Zufluß kam durch die jährlichen Leistungen der in Köln domicilierenden anonymen Gesellschaften. Seit 1850 bestanden auch akademische Dombauvereine, etwa 20, an verschiedenen Hochschulen und akademischen Lehranstalten. Die Genehmigung einer Dombau-Prämienkollekte bot ebenfalls reiche Mittel zur Förderung des Baues, welcher nach dem 1861 erfolgten Tode Zwirners durch den Dombaumeister Voigtel geleitet wurde, und so konnte 15. Okt. 1863 die Vollendung der Domkirche selbst in allen Teilen, mit Einschluß des Dachreiters auf der Kreuzvierung, durch ein Fest gefeiert werden. Es fehlte nur noch die Vollendung der Türme. Nachdem 1868 der nördl. Hauptturm die Höhe des südl. Turms erreicht hatte, wurden beide Türme, nach Beseitigung des alten Domkrans, gleichmäßig aufgeführt. Ende 1876 waren beide Türme so weit gefördert, daß im Sommer 1877 mit dem Helm des südl. Turms begonnen werden konnte. Dem Dombaumeister Voigtel war es vergönnt, innerhalb 23 Jahren die Türme des kölner Doms, der zur Zeit höchsten Bauwerke der Erde, zu vollenden, und am 15. Okt. 1880 konnte in Gegenwart Kaiser Wilhelms, der Kaiserin Augusta, im Beisein fast aller deutschen Fürsten, der Schlußstein auf die Kreuzblume des südl. Turms gesetzt werden. Der Bau der beiden Westtürme erforderte eine Summe von 11 Mill. Mark; die Gesamtausgabe für die Restauration des Domchors, den Fortbau des Kirchenschiffes und den Bau der Westtürme in den J. 1828—84 betrug 20½ Mill. Mark.

Dem Grundriß nach ist der Dom eine kreuzförmige Basilika, deren fünfschiffiges Langhaus von einem dreischiffigen Querhaus durchschnitten wird. Die ganze Länge des Gebäudes beträgt 135,s m, die Breite 61 m, die im Querschiffe 86 m; die Höhe bis zum untern Rande des Dachs 46 m, bis zum Dachfirst 61,s m; die Höhe des über der Vierung aufsteigenden Mittelturms (Dachreiters) 109,s m. Die Westfaçade, welche vollständig nach den noch erhaltenen Originalplänen aus dem 14. Jahrh. ausgeführt ist, gilt mit ihren beiden gewaltigen Türmen, dem dazwischen sich öffnenden Hauptportal und dem großen Mittelfenster für das schönste Beispiel des bis zur äußersten Konsequenz durchgeführten Systems der nach oben immer luftiger und leichter aufsteigenden, sich fortwährend verjüngenden Strebemassen. Die Türme haben eine Höhe von 157 m über dem Fußboden der Domkirche und

160 m über dem Pflaster des Domplatzes; sie erheben sich in vier Stockwerken, die drei untern sind viereckig, das vierte ist achteckig und von prachtvoll durchbrochenen schlanken Helmen gekrönt. Das Hauptportal ist 29,3 m hoch, 9,5 m breit; die beiden Nebenportale je 11,6 m hoch, 6,6 m breit; das Mittelfenster 14,75 m hoch, 6,25 m breit. Die Arme des Querschiffs finden ihren Abschluß in dem Nord- und Südportal, welche ausschließlich nach Zwirners Entwürfen erbaut sind, da die alten Pläne hierzu nicht mehr vorhanden waren. Das Nordportal ist einfach gehalten; überaus glänzend dagegen das Südportal, dessen reicher, nach Schwanthalers Entwürfen ausgeführter Bilderschmuck ein Geschenk des Kaisers Wilhelm ist. Das 1322 vollendete Chor, um welches sich ein Kranz von sieben Kapellen legt, zeigt in seinem untern Teile die edeln strengen Formen des frühgot. Stils in reinster Entwickelung, in seinem obern Teile die Pracht und den elastisch bewegten Schwung der vollendeten Kunst. Aus den Pfeilern des Unterbaues steigt ein reiches System von Strebepfeilern und Strebebogen auf, welche den Gewölben als Widerlager dienen und eine Vermittelung zwischen den niedrigen Seitenschiffen und Kapellen und dem hohen Mittelschiff herstellen. Das Innere wird von 56 Pfeilern getragen und ist 119 m lang; das Mittelschiff 15 m breit, 45 m hoch; jedes der vier Seitenschiffe 8,18 m breit, 19 m hoch. Der ganze Dom bedeckt einen Flächenraum von 6166 qm. Im Innern des Doms sind die gemalten Fenster sowie der Statuenschmuck der Säulen durch freiwillige Gaben beschafft worden. Die große Orgel ist an die Nordseite verlegt worden, wo sich in einem Anbau Sakristei, Archiv und Bibliothek des Doms befinden. Infolge des Friedensschlusses mit dem Großherzogtum Hessen (1866) wurden die unter der ersten franz. Republik nach Darmstadt gekommenen Handschriften u. s. w. dem Dom zurückgegeben. Die große, 1874 von Hamm in Frankenthal aus 22 eroberten franz. Kanonen gegossene Kaiserglocke (3,7 m hoch, mit einem Durchmesser von 3,42 m am Schlagring, 54300 Pfd. schwer, die größte und schwerste aller Glocken, welche geläutet werden) wurde 1880 mit den übrigen vier mittelalterlichen Domglocken in den neuen eisernen Glockenstuhl im dritten Stockwerke des südl. Turms aufgehängt. (Hierzu eine Tafel: Der Kölner Dom. Vgl. auch Tafel: Baustile VIII, Fig. 3, 5 und 11, Bd. II, S. 608.)

Außer den Prachtwerken von S. Boisserée (s. d.) vgl. Fahne, «Diplomatische Beiträge zur Geschichte der Baumeister des Kölner Doms» (Düsseld. 1819); Bock, «Der Kunst- und Reliquienschatz des Kölner Doms» (Köln u. Neuß 1870); «Vollständige Geschichte und Beschreibung des Kölner Doms» (Köln 1874); Schmitz, «Der Dom zu Köln, seine Konstruktion und Ausstattung» (histor. Text von Ennen, Köln 1877); Wiethase, «Der Dom zu Köln» (Frankfurt a. M. 1884), und die Monographien von Pfeilschmidt, de Noël, Kiefer, Binzer u. s. w.

Kölner Gelb, eine gelbe Deckfarbe, besteht aus Chromgelb, das mit Gips oder schwefelsaurem Bleioxyd vermischt ist.

Kölner Schwarz, soviel wie gereinigte Knochenkohle.

Kölnische Erde, weißer Thon aus der Gegend von Köln; auch soviel wie Umbra.

Kölnische Mark, s. unter Mark (Gewicht).

Kölnisches Wasser, s. Eau de Cologne.

Kölnische Zeitung, s. unter Du Mont.

Kolno, Kreisstadt im russ.-poln. Gouvernement Lomza, unweit der preuß. Grenze, mit 4672 E., darunter viel Juden, hat starken Getreidehandel.

Kolo, im ehemaligen Königreich Polen zuweilen der Name der kleinen Landtage (sejmski), welche sich in den Wojwodschaften versammelten und aus den Adeligen und den Senatoren der betreffenden Wojwodschaft bestanden. Sie hatten für den großen oder gewöhnlichen Landtag (sejm zwyczajny) Abgeordnete zu wählen und Kandidaten für Staatsämter vorzuschlagen, sowie die Beschlüsse des großen Landtags entgegenzunehmen (sejmiki relacyjne).

Kolo, Kreisstadt im russ.-poln. Gouvernement Kalisch, auf einer Insel in der Warthe, mit (1882) 9712 E., darunter viele Juden, hat Leinwebereien, Gerbereien und Ölmühlen.

Kolo, serb. Nationaltanz, wörtlich «Rad», eine Art Rundtanz.

Kolobeng, Station Livingstones im Lande der Betschuanen (s. d.).

Kolobion, bei den alten Griechen ein Unterkleid ohne Ärmel oder mit Ärmeln, die nur die Hälfte des Oberarms bedeckten; ein derartiges bis an die Knie reichendes Kleid der alten Christen, Tracht der Bischöfe, unmittelbar über der Alba, und der Mönche.

Kolobōma (grch.) ist eine angeborene Spaltbildung am Auge, kann das obere Lid, die Regenbogenhaut oder die Aderhaut betreffen. Im ersten Falle durchsetzt der Spalt das obere Lid vom freien Lidrande an vertikal nach oben, im zweiten die ganze Breite der Regenbogenhaut in der Richtung nach unten oder unten innen, sodaß die Pupille die Form einer Birne zeigt; im dritten Falle erstreckt sich ein streifenförmiger Defekt der Aderhaut im untern Teil des vertikalen Meridians von vorn nach hinten. Der angeborene Lidspalt ist meistens durch eine Operation zu beseitigen; das K. der Regenbogenhaut und Aderhaut ist einer Therapie nicht zugänglich, die damit behafteten Augen haben in der Regel eine mehr oder weniger herabgesetzte Sehschärfe.

Kologriw, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kostroma, am linken Ufer der Unscha, mit (1882) 2787 E., ist Stapelplatz für Bauholz.

Kolókol (russ.), die Glocke, Titel einer von Alex. Herzen (s. d.) von 1857 bis 1865 herausgegebenen russ. Zeitung.

Kolokolnik (russ.), der Glockenturm in Rußland, meist neben der Kirche erbaut.

Kolokotrónis (Theod.), Kriegsheld und Parteiführer im griech. Befreiungskampfe, Sohn eines berühmten Anführers der Armatolen in Korinth Namens Konstantinos, den die Türken verräterisch umbrachten, wurde 15. April 1770 auf dem Berge Rhamowúni in Messenien unter einem Baume geboren und durchzog in seiner Jugend als Bandenführer die Halbinsel. Als er 1806 nach Zante geflüchtet war, trat er auf den Jonischen Inseln in Kriegsdienst und ward später Oberst eines dort errichteten griech. Regiments. Seit März 1821 galt K. neben Petros Mauromichalis als einer der Hauptanführer der Griechen. So that er sich namentlich bei der Einnahme von Tripolizza und Korinth (1821), sowie bei der Eroberung von Nauplia (1822) hervor. Der Kongreß zu Ástros ernannte ihn 1823 zum obersten Befehlshaber des Peloponnes, und bald darauf ward er Vizepräsident des Vollziehungsrats. Nachdem er schon auf jenem Kongreß in Opposition gegen die Regierung

KÖLNER DOM.

Der Kölner Dom.

getreten, kam es bald nachher zu offener Widersetzlichkeit. Sein Sohn, Panos K., damals im Besitz der Festung von Nauplia, verweigerte die Übergabe derselben an die Regierung Anfang 1824, fand jedoch in dem nämlichen Jahre vor Tripolizza seinen Tod. K. der Vater unterlag mit seiner Partei und ward einige Monate als Gefangener in einem Kloster der Insel Hydra festgehalten, bis im Frühjahr 1825 der Senat sich genötigt sah, ihn an die Spitze der Peloponnesier gegen Ibrahim Pascha zu stellen, über den er aber keine wesentlichen Vorteile erlangte. Nach Ermordung des Präsidenten Kapodistrias wurde K. zum Mitglied der provisorischen Regierungskommission erwählt, bekämpfte später die aus sieben Mitgliedern bestehende Regierungskommission, erlitt aber im Jan. 1833 durch die Franzosen eine Niederlage. Ebenso feindselig zeigte er sich der Regentschaft des Königs Otto, gegen welche er im Sommer 1833 Verschwörungsversuche wagte, weshalb er nebst seinem Sohne, Gennaios K., und Koliopulos, einem treuen Anhänger seiner Partei, im April 1834 wegen Hochverrats in Anklagestand versetzt und vom Gerichtshofe zu Nauplia 7. Juni 1834 nebst Koliopulos zum Tode verurteilt ward. Diese Strafe verwandelte jedoch der König in 20jährige Festungsstrafe auf dem Palamidi in Nauplia, die ihm bei dessen Regierungsantritt (1. Juni 1835) sogar erlassen wurde. K. starb 14. (26.) Febr. 1843 zu Athen. Seine Denkwürdigkeiten erschienen 1846 zu Athen.

Sein Sohn, Gennaios K., nahm am Befreiungskriege teil, gehörte dann der Oppositionspartei an und war zuletzt unter König Otto 1862 Präsident eines Ministeriums. Er starb zu Athen 4. Juni 1868. Seine Denkwürdigkeiten über den Befreiungskampf wurden 1856 von Philadelpheus herausgegeben.

Kolombinlack ist zu kleinen viereckigen Stücken geformter Florentiner Lack.

Kolomea (Kolomyja), Stadt in Ostgalizien am Pruth und an der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Untergymnasium und zählt (1880) mit der deutschen Ansiedelung Mariahilf 23109 E., meist Ruthenen nebst vielen Juden (Chassiden). Die erstern betreiben Landwirtschaft, insbesondere Maisbau und Viehzucht (Pferde, Rinder und Schafe), die letztern die Schenkwirtschaft, Leihgeschäfte und den Handel.

Kolomna, Kreisstadt im russ. Gouvernement Moskau am Einflusse der Kolomenka in die Moskwa und unweit der Mündung der letztern in die Oka, Station der Rjäsan-Moskauer Eisenbahn, 108 km im SO. von Moskau, hat 17 Kirchen, eine Handelsbank, Fabriken in Seide, Baumwolle, Leder u. s. w. und zählt (1882) 18808 E., die bedeutenden Handel mit Vieh, Getreide und Holz treiben. Die Stadt wird in den russ. Chroniken schon 1177 erwähnt und ist vom 13. bis 16. Jahrh. durch die Tataren mehrmals gänzlich zerstört worden. Die starken Befestigungen des ziemlich gut erhaltenen Kreml wurden von Iwan dem Schrecklichen angelegt. K. steht durch Dampfer auf der Oka mit Kaluga einerseits, mit Rjäsan und Nischnij-Nowgorod andererseits in Verbindung.

Kolon, ein griech. Wort, das ursprünglich ein Glied im allgemeinen, dann insbesondere das Glied eines Satzes bezeichnete. Schon die alten griech. Grammatiker übertrugen jedoch das Wort auf ein Interpunktionszeichen, welches durch einen Punkt über der Zeile angedeutet wurde. Von den Griechen erhielten auch die Römer das K., die aber als Zeichen für dasselbe den doppelten Punkt einführten. Das letztere Zeichen ist noch üblich, weshalb das K. auch Doppelpunkt genannt wird. Jetzt bedient man sich des K., gleich dem erst gegen Ende des 15. Jahrh. von A. Manutius eingeführten Semikolon (d. i. halbes K.), zur Trennung der Hauptglieder einer vollen Periode. Das K. steht vorzugsweise da, wo nach einem Allgemeinen die Aufzählung des Besondern folgt, oder vor Anführung direkter Rede.

Kolon (grch.), der Grimmdarm (s. unter Darm, Bd. IV, S. 885b); Kolotomie, die operative Eröffnung des Grimmdarms behufs Bildung eines künstlichen Afters bei Verschluß der natürlichen Astermündung.

Kolonat bestand nach röm. Recht darin, daß Personen mit einem Grundstück zum Behuf der Kultur desselben untrennbar verbunden waren. Solche coloni, agricolae, rustici (oder von ihrer Verbindung mit dem Gut inquilini, glebae adscripti s. inhaerentes genannt oder als Kopfsteuerpflichtige tributarii, censiti) nahmen eine Mittelstellung zwischen Sklaven und Freien ein. Wie die Sklaven konnten sie körperlich gezüchtigt und bei gesetzwidriger Veräußerung oder Flucht vindiziert werden; wie jene besaßen sie ein peculium, das jedoch zum Gute gehörte und nicht davon getrennt werden sollte, wie sie selbst nur in gesetzlich festgesetzten Fällen. Dagegen hatten sie, wie Freie, ein jus connubii und Familienrechte, hatten Eigentum an ihrem Erwerbe und waren nur zu einer bestimmten Abgabe, einem Kanon (annua functio) dem Herrn gegenüber verpflichtet, der meist auch hier patronus hieß, weil es oft geschah, daß ein Herr seinen Sklaven freiließ und ihn in die bessere Stellung eines colonus brachte, wofür es nur einer Eintragung in die Steuerkataster bedurfte, während bei Freien, die sich zu Kolonen machen wollten, vielfach noch gerichtliche Bestätigung des Vertrags gefordert wurde.

Auch auf den großen Besitzungen der Kirche finden sich coloni ecclesiastici, wie auf den fränk. Krongütern homines fiscalini. In Italien selbst bildeten sich, nachdem es von Fremden erobert und immer mehr germanisiert war, große Lehngüter des herrschenden Adels, in und neben welchen die Kolonen zu Hörigen mit erblichem Zinsrecht wurden und zu ackerbauenden Gemeinden sich vereinigten. Dann entstand ein Kampf zwischen den mächtig gewordenen Städten und dem Landadel, welcher endlich bezwungen wurde. Das erbliche Zinsrecht der Bauern und ihr Gemeindeverband ging durch Auskauf der Besitzer unter. Das Land wurde freies Eigentum der Stadtbürger, die es in sehr kleine Güter zerstückelten. Ein solches podere wurde in Zeitpacht auf kurze Zeit ausgethan, meist gegen Einrichtung der Hälfte der gewonnenen Früchte in Natur (Halbbau, masseria, mezzadria; vgl. Codice Civile a. 1647—64), ähnlich der röm. colonia partiaria. Diese Verhältnisse haben sich bis in die Gegenwart erhalten. Vgl. Rumohr, «Ursprung der Besitzlosigkeit im neuern Toscana» (Hamb. 1830).

Eine ganz besondere Entwickelung erlangten diese K. in Deutschland, von wo, wie viele meinen, überhaupt das ganze Institut nach Italien verpflanzt wurde. Hier war im Mittelalter der K. für manche Gegenden die gewöhnliche Form, in welcher der

Gutsherr die ihm gehörenden Bauerstellen zur Leihe austhat. Unter der Verbindlichkeit zur Entrichtung bestimmter jährlicher Abgaben hatte der Bauer dabei ein erbliches, dingliches Recht zur Bewirtschaftung des Guts, dem er im eigenen wie im Interesse der Guts- (oder Landes-) Herrschaft vorstehen sollte. So die Meiergüter in Niedersachsen und Westfalen und die Landsirdeleigüter in den Ländern des fränk. Rechts. (Vgl. Bauer und Erbpacht.)

Kolone (lat. colonus), s. unter Kolonat.

Kolonialhandel, der Handel des Mutterlandes mit der Kolonie.

Kolonialsystem nennt man die monopolistische Handelspolitik, welche im 17. Jahrh. von den Kolonien besitzenden Mächten in Bezug auf den Verkehr dieser Kolonien mit dem Mutterlande und mit dem Auslande angenommen und bis in das 19. Jahrh. hinein aufrecht erhalten wurde. Die Spanier hatten von Anfang an eine strenge Absperrung der neuentdeckten und in Besitz genommenen Gebiete für nötig gehalten, jedoch wurden sie dabei wesentlich nur durch die Rücksicht auf die möglichst große Sicherstellung ihres Besitzes geleitet, nicht aber durch die merkantilistischen Prinzipien, die im Zeitalter Cromwells und Colberts für die Kolonialmächte maßgebend wurden. Hiernach sollten die Kolonien hauptsächlich dazu dienen, die exotischen Produkte, die man sonst vielleicht gegen bares Geld von anderswoher hätte beziehen müssen, dem Mutterlande zu liefern und dafür dem letztern Fabrikate abzunehmen, und außerdem sollten auch die inländischen Schiffe in dem Verkehr mit den Kolonien eine gesicherte, ihnen ausschließlich vorbehaltene Beschäftigung finden. Demnach bedingte das K., daß die Erzeugnisse der Kolonien ausschließlich nach dem Mutterlande ausgeführt werden, daß alle Einfuhr, auch solcher Waren, die das Mutterland gar nicht erzeugen konnte, nur aus den Häfen der letztern erfolgen durfte, und daß die Schiffahrt nach und von den Kolonien nur der nationalen Flagge gestattet war. Außerdem war die Einfuhr vieler fremdländischer Waren selbst aus den Häfen des Mutterlandes verboten oder sehr erschwert, und endlich suchte man auch das Aufkommen einer eigenen Industrie in den Kolonien dadurch zu verhindern, daß die Ausfuhr von Fabrikaten aus denselben verboten oder durch hohe Zölle erschwert, oder daß gar der Betrieb gewisser Industriezweige ganz verboten wurde.

Andererseits aber wurden auch den Kolonien wieder besondere Vorteile auf dem Markte des Mutterlandes zugestanden, namentlich durch hohe Zölle auf fremde Kolonialprodukte, in England auch durch das (1660 erlassene) Verbot des Tabaksbaues auf den Britischen Inseln. Wegen dieser Doppelseitigkeit der Begünstigungen wird das K. auch wohl als Kolonialvertrag (pacte colonial) bezeichnet. Zuerst wurde dieses System, wenn auch nicht in allen Punkten gleich streng und nur nach und nach, von England durchgeführt. In der ersten Hälfte des 17. Jahrh. hatten die engl. Kolonien in ihrem auswärtigen Handel noch ziemlich freie Bewegung, und erst durch die Navigationsakte (s. d.) von 1651 und deren Erweiterungen von 1660 und 1663 wurde das Monopol des Mutterlandes im Kolonialhandel geschaffen. Im folgenden Jahrhundert traten einige Erleichterungen ein, namentlich in Bezug auf die direkte Ausfuhr von Kolonialprodukten nach andern Ländern; doch fehlte es auch nicht an Verschärfungen der Gesetzgebung. Eingreifende Reformen fanden erst in der 1822 beginnenden Periode der Handelsreform statt, die 1849 mit der Aufhebung des Restes der Navigationsakte zu einem gewissen Abschluß kam. Auch die Differentialzölle und Flaggenzuschläge zu Gunsten der engl. Waren und Schiffe in den Kolonien wurden nun beseitigt, sodaß der Markt der letztern jetzt dem ausländischen Handel unter gleichen Zollbedingungen geöffnet ist, wie dem englischen. Für die franz. Kolonien wurde das Abschließungssystem durch ein Reglement von 1670 begründet und nach verschiedenen vorgängigen Milderungen erst 1861 aufgehoben. Zollbevorzugungen der franz. Erzeugnisse finden übrigens in Algier noch immer statt, und auch Spanien und bis vor kurzem Holland haben nach Aufhebung des eigentlichen Monopols durch Differentialzölle auf ausländische Waren oder Flaggen ihren eigenen Erzeugnissen und Schiffen einen Vorsprung zu wahren gesucht. (S. Kolonien.)

Kolonialverein (Deutscher), ein Verein, welcher, nachdem 1879 in Berlin ein Centralverein für Handelsgeographie und Förderung der deutschen Interessen im Auslande gegründet war, 1882 ins Leben trat. Er stellt sich die Aufgabe, das richtige Verständnis für die Kolonialfrage immer mehr zu verbreiten, für die hierauf bezüglichen bisher getrennten Bestrebungen einen Mittelpunkt zu schaffen und eine praktische Lösung anzubahnen, zunächst durch Errichtung von Handelsstationen. Die erste Generalversammlung fand 6. Dez. 1882 in Frankfurt a. M. unter dem Vorsitz des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg statt; seitdem hat der Verein bereits eine Mitgliederzahl von etwa 6000 erreicht. Noch wichtiger aber ist es, daß das von dem Verein empfohlene Verfahren (private Gründung von Faktoreien und Ansiedelungen und hinzutretende Schutzherrschaft des Reichs) von der Reichsregierung bei den bereits erfolgten ersten deutschen kolonialen Erwerbungen praktisch genehmigt worden ist. Daher war auch die 21. Sept. 1884 zu Eisenach abgehaltene außerordentliche Generalversammlung, auf welcher Lüderitz und A. Woermann über ihre afrik. Besitzungen Bericht erstatteten, von besonderm Interesse. Als Organ gibt der Verein, der seinen Centralpunkt noch in Frankfurt hat, seit 1884 eine «Deutsche Kolonial-Zeitung» heraus.

Kolonialwaren heißen die rohen Produkte der ost- und besonders der westind. Kolonien, namentlich Kaffee, Zucker, Thee, Gewürze, Spezereien, Reis, Baumwolle, Farbe- und Nutzhölzer, die, seit Anfang des 18. Jahrh. in Europa eingeführt, anfangs nur dem Luxus dienten, jetzt aber ein allgemeines Bedürfnis für alle Klassen geworden sind.

Koloniapulver ist eine mit Nitroglyzerin getränkte, in ihrer Zusammensetzung etwas veränderte Schwarzpulvermischung; K. wurde von Wasserfuhr in Köln in den Handel gebracht, erwies sich viel stärker als das gewöhnliche Schießpulver, dagegen nicht hinreichend gefahrlos, weshalb seine Fabrikation wieder aufgegeben wurde. Vgl. Böckmann, «Die explosiven Stoffe» (Wien 1880).

Kolonien (von Colonus, Feldbauer) sind im allgemeinen Niederlassungen auf noch nicht bebautem Boden. Hiernach kann man auch von K. im Inlande sprechen, wenn es sich nämlich um den Anbau noch nicht gerodeter oder wüster Strecken in

einem übrigens bereits mehr oder weniger gut bevölkerten, alten und civilisierten Lande handelt. Hierher gehören z. B. die Wald- und Moorkolonien in Deutschland, sowie die im 17. und 18. Jahrh. durch die Fürsorge der Regenten in Preußen begründeten Ansiedelungen. Vorzugsweise jedoch verbindet man mit dem Worte K. den Begriff einer Ansiedelung in einem entlegenen, namentlich überseeischen Lande, welche von einem alten Kulturlande ausgeht. Die kolonisierende Thätigkeit erscheint hier als eine Äußerung der Expansionskraft des Mutterlandes, die durch kühne Unternehmungslust und Überfluß an unbeschäftigten Kapitalien, aber auch durch wirtschaftliche Not und proletarische Übervölkerung hervorgerufen sein kann. Diese Expansionskraft kann mit einem überwiegend gewaltsamen, eroberndea, oder mit einem hauptsächlich wirtschaftlichen Charakter auftreten, und die K. erscheinen daher ebenfalls bei ihrer Gründung entweder als Eroberungskolonien oder als Wirtschaftskolonien. Der Boden der erstern muß einer vorhandenen eingeborenen Bevölkerung mit Gewalt entrissen, und auch später noch lange Zeit mit den Waffen behauptet werden, während die letztern ein herrenloses oder nur ganz schwach bevölkertes Land vor sich haben und sich ohne erheblichen Widerstand zu finden ausbreiten können. Auch bei den Eroberungskolonien iades, sofern sie nicht etwa bloße Militärposten bleiben, erlangen schließlich die wirtschaftlichea Momente die Oberhand. Hiernach kann mon namentlich Handels-, Pflanzungs- und Ackerbaukolonien unterscheiden.

In den Handelskolonien ist das Mutterland nur durch eine Anzahl von Handelshäusern und Faktoreien und durch die nötigen administrativen Organe vertreten, die einheimische Bevölkerung des Kolonialgebiets ist politisch mehr oder weniger unterworfen, und es findet durch Vermittelung der angesiedelten Kaufleute einfach ein Austausch der Erzeugnisse dieses Gebietes und seiner Nachbarländer gegen europäische, besonders die des herrschenden Landes statt. In der neuern Zeit sind solche Handelskolonien hauptsächlich in tropischen Gegenden angelegt worden, die zur dauernden Aufnahme einer größern europ. Bevölkerung nicht geeignet sind. Auch die Pflanzungs- oder Plantagenkolonien befinden sich in der heißen Zone, jedoch erscheinen die Kolonisten hier nicht nur als Kaufleute, sondern auch als Unternehmer und Leiter der Produktion, namentlich als ansässige Grundbesitzer, während die materielle Arbeit, ursprünglich wenigstens, entweder von eingeführten Sklaven oder von der nicht nur politisch unterworfenen, sondern auch ihrer persönlichen Freiheit mehr oder weniger beraubten eingeborenen Bevölkerung geleistet wird. Die Ackerbaukolonien endlich liegen unter Himmelsstrichen, welche der europ. Rasse die volle Entfaltung ihrer physischen und geistigen Energie gestatten und deren Bodenerzeugnisse im ganzen mit den europäischen übereinstimmen. Früher waren auch solche Kolonisationen häufig mit Eroberung und Unterdrückung einer einheimischen, bereits seßhaften Bevölkerung verbundea. In der neuern Zeit jedoch handelt es sich hauptsächlich um die Verbreitung der Europäer über weite überseeische Ländergebiete, die bis dahin nur von wenig zahlreichen wilden Stämmen durchstreift wurden. So sind insbesondere in Nordamerika und Australien neue Kulturgebiete von wesentlich europ. Charakter entstanden. Solche K. stellen sich bei fortschreitender Erstarkung dem Mutterlande gegenüber immer selbständiger, und sagen sich schließlich entweder ganz von demselben los, oder bleiben nur in einer solchen Verbindung, die ihren eigenen Interessen entspricht. Von untergeordneter und in zukunftsreichen Gebieten nur ganz vorübergehender Bedeutung sind die Strafkolonien.

Die älteste bekannte Kolonisation ging von den Phöniziern aus, deren zahlreiche, wesentlich den Charakter von Handelskolonien tragende Niederlassungen das Mittelländische Meer umgaben. Karthago, selbst eine phöniz. Pflanzstadt, stieg zu einer kolonialen Eroberuagspolitik über. Kulturgeschichtlich noch wichtiger als die phönizische, war die griech. Kolonisation, durch welche von Milet, Phocäa, Rhodus, Korinth, Achaia u. s. w. aus beträchtliche Abzweigungen der griech. Stämme nach dem Pontusgebiet, Unteritalien, Sicilien, Südgallien u. s. w. geführt wurden und hier nicht bloße Handelsfaktoreien, sondern blühende Sitze griech. Kultur gründeten, sodaß z. B. in Unteritalien ein neues «großes» Griechenland entstand. In der Expansionspolitik der Römer spielte die Kolonisation neben der Eroberung nur eine untergeordnete Rolle, wenn auch die Zahl der systematisch gegründeten Militärkolonien nicht gering war.

Aus der Periode des Mittelalters sind die Handelskolonien der Hanseaten und die kolonisatorischen Eroberungen des Deutschen Ordens in Preußen uad der Schwertbrüder in den baltischen Provinzen hervorzuheben. Die modernen Formen der K. aber tretrn erst seit der Entdeckung von Amerika auf, und Spanien nimmt zeitlich in der Reihe der neuern Kolonialmächte die erste Stelle ein. Die span. Kolonisation war vorwiegend eine militärisch-bureaukratische und das wirtschaftliche Interesse richtete sich zunächst hauptsächlich nur auf die Gewinnung von Gold und Silber. Die in Besitz genommenen Gebiete, die den größten Teil von Südamerika und auch von Nordamerika so viel umfaßten, als den goldgierigen Anlömmlingea der Occupation wert schien, wurden in Vizekönigreichen und Generalkapitanaten mit dem ganzen Apparat der europ. Verwaltung organisiert, vom Verkehr mit der nichtspan. Welt streng abgeschnitten und zum Vorteil der Krone und des Mutterlandes, mit dem sie übrigens nur durch die jährlich einmal nach Portobello und alle drei Jahre nach Veracruz gehenden Seelarawanen (Galeonen und Silberflotten) in Verbindung standen, möglichst ausgebeutet. Daß diese oppressive Politik immer mehr Entfremdung zwischen den Koloaialstaaten und dem Mutterlande erzeugen mußte, war um so natürlicher, als die Masse der Bevölkerung der erstern aus Indianern und Mischlingen bestand und auch die dort geborenen Weißen (Creolen) dem europ. Spaniern in der Verwendung zu weltlichen und geistlichen Ämtern empfindlich nachgestellt wurden. Die Erschütterung des Mutterlandes durch den Napoleonischen Krieg hatte daher einen allgemeinen Abfall der spanischen K. des amerik. Festlandes zur Folge, und wenn Spanien auch noch immer ansehnliche Besitzungen in allen Weltteilen aufzuweisen hat, so ist seine Bedeutung als Kolonialmacht, da es seinen Besitz nicht richtig zu verwerten weiß, gegenwärtig nur eine untergeordnete. In Amerika hat es nur Cuba und Portorico behalten (128 148 qkm mit 2 275 997 E.). Dazu

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

kommen in Asien die Philippinen, 293726 qkm mit 5561232 E., und einige westpolynes. Inselgruppen. In Afrika besitzt Spanien nur die Insel Fernando Po (2071 qkm) und einige Punkte von untergeordneter Bedeutung. Die Canarien werden nicht als K., sondern als europ. Provinz angesehen. Im ganzen umfassen die span. Besitzungen noch 429123 qkm mit 7987965 E.

Die Portugiesen hatten bei ihren Entdeckungsfahrten nach Ostindien nicht sowohl die Absicht, große Länderstrecken in Besitz zu nehmen, als vielmehr, gestützt auf zweckmäßige Stationen, den Handel mit Ostasien zu monopolisieren. Auf Brasilien wurde erst seit dem Ende des 17. Jahrh. größerer Wert gelegt, nachdem man dort Gold- und Diamantenfelder gefunden. Übrigens war dieses letztere Land ebenfalls einem strengen Isolierungssystem unterworfen, das erst durch die Übersiedelung des portug. Hofs nach Rio de Janeiro (1807) gebrochen wurde. Zugleich wurde dadurch aber auch die 1822 erfolgte Loslösung Brasiliens vom Mutterlande vorbereitet. Gegenwärtig besitzt Portugal in Asien noch Macao, die Hälfte der Insel Timor, ferner in Indien Goa und einige andere Punkte, zusammen 19666 qkm mit 849553 E., in Afrika die Kapverdischen Inseln, die Inseln Sant-Thomé und Principe und einige kleinere Gebietsteile, zusammen etwa 5036 qkm mit 134136 E., außerdem aber zwei lange Streifen an der West- und Ostküste (Angola und Mozambique) mit ziemlich unbestimmter Begrenzung nach innen, etwa 1800550 qkm mit 2350000 E. Die Azoren und Madeira werden zu dem europ. Gebiet gerechnet. Im ganzen beträgt der portug. Kolonialbesitz 1825252 qkm mit 3333700 E.

Die Holländer benutzten ihren Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien und die zeitweilige Vereinigung Portugals mit dem letztern Reiche, um den ostasiat. Handel größtenteils an sich zu reißen und sich im Indischen Archipel festzusetzen, den die Holländisch-Ostindische Kompagnie unter fast vollständiger Verdrängung der Portugiesen allmählich zum größten Teil in Besitz nahm. Auch Ceylon und Brasilien gingen von Portugal zeitweise an die Holländer über, die auch am Kap der Guten Hoffnung und in Amerika Niederlassungen gründeten. Ihren wirtschaftlichen Vorteil wußten sie nachhaltiger wahrzunehmen, als Spanier und Portugiesen, doch war ihre Handelspolitik ebenfalls eine durchaus monopolistische und rücksichtslos egoistische. In der Kriegsperiode der Französischen Revolution und des Kaiserreichs, in der die vorher schon ruinierte Ostindische Kompagnie vollends beseitigt wurde, verloren die Holländer einen großen Teil ihrer Besitzungen an die Engländer, jedoch ist der kleine Staat noch immer neben England die bedeutendste Kolonialmacht geblieben. Ob das in Ostindien noch immer, wenn auch mit manchen Milderungen, teilweise aufrecht erhaltene System der Zwangskultur mit Fronarbeit der Eingeborenen noch lange Zeit Bestand haben kann, ist sehr zweifelhaft geworden. Die wichtigste holländ. Besitzung ist Java (mit Madura), 131733 qkm umfassend mit 20088613 E. Die übrigen Sunda-Inseln und die Molukken stellen, soweit sie der holländ. Herrschaft unterworfen sind, ein Gebiet von über 1728000 qkm mit 8559838 E. dar. Außerdem besitzt Holland in Westindien Surinam (119321 qkm mit 70853 E.) und die Niederländischen Antillen (1130 qkm mit 44066 E.); die holländischen K. zusammen umfassen 1980184 qkm mit 28763370 E.

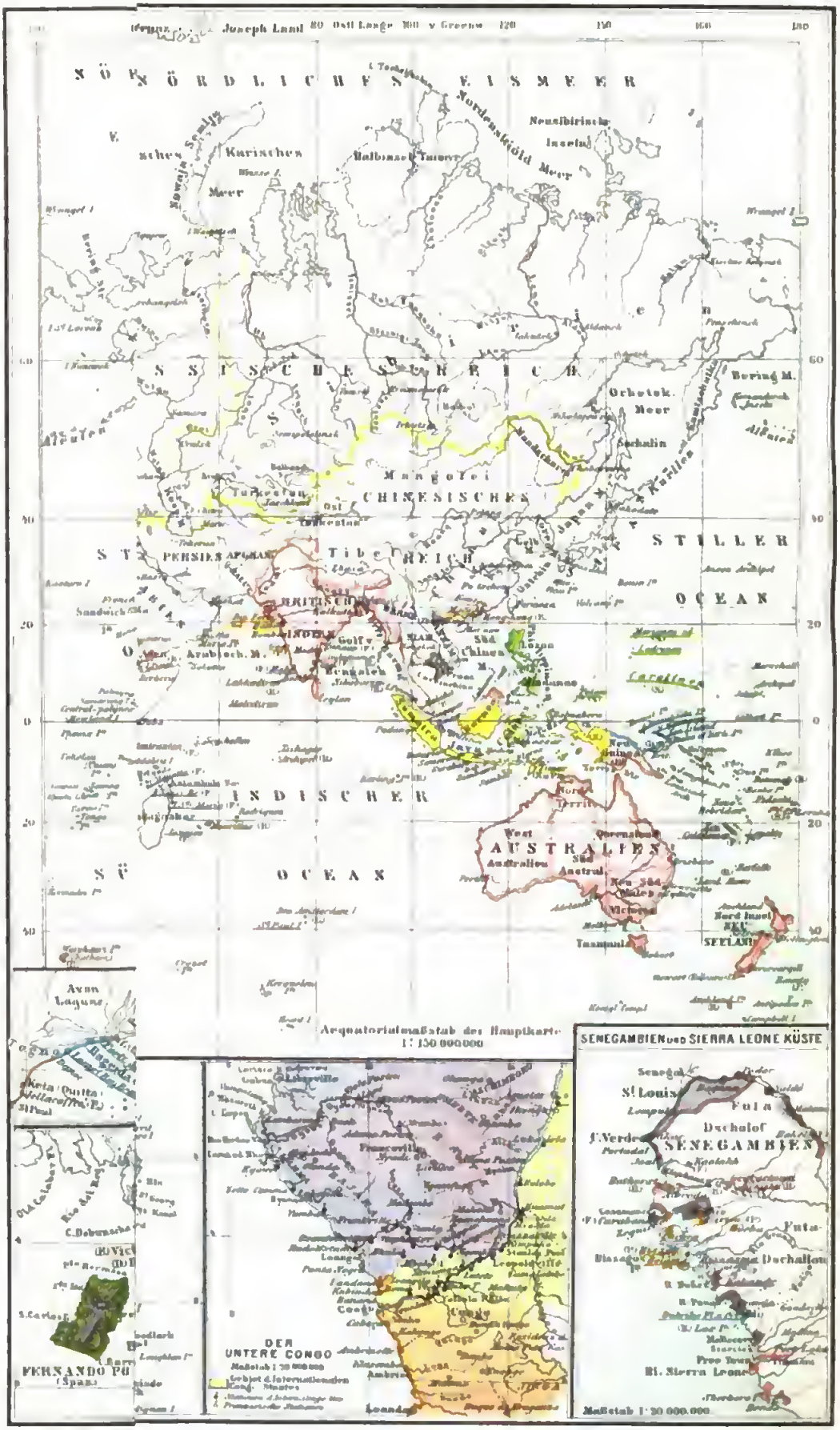
Englands koloniale Bestrebungen richteten sich zunächst nach Nordamerika, wo im 16. und 17. Jahrh. eine Reihe von Niederlassungen entstanden, die, sehr verschieden von den spanischen, im wesentlichen den Charakter von Ackerbaukolonien trugen. Doch suchte seit dem Anfang des 17. Jahrh. die Englisch-Ostindische Kompagnie auch in Ostasien mit Erfolg den Portugiesen und Holländern Konkurrenz zu machen, und im 18. Jahrh. war sie nach mühsam erkämpfter Verdrängung der Franzosen im Stande, das große Indo-Britische Reich zu gründen, das später noch bedeutenden Zuwachs erhielt und 1858 unter die unmittelbare Herrschaft der Krone kam. Für den Abfall der ältern nordamerikanischen K. fand England Entschädigung in dem austral. Kontinent, indem in einigen Jahrzehnten eine nach vielen Millionen zählende anglo-europ. Bevölkerung eine zweite neue Kulturwelt geschaffen haben wird. Auch viele ehemals holländ., franz. oder span. Besitzungen gelangten in die Hände der Engländer, und auch an neuen Occupationen haben sie es nicht fehlen lassen, wenn auch der moderne engl. Liberalismus theoretisch der Ansicht ist, daß das engl. Kolonialreich die äußerste zulässige Grenze seiner Ausdehnung erreicht habe, und daß selbst die Ablösung der genügend gereiften Teile desselben für England keinen Nachteil haben würde. Die Engherzigkeit des monopol. Kolonialsystems hat England vollständig aufgegeben, der Handel mit den K. steht allen Nationen unter gleichen Bedingungen, wie den Engländern selbst offen und mehrere der wichtigsten K. erfreuen sich einer fast gänzlichen polit. Selbständigkeit. In letzterer Beziehung sind zu unterscheiden: 1) die Kronkolonien, in denen die Regierung die gesetzgebende Gewalt vollständig in Händen hat und alle Beamte von der Krone ernannt werden, so z. B. alle ind. Besitzungen mit Ausnahme von Ceylon; 2) K. mit irgend einer Art von Vertretungskörper, in denen die Krone in der Gesetzgebung nur ein Vetorecht besitzt, alle Beamte jedoch von der Regierung des Mutterlandes abhängen, so z. B. Malta, Jamaica u. a.; 3) K. mit parlamentarischer Verfassung, in denen sich die Rechte der Krone nur auf ein legislatives Veto und die Ernennung des Gouverneurs beschränken, wie Canada, die australischen K. und das Kapland. Im ganzen umfaßt das brit. Kolonialreich (1884) nicht weniger als 19914955 qkm mit 217580080 E., abgesehen von den ind. Tributärstaaten (1221262 qkm mit 52002924 E.). Von diesem Gesamtgebiet kommen auf Amerika 8704148 qkm mit 6027067 E., auf Afrika 721350 qkm mit 2575060 E., auf Asien 2502612 qkm mit 205634490 E. und auf Australien und Polynesien 7986517 qkm mit 3173300 E. Dazu kommen in Europa Helgoland, Gibraltar und Malta mit 328 qkm und 170164 E.

Die Beteiligung der Franzosen an der Kolonialpolitik war bis zur Regierung Ludwigs XIV. von geringer Bedeutung. Unter dessen Regierung aber machte Frankreich auch auf diesem Gebiete seine Kraft geltend und im ganzen, trotz der schlimmen Erfahrungen der privilegierten Kompagnien, keineswegs ohne Erfolg. Die Behauptung von der Unfähigkeit der Franzosen zur Kolonisation kann angesichts der zähen Lebensfähigkeit, die das franz. Element bis auf den heutigen Tag in Canada und

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

ROPÄISCHER STAATEN.



Brockhaus Conversa

Zu Artikel. Kolonien.

selbst in Neuorleans bewiesen, jedenfalls nur in beschränktem Maße aufrecht erhalten werden. Daß die Franzosen sowohl das Gebiet des Lorenzistroms wie das Mississippithal schließlich haben aufgeben müssen, wurde durch ihnen ungünstige Konstellationen der allgemeinen Politik verursacht. Auch in Ostindien wurde erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. das Übergewicht der Engländer über die Franzosen durch militärische und diplomatische Erfolge der erstern entschieden. In der Gegenwart hat sich für Frankreich eine neue Ära einer militärisch-erobernden Kolonialpolitik eröffnet (Anam und Tonking, Madagaskar), gegen die sich allerdings vom volkswirtschaftlichen Standpunkte viel einwenden läßt. Die wichtigsten ältern französischen K. sind die Antillen Guadeloupe und Martinique (zusammen 2858 qkm mit 367952 E.) und die ebenfalls als Plantagekolonie bedeutende Insel Réunion (2512 qkm mit 172084 E.); die bedeutendsten neuern Erwerbungen sind Cochinchina, Kambodscha und Tongking (320521 qkm und 18098517 E.) und die sich mehr und mehr erweiternden Besitzungen am Senegal, am Gabon und Congo. Im ganzen umfaßt das eigentliche franz. Kolonialgebiet gegenwärtig 725609 qkm mit 19259170 E., davon kommen auf Asien 321029 qkm mit 18370085 E., auf Afrika 256466 qkm mit 393680 E., auf Amerika 124506 qkm mit 400821 E. und auf Oceanien 23608 qkm mit 94584 E. Dazu kommen noch Algier (667065 qkm mit 3310412 E.) und Tunis (116348 qkm mit 1500000 E.), die nicht als K. im eigentlichen Sinne gelten können.

Von den übrigen europ. Staaten, abgesehen von Rußland, besitzt Dänemark noch einige westind. Inseln (359 qkm mit 33763 E.) und Niederlassungen auf Grönland (88100 qkm mit 9757 E.), während Schweden seine einzige K., die Insel St.-Barthélemy, 1877 an Frankreich abgetreten hat. Italien hat in neuester Zeit durch die Erwerbung der Assabbai am Roten Meere (632 qkm mit 1300 E.) einen ersten kolonialpolitischen Schritt gethan.

Im J. 1884 ist endlich auch Deutschland, 200 Jahre nach einem ersten Versuche des Großen Kurfürsten von Brandenburg an der Goldküste (der unter Friedrich Wilhelm I. wieder aufgegeben wurde), in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten. Am 5. Juli schloß der Generalkonsul Dr. Nachtigal mit dem Könige von Togo an der Sklavenküste und dessen Häuptlingen einen Protektionsvertrag ab und hißte an demselben Tage bei Bagida die deutsche Fahne auf, wodurch das Togogebiet (mit den Hafenplätzen Bagida und Lome oder Bey-Beach) offiziell unter den Schutz des Deutschen Reichs gestellt wurde; letzteres geschah auch 14. bis 24. Juli in den von Bimbia nördlich bis Klein-Batanga südlich belegenen Gebieten an der Biafra-Bai (den Territorien von Bimbia mit der Insel Nikol, von Kamerún [s. d.], Malimba, Klein-Batanga, Plantation und Criby). In Benita wurde zwar am 1. Aug. durch Nachtigal ebenfalls die deutsche Flagge gehißt, indessen ist es zweifelhaft, ob dort nicht ältere französische Rechte auf das Ufer südlich von Benita bestehen, soweit dies der Fall, wird das Vorgehen des genannten deutschen Konsuls seitens des Reichs nicht aufrecht erhalten werden. Am 7. Aug. wurde das von der bremer Firma Lüderitz 25. Aug. 1883 von dem Chief Joseph Fredricks in Bethanien angekaufte Gebiet von Angra Pequena (die Küste vom Oranjefluß nordwärts bis zum 26.° südl. Br. und das angrenzende Binnenland bis auf eine Entfernung von 150 km von der Küste), und bald darauf die ganze westafrik. Küstenstrecke vom Oranjefluß bis zum Kap Frio, der Grenze der portug. Besitzungen, mit Ausnahme der den Engländern gehörigen Walfischbai und der vor Angra Pequena liegenden Inseln, offiziell unter den Schutz des Deutschen Reichs gestellt; eine genauere Abgrenzung nach dem Innern zu behält das Deutsche Reich spätern Festsetzungen nach Maßgabe der Entwickelung der Ansiedelungen und ihres Verkehrs vor. Das in den in Rede stehenden Gebieten im Namen des Kaisers verkündete Protektorat erstreckt sich nicht lediglich auf die Person der daselbst wohnhaften oder sich aufhaltenden deutschen Reichsangehörigen, sondern auf das Gebiet als solches, hat mithin territorialen Charakter. Im Spätjahr 1884 wurde auch in einzelnen Teilen von Neubritannien, Neuirland, den Admiralitätsinseln und der Nordküste von Neuguinea die deutsche Flagge gehißt. (Hierzu Übersichtskarte der Kolonien europäischer Staaten.)

Die Frage nach den Vorteilen, welche der Besitz von K. dem Mutterlande bringt, hat also nunmehr auch für Deutschland ein praktisches Interesse gewonnen. Wollte man die Opfer an Blut und Geld zusammenzählen, welche die überseeische Eroberungspolitik den ältern Kolonialmächten gekostet hat, so würde namentlich für Spanien und Portugal, welche schließlich die gewonnene Stellung doch nicht behauptet haben, die bloß volkswirtschaftliche Bilanz der Kolonialpolitik nicht günstig sein. Aber jene Expansions- und Eroberungspolitik ist überhaupt von einem allgemeinern, polit. und kulturgeschichtlichen Standpunkt als histor. Lebensbethätigung der betreffenden Nationen, nicht rein wirtschaftlich zu beurteilen. Daß auch die privilegierten Handelskompagnien (s. d.), welche an der Spitze der ältern überseeischen Unternehmungen standen, in Verfall geraten sind und ein schlechtes Ende genommen haben, schließt nicht aus, daß viele einzelne Angehörige des Mutterlandes in der Verwaltung der K. oder im Handel mit denselben Wohlstand oder Reichtum erlangt haben. Das monopolistische ältere Kolonialsystem (s. d.) hat ohne Zweifel das Aufblühen der K. und somit auch die Entwickelung ihrer Konsumtionsfähigkeit zurückgehalten, aber die von Natur lebenskräftigen K. sind trotzdem allmählich vorwärts gekommen, und sind auch nach Erlangung voller Verkehrsfreiheit naturgemäß gute Kunden des Mutterlandes geblieben. Unter den heutigen Verhältnissen besteht der Vorteil des Kolonialbesitzes zunächst darin, daß sich für den einheimischen Unternehmungsgeist und die einheimischen Arbeits- und Kapitalkräfte Gelegenheit zu lohnender Bethätigung findet in Gebieten, wo der Naturfaktor noch unentgeltlich oder sehr billig zu haben ist, oder die Naturprodukte noch zu ungewöhnlich günstigen Bedingungen eingetauscht werden können. Für jeden, der sich zu einer solchen Pionierthätigkeit entschließt, ist es unzweifelhaft ein Vorteil, wenn er dieselbe unter Landsleuten mit gleicher Sprache und gleichen Sitten und im Zusammenhange mit dem Vaterlande ausüben kann. Andererseits aber wird auch das Mutterland auf dem Markte seiner eigenen K. wegen der Gleichartigkeit von Sprache, Konsumtionssitten u. s. w. für den Absatz seiner Produkte einen natürlichen Vorsprung behaupten, der, wenn einmal die

Nationalität einer K. gesichert ist, sich auch nach der Ablösung derselben vom Mutterlande noch mehr oder weniger erhalten wird. Wenn England seine K. verlöre und diese sich nicht schutzzöllnerisch abschlössen, so würde es dadurch jetzt vielleicht keine große Einbuße in seiner Welthandelsstellung erleiden, weil eben in den K. die angelsächs. Nationalität feste Wurzeln geschlagen hat, die Verstärkung derselben durch neue Einwanderung ebenso leicht von statten ginge, wie früher, und weil in den Handelskolonien zahlreiche traditionelle feste Beziehungen zu England bestehen bleiben würden. England würde dann also gleichsam eine dauernde Rente von dem früher angelegten kolonialpolitischen Kapital beziehen, und zugleich behielte es die stolze Genugthuung, daß seine Sprache und Nationalität, die im nächsten Jahrhundert nach Hunderten von Millionen zählen wird, alle andern überflügelt hätte. Dieser nationale Gesichtspunkt aber ist in den kolonialpolit. Fragen mindestens ebenso wichtig wie der wirtschaftliche. Zu wachsen, sich zu mehren und die Erde zu erfüllen, ist ein jeder Nationalität durch ein natürliches Gefühl eingegebener Wunsch. Besonders aber muß das deutsche Volk, das nächst dem britischen am meisten zur Bevölkerung der neuen Kulturgebiete beiträgt, das Verlangen hegen, daß die 100—200000 Auswanderer, die es gegenwärtig jährlich abgibt, nicht sämtlich von andern Nationalitäten aufgesogen werden, sondern daß jenseit des Oceans das Deutschtum in kompakten Massen neuen Boden für eine vollständige Entwickelung und Ausbreitung finde. Die bisher erworbenen Besitzungen werden allerdings für eine deutsche Massenansiedelung wohl niemals geeignet werden, und es ist überhaupt fraglich, ob größere nicht occupierte Gebiete, die diesem Zwecke dienen könnten, noch auf der Erde zu finden sind. Es würden dann also auch K. in Betracht kommen, die unter einer andern Staatshoheit, ohne polit. Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche, gesicherte Sammel- und Verbreitungspunkte für die deutsche Nationalität zu bilden und lebhafte wirtschaftliche Beziehungen zum Mutterlande zu unterhalten im Stande wären.

Vgl. Roscher, «K., Kolonialpolitik und Auswanderung» (2. Aufl., Lpz. u. Heidelb. 1856; 3. Aufl., von Roscher und Jannasch, Lpz. 1885); Fabri, «Bedarf Deutschland der K.?» (Barmen 1879); Hübbe-Schleiden, «Überseeische Politik» (Hamb. 1881); Jung, «Deutsche K.» (Lpz. 1884); Leroy-Beaulieu, «De la colonisation chez les peuples modernes» (2. Aufl., Par. 1883). (S. Auswanderung, Kolonialverein, Kolonisationsgesellschaften.)

Kolonisationsgesellschaften sind teils kapitalistische, teils auch mehr oder weniger philanthropische Vereinigungen zu dem Zwecke, Ansiedler nach bestimmten Kolonialgebieten zu führen. Viele von den ältern privilegierten Handelskompagnien (s. d.), deren Konzessionsländer sich zur Anlage von Ackerbaukolonien eigneten, wirkten zugleich als K. Aber auch bloße Privatgesellschaften ohne Monopol sind in dieser Eigenschaft namentlich in England zahlreich thätig gewesen und noch thätig. Als spekulative Unternehmungen gehen die K. einfach darauf aus, große Landbesitzungen in den K. für einen geringen Preis anzukaufen und dieselben im kleinen mit Vorteil an die herbeigezogenen Kolonisten zu verkaufen. Die letztern werden auch wohl durch Vorschüsse und auf andere Weise anfangs unterstützt, und unter günstigen Umständen sind sie oft im Stande, ohne Schwierigkeit nach und nach die Kaufpreise zu bezahlen, da durch die Ansammlung einer Bevölkerung der Wert des Bodens naturgemäß steigt. Philanthropische K. haben hauptsächlich den Zweck, der notleidenden oder arbeitslosen Bevölkerung des Mutterlandes einen Ausweg und ein Unterkommen in den Kolonien zu verschaffen. Auch in Deutschland hat es an K. nicht gefehlt. So ging die erste deutsche Einwanderung nach Pennsylvanien von einer in Frankfurt a. M. gebildeten Gesellschaft aus, die 1683 eine Anzahl Familien unter der Leitung von Pastorius dorthin sandte. In den vierziger Jahren des 19. Jahrh. wurden einige philanthropische Vereine dieser Art zur Beförderung und Leitung der Massenauswanderung gegründet. So der 1844 von deutschen Fürsten und Standesherren in Mainz gebildete «Verein zum Schutze deutscher Auswanderer in Texas», der trotz bedeutender Mittel traurige Erfahrungen machte und sich 1848 wieder auflöste. Eine berliner Gesellschaft unter dem Protektorat des Prinzen Karl von Preußen versuchte in den Jahren 1844—52 ebenfalls erfolglos eine deutsche Kolonisation in Nicaragua und Costarica. Günstige Resultate dagegen erzielte der noch bestehende «Kolonisationsverein von 1849 in Hamburg», von dem die blühende Kolonie Dona Francisca in der südbrasil. Provinz Santa Catharina gegründet wurde. In neuester Zeit sind unter dem Einfluß der kolonialpolit. Bewegung in Deutschland verschiedene neue K. entstanden. (S. auch Kolonialverein.)

Kolonist, Ansiedler auf bisher noch unbebauten Landstrecken (s. Kolonie), auch soviel wie Kolone (lat. colonus). (S. unter Kolonat.)

Kolonnade (frz.), Säulenhalle, ein Gang, dessen Decke auf einer oder auf beiden Seiten von Säulen getragen wird. Ruhen auf den Säulen anstatt des geraden Gebälks zunächst Bogen, so heißt ein solcher Gang auch Arkade (s. d.). K. spielen in der Architektur des klassischen Altertums, wie überhaupt in der Bauweise aller südl. Länder eine große Rolle, da sie aus dem Bedürfnis eines Schutzes vor den Sonnenstrahlen beim Aufenthalt im Freien entstanden sind. In Griechenland und Italien waren im Altertum fast alle Tempel, Märkte, Theater, Thermen, auch die Höfe der Privathäuser u. s. w. mit Säulenhallen versehen. Oft verbanden sie auch verschiedene selbständige Gebäude miteinander. Im Mittelalter wurden besonders die Klosterhöfe, im Zeitalter der Renaissance auch die Höfe der Paläste, öffentliche Plätze, Straßen und die Fronten einzelner Gebäude (Rathäuser, Landhäuser) mit Säulenhallen, zum Schutze vor der Sonne im Sommer und vor Regen im Winter versehen. Im Zeitalter des Barockstils wurden Säulenhallen, zum Teil von sehr großartigen Verhältnissen, auch nur zur Dekoration der Façaden verwendet; so z. B. am Louvre zu Paris, an dem Lustschlosse Sanssouci bei Potsdam. Modernen Bedürfnissen entsprechen die K. in den großen Badeorten, wie z. B. die Trinkhalle zu Baden-Baden, von Theatern, Bahnhöfen, Friedhöfen u. s. w. Berühmt ist die großartige ion. Säulenhalle an dem Museum zu Berlin. Die Säulenhallen wurden im Altertum und werden auch jetzt noch oft mit Statuen, Hermen, Büsten, Reliefs, Gemälden u. s. w. geschmückt, wie z. B. die Säulenhalle des berliner Museums, die Ruhmeshalle in München u. a. m.

Kolonne (vom lat. columna, Säule) heißt in der Taktik die Aufstellungsform der Truppen, bei welcher die einzelnen Abteilungen, z. B. Züge, Kompagnien, Schwadronen, hintereinander stehend eine tiefe Masse bilden. Sind die Abstände der Abteilungen so groß als ihre Frontlänge, so heißt die K. eine geöffnete, wenn sie dagegen geringer sind, eine geschlossene, auch wohl eine Masse. Je nachdem die Spitze der K. aus der Abteilung vom rechten oder linken Flügel oder aus der Mitte der Linie gebildet ist, nennt man die K. rechts, links oder aus der Mitte abmarschiert (Flügelkolonne, Doppelkolonne). Mehrere K. mit größern Zwischenräumen nebeneinander auf gleicher Höhe bilden zusammen eine Kolonnenlinie. Die vorderste Abteilung nennt man die Tête, die hinterste die Queue. Dem Zwecke nach teilt man die K. in Marsch-, Manövrier- und Gefechtskolonnen.

Marschkolonnen haben gewöhnlich eine schmale Front, um auf allen Wegen fortzukommen. Manövrierkolonnen müssen eine genügende Breite und weniger Tiefe haben, um leichter und schneller andere Richtungen gewinnen und ihre Formation verändern zu können. Gefechtskolonnen spielten bis zu den neuesten Kriegen für die Infanterie eine wesentliche Rolle, und man schrieb den Bataillonskolonnen nach der Mitte große Vorzüge zu. Die Erfahrungen des Kriegs von 1870 und 1871 haben jedoch dahin geführt, die Bataillonskolonne nach der Mitte der Gefechtskolonne gänzlich zu verwerfen und sie hauptsächlich nur als Grund-Rendezvousstellung der Infanterie beizubehalten. Dagegen bilden gegenwärtig die Kompagniekolonnen die einzigen im wirksamen Feuerbereich anwendbaren Kolonnenformationen der Infanterie. Andere Kolonnen würden den heutigen Feuerwaffen gegenüber ohnmächtig zerschellen. Selbst gegen Kavallerieangriffe bildet die Infanterie jetzt nicht mehr K. und Quarrés, sondern empfängt dieselben nötigenfalls in der Einzelordnung, die das Charakteristische des modernen Infanteriegefechts bildet. Bei der Kavallerie ist die Attacke in K. allerdings imposant, aber sie bringt doch nur die vorderste Abteilung zum wirklichen Choc und Waffengebrauch. Die K. der Kavallerie ist schwerfällig, ihre Einbruchskraft wird dadurch vermindert, sie erleidet im feindlichen Artilleriefeuer große Verluste und kann bei einreißender Unordnung leicht ganz gefechtsunfähig werden. Dennoch wird die Kolonnenattacke zuweilen notwendig und hat auch Erfolge, z. B. im beschränkten Terrain, gegen aufgelöste feindliche Schwärme oder wo der Moment sofort benutzt werden muß und keine Zeit zum Aufmarsch ist, gegen Aufstellungen von geringer Front und gegen erschütterte Streitkräfte im Moment der letzten Entscheidung.

Die Artillerie kann natürlich nur in Linie feuern; die K. dient ihr zur Aufstellung oder Bewegung außerhalb des feindlichen Feuerbereichs. Wenn eine Armee in Schlachtordnung vorrücken oder zurückgehen will, so kann dieses gleichzeitig nur in mehrern K. geschehen, welche ungefähr in gleicher Höhe, in gewissen Abständen und parallelen Richtungen zueinander marschieren. Selten wird man jedoch so viele Parallelwege vorfinden; man muß deshalb die fehlenden selbst herstellen. Man steckt deshalb, mit Benutzung der sich vorfindenden gebahnten Wege, sog. Kolonnenwege in der gegebenen Richtung auf dem Terrain aus, bezeichnet sie mit Strohwischen (jalons) und räumt die der Bewegung der Truppen entgegenstehenden Terrainhindernisse weg, füllt Moräste aus, legt Laufbrücken über Gräben und Bäche, haut Lichtungen durch Wälder ꝛc.

Kolonnenjäger wurden die von Friedrich d. Gr. zu Kurier- und Rekognoszierungsdiensten errichteten berittenen Feldjäger in den Fällen genannt, in welchen sie als Führer von Kolonnen beim Aufmarsch u. s. w. der Truppen verwendet wurden.

Kolonnenwege, s. unter Kolonne.

Kolonos, ein Hügel, wenig nordwestlich von Athen am Ölwalde, im Altertum Mittelpunkt des gleichnamigen Demos (Gau), in welchem Sophokles geboren wurde, der die Landschaft begeistert besungen hat. Der jetzt kahle Hügel trägt neuerdings die Gräber von Ottfried Müller und Ch. Lenormant.

Kolophon, eine der ion. Zwölfstädte, an der Küste von Lydien, ungefähr 11 km nordwestlich von Ephesus, war zur Zeit ihrer Blüte im Besitz einer beträchtlichen Seemacht und trefflicher Reiterei, wurde von Gyges, während des Peloponnesischen Kriegs von den Persern und später noch einigemal erobert und sank zuletzt durch die Vergrößerung von Ephesus. Die Hafenstadt von K. war Notion, bekannt durch die Seeschlacht der Athener 407 v. Chr. Östlich davon lag ebenfalls ganz in der Nähe an der Küste die Stadt Klaros mit dem berühmten Heiligtum und Orakel des Apollon Klarios. Auch gewann man bei K. ein schon von den Alten geschätztes Harz, das Kolophonium.

Kolophon (grch.), Spitze, Ende; in mittelalterlichen Handschriften und frühen Drucken der am Schlusse eines Werks sich findende Nachweis über dessen Verfasser, Schreiber (oder Drucker), Ort und Zeit der Abfassung (oder den Druckort).

Kolophonit, s. unter Granat.

Kolophonium nennt man die nach Entfernung des Öls von dem Terpentin durch Destillation zurückbleibende und geschmolzene Harzmasse, ein sprödes, gelbes oder braunes, durchscheinendes Harz, welches beim Löten, zum Firnisbereiten, zum Kitten, zum Verpichen der Flaschen, zur Fabrikation der Harzseife, zum Leimen der Maschinenpapiere, sowie zum Bestreichen des Bogens der Geigeninstrumente benutzt wird, weshalb es auch Geigenharz heißt. Das Klarwerden des Rohharzes (gekochter Terpentin) durch Schmelzen desselben beruht auf der Überführung einer krystallisierten Harzsäure, der Abiëtinsäure, in das amorphe Anhydrid desselben. Der Name stammt nach der einen Ansicht von der Stadt Kolophon (s. d.) her, nach einer andern von dem griech. καλός, schön, und φωνή, Klang.

Koloquinten (Fructus Colocynthidis) heißen die Früchte der im Oriente einheimischen Koloquintengurke (Cucumis Colocynthis *L.*). (Vgl. Tafel: Cucurbitaceen, Fig. 3.) Dieselben sind faustgroß, kugelrund, außen glatt und gelb und besitzen ein schwammiges, weißes, widriges und äußerst bitteres Fleisch. Sie kommen im Handel geschält und getrocknet meist von Aleppo und Alexandria, und enthalten einen eigentümlichen bittern, in Wasser und Alkohol löslichen Stoff, das Koloquintenbitter oder Colocynthin, dem sie ihre drastisch-purgierende Wirkung verdanken. Die K. sind offizinell und schon seit alten Zeiten gebräuchlich, werden aber jetzt als ein heroisches, leicht gefährliche Zufälle erregendes Mittel wenig mehr angewendet. Schon sehr kleine Gaben nämlich erregen reichlichen wässerigen Stuhlgang, größere

können Brechdurchfälle, Kolikschmerzen und eine entzündliche Reizung der Magen- und Darmschleimhaut veranlassen. Man wendet die K. in Pulverform, Detotten, Extrakten und Tinkturen bei hartnäckiger Verstopfung oder als Ableitungsmittel bei Gehirnleiden, Wahnsinn, Wassersucht u. s. w. an. Offizinell ist außer den K. selbst jetzt nur noch das Extrakt (Extractum Colocynthidis). Auch werden die K. wegen ihrer außerordentlichen Bitterkeit zur Vertreibung von Ungeziefer gebraucht. Die ölhaltigen Samen sind nicht bitter und werden in Afrika als Nahrungsmittel benutzt. (S. Cucumis.)

Koloratur (vom lat. color, Farbe, Färbung) bedeutet im Gesange die Tonfärbung durch lebhafte und mannigfaltige Bewegung der Stimme. Die K. war das älteste Mittel, den einfachen Tönen Leben und Ausdruck zu verleihen, wie es auch ein Haupterfordernis des schönen Gesangs bleibt und zur Ausbildung der Stimme unerläßlich ist. Die K. hat ihr Reich im Sologesange und zwar in der großen Arie, die ohne eine solche Ausschmückung durch laufende, rollende, gebrochene, springende u. s. w. Töne nicht das ist, was sie sein soll. Kleinere Verzierungen, wie Triller, Vor- und Doppelschläge und sonstige Melismen, pflegt man zum Unterschied von der eigentlichen K. als Fioriturен zu bezeichnen. Zur K. eignen sich leicht bewegliche und elastische Stimmen besser als schwere, daher ist der Sopran am besten dazu geeignet. Diejenigen Sopranistinnen, welche durch Stimme und Ausbildung besonders für einen solchen Gesang geeignet sind, werden Koloratursängerinnen genannt. Die Ausbildung und wirkliche Bedeutung der K. ist in der neuern Musik sehr zurückgetreten. Die Koloraturphrasen, welche in einem Gesange vorkommen, müssen immer je auf einer Silbe vorgetragen werden, wobei die Vokale a und o die vorteilhaftesten sind. Der außerordentliche Reichtum an diesen Vokalen macht die ital. Sprache vor allen andern zum kolorierten Gesange geeignet.

Kolorieren (lat.), färben, mit Farben bemalen; Kolorist, jemand, der Zeichnungen, Lithographien u. s. w. farbig ausmalt, dann auch ein Maler, der sich im Kolorit (s. d.) auszeichnet.

Kolorin, s. unter Krapp.

Kolorit (ital.), d. h. Farbengebung, Färbung. Die Farbe ist es, die den Maler zum Maler macht, die seinen Werken individuelle Lebendigkeit verleiht und aus dem abstrakten Zustande der Zeichnung befreit. Hat die Skulptur es hauptsächlich mit der Körpergestalt zu thun, die sie in leibhaftiger Rundung herausarbeitet, so ist es Aufgabe der Malerei, das Lebensvolle hinzuzufügen und den Schein der Rundung der Gestalten auf der Fläche hervorzubringen. Beides geschieht wesentlich durch die Farbe. Zunächst gibt das Hell und Dunkel, welches schon in der Zeichnung die Rundung der Gegenstände, ihre Entfernung, Hebung, Senkung u. s. w. wiederzugeben vermag, die Grundlage ab. Es bestimmt das eigentliche Erscheinen der Gestalt als einer sinnlichen, es verleiht ihr die Modellierung. Je mehr der Kolorist bis zum äußersten Gegensatz des hellsten Lichts und des tiefsten Schattens vorgeht, desto reichhaltigere Übergänge und Vermittelungen hat er anzuwenden, um alles in Fluß und Zusammenhang zu erhalten. Die Art des Lichts und des Schattens hängt von der gewählten Beleuchtung ab, ob es Tageslicht, Sonnen-, Mondschein, Kerzenbeleuchtung, klarer oder getrübter Himmel u. s. w. sein soll. Die Bilder entstehen in der Regel für eine bestimmte, als normal angenommene Beleuchtung, für welche das Maleratelier eingerichtet ist. Aus diesem Grunde haben sie dann nicht selten an anderm Platze eine ganz enttäuschende Wirkung durch ihr K.

Die Farben müssen so zusammengestellt sein, daß sowohl ihr malerischer Gegensatz als auch die Vermittelung und Auflösung desselben für das Auge vorhanden ist. Ebenso ist die Luftperspektive von Bedeutung. Durch die atmosphärische Luft nämlich, die zwischen den einzelnen Gegenständen liegt, erhalten diese eine Verschiedenartigkeit der Färbung, eine Modifikation ihrer gewöhnlichen Färbung (Luftton), welche besonders in Betracht kommt, wo weite Räume darzustellen sind und worin beionders die Meister der Landschaft einen eigentümlichen Zauber zu bewirken verstehen. Das Schwerste aber in der Malerei ist die Carnation (s. d.), der Fleischton. In der Durchbildung derselben hat sich stets die größte Verschiedenheit bei den Leistungen der einzelnen Meister und Schulen geoffenbart, veranlaßt von der verschiedenen Art zu schauen und die Farbe im eigenen Seborgan zu empfinden, weshalb bei dem einen ein Schielen ins Rötliche, bei dem andern ins Bläuliche u. s. w. vorkommt. Erst in neuerer Zeit haben medizinoptische Untersuchungen zur Ergründung der Ursachen dieser Abweichungen des K. beigetragen. Als ausgezeichnete Koloristen nennt die Geschichte der Malerei die Venetianer zu Anfang des 16. Jahrh., Giorgione und Tizian an der Spitze.

Kolos, Stadt in Thessalien, s. Volo.

Koloschen oder Koluschen, ein Volk in Alaska, im nordwestl. Amerika. Der Name stammt von den oleutischen Robbenjägern, welche den eigentümlichen Lippenschmuck der Weiber dieses Volks Kaluga, «Schüssel», benennen. Sie selbst nennen sich Thlinket, «Menschen». Ihre Wohnsitze erstrecken sich über die Küste und die Inseln vom Mount-Elias bis zum Flusse Naß und bis zum Columbia. Die K. sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag; bei ihnen herrscht die Sitte des Tätowierens und Bemalens der Haut und der Durchbohrung der Nasenwand und der Unterlippe. Durch die letztere Prozedur, wobei ein schüsselförmiger Pflock durch die Öffnung gesteckt wird, den man bei zunehmendem Alter vergrößert, bekommt das Gesicht der Weiber einen überaus häßlichen Ausdruck. (S. Tafel: Amerikanische Menschenstämme, Fig. 15.) Die Sprache der K. zeigt mit keiner Sprache Amerikas eine nähere Verwandtschaft. Vgl. Bancroft, «The native races of the Pacific States of North America» (5 Bde., Lpz. 1875); Pfizmaier, «Aufklärungen über die Sprache der K.» (Wien 1884); Friedr. Müller, «Bemerkungen über den Bau des koloschischen Verbums» (Wien 1884).

Koloß (grch.) heißt jede Bildsäule von übernatürlicher Größe. Besonders die ägypt. Kunst, zu deren Charakterzügen die Kolossalität gehört, hat zahllose K., oft aus dem härtesten Gestein, bis zur Größe von mehr als 20 m, hervorgebracht, welche meist Götter oder Könige darstellen und hauptsächlich an den Eingängen der verschiedenen Tempelräume und reihenweise vor den Vorbauten (Pylonen) der Tempel aufgestellt waren. Die meisten derselben sind in sitzender Stellung, doch vertreten nicht selten Pfeiler, an welche stehende

Kolossalfiguren angelehnt sind, die Stelle von Säulen. Zu den berühmtesten unter den erhaltenen ägypt. Kolossalstatuen gehören die beiden Bilder des Amenhotep oder Amenaphis III. (eines Königs der 18. Dynastie), welche, noch 16 m hoch, im westl. Teile des alten Theben (bei Medinet-Habu) emporragen, und von denen der eine später den Griechen als Statue des Memnon (s. d.) galt. Auch die griech. Künstler haben sich vielfach und mit bedeutendem Erfolg in Bildung von Kolossalstatuen versucht. Zu den berühmtesten Schöpfungen dieser Art gehören drei Werke des Phidias: das bronzene Bild der Athena Promachos auf der Akropolis zu Athen, deren Helmbusch und Lanzenspitze schon den von Sunion Heranschiffenden sichtbar war; eine andere Statue derselben Göttin von Gold und Elfenbein (in der sog. chryselephantinen Technik) im Parthenon zu Athen, und die Statue des Zeus aus denselben Stoffen in Olympia. Den Phidias und Praxiteles nennen spätlat. Inschriften als Urheber der beiden, 6 m hohen Marmorstatuen der Dioskuren mit ihren Rossen, die jetzt in Rom vor dem Palaste auf dem Monte-Cavallo (Quirinal) stehen, die aber jedenfalls erst in der Kaiserzeit nach griech. Originalen in Rom gearbeitet sind. Ferner ist zu nennen der chryselephantine K. der Hera, den Polyklet für das Heräon bei Argos schuf.

Am berühmtesten war der zu den sieben Weltwundern gerechnete Koloß zu Rhodus, welcher den Helios (Sonnengott), die Nationalgottheit der Rhodier, darstellte, von Chares aus Lindos, einem berühmten Schüler des Lysippos, stückweise aus Metall gegossen und nach 12 Jahren, um 290 oder 280 v. Chr., vollendet wurde. Seine Höhe belief sich auf 34 m; er stand am Hafen, nicht aber, wie man früher irrig annahm, mit ausgespreizten Beinen über der Mündung des Hafens, wurde bereits nach 56 oder 66 Jahren nebst einem Theile der Stadt durch ein Erdbeben umgestürzt und infolge eines Orakelspruchs nicht wieder aufgestellt. So lag er, auch noch in den Trümmern ein Gegenstand der Bewunderung, bis der arab. Feldherr Muawiah nach der Eroberung der Insel 653 n. Chr. die Trümmer an einen Juden aus Edessa verkaufte, welcher zur Wegschaffung des Erzes 900 Kamele gebraucht haben soll. Vgl. C. F. Lüders, «Der K. von Rhodus» (Hamb. 1865). Außerdem fanden sich in Rhodus noch hundert andere K. Aus der röm. Zeit ist der Erzkoloß des Nero merkwürdig, der im Auftrage dieses Kaisers von Zenodorus 40 m hoch gefertigt und auf der Höhe der Sacra via aufgestellt, nach Neros Tode dem Sol geweiht, später in ein Bild des Kaisers Commodus verwandelt wurde. Auch die unter dem Namen des Farnesischen Hercules (s. d.) bekannte kolossale Marmorstatue verdient Erwähnung.

Die moderne Kunst hat im 18. Jahrh. namentlich den Herculeskoloß auf Wilhelmshöhe bei Kassel, im 19. Jahrh. die Statue der Bavaria (s. d.), welche König Ludwig I. von Bayern auf der Theresienwiese bei München aufstellen ließ, die des Armin (s. Hermanns-Denkmal), die Germania des Nationaldenkmals auf dem Niederwald (s. d.) und die Freiheitsstatue in Neuyork in außergewöhnlichen Dimensionen geschaffen.

Kolossä oder Kolassä, eine vormals volkreiche Stadt in Großphrygien am Flusse Lykos, wurde 65 n. Chr. unter Nero samt den Nachbarstädten Laodicea und Hierapolis durch ein furchtbares Erdbeben fast gänzlich zerstört, jedoch später wieder aufgebaut, und blühte bis in das 12. Jahrh. Die unbedeutenden Ruinen von K. liegen etwas nördlich van der modernen Stadt Chonas.

Kolosser (Brief an die), einer der im Neuen Testament unter dem Namen des Paulus enthaltenen Briefe. Die Gemeinde zu Kolossä in Kleinasien ist nicht van Paulus selbst, sondern von einem seiner Schüler gestiftet worden. Der an sie gerichtete Brief will im Gegensatze zu der in der Gemeinde verbreiteten Engelverehrung zeigen, daß Christus als das universelle Haupt der gesamten Schöpfung, in welchem die Fülle der Gottheit wohnt, auch das alleinige Haupt der Kirche ist, durch seinen Kreuzestod über alle Mächte der übersinnlichen Welt triumphiert und dadurch die aus Juden und Heiden gesammelte Kirche versöhnt und zu seinem «Leib» sich verbunden hat. Zugleich warnt der Brief vor einer dualistischen Askese, durch welche die Leser den Engelmächten dienen zu müssen glauben. Die Echtheit aber doch Integrität des Briefs ist streitig. Vgl. Holtzmann, «Kritik der Epheser- und Kolosserbriefe» (Lpz. 1872); Klöpper, «Der Brief an die K.» (Berl. 1882).

Kolosseum (ital. il coliseo, colosseo), das größte und prachtvollste und zur Zeit seiner Erbauung das einzige steinerne Amphitheater in Rom, an der Südostseite des Forum Romanum in der Thalsenkung zwischen dem Palatin, dem Cälius und dem Esquilin gelegen, von Vespasian an der Stelle eines zum Goldenen Hause des Nero gehörigen künstlichen Sees (Stagnum Neronis) begonnen, von Titus (80 n. Chr.) dediziert, aber erst von Domitian ganz vollendet, daher, weil diese Kaiser dem Flavischen Geschlecht angehörten, Amphitheatrum Flavium oder kurzweg Amphitheatrum genannt. Der Name K. findet sich erst bei Beda (8. Jahrh.) und wird von der nördlich von dem Amphitheater einst stehenden Kolossalstatue des Apollo Nero oder mit mehr Wahrscheinlichkeit von seiner kolossalen Größe abgeleitet. Das K. diente zur Abhaltung der großartigsten Tierhetzen und Fechterspiele. Der Tradition zufolge ist es in Zeiten der Christenverfolgungen die Stätte des Martyriums vieler Gläubigen gewesen. Auch nachdem im Anfang des 5. Jahrh. die christl. Kaiser die Gladiatorenspiele beseitigt hatten, blieb es für Tierkämpfe in Gebrauch, und wurde daher baulich möglichst in Stand gehalten. Der letzte bezeugte Restaurationsbau fällt in die Zeit des Theodorich. Bei den innern Kämpfen zwischen den röm. Baronen wurde das K. als eine der Hauptfestungen der Stadt benutzt, und während des Aufenthalts der Päpste in Aignan und bis ins 16. Jahrh. hinein diente es als Steinbruch: fast zwei Drittel des Baues sind der Verwendung für private und öffentliche Gebäude des neuen Rom zum Opfer gefallen. Doch blieb die Masse des Erhaltenen immer noch groß. Seit der Mitte des 18. Jahrh., zuerst durch Benedikt XIV., ward der Konservierung und Wiederherstellung größere Sorgfalt zugewandt. Im J. 1811 begann die Blaßlegung des antiken Bodens um das K.; 1813 grub man in der Arena und fand die unterirdischen Anlagen derselben; 1874 ging man daran, die Arena wiederum von Schutt und Erde zu räumen und die unterirdischen Gänge zu säubern. Gegenwärtig ist die Hälfte sämtlicher innern Substruktionen bloßgelegt, doch das sich ansammelnde Wasser und die Schwierigkeit,

demſelben einen Abfluß zu ſchaffen, werden wohl die abermalige Zuſchüttung nötig machen.

Der Umfang beträgt 524, die Länge der großen Achſe 188, der kleinen 155, die entſprechenden Achſen der Arena 86 und 54 m, die Geſamthöhe 48 m. Das Gebäude ſelbſt, von elliptiſcher Form, iſt aus Travertinquadern aufgeführt. Die Außenſeite ſtellt ſich in vier Stockwerken dar, von denen die drei unterſten aus je 80 Bogen und Pfeilern beſtehen, welche letztere wiederum mit dor., ion. und korinth. Halbſäulen geziert ſind. Die Arkaden des erſten und zweiten Stockwerks waren wahrſcheinlich mit Statuen geſchmückt. Das oberſte Stockwerk bildet eine von Fenſtern derart durchbrochene Mauer, daß über jedem zweiten Bogen der untern Geſchoſſe ein rechteckiges Fenſter zwiſchen korinth. Pilaſtern ſteht; ein Kranzgeſimſe ſchloß das Ganze ab. Von dieſer Außenſeite ſteht nur noch der nach dem Esquilin zu gelegene Teil. Das Ganze hat vier Haupteingänge, die durch reichen Schmuck ausgezeichnet waren. Innerhalb der ſo gezierten Umfaſſungsmauer befinden ſich fünf andere elliptiſche Mauerringe, welche, an Höhe nach innen zu abnehmend, die Sitze der Zuſchauer trugen. Bewundernswert in architektoniſcher Hinſicht war beſonders die Anlage der innern Gänge und Treppen, die zu den verſchiedenen Sitzreihen führten. Die marmornen Sitzſtufen, bis auf ganz geringe Reſte zerſtört, ſtiegen terraſſenförmig von der Arena bis zur Höhe des dritten äußern Stockwerks. Zu unterſt befand ſich das Podium mit der Kaiſerloge und gegenüberliegendem entſprechenden Balkon an den beiden Enden der kleinen Achſe der Arena; auf den Sitzen des Podiums nahmen Senatoren, Veſtalinnen, fremde Geſandte und andere Ehrengäſte Platz. Zwei weitere Stufenordnungen (praecinctiones), die erſte mit etwa 16, die zweite mit etwa 20 Stufen, waren für die röm. Ritter und Bürger beſtimmt. Oberhalb folgt eine mit Zugangsthüren (vomitoria) und Fenſtern durchbrochene Gürtelwand (balteus), welche, wie es ſcheint, eine aus 80 Säulen beſtehende, dem vierten äußern Stockwerk entſprechende Halle trug. Innerhalb der Halle, auf Holzgerüſten, fanden die geringern Zuſchauer Platz. Auf der Terraſſe des Säulenganges waren Vorrichtungen angebracht, um ein Zeltdach (velarium) zum Schutz gegen die Sonnenſtrahlen auszuſpannen. Die Sitzreihen jedes Stockwerks waren in regelmäßigen Entfernungen wieder durch Treppen durchſchnitten, auf denen man zu den Sitzen ſtieg und die, wie im Theater, den ganzen Zuſchauerraum in keilförmige Abteilungen (cunei) teilten. Unter der Arena zogen ſich gemauerte Gänge, teils für die wilden Tiere, teils für Maſchinerien aller Art. Die Zahl der Zuſchauer, welche das K. faſſen konnte, wird auf 87000 angegeben. Vgl. Platner und Bunſen, «Beſchreibung der Stadt Rom» (Bd. 8, Abteil. 1, Stuttg. 1837); Reber, «Die Ruinen Roms» (2. Aufl., Lpz. 1879); Lanciani im «Bullettino archeologico comunale» (Bd. 8, Rom 1880 fg.).

Kolosvar (ſpr. Koloſchwahr), der ungar. Name der Stadt Klauſenburg (ſ. d.).

Kolotomie, ſ. unter Kolon (Grimmdarm).

Kolowrat, ein altes Geſchlecht Böhmens, das ſchon mit Lech in Böhmen eingewandert ſein ſoll und beglaubigte Urkunden vom J. 1000 aufzuweiſen hat. Im J. 1590 wurde dasſelbe in den Reichsfreiherrenſtand erhoben. Bis 1861 beſtanden noch die zwei Hauptlinien K.-Krakowſky und K.-Liebſteinſky, von denen jene 1671 und 1674, dieſe 1658 und 1660 die gräfl. und 1688 die ungar Magnatenwürde erhielt. Gegenwärtig beſteht nur noch die Linie K.-Krakowſky, deren Haupt Graf Heinrich, geb. 1826, iſt. — Die Linie K.-Liebſteinſky erloſch 1861 mit dem Grafen Franz Anton, Staats- und Konferenzminiſter zur Zeit Metternichs. Derſelbe war 31. Jan. 1778 zu Prag geboren und erhielt eine treffliche Erziehung. Seit ſeiner Volljährigkeit ſchon bekleidete er den Poſten des Stadthauptmanns in Prag, im Kriege den eines Landeskommiſſars, ſeit 1810 aber das Amt des Oberſtburggrafen in Böhmen. Auch war er Präſident der böhm. Stände. Im J. 1818 begründete er das Böhmiſche Nationalmuſeum in Prag, durch welches die litterariſchen und polit. Beſtrebungen der Czechen einen Mittelpunkt erhielten. Kaiſer Franz erhob ihn 1826 zum Staats- und Kabinettsminiſter. Infolge der Märzereigniſſe 1848 trat Graf K. zurück. Er ſtarb 4. April 1861 kinderlos. Seine koſtbare Bibliothek von 40000 Bänden vermachte er dem Böhmiſchen Muſeum.

Kolowratshöhle, ſ. unter Untersberg.

Kolpak, ſ. unter Kalpak.

Kolpeurynter (grch.), ein Apparat zur Tamponade, d. i. Ausſtopfung der Scheide, beſtehend aus einer Kautſchukblaſe mit Meſſinghahn, die zuſammengefaltet in die Scheide eingeführt und dann mit Waſſer aufgeſpritzt wird, wodurch ſie einen die ganze Lichtung der Scheide ausfüllenden Pfropf oder Tampon bildet. Man braucht das K. mit Vorteil zue Stillung von Gebärmutterblutungen, ſowie während der Geburt zur Verſtärkung der Wehen und zur ſchnellern Eröffnung des Muttermundes.

Kölpinerſee, in Mecklenburg-Schwerin, gehört zu den Seen des Elbegebietes und ſteht mit dem Fleeſen- und Malchowerſee in enger Verbindung.

Kolpino, Kirchdorf im ruſſ. Gouvernement Petersburg, Kreis Zarskoje-Selo, 27 km ſüdöſtlich von der Reſidenz, an der Eiſenbahn Petersburg-Moskau, an dem Fluſſe Iſchora, mit 4700 E., iſt ein wichtiger Fabrikort mit einer der Regierung gehörigen Anſtalt, welche für die Marine und für das Heer Dampfmaſchinen und alle nötigen Metallgegenſtände liefert.

Kolpitis (grch.), die Entzündung der Mutterſcheide; Kolpocele, der Mutterſcheidenbruch; Kolpoptöſe, der Mutterſcheidenvorfall; Kolporrheris, die Zerreißung der Mutterſcheide.

Kolportagebuchhandel, ſ. Buchhandel, Bd. III, S. 672; vgl. unter Kolporteur.

Kolporteur (frz.), ein Sammelbote, der Quittungen austrägt und ausgeſchriebene Beiträge einhebt; ferner ein Hauſierer, beſonders mit Kunſt- und Preßerzeugniſſen. K. der letztern Art bedürfen nach der Deutſchen Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 und dem Geſetz betreffend Abänderung der Gewerbeordnung vom 1. Juli 1883 zu Ausübung ihres Gewerbes eines Wandergewerbeſcheins, welcher beſtraften, mit anſteckender Krankheit behafteten, unter Polizeiaufſicht ſtehenden oder wegen Arbeitsſcheu, Bettelei, Landſtreichens und Trunkſucht übel berüchtigten Perſonen verſagt werden ſoll. Überdem muß der K. über 21 J. alt und nicht taub, ſtumm oder blind ſein, oder an Geiſtesſchwäche leiden. Der Wandergewerbeſchein enthält die Perſonalbeſchreibung des Inhabers und die nähere Bezeichnung des Geſchäftsbetriebs; er wird für die Dauer des Kalenderjahres erteilt und darf

einem andern nicht zur Benutzung überlassen werden. Ausgeschlossen vom Feilbieten im Umherziehen sind außer andern Gegenständen: «Druckschriften, andere Schriften und Bildwerke, insofern sie in sittlicher oder religiöser Beziehung Ärgernis zu geben geeignet sind, oder welche mittels Zusicherung von Prämien oder Gewinnen vertrieben werden.» Wer Druckschriften feilbieten will, muß der zuständigen Verwaltungsbehörde seines Wohnortes ein Verzeichnis derselben zur Genehmigung vorlegen.

Verschieden von den K. im engern Sinne sind die Buchhandlungsreisenden, welche unter Mitführung von Proben nur Bestellungen auf von Buchhandlungen zu liefernde Druckschriften annehmen, solche also nicht selbst verkaufen; diese bedürfen gleich andern Handelsreisenden (s. d.) nur einer Legitimationskarte und brauchen weder ein Verzeichnis der betreffenden Druckschriften vorzulegen, noch sind sie bei der Auswahl derselben beschränkt.

Kolportieren, Waren, namentlich Druckschriften, von Haus zu Haus verkaufen, im Umherziehen feilbieten, hausieren. (S. Kolporteur.)

Koelreuter (Jos. Gottlieb), Botaniker, geb. 27. April 1733 zu Sulz am Neckar, gest. als Professor der Naturgeschichte zu Karlsruhe 12. Nov. 1806, veröffentlichte «Vorläufige Nachricht von einigen das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuchen» (4 Abteil., Lpz. 1761—66).

Kolter, s. Pflug. [Feldschlange.

Kolubrine (Couleuvriae), Geschütz, soviel wie

Kolumbarium (von columba, Taube) bedeutet zunächst Taubenschlag, Taubenbehältnis. Wegen der Ähnlichkeit wurde der Name auf die kleinen Nischen übertragen, welche reihenweis in den Wänden mancher röm. Grablammern angebracht sind (in neuerer Zeit auch uneigentlich auf das Gesamtmonument). Gräber dieser Art finden sich nur in Rom und der nächsten Umgebung, sie stammen fast alle aus dem 1. Jahrh. n. Chr. Die K., gleich den übrigen antiken Gräbern an den Landstraßen gelegen, waren bestimmt, bei möglichst sparsamer Anlage und Dekoration doch für die Asche möglichst vieler Verstorbener Raum zu gewähren; ihre Einrichtung setzt die Leichenverbrennung als allgemein üblich voraus. Sie sind halb oder ganz unterirdisch, die thönernen Aschentöpfe (ollae) in die Mauer selbst so eingebaut, daß über der Mündung die kleine (selten über 0,5 m breite und 0,5 m hohe) Nische (columbarium) sich öffnet, um die Beisetzung der Asche zu ermöglichen. Die Innendekoration in Stuck und Farben ist meist sehr einfach, von dem Äußern der Baulichkeiten fast nirgends etwas erhalten. Unter (oder über) der Nische nannte eine auf den Stuck gemalte oder in Marmor eingegrabene Inschrift den Namen des Bestatteten. Die K. wurden zum Teil als gemeinsame Gräber für die Sklavenschaft vornehmer Häuser erbaut, andere sind auf Spekulation errichtet, und in letztern wurden die einzelnen Grabstätten weiter verkauft, verschenkt und vererbt. Die Zahl der bekannten K. beläuft sich auf mehr als 100.

Kolumbarium ist auch die Bezeichnung für die Halle, in welcher die Urnen mit der Asche der in den jetzigen Feuerbestattungsöfen verbrannten Leichen beigesetzt werden, wie z. B. in Gotha. (S. unter Leichenverbrennung.)

Kolumbatzer Mücke, s. unter Kriebelmücke.

Kolumbiaden, Bezeichnung für eine besondere Art schwerer, glatter Geschütze in der Artillerie der nordamerik. Union, jetzt veraltet.

Kolumbowurzel, s. Columbowurzel.

Kolumne (lat., Säule), in der Buchdruckerkunst eine Buchseite; Kolumnentitel, die über einer K. stehende Überschrift. (Vgl. Columna.)

Kolüren nennt man in der Astronomie diejenigen zwei größten Kreise der Himmelskugel, von denen der eine (Kolur der Solstitien) durch die Pole des Äquators und die Sonnenwendepunkte, der andere (Kolur der Äquinoktien) durch die Pole des Äquators und die Äquinoktialpunkte gezogen gedacht wird. Beide gehören zu den sog. Deklinationskreisen. Der Name K. kommt vom grch. κόλουρος (d. h. mit verstümmeltem Schwanz) und rührt wahrscheinlich daher, daß beide Kreise zum Teil unter dem Horizonte liegen.

Koluthos (oder Kolluthos), griech. Dichter aus dem Anfange des 6. Jahrh. n. Chr., aus Lykopolis in Ägypten, verfaßte mehrere größere Gedichte, wie die «Calydoniaca» und «Persica», die sämtlich untergegangen sind. Nur ein kleineres heroisches Gedicht: «Raub der Helena», in der Manier des Nonnus (s. d.) und in einer für jene Zeit ziemlich korrekten Sprache geschrieben, hat sich erhalten. Dasselbe wurde am besten herausgegeben von J. Bekker (Berl. 1816), Julien (Par. 1823) und Abel (Berl. 1880) und von Passow ins Deutsche übersetzt (Güstrow 1829).

Kolwa, Fluß im russ. Gouvernement Perm, Kreis Tscherdyn, entspringt im Ural vom Kolwinski Kamen und mündet nach einem Lauf von 400 km unterhalb Tscherdyn rechts in die Wischera, zum System der Kama gehörig.

Kolwa (samojedisch Totsch-jaha) heißt auch ein Fluß im Gouvernement Archangelsk, Kreis Mesen, ein rechter Nebenfluß der Ussa, zum System der Petschora gehörig, der aus dem See Syr-jar in der Tundra entspringt und 335 km lang ist.

Kolywan, ursprünglich Tschausk, Stadt im westsibir. Gouvernement Tomsk, Hauptort eines der vier Bezirke des Kolywano-Woskresenskischen Hüttenbezirks oder Altaischen Berggebietes (s. d.), liegt an dem Flüßchen Tschaus, das sich in den Ob ergießt, 225 km im SW. von Tomsk und 420 km vom russ. Altai, der auch das Kolywanische Erzgebirge genannt wird (s. Altai), und zwar am Fuße der Sinaja-Sopka, 32 km im NO. von dem durch seine großartigen Silberschmelzhütten berühmten Bergwerksort Smeinogorsk oder Schlangenberg. In der Nähe des Dorfs Tschausk wurden 1725 die ersten Kupferhüttenwerke, Kolywanskoi-Sawod, angelegt. Ihr Name ging allmählich auf die ganze Gegend über, aber wegen des Mangels an Brennmaterialien und wegen ihrer, seit der Entdeckung goldhaltiger Silbererze notwendig gewordenen Erweiterung wurden die Schmelzwerke nach dem heutigen Barnaul (s. d.) verlegt. K. zählt (1882) 3637 E., hat zwei Kirchen, ein Gefängnis und zwei Kronmagazine. In K. findet kein Hüttenbetrieb mehr statt; die Einwohner beschäftigen sich mit Ackerbau, Vieh-, Bienenzucht und besonders mit dem Fischfange, der auf den Flüssen Ob, Tschaus und den 80 im Gebiete der Stadt liegenden kleinen Seen betrieben wird. Im Norden des erwähnten Schlangenbergs liegt in der Steppe von Platowsk und Sauschki der kleine fischreiche Kolywansee, durch die grotesken Felsformationen geschichteter Granite ausgezeichnet, die wie Säulen, Türme und Obelisken zwischen dichten Gruppen von Fichten seine Ufer umgeben.

Kolzow (Alexei Wassiljewitsch), ausgezeichneter russ. Volksliederdichter, wurde 14. Okt. 1808 in Woroneſh geboren und erhielt nur einen notdürftigen Schulunterricht. Im Winter mußte er mit den Dienern des Vaters auf die Märkte ziehen, im Sommer den Vater in die Steppen begleiten, wo das Vieh weidete. Allen seinen Liedern ist auch in Ton und Kolorit unverkennbar der Charakter der Steppennatur aufgeprägt. Im J. 1831 gelangte K. in Geschäften seines Vaters nach Moskau und wurde dort mit einigen Schriftstellern bekannt, die ihm Gelegenheit verschafften, seine Poesien in verschiedenen Journalen drucken zu lassen. K. kam 1836 nach Petersburg und lernte Puschkin, Shukowskij u. a. kennen, die sich seiner auf das wärmste annahmen. Zwei Jahre später führten ihn Geschäfte abermals nach Moskau und Petersburg. Er starb 31. Okt. 1842. Im J. 1846 erschien eine vollständige Ausgabe der Gedichte K.s mit einer von Bjelinskij verfaßten Biographie (7. Ausg., Moskau 1880). Darunter sind die »Russ. Lieder« die bedeutendsten; sie gehören durch das Volksmäßige im Ausdruck sowie durch Innigkeit des Gefühls zu den schönsten Perlen der russ. Poesie. Deutsche Übersetzungen derselben haben Bodenstedt in der Sammlung »Die poetische Ukraine« (Stuttg. 1845) und Fiedler (Lpz. 1885) geliefert.

Kolzow-Massalsky (Helene Ghika, Fürstin), s. Dora d'Istria.

Kom oder Kum, Stadt in der pers. Provinz Irak Adschmi, 125 km im SSW. von Teheran, am Badian-Rud, in 975 m Höhe, mit etwa 20000 E., eine heilige und ehemals prächtige Stadt, jetzt zum Teil in Trümmern liegend, vielleicht das antike Choana. Besonders berühmt ist K. durch die zahlreichen Gräber von mohammed. Heiligen.

Komana, das Pontische, im nordöstl. Kleinasien am Iris gelegen, berühmte Kultstätte der Göttin Ma, welche Griechen ihrer Enyo, Römer der Bellona gleichstellen, und als solche Sitz eines kleinen Priesterstaats mit 6000 Dienern, besonders Buhlerinnen. Die Feste zogen große Volksmengen an. Dasselbe gilt vom Kappadocischen Komana, das im Hochgebirge des Antitaurus am Oberlaufe des Sarus lag. Beide Städte waren in byzant. Zeit Bischofssitze.

Komanen, s. Kumanen.

Komantschen, Indianerstamm, s. Comanches.

Kombabos, Syrer, hatte sich nach einer Sage, die in griech. Umbildung erhalten ist, als er vom König zum Begleiter von dessen Gemahlin auf einer Reise zur Erbauung eines Tempels der großen Göttin in Hierapolis erwählt worden war, vorher verstümmelt und die Zeichen seiner Entmannung dem König in einem verschlossenen Kästchen übergeben. Als nun seine Feinde durch die verleumderische Beschuldigung, daß er sich gegen die Königin vergangen habe, beim König das Todesurteil gegen ihn ausgewirkt hatten, lieferte er durch den Inhalt des Kästchens und die Vorzeigung seiner Verstümmelung den unumstößlichen Beweis seiner Unschuld, worauf ihm eine bronzene Statue im Tempel der Göttin errichtet wurde. Nach andern liebte die syrische große Göttin den K. selbst, dessen Beispiel auf ihren Antrieb dann auch andere folgten.

Kombangan oder Kambangan (Blumeninsel), eine Insel an der Südküste von Java, durch einen kleinen Meerbusen, die sog. Kindersee (javan. Segara anakan), von Java getrennt, ist 52 km lang, 8 km breit und besteht aus einem einzigen 12—1500 Fuß hohen, mit üppiger Vegetation bedeckten Bergrücken, auf dem sich ein schmaler Fußpfad von O. nach W. hinzieht. Die Bevölkerung besteht aus wenigen Hunderten von Javanen, die hauptsächlich von Fischfang leben. Ackerbau kann nicht getrieben werden; nur im westlichsten Teile der Insel, in der Nähe von dem Orte Banting-Matti, finden sich einige Kaffeeanpflanzungen.

Kombattanten (frz. combattants, Streiter) nennt man alle Individuen eines Heeres, welche für den unmittelbaren Kampf im Kriege bestimmt sind, also sämtliche Ober- und Unteroffiziere, Spielleute und Soldaten in Reihe und Glied. Nichtkombattanten heißen dagegen alle Individuen, die nicht unmittelbar im Gefecht thätig sind, also das ganze Verwaltungspersonal der Armeen, die Verpflegungsbeamten (Intendantur), die Geistlichkeit, Feldpost, das ärztliche und Lazarettpersonal, die Krankenträger (Sanitätstruppen), Kurschmiede, Büchsenmacher, Offiziersdiener u. s. w. Auch das Personal des Train- und Transportwesens wird meist zu den Nichtkombattanten gezählt.

Kombination heißt eine Verbindung mehrerer Begriffe samt den daraus hervorgehenden Folgen und Schlüssen, in welchem Sinne man z. B. von glücklichen, scharfsinnigen oder verfehlten und täuschenden K. spricht. In der Mathematik nennt man die verbundenen Begriffe (Dinge) die Elemente der K. Nach ihrer Anzahl teilt man die K. in Klassen; eine K. der ersten Klasse oder Union ist ein einzelnes Element, eine K. der zweiten Klasse oder Binion (Ambe) ist eine Verbindung von zwei, eine K. der dritten Klasse oder Ternion (Terne) eine Verbindung von drei Elementen u. s. w. Man unterscheidet K. mit oder ohne Wiederholung, je nachdem ein Element in derselben Verbindung mehrmals vorkommen darf oder nicht. Bei den letztern gibt es immer so viel Klassen, als Elemente vorhanden sind, und die höchste Klasse enthält nur eine einzige K., welche alle Elemente umfaßt. Sind die vier Elemente a, b, c, d gegeben, so gibt es 1) ohne Wiederholung: vier Unionen, sechs Ambonen: ab, ac, ad, bc, bd, cd, vier Ternen: abc, abd, acd, bcd, eine Quaternion: abcd; dagegen 2) von den K. mit Wiederholung: 10 der zweiten Klasse (außer den genannten noch aa, bb, cc, dd); 16 der dritten Klasse (außer den genannten noch aab, abb, aac, acc, aad, add, bbc, bcc, bbd, bdd, ccd, cdd) u. s. w. Verwandt dem Kombinieren ist das Permutieren, d. h. das Versetzen, Umstellen gegebener Elemente; so gibt es bei den drei Elementen a, b, c sechs Permutationen: abc, acb, bac, bca, cab, cba. Fragt man, wie viel Ambonen sind bei fünf gezogenen Lottonummern möglich, so fragt man nach den K. der zweiten Klasse ohne Wiederholung; fragt man aber, wie oft können fünf Personen ihre Plätze wechseln, so fragt man nach der Anzahl der Permutationen von fünf Elementen. Ist das Kombinieren mit dem Permutieren verbunden, so nennt man es Variieren; die Variationen gegebener Elemente sind also K. derselben zu 2, 3 u. s. w. mit allen möglichen Versetzungen, wobei auch wieder Variationen ohne und mit Wiederholung zu unterscheiden sind. Sind die drei Elemente a, b, c gegeben, so gibt es folgende sechs Variationen derselben von der zweiten Klasse ohne Wiederholung: ab, ba, ac, ca, bc, cb; ist

Wiederholung gestattet, so kommen zu jenen noch folgende drei: aa, bb, cc. Die Kombinationslehre im weitern Sinne handelt zugleich von den Gesetzen der Permutationen und Variationen.

Kombinationsschloß (frz. serrure à combinaison, engl. combination-lock), ein Sicherheitsschloß von meist sehr komplizierter Konstruktion, der zufolge das Öffnen wie das Schließen nur beim ordnungsmäßigen Zusammenwirken einer Anzahl von Bestandteilen, die alle eine bestimmte, für jeden Teil verschiedene Stellung einnehmen müssen, erfolgen kann. (S. unter Schloß.)

Kombinationston (Tartinischer Ton) heißt ein Ton, welcher auftritt, wenn zwei gleichartige, in ihrer Höhe genügend weit auseinander liegende Töne gleichzeitig ertönen. Liegen diese den K. erzeugenden, verschieden hohen Töne einander zu nahe, so entstehen nur Tonanschwellungen oder Stöße (s. d.). Dagegen bildet sich bei genügender Höhendistanz zweier homogener Töne ein neuer, dritter Ton, d. i. eben der K. Dieser ist tiefer als jeder der beiden Einzeltöne; seine Höhe ist gleich dem Unterschiede der erzeugenden (primären) Töne, weshalb auch solche K. Differenztöne heißen. Am leichtesten vernimmt man den K., wenn die erregenden Töne innerhalb derselben Oktave liegen und dabei kräftig und anhaltend tönen; hierzu lassen sich am besten gedeckte Pfeifen und kräftige, lange nachtönende Stimmgabeln verwenden. Der K. ward zuerst (1740) von Sorge, dann (1754) eingehender von Tartini beobachtet. Später haben sich mit dem Studium des K. beschäftigt: Young, Röber, Helmholtz u. a. m. Letzterer hat auch zum K. einen analogen höhern Ton nachgewiesen, welcher aus der Summe der beiden erzeugenden Töne hervorgeht, und daher Summationston heißt. Vgl. Helmholtz, «Die Lehre von den Tonempfindungen» (4. Aufl., Braunschw. 1877).

Kombinatorische Analysis wurde die Anwendung der Kombinationslehre auf die Analysis von Hindenburg (s. d.) genannt, der von derselben besondere Erwartungen sich gemacht hatte.

Kombinieren (lat.), zusammenpaaren, miteinander verbinden, zusammenfassend vereinigen, um dadurch ein Ergebnis zu gewinnen. (S. Kombination.) [(s. d.).

Kombotti, Dorf bei der griech. Stadt Arta

Komburg, amtlich Comburg, königl. württemb. Schloß im Jagstkreise, Oberamt Hall, Gemeinde Steinbach, ehemals ein Benediktinerkloster, mit ausgezeichnet schöner, 1707—15 im Rokokogeschmack erbauter, reich ausgestatteter Stiftskirche, und bis 1802 ein reichbegütertes Ritterstift, jetzt Sitz eines Forstamtes und der Garnison des königl. Ehreninvalidenkorps. Nahe dabei stand das 1102 eingeweihte Nonnenkloster St. Egidien, jetzt Filiale des Landesgefängnisses Hall.

Kombüse (holl., frz. cambuse), Schiffsküche.

Kombustion, die Verbrennung, Brandwunde.

Komenský, s. Comenius (Joh. Amos).

Komers (Anton Emanuel, Ritter von), österr. Landwirt, geb. 13. Juni 1814 in Humpoletz, wurde 1844, nachdem er als landwirtschaftlicher Beamter auf den gräfl. Thun-Hohensteinschen Gütern thätig gewesen war, Centraldirektor, Rat und Generalbevollmächtigter des Grafen Thun. Im J. 1846 gründete K. die 1866 in eine höhere landwirtschaftliche Lehranstalt umgewandelte Ackerbauschule Tetschen-Liebwerd, zu deren Direktor und spätern Mitkurator K. ernannt wurde. Als Präsident mehrerer die Landwirtschaft fördernder Vereine (u. a. böhm. Landeskulturrat, böhm. Bodenkredit-Gesellschaft) und als Organisator vieler Großgrundbesitze Böhmens hat sich K. neben seiner litterarischen Thätigkeit um die Landwirtschaft Böhmens in hohem Maße verdient gemacht. Von seinen Werken sind zu nennen: «Betrachtungen über die landwirtschaftliche Unterrichtsfrage» (Prag 1875), «Abriß der Nationalökonomie» (2. Aufl., Prag 1868), «Die landwirtschaftliche Betriebsorganisation» (2. Aufl., Prag 1876), «Jahrbuch für österr. Landwirte nebst Geschäftskalender» (22. Jahrg., Prag 1861—82).

Komestibel (frz.), eßbar; Komestibilien, Eßwaren.

Kometen, d. i. Haarsterne, nennt man mit einem aus dem Griechischen entlehnten Namen eine überaus zahlreiche und in vielen Beziehungen sehr rätselhafte Klasse von Himmelskörpern, die nebst den Planeten und ihren Monden wahrscheinlich zu unserm Sonnensystem gehören, gewöhnlich nur kurze Zeit, nämlich dann, wenn sie der Sonne und zugleich der Erde verhältnismäßig nahe kommen, durch Fernrohre oder, was aber weit seltener ist, dem bloßen Auge sichtbar werden und sich dann wieder, mit wenigen Ausnahmen, auf lange Zeit, größtenteils auf Jahrhunderte oder gar Jahrtausende, unserer Betrachtung entziehen. Ihren Namen haben sie von ihrer sonderbaren Gestalt oder Erscheinung erhalten, bei welcher wir dreierlei Teile unterscheiden müssen. Der Hauptbestandteil ist eine Art Nebelhülle oder Lichtnebel, eine im Verhältnis zu andern Sternen große, mehr oder weniger glänzende, gewöhnlich runde, aber niemals scharf begrenzte Lichtmasse, welche man den Kopf oder auch das Haar des K. nennt. In der Regel ist dieselbe nach dem Innern zu verdichtet und umgibt einen zuweilen planetenartigen, zuweilen das Aussehen eines Fixsterns habenden Teil, den sog. Kern. Ferner ist sie in den meisten Fällen an der der Sonne entgegengesetzten Seite mit einem hellen Streifen verbunden, der meist erst bei der Annäherung an die Sonne auftritt und den man den Schweif nennt, weshalb diese Gestirne auch Schweifsterne genannt werden. Der Schweif ist immer sehr durchsichtig, sodaß man die kleinsten Sterne hindurchschimmern sieht, ferner meistens in einiger Entfernung von dem Kopfe des K. gekrümmt (und zwar nach der Gegend, aus welcher der K. kommt) und oft von so ungeheuerer Ausdehnung, daß er 90 und mehr Grade des Himmels einnimmt und mit Rücksicht auf seine Entfernung viele Millionen Kilometer lang sein muß. Die Schweife der berühmten K. von 1811 und 1858 waren zwischen 75 und 180 Mill. Kilometer lang und die Durchmesser in der Nähe der Köpfe über 750000, am Ende über 15 Mill. Kilometer. Zuweilen ist ein doppelter oder mehrfacher Schweif vorhanden, ja der K. von 1744 soll sechs Schweife gehabt haben, die sich fächerartig ausbreiteten. Übrigens ist das Ansehen der K. (insbesondere das ihrer Schweife) sehr veränderlich; nur fällt es schwer, die wirklichen, in der Materie derselben vorgehenden Veränderungen von denjenigen zu unterscheiden, die nur scheinbar sind und von dem veränderten Stande der K. gegen Sonne und Erde herrühren.

In frühern Zeiten waren die oft so plötzlich zum Vorschein kommenden K. ihrer rätselhaften Natur und ihrer scheinbar so unregelmäßigen Bewegungen

wegen nicht nur Gegenstände des Erstaunens, sondern sogar des Schreckens und abergläubischer Furcht, indem man sie für die Vorboten eines bevorstehenden schweren Unglücks, wie Krieg, Epidemie, Überschwemmung u. s. w., ansah. Die Zahl der beobachteten K. hat sich seit der Erfindung der Fernröhre außerordentlich vermehrt, und jetzt vergeht fast kein Jahr, in welchem nicht einige K., meistens nur im Teleskop sichtbar, daher teleskopische genannt, beobachtet werden. Aber nur der kleinste Teil der vorhandenen K. wird sichtbar, nur diejenigen, welche der Sonne nahe genug kommen und in der Nacht am Himmel stehen, da nur in wenigen einzelnen Fällen K. von ungewöhnlicher Helligkeit, wie diejenigen, welche 43 v. Chr., sowie 1402, 1532, 1577, 1744, 1843, 1860 und 1861 erschienen, oder solche, deren Erscheinen mit einer totalen Sonnenfinsternis zusammentraf (z. B. nach Seneca 60 v. Chr. und neuerdings bei der totalen Sonnenfinsternis im Mai 1882, bei welcher ein K. mit bloßen Augen zu sehen war, der sich später auch auf den photographischen Platten fand), bei Tage oder in heller Dämmerung vor Auf- oder nach Untergang der Sonne gesehen wurden. Auch müssen viele darum unsichtbar bleiben, weil sie nur bei trüber Witterung in hinreichende Nähe kommen oder nur auf der südl. Erdhälfte, welche bisjetzt nur wenige Sternwarten hat, beobachtet werden können. Schon hieraus läßt sich ersehen, wie außerordentlich groß die Zahl der K. sein muß, und daß sie wenigstens viele Tausende betragen muß, vielleicht in die Millionen geht. Die Bahnen der K. sind scheinbar ganz unregelmäßig im Weltraum verteilt. Einige bewegen sich in derselben Richtung wie die Planeten von Westen nach Osten um die Sonne oder sind rechtläufig; andere dagegen bewegen sich in entgegengesetzter Richtung oder sind rückläufig. Sie durchstreifen alle Teile des Himmels, ohne, wie die Planeten, auf eine gewisse Gegend desselben beschränkt zu sein; manche sind nur kurze Zeit, kaum einige Tage, andere viele Monate lang sichtbar. Der Engländer Halley war der erste, der die Berechnung von Kometenbahnen versuchte, nachdem Newton bewiesen hatte, daß die K. in ihren Bewegungen Gesetzen folgen, die von denen der Planetenbewegung nicht wesentlich verschieden sind. Die parabolische Form der Bahnen erkannte schon vor der Publikation der Newtonschen Entdeckungen der Pfarrer Dörfel in Plauen. Alle K. bewegen sich in einem Kegelschnitte, in dessen einem Brennpunkte die Sonne steht, viele erwiesenermaßen (also wahrscheinlich alle) in Ellipsen, die sich von den Planetenbahnen, welche bekanntlich gleichfalls Ellipsen sind, nur durch ihre langgestreckte, von der Kreisform viel mehr abweichende Gestalt unterscheiden. Dies zeigt sich in dem Unterschiede zwischen der kleinsten und größten Entfernung von der Sonne, der bei den K. immer weit größer ist. Selbst bei demjenigen Planeten, dessen Bahn von der Kreisform am meisten abweicht, ist der größte Abstand von der Sonne (zur Zeit der Sonnenferne) nur doppelt so groß als der kleinste (zur Zeit der Sonnennähe), während die K. sämtlich in ihrer Sonnenferne viel weiter als in der Sonnennähe von der Sonne entfernt sind. In der Sonnennähe kommen sie zuweilen der Sonne weit näher als die nächsten Planeten, ja der große K. von 1843 war in der Sonnennähe von der Oberfläche der Sonne nur 105000 km entfernt, während sich der von 1729 der Sonne nur bis auf 615 Mill. Kilometer genähert hat. Hätte ein K. eine Parabel oder Hyperbel zu seiner Bahn, so könnte er überhaupt nur einmal in die Nähe der Sonne kommen und müßte sich nachher von derselben ins Unendliche entfernen. Von allen bisher beobachteten und berechneten K. hat ungefähr der vierte Teil eine entschieden elliptische Bahn; eine hyperbolische Bahn ist noch bei keinem K. nachgewiesen. Da aber die Parabel die Grenzlinie zwischen Hyperbel und Ellipse ist, so kann dieselbe infolge der planetarischen Störungen nicht dauernd die Bahn eines Himmelskörpers sein, und es sind deshalb wahrscheinlich alle Kometenbahnen mehr oder weniger langgestreckte Ellipsen, welche deshalb in der Nähe der Sonne, wo sie allein sichtbar werden, oft gar nicht von einer Parabel zu unterscheiden sind.

Die Bestimmung der Bahn eines K. hat darum sehr große Schwierigkeiten, weil wir immer nur einen verhältnismäßig sehr kleinen Teil derselben sehen können und daher die krummlinige Bahn aus wenigen Punkten konstruieren oder berechnen müssen. Verzeichnisse solcher K., deren Bahnen berechnet sind, haben Delambre, Schumacher, Olbers, Galle u. a. geliefert. Das von Galle bis 1863 fortgeführte Olberssche Verzeichnis enthält 231 K., deren Bahnen berechnet sind, und unter diesen befinden sich einige, welche bereits in mehrern ihrer Sonnennähen gesehen und beobachtet wurden. Der am längsten als periodischer K. bekannte ist der Halleysche, so genannt von dem engl. Astronomen Edmund Halley, der ihn bei seinem Erscheinen 1682 seinen Elementen nach als identisch mit den K. von 1531 und 1607 erkannt hatte. Nach dem Kometenverzeichnis ist er aber schon mit Sicherheit 1378 und 1456 beobachtet, und wenn man mit einer Umlaufszeit von 75—78 Jahren zurückrechnet, finden sich ältere Erscheinungen vom J. 12 v. Chr. an in den Chroniken verzeichnet. Aus den Angaben der Chroniken ist es aber nicht möglich, die Bahn selbst zu bestimmen, sodaß man die frühern Erscheinungen nur als dem Halleyschen K. wahrscheinlich angehörig bezeichnen kann. Halley sagte seine Wiederkehr für die J. 1758 und 1759 voraus, es wurde auch die Zeit seiner Sonnennähe von dem Franzosen Clairaut bis auf etwa einen Monat genau vorausberechnet, und 25. Dez. 1758 wurde er auch von dem Bauer Palitzsch in Prohlis bei Dresden zuerst wieder entdeckt. Nach Rechnungen von Burckhardt, Damoiseau, Pontécoulant und Rosenberger sollte er 1835 Mitte November zu seiner Sonnennähe wiederkehren, und die Vorausberechnung stimmte bis auf drei Tage mit der Wirklichkeit überein. Dieser K. gehört zu denen, welche dem bloßen Auge sichtbar sind, und sein Schweif soll 1456 eine Länge von 60°, 1682 von 30°, 1835 nur von 20° gehabt haben; da auch der Kern 1835 nicht sehr glänzend war, so scheint es fast, als ob sein Glanz sich mit jeder Erscheinung vermindere. Er wird 1911 oder 1912 wieder zu sehen sein. Ein anderer periodischer K., dessen Umlaufszeit 72 Jahre beträgt, wurde 1812 von Pons entdeckt und von Encke berechnet. Seine Wiederkehr erfolgte im Herbst 1883 und derselbe ist bis zum Frühjahr 1884 beobachtet worden; er ist zwar dem bloßen Auge sichtbar, aber lange nicht so glänzend wie der Halleysche K.

Eine Gruppe von periodischen, nur teleskopischen K. bilden die von kurzer Umlaufszeit, wozu unter

andern die K. von Encke, Biela, Faye, Brorſen, d'Arreſt, Winnecke, Tempel (2) und Tuttle gehören und welche zwiſchen 3 und 14 Jahre Umlaufszeit haben. In neuerer Zeit wächſt die Zahl der als periodiſch erkannten K., indem die größere Kraft der Fernröhre (bei weitem die meiſten ſind teleſkopiſch) ſie weiter als früher zu verfolgen geſtattet. Es ſcheint daher, als ob die Schar dieſer K. eine recht beträchtliche ſei. Der 26. Nov. 1818 von Pons in Marſeille entdeckte teleſkopiſche K. wurde von Encke als periodiſch und identiſch mit den beobachteten von 1786, 1795 und 1805 erkannt, Encke berechnete ſeine Umlaufszeit zu 3 Jahren 115 Tagen, und der nach dem Berechner benannte K. iſt in ſeinen Erſcheinungen 1822, 1825, 1828, 1832, 1835, 1838, 1842, 1845, 1848, 1852, 1855, 1858, 1862, 1865, 1868, 1871, 1875, 1878, 1881 ſtets wieder geſehen und beobachtet worden. In der Erſcheinung 1865 wurde er ſeiner ungünſtigen Stellung zur Erde wegen nur einigemal geſehen, und faſt ſcheint es, als wenn auch dieſer K. an Helligkeit abgenommen hätte. Merkwürdig an dieſem K. iſt noch, daß ſeine Umlaufszeit allmählich geringer wird, und zwar nach jedem Umlauf nach den Enckeſchen Rechnungen etwa um 3 Stunden. Encke erklärt dieſe Erſcheinung durch das Vorhandenſein einer den Weltraum erfüllenden, überaus feinen, elaſtiſchen Subſtanz, eines ſog. Äthers, der dem K. bei ſeiner Bewegung Widerſtand leiſtet, dadurch aber ſeine Geſchwindigkeit und mit ihr auch ſeine Schwungkraft vermindert, was eine Annäherung desſelben an die Sonne und demnach, den Keplerſchen Geſetzen gemäß, zugleich eine Verminderung ſeiner Umlaufszeit zur Folge haben muß. Wenn der K. ſich nicht vorher auflöſt, müßte er danach ſchließlich einmal in die Sonne ſtürzen. Die neuern Unterſuchungen beſonders von Aſten ſcheinen die Verkürzung der Umlaufszeit nicht bei jedem Umlauf als gleichmäßig zu beſtätigen, doch hat man bisher keine Hypotheſe aufſtellen können, welche dieſelbe beſſer erklärte, als die Hypotheſe des widerſtehenden Mittels.

Der zweite periodiſche K. von kurzer Umlaufszeit, der Bielaſche, iſt von ſeinem Entdecker, dem Hauptmann von Biela, der ihn 28. Febr. 1826 zu Joſephſtadt in Böhmen entdeckte, ſo genannt. Er war bereits im Febr. 1772 und im Dez. 1805 beobachtet, vollendet ſeinen Umlauf um die Sonne in 6¾ Jahren und hat in ſeiner Sonnennähe faſt denſelben Abſtand von der Sonne als die Erde, ſodaß dadurch möglicherweiſe einſtmals ein Zuſammenſtoß des K. mit der Erde hätte eintreten können. Daß aber beide Himmelskörper gleichzeitig an dem Durchſchnittspunkte ihrer Bahnen ſich befunden, iſt der Wahrſcheinlichkeitsrechnung gemäß ein ſo ſeltenes Ereigniß, daß Millionen von Jahren darüber hätten verfließen können. In den J. 1832, 1845 und 1846 wurde er wieder beobachtet, aber in letzterer Erſcheinung ſah man plötzlich Mitte Jan. 1846 ſtatt eines K. deren zwei, die nebeneinander in 300000 km Entfernung herliefen, und von denen bald der eine, bald der andere heller war. In der Erſcheinung von 1852 wurden beide, aber ſchon in 2600000 km Entfernung voneinander, beobachtet. Der durch ſeine Teilung ſo merkwürdige Doppelkomet iſt 1859 wegen ſeiner ungünſtigen Lage zur Erde nicht geſehen worden, und 1865 hat man auf allen Sternwarten vergebens nach ihm geſucht, ſodaß es faſt ſcheint, als wenn dieſer K. ſich bereits aufgelöſt habe. Am 27. Nov. 1872 fand ein herrlicher Sternſchnuppenfall ſtatt, da man nun nahe um dieſe Zeit die Wiederkehr des K. erwartete, ſo kam Klinkerfues in Göttingen auf den Gedanken, in der dem Radiationspunkte des Sternſchnuppenſchwarms entgegengeſetzten Himmelsgegend den K. aufzuſuchen, und telegraphierte zu dieſem Zweck an Pogſon in Madras, der den K. in der That auffand. Später wurde es freilich zweifelhaft, ob derſelbe mit dem Bielaſchen K. identiſch geweſen iſt; doch iſt ein Zuſammenhang zwiſchen beiden jedenfalls konſtatiert. Der Bielaſche K. iſt ſeitdem nicht wieder geſehen worden.

Der dritte periodiſche teleſkopiſche K. wurde 22. Nov. 1843 von Faye in Paris entdeckt und die Umlaufszeit zu 7½ Jahren berechnet. Er wurde 1850 zu Cambridge (England) wieder aufgefunden und bis März 1851 in Rußland und Nordamerika beobachtet; 1858 iſt er in Berlin und Cambridge (England) und 1865, 1872 und 1880 auf mehrern größern Sternwarten wieder beobachtet worden. Ein vierter K. von kurzer Umlaufszeit wurde 26. Febr. 1846 von Brorſen in Kiel entdeckt; 1851 wurde er nicht geſehen, dagegen 1857 von Bruhns in Berlin von neuem entdeckt und 1868 und 1873 wieder beobachtet. Seine Umlaufszeit iſt 5½ Jahre. Ein fünfter periodiſcher, der von d'Arreſt in Leipzig 27. Juli 1851 entdeckte K., hat 6½ Jahre Umlaufszeit und iſt nach Villarceau's Rechnungen Ende 1857 und Anfang 1858 am Kap der Guten Hoffnung, ferner 1870 und 1877 beobachtet worden. Ein ſechſter periodiſcher K., 8. März 1858 von Winnecke in Bonn entdeckt, hat eine Umlaufszeit von 5½ Jahren und zeigte ſich mit einem 1819 beobachteten K. als identiſch; 1869 und 1875 wurde er wieder geſehen. Auch bei dieſem K. vermutet Oppolzer die Einwirkung eines Widerſtandes. Am 3. April 1867 entdeckte Tempel in Marſeille einen K., der 1872 wieder beobachtet wurde und ſich durch die geringe Excentricität der Bahn auszeichnet und wegen ſeiner großen Nähe am Jupiter 1870 ſtarke Störungen ſeiner Bahnelemente erlitt. Am 3. Juli 1873 entdeckte Tempel in Mailand wiederum einen ſchwachen K., der ſich in einer elliptiſchen Bahn mit etwas über fünf Jahren Umlaufszeit bewegt und 1878 wiederkehrte. Schließlich gehört zu den wiedergekehrten periodiſchen K. noch der im Jan. 1858 von Tuttle und Bruhns entdeckte von 13⅓ Jahren Umlaufszeit; er iſt 1790 ſchon beobachtet worden und 1871 wieder geſehen. Ein von de Vico in Rom 22. Aug. 1844 entdeckter K. von 5½ Jahren Umlaufszeit iſt noch nicht wieder geſehen, dagegen ähneln die Bahnelemente dieſes K. ſehr denen eines im Juli 1884 von Barnard entdeckten K.; ebenſo iſt der von Olbers 1815 entdeckte, der nach Beſſel eine Umlaufszeit von 74 Jahren hat, nur erſt in Einer Erſcheinung geſehen, desgleichen der von Weſtphal 24. Juli 1852 entdeckte mit 61 Jahren Umlaufszeit und mehrere andere. Erwähnt ſei noch, daß ſchon im 18. Jahrh. Lexell für einen 1770 erſchienenen K. eine Bahn mit 5½ Jahren Umlaufszeit berechnete; dieſer K. iſt nicht wiedergekehrt. Derſelbe hatte nämlich bei ſeinem nahen Vorübergange an Jupiter erſt durch dieſen Planeten die elliptiſche Bahn, in der er ſich 1770 bewegte, erhalten, und bei ſeinem nächſten Vorübergange bei Jupiter wurde er durch dieſen in ſeiner Bewegung ſo geſtört, daß er nicht wiederkehren konnte. Von den beiden größten K. des 19. Jahrh.

hat der von 1811 nach Argelanders Rechnung eine Umlaufszeit von 3000 Jahren, der K. von 1858 eine solche von 2054 Jahren. Der große K. von 1680, welcher der Sonne äußerst nahe kam, hat nach Ende eine Umlaufszeit von 8800 Jahren.

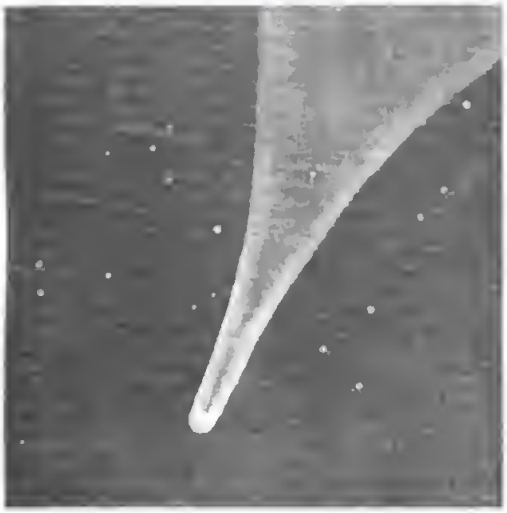
In neuerer Zeit hat man verschiedentlich den wie es scheint nicht so seltenen Fall konstatiert, daß zwei nachweislich verschiedene K. in ihrer Sonnennähe in derselben Bahn einherziehen und sich nur durch die Umlaufszeiten unterscheiden. Einen solchen Fall bietet der große K. von 1881, dessen Bahnelemente denen des K. von 1807 ähneln, welchen Bessel berechnet hat. Ähnlich ist es mit den großen K. von 1668, 1843, 1880, 1882, welche sämtlich der Sonne sehr nahe kamen und deren Bahnelemente ebenfalls sehr nahe übereinstimmen. Die drei erstgenannten betrachtete Klinkerfues als identisch, indem er nachwies, daß ein nur geringer Widerstand in der Nähe der Sonne angenommen werden müsse, um die Umlaufszeit von 175 Jahren auf 87 herabzubringen. Ist diese Hypothese richtig, so wäre der K. im Sommer 1897 zu erwarten, dagegen spricht freilich die Thatsache, daß Hubbard 1843 eine Umlaufszeit von 530 Jahren, allerdings mit einiger Unsicherheit behaftet, berechnete. Einer der merkwürdigsten K. ist der angeführte von 1882, welcher so hell war, daß man ihn am hellen Tageslichte neben der Sonne sah und ihn bei seiner Bewegung bis an ihren Rand verfolgen konnte, wo er, obwohl er vor der Sonne vorüberging, total verschwand. Dies ist die einzige Beobachtung dieser Art, die je gelungen ist. Nach seinem Periheldurchgange fand man in seiner Nachbarschaft mehrere losgelöste Nebelmassen, welche vielleicht durch eine Katastrophe von ihm fortgeschleudert wurden. (Hierzu eine Tafel: Kometen.)

Über die Natur der K. ist zur Zeit noch wenig bekannt. Man weiß nur, daß es keine bloßen Meteore oder vorübergehende Erscheinungen sind, sondern Himmelskörper, welche sich, wie schon bemerkt, in Kegelschnitten um die Sonne bewegen. Ihre Masse ist äußerst gering. Der K. von 1770 z. B. kam der Erde sehr nahe; hätte er aber nur den 5000. Teil der Erdmasse gehabt, so würde er in der Bewegung der Erde bemerkbare Störungen hervorgebracht haben. Obwohl man bei den K. nie, wie bei den von der Sonne beleuchteten Planeten, eine Phase aber einen Lichtwechsel wahrgenommen hat, so ist doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die K. einen großen Teil ihres Lichts von der Sonne erhalten, denn das Nichtvorhandensein der Phase erklärt sich dadurch, daß die K. keine festen Körper sind. Andererseits ist es aber erwiesen, daß viele K., je näher sie der Sonne kommen, auch sehr beträchtliches Eigenlicht entwickeln. Die lichthellern K. sind mehrfach auf Polarisation untersucht und das Licht ist polarisiert gewesen, welche Erscheinung bekanntlich nur reflektiertes Licht zeigt. Über den Aggregatzustand der K. haben die neuesten Untersuchungen mit dem Spektralapparat Auskunft gegeben. Das Spektrum des Kometenlichts zeigt nicht, wie die Spektra fester Körper, dunkle Linien, sondern, wie die Spektra von Gasarten, mehrere helle Streifen, sodaß also danach anzunehmen sein würde, daß die Kometenmaterie eine gasförmige sei. Gewöhnlich erkennt man im Spektroskop drei helle Banden, deren Lage fast genau übereinstimmt mit den Banden im Kohlenspektrum, sodaß man die K. aus Kohlengas bestehend vermutet. Auch Wasserstofflinien entsprechen den hellen Banden. Ferner hat man neuerdings bei einigen K. bemerkt, daß bei ihrer Annäherung an die Sonne das Kohlenstoffspektrum unsichtbar wird und statt dessen mit großer Deutlichkeit die beiden gelben Linien des Natriums sichtbar werden. Im Kern einiger hellern K. hat man ein kontinuirliches Spektrum gesehen, welches darauf hindeutet, daß der Kern dieser K. verdichtet und nicht mehr im gasförmigen Zustande befindlich gewesen ist. Der Umstand, daß die K. an Ausdehnung abnehmen, wenn sie sich der Sonne nähern, findet seine Erklärung darin, daß die Wärme der Sonne einen Teil des Lichtnebels, der die K. bildet, verflüchtigt, und dieser Teil bei größerer Entfernung von der Sonne wieder sichtbar wird. Dadurch erklärt sich auch, daß die Schweife meist erst nach der Sonnennähe am größten sind.

In neuerer Zeit hat sich seit Bessel eine vollständige Theorie der Kometenschweife gebildet, welche hauptsächlich von Bredichin und Zöllner ausgearbeitet worden ist. Man nimmt an, daß während die Gesamtmasse der K. der Wirkung der Gravitationskraft unterworfen ist, die einzelnen Teilchen durch eine bei der Annäherung an die Sonne stärker geweckte Abstoßungskraft vom K. ausgestoßen werden; da nun die Sonne eine ähnliche Kraft auf sie äußert, so werden sie je nach der Intensität dieser Kraft sehr verschiedene Bahnen beschreiben. Im allgemeinen ist dieselbe sehr viel größer als die Anziehungskraft, die vom K. ausgestoßenen Teilchen werden daher zurückgetrieben und bilden die gewöhnlichen Schweife. Durch verschiedene Annahmen über die Abstoßungskraft ist man im Stande gewesen, fast alle beobachteten Einzelheiten, welche die auffälligsten K. dargeboten haben, mathematisch abzuleiten. So erklärt man die schon mehrfach beobachteten Schwingungen von fächerartigen Ausströmungen, die Bildung neuer Nebenhüllen (wie beim Donatischen K. von 1858), die Loslösung getrennter Teile, wie beim K. von 1882, und andere Erscheinungen. Diese Theorie der Abstoßungskräfte hat sehr an Wahrscheinlichkeit gewonnen, seitdem das Spektroskop gezeigt hat, daß in den K. zur Zeit der Sonnennähe vermutlich bedeutende elektrische Vorgänge sich abspielen; es ist auch nicht mehr als wahrscheinlich, daß diese auf der Erde so wirksam auftretende Naturkraft auch auf andern Weltkörpern eine bedeutende Rolle spielen sollte.

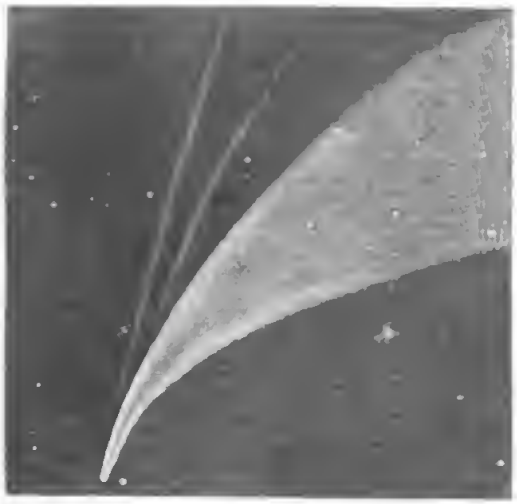
Nach den Keplerschen Gesetzen beschreibt der Schwerpunkt eines Wandelsterns einen Kegelschnitt. Bei allen K., also auch bei denen mit großen Schweifen, beobachtet man stets den Mittelpunkt des Kerns, und diese Beobachtungen schließen sich immer einem Kegelschnitte an. Dies scheint zu zeigen, daß der Schwerpunkt selbst durch die größten Schweife nicht bemerkbar aus dem Mittelpunkte herausgerückt wird, und daraus folgt wieder, daß die Masse der Schweife gegen die des Kerns sehr gering sein muß. Ob der Zusammenstoß eines K. mit der Erde für diese van nachteiligen Folgen sein würde, kann man zwar im allgemeinen nicht wissen, doch ist die Wahrscheinlichkeit dafür äußerst gering, in Anbetracht der ungemein geringen Dichtigkeit, welche diese Himmelskörper besitzen, und welche unendlich viel geringer sein muß als die der atmosphärischen Luft. Dafür spricht schon die Thatsache, daß trotzdem das Spektroskop lehrt, daß die K. im allgemeinen gasförmiger Natur sind, doch

KOMETEN.

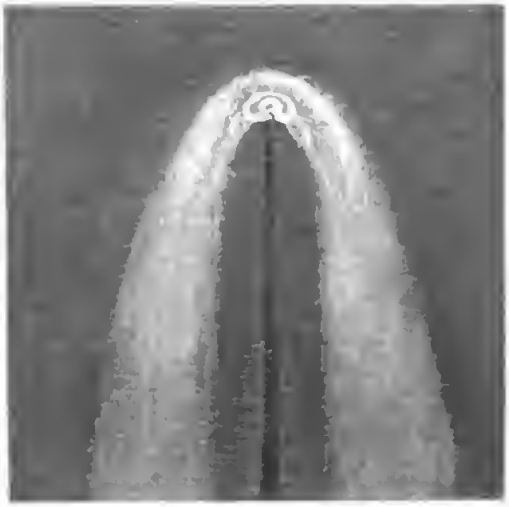


1. Grofser Komet, 10. September 1811, mit bloſsem Auge.

2. Halleys Komet, 28. Oktober 1835, mit bloſsem Auge.



3. Donatis Komet, 5. Oktober 1858, mit bloſsem Auge.



4. Donatis Komet, 2. Oktober 1858, im Fernrohr.

5. Grofser Komet, 17. März 1843, mit bloſsem Auge.

Digitized by Google

mit Sicherheit eine Schwächung oder Brechung des durch sie hindurchgehenden Sternlichts noch nicht konstatiert ist. Durch Kometenschweife scheint die Erde (z. B. 26. Juni 1819) schon mehrfach gegangen zu sein, ohne auch nur die geringste Einwirkung verspürt zu haben. Eine der interessantesten Entdeckungen machte 1866 der Astronom Schiaparelli in Mailand, der die Bahnen der Meteorschwärme untersuchte und die Bahn des Novemberschwarms identisch fand mit der Bahn des 1866 von Tempel entdeckten K., von welchem Oppolzer eine 33jährige Umlaufszeit nachgewiesen hatte. Diese Identität veranlaßte zu weitern Untersuchungen und für die Sternschnuppen des August und April finden sich ebenfalls identische Kometenbahnen; es zeigte sich auch, daß der Bielasche K. 1845, als er sich in zwei K. teilte, der Bahn des Novembersternschnuppenschwarms sehr nahe war, und die Bahn des 27. Nov. 1872 beobachteten herrlichen Sternschnuppenschwarms zeigt sich als identisch mit der Bahn des Bielaschen K. In neuerer Zeit mehren sich die Fälle, in welchen ein Zusammenhang von K. und Sternschnuppenfällen sich nachweisen läßt. Die Identität der Sternschnuppen- und Kometenbahnen hat zu der Hypothese Anlaß gegeben, daß entweder die K. aus den Sternschnuppenschwärmen entstanden sind, oder letztere die Trümmer sich auflösender K. sind. Letzteres ist wahrscheinlicher, weil die Zwischenräume zwischen den einzelnen Partikelchen der Sternschnuppenschwärme zu groß sind, um noch miteinander in Konnex zu stehen, welches bei den K., besonders bei der Schweifbildung, bei den Ausströmungen am Kern u. s. w. der Fall sein muß. Besonders hat Bredichin in Moskau gezeigt; daß wahrscheinlich die Meteorschwärme aus den der Sonne zugewandten Schweifen entstanden sind, welche sich, wie oben erwähnt, bei einer gewissen Intensität der Abstoßungskraft bilden müssen. Es ist natürlich, daß neben dieser Theorie, welche jetzt wohl die allgemein anerkannte ist, noch zahlreiche andere Erklärungsversuche existieren, so die von Tyndall und Faye. Erstere entspricht den Thatsachen zu wenig, um neuerdings noch Anspruch auf Wahrscheinlichkeit machen zu können.

Vgl. Zöllner, «Über die Natur der K.» (Lpz. 1883); Valentiner, «Die K. und Meteore in allgemein faßlicher Form dargestellt» (Lpz. 1884).

Komik (grch.), die Darstellung, Komiker, der Darsteller des Komischen (s. d.).

Komische (das) kann definiert werden als das Überragen des Sinnlichen und Zufälligen über die Idee, die zur Darstellung kommen soll. Komisch ist z. B. der Druckfehler, der einen Schriftsteller statt von der einleuchtenden Richtigkeit vielmehr von der einleuchtenden Nichtigkeit seiner Ansicht sprechen ließ; komisch ist ferner jener Zerstreute, der, um die Ehrlichkeit seines Bedienten zu prüfen, eine Masse Geld offen auf den Tisch legte, diese aber zu zählen vergaß. Man unterscheidet zwischen dem Niedrig-Komischen und dem Fein-Komischen. Das Niedrig-Komische ist das Burleske (s. d.) und Possenhafte. Feiner ist bereits das K. des Verstandes, der Witz (s. d.). Die höchste Stufe des K. aber ist der Humor (s. d.). Weil das K. gewissermaßen ein Zwiespalt der Materie mit dem Geiste ist, der Geist aber doch niemals völlig überwunden und vernichtet werden darf, da sonst statt des K. vielmehr das Häßliche (s. d.) und Gemeine sich darstellen würde, kann das K. nur in denjenigen Künsten sich am freiesten entfalten, die am meisten der Materialität entrückt sind. Es gibt daher keine komische Baukunst, und auch in der Plastik tritt das K. nur bescheiden auf. In der Malerei aber bildet das K. bereits einen bedeutenden Teil der sog. Genremalerei (s. d.), und in der Musik und in der Poesie ist das K. recht eigentlich zu Hause: die komische Oper, der komische Roman, die Komödie. Außer den Werken über Ästhetik von Vischer, Zimmermann, Carriere u. a. vgl. Jean Paul Fr. Richter, «Vorschule der Ästhetik» (2. Aufl., Stuttg. 1813); Hecker, «Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen» (Berl. 1873).

Komitat (vom lat. comes, Graf), d. i. Grafschaft, werden die einzelnen Bezirke oder Gespanschaften (Ispanschaften) Ungarns genannt, deren jede unter ihrem Grafen oder Obergespan eine selbständige Verwaltung hat. Die Einrichtung ist sehr alt und hatte ursprünglich einen militärischen Zweck, indem nach der Eroberung Pannoniens durch die Magyaren (894) die vorgefundenen oder neu erbauten Burgen königl. Kriegshauptleuten übergeben und der umliegende Bezirk zu diesen Burgen geschlagen wurde; daher auch der ungar. Name Vár-megye, d. i. Burgbezirk. Die Insassen dieser K. waren die Krieger oder Adeligen oder königl. Diener. Sie saßen auf den Höfen des Königs, den sie allein über sich anerkannten und dem sie zum ständigen Kriegsdienste verpflichtet waren. Der Gaugraf (Comes parochianus), der an der Spitze des K. stand, war im Kriege der Anführer der Burggrafschaftsmiliz, im Frieden der Verwalter des Gaues. Die Komitatsverfassung war bis zum März 1848 eine aristokratische und wurde 1876 neu geregelt. Jetzt (1884) bestehen in Ungarn 63, in Kroation-Slawonien 8 K. (S. Ungarn.)

Komitat (lat. comitatus), Begleitung, Geleit, namentlich die feierliche Begleitung eines von der Universität Abgehenden seitens seiner Studiengenossen.

Komitee (frz. comité, im Englischen Committee, vom lat. committére, beauftragen) heißt meistens eine im Namen einer größern Vereinigung handelnde und in der Regel durch deren Wahl und Auftrag für vorbereitende Geschäfte oder zur Ausführung gefaßter Beschlüsse gebildete Versammlung. Der Sprachgebrauch unterscheidet K. keineswegs streng und konsequent von den Ausschüssen, Deputationen, Kommissionen; doch kann man annehmen, daß der Begriff des K. der allgemeinste und weiteste unter diesen ist. Comité secret nannte man in Frankreich jede Kammersitzung, die bei verschlossenen Thüren gehalten wurde. Zum Committee general wird in England namentlich das Unterhaus, wenn die Versammlung bei der Verhandlung die gewöhnliche, an eine feierliche Ordnung gebundene Geschäftsform aufgibt und zu einer freiern Erörterung schreitet. Der Sprecher verläßt seinen Sitz und überläßt ihn einem andern, die Reden sind kürzer und nähern sich der Konversation, auch kann ein Mitglied mehrmals das Wort nehmen. Je nach dem Verlauf der Verhandlung geht das Haus in einer Sitzung oft mehreremal zu einem Committee general über. Zur Zeit der ersten Republik spielten in Frankreich die K. eine bedeutende Rolle. Der Konvent hatte aus seiner Mitte das Comité de salut public (Wohlfahrtsausschuß) und das Comité de la sûreté générale gebildet, welche die Ministerien

vertreten sollten und denen die von Kommissionen besorgten Verwaltungszweige untergeordnet waren.

Komitialgesandter, ehemals Gesandter beim Reichstag zu Regensburg.

Komitive (Jura comitivae) wurden nach der Verfassung des ältern Deutschen Reichs die Befugnisse genannt, gewisse Hoheitsrechte im Namen des Kaisers auszuüben, so uneheliche Kinder zu legitimieren, das Recht der Volljährigkeit zu erteilen, Doktoren, Magister und Notarien zu kreieren u. s. w. Man unterschied die größern und kleinern K. je nach der Wichtigkeit der auszuübenden Rechte. Erstere wurden gewissen Reichsständen gewöhnlich erblich, letztere den sog. Hofpfalzgrafen persönlich verliehen.

Komma (grch., Mehrzahl Kommäta), Einschnitt, Abschnitt, Glied eines Redesatzes; dann das Interpunktionszeichen dafür (nach dem jetzt herrschenden Gebrauche trennt das K., das am häufigsten vorkommende Interpunktionszeichen, einzelne bei- und untergeordnete Sätze, verkürzte Sätze, eingeschobene Anreden u. s. w.); in der Musik nennt man K. die bei Vergleichung der mathematischen Bestimmungen annähernd gleichhoher Töne sich ergebenden Differenzen.

Kommabacillen, mikroskopisch kleinste Organismen aus der Klasse der Schizomyceten oder Spaltpilze, welche von Robert Koch (s. d.) in den Drüsen der Darmschleimhaut und dem frischen Darminhalt der Cholerakranken aufgefunden wurden und von ihm als die eigentlichen Träger des Cholerakontagiums angesprochen werden. Der Kommabacillus besitzt meist eine nahezu kommaförmige Gestalt, mitunter wächst derselbe aber auch zu langen schraubenförmigen Fäden (übergang zur sog. Spirillenform) aus, während die Bildung von Sporen, also eine Dauerform, an diesem Bacillus nicht nachzuweisen ist. Es gelang Koch, die K. in Fleischbrühe, Milch, auf Kartoffeln u. s. w. massenhaft zu vermehren und in Fleischwasser-Pepton-Gelatine rein zu kultivieren. In Temperaturen von +30 bis 40° C. gedeihen sie am besten; unter +16° C. hört ihr Wachstum auf, aber selbst eine einstündige Temperatur von −10° C. vermag sie nicht zu töten. Hingegen bedürfen sie des Sauerstoffs, ohne welchen sie rasch zu Grunde gehen. Sie wachsen und vermehren sich rasch, bleiben dann kurze Zeit auf gleicher Höhe und sterben hierauf schnell ab, ein Verlauf, der auch bei den Cholera-epidemien sich widerspiegelt. In Feuchtigkeit (feuchter Wäsche, Erde, Brunnen u. s. w.) vermehren sich die K. rapid zu förmlichen Reinkulturen, während sie bei mangelnder Feuchtigkeit absterben. In sauer reagierender Flüssigkeit gehen sie gleichfalls zu Grunde, wogegen sie in alkalischer gedeihen. Gelangen sie also in einen gesunden Magen mit sauer reagierendem Magensaft, so werden sie, noch ehe sie in den Darm gelangen, unschädlich. Wer hingegen zur Zeit von Choleraepidemien durch Diätfehler sich Magenkatarrh zuzieht, bei dem hört die saure Reaktion des Magensaftes auf und der Bacillus passiert unversehrt den Magen, um im Darm sein Zerstörungswerk zu beginnen. Von den chem. Mitteln vermögen nur der Alkohol (in mindestens zehnprozentigen Lösungen), die Carbolsäure (1 : 400) und der Sublimat (1 : 100000) das Wachstum der K. aufzuhalten.

Koch vermochte die K. nur bei der Asiatischen Cholera, bei keiner andern Darmkrankheit nachzuweisen und nimmt deshalb an, daß der Kommabacillus ganz spezifisch, nur der asiat. Cholera eigentümlich ist. Seine Heimat, in der er beständig existiert, sind die Sümpfe des Ganges-Delta, und von hier wird er durch die Entleerungen der von Cholera Befallenen weiter verschleppt, durch Verunreinigungen des Bodens und Wassers, besonders in den sog. Tanks (den Dorfteichen Indiens, welche den Umwohnern als Abfallwasser, Bad, Waschwasser und Trinkwasser dienen) förmlich gezüchtet und erregt hier Epidemien, während er Orte mit reinem, gutem Trinkwasser verschont. Die Cholera wird also stets von Indien aus verschleppt; außerhalb dieses Landes entsteht sie nirgends von selbst. Ihre Bekämpfung muß sich auf die Unterdrückung der ersten Fälle und auf die Abtötung der K. in den Entleerungen und Effekten der Kranken richten, ihre Verhütung auf die Instandhaltung des Magens und die Vermeidung von Exzessen jedweder Art. Die Diagnose der Asiatischen Cholera ist durch den Nachweis der K. gegeben, aber nur durch Reinkulturen gesichert.

Von verschiedenen Seiten ist die Richtigkeit der eben dargestellten Theorie Kochs über das Cholerakontagium bestritten worden. So haben Finkler und Prior in Bonn den Kommabacillus angeblich auch bei der Europäischen Cholera (Cholera nostras) in den Ausleerungen der Kranken, der engl. Patholog Lewis sogar in der Mundflüssigkeit Gesunder vorgefunden; doch haben genauere Untersuchungen ergeben, daß es sich hierbei nur um ähnliche, nicht aber um identische Bacillenformen gehandelt hat, und daß die Beobachtungen Kochs bis jetzt von keiner Seite ernstlich widerlegt worden sind.

Kommandant, der Befehlshaber einer Festung, einer Residenz, eines Kriegsschiffs.

Kommandement, Überhöhung eines hinterliegenden Werks über ein vorderes, die notwendig ist, wenn ersteres über letzteres hinwegfeuern soll.

Kommandeur, in der deutschen Armee der Befehlshaber einer mit einer gewissen Selbständigkeit ausgestatteten Truppenabteilung vom Bataillon, Regiment, Abteilung aufwärts. Der Befehlshaber einer Kompagnie, Eskadron, Batterie erhält statt der Bezeichnung K. die als Chef, daher Kompagnie-, Eskadrons-, Batteriechef, dagegen Bataillons-, Regiments-, Brigade-, Divisionskommandeur.

Im Ordenswesen wird der Inhaber der höhern Rangstufe eines Ordens, die um den Hals getragen wird, als K. oder als Komtur bezeichnet.

Kommandieren im weitern Sinne ist gleichbedeutend mit Befehligen (eine Truppenabteilung); im engern Sinne bezeichnet man damit das Einüben der reglementarischen Formen und Bewegungen mittels der im Exerzierreglement vorgeschriebenen Kommandoworte. — Eigentümlich ist der deutschen Armee die Benennung des ein Armeekorps befehligenden Generals als Kommandierender General.

Kommandierte, s. unter Kommando.

Kommandit-Aktiengesellschaft, s. unter Aktie und Aktiengesellschaft, Bd. 1, S. 300, und Kommanditgesellschaft.

Kommanditär, s. unter Kommanditgesellschaft.

Kommandite, ein von einer Handelsfirma an einem andern Orte errichtetes Zweiggeschäft (Filiale), vom Deutschen Handelsgesetzbuch als Zweigniederlassung (s. d.) bezeichnet.

Kommanditgesellschaft (société en commandite, vom ital. accomandita und accomendare, anvertrauen) ist eine Handelsgesellschaft, in welcher ein oder mehrere Teilnehmer volle und solidarische Haftbarkeit mit ihrem ganzen Vermögen übernommen haben, während die übrigen sich nur mit Vermögenseinlagen beteiligen und nur bis zum Betrage derselben haften. Die persönlich haftenden Gesellschafter heißen auch Komplementare (frz. gérants), die andern Kommanditisten oder Kommanditaire (frz. auch tailleurs de fonds). Die K. hat sich im Mittelalter allmählich unter dem Einfluß des Zinsverbotes ausgebildet, indem die Kapitalbesitzer eine Beteiligung an Geschäftsunternehmungen mittels Einlagen (accomenda) suchten, für welche sie statt eines festen Zinses nach dem Ertrage wechselnde Dividenden erhielten. Ursprünglich entsprach dieses Verhältnis der von dem Deutschen Handelsgesetzbuch angenommenen «Stillen Gesellschaft», indem der Einleger zu den Geschäftsgläubigern in keinerlei Beziehung trat; in der neuern Zeit aber gewann die K. ihren besondern Charakter eben dadurch, daß die Einleger Dritten gegenüber mit ihrer Einlage haftbar gemacht wurden.

Das Deutsche Handelsgesetzbuch ordnet die Verhältnisse der K. im allgemeinen in den Art. 150—172. Es wird hier namentlich bestimmt, daß die Errichtung einer K. von sämtlichen Gesellschaftern bei dem Handelsgericht des betreffenden Bezirks anzumelden ist und daß in dieser Anmeldung nicht nur die persönlich haftenden Gesellschafter, sondern auch die Kommanditisten nach Namen, Stand und Wohnart angegeben sind. Sind mehrere Gesellschafter der erstern Art vorhanden, so bilden sie für sich zugleich eine offene Handelsgesellschaft. Der Name eines Kommanditisten darf in der Firma der Gesellschaft nicht enthalten sein, andernfalls haftet er gleich einem offenen Gesellschafter. Die persönlich haftenden Gesellschafter führen die Geschäfte, ohne daß ein Kommanditist gegen die geschäftlichen Handlungen derselben Widerspruch erheben kann. Jedoch ist jeder Kommanditist berechtigt, die abschriftliche Mitteilung der jährlichen Bilanz zu verlangen und die Richtigkeit derselben unter Einsicht der Bücher und Papiere zu prüfen. Auch kann das Handelsgericht auf den Antrag eines Kommanditisten, wenn wichtige Gründe dazu vorliegen, die Mitteilung einer Bilanz oder sonstiger Aufklärungen nebst Vorlegung der Bücher und Papiere zu jeder Zeit anordnen. Durch den Tod eines Kommanditisten wird die Gesellschaft nicht aufgelöst. Das Ausscheiden eines Kommanditisten mit seiner ganzen Einlage oder einem Teile derselben muß in das Handelsregister eingetragen werden. Übrigens bleibt die Haftbarkeit desselben bis zur Höhe seiner Einlage für die vor seinem Austritt entstandenen Schulden der Gesellschaft bis zur Verjährung bestehen.

Für große Kapitalvereinigungen mit sehr zahlreichen Teilnehmern eignet sich diese eigentliche K. wenig, schon wegen der ziemlich weit gehenden Rechte, die dem einzelnen Kommanditisten zustehen. Daher entwickelte sich neben ihr die Kommanditgesellschaft auf Aktien (vgl. Aktie und Aktiengesellschaft, Bd. I, S. 300), bei welcher das Kommanditistenkapital in eine bestimmte Anzahl von Aktien zerlegt ist, für die ein gesetzlicher Minimalwert vorgeschrieben ist. Auch die Stellung der Kommanditisten wird nun eine ähnliche wie die der Aktionäre. Die Aktien können im allgemeinen ohne Einwilligung der übrigen Gesellschafter auf andere Personen übertragen werden, und zwar durch Indossierung, wenn sie, wie dies bis vor kurzem im Deutschen Handelsgesetzbuch für alle K. auf Aktien vorgeschrieben war, auf Namen lauten. Die Rechte, welche bei der einfachen K. gegenüber den persönlich haftenden Gesellschaftern jedem einzelnen K. zustehen, übt bei der Aktienkommanditgesellschaft die Gesamtheit der Kommanditisten in der Generalversammlung aus; andererseits aber haben dieselben in dem von ihnen gewählten Aufsichtsrat von wenigstens drei Mitgliedern ein Organ, welches die Geschäftsführung fortwährend in allen Zweigen überwachen und sich stets über alle Angelegenheiten der Gesellschaft unterrichten soll. Die Generalversammlung muß auch außer der regelmäßigen Zeit berufen werden, wenn dies von einer Anzahl Kommanditisten, die zusammen mindestens ein Zehntel des Gesamtkapitals repräsentieren, in einer motivierten Eingabe verlangt wird. Die Form der Aktien-Kommanditgesellschaft wurde seither häufig angewandt, um die für die gewöhnliche Aktiengesellschaft bestehende Notwendigkeit einer staatlichen Konzession zu umgehen, so namentlich in Frankreich in den fünfziger Jahren. Nach der Freigebung der Gründung von Aktiengesellschaften hat die Aktien-Kommanditgesellschaft viel an praktischer Bedeutung verloren, wenn auch manche geneigt sind, ihr an sich einen Vorzug vor ersterer zuzusprechen, indem die volle Haftbarkeit der persönlich haftenden Gesellschafter den Aktieninhabern eine erhöhte Garantie biete.

Im Deutschen Reiche sind in neuester Zeit durch das Gesetz vom 18. Juli 1884 eingreifende Bestimmungen hinsichtlich der Aktien-Kommanditgesellschaft gegeben worden, die an die Stelle der frühern Artikel 173 bis 206[a] treten und den durch dasselbe Gesetz geschaffenen Reformen des Aktiengesellschaftswesens entsprechen. Namentlich werden das Verfahren bei der Gründung (s. d.) und die Bestimmungen über die sog. Apports und Übernahme von Vermögensstücken neu geregelt, um Schädigungen der im Entstehen begriffenen Gesellschaft möglichst zu verhüten; die Befugnisse der Generalversammlung und der einzelnen Aktionäre werden erweitert, die civile und strafrechtliche Verantwortlichkeit der Gründer, der persönlich haftenden Gesellschafter und der Aufsichtsräte werden verschärft. Ferner ist vorgeschrieben, daß die persönlich haftenden Gesellschafter (solidarisch) bei der Errichtung der Gesellschaft mindestens ein Zehntel des Gesamtkapitals der Kommanditisten, und wenn dieses 3 Mill. Mark übersteigt, für den übersteigenden Betrag wenigstens ein Fünfzigstel einlegen. Die Aktien müssen auf mindestens 1000 Mark lauten, nur in besondern Fällen kann der Bundesrat einen Minimalbetrag von 200 Mark zulassen. Andererseits dürfen nunmehr auch Inhaberaktien für K. ausgestellt werden. Auch ist durch Art. 206[a] ein Verfahren für die Umwandlung von Aktien-Kommanditgesellschaften in Aktiengesellschaften festgesetzt worden. Vgl. Renaud, «Das Recht der K.» (Lpz. 1881).

Kommanditist, s. unter Kommanditgesellschaft.

Kommando heißt eigentlich jeder militärische Befehl und dienstliche Auftrag. So heißt das in den Reglements vorgeschriebene Befehlswort, das beim Exerzieren die verschiedenen Bewegungen veranlaßt, das Kommandowort. Ferner nennt man K. eine Truppenabteilung, welche ausgeschickt wird,

um irgend einen bestimmten Auftrag zu vollziehen: daher Requisitionskommando, Streifkommando, Exekutionskommando u. s. w. Die zu einem K. befehligten Leute heißen Kommandierte. Ist ein K. aus Leuten verschiedener Truppenteile gebildet, so nennt man es ein gemischtes K. Früher waren alle gegen den Feind bestimmte K., sowie die Vorposten solche gemischte K., um etwaige Verluste dadurch möglichst gleichmäßig zu verteilen, auch aus administrativen Gründen. Von diesem Gebrauche ist man aber abgekommen, weil hierbei Führer und Mannschaft einander nicht kannten; jetzt pflegt man im Kriege nur taktische Unterabteilungen oder deren Teile zu K. zu verwenden und versteht unter gemischtem K. meist ein aus verschiedenen Waffen (Infanterie und Kavallerie) zusammengesetztes.

Kommandierte hießen bei den Schweden im 17. Jahrh. ausgewählte Musketiere, die in Trupps formiert zu besonderm Dienst bestimmt, auch zuweilen zwischen die Reiterschwadronen gestellt wurden.

Kommandostab, das Zeichen der Würde der höchsten militärischen Befehlshaber. Schon die Befehlshaber der lacedämonischen Krieger trugen dünne Stäbe, Slitales genannt, die Monarchen führten in späterer Zeit und führen noch jetzt Scepter genannte Stäbe. Letztere verliehen den Oberbefehlshabern ihrer Heere Kommandostäbe, welcher Gebrauch sich bis in die neueste Zeit erhalten hat. Der K. der franz. Marschälle ist seit dem 18. Jahrh. der Baton fleur de lisé, 20 Zoll lang, 1½ Zoll stark, mit blauem Samt überzogen und reich gestickt; an seinen Enden befinden sich goldene Ringe, deren einer den Namen des Inhabers zeigt, während auf dem andern die Devise «Terror belli decus pacis» eingraviert ist. Der K. der preuß. Generalfeldmarschälle zeigt auf himmelblauem Samt abwechselnd goldene Königskronen und goldene heraldische königl. Adler, an den beiden Durchschnittsflächen aber den schwarzen heraldischen königl. Adler auf weißem Grunde und ist an beiden Enden mit goldener Einfassung garniert.

Kommassation (neulat.) nennt man die Zusammenlegung der Grundstücke, Güter u. s. w.; s. Arrondierung und Grundeigentum.

Kommendation, Empfehlung in den Schutz jemandes, war eine Handlung, wodurch sich jemand in ein Abhängigkeitsverhältnis zu einem andern brachte. Der Hauptanwendungsfall lag im Lehnrecht vor, indem der Vasall sich in den Schutz des Lehnsherrn begab, diesem aber Lehnsdienste zu leisten und Treue zu halten schuldig war.

Kommende (commenda, vom lat. commendare, anvertrauen), Kommanderie, Komturei, hieß ursprünglich eine erledigte, von einem benachbarten Geistlichen einstweilen verwaltete Stelle; weiterhin eine in Interimsverwaltung befindliche Pfründe, deren hauptsächliche Einkünfte ein begüterter Laie bezog. So gab es namentlich im Fränkischen Reiche Laien- oder Kommendatarräbte (abbates commendatarii). Die Päpste traten dieser Verweltlichung des Kirchenvermögens zwar mit Erfolg entgegen, gestatteten aber dafür, daß höhere oder sonst begünstigte Geistliche mehrere, selbst unvereinbare Stellen als K. an sich zogen. Namentlich waren es die avignoner Päpste, welche mittels ihrer Reservationen eine Menge Pfründen, selbst Bistümer und Pfarreien, in K. verwandelten und an ihre Kardinäle und Nepoten auf kürzere oder längere Zeit verschenkten. Seitdem erhielt sich dieses Unwesen jahrhundertelang besonders in Frankreich, wo oft ein einziger 4—12 K. besaß. Das Konzil von Trient versuchte den frühern Mißbräuchen zu steuern und wenn auch der Papst noch K. zu erteilen befugt ist, so ist das Institut doch unpraktisch geworden.

Bei den geistlichen Ritterorden trug man den Namen K. auf die Gebiete über, welche einzelnen Ordensmitgliedern (Komturen, commendatores) zur Verwaltung oder Nutznießung übergeben wurden. So bestand die Ballei Thüringen des Deutschen Ordens aus den vier Komtureien Zwätzen, Lehesten, Liebstädt und Nägelstädt. Die Aufsicht über die Komtureien einer Provinz führte der Landkomtur. Auch die Dotation eines Vikars oder Altaristen bei Domkirchen heißt Kommanderie.

Kommendenbrief ist die Urkunde, mittels welcher dem kath. Geistlichen ein Kirchenamt übertragen wird. Der Bischof empfängt für diese Übertragung eine Taxe, das Kommendengeld.

Kommensurabel heißen in der Mathematik solche gleichartige Größen, die sich durch eine und dieselbe gleichartige Größe ohne Rest messen und teilen lassen, oder (was dasselbe ist) die ein gemeinschaftliches Maß haben, deren Verhältnis durch den Quotienten ganzer Zahlen genau ausgedrückt wird. Inkommensurabel hingegen sind Größen, deren Verhältnis irrational ist, d. h. durch den Quotienten ganzer Zahlen nicht ohne einen (beliebig kleinen) Fehler ausgedrückt werden kann, z. B. die Seite und die Diagonale eines Quadrats, der Durchmesser und der Umfang eines Kreises. Die Pythagoräische Schule entdeckte die Inkommensurabilität.

Kommentar (lat.), ursprünglich soviel wie Notizenbuch, skizzenhafter oder tagebuchartiger Bericht (s. Commentarii); jetzt meist soviel wie Erklärung, fortlaufende und zusammenhängende Auslegung eines Buchs; Kommentator, Erklärer; kommentieren, erklären, auslegen.

Kommern oder Commern, Bürgermeisterei in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Kreis Gustirchen, am Bleibach, mit 2417 meist kath. E. Dazu gehört die Mühlengasse mit einer Blei- und Silberhütte, die Bleigruben Peterheide und Gottessegen am östl. Gehänge des Griesbergs, die Eisengießerei Marienau und Braunsteingruben.

Kommers (Kommersch), in der Studentensprache soviel wie solennes Trinkgelage; kommersieren, einen K. veranstalten; Kommersbuch, Sammlung von Studentenliedern, welche beim K. gesungen werden.

Kommerz, s. Commercium.

Kommerzlast bildete früher in mehrern Staaten bei der Bestimmung der Tragfähigkeit der Schiffe (bei der Ermittelung der «Lastigkeit», beziehungsweise bei der Schiffsmessung), zum Teil auch bei der Erhebung des Tonnengeldes von fremden Schiffen und bei der Festsetzung der Seefrachten die Einheit. In Dänemark ist sie noch gebräuchlich. Die K. war (bis Ende 1871) in Bremen und Hamburg = 3000 kg; in Norwegen bei der Seefracht (bis Ende 1877) = 2590 kg, bei der Schiffsmessung (bis Ende 1873) = 5,0957 cbm. In Dänemark ist sie = 2600 kg.

Kommination (lat.), Androhung, besonders göttlicher Strafen.

Kommiß ist die vulgäre Bezeichnung der dem Soldaten vom Staate in natura gelieferten Gegenstände; so wird das Soldatenbrot als Kommißbrot, ein vom Staate dem Soldaten verabfolgtes

Hemd als Kommißhemd bezeichnet u. s. w. — In der Zusammensetzung mit Dienst wird dem Worte eine andere Bedeutung beigelegt, denn unter Kommißdienst wird der Dienst bei der Truppe und speziell der, welcher sich mit der elementaren Ausbildung von Mann und Pferd beschäftigt, im Gegensatz zu dem Dienste im Generalstabe und in besondern Stellungen (im Kriegsministerium, als Adjutanten, als Lehrer u. s. w.) verstanden.

Kommissar (Kommissär, frz.), ein von einem Auftraggeber, namentlich vom Staate, mit etwas Beauftragter, kommt oft als Titel vor (z. B. Distrikts-, Polizei-, Proviant-, Regierungskommissar u. s. w.); s. unter Kommission.

Kommissariat bedeutet im Militärwesen ursprünglich einen sichern Ort im Rücken der Armee, wo die Mundvorräte aufbewahrt und von dort der Armee nachgeführt werden. Jetzt versteht man meist darunter die bei einer Armee angestellten Verpflegungsbeamten, denen die Herbeischaffung und Verteilung der Lebensmittel und der Fourage obliegt.

Kommission ist der Auftrag zur Besorgung eines Geschäfts, mag dasselbe ein staatliches oder ein privates sein. Fällt der Auftrag in das Gebiet des Völkerrechts, Staatsrechts oder Verwaltungsrechts, so heißt der Beauftragte Kommissar, eine Mehrheit von Beauftragten eine Kommission; ist dagegen das aufgetragene Geschäft ein vermögensrechtliches, so heißt der Beauftragte Kommissionär. Im Gebiete des Staatsrechts werden Kommissare bestellt oder K. eingesetzt, wenn Geschäfte, die gesetzlich einer Behörde obliegen, von einzelnen Mitgliedern derselben wahrzunehmen sind; z. B. Gerichtskommissionen zur Bearbeitung der Konkurs- und Subhastationssachen, zur Aufnahme von Testamenten, zur Führung der Kassengeschäfte, der Notariatsgeschäfte; ferner K. der Regierungen, Polizeibehörden u. s. w. Insbesondere heißen die mit der Abhaltung der Examina betrauten Personen Prüfungskommission. Ebenso werden zur Erledigung völkerrechtlicher Geschäfte, Grenzregulierungen, Feststellung von Ansprüchen auf Entschädigung, Schiffahrtsangelegenheiten auf internationalen Strömen u. s. w. sowohl einzelne K. als kollegiale K. eingesetzt. Beratende und beschließende Versammlungen aller Art, insbesondere die Volksvertretungen, Gemeinderäte, wissenschaftliche Kongresse u. s. w. setzen zur Prüfung und Vorberatung einzelner Angelegenheiten K. ein, sowie auch die Formulierung der Beschlüsse, Gesetzentwürfe, Statuten u. s. w. häufig einer Redactionskommission übertragen wird. Der einem Kommissar erteilte Auftrag heißt auch Kommissorium und eine von einer größern Behörde abgezweigte oder für einen besondern Geschäftskreis bestellte Behörde wurde früher oft als Kommissariat bezeichnet (z. B. Kriegskommissariat ꝛc.). Im Handelsrecht haben die Ausdrücke K. und Kommissionär eine technische Bedeutung (s. Kommissionshandel).

Kommissionär, s. unter Kommission und Kommissionshandel.

Kommissionsdekret, s. unter Dekret.

Kommissionsgeschäft (buchhändlerisches), s. unter Buchhandel, Bd. III, S. 672.

Kommissionshandel nennt man die Betreibung von Handelsgeschäften in eigenem Namen und unter eigener Firma, aber für Rechnung eines dritten, z. B. eines auswärtigen Großhändlers, eines Fabrikanten. Der Beauftragte heißt Kommissionär (frz. négociant commissionnaire, engl. commission merchants assignee), der Auftraggeber Kommittent. Das gegenseitige Verhältnis beider ist im ganzen nach den Grundsätzen über den Mandat- oder Bevollmächtigungsvertrag zu beurteilen. Der Kommissionär hat hiernach die ihm aufgetragenen Ein- oder Verkäufe mit dem größten Fleiße zu besorgen und darüber Nachricht zu geben, überhaupt das Interesse des Kommittenten als sein eigenes zu wahren, die anvertrauten Güter zu bewahren, für den Kommittenten erlangte Werte und Waren auszuliefern, angekaufte Wechsel an denselben zu indossieren, unverkaufte oder vom Kommittenten wieder abgeforderte Güter zurückzugeben, Rechnung abzulegen und für allen Schaden, mit Ausnahme des erweislich zufälligen, aufzukommen. Namentlich darf er Kredite ohne besondere Ermächtigung nicht gewähren, ingleichen das von seinem Machtgeber gesetzte Preislimitum bei Einkäufen nicht überschreiten. Bei Verkäufen soll er unter das Limitum ohne Not nicht herabgehen. Erlangt er noch bessere Preise, so muß er diese dem Kommittenten zugute rechnen, denn das Kommissionsgeschäft ruht auf dem Mandat, nicht auf dem Trödelvertrage. Dafür kann der Kommissionär Ersatz seiner notwendigen oder nützlichen Auslagen sowie eine bestimmte Provision verlangen, letztere jedoch, anders wie der Makler, bloß wenn das Geschäft wirklich zur Ausführung gekommen ist. Wegen dieser Forderungen und wegen etwaiger Vorschüsse, welche er dem Kommittenten gewährt, hat er an dem Kommissionsgute ein Pfandrecht. In der Beziehung zu dritten ist der Kommissionär keineswegs bloßer Handlungsbevollmächtigter, der im Namen des Prinzipals abschließt, sondern der Mitkontrahent des Kommissionärs wird gegen denselben unmittelbar berechtigt oder verpflichtet, und der Kommittent kann in solcher Weise entstandene Forderungen ohne ausdrückliche Cession nicht beitreiben. Dagegen haftet bei Verkäufen der Kommissionär nicht für die Zahlung, deren Einziehung nicht zu seinem Auftrage gehört; eine solche Haftpflicht, ein sog. Delcredere (s. d.), für richtige und rechtzeitige Zahlung ist nur dann vorhanden, wenn er sie ausdrücklich übernommen hat, was oft der Fall, oder wenn es Ortsgebrauch ist. Der Kommissionär kann zugleich Geschäfte für eigene Rechnung machen (Eigenhandel treiben), thatsächlich ist das aber beim Verkaufskommissionär rücksichtlich der Waren, die er andauernd für ein Haus kommissionsweise verkauft, nicht der Fall, weil dessen Interessen mit den seinigen dabei in Widerspruch treten würden.

Werden dem Kommissionär von dem Kommittenten im voraus Waren effektiv zugesandt, die er verkaufen soll, so wird eine solche Verkaufskommission als Konsignation bezeichnet. Das Konsignationsgeschäft spielt besonders im überseeischen Verkehr eine bedeutende Rolle, indem die Kommissionshäuser auf die ihnen zugesandten Waren oder auch auf die dieselben repräsentierenden Dokumente (Connossemente, Lagerscheine u. s. w.) Vorschüsse gewähren. Überhaupt beruht im großen Verkehr die volkswirtschaftliche Bedeutung des K. großenteils darauf, daß die Kommissionäre die Kommittenten auch durch ihr Kapital zu unterstützen im Stande sind. Doch kommt es bei Einkaufskommissionen, namentlich in kapitalarmen Ländern, auch vielfach vor, daß den Kommissionären Vorschüsse gegeben werden. Außer im Warengeschäft

spielt der K. auch im Wechselgeschäft eine große Rolle, ebenso im Fonds- und Aktiengeschäft, sowie in der Besorgung der Seeversicherung für Auswärtige. Für seine Mühwaltung bezieht der Kommissionär eine prozentweise Vergütung auf den Rechnungsbelauf (beim Einkauf einschließlich der ausgelegten Unkosten, beim Verkauf abzüglich derselben), die sog. Kommission oder Provision, deren Höhe je nach Objekt und Ort verschieden ist. Sie steht im Warenhandel gewöhnlich zwischen 1½ und 5 Proz. und ist beim Verkauf beträchtlicher als beim Einkauf; auf Wechsel wird sie gewöhnlich mit ⅛ Proz. angerechnet, auf Fonds und Aktien mit ⅛, auch ⅒ Proz. (die Operationen sind hier weit vielfacher als in andern Handelszweigen); bei der Seeversicherung ist sie in der Regel auf ½ Proz. vom versicherten Betrage gestellt. Das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch behandelt das Kommissionsgeschäft in Buch IV, Titel 3, Art. 360—378.

Im weitern Sinne des Wortes gelten auch die Spediteure, die Inhaber eines Verladungsgeschäfts (commissionnaires de roulage) als kaufmännische Kommissionäre. Doch ist die Bezeichnung derselben als solche in Deutschland nicht gebräuchlich. Eine abweichende Stellung hat der Kommissionär im Buchhandel (s. d., Bd. III, S. 672).

Kommissionstratte, s. unter Wechsel.

Kommissorischer Vertrag, s. unter Pfand.

Kommittent, s. u. Kommissionshandel.

Kommittieren (lat.), beauftragen, bevollmächtigen; Kommittiv, Vollmachtsbrief, schriftliche Vollmacht.

Kommodat, s. Commodatum.

Kommode (frz.), bequem, gemächlich; als Substantivum: Name eines Möbels (Lade mit Schubkästen); Kommodität, Bequemlichkeit, auch euphemistisch (frz. commodité) für Abort.

Kommorienten (lat.), von commorientes, d. h. die zusammen Sterbenden. Wenn mehrere Menschen zusammen bei derselben Gelegenheit (z. B. bei demselben Unglücksfall) um das Leben kommen, so kann es unter Umständen wichtig sein, die Priorität des Todes des einen vor dem andern festzustellen (etwa wegen Beerbung). Ist diese Feststellung unmöglich, so stellt das Recht die Vermutung (Präsumtion) auf, dieselben seien gleichzeitig gestorben; wenn aber Eltern und Kinder K. sind, so gelten unmündige Kinder als vor den Eltern, mündige als nach denselben gestorben.

Kommos, Klagegesang in der alten griech. Tragödie, welcher abwechselnd von einem Schauspieler und dann von dem Chor vorgetragen wurde.

Kommotion (lat.), in der Medizin die gewaltsame Erschütterung des Körpers durch Fall, Sturz, Schlag, Stoß u. dgl. und die dadurch hervorgerufenen Krankheitserscheinungen, insbesondere die Gehirnerschütterung (s. d.).

Kommun (lat.), gemeinsam, gemein.

Kommunal, einer Gemeinde (s. d.) gehörig oder eine Gemeinde betreffend, daher Kommunalamt, Kommunalbeamte, soviel wie Gemeindeamt, Gemeindebeamte; Kommunallasten, Kommunalabgaben, soviel wie Gemeindelasten, Gemeindeumlagen; Kommunalverfassung, soviel wie Gemeindeverfassung; Kommunalverbände, soviel wie Gemeindeverbände, und zwar versteht man unter Kommunalverband zunächst eine einzelne Gemeinde, dann aber auch die Vereinigung mehrerer Gemeinden (Kreise, Bezirke, Provinzen) zu kommunalen Zwecken und zu gemeinsamem Wirken. (S. Gemeindeverbände.)

Kommunalgarden, s. Volksbewaffnung.

Kommunalhaushalt, s. Gemeindehaushalt.

Kommunalschule (Gemeindeschule), öffentliche Schulanstalt, welche von der bürgerlichen Gemeinde unterhalten wird, im Gegensatz von Staats-, Stiftungs- und Societätsschulen und von Privatschulen.

Kommunalverbände, s. unter Kommunal.

Kommune, s. Gemeinde.

Kommunikät (lat.), schriftliche Mitteilung einer Behörde an eine andere.

Kommunikation (lat.) ist soviel als Mitteilung, Eröffnung, dann auch Verbindung, und wird in den verschiedensten Beziehungen gebraucht.

Kommunikationen (militärisch), Verbindungslinien, namentlich Verbindungen der operierenden Armee mit der Operationsbasis, auch Verkehrswege überhaupt, daher Land- und Wasserkommunikationen; im Festungsbau die den Verkehr zwischen den einzelnen Teilen der Festung vermittelnden Anlagen, wie Brücken, Thore, Poternen, Treppen u. s. w.; bei der Belagerung die gedeckten Verbindungsgräben, namentlich rückwärts der ersten Parallele. (S. unter Festungskrieg.)

Kommunikationsfistel, s. unter Fistel.

Kommunikationsgraben, gedeckter Verbindungsgraben beim Festungsangriff.

Kommunikationswege heißen die Straßen von geringerer Ausdehnung und Bedeutung, welche nur die Verbindung einzelner benachbarter Ortschaften oder größerer Straßenzüge miteinander bezwecken.

Kommunikativdekret (lat.), richterliches Dekret, welches den Parteien Kenntnis von irgend einem auf den Prozeß bezüglichen Ereignis gibt.

Kommunion (communio) bezeichnet in der Kirchensprache zunächst die kirchliche Gemeinschaft, in welcher Gemeinden miteinander oder der einzelne mit der Gemeinde steht. Vermöge derselben hat der einzelne, sofern er Kleriker ist, das Recht, ein geistliches Amt zu führen und eine Pfründe zu genießen, sofern er aber Laie ist, den Genuß der kirchlichen Segnungen und Vorteile. Geistliche, die sich vergangen hatten, wurden in der alten Kirche oft zur sog. Laienkommunion, d. h. zum Stande gewöhnlicher Christen, degradiert. Die Fremdenkommunion bestand darin, daß man reisenden Klerikern, die sich nicht durch bischöfl. Empfehlungsbriefe legitimieren konnten, zwar die Teilnahme am Gottesdienste, aber keine geistlichen Funktionen gestattete. Das Ausschließen von der kirchlichen Gemeinschaft hieß Exkommunikation. (S. Kirchenbann und Kirchenbuße.)

Am gewöhnlichsten bezeichnet man indessen mit Kommunion nach 1 Kor. 10, 16 die Feier des Abendmahls (s. d.) und unterscheidet öffentliche und Privat- oder Hauskommunion. Die Teilnehmer am Abendmahl nennt man daher Kommunikanten.

Kommunionharz, ein Harzdistrikt, dessen Bergbau bis 1866 gemeinschaftlich von Hannover und Braunschweig, von 1866 ab gemeinschaftlich von Preußen und Braunschweig betrieben wurde, 1874 aber ganz in preuß. Betrieb überging. (S. unter Harz, Bd. VIII, S. 878ᵃ.)

Kommunismus ist als Theorie das konsequent ausgemalte System der vollen Gemeinwirtschaft

einer menschlichen Gesellschaft, in welchem das Privateigentum, wenn nicht vollständig, so doch wenigstens in Betreff der Produktionsmittel aufgehoben, die Produktion und die Verteilung der Produkte staatlich oder genossenschaftlich organisiert und auch die Konsumtion mehr oder weniger durchgreifend durch die Gesellschaft geordnet ist. Eine praktische Bedeutung hat diese Lehre erlangt, sofern sie zum Programm einer sozialen Partei geworden ist, welche glaubt, dieses System verwirklichen und an die Stelle der bestehenden «kapitalistischen Produktionsweise» setzen zu können. Mit dem privatwirtschaftlichen Kapital würde dann auch der gegenwärtige Gegensatz von Kapital und Arbeit verschwinden. Ansätze zu kommunistischen Organisationen finden sich schon im Altertum, z. B. in der Gesetzgebung des Lykurg in Sparta. Auch hat schon Plato in seinem «Staat» ein theoretisch-kommunistisches Ideal aufgestellt, das auch Weibergemeinschaft und Erziehung der Kinder durch den Staat einschließt, aber freilich nur für eine herrschende Kaste gilt und die Masse der Arbeiterbevölkerung zur Rechtlosigkeit verurteilt. Kommunistische Versuche von echt humanem Charakter, auf dem Prinzip der allgemeinen Verbrüderung beruhend, finden sich in der ersten Periode des Christentums, das auch später in den klösterlichen Gemeinschaften diesen Tendenzen stets einen gewissen Raum zu ihrer Bethätigung gelassen hat. Auch manche Sekten des Mittelalters zeigen Verwandtschaft mit dem K., ebenso wie später die Wiedertäufer, die Mährischen Brüder u. s. w.

Als Ausgangspunkt des neuern theoretischen K. ist die 1516 erschienene «Utopia» des Thomas Morus anzusehen, nicht nur weil sie ein vollständiges Idealbild einer kommunistischen Gesellschaftsordnung entwirft, sondern besonders auch deswegen, weil der Verfasser zu dieser Schilderung durch die «soziale Frage» seiner Zeit gedrängt wurde, die aus der massenhaften Verdrängung der kleinen Grundbesitzer und der Latifundienbildung entsprang. Übrigens glaubte Morus, so ernst ihm auch die Kritik der damaligen Zustände gemeint war, keineswegs selbst an die Ausführbarkeit seines Phantasiegemäldes, und auch andere Verfasser von kommunistischen «Staatsromanen» dürften diese phantastische Darstellungsform gerade deshalb gewählt haben, weil sie sich der praktischen Bedeutungslosigkeit ihrer Schilderungen bewußt waren und durch dieselben nur eine Kritik der sozialen Übel der Wirklichkeit liefern wollten. Die bekannteste Nachahmung der «Utopia» ist die «Sonnenstadt» des Campanella (1630), die in manchen Punkten, namentlich in Betreff der Weibergemeinschaft, über ihr Vorbild hinausgeht und überhaupt nicht ohne Originalität ist. Auch Morelly trat (1753) zuerst mit einer utopistischen Dichtung auf, der «Basiliade», aber für ihn war der K. schon eine wirkliche Theorie, die er (1755) in seinem «Code de la nature» systematisch entwickelte. Auch Mably zeigte sich dem K., allerdings in dem strengen spartanisch-antiken Gewande, unverkennbar geneigt. Rousseau war selbst nicht Kommunist, aber seine Klagen über die Ungleichheit der Menschen fanden bei vielen einen dem K. günstigen Widerhall. Seine Verherrlichung des Naturzustandes wurde noch übertroffen durch Brissot, den spätern Girondisten, der in einer kleinen 1780 erschienenen Schrift die reine kulturlose Anarchie predigte und 60 Jahre vor Proudhon das Eigentum als Diebstahl erklärte. In den ersten Jahren der franz. Revolutionsperiode machte sich der K. weder theoretisch noch praktisch ernstlich bemerkbar. Die bäuerliche Bevölkerung fand sich durch den Verkauf der Nationalgüter befriedigt, und die städtischen Arbeitermassen schienen abwarten zu wollen, welche wirtschaftlichen Vorteile ihnen die neuerworbene polit. Freiheit bringen werde. Robespierre sprach vom Eigentum eigentlich nur als einem notwendigen Übel, und Saint-Just zeigt in einer erst lange nach seinem Tode veröffentlichten Abhandlung eine entschiedene Hinneigung zum antiken K.

Jedoch erst nach dem Sturze der Jakobiner trat eine erhebliche kommunistische Agitation hervor, die in der Verschwörung des Babeuf (s. d.) ihre Früchte trug. Die Verschworenen hielten eine Reihe von Dekreten bereits fertig bereit, durch welche nach dem Gelingen des mit großer Umsicht geplanten Handstreichs gegen die Ministerien und alle leitenden Behörden die neue Ordnung ins Leben gerufen werden sollte. Es geht aus diesen Dokumenten hervor, daß man gewaltsame Konfiskation des Vermögens aller Widerstrebenden und Herstellung einer allgemeinen Gütergemeinschaft mit gemeinschaftlicher Produktion und absoluter Gleichheit aller Individuen beabsichtigte. Jedoch stellte Babeuf nicht, wie andere Utopisten, den Mitgliedern der neuen Gesellschaft ein üppiges Leben, sondern nur einen bescheidenen, anständigen Unterhalt in Aussicht. Unter der ersten franz. Kaiserzeit tauchten nun auch, anfangs kaum beachtet, Reformatoren auf, welche zur Bekämpfung der gesellschaftlichen Übel zwar das gemeinwirtschaftliche und Associationsprinzip zur Anwendung bringen, aber das private Kapitaleigentum mit mehr oder weniger Beschränkungen bestehen lassen wollten. Man pflegt diese gemäßigtern Theorien als Sozialismus (s. d.) zu bezeichnen, obwohl in der neuesten Zeit der K. ebenfalls diese Benennung für sich in Anspruch nimmt. Fourier (s. d.) ließ prinzipiell das Privateigentum ganz unangefochten, die Führer der Saint-Simonistischen Schule dagegen, Bazard und Enfantin machten dem K. schon ein wichtiges Zugeständnis, indem sie die Abschaffung des Erbrechts verlangten. Zu regerm Leben erwachte der K. in der pariser Arbeiterbevölkerung wieder in dem ersten Jahrzehnt der Julimonarchie, und er zog dabei nicht geringe Nahrung aus einer früher unbeachtet gelassenen Geschichte der Babeufschen Verschwörung von dem Mitverschworenen Buonarotti. Es bildeten sich kommunistische Gesellschaften, wie die Société des travailleurs égalitaires, es erschienen Blätter, welche diese Richtung vertraten, wie der «Humanitaire», und in den Aufständen in Paris und Lyon spielte das kommunistische Element schon eine unverkennbare Rolle. Neben Blanqui, dem Typus des anarchistischen Umsturzmannes, erscheint als Vertreter einer mehr idealistischen Richtung Cabet, der Prophet der allgemeinen Brüderlichkeit, der in seiner Schrift «Voyage en Icarie» (1840) ein modernes Seitenstück zur «Utopia» lieferte und mit Hilfe seiner Zeitschrift «Le populaire» und zahlreicher Konventikel eine durch ganz Frankreich verbreitete eifrige Anhängerschaft zusammenbrachte. Ein Versuch, das Ikarische Ideal in Amerika zu verwirklichen, hatte einen für Cabet sehr traurigen Ausgang.

Eine mehr wissenschaftliche Bedeutung nahm die zuerst 1840 erschienene kleine Schrift von L. Blanc:

»L'organisation du travail», in Anspruch. Dieselbe schlägt zwar die Gründung von kommunistisch organisierten Arbeiterassociationen mit Staatshilfe vor, will aber die Verzinsung der von dem Staate vorzuschießenden Kapitalien gestatten. Übrigens sollten die unter der Februarrepublik organisierten sog. Nationalwerkstätten keineswegs etwa den Plänen L. Blancs entsprechen; in denselben wurden die beschäftigungslosen Arbeiter nur zu meistens unnützen Erdarbeiten verwendet. Proudhons scharfe Kritik des Eigentums in der Schrift «Qu'est-ce que la propriété?» kam thatsächlich dem K. zu statten, obwohl Proudhon selbst ein abgesagter Feind desselben ist und nicht das Eigentum an sich, sondern nur die Mißbräuche desselben beseitigt sehen will. Ebenso ist auch die von Proudhon verteidigte »Anarchie» nicht mit dem Programm der spätern kommunistischen Anarchisten zu verwechseln. Der Juni-Aufstand des J. 1848 zog seine Kraft hauptsächlich aus dem K. Nach der blutigen Unterdrückung desselben schien die kommunistische Bewegung in Frankreich eine Reihe von Jahren hindurch gänzlich vernichtet. Erst in den letzten Jahren des Kaiserreichs trat sie wieder mit Lebhaftigkeit zu Tage und fand in der «Internationalen» (s. d.) eine Organisation. Die pariser Commune war das gemeinschaftliche Werk der Kommunisten und der radikalen Jakobiner, und die erstern blieben seitdem trotz ihrer Niederlage eine in Paris und andern großen Städten durch zahlreiche Vereine und Genossenschaften vertretene Partei, in der die anarchistische Richtung immer mehr das Übergewicht über die gemäßigten Elemente erhalten hat. Zu einer polit. Bedeutung wie die deutschen Sozialdemokraten haben sie es jedoch nicht zu bringen vermocht, und auch ihre literarischen Vertreter stehen hinter den deutschen Theoretikern des K. weit zurück.

Der erste deutsche Kommunist von Bedeutung war der in Magdeburg geborene Schneider Weitling, der in der Schweiz einen Kommunistenbund mit internationalen Verzweigungen stiftete und als Agitator große Geschicklichkeit und Energie entfaltete. Sein System legte er in einer Schrift: «Garantien der Harmonie und Freiheit» (Vevey 1842), dar. Eine zweite Schrift: «Evangelium des armen Sünders», gab der züricher Regierung Veranlassung zum Einschreiten. Weitling wurde über die Grenze geschafft und ging nach London. Durch zahlreiche Anhänger aus der Jung-Hegelschen Schule erhielt der deutsche K. in den vierziger Jahren einen wissenschaftlichen Anstrich. Als Organe dienten ihnen unter anderm die »Rheinischen Jahrbücher», der von M. Heß herausgegebene »Gesellschaftsspiegel» und die in Paris erscheinende Zeitung «Vorwärts». Als hervorragendster wissenschaftlicher Kritiker der bestehenden Gesellschaftsordnung ist Karl Marx zu nennen, dessen «Kapital» von seinen Anhängern als eine Art von kommunistischer Bibel verehrt wird. Auch F. Engels, der treue Genosse Marx', kann außerhalb der Sekte Anspruch auf schriftstellerische Bedeutung erheben. Als praktische Parteiführer jedoch haben Marx und Engels weder in dem ältern Kommunistenbunde noch in der Internationalen besondere Erfolge aufzuweisen. Namentlich gelang es Marx nicht, die diktatorische Stellung, nach der er unverkennbar strebte, dauernd zu erringen. Die Gabe der Beherrschung der Gemüter und der volkstümlichen Agitation besaß in unvergleichlich höherm Grade F. Lassalle, der allerdings seine Grundgedanken von Marx entlehnte. An sein Auftreten knüpft sich die Entstehung oder richtiger die Wiederbelebung der Sozialdemokratie (s. d.) in Deutschland, die der Theorie nach dem Marxschen K. huldigt, wenn sie auch als praktische polit. Partei ein sozialistisches Übergangsstadium dulden will. Ihre Lehren wurden vor dem Erlaß des Sozialistengesetzes durch zahlreiche Zeitungen popularisiert und auch durch Zeitschriften von wissenschaftlicher Haltung, wie die «Neue Gesellschaft» (Zür. 1877—78) und die «Zukunft» (Berl. 1877—78) vertreten. Von der centralistisch-kommunistischen Sozialdemokratie, welche die Verwirklichung ihrer Ideale von einem «Volksstaate» erwartet, hat sich eine «anarchistische» Gruppe abgesondert, die unter den Sozialisten der roman. Länder wohl die Majorität besitzen dürfte. Als deutscher Vertreter derselben sucht sich besonders Joh. Most hervorzuthun, der mit seinem Organ »Die Freiheit» von England nach Amerika hinübergewandert ist. Diese Partei will neben dem Eigentum auch die «Staatsbestie» vernichten und eine freie Gesellschaft auf Grund der Föderation freier Genossenschaften gründen. Das Wort Anarchie soll allerdings nur eine «Herrschaftslosigkeit» bedeuten, die in dem erträumten Zukunftsideal identisch wäre mit allgemeiner Harmonie und Brüderlichkeit. Um aber dieses Ideal zu erreichen, tritt der Anarchismus gegenwärtig als wirkliche Umsturzpartei auf: die ganze «Kapitalistenbrut» (auf etwa ein Zwanzigstel der Bevölkerung geschätzt) soll «über die Klinge springen» oder vielmehr, »um kein übel angebrachtes Mitleid zu erwecken, möglichst human, etwa vermittels Elektricität, abgethan werden».

Eine eigentümliche Form des K., weil aus konservativen Anschauungen hervorgegangen, ist die von Rodbertus empfohlene. Allerdings glaubt dieser bedeutende Sozialtheoriker für absehbare Zeit keineswegs an die Ausführbarkeit kommunistischer Projekte, aber er stellt die bestehende Produktionsordnung (namentlich in der posthumen Schrift «Das Kapital») dem K. in einer Art gegenüber, daß der letztere als das eigentlich wünschenswerte Ideal erscheint.

In England hat der K. bis in die neueste Zeit wenig Boden gefunden. Allerdings war es R. Owen gelungen, für seine in mancher Beziehung eigentümlichen Lehren eine Anzahl Anhänger zu finden; aber die Arbeiter zogen doch im ganzen vor, sich leichter erreichbaren Zielen zuzuwenden, wie dem polit. Programm der Chartisten und später der sozial-ökonomischen Organisation der Gewerkvereine (s. d.). In der Gegenwart jedoch sind die kommunistischen Bestrebungen intensiver geworden und zwar hat namentlich der Gedanke der «Nationalisierung des Bodens», für welche auch der Amerikaner H. George in England Propaganda macht, sich als für die Landbevölkerung sehr verlockend erwiesen.

Versuche, kommunistische Gesellschaften im kleinen zu organisieren, sind namentlich in Amerika (unter anderm auch von Owen in New-Harmony) gemacht worden. Sie sind jedoch entweder völlig mißlungen, oder haben nur dort Erfolg gehabt, wo kleine Kongregationen von mehr oder weniger schwärmerischer Richtung sich einer strengen, fast klösterlichen Ordnung unterwarfen.

Litteratur. Stein, «Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich» (3 Bde., Lpz. 1850); Semler, «Geschichte des Sozialismus und K. in Nordamerika» (Lpz. 1880); de Lavelaye, «Die sozialen

Parteien der Gegenwart» (deutsch von Eheberg, Tüb. 1884); Reybaud, «Études sur les réformateurs ou socialistes modernes» (2 Bde., Par. 1840—43); Sudre, «Histoire du communisme» (Par. 1849); Leroy-Beaulieu, «Le collectivisme» (Par. 1884). (S. Arbeiterbewegung, Internationale, Kollektivismus, Sozialdemokratie, Sozialismus.)

Kommunität (lat.), Gemeinschaft; Gemeingut; früher auf Universitäten ein Lokal zur gemeinsamen Wohnung und Beköstigung von Studierenden und Lehrern.

Kommunizieren (lat.), mitteilen, besonders etwas Schriftliches; in Verbindung stehen, zusammenhängen; das Abendmahl empfangen.

Kommunizierende Gefäße oder **Röhren** nennt man solche, welche unten mittels eines Kanals verbunden sind. In allen Armen solcher Gefäße stehen gleichartige Flüssigkeiten zur Zeit des Gleichgewichts, vermöge ihres gleichen Drucks nach allen Seiten, gleich hoch, wie dies die beistehende Fig. 1 zeigt. Vermöge unterirdischer Spalten kommunizieren die Grundwässer mit nahen Flüssen, Seen u. dgl. m. und richten ihren Spiegel nach dem Niveau der letztern; hierher gehört auch die Kanal- oder Nivellierwage. Ist einer der Arme eines Kommunikationsgefäßes kürzer als der andere und füllt man den längern mit Wasser an, so wird es so lange aus dem kürzern herausfließen oder durch eine enge Öffnung emporspringen, bis es in beiden Armen gleich hoch steht. Vermöge der Bewegungshindernisse erreicht jedoch der Springstrahl niemals die volle Höhe des Wasserstandes im längern Arm. Hierauf beruhen die hydrostatischen Springbrunnen und die Ausläufe der Wasserleitungen, die Artesischen Brunnen u. dgl. m. Die Ausnahme zu obigem Gesetze bildet die Depression oder Elevation der Flüssigkeiten in sehr engen Armen oder Haarröhrchen. (S. Capillarität.) Sind die Flüssigkeiten in einem Kommunikationsgefäße ungleichartig, nicht mischbar und verschieden dicht, so steht die dichtere Flüssigkeit viel tiefer als die dünnere und zwar so, daß sich dabei die Höhen der Flüssigkeitssäulen verkehrt verhalten wie ihre dichten oder spezif. Gewichte. Bedeutet z. B. (Fig. 2) die dunkler dargestellte Flüssigkeit Quecksilber, die lichtere dagegen Wasser, so steht letzteres 13,5 mal höher als ersteres, weil das Wasser 13,5 mal minder dicht als das Quecksilber ist, mithin ebenso vielmal höher stehen muß, um dem Gegendruck des Quecksilbers das Gleichgewicht halten zu können.

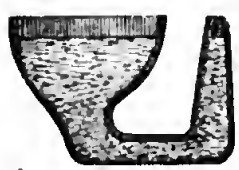


Fig. 1.

Fig. 2.

Kommutation (lat.), Vertauschung, Veränderung; in der Astronomie der Winkel, welchen die Linie von der Erde aus zur Sonne mit einer andern von der Sonne zu einem Planeten bildet; ist dieser Winkel = 0, so steht der Planet zur Sonne in der Opposition, ist er = 180°, in Konjunktion.

Kommutator, s. Gyrotrop; vgl. Elektrische Maschinen, Bd. VI, S. 21b.

Komnenen ist der Name einer berühmten byzant. Kaiserfamilie, die 1057—59 und namentlich 1081—1185 auf dem Throne von Konstantinopel, 1204—1461 auf dem von Trapezunt herrschte. (S. Byzantinisches Reich und Trapezunt.) In litterarisch-histor. Hinsicht verdient unter den K. Erwähnung Anna Komnena, Kaisers Alexius I. (1081—1118) Tochter und beredte biographische Lobrednerin. Der letzte Kaiser von Trapezunt, der «Groß-Komnene» David Komnenos, wurde auf Befehl des Sultans Mohammed II. 1465 nebst seiner Familie zu Stambul hingerichtet. Nach der Behauptung eines spätern Geschichtschreibers, die freilich unerwiesen geblieben, rettete sich ein Glied dieser Familie, Georg Nikephoros, nach der Maina in Lakonien. Von dort wanderte ein Konstantin Komnen 1675 nach Genua aus und ging von hier nach Corsica, wo er den Landstrich Paormia kultivierte. Während einer seiner Söhne, Kalomeros, sich in Toscana niederließ und angeblich Stammvater der Familie Bonaparte wurde, die aber in Wahrheit von den langobard. Kadolingern abstammt, behaupteten die andern Nachkommen des Konstantin Komnen lange Zeit die Würde eines Capitano über jenen Landstrich. In der That erhielt ein gewisser Demetrios Komnen, geb. in Corsica 1750, angeblich der letzte Zweig dieser Kolonistenfamilie, wegen Zerstörung seines Eigentums durch die Corsen eine Entschädigung von der franz. Regierung; doch erfolgte die Anerkennung desselben als eines Nachkommen des David Komnen durch ein königl. Schreiben von 1782 nur aus polit. Gründen, weil man damals den Fall von Konstantinopel als nahe sich dachte. Dieser Demetrios Komnen wanderte zu Anfang der Revolution aus und focht unter Condés Fahnen, kam aber 1802 nach Frankreich zurück, lebte dort von einem von Napoleon I. ihm ausgesetzten und von Ludwig XVIII. bestätigten Jahrgelde, wurde von letzterm auch zum Maréchal-de-Camp ernannt und starb 8. Sept. 1821. Er hat einige Schriften über die Geschichte der K. veröffentlicht.

Komödie, s. Comedia, Commedia, Comoedia und Lustspiel.

Komorin (Kap), s. unter Ostindien (geogr.-statist.).

Komorn (ungar. Komárom), ungar. Komitat, im N. von Preßburg, Neutra und Barš, im O. von Gran, im S. von Stuhlweißenburg, im W. von Veßprim, Raab und Preßburg begrenzt, ist 2969 qkm groß. Von der Donau, der Waag und der Neutra durchschnitten, hat K. zwar oft von Überschwemmungen zu leiden, verdankt aber dieser reichlichen Bewässerung eine ungemeine Fruchtbarkeit, die alle Getreidegattungen in großer Menge und Güte gedeihen läßt, während andererseits diese Flüsse, namentlich aber die Donau, die durch K. gehende westwieuer Hauptstraße und die Wien-Raab-Ofener Bahn den Handel sehr beleben. Zu den bedeutendsten Erzeugnissen K.s gehört der Wein, der im tátaer Bezirk in jedem Dorfe gebaut wird und von welchem der Neßmélyer weit verführt wird. Ferner sind berühmt die reichen Marmorbrüche. Weitere Ausfuhrartikel sind Fische, Getreide, Holz, Rind- und Borstenvieh, Pferde, Wein, Wolle, Knoppern und Marmor. Gewerbe und Handel sind blühend; namentlich aber bilden Schiffbau und Schiffahrt den Hauptnahrungszweig der Donau- und Waaguser-Bewohner. Die (1880) 151 699 Seelen starke Bevölkerung ist, mit Ausnahme einiger tausend Slowaken

und Deutſcher, durchgehends magyar. Stammes und bekennt ſich vorwiegend zur kath. Kirche.

Hauptort des Komitats iſt die an der öſtlichen Spitze der Inſel Schütt, am Zuſammenfluſſe der Donau und Waag auf dem linken Donau-Ufer gelegene k. Freiſtadt Komorn. Unter den öffentlichen Gebäuden derſelben ſind bemerkenswert die ungemein große St. Andreaskirche, die St. Johanniskirche mit ſehr hohem Turme, die griech. Kirche mit vergoldeter Turmſpitze, die Franziskanerkirche, das Komitats- und Stadthaus. Die Stadt, Station (K.-Üjſzöny) der Linie Budapeſt-Bruck a. L. der Ungariſchen Staatsbahnen, zählt (1880) 15721 E., die einen lebhaften Handel mit Getreide, Wein, Holz und Fiſchen betreiben. Ungefähr 1½ km von der Stadt entfernt, beim Einfluſſe der Waag in die Donau, liegt, auf drei Seiten vom Waſſer umſchloſſen, die von Matthias Corvinus erbaute, ſeit 1805 mit großem Koſtenaufwand reſtaurierte Feſtung Komorn, deren Werke und Schanzen ſich an beiden Ufern auf eine Länge von 11 km erſtrecken. Sie beſteht aus der alten und neuen, durch die im Feſtungsbereiche gelegene Stadt K. getrennten Feſtung und kann in ihren weitläufigen Verſchanzungen an 30000 Mann, außerdem 10000 in den Kaſernen und ebenſo viel in den überaus feſten Kaſematten beherbergen. Aber 12000 Mann genügen zur Verteidigung. Die äußerſte Linie der Werke bilden die Brückenköpfe, der befeſtigte Sandberg auf dem rechten Donau-Ufer und die weſtlich der Feſtung vorliegende 2 km lange Palatinallinie. Die Feſtung galt von alters her als uneinnehmbar. Auch im ungar. Revolutionskampfe wurde ſie vom Okt. 1848 bis Sept. 1849 von den Öſterreichern vergeblich belagert (ſ. Klapka) und kam erſt durch die Kapitulation vom 27. Sept. 1849 an Öſterreich zurück.

Komos iſt der griech. Name der Zechgelage und der ſich oft daran anſchließenden Umzüge luſtiger Geſellen. Philoſtratus beſchreibt ein Gemälde, auf dem nach ihm der perſonifizierte K., trunken und müde nach dem Gelage, mit auf die Bruſt geſenktem Haupte, im Stehen ſchlafend, mit geſenkter Fackel und übergeſchlagenem Beine dargeſtellt war. Auf Vaſenbildern findet ſich öfters einem der Satyrn der Name K. beigeſchrieben.

Komotau, Stadt im nordweſtl. Böhmen, am Fuße des Erzgebirges, am Kreuzungspunkte der Auſſig-Teplitzer, der Dux-Bodenbacher und der Buſchtiehrader Eiſenbahn, iſt Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft, eines Bezirksgerichts, eines Revierbergamts und eines Grenzinſpektorats mit Hauptzollamt, hat ein Obergymnaſium, eine Lehrerbildungsanſtalt, eine Fachſchule für Maſchinenbau, einen ſchönen Stadtpark, ein Schloß, jetzt Rathaus, mit der ſchönen Schloßkapelle, eine got. Stadtkirche, eine prot. Kirche und eine Synagoge, und zählt (1880) 10111 ausſchließlich deutſche E., welche Färbereien, eine Dampfmühle, eine Papierfabrik, Tuchwebereien, eine Cichorien-, eine Eſſig-, Spiritus- und Alkoholfabrik, Feuerſpritzpumpen-, Plüſchwaren-, Schuhwarenfabrik und Bierbrauereien unterhalten, Obſt- und Kaſtanienbau, Bergbau auf Braunkohlen und lebhaften Handel treiben. Auch iſt zu K. die Centralwerkſtätte der Buſchtiehrader Eiſenbahn. K. wurde 1242 Eigentum des Deutſchritterordens und wurde 1605 Stadt.

Kompaciszieren (lat.), einen Vertrag, Pakt, namentlich einen Friedensſchluß abſchließen; Kompaciszent, Teilnehmer an einem Vertrag u. ſ. w.

Kompagnie (frz.), Geſellſchaft, Genoſſenſchaft, daher auch beſonders ſoviel als Handelsgeſellſchaft.

Im Militärweſen heißt K. eine Truppenabteilung von 100—250 Mann, die von einem Hauptmann befehligt wird, dem zwei oder drei Lieutenants und eine verhältnismäßige Anzahl Unteroffiziere, darunter ein Feldwebel und ein Fourier, zur Seite ſtehen. Die taktiſchen Formen erfordern für das Bataillon gleichſtarke Unterabteilungen; die Einteilung in K. aber findet nicht allein in taktiſcher, ſondern auch in wirtſchaftlicher und disciplinariſcher Hinſicht ſtatt, ſodaß dieſelben nicht immer gleich ſtark ſind. Vier bis ſechs K. bilden durchſchnittlich ein Bataillon; doch neigen ſich jetzt die Armeen mehr und mehr der Vierteilung des Bataillons zu. In einigen Armeen ſind bei der Kavallerie die Eskadrons in zwei K. geteilt, deren jede von einem Rittmeiſter befehligt wird; die Eskadron befehligt dann ein Stabsoffizier.

Kompagnie-Rupie (Oſtindiſche), ſ. u. Rupie.

Kompagnieſchule umfaßt den Teil der Exerzierausbildung der Infanterie, der, nachdem die Einzelausbildung der Mannſchaften beendigt iſt, von der Kompagnie eingeſchult wird, damit zum Exerzieren im Bataillon übergegangen werden kann.

Kompagnon, ſ. Aſſocié.

Kompakt (lat.), derb, gedrungen, dicht; als Subſtantivum: Pakt, Vertrag, ſpeziell Verein zu gegenſeitiger Verſicherung von Schiffsſtörpern auf Küſtenfahrten, ſ. unter Seeverſicherung.

Kompaktat (mittellat.), Vertrag.

Kompaktaten (Prager), ſ. u. Caliztiner.

Komparabel (lat.), vergleichbar; davon: Komparabilität.

Komparāt, ſ. unter Disparat.

Komparation (lat., Vergleichung) im grammatiſchen Sinne iſt die Erweiterung der Adjektiva durch gewiſſe Endungen, welche ausdrücken, daß die durch das Adjektiv bezeichnete Eigenſchaft in höherm oder höchſtem Grade vorhanden iſt. Der höhere Grad wird Komparativ, der höchſte Superlativ genannt, beide mit deutſchem grammatiſchen Ausdruck Steigerung. Das zu Grunde liegende Adjektiv in ſeiner gewöhnlichen ungeſteigerten Form wird dem Komparativ und Superlativ gegenüber zuweilen als Poſitiv bezeichnet. Urſprünglich ſind in den indogerman. Sprachen mehrere Endungen zur Bezeichnung des Komparativ und Superlativ vorhanden (ſo z. B. im Griechiſchen: ...iōn oder ...teros für den Komparativ, ...istos oder ...tatos für den Superlativ), ſpäter meiſt nur je eine gebräuchlich geblieben, ſo im Deutſchen unſer ...er und ...eſt (gotiſch: ...iza oder ...ōza und ...ists oder ...ōsts; althochdeutſch: ...iro oder ...oro und ...ist oder ...ōst; z. B. gotiſch: hauhs, hoch, Komparativ hauhiza, Superlativ hauhists; althochdeutſch: hōh, hōhiro, hōhist; neuhochdeutſch: hoch, höher, höchſt). Manche Sprachen haben die Möglichkeit, durch Endungen (Suffixe) ihre Adjektiva zu komparieren, faſt eingebüßt und wenden dann Umſchreibungen durch «mehr, meiſt» an, z. B. vielfach das Engliſche (more, most beautiful). Auch das Franzöſiſche hat wenig wirkliche Komparative mehr (ein ſolcher iſt z. B. meilleur = lat. melior); es braucht zur Umſchreibung plus, Superlativ le plus. Die ſog. unregelmäßige K. (lat. bonus, melior, optimus; unſer «gut, beſſer, beſt») rührt daher, daß die Steigerungsſtufen

verschiedener Adjektiva zu einer Steigerungsreihe verbunden werden, wobei der Positiv der einen oder andern Steigerungsstufe verloren geht oder ungebräuchlich geworden ist. Da die K. zu den bei den Adjektiven möglichen regelmäßigen Veränderungen gehört, pflegt die Schulgrammatik sie nach zuweilen unter die Flexion zu rechnen, in der wissenschaftlichen Grammatik gehört sie in die Stamm- oder Wortbildungslehre.

Komparativ, s. unter **Komparation**.

Komparieren (lat. comparare), vergleichen, steigern (grammatisch), dann (lat. comparere), vor Gericht erscheinen, sich dort stellen; **Komparent**, ein vor Gericht Erschienener; **Komparenz**, **Komparition**, das Erscheinen vor Gericht.

Kompaß, im deutschen Rechtsverfahren des 16. Jahrh. die von einem Gericht an das andere gestellte Bitte zur Vornahme von Rechtshandlungen, namentlich Zeugenverhör.

Kompaß oder **Boussole** nennt man das Werkzeug, mit dessen Hilfe man sich in den Himmelsrichtungen oder Weltgegenden orientieren, namentlich aber auf dem Ocean oder unter der Erde in Bergwerken zurecht finden kann. Wann, wo und von wem der K. erfunden worden sei, läßt sich nicht genau angeben. Gewöhnlich nennt man als Erfinder Flavio Gioja aus Pasitana bei Amalfi im Königreich Neapel, und es scheint ausgemacht zu sein, daß dieser zuerst, um 1302, die Magnetnadel auf eine Spitze setzte und den K. nach den Weltgegenden in acht Striche teilte. Andererseits hat man Beweise, daß die Eigenschaft der Magnetnadel, annähernd nach Norden zu zeigen, bereits früher in Europa bekannt war und eine kompaßähnliche Einrichtung in Frankreich im 12. Jahrh. den Namen Marinette führte. Die Missionare der Jesuiten fanden die Magnetnadel in China schon vor, wo sie seit undenklicher Zeit bekannt gewesen zu sein scheint.

Manche vermuten, daß der Venetianer Marco Pola sie 1295 aus China nach Europa gebracht habe, und führen zur Bestätigung an, daß die Venetianer früher als die Chinesen die Magnetnadel auf einem Stück Kork schwimmen ließen. Außer den Italienern rühmten sich noch mehrere Nationen in Europa, teil an dieser wichtigen Erfindung gehabt zu haben; die Engländer haben die schwebende Aufhängung des Seekompasses angegeben, die Holländer die bequemen Namen der Weltgegenden. Das wesentliche Stück jedes K. (s. beistehende Figur) ist die auf einem Stifte frei spielende Magnetnadel, welche die Eigenschaft besitzt, sich so zu richten, daß das eine Ende nach Norden, das andere nach Süden zeigt; jedoch geschieht dies nicht genau in der Mittagslinie, sondern mit einer, je nach der Lage des Beobachtungsortes, bald größern, bald geringern Abweichung nach Osten oder Westen, welche man die **Magnetische Deklination** nennt («Mißweisung» in der Seesprache). An der Seite der Deklinationsboussole ist ein Fernrohr angebracht, dessen Achse man genau in den astron. Meridian oder in die Mittagslinie bringt. Der Winkel nun, welchen die Längenachse der Magnetnadel mit jenem Durchmesser der Boussole bildet, der zur Fernrohrachse parallel ist, mißt die magnetische Deklination.

Die Nadel hat meist die Form eines flachen Rechtecks von sehr geringer Breite und Dicke (jene beträgt etwa 2 mm, diese ½ bis 1 mm), doch haben die rautenförmigen, nach den Enden spitz zulaufenden Nadeln in mancher Hinsicht Vorzüge; die Breite ist am besten der 40. oder 50. Teil der Länge und etwa viermal so groß als die Dicke. In der Mitte ist die Nadel durchbahrt und mit einem sog. Hütchen von hartgeschlagenem Messing oder poliertem Achat versehen, mittels dessen sie auf der Spitze eines aufrecht stehenden Stifts schwebt. Die äußere Einrichtung des K. ist nach den verschiedenen Anwendungen desselben verschieden, und man unterscheidet in dieser Hinsicht den Schiffskompaß, den Azimuthalkompaß, den Ingenieurkompaß und den Markscheiderkompaß.

Der für den Gebrauch der Seefahrer dienende gewöhnliche **Schiffskompaß** (See- oder Stenerkompaß) hat in der Regel folgende Einrichtung. Die Nadel ist mit einer kreisförmigen Pappen- oder Papierscheibe bedeckt, welche die Windrose heißt und einen Stern von 32 Strahlen enthält, deren Spitzen die Weltgegenden anzeigen, außerdem aber am Rande die Teilung von 360 Grad. Der Festigkeit halber ist die Windrose auf ein Stück russ. Marienglas geklebt. Die Befestigung der Rose auf der Nadel muß so gemacht sein, daß der Nordpol der Nadel mit dem Nordpunkte der Windrose übereinstimmt. Wegen der starken Schwankungen des Schiffs ist die Nadel mit einem cylindrischen Gehäuse von Kupfer umgeben, das zwischen zwei Ringen aufgehängt ist, wodurch bewirkt wird, daß sie immer in horizontaler Lage bleibt. Das Gehäuse selbst bewegt sich nämlich mittels zweier daran befestigter Zapfen in einem ersten Ringe, und dieser wieder mittels zweier Zapfen, die in 90° Entfernung von den ersten angebracht sind, in einem zweiten großen Ringe. Dieser aber ist an den das Ganze umschließenden viereckigen, hölzernen Kasten befestigt, der oben mit einem Glasdeckel versehen ist. Im Gehäuse ist in der Richtung nach dem Vorderteile des Schiffs (der K. selbst befindet sich allemal beim Steuerruder, wo sich der Steuermann aufhält, also auf dem Hinterteile des Schiffs) ein vertikaler schwarzer Strich angebracht, mit welchem der Steuermann den ihm vorgeschriebenen Strich der Windrose beständig in Berührung halten muß, damit das Schiff nach der jenem Strich entsprechenden Richtung fortgeht, eine Aufgabe, deren richtige Lösung nicht geringe Geschicklichkeit erheischt. Die großen, im Schiffe verteilten Eisenmassen üben auf den K. größere oder geringere Störungen aus; am wirksamsten und nachteiligsten ist in dieser Hinsicht die vertikal stehende Spindel der Ankerwinde. Um ihren Einfluß durch Kompensation aufzuheben, hat man verschiedene Vorrichtungen angegeben.

Weit sorgfältiger ist der zum astron. Gebrauch dienende **Azimuthalkompaß** konstruiert, der auf einem Stativ mit drei Füßen steht und ebenfalls zwischen zwei Ringen aufgehängt ist. Auf der Nadel ist keine Windrose, sondern ein in einzelne Grade geteilter Kreis befestigt. Bei dem **Ingenieurkompaß**, der zum Aufnehmen und Feldmessen dient, ist die Einteilung nicht an der Nadel, sondern am Gehäuse befestigt, und der doppelte Ring weggelassen. Wegen der Erschütterung, welcher die

Nadel beim Landtransport ausgesetzt ist, wird sie von der Spitze, auf der sie beim Schiffskompaß immer schwebt, durch einen Hebel abgehalten, welcher nur dann ausgelöst wird und die Nadel freiläßt, wenn man beobachten will. Der Markscheiderkompaß (Grubenkompaß) oder K. der Bergleute unterscheidet sich von dem Ingenieurkompaß nur dadurch, daß er nicht in Striche oder Grade, sondern in 24 Stunden eingeteilt ist, deren 12 von Norden nach Süden und 12 auf der andern Seite von Süden nach Norden gezählt werden; jede Stunde wird wieder in acht Teile geteilt. Hiervon weichen jedoch die Schweden ab, welche auch die Markscheiderkompasse in Grade einteilen.

Kompaßberg oder Spitzkop, ein 1980 m hoher Berg der brit. Kapkolonie, erhebt sich in den Schneebergen auf der Nordgrenze der Division Graaff Reynet. Durch eine auf dem höchsten Gipfel aufstrebende spitze Felspyramide gewinnt er einen höchst eigentümlichen Anblick.

Kompaßpflanzen nennt man einige Pflanzen, die ihre Blätter in die Richtung des Meridians stellen, sodaß die Ränder nach Norden und Süden, die Flächen nach Osten und Westen gekehrt sind. Am bekanntesten sind zwei Pflanzen aus der Familie der Kompositen, das in Nordamerika einheimische Silphium laciniatum und die in Deutschland wachsende wilde Lattichpflanze, Lactuca Scariola. Der Grund für diese eigentümliche Art der Blattstellung ist jedenfalls darin zu suchen, daß die betreffenden Pflanzen ihre Blätter vor zu intensiver Beleuchtung und Erwärmung zu schützen suchen. Die Flächen der Blätter werden nur am Morgen und Abend, nicht aber in den Mittagsstunden von den direkten Sonnenstrahlen getroffen. Kultiviert man die K. im diffusen Lichte, so findet auch keine Meridianstellung der Blätter statt. Hieraus geht hervor, daß jene Stellung nur durch die Richtung der auf die Blattflächen fallenden direkten Sonnenstrahlen bedingt wird; der ganze Vorgang hat daher nichts Besonderes, denn auch die Lage der Blätter anderer Pflanzen wird fast stets durch die Richtung der einfallenden Lichtstrahlen bestimmt.

Kompaternität (frz.), Gevatterschaft.

Kompatibilität (neulat. compatibilitas, frz. compatibilité, d. i. Vereinbarkeit, Verträglichkeit) und Inkompatibilität (das Gegenteil davon, also Unvereinbarkeit) ist in der kirchlichen Sprache die Bezeichnung für die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Mitübertragung eines bestimmten Beneficiums (s. d.) auf den Inhaber einer andern Stelle. Miteinander unverträglich oder inkompatibel sind namentlich Beneficien, welche den Empfänger zum gleichzeitigen Residieren an verschiedenen Orten verpflichten würden. In ähnlicher Weise kann mit gewissen öffentlichen Funktionen ein und derselbe bekleidet werden, während andere Ämter als inkompatibel von verschiedenen Personen zu übernehmen sind. So verträgt sich z. B. in Frankreich, wo jene Bezeichnungen in der Rechtssprache insbesondere Eingang gefunden, das Amt eines Notars oder avocat nicht mit dem eines avoué; so sind z. B. die Pflichten eines Geschworenen nicht mit der Stellung eines aktiven Militärs vereinbar. In neuerer Zeit ist besonders die alte Frage von der K. aller oder doch gewisser Staatsämter (z. B. der Ministerien), sowie gewisser öffentlicher Dienststellungen (z. B. der militärischen) und des geistlichen Standes mit der aktiven und passiven Wählfähigkeit für die Volksvertretung wiederum besonders wichtig geworden. Die neuesten Gesetze haben die Frage meist im Sinne des möglichst erweiterten Wahlrechts entschieden und nur bei Personen des Soldatenstandes das Wahlrecht für ruhend erklärt (s. z. B. Reichswahlgesetz, §. 2).

Kompatieren (lat.), Mitleid haben; vereinbar sein, sich vertragen mit etwas.

Kompatriot (frz.), Vaterlandsgenoß, Landsmann.

Kompellieren (lat.), antreiben, zwingen.

Kompendium (lat.), d. h. Ersparung oder Abkürzung, nennt man ein Handbuch, einen Leitfaden, worin eine Wissenschaft nur nach ihrem Hauptinhalt behandelt ist. Solche Kompendien, die häufig Auszüge aus größern und vollständigern Werken waren, verfaßte man seit der Kirchenreformation namentlich für die akademischen Vorträge, um den Zuhörern einen kurzen Inbegriff des vorzutragenden Stoffs als Haltepunkt in die Hände zu geben. Kompendiös heißt daher nicht nur ein kurzgefaßtes Buch, sondern auch die gedrängte Darstellungsweise selbst; kompendiarisch aber das, was nach Art eines solchen Auszugs gemacht ist.

Kompensation (lat., d. i. Ausgleichung), die wechselseitige Aufhebung der Wirkungen zweier gegenüberstehenden Ursachen oder ursächlichen Thatsachen.

Im juristischen Sprachgebrauch bezeichnet man mit Kompensation (Aufrechnung, Wettschlagung) im weitern Sinne die Aufhebung der Wirkungen einer gewissen Thatsache durch eine ihr gegenübertretende korrespondierende (gegenseitige Arglist, Verschuldung, Beleidigung). Im engern Sinne bezeichnet man damit die Aufhebung einer Forderung durch eine Gegenforderung, daneben auch die Thätigkeit der Aufrechnung selbst. Die K. setzt voraus, daß der Gläubiger seinem Schuldner oder einer solchen Person, in deren Rechte der letztere eingetreten, ebenfalls schuldet, ingleichen daß beide Forderungen festgestellt, nicht verjährt und fällig sind. Verschiedenheit der Summen hindert die K. nicht, da die höhere Forderung sich um den Betrag der entgegenstehenden Forderung mindert. Die Wirkungen jener Aufhebung bestehen darin, daß beide Forderungen mit einer Einrede behaftet werden, durch welche man sich gegen die Forderung des andern bis zum Belaufe der eigenen schützt. Von dem Moment der Entstehung kompensabler Gegenforderungen hört der Zinsenlauf auf und wird die Möglichkeit des Verzugs (mora) ausgeschlossen. Schuldner eines Gemeinschuldners können gegenüber der Konkursmasse nur dann kompensieren, wenn für sie die Voraussetzungen von §§. 46—49 der Reichskonkursordnung vorliegen. Auch im gewöhnlichen Civilprozeß ist die Geltendmachung der Kompensationseinrede beschränkt. Dieselbe kann zur getrennten Verhandlung verwiesen werden (Civilprozeßordnung, §§. 136, 274) und ist in der Berufungsinstanz nur statthaft, wenn sie ohne Verschulden der Partei in erster Instanz nicht erhoben werden konnte. Die Acceptanten von Wechseln und kaufmännischen Anweisungen sind regelmäßig nicht befugt, den Inhabern dasjenige anzurechnen, was sie von einem Vorbesitzer des Papiers zu fordern haben. Gegen einzelne Forderungen, z. B. Hinterlegungs- und Alimentenansprüche, ist K. unzulässig. Im Strafprozeß kann von einer K. eigentlich nicht die Rede sein. Wenn der Angeklagte den

Ankläger des nämlichen Verbrechens überführt, ſo iſt ein zweifacher Eingriff in die allgemeine Rechtsordnung und ein doppeltes Recht des Staats auf Strafe erwieſen. Es kann ſich dann z. B. um K. der Injurienſtrafen handeln (§. 199 des Reichsſtrafgeſetzbuchs).

Auch in ſtaatsrechtlicher und politiſcher Hinſicht ſpricht man von Kompenſation und bezeichnet damit einen Ausgleich, Aufhebung von Forderung durch Gegenforderung u. dgl. — Eine Art von K. in kaufmänniſchem Sinne iſt die Skontrierung (ſ. d.).

Kompenſation, in der Medizin die Ausgleichung einer vorhandenen Störung durch eine andere Affektion, z. B. eines Herzfehlers durch hinzutretende Herzhypertrophie. (S. unter Herzfehler.)

Kompenſation in der Phyſik bezeichnet die Ausgleichung der Wirkung einer Kraft, welche ohne dieſelbe ſtörend eingreifen würde. So würde z. B. die Wärme den regelmäßigen Gang genauer Pendeluhren ſtören, indem ſie die Pendelſtange derſelben in ihrer Länge und damit in ihrer Schwingungszeit abänderte (ſ. Pendel), wenn nicht in den ſog. Kompenſationspendeln dieſer Temperatureinfluß durch die ſinnreiche Benutzung der verſchiedenen Ausdehnung verſchiedener Metalle ausgeglichen würde. Bei Unruhuhren, denen man die höchſte Genauigkeit des Ganges verleihen will (den Chronometern), wird auch das Schwungrad (die Unruhe) mit einer Kompenſationsvorrichtung verſehen, welche deſſen Ausdehnung durch die Wärme und Verkleinerung durch Kälte unſchädlich macht.

Kompenſationspendel, ſ. Kompenſation (in der Phyſik) und Pendel.

Kompenſatören, ſ. unter Dampfleitung.

Kompenſieren, gegen einander ausgleichen und aufheben, ſ. Kompenſation.

Kompert (Leop.), deutſch-öſterr. Novelliſt, geb. 15. Mai 1822 zu Münchengrätz, von jüd. Abkunft, ſtudierte in Prag Philoſophie und lebt in Wien, mit litterariſchen Arbeiten beſchäftigt. Seine kulturgeſchichtlichen Novellen, faſt ſämtlich dem Leben ſeiner Glaubensgenoſſen entnommen, entlehnen ihre Motive dem Konflikt religiöſer Satzungen mit dem allgemeinen Gebot der Menſchenliebe. Sie erſchienen geſammelt in 8 Bänden (Berl. 1882—83).

Kompetenz, ſ. Zuſtändigkeit.

Kompetenzkonflikt liegt dann vor, wenn für ein und dieſelbe Sache verſchiedene Behörden ſich für zuſtändig (poſitiver K.) oder verſchiedene Behörden, von welchen jedenfalls eine zuſtändig, ſich für unzuſtändig erklären (negativer K.). In einzelnen Staaten, ſo namentlich in Preußen, beſtehen beſondere Gerichtshöfe zur Entſcheidung von K. zwiſchen Verwaltungsbehörden und Gerichten.

Kompilieren (lat.), etwas aus mehrern Büchern zuſammentragen (und zu einem Ganzen vereinigen); Kompilation, eine litterariſche Arbeit, deren materieller Inhalt ohne eigene produktive Thätigkeit des Verfaſſers (Kompilators) weſentlich aus andern Werken zuſammengetragen iſt.

Kompitaliſche Spiele, ſoviel wie Compitalia, ſ. unter Compitum.

Komplanation heißt die Berechnung des Flächeninhalts (area) einer unebenen Oberfläche, und iſt im Allgemeinen ein Doppelintegral. Die K. von Cylinder, Kugel, Kegel, Rotationsfläche ſind bereits von den griech. Geometern, namentlich Archimedes, vollbracht worden.

Komplektieren (lat.), umfaſſen, in ſich ſchließen.

Komplement (lat.) bedeutet ſoviel als Vollendung, Ergänzung oder Ergänzungsſtück. Das K. eines Winkels oder Bogens iſt in der Mathematik derjenige Winkel oder Bogen, welcher mit dem erſtern zuſammen 90 Grad ausmacht oder jenen zu 90 Grad ergänzt. K. ſind z. B. 27° und 63°, 127° und — 37°. K. werden auch zwei Brüche genannt, die ſich zu 1 ergänzen, zwei Logarithmen, die ſich zu 10 ergänzen.

Komplementär (Vollgeſellſchafter) wird häufig der perſönlich haftende Geſellſchafter bei der Kommanditgeſellſchaft und ebenfalls auch der Inhaber der Firma bei der ſtillen Geſellſchaft, im Gegenſatze zum Kommanditiſten, beziehungsweiſe zum ſtillen Geſellſchafter genannt.

Komplementärfarben (Ergänzungsfarben) nennt man in der Optik Farben, welche in ihrer Vereinigung farbloſes Licht geben, ſich alſo zu Weiß ergänzen. K. ſind alſo zunächſt eine Hauptfarbe im Verhältnis zur Miſchung der beiden andern Hauptfarben: Rot zu Grün (Gelb mit Blau), Gelb zu Violett (Blau mit Rot), Blau zu Orange (Rot mit Gelb), dann aber auch die Miſchungsfarben unter ſich ſelbſt, z. B. Rotviolett zu Gelbgrün u. ſ. w. (wie dies weiter aus der beiſtehenden Illuſtration hervorgeht, auf welcher jede Farbe ihrer K. diametral gegenüberſteht). — Komplementär

iſt mithin auch die Farbe eines Bildes auf der Netzhaut und die Farbe des Nachbildes. (Vgl. Farbenlehre.)

Komplettieren, vervollſtändigen.

Komplett (komplet, frz.), vollſtändig; kom-

Komplettmaſchine, ſ. unter Schnellpreſſe.

Komplex (lat.), Inbegriff, etwas Zuſammengefaßtes.

Komplexe Zahlen ſind Binomien eines realen und eines imaginären Gliedes, z. B. $1 + \sqrt{-2}$. Man bedarf derſelben zur Beſtimmung der Wurzeln einer Gleichung. Komplexe Größen, z. B. Strecken einer Geraden, Flächen einer Ebene, ſind nicht konſtruierbar. Punkte, Linien, Flächen mit komplexen Koordinaten werden gewöhnlich imaginäre Punkte, Linien, Flächen genannt. Ein Komplex von Geraden heißt nach Plücker die

Gesamtheit der Geraden, deren Koordinaten dreifach unbestimmt sind, z. B. die Geraden, welche eine gegebene Fläche berühren.

Komplexion (lat.), Zusammenfassung; dann auch soviel wie Temperament, Gesundheitszustand, Leibesbeschaffenheit und Aussehen.

Komplikation (lat.), Verflechtung, Verwickelung, Verbindung; in der Medizin das gleichzeitige Auftreten von Krankheitsprozessen, von denen der eine von dem andern abhängt. (Vgl. Komplizierte Krankheiten.)

Kompliment (frz.), Höflichkeits-, Achtungsbezeigung, Verbeugung, Artigkeit in Worten; in der Mehrzahl auch soviel wie Umstände, Ceremonien.

Komplizieren (lat.), ineinander verflechten; verwickeln, verwirren.

Komplizierte Krankheiten nennt man solche Krankheiten, bei denen sich zu einem vorhandenen Leiden noch ein anderes hinzugesellt (z. B. Herzleiden zu Gelenkrheumatismus, Lungenentzündung zu Masern u. dgl.).

Komplott (frz., vom lat. complicitum, Verflechtung, Verwickelung) nennt man die verabredete Verbindung mehrerer zur Begehung einer verbrecherischen Handlung: eine Untergattung des concursus ad delictum. Als selbständiges Delikt erscheint das K. im Deutschen Reichsstrafgesetzbuch nur noch bei hochverräterischen Unternehmungen (§. 83; vgl. jedoch auch die §§. 122, 243, Nr. 7 und 250, Nr. 2, sowie Reichsmilitärstrafgesetz von 1872, §. 55). Außerdem fällt das K. entweder unter den Begriff der Teilnahme, resp. der Urheber- und Gehülfenschaft (Reichsstrafgesetzbuch, §. 47 fg., §§. 128 und 129) oder des Versuchs (§. 43 ebendaselbst). Das Reichsmilitärstrafgesetzbuch vom 20. Juni 1872 berücksichtigt die Verbindung mehrerer bei Begehung der nachfolgenden Verbrechen: Kriegsverrat, Fahnenflucht, Meuterei und militärischen Aufruhr, wobei verstanden wird: unter Kriegsverrat ein im Felde begangener Landesverrat; unter Fahnenflucht der Versuch, sich seiner gesetzlichen oder übernommenen Verpflichtung zum Dienst dauernd zu entziehen; unter Meuterei die Verabredung mehrerer Personen des Soldatenstandes zur Verweigerung des Gehorsams, zur Widersetzlichkeit oder zu einer Thätlichkeit gegen einen Vorgesetzten; unter militärischen Aufruhr die Zusammenrottung mehrerer, um mit vereinten Kräften einem Vorgesetzten den Gehorsam zu verweigern, sich ihm zu widersetzen oder eine Thätlichkeit gegen denselben zu begehen. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man mit K. meist polit. Verschwörungen und Geheimbünde.

Komplutensische Bibel, s. u. Polyglotte.

Komponieren (lat.), zusammensetzen; auch ausgleichend beilegen; in Bezug auf Kunstwerke: die Idee, den Plan des Ganzen und die Gruppierung der Teile entwerfen (s. Komposition); speziell in der Musik: ein Musikstück nach den Regeln der Kunst anfertigen; daher Komponist soviel wie Tonsetzer, Tondichter.

Kompositen (Compositae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Die K. bilden die artenreichste Familie des ganzen Pflanzenreichs, man kennt gegen 12000 Spezies, die über die ganze Erde verbreitet sind. Der größte Teil derselben findet sich in bergigen Gegenden der gemäßigten Zone, sie fehlen aber auch in der arktischen und antarktischen Zone nicht, und auch die alpinen Floren haben zahlreiche Vertreter der K. aufzuweisen, am seltensten finden sie sich verhältnismäßig in den niedrig gelegenen Gegenden der Tropen. Es sind vorzugsweise krautartige Pflanzen, doch gibt es unter ihnen auch zahlreiche Halbsträucher und Sträucher; als Bäume dagegen treten sie nur selten auf und zwar nur in Tropengegenden.

Die Blüten sind bei allen Arten zu köpfchenartigen Blütenständen vereinigt, die wegen des dichten Beisammenstehens der einzelnen Blüten und wegen ihrer gemeinsamen kelchartigen Hülle wie eine einzige Blume aussehen und im gewöhnlichen Leben auch fast stets als eine solche betrachtet werden. Man hat die Familie der K. deshalb auch mit dem deutschen Namen Vereins- oder Korbblütler belegt; diese letztere Bezeichnung ist für die meisten Arten sehr zutreffend, da die gemeinschaftliche Hülle, die den sehr verschiedenartig gestalteten Blüten- oder Fruchtboden umgibt, meist aus mehrern Reihen von oft dachziegelartig übereinander liegenden Schuppenblättern besteht und so einem Korbe in der That sehr ähnlich sieht. Der Blüten- oder Fruchtboden, auf welchem die Blüten eingefügt sind, ist nichts anderes, als die verbreiterte Achse des Blütenstandes; es finden sich auch in sehr vielen Fällen die Deckblätter der einzelnen Blüten auf dem Fruchtboden vor, gewöhnlich in der Gestalt von dünnhäutigen oder steifen weißen, braunen oder schwärzlichen Schuppenblättchen, den sog. Spreublättern, die dann stets am Grunde jeder einzelnen Blüte stehen. Fast ebenso häufig jedoch fehlen auch diese Deckblätter und der Blütenboden bleibt dann vollständig nackt. Die Blüten selbst sind bald zwitterig, bald eingeschlechtig, in manchen Fällen kommen auch ganz geschlechtslose vor, die man als sterile Blüten bezeichnen kann, da nur ein Perianthium, nicht aber Geschlechtsorgane ausgebildet sind; das erstere ist in diesem Falle verhältnismäßig groß entwickelt und lebhaft gefärbt, es hat jedenfalls eine wichtige Bedeutung für die Befruchtung der übrigen Blüten, da hierdurch ein Insektenbesuch, der für die Wechselbestäubung nötig ist, herbeigeführt wird. (Vgl. die Artikel Bestäubung und Blume.)

Die fruchtbaren Blüten besitzen einen unterständigen Fruchtknoten, aus welchem eine kleine Schließfrucht, eine sog. Achene (s. d.), hervorgeht. Der oberständige Kelch besteht nur aus haarartigen, borsten- oder schuppenförmigen Blattgebilden und wird als Pappus bezeichnet. Die Art und Weise der Ausbildung dieses Pappus ist eine sehr mannigfaltige und bietet für die systematische Gruppierung der Gattungen und Arten ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal dar. In manchen Fällen fehlt der Pappus gänzlich. Die Blumenkrone ist stets verwachsen, blätterig und tritt in drei charakteristischen Formen auf, entweder ist dieselbe röhren-, trichter-, glockenförmig mit regelmäßig fünfzähnigem oder fünfspaltigem Saume, oder sie ist zweilippig, indem der Rand derselben nicht regelmäßig eingeschnitten, sondern in zwei größere Lappen gespalten ist, oder sie ist zungenförmig. (Vgl. Tafel: Blüte und Blütenstand, Fig. 30.)

Nach dieser verschiedenen Form der Blumenkrone hat man die Familie der K. in drei große Gruppen eingeteilt: 1) röhrenblütige (Tubuliflorae), 2) zungenblütige (Liguliflorae), 3) lippenblütige (Labiatiflorae). Doch ist diese Einteilung insofern nicht ganz entsprechend, als es in der ersten Gruppe sehr viele Arten gibt, welche außer Röhrenblüten auch Zungenblüten und zwar am Rande als sog. Strahl-

blüten haben, während die Röhrenblüten die Mitte des Köpfchens als sog. Scheibenblüten einnehmen. Man hat deshalb neuerdings eine andere Einteilung gewählt, nach der die K. in zahlreiche Unterfamilien zerfallen, bei deren Aufstellung die Form der Blumenkrone nicht allein maßgebend ist.

Alle zwitterlichen und männlichen Blüten haben fünf in der Blumenkronenröhre eingefügte Staubgefäße, deren Beutel in einen Cylinder verwachsen sind. Auf dem Fruchtknoten der zwitterlichen und weiblichen Blüten erhebt sich ein langer, fadenförmiger Griffel, welcher bei erstern durch den Staubbeutelcylinder hindurchgeht und sich an der Spitze meist in zwei Narben spaltet. Seltener sind die beiden Narben der Länge nach in einen walzigen oder länglichen Körper verwachsen, wie bei der Mehrzahl der Disteln. Die Nutzpflanzen unter den K. zerfallen in Nährpflanzen (z. B. der Salat, die Artischocke, Cichorie, knollige Sonnenrose), technische Pflanzen (z. B. der Saflor, die gemeine Sonnenrose, aus deren Samen, wie aus denen einiger anderer K., Öl gewonnen wird) und Arznei- und Gewürzpflanzen (z. B. Beifuß, Wermut, Kamillen, Alant, Huflattich, Arnica, Cardobenedikte u. a. m.). Groß ist die Zahl der Unkräuter und Zierpflanzen, welche diese Familie liefert. Unter letztern stehen obenan die Astern und Georginen. Die europäischen K. gehören zu den Röhren- und Zungenblütlern, und zwar größtenteils zu den Abteilungen der Doldentraubigen (Corymbiferae), der Distelgewächse (Cynarocephalae oder Cynareen) und der Cichorienartigen (Cichoraceen). Die beiden erstgenannten sind Abteilungen der Röhrenblütler; die Cichoraceen gehören zu den Zungenblütlern.

Kompositenkapitäl (römisches Kapitäl), das von den Römern angewandte Säulenkapitäl, welches die Voluten des ion. Kapitäls auf die obere Reihe der Akanthusblätter des korinthischen setzt.

Komposition (lat., d. h. Zusammensetzung), die Vereinigung einzelner Bestandteile zu einem in sich einheitlichen Ganzen.

In der Ästhetik hat Komposition eine besondere Bedeutung in seiner Übertragung auf die künstlerische Thätigkeit gewonnen; hier bezeichnet es die Umbildung und Ausgestaltung des innern Phantasiebildes, der sog. Konzeption, nach den Forderungen und Bedingungen der künstlerischen Darstellung. Diese Forderungen und Bedingungen, die man deshalb auch die Gesetze der K. nennt, entstammen einerseits der Natur des innern Phantasiebildes selbst, der Konzeption, dem Grundmotiv, und andererseits der Natur der besondern Kunstart, in welcher dieses innere Phantasiebild verwirklicht werden soll. Nach der ersten Seite hin ist das Grundgesetz, das alle weitern Gesetze in sich schließt, das Gesetz völligster Klarheit und strengster innerer Notwendigkeit. Hierher gehören die Gesetze der festen und klaren Anordnung und Verteilung der Hauptmassen und der Nebenbilder (Episoden), der wirksamen rhythmischen Gruppierung und Scheidung, der glaubhaften und zwingenden Motivierung, der fest in sich abgeschlossenen Einheit. Nach der zweiten Seite hin ist das Grundgesetz das feste Einhalten der jeder Kunstart durch ihr Darstellungsmaterial gesetzten Grenzen.

In der Musik hat der Ausdruck Komposition eine ganz besondere Bedeutung erlangt, weil derselbe hier für die Art der Thätigkeit charakteristisch ist und deshalb auch das gesamte Schaffen bezeichnet, welches auf die Bildung neuer Tonstücke gerichtet ist; der Künstler wird infolge dessen Komponist, sein Produkt Komposition genannt. Außer der natürlichen Begabung, dem Vermögen, neue eigentümliche Gedanken, Motive oder Melodien zu erzeugen, muß der Komponist volle Kenntnis der Harmonik und Rhythmik, des Formenbaues, der Deklamation, der Instrumentation, der menschlichen Stimme, vor allem aber einen natürlichen, durch Studium guter Werke geregelten und verfeinerten Schönheitssinn besitzen. Die Kompositionslehre umfaßt demnach die Gesamtheit dieser Haupt- und Hilfskenntnisse. K. wird häufig auch gleichbedeutend mit Tonstück gebraucht.

In der Technik war Komposition früher eine allgemein übliche Bezeichnung für verschiedene Metallegierungen. So wurden das Tombak und überhaupt die goldähnlichen Legierungen aus Kupfer und Zink (Semilor, Mannheimer Gold ꝛc.), im Gegensatze zu echtem Gold, als K. bezeichnet, ebenso verschiedene silberähnliche Legierungen, wie Alfenid, Argentan, Britanniametall, Christofle.

Komposition in grammatischem Sinne, s. Zusammensetzung.

Kompositionen (Recht der), s. Wergeld.

Kompositionslehre, s. unter Komposition (in der Musik).

Kompost (vom lat. compositum) oder Mengedünger nennt man jeden aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzten Dünger, im besondern eine Vermischung von Erde mit organischen Substanzen. Der gewöhnliche K. besteht aus einer schichtenweisen Abwechselung von Stalldünger mit Erde. Abfälle aus Haus, Hof und Scheune, Unkraut, tierische Überbleibsel, Kalk, Torferde, Teichschlamm, Asche u. dgl. zusammengesetzt, bilden gleichfalls einen kräftigen, wirksamen K. Der Mengedünger ist besonders wertvoll bei Mangel an Stalldünger, wirkt aber nicht so nachhaltig wie dieser. Als Regeln für seine Bereitung gelten: möglichste Gleichartigkeit der Masse, welche durch öfteres Umstechen erreicht wird; öfteres Begießen mit Jauche oder schwefelsäurehaltigem Wasser, Überstreuen mit Gips; Vermeidung solcher Stoffe, welche den Acker später verunreinigen könnten; Wohlfeilheit der Zubereitung; endlich leichter Transport. Erde ist zu den meisten K. unerläßlich. Leicht und vorteilhaft ist die Kompostbereitung in Gärten. Hier liefern die beim Umgraben, beim Jäten, bei der Reinigung der Wege u. s. w. gewonnenen Abfälle brauchbares Material, welches mit Pferdedünger, Asche, Ruß, Sand, Straßenstaub, Kehricht u. s. w. vermengt, mit Mistjauche oder Urin begossen und jährlich etwa dreimal durchgearbeitet, mit der Zeit einen trefflichen K. abgibt. Der K. ist nicht eher als Gartenerde zu verwenden, bis die Zersetzung der organischen Substanzen beendet ist. Deshalb verlohnt es sich, mehrere, mindestens zwei Komposthaufen zu haben. Häufig werden diese mit Kürbissen, Braunkohl u. s. w. bepflanzt, durch welche Gewächse jedoch dem K. ein Teil seiner Nährstoffe entzogen wird.

Kompott (frz. compote), eingemachte Früchte als Zutost zu Braten oder Mehlspeisen.

Komprehendieren (lat.), zusammenfassen, begreifen; komprehensibel, begreiflich; Komprehension, Fassungsvermögen.

Kompreß (lat.), enge, dichtgedrängt, besonders in der Buchdruckerkunst vom Satz.

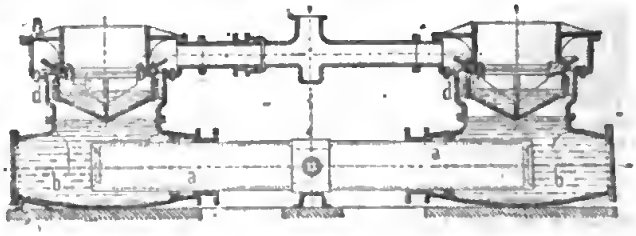
Kompresse (frz.) oder Bausche, ein mehrfach zusammengelegtes Stück weicher Leinwand, welches man als Verbandmittel benutzt. Ihre Gestalt und Größe ist verschieden. Werden mehrere von stufenweise zunehmender Größe aufeinander gelegt und befestigt, so entsteht die graduierte Kompresse; lange und schmale K. nennt man Longuetten. Der Zweck der K. ist die Ausübung eines Drucks auf einen bestimmten Körperteil, die Ausfüllung ungleicher Oberflächen, die Sicherung vor äußerm Druck und vor dem Zutritt der Luft, die Auspolsterung der Schienen bei Beinbrüchen u. dgl. Auch braucht man sie zum Auffangen von Wundsekreten, sowie zur Übertragung von Flüssigkeiten, in welche sie getaucht werden, auf die kranken Teile.

Kompressibilität oder Zusammendrückbarkeit nennt man diejenige allgemeine Eigenschaft der Körper, vermöge welcher sich das Volumen derselben, bei gleichbleibender Masse, d. i. bei derselben Masse der Materie, durch Erkalten oder mechan. Zusammendrückung verkleinern läßt. Der Gegensatz der K. heißt Extensibilität oder Ausdehnbarkeit der Körper; sie gehört ebenfalls zu den allgemeinen Eigenschaften der Körper. (S. Ausdehnung.) Die K. durch mechan. Kräfte ist für tropfbare Flüssigkeiten lange bezweifelt worden, und man läßt letztere behufs Ableitung der hydrostatischen Grundgesetze noch immer als unzusammendrückbar (inkompressibel) gelten, obwohl ihre K. durch eigentümliche Zusammendrückungsapparate, welche Piezometer oder Sympiezometer heißen, messend nachgewiesen worden ist (von Canton 1761, Perkins 1820, Örsted 1822 u. a. m.). Durch den Druck der Atmosphäre wird bei 0° C. das Quecksilber um 3 Millionenteile, das Wasser um 50 und der Alkohol um 82 Millionstel seines ursprünglichen Volumens verkleinert. Die K. der festen Körper, obschon im allgemeinen geringer als jene der tropfbaren Körper, ist nie bezweifelt worden. Die K. der Gase ist so auffallend, daß große K. zu den wesentlichen Eigenschaften der Gase gezählt wird. Die K. befolgt bei Gasen bis zu einer bestimmten Grenze ein nach Mariotte benanntes Gesetz. (S. Mariottesches Gesetz und Aërostatik.)

Kompression (lat.), Zusammendrückung, s. Verdichtung; in der Medizin die Anwendung eines anhaltenden Drucks auf kranke Körperteile, z. B. auf blutende Gefäße behufs der Blutstillung, auf krankhafte Ausschwitzungen zur Beförderung der Aufsaugung u. dgl. Man bedient sich zur K. teils der Finger, teils eigener Instrumente (s. Kompressorien) oder Verbände (s. Kompressivverbände).

Kompressionsmaschinen, auch Kompressionspumpen oder Kompressoren genannt, sind Apparate, deren durch motorische Kraft bewegte Kolben die Zusammendrückung (Kompression) größerer Luftmassen bewirken. Da bei kräftiger Kompression eine sehr bedeutende Erwärmung der Luft eintritt, so muß alsdann für eine fortwährende genügende Abkühlung des Pumpencylinders gesorgt werden, wozu kaltes Wasser gebraucht wird. Man benutzt die K. zur Luftversorgung bei unterirdischen oder unterseeischen Arbeiten, sowie bei Arbeiten in einer von unatembaren Gasen erfüllten Atmosphäre. In neuerer Zeit wird die gepreßte Luft mit großem Vorteil zur Beförderung von Briefen und kleinen Paketen in eisernen Röhren (s. Rohrpost), sowie zum Transport und zum Mischen von Flüssigkeiten verwendet. Die vorzüglichste Anwendung findet jedoch die komprimierte Luft an Stelle des Dampfes zum Betrieb von Arbeitsmaschinen, bei denen aus irgend einem Grunde die Benutzung des Dampfes als bewegende Kraft unthunlich ist, so namentlich zum Betrieb der bei Tunnelbauten benutzten Bohrmaschinen.

Eine Luftkompressionspumpe, wie sie für die Bohrarbeiten am Mont-Cenis-Tunnel zur Anwendung gelangte, ist in beistehender Figur im Durchschnitt gezeichnet. Die Pumpe besteht aus einer kastenförmigen Sohlplatte, auf welcher die



beiden Cylinder (Plungerrohre) b b und die Geradführung für den Kolben (Doppelplunger) a festgeschraubt sind; ferner aus dem Doppelplunger a, der mit jedem Ende in einem der Plungerrohre arbeitet, zwei an diesem in der Mitte angreifenden Pleuelstangen, welche die Bewegung von einem mittels Wasserkraft getriebenen Zahnrad auf den Plunger übertragen, und den beiden auf die Plungerrohre aufgeschraubten Ventilkasten d d, an deren Deckel ein angeschraubter Konus c das Saugrohr bildet. Am äußern Umfang des Saugrohrs liegt ein straff aufgezogener Gummiring, welcher als Saugventil dient. Eine zwischengeschraubte, schmiedeeiserne Scheibe bildet mit einem flachen Gummiring das Druckventil e, für welches ein gußeiserner, durchbrochener Ring als Auffänger dient. Da die Kompression der Luft mit dieser Maschine bis auf fünf Atmosphären Überdruck getrieben wird, muß eine Abkühlung durch kaltes Wasser erfolgen, welches die Räume b b füllt und konstant zu- und abfließt. Dieses Wasser tritt durch die Ventilkasten ein, sammelt sich in den konischen Böden an und wird gleichzeitig mit der Luft angesaugt. Die abgesperrte Wassermenge macht die hin und her gehende Bewegung des Kolbens a durch Steigen und Fallen mit. Die beschriebene Maschine ist ein sog. nasser Kompressor, mit welchem Namen man diejenigen K. bezeichnet, bei welchen die komprimierte Luft direkt mit dem Kühlwasser in Berührung kommt; im Gegensatz hierzu werden diejenigen Apparate, bei welchen nur die Wände des Kompressionsraums gekühlt werden, trockene Kompressoren genannt.

Als Beispiel dafür, wie stark die Luft durch K. zusammengepreßt werden kann, mag Folgendes dienen. Bei dem Bau des Gotthardtunnels waren auf der ital. Seite (bei Airolo) vier Systeme von je drei gekuppelten Luftkompressionsmaschinen für den Betrieb der Gesteinsbohrmaschinen in Thätigkeit und betrug das durch drei Kompressoren einer Maschinengruppe pro Minute angesaugte Luftvolumen 32,210 cbm, welches Volumen durch das Zusammendrücken bis zu sieben Atmosphären

Überdruck auf 4,526 cbm reduziert wurde. Über die in analoger Weise konstruierten Maschinen zur Verdünnung der Luft s. Luftpumpen.

Mit Kompressionsmaschine im weitesten Sinne des Wortes bezeichnet man jedes Gebläse (s. d.) und namentlich sind hierzu die Gebläsemaschinen zu zählen, welche die gepreßte Luft für Hochöfen, Bessemereien u. s. w. liefern.

Kompressionspumpe, s. Kompressionsmaschinen.

Kompressivverbände oder Druckverbände, in der Chirurgie solche Verbände, durch welche auf einen Körperteil längere Zeit hindurch ein bestimmter Druck ausgeübt werden soll. Man bedient sich ihrer mit Vorteil zur Blutstillung, zur Aufsaugung krankhafter Ausschwitzungen und Ergüsse, zur Fixierung entzündeter Organe, zur Heilung chronischer und schlaffer Geschwüre u. dgl. Je nach dem beabsichtigten Heilzwecke oerfertigt man sie aus Heftpflasterstreifen, aus Leinen- oder Gazebinden, aus Flanellbinden, Gummibinden u. dgl.

Kompressören, s. Kompressionsmaschinen.

Kompressorien (lat.), chirurgische Instrumente, welche dazu bestimmt sind, einen anhaltenden Druck auf ein Blutgefäß, einen Ausführungsgang oder ein anderes Organ auszuüben. Am bekanntesten ist das Tourniquet (s. d.).

Komprimieren (lat.), zusammenpressen.

Komprimierte Gemüse, s. Gemüse (komprimierte).

Komprimierte Luft (d. i. verdichtete) findet in technischer Beziehung mehrfach Anwendung, z. B. an der sog. «Windbüchse», einem Schießgewehr, bei dem sich im Kolben die das Projektil treibende verdichtete Luft befindet; ferner zur Ventilation in Räumen, welche der Zuführung reiner atmosphärischer Luft schwer zugänglich sind, besonders bei langgestreckten Tunnelbauten.

Eine sehr ausgedehnte Benutzung findet sie in neuester Zeit auf medizinischem Gebiete. Der eigentümlichen Wirkung des Luftdrucks auf den menschlichen Körper widmete man erst von der Zeit an eine ernstere Beachtung, als man teils in Kohlenlagern, teils in Taucherglocken, sowie beim Brückenbau, d. h. in den unter Wasser zum Grundlegen der Brückenpfeiler befindlichen eisernen Cylindern oder Caissons, Arbeiter beschäftigte und diesen letztern mittels großer Luftpumpen verdichtete Luft zum Fortsetzen des Atmens zuführte. Die Arbeiter litten dabei an einer Reihe mehr oder weniger unangenehmer Erscheinungen, an Ohrenschmerz infolge der Einwärtsdrückung des Trommelfells, an Beschwerden beim Atemholen, es trat Verlangsamung des Pulses und Erhöhung der Körperwärme ein; die Muskelbewegung wurde schwieriger; beim schnellen Verlassen des Apparats stellten sich Gehirnkongestionen ein, auch ereigneten sich dann bisweilen plötzliche Todesfälle. Man dachte nun zunächst daran, diese physiol. Einwirkungen in rationeller Weise für die Heilkunst zu verwerten, indem man mit großer Wahrscheinlichkeit hoffen konnte, gewisse Krankheiten mittels der komprimierten Luft zu heilen, denn diese wirkt, wie aus den Beobachtungen hervorging, einerseits physikalisch durch den äußern Druck auf alle Körperteile, insbesondere auch auf die Atmungsorgane, andererseits chemisch durch reichlichere Sauerstoffaufnahme in das Blut auf die Mischung desselben.

Zuerst wurden Pneumatische Apparate unter der Bezeichnung «Cloches pneumatiques» zu solchem Zwecke 1864 von Tabarié und andern Ärzten zu Montpellier, Lyon und Nizza aufgestellt und mit denselben sowohl bei Gesunden als auch bei Kranken Versuche angestellt. Namentlich erregte die in Lyon erzielte Heilung Jambons von einem langwierigen Asthma nicht geringes Aufsehen. Das Pneumatische Kabinett (s. die nachstehende Fig. 1) ist gewissermaßen eine Nachahmung der

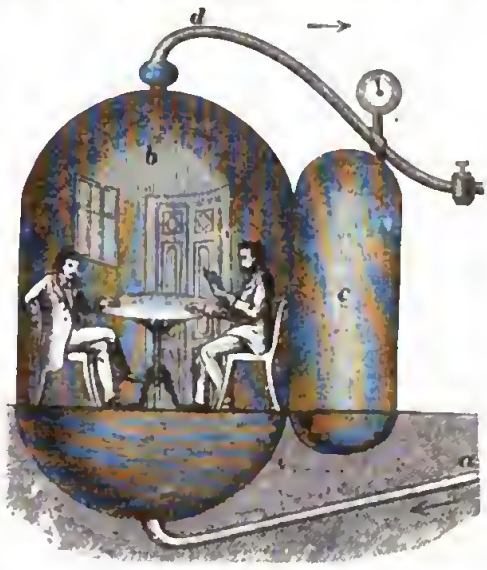


Fig. 1.

Taucherglocke zu ebener Erde; es stellt einen aus schmiedeeisernen, fest vernieteten Platten bestehenden glockenförmigen Raum dar, in welchem mehrere Personen bequem sitzen können. Mittels einer mit einer Dampfmaschine in Verbindung stehenden Pumpe wird durch eine am Fußboden des Kabinetts einmündende Röhre a fortwährend frische, durch Baumwolle filtrierte, bis zu einem gewissen Grade (1½ bis 1⅔ Atmosphären) verdichtete Luft in den Raum b eingepreßt und kann am entgegengesetzten Ende durch das Abzugsrohr d wieder in das Freie gelangen; die mit dem Kabinett in Verbindung stehende Vorkammer c erlaubt das Ein- und Austreten, ohne daß dadurch der Luftdruck im Apparat wesentlich verändert wird. Den meist auf eine bis zwei Stunden bemessenen Aufenthalt in einem solchen Raume unter dem Einflusse der komprimierten Luft nennt man ein «Pneumatisches Bad». Mehrere deutsche Ärzte, wie J. Lange, R. von Vivenot u. a., stellten durch Experimente die Wirkung solcher Bäder auf den Organismus genauer fest, wobei sich zeigte, daß die Lungen mechanisch erweitert werden, indem ihnen ein größeres Luftvolumen zugeführt wird; die Atemzüge werden minder häufig, doch tiefer; diese Erscheinungen dauern auch nach dem Aufenthalt im pneumat. Apparat fort. Ferner wird die Ausscheidung von Harn und Kohlensäure, somit auch der gesamte Stoffwechsel, in weiterer Folge die Gesamternährung vermehrt; auch vermindert sich die Füllung der feinsten Blut-(Capillar-)Gefäße, während sich die Aufsaugung der Lymphe beschleunigt. Indem durch die komprimierte Luft dem ganzen Körper in

reichlicher Menge Sauerstoff zugeführt wird, erhöht sich schließlich das Kraftgefühl der Muskulatur. Auf Grund dieser Ergebnisse stellte man alsbald an vielen Orten Deutschlands pneumat. Apparate auf und nahm nun mit gutem Erfolge Kuren mit komprimierter Luft vor bei Krankheiten des Kehlkopfes mit Auflockerung der Schleimhaut und mit Blutüberfüllung dieses Organs, ferner bei langdauernden Kehlkopf- und Luftröhrenkatarrhen, namentlich aber bei dem auf Lungenemphysem beruhenden Asthma. Gegen Schwerhörigkeit zeigte sich die komprimierte Luft insofern günstig, als sie katarrhalische Affektionen der innern Teile des Gehörorgans tilgt. Das längere Verweilen in einem solchen Kabinett hat für den Unbefangenen keine auffallenden Veränderungen des allgemeinen Befindens zur Folge; nur bei Empfindlichen ruft die Steigerung des Luftdrucks eine einseitige Spannung des Trommelfells und dadurch eigentümliche Wahrnehmungen im Ohr, wie Sausen, hervor.

Fig. 2.

Kaum hatte man bei der Anwendung dieser pneumat. Kabinette die günstige Wirkung der komprimierten Luft im allgemeinen für eine Reihe von Krankheitsformen festgestellt, so wurden denn auch andere transportable pneumatische Apparate ersonnen, durch welche es möglich wurde, den Kranken mit größerer Leichtigkeit nicht bloß eine Luft einatmen zu lassen, die einen bestimmten Grad der Dichtigkeit hat, sondern auch abwechselnd verdichtete und verdünnte Luft (mittels sog. Doppelapparate) bei der Ein- und Ausatmung darzubieten. Hiermit war eine genauere individuelle und der Krankheit angepaßte, mehr oder minder kräftig einwirkende Verwendung verdichteter und verdünnter Luft ermöglicht. Nachdem schon 1870 Hauke in Wien ein Instrument zur beliebigen Vermehrung und Verminderung des Grades der Luftverdünnung oder Verdichtung konstruiert hatte, eröffnete 1873 Waldenburgs Pneumatischer Apparat eine Reihe hierhin gehörender Erfindungen, die in mannigfacher Weise den Kranken beim Atmungsprozesse verdichtete und verdünnte Luft zuführen. Der Waldenburgsche Apparat gleicht im wesentlichen einem Gasometer (s. Fig. 2). In einem großen blechernen Cylindergefäß a, das bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser gefüllt ist, bewegt sich ein zweiter nach unten offener, oben geschlossener Cylinder b; in diesem innern Cylinder nun wird die Luft durch Zug verdünnt oder durch Druck verdichtet. Der Zug wird durch Anhängen von Gewichten c an Schnüren, die vom Cylinder aus über Rollen d gehen, bewirkt, der Druck durch Auflegen von Gewichten auf den Cylinder. Die Atmung erfolgt durch den mit dem innern Cylinder in Verbindung stehenden, mit einer Gesichtsmaske f versehenen Schlauch e; zur Kontrolle des Drucks dient ein am Apparat angebrachter Manometer.

Bei der Leichtigkeit ihrer Handhabung fuhrten sich dieser und ähnliche Apparate bald in die Praxis der Ärzte ein, die nunmehr gewisse Krankheitsformen auf rein mechan. Weise zu bekämpfen suchen. Da die Einatmung komprimierter Luft die Lungenventilation vermehrt und die Respirationskraft steigert, so erscheint ihre Anwendung besonders bei solchen Affektionen gerechtfertigt, wo die Spannkraft des Herzens gesteigert und der Druck in den großen Schlagadern erhöht, wo eine abnorme Blutfülle im großen Kreislauf vorhanden ist und wo der kleine Kreislauf entlastet werden soll. Daher wird die komprimierte Luft zu Kuren mittels der genannten transportablen Apparate besonders empfohlen bei allen Erkrankungen des Herzens, bei welchen der Abfluß des Blutes aus den Lungen gehemmt ist, ferner bei Lungenschwindsucht mit Bluthusten, bei Luftröhrenkatarrhen und namentlich bei Lungenemphysem. Doch hat man diese Apparate nicht bloß zu Heilzwecken (Pneumatotherapie), sondern auch zur Ermittelung des gesunden oder krankhaften Zustandes der Lungen benutzt (Pneumatometrie). Man kann nämlich die Kraft, mit der die Lungen die Luft einatmen, gewissermaßen messen, und Waldenburg behauptet, daß man Tuberkulose der Lungen bei einem Individuum anzunehmen berechtigt ist, wenn die Inspirationskraft auf 60 mm sinkt.

Litteratur. Lange, «Über komprimierte Luft, ihre physiol. Wirkung und therapeutische Bedeutung» (Gött. 1864); Rud. von Vivenot, «Zur Kenntnis der physiol. Wirkungen und der therapeutischen Anwendung der verdichteten Luft» (Erlangen 1868); Hauke, «Ein Apparat für künstliche Respiration und dessen Anwendung zu Heilzwecken» (Wien 1870); Waldenburg, «Die pneumat. Behandlung der Respirations- und Cirkulationskrankheiten» (Berl. 1875; 2. Aufl. 1880); Simonoff, «Aërotherapie» (Gießen 1876); Ortel, «Respiratorische Therapie» (Lpz. 1882).

Kompromiß (compromissum) heißt im allgemeinen ein gegenseitiges Versprechen, speziell eine Übereinkunft, z. B. eine politische, wo dann die schriftlich bestimmte und vollzogene Übereinkunft als Kompromißakte bezeichnet wird. Besonders nennt man im Recht K. die Übereinkunft streitender Parteien über die Art der Führung des Rechtsstreits, sei es im einzelnen, z. B. in Betreff der gegenseitig gewährten Fristen, sei es im ganzen, z. B. durch Unterwerfung unter den Spruch eines Schiedsrichters (sog. Schiedsvertrag). In letzterer Beziehung sind jetzt in Deutschland die Vorschriften der Civilprozeßordnung §§. 851—872 über das schiedsrichterliche Verfahren maßgebend. In parlamentarischem Sinne bezeichnet K. namentlich die Vereinbarung zwischen zwei Parteien, wobei jede in irgend einer Hinsicht nachgibt oder etwas aufgibt, um einen Hauptzweck zu erreichen.

Kompromittieren (lat.), bloßstellen, gefährden; auch ein Kompromiß eingehen.

Komptabel (frz.), verantwortlich; Komptabilität (comptabilité), Verantwortlichkeit, Leistung, zu der man verpflichtet oder für die man verantwortlich ist.

Kompulsation (Kompulsion, lat.), Antreibung, Nötigung, Zwang. Vgl. Computsorium.

Komputabel (lat.), berechenbar; Komputieren, berechnen; Komputation, Berechnung.

Komrat, bulgar. Kolonie in der russ. Provinz Bessarabien, Kreis Bender, 85 km südwestlich von Bender, links am Jalpuch und an der großen Straße von Kischinew nach Ismail, mit 4898 E., welche Landwirtschaft, Töpferei, Ziegelbrennerei und Färberei treiben.

Komtur, s. unter Kommende.

Koem., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für König (Joh. Gerhard).

Konak (türkisch, eigentlich ein ansehnlicheres Haus, in welchem der Fremde für die Nacht gastliche Aufnahme finden kann, daher figürlich Tagereise), ist in der Türkei gewöhnlich Bezeichnung der Wohnung eines Hochgestellten. In Provinzialstädten ist der K. das Haus, in welchem der Pascha wohnt und amtiert.

Konarski (Stanislaw), Reformator des Unterrichtswesens in Polen, geb. 1700 in der Wojwodschaft Krakau, trat in den Piaristenorden und wurde Lehrer der Poesie in dessen Kollegium in Warschau. Später lebte er vier Jahre in Rom, wurde nach seiner Rückkehr 1730 zum Rektor des Piaristenseminars in Rzeszow, dann zum Provinzial seines Ordens ernannt, und eröffnete 1740 in Warschau ein Collegium nobilium, ein Konvikt für Söhne des höhern Adels. Statt des geisttötenden Formalismus der Jesuiten ward hier die geistige Ausbildung der Zöglinge angestrebt, neben dem Lateinischen traten die Muttersprache, die neueen Sprachen und die Realien in ihe Recht. K. verfaßte selbst eine große Anzahl zweckmäßiger Lehrbücher. Die Folge war, daß nicht allein die Piaristenschulen, sondern sämtliche Lehranstalten reformiert wurden. Zugleich ging K.s Bestreben auf Heilung der Staatsverhaltnisse, insbesondere auf Abschaffung des verderblichen Liberum veto, an dessen Stelle er Beschlußfassung des Reichstags nach Stimmenmehrheit verlangte. Dazu verfaßte er das bahnbrechende Werk «O skuteczuym rad sposobie» («Über die wirksame Weise der Beratungen», 5 Tle., Warschau 1769—73). Auch durch die Sammlung der Landesgesetze, die er mit Zaluski unternahm («Volumina legum», 8 Tle., Warschau 1732—80), eewarb er sich großes Verdienst. K. starb 1773. Vgl. Sarg, «Die Piaristenschulen im ehemaligen Polen und ihre Reform durch K.» (Meseritz 1865).

Konat, s. Versuch (eines Verbrechens).

Kone ..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter Konk... und Konz ... zu suchen.

Konche, soviel wie Conche, s. unter Apsis.

Konchoïde (Muschellinie) heißt die krumme Linie vierten Grades, die Nikomedes, ein griech. Geometer, im 2. Jahrh. v. Chr. erfand, um durch sie die verwandten Probleme aufzulösen, zwischen zwei gegebenen Linien zwei stetige Proportionalen zu finden, einen gegebenen Winkel in drei gleiche Teile zu teilen und einen Würfel zu vervielfältigen. Newton brauchte die K. zur geometr. Auflösung der Gleichungen des dritten und vierten Grades, weil dieselbe in Beziehung auf ihre Konstruktion nach dem Kreise die einfachste von allen krummen Linien ist. Auch brauchte man diese Linie zur Verjüngung der Säulenschäfte, was zuerst von Vignola geschah, und zur Messung des Inhalts der Fässer, indem man annahm, daß die Faßdauben nach dieser Linie gekrümmt seien. Die K. kann auch einen sog. Knoten oder eine Spitze haben. — Verschieden von der Nikomedischen K. ist die elliptische Konchoïde, die ebenso durch eine Ellipse entsteht, wie jene durch einen Kreis; auf ähnliche Art entsteht eine parabolische und eine hyperbolische Konchoïde. Außerdem können K. auf krummlinigen Basen konstruiert werden. [ken.

Konchylien (Muscheltiere), s. u. Mollus-

Konchyliologie heißt derjenige Teil der Naturgeschichte der Mollusken, welche allein die Schalen oder Gehäuse dieser Tiere zum Gegenstande der Betrachtung hat, während man die Anatomie und Physiologie der Tiere als Malakologie bezeichnet.

Koncis (lat.), kurzgefaßt, bündig.

Konciticren (lat.), aufregen, aufreizen.

Kondemnation der Schiffe bedeutet das von einem Prisengericht (s. d.) abgegebene Urteil, wodurch ein während des Kriegs zwischen zwei seefahrenden Nationen genommenes feindliches Kauffahrteischiff als gute Prise, d. h. als nach völkerrechtlichen Grundsätzen wohlerworben erklärt wird; ferner auch die Erklärung einer Behörde, daß ein Seeschiff reparaturunfähig oder reparaturunwürdig sei. Die K. in diesem letztern Sinne ist für den Assekuradeur verbindlich, falls sie unter Beobachtung der gehörigen Roemen vorgenommen ist, d. h. der letztere hat die assekuranzrechtlichen Folgen der Reparaturunfähigkeit des Schiffs zu tragen, insbesondere den Verkauf des Wracks als für seine Rechnung geschehen anzuerkennen. Der Zweck der assekuranzrechtlichen K. ist der, in authentischer und unparteiischer Weise die Unmöglichkeit der Weiteereise eines Schiffs zu konstatieren.

Kondemnieren (lat.), verurteilen; davon Kondemnation.

Kondensation (lat.) bedeutet Verdichtung oder das Zusammendrängen der Materie in ein kleineres Volumen. Im engern Sinne versteht man unter K. die Verdichtung von Dämpfen zu tropfbaren Flüssigkeiten durch Druck oder Abkühlung. Die Kühlapparate der Destilliergerätschaften heißen daher auch Kondensatoren (s. d.). Dampfmaschinea, bei denen der Dampf, nachdem er auf den Kolben gewirkt hat, durch Einspritzen von kaltem Wasser niedergeschlagen (kondensieet) wird, heißen Kondensations-Dampfmaschinen. Alle Niederdruckmaschinen müssen Kondensatoren haben.

Auch solche Stoffe, welche unter gewöhnlichen Umständen luftförmig sind und daher kurz Gase genannt werden, lassen sich meistens mittels eigentümlicher Apparate durch Druckvermehrung und Temperaturerniedrigung kondensieren. Ziemlich leicht gelingt dieses bei schwefliger Säure, Chlor, Ammoniak u. a., schwerer bei Kohlensäure, Stickstoffoxydul und ölbildendem Gase. Die flüssige Kohlensäure zeigt die interessante Eigenschaft, daß sie beim Ausströmen in einen untee atmosphärischem Drucke stehenden Raum durch ihre starke Verdunstung und die dadurch entstehende Kälte fest wird und die Form von Schnee annimmt. Sechs Gase, nämlich Wasseestoff, Sauerstoff, Stickstoff, Stickstoffoxyd, Kohlenoxyd und Grubengas, haben bis zum J. 1877 und 1878 allen Bemühungen, sie zu kondensieren, widerstanden und wurden daher permanente Gase genannt. Diese Bezeichnung wurde selbst nach ihrer Kondensierung durch Pictet und Cailletet (1877 und 1878) mit Rücksicht auf ihren großen Widerstand gegen die K. beibehalten.

In der Elektricitätslehre nennt man Kondensatoren Instrumente zur Verstärkung der elektrischen Spannung und ein von Volta erfundenes Kondensations-Elektroskop. (S. Elektrische Kondensatoren.)

Kondensationselektroskop, s. unter Elektrische Kondensatoren, Bd. VI, S. 13.

Kondensationsflasche (Leidener), s. Kleistsche Flasche.

Kondensationstopf und **Kondensationswasserableiter**, s. u. Dampfparapparat.

Kondensator (frz. coudensateur, condenseur; engl. condensator, condenser), eine bei Dampfmaschinen (s. d.) angebrachte Vorrichtung, um die im Auspuffdampf enthaltene Wärme durch Kondensation (d. h. Verdichtung) des Dampfes wiederzugewinnen. Man unterscheidet Einspritzkondensatoren und Oberflächenkondensatoren; die erstern finden bei stationären Dampfmaschinen, die letztern fast ausschließlich bei Schiffsdampfmaschinen Verwendung. Bei den Einspritzkondensatoren tritt der Auspuffdampf der Maschine in eine Kammer, in welcher er von einem fein verteilten eingespritzten Wasserstrahl getroffen wird, während er bei den Oberflächenkondensatoren durch die Berührung mit von innen durch Wasser gekühlten Schlangenrohren oder Platten verdichtet wird.

Kondensatoren s. u. Kondensation; elektrische K., s. Elektrische Kondensatoren.

Kondiment (lat.), Würze, Gewürz.

Kondition (lat.), Bedingung (s. Conditio und Acondition); das dienstliche Verhältnis, in welchem Handlungsdiener, Hauslehrer u. s. w. zu ihrem Prinzipal stehen; auch allgemein Zustand, Lage.

Konditionalsatz (Bedingungssatz), ein subordinierter Satz, welcher mit einer Konditionalpartikel (wenn, wofern u. s. w.) beginnt.

Konditionieranstalt und **Konditionierapparat**, s. unter Konditionierung.

Konditionieren, in Stellung, Kondition (s. d.) sein; den Feuchtigkeitsgehalt der Seide ermitteln (s. unter Konditionierung); konditioniert, bedingt, beschaffen, erhalten (namentlich in der Verbindung: wohl konditioniert).

Konditionierung, die Wertbestimmung der Faserstoffe, insbesondere der Seide, durch Festsetzung des Wassergehalts. Namentlich beim Kauf der Seide ist die genaue Bestimmung des Wassergehalts, wegen des hohen Preises dieser Ware, von ungemeiner Wichtigkeit. Dieselbe erfolgt in staatlichen Anstalten (Konditionieranstalten); für Deutschland befindet sich die Konditionieranstalt in Krefeld. Ist einer solchen Anstalt eine Partie Seide übergeben, so wird die letztere zunächst genau gewogen, worauf aus verschiedenen Stellen des Ballens drei Proben entnommen werden, die ihrerseits wieder auf einer sehr genau gearbeiteten Wage gewogen werden. Die gewogene Probe wird alsdann auf einen Messingreif befestigt und in den Konditionierapparat gebracht. Der Messingreif trägt in seiner Mitte einen Draht, der durch den Deckel des Apparats hindurchgeführt und außen an dem Balken einer Wage befestigt wird, sodaß der Reif mit der Seidenprobe im Innern des Apparats frei schwebt. Der letztere ist ein aus Blech mit doppelten Wandungen hergestellter Ofen, der meist mit Gas geheizt und dessen Inneres auf eine Temperatur von + 115 bis 120° C. gebracht wird. Zeigt die Wage keine Abnahme des Gewichts der Probe mehr, so ist die Austrocknung vollendet und es wird nun zu dem festgestellten Gewicht der zulässige Feuchtigkeitsgehalt von 10 bis 11 Proz. addiert, wodurch man das Handelsgewicht der Seide erhält. Beträgt z. B. der durch das Trocknen verursachte Wasserverlust 15 Proz. und ist der zulässige Wassergehalt gesetzlich auf 10 Proz. bestimmt, so enthält der Ballen Seide 5 Proz. zu viel Wasser, für dessen Gewicht der Käufer nicht zu zahlen verpflichtet ist.

Konditor (vom lat. condire, d. i. einmachen; frz. confiseur, engl. confectioner), auch Zuckerbäcker genannt, der Verfertiger feiner Back- und Zuckerwaren, welche entweder als Genußmittel oder als Verzierung von Tafeln, Weihnachtsbäumen u. s. w. dienen. Zu den Konditorwaren gehören erstens die eigentlichen Backwaren, als Kuchen, Torten, Krapfen, Biskuit, Marzipan, Zuckerbrezeln, kleines Konfekt u. s. w., zu welchem Teige aus dem feinsten Mehl, Stärke, Zucker, Butter, Eier, Mandeln u. s. w. verwendet werden, wodurch das Konditorgewerbe dem Bäckergewerbe nahe verwandt ist, wie denn auch häufig solche Waren von gewöhnlichen Bäckern nebenbei verfertigt werden. Zweitens gehören zu den Konditorwaren die Zubereitungen des Zuckers, nämlich die Dragées, die in Chokolade u. s. w. nachgebildeten Früchte, die Pralinées, die gebrannten Mandeln, die gekochten Zucker, welche die Kugeln und Stengel aus Gerstenzucker, die Caramellen und die in bedeutender Menge konsumierten Rocks und Drops umfassen, allerlei Figuren, die Fondées, Geléebonbons, Liqueurbonbons und die sonstigen zahlreichen Arten von Bonbons, die Pastillen, Gummipastillen und Pasten, Tropfenpastillen (z. B. Pfefferminzkügelchen), die Nougats, eine Komposition von Zucker und Honig, mit Mandeln und Pistazien gemischt. (S. die Spezialartikel und Canditen.) Drittens gehören hierher die Zubereitungen von Früchten, welche in folgende drei Arten zerfallen: Ganze Früchte, resp. Schnitte derselben oder Wurzeln, in ihrer natürlichen Form belassen (wie die candierten und glacierten Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Orangen, Nüsse, Kastanien, Angelika und Kalmus), oder in Zucker und Saft eingelegt; Früchte in Marmelade oder Gelée verwandelt und die aus diesen Früchten und Fruchtsäften bereiteten Sirupe. Viertens rechnet man zu den Arbeiten des K. die Herstellung von Eis (Gefrorenem) aller Art, fünftens diejenige von Dekorationsstücken als Tafelaufsätzen u. dgl., aus Zucker und Backwerk bestehend, und Bauwerke, Figurengruppen, Phantasieornamente u. s. w. darstellend. Außerdem fällt dem K. je nach den lokalen Verhältnissen mehr oder weniger die Fabrikation der Chokolade, die Bereitung geistiger und erfrischender Getränke, von Punsch, Bischof, Mandelmilch und den bezüglichen Essenzen, von Liqueuren, Limonaden, Bowlen, Orgeaden zu.

Eine noch weitere Ausdehnung des Betriebs bringt nicht selten der Ortsgebrauch insofern mit sich, als in den Konditoreien namentlich Nord- und Mitteldeutschlands auch Kaffee, Chokolade, Thee und Bier, kalte und selbst warme Speisen gereicht werden, sodaß nach dieser Seite hin der Übergang zur eigentlichen Gastwirtschaft gebildet ist. Die Anfänge des Konditorgewerbes finden sich bereits im Mittelalter. Dasselbe hat sich wohl zuerst an den Höfen der ital. Fürsten ausgebildet; in der

neuern Zeit treten die K. als besondere Hofoffizianten (Hofkonditoren) an den europ. Höfen auf. Früher kamen vorzüglich geschickte K. aus der Schweiz, speziell aus Graubünden, weshalb die K. auch Schweizerbäcker genannt wurden. Gegenwärtig hat die Konditorei in vielen Städten durch die mit der Anwendung des Dampfes verbundene Entwickelung des Maschinenwesens einen fabrikmäßigen Charakter angenommen.

Konditorei (frz. confiserie, engl. confectionery), das Gewerbe oder auch das Geschäftslokal des Konditors (s. d.), sowie das Lokal, wo dessen Waren verabreicht und genossen werden.

Kondolenz (lat.), Beileidsbezeigung, besonders bei Todesfällen; kondolieren, sein Beileid bezeigen.

Kondominät, s. unter Condominium.

Kondominatretrakt, das auf Miteigentum beruhende Näherrecht. (S. Näherrecht.)

Kondrau, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Tirschenreuth, mit 270 E. Hier entspringt eine 9° C. warme, klare, an Kohlensäure reiche Mineralquelle.

Kondrusen nennt Cäsar ein Volk ursprünglich german. Abkunft, welches zu der Clientel der Trevirer gehörte; sie wohnten zwischen diesen und den Eburonen, im höhern Waldgebirge der Ardennen, in dem jetzigen Condroz an der Grenze von Namur.

Kondukt (lat.), Geleite, namentlich bei Leichenbegängnissen.

Kondukten, bei Orgeln die Windführungen von der Windlade zu den auf besondere Pfeifenbänke gestellten größten Pfeifen, die auf der Lade nicht Platz haben. Die K. sind gewöhnlich zinnerne Röhren von geringem Durchmesser.

Kondukteur (frz.), Führer, Aufseher, besonders der Schaffner bei Eisenbahnzügen, Omnibuswagen u. s. w.; auch Aufseher bei Bauten u. s. w.

Konduktor (lat.), Leiter der Elektricität, insbesondere bei der Elektrisiermaschine (s. d.) der isolierte Metallkörper, auf welchem sich die Elektricität ansammelt; in der Chirurgie Bezeichnung für ein Instrument (z. B. die Hohlsonde), das bei einer chirurgischen Operation andere Werkzeuge leitet.

Konduriotis, s. Kunduriotis.

Kondylom (grch.), die Feigwarze (s. d.).

Köne (Joh. Rotger), Philolog, geb. 14. Aug. 1799 zu Berghausen im Regierungsbezirk Arnsberg, studierte seit 1823 zu Bonn und Münster. Er wurde 1829 Lehrer und 1840 Oberlehrer am Gymnasium zu Münster und starb daselbst 12. Nov. 1860. K.s Studien erstreckten sich namentlich auf sprachhistor. Forschungen; außer Beiträgen zum Grimmschen Wörterbuche sind von seinen Schriften zu nennen: «Über die Sprache der röm. Epiker» (Münst. 1840), die Ausgabe des «Heliand» mit Übersetzung und Anmerkungen (Münst. 1855) und «Der altsächs. Beichtspiegel zur Zeit des heil. Liudgerus» (Münst. 1860).

Konek (Alexander), ungar. Statistiker und Rechtsgelehrter, geb. zu Pest 18. Aug. 1819, studierte in seiner Vaterstadt, diente von 1839 bis 1845 bei der ungar. Hofkanzlei, wurde dann Professor an der raaber Rechtsakademie, später in Preßburg und dann an der Universität in Pest, wo er im Aug. 1882 starb. Seine bedeutendsten Schriften (in ungar. Sprache) sind: «Theorie der Statistik» (Raab 1847), «Der neueste Stand der Statistik» (Pest 1855), «Statistik von Ungarn» (3. Aufl. 1878) und zahlreiche statist. Abhandlungen in den Schriften der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, deren ordentliches Mitglied K. war. Auch erschien von ihm ein viel benutztes «Lehrbuch des kanonischen Rechts» in mehrern Auflagen.

Konez (russ., Ende) bedeutet in der ältern Zeit einen Stadtteil; so hatte Nowgorod fünf Konzy, Pleskau ebensoviel, während in andern Städten diese Bezeichnung nicht vorgekommen zu sein scheint.

Konfederatka, polnische pelzverbrämte Mütze, meist mit Quaste und hoch, im Gegensatz zur niedrigern Krakuska.

Konfekt (vom ital. confetto), Zuckerwerk, allerlei süßes, vom Konditor (s. d.) oder nach den Verfahrungsarten desselben bereitetes Backwerk. (S. auch Canditen und Confetti.)

Konfektion (vom lat. confícere, verfertigen), eigentlich Verfertigung, auch Vollendung oder Vervollständigung, daher die vollständige Ausstattung mit fertigen Kleidungsstücken, speziell für Damen.

Konfektionsgeschäfte heißen diejenigen mit offenem Verkauf verbundenen Etablissements, welche sich mit der Herstellung von Damenkleidern u. s. w. befassen.

Konferenz ist die gemeinschaftliche Beratung einer Angelegenheit, insbesondere wenn die Vertreter verschiedener Behörden zu diesem Zwecke zusammentreten. Dieselben kommen in der innern Verwaltung auf allen Gebieten und auf allen Stufen des Behördenorganismus vor, von den Ministerkonferenzen bis zu den Konferenzen der lokalen und kommunalen Verwaltungsstellen. Eine häufige Anwendung finden die K. auch in völkerrechtlichen Angelegenheiten, indem Minister, Gesandte oder andere Delegierte verschiedener Staaten zur Beratung und Beschlußfassung über polit. Fragen oder über internationale Verwaltungsfragen zusammentreten, z. B. Friedens-, Post-, Telegraphen-, Eisenbahn-, Sanitäts-, Münz-Konferenzen. So wurde z. B. die Versammlung der Delegierten der Regierungen von Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Spanien, Vereinigte Staaten von Amerika, Frankreich, Großbritannien, Italien, Niederlande, Portugal, Rußland, Schweden und Türkei, welche im Nov. 1884 unter dem Vorsitz Bismarcks zur Regelung der westafrik. Verhältnisse in Berlin zusammentrat, Congo- oder Westafrikanische Konferenz genannt, während man andere derartige Versammlungen als Kongreß (s. d.) bezeichnete.

Konfeß (lat.), Bekenntnis, besonders die Erklärung, wodurch man einem geistlichen Orden als Mitglied beitritt (Konfeß thun).

Konfession (lat.) heißt soviel als Bekenntnis, vorzugsweise ein schriftlich abgefaßtes Glaubensbekenntnis einer Glaubenspartei (s. Confessio). Im übertragenen Sinne wird K. dann von den verschiedenen christl. Glaubensparteien überhaupt gebraucht, daher man von einer römisch-katholischen, lutherischen und reformierten K. spricht. Die Anhänger einer K. nennt man Konfessionsverwandte.

Konfessionell (konfessional, neulat.), auf Glaubensbekenntnisse sich beziehend, begründet, haltend; Konfessionalismus, diejenige theol. Richtung, welche das Festhalten an einem bestimmten Glaubensbekenntnis als unumgängliches Erfordernis des kirchlich-religiösen Lebens betrachtet.

Konfidentiell (frz.), vertraulich; auch: auf Konfidenz (s. d.) begründet.

Konfidenz (lat.), Vertrauen; das Kirchenverbrechen, dessen sich derjenige schuldig macht, welcher

einem andern eine geistliche Pfründe verschafft unter der Bedingung, daß letzterer dieselbe ihm abtrete oder ihm einen Teil der Einkünfte überlasse.

Konfiguration (lat.), Gestaltung, Gestalt; in der Astronomie soviel wie Aspekt (s. d.).

Konfination (neulat.), Verstrickung, ist die Anordnung des Gerichts, wodurch dem Verbrecher untersagt wird, einen gewissen Bezirk zu verlassen. Sie kommt im Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 31. Mai 1870 nicht vor; wohl aber im Reichsgesetz, betreffend die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern, vom 4. Mai 1874. Nach dessen §. 1 kann nämlich einem Geistlichen oder andern Religionsdiener, welcher durch gerichtliches Urteil aus seinem Amte entlassen worden ist und hierauf eine Handlung vornimmt, aus welcher hervorgeht, daß er die Fortdauer des ihm entzogenen Amts beansprucht, durch Verfügung der Landespolizeibehörde der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden.

Konfinien (lat.), Grenzstrich, Grenzland; in Österreich früher Bezeichnung der Militärgrenze, besonders in Syrmien und Slawonien, und der beiden südlichsten Kreise von Tirol (Welsche Konfinien, Trient und Roveredo umfassend).

Konfirmation (lat., eigentlich Bestätigung) heißt in der prot. Kirche die religiöse Feier der Aufnahme in die Gemeinde erwachsener Christen, mit welcher das Recht zur Teilnahme am heiligen Abendmahl und zur Patenschaft verbunden ist. Nach vorangegangenem Religionsunterricht durch den Geistlichen (Konfirmandenunterricht) und bestandener Prüfung (Konfirmationsprüfung) legen die jungen Christen vor versammelter Gemeinde ihr Glaubensbekenntnis ab, wodurch sie «ihren Taufbund erneuern», und werden darauf vom Geistlichen unter Gebet und Handauflegung eingesegnet. Die K. erfolgt gewöhnlich zwischen dem 14. und 16. Lebensjahre. Durch die Reformatoren wurde das Sakrament der Firmung, als nicht von Christus eingesetzt, abgeschafft. An ihre Stelle trat die sog. Katechese, welche hier und da, namentlich unter Bugenhagens Einfluß, zu einer Ablegung des Glaubensbekenntnisses in Verbindung mit fürbittender Handauflegung des Geistlichen erweitert wurde. In diesem Sinne ward die K. zuerst in Brandenburg 1540, danach in einigen andern deutschen Landeskirchen eingeführt, kam aber erst unter dem Einflusse des Spenerschen Pietismus seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. in Deutschland allgemein in Gebrauch. Die K. wird jährlich meist am Palmsonntag, in größern Gemeinden aber auch zu andern Zeiten an allen Katechumenen eines Kirchspiels zugleich vollzogen. Zur Beglaubigung der K. wird ein Schein (Konfirmationsschein), meist in künstlerisch ausgestatteter Form, mit einem passenden Bibelspruch, ausgestellt. Neuere Dogmatiker sahen in der K. die notwendige Ergänzung der Taufe, welche für sich allein unvollständig sei, da ihr ein Haupterfordernis, der persönliche Glaube des Täuflings, fehle. Dagegen hat das Neuluthertum infolge seiner mystischen Vorstellungen von der «Taufgnade» über die K. sehr geringschätzig geurteilt oder doch das Hauptgewicht nicht auf die Ablegung des Glaubensbekenntnisses von seiten der Kinder, sondern auf die pastorale Handauflegung gelegt. Die engl. Staatskirche hat die kath. Firmung durch den Bischof, wenn auch nicht als Sakrament, beibehalten, wogegen die Puritaner sie gänzlich verwerfen.

Konfirmation nennt man die von der Regierung erteilte Genehmigung eines Vereins und seiner Beschlüsse oder eines Orts- oder Familienstatuts, ferner die Bestätigung eines Rechtsgeschäfts durch das Gericht, z. B. einer Adoption, einer Vormundsernennung ꝛc. Nach manchen Partikularrechten, namentlich aus älterer Zeit, bedurften Veräußerungen von Liegenschaften der richterlichen K.

Auch bezeichnet man mit Konfirmation die Bestätigung der Vokation eines von der Gemeinde oder dem Gutsherrn berufenen (präsentierten) Lehrers von seiten der staatlichen Behörde.

Konfiskation (lat.) ist die strafweise Einziehung des Vermögens oder von Teilen desselben durch die Obrigkeit, gewöhnlich für den öffentlichen Schatz, im Falle besonderer Anordnung auch zu Gunsten von Wohlthätigkeitsanstalten. So werden bei versuchter Hinterziehung von Zöllen die Waren, bei gewissen Verbrauchssteuerdefraudationen die Gegenstände, bezüglich welcher oder durch welche die Defraudation verübt wurde, ferner verbotene Bücher und Waffen, die bei Verübung von Verbrechen benutzten Werkzeuge, im versätschten Zustande zum Verkauf gestellte Eß- und Trinkwaren, nicht vollwichtiges Gebäck u. s. w. noch heutzutage konfisziert. Das röm. Recht überwies bei Kapitalverbrechen sogar das gesamte Vermögen des Verurteilten dem Fiskus, weshalb nicht bloß während der Bürgerkriege, wo die Ächtungen eine vollständige Änderung der Besitzverhältnisse herbeiführten, sondern auch in verhältnismäßig ruhigen Zeiten der jährliche Ertrag der K. einen nicht unansehnlichen Teil des Staatseinkommens bildete. In Deutschland, wo früher schon Eigen und Lehn des für friedlos Erklärten verteilt worden war, fand die allgemeine Güterkonfiskation als selbstverständliche Folge von schweren Verbrechen nach dem Eindringen des röm. Rechts die bereitwilligste Aufnahme, und erst die Carolina (s. d.) beschränkte diese Maßregel auf solche Verbrechen, wo sie das Gesetz ausdrücklich androhte. Da sich unter denselben auch der Hochverrat befand, so gab gleich der Dreißigjährige Krieg, besonders in Böhmen, Gelegenheit zu beträchtlichen K. Auch Verurteilung durch die Inquisition hatte meist die K. des Vermögens zur Folge. (S. Ketzer.)

Das ältere franz. Recht gestattete das gleiche Verfahren, und während der Revolution zog man sämtliche Güter der hingerichteten oder ausgewanderten Aristokraten ein. Aus der neuern Zeit sind besonders die massenweisen K. in Russisch-Polen zu erwähnen. Nach kriminalpolit. Grundsätzen ist die allgemeine Güterkonfiskation durchaus verwerflich. Sie mißt nicht mit gleichem Maße, indem der Reiche dadurch weit härter getroffen wird als der Arme; sie belastet den Staat mit dem Vorwurf der niedrigsten Habsucht auf Kosten der schuldlosen Angehörigen des Verurteilten; sie benachteiligt die Gläubiger des letztern, die sich über ihre Ansprüche erst umständlich ausweisen müssen, und liefert zuletzt nach einem langwierigen und kostspieligen Liquidationsverfahren nur Erträge, die hinter den Einbußen weit zurückbleiben, welche die bürgerliche Gesellschaft infolge einer so gewaltsamen Vermögensübertragung erleidet. Die Kulturstaaten haben daher gegenwärtig die allgemeine Güterkonfiskation aufgegeben und meist eigene Garantien

gegen dieselbe in ihre Grundrechte aufgenommen. (S. Deutsches Reichsstrafgesetzbuch, §§. 40, 42, 360, 367 und die Deutschen Reichsgesetze über die Salz-, Branntwein-, Braumalz- und Zuckerbesteuerung von 1867, 1868, 1869.)

Konflagration (lat.), Verbrennung.

Konflikt (lat.), Zusammenstoß, Zusammentreffen, Streit, z. B. der Regierung mit der Volksvertretung, wie in Preußen während der sog. Konfliktsperiode vor 1866. Kompetenzkonflikt, Streit über die Zuständigkeit verschiedener Behörden (s. Kompetenz); Konflikt der Rechte, soviel wie Kollision der Rechte. (S. Kollision.)

Konfluenz (lat.), Zusammenfluß, das Zusammenlaufen.

Konföderation (vom lat. foedus, Bündnis), ein Ausdruck für die mannigfaltigen Formen einer auf Dauer berechneten öffentlichen Verbindung namentlich zwischen mehrern Staaten. Eben diese Berechnung auf fortgesetzte Wirksamkeit unterscheidet sie von der Allianz, welche meistens nur für einen bestimmten zeitlichen Zweck geschlossen ist. Auch umfaßt die K. in der Regel mehrere Staaten, die Allianz häufig bloß zwei. — Mit K. bezeichnet man aber meist und namentlich im Gegensatz zum Bundesstaat (s. d.) solche Staatenverbindungen, bei welchen die Mitglieder die Souveränetät haben, ihre Vereinigung daher kein staatliches Gebilde, sondern ein bloßer Staatenbund ist. Als Anfang 1861 die Sklavenstaaten der nordamerik. Union von letzterer sich lossagten, gaben sie, zum Zeichen, daß sie die von den sog. Republikanern behauptete Bundesstaatlichkeit der nordamerik. Union leugneten, ihrem neuen Staatenbunde den Namen «Konföderierte Staaten von Amerika». — Auch Verbindungen von Adelsgeschlechtern, Vereinigungen von Fürsten und Herren zur Erhaltung des Landfriedens oder zur Erreichung polit. Zwecke nannte man in Deutschland, in Polen und anderwärts K.

Konföderierte, soviel wie Verbündete. Das Wort wird oft gleichbedeutend mit Alliierte gebraucht, z. B. konföderierte Heere, Flotten, Staaten. Im amerik. Bürgerkriege von 1861 bis 1865 wurden mit K. die südstaatlichen Secessionisten bezeichnet (vgl. Konföderation).

Konform (lat.), gleichförmig, übereinstimmend; Konformität, Gleichförmigkeit, Übereinstimmung; Konformation, Gestaltung, Einrichtung; Übereinstimmung. (S. Conformors.)

Konformisten, soviel wie Conformors (s. d.).

Konfrontation (mittellat.), d. i. Gegenüberstellung, heißt der gerichtliche Akt, bei welchem mehrere Personen, deren Aussagen miteinander im Widerspruch stehen, zum Zweck der Aufklärung und Beseitigung dieses Widerspruchs zugleich vorgelassen und angehalten werden, einander ihre abweichenden Angaben ins Gesicht zu sagen. Die Deutsche Strafprozeßordnung, §. 58, erklärt im Vorverfahren die Gegenüberstellung mit andern Zeugen oder mit dem Geschädigten nur dann als statthaft, wenn sie ohne Nachteil für die Sache nicht bis zur Hauptverhandlung ausgesetzt werden kann, was namentlich von Rekognition zur Feststellung der Identität des Angeschuldigten gelten dürfte.

Konfundieren (lat.), vermengen, verwirren; verblüffen; davon: Konfusion (s. d.).

Konfus (lat.), verwirrt, wirr im Kopf.

Konfusion von Rechten nennt man das Zusammentreffen von Berechtigung und Verpflichtung in einer und derselben Person, z. B. wenn der Gläubiger den Schuldner, der Eigentümer einer Sache den an demselben Objekt Nießbrauchberechtigten beerbt. Da Recht und Pflicht in einer Person nicht bestehen kann, so ist die K. ein Erlöschungsgrund für Privatrechte. Bei Vereinigung von Nießbrauch und Eigentum heißt die K. auch Konsolidation. Die K. tritt aber auch nur in dem Falle ein, wenn Recht und Pflicht sich decken, also nicht, wenn der Gläubiger der Forderung mit dem Bürgen oder nur mit einem von mehrern Mitschuldnern Eins wird. Wiederaufleben der durch K. untergegangenen Rechte (der Forderung, des Nießbrauchs u. s. w.) ist in der Regel ausgeschlossen.

Konfutation (lat.), Widerlegung; Konfutationsbuch, eine durch den Theologen Flacius (s. d.) veranlaßte Protestation gegen alle Abweichungen von der luth. Lehre.

Kon-fu-tse, soviel wie Confucius (s. d.).

Kong (d. h. Gebirge), ein Höhenzug im westl. Afrika, nördlich von dem Küstenstrich Oberguineas, die Aschanti- und Dahome-Länder, sowie die unerforschten Länder der Mandingo oder Wangara durchziehend. Diese großenteils mit dichten und üppigen Wäldern von Riesenbäumen bedeckte Bodenschwelle bildet die Wasserscheide zwischen dem Niger und den Küstenflüssen von Oberguinea, scheint aber nirgends den Charakter eines zusammenhängenden Gebirgszugs zu besitzen.

Kongedybet, s. unter Drogden.

Kongelation (lat.), das Gefrieren einer Flüssigkeit; Erfrieren eines Gliedes; Erkältung überhaupt und Erstarrung der Teile in der Kälte; Kongelation der Zähne, das Stumpfwerden derselben; kongelieren, gefrieren, gerinnen.

Kongestion (lat.), Blutandrang, die abnorme Überfüllung eines Organs mit Blut, besonders die Anhäufung von Blut in den Haargefäßen. (S. Blutandrang und Hyperämie.)

Kongestionsabscesse, in der Chirurgie solche Eiterherde, welche durch mechan. Senkung des Eiters von entfernten Stellen her entstanden sind, weshalb man sie auch wandernde oder Senkungsabscesse heißt. So z. B. erscheint häufig bei Vereiterung der Wirbelsäule der Eiter, nachdem er an dem Lendenmuskel über das Becken hinabgesickert ist, vorn in der Weiche am Oberschenkel und erzeugt hier einen K. Es besteht dann also ein mehr oder weniger langer Eitergang von der Ursprungsstelle des Eiters bis zu dem Punkte, wo derselbe unter der Haut erscheint und durch das Messer oder den Trokar entleert werden kann.

Kong-fu-tse, s. Confucius.

Konglomerat ist ein durch Vermittelung bewegter Gewässer entstandenes Gestein, welches aus lauter nuß- bis über kopfgroßen, abgerundeten Gesteinsrollstücken (Geröllen, Geschieben) besteht, die durch ein kieseliges, kalkiges, thoniges, eisenschüssiges oder sandiges Cement miteinander verkittet sind. Man benennt die K. einerseits nach der petrogr. Beschaffenheit ihrer Rollstücke, so z. B. als Quarz-, Granit-, Basaltkonglomerate, oder aber als gemengte (polygene) K., andererseits nach der Formation, in welcher sie auftreten (K. des Culm, K. des Rotliegenden). Nur für einige Varietäten sind besondere Bezeichnungen gebräuchlich. So versteht man unter Grauwacken die gemengten, kieseligen, düsterfarbigen K. der paläozoischen Formationen, unter Nagelfluhe ein aus sehr

verschiedenartigen Rollstücken zusammengesetztes, kalkreiches K. der Tertiärformation, das in den nördl. und nordwestl. Alpenvordergen eine große Rolle spielt; unter Puddingstone (Flintkonglomerat) ein K. von nußgroßen, ovalen oder kugelrunden Geröllen von gelbem, braunem und schwarzem Feuerstein, die in einem sehr festen Cement von lichtem Hornstein liegen (älteres Tertiär Englands).

Konglutination (lat.), Zusammenleimung, Zusammenklebung; Konglutinat, soviel wie Konglomerat.

Kongo, s. Congo.

Kongregation (lat. congregatio, Vereinigung) ist der im Mönchswesen gewöhnlich gewordene Ausdruck für die Vereinigung der derselben Regel folgenden Klöster zu einer organisierten Einheit. Die erste K. ist der von Benedikt von Nursia im 6. Jahrh. gestiftete Benediktinerorden, dessen Beispiele später die Cistercienser, Dominikaner, Franziskaner, später auch die Jesuiten folgten. Es entstanden auf diese Weise förmliche Mönchsstaaten, welche eine außerordentliche Macht entwickelten und, durch alle Länder hin verbunden, die bedeutendsten Hebel der röm. Hierarchie geworden sind.

Kongregationen heißen ferner die Abteilungen des Kardinalkollegiums zu Rom, welche vom Papst mit der Leitung einzelner Zweige der kirchlichen Verwaltung beauftragt sind. Sie zerfallen: 1) in ordentliche (bleibende) Kongregationen (Congregationes ordinariae) für die laufenden Geschäfte der allgemeinen Kirche; 2) in außerordentliche (Congregationes extraordinariae) für einzelne besondere Fälle. Hierher gehören die Congregatio sancti officii oder inquisitionis, aus 12 Kardinälen und mehrern nur beratenden Beisitzern (Consultores sancti officii oder qualificatores sancti officii) zusammengesetzt, zur Untersuchung von Ketzereien, wöchentlich zweimal unter dem Vorsitze des Papstes versammelt; die Congregatio indicis für die Büchercensur und für die Ausfertigung des Index librorum prohibitorum; die Congregatio de propaganda fide für das Missionswesen; die Congregatio concilii Tridentini interpretum zur Auslegung und Vollziehung des Tridentiner Konzils; die Congregatio super negotiis episcoporum oder regularium oder occupatissima, d. i. die beschäftigtste, für die Angelegenheiten der Bischöfe, Ordensgeistlichen, Äbte, bestehend aus mindestens 12 Kardinälen, alle Wochen einmal versammelt; die Congregatio indulgentiarum et sacrarum reliquiarum für Ablaß- und Reliquienangelegenheiten; die Congregatio super statu regularium und die Congregatio super disciplina regulari, beide für Klosterwesen; die Congregatio sacrorum rituum für Kultussachen; die Congregatio jurisdictionis et immunitatis ecclesiasticae zum Schutz der kirchlichen Freiheiten und Rechte gegenüber der Staatsgewalt; die Congregatio consistorialis, die die Verhandlungen in den päpstl. Konsistorien vorbereitet.

Kongregationalisten, s. Independenten.

Kongregationisten, Mitglieder einer Kongregation (s. d.).

Kongreß (lat. congressus), d. h. Zusammenkunft, heißt in der diplomatischen Sprache der Zusammentritt Bevollmächtigter von in der Regel mehr als zwei Staaten, die über einen Friedensschluß oder eine andere gemeinsame Angelegenheit, z. B. über Fragen des internationalen Handels und Verkehrs, der Post und Telegraphie, verhandeln. In neuern Zeiten sind jedoch auch Monarchenkongresse vorgekommen. Ebenso ist der Ausdruck für die Zusammenkünfte der Repräsentanten verschiedener, in einem Staatenbunde oder in einem Bundesstaate vereinigter Staaten gebraucht worden, z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika. Selbst in einem Einheitsstaate, der indes die Reminiszenzen früherer Gebietsgliederung bewahrte, in Belgien, hat es einen konstituierenden Nationalkongreß gegeben, welcher 4. Okt. 1830 berufen ward, und in welchem alle Interessen der Provinzen eine Vertretung finden sollten; auch die Repräsentationen von Columbia und der Argentinischen Republik heißen Nationalkongresse. Nach der franz. Verfassung vom 28. Febr. 1875 heißt die Vereinigung des Senats und der Nationalversammlung zu gemeinsamer Beschlußfassung K. Der Umstand, daß die Kongreßgesandten nicht an einen einzelnen Souveran gewiesen sind, verändert einiges in dem volkerrechtlichen Ceremoniell; es kommt hier das Kreditiv in Wegfall und der Austausch der Vollmachten vertritt die Stelle seiner Überreichung. Ist ein Vermittler da, so werden die Kreditive diesem übergeben, der dann überhaupt die Verhandlungen leitet, an den die Noten und Gegennoten gerichtet werden u. s. w. Das Protokoll über die gemeinschaftlichen Sitzungen und deren Ergebnisse wird gewöhnlich von Staatsmännern eines geringern Ranges geführt, die dann auch bei der Redigierung der definitiven Beschlüsse mitwirken. Für die neuere Zeit ist vor allen wichtig der Wiener Kongreß (s. d.) von 1814—15, auf welchem nach dem Sturze Napoleons I. die europ. Verhältnisse einer neuen Regelung unterworfen wurden und dessen Bestimmungen und Verträge fast ein halbes Jahrhundert hindurch die wesentliche Grundlage des europ. Staatensystems bildeten. Dem Wiener K. schloß sich 1815 der von Paris an. Dem allgemeinen Frieden folgten sodann die K. von Aachen (1818), Karlsbad (1819), Wien (1819—20), Troppau (1820), Laibach (1821), Verona (1822), welche den neuen Zustand der Dinge befestigen und ausbilden sollten, aber zum großen Teil nur die Interventionspolitik der Heiligen Allianz (s. d.) gegen den Freiheitsdrang der Völker in Anwendung brachten. Die neueste Zeit hat den Pariser Kongreß von 1856, auf welchem, unter Zuziehung von Österreich und Preußen, der Abschluß des Friedens zwischen Frankreich, Großbritannien, Sardinien und der Pforte einerseits und Rußland andererseits erfolgte, und den Berliner Kongreß von 1878, auf welchem zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Großbritannien, Italien, Rußland und der Türkei eine durchgreifende Umgestaltung der orient. Verhältnisse vereinbart und im Vertrage vom 13. Juli 1878 festgesetzt wurde. Andere derartige K. wurden dagegen als Konferenz (s. d.) bezeichnet. Jetzt ist die Bezeichnung K. auch für Zusammenkünfte zu sozialen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und selbst religiösen Zwecken in Gebrauch.

Kongruenz, in der Geometrie soviel wie Gleichheit und Ähnlichkeit oder Übereinstimmung in Größe und Gestalt. Kongruent heißen zwei Figuren, wenn sie sich so zusammengestellt denken lassen, daß jedes Stück, d. h. jeder Punkt, jede Linie und jeder Flächenteil, der einen mit einem entsprechenden Stück der andern zusammenfällt. Das mathem. Zeichen für kongruent ist ≅.

Kongsberg, die größte norweg. Bergstadt, im Amte Buskerud des Stifts Kristiania, 84 km im WSW. von Kristiania, in dem engen Thale des Laagen und am Fuße des 900 m hohen Jonsknuden gelegen, ist Sitz des norweg. Bergamts und der königl. Münze und steht durch die Zweigbahn K.-Hougsund mit dem norweg. Eisenbahnnetze in Verbindung. Die Stadt hat eine Mittelschule, ein Eisenwerk, eine Gewehrfabrik, eine Pulverfabrik und zählt (1875) 4357 E. Sie verdankt ihr Entstehen den 1623 entdeckten Silbergruben, welche die einzigen Norwegens sind und jetzt für Rechnung des Staats bearbeitet werden. Nachdem das Bergwerk gegen Ende des 18. Jahrh. eine stets sich mindernde Ausbeute gegeben, blieb es 1805—16 liegen, wurde dann wieder aufgenommen und lieferte in neuester Zeit (1868—79) jährlich durchschnittlich 3600 kg reines Silber. Die besten Gruben liegen auf der Westseite des Laagen in dem Gebirgszuge Stor-Aasen. Etwas über 3 km thalabwärts von K. bildet der Laagen einen über 40 m hohen schönen Wasserfall, den Labrosos.

Kongsvinger, früher Leiren («das Lager»), Stadt im norweg. Amte Hedemarken, am Glommen, Station (2 km vom Ort) der Eisenbahn Kristiania-Stockholm gelegen, war seit 1683 bis zur schwed.-norweg. Union als Grenzfestung von Bedeutung und zählt (1880) 1200 E.

Konieh, auch Konija (grch. Ikonion, unter den Römern Iconium, im spätern Mittelalter auch Kunija, Cunin, Connie und Stancona), Hauptstadt des gleichnamigen türk. Vilajets, im südl. Kleinasien auf der öden, nach ihr benannten (im Altertum Lycaonischen) Hochebene, 1000 m über dem Meere, auf der Straße vom Bosporus nach Syrien, 340 km im SO. von Kutahia gelegen. Die heutige Bedeutung des Ortes mit 38 000 fast ausschließlich muselmanischen E. entspricht nicht der ehemaligen. Die jetzige Stadt lehnt sich noch an die Citadelle oder Hochburg (die frühere Akropolis) an, welche die Mitte der voreinstigen ausmachte, hat aber nur Lehmhütten und leicht aus Holz aufgezimmerte Häuser und füllt nur einen kleinen Teil der vordem bebauten Fläche aus. Der Rest ist mit den Trümmern ehemaliger Herrlichkeit bedeckt. Von den frühern äußern Ringmauern ist nichts mehr vorhanden. Groß ist die Zahl der Gräber von Heiligen und Scheikhs. Der schönste erhaltene Bau ist die im Bereich der Burg gelegene große Djami (Moschee) mit einer hellblauen, von Porzellanziegeln bekleideten Kuppel. Um dieses Heiligtum her liegen zahlreiche Gebäude, welche dem Chef des Ordens der drehenden (tanzenden) Derwische zur Wohnung dienen. Hier residiert auch das Oberhaupt derselben, der Mollah Hüntjar Aisis Effendi. In K. haben sich die bedeutendsten und wohlerhaltensten wie interessantesten Reste seldschukisch-arab. Baukunst erhalten, beachtenswert namentlich durch die Meisterschaft in der feinsten Steinmetzarbeit, durch die Arabesken in den vielen noch wohlerhaltenen Portalen. Die Stadt Iconium spielte namentlich im Mittelalter eine Rolle. In ihr predigten Paulus und Barnabas das Evangelium, und 235 fand hier eine christl. Synode statt, die sich vornehmlich mit der Gültigkeit der Ketzertaufe beschäftigte. In byzant. Zeit gehörte K. zum Thema Anatolikon und war Sitz eines Erzbischofs, dessen Sprengel das alte Lykaonien bildete. Im J. 708 wurde die Stadt von den Arabern erobert und auf kurze Zeit besetzt. Seit 1097 machte sie Kilidsch-Arslan, der zweite Beherrscher des Seldschukenreichs Rum, zu seiner Residenz. Am 7. Mai 1190 erfocht hier Kaiser Friedrich I. Barbarossa einen Sieg über die Seldschuken und nahm 18. Mai die Stadt, nicht aber die Burg ein. Seit 1244 wurden die Sultane von Iconium von den Mongolen ein- und abgesetzt; der letzte, Masud II., starb 1308. Während die osman. Türken sich in Kleinasien ausbreiteten, behauptete sich die Dynastie Karaman, deren Stifter Schemseddin Mohammed Bei sich 1277 Iconiums bemächtigt hatte, in Lykaonien, Kappadocien, Galatien und im westl. Cilicien. Doch 1392 mußte sie die Oberhoheit der Pforte anerkennen und 1473 wurde das ganze Land dem Osmanischen Reiche einverleibt. Während dieser Zeit und noch später war die Stadt sehr häufig der Schauplatz verheerender Kriege und geriet immer mehr in Verfall. In neuerer Zeit wurde sie bekannt durch die Schlacht vom 20. Dez. 1832, in welcher Ibrahim Pascha von Ägypten das türk. Heer unter dem Großvezier Redschid Pascha schlug.

Konidien, Vermehrungsorgane der Pilze (s. d.).

Koniferen (Coniferae), s. Nadelhölzer.

König, altdeutsch Chunig oder Kuning, von dem got. Worte chuni, d. h. Geschlecht, ist das in Krieg und Frieden ständige Oberhaupt eines Stammes. Erblichkeit gehörte ursprünglich nicht zum Wesen desselben, doch wurde bei allen german. Völkern der K., solange es möglich war, aus derselben Familie, der stirps regia genommen. Mit Rücksicht auf die in Europa bestehende Klassifikation heißen aber K. seit der Aufhebung des alten Wahlkönigtums in Deutschland und Polen insbesondere die erblichen Oberhäupter eines selbständigen größern Staats, die den Herzögen und Fürsten im Range vorangehen und sonstige, durch das Ceremoniell bestimmte Vorzüge (königl. Ehren, honores regii), wie die Führung der königl. Krone im Wappen, die Anrede mit Ew. Majestät, zu beanspruchen haben. Nach den Anschauungen des Mittelalters konnten nur die röm.-deutschen Kaiser das Königtum verleihen, wie dieselben denn auch wirklich die poln. und böhm. Königswürde schufen. Napoleon I., welcher das Reich Kaiser Karls d. Gr. erneuern wollte, gründete die Königreiche Etrurien, Italien, Holland, Westfalen und erhob die Kurfürsten von Bayern, Württemberg und Sachsen zu K. Unter den heutigen Verhältnissen müßte die letzte Garantie einer derartigen Erhebung in der Anerkennung der übrigen Mächte liegen, was man schon 1701, als Friedrich III. Preußen zum Königreich erhob, als die Hauptsache ansah. Den Königstitel führen in Europa nur wirklich regierende K. oder solche, die ihre Krone niedergelegt haben. Im vormaligen Deutschen Reiche hieß der noch bei Lebzeiten eines Kaisers (s. d.) gewählte Nachfolger römischer K., und so legte auch Napoleon I., nachdem er Rom mit Frankreich vereinigt, seinem Sohne den Titel eines K. von Rom bei. Die Entwickelungsgeschichte des german. Königtums ist eine der dunkelsten Punkte der deutschen Rechtsgeschichte. Vgl. darüber Hinrichs, «Die K.» (Lpz. 1852); Sybel, «Die Entstehung des deutschen Königtums» (Frankf. 1844; 2. Aufl. 1883); Köpke, «Die Anfänge des Königtums bei den Goten» (Berl. 1859); Souchay, «Geschichte der deutschen Monarchie» (4 Bde., Frankf. 1861—62); Dahn, «Die K. der Germanen» (Abteil. 1—6, Münch. 1861—71).

König (Eva), die Gattin von Gotthold Ephraim Leſſing (ſ. d.).

König (Ewald Aug.), deutſcher Novelliſt, wurde 22. Aug. 1833 zu Barmen geboren, erhielt ſeine Schulbildung in Köln, widmete ſich dann dem Kaufmannsſtande und ſchilderte ſeine Erlebniſſe im Militärdienſt in kleinen Humoresken: «Bei der Infanterie» (Düſſeld. 1864; 2. Aufl. 1865), denen er «Humoriſtiſche Bilder aus dem Kaufmannsſtande» (Mühlheim 1864), «Luſt und Leid im bunten Rock» (Mühlheim 1864), «Der Deſerteur. Hiſtor. Roman aus 1866» (Oberhauſen 1867) u. a. folgen ließ. Mit dem Roman «Durch Kampf zum Frieden» gewann er 1869 den vom neuyorker «Belletriſtiſchen Journal» ausgeſetzten Preis von 1000 Thlrn.; 1871 ſiedelte er ſich in Neuwied an, kehrte aber 1882 nach Köln zurück. K. veröffentlichte in Zeitungen und Buchform zahlreiche Romane, die beim großen Publikum ſehr beliebt ſind.

König (Franz), namhafter Chirurg, geb. 16. Febr. 1832 zu Rotenburg an der Fulda in Heſſen, ſtudierte Medizin in Marburg und Berlin, ließ ſich als praktiſcher Arzt in Homburg in Heſſen nieder, wurde aber bald als Gerichtsarzt und Chirurg an das Krankenhaus in Hanau berufen. Von hier erhielt er 1869 einen Ruf als ord. Profeſſor der Chirurgie nach Roſtock und ſiedelte 1875 in gleicher Eigenſchaft nach Göttingen über. Unter ſeinen Werken ſind hervorzuheben: «Lehrbuch der ſpeziellen Chirurgie» (2 Bde., Berl. 1875—77; 3. Aufl. 1881), «Lehrbuch der allgemeinen Chirurgie» (Abteil. 1, Berl. 1883), «Über die Tuberkuloſe der Knochen und Gelenke» (Lpz. 1883).

König (Friedr.), der Erfinder der Schnellpreſſe (ſ. d.), geb. 17. April 1774 zu Eisleben, Sohn eines Ackerbürgers, beſuchte das dortige Gymnaſium, lernte dann als Setzer und Drucker in Jm. Breitkopfs Buchdruckerei in Leipzig und widmete ſich hierauf an der dortigen Univerſität ein Jahr dem Studium der Mathematik und Mechanik. Schon früh war er auf die Idee gekommen, die Handpreſſe in eine Druckmaſchine umzuwandeln, bei der das Farbeauftragen durch einen mit der Bewegung des Karrens verbundenen Apparat verrichtet werden ſollte. Um dieſen Plan durchzuführen, ging er 1804 nach Hamburg, dann nach Wien und Petersburg, fand aber nirgends die gehoffte Unterſtützung. Im Spätherbſt 1806 begab er ſich nach England, wo es ihm 31. März 1807 gelang, mit dem reichen Buchdrucker Th. Bensley einen Kontrakt über ſeine Erfindung abzuſchließen; ſpäter traten noch die Buchdrucker Woodfall und Taylor als Teilhaber in die Geſellſchaft. Im J. 1810 wurde endlich K. mit der erſten Maſchine fertig und erhielt ein Patent (29. März 1810) darauf. Dieſe Maſchine behielt noch den bei der Handpreſſe üblichen Flachdruck (Tiegeldruck) bei, doch wurde das Farbeauftragen durch einen ſelbſtthätigen Farbeapparat beſorgt und die Maſchine durch Dampfkraft bewegt. Das erſte Produkt dieſes Maſchinendrucks iſt der im April 1811 gedruckte Bogen H im «Annual Register» für 1810. Um dieſe Zeit lernte K. den bei Bensley verwendeten Mechaniker Andreas Friedrich Bauer (geb. 18. Aug. 1783 zu Stuttgart) kennen, welcher durch ſein Urteil und die Genauigkeit, mit welcher er K.s Pläne ausführte, ſehr viel zum glücklichen Erfolge beitrug. Am 30. Okt. 1811 erhielt K. ein Patent auf eine neue Maſchine, welche Abdrücke mittels des Cylinders herſtellte und im Dez. 1813 vollendet wurde. Ein drittes Patent vom 23. Juli 1813 betraf die Verbeſſerung einzelner Partien derſelben. Der Eigentümer der «Times», Walter, ließ ſofort zwei Maſchinen für ſeine Zeitung bauen, und 29. Nov. 1814 wurde die «Times» auf der Schnellpreſſe gedruckt. Nach dem Zeugnis der «Times» vom 3. Dez. 1824 druckte ihre Maſchine anfangs 1100 Bogen in der Stunde, infolge mehrerer glücklicher Verbeſſerungen, welche ſpäter nach K.s Plänen ausgeführt wurden, 2000 Bogen. Im J. 1814 entwarf K. den Plan zu einer Doppelmaſchine, welche den Bogen auf beiden Seiten bedrucken ſollte; dieſelbe wurde in den J. 1815 und 1816 gebaut. Erbittert über einen durch Bensleys Eigennutz herbeigeführten Kontraktbruch verließ K. Anfang Aug. 1817 England und kaufte das aufgehobene Kloſter Oberzell bei Würzburg, um hier eine Maſchinenfabrik und eine Papierfabrik einzurichten. Im J. 1818 kam Bauer mit engl. Arbeitern nach, welche zur Leitung der ungeübten heimiſchen Arbeiter berufen waren. Die Firma König u. Bauer lieferte 1822 Maſchinen für Decker und Spener in Berlin, 1824 für Cotta in Augsburg («Allgemeine Zeitung»). Um die Einführung der Schnellpreſſen in Deutſchland zu erleichtern, fing nun K. an, dieſelben für den Handbetrieb einzurichten, indem er als Motor ein großes, von einem oder zwei Arbeitern zu drehendes Schwungrad anbrachte. K. ſtarb 17. Jan. 1833; von ſeinen drei hinterlaſſenen Kindern traten die Söhne Wilhelm K. (geb. 9. Dez. 1826) 1850 und Friedrich K. (geb. 29. Juni 1829) 1857 in die Firma ein, welche Bauer bis dahin allein fortgeführt hatte. Bauer ſtarb 27. Febr. 1860. Die Maſchinenfabrik Kloſter Oberzell hat bis 1885 über 3500 Buchdruckſchnellpreſſen geliefert; 1865 wurde die erſte Zweifarbenmaſchine, 1876 die erſte Rotationsmaſchine daſelbſt gebaut. Vgl. Goebel, «Friedrich K. und die Erfindung der Schnellpreſſe» (Stuttg. 1883).

König (Gottlob), verdienter deutſcher Forſtmann, geb. 18. Juli 1776 zu Hardisleben im Weimariſchen, beſuchte 1794—96 Cottas Forſtſchule in Zillbach, an welcher er ſpäter 1803—5 als Lehrer der Geometrie wirkte. Im J. 1805 wurde er Förſter in Ruhla, wo er 1813 ein Forſtinſtitut gründete. Im J. 1829 zum Mitglied des Oberforſtamts in Eiſenach ernannt, verlegte er 1830 auch ſeine Forſtlehranſtalt dahin, welche zur Staatsanſtalt erhoben wurde. Als Direktor der Lehranſtalt und als Vorſtand der Forſttaxationskommiſſion wirkte er bis zu ſeinem 22. Okt. 1849 eintretenden Tode. K.s Hauptverdienſt beſtand in der Pflege der forſtlichen Mathematik; ſein Lehrbuch, «Die Forſtmathematik» (Gotha 1835; 5. Aufl. 1864, herausg. von Grebe), iſt muſtergültig und galt lange als unübertroffen. Außerdem verfaßte K. noch «Die Waldpflege» (Gotha 1849; 3. Aufl. 1875, herausg. von Grebe); aus ſeinem Nachlaß veröffentlichte Grebe «Die Forſtbenutzung» (Eiſenach 1851; 3. Aufl., Wien 1882).

König (Guſt.), Hiſtorienmaler, genannt der «Luther-König», geb. zu Coburg 2. April 1808, wandte ſich anfangs in Bamberg der Porzellanmalerei zu und verſuchte ſich dann an der Kunſtſchule in Nürnberg im Porträtfach (1830). Drei Jahre ſpäter gelang es ihm zu Schnorr nach München zu kommen, wo ihm vom Herzog von Sachſen-Coburg der Auftrag zuteil wurde, für das Schloß Reinhards-

Digitized by Google

brunn sieben Bilder aus dem Leben der ersten Reformationshelden in Öl auszuführen. Fast sein gesamtes Schaffen bewegte sich fortan nur auf diesem histor. Gebiet. Hierher gehören 25 Blatt Scenen aus dem Leben Luthers (gestochen von H. Gelzer, Hamb. 1847), die 29 Initialen zu dessen Liedern (Eigentum des Königs Friedrich Wilhelm IV.), das güldne A-B-C (12 Blatt, gestochen von Thäter), die Psalmen (gestochen von Thäter und Märx, 48 Blatt). Eine umfangreiche Zeichnung ist Bonifacius, den alten Deutschen predigend. Die Ölgemälde des Künstlers, z. B. Nathan und David (1862) in der münchener königl. Pinakothek, Friedrich der Großmütige beim Schachbrett (Eigentum des Königs von Belgien), Luther und Zwingli stehen unter der Bedeutung seiner Zeichnungen und Kartons. K., welcher zu Erlangen 30. April 1869 starb, war auch als religionsgeschichtlicher Schriftsteller thätig. Sein Leben beschrieb Ebrard (Erlangen 1870).

Koenig (Heinr. Jos.), Romanschriftsteller, geb. 19. März 1790 zu Fulda, besuchte das dortige Gymnasium, wurde 1816 Finanzsekretär in Fulda, 1819 in Hanau, 1839 Obergerichtssekretär in Fulda. Nachdem er 1847 seinen Abschied genommen, wandte er sich wieder nach Hanau und 1860 nach Wiesbaden, wo er 23. Sept. 1869 starb.

K.s erste poetische Arbeiten gehörten dem dramatischen Gebiete an, waren aber ohne bleibenden Erfolg. Seinen litterarischen Ruf begründete er mit einer Reihe histor. Romane, zu denen er die Stoffe meist aus solchen Epochen wählte, in welchen alte Zustände mit einer neuen Zeit in stürmischem Kampfe liegen. So spielen zwei seiner bekanntesten Werke: «Die hohe Braut» (2 Bde., Lpz. 1833; 4. Aufl. 1875) und «Die Klubisten in Mainz» (3 Bde., Lpz. 1847; 3. Aufl. 1875), im Zeitalter der Französischen Revolution. Letzteres Werk gehört zu dem Vorzüglichsten, was auf dem Gebiete des histor. Romans in Deutschland geleistet worden ist. Aus früherer Zeit sind von K.s Romanen noch zu nennen: «Die Waldenser» (2 Bde., Lpz. 1836; 2. Bearbeitung unter dem Titel «Hedwig, die Waldenserin», 1856), «Williams Dichten und Trachten» (2 Bde., Hanau 1839; 2. Aufl., unter dem Titel «William Shakspeare», Lpz. 1850; 5. Aufl. 1875) nebst den Novellen «Regina» (Lpz. 1842; 2. Aufl. 1854) und «Veronika, eine Zeitgeschichte» (Lpz. 1844). Später reihten sich an die Novellen «Spiel und Liebe» (Lpz. 1849) und «Täuschungen» (Frankf. 1857; 2. Aufl., Wiesb. 1862), sowie die Romane «König Jerômes Karneval» (3 Bde., Lpz. 1855; 2. Aufl. 1875), «Marianne» (Frankf. 1858; 2. Aufl., Wiesb. 1862) und «Eine pyrmonter Nachtur» (Lpz. 1869; 2. Aufl. 1875). Eine Sammlung seiner zerstreuten Novellen veröffentlichte er in «Deutsche Familien» (Wiesb. 1862), welcher noch ein histor. Roman: «Von Saalfeld bis Aspern» (Wiesb. 1864), folgte. Dem Haupthelden seiner «Klubisten in Mainz», Georg Forster, hat er auch eine eingehende Biographie («Georg Forsters Leben in Haus und Welt», 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1858) gewidmet. Dem eigenen Leben entnahm er die Stoffe zu «Eine Fahrt nach Ostende» (Lpz. 1845), «Auch eine Jugend» (Lpz. 1852; 2. Aufl. 1861) und «Ein Stillleben» (2 Bde., 1861). Die meisten Werke K.s sind in «Gesammelte Schriften» (Bd. 1—20, Lpz. 1854—69) vereinigt. Eine Auswahl seiner größern Romane erschien in 15 Bänden (Lpz. 1875).

König (Joh. Friedr.), Vertreter der luth. Orthodoxie, geb. 16. Okt. 1619 zu Dresden, studierte seit 1636 in Leipzig, hielt seit 1644 Vorlesungen in Wittenberg, ward 1649 Hofprediger in Stockholm, 1651 Professor der Theologie in Greifswald, 1656 Superintendent von Mecklenburg und Ratzeburg, 1659 Professor der Theologie in Rostock, wo er 15. Sept. 1664 starb. Von seinen Schriften ist die bekannteste ein vielgebrauchtes Lehrbuch der Dogmatik: «Theologia positiva acroamatica» (Rost. 1664; 14. Aufl. Wittenb. 1755).

König (Joh. Gerhard), Naturforscher, geb. 29. Nov. 1728 zu Lemenen oder Ungernhof in Livland, gest. als dän. Missionsarzt in Tranquebar 31. Juli 1785, machte sich um die Kenntnis der Ind., besonders malabarischen Flora verdient.

König (Otto), Bildhauer, geb. zu Meißen 28. Jan. 1838, erhielt seine erste künstlerische Ausbildung in der dortigen königl. Porzellanfabrik, wo er 1852—60 thätig war. Hierauf besuchte er bis 1862 die dresdener Akademie und während weiterer vier Jahre das Atelier des Bildhauers Prof. Hähnel daselbst und wurde bald darauf Professor an der Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums in Wien. Von den zahlreichen lieblichen und fein empfundenen Arbeiten des Künstlers sind zu nennen: der Tafelaufsatz im Auftrage des Kaisers von Österreich, 1867 modelliert, ein mit dem Architekten Hauser gefertigter Schmuckkasten mit Venus und Amor, Fischbecken, Weihbrunnschalen u. dgl. in reicher Erfindung, sowie kleine Figürchen für Bronzeguß: Amor als Briefträger, Faunin mit dem Kinde u. s. w. Außer mehrern Entwürfen vollendete K. auch größere monumentale Werke: das in edelm Stil gehaltene Grabmal seiner an Einem Tage gestorbenen Gattin und Kinder am evang. Friedhof in Wien und eine zum Andenken an Kaiser Maximilian von Mexiko in Pola aufgestellte, antik gedachte Ruhmesgöttin in Bronze. Später lieferte er mehrere größere dekorative Skulpturen für die Hofmuseumsgebäude in Wien und eine auf der Internationalen Kunstausstellung daselbst prämiierte Marmorfigur der Venus.

König (Rob.), Schriftsteller, geb. 15. Nov. 1828 zu Danzig, studierte Philologie und Theologie, wurde 1854 Rektor der Cäcilienschule (höhere Töchterschule) in Oldenburg, 1858 Inspektor der Gouvernantenanstalt in Droyßig bei Zeitz, lebte 1860—63 in Lausanne und ist seitdem Redacteur der Wochenschrift «Daheim» in Leipzig. Außer mehrern pädagogischen Schriften veröffentlichte er: «Der große Krieg von 1870» (2. Aufl., Lpz. 1875), «Der alte Nettelbeck» (Lpz. 1874), «Meister Schott. Aus der Belagerung von Straßburg» (2. Aufl., Lpz. 1877), eine illustrierte «Deutsche Litteraturgeschichte» (15. Aufl., Lpz. 1884) u. s. w.

Koenig (Rud.), namhafter Akustiker in Paris, geb. 26. Nov. 1832 zu Königsberg i. Pr., besuchte (1840—51) das kneiphöfische Stadtgymnasium daselbst, ging Ende 1851 nach Paris, wo er zu dem berühmten Fabrikanten musikalischer Saiteninstrumente Jean Baptiste Vuillaume in die Lehre kam und bald eine besondere Vorliebe für die Akustik faßte, sodaß er 1858 eine Werkstätte für die Konstruktion akustischer Apparate errichtete. Er begann mit der Anfertigung solcher Instrumente für den Unterricht. Seine akustischen Apparate erregten in der internationalen Ausstellung in London 1862 Aufsehen und erhielten in der Ausstellung zu Paris

1867 die goldene Medaille und in der zu Philadelphia die Medaille. Wissenschaftlichen Wert haben seine Arbeiten über die Anwendung der graphischen Methode auf die Akustik, über die Messung der Schallgeschwindigkeit, über die Klangfiguren, über die Tonveränderung bewegter Schallquellen, über manometrische Flammen, über akustische «Stöße», über Normalstimmgabeln, über die Klangfarbe u. s. w. Gesammelt erschienen seine in Poggendorffs «Annalen» zuerst publizierten Arbeiten unter dem Titel: «Quelques expériences d'acoustique» (Par. 1882). Auch veröffentlichte er einen «Catalogue des appareils d'acoustique» (1859, 1865 illustriert, 1873 u. 1882). Vgl. Pisko, «Die neuern Apparate der Akustik» (Wien 1865).

Könige (die zwei Bücher der) heißen zwei Schriften des alttestamentlichen Kanons, welche ein im prophetisch-theokratischen Interesse gearbeiteter Auszug aus ältern Reichsannalen und Büchern der Könige von Juda und Israel sind. Beide Bücher machen nur ein Werk aus; die Trennung in zwei Teile rührt von der Septuaginta her. Die Darstellung schließt sich an die Bücher Samuelis an und geht etwa bis 561 v. Chr. herab. Die Abfassung, d. h. Zusammenfügung der Quellenschriften, geschah ohne Zweifel durch einen Judäer in dem Babylonischen Exil. Die Bücher zerfallen ihrem Hauptinhalte nach wesentlich in drei Teile: 1) Buch 1, Kap. 1—17, beginnt mit Davids Tode, schließt hieran Salomos Regierung und zeigt den Anfang des Verfalls des süd. Staats; 2) Kap. 20—22 und Buch 2, Kap. 17, ist eine synchronistische Geschichte der Reiche Juda und Israel, bis letzteres untergeht; 3) Buch 2, Kap. 18—25, enthält die Geschichte der Könige Judas weiter bis auf Zedekia. Die Abschnitte Buch 1, Kap. 17—20 und Buch 2, Kap. 1—8, schildern in einem stark mythischen Tone die Geschichte der Propheten Elias und Elisa. Die Erzählung ist zuverlässiger als in den Büchern der Chronik und Hauptquelle für die süd. und israel. Königsgeschichte. Freilich aber thut die theokratische Tendenz der Glaubwürdigkeit Eintrag und hat die Auswahl des Stoffs dergestalt beeinflußt, daß wir von allem, was das spezifisch-religiöse Interesse des Verfassers nicht näher berührt, nur die dürftigste und lückenhafteste Kunde erhalten. Kommentare schrieben Keil (Lpz. 1865) und Thenius (Lpz. 1849; 2. Aufl. 1873). Vgl. Bähr, «Die Bücher der K.» (Bielef. 1868).

Könige (die heiligen drei), s. Drei Könige.

Königgrätz (czech. Hradec Králove), Hauptstadt der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft im östl. Teile des Königreichs Böhmen und bis 1884 Festung, liegt an der Einmündung der Adler in die obere Elbe, 97 km im Osten von Prag, und ist Station der Linie Chlumetz-Geiersberg-Mittelwalde der Österreichischen Nordwestbahn, der Hauptlinie Pardubitz-Reichenberg-Seidenberg der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn und der Linie K.-Westromĕř der Böhmischen Kommerzialbahnen. Der in fruchtbarer Gegend gelegene Ort ist Sitz eines Bezirksamts, des Kreis- und eines Bezirksgerichts, sowie eines Bistums und zählt (1880) 8166 E. Unter den vier Kirchen der Stadt zeichnet sich die schöne gotische, 1302 gegründete Kathedrale (heil. Geistkirche) aus. Andere ansehnliche Gebäude sind das Rathaus, Schauspielhaus, die bischöfl. Residenz und das ehemalige Jesuitenkollegium. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium, eine Oberrealschule, eine Töchterschule und ein Lehrerseminar. Mit dem Bistum verknüpft sind eine Diöcesananstalt und ein theol. Seminar. Die Bevölkerung der Stadt entwickelt viel Gewerbfleiß. Man fertigt unter anderm musikalische (Blech-)Instrumente, Handschuhe, Wachslichter u. s. w.; auch wird starker Gemüsebau getrieben. Ziemlich entfernt (3 km) von der Stadt liegen die vier Vorstädte Schießstatt, Kuklena, Neuköniggrätz und Panchow. Die Stadt war schon 1055 sehr ansehnlich, wurde 1062 befestigt, und das vorhandene alte Schloß wurde 1362 der Königin Elisabeth als Witwensitz angewiesen. Bis dahin hieß die Stadt Hradec. Die 1780—89 erbauten Festungswerke sollen eingebnet werden, sind jedoch noch vorhanden.

In der Gegend von K. wurde 3. Juli die Entscheidungsschlacht des Deutschen Kriegs von 1866, die Schlacht von Königgrätz (häufig, besonders von Franzosen und Engländern, auch Schlacht von Sadowa genannt) geliefert. Die österr. Armee unter Feldzeugmeister Benedek, verbunden mit den sächs. Truppen, hatte sich nach ungünstigen Gefechten (s. Deutscher Krieg von 1866) und dem Verluste von Gitschin nordwestlich von K. versammelt, um hier eine Hauptschlacht anzunehmen. Sie war etwa noch 205 000 Mann stark und hatte eine sehr vorteilhafte Stellung hinter der sumpfigen Bistritz, der rechte Flügel an den schwer zu überschreitenden Trotinabach, der linke an das Dorf Nechanitz gelehnt, die Mitte auf einem terrassenförmig ansteigenden Höhenzuge. Auf diesem standen von rechts nach links das 2., 4. (Chlum-Nedelist), 3. (Lipa-Chlum), 10. österr. und königl. sächs. Armeekorps (Popowitz), sowie die 1. leichte Kavalleriedivision (Problus-Prim). Die Artillerie (an 600 gezogene Geschütze) beherrschte das freie Vorgelände, dessen Entfernungen ihr genau bekannt, zum Teil sogar bezeichnet waren. Für die Batterien waren Geschützstellungen allenthalben eingeschnitten, insbesondere bei Nedelist, Lipa und Chlum. Bei den Dörfern Sadowa und Benatek waren zwei vorliegende Wäldchen als Stützpunkte mit Verhauen versehen. In Reserve standen das 1. Armeekorps bei Rosnitz, das 6. bei Wsestar, das 8. hinter dem sächs. Korps, die 2. leichte Kavalleriedivision bei Nedelist, die 1. und 3. Reservekavalleriedivision bei Sweti, die 2. bei Briza. Über die Elbe waren zwischen Lochenitz und Predmeritz, sowie bei Plaka Kriegsbrücken hergestellt. Die preuß. Armee, über welche König Wilhelm am 2. Juli in Gitschin den Oberbefehl übernommen hatte, sollte für den 3. Juli Ruhetag haben, da die Truppen von fortwährenden Märschen und Gefechten sehr angegriffen waren. Die Elbarmee unter General Herwarth von Bittenfeld bildete den rechten Flügel bei Smidar, die Erste Armee nebst dem Kavalleriekorps, unter dem Prinzen Friedrich Karl, stand bei Horsitz; die Zweite Armee, unter dem Kronprinzen, 22 km entfernt bei Königinhof und Gradlitz. Im ganzen betrug die preuß. Streitkraft 220 984 Mann. Am 2. Juli, abends 11 Uhr, ging die Meldung ein, daß die Österreicher über die Elbe vorgegangen seien und den Abschnitt der Bistritz besetzt hätten.

Der König beschloß sogleich den Angriff, und die Befehle zum Vormarsch gingen an alle Korps ab. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl sollte in der Front den Feind beschäftigen, während die des Kronprinzen gegen dessen rechte, die Elbarmee

gegen die linke Flanke ihren Angriff richteten. Um 7 Uhr morgens, 3. Juli, konnten sich die Erste und die Elbarmee schon formieren; um 8 Uhr wurde die Schlacht eröffnet, welche der König von einer Höhe bei Sadowa leitete. Die Österreicher empfingen die Preußen mit einem furchtbaren Artilleriefeuer. Letztere überschritten zwar die Bistritz

Armee in der rechten Flanke des Feindes erschallte. Dort griffen die Garden an und entwickelten ihre ganze Artillerie, welche der österr. Reserve furchtbaren Verlust zufügte. Das 6. Korps erzwang sich den Übergang über den Trotinabach, und Benedek mußte die Stellung seines durch den eigenmächtigen Linksabmarsch des 4. Armeekorps stark gefährdeten

Das Schlachtfeld von Königgrätz.

und kämpften mit großen Verlusten um die Wäldchen von Sadowa und Benatek (General von Gordon), auch Swipwald oder Wald von Maslowed genannt, und die vor der Hauptstellung liegenden Dörfer, fanden aber einen so hartnäckigen Widerstand, daß die Schlacht gegen Mittag zum Stehen kam. Der König hielt mit äußerster Anstrengung das Gefecht durch Artillerie hin, sodaß von jeder Seite an 500 Geschütze hier gegeneinander feuerten, bis gegen 2 Uhr der Kanonendonner der Zweiten

rechten Flügels verändern. Im Centrum zog der König seine letzte Reserve (3. Armeekorps) vor; die Kolonnen des Kronprinzen nahmen mehrere Dörfer und erstürmten endlich die Höhen von Chlum, den Hauptschlüsselpunkt der Stellung Benedeks. Jetzt gab der König Befehl zum allgemeinen Vorrücken und setzte sich selbst an die Spitze der Reservekavallerie. Vor diesem umfassenden Angriff konnten die Österreicher ihre Stellungen nicht mehr behaupten Ihre Batterien feuerten noch bis zum

letzten Augenblick, selbst im Schnellfeuer der Zündnadelgewehre, weshalb viele Geschütze verloren gingen; ihre Reservekavallerie opferte sich heldenmütig, um den Rückzug der ziemlich aufgelösten Infanterie gegen die zur Verfolgung vorbrechende preuß. Kavallerie zu decken, konnte diese aber in einem mörderischen Reitergefecht unter den Augen des Königs nicht aufhalten. Zwischen 3 und 4 Uhr war die Schlacht entschieden, aber der Kampf wütete fort bis unter die Kanonen von K., sodaß die Schlacht über 12 Stunden dauerte. Der konzentrische Vorstoß der drei preuß. Armeen traf hinter der österr. Stellung zusammen. Die Elbarmee war nicht in der Lage, sogleich wirksam eingreifen zu können. Dagegen drang die 11. Division (Zastrow) über Rosnitz und Brizа gegen die im Rückzug befindlichen Massen mit großem Erfolge vor und nahm noch nach 6 Uhr 52 Geschütze sowie 5000 Mann gefangen. 19300 Gefangene, 161 Geschütze und 5 Fahnen waren die Trophäen des Siegs. Der Rückzug der geschlagenen Österreicher ging auf Olmütz, verfolgt von der Armee des Kronprinzen; nur das 10. Korps (Gablenz) und der größte Teil der Kavallerie eilten auf Wien, wohin sich die preuß. Erste und die Elbarmee 5. Juli in Bewegung setzten. Die Schlacht führte zwar zunächst nicht zum Friedensschluß, entschied jedoch den schließlichen Ausgang des ganzen Kriegs.

Vgl. die preuß., österr. und sächs. Generalstabswerke; ferner: Jähns, «Die Schlacht bei K.» (Lpz. 1876), und von Schleinitz, «Vergleichende Betrachtungen über die Schlachten von Belle-Alliance und K.» (Berl. 1876).

Königin der Nacht, Pflanze, s. u. Cereus.

Königinhof (czech. Dvur Králove), eine der ältesten böhm. Ortschaften, im gleichnamigen Bezirk, Station der Linie Pardubitz-Reichenberg-Seidenberg, der Süd-Nordbeutschen Verbindungsbahn, am linken Elbufer gelegen, mit (1880) 6813 E., oft genannt als Auffindungsort der Königinhofer Handschrift, wurde militärisch bekannt durch das Gefecht zwischen preuß. und österr. Truppen vom 29. Juni 1866. K. wurde hierbei durch die 1. preuß. Garde-Infanteriedivision erstürmt.

Königinhofer Handschrift (Rukopis Královdvorský) nennt man das Bruchstück einer altböhm. poetischen Kunstlitteratur, welches in der Stadt Königinhof in Böhmen 1817 von Hanka (s. d.) aufgefunden wurde. Kapitelüberschriften kennzeichnen die Pergamentblättchen als den Überrest einer weit größern Sammlung epischer und lyrischer Gedichte; von letztern enthalten die Blättchen acht, von erstern sechs Proben. Der Charakter der Schrift sowie die Formen der Sprache gehören der Zeit um 1300 an. Der Urtext der Königinhofer Handschrift wurde von Hanka seit 1819 im bloßen Abdrucke wiederholt herausgegeben, und zugleich veranlaßte man Übersetzungen in die meisten europ. Sprachen. Die landläufige deutsche Übersetzung stammt von W. A. Swoboda, zugleich dem Verfasser des histor.-kritischen Vorberichts zur Ausgabe von 1829. Im Anschluß an diese mangelhafte Übersetzung hat Goethe von einem der Lieder unter dem Titel «Das Sträußchen» eine treffliche Bearbeitung geliefert. Eine andere Übersetzung des Ganzen veröffentlichte 1845 Graf Thun mit einer Einleitung von Schafarik. Die kurzen lyrischen Gedichte entsprechen dem schlichten Ausdrucke und der elegischen Innigkeit czech. Volkslieder. Von den epischen Dichtungen schildert das Bruchstück «Udalrich und Jaromir» die Vertreibung der Polen aus Prag 1004; «Benesch Hermanow» den Kampf dieses Führers gegen einen deutschen Fürsten Namens Otto; «Jaroslaw» die Verteidigung des heiligen Berges Hostain bei Olmütz gegen die Tataren 1241 durch einen Heiden dieses Namens. «Ludischa und Lubor» beschreibt ein Kampfspiel am Hofe eines böhm. Teilfürsten im Osten, und «Cestmir und Wlaslaw» ist dem sagenhaften Kampfe des Czechenfürsten Neklan von Prag mit dem saazer Fürsten der Lučanen gewidmet. Der «Zaboj» aber greift in die Zeit zurück, wo die heidnischen Böhmen sich gegen die Christianisierung und Unterdrückung durch einen fremden Kral (König) erheben und dessen Feldherrn Ludiek (Ludwig) vertreiben. An die Auffindung dieser Handschrift knüpft sich zu einem großen Teil die Wiederbelebung der böhm. Litteratur im ersten Viertel des 19. Jahrh.

Zeit und Ort der Auffindung wie die anomale Form der Gedichte, zum Teil auch der Sprache, hatten frühzeitig Mißtrauen gegen die Echtheit des Manuskripts erweckt, und das fast gleichzeitige rätselhafte Auftauchen der sog. Grünberger Handschrift (s. d.) war nicht geeignet, die Bedenken zu zerstreuen. Dazu kam, daß zwei spätere prager Funde: «Das Minnelied König Wenzels» und «Das Lied unter dem Wyschehrad», als wirkliche Fälschungen erkannt und als solche auch allseitig anerkannt wurden. Offen entbrannte aber der Streit, als die Echtheit der Königinhofer Handschrift im Nov. 1858 im «Tagesboten für Böhmen» einen anonymen publizistischen, 1859 in von Sybels «Histor. Zeitschrift» einen wissenschaftlichen Angriff von Büdinger (Wien 1859) erfuhr. Beiden entgegnete Franz Palacky, und es folgten nun eine Reihe von Streitschriften gegen und für die Echtheit, unter denen insbesondere hervorzuheben sind die von Feifalik («Über die Königinhofer Handschrift», Wien 1860) und Jireček («Die Echtheit der Königinhofer Handschrift», Prag 1862). Erneuert hat sich der Streit, als Petruszewicz in Lemberg 1878 Dobrowskys Ansicht, daß die Grünberger Handschrift unecht sei, wieder aufnahm. Ihm stimmte Sembera bei («Libušin Soud jest podvržen», Wien 1879), und als Vašek die Grünberger und die Königinhofer Handschrift für Fälschungen Hankas erklärte («Filologický důkaz», Brünn 1879), glaubte Sembera in W. A. Swoboda und W. Hanka die Dichter der Königinhofer Handschrift gefunden zu haben («Kdo sepsal Rukopis Kralodvorský», Wien 1880); dagegen hielten J. Jireček (im «Časopis Českého Museum», 1878) und V. Brandl («Obrana Libušina Soudu», Brünn 1879; «Uvaha o spise Filologický důkaz» im «Časopis Matice Moravské», 1880) die Echtheit beider Handschriften aufrecht. Die Polemik ist noch nicht zum Abschluß gelangt. Ein Verzeichnis der ältern Ausgaben und Litteratur über die Königinhofer Handschrift ist in J. Jirečeks «Rukověť k dejinám literatury české» (Prag 1875) gegeben; neuere Ausgaben sind von J. Jireček und Fr. Bymazal (1879).

Königin Pelés Haar, fadenförmige Obsidiangebilde, s. unter Obsidian.

König-Karls-Land, s. unter Gillisland.

König-Karls-Südland, s. u. Feuerland.

Königliche Hoheit, s. unter Hoheit.

König-Otto-Bad, Bad bei Wiesau im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Wald-

faſſen, in der ſüdl. Abdachung des Fichtelgebirges, hat drei Stahlſäuerlinge und Eiſenmoorbäder. Das Bad wurde 1836 eröffnet.

Königsadler, ſ. unter Adler.

Königsaue, Grenzfluß zwiſchen Schleswig und Jütland, ſ. unter Aue.

Königsbann, ſ. unter Bann.

Königsberg (poln. Krolewiec), ſtark befeſtigte Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und der Provinz Oſtpreußen, die dritte Reſidenz des preuß. Staats, liegt am Pregel, über welchen hier acht Brücken führen, 7 km von dem Einfluſſe desſelben in das Friſche Haff, an der äußerſten Südgrenze Samlands, von ſeinem Vorhafen Pillau 50, von der Nordküſte Samlands 30 km entfernt, iſt Station der Linie Berlin-K.-Eydtkuhnen der Preußiſchen Staatsbahnen und der Linie Pillau-Lyk der Oſtpreußiſchen Südbahn, und beſteht aus der Altſtadt, dem Löbenicht und dem Kneiphof, welche 1724 zu einer Stadt vereinigt wurden. Die größern Vorſtädte mit eingerechnet, beträgt der Umkreis der Stadt 15 km. Die Stadt, 1255 gegründet und zu Ehren des Königs Ottokar von Böhmen K. genannt, war 1457—1525 die Reſidenz des Hochmeiſters des Deutſchen Ordens und 1525—1618 der preuß. Herzöge. Das Schloß, ein Viereck von 110 m Länge und 70 m Breite bildend, liegt auf einer kleinen Anhöhe. In der Schloßkirche ſetzte ſich Friedrich I. 1701 und Wilhelm I. 1861 die Königskrone aufs Haupt. Die Stadt hat 15 Kirchen, darunter eine katholiſche (1616 erbaut), außerdem ein mennonitiſches Bethaus und eine ſchöne, 1811 errichtete Synagoge. Nur wenige Straßen der innern Stadt ſind gut gebaut. Doch finden ſich in der Königsſtraße, der Junkerſtraße, in der Vordern Vorſtadt, auch in den übrigen Vorſtädten, ſowie im altertümlichen Kneiphof anſehnliche und ſchöne Privathäuſer. Der Kneiphof iſt auf einer Inſel des Pregel auf Pfählen erbaut und vorzugsweiſe Sitz der reichen Kaufmannſchaft. Innerhalb desſelben erhebt ſich der 1332 von dem Hochmeiſter Herzog Lothar von Braunſchweig erbaute Dom, 92 m lang, 26 m breit, mit einem 50 m hohen Turme, einer prachtvollen, großen, 1721 von Joh. Joſua Mosengel vollendeten Orgel, den Gräbern der deutſchen Hochmeiſter und Herzöge von Preußen und der von Wallenrodſchen, 10000 Bände umfaſſenden und wichtige Handſchriften zur preuß. Landes- und Adelsgeſchichte enthaltenden Bibliothek, welche in zwei Zimmern des Turmes aufgeſtellt iſt. Im Dom iſt in einer Seitenkapelle, Stoa Kantiana genannt, Kant begraben. Vgl. Gebſer und Hagen, «Beſchreibung des Doms zu K.» (2 Tle., Königsb. 1833—35). Unter den Bauwerken aus neuerer Zeit zeichnen ſich die öſtl. Feſtungsthore der Stadt, das Sackheimer und Roßgärtner, ſowie das 1879 bedeutend erweiterte Steindammerthor, der

Maßst. 1:216 000 — 4 Kilometer

Topographiſche Lage von Königsberg.

Juſtizpalaſt, die Börſe, die große Küraſſierkaſerne und vor allem das prächtige neue Univerſitätsgebäude (1844—63 erbaut) aus. Im alten Univerſitätsgebäude befindet ſich jetzt die Stadtbibliothek von 30000 Bänden. Von den Denkmälern verdienen die ehernen Statuen König Friedrichs I. (von Jakobi und Schlüter in Berlin gefertigt und 3. Aug. 1802 aufgeſtellt) und Friedrich Wilhelms III. (von Kiß gefertigt und 3. Aug. 1851 enthüllt), das Standbild Kants von Rauch und das Denkmal zum Andenken an die im Deutſch-Franzöſiſchen Kriege von 1870 und 1871 Gefallenen in dem neuangelegten ſchönen Volksgarten, beſondere Erwähnung. Die Befeſtigungen beſtehen aus einem Hauptwalle und 12 weit vorgeſchobenen Forts; innerhalb der Wälle befinden ſich noch zwei große fortifizierte Werke (die Kaſerne Kronprinz auf Herzogsacker und Fort Friedrichsburg). Vor dem Steindammerthor iſt eine ſchöne, ſehr belebte Promenade, die ſog. Hufen, mit vielen Parks, Villen u. ſ. w.

K. ist Sitz des Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen, der Regierung für den Regierungsbezirk K., eines Oberlandes-, Landes- und Amtsgerichts, eines Eisenbahnbetriebsamts, einer Oberpostdirektion, des Landratsamts für den Landkreis K., des Generalkommandos des 1. Armeekorps und des Kommandos der 1. Division, sowie einer Universität. Dieselbe wurde von dem Markgrafen Albrecht I., Herzog von Preußen, 1544 gestiftet (Collegium Albertinum) und zählte unter dem Großen Kurfürsten 1644 über 2000 Studenten, 1884 hingegen nur 925. Der erste Rektor war Georg Sabinus, der Schwiegersohn Melanchthons. Seit ihrer Gründung bis auf die Gegenwart herab lehrten an der Universität sehr bedeutende Männer, wie Baer, Bessel, Burdach, Herbart, Jacobi, Kant, Lobeck, Olshausen, Rosenkranz, Lehrs u. s. w. Ostern 1884 umfaßten die vier Fakultäten 46 ord., 24 außerord. Professoren, 22 Privatdocenten, nebst 2 Lektoren und 4 Sprach- und Exerzitienmeistern. Die Universität hat neun Kliniken, acht Seminare, darunter das 1723 von Friedrich Wilhelm I. für Prediger der polnisch und litauisch redenden Landesgegenden gestiftete, einen 1809 angelegten, später sehr erweiterten botan. Garten, ein anatom. Theater, ein vorzügliches zoolog. Museum, ein Münzkabinett, ein Mineralienkabinett und eine physik. Instrumentensammlung, eine Sammlung von Kunstsachen und Gipsabgüssen nach Antiken und eine sehr schöne, 1811—13 erbaute Sternwarte, welche durch ihre vorteilhafte Lage fast den ganzen Horizont beherrscht und mit den trefflichsten Instrumenten ausgerüstet ist. Die Universitätsbibliothek umfaßt 220000 Bände, darunter viele Handschriften, wertvolle Inkunabeln und kostbare ältere und neuere Kupferwerke. Das geheime Archiv des ehemaligen Ritterordens verwahrt wichtige Urkunden zur preuß. und deutschen Geschichte und hat seit 1811 einen eigenen Direktor. Vgl. Gervais, «Die Gründung der Universität K. und deren Säkularfeier 1644 und 1744» (Danz. 1844); Witt, «Die dritte Jubelfeier der Albertus-Universität zu K.» (Königsb. 1844). Außerdem bestehen zu K. an höhern Unterrichtsanstalten vier Gymnasien (darunter das Collegium Fridericianum), ein Progymnasium, zwei Realgymnasien und eine Höhere Bürgerschule. Von Kunstanstalten sind, außer dem Theater, die durch Benützungen von Schöns 1845 ins Leben gerufene Akademie der Künste und das Stadtmuseum (Gemäldegalerie) zu erwähnen. Ein Konservatorium für Musik wurde 1881 gegründet. Unter den wissenschaftlichen Vereinen haben namentlich die Polytechnische Gesellschaft, die Königliche deutsche Gesellschaft (1741 gestiftet), die Physikalisch-ökonomische Gesellschaft (1799 von Mohrungen nach K. verlegt) und die Altertumsgesellschaft Prussia (seit 1846) eine bedeutendere Thätigkeit entwickelt. Außer vielen andern Humanitätsanstalten bestehen zu K. auch zwei Taubstummeninstitute, eine Blindenanstalt, ein großes Hospital, ein Siechenhaus und drei Waisenhäuser.

K. hat (1880) 140909 meist prot. E., deren hauptsächlichste Nahrungsquelle der sehr bedeutende Handel bildet. Hauptartikel der Ausfuhr sind Getreide und Hülsenfrüchte, der Einfuhr aber Zucker, Thee und Heringe. Der Schiffbau hat gegen früher abgenommen. Obgleich der 10—20 m tiefe Pregel auch größere Seeschiffe zu tragen vermag, können diese doch wegen der seichten Stellen im Haff nicht bis zur Stadt herankommen, sondern müssen bei der Festung und Hafenstadt Pillau anlegen. Den Handel fördern eine Reichsbankhauptstelle, die Ostpreußische General-Landschaftsdirektion nebst Darlehnskasse, eine Vereinsbank, eine Provinzialhilfskasse und ein Kreditverein. Die Fabrikthätigkeit ist nicht ohne Bedeutung. Es bestehen einige größere Maschinenbauanstalten, Eisengießereien, Tabacks-, Seifen-, Lichtfabriken, Färbereien, Gerbereien, Kalk- und Gipsbrennereien, Pianoforte-, Lack- und Wagenfabriken; auch auswärts bekannt und beliebt sind die Zuckerbäckerwaren, besonders der Marzipan.

Der Regierungsbezirk Königsberg hat ein Areal von 21107 qkm, zählt (1880) 1155545 E., worunter 899045 Evangelische, 238398 Katholiken und 12427 Juden; am Kurischen Haff wohnen 45000 Litauer, im Süden 190000 Polen. Der Bezirk zerfällt in die 20 Kreise: Stadt K., Landkreis K. (1051 qkm mit 53143 E.), Fischhausen, Memel, Labiau, Wehlau, Heiligenbeil, Friedland, Rastenburg, Preußisch-Eylau, Gerdauen, Braunsberg, Heilsberg, Rössel, Allenstein, Preußisch-Holland, Mohrungen, Osterode, Neidenburg und Ortelsburg. Vgl. außer den ältern Werken von Arnold und Baczko: Faber, «Die Haupt- und Residenzstadt K.» (Königsb. 1840); Rosenkranz, «Königsberger Skizzen» (Danz. 1842); Jung, «K. und die Königsberger» (Lpz. 1846).

Königsberg in der Neumark, Kreisstadt des Regierungsbezirks Frankfurt in der preuß. Provinz Brandenburg, an dem Oderzufluß Rörike und an der Linie Breslau-Stettin der Preußischen Staatsbahnen, 70 km im Norden von Frankfurt gelegen, bis 1270 dem Bistum Brandenburg gehörig, war früher befestigt und spielte in den Kriegen der brandenb. Markgrafen mit den pommernschen Herzögen eine wichtige Rolle. Die Stadt ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium, ein Lehrerseminar, ein altertümliches Rathaus, mittelalterliche Thore, die älteste und schönste Kirche der Neumark, nämlich die aus dem 13. Jahrh. stammende got. Marienkirche, Backsteinbau, 1884 vollständig renoviert, mit einem neuerbauten, 96 m hohen Turm und zählte (1880) 6568 meist prot. E.

Der Kreis Königsberg zählt (1880) auf 1534 qkm 98521 E.

Königsberg, Stadt im Herzogt. Coburg (s. d.).

Königsblau, eine Bezeichnung für fast alle schönen blauen Farben; gleichbedeutend mit Berliner-, Pariser-, Smalteblau; auch bezeichnet man das mit Indig echt gefärbte Tuch als Königsblau.

Königsborn, Saline, Sol- und Thermalbad, bei Unna in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hamm, zählt 800 E. und gehört zur Bürgermeisterei Unna. Besitzerin der Saline, des Bades und der Steinkohlenzeche gleichen Namens ist die Gewerkschaft Königsborn. Die Saline, jetzt die bedeutendste Westfalens, mit 3000 m langen Gradierhäusern und 28 Siedepfannen, produziert jährlich 260000 Ctr. Salz. Das Bad wurde 1884 von 3000 Kurgästen besucht.

Königsbronn, Stadt im württemb. Jagstkreise, Oberamt Heidenheim, nahe der Quelle der Brenz, Station der Linie Aalen-Ulm der Württembergischen Staatsbahnen, hat ein königl. Eisenhüttenwerk und eine chem. Produktenfabrik und zählt (1880) 1308 E.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Königsbrück (wendisch Kinsbork), Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Kamenz, an der Pulsnitz in hügeliger Gegend, durch Sekundärbahn nach Klotzsche mit der Linie Dresden-Görlitz der Sächsischen Staatsbahnen verbunden, 24 km im NNO. von Dresden, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein schönes Schloß mit Park auf einer Anhöhe und ist Hauptort der Standesherrschaft des Grafen Wilding von K., zu welcher noch 11 Dörfer gehören. K. ist Sommerfrischort, zählt (1880) 1960 E. und hat bedeutende Töpferei und Schuhmacherei. Nahe liegt der Keulen- oder Augustusberg, der zum Andenken an Friedrich August II. einen Obelisk trägt.

Königschina oder China regia, s. unter Chinabaum.

Königsdorf-Jastrzemb, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Rybnik, beim Dorfe Ober-Jastrzemb, 12 km im SO. von Loslau, mit gegen 1000 E., ein Badeort mit iod- und bromhaltiger Kochsalzquelle.

Königseck (slaw. Kumzak), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Neuhaus im südöstl. Böhmen, nahe der mähr. Grenze, mit (1881) 2415 E. slaw. Zunge, die neben den städtischen Gewerben zumeist Feldwirtschaft treiben. Die Herrschaft K. soll einst Eigentum des Templerordens gewesen und nach dessen Sturz der Königlichen Kammer anheimgefallen sein. Im 13. Jahrh. kam sie an die Herren von Neuhaus, nach deren Aussterben an die von Slavata und endlich durch Verheiratung als Bestandteil der mähr. Herrschaft Teltsch an die Grafen von Liechtenstein-Podstatzky.

Königsee, Stadt im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, Oberherrschaft, an der Rinne, Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat eine große Farben- und Bleiweißfabrik, Eisengießerei und Maschinenfabrik, Schlauchfabrik, Dampfschneidemühlen, Gipsbrüche und Gipsmühlen, Kunstfärberei mit Dampfbetrieb, Oblatenfabrik, Stroh- und Puppenhutfabrik, bedeutende Dampfbierbrauerei, große Gerbereien und schwunghafte Fabrikation von Schuhwaren aller Art. Im städtischen (3000 Morgen großen) Walde wird vorzüglicher Porzellansand gewonnen. K. zählt (1880) 2640 E., hat ein altes schönes Rathaus und eine schöne neue Kirche im got. Stil. Früher wurde bei K. Bergbau auf Kobalt und Kupfer getrieben, auch erhielten hier die in der Umgegend zahlreich wohnenden Händler mit Medikamenten, Tinkturen (die sog. Balsamträger, welche ganz Deutschland bereisten) die Gewerbescheine ausgestellt, weshalb man diese Heilmittel Königseer Waren nannte; sie werden noch fabriziert, der Vertrieb ist aber in den meisten deutschen Staaten verboten.

Königsegg, Schloß in Württemberg, Donaukreis, Oberamt Saulgau, beim Dorfe Königseggewald (350 E.), das Stammschloß der Standesherrschaft der Grafen von K., zu der noch die Herrschaft Aulendorf im Oberamt Waldsee und in Oberungarn die Herrschaften Oroszlankö und Illava gehören.

Königsfarn, s. unter Osmunda.

Königsfelden, ehemalige Abtei, jetzt Irrenanstalt und Spital im Bezirk Brugg des schweiz. Kantons Aargau, liegt 364 m über dem Meere bei der Station Brugg der Bahn Aarau-Zürich, im Weichbilde des alten Vindonissa, auf der Halbinsel zwischen der Aare und der Mündung der Reuß. Die Abtei, welche aus einem Clarissinnen- und einem Minoritenkloster bestand, wurde 1310 von Elisabeth von Österreich und Agnes von Ungarn an der Stelle errichtet, wo 1308 König Albrecht I. ermordet worden war. Von den Habsburgern, deren Erbbegräbnis sich in der Kirche von K. befand, fürstlich ausgestattet, war die Abtei im 14. Jahrh. eins der reichsten und ansehnlichsten Kloster der Schweiz; aber schon bei dem Tode der Königin Agnes von Ungarn 1364, welche in K. residierte, begann der Verfall und 1528 wurde die Abtei von Bern aufgehoben und in eine Landvogtei verwandelt, deren Vögte bis 1798 den Titel Hofmeister von K. führten. Von den alten Klostergebäuden, die seit der Aufhebung teils als Spital, teils als Wohnung der Hofmeister dienten, ist wenig mehr erhalten, als das gotische, mit vorzüglichen Glasgemälden geschmückte Chor der Kirche. Die meisten andern Gebäude wurden abgetragen, um Raum für die neue musterhaft eingerichtete Irrenanstalt zu gewinnen, die 1872 eröffnet wurde.

Königsfischer, soviel wie Riesenfischer, s. unter Eisvogel.

Königsgeier, s. unter Condor.

Königsgelb ist Auripigment (s. d.) und Chromgelb, s. unter Chrom(-Verbindungen 9).

Königsgesetz (dän.), s. unter Dänemark, Bd. IV, S. 847.

Königsgrube, Steinkohlenbergwerk, s. unter Königshütte.

Königsgrün ist Schweinfurter Grün.

Königshofen, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Mosbach, Amtsbezirk Tauberbischofsheim, an der Tauber und an den Linien Heidelberg-Würzburg und K.-Mergentheim der Badischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1445 E., welche Hopfen, Tabaks- und Weinbau treiben. Hier siegten 2. Juni 1525 die Truppen des Schwäbischen Bundes über die Bauern.

Königshofen im Grabfeld, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, an der fränkischen Saale, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts und war ehemals befestigt, hat ein schönes Rathaus und zählt (1880) 1837 E., welche Landwirtschaft betreiben. K. (Chunegeshoven) war einst ein Königshof, fiel 1354 an Württemberg und wurde 1631 von den Schweden verbrannt. Die Festungswerke wurden seit 1830 abgetragen.

Königshofen, früher Dorf, jetzt zur Stadtgemeinde Straßburg im Elsaß gehörig, Station der Linien Straßburg-Basel, Straßburg-Rothau und Straßburg-Kehl der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, ist bekannt durch den Abschluß der Kapitulation von Straßburg 28. Sept. 1870.

Königshofen (Jak. Twinger von), deutscher Chronist, geb. 1360 zu Straßburg, wurde 1382 zum Priester geweiht, 1394 Kanonikus am Thomasstift in Straßburg und starb 27. Dez. 1420 in Königshofen. Er verfaßte eine deutsche Chronik, welche Weltgeschichte und elsässische Geschichten von 1382 bis 1414 umfaßt, wobei er die Arbeit eines Vorgängers, Fritsche Closener, stark benutzte. Sie ist von Hegel in den «Chroniken deutscher Städte» herausgegeben; einen kürzern von K. verfaßten Auszug gab Schilter (Straßb. 1698) heraus.

Königshütte, Stadt im Kreise Beuthen des Regierungsbezirks Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, erst 1869 durch Zusammenlegung der Gemeinden K., Erdmannswille, Charlottenhof, Pniacki und Theilen von Ober- und Mittel-Lagiewnik, Nieder-Heiduk und Chorzow gebildet, Station

der Linien Gleiwitz-Schwientochlowitz und Breslau-Dziedzitz der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Berginspektion, hat ein Gymnasium und zählt (1880) 27522 meist kath. E. (1871 erst 19536), welche meist im Betriebe des Hüttenwerks K. und des fiskalischen Steinkohlenbergwerks Königsgrube ihren Unterhalt finden.

Das Hüttenwerk Königshütte, 1797 gegründet, seit 1871 in dem Besitz einer Aktiengesellschaft, besteht aus einer Hohofenanlage mit 7 Hohöfen, einer Extraktionsanstalt zur Entkupferung von Kiesabbränden, 3 geschlossenen und 2 Meiler-Coksofenanlagen, einer Eisen- und Metallgießerei, einem Puddlings-, einem Eisen- und einem Stahlwalzwerk, sowie einem Walzwerk für Eisenbahnrad-Bandagen mit 43 Puddelöfen und 49 Schweißöfen, einer Bessemer-Stahlanlage, einer Anlage zur Erzeugung von Martinstahl, einer Räderfabrik, einer Reparaturwerkstatt, einer Schmiede, einer Gasanstalt, einer Fabrik für feuerfeste Ziegel, einer Zinkhütte und der Gräfin-Laura-Steinkohlengrube. Das Werk produzierte vom 1. Juli 1883 bis dahin 1884: 76859900 kg Roheisen, 72450 kg silberhaltiges Blei, 69974 kg Cementkupfer, 127278350 kg Coks, 3675330 kg Eisengußwaren, 2085550 kg Reineisen, 19250 kg Metallgußwaren, 44985200 kg Robschienen, 27006600 kg Handelseisen, 2758155 kg Façon- und Modelleisen, 6664792 kg Eisenblech, 2996330 kg Handelsstahl, 3583308 kg Façon- und Modellstahl, 18764400 kg Stahlschienen, 407000 kg Stahlblech, 558100 kg Stahlbandagen, 32499300 kg Ingots Bessemer- und Martinstahl, 1107640 cbm Leuchtgas, 1087249 kg Rohzink, 4346552 kg Chamotteziegeln, 672293500 kg Kohlen aller Art.

Königskerze, Pflanze, s. Verbascum.

Königskuchen, s. Gâteau des Rois.

Königslutter, Stadt in Braunschweig, Kreis Helmstedt, am Elm und an der Lutter, in 141 m Höhe, 13 km westlich von Helmstedt, an der Linie Braunschweig-Helmstedt der Braunschweiger Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke, Papier-, Tuch-, Stärke-, zwei Zuckerfabriken, Kalkbrennerei, Bierbrauereien, bedeutende Steinbrüche und zählt (1880) 2712, mit den anstoßenden Gemeinden Oberlutter und Stift Königslutter 4615 meist prot. E. Vor der Stadt liegt das alte große Kloster zu St. Petri und Paul, eine ehemals bedeutende Benediktinerabtei mit schöner Stiftskirche, der schönsten Basilika in Norddeutschland; darin ein herrlicher Kreuzgang und die Grabstätten des Kaisers Lothar II., seiner Gemahlin Richenza und des Herzogs Heinrich des Stolzen von Bayern. Die Stadt wurde 1433 von den Braunschweigern und später im Dreißigjährigen Kriege (1640) nochmals zerstört.

Königsmark (Maria Aurora, Gräfin), die Geliebte Augusts II., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, wurde 1669 auf der Insel Worms in Estland geboren. Ihr Vater, Konrad Christoph Graf K., war der älteste Sohn des schwed. Feldmarschalls Johann Christoph Graf K. (geb. 25. Febr. 1600, gest. 20. Febr. 1663) und blieb als holländ. General 1673 bei der Belagerung von Bonn; ihre Mutter war eine Tochter des berühmten schwed. Feldmarschalls Hermann von Wrangel. Aurora entfaltete schon früh große geistige Fähigkeiten, für deren Ausbildung eine vortreffliche Erziehung sorgte, während sie von Kindheit an zu Stockholm, Hamburg, Hannover, Braunschweig u. s. w. das Welt- und Hofleben gründlich kennen lernte. Die Nachricht von dem plötzlichen Verschwinden ihres Bruders, der als schwed. Oberst 1687 in hannov. Diensten stand, dann General in sächs. Diensten wurde, veranlaßte sie, 1694 von Hamburg, wo sie nach dem Tode der Mutter bei der ältern Schwester, der vermählten Gräfin Löwenhaupt, sich aufhielt, nach Dresden zu gehen, um des Kurfürsten Hilfe zu suchen. Bald wurde sie hier die Geliebte desselben und durch ihn 28. Okt. 1696 zu Goslar Mutter des berühmten Marschalls Moritz, Grafen von Sachsen. Gleichzeitig löste sich ihr Verhältnis zum Kurfürsten. Nach mehrfachen Bemühungen wußte sie einen ehrenvollen Ruhesitz im fürstl. Stiftskapitel zu Quedlinburg zu erlangen und wurde im Jan. 1698 zur abteilichen Koadjutorin und zwei Jahre später zur Pröpstin ernannt. Doch unternahm sie auch von hier aus öfters Reisen nach Dresden, Leipzig, Breslau, Hamburg u. s. w. Ihre berühmteste Reise jedoch war die im Auftrage Augusts II. in das Hauptquartier Karls XII. nach Kurland (1702), um diesen zum Frieden zu bewegen. Sie starb nach langen Leiden an der Wassersucht 16. Febr. 1728 zu Quedlinburg, wo sie in der Stiftskirche beigesetzt wurde. Vgl. Cramer, «Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora K.» (2 Bde., Lpz. 1835); Corvin, «Maria Aurora, Gräfin von K.» (Lpz. 1848); Hesekiel, «Nachrichten zur Geschichte des Geschlechts der Grafen von K.» (Berl. 1854).

Ihr Bruder, der letzte seines Stammes, Philipp Christoph Graf K. (geb. 1662), suchte in Hannover mit der Erbprinzessin Sophie Dorothea (s. d.), Gemahlin des Erbprinzen Georg Ludwig, des nachherigen Königs Georg I. von Großbritannien, ein Liebesverhältnis anzuknüpfen. Da er beschuldigt ward, die Erbprinzessin entführen zu wollen, ließ ihn Kurfürst Ernst August am Abend des 1. Juli 1694, wo dies geschehen sollte, im Toilettenzimmer der Prinzessin ermorden. Die Prinzessin blieb lebenslang (32 Jahre) gefangen auf dem Schlosse zu Ahlden. Vgl. Palmblad, «Briefwechsel des Grafen K. und der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle» (Lpz. 1847), und Bülau, «Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen» (Bd. 12, 2. Aufl., Lpz. 1864).

Königspalme, s. unter Oreodoxa.

Königsrinde ist die Rinde von China regia (s. unter Chinabaum).

Königsrot, soviel wie Englischrot.

Königsschlange, s. unter Riesenschlangen.

Königssee oder Bartholomäussee, der schönste See Deutschlands, im oberbayr. Bezirksamte Berchtesgaden (s. d.), der Glanzpunkt der Berchtesgadener oder Königssee-Alpen, am östl. Fuße des 2739 m hohen Watzmann, 5 km von Berchtesgaden, 635 m über dem Meere gelegen, hat mit dem Obersee eine Länge von 8, eine Breite von 1 km und ein Areal von 526 ha bei einer Tiefe von 198 m, und fließt mittels der Alm oder Königsseer Achen in die Salzach ab. Der See ähnelt in seiner landschaftlichen Scenerie dem Vierwaldstättersee, wenn auch die Bildung seiner Gebirgsumgebung eine andere ist. Die ihn einschließenden grauweißen Felswände starren mauerartig über 2000 m fast senkrecht empor und geben nur hier und da einem schmalen Uferraum Raum. Von Osten her rauscht über dunkle Felsblöcke der

Königsbach über 800 m tief herab, und weiter oberhalb stürzt, zwei Wasserfälle bildend, aus einer engen Schlucht der Kesselbach herein. Der Mündung des letztern schräg gegenüber öffnet sich eine Schlucht bis zum Kern des Watzmann und gestattet einen Einblick in die innerste Felswüste der hohen Kalkalpen, in das Eisthal mit der Eiskapelle, einem durch seine beispiellos tiefe Lage (840 m) ausgezeichneten, übrigens nicht bedeutenden Gletscher, der aus dem vom Watzmann herabkommenden, durch Regelation in festes Eis verwandelten Firnschnee gebildet wird. Vor dem Eingang der Schlucht steht eine kleine alte Wallfahrtskapelle; im Hintergrund stürzt der Eisbach mit einem Wasserfall hernieder, um den See zu erreichen. Aus dem mitgeführten Schutt hat sich der Eisbach ein halbinselartiges grünes Vorland gebildet, auf welchem die Kirche St. Bartholomä und ein königl. Jagdschloß stehen, beide 1731 erbaut. Am Bartholomäustage (24. Aug.) kommen hier von allen Seiten, aus allen Schluchten und über die Felswände herab die Züge von Wallfahrern zusammen, um die Kapelle zu besuchen, welche zum Andenken an die im Dienst König Ottokars von Böhmen 26. Juni 1260 gefallenen letzten Sprößlinge des alten Hallgrafengeschlechts der Plain erbaut worden sein soll. Der K. birgt viele feine Fische, besonders Saiblinge (Salmo salvellinus), eine Art Lachsforelle, welche weit versandt werden. Die Salet-Alp, eine aus moos- und grasdurchwachsenen Kalkfelstrümmern bestehende Landenge, trennt die Südostecke des K. von dem einsamen hellgrünen Obersee, dessen 57 ha großes Becken, von steil aufsteigenden Marmorwänden eingeschlossen, ebenfalls ein großartiges Landschaftsbild bietet. Vgl. Simony, «Über Temperatur und Tiefenverhältnisse des K.» (Wien 1874).

Königsstuhl heißt eine in der deutschen Kaisergeschichte denkwürdige Stätte am linken Rheinufer, etwa 300 m unterhalb des ehemaligen Städtchens und jetzigen (1558 E. zählenden) Marktfleckens Rhens oder Rhense (Rense), im preuß. Regierungsbezirk und 9 km oberhalb Koblenz, an der Linie Koln-Bingerbrück der Preußischen Staatsbahnen, schräg gegenüber von Oberlahnstein. Hier stießen die Gebiete der vier rhein. Kurfürsten ganz nahe zusammen: das kölnische Rhens, das trierische Kapellen mit Stolzenfels, das mainzische Lahnstein, das pfälzische Braubach. Der alte K., ein 1376 auf Befehl Karls IV. aus Quadersteinen aufgeführter achteckiger Bau von 7,5 m Durchmesser und 5 m Höhe, hatte 7 Schwibbogen im Cirkel, die auf 9 Pfeilern (einer in der Mitte) ruhten; 14 oben durch ein Eisenthor geschlossene Stufen führten auf die Oberfläche, die ohne Bedachung und von einer gemauerten Bank mit den durch Steinplatten bezeichneten Sitzen der sieben Kurfürsten eingefaßt war. Von den Franzosen 1794 zerstört, wurde der Bau 1843 durch einen Verein von Koblenzern in der alten Gestalt wieder aufgeführt. Auf dem K. versammelten sich die Kurfürsten zur Beratung über deutsche Reichsangelegenheiten, zur Abschließung des Landfriedens, zur Königs- und Kaiserwahl. Zum ersten mal als gewöhnlicher Versammlungsort «von alters her» wird er 1308 bei der Vorwahl Heinrichs VII. erwähnt. Am 16. Juli 1338 kam hier der berühmte erste Kurverein (Kurverein zu Rense) zu Stande. (S. Ludwig IV.) Am 11. Juli 1346 wurde daselbst die Vorwahl Karls IV. getroffen und 21. Aug. 1400 Ruprecht von der Pfalz an Stelle des abgesetzten Wenzel zum König erwählt. Unterhalb des K. ist 1857 im Rhein eine Mineralquelle entdeckt, gefaßt und ans linke Rheinufer geleitet worden, deren Wasser dem Selterswasser sehr ähnlich ist.

Königsstuhl, Berg bei Heidelberg (s. d., Bd. IX, S. 23[b]).

Königstein, die einzige Festung (Sperrfort) des Königreichs Sachsen in der Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna, erhebt sich 10 km von der böhm. Grenze an dem linken Ufer der Elbe als eine majestätische Bergmasse, deren untere Stufe im NW. durch feichte Schluchten mit niedrigen Hügeln verbunden ist, während die obere Stufe die nächste Umgebung hoch überragt und wiederum einen Felsenkranz trägt. Die Oberfläche dieses Felsenkranzes erreicht eine absolute Höhe von 359 und eine solche über dem Elbspiegel von 245,5 m. Nur im NW. führt ein sehr steiler, an drei Stellen verteidigter Zugang auf die Höhe, welche, außer verschiedenen Gebäuden, den Kasematten und Freiplätzen, auch Gärten und ein Wäldchen trägt. Wasser erhält die Besatzung durch einen 190 m tiefen, nie versiegenden Brunnen. Der Bau der obern Festungswerke wurde unter Kurfürst Christian I. 1589 begonnen, aber erst 1731 vollendet. Der K. beherrscht die Elbe und die Dresden-Bodenbacher Eisenbahn und hinderte daher in diesem Bereich im Deutschen Kriege von 1866 die Kommunikation der Preußen mit Böhmen. Die bisher für uneinnehmbar gehaltene Festung diente in bedrängten Zeiten als Zuflucht für die Schätze des Landes und der Fürsten. In Friedenszeiten wird die Festung, einschließlich der kleinen Besatzung, von etwa 460 Menschen bewohnt. Der Berg gehörte erst den Burggrafen von Dohna und kommt als Festung unter seinem jetzigen Namen zuerst gegen Ende des 14. Jahrh. vor. Mit dem Falle der Burggrafen von Dohna (1401) kam K. an die Markgrafen von Meißen und so an Sachsen. Merkwürdige Staatsgefangene daselbst waren der Kanzler Nik. Crell, Patkul, der Porzellanerfinder Böttger, der Alchimist von Klettenberg und Batunin. Vgl. Moser, «Die Festung K. und ihre Umgebung» (Pirna 1872). Am Fuße des Bergs liegt die Stadt Königstein, welche Sitz eines Amtsgerichts und Station der Linie Dresden-Bodenbach der Sächsischen Staatsbahnen ist und (1880) 3788 E. zählt, welche Dampfsägemühlen, Papier-, Cellulose-, Spiegelrahmen-, Holzstoff-, Knopf-, Maschinenfabrilen unterhalten. Gegenüber der Festung erhebt sich der 418 m hohe Lilienstein mit freier Aussicht und einem Restaurationsgebäude. Im Grunde des schnell fallenden Bielabachs liegen die Wasserheilanstalten Königsbrunn und Schweizermühle.

Königstiger, s. unter Tiger.

Königstrank (von Jacobi), s. unter Geheimmittel.

Königswalde, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Kreis Ost-Sternberg, 12 km im NO. von Zielenzig, an einem See, mit 1592 E., welche Seidenweberei treiben.

Königswart, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Plan, an der Linie Wien-Eger der Österreichischen Staatsbahnen, mit (1881) 2112 E., ist Sitz eines Bezirksgerichts. Dazu gehört der Kurort K. mit Trink-, Bade- und Molkenkur, 723 m hoch gelegen. Von den sechs Heilquellen gehören fünf, darunter die Victorsquelle,

zu den stärksten Stahlquellen, während die Richardsquelle ein eisenfreier Säuerling ist. K. hat ein schönes neues Badehaus und ein Schloß, das dem Fürsten Metternich gehört. Die im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerstörte alte Burg wurde später von dem kaiserl. General Grafen Metternich gekauft, der hierauf am Fuße des Bergs, auf welchem die Ruinen der alten Burg liegen, das neue Schloß aufführte, das im J. 1839 von dem österr. Staatskanzler Fürsten Clemens Metternich im ital. Stil restauriert wurde und welches, mit einem schönen Park umgeben, neben einer ansehnlichen Bibliothek, reichen Sammlungen von Kunst- und Naturgegenständen, Waffen, Altertümern, Gemälden, histor. Denkwürdigkeiten und einem großen Münzkabinett, namentlich auch in dem Altar der reichgezierten Schloßkapelle die Gebeine einer Menge Heiliger bewohrt, zu denen häufig gewallfahrtet wird. Der Marmoraltar, ein Geschenk des Papstes Gregor XVI., besteht aus einem einzigen, kunstreich gehauenen Steinblock und ist mit dem blauen Marmor der Säulen aus der abgebrannten St. Paulskirche in Rom eingelegt. In den Parkanlagen befindet sich ein dem Andenken des Kaisers Franz I. errichteter Obelisk.

Königswartha (wendisch Rakecy), Flecken in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Bautzen, am Schwarzwasser, 16 km im NNW. von Bautzen, hat bedeutende Karpfenfischerei und zählt (1880) 1078 E. Hier siegte 19. Mai 1813 Barclay de Tolly über die Franzosen.

Königswasser, s. Goldscheidewasser.

Königswelle, die vertikale Hauptwelle einer Transmission, welche, direkt von einem Motor (meist einer Turbine) angetrieben, die von diesem erzeugte Kraft an mehrere, oft in verschiedenen Geschossen eines Gebäudes gelegene, horizontale Transmissionswellen abgibt, resp. übermittelt.

Königswinter, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Siegkreis, in schöner Lage am Rhein und Siebengebirge, Station der Linie Speldorf-Niederlahnstein der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2809 meist kath. E., worunter viele Steinhauer; auch hat K. Fabriken für feuerfeste Steine, Weinbau und Schiffahrt. K. ist der Geburtsort des Dichters Wolfgang Müller. Über der Stadt erhebt sich der Drachenfels (s. d.).

Königswürger, Vogelgattung, s. Tyrann.

Königs-Wusterhausen, s. unter Wusterhausen.

König-Wilhelms-Kanal, in der Provinz Ostpreußen zwischen der Atmat genannten Mündung des Memelarmes Rus, der Minge und der Stadt Memel. Da das Kurische Haff der Versandung entgegengeht, sichert dieser Kanal die Verbindung zwischen Memel und dem Flusse.

Konin, Kreisstadt im russ.-poln. Gouvernement Kalisch, links an der Warthe, mit 8008 E., darunter viel Juden, ist ein Stapelplatz für Getreide und hat Wollwebereien und Ziegeleien.

Koninck (David de), Tiermaler, geb. zu Antwerpen 1636, gest. in Rom nach 1688, ein Nachahmer des Jan Fyt. Er machte größere Reisen in Frankreich und Deutschland, 1670 kam er nach Rom. Seine Tiere, auch Blumen, Früchte, sind selten und waren schon bei seinen Lebzeiten sehr gesucht.

Koninck (Philipp), holländ. Landschaftsmaler, geb. zu Amsterdam 5. Nov. 1619, gest. daselbst 1689, ebenfalls vom Geiste Rembrandts beeinflußt, von ihm befinden sich Bilder im Haag und im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M.

Koninck oder Coningh (Salomon), Historienmaler und Radierer, geb. 1609 zu Amsterdam, kam bereits als 12jähriger Knabe in die Schule David Colyns, dann zu Moyaert, sein eigentliches Vorbild aber war Rembrandt, dessen Manier er ganz zu der seinen mochte und teilweise, sowohl in der Porträtmalerei als im Radieren erreichte. Im J. 1630 wurde er in die Akademie seiner Vaterstadt aufgenommen. Seine Bilder kommen nicht häufig vor, doch besitzt Dresden, Berlin und Stuttgart einiges. Unter den geätzten Blättern werden seine sitzenden Alten besonders gerühmt.

Konisch (grch.), kegelförmig.

Konisches Pendel, s. Centrifugalpendel.

Konitz, Kreisstadt in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Station der Linien Berlin-Eydtkuhnen, Ruhnow-K. und K.-Laskowitz der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Land-, Schwur- und Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle, hat ein königl. Gymnasium, Eisengießereien und Wollspinnereien und zählt (1880) 9096 meist prot. E. Die Stadt wurde unter den pommerschen Herzögen 1203 erbaut, kam um 1310 in Besitz der Kreuzherren, 1466 an Polen, 1772 an Preußen. Hier siegte 17. Sept. 1455 der Deutschorden über die Polen.

Der Kreis Konitz zählt auf 1409 qkm (1880) 48786 meist kath. E.

Könitz, schwarzburg. Flecken im Landratsamte Rudolstadt, Justizamt Leutenberg, an der Linie Leipzig-Eichicht der Preußischen Staatsbahnen, mit 779 E., einem Schlosse und Eisensteingruben.

Konjektaneen (lat., «Zusammengeworfenes»), soviel wie Notizenbuch.

Konjektur (lat.), d. h. Vermutung oder Mutmaßung, wird vorzüglich von den mutmaßlich richtigen Lesarten gebraucht, die man schon seit früher Zeit in den Schriften der Alten statt der durch die Schreiber der Handschriften oder auf andere Weise verderbten Wörter und entstandenen Lücken herzustellen suchte. Die Wahrscheinlichkeit oder Sicherheit der K. hängt ab vom Scharfsinn des Konjizierenden, von seiner Kenntnis der betreffenden Sprache, namentlich der Epoche, welcher der vorliegende Schriftsteller angehört, und seiner Fähigkeit, in den Geist dieses Schriftstellers einzudringen. Glänzende Beispiele dieser Begabung sind unter vielen andern J. J. Scaliger, in England R. Bentley, in Deutschland G. Hermann, Fr. Ritschl u. a.

Konjitza oder Konitscha, Bezirksort in Bosnien, Kreis Mostar, im N. des Porim Planina an der reißenden obern Narenta, über welche eine steinerne Brücke führt, mit (1879) 1059 E.

Konjugal (lat.), ehelich.

Konjugaten, Algenfamilie, s. unter Algen.

Konjugation nennt man in der Grammatik im allgemeinsten Sinne die Gesamtsumme der Formen, welche an einem Verbum zum Ausdruck der von der betreffenden Sprache überhaupt in das Verbum gelegten Beziehungen entwickelt werden können. In der Fülle der mit dem Verbum verbundenen Beziehungen sind die verschiedenen Sprachstämme außerordentlich verschieden, und geht bei manchen, wie es uns scheint, ins Maßlose; so wird z. B. das Tempus, das wir als Perfektum bezeichnen, in der Sprache der nordamerik. Tscherokesen,

je nach den verschiedenen Modifikationen oder begleitenden Umständen der Handlung, durch vier Formen ausgedrückt: «ich habe gesprochen», «ich habe gewöhnlich, so oft die Umstände es ergaben, gesprochen», «ich habe überhaupt gesprochen», «ich habe gesprochen, daß es die Gegenwärtigen wahrgenommen haben». Ebenso besitzen die finno-tatarischen Sprachen, das Baskische u. a. einen erstaunlichen Reichtum von Konjugationsformen. Der indogerman. Sprachstamm, zu dem auch das Deutsche gehört, ist darin weit mäßiger, und in der Grammatik desselben pflegt man nicht einmal alles, was an sich durch verschiedene Mittel (z. B. Suffixe) von einem zu Grunde liegenden Verbalstamm oder einer Verbalwurzel ausgedrückt werden kann, z. B. die wiederholte, verkleinerte u. s. w. Handlung, in das Konjugationssystem einzurechnen. Vielmehr versteht man hier unter K. die Verbindung eines bestimmten, durch alle Formen durchgehenden Verbalstammes mit nur denjenigen Elementen, welche die Zeitart (dauernde, momentane, vollendete Handlung), die Zeitstufe (Präsens, Imperfektum u. s. w., s. Tempus), den Modus (s. d.), die Person, den Numerus und das sog. genus verbi (Aktiv, Passiv-Medium) bezeichnen.

Da das Prinzip dieser Verbindungen bei allen Verben dasselbe ist, gibt es genau genommen nur eine K. Weil aber die zum Ausdruck der genannten Beziehungen verwendeten Elemente zum Teil verschieden sind, pflegt man die K. einer Sprache in Konjugationsklassen (auch kurzweg Konjugationen genannt) einzuteilen, indem man die dem Gesamtformensystem zu Grunde liegenden gleichartig gebildeten Verbalstämme zum Ausgangspunkt nimmt (so z. B. in den vier K. des Lateinischen nach dem Infinitivstamm: amā-re, monē-re, lege-re, audī-re; ähnlich bei der Einteilung der deutschen K. in starke und schwache; die erste enthält die Wurzelverba, die letztere diejenigen mit sekundärem, abgeleitetem Stamm), oder solche Verba in eine Klasse vereinigt, die einen gleichartig gebildeten Präsensstamm zeigen, letzteres z. B. in der Sanskritgrammatik, von der diese Einteilungsweise in die vergleichende Grammatik der indogerman. Sprachen übergegangen ist. Die Fülle der Konjugationsformen pflegt im Laufe der Sprachentwickelung abzunehmen, so besitzt z. B. das Deutsche, auch in seiner ältesten Form, dem Gotischen, nur noch zwei der ursprünglichen Tempora: das Präsens und das Perfektum (in der deutschen Grammatik in der Regel Imperfektum, auch Präteritum genannt), alle übrigen müssen durch Umschreibung mittels eines Hilfsverbums ausgedrückt werden (umschreibende oder periphrastische K.), so das Perfektum durch «haben» oder «sein», das Futurum durch «werden».

Konjugation (botan.) oder Zygosporenbildung, s. unter Kopulation (botan.).

Konjunktion in der Astronomie, s. unter Aspekten.

Konjunktion (im Erbrecht), s. u. Aereszenzrecht.

Konjunktionen (lat. conjunctio, Verbindung) nennt man in der Grammatik Worte, die in ihrer grammatischen Form unveränderlich (nicht deklinierbar, noch konjugierbar), die ihnen ursprünglich anhaftende mehr oder minder sinnliche Bedeutung so sehr abgeschwächt haben, daß sie nur noch als rein formale Elemente der Sprache erscheinen, bestimmt, Satzteile oder Sätze zueinander in gewisse Beziehungen zu setzen. In der Schulgrammatik pflegt man, mehr oder weniger erschöpfend, die K. einzuteilen nach den logischen Beziehungen, welche sie ausdrücken, ohne Rücksicht auf ihren etymolog. Ursprung und ihre Grundbedeutung. Nach einer solchen, einigermaßen erschöpfenden Klassifikation kann man scheiden: 1) kopulative (verbindende) K.: und, auch; 2) disjunktive (scheidende): oder, entweder — oder; 3) adversative (entgegensetzende): aber, sondern u. s. w.; 4) komparative (vergleichende): wie, als; 5) deklarative (Inhalt angebende), z. B. «ich sage, daß»; 6) temporale (Zeit bezeichnende): wenn, als u. s. w.; 7) kausale (Grund bezeichnende): denn, weil; 8) konsekutive (folgernde): so, daß; 9) finale (Zweck angebende): daß, damit; 10) hypothetische (bedingende): wenn; 11) konzessive (einräumende): obgleich; 12) interrogative (die auch zu den deklarativen gerechnet werden können): ob. Eine histor. Betrachtung muß ein anderes Verfahren einschlagen und die Grundbedeutung der K. suchen, um daraus die verschiedenen Anwendungen abzuleiten, z. B. erklären, wie das deutsche «daß» sowohl deklarativ, wie konsekutiv, wie final, «wenn» sowohl temporal wie hypothetisch sein kann u. s. w. Etymologisch betrachtet sind die K. meistens starr gewordene Formen von Pronomina (z. B. «daß» ist = dem Pronomen «das», die Unterscheidung durch die Orthographie ist eine an sich willkürliche) oder Nomina, z. B. «weil», das vom Substantiv «Weile» kommt.

Konjunktiv ist die grammatische Bezeichnung eines Modus (s. d.) der indogerman. Sprachen, dessen Grundbegriff der Ausdruck des Willens zu sein scheint (während der Optativ den Wunsch ausdrückt). Von diesem Grundbegriffe aus haben sich in den einzelnen Sprachen so mannigfache Anwendungen ausgebildet, daß eine einheitliche Anschauung und Darstellung des Konjunktivgebrauchs in ihnen kaum noch möglich ist. Dazu kommt, daß die Form, die in der Schulgrammatik als K. bezeichnet wird, öfter entweder gar nicht oder nur zum Teil dem ursprünglichen K. (wie ihn das Sanskrit und Griechische zeigen) entspricht, z. B. sind die lat. Konjunktivformen ein Gemisch von ursprünglichem K. und ursprünglichem Optativ, der sog. deutsche K. ist der alte Optativ, was in den slaw. Sprachen K. genannt wird, ist überhaupt keine Modusform.

Konjunktur (vom mittellat. conjunctura, die Verbindung oder das Zusammentreffen gewisser Umstände, die Zeitläufte) nennt man im Handel die Aussichten, welche sich nach Lage des Marktes, besonders nach der jeweiligen Stärke des Angebots und der Nachfrage, für geschäftliche Unternehmungen darbieten. Die Schwankungen der K. wegen der Unübersehbarkeit des heutigen Weltmarktes sind für die moderne Großindustrie eine der verhängnisvollsten Erscheinungen, welche Krisen, Absatzstörungen, große Verluste, Arbeitslosigkeit, Elend im Gefolge haben, andererseits aber auch glücklichen Spekulanten oft große Spielgewinne in den Schoß werfen. Man hat vorgeschlagen, die sog. Konjunkturengewinne, die einzelnen vom Glück Begünstigten ohne alles eigene Verdienst derselben zufallen (z. B. Grundbesitzern in rasch anwachsenden Städten), einer besondern Steuer zu unterwerfen. Indes würde die Ausführung dieses Projekts unter den heutigen Verhältnissen praktisch kaum möglich sein, abgesehen davon, daß solchen ungewöhnlichen Gewinnen auch häufig bald wieder ebenso außerordentliche Verluste entgegentreten.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Konjuszi (russ., Stallmeister), einer der vornehmsten Hofbeamten im alten Rußland, er war der Verwalter des Marstalls und der Pferdeherden, wohl auch Anführer der Reiter. Im moskauischen Reiche stand an der Spitze des Marstalls und des Prikas, welcher denselben verwaltete, der K.-Bojarin; er galt als der erste nach dem Großfürsten und Zaren. Im 17. Jahrh. wurde dieses Amt nicht mehr besetzt und durch den Jasselniczi verwaltet.

Konkāv (lat.) oder hohl, und konvex oder erhaben, sind zwei entgegengesetzte, sich gegenseitig bedingende Begriffe der Mathematik. Eine krumme Linie heißt auf derjenigen Seite konvex gekrümmt, auf welche der Durchschnittspunkt der durch zwei ihrer Punkte gezogenen Tangenten fällt; auf der andern Seite heißt sie konkav gekrümmt. Ebenso gibt es bei krummen Flächen eine konkave und eine konvexe Seite. Bei einer Kugelfläche ist die innere Seite konkav, die äußere konvex; demnach z. B. bei einem Urglase die dem Zifferblatt zugekehrte Fläche konkav, die andere konvex. Ein Linsenglas heißt konkav, wenn es am Rande dicker als in der Mitte ist, ohne daß gerade beide Flächen desselben konkav zu sein brauchen; es heißt dagegen konvex, wenn es in der Mitte dicker als am Rande ist. Über Konkav- und Konvexbrillen, s. Brille.

Konkavspiegel, s. unter Spiegel.

Konklusion (lat.), Schluß, Ende, Beschlußfassung, Schlußfolgerung; konklusiv, schließend, folgernd. (S. Conclusio.)

Konkomitanz (lat., Begleitung) heißt in der kath. Kirche die Lehre, daß, weil in dem Leibe Christi zugleich das Blut enthalten war, auch im heil. Abendmahl infolge der Brotverwandlung mit dem Leibe zugleich das Blut Christi genossen werde, daher die Darreichung des Abendmahls an die Laien unbeschadet der ursprünglichen Stiftung auch nur «unter einerlei Gestalt» erfolgen könne (communio sub una). (S. Abendmahl.)

Konkordanz (lat., Übereinstimmung) nennt man eine Zusammenstellung und Verzeichnung aller Wörter und Gedanken, welche in einer Schrift vorkommen, mit Bezeichnung aller derjenigen Stellen, an welchen eines Wortes oder einer Sache in der Schrift Erwähnung geschieht. Bei den K. der Bibel ist bald der hebr. und griech. Text, bald eine allgemein geltende Übersetzung zu Grunde gelegt. Man unterscheidet hier Verbal- und Realkonkordanzen. Erstere geben eine alphabetische Ordnung aller in der Bibel vorkommenden Wörter und Redensarten mit Angabe von Kapitel und Vers; die letztern geben eine geordnete Zusammenstellung aller auf einen bestimmten Gedanken oder Gegenstand bezüglichen Stellen. Die Anfertigung von biblischen K. fällt schon ins 13. Jahrh., wo Hugo de Sancto-Caro (gest. 1263) eine K. über die Vulgata anfertigen ließ. Später verbesserten dieselbe Arlotto de Prato (um 1290) und Konrad von Halberstadt (im 14. Jahrh.). Nach dem Muster dieser K. wurden dann hebräische K. über das Alte Testament, sowie griechische über die Septuaginta und das Neue Testament, sowie über fast alle neuern Übersetzungen angefertigt. Die erste hebräische K. erschien 1523 in Venedig, welche Rabbi Isaak Nathan anfertigte, verbessert durch Marius de Calasio (Rom 1620). Besser und geordneter ist Burtorfs «Concordantiae bibliorum hebraicorum» (Bas. 1632), welche von Bär (Berl. 1862—63) neu herausgegeben wurde. Die neueste hebräische K. ist von Jul. Fürst (Lpz. 1840). Die erste gedruckte griechische K. lieferte Betulejus (Bas. 1546) und ihr folgten einige andere, wie von Heinr. Stephanus (Par. 1594, Genf 1609), Erasmus Schmid (Wittenb. 1638; neu herausgeg. Glasgow 1819), umgearbeitet von Bruder (Lpz. 1842, 3. Ausg., 2 Bde., 1867, neuer Abdruck 1876—80), excerpiert von Schmoller (Stuttg. 1869). Über die Septuaginta kamen die K. von Kircher (Frankf. 1607), Tromm (Amsterd. und Utr. 1718). Die ältesten K. über die Vulgata erschienen öfters verbessert und mit Zusätzen. Eine neue K. gab F. V. Ducripon (Par. 1838), die erste deutsche K. gab Konr. Agricola (Nürnb. 1609) heraus, welche mehrfach verbessert erschien; die gebräuchlichste ist die von Lankisch (Lpz. und Frankf. 1677, vermehrt von Reineccius, Lpz. 1718). Unter den Realkonkordanzen sind zu nennen die von Büchner (Jena 1757), verbessert von Heubner (14. Aufl., Halle 1873), die von Wichmann (4. Aufl., Lpz. 1806), die von Schott (Lpz. 1827), von Ohm (Lpz. 1812), von Haupt (Quedlinb. 1823—27), Bernhard (Lpz. 1850—51), Hauff (Stuttg. 1828—34). Über den Koran bearbeitete Gust. Flügel eine K. (Lpz. 1842), über Shakspeare Cowden Clarke (Lond. 1845), über Luthers Schriften Lomler (Darmst. 1827—28) u. s. w.

Konkordāt (neulat., Übereinstimmung, Übereinkunft, Vergleich) nennt man jeden zur Feststellung kirchlicher Verhältnisse zwischen dem Papste, als Oberhaupt der röm.-kath. Kirche, und einer weltlichen Regierung geschlossenen Vertrag. Nach strengem röm. Sprachgebrauch schließt der Papst ein K. jedoch nur mit einem kath. Staatsoberhaupt, während die Verträge mit nichtkath. Regierungen nur Konventionen heißen. Dergleichen Verträge konnten erst geschlossen werden, als die röm. Kurie die Undurchführbarkeit ihres mittelalterlichen Anspruchs, alle kirchlichen Verhältnisse allein zu ordnen, erkannt hatte. Sie bezeichneten daher wenigstens ehedem eine notgedrungene Beschränkung der röm. Forderungen, während in der Gegenwart der päpstl. Stuhl durch dergleichen Verträge einen Teil der verlorenen Rechte zurückzugewinnen versucht. Unter den ältern K. ist am berühmtesten das Wormser oder Calixtinische K., welches 23. Sept. 1122 zwischen Calixtus II. und Kaiser Heinrich V. zur Beilegung des Investiturstreites geschlossen ward und seitdem als ein Grundgesetz des deutschen kirchlichen Staatsrechts galt. Der Name K. kommt jedoch erst seit dem Konzil zu Konstanz vor, welches eine Reformation des päpstl. Hofs verlangte. Dieses Konzil nötigte Martin V., 2. Mai 1418 mit der deutschen und der franz., und 12. Juli 1418 auch mit der engl. Nation K. abzuschließen. Doch gelang es den Päpsten im 15. und 16. Jahrh., auch vorteilhafte K. zu Stande zu bringen; so das zwischen Nikolaus V. und Kaiser Friedrich III. geschlossene Aschaffenburger oder Wiener K. vom 17. Febr. 1448, welches die durch fünf Bullen Eugens IV. 1447 gemachten Zugeständnisse (Fürstenkonkordate genannt) wieder aufhob. Auch bei dem K., welches Leo X. mit König Franz I. von Frankreich 18. Aug. 1516 schloß, war der Vorteil auf der Seite des röm. Stuhls. Dagegen mußten besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. die Päpste wichtige Rechte opfern.

Umgekehrt tragen die K. des 19. Jahrh. durchgängig den Charakter der Restauration. Bonaparte schloß als Erster Konsul 15. Juli 1801 mit

Pius VII. das berühmte K. für Frankreich ab, welches, im April 1802 vollzogen, die durch die Revolution entstandene Verwirrung endigte und die Grundlage der kirchlichen Verfassung des Landes ward. Die Freiheit und Öffentlichkeit des kath. Kultus wurde wiederhergestellt, die Zahl der wieder aufgerichteten Bistümer aber gegen früher erheblich beschränkt. Dem Staatsoberhaupt blieb das Ernennungsrecht der Bischöfe, die ihm den Eid der Treue zu leisten hatten, und keine andern Priester weihen durften als solche, die der Regierung genehm waren. Zugleich mit dem K. publizierte Bonaparte 8. April 1802 die «Organischen Artikel», welche vom Papste niemals anerkannt worden sind. Neue Irrungen entstanden, als der Papst durch Verweigerung der kanonischen Bestätigung einiger Bischöfe polit. Zwecke gegen Napoleon zu erreichen suchte. Der Entwurf eines neuen K., über den Napoleon zu Fontainebleau 25. Jan. 1813 mit dem Papst sich einigte, wurde von letzterm zurückgenommen. Ludwig XVIII. schloß daher mit Pius VII. 11. Juli 1817 ein neues K., in welchem das den Freiheiten der Gallikanischen Kirche (s. d.) nachteilige K. von 1516 wieder in Kraft gesetzt und das K. von 1801 nebst den damit verbundenen organischen Artikeln von 1802 aufgehoben wurde. Die Nation nahm jedoch dieses K. mit fast allgemeiner Mißbilligung auf und die Minister sahen sich genötigt, den Gesetzvorschlag, der es vor die Kammer bringen sollte, zurückzunehmen. Zwar kam 1819 zwischen der franz. Regierung und dem Papste eine neue, weniger harte Übereinkunft zu Stande, infolge deren, trotz des Widerspruchs der Kammer, in Frankreich 18 neue Bistümer geschaffen wurden; indessen steht das K. von 1801 noch immer in Frankreich in Kraft. Sehr günstig für den päpstl. Stuhl war das am 16. Febr. 1818 mit Neapel abgeschlossene K. Dasselbe wurde sogleich in Vollzug gesetzt, jedoch unbeschadet der alten Kirchenfreiheit (Monarchia) Siciliens, wo der König geborener Legat a latere war. Auch in dem K. mit Bayern vom 5. Juni 1817, das 1821 in Vollzug trat, wurden, nächst der Verheißung, zwei Bistümer und neun Klöster wiederherzustellen, mehrere dem Papsttum sehr zuträgliche Verfügungen getroffen. Keine eigentlichen K., sondern sog. Cirkumskriptionsbullen sind die auf Grund vorhergegangener Übereinkünfte mit den betreffenden Regierungen erlassenen päpstl. Bullen für Preußen vom 16. Juli 1821 (Bulle De salute animarum), für Hannover 1824 (Bulle Impensa Romanorum pontificum) und für die Staaten der sog. «oberrheinischen Kirchenprovinz» Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt, Nassau und Frankfurt 11. April 1827 (Bulle Ad dominici gregis custodiam). Dieselben ordnen das Verhältnis von Staat und Kirche und die neue Abgrenzung (Cirkumskription) der bischöfl. Sprengel. Zwischen den Niederlanden und der röm. Kirche ward die Konvention vom 28. März 1827 durch die Bulle Impensa Romanorum pontificum abgeschlossen und 18. Juni 1827 publiziert. Die kirchlichen Verhältnisse Spaniens wurden durch ein K. vom 16. März 1851 aufs neue festgestellt. Rußland, das nie ein eigentliches K. mit dem Papste eingegangen, schloß die Übereinkunft vom 15. Aug. 1847 (vom Kaiser ratifiziert 27. Nov.), wonach den röm.-kath. Unterthanen Rußlands freie Religionsübung zugesichert und die neue Diöcese Cherson errichtet wurde.

Die polit. und kirchliche Reaktionsstimmung der fünfziger Jahre hat auch das Konkordatwesen zu neuer Blüte gebracht. Zuerst brach Toscana durch das K. vom 19. Juni 1851, danach Österreich durch das K. vom 18. Aug. 1855 mit den josephinischen Grundsätzen und räumte der Kurie und den Bischöfen Befugnisse ein, welche nicht bloß die Rechte des Staats beeinträchtigten, sondern auch tief in die Volkserziehung und ins Privatleben eingriffen. Von den Staaten der oberrhein. Kirchenprovinz folgten Württemberg (1857) und Baden (28. Juni 1859) nach, während Hessen-Darmstadt nach langen Verhandlungen die Ansprüche der röm. Kirche durch eine Konvention mit dem Bischof von Mainz zu befriedigen suchte. Aber von der Zweiten Kammer verworfen, wurde das badische K. durch einen großherzogl. Erlaß im folgenden Jahre (1860) wieder außer Kraft gesetzt und das Verhältnis des Staats zur kath. Kirche auf dem Gesetzgebungswege geordnet. Ganz denselben Verlauf nahm die Konkordatsangelegenheit 1861 in Württemberg. In Preußen wurde seit Ausbruch des «Kulturkampfes» (1872) das Verhältnis der kath. Kirche im Staate lediglich durch Staatsgesetzgebung geregelt, und demselben Beispiele folgte nach dem Sturze des Ministeriums Dalwigk auch die großherzogl. hess. Regierung. Bayern ist zur Zeit der einzige deutsche Staat, in welchem das K. noch in Kraft steht. Die Regierung des neuen Königreichs Italien hat von vornherein den Grundsatz festgehalten, das Verhältnis von Kirche und Staat lediglich durch staatliche Gesetze festzustellen. Die österr. Regierung verhandelte seit 1861 vergeblich mit Rom über eine Revision des K. Aber nach Proklamation der päpstl. Unfehlbarkeit erklärte sie 30. Juli 1870 das K. einfach für aufgehoben. In Ungarn wurde das placetum regium wieder aufgehoben, in Cisleithanien galt die bestehende, seitdem noch vielfach ergänzte staatskirchliche Gesetzgebung als ausreichend. In Spanien wurde das K. infolge der Septemberrevolution von 1868 außer Kraft gesetzt; doch wurde seit der Restauration des Königtums (1875) über ein neues K. unterhandelt. Vgl. Sarwey in Doves «Zeitschrift für Kirchenrecht» (1862 und 1863); Hübler, ebendaselbst (1863 und 1864). Von kath. Seite: Fink, «De concordatis» (Löwen 1879).

Konkordienbuch bezeichnet die Sammlung aller luth. Bekenntnisschriften. Es sind darin enthalten: 1) die drei Ökumenischen Symbole; 2) die ungeänderte Augsburgische Konfession; 3) die Apologie; 4) die beiden Katechismen Luthers; 5) die Schmalkaldischen Artikel; 6) die Konkordienformel. Die ganze Sammlung erschien zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der Augsburgischen Konfession 25. Juni 1580 zu Dresden und hat seitdem als Corpus doctrinae Lutheranae gegolten. Die besten Ausgaben des lateinischen K. sind die von Tittmann (Meiß. 1827), Hase (3. Aufl., Lpz. 1845), Francke (Lpz. 1846); deutsch und lateinisch zugleich sind die Schriften des K. enthalten in Müllers Sammlung: «Die Symbolischen Bücher der evang. Kirche» (Stuttg. 1847; 4. Aufl., Gütersloh 1876).

Konkordienformel (Formula concordiae) nennt man eins der Symbolischen Bücher (s. d.) der luth. Kirche. Dasselbe sollte die Zerwürfnisse ausgleichen, welche zwischen der Lutherschen und Melanchthonschen Theologenschule nach Luthers Tode entstanden waren. Nachdem die Hoffnung einer Ausgleichung verschwunden, betrieb der

tübinger Kanzler Jakob Andreä das Konkordienwerk im Sinne einer Verständigung der schwäb. und niedersächs. «Lutheraner». Sein von den württemb. Theologen unterschriebenes Glaubensbekenntnis wurde von den niedersächs. Theologen Chemnitz und Chyträus korrigiert (Schwäbisch-niedersächs. Konkordie 1575), danach nochmals von den Württembergern überarbeitet (Maulbronner Formel, Jan. 1576). Der Sturz der wittenberger Philippisten (1574) und die Sorge des Kurfürsten August von Sachsen um seine und seiner Landeskinder luth. Rechtgläubigkeit kam den unermüdlichen Friedensbemühungen Andreäs entgegen. August, der nur Heil sah in Aufstellung eines neuen Symbols, veranstaltete zu Torgau 1576 einen theol. Konvent, an dem Jak. Andreä, Dav. Chyträus aus Rostock, Martin Chemnitz aus Braunschweig, Andr. Musculus, Generalsuperintendent der Mark Brandenburg, Christoph Körner aus Frankfurt a. O. und 12 kursächs. Theologen teilnahmen. Hier wurde auf Grund der ältern Formeln das sog. Torgauische Buch verfaßt, dieses aber, nach Einholung auswärtiger Gutachten, im Kloster Bergen bei Magdeburg 1577 von den erwähnten Theologen, zu denen noch Nik. Selneker aus Leipzig kam, abermals umgearbeitet und nun das Bergische Buch oder die K. (Eintrachtsformel) genannt. Der theol. Charakter derselben ist das strengste schulgerechte Luthertum, das für den Geist Melanchthons fortan keinen Raum in der Kirche ließ und jede Annäherung an die reform. Schwesterkirche unmöglich machte. Die unter den Lutheranern selbst streitigen Artikel sind mit Umsicht und Mäßigung, doch ohne eine völlige Einheit der Lehre herzustellen, entwickelt. Sogar die Absicht, alle luth. Landeskirchen unter der Fahne des neuen Symbols zu vereinigen, schlug fehl. Kirchliche Anerkennung erhielt diese Formel, zum Teil nicht für immer, in Kursachsen, Kurbrandenburg, in 20 Herzogtümern, 24 Grafschaften, 35 Reichsstädten; verworfen dagegen wurde sie in Hessen, Zweibrücken, Anhalt, Pommern, Holstein, Dänemark, Schweden, Nürnberg, Straßburg u. s. w. Übrigens ist die K. ursprünglich deutsch in 12 Artikeln abgefaßt und erst später von Osiander ins Lateinische übersetzt worden. Vgl. Heppe, «Geschichte der lutherischen K. und Konkordie» (Marb. 1858); Frank, «Die Theologie der K.» (4 Bde., Erlangen 1858—65).

Konkrement (vom lat. concrescere), eine durch gegenseitige Verlittung kleinerer Teile entstandene feste Masse, besonders in der Medizin jeder kreide- oder steinähnliche Körper, welcher durch Niederschlag oder Verkalkung in gewissen Flüssigkeiten und Säften des menschlichen Körpers entstand, wie die Venen-, Nieren-, Blasen-, Gallensteine u. a.

Konkreszieren (lat.), zusammenwachsen, ineinander verwachsen, gerinnend sich verdichten; Konkreszenz, das Zusammenwachsen.

Konkret (lat.) heißt das erfahrungsmäßig gegebene Einzelne im Gegensatz zum Allgemeinen oder Abstrakten. Der Ausdruck kommt her vom lat. concrescere (zusammenwachsen), indem in dem bestimmten Einzelnen die Merkmale und Bestimmungen, durch welche dasselbe gedacht wird, miteinander verknüpft sind, während das Denken in allgemeinen Begriffen sie sondert und trennt. Etwas in concreto betrachten heißt daher, dasselbe in einem bestimmten Einzelfalle, in abstracto dagegen, die Sache in allgemeinen Begriffen betrachten. Wenn philos. Systeme, wie das Hegelsche, dem abstrakten Begriffe als dem toten und unfruchtbaren, den konkreten Begriff als lebendigen und fruchtbaren entgegenstellen, so ist unter dem erstern der in der bloßen Innerlichkeit des Denkens wie im Schattenriß skizzierte Begriff, unter dem letztern der in der Erfahrungswelt den ganzen Reichtum seines Inhalts entfaltende Begriff zu verstehen.

Konkretion (lat.), Zusammenwachsung, in der Medizin die organische Verbindung zweier oder mehrerer Teile des menschlichen Körpers, sodaß sie in ihrem Umrisse einen einzigen Körper bilden, z. B. zusammengewachsene Finger, Harn- und Gallensteine u. dgl.

Konkretionen (mineralog.), s. Geoden.

Konkubinat (lat.) nennt das röm. Recht das außereheliche Zusammenleben zweier nicht anderweit verehelichter Personen behufs des bloßen Geschlechtsgenusses und ohne den Zweck, eine Familie zu begründen, ohne affectio maritalis und dignitas uxoris. Der K. war im röm. Staate, wie im ganzen Altertum, erlaubt, wiewohl nicht mit Frauen höhern Standes. Die aus einer solchen Verbindung entsprungenen Kinder (filii naturales) hatten Anspruch auf Alimentation und konnten aus dem Nachlasse des Vaters, dafern keine eheliche Nachkommenschaft vorhanden war, mit der Mutter ein Sechstel als Pflichtteil fordern, auch durch nachträgliche Heirat ihrer Eltern ehelich werden. Nach und nach hatte man den immer mehr um sich greifenden K. zu beschränken gesucht. So hatte Konstantin den Kindern etwas zu hinterlassen verboten und ihn für höhere Staatsbeamte untersagt. Völlig verboten wurde er erst im 9. Jahrh. von Leo Philosophus. Im Mittelalter ist der K. nie als rechtliches Verhältnis behandelt worden. Für das Deutsche Reich untersagten ihn speziell die Polizeiordnungen von 1530 und 1577, die letztere infolge der Beschlüsse des Tridentiner Konzils. Doch wird hier ein derartiges Verhältnis nicht eigentlich bestraft, sondern bloß polizeilich getrennt. Den Namen «natürliche Kinder» räumt der neuere Sprachgebrauch auch denjenigen ein, welche aus einer nur vorübergehenden Geschlechtsverbindung stammen und im röm. Rechte spurii oder vulgo quaesiti heißen, und hat seit der Glosse eine sehr entschiedene Praxis dafür sich ausgesprochen, daß auch noch gegenwärtig von den röm. Grundsätzen Gebrauch zu machen sei, und in manchen Ländern ist sogar noch die Anwendung auf andere uneheliche Kinder, wenigstens wenn der Vater sie anerkannt hatte, verteidigt worden. Vgl. Mayer, «Das Intestaterbrecht der liberi naturales nach dem heutigen röm. Recht» (Tüb. 1838). Neuerdings ist der K. in einzelnen Staaten (Württemberg, Baden, Hessen, Braunschweig, Bayern) landesrechtlich strafbar, wenn durch fortgesetztes häusliches Zusammenleben öffentliches Ärgernis gegeben wird.

Konkubine (lat.), ein mit einem Manne im Konkubinat (s. d.) lebendes Frauenzimmer, Beischläferin, Maitresse.

Konkurrenz (vom frz. concurrence, lat. concurrĕre, d. i. gemeinsam nach einem Ziele laufen) bedeutet teils im allgemeinen den Wettbewerb mehrerer Personen (z. B. um einen ausgeschriebenen Preis, um ein Amt u. dgl.), teils aber und ganz besonders heutzutage den Wettbewerb im Wirtschaftsleben beim Angebot der Waren durch die

Produzenten oder die Händler. Teils durch internationale Schranken (Schutzzölle, Einfuhrverbote), teils durch innere Schranken (Zünfte, Bannrechte) war bis in die Gegenwart hinein die Freiheit jener K. gehemmt. Die Wissenschaft hat für dieselbe namentlich seit der Mitte des 18. Jahrh. (die Physiokraten in Frankreich mit den Losungsworten (laissez faire et laissez passer; Adam Smith in Großbritannien) gekämpft, und in England ist dieses Prinzip durch die sog. Manchesterpartei in allen wesentlichen Punkten zum Siege gebracht worden. (S. Freihandel.) In Deutschland ist erst durch die Gesetzgebung des Deutschen Reichs die freie K. im Innern festgestellt, jedoch sind in der neuesten Zeit wieder einzelne Ansätze zur Rückbildung gemacht worden, und ein nicht geringer Teil der Kleingewerbtreibenden verlangt, unterstützt von andern Elementen, wieder besondern staatlichen Schutz in dem Konkurrenzkampf mit dem Großbetrieb (s. d.). Auch im auswärtigen Handel, in welchem weder Deutschland, noch ein anderes Land außer England vollständig auf das Schutzsystem verzichtet hatte, ist in der neuesten Zeit die freie K. durch verschärfte Zolltarife von Deutschland und mehrern andern Staaten wieder mehr beschränkt worden.

Die Schattenseiten der K. sind namentlich von Sozialisten, wie Fourier und L. Blanc, grell hervorgehoben worden, aber auch die heutige Wissenschaft hat die einseitig optimistische Auffassung der K., wie sich bei den ältern Theoretikern findet, größtenteils aufgegeben. Die freie K. entfesselt mit guten Kräften zugleich die schlechten, und gelegentlich hat es sich gezeigt, daß die letztern überwiegen. Man hat als freie K. angesehen, im Interesse des Gewinns alles das thun zu dürfen, was durch das Strafrecht nicht ausdrücklich verboten ist. Die K. führt vielfach zur innern Verschlechterung der Produkte bei Wahrung des äußern Scheins, also zu einer unsoliden Produktion, auf welche das Schlagwort «billig und schlecht» paßt. Obenein zeigt sich neuerdings, daß aus der freien K. mehr und mehr einzelne übergroße hervorwachsen, mit welchen es die kleinern K. auf die Dauer nicht aufnehmen können; ferner nimmt man wahr, daß in zahlreichen Fällen die geträumte K. überhaupt nicht stattfindet, sondern Verabredung, Koalition, Kombination. (S. Monopol.) Wenn aber auch solche Auswüchse und Mißstände nach Möglichkeit zu bekämpfen sind, so bleibt doch die K. eine in der bestehenden wirtschaftlichen Ordnung unentbehrliche Triebkraft.

Konkurrenz der Verbrechen (Concursus delictorum, nicht zu verwechseln mit Concursus ad delictum, s. d.) nennt man das Zusammentreffen von mehrern, noch unbestraften Verbrechen einer und derselben Person, als Gegenstand gemeinsamer Aburteilung. Hierzu wird vorausgesetzt Mehrheit von Handlungen einer Person. Wo eine Handlung in verschiedenen Trägern ein durch die Normen geschütztes Rechtsgut verletzt oder eine Handlung mit ihrem Erfolge unter verschiedene Strafgesetze gezogen werden kann, spricht zwar die bisherige Doktrin von Idealkonkurrenz (im Gegensatz zu obiger Realkonkurrenz), aber wohl mit Unrecht, selbst nach positivem Recht, da §. 73 des Reichsstrafgesetzbuchs deutlich Vorliegen einer Gesetzeskonkurrenz andeutet, welche dazu führen soll, daß nur dasjenige Gesetz, welches die schwerste Strafe (beziehungsweise Strafart) androht, zur Anwendung gebracht wird. Bei wirklicher K. (Realkonkurrenz) erscheint es unzulässig, je für das einzelne Verbrechen eine besondere Strafe auszusprechen und diese Strafen hintereinander zur Vollstreckung zu bringen. In den Fällen, wo noch keine der mehrern strafbaren Handlungen Gegenstand früherer Aburteilung war, wird eine Gesamtstrafe ausgesprochen, welche in Erhöhung der verwirkten schwersten Strafe besteht und die 15jährige Zuchthaus, 15jährige Festungshaft, 10jähriges Gefängnis nicht übersteigen soll. Wo es sich um Geldstrafen handelt, tritt dagegen eine Kumulation (Häufung) ein. Andererseits ist aber wieder gesondert auf Haft neben einer andern Freiheitsstrafe, wie auf Festungshaft neben Gefängnis zu erkennen, wie auch in besondern Strafgesetzen abweichende Bestimmungen gegeben sind. Realkonkurrenz wird auch dort angenommen, wo die nachträgliche Entscheidung über ein später entdecktes Verbrechen erfolgt, solange die in einem frühern Urteile ausgesprochene Strafe noch nicht vollständig verbüßt, verjährt oder erlassen ist, in welchem Falle eine Zusatzstrafe verhängt wird (Reichsstrafgesetzbuch, §. 79; Strafprozeßordnung, §. 492).

Konkurs ist das unter gerichtlicher Autorität sich vollziehende Verfahren, welches zum Zweck hat, das gesamte, der Zwangsvollstreckung unterliegende Vermögen eines zahlungsunfähigen Schuldners, des Gemeinschuldners (s. d.), zur ausschließlichen gemeinschaftlichen Befriedigung der teilnahmeberechtigten Gläubiger, der Konkursgläubiger, zu verwenden. Es ist also das Vermögen des Gemeinschuldners in Beschlag zu nehmen, in Geld umzusetzen und so teilbar zu machen (Konstituierung der Teilungsmasse), auf der andern Seite sind die teilnahmeberechtigten Forderungen festzustellen (Konstituierung der Schuldenmasse). Der K. ist jetzt für das Deutsche Reich einheitlich geregelt durch die Konkursordnung vom 1. Febr. 1877.

Das frühere gemeine deutsche Konkursverfahren gliederte sich in fest bestimmten, scharf voneinander abgesonderten Stadien. Das sog. präparatorische Verfahren hatte zur Aufgabe, die Voraussetzungen des K. zu prüfen. Das Liquidationsverfahren bezweckte die Feststellung der Schuldenmasse, der im K. zu befriedigenden Forderungen; es begann mit der Aufforderung an die Gläubiger, ihre Forderungen anzumelden, nicht rechtzeitig angemeldete Forderungen wurden von der Teilnahme am K. ausgeschlossen; bestrittene Forderungen wurden in besondern Liquidationsprozessen verhandelt. Das Prioritätsverfahren sollte die Rangordnung der Konkursgläubiger unter sich feststellen; es endigte nach Erledigung etwaiger Rangstreitigkeiten mit dem Prioritätsurteil oder Lokationsurteil. Die Verteilung des Massenerlöses im Distributionsverfahren trat erst ein, wenn über Existenz und Rang aller angemeldeten Forderungen rechtskräftig entschieden und die Masse vollständig liquidiert war; und zwar auf Grund eines Distributionsbescheids. Es war dieses Verfahren ein höchst schwerfälliges und langwieriges, zumal die Zahl der Vorrechte der Konkursprivilegien eine sehr große war und an dem Verfahren auch die Separatisten, die jetzt sog. Absonderungsberechtigten und Aussonderungsberechtigten teilnehmen.

Die Reichskonkursordnung hat im Anschluß an das franz. und das neuere preuß. Recht (Konkursordnung von 1855) das Verfahren weit einfacher

gestaltet. Die Voraussetzungen der Konkurseröffnung prüft das Konkursgericht im Eröffnungsverfahren. (S. Konkurseröffnung.) Die Gläubiger werden zwar auch zur Anmeldung aufgefordert, aber Versäumung der Anmeldefrist hat nicht Ausschluß vom Konkurs zur Folge. Die angemeldeten Forderungen werden nach Betrag und Vorrecht geprüft in einem allgemeinen Prüfungstermin und in etwa notwendig werdenden besondern Prüfungsterminen; die Entscheidung über streitige Forderungen oder Vorrechte ist in gesonderten Prozessen zu betreiben. Nach Abhaltung des allgemeinen Prüfungstermins sollen Abschlagsverteilungen stattfinden, so oft als hinreichende Masse vorhanden ist; ist die Verfilberung der Masse beendigt, so erfolgt die Schlußverteilung. Der K. kann endigen nicht bloß infolge der Schlußverteilung, sondern auch infolge eines Zwangsvergleichs.

Konkurseröffnung erfolgt nach der deutschen Reichskonkursordnung durch Beschluß des Konkursgerichts, nur auf Antrag entweder des Gemeinschuldners selbst oder eines Konkursgläubigers. Sie setzt voraus nicht notwendig Überschuldung, sondern Zahlungsunfähigkeit des Gemeinschuldners, d. h. seine Unfähigkeit, seine fälligen Verbindlichkeiten vollständig zu erfüllen. Daß der Gemeinschuldner Kaufmann sei, ist nicht, wie nach franz. Recht, Erfordernis. Das Vorhandensein jener Voraussetzung hat das Konkursgericht von Amts wegen zu prüfen. Der Antrag kann aber auch dann abgewiesen werden, wenn nach dem Ermessen des Gerichts eine den Kosten entsprechende Konkursmasse nicht vorhanden ist. Der Eröffnungsbeschluß hat die Stunde der Eröffnung anzugeben; wenn dies versäumt worden, gilt als Zeitpunkt der Eröffnung die Mittagsstunde des Tages, an welchem der Beschluß erlassen ist. Mit der K. wird die Konkursmasse ausschließlich für die gemeinschaftliche Befriedigung der Konkursgläubiger verhaftet. (Konkursordnung §§. 64—208.)

Konkursgericht ist das am Konkursverfahren beteiligte Gericht; es entscheidet über die Eröffnung des Konkurses und ist bei der Fortentwickelung desselben in mannigfacher Weise beteiligt, so durch Ansetzung und Leitung der nötigen Termine, durch Entscheidungen, Sicherungs- und Vollstreckungsmaßregeln u. s. w. Zuständig, und zwar ausschließlich, ist für das Konkursverfahren das Amtsgericht, bei welchem der Gemeinschuldner seinen allgemeinen Gerichtsstand hat. Sind mehrere Gerichte zuständig, so schließt dasjenige, bei welchem zuerst die Eröffnung des Verfahrens beantragt worden ist, die übrigen aus. (Konkursordnung für das Deutsche Reich §. 64 fg.)

Konkursgläubiger, s. unter Konkurs.

Konkursmasse ist das dem Konkurs unterliegende Vermögen des Gemeinschuldners. Der Konkurs umfaßt das gesamte Vermögen des Gemeinschuldners, insoweit als es der Zwangsvollstreckung unterworfen ist; er umfaßt aber, nach der Reichskonkursordnung, nur dasjenige Vermögen des Gemeinschuldners, welches ihm bereits gehörte zur Zeit der Konkurseröffnung; ein späterer Erwerb fällt nicht in die Konkursmasse, sondern verbleibt dem Gemeinschuldner zu freier Verfügung.

Konkursordnung (Reichskonkursordnung), s. unter Konkurs.

Konkursverwalter ist der bei einem Konkurs vom Gericht ernannte Bevollmächtigte, welcher das Verwaltungs- und Verfügungsrecht ausübt, da infolge der Konkurseröffnung der Gemeinschuldner die Befugnis verliert, sein zur Konkursmasse gehöriges Vermögen zu verwalten und über dasselbe zu verfügen. Der K. hat die Konkursmasse zu verwalten, zu verfilbern, zur Verteilung unter die Konkursgläubiger zu bringen. Er übt auch das Anfechtungsrecht aus. (S. Anfechtung.) Er hat die angemeldeten Konkursforderungen zu prüfen; sein Widerspruch hindert ihre Befriedigung im Konkurs, sofern er nicht im Wege Rechtens beseitigt wird. Er ist nach der deutschen Reichskonkursordnung unabhängig vom Konkursgericht; zwar steht er unter dessen Aufsicht, aber das Gericht hat nur die Pflichtmäßigkeit, nicht die Zweckmäßigkeit seiner Handlungen zu prüfen. Im Prinzip ist er auch unabhängig von den Konkursgläubigern, jedoch in gewissen Fällen an die Beschlüsse oder Zustimmung der Gläubigerversammlung oder des Gläubigerausschusses gebunden. Er wird bestellt vom Gericht, die Gläubiger haben aber ein Vorschlagsrecht. (Konkursordnung §. 70 fg.)

Konkussion (lat.) nennt man zunächst das Vergehen eines Beamten, wenn er seine Amtsgewalt mißbraucht, um von jemand durch Bedrohung oder Mißhandlung einen ungesetzlichen materiellen Vorteil zu erzwingen; sie kann aber auch von Privatpersonen begangen werden, um rechtswidrig einen Vermögensvorteil zu erzwingen. Wegen K. wurden 1545 der Kanzler Poyet von Frankreich, in England 1621 der Kanzler Bacon von Verulam und 1718 der Lordkanzler Macclesfield entsetzt und zu großer Geld- und langer Gefängnisstrafe verurteilt. Die neuern Gesetzgebungen faßten die K. sehr verschieden auf und bedrohten sie in der Regel mit zeitlichen Freiheitsstrafen. (S. Amtsvergehen und Erpressung.)

Konnaraceen (Connaraceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 150 Arten, die sämtlich den Tropengegenden angehören. Es sind Bäume oder Sträucher, im letztern Falle meist kletternd, mit ein- bis dreiteiligen oder unpaarig gefiederten Blättern und meist traubig gestellten kleinen Blüten. Dieselben sind zwitterig, gewöhnlich regelmäßig gebaut und besitzen einen fünfteiligen Kelch, 5 Kronblätter, 5 oder 10 Staubgefäße und meist 5 Griffel. Die Frucht ist eine gewöhnlich einsamige Kapsel. Die K. schließen sich ziemlich eng an die Leguminosen an. Von einigen Gattungen werden Teile der Frucht gegessen, von andern fanden dieselben sowie die Blätter früher Verwendung in der Medizin.

Könneritz (Jul. Traug. Jak. von), sächs. Justizminister, geb. 31. Mai 1792 in Merseburg, studierte in Wittenberg die Rechte, trat dann in den sächs. Justizdienst und wurde 1828 zum vortragenden Rat im Geheimen Kabinett, 1830 zum Kanzler der Landesregierung, 1831 zum Justizminister ernannt. Mit seinem Namen sind besonders die vier Organisations- und Kompetenzgesetze von 1835 und die Reorganisation des Hypothekenwesens verknüpft. Im J. 1846 legte K. wegen Differenzen mit der Ständekammer bezüglich der Frage der Strafprozeßreform sein Amt nieder, blieb aber Staatsminister ohne Portefeuille mit dem Vorsitz im Gesamtministerium, und leitete namentlich als Präsident die Arbeiten der Kommission für ein sächs. Civilgesetzbuch. Am 13. März 1848 trat er aus dem Staatsdienste und starb 28. Okt. 1866.

Sein Neffe Léonce Robert, Freiherr von K., geb. 4. März 1835 zu Paris, studierte in Leipzig, trat dann in den sächs. Staatsdienst, wurde 1864 Amtshauptmann in Chemnitz, 1874 Kreishauptmann in Zwickau, 1876 in Leipzig und 1. Nov. desselben Jahres zum sächs. Finanzminister ernannt. Im J. 1874 wurde er vom Wahlkreise Borna in den Deutschen Reichstag gewählt, wo er sich der konservativen Partei anschloß.

Könnern, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Saalkreis, 28 km von Halle, in 94 m Höhe, zwischen der Fuhne und der Saale und an der Linie Halle-Halberstadt der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Eisengießerei mit Maschinenfabrik, Malz- und Zuckerfabrik, Ziegelbrennereien, ein Dampfsägewerk und Steinbrüche und zählt (1880) 4158 meist prot. E.

Konnex (lat.), Zusammenhang, Verknüpfung.

Konnexion (lat.), soviel wie Konnex; in der Mehrzahl: einflußreiche Verbindungen und Bekanntschaften.

Konnivieren (lat.), Nachsicht üben, ein Auge zudrücken, durch die Finger sehen; Konnivenz, Nachsicht, stillschweigende Vergünstigung.

Konnotation (neulat.), Anmeldung der Konkursforderungen.

Konoid heißt nach Archimedes die Fläche, welche durch Rotation einer Parabel oder einer Hyperbel um deren Hauptachse erzeugt wird. In der Stereotomie werden unter Konoiden Regelflächen verstanden, deren Geraden parallel sind mit einer Ebene oder mit den Geraden eines Kegels; z. B. die horizontalen Geraden, welche zwei andere Geraden schneiden, liegen auf einem K. (hyperbolischen Hyperboloid).

Konon, ausgezeichneter athen. Flottenführer, wird zum ersten mal in der spätern Zeit des Peloponnesischen Kriegs (413 v. Chr.) als Befehlshaber erwähnt. Er wurde 408 v. Chr. neben Alcibiades und Thrasybul mit dem Kommando der Flotte betraut und ward auch nach dem Sturze des erstern 407 aufs neue durch die Wahl des Volks einer der 10 Strategen. K. erlitt aber 406 bei Lesbos durch Kallikratidas eine Niederlage und wurde im Hafen von Mytilene blockiert, aus welcher Lage ihn der Seesieg der Athener bei den Arginusen wieder befreite. Als er sich im folgenden Jahre nach der Niederlage der Athener bei Ägos-Potämos gegen Lysander nicht mehr zu halten vermochte, entfloh er mit acht Schiffen zu Euagoras nach Cypern und erhielt um 397 von dem König Artaxerxes II. den Befehl über die gegen die Spartaner damals bestimmte neuzubildende pers. Flotte. Im J. 394 erfocht er einen vollständigen Sieg über die lacedämonische Seemacht bei Knidos, vernichtete die Machtstellung der Spartaner in Kleinasien und im Ägäischen Meere und erschien das Jahr darauf mit seiner Flotte in dem Piräeus, wo er sich durch die mit pers. Golde bestrittene Wiederherstellung der Langen Mauern um Athen große Verdienste erwarb. Als die Spartaner durch ihren Bevollmächtigten Antalkidas im J. 392 dem Satrapen Tiridazos in Sardes einen für die Perser sehr günstigen Frieden angeboten hatten, schickten die Athener zur Wahrung ihrer Interessen den K. ebenfalls dahin. K. wurde aber zu Sardes festgenommen, jedoch bald durch den neuen Satrapen Struthas freigelassen und starb in Cypern um 389 v. Chr. Cornelius Nepos schrieb einen (freilich sehr mangelhaften) Abriß seines Lebens. [686—687.

Konon, ein Thrazier von Geburt, war Papst

Konotop, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tschernigow, an der Kursk-Kiewschen Eisenbahn, mit (1882) 9946 E., hat Handel mit Getreide und in der Umgegend starke Bienenzucht.

Konquassation (lat.), Erschütterung, Zerquetschung, Zertrümmerung.

Konquistadoren, s. Conquistadores.

Konrad I., König der Deutschen (911—918), aus vornehmem fränkischen, mit den Karolingern verwandten Geschlecht, wurde nach dem Aussterben derselben im Nov. 911 zum König erwählt. Ein tapferer Kriegsmann, vermochte er doch nicht, das durch die Unbotmäßigkeit und Zwietracht der Großen zerrissene, von den Einfällen der Ungarn heimgesuchte Reich in Ordnung zu bringen. Lothringen ging an Frankreich verloren; Herzog Heinrich von Sachsen versuchte er vergeblich zur Unterwerfung zu bringen. Überhaupt bestrebte er sich, in Verbindung mit den Bischöfen der neu entstehenden Herzogsgewalt entgegenzutreten. In Schwaben gelang es ihm, Erchanger und Berthold zu überwältigen, welche 917 enthauptet wurden; Herzog Arnulf von Bayern mußte besiegt zu den Ungarn flüchten, von wo er zu neuem Kampfe heimkehrte. K. belagerte ihn vergeblich 917 in Regensburg, und in demselben Jahre verheerten die Ungarn das Reich. Endlich erkannte K., daß sein Streben vergeblich war, und gab sterbend seinem Bruder Eberhard und den fränk. Großen den Rat, dem Herzog Heinrich von Sachsen die Krone anzutragen, welcher auch 919 gewählt wurde. K. starb 23. Dez. 918 und wurde in Fulda begraben. Vgl. Waitz, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich I.» (Berl. 1863); Dümmler, «Geschichte des Ostfränkischen Reichs» (Bd. 2, Berl. 1865); Stein, «Geschichte des Königs K. I. von Franken» (Nördl. 1872).

Konrad II. oder der Salier, König der Deutschen und röm. Kaiser (1024—39), der Sohn des fränk. Grafen Heinrich und Urenkel Konrads des Roten, wurde nach dem Erlöschen des sächs. Kaiserhauses mit Heinrichs II. (s. d.) Tode zu Kamba, Oppenheim gegenüber, im Angesicht des versammelten Heerlagers durch die Fürsten aus acht Herzogtümern einmütig zum König gewählt. Gekrönt zu Mainz und auf Karls d. Gr. Thron erhoben zu Aachen, durchzog K. sogleich nach seinem Regierungsantritt die Gauen Deutschlands, um Recht zu sprechen und die Huldigung zu empfangen. Den Landfrieden hielt er kräftig aufrecht. Als in Italien eine Partei den Versuch gemacht, die Krone dem Sohne des Herzogs von Aquitanien zu übertragen, zog K., nachdem er die Anwartschaft auf Burgund sich gesichert und seinen neunjährigen Sohn Heinrich zum Nachfolger hatte wählen lassen, 1026 über die Alpen, züchtigte die aufrührerischen Fürsten und Städte, empfing in Mailand vom Erzbischof Aribert die ital. Königskrone und ließ in Rom, wo er mit Knut d. Gr. zusammentraf, Ostern 1027 von Papst Johann XIX. sich nebst seiner Gemahlin Gisela die Kaiserkrone aufsetzen. Auch stellte er in Unteritalien die Ruhe wieder her und bestätigte die hier angesiedelten Normannen in ihrem Lehnsgebiete, als Hüter der Mark gegen die Griechen. Währenddem empörten sich mehrere Große in Deutschland, unter ihnen sein

Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben. Schnell aber dämpfte K. den Aufruhr. Er setzte Herzog Ernst gefangen, zwang 1031 den König Stephan von Ungarn, welcher mit Markgraf Adalbert von Österreich Krieg führte, zum Frieden, unterwarf dann die Polen, welche die Ostgrenze des Reichs beunruhigten, der deutschen Oberhoheit, nötigte den Grafen Odo von Champagne, der indes eines Teils von Burgund sich bemächtigt hatte, seinen Rechten auf dieses Land zu entsagen, und empfing 1034 in Genf die burgund. Krone und die Huldigung der Großen. Als hierauf Odo mit den Italienern verbündet 1037 den Krieg erneuerte und in Lothringen einfiel, besiegte ihn der Herzog Gozilo in einer blutigen Schlacht bei Bar-le-Duc, in welcher Odo fiel. Gegen die Slawen, die von 1034 bis 1036 in Nordsachsen einfielen, sandte K. seinen Sohn Heinrich, der nach langer, hartnäckiger Gegenwehr derselben über die Elbe ging und ihr Land so lange verheerte, bis sie zur Erneuerung und Erhöhung des Tributs sich verstanden.

Inzwischen waren auch wieder Unruhen in Italien ausgebrochen. Daher zog K. 1036 zum zweiten mal nach Italien, hielt 1037 auf der Reichsversammlung zu Pavia strenges Gericht und ließ den mächtigen Erzbischof Aribert von Mailand, der ihm den Gehorsam verweigerte, sowie später auch die Bischöfe von Vercelli, Cremona und Piacenza, die im Einverständnis mit jenem gestanden, gefangen setzen. Nachdem es jedoch Aribert gelungen, aus dem Gefängnis zu entkommen, griff Mailand zu den Waffen und verteidigte sich gegen den zu einer Belagerung nicht gerüsteten K. so tapfer, daß dieser nach 14 Tagen mit Verlust abziehen mußte. Hier, im Heerlager von Mailand, erließ K. die folgenreiche Konstitution vom 28. Mai 1037, nach welcher auch die kleinern, nicht unmittelbar vom Reiche genommenen Lehne erblich sein und ohne Richterspruch nicht entzogen werden sollten. Darauf wurde der Fürst Pandulf von Capua, einer der trotzigsten Tyrannen Italiens, seines Lehns für verlustig erklärt und der Normann Rainulf mit der Grafschaft Aversa 1038 belehnt. Auf dem Heimwege aus Italien überfiel das Heer des Kaisers infolge ungewöhnlicher Hitze eine ansteckende Krankheit. K. selbst gelangte kränklich über die Alpen zurück. Er ließ in Solothurn seinen Sohn Heinrich als König von Burgund krönen und ging dann, überall die gesetzliche Ordnung herstellend und befestigend, über Ostfranken und Sachsen nach Friesland. Als er zu Utrecht das Pfingstfest feierte, starb er 4. Juni 1039 und wurde im Dom zu Speier begraben. K. gehörte zu den tüchtigsten deutschen Kaisern. Mit fester Kraft gebot er über die Kirche und mit richtiger Einsicht nahm er sich der untern Kreise des Volks gegen die Willkür der Mächtigen an, und indem er die Herzogtümer Franken, Bayern und Schwaben in der Hand des künftigen Königs vereinigte und das verschleuderte Krongut zurückforderte, suchte er die Kaisermacht wieder zu kräftigen. Seine Gattin war die kluge Gisela, des Herzogs Hermann von Schwaben Tochter, sein Sohn und Nachfolger Heinrich III. Vgl. Mücke, «Kaiser K. II. und Heinrich III.» (Halle 1873); Breßlau, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter K. II.» (2 Bde., Lpz. 1879—84).

Konrad III., König der Deutschen (1138—52), der erste aus dem Hause der Hohenstaufen, ein Sohn Friedrichs von Schwaben und einer Tochter König Heinrichs IV., geb. 1093, durch Heinrich V. zum Herzog von Franken ernannt, wurde nach Lothars (s. d.) Tode (1137) von den rhein. Fürsten in unrechtmäßiger Weise, vor festgesetztem Termin, zu Koblenz 7. März 1138 gewählt und von dem päpstl. Legaten am 13. März zu Aachen gekrönt. Kaum 20 J. alt, hatte er im Verein mit seinem Bruder Friedrich von Schwaben dem Kaiser Heinrich V. gegen seine Feinde tapfer beigestanden, war dann nach seiner Rückkehr von einer Wallfahrt ins Gelobte Land als Gegenkönig des von der welfischen Partei gewählten Kaisers Lothar aufgetreten und hatte zu Monza 1128 sich zum König von Italien krönen lassen; doch mußte er gleich seinem Bruder endlich zu Mühlhausen dem Kaiser sich unterwerfen. Seine Tapferkeit, seine Mäßigung und Milde, vorzüglich aber die Furcht der deutschen Fürsten vor der Übermacht des welfischen Hauses vermochten diese, der Wahl der Minderzahl zuzustimmen, mit Übergehung Herzog Heinrichs des Stolzen von Bayern und Sachsen, der die deutsche Königskrone durch Erbrecht und Verdienst bereits als die seinige ansah. Heinrich mußte die Reichsinsignien, in deren Besitz er sich gesetzt hatte, ausliefern und wurde bald darauf von K., dem dessen Übermacht für die Ruhe des Reichs gefährlich schien, aufgefordert, eins der beiden Herzogtümer abzugeben, weil es gegen die Reichssatzungen sei, daß ein Fürst zwei Herzogtümer besitze. Da Heinrich sich weigerte, so sprach der Kaiser die Acht über ihn aus und gab Sachsen an Albrecht von Askanien, Bayern an Markgraf Leopold von Österreich. Heinrich behauptete sich zwar in Sachsen, dagegen mußte er Bayern dem Feinde überlassen. Als er bald darauf 1139 zu Quedlinburg starb, erhielt sein unmündiger Sohn, Heinrich der Löwe, 1142 das Herzogtum Sachsen zurück, das Albrecht wieder abtreten mußte. Welf VI., des verstorbenen Heinrich Bruder, der das Herzogtum Bayern für sich selbst beanspruchte, setzte den Krieg gegen den Markgrafen von Österreich und die Hohenstaufen auf eigene Hand fort, wurde jedoch, als er zum Entsatz der von den beiden hohenstauf. Brüdern K. und Friedrich belagerten welfischen Stadt Weinsberg heranzog, geschlagen und Weinsberg 20. Dez. 1140 genommen.

Als Leopold von Österreich 1141 starb, ward Bayern mit der Mark Österreich an Leopolds Bruder, Heinrich Jasomirgott, verliehen. Als die Kunde von dem Verlust Edessas (1144) nach Europa gelangte, entschloß sich K., von dem Abt Bernhard von Clairvaux ermahnt, einen Kreuzzug nach Palästina zu unternehmen. Um durch seine Abwesenheit die Angelegenheiten des Reichs nicht zu gefährden, ließ er seinen minderjährigen Sohn Heinrich zum König wählen, übertrug ihm unter Leitung des Erzbischofs Heinrich von Mainz die Reichsregierung, legte seine Fehde mit Welf VI., der selbst mitzog, bei und ließ einen allgemeinen Landfrieden beschwören. Dann trat er 1147 mit einem Heere von 70000 Mann, in Begleitung vieler Fürsten und Bischöfe, durch Ungarn über Konstantinopel den Kreuzzug an, von dem er mit Verlust seines Heers unverrichteter Sache 1148 wieder heimkehrte. (S. Kreuzzüge.) Vor ihm schon war der Herzog Welf VI. nach Deutschland zurückgeeilt und hatte hier im Vertrauen auf sein unterwegs mit Roger II. von Sicilien geschlossenes Bündnis die Feindseligkeiten gegen den Kaiser erneuert, wurde aber von dem jungen König Heinrich in

einem Überfalle bei Flochberg 1150 besiegt und konnte bloß durch Vermittelung Friedrichs von Schwaben günstige Friedensbedingungen erlangen. Auch Heinrich der Löwe trat jetzt auf und machte seine Ansprüche auf Bayern wieder geltend. Zu gleicher Zeit wendete sich K.s Schwager, der poln. Herzog Wladislaw, um Hilfe gegen seine Brüder, die ihn aus dem Lande vertrieben hatten, an ihn. Mitten in den Rüstungen zu seinem Krönungszuge nach Italien aber starb K. zu Bamberg 15. Febr. 1152. Da 1150 sein Sohn, der röm. König Heinrich, gestorben und sein zweiter Sohn, Friedrich, erst sieben Jahre alt war, so hatte K. seinen Vetter, Herzog Friedrich III. von Schwaben, zur Nachfolge bestimmt. (S. Friedrich I.) K. war ein Fürst mit Kriegsmut und Gewandtheit des Verstandes begabt und, obgleich ohne eigene gelehrte Bildung, ein Freund der Wissenschaften. Aber trotz seiner persönlichen Tüchtigkeit brachte er es nie zu einer wirklichen Königsgewalt infolge des wiederholten Abweichens von der Erbfolge durch Übergang zu einem andern Fürstengeschlecht.

Vgl. Jaffé, «Geschichte des Deutschen Reichs unter K. III.» (Hannov. 1845); Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (Bd. 4, Braunschw. 1875); Bernhardi, «K. III.» (2 Bde., Lpz. 1883).

Konrad IV., der zweite Sohn Kaiser Friedrichs II. (s. d.), geb. 25. (oder 27.) April 1228 zu Andria, war schon 1237 zu Speier an der Stelle seines abgesetzten Bruders Heinrich VII. (s. d.) von den deutschen Fürsten zum König gewählt und führte bei des Kaisers fortdauernder Abwesenheit in Italien die Regierung in Deutschland. Nachdem er seinem Vater 1238 deutsche Truppen nach Italien zur Verstärkung zugeführt hatte, hielt er im Juni 1239, nachdem von neuem der Bann gegen den Kaiser ausgesprochen war, zu Eger einen Reichstag, wo die Fürsten, auch die Bischöfe, mit Ausnahme des Königs von Böhmen und des Herzogs von Bayern, sich für den Kaiser erklärten und zunächst eine Vermittelung beim Papst versuchten. Als 1241 die Mongolen Deutschland bedrohten, sammelte K. ein Reichsheer bei Eßlingen, das aber wegen des Abzugs der Mongolen nicht zur Thätigkeit kam. Als diese Gefahr vorüber war, fanden die Sendboten des Papstes mehr Gehör; der Erzbischof von Mainz begann den Bürgerkrieg und 1246 wurde der Landgraf Heinrich Raspe (s. d.) von Thüringen zum Gegenkönig gewählt und mit päpstl. Geldern unterstützt. K. verlor 5. Aug. eine Schlacht bei Frankfurt durch Verrat, aber schon 16. Febr. 1247 starb Heinrich Raspe. Statt seiner wurde 3. Okt. Graf Wilhelm von Holland gewählt, der K. 1251 bei Oppenheim zum Rückzug nötigte. Unterdes war 1250 Friedrich II. in Italien gestorben, und K. gab den Kampf in Deutschland vorläufig auf, um sein sicil. Erbreich zu retten. Mit Unterstützung seines Bruders Manfred (s. d.) unterwarf er sich dieses und eroberte im Okt. 1253 Neapel. Aber schon am 21. Mai 1254 starb er, erst 26 J. alt, im Lager bei Lavello. Seinen einzigen zweijährigen Sohn Konradin (s. d.), welchen er in Deutschland hinterließ, hatte er niemals gesehen. Vgl. Schirrmacher, «Die letzten Hohenstaufen» (Gött. 1871).

Konrad der Rote, aus vornehmem Geschlecht, wurde 944 durch König Otto I., der ihm seine Tochter Liutgard zur Frau gab, Herzog von Lothringen und bewährte sich auch 951 auf dessen erstem Zuge nach Italien, sodaß Otto ihn dort 952 als seinen Vertreter gegen Berengar II. zurückließ. Wahrscheinlich weil Otto seine Abmachungen mit letzterm nicht genehmigte, trat K. 953 mit dem ebenfalls unzufriedenen Sohne Ottos, Herzog Ludolf von Schwaben, in Verbindung zu offener Empörung, welche anfangs den König in große Gefahr brachte, bis K. im Juni 954 sich von Ludolf trennte und sich dem Kaiser unterwarf. Lothringen, welches Otto seinem Bruder Bruno, dem Erzbischof von Köln, verliehen hatte, verblieb diesem. Wenn K., wie es heißt, zu seiner Unterstützung die Magyaren herbeigerufen hatte, so zog er nun mit dem Könige zu ihrer Vertreibung aus und fiel in der Schlacht auf dem Lechfelde 9. Aug. 955. Seine Nachkommenschaft gelangte mit Konrad II. dem Salier auf den deutschen Thron.

Konrad der Große, Markgraf von Meißen (1123—56), war der Sohn des Grafen Thimo von Wettin, Markgrafen von Meißen, und um 1098 geboren. In der Fehde mit seinem Vetter, dem Markgrafen Heinrich dem Jüngern von Meißen, geriet er in Gefangenschaft und mußte nun bis zu dessen Tode auf dem Schlosse zu Kirchberg zubringen. Kaiser Lothar ernannte K. zum Nachfolger Heinrichs des Jüngern in der Markgrafschaft Meißen, den er zugleich beerbte. Ebenso folgte er 1136 dem Markgrafen Heinrich in dessen Erblanden und in der markgräfl. Würde in der Lausitz; auch erhielt er 1143 durch den Kaiser die Grafschaft Rochlitz. Seine Gemahlin Lukardis starb 1146, er selbst am 5. Febr. 1157, nachdem er zwei Monate zuvor als Mönch in das Peterskloster getreten, in welchem beide begraben wurden. Die Markgrafschaft Meißen erhielt nach ihm sein Sohn Otto der Reiche. Vgl. Schöttgen, «Geschichte K.s des Großen» (Dresd. u. Lpz. 1745); Posse, «Die Markgrafen von Meißen bis zu K. dem Großen» (Lpz. 1881).

Konrad, Markgraf von Montferrat, bewährte sich 1187 als Verteidiger von Tyrus gegen Saladin, heiratete 1190 die jüngere Tochter des verstorbenen Königs Amalrich I. von Jerusalem, Isabella, und wurde Juli 1191 zum Nachfolger seines unfähigen Schwagers Guido von Lusignan im Königreich Jerusalem erklärt, das freilich erst wiedererobert werden sollte. Im April 1192 vermittelte dann Richard Löwenherz ein weiteres Abkommen, nach welchem K. schon jetzt König ward, während Guido mit Cypern abgefunden wurde. Indessen schon am 28. April wurde K. von einem Assassinen in Tyrus ermordet. Vgl. Ilgen, «Markgraf K. von Montferrat» (Marburg 1880). [s. Konradin.

Konrad der Jüngere, Herzog von Schwaben,

Konrad I., Erzbischof von Mainz (1161—1200), war der Bruder des Pfalzgrafen Otto von Bayern aus dem Hause Wittelsbach, welcher 1180 dort durch Kaiser Friedrich I. die Herzogswürde erhielt. Auch K. war durch Friedrich zu seiner Stellung befördert worden, trennte sich aber schon 1165 von ihm, weil er den von Friedrich bekämpften Papst Alexander III. für den rechtmäßigen hielt, und folgte letzterm nach Rom, wo er die Würde eines Kardinalbischofs der Sabina erhielt, während das mainzer Erzbistum ihm vom Kaiser wieder entzogen und dem bisherigen Reichskanzler Christian I. zugewendet wurde. K. wurde, als Papst und Kaiser 1177 zu Venedig Frieden schlossen, für den Verlust von Mainz mit dem Erzbistum Salzburg entschädigt, das er jedoch 1183 wieder

mit Mainz vertauschte, als man ihn dort nach dem Tode Christians zum zweiten mal wählte. Der Kaiser feierte bei ihm in Mainz das große Ritterfest des J. 1184, vertraute seiner Vermittelung in den neu ausbrechenden Streitigkeiten mit den Nachfolgern Alexanders III. und ließ durch ihn die Vordereitungen zu seinem Kreuzzug treffen. K. befand sich 1197 an der Spitze des deutschen Kreuzheers im Heiligen Lande, kam 1199 nach Deutschland zurück und starb auf dem Rückweg von einer bald darauf unternommenen Reise nach Ungarn 25. Okt. 1200 zu Riedfeld in Mittelfranken. Vgl. Will, «K. von Wittelsbach» (Regensb. 1880).

Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln (1238—61), stellte sich bei dem Kampfe zwischen Kaiser Friedrich II. und den Päpsten auf die Seite der letztern und war mit dem Erzbischof Siegfried III. von Mainz die hauptsächlichste Stütze der sog. Pfaffenkönige Heinrich Raspe von Thüringen und Wilhelm von Holland; seit 1249 wurde er zum päpstl. Legaten über ganz Deutschland ernannt. Außer dem großen kirchenpolit. Streite hatte er noch mancherlei Händel mit seinen Nachbarn, und die Fehde um Flandern verfeindete ihn sogar mit dem König Wilhelm. Als dieser 1256 fiel, bewirkte K. die Wahl Richards von Cornwallis, den er 17. Mai 1257 in Aachen krönte. Das kölner Erzbistum dankte ihm die Grafschaft und Güter seines Hauses, welches mit ihm und seinem ebenfalls geistlichen Bruder ausstarb, und mancherlei andere Erwerbungen; er war dort der Begründer eines straffen Fürstenregiments, gegen welches die Vasallen und Ritter vergeblich ankämpften. K. brach auch 1259 die fast republikanische Selbständigkeit Kölns, damals der größten Stadt in Deutschland, und schwächte die Macht der Patricier durch Hebung der Zünfte. Als der Dom dort abbrannte, legte er 15. Aug. 1248 den Grundstein zu dem got. Prachtbau. Vgl. Burckhardt, «K. von Hochstaden» (Bonn 1843); Cardauns, «K. von Hochstaden» (Köln 1880) und «Regesten des kölner Erzbischofs K. von Hochstaden» in «Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein» (Heft 35, Köln 1880).

Konrad von Marburg, deutscher Kreuzprediger und Ketzermeister des 13. Jahrh., gewann als geistlicher Berater des Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen und Hessen und als Beichtvater der Landgräfin Elisabeth einen weitgehenden Einfluß, welchen er anfangs zum Segen der Kirche ausübte. Später jedoch machte er sich durch die Härte und Leidenschaft, mit welcher er überall Ketzer aufspürte und verfolgte, so verhaßt, daß er 31. Juli 1233 in der Nähe von Marburg von mehrern Edelleuten erschlagen wurde. Vgl. Henke, «Konrad von Marburg» (Marb. 1861); Beck, «Konrad von Marburg» (Bresl. 1871); Hausrath, «Konrad von Marburg» (in «Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts», Lpz. 1883).

Konrad, Schenk von Landeck, Minnesänger, urkundlich von 1271—1304. Sein im Thurgau heimisches Geschlecht versah das Schenkenamt in der Abtei von St. Gallen. Er machte im Dienste Rudolfs von Habsburg mehrere Kriegszüge, auch die Belagerung von Wien 1276 mit. Seine Lieder sind nur in der pariser Handschrift erhalten und in von der Hagens «Minnesingern» (Tl. 1, Lpz. 1838) herausgegeben.

Konrad der Pfaffe, Dichter, verfaßte, wahrscheinlich in Regensburg, 1131 im Dienste Heinrichs des Stolzen eine deutsche poetische Bearbeitung der Rolandssage, auf Grund der altfranz. «Chanson de Roland», die er zuerst in lat. Prosa und aus dieser ins Deutsche übertrug. Von religiöser Begeisterung durchdrungen, läßt er allerdings den nationalen Hintergrund der franz. Dichtung vermissen. Herausgegeben ist es von Schilter im 2. Bande seines «Thesaurus» (Ulm 1728), mit lehrreicher Einleitung über die Sage von W. Grimm (Gött. 1838) und kritisch von Bartsch (Lpz. 1874).

Konrad von Fußesbrunnen, deutscher Dichter aus Niederösterreich, wo er urkundlich 1182—86 erscheint, verfaßte am Anfang des 13. Jahrh. nach dem apokryphen «Evangelium instantiae» sein Gedicht «von unsers Herren Kindheit» in höfischem Stile, mit Einmischung franz. Worte und ritterlicher Schilderungen. Gedruckt in Hahns «Gedichten des 12. und 13. Jahrh.» (Quedlinb. 1840); nach einer wiener Handschrift herausg. von Feifalik (Wien 1859); in kritischer Bearbeitung von Kochendörffer (Straßb. 1881).

Konrad von Heimesfurt, deutscher Dichter, aus dem Ries, urkundlich 1204, wahrscheinlich dem geistlichen Stande angehörend, behandelte im ersten Drittel des 13. Jahrh. in Gedichtform die Himmelfahrt Marias (herausg. von Pfeiffer in Haupts Zeitschrift, Bd. 8); in einer zweiten Dichtung, die die Auferstehung und Höllenfahrt Christi auf Grund des lat. «Evangelium Nicodemi» erzählt, der «Urstende» (in Hahns «Gedichten des 12. und 13. Jahrh.», Quedlinb. 1840), nennt er seinen Namen versteckter in Form eines Akrostichons.

Konrad von Lichtenau, gewöhnlich Conradus Urspergensis genannt, deutscher Chronist, stammte aus einem schwäb. Adelsgeschlecht, lebte eine Zeit lang am kaiserl. Hofe und wurde wahrscheinlich während eines zeitweiligen Aufenthalts in Rom Mönch und 1215 Abt des Prämonstratenserklosters zu Ursperg in Bayern, wo er 1240 starb. Man hielt ihn sonst gewöhnlich für den Verfasser eines für die deutsche Geschichte wichtigen «Chronicon» von Ninus' Zeit bis 1229; wahrscheinlich aber hat er nur das unvollendet gebliebene Geschichtswerk seines Vorgängers im Amte, des Abts Burchard von Biberach, ausgearbeitet und eine Fortsetzung von 1226—29 hinzugefügt. Kaspar Hedion setzte das Werk bis 1537 fort. Die erste Ausgabe besorgte Konr. Peutinger (Augsb. 1515); die neueste erschien in den «Monumenta Germaniae historica» («Scriptores», Bd. 23, Hannov. 1874).

Konrad von Megenberg, deutscher Schriftsteller des 14. Jahrh., der außer verschiedenen lat. Werken zum Teil politischen Inhalts, ein deutsches, das «Buch der Natur», zwischen 1349—51 verfaßte, der erste Versuch einer systematischen Naturgeschichte in deutscher Sprache. Schon im 15. Jahrh. (ohne Ort und Jahr und Augsb. 1475) gedruckt, ist es neuerdings kritisch von Pfeiffer (Stuttg. 1861) herausgegeben.

Konrad von Stoffel, Dichter des 13. Jahrh., den man mit dem urkundlich 1282 vorkommenden straßburger Domherrn Konrad von Hohenstoffeln identifiziert, verfaßte in Nachahmung von Hartmanns «Iwein, dem Ritter mit dem Löwen», seinen «Gauriel von Muntavel, den Ritter mit dem Bocke», für welchen er eine span. Quelle benutzt haben will. Das Werk ist dichterisch unbedeutend und bis auf Bruchstücke noch ungedruckt. Auszug in Pfeiffers «Germania», Bd. 6.

Konrad von Würzburg, einer der formgewandtesten deutschen Dichter des Mittelalters, von großer Produktivität, läßt schon den Verfall der mittelhochdeutschen Poesie in seiner gedehnten, spielenden und überkünstelten Dichtweise bemerken, ist aber vielleicht der vollendetste Meister der Sprache und des Versbaues und schloß sich in seiner Dichtweise an Gottfried von Straßburg an. K. starb 1287 zu Basel, wo er ein später nach ihm benanntes Haus besaß. Sein letztes, nicht von ihm beendetes Gedicht vom Trojanischen Kriege, von dem ein Teil zuerst in Müllers «Sammlung altdeutscher Gedichte» (Bd. 3) erschien, ist durch Roth und Keller (Stuttg. 1858, Anmerkungen von Bartsch, Tüb. 1877) vollständig herausgegeben. Gleichfalls unvollendet ist die auf altfranz. Quelle beruhende Dichtung «Partonopier und Meliur» (herausg. mit den Liedern und Sprüchen, dem Turnei von Nantheiz und Sant-Nicolaus von Bartsch, Wien 1870). Am bedeutendsten zeigt sich K.s dichterischer Beruf in seinen erzählenden Dichtungen geringern Umfangs, unter denen der aus einem höchst seltenen alten Drucke (Frankf. 1573) von Haupt (Lpz. 1844) hergestellte «Engelhard» wohl die erste Stelle einnimmt. Nächst diesen sind zu erwähnen: «Otto mit dem Bart» (herausg. von Hahn, Quedlinb. u. Lpz. 1838; von Lambel in «Erzählungen und Schwänke», 2. Aufl., Lpz. 1883); «Der Welt Lohn», eine allegorische Erzählung, deren Held der Dichter Wirnt von Grafenberg (s. Wigalois) ist (herausg. von Roth, Frankf. 1843); die Legenden von «Silvester» (herausg. von W. Grimm, Gött. 1841) und von «Alexius» (herausg. von Haupt in der «Zeitschrift für deutsches Altertum», Bd. 3, Lpz. 1843). K.s Lobgedicht auf die Jungfrau Maria: «Die goldene Schmiede», das, lyrisch-didaktischen Inhalts, in kurzen Reimpaaren abgefaßt ist, hat W. Grimm (Berl. 1840) herausgegeben.

Konradin, wie er gewöhnlich genannt wird, eigentlich Konrad, Herzog von Schwaben, der letzte Sprößling des schwäb. Kaiserhauses der Hohenstaufen (s. d.), Sohn Konrads IV. (s. d.) und Enkel Kaiser Friedrichs II., geb. 25. März 1252 zu Wolfstein bei Landshut, war erst zwei Jahre alt, als sein Vater in Italien starb. Während seiner Minderjährigkeit, wo er am Hofe seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Bayern, erzogen wurde, hatte Manfred (s. d.) auf das falsche Gerücht von seines Neffen Tode sich die Krone von Sicilien aufgesetzt, erklärte sich aber bereit, dieselbe auf K. zu vererben. Papst Clemens IV. aber, voll Haß gegen das hohenstaufische Geschlecht, vergab das Königreich Sicilien an Karl von Anjou, der nach Manfreds Niederlage und Tod 1266 sich in den Besitz desselben setzte. Bald aber wurden die Italiener der Gewaltherrschaft der Franzosen überdrüssig und luden den rechtmäßigen Erben K. durch Gesandte ein, sein väterliches Reich in Italien in Besitz zu nehmen. Mutig und voll edler Begeisterung zog dieser, begleitet von seinem Jugendfreunde Friedrich, dem Sohne des Markgrafen Hermann von Baden, mit einem Heere von 10000 Mann, das er mit dem durch Verpfändung seiner letzten Hausgüter gewonnenen Gelde gesammelt hatte, im Herbst 1267 über die Alpen. Trotz des vom Papst gegen ihn geschleuderten Bannfluchs gewann er allenthalben zahlreiche Anhänger und seine ersten Unternehmungen gingen glücklich von statten. Einige oberital. Städte und Karls ehemaliger Bundesgenosse, Heinrich von Castilien, Senator von Rom, traten auf seine Seite; eine Schlacht gegen die Franzosen im Arnothal wurde gewonnen; Rom nahm ihn freudig auf, und eine zu seinen Gunsten in Sicilien entstandene Empörung verbreitete sich immer weiter. Doch in der Hauptschlacht bei Tagliacozzo oder Scurcola, 23. Aug. 1268, ward K. durch eine Kriegslist Karls geschlagen und auf der Flucht durch Frangipanis Verrat gefangen genommen. Karl aber ließ 29. Okt. 1268 K. nebst dessen Freunde Friedrich auf dem alten Markte zu Neapel enthaupten. K. starb mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Erhalten sind von ihm noch zwei deutsche Minnelieder, die unter dem Namen «König Konrads des Jungen» in der Manessischen Sammlung stehen. K.s tragisches Schicksal ist von mehrern deutschen Dichtern dramatisch bearbeitet worden, wie z. B. von Raupach und Köster. Im Auftrage des Kronprinzen (nachmaligen Königs Maximilian II.) von Bayern ward die durch Schöpf aus München nach Thorwaldsens Modell ausgeführte Marmorstatue K.s in der Kirche Sta.-Maria del Carmine, wo K.s Gebeine liegen, 1847 aufgestellt. Vgl. Schirrmacher, «Die letzten Hohenstaufen» (Gött. 1871).

Konrektor (neulat., d. i. «Mitrektor»), Amtstitel für Lehrer, welche im Range unmittelbar nach dem Rektor folgen.

Konsanguinität (lat.), Blutsverwandtschaft.

Konsekration, d. i. Einsegnung, Einweihung, nennt man insbesondere die Weihe des Brotes und Weines im Abendmahl (s. d.) Dieselbe besteht im Absingen oder Verlesen der Einsetzungsworte und in der Bekreuzigung der Hostie und des Kelchs durch den Geistlichen. Nach röm. Lehre wird hierdurch Brot und Wein in Christi Leib und Blut verwandelt (consecratio effectiva), nach lutherischer nur die wunderbare Gegenwart des Leibes und Blutes während der Abendmahlshandlung erklärt (consecratio declarativa).

Konsekration oder Dedikation heißt auch bei den Katholiken die seit dem 4. Jahrh. übliche Einweihung neuer Kirchen und Altäre, sowie die Ordination eines Bischofs oder Erzbischofs.

Konsekutiv (neulat.), der Aufeinanderfolge gemäß die Folge bezeichnend; konsekutive Wirkung, spätere Wirkung, Nachwirkung.

Konsens (lat.), wörtlich Einwilligung, wird in Rechtsverhältnissen in verschiedenen Beziehungen erforderlich. Zunächst ist Einwilligung die notwendige Voraussetzung aller Verträge, besonders der danach benannten Konsensualkontrakte des röm. und gemeinen Rechts, wohin von den noch jetzt gangbaren Verträgen der Kauf-, Miet-, Gesellschafts- und Bevollmächtigungsvertrag gehören (Gegensatz: die Realkontrakte, s. d.). Außer dem K. der das Geschäft eingehenden Personen wird bei andern Rechtsgeschäften der K. dritter zur vollen rechtlichen Gültigkeit verlangt. Diese dritten können teils physische, teils juristische Personen sein, zu denen die das Rechtsgeschäft Eingehenden in Abhängigkeitsverhältnissen stehen. Ersteres z. B. bei dem K. der Eltern in die Ehen der Kinder, der militärischen Obern in die Ehen der Soldaten u. s. w., letzteres z. B. bei dem K. der Obrigkeit zur gerichtlichen Verpfändung eines Grundstücks. In gleichem Sinne spricht man von K. der Agnaten bei Veräußerung eines Lehn-, Fideikommiß- oder Stammguts.

Konsensualkontrakt, s. unter Konsens und Vertrag.

Konsentieren (lat.), in etwas willigen, etwas [bewilligen.

Konsequenz im logischen Sinne heißt Folge, d. h. die Bedingtheit eines Urteils durch andere Urteile, welche den Grund desselben enthalten. Jeder Schlußsatz steht im Verhältnis der K. zu seinen Prämissen. (S. Schluß und Syllogismus.) Im ethisch-psychol. Sinne bedeutet K. die Folgerichtigkeit und Stetigkeit des Wollens und Handelns, das Festhalten an einmal gebilligten Zielen und die durch keine Nebenabsichten getrübte Arbeit an der Erreichung derselben.

Konsequenzmacherei nennt man in der Polemik den Kunstgriff, aus den Behauptungen des Gegners sophistisch extreme Folgerungen zu ziehen und die erstern dadurch lächerlich zu machen oder zu widerlegen.

Konservativ (vom lat. conservare, d. h. bewahren, erhalten), im polit. Leben Bezeichnung für diejenige Parteirichtung, deren Prinzip das Festhalten an den hergebrachten Staatsformen und bürgerlichen Zuständen ist. Den Gegensatz zur konservativen bildet die liberale (s. d.) Partei. Während in England, wo die parlamentarischen polit. Parteien zuerst ihre Ausbildung erlangten, die konservative Partei (ebenso wie die liberale) ein im wesentlichen einheitliches großes Ganzes bildet, zerfällt sie in Deutschland und speziell im Reichstage und im preuß. Landtage in verschiedene Fraktionen, deren hauptsächlichste die freikonservative (s. d.) und die deutschkonservative (s. d.) Partei sind.

Konservator (lat., «Erhalter»), Titel für Aufseher von Sammlungen, Kabinetten u. s. w.

Konservatorium (neulat., wörtlich: Erhaltungsanstalt; frz. conservatoire; ital. conservatorio) nennt man eine Musikschule, die den Zweck hat, die Musik zu lehren und in ihrer Reinheit zu erhalten. Anstalten dieser Art entstanden zuerst in Italien. Dieselben sind hier zum Teil fromme Stiftungen einer frühern Zeit und waren anfangs häufig mit Hospitälern verbunden; andere wurden durch die Spenden reicher Privatleute unterhalten. Die Zöglinge, sowohl Knaben wie Mädchen, erhalten in denselben freie Wohnung, Kost, Kleidung und Unterricht im Gesange oder auf Instrumenten. In Neapel gab es ehedem vier Konservatorien für Knaben, in Venedig ebenso viel für Mädchen. Das älteste und berühmteste von jenen war das Conservatorio di Sta.-Maria di Loreto, 1537 von dem Geistlichen Giovanni di Tappia gegründet. Die Zahl der Zöglinge im Loreto betrug gewöhnlich über 200. Jetzt sind in Neapel die Konservatorien gegenwärtig auf eins reduziert, das 1818 in das vormalige Nonnenkloster San-Sebastiano verlegt wurde und den Namen Real Collegio di Musica erhielt. Ein großes K. wurde 1809 in Mailand errichtet. In Frankreich veranlaßte das Bedürfnis einer Bildungsschule für Sänger die Errichtung der ersten Musikschule, die 1784 zur Ecole royale de chant et de déclamation erhoben ward. Erst in der Revolution entwickelte sich dieselbe zu größerer Bedeutung, indem infolge des Mangels an Instrumentalmusikern für die Armeekorps der Konvent im Nov. 1793 die Errichtung eines Institut national de musique dekretierte, welches 1795 eine vergrößerte Einrichtung und den Namen Conservatoire erhielt. Der Unterricht teilte sich in den für Musik und den für Deklamation zur Bildung für das Theater. Das Conservatoire ist zugleich jetzt der Vereinigungspunkt für alle Liebhaber klassischer Musik durch die Konzerte, welche im Saale des Instituts gegeben werden. Die Elementarbücher oder sog. Methoden, welche das Conservatoire unter Cherubinis Direktion für alle Fächer herausgegeben hat, sind in ganz Europa eingeführt. Als die bedeutendsten K. nächst dem pariser galten lange die in Brüssel (seit 1833) und Leipzig (seit 1842). In neuerer Zeit sind aber, besonders in Deutschland, nicht bloß in allen größern Residenzen, sondern selbst in Mittelstädten von Behörden wie durch Privatunternehmer K. errichtet, die es den namhaften ältern Instituten schwer machen, ihre frühere bevorzugte Stellung zu behaupten. Die modernen K. sind den ältern italienischen darin sehr ungleich, daß sie den kunstvollen Sologesang, welchen jene so erfolgreich kultivierten, am wenigsten pflegen.

Konserven nennt man durch geeignete Behandlung haltbar gemachte Nahrungsmittel (s. Konservierung). [vierung.

Konservierung des Holzes, s. Holzkonser-

Konservierung oder **Präservierung der Nahrungsmittel.** Die aus dem Tier- und Pflanzenreiche entnommenen Nahrungsmittel sind mit Ausnahme weniger bei der Aufbewahrung dem mehr oder minder schnell stattfindenden Verderben unterworfen, und im allgemeinen ist diese Gefahr größer bei den noch die organische Struktur und die natürliche Mischung der Bestandteile in sich tragenden Substanzen als bei den aus Pflanzen- oder Tierkörpern ausgezogenen oder durch chem. Prozesse veränderten Stoffen von einfacherer Zusammensetzung, unter welchen einige (z. B. der Zucker) dem Verderben nicht unterliegen, andere (wie die meisten Weinsorten) sogar bis zu einer gewissen Grenze durch die Aufbewahrung an Qualität gewinnen. Da nun die Ansammlung von sehr bedeutenden Vorräten verschiedener Lebensmittel oftmals (wie beim Getreide, Mehl u. s. w.) unumgänglich nötig, in andern Fällen wenigstens die Konservierung größerer und kleinerer Quantitäten (etwa zum Gebrauch auf Seereisen oder zur Aufsparung für die einen frischen Ertrag nicht liefernden Zeiten des Jahres) höchst wünschenswert ist, so ist die Lehre von der Konservierung der Nahrungsmittel in wirtschaftlicher Hinsicht wie in Bezug auf Hygiene von größter Tragweite. Die unwillkommenen und nachteiligen Veränderungen, welche mit den Substanzen organischen (pflanzlichen oder tierischen) Ursprungs im Laufe der Zeit von selbst eintreten, werden durch Gärungs- oder durch Fäulnisvorgänge verursacht, daher der wesentlichste Teil des hier zu behandelnden Gegenstandes sich auf Anwendung solcher Mittel reduziert, welche die Gärung und Fäulnis ausschließen oder ihnen positio entgegenwirken. Gärung wird in den derselben unterliegenden Stoffen überhaupt erzeugt oder begünstigt 1) durch Zutritt der atmosphärischen Luft; 2) durch Feuchtigkeit; 3) durch gewisse Wärmegrade, welche über dem Gefrierpunkt liegen, aber auch nicht zu hoch sind, namentlich nicht in die Nähe des Siedepunktes fallen; 4) durch Berührung mit Fermenten oder Gärungserregern. Faßt man dies ins Auge, so wird man als Hauptmittel zur Konservierung erkennen müssen: Abschluß der Luft, Trocknung, starke Erniedrigung oder Erhöhung der Temperatur, Fernhaltung oder Zerstörung alles dessen, was

als Ferment dienen kann; dazu kommt endlich noch der Gebrauch fäulniswidriger (antiseptischer) Substanzen, welche entweder vermöge ihrer eigenen Unveränderlichkeit die mit ihnen umhüllten Körper schützen oder eine positive chem. Einwirkung ausüben. Mit Beziehung auf Nahrungsmittel überhaupt, sowie deren eigentümliche Gestalt und Beschaffenheit im besondern muß die Anwendung der gedachten Mittel nach Art und Umfang stets gewisse Rücksichten beobachten, indem z. B. vom Trocknen nicht die Rede sein kann bei Dingen, welche ihrer Bestimmung wegen flüssig oder feucht aufbewahrt werden müssen, wie man auch den Nahrungsmitteln keine unangenehmen oder schädlichen antiseptischen Stoffe beimischen darf.

Was die Ausschließung des Luftzutritts betrifft, so kann dieselbe auf sehr verschiedene Weise erreicht werden, und naturgemäß muß zum Teil das Verfahren bei den mancherlei in Betracht kommenden Nahrungsmitteln ein verschiedenes sein. Sofern ein vollständiger Luftausschluß den Umständen nach entweder nicht nötig oder nicht erreichbar ist, begnügt man sich mit einem Zusammenpressen, wodurch die zwischen den Teilen vorhandenen Zwischenräume verkleinert werden, die Menge der einwirkenden Luft also auf das mindeste reduziert und eine möglichst kleine Gesamtoberfläche der Atmosphäre dargeboten wird, zumal wenn noch eine dichte Umhüllung hinzukommt. So werden Feigen, Datteln, Rosinen u. dgl. fest verpackt, Würste und Fleisch gepreßt, Heringe und marinierte Fische (Russische Sardinen, Anchovis) fest eingedrückt. In andern Fällen werden die zu konservierenden Körper mit Firnis überzogen oder mit Flüssigkeiten u. s. w. umgeben. Das Firnissen kann bei Eiern (deren Schale porös ist und Luft durchdringen läßt) angewendet werden, gewöhnlicher aber legt man diese in Mehl oder Kalkmilch. Bekannt ist die Konservierung von Fleisch, Pasteten, Pflaumen, Eiern ꝛc. durch Umgießen mit Fett, sowie die des Fleisches in Gallerte. Die Alten verschlossen sogar ihren Wein nur durch aufgegossenes Öl, wie die Italiener und Griechen heutzutage noch hin und wieder thun. Das beste und am allgemeinsten anwendbare Mittel zum Fernhalten der Luft bleibt indessen Einschließung der aufzuwahrenden Speisen in Blechbüchsen oder Dosen, welche damit so vollständig wie möglich angefüllt und nachher durch Verlöten luftdicht verschlossen werden. Dies wird durch die von Appert erfundene, später durch Fastier, Gunter, Willaumez u. a. in mancherlei Beziehungen abgeänderte und verbesserte Aufbewahrungsmethode erreicht. Auf diese Weise konserviert und versendet man gekochtes Fleisch aus Australien, Südamerika und Texas, Lachs, Hummern, Austern, Beefsteaks, gekochte Gemüse, fertige Suppen ꝛc. Zur Aufbewahrung des Getreides wird das genannte Prinzip schon seit alten Zeiten angewendet in den sog. Kornkellern oder Silos, tiefen mit Korn ganz gefüllten und dann mit Erde bedeckten Erdgruben oder besser aus Ziegeln erbauten unterirdischen Behältern.

Durch das Trocknen, teils an der Luft, teils mittels künstlicher Wärme in Öfen u. s. w. (Dörren), werden Äpfel, Birnen, Pflaumen, Weintrauben, Feigen, Datteln, Getreide, zerschnittene Runkelrüben, Möhren und verschiedene andere Gemüse zu längerer Aufbewahrung geeignet gemacht. Gemüse (Kohl, Spinat, Suppenkräuter u. s. w.) werden nach der von dem Franzosen Masson erfundenen Methode zuerst getrocknet und dann durch kräftiges Pressen in ziemlich dünne Kuchen verwandelt, welche in zugelöteten Kistchen von Weißblech sich jahrelang genießbar erhalten. Die von Grünberg in Berlin 1870 erfundene Erbswurst (s. d.) gehört gleichfalls in die Kategorie der konservierten Nahrungsmittel, die Gemenge sind von animalischen und vegetabilischen Stoffen. Für Getreide hat man mechan. Speicher, d. h. große Behälter, in welchen es nach Bedürfnis bewegt und mittels hindurchgetriebener Luft getrocknet wird. Weizenmehl, welches lange aufbewahrt oder weit versendet werden muß, verträgt dies ohne zu verderben nur dann, wenn es (oder das Getreide vor dem Mahlen) durch Wärme getrocknet wurde. Aus Fleisch stellt man gegenwärtig die so wichtig gewordenen Präparate, das Fleischextrakt (s. d.) und den Fleischzwieback, dar.

Durch Kälte wird das Verderben vieler Lebensmittel aufgehalten; es beruht hierauf die Lagerung des Fleisches, der Küchengewächse, des Biers, der Milch u. s. w. in Eiskellern und Eisschränken oder bei deren Ermangelung in natürlich sehr kühlen Kellern (wie die Felsen-Bierkeller), das Verpacken der Fische in Eis. In Rußland werden viele Lebensmittel monatelang im gefrorenen Zustande, ohne daß sie verderben oder auch nur ihren Geschmack ändern, aufbewahrt. Von wirtschaftlicher Bedeutung für Europa ist die Einfuhr von gefrorenem Fleische aus Sydney in Neusüdwales, welches mit Hilfe von Eismaschinen zum Gefrieren gebracht und auf großen Transportschiffen im gefrorenen Zustande erhalten wird. Andererseits wirkt Kochhitze hemmend auf schon angefangene Gärung und Verderbnis, weshalb z. B. Fruchtsäfte in solchen Fällen durch Auskochen konserviert werden.

Die Fernhaltung der als Ferment wirkenden Stoffe kann teilweise erzielt werden durch Reinlichkeit, oder durch Vorsicht bei Bereitung aufzubewahrender Gemische, oder durch Lüftung (weshalb z. B. Geflügel und Wild im Schatten an freier Luft aufgehängt werden, wo sie sich besser halten als im Keller). Meist aber muß man sich darauf beschränken, vorhandene gärungerregende Teile durch Hitze oder durch Zusatz geeigneter Substanzen zu zerstören oder unwirksam zu machen. In dieser Weise erklärt sich der Nutzen des Erhitzens der Speisen bei Apperts Aufbewahrungsmethode, sowie der gärungs- und fäulniswidrigen Mittel, welche überdies oft zugleich als luftabhaltend, als wasserentziehend und sonst noch verändernd auf die zu konservierenden Körper wirken. Unter diesen Mitteln spielt das Kochsalz eine große Rolle (Einpökeln des Fleisches, Einsalzen der Fische, Einlegen der Gurken, Bohnen und Oliven in Salzwasser); von ähnlicher Wirkung ist der Zucker (beim Einmachen der Früchte, beim Überzuckern oder Candieren der Citronen- und Orangenschalen u. s. w.), der Essig (beim Einmachen der Pflaumen, Kirschen, Gurken u. s. w.), der Weingeist oder Branntwein (bei den in Franzbranntwein eingelegten Pfirsichen, Kirschen, Pflaumen), jedes starke Gewürz, in genügender Menge angewendet, und gewisse Säuren, z. B. die von Kolbe zuerst im großen synthetisch dargestellte Salicylsäure (s. d.), welche für die Konservierung von Fleisch, eingemachten Früchten, Gurken und für das Haltbarmachen von Wein äußerst wirkungsvoll ist, und die von Herzen in Florenz empfohlene Borsäure zum Aufbewahren

von Fleisch. Die Konservierung des Fleisches durch Räuchern beruht auf der ausgezeichneten antiseptischen Eigenschaft gewisser im Holzrauche enthaltener Substanzen (vorzugsweise Kreosot), welche vom Fleische eingesogen werden und vorhandene Fermente töten. Daher wirkt wiederholtes Bestreichen mit Holzessig und nachfolgendes Trocknen oder Einlegen in einen mit Kochsalz versetzten Aufguß des Glanzrußes (von Holzfeuerung) ganz so konservierend wie wirkliches Räuchern, indem beide genannten Substanzen die hier in Betracht kommenden Stoffe des Rauchs enthalten; nur ist die Zubereitung mittels Holzessig nicht wohl praktisch anwendbar, weil der Wohlgeschmack des Fleisches darunter leidet.

Konsiderabel (frz.), ansehnlich, beträchtlich.

Konsideration (lat.), Betrachtung, Erwägung; auch Achtung, Hochachtung.

Konsignation (lat.) heißt diejenige kaufmännische Verkaufskommission (s. Kommissionshandel), bei welcher der Kommissionär dem Kommittenten auf die ihm gesandte Ware einen Vorschuß leistet, was gewöhnlich durch eine Wechselziehung (Tratte) des letztern auf den erstern geschieht. Ein solcher Vorschuß beträgt etwa die Hälfte bis zwei Drittel vom Werte der Ware am Absendungsplatze (Falturawert). Der Kommissionär ist nun zugleich Konsignatar, der Kommittent Konsignant. Die K. ist eine bei überseeischen Unternehmungen sehr gebräuchliche Geschäftsform, in welcher größere Einzelposten von Waren, namentlich Manufakte, abgesetzt werden. Mißbräuchlich nennt man sehr oft Verkaufskommissionen überhaupt, namentlich aber transoceanische, K. Aus dem Vorstehenden erklärt sich der Begriff «konsignieren» von selbst. Auch die Vollmacht, welche ein Cargador oder der Schiffer zum überseeischen Verkauf der ihm anvertrauten Güter empfängt, wird K. oder Pacotille genannt.

Konsignieren wird in der Militärsprache das Bereithalten von Truppenabteilungen in ihren Revieren oder Kasernen, um sie in kürzester Frist zu einer militärischen Thätigkeit ausrücken lassen zu können, genannt. [hinzugerufene Arzt.

Konsiliarius, der zu einer Konsultation (s. d.)

Konsistenz bezeichnet die äußere Beschaffenheit der Materie und ihr Verhalten gegen äußere Angriffe, die durch den Zusammenhang der kleinsten Teile derselben bedingt sind. Ein Körper ist von fester, weicher, harter, breiiger, gallertartiger K.

Konsistorial, zu einem Konsistorium (s. d.) gehörig, darauf bezüglich.

Konsistorialverfassung, s. Konsistorium.

Konsistorium (lat.), eigentlich Ort zur Versammlung, ursprünglich der Ort, wo der Geheime Rat des röm. Kaisers sich versammelte (kaiserl. Kabinett), danach dieser Rat selbst (consistorium principis). Die Beisitzer des kaiserl. Rats, consistoriani, proceres sacri palatii oder auditorii, waren teils ordentliche (comites consistoriani), so der kaiserl. Kanzler und Hofmarschall, teils außerordentlich hinzugezogene, und hatten die wichtigsten Angelegenheiten der Legislation, Administration und Justiz zu beraten. Denselben Namen führt in der kath. Kirche die bei jedem Bischofssitze zur Ausübung der bischöfl. Gerichtsbarkeit bestehende Behörde (bischöfliches Konsistorium), sowie das zur Beratung aller wichtigern kirchlichen Angelegenheiten unter dem Vorsitze des Papstes sich versammelnde Kardinalskollegium. Als in den Ländern der deutschen Reformation die episkopale Gewalt an die Landesfürsten überging (s. Episkopalsystem), wurden zur Ausübung der kirchlichen Gerichtsbarkeit landesfürstliche Konsistorien bestellt, das erste 1542 zu Wittenberg auf Grund eines Gutachtens der Reformatoren. Seit dem Religionsfrieden zu Augsburg (1555) wurden dergleichen Konsistorien überall eingeführt. Dieselben besaßen namentlich die Jurisdiktion in Ehesachen und das Recht der Exkommunikation. Die Notwendigkeit einer Mehrheit von Konsistorien in größern Ländern bedingte die Aufstellung eines Oberkonsistoriums. Allmählich erhielten die K. als Organe des landesherrlichen Kirchenregiments als sog. übertragene oder stellvertretende Rechte (jura mandata seu vicaria) die Aufsicht über die Lehre, die Prüfung und die Ordination der Geistlichen, die Ordnung des Gottesdienstes, die obere Verwaltung des Kirchenvermögens, die (disciplinare) Jurisdiktion über Geistliche und Kirchendiener. Doch wurden die Gerichtsbarkeit über die Geistlichen (mit Ausnahme der Disciplinargerichtsbarkeit), die Ehesachen und das Schulwesen in neuerer Zeit den Konsistorien wieder entzogen. Neben den genannten kirchlichen Rechten hatte der Landesherr sich gewisse Rechte, vornehmlich die Gesetzgebungsgewalt, das Dispensationsrecht und die Verleihung der Kirchenämter ausdrücklich vorbehalten (jura regiminis ecclesiastici servata).

Wo der Landesfürst zur kath. Konfession übertrat, wurde meist (so in Kursachsen 1697, Braunschweig-Wolfenbüttel 1710, Württemberg 1734, Hessen-Kassel 1754, Sachsen-Gotha 1822) das Regiment der evang. Kirche ausschließlich den K. übertragen. Auch in überwiegend kath. Ländern wurden für die prot. Unterthanen kraft des landesfürstl. Oberaufsichtsrechts Konsistorien eingesetzt. Im Laufe des 18. Jahrh. kam die Macht der Konsistorien fast überall an die polit. Regierungsbehörden. Doch ist namentlich seit 1848 die von den Staatsbehörden geübte Kirchengewalt meist wieder an die alten oder neu etablierten Konsistorien oder Oberkirchenräte übertragen worden. In Preußen meinte Friedrich Wilhelm IV. der verfassungsmäßigen Selbständigkeit der evang. Kirche durch die Abtrennung der bisher bestandenen geistlichen Abteilung des Kultusministeriums unter dem Titel eines Oberkirchenrats (unter dem die bisherigen Provinzialkonsistorien fortbestanden) vollständig genügt zu haben (1850). Die neue Kirchenverfassung vom J. 1876, welche der evang. Kirche der alten Provinzen in der Generalsynode, dem Synodalrat und Synodalausschuß eine selbständigere Vertretung gewährt, hält die Institutionen des Oberkirchenrats und der Provinzialkonsistorien als königl. Regierungsbehörden aufrecht und gibt diesen Behörden zu den entsprechenden Vertretungskörpern eine ähnliche Stellung wie den Ministerien zu den Landtagen. Ähnlich wurde das Verhältnis in den meisten übrigen deutschen Ländern geordnet. Vielfach, wie in Preußen, Baden, Hessen, Sachsen-Weimar, steht der landesherrlichen Oberkirchenbehörde ein in wichtigern Fällen mitbeschließender Synodalausschuß zur Seite, wogegen z. B. die revidierte österr. Kirchenverfassung von 1864 dem Synodalausschuß nur beratende Funktionen einräumt. Dagegen geht in Siebenbürgen das Landeskonsistorium aus der freien Wahl der Landeskirchenversammlung hervor.

In den evang. Kirchen Frankreichs und in Elſaß-Lothringen iſt Konſiſtorium die Bezeichnung für den Kirchengemeindevorſtand.

Konſkie, Kreisſtadt im ruſſ.-poln. Gouvernement Radom, an einem Nebenfluſſe der Pelica mit (1882) 14291 E., hat bedeutende Bergwerke, 22 Eiſenhütten, ferner Wagen-, Waffenfabriken u. ſ. w.

Konſkribieren (lat., «zuſammenſchrauben»), Mannſchaft zum Kriegsdienſt ausheben.

Konſkription (lat., d. i. Aufzeichnung, Ausſchreibung) nennt man die geſetzlich geregelte, nach Altersklaſſen beſtimmte, bedingte Verpflichtung zum Kriegsdienſt, welche noch Befreiung durch Loskauf oder Stellvertretung zuläßt. Allgemeine Wehrpflicht der freien Bürger beſtand in den griech. Staaten und in Rom; hier wurde auf Grund derſelben die conscriptio vorgenommen und die Auswahl (legio) jährlich getroffen. Der Name verſchwand mit der Auflöſung des Römiſchen Reichs. Die Wehrverhältniſſe des Mittelalters entwickelten ſich nach dem Erlöſchen des Heerbannes in ganz anderer Weiſe. Als auch das Lehnsweſen in Verfall gerieth, kam die freiwillige Werbung auf. Dann wurden wohl auch die Unterthanen zum Kriegsdienſt verpflichtet, aber mit ſo zahlreichen Ausnahmen, daß nur die unterſten Volksklaſſen davon betroffen wurden. Erſt in der Franzöſiſchen Revolution wurden durch die Dekrete der Nationalverſammlung vom 23. Aug. und 7. Sept. 1793 alle Franzoſen zum Kriegsdienſt verpflichtet und die Armeen nach Bedürfnis durch «Militärrequiſitionen» ergänzt, bis das Geſetz vom 19. Fructidor des J. VI (5. Sept. 1798) die allgemeine Wehrpflicht der Bürger nach Altersklaſſen vom 20. bis 25. Jahre unter dem Namen der K. feſtſtellte. Jährlich ſchrieb man den Bedarf an Mannſchaft aus und beſtimmte durch das Los den Eintritt. Doch wurde ſchon im J. VIII der Republik die Stellvertretung zugelaſſen, welche ſeitdem mit dem Begriff K. verbunden iſt. In dieſem Sinne wurde die K. ſpäter in den meiſten europ. Staaten, ſofern ſie nicht dem Miliſyſtem oder der Werbung huldigten, angenommen. Statt der perſönlichen Stellvertretung geſtattete man bald den Loskauf, wobei der Staat die Aufbringung der Stellvertreter übernahm. Preußen allein, das 1813 die unbedingte allgemeine Wehrpflicht angenommen, blieb konſequent der K. abhold. Seinem Beiſpiel ſind ſeit 1866 die meiſten Staaten gefolgt.

Konſole (frz.), Trag- oder Kragſteln, heißt ein in einer Wand angebrachter Vorſprung zum Tragen eines Balkens, eines Gewölbes, einer Säule, Statue, Büſte, einer Geſimsplatte u. ſ. w. K. werden aus Stein, Holz, Eiſen oder einem andern Metall, zuweilen, wenn nur dekorativ, auch aus gebranntem Thon, Gips, Steinpappe u. ſ. w. gefertigt. Die Formen der K. ſind überaus verſchiedenartig und richten ſich ganz nach dem Bauſtil des Gebäudes, an welchem ſie ſich befinden.

Konſolidation (lat.) nennt man in der Finanzwiſſenſchaft die Umwandlung von ſchwebenden Staatsſchulden, welche aus den der Regierung für vorübergehende Zwecke bewilligten Krediten entſtehen, und bei deren Aufnahme die Abſicht alsbaldiger Tilgung aus irgend welchen gerade verfügbar werdenden Fonds vorgewaltet hat, in ſolche Anleihen, welche planmäßig für jährliche Verzinſung und etwaige ſpätere Tilgung feſtgeſtellt werden als Gegenſtand eines dauernden Kredits. Gewöhnlich iſt mit der K. einer Staatsſchuld auch deren Fundierung, d. h. die Beſtimmung der Staatseinkünfte, aus denen die Schuld verzinſt und getilgt werden ſoll, verbunden. Die durch K. umgewandelte Schuld heißt konſolidierte Schuld, die Obligationen derſelben konſolidierte Fonds (konſolidierte Obligationen, konſolidierte Inſkriptionen u. ſ. w.). Eine mitunter beliebte Vorbereitung der K. beſteht in der Umwandlung der ſchwebenden Schuld in eine zunächſt unverzinsliche konſolidierte Schuld. Es werden Obligationen ausgegeben, aus deren Erlös die ſchwebende Schuld bezahlt wird. Die Obligationen ſind aber erſt von einem gewiſſen Zeitpunkte ab verzinslich (daher aufgeſchobene Obligationen oder Différées, Deferrod, Deferados). Dies geſchieht nur, wenn bereits konſolidierte Staatsſchulden in größern Beträgen vorhanden ſind. Die Verzinſung der neuen konſolidierten, aber differierten Schuld beginnt dann, ſobald durch den Fortgang der Tilgung die ältern Mittel verfügbar werden. Übrigens iſt eine ſolche aufſchiebende K. einer verzinslichen oder ſtets fälligen ſchwebenden Schuld, falls ſie zwangsweiſe ſtattfindet, als partieller Staatsbankrott zu betrachten.

Über die konſolidierten Renten (Consolidated annuities) der engl. Schuld, ſ. Conſols.

Konſolidation (von Grundſtücken), ſ. Arrondierung.

Konſolidation (von Rechtsmaterien), ſ. unter Codifikation.

Konſolidierende Mittel (Consolidantia), ſolche Heilmittel, welche lockere oder erweichte Teile (Zähne, Zahnfleiſch u. a.) befeſtigen und die Vernarbung von Wunden und Geſchwüren befördern, wie der Alaun, das Tannin, die Blei- und Zinkpräparate u. dgl.

Konſolidiert, ſ. unter Konſolidation.

Konſollager, im Maſchinenweſen ein auf einer Konſole befindliches Lager (ſ. unter Lager).

Konſonant (lat., «mittönend», daher auch «Mitlauter», ſo benannt als Begleiter der eigentlichen tönenden Laute der Worte, der Vokale) heißt ein Sprachlaut, der in Verbindung mit einem Vokal eine Silbe bilden kann, d. h. alſo von den im deutſchen Alphabet bezeichneten Lauten alle außer a, e, i, o, u, ä, ö, ü und deren Verbindungen zu Diphthongen (au u. ſ. w.). Von den K. ſind als beſondere Klaſſe zu betrachten: n, m, l, r, da ſie ſowohl Vokale ſein können, d. h. ſelbſtändig eine Silbe zu bilden vermögen, als auch K., d. h. mit einem Vokal zuſammen eine Silbe bilden, z. B. in der gewöhnlichen deutſchen Ausſprache von «handeln», «Vater» wird das e in der letzten Silbe nicht geſprochen, ſondern nur «handln», «Vatr», wo e und r die Silbenvokale bilden (in andern Sprachen ſind r und l als Vokale häufig, z. B. böhmiſch krk, Hals, vlk, Wolf, und es iſt eine mißverſtändliche Anſchauung, daß ſolche Worte gar keinen Vokal enthielten). Nennt man n, m, l, r, weil ſie ſelbſttönend ſein können, Sonanten, ſo zerfällt die ganze Reihe der gewöhnlich ſogenannten K. in Sonanten und in K. im engern Sinne (Geräuſchlaute), erſtere werden eingeteilt in Naſale (n, m) und Liquide (l, r), letztere nach drei verſchiedenen Geſichtspunkten: 1) In momentane (explosive oder Verſchlußlaute) und Dauerlaute (Spiranten), von denen erſtere nur die Zeit der Schließung und Öffnung der betreffenden Mundorgane in Anſpruch nehmen, z. B. p, letztere ſo lange fortgeſetzt werden können, als der Atemſtrom aushält, z. B. s; 2) in tonloſe (ſtumme) und tönende, letztere ſind ſolche K.,

bei deren Bildung die Stimmbänder des Kehlkopfs einander so weit genähert sind, daß ein Mittönen der Stimme erfolgt, es sind die in der Grammatik mediae genannten, während die erstern keinen Stimmton besitzen, tenues; 3) nach den Organen, die bei ihrer Hervorbringung hauptsächlich thätig sind, in Lippen-, Zahn-, Gaumenlaute u. s. w.

Manche Sprachen besitzen sog. aspirierte K. (aspiratae), d. h. konsonantische Laute mit nachstürzendem Hauch: kh, ph, th (das griech. χ, φ, θ waren ursprünglich solche Laute), in der gewöhnlichen deutschen Aussprache werden k, t, p namentlich im Anfang der Worte so gesprochen; die Aspiraten können sowohl tonlos (stumm) wie tönend sein (z. B. im Sanskrit stehen nebeneinander kh und gh, th und dh). Danach würden die im deutschen Alphabet ausgedrückten K. zerfallen in: I. Sonanten: a) Liquide r, l; b) Nasale n, m; II. K. (Geräuschlaute): 1) momentane (Explosivlaute): a) Gutturale, stumm k, tönend g; b) Dentale, stumm t, tönend d; c) Labiale, stumm p, tönend b; 2) Dauerlaute (Spiranten): a) Gutturale, h, ch stumm (letzteres ist ein einfacher K., obwohl mit zwei Zeichen geschrieben); b) Dentale, s und ß, ersteres sowohl stumm gesprochen (z. B. am Ende der Worte), als auch tönend = franz. z (z. B. zwischen Vokalen), letzteres stumm; c) Labiale, f stumm (v als bloße orthographische Variation von f ebenso), w tönend; dazu kommt d) ein palataler Spirant, j. Die noch übrigen Konsonantenzeichen sind entweder einfache Zeichen für Doppellaute: c (wenn wie z lautend) = ts, x = ks, z = ts, oder fremde Zeichen, die im deutschen Alphabet zugleich schon einen andern Ausdruck haben: c, wenn wie k lautend.

Konsonanz oder Wohlklang nennt man das angenehme Zusammenklingen zweier oder mehrerer Töne im Gegensatze zur Dissonanz, d. i. zum Mißklang, bei welchem das Gegenteil stattfindet. Die Prim dissoniert mit der Sekund und Septim, konsoniert aber mehr oder weniger mit den übrigen Tonen in der diatonischen Tonleiter. Von drei konsonierenden Tönen, Accorden oder Dreiklängen sind besonders angenehm: die Prim, Terz und Quint, dann die Prim, Quart und Sext. Je vollkommener die K. zusammenklingender Töne ist, desto einfacher zeigt sich das Verhältnis oder Intervall der Schwingungszahlen der konsonierenden Tone, sodaß man früher meinte, das Ohr erfreue sich unbewußt dieser einfachen Zahlenverhältnisse, während dagegen bei dissonierenden Tönen die Zahlenverhältnisse für unser Ohr nicht genügend einfach seien. Helmholtz hat jedoch in neuerer Zeit (1863) dargethan, daß die Dissonanz herrühre von den schnellen Schwebungen oder Stößen (s. d.) der Grund-, Ober- und Kombinationstöne, welche bei den minder einfachen Verhältnissen der Schwingungszahlen dissonierender Töne auftreten und eine unangenehme Rauhigkeit des Zusammenklangs, d. i. die Dissonanz bewirke. Bei der K. dagegen kommen, vermöge der einfachen Verhältnisse ihrer Schwingungszahlen, keine oder nur unmerkliche Schwebungen oder Stöße zwischen den Grund-, Ober- und Kombinationstönen der zusammenklingenden Töne zu Stande, sodaß keine störende Rauhigkeit des Zusammenklangs erscheint. Diesem gemäß ist die K. eine stetige und daher angenehme Tonempfindung, während die Dissonanz eine intermittierende und daher unangenehme Tonempfindung ist. Lissajous ist es geglückt (1855), die K. mittels Spiegelung, welche von tönenden Stimmgabeln ausgeht, vor das Auge zu bringen, und er hat darauf seine optische Stimmmethode baüert. Vgl. Helmholtz, «Die Lehre von den Tonempfindungen» (4. Aufl., Braunschw. 1877).

Konsorten (lat., s. Consors), Genossen, Gefährten, besonders in verächtlichem Sinne.

Konsortium heißt in der Börsensprache eine zeitliche Vereinigung großer Bank- und Handelshäuser zu dem Zwecke, eine bestimmte Finanz- oder Handelsoperation zur Ausführung zu bringen. Hat das K. viele Teilnehmer, so steht an seiner Spitze ein leitender Ausschuß, der als Syndikat bezeichnet zu werden pflegt. Dieses letztere Wort wird übrigens zuweilen auch gleichbedeutend mit K. gebraucht. Zu den Geschäften, welche von Konsortien übernommen werden, gehört namentlich der Abschluß von Staatsanleihen. Das K. garantiert dabei die Beschaffung der ganzen von dem borgenden Staate gewünschten Summe und erhält dafür die betreffenden Schuldverschreibungen zu einem niedrigern Kurse, als demjenigen, zu dem es dieselben an der Börse unterzubringen hofft. Je ungünstiger die Finanzen eines Staates stehen, um so größere Opfer muß er für eine solche Vermittelung bringen, während Staaten mit gutem Kredit sie ganz vermeiden können, indem sie, wie Frankreich es zuerst bei seinen Anleihen für den Krimkrieg mit großem Erfolge gethan, sich durch Eröffnung einer Subskription unmittelbar an das Publikum wenden. Ein anderes Feld der Konsortialthätigkeit bildet die Gründung (s. d.) von Aktiengesellschaften, durch welche die Beteiligten übrigens jetzt nach dem neuen deutschen Aktiengesetz vom 18. Juli 1884 eine weit bestimmtere und strengere Verantwortlichkeit übernehmen, als nach der frühern Gesetzgebung. Häufig bilden sich auch Konsortien, um an der Effekten- oder Warenbörse irgend eine große Spekulation à la hausse oder à la baisse durchzuführen. Findet in solchen Fällen Aufspeicherung und Zurückhaltung großer Warenvorräte oder planmäßige Produktionsbeschränkung statt, so erscheint das K. als Koalition (s. d.) oder Kartellverband.

Konspirieren (lat.), sich verschwören, eine Verschwörung machen; Konspiration, Verschwörung, überhaupt Bezeichnung für geheimen, das öffentliche Interesse schädigenden Verkehr, z. B. eines Untersuchungsgefangenen mit Mitthätern ꝛc.

Konstant (lat.) oder unveränderlich heißen in der Analysis diejenigen Größen, die einen bestimmten Wert haben, im Gegensatz zu den variabeln oder veränderlichen Größen, von welchen sie unabhängig sind. Man bezeichnet die konstanten Größen gewöhnlich mit den ersten Buchstaben des Alphabets. — In der Integralrechnung versteht man unter Konstante diejenige Größe, die nach der Integration einer Differentialgleichung dem Integral beigefügt wird. Der Wert derselben ist im allgemeinen unbestimmt, wird aber in jedem gegebenen Fall durch die Aufgabe bestimmt.

Konstantiaweine, s. unter Constantia.

Konstantin (Gajus Flavius Valerius Aurelius Claudius), der Große genannt, röm. Kaiser, 306—337, geb. 28. Febr. 274 zu Naissus in Obermösien, war der Sohn des Cäsars Konstantius Chlorus und der Helena. Er wurde im Waffendienst erzogen und diente unter Diocletian 296 gegen Achilleus in Ägypten, dann unter Galerius,

der mit K.s Vater 293 zur Cäsarwürde erhoben worden, im Persischen Kriege. Durch Diocletians und Maximians Abdankung 305 wurden nach dem durch Diocletian eingeführten System die beiden Cäsaren Augusti. K., der sich von Galerius bedroht glaubte, entwich zu seinem Vater nach Britannien, und nach dessen Tode 25. Juli 306 zu Eburacum wurde er von den Soldaten zum Cäsar ausgerufen. Von Galerius als «zweiter Cäsar» anerkannt, nahm er nun das Gebiet seines Vaters in Besitz, Britannien und Gallien, das er ebenso tapfer und glücklich als grausam gegen die Franken am Rhein schützte. In Rom hatte sich 306 Maxentius, Maximians Sohn, zum Augustus aufgeworfen; Severus, dem diese Würde offiziell zustand, war gegen Maxentius 307 gefallen. Maximian, der selbst wieder nach der Herrschaft begehrte, wurde von Maxentius vertrieben und floh (April 307) zu K., dem er seine Tochter Fausta verheiratete und den Rang als Augustus erteilte, mußte aber, als er gegen K. selbst Verrat übte, dafür 310 mit dem Leben büßen. Galerius starb 311, und nun kam es zu einem großen Kriege zwischen K. und Maxentius. K. ging über den Mont-Cenis und schlug die Feldherren des Gegners in Oberitalien, diesen selbst vor Rom 27. Okt. 312. Maxentius ertrank auf der Flucht im Tiber. Auf diesem Zuge war es, wo dem K. nach einer berühmten Legende ein flammendes Kreuz unter der Sonne mit der Unterschrift, die ihm unter diesem Feldzeichen den Sieg verhieß (ἐν τούτῳ νίκα; in hoc signo vinces; I. H. S.), erschien. Seitdem ließ er die Kriegsfahne, Labarum, mit dem Kreuze bezeichnen; die Schilde der Soldaten trugen das Monogramm des Namens Christi. Dem Licinius, den Galerius nach des Severus Tode zum Augustus erhoben (307), hatte K. schon vor diesem Kriege seine Schwester Konstantia zur Frau gegeben. Als aber jener nach der Besiegung und dem Tode des Maximinus Daza, der, seit 305 Cäsar, 308 im Orient die Augustuswürde angenommen hatte, allein noch (313) neben K. als Augustus übrig war, kam es 314 zwischen beiden zum Kriege, der nach K.s Siegen bei Cibalis an der Save und bei Adrianopel mit einem Frieden endete, in welchem Licinius die (nachmalige) Präfektur Illyricum an K. abtrat. Ein neuer Krieg brach 323 aus. Licinius wurde zweimal, bei Adrianopel und bei Chrysopolis, geschlagen und ergab sich; gegen seine eidliche Zusicherung ließ ihn K., der nun die Alleinherrschaft errungen hatte, 324 in Thessalonich töten. Im J. 326 wurde K.s eigener ausgezeichneter Sohn Flavius Julius Crispus auf die Verleumdungen seiner Stiefmutter Fausta hin, bald darauf aber auch diese selbst auf K.s Befehl umgebracht.

Dem Christentum hatte K. von Anfang an Schutz gewährt und ihm dann mit Licinius durch ein zu Mailand 313 erlassenes Edikt volle Gleichberechtigung mit den alten Kulten zugesichert. An der dogmatischen Gestaltung desselben hatte er 325, da er auf dem Konzil zu Nicäa den Vorsitz führte, teilgenommen und begünstigte es allmählich immer entschiedener. Die Taufe selbst nahm er erst kurz vor seinem Tode. Doch nicht bloß diese bewußte Begünstigung der christl. Kirche, wozu ihn polit. Erwägungen nicht minder als ein inneres Bedürfnis bewogen zu haben scheinen, machte K.s Regierung zu einem Wendepunkte in der Geschichte des Römischen Reichs. Eine neue Zeit hob für dasselbe auch durch die Verlegung des Sitzes der Herrschaft von Rom nach Byzanz an, das, als Residenz am 11. Mai 330 eingeweiht, nun den Namen Konstantinopolis trug, sowie durch die Neugestaltung der innern Ordnung des Römischen Reichs, die von Diocletian schon vorbereitet, durch K. vollendet wurde. Was noch vom republikanischen Wesen übrig war, verschwand jetzt oder wurde völlig bedeutungslos. Die Staatsform gestaltete sich einerseits polizeilich-bureaukratisch, andererseits entschieden absolutistisch, indem der Kaiser allseitig unumschränkter Gebieter wurde, obschon man für die Verwaltung und Gesetzgebung den Staatsrat (consistorium principis) regelmäßig zu Rate zog. Unter dem Kaiser stand eine überaus kunstvoll gegliederte Hierarchie der Hofbeamten, der Verwaltungsbeamten und des Heerwesens. Charakteristisch ist die sorgfältige Gliederung des Beamtenheers hinsichtlich des Ranges und Dienstverhältnisses durch Titelklassen. Die Militärverwaltung, an deren Spitze magistri, unter diesen duces standen, wurde scharf von der Civilverwaltung getrennt, für welche das ganze Reich, mit Ausnahme der beiden unter Stadtpräfekten und ihren Senaten stehenden Hauptstädte, in vier große Präfekturen geteilt war, die wieder in Diöcesen und Provinzen zerfielen. Die strenge Fiskalität dieser Regierung und die Strenge in Erhebung der Steuern brachte über das Volk schweren Druck, während K.s im J. 312 begonnene Münzreform sehr nützlich wirkte. Gegen die Goten kämpfte K. 332 glücklich. Große Scharen von Sarmaten oder Vandalen siedelte er 334 in Thrazien und Macedonien an. Nachdem er 335 das Reich unter seine drei Söhne Konstantin, Constantius und Constans und die seines Stiefbruders, Dalmatius und Annibalianus, geteilt, rüstete er zu einem Zuge gegen die Perser, erkrankte aber vor der Ausführung desselben und starb zu Nikomedia 22. Mai 337. Von den Heiden wurde er unter die Götter versetzt, von den Christen als «der Apostelgleiche» verehrt, und zählt zu den Heiligen der anatol., der armen. und der russ. Kirche, die sein Fest am 21. Mai begehen. Seine drei Söhne folgten ihm als Augusti und teilten das Reich von neuem (338), nachdem sie ihre Verwandten bis auf Gallus und Julianus im Sept. 337 durch die Soldaten in Konstantinopel hatten ermorden lassen.

Durch Tiefe und Schärfe zeichnen sich die Untersuchungen Gibbons über K.s Wirksamkeit, seinen Charakter und seine Politik in seiner «History of the decline and fall of the Roman empire» aus. Vgl. Manso, «Leben K.s des Großen» (Bresl. 1817); Burckhardt, «Die Zeit K.s des Großen» (Bas. 1853; 2. Aufl., Lpz. 1880); Keim, «Der Übertritt K.s zum Christentum» (Zür. 1862); Zahn, «K. der Große und die Kirche» (Hannov. 1876); von Wietersheim, «Geschichte der Völkerwanderung» (Bd. 3, Lpz. 1862); H. Richter, «Geschichte des Weströmischen Reichs» (Berl. 1865).

Konstantin II., der älteste überlebende Sohn des Kaisers Konstantin d. Gr. von der Fausta, wurde 316 n. Chr. geboren, 317 zum Cäsar erhoben und erhielt nach seines Vaters Tode und der Ermordung seiner Vettern bei der Teilung mit seinen Brüdern zu Sirmium (338) als Kaiser des Westens die sog. Gallische Präfektur und einen Teil des westl. Nordafrika. Aus einem Streite mit seinem die mittlere Präfektur regierenden Bruder Constans über die Abgrenzung in Afrika entbrannte ein

Krieg, in welchem K. im April 340 in einem Gefecht an der Alsa bei Aquilejo Sieg und Leben verlor.

Konstantin, Name einer Reihe byzant. Kaiser:

Konstantin III., Sohn des Kaisers Heraklius, starb schon wenige Monate nach dem Tode seines Vaters im Mai 641.

Konstantin IV. Pogonatas, d. h. der Bärtige (668—685), Sohn Constans' II., bestand mit Glück einen Angriff der Araber auf Konstantinopel 672—678.

Konstantin V. Kopronymos, d. h. mistnamig (741—775), der Sohn Leos III., des Isauriers, zählt zu den kraftvollsten und glücklichsten Kriegsfürsten des Byzantinischen Reichs, war aber als ein schroffer Gegner des Bilderdienstes der griech. Orthodoxie verhaßt.

Konstantin VI., Sohn Leos IV. und der Athenerin Irene, gelangte 780 mit zehn Jahren zum Throne, wurde aber durch seine herrschsüchtige Mutter 797 gestürzt und geblendet.

Konstantin VII. Porphyrogennetos, Leos VI. Sohn, der 912 mit nur sieben Jahren das Reich erbte, aber nur von 945 bis 959 selbständig regiert hat, war zugleich ein überaus fruchtbarer Schriftsteller. Er verfaßte Schriften histor., ethnogr. und gemischten Inhalts («Leben des Basilios», «Von der Staatsverwaltung», «Von den Streitkräften des Reichs» und «Von der Hof- und Ceremonienordnung») und ließ durch Gelehrte encyklopädische Sammelwerke zusammenstellen.

Konstantin VIII. (1025—28), war der unwürdige und unfähige Bruder und Nachfolger des Kriegshelden Basilios II. Seine Tochter Zoë erhob ihren Gemahl

Konstantin IX. Monomachos (1042—54) auf den Thron. Wenige Jahre später wandte Kaiser Isaak Komnenos bei seinem Rücktritt 1059

Konstantin X. Dukas die Herrschaft zu, dem Gemahl der schönen und hochgebildeten Eudoxia Makrembolitissa, dessen verderbliche Regierung bis 1067 dauerte. (S. Byzantinisches Reich.)

Konstantin XI. Dragases, aus der Dynastie der Paläologen, der letzte byzant. Kaiser, geb. 7. Febr. 1405 als Sohn des Kaisers Manuel (II.) Paläologos und der Prinzessin Helena. Während der Regierung seines ältern Bruders Johannes VIII. (1424—48) war er seit 1428 längere Jahre mit Erfolg im Peloponnes bemüht, die fränk. Besitzungen wieder für die Griechen zu erobern. Im J. 1446 aber unterlag er der Übermacht des türk. Sultans Murad II., der in den Peloponnes einbrach und K., sowie seinen im westl. Teile der Halbinsel gebietenden Bruder Thomas tributär machte. Nach des Kaisers Johannes Tode (3. Okt. 1448) überließ K. seinen Brüdern Thomas und Demetrios den Peloponnes und zog 12. März 1449 als Kaiser in Konstantinopel ein; aber seine ganze Regierung war nicht viel mehr als ein heldenmütiger Todeskampf des unter der osman. Überflutung untergehenden Restes des griech. Reichs. Die Feindseligkeiten des Sultans Mohammed II. begannen zu Anfang des J. 1452. Die unmittelbaren Angriffe auf Konstantinopel eröffnete er am 6. April 1453. Bei dem welthistor. Kampfe am 29. Mai 1453 fand K. in der Nähe des Romanosthores den Heldentod.

Konstantin ist der Name zweier Päpste:

Konstantin I., ein Syrer, war Papst 708—715. Auf Wunsch Kaiser Justinians II. machte er eine Reise nach Konstantinopel und Nikomedien, von welcher Näheres nicht überliefert ist.

Konstantin II., ein Longobarde, wurde 767 von einer Partei auf den päpstl. Stuhl erhoben, behauptete sich reichlich ein Jahr lang, mußte dann aber dem rechtmäßigen Papst Stephan IV. weichen.

Konstantin Pawlowitsch, Großfürst von Rußland, geb. 8. Mai 1779, der zweite Sohn Pauls I., diente 1799 unter Suworow in Italien mit Auszeichnung, ebenso 1805 in der Schlacht bei Austerlitz. In den J. 1812—14 begleitete er den Kaiser Alexander I. auf dessen Heereszügen und erschien dann auch beim Kongreß zu Wien. Nach der Wiederherstellung des Königreichs Polen ward er Generalissimus der poln. Truppen, nahm seine Residenz in Warschau und ließ sich auch zum Deputierten auf dem Reichstage wählen. Durch kaiserl. Ukas und Beschluß des Heiligen Synod 1. April 1820 von seiner Gemahlin Julione, Prinzessin von Sachsen-Coburg (gest. 15. Aug. 1860), geschieden, vermählte er sich 24. Mai 1820 mit der poln. Gräfin Johanna Antonowna Grudzynska (geb. 29. Sept. 1799), die später vom Kaiser zur Fürstin von Lowicz erhoben wurde. Noch bei Lebzeiten Alexanders hatte er in einer geheimen Akte vom 26. Jan. 1822 auf die Thronfolge Verzicht geleistet. Nach dem Tode desselben wurde er zwar in seiner Abwesenheit 9. Dez. 1825 in Petersburg zum Kaiser ausgerufen; da er aber bei seiner Entsagung verharrte, so ging die Thronfolge auf seinen jüngern Bruder Nikolaus über, während K. seine Stellung als Vizekönig in Polen beibehielt. Seine militärische Strenge war indes wenig geeignet, ihm und der russ. Herrschaft die Neigung der Polen zuzuwenden. Die franz. Julirevolution brachte den langgenährten Haß zum Ausbruch. Am 29. Nov. 1830 drangen 20 bewaffnete Kadetten aus der Kriegsschule in das von K. bewohnte Belvedere; doch rettete sich dieser durch die Flucht in die Mitte seiner Garden. Nachdem die Insurrektion 30. Nov. gesiegt, zog K. mit den russ. Truppen nach der Grenze. Als hierauf Diebitsch mit einem russ. Heere vorrückte, übernahm K. den Befehl über die Reservearmee, begab sich aber später nach Witebsk, wo er 27. Juni 1831 an der Cholera starb. Seine Gemahlin, die Fürstin von Lowicz, starb 29. Nov. 1831 in dem Palaste zu Zarskoje-Selo.

Konstantin Nikolajewitsch, Großfürst von Rußland, der zweite Sohn Nikolaus' I. und Bruder Alexanders II., geb. 21. (9.) Sept. 1827, wurde schon als Kind zum Generaladmiral von Rußland bestimmt und erhielt den Weltumsegler Lütke zum Erzieher. Mit diesem machte er 1846 seine erste Seereise nach dem Mittelländischen Meere und der Levante und kehrte über Frankreich und Deutschland zurück, wo er sich mit der Prinzessin Alexandra von Sachsen-Altenburg verlobte. Dem ungar. Feldzuge 1849 wohnte er im Gefolge des Fürsten Paskewitsch bei. Im J. 1853 wurde er zum Großadmiral und Vorsitzenden des Marineministeriums ernannt. Während des Orientkriegs befehligte er die Flotte in Kronstadt. Die Reformpläne seines Bruders unterstützte er nach Kräften und versammelte um sich eine Schar von aufgeklärten Männern, welche liberale Prinzipien in Rußland zur Geltung zu bringen trachteten und nach ihm Konstantinowzy genannt wurden. Als Mitglied des zur Aufhebung der Leibeigenschaft eingesetzten Komites sprach er seine den

Adelsvorrechten feindlichen Ansichten mit solcher Entschiedenheit aus, daß ihn der Kaiser, um weitern Zerwürfnissen zuvorzukommen, zu einer neuen Reise bewog, die er Ende 1858 mit einem Geschwader von Schraubenschiffen antrat und bis Konstantinopel ausdehnte. Als nach seiner Rückkehr die Unruhen in Polen ausbrachen, wurde er im Juni 1862 als Statthalter und Oberbefehlshaber dahin geschickt. Schon bei seiner Ankunft in Warschau fand (3. Juli) ein Attentat gegen ihn statt, wobei er jedoch unverletzt blieb. Vergeblich suchte er die Polen durch eine mildere Verwaltung und teilweise Gewährung der von ihnen verlangten Autonomie zu gewinnen; die auf den Rat Wielopolskis angeordnete Konskription rief endlich im Jan. 1863 einen blutigen Aufstand hervor. K. legte im Okt. 1863 sein Statthalteramt nieder und begab sich erst nach der Krim, dann nach Deutschland. Erst gegen Ende 1864 kehrte er nach Petersburg zurück und wurde 13. Jan. 1865 zum Präsidenten des Reichsrats ernannt. Als 13. März 1881 sein Neffe, Alexander III., den Thron bestieg, wurde K. (25. Juli) eines Teils seiner Würden enthoben und an seiner Stelle Großfürst Alexei zum Oberbefehlshaber der Flotte, Großfürst Michael zum Präsidenten des Reichsrats ernannt. Das Verhältnis zwischen Oheim und Neffen wurde ein so gespanntes, daß K. Rußland verließ und erst im April 1883 die Erlaubnis erhielt, wieder dahin zurückzukehren.

Aus seiner 11. Sept. 1848 geschlossenen Ehe mit der Prinzessin von Altenburg, jetzt Großfürstin Alexandra Josephowna, geb. 8. Juli (26. Juni) 1830, stammen vier Söhne: Nikolaus, geb. 14. (2.) Febr. 1850 (derselbe wurde 5. April 1881 wegen staatsgefährlicher Umtriebe festgenommen und später nach Taschkent in die Verbannung geschickt); Konstantin, geb. 22. (10.) Aug. 1858; Dmitri, geb. 13. (1.) Juni 1860, und Wjatscheslaw, geb. 13. (1.) Juli 1862, gest. 27. (15.) Febr. 1879; und zwei Töchter: Olga, geb. 3. Sept. (22. Aug.) 1851 (seit 27. [15.] Okt. 1867 mit dem Könige Georg I. von Griechenland vermählt), und Wera, geb. 16. (4.) Febr. 1854 (seit 8. Mai 1874 mit dem Herzog Eugen von Württemberg [gest. 27. Jan. 1877] vermählt).

Konstantine, Hauptstadt des gleichnamigen östlichsten Departements der franz. Kolonie Algerien, 482 km östlich von Algier auf einem auf drei Seiten senkrecht abgeschnittenen und vom Rummel umflossenen Kalkplateau von 665 m Höhe gelegen, das nur auf der vierten südwestl. Seite durch eine Art Erddamm mit den die Stadt umgebenden Bergen verbunden ist. Die Stadt ist Sitz der Departementsbehörden, der 2. alger. Militärdivision, eines Bischofs, eines Civil- und eines Handelsgerichts, einer Ackerbau- und einer Handelskammer und hat zahlreiche Moscheen, eine kath. Kirche (ehemals Moschee), eine prot. Kirche, eine Synagoge. Auch bestehen hier ein arab.-franz. Collége, eine Schule für Eingeborene, mehrere andere Schulen, einige Wohlthätigkeitsanstalten, ein Hospital, ein Altertumsmuseum, eine archäol. Gesellschaft, seit 1883 eine geogr. Gesellschaft, ein Theater, eine Departementsbaumschule und mehrere Kasernen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1881) auf 38 379, darunter 12 323 Europäer und 4400 Juden. Industrie und Handel des Ortes sind gegen frühere Zeiten sehr gesunken; doch herrscht noch immer viel Gewerbethätigkeit, besonders in Lederbearbeitung und Färberei. Auch unterhält man Brauereien und Destillationen und treibt wichtigen Handel mit Getreide, Mehl, Wolle, Seide, Leder, Früchten und Wein. Bedeutend ist der Transit nach Biskra und den Oasen der algerischen Sahara. K. hat unansehnliche Häuser und enge, schmutzige Gassen; doch sind in neuester Zeit mehrere Straßen erweitert und mit europ. Häusern und eleganten Magazinen besetzt worden. Der Palast des ehemaligen Bei zeichnet sich durch zierliche maurische Architektur aus. Die Citadelle oder Kasbah, welche durch ihre hohe Lage die Stadt beherrscht, das Kapitol der alten Cirta, ist nur durch eine Menge in sie vermauerter Trümmer antiker Gebäude sowie durch ausgedehnte Cisternen bemerkenswert. In und um K. finden sich viele Überreste röm. Bauwerke. Früher stand die Südostseite der Stadt mittels einer prachtvollen, in drei Etagen über die 120 m tiefe Schlucht des Rummels führenden Brücke mit der gegenüberliegenden Anhöhe Mansuwah in Verbindung, deren Quellwasser nach dem brunnenlosen K. durch einen Aquädukt hinübergeleitet wurde. Diese alte Römerbrücke stürzte 9. Juni 1857 ein und wurde von den Franzosen durch ein neues prächtiges Bauwerk ersetzt. Eine Eisenbahn führt nach Philippeville und eine nach Setif. Östlich befindet sich im Gebl Thaya eine der großartigsten Tropfsteinhöhlen.

K. war schon im Altertum infolge seiner fast uneinnehmbaren Lage eine bedeutende Stadt Numidiens (punisch Carta oder Kirtha, römisch Cirta genannt, d. h. steil abgeschnitten) und eine Zeit lang Königsresidenz und als solche besonders unter Micipsa blühend. Unter den Römern begann sie zu sinken. Julius Cäsar gab einen Teil ihres Gebietes seinem Parteigänger Sittius, der daselbst eine röm. Kolonie gründete; daher Cirta unter ihm den Beinamen Colonia Sittianorum erhielt. Im Kriege des Maxentius gegen Alexander wurde die Stadt 311 zerstört, jedoch schon unter Konstantin d. Gr. wiederhergestellt und stark befestigt, daher auch Constantina genannt. Noch im 12. Jahrh. wird sie als eine der blühendsten, reichsten und festesten Städte geschildert, in welcher die Kaufleute von Pisa, Genua und Venedig ihre Handelscomptoirs hatten. Später teilte sie die Schicksale von Algerien. Sie war Sitz eigener Beis, deren letzter, Achmed, sich auch nach dem Falle Algiers bis 13. Okt. 1837 gegen die Franzosen hielt, wo K. von letztern unter Marschall Valée erobert wurde.

Das Departement Konstantine umfaßt 127 064 qkm in 6 Arrondissements, mit (1881) 1 291 418 E.

Konstantinograd, Kreisstadt im russ. Gouvernement Poltawa, an der Berestowaja, 72 km im OSO. von Poltawa, mit (1882) 4679 E., hat große Talgsiedereien, Tuchwebereien und wichtige Jahrmärkte.

Konstantinopel, von den Türken Stambul (Istambol), Konstantinije oder Der-i-Seadet (Pforte der Glückseligkeit), von den Italienern und Levantinern Kospoli, von den Walachen und Slawen der Balkanhalbinsel aber Carogrod (Czarigrad), d. i. Kaiserfeste oder Kaiserstadt, genannt, wurde um 658 v. Chr. durch griech. Kolonisten aus Megara und Argos, der Sage nach unter Anführung des Byzas, gegründet, unmittelbar bei dem heute «Serailspitze» genannten Vorgebirge, und blieb, vielfach von Kriegen und

wilden Nomadenhorden heimgesucht, lange Zeit auf den dort gelegenen Hügel, unter dem Namen Byzanz, beschränkt, bis es Kaiser Konstantin d. Gr. 330 n. Chr. zur Hauptstadt des Römischen Reichs machte und nach sich Konstantinopolis oder auch Nova Roma benannte. Seitdem war K. die glanz- und kunsterfüllte Haupt- und Residenzstadt des röm., später des oström. Kaisertums, dessen Schicksale es bis zu dessen Untergange 1453 teilte, und wurde dann, nachdem es im Laufe der Zeiten 29 mal belagert und 8 mal erobert worden, Haupt- und Residenzstadt der türk. Sultane, die an die Stelle der oström. Kaiser traten. (S. Osmanisches Reich.)

K. liegt unter dem 41.° nördl. Br. und 28° 58′ östl. L. (von Greenwich) auf einer am südwestl. Ausgange des thrazischen Bosporus, auf dessen europ. Ufer befindlichen, ein gleichwinkeliges Dreieck formierenden Halbinsel von etwa 5,75 km Seitenlänge. In solcher Lage gegen Nordosten unmittelbar vom Goldenen Horn, seinem geräumigen, 7 km langen, sichern und bis 60 m tiefen Hafen, im Süden aber vom Marmarameere begrenzt, steht K. nur durch die dritte Dreiecksseite mit dem Festlande in Verbindung. Das alte Byzanz, dessen Landmauer von der alten Schiffswerft, dem jetzigen Bahnhofe der Rumelischen Eisenbahn, bis zu den Arkaden des Septimius Severus in der Gegend der heutigen Moschee Nuri Osmanieh hinauf, und von da ostwärts zur Propontis hinablief, wurde durch Konstantin d. Gr. um mehr als das Siebenfache erweitert. Die Landmauer, zu welcher er am 4. Nov. 326 den Grund legte, zog sich von dem Quartier des Harmatios in der Gegend des Mehlthors (Un kapan kapu) am Goldenen Horn bis zur Kirche der Mutter Gottes mit der Rute am Marmarameere (Et jemes im Quartier Psamatia) hin. Von dieser Konstantinischen Mauer, in welcher sich drei Thore: Porta aurea, Porta Attali und Polyandrion befanden, ist nichts mehr erhalten. Das Landgebiet außerhalb dieser Mauer, Exokionion oder Chora genannt, wurde den sieben Tausendschaften der gotischen Gardetruppen als Lagerplatz angewiesen und erhielt seitdem die Zahlennamen der gotischen Heeresabteilungen: To Proton am Meere, To Hebdomon am Goldenen Horn. Die von den Türken Tekfur-Sorai genannte Ruine eines byzant. Palastes ist das alte Tribunalium des Hebdomon, von wo aus sich die Kaiser den auf dem Campus aufgestellten Truppen zeigten. Die innere Stadt wurde nach dem Vorbilde Roms in 12 Regionen eingeteilt, die 14. lag außerhalb der Mauern und führte den schon im 2. Jahrh. n. Chr. auftauchenden Namen Blachernai (= grubenreiches, sumpfiges Terrain), und die 13. Region lag jenseit des Goldenen Horns an der Stätte des heutigen Galata. Die Konstantinische Mauer stürzte bei einem Erdbeben im J. 412 ein. Da die Hunnen K. bedrohten, so schützte Kaiser Theodosius II. das Exokionion und das Gotenquartier durch eine neue Mauer (413). Als auch diese durch Erdbeben zerstört wurde, errichtete der Präfekt Kyros Konstantin 447 die noch jetzt bestehende Theodosianische Doppelmauer. Sie ist 4980 m lang und hat 94 Türme an der innern, 80 Türme an der äußern Linie, 5 bürgerliche und 5 Militärthore, welche letztern heute vermauert sind. Eine große Bresche befindet sich da, wo der Lykosbach in die Stadt eintritt. An andern Punkten sind in neuerer Zeit, aus Raumbedürfnis, namentlich am Hafen entlang, breite Mauerlücken geöffnet worden, eine der weitesten um 1873, wegen Anlage der Eisenbahn nach Adrianopel. Merkwürdig unter den Thoren sind das Top-Kapussi, einst das Thor des heil. Romanus, bei dem Kaiser Konstantin XI. Drogozes, der letzte Paläologe, kämpfend fiel, und die versteckte Kerkoporta am Hebdomonpalost, durch welche die Janitscharen 29. Mai 1453 zuerst eindrangen.

Im weitern Sinne begreift man unter dem Namen K. auch die Vorstädte, welche am Hafen und dem Bosporus entlang liegen, und die auf der asiat. Seite des Bosporus sich ausbreitenden Städte Skutari und Kadiköi nebst den sich nordwärts anreihenden Dörfern. Die wichtigsten unter allen diesen Ortschaften sind Galata, Pera und Top-Hane, die nördlich der eigentlichen Stadt gegenüber auf dem Dreieck belegen sind, das durch das Goldene Horn und den Bosporus umspült wird. Das eigentliche K. oder Stambul (mit den nördlich vom Goldenen Horn liegenden Vorstädten) ist vermöge der Gestaltung des Bodens terrassenförmig gebaut und gewährt, besonders nach der Seite des Goldenen Horns zu, mit seinen vielen Gärten, Cypressen, Moscheen, Minarets und Türmen einen prächtigen, malerischen Anblick. Überhaupt können mit dem Panorama K.s nur wenige Städte der Erde wetteifern. Desto abschreckender dagegen zeigte sich bis in das sechste Decennium des 19. Jahrh. das Innere der großen Stadt. Neben den winkeligen und schmutzigen Gassen mit ihren Holzhäusern gab es nur wenige reinlichere und stellenweise breitere Straßen. Erst seit den großen Feuersbrünsten vom 6. und 7. Sept. 1865 und 3. Mai 1866 ist das alte K. in eine Epoche der allmählichen Umgestaltung eingetreten, zu welcher die behufs Anlage von Pferdebahnen bewirkten Straßenerweiterungen, die Anlage des Bahnhofs der Rumelischen Eisenbahn und die Führung einer Lokomotivbahn von dort aus dem Marmarameere entlang nach den Sieben Türmen viel beigetragen haben. Unter den neuerdings geschaffenen Verbindungen ist der 1874 eröffnete Tunnel, welcher von der Galata-Uferstraße unter dem Turme der Genuesen (Galataturm) zur Höhe nach Pera führt, am bemerkenswertesten. Die innern Verbesserungen K.s und seiner Vorstädte sind durch die Katastrophe unterbrochen worden, welcher die türk. Finanzen im Herbst 1875 anheimfielen.

Zu den merkwürdigsten Gebäuden und Monumenten des von Griechen, Türken und Armeniern bewohnten eigentlichen K. gehören: das alte und neue Serail (s. d.) und die ehemalige Sophienkirche (s. d.), jetzt eine Moschee; dann die Moscheen Solimans, Achmeds, Mohammeds II., Mahmuds, Selims, Bajazets II., Nuri Osmanije, die Kleine Sophienkirche (ehemals eine Kirche der Heiligen Sergius und Bakchus), die Irenenkirche im ersten Serailhofe, jetzt Zeughaus; ferner die beiden Obelisken des alten Hippodroms (türk. Atmeidan), des größten der wenigen öffentlichen Plätze K.s, und auf der südwestl. Ecke der Stadt das Schloß der Sieben Türme; die noch heute ihrem Zwecke dienende, von den Kaisern Valens und Justinian erbaute Wasserleitung, mehrere große Cisternen, wie die Cisterna Basilica mit 336 Granitsäulen und die des Philoxenus mit 224 Marmorsäulen; die Reste des Kaiserpalastes Hebdomon (Tekfur-Serai), die Ruinen des Kaiserpalastes in den Blachernen, die mit schönen Mosaiken aus dem 14. Jahrh.

Digitized by Google

geſchmückte Kloſterkirche Chora (jetzt Kachrijeh-Dſchami), die berühmte Kirche des Kloſters St. Johannis Studios (jetzt Achor-Dſchami), endlich die Ruine des Palaſtes Hormisdas am Meere, unweit der kleinen Aja Sofia. Von den vielen Säulen des alten K. ſind noch erhalten: die des Konſtantin, die verbrannte genannt, die des Claudius im Serailgarten und die des Marcian mit einer Inſchrift. (Vgl. auch Tafel: Bauſtile V, Bd. II, S. 608.)

Größere Fortſchritte hat die Moderniſierung bereits in den Teilen des Stadtkomplexes gemacht, welche jenſeit des Goldenen Horns und auf der europ. Seite des Bosporus liegen. So iſt Pera ſeit dem großen Brande vom 5. Juni 1870 eine weſentlich europ. Stadt mit faſt durchgängig aus Stein aufgeführten Häuſern und zum Teil gut gepflaſterten Straßen, dorunter die große, gegenwärtig 1200 m lange und ſich mehr und mehr ausbreitende Peraſtraße. An ihr liegen die meiſten Geſoudtſchaftshotels, von denen das engliſche, ruſſiſche und franzöſiſche am anſehnlichſten ſind. Unter den neuern Bauwerken zeichnen ſich die urſprünglich zur Kaſerne beſtimmte Schule, Lycée Impérial de Galata-Sérai, die auf der Brandſtätte des ehemaligen Theaters Naum erbaute Cité de Pera, das Haus Abraham Paſchos, das Hous Corpi und vor allen das von Göbbels entworfene deutſche Botſchaftspalais hinter der großen Artilleriekaſerne aus. Durch eine große Anzahl von Prachtbauten mit künſtleriſch ſchönen Façaden hat Pera in den letzten Jahren beträchtlich gewonnen. Die deutſche Kolonie, in ihren früheſten Anfängen (um 1142) neben den Genueſen in Stambul angeſeſſen und ſeit dem Krimkriege in ſtetigem Wachstum begriffen, beſitzt in Pera eine evang. Kirche nebſt Pfarrhaus, ein Geſellſchaftshaus «Teutonia», eine höhere Bürgerſchule (nahe am Galataturme), ein Hoſpital und einen Kindergarten. Das kaiſerl. deutſche Generalkonſulat (ein Generalkonſul und zwei Vizekonſuln) liegt in der Rue Soſialy. Pera hat jetzt zwei öffentliche Gärten, den Jardin du Tarim und den Jardin des petits Champs. Die Vorſtadt Galata, unter dem Namen Sykai (Feigenort) ſchon als 13. Region genannt, von Juſtinian verſchönert und mit Stadtrechten verſehen, zieht ſich an einem Hügel hinauf, deſſen Spitze der von Anaſtaſios Dikoros (um 514) gegründete und ſpäter (1348) von den Genueſen bedeutend erhöhte Chriſtusturm krönt. Im J. 717 wird zum erſten mal das ſich an den Turm anſchließende «Kaſtellion des Galatas» erwähnt. Der Name «Pera» (d. h. jenſeits, drüben), urſprünglich für das nördl. Ufer des Goldenen Horns überhaupt gebraucht, beſchränkte ſich ſpäter auf die Vorſtadt Galata und ging erſt nach 1453 auf die neue Anſiedelung nördlich vom Chriſtusturm über. Im J. 1261 wurde den genueſiſchen Koloniſten, die ſeit 1149 in Konſtantinopel, und zwar an der Stelle des Bahnhofs der Rumeliſchen Eiſenbahn, angeſeſſen waren, Galata zur Niederlaſſung angewieſen. Im 14. Jahrh. befeſtigten ſie die Stadt durch Mauern, Türme und Graben. Der Palaſt ihres Oberhaupts, des Podeſta, iſt noch zum Teil erhalten. Von den alten genueſiſchen Kirchen und Klöſtern beſtehen noch San-Pietro und San-Georgio a Monte. San-Francisco hat der Moſchee Jeni-Dſchomi den Platz räumen müſſen; die Arab-Dſchami war urſprünglich eine Kirche des Goten Areobindos, St.-Benoit iſt jetzt eine franz. Kloſterſchule mit Penſionat. Am Meere liegen die Gebäude der Douane, des Öſterreichiſchen Lloyd und der verſchiedenen Schiffsagenturen; weiter hinauf das deutſche, franz. und engl. Poſtamt, das engl. Konſulat, eine ſchott. Miſſionsſchule und die kaiſerl. Ottomaniſche Bank. Galata iſt der eigentliche Mittelpunkt des Großhandels von K. und zählte ſchon von alters her viele aus Stein erbaute Chans und Häuſer. Man hat parallel dem Ufer eine ziemlich breite Straße angelegt, desgleichen eine andere zur Vermittelung des Verkehrs mit der Schiffbrücke, die Galato mit K. verbindet. In der Nähe dieſer Brücke liegt der Haviar-Chan mit der Fondsbörſe. Seit 1883 führt eine Pferdebahn von Karaköi hinauf durch ganz Pera bis nach Schiſchli. Am Eingange des Hafens, der Serailſpitze gegenüber, liegt die Vorſtadt Top-Hane, deren hölzerne Häuſer ſich amphitheatraliſch erheben. Eine enge, von der Höhe nach dem Meere herablaufende Goſſe teilt das Ganze in zwei ungleiche Hälften. In der Nähe des Meers hat man die Vorſtadt neuerdings im unmittelbaren Anſchluß an die Gebäude des Artillerie-Arſenals (Top-Hane) im großartigſten Stil erweitert. Das Conſeil- und Verwaltungspalais (Medſchliß) von Top-Hane wurde 1865—66 gebaut und gewährt einen impoſanten Anblick. Mitten unter dieſen Werken der Neuzeit ragt die ehrwürdige Nuseretije-Moſchee mit ihren beiden hohen Minarets empor. Neben dem Arſenal erhebt ſich die große Moſchee Kilidſch Ali Paſchas.

Nördlich von Top-Hane den Bosporus entlang liegen die Vorſtädte Fyndykly und Kabataſch. Letztere, ebenfalls vom Meere aus amphitheatraliſch aufſteigend, enthält viele große und ſtattliche, meiſt in Holz erbaute Konaks oder Herrenhäuſer mit der herrlichſten Ausſicht auf die Meerenge, das aſiat. Gegenufer und das Marmarameer. Unmittelbar an Kabataſch reiht ſich das Palais von Dolma-Bagdſche, neuerdings auch Serail von Beſchiktaſch genannt, das 1857 vom Sultan Abd-ul-Medſchid bezogen wurde. Dieſes Palais, wohl der ſtattlichſte aller Fürſtenſitze im Orient, im türk. Renaiſſanceſtil erbaut, beſteht aus vielen einzelnen Gebäuden und wendet dem Meere eine Front von 800 m zu. Es iſt nur zum Teil bewohnt. Im Mittelbau liegt ein prachtvoller Thronſaal. An das Palais van Dolma-Bagdſche ſchließen ſich nördlich die Quartiere Jeni Mahalle und Beſchiktaſch an. Unmittelbar auf Beſchiktaſch folgt das um 1870 abgebrochene und dann aus Stein neu aufgeführte Serail von Tſchiragan, vielleicht das ſtilvollendetſte unter den neuern türk. Polais, mit ausgedehntem und nach europ. Geſchmack angelegtem Park, der bis zum Jildis-Kioſk, d. h. Stern-Landhaus, ſeit 1877 Reſidenz des Sultans, reicht. Der Jildis-Kioſk, auf der Höhe zwiſchen Tſchirogan und Ortaköi gelegen, iſt ein von einer hohen Mauer umſchloſſener, einen Stadtteil für ſich bildender Bezirk von Paläſten, Landhäuſern, Gärten und Kaſernen.

Von Tſchirogan aus folgen dann die Ortſchaften Ortaköi, Arnaut-Köi, Kuru-Tſchesme, Bebek, Rumeli-Hiſſar, Emirghian, Jeni-Köi, Therapia, Bujukdere, Jeni-Mahalle, Sari-Jeri und Rumeli-Kawak. In Therapia und Bujukdere hat die europ. Diplomatie ihre Landſitze. In Therapia liegt auf vorſpringender Landſpitze der Sommerpalaſt des engl. Botſchafters; unweit davon ziehen ſich die Landhäuſer der ital. und franz. Botſchaft (letzteres ehemals das Haus Alexander Ypſilantis) am

Kai hin. Die deutsche Botschaft besitzt seit einigen Jahren einen der herrlichsten Parks am Bosporus in dem vom Linonbache durchströmten Thale an der Bucht von Therapia; hier soll demnächst die Sommerresidenz erbaut werden. Bujukdere, das sich an den Abhängen des Kara-Dagh und an einer weiten Bucht des Bosporus hinzieht, besteht aus einer Reihe der reizendsten Villen und Paläste, unter denen das Gebäude der russ. Botschaft mit schönem Park hervorzuheben ist. Die Straße durch das Thal von Bujukdere führt (in 1½ Stunden) nach dem Walde und Dorfe Belgrad, wo die mächtigen Wasserbehälter (Bends) liegen, aus denen K. mit Wasser gespeist wird.

Die Vorstädte K.s, die sich um die innere Hafenbucht ausdehnen, haben ihren türk. Charakter viel treuer bewahrt. Diese sind, rechts von Galata beginnend, Kassim-Pascha, Haskôi, Piri-Pascha, Chalydschy-Oglu und Südlidsche. Auf der Seite der innern Hafenbucht, wo sich das eigentliche K. oder Stambul ausbreitet, liegt Ejub, die vorzugsweise türk. Vorstadt, eine Stadt der Gräber, wo viele Sultane, mohammed. Heilige und Angehörige der vornehmsten Familien begraben liegen. Hier ist die Stätte des alten Kosmidion, wo die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon ihr Lager aufschlugen. In einer besonders verehrten Moschee findet hier beim Regierungsantritt des Sultans die Ceremonie der Umgürtung desselben mit dem Schwerte des Osman statt. Am Ende des Goldenen Horns öffnet sich das Thal der süßen Wasser Europas, des Ali-Bey-Su und des Kiahat-hane-Su (des Kydaros und Bardyses der Alten). In Haskôi wohnen vorzugsweise Juden. Zwischen Haskôi und Kassim-Pascha dehnt sich in langer Front längs der Hafenbucht das Marinearsenal (Tershane; korrumpiert aus dem arab. dar-ul-sinaa, woher auch das ital. darsena und das deutsche Wort Arsenal abzuleiten sind), der Mittelpunkt der türk. Marine, aus. Hier liegt der zierliche Palast des Großadmirals.

Skutari, die Chrysopolis der Alten, von den Türken Üsküdar genannt, zieht sich auf dem asiat. Ufer vom Strande des Bosporus an den Abhängen der Berge Tscham lidscha (= Fichtelberg) und Bulgurlu hinauf, auf deren Gipfel sich eine der herrlichsten Aussichten der Welt darbietet. Hinter der Stadt breitet sich der türk. Begräbnisplatz, ein berühmter Cypressenwald, aus, in welchem sich das Kloster der heulenden Derwische befindet. Kadiköi, das alte Chalcedon (Synode 451), hat sich infolge mehrerer großen Feuersbrünste zu einer neuen, modern angelegten Stadt mit geschmackvollen Villen und anmutigen Gärten entwickelt und wird fast ausschließlich von Christen bewohnt. Durch die Dampfer der Machsussé- und Schirket-i-Hairije-Gesellschaft wird eine regelmäßige Verbindung zwischen der über das Goldene Horn führenden Karaköibrücke und den Bosporusufern hergestellt. Mehrmals täglich fahren auch Dampfer nach den Prinzeninseln, welche dem asiat. Ufer gegenüber in der Propontis liegen, und von denen besonders Prinkipo und Chalki im Sommer zum Landaufenthalt dienen. Von Skutari aus folgen an der asiat. Seite des Bosporus die Orte Kusgundschuk, Beyler-Bey (mit einem reizenden Palast des Sultans), Dschengelköi, Vaniköi, Kandili (vorzugsweise von Engländern bewohnt), Anadoli-Hissar (Eingang zum Thale der süßen Wasser Asiens), Kaulydsche, Beikos (mit schönem Thale und einem Kiosk des Vizekönigs von Ägypten) und Anadoli-Kawak, überragt von der Ruine einer genuesischen Burg, einst der Stätte eines Zeustempels. (Hierzu eine Karte: Konstantinopel und Umgegend.)

Die Zahl der Bewohner K.s, früher oft übertrieben auf 1 Mill. geschätzt, beläuft sich auf 660000 Seelen. K. und sein Weichbild zählen (laut einer amtlichen Veröffentlichung vom 16. Febr. 1877) 163836 Baulichkeiten, worunter 66411 Wohnhäuser und Landhäuser, 34196 Kaufläden, 354 Chans, 175 Bäder, 49 Palais und Kiosks, 278 Regierungsgebäude, 198 Kasernen und Wachthäuser, 674 Moscheen, 519 türk. Schulen, 146 Seminarien (Medresses), 65 Bibliotheken, 231 Derwischklöster, 16 Hospitäler, 169 Kirchen christl. Konfession und Synagogen u. s. w. Die griech. Kirchen belaufen sich auf 60 und die armenischen auf 40. Die Katholiken stehen unter einem Erzbischof und haben 10 Kirchen und 6 Klöster. Die meisten größern christl. Nationalitäten haben zu K. eigene Krankenhäuser, namentlich die Deutschen, die Österreicher, die Russen, Franzosen u. s. w. Das türk. Schulwesen erfreut sich unter der Regierung Abdul-Hamids II. einer besondern Pflege. Es gibt 1) Kinderschulen (Subjân Mektebleri) für Knaben 162, für Mädchen 169; 2) Elementarschulen (Mekiâtib-i-Ibtidâije) für Knaben 17, für Mädchen 3; 3) Privatschulen für Knaben 6, für Mädchen 3; 4) höhere Bürgerschulen (Mekiâtib-i-Ruschdije) für Knaben 19, für Mädchen 8; 5) 1 türk. Waisenhaus (Dâr-ul-Schafakat), 1 Gewerbeschule für Knaben (Istambol Mekteb-i-Sanâi), 1 Gewerbeschule für Mädchen (Kyz-Sanâi Mektebi), 1 Kunstschule in Verbindung mit dem Museum im Tschinli-Kôschk; 6) höhere Schulen: das Lycée Impérial de Galata-Sérai (Mekteb-i-Sultani), 1 Civil-Medizinschule (Mekteb-i-tibbijé-i-milkije), 1 höhere Schule für Civilbeamte (Mekteb-i-milkijé), 1 Lehrerseminar (Dar-ul-Muallimin), 1 Lehrerinnenseminar (Dâr-ul-Muallimât), 1 Schule für Rechtswissenschaften; 7) Militärschulen: 1 kaiserl. Kriegsschule (Mekteb-i-harbijé) nebst Vorbereitungsschule, 1 kaiserl. Medizinschule (Mekteb-i-tibbijé) mit Vorbereitungsschule, 8 militärische Vorbereitungsschulen (Ruschdijé-i-Askerijé), 1 kaiserl. Marineschule auf der Insel Chalki (Mekteb-i-bahrijé). Unter den Wohlthätigkeitsanstalten befinden sich zahlreiche Armenküchen (Imarets). Unter den Erzeugnissen der Industrie sind besonders Lederwaren, Teppiche, Stickereien in Gold, Silber und Wolle, Seide, Waffen, Parfüme und Rauchapparate hervorzuheben. Der Handel ist infolge der günstigen Lage der Stadt und des prachtvollen Hafens trotz der mangelhaften Fürsorge der Regierung bedeutend. Den hauptsächlichsten Anteil daran haben die Griechen und Armenier; dann folgen die Italiener, Österreicher, Engländer, Franzosen, Deutschen und Russen. Seit 1873 führt eine Eisenbahn von K. über Adrianopel und Philippopel bis Bellova, mit Abzweigungen nach Dedeagatsch am Ägäischen Meere und nach Jamboly. Jährlich laufen im Hafen zu K. 36000 Schiffe mit über 4—5 Mill. Tonnen aus und ein.

Über die Geschichte K.s im Altertum s. Byzanz.

Vgl. Dalaway, «Constantinople ancient and modern» (Lond. 1797); von Hammer, «K. und der Bosporus» (2 Bde., Pest 1822); Patriarch Konstantin, «Constantiniasa» (Veneb. 1820; übersetzt ins

KONSTANTINOPEL UND UMGEGEND.

Brockhaus' Conversations-Lexikon 13. Aufl.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt Leipzig

Zu Artikel Konstantinopel

Digitized by Google

Französische 1846); Walsh, «K. und seine Umgebungen» (deutsch von Kaiser, Lpz. 1841); Dethier, «Der Bosphor und K.» (Wien 1873; 2. Aufl. 1876); Mordtmann, «Führer durch K.» (Konstant. 1881); White, «Drei Jahre in K.» (aus dem Englischen von G. Fink, 2 Bde., Stuttg. 1851); Andreossy, «K. und der Bosporus» (deutsch von Dr. Bergk, Lpz. 1828); Théophile Gautier, «Constantinople» (Par. 1865); de Amicis, «Constantinopoli» (Mail. 1881; deutsch von Burchard, Rost. 1882); «Stambul und das moderne Türkentum, von einem Osmanen» (Lpz. 1877); von Criegern, «Kreuzzug nach Stambul» (Dresd. 1879); Skarlatos Byzantios, «Konstantinopolis» (3 Bde., Athen 1851—62); de Tchihatchef, «Le Bosphore et Constantinople» (Par. 1864); Jsambert, «Grèce et Turquie d'Europe» (Par. 1873); H. J. Meyer, «Der Orient» (Bd. 2, Lpz. 1882); de Gasparin, «A Constantinople» (Par. 1867); Dr. Moritz Busch, «Die Türkei» (2. Aufl., Triest 1870); de Blowitz, «Une course à Constantinople» (Par. 1884); «Neue volkswirtschaftliche Studien über K. und das anliegende Gebiet» (herausg. vom Orientalischen Museum in Wien, Wien 1882); Riegler, «Die Türkei und deren Bewohner (2 Bde., Wien 1852).

Konstantinopolitanisches Kaiserreich, soviel wie Byzantinisches Reich (s. d.).

Konstantin-Orden, Konstantinischer Georgs-Orden für Militärverdienst, im Herzogtum Parma und im Königreich beider Sicilien, wurde angeblich 313 vom Kaiser Konstantin, geschichtlich verbürgt aber 1190 vom Kaiser Jsaak Angelus Komnenus gestiftet und durch dessen letzten Abkömmling, den Fürsten Andreas Angelikus Flavius von Macedonien, als derselbe seines Thrones beraubt 1699 nach Parma kam, mit päpstlicher Bestätigung an den Herzog Franz I. aus dem Hause Farnese verkauft. Der Orden wurde 1731 nach dem Erlöschen jenes Regentenhauses von dem neuen Herzoge Don Carlos, Sohn Philipps V. von Spanien, übernommen und von demselben, als er 1734 auf den Thron von Neapel gelangte, auch dorthin verpflanzt. In beiden Ländern hat er, mit Unterbrechung während der Napoleonischen Herrschaft, bis 1860 bestanden. Der Orden zerfällt in Großkreuze, Komture und Ritter 1. und 2. Klasse. Das Zeichen ist das alte rot emaillirte Konstantinische Lilienkreuz, mit einem goldenen × überlegt und auf den Enden mit den Buchstaben I. H. V. S. (in hoc vinces signo) geschmückt. Das Kreuz, an dessen untern Balken der Ritter St. Georg mit dem Lindwurm hängt, wird an himmelblauem Bande getragen.

Konstantinow, Kreisstadt im russ.-poln. Gouvernement Sjedlez, mit 3200 E., ist durch sein vortreffliches Weizenmehl bekannt.

Konstantinowzy, s. unter Konstantin Nikolajewitsch.

Konstanz oder Kostnitz, Kreisstadt im Großherzogtum Baden, liegt am Bodensee (nach der Stadt bisweilen auch Konstanzersee genannt), da wo der Rhein den obern und untern See miteinander verbindet, und ist der Endpunkt der Badischen Staatsbahn und der Linien Romanshorn-K. und Winterthur-K. der Schweizer Nordostbahn, durch Trajektanschluß nach Bregenz auch mit der Arlbergbahn verbunden. Den Verkehr mit den übrigen Uferorten vermitteln 33 Dampfschiffe. Die Stadt besteht aus der linksrheinischen Altstadt, dem mit Eisenbahnbrücke damit verbundenen rechtseitigen Seehausen und dem zu Kasernen umgewandelten Petershausen, ist Sitz eines Landeskommissärs, Landgerichts, Amtsgerichts, Bezirksamts, Reichsoberpostdirektion, der Zollbehörden und einer Reichsbanknebenstelle, hat ein Gymnasium, eine höhere Bürger- und eine höhere Töchterschule, ein Museum für konstanzer Lokalgeschichte, ein von Wessenberg gestiftetes Rettungshaus für verwahrloste Mädchen und zählt (1880) 13354 meist kath. E., welche eine Indiennefabrik, Glockengießerei, Dampfziegelei, chem. Fabrik, Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen, von Kautschukdecken, Baumwollwaren, Essig, Mineralwasser, Cigarren und Möbeln unterhalten. Unter den fünf Kirchen ist vor allem der Dom hervorzuheben, der 1052 gegründet wurde, in seiner jetzigen Gestalt aber dem 16. Jahrh. angehört. Der got. Turm wurde erst 1846—58 aufgeführt. Das Jnnere enthält mancherlei Kunstwerke und andere Sehenswürdigkeiten. Die Stephanskirche ist ein got. Bauwerk aus dem 15. Jahrh. Die Augustinerkirche ist den Altkatholiken überlassen; eine evang. Kirche wurde 1873, eine Synagoge 1884 erbaut. Der große Saal des 1388 erbauten Kaufhauses diente während des großen Konzils als Kardinalskonklave. Das auf einer Jnsel im See gelegene Dominikanerkloster, in welchem einst Huß gefangen saß, ist seit 1875 zum eleganten Jnselhotel umgebaut. — K., ein uralter Ort, wurde im 6. Jahrh. Sitz eines Bischofs, und wird 764 erstmals als Stadt bezeichnet. Hier schloß 1183 Kaiser Friedrich Barbarossa Frieden mit den Longobarden. K. war im Mittelalter eine angesehene Reichsstadt, die zur Zeit ihrer Blüte an 40000 E. gezählt haben soll. Besonders bekannt wurde sie durch das Konstanzer Konzil (s. d.). Die Reformation fand besonders durch die Bemühungen von Ambrosius Blaurer (s. d.) hier Eingang. Aber im Aug. 1548 wurde die Stadt, weil sie das Jnterim nicht angenommen und nachdem sie kurz vorher einen Versuch Karls V., sie durch Überrumpelung in seine Gewalt zu bekommen, abgewiesen hatte, ihrer Privilegien verlustig erklärt und vom Kaiser seinem Bruder Ferdinand geschenkt. Die Stadt blieb nun, abgesehen von einer 1633 glücklich überstandenen Belagerung durch die Schweden unter G. von Horn, ohne in der Geschichte besonders hervorzutreten, bei Österreich, bis sie 1805 an Baden gelangte. Vgl. Eiselein, «Geschichte und Beschreibung der Stadt K.» (Konstanz 1851); Marmar, «Geschichte der Stadt K.» (Konstanz 1871); Leiner, «K. und seine Umgebung» (Zür. 1880).

Das Bistum Konstanz wurde frühzeitig begründet. Der Bischof war deutscher Reichsstand und residierte teils in dem Schlosse zu Petershausen, teils in Meersburg. Jm J. 1802 wurde das Bistum säkularisiert und 1817 aufgehoben.

Der Landeskommissariatsbezirk Konstanz zählt auf 4351 qkm, wovon 182 auf den Anteil am Bodensee kommen, (1880) 282332 E., wovon 256300 Katholiken, 23305 Evangelische und 2015 Jsraeliten, und umfaßt die Kreise K., Villingen und Waldshut.

Konstanzer Konzil, das zu Konstanz 1414—18 gehaltene Konzil, hatte den Zweck, dem kirchlichen Schisma ein Ende zu machen und eine Reformation der Kirche an «Haupt und Gliedern» durchzuführen. Von Papst Johann XXIII. (s. d.) nach langem Widerstreben zusammenberufen, trat die auf dem Konzil zu Pisa (1409) in Aussicht genommene

Kirchenversammlung statt drei, erst fünf Jahre nachher in K. zusammen. Hierzu fanden sich nächst dem Kaiser Sigismund und dem Papst Johann 26 Fürsten, 140 Grafen, mehr als 20 Kardinäle, 7 Patriarchen, 20 Erzbischöfe, 91 Bischöfe, 600 Prälaten und Doktoren und gegen 4000 Priester ein. Die zugleich vorhandenen drei Päpste Johann XXIII., Gregor XII. und Benedikt XIII. wurden abgesetzt, dagegen Martin V. (s. d.) als rechtmäßiger Papst gewählt. Das Konzil, welches vor der neuen Papstwahl einen förmlichen Prozeß gegen den flüchtigen Papst Johann eingeleitet und sich für die oberste richterliche und gesetzgebende Gewalt in der Kirche erklärt hatte, mußte jedoch alle Reformen der Kirchenverfassung vertagen, da der neue Papst die Versammlung aus Furcht, seine Gerechtsame geschmälert zu sehen, wider ihren und des Kaisers Willen wenige Monate nach seiner Wahl auflöste. Die Fortsetzung der Verhandlungen erfolgte erst auf dem Baseler Konzil (s. d.). Wie wenig übrigens diese hocharistokratische Versammlung an eine Besserung der Lehre dachte, zeigt der ebenfalls zu K. und gerade am eifrigsten von den Wortführern der «Reformation» betriebene Ketzerprozeß des Johann Huß (s. d.) und des Hieronymus (s. d.) von Prag, welcher mit der Verurteilung und Verbrennung der beiden böhm. Reformatoren endete. Vgl. Marmor, «Das Konzil zu K. in den J. 1414—18» (2. Aufl., Konstanz 1874).

Konstatieren (frz.), etwas als Thatsache feststellen.

Konstellation bedeutet in vielen Fällen soviel wie Sternbild. Allgemeiner bezeichnet man damit die gegenseitige Stellung von Himmelskörpern überhaupt. Insbesondere können die hellen Planeten, wenn ihr scheinbarer Lauf an der Himmelskugel sie nahe aneinander vorüberführt, auffallende Konstellationen erzeugen. Denselben legte man in der Astrologie besondere Bedeutung bei. K. bedeutet auch dasselbe, was man unter Aspekten versteht. Die bekanntesten derselben sind: die Zusammenkunft oder Konjunktion, wenn zwei Himmelskörper gleiche Länge haben; der Gegenschein oder die Opposition (die Längendifferenz ist dann 180°); der Gedrittschein oder Trigonalschein, wenn die Längendifferenz 120° ist; der Geviertschein oder die Quadratur; der Sextilschein. An die K., namentlich an die bei der Geburt eines Menschen stattfindenden, knüpften sich einst, nach astrol. Regeln, abergläubische Vorhersagungen zukünftiger Ereignisse.

Konsternieren (lat.), bestürzen, verblüffen; davon: Konsternation.

Konstipation (lat.), Verstopfung des Stuhlgangs, Hartleibigkeit; konstipierende Mittel (Constipantia), Mittel, welche verstopfen und die Ausleerung hindern, wie das Opium u. a.

Konstituent (lat.), Vollmachtgeber, insbesondere der Beovollmächtigte eines Sachwalters.

Konstituieren (lat.), etwas festsetzen, feststellen, besonders in Bezug auf staatliche Einrichtungen; auch jemand zur Verantwortung ziehen, belangen; sich konstituieren (von Körperschaften), zusammentreten und sich als eine bestimmte Körperschaft proklamieren.

Konstituierende Versammlungen (Constituantes) pflegt man im modernen Staatsrecht Versammlungen zu nennen, welche die Aufgabe haben, eine neue Verfassung auszuarbeiten. Beispiele sind: die Assemblée nationale und der Nationalkonvent der ersten Französischen Revolution; die belg. Konstituierende Versammlung von 1830; die französische, das Bürgerkönigtum Ludwig Philipps einsetzende Deputiertenkammer desselben Jahres; die franz. Nationalversammlung von 1848; die deutsche Konstituierende Nationalversammlung zu Frankfurt 1848/49; die Versammlung zur Vereinbarung der preuß. Staatsverfassung zu Berlin 1848; der Konstituierende Reichstag zur Gründung des Norddeutschen Bundes im Febr. 1867; die 12. Febr. 1871 (in Bordeaux) eröffnete und 31. Dez. 1875 aufgelöste franz. Nationalversammlung zu Versailles. Vgl. Lamartine, «Histoire des Constituantes» (4 Bde., Par. 1854—55).

Konstitut, s. Constitutum.

Konstitution (lat.) bezeichnet in der ältern Rechtssprache eine Festsetzung oder Verordnung. Für das röm. Recht sind die Constitutiones principum oder kaiserl. Erlasse nächst den Komitialgesetzen und den Erlassen (Edikten) der altrepublikanischen Magistrate die Hauptquelle. In gleicher Weise hießen zu den Zeiten des Deutschen Reichs die vom Kaiser ausgehenden oder bestätigten Anordnungen Constitutiones imperiales. Die auf die Kirche bezüglichen Erlasse sowohl der geistlichen als der weltlichen Gewalt sind Constitutiones ecclesiasticae. In den frühern deutschen Landesgesetzen hat die Bezeichnung K. eine vielfach wechselnde Bedeutung, z. B. die einer Entscheidung von zweifelhaften Rechtsfragen oder auch wieder eines Gesetzes, das eine abgeschlossene Rechtsdisciplin erschöpft. In neuerer Zeit gebraucht man das Wort im Sinne von Verfassungsurkunde zur Bezeichnung einer Codifikation des Staatsrechts.

Konstitution, in der Heilkunde der Inbegriff der gesamten Organisationsverhältnisse des Körpers, d. h. die besondere und eigentümliche Körperbeschaffenheit eines einzelnen Menschen (individuelle K.) oder eines ganzen Volkskörpers (endemische und epidemische K.), namentlich insofern dadurch eine Anlage zu Krankheiten bedingt oder gesteigert, oder deren Verlauf abgeändert wird.

Die individuelle Konstitution, deren äußerer Ausdruck den Habitus darstellt, unterscheidet man teils nach dem Kräfte- und Reizbarkeitsverhältnis: in die kräftige (robuste) und schwächliche (debile), reizbare (floride) und träge (torpide), teils nach dem Vorwiegen eines der Hauptsysteme des Körpers: der Arterien (arterielle), der Venen (venöse), der Lymphgefäße (lymphatische oder skrofulöse), oder des Nervensystems (nervöse K.). Diese Verschiedenheiten geben sich schon, wenn man gesunde Personen miteinander vergleicht, mehr oder weniger deutlich kund: durch den Körperbau, das Verhältnis der einzelnen Körperteile zueinander, durch die Lebhaftigkeit und Ausdauer der einzelnen Funktionen, den Blick und Gesichtsausdruck, die Farbe und sonstige Beschaffenheit der Haut, der Haare u. s. w., durch die geistigen und Gemütsäußerungen u. dgl. m. Diese Verschiedenheiten haben ihren Grund teils in angeborenen Eigentümlichkeiten der Familie, des Stammes, der Rasse, in Einflüssen, welche auf den Fötus von der Mutter aus, vielleicht auch schon im Akte der Erzeugung von einem der beiden Eltern aus wirkten, teils in später entwickelten, durch Gewohnheit erworbenen oder durch Krankheit hervorgerufenen körperlichen oder geistigen Besonderheiten, z. B. infolge der Erziehung, der Ernährungs- und sonstigen Lebensweise, des Lebensalters, der Lebensschicksale u. s. w.

Die verschiedenen Konstitutionsarten, zwischen denen mannigfache Übergänge und Kombinationen stattfinden, fallen entweder in die Breite der Gesundheit oder gehen allmählich ohne Grenzen in wirklich krankhaftes Verhalten über, und zwar teils in Allgemeinkrankheiten (sog. Konstitutionskrankheiten), teils in ein mehr und mehr hervortretendes Leiden eines einzelnen Organs.

Die endemische und epidemische Konstitution, d. h. die gemeinsame Eigentümlichkeit und Krankheitsanlage einer größern beisammenwohnenden Menschenmenge (z. B. einer Dorf- oder Stadtgemeinde, einer Kreis- oder Landesbevölkerung), ist meist die Hauptgrundlage für das Entstehen von Volkskrankheiten. (S. Endemie und Epidemie.)

Die endemische Konstitution umfaßt die Eigenschaften, welche einer Gemeinde oder Bevölkerung dauernd eigentümlich, gleichsam unter ihr einheimisch sind (z. B. die Neigung der Engländer zum Spleen, die Anlage der Bewohner gewisser Schweizerthäler zu Kropf und Kretinismus). Sie bedingt den sog. einheimischen (endemischen) Krankheitsgenius oder Krankheitscharakter. Ihre Ursachen sind: die örtliche Beschaffenheit des Erdbodens, der häuslichen und kommunlichen Einrichtungen (Häuserbau, Straßenpflaster, Straßenreinigung u. s. w.), die Eigentümlichkeit des physischen und geographischen, auch Ortsklimas, der Luftbeschaffenheit (z. B. durch sumpfige Aushauchungen des Bodens), der Nahrungs- und Erwerbsweise der Einwohner, ihrer Sitten und Gebräuche u. dgl. m.

Die epidemische Konstitution bezeichnet jenen Wechsel in der Krankheitsanlage der Völker, welcher im Laufe der Zeit auftritt und wieder verschwindet, und damit den Wechsel des epidemischen Genius bewirkt, nämlich neue Krankheiten bringt, alte vergehen macht. So herrschen heutzutage Cholera, Typhus, Scharlach, ehedem herrschten Schwarzer Tod, Aussatz, Schweißfieber. Die Ursachen sind auch hier teils in solchen Veränderungen zu suchen, welche die Erde und ihr Luftkreis erleidet, was besonders hinsichtlich der Jahreszeiten und ihrer eigentümlichen Krankheiten deutlich hervortritt; teils in manchen ausgebreitetern Prozessen der Tier- und Pflanzenwelt, wie z. B. die Kartoffel- und Weintraubenkrankheit auf periodisch weitverbreiteten Schimmelbildungen beruhen, oder das epidemische Auftreten der Drehkrankheit, der Trichinosis, der Krätze auf allgemeiner Verbreitung gewisser Schmarotzertierchen; teils endlich in den mit dem Laufe der Zeiten und Jahrhunderte sich ändernden Sitten und Gebräuchen der Menschen selbst, z. B. wenn man unsere Lebensweise mit der der alten Römer vergleicht, welche Glasfenster, Linnenhemden, Kaffee, Thee, Tabak u. s. w. nicht kannten. Auf so mannigfachen einzelnen (konkreten) Umständen beruht das, was man mit Einem Worte die K. nennt. Es ist daher auch meistens sehr schwer, in Krankheiten genau anzugeben, was im einzelnen die eigentliche Ursache sei, wenn man auch der individuellen oder pandemischen K. in vielen Fällen den Hauptanteil zuweisen muß; denn die krankmachende äußere Ursache (z. B. Frost, Nässe, Hitze) wirkt gewöhnlich gleichzeitig auf eine große Menge Menschen ein, von denen aber doch immer nur einige krank zu werden pflegen.

Vgl. Liebermeister, «Über die Ursachen der Volkskrankheiten» (Baf. 1865); Osterlen, «Die Seuchen, ihre Ursachen, Gesetze und Bekämpfung» (Tüb. 1873); Beneke, «Die anatom. Grundlagen der Konstitutionsanomalien des Menschen» (Marburg 1878).

Konstitutionalismus, s. Konstitutionelles System.

Konstitutionell (frz.), auf die Verfassung (Konstitution) bezüglich, verfassungsmäßig.

Konstitutionelles System, Konstitutionalismus, bezeichnet diejenige Verfassungsform, welche in Frankreich nach der großen Revolution eingeführt und von dort nach Deutschland verpflanzt worden ist. Als das eigentliche Wesen desselben sah man die Teilung der Staatsgewalt in die gesetzgebende, vollziehende und richterliche an, und man glaubte in der fraglichen Staatsverfassung diese Teilung verwirklicht zu sehen. Die vollziehende Gewalt sollte unbeschränkt in den Händen des Staatsoberhaupts ruhen; aber man übersah, daß diese Gewalt in völliger Abhängigkeit von der Gesetzgebung ist, daß die gesetzgebenden Faktoren jede Verwaltungsmaßregel anordnen oder verbieten können, und daß die gesetzgebende Versammlung durch die Feststellung des Staatshaushaltsetats und durch die Prüfung der Staatsrechnungen einen tiefeingreifenden Einfluß auf die gesamte Verwaltung ausübt. Andererseits kann der Chef der Verwaltung durch den ihm zustehenden Erlaß von Verordnungen in den Bereich der Gesetzgebung übergreifen; ja es ist ihm in manchen Staaten ausdrücklich das Recht eingeräumt worden, im Falle der Not im Verordnungswege die bestehende Gesetzgebung abzuändern. Auch die Selbständigkeit der richterlichen Gewalt war eine nur scheindare, solange es an Gesetzen gebrach, welche die volle Unabhängigkeit der Richter, die unparteiische Zusammensetzung der richterlichen Kollegien und die Zulässigkeit des Rechtswegs sicherten. Mit der fortschreitenden theoretischen Erkenntnis und mit den praktischen Erfahrungen des Staatslebens brach sich allmählich die Einsicht Bahn, daß die Staatsgewalt nicht mechanisch in Teile zerlegt werden kann, sondern, daß sie unteilbar und einheitlich ist, wie der Staat selbst. Der Grundgedanke des konstitutionellen Systems ist hiernach darin zu suchen, daß das Volk durch seine Vertreter an dem ganzen Wirkungskreise des Staats lebendigen und thätigen Anteil nimmt, sodaß ein geistiger Kontakt zwischen Regierung und Volk erhalten wird. Die Staatsgewalt steht ganz und vollkommen dem Monarchen zu, aber er kann kein Gesetz erlassen, zu dessen Inhalt nicht die Volksvertretung zugestimmt hat, und er kann keine Verwaltungsmaßregel durchführen, zu welcher nicht die Volksvertretung die erforderlichen Geldmittel bewilligt hat. Die Grundpfeiler, auf denen der Ausbau des konstitutionellen Systems beruht, ist einerseits das Wahlrecht, durch welches der einzelne Staatsbürger zur Beteiligung am staatlichen Leben gelangt, und andererseits die Ministerverantwortlichkeit, durch welche gegen die Regierung ein rechtlicher Zwang zur Befolgung der Staatsgesetze ausgeübt werden kann. Eine Entartung des konstitutionellen Systems ist der sog. Parlamentarismus, d. h. das Prinzip, daß die jedesmalige Majorität des Parlaments für die Ernennung der Minister und der andern politisch bedeutsamen Staatsbeamten maßgebend ist.

Konstitutionsbuch, das die Verfassung einer Korporation enthaltene Buch, besonders das einer Freimaurerloge.

Konstrikteur, s. unter Konstriktion.

Konstriktion, Zusammenschnürung, nennt man in der Chirurgie ein operatives Verfahren, das hauptsächlich zur Abtragung gestielter Geschwülste benutzt wird. Man umzieht bei der K. den Stiel der Geschwulst mit einem Draht und schnürt diesen mit Hilfe eines eigenen Apparats (Konstrikteur) so stark zusammen, daß er langsam den Stiel durchschneidet. Die auf diese Weise vollführte Abtrennung ist eine unblutige, weil durchquetschte Blutgefäße nicht bluten. (S. Ecraseur.)

Konstruieren (lat.), zusammensetzen, errichten; das Abhängigkeitsverhältnis der Wörter eines Satzes angeben, s. Konstruktion.

Konstruktion heißt im Maschinenwesen die zweckentsprechende, prinzipiell nach bestimmten Regeln erfolgende Anordnung und Dimensionierung von Maschinenteilen und ganzen Maschinen.

Konsubstantion (mittellat.), die Lehre Luthers, wonach im Gegensatz zur Transsubstantiationslehre das Brot im Abendmahl Brot bleibt, aber so, daß in, mit und unter demselben der Leib Christi dargereicht und genossen wird.

Konsul (consul) war in der Römischen Republik der Titel des obersten ordentlichen Magistrats, welcher nach dem Sturze der Monarchie die alten Könige, aber insbesondere mit der Beschränkung ersetzte, daß diese Würde (das Konsulat) nur von zweien zugleich und bloß ein Jahr lang bekleidet werden konnte. Der Name wird von alten und neuern Autoren von consutere abgeleitet, sodaß er nach dem doppelten Gebrauche dieses Wortes nach den einen den Ratgeber, nach den andern den Befrager des Senats und Volks bezeichnete. Dagegen soll nach Niebuhr und Mommsen K. soviel wie Kollege bedeuten. Übrigens war, wie es scheint, der älteste offizielle Name der K., der sie als Oberbefehlshaber, Heerführer, Herzöge bezeichnet, der Titel «Praetores». Nachdem die Konsulwürde geraume Zeit den Patriciern vorbehalten gewesen war, erlangten die Plebejer 367 v. Chr. durch das Licinische Gesetz das ausschließliche Recht auf die eine Stelle und bald Zutritt zu beiden. Die Bewerber mußten im Besitz der vollen Bürgerrechte, nach spätern Gesetzen wenigstens 43 J. alt und insbesondere auch schon Prätoren gewesen sein. Die Wahl erfolgte zu den Zeiten des Freistaats durch die Volksversammlung (s. Komitien), in der letzten Zeit der Republik gewöhnlich im Juli. Sie gewährte den Consules designati zunächst mehr nur Ehrenrechte, denn die Führung der Geschäfte kam ihnen erst nach dem feierlichen Amtsantritt zu, der anfangs wiederholt wechselte, seit den Zeiten des zweiten Punischen Kriegs regelmäßig am 15. März vor sich ging, seit 153 v. Chr. auf den 1. Jan. des nächsten Jahres festgestellt wurde. Die K. zogen hierbei in Begleitung ihrer Freunde aufs Kapitol, brachten ein feierliches Opfer und leisteten dann den Amtseid. Starb ein K. während seiner Amtszeit oder dankte er ab, so ward ein neuer erwählt (consul suffectus, subrogatus).

Die Machtbefugnisse der K. waren ursprünglich, abgesehen von manchen religiösen Rechten und Obliegenheiten, die der alten Könige. Die Notwendigkeit jedoch, welche für die K. bestand, innerhalb der Stadt bei Kriminalprozessen und bald auch bei Aussetzung höherer Vermögensbußen dem Angeklagten, beziehentlich Verurteilten Berufung an das Volk zu gestatten, veranlaßte sie, die Ausübung einer derartigen Gerichtsbarkeit und Verhängung höherer Bußen lieber niedern Magistraten zu überlassen. Außerdem war die Macht der K. beschränkt durch den Rechtssatz, daß das Gebot des einen K. nur galt, wenn der andere nicht sein Verbot dagegen setzte, durch die bei wichtigern Beschlüssen erforderliche Zustimmung des Senats und Volks, durch die Intercessionsbefugnis der Tribunen (s. d.) und die nach Niederlegung des Amts in Aussicht stehende Verantwortung. Ferner wurde 443 (oder 435 v. Chr.) den K. durch Einsetzung der Censoren (s. d.) die Oberleitung der Finanzen und die Sittenaufsicht, 367 v. Chr. durch Errichtung der Prätur das ständige Oberrichteramt im Civilprozeß entzogen; es verblieb ihnen indessen die Repräsentation des röm. Volks nach innen und außen, die Berufung und oberste Leitung des Senats und der Volksversammlungen, die Oberaufsicht und die Exekutivgewalt. Kraft des militärischen Imperiums hatten sie die Aushebung des Heeres vorzunehmen, den Oberbefehl zu führen und die Militärgerichtsbarkeit zu handhaben, anfangs während ihres Amtsjahres, gegen das Ende des Freistaats, nachdem sie ihr Jahr in Rom regiert und sich sodann in die zugewiesene Provinz begeben hatten. (S. Prokonsul.)

Als Ehrenvorrechte der K. sind zu erwähnen: die Bezeichnung der Jahre mit ihrem Namen (sodaß die röm. Zeitrechnung an die Fasti consulares, d. h. das chronol. Verzeichnis der K., geknüpft ist), der curulische Sessel und die toga praetexta, die Begleitung von 12 Liktoren und die Ehrfurchtsbezeigungen durch Ausweichen des Volks, Absteigen der entgegenkommenden Reiter, Senken der Rutenbündel (fasces), wenn ihnen andere Magistrate mit ihren Liktoren begegneten. Doch gingen in älterer Zeit und wieder in der der Kaiser immer nur einem K. die Liktoren mit den Fasces voraus, und zwar demjenigen, der in einem Monat gerade die Vorhand hatte (consul major). In Zeiten höchster Gefahr wurden die K. zuweilen durch ein außerordentliches Senatuskonsult: Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat (die K. mögen vorsehen, daß die Republik keinen Schaden leide), von den gesetzlichen Schranken befreit, was freilich mehr nur moralischen Wert für die K. hatte, da der Senat streng genommen kein Recht dazu besaß. Bei der Niederlegung des Amts versicherten die K. vor dem Volke mittels Eides, daß sie sich dem Gesetz gemäß verhalten hätten. Sie führten, nachdem sie von ihrem Amte zurückgetreten waren, für immer den Titel Consulares und hatten einen entsprechenden Platz im Senat.

In der Kaiserzeit dauerte das Konsulat fort und galt als höchste amtliche Würde, obwohl bei Beschränkung der Geschäfte auf den Vorsitz im Senat, auf Jurisdiktion und Veranstaltung von Spielen nur ein Schatten der alten Macht übrigblieb. Es ward nun üblich, daß der Senat nach den zwei ersten K. (ordinarii) regelmäßig noch andere (suffecti) wählte, sodaß in einem Jahre nunmehr gewöhnlich zuerst zwei, später drei, ja sechs Konsulpaare fungierten. Auch die bloßen Insignien der K. wurden von den Kaisern an Titularkonsuln (honorarii) erteilt. Noch mehr verfiel das Amt seit der Teilung des Reichs. Im weström. Reich erlosch das Konsulat 534 n. Chr., im oströmischen hob es Justinian 541 auf.

Konsul war auch der Titel der höchsten Staatsbeamten in Frankreich während der Konstitution vom J. VIII. Bonaparte führte den Titel Erster Konsul. (S. Konsulat in Frankreich; vgl. Frankreich, Bd. VII, S. 118 u. 119.)

Konsul in der modernen Bedeutung bezeichnet einen vorzüglich zur Vertretung der Handels- und sonstigen Verkehrsinteressen im Auslande bestimmten und dabei möglicherweise noch mit andern Kompetenzen betrauten diplomatischen Agenten. Die Anfänge des Konsularwesens fallen mit dem Beginn eines Handelsverkehrs der europ. Völker zusammen. Zuerst war es den handeltreibenden Städten der verschiedenen Nationen überlassen, den Handel in Schutz zu nehmen und namentlich durch Niederlassungen im Auslande und durch Verträge ihre kommerziellen Interessen zu wahren. Das Hauptmittel hierzu war eine eigene Jurisdiktion am Niederlassungsorte, welche durch die anerkannten Vorsteher der Handelsfaktoreien, aus denen später die K. wurden, in Ausübung kam. Die zur Zeit der Kreuzzüge mit dem griech. Kaisertum und mit den in Syrien begründeten christl. Reichen angeknüpften Verbindungen wurden später mit den moslemischen Regierungen durch neue Konsular-, resp. Jurisdiktionsverträge fortgesetzt oder wieder aufgenommen. Mit der Ausbildung des modernen Staats und des darauf gegründeten Völkerrechtssystems mußte eine solche fremde Jurisdiktion um so mehr als unzulässig erscheinen, je mehr man schon früher durch besondere Handelsgerichte (deren Richter z. B. in Frankreich ebenfalls K. hießen) auch den fremden Kaufmann zu schützen bereit war und als durch ständige Gesandtschaften an den auswärtigen Höfen ein wirksamer Schutz für alle Angehörigen eines Staats und deren Interessen im fremden Lande geübt werden konnte. Wenn nichtsdestoweniger das Konsularwesen fortbestand, sogar größere Ausdehnung gewann, so hat dies seinen Grund einerseits in der ungeheuern Steigerung von Handel und Industrie, in der kolossalen Erweiterung des Verkehrs und in der Eigenartigkeit der dabei in Frage kommenden Interessen, andererseits darin, daß es weder möglich noch zweckmäßig wäre, für die betreffenden Zwecke allenthalben eigentliche Gesandtschaften zu erhalten.

Diejenigen K., deren Stellung noch wesentlich auf dem alten System beruht und sich durch sehr ausgedehnte Jurisdiktionsrechte charakterisiert, finden sich nur in der Levante und Afrika. Die Grundlagen ihrer Stellung sind besondere Verträge, die man Kapitulationen nennt. Durch die neue ägypt. Justizreform und durch die derselben sich anschließende Konvention aller interessierten europ. Großmächte ist das System der Kapitulationen, wenigstens für das wichtigste dadurch gebundene Land, der Hauptsache nach als beseitigt zu erachten. Infolge dessen ist 23. Dez. 1875 auf Grund des Gesetzes vom 30. März 1874 eine die Einschränkung der Gerichtsbarkeit der deutschen K. in Ägypten bestimmende kaiserl. Verordnung erschienen. Dasselbe ist für Bosnien und für Tunis geschehen, seitdem Österreich beziehentlich Frankreich die Verwaltung dieser Länder übernommen haben. Auch in Serbien ist die Gerichtsbarkeit der K. aufgehoben. Abgesehen von dieser in einigen nichtchristl. Ländern bestehenden Gerichtsbarkeit besteht die Aufgabe der K. vorzugsweise in der Wahrung der Handels- und Schiffahrts-, teilweise auch der sonstigen Verkehrsinteressen eines Landes und seiner Angehörigen innerhalb eines fremden Landes. Nachdem besonders seit Anfang des 19. Jahrh. und namentlich von seiten Frankreichs und Englands viel zur Ausbildung des Konsularwesens geschehen, ist neuestens auch das Deutsche Reich in diesem Punkte energisch vorgegangen und hat teils durch eine sehr ausgedehnte Gesetzgebung, teils durch Konsularverträge mit fast sämtlichen Staaten, teils endlich durch zahlreiche Einsetzung von K. in allen Teilen der Welt auch nach dieser Richtung seinen Charakter als Weltkulturmacht bethätigt.

Der Beruf des K. ist nach der deutschen Reichsgesetzgebung, das Interesse des Reichs, namentlich in Bezug auf Handel, Verkehr und Schiffahrt, zu schützen und zu fördern, die Beobachtung der Staatsverträge zu überwachen und den Angehörigen des Reichs, sowie anderer befreundeter Staaten in ihren Angelegenheiten Rat und Beistand zu gewähren. Diese K. haben als solche, d. h. abgesehen von ihrer sonstigen diplomatischen Stellung z. B. als Ministerresidenten, einen verschiedenen Rang, je nachdem sie Vorsteher entweder eines Konsulats oder eines Vizekonsulats sind. Wichtiger ist die Einteilung der K. in Berufs- oder besoldete K. (Consules missi) und Wahl- oder unbesoldete K. (Consules electi). Berufskonsuln gibt es teils wegen der Notwendigkeit einer Konsularjurisdiktion, wie in Ostasien und der Levante, teils wegen der besonders umfangreichen und komplizierten Geschäfte, wie in den transatlantischen christl. Ländern. Solchen Berufskonsuln können auch unbesoldete K. oder Vizekonsuln für denselben Bezirk untergeordnet sein. In andern und zwar in den meisten Bezirken sind aber die K. unbesoldete oder kaufmännische, denen wieder, z. B. an bedeutenden Küstenplätzen, ein besoldeter Beamter, ein Kanzler, beigegeben sein kann.

Berufskonsuln können nur solche Personen werden, welche das Reichsindigenat besitzen und entweder die besondere, für die Bekleidung des Amts vorgeschriebene oder die zum Übertritte in die jurist. Praxis der einzelnen Bundesstaaten erforderliche Prüfung bestanden haben, darauf mindestens drei Jahre im innern Dienste oder in der Advokatur und wenigstens zwei Jahre im deutschen Civildienst beschäftigt gewesen sind. Sie dürfen keine kaufmännischen Geschäfte betreiben, erheben die Konsulatsgebühren für Rechnung der Reichskasse und sind besoldet. Zu Wahlkonsuln sollen vorzugsweise Kaufleute ernannt werden, welche das Reichsindigenat besitzen. Sie beziehen die Konsulatsgebühren für sich. Alle K. können mit Genehmigung des Reichskanzlers, aber nur zu Geschäften, welche keine obrigkeitliche Autorität verlangen, in ihrem Amtsbezirke konsularische Privatbevollmächtigte (Konsularagenten) bestellen.

Die durch internationale Verträge gesicherten Amtsrechte und Pflichten der Reichskonsuln sind: 1) Führung einer Matrikel über die im Bezirke wohnenden Reichsangehörigen; 2) Eheschließungen, Beurkundung der Heiraten, Geburten und Sterbefälle der Reichsangehörigen nach dem Gesetze über Eheschließung u. s. w. von Bundesangehörigen im Auslande vom 4. Mai 1870, und, kraft besonderer Ermächtigung, auch der Schutzgenossen nach dem Gesetze über Beurkundung des Personenstandes vom 6. Febr. 1875; 3) Legalisation der in ihrem

Amtsbezirke ausgestellten oder beglaubigten Urkunden; 4) Ausstellung mit ihrem Siegel und Unterschrift versehener Zeugnisse über ihre Amtshandlungen; 5) Notariatsrechte innerhalb ihres Amtsbezirks für von Reichsangehörigen unter sich oder mit Fremden eingegangene Rechtsgeschäfte; 6) die nichtstreitige Justiz bei in ihren Amtsbezirken liegenden Verlassenschaften verstorbener Reichsangehöriger wegen Abwesenheit der nächsten Erben oder aus ähnlichen Gründen; 7) Bewirkung von Zustellungen jeder Art innerhalb des Amtsbezirks an sich dort aufhaltende Personen; 8) Abhörung von Zeugen und Eidesabnahme, jedoch nur kraft besonderer Ermächtigung durch den Reichskanzler; 9) Vergleichsvermittelung und Schiedsrichteramt in Rechtsstreitigkeiten von Reichsangehörigen; 10) volle Civil- und Strafgerichtsbarkeit in Ländern, wo es durch Herkommen oder Staatsverträge gestattet ist, über die im Jurisdiktionsbezirk des K. sich aufhaltenden Reichsangehörigen und Schutzgenossen nach dem Reichsgesetz über die Konsulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879; 11) Ausstellung und Visierung von Pässen für im Amtsbezirk sich aufhaltende Reichsangehörige; 12) Gewährung von Mitteln zur Milderung augenblicklicher Notstände oder zur Rückkehr in die Heimat an Reichsangehörige; 13) Unterstützung der Schiffe der Reichskriegsmarine und ihrer Besatzung, auch Einschreiten bei den Orts- und Landesbehörden zur Wiederhabhaftwerdung desertierter Mannschaften; 14) Inanspruchnahme des Beistandes der Kriegsschiffsbefehlshaber zum Schutze der von ihnen dienstlich zu vertretenden Interessen; 15) Überwachung der Beobachtung der wegen Führung der Reichsflagge bestehenden Normen; 16) für die Handelsmarine sind sie im Hafen ihrer Residenz die Musterungsbehörde und üben bezüglich der dazu gehörigen Schiffe die Polizeigewalt. (Vgl. außer dem allgemeinen Gesetz vom 8. Nov. 1867 noch das Gesetz über Gebühren bei den Konsulaten des Reichs vom 1. Juli 1872, das Deutsche Handelsgesetzbuch, besonders §§. 492 fg., die Deutsche Seemannsordnung vom 27. Dez. 1872 und die Allgemeine Dienstinstruktion für die K. des Deutschen Reichs vom 6. Juni 1871, nebst Nachtrag vom 22. Febr. 1873.)

Die Zulassung eines K. hängt in Ermangelung besonderer Verträge von der Einwilligung des betreffenden Staats ab, welcher auch dem wirklich ernannten K. seine Anerkennung ausdrücklich durch das sog. Exequatur oder Placet erteilt. Auch halbsouveräne Staaten können K. ernennen und anerkennen. In den Vasallenstaaten der Pforte vertreten die K. sogar die Stelle wirklicher diplomatischer Agenten. Die Vorrechte der K., zu denen besondere Ceremonialrechte oder Rechte auf persönliche Ehrenbezeigungen im allgemeinen nicht gehören, sind verschieden, je nachdem es sich um K. mit oder ohne eine bestimmte diplomatische Funktion, dann um K. in den europ.-christl. oder in nichtchristl. Staaten handelt. K. in den europ.-christl. Staaten ohne eine bestimmte diplomatische Funktion haben nur eine bedingte oder unbedingte Unverletzlichkeit der Person und sind regelmäßig der Gerichtsbarkeit des Landes ihrer Amtsthätigkeit unterworfen. K. mit festen diplomatischen Funktionen und überhaupt in nichtchristl. Ländern haben im allgemeinen die Rechte wirklicher akkreditierter diplomatischer Agenten, und zwar ersternfalls außer der Unverletzbarkeit auch die Exekution, letzternfalls noch das Recht des Asyls und des eigenen Gottesdienstes. Ihre Stellung ist eine oft sehr gefährliche und auch das Konsulat hat seine Märtyrer.

Vgl. Charles de Martens, «Le Guide diplomatique» (5. Aufl., bearbeitet von Geffcken, Lpz. 1866); Friedr. Martens, «Das Konsularwesen und die Konsularjurisdiktion im Orient» (übersetzt von Skerst, Berl. 1874); Hänel und Lesse, «Die Gesetzgebung des Deutschen Reichs über Konsularwesen u. s. w.» (Berl. 1875); Laband, «Staatsrecht des Deutschen Reichs» (Bd. 2, Freiburg 1878); König, «Handbuch des deutschen Konsularwesens» (2. Aufl., Berl. 1878).

Konsularagent, s. unter Konsul.

Konsulargarde, s. unter Alte Garde.

Konsularmünzen (nummi consulares), Familienmünzen, nennt man diejenigen röm. Münzen, welche zur Zeit der Republik geprägt worden sind. Sie sind viel seltener als die röm. Kaisermünzen, weil man sie ihres bessern Gehalts wegen oft eingeschmolzen und umgeprägt hat. Die Mehrzahl führt auf dem Avers den gehelmten Kopf der Roma, oder Bellona, oder den Romulus, Hercules, Janus u. s. w., auf dem Revers die Victoria, oder Castor und Pollux, oder ein Viergespann, Opfer, Gebäude u. s. w., auch wurden die Thaten der Vorfahren der Konsuln, ihre Abstammung und sonstige Beziehungen ihrer Familie durch bildliche Darstellungen versinnlicht. In den Umschriften sind die Familiennamen der Konsuln, oft auch nur die Zunamen ausgedrückt. Vgl. Cohen, «Description générale des monnaies de la république Romaine» (3 Bde., Par. 1857).

Konsulat, die Würde, Stellung und Amtsdauer eines Konsuls, sowohl im Altertum, wie in der Gegenwart.

Konsulat in Frankreich, die durch Napoleon Bonaparte nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire des J. VIII (9. Nov. 1799) eingeführte und bis zu seiner Wahl zum Kaiser (18. Mai 1804) geltende Verfassung Frankreichs. (S. Frankreich, Bd. VII, S. 118 u. 119.)

Konsulent (lat.), Berater, namentlich soviel wie Rechtsanwalt (Rechtskonsulent); konsulieren, zu Rat ziehen, um Rat fragen.

Konsult (lat.), Beschluß.

Konsultation, wörtlich Beratung, nennt man vorzugsweise die Vereinigung mehrerer Ärzte am Krankenbette. Die einzelnen Zusammenkünfte werden Konferenzen oder Consilia medica, der hinzugerufene Arzt wird Konsiliarius, der frühere Ordinarius genannt.

Konsultieren (lat.), zu Rat ziehen, s. Konsultation.

Konsum (ital.), Verbrauch.

Konsumieren (lat.), aufzehren, verzehren, verbrauchen; davon Konsumtion (s. d.).

Konsummieren (lat.), zusammenrechnen; vollenden, vollziehen; davon das Substantiv Konsummation.

Konsumtion (lat.), in der Medizin Abnahme, Abmagerung, Verzehrung, Schwindsucht.

Konsumtion nennt man die zweckgemäße Verwendung der wirtschaftlichen Güter, bei welcher dieselben entweder rasch verbraucht, oder verzehrt, oder langsam abgenutzt werden. Die außerwirtschaftliche Zerstörung der Güter (durch Naturgewalten, Mutwillen u. s. w.) ist also in diesem Sinne nicht als K. anzusehen. In der engsten Bedeutung bezieht sich das Wort nur auf Gegenstände, die

unmittelbar zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dienen, doch umfaßt die obige Definition auch die wirtschaftliche Verwendung der mittelbaren Güter, wie Rohstoffe, Hilfsstoffe, Maschinen, Geräte ꝛc. die zur Herstellung jener eigentlichen Konsumtionsgüter unentbehrlich sind. In der Geschäftssprache wird das Wort Konsument einfach als gleichbedeutend mit «Abnehmer» gebraucht, gleichviel, ob es sich um mittelbare oder unmittelbare Güter handelt. Die K. kann sich bei der außerordentlichen und immer mehr zunehmenden Mannigfaltigkeit der menschlichen Bedürfnisse an sich ins Unbegrenzte entwickeln. In Wirklichkeit ist jedoch der Kreis der der Masse der Bevölkerung zugänglichen Güter zu jeder Zeit ein beschränkter. Diejenigen Güter, die nach dem jeweiligen Kulturzustande auch für die unbemittelten Klassen der Bevölkerung als unentbehrlich gelten, bilden die Gegenstände der eigentlichen Massenkonsumtion. Ihnen schließen sich die Gegenstände des Volksluxus an, zu denen namentlich solche Nahrungs- und Genußmittel gehören, die nicht als eigentlich unentbehrlich gelten, aber der Mehrzahl der Bevölkerung noch erreichbar sind und thatsächlich in ganzen und großen Massen konsumiert werden (wie Zucker, Tabak u. s. w.). Darüber hinaus beginnt das Gebiet der Luxuskonsumtion, die in ihren Auswüchsen zu einem verwerflichen Raffinement der Genüsse führt. Die wissenschaftliche Behandlung der K. richtet sich in der neuesten Zeit hauptsächlich darauf, durch exakte Erhebungen die absolute und relative Größe der Ausgaben festzustellen, die in verschiedenen Schichten der Bevölkerung auf die Hauptzweige der K. (Nahrung, Wohnung, Kleidung, Heizung u. s. w.) verwendet werden. So sind nach dem Vorgange von Leplay und Ducpétiaux zahlreiche Haushaltungsbudgets von typischer Bedeutung aufgestellt worden. Die K. ist der eigentliche Zweck der Produktion, jedoch soll sie auch ihrerseits wieder produktiv sein, d. h. den Menschen befähigen, seine Entwickelung zu befördern und seine Kräfte zu bethätigen, insbesondere auch seine wirtschaftliche Thätigkeit fortzusetzen und zu vervollkommnen. Das Hinausgehen der K. über die Produktion führt zum Ruin sowohl des wirtschaftenden Individuums wie einer ganzen Volkswirtschaft. Es ist aber auch, wenigstens zeitweise und in einzelnen Zweigen, ein Überschuß der Produktion über die K. möglich, wodurch Stockungen des Absatzes und Krisen erzeugt werden.

Konsumvereine nennt man diejenigen Genossenschaften (s. d.), welche den Zweck haben, ihren Mitgliedern Lebensbedürfnisse aller Art unter möglichst vorteilhaften Bedingungen zu verschaffen, indem sie die Vermittelung der Kleinhändler unnötig machen. Sie sind in England unter dem Einfluß der Owenschen Ideen über die Cooperation entstanden und haben sich dort, nachdem der 1844 gegründete Verein der Pioniere von Rochdale ein glänzendes Beispiel des Gelingens gegeben, in großartiger Weise mehr und mehr entwickelt. In Deutschland gelangten die K. unter dem Einfluß der von Schulze-Delitzsch eingeleiteten Genossenschaftsbewegung ebenfalls zu einer großen Ausdehnung, wenn sie auch hier neben den Kreditgenossenschaften erst in zweiter Linie erscheinen. Nach dem Jahresbericht über die deutschen Genossenschaften betrug 1883 die Zahl der der Anwaltschaft bekannten K. 675 gegen 621 im Vorjahre. Auf die 172 Vereine, welche die Abschlüsse eingesandt hatten, kamen 110433 Mitglieder. Die Summe des Jahreserlöses belief sich auf 32684302 Mark, die der Guthaben der Mitglieder auf 3052519, die der Reservefonds auf 1477673, die der aufgenommenen Anleihen auf 3110349 Mark. Eine besondere Art von K. bildet der 1884 ins Leben getretene Deutsche Offiziersverein, der namentlich die billige Beschaffung der militärischen Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände bezweckt. Auch der Deutsche Beamtenverein wirkt in gewissem Sinne als K., indem er seinen Mitgliedern bei gewissen Lieferanten eine Preisermäßigung verschafft.

In der Regel wird das Geschäft der K. in der Art betrieben, daß die Mitglieder die in den Lagern des Vereins entnommenen Waren bar zu den gewöhnlichen Ladenpreisen bezahlen und am Jahresschluß eine nach dem Werte der von jedem gekauften Waren bemessene Dividende erhalten. Daneben besteht teilweise noch das sog. Markengeschäft, indem der Verein mit Fleischern, Bäckern u. s. w. ein Abkommen trifft, nach welchem diese den Mitgliedern einen Rabatt bewilligen und von denselben Marken in Zahlung annehmen, die der Verein gegen bar einlöst. In der Praxis bleiben indes die Geschäftsergebnisse der K. häufig weit hinter den Erwartungen zurück. Namentlich ist das Markengeschäft vielfach in Mißkredit gekommen, weil die Mitglieder finden, daß sie von den Lieferanten weniger gut bedient werden, als das übrige Publikum. Aber auch die Leistungen der eigenen Läden der Vereine kommen oft denen der privaten Detailhandlungen nicht gleich. Die von den Vereinen angestellten Lagerhalter sind nicht genötigt, sich um die Gunst ihrer Kunden zu bewerben, sie zeigen im Einkauf der Waren oft nicht die nötige Umsicht und zuweilen haben solche Angestellte sich eines Vertrauensbruchs und betrügerischer Übervorteilungen ihrer Vereine schuldig gemacht. Trotz solcher Übelstände aber ist die Konkurrenz der K. den Kleingewerbtreibenden sehr unbequem, und diese Empfindung hat sich in der jüngsten Zeit mehrfach dadurch geäußert, daß Versammlungen von Handwerkern oder Kleinhändlern Staatsschutz gegen die K. und möglichst weitgehende Beschränkungen derselben verlangten. Vor allen forderte man Heranziehung derselben zur Gewerbesteuer, obwohl die Vereine, wenn ihr Absatz sich lediglich auf den Kreis ihrer Mitglieder beschränkt, überhaupt nicht von außen her erwerben, sondern ihren Angehörigen nur eine Ausgabe-Ersparnis verschaffen. Wenn allerdings ein Verein offene, jedermann zugängliche Läden hält, so wird er wenigstens für den Gewinn, den er durch Warenverkauf an Nichtmitglieder erzielt, steuerpflichtig. Die meisten Vereine verkaufen daher auch in ihren Läden nur an legitimierte Mitglieder und machen dies durch Anschläge ausdrücklich bekannt. Doch sind einzelne Vereine trotzdem in Preußen für gewerbesteuerpflichtig erklärt worden. Im Interesse der arbeitenden Klassen ist jedenfalls nur die Förderung und weitere Vervollkommnung der K. zu wünschen. Vgl. Richter, «Die K.» (Berl. 1867); Pfeiffer, «Die K., ihr Wesen und Wirken» (2. Aufl., Stuttg. 1869); Schneider, «Taschenbuch für K.» (Lpz. 1883).

Konsumtion (ital.), Auszehrung.

Kontagium (lat.) nennt man den unbekannten spezifischen Stoff, welcher sich bei gewissen Krankheiten im menschlichen oder tierischen Organismus

erzeugt und deſſen Übertragung auf geſunde Individuen eine gleiche Erkrankung der letztern zur Folge hat, ſofern überhaupt die Dispoſition zur Krankheit vorhanden iſt. Wird dagegen der Anſteckungsſtaff außerhalb und unabhängig von einem vorher erkrankten Organismus im Boden erzeugt und durch die Luft oder das Waſſer weiter verbreitet, ſodaß man erkranken kann, ohne einem bereits erkrankten Menſchen begegnet zu ſein, ſo ſpricht man von einem Miasma (ſ. d.). Über die kontagiöſen Krankheiten ſ. unter Anſteckung. Die Übertragung des K. oder Anſteckungsſtaffs heißt die Kontagion, die Anſteckungsfähigkeit einer Krankheit die Kontagioſität, die Zeit zwiſchen der erfolgten Anſteckung und dem erſten Auftreten krankhafter Erſcheinungen die Inkubation, die bei den verſchiedenen kontagiöſen Krankheiten eine ſehr verſchiedene Dauer hat, bei Blattern und Maſern etwa 9 Tage, bei Syphilis etwa 28 Tage ꝛc.

Die Kontagien ſind entweder fixe oder flüchtige; erſteres, wenn ſie nur mittels feſter oder flüſſiger Staffe, an denen ſie feſthaften (Eiter, Stuhlentleerungen u. ſ. w.), übertragen werden können; letzteres, wenn ſie ſich auch gasförmigen Staffen, alſo z. B. der ausgeatmeten Luft, der Hautausdünſtung, mitteilen und alſo mittels der von ihnen geſchwängerten Luft anſtecken. Ein fixes K. iſt z. B. das der Syphilis, welches ſich nicht der Luft mitteilt, ſondern am Eiter der ſyphilitiſchen Geſchwüre haftet und nur mittels dieſes Eiters übertragen werden kann. Flüchtige Kontagien ſind die der Maſern, des Scharlachs, der Pocken, des Keuchhuſtens, welche Krankheiten anſtecken können, ſobald man die Luft atmet, welche von den Ausdünſtungen des Kranken erfüllt iſt. Die flüchtigen Kontagien können alſo auf doppelte Weiſe übertragen werden, erſtens durch die Ausdünſtungen des Kranken, zweitens durch flüſſige oder feſte Staffe, in welchen das K. gelöſt iſt. So findet ſich z. B. das K. der Pocken in der ſeröſen Flüſſigkeit, welche die Pockenpuſteln enthalten, ehe ſie in Eiterung übergegangen ſind. Dasſelbe kann nun teils dadurch übertragen werden, daß man ein wenig dieſer ſeröſen Flüſſigkeit oder Lymphe in das Blut oder unter die Haut eines Geſunden bringt, aber auch dadurch, daß das K. in die Luft ausdunſtet und von einem Geſunden eingeatmet wird. Ähnliches gilt vom K. der Maſern und des Scharlachs.

Die Entſtehungsart des K. iſt unbekannt, d. h. wir wiſſen zwar, daß nach der Anſteckung eines geſunden Organismus in letzterm dasſelbe K. entſteht, durch welches er angeſteckt wurde, aber wir wiſſen nicht, wie dies zu ſtande kommt, nach wie das K. das erſte mal entſtanden iſt. Von den Kontagien der Pocken, der Maſern und der Syphilis glaubt man, daß ſie ſich gegenwärtig nie mehr von ſelbſt erzeugen, ſondern nur durch immer erneute Anſteckung fortwuchern (permanente Kontagien), während man in Betreff anderer Kontagien zweifelhaft iſt, ob ſie nicht unter gewiſſen, übrigens unbekannten Umſtänden von ſelbſt, d. h. ohne hervorgegangene Anſteckung, entſtehen können. Je nachdem die Kontagien eine größere oder geringere Dauerhaftigkeit haben, ſpricht man von ihrer größern oder geringern Tenacität. Kuhpockenlymphe kann man ein Jahr und länger, eingetrocknet aber unter luftdichtem Verſchluſſe, aufheben, ohne daß ſie ihr Anſteckungsvermögen verliert. In Zimmern, in welchen Kranke gelegen hatten, die am exanthematiſchen Typhus litten, erfolgte noch Anſteckung, nachdem die Zimmer ſieben Monate leer geſtanden hatten; das Gleiche iſt von der Cholera und von der Diphtheritis bekannt. Die Aufnahme des K. ſeitens der Geſunden kann auf verſchiedene Weiſe geſchehen, je nachdem das K. fix oder flüchtig iſt. So geſchieht die Anſteckung mit der Syphilis durch die Haut oder durch die Schleimhaut der natürlichen Höhlen in der Nähe ihrer Öffnung. Dagegen erfolgt die Anſteckung mit Blattern, Maſern, Scharlach, Keuchhuſten gewöhnlich durch die Lungen, wobei indes das K. auch durch feſte oder flüſſige Staffe auf die Haut und die Schleimhaut übertragen werden kann, z. B. beim Impfen der Kuhpocken. In welchem Stadium der kontagiöſen Krankheit das K. erzeugt wird, d. h. wann die Anſteckungsfähigkeit am größten iſt, iſt nur wenig bekannt; bei Maſern, Scharlach und Pocken vor dem Ausbruch des Exanthems und während desſelben, bei Typhus und Cholera wahrſcheinlich während der Zeit der reichlichen Stuhlentleerungen.

Die Kenntniſſe über das Weſen der Kontagien ſind noch immer ziemlich mangelhaft. Früher hielt man alle anſteckenden oder Infektionskrankheiten für die Wirkung rein chem. gaſiger Produkte, welche einen eigentümlichen Gärungsprozeß im Blute und damit eine ſchnelle Zerſetzung der Blut- und Körperbeſtandteile zur Folge haben ſollten (chem. Theorie) und ſprach ſamit von Gärungs- oder zymotiſchen Krankheiten. Mehr Anerkennung hat indeſſen in der neuern Zeit die ſchon im Mittelalter ausgeſprochene Anſicht eines lebenden K. gefunden, nach welcher alle Infektionskrankheiten durch die Aufnahme kleinſter mikroſkopiſcher Organismen in die Blutbahn entſtehen, durch deren Einwirkung in den organiſchen Subſtanzen des Körpers ähnliche Zerſetzungsprozeſſe eingeleitet werden, wie wir ſie z. B. bei der Alkoholgärung durch die Sporen der Heſepilze entſtehen ſehen (paraſitäre Theorie). Beſonderes Aufſehen erregte in dieſer Beziehung die wichtige Entdeckung Davaines, daß im Blute ſolcher Tiere, die am Milzbrand (ſ. d.) geſtorben waren, konſtant gewiſſe ganz charakteriſtiſche Pilzformen, die ſog. Bacterien, vorhanden ſind und daß man mit dem ſolche Pilzformen enthaltenden Blut den Milzbrand auf vorher geſunde Tiere übertragen kann. Später hat ſodann Hallier in Jena behauptet, daß überhaupt jede kontagiöſe Krankheit durch die Einwanderung eines ganz beſtimmten charakteriſtiſchen Pilzes bedingt ſei, und ſo z. B. einen ſpezifiſchen Cholera-, Blattern- und Typhuspilz beſchrieben und abgebildet, blieb aber den experimentellen Beweis ſchuldig; ebenſo hat Salisbury 1866 die Entſtehung der Wechſelfieber auf die Einatmung kleinſter, in der Sumpfluft enthaltener pflanzlicher Organismen, der ſog. Palmellen, zurückgeführt. Späterhin fanden Obermeier (1873) bei der Febris recurrens (ſ. d.) im Blute der Kranken eigentümliche ſpiralige Bacterien (ſog. Spirillen), Klebs in den Membranen der Diphtheritiskranken kleinſte ſtäbchenförmige Spaltpilze (Microsporon diphtheriticum), R. Koch in dem Auswurf der Tuberkulöſen die eigenartigen Tuberkelbacillen und neuerdings (1883) in der Darmſchleimhaut der Choleraleichen die ſog. Kommabacillen (ſ. d.) und ſprachen dieſe mikroſkopiſch kleinſten Spaltpilze als die Träger der Kontagien der genannten Krankheiten an. Wenn auch andere Forſcher nicht alle dieſe Angaben als unumſtößlich erwieſen

erachten, so sprechen doch viele gewichtige Umstände, wie z. B. die ganz unbegrenzte Vermehrungsfähigkeit der Kontagien, ihre ganz spezifische Wirkung, wonach ein jedes K. immer nur eine ganz bestimmte Krankheit zu erzeugen vermag, ferner das Stadium der Inkubation, sowie die außerordentliche Ähnlichkeit der Infektionskrankheiten mit verschiedenen, nachweislich auf parasitären Pilzbildungen beruhenden Hautkrankheiten, sehr zu Gunsten der parasitären Theorie, und es steht zu erwarten, daß dieselbe mit der fortschreitenden Vervollkommnung der Mikroskope und der mikroskopischen Technik bald auch ihre allseitige experimentelle Bestätigung finden wird. Vollkommen gelungen ist bis jetzt der experimentelle Beweis nur von den Milzbrandbacterien (s. Milzbrand) und den Tuberkelbacillen (s. Tuberkulose).

Gegenüber chem. Reagentien und der Hitze verhalten sich die Kontagien wie organische Stoffe überhaupt: große Hitze und eingreifende chem. Stoffe, z. B. Säuren, Alkalien, Chlor, Bromu. s. w., zerstören sie. Daher der Nutzen der Chlorräucherungen in Zimmern, die von ansteckenden Kranken bewohnt sind oder waren, des starken Erhitzens der Kleidungsstücke, der Waschungen der Haut mit Ammoniak, Carbolsäure, Sublimatlösung, Schmierseife ꝛc. nach Berührung ansteckender Stoffe.

Vgl. Uble und Wagner, «Handbuch der allgemeinen Pathologie» (7. Aufl., Lpz. 1876); Griesinger, «Infektionskrankheiten» (2. Aufl., Erlangen 1864); Liebermeister, «Infektionskrankheiten» (in Ziemssens «Handbuch der Pathologie und Therapie», 2. Aufl., Lpz. 1876); R. Koch, «Untersuchungen über die Ätiologie der Wundinfektionskrankheiten» (Lpz. 1878), und in den «Mitteilungen aus dem kaiserl. Gesundheitsamte».

Kontakt (lat.), Berührung, besonders in der Geometrie.

Kontaktelektricität, s. Galvanismus.

Kontaktgänge nennt man solche Mineral- und zwar namentlich Erzgänge, welche auf der Grenze zwischen einem Eruptivgestein und dessen Nebengestein, also auf dem Kontakt beider aufsetzen. Die Spalten, welche zur Bildung dieser K. Veranlassung gaben, lassen sich zuweilen darauf zurückführen, daß sich das ursprüngliche Volumen des Eruptivgesteins infolge seiner Abkühlung verringerte, sodaß an seiner äußern Umgrenzung lufterartige Hohlräume entstanden. Diese wurden später durch Zufuhr mineralischer Lösungen ausgefüllt und in Gänge umgestaltet.

Kontaktmetamorphosen nennt man alle diejenigen Veränderungen, welche ein älteres Gestein durch die Berührung mit einem jüngern glutflüssig emporbringenden Eruptivgestein (s. d.) erlitten hat. Hierher gehört unter anderm die Verglasung und Frittung, welche vulkanische Gesteine (z. B. Basalte) sowohl an den von ihnen umschlossenen Bruchstücken des Nebengesteins, als auch an letztern selbst hervorgerufen haben, ferner die Verkokung der Braunkohle und Steinkohle zu Anthracit und graphitischer Substanz durch Basalt, Trachyt, Melaphyr und Porphyr, endlich die Umwandlung gemeiner, dichter Kalksteine in schneeweißen Marmor. Komplizierter Natur sind diejenigen K., die nicht, wie die obigen, durch trockene Hitze, sondern durch die in der glutflüssigen Gesteinsmasse emporgeführten überhitzten Wasser hervorgebracht worden sind. Sie sind zum Teil verbunden mit der Imprägnation des Nebengesteins durch sog. Kontaktmineralien (Granat, Vesuvian, Skapolith, Spinell u. a.). Letzteres ist namentlich dort der Fall, wo Eruptivgesteine Kalksteine durchsetzen; Grauwacken, Thonschiefer und Phyllite pflegen hingegen, und zwar vorzüglich im Kontakt mit Graniten, durch letztere im Hornfels, Andalusitglimmerfels, Frucht- und Fleckschiefer umgewandelt zu werden (Vogesen, Erzgebirge, Harz u. a. O.).

Kontaktwirkung, s. u. Katalytische Kraft.

Kontaminieren (lat.), verunreinigen, beflecken; Kontamination, Verunreinigung.

Kontemnieren (lat.), verachten.

Kontemplation, s. Beschauung.

Kontemporär (lat.), gleichzeitig.

Kontemtion (lat.), Verachtung.

Kontentieren (frz.), befriedigen, zufriedenstellen.

Kontentivverbände, in der Chirurgie solche Verbände, welche bei Knochenbrüchen entweder an und für sich oder unter Hinzufügung eines Drucks oder Zugs dazu dienen, die beiden Knochenfragmente nach ihrer Reposition in unverrückbarer Lage zu erhalten (Gips-, Kleister-, Pappwatte-, Extensions- und andere Verbände).

Konter..., aus dem frz. Contre entstanden, häufig in Zusammensetzungen gebraucht wie Kontra (s. d.).

Konterfei (vom frz. contrefait, d. h. nachgemacht), Abbild, Bildnis; Konterfeimünzen, s. Contersectmünzen; konterfeien, abbilden, malen.

Kontestaner, ein Volksstamm im alten Hispanien, an der südöstl. Küste von Cartagena bis zum Flusse Sucro (Jucar), mit Plätzen wie Saetabis (Jativa), Ilici (Elche) und Lucentum (Alicante).

Kontestieren (lat.), in Abrede stellen, bestreiten, anfechten.

Kontext (lat.), der zusammenhängende Inhalt eines Schriftstücks; Kontextur, Verwebung, Verbindung, Zusammenhang.

Kontieren, s. Contierungen und Fortlaufendes Conto.

Kontignation (lat.), das Ballenwerk, Gebälk.

Kontinent (der und das) oder Festland bezeichnet im Gegensatz zu den Inseln eine auf weitem Raume zusammengedrängte Landmasse. Wenn auch keine genaue Grenze zwischen dem Begriff von Insel und Festland gezogen werden kann, so hat doch der Sprachgebrauch im Verlaufe der Zeit fünf bis sechs große Landmassen der Erde als K., Festlande, Weltteile oder Erdteile bezeichnet. Die zusammenhängenden Landindividuen, Asien, Afrika und Europa, bilden die sog. Alte Welt, das wieder in zwei Festlande gegliederte Amerika und das Australfestland die Neue Welt. Die Alten kannten nur Ein großes Festland; Columbus entdeckte das zweite, und erst zu Anfang des 17. Jahrh. wurde das dritte als Australkontinent bekannt.

Kontinental (lat.), das Festland betreffend; Kontinentalmächte die Staaten des Festlandes von Europa.

Kontinentalsperre, s. Kontinentalsystem.

Kontinentalsystem oder Kontinentalsperre nannte man den Plan Napoleons I., England von aller Verbindung mit dem Festlande Europas auszuschließen, um es auf diese Weise zum Frieden und zur Anerkennung des im Utrechter Frieden aufgestellten Seerechts zu zwingen. (S. Neutralität.) Dieses System begann mit dem Dekret Napoleons aus Berlin vom 21. Nov. 1806, durch

welches die brit. Inseln in Blockadezustand erklärt, aller Handel und Verkehr mit ihnen verboten, jeder Engländer, der sich in einem von franz. Truppen oder deren Verbündeten besetzten Lande betreffen lasse, für kriegsgefangen, alle Waren, die einem Engländer zugehörten, für gute Prise erklärt und aller Handel mit engl. Waren durchaus verboten wurde. Kein direkt von England oder von den brit. Kolonien kommendes Schiff sollte in irgend einem Hafen zugelassen, und jedes Schiff, das durch falsche Deklarationen diese Bestimmung zu umgehen suchen würde, samt der Ladung gleich dem brit. Eigentume konfisziert werden. England säumte nicht, Repressalien anzuordnen. Durch eine Geheimratsverordnung 7. Jan. 1807 wurde allen neutralen Schiffen verboten, nach Häfen zu fahren, die Frankreich oder dessen Verbündeten zugehörten oder unter dessen Kontrolle ständen. Jedes neutrale Schiff, welches diese Vorschriften verletzen würde, sollte samt seiner Ladung konfisziert werden. Noch ungleich drückender für den neutralen Handel war eine zweite Geheimratsverordnung vom 11. Nov. 1807, durch welche alle Häfen und Plätze Frankreichs und seiner Verbündeten in Europa und den Kolonien, sowie überhaupt jedes Land, mit dem England im Kriege begriffen und von dem die engl. Flagge ausgeschlossen sei, denselben Einschränkungen unterworfen wurden, als wenn sie aufs strengste blockiert wären. Aller Handel mit Waren und Produkten solcher Länder war für verboten und die darin gebrauchten Schiffe der Konfiskation für unterworfen erklärt. Eine fernere Geheimratsverordnung erklärte zugleich den Verkauf von Schiffen von seiten der Kriegführenden an Neutrale für gesetzwidrig und solche beabsichtigte Übertragung des Eigentums für ungültig.

Diesen Befehlen folgten auch französischerseits neue Repressalien. Durch ein Dekret vom 17. Dez. 1807, das durch ein zweites vom 11. Jan. 1808 noch eine Schärfung erfuhr, wurde jedes Schiff, welcher Nation es auch angehöre, sobald es von einem engl. Schiff visitiert worden, oder sich einer Fahrt nach England unterzogen, oder irgend eine Abgabe an die engl. Regierung gezahlt habe, für denationalisiert erklärt. Um den engl. Handel desto sicherer zu vernichten, erschien sodann 3. Aug. 1810 der Trianon mit enormen Zollen für die Kolonialwaren, der durch ein zweites Dekret vom 12. Sept. noch erweitert wurde, worauf 18. Okt. das Dekret von Fontainebleau über die Verbrennung aller engl. Waren folgte, das auch in allen mit Frankreich in Verbindung stehenden Staaten, mit mehr oder weniger Modifikationen, vollzogen werden mußte. Trotz eines im großartigsten Maßstabe organisierten Schmuggels kam die Sperre der kontinentalen Industrie als Schutzmaßregel sehr zu statten. Dagegen waren die exorbitanten Preise der Kolonialwaren für die Bevölkerung sehr empfindlich, und wenn auch die Rübenzuckerindustrie dadurch ihren ersten kräftigen Anstoß erhielt, so blieb ihr Produkt doch noch lange Zeit von sehr untergeordneter Qualität. Mit Napoleon fiel natürlich auch das K. sofort, jedoch behielt Frankreich ein prohibitives Zollsystem bei, während die deutsche Industrie durch die plötzliche Überschwemmung des Marktes mit engl. Waren empfindlich getroffen wurde. Vgl. Kiesselbach, «Die Kontinentalsperre in ihrer ökonomisch-polit. Bedeutung» (Stuttg. 1850).

Kontinenz (lat.), Enthaltsamkeit.

Kontingent (lat.) heißt der bestimmte Anteil, welchen zu Bundesheeren jedes einzelne Mitglied des Bundes zu stellen hat. Im ehemaligen Deutschen Reiche, dessen Organisation auf einer Bundesverfassung beruhte, wurde für die Truppenstellung der Reichsstände die erste Matrikel 1422, die zweite 1521, die dritte, welche dann bis zur Auflösung des Deutschen Reichs in Kraft blieb, 1681 vereinbart. Danach hatten die Reichsstände zusammen 28000 Mann zu Fuß und 12000 Mann zu Pferde als Simplum (Einfaches) zum Reichsheere zu stellen. Diese Stärke konnte bei Reichskriegen auf das Doppelte, das Dreifache gebracht werden; im franz. Kriege wurde sogar das Fünffache ausgeschrieben. Kleine Reichsstände gaben oft Geld statt der Mannschaft. Die traurige Zersplitterung des Deutschen Reichs ergab hierbei wunderliche Zahlen. So hatte die Reichsstadt Buchau 1¼ Infanteristen, die Abtissin von Gutenzell 3½ Mann Infanterie und ½ Mann Kavallerie zu stellen; zu einem schwäb. Kürassierregiment trugen 61 Reichsstände bei. Der Rheinbund verpflichtete die zu ihm gehörigen Fürsten, auf 150 Einwohner einen Mann zu stellen. In der Kriegsverfassung des Deutschen Bundes war das K. in Haupt-, Ersatz- und Reservekontingente auf 1⅔ Proz. der Bevölkerung festgestellt. Im jetzigen Deutschen Reiche setzt sich die unter den Oberbefehl des Kaisers gestellte Armee aus den K. Preußens und der mit ihm durch Militärkonventionen verbundenen Staaten, denen Sachsens, Württembergs, Bayerns und Braunschweigs zusammen. Außerdem wird unter K. auch in mehrern Armeen die Zahl der alljährlich auszuhebenden und in die Truppenteile einzustellenden Rekruten verstanden, sodaß man z. B. in Frankreich von dem Rekrutenkontingent des J. 1885 redet.

Kontingentierung nennt man in der Finanzwissenschaft die dauernde Festsetzung der aus einer bestimmten Steuer jährlich zu ziehenden Summe, die dann nach den gegebenen Grundlagen auf die Steuerpflichtigen repartiert wird. Es wird dadurch das fortwährende «Anziehen der Steuerschraube» verhindert, das bei den sog. «Quotitätssteuern» leicht möglich ist. So wurde z. B. in Preußen die Grundsteuer durch das Gesetz vom 21. Mai 1861 auf 10 Mill. Thlr. und die Klassensteuer durch das Gesetz vom 25. Mai 1873 auf 11 Mill. Thlr. kontingentiert. Unter K. der Banknoten versteht man die gesetzliche Festsetzung einer bestimmten Summe in Noten, die von einer Bank entweder überhaupt, oder (wie nach der Peelschen Bankakte) ohne metallische Deckung ausgegeben werden darf. Das in Deutschland bestehende System, nach dem die Banken das ihnen zugeteilte Kontingent ungedeckter Noten nur gegen Entrichtung einer Steuer von 5 Proz. des Überschusses überschreiten dürfen, nennt man das der indirekten K. (S. Banken.)

Kontinuieren (lat.), fortsetzen; kontinuierlich, fortdauernd, stetig; Kontinuation, Fortsetzung; kontinuativ, eine Fortsetzung bezeichnend.

Kontinuität (lat.), Stetigkeit, in der Mathematik diejenige Eigenschaft der Größen, nach welcher sie so aus Teilen zusammengesetzt sind, daß das Ende eines Teils zugleich der Anfang des nächstfolgenden ist. Bei Größen von dieser Eigenschaft (kontinuierliche Größen sind Raum und Zeit) kann man daher eine Teilung bis ins Unendliche fortsetzen, während bei den diskreten Größen

(Zahlgrößen) eine Teilung nur bis zur Einheit möglich ist, wenn nicht der Begriff des Gezählten (z. B. Menschen) aufgehoben werden soll.

Kontor, s. Comptoir.

Kontorniaten, s. Couturniati.

Kontorquieren (lat.), verdrehen, verzerren; Kontorsion, Verdrehung, Verrenkung.

Kontorwissenschaften, soviel wie Handelswissenschaften.

Kontra (lat.), gegen, gegenüberliegend, entgegengesetzt, sehr häufig in Zusammensetzungen.

Kontrabaß, das größte und im Tone tiefste Streichinstrument der heutigen Musik, war im Altertum, selbst noch im Mittelalter unbekannt und bildete sich erst seit dem 16. Jahrh. zu seiner jetzigen Form aus. Durchweg hat der K. vier Saiten, in Quarten aufsteigend (contra E, A, D, G), doch kommen auch dreisaitige vor. Man schreibt die Töne eine Oktave höher, als sie klingen; wenn K. und Violoncell dieselben Noten spielen, entstehen also Oktaven. Weil auf diesem ungefügen Instrument die Töne schwer rein zu greifen sind, bezeichnete man sie früher durch Metallstäbe quer unter den Leisten; seit 1800 sind aber dieselben nach und nach fortgeblieben. Der größte Virtuose auf dem K. war Dragonetti (s. d.).

Kontrabuch, in der Buchführung das Buch, in welches der Kontrollenführer die von dem Buchhalter in das Hauptbuch eingetragenen Posten überträgt.

Kontradicent (lat. «Widersprecher»), Gegner in Rechtsangelegenheiten.

Kontradiktion (von contradicēre, widersprechen) ist in der Logik ursprünglich das Verhältnis zweier Urteile, von denen das eine genau dasselbe bejaht, was das andere verneint; daher denn auch das principium contradictionis (der Satz des Widerspruchs) den logischen Grundsatz ausspricht, daß von solchen Urteilen nur das eine wahr sein kann. Deshalb bezieht sich auch der Begriff des kontradiktorischen Gegensatzes zunächst auf solche, einander durch Position und Negation desselben Inhalts widersprechenden Urteile: erst abgeleiteterweise ist diese Bezeichnung auch auf Begriffe angewendet worden, zunächst auf Adjektive, welche als Prädikate in kontradiktorisch entgegengesetzten Urteilen auftreten können, wie z. B. sterblich und unsterblich, weiß und nichtweiß, und endlich in abstrakten Substantiven, welche so im Verhältnis gegenseitiger Ausschließung stehen, wie Mut und Mutlosigkeit, Macht und Ohnmacht u. s. f. Wenn man einem Begriff ein Merkmal beizulegen sucht, welches mit einem schon vorher feststehenden Merkmal desselben Begriffs im kontradiktorischen Gegensatze steht, wie z. B. eine feste Flüssigkeit, ein freier Sklave, wodurch natürlich der Begriff in sich aufgehoben wird, so heißt dies innerer Widerspruch oder Contradictio in adjecto. Mit diesem Gegensatze ist nicht zu verwechseln der in der Logik sog. konträre Gegensatz, welchen die in einer bestimmten Sphäre am weitesten auseinander stehenden koordinierten Begriffe darstellen, z. B. in den Farben weiß und schwarz. Auch dieser Gegensatz ist dann für das Verhältnis von Urteilen angewendet worden, indem man allgemein bejahende und allgemein verneinende Urteile desselben Inhalts als konträr entgegengesetzt bezeichnet.

Kontradiktorisches Verfahren, kontradiktorisches Urteil, der Gegensatz zu Versäumnisverfahren, Versäumnisurteil, s. Versäumnis.

Kontraextension, s. unter Extension.

Kontrafacient (neulat.), Übertreter einer Verordnung; Kontrafaktion, auf Täuschung oder Betrug berechnete Nachahmung.

Kontrafaktmünzen, s. Conterfeetmünzen.

Kontrahage (burschikos, auch Contrage), Duell-Forderung.

Kontrahieren (lat.), zusammenziehen; einen Vertrag (Kontrakt) über etwas schließen; in der Studentensprache: zum Duell fordern; Schulden kontrahieren, soviel wie Schulden machen; Kontrahenten, die einen Vertrag schließenden Teile.

Kontrakt, s. Vertrag.

Kontrakt (lat. zusammengezogen), verkrümmt, gelähmt, hinfällig, s. Kontraktur.

Kontraktbruch (Vertragsbruch) führt gewöhnlich nur civilrechtliche Folgen herbei. Nur einzelne wenige Fälle werden strafrechtlich geahndet: Entlaufen mit der Heuer (§. 298 des Reichsstrafgesetzbuchs und §§. 81, 100 der Seemannsordnung von 1872), Nichterfüllung von Lieferungsverträgen (§. 329 des Reichsstrafgesetzbuchs), Gesindevertragsbruch u. a. Sehr schwierig ist die Entscheidung der Frage, ob Bruch des Arbeitsvertrags gleichfalls strafrechtlich in Betracht gezogen werden soll. Man ist vorderhand über die Bedingungen, unter denen dies wünschbar sein würde, noch zu keiner Einigung gelangt. Vgl. Kowalzig, «Über Bestrafung des Arbeitervertragsbruchs und über Gewerbegerichte» (Berl. 1875); Sickel, «Die Bestrafung des Vertragsbruchs und analoger Rechtsverletzungen in Deutschland» (Halle 1876); Loening, «Der Vertragsbruch und seine Rechtsfolgen» (Bd. 1, Straßb. 1876).

Kontraktilität (frz.), Zusammenziehbarkeit.

Kontraktion (lat.), Zusammenziehung; in der Grammatik das Zusammenziehen zweier oder mehrerer, besonders auszusprechenden Vokale desselben Wortes in einen Laut.

Kontraktur heißt in der Chirurgie eine durch Verkürzung von Muskeln, Sehnen, Flechsen und Bändern hervorgerufene Verkrümmung eines Gliedes. Manche K. sind angeboren, wie die Klumpfüße, andere entstehen später, namentlich infolge von Gelenkentzündungen. Die meisten K. sind heilbar. Die Behandlung besteht in der Dehnung der verkürzten Teile unter Zuhilfenahme von Verbänden und orthopädischen Apparaten. Oft führt eine Durchschneidung der verkürzten Sehnen und Bänder schneller und mit geringern Beschwerden zum Ziele.

Kontrakty heißen in Südrußland und Polen, z. B. Kiew, die großen Märkte, an denen sich der Adel aus weiten Umkreisen zu Geschäften und Vergnügungen versammelt («zu den K. fahren»).

Kontraposition (lat. «Gegenstellung»), in der Logik die Verwandlung eines bejahenden Urteils in ein verneinendes oder umgekehrt, ohne den materiellen Inhalt zu verändern, z. B. das Urteil «Alle Menschen sind sterblich» lautet in K.: «Kein Unsterblicher ist ein Mensch»; K. heißt auch die Deckungsleistung bei Kreditwechseln.

Kontrapunkt bezeichnet in der Musik den strengsten und gelehrtesten Teil der Komposition; die Wissenschaft desselben führt in den Mittelpunkt der musikalischen Gestaltung ein. Mit dem Auftreten des K. nahm das, was man musikalische Komposition nennt, eigentlich erst seinen Anfang; die älteste Zeit bezeichnete denn auch mit diesem Worte die gesamte Komposition, insofern sie darunter die harmonische Zusammensetzung oder die Kunst verstand,

mehrere Stimmen nach den Gesetzen des Wohllauts zu vereinigen. Die Noten wurden damals durch Punkte (Köpfe ohne Stiele) angegeben; wenn nun zu einer hingeschriebenen Stimme noch eine oder mehrere andere gesetzt wurden, um mit derselben gleichzeitig gesungen zu werden, so mußte man weitere Reihen von Punkten unter oder über die erste setzen. Diese Punkte kamen damit also einander gegenüberzustehen, ein Punkt gegen den andern, punctum contra punctum; und von dieser Schreibweise hat das Verfahren den Namen K. erhalten. In der spätern, nach allen Richtungen ausgebildeten Tonkunst bezeichnet der Name K. nicht mehr die gesamte Komposition, sondern nur denjenigen Teil derselben, welcher die musikalische Harmonie durch Stimmen herstellt, die einander selbständig gegenüberstehen, von denen also nicht die eine Stimme die Melodie führt und die übrigen nur zur harmonischen Füllung dienen, sondern welche melodisch einander so ebenbürtig sind, daß die entstehende Harmonie wirklich als ein Gewebe verschiedener Melodien erscheint. Die beiden Formen, in denen diese Art des K. am vollkommensten zur Geltung kommt, heißen Kanon und Fuge.

In der musikalischen Praxis ist der K. zu einer großen Mannigfaltigkeit ausgebildet. Einfacher oder gemeiner K. heißt der musikalische Satz, in welchem die Melodie der höhern und tiefern Stimme nicht miteinander vertauscht wird. Können dagegen diese Stimmen miteinander verwechselt und ohne Veränderung ihres Ganges und ohne Verletzung der Harmonie höher oder tiefer gesetzt werden, sodaß z. B. der Gang im Basse, welcher vorher die Diskantstimme bloß begleitete, nunmehr diese Stimme selbst als Melodie bekommt, oder hingegen die vorige Melodie der Diskantstimme mit dem Gange des Basses, welcher vorher zur Begleitung diente, vertauscht wird u. s. w., so wird dies der doppelte oder vielfache K. genannt. Weil es bei dem doppelten K. demnach hauptsächlich auf die Versetzung der einen Stimme in ein anderes Intervall ankommt, so gibt es ebenso viele verschiedene Gattungen des K., als Intervallen zu einer solchen Versetzung der Stimmen vorhanden sind. Man hat daher den doppelten K. in der Sekunde oder None, in der Terze oder Decime, in der Quinte oder Duodecime, in der Oktave oder Decima quinta u. s. w.

Die Anfänge der kontrapunktischen Schreibart lassen sich nicht nachweisen; man kann ihre Spuren bis ins frühe Mittelalter verfolgen, und im 12. Jahrh. hatte sie bereits eine ziemliche Ausbildung erlangt. Seine erste Glanzperiode erlebte der K. im 15. und 16. Jahrh. durch die großen Kirchenkomponisten, von denen zuerst die Niederländer und sodann die Italiener alle übrigen Nationen überragten. Später thaten es die Deutschen den andern Völkern zuvor, namentlich als Fugenkomponisten. Weil der K. in einer Kunst besteht, deren Verständnis und Übung unserer Zeit zum guten Teile abhanden gekommen ist, so stammen auch die gediegensten Lehrbücher desselben aus den frühern Musikperioden. Die besten Werke über den K. schrieben Fux (1725), Marpurg (1753), Paolucci (1765), Martini (1774) und Cherubini (1820).

Kontraremonstranten, s. u. Arminianer.

Konträrer Gegensatz, s. u. Kontradiktion.

Kontrariieren (frz.), entgegentreten, entgegenwirken; Kontrarietät, Widerstreit, Hindernis, Widerwärtigkeit.

Kontrasignatur, Gegenzeichnung, ist die Mitunterschrift eines Beamten unter einer landesherrlichen Urkunde. Dieselbe hatte in früherer Zeit den Zweck, die Authenticität der Unterschrift des Landesherrn zu bescheinigen und zugleich eine Gewähr dafür zu bieten, daß der landesherrliche Erlaß nicht erschlichen, sondern im geschäftsmäßigen Gang, auf Vortrag oder wenigstens mit Wissen des kontrasignierenden Ministers ergangen ist. Nach dem neuern Staatsrecht aber übernimmt der Minister durch die K. die Verantwortlichkeit für die Gesetz- und Verfassungsmäßigkeit der landesherrlichen Anordnung und es besteht überall der Grundsatz, daß Regierungshandlungen des Staatsoberhauptes rechtliche Gültigkeit nur haben, wenn sie von einem verantwortlichen Minister gegengezeichnet sind. Dieser Rechtssatz bildet die Ergänzung zu der dem Landesherrn zukommenden Verantwortlichkeit in politischer und rechtlicher Hinsicht. Nur bei Akten des militärischen Oberbefehls, bei der Verleihung von Orden und Ehrenzeichen und bei Ausübung der Episkopalrechte in Angelegenheiten der evang. Kirche ist die K. nicht erforderlich. Nach der Deutschen Reichsverfassung Art. 17 bedürfen die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt.

Kontrast (frz.) nennt man in der Ästhetik das Beieinandersein oder Nebeneinanderstellen zweier verschiedenartiger und in Hinsicht auf den Eindruck, welcher dadurch auf die Empfindung hervorgebracht wird, entgegengesetzter Dinge. Die Antithese (s. d.) hat mit dem K. gemeinsam, daß auch in ihr eine Zusammenstellung verschiedenartiger Gegenstände stattfindet, allein der K. bezeichnet die Wirkung einer solchen Zusammenstellung auf die Empfindung und das hieraus entspringende ästhetische Wohlgefallen oder Mißfallen. Der ästhetische Charakter des K. beruht auf dem Umstande, daß ein jeder Eindruck durch die Gegenüberstellung des entgegengesetzten an Deutlichkeit und Schärfe gewinnt und daher häufig zu seiner eigenen Erhöhung die Hinzufügung seines Gegenteils fordert. So verlangt das Licht zur stärkern Hebung den Schatten, der Scherz den Ernst u. s. w. Der K. tritt hervor in Gestalten, Bewegungen, Tönen, Charakteren, Gesinnungen, Gemütsbewegungen, Handlungen und Ereignissen. So spricht man in der Theorie der bildenden Kunst vom K. der Schatten und Lichter, K. im Ausdruck, in der Charakteristik, in den dargestellten Personen nach Alter, Geschlecht u. s. w., in den Gruppen, in den Stellungen der Figuren. Ein K. ist schreiend, wenn der Übergang aus einem Gefühle in das entgegengesetzte nicht allmählich und durch Mittelstufen, sondern plötzlich und unerwartet geschieht. Der K. ist oft die Quelle der Rührung, oft aber auch der ergötzlichsten Komik.

Kontravallationslinien, s. u. Cirkumvallationslinien.

Kontravention bezeichnet im allgemeinsten Sinne jedes Zuwiderhandeln gegen ein gesetzliches (polizeiliches) Gebot oder Verbot, sowie eine Verletzung vertragsmäßig übernommener Verpflichtungen, für welchen Kontraventionsfall der Kontravenient meist eine Konventionalstrafe zu zahlen hat. Im engern Sinne bezeichnet man aber damit die vorzugsweise sog. Übertretungen, d. i. die Klasse der geringsten Straffälle im Gegensatz zu «Verbrechen» und «Vergehen». (S. Übertretungen.)

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Kontraviolon, soviel wie Kontrabaß.

Kontrazettel, im Handelswesen der Zettel, auf dem die der Kasse entnommenen Posten stehen und der in die Kasse gelegt wird, um beim Monatsabschluß berücksichtigt zu werden.

Kontre (frz.), gegen, wird wie das lat. contra in Zusammensetzungen gebraucht.

Kontreadmiral, s. unter Admiral.

Kontrealt, soviel wie Alt (s. d.).

Kontreapprochen, s. Laufgräben.

Kontrebatterie, Bezeichnung für eine Batterie, welche beim förmlichen Angriff einer Festung die Flankierungsanlagen derselben bekämpfen soll (batterie pour contrebattre les flancs). (S. Festungskrieg.)

Kontrefaitmünzen, soviel wie Contrefactmünzen (s. d.).

Kontremandieren (frz.), Gegenbefehl geben, eine Anordnung zurücknehmen, etwas abbestellen, absagen.

Kontremarke (frz.), Berechtigungsmarke zum Wiedereintritt in ein Theater, Konzert ꝛc. für diejenigen, die das Lokal zeitweilig verlassen; ferner der Kontrollstempel auf Warenballen, Gold- und Silberwaren; auch das Stempelabzeichen auf Münzen; sowie endlich die betrügerische «Kennung» («falsche Kunde»), die Roßtäuscher in den Zähnen alter Pferde erzeugen, um die Tiere jünger erscheinen zu lassen.

Kontrepartie (frz.), soviel wie Kontrabuch (s. d.); in der Musik Gegenstimme oder zweite Stimme, im engern Sinne soviel wie Alt.

Kontrepassation (frz.), Rückabtretung eines Wechsels.

Kontribuieren (lat.), beisteuern, beitragen; Kontribuent, Beisteuernder, Steuerpflichtiger.

Kontribution (lat.), d. h. gemeinschaftlicher Beitrag, besonders die Kriegssteuer. Man versteht aber darunter nicht nur die Abgabe, welche nach dem Kriegsrecht zur Herbeischaffung der Kriegskosten oder zur Entschädigung für dieselben den Bewohnern besetzter oder eroberter Länder auferlegt wird, sondern auch die in Kriegszeiten von der eigenen Regierung zur Bestreitung der vergrößerten Staatsbedürfnisse aufgelegte Steuer. (Vgl. Brandschatzung.) In einigen Staaten nennt man K. die ständige Grundsteuer, weil sie ursprünglich eine Kriegssteuer war.

Kontrition (lat.), d. h. Zerknirschung, nach der Lehre der kath. Kirche ein Teil der Buße (s. d., Bd. III, S. 774a). Den K. gegenüber steht die Attrition (s. d.).

Kontrolle, im militärischen Sinne, bezeichnet die Maßregeln, welche getroffen werden, um die aus dem aktiven Truppendienste ausgeschiedenen, aber noch dienstpflichtigen Mannschaften bezüglich ihrer persönlichen Verhältnisse, soweit sie die Dienstpflicht beeinflussen, von Zeit zu Zeit zu kontrollieren. Zu diesem Zwecke werden die betreffenden Mannschaften jährlich ein- oder zweimal an den Mittelpunkten kleiner Bezirke versammelt, während ihnen stets die Verpflichtung obliegt, Wohnungsveränderungen bei den hierfür bestehenden Organen (Bezirksfeldwebel u. s. w.) zu melden.

Kontrollordnung bildet einen Teil der deutschen Wehrordnung und regelt die Beaufsichtigung der militärischen Pflichten der nicht zum aktiven Dienststande gehörenden Wehrpflichtigen.

Kontrolluhren, Uhren, welche zur Kontrolle der Thätigkeit von Nachtwächtern, Fabrikaufsehern u. s. w. dienen (s. unter Uhren).

Kontroverse (lat.), Streitfrage; Kontroverspredigten, Reden zur Bestreitung einer Glaubenslehre Andersdenkender.

Kontski, poln. Virtuosenfamilie:

Charles de K., geb. zu Krakau 6. Sept. 1815, lebt als Klavierlehrer in Paris.

Antoine de K., hervorragender Salonpianist, geb. zu Krakau 27. Okt. 1817, fand auf Konzertreisen wie auch mit zahlreichen Salonkompositionen für sein Instrument überall Beifall, hielt sich vorübergehend in allen Hauptstädten Europas auf und lebt jetzt in London.

Stanislaus de K., geb. zu Krakau 8. Okt. 1820, lebt als Violinlehrer in Paris.

Apollinary de K., geb. 23. Okt. 1825 zu Warschau, wo er auch am 29. Juni 1879 starb, war ein sehr bedeutender Violinvirtuose, Schüler seines ältesten Bruders und später Paganinis in Paris. In den J. 1853—61 war er Kammervirtuose am Hofe zu Petersburg, von da bis zu seinem Tode Direktor des durch ihn begründeten Konservatoriums in seiner Vaterstadt.

Kontumäz (lat. contumacia) nennt man in der Rechtssprache den Ungehorsam gegen eine richterliche Auflage, die Unterlassung einer befohlenen Handlung, das Ausbleiben in einem angesetzten Termin, und Kontumaxben, der sich solches zu Schulden kommen läßt. Der Fortgang des Civilprozesses beruht auf dem System, daß ein solches Unterlassen für ein Verzichten gehalten und, auf Anrufen des Gegenteils (durch die Ungehorsamsbeschuldigung, die accusatio contumaciae), der Säumige des Rechts zu der unterlassenen Handlung für verlustig erklärt wird. Bei gesetzlich vorgeschriebenen, nicht vom Richter angesetzten Fristen (den sog. Fatalien) geht das Recht von selbst und ohne Ungehorsamsbeschuldigung verloren. Dieses System der Verzichte aber ist nur auf bürgerliche Rechtssachen anwendbar; im Strafprozeß kann es eigentlich nicht angewendet werden, weil kein Unschuldiger, auch wenn er will, gestraft werden darf. Es gibt zwar Prozesse und Verurteilungen gegen Abwesende, das sog. Verfahren in contumaciam; aber wenn der Kontumax sich stellt, wird meist ein neues Verfahren gegen ihn notwendig. Im Strafprozeß ist das Kontumazialverfahren als Verfahren gegen Abwesende (s. d., Bd. I, S. 86a) durch die Strafprozeßordnung, Buch II, Abschnitt VIII, §§. 318—337, das Verfahren gegen Abwesende, welche sich der Wehrpflicht entzogen haben, durch Buch VI, Abschnitt IV, §. 470 geordnet. Über das Kontumazialverfahren im Civilprozeß (Versäumnisverfahren), Versäumnisurteil u. s. w., s. unter Versäumnis.

Über die Kontumaz als Absperrung zur Abwehr ansteckender Krankheiten s. Quarantäne.

Kontur, s. Conturen.

Kontusch, soviel wie Contouche (s. d.).

Kontusion (lat.), Quetschung (s. d.).

Kontutor (lat.), Mitvormund.

Konus (frz. cône, engl. cone), die Benennung einer bestimmten Form der Getreidereinigungsmaschinen (s. unter Mehlfabrikation).

Konvaleszenz (lat.), das spätere Gültigwerden von an sich ungültigen Rechtsgeschäften durch Wegfall von Hindernissen; in der Medizin soviel wie Rekonvaleszenz.

Konvener (Convenae), der Name eines von Pompejus d. Gr. nach seinem span. Feldzuge (72—

71 v. Chr.) im südl. Aquilanien, an den Pyrenäen im Quellgebiete der Garonne kolonisierten keltischen Stammes. Ihre Stadt Lugdunum Convenarum sucht man in dem jetzigen St.-Bertrand de Comminges und ihre Thermen bei dem jetzigen Cauterets oder Barèges.

Konvenienz (lat.), Übereinstimmung; das durch Herkommen als schicklich Festgesetzte und die Rücksicht darauf; Rücksicht auf das Zusammenpassende in Bezug auf äußere Verhältnisse, Rang, Vermögen u. s. w. (daher Konvenienzheirat); auch Bequemlichkeit, Zuträglichkeit.

Konvenieren (lat.), passen, bequem sein; auch übereinkommen, eine Übereinkunft treffen.

Konvent (lat.), d. i. Zusammenkunft, bezeichnete in der röm. Gerichtssprache die Zeit, welche der Magistrat zum Rechtsprechen festsetzte, die Zusammenkunft selbst, sowie auch den Ort, wo die Versammlung gehalten wurde. Aus der röm. Gerichtssprache ging das Wort K. in die kirchliche über, und man nennt nicht nur die Versammlung der Mönche in Angelegenheiten des Klosters, sondern auch den Ort, wo sie sich versammeln, und das Kloster oder Stift selbst K. Die parlamentarische Versammlung, welche in der ersten Französischen Revolution K. oder Nationalkonvent (s. d., frz. Convention nationale) hieß, führte ihren Namen nicht von conventus, sondern von dem polit. Begriff Konvention (s. d.).

Konventikel (lat.), eigentlich Versammlung bezeichnet die private Zusammenkunft zu gemeinsamer Erbauung, welche nach dem Vorgange der Pietisten (i. d.) diejenigen zu veranstalten pflegen, deren absonderlicher Frömmigkeit die gottesdienstlichen Versammlungen der Kirche keine Genüge thun.

Konvention (lat.) ist überhaupt eine Zusammenkunft zum Zweck der Vereinbarung, besonders über rechtliche und polit. Angelegenheiten, dann die Vereinbarung selbst. Am häufigsten findet sich das Wort für internationale Vereinigungen, z. B. über den Münzfuß, über Maß und Gewicht, über Konsular- und Sanitätsverhältnisse. Auch die Preußischen Militärkonventionen gehören hierher. Bei volkerrechtlichen Hauptverträgen gibt es für Nebenpunkte auch Spezialkonventionen. In neuester Zeit hat man den Ausdruck vorzüglich auf Handelsverträge mit halbsouveränen Staaten angewendet. Auch staatsrechtlich kommt er vor, z. B. in England, wo man K. eine Parsamentszusammenkunft ohne König nennt (daher auch die Bezeichnung Convention nationale für den franz. Nationalkonvent).

Konventionalstrafe, eine gewöhnlich in Geld bestehende Leistung, zu welcher sich jemand einem andern für den Fall anheischig macht, daß er eine gegen diesen übernommene Verbindlichkeit nicht oder nicht gehörig (nicht zu rechter Zeit u. s. w.) erfüllen sollte. K. werden namentlich bei größern Bauunternehmungen verabredet. In der Regel befreit die K. nicht von Erfüllung der Hauptverbindlichkeit, dafern nicht solches bedungen ist. Doch kann sie auch alternativ mit der Erfüllung festgesetzt sein, sodaß der Gläubiger die Wahl hat, oder sie kann als Wandelpön (Reugeld) gemeint sein, in welchem Falle der Schuldner die Wahl hat. Bei partieller Erfüllung läßt das franz. Recht dem Richter eine verhältnismäßige Minderung der Strafsumme frei, das preußische läßt die Forderung der K. dadurch ausschließen. Die Höhe der K. ist in der Regel dem Belieben der Parteien überlassen, ausnahmsweise bestimmte aber das preuß. Recht das Doppelte des Interesse als Maximum.

Konventionsfuß, ein Münzfuß, welcher durch einen besondern Staatsverlrag (Konvention) festgestellt ist, insbesondere der, welcher 1753 zunächst zwischen Österreich und Bayern vereinbart wurde. Um den vielfachen Münzwirren, die während des 17. Jahrh. im Deutschen Reiche herrschten, abzuhelfen, ward 1690 zwischen Kursachsen, Brandenburg, Braunschweig-Wolfenbüttel und Braunschweig-Lüneburg zu Leipzig der Leipziger 12-Thaler oder 18-Guldenfuß vereinbart. Obgleich dieser Münzfuß 1738 zum Reichsfuß erhoben wurde, konnte er doch seinem Zwecke nicht entsprechen, weil die übermäßige Ausprägung kleiner, stark legierter und daher sich rasch abnutzender Stücke und das Unterlassen der Einziehung abgenutzter Stücke den Umlauf neuer vollhaltiger Münzen unmöglich machte. Daher handelte Österreich zunächst für sich allein, indem es 1748 den 20-Guldenfuß in seinen Ländern einführte. Am 21. Sept. 1753 schlossen Österreich und Bayern eine Übereinkunft, durch welche sie sich verpflichteten, fernerhin dem von ersterm 1748 eingeschlagenen Wege zu folgen und einen Münzfuß einzuhalten, nach welchem aus der kölnischen Mark feinen Silbers 20 Gulden oder 10 Speziesthaler, oder 13⅓ Thaler Courant geprägt wurden; dieser Fuß vorzugsweise wird mit Konventionsfuß bezeichnet. Vor Ablauf eines Jahres aber trat Bayern von der Konvention zurück, indem es zwar die vertragsmäßigen Münzsorten weiter prägte, sie aber in der Geltung um ein Fünftel des Nennbetrags (5 auf 6) erhöhte, somit zu einem 24-Guldenfuße überging. Dagegen trat Sachsen der Übereinkunft mit Österreich bei, der sich später auch die meisten übrigen deutschen Kreise und Stände anschlossen. Bald aber folgten die süddeutschen Staaten dem Vorbilde Bayerns, mit welchem sie später (1837) den 24½-Guldenfuß und dann infolge des Wiener Münzvertrags (1857) den diesem wesentlich gleichen 52½-Guldenfuß (52½ Gulden aus dem deutschen Pfunde feinen Silbers = 30 Thalern Courant) annahmen, während Kurhessen, Sachsen, Hannover und andere norddeutsche Staaten den preuß. 14-Thalerfuß von 1750 (11½ Thlr. Courant aus einer kölnischen Mark feinen Silbers) einführten, an dessen Stelle nachher durch den Vertrag von 1857 der 30-Thalerfuß (30 Thlr. aus dem Pfunde feinen Silbers) trat. Nach eben diesem Vertrage verließ 1857 auch Österreich die Beobachtung des K. und ging zu dem um etwa 5⅔ Proz. geringern 45-Guldenfuße (45 Gulden aus dem Pfunde feinen Silbers = 30 Thlrn.), seinem gegenwärtigen Münzfuße, über. Im Deutschen Reiche gelangte 1. Jan. 1876 die Reichswährung (Markſystem) zur Geltung. (S. Mark.) Gesetzlich sind 20 Gulden Konventionsmünze = 21 Gulden (neuer) österr. Währung. Die nach dem K. geprägten Münzen werden auch Konventionsgeld genannt. (Vgl. Münzfuß.) [meliter.

Konventualen, s. Franziskaner und Karmeliter.

Konvergenz (neulat.), in der Geometrie soviel wie Hinneigung. Gerade Linien, die sich unmittelbar oder bei hinreichender Verlängerung in einem Punkte schneiden, konvergieren nach diesem Punkte hin, und divergieren (s. d.) auf der entgegengesetzten Seite.

In der Analysis heißt eine unendliche Reihe konvergent, wenn ihre aufeinanderfolgenden

Digitized by Google

Glieder immer kleiner werden, sodaß nach Auswahl einer endlichen Menge von Gliedern der Reihe die Summe der übrigen Glieder beliebig klein ist.

Konversation ꝛc., s. Conversation ꝛc.

Konversion heißt in der logischen Schulsprache die Formveränderung der Urteile, wodurch Subjekt und Prädikat vertauscht werden. Die übliche Lehre unterscheidet, je nachdem ob dabei eine Veränderung der Quantität des Urteils nötig ist oder nicht, zwischen unreiner K. (conversio per accidens) und reiner K. (conversio pura). Der Satz: «Alle Quadrate sind Vierecke», ist nur unrein umzukehren: «Einige Vierecke sind Quadrate». Der Satz dagegen: «Alle gleichseitigen Dreiecke sind gleichwinkelig», ist rein umkehrbar: «Alle gleichwinkeligen Dreiecke sind gleichseitig». Solche durch reine Umkehrung aus einander zu gewinnenden Urteile nennt man reziprotable Sätze. Die Entscheidung darüber, ob reine oder unreine K. eines Urteils gestattet ist, kann unter Umständen rein formal logisch, oft aber nur sachlich erfolgen.

Konversion nennt man die rechtlich unanfechtbare Umwandlung einer Schuld in eine andere mit geringerm Zinsfuße. Diese Maßregel ist in der neuesten Zeit in größerer Ausdehnung als je zuvor von Staaten, öffentlichen Korporationen, Hypothekenbanken u. s. w. in Anwendung gebracht worden. Bedingung derselben ist, daß der Schuldner zur Kündigung berechtigt ist und den Gläubigern die volle Rückzahlung ihrer Kapitale anbieten kann, indem er bei seinem erstarkten Kredit oder infolge eines allgemeinen Zurückweichens des Zinsfußes sich in der Lage sieht, nötigenfalls durch eine neue Anleihe die erforderliche Summe gegen niedrigere Verzinsung aufzubringen. Die Gläubiger werden sich dann meistens, sofern sie keine einträglichere und gleich sichere Geldanlage finden, entschließen, statt der Rückzahlung ihrer Forderung den Nominalwert derselben in den neuen Schuldverschreibungen anzunehmen, zumal wenn sie dazu durch eine kleine bare Zulage, eine sog. Konversionsprämie, angereizt werden. Selbst die Ausgabe neuer Titel ist oft gar nicht erforderlich. So konnte Frankreich im J. 1883 seine 5prozentige Rente einfach durch Abstempelung in eine 4½prozentige verwandeln, da die letztere an der Börse noch immer mehrere Prozent über pari stand und fast niemand statt der reduzierten Rente die bare Rückzahlung zum Pariturse verlangte. Dagegen ist 1884 in England die freiwillige K. der 3 Proz. Consols in 2½- und 2¾prozentige nur für einen geringen Betrag gelungen. Häufig sucht man das neue, niedriger verzinsliche Papier dem Publikum auch dadurch angenehmer zu machen, daß man eine weitere K. desselben für eine bestimmte Anzahl von Jahren ausdrücklich ausschließt. Schuldverschreibungen mit geringem Nominalzinsfuß, die daher, wie z. B. die franz. 3prozentige Rente, ziemlich weit unter pari stehen, sind von vornherein gegen die K. geschützt, da die Rückzahlung eben zum Parikurse geschehen müßte. Es gibt übrigens auch K. von bloß formaler Natur, z. B. zum Zweck der Vereinheitlichung der Staatsschuld, bei denen der Gläubiger keine Einbuße erleidet und zuweilen veranlaßt wird, noch eine Zuzahlung zu machen, die dann eine verstedte neue Anleihe bildet. (S. Anleihen, Staatsschulden.)

Konversionssalpeter nennt man das durch Zersetzung von Chilisalpeter mit Chlorkalium dargestellte salpetersaure Kali zum Unterschiede von dem natürlichen ostind. Salpeter. Eine Verschiedenheit beider besteht nicht.

Konverter (vom engl. converter, frz. convertisseur), auch Bessemerbirne genannt, ein großes eisernes, mit feuerfesten Steinen oder basischer Thonerde ausgefüttertes Gefäß von birnförmiger Gestalt, welches bei dem von Bessemer erfundenen Prozeß der Stahlbereitung zur Aufnahme des in Stahl zu verwandelnden flüssigen Eisens dient. (S. u. Eisenerzeugung, Bd. V, S. 899a; Abbildungen auf Tafel: Eisenerzeugung, Fig. 7 und 8.)

Konvertieren (lat.), umwandeln, durch Abänderung umgestalten; zu einem andern religiösen Glauben bekehren, auch zu einem solchen übertreten.

Konvertiten (lat., «Bekehrte») heißen diejenigen, welche von einer christl. Kirche zur andern übergetreten sind. Die röm. Kirche, welche ihre Bekehrungsversuche namentlich an fürstlichen, adeligen oder sonst hochgestellten Personen systematisch betreibt, und namentlich seit dem Anfange des 19. Jahrh. vieler Erfolge sich rühmt, fordert von den Übergetretenen einen eigenen Eid (Konvertiteneid), durch welchen sie ihre bisherigen «Irrtümer» abschwören müssen.

Konvex (lat.), erhaben, erhaben gekrümmt oder erhaben gewölbt, im Gegensatz zu konkav (s. d.).

Konvexspiegel, s. unter Spiegel.

Konvikt (Convictorium) bedeutet eine Anstalt, deren Einrichtung dem Mönchsleben und der kath. vita canonica entlehnt ist, und in welcher Zöglinge zusammenleben, die entweder unentgeltlich oder doch nur für einen ganz geringen Beitrag beköstigt und erzogen werden, indem die Kosten meist aus Interessen frommer Stiftungen oder aus Staatsfonds bestritten werden.

Auf Universitäten bezeichnet man mit Konvikt insbesondere die Anstalt, in welcher die Studenten der kath. Theologie zusammenwohnen; auf einigen deutschen Universitäten auch das Lokal, in welchem einer Anzahl Studenten (Konviktoristen) auf Grund von Stiftungen unentgeltlich oder für einen geringen Beitrag Speisen verabreicht werden.

Konvinzieren (lat.), einen überweisen, überführen (eines Verbrechens); Konviktion, Überführung.

Konvokation (d. h. Zusammenberufung) heißt vorzugsweise die Versammlung von Abgeordneten des engl. Klerus zur Beratung geistlicher Angelegenheiten. Sie findet gleichzeitig mit den Parlamentssessionen statt und besteht aus einem Ober- und Unterhause. In jenem tagen die Bischöfe, in diesem die Dechanten (Deans) und Erzdiakone (Archdeacons), sowie die niedere Geistlichkeit, vertreten durch ihre Prokuratoren (Proctors). Das Unterhaus wählt seinen Sprecher (Prolocutor), der die Mitglieder zu den Sitzungen einladet, die Stimmen zählt und die Beschlüsse dem Oberhause vorlegt. Die K. wird durch einen königl. Befehl (writ) einberufen. Die Versammlung hatte früher bedeutende Macht und konnte als ein geistliches Parlament betrachtet werden; seitdem sie aber 1665 das Privilegium, kirchliche Steuern auszuschreiben, verloren hatte, geriet ihr Ansehen allmählich in Verfall. Ihre Zusammenberufung war lange Zeit hindurch nur eine Form. Sie wurde von Zeit zu Zeit prorogiert bis zu ihrer Auflösung, die gewöhnlich

mit der Einberufung eines neuen Parlaments zusammenfällt. Das einzige Äquivalent für den Verlust des Selbstbesteuerungsrechts ist die der Geistlichkeit eingeräumte Freiheit, bei den Wahlen zum Unterhause mitzustimmen, die sie früher nicht besaß. In der neuesten Zeit machte sich unter der Hochkirchenpartei eine mit den puseyistischen Bestrebungen in Verbindung stehende Agitation geltend, der K. ihre alte Autorität wieder zu verschaffen, und in der That gelang es, ihr durch Ketzerprozesse, wie gegen die Verfasser der «Essays and reviews», neues Leben einzuhauchen. Doch ist das dogmatische Gebiet das einzige geblieben, auf welchem sie sich einigermaßen selbständig bewegen kann.

Konvolut (lat.), etwas «Zusammengerolltes», namentlich ein Paket Schriftstücke, Bücher u. s. w.

Konvolute (Volute, lat.), schneckenförmige Windung am ion. Kapitäl.

Konvozieren (lat.), zusammenberufen; davon: Konvokation (s. d.).

Konvulsionärs ist der Name einer, in Veranlassung der Verfolgung der Jansenisten (s. d.) in Frankreich 1730 entstandenen schwärmerischen Partei. Ihr Sammelpunkt war der Kirchhof des heil. Medardus in einer Vorstadt in Paris, wo das Grab des Franz von Paris, eines an seiner überspannten Ascese 1727 gestorbenen und für heilig gehaltenen Jansenisten, sich befand. An diesem Grabe ergoß sich eine große Volksmenge in schwärmerische Gebete, Reden und Prophezeiungen. Es geschahen angeblich Wunder, deren Wahrheit selbst der früher spottsüchtige, 7. Sept. 1731 plötzlich wider Willen von Konvulsionen erfaßte Parlamentsrat de Montgeron in einem großen, dem König überreichten Werke: «La vérité des miractes opérés par l'intercession de François de Paris» (3 Bde., Par. 1737), anerkannte. Namentlich seit 1731 steigerte sich die Schwärmerei bis zu dem Grade, daß Betende, die sich auf das Grab des Heiligen legten, in Konvulsionen gerieten. Man unterschied Sekuristen, die ihre Zuckungen durch Fußtritte, Schläge und Stiche befördern ließen, Naturalisten und Figuristen, welche bald die Ohnmacht des unbegnadigten Naturmenschen, bald die Reinheit der Kirche Christi durch unzüchtige Entblößungen darstellten, Discernanten und Melangisten, welche darüber stritten, ob Gott oder der Teufel die Zuckungen hervorbrächte. Ein Abt Becheran war der Hauptpfleger dieser ansteckenden Schwärmerei. Um diesem Unwesen zu steuern, ließ der König 1732 den Kirchhof zumauern und durch eine Wache besetzen; allein nun nahmen die K. Erde vom Grabe ihres Heiligen und trugen sie mit sich herum. Selbst der Befehl 1733, die Schwärmer ins Gefängnis zu werfen, konnte dem Unwesen nicht völligen Einhalt thun. Übrigens sind dergleichen Konvulsionen auch anderwärts oft im Gefolge des Mystizismus aufgetreten. So bei der Sekte der Tänzer (s. d.) im 14. Jahrh., bei den gottesdienstlichen Versammlungen der Methodisten u. s. w. Auch die Erscheinungen, welche die sog. Erweckung im Kanton Schaffhausen 1818—20 und die in neuester Zeit aus Amerika nach England und Deutschland verpflanzten Revivals hervorriefen, gehören hierher. (S. Ekstase.) Vgl. «Le tombeau de Paris» (3 Bde., Par. 1734—59); Mathieu, «Histoire do miracules et des convulsionnaires» (1864).

Konvulsionen, s. unter Krampf.

Konz, amtlich Conz, das Constitium der Römer, Dorf in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Trier, Landkreis Trier, rechts an der Saar, unweit deren Mündung und am Anfange der trierer Moselebene, Station der Linie Trier-Saarbrücken der Preußischen Staatsbahnen und Sitz einer Eisenbahn-Reparaturwerkstätte, zählt (1880) 1263 E. und hat Weinbau. Von einem röm. Kaiserpalast (Constanttnt palatium) sind noch Ruinen vorhanden. Bei der gut erhaltenen Saarbrücke erlitten am 11. Aug. 1675 die Franzosen unter Crequi eine Niederlage.

Konzedieren (lat.), zugeben, einräumen.

Konzentration (lat.), das Zusammendrängen in ein Centrum; im Unterrichtswesen das Streben, die Mannigfaltigkeit der Unterrichtsgegenstände durch gegenseitige Beziehung auf einander für den Schüler möglichst übersichtlich und faßbar zu machen. (Vgl. Konzentrieren.)

Konzentrieren ist in der Technik gleichbedeutend mit anreichern, gehaltreich machen, verdichten. Flüssigkeiten, in denen Salze oder andere Substanzen gelöst sind, werden durch Verdampfen konzentriert, um die gelösten Stoffe zur Kristallisation zu bringen. Silberhaltiges Blei wird einem Konzentrationstreiben unterworfen, um durch Oxydation den größern Teil des Bleies zu entfernen und den Rückstand an Silber anzureichern.

Konzentrisch heißen Kreise, welche um denselben Mittelpunkt mit Halbmessern von verschiedener Länge beschrieben sind.

Konzept (lat.), Entwurf eines Schriftstücks (eines Briefs, einer Predigt u. s. w.); aus dem K. kommen, soviel wie den Gedankenzusammenhang verlieren, irre werden, stocken; aus dem K. bringen, soviel wie aus der Fassung bringen, in Verwirrung setzen.

Konzeptibel (lat.), faßlich, begreiflich.

Konzeption (lat.), Empfängnis; Abfassung eines Schriftstücks; dann soviel wie geistiges Begreifen, Fassen; Konzeptionsvermögen, Fassungskraft, Begriffsvermögen.

Konzeptpapier (frz. papier bulle, engl. cominon fool's cap), ein geringwertiges, halbweißes, geripptes Papier, das aus ungebleichter Masse hergestellt wird.

Konzert (frz. concert, ital. concerto, vom lat. concertaro, zusammenstreiten, wetteifern) heißt zunächst ein Musikstück mit Orchesterbegleitung, das vorzugsweise darauf berechnet ist, einem oder mehrern Spielern Gelegenheit zu geben, durch dessen Vortrag einen hohen Grad musikalischer Ausbildung darzulegen. Das K. besteht meist aus drei von Orchester-Ritornellen eingeleiteten und unterbrochenen Sätzen. Die Ausführung solcher Musikstücke erfordert Virtuosen. Werden die drei Sätze in gedrängter Form in ein Ganzes zusammengegossen, so entsteht das Konzertino. Konzertante heißt ohne weitere Rücksicht auf Gattung und Form jedes Stück, worin konzertierende, d. h. rivalisierend als Hauptstimmen auftretende Stimmen vorkommen. Die Litteratur der K. ist eine sehr reichhaltige. Zwei Instrumente besonders sind es, für welche seit dem Ende des 17. Jahrh. bis in die neueste Zeit die gediegensten Werke geschrieben wurden: die Violine und das Klavier oder Pianoforte. Der ital. Ausdruck concerto kommt zum ersten mal in den 1587 zu Venedig herausgekommenen «Tratenimenti ossia divertimenti da suonare» des Scipione Bargaglia vor.

Konzert heißt auch eine musikalische Unterhaltung oder Aufführung, in der Tonstücke teils rein

Digitized by Google

konzertierender, teils symphonischer Form, sowie auch Gesänge aller Art zur Aufführung gebracht werden. Die Konzertmusik bildete sich bereits im 17. Jahrh. aus, erlangte aber erst im 18. ihre Selbständigkeit und umfaßt jetzt sämtliche Musik, die nicht in Kirchen oder Theatern aufgeführt wird.

Konzert im diplomatischen Sprachgebrauch ist die Bezeichnung für die Gemeinschaft, Übereinstimmung oder Vereinbarung verschiedener Mächte; so spricht man von einem europäischen K., von einem K. der Großmächte u. s. w.

Konzertante, s. unter Konzert.

Konzertieren (lat.), wetteifernd streiten; verabreden; Konzerte geben.

Konzertino, s. unter Konzert.

Konzertmeister, der erste Geiger, Vorgeiger (Sologeiger) eines Orchesters, der den Kapellmeister zu vertreten hat.

Konzessibel (vom lat.), zulässig.

Konzession (lat.) bedeutet im allgemeinen Genehmigung, Bewilligung, Zugeständnis. Es macht jemand einem andern eine K., wenn er sich zu dessen Gunsten nachgiebig zeigt, von den eigenen Rechten etwas aufgibt. Im verwaltungsrechtlichen Sinne versteht man aber unter K. die Genehmigung der zuständigen Behörde, daß jemand ein bestimmtes Gewerbe, das nicht vollständig frei und jedem zugänglich ist, betreiben dürfe. Maßgebend ist in dieser Hinsicht für das Deutsche Reich die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869. Danach ist der Betrieb eines Gewerbes jedermann gestattet, soweit nicht durch die Gewerbeordnung selbst Ausnahmen oder Beschränkungen vorgeschrieben oder zugelassen sind; und für den Anfang des Betriebes ist regelmäßig eine einfache Anzeige an die zuständige Behörde ausreichend. Eine besondere Genehmigung der Behörde (Konzession) ist dagegen erforderlich zur Errichtung von Anlagen, welche durch die örtliche Lage oder die Beschaffenheit der Betriebsstätte für die Besitzer oder Bewohner der benachbarten Grundstücke, oder für das Publikum überhaupt, erhebliche Nachteile, Gefahren oder Belästigungen herbeiführen können (z. B. Schießpulverfabriken und Schlächtereien). Ferner bedürfen einer K. Schauspielunternehmer; Personen, die Gastwirtschaft, Schenkwirtschaft oder Kleinhandel mit Branntwein oder Spiritus betreiben wollen; desgleichen Unternehmer von Privat-Krankenanstalten u. dgl. m. In den letztern Fällen geht der Konzessionserteilung eine Prüfung der moralischen Qualifikation der Antragsteller voraus. Buchdrucker bedürfen keiner K., sondern haben nur bei Eröffnung ihres Gewerbebetriebes das Lokal desselben, sowie jeden spätern Wechsel des letztern anzuzeigen. Durch die Novelle zur Gewerbeordnung vom 1. Juli 1883 ist die Zahl der konzessionspflichtigen Gewerbebetriebe erheblich vergrößert worden.

Konzessiv, einräumend, ein Zugeständnis enthaltend (Konzessivsatz, Konzessivpartikel u. s. w.).

Konzil, Synode, Kirchenversammlung, heißt in der katholischen Kirche eine Versammlung kirchlicher Würdenträger, um über kirchliche Gegenstände zu verhandeln und zu entscheiden. Die Entstehung der K. fällt in die Zeit der Ausbildung des Episkopats, d. h. in die zweite Hälfte des 2. Jahrh. Hervorgegangen aus dem praktischen Bedürfnisse, kirchengefährlichen Richtungen mit vereinten Kräften entgegenzuarbeiten, traten solche Versammlungen anfangs nur gelegentlich, später aber regelmäßig in einzelnen Gegenden zusammen. Die ersten K. wurden in Kleinasien auf Anlaß der montanistischen Bewegungen und des Passahstreites gehalten; zu Anfang des 3. Jahrh. finden sich ähnliche Versammlungen in Griechenland und bald darauf in Afrika und Italien als regelmäßige Einrichtung. Als die vollberechtigten Mitglieder dieser K. galten nur die Bischöfe; die Presbyter hatten zwar Sitz, aber nur beratende Stimme. Die Beschlüsse, welche sich auf alle Gebiete der Lehre, der Sitte und des Kultus erstreckten, galten als gefaßt vom Heiligen Geist. Gewöhnlich wurden diese Versammlungen in der Hauptstadt der Provinz (Metropolis) gehalten, und die Bischöfe einer solchen Stadt, welche seit dem 3. Jahrh. den Titel Metropoliten führten, pflegten die Verhandlungen dabei zu leiten. Die ersten K. waren nur von den Bischöfen einer oder mehrerer benachbarter Provinzen beschickt. Eine weitere Ausbildung des Synodalwesens erfolgte erst seit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion.

Man unterschied seit jener Zeit Reichssynoden, auch ökumenische genannt, Diöcesan- und Provinzialsynoden. Die Reichssynoden, welche der Idee nach als eine Vertretung der ganzen christl. Welt (der οἰκουμένη) galten, wurden vom Kaiser berufen, durch einen vom Kaiser berufenen Bischof in Verbindung mit kaiserl. Kommissarien geleitet und geschlossen. Ihre Beschlüsse wurden vom Kaiser bestätigt und vollstreckt und hatten die Gültigkeit von Reichsgesetzen. Sitz und Stimme hatten lediglich Bischöfe. Die Beschlüsse über die Lehre hießen Symbole, die über die Gebräuche Kanones. Letztere wurden durch Stimmenmehrheit, erstere einstimmig gefaßt, daher die Majorität sich der Opposition durch Ausschließung und Verdammung zu entledigen wußte. Die erste dieser Reichssynoden war die von Nicäa (325). Im Arianischen Streite folgten die Reichssynoden rasch aufeinander, und öfters stand Synode gegen Synode. Die schließlich siegreich gebliebene Partei betrachtete natürlich nur die in ihrem Sinne abgehaltenen K. als rechtmäßig, aus welchem Umstande sich später eine verschiedene Zählung der allgemeinen Kirchenversammlungen in der röm. und griech. Kirche ergab. Die Diöcesansynoden wurden von den Bischöfen einer polit. Diöcese, d. h. mehrerer Provinzen zugleich, beschickt und von den Erzbischöfen (oder Exarchen), wo dergleichen bestanden, berufen und geleitet. Dergleichen Synoden wurden z. B. in Afrika regelmäßig abgehalten unter Leitung des Bischofs von Karthago, als geistlichen Oberhaupts der afrik. Provinzen. Ähnliche Versammlungen wurden von den Patriarchen von Konstantinopel, Alexandria und Antiochien im Bereiche ihres Kirchensprengels gehalten. Häufig traten auch die Orientalen und Occidentalen zu gesonderten Kirchenversammlungen zusammen. Den letztern präsidierte dann in der Regel der Bischof von Rom. Daneben bestanden auch die alten Provinzialkonzilien unter Leitung der Metropoliten (der Bischöfe der Provinzialhauptstädte) fort. Seit der Spaltung der abendländ. und der morgenländ. Kirche hielt jeder Kirchenteil seine eigenen Synoden. Doch dauerten im Orient die allgemeinen Kirchenversammlungen nur bis zum Bilderstreite und wurden seitdem durch kleinere Versammlungen auserlesener Bischöfe, welche der Patriarch von Konstantinopel berief (σύνοδοι ἐνδημοῦσαι), ersetzt.

Digitized by Google

Im Abendlande traten seit der Gründung christl.-german. Staaten die Nationalsynoden an die Stelle der allgemeinen K., welche von den Königen meist in Verbindung mit den Versammlungen der Reichsstände einberufen wurden. Dergleichen Versammlungen wurden schon seit dem 6. Jahrh. in Spanien und Gallien, später auch anderwärts gehalten. Besonders häufig wurden dieselben seit der Karolingerzeit in Frankreich und Deutschland. Seit der Wiederaufrichtung des röm. Kaisertums durch Karl d. Gr. beanspruchten auch die Kaiser wieder das Recht, allgemeine K. zu berufen, welches ihnen jedoch von den Päpsten streitig gemacht wurde. Heinrich III. von Deutschland hat auf der Synode zu Sutri (1045) drei Päpste entsetzt und einen neuen Papst eingesetzt. Seit den Zeiten der absoluten päpstl. Machtfülle gelten die von den Päpsten im Lateran zusammenberufenen Synoden als ökumenische. Im 13. und 14. Jahrh. wurden auch außerhalb Roms einige allgemeine Synoden unter Leitung der Päpste gehalten. Eine neue Gestalt nahmen die allgemeinen K. seit Anfang des 15. Jahrh. infolge des großen Schismas an. Als Repräsentation der «allgemeinen Kirche», von Bischöfen, Äbten, Doktoren und fürstl. Gesandten beschickt, beanspruchten diese Versammlungen die höchste Gewalt in der Kirche, deren Gesetzen und Richtersprüchen auch die Päpste unterworfen seien. Die Päpste haben aber die Oberhoheit der allgemeinen Kirche niemals anerkannt und gingen aus dem letzten Entscheidungskampfe thatsächlich als Sieger hervor. Seitdem hat das Papsttum sich gegen Einberufung neuer allgemeiner Synoden fortwährend gesträubt. Die Einberufung der Kirchenversammlung von Trient (1545—63) war von Karl V. dem Papste Paul III. mühsam abgerungen worden. Sie sollte nach dem Willen des Kaisers die kirchliche Spaltung beendigen, hat dieselbe aber erst recht unheilbar gemacht. Und nicht nur, daß auf dieser Versammlung die röm.-kath. Lehre gegenüber dem Protestantismus endgültig festgesetzt wurde, so behielt auch nach harten Kämpfen das Papsttum mit seinen Ansprüchen auf das Bestätigungs- und Interpretationsrecht der Konzilienbeschlüsse das letzte Wort. Trotzdem bestand auch nachmals in der kath. Kirche zwischen dem kurialistischen und dem episkopalistischen System ein nicht ausgeglichener Streit. Nach dem erstern hat der Papst auch der allgemeinen Synode gegenüber, die nur als sein Beirat erscheint, vermöge seiner Unfehlbarkeit die volle kirchliche Souveränetät; nach dem letztern ist er unfehlbar nur sofern er als Präsident des K. dessen Beschlüsse in Sachen des Glaubens und der Sitten verkündigt, und seine Bestätigung dieser Beschlüsse macht dieselben nicht erst gültig, sondern beurkundet nur, daß sie formell auf gesetzliche Weise gefaßt sind. Dieser Streit ist auf dem letzten allgemeinen K., dem Vatikanischen (1869—70), zu Gunsten des unfehlbaren Lehramts des Papstes und seiner absoluten Herrschaft über die Kirche entschieden worden.

Als ökumenische, die ganze christl. Welt vertretende K. erkennt die röm.-kath. Kirche, nächst dem angeblich von den Aposteln zu Jerusalem gehaltenen, folgende 19 an: 1) das erste K. zu Nicäa (325), wo die Lehre vom Sohne Gottes gegen Arius und seine Anhänger, die Arianer, festgesetzt wurde; 2) das erste K. zu Konstantinopel (381) unter Theodosius d. Gr., welches die Lehre vom Heiligen Geiste bestimmte; 3) das erste ephesinische (431) unter Theodosius dem Jüngern, welches, gegen Nestorius und den Nestorianismus gehalten, Satzungen über die Gottheit Christi und über Maria gab; 4) das zu Chalcedon (451) unter Kaiser Marcian, auf welchem das Dogma von der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo gegen den Abt Eutyches und die Monophysiten seine nähern Bestimmungen erhielt; 5) das zweite zu Konstantinopel (553) unter Justinian über die chalcedonische Synode, über Origenes und die drei Kapitel; 6) das dritte zu Konstantinopel (681) unter Kaiser Konstantin V. Pogonatus, gehalten zur Verdammung der Monotheleten; 7) das zweite K. zu Nicäa (787) unter der Kaiserin Irene und ihrem Sohne Konstantin, gehalten zu Gunsten des Bilderdienstes, wogegen Karl d. Gr. die Synode zu Frankfurt (794) hielt; 8) das vierte K., zu Konstantinopel (869) unter Kaiser Basilius und Adrian II.; 9) das erste Laterankonzil zu Rom (1123) unter Heinrich V., berufen durch Calixtus II., veranlaßt durch den Investiturstreit, dem das Calixtinische Konkordat ein Ende machte; 10) das zweite Laterankonzil (1139) unter Konrad III. und Innocenz II.; 11) das dritte Laterankonzil (1179) unter Friedrich I., berufen von Alexander III.; 12) das vierte Laterankonzil (1215) unter Friedrich II. und Innocenz III., wo unter anderm die Lehre von der Transsubstantiation ihre kirchliche Bestätigung erhielt; 13) die erste lyoner (ökumenische) Synode (1245) unter Friedrich II. und Innocenz IV.; 14) die zweite lyoner (ökumenische) Synode (1274) unter Rudolf I. und Gregor X.; 15) die Synode zu Vienne (1311) unter Heinrich VII. und Clemens V.; 16) das K. zu Konstanz, 1414—18, die feierlichste und größte aller Kirchenversammlungen, welche den Grundsatz, daß ein allgemeines K. über dem Papst sei, erneute, das Schisma beilegte, 1415 die Verdammung des Joh. Huß und im folgenden Jahre die seines Freundes Hieronymus von Prag aussprach; 17) das K. zu Basel, 1431—49, unter den Kaisern Sigismund, Albrecht II. und Friedrich III. und dem Papste Eugen IV., das eine Reformation in der Verfassung und Zucht der Kirche bezweckte, dessen Autorität aber von der röm.-kath. Kirche von dem Zeitpunkte an, wo die Versammlung durch den Papst aufgelöst ward, nicht anerkannt wird; 18) das Tridentinische K., 1545—63, unter Karl V. und Ferdinand I. von Paul III. zusammenberufen; 19) das Vatikanische K., 1869—70, unter Pius IX. (S. die Spezialartikel über die wichtigsten Konzile.)

Die Akten und Dekrete der K. der kath. Kirche sind am besten von Mansi herausgegeben worden (31 Bde., Flor. und Veneb. 1759—98). Vgl. Hefele, «Konzilliengeschichte» (Bd. 1—7, Freiburg i. Br. 1855—69; 2. Aufl. 1873 fg.).

Die Protestanten haben zur Zeit der Reformation ein freies Nationalkonzil oder eine allgemeine Kirchenversammlung zur Schlichtung des Kirchenstreites öfters verlangt, konnten aber in der Versammlung von Trient, die vom Papste geleitet wurde und ihre Geschäfte mit der Verdammung der evang. Lehren begann, kein K. erblicken, wie sie selbst es begehrt. Seitdem die Kirchentrennung eine Thatsache geworden war, sind die kirchlichen Angelegenheiten der Protestanten, namentlich in der luth. Kirche, nur durch Theologenkonvente, Konsistorialverordnungen und landesherrliche Erlasse geregelt worden. Auch in der reform.

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Kirche wurden Fragen der Lehre und Sitte meist landeskirchlich entschieden. Doch führte man das Synodalwesen ebenso wie die Presbyterialverfassung bei den Reformierten gleich anfangs ein, und wenigstens einmal, auf der Synode zu Dordrecht 1618—19, wurde der Versuch zur gemeinsamen Entscheidung einer dogmatischen Streitfrage durch Abgeordnete verschiedener reform. Landeskirchen gemacht. Im 19. Jahrh. trat mit der Umbildung und Ausdehnung der Presbyterialverfassung auch das Synodalwesen in verschiedenen evang. Landeskirchen ins Leben. (S. Synodal- und Presbyterialverfassung.) Indessen sind die Synoden auf prot. Boden schon infolge der grundsätzlichen Gleichberechtigung der Laien etwas wesentlich anderes als die kath. K.

Konziliieren (lat.), vereinigen, versöhnen; Konziliation, Vereinigung, Versöhnung; konziliatorisch, vermittelnd, Vereinigung, Versöhnung bezweckend, dazu geneigt, geschickt.

Konzipieren (lat. «empfangen»), schwanger werden; ein Schriftstück entwerfen, aufsetzen; Konzipient, Konzipist, Abfasser eines Schriftstücks.

Kooge, s. Polder.

Kooperative Associationen ist die in England durch die Owensche Schule in Aufnahme gebrachte Bezeichnung der auf Selbsthilfe begründeten Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. (S. Genossenschaften, Konsumvereine, Vorschußvereine.)

Kooperieren (lat.), mitwirken, gemeinsam wirken; Kooperation, gemeinsames Wirken (s. unter Genossenschaften); Kooperator, Mitarbeiter, Titel kath. Geistlicher.

Kooptieren (lat.), hinzuwählen, besonders von Komitees u. s. w. gebraucht, die sich durch Wahl ergänzen oder verstärken; Kooptation, die Vornahme einer solchen Wahl.

Koordinaten eines Punktes heißen in der analytischen Geometrie zwei oder mehr zusammengehörige Größen, welche die Lage des Punktes bestimmen. Ein Punkt in einer Ebene wird durch seine Abstände von zwei sich schneidenden Geraden von bekannter Lage bestimmt, welche die Koordinatenachsen heißen und in der Regel senkrecht aufeinanderstehen. Die zur Messung der Abstände dienenden Linien oder sogenannten K. sind den Achsen parallel und heißen im letztern Falle rechtwinkelige K.; die eine Achse nennt man die der Abscissen, die andere die der Ordinaten, die Abstände von jener Ordinaten, die von dieser aber Abscissen. Der Durchschnittspunkt der Achsen heißt der Anfang der K. Auch kann die Lage eines Punktes in einer Ebene mittels einer gegebenen Linie und eines festen Punktes in derselben durch die Länge einer von jenem nach diesem gezogenen Geraden und den Winkel, welchen dieselbe mit der gegebenen Linie bildet, bestimmt werden; diese Bestimmungsstücke heißen polare K. des Punktes. Ein Punkt im Raume wird durch seine Abstände von drei sich durchschneidenden Ebenen, deren Lage als bekannt angesehen wird, bestimmt. Auch diese Ebenen, mit denen die K. parallel sind, stehen in der Regel senkrecht aufeinander. Ihr Durchschnittspunkt heißt der Anfang der K. Eine andere Art, die Lage eines Punktes im Raume zu bestimmen, ist die durch eine Linie und zwei Winkel, wobei eine Ebene, in derselben eine gerade Linie und in dieser ein Punkt als bekannt angesehen werden. Die Natur einer ebenen krummen Linie (von einfacher Krümmung) wird durch eine Gleichung zwischen den beiden K. eines ihrer Punkte, die Natur einer krummen Linie von doppelter Krümmung durch zwei Gleichungen zwischen den drei K., endlich die Natur einer Fläche durch eine Gleichung zwischen den drei K. eines ihrer Punkte bestimmt. Wenn man in der Gleichung einer Linie die Proportion der Koeffizienten verändert, so erhält man die Gleichung einer andern Linie. Daher heißen die Koeffizienten, insofern durch ihre Proportion die Gleichung und die Linie bestimmt wird, K. der Linie. Ebenso sind die K. einer Fläche zu verstehen.

Koordination (neulat., d. h. Beiordnung) heißt in der Logik das Verhältnis der Arten einer und derselben Gattung. So sind die Begriffe Säugetier, Vogel, Fisch, Insekt koordinierte Begriffe im Umfang des Begriffs Tier. Die Linie der Unterordnung richtet sich dabei nach den verschiedenen Gesichtspunkten, nach denen man den Umfang eines Begriffs einteilen kann. (S. Division.) So sind z. B. im Umfange des Begriffs Mensch einander koordiniert: auf der Linie des Geschlechts die Begriffe Mann und Weib, auf der Linie des Alters die Begriffe Kind, Erwachsener und Greis, auf der Linie der Organisation die Begriffe Neger, Mongole, Malaie u. s. w. In den Verhältnissen des Ranges werden ebenfalls die Stellen, welche einer höhern Stelle in gleicher Weise und Rücksicht subordiniert sind, als einander koordinierte bezeichnet.

Koordination heißt in der Physiologie das harmonische zweckmäßige Zusammenwirken der Muskeln; koordinierte Bewegungen, mehrere, gleichzeitig oder kurz aufeinander in einer geordneten Reihenfolge auftretende Bewegungen, bei welchen eine größere Anzahl von willkürlichen Muskeln thätig sind, wie beim Gehen, Kauen, Klavierspielen u. s. w. Die Nerven, welche derartige koordinierte Bewegungen veranlassen, werden von einem besondern, im Rückenmark gelegenen Centralorgan, dem sog. Koordinationscentrum, in Erregung versetzt. Koordinationsstörungen, infolge deren das Gehen, Schreiben u. dgl. ungeschickt ausgeführt wird oder ganz mißglückt, sind ein charakteristisches Symptom der Rückenmarksschwindsucht (s. d.).

Koordiniert heißen Begriffe, die im Umfang eines höhern Begriffs auf einer und derselben Linie der Unterordnung stehen. (Vgl. Koordination, logisch und physiologisch.)

Kos, Insel, s. Kos.

Kös (eigentlich Kolos, lat. Coeus) war nach der griech. Sage einer der Titanen (s. d.) und Vater der Leto und Asteria.

Kop, holländ. Trockenmaß, = 1 l.

Kopais, ein See oder genauer eine teils mit Wasser bedeckte, teils versumpfte Niederung, welche den größten Teil der weiten, kesselförmigen Tiefebene des innern Böotien einnimmt und nach der an der Nordostseite gelegenen alten Stadt Kopä (jetzt Topolia, daher See von Topolia) benannt ist. Er nimmt den Kephissos, Melas und Probatia auf und hat gar keinen Abfluß über der Erde, sondern findet nur durch etwa 20 unterirdische natürliche Kanäle, die sich durch das Innere der Berge nach dem Euböischen Meere hinziehen (jetzt Katavothren genannt), einen unzureichenden Abzug. Der Stand des Wassers ist in den verschiedenen Zeiten des Jahres ein sehr ungleicher. Am höchsten steht

dasselbe in den Wintermonaten, wo die ganze Niederung von einer zusammenhängenden Wasserfläche bedeckt wird. Von Anfang Mai an sinkt es allmählich, sodaß größere Strecken, je nachdem sie früher oder später trocken werden, zu Getreide-, Baumwoll- oder Reisfeldern oder auch zu Weiden benutzt werden können. Mehrere Stellen aber bleiben auch im höchsten Sommer teils mit Wasser, teils mit hohem Schilf bedeckt. Sehr geschätzt waren bei den Alten die Aale des K., die Hauptzierde des athenischen Fischmarkts. Auf das Klima Böotiens übte der See, wie noch jetzt, durch die Ausdünstungen der sumpfigen Stellen einen sehr ungünstigen Einfluß aus. Schon Alexander d. Gr. begann durch Krates aus Chalkis die Trockenlegung der See-Ebene, doch wurde dieselbe bald wieder abgebrochen. Im J. 1876 hat sich eine Aktiengesellschaft zur Trockenlegung des Sees gebildet.

Kopaïvabalsam (Balsamum Copaivae), Name eines in der Medizin angewendeten Balsams, welcher durch Einschnitte oder Anbohren der Stämme verschiedener Arten der zur Familie der Cäsalpiniaceen gehörigen Gattung Copaifera *L.*, insbesondere von C. officinalis und C. Guianensis gewonnen wird, deren Arten, Bäume und Sträucher mit haarig gefiederten Blättern, vierteiligen Perigonblüten und gestielten einsamigen, holzig lederartigen Hülsen, im tropischen Amerika und Westindien wachsen. Der K. wirkt sehr anregend auf alle Schleimhäute, besonders auf diejenigen der Geschlechtsorgane, weshalb derselbe ein wichtiges Heilmittel bei krankhaften Schleimabsonderungen dieser Teile geworden ist. Die wirksamen Bestandteile sind ein eigentümliches ätherisches Öl (Kopaivaöl), welches den Geruch des Balsams bedingt, und zwei Harze (Alpha- und Betaharz), von denen das erstere saure Eigenschaften besitzt (Kopaivasäure) und in Kristallen gewonnen wird. Außer zu mediz. Zwecken dient der K. zur Herstellung von Lackfirnissen und von Pausepapier.

Kopaïvabaum, s. Copaifera.

Kopál ist der Name einer Anzahl harter, erst bei hoher Temperatur schmelzender, im Aussehen dem Bernstein sich nähernder Harze. Die weichern Sorten nennt man häufig auch «Anime», welchen Namen der K. im engl. Handel führt. Die Zahl der Baumarten, welche K. liefern, ist eine sehr große; die wenigsten derselben sind bekannt und für manche Sorten von K. ist es sogar wahrscheinlich, daß die Bäume, aus denen sie geflossen, der heutigen Vegetation gar nicht mehr angehören. Für manche Sorten ist die Beschaffenheit der Oberfläche maßgebend; die meisten südamerik. Sorten sind mit kreidigen Krusten bedeckt, unter welchen das eigentliche Harz als höckerige, im Querschnitte wellenförmig begrenzte Masse liegt. Die Härte der K. ist eine sehr verschiedene, im allgemeinen ist eine Kopalsorte um so geschätzter, je härter sie ist. Alle K. werden vom Kalkspat geritzt, alle, mit Ausnahme des südamerikanischen K., ritzen dagegen das Fraueneis. Ihr spezifisches Gewicht variiert zwischen 1,045 bis 1,139. Die ostafrik. Kopalsorten sind die geschätztesten und kommen als Zanguebar- und Mózambique-Kopal im europ. und amerik. Handel vor; sie sollen von Trachilobium mossambicense *Klotsch* und Trachilobium Hornemannium *Hayne* herrühren. Die westafrik. Kopalsorten kommen von Angola, Benguela und Sierra Leone. Der K. findet sich hier in einer oberflächlich liegenden, aus Mergel, Sand und Lehm bestehenden Bodenschicht in einer Tiefe von etwa 3 m. Das gegenwärtig in großer Menge nach Europa gebrachte Kaurle-Kopal wird in Neuseeland und Neucaledonien gesammelt und stammt von Dammara australis *Don.* und Dammara ovata *Moore*, das Manila-Kopal von Vateria indica. Die südamerikanischen K. werden entweder von den Rinden der Stammbäume abgenommen oder von den Wurzeln, an denen sie sich massenweise ansetzen, abgelöst. Als Stammbäume bezeichnet man die brasil. Bäume Hymenaea Courbasil und Trachilobium Martianum. Die Schmelzpunkte der K. liegen zwischen 180 und 340° C. Sie sind citronengelb bis farblos. Bei starkem Erhitzen entwickelt der K. aromatisch riechende Dämpfe, die kondensiert das Kopalöl bilden, welches sich als gutes Lösungsmittel vieler Kopalsorten erwiesen hat. In kaltem Alkohol löst sich der K. nicht. In der Firnis- und Lackfabrikation wendet man zum Auflösen des K. meist ein Gemenge von Terpentinöl und Leinöl an, nachdem man den K. vorher geschmolzen hat. Große und durchsichtige Stücke des Zanguebar-Kopals werden in ähnlicher Weise wie der Bernstein zu Dreh- und Schnitzarbeiten verwendet. Vgl. Wiesner, «Pflanzenstoffe» (Lpz. 1873); Kerl und Stohmann [Muspratt], «Encyklopädisches Handbuch der technischen Chemie» (3. Aufl., Bd. 3, Braunschw. 1876, Art. «Harze und Balsame»).

Kopeke, eigentlich Kopéika, heißt eine zuerst um 1538 in Rußland geprägte Münze. Sie hat ihren Namen von der Figur des Zaren (zu Pferde und mit der Lanze [konto] in der Hand), die gewöhnlich auf der einen Seite dieser Münze abgebildet erschien. Zu Anfang gab es nur Silberkopeken, für welche später festgesetzt wurde, daß 100 einen Rubel ausmachen sollten; ferner hatte man Den'gen oder Deneschten oder halbe K. und Poluschten oder Vierteltopeken, sowie außerdem 5-, 10-, 15-, 20-, 25-, 30- und 50-Kopekenstücke. Seit 1655 prägte man K. in Kupfer aus, unter denen die altsibirischen sowohl von Münzkundigen wegen ihrer Seltenheit, als von Goldarbeitern wegen ihres Gehalts an edelm Metall und von den Fabrikanten Leonischer Waren wegen des guten Kupfers und des vorteilhaften Preises (schweren Münzfußes) besonders gesucht werden. Die Münzordnung von 1811 setzte fest, daß halbe, einfache und Doppelkopeken in Kupfer ausgegeben werden sollten; diese Kupfermünzen repräsentierten das frühere russ. Papiergeld der Bank-Assignationswährung, in welcher seit 1. Juli 1839 gesetzlich 350 K. oder 3½ Papierrubel (Rubel Banko) = 1 Silberrubel galten. Bei Wiedereinführung der Edelmetallwährung (1840) hat man diese Art der Kupferprägung eingehen lassen und prägt nur Kupfermünzen im Verhältnis von 100 K. = 1 Silberrubel; dieselben enthalten weniger Kupfer als die frühern Kupfergeldsorten. Infolge des Ukas vom 7./19. Juli 1839 prägte man Stücke zu 3, 2, 1, halben und Viertelkopeken und zwar aus dem Pud oder 40 russ. Pfd. (16,38 kg) 16 Silberrubel in Kupfermünzen oder 1600 K.; nach dem Ukas vom 3./15. Juni 1849 aber wurden aus einem Pud Kupfer 32 Silberrubel oder 3200 K. zu Kupfermünzen von 5, 3, 2, 1, halben und Viertelkopeken geschlagen, somit halb so schwer als die vorigen. Die ältern Kupfermünzen verschwinden mehr und mehr aus dem Umlaufe; infolge des Ukas vom

21. März (2. April) 1867 wird die geringere Scheidemünze in Bronze ausgeprägt. Von dieser Bronzemünze schlägt man Stücke zu 5, 3, 2, 1, halben und Viertelkopeken, und zwar aus dem Pud Bronze 50 Silberrubel oder 5000 K. Man ist nicht gehalten, von dieser Münzgattung mehr als 3 Rubel oder 300 K. in einer Zahlung anzunehmen. Als $\frac{1}{100}$ des Goldrubels hat die K. eine Geltung von $3\frac{1}{4}$ deutschen Pfennigen.

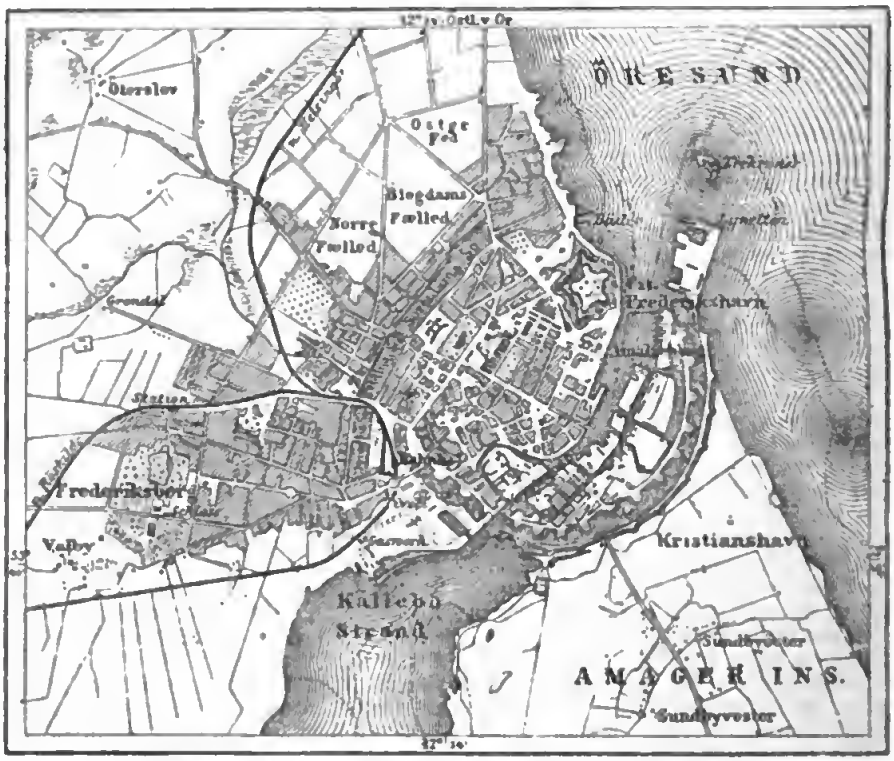
Kopenhagen (dän. Kjöbenhavn), die Hauptstadt des Königreichs Dänemark, auf den Inseln Seeland und Amager, am Sund, der hier 30 km breit ist, und an einem schmalen Seearme, der die Insel Seeland von der Insel Amager trennt und den schönen, an 5000 Schiffe fassenden, auch zur Station der Kriegsflotte dienenden Hafen bildet. Die Stadt, auf flachem, ebenem Boden gelegen, doch geschützt vor Überflutungen, zerfällt in sieben Teile: die Altstadt, die nach dem Brande von 1795 schöner als zuvor wieder aufgebaut wurde; die Friedrichsstadt, der schönste Stadtteil; Christianshafen auf der Insel Amager; das Festungsterrain, der auf den niedergelegten Festungswerken erbaute Stadtteil, und die ehemaligen Vorstädte Westerbro, Nörrebro und Österbro. Man zählt (1880) 6118 Häuser, darunter etwa 200 öffentliche Gebäude, 23 luth. Kirchen mitgerechnet. Die Stadt zählt (1880) 234 850 E., darunter nur 1156 Katholiken, 427 Reformierte, 3030 Juden, 178 Mormonen, 236 Baptisten, 360 Irvingianer, 408 ohne Religion. Auf Amager und an einzelnen andern Seiten ist K. noch mit Festungswerken umgeben und hat auf Seeland noch eine Citadelle (Friedrichshafen), deren Wälle angenehme Spaziergänge bilden. Seewärts ist K. mit drei Seeforts verteidigt, die den engen Einlauf zum Hafen beherrschen. Unter den Straßen ist die Österstraße die belebteste, die Amalienstraße und die Bredstraße die schönsten. Kongens Nytorv (der Neue Königsmarkt), obgleich unregelmäßig, doch der größte und schönste Platz, liegt im Mittelpunkte der Stadt und ist durch die bleierne Statue Christians V. geschmückt. Vor dem königl. Theater sind die Statuen der Dichter Holberg und Ohlenschläger, in deren Nähe die der Seehelden Juel und Tordenskjold. Auf dem achteckigen Friedrichsplatz steht die schöne Reiterstatue Friedrichs V. Auf dem Festungsterrain sind zwei große Parke, in dem einen die schöne Statue Örsteds, des Erfinders des Elektromagnetismus. Bei dem Observatorium ist die Statue Tycho Brahes. Die Frauenkirche, im Innern durch eine Reihe von Bildwerken von Thorwaldsen geschmückt, ist die Metropolitankirche des ganzen Reichs. Die Trinitatiskirche zeichnet sich durch ihren Turm aus, ebenso die Kirche Unsers Erlösers. In neuester Zeit sind mehrere neue Kirchen erbaut, unter denen die schöne Marmorkirche, mit einer großen kupfernen Kuppel. Ein hübsches Gebäude ist auch die Kapelle der Katholiken und die der russ. Gesandtschaft.

Das königl. Residenzschloß, die Christiansburg, eins der ansehnlichsten in Europa, nach dem Brande von 1794 durch Baudirektor Hansen im ital.-franz. Stil aufgeführt, hat an der Kontrefaçade am Schloßplatz, wo die Reiterstatue Friedrichs VII. aufgestellt ist, eine Länge von 110 m und ein schönes, von Thorwaldsen mit Statuen und Reliefs geschmücktes Portal. Es wurde aber 3. Okt. 1884 von Feuersbrunst wieder verzehrt und nur die Mauern blieben stehen. Im Innern des Schlosses war Thorwaldsens berühmtes Basrelief, Alexanders Einzug in Babylon. Die Amalienburg besteht aus vier im franz. Stil der Zeit Ludwigs XV. gehaltenen Palästen, welche zusammen einen achteckigen Platz bilden. Zwei andere Schlösser sind noch die Rosenburg, die mit ihrer halb got., halb engl.-ital. Architektur 1610—25 erbaut ist, histor. Sammlungen enthält und im Schloßgarten (Königsgarten) mit der Statue des Dichters Anderſen einen hübschen öffentlichen Spaziergang besitzt, und die Charlottenburg, welche der Akademie der schönen Künste eingeräumt ist. Andere sehenswerte Gebäude sind das Universitätsgebäude nebst dem neuen Bibliotheksgebäude und das zoolog. Museum (erbaut 1869—70), die Synagoge, das Rat- und Gerichtshaus nebst dem damit verbundenen Stadtgefängnis (von Hansen erbaut), die Börse aus der Zeit Christians IV. in nicht ganz reinem got. Stil, der Nikolaiwachtturm, Rest der 1795 abgebrannten Nikolaikirche, seit 1846 durch den Architekten Hagemann mit zum größten Teil gußeisernen geschmackvollen Fleisch- und Gemüsehallen umgeben; das Zeughaus u. s. w. In den neuen Teilen der Stadt sind viele ansehnliche Gebäude, z. B. Hôtel National, Dagmartheater, das Panorama, Panopticum u. s. w.

Als Mittelpunkt des Königreichs haben zu K. alle höhern Regierungsbehörden ihren Sitz; auch befinden sich hier die höchsten Institute für Wissenschaft und Kunst. An der Spitze der Lehranstalten steht die Universität, die von Christian I. 1478 gestiftet wurde; die jetzt geltende Fundation datiert von 1788. Zur Universität gehören die chirurg. Akademie, ein astron. Observatorium, ein botan. Garten (auf den rasierten Festungswerken angelegt) nebst botan. Forstgarten (zu Charlottenlund). Die Universitätsbibliothek, in einem neuen, schönen, mit der Universität in Verbindung stehenden Gebäude, zählt über 270 000 Bände und 4000 Handschriften, darunter eine reiche Sammlung altperſ. und ind. Manuskripte, sowie die Arne-Magnäanische Sammlung altnord. Handschriften (2000). Das neue, großartige zoolog. Museum steht unter der Leitung Steenstrups. Mit der Universität in enger Verbindung steht die Polytechnische Lehranstalt, welche 1829 gestiftet wurde und mit Einschluß des Direktors 18 Lehrer, zum Teil Professoren an der Universität, zählt. Außerdem sind von höhern Lehranstalten zu nennen: die Veterinärschule, gestiftet 1773 von Abildgaard, 1776 vom Staate übernommen und später mit einer Landwirtschaftlichen Hochschule in einem neuen Gebäude in der Nähe K.s vereinigt; die Militärschule, auf dem Schloß Friedrichsberg in der Nähe K.s eingerichtet; die Seeoffizierschule, 1869 eingerichtet, und die Metropolitanschule; die Kunstakademie, welche 1754 begründet und 1814 neu fundiert wurde.

Die Stadt K. ist das Centrum der dän., überhaupt der nordischen Wissenschaftlichkeit und Kunst, Sitz vieler Gesellschaften und Vereine, die auf jenen Gebieten zum Teil mit großem Erfolge wirken. An der Spitze derselben stehen die dän. Gesellschaft der Wissenschaften, 1742 gegründet, und die Königliche Gesellschaft für nordische Altertumskunde; letztere wurde 1825 gegründet und hat durch die Bemühungen ihrer gelehrten und thätigen Mitglieder Thomsen, Rask, Finn-Magnusen, Petersen und Worsaae eine besonders großartige Wirksamkeit entfaltet. Seit 1826 wirkt ferner ein Kunstverein mit Erfolg. Dem Musikverein schließen sich die Musikgesellschaften

Euterpe nebst vielen Gesangvereinen an. Unter den Sammlungen für Wissenschaft steht die königl. Bibliothek, eine der größten Europas, obenan. Dieselbe wurde von Friedrich III. gegründet, zählt gegen 500000 Bände und umfaßt eine Handschriftensammlung von 20000 Nummern, darunter die Rasksche Sammlung von Sanskrit-, Pali- und Singalesischen Manuskripten. In seiner Art einzig ist das Museum der nordischen Altertümer, welches, 1807 begonnen, mit dem 1843 angelegten Kabinett für amerik. Altertümer verbunden ward; das letzte ist nun das geschmackvoll und lehrreich aufgestellte inhaltsreiche ethnogr. Museum. Außerdem sind hervorzuheben: die königl. Münz- und Medaillensammlung, die königl. Antikensammlung, die Kupferstichsammlung mit mehr als 80000 Blättern (alle im sog. Künstler hat; die Moltkesche Gemäldesammlung, die 156 namentlich der niederländ. und deutschen Schule angehörige Bilder zählt. Das 1872—74 nach dem Entwurf von Pr. Dahlerup und Ove Petersen aufgeführte königl. Schauspielhaus ist vorzugsweise der nationalen dramatischen Kunst gewidmet. Außerdem gibt es noch Volkstheater im Casino, in der Norderstraße und dem Bahnhof gegenüber. Ein stark besuchter Vergnügungsort ist das 1843 eröffnete Tivoli vor dem ehemaligen Westerthore. Unter den Anstalten für die öffentliche Wohlfahrt sind zu nennen: das großartige, mit 800 Betten versehene Kommunalhospital, das Epidemiehospital, das Öresundshospital; ferner das Friedrichshospital, das allgemeine Hospital, das Gebär- und Findelhaus, das Taubstummen- und das



Topographische Lage von Kopenhagen.

Prinzenpalais), die Waffensammlung des Arsenals u. s. w. Die anziehendste aller Sammlungen der dän. Hauptstadt bildet das 1848 eröffnete Thorwaldsensche Museum. Das Gebäude dafür wurde seit 1839 in einem halb ägypt., halb griech. Stile nach dem Plane des Architekten Bindesböll erbaut und bildet ein Viereck von 70 m Länge, 40 m Breite und 15 m Höhe. Außer den 648 eigenen Werken Thorwaldsens umschließt dasselbe auch dessen Sammlungen an Altertümern und Kunstsachen, die der große Künstler dem Staate vermachte. Außerdem sind von Kunstsammlungen noch beachtenswert: die Gemäldegalerie, bis zum Brande 1884, aus welchem sie doch ganz errettet wurde, im Schlosse Christiansburg, welche die niederländ. Schule bedeutend vertritt, auch eine eigene Abteilung für Gemälde dän. Blindeninstitut, sowie Wartow und das sog. Krankenheim für unbemittelte Kranke der höhern Stände.

Wie überhaupt das Fabrik- und Manufakturwesen in Dänemark auf keiner sehr hohen Stufe steht, so hat insbesondere auch K., trotz des sonst lebhaften Gewerbfleißes, nur einige wenige größere Etablissements aufzuweisen. Dahin gehören die Königliche und die Bing-Gröndahlsche Porzellanfabrik, mehrere Maschinenfabriken, einzelne Fabriken für Papier, chem. Produkte, Uhren und Chronometer, verschiedene Eisen-, Metall- und Bronzegießereien, vier große Bayrischbierbrauereien u. s. w. Von ziemlicher Bedeutung ist der Schiffbau. Dagegen ist K. der Mittelpunkt des gesamten dän. See- und Landhandels, zu dessen Beförderung die Nationalbank, Landschaftsbank, fünf Seeassekuranz-

Gesellschaften u. s. w. beitragen. Eisenbahnen führen nach Helsingör, Klampenborg (Tiergarten), Frederiksund, Kallundborg, Korsör und Vordingborg, Telegraphenleitungen nach allen Teilen des Königreichs wie nach dem Auslande, auch hat hier die Direktion der großen Nordischen Telegraphengesellschaft ihren Sitz. Regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindungen bestehen mit Kiel, Lübeck, Stettin, Norwegen, Schweden, England, Frankreich und Neuyork. Die Stadt selbst besitzt (1883) 457 Schiffe von zusammen 94 130 Registertons, darunter 157 Dampfer. Das Gesamtgewicht der Einfuhr berechnete sich 1880 auf 17 648 853 Ctr., das der Ausfuhr auf 4 694 625 Ctr., also auf mehr als die Hälfte der Ein- und Ausfuhr des ganzen Staats. Im Hafen klarierten (1880) 32 929 Schiffe mit 1 234 505 t Last. Durch die ganze Stadt führen Pferdebahnen. — Um die Mitte des 12. Jahrh. war K. noch ein unansehnliches Dorf, wo aber zu gewissen Zeiten des Jahres am Ufer Markt gehalten ward; daraus entstand der Name Kjöbenhavn, «Hafen der Kaufleute». Im J. 1167 erbaute der Bischof Absalon ein festes Schloß auf einer Insel in dem Hafen und verwandelte das Dorf in eine Stadt mit Festungswerken. Absalon vermachte die Burg, Dorf und Umgegend dem Bischofstuhle von Roeskilde. Die Stadt erhielt 1254 die ersten Privilegien; 1416 wurde sie in eine königl. Stadt verwandelt und ist seitdem königl. Residenz. Von den Hanseaten ward K. seit 1428 mehrmals angegriffen, im 17. Jahrh. von den Schweden belagert und bombardiert. Große Brände trafen die Stadt 1728 und 1795. Am 2. April 1801 fiel auf der Reede die große Seeschlacht vor, in der die Dänen sehr ruhmvoll gegen die Engländer unter Nelson kämpften. Die Engländer bombardierten die Stadt vom 2. bis 5. Sept. 1807, wodurch 300 Häuser und Gebäude, darunter die schöne Frauenkirche, in Asche gelegt, viele Häuser beschädigt und unbewohnbar gemacht wurden und viele hundert Menschen getötet oder verwundet wurden. Die Umgebungen K.s sind zum Teil sehr schön. In der Nähe befinden sich die königl. Lustschlösser Kronborg, Fredensborg, Frederiksborg (bis zum Brande von 1859 die gewöhnliche Sommerresidenz Friedrichs VII.), Jägerspriis und Bernstorff. In letzterm Schlosse pflegt König Christian IX. abwechselnd mit Fredensborg seinen Sommeraufenthalt zu nehmen.

Dicht neben der Stadt K. breitet sich im Westen Frederiksberg aus mit (1880) 26 510 E., zwei Kirchen und einem Schloß, auf einer Anhöhe, umgeben von einem hübschen Lustgarten. Eine andere Vorstadt ist Sundby auf Amager mit 9924 E.

Vgl. Jonas, «K. und Umgebungen» (9. Aufl., Berl. 1883); Salmonsen, «K. und Umgegend» (3. Aufl., Berl. 1883); Seelig-Ohmann, «K., Führer durch Dänemark, nebst Touren durch Schweden und Norwegen» (3. Aufl., Hamb. 1884).

Köpenick oder Köpnick, amtlich Cöpenick, sehr alte Stadt im Kreise Teltow im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, 12,8 km südöstlich von Berlin, auf einer von der Spree und der Dahme gebildeten Insel, durch zwei Brücken mit dem Festlande verbunden, Station der Linie Berlin-Breslau der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 8924 meist prot. E. und hat ein königl. Schloß, welches früher als Militärdepôt diente, seit 1852 aber zu dem aus Potsdam hierher verlegten Schullehrerseminar eingerichtet worden ist. K. wird 1157 als Residenz des slaw. Fürsten Jaczo genannt. Durch Heinrich von Meißen ward es 1238 überfallen, aber 1239 von den brandenb. Markgrafen zurückerobert. Im April 1631 hatte bei K. Gustav Adolf eine Zusammenkunft mit dem Kurfürsten Georg Wilhelm. Auf dem Schlosse starb 3. Jan. 1571 der Kurfürst Joachim II. Die Bevölkerung des Ortes treibt Ackerbau, Handwerk und Handel. Auch befinden sich in und bei K. großartige Fabrikanlagen, namentlich eine chem. Fabrik, zwei Shoddyfabriken, eine große Färberei, eine Linoleumfabrik, eine Glashütte, zwei Schneidemühlen, zwei Dampfmahlmühlen, eine Wachstuchfabrik. Etwa 5 km oberhalb K., wo die Spree sich zum Müggelsee erweitert, erheben sich die 64 m hohen und vielbesuchten Müggelberge.

Köper oder Keper (frz. croisé, étoffe croisée; engl. tweel, twill, tweeled cloth, twilled cloth) nennt man diejenige Art von Geweben, bei welcher sich die Fäden des Einschlags mit denen der Kette nicht in rechten Winkeln, sondern schräg durchkreuzen, wobei zwischen den Bindungen eine bestimmte Anzahl von Fäden frei nebeneinander liegen. Durch dieses Freiliegen der Fäden erhält das Gewebe eine weiche, lockere Beschaffenheit, wie sie in vielen Fällen erwünscht ist, indem sie z. B. den Faltenwurf begünstigt und das für manche Zwecke notwendige Aufsaugen größerer Flüssigkeitsmengen gestattet; außerdem ist dadurch eine fast beliebig große Mannigfaltigkeit in der Konstruktion der Gewebe ermöglicht. Die Bindungen stoßen entweder zusammen und bilden so eine fortlaufende Reihe (Köper im engern Sinn), oder sie liegen, wie beim Atlas (s. d.), in bestimmten Abständen voneinander über die Fläche zerstreut.

Der geringste K. ist der dreifädige, dreibindige oder dreiteilige, bei welchem zu einer Bindung je drei Fäden gehören. Da die schräg laufenden parallelen Streifen, welche durch die zwischen den Bindungen frei liegenden Fäden entstehen, auf der einen Seite durch den Einschlag, auf der andern durch die Kette gebildet werden, sind je nach der Feinheit, Farbe u. s. w. derselben die beiden Seiten des Stoffs im Aussehen verschieden. Je weiter die Bindungslinien auseinander, je mehr Fäden mithin frei liegen, desto lockerer, folglich auch desto weniger haltbar wird das Gewebe, weshalb der eigentliche K. selten mehr als achtfädig, gewöhnlich nur vier- oder fünffädig erzeugt wird.

Im atlasartigen Köper schieben sich die Fäden über die Bindungen und verdecken diese, wodurch das Gewebe auf der einen Seite nur Kette, auf der andern nur Einschlag zeigt und auf der erstern, da zu der Kette besseres Garn verwendet wird, vorzüglich glatt und glänzend erscheint. In der Art des K. gewebte Zeuge, bei welchen auf jeder Seite ebenso viel Einschlag- als Kettenfäden sichtbar sind, werden zweiseitiger oder beiderrechter Köper, auch Doppelköper genannt.

Geköperte Stoffe sind z. B. Croisé, Tibet, Merino, Satin, Englisch Leder, Drell, Barchent, Serge, Zanella, Bombasin; doch werden Köpergewebe aus allen Materialien der Textilindustrie hergestellt. (S. Weberei.)

Kopernick, soviel wie Kopernikus.

Kopernikus (Nikolaus) oder Coppernicus, wie er sich selbst schrieb, der Begründer der modernen Astronomie, geb. 19. Febr. 1473 zu Thorn, wo sein Vater Niklas Koppernigk, aus Krakau gebürtig

und aus Frankenstein in Schlesien stammend, sich als Großhändler niedergelassen hatte. Auf der Schule seiner Vaterstadt vorbereitet, studierte K. seit 1491 in Krakau, 1495—1500 in Bologna die Rechte, wurde 1497 durch den Einfluß seines Oheims mütterlicherseits, des Bischofs von Ermland, Lukas Watzelrode, in das ermländische Domkapitel aufgenommen und begab sich 1500 nach Rom, wo er öffentliche Vorträge aus dem Gebiete der Astronomie hielt. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat 1501 studierte er noch in Padua Medizin, erwarb sich 1503 zu Ferrara die Insignien eines Doctor decretorum und lebte seit 1506 sechs Jahre im Schlosse zu Heilsberg. Hier gelangten K.' kosmische Ideen zu festerer Gestaltung; auch war er hier als Berater des Bischofs Watzelrode thätig. Damals ließ K. eine lat. Übersetzung der Episteln des Theophylactus Simocatta in Krakau erscheinen. Nach dem Tode des Oheims begab sich K. nach Frauenburg, dem Sitze seines Domstifts, wo er den größten Teil seines spätern Lebens zubrachte, mit astron. Forschungen und dem Aufbau seines Systems beschäftigt. Von 1516 bis 1520 wohnte er auf dem Schlosse zu Allenstein, um die Verwaltung der Ländereien des Domstifts (etwa 80 qkm) zu leiten. Im J. 1523 wurde er bei einer Sedisvakanz zum Generaladministrator der Diöcese erwählt. Von 1522 bis 1529 war er mehrmals zu den preuß. Landtagen deputiert, um bei der Regulierung des zerrütteten Münzwesens mitzuwirken; zwei Denkschriften K.' über die Reform der Landesmünze sind erhalten. Auch war K. als Arzt thätig. Jeder histor. Begründung aber entbehrt die spät entstandene Sage, daß er Wasserleitungen in Preußen angelegt habe. K. starb im Mai 1543 und ist in der Domkirche zu Frauenburg begraben.

Sein berühmtes Werk «De revolutionibus orbium coelestium», durch welches die Umgestaltung unserer Weltanschauung begründet worden ist, hatte K. im wesentlichen bereits um 1530 vollendet; er entschloß sich zu dessen Veröffentlichung jedoch erst kurz vor seinem Tode auf das dringende Zureden seiner Freunde, des gelehrten Bischofs von Kulm, Tiedemann Giese und seines Schülers, des einstigen Genossen von Melanchthon in Wittenberg, Joachim Rheticus. Letzterer erhielt das Manuskript und brachte es nach Nürnberg, wo es unter seiner und Osianders Aufsicht gedruckt wurde; ein ganz unveränderter Abdruck erschien 1566 zu Basel; die dritte Ausgabe (Amsterd. 1617) ist mit erläuternden Anmerkungen versehen. Der zu Warschau 1854 besorgte Abdruck sollte beweisen helfen, daß K. der poln. Nation angehöre; es ist ihr deshalb auch eine poln. Übersetzung beigegeben. Die Ausgabe von 1873 wurde zur 3. Säkularfeier des Geburtstags von K. von dem thorner Coppernicus-Verein veranstaltet. Eine deutsche Übersetzung (von C. Menzzer) hat ebenfalls der Coppernicus-Verein 1879 veröffentlicht.

K. entwickelt in seinem Werke mit mathematischer Schärfe die Stellung der Erde im Weltsystem und beweist, daß die Sonne der Mittelpunkt sei, um den sich die Erde, gleich den übrigen Planeten, drehe. Die bisher vielverbreitete Annahme, daß K. seine kosmischen Anschauungen nur in hypothetischer Umhüllung überliefert habe, ist ein Irrtum, welcher durch die in der editio princeps von Osiander untergeschobene Vorrede hervorgerufen ist, in der allerdings aus Furcht die damals noch kirchlich anstößige Lehre der Erdbewegung als Hypothese bezeichnet ist. Luther und Melanchthon hatten sich jederzeit mit großer Entschiedenheit gegen die neue Lehre ausgesprochen. Die kath. Gelehrten waren geteilt; auch die offenen Gegner unter ihnen traten nicht entschieden auf, weil das Werk des K. durch die höchste Autorität gedeckt schien, es war dem Papste Paul III. zugeeignet. Erst bei Gelegenheit der Galilei-Wirren (1616) wurde es auf den Index librorum prohibitorum gesetzt, aus welchem es im J. 1757 durch einen Beschluß des Heiligen Officiums entfernt wurde; im J. 1822 ward dann ganz allgemein beschlossen, daß der Druck alter Werke, welche die Bewegung der Erde lehren, erlaubt sei.

Die erste ausführlichere Biographie von K. verfaßte, lediglich auf gedruckte Quellen gestützt, P. Gassendi (1654); sie blieb zwei Jahrhunderte hindurch die alleinige Grundlage aller spätern Lebensbeschreibungen. Erst in der neuesten Zeit ist durch eifrige archivalische Forschung Näheres über die Lebensverhältnisse von K. ermittelt worden; auf ihnen beruht die von Leopold Prowe verfaßte Biographie «Nicolaus Coppernicus» (2 Bde., Berl. 1883), deren dritter Band (1884) die Urkunden enthält. Denkmäler wurden K. 1830 zu Warschau (von Thorwaldsen) und 1853 zu Thorn (von Tieck) errichtet; das letztere trägt die Inschrift: «Nicolaus Copernicus Terrae Motor, Solis Coelique Stator»; auf dem warschauer Denkmal wird die vermeintliche Zugehörigkeit zur poln. Nation von K. hervorgehoben. Die Frage nach der Nationalität ist Gegenstand erbitterten Streites geworden; die poln. Ansprüche hat Leopold Prowe in der Schrift «De patria Copernici» (1860) und in einer Abhandlung der «Historischen Zeitschrift» (1872) zurückgewiesen.

Kopf oder Haupt (caput), der oberste, rundliche, auf dem Halse (s. d.) aufsitzende Teil des menschlichen Körpers, welcher das Gehirn und die Sinnesorgane des Gesichts, Gehörs, Geruchs und Geschmacks enthält und demnach für das Leben und die Lebensthätigkeit von der größten Wichtigkeit ist. Die Anatomie teilt den K., dessen knöchernes Gerüst von 28 Knochen zusammengesetzt wird, in zwei Teile: den Schädel (s. d.) und das Gesicht (s. d. und Kiefer), und betrachtet ihn nur im Verhältnis zu den Hauptteilen des Körpers, dem Rumpfe und den Extremitäten, als Ganzes. Der obere Teil des Kopfes ist von der gefäß- und nervenreichen Kopfhaut bedeckt; die größern Gefäße und Nervenstämme desselben verlaufen an der Stirn-, Schläfen- und Hinterhauptsgegend und werden nach diesen Gegenden benannt. Beim Menschen wird der K. in aufrechter Stellung auf der Wirbelsäule balanciert; in geneigter Stellung wird er durch die Muskeln, vorzüglich aber durch das starke Nackenband (Ligamentum nuchae) in seiner Stellung erhalten; bei den vierfüßigen Tieren ist dieses Band besonders stark entwickelt. Die Verbindung des K. mit der Halswirbelsäule ermöglicht ziemlich ausgiebige Bewegungen, indem er sich nicht nur auf dem ersten Halswirbel (Atlas) hinreichend nach vorn und hinten bewegen (beugen und strecken), sondern auch zugleich mit dem Atlas um den zweiten Halswirbel (Epistropheus) nahezu in einem Halbkreis drehen kann. Der K. ist es hauptsächlich, welcher den Menschen vom Tiere unterscheidet, weil er das hochentwickelte Gehirn und die Apparate für die artikulierte Sprache enthält; beim Menschen ist die Rundung des Kopfes am vollkommensten, während

bei den Tieren der vordere Teil des Kopfes, das Geſicht, mehr oder weniger aus dieſer Rundung heraustritt. Der K. der wirbelloſen Tiere wird, je tiefer ſie ſtehen, um ſo unvollkommener; in den unterſten Klaſſen (Akephalen) fehlt er gänzlich.

Kopf (Joſ.), namhafter Bildhauer, geb. 10. März 1827 zu Unlingen in Württemberg, kam 1847 nach München, wo er bei Siblinger und nach der Antiken ſtudierte, ging dann 1848 zu Knitel in Freiburg i. Br. und trat 1852 eine Fußreiſe nach Rom an, wo er ſein erſtes ſelbſtändiges Werk, eine ſitzende Chriſtusgeſtalt, ſchuf (Eigentum des Königs von Württemberg). Er wurde dann Schüler der St. Lukas-Akademie. Gleichzeitig lernte ihn Martin Wagner aus München kennen, der nun den wichtigſten Einfluß auf ſein Schaffen hatte. Für den König von Württemberg ſchuf K. ferner das Relief: Verſtoßung der Hagar, 1856 für die Prinzeſſin Olga die Statuen der Jahreszeiten für die Villa Berg, 1865 für dieſelbe zwei Marmorkamine mit den Bildern der Elemente, für Kaiſer Alexander II. von Rußland einen großen Marmorbrunnen im Schloſſe Oranienbaum. Eine Gruppe badender Knaben war für Moskau beſtimmt, eine Nymphe vor einer Eidechſe erſchreckend für die Königin von Württemberg, ein Prometheus für London, eine griech. Tänzerin für Schloß Roſenſtein bei Stuttgart, eine Pietà für die dortige kath. Kirche. Außerdem lieferte K. mehr als 200 Büſten, darunter den Deutſchen Kaiſer, die Kaiſerin, die (verſtorbene) Königin der Niederlande, Großherzogin Alice von Heſſen, Großfürſtin Marie von Rußland. K. lebt meiſt in Rom. Er nahm ſeinen Ausgang von der Antike, verſtand dieſelbe aber mit der weichern Empfindung der ital. Auffaſſung zu verbinden.

Kopfblutgeſchwulſt (Kephalhämatōm), eine taubenei- bis apfelgroße flachrundliche elaſtiſche Geſchwulſt, die ſich bisweilen bei Neugeborenen auf dem Scheitel- oder Stirnbein vorfindet und während der Geburt durch den anhaltenden Druck auf den Schädel und eine dadurch bedingte Blutergießung entſtanden iſt, verſchwindet gewöhnlich nach einigen Tagen wieder von ſelbſt.

Köpfchen (capitulum) heißen in der beſchreibenden Botanik diejenigen Blütenſtände, bei denen die Hauptachſe ſtark verkürzt iſt und die Blüten derſelben direkt aufſitzen. Die beſten Beiſpiele der K. liefern die Pflanzen aus den Familien der Kompoſiten und Dipſaceen. (Vgl. Blütenſtand und die dazu gehörige Tafel Fig. 29 u. 30.)

Köpfchenbacterium, ſ. unter Schizomyceten.

Köpfel, Reformator in Straßburg, ſ. Capito.

Kopffüßer (Cephalopoda) heißt die am höchſten ſtehende Familie der Mollusken (ſ. d.). Sie haben einen vom andern Körper deutlich abgeſetzten Kopf mit großen Augen und um den Mund herum meiſt acht mit Saugnäpfen verſehene Arme, bei andern noch zwei tentakelartige verlängerte, mittels deren ſie kriechen oder ſchwimmen und ihr Beute ergreifen. An der Bauchſeite bildet die Körperwand durch eine Duplikatur eine oben offen ſtehende Höhle, die Mantelhöhle, in der eine kegelförmige, unten an der Baſis offene Röhre, der Trichter, und die gefiederten Kiemen ſich befinden. Durch den Mantelſchlitz dringt Waſſer zum Atmen ein; wird dasſelbe durch plötzliche und energiſche Zuſammenziehungen der Hautduplikatur, des ſog. Mantels, aus der Mantelhöhle herausgepreßt, ſo nimmt es ſeinen Weg durch die Trichterröhre und das Tier ſchießt infolge des Rückſtoßes mit dem hintern Körperende voran pfeilſchnell durch das Waſſer. Manche Formen beſitzen ein inneres Skelett in Geſtalt einer hornigen (ſ. Kalmare) oder kalkigen Schale (ſ. unter Sepie), einige wenige lebende aber ſehr zahlreiche foſſile (ſ. Ammoniten) eine äußere Schale. In der Unterhaut der K. finden ſich merkwürdige kontraktile, mit verſchiedenfarbigem Pigment gefüllte Zellen, (Chromatophoren), die durch ihre abwechſelnde Ausdehnung und Zuſammenziehung ein lebhaftes Farbenſpiel zu Wege bringen. Der ſog. Tintenbeutel, ein neben dem After in der Mantelhöhle mündender Sack, ſondert, wenn die Tiere verfolgt werden, eine dunkle Flüſſigkeit (ſ. unter Sepie) ab, die ſie dem Auge nachſtellender Feinde entzieht. Die Geſchlechter ſind getrennt und findet bei einigen Formen keine direkte Begattung ſtatt: es füllt ſich vielmehr ein beſonders modifizierter, hohler Arm (der Hektokotylus) mit der in Hülſen (ſog. Spermatophoren oder Samenpatronen) befindlichen Samenflüſſigkeit, reißt ſich los, bewegt ſich eine Zeit lang ſelbſtändig und gelangt in die Mantelhöhle des Weibchens, wo ſich dann die Befruchtung vollzieht; an Stelle des abgeriſſenen Hektokotylus bildet ſich ein neuer. Mit ihrem mächtig entfalteten Nervenſyſtem und ihren trefflich entwickelten Sinnesorganen ſtehen die Tiere geiſtig ſehr hoch. Es ſind ausſchließlich Bewohner des Meeres, die ſich von Raub ernähren. Manche wachſen zu gewaltigen Dimenſionen heran, wenn auch ſo furchtbare Rieſen, wie ſie die Sage unter dem Namen «Kraken» erwähnt, nicht vorkommen dürften. Foſſil finden ſich K. ſchon vom Silur an und erreichen als Ammoniten (ſ. d.), Belemniten (ſ. d.) u. ſ. w. beſonders im Jura ihre höchſte Entwickelung. Man unterſcheidet nach der Zahl der Kiemen zwei Ordnungen, vierkiemige K. (Tetrabranchiata), zu denen von lebenden Formen nur der Nautilus (ſ. d.) gehört, und zweikiemige (Dibranchiata) mit den Sepien und Kalmaren (ſ. d.), von denen mindeſtens 200 verſchiedene lebende Arten aus allen Meeren beſchrieben ſind.

Kopfgenickkrampf, ſ. unter Genickkrampf.

Kopfgicht, Kopfrheumatismus, ſoviel wie rheumat. Kopfſchmerz (ſ. unter Kopfſchmerz).

Kopfgrind, Anſprung oder Fraiſen (Ekzema impetiginosum), nennt man das den behaarten Teil des Kopfes befallende Ekzem (ſ. d.). Die Bläschen, welche ſich im Beginn des Ekzems bilden, werden hier leicht überſehen, zerkratzt und zerkämmt, die Haare verkleben und es entſtehen Puſteln, ſodaß ſich auf dem Kopfe bald flache weiche, bald dicke harte Borken bilden. Vorzugsweiſe werden Kinder von dem K. befallen, und dieſer erſtreckt ſich dann auch auf das Geſicht. Sehr oft ſchwellen auch die Nackenlymphdrüſen an. Der K. entſteht ſeltener infolge der Einwirkung von Reizen als aus allgemeinen Ernährungsſtörungen (Blutarmut, Skrofuloſe u. a.). Schon durch Abſchneiden der Haare, fleißiges Abweichen der Grinde und Beſtreichen der wunden Stellen mit einem fetten Öl oder einer einfachen Salbe iſt es möglich, den K. zur Heilung zu bringen; bei veralteten Fällen leiſtet das Aufſtreichen von Teer, grüner Seife und Queckſilberpräparaten gute Dienſte. Bei dem Beſtehen allgemeiner Ernährungsſtörungen ſind dieſe angemeſſen zu behandeln. (S. unter Skrofuloſe.)

Kopfhänger, Nachtſchmetterling, ſ. unter Bucheſpinner.

Kopfholzbetrieb, s. unter Forstwirtschaft, A. II, b.

Kopfkohl (Kopfkraut), s. unter Brassica.

Kopflage, in der Geburtshilfe diejenige Lage des Fötus im Mutterleibe, bei welcher der Kopf desselben nach unten gegen den Muttermund gekehrt ist und nahe dem Eingang des kleinen Beckens steht.

Kopflaus, s. unter Laus.

Kopfrose, die rosenartige Entzündung der Kopfhaut, s. unter Rose (Krankheit).

Kopfsalat, s. unter Gartensalat.

Kopfschimmel, s. Mucor.

Kopfschmerz (cephalalgia, cephalaea) ist eins der am häufigsten vorkommenden Übel. Der Schmerz selbst ist sehr verschiedener Art. Bald wird er im ganzen Kopfe gefühlt, bald nur auf einer Seite, auf dem Scheitel, im Hinter- oder Vorderkopfe, bald ist er stechend, bald klopfend, bohrend, drückend, dumpf u. s. w., bald auf eine nur eigroße oder noch kleinere Stelle beschränkt. Ebenso verschieden sind die Organe, von denen aus er erzeugt wird. Das Gehirn selbst, die Nerven der verschiedenen Gehirnhäute, die Schädelknochen, die Haut und Muskeln des äußern Kopfes, die Stirn- oder Ohrhöhlen können der Sitz des Übels sein. Dieselbe Mannigfaltigkeit herrscht in Hinsicht auf die Ursachen. K. begleitet fast alle fieberhaften Krankheiten und Gehirnaffektionen, die Verdauungsbeschwerden, sowie verschiedene Nervenkrankheiten, besonders Hypochondrie und Hysterie, wo er sich namentlich oft auf eine kleine Stelle (clavus hystericus, hysterischer Nagel) beschränkt zeigt. Er tritt sowohl auf bei Blutanhäufung als bei Blutleere im Kopf (daher so häufig und auffallend bei Blutarmen und Bleichsüchtigen, bei Hungernden und Entkräfteten).

Gewöhnlich ist der sog. anämische Kopfschmerz oder der Kopfschmerz durch Blutleere gleichmäßig in Schläfe und Stirn verbreitet, mehr dumpf und drückend, nicht sehr heftig, wird durch horizontale Lage und Bettruhe erleichtert, durch langes Stehen und Aufrechtsein dagegen verschlimmert und ist meist mit Schwindel, Neigung zu Ohnmacht und allgemeiner Blässe verbunden, wogegen der sog. kongestive Kopfschmerz oder der Kopfschmerz durch Blutwallung mehr klopfend ist, durch Husten, Niesen und Bücken gesteigert wird und meist mit Druck und Schwere im Kopf, Hyperästhesie und Sinnestäuschungen, Röte des Gesichts und Klopfen der Kopfarterien einhergeht. Der Schmerz kann sonach als reine Nervenaffektion (s. Neuralgie) oder als Symptom anderer Krankheiten vorkommen. Eine besondere gleichfalls häufig vorkommende Art des K. ist der sog. halbseitige Kopfschmerz oder die Migräne (s. d.) Ferner entsteht K. auch häufig infolge von Überreizung des Gehirns und Nervensystems überhaupt (sog. nervöser oder neurasthenischer Kopfschmerz, besonders nach körperlichen und geistigen Anstrengungen, Nachtwachen, deprimierenden Gemütsaffekten, sorgenvoller und aufreibender Thätigkeit) oder bei beginnender Desorganisation des Gehirns und der Umgebungen desselben. Weiterhin sind auch akute oder chronische Verdauungsstörungen eine häufige Quelle des K.; manche Personen bekommen regelmäßig bei Magenkatarrh, Stuhlverstopfung u. dgl. intensiven K. (sog. gastrischer Kopfschmerz), der wahrscheinlich darauf zurückzuführen ist, daß gewisse Produkte der abnormen Verdauung, wie Buttersäure, Schwefelwasserstoff u. a. in den Blutstrom gelangen und vergiftend auf die nervösen Centralorgane wirken. Gewöhnlich verschwindet der gastrische K., sowie die zu Grunde liegende Verdauungsstörung gehoben ist. Der rheumatische Kopfschmerz oder die Kopfgicht endlich entsteht durch Erkältung und äußert sich als reißender, bei Änderungen des Wetters und der Temperatur sich steigernder Schmerz in der Kopfschwarte und den Schädelmuskeln. Weiterhin pflegen gewisse Vergiftungen, insbesondere mit Alkohol, Blei, Opiaten, Kohlenoxydgas u. dgl., gewöhnlich lange anhaltenden K. zu hinterlassen; von den chronischen Infektionskrankheiten pflegt insbesondere die Syphilis in ihren spätern Stadien von oft sehr heftigen Schmerzen in den Schädelknochen begleitet zu werden.

Die Behandlung des K. muß selbstverständlich je nach der vorliegenden Grundursache sehr verschieden sein. Wenn der K. auf Blutandrang nach dem Kopfe beruht, was sich aus der Röte des Gesichts und der Augen, sowie aus dem Klopfen der Hals- und Kopfschlagadern ergibt, so wende man die Kälte in der Form von nassen Kompressen, Eisbeuteln oder kalten Übergießungen an, lagere den Kopf hoch und bediene sich der ableitenden Mittel (Senfteige oder Blasenpflaster in den Nacken, warme Hand- und Fußbäder, eröffnende und ableitende Klystiere u. dgl.). Gerade entgegengesetzt sei das Verfahren bei jenen Formen des K., die auf Blutleere des Gehirns beruhen und mit blasser Färbung der Lippen, des Zahnfleisches und der Augenlider einhergehen; hier ist durch Tieflagerung des Kopfes, Vermeidung anhaltenden Stehens, durch kräftige Diät und anregende Mittel (Wein, Bier, Kaffee, Thee u. dgl.), durch frische Luft und Eisenpräparate die vorhandene Blutarmut des Gehirns zu bekämpfen. Beim nervösen K. sind absolute Ruhe und Schonung, die Vermeidung aller geistigen und körperlichen Anstrengungen, greller Lichteindrücke u. dgl., sowie eine gehörig nahrhafte, leichtverdauliche und milde Diät durchaus erforderlich. Gegen den halbseitigen K. verfahre man, wie unter Migräne (s. d.) angegeben. Beruht der K. auf Verdauungsstörungen, so sind eine knappe, magere Diät, salinische Abführmittel und eröffnende Klystiere am Platze. Bei rheumatischem K. erweisen sich warme Einhüllungen des Kopfes, spirituöse Einreibungen und Senfteige, sowie die innerliche Darreichung der Salicylsäure nützlich. Gegen manche hartnäckige Formen des K. leistet die Anwendung des elektrischen Stroms treffliche Dienste.

Kopfsteuer (frz. capitation) ist die roheste und unvollkommenste Art der Personalsteuer, welche die Individuen ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf die größere oder geringere Leistungsfähigkeit gleichmäßig trifft. Sie wurde namentlich unterworfenen Völkerschaften auferlegt und steht überhaupt in engem Zusammenhang mit der Unfreiheit. In Rußland, wo sie unter Peter d. Gr. eingeführt wurde, besteht sie noch fort, jedoch mit manchen Modifikationen, durch welche sie mehr den Charakter einer Klassensteuer (s. d.) für die bäuerliche Bevölkerung erlangt hat, da sie in den Städten durch eine Immobiliarsteuer ersetzt ist und die Gildesteuer zahlenden Kaufleute und Gewerbtreibenden, sowie die privilegierten Klassen ihr nicht unterworfen sind. Das Kopfgeld (obrok), welches die Kronbauern

noch als Zuschlag zur K. entrichten müssen, hat mehr den Charakter eines Erbzinses.

Kopfstimme, s. Fistelstimme.

Kopfstück nennt man das ehemalige 20-Kreuzerstück (Zwanziger), welches in Österreich und den Staaten der süddeutschen Münzkonvention, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, nach dem franz. Teston geprägt wurde. Der Avers stellt das Brustbild des Landesherrn mit der Namensumschrift, der Revers den Reichsadler oder das Wappen, unter welchem der Wert gewöhnlich mit (20) angegeben ist, dar. Es gingen im 20-Guldenfuße 35 Stück auf die rauhe und 60 Stück auf die feine Mark. Der Wert betrug nach heutigem Gelde 70 Pfennige. Von demselben Gepräge wie die ganzen sind auch die halben K. oder Zehner mit der Zahl (10) im Revers, von denen 60 Stück auf die rauhe und 120 Stück auf die feine Mark gingen.

Kopfwassersucht, s. Gehirnwassersucht.

Kopfwunden, im weitern Sinne alle Wunden und Verletzungen des Kopfes, im engern Sinne die Wunden der behaarten Kopfhaut. Die letztern erfordern eine sehr sorgfältige Reinigung der Wundflächen, das Abschneiden der Haare in der nächsten Umgebung, die Entfernung von eingedrungenem Schmutz und etwaigen Knochensplittern, die Vereinigung klaffender Wundränder vermittelst der Naht und einen sorgfältigen antiseptischen Verband, da zu vernachlässigten und unsaubern Kopfwunden sehr leicht die Rose (s. d.) und andere Wundkrankheiten hinzutreten. Die weitere Behandlung der K. entspricht derjenigen der übrigen Wunden (s. d.).

Kopfzange, soviel wie Geburtszange (s. d.).

Kophta, ein von geheimnisvollem Dunkel umgebener, wunderthätiger Meister aus Ägypten (s. Großkophta); kophtisch, auf den K. bezüglich.

Kopialien (neulat.), Abschriftsgebühren.

Kopie (vom lat. copia, Menge), Vervielfältigung oder Nachbildung einer schriftlichen Arbeit oder eines Kunstwerks. In der juristischen Sprache bedeutet K. eine Urkunde, die den Inhalt einer andern wiedergibt. Die Übereinstimmung mit dem Original kann von einer öffentlich dazu autorisierten Person bescheinigt sein (beglaubigte, sidemierte, vidimierte Kopie). Eine besondere Art K. ist die sog. exemplifizierte Kopie, eine unter Mitwirkung sämtlicher Interessenten gefertigte K., die den Zweck hat, statt des altersschwachen Dokuments ein neues Original herzustellen.

Kopierbleistifte, s. unter Bleistift.

Kopierbuch heißt in der Handelskorrespondenz (s. d.) das Buch, in welches alle abgehenden Geschäftsbriefe nach der Reihenfolge ihrer Erledigung eingetragen werden. Früher geschah dieses Eintragen mittels einfachen Abschreibens, welches meist von den Lehrlingen besorgt wurde; jetzt geschieht es durch einen Abklatsch mittels der Briefkopierpresse (s. d.).

Kopierdrehbank, auch Schablonen- oder Fassondrehbank (frz. tour parallèle à touche, engl. eccentric lattre), eine besondere Art Drehbank zur Herstellung unregelmäßiger Querschnittsformen, z. B. von Stuhlbeinen, Gewehrschäften, Schuhleisten, Hammerstielen ꝛc. (S. u. Holzbearbeitungsmaschinen, Bd. IX, S. 351ᵇ.)

Kopieren (frz. copier, engl. copying), abschreiben, abzeichnen oder abdrücken; auch bezeichnet man damit das mechan. Nachbilden von Schriftstücken, s. unter Briefkopierpresse, von Zeichnungen, s. unter Bauspapier, und von Bildwerken, s. unter Kopiermaschine.

Kopierleinwand, s. Bausleinwand.

Kopiermaschine, eine mechan. Vorrichtung zum Nachbilden körperlicher Gegenstände, z. B. von Medaillen, Büsten, Statuen, ferner von Holzschnitzereien. Die Konstruktion der K. ist im Prinzip folgende: der nachzubildende Gegenstand sowie das zum Kopieren nötige Materialstück sind in der Richtung ihrer Mittellinien eingespannt und werden gleichzeitig langsam gedreht. Gegen das Modell ist ein Führungsstift oder eine Führungsrolle gelehnt, welche den das Material bearbeitenden Bohrer oder Fräser in seiner Bewegung derart beeinflußt, daß er je nach der Form des Modells mehr oder weniger in das Arbeitsstück eindringt und vor- und rückwärts bewegt wird. Bei der Rotation des Arbeitsstücks wird von diesem ein Streifen abgeschnitten und so nach und nach durch Verschiebung des Werkzeugs in der Längenrichtung der Mittelachse die Kopie streifenweise hergestellt. Man kann auch das Werkzeug feststellen und dem Material eine von der Bewegung des Modells abhängige Bewegung erteilen.

Über die zum Kopieren von Briefen angewandten K. s. Briefkopierpresse; über die für Stickereien angewendete Vorrichtung, s. unter Pantograph.

Kopierpapier, s. unter Bauspapier.

Kopierpresse, s. Briefkopierpresse.

Kopiertelegraph, s. unter Telegraphie.

Kopiertinte (frz. encre de transport, engl. copying-ink) nennt man die zum Abklatschen vermittelst der Briefkopierpresse zu verwendende Tinte, eine gewöhnliche, konzentrierte Tinte mit starkem Zusatz von arab. Gummi.

Kopiertintenstifte, aus einem Gemenge von Graphitmasse, Anilinviolett und etwas arab. Gummi hergestellt, geben auf trockenem Papier eine Bleistiftschrift, von welcher durch befeuchtetes Kopierpapier ohne großen Druck oder durch Streichen mit dem Falzbein mehrere reine Abzüge hergestellt werden können. Die Originalschrift erscheint nach dem Kopieren als Tintenschrift. Zum Spitzen der Stifte bedient man sich am besten einer Feile; der Abfall gibt, mit Wasser zusammengebracht, eine brauchbare Kopiertinte.

Kopiös (lat.), reichlich.

Kopisch (Aug.), deutscher Maler und Dichter, geb. zu Breslau 26. Mai 1799, bezog 1815 die Kunstakademie zu Prag, doch blieb seine Neigung geteilt zwischen der Malerei und der Dichtkunst. In Wien lernte er durch Wuk Karadschitsch die serb. Volkslieder kennen und fing nun an, angeregt durch das Beispiel der serb. Dichter, im Kopfe zu dichten. So vollendete er mehrere Balladen und größere epische Dichtungen, die er aus dem Kopfe herzusagen wußte, von denen in späterer Zeit nur ein Bruchstück: «Bonse, der Samnite», aufgeschrieben ward. Ein Übel an der rechten Hand, infolge eines Sturzes auf dem Eise, hinderte seine technische Ausbildung als Maler. Der Heilung wegen reiste er, nachdem er 1819 Breslau wieder besucht und sich sodann drei Jahre in Dresden aufgehalten hatte, nach Italien und gab sich in Neapel mehrere Jahre lang im Umgange mit Platen und andern ganz dem Studium des Volkslebens, des Volkstheaters und der Volkspoesie hin. Hier hatte er auch als guter Schwimmer das Glück,

Digitized by Google

mit Ernſt Fries die berühmt gewordene Blaue Grotte (ſ. d.) zu entdecken. Erſt 1828 kehrte er nach Deutſchland zurück und begab ſich nach Berlin, wo er 1844 das Prädikat als Profeſſor erhielt. Mehr als durch ſeine meiſt ſkizzenhaften Malereien, unter denen ſich jedoch Darſtellungen der Pontiniſchen Sümpfe und der Blauen Grotte auszeichnen, durch ſeine Erfindung der berliner patentierten Schnellöfen, ſeine Ode an König Friedrich Wilhelm IV. (Berl. 1840) und ſeine Überſetzung des Dante machte er ſich durch die Herausgabe itol. Volkslieder unter dem Titel «Agrumi» (Berl. 1837), namentlich aber durch ſeine «Gedichte» (Berl. 1836) bekannt, unter denen die ſchalkhaften, muntern oder neckiſch-märchenhaften die beſten ſind und das Lied von «Nooh» im hohen Grade populär geworden iſt. Seit 1847 lebte K. in Potsdam, wo er im Auftrage des Königs ein beſchreibendes Werk über «Die Schlöſſer und Gärten zu Potsdam» (Berl. 1854) ausarbeitete. Daneben übte er das Modellieren in weichen Maſſen und ſtellte unter anderm ein Relief von der Inſel Capri, die Blaue Grotte und die Sireneninſeln dar. K. ſtarb 3. Febr. 1853 in Berlin. Seine «Geſammelten Werke» gab K. Böttticher heraus (5 Bde., Berl. 1856).

Kopiſt (frz.), Abſchreiber.

Kopitar (Bartholomäus), bedeutender Slawiſt und einer der Begründer der modernen ſlaw. Philologie, geb. 23. Aug. 1780 zu Repnje im Herzogtum Krain, wurde 1799 Hauslehrer bei dem Baron Zois und nachher deſſen Sekretär. Nachdem er eine «Grammatik der ſlaw. Sprache in Krain u. ſ. w.» (Laib. 1808) geſchrieben hatte, ging er 1808 nach Wien, um die Rechte zu ſtudieren. Nach zwei Jahren gab er indes dies Studium auf und wurde bald Beamter an der Hofbibliothek. Als ſolcher wurde er 1814 nach Paris geſchickt, um die 1809 von Wien weggeführten Bücher und Handſchriften zu übernehmen, und beſuchte bei der Gelegenheit auch England. Im J. 1843 wurde er Hofrat und erſter Cuſtos der kaiſerl. Bibliothek; doch ſtarb er ſchon 11. Aug. 1844. Sein Hauptwerk iſt die Ausgabe des ſog. «Glagolita Clozianus» (Wien 1836 [ſ. Glagolica]) mit der Einleitung dazu. Zu Silveſtres Ausgabe des ſlaw. Evangeliums von Rheims, des ſog. texto du sacre (Par. 1843), ſchrieb K. «Prolegomena historica». Eine Sammlung ſeiner kleinern Schriften vermiſchten Inhalts hat Miklošich (Bd. 1, Wien 1857) begonnen, darin eine 1839 geſchriebene Selbſtbiographie K.s.

Köpke (Rud. Anaſtaſius), Hiſtoriker, geb. 23. Aug. 1813 zu Königsberg, ſtudierte Theologie und Geſchichte und wor 1838—42 Lehrer am Joachimsthalſchen Gymnaſium in Berlin. Er trat dann in die Redaction der «Monumenta Germaniae», habilitierte ſich 1846 zu Berlin, wo er 1856 außerord. Profeſſor und 1860 Profeſſor an der Kriegsakademie wurde. Er ſtarb 21. Juni 1870 in Berlin. K. ſchrieb: «De vita et scriptis Luidprandi» (Berl. 1842), «Ludwig Tieck» (2 Bde., Lpz. 1855), «Die Anfänge des Königtums bei den Goten» (Berl. 1859), «Widukind von Corvei» (Berl. 1867), «Hrotsuit von Gandersheim» (Berl. 1869).

Köpnick, ſ. Köpenick.

Kopnitz, Stadt in der preuß. Provinz Poſen, Regierungsbezirk Poſen, Kreis Bomſt, an der Obra, mit 944 E., hat Hopfen- und Weinbau.

Kopp (Herm.), namhafter Chemiker, geb. 30. Okt. 1817 zu Hanau als Sohn des als Arzt und mediz. Schriftſteller bekannten Johann Heinrich K., beſuchte das dortige Gymnaſium und ſtudierte 1836—38 zu Heidelberg und Marburg Naturwiſſenſchaften. Um in Liebigs Laboratorium zu arbeiten, ging K. 1839 nach Gießen; 1841 habilitierte er ſich an dieſer Univerſität, welcher er, 1843 zum außerord. und 1853 zum ord. Profeſſor ernannt, bis 1864 angehörte, wo er einer Berufung nach Heidelberg folgte. Von ſeinen Schriften ſind zu nennen: «Über die Modifikation der mittlern Eigenſchaft von Miſchungen» (Frankf. a. M. 1841), «Über das ſpezifiſche Gewicht der chem. Verbindungen» (Frankf. a. M. 1841), ſein Hauptwerk, die «Geſchichte der Chemie» (4 Bde., Braunſchw. 1843—47), «Beiträge zur Geſchichte der Chemie» (3 Stücke, Braunſchw. 1869—75), «Aurea catena Homeri» (Braunſchw. 1880), «Die Entwickelung der Chemie in der neuern Zeit» (Münch. 1873), «Einleitung in die Kryſtallographie» (Braunſchw. 1849; 2. Aufl. 1862), «Einiges über Witterungsangaben» (Braunſchw. 1879). Mit Buff und Zamminer veröffentlichte K. ein «Lehrbuch der phyſik. und theoretiſchen Chemie» (Braunſchw. 1857; 2. Aufl. 1863). Mit Liebig gab er 1847—56 und mit Will 1857—62 den «Jahresbericht über die Fortſchritte der Chemie» heraus; die gemeinſam mit Liebig, Wöhler u. a. herausgegebenen «Annalen der Chemie» redigierte er 1851—71.

Kopp (Joſ.), öſterr. Parlamentarier, geb. 1827 in Wien, ſtudierte die Rechte an der wiener Univerſität, widmete ſich dem Advokatenſtande, trat 1867 in den wiener Gemeinderat, dem er durch mehr als ein Jahrzehnt angehörte, und wurde 1868 von dem niederöſterr. Landgemeindebezirk Waidhofen a. d. Thaya in den Landtag und in den Landesausſchuß gewählt. Seit Einführung der direkten Wahlen 1873 gehört K. auch dem Reichsrat an, bis 1884 als Vertreter des ſechſten wiener Bezirks (Vorſtadt Moriahilf), dann als Kuranda Nachfolger vom erſten Stadtbezirk Wiens gewählt. Als Führer des «Fortſchrittsklubs» im Reichsrat, ſpäter als einer der Fraktionsvorſtände der «vereinigten Linken» hat K. eine einflußreiche parlamentariſche Stellung inne.

Koppa, altgriech. Schriftzeichen, welches beſonders bei Doriern in Gebrauch war und woraus die Römer ihr Q machten. Das K. diente als Ziffer für die Zahl 90.

Kopparbergs-Län oder Falu-Län, ſ. Dale-[ſtarlien.

Koppe (Joh. Gottlieb), Landwirt, geb. 21. Jan. 1782 zu Beesdau bei Luckau, erlernte auf dem gräfl. Solmsſchen Gute Cosel die Landwirtſchaft, wurde 1800 Verwalter des Ritterguts Gräfendorf bei Jüterbog und 1811 Lehrer an der Akademie zu Möglin. Um dieſe Zeit verfaßte K. das höchſt günſtig aufgenommene Werk: «Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht» (2 Bde., Berl. 1821; 10. Aufl., herausg. von E. Wolff, Berl. 1873). K. verwaltete 1814—27 einen großen Teil der im Kreiſe Oberbarnim liegenden von Eckardſchen Güter und nahm 1827 die Domänen Wollup und 1830 Kienitz in Pacht, ward 1842 Mitglied des Landesökonomie-Kollegiums, ſpäter Landesökonomierat und 1849 in die preuß. Erſte Kammer berufen. Er ſtarb 1. Jan. 1863 auf dem Rittergute Beesdau.

K. verband ſich 1814 mit Schmalz, Schweitzer und Teichmann zur Herausgabe der «Mitteilungen aus dem Gebiete der Landwirtſchaft» (6 Bde., Lpz. 1814—24). Unter ſeiner Aufſicht und Verwaltung

wurde die berühmte Merinoherde zu Möglin gegründet. Ferner schrieb er: «Revision der Ackerbausysteme» (Berl. 1818), «Anleitung zur Kenntnis, Zucht und Pflege der Merinos» (Berl. 1827), «Anleitung zu einem neuen vorteilhaften Betriebe der Landwirtschaft» (3 Bde., Berl. 1829; 6. Aufl. 1856) u. s. w. Seinem Andenken ist die in Berlin bestehende Koppe-Stiftung gewidmet.

Koppel, s. unter Koppelwirtschaft.

Koppeln der Pferde bedeutet sowohl das Verbinden der Füße zweier auf der Weide gehender Pferde, um das Fortlaufen derselben zu verhindern, als auch das Zusammenhängen einer Reihe von Pferden (eine Koppel Pferde) zum Zwecke des bequemern Transports, wobei der Kopf des folgenden Tiers mit dem Schwanze des vorhergehenden mittels eines Stricks verbunden ist.

Koppeltrift, s. unter Trift und Triftgerechtigkeit.

Koppelweiden, s. unter Weiden.

Koppelwirtschaft, auch Dreeschwirtschaft, Feldgraswirtschaft, Weidewechselwirtschaft (s. auch Betriebssysteme), nennt man dasjenige System des Ackerbaues, welches den mehrere Jahre hindurch mit Getreide bestellten Boden wieder eine geraume Zeit hindurch (3—12 Jahre lang) ruhen läßt, indem derselbe, mit Futterpflanzen besäet, zu künstlicher Weide (Dreesch) benutzt und mit dem Vieh betrieben wird. Die K. macht die Viehzucht zur Hauptaufgabe und bezieht von ihr den größten Teil des Ertrags. Dieselbe ist nach der reinen Weidewirtschaft das einfachste, meist extensive Feldsystem, wirft aber, da sie weite Flächen erfordert, nur eine verhältnismäßig geringe Bodenrente ab. Die K. eignet sich daher nur für dünnbevölkerte Landstriche und verschwindet allmählich bei zunehmender Bevölkerung, indem sie in den Fruchtwechsel übergeht. Die reine K., bei welcher jeder Schlag (Koppel) mit einem Graben und Wall, letzterer mit natürlicher Hecke (Knick) umgeben ist, stammt aus Schleswig-Holstein, von wo sich dieselbe zunächst nach Mecklenburg, mit der Abänderung, daß weniger Schläge zur Weide, dagegen mehr zur Körnerproduktion benutzt wurden, und weiter über verschiedene Teile Deutschlands verbreitete, so in Oldenburg, im nordwestl. Westfalen, in Nassau, der Eifel und dem Hundsrück, im Schwarzwald und dem südl. Baden, in der Schweiz, in Tirol, Steiermark, Kärnten und im erzgebirgischen Sachsen. Im Übergange zur Feldwirtschaft befindet sie sich im südl. Württemberg; im Übergange zu dem Fruchtwechsel in der Mark Brandenburg und in den Odergegenden von Frankfurt bis Stettin und bei Colmar. England und Frankreich treiben K. teilweise ebenfalls noch. In Südeuropa tritt an Stelle der K. die auf dem gleichen Prinzip fußende Egartenwirtschaft. Vgl. Hanssen, «Agrarhistor. Abhandlungen» (Lpz. 1880).

Köppen (Friedr.), deutscher Philosoph, geb. 21. April 1775 zu Lübeck, studierte in Jena und Göttingen Theologie und Philosophie. In Göttingen schrieb er seine «Abhandlung über Offenbarung, in Bezug auf Kantsche und Fichtesche Philosophie» (Lüb. 1797; neue Aufl. 1802) und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück. Sein Freundschaftsverhältnis mit F. H. Jacobi veranlaßte sein polemisches Werk: «Schellings Lehre, oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts» (Hamb. 1803). Im J. 1804 wurde er Prediger an der St. Ansgariikirche zu Bremen, 1807 Professor an der Universität Landshut, bei deren Aufhebung er 1827 nach Erlangen versetzt wurde. Hier starb er in der Nacht vom 4. zum 5. Sept. 1858.

Von K.s Schriften sind noch zu erwähnen: «Darstellung des Wesens der Philosophie» (Nürnb. 1810), «Philosophie des Christentums» (2 Bde., Lpz. 1815—15; 2. Aufl. 1828), «Politik nach Platonischen Grundsätzen» (Lpz. 1818), «Rechtslehre nach Platonischen Grundsätzen» (Lpz. 1819), «Vertraute Briefe über Bücher und Welt» (2 Bde., Lpz. 1820—23). Anonym erschien von ihm: «Philosophie der Philosophie» (Hamb. u. Gotha 1840). K. gehörte zu den wärmsten Vertretern der Jacobischen Philosophie; namentlich suchte er seine christl. Anschauung mit einem Platonismus in der Philosophie zu vereinigen.

Koeppen (Karl Friedrich Albert), Lehrer des röm. Rechts, geb. 17. Dez. 1822 zu Goldberg in Mecklenburg-Schwerin, studierte 1842—46 in Berlin Rechtswissenschaft und habilitierte sich 1853 für röm. Recht in Jena. Im J. 1855 wurde er dort außerord. Professor, 1856 folgte er einem Ruf als ord. Professor des röm. Rechts nach Marburg, 1863 ging er in gleicher Eigenschaft nach Würzburg. Bei der Neubegründung der Universität Straßburg 1872 wurde er als erster Pandektist an dieselbe berufen. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Die Erbschaft. Eine civilistische Abhandlung» (Berl. 1856), «System des heutigen röm. Erbrechts» (2 Lfgn., unvollendet, Jena 1862—64), «Der obligatorische Vertrag unter Abwesenden» (Jena 1871), «Der Fruchterwerb des bonae fidei possessor» (Jena 1872).

Köppen (Peter von), ein um die Altertumskunde, Geographie, Ethnographie und Statistik Rußlands hochverdienter Gelehrter, geb. 19. Febr. 1793 zu Charkow, besuchte das Gymnasium und seit 1810 die Universität seiner Vaterstadt, und veröffentlichte 1818 zu Petersburg eine «Übersicht der Quellen einer Litterärgeschichte Rußlands» (Petersb. 1818). Es folgten mehrere Schriften archäol. Inhalts, ferner «Materialien zur Kulturgeschichte Rußlands» (1827) und «Die Geschichte des Weinbaues und Weinhandels in Rußland» (Petersb. 1832). Im J. 1826 wurde er zum korrespondierenden Mitgliede, 1834 zum Adjunkten für Statistik und Staatswirtschaft bei der Akademie zu Petersburg erwählt, und erhielt dann eine Anstellung beim Ministerium der Reichsdomänen in Petersburg, wo er das «Keimsche Sammelwerk» (russ., Petersb. 1837) und die «Taurica» (Petersb. 1840) veröffentlichte. Seit 1838 erschienen von ihm meist in den «Mémoires» der Akademie Abhandlungen über die Bevölkerungsverhältnisse Rußlands. Im J. 1851 erschien in vier Blättern seine vortreffliche «Ethnogr. Karte des europ. Rußland», und bald darauf die «Statist. Reise in das Land der Donschen Kosaken» (Petersb. 1852). Seine letzte größere Arbeit war das erschöpfende Werk über die 1850 in Rußland angeordnete sog. neunte Volkszählung («Dewjatajarewisia», Petersb. 1857). Im J. 1860 zog er sich nach der Krim auf das ihm von dem Kaiser geschenkte Gut Karabagh zurück, wo er 4. Juni 1864 starb.

Koppenbrügge, amtlich Coppenbrügge, Marktflecken in der preuß. Provinz und Landdrostei Hannover, Kreis Hameln, 8 km von Lauenstein. Station der Linie Halle-Grauhof-Löhne der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts

und einer Oberförſterei, zählt (1880) 1328 E. und hat Steinkohlengruben am Neſſelberg. Das alte Schloß iſt bis 1557 Sitz der Grafen von Spiegelberg geweſen. Der ſog. Schwefelbrunnen war ehemals eine berühmte Mineralquelle.

Kopra, getrockneter Kokoskern.

Kopragogie (grch.), Kotabführung; **Koprakratie**, unwillkürlicher Kotabgang; **Koprexeſis**, Koterbrechen.

Koprein (magyar. Kapronca, kroat. Koprivnica), königl. Freiſtadt in Kroatien, Komitat Kreutz, Station der Linie Zákány-Fiume der Ungariſchen Staatsbahnen, mit 5680 deutſchen, kroat. und ſerb. E. Die Feſtung iſt noch gut erhalten. Der Ort iſt Sitz eines königl. Bezirksgerichts.

Köprili, Stadt in der Türkei, ſ. Kjöprülü.

Köprili oder Kiuperli (Mehemed), osman. Großvezier, 1656—61, der Enkel eines nach Kleinaſien ausgewanderten Albaneſen, geb. 1585 zu Köpri in Kleinaſien, ſchwang ſich vom Küchenjungen im Serail bis zum Oberſtallmeiſter des Großveziers Kara-Muſtapha auf, wurde dann Statthalter in Damascus und 15. Sept. 1656 Großvezier. Nachdem er die Ruhe im Innern mit der furchtbarſten Strenge wiederhergeſtellt, führte er in Perſon Heer und Flotte gegen Venedig, eroberte Tenedos und Lemnos, zog nach Siebenbürgen und dämpfte den Aufruhr in Aſien und Ägypten. Er ſtellte die Kriegszucht wieder her, demütigte die Janitſchoren, deckte die Grenzen des Reichs durch neue Bollwerke und die Dardanellen durch die neuen Schlöſſer und füllte den Reichsſchatz durch Ordnung und Konfiskationen. Er ſtarb 31. Okt. 1661 zu Adrianopel.

Achmed K., Sohn des vorigen, geb. 1626, der Nachfolger des Vaters als Großvezier, war wiſſenſchaftlich gebildet, mild und gerecht, ſtaatsklug und ſiegreich in den ungar., kretiſchen und poln. Kriegen durch die Eroberung von Neuhäuſel, Candia und Kaminiec, verlor aber ſpäter die Schlacht bei St. Gotthard gegen Montecuculi 22. Juli 1664 und die bei Chocim 11. Nov. 1673 gegen Johann III. Sobieſki. K. ſtarb 30. Okt. 1676 auf der Reiſe ins Lager bei Adrianopel.

Muſtapha K., Bruder des vorigen, wurde 1689 von Soliman III. zum Großvezier ernannt. Gebildet, ſtreng in Sitten und Grundſätzen und ſtaatsklug, ſtellte er die im Reich erſchütterte Ordnung wieder her; doch war er kein Feldherr. Er fiel in der Schlacht bei Szalankemen 19. Aug. 1691.

Koprolithen (grch.) nennt man die in foſſilem Zuſtande erhaltenen Exkremente urweltlicher Tiere, in welchen man bisweilen Fiſchſchuppen oder Knochenſplitter, kleine Knochen und Zähne als Mahlzeitreſte erkennt. Sie erſcheinen gewöhnlich als rundliche, gelblichweiße oder braune Maſſen, die häufig auf ihrer Oberfläche gewundene Linien zeigen, welche von den Klappen und Falten des Enddarms herrühren. Man findet ſie teils vereinzelt in den Knochenhöhlen, z. B. in der Höhle von Kirkdale in Yorkſhire, und dann gleichen ſie den Exkrementen der jetzt lebenden Raubtiere, teils enthalten ſie Reſte von Fiſchen, rühren in dieſem Falle entweder von großen Raubfiſchen oder von den gewaltigen Eidechſen (Sauriern) der Urwelt her und kommen dann als Einſchlüſſe weit ausgebreiteter Schichten vor. Der bedeutende Phosphorgehalt hat ihre Ausbeutung als Düngemittel herbeigeführt. Als eine koprolithiſche, jedoch der Gegenwart angehörende Bildung kann man auch den Guano (ſ. d.) betrachten.

Koproſtäſe (grch.), die Stuhlverſtopfung infolge von Kotanhäufung.

Kopten heißen die chriſtl. Nachkommen der alten Ägypter. Der Name iſt eine Verſtümmelung aus Aegypti; die Araber nennen ſie heute Qubt. Ihre Zahl iſt durch die furchtbaren Verfolgungen, denen ſie im Mittelalter ausgeſetzt waren, auf etwa 300000 zuſammengeſchmolzen. Am dichteſten ſitzen ſie noch in den Städten Oberägyptens. Die K. ſind nicht groß von Statur, haben ſchwarze Augen, ziemlich krauſes Haar und gleichen noch in manchen andern Stücken den alten Ägyptern, von denen ſie auch die Sitte der Beſchneidung überkommen haben. Ihre Tracht iſt der moslemiſchen ſehr ähnlich; doch pflegen ſie ſich ſehr allgemein durch einen ſchwarzen Turban von den übrigen zu unterſcheiden. Die K. ſind düſter, betrügeriſch und geldgierig; ſie zeichnen ſich durch ihre Gewandtheit im Rechnungsweſen aus, daher ſie von der Regierung faſt im ganzen Lande zu den Poſten der Rechnungsführer verwendet werden. Die Religion der K. iſt größtenteils monophyſitiſch von der Sekte der Jakobiten; nur ein kleiner Teil iſt mit der röm. oder griech. Kirche uniert, ein noch kleinerer iſt jetzt proteſtantiſch. Sie führen ihre Bekehrung vom Heidentum auf den heil. Markus zurück, den ſie als erſten Patriarchen von Alexandria anſehen; der jetzige Patriarch von Alexandria führt zwar noch immer dieſen Titel, reſidiert aber in Kairo. Es gibt außerdem noch Biſchöfe, Erzprieſter, Prieſter, Diakonen und Mönche. Der Patriarch wird aus den Mönchen des Kloſters des heil. Antonius von ſeinem Vorgänger ernannt oder durch das Los erwählt und darf ſich nicht verheiraten. Er ernennt den Metropolitan der Abeſſinier, welcher in Abeſſinien reſidiert. Die Zahl der Biſchöfe iſt 12. Die K. ſind ſtreng in ihren religiöſen Gebräuchen und haſſen die andern chriſtl. Sekten faſt mehr noch als die Moslems. Sie haben die Taufe mit Untertauchen unter das Waſſer, Salbung und Exorzismus, halten die Ohrenbeichte und feiern das Abendmahl mit geſäuertem Brote, das in Wein getaucht wird. Die kopt. Mönche und Nonnen führen ein ſehr ſtrenges Leben. Die häufigen Faſten werden von allen K. ſtreng beobachtet; deſto eifriger ſind ſie aber dem Dattelbranntwein ergeben. Die K. beſitzen auch viele Schulen, aber nur für Knaben. Doch beſchränkt ſich in dieſen der Unterricht auf das Leſen der kopt. Bibelüberſetzung, denn das Verſtändnis derſelben fehlt den K. gänzlich. Vgl. Lane, «Manners and customs of the modern Egyptians» (Lond. 1837; deutſch von Zenker, Lpz. 1853); Klunzinger, «Bilder aus Oberägypten» (Stuttg. 1876); Makrizi, «Geſchichte der K.» (herausg. und überſetzt von Wüſtenfeld, Gött. 1845).

Koptiſch, die jüngſte Geſtalt der ägypt. Sprache, in der die Litteratur der chriſtl. Ägypter geſchrieben iſt. Dieſe bedienten ſich, nach dem Vorgange der griech.-ägypt. Zaubertitteratur, des griech. Alphabets anſtatt der bis dahin allgemein üblich geweſenen demotiſchen Schrift; nur für einige dem Griechiſchen fehlende Laute wurden aus dieſer letztern einige Zeichen beibehalten. Die Sprache teilte ſich in zwei Hauptdialekte, den oberägyptiſchen und unterägyptiſchen; zwiſchen beiden ſtanden die kleinern Dialekte Mittelägyptens, beſonders der des Faiſum. Die ältere Litteratur iſt faſt ausnahmslos in dem oberägypt. Dialekt abgefaßt; ſie beſteht zum weitaus überwiegenden Teil in

Übersetzungen biblischer Bücher, apokryphen Evangelien, Heiligenleben, Homilien, gnostischen Schriften u. s. w., die jedoch meist nur in Bruchstücken erhalten sind. Grammatische und lexikalische Arbeiten haben die Kopten erst geschaffen, als ihre Sprache im Ersterben war. Auch eine beträchtliche Anzahl von Urkunden ist durch gelegentliche Ausgrabungen von Archiven (Kloster Djeme bei Theben, Jeremiaskloster zu Memphis, Provinzialarchiv des Faijum) in neuerer Zeit zugänglich geworden. Diese letztern sind zum Teil in mittelägypt. Dialekten abgefaßt, die sonst nur eine spärliche Litteratur besessen zu haben scheinen (Bibelübersetzung), da der oberägypt. Dialekt als Schriftsprache galt. Der unterägypt. Dialekt endlich trat erst etwa seit dem 7. Jahrh. heraor, wo er als Sprache des Patriarchats von Alexandria zur offiziellen Kirchensprache wurde. Seine Litteratur besteht zum großen Teil aus Überarbeitungen oberägypt. Werke.

Das Koptische ist schon im Mittelalter vom Arabischen verdrängt worden, am frühesten in Unterägypten, während es in Oberägypten sich vereinzelt bis in das 17. Jahrh. erhielt. Jetzt ist es allgemein beim Gottesdienst in Gebrauch, obgleich weder die Gemeinde noch auch die Priester ein Wort von ihr verstehen. Erst in jüngster Zeit haben manche Kopten durch europ. Missionare einige Kenntnis ihrer alten Sprache wiedererlangt. Durch die Veröffentlichung kopt. Texte machten sich besonders Zoega, Lagarde und Reaillont verdient. Von den Arbeiten europ. Gelehrter über kopt. Sprache haben das Wörterbuch von Peyron (Tur. 1835) und die Grammatik von Stern (Berl. 1880) Wert. Die hohe Wichtigkeit des Koptischen für die Wissenschaft liegt darin, daß es die einzige, auch in ihren Vokalen bekannte Phase der ägypt. Sprache ist; es bildet für alle ägyptologischen Arbeiten das unentbehrliche Hilfsmittel.

Kopúla (in der Grammatik), s. Copula.

Kopulation ist in der Botanik die Bezeichnung für einen Vorgang bei manchen niedern Kryptogamen, der zur Bildung einer Fortpflanzungszelle, einer Spore, führt. Da bei der K. eine Vermischung zweier Plasmamassen stattfindet, so ist man berechtigt, dieselbe als einen sexuellen Akt aufzufassen. Es bildet die K. die einfachste Form der geschlechtlichen Fortpflanzung, indem die beiden sich vereinigenden Zellen meist keine äußerliche Verschiedenheit wahrnehmen lassen. Sie tritt bei mehrern Algen aus der Gruppe der Chlorophyceen in der Weise auf, daß zwei nackte schwärmende Zellen miteinander verschmelzen und so zu einer Spore werden; bei einigen andern Algen aus derselben Gruppe, bei den Arten der Gattung Sperogyra, werden in zwei nebeneinander liegenden Fäden von einzelnen Zellen Fortsätze nach den Zellen des benachbarten Fadens gebildet, und diese stoßen mit den entsprechenden Fortsätzen des letztern zusammen. (Vgl. Tafel: Algen, Fig. 7b.) Nach Vereinigung des Inhalts der beiden kopulierenden Zellen kommt es zur Bildung einer Spore. Ein ähnlicher Vorgang findet bei einer Gruppe der Pilze, den Mucorineen, statt, hier werden von zwei benachbarten Hyphen keulenförmige Fortsätze gebildet, die sich gegenseitig berühren. Nachdem die Enden beider Schläuche durch eine Wand abgegliedert sind, findet eine Vereinigung des Protoplasmas der beiden hierdurch entstandenen Zellen statt, und die gesamte Plasmamasse wächst nun an einer ziemlich großen Spore heran. Man bezeichnet den Vorgang der K. auch als Konjugation oder Zygasporenbildung; die sich vereinigenden Plasmamassen nennt man Gameten. Man hat früher alle diejenigen Thallophyten, bei denen die geschlechtliche Fortpflanzung durch K. erfolgt, auch in eine Gruppe, die Konjugaten, zusammengefaßt, doch ist diese Zusammenstellung sonst sehr verschiedener Formen jedenfalls nicht gerechtfertigt.

Kopulation oder Schäften heißt in der Pomologie eine Veredlungsart der Obstbäume, die vor dem Pfropfen (s. d.) wesentliche Vorzüge hat, weil sie im Herbst und Winter bei allen Obstarten, und zwar im frühesten Alter der Wildlinge angewendet werden kann und dabei der Stamm weniger leidet. Das Verfahren besteht darin, daß Grundstamm und Edelreis von möglichst gleichem Durchmesser mit ihrer frischen Schnittfläche aufeinander gesetzt und durch Bast und Baumwachs in dieser Lage festgehalten werden, bis sie vollständig miteinander verwachsen sind. Je nach der Stärke der Wildlingsstämme und der Kopuliereiser wird die K. auf verschiedene Weise ausgeführt. Den sog. Rehfußschnitt oder das Satteln mit gekerbtem Einschnitt wendet man an, wenn Stamm und Reis von gleicher Stärke sind; ist solches nicht der Fall, so wird mit dem Klebereis kopuliert. Das Schäften ist die geeignetste Methode für große Baumschulen. Die Winterkopulation ist der im Frühling vorzuziehen.

Kopulieren (vom lat. copula, das Band), paarweise verbinden, überhaupt verbinden, vereinigen (vgl. Kopulation, botanisch und pomologisch); in der Kirchensprache gleichbedeutend mit trauen (ehelich verbinden), daher Kopulation kirchlich soviel wie Trauung.

Kopys, Stadt im russ. Gouvernement Mohilew, am linken Ufer des Dnjepr, 70 km nördlich von Mohilew, mit 1860 E. Hier wurde 1812 eine franz. Abteilung von den Russen gefangen.

Koquillas oder Lissaboner Kokosnüsse, Nüsse der Palme Attalea funifera, s. Attalea.

Kora (arab.), Bethaus der Mohammedaner.

Korah, eigentlich Korach, ältester Sohn des Leviten Jezear, aus der Bibel bekannt durch seine und seiner Anhänger (Rotte Korah) aus Ehrgeiz entsprungene Verschwörung gegen Moses, sowie durch seinen und seiner Genossen Dathan und Abiram merkwürdigen Tod, der dadurch erfolgte, daß sie von der Erde verschlungen wurden. Den Nachkommen K.s, den Korahiten, die zum Tempeldienst verordnet waren, werden 12 der schönsten Psalmen zugeschrieben.

Koraïs (Adamantios), von den Franzosen Coray genannt, berühmter Hellenist, geb. 27. April 1748 in Smyrna, ging 1772 nach Amsterdam, wo er sich bis 1778 dem Handel widmete, studierte 1782—88 zu Montpellier Medizin und ließ sich hierauf in Paris nieder. Im J. 1800 erschien die von ihm besorgte Ausgabe von des Hippokrates Schrift über die Einwirkung der Luft, des Wassers und des Klimas auf den Verlauf der Krankheiten (eine von dem Französischen Institut gekrönte Preisschrift, 2. Aufl., Par. 1816), 1802 die neugriech. Übersetzung von Beccarias Werk über Verbrechen und Strafen (2. Aufl. 1823). Hieran schloß sich die Denkschrift «De l'état actuel de la civilisation en Grèce» (Par. 1803; deutsch von Karl Iken, unter

dem Titel »Hellenion«, Lpz. 1821). Von 1805 bis 1827 gab K. eine Sammlung altgriech. Klaſſiker mit Anmerkungen und Prolegomenen (20 Bde.) heraus. In letztern legte er ſeine patriotiſchen Lehren und Ratſchläge nieder. Zugleich erwarb er ſich große Verdienſte um die neugriech. Sprache, indem er dieſe von fremden Ausdrücken möglichſt reinigte. Unter ſeinen ſpätern Schriften ſind in dieſer Beziehung beſonders die «Ἄτακτα» 5 Bde. in 6 Tln., Par. 1828–35) von Bedeutung. An der Umgeſtaltung ſeines Vaterlandes ſeit 1821 nahm K. nur durch patriotiſche Schriften teil. K. ſtarb zu Paris 6. April 1833. Seine Selbſtbiographie erſchien zu Paris 1833. Im J. 1881 wurde von Mamutas in Athen der erſte Band von K.' litterariſchem Nachlaß herausgegeben.

Koraiſch, ſ. Koreiſch.

Koratine, Surrogat für Fiſchbein, ſ. Coraline.

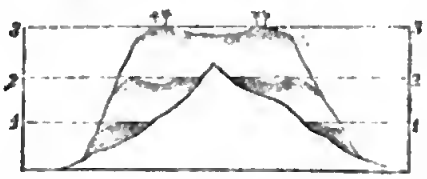
Korallen, Abteilung aus der Klaſſe der Polypen. Unter den feſtſitzenden Polypen bilden die meiſten ein bald kalkiges, bald häutiges oder hornartiges Gerüſt, welches urſprünglich aus einzelnen kryſtallähnlichen Stäbchen beſteht und der Korallenſtock genannt wird. Bei den meiſten iſt dies feſte Gerüſt ſo angeordnet, daß es eine Zelle, gewöhnlich mit radiären Scheidewänden verſehen, darſtellt, bei vielen aber, namentlich den ſog. Gorgoniden, bildet das Gerüſt eine innere Achſe, die von einem dicken Muttergewebe bekleidet iſt, in deren Zellen die Polypen eingewachſen ſind. Die Korallenpolypen ſelbſt ſind ſackförmige Strahltiere mit ſechs oder acht, oder einer Multiplikation dieſer beiden Grundzahlen entſprechenden Zahl von Fühlern (Tentakeln), einem Magenſacke mit Spalten am Grunde und radiär geſtellten Scheidewänden, an denen die Geſchlechtsteile aufgehängt ſind. Die Vermehrung der Polypen geht auf zweierlei Weiſe vor ſich: durch freie Junge und durch Sproſſen. Die freien Jungen entwickeln ſich aus Eiern und werden durch den Mund ausgeworfen. Sie ſind infuſorienähnlich ringsum mit Wimperhaaren beſetzt, ſchwimmen eine Zeit lang frei im Meere umher, ſetzen ſich dann feſt und bilden ſo einen neuen Polypenſtock. Die Sproſſenbildung geſchieht an beſtimmten Stellen des Polypenkörpers oder des Muttergewebes, welches von Kanälen durchzogen iſt, die mit den Spalten im Magenſacke des Polypen im Zuſammenhange ſtehen, und in denen die Ernährungsflüſſigkeit cirkuliert. Bei einigen Arten löſen ſich dieſe Knoſpen nach und nach ab, bei den meiſten bleiben ſie in ſtetem Zuſammenhange mit den Mutterpolypen, und die Stöcke bilden dann, je nach der Anordnung der Knoſpen, Bäume, Knollen, Federn, Pilze und dergleichen Formen. Solche Kolonien, deren Einzeltiere durch das Gefäßſyſtem der Matrix alle miteinander in Verbindung ſtehen, können ins Unendliche fortwachſen, auch wenn die Baſis abgeſtorben iſt. K. kommen in allen Meeren und Breiten vor. Wirkliche Bänke bilden ſie durch ihre Anhäufung nur in den tropiſchen Meeren, wo ganze Inſelgruppen und Halbinſeln durch ſie gebildet worden ſind. (S. Korallenbauten.) Ganze Gebirge der verſchiedenen Kalkformationen im Jura, der Trias ſind ſolche, in frühern geolog. Perioden aufgebaute Korallenriffe.

Im engern Sinne bezeichnet man als Korall oder Edelkorall (Corallium rubrum) eine im Mittelmeere vorkommende Art aus der Familie der Gorgoniden, die ſich eine mehr oder minder lebhaft rotgefärbte, baumartig veräſtelte, innere Kalkachſe baut, welche zum Schmuck verwendet wird. Sie wird mit eigens gebauten Schiffen und Netzen in mehrern hundert Faden Tiefe beſonders an den Küſten Algeriens und Sardiniens von Fiſchern, die faſt alle aus Procida und Torre del Greco ſtammen, gefiſcht und beſonders in Neapel zu Perlen, Kameen u. ſ. w. verarbeitet. Der Wert der jährlich in den Handel gebrachten rohen K. ſteigt über 1 Mill. Frs. Lacaze-Duthiers hat im Auftrage der franz. Regierung über das Edelkorall, ſeine Fortpflanzung und Gewinnung genaue Unterſuchungen angeſtellt («Du corail», Par. 1865). Vgl. Münter, «Über Korallentiere» (Berl. 1872); Dana, «Corals and coral-islands» (Lond. 1875); Häckel, «Arabiſche K.» (Berl. 1876); Darwin, «The structure and distribution of coral-reefs» (2. Aufl., Lond. 1876: deutſch von Carus, Stuttg. 1876).

Korallenbauten, Koralleninſeln und Korallenriffe. Die Korallentierchen (Polypi) ſcheiden aus dem Meere Kalk ab, welchen ſie zum Aufbau ihres kalkigen Skeletts verwenden. Dadurch nun, daß dieſe Tierchen nicht nur kolonienweiſe zu Tauſenden zu einem Stocke vergeſellſchaftet leben, ſondern daß ſich auch an günſtigen Örtlichkeiten wiederum zahlloſe ſolcher Stöcke auf- und nebeneinander anſiedeln, entſtehen gewaltige kalkige Bauwerke. Da nun die Lebensſphäre der riffbauenden Polypi nicht tief unter die Oberfläche des Oceans reicht, ſo werden die der zerſtörenden Thätigkeit der Wogen ausgeſetzten Teile ihrer Bauten losgeriſſen und zu Kalkſchlamm und Kalkſand zerrieben, welche die Zwiſchenräume der Korallenſtöcke ausfüllen und ſo eine ſolide Maſſe herſtellen (Korallenkalk) und das Ganze verfeſtigen. Infolge dieſes fortgeſetzten Wachstums-, Zerſtörungs- und Verfeſtigungsprozeſſes können die Rücken der Korallenbauten allmählich als flache Erhebungen über den Meeresſpiegel emporſteigen und dann Korallenriffe und Koralleninſeln bilden. Man unterſcheidet: Saum- oder Küſtenriffe, welche die Küſten unmittelbar und ohne einen Zwiſchenraum zwiſchen ſich und letztern zu laſſen, umgürten; Barrière- oder Dammriffe, welche von der nahen Küſte durch einen Streifen Meeres getrennt ſind und ſich ringförmig um eine aus ihrer Mitte emporragende Inſel ziehen können; endlich Koralleninſeln, Lagunenriffe oder Atolls, ovale oder kreisförmige Riffe, welche eine Fläche ruhigen Waſſers umgeben.

Man pflegt anzunehmen, daß dieſe ſämtlichen Formen der Korallenbauten nur verſchiedene Phaſen ein und desſelben durch Senkung des Meeresgrundes bedingten Vorganges ſeien, und dies auf folgende Weiſe zu begründen. Die riffbauenden Korallentierchen können nur bis zu einer Tiefe von 30 m unter dem Meeresſpiegel leben. Senkt ſich nun das Areal, auf welchem ſie ſich angebaut haben, ſo ſiedeln ſich, um nicht aus ihrer Lebensſphäre geriſſen zu werden, die neuen Generationen auf den obern Rändern des Korallenriffs an, welches infolge davon nach oben zu ebenſoviel wächſt, wie es ſich mit ſeinem Untergrunde ſenkt. Auf dieſe Weiſe entſtand aus dem anfänglichen Saumriff (ſ. 1 auf nachſtehender Figur) durch Senkung und damit verbundene Verkleinerung der Inſel, an welche es ſich direkt anlehnte, zuerſt ein Barrièreriff (2), bis ſchließlich bei fortgeſetzter Senkung die Inſel unter dem Meeresſpiegel verſchwand, während das

Korallenriff bis zu letzterm ergänzt wurde und nun einen den Contouren der versunkenen Insel entsprechenden ringförmigen Atoll bildet (3).



Das hauptsächlichste Verbreitungsgebiet der Korallenriffe sind die tropischen Teile des Stillen Oceans und der Indische Ocean. Im Atlantischen Ocean bestehen die Bermudas, die Bahamas, sowie ein großer Teil Floridas aus Korallenbauten. Vgl. Darwin: «The structure and distribution of coral-reefs» (deutsch von Carus, 2. Aufl., Stuttg. 1876).

Korallenerz von Idria in Krain, ist ein verunreinigtes, an Quecksilber armes Zinnobererz von eigentümlichem trummschaligen Gefüge, welches an die Oberfläche von Muscheln (von den dortigen Bergleuten Korallen genannt) erinnert.

Korallenfisch, s. Klippfisch.

Koralleninseln, s. Korallenbauten.

Korallenkalke, s. unter Korallenbauten. In ähnlicher Weise wie jetzt sind K. bereits in frühern geolog. Perioden, jedoch durch von den jetzigen abweichende Polypi produziert worden, so der K. des Obersiluns von Schweden, der K. des Weißen Jura in Deutschland und England, der K. der Kreideformation von Jütland. [Physalis.

Korallenkirsche, soviel wie Judenkirsche, s.

Korallenmeer, Teil der Südsee (s. d.).

Korallennachtschatten, s. unter Solanum.

Korallenpolypen (Korallentiere), s. unter Korallen.

Korallenriffe, s. Korallenbauten.

Korallenschlange (Elaps corallinus) ist der Name einer der schönsten südamerik. Schlangen; ihre Hauptfarbe ist ein lebhaftes Korallenrot von einer Anzahl schwarzer, grüngelb eingefaßter Querringe unterbrochen. Die K. wird gegen 70 cm lang und soll, obwohl anatomisch zu den Giftschlangen gehörig, harmlos und nicht gefährlich sein.

Korallenschwamm, s. unter Hydnum.

Korallenstock, s. unter Korallen.

Korallin, s. Rosolsäure.

Koran oder Alkoran (d. h. Lesung) heißt das in arab. Sprache geschriebene Religionsbuch der Mohammedaner, welches das enthält, was Mohammed als göttliche Offenbarung in verschiedenen Perioden seines Lebens verkündigte. Derselbe wurde erst nach seinem Tode von seinem Schwiegervater Abu Bekr gesammelt, worauf der dritte Kalif Othman das Ganze redigieren und verbreiten ließ. Der K. gilt als die heilige Quelle aller mohammed. Theologie und Jurisprudenz. Er enthält Reden Mohammeds an seine Anhänger, Lobpreisungen Gottes, Gesetze, Dogmen, Ermahnungen, Polemik gegen Götzendiener, Juden und Christen und Legenden in einer teils einfachen, kräftigen, teils sehr schwülstigen Sprache, welche bisweilen aber zu wirklich dichterischem Schwunge sich erhebt. Nicht wenige Ideen des K. sind unverkennbar aus der Bibel nach der spätern jüd. und christl. Tradition entlehnt. Vgl. Geiger, «Was hat Mohammed aus dem Judentum aufgenommen?» (Bonn 1833), und Gerock, «Christologie des K.» (Hamb. 1839). Trefflich sind die Belehrungen des K. über Gott, Vorsehung, Auferstehung, Belohnungen und Bestrafungen; die Gesetze und Entscheidungen sind den einfachen Bedürfnissen des Volks angemessen. Auf das nachdrücklichste wird darin die Einheit Gottes gelehrt; Rechtschaffenheit sowie Milde gegen die Armen und Sklaven werden dringend anempfohlen. Die Lehre von einer absoluten Vorherbestimmung, sodaß der Mensch keine Linie breit vom Wege abweichen könne, der ihm von Ewigkeit her vorgezeichnet, dann die in lebhaften Bildern abgefaßte Schilderung des künftigen Lebens, endlich die Versicherung, daß der Tod für die Sache Gottes der sicherste Weg zum Himmel sei, dies alles, in Verbindung mit der Kampflust der Araber, diente dazu, den Kriegssinn der Mohammedaner zu entflammen. Mit Rücksicht auf das Klima des Landes gebietet der K. häufige Reinigungen und untersagt den Genuß berauschender Getränke, während er die Vielweiberei zwar gestattet, jedoch beschränkt. Das ganze Werk besteht aus 114 Kapiteln, Süren genannt, von sehr ungleichem Umfange, ohne systematische oder chronol. Folge aneinander gereiht. Unter den zahlreichen mohammed. Erklärungen des K. sind die von Samakhschari (herausg. von Nassau-Lees, 2 Bde., Kalkutta 1856) und von Beidhâwi (herausg. von Fleischer, Lpz. 1844) die ausgezeichnetsten. Von den vielen Ausgaben ist die beste von Flügel (Lpz. 1834 und öfter aufgelegt). Außerdem wurde der Text öfters gedruckt, in Petersburg seit 1787, in Kasan seit 1803, in Kalkutta, in Teheran und andern Orten Indiens und Persiens mit hindostan. und pers. Übersetzungen und Kommentaren. Unter den Übersetzungen sind zu erwähnen die lateinische von Maracci, die englischen von Sale (Lond. 1734 und öfter) und von J. M. Rodwell (Lond. 1861), die französische von Kazimirski (Par. 1840 u. öfter), die deutschen von Wahl (Halle 1828) und Ullmann (6. Aufl., Bielef. 1872). Vgl. Weil, «Histor.-kritische Einleitung in den K.» (Bielef. 1844 und 2. Aufl., ebendas. 1878); Nöldeke, «Geschichte des K.» (Gött. 1863); Garcin de Tassy, «L'islamisme d'après le Coran» (Par. 1874).

Korana, ein Stamm der Hottentotten (s. d.). Die K. waren noch am Beginn des 19. Jahrh. ein zahlreicher Stamm, der an den Ufern des Hartriver und des Vaalflusses nomadisierte. Gegenwärtig ist derselbe sehr stark heruntergekommen und lebt in geringen Überresten am Oranjefluß fort.

Koraffan, s. Chorasan.

Korax, ein Syrakusaner, der nach dem Tode des Tyrannen Hieron 1. 467 v. Chr. und der Vertreibung von dessen Bruder Thrasybul 466 v. Chr. einer der einflußreichsten Männer in Syrakus war. Seine Beliebtheit verdankte er wohl hauptsächlich seinem Geschick in politischen und Prozeßreden. K. gilt als der Erfinder der Redekunst und war der Verfasser der ersten Rhetorik («τέχνη ῥητορική»). Sein Schüler und nachmaliger Rivale war Tisias, und dessen Schüler in der Rhetorik der berühmte Gorgias.

Korb (althochdeutsch chorb), ein aus Ruten, Zweigen, Rohr, Stroh, Draht oder dgl. geflochtenes Gefäß von verschiedener Größe, mannigfaltiger Form und zu verschiedenem Gebrauch, daher Hand-, Arm-, Trag-, Brot-, Wäsche- u. s. w. Korb. Über die Herstellung der Körbe s. unter Korbflechterei.

Die Redensart «einen Korb geben» (d. h. einen unerwünschten Heiratsantrag ablehnen) stammt wahrscheinlich von dem im Mittelalter üblichen Gebrauch junger Mädchen, ihren Freier des Nachts in einem K. zum Fenster heraufzuziehen, diesen K. aber, wenn der Freier ein unwillkommener war, mit einem so dünnen Boden zu versehen, daß der Liebende durchbrechen (durchfallen) mußte; daraus entstand dann im 17. Jahrh. die noch im 18. Jahrh. gebräuchliche Sitte, einem unerwünschten Liebhaber, von dem man einen Heiratsantrag erwartete, einen K. hinter die Hausthür zu stellen, oder auch nach dem Antrage einen K. ohne Boden zuzuschicken.

In weiterer Bedeutung ist K. ein mit Stäben oder Gitterwerk umschlossener Raum, wie z. B. Mastkorb, Göpelkorb u. s. w.; auch die Umhüllung des Gefäßes an Hiebwaffen; endlich auch die Bezeichnung für ein bestimmtes Maßgefäß für trockene Waren (Feigen, Rosinen, Datteln u. s. w.), auch für Wein; so wird z. B. ein K. Champagner zu 50 Flaschen gerechnet.

Korbach, Stadt im Fürstentum Waldeck, Hauptort im Eisenberger Kreise, an der Itter, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium und zählt (1880) 2671 meist prot. E. Dabei liegt der Eisenberg mit einer Schloßruine.

Korban (Opfer) ist in der Mischna einer derjenigen Ausdrücke, mittels deren man eine Sache für sich verboten erklärt, ungefähr: «Ich gelobe, daß...» Der Ausdruck ist im Evangelium des Markus 7, 11 (κορβᾶν) beibehalten, wofür in der Parallelstelle Matth. 15, 5 δῶρον, Geschenk, Opfergabe.

Korbblütler, s. Kompositen.

Körbelrübe, s. unter Chaerophyllum.

Korbflechterei (frz. vannerie, engl. basketwork), die Herstellung geflochtener Körbe und Korbwaren. Das gebräuchlichste Material für dieselbe sind Weidenruten und zwar diejenigen von strauchartig wachsenden Weiden, da die Ruten der baumartigen Weiden, der vielen Seitenzweige wegen, nur für grobe Flechtarbeiten tauglich sind; viel seltener finden span. Rohr, Bambus u. s. w. Verwendung. Die Weidenruten, die bis zu 2,5 m Länge und 14 mm Stärke vorkommen, werden im Frühjahr oder besser im Herbst geschnitten und entweder (nur für grobe Körbe) samt der Rinde oder geschält verwendet.

Das Schälen geschieht stets in frischem Zustand, weil sonst infolge des Austrocknens die Rinde sich mit dem Holz verbindet. Zum Schälen bedient man sich der sog. Klemme, einer aus zwei elastischen Schenkeln bestehenden hölzernen oder eisernen Zange, durch welche die eingeklemmten Ruten hindurchgezogen werden, wobei die Rinde aufspringt und sich so leicht entfernen läßt. Hierauf werden die Ruten rasch getrocknet, damit sie nicht ihre weiße Farbe verlieren; in dieser Weise vorbereitet, können sie mehrere Jahre aufbewahrt werden. Durch etwa halbstündiges Einlegen in Wasser erhalten sie ihre ursprüngliche Zähigkeit wieder und sind alsdann zum Flechten geeignet.

Für feinere Flechtarbeiten werden die Ruten gespalten und gehobelt, sodaß sie die Form von Bändchen annehmen. Zum Zerspalten der Ruten bedient man sich des Reißers, eines kegelförmigen Werkzeugs aus hartem Holz, das auf seiner obern Seite drei bis vier radiale Schneiden besitzt. Die Rute wird am untern Ende mittels eines Messers in drei oder vier Teile gespalten, worauf der Reißer eingeschoben und rasch gegen die Spitze durchgezogen wird. Die dünnen Spitzen werden abgeschnitten und zu kleinern Arbeiten verwendet. Der Korbmacherhobel, mittels dessen die beabsichtigte Streifenform hergestellt wird, besteht im wesentlichen aus einem breiten Messer, das auf einem Holzklotz mit ebener Glas- oder Metallplatte stellbar befestigt ist und sowohl der Längen- als der Querrichtung nach schräg gegen die Platte steht. Das Arbeitsstück wird von der offenen Seite eingeschoben und mit der konvexen Seite wiederholt abwärts, der Schneide entgegen, gezogen, wodurch es auf der Markseite glatt gehobelt wird und die gewünschte Stärke erlangt. Um auch eine gleichmäßige Breite zu erhalten, wird auf den Schmalseiten des Arbeitsstücks ein gleichfalls hobelartig wirkendes Werkzeug, der sog. Schmaler, angewendet, das in seiner einfachsten Gestalt aus zwei in einem Klotz vertikal befestigten Klingen besteht, die mit ihren Schneiden so nahe aneinander stehen, als es der beabsichtigten Breite des Arbeitsstücks entspricht. Vor den Schneiden ist eine ebene Stahlplatte eingesetzt, auf welche das Arbeitsstück mit der behobelten Seite gelegt und mit dem Daumen der linken Hand niedergedrückt wird, während die rechte Hand dasselbe zwischen den Schneiden durchzieht. In ganz ähnlicher Weise wird das span. Rohr für das Flechten zugerichtet.

Das Flechten eines Korbes beginnt stets mit der Bildung des Bodens. Im weitern Verlauf der Arbeit kommt meist eine Form, d. h. ein hölzerner Klotz von der innern Gestalt des Korbes, zur Anwendung, welcher das Geflecht angepaßt wird, sowie ein einfaches Gestell (Maschine), auf welchem die Form stellbar befestigt wird. Außerdem benutzt der Korbmacher flache Brettchen (Stöpsel) von der Gestalt des Bodens, die mittels einer Verlängerung gleichfalls auf dem erwähnten Gestell befestigt werden können und zur richtigen Bildung der Seitenwände dienen. Auf je einem der genannten Brettchen wird der fertige Boden, welcher meist aus radial auseinander laufenden Ruten besteht, zwischen denen andere Ruten spiralförmig verlaufend verflochten sind, mittels einiger Nägel befestigt. Hierauf wird mit der Bildung der Seitenwand in der Art begonnen, daß die Ruten über den Rand des Brettchens umgebogen und mit den ringsum laufenden Ruten verflochten werden. Die umlaufenden Ruten werden mit dem Klopfeisen, einem messerartigen Werkzeug, das einerseits in einer Kugel endet, dicht aneinander geschlagen. Im allgemeinen ist die Art des Geflechts mancherlei willkürlichen Abänderungen unterworfen. Große Körbe werden gewöhnlich ohne die angeführten Hilfsmittel (Form, Stöpsel und Maschine) hergestellt. Die Enden der Ruten versteckt man dadurch, daß man sie auf der weniger ins Auge fallenden Seite der Oberfläche auslaufen läßt und sie möglichst kurz abschneidet. Die fertigen Körbe werden, falls sie aus geschälten Ruten bestehen, gewaschen oder in einem Kasten, in welchem etwas Schwefel verbrannt wird, gebleicht. Zuweilen werden gefärbte (gebeizte) Ruten verwendet, in welchem Fall man den Körben häufig einen Lackanstrich gibt. Oft kommen auch Bronzierungen und Vergoldungen (mit Blattgold) an Korbmacherarbeiten vor.

Korb geben, s. unter Korb.

Korbmacherarbeiten und **Korbmacherhobel**, s. unter Korbflechterei.

Korbwaren, s. unter Korbflechterei.

Korbwerk, ein Wasserbauwerk, das aus einzelnen einfachen, aus Holz geflochtenen Körben besteht, welche das in sie eingefüllte Beschwerungsmaterial: Steine, Schotter u. s. w., zusammenhält und, an gefährdeten Böschungen angebracht, Schutz gegen die Angriffe des Wassers auf das dahinterliegende Erdreich des Ufers bietet.

Korbzucht (der Bienen), s. unter Biene.

Korcyra (lat. Corcyra, grch. Korkyra oder Kerkyra), die nördlichste der Jonischen Inseln, auf der Westseite von Epirus, jetzt Korfu (s. d.), ward von alten und neuen Erklärern, aber wahrscheinlich mit Unrecht, für das Homerische Scheria gehalten, den mythischen Sitz der Phäaken und ihres Königs Alkinoos. K. wurde in älterer Zeit von illyrischen Liburnern bewohnt, und 705 v. Chr. von dorischen Korinthern kolonisiert. Die Insel rivalisierte bald mit der Mutterstadt, geriet mit ihr in Streit und besiegte sie 664 in einer Seeschlacht. Periander (625—585) unterwarf dann K. nur vorübergehend wieder der Herrschaft Korinths. Später sank die reiche und mächtige Insel namentlich durch die blutigen Fehden zwischen den sich bekämpfenden Parteien des Adels und der Demokratie 427—425 und 373 v. Chr. und im 3. Jahrh. v. Chr. infolge der Plünderungen der illyr. Piraten und kam 229 zunächst in der Form der Bundesgenossenschaft unter die Oberherrschaft der Römer. Vgl. Mustoxidi, «Illustrazioni Corciresi» (2 Bde., Mail. 1811—14); G. C. A. Müller, «De Corcyraeorum republica» (Gött. 1835).

Kord (frz. cordelet, engl. cord), eine Art Baumwollsamt, vollständig gerissener gestreifter Manchester. (S. Samt.)

Korde (frz. corde, engl. cord), in der Musterweberei die Zugschnur am Jacquardstuhl. (S. unter Weberei.)

Kordel oder Korde, eine Schnur, ein Bindfaden.

Kordeln, bei den auf carriertem Musterpapier gezeichneten Gewebemustern (Patronen) die Zwischenräume der vertikalen parallelen Linien, welche die Kettenfäden darstellen.

Kordiaceen (Cordiaceae), eine Abteilung der Familie der Boragineen. (Vgl. auch Cordia.)

Kordial (frz.), herzlich, vertraut; davon: Kordialität.

Kordieren (frz. corder, engl. cording), diejenige Arbeit, durch welche bei der Herstellung von Schmuckwaren, Filigran u. s. w. Gold- und Silberdrähte mittels einer mechan. Vorrichtung, der Kordiermaschine, auf ihrer ganzen Länge mit feinen Schraubengewinden versehen werden, wodurch diese eine matte, geriefte Oberfläche und das Aussehen einer dicht gedrehten Schnur erhalten.

Kordifâl, s. Kordofân.

Kordilleren, s. Cordilleras.

Kordofân oder Kordifâl, große Landschaft im Innern Afrikas, erstreckt sich mit dem zu Türkisch-Nubien gehörenden Teile von 11° 20′ bis 15° 20′ nördl. Br. und von 29° bis 32° 30′ östl. L. von Greenwich von der Bajûdasteppe im N. bis zum Dschebel-Dair, einem Ausläufer des mächtigen Takale- oder Tegelibergstocks im S., sowie fast von den Ufern des Bahr-el-Abiad oder Weißen Nil im O. bis zu einer unbewohnten, von unabhängigen arab. Nomadenstämmen durchschweiften Steppenzone im W., welche die Grenze gegen Darfor bildet, als eine ungeheure Savanne, die in der trockenen Jahreszeit ganz dürr und wüstenartig daliegt, in der Regenzeit dagegen sich mit der üppigsten Grasvegetation bedeckt, unterbrochen durch Mimosenwälder. In geringer Tiefe findet man ein weites unterirdisches, zur Bewässerung der Felder durch Brunnen benutztes Wasserbecken. Aus den Ebenen, deren mittlere absolute Höhe 430 bis 560 m beträgt, und die sich allmählich von S. nach W. erheben, steigen mehrere Berggruppen und isolierte Berge von 45 bis 244 m Höhe rund um den Hauptort El-Obeid, besonders aber zwischen der Nord- und Südhälfte des Landes auf. Die Savanne ist in der Nähe der etwa 900 Brunnen (von 22 bis 60 m Tiefe) mit Dörfern besetzt und in der von Juni bis September währenden Regenzeit von Nomadenstämmen mit zahlreichen Herden, besonders von Kamelen, bewohnt, in der trockenen Jahreszeit aber von diesen verlassen. Ungeheure Antilopenherden, Giraffen, Strauße und Vögel der verschiedensten Art bilden das Tierreich dieses Teils der Ebene mit stellenweise prächtigem Pflanzenwuchs. Der südl. Teil K.s ist zwar auch eine Savannenebene, doch findet infolge der thonigen Beschaffenheit des Bodens eine gleichförmigere und dauernde Bewässerung desselben statt, die wiederum eine bewundernswürdige Fülle der Vegetation zur Folge hat. Hier wachsen Adansonien, Cassien, Tamarinden und Palmen. Außer Löwen, Leoparden, Affen und einer Menge Hyänen findet man mehrere seltene Vögel, große Ameisenbären und viele Arten großer Antilopen. An verschiedenen Orten wird ausgedehnte Eisengewinnung betrieben. K. wird von einem Stamme der Nubaneger bewohnt, der von seinen Herden lebt; außerdem finden sich in K. auch viele eingewanderte Dongolesen, die besonders Handel, und mehrere aus Hedschas gekommene Beduinenstämme, die Viehzucht treiben. Die erstern betreiben den Karawanenhandel zwischen Dongola und Darfor, dessen Hauptartikel Sklaven, Gold, Gummi arabicum, Weihrauch, Natrum und Häute sind. K. gehorchte seit 1790 den Herrschern von Sennaar und wurde später denen des Darfor unterworfen; 1821 unterjochte es Mehemed-Ali, indem er eine Menge Einwohner in die Sklaverei abführte und die Araberstämme zu einem Tribut zwang. Seit 1883 ist es im Besitz des Mahdi (s. d.), der im Februar 1884 von Gordon, dem ägypt. Generalgouverneur des Sudan, als Sultan von K. anerkannt wurde. Mit dem Distrikt Takale wird K.s Areal auf 108280 bis 278740 qkm, die Bevölkerungszahl auf zur Hälfte seßhafte (164740) in 860 Dörfern, zur Hälfte nomadisierende (114000) Hasanieh, Kababisch und Baggara geschätzt. Hauptstadt ist El-Obeid (s. d.) Vgl. Rüppell, «Reisen in Nubien, K. u. s. w.» (Frankf. 1829); Palme, «Beschreibung von K.» (Stuttg. 1843).

Kordon (frz., Band oder Schnur) heißt eine Reihe Militärposten, welche, unter sich in Verbindung stehend, bestimmt sind, einen Landstrich vor feindlichen Einfällen oder gegen das Einschleppen ansteckender Krankheiten zu sichern. Das Kordonsystem hat sich in beiden Beziehungen bewährt; gegen den Feind wurde es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. häufig in Anwendung gebracht, namentlich von dem österr. Feldmarschalllieutenant Lascy zur Deckung der österr. Grenzen gegen die Türken, später auch in den Revolutionskriegen gegen die Franzosen. Der K. des Feldzeugmeisters Graf Wartensleben zwischen Lahn und Sieg ist in der

Kriegsgeſchichte berüchtigt worden. Das Kordonſyſtem fiel mit ſo vielen veralteten taktiſchen Formen im Laufe der Revolutionskriege. Eine ſo ausgedehnte ſchwache Linie, ohne innern Halt und ohne hinreichende Unterſtützungen und Reſerven, konnte nur ſo lange ſich behaupten, als der Gegner demſelben falſchen Syſtem huldigte; ein kräftiger Widerſtand bei der Zerſplitterung aller Kräfte konnte an keinem Punkte geleiſtet werden. Außerdem rieb der beſchwerliche Dienſt die Truppen in einer Weiſe auf, daß die Kräfte für größere Unternehmungen dadurch geſchwächt wurden. Eine Art von Kordonſyſtem iſt in neuerer Zeit während der poln. Revolution von Preußen und Öſterreich an ihren Grenzen gegen Polen ausgeführt worden.

Kordon, Schnurſpalier oder Guirlandenbaum, nennt man eine Kunſtform des Obſtbaums, die keine Liſte, ſondern nur einen Stamm hat, der in ſeiner ganzen Länge mit Fruchtholz beſetzt iſt. Man wählt für dieſelbe bald fruchtbar werdende Sorten auf ſchwachwüchſiger Unterlage. Beim horizontalen K. wird der Stamm 30—40 cm über dem Boden rechtwinlelig umgebogen und an einem Drahte bis zum nächſten 1½ m entfernten geleitet. Dieſe Form eignet ſich beſonders gut zur Einfaſſung von Rabatten und Quartieren des Gemüſegartens. Oft läßt man auch da, wo der Stamm umgebogen iſt, einen Aſt ſich entwickeln, der nach der entgegengeſetzten Seite hingeleitet wird (zweiarmiger K.). Bisweilen wechſeln auch wohl die in einer langen Reihe gepflanzten Stämme in ihrer Höhe, ſodaß zwei Reihen von Guirlanden übereinander ſtehen. Für den horizontalen K. verwendet mon vorzugsweiſe früh tragbare Apfelſorten, wie weiße Wintercalville, pariſer Ramdourrenette u. a., aber auch Birnen und ſelbſt Johannis- und Stachelbeeren.

Der ſenkrechte K. eignet ſich nur für hohe Mauern; die aſtloſen Stämme können 50 cm voneinander entfernt gepflanzt und ziemlich hoch geführt werden. Haben ſie ihre volle Höhe erreicht, ſo unterwirft man ſie in jedem Herbſt dem Wurzelſchnitt. Andern Kunſtformen gegenüber gewähren dieſe Bäumchen den Vorteil, daß ſie leicht zu erziehen ſind, früher tragbar werden und gegen Nachtfröſte leichter zu ſchützen ſind. Auch kann man auf beſchränktem Raume eine entſprechend größere Anzahl von Sorten anpflanzen. Dieſe Form iſt vorzugsweiſe für Äpfel und Birnen geeignet, während man für den ſchrägen K. auch Pfirſiche und Pflaumen benutzen kann.

Kordoniſt, Soldat, der zu einem Grenzkordon gehört; in Bayern früher ſoviel wie Gendarm.

Kordonnetſeide, ſ. Cordonnierte Seide.

Kordonſyſtem, ſ. unter Kordon (milit.).

Korduan (frz. cordouan, engl. cordoran leather), eine Art Saffian, nach der ſpan. Stadt Cordova genannt, wo derſelbe zuerſt bereitet wurde. (S. unter Leder.)

Kore (grch.), d. h. junges Mädchen, beſonders im attiſchen Kultus übliche Bezeichnung der Perſephone.

Korea, von den Eingeborenen Korio oder Kokore, von den Japanern Korai, von den Chineſen Kaoli (in älterer Zeit Tſchao-Sjan, d. h. Oſtland) genannt, iſt ein Königreich, welches mit einem Flächenraume von 218 192 qkm die große, nordöſtlich von China gelegene, ſich in ſüdl. Richtung von der Mandſchurei bis in die Nähe der japan. Inſel Kiuſiu erſtreckende Halbinſel einnimmt. Grenzen derſelben ſind: gegen N. und NO. das Schneegebirge Schan-jan-alin und unweit der Küſte der K. von der ruſſ. Küſtenprovinz trennende Fluß Tuman-kang; gegen NW. und W. die chineſ. Landſchaft Schingking und das Gelbe Meer; gegen S. die Straße von K. und gegen O. die Japaniſche See. Da das ſchmale K. in der Richtung ſeiner Längenachſe von einer die Waſſerſcheide bildenden Gebirgskette durchzogen wird, haben ſich daſelbſt größere für Schiffahrt und Binnenverkehr zu benutzende Flüſſe nicht entwickelt. Die Küſte, namentlich die öſtliche, iſt ſteil und hoch. Unweit der Weſtküſte liegt der aus ſehr zahlreichen kleinen, nur zum Teil bewohnten Inſeln beſtehende Koreaſche Archipel, weiter von der Küſte entfernt, der Südſpitze der Halbinſel gegenüber, die größere Inſel Quelpart. Obſchon zwiſchen 34—43° nördl. Br. gelegen, hat K. ein ziemlich rauhes Klima und bei auffallend heißen Sommern ſehr kalte Winter. K. iſt in den minder hohen Gegenden und den Thälern der mittlern und ſüdl. Provinzen ein fruchtbares Land, das vorzüglich Reis, Getreide, Tabak, Obſt, Baumwolle, Hanf und in den nördlichern, mit großen Wäldern bedeckten Gegenden die Ginſengpflanze erzeugt. Der Königstiger ſtreift in K. bis über 42° nördl. Br. hinaus, und Tigerfelle gehören mit zu den Ausfuhrartikeln. Die Viehzucht wird in K. ſelbſt ſehr wenig betrieben, nur auf der Inſel Quelpart beſteht ſtarke Pferdezucht, welche das ganze Land verſorgt. Der Bergbau auf edle Metalle, deren Ausbeutung Monopol der Regierung iſt, wird ſehr läſſig betrieben, dagegen wird aus dem Flußſande heimlich einiges Gold gewonnen. (Vgl. Karte: China, Korea und Japan, Bd. IV, S. 275.)

Die Bewohner K.s gehören der hochaſiat. Raſſe an und zeigen phyſiſch mehr mit den Japanern als mit den Chineſen eine gewiſſe Verwandtſchaft. Doch ſind ſie größer und kräftiger als die Japaner und zeichnen ſich durch eine gewiſſe Energie und Intelligenz aus, eine Folge der Miſchung mehrerer Stämme, aus welchen ſie hervorgegangen ſind. Unter den letztern Stämmen werden namentlich die in der Geſchichte Hochaſiens bekannten Sien-pi und die im Süden der Halbinſel wohnenden Han erwähnt. Der Sprache nach zeigen die Koreaner mit keinem Volke Aſiens nähere Verwandtſchaft. Sie gehört morphologiſch nicht den einſilbigen Sprachen Südoſtaſiens an, ſondern, gleich dem Japaniſchen, den mehrſilbigen Sprachen des Nordens. Sie iſt mit einer Menge chineſ. Lehnwörter erfüllt, welche nicht der Schriftſprache, ſondern einem nördl. Volksdialekt angehören. Sie wird ſowohl mit der im Lande allgemein verſtändlichen chineſ. Schrift geſchrieben, als auch mit einer einheimiſchen Schrift, welche aus der indiſchen hervorgegangen iſt, daher mit der Einführung des Buddhismus zuſammenhängt. Die Zahl der Bevölkerung beträgt nach japan. Nachrichten 7 294 867, doch ſoll 1881 eine Zählung eine Bevölkerung von 16 227 885 Seelen ergeben haben. Die Einwohner ſind Buddhiſten mit Ausnahme einiger tauſend röm.-kath. Chriſten. Berühmt iſt ihr Papier, von dem große Mengen nach China ausgeführt werden, und von welchem verſchiedene Arten ſtatt des Leders zur Anfertigung von Hüten, Regenſchirmen, Säcken und ſogar dauerhaften Mänteln dienen. Ihre Töpfer- und groben Porzellanwaren bilden einen Hauptzweig der inländiſchen Gewerbthätigkeit. Ihre Gewebe aus Hanf und Baumwolle ſind grob, ihre

Seidenwaren nehmen dicht als fein. Ginseng, Felle, Papier, grobe Thonwaren, Goldstaub und Tripang bilden die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel. Die Einfuhrartikel bestehen hauptsächlich in Kupfer, Zinn, Garnen, Geweben, Glas und Schwefelhölzern. In den Vertragshäfen wurden 1883 von Japanern für 852696 Yens Waren importiert. Die Koreaner sind tüchtige Seeleute und Fischer, die selbst Walfischfang längs der Küste betreiben. K. war von den ostasiat. Ländern das letzte, welches noch bis vor kurzem an dem System gänzlicher Abschließung von den westl. Völkern beharrte. Der Handelsverkehr zwischen K. und China ist wenig bedeutend und fand früher nur über Land, auf einem schmalen, über ein durchaus wüstes und unbewohntes neutrales Grenzland führenden Wege statt. Die Handelsbeziehungen von K. mit Japan, welche bisher noch unbedeutender als die mit China waren, haben sich in neuester Zeit sehr entwickelt. Über die innern Zustände von K. fehlen zuverlässige Berichte. Man weiß nur, daß an der Spitze des Staats ein unumschränkt herrschender König (seit 1863 Tai Tschy) steht, mit einem zahlreichen, dem chinesischen nachgebildeten Personal von Hof- und Reichsbeamten, und daß das Reich aus 8 Provinzen besteht, welche in 360 Bezirke geteilt sind. Die Hauptstadt des Landes und Residenz des Königs ist Söul, am Flusse Kan-kiang, mit 199127 E. (nach japan. Nachrichten; nach einer Angabe des Korvettenkapitäns Herbig hat Söul 250000 E.).

Die älteste Geschichte von K. ist sehr dunkel und wird nur teilweise durch Streiflichter aus der chines. Geschichte erhellt. Für älteste Bewohner Koreas werden die von den Chinesen so genannten Han im Süden der Halbinsel gehalten, obgleich sie später als die Bewohner ihres nördl. Teils bekannt wurden. Die ersten Mitteilungen eines Europäers über K. sind die des Holländers Heinrich Hamel, 1688, der 1654 an der Insel Quelpart Schiffbruch erlitten und mit 13 Leidensgefährten 13 Jahre in K. in Gefangenschaft zugebracht hatte. Weitere Nachrichten über K. gewährten die Berichte der hauptsächlich zum Zwecke der Küstenaufnahme von den Franzosen, Engländern und Amerikanern ausgesandten Expeditionen. Als im Jan. 1866 eine russ. Fregatte an der Küste von K. erschien, um über die Abtretung eines Landstrichs an Rußland zu unterhandeln, steigerte sich bei der Regierung von K. der Haß und das Mißtrauen gegen die Europäer in dem Maße, daß im März desselben Jahres in der Hauptstadt, wo seit 1837 röm.-kath. Missionare nicht ohne Erfolg das Christentum lehrten, 9 von ihnen, hauptsächlich Franzosen, hingerichtet wurden. Um hierfür Rache zu nehmen, fuhr der franz. Kontreadmiral Roze Ende Okt. 1866 mit der Korvette Primauguet und zwei kleinen Dampfern den Fluß Kan-kiang hinauf, beschoß die Stadt Kang-hoa, und verbrannte die Regierungsmagazine daselbst. In den J. 1871 und 1872 schickte Nordamerika Expeditionen nach K., angeblich um die Bevölkerung derselben zur Rechenschaft zu ziehen wegen Ermordung der Bemannung des 1866 an der Küste der Halbinsel gestrandeten nordamerik. Schoners General Sherman. Das seit dem 17. Jahrh. bestehende Vasallenverhältnis K.s zu China, welches sich auf Anzeige eines Thronwechsels und Sendung einer jährlichen Gesandtschaft beschränkte, wurde zuerst von Japan durchbrochen, indem letzteres durch den Vertrag von Söul am 27. Febr. 1876 die Unabhängigkeit von Korea anerkannte, und dagegen die Eröffnung mehrerer Häfen für japan. Unterthanen und das Recht konsularischer Vertretung erlangte; 1877 wurde den Japanern Fusan an der Südküste, 1880 Gensan an der Ostküste, 1881 Ningseng oder Jinsen an der Westküste eröffnet; seit 1877 befindet sich ein japan. Ministerresident in Söul. Hierauf schloß 5. Mai 1882 der amerik. Commodore Schufeldt einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit K., der im Juli den Ausbruch einer Emeute gegen die Fremden verursachte, welcher aber bald unterdrückt wurde. Am 26. Nov. 1883 wurde ein Handelsvertrag mit Großbritannien und gleichzeitig mit dem Deutschen Reiche abgeschlossen; ferner sind am 26. Juni 1884 mit Italien und am 7. Juli 1884 mit Rußland Verträge abgeschlossen worden, die identisch sind mit den mit Deutschland und Großbritannien unterzeichneten. Angehörigen dieser Staaten sind jetzt gleichfalls die Häfen Chimulpo (Ningseng), Fusan und Gensan geöffnet. Anfang Dezember 1884 kam es in Söul zu blutigen Parteikämpfen; die Anhänger japan. Einflusses ermordeten zuerst sieben Minister, welche in dem Verdacht standen, die chines. Interessen zu begünstigen, und zwangen den König, ein ihm von den Japanern bezeichnetes Kabinett zu ernennen. Letzteres brachte die Chinesen derartig auf, daß sie mehrere der neuen Minister, sowie einen Sohn des Königs, bei einem vom Könige zu Ehren des engl. Generalkonsuls gegebenen Bankett, niedermachten und das Gebäude der japanes. Gesandtschaft niederbrannten (7. Dez.). China und Japan sandten hierauf gemeinschaftlich Truppen nach K., um dort die gestörte Ordnung wiederherzustellen.

Litteratur. Klaproth, «San kokf tsou ran to sets ou aperçu général des trois royaumes» (Par. 1832); Dallet, «Histoire de l'église de Corée» (2 Bde., Par. 1874); E. Oppert, «A forbidden land: voyages to the Corea» (Lond. 1880; deutsch «Ein verschlossenes Land. Reisen nach Corea», Lpz. 1880); Roß, «History of Corea» (Lond. 1880); Griffis, «Corea, the hermit nation» (Lond. 1882). Über die Sprache vgl. Friedr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 2, Abteil. 2, Wien 1882).

Korein, arab. Stadt, s. unter El-Hasa.

Koreisch (richtiger Kuraisch) ist der Name des arab. Stammes, welcher in Mekka in Arabien seinen Wohnsitz hatte und zu dem der Prophet Mohammed gehörte. Als der Stammvater des Stammes wird Fihr-Kuraisch genannt, dessen Lebenszeit in die erste Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr. fällt. Seine zahlreichen Nachkommen gewannen nach und nach eine so ansehnliche Stellung in Mekka, daß ihren Händen die Oberaufsicht über die Kaaba, das Centralheiligtum der Araber, anvertraut wurde und daß sie dadurch entschieden die Übermacht über die andern arab. Stämme erhielten. Ihr Dialekt galt für einen der besten arab. Dialekte und wurde dadurch, daß der Koran in ihm geschrieben ist, zu der eigentlichen Schriftsprache der Araber.

Koremorphose, s. unter Pupille.

Korennaja-Pustyna, s. unter Kursk.

Koresch, der biblische Name des Cyrus (s. d.).

Korff (Baron, später Graf, Modest Andrejewitsch), russ. Staatsbeamter und Schriftsteller, geb. 11. Sept. 1800 in Petersburg, erhielt seine Erziehung in Zarskoje-Selo gleichzeitig mit Puschkin und dem spätern Reichskanzler Gortschakow. Er

trat 1831 in den Staatsdienst, ward Mitglied des Staatsrats und 1849 Direktor der kaiserl. öffentlichen Bibliothek in Petersburg, die er bis 1861 verwaltete und um deren Organisierung und Bereicherung er sich sehr verdient machte. Im Auftrag des Kaisers Nikolaus beschrieb er die Vorgänge am 14. (26.) Dez. 1825 (den Dekabristen-Aufstand). Sein Hauptwerk ist: «Das Leben des Grafen Speranskij» (2 Bde., 1861). K. starb 14. Jan. 1876.

Korfú, die nördlichste der seit 1864 zum Königreich Griechenland gehörenden Jonischen Inseln (s. d.), im Altertum Korcyra (s. d.) genannt, enthält auf 712 qkm (1879) mit den kleinen Inseln Fano (Othonus), Merlera (Erikusa) und Samothraki (Salmastraki) 78024 E., meist Griechen. Die Insel ist, abgesehen von dem sandigen Boden des südlichsten Teils, sehr fruchtbar an Öl, Wein, Honig, Gartenfrüchten, besonders Feigen u. s. w. Sie ist durchgehends gebirgig, landschaftlich überaus reizvoll. Der Hauptausfuhrartikel ist Olivenöl; eingeführt wird namentlich Getreide aus Rußland, Gewebe und Garn aus England. K. teilte seit dem Mittelalter im allgemeinen das Schicksal der übrigen Jonischen Inseln. Nachdem es zweimal von den Normannen den byzant. Kaisern entrissen und von diesen zurückgewonnen worden und 1267 in die Gewalt Karls von Anjou gekommen war, überlieferte es sich 1386 den Venetianern, die 1537 sowie 1716 zwei Landungen und heftige Angriffe der Türken tapfer zurückwiesen. Besonders ist die letztere Kriegsthat berühmt, wobei Graf von der Schulenburg die Festung K. glorreich verteidigte. K. bildet mit Paxo, Sta.-Maura und einigen kleinern Inseln eine griech. Nomarchie von 1092 qkm mit (1879) 106109 E. Vgl. Gregorovius, «K. Eine ion. Idylle» (2. Aufl., Lpz. 1884); A. Freiherr von Warsberg, «Odysseische Landschaften» (1. u. 2. Bd., Wien 1878).

Die Hauptstadt Korfu, Sitz eines griech. Nomarchen, eines Appellationsgerichts, eines griech. Metropoliten und eines kath. Erzbischofs, hat einen sichern und geräumigen Hafen, ansehnliche Schiffswerfte und (1879) 16515 E., die bedeutenden Handel treiben. Die Stadt besitzt 43 Kirchen, eine öffentliche Bibliothek von 40000 Bänden; die 1823 gestiftete Universität wurde 1865 aufgehoben und in ein Lyceum umgewandelt.

Kori, soviel wie Kauri (s. d.).

Koriander, Pflanze, s. Coriandrum.

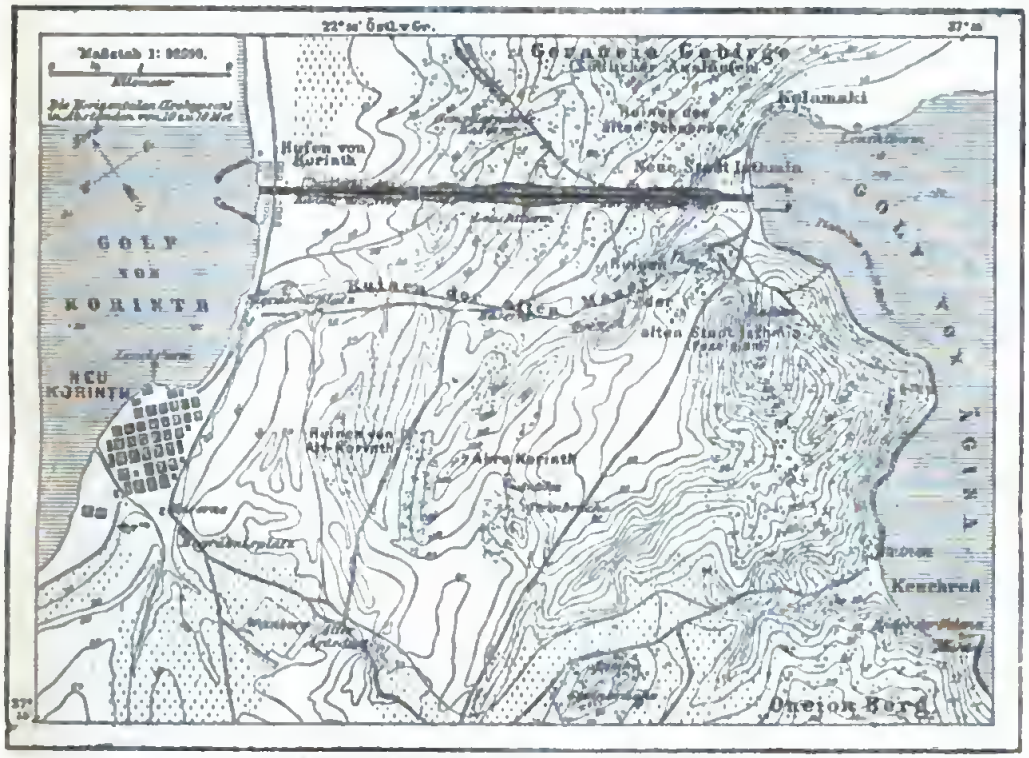
Korinna, eine, wie es heißt, durch Schönheit ausgezeichnete lyrische Dichterin der Griechen, um 500 v. Chr., mit dem Beinamen Myia, die Fliege, stammte aus Tanagra in Böotien, hielt sich aber häufig zu Theben auf, weshalb sie bisweilen auch eine Thebanerin genannt wird. Sie soll fünfmal in musischen Wettkämpfen den Preis davongetragen und in einem solchen selbst Pindar, dessen ältere Zeitgenossin sie war, besiegt haben. Ihr Bild war in dem Gymnasium zu Tanagra angebracht. Von ihren in dem äol. Dialekt ihrer Heimat verfaßten Gedichten sind nur noch wenige Bruchstücke vorhanden, welche am besten von Bergk in «Lyrici poetae Graeci» (Lpz. 1843; 4. Aufl. 1882), mit deutscher Übersetzung von Hartung in den «Griech. Lyrikern» (Bd. 6, Lpz. 1857) herausgegeben worden sind.

Korinth (grch. Korinthos), vor und nach Athens Blüte die angesehenste und reichste Handelsstadt des alten Griechenland, verdankte ihre Bedeutung ihrer unvergleichlichen Lage am südl. Ende des Isthmus, der natürlichen Brücke zwischen dem Peloponnes und dem nördl. Griechenland, zwischen zwei Golfen (dem Korinthischen und Saronischen), welche gute Häfen (Lechäon im W., Schoenos und Kenchreä im O., die beiden erstern durch den sog. Diolkos, eine breite Fahrbahn, auf welcher Waren und kleinere Schiffe über den Isthmus transportiert wurden, untereinander verbunden) zum Verkehr mit dem O. wie mit dem W. darboten. Die Stelle der Stadt ist eine tafelförmige Hochfläche am nördl. Fuße eines steilen Felsbergs, dessen umfänglicher Gipfel die Akropolis (Akrokorinthos), eine der stärksten Festungen des Peloponnes und der Schlüssel dieser Halbinsel, einnahm. Diese Stätte, wo in sehr frühen Zeiten auch phönik. Ansiedler sich niederließen und ihre Kultur und Kulte einbürgerten, kam infolge der dor. Wanderung unter die Herrschaft dor. Könige aus dem Geschlecht der Herakliden, welche dann in eine Aristokratie überging, wo die zu den Heraklíden gehörige Familie der Bakchiaden im bleibenden Besitze der Regierung war. Schon unter der Herrschaft dieser wurden zur Förderung des Handels nach Westen Kolonien auf der Insel Korkyra und auf Sicilien (Syrakus) gegründet (734 v. Chr.). Nach Vertreibung der Bakchiaden trat 655 Kypselos als Tyrannos (Burgherr, Fürst) an die Spitze des Staats. Sowohl er als auch sein Sohn und Nachfolger Periandros (625—585 v. Chr.) sicherten durch Anlage einer Kette von Handelsstationen auf den Küsten von Ätolien, Akarnanien, Epirus und Illyrien ihrer Stadt die Alleinherrschaft im westl. Meere und hoben zugleich durch Gründung der Kolonie Potidäa auf der thraz. Halbinsel Pallene und durch Anknüpfung von Verbindungen mit den griech. Städten Kleinasiens und mit den Königen von Lydien und Ägypten ihre Macht und ihren Einfluß im Osten. Auch beförderten sie Industrie und Kunst, wie besonders den Schiffbau, die Architektur, die Plastik in Thon und in Erz. Nachdem Perianders Neffe, Psammetichos, mit Hilfe der Spartaner gestürzt worden war (581 v. Chr.), wurde eine gemäßigt aristokratische Verfassung eingerichtet; die Stadt trat dem Bunde der peloponnes. Staaten unter Spartas Hegemonie bei und nahm als Glied desselben teil an dem Peloponnesischen Kriege, aus dem sie ungeschmälert an Macht und Reichtum hervorging. Die Zahl der Bevölkerung wuchs fortwährend, ebenso steigerte sich immer der Zufluß von Fremden, die teils Handelsgeschäfte, teils die berühmten Isthmischen Spiele nach der an Glanz und Pracht ihrer Gebäude, aber auch an Üppigkeit und Gefahren für leichtsinnige Verschwender (besonders waren in dieser Hinsicht die korinth. Hetären berüchtigt) von keiner griech. Stadt des Altertums übertroffenen Metropole führten.

Der sog. Korinthische Krieg zwischen den Spartanern und den verbündeten Thebanern, Argivern, Athenern und Korinthern (395—387) brachte der Stadt zwar manche schwere Verluste, doch erholte sie sich davon bald wieder. Gefährlicher und drückender wurde für sie der Verlust ihrer Selbständigkeit durch die Oberherrschaft der Macedonier über Griechenland, besonders als sie 337 v. Chr. gezwungen wurde, eine macedon. Besatzung in Akrokorinth aufzunehmen. Polit. Bedeutung erlangte sie wieder nach Vertreibung derselben durch ihren Beitritt zum Achäischen Bunde (243 v. Chr.). In dem Kriege der Achäer gegen Rom durch den röm. Konsul Mummius (146 v. Chr.) zerstört, lag

ſie über 100 Jahre in Trümmern, bis Julius Cäſar auf der verödeten Stätte eine röm. Kolonie unter dem Namen Laus Julia Corinthus anlegte (44 v. Chr.), die in der röm. Kaiſerzeit als Sitz des Statthalters der Provinz Achaia und als große Handelsſtadt einen erheblichen Teil ihres alten Glanzes wiedergewann und auch eine der erſten Pflanzſtätten des Chriſtentums auf griech. Boden wurde. In byzant. Zeit Sitz der Statthalter des Peloponneſos, von 1210 bis 1395 in den Händen der fränk. Eroberer Griechenlands, 1458 von den Osmanen erobert, 1682—1715 in den Händen der Venetianer, hat in unſerm Jahrhundert das heruntergekommene K. durch die Kämpfe im neugriech. Unabhängigkeitskriege, ſpäter durch wiederholte Erdbeben ſchwer gelitten. Seit dem Erdbeben vom 21. Febr. 1858 iſt die Stadt von dem alten Platze 5 km nordöſtlich auf den eigentlichen Iſthmus, unweit der Stelle des antiken Hafens Lechaon, verlegt worden. **Nea-Korinthos** (Neu-Korinth) mit (1879) 7575 E. iſt der Hauptort der zur Nomarchie Argolis und Korinthia gehörigen Eparchie Korinthia.

An der Stelle der im Febr. 1858 zerſtörten Stadt liegen nur noch die wenigen Häuſer des jetzigen Dorfs **Paläa-Korinthos** (Alt-Korinth) mit den Säulen eines antiken Tempels, wohl des älteſten noch vorhandenen dor. Baudenkmals in Griechenland. Etwa 2,5 km im ONO. von Nea-Korinthos befindet ſich die Einfahrt zum **Kanal von Korinth**, welcher den Meerbuſen von K. mit dem von Ägina verbindet und dem Seeverkehr aus dem weſtl. Mittelmeer nach den Küſten des Ägäiſchen, Marmara- und Schwarzen Meeres den großen Umweg um den ganzen Peloponnes erſpa-



Der Iſthmus von Korinth mit dem im Bau befindlichen Kanal.

ren wird; der Kanal durchzieht in einer Länge von 5,8 km den **Iſthmus** (ſ. d.) **von Korinth** an ſeiner ſchmalſten Stelle in ſüdöſtl. Richtung und mündet in den Golf von Ägina 1 km öſtlich von Kalamaki bei der neuangelegten Stadt Iſthmia. Der bereits im Altertum mehrfach (z. B. von Nero) gefaßte Plan einer Durchſtechung des Iſthmus von K. wurde in neueſter Zeit wieder aufgenommen, und 1881 erteilte die griech. Regierung einer Geſellſchaft unter Vorſitz des Generals Türr die Konzeſſion für Anlegung des Kanals, deſſen Ausführung im Winter 1881—82 begonnen wurde.

Die hiſtor. Litteratur über K. ſ. u. **Griechenland**.

Korinthen oder **Kleine Roſinen** (Passulae minores der Apotheken) ſind die getrockneten roten oder blauen Beeren einer kleinfruchtigen, kernloſen Spielart des gemeinen Weinſtocks (Vitis vinifera apyrena), welche im Orient und vorzugsweiſe in Griechenland kultiviert wird. Ihren Namen haben ſie von der Stadt Korinth, in deren Gegend ſie zuerſt gezogen worden ſein ſollen. Sie ſind ſehr klein, ungleich, rund, dünnhäutig und ſehr ſüß, am geſchätzteſten die von der Inſel Zante kommenden. Wegen ihrer Süßigkeit, Verteilbarkeit und Kernloſigkeit ſind ſie zu Gebäcken, wie auch zu allerhand Bruhen u. ſ. w. ſehr beliebt. Da ſie einen Hauptausfuhrartikel Griechenlands ausmachen, ſo iſt ihre Mißernte für das Land überaus drückend. In einigen Gegenden Griechenlands wird aus den Korinthentrauben auch ein ſüßer, ölartiger Wein, der **Korinthenwein** gewonnen, der in Deutſchland nicht ſelten als Façonwein nachgeahmt wird.

Korinther (Briefe an die) heißen zwei im Neuen Teſtament enthaltene Sendſchreiben des Apoſtels Paulus. Dieſelben ſind an die von Paulus auf

ſeiner ſog. zweiten Miſſionsreiſe im Herbſt 53 oder Frühling 54 geſtiftete, größtenteils aus geborenen Heiden beſtehende Gemeinde gerichtet. Nach 1½jährigem Aufenthalt in Korinth hatte Paulus die Stadt verlaſſen, kehrte aber noch zweimal dahin zurück, um die Gemeindeverhältniſſe zu ordnen und ſein durch judenchriſtl. Gegner ſtark erſchüttertes Anſehen wieder zu befeſtigen. Die im Kanon erhaltenen beiden Briefe ſind nur ein Teil der vom Apoſtel nach Korinth gerichteten Korreſpondenz. Dem erſten Briefe iſt jedenfalls ein jetzt verlorener Brief vorangegangen, aber auch zwiſchen dem erſten und dem zweiten kanoniſchen Briefe liegt wahrſcheinlich noch ein anderer in der Mitte, der nach den einen verloren, nach den andern in den vier letzten Kapiteln des jetzigen zweiten Briefs noch erhalten iſt. Der erſte Brief an die Korinther, geſchrieben in Epheſus Oſtern 57, behandelt eine Reihe von Mißſtänden in der Gemeinde, das dortige Parteiweſen, die eingeriſſene ſittliche Laxheit namentlich in geſchlechtlicher Beziehung, die Streitigkeiten über Ehe und Eheſcheidung, über den Genuß von Götzenopferfleiſch, über die Feier des Heiligen Abendmahls, die Überſchätzung der ſog. Geiſtesgaben und die Zweifel an der Auferſtehung der Toten. Der zweite Brief, geſchrieben 58, enthält in ſeinen vier letzten Kapiteln eine heftige Polemik des Paulus gegen ſeine judenchriſtl. Gegner, in den ſieben erſten Kapiteln warme Herzensergüſſe des Apoſtels über ſein perſönliches Geſchick und ſein Verhältnis zu der Gemeinde, über die ungerechten Anklagen der Gegner, über die Herrlichkeit der neuen Religion des Geiſtes gegenüber der alten Buchſtabenreligion, über das künftige Gericht und die Geſchicke nach dem Tode. Kap. 8 und 9 enthalten eine Empfehlung der von Paulus veranſtalteten Sammlung für die armen Chriſten in Jeruſalem.

Die beſten Kommentare lieferten zu beiden Briefen Rückert (2 Bde., Lpz. 1836 u. 1837), Oſiander (Stuttg. 1847 u. 1858), Meyer (5. Aufl., Gött. 1870; 6. Aufl. von Heinrici, 1881), De Wette (2. Aufl., Lpz. 1845; 3. Aufl., beſorgt von Meßner, 1855), Hofmann (Erlangen 1864 u. 1866), Hofſten, «Das Evangelium des Paulus» (Bd. 1, Berl. 1880), zum erſten Brief Heinrici (Berl. 1880), zum zweiten Klöpper (Berl. 1874). Vgl. auch Baur, «Paulus» (Bd. 2, 2. Aufl., Lpz. 1867); Hausrath, «Der Vierkapitelbrief des Paulus an die Korinther» (Heidelb. 1870); Weizſäcker, «Paulus und die Gemeinde zu Korinth» («Jahrbücher für deutſche Theologie», 1876); Heinrici, «Die Chriſtengemeinde Korinths» («Zeitſchrift für wiſſenſchaftliche Theologie», 1876).

Korinthiſches Erz (aes Corinthium), eine im Altertum höchſt geſchätzte und berühmte Kompoſitionsmaſſe verſchiedener Metalle, über deren Entſtehung und Beſtandteile die Nachrichten der Alten ſelbſt nicht gleichlauten. Nach einer ſpäter verbreiteten fagenhaften Nachricht ſoll ſie bei der Zerſtörung Korinths durch Mummius (146 v. Chr.) durch das Zuſammenfließen metallener Statuen und Geräte im Brande entſtanden ſein. In der That war aber dieſe Legierung ſchon Jahrhunderte früher vorhanden. Bei Plinius heißt es: «Schmilzt man Gold und Silber zuſammen, ſo entſteht das Elektrum, und ſetzt man Kupfer hinzu, ſo entſteht das Korinthiſche Erz.» Aller Wahrſcheinlichkeit nach war alſo dasſelbe eine Bronzelegierung mit Beimiſchung edler Metalle. Daher iſt es auch erklärlich, wenn es heißt, daß die Farbe verſchieden ſei, bald weißlicher, bald dunkler, je nachdem mehr oder weniger Silber oder Gold den Zuſatz bildete. Als Stoff ſchon hoch geſchätzt, wurde es daher auch vorzugsweiſe zu Statuen und Luxusgeräten, insbeſondere für die Tafel und die Gemächer der reichen und vornehmen Römer, verwendet. Arbeiten aus dieſem Erz bildeten Gegenſtände der Kunſtliebhaber und Sammler. Vgl. Bidra, «Die Bronze- und Kupferlegierungen der alten Völker» (Erlangen 1869).

Korinthiſcher Krieg, ſ. unter Korinth.

Korinthiſcher Stil, ſ. unter Bauſtile, Bd. II, S. 605ᵃ.

Koſiſtka (Karl Ritter von), namhafter Lehrer der Technik und Geograph, geb. 7. Febr. 1825 zu Brüſau in Mähren, ſtudierte in Wien und an der Berg- und Forſtakademie zu Schemnitz. Nachdem er kurze Zeit im praktiſchen Staatsdienſt verbracht, ward er Lehrer in Schemnitz, dann Profeſſor in Brünn; 1851 an die Polytechniſche Schule in Prag berufen, ward er daſelbſt Profeſſor der Mathematik und Geodäſie und blieb nach der Teilung der Schule in eine deutſche und czech. Anſtalt bei der erſtern. K. erwarb ſich ein großes Verdienſt um die Vervollkommnung des techniſchen und gewerblichen Unterrichts in Öſterreich; er machte zu dem Zweck verſchiedene Inſtruktionsreiſen im Auslande und legte ſeine Erfahrungen nieder in «Der höhere techniſche Unterricht in Deutſchland, in der Schweiz, Frankreich, Belgien und England» (Gotha 1863). Insbeſondere wurde durch ſeine Bemühungen 1864 die prager, ſpäter auch andere öſterr. polytechniſche Schulen zu Hochſchulen erhoben. In wiſſenſchaftlicher Beziehung widmete ſich K. beſonders der Erforſchung charakteriſtiſcher Formen der Erdoberfläche. Er bereiſte zu dem Zweck die Alpen, Böhmen, Mähren, die Karpaten, das ſüdl. Frankreich, Italien, Schweden, Finland und Rußland, veranſtaltete dabei zahlreiche Höhenmeſſungen und Nivellements und legte ſie in Kartenwerken dar teils mit, teils ohne Text. Außer Arbeiten in Zeitſchriften (meiſt deutſchen, einiges auch in czechiſchen und franzöſiſchen) ſchrieb er: «Studien über die Methoden und die Benutzung hypſometriſcher Arbeiten» (Gotha 1858), «Die Markgrafſchaft Mähren und das Herzogtum Schleſien in ihren geogr. Verhältniſſen» (Wien 1860), «Hypſometrie von Mähren und Schleſien» (Brünn 1863), «Die hohe Tatra» (Gotha 1864), «Das Mittel- und Sandſteingebirge in Böhmen» (Prag 1869), «Das Iſer- und Rieſengebirge» (Prag 1877). Auch war K. 1867—69 Abgeordneter für Přibram im böhm. Landtag und öſterr. Reichsrat.

Korjäken, Völkerſtamm im ruſſ.-ſibir. Küſtengebiet, an den Buchten von Giſchiga und Penſchina bis nördlich an das Kap Pokatſchinskij, erſtreckt ſich ſüdlich nach Kamtſchatka hinein bis zum Ukoi im O. und zum Flüßchen Charinska im W. Unabhängig von dieſen lebt noch eine kleine Anzahl im Gebiete von Ochotsk. Die K. zerfallen in ſeßhafte und nomadiſierende. Die Geſamtzahl beläuft ſich nur noch auf etwa 4500 Köpfe. Das Geſicht iſt rund, die Geſichtsmuskeln treten nur mäßig hervor, die Augen ſind klein, die Naſe hervorſpringend und nicht ſelten gebogen, der Mund iſt groß, die Geſichtsfarbe iſt hellbraun, der Bart ſehr ſpärlich, die Haare ſchwarz. Die K. ſind von mittlerer Körpergröße, doch kräftig und wohlgebaut. Nur einige ſeßhafte Stämme haben das Chriſtentum angenommen; die übrigen ſowie die nomadiſierenden bekennen ſich zum Schamanismus. Ein

merkwürdiger Gebrauch bei den K. ist das Erstechen der Sterbenden, das entweder von diesen selbst oder von einem ihrer Verwandten vollzogen wird. Die nomadisierenden K. leben in Jurten. Das zahme Renntier bildet ihren einzigen Reichtum. Manche Familien besitzen Herden von 20000 Stück. Die Hauptbeschäftigung der seßhaften K. ist die Jagd; sie zerfallen in vier Stämme: Olutoren, Kamenen und Parenen, Pallanen, Ukiner. Die K. gleichen in ihrem äußern den Tschuktschen (s. d.), mit denen sie nahe verwandt sind, in Sprache, Sitten und Lebensweise.

Korjatskaja-Sopka, Vulkan in Kamtschatka, s. unter Awatscha.

Kork nennt man in der Botanik dasjenige Gewebe, welches an ältern Stamm- oder Wurzelorganen der meisten Phanerogamen die Epidermis ersetzt. Die letztere wird an den dicker werdenden Zweigen und Stämmen oder Wurzeln in der Regel bald zersprengt und schließlich abgeworfen; an ihrer Stelle entwickelt sich nunmehr ein neues Hautgewebe, das sog. Periderm (s. d.). Dasselbe wird aus einer meristematischen Schicht, deren Entstehungsort entweder die Epidermis selbst oder eine direkt darunter oder endlich auch eine noch weiter im Innern liegende Zellschicht sein kann. Durch mehr oder weniger zahlreiche Teilungen in tangentialer Richtung wird von jener Schicht, die man als Phellogen bezeichnet, eine je nach der Anzahl der Teilungen dünnere oder dickere Lage von Zellen nach außen abgeschieden, deren Membranen durch eine chem. oder physik. Veränderung die Eigenschaft erlangen, für Wasser und Gase nur sehr schwer durchlässig zu sein. Es soll dies nach neuern Untersuchungen dadurch bewirkt werden, daß ein wachs- oder fettartiger Körper, das sog. Suberin (s. d.), in den Wandungen gebildet wird. Durch jene wichtige Eigenschaft sind die vom Phellogen nach außen gebildeten Zellen, die Korkzellen, im Stande, als Hautgewebe zu fungieren, d. h. diejenigen Organe, welche von ihnen bedeckt werden, vor Verdunstung, schnellen Temperaturwechsel u. s. w. zu schützen. Da entweder das Phellogen im Stande ist, dem Dickenwachstum der Stämme oder Wurzeln lange Zeit zu folgen, oder bei vielen Pflanzen successive neue Phellogene innerhalb der ersten gebildet werden, so kann auch immerfort Neubildung von Korkzellen stattfinden. Ein schützendes Hautgewebe ist deshalb stets vorhanden.

In den meisten Fällen erreicht die von einem Phellogen gebildete Korkschicht nur eine verhältnismäßig geringe Dicke. Bei einigen Pflanzen jedoch entstehen Korklagen von bedeutender Mächtigkeit. Von diesen letztern ist in erster Linie die Korkeiche, Quercus Suber (s. Eiche) zu nennen; ferner sind zu erwähnen mehrere Arten der Gattungen Acer, Ulmus, Aristolochia, Passiflora u. a. Während jedoch bei der letztern die dicken Korklagen in Form von getrennten, leistenförmig nach außen vorragenden Lappen vorkommen, wie besonders schön an jüngern Zweigen von Acer campestre zu sehen ist, wird bei der Korkeiche der K. in zusammenhängenden Platten gebildet, die bis zu 20 cm dick werden können. Der K. von Acer u. s. w. eignet sich nicht zur technischen Verarbeitung, nur die jungen Zweige von Acer campestre werden wegen ihres eigentümlichen Aussehens zu Pfeifenrohren, Cigarrenspitzen u. dgl. benutzt. Dagegen findet der K. der Korkeiche eine ausgedehnte Verwendung, und mehrere wichtige Industriezweige beschäftigen sich mit der Zurichtung und Verarbeitung desselben.

Die gewöhnliche Art der Gewinnung ist folgende: In den ersten 15 Jahren wird zwar eine ziemlich dicke Korklage an den Bäumen gebildet, doch ist dieselbe wegen der rissigen Beschaffenheit nicht zu gebrauchen, sie wird durch Abschälen entfernt, und bei diesem Abschälen wird die darunter liegende Phellogenschicht zerstört. Es entsteht infolge dessen ein neues Phellogen im Innern der Rinde, welches im Laufe von 3—4 Jahren wiederum eine Korklage erzeugt, die man gewöhnlich ebenfalls entfernt. Nachdem dies geschehen ist, wird wiederum ein Phellogen gebildet, und durch dessen Teilungen entsteht nun im Laufe von etwa 10—12 Jahren eine brauchbare Korkmasse. Ist dieselbe dick genug, so wird sie abgeschält, und da hierbei ganz ebenso wie bei dem Entfernen der frühern Lagen das Phellogen zerstört wird, so entsteht nunmehr ein drittes Phellogen, das im Verlauf von 10—12 Jahren eine neue Korkmasse erzeugt. In dieser Weise findet immer nach einem gewissen Zeitraume das Abschälen, resp. die Neubildung von Phellogen und Kork statt, und dies kann fortgesetzt werden, bis der Baum etwa 150 Jahre alt ist. Der abgeschälte K. wird in Wasser gelegt, dann scharf gepreßt, damit er ebene Platten bilde, worauf man dieselben auf heißen Eisenplatten oder auf erdiger Unterlage unter Anwendung starker Wärme trocknet. Deshalb erscheinen die in den Handel kommenden Korkplatten auf der einen Seite häufig geschwärzt und von feinen Rissen durchzogen.

Die Verarbeitung des K. erfolgte früher allgemein mit der Hand, und zwar mittels messer- oder auch sägenartiger Werkzeuge; zum Glätten werden zuweilen Feilen gebraucht. Die ausgedehnteste Verwendung findet der K. zur Anfertigung von Flaschenstöpseln. Bei der Verarbeitung mit der Hand für diesen Zweck werden die Korkplatten in lange Streifen zerteilt, welche zu würfelförmigen Stücken zugeschnitten werden, wobei man sogleich alle fehlerhaften Stellen entfernt; man bedient sich hierzu des sog. Korkmessers. Die cylindrische Form erhalten die Würfel mittels langer, scharfer Messer, die der Arbeiter von Zeit zu Zeit auf einem Lederstreifen schärft. Um ein glattes Durchschneiden des zähen Materials zu ermöglichen, wird das Messer mittels einer Speckschwarte eingefettet. Der Massenbedarf an Flaschenkorken hat in neuerer Zeit dazu geführt, zur Anfertigung derselben Maschinen zu benutzen, weshalb unter Korkschneidemaschinen speziell solche zur Herstellung von Flaschenkorken verstanden werden. Beim Korkschneiden durch Maschinen geschieht das Zuschneiden mittels schnellrotierender kreisförmiger Messer, unter welchen die Korkplatte geradlinig fortgezogen wird. Das Runden zur Stöpselform erfolgt am besten mittels eines über zwei Scheiben gelegten, scharf geschliffenen Stahlbandes, das durch die Rotation der Scheiben nach einer Richtung gezogen wird, ähnlich wie eine Bandsäge (s. Holzbearbeitungsmaschinen), wodurch einerseits eine kontinuierliche Arbeit erzielt, andererseits aber auch das Schneiden in dem elastischen Material erleichtert wird. Während das Stahlband ununterbrochen schneidet, werden die Korkstücke in Rotation versetzt und es wird dadurch die entsprechende Rundung erreicht. Ein kreisförmiges Messer schneidet hierauf die beiden Stirnflächen des K. gerade. Um das Stahlband scharf

zu erhalten, wird dasselbe durch seitlich angebrachte Schleifscheiben, zwischen denen es bei seiner Bewegung hindurchgeht, geschärft. Eine kontinuierlich arbeitende Maschine liefert in zehn Stunden 20—24000 Bierflaschenstöpsel und bedarf dabei zur Bedienung einen Arbeiter und vier Mädchen.

Außer zu Flaschenstopfeln wird der K. seiner ungemeinen Leichtigkeit wegen zu Fischernetzen, Ankerbojen, Schwimmgürteln und Rettungsbooten, sowie mit Rücksicht auf seine Wasserdichtigkeit und geringe Wärmeleitungsfähigkeit zu Einlegesohlen, zur Umkleidung von Dampfcylindern und Dampfleitungen verwendet; ferner dient derselbe als elastische Unterlage für Amboße u. s. w. Auch werden sehr gefällige Schnitzarbeiten, Nachbildungen von Modellen, Bauwerken, Landschaften u. dgl. in K. (Phelloplastik) ausgeführt. In den korkerzeugenden Ländern, z. B. Spanien, benutzt man dieses Material zu Bedachungen, Fußböden, Sesseln, Bienenstöcken u. s. w. Die bei der Stöpselfabrikation sich ergebenden Abfälle finden zerkleinert als Verpackungsmittel, zur Füllung von Matratzen, zur Herstellung von Kamptuliton und Linoleum (s. d. und Korkteppiche), endlich auch zur Bereitung einer feinen Kohle, die als Farbstoff (Spanisches oder Frankfurter Schwarz) und als Poliermittel geschätzt wird, Verwendung. Die Verarbeitung des K., welche früher fast ausschließlich an den Gewinnungsorten des Rohstoffs, in Spanien und Portugal, im südwestl. Frankreich, in Algier, in den istrischen und dalmatinischen Küstendistrikten, betrieben wurde, hat sich seit einer Reihe von Jahren an mehrern Orten des Deutschen Reichs eingebürgert, so in Thüringen, Baden und Hessen, namentlich aber in Bremen, in Delmenhorst (Oldenburg), sowie in Raschau im sächs. Erzgebirge.

Näheres über die Bildung von K. und Borke bei andern Pflanzen s. unter Periderm.

Kork, Marktflecken im Großherzogtum Baden, Kreis Offenburg, unweit der Kinzig, Station der Linie Appenweier-Kehl der Badischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1092 E. und hat eine Essigfabrik, Acker-, Tabaks- und Hanfbau und bedeutende Viehzucht.

Korkholz nennt man das Holz einiger Pflanzen, das in Betreff der Elasticität, des Verhaltens gegen Flüssigkeit und Gase dem Kork nahekommen soll. Es sind zwar diese Holzarten bereits Gegenstand des Handels, aber sie haben bisjetzt eine so große industrielle Bedeutung wie der Kork bei weitem nicht gewonnen. Als Stammpflanzen des K. sind zu erwähnen zwei Malvaceen, Hibiscus titiaceus *L.* und Ochroma lagopus *Sw.*, beide im tropischen Amerika einheimisch, und der südamerik. Baum Pterocarpus suberosus *L.* Von einigen Sorten des K. sind die Stammpflanzen noch nicht mit Sicherheit ermittelt.

Korkkloster, s. u. Cintra.

Korkmaschine, 1) soviel wie Korkschneidemaschine, s. unter Kork; 2) soviel wie Flaschenverkorkungsmaschine, s. unter Schankgeräte.

Korkpolypen (Alcyonidae) wird eine Familie der achtstrahligen Blumenpolypen (Octactinia, s. d.) genannt, die festsitzende Stöcke ohne Achsenskelett, aber mit einer lederartigen, von Kanälen durchzogenen Grundmasse (Polypar oder Coenenchym) mit nur wenig Kalkkörperchen bilden. Die in dieser Masse sitzenden Polypen sind klein. K. finden sich in allen Meeren; die im Nordatlantischen Ocean vorkommenden gehören zu den größten.

Korkrüster, s. unter Ulme.

Korkschneidemaschine, s. unter Kork.

Korkstöpsel, Korkzellen, s. unter Kork.

Korkteppich, eine gegen Kälte und Feuchtigkeit undurchdringliche und das Geräusch der Schritte fast bis zur Unhörbarkeit dämpfende Fußbodenbekleidung für Zimmer und Korridore, sowie Treppen, welche dadurch hergestellt wird, daß man auf wasserdichtes Segeltuch eine hauptsächlich aus pulverisiertem (geraspeltem) Kork und gekochtem Leinöl bestehende, dem Kautschuk ähnliche Masse (s. Linoleum) aufträgt; zuweilen wird dieselbe mit farbigen Dessins oder mittels eigentümlich konstruierter Maschinen mit gepreßten Mustern versehen. Vor dem für den gleichen Zweck verwendeten Kamptulikon (s. d.) haben die K. den Vorzug, daß sie dem Rissigwerden weniger ausgesetzt sind.

Korkyra, s. Korcyra.

Korkzieher (frz. tire-bouchon, engl. corkscrew), ein zur Entfernung der Korke aus Flaschen dienendes Instrument, welches meist aus einer flach gedrehten Schraube mit Handgriff besteht. Neuerlich hat man auch K., bei welchen der Kork von mehrern Federn erfaßt und gehalten wird. Eine besondere Art der K. sind diejenigen, welche dazu dienen, in das Innere der Flasche hineingedrückte Korke zu entfernen; dieselben bestehen aus drei einzelnen an ihren Enden umgebogenen Drähten, welche, nachdem sie den Kork erfaßt, durch einen übergeschobenen Ring um den Kork zusammengepreßt werden.

Körlin, Stadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Kolberg-K., am Einflusse der Nadü und des Krummwassers in die Persante, Station der Linie Belgard-Kolberg der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 3031 E. und hat Wollspinnerei und Weberei, Leinweberei, Färberei, Bierbrauerei, Metallgießerei und Dampfschneidemühle. K. kam schon 1240 an das Bistum Kammin und ward später Sitz der Bischöfe, welche in dem Schlosse residierten, das vordem ein 1394 gegründetes Kartäuserkloster war. An Stelle desselben ließ 1724 Friedrich Wilhelm I. hier für sich ein Haus erbauen, das aber nicht mehr vorhanden ist.

Kormczaja kniga (vom altruss. korma, das Steuerruder), das Steuerbuch der (russ.) Kirche, der Codex, in welchem die Kanones und Gesetze enthalten sind, nach welchen die Kirche verwaltet werden soll, entspricht dem Nomokanon der griech. Kirche. Der Titel ist offenbar eine Übersetzung des griech. Πηδάλιον. Im J. 1650 wurde die K. unter dem Patriarchen Joseph gedruckt und 1652 wurde diese in vieler Beziehung fehlerhafte Ausgabe nach dem griech. Urtext revidiert und zahlreiche Blätter umgedruckt. Diese Revision gab Anlaß zur Entstehung des Schisma (raskol) in der russ. Kirche, die Altgläubigen beriefen sich auf die erste Ausgabe des K. und wollten von griech. Urtexten nichts wissen.

Körmend, Marktflecken in Ungarn, Komitat Eisenburg, unweit links von der Raab, 22 km südlich von Steinamanger, Station der Linie Steinamanger-Graz der Ungarischen Westbahn, zählt über 2000 E., die lebhaften Handel treiben. Die fürstl. Familie Batthyányi besitzt hier ein großartiges Schloß.

Kormlä (vom russ. kormit', nähren, ernähren), bezeichnet im alten russ. Recht das lebenslängliche Nutznießungsrecht an einer fremden Sache.

Digitized by Google

Kormlenije (vom ruſſ. kormit', nähren, ernähren), im alten ruſſ. Recht das von den Fürſten und Großfürſten von Moskau an Dienſtleute verliehene Recht der Ausübung einer weitern oder engern Jurisdiktion in Privat- und Strafſachen, wobei die Gebühren und Strafgelder zu Gunſten des Dienſtmannes floſſen. Die ſo geſtellten Dienſtleute bezeichnete man als Kormlenjczziki; dazu gehörten die Nameſtniki (Statthalter) und die Wolosteli (Amtleute). Dieſe Art der Verwaltung zog ſchreiende Mißbräuche nach ſich und wurde im 16. Jahrh. anfangs beſchränkt, dann aufgehoben.

Kormophyten heißen in der Botanik im Gegenſatz zu Thallophyten (ſ. d.) diejenigen Pflanzen, bei denen eine deutliche morphologiſche Differenzierung von Blatt und Stamm eingetreten iſt.

Korn bedeutet an und für ſich den Samen einer Getreideart, daher Körnerfrucht; dann bezeichnet man mit K. überall die Hauptgetreidefrucht, von welcher das Volk lebt, in Deutſchland und Öſterreich alſo vorzugsweiſe den Roggen, in Frankreich den Weizen, in Italien und Nordamerika den Mais, in Skandinavien den Buchweizen, in Afrika die Durra, in Indien den Reis u. ſ. w.; endlich im gemeinen Leben auch den Getreidebranntwein.

Korn, ſoviel wie Feingehalt, ſ. unter Fein.

Korn, Fluß in Frankreich, ſ. Chiers.

Kornaceen (Cornaceae), ſ. Cornaceen.

Kornblume, Pflanzenart, ſ. Centaurea.

Kornboers, ſ. unter Boers.

Kornbrauntwein, der aus Roggen fabrizierte Brauntwein. (Vgl. Brauntwein und Brennerei.)

Kornēen, ſoviel wie Cornaceen.

Kornelimünſter, Flecken in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Aachen, Landkreis Aachen, 9 km im SO. von Aachen, am Münſterbache, hat eine alte Abteikirche, ein kath. Schullehrerſeminar und zählt (1880) 1310 E., welche Wollſpinnerei, Tuchfabrikation, Gerberei und Bergbau betreiben, Kalkſteinbrüche abbauen und im September einen großen Markt (Kornelii-Oktav) abhalten. K. war ehedem eine reichsunmittelbare Benediktinerabtei, 821 durch Ludwig den Frommen gegründet.

Kornelisberg, Berg bei Helmſtedt in Braunſchweig, mit den ſog. Lübbenſteinen, zwei Granitblöcken, die in der altſächſ. Zeit als Opferaltäre gedient haben ſollen. [ſ. u. Coruus.

Kornelkirſchenbaum oder Kornelbaum, ſ.

Körnen, ſ. Granulieren.

Körner (frz. pointeau, amorçoir; engl. center, coner), ein Werkzeug, das aus einem cylindriſchen, vorn kegelförmig in eine Spitze auslaufenden Stahlſtäbchen beſteht und zum Anzeichnen beſtimmter Punkte auf Arbeitsſtücken dient, um die in ein Eiſenſtück einzubohrenden Löcher oder die zu bearbeitenden Flächen ſchärfer zu markieren. Die hierbei mittels des K. in das Eiſenſtück eingeſchlagenen kleinen Vertiefungen werden gleichfalls Körner genannt. Ferner bezeichnet man damit bei Drehbänken (ſ. d.) die einerſeits in der Planſcheibe oder Spindel, andererſeits im Reitſtock befeſtigten Spitzen, zwiſchen welchen die abzudrehenden Achſen, Wellen u. ſ. w. eingeſpannt werden.

Körner (Chriſtian Gottfr.), der Vater Karl Theodor Körners (ſ. d.), geb. 2. Juli 1756 zu Leipzig, widmete ſich in Leipzig und Göttingen dem Studium der Rechte, habilitierte ſich 1779 an der leipziger Univerſität und machte in demſelben Jahre eine größere Reiſe als Begleiter eines Grafen Schönburg-Glauchau. Im J. 1783 folgte er dem Rufe nach Dresden als Oberkonſiſtorialrat, wurde 1790 Oberappellationsgerichtsrat, 1798 Geh. Referendar im Geheimen Konſilium, 1811 aber in das Appellationsgericht zurückverſetzt. In K. vereinigte ſich mit dem Eifer für die Wiſſenſchaft ſeines Berufs ein reger Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt. Sein gaſtliches Haus bildete den Vereinigungspunkt der ausgezeichnetſten Männer. Er war Schillers vertrauter Freund und ſtand mit Goethe im Briefwechſel. Auf ſeinem in Loſchwitz bei Dresden gelegenen Weinberge ſchrieb Schiller ſeinen «Don Carlos». Unter dem ruſſ. Gouvernement wurde er Gouvernementsrat. Bei der Auflöſung dieſer Behörde folgte er 1815 einem Rufe in preuß. Dienſte nach Berlin, nachdem er noch zu Dresden 15. März 1815 ſeine einzige Tochter Emma durch den Tod verloren hatte. In Berlin war er als Staatsrat, ſpäter als Geh. Oberregierungsrat im Miniſterium der geiſtlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten thätig. Er ſtarb daſelbſt 13. Mai 1831 und wurde neben ſeinen Kindern bei Wöbbelin zur Ruhe beſtattet. Seine Gattin Marie (gewöhnlich Minna genannt), Tochter des Goethe befreundeten leipziger Kupferſtechers Stock, geb. 11. Mai 1762, ſeit 7. Aug. 1785 mit ihm vermählt, folgte ihm erſt 20. Aug. 1843 im Tode nach.

K.s Teilnahme an dem Entwickelungsgange der deutſchen Litteratur beweiſen nicht bloß die veröffentlichten briefl ichen Zeugniſſe Goethes und Schillers, ſondern auch einzelne ſchriftſtelleriſche Leiſtungen auf ſtaatswiſſenſchaftlichem und äſthetiſchem Gebiete, namentlich aber «Schillers Briefwechſel mit K.» (4 Bde., Berl. 1847; 2. vermehrte Aufl., herausg. von K. Goedeke, 2 Bde., Lpz. 1874). An Schillers Biographie von Frau von Wolzogen hat K. weſentlichen Anteil; auch beſorgte er 1812—15 die Herausgabe von deſſen Werken und gab den «Poetiſchen Nachlaß» Theodor K.s heraus (mit deſſen Biographie, 2 Bde., Lpz. 1815 u. öfter). Seine äſthetiſchen Aufſätze veröffentlichte er geſammelt, anonym, unter dem Titel «Äſthetiſche Anſichten» (Lpz. 1808). Eine Sammlung ſeiner Schriften gab 1859 Karl Barth in Nürnberg heraus, eine vollſtändigere A. Stern (Lpz. 1881). K.s Briefwechſel mit dem Verleger und Schriftſteller Göſchen bewahrt die dresdener Bibliothek. Vgl. Jonas, «K. Biographiſche Nachrichten über ihn und ſein Haus» (Berl. 1882).

Körner (Karl Theodor, im elterlichen Hauſe ſtets Karl gerufen und erſt als Dichter Theodor K. genannt), deutſcher Dichter, geb. zu Dresden 23. Sept. 1791, der Sohn des vorigen, erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung, während zugleich der Vater ſelbſt und der geiſtige Geiſt des elterlichen Hauſes, ſowie die Verehrung, mit der die Familie an Schiller hing, vom belebendſten Einfluß auf die Ausbildung ſeiner Talente waren. Nachdem er zwei Jahre lang, um Mineralogie zu ſtudieren, die Bergakademie zu Freiberg beſucht hatte, bezog er 1810, als bereits die erſte Sammlung ſeiner Gedichte unter dem Titel «Knoſpen» erſchienen war, die Univerſität zu Leipzig, welche er aber wegen eines Duells 1811 wieder verlaſſen mußte. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin ging er nach Wien, wo er ſich mit der Schauſpielerin Antonie Adamberger verlobte und durch mehrere

dramatische Erzeugnisse, welche er schnell hintereinander auf die Bühne brachte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Einige derselben, wie «Der grüne Domino», «Die Braut» und der «Nachtwächter», gehören noch jetzt zu den bessern deutschen Lustspielen. Seine Dramen ernsten Charakters, wie «Toni» und «Hedwig», bekunden zwar die Bühnenpraxis und Formgewandtheit, auf der andern Seite aber auch den Mangel an Menschenkenntnis des jugendlichen, inzwischen zum kaiserl. Theaterdichter ernannten Verfassers. Seine beiden größern Trauerspiele «Zrinyi» und «Rosamunde» wurzeln ganz in dem Jambenpathos Schillers, fesseln aber durch den darin sich kundgebenden Enthusiasmus für alles Gute und Edle. Namentlich war in jener Zeit des Drucks und der geheim gärenden Volkskraft das Trauerspiel «Zrinyi» mit seiner Darstellung echten Heldenmuts von mächtiger Wirkung. Als sich die deutsche Nation gegen die Napoleonische Fremdherrschaft erhob, zog auch K., welcher schon früher in Liedern die Schmach und Unterdrückung des Vaterlandes beklagt hatte, mit in den Krieg. Die unter dem Titel «Leier und Schwert» und durch die Weberschen Melodien populär gewordenen patriotischen Lieder, welche er nun dichtete, und durch die er mächtig auf den kriegerischen Sinn der Deutschen wirkte, sind nicht nur das Beste unter K.s sämtlichen Dichtungen, sondern gehören überhaupt zu den schönsten und begeistertsten Kriegs- und Vaterlandsgesängen, welche die deutsche Litteratur aufzuweisen hat. K. hatte sich anfangs den Lützowschen Büchsenjägern zugesellt; allein die Unthätigkeit, in welcher dieselben nach der Schlacht von Lützen bleiben mußten, bewog ihn, zu der Kavallerie des Korps zu treten. Als Lützows Adjutant nahm er an dem kühnen Streifzuge in dem Rücken des Feindes teil. Fast wäre es den Franzosen gelungen, ihn im Gefecht bei Kitzen (17. Juni), wo er verwundet wurde, gefangen zu nehmen. Von Freunden zunächst in Leipzig, dann in Karlsbad gepflegt, ging er, sobald es seine Verwundung erlaubte, wieder zu seinem Korps. Nach geendigtem Waffenstillstande kämpfte er in mehrern Gefechten gegen die Franzosen mit kühnem Mute. Er fiel 26. Aug. 1813 bei dem Dorfe Lützow unweit Gadebusch, 2 km westlich von Rosenberg. Noch eine Stunde vor Anfang des Gefechts hatte er nach einem Nachtmarsche das «Schwertlied» beendigt und seinen Freunden vorgelesen. Seine Leiche wurde unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin, 8 km nördlich von Ludwigslust, begraben.

Der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin bewilligte K.s Vater einen Raum von 48 Quadratruten (ziemlich 1000 qm) um die Grabstätte, in deren Mitte sich ein in Eisen gegossenes Denkmal erhebt. Neben ihm wurde 1815 zunächst seine Schwester Emma (1831 sein Vater, 1832 seine Tante Dora Stock und 1843 seine Mutter) begraben; sie war 19. April 1788 geboren und hatte schon schöne Talente, besonders in der Ölmalerei, entwickelt. Ausgaben der «Sämtlichen Werke» K.s besorgten Streckfuß (in Einem Bande, Berl. 1834 u. öfter; in 4 Bdn., Berl. 1838 u. öfter) und Wolff (nebst Briefen u. s. w., 4 Bde., Berl. 1858); eine möglichst vollständige Ausgabe mit Biographie besorgte Fr. Förster in Hempels «National-Bibliothek» (4 Tle. Berl. ohne Jahr), eine Prachtausgabe H. Laube (Wien 1882).

Vgl. Erhard, «K.s Leben» (Arnst. 1821); Habermann, «Theodor K.» (Berl. 1848); Brasch, «Das Grab zu Wöbbelin oder K. und die Lützower» (Schwer. 1861), und L. Bauer, «K.s Leben» (Stuttg. 1883).

Auf dem Georgsplatz zu Dresden vor der Kreuzschule, deren Zögling K. gewesen, steht sein 18. Okt. 1871 enthülltes, von Hähnel modelliertes Standbild aus Erz. Der Begründer desselben, Dr. Emil Peschel in Dresden, eröffnete auch in Neustadt-Dresden in dem Geburtshause Theodor K.s und dem zweijährigen Aufenthaltsorte Schillers 1875 ein für die Geschichte der Befreiungskriege, sowie für die Goethe- und Schiller-Litteraturepoche höchst wichtiges **Körner-Museum**. Dasselbe enthält eine in seiner Art einzig dastehende Sammlung von historisch-litterarisch und künstlerisch interessanten Gegenständen aus den Befreiungskriegen und der Litteraturepoche jener Zeit. Zeichnungen, Gemälde, Büsten, Medaillen, Drucksachen, Manuskripte, die seltensten Autographen u. dgl. veranschaulichen die ganze Geschichte der Erhebung des deutschen Volks von 1813 bis 1815 und schildern im einzelnen sowohl den Genius der Befreiungskriege (Königin Luise von Preußen) wie den «deutschen Tyrtäus» (Theodor K.). Ebenso ist im Körner-Museum der geistig und künstlerisch ausgezeichnete Familienkreis Christian Gottfried K.s zugleich mit seinem Freundschaftsverhältnis zu Schiller ganz besonders hervorgehoben.

Körnerfresser (Granivorae) nannte die ältere Systematik eine Unterabteilung der Kegelschnäbler, zu der die Meisen, Lerchen, Ammern und Finken gerechnet wurden.

Körnerküste, s. unter Guinea.

Körner-Museum, s. unter Körner (Karl Theodor).

Körnerwirtschaft, s. Betriebssystem 3).

Kornett, von dem span. corneta, Reiterfahne, Standarte, daraus frz. cornette, hieß in früherer Zeit der jüngste Offizier einer Eskadron, welcher die Standarte derselben trug. Der Name, dem Fähnrich der Infanterie entsprechend, blieb, als die Standarte nicht mehr von einem Offizier geführt wurde, ist aber jetzt fast in allen Armeen abgeschafft.

Kornett (cornetto) heißt eine Orgelstimme, welche ursprünglich den in früherer Zeit allbeliebten Zinken (s. d.) als Blasinstrument nachahmen sollte.

Cornet à piston heißt in den neuen Orchestern eine Art kleinmensurierter Trompete mit zwei (selten drei) Ventilen, welcher man besonders bei Messingchören hochgelegene Melodien zu übertragen pflegt. Sie wurde zuerst von den Franzosen angewendet, die sie auch in den großen Orchestern zu besetzen pflegen. Die deutschen Komponisten haben sie selten aufgenommen und brauchen dafür die einfache oder Ventiltrompete.

Kornette bedeutet im 16. und 17. Jahrh. eine Reiterkompagnie, weil jede Kompagnie eine Standarte führte, analog dem «Fähnlein» des Fußvolks. Cornette blanche war bei den franz. Armeen die Standarte der Leiblompagnie vom Regiment des Colonel-général de la cavalerie; sie war weiß mit goldenen Lilien. Danach wurde auch diese Kompagnie benannt.

Kornetttou, s. unter Chorton.

Korneuburg, Stadt in Niederösterreich, nordwestlich von Wien, Station der Linie Wien-Tetschen der Österreichischen Nordwestbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts, eines

Bezirksgerichts und einer Finanzbezirksdirektion, zählt (1880) 5268 E. und hat als Stapelplatz für den Salz- und Getreidehandel von alters her Bedeutung. K. ist eine der ältesten Städte des Landes und erscheint urkundlich schon im 12. Jahrh. als ein vielbesuchter Markt. Im Anfang des 15. Jahrh. wurde K. mit festen Mauern umgeben, 1450 zur Festung eingerichtet. Die im Spitzbogenstil erbaute Pfarrkirche und der alte Stadtturm enthalten merkwürdige Denkzeichen der alten Zeit.

Kornfuselöl, s. unter Fuselöl.

Korngesetze nannte man in England die Zollgesetze, durch welche die Einfuhr von fremdem Weizen erschwert wurde. Sie bildeten den Hauptangriffspunkt der freihändlerischen Manchesterpartei und wurden nach hartnäckigem Widerstande der großen Grundbesitzer 1846 zu Fall gebracht. (S. Anti-Corn-Law-League, Getreidezölle.)

Körnig nennt man ein Mineral, wenn seine krystallinischen Individuen nach den drei Dimensionen ungefähr gleichmäßige Ausdehnung besitzen, wenn sie also weder lamellar oder tafelförmig, noch andererseits stab- oder nadelförmig sind. Einem Gestein oder einer Felsart schreibt man körnige Struktur zu, sofern seine einzelnen Gemengteile sämtlich oder vorwiegend diese Form von Körnern aufweisen, welche dann äußerlich nur selten von Krystallflächen, meist von unregelmäßigen gegenseitigen Druckflächen begrenzt erscheinen. Beispiele von Gesteinen mit körnigem Gefüge liefern unter anderm der Granit, Syenit, Diorit, Marmor.

Kornkäfer, s. unter Kornwurm.

Kornkeller, s. Silo.

Kornmotte, s. unter Kornwurm.

Kornrade, Pflanzenart, s. Agrostemma.

Kornreinigungsmaschine, soviel wie Getreide-Reinigungsmaschine (s. d.).

Kornstaupe, s. Kriebelkrankheit.

Kornthal, Pfarrdorf im württemb. Neckarkreis, Oberamt Leonberg, Station der Linie Zuffenhausen-Calw der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1304 E., von denen 900 zu der 1819 hier gegründeten evang.-luth. Brüdergemeine gehören. Mit letzterer verbunden sind ein Knabeninstitut (Lateinschule mit Realabteilung und Pensionat), zwei Töchterinstitute, zwei Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder, zwei Gemeindeschulen, eine Kleinkinderpflege und ein Witwenhaus.

Kornwage, s. Getreidewage.

Kornweihe, s. unter Weihe.

Kornwucher heißt das Aufkaufen und Aufspeichern des Getreides zu dem Zwecke, bei bereits vorhandener Knappheit dieses notwendigsten Nahrungsmittels den Preis desselben noch weiter künstlich zu steigern. Solange die Verkehrsmittel ungenügend und die Zufuhr von Getreide durch Binnenzölle und andere Hindernisse erschwert war, konnte auf solche Art der Egoismus einzelner Spekulanten lokale Teuerungen und Notstände in verwerflicher Weise verschärfen. Das Vorurteil des Volks war jedoch geneigt, überhaupt jeden Kornhandel als K. zu betrachten, auch wenn er das nützliche Bestreben hatte, den Überfluß der guten Ernten für schlechte Jahre aufzusparen und eine zweckmäßige Ausgleichung der Preise herbeizuführen. Bei der heutigen großartigen Entwickelung des Weltverkehrs in Getreide kann in der Kulturwelt von K. nicht mehr die Rede sein und die früher für nötig gehaltenen gesetzlichen Schutzmaßregeln gegen denselben sind längst hinfällig geworden. (S. Getreidegesetzgebung, Getreidehandel.)

Kornwurm nennt man zwei das aufgeschüttete Getreide angreifende Larven, welche die schädlichsten Insekten auf Kornböden sind und als schwarzer und weißer K. unterschieden werden. Der schwarze oder braune Kornwurm ist die Larve eines Rüsselkäfers, des schwarzen Kornkäfers oder Getreiderüßlers (Sitophylus [Curculio] granarius, auch Calandra granaria, s. Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 17, Bd. IX, S. 618), der nur 4,5 mm lang und rotbraun und dessen punktiertes Halsschild so lang als die gestreift punktierten Flügeldecken ist; die Fühler sind gebrochen, der Rüssel ist lang, und an seinem Grunde unter den Augen befindet sich eine rundliche Fühlergrube. Das Weibchen legt die Eier an die Getreidekörner, deren Mehl die Larve (der Wurm) auffrißt, die sich dann in der Hülle (Schale) verpuppt. Er wird selbst durch Kälte nicht getötet und verursacht durch Fruchtbarkeit und Gefräßigkeit den größten Schaden. Als Gegenmittel gilt häufiges Umstechen des Korns; auch Besprengen mit scharfer Seifensiederlauge und darauf folgendes Abfegen der Räumlichkeit vertilgt den K. Als zuverlässige Mittel zeigen sich aber nur ein vollständiges Räumen der Böden und Bestreichen der Wände und Fußböden mit frischgelöschtem Kalk, um die in den Ritzen überwinternden Käferchen zu töten, oder eine Behandlung der ergriffenen Vorräte mit Schwefelkohlenstoffen, deren Dünsten die Larven erliegen. Eine große Anzahl der Käfer läßt sich vertilgen durch Umgeben der Getreidehaufen mit Schaffellen, Teppichstücken u. s. w., unter welchen sich die Käfer in kalten Nächten sammeln. Eine andere Art derselben Käfergattung, der Reiskornkäfer oder Glander (S. oryzae), der ebenfalls nur 4,5 mm lang, schwarzbraun und auf den Flügeldecken mit vier roten Flecken bezeichnet ist, wird dem Reis in den Magazinen schädlich. Der weiße Kornwurm ist die Raupe der Kornmotte (Tinea grauella), welche 6,5 mm lang ist. Ihr Kopf ist gelblich, die Vorderflügel sind grau, braun und schwärzlich marmoriert und hinten aufgerichtet, die Hinterflügel bräunlich. Das Weibchen legt seine Eier an die Getreidekörner, die ausgekrochene Raupe spinnt mehrere Getreidekörner zusammen, frißt sie aus und überwintert auf dem Gebälk der Kornböden in einem Gespinste aus abgenagten Holzspänchen, verpuppt sich im März oder April und fliegt dann nach vier Wochen aus. Dieser K. wird am besten durch Backofenwärme getötet. Neuerdings zeigt sich auch in Süddeutschland die in Frankreich heimische franz. Getreidemotte (Tinea cerealetta), deren Raupe jedoch die Körner nicht zusammenspinnt. Vgl. E. L. Taschenberg, «Was da kriecht und fliegt» (2. Aufl., Berl. 1882).

Kornzange (Forceps chirurgorum), chirurgisches Instrument, bestehend aus zwei sich kreuzenden und miteinander beweglich verbundenen scherenförmigen Scheuleln, deren Spitze oder Schnabel stumpf und an der innern Fläche mit zahlreichen Kerben oder Einschnitten versehen ist, dient beim Verbandwechsel zum Fortnehmen der Verbandsstücke, zur Entfernung fremder Körper aus Wunden, Körperhöhlen und Kanälen u. dgl.

Kornzange, s. Federzange.

Kornzölle, s. Getreidezölle.

Korobow, Dorf im russ. Gouvernement Kostroma, s. unter Bjelopaschzi.

Korobowskije Bjelopaschzi (ruſſ.), ſoviel wie Bjelopaſchzi (ſ. d.).

Korolle (Corolla), Blumenblattkreis, ſ. unter [Blüte.

Koromandel, engl. Coromandel-Cooſt, ind. Tſchola-Mandalam, d. i. Land der Tſchola, eines uralten Herrſchergeſchlechts (ſ. Karnatik), iſt der Name des öſtl. Küſtenſtrichs der vorderind. Halbinſel am Bengoliſchen Meerbuſen, zwiſchen dem der Nordſpitze Ceylons gegenüber gelegenen Kop Kalimari (engl. Calimere-Point) unter 10° 17′ nördl. Br. und 79° 56′ öſtl. L. (von Greenwich) und Gondegam unter 15° 20′ nördl. Br. und 80° 10′ öſtl. L., der mißbräuchlich aber auch auf die nordöſtl. Fortſetzung der Küſte ausgedehnt wird. Das eigentliche K. bildet einen Teil von Karnatik, umfaßt die Küſtenſtriche der zu der Präſidentſchaft Madras gehörenden Diſtrikte Tanjore, Süd-Arkadu, Tſchengalpottu und Nelluru, und erſcheint als langer und ſchmaler Streifen flachen, meiſt ſandigen, von Strandſeen, Haffen und äſtuarien unterbrochenen Bodens, gebildet von den Ablagerungen der die öſtl. Ghats durchbrechenden zahlreichen Flüſſe, unter denen der Kaweri, Tirunkojiluk, Palar und Penna die bedeutendſten ſind. Das Meer längs dieſer Küſte iſt ſeicht und ohne einen einzigen natürlichen guten Hafen, obwohl eine Reihe zum Teil ſtark beſuchter Seeplätze, wie Nagapattanam, Nagur, Karikol, Trankebar, Cuddalore, Pondichéry, Sadras, Madras und Pulicat, daſelbſt gelegen ſind. Von Anfang Oktober bis Dezember weht daſelbſt der Nordoſtmonſum mit ſolcher Heftigkeit, daß die Schiffahrt mit Gefahr verbunden iſt. Um die Mitte des April fängt der Südweſtmonſum an, welcher bis zur Mitte des Oktober anhält. Im Laufe dieſer Monate kann man ſich mit Sicherheit der Küſte nähern. Während dieſer Jahreszeit weht den Tag über oft ein brennendheißer Wind; die Seewinde aber kühlen des Nachts die Atmoſphäre wieder ab. Das Klima iſt im allgemeinen nicht ungeſund, ſelbſt nicht für Europäer. Die ſandige Beſchaffenheit faſt der ganzen Küſte zeigt ſich dem Reisbau nicht günſtig. Dagegen iſt die in Menge erzeugte Baumwolle eine Quelle der Wohlhabenheit für die Bewohner.

Koromorphoſis (grch.), ſoviel wie Iridektomie (ſ. d.), künſtliche Pupillenbildung.

Korone, Stadt im Peloponnes, ſ. Koroni.

Koroneä (grch. Koróneia), Stadt im weſtl. Böotien, ſüdöſtlich von Chäronea und weſtlich vom See Kopais, war im Altertum bedeutend durch das allgemeine böot. Bundesfeſt, welches in der Nähe derſelben bei dem Tempel der Athene Itonia gefeiert wurde, und namhaft zuerſt durch die Niederlage, die hier die Athener unter Tolmides durch den böot. Adel im J. 447 v. Chr. erlitten, dann durch den Sieg, den die Spartoner hier unter Anführung des Ageſilaus und Xenophon gegen die Thebaner, Athener und deren Verbündete 394 v. Chr. erkämpften. Die Blüte von K. ging zu Grunde durch die röm. Zerſtörung 171 v. Chr. In byzant. Zeit war es Biſchofsſitz.

Koroni, altgriech. Stadt in Meſſenien. Auf den Ruinen des uralten Ageia gründeten 369 v. Chr. bei der Wiederherſtellung Meſſeniens durch Epaminondas die Meſſenier auf ihrer Oſtküſte (oberhalb Petalioti) die Stadt Korone. In den Stürmen des Mittelalters verlegten die Koronier ihren Sitz 5½ Stunden ſüdwärts (über das alte Kolonidos hinaus) nach dem impoſanten Feſtungsberg von Aſine, der nunmehr den Namen Koron erhielt und gewöhnlich die Schickſale des nahen Modon teilte. Beide Orte fielen 1209 in die Hände der Venetianer, die ſie erſt 1500 an die Osmanen verloren. In dem Kriege gegen die Neugriechen dienten dieſe Stellungen 1825 dem Ibrahim Paſcha als Operationsbaſis und wurden endlich Anfang Oktober 1828 durch des General Maiſons franz. Truppen für die Griechen gewonnen. In byzant. Zeit war K. Biſchofsſitz. Jetzt heißt der Ort Petalidion und zählt (1879) 819 E.

Koronis, der Name des 158. Aſteroiden, ſ. unter Planeten.

Koropy, Stadt im ruſſ. Gouvernement Tſchernigow, Kreis Krolewez, links an der Deſna, mit 5381 E., treibt bedeutenden Handel namentlich mit Getreide, Flachs, Hanföl, Eiſenwaren und Stiefeln.

Körordnung umfaßt die für die Zucht der landwirtſchaftlichen Nutztiere in der Regel vom Staate, aber auch von landwirtſchaftlichen Vereinen u. ſ. w. gegebenen Vorſchriften zur Entſcheidung darüber, ob ein männliches Tier, von deſſen Eigenſchaften die Entwickelung und der Stand der Viehzucht indirekt in hohem Grade abhängig iſt, zur Fortpflanzung zugelaſſen werden ſoll oder nicht. Häufig werden bei der Aufkörung (Zuloſſung, im Gegenſatz zur Abkörung: Nichtzuloſſung) hervorragenden Tieren vom Staate u. ſ. w. ausgeſetzte Prämien verliehen. Beſonders ausgebildet iſt das Körweſen und die K. bei den Pferden und beim Rindvieh.

Kororofa, Negerreich in Afrika im O. des Niger, im W. von Adamaua und im S. des Binue. Der Name K. ſtammt von den Hauſſas; der einheimiſche Name lautet Dſchúku. Die Hauptſtadt des Landes iſt Wukári. Das Land iſt teils an Borno tributpflichtig, teils unabhängig. Es war einſtens ſehr mächtig, ſodaß es gegen die benachbarten Staaten Angriffskriege unternehmen konnte. In neueſter Zeit wird es von den Fulahs bedroht. Das Land ſoll an großen Bäumen reich ſein; man baut verſchiedene Arten von Hirſe und züchtet Pferde und Rinder, was in dieſen Gegenden bemerkenswert iſt.

Körös (ſpr. Köhröſch), Fluß in Ungarn, entſteht aus der Schnellen, Schwarzen und der Weißen K. Die Schnelle K. entſpringt ſüdöſtlich von Banfi-Hunyad an der Südſeite des Berges Dumbrawa. Die Schwarze K. hat ihren Urſprung im SO. von Belényes und vereinigt ſich bei Békés mit der Weißen K., die aus dem ſüdöſtl. Flügel des Bihariagebirges kommt. Bei Körös-Tarcſo fließt noch die Schnelle K. zu. Nach Aufnahme des Berettyó mündet die K. links unweit Cſongrád in die Theiß. Die Flußlänge der Schnellen K. beträgt 287, der Schwarzen K. 257, der Weißen K. 303, der vereinigten K. 267 km. Die K. wird nur im Unterlaufe mit Flöſſen und Schiffen befahren. Die Regulierung dieſer Flüſſe wurde ſeit 1820 in Angriff genommen, ohne jedoch beendet zu werden.

Körös (Nagy- und Kis-, d. i. Groß- und Klein-), Ortſchaften in Ungarn. Nagy-Körös (ſpr. Nodj-Köhröſch), Stadt im Komitat Peſt-Pilis-Solt, Station der Linie Budapeſt-Temesvár der Öſterreichiſch-Ungariſchen Staatseiſenbahnen, hat ein Obergymnaſium mit anſehnlicher Bibliothek, bedeutendes Stadtarchiv, Dampfmühlen, Muſtergarten u. ſ. w. und zählt (1880) 22769 E., meiſt Magyaren reform. Glaubens, die ſich vorwiegend

mit Ackerbau und Viehzucht (Schafe und Pferde) beschäftigen. — **Kis-Körös** (spr. Kisch-Köhrösch), Marktflecken in demselben Komitat, mit 6834 E.

Körös, Stadt und Komitat, s. Kreutz.

Koroško, Ort in Nubien, Unterdistrikt Wâdi-Arâb, rechts am Nil, aus 12—15 Hütten und einem großen Chan bestehend und von Arabern bewohnt. Hier beginnt die 400 km lange Karawanenstraße, welche durch die Nubische Wüste nach Abu-Hammed führt und somit die große Krümmung des Nils vermeidet.

Korotojak, Kreisstadt im russ. Gouvernement Woronesch, am Don, 78 km südlich von Woronesch, mit (1882) 8620 E., Talgsiedereien und Ziegeleien.

Korotscha, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kursk, 165 km südöstlich von Kursk mit (1882) 6563 E., hat Wachs- und Talgsiedereien, Lichtfabriken, Ölmühlen und Lederfabriken und bedeutenden Handel mit Getreide, Vieh und Salz.

Körper heißt alles, was nach Länge, Breite und Höhe auf bestimmte Weise ausgedehnt ist oder bestimmte Raumbegrenzung hat.

In der Geometrie bezeichnet man mit Körper die bestimmt begrenzten Räume selbst, ohne alle Rücksicht auf ihre Materie, d. i. auf das Raumerfüllende, und teilt die K. dann nach der Art ihrer Begrenzung in K. mit ebenen oder krummen Grenzflächen ein. Unter den erstern sind die merkwürdigsten die Prismen und Pyramiden; unter den andern die Kugel und das elliptische Sphäroid. Außerdem gibt es K., die von ebenen und krummen Flächen zugleich begrenzt werden, wie z. B. Cylinder und Kegel.

In der Physik hingegen versteht man unter Körper die begrenzte Materie und teilt die K. bezüglich des Aggregatzustandes (s. Aggregat) ihrer Materie in feste, tropfbar-flüssige und elastisch-flüssige (gasförmige) ein. Bei den festen K. unterscheidet man wieder harte und weiche, spröde und elastische u. s. w. Ferner werden die K. eingeteilt in organisierte, die fähig sind, sich selbst zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen, und in unorganisierte, die nur durch Anhäufung von außen verändert werden. Die Gesetze bezüglich der Bewegungserscheinungen der K. und ihrer kleinsten materiellen Teilchen behandelt die allgemeine Naturlehre oder Physik; mit der materiellen Beschaffenheit der K. und mit den Verbindungs- und Trennungsgesetzen der verschiedenen Materien beschäftigt sich die Chemie. Die Anwendung der Gesetze der Physik und Chemie auf lebende Organismen ist Gegenstand der allgemeinen Physiologie; spezielle Anwendungen der physik. und chem. Gesetze ergeben sich in der Astronomie, Meteorologie, Mineralogie, Geologie und in der allgemeinen Naturgeschichte.

Körperbedeckung der Tiere kann sich, so überaus mannigfaltig sie auch qualitativ und quantitativ erscheint, nur auf zwei Arten bilden: in dem einen Falle scheiden bei mehrzelligen Tieren alle, oft stellenweise in Drüsen verwandelte Zellen der Oberhaut, resp. ein Teil derselben, oder bei einzelligen (z. B. Infusorien, Foraminiferen u. s. w.) die ganze Körperoberfläche ein Sekret ab, das zu einer mehr oder weniger festen Membrane, sog. Cuticularbildung, erhärtet. Diese Membrane kann hornig, zum Teil chitinös (s. Chitin) sein (Hülle vieler Infusorien, Gehäuse mancher Foraminiferen, Bedeckung der Würmer und Gliedertiere u. s. w.), sich durch aufgenommene Kalksalze (Schale der Kalkforaminiferen, der Krustentiere), bisweilen durch Fremdkörper (Schale der Sandforaminiferen) verstärken; stellenweise kann diese Aufnahme von Kalksalzen sich (bei Mollusken) so sehr steigern, daß die hornige, hier Conchiolin genannte Grundsubstanz fast vollständig verdrängt wird. Die Oberfläche dieser Cuticularbildungen, die bei Gliedertieren u. s. w. gelegentlich erneuert und abgeworfen werden können (s. Häutung), zeigen häufig sehr zierliche Skulpturen, auch Poren und leuchtende Farben, wie die Schuppen der Schmetterlinge, die auch nichts als sehr zarte Cuticularbildungen sind. Die andere Art der Körperbedeckung bildet sich aus Zellen der Oberhaut selbst, zu denen noch Elemente der Lederhaut hinzukommen können; solche zellige Körperbedeckungen sind, abgesehen von der ganzen Epidermis, Haare (s. d.), Schuppen (s. d.), Panzer (s. u. Schuppen) und Federn.

Die Federn der Vögel sind das komplizierteste Oberhautgebilde; sie entstehen, wie die Haare, in Einstülpungen der Lederhaut, in welche sich auch die Epidermis einschlägt. Im Grunde des so zu Stande gekommenen Säckchens (Balg) wächst die Lederhaut wieder in Gestalt einer gefäßreichen Papille empor, welche den sie überdeckenden Epidermisteil sehr reichlich ernährt, sodaß derselbe unter lebhafter Zellenentwickelung wuchernd zur Feder auswächst, welche ihre Gestalt einem System von auf der Nährpapille befindlichen Furchen, als deren Ausguß sie erscheint, verdankt. Die Feder wächst unter gelegentlichen, teils auf Alter, teils auf Jahreszeiten beruhenden periodischen Wandlungen (s. Mauser) von unten nach oben, während schließlich die Papille größtenteils abstirbt und zur sog. Federseele wird. Eine Feder in höchster Vollendung zeigt einen Stammteil, der unten als Spule drehrund, hohl und von der Seele nur teilweise ausgefüllt ist, weiter nach oben in einem größern Abschnitt als auf der Oberfläche konvexer, auf der Unterseite längsgefurchter Schaft die symmetrisch oder auch asymmetrisch (große Schwungfedern) entwickelte Fahne trägt. Diese setzt sich zusammen aus einer bedeutenden Anzahl dem Schaft teilweise mit der Basis aufsitzender lanzettförmiger Äste, die wieder jederseits dicht aneinander gelagerte Strahlen tragen, die sich mit denen der benachbarten Äste mittels Wimperchen und Häkchen dergestalt verbinden, daß die Fahne, bei fliegenden Vögeln wenigstens, eine kontinuierliche, nur mit einer gewissen Gewalt zu trennende Fläche bildet. Bei vielen Vögeln entspringt in der Furche des Schafts, da wo dieser in die Spule übergeht, eine zweite Feder, der Afterschaft, der nur bei einigen nichtfliegenden Vögeln (Kasuare), bei denen auch der Zusammenhang der Fahne fehlt, die Größe des Hauptschafts erreicht. Zwischen diesen höchst entwickelten Federn, die als Contourfedern nur bei wenigen Vögeln (Pinguine, Strauße, Wehrvögel) gleichmäßig über den Körper verteilt stehen, meist aber in gewissen, nach den Gattungen verschiedenen Längsreihen (sog. Federfluren, mit dazwischen befindlichen federfreien oder nur von Dunen bestandenen Federrainen) angeordnet sind, finden sich noch zahlreiche kleinere Federformen von verschiedener Gestalt, Dunen, Federhaaren. s. w. Eine ausgewachsene Feder ist ein totes, dem tierischen Stoffwechsel entzogenes Gebilde und besteht aus lufthaltigen, verhornten Epidermiszellen. Die stets auf der Oberseite lebhaftern Farben der Federn beruhen

entweder auf in ihnen befindlichen Pigmenten, oder die metallischen auf Interferenzerscheinungen reflektierter Lichtstrahlen. Über Vogelfedern vgl. besonders Ch. L. Nitzsch, «System der Pterylographie» (herausg. von Burmeister, Halle 1840).

Von den Haaren (s. d.) der Säugetiere sei nur erwähnt, daß auch sie bei ein und demselben Tiere als Woll- und Granhaare, Mähne, Schwanzquaste u. s. w. sehr verschieden entwickelt sein können; als Spür- oder Schnurhaare treten sie mit einem oft ansehnlichen (z. B. Robben) Nervenapparat in Verbindung. Eine kolossale Entwickelung der Haare sind die Stacheln des Stachelschweins, Igels, Ameisenigels und einiger andern; auch das Horn des Nashorns besteht, gleichsam ein normaler Weichselzopf, aus verschmolzenen Haaren.

Körperfarben, s. Applikationsfarben.

Körperlicher Inhalt, s. Volumen.

Körperliche Strafen, s. Strafe und Prügelstrafe.

Körpermaße, die der Ausmessung der körperlichen Raumgrößen zu Grunde liegenden Einheiten, zerfallen in Kubik-, Hohl- und Flüssigkeitsmaße. (S. Maß und Gewicht.)

Körperschaft, soviel wie Korporation (s. d.).

Körperverletzung ist die Bezeichnung für die widerrechtliche Einwirkung auf die leibliche oder geistige Unversehrtheit eines Menschen, also äußerliche Verletzungen des Körpers, Störungen der Gesundheit und bloße Mißhandlungen. Das Recht auf die leibliche Unversehrtheit ist zu allen Zeiten in der Strafgesetzgebung mehr oder minder scharf hervortretend gewahrt worden. In den diesfallsigen Bestimmungen kennzeichnet sich fast durchweg der Entwickelungsgang, welchen die Auffassung vom Wesen der Strafe und der Strafgerechtigkeit genommen hat. Während das röm. Strafrecht ein besonderes selbständiges Verbrechen oder Vergehen der Körper- oder Gesundheitsverletzung nicht kannte, vielmehr vorsätzliche Verletzungen in angeführter Richtung anfänglich nur als injuria (Realinjurie) behandelte, später aber bei fahrlässigen Verletzungen mittels verschiedener Civilklagen Anspruch auf Schadenersatz gewährte, oder wenn die Verletzung durch Gewaltanwendung herbeigeführt war, oder in ihr der Thatbestand auch eines andern Verbrechens erblickt wurde, die Bestrafung der fraglichen Handlungsweise diesfalls bestehenden Spezialgesetzen unterstellte, finden sich in den german. Rechtsquellen ganz spezielle Angaben mit den genauesten Bestimmungen über die Art und den Umfang der Verletzung der einzelnen Körperteile und Glieder. Zum Unterschiede von der röm. Rechtsauffassung, welche, weder einer bestimmten Strafrechtstheorie folgend, noch von allgemeinen Grundsätzen geleitet, im großen Ganzen vorwiegend das Willensmoment berücksichtigte, ließen sich die Germanen bei der Aufstellung ihrer Strafbestimmungen mehr von dem äußern, materiellen Schaden als von dem jeweiligen Erfolge leiten. Gleichwohl zieht sich durch die bunte Kasuistik des ältern deutschen Rechts unverkennbar eine dreifache Klassifikation in Blutwunden, trockene Wunden und Lähmungen. Die Strafen bestanden in Buße, Gewedde, ja Handabhauen. Der Carolina dagegen ist, gleich dem röm. Rechte, ein besonderes Verbrechen der K. unbekannt; sie zählt nur einzelne Fälle einer solchen auf. In der spätern gemeinrechtlichen Praxis hielt man sich deshalb in dieser Richtung anfänglich noch an die einschlagenden Bestimmungen der Rechtsbücher, später jedoch behandelte man die K. als Realinjurie und verfügte richterliche Strafen je nach der Größe der Verletzung. Bei vorhandener Fahrlässigkeit war nur Anspruch auf Entschädigung, beziehentlich auf Schmerzensgeld, zulässig. Schließlich erfuhr die Lehre von der K. durch die Doktrin eine sachlich von der Injurie getrennte Behandlung als selbständiges Verbrechen, eine Auffassung, welcher auch nachmals die Partikulargesetzgebung beitrat. Gegenüber der letztern, welche die K. je nach ihren Folgen verschiedentlich einteilte, unterscheidet das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich nur zwischen leichten und schweren K., die in subjektiver Hinsicht wiederum in fahrlässige und vorsätzliche zerfallen.

Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch, welches die K. in Abschnitt VII, §§. 223—233 behandelt, gibt keine Definition derselben. Als schwersten Fall bezeichnet es die Herbeiführung des Todes des Verletzten und bedroht ihn mit Zuchthausstrafe, beziehentlich Gefängnisstrafe nicht unter drei Jahren. Hat die K. zur Folge, daß der Verletzte ein wichtiges Glied des Körpers, das Sehvermögen, auf einem oder beiden Augen, das Gehör, die Sprache oder die Zeugungsfähigkeit verliert, oder in erheblicher Weise entstellt wird, oder in Siechtum, Lähmung oder Geisteskrankheit verfällt, so soll auf Zuchthaus bis zu fünf Jahren oder Gefängnis nicht unter einem Jahre und, war eine der vorbezeichneten Folgen beabsichtigt und eingetreten, auf Zuchthaus von zwei bis zu zehn Jahren erkannt werden. Ist die K. mittels einer Waffe, insbesondere eines Messers oder eines andern gefährlichen Werkzeugs, oder mittels eines hinterlistigen Überfalls, oder von mehrern Personen gemeinschaftlich, oder mittels einer das Leben gefährdenden Behandlung begangen, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter zwei Monaten ein. In Betreff der Tötung oder schweren K. bei Raufhändeln oder Schlägereien bestimmt das Reichsstrafgesetzbuch: Ist durch eine Schlägerei oder durch einen von mehrern gemachten Angriff der Tod eines Menschen oder eine schwere K. verursacht worden, so ist jeder, welcher sich an der Schlägerei oder dem Angriffe beteiligt hat, schon wegen dieser Beteiligung mit Gefängnis bis zu drei Jahren zu bestrafen, falls er nicht ohne sein Verschulden hineingezogen worden ist. Ist eine der vorbezeichneten Folgen mehrern Verletzungen zuzuschreiben, welche dieselbe nicht einzeln, sondern nur durch ihr Zusammentreffen verursacht haben, so ist jeder, welchem eine dieser Verletzungen zur Last fällt, mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren zu bestrafen. In Fällen der letztgedachten Art (bei mehrern Verletzungen durch Schlägerei), sowie in den oben angeführten Fällen einer schweren K. kann bei dem Vorhandensein mildernder Umstände die Strafe erheblich ermäßigt werden, ausgenommen, wenn die betreffende Handlung gegen Verwandte aufsteigender Linie begangen war. Eine besonders harte Ahndung ist für solche Fälle vorgesehen, in welchen jemand einem andern, um ihn an seiner Gesundheit zu schädigen, Gift oder andere Stoffe beibringt, welche die Gesundheit zu zerstören geeignet sind. Hier soll Zuchthaus bis zu zehn Jahren eintreten, und wenn durch eine derartige Handlung eine schwere K. oder der Tod des Verletzten herbeigeführt worden ist, auf Zuchthaus nicht unter fünf, beziehentlich zehn Jahren oder auf lebenslängliches

Zuchthaus erkannt werden. Zum Unterschiede von den mit Vorsatz und Überlegung begangenen körperlichen Mißhandlungen oder Beschädigungen der Gesundheit eines andern, die, mit alleiniger Ausnahme der schwerer zu ahndenden K. eines Verwandten aufsteigender Linie (Minimalmaß nicht unter einem Monat Gefängnis), mit Gefängnis bis zu drei Jahren oder mit Geldbuße bis zu 1000 Mark bestraft werden, ziehen diejenigen K., welche lediglich durch Fahrlässigkeit verursacht worden, Geldstrafe bis zu 900 Mark oder Gefängnis bis zu zwei Jahren nach sich; letzternfalls kann jedoch eine Erhöhung der Strafe auf drei Jahre Gefängnis eintreten, wenn der Thäter zu der seinerseits aus den Augen gesetzten Aufmerksamkeit vermöge seines Amts, Berufs oder Gewerbes besonders verpflichtet war, eine Bestimmung, welche auch auf die sog. Kunstfehler der Ärzte und der Medizinalpersonen überhaupt Anwendung zu erleiden hat. Hinsichtlich der Strafverfolgung bestimmt das Gesetzbuch, daß leichte vorsätzliche, sowie alle durch Fahrlässigkeit verursachte K., mit Ausnahme der unter Übertretung einer Amts-, Berufs- oder Gewerbspflicht begangenen, nur auf Antrag des Verletzten zur Untersuchung und Strafe gezogen werden soll. Sind endlich leichte K. mit solchen, oder Beleidigungen mit leichten K., oder letztere mit erstern auf der Stelle erwidert worden, so ist der Richter ermächtigt, für beide Teile oder für einen derselben eine der Art oder dem Maße nach mildere oder überhaupt keine Strafe eintreten zu lassen. In allen Fällen der K. soll der Strafrichter ermächtigt sein, auf Verlangen des Verletzten neben der Strafe den Thäter auch zu einer an erstern zu erlegenden Privatbuße bis zu 6000 Mark zu verurteilen; in diesem Falle aber wird jeder weitere Entschädigungsanspruch wegen derselben K. selbstverständlich ausgeschlossen. Ist die Verurteilung zu einer Privatbuße gegen mehrere Personen zugleich ausgesprochen, so haften sie dafür solidarisch als Gesamtschuldner. Endlich wird mit Geldstrafe bis zu 900 Mark oder Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft, wer bei der Leitung oder Ausführung eines Baues wider die allgemein anerkannten Regeln der Baukunst dergestalt handelt, daß daraus für andere Gefahr entsteht. Vgl. Hälschner, «Das gemeine deutsche Strafrecht» (Bd. 2, Bonn 1884).

Korporal ist die Benennung des niedrigsten Unteroffiziergrades einzelner Heere, Korporalschaft wird dagegen die im Interesse des innern Dienstes bewirkte Unterabteilung einer Kompagnie genannt, gleichviel ob dieselbe einem Unteroffizier niedrigsten Grades oder einem Sergeanten (Unteroffizier höchsten Grades) zur Beaufsichtigung zugeteilt ist.

Korporation (mittellat., abgeleitet von corpus, Körper) ist ein sich immer ergänzender, vom Staate mit einer eigenen Persönlichkeit oder als juristische Person (s. Moralische Personen) anerkannter Verein zur dauernden Verwirklichung eines öffentlichen oder doch gemeinnützigen Zwecks, wie z. B. die Stadt- oder Landgemeinde, ein Kollegium, eine Universität. Von der bloßen Gesellschaft, als der beliebigen Vereinigung von mehrern zur gemeinschaftlichen Thätigkeit für ihr zufällig übereinstimmendes Privatinteresse, unterscheidet sich die K. hauptsächlich dadurch, daß sie für eine, der Idee nach dem Staate zugehörende, ewige Kulturaufgabe eintritt, und in dieser geschichtlichen Funktion sich von den Individuen, welche die jeweilige Mitgliedschaft erlangten, als besondere Persönlichkeit abhebt. Jene Mitglieder sind dem objektiven Willen der K. unterworfene Organe, die bloßen Träger, nicht die Eigentümer des gemeinsamen Rechts und Besitzes, und ihre Wirksamkeit kann keine subjektiv-willkürliche, sondern bloß eine pflicht- und verfassungsmäßig bestimmte sein.

Korps (frz., vom lat. corpus), eine Gesamtheit mehrerer durch gleiche Gesetze, Regeln, Gebräuche, durch Beruf oder sonstwie verbundener Personen.

Beim Militär versteht man unter Korps entweder eine bedeutendere Truppenabteilung, welche selbständig verwendet wird, oder einen in der Heeresorganisation bestimmten Truppenkörper aus allen Waffen, der in zwei bis drei Divisionen formiert ist und seine eigene Kommandobehörde hat. (S. Armeekorps.) Corps de bataille nannte man sonst das Hauptkorps, welches zwischen den beiden Flügeln in der Linie stand. Corps de garde wird sowohl die Wachtmannschaft wie die Wachtstube genannt, besonders die der Gemeinen. Corps de place heißt der vom Hauptwall umschlossene innere Teil einer Festung. Das Corps volant oder fliegende Korps ist zu besondern Zwecken, namentlich zu Unternehmungen des Kleinen Kriegs bestimmt (Streifkorps, Freikorps).

Korps, Studentenverbindungen, s. u. Landsmannschaften.

Korpsartillerie, s. unter Artillerie.

Korpsgeist, s. Esprit de corps.

Korrealverbindlichkeit (vom lat. corrēus, Mitschuldner), bezeichnet eine gewisse Art von Gesamtverbindlichkeit mehrerer Personen. Die Korrealität findet sich nur im Obligationenrecht und ihr Charakteristikum ist der Umstand, daß mehrere Schuldner das gleiche Objekt schulden, mehrere Gläubiger das gleiche Objekt zu fordern haben und daß somit die Erfüllung seitens eines Mitschuldners alle übrigen Schuldner befreit, die Empfangnahme der Leistung durch einen Mitgläubiger den andern Gläubigern Befriedigung verschafft. Diese Eigentümlichkeit teilt die K. allerdings mit den sog. bloß solidarischen Obligationen, aber in der juristischen Technik bestehen hier Unterschiede, deren Erörterung mehr für die Theorie als für die Praxis Bedeutung hat.

Korreferent, Mit- oder Nebenreferent, s. unter Referieren.

Korrekt (lat.), regelrecht, frei von Fehlern und Verstößen. In der sprachlichen Darstellung oder im Stile unterscheidet man eine doppelte Korrektheit, eine logische, welche die Übereinstimmung der Darstellung mit den Gesetzen des Denkens in Hinsicht der Bildung und Verbindung der Begriffe und Urteile bedingt, und eine grammatische, welche fordert, daß der Gedanke nach den Gesetzen der Sprachlehre in reiner und richtiger Form ausgeprägt erscheint. In den Werken der schönen Kunst ist Korrektheit ebenfalls ein notwendiges Erfordernis. Sie zeigt sich als ein Verdienst des Künstlers dann, wenn bei aller Fülle des Geistes die Erscheinung bis in die äußersten Formen, z. B. bei der Poesie im reinen Stile, im Versmaß und Reim, bei der Malerei in richtiger, naturgemäßer Zeichnung, bei der Musik nach den Gesetzen der Harmonie und des Rhythmus, vollendet ist.

Korrektion (lat.), Berichtigung, Besserung, Züchtigung; korrektiv, zur K. dienend; Korrektionär, Züchtling.

Korrektionshäuser, soviel wie Besserungsanstalten, s. Arbeitshäuser und Besserung.

Korrektor, s. unter Korrektur.

Korrektur nennt man die Berichtigung der bei der Herstellung eines Satzes, Stiches, einer Lithographie u. dgl. von dem Setzer, Stecher, Lithographen oder sonstigen Hersteller gemachten Fehler, bevor ein Druckwerk zur Vervielfältigung gelangt. Jedoch auch Nachlässigkeiten des Autors zu beseitigen, Einheitlichkeit in der Rechtschreibung, der Interpunktion, der Abkürzung herzustellen, Citate durch Vergleichen und Nachschlagen zu kontrollieren, eventuell zu berichtigen, ist die Aufgabe des mit der K. Betrauten, den man, falls er diese Arbeit berufsmäßig ausführt, Korrektor nennt. Außerdem hat der Korrektor seine Aufmerksamkeit auf das richtige Fortlaufen der Seitenzahlen und der Kolumnenüberschriften, der Signaturen, der Kapitel- und Paragrapheneinteilung, der Anmerkungen, der Zahlenreihen bei Katalogen und ähnliches zu wenden. Ferner muß er alle beschädigten oder nicht zu der vorkommenden Schriftgattung gehörenden Typen bezeichnen, auf gleichmäßige oder angemessene Verteilung der Zwischenräume bei den einzelnen Worten, Zeilen und Absätzen, sowie auf die vollkommene Geradlinigkeit des Textes, die Symmetrie bei Versen, Tabellen, mathem. Werken, überhaupt auf alles achten, was dazu gehört, um ein Druckwerk nicht bloß zu einer brauchbaren, sondern auch zu einer tadellosen und gefälligen Arbeit zu machen.

Von jedem Druckwerk werden in der Regel wenigstens zwei K. und eine Revision gelesen, bei schwierigem Satz, bei fremden Sprachen, sehr unleserlichen Manuskripten kann diese Zahl noch steigen. Gewöhnlich liest der Verfasser selbst die zweite K. Von Werken wird gewöhnlich die K. in Bogen abgezogen oder es werden die K. in Streifen (Fahnen) ohne Rücksicht auf die Bogeneinteilung gelesen; bei Zeitungen ist dies immer der Fall. Die vorzunehmenden K. werden an den breiten äußern Rändern der Druckseite geschrieben, möglichst in der Fluchtlinie der Zeile, zu der sie gehören, indem man dicht an dem Rande des Textes beginnt. Die hauptsächlichsten angenommenen Korrekturzeichen und -Regeln sind folgende. Mit | durchstreicht man einen falschen Buchstaben, bei Doppelbuchstaben beide; ganze Worte oder Sätze werden mit |—| durchgestrichen. Irrtümlich aus andern Schriftsorten hineingeratene Buchstaben bezeichnet man mit einer kleinen Linie oben und unten =. Die Beseitigung überflüssiger Buchstaben wird durch Durchstreichen und Anwendung des Zeichens ℌ (doleatur, soll getilgt werden), die Richtigstellung verkehrt stehender durch ∨ (vertatur, soll umgedreht werden) angeordnet. Buchstaben oder Worte, die in falscher Reihenfolge stehen, werden mit dem Umstellungszeichen ∾ eingefaßt und so auf den richtigen Platz verwiesen. |||| deuten an, daß ein Wort gesperrt (mittels ganz dünner sog. Spatien auseinandergezogen), ⌒⌒⌒ daß es, wenn es fälschlich gesperrt war, zusammengezogen werden soll. An einen vergessenen Einzug wird durch [erinnert, an einen an unrechter Stelle angebrachten durch] aufmerksam gemacht. Ist eine Korrektur irrtümlich angebracht und soll die Stelle in den frühern Stand versetzt werden, so wird sie unterpunktiert ..... Das Zeichen des Niederdrückens von Ausschluß- und Durchschußstückchen, die sich gehoben haben und sich mit abdrucken, ist #. Über und unter krumm stehende Zeilen werden Linien gezeichnet =.

Belehrung über das Korrekturwesen gibt mehr oder weniger jedes typographische Lehrbuch. Ausführlich ist dieses Kapitel in Lorck, «Die Herstellung von Druckwerken» (4. Aufl., Lpz. 1883) behandelt. Waldow lieferte eine tabellarische «Anleitung zum Zeichnen von K.» (Lpz.). Beachtenswertes, namentlich in Bezug auf die durch K. entstehenden Kosten, bringt Bertrams «Manuskript und K.» (Halle 1875). Geschichtliches enthalten J. C. Zeltner, «Correctorum in typographiis eruditorum centuria» (Altdorf 1716) und G. A. Crapelets «Études pratiques et littéraires sur la typographie» (Par. 1837). Über die technische Korrekturarbeit s. Buchdruckerkunst, Bd. III, S. 661.

Korrepetieren (neulat.), etwas als Lehrer mit jemand einüben, es ihm durch häufige Wiederholungen einpauken; Korrepetitor, derjenige, dessen Amt das K. ist, besonders auf Theatern in Bezug auf Chorgesang und Ballett.

Korrespondent (neulat.), jemand, mit dem man in Briefwechsel steht; Commis, der die Geschäftskorrespondenz führt; auch Berichterstatter einer Zeitung.

Korrespondenz (neulat., frz. correspondance), Briefwechsel, brieflicher Verkehr; im Zeitungswesen auch gedruckte oder autographierte Mitteilungen, welche an die Zeitungsredaktionen versandt werden, um dieselben mit Stoff zu versehen und über die Haltung und Anschauung einer Partei fortwährend auf dem Laufenden zu erhalten.

Korrespondenz (kaufmännische), s. Handelskorrespondenz.

Korrespondenzkarte, s. Postkarte.

Korrespondieren (neulat.), in Briefwechsel stehen, als Korrespondent thätig sein; entsprechen; korrespondierende Winkel heißen bei zwei Parallellinien, die von einer dritten geraden Linie geschnitten werden, je ein äußerer und ein innerer Winkel an den verschiedenen Parallelen, aber an derselben Seite der schneidenden Linie; die korrespondierenden Winkel sind einander gleich.

Korrespondierende Höhen, s. Höhen (korrespondierende).

Korrigieren (lat.), verbessern, berichtigen, von Fehlern säubern. (Vgl. Korrektur.)

Korrobori, der Nationaltanz der Eingeborenen Australiens. Derselbe wird mit weit ausgespreizten, an den Knien etwas eingeknickten Beinen ausgeführt. Der Tänzer macht eine Reihe von Sprüngen in dieser Stellung, wobei namentlich die Oberschenkel in eine eigentümliche zitternde Bewegung versetzt werden, und geht dann in ein leichtes Tänzeln und Drehen über. Eintöniger, aber lauter Gesang der Genossen begleitet den Tanz, dessen Rhythmus durch das Zusammenschlagen zweier Barelans (gekrümmte Holzschleudern) auf eine ohrenbetäubende Weise normiert wird. [ätzen.

Korrodieren (lat.), zernagen, zerfressen, beizen,

Korrosionspräparate, s. unter Anatomie.

Korrumpieren (lat.), verderben in moralischer Beziehung, bestechen; korrumpiert, verdorben, verderbt, der Bestechung zugänglich; Korruption, Verderbnis, Bestechlichkeit; korrupt verdorben, verschroben.

Korsakow (Alexander Michailowitsch Rimskoi-), russ. General, geb. 24. Aug. 1753, erregte durch

die gute Ausbildung des von ihm befehligten Bataillons des Semenowſchen Garderegiments die Aufmerkſamkeit der Kaiſerin Katharina II. und wurde 1794 zum Begleiter des Grafen von Artois, nachherigen Königs von Frankreich, Karls X., ernannt. In demſelben Jahre nahm er an dem Feldzuge gegen die Franzoſen in den Niederlanden teil, ſandte einen Bericht über die Schlacht bei Fleurus ein und diente dann 1796 unter Suwow im Kriege gegen Perſien. Bei Kaiſer Pauls I. Thronbeſteigung wurde er Generallieutenant und 1799 mit 40 000 Mann zur Unterſtützung Suworows in die Schweiz geſchickt, wo er noch vor ſeiner Vereinigung mit demſelben 25. Sept. bei Zürich eine vollſtändige Niederlage durch den franz. General Maſſéna erlitt. Im J. 1801 ward er zum General der Infanterie, bald darauf zum Generalgouverneur von Litauen ernannt. Nach Ausbruch der poln. Revolution 1830 abberufen, ſtarb er als Mitglied des Reichsrats 25. Mai 1840 zu Petersburg.

Korſar, abgeleitet vom ital. corso, d. i. Lauf oder Streiferei, heißt im allgemeinen jeder Seeräuber, welcher darauf ausgeht, Handelsſchiffe aufzuſuchen und wegzunehmen. Insbeſondere aber verſtand man darunter die ehemals von Algier, Tunis, Tripolis und den marokk. Häfen auslaufenden Raubſchiffe, während man die Schiffe, welche in Kriegszeiten mit Bewilligung ihrer Regierungen feindliche Fahrzeuge wegnehmen, Kaper (ſ. d.) nennt.

Korſett (frz.), Schnürleibchen, ſ. u. Schnüren.

Korſör, Stadt im dän. Amte Sorö, an der Südweſtküſte Seelands, am Großen Belt, an der Linie Kopenhagen-K. der Seeländiſchen Eiſenbahn, Station der Dampferlinie Schlotfeldt in Kiel und der deutſchen Poſtdampfer, hat ein altes Schloß, einen kleinen Hafen, zählt (1880) 3954 E. und iſt Überfahrtsort nach dem Feſtlande (Kiel).

Korffuniſche Thüren, die Bronzepforten der Kathedrale von Nowgorod (ſ. d.).

Körte (Wilh.), deutſcher Litterarhiſtoriker, geb. 24. März 1776 zu Aſchersleben, ſtudierte 1796—99 zu Halle Bautunſt und ſchöne Wiſſenſchaften und kehrte dann nach Halberſtadt zurück, wo er ohne öffentliche Anſtellung lebte und 30. Jan. 1846 ſtarb.

Unter K.s Schriften ſtehen ſeine biogr. Arbeiten obenan, wie «Das Leben Gleims» (Halberſt. 1811), «Das Leben Carnots» (Lpz. 1820), «Das Leben und die Studien Fr. Aug. Wolfs, des Philologen» (2 Bde., Eſſen 1833), «Albrecht Thaer» (Lpz. 1839). Nicht ohne Verdienſt iſt ſeine Sammlung «Die Sprichwörter und ſprichwörtlichen Redensarten der Deutſchen» (Lpz. 1837; 2. Aufl. 1861). Auch gab er heraus: E. Chr. von Kleiſts «Werke» (2 Bde., Berl. 1803; 5. Aufl. 1853), die «Briefe Bodmers, Sulzers und Geßners» (Zür. 1804), «Briefe Heinſes, J. von Müllers und Gleims» (2 Bde., Zür. 1806), «Sämtliche Werke Gleims» (7 Bde., Halberſt. 1811—13) und Gleims «Zeitgedichte» (Lpz. 1841).

Korthion, Hafenort auf der Inſel Andros (ſ. d.).

Körting (Guſtav), Philolog, geb. 25. Juni 1845 zu Dresden, ſtudierte 1863—67 zu Leipzig Philologie und Geſchichte, war hierauf in verſchiedenen Gymnaſiallehrämtern thätig (zuletzt an der Kreuzſchule in Dresden) und wurde 1876 als ord. Profeſſor der roman. und engl. Philologie an die Akademie zu Münſter berufen. K. verfaßte: «Über die Quellen des Roman de Rou» (Lpz. 1867); «Dictys und Dares. Ein Beitrag zur Geſchichte der Trojaſage» (Halle 1874), «Wilhelms von Poitiers Gesta Guilelmi» (Dresd. 1875), «Geſchichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Renaiſſance» (Bd. 1—3, Lpz. 1878—84), «Encyklopädie und Methodologie der roman. Philologie» (Heilbr. 1884). Seit 1883 erſcheinen unter K.s Redaction die «Neuphilol. Studien» (Paderb.), ſeit 1879 die «Zeitſchrift für neufranz. Sprache und Litteratur» (in Verbindung mit Koſchwitz, Oppeln), ſeit 1881 «Franz. Studien» (ebenfalls mit Koſchwitz, Heilbr.).

Körtling, Grötling, altdeutſche ſilberne Scheidemünze, zuerſt 1360 in Göttingen geprägt. Die erſten waren von 14lötigem Silber, von der Größe eines Groſchens und hatten zum Gepräge auf beiden Seiten ein Kreuz mit einem daranfliegenden G. In Niederſachſen verbreitete ſich die Münze ſehr ſchnell. Ihr Wert verringerte ſich jedoch immer mehr, und ſchon 1393 war ſie nur noch 9lötig, und ſank bis zur Dreiergröße herab.

Kortryk, ſ. Courtray.

Kortſchewa, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Twer, 84 km oſtſüdöſtlich von Twer, rechts an der Wolga, mit (1882) 1850 E., iſt ein Stapelplatz für die Wolgaſchiffahrt.

Kortum (Karl Arnold), der Verfaſſer der «Jobſiade», geb. zu Mühlheim an der Ruhr im Herzogtum Berg 5. Juli 1745, ſtudierte ſeit 1763 zu Duisburg Medizin und lebte dann als praktiſcher Arzt erſt in Duisburg, ſeit 1770 aber zu Bochum in der Grafſchaft Mark, wo er 16. Aug. 1824 ſtarb. Außer mehrern mediz. Schriften, z. B. der «Skizze einer Zeit- und Litteraturgeſchichte der Arzneikunſt» (Unna 1809; 2. Aufl. 1819), ſchrieb er auch mehrere gemeinnützige Werke, z. B. «Der Bienenkalender» (Weſel 1776) und «Grundſätze der Bienenzucht» (Weſel 1776), und über antiquariſche Gegenſtände. Am bekannteſten aber wurde er durch ſein Gedicht «Die Jobſiade, oder Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Kandidaten», ein grotesk-komiſches Heldengedicht mit Holzſchnitten in drei Teilen (Münſt. u. Hamm 1784; 13. Aufl., Lpz. 1868, mit den Holzſchnitten der Originaldrucke, Einleitung und Anmerkungen). «Die Jobſiade» iſt unter den deutſchen komiſch-epiſchen Gedichten das einzige, das durch ſeine derbe Komik, die ſich mit einer hausbackenen und philiſtröſen Anſchauung der Dinge ſehr wohl verträgt, auf die Dauer populär wurde. Auch ſchrieb K., ebenfalls in Knittelverſen, «Die magiſche Laterne» (3 Hefte, Weſel 1784—87) und «Adams Hochzeitfeier» (Weſel 1788).

Kortüm (Joh. Friedr. Chriſtoph), verdienter deutſcher Geſchichtſchreiber, geb. 24. Febr. 1788 zu Eichhorſt in Mecklenburg-Strelitz, ſtudierte ſeit 1806 zu Halle, Göttingen und Heidelberg und war ſeit Oſtern 1812 Lehrer zu Hofwyl, bis ihn der Befreiungskrieg als Freiwilliger im Winter 1814 nach Frankreich führte. Nach der Rückkehr wandte er ſich wiederum nach Hofwyl, war dann Lehrer am Gymnaſium zu Neuwied, ſeit 1821 Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Baſel. Nachdem er dieſer Stellung bereits 1822 freiwillig entſagt, lebte er, mit hiſtor. Studien beſchäftigt, unabhängig abermals zu Hofwyl, von wo er 1826 als Privatdocent der Geſchichte nach Baſel zurückkehrte. Im J. 1833 wurde er ord. Profeſſor der Geſchichte in Bern, 1840 in Heidelberg, wo er 4. Juni 1858 ſtarb.

Namentlich ſein letztes größeres Werk, die «Geſchichte Griechenlands von der Urzeit bis zum Untergang des Achäiſchen Bundes» (3 Bde., Heidelb. 1854), beruht auf der gewiſſenhafteſten Quellen-

forſchung, K.s Stil dagegen iſt häufig manieriert. Von ſeinen frühern Werken ſind beſonders die «Entſtehungsgeſchichte der freiſtädtiſchen Bünde im Mittelalter» (8 Bde., Zür. 1827—29), die «Geſchichte des Mittelalters» (2 Bde., Bern 1836—37) und die «Röm. Geſchichte» (Heidelb. 1843) hervorzuheben. Aus ſeinem Nachlaſſe gab Reichlin-Meldegg die «Geſchichte Europas im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit» (2 Bde., Lpz. 1861) und «Geſchichtliche Forſchungen» (Lpz. 1863) heraus.

Korund, ein dem rhomboedriſchen Syſtem angehöriges, mit Eiſenglanz iſomorphes Mineral, welches Kryſtalle von deuteropyramidalem deutero-, prismatiſchem oder rhomboedriſchem Habitus, Gerölle, Körner und derbe Maſſen bildet; Zwillingsbildung nach der Rhomboederfläche iſt nicht ſelten, die Spaltbarkeit folgt in ſehr verſchiedenen Graden der Vollkommenheit dem Grundrhomboeder, (Polkantenwinkel 86° 4′) und der Baſis. Die Härte iſt 9, nur von dem Diamanten übertroffen, das ſpezifiſche Gewicht 3,9 bis 4. Farben und Pellucidität wechſeln bei den verſchiedenen Varietäten. Alle ſind chemiſch nur reine Thonerde oder ſolche, welcher bloß Spuren von Eiſenoxyd oder andern Pigmenten beigemiſcht ſind. Vor dem Lötrohr verhalten ſie ſich unſchmelzbar und unveränderlich, auch Säuren ſind ganz ohne Einwirkung auf dieſe im höchſten Grade widerſtandsfähigen Subſtanzen.

Korund iſt eigentlich ein mineralog. Sammelname für folgende Varietäten: a) Der gemeine K., eingewachſene rauhe Kryſtalle und derbe Maſſen bildend, von trüben Farben, wenig oder kaum durchſcheinend, findet ſich z. B. eingewachſen in granitiſchen Geſteinen in Piemont, Nordcarolina, Ceylon, China, Sibirien. Die haarbraune Varietät von China heißt Diamantſpat. b) Der edle blaue K. oder Saphir (ſ. d.). c) Der edle rote K. oder Rubin (ſ. d.). d) Der Smirgel (ſ. d.).

Korund (künſtlicher), ſ. unter Edelſteine (künſtliche).

Koruſtauer, ſoviel wie Slowenen (ſ. d.).

Korvei (amtlich Corvey), ehemalige gefürſtete Benediktinerabtei an der Weſer, die älteſte und berühmteſte in Sachſen, nahe bei Höxter, ward 816 von Ludwig dem Frommen in Hethi am Solling gegründet durch Mönche aus Corbie in der Picardie (darum Corbeia nova) und 822 an ſeine jetzige Stelle verlegt. Hier ſchrieb 967 Widukind die Geſchichte der Sachſen. Der bedeutendſte aller Äbte von K. war Wibald 1146—58, zugleich Abt von Stablo, Miniſter dreier Kaiſer und Vormund für den unmündigen König Heinrich. Von der alten Stiftsbibliothek iſt nichts mehr vorhanden; ſie hatte im 15. Jahrh. ſchon ſehr gelitten. Zu Anfang des 16. wurde daraus der Tacitus geſtohlen und gelangte ſpäter in die Hände des Papſtes Leo X. Es iſt die einzige Handſchrift, worin die ſechs erſten Bücher der «Annalen» uns erhalten ſind. Der Papſt ließ die Handſchrift 1515 in Rom durch ſeinen Bibliothekar Beroaldus herausgeben und ſchenkte dann ein ſchön gebundenes Exemplar den Mönchen von K. Unter Abt Chriſtoph Bernhard von Galen, Biſchof von Münſter, wurde die jetzige Kirche gebaut und 1699 unter Abt Florentius von dem Velde der Neubau der Abtei, des jetzigen Schloſſes, begonnen, aber erſt unter ſeinem Nachfolger vollendet. K. wurde 1793 zum Bistum erhoben, 1802 ſäkulariſiert und dem Hauſe Naſſau-Oranien zugeteilt, 1807 dem Königreich Weſtfalen einverleibt, 1815 Preußen überwieſen und 1820 von dieſem gegen andere Ländereile dem Landgrafen Victor Amadeus von Heſſen-Rotheuburg überlaſſen; 1834 fiel es durch Erbſchaft an Prinz Victor von Hohenlohe-Schillingsfürſt, ſeit 1840 Herzog von Ratibor und Fürſt von K. Im Schloſſe K. befindet ſich eine ſehr ſchöne, vom Landgrafen Victor Amadeus begründete Bibliothek, welche an 150000 Bände zählt und eine reiche Sammlung zum Teil ſehr ſeltener Bilderwerke enthält. Hoffmann von Fallersleben war hier 1860—74 Bibliothekar. Vgl. Wigand, «Geſchichte der Abtei K.» (Höxter 1819) und «Der korveiſche Güterbeſitz» (Lemgo 1831). Das ſog. «Chronicon Corbejense», welches von Wedekind zuerſt in den «Noten zu einigen Geſchichtſchreibern des Mittelalters» (Bd. 1, Heft 4, Braunſchw. 1824) herausgegeben wurde und als wichtige Quelle für die Kulturgeſchichte des Mittelalters großes Aufſehen erregte, iſt unecht, wie ſeitdem Ranke, Hirſch und Waitz, Schaumann und Klippel nachgewieſen haben. Dagegen ſind echte «Annales Corbejenses» in Pertz' «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 3) abgedruckt.

Korvette nannte man früher diejenigen Kriegsſchiffe, welche bei Vollſchifftakelage (drei Maſten mit Raaen) eine Lage Geſchütze auf dem Oberdeck führten und als Tirailleure und leichte Truppen der Flotten dienten. In der Neuzeit baut man auch gedeckte K., welche, wie die Fregatten, eine Lage Geſchütze unter Deck, auf dem Oberdeck jedoch gewöhnlich nur eine oder zwei ſehr ſchwere Kanonen auf Rahmenlafetten führen. Als allgemeines Kennzeichen der ungepanzerten K. gilt, daß ſie nur eine vollſtändige Lage der Geſchütze, ſei es über oder unter Deck, hat und als Vollſchiff getakelt iſt. Bei gepanzerten K. trifft dies jedoch nicht zu. Hier gibt man den Namen K. an Schiffe, welche wegen geringerer Dimenſionen nicht die ſchwerſten Kaliber führen können, oder auch, wenn ſie mit den letztern bewaffnet ſind, dann aber nur eine Lage Geſchütze haben. So ſind z. B. die deutſchen Panzerſchiffe Kaiſer und Deutſchland, welche in zwei Lagen übereinander in der Kaſematte je vier Stück 26-Centimetergeſchütze führen, Fregatten; die Hanſa mit ebenfalls acht Kanonen in zwei Lagen, aber nur von 21-Centimeterkaliber, iſt dagegen eine K. Durch eine am 25. Nov. 1884 ergangene kaiſerl. Kabinettsordre wurden in der deutſchen Marine die Namen «Gedeckte Korvetten» und «Glattdeckskorvetten» in «Kreuzerfregatten» und «Kreuzerkorvetten» abgeändert.

Unter dem Namen Ausfallkorvette (ſ. Tafel: Korvette) beſitzt die deutſche Marine 1885 vier fertige und zwei im Bau begriffene Schiffe (die Namen der fertigen ſind Bayern, Sachſen, Württemberg, Baden und ſind ſämtlich Schweſterſchiffe), welche ſehr ſchweren Panzer von 40 cm Stärke führen, während unſere ältern Fregatten nur einen ſolchen von 21 cm haben. Dieſe K. haben die Beſtimmung, gegen einen unſere Häfen blockierenden oder in den deutſchen Meeren befindlichen Feind einen plötzlichen Vorſtoß zu machen, ſind für dieſe Zwecke ſchwer gepanzert und bewaffnet, haben aber nur einen verhältnismäßig geringen Tiefgang, um in die Haupthäfen der Oſtſee, Kiel, Swinemünde, Danzig und Memel, einlaufen zu können. Man hat dieſen geringen Tiefgang teils durch weniger ſcharfe Linien, teils durch Beſchränkung der Kohlenvorräte, ſowie durch Fortlaſſung der Bemaſtung,

die auf Panzerschiffen überhaupt wenig nützt, erzielt und durch den Fortfall der Takelage zugleich 150 Mann Bedienungsmannschaften erspart, sodaß die K. nur 350 Mann Besatzung, statt 500 mit Bemastung führen. Die Dimensionen der Schiffe sind: Länge 91 m, größte Breite 18,5 m, Tiefe vom Oberdeck bis Kiel 8,5 m, Tiefgang 6 m. Ihr Deplacement, d. h. das Gewicht des von ihnen verdrängten Wassers ist 7335 t (à 1000 kg). Die Schiffe haben Zwillingsschrauben und die beiden Maschinen, welche unabhängig voneinander arbeiten können, haben eine Kraft von 5600 indizierten Pferden, welche eine Geschwindigkeit von 12 Knoten (drei deutschen Meilen in der Stunde) ergeben. Diese ist nicht sehr groß, aber für Gefechtszwecke völlig genügend und konnte bei dem notwendigen geringen Tiefgange nicht erhöht werden. Die Bewaffnung besteht aus 6 Stück Kruppschen 26-cm-Ringgeschützen, welche in oben offenen Türmen stehen und über Bank feuern, wie aus Fig. 1 ersichtlich. Fig. 3 zeigt die Position der beiden Geschütztürme oder Kasematten, sowie die Aufstellung der Geschütze in ihnen. Die beiden vordern sind parallel, können recht nach vorn schießen aber auch, wie der um den Turm gezogene Kreis zeigt, zwei Dritteile des ganzen Horizonts bestreichen. Ebenso vermögen die beiden hintern Geschütze bis auf nur fünf Grad von der Kiellinie nach hinten, die beiden vordern in der großen Kasematte bis auf 10 Grad von der Kiellinie nach vorn zu feuern, sodaß durch diese Aufstellung ein ungemein großer bestrichener Raum geschaffen ist, womit sich der Gefechtswert der Schiffe natürlich bedeutend erhöht. Der in der hintern Kasematte stehende Mast dient nur zum Signalisieren und die von ihm abweichenden Arme (Fig. 1) sind Krane zum Ein- und Aussetzen der auf Deck placierten, dicht hinter der großen Kasematte neben- und ineinander stehenden fünf Boote (Fig. 3), welche jedes Schiff außer dem sechsten, am Hinterschiff aufgehängten, besitzt. Der aus Fig. 1 und 2 ersichtliche Sporn sitzt 3,5 m unter Wasser, um den Feind jedenfalls unter seine Panzerung zu treffen, ist kurz, teilförmig und so konstruiert, daß er abbrechen kann, ohne dem Schiffe dadurch Schaden zuzufügen.

Um möglichst gegen Sinken gesichert zu sein, haben diese K. nicht nur einen doppelten Boden mit mehrern hundert kleinern wasserdichten Abteilungen, sondern der innere Schiffsraum ist außerdem noch von einer großen Zahl eiserner Längs- und Querwände durchzogen, sodaß bei einem Leck immer nur eine der dadurch gebildeten Zellen vollaufen kann. Die Größe dieser Zellen ist so berechnet, daß selbst drei davon gefüllt sein können, ehe das Schiff sinkt, und ein System sehr kräftiger Dampfpumpen kann außerdem ganz bedeutende Wassermassen fortschaffen. Die Querwände (Schotten) gehen teils vom Kiel bis an das Oberdeck, teils nur bis zum Zwischendeck. In Fig. 2 und 4 sind wasserdichte Wände durch die Längs- und Querlinien angedeutet; in Fig. 2 zeigen die Zahlen 21, 34, 51, 54, 60 und 66 die bis zum Oberdeck reichenden Schotten, während 5, 9, 13, 17, 25, 42, 57, 63 und 69 nur bis zum Zwischendeck hinaufgehen. Die in Fig. 2 und 4 punktiert erscheinenden Räumlichkeiten sind für Erhöhung der Schwimmkraft mit Kork gefüllt. Fig. 4, der Horizontalschnitt in der Konstruktionswasserlinie, und Fig. 5, der Stauungsplan, der tiefer als jener Schnitt liegt, zeigt die Verteilung der Gewichte und Räumlichkeiten im Schiffsinnern. A A ist der Raum für die Maschinen; die mit e und e_1 bezeichneten Abteilungen enthalten Kohlen, l l (Fig. 4) Kästen für Trinkwasser, h h h Ankerketten, g g Räume für verschiedene Materialien, Farbe, Tauwerk u. s. w., d Brot, f Konserven, e Spiritus, a nassen Proviant, b trockenen Proviant. Fig. 5 l l Maschinistenvorräte, m m Granatkammern, n n Reserveproviant, g g Räume für Material, k k Materialienräume für den täglichen Gebrauch der Deckoffiziere (Hellegats). Fig. 6 zeigt den Horizontalabschnitt des ersten Zwischendecks, des nächsten unter dem Oberdeck. a Salon des Kommandanten, b Badekammer, c Schlafzimmer, d Arbeitszimmer des Kommandanten, e Speisekammer, e_1 Instrumentenkammer. B Offiziermesse, f_1—f_5, n, o, Kammern für Offiziere, g Speisekammer für Offiziere. C Deckoffiziermesse (Bootsmann, Zimmermann, Maschinisten u. s. w.), m Speisekammer, b, i, k, l, p, q, r, s Kammern für Deckoffiziere. D D Wallgänge (leere, durch die äußere Bordwand und eine innere wasserdichte Eisenwand gebildete Räume, durch welche Vorder- und Hinterschiff miteinander verbunden werden und durch die man gehen kann), u u Räume für Reinigungsgeschirr, v Lampenkammer, w Bottlerei (Raum für tägliche Proviantausgabe), x x Arrestzellen, y Kammer für den Stabswachtmeister (Schiffspolizei). E Lazarett, z Schiffsapotheke. Fig. 7, 8 und 9 stellen Querschnitte der Schiffe auf je ein Drittel ihrer Länge von hinten an gerechnet und der Spanten (Rippen) an diesen Punkten dar. Aus ihnen geht die Form des Schiffs hinten, mittschiffs und vorn hervor. Die Ausfallkorvetten sind die stärksten Schlachtschiffe, welche die deutsche Marine besitzt.

Korybanten hießen, nach **Korybas**, dem Sohne Jasions und der Kybele, die mythischen Vorgänger und Vorbilder der Priester der Kybele oder Rhea in Phrygien, welche in wilder Begeisterung mit rauschender Musik und Tänzen den Dienst der Göttermutter versahen.

Korydon, bei bukolischen Dichtern Name eines wegen unerwiderter Liebe klagenden Hirten, daher überhaupt soviel wie schmachtender Liebhaber.

Korykische Grotte, s. unter **Korykos** und **Parnaß**.

Korykos, Küstenort im östl. Teil des rauhen Cilicien; 20 Stadien landeinwärts lag die im Altertum oft erwähnte **Korykische Grotte**, in welcher eine starke Quelle sich fand mit unterirdischem Abfluß ins Meer, und auf deren Boden besonders Safran gedieh; die Grotte ist neuerdings wieder aufgefunden worden, sie enthält Stalaktitenbildungen, griech. Inschriften und Reliefs.

Korymbiferen (Corymbiferae) nennt man eine Abteilung der Kompositen (s. d.).

Korymbus, **Doldentraube**, **Ebenstrauß** nennt man solche Blütenstände, bei welchen die Blütenstiele zwar in verschiedener Höhe an der Hauptachse inseriert, aber von verschiedener Länge sind, sodaß sämtliche Blüten fast in eine Ebene zu liegen kommen. (Vgl. **Blütenstand**, Bd. III, S. 205[a], und die dazu gehörige Tafel, Fig. 23.)

Koryphäen, eigentlich diejenigen, die an der Spitze (κορυφή) stehen, hießen bei den Griechen die Führer des Chors, die Vorsänger und Vortänzer; danach bezeichnet man als K. die Ersten, Vorzüglichsten auf dem Gebiete einer Kunst und Wissenschaft, in einer polit. Partei u. s. w.

Koryza (grch.), der Schnupfen.

Korzec (Korschetz), Getreidemaß in Polen; in Krakau = 123 l, in Warschau = 128 l.

Korzeniowski (Joseph), poln. Schriftsteller, geb. 1797 bei Brody in Galizien, gebildet auf dem Lyceum in Krzemieniez, wurde 1819 Hauslehrer bei dem Grafen Krasinski in Warschau, 1823 Professor der poln. Litteratur in Krzemieniez, 1833 in Kiew, 1838 Gymnasialdirektor in Charkow, 1844 Direktor des Gouvernementsgymnasiums in Warschau, darauf Direktor der Aufklärungskommission. Er starb 17. Sept. 1868 in Dresden.

K. nimmt eine Mittelstufe zwischen der polnischen Klossischen und romantischen Schule ein. Er hat eine ziemlich große Anzahl von Komödien und Tragödien geschrieben, die auf allen poln. Bühnen mit Beifall aufgenommen wurden; die vorzüglichsten sind: «Karpaccy górale» («Die karpatischen Goralen»), «Zydzi» («Die Juden»), «Was i peruka» («Schnurrbart und Perücke»). Dann veröffentlichte er eine Reihe von Romanen und Erzählungen, in denen er insbesondere das Leben des kleinen Adels schildert. Unter diesen sind »Spekulant« (deutsch von Max, Wien 1880), »Kollokacya« (deutsch »Unsere Schlachta«, von Löbenstein, Lpz. 1878, und «Der Dorfadel», von Mathner, Gnesen 1875) und »Emeryt« hervorzuheben.

Kos, auch Koos, früher Meröpis, eine meist zu den Sporaden gezählte Insel im Ägäischen Meere an der kleinasiat. Küste, den Städten Halikarnaß und Knidos gegenüber, war im Altertum berühmt durch trefflichen Wein und durch Weberei leichter und durchsichtiger Gewänder, besonders aber durch den prächtigen Tempel des Asklepios, welcher in der Vorstadt der gleichnamigen Hauptstadt K. errichtet war und das Gemälde der Venus Anadyomene von Apelles nebst andern wertvollen Weihgeschenken enthielt. Überhaupt war die ganze Insel dem Asklepios heilig, und die Asklepiaden behaupteten hier lange Zeit den ersten Rang; auch war sie der Geburtsort des Arztes Hippokrates und des Dichters Philetas. Gegenwärtig steht die Insel unter türk. Herrschaft, gehört zum Vilajet Dschesairi Bahri Sefid, führt den Namen (ital.) Stanko oder (türk.) Istanköi, hat bei einem Flächenraum von etwa 250 qkm ungefähr 20000 E. und erzeugt große Mengen Citronen, Getreide, sowie auch Baumwolle, Seide und Wein.

Kosaken, in Rußland Kasaken, heißt ein in Gestalt, Sitte, Sprache und Religion den Russen sehr ähnlicher Volksstamm. Das das Wort Kasak türk.-tatar. Ursprungs ist (es bedeutet im Türkischen einen Räuber, im Tatarischen einen freien, leichtbewaffneten Krieger) und die K. sich selbst gern mit diesem Namen benennen, so hat man daraus auf eine Abstammung oder nahe Verwandtschaft der K. mit den Tatarenhorden schließen wollen. Unzweifelhaft aber sind sie Abkömmlinge der alten susdalschen und kiewschen Russen, vermischt mit Überresten der Polowzer und anderer türk. Völkerschaften. Umgeben von feindlichen Völkern, waren sie stets darauf angewiesen, kampfbereit zu sein, und so hat sich bis auf den heutigen Tag mit dem Namen eines K. der Begriff eines stets zum Angriff gerüsteten leichtbewaffneten Kriegers verbunden. Das ganze russ. Kosakenheer zerfällt in 10 Korps mit 133½ berittenen Regimentern, 60 Fußsotnien und 212 Geschützen. Es gibt zwei Hauptstämme der K., die Maloroſſischen oder Kleinrussischen, deren militärische Organisation von Katharina II. aufgehoben wurde, und die Donischen K. Von erstern gingen die Saporogischen Kosaken, an den Wasserfällen oder Porogi des Dnjepr, aus, die räuberischsten und zügellosesten von allen. Das Gebiet der Donischen Kosaken, deren Steppenland eine eigene Provinz und einen eigenen Militärbezirk Südrußlands bildet, nordwärts vom Asowschen Meere und von Kaukasien gelegen, auf den andern Seiten von den Gouvernements Astrachan, Saratow, Woronesch, Charkow und Jekaterinoslaw begrenzt, zählte 1880 auf 160277 qkm 1404648 E. (darunter über 20000 Kalmücken), in 110 Stanizen eingeteilt, die wieder in 8 Bezirke, nämlich in den von Alsai, den des Mius, die zwei des Don, den der Ust-Medwjediza, den des Donez, den des Choper und den Kalmückendistrikt (Kalmyzkji-Okrug) zerfallen, und hat zur Hauptstadt Nowotscherkask (s. d.). In militärischer Hinsicht zerfällt das Land der Donischen K. in 4 Bezirke. Das Donische Kosakenheer wird in 48 berittene Regimenter eingeteilt (darunter 2 Leibgarde- und 1 Leibgarde-Reserve-Regiment), doch sind im Frieden nur je 2 Schwadronen der Garderegimenter und 15 Regimenter des ersten Aufgebots, sowie 8 Batterien im aktiven Dienste.

Von den Saporogern stammen die Tschernomorischen, jetzt Kubanischen, die Neurussischen und die Asowschen, von dem Donischen Kosakenheer die Wolgaischen oder Astrachanischen, die Terekischen, Orenburgischen, die Uralischen und die Sibirischen K. Der Sitz der Tschernomorischen K. ist Jekaterinodar am Kuban und schon im eigentlichen Steppenlande gelegen. Die Neurussischen K., bis 1856 Donau-Kosaken, haben Ländereien in Bessarabien, die Asowschen, welche jedoch 1865 eine bürgerliche Verfassung erhielten, um Asow, Nachitschewan und Rostow am Don. Die Quartiere der Terekischen K. befinden sich an der sog. Kaukasischen Linie in Jekaterinograd, Mosdok und Kisljar. Uralsk am Uralfluß und am Südgehänge des Obschtschei Syrt ist der Hauptsitz der Uralischen, Orenburg der der Orenburgischen K. Die Wolgaischen K. leben zerstreut im astrachanschen und saratowschen Gouvernement, und die Sibirischen K. haben sich weithin bis zum Irtysch und Ob, ja bis zur Lena und zum Amur hin ausgebreitet. Auch in Semitjetschensk, sowie am Amur und in Transbaikalien sind Kosakenheere angesiedelt. Der jeweilige russ. Großfürst-Thronfolger führt den Titel: Ataman aller K. (S. Ataman.) Als leichte Truppen leisten die K. die vortrefflichsten Dienste, da sie sowohl als ihre kleinen Pferde die größten Mühen und Beschwerden, Hunger und Durst, Hitze und Kälte mit der größten Ausdauer ertragen.

Vgl. Lesur, »Histoire des Kosaques« (2 Bde., Par. 1814); Bronewskij, «Istoria Donskowa Wojska» (2 Bde., Petersb. 1834); «Die K. in ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Zuständen von A. von B.» (Berl. 1860); Springer, «Die K., deren histor. Entwickelung, gegenwärtige Organisation u. s. w.» (Leitmeritz 1877). Sehr eingehende Nachrichten über die Kriegs- und Friedensformation der K., deren Ausbildung, Stärke und Bewaffnung enthalten von Löbells «Jahresberichte über die Fortschritte und Veränderungen im Militärwesen» (Berlin, seit 1874).

Koscher (Kauscher, chaldäisch), rein, besonders von Fleisch, das den Bestimmungen der jüd.

Speisegesetze entspricht, erlaubt; dann überhaupt soviel wie richtig, in Ordnung. Koschere Speisehäuser, solche, in denen nur geschächtetes Fleisch zubereitet und verabreicht wird.

Koschmin oder Kozmin, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Krotoschin, 15 km von diesem Orte, an der obern Orla, Station der Linie Ols-Gnesen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein evang. Schullehrerseminar und eine Gärtnerlehranstalt und zählt (1880) 4183 meist kath. E.

Kosciuszko (Tadeusz), letzter Oberfeldherr der Republik Polen, wurde 12. Febr. 1746 zu Mereczowszczyzna in der ehemaligen Wojwodschaft Novogrodek geboren und stammte aus einer alten adeligen, aber wenig begüterten litauischen Familie. In der Kadettenschule zu Warschau bemerkte der Fürst Adam Czartoryski seine Talente und bewirkte, daß er als Unterlieutenant auf Staatskosten nach Frankreich geschickt wurde, wo K. die Kriegswissenschaften in der Militärakademie zu Versailles studierte. Nach seiner Rückkehr ward er Hauptmann; allein eine Demütigung, die er wegen seiner Neigung zu der Tochter des Marschalls von Litauen, Sosnowski, erlitt, veranlaßte ihn, Polen zu verlassen. Er kam 1777 nach Paris und zog 1778 auf einer franz. Flotte unter d'Estaing von Toulon aus den sich bildenden nordamerik. Freistaaten zu Hilfe. Vor Neuyork und bei Yorktown, wo er verwundet wurde, erregte er Washingtons Aufmerksamkeit und wurde dann dessen Adjutant, nach dem Friedensschlusse Brigadegeneral. K. kehrte 1786 nach Polen zurück. Bei der Organisation der Armee 1789 zum Generalmajor ernannt, erklärte er sich für die Konstitution vom 3. Mai 1791 und kämpfte, in dem bald ausbrechenden Kriege zum Generallieutenant befördert, unter dem Prinzen Jos. Poniatowski. Bei Dubienka verteidigte er sich 17. Juli 1792 mit 4000 Mann gegen 16 000 Russen in einem schwach verschanzten Lager fünf Tage lang und zog sich ohne großen Verlust zurück. Diese That begründete seinen militärischen Ruf.

Nach dem Sturz der Konstitution von 1791 nahm K. seinen Abschied und begab sich nach Leipzig. Um dieselbe Zeit erteilte ihm die Gesetzgebende Versammlung in Frankreich den Titel eines franz. Bürgers. Bei Ausbruch des neuen Aufstandes der Polen gegen Rußland erschien K. 23. März 1794 in Krakau und wurde zum Oberfeldherrn und Diktator ernannt. Als die Russen 6000 Mann stark anrückten, schlug er sie mit 4000 Mann, teilweise nur mit Sensen und Piken bewaffnet, ohne Geschütz 4. April bei Raclawice. Darauf ging er nach Warschau, wo auf die Kunde von seinem Siege der Aufstand ausgebrochen und die russ. Besatzung vertrieben war, und richtete die Regierung ein; doch konnte er die wachsende Anarchie nicht zügeln. K. legte die Diktatur deshalb nieder und begab sich wieder zum Heere. Lange widerstand er den Preußen und Russen; bei Szczekocyn 6. Juni geschlagen, zog er sich nach Warschau zurück, das er glücklich verteidigte. Nachdem die Preußen die Belagerung aufgehoben hatten, betrieb K. rastlos die Organisation des Heeres. Bei den neuen Fortschritten der Russen eilte er diesen wieder entgegen und erlag endlich ihrer dreifach stärkern Übermacht bei Maciejowice 10. Okt. 1794. Mit Wunden bedeckt, sank K. vom Pferde und fiel in feindliche Gefangenschaft. Daß er dabei die Worte «Finis Poloniae» (s. d.) ausgerufen haben soll, ist unhistorisch.

Nach dem Tode Katharinas 1796 gab ihn Kaiser Paul I. zu Petersburg unter Beweisen seiner Achtung frei. Er begab sich nach England, von wo er 1797 nach Amerika ging. Als er 1798 mit einer Sendung vom Kongreß nach Frankreich kam, nahmen alle Parteien ihn festlich auf. Seine Landsleute in der ital. Armee überschickten ihm den Säbel Joh. Sobieskis, welchen sie zu Loreto entdeckt hatten. Im Kriege von 1806 hinderte K. sein dem Kaiser Paul I. gegebenes Wort, nicht wider die Russen zu dienen, an dem Kampfe teilzunehmen. Auf Napoleons I. Anträge gab er die Antwort: er könne erst dann für Polen thätig sein, wenn dieses Land eine freie Nationalverfassung und seine alten Grenzen wieder erhalten haben würde. Später kaufte er in Berville bei Fontainebleau ein Landgut, wo er bis 1814 lebte. Eine kurze Zeit weilte er darauf in Wien während des Kongresses. Er bat 1814 den Kaiser Alexander I. schriftlich um eine Amnestie für die Polen in der Fremde und forderte ihn auf, König von Polen zu werden und dem Lande eine Verfassung zu geben. Mit Lord Stewart reiste er nach Italien und ließ sich dann 1816 zu Solothurn nieder. Von hier hob er im April 1817 auf seinem Gute Siechnowice in Polen die Leibeigenschaft auf. Ein Fall mit dem Pferde in einen Abgrund unweit Vevey wurde die Veranlassung seines Todes 15. Okt. 1817. Auf Kosten des Kaisers Alexander I. wurde 1818 durch den Fürsten Jablonowski seine Leiche aus Solothurn abgeholt und in dem Dome zu Krakau beigesetzt, wo man ihm auch ein Denkmal errichtete.

Vgl. die Biographien K.s von Falkenstein (2. Aufl., Lpz. 1834), Chodzko (Par. 1837) und Paszkowski (Krakau 1872); Fayot, «Notice sur K.» (Par. 1824).

Kosegarten (Ludw. Theobul), deutscher Dichter, geb. 1. Febr. 1758 zu Grevismühlen, einem mecklenb. Städtchen, studierte zu Greifswald, war dann Rektor der Schule zu Wolgast und erhielt 1792 die Stelle eines Propstes zu Altenkirchen auf der Insel Rügen. Im J. 1808 nahm er einen Ruf als Professor der Geschichte nach Greifswald an, wo er 1816 Professor der Theologie und Pastor zu St. Jakobi wurde und 26. Okt. 1818 starb. Seine Romane, z. B. «Ida von Plessen» (2 Bde.), seine «Gedichte» (2 Bde., Lpz. 1788), die «Rhapsodien» (2 Bde., Rostock 1790—94; wiederholt in 3 Bdn., 1800—1), die «Romantischen Dichtungen» (6 Bde., Dresd. 1800—6), die «Legenden» (2 Bde., Berl. 1804; neue Aufl. 1816), die episch-idyllischen Gedichte «Jucunde» (7. Aufl., Berl. 1855) und «Die Inselfahrt» (Berl. 1805), desgleichen seine vaterländischen Gesänge, akademischen Reden und seine Übersetzungen, z. B. von Richardsons «Clarissa» (8 Bde., Lpz. 1790—93), erwarben ihm einen weitverbreiteten Ruf. Sehr beliebt wurden seine lyrischen Gedichte, welche feurige Empfindung verraten, aber im Ausdruck etwas schwülstig sind. Als Redner verstand er die Zuhörer in hohem Grade zu ergreifen. Seine «Reden und kleinern prosaischen Schriften» gab Mohnike heraus (3 Bde., Stralf. 1831—32). Eine Gesamtausgabe seiner «Lyrischen Dichtungen» nebst Lebensbeschreibung besorgte sein Sohn J. G. L. Kosegarten (12 Bde., Greifsw. 1824—27).

Kosegarten (Joh. Gottfr. Ludw.), deutscher Orientalist, Sohn des vorigen, geb. zu Altenkirchen

auf der Inſel Rügen 10. Sept. 1792, ſtudierte zu Greifswald Theologie und Philologie, wurde 1815 Adjunkt der theol. und philoſ. Fakultät zu Greifswald, 1817 ord. Profeſſor der orient. Sprachen in Jena, 1824 aber in gleicher Eigenſchaft nach Greifswald zurückberufen, wo er 18. Aug. 1860 ſtarb.

K. hat ſich hauptſächlich um die Kenntnis der arab. Sprache und Litteratur verdient gemacht. Seine bedeutendſten Arbeiten auf dieſem Gebiete ſind die «Chrestomathia Arabica» (Lpz. 1828), die Ausgabe der «Moallaka» des altarab. Dichters Amru ben-Kelthum (Jena 1819) und die unvollendet gebliebene Ausgabe der Annalen des Tabari (2 Tle., Greifsw. 1831—37), der unter dem Namen des «Kitâb al-agâni» bekannten großen Liederſammlung des ʿAli aus Iſfahân (Bd. 1, Greifsw. 1840—46) und des «Divân der Hudſailiten» («The Hudsailian poems», Bd. 1, Lond. 1854). Eine Frucht ſeiner Sanskritſtudien war die Ausgabe der ind. Fabelſammlung «Pantschatantra» (Bd. 1, Bonn 1848; Bd. 2, Greifsw. 1859). Mehrere ſeiner Schriften ſind auch der Hieroglyphenkunde gewidmet. Außerdem hat ſich K. noch um die Geſchichte ſeiner Heimatsprovinz Pommern, ſowie um die plattdeutſche Sprache verdient gemacht. In erſterer Beziehung ſind zu erwähnen ſeine Ausgaben von Kantzows «Pomerania» (2 Bde., Greifsw. 1816—17), der «Pommeriſchen und rügiſchen Geſchichtsdenkmäler» (Bd. 1, Greifsw. 1834) und des «Codex Pomeraniae diplomaticus» (mit Haſſelbach, Bd. 1, Greifsw. 1843—62). Bezüglich des Plattdeutſchen iſt das durch ſeinen Tod im Erſcheinen unterbrochene «Wörterbuch der niederdeutſchen Sprache» (Greifsw. 1855 fg.) hervorzuheben. Auch verfaßte K. eine «Geſchichte der Univerſität Greifswald» (2 Tle., Greifsw. 1856). Der bedeutende litterariſche Nachlaß K.s ging infolge letztwilliger Verfügung in die Univerſitätsbibliothek zu Greifswald über.

Koſekante, in der Trigonometrie die Sekante (ſ. d.) des Komplements eines Winkels.

Koſel, Kreisſtadt und bis 1873 Feſtung im Regierungsbezirk Oppeln der preuß. Provinz Schleſien, an der Oder, in welche hier die Klodnitz und der Klodnitzkanal münden, Station der Linien Breslau-K., K.-Auſchwitz, Frankenſtein-K. und K.-Oberberg der Preußiſchen Staatsbahnen, iſt Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und einer Oberförſterei, hat ſeit 1877 ein Landesgeſtüt und zählt (1880) 5030 meiſt kath. E. Die Stadt wurde nach der Eroberung Schleſiens durch Friedrich d. Gr. 1743 befeſtigt, 24. Mai 1745 von den Öſterreichern erobert, denen es 6. Sept. 1745 wieder entriſſen wurde, und 1758 und 1760 von den Öſterreichern ohne Erfolg belagert. Auch 1807 wurde K. ſeit 23. Jan. von den Franzoſen und Bayern belagert, vom Oberſt von Neumann und nach deſſen Tode (17. April) vom Oberſt von Puttlammer tapfer verteidigt, bis die Belagerung 17. Juli 1807 aufgehoben wurde.

Der Kreis Koſel zählt (1880) auf 675 qkm 68539 E.

Koſelez, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Tſchernigow, an der großen Straße von Tſchernigow nach Kiew, mit (1882) 5078 E., darunter viele Juden, die mit landwirtſchaftlichen Produkten nicht unbedeutenden Handel treiben.

Koſelsk, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Kaluga, 73 km im SSW. von Kaluga, links an der Schisdra, mit (1882) 13406 E., treibt anſehnlichen Handel mit Segeltuch, Leder, Pottaſche, Hanf, Hanföl, Bauholz und Öl.

Köſen, Stadt und Badeort im Kreiſe Naumburg des Regierungsbezirks Merſeburg der preuß. Provinz Sachſen, Station der Linie Berlin-Halle-Bebra der Preußiſchen Staatsbahnen, zählt (1880) 2187 E. und iſt durch ſeine reizende waldreiche Lage im Thal der Saale, über welche hier zwei Brücken führen, ausgezeichnet. Der Ort wird wegen ſeiner heilkräftigen Solwellenbäder, ſaliniſchen Trinkquelle, Anſtalten zur Inhalierung warmer und kalter zerſtäubter Sole von an Skroſeln, Gicht, Blutarmut u. ſ. w. Leidenden viel beſucht. Zu den beſuchteſten Punkten der Umgegend gehören im Thale die Katze, die Saalhäuſer, der Reltorberg; auf den Höhen das Himmelreich, der Götterſitz, die Kaiſer-Wilhelmsburg, die Ruinen der Rudelsburg und Saaleck, der Knabenberg bei der Landesſchule Pforta (ſ. d.), mit reizender Ausſicht auf die Thäler der Saale und Unſtrut bis nach Freiburg. Vgl. Hagendorff, «Das Soolbad K.» (Berl. 1859); Roſenberger, «K. Zur Mitgabe für Badegäſte» (4. Aufl., Naumb. 1877).

Koſenlzy, poln. Kozienice, Kreisſtadt im ruſſ.-poln. Gouvernement Radom, unweit links der Weichſel, mit (1882) 3059 E., hat Eiſenhütten und Eiſenfabriken, Branntweinbrennereien und Gerbereien.

Koſerow, Pfarrdorf und Seebad in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Uſedom-Wollin, auf der Inſel Uſedom auf der Landenge am Achterwaſſer und am Fuße des Strelkelsbergs, mit 400 E. In ſeiner Nähe ſoll das alte Vineta (ſ. d.) geſtanden haben.

Köslin oder Cöslin, Hauptſtadt des gleichnamigen Kreiſes und Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Pommern, liegt am Mühlenbach, 7 km von der Oſtſee entfernt, Station der Linie Berlin-Danzig der Preußiſchen Staatsbahnen, iſt Sitz der Regierung und eines Land- und Amtsgerichts, ſowie eines Landratsamts, einer Oberpoſtdirektion und einer Reichsbank-Kommandite und zählt (1880) 16834 E. Die Stadt hat vier Kirchen, zwei höhere Töchterſchulen und eine Taubſtummenanſtalt. Auf dem großen Marktplatze ſteht die 1724 von den pommerſchen Ständen errichtete Bildſäule Friedrich Wilhelms I., der nach dem großen Brande von 1718 die Stadt wieder aufbaute, auf dem Friedrich-Wilhelmsplatz ein Kriegerdenkmal. Die ehemaligen Feſtungswerke ſind in Gärten und Promenaden verwandelt. An höhern Unterrichtsanſtalten hat K. ein Gymnaſium und ein Schullehrerſeminar. Von größern induſtriellen Etabliſſements beſtehen drei Eiſengießereien, eine Papier-, ſieben Ziegel- und zwei Mineralwaſſerfabriken. Auch der Handel mit Fiſchen und Gänſen, ſowie die künſtliche Fiſchzucht ſind beträchtlich. Der bei der Stadt liegende, 144 m hohe, mit Nadel- und Laubholz bewaldete Gollenberg, deſſen einer Teil, der Fahnenberg, früher ein vielbeſuchter Wallfahrtsort war, trägt ſeit 1829 ein Kreuz, das den im Befreiungskampfe 1813—15 gefallenen Kriegern Hinterpommerns gewidmet iſt.

Der Regierungsbezirk Köslin hat ein Areal von 14024 qkm, zählt (1880) 586115 E. und zerfällt in 12 Kreiſe: K., Kolberg-Körlin, Bublitz, Belgard, Neu-Stettin, Rummelsburg, Schlawe, Stolp, Lauenburg, Bütow, Schivelbein und Dramburg.

Der Kreis Köslin zählt (1880) auf 748 qkm 46 390 E.

Koslów, Kreisstadt im ruſſ. Gouvernement und 70 km im WNW. von Tambow, 408 km im SSO. von Moskau, am Knotenpunkt der Eiſenbahnen nach Rjäſan, Tambow und Roſtow, rechts am Lesnoi-Woroneſch ſchön gelegen und hübſch gebaut, iſt ein reicher Ort mit (1882) 25522 E., zahlreichen Fabriken und großen Talgſchmelzereien. Die Einwohner treiben bedeutenden Handel mit Getreide, Hornvieh, Pferden und Talg, deſſen Umſatz ſich jährlich auf 4 Mill. Rubel beläuft.

Koslów, Stadt im ruſſ. Gouvernement Taurien, ſ. Eupatoria.

Koslowskij (Michail Iwanowitſch), ruſſ. Bildhauer, erhielt ſeine Bildung in der Akademie zu Petersburg, bei der er ſpäter Profeſſor der Bildhauerkunſt wurde. Seine bekannteſten Arbeiten ſind die Statue Suworows auf dem Marsfelde in Petersburg, die koloſſale ſtark vergoldete Statue des Simſon in Peterhof, die Denkſäule der Kaiſerin Katharina II. in der Geſtalt Minervas, mehrere Marmorſtatuen in der Eremitage und die Basreliefs im Marmorpalais an der Newa, welche die Rückkehr des Regulus nach Karthago und den Befreier Roms, Camillus, darſtellen. K. ſtarb 1803 in Petersburg.

Kosmas, mit dem Beinamen **Indikopleuſtes**, ein Geograph aus Alexandria, lebte in der Mitte des 6. Jahrh. unter Juſtinian I. und ſchrieb, nachdem er als Kaufmann weite Reiſen unternommen hatte und nach Ägypten glücklich zurückgekehrt war, in mönchiſcher Zurückgezogenheit eine aus 12 Büchern beſtehende «Chriſtl. Topographie» in griech. Sprache, worin er über die fernſten Länder, ſelbſt über Indien und Ceylon, wichtige Nachrichten bringt und zugleich im Gegenſatz zu dem Syſtem des Ptolemäus die Beſchreibung der Erde ganz den Vorſtellungen der Bibel anzupaſſen ſucht; dabei verfällt er freilich häufig in Irrtümer. Dieſes Werk gab Montfaucon in der «Nova collectio patrum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1707) heraus. Auch wird K. eine Beſchreibung der Inſel Ceylon und der Pflanzen und Tiere Indiens beigelegt, welche Thevenot in den «Relations de divers voyages curieux» (Bd. 1, Par. 1666) bekannt machte.

Kosmétik (grch.) heißt die von jeher geübte Kunſt, den Körper zu verſchönern, geſchehe dies nun durch Putz, oder durch wohlriechende Waſſer, Öle, Salben, Puder und beſonders Schminke, oder endlich durch Erſetzen einzelner Körperteile, z. B. der Zähne, Haare u. ſ. w. Kosmetiſche Mittel oder Schönheitsmittel nennt man vorzugsweiſe alle Zubereitungen zu dem Zwecke, die Haut geſchmeidig zu machen, ihre Farbe zu verbeſſern, Flecke und Ausſchläge (Schwind) und Finnen von da zu vertreiben, ihre Runzeln zu ebnen, die Haare zu färben, die Zähne weiß und rein zu erhalten, den Atem wohlriechend zu machen u. ſ. w. Die K. war ſchon im Altertume ſehr ausgebildet; auf den höchſten Grad aber iſt ſie in neuerer Zeit durch die Entwickelung der Parfümerie, namentlich in Frankreich, gebracht worden. Die K. iſt übrigens mit der Civiliſation innig verknüpft und macht, wenn auch einen kleinen, doch immerhin beachtenswerten Teil der Kulturgeſchichte aus. Vgl. bezüglich der praktiſchen Teile der K. beſonders Pieſſe, «Des odeurs des parfums et cosmétiques» (Par. 1865); Rimmel, «Le livre des parfums» (Brüſſ. 1873); Hirzel, «Toilettenchemie» (Lpz. 1874).

Kosmiſch (grch.), was ſich auf die Welt im ganzen oder auf die Himmelskörper in ihrer Geſamtheit bezieht; über kosmiſche Verhältniſſe, ſ. unter Kosmos.

Kosmoglobus (grch.), ein von Garthe 1827 konſtruierter Globus, beſtehend aus zwei Glashalbkugeln, welche die Sternbilder darſtellen, und aus einem im Centrum der Halbkugeln gelegenen Erdglobus.

Kosmogonie und **Kosmographie**, ſ. unter Kosmos.

Kosmologie (Lehre vom Weltall) iſt die ſpekulative Wiſſenſchaft, welche die Fragen nach der Entſtehung oder ewigen Dauer der Welt, nach ihren Grenzen, ihrer Beſeelung, ihrer letzten Urſache ꝛc., erörtert. Die K. iſt ein Teil der Metaphyſik.

Kosmopolit (grch.), Weltbürger und **Kosmopolitiſch**, weltbürgerlich (ſ. unter Kosmopolitismus); auch überall heimiſch.

In Bezug auf Fauna und Flora heißt kosmopolitiſch in allen Zonen lebend oder gedeihend, über alle fünf Weltteile verbreitet.

Kosmopolitiſche Tiere heißen ſolche, die über die ganze Erde verbreitet ſind. Es ſind nur wenige, und es ſcheint faſt, daß je niedriger organiſiert eine Tierklaſſe iſt, deſto häufiger kosmopolitiſche Arten in ihr vorkommen, wie z. B. unter den Infuſorien. Auch unter den Schmetterlingen dürfte es kosmopolitiſche Arten geben, z. B. den Diſtelfalter (Vanessa cardui). Unter den höhern Tieren kommen allgemein ſelbſtändig verbreitete Arten kaum vor, denn Ratten, Mäuſe und eine Anzahl Haustiere haben ſich erſt in Geſellſchaft der Menſchen ausgebreitet. Auch univerſell vorkommende Familien ſind unter den Wirbeltieren nur ſparſam vorhanden, unter den Vögeln die Eisvögel, Falken, Eulen, Schnepfen, Enten u. ſ. w. und die gutfliegenden Schwalben, Tauben, Möwen, Sturmvögel und Scharben. Von Säugetieren iſt nur eine einzige, gleichfalls fliegende Familie, die der echten Fledermäuſe (Vesportilionidae), kosmopolitiſch.

Kosmopolitismus (grch.) heißt ſoviel wie Weltbürgertum, Weltbürgerſinn, d. h. die Geſinnung deſſen, welcher in ſeinen Lebensintereſſen nicht ſtehen bleibt bei dem, was ſeine Familie und ſein ſpezielles Vaterland angeht, ſondern auch an allen allgemeinern Kulturzwecken lebendigen Anteil nimmt. Die erſten Regungen der kosmopolitiſchen Weltanſchauung ſtammen aus der griech. Philoſophie, welche in den Sokratiſchen Schulen, namentlich in den Cynikern und Stoikern den beſchränkenden Geiſt nationaler Voreingenommenheit abzuſtreifen ſuchte, ohne dabei die Gefahr einer gleichzeitigen Erſchlaffung der patriotiſchen Hingebung vermeiden zu können. Ein gleicher Vorwurf trifft auch zum großen Teil den K. des Aufklärungszeitalters im 18. Jahrh. Das Wort Kosmopolit (Weltbürger) ſtammt nach Diogenes Laërtius (VI, 63) von Diogenes dem Cyniker, der auf die Frage, woher er ſei, ſich κοσμοπολίτης nannte. — In neuerer Zeit wird K. oft im ungünſtigen Sinne im Gegenſatz zu Patriotismus gebraucht und damit der Mangel an Vaterlandsliebe bezeichnet.

Kosmorama (grch.), eine Vereinigung von vielen Bildern verſchiedener Gegenden, welche, unter künſtlicher Beleuchtung durch vergrößernde Okulargläſer angeſehen, in faſt natürlicher Größe erſcheinen und dadurch gewiſſermaßen eine Weltanſchauung geben.

Kosmos (grch.) bedeutet eigentlich Schmuck, Ordnung, dann die geordnete Welt, Weltordnung, Weltall, daher Kosmographie Weltbeschreibung im Gegensatz zu der Geographie oder Erdbeschreibung, und kosmische Verhältnisse solche, welche die Natur im großen und ganzen, die Sonnensysteme nebst den allgemeinen, das ganze Weltall beherrschenden Kräften der Schwere, des Lichts, des Magnetismus und der Elektricität betreffen, zum Unterschiede von tellurischen Verhältnissen als solchen, welche sich allein auf den Erdball beziehen, wie z. B. Klima, Witterung, Beschaffenheit des Bodens u. dgl. Den Alten war der K. die Kugel des Sternenhimmels um die Erde als ihren Mittelpunkt. Die Bewegung des Himmels war den Aristotelikern die Grundbewegung, aus welcher alle Bewegungen der Elemente und lebendigen Organismen herstammten, zugleich die vollkommenste aller Bewegungen als eine Vereinigung von Bewegung und Ruhe, weil eine sich um ihre Achse drehende Kugel, indem sie sich bewegt, doch zugleich auf ihrer Stelle bleibt. Der K. galt der größten Mehrzahl der alten Philosophen für ein beseeltes Wesen. Die ionische, eleatische, peripatetische und stoische Schule hielt ihn für die höchste Gottheit selbst; den Platonikern hingegen galt er für ein erzeugtes Ebenbild des höchsten Gottes, ein Wunderwerk von Schönheit und Harmonie. Anaximander und die Epikureer hingegen nahmen eine Vielheit von Welten an und leugneten dadurch den Begriff der höchsten Gottheit in dem Sinne, wie ihn beinahe das ganze übrige griech. Altertum auffaßte. Nach Aristotelischer Vorstellung besteht der K. aus den Sphären der Gestirne, welche als hohle, bewegliche Kugeln oder Hülsen gedacht werden, an deren jeder das Gestirn ihres Namens befestigt ist. Um die Erde zunächst bewegt sich die Sphäre des Mondes, um diese die des Merkur, dann der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn und zuletzt des Fixsternhimmels. Die Sphäre des Fixsternhimmels besteht aus feurigem Äther als dem feinsten und leichtesten Stoff, die in der Mitte ruhende kugelförmige Erde aus den schwereren Niederschlägen der gröbsten Elemente. Diese Anschauung, durch Eratosthenes und Ptolemäus mit mathem. Genauigkeit weiter ausgeführt, bildete das während des Mittelalters herrschend gewesene Ptolemäische Weltsystem. Diese Ansicht wurde aber schon im Altertum von einem Zweige der Pythagoräischen Schule, an dessen Spitze Aristarch von Samos stand, mit der Behauptung bekämpft, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt sei, um welchen die Erde sich bewege. Mit dem Glauben des Altertums an eine Beseelung des K. hing die Vorstellung zusammen, die Teile und Glieder organischer Wesen in den Teilen und Gliedern des K. wiederzufinden, wie z. B. ein dem Orpheus zugeschriebener Hymnus in Sonne und Mond die Augen der Gottheit, in der Erde und den Gebirgen ihren Leib, im Äther ihren Verstand, in der Luft ihre geflügelten Schultern erblickt.

Diese Vorstellungsweise wurde in späterer Zeit von den Naturphilosophen des 16. Jahrh., Paracelsus an der Spitze, dahin erneuert, daß man die Welt für einen menschlichen Organismus im großen (Makrokosmos), den Menschen für eine Welt im kleinen (Mikrokosmos) erklärte. Als durch Kopernikus das Ptolemäische System gestürzt wurde, ließ sich auch die Sonne als ein bloßer Fixstern unter Fixsternen nicht länger mehr als der Mittelpunkt des Weltgebäudes behaupten, und es trat an die Stelle einer sich umdrehenden Kugel ein völlig gestaltloser und unermeßlicher Ocean von Welten über Welten. Giordano Bruno, Kepler, Newton befestigten das Kopernikanische System, und es entstand nunmehr die Frage, ob die Welt vielleicht ohne alle Grenze sei und sich völlig ins Unendliche erstrecke, und ob auch die andern Weltkörper wie unsere Erde bewohnt seien. Fontenelle bejahte die Frage in seinen berühmten «Entretiens sur la pluralité des mondes» (1686) und Kant in seiner «Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels» (1755). Neuere Naturphilosophen, wie Schubert in «Die Urwelt und die Fixsterne» (1822), haben die Unendlichkeit der Welt wieder verneint. Die Ansicht von einer Beseelung des Weltalls ist in neuester Zeit zuerst im allgemeinen durch Schelling in seinem Buche «Über die Weltseele» (Jena 1798) und hernach in spezielleren Durchführung durch Fechner in dessen «Zendavesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits» (Lpz. 1851) erneuert worden. — Die mythol. Ansichten des Altertums von der Entstehung der Welt sind enthalten in den Kosmogonien, welche zumeist auch Theogonien oder Berichte von der Geburt der Götter sind, wie die Hesiods, der isländ. Edda und die in Manus Gesetzbuch.

«Kosmos» nannte auch A. von Humboldt das «Werk seines Lebens». Dasselbe umfaßte zunächst vier Bände (Stuttg. 1845, 1847, 1850 und 1858). Ein fünfter Band in zwei Teilen (1862) enthält nur wenige Fragmente von Humboldt selbst und ein Register zu dem ganzen Werke von Buschmann. Dasselbe sollte nach Humboldts eigenem Ausspruche «eine denkende Betrachtung der durch die Empirie gegebenen Erscheinungen, die Zusammenstellung des Entwickelungsfähigen zu einem Naturganzen» sein. Der erste Band ist ein selbständiges Ganzes, eine Übersicht des Weltganzen und seiner Gesetze; der zweite ist eine Geschichte der Kosmographie im weitesten Sinne bis zum 17. Jahrh.; der dritte enthält eine nähere Ausführung des astron. Teils des ersten Bandes; im vierten und fünften wird mit der nähern Ausführung des tellurischen Teils im ersten Bande begonnen, doch ist das Werk Bruchstück geblieben. Der «Kosmos» war eine Oppositionsschrift gegen die sog. Naturphilosophen der Schelling-Hegelschen Schule, welche die Natur aprioristisch, rationell ohne Erfahrungsstudien erklären wollte. Daher begegnet man im «Kosmos» keiner neuen Lehre. Humboldt sammelte und ordnete vielmehr nur das, was seine Zeitgenossen und er selbst bereits ermittelt hatten. Tausende von Wahrheiten, Thatsachen, Messungen und Werten wurden gegeben. Sie waren das Beste und das Genaueste, was die damalige Wissenschaft zu bieten hatte. Vgl. B. von Cotta, «Briefe über Humboldts K.» (3 Bde., Lpz. 1850—51).

Kosmosophie (grch.), das Bestreben, durch Mystik oder innere Beschauung oder durch überirdische Mächte Aufschlüsse über den innern Zusammenhang des Weltalls zu erhalten.

Kosmotheismus (grch.), soviel wie Pantheismus.

Kosoblüten, s. Kussoblumen.

Kosovo polje, s. Amselfeld.

Kossäer, im Altertum ein räuberisches Bergvolk im Nordosten von Susiana, welches von den

perſ. Königen nie unterjocht wurde, von dieſen ſogar, um ihre Ruhe zu erkaufen, Tribute empfing. Erſt Alexander d. Gr. unterwarf ſie 324 v. Chr. Die K. waren gute Bogenſchützen. In den ſuſian. Inſchriften heißen ſie Kuſſi; ob die in den aſſyr. Inſchriften genannten Kaſſi mit dieſen identiſch ſind, iſt fraglich.

Koſſak (Karl Ludw. Ernſt), geiſtvoller Kritiker und Feuilletoniſt, geb. 4. Aug. 1814 zu Marienwerder, erhielt ſeine Gymnaſialbildung zu Danzig und ſtudierte in Berlin Philologie. Eine Sammlung ſeiner Novellen («Genrebilder») erſchien 1839 (Berl.). Später kultivierte er namentlich mit großem Erfolg das pikante berliner Feuilleton. Geſammelt erſchienen von ihm «Berlin und die Berliner» (Berl. 1851), «Aus dem Papierkorbe eines Journaliſten» (Berl. 1852; 2. Aufl. 1859), «Berliner Silhouetten» (Berl. 1859), «Berliner Federzeichnungen» (6 Tle., Berl. 1859—65; neue Aufl. 1875). Dieſen Schriften ſchließen ſich an: «Aus dem Wanderbuche eines litterariſchen Handwerksburſchen» (Berl. 1856), «Hiſtorietten» (Berl. 1856; 2. Aufl. 1859), «Badebilder» (Berl. 1858), «Schweizerfahrten» (Lpz. 1857), «Pariſer Stereoſkopen» (Berl. 1855), «Reiſehumoresken» (2 Bde., Berl. 1862). Auch gab er nach mündlichen Berichten des Malers Ed. Hildebrandt deſſen «Reiſe um die Erde» (7. Aufl., Berl. 1882) heraus. Die Redaction der von ihm 1854 gegründeten Wochenſchriften «Berliner Montagspoſt» gab er 1868 auf. Er ſtarb 3. Jan. 1880. Vgl. Rutari, «Ernſt K.» (Berl. 1884.)

Koſſat oder **Koſſäthe**, ſ. **Hinterſaſſen**.

Köſſeln, Köſſeine, ein 942 m hoher Gipfel in der ſüdweſtl. Kette des Fichtelgebirges, im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, ſüdlich von Wunſiedel, mit der ſchönſten und ausgedehnteſten Ausſicht des ganzen Gebirges.

Koſſêr, Hafenort an der ägypt. Küſte des Roten Meeres, zu welchem die nach Mekka führende Karawanenſtraße von Keneh (ſ. d.) am Nil über die alten Steinbrüche des Wadi-Hammamat führt, ein kleiner Ort mit etwa 1500 E., der anſehnlichen Getreidehandel hat.

Koſſimbazar, Stadt in der Präſidentſchaft Bengalen, ſ. unter **Murſchedabäd**.

Koſſoblüten, ſ. **Kuſſoblumen**.

Koſſogol, großer Gebirgsſee in der Mongolei, unweit der Grenze gegen das ruſſ. Gouvernement Irkutsk, am ſüdl. Abhange des Sajanſchen Gebirges, 1621 m über dem Meere, fließt durch den Elegol zur Selenga ab.

Koſſower Heide, ſ. **Amſelfeld**.

Koſſuth (ſpr. Koſchuth, Ludw., ungar. Lájos), Führer der ungar. Revolution von 1849, geb. 27. April 1802 zu Monok im Komitat Zemplin, ſtudierte die Rechte auf dem reform. Kollegium Sarospatak. Seit 1824 gewann er eine ausgedehnte juriſt. Praxis, ſowie als Redner in den Komitatsverſammlungen Einfluß. Im J. 1831 wandte ſich K. nach Peſt und ging 1832 als Abſentenlegat (Vertreter eines abweſenden Magnaten) auf den Landtag. Daneben redigierte er eine Landtagszeitung, die zur Umgehung von Cenſurhinderniſſen in etwa 100 Exemplaren abgeſchrieben und durch die Komitatshaidulen an die Komitate verſandt ward. Nach dem Schluß des Landtags begann K. in Peſt zur Veröffentlichung der Komitatsverhandlungen ein ähnliches Blatt. Die Regierung unterſagte jedoch die Fortſetzung der Zeitung und ließ im Mai 1837 K., Weſſelényi und mehrere andere zu Ofen gefangen ſetzen. Die Septemviraltafel verurteilte K. wegen Hochverrats zu vierjähriger Haft, aus der er jedoch bereits 1840 infolge einer allgemeinen Amneſtie befreit wurde. Hierauf übernahm er die Redaction des «Pesti hirlap», in welchem Blatte er fortan ſein großes publiziſtiſches Talent entwickelte und die bisherige gemäßigte Oppoſition durch ſeine radikale Haltung überflügelte. Nachdem er 1844 die Redaction niedergelegt, trat er als Leiter patriotiſcher Vereine auf, bis er im Nov. 1847 vom Peſter Komitat als Deputierter auf den Landtag geſandt ward, wo er bald als Führer der Oppoſition durch Kühnheit und rhetoriſche Gaben alles mit ſich fortriß.

Als Graf L. Batthyányi 17. März 1848 zum Präſidenten des ungar. Miniſteriums ernannt worden, trat K. als Finanzminiſter ein. Nach der Auflöſung dieſes Miniſteriums (September) wurde er Präſident des neuen Landesverteidigungsausſchuſſes. In dieſer Stellung organiſierte er den Kampf gegen die ſüdſlaw. Bewegung und gegen die öſterr. Centralregierung, trug aber auch durch ſeine ultramagyar. Richtung viel dazu bei, um die übrigen Volksſtämme Ungarns und Siebenbürgens der Nationalſache zu entfremden. Die Abdankung Kaiſer Ferdinands I. und die Thronbeſteigung Franz Joſephs (2. Dez. 1848) bewogen K., durch den Rumpflandtag in Debreczin 14. April 1849 die Thronentſetzung des Hauſes Habsburg-Lothringen und die Unabhängigkeitserklärung Ungarns beſchließen zu laſſen. K. wurde als regierender Präſident oder Gouverneur beſtellt und nahm ſeinen Sitz in Peſt. Schon Mitte Juli ging jedoch Peſt wieder verloren, und der Gouverneur nebſt Regierung und Reichstag mußte ſich immer weiter nach Süden zurückziehen. K. ſah ſich zur Abdankung gezwungen und übertrug 11. Aug. 1849 die Diktatur an Görgei. Am 17. Aug. 1849 trat er auf türk. Gebiet über, wo er verhaftet und erſt in Widdin, dann in Schumla verwahrt und nach längern Unterhandlungen mit Öſterreich zu Kutahia in Kleinaſien interniert (Febr. 1850) wurde. Dahin folgte ihm auch ſeine Familie. Nachdem K. 9. Sept. 1851 ſeine Freiheit wieder erhalten, begab er ſich über England nach den Vereinigten Staaten. In der Folge lebte K. als Haupt der ungar. Emigration in London, ſpäter in Turin und Rocaro, organiſierte wiederholt eine ungar. Legion, die unter Garibaldi kämpfte (1859 und 1866), proteſtierte 1867 gegen den Ausgleich, machte von der Amneſtie keinen Gebrauch und lehnte den Eid an die habsburgiſche Dynaſtie und die Rückkehr in die Heimat ab, wiewohl er wiederholt zum Abgeordneten gewählt, auch 1877 durch eine in Italien erſchienene Deputation zur Rückkehr aufgefordert wurde. Seine «Schriften aus der Emigration» (deutſch 3 Bde., Preßb. 1881—82) enthalten wichtige Beiträge zur Zeitgeſchichte, haben jedoch den ſtaatsmänniſchen Ruf K.s nicht erhöht. Gegenwärtig lebt K. in Turin. Vgl. J. C. Horn, «Ludwig K.» (2 Bde., Lpz. 1851); Szemere, «Graf L. Batthyányi, A. Görgei, Ludwig K.» (3 Tle., Hamb. 1853); Makray veröffentlichte K.s «Briefe an Bem 1849. März bis Juni» (Peſt 1872).

Koſtajnitza, offiziell **Koſtajnica**, königl. Freiſtadt im ehemaligen Banalregiment der (aufgelöſten) kroat.-ſlawon. Militärgrenze, links an der Unna und am Fuße des Zrinygebirges, Station

der Linie Sissek-Dobrlin der Ungarischen Staatsbahnen, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt 2080 kroat. und serb. E., röm.-kath. und griech.-orient. Konfession, hat eine Bürgerschule und ist ein bedeutender Handelsplatz für Rohprodukte. Gegenüber am rechten Ufer liegt Bosnisch-Kostajnitza, im bosn. Kreise Bihatsch, mit (1879) 1992 E.

Kostbeere, soviel wie Johannisbeere.

Kostel (der Name ist slawisch und heißt Kirche), Stadt im südl. Teile von Mähren, Bezirkshauptmannschaft Göding, unweit links von der Thaya, Station der Linie Lundenburg-Brünn der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, mit (1880) 2590 E. slaw. Zunge, die sich mit Ausnahme der handeltreibenden Juden ausschließlich mit Feldwirtschaft befassen. In der Nähe ist eine große Zuckerfabrik. K. gilt für eine der ältesten Städte des Landes. Am Rathause zeigt man eine unterirdische Kapelle, in welcher der Slawenapostel Cyrill 865 den Gottesdienst verrichtet haben soll.

Kostel., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Kosteletzky (Vinc. Franz), Professor der medizin. Botanik zu Prag; derselbe schrieb: «Clavis analytica in floram Bohemiae phanerogamicam» (Prag 1825) und «Allgemeine medizinisch-pharmaceut. Flora» (6 Bde., Prag 1831—36).

Kosten, Kreisstadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, 42 km im SSW. von Posen, auf einer Obra-Insel im Obrabruche, Station der Linie Breslau-Posen der Preußischen Staatsbahnen; ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein Arbeitshaus in einem ehemaligen Bernhardinerkloster, Cigarren-, Strohhut-, Knopf-, Tüten-, Zuckerfabriken, Kürschnerei und zählt (1880) 4441 meist kath. E.

Der Kreis Kosten zählt auf 1161 qkm (1880) 74 141 E.

Köstendil, türk. Stadt, s. Kiöstendil.

Köstendsche, s. Küstendsche.

Köster (Hans), dramatischer Dichter, geb. 16. Aug. 1818 zu Kritzow bei Wismar, studierte in Berlin, Bonn und München Philosophie und lebte dann längere Zeit in Italien und Frankreich, später auf seinem Rittergute Bagenz in der Mark und in Berlin. Er schrieb: «Luther» (Tragödie, Bresl. 1847), «Der Große Kurfürst» (Schauspiel, Berl. 1851), «Ulrich von Hutten» (Trauerspiel, Berl. 1865), «Liebe im Mai» (Lustspiel, Berl. 1866), «Polo und Francesca» (Trauerspiel, Bresl. 1874) u. s. w. Seine Gattin Luise, geborene Schlegel, Opernsängerin, geb. 22. Febr. 1823 zu Lübeck, trat 1838 in Leipzig zum Theater, wurde 1840 in Schwerin engagiert und nach ihrer Vermählung 1844—45 am breslauer Stadttheater, gehörte seit 1847 dem berliner Hoftheater an und zog sich 1862 von der Bühne zurück.

Kostgeber, s. unter Zeitkauf.

Kostkinderpflege, s. unter Engelmacherei.

Köstlin (Christian Reinhold), namhafter Jurist und Novellendichter, geb. 29. Jan. 1813 zu Tübingen, widmete sich 1829—34 zu Tübingen, Heidelberg und Berlin jurist. Studien; habilitierte sich 1839 zu Tübingen und wurde 1840 zum außerord. und 1851 zum ord. Professor ernannt. Er starb 14. Sept. 1856. Eine große Anzahl lyrischer Gedichte und dramatische Fragmente, sowie novellistische Arbeiten teilte er unter dem Pseudonym C. Reinhold in Zeitschriften und Almanachen mit. Auch veröffentlichte er unter demselben Namen «Die Geschichte vom span. Baumeister und die Geschichte vom Leim und der Mariandl» (Stuttg. 1837), sowie die Novelle «Die Mathildenhöhle» (Stuttg. 1838), zu denen später die «Gesammelten Erzählungen und Novellen» (3 Bde., Brem. 1847—48) kamen. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete K. durch die Schriften: «Die Lehre vom Mord und Totschlag» (Stuttg. 1838) und «Wilhelm I., König von Württemberg, und die Entwickelung der württemb. Verfassung» (Stuttg. 1839). Diesen folgten: «Die Perduellio unter den röm. Königen» (Tüb. 1841), «Neue Revision der Grundbegriffe des Strafrechts» (2 Tle., Tüb. 1844—45), «Der Wendepunkt des deutschen Strafverfahrens im 19. Jahrh. nebst Darstellung der Geschichte des Geschworenengerichts» (Tüb. 1849), «Das Geschworenengericht für Nichtjuristen dargestellt» (1. u. 2. Aufl., Tüb. 1849), «Die Geschworenengerichte» (Lpz. 1851) und «System des deutschen Strafrechts» (Bd. 1, Tüb. 1854). Nach seinem Tode wurden die «Abhandlungen aus dem Strafrechte» (Tüb. 1858) und die «Geschichte des deutschen Strafrechts im Umriß» (Tüb. 1859), beide von Geßler herausgegeben. — K.s Gattin, Josephine K., geborene Lang (geb. zu München 14. März 1815), ist als Liederkomponistin bekannt.

Köstlin (Jul.), namhafter prot. Theolog, geb. 17. Mai 1826 in Stuttgart, studierte in Tübingen und Berlin und wurde 1850 zum Stadtvikar in Stuttgart ernannt, doch ging er noch im Herbst desselben Jahres als Repetent wieder nach Tübingen. Im J. 1855 wurde er als außerord. Professor und zweiter Universitätsprediger nach Göttingen berufen, von wo er 1860 als ord. Professor nach Breslau übersiedelte. Im J. 1867 wurde er Mitglied des schles. Konsistoriums und kam 1870 als Professor nach Halle a. S. Seine Hauptschriften sind: «Die schott. Kirche» (Hamb. u. Gotha 1852), «Luthers Lehre von der Kirche» (Stuttg. 1853), «Das Wesen der Kirche» (Stuttg. 1854; umgearbeitete Aufl., Gotha 1872), «Der Glaube, sein Wesen, Grund und Gegenstand» (Gotha 1859), das verdienstvolle Buch über «Luthers Theologie» (2 Bde., Stuttg. 1863) und die Biographie Luthers: «Martin Luther, sein Leben und seine Schriften» (2 Bde., Elberf. 1875; 3. Aufl. 1883). Seiner Richtung nach gehört K. der sog. Vermittelungstheologie an. Seit 1873 redigiert er mit Riehm die «Theol. Studien und Kritiken». Mit Beyschlag schrieb er «Die außerordentlichen Generalsynoden der evang. Landeskirche» (Halle 1876).

Köstlin (Karl Reinhold), Theolog und Ästhetiker, geb. 28. Sept. 1819 zu Urach, widmete sich erst in Tübingen, dann in Berlin theol. und philos. Studien, wurde 1846 Repetent, 1849 Privatdocent der Theologie, 1857 außerord., 1863 ord. Professor der Philosophie und Kunstgeschichte. K.s erste wissenschaftliche Arbeiten waren theol. Inhalts. Dahin gehören vor allem «Der Lehrbegriff des Evangeliums und der Briefe des Johannes» (Berl. 1843) und «Der Ursprung und die Komposition der synoptischen Evangelien» (Tüb. 1853), sowie eine Reihe von Abhandlungen in Zellers «Theol. Jahrbüchern». Später wandte sich K. mehr und mehr der Philosophie und, auf Veranlassung Vischers, insbesondere der Ästhetik zu. Seine beiden bedeutendsten Arbeiten aus neuerer Zeit sind «Goethes Faust, seine Kritiker und Ausleger» (Tüb. 1860) und vor allem seine «Ästhetik» (Tüb. 1863—68). Außerdem veröffentlichte er «Hegel in philos., polit.

und nationaler Beziehung» (Tüb. 1870) und «Der Ring der Nibelungen» (Tüb. 1877).

Kostnehmer, s. unter Zeitlauf.

Kostnitz und **Kostnitzer Konzil**, s. Konstanz.

Kostomárow (Nikolai Iwanowitsch), namhafter russ. Geschichtsforscher, geb. 1817 in Ostrogosz in Kleinrußland, studierte in Charkow und schrieb im Anfang der vierziger Jahre über die westruss. Kirchenunion des 16. Jahrh. eine Abhandlung, welche von der Censur verboten wurde. Im J. 1844 erschien von ihm «Über die histor. Bedeutung der russ. Volkspoesie» und 1846 seine «Slaw. Mythologie». Als Dichter war K. schon vorher unter dem Namen Jeremie Halka aufgetreten. Wegen seiner panslawistischen Bestrebungen wurde K. bald darauf ein Jahr in Petersburg eingekerkert, dann nach Saratow verbannt. Im J. 1856 amnestiert, veröffentlichte er nun «Bogdan Chmelnizki» (eine Geschichte Kleinrußlands im 17. Jahrh.; 4. Aufl., 3 Bde., 1884), «Geschichte des altruss. Handels», «Die russ. Sitten und Gebräuche im 16. und 17. Jahrh.», «Die nordisch-russ. Volksstaaten» (Nowgorod, Pskow u. s. w.), «Stenko Rasin» (berühmter russ. Räuber im 17. Jahrh.), «Die letzten Jahre des poln. Staats», eine Tragödie «Cremutius Cordus» und andere Gedichte, sowie die histor. Romane «Der Sohn», «Kudejar», aus den Zeiten Iwans des Schrecklichen, und «Cernigowka», aus den Verhältnissen Süd- und Großrußlands im 17. Jahrh. Seit 1859 wirkte K. als Professor der russ. Geschichte in Petersburg, nahm aber 1862 infolge von Studentenunruhen seine Entlassung. Er ist der begabteste russ. Historiker der Gegenwart. Seine Schilderungen sind lebhaft, sein Stil musterhaft, zuweilen altertümlich gefärbt. Der Panslawismus K.s gründete sich auf den Gedanken einer föderativen Gleichberechtigung der slaw. Völker. Die Mehrzahl seiner Schriften erschien gesammelt in «Istoričeskija monografiji izsledovanija» («Historische Monographien und Forschungen», 12 Bde., Petersb. 1868 u. fg.). Seine neuesten größern Schriften sind: «Russ. Geschichte in Biographien» (Bd. 1—3, Petersb. 1873—76), eine Monographie über «Mazeppa und seine Anhänger» (1883) und Abhandlungen über die Geschichte der kleinruss. Volkspoesie.

Köstritz, Pfarrdorf im Landratsamt Gera des Fürstentums Reuß jüngerer Linie, 7 km nordwestlich von Gera, links an der Elster, Station der Linie Weißenfels-Gera der Preußischen Staatsbahnen, mit (1880) 1718 E. und Schloß der Nebenlinie Reuß-Köstritz, bedeutender Handelsgärtnerei nebst Blumenzucht (berühmte Georginen und Rosen), Eichenkultur, Solbad mit Sandbädern, fürstl. Bierbrauerei, Gipsbrennerei, Hundezüchterei, Baustein- und Gipsbrüchen.

Kostróma, Gouvernement in Großrußland von 84695 qkm mit (1882) 1251718 meist russ. E., wird von der schiffbaren Wolga und deren linksseitigen Nebenflüssen Kostroma, Nemda, Unscha und Wetluga durchströmt, hat großen Waldreichtum und fruchtbaren Boden. Fischfang, Ackerbau, Viehzucht und Jagd neben der Industrie, die sich besonders auf Anfertigung von Holzwaren, Wolgabarken, Teer, Matten und Lindenbast, sodann auf Leinwandweberei, Juftenbereitung und Papierfabrikation erstreckt, bilden die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Das Gouvernement hat 12 Kreise.

Die Hauptstadt Kostroma, am linken Ufer der Wolga, bei dem Einflusse der Kostroma in dieselbe, 380 km im Nordosten von Moskau gelegen, Sitz eines Civilgouverneurs und des Bischofs von K. und Galitsch, hat 30405 E.; ein Gymnasium, ein Mädchengymnasium, ein Seminar, eine geistliche Kreisschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, viele Fabriken, namentlich für Leder und Leinwand. Sie gewährt durch ihre schöne terrassenförmige Lage, ihre Klöster und vielen Kirchen und ihre zum Teil prächtigen Gebäude, worunter besonders der Gouvernementspalast, der Kaufhof und die Kathedrale auf der Höhe des Bergs sich auszeichnen, vom andern Ufer der Wolga einen überraschenden Anblick. Dem Zaren Michael Fedorowitsch, der in dem 1 km von K. gelegenen Ipatjewschen Kloster bis 1613 in der Zurückgezogenheit lebte, ist 1834 in K. ein Denkmal errichtet worden.

Kostüm (abgeleitet vom ital. costume, d. i. Gewohnheit, übliche Landessitte) bezeichnet vorzugsweise die in jeder besondern Zeit und bei jeder einzelnen Nation gebräuchliche Kleidertracht. In einem weitern Sinne wird jedoch das Wort in den darstellenden Künsten angewendet. Hier umfaßt das K. nicht bloß die Kleidungsstücke, sondern auch die Schmucksachen, Waffen, Gebäude, Hausgeräte, Tiere, Pflanzen- und Bodenformen, kurz alle Dinge, die bei Kunstwerken als «Nebenumstände» bezeichnet werden. Diese Gegenstände sollen untereinander übereinstimmen und so zusammenwirken, daß sie in die Zeit und an den Ort, wo die Scene spielt, zurückversetzen, wie auch die Sitten, Gebräuche, den Geschmack, die Besitztümer, die Charakterzüge und Lebensweise der Personen andeuten, von welchen ein Gemälde, eine Skulptur, ein Bühnenstück oder ein anderes poetisches Werk handelt. Übrigens liegt es in dem Wesen der Poesie, daß sich der Dichter der Einzelheiten in Kostümsachen eher entschlagen kann als diejenigen Künstler, welche die Gebilde der Phantasie und Wirklichkeit zu sichtbarer Erscheinung zu bringen haben, Bildhauer, Maler und Schauspieler.

Da man die Darstellung der nackten Menschengestalt wohl mit Recht als die höchste Aufgabe der Bildhauerei ansieht, so ist auf diesem Kunstgebiet das K. von geringerm Belang. Es kommt hier besonders bei Porträtstatuen, Ehrendenkmälern, Mausoleen berühmter Männer in Betracht und verpflichtet selbst dabei nur insoweit zu Treue und Genauigkeit, als es dem Eindruck der statuarischen Schönheit und des monumentalen Stils zuträglich ist. Berechtigter ist dagegen bei der Malerei die Zumutung histor. Treue, wozu man bereits am Ende des 16. Jahrh. einen Ansatz nahm, zu deren Erreichung indes erst die Studien der Neuzeit die Mittel geboten haben. Wenn die Maler des 14. und 15. Jahrh. Gegenstände der biblischen und klassischen Geschichte oder Mythe darstellten, verwendeten sie ohne weiteres die zeitübliche Landestracht für die Personen der fremden Vergangenheit, und nicht nur die hebr. Patriarchen und trojanischen Helden, auch die olympischen Götter und himmlischen Erzengel wurden geradezu wie gewappnete Ritter abgebildet. Nur Christus, Maria und gleichstehende Personen, wie die Apostel, erscheinen stets in idealem, aus dem antiken K. hergeleiteten Gewande. Diese althergebrachte Vorstellungs- und Verfahrungsweise galt selbst noch im 16. und 17. Jahrh. Die Hochzeit zu Kana von Paul Veronese (in Paris) und Simsons Hochzeit von Rembrandt sind, was Kostümtreue betrifft, die

ſonderbarſten Zuſammenſtellungen, die man ſich denken kann. In der neuern Zeit ſind die Anſprüche an die ſog. hiſtoriſche Treue viel höher geſpannt, ſeitdem ein eingehenderes Studium der Kulturgeſchichte das Verſtändnis für die Entwickelungsformen der Vergangenheit erweitert und dieſe auch in ihren äußern Erſcheinungen genauer feſtgeſtellt hat. Ohne dem Künſtler ein peinliches Feſthalten an allen, auch den unweſentlichen hiſtor. Momenten zur Pflicht zu machen, verlangt doch die gereiftere Erkenntnis in dieſen Dingen, daß die künſtleriſche Darſtellung den geiſtigen Inhalt der Zeit und deſſen Äußerung in der Form in einer Weiſe vorführt, die ſich mit der hiſtor. Treue nicht in offenbaren Widerſpruch ſetzt.

Auf ähnliche Art wie in der Malerei entwickelte ſich die Tendenz getreuerer Darſtellung bezüglich des K. auch in der Schauſpielkunſt, wo die Kleidertracht und Scenerie allerdings den Anteil an dem Spiel der handelnden Perſonen und an dem Gange der Handlung verſtärken helfen. Seit den Anfängen des modernen Dramas in den ſog. «Myſterien», dramatiſchen Darſtellungen bibliſcher Geſchichten, beſtand das Theaterkoſtüm in der zeitüblichen Landestracht, welcher einzelne bezeichnende Kleidungsſtücke, zur Charakteriſtik der darzuſtellenden Perſon, hinzugefügt wurden. In dieſem Zuſtande verblieb das Schauſpielerkoſtüm auch während der Blütenperiode der engl. Bühne unter Shakſpeare, der ſpaniſchen unter Lope de Vega und Calderon, der franzöſiſchen unter Corneille und Racine. In der Zeit Ludwigs XIV. trugen alle vornehmen männlichen Perſonen des Theaters, einerlei, wen oder was ſie vorſtellten, Helden oder Götter, die große Allongeperücke, Kniehoſen, Strümpfe, Schuhe und Spitzen; die Frauen dagegen die Fontange, die Schnürbruſt und die Schleppe. So erſcheint Cato auf der Bühne mit dem Degen an der Seite, ſo Iphigenia mit dem wehenden Spitzentuch in der Hand. Nur einzelne Nebendinge erlaubt ſich die Freiheit des Theaters. Dann wandelt ſich auch dieſes Theaterkoſtüm und nimmt mit der Mode im 18. Jahrh. auch die Puderfriſur und den Reifrock an. Der Schauſpieler Lekain, von Mademoiſelle Clairon wirkſam unterſtützt, begann auf dem franz. Theater die Koſtümreform, die dann von Talma weiter durchgebildet wurde. Von dem franz. Theater verpflanzte ſich die Neuerung des Koſtümweſens auf die engl. Bühne, wo bisher Garrick ſowohl als die Siddons in der Modetracht ihrer Zeit alle Rollen Shakſpeareſcher Stücke dargeſtellt hatten. In Deutſchland that Gottfried Heinrich Koch 1766 mit der Aufführung von E. Schlegels «Hermann» in Leipzig den erſten Schritt zur Beobachtung der Koſtümtreue, auf deren weitere Ausbildung Schröder und beſonders Iffland Einfluß hatten. Gleichzeitig mit dem K. fingen in Frankreich auch die Dekorationen an, genauer den Ort zu bezeichnen, wo die Handlung ſich zutrug. Die ſceniſche Einkleidung wurde weniger vernachläſſigt, die Zahl der Statiſten mehrte ſich, die Konſuln bekamen Liktoren, die Könige traten mit ſtattlicherm Gefolge auf. Aber erſt die romantiſche Dichterſchule neuerer Zeit machte ſich aus der vollſtändigſten Beſorgung alles üblichen eine beſondere Aufgabe. Wie jetzt der Eifer ſo weit ging, daß man oft das Unkleidſame, Geſchmackloſe, Steife und mit der Rolle kaum Verträgliche des alten K. um der bloßen Richtigkeit willen dem Schauſpieler aufdrang, ſo wollte man auch durch ängſtlich genaue Andeutung zufälliger Nebenumſtände den Zuſchauer mit ſcharfer Präciſion in das Lokal und den Moment der vorgeſtellten Handlung einführen. In Wahrheit aber liegt die ſtrenge Anwendung des Prinzips der Koſtümtreue außer dem eigentlichen Berufe und der weſentlichen Beſtimmung der darſtellenden Künſte. Die Malerei und Schauſpielerkunſt haben nur in einem Falle die Verbindlichkeit, dem Wirklichen getreu zu bleiben, nämlich in dem, wo davon die dichteriſche und natürliche Wahrſcheinlichkeit abhängt und die nach der täglichen Augenerfahrung angeſtellte Prüfung ſogleich von der Unrichtigkeit überzeugen würde. In allem übrigen richtet ſich die äußere Wahrheit immer nur nach Konvention, und dieſe nach den Bedürfniſſen des Schönen.

Litteratur. Aus dem Streben nach Koſtümtreue iſt eine ziemliche Anzahl tüchtiger Werke hervorgegangen, in welchen dem Künſtler vorgearbeitet und für ſeinen Bedarf mehr als nötig geboten wird. Dahin gehören vor allem: J. von Heſner, «Trachten des chriſtl. Mittelalters» (3 Bde., Frankf. 1840—54); derſelbe mit Becker, «Kunſtwerke und Gerätſchaften des Mittelalters und der Renaiſſance» (Frankf. a. M., 1848); Weiß, «Koſtümkunde» (3 Bde., Stuttg. 1856—72; 2. Aufl. 1881 fg.), ſowie über die Geſchichte des modernen K.: Herbé, «Costumes français, civils, militaires et religieux» (Par. 1834, mit 95 Kupfertafeln); Pauquet, «Modes et costumes historiques» (Par. 1862—64, mit 96 Kupfertafeln); Falke, «Koſtümgeſchichte der Kulturvölker» (Stuttg. 1882, mit 377 Abbildungen).

Koſtwurz, der deutſche Name der Pflanzengattung Costus (ſ. d.).

Koswa, Fluß im ruſſ. Gouvernement Perm, entſpringt am Weſtabhange des Urals, am Koswinsky Kamen, und ergießt ſich dem Kirchdorfe Uſt-Koswensky gegenüber links in die Kama; ſie iſt 335 km lang und auf 134 km ſchiffbar.

Koswig, Stadt im Herzogtum Anhalt, Kreis Zerbſt, an der Elbe, Station der Linie Wittenberg-Aſchersleben der Preußiſchen Staatsbahnen, iſt Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Strafanſtalt im alten Schloß, zählt (1880) 5453 meiſt prot. E. und hat Tuch-, Papier-, Gipsfabriken und Töpferei.

Koswig, Dorf im ſächſ. Regierungsbezirk Dresden, Amtshauptmannſchaft Meißen, Station der Linie Leipzig-Dresden der Sächſiſchen Staatsbahnen, hat eine Schaumweinfabrik, Dampfſägemühle, Ziegelbrennerei und zählt (1880) 646 E.

Kőszeg, ungar. Freiſtadt, ſ. Güns.

Kot (faeces), ſ. unter Excremente.

Kotangente, die Tangente (ſ. d.) des Komplements eines Winkels.

Kotbrechen, ſ. Miserere.

Kóte, der Schrank, beſonders Kleiderſchrank, Wäſchſchrank.

Kotelett (frz. côtelette), auch Carbonade genannt, in einer Pfanne oder auf dem Roſt gebratenes Rippenſtück von Hammel, Kalb oder Schwein.

Kotelnitſch, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Wjatka, rechts an der Wjatka, 83 km im WSW. von Wjatka, mit (1882) 2976 E., hat blühenden Handel, der namentlich während des Alekſejewſchen Jahrmarkts von 1. bis 23. März bedeutend iſt, zu welchem 12000 Menſchen in die Stadt zuſammenſtrömen und zu welchem Güter im Wert von 2 Mill. Rubel angeführt werden, namentlich Wolle,

Baumwolle, Seiden- und Leinengewebe, Pelz- und Metallwaren, Kaffee, Zucker und Kolonialwaren.

Koten, soviel wie Höhenkoten, s. unter Feldmeßkunst, Bd. VI, S. 656.

Kotentafeln, s. Höhentafeln.

Köter (Köthner), soviel wie Kossate, s. Hintersassen.

Koterie (frz.), Kränzchen, geschlossene Gesellschaft, meist in üblem Sinne eine Gesellschaft oder Partei, welche selbstsüchtige Zwecke verfolgt.

Kotfistel, s. unter Leiste.

Kothe, soviel wie Kossate, s. Hintersassen.

Köthen, Hauptstadt des ehemaligen Herzogtums Anhalt-K., Sitz einer Kreisdirektion, eines Amtsgerichts, ist Station der Linien Magdeburg-Leipzig und Wittenberg-Aschersleben der Preußischen Staatsbahnen und zählt (1880) 16155 meist evang. E. Die Stadt hat zwei protestantische (deren eine, die im 15. Jahrh. erbaute jetzt reform. Kirche, in got. Stil, mit schöner Orgel von Ladegast, seit 1868 restauriert worden ist) und eine kath. Kirche, sowie eine Synagoge. Auf dem Marktplatz steht ein Kriegerdenkmal und im Schloßgarten das 1879 errichtete Denkmal des Ornithologen Naumann. Im herzogl. Schloß ist das Ludwigsgymnasium, das Amtsgericht, die Bauverwaltung, die Kreisdirektion und die Kreiskasse. Von höhern Lehranstalten bestehen, außer dem Gymnasium, eine Realschule, eine höhere Töchterschule, sowie das Landeslehrerseminar für Anhalt. Die bekannte homöopathische Heilanstalt von Lutze wird jetzt von dessen Sohn geleitet. In neuerer Zeit ist K. der Mittelpunkt einer bedeutenden Zuckerindustrie geworden; auf dem Stadtgebiete selbst sind zwei, in der Umgegend etwa 20 Fabriken in Thätigkeit. Außerdem hat K. Spiritusbrennereien, eine Spritfabrik, zwei Malzfabriken, drei Kaffeesurrogatfabriken, eine Lederfabrik mit Dampflohmühle, eine Knochenmehl- und Leimfabrik, drei Seifenfabriken, eine Dampfbierbrauerei, eine Dampfkesselfabrik, eine Essig- und Liqueurfabrik, eine Dampfpreßkohlensteinfabrik, eine Dampfschneidemühle, drei Ziegeleien, zwei Eisengießereien und Maschinenbauanstalten und eine Metalldreherei nebst mechan. Werkstatt, sowie bedeutende Gärtnereien. In der Umgebung finden sich viele Braunkohlengruben, die jährlich etwa 2 Mill. Tonnen Kohlen fördern; außerdem ist der Handel mit Getreide und Wolle, überhaupt mit den Landesprodukten ziemlich beträchtlich. In unmittelbarer Nähe der Stadt befindet sich auch die große Landesbaumschule. K. wird 1156 erstmals urkundlich erwähnt.

Kothsasse, soviel wie Kossate, s. Hintersassen.

Kothurn (grch.) hieß bei den Alten eine Art hoher, bis an das Schienbein festgeschnürter Schuhe, wie sie bei den Lydern im Gebrauche waren. Dann ward diese Fußbekleidung auch bei den Schauspielern in der Tragödie üblich. Der tragische K. hatte mehrere übereinandergelegte Korksohlen, sodaß dadurch die Gestalt des Trägers des K. höher wurde. Daher galt der K. hernach als Sinnbild des Trauerspiels, und namentlich verstand man darunter die tragische Diktion.

Koti, Kutei oder Kuti, Landschaft der niederländ. Insel Borneo in Hinterindien, umfaßt den nordöstlichsten Teil der Residentschaft Süd- und Ostabteilung von Borneo. Sie besteht fast ganz aus dem Gebiete des sie in ihrer Mitte durchströmenden Flusses Kotei oder Mahakkam und wird gegen W. und S. von Teilen der Abteilung Bandjermassing, gegen O. von der Straße von Mangkassar begrenzt. In polit. Beziehung bildet K. eine Abteilung (Assistent-Residentschaft) der Residentschaft Süd- und Ostborneo, deren Hauptort der auf dem rechten Ufer des Koteiflusses unter 0° 40′ südl. Br. und 117° 17′ östl. L. (von Greenwich) gelegene Ort Samarinda ist.

Kotierung, die Zulassung eines Wertpapiers zur amtlichen Notierung an der Börse.

Kotka, Stadt im finnischen Län Wiborg, an der Südküste Finlands am Finnischen Meerbusen, auf einer kleinen Insel, südwestlich von Fredrikshamn. Die Stadt zählt 1100 E. und ist seit 1879 privilegiert, aber als bedeutender Exporthafen für Waldprodukte bemerkenswert.

Kotlin, Insel im Finnischen Meerbusen, vor dem Ausfluß der Newa; auf ihr liegt Kronstadt.

Kotljarewskij (Iwan Petrowitsch), kleinruss. Dichter, geb. 29. Aug. 1769 in Poltawa, studierte daselbst auf dem Seminar, war dann im Civil- und Militärdienst und zuletzt Inspektor des Erziehungshauses armer Adeliger in Poltawa, wo er 29. Okt. 1838 starb. Sein Hauptwerk, womit er zugleich der Begründer der neuern kleinruss. Litteratur wurde, ist eine Travestie von Virgils «Aneïde» in kleinruss. Sprache (3 Bde., Petersb. 1798 u. öfters), das erste Buch, worin diese Sprache in wirklich volkstümlicher Form zur Anwendung kam. Es wurde hierdurch, sowie durch die darin enthaltenen satirischen Schilderungen der heimatlichen Verhältnisse sehr populär. Nicht minder Beifall fanden K.s kleinruss. Operetten «Natalka Poltavka» (1819) und «Moskal Carivnik». Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in Petersburg 1862 (2. Aufl., Kiew 1875).

Kotoschichin (Grigori), russ. Schriftsteller in der Mitte des 17. Jahrh., war Schreiber in der Kanzlei für auswärtige Angelegenheiten in Moskau unter der Regierung des Zaren Alexei. Mit dem Fürsten Jakob Czaslawski war er während des Kriegs gegen Polen nach Smolensk gesandt. Da infolge einer gegen seinen Vater eingeleiteten Untersuchung sein Vermögen konfisziert worden war, flüchtete er 1664 nach Polen und 1666 nach Schweden. Für den Reichskanzler Magnus Gabriel de la Gardie verfaßte er 1666—67 eine Darstellung der Regierungs-, Verwaltungs-, Rechts- und Lebensverhältnisse im moskowischen Zartum. Nach seiner Flucht nannte er sich meist Alexander Gselitski. In Stockholm erschlug er den Dolmetscher der russ. Sprache Anastasius, bei dem er lebte, in einem aus Eifersucht entstandenen Streite und wurde deshalb hingerichtet. Sein Werk wurde von dem königl. Dolmetscher Barkhusen ins Schwedische übersetzt (1669) und 1840 unvollständig von der Archäographischen Kommission herausgegeben; 1859 wurde eine zweite vollständige Ausgabe nach der Originalhandschrift veranstaltet.

Kotscha-Balkan, s. unter Balkan.

Kotschin, s. Cochin.

Kotschinchina, s. Cochinchina.

Kotschy (Theod.), Botaniker und Reisender, geb. 15. April 1813 zu Ustron im österr. Schlesien, begleitete 1836—38 Russegger durch Syrien und die Nilländer, bereiste 1839 Kordofan, 1840 Cypern, 1841 Kleinasien, 1842—43 Persien, 1853 Cilicien, 1855 Ägypten und Palästina, 1862 wieder Cypern. Er starb in Wien 11. Juni 1866. K. schrieb: «Reise

in den Ciliciſchen Taurus» (Gotha 1858), «Die Eichen Europas und des Orients» (Wien 1858—62), «Über Reiſen und Sammlungen des Naturforſchers in der aſiat. Türkei, in Perſien und den Nilländern» (Wien 1864).

Kotſteine, ſ. Darmſteine.

Kottabos, ein von den alten Griechen mit beſonderer Vorliebe bei den Symposien betriebenes Spiel, bei welchem es darauf ankam, auf dem Speiſeſofa liegend einige Tropfen Wein in möglichſt hohem Bogen nach einem Ziel, einem ehernen Becken oder einer Schale, Kottabeion genannt, ſo zu ſchleudern, daß nichts vergoſſen und das Ziel mit lautem Schall getroffen wurde. Es gab verſchiedene Variationen dieſes Spiels, welches auch als Liebesorakel benutzt wurde.

Kottbus (wendiſch Khóćebuz und Chóśobuz), Kreisſtadt im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. der preuß. Provinz Brandenburg, an der Spree, iſt Sitz eines Landratsamts, Land- und Amtsgerichts, eines Eiſenbahnbetriebsamts, Hauptſteueramts mit Packhofsniederlage, einer Handelskammer, Reichsbankſtelle und einer Superintendentur, hat vier evang. Kirchen, eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnaſium, eine höhere Töchterſchule, höhere Bürgerſchulen für Knaben und Mädchen, eine gewerbliche Zeichenſchule, ein Krankenhaus, ein Hoſpital und ein Centralgefängnis und zählt (1880) 25584, mit den Vorſtädten Sandow und Brunſchwig 30000 meiſt prot. E. Die Stadt iſt ſehr gewerbthätig; es beſtehen hier bedeutende Tuch- und Buckſkinfabrikeu, Wollſpinnereien, eine Hut- und eine Teppichfabrik, eine Spritfabrik, Leinen- und Jutewebereien, Tabak-, Möbel- und Maſchinenfabrikeu, Dampfſchneidemühlen, Kornbrennereien und Preßhefefabriken, Brauereien, Mälzereien, Gerbereien; auch iſt der Tuch-, Kolonial-, Karpfen- und Fettwarenhandel und das Speditionsgeſchäft ſehr anſehnlich. Preußiſche Staatsbahnlinien laufen von hier aus nach ſieben verſchiedenen Richtungen und zwar nach Berlin, Halle, Dresden, Görlitz, Sorau, Guben, Frankfurt a. O.— Stadt und Herrſchaft K., ſchon unter den Markgrafen Otto III., Johann I. und Waldemar ein brandenb. Lehn, wurde 1445 von Kurfürſt Friedrich II. von Brandenburg gekauft. Als der Kurfürſt 1462 die Niederlauſitz gegen den Pfandſchilling an Böhmen zurückgab, blieb K. ausgeſchloſſen, das 1807 an Sachſen und 1813 wieder an Preußen kam.

Der Kreis Kottbus zählt auf 852 qkm 75227 E.

Kottmar, Berg bei Eibau (ſ. d.) in Sachſen.

Kotur, kleiner Ort in der perſ. Provinz Aſerbeidſchan, am Fluſſe K., einem Nebenfluß des Aras, an der türk. Grenze, wurde 1850 von den Türken beſetzt und erſt durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 den Perſern zurückgegeben.

Kotvogel, ſ. Wiedehopf.

Kottyle (grch.), weites, zweihenkeliges Schöpf- und Trinkgefäß der alten Griechen.

Kotyledonen, Samenlappen, Samenblätter, auch Keimblätter, nennt man in der Botanik die zuerſt am Keimling auftretenden Blattorgane, die in ihrer Form gegenüber den ſpäter ſich entwickelnden Laubblättern gewiſſe Verſchiedenheiten zeigen. Die K. ſind ſchon im Samen faſt vollſtändig ausgebildet, ſie umſchließen die ſog. Plumula, d. h. die Stammſpitze des Embryo, aus der ſich nach der Keimung die Stengelorgane mit den Laubblättern entwickeln. Bei vielen Pflanzen, z. B. bei den Leguminoſen, bilden die K. die Reſerveſtoffbehälter des Samens: ſie ſind maſſig entwickelt und ihre Zellen ſind reichlich mit Stärke u. dgl. angefüllt. Bei andern Samen bleiben ſie verhältnismäßig klein, es ſind dann die Reſerveſtoffe in dem ſog. Eiweiß oder Sameneiweiß, einem parenchymatiſchen Gewebe, welches die Hauptmaſſe des Samens bildet, enthalten; ſo iſt es z. B. bei den Gramineen, Palmen, Polygoneen, Chenopodiaceen u. a. Die Anzahl der K. und ihr Verhalten bei der Keimung iſt eins der wichtigſten Unterſcheidungsmerkmale zwiſchen den beiden großen Gruppen der Angioſpermen, der Dikotyledonen und Monokotyledonen. Bei den erſtern ſind in der Regel zwei einander gegenüberſtehende K. vorhanden, bei den letztern findet ſich nur ein K., welcher meiſt ſcheidenförmig die Spitze des Keimlings umgibt. (Vgl. die Artikel Monokotyledonen und Dikotyledonen.) Bei den Gymnoſpermen ſind häufig mehrere in einem Quirl ſtehende K. vorhanden, in vielen Fällen aber auch nur zwei, ſeltener einer. Die weſentliche Verſchiedenheit der Gymnoſpermen und der Angioſpermen beruht nicht auf der Anzahl der K., ſondern in dem Bau der Geſchlechtsorgane. (S. Gymnoſpermen.) Früher ſtellte man die Gymnoſpermen den Monokotyledonen und Dikotyledonen als Polykotyledonen gegenüber, und die Kryptogamen bezeichnete man als Akotyledonen, d. h. als Pflanzen, welche überhaupt keine K. beſitzen. Das letztere iſt nach den jetzigen Anſchauungen nicht gerechtfertigt, denn auch bei den Gefäßkryptogamen bezeichnet man jetzt die zuerſt auftretenden Blattorgane am Embryo als K.; ſo beſitzen die meiſten Farnkräuter einen K., die Equiſeten zwei K. Dieſe erſten Blattorgane an den ſporenbildenden Generationen der Gefäßkryptogamen ſind in der That Gebilde, die als den K. der Phanerogamen homologe zu betrachten ſind.

In der Zoologie werden K. auch diejenigen fleiſchigen Auswüchſe genannt, welche bei den Tieren mit geſpaltenen Klauen auf der Innenſeite der befruchteten Gebärmutter entſtehen und in welche die Gefäßbündel auf der Außenſeite des Chorions der Frucht hineinwurzeln.

Kotys (Kotytto), eine der phrygiſchen Cybele verwandte Göttin, die mit einem orgiaſtiſchen Kult, d. h. mit ausgelaſſenen Bräuchen gefeiert wurde.

Kotzebue (Aug. Friedr. Ferd. von), der fruchtbarſte und gewandteſte deutſche Luſtſpieldichter, geb. 3. Mai 1761 zu Weimar, bezog, noch nicht 16 J. alt, die Univerſität zu Jena. Ein Jahr ſtudierte er zu Duisburg, wohin ſich ſeine Schweſter Amalie verheiratet hatte und wo er ein Liebhabertheater errichtete. Nach Vollendung ſeiner juriſt. Studien wurde er 1780 Advokat. Nachdem er einige ſchwache Verſuche, meiſt in Nachahmungen beſtehend, wie «Ich. Eine Geſchichte in Fragmenten» (Eiſenach 1781) und «Erzählungen» (Lpz. 1781), hatte erſcheinen laſſen, ging er auf Veranlaſſung des preuß. Geſandten am ruſſ. Hofe, Grafen Görtz, nach Petersburg und wurde Sekretär bei dem Generalgouverneur von Bawr. Von dieſem der Kaiſerin empfohlen, erfolgte zunächſt ſeine Ernennung zum Titularrat, 1783 zum Aſſeſſor des Oberappellationstribunals in Reval und 1785, nachdem er ſich mit der Tochter des Generallieutenants von Eſſen vermählt hatte, zum Präſidenten des Gouvernementsmagiſtrats der Provinz Eſtland, womit

er zugleich den Adel erhielt. Seine «Leiden der Ortenbergischen Familie» (Petersb. 1785) und seine «Kleinen gesammelten Schriften» (4 Bde., Reval u. Lpz. 1787—91), bekundeten seine Darstellungsgabe, vorzüglich aber erwarben ihm die beiden Schauspiele «Menschenhaß und Reue» und «Die Indianer in England» (1789) den größten Beifall. Dagegen schadete er sich sehr in der öffentlichen Achtung durch die Herausgabe der berüchtigten Schrift «Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn», die er unter Knigges Namen erscheinen ließ. Nach dem Tode seiner Gattin reiste er nach Paris, nahm dann seine Entlassung aus dem russ. Staatsdienste und lebte seit 1795 auf dem Lande, indem er etwa 60 km von Narwa den kleinen Landsitz Friedenthal sich erbaute. In dieser Zeit schrieb er «Die jüngsten Kinder meiner Laune» (5 Bde., Lpz. 1793—97) und mehr als 20 Schauspiele.

Im J. 1798 folgte er an Alxinger's Stelle dem Rufe als Hoftheaterdichter nach Wien, nahm aber infolge mehrfacher Unannehmlichkeiten nach zwei Jahren mit einer jährlichen Pension von 1000 Fl. seine Entlassung und wollte nach Rußland zurückkehren, wo seine Söhne im Kadettenhause zu Petersburg erzogen wurden. Allein an der russ. Grenze wurde er als verdächtiger politischer Schriftsteller im April 1800 verhaftet und nach Sibirien gebracht. Ein günstiger Zufall rettete ihn. Ein junger Russe, Krasnopolski, hatte K.s kleines Drama «Der alte Leibkutscher Peters d. Gr.», eine indirekte Lobrede auf Paul I., ins Russische übersetzt. Diese Übersetzung wurde dem Kaiser Paul in der Handschrift vorgelegt, welchem das Stück so gefiel, daß er nicht nur sofort den Verfasser aus seiner Verbannung zurückberufen ließ, sondern ihm auch seine ganze Huld zuwendete. Er beschenkte ihn mit dem Krongute Worroküll in Livland, übertrug ihm die Direktion des deutschen Theaters und erteilte ihm den Charakter als Hofrat. Romanhaft beschrieb K. diese seine Verbannung unter dem Titel «Das merkwürdigste Jahr meines Lebens» (2 Bde., Berl. 1801). Nach dem Tode des Kaisers Paul bat er wieder um seine Entlassung, die er auch mit dem Titel eines Kollegienrats erhielt, und lebte zunächst wieder in Weimar, dann in Jena, bis er schließlich 1803 nach Berlin ging, wo er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde und im Verein mit Garlieb Merkel den «Freimütigen» herausgab. Beide machten Partei gegen Goethe und dessen Anhänger, namentlich gegen A. W. und F. Schlegel. Außer mehrern dramatischen Werken, die K. in dieser Zeit lieferte, fing er auch den «Almanach dramatischer Spiele» an, den er bis an seinen Tod fortsetzte (18 Jahrgänge, Lpz. 1803—20). In den J. 1803 und 1804 bereiste er Frankreich und, nachdem er zuvor Livland besucht hatte, Italien. Seine «Erinnerungen aus Paris» (Berl. 1804) und «Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel» (Berl. 1805) enthalten manches Interessante, aber auch viel Flüchtiges. Anfang 1806 ging er nach Königsberg, wo ihm zur Abfassung seines Werks: «Preußens ältere Geschichte» (4 Bde., Riga 1809), das dortige Archiv zu benutzen verstattet war. Doch infolge der polit. Ereignisse in Deutschland sah er sich gegen Ende 1806 veranlaßt, nach Rußland zu flüchten, wo er, seit 1807 auf seinem Gute Schwarzen in Estland lebend, Napoleon und die Franzosen mit allen Waffen des Witzes, namentlich in den Zeitschriften «Die Biene» (Königsb. 1808—10) und «Die Grille» (1811—12) bekämpfte. Zum Staatsrat erhoben, folgte er 1813 dem russ. Hauptquartier und gab in Berlin ein «Russisch-deutsches Volksblatt» (1814) heraus. Bald nachher wurde er zum russ. Generalkonsul für die preuß. Staaten in Königsberg ernannt, wo er neben mehrern polit. Flugschriften, größern und kleinern Lustspielen eine sehr einseitige «Geschichte des Deutschen Reichs» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1814—15; fortgesetzt von Rüder, Bd. 3 u. 4, 1832) schrieb.

Im J. 1816 als Staatsrat bei dem Departement des Auswärtigen in Petersburg angestellt, wurde er 1817 mit einem Jahrgehalt von 15000 Rubeln als polizeilich-polit. Spion nach Deutschland geschickt. Im Zusammenhange mit dieser Thätigkeit begründete er 1818 das «Litterarische Wochenblatt», in welchem sich sein Spott schonungslos über alle liberalen Ideen und über das Verlangen der Völker nach ständischen Verfassungen, Preßfreiheit u. s. w. ergoß. Er zog sich durch solches Treiben die allgemeine Verachtung im deutschen Volke zu, und seine Unpopularität nötigte ihn, seinen Wohnsitz von Weimar nach Mannheim zu verlegen. Der Hohn, womit er namentlich die Begeisterung des jüngern Geschlechts für Freiheit und Vaterland verfolgte, erregte endlich den schwärmerischen Jüngling Karl Ludwig Sand (s. d.) zu einer mörderischen That. K. fiel unter den Dolchstichen Sands 23. März 1819 in Mannheim.

Als Lustspieldichter und im bürgerlichen Drama sind K. Witz, Leichtigkeit des Dialogs, gewandte Charakterzeichnung und unerschöpfliche Erfindungsgabe nicht abzusprechen; dagegen fehlte es ihm an der höhern Einsicht in die Kunst und an jeder nationalen und sittlichen Gesinnung. Die Zahl seiner dramatischen Werke beläuft sich auf 216. Viele derselben sind bereits wegen der momentanen Beziehung, welche sie hatten, veraltet und von der Bühne verschwunden, während andere wegen ihrer Frivolität keinen Anklang mehr finden. Hervorzuheben sind: «Die deutschen Kleinstädter», «U. A. w. g. oder die Einladung», «Pagenstreiche», «Die beiden Klingsberg», «Menschenhaß und Reue». Gesammelt erschienen seine «Sämtlichen dramatischen Werke» in 28 Bänden (Lpz. 1797—1823), in 44 Bänden (Lpz. 1827—29) und in 40 Bänden (Lpz. 1840—41). Später wurde eine «Auswahl dramatischer Werke» K.s (10 Bde., Lpz. 1867—68) veranstaltet und auch «Ausgewählte Lustspiele» (Lpz. 1863; 2. Aufl. 1873) von ihm herausgegeben. Sein Leben beschrieben Cramer (Lpz. 1820) und Döring (Weim. 1830).

Vgl. W. von Kotzebue, «August von K., Urteile der Zeitgenossen und der Gegenwart» (Dresd. 1881).

Kotzebue (Otto von), berühmter russ. Reisender, der zweite Sohn des vorigen, geb. zu Reval 19. (30.) Dez. 1787, wurde im Kadettenkorps zu Petersburg erzogen und trat, 16 J. alt, mit Krusenstern eine Reise um die Welt an, von welcher er 1806 zurückkehrte. Neun Jahre später wurde ihm die Führung des Schiffes Rurik anvertraut, um die Möglichkeit einer nordöstl. Durchfahrt in der Nähe der Beringsstraße zu versuchen, wobei ihn unter andern Chamisso, Eschscholtz und Choris begleiteten. Auf einer dreijährigen Fahrt (1815—18) entdeckte er in der Südsee 399 Inseln und im Südosten der Beringsstraße einen Sund, der nach ihm den Namen Kotzebue-Sund erhielt. Die Ergebnisse dieser Reise machte er in dem Werke «Entdeckungsreise

in die Südsee und nach der Beringsstraße zur Erforschung einer nordöstl. Durchfahrt in den J. 1815—18» (3 Bde., Petersb. 1821—23; deutsch, Weim. 1821) bekannt. Hierauf zum Kapitänlieutenant der russ. Gardemarine ernannt, trat er 1823 auf des Kaisers Alexander I. Befehl seine dritte Reise um die Welt an, auf der ihn auch diesmal Eschscholtz begleitete und von der er 16. Juli 1826 in Kronstadt wieder anlangte. Er beschrieb dieselbe in der «Neuen Reise um die Welt in den J. 1823—26» (2 Bde., Weim. 1830). Seine Reisen haben die Hydrographie, vorzüglich der Südsee, wesentlich gefördert. K. starb zu Reval 15. Febr. 1846.

Kotzebue (Moritz von), Bruder des vorigen, geb. 11. Mai 1789, nahm gleich diesem unter Krusenstern teil an dessen Reise um die Welt und trat 1806 in die russ. Landarmee ein. Im Feldzuge von 1812 geriet er in franz. Gefangenschaft und wurde erst 1814 freigegeben. Seine Schicksale während derselben schilderte er in der Schrift «Der russ. Kriegsgefangene unter den Franzosen» (Lpz. 1815). Bekannt wurde er insbesondere durch seine Reise nach Persien mit der russ. Gesandtschaft 1817, deren Beschreibung sein Vater (Weim. 1819) herausgab. Er starb als Mitglied der poln. Abteilung des russ. Senats 6. Febr. 1861 zu Warschau.

Kotzebue (Paul, Graf von), Bruder der vorigen, geb. 10. Aug. 1801 in Berlin, empfing seine militärische Bildung in der Privatakademie des Generals Murawjew zu Moskau, focht mit Auszeichnung im Kaukasus, in Persien, in der Türkei und in Polen und ward 1837 Chef des Stabes der kaukas. Armee. Als 1853 eine russ. Armee unter Gortschakow in die Donaufürstentümer einrückte, wählte dieser K. zum Chef seines Generalstabes. Als solcher war er beim Übergang über die Donau und der Belagerung von Silistria, sowie bei der Verteidigung von Sewastopol und der Schlacht an der Tschernaja thätig und folgte 1856 Gortschakow nach Polen, um an die Spitze des Generalstabes der Ersten Armee zu treten. Im Dez. 1859 zum General der Infanterie befördert, ward er 1861 seines Amtes als Stabschef enthoben, Ende 1862 zum Generalgouverneur von Neurußland und Bessarabien und später auch zum Oberbefehlshaber des Militärbezirks von Odessa befördert. Im Jan. 1874 ward er sodann an Stelle des Feldmarschalls Grafen Berg zum Generalgouverneur von Polen und im Juni 1874 in den Grafenstand erhoben; 1880 wurde K. aus Warschau abberufen und war seitdem im Reichsrate thätig. Er starb 2. Mai 1884 in Reval.

Kotzebue (Wilhelm von), Bruder der vorigen, russ. Diplomat und deutscher Schriftsteller, geb. 19. März 1813 zu Reval, widmete sich der diplomatischen Laufbahn, bewirtschaftete dann die Güter seiner Gemahlin in der Moldau und trat erst 1857 wieder in den Staatsdienst als bevollmächtigter Minister in Karlsruhe, 1870 in Dresden, 1878 in Bern. Seit 1879 lebte er als pensionierter Geheimrat in Dresden, seit 1882 auf seinem Gute in Estland. Unter dem Namen W. Augustsohn ließ er die Dramen «Ein unbarmherziger Freund» und «Zwei Sünderinnen» erscheinen; anonym erschien: «Bilder und Skizzen aus der Moldau» (Lpz. 1860), «Kleine Geschichten aus der großen Welt» (Dresd. 1862), «Laskar Vioresçu» (Lpz. 1862), «Künstliches und natürliches Leben» (Karlsruhe 1869) und unter seinem Namen: «Kleine Geschichten aus der großen Welt» (2. Aufl., Lpz. 1880).

Kotzebue (Alexander von), Schlachtenmaler, Bruder der vorigen, geb. 28. Mai 1815 in Königsberg, erhielt seine Schuldildung in Reval und Petersburg und schließlich im Kadettenkorps, aus welchem er 1834 als Offizier entlassen wurde. Jedoch verließ er die militärische Laufbahn 1838 und trat in die Akademie der Künste in Petersburg ein, wo er bis 1844 blieb und Akademiker und Professor wurde. Sein Gemälde: die Schlacht bei Narwa, erregte so großes Aufsehen, daß der Kaiser ihn beauftragte, die hervorragendsten Kämpfe Peters d. Gr. gegen Karl XII. zu malen. Bevor er aber zur Ausführung schritt, begab er sich nach Paris zu Horace Vernet, bis ihn die Februarrevolution 1848 bewog, Paris zu verlassen. In Stuttgart, dann München sich niederlassend, begann er seine für das Winterpalais bestimmten Schlachtengemälde auszuführen, worunter die Schlacht bei Puktawa hervorzuheben ist. Hierauf erhielt K. den Auftrag, die Schlachten des Siebenjährigen Kriegs zu malen, soweit sich die Russen dabei auszeichneten; sodann folgten die Kartons: die Feldzüge Suworows in Italien und in der Schweiz, die Feldzüge der Russen unter Buxhoevden und Barclay de Tolly in Finland in den Jahren 1808 und 1809, und die Schlachten der Russen unter Kutusow und Barclay de Tolly gegen Napaleon von 1812 und 1813. Alle diese Gemälde füllen einen großen Teil der kaiserl. Gemächer im Winterpalais zu Petersburg. Seit 1860 lebt K. in München.

Kotzen, s. Deckenzeug.

Kötzer (frz. fusée, cannette; engl. cop), das von der Mule-Spinnmaschine (s. unter Baumwollindustrie, Bd. II, S. 594[b] und 595[a]) in birnförmiger Gestalt aufgewickelte Garn.

Kötzschenbroda, Marktflecken im sächs. Regierungsbezirk Dresden, Amtshauptmannschaft Dresden-Neustadt, an der Elbe, Station der Linie Leipzig-Dresden der Sächsischen Staatsbahnen, hat Obst-, Wein-, Erdbeeren- und Spargelbau und zählt (1880) 3450 E. Hier schlossen 27. Aug. 1645 die Schweden und Sachsen Waffenstillstand.

Kötztiug, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, am Weißen Regen, 16 km in OSO. von Cham, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat bedeutende Holzstößerei und zählt (1880) 1626 E. Auf dem Ludwigsberg steht ein Monument Kaiser Ludwigs des Bayern. Am Pfingstmontag findet alljährlich eine berittene Prozession nach der Kirche Steinbühl statt.

Konffin oder Kuffin, s. u. Kuffoblumen.

Konffo, s. Kuffoblumen.

Kövár (d. i. «Steinburg»), ehemaliger Distrikt in Ungarn, an der Grenze von Siebenbürgen, seit 1876 mit dem Komitat Szolnok-Dobola vereint.

Kovent oder Kofent, veraltete Bezeichnung für eine Sorte leichten Bieres, dessen Würze durch Aufguß von Wasser auf die Treber, nach dem Abziehen der Hauptwürze, erhalten wurde. In der neuern Brauerei wird es nicht mehr dargestellt, sondern es werden die Nachwürzen mit den Hauptwürzen vereint verarbeitet.

Kowalewsky (Georg), russ. Reisender, geb. 1811 im Gouvernement Charkow, machte als Bergingenieur mehrere Reisen in Westsibirien, der Kirgisensteppe, Montenegro u. s. w., deren geolog. Resultate in dem russ. «Garny Jurnal» niedergelegt sind, ging 1847 mit Trémaux im Auftrage Mehemed-Alis nach Fasoki, um die dortigen Goldlager

Digitized by Google

zu unterſuchen («Reiſe in Innerafrika», 2 Bde., Petersb. 1849, in ruſſ. Sprache). Er geleitete 1849 die ruſſiſche geiſtliche Miſſion nach Peking und eröffnete den ruſſ. Karawanen eine bequemere Route durch die Mongolei; 1851 ſchloß er in Kuldſcha den Vertrag mit der chineſ. Regierung, der den Fortſchritten Rußlands im Transili-Lande von weſentlichem Nutzen war. Seit 1856 an der Spitze des aſiat. Departements und zugleich Adjunkt des Präſidenten der Kaiſerlichen Geographiſchen Geſellſchaft, war er unnusgeſetzt auf Förderung der Geographie bedacht, und eine Reihe von Expeditionen, darunter die nach Chorafan und die nach Kaſchgar, wurden von ihm zur Ausführung gebracht. K. ſtarb als ruſſ. General 2. Okt. 1868 in Petersburg.

Kowárra, der untere Lauf des Niger (ſ. d.).

Kowdoſéro, See im ruſſ. Gouvernement Archangelsk, Kreis Kem, weſtlich von dem Nordende der Kandalakſcha-Bucht, iſt 584 qkm groß, aus ihm fließt die Kowda in die Kandalakſcha-Bucht.

Kowel, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Wolhynien, 120 km im SO. von Breſt-Litowsk, in einer ſumpfigen, flachen Ebene, an der Turija, Station der Eiſenbahn von Kiew nach Breſt-Litowsk, von der hier die Weichſelbahn nach Mlawa abzweigt, mit (1882) 4765 E., darunter viele Juden, hat Lederfabriken und Bierbrauereien.

Kowehyt, arab. Stadt, ſ. unter El-Haſa.

Kowno (litauiſch Kauna), ein Gouvernement im weſtl. Rußland, welches 1843 zumeiſt aus den nördl. Kreiſen des litauiſchen Gouvernements Wilna gebildet wurde und, zwiſchen Kurland einerſeits, Oſtpreußen und den ruſſ. Gouvernements Suwalki und Wilna andererſeits gelegen, dem alten Samogitien (ſ. d.) entſpricht. Das Gouvernement zählt (1882) auf 40641 qkm 1403079 E., zur größern Hälfte Litauer und Snmogitier, außerdem ſehr wenige Ruſſen, dagegen ungleich mehr Polen, Deutſche, Juden und Zigeuner. Flachsfelder und herrliche Wälder nehmen einen ſehr großen Teil des Areals ein. Das Holz wird hauptſächlich auf dem Njemen (Memel) und deſſen Nebenflüſſen verflößt und gelangt ſo nach Tilſit. Das Gouvernement zerfällt in ſieben Kreiſe.

Die Hauptſtadt Kowno, an der Linie Wilna-Eydtkuhnen der Petersburg-Warſchauer Eiſenbahn und am Zuſammenfluſſe des Njemen und der Wilija gelegen, hat ein ſchönes altertümliches Rathaus, zwei griech., acht kath. und eine luth. Kirche, zwei Gymnaſien, von denen eins ein Mädchengymnaſium, eine luth. Schule und zwei Volksſchulen. Neben dem Rathauſe ſteht eine gußeiſerne Pyramide zum Andenken an die Befreiung Rußlands von den Franzoſen 1812. Die Stadt zählt (1882) 42227 E., darunter 13000 Juden und viele Deutſche. Man braut gutes Bier, vorzüglichen Met (Lippitz) und treibt lebhafte Schiffahrt und bedeutenden Handel mit Getreide und Leinſamen. Am 23. bis 25. Juni 1812 ging bei K. Napoleons I. Hauptarmee über den Njemen und 14. Dez. führte Ney eine Nachhut von 200 Mann an derſelben Stelle über den Strom zurück. In dem Treffen vom 26. Juni 1831 ſiegten die Ruſſen unter Malinowsky über die Polen. Etwa 8 km von der Stadt liegt in einem Walde und an der Wilija das prächtige Camaldulenſerkloſter Poſhaiſtij-Uſpenſkij oder Friedensberg, 1674 mit einem Koſtenaufwand von 2 Mill. Fl. von dem litauiſchen Großkanzler Chriſtoph Paz erbaut, der mit ſeiner Gemahlin daſelbſt ruht.

Kowrow, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Wladimir, rechts an der Kljasma und an der Eiſenbahn Moskau-Nishnij-Nowgorod, von der hier die Bahn nach Murom abzweigt, mit (1882) 4893 E., treibt Handel mit Getreide, Salz, Fiſchen und Gegenſtänden ländlicher Induſtrie.

Kowylinzen, eine Sekte der Raskolniken (ſ. d.).

Koyang, oſtind. Gewicht und Maß, ſ. Coyang.

Kozienice, Stadt im ruſſ.-poln. Gouvernement Radom, ſ. Koſenizy.

Kozmin, Stadt, ſ. Koſchmin.

K. P., Abkürzung für Knight of St. Patrick (Ritter des [irländ.] Patrickordens).

Kraal, bei den Kaffern und Hottentotten eine zu einem Dorf zuſammengebaute Anzahl Hütten.

Krabben oder Taſchenkrebſe (Brachyura) nennt man die kurzſchwänzigen, zehnfüßigen Krebſe, deren Hinterleib (Schwanz) ſehr kurz, vier- bis ſiebengliederig, ohne Endfloſſen, mit einigen Afterfüßen zur Befeſtigung der Eier verſehen iſt und, im Leben umgeſchlagen, in einer Vertiefung des Bruſtſtücks getragen wird. Das erſte Fußpaar iſt ſtets mit Scheren verſehen und das letzte Paar der Kieferfüße oder Freßklauen hat breite, platte Glieder und verdeckt die andern Freßwerkzeuge. Die K. ſind Waſſertiere, und zwar größtenteils Meertiere. Nur die Landkrabben (Gecarcinus) machen eine Ausnahme. Viele K. geben ein geſchätztes, aber ſchwer verdauliches Nahrungsmittel ab, wie die gemeine Flußkrabbe (Thelphusa fluviatilis), welche man in Italien, Dalmatien und Griechenland auf den Markt bringt und in feuchten Kellern mehrere Monate lang am Leben erhalten kann. Die gemeine Maja oder Spinnenkrabbe (Maja squinado), welche die Alten für ſehr klug hielten und auf Münzen darſtellten, wird überall gegeſſen. Sehr ſchmackhaft iſt die gemeine Schwimmkrabbe (Carcinus maenas, Tafel: Aquarium, Fig. 16), welche an der europ., vorzüglich adriatiſchen Küſte und in den Lagunen von Venedig zu Millionen gefangen wird. Auch die weichhaarige Schwimmkrabbe (Portunus puber), welche in der Nordſee gefunden wird, iſt ſchmackhaft. Der breite Taſchenkrebs (Platycarcinus Pagurus, Tafel: Aquarium, Fig. 8), welcher in europ. Meeren ſtellenweiſe häufig iſt, wird faſt 30 cm breit und 5 Pfd. ſchwer und als wohlſchmeckend geſchätzt; häufig im Mittelmeere und an der europ. Weſtküſte iſt die gemeine Vollkrabbe (Dromia vulgaris, Tafel: Kruſtentiere, Fig. 19). In Weſtindien gilt die gemeine Landkrabbe (Gecarcinus ruricola, Tafel: Kruſtentiere, Fig. 18) oder Turluru als die leckerſte Art; ſie hält ſich an feuchten Orten in Gebüſchen und Wäldern auf, wandert aber in großen Scharen zur Zeit der Reife der Eier dem Meere zu, um dort die Jungen abzuſetzen. Einen Übergang von den K. zu den langſchwänzigen Krebſen (ſ. Krebſe) bilden die Froſchkrabben (Ranina, Tafel: Kruſtentiere, Fig. 17), bei denen der Schwanzabſchnitt des Körpers nicht eingeſchlagen, ſondern oben ſichtbar iſt. Viele K. durchlaufen, nachdem ſie das Ei verlaſſen haben, eine ziemlich komplizierte Metamorphoſe; die Larve (Zoëa, Tafel: Kruſtentiere, Fig. 20), früher als ſelbſtändige Kruſtentiere angeſehen, ſind langſchwänzig und mit Stacheln beſetzt und erlangen erſt nach verſchiedenen Häutungen die definitive Krabbengeſtalt.

Krabben, in der got. Architektur knollige Blätter oder ähnliche plastische Verzierungen an den Giebelschenkeln.

Krabbentaucher, s. unter Lumme.

Krabbetje (kleine Krabbe), Beiname des niederländ. Malers Jan Asselyn (s. d.).

Krachmandel, s. unter Mandelu (Früchte).

Krachporzellan aus China importiertes Porzellangeschirr, dessen äußere Fläche mit zahllosen feinen, die Glasur durchsetzenden und in die Masse eindringenden Rissen durchfurcht ist. Es wird von Sammlern wegen seiner Seltenheit hoch geschätzt.

Kraffohlkanal, s. unter Weichsel.

Krafft (Adam), Bildhauer, s. Kraft.

Krafft (Guido), verdienstvoller landwirtschaftlicher Schriftsteller, geb. 15. Dez. 1844 in Wien, war als Landwirt praktisch in verschiedenen österr. Wirtschaften thätig und bildete sich an der Universität Wien und an der höhern landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Ungarisch-Altenburg wissenschaftlich aus. Nachdem K. 1866 zum Assistenten, 1869 zum Professor an der letztgenannten Anstalt ernannt war, habilitierte er sich, nach Übergabe derselben an die ungar. Regierung, am Polytechnischen Institut in Wien und wurde 1880 zum außerord. Professor der Technischen Hochschule in Wien ernannt. Von K.s zahlreichen Publikationen ist vor allem das «Lehrbuch der Landwirtschaft» (3. Aufl., 4 Bde., Berl. 1880—83) zu nennen, ferner «Ein Großgrundbesitz der Gegenwart» (Wien 1872), «Illustriertes landwirtschaftliches Lexikon» (Berl. 1883). K. ist auch Redacteur des «Österr. landwirtschaftlichen Wochenblattes» und des Frommeschen «Österr.-ungar. landwirtschaftlichen Kalenders».

Krafft (Peter), namhafter Historienmaler, geb. 17. Sept. 1780 zu Hanau, wurde von seinem Vater, einem geschickten Emailmaler, später auf der Maleratademie seiner Vaterstadt und auf der wiener Atademie ausgebildet und lieferte schon damals im Geiste der Füger'schen Richtung manches Bild aus der antiken Mythologie und Geschichte. Er ging dann nach Paris, wo die mehr realistische Weise Davids bestimmend auf ihn einwirkte. Im J. 1807 kehrte er nach Wien zurück und begab sich im folgenden Jahre nach Rom. Sein erstes großes histor. Bild nach seiner Heimkehr stellte den Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern dar (im Invalidenhause zu Wien). Ferner sind hervorzuheben: Belisar, Ödipus und Antigone, die Schlacht bei Leipzig, Ossian und Malvina (in der Liechtensteinschen Galerie), Manfred, Rudolf von Habsburg dem Priester sein Pferd anbietend, die Krönung Franz' I. in Preßburg, Zrinys Ausfall aus Szigeth u. s. w. Die meisten von K.s Bildern sind von Stöber und Rahl gestochen worden. K. war Professor an der Atademie, Direktor der Bildergalerie und Schloßhauptmann des Belvedere in Wien, wo er 28. Okt. 1856 starb. Seine kunsthistor. Bedeutung beruht darin, daß er die wiener Schule aus der Bahn des unwahren Antikisierens auf das zeitgenössische und volkstümliche Genre hinlenkte.

Sein Bruder, Joseph K., geb. 1787 zu Hanau, gest. 23. Juni 1828 zu Neustift bei Wien, lieferte eine Menge vortrefflicher Porträts.

Kraft bezeichnet im allgemeinen jede Ursache einer Wirkung, und daher gebraucht man dieses Wort sowohl bei den Vorgängen in der geistigen als auch in der materiellen Welt. Die den Erscheinungen zu Grunde liegenden Kräfte werden niemals unmittelbar, sondern immer erst durch Rückschlüsse aus deren Wirkungen, also mittelbar erkannt. Erst in der Neuzeit wurde bewiesen, daß die verschiedenen Naturkräfte, wie z. B. die Schwerkraft, die elastische K., die magnetische und elektrische K., die chem. Anziehungskraft u. s. w., auf das innigste zusammenhängen und daß sich die eine in die andere in äquivalenter Weise umwandeln, daß sich aber keine K. vernichten lasse; alle Naturkräfte entspringen einer einzigen Grundkraft und sind nur als Modifikationen dieser einen Grundkraft anzusehen, wobei nicht die kleinste K. im Weltall verloren gehen kann; die K. des Weltalls ist sowie die Materie des Weltalls unvernichtbar. Schon die altgriech. Philosophen: Leucipp (510 v. Chr.), Heraklit (500 v. Chr.), Demokrit (470 v. Chr.), Aristoteles (350 v. Chr.), Epikur (305 v. Chr.), und ebenso die Denker seit mehr als 200 Jahren: Descartes, Newton, Huygens, Bacon u. a. m., haben die Unzerstörbarkeit der Atome und der an der Materie sich äußernden Kräfte geahnt; aber erst gegen Ende des 18. Jahrh. haben Lavoisier (1772—86), Wenzel (um dieselbe Zeit bis 1777) und Richter (1792) mittels der verfeinerten Wage die Unzerstörbarkeit, also die «Erhaltung der Materie», und im 19. Jahrh. haben J. R. Mayer (1842—51) und P. Joule (1843—49) den Satz von der Unzerstörbarkeit, d. i. von der Erhaltung der Kraft, experimentell erwiesen; gleichzeitig hat Colding mittels Spekulation darauf hingewiesen. Der Satz von der Erhaltung der K. spricht aus, daß die im Weltall wirkende Kraftsumme eine unveränderliche sei, so sehr auch die Posten dieser Summe in ihrer gegenseitigen Größe und Stellung sich ändern mögen. Hierbei ist die K. entweder «lebendige K.» oder «Energie der Bewegung» und wird durch das halbe Produkt aus der Masse in das Quadrat ihrer Geschwindigkeit gemessen, wie z. B. bei der Energie eines fallenden Steins u. s. w., oder sie ist «vorrätige Arbeit» (s. Effekt), Spannkraft oder «Energie der Lage», wie z. B. bei einer gespannten Feder u. dgl. m. Die Summe der vorrätigen Arbeit, d. i. der möglichen oder potentiellen Energie, und der wirklichen Bewegungs- oder dynamischen Energie im Weltall ist konstant. Dieser Satz hängt mit der neuen Wärmelehre innig zusammen. (S. Wärme.)

Obschon nun dieser Satz von der Konstanz der Weltkraft sämtliche Gebiete der gegenwärtigen Naturforschung beherrscht und auch in die Philosophie Eingang gefunden hat, so ist doch seine Gültigkeit auf geistigem Gebiete noch nicht erwiesen, und es sind daher die geistigen Kräfte, wie die Denk- und Willenskraft u. s. w., von der Psychologie, Logik, Moral u. s. w. noch weiter zu ergründen. Die Kräfte als bewegende Ursachen behandelt die Dynamik (s. d.). Die Naturkräfte wirken im allgemeinen so, daß sie den Abstand von materiellen Punkten (Atomen, Molekülen) zu verkleinern oder zu vergrößern suchen, wobei ihre Größe im umgekehrten Verhältnis der Quadrate der Entfernungen jener materiellen Punkte steht. Suchen die Kräfte die Entfernung der Punkte zu vergrößern, so heißen sie abstoßende; im entgegengesetzten Falle heißen sie anziehende. Unter Richtung einer K. versteht man diejenige Gerade, in welcher dieselbe ihre Wirkung äußert oder eine Bewegung hervorzubringen strebt. Der Angriffspunkt einer K. heißt der Punkt, in welchem sie als unmittelbar

Digitized by Google

wirkend gedacht wird. Wenn zwei mechan. Kräfte auf einen Punkt wirken, so lassen sich beide völlig ersetzen durch eine einzige K., welche dasselbe leistet, wie die beiden ursprünglichen, und den Namen der resultierenden K. oder Resultierenden führt, während die beiden ursprünglichen Kräfte als Seitenkräfte oder Komponenten bezeichnet werden. Wenn die beiden gegebenen Kräfte einen Winkel miteinander bilden, findet man die resultierende K., indem man aus den beiden gegebenen Kräften als Seiten ein Parallelogramm konstruiert und die Diagonale von dem Angriffspunkte nach der Spitze des gegenüberliegenden Winkels zieht; die Diagonale ist dann die Resultierende. Durch das umgekehrte Verfahren läßt sich auch eine gegebene K. in zwei andere zerlegen. In dem besondern Falle, wo die gegebenen Kräfte in einer geraden Linie liegen, ist die Resultierende gleich ihrer Summe, wenn sie nach derselben Seite, dagegen gleich ihrer Differenz, wenn sie nach entgegengesetzten Seiten wirken. Sind mehr als zwei Kräfte gegeben, so lassen sich dieselben ganz nach demselben Gesetze in eine einzige Resultierende vereinigen, indem man zuerst für zwei der Kräfte die Resultierende sucht, dann für diese Resultierende und die dritte K. wieder eine Resultierende u. s. w., bis zuletzt alle Kräfte in einer einzigen Resultierenden vereinigt sind. Wenn die Größe einer solchen resultierenden K. gleich Null ist, so heben sich alle gegebenen Kräfte in ihren Wirkungen auf, und der Körper, welcher ihren Angriffen unterworfen war, bleibt in Ruhe, es findet Gleichgewicht statt; erhält aber die Resultierende eine gewisse Größe, so bewegt sich der Körper mit einer dieser angemessenen Geschwindigkeit in der Richtung dieser Resultierenden.

Kraft oder Krafft (Adam), einer der vorzüglichsten deutschen Bildhauer in der Zeit des Übergangs der mittelalterlichen zur neuern Kunst, stammte wahrscheinlich aus Nürnberg, war gegen Mitte des 15. Jahrh. geboren und starb 1507, der Sage nach im Spital zu Schwabach, in der Nähe Nürnbergs. Er gehört der nürnberger, auf entschiedene Charakteristik und treue Lebenswahrheit gerichteten Schule an und erreichte in seiner Kunst eine vollendete Meisterschaft, vermöge deren er das Material zum vollkommenen Träger des Gedankens macht und dem Steine warme Empfindung einzuhauchen scheint. Vor 1490 ist kein Werk mit Sicherheit ihm zuzuschreiben. Zu seinen frühesten und besten Arbeiten gehören die sog. Stationen, sieben Darstellungen aus dem Kreuzesgange Christi, welche von einem Thore Nürnbergs zum St. Johannislirchhofe führen. Sein Hauptwerk ist das 19 m hohe Sakramentshaus in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg (1493—1500), gleichsam eine mit figürlichen Scenen durchflochtene Filigranarbeit von Stein. Am Fußgestell desselben hat K. sich selbst nebst zwei Gesellen in ganzer Figur und Lebensgröße als Träger dargestellt. Andere vorzügliche Arbeiten von ihm sind das Schreiersche Grabdenkmal an der Sebalduskirche (1492), eine Krönung der Maria in der Ägidienkirche (1501), das Relief auf der Stadtwage (1497) u. s. w. Auch mehrere Sakramentshäuser in Kirchen in der Nähe Nürnbergs, wie zu Schwabach und Kalchreuth, werden ihm zugeschrieben. Das Dekorative an seinen Arbeiten zeigt die glänzendste Entfaltung des spätgot. Stils. Vgl. Wanderer, «Adam K. und seine Schule» (Nürnb. 1869).

Kraftmaschinen, soviel wie Motoren (s. d.).

Kraftmehl, s. Stärkemehl.

Kraftmesser, s. Dynamometer.

Krafto, s. Sachalin.

Kraftsammler, soviel wie Accumulator (s. d.).

Kraftsinn, in der Physiologie die Empfindung von dem Grade der erforderlichen Anstrengung zur Überwindung eines uns geleisteten Widerstandes. (S. unter Gemeingefühl, Bd. VII, S. 736b.)

Kraftstuhl, mechan. Webstuhl oder Webemaschine, s. unter Weberei.

Kraftübertragung (elektrische), s. Elektrische Kraftübertragung.

Kragenbär, s. unter Bär.

Krageneidechse oder Kranseneidechse (Chlamydosaurus Kingii *Gray*) wird eine 1 m lange, gelbe, schwarzgefleckte Eidechse Australiens genannt, die um den Hals einen breiten von Knorpelstücken gestützten, aufrichtbaren Hautsaum besitzt.

Kragennatter, s. unter Nattern.

Kragstein, s. Konsole.

Kragujewatz, Kreisstadt in Serbien, an der Lepenitza gelegen, mit (1875) 6670 E. und einem Konak des verstorbenen Fürsten Milosch Obrenowitsch, hat eine Kanonengießerei, ein großes Arsenal, Gewehr- und Munitionsfabriken und ein Gymnasium. Im Gebirge, 8 km westlich von K., befinden sich bei Stragari große Pulvermühlen.

Krähberg, ein 543 m hoher Bergstock im Odenwalde in Hessen, im NO. von Beerfelden, 15 km vom Neckar, unweit der bad. und bayr. Grenze.

Krähe ist der Name mehrerer Arten der Gattung Rabe (Corvus), von denen in Deutschland drei Arten, stets gesellig in Schwärmen, vorkommen. Die Rabenkrähe oder echte K. (C. Corone) ist 45—50 cm lang, ganz schwarz, am Kopfe und Nacken blauschwarz und ihr Schnabel kürzer als der Lauf. Sie ist bei uns Zug-, doch auch Standvogel, zeigt sich als ein vorsichtiges kluges Tier und wird durch Vertilgung von schädlichen Insekten nützlich. Die Nebelkrähe (C. Cornix) ist von gleicher Größe wie die vorige, aschgrau und am Kopfe, Kehle, Schwanze und Flügeln tiefschwarz. Sie ist im nördl. Europa, vorzüglich in Schweden und Rußland, weit verbreitet und wird in vielen Gegenden eifrig verfolgt, jedoch mit Unrecht, da sie durch Vertilgung vieler schädlicher Tiere nützt. Sie nährt sich von Insekten, Schaltieren, Nacktschnecken, Aas, Fischen, kleinen Säugetieren, Eiern anderer Vögel, jungen Vögeln, reifen Beeren, Kirschen und andern Obstsorten. Ihr Nest baut sie auf hohe Bäume an Wiesenrändern oder in Feldhölzern aus Reisern, die durch Lehm fest verbunden werden; zum Winteraufenthalt wählt sie sich bei uns ein hohes Kirchdach oder andere unbewohnte Gebäude. Die Eier sind grünlich und dunkelbraun gefleckt; die Jungen, welche anfangs blind sind, erhalten meist erst gegen den fünften Tag nach dem Ausschlüpfen ihre Sehkraft; höchst wahrscheinlich ist sie bloß eine Lokalrasse der Rabenkrähe. Die Saatkrähe (C. frugilegus) ist etwa 45 cm lang, tiefschwarz, im Nacken mit auffallendem Purpurschimmer, der Schnabel von der Länge des Laufs und bei ältern Vögeln an der Wurzel durch Abreiben der Federn nackt. Dieselbe zeigt sich weit friedlicher und geselliger als die andern Arten und baut ihr Nest gern in Gesellschaft auf breitwipfelige Bäume. In Deutschland ist sie Zugvogel und verbringt den Winter in gemäßigten Ländern, doch bleibt sie zum Teil sogar im nördl.

Deutschland zurück. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise aus Regenwürmern, den Larven von Insekten, die sie aus der Erde holt, Maikäfern u. s. w., und der Nutzen, den sie dadurch stiftet, ist außerordentlich groß. Bei den Alten waren die K. und vorzüglich die Raben Hauptgegenstand der Wahrsagungen aus dem Vogelflug (Augurien); ihr Flug zur Linken galt für glückverheißend, zur Rechten aber für unglückbedeutend.

Krähenauge, hornartige Masse der Oberhaut, s. Hühnerauge.

Krähenaugen (Semina Strychni), s. unter Brechnuß.

Krähenaugenbaum, s. unter Strychnos.

Krähenbeere, soviel wie Empetrum nigrum, s. Empetrum.

Krähenhütte, s. unter Uhu.

Krähenscharbe, s. unter Cormoran.

Krähenstärlinge, s. Beutelstare.

Krähwinkel, auch Krehwinkel, Krawinkel, mehrfach in Deutschland vorkommender Dorfname. Der Ort, den man unter demselben Namen als Sitz lächerlicher Kleinstädterei und beschränkten Philistertums zu bezeichnen pflegt, existiert nicht, sondern ist aus Kotzebues Lustspiel «Die deutschen Kleinstädter» (1803) entlehnt.

Kraichbach, rechtsseitiger Nebenfluß des Rheins im Großherzogtum Baden, entspringt bei Sternenfels in Württemberg, tritt sogleich in Baden ein, wo er den Kraichgau durchfließt, und mündet unterhalb Hockenhein in den Rhein.

Kraiezi oder Krawezi (russ.), Mundschenk, eins der höhern Hofämter bei den Fürsten des alten Rußland und im moskowischen Zartum.

Krail, s. unter Gartengeräte.

Krailsheim, Stadt in Württemberg, Jagstkreis, an der Jagst, Station der Linien Goldshöfe-K., K.-Mergentheim, Heilbronn-K. der Württembergischen, sowie Nürnberg-K. der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, ein Rathaus mit 71 m hohem Turme, ein reiches Hospital, Fabriken für Gips und Gipswaren, Baumwoll- und Strumpfwaren, bedeutende Gerbereien und Lederhandlungen, Cementwarenfabrikation, Bierbrauerei, Hopfenbau, Kunstmühlen, Vieh- und Getreidehandel und zählt (1880) 4642 meist prot. E. Der Ort wurde 1338 zur Stadt erhoben, gehörte früher zu Ansbach und kam 1810 an Württemberg.

Krain, Herzogtum und Kronland des cisleithanischen Teils der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, 10032,6 qkm groß, wird im N. von der östl. Fortsetzung der Karnischen oder Kärntner, im S. von den Julischen oder Krainer Alpen und dem Karstgebirge durchzogen. Der höchste Punkt ist der 2864 m hohe Terglou zwischen den beiden Quellen der Save, welcher an seiner Nordseite den einzigen Gletscher des Landes trägt und den Scheidungspunkt der Karnischen oder Julischen Alpen bildet. Die letztern und die Gebirge des Karst (s. d.) zeichnen sich durch Versenkungen, Trichter, unterirdische Wasserläufe und Höhlen aus. Die wichtigsten sind die Adelsberger Grotte (s. Adelsberg), die noch größere Kleinhäusler Grotte, die 8 km von Adelsberg entfernte, mit sehenswerten Stalaktiten erfüllte Magdalenenhöhle und die zuerst im Juli 1850 näher untersuchte Tropfsteinhöhle im sog. Bod-babji-sob-Gebirge bei Veldes in Oberkrain. Unter die interessantesten Erscheinungen des an Naturmerkwürdigkeiten reichen Landes gehört die Felsenbrücke von St. Kanzian, 40 m hoch, 50 m breit, mit einem vollkommenen Gewölbe von 20 m Höhe und 50 m Länge. Das Plateau im südwestl. Teile des Landes bedeckt der Birnbaumerwald, dessen kleinster Breitendurchschnitt 22 km umfaßt, und der unter dem Namen Piuka-Planina bis an die Grenze von Kroatien sich fortsetzt. Auf dem mit schachtartigen Löchern übersäeten Karst erhält sich nur durch den angestrengtesten Fleiß eine spärliche Vegetation. Größere Thäler sind die Wurzen und Wochein. K. ist minder stark bewässert als die Nachbarländer. Mit Ausnahme der Idria und Wippach, welche sich in den Isonzo ergießen, gehören die Gewässer dem Flußgebiet der Save an, welche als schiffbarer Fluß, nach der Einmündung der Laibach, nur noch eine geringe Strecke im Lande bleibt. Ihr größter Zufluß ist die Kulpa an der südöstl. Landesgrenze. Die Unz oder Maunitz verliert sich unter der Erde; der Broschitzabach fließt in den Czirknitzersee (s. d.), neben welchem noch der Veldesersee und der Wocheiner zu bemerken sind. Vom Laibacher Moorgrunde ist bereits ein bedeutender Teil kultiviert, ein anderer zu Nachgrabungen benutzt worden, welche sehr interessante prähistor. Funde zu Tage fördern. Das Klima ist, abgesehen von den rauhen Gebirgsgegenden, mild, die mittlere Jahrestemperatur in Laibach $8^{1}/_{10}^{\circ}$ R., zu Möttling an der kroat. Grenze sogar $9^{1}/_{2}^{\circ}$ R., daher in mehrern Landstrichen Klima und Vegetation schon die Nähe Italiens verkünden. Der heftige Nordostwind (Bora), von dem namentlich der südl. Teil des Landes getroffen wird, äußert seine zerstörende Wirkung bis tief in den Adriatischen Golf. (Hierzu eine Karte: Kärnten, Krain, Steiermark ꝛc.)

Die Bevölkerung beträgt (1882) 482777 Individuen, meist Slowenen, nebst etwa 30000 Deutschen. Fast die ganze Bevölkerung bekennt sich zur kath. Kirche, und der Landesbischof zu Laibach ist das geistliche Oberhaupt. Der Bodenertrag des Landes reicht für den Bedarf seiner Bewohner nicht aus, weshalb bei einem großen Teile der untern Volksschicht Heidekorn, Hülsenfrüchte, einige Gemüse und Waldobst die hauptsächlichste Nahrung sind. Am Karst und um Wippach werden vorzügliche Weinsorten erzeugt und um Wippach auch viel Obst gewonnen. Flachs baut man in größerer Menge; von der größten Wichtigkeit aber ist die Waldkultur. Die mit Wald und Weide besetzte Oberfläche beträgt mehr als das Doppelte der Fläche, die mit Äckern, Wiesen, Obst- und Weingärten besetzt ist. Der Viehstand belief sich 1881 auf 21975 Pferde, 156 Maultiere, 225144 Rinder, 67431 Schafe, 15636 Ziegen, 73130 Schweine und 32125 Bienenstöcke. An wildem Geflügel, Hasen und Pelztieren ist kein Mangel, selbst Bären sind nicht selten. Mehrere Flüsse und die Wocheiner Seen liefern viele Fische. Seidenkultur findet in den wärmern, an Görz grenzenden Gegenden statt. Die Hauptprodukte des Mineralreichs sind Eisen, Quecksilber und Braunkohlen; Idria (s. d.) ist (nächst Almaden in Spanien) das ergiebigste und wichtigste Quecksilberbergwerk Europas. K. produzierte 1882 in metrischen Centnern 469680 Quecksilber, 91928 Eisenerz, 19388 Bleierz, 314 Zinkerz, 51193 Manganerz, 1304000 Braunkohle. Die Leinweberei und Anfertigung grober Spitzen ist weit verbreitet. Auch Wollzeuge, Flanells und grobe Tücher, wollene Strümpfe, viel gegerbtes

Leder, wozu man den Rohstoff meistens einführt, Eisen- und Holzwaren werden produziert. Wichtiger als der Eigenhandel ist der Transitohandel. Der Verkehr wird durch Kunststraßen und die von Wien nach Triest über Laibach führende Eisenbahn gefördert. Für die intellektuelle Kultur sorgen 2 Obergymnasien, 2 Untergymnasien, 1 Oberrealschule, 1 Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, 260 öffentliche Volksschulen, 28 Notschulen, 11 Privatschulen; dazu eine Hebammenschule und die Studienbibliothek in Laibach. Die Landesverfassung beruht auf der Landesordnung vom 26. Febr. 1861. Danach besteht der Landtag aus dem Landesbischofe, 10 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, 8 Abgeordneten der Städte und Industrialorte, 2 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammer in Laibach und 16 Abgeordneten der Landgemeinden, zusammen aus 37 Mitgliedern, die (mit Ausnahme des Bischofs) auf sechs Jahre gewählt werden. In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsrats entsendet K. sechs Deputierte. An der Spitze der polit. Verwaltung des Landes steht die k. k. Landesregierung in Laibach, welcher der Magistrat der Stadt Laibach und die 11 Bezirkshauptmannschaften des Landes untergeordnet sind. Die Justizbehörden (2 Landesgerichte und 28 Bezirksgerichte) stehen unter dem Oberlandesgericht in Graz. Für die Finanzverwaltung ist die Finanzdirektion in Laibach bestellt, von welcher 1 Hauptzollamt, 2 Hauptsteuerämter und 28 Steuerämter abhängen. In militärischer Beziehung steht das Herzogtum K. unter dem Generalkommando in Graz. Das Wappen von K. ist ein gekrönter Adler, auf dessen Brust und ausgebreiteten Flügeln ein weiß und rot geschachter halber Mond.

Geschichtliches. Seinen Namen hat K. seit der Einwanderung der Slowenen in die Ostalpen, welche hier den äußersten (südlichen) Landstrich bewohnten und von dem Worte Krai (Grenze) Krajnci, d. i. Grenz- oder Marksiawen, genannt wurden. Karl d. Gr. gab das von ihm eroberte Land (Carniola, Creinamarcha) dem Herzog von Friaul. Seit 972 erhielt es eigene Markgrafen, welche auf dem Schlosse Kieselstein bei Krainburg ihren Sitz hatten und von welchen einige den Herzogstitel führten. Doch erstreckte sich deren Herrschaft nur über einen Teil von K.; einen andern Landesteil besaßen die Herzöge von Kärnten. Schon Leopold der Starke, aus dem Geschlecht der Traunganer, brachte 1127 einige dieser Teile K.s nach dem Aussterben der kärntnischen Herzöge an sein Haus, und Friedrich der Streitbare hatte seine Besitzungen in K. durch seine Verbindung mit Agnes von Tirol schon so erweitert, daß er sich von 1233 an «Herr von K.» schrieb. Derselbe wurde, als mit dem Ableben Bertholds 1245 die eigenen Markgrafen K.s erloschen, von Kaiser Friedrich II. mit deren Besitzungen belehnt, wodurch ein großer Teil K.s mit Österreich und Steiermark vereinigt ward. Den übrigen Teil besaßen die Grafen von Tirol. Erst nach deren Aussterben (1335) und nachdem zugleich Graf Albrecht IV. von Görz durch ein Erbvermächtnis den Habsburg. Herzögen von Österreich die Nachfolge zugesagt hatte, gelangten 1364 die übrigen Teile K.s an Herzog Rudolf IV., der hierauf den Titel eines Herzogs von K. annahm. Seitdem ist dieses Land, bis auf die kurze Zwischenzeit 1809—13, in welcher es infolge des Wiener Friedens an Frankreich abgetreten und zu den Illyrischen Provinzen geschlagen ward, stets bei Österreich geblieben. Seit 1816 bildete es als Gubernium Laibach einen Teil des Königreichs Illyrien, 1849 erhielt es seine Stellung als eigenes Kronland. Vgl. Hoff, «Histor.-statist.-topogr. Gemälde von K.» (2 Bde., Laibach 1808); Dimitz, «Geschichte K.s von der ältesten Zeit bis 1813» (4 Bde., Laibach 1874—76).

Krainburg, Stadt in Krain, 25 km im NNW. von Laibach, am Einflusse der Kanker in die Save gelegen, Station der Linie Tarvis-Laibach der Kronprinz-Rudolf-Bahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2313 E. Die Stadt ist einer der ältesten Herrensitze des Landes und die älteste Residenz der Markgrafen von Krain. Das Schloß Kieselstein, jetzt in Privatbesitz, wurde 1262 vom Grafen Heinrich II. von Ortenburg gebaut. Die Umgebung bietet reizende Landschaftspartien.

Krajina oder Türkisch-Kroatien, der nordwestl. Teil von Bosnien, welcher sich vom Flusse Vrbas gegen W. hin zur österr. Grenze hinzieht, 7500 qkm groß, mit 100000 E.

Krajina, der nordöstl. Teil des Königreichs Serbien, welcher im N. und O. von der Donau, im S. vom Timok und im W. vom Pekfluß begrenzt wird. Im engern Sinne heißt so nur der nordöstlichste Teil, dessen Fläche 3259 qkm beträgt, mit 76000 E., worunter mehr als die Hälfte Rumänen. In der K. wird ein vorzüglicher Wein erzeugt. Zur Zeit der Türkenherrschaft ward K. Eigentum der Sultanin, besaß große Privilegien und ward erst 1833 mit Serbien vereinigt. Hauptort ist Negotin (s. d.).

Krajova, Stadt in Rumänien und Hauptort des Verwaltungsdistrikts Dolschi, unweit des Schiul (Jiul) gelegen, Station der Linie Roman-Turn-Severin der Rumänischen Staatsbahnen, ist Sitz der Präfektur, eines Appellationsgerichtshofs und eines Tribunals erster Instanz, hat ein Lyceum, eine Sekundärmädchenschule, ein Lehrerseminar und eine Gewerbeschule und zählt 23000 E.

Krajuru (Carajuru, Curuguru) s. Chicarot.

Krakatua oder Krakatowa, kleine Insel in der Sundastraße zwischen Sumatra und Java. Bis August 1883 bestanden K. und die nördlicher gelegene Insel Sibers aus zwei, fast ohne Küstensaum und isoliert unmittelbar aus dem Meere 823 und 859 m hoch emporsteigenden vulkanischen Kegelbergen. Von Sibers war keine Eruption, von Krakatua nur eine vom Mai 1680 bekannt. Unerwartet fand eine Eruption des Vulkans K. in der Nacht vom 26. auf 27. Aug. 1883 und folgenden Tagen statt, welche äußerst intensiv und in ihren Folgen sehr verderblich war. Furchtbare Stöße von Erdbeben gingen der Eruption voraus und begleiteten sie. Ein Teil von K. versank und neben ihm erhoben sich andere Inseln aus dem Meere. Die See kam in eine stete, sehr gewaltsame Bewegung. Ungeheuere Flutwellen ergossen sich aus ihr über alles die Lampongbai einschließende Land und den gegenüberliegenden Teil des westlichen Java bis weit in das Innere dieser Insel, überall die größten Verwüstungen anrichtend. Der Verlust an Menschenleben wird sehr verschieden von 25—75000 geschätzt. Alle Orte an beiden Seiten der Sundastraße aber wurden sowohl durch die Erdstöße als durch die Überströmung fast gänzlich vernichtet.

Digitized by Google

Krakau (poln. Krakow), Hauptstadt der ehemaligen poln. Republik, jetzt eine Stadt mit eigenem Statut im österr. Königreich Galizien (s. d.), Station der Linie K.-Lemberg der Galizischen Karl-Ludwigsbahn und der Linie Wien-K. der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, liegt in einer von einem sanft aufsteigenden Hügelkranze umgebenen Ebene, am linken Ufer der hier schiffbar werdenden und die Rudawa aufnehmenden Weichsel, über welche die neue, 1850 eröffnete Franz-Josephbrücke nach Podgorze führt. Die Stadt ist Sitz eines kath. Bischofs, eines Militärkommandos, mehrerer Justiz- und Verwaltungsbehörden, sowie einer Universität und zählt (1880) 66095 E., darunter gegen 20000 Juden und einige hundert Deutsche. Sie hat 39 Kirchen, viele Kapellen, 15 Mönchs- und 10 Nonnenklöster und 7 Synagogen. Die vielen Kirchtürme und Kuppeln, das hohe mittelalterlich gebaute Schloß inmitten der Häusermassen in reizender Gegend gewähren einen imposanten Anblick. K. ist sehr regelmäßig gebaut und zeichnet sich durch gerade und breite Gassen aus. Das als Denkwürdigkeit erhaltene, 1498 erbaute Florianthor mit seinen sieben Türmchen ist der einzige Rest der alten Befestigung. Die Stadt ist mit vielen Wällen und Gräben umgeben und sowohl das Schloß als auch die einzelnen Forts auf den umliegenden Höhepunkten systematisch befestigt. Auf dem regelmäßigen Marktplatze steht das von Kasimir d. Gr. 1358 erbaute, 1557 und 1879 wiederhergestellte Tuchlaubengebäude, rechts der Rathausturm, die Hauptwache und die im 10. Jahrh. gegründete Kapelle des heil. Adalbert, in der Ostecke die mittelalterliche Stadtpfarrkirche der Heiligen Jungfrau, ein halbgot. imposantes Bauwerk mit zwei hohen Türmen, einem kunstvoll geschnitzten Hochaltar und wertvollen Glasmalereien. Auch die 1689—1703 erbaute St. Annenkirche und die St. Peterskirche aus dem 16. Jahrh. sind schöne Bauwerke, und die übrigen Kirchen haben ebenfalls viele architektonische Zierden aufzuweisen und knüpfen ihre Gründungen an bedeutungsvolle histor. Erinnerungen. Die Kathedrale auf dem Schlosse ist ein prachtvolles got. Gebäude, welches, angeblich zuerst von König Wladislaw Hermann (1081—1102) gegründet, seine jetzige Gestalt unter Kasimir d. Gr. im 14. Jahrh. erhalten hat und in der mittelsten Kapelle die Gebeine des heil. Stanislaw in einem silbernen Sarge, in 18 andern, die Seitenschiffe umgebenden Kapellen die Gräber und Denkmäler der berühmtesten poln. Könige, Königinnen und Helden, des Jagello, der Hedwig, der drei Sigismunde, des Stephan Bathori, des Joh. Sobiesti, Kosciuszko, Jos. Poniatowski, und in der Kapelle der Familie Potocki ein Denkmal des Arthur Potocki von Thorwaldsen umschließt.

Gegen Süden, zwischen dem vormaligen Grodzker Thore und dem durch die Stadt fließenden Weichselarme, liegt die Vorstadt Stradom mit der Bernhardinerkirche, dem bischöfl. Seminar und dem Regierungsgebäude. Daran schließt sich die von Kasimir d. Gr. zuerst als abgesonderte Stadt gegründete, auf einer Weichselinsel gelegene Vorstadt Kazimierz, und es ragen hier die Kirche des heil. Michael, in welcher der heil. Stanislaw am Altar seinen Tod fand, die Katharinen- und die Fronleichnamskirche mit Überresten herrlicher Glasmalereien, die mit dem Kloster und Hospital der Barmherzigen Brüder verbundene Dreifaltigkeitskirche und das vormalige, im got. Stil erbaute Rathaus aus der von der gesamten jüd. Bevölkerung bewohnten schmutzigen Häusermasse (der Judenstadt) hervor. Gegen Norden liegt die Vorstadt Kleparz mit der Kirche des heil. Florian und des heil. Philipp und Jakob, sowie mit dem Bahnhofe und den Getreide- und Viehmärkten der Stadt. An dieser Nordseite befindet sich auch die Vorstadt Piasek (auf dem Sande) mit der 1087 gegründeten schönen Kirche zur Heimsuchung Marias und der Kirche zur Verkündigung Marias. Gegen Westen dehnen sich die Vorstädte Smolensk und Zwierzyniec aus, letztere mit dem Kloster der Norbertinerinnen. Im Osten endlich liegt die Vorstadt Wesola mit der Nikolauskirche, dem Hauptspital zu St. Lazarus, dem Kinderspital, der Kirche der heil. Theresia mit dem Kloster der Karmeliterinnen, ferner mit der mediz. Klinik, dem botan. Garten, der Sternwarte und dem Schützengarten mit dem 13. Sept. 1883 enthüllten Denkmal Sobieskis. Die noch ihrem Stifter benannte Jagellonische Universität, eine der ältesten Europas, wurde 1364 von Kasimir d. Gr. gestiftet, aber erst seit 1401 von Jagello und Hedwig zu Stande gebracht. Sie bildete seitdem den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Polen, verfiel indessen nach und nach gänzlich. Nachdem sie reorganisiert worden, ward sie 18. Okt. 1817 wieder eröffnet, erlitt jedoch seit 1833 abermals mehrfache Umgestaltungen. Die Universität besitzt eine besonders für die poln. Litteratur wichtige Büchersammlung von mehr als 300000 Bänden und 4500 Handschriften, ein Naturalienkabinett und einen botan. Garten. Andere höhere Lehranstalten sind die 1872 gestiftete Akademie der Wissenschaften, das geistliche Seminar, das Landschullehrerseminar, drei Gymnasien, eine Realschule und eine technische Gewerbeschule. Auch hat K. eine Litterarische und eine Musikalische Gesellschaft, einen Forstwissenschaftlichen Verein und ein Nationaltheater. K. treibt lebhaften Handel mit Getreide, Holz, Salz, Wein und Leinwand und hat mehrere Maschinenfabriken, große Bierbrauereien, Dampfmühlen, Ölfabriken u. s. w. Vgl. Miltner, «Der Führer durch K. und Umgebung» (2. Aufl., Krakau 1874).

K. soll von Krakus, dem Fürsten der Polen, um 700 gegründet und nach ihm benannt worden sein. Nach Gnesen war es von 1320 an Haupt- und Residenzstadt Polens, bis 1610 Sigismund III. sein Hoflager nach Warschau verlegte; auch später blieb es Krönungsstadt. Bis 1060 war K. Sitz eines Erzbischofs, dann aber eines Bischofs, wie jetzt noch, der seit 1443 auch souveräner Fürst von Sewerien, des Landstrichs zwischen K. und Schlesien, war. Das Magdeburger Recht bekam die Stadt schon 1257. Feuersbrünste verheerten sie 1025, 1125, 1475, 1528 und 1850; erobert wurde sie 1039 durch die Böhmen, 1241 durch die Mongolen, 1655 und 1702 von den Schweden, 1768 als Sitz der Barer Konföderation von den Russen. Früher eine reiche, wohlhabende Stadt, die 1430 der Hansa beitrat, verarmte sie nach und nach und zählte 1787 nur 9449 E. Bei der dritten Teilung Polens (1795) kam sie an Österreich, welchem schon früher die Vorstadt Kazimierz zugefallen war, und mit ganz Westgalizien bildete sie 1809—14 einen Teil des Herzogtums Warschau.

Die Republik Krakau, welche durch die Wiener-Kongreß-Akte geschaffen ward, umfaßte am

Norduſer der Weichſel ein hügeliges, fruchtbares, zum Teil bewaldetes Gebiet von 1220 qkm mit etwa 140000 E. in der Hauptſtadt K., einem Marktflecken und 71 Dörfern und Weilern. Der kleine Staat, von Preußen, Öſterreich und Rußland begrenzt, ſollte unter dem Schutze dieſer drei Mächte einer ſteten Neutralität genießen und bildete gleichſam den letzten Reſt des ſelbſtändigen Polen. Nach der Verfaſſung vom 3. Mai 1815 befand ſich die geſetzgebende Gewalt in den Händen einer Volksrepräſentation, die jährlich vier Wochen lang Sitzung hielt. Die vollziehende Gewalt hatte ein Senat, der aus acht Senatoren und einem Präſidenten beſtand. Wiederholte Eingriffe des Adels in die Konſtitution veranlaßten im Nov. 1829 von ſeiten der drei Mächte die Abſendung einer Unterſuchungskommiſſion nach K. Ende 1830 ſchloß ſich ein Teil der Bevölkerung der poln. Revolution an. Infolge davon wurde K. durch ruſſ. Truppen beſetzt. Die Reorganiſation der Republik erfolgte 1833. Als ſpäter poln. Flüchtlinge hier eine Freiſtatt fanden, ward K. im Febr. 1836 durch einige öſterr. Bataillone, eine Abteilung Koſaken und preuß. Ulanen unter dem Kommando des öſterr. Generals Kaufmann beſetzt. Kaum hatten im Herbſt 1837 die öſterr. Truppen den Freiſtaat verlaſſen, als neue Spuren einer geheimen Verbindung und die Ermordung des angeblichen ruſſ. Spions Celat im Okt. 1838 eine wiederholte Beſetzung K.s durch öſterr. Truppen veranlaßten, die nun bis 1841 dauerte. Als endlich im Febr. 1846 die auf alle Teile des ehemaligen Polen berechneten Aufſtandsverſuche zum Ausbruch kamen, machte die Inſurrektion K. zu ihrem Hauptwaffenplatz und ſuchte von hier aus namentlich in Galizien vorzudringen. Allein die Invaſion ward von öſterr. Seite zurückgeſchlagen und K. ſelbſt durch die Truppen der drei Schutzmächte beſetzt. Nachdem ſeit dem April in Berlin Konferenzen der Schutzmächte über die Feſtſtellung der Verhältniſſe K.s ſtattgefunden, kam 6. Nov. 1846 zu Wien eine definitive Übereinkunft zu Stande, wonach die in Betreff K.s ſtipulierten Verträge von 1815 widerrufen und trotz der Proteſtationen Englands und Frankreichs Stadt und Gebiet an Öſterreich übergeben wurden, das 11. Nov. das Beſitznahmepatent erließ. Durch die Reichsverfaſſung von 1849 ward dann das krakauiſche Gebiet dem Kronlande Galizien einverleibt.

Kraken, Weichtiere, ſ. unter Kopffüßler.

Krakow, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Kreis Güſtrow, an dem 11 km langen, 6,5 km breiten gleichnamigen See, Station der Güſtrow-Plauer Eiſenbahn, iſt Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2025 E.

Krakowiak heißt der Nationaltanz des krakauer Landvolks, zu dem eine eigentümliche melancholiſche Melodie im Zweivierteltakt geſpielt wird. Der Tanz beginnt damit, daß das anführende Paar ein kurzes, zweizeiliges Lied ſingt, einen momentanen, oft ſcherzhaften Einfall, der häufig an ein Bild aus der Natur anknüpft. Das poln. Volkslied hat ſich meiſt an dieſe Melodie angeſchloſſen und die K. ſind in großer Menge durch ganz Polen verbreitet.

Krakuſen hießen während der poln. Revolution von 1830 die Reiterregimenter, welche ſich aus Freiwilligen in den einzelnen Wojwodſchaften bildeten und dann der Linie beigefügt wurden. Ihre Anzahl betrug etwa 8000 Mann. Auch im Kriege von 1812 gab es K.

Kral (ſlaw.; poln. król, ruſſ. koról, magyar. király), der König. Das Wort ſtammt wahrſcheinlich von Karl her und bezieht ſich auf Karl d. Gr., deſſen Name ſich bei den Weſtſlawen mit dem Begriff eines mächtigen Herrſchers verknüpfte. Es ging dann in derſelben Bedeutung auch zu den andern ſlaw. Stämmen und von dieſen zu den Magyaren über.

Kratingen, Gemeinde und Dorf in der niederländ. Provinz Südholland, am nördl. Ufer der Maas, nahe nordöſtlich von Rotterdam, iſt ein blühender Ort mit 12321 E., beträchtlicher Fabrikinduſtrie und großen Salmfiſchereien.

Kraljevieza, Freihafen und Marktflecken bei Buccari (ſ. d.) in Kroatien.

Kraljewo, Flecken in Serbien, bis 1881 Karanowatz genannt, links am Ibar, 3,5 km weſtlich von deſſen Mündung in die Serbska Morawa, mit 2500 E., iſt Sitz des Biſchofs der Žičaer Diöceſe und einer Bezirkshauptmannſchaft; 3 km ſüdlich von K. liegt das alte Kloſter Žiča (Zitſcha), die Krönungskirche der ſerb. Könige.

Krallenäffchen, ſ. unter Affe.

Krakowa Hola (d. i. «Königsaim», auch «Königsberg»), eine der bedeutendſten Höhen der Kleinen Tátra in Ungarn, 1942,45 m hoch, mit den Quellen der Waag.

Kralup (czech. Kralupy), Flecken im böhm. Bezirk Schlan, am linken Ufer der Moldau, iſt Knotenpunkt der Öſterreichiſch-Ungariſchen Staatsbahn (Linie Wien-Brünn-Prag-Bodenbach, mit Zweigbahnen von K. aus nach Welwarn und Svoleñoves), der Böhmiſchen Nordbahn (Linie K.-Neratovic) und der Buſchtěhrader Bahn (Linie Wejhybka-K.), hat 2967 E., zwei Zuckerfabriken, eine Dampfmühle, eine Dampfbrauerei, eine Fabrik chem. Produkte.

Kramer hat man diejenigen Kaufleute, namentlich Kleinhändler, genannt, welche früher gleich den Handwerkern in einer Innung vereinigt waren. Der Beitritt zur Innung wurde nur denen geſtattet, welche die vorſchriftsmäßige Lehrzeit bei einem K. durchgemacht und eine gewiſſe Reihe von Jahren als Gehilfen (Commis) gedient hatten. Durch den Beitritt zur Kramerinnung ward das ausſchließliche Recht erlangt, mit beſtimmten Waren Kleinhandel zu treiben. Die ſtatutariſchen Beſtimmungen dieſer Innungen nannte man das Kramerrecht. In neuerer Zeit ſind die Kramerinnungen faſt überall verſchwunden.

Krämer nennt man in der Regel diejenigen Handelsleute, welche ihre Waren am eigenen Wohnort oder in deſſen Nähe kaufen und im Kleinhandel wieder verkaufen. Doch pflegt man auch Hauſierer als Krämer zu bezeichnen.

Kraemer (Adolf), namhafter Landwirt, geb. 1832 zu Berleburg in Weſtfalen, wurde 1863 Docent und Adminiſtrator des Verſuchsfeldes der Akademie Poppelsdorf, bald darauf Docent am Polytechnikum in Darmſtadt, 1866 Generalſekretär der landwirtſchaftlichen Vereine des Großherzogtums Heſſen, 1871 Profeſſor an der landwirtſchaftlichen Abteilung des Polytechnikums in Zürich und Leiter dieſer Abteilung. Seine Schriften ſind: «Landwirtſchaftliches Rechenbuch» (Stuttg. 1867), «Die Buchhaltung des Landwirtes» (2. Aufl., Bonn 1881), «Beiträge zur Wirtſchaftslehre des Landbauers» (Aarau 1881), «Das ſchönſte Rind» (Bonn 1883). Außerdem redigierte K. von 1866 bis 1871 die «Zeitſchrift der landwirtſchaftlichen Vereine des

Großherzogtums Heſſen», 1874—81 die «Schweiz. landwirtſchaftliche Zeitſchrift» und ſeit 1881 das «Schweiz. landwirtſchaftliche Centralblatt».

Kramergewicht oder Krämergewicht heißt an einigen Orten das dort übliche beſondere, aber mehr und mehr in Wegfall kommende Gewicht für die Kleinverkäufer, oder auch das Handelsgewicht überhaupt im Gegenſatz z. B. gegen das Apothekergewicht. [hiawurzel.

Kramoria, Pflanzengattung, ſ. unter Ratan-

Kramerinnung und **Kramerrecht**, ſ. unter Kramer.

Kramerſäure, ſ. unter Ratanhiawurzel.

Krämerwage (gemeine Wage), ſ. u. Wage.

Krammetsvogel nennt man beſonders zwei Arten der Gattung Droſſel (ſ. d.), bei denen das Gefieder buntfarbig-braun und die untern Flügeldeckfedern ſchwarzgrau oder weißlich ſind. Der eigentliche K. oder die Wacholderdroſſel (Turdus pilaris), auch Ziemer genannt, iſt auf dem Oberrücken dunkelbraun, am Bauche weißlich mit ſchwarzbraunen Längsflecken, an Kopf und Bürzel bläulich-aſchgrau und auf den Flügeln ohne Querbinden. Es iſt ein im Oktober und November in Deutſchland ſcharenweiſe eintreffender Zugvogel, der zum Teil den Winter hier verbringt und im März wieder nach dem Norden zurückkehrt. Seine Nahrung beſteht aus Inſekten und im Winter aus Beeren, beſonders aus Ebereſchen- und Wacholderbeeren. Wegen des angenehm und gewürzig ſchmeckenden und leichtverdaulichen Fleiſches wird die Verfolgung dieſes Vogels im großen betrieben und der Fang beſonders durch Dohnen und auf Vogelherden bewerkſtelligt. Der große K. oder die Miſteldroſſel (T. viscivorus) iſt oberteils olivengrau, am Schwanze braun und hat auf den Flügeln zwei helle Querbinden. Er iſt über ganz Europa verbreitet, doch nirgends ſehr häufig und teils Zug-, teils Strichvogel, der mit ſeinem angenehmen Geſange die Nadelholzwälder belebt. Wegen des wohlſchmeckenden Fleiſches wird auch dieſer Vogel eifrig verfolgt, auch wird er wegen ſeines Geſanges gern im Bauer gehalten. Auf den Märkten werden auch andere Droſſelarten, wie die Rotdroſſel (T. iliaeus) und Singdroſſel (T. musicus), unter dem Namen Krammetsvögel feilgeboten.

Krampe, Haſpen, auch Kettel oder Klampe, ein an beiden Enden zugeſpitztes, U-förmig gebogenes Eiſen, welches, in Thür- oder Fenſterrahmen eingeſchlagen, zur Aufnahme des Bügels eines Vorlegeſchloſſes, beziehungsweiſe des Sturmhakens dient. Im Maſchinenbau verſteht man unter Krampe U-förmige Stücke, die bei der Herſtellung von Querverbindungen zwiſchen dem Keil und dem feſtzukeilenden Teil eingelegt werden.

Krämpel, Krämpelmaſchine u. ſ. w., ſ. Krempel u. ſ. w.

Krampf (spasmus), im allgemeinen jede widernatürliche und ganz unwillkürlich erfolgende Muskelzuſammenziehung, welche durch abnorme Erregung der betreffenden Bewegungsnerven zu Stande kommt. Nicht unter dem Einfluſſe des Willens ſtehende Bewegungen führt der Körper noch verſchiedene aus; allein ſie gehören entweder zu den gewöhnlichen Verrichtungen desſelben (wie die Herzthätigkeit, das Atmen, die Darmbewegung), oder ſie treten doch bei allen Menſchen auf denſelben Reiz ein (wie das Nieſen, Huſten). Man trennt daher dieſe aus normalen Funktionen entſpringenden unwillkürlichen Bewegungen (als automatiſche und reflektoriſche) von den krampfhaften, den Krämpfen, zu welchen auch die Reflexbewegungen (ſ. d.) gerechnet werden, wenn ſie auf einen ſehr ſchwachen Reiz ſchon eintreten. Ein K. kann den ganzen Körper befallen und iſt dann allgemein, oder nur einen Teil desſelben und heißt dann partiell. In der Form können die Krämpfe verſchieden ſein. Sie können entweder den Muskel nur eine ſehr kurze Zeit in Thätigkeit verſetzen (Zuckung), wobei dieſe Zuckungen aber ſchnell aufeinander folgen können (kloniſche Krämpfe, Konvulſionen), oder die Muskeln werden längere Zeit in Spannung verſetzt (toniſche oder tetaniſche Krämpfe). Die leichteſte Form des kloniſchen K. iſt das Zittern, welches aus wenig ausgiebigen, in ſehr kurzen Zwiſchenräumen aufeinander folgenden Kontraktionen einzelner Muskeln und Muskelgruppen beſteht, wogegen die energiſchern Krampfbewegungen, welche lebhafte, in kurzen Pauſen aufeinander folgende Bewegungen (Grimaſſenſchneiden, Schütteln des Kopfes und des Rumpfes, Schlagen der Glieder) bewirken, als Konvulſionen bezeichnet werden. Zu den allgemeinen Krämpfen gehören die Fallſucht oder Epilepſie (ſ. d.), die Eklampſie (ſ. d.), die Starrſucht (ſ. d.), der Starrkrampf (ſ. d.), der Veitstanz (ſ. d.). Auf beſondere Körpergebiete beſchränkt ſind z. B. der Geſichtskrampf (ſ. d.), die Nickkrämpfe (ſ. d.), der Schreibekrampf (ſ. d.) u. a. Dieſe Krämpfe hängen ſämtlich von Erkrankungen des Nervenſyſtems ab, und zwar entweder nur einzelner Nerven (bei den partiellen Krämpfen), oder der Nervencentren (Gehirn und Rückenmark). Den idiopathiſchen Muskelkrämpfen, welche von einigen franz. Ärzten angenommen wurden und welche dem Wortlaute nach Erkrankungen der Muskeln allein wären, liegt gleichwohl ein Leiden einzelner Nerven zu Grunde.

Nur in ſeltenen Fällen laſſen ſich beſtimmte Urſachen der Krämpfe nachweiſen. Oft liegen ihnen anatomiſch nachweisbare Entartungen der Nervenſubſtanz zu Grunde; in vielen Fällen aber haben die Unterſuchungen, die allerdings der Natur der Sache nach ſehr ſchwierig, keine Urſachen auffinden können. Bei der Fallſucht findet ſich häufig eine Erweiterung der Haargefäße am verlängerten Marke, in dieſem und in andern Fällen (Geſichtskrampf, Wundſtarrkrampf) eine Quetſchung der Nerven durch verengte Knochenkanäle, Narben oder eine Verletzung anderer Art (Verwundung von Nerven durch Knochenſplitter). Ferner erzeugt plötzlicher Eintritt von Blutarmut (Verblutung) des Gehirns Krämpfe (Eklampſie), in andern Fällen Blutüberfüllung oder andere, einen Druck auf das Gehirn oder das Rückenmark ausübende Umſtände (ſchwellbare Geſchwülſte, Verengerung der Knochenkanäle für ausführende Blutgefäße). Desgleichen bewirken gewiſſe giftige Subſtanzen (vor allem Strychnin) heftige, meiſt toniſche oder tetaniſche Krämpfe. Auch allgemeine Ernährungsſtörungen, Leiden beſonderer, nicht nervöſer Organe (Gebärmutter) können ihnen zu Grunde liegen, wie bei den hyſteriſchen Krämpfen und beim Veitstanz. Die Eklampſie der Wöchnerinnen hängt in den meiſten Fällen von einer durch Nierenentzündung bedingten Harnſtoffvergiftung des Blutes ab; die der kleinen Kinder begleitet gewöhnlich andere Erkrankungen. (S. Eklampſie.) Die ſog. Zahnkrämpfe der Kinder haben oft nur eine Verdauungsſtörung zur Urſache

und verſchwinden mit dieſer. Bisweilen werden auch durch pſychiſche Erregungen (Schreck, Angſt Anblick eines Krampfanfalls) Krämpfe hervorgerufen. Auch die nicht unter dem Einfluſſe des Willens ſtehenden Muskeln (des Darms, der Haenblaſe u. a.) können in Krämpfe verfallen, die meiſt ſehr ſchmerzhaft ſind; ſo beruht der Stuhlzwang auf einem K. des After-, der Harnzwang auf einem K. des Blaſenſchließmuskels.

Bei der Mannigfaltigkeit der Urſachen der Krämpfe läßt ſich eine Behandlung derſelben im allgemeinen nicht angeben; jede Art derſelben fordert ihre beſondere Behandlung. Bei Krampfanfällen ſoll man den Kranken, falls er dabei das Bewußtſein verliert oder ſeiner ſonſt nicht mächtig iſt, vor Beſchädigung ſchützen, ihn weich betten und beengende Kleidungsſtücke löſen. Reizende Subſtanzen (Senfteige, Riechmittel) können Hyſteriſche wieder zu ſich bringen; auch die krampfſtillenden Mittel, wie Baldrian, Bibergeil, Moſchus u. a. erweiſen ſich häufig nützlich. Betäubende und beruhigende Mittel, wie Einatmungen von Chloroform oder Äther, ſchwächen oft den Anfall ab oder mildern doch wenigſtens das Schmerzhafte desſelben. Bei partiellen Krämpfen einzelner Muskeln und Muskelgruppen leiſtet gewöhnlich die Anwendung des galvaniſchen Stroms vortreffliche Dienſte. Wenn den Krämpfen Blutarmut oder eine andere Ernährungsſtörung zu Grunde liegt, ſo müſſen natürlich dieſe zunächſt durch die geeigneten Mittel (kräftige Nahrung, friſche Luft, lauwarme Bäder, Eiſenpräparate u. dgl.) bekämpft werden.

Krampfader (varix, phlebektasis), die chroniſche Ausdehnung einer Blutader (Vene), wobei die letztere nicht bloß dicker, ſondern auch länger wird und nun als gewundener dicker Strang durch die Haut hindurchſcheint. Die K. entſtehen, wenn der Rückfluß des Blutes gehindert iſt, oder wenn die Venen aus ſonſt einer Urſache ſo lange ſtark mit Blut überfüllt waren, daß ſie an ihrer Elaſticität eingebüßt haben und ſich nach der Entleerung nicht mehr auf ihren früheen Umfang zuſammenziehen. Die durch Stauung des Blutes entſtehenden K. finden ſich am häufigſten in den Beinen, bei Leuten, welche viel ſtehen; ferner bei Frauen, welche ſchwanger waren, wo die Gebärmutter durch Druck auf die Bauchgefäße den Blutlauf in den Beinen erſchwert hat. Ähnlichen Urſprungs ſind die K. am After, die Hämorrhoiden (ſ. d.), ſowie der ſog. Krampfaderbruch (ſ. d.).

Die K. an den Beinen (ſog. Aderbeine) machen oft heftige Schmerzen, namentlich wenn ſie große Knoten bilden und ſich durch Druck oder Reibung entzünden. Ferner berſten die K. bei Verletzungen (Stößen u. dgl.) auch leichter als andere Venen und können dann gefährliche Blutungen veranlaſſen oder infolge der anhaltenden Blutſtockung in den Haargefäßen hartnäckige Flechten, ſowie ſchmerzhafte und ſchwer heilende Geſchwüre (Bein- oder Unterſchenkelgeſchwüre) zur Folge haben. Mitunter bilden ſich auch in den Blutaderknoten ſehr harte rundliche bis erbſengroße Körper (ſog. Venenſteine), die aus verkalktem Fibringerinſeln beſtehen. Beſeitigt oder doch wenigſtens verkleinert und geſchützt werden die K. durch das Tragen von Gummi- oder Schnürſtrümpfen; umſtändlicher iſt das Anlegen von Rollbinden oder Kleiſterverbänden. Auch die Kälte, in der Form von kalten Douchen und Übergießungen, des Eiſes und der kalten Umſchläge mit Alaun-, Zink- und Bleilöſungen leiſtet häufig vortreffliche Dienſte. Blutungen aus ihnen werden wie andere Blutungen behandelt; man lagere das Bein möglichſt hoch, bedecke die blutende Stelle mit einer Kompreſſe, die mit Carbolwaſſer befeuchtet, und umwickele das Bein feſt mit einer Binde oder einem Tuche; bei ſtarker Blutung ſind die Blutadern unterhalb der blutenden Stellen mit den Fingern feſt zu komprimieren. Die Bein- oder Unterſchenkelgeſchwüre heilen ſehr ſchwer; man muß das Bein horizontal legen, die Eiterung durch Aufweichen der alten Kruſten, Reizung derſelben (mit Höllenſtein oder adſtringierenden Mitteln) befördern. Am beſten behandelt man ſie mit feuchtwarmen, Tag und Nacht liegenden Umſchlägen (luftdichten Verbänden aus Kautſchuktaft). Bei hartnäckigen Fußgeſchwüren ſind oft Heftpflaſterverbände oder Einwickelungen des ganzen Unterſchenkels mit Martinſchen Gummibinden nützlich.

Krampfaderbruch (Varikocele, Cirſocele), die krankhafte Erweiterung der Blutadern des Samenſtrangs, kommt viel häufiger auf der linken als auf der rechten Seite vor und gibt ſich als eine weiche zuſammendrückbare Geſchwulſt längs des Hodens und Samenſtrangs zu erkennen, welche häufig keinerlei Beſchwerden, in andeen Fällen aber eine Reihe ſehr läſtiger Symptome hervorruft. Die Geſchwulſt, deren Größe von der eines Taubeneies bis zu der einer Männerfauſt ſchwankt, wird im Liegen gewöhnlich kleiner oder verſchwindet ſelbſt gänzlich, während ſie bei anhaltendem Stehen oder Gehen größer wird und meiſt ziehende Schmerzen gegen die Oberſchenkel und Lenden hervorruft; mitunter zieht das Leiden wohl auch mancherlei nervöſe Zufälle, Gemütsverſtimmung, Verminderung der Potenz u. dgl. nach ſich. Als Urſachen des K. werden anhaltendes Stehen, chroniſche Stuhlverſtopfung, übermäßiger Geſchlechtsgenuß, Onanie, ſowie entzündliche Erkrankungen des Hodens und Nebenhodens angeführt. Die Behandlung beſchränkt ſich in den meiſten Fällen auf öftere kalte Waſchungen der Genitalien, ſorgſame Regulierung der Stuhlentleerung und Tragen eines gut paſſenden Suſpenſoriums; Reiten, anhaltendes Stehen, Gehen und geſchlechtliche Ausſchweifungen müſſen vermieden werden. Die operative Behandlung (Unterbindung, Ausſchneidung, Kompreſſion der variköſen Blutadern, Galvanokauſtik u. a.) iſt nicht ungefährlich und hinſichtlich des Erfolgs durchaus nicht zuverläſſig.

Krampfhuſten, im allgemeinen jeder Huſten mit vorwiegend krampfartigem Charakter; im engern Sinne ſoviel wie Keuchhuſten (ſ. d.).

Krampfkraut, ſ. unter Spiraea.

Krampflachen oder Lachkrampf, krampfartiges unwillkürliches Lachen, kommt oft bei hyſteriſchen Mädchen und Frauen vor. (S. Hyſterie.)

Krampfſtillende Mittel (antispasmodica), Mittel zur Beſeitigung krampfhafter Zuſtände; ſie wirken entweder durch Beruhigung der Nerven (narkotiſche und anäſthetiſierende Mittel) oder durch Ableitung (flüchtige Reiz- und Abführmittel).

Krampfſucht, ſoviel wie Epilepſie (ſ. d.); auch ſoviel wie Kriebelkrankheit (ſ. d.).

Kran oder Kranich (frz. grue, engl. crane), eine Hebemaſchine, durch welche die Laſt nicht nur in vertikaler, ſondern auch in horizontaler Richtung bewegt werden kann. (S. unter Hebeapparate, Bd. VIII, S. 999 fg.)

Digitized by Google

Kranabitſattel, ein 1769 m hoher Gipfel des Höllengebirges (ſ. d.) in Öſterreich.

Kranach (Lukas), ſ. Cranach.

Kranatbaum, gemeiner Wacholder (ſ. d.).

Kranbalken ſind vorn am Bug der Schiffe und in der Höhe des Oberdecks außenbords angebrachte, hölzerne oder eiſerne Balken, an denen der aus dem Grunde gehobene Anker mittels eines ſchweren Flaſchenzugs (die Katt) emporgezogen (gekattet) wird, um, wenn derſelbe vorausſichtlich nicht weiter gebraucht wird, noch weiter befeſtigt zu werden. Will man ihn bald wieder gebrauchen, ſo läßt man ihn unter dem K. hängen und zwar in einer Kette mit Gleithaken (Partürleine). Ein Hebeldruck öffnet den Gleithaken (Schlipphaken) und läßt den Anker im gewünſchten Moment fallen.

Kranbohrmaſchine oder Radialbohrmaſchine, eine Bohrmaſchine, deren Bohrer an einem horizontalen Arm verſtellbar und mit demſelben in einem Kreis drehbar iſt. (S. unter Bohrer und Bohrmaſchinen, Bd. III, S. 261b.)

Kränchenquelle, ſ. unter Ems.

Kranich (Grus) iſt eine Gattung der Reihervögel, welche ſich durch den faſt ganz befiederten Kopf, die kurze Hinterzehe und den nicht ſehr langen, ſpitzigen Schnabel auszeichnet, auf welchem die Naſenlöcher beiderſeits in eine lange Furche auslaufen. Von dieſer Gattung bewohnt Europa nur eine Art, der gemeine Kranich (G. cinerea), ein über 1 m hoher, aſchgrauer, beſonders durch einige krauſe Schwungfedern und einen nackten roten Hinterkopf ausgezeichneter Vogel, der Sümpfe und Marſchländereien zu Aufenthaltsorten wählt. Sein eigentliches Vaterland iſt das mittlere Europa und Aſien; den Winter bringt er in Centralafrika und Indien zu, von wo er im erſten Frühjahr zu uns zurückkehrt, um zu brüten. Die Züge der K. ſind in einem hinten offenen Dreieck geordnet und erheben ſich bei heiterm Wetter bis auf 1600 m; ihr dröhnendes Geſchrei, welches durch einen eigentümlichen Bau der Luftröhre bedingt wird und zu mancherlei Aberglauben Veranlaſſung gegeben hat, hört man aus großen Entfernungen. Der K. läßt ſich leicht zähmen und zeigt ein munteres, poſſierliches Weſen. Im wilden Zuſtande iſt er ſehr vorſichtig, ſcheu und mißtrauiſch, ſodaß das Beſchleichen weidender K. nur ſchwer gelingt. Den Alten waren die K. wohl bekannt, da ſie in Südeuropa, zumal in Griechenland, auch überwintern; ſie galten ihnen als Sinnbild der Wachſamkeit. Auch ſchrieben die Alten den K. ein Vorgefühl kommender großer Ereigniſſe zu, und eine uralte Sage berichtet über ihren langen, aber ſiegreichen Kampf mit dem Volke der Pygmäen. Viele ausländiſche, durch Größe und Färbung ausgezeichnete Arten dieſer Gattung, wie der numidiſche Kranich (G. virgo), der Paradieskranich (G. paradisea), der Kronenkranich (ſ. d.) werden jetzt in den zoolog. Gärten geſüchtet.

Kranich, Hebemaſchine, ſ. Kran.

Kranich, ſüdl. Sternbild in der Nähe des ſüdl. Fiſches.

Kranichſchnabel, Pflanze, ſ. Geranium.

Kranichſchnabelgewächſe, ſ. Geraniaceen.

Kraniologie oder Kranioſkopie, Schädellehre, ſ. Phrenologie.

Kraniometrie (grch.), die Schädelmeſſung; Kraniotabes, der weiche Hinterkopf oder Schädelſchwund. (S. unter Engliſche Krankheit.)

Krankenbaracke, ſ. unter Baracke und unter Krankenhaus, S. 572.

Krankenbett, die Lagerſtätte für Schwerkranke und Verletzte; ſie muß genügend lang und breit ſein und aus einer Roßhaarmatratze, einem leinenen Betttuch und einer, im Winter auch zwei wollenen Decken beſtehen, die im Sommer durch eine leichtere baumwollene Decke erſetzt werden können. Strohſäcke eignen ſich durchaus nicht für ein K., da ſie leicht modern und faulen, ſchwer von Ungeziefer freizuhalten ſind und ſehr viel Staub aufwirbeln. Auch Federbetten und Federpolſter ſind nicht zu empfehlen, da ſie den Kranken übermäßig erhitzen und überdies ſchwer zu trocknen, zu reinigen und zu desinfizieren ſind. Zum Schutz gegen Durchnäſſung dienen Unterlagen von Leinwand, Gummi oder Öltuch, zur Bequemlichkeit des Kranken Schlummerrollen, Luftkiſſen, ein am Fußende des Bettes oder an einer galgenartigen Vorrichtung angebrachter Strick mit Handhabe (um ſich damit im Bett aufzurichten), ſowie ein feſtes Kiſſen oder eine Fußbank am Fußende, um ſich dagegen zu ſtemmen und dem Herabrutſchen entgegenzuwirken. Das Umbetten Schwerkranker geſchieht am beſten durch zwei Perſonen, welche den Kranken von derſelben Seite her erheben, indem die ſtärkere das Becken und die untern Extremitäten, die andere den Rücken und Kopf des Kranken unterſtützt. Was gegen das ſog. Auf- oder Durchliegen (Decubitus) zu thun iſt, ſ. unter Aufliegen.

Krankengymnaſtik, ſoviel wie Heilgymnaſtik.

Krankenhaus (Hoſpital, Spital, Lazarett, Nosocomium; frz. Hôpital, Hôtel-Dieu; engl. Hospital, Spital, Infirmary; ital. Ospedale, Spedale), ein Gebäude, in welchem Kranke, die ſich in ungünſtigen Wohnungs- und Wartungsverhältniſſen befinden, zu ihrer Heilung untergebracht werden. Die älteſten Krankenanſtalten, von denen uns Kunde erhalten iſt, wurden ſchon mehrere Jahrhunderte vor Chriſti Geburt von buddhiſtiſchen Herrſchern in Kaſchmir und Ceylon errichtet. Die Griechen und Römer kannten Krankenhäuſer im modernen Sinne nicht, ihre Valetudinarien waren nur für verwundete Soldaten und für erkrankte Sklaven beſtimmt. Erſt das Chriſtentum ſchuf eine geregelte Armen- und Krankenpflege und führte die Krankenhäuſer in Europa ein. Zu den älteſten chriſtl. Humanitätsanſtalten gehören die vom heil. Baſilius, Biſchof von Cäſarea, um 370 vor den Thoren von Cäſarea errichtete Baſilias, welche aus Armenhäuſern, Herbergen (Xenodochien), Aſylen für gefallene Mädchen und Krankenhäuſern (für die Hieronymus zuerſt das Wort νοσοκομεῖον gebraucht) beſtehend, eine kleine Stadt für ſich bildete, und das Orphanotropheum in Konſtantinopel, welches von Kaiſer Alexius I. (1081—1118) rings um die Paulskirche errichtet worden war und von 10000 Hilfsbedürftigen und Kranken bewohnt wurde. Während der Kreuzzüge entſtanden auch die ritterlichen Krankenpflegeorden, insbeſondere die Johanniter und der Deutſche Orden, welche vielerorts Krankenanſtalten errichteten. Zu den älteſten Spitälern des Abendlandes zählen das Hôtel-Dieu in Paris, deſſen ſchon in einer Urkunde vom J. 829 gedacht wird, das St. Bartholomäus-Hoſpital in London (1102 gegründet) und das Hoſpital San-Spirito in Rom, welches, von Papſt Innocenz III. 1204 errichtet und von ſeinen Nachfolgern auf 1600 Betten erweitert, den Anlaß zur weitern Gründung

zahlreicher ähnlich ausgestatteter Heiligengeist-Spitäler gab.

Während des Mittelalters wurden für die am Aussatz (s. d.) Erkrankten besondere Aussatzhäuser oder Leproserien errichtet, welche, zumeist dem heil. Georg gewidmet, ausschließlich der Isolierung und Pflege der Aussätzigen dienten und nach dem Erlöschen des Aussatzes zum größern Teil in Siechenhäuser und Pfründneranstalten, nur zum kleinern Teil in eigentliche Krankenhäuser umgewandelt wurden. Mit der zunehmenden Übervölkerung der Städte und den ausbrechenden kirchlichen und polit. Wirren erfolgte gegen den Ausgang des Mittelalters ein sichtlicher Verfall des Hospitalwesens; die meisten Krankenhäuser boten infolge der maßlosen Zusammenhäufung von Kranken aller Art, ihrer licht- und luftlosen Räume, ihres unerträglichen Schmutzes und ihrer übergroßen Sterblichkeit geradezu trostlose Zustände dar. Erst im vorigen Jahrhundert nahm das Krankenhauswesen einen neuen Aufschwung; allenthalben wurden durch aufgeklärte, die philanthropischen Bestrebungen ihrer Zeit unterstützende Regenten große musterhafte Krankenanstalten errichtet, so 1710 die Charité in Berlin durch Friedrich I., das Friedrichshospital in Kopenhagen durch Friedrich V., 1784 das Allgemeine Krankenhaus in Wien durch Kaiser Joseph II., 1788 der Neubau des teilweise abgebrannten Hôtel-Dieu in Paris u. a. In der Neuzeit wird auf die Anlage und Einrichtung der Krankenhäuser überall große Sorgfalt verwendet, und selbst kleinere Städte verwenden auf die Erlangung eines gut eingerichteten K. bedeutende Summen.

Sowohl die allgemeinen Krankenhäuser, in welchen Kranke aller Art aufgenommen werden, als auch die für spezielle Krankheitsformen dienenden Hospitäler (Irren-, Siechen-, Entbindungshäuser, Kinderspitäler u. dgl.) sollen hinsichtlich der Lage, der Größe und Konstruktion, der Ventilation und Heizung, des Mobiliars, der Beköstigung, der Apparate und Instrumente, sowie hinsichtlich der Ärzte, des Wärter- und Beamtenpersonals alle Erfordernisse zur Genesung der Patienten darbieten. Sie sollen vor allen Dingen eine freie Lage haben, von großen Städten womöglich eine Strecke entfernt stehen, doch so, daß sie leicht zu erreichen sind, und auf einer möglichst erhöhten, nicht von Wald umgebenen Stelle erbaut werden, damit sie frei den Winden ausgesetzt sind und immer eine reine und frische Luft haben; jedoch dürfen die herrschenden Winde nicht von der Stadt herkommen und die schädlichen Ausdünstungen der letztern nicht in das Bereich des Hospitals tragen. Als weitere Anforderungen an das Bauareal eines K. sind ein trockener Untergrund, ein möglichst tiefer Stand des Grundwasserspiegels und die leichte Beschaffung einer hinreichenden Menge guten reinen Wassers zu bezeichnen; die Umgebung des Hauses bestehe in einem hinlänglich großen Garten und angenehmen Spaziergängen und sei gegen die Außenwelt durch eine Mauer begrenzt.

Hinsichtlich der Bauart der Hospitäler lassen sich zwei gänzlich voneinander abweichende Systeme unterscheiden, deren eins, das sog. Einheits- oder Korridorsystem, auf dem Prinzip der Centralisation beruht, während das andere, das System der isolierten Pavillons oder Blöcke oder Baracken, nach dem Prinzip der örtlichen Decentralisation verfährt. Das Einheits- oder Korridorsystem, nach welchem alle ältern Krankenhäuser erbaut sind, besteht in der Hauptsache aus einem großen massiven geschlossenen, zwei oder drei Stockwerke hohen, oft mit flügelartigen Anbauten verbundenem Massenbau, in welchem Krankensäle, Verwaltungs- und Ökonomieräume unter Einem Dache vereinigt sind, und in welchem ein großer, langer Korridor (daher der Name Korridorsystem) längs der Mitte oder längs der einen Fensterreihe eines jeden Stockwerks verläuft, von dem aus man in die einzelnen Krankenzimmer und Krankensäle gelangt. So große Vorteile auch die einheitliche Bauart dieses Systems unstreitig für die Verwaltung, für die zweckmäßige Einteilung der Krankenräume, der Wärterzimmer u. dgl. darbietet, so hat sie doch unvermeidlich eine Reihe schwer wiegender Übelstände zur Folge, welche dem Hauptzweck eines jeden K., der Erzielung günstiger Heilerfolge, mehr oder weniger hinderlich entgegenstehen. Schon die Anhäufung so vieler Kranker unter Einem Dache muß notwendig eine beträchtliche Luftverderbnis zur Folge haben; dazu kommt, daß der Dampf und Brodel der Küche und Waschräume sich leicht den Korridoren und durch diese den Krankenräumen mitteilt, daß eine rationelle Lüftung nur schwierig zu bewerkstelligen ist, daß das Licht gewöhnlich nur beschränkten Zutritt zu den Krankensälen besitzt und daß es bei der übermäßigen Anhäufung von Kranken nur zu leicht zur Entwickelung und Weiterverbreitung von Kontaglen und Miasmen, insbesondere von Hospitalfiebern, Hospitalbrand und Pyämie kommt. Aus diesem Grunde pflegt man neuerdings bei Neubauten von Krankenhäusern mit dem Korridorsystem vollständig zu brechen und nach den Grundsätzen der örtlichen Decentralisation die Krankenanstalt in mehrere, nach Maßgabe ihrer Zwecke in geeigneter Weise situierte Gebäude zu trennen.

Das System der örtlichen Decentralisation fand seinen besten Ausdruck in dem System der isolierten Pavillons, kurzweg auch Pavillonsystem genannt, welches zuerst im Hospital Lariboisière in Paris in musterhafter Weise ausgeführt wurde und seitdem vielfach Nachahmung gefunden hat. Bei diesem System gruppieren sich mehrere kleinere Hospitäler (sog. Pavillons) um ein gemeinschaftliches, für die Administration bestimmtes Centrum, wodurch eine strenge Sonderung aller Wirtschaftsräume von den Krankenabteilungen und unter diesen eine Trennung der chirurgischen Kranken von den innerlich Kranken, der Frauen von den Männern, der Wöchnerinnen, Irren und ansteckenden Infektionskrankheiten ermöglicht wird. Ein solcher Pavillon besteht entweder nur aus einem Stockwerk, welches einen, höchstens zwei Säle mit einem Belegsraum für 10—30 Betten, sowie die zugehörigen Bäder, Aborte, Wärterstuben und einige Separatzimmer enthält (eigentlicher Pavillon), oder aus einem Gebäude mit mehrern Stockwerken (sog. Block), in welchem sich, durch einen Korridor verbunden, Krankenzimmer mit 1—6 Betten und die nötigen Räume für Bäder, Wärter u. dgl. befinden. Dem Pavillonsystem nahe verwandt ist das in England hier und da für den Krankenhausbau adoptierte Cottagesystem, bei dem man in einzeln stehende, kleinere, oft nur sechs Betten zählende Häuser eine geringe Anzahl von Kranken unterbringt. Für gewisse Zwecke gewährt dasselbe auch manche Vorteile, wiewohl es wegen der

Zersplitterung ärztlicher und pflegerischer Kräfte unverhältnismäßig kostspielig ist.

Neuerdings wird in vielen Krankenhäusern das Pavillonsystem durch das sog. Barackensystem ersetzt. Nachdem man in den vergangenen Jahrzehnten während der Kriege in der Krim, in Algier, in Schleswig-Holstein, in Nordamerika und in Deutschland (1866 und 1870—71) die günstigsten Erfahrungen hinsichtlich der Krankenbehandlung in Feldlazaretten (s. Krankenzelt) und in Baracken (s. Baracke) eingesammelt hatte, indem Hospitalfieber, Pyämie und Hospitalbrand unter den in solchen Räumen untergebrachten Kranken und Verwundeten nur selten auftraten und überdies die Billigkeit der Administration sehr zu Gunsten des Barackensystems sprach, so wurden stabile Baracken mit solider Konstruktion vielfach auch für Civilhospitäler verwendet und haben sich auch hier hinsichtlich ihrer Zweckmäßigkeit und Salubrität vortrefflich bewährt. Unter den großen Vorzügen der Krankenbaracken sind namentlich ihre vorzügliche Ventilation, die hierdurch ermöglichte rasche Entfernung der Infektionsstoffe, sowie die leicht ausführbare Isolierung ansteckender Krankheitsformen hervorzuheben, wogegen eine ausreichende Heizung der Baracken während der kalten Jahreszeit nur unter Schwierigkeiten und mit erheblichen Kosten zu erreichen ist.

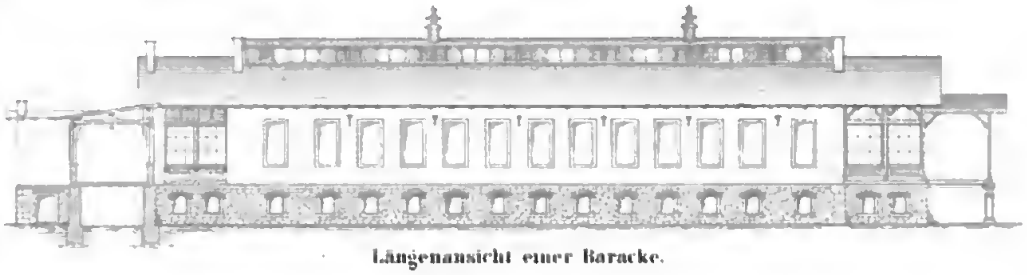
Da sowohl dem ältern Korridorsystem wie dem modernen isolierenden Bausystem einem jeden besondere Vorzüge zukommen, so finden sich bei vielen größern Krankenheilanstalten Kombinationen beider Baustile vor, durch welche die charakteristischen Vorteile beider Systeme in vorteilhafter Weise vereinigt werden. So ist z. B. bei dem städtischen Krankenhause zu St. Jakob in Leipzig das Korridorsystem in sehr zweckmäßiger Weise mit dem Pavillon- und Barackensystem verbunden, indem das ältere massive Korridorgebäude durch verdeckte Gänge mit solid konstruierten Baracken in Verbindung steht und außerdem eine Reihe ganz frei stehender Baracken und Pavillons für die Zwecke der Krankenpflege zur Verfügung steht. (S. die Tafel: Krankenhaus zu St. Jakob in Leipzig.)

Was nun die einzelnen Krankenunterkunftsräume anbelangt, so sollen die Krankensäle die ganze Breite des Pavillons oder der Baracke einnehmen, womöglich von drei Seiten Licht und Luft erhalten und an der vierten Seite durch eine Treppe mit dem Freien oder durch einen verdeckten Gang mit den übrigen Pavillons in Verbindung stehen. Jeder Krankensaal enthält am zweckmäßigsten 20, höchstens 30 Betten und soll durch seine Geräumigkeit und Ventilation für den einzelnen Kranken durchschnittlich 80—100 cbm Luft pro Stunde oder 40—50 cbm Luftraum gewähren; kleinere Säle schaffen unnötig viel Winkel, wodurch Reinlichkeit, Lufterneuerung und Aufsicht erschwert wird. Die Bettstellen, die 2 m lang und mindestens 80 cm breit sein sollen, sind am besten von Eisen und mit Ölfarbe angestrichen; dieselben sind mit Roßhaarmatratzen, Keilkissen und wollenen Decken auszustatten, die öfters und nach Erfordern gewechselt werden müssen, und werden am zweckmäßigsten mit den Kopfenden gegen die Wand gestellt und zwar so, daß zwischen Bett und Wand ein Zwischenraum von einem halben Meter, zwischen je zwei Betten ein solcher von mindestens 80 cm verbleibt. Am Kopfende jedes Bettes befindet sich eine Tafel, auf welcher Name und Alter des Kranken, der Tag seiner Aufnahme, seine Kostklasse und häufig auch lateinisch die Diagnose seiner Krankheit bemerkt ist; neben dem Bett steht ein kleines Tischchen mit zwei Etagen zur Aufnahme des Nachtgeschirrs, der Spuckschale, der Medikamente und der für den Handgebrauch bestimmten Gegenstände. Die Einrichtung der Fenster, Wände und Fußböden in den Krankensälen erfordert besondere Aufmerksamkeit; die Dielen müssen geölt, Wände und Decken aus einem Material (am besten Gips mit Wasserglas oder Kalktünche) hergestellt sein, das für die Luft möglichst undurchdringlich ist und jederzeit leicht mit desinfizierenden Mitteln gereinigt werden kann.

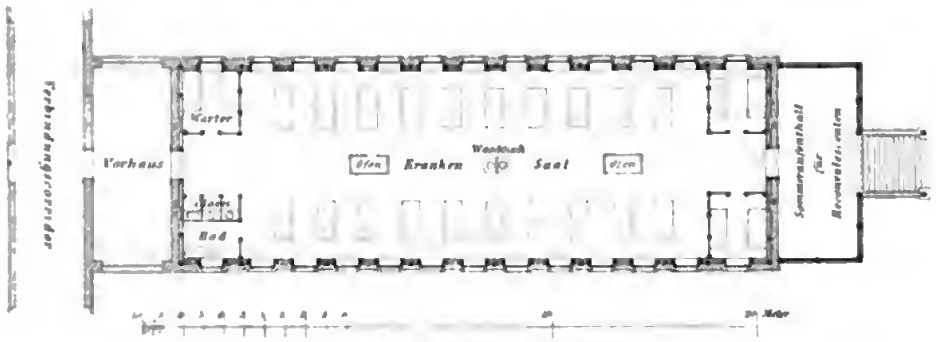
Von ganz besonderer Wichtigkeit ist eine ausgiebige Ventilation der Krankensäle, die auf verschiedenem Wege zu erreichen ist. Man bedient sich zu diesem Behufe entweder nur der natürlichen Lufterneuerung durch die Poren der Wände und durch das Öffnen der Thüren und Fenster, sowie der sog. Dachreiter der Baracken oder künstlicher Vorrichtungen, welche teils nach Art der Aspiratoren, teils nach Art der Propulsionventilatoren wirken. Die erstern saugen die verbrauchte Luft auf und führen sie aus den Krankensälen ab, worauf neue Luft durch Fenster und Thüren nachdringt, wogegen die letztern reine Luft in die Krankensäle hineintreiben; doch muß man in dem letztern Falle die einströmende Luft erst durch eine zwischen Drahtgeflechten verpackte Wattelage oder durch Feuer hindurchtreiben, um sie von den organischen und unorganischen Staubteilchen zu reinigen, ehe sie in die Krankenzimmer gelangt. Mit den hierzu nötigen Vorrichtungen sind häufig noch besondere Apparate verbunden, durch welche die heiße Sommerluft abgekühlt, die kalte Winterluft erwärmt werden kann, bevor sie in die Krankenräume geleitet wird. Freilich darf von der Ventilation allein nicht alles Heil erwartet werden; es ist vielmehr in jedem Krankenzimmer das Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß Unreinigkeiten jedweder Art (unreine Bett- und Leibwäsche, gebrauchte Steckbecken, Spuckschalen, Uringläser und Verbandstücke) unverzüglich aus dem Krankenzimmer entfernt werden, daß das Reinigen der Zimmer und das Abwischen des Staubes nur mit feuchten Tüchern erfolge und daß allenthalben die größte Sauberkeit und Reinlichkeit herrscht. Aus diesem Grunde erfordert die Anlage der Aborte (am besten Watercloſets) und Senkgruben, die niemals in unmittelbarer Nähe der Krankensäle sich befinden dürfen, besondere Sorgfalt; die Exkremente müssen sofort desinfiziert und so schnell als möglich aus den Latrinen entfernt werden. Für die Desinfektion der Fäcalstoffe hat sich die Süvernsche Desinfektionsmasse, bestehend aus 15 Teilen Steinkohlenteer, 15 Teilen Chlormagnesium und 100 Teilen Ätzkalk, vorzüglich bewährt.

Die Heizung der Krankenhäuser geschieht entweder durch Öfen oder durch eine sog. Centralheizung, d. h. eine Heizungsanlage, durch welche heiße Luft oder heißes Wasser oder Dampf vermittelst eines vielverzweigten Röhrensystems nach den zu beheizenden Räumen hingeführt wird; immer soll die Beheizung derart eingerichtet und betrieben werden, daß die Temperatur in allen Krankensälen nebst den zugehörigen Badezimmern auch bei strengster Kälte bis auf 22° C., in den Vorräumen und Aborten auf 18° C. und in den Verbindungsgängen

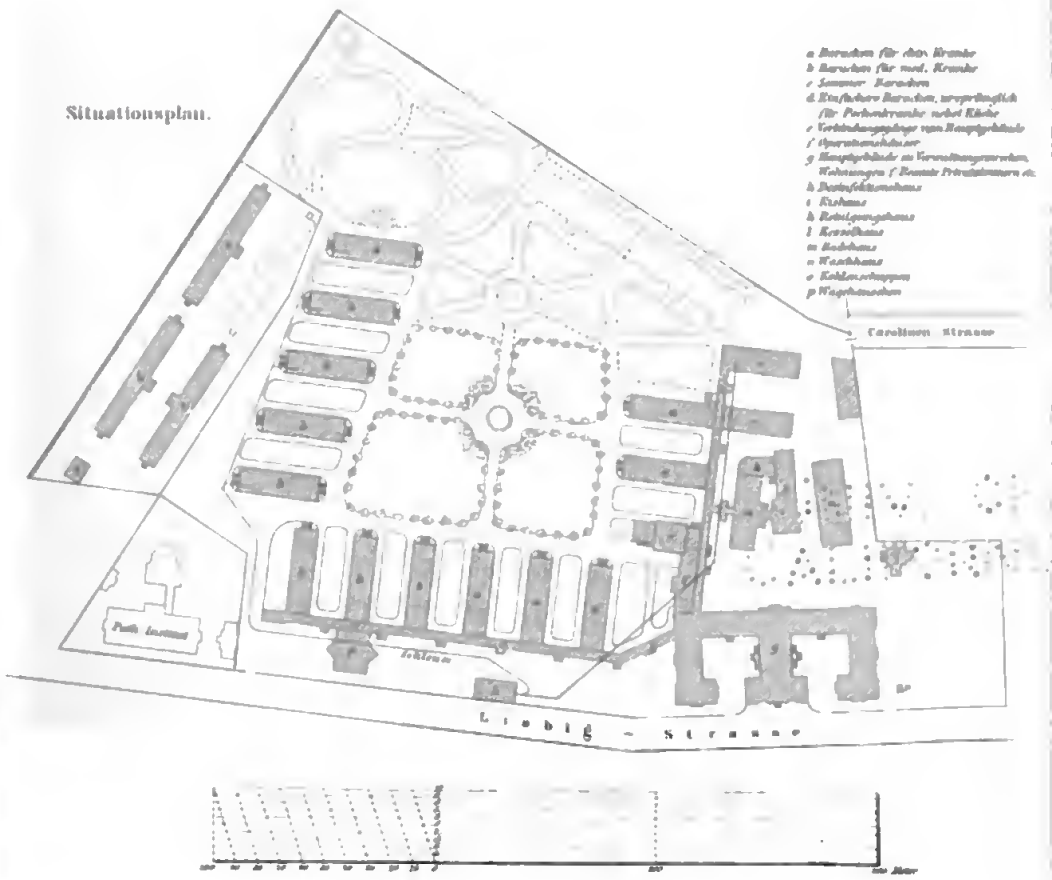
KRANKENHAUS ZU ST. JAKOB IN LEIPZIG.



Längenansicht einer Baracke.



Grundrifs einer Baracke.



UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

auf 15° C. gebracht und je nach Bedarf leicht reguliert werden kann. Für größere Krankenanstalten haben sich zweckmäßig angelegte und betriebene Dampfheizungsanlagen am besten bewährt. Zur Beleuchtung wird, wenn irgend möglich, seiner Billigkeit und Bequemlichkeit wegen das Leuchtgas verwendet. Weiterhin ist für jedes K. eine ausreichende Wasserversorgung von sehr wesentlicher Bedeutung. Da der tägliche Wasserbedarf eines Hospitals zum Trinken, Kochen, Waschen, zu den Bädern, Closetanlagen u. dgl. ein sehr beträchtlicher ist (man rechnet durchschnittlich pro Bett täglich 4—500 l), so muß schon bei der Errichtung eines K. hierauf Rücksicht genommen und ein Bauplatz gewählt werden, dessen Grundwasserverhältnisse vollkommene Sicherheit für die Beschaffung von reichlichem und gesundem Wasser darbieten. Was die Badeeinrichtungen anlangt, so soll jeder Pavillon, jede Baracke seinen eigenen Baderaum für Wannen- und Douchebäder besitzen; daneben ist für größere Krankenanstalten noch ein möglichst central gelegenes Badehaus für Reinigungsbäder, Dampf- und irisch-röm. Bäder unerläßlich; für die chirurgischen Abteilungen sind auch Vorrichtungen zu permanenten Wannenbädern erforderlich, in denen der Kranke Wochen, selbst Monate lang ununterbrochen zubringt und ein fortwährender Wechsel des gleichmäßig erwärmten Wassers ermöglicht ist. Derartige permanente Wannenbäder kommen bei schweren Verletzungen und Verbrennungen, bei gewissen chronischen Hautkrankheiten, bei Knochenvereiterungen und Pyämie mit oft höchst günstigem Erfolg zur Verwendung.

Weiterhin gehören zu den Erfordernissen eines K. eine genügend geräumige, gut ausgestattete Kochküche, die in größern Hospitälern meist für Dampfbetrieb eingerichtet ist, eine Waschanstalt mit Waschküche, Centrifugaltrockenmaschine, Roll- und Plättstube und Wäschemagazin, ein Desinfektionsraum, in dem Kleider, Wäsche, Matratzen u. dgl. durch Dampf von mindestens 100° desinfiziert und entseucht werden, ferner ein Eiskeller zur Deckung des nicht unbeträchtlichen Eisbedarfs, eine vollständige Apotheke mit Laboratorium oder, für kleine Krankenhäuser, wenigstens eine Dispensieranstalt, sowie ein Leichenhaus, bestehend aus einem hellen heizbaren Sektionsraum mit Marmortisch und Wasserleitung, der Leichenkammer, dem Aufbahrlokal zur Ausstellung der eingesargten Leichen und einer Einsegnungskapelle. Für größere Krankenanstalten ist auch die Beschaffung eines besondern Operationssaales notwendig, in dem alle größern Operationen ausgeführt werden und das chirurgische Instrumentarium aufbewahrt ist. Seine Lage muß eine derartige sein, daß aus ihm die Operierten bequem und geschützt in die Krankenzimmer zurückgebracht werden können. Zweckmäßig angebrachte Vorrichtungen zur künstlichen Beleuchtung und zur Wasserversorgung und das erforderliche Mobiliar, wie Operationstisch, Operationsstuhl, Instrumenten- und Verbandkästen u. dgl. gehören zu seiner Ausstattung. Schließlich muß jedes K. eine genügende Anzahl hinreichend abgesonderter Räume für unruhige, tobende, übelriechende, syphilitische und ansteckende Kranke besitzen; die letztern werden am besten in isolierten Baracken, sog. Isolierbaracken, untergebracht.

Das erforderliche ärztliche Heilpersonal besteht aus einem, an größern Krankenhäusern auch aus zwei Chefärzten, deren einer sodann der medizinischen, der andere der chirurgischen Abteilung vorsteht, und einer entsprechenden Anzahl ordinierender Ärzte und Hilfsärzte (Assistenzärzte), deren Zahl durch Größe und Frequenz des Hospitals bestimmt wird. Man rechnet auf je 50—80 Kranke je einen Arzt; einige Ärzte müssen im K. selbst wohnen, damit bei plötzlichen Unfällen und Erkrankungen jederzeit rechtzeitige Hilfe zur Hand ist. Die Krankenwartung erfordert ein sehr zuverlässiges, opferfreudiges, tüchtig geschultes Personal und wird teils durch religiöse Genossenschaften (Barmherzige Schwestern, Diakonissinnen u. dgl.), teils durch Wärter und Wärterinnen aus dem Laienstande besorgt. Im allgemeinen eignen sich Krankenpflegerinnen besser als Krankenwärter, geistliche Pflegerinnen besser als weltliche; auf je 10 Kranke soll durchschnittlich eine Pflegerin kommen. Endlich erheischt die Verwaltung eines jeden größern K. auch ein ziemlich umfangreiches Administrationspersonal, welchem die Ökonomie (Aufsicht über die Vorräte und Materialien, Betrieb der Küche, Wäscherei, Heizung, Beleuchtung u. dgl.), das Rechnungswesen, die Buch- und Protokollführung, sowie die Kassenverwaltung obliegt und welches gleichfalls in vollem Maße seine Schuldigkeit thun muß, wenn anders das K. der leidenden Menschheit wirklich zum Segen und Nutzen gereichen soll.

Zum Schluß mögen hier noch einige Angaben über die Herstellungskosten der Krankenhäuser Platz finden, die natürlich nach Art und Durchführung der Anlage, den nach Zeit und Ort wechselnden Boden-, Material- und Arbeitspreisen beträchtlichen Schwankungen unterliegen. Sieht man von den Kosten des Grunderwerbes, eines im allgemeinen unbestimmbaren Faktors, ab, so stellen sich gegenwärtig die Baukosten eines K. ohne Inventar (dessen Kosten etwa 1000 Mark pro Bett betragen) auf 3—4000 Mark pro Bett; so betrugen beispielsweise die Herstellungskosten (mit Ausschluß des Grundankaufs und des Inventars) der Krankenhäuser zu Osnabrück 3408, zu München 3426, zu Göttingen 3534, zu Frankfurt a. M. 4284, zu Oldenburg 5154, zu Heidelberg 5111 Mark pro Bett. Erheblich höher stellen sich allerdings die Baukosten in manchen Großstädten; so kostet das Bett im Thomas-Hospital zu London 20000 Mark, wovon etwa die Hälfte als Kosten des Bodens, im Hospital Lariboisière zu Paris 13789 Mark, wovon 4211 Mark Kosten des Bauplatzes, im Friedrichshainer K. zu Berlin 8750 Mark, wovon 1250 Mark Bodenwert, im Israelitenhospital in Wien 4000 Fl. österr. Währung u. s. w. Was endlich die provisorischen Barackenlazarette anlangt, so sind deren Herstellungskosten nach den im Kriege 1870/71 in Deutschland gemachten Erfahrungen einschließlich der innern Einrichtung auf etwa 1000 Mark pro Bett zu veranschlagen.

Litteratur. Florence Nightingale, «Bemerkungen über Hospitäler» (deutsch von Senftleben, Memel 1866); Esse, «Die Krankenhäuser, ihre Einrichtung und Verwaltung» (2. Aufl., Berl. 1868); derselbe, «Das Augustahospital zu Berlin» (Berl. 1873); Gusserow, «Über Krankenhäuser und Gebäranstalten» (Zür. 1868); Virchow, «Über Lazarette und Baracken» (Berl. 1871); Waring, «Hüttenhospitäler» (deutsch von Mencke, Berl. 1872); Oppert, «Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten»

(4. Aufl., Hamb. 1872); Gruber, «Neuere Krankenhäuser» (Wien 1879); Gropius und Schmieden, «Das städtische K. Friedrichshain» (Berl. 1878); Degen, «Das K. und die Kaserne der Zukunft» (Münch. 1882).

Krankenheil, Bad in Oberbayern, s. Tölz.

Krankenkassen sind Vereinigungen zur gegenseitigen Hilfsleistung und Unterstützung in Krankheitsfällen, besonders unter den arbeitenden Klassen. Sie bilden als solche einen der ältesten und bis jetzt den weitaus bedeutendsten Zweig der Arbeiterversicherung und der Hilfskassen (s. d.). Aus dem praktischen Bedürfnis und der eigenen Initiative, zumal der Handwerker, hervorgegangen, haben sich die K. seit dem frühen Mittelalter in allen Kulturländern sehr mannigfaltig entwickelt, ganz überwiegend im Anschluß an die Berufsorganisationen (Innungen, Gesellenverbände, Gewerkvereine u. s. w.), sowie später auch an die einzelnen Großbetriebe, während K. für das Publikum im allgemeinen neuern Ursprungs sind und nur in England seit Ende des 17. Jahrh. neben den Berufskassen eine großartige Ausbreitung gewonnen haben. Die K. waren ursprünglich lokale Vereinigungen und sind es größtenteils bis heute geblieben, doch gewinnen besonders in neuester Zeit die nationalen K. mit Rücksicht auf die häufigen Wanderungen und Übersiedelungen der Arbeiter, sowie auf die größere Gleichmäßigkeit und Sicherheit bei zahlreicher weitverbreiteter Mitgliedschaft, eine wachsende Bedeutung; dieselben gestatten den «örtlichen Verwaltungsstellen» eine größere oder nur geringe Selbständigkeit (in letzterm Falle centralisierte, Centralkassen genannt). Die K. sind häufig mit andern Versicherungsarten verbunden, so fast immer in den Knappschaftskassen (s. d.) und nicht selten in den Fabrikkassen (s. d.), doch kann nur die Verbindung mit der Begräbnisversicherung (s. Kranken- und Begräbniskassen) empfohlen werden, wogegen die mit Pensionsversicherung und andern Unterstützungen ungeeignet und neuerdings auch von den Gesetzen untersagt ist.

Die Beiträge zu den K. werden in der Regel wöchentlich oder monatlich entrichtet. Die Unterstützung besteht einerseits in direkter Krankenpflege, sei es im Krankenhause, sei es durch ärztliche Behandlung, Arznei und sonstige Heilmittel bei Verbleiben in der eigenen Wohnung; andererseits in Krankengeld, das gewöhnlich nur bei mit der Krankheit verbundener Erwerbsunfähigkeit wöchentlich in sehr verschiedenem Betrage (meist zwischen dem halben und ganzen Lohnverdienst schwankend) gezahlt wird. Ebenso verschieden ist die Dauer der Unterstützung, meist zwischen einem Viertel- und ganzen Jahre schwankend; am häufigsten ist halbjährliche Dauer, nicht selten folgt dann noch eine längere Unterstützungszeit mit abnehmendem Krankengeld. Häufig wird eine ärztliche Behandlung und Arznei auch der Ehefrau und den Kindern gewährt. Eine Karenzzeit (bis 13 Wochen) für neue Mitglieder sowohl wie auch zwischen nacheinander folgenden Krankheitsfällen war bisher meist üblich, zumal bei freien Kassen, ist aber durch das Krankenversicherungsgesetz (1883) für alle Versicherungspflichtigen verboten. Die Leistungsfähigkeit der K. wird, abgesehen von Epidemien, hauptsächlich durch die mit dem Alter stark zunehmende Krankheitsdauer gefährdet; als Schutz dagegen wird, jetzt auch gesetzlich, die allmähliche Ansammlung eines Reservefonds (im Mindestbetrage einer durchschnittlichen Jahresausgabe) vorgeschrieben. Gegen die gerade für K. sehr erhebliche Gefahr der Simulation hat sich die ärztliche und noch mehr die genossenschaftliche Kontrolle der Mitglieder bewährt. Die Verfassung und Verwaltung ist wenigstens bei den lokalen K. in der Regel eine sehr einfache; die Geschäfte werden durch einen von der Generalversammlung aus den Mitgliedern gewählten Vorstand geführt, dessen Überwachung nicht selten einem Ausschuß oder Revisoren anvertraut ist, während der Generalversammlung die Errichtung und Abänderung des Statuts, einschließlich Feststellung der Beiträge und der Geldunterstützungen, die Dechargeerteilung, die Entscheidung über Beschwerden und anderes zusteht. Die K. haben am frühesten und häufigsten von allen Unterstützungskassen Regelung und Förderung durch die Gesetzgebung erfahren, allerdings nach sehr verschiedenen Systemen. (S. Hilfskassengesetze, Krankenversicherungsgesetz.) Sowohl hierdurch, wie infolge der Zunahme des Bedürfnisses und der Vorsorge ist die Zahl und Bedeutung der K. fast überall, ganz besonders in Deutschland, in letzter Zeit außerordentlich gestiegen.

Kranken- und Begräbniskassen sind Kassen, welche neben der Krankenunterstützung auch eine Beihilfe an die Hinterbliebenen verstorbener Mitglieder, vor allem zur Deckung der Begräbniskosten, gewähren. Die Vereinigung der beiden Versicherungsarten in einer Kasse ist naturgemäß, allgemein üblich und bei einiger Vorsicht unbedenklich, daher auch unter Begrenzung der Höhe des Begräbnisgeldes (in Deutschland auf das Zehnfache des wöchentlichen Krankengeldes bei den freien, auf das Vierzigfache des ortsüblichen Tagelohns bei den organisierten Zwangskassen) gesetzlich gestattet. Neben den Kranken- und Begräbniskassen bestehen jedoch auch zahlreiche Kassen, welche nur Begräbnis- oder Sterbegeld versichern. (S. Sterbekassen.)

Krankenkost, s. unter Diät, Bd. V, S. 307a.

Krankenlaus, soviel wie Kleiderlaus, s. unter Läuse. [S. 571.

Krankenpavillon, s. unter Krankenhaus,

Krankenpflege umfaßt im weitern Sinne alle den Kranken und Siechen gewährten Hilfeleistungen und Handreichungen, welche teils in öffentlichen Anstalten (Krankenhäusern, Blinden- und Taubstummeninstituten, Entbindungsanstalten, Irrenhäusern u. dgl.), teils in der Behausung des Erkrankten selbst (häusliche K., Privatpflege) geschehen. Eine geordnete K. war den Völkern des vorchristl. Altertums vollkommen fremd. Erst mit der Verbreitung des Christentums entstanden, den Lehren seines Stifters entsprechend, allenthalben öffentliche Anstalten für Greise, Findlinge, Bettler und Kranke. Späterhin, namentlich zur Zeit der Kreuzzüge, entwickelten sich auch eigentliche Krankenpflegeorden, wie die Antonsbrüder, Lazaristen, Schwarzen Schwestern, Hospitaliter, Barmherzigen Schwestern und Brüder, Johanniter, Benedittiner u. a., von denen noch heute ein großer Teil seinem segensreichen Berufe lebt. Insbesondere war es der Aussatz, die verbreitetste und abschreckendste Krankheit des Mittelalters, welche zur Errichtung zahlloser Humanitätsanstalten, der sog. Leprosenhäuser, Anlaß gab, die dann später, beim allmählichen Erlöschen des Aussatzes im 16. Jahrh., in Siechenhäuser für Alte und Gebrechliche umgewandelt wurden.

Digitized by Google

Die öffentliche Krankenpflege, welche teils dem Staate, teils der Gemeinde und privaten Korporationen anheimfällt, hat vor allem für die zweckmäßige Anlage und Einrichtung allgemeiner Krankenhäuser (s. d.), sowie besonderer, ganz bestimmten Zwecken dienender Anstalten (Irrenhäuser, Entbindungsanstalten, Siechenhäuser u. dgl.) und beim Ausbruch von größern Epidemien für die Errichtung provisorischer, zur Verhütung der Ansteckung von der Außenwelt abgeschlossener Hospitäler (Seuchenhäuser) zu sorgen. Ebenso liegt ihr die zweckmäßige Verteilung der Ärzte, besonders bei Epidemien, sowie die Beschaffung eines tüchtig geschulten Wärterpersonals ob. Zur Ermöglichung einer ausreichenden K. auch für die unbemittelten Stände haben sich neuerdings die Krankenkassen (s. d.) bewährt. (Vgl. Krankenversicherungsgesetz.) Als ein besonderer wichtiger Teil hat sich in der neuesten Zeit die Kriegskrankenpflege (s. d.) abgezweigt, welche für die zweckmäßige Organisation des Sanitätswesens im Felde, für die Errichtung der Verbandplätze und Feldlazarette (s. d.), für die rechtzeitige Evaluation, die Fortschaffung der transportfähigen Verwundeten in die Heimat zu sorgen und die Thätigkeit der durch Private in das Leben gerufenen freiwilligen K. zu konzentrieren und vor schädlicher Zersplitterung zu bewahren hat.

Die häusliche oder private Krankenpflege, die Pflege des Erkrankten in seiner eigenen Behausung, ist zwar für den letztern unstreitig am angenehmsten, läßt sich aber mit Vorteil nur für die bemittelten Stände durchführen und erfordert gleichfalls bei vielen Krankheiten die Zuhilfenahme gut geschulter Wärter und Wärterinnen. Die letztern werden gewöhnlich in einem größern Krankenhause ausgebildet und von dem Kreisphysikus geprüft, worauf sie als «geprüfte Krankenwärter» bei der öffentlichen wie privaten K. Verwendung finden. (Vgl. die Spezialartikel: Diät, Krankenbett, Krankenwäsche, Krankenzimmer.)

Über freiwillige Krankenpflege s. unter Kriegskrankenpflege.

Vgl. Häser, «Geschichte christlicher K. und Pflegerschaften» (Berl. 1857); Nightingale, «Ratgeber für Gesundheits- und Krankenpflege» (Lpz. 1861; 2. Aufl. 1878); Virchow, «Hospitäler und Lazarette» (Berl. 1869); Marie Simon, «Die K.» (Lpz. 1876); Th. Billroth, «Die K. im Hause und im Hospital» (Wien 1881); Kiesewetter, «Die K. in der Familie» (Troppau 1885).

Krankentaufe, s. unter Nottaufe.

Krankenträger, Mannschaften militärisch organisierter Abteilungen, deren Aufgabe es ist, Verwundete aus dem Gefecht nach den Verbandplätzen und weiter nach den Feldlazaretten zu schaffen. Die K. werden geschult, den Verwundeten nötigenfalls die erste Hilfe zu leisten und dieselben in angemessener Weise aus dem Gefecht selbst oder nach Beendigung desselben von dem Schlachtfelde nach den Pflegestätten zu transportieren, und sind zur Erfüllung dieser Zwecke mit Verbandmitteln, Krankentragen u. s. w. ausgerüstet.

Krankenuntersuchung, s. unter Krankheit.

Krankenversicherungsgesetz kann man jedes Gesetz zur Regelung und Forderung der Krankenversicherung nennen, jedoch wird diese Bezeichnung neuerdings auf diejenigen Gesetze beschränkt, welche auf dem Versicherungszwang der Arbeiter beruhen, wie besonders das deutsche (Reichs-) Gesetz, betreffend die «Krankenversicherung der Arbeiter», vom 15. Juni 1883. Dasselbe lehnt sich an frühere landesgesetzliche Bestimmungen sowohl in Nord- als in Süddeutschland, sowie an Tit. VIII der Gewerbeordnung an, ist aber bezüglich des Zwanges weit umfassender und strenger durchgeführt. Als erste Frucht der sog. sozialpolit. Reichsgesetzgebung bildet das K. zugleich die Unterlage für das Unfallversicherungsgesetz (s. d.), indem die Heilung und Entschädigung auch bei Betriebsunfällen für die ersten 13 Wochen im wesentlichen von den Krankenkassen zu leisten ist. Der Versicherungszwang gilt absolut im ganzen Reichsgebiet für alle Personen (mit den folgenden Ausnahmen), welche gegen Gehalt oder Lohn (für Betriebsbeamte jedoch nur, wenn ihr Arbeitsverdienst 6⅔ Mark für den Arbeitstag nicht übersteigt) ständig außerhalb ihrer Wohnung gewerblich beschäftigt sind, und zwar besonders in Berg- und Hüttenwerken, in Fabriken, auf Werften, bei Bauten, beim Eisenbahn- und Binnen-Dampfschiffahrtsbetriebe u. s. w.; durch eine Novelle, welche im Dez. 1884 dem Bundesrate vorlag, soll der absolute Zwang auch auf die übrigen Transportgewerbe und die Land- und Forstwirtschaft ausgedehnt werden. Dagegen gehören gegenwärtig noch die in der Land- und Forstwirtschaft, beim Fuhrwesen, bei der See- sowie Binnen-, Segel- und Ruderschiffahrt und Flößerei (Transportgewerbe) beschäftigten Personen, sowie die Handlungsgehilfen und Lehrlinge, die selbständigen Gewerbtreibenden der Hausindustrie und andere, sowie alle nur vorübergehend Beschäftigten zu derjenigen Kategorie, für welche der Versicherungszwang nicht allgemein gilt, aber durch statutarische Bestimmung einer Gemeinde oder eines weitern Kommunalverbandes eingeführt werden kann (was früher in Norddeutschland bezüglich aller Gewerbebetriebe maßgebend war). Als Gehalt oder Lohn gelten auch Tantièmen und Naturalbezüge. Der Versicherungspflicht kann genügt werden: entweder durch die Angehörigkeit zu freien Hilfskassen (s. d.), welche die gesetzlichen Mindestleistungen gewähren, oder durch die sog. «organisierten» Zwangskassen, oder endlich durch die Gemeinde-Krankenversicherung. Als Norm betrachtet das K. die organisierten Kassen, und zwar besonders die Orts- und die Betriebs- (Fabrik-) Krankenkassen (s. Orts- und Fabrikkassen); von dem Beitritt zu diesen befreit die Mitgliedschaft bei einer eingeschriebenen oder sonst anerkannten Hilfskasse; endlich tritt für alle diejenigen Versicherungspflichtigen, welche keiner der bezeichneten Kassen angehören, als subsidiäre Anstalt die Gemeinde-Krankenversicherung (s. d.) ein.

Der Versicherungszwang für die organisierten Kassen ist nicht an die Person des Arbeiters, sondern an die thatsächliche Beschäftigung geknüpft, sowohl bezüglich der Verpflichtung überhaupt, als bezüglich der besondern Kasse, beziehungsweise Versicherung, welcher der Beschäftigte zuzuweisen ist. Der Arbeiter kann allerdings auch nach Aufhören der die Versicherung begründenden Beschäftigung versichert bleiben, aber, abgesehen von der obligatorischen Fortdauer der Ansprüche für einige Wochen, nur freiwillig und gegen Zahlung auch desjenigen Beitrags, zu dessen Leistung während der Beschäftigung der Arbeitgeber verpflichtet war. Als Minimum des Betrags und der Dauer der Krankenunterstützung schreibt das Gesetz vor: außer freier

ärztlicher Behandlung und Arznei die Hälfte des ortsüblichen Tagelohns gewöhnlicher Tagearbeiter auf 13 Wochen (die indes auf 26 und selbst 52 Wochen ausgedehnt werden können). Die Beteiligung der Arbeitgeber ist obligatorisch: dieselben haben bei jeder Art von Zwangsversicherung die von ihnen beschäftigten Personen an- und abzumelden, die Beiträge einzuzahlen, beziehungsweise vom Lohne abzuziehen und ein Drittel aus eigenen Mitteln zuzuschießen und sind dafür in gleichem Verhältnis an der Generalversammlung und im Vorstande vertreten. Die Befugnisse der Kommunal- und Staatsbehörden über die Zwangsversicherung sind sehr mannigfache und eingreifende; sie haben hier nicht nur ein weitgehendes Aufsichtsrecht, wie bei den eingeschriebenen Hilfskassen, sondern, auch abgesehen von der ganz behördlichen Gemeinde-Krankenversicherung, das Recht, die Statuten zu errichten (bei den Ortskrankenkassen), deren Abänderung zu genehmigen u. s. w.

Litteratur, s. u. Arbeiterversicherung; außerdem: Schäffle, «Der korporative Hilfskassenzwang» (Tüb. 1883; 2. vermehrte Aufl. 1884); M. Hirsch, «Das Krankenversicherungsgesetz vor dem Reichstage» (Berl. 1883); E. von Woedtke, «Das Reichsgesetz betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter» (großer und kleiner Kommentar, Berl. 1883; 2. Aufl. 1884).

Krankenwärter, s. unter Krankenpflege.

Krankenwäsche, die Leib- und Bettwäsche der Kranken, bedarf in allen jenen Fällen, in denen es sich um ansteckende Krankheiten handelt (Cholera, Pocken, Scharlach, Diphtheritis, Unterleibs- und Flecktyphus, Milzbrand, Ruhr, Tuberkulose, Kindbettfieber u. a.), einer sehr gründlichen und gewissenhaften Desinfektion, ehe sie wiederum anderweit benutzt werden darf. Leibwäsche, waschbare Kleider und Bettwäsche sind, ohne sie zu schütteln, auseinander zu nehmen oder auszustäuben, im Krankenzimmer selbst in bereitstehende Behälter mit Schmierseifenlauge (15 g Schmierseife aufgelöst in 10 l lauwarmen Wassers) unterzutauchen, in diesen aus dem Zimmer zu schaffen, dann mit derselben an einem passenden Ort eine halbe Stunde lang zu kochen und endlich wie gewöhnlich zu waschen. Vom Kranken benutzte Verbandstücke werden am besten verbrannt. Betten, Matratzen, Kissen, Decken und alle nicht waschbaren Stoffe mit Einschluß der Kleider sind, wo dies angeht, in mit Sublimatlösung (1 Teil Sublimat auf 5000 Teile Wasser) getränkte Laken oder Tücher einzuhüllen und einer Desinfektionsanstalt zu übergeben, in welcher sie durch überhitzten Wasserdampf gereinigt werden. Nach der Desinfektion klopft man sie im Freien aus, sonnt und lüftet sie öfters, läßt die Federn in Bettfedernreinigungsanstalten reinigen und nimmt sie, wenn möglich, erst nach Verlauf von vier Wochen wieder in Gebrauch.

Krankenzelt, Zelt zum Unterbringen Schwerkranker und Verwundeter. Das K. der deutschen Feldlazarette (s. d.), für 12 Betten berechnet, besteht aus einem zerlegbaren Eisengerippe und einer Bekleidung von einfachem Segeltuch; es ist 9 m lang, 6m breit; seine Seitenwände sind 1,6 m, die Dachfirst 4,3 m hoch. Zur Ableitung der Feuchtigkeit wird es von einem 0,5 m tiefen Graben umzogen.

Krankenzimmer. Der Raum, in welchem Kranke und Verletzte verpflegt und behandelt werden, muß durchaus gewissen hygienischen Anforderungen entsprechen, soll anders die Behandlung derselben erfolgreich und ersprießlich sein. Vor allem muß das K. gehörig geräumig sein, jedem einzelnen Kranken mindestens 40—60 cbm Luftraum gewähren, ferner dem Sonnenlicht zugänglich, gut zu heizen, hinsichtlich seiner Temperatur gut zu regulieren und jederzeit gehörig zu ventilieren, sowie endlich still und ruhig gelegen sein; kleine, luft- und lichtlose, nach Norden gelegene Räume dürfen unter keinen Umständen für die Krankenpflege benutzt werden. Die Temperatur des K., die jederzeit mittels des Thermometers zu kontrollieren ist, betrage für bettlägerige Kranke + 12 bis 14° R. (+ 15 bis 17,5° C.), für Kranke, die tags über aufstehen, durchschnittlich + 15° R. (+ 18,5° C.); eine ausreichende Lufterneuerung läßt sich in Privathäusern meist nur durch öfteres und ausgiebiges Öffnen der Fenster, nötigenfalls auch der Thüren erreichen, wobei nur der Kranke durch Vorstellen von Bettschirmen, zweckmäßige Stellung des Betts u. dgl. vor direktem Luftzug zu schützen ist. Jede Verunreinigung der Zimmer durch qualmende Lampen, schlechte Heizungsanlagen, Absonderungen und Ausleerungen des Kranken u. dgl. ist möglichst zu vermeiden; ebenso wenig sind Räucherungen behufs angeblicher Luftverbesserung statthaft. Der Fußboden des K., der am besten durch Ölfarbe wasserdicht gemacht wird, muß täglich feucht ausgewischt werden; Scheuerdielen und Parketfußböden sind für ein K. verwerflich.

Das Mobiliar muß möglichst einfach sein und ist durch feuchtes Abwischen fleißig zu reinigen; alle Staubfänger, wie Teppiche, Vorhänge, Polstermöbel u. dgl. sind aus dem K. zu entfernen. Nach der Genesung des Kranken muß das K., wenn es sich um eine ansteckende Krankheit handelte, zunächst gründlich desinfiziert werden; Fußböden, Wände, Decken, Fenster, Möbel und Gerätschaften sind zuerst mit Tüchern, Schwämmen oder Bürsten, die mit Sublimatlösung (1 Teil Sublimat auf 5000 Teile Wasser) getränkt sind, abzureiben und unmittelbar darauf mit Schmierseifenlauge (15 g Schmierseife in 10 l Wasser aufgelöst) abzuseifen; tapezierte Wände müssen mit feuchten Tüchern abgewischt und neu tapeziert werden. Darauf lüfte man das Zimmer fleißig und lasse es, wenn möglich, einige Wochen leer stehen.

Über die K. und Krankensäle der Krankenhäuser s. unter Krankenhäuser.

Krankheit (morbus, in zusammengesetzten Wörtern nosos, pathos) heißt die Abweichung einzelner oder aller Organe des Körpers von demjenigen Verhalten, wie es im Zusammenspiel der Thätigkeit der Organe zur Erhaltung des Gesamtorganismus mit der Höhe seiner Leistungsfähigkeit notwendig ist. Zum Begriffe der K. gehören nicht bloß die Störungen des Gesundheitsgefühls und der normalen Funktionierung, sondern auch die Abweichungen von der normalen Form, Mischung und Zusammensetzung der Organe. Nicht in jedem gegebenen Falle läßt sich bestimmen, ob ein Individuum krank oder gesund ist. Gesundheit und K. sind eben nur relative und konventionelle Begriffe, die durchaus nicht absolute Gegensätze darstellen, sondern ganz allmählich mit vielen Abstufungen ineinander übergehen. Kleine Abweichungen von der vollkommenen Gesundheit (s. d.) zeigt auch der anscheinend Gesundeste, weshalb man nur dann von K. sprechen kann, wenn die Thätigkeit des

Digitized by Google

Körpers wesentlich gestört wird und das Verhalten wesentlich von der «Breite der Gesundheit» abweicht. Geringere Grade der Störung pflegt man als Unpäßlichkeiten, Unwohlsein zu bezeichnen.

Von verschiedenen Gesichtspunkten aus teilt man die K. in verschiedene Klassen ein. Man unterscheidet so von alters her die durch eine Verletzung (trauma) entstandenen (traumatischen) oder chirurgischen Krankheiten, welche äußere Hilfe und mechan. Hilfsmittel erfordern, von den sog. innern Krankheiten, welche durch innere oder mediz. Mittel geheilt werden. Zu den äußern K. rechnet man solche, die zwar nicht durch Verletzung entstanden sind, die aber vorzugsweise einer chirurgischen Hilfe bedürfen, wie Geschwüre, Eiterbeulen (Abscesse), eingeklemmte Darmbrüche u. dgl. Je nach Art der Verletzung zerfallen die chirurgischen K. in Kontusionen (Verletzungen durch Stoß oder Schlag), Quetschungen, Zermalmungen, Zusammenhangs- (Kontinuitäts-) Trennungen (Wunden, Knochenbrüche), Verbrennungen. Auch teilt man sie nach dem betroffenen Gewebsteil oder Organ ein in K. der Haut, der Knochen, der Muskeln, des Kopfs, der Brust u. s. w., und hierauf gründen sich zum Teil die Abzweigungen der einzelnen Fächer (Spezialitäten) der Augen-, Ohren-, Zahnheilkunde, der Geburtshilfe. Nach demselben Prinzip werden auch die innern K. eingeteilt, und man unterscheidet so K. der Atmungs-, der Zirkulations-, der Verdauungsorgane, der Harn- und Geschlechtswerkzeuge, der Nerven, der Muskeln und Knochen, der Haut, der Sinnesorgane (Augen- und Gehörkrankheiten) und K. des gesamten Organismus (Konstitutionskrankheiten).

Die wichtigste Frage, welche der Arzt zunächst zu entscheiden hat, ist die, ob eine K. mit Fieber (s. d.) verbunden ist oder nicht, weil davon zum großen Teil die Schwere der Erkrankung abhängt, und man teilt daher die K. ein in fieberhafte (wohl auch entzündliche, hitzige) und fieberlose. Eine schnell eintretende und schnell verlaufende K. heißt eine akute, und da solche in der Regel mit Fieber verbunden sind, nennt man die fieberhaften K. wohl auch ohne weiteres akute K. Den Gegensatz zu diesen bilden die langsam verlaufenden, die chronischen; auch fieberhafte K. nennt man chronische, wenn sie eine sehr lange Dauer haben. Weiterhin teilt man die K. ein in typische oder rhythmische (auch cyklische oder periodische) Krankheiten, welche eine deutliche Aufeinanderfolge regelmäßig begrenzter Perioden von bestimmtem Charakter zeigen, wie Typhus, Pocken, Masern, Scharlach, Lungenentzündung u. a., und in atypische, arhythmische Krankheiten, welche einen unregelmäßigen, schwankenden Verlauf ohne charakteristische Stadien zeigen, wie die fieberlosen Katarrhe, die meisten Vereiterungen, die Rheumatismen u. a. Tritt im Verlauf einer chronischen K. oder gegen das Ende auch einer akuten eine Verschlimmerung ein, so spricht man von einer (akuten) Steigerung (Exacerbation), einem Rückfall, einem Nachschub (beim Weiterschreiten des Krankheitsprozesses auf noch gesunde Teile eines Organs). Bei manchen K., den sog. intermittierenden oder aussetzenden Krankheiten, tritt eine längere oder kürzere Rückkehr zur Gesundheit ein, und nach dieser Pause erfolgt eine neue Erkrankung, ein Anfall oder Paroxysmus (so beim Wechselfieber, bei der Epilepsie, dem Stimmritzenkrampf u. a.). Tritt im Laufe der Genesung (z. B. vom Typhus) die K. nochmals auf, so nennt man dies einen Rückfall oder Recidiv. Eine im Wesen abgelaufene K. kann ferner andere Störungen bedingen (Lungenentzündung z. B. Tuberkulose), also eine Nachkrankheit. Die K. zeigen sich entweder in einzelnen Fällen, zerstreut, sporadisch, oder die Fälle häufen sich, cumulieren, und endlich kommt es zur Seuche oder Epidemie (s. d.). Haben K. in gewissen Gegenden ihren Sitz, über den hinaus sie sich nicht oder selten verbreiten (so die Wechselfieber in Sumpfgegenden, der Kropf u. s. w.), so heißt die K. eine Endemie (s. d.).

Die Ausgänge der K. sind sehr verschieden; entweder erfolgt vollständige Herstellung des normalen Zustandes: Heilung, Genesung (s. d.), oder es tritt nur unvollständige Genesung ein, wobei entweder eine Disposition zu neuen Erkrankungen bestehen bleibt oder andersartige krankhafte Zustände, sog. Nachkrankheiten zurückbleiben; in andern Fällen endlich erfolgt nach mehr oder minder langem Kranksein das vollständige Aufhören des Stoffwechsels, der Tod (s. d.). Die K. nimmt häufig rasch eine Wendung zum Bessern unter der Form der sog. Krisis (s. d.); in andern Fällen erfolgt dies nur langsam und ganz allmählich. Der vollständigen Genesung geht meist die sog. Rekonvalescenz voraus, eine Periode ohne scharfe Grenzen, in welcher sich das Wohlbefinden leidlich wiederhergestellt hat, wo aber noch eine mehr oder minder große Schwäche und Empfindlichkeit gegen äußere Einflüsse besteht.

Die Frage nach Sitz und Wesen der K. hat das Interesse der Ärzte schon in den frühesten Zeiten lebhaft erregt. Ursprünglich betrachtete man die K. als etwas dem Organismus durchaus Fremdes, vom Leben des übrigen Körpers Isoliertes, ihm Aufgedrungenes (ontologische Auffassung), und ging darin so weit, die K. förmlich zu personifizieren; ja noch in den mediz. Schulen des Mittelalters spielt die Lehre vom Archeus (s. d.) eine gewichtige Rolle. Unter dem Einflusse naturwissenschaftlicher Anschauungen teilten sich die Ärzte alsbald in zwei, sich bis in die neuere Zeit lebhaft bekämpfende Parteien: während die einen die Flüssigkeiten und Säfte (humores) des Körpers, insbesondere das Blut, als Ausgangspunkt und Verbreitungsmittel der K. hinstellten (Humoralpathologen), sahen die andern die festen Teile (solida) des Körpers, namentlich die Nerven, als das bei jeder Erkrankung zuerst Ergriffene an (Solidarpathologen). Erst Mitte des 19. Jahrh. gelang es Virchow, gestützt auf die rapiden Fortschritte der Physiologie, Chemie und mikroskopischen Forschung, den wichtigen Nachweis zu führen, daß Gesundheit und K. nichts wesentlich Verschiedenes, sondern Äußerungen derselben, innerhalb der kleinsten Elementarteilchen des Körpers, der Zellen, und unter denselben physiol. Gesetzen stattfindenden Lebenserscheinungen sind, und damit die Lehre der Cellularpathologie (s. d.) zu begründen.

Die Ursachen der K., mit deren Studium sich die Ätiologie beschäftigt, sind sehr mannigfaltig und in vielen Fällen noch sehr dunkel. Zunächst kann man die angeborenen Krankheiten unterscheiden von den nach der Geburt erst erworbenen; ein Teil der hierher gehörigen K. ist auf fehlerhafte Entwickelungsvorgänge des Fötus, sowie auf falsche Lagerung des letztern in der Gebärmutter

zurückzuführen. (S. unter Fötalkrankheiten.) Über die Ursachen der erworbenen Krankheiten hat die Wissenschaft im allgemeinen nur wenig Sicheres ermittelt, und der Umstand, daß ein und dasselbe Ding (z. B. Erkältung, Durchnässung) als Ursache der verschiedensten K. angegeben wird, ist der beste Beweis für die Unsicherheit, welche in dieser Hinsicht noch immer herrscht. Sicher ist nur, daß in den meisten Fällen der ungewöhnliche Umstand, welcher die K. scheinbar hervorrief, dem Ausbruch der K. nur die Veranlassung gegeben hat, die sog. Gelegenheitsursache (causa occasionalis) war, während die K. selbst schon längst durch angeborene Bildungsfehler, durch eine Reihe von Mißhandlungen des Körpers, durch schlechte Nahrung, schlechte Wohnung, übergroße Anstrengung u. dgl. vorbereitet war; es mußte eine Anlage oder Disposition (causa disponens) zur K. vorhanden gewesen sein, die oft genug von den Eltern oder Großeltern ererbt war. (S. unter Erbliche Krankheiten.) So kommt die Tuberkulose oft durch eine leichte Erkältung zum Ausbruch bei Leuten, deren Verwandte in aufsteigender Linie bereits an dieser K. gelitten haben, der Säuferwahnsinn nach langem Alkoholmißbrauch bei einer sonst gleichgültigen Verletzung. In andern Fällen sind dagegen wieder die Verhältnisse so weit klar, daß man mit großer Bestimmtheit voraussagen kann, unter welchen Verhältnissen eine K. eintritt, und wenn nicht; ja man kann sie selbst künstlich hervorrufen. Dies ist vor allem der Fall bei den sog. Infektionskrankheiten, welche dadurch entstehen, daß eine die K. erzeugende Substanz (der Keim der K.) in den Körper gelangt (diesen infiziert). Der Keim der Infektionskrankheit wird nun entweder von einer kranken Person direkt auf die noch gesunde übertragen, d. h. die K. steckt an, ist kontagiös, wird durch ein Kontagium verpflanzt, wie dies bei Masern, Scharlach, Pocken, Syphilis, exanthematischem Typhus der Fall ist; oder die Übertragung der K. findet nicht von Person zu Person statt, sondern unter Vermittelung einer Zwischenstation, wie bei der Cholera, wo der Keim von der kranken Person geliefert wird, sich dann im Boden weiter entwickelt und von hier aufs neue infiziert (miasmatisch-kontagiöse K.); oder endlich der Keim der K. überträgt sich gar nicht von der kranken Person, sondern bloß von der Keimstätte aus, so z. B. beim Wechselfieber. In diesem letztern Falle heißt die krankmachende Substanz Miasma (s. d.) oder Malaria. Da die Wandlungen, die der Keim der Infektionskrankheit durchmacht, die größte Ähnlichkeit hat mit der Entwickelung der Gärungserreger (s. Fermente und Gärung), so nennt man diese K. auch Gärungskrankheiten (zymotische K.). Von verschiedenen hierher gehörigen K. hat die Wissenschaft neuerdings nachgewiesen, daß sie durch die Aufnahme mikroskopisch kleinster Organismen aus der Klasse der Spaltpilze (Bacterien, Bacillen) in die Blutbahn entstehen, während von andern Infektionskrankheiten dieser Nachweis noch nicht erbracht ist. (S. unter Kontagium.) Konstitutionskrankheiten endlich sind solche, welche das Bestehen des ganzen Organismus, die Konstitution desselben, gefährden und den Organismus in allen seinen Teilen erfassen, wie die Infektionskrankheiten, die Tuberkulose, die Zuckerharnruhr.

Die Veränderungen, welche der kranke Körper erleidet, sind die Zeichen oder Symptome, an denen die K. erkannt wird. Die Symptome sind teils nur oder doch vorzugsweise dem Kranken allein wahrnehmbar (subjektiv), wie Schmerzen, Gefühl von Druck, Spannung u. a., teils lassen sie sich auch von andern Personen erkennen (objektive Symptome), wie das Fieber, die Perkussions- und Auskultationserscheinungen u. dgl. Festgestellt werden die Symptome teils aus Berichten über den Kranken, bevor ihn der Arzt sah (Anamnesis), teils durch die Aufnahme des Zustandes, in welchem sich der Kranke befindet (status praesens), mittels der verschiedenen Untersuchungsmethoden. In früherer Zeit war man dabei auf die Besichtigung (inspectio), das Befühlen (palpatio) u. dgl. beschränkt, in neuerer Zeit bedient man sich hierzu vorwiegend der sog. physikalischen Untersuchungsmittel, d. h. man beklopft (Perkussion) und behorcht (Auskultation) den Körper mit besondern Instrumenten (Pleſsimeter, Stethoskop), um aus dem Gehörten den anatom. Zustand der untersuchten Organe zu ermitteln, man bestimmt die Körpertemperatur, das Gewicht, untersucht die Krankheitsprodukte vermittelst chem. und optischer Hilfsmittel (Mikroskop) u. s. w. Die Symptomengruppe führt dann zur Erkennung oder Diagnose (s. d.) der K. An die erste Untersuchung schließt sich weiter die fortlaufende Krankenbeobachtung an, und wenn die K. tödlich endet, bildet die Leichenöffnung (Sektion, Autopsie) den Schluß. Die Darstellung des ganzen Krankheitsverlaufs heißt Krankheitsgeschichte. Von der Diagnose und der weitern Beobachtung hängen die Maßregeln ab, welche zur Bekämpfung der K. ergriffen werden (die Behandlung, Therapie), sowie ferner das Urteil über den vermutlichen Ausgang der K. (Prognosis).

Die Behandlung ist nur in seltenen Fällen mit Erfolg auf die Hebung der Ursachen gerichtet (kausal), meist beschränkt sie sich auf die Beseitigung lästiger Nebenverhältnisse, wie Schmerzen, Schlaflosigkeit (symptomatisch), oder auf Abhaltung weiterer Schädlichkeiten vom Kranken; sie ist dann zuwartend (expektativ). Von großer Wichtigkeit ist die Diät des Kranken. Ist der Darmkanal gesund, so ist es gleichgültig, welcherlei Speisen der Kranke genießt, wenn sie nur gut nähren und nicht schwer zu verdauen sind. Besteht jedoch Darmkatarrh, so sind harte, schwer verdauliche, stark gewürzte oder gesalzene Speisen zu vermeiden. Man läßt in solchen Fällen Milch, rohe oder weiche Eier, ausnahmsweise auch weichgekochtes, fein zerschnittenes Fleisch, das gut gekocht werden muß, daneben leichte Suppen genießen. (S. unter Diät, Ernährung.) Weiterhin bedient sich die moderne Therapie zahlreicher chemisch wirkender Stoffe (s. Arzneimittel), sowie physik. und mechan. Heilmittel, wie die Elektricität (s. Elektrotherapie), die Massage (s. d.) und Heilgymnastik (s. d.), der Bäder (s. d.) und klimatischer Kuren (s. d.), die Einatmung komprimierter Luft (s. d.) u. a., endlich der mannigfaltigsten Bandagen, orthopädischer Apparate und operativer Eingriffe aller Art. Freilich gibt es noch immer K. genug, gegen welche sich jede Therapie ohnmächtig erweist. Je mehr man einsah, wie machtlos in vielen Fällen der Arzt gegen einmal ausgebrochene K. ist, um so größeres Gewicht legte man auf die Verhütung oder Prophylaxe der K., und die Not lehrte früher, als es sonst geschehen wäre, auf die Verhältnisse achten, welche die Gesundheit stören

oder sie erhalten. Der Zweig der Medizin, welcher sich mit der Feststellung dieser Verhältnisse befaßt, heißt Hygiene (s. d.).

Litteratur. Virchow, «Vier Reden über Leben und Kranksein» (Berl. 1862); derselbe, «Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiol. und pathol. Gewebelehre» (Berl. 1858; 4. Aufl. 1872); Uhle und Wagner, «Handbuch der allgemeinen Pathologie» (7. Aufl., Lpz. 1876); Cohnheim, «Vorlesungen über allgemeine Pathologie» (2 Bde., Berl. 1877—80; 2. Aufl. 1882).

Krankheitsanlage, s. Dispofition.

Kraupfanne, s. unter Eisengießerei, Bd. V, S. 906.

Kraurecht, s. u. Kran. [S. 940.

Kraufäule, s. u. Hebeapparate, Bd. VIII,

Kranz, kreisrundes Laub- oder Laub- und Blumengewinde aus wirklichem oder nachgeahmtem Laub und Blumen, schon im Altertum festlicher Schmuck bei Opfern und Gelagen, Schmuck der Sieger im Kriege oder in Kampfspielen, ausgezeichneter Bürger u. s. w. (s. Corona).

In der Baukunst ist Kranz der oberste, schon dem Dach angehörige Teil des antiken Säulengebälks, das Dachgesims, Hauptgesims; in der Hüttenkunde ein Rahmen aus Eisen oder starken Hölzern zur Sicherung gegen Zusammensturz innerhalb eines runden Schachts; bei Glocken derjenige Teil, gegen welchen der Klöpfel beim Läuten anschlägt; bei Rädern, besonders Zahnrädern, der Umfang derselben; bei Wasserrädern die Ringe, zwischen welchen die Schaufeln eingeschoben sind.

Kranz, Fischerdorf in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Fischhausen, an der Ostsee, am Anfange der Kurischen Nehrung, 28 km von Königsberg, ein Seebad (1884 von 4284 Badegästen besucht) mit (1880) 1096 E., ist Sitz einer Düneninspektion und einer Station für Rettung Schiffbrüchiger.

Kranzgesims, s. Dachgesims.

Krao (eigentlich Mey Khao), Name eines siamesischen Mädchens, welches 1884 in mehrern Städten Europas öffentlich gezeigt wurde und das durch die abgeplattete sattellose Nase, die aufgeworfenen Lippen und den schwarzen Haarflaum, der von Stirn und Schläfen aus sich über das Gesicht zu verbreiten beginnt, zu den Haarmenschen (s. d.) gehört. Von der Reklame wurde das Kind mit Unrecht als «Affenmädchen» bezeichnet.

Krapf (Joh. Ludw.), Missionar und Afrikareisender, geb. 11. Jan. 1810 zu Derendingen bei Tübingen, studierte in Tübingen Theologie und trat 1837 in den Dienst der engl. Church-Missionary Society, um die engl. Mission in Abessinien zu verstärken. Schon bald nach seiner Ankunft in Adowa 1838 samt den andern Missionaren ausgewiesen, erreichte er 1839 das Land Schoa und war dort bis 1842 thätig, wo er nach Kairo reiste. Im J. 1844 gründete er die erste engl. Missionsstation unter den Wanika und machte mehrere Rekognoszierungsreisen in das Binnenland, auf denen er 1849 den Kenia und Amboloila entdeckte. Im J. 1853 kehrte K. nach Europa zurück und nahm seit 1855 seinen Aufenthalt in Kornthal bei Stuttgart, welcher jedoch mehrfach, besonders durch die Übernahme des Dolmetscheramts bei Lord Napier während der engl. Expedition gegen König Theodoros, unterbrochen wurde. K. starb 26. Nov. 1881. Durch ihn sind viele seltene und wichtige abessin. Handschriften nach Deutschland und England geliefert worden. Um die Kenntnis der Sprachen der von ihm besuchten Völker hat K. sich verdient gemacht teils durch die Übersetzung biblischer und liturg. Schriften in dieselben, teils durch grammatische und lexikal. Abrisse. Seine Reisen beschrieb er in «Reisen in Ostafrika in den J. 1837—55» (2 Bde., Kornthal 1858). Nach seinem Tode erschien «Dictionary of the Suahili language» (Lond. 1882). Vgl. Claus, «Ludwig K.» (Bas. 1882).

Krapina-Töplitz (nach dem 14 km entfernten Marktflecken Krapina so benannt), Bade- und Kuranstalt im kroatischen Komitat Warasdin, nahe der steirischen Grenze, 46 km nördlich von Agram, mächtige Akratotherme von 30—35° R., bisjetzt unübertroffene Heilstätte für alle Formen von Gicht, Muskel- und Gelenkrheuma, Neuralgien, insbesondere Ischias. Die Verwaltung der Anstalt ist musterhaft, die Heilerfolge sind oft wunderbar. Vgl. Banealari, «Der Kurort K.» (Wien 1868); Rak, «Das Mineralbad K.» (Wien 1876).

Krapiwna, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, am linken Ufer der Plawa, unweit der Mündung in die Upa, mit 2446 E., hat Papier-, Stärke- und Lederfabriken, Talg- und Wachssiedereien.

Krapotkin (Peter, Fürst), russ. Sozialist und Agitator der Internationale, stammt aus einem der ältesten russ. Adelsgeschlechter, empfing seine Ausbildung im Pagenkorps und war dann mehrere Jahre lang Offizier. Im J. 1865 begann er in Petersburg Geologie und Geographie zu studieren, machte Reisen nach Sibirien und China, ward Sekretär der petersburger Geographischen Gesellschaft und Kammerherr der Kaiserin. Eine Reise in Belgien und der Schweiz machte ihn mit der Internationalen und dem Sozialismus bekannt. Nach seiner Rückkehr 1872 schloß er sich dem Bunde der sog. Tschaykowzen an und hielt unter dem Namen Barodin geheime Konferenzen mit Arbeitern. Durch Verrat ward er 1873 verhaftet, befreite sich aber 29. Juni 1876 durch Flucht aus der Citadelle von Petersburg, und setzte fortan seine agitatorische Thätigkeit in der Schweiz und Südfrankreich fort. Im J. 1881 wurde er deshalb aus Genf ausgewiesen und 1883 vom Gericht zu Lyon zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

Krapp heißt die in der Färberei vielgebrauchte Wurzel der Färberröte (s. d.), welche in Südfrankreich, in Holland und einigen Gegenden Deutschlands (im Elsaß, in Baden und in der bayr. Pfalz) angebaut wird. Für die besten gelten die levantiner (Alizari) und die avignoner Krappwurzeln. Gegenwärtig gelangt der K. meist gemahlen in den Handel, wobei man sich vor Verfälschungen in Acht zu nehmen hat. Beraubter Krapp heißt der von den Rindenteilen befreite, der gestoßen als Mull eine schlechte rote Farbe gibt. Der K. enthält eine Anzahl Farbestoffe: Krapppurpur, Krapprot, Krapporange, Krappgelb und Krappbraun, von denen nur die drei ersten in der Färberei benutzt werden können. Der K. ist unter allen Farben für Baumwolle die echteste und wichtigste, da er bei verschiedener Konzentration und mit Anwendung verschiedener Beizen (Thonerde-, Zinn- und Eisenbeize) alle Nuancen von Rosa bis Schwarzrot, alle violetten und viele braune Nuancen zu färben erlaubt. Die feurigste und echteste Krappfarbe aber ist das sog. Türkischrot, welches man in der Schweiz, in Rouen, im Elsaß, in Elberfeld u. s. w. besonders auf

Baumwollgarne und Gewebe anwendet. Auch für die Malerei und als Druckfarbe hat man das Rot des K. anzuwenden gesucht und bedient sich dazu der Krapplacke, d. h. der Niederschläge, die man in Krappabkochungen durch Alaun und Soda erhält, und die alse Verbindungen des Krapprots mit Thonerde sind. Besonders schön verfertigt man die Krapplacke in Paris. Von dem im Orient ebenfalls kultivierten fremden Krapp (Rubia peregrina) soll der an Farbestoff besonders reiche levantische oder smyrnaische K. oder Alizari kommen. Die Wurzeln des glänzenden Krapp (R. lucida) werden auf gleiche Weise benutzt. In Ostindien verwendet man die Wurzeln des indischen Krapp (R. Munjista), der auch nach England gebracht wird.

Was die Natur der Krappfarbestoffe betrifft, so haben neuere Untersuchungen gezeigt, daß diese Wurzel in frischem Zustande nur zwei Farbestoffe, die von Rochleder entdeckte Ruberythrinsäure (früher Xanthin genannt) und das Purpurin enthält. Erstere Säure zerfällt unter dem Einflusse von Fermenten und verdünnten Säuren in den eigentlichen Farbestoff des K., das Alizarin, und in Zucker. Nach den Untersuchungen von Grabe und Liebermann ist das Alizarin (s. d.) ein Abkömmling des im Steinkohlenteer sich findenden Kohlenwasserstoffs, des Anthracen (s. d.). Den genannten Chemikern ist es 1868 gelungen, das Anthracen in Alizarin überzuführen und somit die Krappfarbestoffe künstlich darzustellen. Seit jener Zeit ist ein blühender Industriezweig entstanden, der sich mit der Fabrikation von künstlichem Alizarin befaßt und dem Krappbau in hohem Grade Abbruch gethan hat. Außer dem Alizarin findet sich im K. noch ein roter Körper, das Purpurin oder Rubiacin, das für sich ohne Färbevermögen, aber in Verbindung mit Alizarin den Färbeprozeß unterstützt. Die echten roten Farben auf Wolle und Baumwolle (Türkischrot) werden trotz der künstlichen Alizarinfarben immer noch zum Teil mittels K. erzielt. Krapppräparate, welche aus Krappwurzel dargestellt werden und die Krappfarbestoffe in konzentrierter Form enthalten, sind außer dem Garancin die Krappblumen (fleurs de garance), die Azale (von azala, einer arab. Benennung des K.), das Colorin und das Pincoffin. [lacke, s. u. Krapp.

Krappblumen, Krappfarbstoffe und Krapplacke, s. u. Krapp.

Krappitz, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk und Kreis Oppeln, an der Mündung der Hotzenplotz in die Oder, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2667 meist kath. E., welche Schiffahrt und Kalkbrennerei treiben und Kalksteinbrüche bearbeiten. Das Schloß K. nebst Gut gehört dem Grafen von Haugwitz.

Krappmaschine, eine zum Reinigen namentlich wollener Gewebe dienende Vorrichtung. (S. Appretur.)

Krasicki (Ignaz), poln. Dichter und Schriftsteller, geb. zu Dubiecko in Rotreußen 3. Febr. 1734, stammte aus einem gräfl. Geschlecht. Er widmete sich dem geistlichen Stande und wurde, nachdem er eine Zeit lang in Rom verweilt hatte, Kanoniker in Lemberg und 1767 Bischof von Ermland. Als sein Bistum 1772 an Preußen fiel, zog ihn Friedrich II. nach Sanssouci. Im J. 1795 wurde er Erzbischof von Gnesen und starb zu Berlin 14. März 1801; sein Leichnam ward 1829 im Dom zu Gnesen beigesetzt. Unter seinen Werken stehen obenan das heroisch-komische Gedicht «Myszeis» («Die Mäuseade», Warsch. u. Lpz. 1790) und die «Monomachia» («Der Mönchekrieg», übersetzt von Wiaklewski, Berl. 1870), in welchem er die Unwissenheit und Völlerei der Mönche verspottete. Diesem Gedicht setzte er später eine «Antimonomachia» zur Seite. Seine Fabeln sind den Gellertschen nicht unähnlich, seine Satiren voll treffender Ironie. Sein episches Gedicht «Wojna Chocimska», d. h. der Krieg von Chocim, ist eine histor. Erzählung von dem Siege Chodkiewicz' über den Sultan Osman, doch enthält es auch sehr poetische Stellen. Unter seinen prosaischen Schriften ist die Erzählung «Pan Podstoli», d. h. der Herr Untertruchseß (deutsch von Migula, Warsch. 1779), hervorzuheben. Seine Schriften sammelte Dmochowski (10 Bde., Warsch. 1803—4); spätere Ausgaben erschienen zu Paris (10 Bde., 1830), Berlin (1845) und Warschau (1878).

Krasinski (Sigmund), poln. Dichter, geb. zu Paris 19. Febr. 1812 aus einem der edelsten poln. Geschlechter, war der Sohn des Grafen Vincenz K. (geb. 1782, gest. 1858 als russ. General der Kavallerie und Mitglied des Staatsrats). Sigmund K. besuchte das Lyceum und die Universität zu Warschau und begab sich 1828 nach der Schweiz. Von glühendem Patriotismus beseelt, lebte er seit 1836, kränklich und zuletzt fast erblindet, meist in Italien und Deutschland, wo er seinem Schmerz in Gedichten Ausdruck gab, die in allen slaw. Ländern die höchste Begeisterung erregten. Schon früher hatte er eine Erzählung «Das Grab der Familie Reichsthal» und den histor. Roman «Wladyslaw Hermann und sein Hof» (Warsch. 1829) erscheinen lassen. Die großartigsten seiner Schöpfungen sind die «Nieboska komedya» («Ungottliche Komödie», deutsch von Batornicki, Lpz. 1841) und «Irydion» (deutsch von Weiß, Lpz. 1881), in welchem er in mystisch-poetischen Bildern aus dem in Ruinen zerfallenden heidnischen Rom auf die schönere Zukunft der Menschheit hinweist, die ihr nach seiner Überzeugung beschieden ist. Außerdem hat man von ihm «Die Sommernacht» («Noc letnia», deutsch von Blumenstock, Wien 1881), ein phantastisch-philos. Gedicht, «Die Versuchung» («Psalmy przyszlości», 5. Aufl., Par. 1861), in denen sich neben der wärmsten Vaterlandsliebe eine tiefe Frömmigkeit ausspricht. K. starb zu Paris 14. Febr. 1859. Eine Gesamtausgabe der Werke K.s (3 Bde., Lpz. 1863) erschien in der «Biblioteka pisarzy polskich».

Graf Valerian K., aus dem evang. Zweige der Familie, geb. 1780, erwarb sich auf deutschen Universitäten eine vielseitige Bildung und ging 1831 in Aufträgen der poln. provisorischen Regierung nach England, wo er nach dem Fall Warschaus sich bleibend niederließ. Hier veröffentlichte er mehrere, die polit. und religiösen Zustände Polens behandelnde Werke, namentlich «Rise, progress and decline of the reformation in Poland» (2 Bde., Lond. 1839—40; deutsch von Lindau, Lpz. 1841) und «Sketch of the religious history of the Slavonic nations» (Edinb. 1851). Er starb zu Edinburgh 22. Dez. 1855.

Krasis (grch., d. i. Mischung) heißt in der Grammatik die Zusammenziehung eines Vokals am Ende

eines Wortes mit dem Anfangsvokal des nächsten. Das im Griechischen zur Andeutung einer K. über den Vokal gesetzte Zeichen des Apostrophs heißt Koronis, z. B. τοὔνομα statt τὸ ὄνομα (der Name).

Krasno ... (russ.), soviel wie «rot», kommt häufig in Zusammensetzungen vor.

Krasnoborsk, Flecken im russ. Gouvernement Wologda, Kreis Solwytschegodsk, links an der Dwina, mit (1882) 655 E., welche gestreifte Leinwand und Gürtel fertigen, die in ganz Rußland verbreitet sind.

Krasnoe-Selo, Dorf im russ. Gouvernement Petersburg, 26 km im SSW. von Petersburg am Flüßchen Ligowka und an der Linie Petersburg-Wirballen der Baltischen Eisenbahn, auf den Dunderhoffschen Hügeln gelegen, hat ein kaiserl. Schloß mit schönem Park und zählt 3000 E., die sich vorzugsweise mit Gemüsebau beschäftigen. Das Dorf hat seiner schönen steinernen Gebäude wegen ganz das Aussehen einer kleinen Stadt. In der Nähe liegt eine große Papierfabrik. In den Monaten Juni bis August sind hier die gesamten Gardetruppen im Lager vereinigt und werden Ende August vom Kaiser inspiziert.

Krasnoe-Selo, Fabrikdorf im Kreise Arsamas (s. d.) des Gouvernements Nishnij-Nowgorod.

Krásnohorská (Eliška, d. i. Elisabeth), namhafte czech. Schriftstellerin, geb. 18. Nov. 1847 in Prag. Sie heißt eigentlich Elisabeth Pech. Nach dem frühen Tode ihres Vaters genoß sie nur Elementarunterricht, fand aber später eine vortreffliche Ausbildung in dem geselligen Kreise von Künstlern, die mit ihren Brüdern im Hause der Mutter verkehrten. Ihre ersten Arbeiten waren Gedichte: «Aus des Lebens Mai» («Z máje žití», 1870), «Vom Böhmerwald» («Ze Šumavy», 1873), später «Zum slaw. Süden» («K slovanskému jihu», 1880), epische Liedercyklen über die Befreiungskämpfe der Bulgaren und Serben, das epische Gedicht «Die Schwalben» («Vlaštovičky», 1883) und eine Übersetzung von Mickiewicz «Pan Tadeáus» (1882). Auch schrieb sie die Dramen «Der Sänger der Freiheit», «Die Frau Harants» (letzteres gemeinsam mit F. Dvorský), «Der Geisteserbe», mehrere Operntexte, humoristische Erzählungen und Jugendschriften. Seit 1874 redigiert sie die Monatsschrift «Zenské Listy» («Frauenzeitung»). Auch hat sie sich in der litterarischen Kritik hervorgethan.

Krasnoi, s. Krasnyi.

Krasnojarsk, Gouvernementsstadt im sibir. Gouvernement Jenisseisk, am linken Ufer des Jenissei, an der großen Straße von Tobolsk nach Irkutsk, hat ein Gymnasium, Lederfabriken und Equipagefabriken und (1882) 14 159 E., von denen ein bedeutender Teil in jedem Sommer sich als Arbeiter in den jenisseiskischen Goldwäschereien vermietet. Am 30. April 1881 zerstörte eine Feuersbrunst fast die Hälfte der Stadt.

Krasnokutsk, Stadt im russ. Gouvernement Charkow, Kreis Bogoduchow, am Merl, mit (1882) 5678 E., die Landwirtschaft treiben.

Krasnoslobodsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Penza, links an der Mokscha gelegen, mit (1882) 1604 E., hat eine Pottasche- und eine Seifenfabrik und treibt einen ansehnlichen Handel.

Krasno-Ufimsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Perm, rechts an der Usa, mit (1882) 3682 E., wurde 1736 gegründet als Festung gegen die Baschkiren, ist aber jetzt eine offene Stadt mit Lederfabrikation und Wachsbleicherei.

Krasnowodsk, Hauptort des russ. Transkaspischen Gebietes (s. d.), auf der Ostküste des Kaspischen Meers, an der Balkanbai, in welche ehemals der Amu mündete, ist Sitz des Militärgouverneurs und Hauptstützpunkt der russ. Politik und des russ. Handels im Osten des Kaspischen Meers und hat ein Fort, Kirchen, eine Moschee und Volksschulen. Seit 1875 ist die russ. Flottenstation von Aschurade hierher verlegt und eine regelmäßige Nomadenpost mit Chiwa und der Provinz Amu-Darja eingerichtet. K. wurde 1868 von den Russen gegründet und nimmt einen raschen Aufschwung.

Krasnyi oder Krasnoi, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, 50 km im SW. von Smolensk, am Zusammenfluß der Swina und Merei, mit (1882) 3493 E. und vier Kirchen, wird in den Chroniken schon 1151 erwähnt und hatte früher seine eigenen Teilfürsten. Hier schlugen 14. Aug. 1812 die Franzosen unter Murat und Ney die Russen unter Rajewsky, und 16. bis 19. Nov. 1812 die Russen unter Kutusow und Miloradowitsch die Franzosen unter Napoleon, Davoust und Ney. An letztere Schlacht erinnert ein 1843 errichteter gußeiserner Obelisk.

Krasnyi Jar, Krasnoi jar, Kreisstadt im russ. Gouvernement Astrachan, links am Busan, einem Mündungsarm der Wolga, unweit des Kaspischen Meeres, 38 km nordöstlich von Astrachan, mit (1882) 8246 E., welche Fischfang und Seehundsjagd, auch Handel treiben.

Kraßó oder Krassova, ungar. Komitat im ehemaligen Temeser Banat, jetzt mit dem frühern Szörényer Komitat gesetzlich vereinigt, als Komitat K.-Szörény, wird nördlich von Arad, östlich von Siebenbürgen (Komitat Hunyad) und Rumänien und westlich von Temes begrenzt; im Süden grenzt es entlang der Donau an das Königreich Serbien. Es hat einen Flächenraum von 9301 qkm mit einer Bevölkerung (1880) von 381 304 Seelen. Mit Ausnahme der an den Temes- und Kraßó-Ufern gelegenen Landstriche durchgehends gebirgig, steht K. zwar an Fruchtbarkeit den benachbarten Komitaten nach, gehört aber noch immer zu den fruchtbarsten Strecken Ungarns. Das Hauptprodukt ist der Mais, außerdem baut man Wein und viel Obst, namentlich aber Zwetschen, die man hauptsächlich zum Branntweinbrennen verwendet. Sehr bedeutend ist das Ergebnis an Silber und Kupfer, minder an Eisen; der zu Szászka gebrochene Marmor kann an weißer Farbe und Reinheit mit dem carrarischen wetteifern. K.s Hauptreichtum besteht aber in seinen großen Steinkohlenlagern, namentlich zu Steyerdorf bei Orawicza. Die Bevölkerung, der Nationalität nach meist Walachen (78,35 Proz.), gehört der Konfession nach überwiegend zur griech.-oriental. (77,58 Proz.) Kirche; außerdem gibt es röm. (16,28 Proz.) und griech. (4,35 Proz.) Katholiken. Handel und Gewerbe sind wenig bedeutend. Außer Erzeugnissen des Bergbaues führt man Holz, Zwetschenbranntwein, Obst und rohes Leder aus. Die Ausfuhr geschieht meist auf dem Begakanal. Hauptort des Komitats ist der Marktfleden Lugos (s. d.).

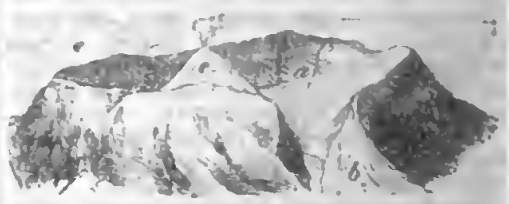
Kraszewski (Jos. Janaz), einer der namhaftesten Schriftsteller der Polen, geb. 26. Juli 1812 in Warschau, erhielt seine Bildung in Lublin und auf der Universität zu Wilna. Als er sich vergeblich um ein Lehramt an der Universität zu Kiew beworben hatte, widmete er sich auf seinem Gute Omelno in Volhynien ausschließlich der schriftstellerischen Thätigkeit. Später bekleidete er fünf Jahre

hindurch das Ehrenamt eines Kurators des Gymnasiums in Zytomierz. Im J. 1860 siedelte K. nach Warschau über und redigierte hier mit Erfolg die «Gazeta Polska», verließ aber beim Ausbruch der Revolution 1863 Polen und schlug seinen Wohnsitz in Dresden auf, wo er eine Villa erwarb und 1876 die sächs. Staatsangehörigkeit erlangte. Im Sept. 1879 feierte er in Krakau unter großartiger Teilnahme von ganz Polen sein 50jähriges Schriftstellerjubiläum, er wurde von den Universitäten Krakau und Lemberg zum Doktor der Philosophie ernannt und Ehrengaben im Werte von über 120000 Mark wurden ihm dargebracht; diese schenkte er später größtenteils dem Polnischen wissenschaftlichen Verein in Posen. Als er im Juni 1883 von einer Badereise aus Pau über Paris in Berlin eintraf, wurde er infolge einer Denunziation des Litteraten Adler auf Requisition des dresdener Gerichts verhaftet, darauf nach Dresden gebracht, zugleich erfolgte Haussuchung in seiner Wohnung. Zwar wurde er seines leidenden Gesundheitszustandes wegen freigelassen, doch polizeilicher Aufsicht unterworfen. Mit dem preuß. Hauptmann a. D. Heutsch vor das Reichsgericht in Leipzig gestellt, wurde er 19. Mai 1884 wegen vollendeten Landesverrats, insbesondere weil er das Deutsche Reich schädigende Schriftstücke, Geheimnisse der deutschen Militärverwaltung betreffend, an fremde Regierungen befördert, sowie wegen der Aufforderung zum Landesverrat unter Annahme mildernder Umstände zu drei Jahren sechs Monaten Festungshaft verurteilt und wenige Tage darauf zur Verbüßung dieser Strafe nach Magdeburg gebracht.

Als Schriftsteller hat K. eine außerordentliche Produktivität entwickelt. Er schrieb außer vielen Journalartikeln 450 Bände und versuchte sich fast in allen Gattungen der Litteratur. Das Vorzüglichste leistete er als Novellist und Romanschriftsteller. Seine Erzählungen, welche dem poln. Familien- und Nationalleben entnommen sind und in denen er zur Versittlichung und Förderung des materiellen Wohlstandes seines Volks menschliches Ringen und Leiden geistreich, anschaulich und fesselnd schildert, haben den größten Einfluß ausgeübt und viel dazu beigetragen, in den gebildetern Kreisen seiner Landsleute die vorherrschende franz. Lektüre gegen die polnische in den Hintergrund zu drängen. Sie atmen indeß fast sämtlich glühenden Deutschenhaß. Unter die besten seiner Romane gehören «Swiat i poeta» («Welt und Dichter», Posen 1839), «Ulana» (Wilna 1843), «Latarnia czarnoksięzka» (4 Bde., Warsch. 1843), «Chata za wsią» (3 Bde., Petersb. 1854) und «Ostap i Jaryna» (deutsch, von Fritz, 2 Bde., Bresl. 1856), «Sfinx» (deutsch, Wien 1880), «Der verlorene Sohn» (deutsch, Wien 1881), «Morituri» (deutsch, Lpz. 1880), «Resurrecturi» (deutsch, Lpz. 1881). Histor. Romane sind: «Hrabina Cosel» («Gräfin Cosel», deutsch, Wien 1880), «Graf Brühl» (Warsch. 1876). Von den poetischen Werken ist zu erwähnen: «Anafielas» (3 Bde., Wilna 1840—43), das die Hauptepochen der ältern litauischen Geschichte darstellt. Wichtig in kritischer und litterarhistor. Hinsicht sind seine Abhandlungen, die er in den «Studya literackie» (Wilna 1842) und «Nowe studya literackie» (2 Bde., Warsch. 1843), sowie der Zeitschrift «Athenaeum» veröffentlichte. Ihnen schließen sich die «Vorlesungen über Dante» (deutsch von Bohdanowitsch, Dresd. 1870) an. Von den Reiseschilderungen sind hervorzuheben «Wspomnienia Podlasia, Wołynia i Litwy» (2 Bde., Wilna 1840), «Wspomnienia Odessy» (3 Bde., Wilna 1845—46) und «Kartki z podróży 1858—64r.» (Warsch. 1866). Unter den histor. Werken sind wichtig «Wilno od początków jego do 1750» (4 Bde., 1840—42), «Litwa» (2 Bde., Warsch. 1847—50), «Polska w czasie trzech rozbiorów» («Kulturgeschichte Polens im Zeitalter der Teilung», 3 Bde., Posen 1873—75). Eine Übersetzung «Ausgewählter Werke» K.s erschien in 12 Bänden (Wien 1880—81). Unter dem Pseudonym Boleslawita schrieb K. Schilderungen aus dem poln. Aufstande von 1863. Vgl. Bobdanowitsch, «K. in seinem Wirken» (Dresd. 1879).

Kraszna, ehemaliges ungar.-siebenbürg. Komitat, seit 1876 mit Mittelszolnok zu dem Komitat Szilgáy (s. d.) vereint.

Krater (grch., d. i. Becher) nennt man die Öffnungen, durch welche vulkanische Ausbrüche erfolgen. Es sind teller-, kessel- oder trichterförmige Vertiefungen mit oft steilen Wänden nach innen zu und umgeben von Kegelböschungen, deren Neigung von der Struktur der Auswürflinge abhängt. Man unterscheidet demnach: Tuffkrater mit meist sehr weiter Öffnung und äußern Böschungen von höchstens 15 Grad Neigung, aus zu Tuffen verhärteten Aschen aufgebaut; Schlackenkrater mit bis zu 40 Grad Böschung, aus Schlacken und Lapillis bestehend und meist an der Seite von einem Lavastrom durchbrochen; Lavakrater, deren Kegel aus festen Lavaströmen aufgebaut ist. Der Lage nach unterscheidet man an einem Vulkan den Hauptkrater, der gewöhnlich auf der Spitze des Kegels sich befindet, und Seiten- oder Nebenkrater, welche sich am Fuße oder an den Gehängen hoher Vulkane bei jedem einzelnen Ausbruch bilden. Der Ätna hat deren mehrere hundert. Das Verhältnis der Weite und Tiefe des K. zur Höhe und zum Umfange des Vulkans selbst hat durchaus nichts Konstantes. (S. Vulkane.) K., in welchen nur noch Exhalationen von Schwefelwasserstoff, Schwefeldämpfen und schwefliger Säure stattfinden, heißen Solfataren. K., deren Wandungen teilweise eingebrochen und die deshalb einseitig geöffnet oder auch mehr oder weniger ausgeebnet sind, werden als Einsturzkrater bezeichnet (z. B. die Monte-Somma des Vesuvs); schluchtförmige Durchbrechungen des Kraterwalls als Barrancos (z. B. auf Palma). Im Innern solcher alten, kesselförmig erweiterten oder hufeisenförmig geöffneten K. baut sich infolge erneuter Ausbrüche nicht selten ein



neuer Eruptionskegel auf (z. B. der eigentliche Vesuvkegel im Innern des alten Monte-Somma-Kraters). Auf der vorstehenden Abbildung bezeichnet a einen Einsturzkrater, b dessen schluchtartige Durchbrechung (Barranco), c einen neuen Eruptionskegel.

Früher unterschied man auch nach L. von Buch Erhebungskrater, die nur Gasen den Ausweg

verstattet haben sollten, wobei sich die Erdschichten kegelförmig erhoben hätten; die neuern Forschungen haben gelehrt, daß diese sog. Calderas wirkliche Ausbruchskrater wie andere waren.

Krateros, aus der Landschaft Orestis, Vertrauter Alexanders d. Gr. und einer von dessen angesehensten Heerführern, überwältigte namentlich die aufständischen Baktrianer und Sogdianer in den Hochlandschaften am obern Oxus (328—327 v. Chr.), und führte in Indien seit dem Herbst 326 bei dem Marsche nach dem Ocean die Kolonnen auf dem westlichen Ufer des Hydaspes. Seit Sommer 324 leitete er den Marsch der 10000 Veteranen von Opis nach Macedonien, entschied dann 322 v. Chr. den Lamischen Krieg durch die Schlacht bei Krannon zum Nachteile der Griechen, fand aber im Juli 321 in einer Schlacht gegen Eumenes in Kappadocien den Tod, als er sich mit Antipater, Antigonos und Neoptolemos zum Kampfe gegen den Reichsverweser Perdikkas verbunden hatte.

Krates, bekannter Cyniker, um 328 v. Chr., ein Schüler des Diogenes, stammte aus einer reichen und angesehenen Familie in Theben. Er gab aus Begeisterung für die cynische Philosophie sein Vermögen fort, erweckte aber auch seinerseits in Hipparchia, der Tochter eines wohlhabenden Hauses aus Maronea in Thrazien, eine solche Liebe, daß sie alles aufgab, um ihm in sein Bettlerleben zu folgen. Die unter seinem Namen vorhandenen 38 Briefe, welche Boissonade in den «Notices et extraits de manuscrits de la bibliothèque du roi» (Bd. 9, Par. 1827) und Hercher in den «Epistolographi Graeci» (Par. 1873) am vollständigsten herausgegeben haben, gehören einer spätern Zeit an.

Krates, griech. Grammatiker aus Mallus in Cilicien, daher auch Mallotes genannt, erhielt seine Bildung zu Tarsus, ging später an den Hof des Attalus nach Pergamon und gründete daselbst eine besondere grammatische Schule, die in ihren Grundsätzen, namentlich in Beziehung auf die Auffassung und Erforschung der Sprache und hinsichtlich der Kritik der Homerischen Gesänge der alexandrinischen Schule des Aristarchos (s. d.) entgegengesetzt war. K. hielt später auch in Rom, wohin er in Begleitung der Grafschaft des Attalus 159 v. Chr. gekommen war, öffentliche Vorträge, durch welche er eine große Wirkung erzielte. Die Bruchstücke seiner Kommentare über Homer und andere griech. Dichter, sowie einiger anderer Schriften sind zusammengestellt worden von Wegener, «De auctis Attalicis» (Kopenh. 1836).

Kratinos, berühmter griech. Lustspieldichter, um 520—423 v. Chr., war nebst seinen jüngern Zeitgenossen, den Athenern Eupolis und Aristophanes, der bedeutendste Vertreter der ältern attischen Komödie und mit Krates der Schöpfer derselben als einer attischen Kunst. Er war ein urkräftiger Geist von ungebundenem Sinn und unerschöpflicher Laune, und machte die Gebrechen des privaten wie des öffentlichen Lebens zum Gegenstande des Spottes, wobei selbst Männer wie Perikles nicht verschont blieben. Von seinen 21 Lustspielen, die ihm neunmal den Sieg verschafften, sind nur noch Bruchstücke übrig, welche namentlich Meinele in den «Fragmenta comicorum Graecorum» (Bd. 2, Berl. 1840; 2. kleinere Ausg. 1847) und Kock in «Comicorum Atticorum Fragmenta» (Bd. 1, Lpz. 1880) zusammengestellt haben.

Der jüngere Kratinos, von dem die Alten ebenfalls mehrere Stücke anführen, lebte in der 2. Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. und gehört der sog. mittlern Komödie an. Seine Fragmente stehen ebenfalls in der Ausgabe von Meinele.

Kraton, die stark befestigte Centralstellung im Reiche Atschin auf der Insel Sumatra, welche von den holländ.-ind. Truppen unter Generalmajor Verspyck nach längerer Belagerung, während welcher die Besatzung mehrfach selbst zum Angriff vorgegangen, aber stets mit großem Verlust zurückgewiesen worden war, 24. Jan. 1874 besetzt wurde. Der K. war der Wohnort des Fürsten von Atschin, der dort nach dem Regierungsantritt die Huldigung entgegennahm, und fast sturmfrei.

Kratzau (slaw. Chrastava), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Reichenberg im nördl. Böhmen, 9 km nordwestlich von Reichenberg am Görsbache nahe der sächs. Grenze, ist Station der Linie Zittau-Reichenberg der Sächsischen Staatsbahnen, Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 3118 E. deutscher Zunge. Dabei sind große Tuch- und Schafwollfabriken, Baumwollspinnereien und Webereien.

Kratzbürste, soviel wie Drahtbürste (s. d.).

Kratzdistel, s. Cirsium.

Kratze, soviel wie Karde (s. d.).

Krätze (Scabies, Psora), eine unter Bildung von Knötchen, Wasser- und Eiterbläschen verlaufende Entzündung der Haut, welche durch den Aufenthalt der Krätzmilbe (Acarus scabiei, Sarcoptes hominis) in der Haut hervorgerufen wird. Die Krätzmilbe, welche schon mit bloßem Auge als kleines rundliches, weißes Körperchen (⅓ mm lang und ½ mm breit) erkannt wird und etwa die Gestalt einer kleinen, vorn und hinten eingekerbten Schildkröte besitzt (s. nebenstehende Fig. 1), gräbt sich zwischen die Schichten der Oberhaut (s. Haut) ein und bildet bis zu 2 cm lange Gänge, in welchen sie schwärzliche Kotmassen und das Weibchen seine Eier absetzt (Fig. 2). Die Gänge, die das kleinere Männchen bohrt, sind kürzer. Die Eier werden in 8—10 Tagen reif, die ausgeschlüpften Jungen graben alsdann ihre eigenen Gänge, häuten sich und sind nun selbst zeugungsfähig. Die Ansteckung mit K. erfolgt ausschließlich durch Übertragung der Milbe. Die Benutzung des Bettes, in welchem ein Krätzkranker gelegen, die Benutzung seiner Kleider, sowie intimer Verkehr mit ihm sind die gewöhnlichen Wege der Ansteckung. Die Milben halten sich besonders gern in Hautfalten (zwischen den Fingern, in der Nähe der Geschlechtsteile) auf und bewirken hier durch das Graben der Gänge und vielleicht durch einen besondern Saft lebhaftes Jucken; das Kratzen der Kranken vermehrt dann die Verletzungen der Haut und erzeugt sehr bald

Fig. 1.

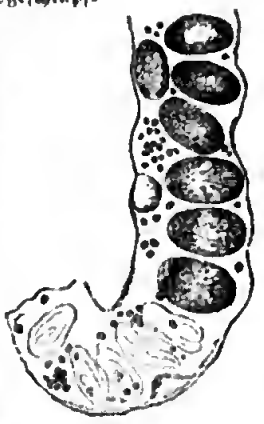


Fig. 2.

eine mehr oder weniger ausgedehnte ekzematöse Hautentzündung. Die Milbengänge haben das Ansehen eines leichten Nadelrisses, und wenn man den Gang mit einer Nadel verfolgt, spießt man die Milben auf und kann sie schon bei schwacher Vergrößerung leicht unter dem Mikroskop erkennen; dieser Nachweis der Milbe allein macht die Erkennung der Krankheit sicher.

Die K. heilt niemals von selbst, und wenn sie auch an sich ein ganz ungefährliches Leiden ist, so kann sie doch infolge des anhaltenden lästigen Juckens und der dadurch unterhaltenen Nervenreizung und Schlaflosigkeit Blutarmut, Nervosität und andere Ernährungsstörungen zur Folge haben. Die Vertreibung der K. beruht ausschließlich auf der Tötung der Milben und Zerstörung der Milbengänge. Man reibt daher wiederholt in die Haut ein: grüne Seife allein oder nach Beimischung von Schwefelblumen, ferner Schwefelsalbe, Schwefelkalklösung, Petroleum, Benzin und verschiedene Balsame (Peru- und Tolubalsam, flüssigen Styrax). Der ersten Einreibung geht ein Bad voraus und der letzten folgt eins nach. Für die Privatpraxis eignet sich wegen ihres sichern Erfolgs und ihrer leichten Anwendung namentlich die Behandlung mit Perubalsam; man läßt den Kranken im warmen Bade sich mindestens 20 Minuten mit grüner Schmierseife am ganzen Körper tüchtig abreiben, dann gut abtrocknen und eine halbe Stunde später den ganzen Körper mit Perubalsam (10 g) einreiben; am nächsten Tage wird dieselbe Prozedur wiederholt und damit ist gewöhnlich die eigentliche Krätzkur beendet. Der Styrax empfiehlt sich wegen seiner Billigkeit. Betten, Wäsche und Kleider müssen gleichfalls desinfiziert werden. Man läßt sie daher entweder in einer Bettfeder-Reinigungsanstalt «kesseln» oder bringt sie in den «Krätzofen», eine Art Backofen, wo sie hoher Temperatur ausgesetzt werden, ohne zu verbrennen.

Vgl. Fürstenberg, «Die Krätzmilben der Menschen und Tiere» (Lpz. 1861).

Krätze oder Gekrätz nennt man die geringsten Abfälle, Kehricht der Werkstätten u. dgl. der Gold- und Silberarbeiter, welche zur Zugutemachung der darin enthaltenen Edelmetalle verschmolzen werden. Krätzblei ist ein unreines Blei, welches durch Aussaigern von Antimonblei gewonnen wird und weiter zu reinigen ist.

Kratzeisen (frz. gratoir, engl. raker), das Werkzeug des Maurers zum Auskratzen der Fugen.

Kratzen (Kratzmaschinen), s. unter Baumwollindustrie (technisch).

Kratzer, Hakenwürmer (Acantocephali) ist der Name einer sehr merkwürdigen Ordnung der Rundwürmer (s. d.), die einen vorstülpbaren, mit Haken besetzten Rüssel, keinen Darm und Mund, aber gewaltige Geschlechtsorgane haben und getrennten Geschlechts sind. Die in Eiern eingeschlossenen Embryonen gelangen in den Darm niederer Tiere (Krebschen, Käferlarven u. s. w.), werden hier frei, durchbohren den Darm ihres Wohntieres und treten in deren Leibesraum in ein Ruhestadium. Nachdem die kleinen Zwischenwirte von den definitiven Wirten (Wirbeltieren) gefressen sind, gelangen sie in diesen zur Geschlechtsreife; ihre Eier kommen dann gelegentlich mit dem Kote in das Wasser oder auf feuchte Erde und der Entwickelungscyklus beginnt von neuem. Die K. bilden bloß eine Gattung (Echinorhynchus) mit über 100 Arten. Der Riesenkratzer (Echinorhynchus gigas *Goeze*) findet sich im Dünndarm der Schweine, einmal wurde er auch im Dünndarm eines Kindes beobachtet; das Weibchen wird bedeutend größer (bis gegen 40 cm) als das Männchen, und die Embryonen finden sich in Engerlingen besonders der Rosenkäfer (Cetonia). Über K. schrieben namentlich R. Leuckart und A. Schneider.

Krätzer, Instrument für Vorderladungsgeschütze und -Gewehre mit der Bestimmung, beim Entladen die Pulverladung, Pfropfen u. s. w. aus dem Rohre zu ziehen.

Krätzmaschine, sov. wie Krempelmaschine (s. d.).

Krätzmilbe, s. unter Krätze.

Krauchenwies, Dorf in Hohenzollern, Oberamt Sigmaringen, rechts an der Ablach, Station der Linien Radolfzell-Mengen und K.-Sigmaringen der Badischen Staatsbahnen, hat ein Schloß der Fürsten von Hohenzollern mit Park, eine Glashütte und (1880) 872 E.

Kraurit, s. Grüneisenstein.

Kraus (Christian Jak.), philos. Schriftsteller, geb. 27. Juli 1753 zu Osterode, begann seine Studien 1770 auf der Universität zu Königsberg, wo die Verbindung, in die er mit Kant kam, und der Umgang mit Hamann und mit Hippel wesentlich zu seiner Bildung beitrugen. Von Berlin aus, wohin er sich 1779 begab, ging er als Führer eines Studierenden nach Göttingen. Im J. 1781 wurde er Professor der praktischen Philosophie und Kameralwissenschaften zu Königsberg. Hier starb er 25. Aug. 1807. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß wurden von Auerswald die «Staatswirtschaft» (5 Bde., Königsb. 1808—11) und eine «Sammlung vermischter Schriften» (7 Bde., Königsb. 1808—12) herausgegeben, der in einem achten Bande (Königsb. 1819) Joh. Voigt eine Biographie von K. nebst Auszügen aus dessen Briefen hinzufügte.

Kraus (Franz Xaver), kath. Theolog und Archäolog, geb. 18. Sept. 1840 zu Trier, studierte daselbst, sowie in Freiburg, Bonn und Paris, wurde 1864 in Trier zum Priester geweiht, 1868 Beneficiat in Pfalzel bei Trier, 1872 außerord. Professor der Geschichte und christl. Archäologie in Straßburg, 1878 ord. Professor der Kirchengeschichte in Freiburg. Er schrieb: «Observationes criticae in Synesii Cyrenaei Epistolas» (Regensb. 1863), «Beiträge zur trierschen Archäologie und Geschichte» (Bd. 1, Trier 1868), «Die Blutampullen der röm. Katakomben» (Frankf. 1868), «Die christl. Kunst in ihren frühesten Anfängen» (Lpz. 1872), «Das Spottcrucifix vom Palatin» (Freib. i. B. 1872), «Lehrbuch der Kirchengeschichte» (3 Bde., Trier 1872—73), «Roma sotterranea» (Freib. i. Br. 1873; 2. Aufl. 1879), «Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen» (2 Bde., Straßb. 1876—84), «Über Begriff, Umfang und Geschichte der christl. Archäologie» (Freib. i. Br. 1879), «Die Miniaturgemälde des Codex Egberti in Trier» (Freib. i. B. 1884), «Die Wandgemälde der St. Georgskirche in Oberzell auf der Reichenau» (Freib. i. Br. 1884).

Krausbeere, soviel wie Stachelbeere.

Krausbouillon, soviel wie Kantillen (s. d.).

Krausbunzen, Körnchenbunzen, grober Mattbunzen (frz. frisoir, engl. freezing-tool), ein Werkzeug der Drechsler und Graveure. (S. unter Bunzen.)

Krause (Cäsar Ernst Albrecht), freisinniger Theolog und kantischer Philosoph, geb. 12. Nov. 1838

zu Grätz in Poſen, ſtudierte in Breslau, Jena und Berlin Theologie und wurde 1862 Paſtor an der St. Katharinenkirche in Hamburg. K. veröffentlichte außer Predigtſammlungen namentlich «Die Geſetze des menſchlichen Herzens» (Lahr 1876), «Kant und Helmholtz» (Lahr 1878), «Populäre Darſtellung von Kants Kritik der reinen Vernunft» (2. Aufl., Lahr 1882), «Immanuel Kant wider Kuno Fiſcher» (Lahr 1884), worin K. das in ſeinen Beſitz gelangte Manuſkript Kants «Vom Übergang von der Metaphyſik zur Phyſik» gegen die von Kuno Fiſcher in deſſen Schrift «Das Streber- und Gründertum in der Litteratur» (Stuttg. 1884) gegen K. gerichteten Angriffe verteidigt.

Krauſe (Ernſt), Schriftſteller, bekannt unter dem Pſeudonym (Anagramm) Carus Sterne, geb. 22. Nov. 1839 zu Zielenzig, verließ nach Ablegung des Staatsexamens den anfangs gewählten Beruf (Pharmacie), um ſich in Berlin gänzlich ſeinen natur- und kulturwiſſenſchaftlichen Studien zu widmen. Mit Darwin und Häckel in nähern Verkehr getreten, richtete er ſeine litterariſche Thätigkeit namentlich auf die Ausbreitung der durch jene ins Leben gerufenen Naturanſchauung, für welche er beſonders in der 1877—82 von ihm herausgegebenen Monatsſchrift «Kosmos» thätig war. Von ſeinen Schriften ſind zu nennen: «Werden und Vergehen» (Berl. 1876; 3. Aufl. 1885), «Life of Erasmus Darwin, with a preliminary notice of Charles Darwin» (Lond. 1879; deutſch, Lpz. 1880), «Die Krone der Schöpfung» (Wien und Teſchen 1884).

Krauſe (Gottlob Adolf), Afrikareiſender, geb. 5. Jan. 1860 zu Ockrilla bei Meißen, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung auf der Thomasſchule zu Leipzig, nahm zuerſt 1869 an der von Fräulein Tinne geleiteten Expedition nach Innerafrika teil, kehrte aber noch vor deren Ermordung nach Europa zurück und beſuchte 1873 die Univerſität Leipzig. Ende der ſiebziger Jahre erhielt er eine Unterſtützung ſeitens der Afrikaniſchen Geſellſchaft in Deutſchland, um das Gebirgsland der Tuarik Ahaggar und den Haussaſtaat Sokoto zu beſuchen. Im J. 1883 wurde er von Dr. Emil Riebeck zu Halle a. S. an die Küſte von Oberguinea entſendet, wo er von Lagos aus vorbereitende Schritte zur Einleitung einer Niger-Benue-Expedition unternahm. Er veröffentlichte in den beiden erſten Heften der «Mitteilungen der Riebeckſchen Nigerexpedition» wertvolle ethnologiſch-ſprachwiſſenſchaftliche Arbeiten: «Ein Beitrag zur Kenntnis der fuliſchen Sprache in Afrika» und «Proben der Sprache von Ghat in der Sahara» (Lpz. 1884).

Krauſe (Heinr.), ein Führer des kirchlichen Liberalismus, geb. 2. Juni 1816 zu Weißenſee bei Berlin, ſtudierte zu Berlin Theologie, übernahm dann aber kein Predigtamt, ſondern war teils in Vereinen, teils als Schriftſteller für die Verbreitung ſeiner Überzeugung thätig. Im J. 1848 war er Mitbegründer des Berliner Unionsvereins, welcher die Organiſation der Kirche auf Grund des Gemeindeprinzips erſtrebte. K. nahm 1864 teil an der Gründung des Deutſchen Proteſtantenvereins und redigierte 1854—68 die «Proteſtantiſche Kirchenzeitung». Er ſtarb zu Weißenſee 8. Juni 1868.

Krauſe (Karl Chriſtian Friedr.), namhafter Philoſoph und freimaureriſcher Schriftſteller, geb. 6. Mai 1781 zu Eiſenberg im Altenburgiſchen, beſuchte das Gymnaſium zu Altenburg und ſtudierte in Jena, wo er ſich 1802 als Privatdocent habilitierte. Die Anſicht, daß die Menſchheit auf Erden ein Teil eines höhern Geiſterreichs ſei, gab ſeinem Studium eine eigentümliche Richtung und bildete den Grund ſeines Lehrſyſtems, welches als die Aufgabe der Menſchheit darſtellte, ſich zu einem organiſch und harmoniſch geſtalteten Bunde herauszubilden. Die Keime eines ſolchen Bundes ahnte K. in der Freimaurerbrüderſchaft und ließ ſich deshalb 1805 zu Altenburg in dieſelbe aufnehmen. Die Wiſſenſchaft der Freimaurerei förderte er durch ſein Werk «Die drei älteſten Kunſturkunden der Freimaurerbrüderſchaft» (Dresd. 1810; 2. Aufl., 2 Bde., 1820—21). Vorher ſchon hatten ſeine Schriften «Höhere Vergeiſtigung der echt überlieferten Grundſymbole der Freimaurerei» (Freiberg 1810; 3. Aufl., Dresd. 1820) und «Urbild der Menſchheit» (Dresd. 1811; 2. Aufl. 1819) ſeiner idealiſierenden Auffaſſung des Maurertums Ausdruck gegeben. Bis 1813 lebte er erſt in Rudolſtadt, dann in Dresden. Der Verſuch, in Berlin, wo er dann Vorleſungen hielt und die Berliniſche Geſellſchaft für deutſche Sprache ſtiftete, eine Anſtellung zu finden, war ohne Erfolg; ebenſo blieb er auch in Göttingen und München ohne Amt. K. ſtarb 27. Sept. 1832 in München.

Seine philoſ. Anſchauungen ſtehen den Lehren Schellings am nächſten und ſuchen nach einer an Descartes erinnernden Methode zu einem abſchließenden Syſtem zu gelangen. Seine zahlreichen philoſ. Schriften haben das Beſtreben, eine vermeintlich rein urdeutſche, für Deutſche aber unverſtändliche Terminologie einzuführen. Von ihnen ſind hauptſächlich anzuführen: «Abriß des Syſtems der Logik als philoſ. Wiſſenſchaft» (Gött. 1828), «Abriß des Syſtems der Philoſophie des Rechts» (Gött. 1828), «Vorleſungen über das Syſtem der Philoſophie» (Gött. 1828), «Vorleſungen über die Grundwahrheiten der Wiſſenſchaft» (Gött. 1829), der von Leonhardi u. a. in verſchiedenen Abteilungen herausgegebene «Handſchriftliche Nachlaß» (Gött. 1836—48), «Syſtem der Rechtsphiloſophie» von Röder (Lpz. 1873) und «Vorleſungen über Äſthetik», von Hohlfeld und Wünſche (Lpz. 1882) herausgegeben. Vgl. Lindemann, «Überſichtliche Darſtellung des Lebens und der Wiſſenſchaftslehre K.s» (Münch. 1839). Unter K.s Anhängern, welche eine Zeit lang eine Zeitſchrift «Die neue Zeit» herausgegeben, ſind Leonhardi, Schliephake, Röder und Ahrens zu nennen. Vgl. P. Hohlfeld, «Die Krauſeſche Philoſophie» (Jena 1879); R. Eucken, «Zur Erinnerung an Friedr. K.» (Lpz. 1881).

Kräuſelkrankheit der Kartoffeln kennzeichnet ſich zunächſt dadurch, daß die befallenen Stauden nicht eine ſo friſche grüne Farbe beſitzen, wie die geſunden Pflanzen, daß ferner die Fiederblätter wenig gebogen und gefaltet und der gemeinſame Blattſtiel zurückgebogen iſt. Später bräunen ſich die betreffenden Stellen und vertrocknen, wodurch das Wachstum der Pflanze und die Ausbildung der Knollen in hohem Grade geſchädigt wird. Der K., welche (nach Reinkes und Bertholds Unterſuchungen) durch einen Pilz, Verticillium albo-atrum, hervorgerufen wird, iſt entgegenzuwirken durch Benutzung reinen, d. h. nicht infizierten Saatgutes und durch Verbrennen des auf dem Felde verbleibenden, die Conidien und Sclerotien des Pilzes tragenden Krautes.

Kräuſelung, eine wahrſcheinlich durch Bodeneinflüſſe herbeigeführte Formveränderung der Blätter infolge einer verſchiedenen Energie in der

Entwickelung einzelner Teile. Tritt ein solches voreilendes Wachstum in den Blatträndern auf, so werden diese an ihrer natürlichen Ausbreitung gehindert und müssen nach oben und unten ausweichen und somit kraus werden. Beispiele hierzu sind der Krauskohl, die gefüllte Petersilie und Gartenkresse. In andern Fällen bleibt das Wachstum der Gefäßbündel hinter dem des Blattparenchyms zurück, vorzugsweise dem der untern Blattfläche, und dieses wirft dann zwischen den Maschen der Gefäßbündel blasige Erhöhungen auf, wie z. B. bei manchen Sorten des Kopfsalats und beim Wirsing. Gemüsesorten, bei denen Abnormitäten solcher Art dauernd geworden, erhalten durch diese Bereicherung des Blattparenchyms höhern Gebrauchswert.

Krauseminze, vielleicht eine Varietät (var. crispata) der Grünminze (Mentha viridis), vielleicht eine eigene Art mit eirunden, blasig-runzeligen, am Rande krausen und lang und grob gezähnten Blättern. Sie wächst wild in Norddeutschland und im südl. Skandinavien und wird wegen ihres Ansehens und ihres Aromas in Deutschland häufig in den Gärten kultiviert. Von dieser Pflanze ist wohl zu unterscheiden die zur Roßminze (M. sitvestris) gehörige, ebenfalls aromatische und krausblätterige, aber mehr graufilzige var. crispa. Die getrockneten Blätter beider sind in der Heilkunde, besonders als Thee, gebräuchlich, kommen auch als Hausmittel zu Umschlägen und Bädern in Anwendung und werden zur Destillation des meist grüngefärbten Krauseminzschnapses benutzt. Durch Destillation des frischen Krautes gewinnt man das Krauseminzöl, welches im allgemeinen in seiner Wirkung mit dem Pfefferminzöl übereinkommt, jedoch weniger beliebt ist.

Krauseneck (Wilh. Joh. von), preuß. General der Infanterie, geb. 13. Okt. 1775 in Bayreuth, Sohn eines Prozeßrats, trat 1791 als Kadett bei der dortigen Artillerie ein und kam 1792 bei der Abtretung des Landes in preuß. Dienste. Während des Rheinfeldzugs wurde er als Ingenieurgeograph und mit topogr. Arbeiten beschäftigt. Als Major war K. 1809 Mitglied der Kommission, welche unter Scharnhorsts Vorsitz ein Reglement für alle drei Waffen ausarbeitete, 1812 Kommandant von Graudenz, trat jedoch 1813 in den Generalstab Blüchers ein, war dann Brigadier beim Tauentzienschen und 1814 beim Kleistschen Korps und kam später in den Blücherschen Generalstab. Nach dem Frieden wurde er Kommandant von Mainz, 1821 Kommandeur der 6. Division, 1825 Generallieutenant, 1829 Chef des Generalstabes der Armee und 1838 General der Infanterie. Als letzte und höchste Auszeichnung erhielt er 1840 den Schwarzen Adlerorden und damit den erblichen Adel. Im April 1848 nahm er den Abschied. Er starb 2. Nov. 1850. Vgl. Felgermann, «General Wilhelm von K.» (Berl. 1851).

Krausflitter, s. unter Flitter.

Krausgespinst, eine Art Borte, welche dadurch entsteht, daß man einen Seidenfaden erst mit einem andern feinern Seidenfaden in weit auseinander liegenden Windungen, dann aber in entgegengesetzter Richtung mit Lahn überspinnt, oder auch in der Art, daß ein Faden von gewöhnlichem Gespinst mit einem andern in weiten Windungen überspunnen wird.

Kausräder, Rändelscheiben oder auch Schlagrädchen (frz. molette, engl. millingwheel) nennt der Metalldreher zum Eindrücken mannigfacher Verzierungen angewendete kleine Räder aus gehärtetem Stahl, welche auf ihrem Umfang die entsprechenden Erhöhungen und Vertiefungen zeigen, in eine eiserne Gabel (Rändelgabel) gefaßt sind und, gleich einem Drehstahl auf die Auflage gestützt, gegen das umlaufende Arbeitsstück gepreßt werden, wobei sie sich von selbst um ihre Achse drehen und so die gewünschten Eindrücke hervorbringen.

Krauß (Alfred Eduard), prot. Theolog, geb. 19. März 1836 zu Rheineck im Kanton St. Gallen, studierte in Heidelberg, Halle und Zürich, wurde 1859 Pfarrer in Stettfurt im Thurgau, 1870 außerord., 1871 ord. Professor in Marburg; 1873 Professor der Dogmatik und praktischen Theologie zu Straßburg. Er schrieb: «Die Bedeutung des Glaubens für die Schriftauslegung» (Frauenfeld 1862), «Theologischer Kommentar zu 1 Kor. 15» (Frauenfeld 1864), «Die Lehre von der Offenbarung» (Gotha 1868), «Predigten für alle Sonn- und Festtage» (Straßb. 1874), «Das prot. Dogma von der unsichtbaren Kirche» (Gotha 1876), «Lehrbuch der Homiletik» (Gotha 1883).

Krauß (Gabriele), Bühnensängerin, geb. am 24. März 1842 zu Wien, debütierte daselbst an der Hofoper 1860 und gehörte derselben als Vertreterin erster Rollen bis 1868 an. Seitdem ist sie vielgefeiertes Mitglied der Großen Oper zu Paris. Norma, Aida, Desdemona, Jeanne d'Arc charakterisieren das Gebiet der Rollen, auf welchem sie glänzt.

Kraut, jedes Gewächs, dessen Leben mit der Keimung eines Samens beginnt und mit einer einmaligen Bildung von Samen schließt, die einjährigen Pflanzen, welche diesen Cyklus in einem Sommer durchlaufen (Sommergewächse) und die zweijährigen (Biennen), welche erst im zweiten Sommer blühen und fruchten. In vielen Gegenden Deutschlands, sowie in der Sprache der Landwirtschaft versteht man unter K. nur den Kopfkohl als das wichtigste der zur Ernährung dienenden Kräuter, welches das Sauerkraut liefert.

Kraut nennt man ein besonders am Niederrhein und in Westfalen bereitetes Obstgelée, welches sich von dort aus in Deutschland als beliebtes Nahrungsmittel weiter verbreitet hat. Es ist der zu starker Konsistenz eingedickte Saft von Trauben, Birnen, Äpfeln ꝛc. (daher Wein-, Birnen-, Apfelkraut ꝛc.). K. unterscheidet sich vom Mus dadurch, daß es keine Pflanzenfasern mehr enthält.

Kraut (Wilh. Theod.), Lehrer des deutschen Rechts, geb. 15. März 1800 zu Lüneburg, studierte in Göttingen und Berlin Rechtswissenschaft, habilitierte sich 1822 in Göttingen und wurde 1825 daselbst Beisitzer des Spruchkollegiums, 1828 außerord., 1836 ord. Professor der Rechte. Er vertrat die göttinger Universität von 1850 bis 1853 in der hannöv. Ersten Kammer, wurde Geh. Justizrat und starb 1. Jan. 1873. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Die Vormundschaft nach den Grundsätzen des Deutschen Rechts» (3 Bde., Gött. 1835—59), «Grundriß zu Vorlesungen über das Deutsche Privatrecht» (5. Aufl., Berl. 1872).

Kräuter, aromatische (Species aromaticae), sind nach der Deutschen Pharmakopöe von 1882 ein Gemenge von je 2 Teilen zerschnittener, resp. zerstoßener Pfefferminz-, Feldkümmel- und Thymianblätter und Lavendelblüten und je 1 Teil Gewürznelken und Kubebenpfeffer, und werden zu Aufg

güssen, sowie zu trockenen Umschlägen, Kräutertissen und Kräuterbädern angewendet.

Kräuter, erweichende (Species emollientes), ein Gemenge von je 1 Teil grob gepulverten Althee- und Malvenblättern, Melilotenkraut, Kamillenblüten und Leinsamen.

Kräuterbäder, warme Bäder mit Zusatz von aromatischen Kräutern (Kamille, Feldkümmel, Kalmus, Lavendel, Melisse u. a.), deren ätherische Öle als Reizmittel auf die Hautnerven und auf die Blutcirkulation in den Haargefäßen der Haut wirken. Die genannten Kräuter werden, ¼—1 kg für ein Vollbad, 25—150 g für ein örtliches Bad oder ein Kinderbad, in ein Säckchen gebunden, mit 4 l kochendem Wasser abgebrüht, ausgedrückt und die Brühe dem Bade zugesetzt. Einfacher wird ein solches Kräuterbad durch Zusatz der spirituösen Extrakte der angegebenen Pflanzen oder des Spiritus aromaticus der Apotheken (50—125 g für ein Vollbad) oder des betreffenden ätherischen Öles (1 g auf das Vollbad) zum Badewasser hergestellt.

Kräuterdieb, soviel wie Ptinus fur, s. unter Holzfresser.

Kräuterheilmittel (des Schusters Lampe), s. unter Geheimmittel.

Kräuterkissen oder Kräutersäckchen, kleine von Leinen- oder Baumwollstoff verfertigte Säckchen, welche mit wohlriechenden, zerteilend oder krampfstillend wirkenden Kräutern (Kamillen, Lavendel, Majoran, Pfefferminze u. a.) angefüllt und dann durchnäht, mäßig erwärmt zur Bedeckung kranker Körperteile dienen. Man kann ihre reizende Einwirkung noch dadurch erhöhen, daß man sie mit etwas Kampfer versetzt oder unmittelbar vor dem Auflegen mit einem aromatischen Spiritus befeuchtet. Ihre Wirkung ist im wesentlichen die der trockenen Bähung (s. d.).

Kräuterkuren, Kräutersaftkuren, s. unter Frühlingskuren, Bd. VII, S. 388b.

Kräuterliqueur (von Daubitz), **Kräuterthee** (von Wundram), s. unter Geheimmittel.

Krautinsel, Insel im Chiemsee (s. d.).

Kravatte (frz.), Halstuch, Halsbinde für Herren, angeblich so genannt nach den Kroaten, welche unter Ludwig XIV. in Frankreich ein Fremdenregiment bildeten und eine eigenartige, in Frankreich dann nachgeahmte Halsbedeckung trugen.

Krawall, lärmender Volksauflauf ohne nachhaltige Bedeutung, dann überhaupt soviel wie Lärm; das Wort erscheint erst im 19. Jahrh. In der Schriftsprache und wird abgeleitet von charivalli, einer im 14. und 15. Jahrh. gebräuchlichen Nebenform für das franz. charivari, welche sich mundartlich erhalten und nach Deutschland verpflanzt haben mag.

Krawang, eine Residentschaft im westl. Teile der niederländ. Insel Java in Hinterindien, wird westlich von der Residentschaft Batavia, nördlich von der Javasee, östlich von der Residentschaft Tscheribon und gegen S. von der Residentschaft der Preanger Regentschaften begrenzt und zählt auf 4625 qkm (1879) 279 138 E., von denen 207 Europäer, 275 210 Eingeborene, Javaner und Malaien, hauptsächlich aber Sundanesen, 3642 Chinesen, 48 Araber und 31 andere Orientalen sind. Gebaut werden Reis, Zuckerrohr, Indigo, Kaffee und andere Kulturpflanzen. Hauptort ist Purwokarta unter 6° 33′ 20″ südl. Br. und 107° 26′ 4″ östl. L. von Greenwich.

Krawecle oder Krawelle, s. Karavelle.

Krayenhoff (Kornel. Rud. Theod., Baron), holländ. General, geb. zu Nimwegen 2. Juni 1758, studierte zu Harderwijk Medizin und lebte dann als Arzt zu Amsterdam. Beim Ausbruche der Revolution schloß er sich der franz. Partei an und übernahm 1795 den Befehl über die Bürgerwehr von Amsterdam, wurde im Mai Oberstlieutenant und Kontrolleur der Befestigungen. Im J. 1805 berief der König von Holland K. in seinen Generalstab als Generaladjutant, übertrug ihm die Leitung des gesamten Kartenwesens und Kriegsarchivs, beförderte ihn später zum Generalmajor und berief ihn 1809 zum Kriegsminister. Napoleon ernannte K. zum Generalinspekteur des Geniewesens, doch schloß sich K. nach der Schlacht bei Leipzig 1813 der Partei der holländ. Patrioten an und übernahm den Befehl in Amsterdam. Er wurde 1815 zum holländ. Baron ernannt, dann nach Curaçao gesendet, und leitete nach der Rückkehr den Bau der Festungen an der franz. Grenze. K. trat 1830 in den Ruhestand und starb in Nimwegen 24. Nov. 1840. Er schrieb: «Précis historique des opérations géodésiques et astronomiques faites en Hollande par le lieutenant-général K.» (Haag 1815), «Entwurf zum Ableiten des Niederrheins in die Yssel» (Nimwegen 1823), «Entwurf, den Strömen Waal und Maas eine andere Richtung zu geben» (Nimwegen 1823).

Kray von Krajow (Paul, Freiherr), österr. Feldzeugmeister, geb. zu Käsmark 5. Febr. 1735, stieg früh zum Major auf, und unterdrückte 1784 als Oberstlieutenant in Siebenbürgen den Aufruhr der Walachen. Im Türkenkriege zeichnete sich K. bei Porcseny und am Vulkanpasse aus, ward 1790 Generalmajor und befehligte 1793 die Vorhut des Heeres in den Niederlanden. Im J. 1796 schlug K. bei Wetzlar die Franzosen unter Kleber und trug viel zu den Siegen bei Amberg und Würzburg bei, kämpfte 1797 unglücklich bei Gießen und vor Frankfurt a. M. und übernahm 1799 den Oberbefehl in Italien, wo er das franz. Heer unter Scherer bei Verona, Legnago und Magnano schlug und später Mantua eroberte. K. wurde zum Feldzeugmeister befördert und trug noch wesentlich zu den bei Novi und Fossano erkämpften Erfolgen bei, aber in Deutschland, wo er 1800 nach dem Erzherzog Karl den Oberbefehl übernahm, focht er unglücklich. Der Abschluß des Waffenstillstandes zu Parsdorf, 15. Juli, beendigte seine militärische Thätigkeit. K. starb zu Pest 19. Jan. 1804.

Kreatin, $C_4H_9N_3O_2$, ein Bestandteil des Muskelfleisches aller Wirbeltiere, auch im Gehirn, Blut und Harn derselben vorhanden. Beim Kochen mit verdünnten Säuren wandelt sich K. in Kreatinin $C_4H_7N_3O$ um. (Vgl. Fleisch.)

Krebo, afrikan. Volksstamm, s. Grebo.

Krebs (Krustentier), s. Krebse.

Krebs nennen Laien im allgemeinen alle bösartigen, d. h. schnell wachsenden, auf andere Organe übergehenden und nach der Ausrottung leicht wiedererscheinenden Geschwülste. Da ein Teil dieser Geschwülste zu Geschwüren zu zerfallen pflegt, welche schnell um sich greifen, so wird der Name K. häufig auch auf fressende Geschwüre übertragen, welche mit dem eigentlichen K. nichts zu thun haben.

Die Mediziner bezeichnen als Krebs (Carcinoma) ein eigentümliches, durch Wucherung normaler Gewebselemente entstehendes Gewächs, das

Digitized by Google

ſtetig weiter um ſich greift und dabei in ſeinen öltern Partien gewöhnlich geſchwürig zerfällt oder ſchrumpft, das ſich ferner auf die Lymphdrüſen weiter verbreitet, und endlich auf andere, namentlich innere Organe übertragen werden kann (Krebsmetaſtaſen).

Der K. geht ſtets von den Zellüberzügen (Epithelien) der Organe aus, indem dieſe wuchern und ſich in die unter ihnen liegenden Schichten einſenken. Er kommt deshalb urſprünglich (primär) nur an und in ſolchen Organen vor, welche Epithelien tragen. Dieſe ſind die äußere Haut und alle auf der äußern Haut ſich öffnenden Drüſen, ferner alle Schleimhäute und die mit dieſen zuſammenhängenden oder von ihnen abſtammenden Drüſen. Beim Manne kommt der K. am häufigſten in der Unterlippe, beim Weibe in der Bruſtdrüſe zur Beobachtung, aber auch an andern Teilen des Körpers iſt er bei beiden Geſchlechtern nicht ſelten, ſo in der Geſichtshaut, an den Geſchlechtsteilen (beim Weibe namentlich an der Gebärmutter), im Magen, im Maſtdarm, an der Zunge, im Kehlkopf u. ſ. w. Anfangs ſtellt ſich der K. meiſt als eine knotige, nicht ganz ſcharf begrenzte Verhärtung dar. Dieſen Charakter kann er auch bei weiterm Wachstum bewahren, gewöhnlich geht er aber in ein um ſich freſſendes Geſchwür über, ſeltener in eine pilzartig hervorwuchernde Geſchwulſt. Nach längern Monaten ertranken die Lymphdrüſen und bilden neue (ſekundäre) Krebsgeſchwülſte, welche immer weiter um ſich greifen, auch immer weitere Drüſen befallen. Von den Lymphdrüſen wird der K. ſchließlich oft noch auf andere Organe übertragen, namentlich auf die Knochen, die Leber, die Lungen.

Die Beſchwerden, welche durch den K. hervorgerufen werden, ſind hauptſächlich von ſeinem Sitz abhängig. Er zerſtört die von ihm befallenen Organe und macht dieſelben funktionsuntüchtig. In Hohlorganen, wie dem Magen, dem Maſtdarm, der Speiſeröhre, führt er zur Verengerung. In den meiſten Fällen iſt das Übel, wenigſtens in den ſpätern Stadien, auch mit heftigen Schmerzen verbunden. Da die Krankheit immer weiter fortſchreitet, führt ſie, wenn nicht andere Leiden früher dem Leben ein Ende machen, nach einigen Jahren zum Tode. Die weichern Krebsformen verlaufen im allgemeinen ſchneller als die härtern, ſchrumpfenden. K. lebenswichtiger Organe, z. B. des Magens, machen ſelbſtverſtändlich frühzeitiger bedeutende Störungen, wie die der äußern Haut. Die Urſache des K. iſt unbekannt; anſteckend iſt das Übel nicht, wahrſcheinlich auch nicht erblich. Bei jüngern Perſonen kommt der K. faſt nie vor; erſt nach dem 40. Lebensjahre pflegt er zu entſtehen.

Die einzige wirkſame Behandlung des K. beſteht in der radikalen Ausrottung des Gewächſes. Dieſe kann in der Regel nicht mit dem Ätzmittel, ſondern nur durch ſorgfältige Auslöſung mit dem Meſſer (Exſtirpation) geſchehen. Wird der K. ſehr frühzeitig ausgerottet, ſo kann man faſt ſicher auf vollſtändige Heilung rechnen. Wird die Operation jedoch erſt vorgenommen, nachdem das Gewächs großer geworden, ſo iſt ſie oft nur von vorübergehendem Nutzen; die Geſchwulſt tritt nach einiger Zeit wieder auf. Die Heilung hängt beim K. alſo von frühzeitiger operativer Behandlung ob. Über weitere bösartige Geſchwulſtformen ſ. unter Sarcom.

Krebs (der Obſtbäume), ſ. unter Brand der Obſtbäume.

Krebs, nördl. Sternbild in der Ekliptik und zugleich viertes Zeichen des Tierkreiſes, wahrſcheinlich im Altertum deshalb ſo benannt, weil in ihm die Sonne ihren höchſten Stand im Sommer erreichte, nach welchem ſie umkehrte und ſich wieder nach dem Äquator hinwandte. Das Sternbild iſt arm an hellern Sternen, zwiſchen den beiden Sternen 4. Größe γ und δ, dem ſogenannten nördl. und ſüdl. Eſel, befindet ſich ein unter dem Namen der Krippe (Praesepe) bekannter, dem bloßen Auge ſichtbarer Sternhaufen.

Krebs nannte man im Mittelalter den aus beweglichen Schienen zuſammengeſetzten, dem Panzer des Krebſes ähnlichen Harniſch.

Krebs (Hugo), deutſcher Dramatiker, geb. den 17. Mai 1847 zu Brieg, ging zum Theater, wo er meiſt als Bureaubeamter thätig war. Sein Trauerſpiel «Der Bürgermeiſter von Breslau» wurde 1878 von der Schiller-Stiftung zu Augsburg mit dem Preiſe gekrönt und mit Erfolg in Köln und Breslau aufgeführt. Auch ſeine «Gedichte» (Deſſau 1877), das Trauerſpiel «Kaiſer Otto III.» (Bresl. 1880), «Funken und Flammen», lyriſch-romantiſche, und «Diſtelblüten», humoriſtiſch-ſatiriſche Dichtungen (Bresl. 1880), fanden Beifall. K. lebt als Schriftſteller in Kautehmen in Oſtpreußen.

Krebs oder Chryſſs (Nikolaus), der eigentliche Name des Kardinals Cuſanus (ſ. d.).

Krebsaugen oder Krebsſteine (lapides oder oculi cancrorum) nennt man die beiden halbkugeligen Steine (kalkigen Konkremente), welche ſich bei dem gemeinen Flußkrebs im Auguſt kurz vor Abwerfung der Schale zwiſchen der äußern und innern Magenhaut finden. Sie beſtehen aus kohlenſaurem und phosphorſaurem Kalk, tieriſcher Gallerte und wurden früher als abſorbierendes Mittel angewendet. Auch dienten ſie dazu, kleine, in das Auge gelangte Körper zu entfernen.

Krebsblumen, der deutſche Name der Pflanzengattung Croton (ſ. d.).

Krebſe heißen im weitern Sinne alle Kruſtentiere (ſ. d.), im engern nur die langſchwänzigen Zehnfüßer (Decapoda Macrura). Die K. beſitzen zwei Paar Fühler, eine ungegliederte Kopfbruſt (Cephalothorax), geſtielte Augen und einen wohl entwickelten langen Schwanz. Alle hierher gehörenden Kruſter haben eine harte Bedeckung, die jährlich der Häutung unterworfen iſt und nur in ſeltenen Fällen ſtellenweiſe oder faſt ganz dünn und weich bleibt, wie bei dem Wühlkrebs. Wahre Füße ſind nur fünf Paare vorhanden, die häufig ſämtlich oder zum Teil in eine zweifingerige Schere enden. Der Mund iſt mit vollſtändigen Kauwerkzeugen verſehen, welche durch ſehr kräftige Muskeln in Bewegung geſetzt werden und aus der Umwandlung von Füßen entſtanden ſind (Kaufüße). Die Kiemen liegen unter dem Kopfbruſtſtück. Die beiden Augen ſind zuſammengeſetzt und geſtielt und zuweilen von unverhältnismäßiger Größe. Es ſind Waſſertiere, die vorzüglich das Meer bewohnen. Die Bernhardskrebſe (ſ. d.) ſuchen wegen ihres weichen Hinterleibes leere Schneckenhäuſer ſich zur Wohnung aus, und der Wühlkrebs (Callianassa) lebt wegen der Weichheit ſeiner Bedeckung wie ein Wurm tief im Sande des Strandes vergraben. Zu den größten gehören der Hummer (ſ. d.) und einige Arten der Languſten oder Heuſchreckenkrebſe (Palinurus), von denen einige mit Einſchluß der ſehr langen Fühler bis 2 m lang werden. Einige beſonders ſüdlichere

Formen sind durch schöne Färbung ausgezeichnet. Viele, wie unsere gewöhnlichen Flußkrebse, die Hummer, Langusten, Garneelen u. a. m., sind als Nahrungsmittel gesucht und geschätzt. Versteinerte Arten finden sich ziemlich viele.

Der gemeine Krebs, Flußkrebs oder Edelkrebs (Astacus fluviatilis, s. Tafel: Krustentiere, Fig. 16) kommt in allen süßen Gewässern Europas und Kleinasiens vor. Er lebt in Uferhöhlen und geht nachts nach Nahrung aus, die besonders aus faulenden Stoffen, Larven und Würmern besteht. Man lockt ihn leicht durch starkriechende Substanzen auf die Netze und mästet ihn in Fischkästen mit Abfällen aller Art, besonders aus Schlachtereien. Im Nachsommer wechselt er die Schale. Die Weibchen tragen die Eier an den Wimpern der Bauchfüße unter dem Schwanze bis zur Entwickelung der Jungen herum.

Vgl. Vogt, «Die künstliche Fischzucht. Nebst einem Anhang über Krebszucht» (2. Aufl., Lpz. 1875), und Huxley, «Der Krebs» (Bd. 48 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1881).

Krebsgeschwür, s. unter Krebs.

Krebsotter, soviel wie Nörz (s. d.).

Krebspest nennt man eine in neuerer Zeit besonders in Mitteleuropa auftretende, ungemein verheerende epidemische Krankheit der Krebse, deren wahre Ursache, wenn man sie auch in verschiedenen parasitischen Organismen von vornherein suchte, bis vor kurzem unbekannt war. Erst R. Leuckart und A. Rauber zeigten, daß ein Pilz und zwar eine Saprolegniacee (Mycosis astacina) der Verderbenbringer ist. Wahrscheinlich dringt der junge Pilz durch die weichen Gelenkhäute zwischen den Leibesringen und Gliedmaßenstücken ein und zerstört durch sein rasches Wachstum die Gewebe, besonders aber die Muskulatur seines Wirtes. Vorläufig kennt man noch keine Gegenmittel.

Krebsspinnen, s. unter Arachniden.

Krebssteine, s. Krebsaugen.

Krebstiere, s. Krustentiere.

Krebswurz, s. unter Aronicum.

Kredenzbrief, oder Kredenzschreiben, s. Credentia.

Kredenzen (vom ital. credenza, d. h. eigentlich Glaube, Zuversicht, dann Probe, Versuch), Speisen und Getränke (zum Zeichen, daß dieselben nicht vergiftet sind) proben, vorkosten, wie es früher an Höfen durch Mundschenke und Vorschneider geschah; dann allgemein, namentlich von Getränken, sie in Weise des Mundschenks darreichen; Kredenztisch oder die Kredenz, Anrichtetisch, Büfett.

Kredibilität (frz.), Glaublichkeit, Glaubwürdigkeit.

Kredit (lat. creditum, das Geglaubte, Anvertraute) bedeutet das Vertrauen, daß eine Person, welche vermögensrechtliche Verbindlichkeiten für die Zukunft eingeht, dieselben erfüllen können und wollen werde. Der K. kann durch ein besonderes Unterpfand gestützt werden (Realkredit, s. d.), oder er ist bedingt durch die persönliche Eigenschaft des Schuldners, seine wirtschaftlichen Aussichten oder seine notorisch günstigen Vermögensverhältnisse (Personalkredit). Das Unterpfand ist entweder ein unbewegliches Vermögensobjekt, eine Hypothek, und in diesem Falle erscheint der K. als Hypothekar- oder Grund- oder Bodenkredit, wobei wirtschaftlich wieder die Unterscheidung von landwirtschaftlichem und städtischem Bodenkredit von Bedeutung ist; oder der Schuldner stellt ein bewegliches Pfandobjekt, ein Faustpfand, wodurch der sog. Lombardkredit entsteht, der besonders für den Waren- und Effektenverkehr von Bedeutung ist. Ein Teil des K., besonders des Hypothekarkredits, ist mittels barer Gelddarlehne entstanden, die dem Schuldner gewährt worden sind.

In vielen andern Fällen aber hat die Forderung des Gläubigers eine andere Grundlage, und von besonderer Wichtigkeit ist hier der Handelskredit, der durch den Güterumsatz entsteht, indem die Waren nicht sofort bar bezahlt, sondern von dem Käufer zu einem bestimmten Preise auf längern oder kürzern K. übernommen werden. Wenn man vielfach von einer Kreditwirtschaft spricht, die gegenwärtig immer mehr an die Stelle der Geldwirtschaft trete, so hat dies wesentlich nur die Bedeutung, daß der Warenumsatz, wenigstens im Großverkehr, immer mehr durch zweckmäßig organisierten K. ohne direkte Mitwirkung des baren Geldes vermittelt wird. (S. Clearing-House, Girovverkehr.) Das wichtigste Werkzeug dieses kommerziellen K. ist der Wechsel (s. d.). Neben dem Privatkredit hat in der neuern Zeit auch der öffentliche und besonders der Staatskredit eine großartige Ausdehnung gewonnen. (S. Anleihen, Staatsschulden.) Der Mißbrauch des K. liegt hauptsächlich darin, daß er häufig zu bloß konsumtiven Zwecken, zu unproduktiven Ausgaben, für welche das Einkommen des Schuldners nicht hinreicht, genommen wird. Auch die in Deutschland so verbreitete Borgwirtschaft im Kleinverkehr läuft größtenteils auf unwirtschaftlichen K. hinaus und wirkt auch nachteilig auf den Großverkehr zurück. Der Staatskredit ist ebenfalls häufig für unproduktive Zwecke angewandt worden, doch dient er in der neuern Zeit auch in großem Umfange zur Beschaffung von Mitteln, die zur Herstellung nachhaltig nutzbringender staatswirtschaftlicher Anlagen (wie Eisenbahnen, Kanäle u. s. w.) dienen sollen. Vgl. Nebenius, «Über die Natur und die Ursachen des öffentlichen K.» (2. Aufl., Karlsr. 1829); Knies, «Geld und K.» (2 Bde., Berl. 1873—76).

Kreditanstalten nennt man größere, von Gesellschaften, Genossenschaften oder öffentlichen Korperschaften, auch wohl vom Staate selbst, betriebene Geschäftsunternehmungen, welche die Vermittelung und Erleichterung des Kredits zum Zwecke haben. Hierher gehören vor allem die Banken (s. d.), und zwar sowohl die auf das Bedürfnis von Handel und Industrie berechneten, wie auch die Bodenkredit- und Hypothekenbanken; ferner aber auch die sog. Crédits mobiliers (s. d.). Zu den genossenschaftlichen K. gehören die auf dem Prinzip der Solidarhaft beruhenden Vorschußvereine nach dem Schulze-Delitzschschen System, die Raiffeisenschen Darlehnskassen (s. d.) und die auf Gegenseitigkeit begründeten landwirtschaftlichen Kreditvereine (s. d.). Öffentliche, vom Staate oder den Gemeinden errichtete und verwaltete K. sind namentlich die Pfand- oder Leihhäuser, welche die Unbemittelten bei zeitweiliger Geldverlegenheit vor den Wucherern schützen sollen. Auch die Deutsche Reichsbank wird, obwohl sie ihrem Kapital nach eine Privatanstalt ist, von Reichsbeamten verwaltet. Die Preußische Seehandlung, deren Geschäftskreis in manchen Punkten dem eines Credit mobilier entspricht, ist eine reine Staatsanstalt.

Kreditbillette, von Kaufleuten ausgestellte Schuldscheine über empfangene Waren mit dem Versprechen, an einem bestimmten Tage zu zahlen.

Kreditbrief oder Akkreditiv, s. unter Akkreditieren.

Kreditgenossenschaften, s. unter Genossenschaften.

Kreditieren (frz.), etwas auf Kredit (s. d.) geben, auch: einem Kredit geben.

Kreditiv oder Akkreditiv, s. unter Akkreditieren.

Kreditkrisen, s. Handelskrisen.

Kreditmasse, soviel wie Konkursmasse (s. d.).

Kreditor (lat.), Gläubiger; Gegensatz Debitor, Schuldner.

Kreditpapiere nennt man vorzugsweise diejenigen Schuldverschreibungen, die, wie z. B. die Staatspapiere und die Obligationen von Aktiengesellschaften, als Handelsgegenstände an der Börse gekauft und verkauft werden.

Kreditvereine sind Genossenschaften, welche, meistens auf Solidarhaft gestützt, Kapitalien heranziehen, um das Kreditbedürfnis ihrer Mitglieder zu befriedigen. Hierher gehören die gewerblichen Vorschußvereine (s. d.), die sog. «Landschaften» (s. d.) und andere landwirtschaftliche Genossenschaften. (S. Landwirtschaftlicher Kredit.)

Kreditversicherung, s. u. Versicherungswesen.

Kreditwirtschaft, s. Kredit.

Kredj, Negerstamm im östl. Centralafrika, im Süden Darfurs, im Norden der mit den Bagrimmas verwandten Bongo, von denen sie durch die Golo und Sjehre geschieden sind. Ihre nächsten nördl. Nachbarn sind die Baggára el-homr, ihre westlichen die Benda. Die K. sind das häßlichste der am östl. Bahr el-ghazal angesiedelten Völker. Sie sind plump und schwerfällig, von kleiner Statur, brachycephal, mit schwacher Kopfbehaarung, auffallend großen wulstigen Lippen, breitem Munde. Sie pflegen die Oberzähne spitz zuzufeilen, dagegen die untern Zähne unversehrt zu lassen. Die Hautfarbe ist kupferrot, bedeutend lichter als die der Bongo und Njamnjam. Entsprechend der Körperbildung sind auch die geistigen Anlagen der K. sehr unbedeutend und unentwickelt. Ihre Sprache zeigt mit keiner der in diesen Gegenden gesprochenen eine Verwandtschaft. Vgl. Schweinfurth, «Im Herzen von Afrika» (2 Bde., Lpz. 1874).

Kredulität (lat.), Leichtgläubigkeit, aber auch Gläubigkeit, daher Kredulitätseid, soviel wie Glaubenseid.

Krefeld oder Crefeld, kreiseximierte Fabrik- und Handelsstadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, liegt 6 km westlich vom Rhein, mit dem der projektierte Rhein-Maas-Kanal Verbindung herstellen soll, in einer flachen, wohlangebauten, stark bevölkerten Ebene, Station der Linien Neuß-Kleve-Zevenaar, K.-Rheydt, K.-Hochfeld und München-Gladbach-Ruhrort der Preußischen Staatsbahnen und ist Centralstation der Krefelder Industrie-Eisenbahn, welche die nahegelegenen, meist von Webern bewohnten Orte mit K. in Verbindung setzt, sowie der krefelder Straßen- und Lokalbahnen, welche die Stadt mit den Ortschaften Hüls, Fischeln, Bockum und der Hafenstadt Uerdingen verbinden und teils mit Dampf, teils mit Pferden betrieben werden. Die Stadt ist Sitz des Landratsamts für den Landkreis K., eines Amtsgerichts nebst Kammer für Handelssachen und Strafkammer, der Direktion der Krefelder Eisenbahn und zählt (1880) 73872 E. gegen 25897 im J. 1840. K. ist eine der schönsten Städte der Rheinlande und macht mit größtenteils modernen Häusern, meist breiten, geraden, sich rechtwinkelig kreuzenden Straßen, schönen Baumgängen und Anlagen einen sehr freundlichen Eindruck. Auf einem der zahlreichen öffentlichen Plätze erhebt sich zur Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871 eine in Bronze gegossene Germania-Statue von Walger und in den Anlagen das Denkmal Kaiser Wilhelms, des Komponisten der «Wacht am Rhein». Die Katholiken (54317, worunter 1200 Altkatholiken) haben drei, die Evangelischen (17916) zwei, und die Mennoniten eine Kirche, die Israeliten (1532) eine Synagoge. Der Rathaussaal enthält einen Cyklus von vier großen und mehrern kleinern Wandgemälden (Befreiung Deutschlands vom Römerjoch unter Armin) von P. Janssen. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium, ein Realgymnasium, eine Realschule, die königl. Webeschule, eine höhere Mädchenschule, eine Bürger-Mädchenschule. Den unter der städtischen Armenverwaltung stehenden Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten und einigen andern gemeinnützigen Einrichtungen ist ein Vermächtnis des 1863 zu K. gestorbenen Rentiers C. de Greiff, dem die Stadt eine Ehrensäule gesetzt hat, im Betrage von 458000 Thlrn. zugefallen. K. ist der Hauptsitz der deutschen Seidenindustrie, welche hier durch die im 17. und 18. Jahrh. aus den Nachbarstaaten vertriebenen Reformierten und Mennoniten gegründet worden ist, und der mit ihr verknüpften Seidenfärberei. Über 140 größere und kleinere Fabriken, die etwa 35000 Webstühle in der Stadt und ihrer Umgebung beschäftigen, versenden ihre verschiedenartigen Seidenstoffe, Samte und Samtbänder mit einem jährlichen Umschlage von 80 bis 85 Mill. Mark bis in die fernsten Teile der Erde. Die Seidentrocknungsanstalt zu K. konditionierte jährlich etwa 500000 kg Rohseide. Nicht unerheblich ist auch der Handel in Chappe, Baumwolle, Farb- und Kolonialwaren, Steinkohlen, den in K. selbst fabrizierten Maschinen, Chemikalien und Strumpfwaren. Industrie und Handel fördern eine Handelskammer und eine Reichsbankstelle.

K. wird urkundlich zuerst 1166 und seit etwa dem 13. Jahrh. als ein 1361 durch Kaiser Karl IV. mit Markt- und 1373 mit Stadtrechten ausgestatteter Allodialbesitz der Grafen von Mörs vielfach genannt. Nach dem Aussterben der Grafen (1600) fiel der Ort mit der Grafschaft Mörs an den Prinzen Moritz von Nassau-Oranien, der ihn auf seine Nachfolger vererbte, bis er nach dem Tode Wilhelms III. (1702), Königs von England, an die Krone Preußen gelangte. Mit Ausnahme der Jahre der franz. Herrschaft (1794—1814) ist es seitdem bei Preußen verblieben. Am 23. Juni 1758 erfocht Herzog Ferdinand von Braunschweig bei K. über die Franzosen unter Graf Clermont einen Sieg, zu dessen Andenken 1858 auf dem Schlachtfelde ein Denkmal errichtet wurde. Vgl. Keussen, «Die Stadt und Herrlichkeit K.» (Krefeld 1859).

Der Landkreis Krefeld zählt auf 165 qkm (1880) 31749 überwiegend kath. E.

Kreglingen, Stadt in Württemberg, Jagstkreis, Oberamt Mergentheim, an der Tauber, zählt (1880) 1332 E., welche Weinbau treiben. In der Nähe steht die 1384—89 erbaute Herrgottskirche, früher Wallfahrtskirche, mit schönem Hochaltar.

Krehl (Christoph Ludolf Ehrenfried), deutscher Orientalist, geb. 29. Juni 1825 zu Meißen, studierte in Leipzig, Tübingen und Paris orient.,

hauptsächlich semit. Sprachen, lebte dann ein Jahr in Petersburg und wurde Juli 1852 als Sekretär an der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden angestellt. Ostern 1861 wurde K. als außerord. Professor der orient. Sprachen und Bibliothekar der Universitätsbibliothek nach Leipzig berufen und 1869 zum ord. Professor und Oberbibliothekar daselbst ernannt. Seine bedeutendsten Arbeiten sind: «De numis muhammedanis in numophylacio Regio Dresdensi asservatis commentatio» (Lpz. 1856), die Ausgabe eines Teils der Geschichte der span. Araber von al-Makkari («Analectes sur l'histoire et la littérature des Arabes d'Espagne, par al-Makkari», Bd. 1 u. 2, Leid. 1855 fg.), des arab. Textes der Traditionssammlung von al-Buchâri («Recueil des traditions musulmanes par el-Bokhâri. Texte arabe», 3 Bde., Leid. 1862—72) und die in türk. Text und deutscher Übersetzung veröffentlichte Schrift des Omar ben-Suleimân: «Erfreuung der Geister» (Lpz. 1848). Auf die Religionsgeschichte beziehen sich die Schriften: «Über die Religion der vorislam. Araber» (Lpz. 1863), «Über die koranische Lehre von der Prädestination» (Lpz. 1870), «Beiträge zur Charakteristik der Lehre vom Glauben im Islâm» (Lpz. 1877), «Das Leben des Muhammed» (Lpz. 1884).

Kreibitz, Stadt im nördl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Rumburg, mit 2555 E. deutscher Zunge, liegt nahezu an der Wasserscheide zwischen Elbe und Oder in schöner Gegend. K. gilt als der Ausgangspunkt der böhm. Glasindustrie. Hier soll schon im 12. Jahrh. eine Glashütte der Herren von Tollenstein bestanden haben; in dem benachbarten Oberkreibitz wurde schon 1504 eine noch bestehende Glashütte errichtet. Auch hat K. Leinen- und Baumwollzwirnfabriken. Unfern von K. liegen Kreibitz-Neudörfel (1627 E., Station der Linien Bakov-Rumburg und K.-Neudörfel-Warnsdorf der böhm. Nordbahn), Niederkreibitz (1815 E.) und Oberkreibitz (1916 E.).

Kreide ist ein erdiger und milder, abfärbender, im reinsten Zustande ganz weißer Kalkstein, welcher in seinen kleinsten Teilchen, wie zuerst Ehrenberg nachwies, aus mikroskopischen Kügelchen und elliptischen Scheibchen von kohlensaurem Kalk und aus Schalen von Foraminiferen besteht. Doch ist dieser kohlensaure Kalk nicht, wie früher angenommen, amorph, sondern krystallinisch, wie die Untersuchung von Kreidestaub in polarisiertem Licht erweist. Der Name K. kommt wahrscheinlich von der Insel Kreta her, welche sie in großer Menge und von besonderer Güte liefert. Sie ist in England, Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Dänemark und andern Ländern sehr verbreitet und bildet oft ganze Bergreihen, wie in England, oder schroffe Felsen, wie auf Rügen. Dunkelgefärbte Feuersteine sind gewöhnlich in zerstreuten Knollen oder in Lagern in der K. eingebettet. Vielfach enthält die K. thonige Teilchen in sich (mergelige K.) oder grünliche Körnchen von Glaukonit. Man gebraucht sie zum Kalkbrennen, zum Schreiben, mit Leim vermischt als Farbe und zum Polieren des Silbers und anderer Metalle; ferner zur Verfertigung des Spiegelglases, des Réaumurschen Porzellans, der Schmelztiegel, als Grundlage auf Holz bei Vergoldungen, als Düngemittel auf thonigen Äckern, in der Chemie zur Entwickelung der Kohlensäure u. s. w. Die meiste K. für den Handel liefern England und Dänemark. Die weiße K. ist nur in Ablagerungen einer bestimmten geolog. Periode bekannt. (S. Kreideformation.) Vgl. Zittel, «Die K.» (Berl. 1876).

Kreideformation oder Cretacëische Formation nennt man nach dem auf sie beschränkten Auftreten der Schreibkreide (s. Kreide) den sehr mannigfach zusammengesetzten obersten Schichtenkomplex der mesozoischen Formationsgruppe. (S. Formation und Geognosie.) An seinem Aufbau nehmen in der einen Gegend namentlich Grünsande und Schreibkreide, in der andern Kalksteine, Mergel und plastische Thone, in noch andern Gebieten (sächs.-böhm. Schweiz) fast ausschließlich Quadersandsteine teil. Aus letzterm Grunde hat man sie auch wohl Quaderformation genannt. Bei einer derartigen so außerordentlich schwankenden und wechselvollen petrographischen Zusammensetzung liegt das Bezeichnende auch für diese Formation in den organischen Resten, welche sie in großer Fülle einschließt. Besonders charakteristisch für sie ist das Vorkommen der ersten Laubhölzer (z. B. Credueria, Salix, Acer, Ficus), ferner die formenreiche Entwickelung der Seeschwämme, sowie der Seeigel, Austern und der sog. Krüppelformen der Ammoneen (z. B. Crioceras, Scaphites, Baculites, Turrilites). Ganz auf die K. beschränkt ist das Vorkommen der Hippuriten und der meisten Inoceramen. Gleichzeitig erscheinen die ersten echten Knochenfische, die in der Jetztwelt unter den Fischen dominieren. Die Reptilien sind namentlich durch den schlangenartigen Mosasaurus und Iguanodon, in Nordamerika durch riesige Arten von Dinosauriern vertreten; dort kommen Skelette von Vögeln vor, welche Zähne in den Kiefern tragen und deshalb Odontornithen genannt werden.

Kreidemanier, s. unter Kupferstechkunst.

Kreiden nennt man beim Zeugdruck das Passieren der mit Säuren oder sauren Salzen bedruckten Stoffe durch Kreidebäder, welches entweder die Neutralisation der Säure oder die Abscheidung von Metalloxydhydraten aus den aufgedruckten Salzen bezweckt. Weiße Tuche oder Leder von Uniformstücken werden gekreidet, um ihnen ein rein weißes Aussehen zu geben.

Kreidepapier, Glacépapier (frz. papier porcelaine, engl. enamelled paper), ein zu Adreß- und Visitenkarten verwendetes Papier, das mit einem mehrmaligen Bleiweiß- oder Zinkweißanstrich versehen, getrocknet und hierauf geglättet (satiniert) wurde. Eine andere Art K., auch Metallique-papier genannt, auf welchem mit Stiften aus einer Zinnbleilegierung so geschrieben werden kann, daß Gummi die Schrift nicht wegnimmt, erhält man dadurch, daß gutes Velinpapier auf beiden Seiten mit Kalkmilch bestrichen, getrocknet und satiniert oder auch nur mit geschlämmter Kreide abgerieben wird.

Kreieren (lat.), erschaffen, schaffen, ins Leben rufen, erwählen, ernennen; speziell in der Theatersprache; eine Rolle kreieren (in einem neuen Theaterstück), sooiel wie dieselbe zuerst darstellen.

Kreil (Karl), verdienter Meteorolog und Astronom, geb. 4. Nov. 1798 zu Ried im Innviertel, studierte zu Wien die Rechte und Astronomie. Von 1826 bis 1830 war er Assistent an der Sternwarte zu Wien, dann Eleve an der Sternwarte zu Mailand, bis er 1838 als Adjunkt an die Sternworte zu Prag kam, deren Direktor er 1845 wurde. Im Juli 1851 erfolgte seine Berufung nach Wien als Direktor der von ihm zu errichtenden Centralanstalt

für Meteorologie und Erdmagnetismus. In dieser Stellung starb er zu Wien 21. Dez. 1862.

K. erwarb sich um die Meteorologie und die Lehre vom Erdmagnetismus große Verdienste. Bereits 1836—38 führte er zu Mailand eine Reihe von Beobachtungen über den Erdmagnetismus aus, deren Resultate in zwei Bänden als Supplemente zu den mailänder «Effemeridi astronomiche» erschienen. Ähnliche Beobachtungen begann er auch im Verein mit andern an der Sternwarte zu Prag, die ebenfalls veröffentlicht (11 Bde., Prag 1839—50) wurden. Hierauf gab er heraus «Magnetische und geogr. Ortsbestimmungen in Böhmen» (Prag 1846), «Magnetische und geogr. Ortsbestimmungen im österr. Kaiserstaate» (5 Bde., Wien 1846—51) und die Schrift «Über den Einfluß der Alpen auf die Äußerung der magnetischen Erdkraft» (Wien 1850). Die zu Wien in der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus angestellten Beobachtungen machte er in den «Jahrbüchern» dieser Anstalt (Bd. 1—8, Wien 1851—61) bekannt. Seine Beobachtungen über die Kometen legte K. unter anderm in den «Cenni storici e teoretici sulle comete» (Mail. 1832), «Über den großen Kometen von 1843» (Prag 1843) und «Über die Natur und Bewegung der Kometen» (Prag 1843) nieder. Außerdem veröffentlichte er noch Schriften über den Einfluß des Mondes auf die Erde.

Kreis (circulus) heißt in der Geometrie die krummlinige Figur, welche von einer Kreislinie eingeschlossen wird. Die letztere ist eine in sich selbst zurücklaufende ebene krumme Linie, deren Punkte sämtlich von dem Mittelpunkte oder Centrum gleichweit entfernt sind. Eine gerade Linie vom Mittelpunkt nach der Kreislinie, welche letztere auch Umfang oder Peripherie des K. genannt wird, heißt ein Halbmesser oder Radius. Da eine solche den Abstand der Peripherie vom Mittelpunkt mißt, so sind alle Halbmesser eines K. einander gleich. Jede gerade Linie, welche zwei Punkte einer Kreislinie verbindet, heißt eine Sehne oder Chorde; geht sie durch den Mittelpunkt, so heißt sie ein Durchmesser oder Diameter. Da nun jeder Durchmesser aus zwei Halbmessern besteht, so sind auch alle Durchmesser eines K. einander gleich. Eine den K. treffende gerade Linie heißt eine Tangente oder Berührende, sobald sie, auch beliebig verlängert, mit dem K. nur einen einzigen Punkt gemein hat; sie steht dann immer auf dem nach diesem Punkte gezogenen Halbmesser senkrecht. Dagegen heißt eine den K. schneidende, d. h. den Umfang desselben in zwei Punkten treffende gerade Linie eine Sekante. Ein Stück der Kreislinie heißt ein Bogen. Ein Stück des K. heißt Kreisabschnitt oder Segment, wenn es von einer Sehne und einem Bogen eingeschlossen ist, dagegen Kreisausschnitt oder Sektor, wenn es von zwei Halbmessern und einem Bogen eingeschlossen ist. Die Größe eines K. hängt von der Größe seines Halb- oder Durchmessers ab, und das Verhältnis des Durchmessers zur Peripherie ist für alle K. dasselbe. Die Aufgabe, das gedachte Verhältnis zu finden und damit die Kreislinie zu rektifizieren, d. h. in eine gerade Linie zu verwandeln, ist für die Geometrie von großer Wichtigkeit, und schon die alten Geometer, z. B. Archimedes, haben ihre Lösung begonnen. Sie hängt mit der Aufgabe zusammen, die Quadratur des K. zu finden, d. h. den K. in ein Quadrat zu verwandeln oder den Inhalt des K. zu bestimmen. Dieser wird nämlich durch das Produkt aus dem halben Umfange in den Halbmesser ausgedrückt, und demnach hat der Durchmesser dasselbe Verhältnis zur Peripherie wie ein Quadrat, dessen Seite dem Halbmesser gleich ist, zum Inhalt des K. Dieses Verhältnis ist aber irrational, d. h. durch gebrochene Zahlen nicht genau ausdrückbar; es ist sogar nicht eine Wurzel einer ganzzahligen Gleichung, also nicht konstruierbar. Setzt man den Durchmesser gleich 1, so ist der Umfang auf 10 Decimalstellen 3,1415926536; mit dieser Verhältniszahl, welche gewöhnlich mit dem griech. Buchstaben π bezeichnet wird, muß man den Durchmesser multiplizieren, um den Umfang, ferner das Quadrat des Halbmessers, um den Inhalt eines K. zu berechnen. Die vorhin angegebenen 10 Decimalstellen fand der Franzose Franz Vieta um 1580; später berechneten die merkwürdige Zahl genauer Adrianus Romanus aus Löwen (gest. 1616) bis auf 15, Ludolf van Ceulen, von dem sie die Ludolfsche Zahl genannt wurde (von 1586 an), auf 35, der Engländer Abraham Sharp (um 1706) auf 72, Machin (bald nachher) auf 100, der Franzose Thomas Lagny (um 1719) auf 127, der Deutsche Georg Vega (1793) auf 140 Bruchstellen. In einem Manuskript der Radcliffeschen Bibliothek zu Oxford hat man sie bis auf 156 Stellen berechnet gefunden, und 1844 hat der Kopfrechner Zacharias Dase die Zahl bis auf 200 Decimalstellen berechnet. Archimedes fand die Näherungsverhältnisse 7 zu 22 und 71 zu 223, von denen das eine den Umfang zu klein, das andere zu groß gibt; eine größere und zwar steigende Genauigkeit haben die Verhältnisse 106 zu 333, 113 zu 355, 33 102 zu 103 993 u. s. w.

Kreis, in administrativer Hinsicht, heißen in mehrern deutschen Staaten diejenigen Glieder der allgemeinen Landeseinteilung, in denen die Vollgewalt des Staats über die Gemeinden in unterster Instanz zum Ausdruck kommt. In Württemberg ist K. dagegen gleichbedeutend mit Regierungsbezirk. Anderwärts bedient man sich für K. der Bezeichnung Bezirk (z. B. in Österreich) oder Amtsbezirk, worunter man in manchen Ländern mit Kreiseinteilung eine halb administrative, halb kommunale Zusammenfassung von Gemeinden versteht, ferner Arrondissement in Frankreich, Ujesd und Otkrug in Rußland, Shires oder Grafschaften in Britannien, Län in Schweden, Liwa in der Türkei, Komitat in Ungarn u. s. w. Mit der polit. Einteilung in K. pflegt die Justiz-, seltener die kirchliche Einteilung übereinzustimmen; auch steht meistens dem Organ der Staatsregierung ein aus der Bevölkerung gewählter Vertretungskörper zur Seite. (S. Kreisordnung.) Die älteste Einteilung in K. erhielt Deutschland von Albrecht II., der zu besserer Handhabung des Landfriedens und zur Gerichtsvollziehung das ganze Reich mit Ausnahme von Böhmen und Österreich in sechs K., an deren Spitze jedesmal ein Kreishauptmann stehen sollte, zu teilen beabsichtigte. Da er jedoch vor der Ausführung starb, so kam dieselbe erst 1500 unter Maximilian I. zu Stande. Die K. waren: der bayrische, schwäbische, fränkische, rheinische (nachher oberrheinische), westfälische und sächsische (nachher niedersächsische), zu denen 1512 der niederrheinische, obersächsische, österreichische und burgundische kamen.

Kreisabschnitt und **Kreisausschnitt**, s. unter Kreis (geometr.).

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

Kreiſcha (d. i. Kreuzdorf), Marktflecken in der ſächſ. Kreishauptmannſchaft Dresden, Amtshauptmannſchaft Dippoldiswalde, an der Lungwitz, mit (1880) 1567 E., hat eine Kaltwaſſerheilanſtalt und iſt Mittelpunkt der Strohflechterei. Unterhalb K. liegt der reizende Lockwitzer Grund.

Kreiſelbewegung, ſ. Gyralbewegung.

Kreiſelpumpe oder Centrifugalpumpe, ſ. unter Pumpen.

Kreiſelrad, ſ. Turbine.

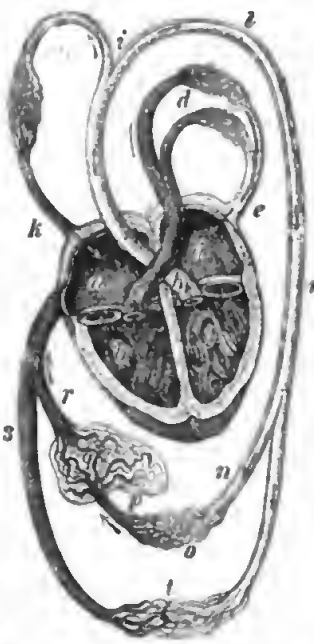
Kreiſelſchnecken (Trochidae) heißt eine Familie der ſchildkiemigen Mollusken (ſ. Schildkiemer) mit ſpiraligen, kreiſel- oder turmförmigen Schalen, die innen ſchön perlmutterig glänzen, außen meiſt bunt gefärbt ſind; die Mündung iſt ganzrandig, ohne Ausſchnitt, der Deckel iſt ſpiralig und die Mündung vollſtändig verſchließend, entweder dick, kalkig mit wenig, oder dünn und hornig mit vielen Spiraltouren. Der Fuß der K. erſcheint verbreitert und iſt mit bunten Franſen und Anhängen beſetzt. K. gibt es in allen Meeren, in den tropiſchen ſind ſie zahlreicher, größer und bunter; manche von ihnen werden gegeſſen. Auch foſſil finden ſich viele K. und zwar vom Silur an.

Kreisfliegen, Vögelordnung, ſ. Taube.

Kreiskiemer (Cyclobranchia) werden die Mollusken genannt, deren Kiemen ſich an beiden Körperſeiten in einer zwiſchen Fuß und überragendem Mantelrand verlaufenden Furche befinden. Ihre Schale iſt nicht gewunden. Hierher gehören die Napfſchnecken (ſ. d.) und die Käferſchnecken (ſ. d.).

Kreislauf des Blutes (circulatio sanguinis) nennt man die von William Harvey (ſ. d.) 1619 entdeckte ununterbrochene Bewegung des Blutes durch den Körper, welche inſofern als ein Kreislauf bezeichnet werden kann, als das Blut aus dem Herzen nach allen Teilen des Körpers hinfließt und von dieſen wieder nach jenem zurückkehrt. (S. Herz.) Aus der linken Herzkammer ſtrömt das Blut zunächſt in die große Schlagader (arteria aorta), und zwar in den Teil derſelben, welcher der aufſteigende (aorta ascendens) genannt wird, ungefähr 28 mm im Durchmeſſer hat und unmittelbar am Herzen einige Zweige zur Ernährung der Herzſubſtanz ſelbſt abgibt. Nicht weit über ihrem Austritt aus dem Herzen bildet die Aorta (ſ. d.) einen Bogen (arcus aortae), deſſen Konvexität nach oben gekehrt und die Urſprungsſtelle der «ungenannten» Arterie (arteria anonyma), die ſich ſehr bald wieder in die rechte Kopfſchlagader (carotis dextra) und die rechte Schlüſſelbeinader (arteria subclavia dextra) ſpaltet, ſowie der linken Kopfſchlagader (carotis communis sinistra) und der linken Schlüſſelbeinarterie (arteria subclavia sinistra) iſt. Nachdem ſo die Aorta das Blut, welches für den Kopf und die obern Extremitäten beſtimmt iſt, abgegeben hat, geht ſie in ihren abſteigenden Teil (aorta descendens) über, welcher längs der Wirbelſäule mit verhältnismäßig kürzerm und ſich nach Abgabe vieler Arterienäſte immer mehr verkürzendem Durchmeſſer erſt als Bruſtaorta (aorta thoracica) und dann unterhalb des Zwerchfells als Bauchaorta (aorta abdominalis) bis in das Becken hinabſteigt, wo er ſich endlich in zwei Hauptäſte, die beiden gemeinſchaftlichen Hüftarterien (arteriae iliacae communes), ſpaltet, welche das Blut zu den untern Extremitäten führen. Die Arterien (ſ. d.) teilen ſich nach und nach in immer kleinere Zweige, bis ſie, alle unter der Haut liegenden Teile des Körpers durchdringend, in die Haargefäße (ſ. d.) übergehen, in denen die eigentliche Ernährung des Körpers, die Verwandlung eines durch die Haargefäßwände hindurchgeſchwitzten Teils des Blutes in die Maſſe des Organs, welches er berührt, ſtattfindet.

Aus den Haargefäßen geht das Blut wieder in die durch Zuſammentreten mehrerer Zweige immer umfangreicher werdenden Venen (ſ. d.) über, deren Hauptſtämme meiſt an der Seite der Arterien verlaufen, und ſammelt ſich zuletzt faſt vollſtändig in der obern und der untern Hohlvene (vena cava superior et inferior), von denen die obere aus dem Kopfe, die untere aus dem Körper kommt, welche beide nebſt den Herzvenen (venae cardiacae) in die rechte Vorkammer des Herzens einmünden. (S. die Tafel: Blutgefäße des Menſchen.) Das aus den Bauchorganen (Darm, Milz) abfließende Blut ſammelt ſich in der Pfortader (vena portae), und dieſe löſt ſich in der Leber nochmals in ein Haargefäßſyſtem auf, ehe ſich dieſes Blut in die untere Hohlvene ergießt. Aus der rechten Vorkammer tritt nun das Blut in die rechte Herzkammer, von da durch die Lungenarterien in die Lungen, aus dieſen, nachdem es mit der daſelbſt befindlichen atmoſphäriſchen Luft in Berührung gekommen und dadurch wieder in vollkommenes arterielles, d. h. ſauerſtoffhaltiges Blut verwandelt worden iſt, durch die Lungenvenen in die linke Vorkammer und von da endlich wieder in die linke Herzkammer, um aufs neue den Kreislauf zu beginnen. Zur beſſern Veranſchaulichung des Blutumlaufs diene die nebenſtehende ſchematiſche Figur, in welcher durch Pfeile die Richtung des Blutlaufs angegeben iſt; a bezeichnet die rechte Vorkammer, b die rechte Kammer des Herzens, c die Lungenpulsader, d das Haargefäßſyſtem der Lungen, e die Lungenblutader, f die linke Vorkammer, g die linke Herzkammer, h die Aorta, i die Schlagadern und k die Blutadern der obern Körperhälfte, l den Bogen und m den abſteigenden Teil der Aorta, n die Bauchaorta, o das Haargefäßnetz des Darmkanals, p die Pfortader mit q den Haargefäßen derſelben in der Leber, r die Leberblutadern, s die untere Hohlader, t das Haargefäßſyſtem der untern Extremitäten.



Man unterſcheidet gewöhnlich den großen oder Körperkreislauf und kleinen oder Lungenkreislauf. Erſterer, welcher drei Viertel der geſamten Blutmaſſe faßt und in der obigen Figur durch die Pfeile in der Richtung g h l m s i k a angedeutet iſt, bezeichnet den zuerſt beſchriebenen Lauf

des Blutes aus der linken Herzkammer durch alle Teile des Körpers in das Herz zurück, letzterer (mit ungefähr einem Viertel der gesamten Blutmenge) den Lauf aus der rechten Vorkammer durch die rechte Herzkammer, die Lungen und die linke Vorkammer bis in die linke Herzkammer (b c d e f der obigen Figur). Der eben geschilderte Kreislauf des Blutes ist ununterbrochen, sodaß das ganze Gefäßsystem immer mit Blut gefüllt und kein leerer Raum darin zu finden ist. Die Bewegung dieses zusammenhängenden Blutstroms geschieht durch Zusammenziehen des Herzens und der Arterien, indem gleichzeitig durch die Klappen im Herzen und in den Venen rückgängige Bewegungen des Blutes verhindert werden.

Die Zeit, binnen welcher der Kreislauf sich einmal vollendet, also ein Blutteilchen an dieselbe Stelle zurückgekehrt ist, von welcher es ausging, ist bei verschiedenen Tieren ungleich und zunächst von der Größe des Tieres abhängig. Beim Pferde z. B. vollendet er sich in 25—30 Sekunden, beim Hunde in 15, beim Menschen in etwa 23 Sekunden; durch 26—28 Pulsschläge wird das Blut einmal durch den ganzen Körper getrieben. Die Geschwindigkeit des Blutes ist an den Stellen größer, wo das Strombett enge ist (in den großen Arterien und Venen), geringer da, wo das Bett sehr in die Breite geht; in den Haargefäßen am geringsten. In diesen letztern rückt das Blut in der Sekunde nur um $^1/_2$ mm fort, in der Carotis dagegen um 300 mm in der Sekunde. Aus der kurzen Zeit, welche zur Vollendung eines Kreislaufs erforderlich ist, erklärt sich einerseits die fast augenblickliche Wirkung mancher direkt in das Blut eingespritzten Gifte, z. B. der Blausäure, der Strychninlösung u. a., andererseits die Schnelligkeit, mit welcher bei Verletzung der dem Herzen nahegelegenen Blutgefäße der Tod durch Verblutung erfolgt.

Im Fötus ist der Kreislauf des Blutes ein wesentlich anderer als beim Geborenen. Jener atmet noch nicht und nimmt noch keine Speise in den Darmkanal auf; alles Ernährungsmaterial wird ihm daher vom mütterlichen Körper, und zwar durch Vermittelung der Placenta oder des Mutterkuchens (eine Gefäßausbreitung auf der Wand der Gebärmutter) zugeführt. Aus dem Mutterkuchen ergießt sich nun das Blut durch die Nabelvene und den Nabel in den Bauch des Fötus und geht hier teils durch die Leber, teils direkt in die untere Hohlvene. Aus dem rechten Herzen strömt sodann das Blut durch eine große ovale Öffnung (foramen ovale) in der Wand der Vorhöfe sofort in das linke Herz, wird dann durch den Körper (nur zu einem kleinern Teil durch die noch nicht aufgeblähten Lungen) getrieben und gelangt durch den Nabel und zwei Nabelarterien, welche mit der Nabelvene im Nabelstrang liegen, wieder zum Mutterkuchen. Die treibende Kraft übt auch beim Fötus das Herz aus.

Kollateral- oder Seitenkreislauf nennt man den nach Unterbindung oder Verstopfung einer größern Schlagader sich entwickelnden Kreislauf des Blutes. Wird z. B. die Hauptschlagader eines Gliedes wegen einer heftigen Blutung unterbunden, so wird das Blut nun mit größerer Kraft und in größerer Menge oberhalb des durch die Unterbindung gebildeten Gerinsels (Thrombus) in die Seitenäste des verstopften Gefäßes eingetrieben und gelangt nun vermöge der zahlreichen miteinander kommunizierenden Verzweigungen (s. Anastomose) auf Seitenwegen zu dem Teile, der eigentlich von dem verschlossenen Gefäß versorgt werden sollte. Die genaue Kenntnis der Kollateralgefäße ist deshalb für den Chirurgen von Wichtigkeit. Vgl. Fick, «Der Kreislauf des Blutes» (Berl. 1872).

Kreislauf des Stoffs, s. Stoffwechsel.

Kreisordnung heißt das preuß. Gesetz vom 13. Dez. 1872, welches im wesentlichen den halbhundertjährigen Kampf der feudalen mit der liberalen Partei abgeschlossen hat. Die ältere Kreisverfassung mit ihrer ständischen Gliederung, dem unverhältnismäßigen Überwiegen des Großgrundbesitzes in der Kreisversammlung und dem geringen Einfluß der letztern genügte längst nicht mehr den Bedürfnissen der Bevölkerung. Aber erst nach langjährigen Vorberatungen im Schoße des Ministeriums, schwierigen Verhandlungen im Hause der Abgeordneten und starker Beeinflussung des Herrenhauses gelang es, den Entwurf zum Gesetze zu erheben; wie dasselbe vorliegt, ist es ein Kompromiß der Parteien, aus dem alsdann weiter unter Festhaltung seiner Grundgedanken die neue organische Gesetzgebung des preuß. Staats teils hervorgegangen, teils angebahnt ist. (S. Provinzialordnung und Verwaltungssachen.) Das Gesetz erstreckte sich zunächst nur auf die Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg mit Berlin, Pommern, Schlesien und Sachsen und kann durch königl. Verordnung in Posen oder Teilen dieser Provinz in Kraft gesetzt werden. Jeder Kreis bildet nach dem genannten Gesetz einen Kommunalverband zur Selbstverwaltung seiner Angelegenheiten mit den Rechten einer Korporation; Städte mit mindestens 25000 Civilpersonen dürfen einen Kreisverband (Stadtkreis) für sich bilden. Die Kreisangehörigen sind zur Annahme unbesoldeter Ämter und zur Aufbringung von Abgaben für die Kreisbedürfnisse durch Zuschläge zu den direkten Staatssteuern, namentlich zur Klassen- und Einkommensteuer verpflichtet; der Fiskus darf mit einer stärkern Quote der Grund- und Gebäudesteuer herangezogen werden. Jeder Kreis ist zum Erlaß statutarischer Anordnungen und von Reglements über besondere Einrichtungen befugt. An der Spitze der Verwaltung steht der auf Vorschlag der Kreisversammlung vom König ernannte Landrat als Organ der Staatsregierung und Vorsitzender des Kreistags und Kreisausschusses; ein Kreissekretär ist ihm beigegeben, und zwei gewählte Kreisdeputierte, bei kurzer Behinderung auch der Kreissekretär, können ihn vertreten. Der Kreistag, welcher den Kommunalverband vertritt und mindestens zweimal jährlich berufen werden muß, besteht aus mindestens 25 Mitgliedern, an denen die Stadtgemeinden nach ihrem Bevölkerungsanteil bis zur Hälfte oder einem Drittel beteiligt sind, während der Rest gleichmäßig auf den Wahlverband der Landgemeinden und die mit mindestens 150 bis 450 Mark staatlicher Grund- und Gebäudesteuer belegten ländlichen Grundbesitzer entfällt; die Wahlen erfolgen durch Wahlmänner auf sechs Jahre. Ein vom Kreistag erwählter Kreisausschuß von sechs Mitgliedern nebst dem Landrat ist zur Verwaltung der Kreisangelegenheiten und zur Wahrnehmung von Geschäften der allgemeinen Landesverwaltung bestellt. Glieder des Kreises sind die Städte und Amtsbezirke, in welche letztern die Landgemeinden und selbständigen Gutsbezirke eingeteilt sind. Die Verwaltung des Amtsbezirks

führen der auf Vorschlag des Kreistags vom Oberpräsidenten der Provinz ernannte unbesoldete Amtsvorsteher, welcher zugleich Polizeiobrigkeit ist, oder sein Vertreter und der Amtsausschuß als Vertretung der Gemeinden und Gutsbezirke. Für den Bereich eines selbständigen Gutsbezirks ist dessen Besitzer oder ein von ihm bestellter Vertreter zu den Pflichten und Leistungen verbunden, welche gleichzeitig den Landgemeinden obliegen. In letztern besteht der Gemeindevorstand aus dem Gemeindevorsteher und mindestens zwei Schöffen, die von der Gemeindevertretung auf sechs Jahre erwählt werden. Die K. hat sich gut bewährt und wird allmählich, mit einigen durch die besondern Verhältnisse anderer Provinzen bedingten Abänderungen, im ganzen Staatsgebiete zur Einführung gelangen. Für die Provinz Hannover ist dies bereits durch das am 1. April 1885 in Kraft tretende Gesetz vom 6. Mai 1884 angeordnet und zwar unter Fortlassung der Amtsbezirke und Abänderung der bisherigen Kreiseinteilung. Für die Provinzen Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau steht die Vorlage einer K. nahe bevor, und im Kreise Herzogtum Lauenburg ist durch das Gesetz vom 23. Juni 1876 der Landeskommunalverband, in welchem Ritter- und Landschaft vertreten sind, auch nach der Vereinigung mit Preußen beibehalten worden. Die K. ist in einem Teile ihrer Bestimmungen durch das Zuständigkeitsgesetz vom 26. Juli 1876 und das Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 abgeändert worden.

Kreisprozeß oder **Kreisvorgang** nennt man in der Wärmelehre jede Reihe von Zustandsänderungen eines Körpers, welche denselben schließlich wieder in den Anfangszustand (auf dieselbe Temperatur, dasselbe spezifische Volumen und denselben spezifischen Druck) zurückbringen. Die K. sind entweder umkehrbare oder nicht umkehrbare. Bei den erstern läßt sich die Reihe von Zustandsänderungen auch in entgegengesetzter Folge einhalten; bei den letztern aber nicht. Der umkehrbare K. findet bei den thermodynamischen Maschinen (calorischen und Dampfmaschinen) Anwendung.

Kreissäge, s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, Bd. IX, S. 350[a].

Kreisschere, soviel wie Cirkularschere (s. d.).

Kreisschupper (Cycloidei) heißen die Knochenfische (s. d.), welche dünne, weiche Schuppen mit ungezähneltem Hinterrande haben.

Kreisteilmaschine, s. unter Teilmaschine.

Kreistruppen (deutsche) wurden 1681 durch Reichsschluß an Stelle der vorher von den Reichsständen zu stellenden Kontingente in Stärke von 28000 Mann Fußvolk und 12000 Reitern nebst Artillerie errichtet; doch waren dies keine stehenden Truppen. Den Befehl über die K. führte die von den Kreistagen oder den Direktorien bestellte Kreisgeneralität, die Offiziere der einzelnen Regimenter wurden nach bestimmter Ordnung von den Kontingentsherren ernannt. An der Spitze des ganzen Heeres stand die Reichsgeneralität. Die Frage, ob der Kaiser oder der Reichstag den obersten Befehlshaber zu ernennen habe, war nie endgültig entschieden. (S. Deutsches Heerwesen, Bd. V, S. 111[b].)

Kreistruppen (russische) heißen in Rußland die zum Dienste im Innern des Reichs, namentlich für den Sicherheitsdienst und zur Begleitung von Gefangenentransporten bestimmten Truppen, deren Zahl in neuester Zeit vermindert worden ist, um die zum Kampfe bestimmten Feldtruppen ohne Mehrbelastung der Staatskasse verstärken zu können.

Kreisvorgang, s. Kreisprozeß.

Kreitmayer (Aloys Wiguläus, Freiherr von), ausgezeichneter bayr. Staatsmann und Rechtsgelehrter, geb. 1. Dez. 1705 zu München, studierte in Salzburg Philosophie, in Ingolstadt die Rechte, in Utrecht und Leiden das Staatsrecht, in Wetzlar die Rechts- und Reichspraxis und wurde schon 1725 als Hofrat in München angestellt. Nach Kaiser Karls VI. Tode wurde er 1741 pfalzbayr. Hofgerichtsbeisitzer des Reichsvikariats und in den Reichsadelsstand erhoben, unter Karl VII. wirklicher Reichshofrat und nach dessen Tode 1745 abermals zum bayr. Reichsvikariatshofgericht berufen, bei welcher Gelegenheit er die Beförderung als Reichsfreiherr auf Offenstätten erhielt. Noch in demselben Jahre ernannte ihn der Kurfürst Max Joseph II. zum Hofratskanzler und Geheimrat und 1749 zum Geheimratskanzler und Konferenzminister. Ihm verdankt Bayern den «Codex juris Bavarici judiciarii» (Münch. 1751; 2. Aufl. 1783; neuere Aufl. 1813), den «Codex Maximilianus Bavaricus civilis» (Münch. 1758; neue Aufl. 1788) und den «Novus codex juris Bavarici criminalis» (Münch. 1751; 2. Aufl. 1758; 3. Aufl. 1788), denen er ein «Supplementum et index generalis codicis Maximiliani Bavarici civilis, judiciarii et criminalis», sowie «Anmerkungen über den Codex juris Bavarici judiciarii» (Münch. 1754—55), «Annotationes ad codicem juris Bavarici criminalis» (Münch. 1751 und öfter) und «Anmerkungen über den Codex juris Bavarici civilis» (5 Bde., Münch. 1758) folgen ließ. K. wurde 1758 Geh. Kanzler und Lehnpropst, sowie Kanzler der kurbayr. Akademie der Wissenschaften, 1781 bei der Errichtung der Schulkuratel Präsident derselben und bei Eröffnung des Reichsvikariats nach Kaiser Josephs II. Tode Vikariatshofgerichtskanzler. Er starb 27. Okt. 1790. Von seinen übrigen Werken ist noch der «Grundriß des allgemeinen deutschen und bayr. Staatsrechts» (3 Bde., Münch. 1769—70; 2. Aufl. 1789) zu nennen.

Kreling (Aug.), Maler und Bildhauer, geb. 23. Mai 1819 zu Osnabrück, besuchte das dortige Gymnasium und das Polytechnikum zu Hannover und ging 1836 nach München, wo er sich zunächst unter Schwanthaler der Bildhauerei, dann unter Cornelius der Malerei widmete. Seine ersten Bilder waren die Krönung Kaiser Ludwigs des Bayern für das Maximilianeum in München, die erste Ernte nach dem Dreißigjährigen Kriege und der Plafond für das Hoftheater zu Hannover. K. wurde 1853 Direktor der königl. Kunstgewerbeschule zu Nürnberg, welche er gänzlich neu organisierte und zu großem Ruf brachte. Als Bildhauer modellierte er das Denkmal für Fürst Heinrich Posthumus von Reuß zu Gera und das für Kepler in Weil der Stadt, sowie Brunnen für Cincinnati, Nürnberg und Bonn; als Zeichner und Maler lieferte er Kartons mit Darstellungen der deutschen Kaiser, Darstellungen aus dem Leben Karls d. Gr. in Öl für die Villa Donner in Hamburg, ein Ölgemälde: die Hugenotten beim Abendmahl in der Bartholomäusnacht, jetzt im Germanischen Museum zu Nürnberg, Porträts und Genrebilder sowie die schönen Illustrationen zu Goethes «Faust», welche Bruckmann in München teils in Photographiedruck, teils in Holzschnitt publizierte. Auch viele kunst-

gewerbliche Arbeiten wurden unter seiner Leitung ausgeführt. K. starb zu Nürnberg 22. April 1876.

Kremenez, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wolhynien, 27 km von der österr. Grenze, mit (1882) 11049 E., hat ein Lyceum und ist ein Stapelplatz für Getreide.

Krementschug, Kreisstadt im russ. Gouvernement und 120 km im Südwesten von Poltawa, in der Ukraine, mit der dazugehörigen Landstadt Krjukow am linken, sandigen Ufer des Dnjepr, über den hier eine 975 m lange Brücke führt, und an der Bahnlinie Charkow-Elisabethgrad gelegen, zählt (1882) 37579 E., hat eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen, eine Dampfsägemühle, Leder- und Tabaksfabriken u. a. K. ist der Hauptstapelplatz für die Rohprodukte der benachbarten Gouvernements. Hier finden jährlich drei Jahrmärkte statt. Bemerkenswert sind die Ruinen des Palastes, den Potemkin hier 1765 bewohnte.

Krementz (Phil.), Bischof von Ermland, geb. zu Koblenz 1. Dez. 1819, studierte in Bonn, München und Trier. Im J. 1842 zum Priester geweiht, gewann K. als Kaplan an der Kastorkirche zu Koblenz durch seine Predigten einen großen Kreis von Zuhörern, weshalb er, nach kurzer Wirksamkeit als Religionslehrer an der Ritterakademie zu Bedburg, zum Dechanten und 1848 zum Pfarrer an dieser Kirche gewählt ward. Im J. 1867 erfolgte seine Erhebung zum Bischof von Ermland. Hier trat er mit mehrern Neuerungen im Sinne der päpstlichen Partei hervor, besonders mit der Abschaffung der deutschen Sprache bei der Spendung des Sakraments. Auf dem Vatikanischen Konzil gehörte K. der Opposition an, unterwarf sich aber hernach und verkündigte das neue Dogma in seiner Diöcese. Im J. 1872 sprach er über Professor Michelis und Dr. Wollmann in Braunsberg wegen Nichtanerkennung der päpstlichen Unfehlbarkeit die Exkommunikation aus. Am 25. Sept. 1872 ward die Temporaliensperre gegen K. ausgesprochen und trotz seiner Klage gegen den Fiskus 1873 vom Obertribunal bestätigt. Durch Beschluß des preuß. Ministeriums traten mit dem 1. Okt. 1883 die gesperrten Staatsleistungen wieder ein. Als theol. Schriftsteller ist K. bekannt durch «Die Stadt auf dem Berge» (Kobl. 1861), «Israel, Vorbild der Kirche» (Mainz 1865), «Das Evangelium im Buche Genesis» (Kobl. 1867), «Das Leben Jesu» (Freiburg i. Br. 1869).

Kremer (Alfr. von), namhafter Orientalist, geb. 13. Mai 1828 zu Wien, studierte daselbst und erhielt 1849 ein Reisestipendium der Akademie der Wissenschaften für zwei Jahre, mit dem Auftrage, die Bibliotheken in den syr. Städten zu untersuchen. Im Sommer 1851 kehrte er nach Wien zurück und übernahm die Professur des Bulgärarabischen am Polytechnischen Institut; 1852 nahm er den Posten als erster Dolmetscher des österr. Konsulats in Ägypten an, 1858 ward er zum Vizekonsul in Kairo ernannt. Von 1859 bis 1862 wirkte er daselbst als Konsul, worauf er als österr. Delegierter der internationalen Europäischen Donaukommission zu Galacz und zugleich zum Konsul an diesem Platze ernannt ward. Im J. 1870 erfolgte seine Ernennung zum österr. Generalkonsul für Syrien zu Beirut mit dem Range eines Ministerialrats; doch kehrte er schon 1872 als Ministerialrat und Referent für das Konsularwesen in das Ministerium des Äußern nach Wien zurück, von wo aus er im Mai 1876 vom Chedive als Mitglied der ägypt. Staatsschuldenkommission nach Kairo berufen wurde. Im Frühjahr 1880 trat er in das Ministerium des Äußern zurück und wurde Ende Juni desselben Jahres zum Handelsminister ernannt, welche Stelle er bis Mitte Februar 1881 bekleidete. Seit 1876 gehört er der kaiserl. Akademie der Wissenschaften an.

K. veröffentlichte unter anderm: «Mittelsyrien und Damascus» (Wien 1853), den «Divan des Abu-Nuwas, des größten lyrischen Dichters der Araber» (Wien 1855); ferner «Ägypten. Forschungen über Land und Volk» (2 Bde., Lpz. 1863), «Über die südarab. Sage» (Lpz. 1866), «Geschichte der herrschenden Ideen des Islams» (Lpz. 1868), «Kulturgeschichte des Orients unter den Kalifen» (2 Bde., Wien 1875—77). Dazu kamen an Textausgaben: «Description de l'Afrique septentrionale» (Wien 1852), Wakidys «History of Mohammed's campaigns» (Kalk. 1855), «Die himjarische Kasideh» (Lpz. 1865). Sein Werk «Die Rationalitätsidee und der Staat» (Wien 1885) bekämpft die slawisirende und klerikale Richtung der innern Politik Österreichs.

Kremer (Gerhard), s. Mercator.

Kremer (Joseph), namhafter poln. Schriftsteller, geb. 1806 in Krakau, studierte in Krakau, Berlin und Paris. Nachdem er die juristische Laufbahn aufgegeben, wandte er sich der Litteratur zu und wurde 1850 Professor der Philosophie an der Universität zu Krakau, wo er 2. Juni 1875 starb. Seine philosophischen Schriften sind: «Rys fenomenologii ducha» («Grundriß der Phänomenologie des Geistes», Krak. 1837), nach Hegelschen Prinzipien abgefaßt, und «Wyklad systematyczny filozofyi» («Systematische Darstellung der Philosophie», Wilna 1852). Auf ästhetischem Gebiete veröffentlichte er «Listy z Krakowa» («Briefe aus Krakau», 8 Bde., Krak. 1855) und «Podróz do Włoch» («Reise nach Italien», 5 Tle., Krak. 1859—64).

Kreml bezeichnet im Russischen eine Festung oder einen mit einem Wall und einer Mauer umgebenen, meist im Mittelpunkte einer Stadt gelegenen Stadtteil, in welchem Sinne man von den verschiedenen K. zu Smolensk, Groß-Nowgorod, Wladimir, Nishnij-Nowgorod, Kasan sprechen kann. Indessen wird vorzugsweise der K. zu Moskau als solcher bezeichnet. Der K. in Moskau, einer der fünf Haupttelle der alten Kapitale des Reichs, in einer Höhe von 30 m über der hart an seinem Fuß hinfließenden Moskwa erhaben, hat 5 km im Umfang und ist von einer dicken, mit vielen alten Wachttürmen versehenen Mauer umgeben, die überall schroff und steil zu Gärten, Kaipromenaden und Boulevards abfällt. Der K. enthält bloß Krongebäude, darunter das 1849 neuerbaute kaiserl. Residenzschloß; das 1701—3 erbaute Arsenal mit einer Sammlung kostbarer Waffen, auch vielen erbeuteten Kanonen, die rings um dasselbe aufgestellt sind; ferner die Schatzkammer; den frühern Palast des moskauer Patriarchen, das jetzige Synodalgebäude, endlich zwei Klöster und mehrere Kathedralen, Kirchen und Kapellen. Unter den Kirchen zeichnen sich namentlich aus die Uspenskische Kathedrale, worin die Zaren gekrönt werden, die Archangelskische oder Begräbniskathedrale mit den Grüften aller Großfürsten und Zaren bis auf Peter d. Gr. und die Kirche, wo das Heilige Öl bereitet wird. Auch verdient Erwähnung der 85 m hohe, freistehende, mit

echtem Dukatengold vergoldete Glockenturm, der sog. Iwan Welikij, d. i. der große Iwan, mit der riesigen, an seinem Fuß auf hohem Gestell ruhenden, 480000 Pfd. schweren, jedoch durch den Sturz zerbrochenen Glocke, dem Zar-Kolokol, und einer andern, ebenfalls sehr kolossalen Glocke, die 120000 Pfd. wiegt und auf der Höhe des Turms noch in Thätigkeit ist. Eins der Hauptthore, durch welches man in den K. gelangt, ist die Spaskaja Worota, in der eine ewige Lampe brennt, vor der alle Durchpassierenden mit entblößtem Haupte sich bekreuzen müssen. Schon 1280 wird eines Palastes gedacht, den der jüngste Sohn des Großfürsten Alexander Newskij, Dan. Alexandrowitsch, im K. erbaute; doch ward derselbe erst seit der Zeit berühmt, als der Großfürst Iwan Damlowitsch Kalita seinen Herrschersitz 1328 von Wladimir nach Moskau verlegte, wobei er zugleich den K. mit einem hölzernen Bollwerk umgab. Zweimal, 1355 und 1365, brannte der ganze K. ab, worauf ihn der Großfürst Dmitri Iwanowitsch Donskoi 1367 von Stein wieder aufbaute. Erneut und bedeutend erweitert wurde er von Iwan Wassiljewitsch I. Napoleon I. versuchte bei seinem Rückzuge aus Moskau 23. Okt. 1812 den K. zu sprengen, doch gelang dies nur im geringen Maße, und schon unter Alexander I. war jede Spur der Zerstörung verwischt. Vgl. Weltmann, «Dostopamjatnosti Moskowskago Kremlja» («Denkwürdigkeiten des Moskauer Kreml», Mosk. 1843).

Kremmen, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Osthavelland, in der Nähe des Kremmer Sees und des Ruppiner Kanals, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2876 meist prot. E., welche Acker- und Gartenbau, Viehzucht, sowie Torfstechen treiben. Auf dem nahen Kremmener Damme fanden zwei Schlachten statt: 1334, in welcher Ludwig der Ältere durch die Pommern, und 1412, wo Friedrich I. durch die Adeligen und Pommern geschlagen wurde.

Kremnitz (ungar. Körmöcz bánya), Stadt im ungar. Komitat Bars, in einem tiefen Thale an der Linie Hatvan-Ruttek der Ungarischen Staatsbahnen gelegen, ist eine alte königl. Freistadt und sehr bedeutende Bergstadt, die (1880) 8550 E. zählt, meist deutscher Nationalität (74,2 Proz.), außerdem noch Slowaken (22,2 Proz.) und Magyaren (3,2 Proz.). Die bemerkenswertesten Gebäude sind: das Kastell, die mit Gold und Malereien gezierte Stadtpfarrkirche, das 1634 gegründete Franziskanerkloster, das Bergmannsspital, die evang. Kirche, die Münze, das Stadthaus und das Schloß des Primas. Erwähnenswert ist auch der Springbrunnen und der große Kanal, der jedes Haus mit frischem Quellwasser versorgt. K. ist der Sitz einer k. k. Berg- und einer Hüttenverwaltung, eines Münz- und eines Forstamts und hat ein Gymnasium, eine Sparkasse, zwei Papierfabriken, eine Steingutfabrik u. s. w. Der Bergbau, dem K. seine Bedeutung verdankt, geht auf Gold («Kremnitzer Dukaten») und Silber und ist noch immer sehr ergiebig; seine sämtlichen Betriebswerke werden durch einen Kanal in Bewegung gesetzt, der vom Turóczer Komitat hierher geleitet wurde. Zur Ableitung des Wassers in den Minen wurde 1851—52 ein zur Gran führender 15 km langer Tunnel gebaut. K. wird urkundlich zuerst 1295 genannt, seit 1323 ist es Sitz der königl. Kammergrafen, seit 1328 königl. Freistadt und Vorort über alle niederungar. Bergstädte. Die Deutschen in K. genossen das Kuttenberger Bergrecht.

Krempe, Stadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Steinburg, Station der Linie Elmshorn-Heide der Holsteinischen Marschbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1208 E., die Ackerbau und Schiffahrt treiben.

Krempel, s. Krempelmaschine.

Krempelgarn wird in der Streichwollspinnerei aus kurzhaariger Wolle hergestellt und dient zur Anfertigung von Tuchen und andern gewalkten Stoffen.

Krempelmaschine oder Krempel, auch Kratzmaschine, Kratze, Karde, Kardätsche genannt, eine Maschine, welche in der Spinnerei gebraucht wird, um kurze Fasern (Wolle, Baumwolle, Hede, Seidenabfälle) durch ein weitgehendes Kämmen (das Krempeln, Kratzen, Kardätschen, Streichen) in eine geordnete Lage zu bringen und dabei von etwaigen Verunreinigungen zu befreien. (S. unter Baumwollindustrie, Bd. II, S. 592b.)

Krempeln, die Arbeit d. Krempelmaschine (s. d.).

Krems, alte Stadt im Erzherzogtum Niederösterreich, Hauptort der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft, liegt 60 km westlich von Wien, am Einflusse der Krems in die Donau und am Fuße des Mannhardtsbergs, durch eine Zweigbahn nach Absdorf mit der Kaiser-Franz-Joseph-Bahn verbunden, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und anderer Behörden und zählt mit den Vorstädten Und, Kremsthal, Hohenstein und Gartenau (1880) 11042 E. Die Stadt hat vier Kirchen, ein ansehnliches Rathaus mit einem Archiv, eine öffentliche Krankenanstalt, eine Stadtbibliothek, ein Gymnasium, eine Oberrealschule, Handelsschule, Lehrerbildungsanstalt, Mädchenschule des engl. Fräuleininstituts und eine Weinbauschule. Die Bevölkerung unterhält Fabriken für Stahlwaren, Senf und Essig, treibt Gartenbau und Handel mit Safran, Senf, Essig und Wein. In der Umgebung der Stadt liegt das schöne Rehbergerthal mit einer großen Lederfabrik und vielen Dampfmühlen. Gleichsam den Donauhafen von K. bildet das 2 km entfernte Städtchen Stein, welches Stapelplatz für alle aus Böhmen und Mähren kommenden Waren ist. Der Ort zählt 4209 E., hat ein Zollamt, eine Cigarrenfabrik, ein großes Strafhaus und ist durch eine Brücke mit Mautern verbunden. Vgl. Kinzl, «Chronik der Städte K., Stein und deren Umgegend» (Krems 1870).

Kremserweiß, s. unter Bleiweiß.

Kremsier (slaw. Kroměříž), Stadt mit eigenem Statut im österr. Kronlande Mähren, liegt in der fruchtbaren Ebene Hanna an der hier zweimal überbrückten March, ist Station der Lokalbahn Hullein-Zborowitz, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines Finanzkommissariats, sowie Sommerresidenz des Erzbischofs von Olmütz, besteht aus der von alten Mauern umschlossenen innern Stadt mit der Judenstadt und fünf Vorstädten und zählt (1880) 11816 E., worunter 2836 Deutsche. Der geräumige Hauptplatz war bis 1865 von sog. Lauben umgeben; auf ihm steht eine schöne Marienſäule. Bemerkenswerte Gebäude sind die Kollegiatkirche zu St. Mauritz, mehrmals umgebaut, mit zwei 64,5 m hohen Türmen, zwei andere Kirchen und der prächtige erzbischöfl. Palast nebst herrlichem Park, Gemäldegalerie, mineralog. und physik.

Kabinett, Münzſammlung und Bibliothek. K. hat ein deutſches und ein böhm. Gymnaſium, eine Ackerbauſchule, ein Knabenſeminar und zwei Muſikſchulen. Die Bewohner betreiben beträchtlichen Handel, beſonders mit Obſt, Getreide und Vieh; auch beſtehen hier eine erzbiſchöfl. Mahlmühle, zwei Brauereien, eine Aktienzuckerfabrik und zwei Malzfabriken. — K. wurde 1131 Sitz des Bistums, litt bedeutend in dem Huſſitenkriege und ward 26. Juli 1643 von den Schweden unter Torſtenſon erſtürmt und verbrannt. Der erzbiſchöfl. Palaſt, welcher von Erzbiſchof Karl von Liechtenſtein (1664—98) neu aufgebaut und nach dem Brande von 1752 von Leopold Friedrich wiederhergeſtellt worden iſt, diente 1848 dem von Wien hierher verlegten erſten öſterr. Reichstag, welcher 15. Nov. 1848 eröffnet und 7. März 1849 aufgelöſt wurde, als Sitzungslokal.

Kremsmünſter, Marktflecken in Oberöſterreich, Bezirkshauptmannſchaft Steyr, an dem Kremsfluſſe und an der Kremsthalbahn gelegen, zählt (1880) 1030, mit Umgebung 4298 E., hat ein Bezirksgericht, Steueramt, eine Papiermühle (die älteſte des Landes) und eine Chokoladenfabrik, Brauereien und bedeutende Viehmärkte, iſt aber hauptſächlich wegen ſeiner reichen Benediktinerabtei berühmt, zu welcher 25 Pfarreien gehören. Dieſelbe wurde 777 vom Herzog Thaſſilo II. von Bayern gegründet und umfaßt in ihren weitläufigen Gebäuden außer der Stifts- und zugleich Pfarrkirche die geiſtliche Schatzkammer mit dem Thaſſilokelch (genannt Stifterbecher), ein Obergymnaſium, ein Konvikt, eine Bibliothek von 70000 Bänden, ein Naturalien-, Antiken- und ein Kabinett phyſik. Inſtrumente. Auch iſt hierher die früher in Linz befindliche Nordiſche Stiftung verlegt, welche Stipendien an kath. Knaben aus Skandinavien vergibt. Sehenswert ſind beſonders die Stiftskirche mit ſchönen Gemälden, die in acht Stockwerke geteilte Sternwarte, die ſog. Sommerabtei und ein 200 m langer Fiſchweiher. Im Speiſeſaal befinden ſich die Porträts aller Kaiſer aus dem habsburgiſchen Hauſe.

Kren (Meerrettich), ſ. unter Cochlearia.

Krengel, ſ. Bretzel.

Krengeldanz, Glashütte bei Witten (ſ. d.).

Kreon, der Sohn des Menökeus und Bruder der Jokaſte, der Gemahlin des Laïos, Königs von Theben, übergab dem Ödipus, nachdem dieſer die Sphinx getötet, und der Jokaſte die Herrſchaft, die ihm nach des Laïos Tod zugefallen war, übernahm ſie aber wieder nach des Eteokles Fall. Gegen ſein Verbot, den Polyneikes zu beſtatten, geſchah dies dennoch durch Antigone. Folge davon war die gänzliche Verwaiſung ſeines Hauſes.

Kreophag (grch.), Fleiſchеſſer.

Kreoſot heißt eine vom Freiherrn von Reichenbach in Blanſko in Mähren zuerſt 1832 aus Buchenholzteer dargeſtellte Subſtanz. Nach H. Hlaſiwetz findet es ſich auch unter den Deſtillationsprodukten des Guajakharzes. Reines K. iſt vollkommen farblos, ſtark lichtbrechend, riecht eigentümlich und durchdringend und ſchmeckt brennend aromatiſch; an der Luft und am Lichte färbt es ſich etwas. Es ſiedet bei 219° C., löſt ſich in 120 Teilen Waſſer und miſcht ſich mit Äther, Allohol, Eiſeſſig und alkaliſchen Laugen. K. vermag die Fleiſchfaſer eigentümlich zu verändern und vor Fäulnis zu ſchützen (daher ſein Name vom grch. κρέας, Fleiſch, und σώζειν, erhalten). Seine Anweſenheit im Holzrauche, ſowie in der durch trockene Deſtillation des Holzes erhaltenen Flüſſigkeit (Holzeſſig, Teerwaſſer) iſt auch der Grund, weshalb ſowohl durch das Räuchern als durch das Beſtreichen mit Holzeſſig (Schnellräucherung) Fleiſch konſerviert werden kann.

Lange Zeit hat man eine andere Subſtanz, die von Runge und Laurent zuerſt dargeſtellte Carbolſäure (ſ. d.), mit dem Reichenbachſchen K. verwechſelt und ſogar unter dem Namen K. einen faſt reinen Phenylallohol in den Handel gebracht. Der Phenylallohol verhält ſich zur Fleiſchfaſer ähnlich wie K., unterſcheidet ſich aber von ihm durch ſeine chem. Zuſammenſetzung ſowie durch ſeine ſonſtigen Eigenſchaften, beſonders auch dadurch, daß er ſchon bei 188° C., alſo viel leichter als K. ſiedet und daß ſeine wäſſerige Löſung mit Eiſenchlorid eine violette Färbung gibt. Das echte K., ſo wie es in den rhein. Fabriken dargeſtellt wird, iſt nach der Unterſuchung von Maraſſe ein Gemenge von gleichen Teilen einer der Carbolſäure ähnlichen und mit ihr homologen Säure, der Kreſylſäure oder dem Kreſol (ſ. d.), bei 203° C. ſiedend, und einem neutralen Körper, dem bei 200° ſiedenden Guajacal, welches letztere eine Ätherart iſt, nämlich der ſaure Methyläther des Brenzcatechins oder der Oxyphenſäure. Aus dem Guajacol hat man in neuerer Zeit Vanillin dargeſtellt und das Kreſol in der Farbenfabrikation zur Herſtellung ſchöner gelber Farben verwendet. Das bei der Deſtillation der Braunkohle und des Torfs behufs der Fabrikation von Paraffin und Solaröl in großer Menge ſich bildende Braunkohlenkreoſot, welches jedoch im weſentlichen aus Carbolſäure beſteht, wird zum Desinfizieren, zum Imprägnieren (Kreoſotieren) von Eiſenbahnſchwellen und Grubenhölzern u. ſ. w. verwendet. Auch wird das Braunkohlenkreoſot mit Erfolg auf Leuchtgas (Kreaſotgas) verarbeitet.

Krepieren (vom lat. crepare), berſten, platzen (von Hohlgeſchoſſen infolge der Sprengladung); auch elendumkommen, ſterben (beſonders vom Vieh).

Krepitation (lat.), Krachung, das eigentümliche Geräuſch, welches beim Bewegen eines gebrochenen Knochens entſteht, das ſicherſte Zeichen eines Knochenbruchs; auch jenes Kniſtern, welches beim Druck auf mit Luft gefülltes Zellgewebe unter der Haut gehört wird, wie bei Brand u. dgl.

Krepoſt' (ruſſ.), Haudfeſte, eine von einer Behörde ausgeſtellte Urkunde. Dasſelbe Wort bedeutet auch Feſtung.

Krepoſtnyje ljudi (ruſſ.), wörtlich: die gefeſteten Leute, d. h. die an die Scholle gebundenen Bauern; da ſich aus der Schollenpflichtigkeit die Leibeigenſchaft entwickelte, die Leibeigenen; Krepoſtnoje prawo, die Leibeigenſchaft, eigentlich das Recht des Gutsherrn über die Leibeigenen.

Krepp oder Flor, ein ſehr feines und lockeres Gewebe aus Seide, Halbſeide oder Wolle (Kammgarn), welches durch ein eigentümliches Appreturverfahren, das Kreppen, eine krauſe Beſchaffenheit erhält. Der ſeidene K. wird als Kleiderſtoff, der wollene meiſt als Trauerflor verwendet. Das Kreppen geſchieht beim ſeidenen K. in der Weiſe, daß man das mit warmem Waſſer beſprengte Gewebe mittels eines Seehunds-, reſp. Kalbfells beſtreicht, oder auch dasſelbe zu dieſem Zweck einer mechan. Vorrichtung, Kreppmaſchine, vorlegt, worauf die Einſchlagfäden ſchlangen- oder wellenartig verſchoben erſcheinen. Der wollene K. wird, auf eine Walze gewickelt, in kochendes Waſſer gebracht, wobei

durch ungleiches Einlaufen der Fäden die Kräuselung entsteht.

Kreppbilder, Bilder, die auf weißer Seide mit feinen seidenen, aus Krepp gezogenen Fäden gestickt werden und Kupferstichen ähnlich sind.

Kreppmaschine, s. unter Krepp.

Kresilas aus Kydonia auf Kreta war ein bedeutender Künstler zur Zeit des Phidias in Athen. Gerühmt wird namentlich eine Statue des Perikles von ihm wegen ihrer großartigen Auffassung; von seiner verwundeten Amazone mögen noch erhaltene Statuen Nachbildungen sein, doch fehlt es zur sichern Feststellung an nähern Anhaltepunkten.

Kresol, Kresylalkohol, Kresylsäure C_7H_8O, dem Phenol homologe Verbindung, kommt wie dieses im Steinkohlenteer vor und wird als Nebenprodukt bei der Kristallisation des Phenols (s. Carbolsäure) als farblose, bei 0° nicht erstarrende Flüssigkeit von dem Phenol sehr ähnlichen Eigenschaften gewonnen. Es ist ein Gemenge von zwei isomeren Körpern, Ortho- und Paraktresol, die sich aber nicht voneinander trennen lassen, sondern jeder für sich nur auf anderm Wege darstellbar sind.

Kresphontes, Anführer der Herakliden (s. d.).

Kresse, von dem althochdeutschen cresso, welches dem Oberdeutschen räß, d. i. scharf, bitter, entspricht, ist der Name einer ganzen Reihe von Gewächsen verschiedener Gattungen, welche durch einen scharf aromatischen Geschmack charakterisiert sind und der Mehrzahl nach der Familie der Cruciferen angehören. Von ihnen sind die wichtigsten die Brunnenkresse (s. d.) und die Gartenkresse (s. d.). Seltener werden kultiviert die Paxakresse (Spilanthes oleracea *L.*) und die Frühlingskresse (Erysimum praecox *L.*), beide als Salatwürze. An ihren Standorten werden oft gesammelt und für die Küche verwendet die Winterkresse (Erysimum Barbaraea *L.*), die Bitterkresse (Cardamine amara) und die Gauchkresse (C. pratensis). Beliebte Gartenzierpflanzen sind die Steinkressen (Arabis und Iberis) und die Kapuzinerkresse (Tropaeolum majus *L.*).

Kreßling, soviel wie Gräsling, s. Asche.

Kreft (russ.), Kreuz, häufig in geogr. Namen, wie Krestowaja gora, «Kreuzberg».

Krestjanin (russ.), der Bauer, Ackerbauer, eigentlich der Christ. Diese Bezeichnung kam zur Zeit der Tatarenherrschaft auf, weil die überwiegende Masse der (christl.) Russen Bauern waren.

Krestović (spr. Krestowitsch, Gabriel), bei den Türken nach seinem Vornamen Gavril genannt, Generalgouverneur (türk. «Waly») der autonomen Provinz Ostrumelien, geb. um 1822 in dem ostrumelischen Städtchen Kotel, bulgar. Abstammung, wurde in die Familie Stefanaki Beis, des Vaters des spätern Aleko Pascha, aufgenommen und zum höhern türk. Beamtendienst im Hause seines Pflegevaters zu Arnaut-Köi, einem Dorfe am europ. Ufer des Bosporus, vorgebildet. Er studierte dann in Paris die Rechte, wurde hierauf in Konstantinopel Beisitzer (Assessor) am Handelsgericht und begleitete danach, als sein Pflegevater zum Generalgouverneur von Samos ernannt worden war, diesen als Sekretär nach Samos. Später war er viele Jahre Präsident des Handelsgerichts in Konstantinopel. Während einiger Zeit Redacteur der «Bigarsky Knizici», machte er auch die bulgar. Kirchenfrage zum Gegenstand seiner schriftstellerischen Arbeiten und gab (1869—71) eine bulgar. Geschichte («Istorija bigarska») heraus, von der bisher ein Band erschienen ist. Bei Errichtung der autonomen Provinz Ostrumelien wurde K. (1878/79) zum Chef des Departements des Innern und zum Generalsekretär, und im Mai 1884 an Aleko Paschas Stelle zum Generalgouverneur ernannt.

Krestowski, Pseudonym für Chwoščinskaja (Nadežda Dmitrijewna), russ. Schriftstellerin, geb. 1825 in Rjäsan, wo sie auch lebt. Ihre ersten Gedichte erschienen 1847, ihre erste Novelle «Anna Michailowna» 1850. Großen Erfolg hatte ihr Roman «Der Dorflehrer». Ihre Werke erschienen meist in den «Vaterländischen Annalen» und dem «Europ. Boten», wo sich auch ihr berühmter Roman «Der große Bär» (Name des Gestirns) findet. Sie gehören zu den besten Erscheinungen der russ. Litteratur, sind voll tiefen Gefühls und gesunden Realismus. Ihre «Gesammelten Werke» erschienen seit 1883 in Petersburg.

Kresylalkohol, s. Kresol.

Kresylsäure (Kresol), s. unter Kreosot.

Kreszentin oder Chappe, s. unter Seide.

Kreszenz (lat.), Wachstum.

Kreta, eine der größten griech. Inseln des östl. Mittelmeers, 8618 qkm groß, von den Italiern Candia, neugriech. Kriti, türk. Kirid genannt, wird von O. nach W. von einem Gebirge durchzogen, das nördlich und südlich sich ausbreitet. Seinen Mittelpunkt bildet der kegelförmig sich erhebende Ida (jetzt Psiloviti); im westl. Teile finden sich die sog. Weißen Berge (jetzt Sphaliagebirge), im östlichen das Diktegebirge (jetzt Lassithi). Die Insel mit ihren mächtigen Gebirgen, ihren schönen Thälern und Niederungen, welche von den größtenteils auf dem Ida entspringenden Flüssen befruchtet werden, war berühmt durch ihre üppigen Waldungen (besonders Cypressen, daneben Cedern, Eichen u. s. w.), durch Überfluß an Wein, Weizen und Oliven, sowie durch eine Menge von Arzneipflanzen. Hier, wo phönik. und griech. Elemente und die Kulte beider Völker sich vermischten, war ein fruchtbarer Boden für mancherlei Sagen, wie die von Zeus' Geburt und Erziehung auf dem Ida, von der Entführung der Europa, die von Zeus hierher gebracht sein sollte, der Liebe der Ariadne zu Theseus und vom Minotaurus und seiner Tötung in dem auf Befehl des Minos von Dädalos erbauten Labyrinth. Die älteste Bevölkerung der Insel (später zum Unterschied von den Eingewanderten Eteokretes, d. h. wirkliche Kreter, genannt), scheint karischen Stammes gewesen zu sein. Seit etwa 1300 v. Chr. wurde K. von den Phönikern kolonisiert und hier viele Handelsplätze errichtet; daher alter Überlieferung zufolge die Insel unter Minos die Seeherrschaft im Mittelmeere gehabt haben soll. Auch griech. Stämme haben sich frühzeitig auf K. niedergelassen, zuerst im 10. Jahrh. v. Chr. Achäer, die aus dem Peloponnes auswanderten. Von besonderer Bedeutung war für die Insel die Einwanderung der Dorier im 10. Jahrh., welche die ältern Bewohner unterwarfen und eine eigene Staatsverfassung gründeten, die in Hinsicht der Erziehung wie des öffentlichen und sozialen Lebens mit den dor. Einrichtungen Spartas viele Ähnlichkeit hatte. Einen Gesamtstaat hat die Insel seit ihrer Dorisierung nicht gebildet, sondern etwa 20 voneinander unabhängige Staaten (je eine größeres Stadtgebiet, zu dem mehrere kleinere im Verhältnis der Unterthänigkeit standen), die sich vielfach untereinander befehdeten und nur sehr selten

Digitized by Google

zum gemeinsamen Handeln gegen außen vereinigten. Daher spielt K. nur eine sehr untergeordnete Rolle in der alten Geschichte, und die Kreter nahmen an den Kriegen der alten Welt fast nur als Söldlinge (namentlich als Bogenschützen und Schleuderer) teil. An der Spitze jedes Staats stand ein Kollegium von 10 Kosmen, die jährlich aus bestimmten Geschlechtern gewählt wurden, daneben der Rat der Alten (kretisch Gerontia oder Bola). Die bedeutendsten unter diesen Städten waren Knossos, Gortyn, Eleutherna, Lyktos und Hierapytna. Der Charakter der Bevölkerung K.s wird von den Alten sehr ungünstig geschildert. Treulosigkeit, Lügenhaftigkeit und Habsucht hatten bei ihnen zur Zeit des Polybios in erschreckendem Maße überhand genommen, und die Insel und ihre Bewohner waren durch ihre Räubereien zu Lande und noch mehr zur See übel berüchtigt. Ihre Beteiligung an dem Mithridatischen und dem Seeräuberkriege gab endlich den Römern Veranlassung, die Insel 68—66 v. Chr. durch Quintus Cäcilius Metellus, der daher den Beinamen Creticus erhielt, zu erobern. Seit 59 v. Chr. Provinz, wurde K. 27 v. Chr. durch Augustus mit Cyrenaica zu Einer Provinz vereinigt und seit der diocletianisch-konstantinischen Neugestaltung des Römischen Reichs durch einen eigenen Statthalter verwaltet. Über die spätern Schicksale und den jetzigen Zustand der Insel s. Candia.

Vgl. Sieber, «Reise nach der Insel K.» (2 Bde., Lpz. 1822); Höck, «K., ein Versuch zur Aufhellung der Mythologie und Geschichte, der Religion und Verfassung dieser Insel» (3 Bde., Gött. 1823—29); Kurmusis, «Κρητικά» (Athen 1842); T. A. B. Spratt, «Travels and researches in Crete» (2 Bde., Lond. 1865).

Krethi und Plethi, d. h. Kreter und Philister, hieß nach 2 Sam. 8, 18 und andern Stellen die aus Ausländern gebildete Leibwache des Königs David, welche Benaja, der Sohn Jojadas, befehligte. Im Volksmunde bezeichnet man mit Krethi und Plethi eine sehr gemischte Gesellschaft, Gesindel.

Kretinen, vom roman. cretina, d. i. Kreatur (elendes Geschöpf), Kretins, Fexen oder Trotteln nennt man Menschen, die sich durch eine besondere geistige Schwäche und körperliche Mißgestaltung von andern unterscheiden und meist in den Alpenthälern der Schweiz, Savoyens und Piemonts, aber auch in andern Teilen der Alpen, in den Pyrenäen, in Salzburg, Steiermark, Württemberg, in Thüringen, im Harz und ebenso außer Europa, zuweilen nur auf eine geringe Zahl von Ortschaften beschränkt, gefunden werden; die zu Grunde liegende Krankheit selbst wird als Kretinismus bezeichnet. Die Mißgestaltung der Kretins richtet sich sehr nach dem höhern oder niedrigern Grade des Übels, wonach man vollkommene Kretins, Halbkretins und Kretinöse unterschieden hat. Meist ist ihr Schädel infolge fehlerhafter Entwickelung in irgend einer Art von der regelmäßigen Schädelbildung abweichend, zu klein, zu niedrig, plattgedrückt u. s. w., indem nach den Untersuchungen Virchows die zwischen den einzelnen Teilen des Schädelgrundbeins befindlichen Knorpelmassen vorzeitig verknöchern und damit eine mehr oder minder beträchtliche Verkürzung der Schädelbasis herbeiführen; die Entwickelung des Gehirns, besonders der vordern Halbkugel desselben, ist verkümmert. Auch der Körper ist klein und untersetzt, häufig kaum 1 m lang, meist durch krumme Beine, aufgetriebenen Leib, Kropf und andere Mißbildungen verunstaltet. Das monströse Gesicht mit breiter, eingesunkener Nase, dicken wulstigen Lippen, aufgetriebenen Wangen und abstehenden Ohren ist ohne allen Ausdruck und zeigt häufig schon von Jugend an ein wahrhaft greisenhaftes Aussehen. Die Entwickelung ihrer geistigen Anlagen ist gleichfalls verkümmert (angeborener Blödsinn, idiotismus endemicus). Oft führen solche Unglückliche ein rein tierisches Leben, obschon gewiß nicht selten nur infolge der Verwahrlosung, welche sie von ihren Mitmenschen erfahren. Nicht selten aber zeigen sie, besonders bei richtiger Behandlung, eine Befähigung, sich durch mechan. Dienstleistungen noch geltend und nützlich zu machen.

Einen genügenden Aufschluß über die Ursachen des Kretinismus, über die eigentliche erste Veränderung im Körper, welche dem Kretinismus vorangeht, zu erlangen, ist bisjetzt nicht gelungen. Gewöhnlich beginnt er mit der frühesten Kindheit, zuweilen jedoch erst nach Verlauf einiger Lebensjahre, und die K. können in ihrem Zustande das 50. Lebensjahr erreichen. Werden davon befallene Kinder frühzeitig aus den Thälern in die gesündere Bergluft gebracht, so ist oft noch Rettung möglich. Man hat auch gefunden, daß der Kretinismus in einer gewissen Höhe (in den Alpen bei 1000 m) nicht mehr vorkommt. Die Zahl der vorhandenen K. und ihr Verhältnis zu der übrigen Bevölkerung schwankt in den verschiedenen vom Kretinismus befallenen Gegenden beträchtlich; so kamen 1883 in Österreich auf 100 000 E. Kretins: in Vorarlberg 34, Tirol 112, Salzburg 309, Kärnten 343, Steiermark 240, Oberösterreich 155, Niederösterreich 79, Krain 51, Görz 46, Istrien 36. Die entferntern Ursachen des Übels sind schon lange eine vielfach behandelte Streitfrage. Man führt als solche an: ungesunde Nahrung, namentlich schlechte Beschaffenheit des Trinkwassers (z. B. Mangel an Jod in demselben oder Reichtum desselben an Kalk- und Talksalzen), warme und dabei feuchte und dumpfe Atmosphäre, unzweckmäßige Wohnungen, namentlich tief eingeschnittene, des Sonnenlichts ganz oder doch großenteils entbehrende Gebirgsthäler, ungenügende Pflege und Abwartung der Kinder, Heiraten unter Blutsverwandten und vorzüglich Erblichkeit. Wahrscheinlich bringen mehrere dieser Ursachen im Verein dieses Übel hervor, obschon diese oder jene von den angeführten Bedingungen an Orten gänzlich fehlt, wo man doch den Kretinismus als endemisch findet. Gewiß ist, daß in jenen Schweizerthälern, in welche seit der franz. Besitznahme Gesittung, Bodenkultur, bürgerliche und religiöse Freiheit vorgedrungen sind, der Kretinismus auffallend abgenommen hat. Auch in einigen Gegenden Deutschlands, wo der Kretinismus endemisch war, ist seit neuerer Zeit infolge der fortschreitenden Kultur eine Abnahme desselben bereits bemerkt worden. Die Behandlungsarten, welche zur Beseitigung und gänzlichen Ausrottung des Übels vorgeschlagen worden sind, beziehen sich hauptsächlich auf diätetische und medizinalpolizeiliche Maßregeln. Namentlich gilt es da, wo der Kretinismus endemisch ist, den blutsverwandten Heiraten entgegenzutreten und für günstigere hygienische Bedingungen (Beschaffung gesunder Wohnungen, guten Trinkwassers, Trockenlegung von Sümpfen ꝛc.) zu sorgen. Kretinismus und Blödsinn in vollster Entwickelung sind unheilbar; für die damit Behafteten

sind Versorgungsanstalten zu errichten. Wohl aber ist es bei mindern Graden, bei sog. Schwachsinnigen, möglich, durch Erziehung und Unterricht in eigens dafür errichteten Anstalten aus ihnen noch brauchbare Menschen heranzubilden.

Litteratur. Köstl, «Der endemische Kretinismus» (Wien 1855); Virchow, «Untersuchungen über die Entwickelung des Schädelgrundes» (Berl. 1857); Klebs, «Studien über die Verbreitung des Kretinismus in Österreich» (Prag 1877); Knapp, «Untersuchung über K. in einigen Teilen Steiermarks» (Graz 1878). [Kretinen.

Kretinismus, endemische Krankheit, s. unter **Kretins**, s. Kretinen. [S. 130.

Kretischer Stier, s. unter Hercules, Bd. IX,

Kretischer Versfuß heißt in der Metrik die Kombination ⏑ – ⏑, z. B. «Gegenwart». Der Name bezieht sich auf den Ursprung dieses Rhythmus aus Kreta. Die Anwendung des Kretikers ist bei den Alten eine sehr mannigfaltige, in der modernen Poesie dagegen tritt er sehr zurück.

Kretscham (slaw.), soviel wie Wirtshaus; **Kretschmar**, Schenkwirt.

Kretschmann (Karl Friedr.), deutscher Dichter, geb. 1. Dez. 1738 zu Zittau, studierte seit 1757 zu Leipzig die Rechte, wurde 1764 Oberamtsadvokat, 1774 Gerichtsaktuar in seiner Vaterstadt und starb daselbst, nachdem er 1797 in Ruhestand getreten war, 16. Jan. 1809. Als Dichter verdankt er seinen Ruf den seit 1769 unter dem Namen des «Barden Rhingulph» herausgegebenen «Bardenliedern», in denen er Klopstock nacheiferte. Unter seinen lyrischen und epigrammatischen Gedichten («Scherzhafte Gesänge», Lpz. 1771) zeichnen sich viele durch Wahrheit, Witz und Feinheit, sowie durch glatte Form aus. Später machte er sich auch durch Erzählungen bekannt. Seine sämtlichen Werke, darunter auch eine Anzahl Lustspiele, gab er in sieben Bänden heraus (Lpz. 1784—1805). Vgl. Knothe, «Karl Friedrich K.» (Zittau 1858).

Kretschmer (Edmund), Komponist, geb. 31. Aug. 1830 zu Ostritz in der Oberlausitz, kam 1846 nach Dresden, wurde 1854 Organist an der kath. Hofkirche, 1863 Hofkomponist daselbst, 1872 Instruktor des königl. Kapellknabeninstituts, 1880 Dirigent der Vokalvespern in der kath. Hofkirche und königl. Kirchenkomponist. Im J. 1865 wurde «Die Geisterschlacht», eine größere Komposition für Männerchor und Orchester von K., preisgekrönt und 1868 erhielt er im internationalen Konkurs zu Brüssel für eine Messe den ersten Preis. Nachdem K. 1869 die romantisch-komische Oper «Der Flüchtling» geschrieben, kam 1874 seine Oper «Die Folkunger» in Dresden zur Aufführung und ging seitdem über alle größern Bühnen Deutschlands. Im J. 1877 folgte die erste Aufführung der Oper «Heinrich der Löwe» in Leipzig, wozu K. auch den Text schrieb. K. hat außer diesen Werken viele Lieder, Kirchenkompositionen, mehrere Orchestersachen mit und ohne Chor, darunter «Die Pilgerfahrt», und eine Suite für Orchester: «Musikalische Dorfgeschichten», geschrieben.

Kretzschmer (Joh. Herm.), Historien- und Genremaler, geb. 28. Okt. 1811 zu Antlam in Pommern, wurde 1829 Schüler Wachs in Berlin, wo er auch die Akademie unter Gottfried Schadow besuchte. Im J. 1831 ging er nach Düsseldorf, dessen romantischer Richtung folgend er Kompositionen wie das Rottäppchen, Aschenbrödel, der Krieger und sein Enkel, hervorbrachte. Diese besonders durch Hildebrandt genährte romantische Strömung erhielt indes eine Ablenkung, als K. 1837 Italien, 1839 Griechenland, 1840 Ägypten und Konstantinopel besuchte. Nach seiner Rückkehr entstanden die Illustrationen zu den Prachtwerken der Kaukasusreise des Prinzen Albrecht, zu Prinz Waldemars Reise in Indien und der Afrikareise des Freiherrn von Barnim. Seit 1845 lebt K. in Berlin, wo er 1856 Professor wurde. Es entstanden damals eine Anzahl Bilder, wozu ihm der Orient die Stoffe lieferte, so die Wüstenkarawane (Museum in Hannover), der Samum (Museum in Leipzig), ferner Prinz Friedrich Karl bei Düppel, Prinz Albrecht bei Königgrätz, der Große Kurfürst auf Rügen, die Schlacht von Tilsit, das Reiterstück des Generals von Seydlitz. Von seinen durch Reproduktion bekannt gewordenen Genrebildern sind besonders zu nennen: das Wochenbett der Katze, die ersten Hosen, der schwarze Mann kommt, die Geduldprobe. Er versuchte sich auch mit Erfolg als Radierer, wovon: aus dem Leben eines Kindes, Ammonium (nach Freiligrath) eine Probe geben.

Kreūsa, die Gemahlin des Äneas und Mutter des Askanius oder Julus, war die Tochter des Priamus und der Hecuba. Bei der Flucht aus Troja verschwand sie, nach Virgil, plötzlich von der Seite des Äneas. Dieser eilte deshalb zurück, sie zu suchen, da erschien ihm ihr Schatten, tröstete ihn, verkündete ihm seine Zukunft und teilte ihm mit, daß sie selbst von der Mutter der Götter zurückgehalten werde.

Kreūsa hieß unter andern auch die Tochter des korinth. Königs Kreon, welche des Jason Gemahlin werden sollte. Medea aber, darüber eifersüchtig, schickte ihr eine Krone (nach andern ein Kleid) zum Geschenk, welche sogleich, als K. dieselbe aufsetzen wollte, zu brennen anfing, sodaß sie selbst nebst dem Palast verbrannte.

Kreußen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Pegnitz, am Roten Main, Station der Linie Bayreuth-Schnabelwaid der Bayrischen Staatseisenbahnen, zählt (1880) 1114 E. und hat Vieh- und Schweinemärkte.

Kreuth, Dorf im Bezirksamt Miesbach des bayr. Regierungsbezirks Oberbayern, 12 km südlich von Tegernsee. Etwa 5 km entfernt liegt das Wildbad K., Deutschlands höchstgelegener klimatischer Kurort, im bayr. Hochgebirge 829 m über dem Meere gelegen, besonders durch seine ausgezeichnete Molkenanstalt, durch seine überaus stärkende Wald- und Alpenluft und seine, die schönsten Bergausflüge auf bequemen Wegen ermöglichenden Umgebungen berühmt und viel besucht. Die hier entspringenden schwefelhaltigen Mineralquellen sind schon seit Jahrhunderten bekannt und benutzt, doch ist ihr Gebrauch bei ihrem nur geringen Gehalt trotz der trefflichsten Trink- und Badeeinrichtungen sehr in Abnahme gekommen. Dagegen ist die Molkentrinkanstalt, in welcher die aus der Milch der Alpenziegen nach bewährtesten Systemen bereitete Molke entweder allein oder in Verbindung mit verschiedenen Mineralwässern oder frischen Kräutersäften genossen wird, den besten der Schweiz ebenbürtig. — K. war ehedem ein Besitztum des Klosters und ist seit der Säkularisation ein Bestandteil der Herrschaft Tegernsee, welche erst im Besitz des Königs Maximilian I. von Bayern, dann seiner Witwe Karoline und hierauf in dem ihres Sohnes

des 1875 gestorbenen Prinzen Karl, war. Namentlich letzterer hat für den Ort viel gethan und durch reiche Stiftungen die völlig unentgeltliche Benutzung des Bades für Minderbemittelte ermöglicht. Seit seinem Tode ist sein Neffe, der Herzog Karl Theodor in Bayern, Besitzer von Tegernsee und Bad K. Vgl. Primavesi, »Bad K. und Umgebung« (2. Aufl., Münch. 1872); Pletzer, »Bad K. und seine Molkenkuren« (Münch. 1875).

Kreutz oder **Körös** (kroat. Križevci), Komitat in Kroatien, hat ein Areal von 2180,76 qkm und ist durchgehends von kleinen Hügeln (das Kalnikgebirge) und Thälern durchschnitten, nur im Norden längs der Drau eben. Es werden Weizen, Mais und Hülsenfrüchte in großer Menge gebaut, wiewohl der Feldbau überhaupt noch auf niedriger Stufe steht und der reiche Boden nicht gehörig ausgebeutet wird. Der Tabaksbau ist von keinem großen Belang, hingegen Obst- und Weinbau sehr bedeutend; namentlich zeichnet sich der Moslaviczer Wein durch Feuer und Geschmack vorteilhaft aus. Handel und Gewerbe sind unbedeutend. Die 120416 Bewohner (1880) sind fast durchgehends Kroaten, die sich zur röm.-kath. Kirche bekennen.

Hauptort des Komitats ist die alte königl. Freistadt **Kreutz** mit 3655 E., an der Linie Zâlány-Agram der Ungarischen Staatsbahnen, Sitz der Komitatsbehörden und eines griech.-kath. Bischofs.

Kreutzen, Kaltwasserbad bei Grein (s. d.) in Oberösterreich.

Kreutzer (Konradin), namhafter Lieder- und Opernkomponist, geb. 22. Nov. 1780 in der Thalmühle bei Meßkirch in Baden, studierte erst Medizin, wandte sich aber bald der Tonkunst als Lebensberuf zu und weilte seit 1804 in Wien, wo Albrechtsberger sein Lehrer in der Komposition wurde und K. Messen und andere Kirchenstücke, Quartette, Klavierstücke und auch mehrere Opern (z. B. «Konradin von Schwaben» und «Der Taucher») komponierte. Im J. 1811 begaan er als Virtuos auf dem von Leppig neuerfundenen Pannelodikon eine Kunstreise, auf der er 1812 nach Stuttgart gelangte, wo er nach Aufführung seines «Konradin» königl. Kapellmeister wurde. In dieser Stellung blieb er bis 1816, während welcher Zeit er verschiedene Opern (darunter «Feodora», «Alimon und Zaide», «Die Alpenhütte») und das Oratorium «Die Sendung Mosis» komponierte. K. war 1816—21 Kapellmeister des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen und ging dann nach Wien, wo 1822 seine Oper «Libussa» mit Erfolg zur Aufführung kam und er selbst am Kärntnerthor-Theater Kapellmeister wurde. Nachdem er 1833 dieses Amt aufgegeben, war er bis 1840 Kapellmeister am Josephstädter Theater. In diese Periode seines Lebens und Wirkens fallen seine besten musikalisch-dramatischen Produktionen, wie «Melusine» (1833, in Berlin zuerst aufgeführt), «Das Nachtlager von Granada» (1834) und die Musik zu Raimunds «Verschwender». Nachdem er 1840—46 Kapellmeister am Stadttheater zu Köln gewesen, ging er wieder für kurze Zeit an das Kärntnerthor-Theater in Wien und starb 14. Dez. 1849 zu Riga als Theaterkapellmeister.

In seine letzten Lebensjahre fallen noch die Opern «Der Edelknecht», «Die Hochländerin vom Kaukasus» und zum Teil auch die erst nach seinem Tode aufgeführte »Aurelia». K. hat besonders als Liederkompoaist durch Frische der Erfindung und Natürlichkeit der Charakterisierung viel Anerkennung gefunden, und seine überall gesungenen Männerquartette gehören zu dem Besten dieser Gesangsart. Von seinen 25—30 Opern hat nur das «Nachtlager» sich auf dem Repertoire erhalten.

Kreutzer (Rud.), berühmter Violinspieler und verdienter Komponist, geb. 16. Nov. 1766 zu Versailles, erhielt seine Ausbildung im Violinspiel durch Anton Stamitz und trug, 13 J. alt, ein eigenes Violinkonzert im Concert-Spirituel zu Paris mit Beifall vor. Mit 16 J. wurde er erster Violinspieler in der königl. Kapelle, trat aber 1790 in das Orchester des Théâtre Italien und brachte daselbst noch in demselben Jahre seine erste Oper «Jeanne d'Arc» zur Aufführung, der bis 1796 noch eine Reihe anderer folgte, von denen «Paul et Virginie» und «Lodoïska» besondern Erfolg hatten. Im J. 1797 besuchte K. als Konzertgeber Italien und Deutschland und wurde nach seiner Rückkehr Professor für Violinspiel am Konservatorium. Auch wirkte er seit 1801 als Solo-Violinist an der Großen Oper und in der Privatkapelle Napoleons, seit 1816 als königl. Kapellmeister und Dirigent der Großen Oper, 1824—26 als Intendant über das gesamte Musikwesen der Großen Oper. Er starb zu Genf 6. Juni 1831. Beethoven widmete ihm seine Sonate für Klavier und Violine (Opus 47), die sog. «Kreutzer-Sonate».

K. ist eins der Hauptglieder jener großen Geigerschule, welche, von Italien und von Tartini und Pugnani ausgehend, durch Viotti, Rode, K. und Baillot in Frankreich zur Entfaltung und Pflege kam, und zu der in Deutschland auch Spohr gehörte. Ihre Haupteigenschaften der langen Bogenführung, des breiten Tons und soliden Passagenwesens offenbarte K. nicht nur in seinem Spiel, sondern auch in seinen Violinkompositionen, von denen die Etuden noch heute eine wesentliche Grundlage für das Violinstudium bilden. Trefflich sind auch seine 19 Konzerte, die Duetten, Trios, Quartetten, Variationen u. s. w. K. war ein Hauptmitarbeiter an der großen Viollnschule des pariser Konservatoriums.

Ein jüngerer Bruder und Schüler K.s, Jean Nicolas Auguste K., geb. 1781 zu Versailles, wirkte als Violinspieler 1802—23 an der Großen Oper. Im J. 1825 erhielt er an Stelle seines Bruders die Professur für Violinspiel am Konservatorium. Er starb 1832. Seinem Bruder an Glanz der Virtuosität zwar nachstehend, war er doch ein tüchtiger Künstler, der auch Verschiedenes für sein Instrument komponiert hat.

Kreuz (altdeutsch chruzi), ein aus zwei, sich gewöhnlich rechtwinkelig, seltener schiefwinkelig (schräg) durchschneidenden Teilen gebildeter Körper.

Das Kreuz war bei den Alten ursprünglich in der Form T ein sehr häufig vorkommendes Werkzeug zur Ausführung der Todesstrafe. Die einzelnen Bestandteile des K. bildeten der Pfahl, welcher senkrecht in der Erde befestigt wurde (crux im engern und eigentlichen Sinne), und der horizontale Querbalken (patibulum), der zur Befestigung der Arme diente. Die Einführung der Todesstrafe am K. wird dem König Tarquinius Superbus beigelegt. Sie war eine so entehrende Strafe, daß sie nur an Sklaven und Verbrechern der niedrigsten Volksklasse vollzogen wurde. Das K. errichtete man außerhalb der Städte, aber an Orten, welche sehr belebt waren. Der Name des Verbrechers und die Ursache der Strafe wurde durch Ausruf bekannt gemacht oder auf einer über dem

K. befeſtigten Tafel (album, titulus) verzeichnet. Die Kreuzigung war eine der qualvollſten Todesarten; der Tod trat langſam ein, bisweilen ſtarben die Gekreuzigten erſt am zweiten oder dritten Tage.

Das Chriſtentum hat im Kreuzestode Chriſti die Offenbarung der erlöſenden Gnade Gottes, im Zeichen des K. (welches dann die Form ✝ annahm) das Symbol dieſer Offenbarung, des tiefſten Schmerzes und des höchſten Heils gefunden. So ward das K. das Erkennungszeichen der Chriſten, und ſchon im 3. Jahrh. begegnet uns der Gebrauch, ſich zum Andenken Jeſu zu bekreuzigen. Kaiſer Konſtantin d. Gr. ließ ſeit dem Siege über Maxentius das K. auf öffentlichen Plätzen, in Paläſten und Kirchen aufſtellen. Gegen Mitte des 4. Jahrh. glaubte man das K. Jeſu in Jeruſalem wieder aufgefunden zu haben, und alsbald wurden Hunderttauſende von Splittern des wahren K. nach allen Weltgegenden verſandt, ohne daß dieſes kleiner geworden ſein ſoll. Die Sage ſchrieb ſeit Ende des 4. Jahrh. die Auffindung des K. Chriſti der Kaiſerin Helena, der Mutter Konſtantins, zu, eine andere, noch fabelhaftere Legende nannte dafür die angebliche Gemahlin des Kaiſers Claudius, Patronike oder Protonike. (S. Kreuzeserfindung.) Seitdem legte man den Splittern oder Nachbildungen des K. Wunderkraft bei, ſtellte es auf den Altären auf, ſchmückte Fahnen und Waffen damit. Der Kaiſer Heraklius glaubte das Palladium ſeines Reichs wiedererobert zu haben, als er das zu Jeruſalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes wiedergewann. Zum Andenken an dieſe Wiedergewinnung wurde das Feſt der Kreuzeserhöhung (14. Sept.) geſtiftet. Seit dem 6. oder 7. Jahrh. kommen im Abendlande die erſten Crucifixe (ſ. d.), Kreuze mit dem Bilde des ſterbenden Erlöſers, auf. Das ganze Mittelalter hindurch, ja teilweiſe bis auf die Gegenwart herab, hat man dem K. geheime Kräfte zugeſchrieben (z. B. die Kreuzprobe oder das Kreuzgericht bei den Ordalien) und es als ein Schutzmittel gegen böſe Geiſter betrachtet; daher das Zeichen des K. über manchen Haus- und Stallthüren der Landleute, das zu Walpurgis erneuert wird. Vgl. Stockbauer, «Kunſtgeſchichte des K.» (Schaffh. 1870); Zöckler, «Das K. Chriſti» (Gütersloh 1875); E. von Bunſen, «Das Symbol des K. bei allen Nationen» (Berl. 1876); Fulda, «Das K. und die Kreuzigung» (Bresl. 1878); Lipſius, «Das Zeichen des K.» (in der «Deutſchen Revue», 1884).

In der Heraldik kommt das K. ſehr früh und häufig vor und hat, wie kein anderes Wappenbild, die verſchiedenartigſten Geſtalten angenommen. Wenn auch bei einigen Geſchlechtern des Uradels, namentlich der roman. Länder, die Teilnahme an den Kreuzzügen den Anlaß zur Aufnahme des K. in das Wappen gegeben haben mag, ſo kann man dieſes Motiv doch nicht für die große Menge der Kreuzeswappen annehmen. In der Heraldik zerfallen die K. in: I. Anſtehende, deren Arme die Schildesränder berühren, und welche eingeteilt werden in 1) gemeine K., zu denen z. B. das engl. Georgskreuz, der Danebrog, das italieniſche ſog. Volkskreuz, das Tatzen- oder mantuaniſche K. und viele Abarten, wie das Stufen-, Münzen-, Rauten-, Faden- und Zwillingskreuz, gehören; 2) Andreas- oder Schrägkreuze, auch burgundiſche genannt. II. Schwebende oder abgelediate K. Dieſe zerfallen wieder in 1) gemeine, wie z. B. das K. im Wappen der Schweiz, ferner das K. mit Nagelſpitze, auch Paliſſadenkreuz genannt, das Stern-, Haken-, Maueranker-, Anker-, Mühleiſen-, das Touloufer- oder Toloſaner-, auch Prinzen- oder Schlüſſelring-, das Kleeblatt- oder Mauritius-, das Lilienkreuz u. a. m.; 2) Andreas- oder Schrägkreuze; 3) vermehrte ſchwebende K., wie das Krücken-, das Doppelkrücken- und das Jeruſalemskreuz; 4) breitendige gemeine K., mit Lilien beſetzt, mit Nagelſpitze, mit acht Spitzen (Malteſerkreuz) u. ſ. w.; 5) geſtümmelte K. III. Hoch- und Paſſionskreuze, welche nicht gleicharmig wie die vorſtehenden, ſondern die Geſtalt des wirklichen K. des Erlöſers haben. Sie ſind einarmig, zweiarmig (wie das ungariſche, das lothringiſche und das ruſſiſche K.), oder drei- und vierarmig. Beſondere Hochkreuze ſind das Antonius-, das Schächer-, das Jakobs-, das Katharinenkreuz u. ſ. w. Vgl. Biedermann, «Die Kreuze in der Heraldik» (im «Jahrbuch des Vereins Adler», Wien 1874).

Kreuz (ſüdliches), Sternbild, ſ. Südliches Kreuz.

Kreuz (Orden vom ſüdlichen), braſil. Orden, 1. Dez. 1822 vom Kaiſer Pedro I. geſtiftet, beſteht in einem weiß emaillirten, mit der Kaiſerkrone gekrönten und auf einem grün emaillierten Kranze liegenden Sterne, in deſſen Mitte auf einem himmelblauen Felde ein aus 19 weißen Sternen gebildetes Kreuz liegt, welches die Umſchrift trägt: «Benemerentium praemium.» Das Band iſt himmelblau.

Kreuz, Ort im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Czarnikau, zur Gemeinde Lutatz gehörig, Knotenpunkt der Linien Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen und Stargard-Poſen-Breslau der Preußiſchen Staatsbahnen, zählt 430 E.

Kreuzbaum oder Maßholder, ſoviel wie Feldahorn, ſ. unter Ahorn.

Kreuzbeeren, die Beeren von Rhamnus cathartica, ſ. Rhamnus.

Kreuzbein (Os sacrum), ſ. unter Becken.

Kreuzberg, ein 65 m hoher Sandhügel bei Berlin mit einer got. Spitzſäule aus Gußeiſen, 1821 zum Andenken an die Freiheitskriege errichtet.

Kreuzberg, Berg mit Wallfahrtskirche bei Endenich (ſ. d.) in der preuß. Rheinprovinz.

Kreuzblech, ſoviel wie ſtärkſte Sorte Weißblech.

Kreuzblümchen, ſ. unter Polygala.

Kreuzblume heißt die auf den Spitzen von Türmen, Giebeln (Wimpergen) und Pfeilern (Fialen) von Gebäuden, namentlich Kirchen roman., beſonders aber got. Stils befindliche Bekrönung aus kreuzförmig gebildeten Blumen oder Blättern. An den Helmen der Haupttürme ſind ſie oft doppelt, d. h. zweifach übereinander ausgebildet und im Grundriß vierarmig, während ſie an Giebeln bisweilen nur aus zwei Armen beſtehen, weshalb man Helm- und Giebelkreuzblumen unterſcheidet.

Kreuzblütler, Pflanzenfamilie, ſ. Cruciferen.

Kreuzbraſſen ſind diejenigen Taue (Braſſen), welche die Kreuzmarsraae, die zweite von unten am hinterſten (Kreuz-) Maſte, horizontal bewegen.

Kreuzbrunnen, ſ. unter Marienbad.

Kreuzburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Preußiſch-Eylau, am Pasmar, iſt Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2002 meiſt prot. E. Das dortige Schloß wurde 1240, die Stadt 1315 gegründet.

Kreuzburg, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, an der Stober, Station der Linien Breslau-Dziedzitz, K.-Tarnowitz und Posen-K. der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein evang. Gymnasium, ein evang. Lehrerseminar, Waisenhaus, Irrenanstalt, zwei Krankenhäuser, Dampfmahlmühlen, Eisengießerei, Maschinen-, Holzstift-, Dachpappe- und Zuckerfabriken und zählt (1880) 6135 meist prot. E. Zu K. wurde Gustav Freytag geboren.

Der Kreis Kreuzburg zählt (1880) auf 553 qkm 43525 meist prot. E.

Kreuzburg an der Werra, Stadt im Verwaltungsbezirk Eisenach des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, 10 km im NW. von Eisenach, mit (1880) 1896 E., hat ein Justizamt und eine Gewerbeschule, Glockengießerei, Gips- und Sandsteinbrüche. Das Schloß steht an der Stelle eines 1170 erbauten Benediktinerklosters. Dabei liegt das Salzwerk Wilhelm-Glücksbrunn mit vier Gradierhäusern, das jährlich über 1 Mill. Pfd. Salz und auch Glaubersalz liefert.

Kreuzdorn, Pflanzenart, s. Rhamnus.

Kreuzdrehe, s. unter Drehkrankheit.

Kreuzen oder Lavieren nennt man die Bewegung eines Schiffs auf einen gegebenen Punkt zu, wenn der Wind ungünstig ist. Ein Schiff kann seine Segel nur so stellen, daß es auf 6 Strich vom Winde liegt, d. h. es kann nicht mehr direkt auf sein Ziel losfegeln, wenn der Wind einen kleinern Winkel als 6 Strich oder 67½ Grad mit dem richtigen Kurse bildet (die Kompaßrose ist in 32 Striche oder 360 Grad geteilt). Ist dieser Winkel kleiner, so muß sich das Schiff unter Zeitverlust in Zickzacklinie seinem Ziele zu nähern suchen, indem es bald nach der einen, bald nach der andern Seite dicht am Winde steuert. Man rechnet, daß ein Schiff mit segelbarem Winde zum Auskreuzen nach einem Punkte dreimal soviel Weg zurücklegen muß als mit günstigem Winde.

Kreuzer sind schnellsegelnde oder Dampf- und Kriegsschiffe mit der Bestimmung, feindliche leichtere Kriegsschiffe, Transport- oder Handelsschiffe abzufangen und namentlich den rückwärtigen Verbindungen der feindlichen Flotten Abbruch zu thun.

Kreuzer, eine deutsche Scheidemünze, welche ihren Namen (im Mittellateinischen Crosatus, Cruciatus, Crucifer, am häufigsten Cruciger) von dem Kreuze erhalten hat, welches ursprünglich das Gepräge zeigte. In Tirol wurden K. schon im 13. Jahrh. geschlagen. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hatten sie sich bereits über den größten Teil Deutschlands und der Schweiz verbreitet, und seit 1490 werden sie in den deutschen Münzeditten erwähnt. Anfänglich prägte man sie in geringhaltigem Silber, erst später in Kupfer aus. Sie wurden in allen den Ländern üblich, in denen die Guldenwährung bestand, und man teilte sie gewöhnlich in 4 Pf. oder 8 Heller, später hier und da abweichend (z. B. in Württemberg) in 6 Heller. Bis auf neuere Zeit herab rechnete man in Österreich und in Süddeutschland den Gulden zu 60 K., den Reichsthaler zu 90 K. In Bezug auf den Wert des K. hat man jedoch die verschiedenen Guldenvaluten zu unterscheiden; 20 K. des Konventions- oder 20-Guldenfußes entsprachen 24⅓ K. des 24½-Guldenfußes (oder der sog. Süddeutschen Währung) und 24 K. des frühern 24-Guldenfußes (oder der sog. Rheinischen Währung). Nach dem Münzvertrage vom 24. Juni 1857 behielten die süddeutschen Staaten die Einteilung der Gulden (nach dem 52½-Guldenfuß, s. Gulden) in 60 K. bei und teilten den K. in 4 Pf. zu 2 Hellern. In Österreich und Liechtenstein ward 1858 mit Einführung des 45-Guldenfußes der alte K. beseitigt, indem an dessen Stelle der Neukreuzer trat, der aber gemeinhin auch nur K. genannt wird. Dieser ist der hundertste Teil des österr. Guldens und die einzige Kreuzersorte, welche noch existiert. Der österr. Neukreuzer ist eine Kupfermünze; daneben prägt man in Kupfer auch Stücke zu 4, 1 und ½ Neukreuzer, sowie Stücke zu 20 und 10 Neukreuzer in Silberbillon (in einem 75-Guldenfuße) als Scheidemünze. Seit 1857 schlug man auch kupferne 3-Neukreuzerstücke; dieselben werden aber gegenwärtig nicht mehr geprägt und kommen im Verkehr nicht mehr vor. Die österr. Silberstücke zu 25 K. (Viertelgulden) sind Courantmünzen im 45-Guldenfuß.

Kreuzerfregatte ist nach der kaiserl. Kabinettsordre vom 25. Nov. 1884 der Name für die bisherigen «Gedeckten Korvetten»; im J. 1885 besaß die deutsche Kriegsmarine 9 K., während nach eben dieser Kabinettsordre mit Kreuzerkorvette (von denen im J. 1885 die deutsche Kriegsmarine 11 besaß) die bisherigen «Glattdeckskorvetten» bezeichnet werden. (Vgl. Korvette.)

Kreuzeserfindung heißt in der kath. Kirche das Fest der Auffindung des Kreuzes Jesu. Dasselbe wurde ursprünglich am 14. Sept., jetzt am 3. Mai (in der griech. Kirche am 6. Mai) gefeiert. Um die Mitte des 4. Jahrh. kam unweit der Stätte, wo Kaiser Konstantin die Kirche des Heiligen Grabes erbaut hatte, auch das heilige Kreuz wieder zum Vorschein. Nach der einige Decennien jüngern Legende soll Helena, Konstantins Mutter, bei einer Wallfahrt nach Palästina jenes Kreuz auf wunderbare Weise entdeckt und ein Stück desselben mit nach Konstantinopel genommen haben. Die wesentlich gleichlautende syr. Sage nennt als Auffinderin des heiligen Kreuzes die fabelhafte Kaiserin Patronike oder Protonike, die angebliche Gemahlin des Kaisers Claudius. Vgl. Lipsius, «Die edessenische Abgarsage» (Braunschw. 1880).

Kreuzeserhöhung heißt in der kath. Kirche die Wiedereroberung und Aufrichtung des von den Persern geraubten Kreuzholzes auf der Schädelstätte zu Jerusalem unter Kaiser Herallius (628). Die griech. und kath. Kirche feiert diese Begebenheit 14. Sept.

Kreuzestöchter heißen die Mitglieder eines geistlichen Ordens, welcher 1625 zu Roye in der Picardie zur Erziehung junger Mädchen und zur Krankenpflege gestiftet wurde. Später hatten sie ihr Haupthaus zu Brée-Comte-Robert bei Paris, wo Frau von Villeneuve (gest. 1650) ihre Oberin war, und verbreiteten sich über Frankreich, Belgien, Deutschland und Nordamerika.

Kreuzfahne, soviel wie Labarum (s. d.).

Kreuzfeld, Schlachtort bei Gyéres in Siebenbürgen, s. unter Aranyos.

Kreuzgang heißt ein meist aus vier Bogenhallen bestehender, einen Hof (Klosterhof, Kirchhof) umschließender Umgang, welcher sich, gewöhnlich an der Südseite, an eine Kloster- oder Stiftskirche anschließt und im wesentlichen zur Verbindung der einzelnen Räume der den Hof umschließenden Klostergebäude, sodann aber auch für Prozessionen und zum Lustwandeln der Mönche und Geistlichen dient. Zuweilen hat er zwei Stockwerke übereinander

(besonders in Italien). Der Klosterhof und gewöhnlich auch der K. selbst diente auch zu Begräbnissen der Domherren, der Mönche und verschiedener vornehmer Personen, welche sich das Recht dazu erkauft hatten. Die oft sehr reiche dekorative Ausstattung der Kreuzgänge richtete sich nach dem gerade herrschenden Baustil und wurde namentlich in der roman. Periode beliebt. Ihre Wände wurden vielfach mit Gemälden geschmückt. Wegen ihrer Schönheit berühmt sind die Kreuzgänge neben der lateranischen Basilika und der Kirche St. Paul vor den Mauern zu Rom. Der älteste in Deutschland erhaltene K. befindet sich in Salzburg, während zu den größten und prachtvollsten Kreuzgängen aus alter Zeit die im Liebfrauenkloster zu Magdeburg, beim Dom zu Trier, beim Großmünster zu Zürich, neben der Stiftskirche zu Aschaffenburg, neben St. Emmeran zu Regensburg u. a. m. gehören.

Kreuzgegend (regio sacralis), die Gegend an der hintern Fläche des Beckens zwischen beiden Darmbeinen, unter welcher das Kreuzbein (os sacrum) gelegen ist. (S. unter Becken.)

Kreuzgericht, s. unter Ordalien.

Kreuzgewölbe, s. unter Gewölbe.

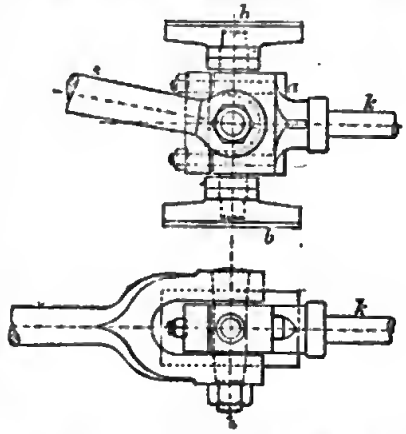
Kreuzhaspel, s. u. Hebeapparate, Bd. VIII, S. 938b.

Kreuzherren, Kreuzträger oder Kreuzorden nannten sich ursprünglich die Glieder eines geistlichen Ritterordens, der in der Zeit der Kreuzzüge in Palästina entstand und damals der Bethlehemitische Orden hieß, seit dem Anfange des 13. Jahrh. aber nach Österreich, Böhmen, Mähren, Polen und Schlesien übersiedelte, zum Klosterleben überging, den regulierten Chorherren beitrat und dem Hospitaldienste wie der Seelsorge sich widmete. Papst Gregor IX. bestätigte den Orden 1238. Als Abzeichen trägt der Großmeister mit den Ordensobern ein Malteserkreuz mit roter Emaille oder roten Steinen; bei den Ordensgliedern ist das Kreuz von rotem Atlas mit einem sechseckigen Stern darunter. Daher heißen die K. auch Sternträger (stelliferi) oder K. mit dem roten Stern. Noch jetzt sind die K. Besitzer ansehnlicher Pfründen in Böhmen und bekleiden meist Kirchenämter und Professuren an der Universität zu Prag. Hier wohnt auch der Ordensgroßmeister, der in Böhmen als der erste Prälat unter den regulierten Klerikern gilt. Die Mitgliederzahl beträgt 60—70.

Kreuzholz oder Kreuzdornholz nennt man das Holz von Rhamnus cathartica *L.*, welches zu feinen Drechslerarbeiten verwendet wird. (S. Rhamnus.)

Kreuzigung, s. unter Kreuz.

Kreuzkopf oder Querhaupt (frz. tête croisée, engl. cross-head), bei Dampfmaschinen, Pumpen u. s. w. derjenige Maschinenteil, welcher eine gelenkige Verbindung zwischen Kolben- und Kurbelstange herstellt, wobei er einerseits die Kolbenstange gerade zu führen, andererseits die durch die geneigte Stellung der Kurbelstange bedingte seitliche Kraftwirkung aufzunehmen hat. (S. unter Geradführungen.) Bei dem nachstehend abgebildeten Kreuzkopf erfolgt die Führung durch einen Schlitten mit zwei Gleitflächen b b, welche in einem seitlich offenen Cylinder, der das Gestell der horizontalen Dampfmaschine oder Pumpe bildet, geführt sind. Bei dieser Anordnung trägt die Kolbenstange k einen zweiteiligen, als Lager ausgebildeten Kopf a, in welchem sich der in der gegabelten Kurbelstange s konisch eingesetzte Zapfen z dreht. Die mit dem Ende der Kolbenstange verbundenen Gleitbacken sind meist in Gußeisen ausgeführt und zur Herstellung der eigentlichen Gleitflächen mit Weißmetall gefüttert. Bei vertikalen Balancierdampfmaschinen



oder Pumpen besteht der K. aus einem an der Kolbenstange festgekeilten Querstück, auch Traverse genannt, das an den Enden mit Zapfen versehen ist, welche den Aufschluß der hier zur Geradführung nötigen Gestänge ermöglichen.

Kreuzkraut, s. Senecio.

Kreuzlingen, Hauptort des gleichnamigen Bezirks des schweiz. Kantons Thurgau, liegt 423 m über dem Meere, 1½ km südlich von Konstanz auf dem linken Ufer des Bodensees an der Linie Romanshorn-Konstanz der schweiz. Nordostbahn und zählt (1880) 2506 E., worunter 1462 Reformierte und 1012 Katholiken. Das gewerbfleißige, saubere Dorf, das sich wie eine Vorstadt an Konstanz anschließt, besitzt eine alte 1848 aufgehobene Augustinerabtei, in deren 1666 errichteten Gebäuden jetzt das thurgauische Lehrerseminar, eine Musterschule und eine landwirtschaftliche Anstalt untergebracht sind, und eine stattliche Kirche mit merkwürdigen Holzschnitzereien.

Kreuzlipaß, rauher, wenig begangener Paß der Glarneralpen, führt in 8 Stunden von Amsteg (536 m) im schweiz. Kanton Uri nach Sedrun (1401 m) im Val Tavetsch des Graubündner Oberlandes. Der Pfad über den K. zweigt bei Hinterbristen vom Thalwege des Maderanerthals südlich ab und steigt durch das steinige Exlithal zur Alp Culma (1880 m) hinauf, wo er sich nach O. wendet, um über Trümmerhalden und Schneefelder die von einem Kreuz bezeichnete Paßhöhe (2350 m) zwischen den Ausläufern der Crispalt und des Oberalpstocks zu erreichen. Von der Höhe, die die Grenze von Uri und Graubünden und die Wasserscheide zwischen Reuß und Rhein bildet, senkt sich der Pfad steil ins öde Val Strim hinab, das bei Sedrun in das Hauptthal des Tavetsch einmündet.

Kreuzmandeln, s. unter Ernte.

Kreuzmars, s. unter Mars (auf Schiffen).

Kreuznach, Kreisstadt im Regierungsbezirk Koblenz der preuß. Rheinprovinz, an der Nahe, 15 km oberhalb deren Mündung in den Rhein bei Bingen und an der Linie Saarbrücken-Bingerbrück der preuß. Staatsbahnen, liegt 104 m über dem Meere in einer reizenden Umgebung. Die Stadt, in ihrem ältern Teile altertümlich, mit engen, krummen

Straßen, in ihrem neuen, dem Badestadtteile, sehr elegant, ist Sitz eines Amtsgerichts, Landratsamts und einer Reichsbanknebenstelle, hat ein Gymnasium mit Realklassen und (1880) 15 321 meist prot. E. Neben vielen andern industriellen Etablissements sind hervorzuheben: eine Glashütte, Tabaksfabriken, chem. Fabriken, Lederfabriken, sehr bedeutende Gerbereien. Die kreuznacher Weine und die Naheweine erfreuen sich eines bedeutenden Absatzes, ebenso die hier fabrizierten Schaumweine. K. zählt 32 größere Weinhandlungen; außerdem wird lebhafter Frucht-, Spirituosen- und Lederhandel getrieben. Die Solbäder und Mineralwässer des Ortes, welche jährlich von etwa 7000 Badegästen besucht werden, gehören zu den iod- und bromhaltigen Kochsalzquellen und wurden 1478 entdeckt. Besonders wendet man sie mit Erfolg gegen alle Skrofeltrankheiten und chronische Hautausschläge an. Weltberühmt und nicht erreicht ist die Kreuznacher Mutterlauge, eine nach Beendigung der Salzgewinnung übrigbleibende gelbliche oder dunkelbraune Flüssigkeit, deren alleiniger Betrieb der Kreuznacher Solbäder-Aktiengesellschaft zusteht. Man bedient sich namentlich der Nahequelle, Elisabethquelle und Oranienquelle (10° R.), der Quellen der Salinen zu Karls- und Theodorshalle (17° R.) und der Quelle zu Münster am Stein (23° R.) teils als Getränk, teils zu verschiedenen Arten von Bädern. In der Nähe K.s liegen die Ruinen eines röm. Castrums, die sog. Heidenmauer, und außerdem finden sich röm. Grabstätten, Urnen und Münzen.

Der Ort kommt schon 819 als karolingische Pfalz unter dem Namen Cruciniacum und die um dieselbe entstandene Gemeinde 881 und 974 in Urkunden als villa Crucenacha und Crucinaha vor. Heinrich IV. schenkte die Domäne 1065 an das Bistum Speier, welches den im Anfang des 13. Jahrh. als Stadt bezeichneten Ort 1241 an den Grafen Heinrich von Sayn verkaufte. Durch dessen Tochter kam K. an die Grafen von Sponheim, wurde die Hauptstadt der vordern Grafschaft Sponheim und fiel später an Kurpfalz. Die Franzosen sprengten 1689 das feste Schloß Kauzenberg, welches sich gegenüber der Altstadt auf dem Kauzenberge erhob. Dieser Berg ist gegenwärtig mit Weingärten («Kauzenberger») und Parkanlagen bedeckt und gewährt eine herrliche Aussicht auf die Stadt und das Nahethal. Am südl. Ende der Stadt entspringen auf und an einer Insel im Flußbette die nur zu Heilzwecken dienenden Salzquellen, die Elisabeth- und Nahequelle. Eine Viertelstunde weiter aufwärts liegen auf preuß. Gebiet in dem engen, von 400 m hohen Porphyrfelsen eingeschlossenen Salinenthale die großherzogl. hessischen Salinen Karlshalle und Theodorshalle, jene 1729, diese 1743 angelegt. Noch weiter aufwärts liegen das freundliche, neuerdings als Badeort vielbesuchte Dorf Münster am Stein, mit Salinen und Solbädern und 534 E., der Rheingrafenstein, die Reste einer ehemals sehr starken, von den Franzosen 1689 geschleiften Burg auf einer 196 m hohen, fast senkrecht über die Nahe emporragenden Porphyrfelswand, und gegenüber, an der Mündung der Alsenz in die Nahe, die ebenfalls von den Franzosen zerstörte Ebernburg, einst im Besitz Franz von Sickingens und Zufluchtsstätte seiner Freunde Ulrich von Hutten, Melanchthon, Bucer u. s. w. Vgl. Engelmann, «K., seine Heilquellen und deren Anwendung» (7. Aufl., Kreuzn. 1882); Volgtländer, «Bad K., Bad Münster am Stein und das Nahethal» (11. Aufl., Kreuzn. 1884).

Der Kreis Kreuznach zählt auf 557 qkm 67 115 E.

Kreuzorden, s. Kreuzherren.

Kreuzotter, Schlange, s. Vipern.

Kreuzpellung, s. unter Peilen.

Kreuzritter, die Teilnehmer an den Kreuzzügen; auch soviel wie Deutsche Ritter.

Kreuzrosette, Schliffform der Edelsteine, s. unter Edelsteinschleiferei, Bd. V, S. 752.

Kreuzschlag, Form des Hammers (s. d.).

Kreuzschmerzen, schmerzhafte Empfindungen in der Kreuzgegend (s. d.), beruhen entweder auf einer rheumatischen Affektion der Lendenmuskeln oder auf einer Zerreißung einzelner Muskelfasern der Rückenmuskeln infolge einer plötzlichen Anstrengung, wie Bücken, Heben u. dgl. (s. Hexenschuß), seltener auf Nieren- und Nervenleiden. Bei den Blattern gehören heftige K. zu den ersten und wichtigsten Symptomen der Krankheit. Bei dem weiblichen Geschlecht sind anhaltende K. häufig eine lästige Begleiterscheinung von Gebärmutterkrankheiten (s. d.) und erfordern eine zweckmäßige frauenärztliche Behandlung. Die während des Geburtsaktes auftretenden K. werden als Wehen unterschieden. (S. unter Geburt.)

Kreuzschnabel (Loxia), eine Vogelgattung aus der Abteilung der Finken, zeichnet sich vor allen durch die ganz eigentümliche Bildung des Schnabels aus, indem die beiden, in scharfe, halensörmige Spitzen auslaufenden Schnabelhälften so stark gekrümmt sind, daß sie beim Schlusse einander kreuzen, wobei der Oberschnabel nach rechts oder nach links gewendet sein kann. Die K. klettern geschickt an den Zweigen auf und ab, indem sie sich dabei ihres Schnabels bedienen. Es sind lebhafte und gewandte Vögel, die beständig wandern und deshalb in der Gefangenschaft nicht lange am Leben bleiben. In Deutschland ist am häufigsten der gemeine oder Fichtenkreuzschnabel (L. curvirostra) oder der Tannenpapagei, der den Norden von Europa und Asien bewohnt und sich vorzugsweise von den Samen der Nadelbäume, dann aber auch der Disteln, Ebereschen und anderer Pflanzen nährt. Merkwürdigerweise brütet er zu allen Jahreszeiten, doch meistens im Winter. Der Gesang des Männchens ist zwar nur mittelmäßig, ertönt aber auch bei großer Kälte fort. Die Länge des Vogels beträgt 18 cm und in seinem Gefieder ist vorherrschend Rot und Gelbrot mit Olivengrün in verschiedenen Schattierungen gemischt. Nicht ebenso allgemein verbreitet in Deutschland ist der Kiefernkreuzschnabel (L. Pityopsittacus), der sich durch größern Schnabel und kürzere Haken der Kieferspitzen, sowie durch das noch mehr vorherrschende Hochrot im Gefieder des Männchens auszeichnet. Die schöne Färbung des Männchens verliert sich in der Gefangenschaft nach der Mauser.

Kreuzspinne (Epeira), eine umfangreiche Gattung der Webespinnen, von der bereits weit über anderthalbhundert Arten beschrieben sind, charakterisiert sich dadurch, daß von ihren acht Augen die mittlern vier im Quadrat stehen, an dessen beiden Seiten noch je zwei in schiefer Richtung gestellt sind. Die Arten dieser Gattung spinnen das regelmäßigste Netz, welches aus lauter konzentrischen, durch viele Radien geteilten Kreisen besteht, in deren Mittelpunkte die Spinne meist in verkehrter Stellung sitzt.

Die in Europa vorkommenden Arten leben nur einen Sommer und legen im Spätjahre gegen 100 mit Seide zu einer Kugel übersponnene Eier, die den Winter über ausdauern. Unter den einheimischen ist die bekannteste und größte die gemeine Kreuzspinne (E. diadema), deren Hinterleib oft an Größe einer großen Haselnuß gleichkommt. Sie ist braunrot bis schwärzlich; auf dem Hinterleibe mit weißen oder gelben, ein Kreuz bildenden Flecken gezeichnet. Die K. besitzt viel Kraft, fängt in ihrem senkrechten Netze viele lästige Insekten weg und ist nicht giftig. Vor Freßsucht fällt das größere Weibchen selbst über das unvorsichtig nahende Männchen her und frißt es auf. Nebst der Haus- oder Winkelspinne (Tegenaria domestica) gilt die K. für die beste Wetterprophetin.

Kreuzstein, alter Name für die kreuzförmigen Zwillingskrystalle des Harmotoms (Baryttreuzstein) und des Phillipsits (Kalkkreuzstein).

Kreuzstichstickerei, s. unter Stickerei.

Kreuzthaler, s. Albertusthaler.

Kreuzträger, s. Kreuzherren.

Kreuzung bezeichnet im allgemeinen die Paarung verschiedenartiger Tiere oder verschiedener Pflanzenarten, wird aber teilweise in sehr verschiedenem Sinne gebraucht, indem man Paarung von Individuen aus verschiedenen Familien, Rassen, Varietäten und Arten darunter begreift. Wenn K. unter verschiedenen Arten vor sich geht, so kann das Produkt, der Bastard, entweder im allgemeinen unter sich unfruchtbar sein, wie Maultier und Mauteſel, welche aus der K. von Pferd und Esel hervorgehen, oder, wie angegeben wird, fruchtbar, wie die Bastarde von Hund und Schakal, Mufflon und Hausschaf. Das Maß der Fruchtbarkeit der Bastarde zwischen verschiedenen Menschenrassen ist noch nicht hinlänglich ermittelt; doch scheint es allerdings, daß die Mischlinge sehr verschiedenartiger Rassen, wie der Weißen und Australier, von beschränkter Fruchtbarkeit sind. Die K. verschiedener Rassen geschieht namentlich in der Zucht der Haustiere zu dem Zwecke, gewisse vorteilhafte Eigenschaften der Zuchttiere auf die Nachkommenschaft zu vererben und unvorteilhafte Eigenschaften zu verringern. Die Paarungsprodukte der K. verschiedener Rassen werden zweckmäßig, im Gegensatz zu denen verschiedener Arten (Bastarde) als Blendlinge unterschieden. Der K. gegenüber steht die Inzucht (s. d.). In Beziehung auf den Menschen wird vielfach angenommen, daß Heiraten unter Blutsverwandten die Entwickelung erblicher Krankheitsanlagen, wie Schwindsucht, Skrofulose, sowie von Taubstummheit, ja sogar von Geisteskrankheiten fördern, wogegen indes die Geschwisterehen der Ptolemäer, der Altägypter u. a. zu sprechen scheinen. Die neuere Gartenkunst erzielt durch künstliche K. mittels Auspinselung des Blütenstaubes viele Varietäten der Zierpflanzen. Vgl. Darwin, «The effects of cross-and self-fertilisation in the vegetable kingdom» (Lond. 1876; deutsch von Carus, Stuttg. 1877); H. von Nathusius, «Vorträge über Viehzucht und Rassenkenntnis» (Berl. 1880).

Kreuzverhör (im engl. Recht: cross-examination) ist Vernehmung der Zeugen und Sachverständigen, die von einer Partei vorgeführt wurden, seitens des Prozeßgegners. Diese in England, Schottland, Nordamerika sehr übliche Form der Beweiserhebung gilt vielen als eine der gründlichsten und eingehendsten Arten der Beweisaufnahme, welche eine unbefangene Stellung des Vorsitzenden mit sich bringt und andererseits großen Eindruck macht. Freilich kommt es hierbei auf das Geschick der Partei oder ihres Vertreters und Innehaltung bestimmter Grenzen an, da sonst Zeugen leicht chikaniert werden können. Das deutsche Recht (Strafprozeßordnung, §. 238) läßt das K. bei übereinstimmendem Antrag der Staatsanwaltschaft und des Verteidigers zu, wird aber kaum eine häufige Benutzung in der Praxis bewirken.

Kreuzwertheim, bayr. Marktflecken, s. unter Wertheim.

Kreuzwoche, s. Gangwoche.

Kreuzzüge werden die von den christl. Völkern des Abendlandes seit dem Ende des 11. bis gegen Ende des 13. Jahrh. zur Eroberung Palästinas wiederholt unternommenen Kriegszüge nach dem Morgenlande genannt. Schon frühzeitig war es fromme Sitte geworden, nach dem Heiligen Grabe in Jerusalem zu wallfahrten und die denkwürdigen Orte zu besuchen, wo der Erlöser einst lebte, wirkte und starb, und selbst Konstantins d. Gr. Mutter, Helena, hatte noch in ihrem hohen Alter zu der von ihrem Sohne über dem Heiligen Grabe aufgeführten prachtvollen Kirche eine Wallfahrt unternommen. Die Araber, seit dem 7. Jahrh. im Besitze der heiligen Stadt, achteten den frommen Sinn der Pilger, mit denen sie die Verehrung gegen Christus in gewissem Sinne teilten, und gestatteten ihnen, Kirchen und ein Hospital zu Ehren Johannes des Täufers zu errichten. Als aber Palästina zu Anfang des 10. Jahrh. unter die Botmäßigkeit der Fatimiden von Ägypten kam, begannen harte Bedrückungen der Pilger; namentlich wütete der Kalif Hakem gegen Einheimische und Fremde und untersagte bei schwerer Strafe allen christl. Gottesdienst. Die Bedrückungen steigerten sich, als 1078 die Seldschuken Jerusalem und das Heilige Grab eroberten. Seit dieser Zeit brachten die Pilger des Abendlandes die traurigsten Nachrichten über Beschimpfung der heiligen Örter und grausame Behandlung der anbetenden Gläubigen aus Palästina zurück, und ihre Erzählungen erzeugten in den Gemütern der abendländ. Christen den lebhaften Wunsch, ihren Glaubensgenossen zu Hilfe zu eilen und das Heilige Land den Ungläubigen zu entreißen. Papst Urban II. war es vorbehalten, dieser Bewegung den Anstoß zu geben. Die fromme Schwärmerei, durch die Geistlichkeit in jener Zeit in den Gemütern des Volks genährt, der kriegerische Geist des Adels, durch den aus Spanien nach Frankreich und Deutschland herübergedrungenen Aufschwung des christl.-religiösen Rittertums gehoben, verstärkt und veredelt, der allgemeine Hang nach Abenteuern, durch den sich besonders die Normannen in Italien auszeichneten, endlich die Aussicht für die niedern Stände, durch ihre Teilnahme, wenn nicht Ehre und Schätze, doch Befreiung von dem schwer auf ihnen lastenden Drucke des Adels zu erlangen, kamen hierbei den Absichten des Papstes fördernd entgegen.

Nur eine geschichtlich unbegründete Sage führt den Anlaß zu Urbans II. Aufruf auf Peter von Amiens (s. d.) zurück. In Wirklichkeit gab ein dringender Hilferuf des Kaisers Alexius I. die Veranlassung. Seine Gesandten begleiteten Urban nach der Kirchenversammlung zu Clermont in der Auvergne, an deren Schluß (26. Nov. 1095) der Papst den folgenschweren Aufruf zur Befreiung des Heiligen Grabes erließ. Eine unermeßliche

Begeisterung machte sich in dem Ruf: «Gott will es!» Luft, und unzählige Geistliche und Laien empfingen von dem Bischof Ademar von Puy das rote Kreuz als Zeichen ihres Gelübdes. Prediger verbreiteten den Aufruf vorzüglich durch Frankreich; große ungeordnete Scharen setzten sich in Bewegung, begannen mit einer entsetzlichen Judenverfolgung in den rhein. Städten und gingen auf dem Marsch durch Ungarn und Bulgarien zu Grunde, ohne ihr Ziel zu erreichen. Nach diesem mißlungenen Versuche führte Gottfried von Bouillon (s. d.), Herzog von Niederlothringen, mit seinem Bruder Balduin ein geordnetes, aus 80000 wohlgerüsteten Streitern bestehendes Heer durch Deutschland und Ungarn nach Konstantinopel, wo sich Hugo von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, Boemund von Tarent, Tancred von Apulien, Raimund von Toulouse und Robert von der Normandie mit neuen Scharen an ihn anschlossen, sodaß die Teilnehmer dieses **ersten Kreuzzugs** 600000 betrugen. Nach Kleinasien übergesetzt, eroberten sie nach beschwerlichen Kämpfen und harten Verlusten 1097 Nicäa, 1098 Antiochia und Edessa und zuletzt 15. Juli 1099 auch Jerusalem, zu dessen Vogt (den Königsnamen lehnte er ab) Gottfried von Bouillon erwählt wurde. Außer dem Königreich Jerusalem entstanden die Grafschaften Tripolis und Edessa und das Fürstentum Antiochia, sämtlich nach der Form des normann. Lehnsystems eingerichtet. Unterdessen hatten auf die Nachricht von der glücklichen Eroberung Palästinas ein neues Kreuzheer unter dem Herzog Welf von Bayern in Deutschland und zwei andere in Italien und Frankreich, mehrere hunderttausend Mann, sich nach Palästina in Bewegung gesetzt; sie fanden aber alle durch eigene Thorheit und Mangel aller Ordnung in Kleinasien ein klägliches Ende (1101).

Den **zweiten Kreuzzug** veranlaßte die 1144 durch die Zwietracht der Fürsten im Heiligen Lande verschuldete Eroberung Edessas durch die Türken. Die Nachricht von dem Verlust dieser Stadt verbreitete über ganz Europa Bestürzung und erregte die gerechte Besorgnis, bald auch die übrigen Besitzungen sich entrissen zu sehen. Deshalb befahl Papst Eugen III. einen neuen allgemeinen Kreuzzug gegen die Ungläubigen und gewann durch den schwärmerischen Bernhard von Clairvaux (s. d.) sogar den deutschen König Konrad III. und den König von Frankreich, Ludwig VII., für die Teilnahme an demselben. Beide zogen 1147 mit beträchtlichen Heeren aus, welche aber beide in Kleinasien völlig vernichtet wurden. Die geringen Trümmer, welche Syrien erreichten, und die zur See gekommenen Kreuzfahrer versuchten vergeblich die Eroberung von Damascus und brachten nur Verstimmung in die Heimat. Die Eroberung Jerusalems durch Saladin 1187, nach der blutigen Schlacht bei Tiberias, hatte den **dritten Kreuzzug** zur Folge. Aber trotzdem, daß diesmal die Beherrscher der drei europ. Hauptreiche: Kaiser Friedrich I., König Philipp II. August von Frankreich und König Richard I. von England, sich 1189 entschlossen, persönlich ansehnliche Heere gegen die Ungläubigen zu führen, blieben doch alle diese Anstrengungen ohne Erfolg. Friedrich I. (s. d.) kam, nachdem er unter vielen Mühseligkeiten und mit großem Menschenverlust bis Seleucia gelangt war, im Flusse Kalykadnus um, worauf sein Heer zum Teil sich zerstreute, zum Teil unter seinem Sohne Friedrich von Schwaben mit dem übrigen Kreuzheere sich vereinigte. Philipp August und Richard, welche 1191 zur See anlangten, waren so glücklich, gemeinschaftlich Acca oder Ptolemais zu erobern; aber sie entzweiten sich bald und kehrten einzeln, erst Philipp, dann auch Richard, ohne Jerusalem befreit zu haben, zurück. Fortwährend fanden einzelne Unternehmungen statt, sodaß die weitere Zählung der K. unsicher ist. Als **vierten Kreuzzug** rechnet man denjenigen, welchem die Venetianer die Richtung gegen Konstantinopel gaben und der 1204 zum Umsturz des Byzantinischen Reichs führte, ohne das Heilige Land zu erreichen. Unaufhörlich ließ Innocenz III. das Kreuz predigen und veranlaßte dadurch den thörichten Kinderkreuzzug (1212). Viele Tausende deutscher Knaben und Mädchen gingen in Italien zu Grunde, von französischen ist eine noch größere Anzahl in Marseille eingeschifft und teils untergegangen, teils nach Ägypten in die Sklaverei verkauft. Einigen Erfolg hatte 1217 der Kreuzzug des Königs Andreas II. von Ungarn. Von den Königen von Jerusalem und Cypern unterstützt, eroberte er das feste Schloß auf dem Berge Tabor und einige andere kleine Bergfestungen, kehrte aber schon 1218 nach Hause zurück. In demselben Jahre landeten viele niederrhein. und engl. Kreuzfahrer unter Graf Wilhelm von Holland, vereint mit den Königen von Jerusalem und Cypern, in Ägypten. Damiette ward angegriffen und 1219 wirklich erobert; doch bald wendete sich das Glück, und Damiette ging 1221 wieder verloren.

Gedrängt durch Papst Gregor IX., unternahm Kaiser Friedrich II. 1228 den sog. **fünften Kreuzzug** und schloß dann mit dem Sultan von Ägypten einen zehnjährigen Waffenstillstand, nach welchem den Christen Jerusalem, Bethlehem und Nazareth nebst einem großen Landstrich ausgeliefert wurden. Sodann setzte er sich selbst 1229 in Jerusalem die Königskrone auf. Doch die christl. Herrschaft in Palästina wurde durch neue Angriffe der Mohammedaner und durch innere Zwietracht immer mehr zerrüttet. Endlich ward Jerusalem 1244 durch die wilden Chowaresmier erstürmt und kam wieder unter die Herrschaft der Sultane von Ägypten. Die Reihe der Helden, die für die Rettung des Heiligen Landes kämpften, schloß König Ludwig IX. (s. d.) der Heilige von Frankreich, welcher den **sechsten Kreuzzug** unternahm. Ohne vom Papste aufgefordert zu sein, schiffte er sich Juni 1248 mit 40000 Streitern nach Cypern ein, von wo aus er durch die Eroberung Ägyptens sich den Weg nach Palästina zu eröffnen beschloß. Auch gelang es ihm, in den Besitz der Küste Ägyptens sich zu setzen und Damiette zu erobern. Als er aber die Eroberung Alexandrias vernachlässigte und weiter in Ägypten vordrang, um Kairos sich zu bemächtigen, erlitt er eine bedeutende Niederlage bei Mansura. Ludwig geriet samt seinem Heere in Gefangenschaft und mußte sich mit einer hohen Summe loskaufen (1250). Eine zweite Expedition König Ludwigs IX. gegen Tunis 1270, auf welcher er starb, wird als der **siebente Kreuzzug** bezeichnet. Unterdes ging in Palästina eine Stadt nach der andern verloren: Antiochia 1268, Tripolis 1289 und zuletzt, nach heldenmütiger Gegenwehr, Acca 18. Mai 1291. Tyrus kapitulierte und die fränk. Christen räumten das Land. Das eigentliche Ziel dieser zwei Jahrhunderte dauernden mächtigen Unternehmungen, die Eroberung des Heiligen Landes, war demnach

nur vorübergehend erreicht; das Land selbst befand sich in unaufhörlicher Anarchie, die Bevölkerung vermehrte sich durch den Auswurf der europ. Gesellschaft, und alle Tapferkeit begeisterter Ritter konnte diesen Staat nicht lebensfähig machen. In Europa wurden durch die Kreuzpredigt der Fanatismus und Aberglaube gesteigert; am verderblichsten war der Mißbrauch dieser Idee zur Bekämpfung der Albigenser, der Stedinger, endlich jedes Widersachers der Päpste. Dagegen hat die Kreuzpredigt die dauernde Ausdehnung des Christentums auf der span. Halbinsel und die Gründung eines neuen Kulturstaats durch den Deutschen Orden in Preußen unterstützt. Eine engere Verbindung unter den europ. Völkern, die Erhebung des Bürgerstandes durch die Verarmung des Adels, die Ausdehnung des Handelsverkehrs durch die Bekanntschaft mit dem Orient, die Erweiterung des Gesichtskreises und vielerlei neue Kenntnisse sind günstige Folgen der K., durch welche aber die Nachteile nicht aufgewogen werden.

Vgl. Wilken, «Geschichte der K.» (7 Bde., Lpz. 1807—32); Michaud, «Histoire des croisades» (6 Bde., Par. 1825—30; neueste Ausg. 1874; deutsch, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32); derselbe, «Bibliothèque des croisades» (4 Bde., Par. 1830); Sybel, «Geschichte des ersten Kreuzzugs» (Lpz. 1841; 2. Aufl. 1881); Kugler, «Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs» (Stuttg. 1866); «Recueil des historiens des croisades» (Par. 1869); Röhricht, «Beiträge zur Geschichte der K.» (2 Bde., Berl. 1874—78); Heyd, «Leoantehandel im Mittelalter» (2 Bde., Stuttg. 1879); Kugler, «Geschichte der K.» (Berl. 1880); Röhricht und Meißner, «Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande» (Berl. 1880); Prutz, «Kulturgeschichte der K.» (Berl. 1883). Der Geschichte der K. überhaupt sind die zahlreichen Veröffentlichungen der «Société de l'Orient latin» in Paris gewidmet.

Kreyos, griech. Dichter und Musiker, Verfasser und Komponist von Dithyramben, lebte nach Bergk in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. Er führte die Parakataloge in die Dithyramben ein, d. h. Partien, welche unter Musikbegleitung, aber nicht singend vorgetragen wurden.

Kreyßig (Friedr.), namhafter Litterarhistoriker, geb. 5. Okt. 1818 auf dem Landgute Gottesgabe bei Mohrungen in Ostpreußen, war erst Lehrer in einem Orte an der russ. Grenze, studierte aber dann in Königsberg Geschichte und Philologie. Nachdem er 1843—45 als Oberlehrer an der Realschule zu Wehlau gewirkt, ging er als solcher nach Elbing, wo er 1859 Direktor der Anstalt wurde. Im J. 1869 organisierte er als Direktor die neugegründete Realschule zu Kassel, folgte aber 1871 einem Rufe der Polytechnischen Gesellschaft in Frankfurt a. M., welche ihm die Leitung ihrer Schulen übertrug. Er starb dasselbst 20. Dez. 1879.

Seine umfassende litterarische Thätigkeit eröffnete K. mit der «Geschichte der franz. Nationallitteratur» (Berl. 1851; 5. Aufl. 1879); dieser folgten «Justus Möser» (Berl. 1856) und «Vorlesungen über Shakspeare» (3 Bde., Berl. 1858—60; 3. Aufl., 2 Bde., 1877), «Vorlesungen über Faust» (Berl. 1865), «Studien zur franz. Kultur- und Litteraturgeschichte» (Berl. 1865), «Trois siècles de la littérature française» (2. Aufl., Berl. 1876), «Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart» (Berl. 1869), «Shakspeare-Fragen» (Lpz. 1871), «Über die franz. Geistesbewegung im 19. Jahrh.» (Berl. 1873), «Über Realismus und Realschulwesen» (Berl. 1872), «Unsere Nordostmark. Erinnerungen und Betrachtungen» (Danz. 1872) u. s. w.

Kri (engl. Cree), auch Kristenaux (Kinistinot) genannt, der nördlichste der Algonkinstämme (s. d.), wohnt zwischen der Hudsonbai und den Rocky-Mountains. Seine Sprache ist durch mehrere Arbeiten näher bekannt, wie Howse, «A grammar of the Cree language» (Lond. 1844), namentlich aber Lacombe, «Grammaire de la langue des Cris» (Montreal 1874), und desselben «Dictionnaire de la langue des Cris» (Montreal 1874).

Krickelster, s. unter Würger.

Krickerhajer (besser «Krickerhäuer») werden die spärlichen Reste einer ehedem dichten deutschen Bevölkerung in den Komitaten Bars, Hont, Neutra und Thurócz (Ungarn) genannt; die Hauptgruppe dieser Deutschen liegt um Kremnitz und besteht aus der Stadt Krickerhäu (slow. «Handlova») und aus acht Dörfern. Vgl. Schwicker, «Die Deutschen in Ungarn» (Wien und Teschen 1881).

Kriebelkrankheit oder Koruftaupe (Ergotismus, Morbus cerealis, früher auch unrichtig Raphania genannt), eine infolge von längerm Genuß des Mutterkorns (s. d.) entstehende, in der Regel epidemisch auftretende Krankheit, welche je nach der Menge des genossenen Mutterkorns in zwei verschiedenen Formen auftritt: als konvulsivische und als brandige. Die konvulsivische oder eigentliche Kriebelkrankheit, auch Mutterkornkrampf oder Krampfsucht genannt (Ergotismus convulsivus s. spasmodicus), gibt sich durch Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen, Mattigkeit und durch ein sehr charakteristisches Kriebeln in der Haut zu erkennen, welches auf einer eigentümlichen Erregung der sensiblen Hautnerven beruht. Außerdem stellen sich Taubheit, Gefühllosigkeit, schmerzhaftes Zucken der Zunge, Übelkeit, Erbrechen und Durchfälle ein. In diesem Stadium der Krankheit kann vollständige Genesung erfolgen, wenn dem weitern Genuß des Mutterkorns rechtzeitig vorgebeugt wird. Bei fortgesetzter Vergiftung dagegen folgen heftiger Durst und Heißhunger, schmerzhaftes Ziehen im Rücken, ja sogar quälende, lange anhaltende Gliederkrämpfe, Blindheit, epileptische Anfälle, Tobsucht und Blödsinn, bis schließlich (in schweren Fällen nach wenigen Tagen, in andern erst nach vier bis acht Wochen) der Tod dem schweren Leiden ein Ende macht.

Die brandige Form des Ergotismus, der sog. Mutterkornbrand, die Brandseuche oder das Antoniusfeuer (Ergotismus gangraenosus) beginnt mit Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Betäubung, Krämpfen, Diarrhöe, Erbrechen und endet mit Brandigwerden einzelner Glieder, die erst anschwellen und sich rotlaufartig entzünden, dann kalt werden und zuletzt entweder zu einer schwarzen hornartigen Masse zusammentrocknen oder, nachdem sich zuvor auf der Haut mit blutiger Jauche erfüllte Blasen gebildet haben, in eine penetrant stinkende schmierige Masse verwandeln. Amputationen können oft den Kranken retten; bei raschem Umsichgreifen des Brandes tritt aber unvermeidlich der Tod durch Pyämie oder Eitervergiftung des Blutes ein. Diese furchtbare Form der K. ist wiederholt in größern mörderischen Epidemien aufgetreten; so 1709—16 in der Schweiz, 1710 in Italien, 1717 in der Sologne in Frankreich und anderwärts.

Die Ursache der K. ist immer der Genuß von Brot, welches aus unreinem, mit viel Mutterkorn (s. d.) vermischtem Getreide gebacken ist, daher die Epidemie gewöhnlich nach Zeiten und in Landstrichen auftritt, in denen durch widrige Naturereignisse Mißwachs hervorgebracht worden. Der Name Ergotismus stammt von dem franz. Namen des Mutterkorns (Ergot); Raphania nannte man früher die Krankheit, weil man fälschlich glaubte, daß dieselbe durch eine Vermischung des Getreides mit dem Samen des Hederichs (Raphanus Raphanistrum) erzeugt würde. Bezüglich der Behandlung ist vor allen Dingen der fernere Genuß des verdorbenen Brotes zu verhüten und das noch im Darmkanal vorhandene Gift durch Brechmittel und Abführmittel zu entfernen; daneben erweisen sich gute kräftige Nahrung, Reizmittel und warme Bäder nützlich.

Vgl. Heusinger, «Studien über den Ergotismus» (Marb. 1856).

Kriebelmücken (Simulia) heißen 15 Arten europ. Mücken, deren Weibchen Menschen und Vieh arg belästigen, selbst zu Landplagen werden können, wie in Lappland, besonders aber eine Art (S. columbacyensis *Schoenbauer*) in der Umgegend von Kolumbacz in Serbien, die daher auch als Kolumbaczer Mücke berüchtigt ist. Sie zeigen sich im Frühjahr und wieder im August in feuchten, waldreichen Gegenden und fallen in enormer Zahl über Menschen und Tiere her. Die Folgen ihrer so überaus zahlreichen Stiche verursachen Geschwülste, Entzündungsfieber, unter Umständen den Tod und sind schon (z. B. 1783 und 1830) Hunderte von Rindern, Pferden, Schweinen, auch Wild durch sie zu Grunde gegangen. Über die K. schrieb besonders V. Kollar.

Kriebeln, ein dem Ameisenkriebeln (s. d.) ähnliches Gefühl, welches durch eine eigentümliche Erregung der sensiblen Nerven der Haut entsteht, findet sich bei den verschiedensten Nervenleiden und, in sehr ausgesprochenem Maße, bei der chron. Mutterkornvergiftung. (S. Kriebelkrankheit.)

Kriebstein, Dorf im sächs. Regierungsbezirk Leipzig, Amtshauptmannschaft Döbeln, an der Zschopau, mit 137 E. Dabei ein Rittergut, eine Papierfabrik und auf einem 30 m hohen Felsen am Flusse eine 1390 erbaute Burg der Familie Arnim.

Krlechgänsel, Pflanze, s. unter Günsel.

Krieg, der gewaltsame Kampf zwischen Völkern und Staaten, auch zwischen feindlichen Parteien in demselben Staate (Bürgerkrieg). K. entsteht, wenn die Anerkennung des gegenseitigen Rechtszustandes (der Friede) gestört und durch Unterhandlungen nicht wiederherzustellen ist. K. und Kampf sind fast so alt als das Menschengeschlecht und werden wohl nur mit diesem verschwinden. Zwar sollte mit der zunehmenden Humanität und Civilisation und dem Aufschwunge aller Interessen der Völkerwohlfahrt der K. seltener werden, da derselbe diese Wohlfahrt auf das tiefste erschüttert und namenloses Elend mit sich bringt, auch die Staatsopfer, die er fordert, selbst beim entscheidendsten Siege schwer zu ersetzen sind. Doch treten im Staatsleben immer wieder Verwickelungen ein, deren Lösung nur durch die Waffen bewirkt werden kann. So anerkennenswert daher die Bestrebungen der Gesellschaft der Friedensfreunde (s. Friede) in England ihrer Idee nach sind, werden diese doch an der Unvollkommenheit menschlicher Zustände scheitern, für welche der K., wie ein erschütterndes und klärendes Gewitter, oft sogar bessernd und heilsam wird. Nur sollte er nie um kleinliche politische oder dynastische, sondern einzig für große und gerechte nationale Interessen geführt werden. Nach ihren Ursachen und Zwecken gibt es Staaten- und innere (Bürger-) K., Kabinetts- und Volkskriege, Eroberungs- und Verteidigungskriege, Verfassungs-, Unabhängigkeits-, Religionskriege u. s. w. Der Führung nach unterscheidet man Offensiv- und Defensivkriege, Land- und Seekriege, im Landkriege den Feld- und Festungskrieg. Das Recht der Kriegserklärung hat überall das Staatsoberhaupt, in monarchischen Staaten davon Kriegsherr genannt. Ihm liegt es ob, zur Verteidigung des Vaterlandes eine Kriegsmacht zu schaffen. Diese umfaßt das Kriegsheer (s. Heer), die Kriegsflotte (bei Staaten am Meere) und alles, was aus den vorhandenen Hilfsquellen an Geld, Produkten, Arbeitskräften u. s. w. für den K. verwendet oder aus ihnen geschaffen wird, z. B. Festungen, Vorräte, technische Anstalten, Pferdedepots u. s. w. Bei drohender Kriegsgefahr wird für eintretende Fälle der Kriegsplan entworfen, oft schon ehe die Kriegsbereitschaft des Heers befohlen wird. Der Kriegsplan wurde früher oft von einem Kriegsrat von Generalen entworfen und zum Teil in allen Details bis zur Erreichung des Kriegszwecks ausgearbeitet. Jetzt wird er meist von dem Oberbefehlshaber oder dem Chef des Generalstabes der Armee entworfen und nur für die Zeit bis zum ersten Zusammenstoß mit dem Gegner in großen Zügen festgesetzt, da die weitern Maßnahmen wesentlich von dem Ausgange desselben bedingt werden. Ob der Kriegszweck durch Angriff oder Verteidigung (s. Angriff und Verteidigung) am besten zu erreichen ist, hängt von den Verhältnissen der kriegführenden Mächte, auch von der Politik ab. Im allgemeinen ist es vorteilhaft, den Kriegsschauplatz (das Kriegstheater) in Feindesland zu verlegen, auch deshalb, weil dann die Erhaltung des Heers teilweise aus den Hilfsquellen des Gegners bewirkt werden kann. Ein kräftiges Vorgehen stärkt das moralische Element und gewinnt die öffentliche Meinung.

Das Kriegsprinzip hat oft gewechselt. Eine Zeit lang herrschte das Ermüdungsprinzip vor, welches den K. in die Länge zog; alle großen Feldherren haben aber das Vernichtungsprinzip durch entscheidende Schläge als das richtigste erkannt, weil es am schnellsten zum Ziele führt. Durch Napoleon I. ist es zur vollsten Geltung gekommen. Es kann sogar das humanste genannt werden, weil bei kurzer Dauer des K. Landverwüstung und Menschenverlust geringer wird. Für den Beginn der Kriegshandlungen (Operationen) konzentriert sich das Heer an den Punkten, von wo dieselben beginnen sollen. Der Ausbruch der Feindseligkeiten bezeichnet den Anfang des K., welcher dann mit wechselnden Operationen, Gefechten und Schlachten geführt wird, bis eine letzte Entscheidungsschlacht (z. B. 1815) oder die Politik (z. B. 1856 und 1859) die Beendigung des K. und den Frieden herbeiführt. Der Kriegszweck reicht gewöhnlich über die Kriegsursache hinaus und wird durch die Politik bestimmt. Er kann erreicht werden entweder durch völlige Besiegung des Feindes oder durch Vergleich der Kriegsparteien. Die Kriegführung vom rein militärischen Standpunkte ist

auf Brechung des feindlichen Widerstandes gerichtet. Sie ist bedingt durch viele schwer zu überschauende, noch schwerer, ja oft unmöglich zu beherrschende Verhältnisse und Einflüsse, z. B. des Kriegsschauplatzes, der eigenen und feindlichen Streitkraft, des Raums, der Zeit, der Persönlichkeiten, des moralischen Elements, der Unsicherheit aller Nachrichten, des Zufalls u. s. w. Daher ist die Kriegführung eine Kunst geworden, für welche sich keine für alle Fälle geltenden Regeln, sondern nur allgemeine, auf die jenen Einflüssen nicht unterworfene Seite des K. begründete Grundlehren geben lassen. Denn allerdings hat der K. nach seiner, den festen Gesetzen irdischer Verhältnisse folgenden Natur auch eine unwandelbare Seite. Nach der Ausführung und Bedeutung der Kriegshandlungen hat man noch den Großen Krieg, wo der Kampf der Heere die Entscheidung herbeiführt, von dem Kleinen Krieg unterschieden, welcher durch zerstreute Angriffe von Parteigängern (Freischaren) dem Gegner Abbruch thut und dem eigenen Heere Sicherheit und Vorteile gewährt. Allgemeine Volksaufgebote kommen nur in Fällen äußerster Not als Landsturm (s. d.) oder als Levée en masse (s. Aufgebot) vor.

Im Verhalten der Kriegführenden gegeneinander hat sich im Laufe der Zeit teils herkömmlich, teils völkerrechtlich ein gewisser Kriegsgebrauch (s. d.) für bestimmte Fälle festgestellt, z. B. gegen die Einwohner des besetzten Landes, gegen Kriegsgefangene (s. d.), Parlamentäre, bei Waffenstillständen, Kapitulationen von Truppen oder Festungen. Manche Heere haben auch für sich gewisse eigentümliche Kriegsgebräuche; dazu gehörte im Mittelalter das unmittelbar vor dem Kampfe kniend abgehaltene Schlachtgebet der Schweizer und deutschen Landsknechte. Das Kriegsgeschrei, nicht mit dem Feldgeschrei (s. d.) zu verwechseln, ist der Schlachtruf beim Angriff, der im Mittelalter teils national, wie das Sant-Jago! der Spanier, Saint-George! der Engländer, Montjoie Saint-Denis! der Franzosen, teils Geschlechtsruf, z. B. Hie Welf! Hie Waibling! war und auch jetzt noch verschieden ist. Die Truppen des franz. Kaiserreichs gingen mit Vive l'Empereur! vor; das russ. Hurrah! ist in den meisten Armeen eingeführt worden. Eine richtige Kriegspolitik wird im Frieden für den K. alles vorbereiten, ohne Knauserei, aber mit voller Wahrung der Nationalinteressen; sie wird den K. möglichst vermeiden, wenn er aber notwendig ist, mit höchster Energie führen, damit er von kurzer Dauer sei und seinen Zweck vollständig erreiche.

Kriegervereine, Vereinigungen ausgedienter Soldaten jeden Grades, entstanden im ganzen Deutschen Reiche zahlreich auf Grund der Waffenbrüderschaft der Kämpfe, welche zur Gründung des Reichs führten, besonders des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871, nachdem es schon seit dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrh. in Preußen, Sachsen und Bayern Militärbegräbnisvereine gegeben hatte. In Bayern werden die K. meist Veteranen-, in der Pfalz, in Oldenburg und in Schleswig-Holstein meist Kampfgenossenvereine genannt und heißen sonst auch noch Landwehr- oder Militärvereine. Zweck der K. ist, das in heißen Kämpfen schwer Errungene festzuhalten, Treue zu Kaiser und Reich, Fürst und Vaterland zu pflegen, gute Kameradschaft zu halten und diese durch Unterstützung armer Kameraden und ihrer Hinterbliebenen zu bethätigen. Seit 1873 schritt man zur Bildung größerer Kriegerverbände. Länderverbände gibt es in Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Oldenburg, Mecklenburg, Braunschweig u. s. w. Etwa die Hälfte der norddeutschen Kriegervereine, welche sich überhaupt Verbänden angeschlossen haben, gehören zu dem «Deutschen Kriegerbunde». Auf dem Kriegerkongreß zu Frankfurt a. M. (1883) wurde der «Deutsche Kriegerverband» gegründet, welcher auf einfacher Grundlage möglichst alle Verbände unter dem Protektorat des Kaisers vereinigen soll. Die Gesamtzahl der im Deutschen Reiche bestehenden K. wird auf 9—10000 mit etwa 800000 Mitgliedern geschätzt. Religiöse und polit. Erörterungen sind in den Vereinsversammlungen grundsätzlich ausgeschlossen.

Kriegk (Georg Ludwig), histor. Schriftsteller, geb. 25. Febr. 1805 zu Darmstadt, studierte in Heidelberg Philologie und Geschichte, letztere als Schüler Schlossers, und ließ sich dann als Privatlehrer in Frankfurt a. M. nieder, wo er 1848 Professor am Gymnasium, 1863 Stadtarchivar wurde. Er wurde 1875 pensioniert und starb 28. Mai 1878 zu Frankfurt. Am bekanntesten ist K. durch seine Bearbeitung von Schlossers «Weltgeschichte für das deutsche Volk» geworden. Unter seinen andern Schriften sind zu nennen: «Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter» (Frankf. 1862), «Deutsches Bürgertum im Mittelalter» (Frankf. 1868; neue Folge 1870), «Deutsche Kulturbilder aus dem 18. Jahrh.» (Lpz. 1875) u. s. w.

Kriegsakademien sind militärische Hochschulen, welche die wissenschaftliche Ausbildung von Generalstabsoffizieren und höhern Truppenführern bezwecken. Für die deutsche Armee bestehen die K. zu Berlin und München (ausschließlich für die bayr. Armee); die französische K. führt die Bezeichnung Ecole supérieure de guerre, die englische heißt Staff College, die russische wird Nikolaus-Generalstabsakademie genannt.

Kriegsartikel heißen die Belehrungen des Soldaten in kurzen Sätzen über seine Pflichten, seine Befugnisse und die ihn treffenden Strafen, falls er sich Vergehen oder Verbrechen zu Schulden kommen läßt. Sie werden dem Rekruten vor seiner Vereidigung erläutert und den Soldaten jährlich mehrmals vorgelesen. Die K. sind aus den Artikelsbriefen zur Zeit der Söldnerheere hervorgegangen, welche wie sie eine Zusammenstellung der zur Aufrechterhaltung der Disciplin erforderlichen Vorschriften und der bei Verletzung derselben eintretenden Strafen enthielten.

Kriegsbaukunst umfaßt die zu militärischen Zwecken dienenden Kunstbauten, namentlich die Festungsbauten. (S. Festungsbau.)

Kriegsbefestigung, s. Contestatio litis.

Kriegsbereitschaft, s. Mobilisierung.

Kriegsbrücken werden im Kriege angelegt, um den Übergang über Gewässer und andere Hindernisse für Truppen und Kriegsmaterial zu vermitteln. Die K. können entweder aus mitgeführtem oder aus an Ort und Stelle vorgefundenem Material hergestellt werden und heißen demnach Brücken aus vorbereitetem oder aus unvorbereitetem Material, erstere werden auch als Trainbrücken, letztere als Feldbrücken bezeichnet. Je nach der Bestimmung teilt man die K. in Brückensteg, in Laufbrücken und in Kolonnenbrücken ein. Die Brückenstege haben eine Breite von 0,80 bis 1,0 m, und sind für

einzelne Infanteristen kleinerer Abteilungen, Laufbrücken 2—2,50 m breit und für Infanterie und Kavallerie in schmalster Marschformation, Kolonnenbrücken 3—4 m breit und für alle Truppengattungen in der gewöhnlichen Marschformation brauchbar. Die Trainbrücken haben Mittelunterstützungen, die entweder stehend oder schwimmend sein können, und sind demnach entweder Bockbrücken oder Pontonbrücken. Bei erstern sind die Mittelunterstützungen zweibeinige, behufs Transports zerlegbar eingerichtete hölzerne Böcke, bei letztern Schiffsgefäße aus Holz oder aus Blech, die Pontons genannt werden; Pontonbrücken gehören zur Gattung der Schiffbrücken. Die eigentliche Brückenbahn ruht bei beiden auf langen Balken, die bei Bockbrücken der Standfestigkeit halber die Bockholme mit gabelartig vorspringenden Ansätzen, Knaggen genannt, umfassen, daher sie Knaggenbalken heißen, während diejenigen der Pontonbrücken gleichförmigen Profils sind und Streckbalken genannt werden. Der militärische Bockbrückenbau wurde zuerst von Birago (s. d.) in ein System gebracht, welches allgemeine Annahme fand.

Nachstehende Fig. 1 a zeigt eine in Bockbrückenmaterial hergestellte Landstrecke (Landbrücke genannt). Als Auflager der Knaggenbalken am Ufer

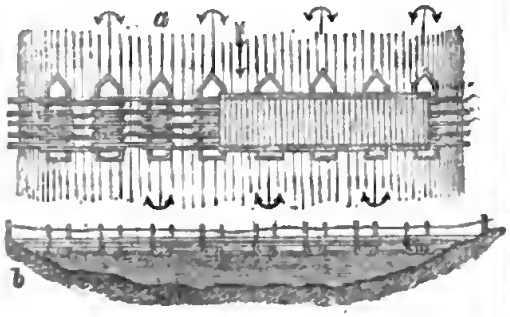


Fig. 1.

dient der Landstoß, von hier reichen sie bis über den ersten Bock hinaus. Fig. 1 b zeigt einen Bock in der Ansicht von vorn; die schräg vom Boden aufsteigenden Hölzer sind die Bockbeine mit den Fußscheiben, sie gehen durch Ausstemmungen an den Enden des horizontal liegenden Bockholms und tragen letztern mittels der Hängeketten. Die Figur zeigt fünf Knaggenbalken nebeneinander, quer über diesen liegen die Belagbretter, welche durch Rödelbalken und Schnüre auf jenen festgehalten werden.

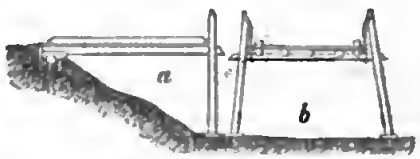


Fig. 2.

Eine Pontonbrücke ist in Fig. 2 a im Grundriß (teilweise ohne Belag), in Fig. 2 b im Profil dargestellt. Die Pontons sind abwechselnd stromaufwärts gegen den Strom, stromabwärts gegen den Wind verankert.

Reine Bockbrücken sind nur zum Überbrücken von trockenen Einschnitten, von sumpfigen Stellen und von Gewässern bis höchstens 2,50 m Wassertiefe brauchbar, wogegen Pontonbrücken zum mindesten 0,60 m Wassertiefe erfordern. Für sehr flache Uferstrecken wird bei Pontonbrücken Bockbrückenmaterial zu Hilfe genommen. Die Fahrzeuge zum Transport von Brückenmaterial heißen Hakets. Das von den Heeren mitgeführte Brückenmaterial einschließlich der Transportfahrzeuge steht im Anschluß an die taktische Gliederung. So hat z. B. im deutschen Heere jedes Armeekorps zwei Divisions- und einen Korpsbrückentrain, erstere beiden sind den beiden Infanteriedivisionen unmittelbar zugeteilt. Mit dem gesamten Brückenmaterial eines Armeekorps läßt sich eine Brückenlänge von 200 m herstellen. Feldbrücken zerfallen in Uferbrücken und in solche mit Mittelunterstützungen, die entweder stehende, wie Wagen, Brettstapel, Schanzkörbe, Böcke, Pfahljoche, oder schwimmende, wie Schiffsgefäße, Holzflöße, Tonnen u. s. w. sind.

Kriegschirurgie, derjenige Teil der Chirurgie, welcher von der operativen Behandlung und der Statistik der im Kriege vorkommenden Schuß-, Hieb- und Stichverletzungen und der von diesen ausgehenden accidentellen Wundkrankheiten handelt. Vgl. Esmarch, «Handbuch der kriegschirurgischen Technik» (Hannov. 1877); Fischer, «Handbuch der K.» (2 Bde., Stuttg. 1882).

Kriegscontrebande, s. u. Contrebande.

Kriegsdienst ist synonym mit Militärdienst und begreift sämtliche Dienstleistungen eines Militärs sowohl im Frieden als im Kriege in sich; in diesem Sinne wird in einzelnen deutschen Staaten die Formel «Entlassung aus sämtlichen Kriegsdiensten» gebraucht, wenn auch die Entlassung während des Friedens ausgesprochen wird; es wird dadurch ausgedrückt, daß der Betreffende jeder Verpflichtung zum Militärdienst im Frieden und im Kriege enthoben wird.

Kriegsehren werden gewährt beim Begräbnis von Militärs, die einen Krieg mitgemacht haben, ferner bei Übergabe einer Festung oder bei Kapitulationen im freien Felde. In ersterm Falle bestehen die K. aus militärischer Begleitung und Salutschüssen über dem Grabe, in den letztern Fällen aus der Erlaubnis, die Festung oder das Schlachtfeld mit Waffen und Bagage, sowie mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen verlassen zu dürfen. Ausnahmsweise werden die kapitulierenden Truppen ermächtigt, in gleicher Weise in ihre Heimat zu marschieren, gewöhnlich müssen sie aber nach dem Ausmarsch aus der Festung u. s. w. Waffen und Gepäck niederlegen, auch wenn sie nicht in Gefangenschaft geführt werden. Zu den K. gehört auch, daß den Offizieren auf Ehrenwort, in dem Feldzuge nicht gegen den Sieger zu dienen, gestattet wird, sich in ihre Heimat zu begeben, selbst wenn die Truppen kriegsgefangen werden.

Kriegserklärung heißt die Benachrichtigung des gegnerischen Staats von dem Abbruch der freundschaftlichen Beziehungen zu demselben und vom Beginn des Kriegszustandes. Ersteres geschieht dadurch, daß der betreffende Gesandte die Pässe fordert und die Hauptstadt des Staats, bei dem er beglaubigt, verläßt; der Beginn des Kriegszustandes wird dann entweder durch einen besondern Abgesandten oder auch durch einfache schriftliche Benachrichtigung der an der Grenze stationierten Militärbehörden erklärt, oftmals aber liegt in der Thatsache der Abreise des Gesandten bereits die nicht mißzuverstehende Andeutung, daß der Kriegs-

zustand beginne, sodaß eine formelle Erklärung des Beginns der Feindseligkeiten nicht erforderlich ist.

Kriegsfall, s. Casus belli.

Kriegsflotte, s. unter Marine.

Kriegsformation bezeichnet die kriegsgemäße Gliederung der Truppen, bei der die taktische Verwendung allein maßgebend ist, während auf die Friedensformation die Rücksicht auf die Ausbildung der Truppen einen wesentlichen Einfluß äußert, diese Rücksicht aber bei der K. gänzlich fortfällt. Bei der Mobilmachung wird die K. angenommen, die sich beispielsweise durch eine andere Mischung der Waffengattungen kennzeichnet, als sie im Frieden besteht.

Kriegsfuß ist das organisatorische und administrative Verhältnis der Truppenteile, welche durch die Mobilmachung kriegsbereit worden sind.

Kriegsgebrauch bezeichnet den Indegriff der Regeln, welche das Verhalten der Armee im Kriege gegenüber dem Gegner und der feindlichen Bevölkerung bedingen. Der K. ist nach den Sitten und Gewohnheiten der Zeit ein sehr verschiedener gewesen, sodaß man von dem K. der Römer, des Mittelalters, der neuesten Zeit u. s. w. spricht. Ein vollständig codifiziertes Völkerrecht, nach welchem der K. in seinen Details allgemein gültig festgestellt wird, besteht gegenwärtig noch nicht, nur über einzelne Verhältnisse desselben sind internationale Übereinkommen getroffen worden, so bezüglich der Neutralität des Genfer Kreuzes, bezüglich des Verbots des Gebrauchs von Explosionsgeschossen aus Gewehren u. s. w.

Kriegsgefangene heißen die feindlichen Krieger oder andere Angehörige des feindlichen Heeres, welche jeden Widerstand aufgegeben haben und in die Gewalt des Siegers geraten sind. Im Altertum wurden die K. zu Sklaven gemacht, ebenso noch jetzt bei den Völkern von Mittelasien und Centralafrika; auf Neuseeland und einigen andern Inseln Polynesiens werden die K., soweit sich dieselben dazu eignen, verzehrt. Während des Mittelalters wurden K. sehr streng behandelt und nur gegen Lösegeld freigegeben. Nach jetzigem Völkerrecht ist deren Tötung nicht mehr gestattet, wenn sie sich ergeben haben, außer im Fall von Aufruhr oder Widersetzlichkeit; auch sind dieselben nicht als Strafgefangene, sondern nur als Sicherheitsgefangene zu behandeln und nach Beendigung des Kriegs freizugeben, sofern sie nicht während der Gefangenschaft strafbare Vergehen verübt und noch Strafe zu verbüßen haben. K. können werden die Streiter der feindlichen Heere, einschließlich des Staatsoberhaupts und der diplomatischen Vertreter nebst Hilfspersonal, die Verwaltungsbeamten des Staates und der Gemeinden, mit Ausschluß der Richter, die Führer polit. Parteien und Schriftsteller, sofern diese Parteiführer und Schriftsteller den Widerstand des Feindes gefördert oder sonstwie in feindseliger Weise durch Handlungen, Schrift oder Worte thätig geworden sind. Nichtstreitbare, welche sich einem feindlichen Truppenkörper angeschlossen haben, werden zunächst mit diesem K., um das Entweichen Streitbarer unter solcher Maske zu verhüten, sind aber späterhin freizugeben, und Personen, welche unter dem Schutze der Genfer Konvention (s. d.) stehen, dürfen nicht zu K. gemacht werden. Erhebt sich die Bevölkerung des feindlichen Landes zur Teilnahme am Kampfe, so können ihre Streiter und Führer zu K. gemacht werden.

K. sind Gefangene des Staates, nicht ihrer Gefangennehmer. Sie werden nach dem Gebiete des Staates, dessen K. sie sind, abgeführt und es besteht nach jetzigem Völkerrecht für den Nehmestaat die Verpflichtung zur Ernährung und Gewährung von Unterkunft und Kleidung, soweit dies zur Erhaltung der K. erforderlich ist. Ergänzend dürfen die bei denselben befindlichen Kleidungsstücke und Wertobjekte vom Nehmestaat zur Minderung der ihm erwachsenden Kosten verwertet werden; doch pflegt man, obgleich der Nehmestaat auch zur Verwendung des Privateigentums der K. befugt ist, dasselbe, soweit es in Geld und Pretiosen besteht, nicht zu verwerten, sondern nur in Verwahrung zu nehmen, um Bestechungsversuche zu verhüten. Ein Ersatz des für die K. gemachten Aufwandes findet nicht statt, auch nicht nach dem Friedensschlusse. Die K. dürfen zur Verrichtung standesgemäßer Arbeiten, auch zum Schanzendau angehalten, aber nicht zum Kampfe gegen ihren Staat und dessen Verbündete gezwungen werden. Bei einem Fluchtversuche darf der K. getötet, nach der Vereitelung eines solchen aber nicht bestraft werden. Gegen Waffenerhebung und Verschwörung der K. darf Todesstrafe angedroht werden. Während des Kriegs darf die Auswechselung von K. nicht beansprucht werden; wird dieselbe vereinbart, so gilt beiderseits Gleichheit des Ranges und der Zahl als selbstverständliche Bedingung, wenn nicht besondere Bestimmungen getroffen sind. Nach dem Friedensschlusse erfolgt die Freigebung der K. ohne solche Berechnung und ohne Lösegeld. Offiziere dürfen «auf Ehrenwort» aus der Kriegsgefangenschaft entlassen werden, Mannschaften nur durch Vermittelung ihrer Offiziere; sie verpflichten sich, in dem gegenwärtigen Kriege nicht mehr (oder nicht innerhalb bestimmter Zeit oder nicht auf bestimmten Kriegsschauplätzen) gegen den Nehmestaat zu dienen. Der Bruch dieser Verpflichtung macht ehrlos und kann mit dem Tode bestraft werden nach Kriegsgebrauch.

Die sehr zahlreichen französischen K. (Mitte Februar 1871 waren 11860 Offiziere und 371981 Mann in Deutschland in 195 Gefangenendepôts untergebracht) empfingen Verpflegung und die notwendige Bekleidung, sowie die Gefangenenlöhnung, die Offiziere nach Maßgabe ihres Ranges ein besonderes Gehalt, zu welchem in späterer Zeit noch ein von der franz. Regierung durch Vermittelung der engl. Gesandtschaft gezahlter Zuschuß hinzugetreten ist. Die K. wurden täglich fünf Stunden für den Militärfiskus beschäftigt und jede über diese Zeit hinaus geleistete Arbeit vergütet. Man begünstigte die freiwillige Übernahme von Arbeiten gegen Bezahlung, gestattete deren Beschäftigung durch Privatpersonen, gewährte den Offizieren Offizierwohnungen in Kasernen oder ließ dieselben «auf Ehrenwort» auf eigene Kosten in Privatquartieren wohnen. Die Mannschaft wurde gut verpflegt und mit Barackenbau, Anlage und Veränderung von Exerzier- und Schießplätzen, sowie in Handwerkstätten beschäftigt; sie war in Kompagnien von 200 bis 300, später bis zu 500 Mann eingeteilt und dem Militärstrafgesetz unterstellt. Kranke wurden in den Lazaretten verpflegt und auch für die Seelsorge war angemessene Fürsorge getroffen.

Kriegsgepäck, soviel wie Bagage.

Kriegsgericht, s. unter Kriegsrecht.

Kriegsgeschichte, s. unter Kriegswissenschaft.

Kriegsgesetze, s. unter Kriegsrecht.

Kriegsherr ist in monarchischen Staaten das Staatsoberhaupt, weil ihm das Recht der Kriegserklärung innewohnt und er zu diesem Zweck über das Heer frei als Herr verfügen kann. In Republiken gibt es in diesem Sinne keinen K. Der Präsident der Französischen Republik z. B. ist keineswegs K.; in beschränktem Sinne ist dagegen der Kriegsminister Frankreichs K.; wenn ihm auch das Recht der Kriegserklärung fehlt, so kann er doch in den verfassungsmäßigen Grenzen über die franz. Armee verfügen.

Kriegskommissar, ein Militärbeamter, der im Kriege den Intendanten untergeordnet wird und für die Verpflegung der Truppen, für die Anlage und den Transport der Magazine, sowie für die erforderlichen Transportmittel und Vorräte zu sorgen hat, soweit sie nicht besondern Truppenteilen oder Formationen übertragen sind.

Kriegskosten bezeichnen die Summe der einem Staat durch einen Krieg erwachsenden Mehrausgaben, die durch die Mobilmachung, den Aufmarsch der Truppen, die Geld- und Naturalverpflegung des erhöhten Mannschaftsstandes, die Demobilmachung, das Retablissement und die etwaige an den Feind zu zahlende Kriegsentschädigung veranlaßt werden. Zu diesen als direkte K. zu bezeichnenden Ausgaben treten dann noch die indirekten K., die infolge des Verlustes an Arbeitskräften, der Schädigung der Industrie, einer etwaigen Invasion von Gebietsteilen, der Zerstörung von Staats- und Privateigentum, der zeitweilig verminderten Steuerkraft u. s. w. eintreten. Während die direkten K. genau festzustellen sind, lassen sich die indirekten K. auch nicht annähernd schätzen, obgleich die letztern die erstern im Betrage zuweilen überwiegen.

Kriegskrankenpflege, die Hilfeleistung für verwundete und erkrankte Krieger, sowie die Maßregeln zur Verhütung aller vermeidbaren Erkrankungen im Felde, wird teils von dem durch die Heeresverwaltung organisierten Sanitätsdienst der Armee, teils, als sog. freiwillige Krankenpflege, von privaten, unter staatlichem Schutz und Oberaufsicht stehenden Hilfsvereinen ausgeübt und ist für das deutsche Heer durch die unter dem 10. Jan. 1878 erlassene Kriegssanitätsordnung in allen Punkten eingehend bestimmt und geregelt worden. Die internationalen Beziehungen der K. wurden durch die Genfer Konvention (s. d.) nach festen völkerrechtlichen, von allen Staaten anerkannten Prinzipien geregelt.

Den Sanitätsdienst der Armee versehen besondere, hinsichtlich ihrer Rechte und ihrer Rangverhältnisse den Offizieren gleichgestellte Ärzte (früher Militärärzte, jetzt Sanitätsoffiziere genannt), welche mit den Lazarettgehilfen und den militärischen Krankenwärtern ein geschlossenes Ganzes, ein Sanitätskorps, bilden, dessen Chef, der Generalstabsarzt der Armee, direkt dem Kriegsministerium untersteht. (S. Militärmedizinalwesen.) Der Sanitätsdienst selbst ist ein sehr verschiedener bei der Feldarmee, beim Etappen- und Eisenbahnwesen und bei der Besatzungsarmee. Bei der Feldarmee liegt die Ausübung des Sanitätsdienstes den Truppenärzten mit ihren Lazarettgehilfen ob; das erforderliche Sanitätsmaterial (Arzneien, Verbandmittel, chirurgische Instrumente) wird von jedem selbständigen Truppenteil in zweispännigen Medizinwagen, sowie in den Bandagentornistern mitgeführt, auch trägt jeder Soldat ein Stückchen Verbandzeug bei sich. Leichterkrankte werden, soweit es angeht, bei der Truppe behandelt, Schwerkranke nach rückwärts in das nächstgelegene Lazarett geschickt. Bei kleinern Gefechten leisten die Truppenärzte den Verwundeten die erste Hilfe und errichten in der Nähe der Gefechtslinie Verbandplätze; bei größern Gefechten und Schlachten treten die sog. Sanitätsdetachements in Wirksamkeit, deren jedes Armeekorps drei besitzt. Ein solches Sanitätsdetachement besteht aus 7 Ärzten, 3 Offizieren, 200 Mannschaften (Krankenträgern und Lazarettgehilfen), 31 Trainsoldaten mit 43 Pferden und 12 Fahrzeugen zum Transport von Schwerverwundeten und hat die Bestimmung, die Verwundeten aufzusuchen, nach dem Verbandplatz zu bringen, der sich, durch eine weiße Flagge mit rotem Kreuz kenntlich, nicht weit hinter der Gefechtslinie an einem möglichst geschützten Platz befindet, und sodann die Verwundeten nach dem ersten Verband in die rückwärts gelegenen Feldlazarette zu transportieren. Ein derartiges Feldlazarett (s. d.), deren jedes mobile Armeekorps 12 für je 200 Kranke besitzt, wird entweder in einem geeigneten, in möglichster Nähe des Hauptverbandplatzes befindlichen Gebäude oder Gehöfte errichtet, oder, wenn solche nicht vorhanden, in schnell errichteten Baracken (s. d.) oder in Krankenzelten (s. d.) untergebracht. Der Sanitätsdienst in den Feldlazaretten gleicht im wesentlichen dem der Friedenslazarette; beim Vorrücken der Armee werden die Feldlazarette aufgelöst und dafür größere stehende Kriegslazarette formiert.

Anders gestaltet sich der Sanitätsdienst bei dem Etappen- und Eisenbahnwesen, welchem hauptsächlich die Errichtung der stehenden Kriegslazarette, die Leitung der Lazarett-Reservedepots, die Verteilung der Verwundeten und Kranken auf die verschiedenen Lazarette und die beständige Evakuation oder Überführung der transportabeln Kranken in die im Inland errichteten Reservelazarette obliegt. Zu diesem Behuf ist jeder Etappeninspektion ein Etappengeneralarzt beigegeben; unter ihm stehen die Feldlazarettdirektoren, welche die Einrichtung stehender Kriegs- und Etappenlazarette vorzubereiten haben, und die Krankentransportkommission (bestehend aus je einem Oberstabsarzt, zwei Stabsärzten, vier Assistenzärzten und dem entsprechenden Verwaltungs- und Unterpersonal), welche die Krankenverteilung und die Weiterbeförderung der Verwundeten und Kranken zu besorgen hat. Für die letztern dienen die sog. Lazarett- und Krankenzüge, und zwar die erstern für den ausschließlichen Transport solcher Verwundeter und Kranker, die nur in liegender Stellung transportiert werden können, die letztern für die Beförderung solcher, welche das Fahren im Sitzen vertragen. Ein derartiger Lazarettzug besteht durchschnittlich aus 41 Eisenbahnwagen, und zwar aus 30 Krankenwagen mit je 10 Lagerstellen und 11 besondern Zwecken dienenden Wagen (Gepäck-, Arzt-, Küchen-, Material-, Verwaltungs- und Apothekenwagen u. dgl.); den ärztlichen Dienst versehen ein Chefarzt und drei Assistenzärzte mit dem zugehörigen Wärter- und Heilgehilfenpersonal. Wie große Anforderungen während eines Kriegs an den Sanitätsdienst beim Etappen- und Eisenbahnwesen gestellt werden mag aus der Thatsache erhellen,

daß während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 allein über Nancy, den Hauptort der dritten großen Etappenstraße, gegen 145000 Kranke und Verwundete in die Heimat evakuiert wurden.

Der Sanitätsdienst bei der Besatzungsarmee, welcher in der Hauptsache von den bei den Reservetruppen verbliebenen Reserveärzten versehen wird, erstreckt sich auf die Aufnahme und Verpflegung der vom Kriegsschauplatz kommenden Verwundeten und Kranken in den Reserve- und den Festungslazaretten, auf die Beschaffung des erforderlichen Sanitätsmaterials, die Ausbildung von Lazarettgehilfen und Krankenwärtern u. dgl.

Eine wichtige Ergänzung des staatlichen Sanitätsdienstes bildet die freiwillige Krankenpflege, die jedoch, wie die Erfahrungen der letzten großen Kriege sattsam bewiesen haben, nur dann segensreich wirken kann und vor schädlicher Zersplitterung bewahrt bleibt, wenn sie sich direkt dem militärischen Sanitätsdienst einfügt, für eine bestimmte Organisation der einzelnen Hilfsvereine unter sich und eine stete Fühlung mit dem staatlichen Organismus sorgt und ihrem Wirkungskreis genau bestimmte Grenzen setzt. Der Schwerpunkt der Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege liegt weniger auf dem Kriegsschauplatze als in der Heimat, im Rücken der Feldarmee, im Bereiche der einzelnen Etappeninspektionen und der heimatlichen stellvertretenden Kommandobehörden. Ihre Beziehungen zum Heer und zu den staatlichen Autoritäten sind durch die deutsche Kriegssanitätsordnung vom 10. Jan. 1878 genau geregelt worden. Danach ernennt der Kaiser als leitende Spitze der freiwilligen Krankenpflege einen kaiserl. Kommissar und Militärinspektor, welcher seinerseits für die einzelnen Länder und Provinzen Deutschlands, sowie für die größern Etappeninspektionen Delegierte erwählt, welche die Thätigkeit der einzelnen Hilfsvereine konzentrieren, unnützer Zersplitterung vorbeugen und die private Hilfe in steter Fühlung und Verbindung mit der Centralstelle und den Militärbehörden erhalten. Die Aufgaben der freiwilligen Krankenpflege bestehen in dem Sammeln von Geld, Verbandmaterial und brauchbaren Liebesgaben und deren Zuführung nach bestimmten Sammelorten, auch in der Ausbildung und Bereitstellung von gutgeschulten Krankenpflegern und Krankenpflegerinnen, in der Errichtung selbständiger Vereinslazarette, sowie eigener geschlossener Lazarettzüge, in der Anlegung von Verband- und Erfrischungsstationen auf den Bahnhöfen, sowie in der Übernahme einzelner Zweige der Lazarettverwaltung in den staatlichen Reservelazaretten; endlich findet die freiwillige Hilfe in der Korrespondenz mit den Familien der Verwundeten, in der Unterstützung der Witwen und Waisen der Gefallenen, sowie der Familien der eingezogenen Soldaten, in der Gewährung von Unterstützungen zu Badereisen und klimat. Kuren von Rekonvalescenten ebenso schöne wie kostspielige Aufgaben, für welche die Mittel womöglich schon in Friedenszeiten zu sammeln und dann zur rechten Zeit bereit zu halten sind.

Die Sanitätspflege des Heeres soll aber nicht bloß für die Verwundeten und Kranken sorgen, sondern auch jederzeit die Verhütung der vermeidbaren Armeekrankheiten durch möglichst zweckmäßige sanitäre Vorkehrungen im Auge haben. Von wie großer Wichtigkeit ein sorgfältiger Gesundheitsdienst im Felde für die Schlagfertigkeit des Heeres wie für die Kriegszwecke ist, geht aus der durch die Statistik hinlänglich erhärteten Thatsache hervor, daß in den Kriegen in der Regel Seuchen und Krankheiten viel größere Verluste verursachen, als die Verwundungen in offener Feldschlacht, daß aber auch, wie die deutsche Armee im deutsch-französischen Feldzuge trotz furchtbarer Strapazen bewiesen, durch umsichtige sanitäre Maßnahmen die Sterblichkeit der Soldaten beträchtlich herabgesetzt werden kann. In dieser Hinsicht sind namentlich die Bekleidung und Ausrüstung der Truppen, ihre Versorgung mit gutem Wasser und kräftigen Nahrungsmitteln, zweckmäßiges Verhalten während des Marsches, im Lager und im Biwak, die Beseitigung und Desinfektion der Abfallstoffe, sowie die möglichst frühzeitige und energische Bekämpfung aller ausbrechenden epidemischen Krankheiten sanitäre Aufgaben von der allergrößten Bedeutung, von deren Erfüllung Schicksal und Ausgang eines Feldzugs nicht minder abhängt wie von der Kriegsbereitschaft und Kriegstüchtigkeit der Armeen.

Litteratur. Gurlt, «Zur Geschichte der internationalen und freiwilligen Krankenpflege im Kriege» (Lpz. 1873); «Die Kriegssanitätsordnung vom 10. Jan. 1878» (Berl. 1878); Fischer, «Handbuch der Kriegschirurgie» (2 Bde., Stuttg. 1882).

Kriegskunst ist die auf die gründliche Kenntnis der gesamten Kriegswissenschaften basierte Fertigkeit und Geschicklichkeit, die vorhandenen Kriegsmittel zur Erreichung des Kriegszwecks erfolgreich verwenden zu können; sie ist daher die Kunst des Feldherrn, der bei ihrer Ausübung selbständiger Geistesthätigkeit und hervorragender Charaktereigenschaften bedarf, um den mannigfachen Wechselfällen des Kriegs bei der schweren ihm obliegenden Verantwortlichkeit gewachsen zu sein.

Kriegslazarett, soviel wie Feldlazarett (s. d.).

Kriegsleistungen sind diejenigen Leistungen für die bewaffnete Macht, zu welchen die Bewohner des eigenen Landes während der Mobilmachung und während des Kriegs gesetzlich verpflichtet sind. Im Deutschen Reiche haben das Kriegsleistungsgesetz vom 13. Juni 1873 und die Ausführungsbestimmungen vom 1. April 1876 die K. geregelt. In das Gebiet der K. im weitern Sinne gehört auch das Festungsrayongesetz vom 21. Dez. 1871, in welchem die dauernden Beschränkungen normiert sind, denen die Benutzung des Grundeigentums in der Nähe der Festungen zu unterliegen hat.

Kriegsmarine, s. unter Marine.

Kriegsmaschinen, wie sie bei den Kulturvölkern des Altertums, insbesondere bei den Griechen und Römern, und später im Mittelalter vor der Erfindung des Schießpulvers vorkamen, zerfallen in zwei Gruppen, d. i. Deckungsmittel und Zerstörungsmittel, letztere wieder in solche, die aus nächster Nähe wirkten, das sog. Stoßzeug, und in Schleuder- oder Schieß- und Wurfmaschinen.

Zu den Deckungsmitteln des Altertums gehörten die offenen Schirme (plutei) aus leichtem Holz, mit Blech oder Fellen überzogen, gewöhnlich auf Blockrädern beweglich, zur Sicherung der Schützen beim Angriff bestimmt, und die Sturmdächer (vineae), niedere, ebenfalls bedeckte Lauben, welche die mit Untergrabung der Mauern oder Auffüllung der Gräben beschäftigten Mannschaften gegen herabgeworfene Steine und Feuertöpfe schützten. Ein Sturmdach auf Rädern hieß Schildkröte (testudo oder auch musculus).

Zerstörungsmittel aus der Nähe waren der Mauerbohrer (terebra), ein etwa 15 cm starker Baum, vorn mit einem scharfen Spitzbohrer, der durch ein umgewickeltes Seil in einer Rinne umgedreht und zugleich vorwärts geschoben wurde, um die Fugen fester Mauern zu öffnen und die Steine locker zu machen, und der Mauerbrecher oder Widder (aries), auch Sturmbock, ein circa 20 m langer Baumstamm mit einem starken Metallknopfe, gewöhnlich unter einem Sturmdache aufgehangen, der von 20 bis 50 Soldaten mit großer Gewalt gegen die Mauer gestoßen ward, um sie niederzustürzen. Der Widder hing nicht selten auch im untern Stockwerk eines Wandelturms (turris), der, mit Soldaten besetzt, auf Walzen an die Mauer gebracht wurde, zu welcher jene dann mittels einer Fallbrücke (exostra) übergingen. Es gab Wandeltürme, oft über 30 m hoch, 5—15 m ins Gevierte, aus mehrern Stockwerken bestehend, aus deren obern die Krieger durch Pfeilschüsse die Belagerten von der Mauer zu treiben suchten, während aus einem der mittlern Stockwerke die Fallbrücke niedergelassen wurde, nachdem ein Teil der Mauer durch den Sturmbock eingestürzt worden war. Der Sturmhaken (harpago) oder die Teufelskralle diente zum Einreißen der Zinnen und Blendwerke der Belagerten; die letztern benutzten den Haken, sowie eine an Ketten hängende Zange (corvus), um das Sturmzeug zu packen und unwirksam zu machen. Der Hebekasten (tolleno), mit 12—20 Kriegern besetzt, wurde mittels eines Krans auf die Mauer gebracht; die Sturmbrücke (sambuca), eine Art fliegender Brücke mit einer 20 m hohen Leiter zwischen einem galgenförmigen Gerüst, diente dazu, um über einen Wassergraben an und auf die Mauer zu kommen.

Die Schieß- und Wurfmaschinen beruhten im Altertum auf der Torsionskraft gedrehter Stricke und zerfielen in solche zum geraden Schuß und in solche zum Wurf. Danach unterschied man bei den Griechen Pfeilgeschütze, welche Euthytonen (εὐθύτονα) oder Katapulten (καταπέλται), und Steinwerfer, welche Palintonen (παλίντονα) und Lithobolen (λιθοβόλοι) genannt wurden. Beide Arten sind einer Armbrust ähnlich eingerichtet, nur in entsprechend größern Dimensionen, dabei auf festem Untergestell ruhend und mit zwei voneinander getrennten Bogenarmen versehen, deren jeder in einer Partie von ähnlich einer Sägeschnur gedrehten Stricken, aus Haar oder aus Tiersehnen geflochten, den sog. Spannnerven, steckte. Die das Geschoß führende Länferbahn liegt bei dem Euthytonen horizontal, bei den Palintonen steigt sie unter 45° an; erstere schießen größere Pfeile, letztere werfen Steine oder Balken. Bei den Römern finden sich die Katapulten auch unter dem Namen Skorpionen, an Stelle der Palintonen treten die einarmigen Katapulten, Onager und später Ballisten genannt. (S. unter Ballista.) Als fahrbare Schießmaschinen kamen die Carroballisten vor.

Im Mittelalter führten die K. zu deutsch den Namen Antwerk, mittellat. machinae oder ingenia. Späterhin wurde für Antwerk die Benennung Zeug üblich, die Erbauer der K. wurden Zeugmeister, ingenieurs, genannt. Die Deckungsmittel waren ähnlich wie im Altertum und zerfielen in fahrbare Holzbrustwehren, bedeckte Hallen und Rolltürme. Zum Stoßzeug gehörte der Sturmbock (frz. belier), ähnlich dem Widder der Alten, und die Bohrmaschinen, für welche die Namen Tarant, Fuchs und Krebs vorkamen. Das Schuß- und Wurfzeug war auf wesentlich andern Grundlagen erbaut als im Altertum. Für den flachen Schuß hatte man größere Armbrüste, welche die Namen Wag-, Stand- oder Turmarmbrüste führten, und Rutten, d. i. fäulenartige Gestelle, welche mittels einer sehr starken stählernen Schnepperfeder Pfeile wegschnellten. Zum Wurf dienten die Gewerfe, bei welchen das Geschoß mittels einer Schleuder am längern Arm eines Schwengels angehängt war, während auf den kürzern Arm des letztern ein sehr bedeutendes Gegengewicht wirkte, das entweder fest oder beweglich sein konnte. Zu den hohen Gewerfen, bei welchen das Gegengewicht fest war, auch durch Menschenkraft ersetzt werden konnte, gehören die Blyde (s. d.), der Tribock (frz. trébuchet), die Petraria. Die niedern Gewerfe hatten bewegliche Gegengewichte und hießen Mangen (s. d.), deren Einrichtung uns nur ungenau übermittelt ist. Die Munition der Gewerfe bestand aus großen, oft kolossalen Steinen, Hagel, schweren Lanzen, Brandstoffen, totem Vieh u. s. w.

Litteratur. Von alten Schriftstellern sind zu erwähnen Heron, Philon, Biton, Vitruv; von neuern Lipsius (1590), Dufour, «Mémoire sur l'artillerie des anciennes et sur celle du moyen âge» (Genf 1840); Prinz Louis Napoleon Bonaparte, «Études sur le passé et l'aveuir de l'artillerie» (Par. 1851); Rüstow und Köchly, «Geschichte des griech. Kriegswesens» (Aarau 1852).

Kriegsministerium ist die oberste Staatsbehörde für das Heer- und Kriegswesen. An der Spitze steht der Kriegsminister, meist ein höherer Offizier, der vom Kriegsherrn oder dem Staatsoberhaupt ernannt wird und diesem verantwortlich ist. In konstitutionellen Staaten hat er sein Ressort auch im Parlament zu vertreten; bei rein parlamentarischer Regierung muß er daher der Majorität des Parlaments entnommen werden, braucht dann aber nicht Militär zu sein; bei weniger streng parlamentarischer Regierung kann er als Fachminister von etwaigem Kabinettswechsel ausgeschlossen bleiben. In militärischer Hinsicht leitet der Kriegsminister entweder das gesamte Heerwesen (wie in Frankreich) oder nur die organisatorischen und Verwaltungsangelegenheiten (wie in Preußen), während im letztern Falle für Oberbefehl, Dienstpraxis u. s. w. besondere Organe bestehen. In Preußen z. B. führt der Deutsche Kaiser den Oberbefehl, während ihm der Chef des Generalstabes, die Generalinspekteure der Artillerie und das Ingenieurkorps und der Festungen, die kommandierenden Generale u. s. w. zur Seite stehen.

Kriegsmusik, s. Militärmusik.

Kriegsraison, soviel wie Kriegsgebrauch.

Kriegsrat, eine Versammlung hoherer Offiziere, die der Oberbefehlshaber in schwierigen Lagen beruft, um die Ansicht der Betreffenden über die zu fassenden Entschlüsse zu hören. Stets ist die Berufung eines K. ein bedenkliches Zeichen für die augenblickliche Kriegslage, zuweilen sucht auch ein nicht charakterstarker Feldherr durch die Berufung eines solchen einen Teil der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen.

Kriegsrecht im engern Sinne bezeichnet im allgemeinen die dem Militär als besonderer Gerichtsstand eigene Gesetzgebung, gegründet auf bestimmte Kriegsgesetze. Diese umfassen alle

Vorschriften zur Aufrechthaltung der Ordnung, Disciplin und Subordination beim Militär, sowie die Strafen, welche der Übertretung der Gesetze folgen. Die ältern Kriegsgesetze waren in sog. Artikelsbriefe zusammengefaßt. Solche gibt es unter anderm von Karl dem Kühnen von Burgund, Kaiser Maximilian I. und II., Gustav Adolf von Schweden. Auch Wallensteins 1617 gegebenes Reiterrecht gehört hierher, ist aber nicht von diesem, sondern schon 1570 von Lazarus von Schwendi verfaßt. Gegenwärtig heißen sie Kriegsartikel (s. d.). Das K. hat sich bei den verschiedenen Heeren mannigfaltig gestaltet. Im Altertum war es besonders bei den Römern sehr streng; es gab außer der Todesstrafe durch Enthauptung oder Kreuzigen das Decimieren (s. d.), Ehrenstrafen und körperliche Züchtigung. Während des Mittelalters wurden erst von den deutschen Kaisern wieder Kriegsgesetze erlassen. Das K. der neuern Zeit ist im 16. und 17. Jahrh. entstanden und mit zunehmender Civilisation immer humaner geworden. Noch im 18. Jahrh. waren die Strafen sehr grausam. Schläge mit Stöcken oder mit der Klinge (Fuchtel), bei der Kavallerie mit den Steigriemen, auf Schiffen mit einem Stück Tau, wurden auch ohne gerichtliches Verfahren angewendet; das Spießrutenlaufen (s. d.) war noch üblich bis in das 19. Jahrh. hinein. Jetzt sind körperliche Züchtigungen fast überall abgeschafft; man sucht mehr durch Erweckung des Ehrgefühls als durch Strafen zu wirken. Diese zerfallen im neuern K. in Disciplinar- und gerichtlich zu verhängende Strafen. Erstere werden von dem Vorgesetzten nach der mit ihrer Funktion verknüpften Disciplinargewalt verhängt. Der Militärgerichtsbarkeit sind alle aktiven und inaktiven Offiziere, alle Soldaten und Militärbeamten unterworfen. Man unterscheidet eine höhere und niedere Gerichtsbarkeit, teils nach dem Range des Beschuldigten, teils nach seinem Vergehen oder Verbrechen. Letztere werden als militärische oder nichtmilitärische (gemeine) Verbrechen bezeichnet, die Strafen in militärische oder bürgerliche getrennt. Bürgerliche Strafen werden für gemeine Verbrechen oder Übertretung polizeilicher Vorschriften nach den allgemeinen Landesgesetzen ausgesprochen, sie müssen aber gegen Soldaten in militärische Strafen verwandelt (z. B. Geldstrafe in Arreststrafe) oder der Soldat erst aus dem Militärstande entfernt werden.

Ihrem Wesen nach zerfallen die militärischen Strafen in Todes-, Freiheits-, Ehren- und kleinere Disciplinarstrafen, wie Strafwachen, Strafarbeit u. s. w. Die militärische Todesstrafe ist das Erschießen. Die Freiheitsstrafen werden in den Heeren verschieden abgebüßt, in einigen auch auf mancherlei Weise verschärft, z. B. durch finstere Arrestlokale, Entziehung warmer Speisen, Schließung in Eisen u. s. w. Körperliche Züchtigung ist auf wenige Fälle beschränkt und darf z. B. in der preuß. Armee nur gegen Individuen angewendet werden, die wegen eines Verbrechens in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt sind. Das Gerichtsverfahren ist in den Heeren verschieden. Wenn der Gerichtsherr von einem Verbrechen im Bereich seiner Gerichtsbarkeit Kenntnis erhält, so ordnet er zuerst die Untersuchung durch ein Untersuchungsgericht an. Dann wird auf Grund derselben ein **Kriegsgericht** vorschriftsmäßig besetzt, welches nach Verlesung der Akten und klassenweiser Abstimmung der Richter den Spruch fällt. In einigen Armeen wird das Gericht bei einem Akt höherer Gerichtsbarkeit vorzugsweise Kriegsgericht, für die niedere aber **Standgericht** genannt. Der Spruch wird nach dem Strafmaß entweder von dem Gerichtsherrn oder einer höhern Instanz, bei Todesstrafe nur vom Landesherrn bestätigt. Das frühere Jus gladii der Regimentsinhaber ist abgeschafft und wird nur in besondern Kriegsfällen den Armeekommandanten verliehen. Diese erhalten im Kriege oder bei drohenden innern Gefahren auch das Recht, über einzelne Städte, namentlich Festungen, oder ganze Provinzen das Standrecht (den Belagerungszustand, s. d.) zu verhängen und dadurch auch die bürgerliche Bevölkerung dem K. zu unterwerfen. Der oberste Gerichtshof für das Heer, zugleich Instanz für streitige Fälle und begutachtende Behörde in kriegsrechtlichen Fragen, heißt Generalauditoriat. Im weitern Sinne bedeutet K. das **Kriegsvölkerrecht**, d. h. die Gesamtheit der Rechte und Pflichten, welche das heutige, humaner gewordene Völkerrecht den kriegführenden Staaten im Verhältnis zueinander und zu den feindlichen Heeren und den friedlichen Bewohnern des eingenommenen Landes anerkennt. Seit den ersten wissenschaftlichen Arbeiten über Kriegsvölkerrecht, unter denen die von Albericus Gentilis (16. Jahrh.) und Hugo Grotius (17. Jahrh.) hervorragen, ist dasselbe durch einen bessern Kriegsgebrauch, durch Staatsverträge und durch die Wissenschaft sehr viel milder geworden. Am wichtigsten sind die nordamerik. Kriegsartikel von 1861, die Genfer Konvention von 1864 und 1868, die Erklärung der Brüsseler Konferenz von 1874 und das «Manuel publié par l'Institut de droit international» (Brüss. 1880). Vgl. Bluntschli, «Das moderne Völkerrecht» (3. Aufl., Nördl. 1878); Rys, «Le droit de la guerre et les précurseurs de Grotius» (Brüss. 1882).

Kriegsregeln, soviel wie Kriegsgebrauch.

Kriegssanitätsordnung, s. unter Kriegskrankenpflege.

Kriegsschaden nennt man die durch einen Krieg veranlaßten indirekten Kriegskosten (s. d.).

Kriegsschatz bezeichnet eine in gemünztem Gelde bereit gehaltene Summe, die den Zweck hat, die Kosten einer notwendig werdenden Mobilmachung des Heeres ganz oder zum größten Teil zu decken. Das Vorhandensein eines K. gestattet die Barzahlung für die bei dem Übergange von dem Friedensfuß zum Kriegsfuß eines Heeres zu beschaffenden zahlreichen Bedürfnisse an lebendem (Pferde) wie totem Material, ohne daß es notwendig wäre, hierfür Anleihen aufzunehmen, die nur mit schweren Opfern abzuschließen wären. Ein K. wirkt daher in hohem Grade auf die Beschleunigung der Mobilmachung ein und gestattet demnach den strategischen Aufmarsch der mobilen Armee in kürzerer Frist zu vollenden, als es bei dem Mangel eines solchen möglich wäre, und wahrt dadurch die Initiative dem Besitzer. Preußen besaß vor 1866 einen K. von 30 Mill. Thlr., der nicht unwesentlich zu seinen Erfolgen in den Kriegen von 1866 und 1870/71 beigetragen hat. Seinem Beispiel ist das Deutsche Reich gefolgt, für welches aus der franz. Kriegsentschädigung durch Gesetz vom 11. Nov. 1871 ein K. im Betrage von 40 Mill. Thlr. gebildet wurde, der im Juliusturm der Citadelle von Spandau in gemünztem Gelde niedergelegt ist. Die übrigen

Großstaaten haben einen K. nicht zur Verfügung, teils ihrer Finanzlage halber, teils weil sie eine so bedeutende Summe, als sie ein K. erfordert, nicht dauernd der Cirkulation entziehen wollen.

Kriegsschiff, s. unter Marine.

Kriegsschulen sind militärische Fachschulen, welche die Heranbildung oder die weitere Fortbildung von Offizieren zur Aufgabe haben. Die jetzt bestehenden deutschen K. dienen dem erstgenannten Zweck, während die heutige Kriegsakademie (s. d.) auch unter der frühern Bezeichnung «Allgemeine Kriegsschule» dem letztgenannten Zweck gewidmet war. (S. Militärschulen.)

Kriegsspiel bezeichnet gegenwärtig die Ausführung einer taktischen Übung auf Plänen mit Truppenzeichen und wird durch die in Italien übliche Benennung Manovra sulla carta besser charakterisiert als durch das deutsche Wort. Es ist aus dem im 18. Jahrh. im Gebrauch befindlichen Kriegsschachspiel hervorgegangen, hat aber nach und nach die schematischen und einschränkenden Spielregeln immer mehr abzustreifen gewußt, sodaß es jetzt in der That kaum noch ein Spiel zu nennen ist, sondern in Wahrheit ein Manöver auf der Karte darstellt. Die an einem solchen Manöver teilnehmenden Offiziere werden in zwei sich gegenüberstehende Parteien geteilt, deren jede einen Führer hat, während das Ganze von dem «Leitenden» die zu lösenden Aufgaben erhält und von ihm beaufsichtigt wird. Pläne in sehr großem Maßstabe (1:8000), auf denen die Truppenstellungen durch Zeichen markiert werden, bilden die Requisite zum K. Längere Zeit nur zu taktischen Übungen des Feldkriegs benutzt, ist das K. in den letzten Jahren auch zu Übungen in Festungs- und im Seekriege verwendet worden. In Preußen schon seit Decennien vielfach geübt, hat das K. sich seit 1866 und 1870/71 auch in allen Staaten als ein Mittel zur taktischen Ausbildung der Offiziere Eingang zu verschaffen gewußt. Vgl. Verdy du Vernois, «Beitrag zum K.» (Berl. 1876), Meckel, «Studien über das K.» (Berl. 1873), Naumann, «Regimentskriegsspiel» (Berl. 1877).

Kriegsstammliste, das im Kriege von den Kompagnien, Eskadrons, Batterien zu führende Verzeichnis sämtlicher in den Reihen derselben stehenden Mannschaften mit vollständigem Nationale, Angabe des Tages und Ortes der Geburt, Tag des Dienstantritts, Tag der Entlassung in ein Lazarett oder aus dem Dienste, Versetzung zu einem andern Truppenteil, Nachweis der Auszeichnungen, Orden und Ehrenzeichen, Verwundung u. s. w.

Kriegsstand, s. u. Belagerungszustand.

Kriegssteuer, eine zur Bestreitung der Kriegskosten auferlegte außerordentliche Steuer (s. Kontribution).

Kriegstagebuch wird im Kriege von den einzelnen Truppenkörpern und Kommandobehörden geführt, muß über alle Ereignisse, Personalveränderungen u. s. w. Auskunft erteilen und bildet später die Grundlage für die Darstellung des Kriegs.

Kriegstelegraphie, s. Feldtelegraphie.

Kriegstyphus, soviel wie Flecktyphus (s. d.).

Kriegsverrat, s. unter Landesverrat.

Kriegsversicherung wird die Versicherung des Lebens gegen Kriegsgefahr genannt; da eine solche bei den bürgerlichen Lebensversicherungsgesellschaften mehrfach ausgeschlossen ist oder nur gegen sehr hohe Prämien zugelassen wird, so ist für die preuß. Armee, um den Offizieren Gelegenheit zu geben, die Existenz ihrer Familien nach ihrem Tode infolge von Kriegsgefahr sicherzustellen, im Dez. 1871 eine Lebensversicherungsanstalt für die Armee und Marine unter staatlicher Aufsicht begründet worden.

Kriegswissenschaft umfaßt die sämtlichen Lehren, welche sich mit Krieg, Kriegsmitteln und Kriegführung beschäftigen; hierzu gehören die Waffenlehre, die Lehre von der Befestigungskunst, die Taktik, die Strategie, ferner die Hilfswissenschaften der Terrainlehre, der Geodäsie, der Militärgeographie, das Aufnehmen und Planzeichnen, schließlich die Geschichte der Kriegskunst und die Kriegsgeschichte. Letztere beiden unterscheiden sich dadurch voneinander, daß die erstere die Entwickelung des Kriegswesens nach den mannigfachsten Richtungen lehrt, während letztere nur die Darstellung der Kriegsbegebenheiten bezweckt, freilich nicht in lediglich pragmatischer Weise, sondern um Lehren für die Zukunft daraus zu ziehen, indem die Thatsachen kritisch beleuchtet werden. Von den Werken über die Theorie des Kriegs sind die von Erzherzog Karl, Jomini, Clausewitz, Valentini, Willisen, Marselli zu nennen; weiter sind die Werke von Bronsart von Schellendorff («Generalstabsdienst»), Blume («Strategie»), Meckel («Taktik») und von Scherff («Von der Kriegführung») hervorzuheben.

Kriegszahlmeister ist der Vorstand einer Kriegs- oder Militärkasse, in welche und aus welcher alle für die Armee und deren Angehörige bestimmten Gelder fließen und welche sich gewöhnlich unter spezieller Kontrolle des Kriegsministeriums befindet.

Kriegszucht, soviel wie Manneszucht.

Kriegszustand bezeichnet im allgemeinen Sinne den Zustand, in welchem sich ein Staat während der Dauer eines Kriegs, d. h. während der Zeit vom Erlaß einer Kriegserklärung oder eines Kriegsmanifestes bis zum Friedensschlusse befindet. Im engern Sinne bezeichnet K. für das Heer und seine Angehörigen die Zeit, während welcher dieselben unter den Kriegsgesetzen, d. h. unter den für den Krieg bestimmten härtern Strafbestimmungen bezüglich mehrerer Vergehen und Verbrechen, stehen. Der K. kann auch unter besondern Verhältnissen proklamiert werden, ohne daß der Staat wirklich einen Krieg führt, z. B. im Falle eines Aufruhrs u. s. w.; in diesem Falle wird der K. auch Belagerungszustand (s. d.) genannt.

Kriehuber (Jos.), Maler, Zeichner und Lithograph, geb. in Wien 14. Dez. 1801, genoß schon 1814 den Unterricht an der Akademie daselbst und versuchte sich sowohl als Miniaturmaler wie als Zeichner. Eine Reise nach Polen, welche er als Instruktor der Söhne eines Fürsten machte, unterbrach 1818—21 sein Studium. Hierauf kehrte er nach Wien zurück, wo die durch das Lithographische Institut eingeführte neue Technik Gelegenheit gab, sein außerordentliches Porträttalent zu verwerten. Die Zahl seiner treuen und einfach gehaltenen Bildnisse reicht über 7000. Als Miniaturist und Aquarellmaler schloß er sich Daffinger an, als Landschafter lieferte er eine Reihe von Ansichten aus den Alpengegenden und andern Teilen Österreichs und Italien, die schönsten stellen Partien des wiener Praters vor. K. wurde akademischer Rat, Professor an der wiener Akademie und Hofmaler; er starb in Wien 30. Mai 1876.

Kriemhild, entstellt aus der ältern deutschen Form Grimhilt (aus grima, Maske, Helm, und

hiltja, Kampf, also: die Kämpferin mit dem Helme, ein im deutschen Altertum nicht seltener Name), heißt die hervorragendste Frauengestalt der deutschen Heldensage, insbesondere des Nibelungenliedes (s. d.). Sie war die Schwester des Burgunderkönigs Gunther zu Worms, der sie dem Siegfried zur Gemahlin gab. Nachdem Siegfried von Hagen ermordet worden, lebte sie als Witwe wiederum am Hofe ihres Bruders, bis sie sich mit Etzel vermählte und mit diesem nach Ungarn zog. Nach einer Reihe von Jahren lud sie ihre Verwandten aus Burgund mit deren Dienstmannen an den Hof ihres zweiten Gemahls, wo sie zur Rache für Siegfrieds Ermordung ein furchtbares Blutbad unter denselben anrichten ließ. K. selbst erschlug mit Siegfrieds Schwert den Mörder ihres ehemaligen Gatten. Doch erhielt sie ebenfalls den Tod durch die Hand des alten Hildebrand, eines der Dienstmannen des Dietrich von Bern.

Kries, schlangenförmiger Dolch, s. Kris.

Krik, Indianerstamm, soviel wie Creek.

Krikente, s. unter Ente.

Krim oder Krym, eine Halbinsel Südrußlands, die den wichtigsten Teil des Gouvernements Taurien (s. d.) bildet und auch als Halbinsel Taurien bezeichnet wird. Die K. hängt nur durch die sehr schmale Landenge von Perekop zwischen dem Schwarzen und Asowschen Meere, welche beiden Meere durch die Straße von Kertsch in Verbindung stehen, mit dem übrigen Festlande zusammen. Bei einem Areal von 25 726,7 qkm beträgt ihre Küstenlänge 1050 km, sodaß die K. noch die griech. Halbinsel Morea an Küstenentwickelung übertrifft. An der Meerenge von Kertsch, gegenüber den äußersten Vorhöhen des Kaukasus, erhebt sich das Taurische Bergland, welches unter dem Namen Jailá, d. h. Alpengebirge, steil aus dem Meere aufsteigt, die ganze Südküste umwallt und sich nordwärts in mehrern reichbewaldeten und durch anmutige Thäler getrennten Parallelketten verbreitet, bis es sich mit sanften Vorhöhen in den einförmigen Steppenflächen verliert, welche den bei weitem größten Teil der Halbinsel einnehmen. Die südlichste Kette ist die höchste und hat ihren Kulminationspunkt in dem 1523 m hohen Tschadyrdagh, d. h. der Zeltberg (Mons Trapezus der Alten). Dem gebirgigen Süden verdankt die K. den Ruf eines der schönsten und pittoreskesten Länder der Erde. Reichlichen Ertrag gibt die Bestellung der Äcker an Getreide, Hirse und Tabak, sowie die Kultur der Weinreben, die namentlich bei Sudak und Koos vortrefflichen Wein, überall die köstlichsten Tafeltrauben liefern. In den Gärten zieht man Äpfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Melonen, Arbusen, die feinsten Gemüse, Feigen, Mandeln, Granaten und selbst Orangen, die Blumen aller Zonen, Myrten und Cypressen, wie man sie selbst in Andalusien nicht findet. Nuß- und Maulbeerbäume sind sehr gewöhnlich. Neben diesem Acker-, Garten-, Wein- und Obstbau, verbunden mit dem reichlichen Gewinn von Honig, Wachs und Seide, ist auch die Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht erheblich, und namentlich verdienen die sehr beliebten krausen Lämmerfelle von glänzend grauer und schwarzer Farbe Erwähnung, welche unter dem Namen der Merluschki oder krimschen Baranken im Handel bekannt sind.

Der nördl. Teil der K. ist eine öde und traurige Steppenlandschaft, eine Fortsetzung der Nogaischen Steppe, wasser- und holzarm, größtenteils mit magerm, zum Ackerbau untauglichem Boden und zahlreichen Salzgründen und Salzseen, die durch ihre Ausdünstung die Luft verderben. Letzteres gilt namentlich auch von dem sog. Faulen Meere oder Siwasch, einem Teile des Asowschen Meers. Die Hauptstadt der K. ist Simferopol (s. d.). Die ältesten Bewohner der K. waren die Taurier. Im 6. Jahrh. v. Chr. siedelten die Griechen Kolonien auf der Südküste an (in Pantikapäum und Theodosia). Das von Pharnaces gebildete Bosporanische Königreich stand unter röm. Oberhoheit und kam bei der Teilung des Römischen Reichs zum oström. Kaiserreich. In byzant. Zeit bildeten die Besitzungen der Griechen an der Südküste das Thema Cherson oder Gothia (nach den tetraxitischen Goten im Gebirge), während das innere Steppenland im 5. und 6. Jahrh. von den hunnischen Stämmen der Cuturguri und Ultziagiri, seit dem 7. Jahrh. von den Chasaren besetzt war. Im 13. Jahrh. wurde Taurien von den Tataren erobert, unter denen die K. bis 1441 zum Chanat Kiptschak (s. d.) gehörte; seit 1441 bildete das Land den Hauptbestandteil des Chanats der K., welches Sultan Mohammed II. 1475 unter die Oberhoheit der Pforte brachte. Im 13. Jahrh. gründeten hier die Genuesen viele Handelsniederlassungen, deren Mittelpunkt Kaffa (seit 1266) war. Im J. 1783 wurde die K. vollständig den Russen unterworfen und 1784 daraus das Taurische Gebiet gebildet, das 1802 in das Taurische Gouvernement umgewandelt wurde. Vgl. Remy, «Die K. in ethnogr., landwirtschaftlicher und hygienischer Beziehung» (Lpz. 1872); Telfer, «The Crimea and Transcaucasia» (2 Bde., Lond. 1876); Ssonogoroff, «Führer durch die K.» (russisch, 2. Aufl., Odessa 1880). — Über den sog. Krimkrieg s. Orientkrieg.

Kriminalist, Kenner, Lehrer des Strafrechts.

Kriminalprozeß, s. Strafprozeß.

Kriminalpsychologie, s. Gerichtliche Psychologie.

Kriminalrecht, s. Strafrecht.

Kriminalstatistik, eine Abteilung der Justizstatistik, liefert den ziffermäßigen Nachweis der in bestimmten Zeiträumen hervorgetretenen Erscheinungen der Strafrechtspflege, beruhend auf den bei den Gerichten oder der Staatsanwaltschaft geführten Registern, deren Verarbeitung entweder in Justizministerien oder in statist. Bureaus erfolgt. Im weitesten Umfange begreift die K. die Strafprozeßstatistik (Freisprechungen, Verurteilungen, Untersuchungen, Rechtsmittel), die Verbrechens- und Strafstatistik im engern Sinne (richterlich erkannte Strafen, Charakter und Motive des Verbrechens, persönliche Eigenschaften der Angeklagten nach Lebensalter, Vermögen, gesellschaftlicher Stellung ꝛc.) und die Gefängnisstatistik als Nachweis der Strafvollzugsanstalten und ihrer Wirksamkeit. Diese letztere pflegt aus äußerlichen Gründen von der Strafprozeßstatistik getrennt zu werden. Die K. ist die Grundlage der Kriminalpolitik oder Strafgesetzgebungslehre. Mustergültig ist die mit dem J. 1825 beginnende und sorgfältig fortgeführte K. des franz. Justizministeriums, der sich die statist. Arbeiten der Belgier, Holländer, Italiener, Schweden anschlossen. Unter den süddeutschen Staaten nahm vornehmlich Baden auf ausführliche statist. Darlegungen Bedacht. Fast alle Mittelstaaten Deutschlands veröffentlichten periodische Ausweise.

Preußen in zweijährigen Zwischenräumen, aber nur für die Schwurgerichtspflege und späterhin für die dem Ministerium des Innern unterstehenden Strafanstalten. Diesen Mängeln suchte ein auf dem ersten Juristentage 1860 in Berlin von Holtzendorff gestellter Antrag abzuhelfen, wonach die Notwendigkeit einer einheitlichen, allgemeinen deutschen Strafstatistik hervorgehoben wurde. Erst mit der einheitlichen Strafgesetzgebung von 1871 und der neuen deutschen Gerichtsorganisation seit 1879 sind sichere Grundlagen einer statist. Vergleichung deutscher Strafrechtszustände geschaffen. Auf dieser Grundlage ruhen die Arbeiten von Starke: «Die Ergebnisse der Strafrechtspflege im Königreich Preußen für das J. 1881» (Ergänzungsheft XIV. zur «Zeitschrift des königl. Preußischen Statistischen Büreaus», 1883) und die auf Grund eines Bundesratsbeschlusses für 1882 hergestellte Statistik der rechtskräftig erledigten Strafsachen wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze.

Krimkrieg, s. Orientkrieg.

Krimmer oder Astrachanfelle heißen die als Pelzwerk beliebten Felle der Lämmer des tatarischen oder Fettschwanzschafes.

Krimml, Bergdorf in der Bezirkshauptmannschaft Zell am See des österr. Herzogtums Salzburg, liegt 1040 m über dem Meere, im Thale der Krimmler Ache, im Ober-Pinzgau, zählt 278 E. und ist berühmt wegen der prachtvollen Wasserfälle, welche der Fluß 2 km südlich vom Dorfe bildet. Die Krimmler Ache, der Abfluß der Krimmler Tauerngletscher, stürzt hier in drei mächtigen Fällen, von denen der oberste, 220 m hoch, der großartigste ist, von der obern Thalstufe zu der 600 m tiefer gelegenen untern herab. Die Höhe und Gewalt des Sturzes, die Wassermasse und die wilde Umgebung von Fels und Wald machen diese Fälle zu den schönsten der Ostalpen. K. ist durch einen 7 km langen Fahrweg verbunden mit dem Dorfe Wald (504 E.), von wo die Fahrstraße beginnt, welche in die über den Paß Thurn aus Tirol ins Pinzgau führende Heerstraße bei Mittersill einmündet. Thalaufwärts führt durch das einsame, vom Dreiherrenspitz und Großvenediger überragte Hochthal der Krimmler Ache ein rauher Saumweg zur Höhe der Krimmler Tauern (2765 m) und hinab in das tirol. Ahrenthal.

Krimpen, s. Delatieren.

Krimpmaß, die Maßverminderung von Getreide und Sämereien infolge längern Lagerns.

Krimstecher, s. Feldstecher.

Krinagoras, ein griech. Dichter von Mytilene auf Lesbos, der zur Zeit des Augustus lebte und welchem 47 Epigramme in der Anthologie beigelegt sind. Dieselben haben poetischen Wert, leiden aber an Schwerfälligkeit und Dunkelheit.

Kringel, s. Bretzel.

Krinochrom, s. unter Haarfärbemittel.

Krinoïden, s. Eneriniten.

Krinomenon (grch.), Unterscheidungs-, Kennzeichen.

Krippen oder Säuglingsbewahranstalten (frz. Crèches), so genannt zum Andenken an die K., in welcher das Christuskind schlief, nennt man die Anstalten, welche für die Säuglinge und kleinern Kinder der arbeitenden Klasse (bis zum zweiten Lebensjahre) bestimmt sind, um diesen für die Zeit, wo die Mütter das tägliche Brot erwerben müssen, ein gesundes Unterkommen und mütterliche Pflege zu verschaffen. Die erste Anstalt dieser Art rief Marbeau, Mitglied eines Komitee für Kinderbewahranstalten, in Paris 1844 ins Leben. Schon 1851 befanden sich im Depart. Seine 24 K., von denen allein auf Paris 18 kamen; diese hatten bis dahin den davon Gebrauch machenden Eltern 800 000 Arbeitstage eingebracht, ungerechnet die Schulversäumnisse, welche dadurch den ältern, zur Kinderpflege so oft verwendeten Geschwistern erspart wurden. Bald folgten andere Städte dem Beispiele von Paris, zumal da die franz. Regierung und einzelne Gemeinden Einrichtungen dieser Art unterstützten. In Deutschland war es Wien, welches 1849 zuerst die berühmt gewordene K. zu Breitenfeld ins Leben rief, der bald andere nachfolgten. In Dresden wurde 1851 eine K. in Verbindung mit einer Bewahranstalt eröffnet. Gegenwärtig haben fast die meisten großen Städte Säuglingsbewahranstalten aufzuweisen. Als deutsche Musteranstalt gilt die K. der mechan. Weberei zu Linden bei Hannover. Gewöhnlich sind wohlthätige Vereine die Stifter und hochgestellte Personen die Beschützer dieser Institute, deren Einrichtung fast überall dieselbe ist. Die Anstalt bleibt nur des Sonntags geschlossen. Am Morgen jeden Wochentags übergibt die Mutter ihr Kind der Anstalt und holt es abends wieder ab. Dafür hat sie entweder gar keine Entschädigung zu leisten oder höchstens einen kleinen Beitrag, in Paris täglich 6—12 Sous, in London 3 Pence, in Dresden 10 Pfennige, in Wien 3 Kr. Das Kind wird in der Anstalt gepflegt, beschäftigt, beköstigt, gebadet, oft auch sogar besonders gekleidet. Kranke Kinder bleiben natürlich ausgeschlossen. Durch die K. wird nicht nur der arbeitsamen und wirklich unterstützungswürdigen Volksklasse eine sehr große Erleichterung, Zeit- und Geldersparnis bereitet, sondern es werden auch die Kinder selbst vor Verwahrlosung, Unreinlichkeit und Verkrüppelung, Unglücksfällen aller Art, die ihnen in den Händen unverständiger Pfleger zustoßen können, am sichersten bewahrt. Vgl. außer den franz. Schriften von Marbeau und d'Escodea: Helm, «Einige Worte über K.» (Wien 1851); derselbe, «Die K. in Breitenfeld zu Wien» (Lpz. 1851); John de Liefde, «Six months among the charities of Europe» (1865). Eine periodisch erscheinende Publikation, worin der neueste Stand des Krippenwesens betrachtet wird, ist das pariser «Journal des Crèches».

Krippen, Dorf in der Amtshauptmannschaft Pirna des sächs. Regierungsbezirks Dresden, am linken Ufer der Elbe (Schandau schräg gegenüber) und an der Linie Dresden-Bodenbach der Sächsischen Staatsbahnen, hat eine schöne 1880—82 erbaute Kirche im gotischen Stil, Sandsteinbrüche, Sägemühlen, Holzhandel, Parkettfußbodenfabrikation, Schiffbau und Schiffahrt, und zählt (1880) 1169 E. Dabei die Carolahöhe, ein Felsenvorsprung mit schöner Aussicht. K. gegenüber am rechten Ufer liegen die Schrammsteine und das Schrammthor.

Kris, eine dolchartige Waffe der meisten Volksstämme der malaiischen Rasse auf den Inseln des hinterind. Archipels. Er besteht aus einer etwa 50 cm langen doppelschneidigen, mehr oder weniger schlangenförmig gekrümmten und nur ausnahmsweise geraden Klinge, welche bei einigen Völkern damasciert und oft von der vorzüglichsten Schmiedearbeit ist. Der Handgriff ist stets von Holz, Elfenbein oder aus dem Zahne von Monodon monoceros und oft sehr kunstreich geschnitzt. Die Scheide

ist von Holz, bei Reichen und Vornehmen mit Gold überzogen und oft reich mit Diamanten besetzt.

Krischna, der Schwarze, eine der Verkörperungen Vischnus (s. Indische Religion), in welcher er die Nymphe Rádhá liebt und den Deachen Kátija tötet. K. ist eine der populärsten Göttergestalten des modernen Indien; besonders seine Liebesspiele mit den Gopi, Hirtinnen, mit denen er als Govinda sich ergötzt, sind ein beliebter Gegenstand dichterischer Darstellung. Im Mahá-Bhárata erscheint K. als halbgöttlich verehrter Held und Weiser, als der Sohn des Vasudeva aus dem Yadugeschlecht, des Bruders der Kunti, der Mutter der Pánduföhne. In spezieller Beziehung steht er zu Ardschuna (der Weiße), einem der fünf Pánduiden, der seinerseits wieder mit Indra innig verbunden ist, der im Rig-Veda von seinem Kampfe um die Kühe, d. i. um das befruchtende Naß des Himmels, den Namen Govid führt. Auch sonst sind allerlei direkte Beziehungen zwischen Indra und K. vorhanden. Der eigentliche Kern der Sagen von K. aber, aus welchem heraus sich die Persönlichkeit desselben allmählich entwickelt hat, ist noch dunkel. Die bereits bestehende göttliche oder doch halbgöttliche Verehrung desselben zu der Zeit, wo die Indee mit dem Christentum bekannt wurden, hat auf Grund der Namensähnlichkeit (K. und Christus) zu der Übertragung christl. Legenden auf K. geführt, wie sich dies besonders klar bei der Feier seines Geburtsfestes zeigt, wo er als Säugling an der Brust seiner Mutter Devaki anzubeten ist, die in einem Kuhstall auf einem Ruhebett ruht, umgeben von Hirten und Hirtinnen. Die Einheit K.s mit dem höchsten Gott fand ihren solennen Ausdruck in der Bhagavadgitá, einer Episode des großen Epos Mahá-Bhárata (s. d.). Unter den zahlreichen Namen K.s treten außer Govinda noch Vásudeva (Patronymicum), Kesava, Hari, Dschanárdana besonders hervor. Vgl. Weber, «Über die Krishnajanmáshtami [K.s Geburtsfest]» (Berl. 1869).

Krisis (grch., Entscheidung) nannte man in der Medizin früher ganz im allgemeinen die rasche Wendung einer Krankheit zum Bessern oder zum Schlechtern; wenn nach großer Aufregung, großer Hitze und andern bedrohlichen und erschreckenden Erscheinungen der Kranke schnell ruhig geworden, zum Bewußtsein gekommen war, die Hitze nachgelassen hatte, so sagte man, die K. sei eingetreten. War um diese Zeit heftiger Schweiß eingetreten, hatten Ausleerungen (der Harn, der Auswurf u. s. w.) eine andere Beschaffenheit als sonst, so sprach man von kritischen Ausscheidungen (Absonderungen und Ausleerungen) und hielt diese für die Ursache der eingetretenen Wendung zum Bessern. Jetzt nennt man K. den schnellen, in wenigen Stunden erfolgenden Abfall der hohen Fiebertemperatur und der Pulsfrequenz zur Norm (s. Fieber), und hat damit den Kern der Sache getroffen, insofern als sich aus dieser Änderung der Fieberverhältnisse alle andern Erscheinungen (die Beruhigung des Kranken, das Ausbleiben der Schweiße, die geringere Konzentration des Harns u. s. w.) erklären. Geht das Fieber nur allmählich während mehrerer Tage herab, so nennt man diese Wendung Lösung oder Lysis. Mit dem Schwinden des Fiebers ist in den meisten Fällen die größte Gefahr vorüber. Die Rückbildung krankhafter Prozesse (z. B. der Ausscheidung in den Lungen bei Brustentzündung u. s. w.) nimmt ihren ruhigen Fortgang; wird diese aber unterbrochen, so schließt sich eine neue Verschlimmerung (Nachkrankheit, Rückfall) an. Die schon im Altertum, namentlich von Hippokrates aufgestellte und auch jetzt noch unter den Laien in hohem Ansehen stehende Lehre von den kritischen Tagen, wonach bestimmte Krankheiten nur an bestimmten Tagen (am 5., 7., 9., 11. Tage) sich entscheiden, hat sich nach neuern, insbesondere genauen thermometrischen Untersuchungen als vollkommen unhaltbar herausgestellt.

Krisis (volkswirtschaftliche) nennt man eine heftige Störung des Ganges von Produktion und Handel, die sich besonders durch zahlreiche Bankrotte, Erschütterung des Kredits und des Vertrauens, starkes Sinken der Preise und allgemeine Absatzstockung äußert. (S. Handelskrisen.)

Krissa, eine sehr alte und reiche, südwestlich von Delphi gelegene Stadt in Phocis, von welcher der Krissäische Meerbusen, der jetzige Busen von Salona oder Galaxidi, seinen Namen erhielt, in der Nähe des heutigen Chrysó, oberhalb der oft fälschlich mit ihr für identisch gehaltenen Stadt Kirrha, der Hafenstadt zuerst von K., später von Delphi, wurde wegen der Abgaben, die sie von den nach dem Orakel zu Delphi Wallfahrenden erhoben, 585 v. Chr. zerstört und ward zwar später wieder aufgebaut, blieb aber ohne alle Bedeutung. Einige Trümmer sind noch vorhanden. Delphi scheint ursprünglich in Abhängigkeit von K. gestanden zu haben.

Kristan von Hamle, Minnesänger des 13. Jahrh., wahrscheinlich ein Thüringer, jedenfalls, wie seine Sprache zeigt, in Mitteldeutschland zu Hause; seine Zeit ist etwa um 1225 zu setzen. Die von ihm erhaltenen Lieder finden sich nur in der großen pariser Sammlung; gedruckt sind sie in von der Hagens «Minnesingern», Bd. 1.

Kristelli, Ritter von, s. Schrötter.

Kristiania oder Christiania, Hauptstadt des Königreichs Norwegen und des Stifts K., liegt an der innersten, nördlichsten Bucht des 97,5 km langen, sich vom Skager-Rack von S. nach N. landeinwärts erstreckenden, von fruchtbaren und wohlangebauten Landschaften umkränzten Kristianiafjords, am Fuße des Egebergs, der eine prächtige Umsicht gestattet. Die Stadt ist die Residenz des Königs, sobald dieser sich in Norwegen aufhält, der Sitz des Storthings, der höchsten Behörden des Staats und des Stifts, sowie des Bischofs über letzteres, und zählte 1865 erst 57328 E., Ende 1882 aber 122424 E. Außer den Vorstädten besteht K. aus der eigentlichen Stadt, welche Christian IV. nach dem Brande des alten, 1058 angelegten Opslo 1624 in einem Quadrat aufführen ließ, aus der östlich gelegenen Altstadt oder Opslo (Oslo), in welcher der Bischof wohnt, und aus der ehemaligen Festung Akershus (s. d.). Einige der Vorstädte, z. B. der Homanns-byn, sind außerordentlich schön, mit prächtigen Villen und Gartenanlagen. Die breiten und schnurgeraden Straßen durchschneiden sich rechtwinkelig, sind mit zwei Stock hohen, zum Teil steinernen Häusern eingefaßt. Durch eine 1858—61 angelegte Wasserleitung wird die Stadt mit gutem Trinkwasser versorgt. Unter den Gebäuden zeichnen sich, außer der 1858 vollendeten Dreifaltigkeitskirche und der Kirche unsers Erlösers, aus: das königl. Schloß, vor welchem die 1875 errichtete Reiterstatue Karl Johanns, ein Werk des Bildhauers Bergslien,

steht, die Bank und Börse, das Gebäude des Storthing, das neue Stadthaus, der Regierungspalast, die Kriegsschule, das neue Gefängnis, die Freimaurerloge, das Schauspielhaus u. s. w. Dazu kommen die Gebäude der 2. Sept. 1811 gestifteten, 1813 eröffneten und 20. Juli 1824 erneuerten Universität (Fredericia), an welcher in fünf Fakultäten (die philosophische ist in zwei geteilt) außer mehrern Universitätsstipendiaten 43 ord. und 10 außerord. Professoren lehren. Die Zahl der Studierenden beträgt (1882) 870. Die Universität besitzt mehrere wissenschaftliche Sammlungen, eine Bibliothek von 235000 Bänden und 1100 Handschriften, einen botan. Garten und eine 1833 eröffnete Sternwarte bei der Stadt (59° 54′ 43,7″ nördl. Br. und 10° 43′ 28″ östl. L. von Greenwich). Sonst finden sich zu K. von höhern Bildungsanstalten noch eine Kunst- und Zeichenschule, mit welcher die Nationalgalerie in Verbindung steht, eine militärische Hochschule, die Kriegsschule, ein Gymnasium und eine Navigationsschule. Unter den wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereinen sind die Königliche Gesellschaft für Norwegens Wohl, die Gesellschaft für Norwegens Altertumskunde, der Kunstverein hervorzuheben. Die Fabrikthätigkeit K.s ist nicht unbedeutend. An industriellen Anlagen gab es (1880) 222 mit 7425 Arbeitern, worunter 14 mechan. Werkstätten, 4 Webereien, 2 Spinnereien, 16 Tabaksfabriken, 9 Brauereien, 8 Ziegeleien u. s. w. Viel bedeutender ist der Handel. Die Einfuhr betrug (1882) 81656000, die Ausfuhr 28184000 Mark; Hauptgegenstände der Einfuhr sind Roggen, Kaffee, wollene Gewebe, Zucker, Baumwolle, Schiffe, Steinkohlen, Fleisch, Speck und Maschinen. Hauptartikel der Ausfuhr sind vor allem Holz, dann Heringe, Hafer, Bier, Eis und Ölkuchen. Im J. 1882 kamen 1922 Schiffe mit 568939 t an und 1346 mit 447500 t gingen ab. Die Stadt besaß an eigenen Schiffen 327 mit 111650 t. Dampfschiffe fahren nicht nur nach allen Küstenplätzen des Fjords, sondern auch nach allen Häfen Norwegens bis zum Nordkap und nach Gothenburg, Kopenhagen, Lübeck, Hamburg, Amsterdam, Antwerpen, Havre, London und Hull. Wenn der geräumige und sichere Hafen von K. zugefroren ist, legen die Schiffe bei der 37 km entfernten Stadt Drøbak an, deren Hafen sich nur sehr selten mit Eis bedeckt. Eisenbahnen führen von K. nach Drammen und andern Städten an dem westl. Ufer des Kristianiafjords, nach Eidsvold-Hamar-Drontheim und über Kongsvinger und Fredrikstad nach Schweden. Die Umgegend der Stadt ist sehr schön; die schönste Promenade befindet sich auf Ladegardsö mit der königl. Villa Oskarshal.

Das Stift Kristiania ist 26118 qkm groß, zählt (1875) 489915 E. und umfaßt die Ämter Akershus, Smalenene, Buskerud und Jarlsberg-Laurvik. Die Stadt K. liegt zwar im Bereich des Amtes Akershus, ist aber administrativ selbständig.

Kristians Amt bildet den westl. Teil des Hamarstifts im südl. Norwegen, grenzt im N. an Romsdals und Trondhjems Ämter, im O. an Hedemarkens Amt, südlich an Akershus und Buskeruds Ämter, westlich an Bergenhus Amt, ist 26852 qkm groß und zählt (1875) 115814 E. Mehr als 72 Proz. liegt wenigstens 650 m über dem Meere und nur 2½ Proz. weniger als 160 m hoch. In K. liegen die höchsten Gipfel der norweg. Fjelde: Store Galdhöpiggen (2560 m) und Glittertind (2550 m), beide in Gudbrandsdalen. Der Hauptfluß ist der in den Mjösensee mündende Lougen. Das Hauptgewerbe der Einwohner ist die Landwirtschaft, obgleich die Höhenlage des Landes gar oft Mißernten schafft; bei weitem gedeihlicher ist die Viehzucht (namentlich Pferde von der vorzüglichen norweg. Rasse). Die Wälder, wenn auch stark gelichtet, gewähren noch eine reiche Ausbeute. Mjösen und die vielen Gebirgsgewässer liefern Fische in Fülle. Von Metallen gibt es kaum eine Spur; Schiefer- und Kalklager werden aber ausgebeutet. Die Großgewerbe sind sehr spärlich vertreten; die Glashütte von Hadeland nimmt den ersten Platz ein. Die Bauern sind im Holzschneiden sehr geschickt. Die Länge der Wege beträgt 162,5 km. Auf Mjösen sind fünf Dampfschiffe in regelmäßiger Fahrt, auf Randsfjord zwei. Das Amt ist in fünf Vogteien geteilt: Nord- und Südgudbrandsdalen, Toten, Hadeland und Valders. Es hat nur zwei kleine Städte: Lillehammer an der Nordspitze Mjösens (1551 E.) und Gjövik (1051 E.).

Kristiansand, Hafenstadt und Hauptort des gleichnamigen Stifts im südl. Norwegen, liegt in der Vogtei Mandal (Lister und Mandals Amt) am Ausfluß der Torrisdalselv (Otteraa) und unweit der Mündung in Topdalselv auf einer ebenen, sandigen Landzunge in dem aus dem Skager-Rack tief ins Land einschneidenden Kristiansandfjord. Die Stadt, welche (1875) 11766 E. zählt, ist Sitz eines Bischofs, eines Stiftsamtmanns und eines Stiftsobergerichts; auch befinden sich daselbst eine Gelehrtenschule und eine Abteilung der Norwegischen Bank. Der früher bedeutende Schiffbau hat infolge der Lichtung der Wälder in neuerer Zeit sehr abgenommen. Außer demselben sind als Gegenstände der industriellen Thätigkeit der Bewohner Maschinenbau, Tabaksfabrikation, Repschlägerei, Sägemühlen und Bierbrauerei zu nennen. Die Stadt, welche 1641 von König Christian IV. ganz regelmäßig angelegt ward, besitzt einen vorzüglichen Hafen, der von der Insel Odderöen in zwei gleiche Teile geteilt und oft von den vorüberseglenden Schiffen benutzt wird. Handel und Schiffahrt K.s ist nicht unbedeutend; Hauptgegenstände der Ausfuhr sind vor allem Holz, dann Hummer, Lachs und andere Fische, Häute, Kupfer, Eisen u. s. w.

Das Stift Kristiansand, der Südwesten Norwegens, umfaßt die Ämter Nedenäs, Lister-Mandal, Stavanger und Bratsberg und zählt auf 40184 qkm 342672 E.

Kristianstad, Stadt in der schwed. Landschaft Schonen und Hauptort des gleichnamigen Län, liegt an Sjöviken, einer Erweiterung des Flusses Helgeå, 15 km von der Ostsee entfernt in einer niedrigen und sumpfigen Gegend, ist regelmäßig und hübsch gebaut und Sitz des Hofgerichts für Schonen und Blekingen, hat eine schöne Kirche, eine höhere Schule, ein Arsenal und zählt (1883) 9459 E., welche Wollzeuge, Leder, Handschuhe und Tabak fabrizieren. Auch wird etwas Handel, besonders mit Getreide und Branntwein, betrieben. Der Hafen von K. liegt bei dem Flecken Åhus an der Ausmündung der Helgeå, die in neuerer Zeit bis zur Stadt selbst schiffbar gemacht und kanalisiert worden ist. Durch die Zweigbahn nach Hessleholm steht K. in Verbindung mit den großen Staatseisenbahnen; nach Osten läuft die Bahn nach Sölvesborg, südlich strecken sich Nebenbahnen

bis Degeberga und Ahus. K. wurde 1614 von König Chriſtian IV. von Dänemark nach Zerſtörung der in der Nähe belegenen Stadt Wää angelegt und ſtark befeſtigt, kam 1658 durch den Frieden von Roeskilde an Schweden, ward ſodann 1676 von Chriſtian V. zurückerobert, aber 1678 von Karl XI. wieder weggenommen. Seit 1847 ſind die Feſtungswerke geſchleift und in Spaziergänge verwandelt. Im J. 1772 begann daſelbſt der Kapitän Hellichius (ſpäter geadelt Guſtafſkjöld) die Revolution, welche Guſtav III. (ſ. d.) zum Siege über die Parteiherrſchaft verhalf.

Das Län Kriſtianſtad umfaßt 6511,5 qkm mit 227351 E., zerfällt in 10 Häraden und enthält außer der Hauptſtadt noch die beiden kleinen Hafenſtädte Cimbrishamn, an der Oſtſee, mit 1998 E., und Engelholm, unweit des Kattegat, mit 1996 E.

Kriſtianſund, Stadt im Amte Romsdal im nördl. Norwegen, im raſchen Aufblühen begriffen, zählt (1875) bereits 8251 E. und treibt Handel und Schiffahrt. Hauptgegenſtände der Ausfuhr bilden Fiſche und Fiſchprodukte. Die Stadt hieß bis 1742 Lille-Foſen und war ſchon im 17. Jahrh. ein beſuchter Hafen mit Zollſtätte.

Kriſtinehamn, kleine, aber des Handels und Verkehrs wegen bedeutende Stadt in der ſchwed. Provinz Wermland (Karlſtadslän), liegt am Wenerſee und an der Schwediſchen Nordweſtbahn und zählt (1883) 5171 E. Die Nähe der bedeutendſten Minendiſtrikte Schwedens, die durch die Oſt-Wermlands-Privatbahn mit K. in direkter Verbindung ſtehen, gab Veranlaſſung zu einer lebhaften Meſſe, Faſtingen, im April, welche von den Exporteuren Gothenburgs und den Eiſenfabrikanten von Wermland und Nerike ſtark beſucht wird. K. hat mehrere Tabak- und Zündhölzerfabriken, mechan. Werkſtätten u. dgl. und eine ſchöne got. Kirche.

Kriterium (grch.) heißt das Merkmal oder Unterſcheidungszeichen, woran man etwas erkennt oder wonach man etwas beurteilt. K. der Wahrheit iſt das, woran wir das Wahre erkennen und wodurch wir es von dem Falſchen unterſcheiden. Die Nötigung des Subjekts im normalen Denken iſt das ſubjektive K., durch welches es ſich ſeiner Einſtimmung mit den allgemeinen Geſetzen des Seins und Denkens bewußt wird. Der Streit über die Kriterien der Wahrheit begann von der Zeit an, wo das Verhältnis des Subjektiven und Objektiven ſtreitig wurde und man daher für alle Forſchung ein Prinzip der Übereinſtimmung mit der Wahrheit ſuchte. Die Stoiker und die Epikureer wählten ihrem Standpunkte gemäß entgegengeſetzte Kriterien, deren Unzulänglichkeit die Skeptiker nachwieſen. Unter den neuern Philoſophen hat Kant die Unmöglichkeit eines materiellen K. der Wahrheit nachgewieſen und die Frage auf die Form der Gedanken beſchränkt.

Krith iſt die Einheit des Volumgewichts der Gaſe und entſpricht dem Gewicht von 1 l Waſſerſtoff von 0° und 760 mm Druck.

Kriti, neugriech. Name der Inſel Candia (ſ. d.).

Kritias, der geiſtig bedeutendſte, aber auch rückſichtsloſeſte und gewaltthätigſte unter den ſog. Dreißig Tyrannen in Athen, ſtammte aus einer angeſehenen Adelsfamilie, mit der auch Plato verwandt war. Er ſtudierte bei den Sophiſten, beſonders bei Gorgias, hatte auch mit Sokrates nähern Umgang, und eröffnete 411 v. Chr., damals als Freund des Alcibiades, ſeine polit. Laufbahn. Sechs Jahre ſpäter war er aus Athen flüchtig in Theſſalien, von wo er, wohl nach der Schlacht bei Ägospotamoi 405 v. Chr., nach Athen zurückkehrte. Hier wurde er Mitglied der von den Spartanern durch Lyſander 404 eingeſetzten oligarchiſchen Regierung der «Dreißig». K. wußte ſich in dieſer Stellung bald den meiſten Einfluß zu verſchaffen. Er riet zu den extremſten Maßregeln, ließ dann ſelbſt ſeinen Kollegen Theramenes, der der Führer einer gemäßigtern Partei zu werden verſuchte, hinrichten und riß fortan ſeine Kollegen zu vielen willkürlichen und grauſamen Maßregeln fort. Doch dauerte ſein Schreckensſyſtem nicht lange, da die Vertriebenen und Ausgewanderten unter Anführung des Thraſybulus mit bewaffneter Hand in Attika einfielen und Munychia beſetzten; im Kampfe gegen dieſe Stellung fand K. den Tod zu Anfang des J. 403 v. Chr. Wie als polit. Schriftſteller, Philoſoph und Redner, ſo zeichnete ſich K. auch als Dichter in der elegiſchen Poeſie aus. Die Bruchſtücke ſeiner Elegien ſind geſammelt von Bergk in den «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1866), deutſch überſetzt von Weber in den «Elegiſchen Dichtern der Hellenen» (Frankf. 1826).

Kritik (grch.) heißt zunächſt die Beurteilung und Prüfung eines Gegenſtandes, beſonders wenn ſie gründlich und ausgeführt iſt; dann die Fähigkeit oder Kunſt der Beurteilung gewiſſer Gegenſtände, und endlich die Wiſſenſchaft für die Beurteilung derſelben oder die wiſſenſchaftliche Darſtellung der aus der Natur eines Gegenſtandes hervorgehenden Regeln, nach welchen ſeine Wahrheit beurteilt werden kann. Kant und ſeine Schule gaben dem Namen der philoſophiſchen Kritik eine bis dahin ungewöhnliche Bedeutung dadurch, daß ſie ihn auf die Prüfung des Erkenntnisvermögens oder auf die Unterſuchung deſſen, was dem Menſchen überhaupt zu erkennen möglich ſei, bezogen, und unterſchieden in der Philoſophie eine kritiſche Methode oder den Kritizismus (ſ. d.) von der dogmatiſchen und von der ſkeptiſchen. Die hiſtoriſche Kritik bezieht ſich auf die Wirklichkeit äußerer Thatſachen und ihre durch Erfahrung erkennbare Beſchaffenheit und hat es mit der Unterſuchung der Echtheit oder Authenticität gewiſſer, beſonders ſchriftlicher Zeugniſſe zu thun. Mit ihr ſteht in genauer Verbindung die philologiſche Kritik, die Prüfung der ſchriftlichen Denkmäler, vorzüglich des Altertums, welche die doppelte Aufgabe hat, entweder die Echtheit ganzer Werke in Beziehung auf einen genannten Verfaſſer zu unterſuchen, oder die Richtigkeit einzelner Wörter und ihrer Verbindung zu einem Satze feſtzuſtellen, in welcher Hinſicht ſie auch, wenn das abſichtlich oder durch Irrtum Verdorbene durch bloße Konjektur (ſ. d.) wiederherzuſtellen iſt, Konjekturalkritik genannt wird. Erſteres nennt man die höhere, letzteres die niedere Kritik. Die höhere K. geht bei der Unterſuchung der Echtheit einer Schrift entweder von äußern Umſtänden, von Zeugniſſen anderer u. ſ. w., oder von innern und weſentlichen Beziehungen, d. h. von Inhalt, Geiſt, Sprache und Stil der Schrift ſelbſt aus. Im erſtern Falle heißt ſie äußere oder diplomatiſche, im letztern Innere Kritik. Dieſe philologiſche K., welche in Verbindung mit der Auslegungskunſt oder Interpretation einen Beſtandteil der höhern Philologie ausmacht, iſt, was die altklaſſiſche Litteratur

betrifft, im 17. Jahrh. namentlich durch den Engländer R. Bentley, in neuerer Zeit unter den Deutschen vorzüglich durch F. A. Wolf, G. Hermann, Lachmann, Ritschl u. a. auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Lachmann, die Gebrüder Grimm, Graff, Benecke, Haupt, Pfeiffer, Müllenhoff, Holtzmann, Wackernagel u. a. wandten diese K. auch auf die altdeutsche Litteratur an.

Die Kunstkritik heißt, insofern sie den innern, idealen oder ästhetischen Wert des Kunstwerks untersucht, ästhetische Kritik, oder insofern sie nur die äußere körperliche und mechan. Bearbeitung, die regelmäßige Anwendung der Werkzeuge und Darstellungsmittel der Kunst oder eines Gewerbes beurteilt, technische Kritik. Der ästhet. K. ist ihrem ganzen Charakter nach verwandt die sittliche Kritik, die sich auf den Wert der Gesinnungen und Handlungen bezieht und, wie die ästhet. K. in der Ästhetik, in der Ethik ihre Haltepunkte findet.

Kritios, griech. Bildhauer, hauptsächlich bekannt durch die von ihm in Gemeinschaft mit Nesiotes gefertigten Statuen der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton in Athen, welche zum Ersatz für die von Xerxes geraubten Statuen bestimmt waren und 476 v. Chr. aufgestellt wurden. Kopien sind, abgesehen von kleinern Nachbildungen, in zwei Statuen zu Neapel erhalten. Dieselben zeigen die Kunst des K. und Nesiotes noch hart und trocken, aber im übrigen lebensvoll und wahr.

Kritisches Alter, soviel wie Klimakterium, s. unter Klimakterische Jahre.

Kritischer Apparat, s. unter Varianten.

Kritische Tage, s. unter Krisis.

Kritizismus (grch.) nennt man seit Kant (s. d.) diejenige philos. Denkart, vermöge deren allem Wissen über die Natur der Dinge eine genaue Untersuchung über die Grenzen und die Tragweite der menschlichen Erkenntnis vorhergehen, die Philosophie aber überhaupt, des alten metaphysischen Bestrebens ledig, sich mit der Analyse und Begründung der allgemeinsten Grundsätze (synthetischen Urteile a priori) des wissenschaftlichen, sittlichen und ästhetischen Urteilens beschäftigen soll. Der K. unterscheidet sich einerseits vom Dogmatismus (s. Dogma), der zwar feste Grundsätze aufstellt, die aber nicht Stich halten, andererseits vom Skeptizismus (s. Skepsis), der zwar die Fehlerhaftigkeit der dogmatischen Grundsätze einsieht, ohne jedoch im Stande zu sein, das wirklich Feste an die Stelle zu setzen.

Kritolaos, Philosoph aus Phaselis in Lycien, Schüler Aristons, wurde 155 v. Chr. mit Karneades nach Rom geschickt, wo er Liebe zur griech. Philosophie und Litteratur weckte. Er blieb in Rom und starb daselbst in hohem Alter.

Kritolaos, ein Peloponnesier, der als erbitterter Gegner der Römer im Herbst 147 v. Chr. mit der Strategie (Präsidentschaft) des Achäischen Bundes bekleidet wurde, vereitelte durch seine Intriguen die letzte Aussicht auf Ausgleichung zwischen Römern und Achäern, veranlaßte im Mai 146 den Ausbruch des Kriegs, verlor dann gegen den Römer Metellus in der Nähe der Thermopylen die Schlacht bei dem lokrischen Skarpheia und fand auf der Flucht seinen Untergang.

Kritschew, Flecken im russ. Gouvernement Mohilew, Kreis Tscherikow, rechts am Sosch, der hier schiffbar wird, mit 3749 E., darunter 1460 Juden, ist ein Stapelplatz für Getreide, Bauholz, Matten und Teer.

Krivina, bulgar. Dorf, s. Cervéna.

Krivitz, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, am See gleichen Namens, 17 km im WSW. von Schwerin, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Bürger- und eine Gewerbeschule und zählt (1880) 3214 E., welche Gerberei und Töpferei treiben.

Kriwitschen (Kriviči), der alte Name eines der Stämme der russ. Slawen; sein Wohnsitz war die Quellgegend der Wolga, der Düna und des Dnjepr; alte Städte derselben sind Polock und Smolensk (daher Poločane und Smoljane als Unterabteilungen des Stammes). Der heutigen Einteilung der russ. Stämme nach fallen die K. unter die Weißrussen. Von dieser Stammesbezeichnung rührt der lettische Name Kreews (spr. Kriews) für jeden Russen überhaupt her; die K. waren die unmittelbaren Nachbarn der Letten.

Kriwitz, Nordostwind in Rumänien, der mit großer Heftigkeit bei oft 20—25° Kälte weht.

Kriwoscie, Bergland im südl. Dalmatien, s. Crivoscie.

Kroaten als besondere Truppengattung kommen während des Dreißigjährigen Kriegs in den österr. Heeren vor, und zwar als leichte Reiterei. Diese waren aber nicht allein aus den Bewohnern Kroatiens (s. d.) und andern südslaw. Stämmen, namentlich aus dem Gebiete der Militärgrenze, genommen, sondern auch aus den Magyaren. Bei Breitenfeld kämpften fünf Regimenter K. unter Isolani. Sie hatten sich durch ihre Wildheit sowie durch ihre geringe Scheu vor fremdem Eigentum in schlechten Ruf gebracht. Wegen ihrer Kriegsbrauchbarkeit suchte man aber in Frankreich zu jener Zeit eine ähnliche Truppe unter dem Namen Cravates zu organisieren. Dieselbe entsprach aber dem Zwecke nicht, war auch noch zu schwer (mit Helm und Küraß) bewaffnet. Später, im 18. Jahrh., namentlich im Siebenjährigen Kriege, treten die K. nur als leichte Infanterie auf, welche wenig diszipliniert war, aber im Kleinen Kriege treffliche Dienste leistete. Sie bildeten Freikorps, welche nun nach bestimmten Bezirken organisiert und uniformiert wurden. Jetzt existieren sie als eigene Truppengattung des österr.-ungar. Heeres nicht mehr.

Kroatien, Königreich der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, bildet jetzt mit Slawonien und der ehemals kroat.-slawon. Militärgrenze einen zur ungar. Krone gehörigen Länderkomplex, der in seiner westöstl. Ausdehnung von der Adria bis an die Drau- und Savemündung fast 6 Längengrade, nordsüdlich eine ungleiche Breite hat, im N. von Krain, Steiermark und Ungarn, im W. von Istrien und dem Quarnero, im S. von Dalmatien, Bosnien und Serbien begrenzt wird und 42 516,02 qkm mit (1880) 1 905 295 E. umfaßt. Davon entfallen auf K. selbst 13 639,75 qkm mit 816 802 E., auf Slawonien 9638,12 qkm mit 377 613 E. und auf die kroat.-slawon. Grenze 19 238 qkm mit 698 081 Bewohnern, die zusammen auf 20 Städte, 50 Marktflecken, 4524 Dörfer und 235 Prädien (Pußten, Meiereien) verteilt sind. K. wird von niedrigen, meist stark bewaldeten Ausläufern der Steiermärkischen und Krainer Alpen und mehrern fruchtbaren Thälern durchzogen. Auf der syrmischen Landzunge erhebt sich die rebenumkränzte waldige Fruška-Gora (s. d.); an die slawon. Waldberge schließen sich die malerischen Berge Zagoriens, «die kroat. Schweiz». An der Save liegt eine fruchtbare Fläche, die im W. zu den karstähnlichen Bergen des

Velebit und der Großen und Kleinen Kapella emporsteigt. Die kahlen Höhen erheben sich bis zu 1758 m. An der Adria fallen diese Berge als steile, zerrissene Felsenwände ins Meer, das hier schwer zugängliche Buchten findet. Im Innern wechseln dichte Waldbestände mit kahlen Karstplateaus und den trichterförmigen Vertiefungen (Dolinen) ab. Kalk ist hier das vorwaltende Mineral. Außer der Save mit der Kulpa und der Drave gibt es noch zahlreiche fließende Gewässer, darunter kurzläufige Küstenbäche. Das Klima ist bei der zwar südlichern, aber höhern und den Alpen benachbarten Lage nicht wärmer als in den angrenzenden Teilen von Ungarn, im ganzen sehr mild, und in K., da es weniger Sumpfboden hat, weit gesünder als in Slawonien. Auf den westl. Höhen und in Zagorien herrscht rauhes Klima, der Winter dauert oft vom September bis Mai, der Sommer ist sehr trocken, der Wechsel von Hitze und Kälte auf den Karsthöhen rasch, die Luft stürmisch. Gefürchtet sind hier der kalte, trockene Nordost, die Bora, und der feuchtheiße Südwest Zugo, ein Ablenker des Sirocco.

Nach der Nationalität gehört K. zumeist dem kroatischen, Slawonien zumeist dem serb. Stamme an; im ganzen sind 1 214 607 Kroaten und 497 746 Serben, jene bekennen sich zur katholischen (etwa 10 000 zur griechisch-katholischen), diese zur griech.-orient. Kirche. Außerdem zählte man (1880) in K. noch 91 139 Deutsche, 41 417 Magyaren, ferner Italiener, 3480 Zigeuner und 15 488 Juden. Die röm.-kath. Konfession steht unter dem Erzbischof von Agram und drei Bischöfen, die griechisch-orientalische unter dem Patriarchen zu Karlowitz und zwei Bischöfen. Ackerbau und Weinkultur sind Hauptnahrungszweige. Obst und Kastanien werden in Menge gewonnen, im Litorale selbst Südfrüchte. Das vortreffliche Bauholz der Wälder wird noch wenig benutzt. Die Viehzucht erfährt keine hinreichende Pflege. Mineralerzeugnisse findet man nur wenige, und die Schwefel- und Kohlenwerke zu Radaboje und das Kupfer- und Eisenwerk zu Ruda sind die einzigen größern Bergwerksunternehmungen. Mehrere ausgezeichnete Heil-, insbesondere Schwefelquellen hat das Warasdiner Komitat (wie zu Krapina, Toplica u. s. w.) aufzuweisen. Die gewerbliche Thätigkeit befindet sich noch auf einer sehr niedrigen Stufe; bloß im Küstengebiet regt sich der Schiffbau, die Reederei, die Papier- und Lederfabrikation und Mehlbereitung. Die bedeutendsten Plätze des Handels, der besonders Getreide, Wein und Holz ausführt, sind die Hafenstädte Zengg und Porto Ré, dann Essek, Sissek, Semlin, Karlstadt und Agram. Der innere Verkehr wird gefördert durch die Kommerzialstraßen, ferner durch die bei Steinbrück von der Südbahn abzweigende Linie Steinbrück-Sissek (Kroatische Bahn), sowie durch die Linien Budapest-Semlin, Dálya-Bosnisch-Brod, Zákány-Agram-Karlstadt-Fiume und Sissek-Dobrlin der Ungarischen Staatsbahnen. Letztere haben Anschluß in Semlin nach Belgrad, Nisch u. s. w. (Serbische Bahnen), in Bosnisch-Brod nach Serajewo (Bosnabahn) und in Dobrlin nach Banjaluka (Militärbahn). Projektiert ist der Ausbau der Aljöld-Fiumaner Bahn von Essek über Pözega nach Sissek. Den Mittelpunkt der geistigen Kultur bildet die Hauptstadt Agram (s. d.), wo sich eine südslaw. Akademie der Wissenschaften und Künste (im Jan. 1866 errichtet), eine Universität (1875 errichtet), ein Obergymnasium, eine Landwirtschaftsgesellschaft und Vereine für Litteratur und Geschichte befinden. Sonst bestehen im ganzen Länderkomplex vier theol. Seminarien, neun Ober- und zwei Realgymnasien, vier Ober- und zwei Unterrealschulen, eine land- und forstwirtschaftliche Lehranstalt, eine nautische Schule, 1219 elementare Volksschulen (und zwar K. und Slawonien 673, die Militärgrenze 546 Volksschulen) und neun Bürgerschulen.

Die Verfassung K.s und Slawoniens beruht auf dem mit Ungarn Ende Sept. 1868 vereinbarten und 5. Sept. 1873 modifizierten Ausgleich, dessen Hauptbestimmungen sind: Zur Beratung der gemeinsamen Finanz-, Handels- und Landwehrangelegenheiten schickt der kroat. Landtag 40 Deputierte in das Unterhaus und 3 in das Oberhaus des gemeinsamen ungar. Reichstags nach Budapest; im Oberhause nehmen auch die kroat.-slawon. Magnaten Platz. Zu die ungar. Reichsdelegation entsendet das Unterhaus 11, das Oberhaus 1 Kroaten. Von den Landeseinkünften K.s werden 55 Proz. für die gemeinsamen Angelegenheiten nach Pest abgeführt; die übrigen 45 Proz. bleiben im Lande für Kultus, Unterricht, Justiz, polit. und innere Administration. Im ungar. Ministerium sitzt stets ein Minister für K. Der Landtag von K. und Slawonien, welcher in Agram tagt, ist autonom in der innern Verwaltung, in Kultus und Unterricht und in Rechtspflege; er besteht aus dem Erzbischof von Agram, dem Metropoliten von Karlowitz, den Bischöfen der kath. und griech.-orient. Kirche, dem Dompropst von Agram, dem Comes des privilegierten Distrikts Turopolje, den großjährigen und das Indigenatsrecht des Landes genießenden Magnaten (Fürsten, Grafen und Freiherren), den Obergespanen und 112 auf drei Jahre gewählten Abgeordneten der Städte mit direkten und der ländlichen Wahlbezirke mit indirekten Wahlen. Die dem kroat. Landtage verantwortliche königl. Landesregierung, an deren Spitze der vom König auf Vorschlag des ungar. Ministerpräsidenten ernannte Banus steht, zerfällt in drei Sektionen (innere Angelegenheiten, Kultus und Unterricht und Rechtspflege). Die Amtssprache ist kroatisch; das Amtssiegel zeigt das kroat. Wappen neben der ungar. Krone; auch nimmt das ungar. Ministerium kroat. Zuschriften entgegen. Durch Gesetz vom 15. Nov. 1874 wurde die Verwaltung von der Rechtspflege vollständig getrennt; an ihrer Spitze steht der Banus, beziehungsweise der Vorstand der Regierungsabteilung für innere Angelegenheiten. Das Gebiet von K. und Slawonien wird in acht Komitate (Agram, Fiume, Kreutz, Warasdin, Belovár, Virovitin, Pözega und Syrmien), jedes Komitat in Verwaltungsbezirke geteilt. Die administrative Neueinteilung der ehemaligen kroat.-slawon. Militärgrenze steht bevor; gegenwärtig (Ende 1884) ist dieses Gebiet noch in folgende sechs Kreise eingeteilt: Peterwardein, Brod, Gradiska, Banal, Ogulin-Szluin und Lika-Otočac, an deren Spitze Kreishauptleute stehen. Die polit. Verwaltung K.s wird in erster Instanz durch die Vizegespanschaften und die städtischen Municipien, in zweiter Instanz durch die Landesregierung, Abteilung für Inneres und Abteilung für Kultus und Unterricht, ausgeübt. Die Gerichtsbarkeit wird (Gesetz vom 21. Nov. 1874) in erster Instanz von 36 königl. Bezirksgerichten, von 6 städtisch-delegierten Bezirksgerichten und von den 6 königl. Gerichtshöfen

Agram, Warasdin, Belovár, Eſſek, Pöjega und Vukovár ausgeübt. Das Wappen K.s iſt ein 25mal von Silber und Rot geſchachter Schild.

Geſchichtliches. Das gegenwärtige Königreich K. mit Einſchluß der kroat. Militärgrenze und von Türkiſch-Kroatien, d. i. dem nordweſtl. Teil von Bosnien, war in früheſter Zeit von den Pannoniern bewohnt, nach deren Beſiegung durch die Römer unter Auguſtus das Land Provinz wurde, welche 489 von den Oſtgoten und 535 von Kaiſer Juſtinian erobert wurde. Hierauf unterlag das Land den Avaren (565), bis um 640 die Kroaten (Chrowaten, Chorwaten oder Horwaten, d. i. angeblich Bewohner der Karpaten als des einſtigen Hauptſitzes der ſlaw. Stämme) daſelbſt einwanderten und dem Lande ſeinen heutigen Namen (mittellat. Chorbatia, Chrobatia, Croatia) gaben. Sie gerieten nach langen Kämpfen im J. 806 unter die Herrſchaft der fränk. Könige, unterwarfen ſich 864 dem byzant. Kaiſer, machten ſich aber ſpäter wieder ziemlich unabhängig und bildeten ein ſelbſtändiges Reich. Dies teilte ſich nachmals in zwei Hauptgebiete, nämlich in das dalmat. Küſtenland und in die zwiſchen Drave und Save gelegene Provinz, welche 892 Brazlaw als Vaſall des deutſchen Königs Arnulf beſaß, die aber alsbald in die Hände der Ungarn fiel; einen Teil dieſes Gebietes, nämlich Syrmien, beſetzten während der ſtürmiſchen Regierung des ungar. Königs Salomon die Byzantiner, aber ſchon vor 1081 eroberten die Ungarn den Landſtrich wieder zurück. Die Beherrſcher K.s, das als Lehnsſtaat des Byzantiniſchen Reichs im 9. Jahrh. zu einem mächtigen und blühenden Reiche emporgewachſen, bald aber infolge innerer Kriege und des Kampfes mit Venedig um die Küſtenſtädte verfallen war, nahmen ſchon 925 den Titel der Könige von K. an, den ſie um 1050 mit dem des Königs von Dalmatien verbanden. Zwonimir Demetrius entzog ſich, von ſeiner Nation 1075 zum König gewählt, der Lehnshoheit des byzant. Kaiſers, unterwarf ſich dem Papſt und erhielt von Gregor VII. den Königstitel beſtätigt. Im J. 1089 wird Stephan II. als König von K. und Dalmatien genannt, er war der letzte dieſer Würde; denn der ungar. König Ladislaus eroberte 1091 K. und Dalmatien und vereinigte dieſe Länder mit Ungarn. Er ſetzte daſelbſt ſeinen jüngern Bruder Almos als König (zuweilen auch bloß Herzog genannt) ein. Nach ſeinem Tode verſuchte K. ſich der ungar. Herrſchaft zu entziehen, wurde aber durch König Koloman 1097 zurückerobert, der 1102 auch die dalmatin. Seeſtädte ſeinem Königreiche einverleibte. Später hatte das Land unter deſſen Sohne Stephan viel von den Venetianern zu leiden, bis der Sieg bei Zara 1117 zu Gunſten desſelben entſchied. Das Königreich K. und Dalmatien behauptete fortan eine gewiſſe autonome Stellung, da in der Regel ein jüngerer Bruder des regierenden Königs oder deſſen älteſter Sohn als Herzog daſelbſt eingeſetzt war; unter ihnen verwalteten Bane unmittelbar das Gebiet. Dieſe Herzöge von K. übten faſt königl. Rechte aus, wodurch mancher Konflikt ſich entwickelte. Unter König Karl (Robert), der 1309 den Thron von Ungarn beſtieg, kam K. unter die unmittelbare Herrſchaft der Ungarn.

Fortan häufig ein Gegenſtand des Streits zwiſchen Ungarn und Venedig, beunruhigten das Land nach der Mitte des 15. Jahrh. faſt fortwährend auch die Türken. Nachdem König Ferdinand I. 1526 zum König von Ungarn erwählt worden war, huldigten ihm 1527 auch die kroat. Stände. Im J. 1592 eroberten die Türken die Feſtung Bihács in K., die nebſt einigen umliegenden Orten ſeitdem das Türkiſche Kroatien (ein Sandſchak von Bosnien) bildete. Von 1606 ab war nur noch ein ſchmaler Streifen im Weſten K.s mit Zengg, Karlſtadt, Wagram und Warasdin in den Händen des Kaiſers, das ganze übrige Gebiet zwiſchen Save und Drau bildete die türk. Sandſchak Pöjega und Syrmien. Die eigentliche Grenze wurde aber erſt 1699 durch den Karlowitzer Frieden beſtimmt, in welchem der Sultan alles Land jenſeit der Unna an das öſterreichiſche K. abtrat. Das Kroatiſche Litorale wurde 1717 zu der kaiſerl. deutſch-kroat. Handelsgeſellſchaft oder zum öſterr. Litorale geſchlagen, blieb aber unter der Geſpanſchaft Agram bis 1776, wo das Litorale aufgehoben, der Strand in drei Komitate verteilt und wieder mit K. vereinigt wurde. Die Stadt Fiume erklärte Maria Thereſia jedoch 1779 zu einem für ſich beſtehenden und integrierenden Teil der ungar. Krone. In den J. 1809—13 gehörte K. ſüdlich der Saoe zu den von Öſterreich an Napoleon I. abgetretenen Illyriſchen Provinzen. Auch nach Beendigung der franz. Kriege blieb Fiume 1823—48 mit der ungar. Krone vereinigt. Später behielt K. zwar ſeinen Banus und ſeinen Provinziallandtag, aber Dalmatien blieb von demſelben getrennt, dagegen kam ſeit Anfang des 18. Jahrh. das von den Türken zurückeroberte ungar. Gebiet zwiſchen Drau und Save als «Königreich Slawonien» zu dem Lande; jedoch die Militärgrenzen blieben getrennt und behielten ihre beſondere militäriſche Verfaſſung. K. und Slawonien wurden in Bezug auf Geſetzgebung und oberſte Verwaltung als Ungarn einverleibte Nebenländer behandelt. Aber die Kroaten ſuchten, erbittert durch den Sprachenzwang, welchen die Magyaren in neuerer Zeit auszuüben ſtrebten, eine möglichſt unabhängige Stellung zu erringen und ſchloſſen ſich in dieſer Beziehung den ſtammverwandten Serben in Ungarn an. Die kroat.-ſerb. Bewegung, welche 1848, namentlich unter Leitung des Ban Jellachich (ſ. d.), zugleich mit der ungar. Revolution ausbrach, hatte auf den Verlauf der letztern ſehr bedeutenden Einfluß. (S. Ungarn.) Die öſterr. Reichsverfaſſung von 1849 ſprach die Trennung K.s und Slawoniens von Ungarn aus, und beide Königreiche wurden zu einem eigenen Kronlande vereinigt, welchem auch das kroat. Küſtenland und die Stadt Fiume nebſt ihrem Gebiet einverleibt war. In den J. 1849—60 war in K., gleichwie in Ungarn, die öſterr. Geſetzgebung eingeführt; auf Grund des Diploms vom 20. Okt. 1860 wurde jedoch ſowohl die frühere Verfaſſung als auch die nationale polit. und Juſtizverwaltung wiederhergeſtellt. Durch Ausgleich vom J. 1868 wurde die ſtaatsrechtliche Stellung von K. und Slawonien gegenüber dem Königreich Ungarn feſtgeſtellt. Im Mai 1870 wurde die Stadt Fiume unmittelbar zu Ungarn, das Küſtenland zu K. geſchlagen; doch werden von K. Anſprüche auch auf die Stadt Fiume erhoben. Die Militärgrenze (ſ. d.), deren Auflöſung mittels Patentes vom 15. Juli 1881 erfolgt iſt, ſtand bis dahin unter der Verwaltung des Generalkommandos zu Agram. (S. Öſterreichiſch-Ungariſche Monarchie.)

Vgl. Csaplowicz, «Slawonien und K.» (2 Bde., Pest 1819); Reigebaur, «Die Südslawen und deren Länder» (Lpz. 1851); Matkowitsch, «K.-Slowonien nach seinen physischen und geistigen Verhältnissen» (Agram 1873); Schwicker, «Statistik des Königreichs Ungarn» (Stuttg. 1877); Pesty, «Die Entstehung K.s» (Budapest 1882); Schwicker, «Geschichte der österr. Militärgrenze» (Teschen 1883).

Kroatische Litteratur ist die Bezeichnung nicht sowohl für ein einheitliches, zusammenhängendes Schrifttum, als für drei auf verschiedenem Boden and unter verschiedenen Bedingungen entstandene Litteraturen:

1) Die slaw. Litteratur der dalmatinischen Städte und Inseln vom Ende des 15. bis zum Ende des 17. Jahrh. (die sich in sehr verkümmerter Gestalt noch durch das 18. Jahrh. fortsetzt); sie wird kroatisch genannt, weil ihre Sprache kroatisch (westserbisch-kroatisch) im alten histor. Sinne war; im Süden (in Ragusa) machen sich in der Sprache von Anfang an Einwirkungen des Serbischen (südl. oder herzegowin. Dialekts) geltend, die im Laufe der Zeit die Oberhand gewinnen, sodaß im 17. Jahrh. die Sprache dieser Litteratur ein mit kroat. Eigentümlichkeiten ausgestattetes Südserbisch genannt werden könnte. Die slaw. Schriftstellerei dieser Städte war von Anfang an eine Nachahmung der jeweiligen ital. litterarischen Richtungen und trägt keine national-slaw. Färbung. Ein beträchtlicher Teil der vorhandenen Werke besteht aus Übersetzungen oder Bearbeitungen ital. Litteraturprodukte. Die Prosalitteratur fehlt fast ganz, die poetische dagegen ist dem Umfange nach den Verhältnissen Dalmatiens gegenüber bedeutend. Vertreten sind wesentlich die Gattungen: lyrische Poesie im engern Sinne, namentlich Liebesgedichte, zwar nicht in Form, aber in Ton und Auffassung der ital. Sonettenpoesie gleichend; die poetische Erzählung (zum Teil idyllenartig) und das größere Kunstepos; das Lehrgedicht; das Drama in Tragödie und Komödie (die letztere zum Teil in Prosa). Der Hauptsitz dieser ganzen Litteratur war die Republik Ragusa, der älteste Vertreter ist indes Marko Marulic in Spalato (1450—1524), der fast durchgängig biblische oder erbauliche Stoffe behandelt und in der Form noch unvollkommen ist. Außerhalb Ragusas ragen noch hervor Hannibal Lucic (1480—1525) mit lyrischen Gedichten und Drama («Robinja») und Peter Hektorović (1486—1572) mit dem beschreibend-erzählenden Gedicht «Ribanje» (Fischfang), beide von der Insel Lesina, durch sprachliche Gewandtheit und Versform ausgezeichnet. An der Spitze der ragusanischen Dichter stehen Menčetić (1457—1501) und Gj. Držić (gest. um 1507), beide wesentlich Lyriker im Sinne der ital. Sonettenpoesie. Während des 16. Jahrh. weist Ragusa eine große Zahl von Dichtern auf, meistens von geringer Originalität in Stoff und Form; der originellste ist Mavro Vetranić (1482—1576) mit frommer, zum Teil ascetischer Richtung, wodurch auch größtenteils die Wahl seiner Stoffe bestimmt ist (z. B. «Remeta» [«Der Einsiedler»]; religiöse kleinere Gedichte; Dramen: »Abrahams Opfer«, »Auferstehung Christi« u. a.); in seiner Bedeutung unerklärt ist das lange, doch unvollendete allegorische Gedicht «Pelegrin» («Der Pilger»). Als Dramatiker ist vor allen zu nennen Marin Držić (1520—80), der in seinen Komödien (in Prosa) zum Teil ragusanisches Leben einflicht. Den Höhepunkt erreichte die ragusanische Litteratur in Ivan Gundulić (s. d.). Sein etwas jüngerer, sehr fruchtbarer Zeitgenosse Junius Palmotić (1606—57) steht ihm in der Gewandtheit des Versbaues und der äußern Form gleich, erreicht ihn aber nicht an poetischem Gehalt; er schrieb eine große Anzahl Dramen, eine «Christiade» (Bearbeitung der »Christias« des Vida) und kleinere Sachen. Nach der Zerstörung Ragusas durch das Erdbeben von 1667 sank mit dem Wohlstande der Stadt sehr schnell auch die Litteratur (zu nennen ist aus dieser Zeit noch Jak. Palmotić Dionorić, gest. 1680, der den Untergang und Wiederaufbau Ragusas in seinem «Dubrovnik ponovljea» [«Das erneuerte Ragusa»] besang); während des 18. Jahrh. fristet sie nur noch ein kümmerliches Leben. Die Werke der dalmatinischen Dichter werden herausgegeben von der Südslawischen Akademie in Agram: «Stari pisci hrvatski» (Agram 1869—84; bisjetzt 14 Bde.).

2) Die Litteratur des heutzutage gewöhnlich als Kroatien bezeichneten Landes (Provinzialkroatien) im kajkawischen Dialekt (s. Kroatische Sprache), die von der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrh. Erzeugnisse aufweist. Diese hält sich mit wenigen Ausnahmen (chronikenartigen Aufzeichnungen und Gedichten) auf dem Gebiete der populärkirchlichen, erbaulichen und sonst dem Volke zugänglichen Stoffe und blieb immer unbedeutend.

3) Die neuere kroatische Litteratur seit dem Wiedererwachen des serb. und kroat. Nationalbewußtseins im 19. Jahrh. Sie wurzelt in dem Bestreben nach litterarischer, überhaupt geistiger Vereinigung der Serben (im engern Sinne, durchweg der orient. Kirche angehörend) und der Kroaten (durchweg römisch-katholisch), hat daher auch den von Vuk zur Schriftsprache erhobenen südserbischen (herzegowiner) Dialekt mit einigen Modifikationen angenommen und ist nicht mehr scharf von der serb. Litteratur zu scheiden. Von einigen ältern unwirksamern Bestrebuagen abgesehen knüpfen sich die Anfänge dieser Litteratur wesentlich an die Thätigkeit von Ljudevit Gaj (s. d.) in Agram von 1834 an. Man nannte Sprache und Litteratur nach einem ältern Vorgange »illyrisch«, um so einen Gesamtnamen zu haben, der keine Eifersucht der verschiedenen Stammes- und Landesteile hervorriefe. Den Namen behielt die ganze Bewegung auch bis 1848. Von da an erlangen die Bezeichnungen »kroatisch« oder «serbo-kroatisch» das Übergewicht. Die Zahl der Schriftsteller ist in Betracht der Ausdehnung des Volks recht bedeutend, die Zahl der Werke, sowohl der wissenschaftlichen, wie der populären Prosalitteratur, als auch der poetischen sehr gestiegen. Die wissenschaftliche Litteratur hat ihren Mittelpunkt in der zu Agram 1866 gegründeten Südslawischen Akademie. Von den Vertretern der poetischen Litteratur seien erwähnt außer Gaj der Slowene Stanko Vraz (1810—51), J. Kukuljević (geb. 1816), als besonders hervorragend Ivan Mažuranić, Ergänzer des 14. und 15. verlorenen Gesanges von Gundulić «Osman» und Verfasser des vielgerühmten erzählenden patriotischen Gedichts «Smrt Smail-age Čengijića», und Peter Preradović (1818—72), als Lyriker wohl der bedeutendste neukroat. Dichter; Aug. Šenoa als Romanschriftsteller. Auch in Dalmatien erwachte die Litteratur wieder im Anschluß an die neuern Bestrebungen (als Dichter zu nennen sind Anton Kazali, Matth. Ban,

Sundečic neben manchen andern). Gegenwärtig bildet die in Ragusa erscheinende Zeitschrift «Slovinac» einen Mittelpunkt der dortigen litterarischen Bestrebungen.

Die kroat. **Volkspoesie** ist weniger reich als die serbische; die jetzt verschwundene oder im Verschwinden begriffene epische Poesie war im 16. und 17. Jahrh. ziemlich reich und besaß eine besondere Versform (15- und 16silbiger Vers), fällt aber dem Stoffe nach wesentlich mit der eigentlich serbischen zusammen. Die handschriftlich erhaltenen epischen Volkslieder sind gesammelt herausgegeben von Bogišic («Narodne pjesme iz starijih zapisa», Belgrad 1878), zum Teil von Miklosich («Beiträge zur Kenntnis der slaw. Volkspoesie. I. Die Volksepik der Kroaten», Wien 1870).

Kroatische Sprache heißt im historischen und sprachwissenschaftlich richtigen Sinne der westl. Dialekt (oder die westl. Dialektgruppe) des serbokroat. Zweigs der slaw. Sprachfamilie. Die Sprachgrenzen sind ungefähr: im Norden die Kulpa bis zur Einmündung in die Save, dann dieser Fluß bis zur Mündung der Vrbas; im Osten der Vrbas und eine Linie von Jajce am Vrbas bis an das Ostende der Insel Curzola; im Westen das Adriatische Meer mit Einschluß der Quarnerischen und Dalmatinischen Inseln. Außerdem gehört hierher die Ostküste von Istrien und der westl. Teil von Slawonien, etwa bis Vukovar. Ein Hauptunterschied vom Serbischen besteht darin, daß wo dieses je oder ije (im südlichen, herzegowiner Dialekt) hat, das Kroatische i einsetzt, z. B. pjevati (singen), kroat. pivati; riječ (Wort), kroat. riš. Wegen dieser Eigentümlichkeit bezeichnet man das Kroatische auch als Ikavština (I-Dialekt), zuweilen, indes unrichtig, nennt man das Kroatische auch Cakavština (Ča-Dialekt, weil in einigen Gegenden das Fragepronomen «was» ča heißt, gegenüber dem serb. što). Von diesem eigentlich Kroatischen ist zu unterscheiden die Sprache der Bewohner des gewöhnlich sog. Kroatien, des Landes zwischen Kulpa und Drava (Provinzialkroatien), diese steht dem Slowenischen näher, bildet den Übergang vom Serbo-Kroatischen zum Slowenischen und wird als Kajkavština bezeichnet (von kaj = «was»); vielfach versteht man unter «kroatisch» kurzweg auch diesen Dialekt. [Militärgrenze.

Kroatisch-Slawonisches Grenzgebiet, s.

Krodo hieß nach einem sächs. Chronisten des 15. Jahrh. ein heidnischer Gott in Deutschland, dessen Haupttempel auf der Harzburg gestanden haben soll. In Goslar wird ein sehr alter bronzener Kasten von kunstreicher Arbeit als K.s Altar gezeigt. Dieser K. ist jedoch längst von der Kritik als eine Erfindung gestrichen. Vgl. Delius, «Untersuchungen über die Harzburg und den vermeinten Götzen K.» (Halberst. 1826).

Krogh (Christian), norweg. Rechtsgelehrter, geb. 1777, studierte zu Kopenhagen und wurde 1800 an der dortigen Universität Docent, 1803 Professor der Rechte. Im folgenden Jahre wurde er zum Assessor bei dem Obergericht zu Drontheim, 1814 zum Staatsrat ernannt, doch entsagte er 1818 dieser Stellung, um ein neues Strafgesetzbuch auszuarbeiten. Als Mitglied des Storthings machte er sich um die Entwickelung des konstitutionellen Lebens Norwegens verdient, besonders als Verfasser der vom Storthing 1824 eingereichten Denkschrift über die wichtigen, damals in Frage gestellten Verfassungsänderungen. Er starb 10. Nov. 1828; ein Denkmal ist ihm in Kristiania errichtet.

Krolsonndiauer, s. Crows.

Kroja, türk. Stadt, s. Akhissar.

Krojanke, Stadt in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Flatow, 8 km von Flatow an der Glumie, Station der Linie Berlin-Königsberg der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3631 meist prot. E.

Krokieren, s. unter Croquis.

Krokodile bilden eine eigene Ordnung der Reptilien, die sich von allen andern durch ihre panzerartige Bekleidung, sowie durch ihre Größe und Wildheit unterscheiden und mehr den Schildkröten sich nähern. Es gibt drei Gattungen dieser Familie, die wieder in mehrere Spezies zerfallen. Alle halten sich im Wasser und auf dem Lande auf, wohnen in den heißesten Erdstrichen in Flüssen oder deren Ausmündungen, leben nur von andern Tieren, die sie teils durch ihre Schnelligkeit bewältigen, teils im mutigen Kampfe besiegen, gehören zu den gefährlichsten Raubtieren und bilden in manchen Gegenden, z. B. auf Borneo, eine wahre Landplage. Die Gattungen sind: die eigentlichen Krokodile (Crocodilus) mit ganzen Schwimmhäuten an den Hinterfüßen und einer Ausbuchtung am Oberkiefer für den stark vortretenden, vierten Fangzahn des Unterkiefers; die Kaimane oder Alligatoren (s. d.) mit nur halben Schwimmhäuten, und der Gavial (Gavialis), der sich durch schnabelartige, lang ausgezogene Schnauze auszeichnet und auf den Ganges und die übrigen großen Ströme Indiens und den Ostindischen Archipel beschränkt ist. Zu den eigentlichen K., die in der Alten und Neuen Welt vorkommen, während die Alligatoren Amerika eigentümlich sind, gehört als eine der berühmtesten Spezies das Nilkrokodil (C. vulgaris), welches ausgewachsen 10 m mißt und einen für Flintenkugeln undurchdringlichen Panzer trägt. Es findet sich in ganz Afrika oft in außerordentlicher Menge; im Altertum kam es im ganzen Laufe des Nils, auch im Delta vor, wo es jetzt ausgerottet ist. In kältern Flüssen und Seen lebt es nirgends. Den Alten war es wohl bekannt und den Ägyptern sogar heilig, welche die wilden fütterten und halbgezähmte in der Nähe der Tempel erzogen. Große Mengen dieses Tiers, von allen Größen und Altern, die mit der noch lebenden Spezies vollkommen identisch sind, finden sich in den Katakomben der alten Ägypter einbalsamiert. Die Ägypter glaubten, daß das Ichneumon (s. d.) dem schlafenden K. in den Rachen krieche und es töte. Thatsache ist, daß die Nileidechse Waran in Nubien wie in Südguinea, wo das K. noch größer als im Nil ist, darauf ausgeht, die Brut und die Eier desselben zu zerstören, und dadurch hier so nützlich wird wie dort. Auf der Insel Madagaskar ist das eigentliche K. in allen Flüssen und Seen überaus zahlreich. Auf den Antillen findet sich das kleinere Rautenkrokodil (C. rhombifer); auf den Sunda-Inseln das gefährliche Leistenkrokodil (C. biporcatus). Fossil treten K. zuerst im Muschelkalk auf (Belodon und Stagonolepsis). Vgl. Rathke, «Untersuchungen über die Entwickelung und den Körperbau der K.» (herausg. von Wittich, Braunschw. 1867). (Hierzu Abbildungen auf Tafel: Reptilien.)

Krokodilsthränen, heuchlerische Thränen, wie sie ein Krokodil weint nach der Sage, daß das Krokodil seine Opfer durch Weinen wie ein Kind

anlocke, oder daß es sein Opfer während des Mordes beweine.

Krokodilwächter, ägyptischer Wüstenläufer (Pluvianus aegyptius *Vieillot*), ein regenpfeiferartiger Vogel Afrikas, der vom Schnabel bis zum Schwanzende etwa 29 cm mißt, eine sandfarbene Unter- und schwarze Oberseite, graue mit weiß und schwarz gezeichnete Flügel und Schwanz hat. Er lebt, wie schon Herodot berichtet, mit den Krokodilen, ähnlich wie die Stare mit den Schafen, in einer Art Freundschaft, indem er diesen unbehilflichen Tieren Schmarotzer, besonders Egelarten, die sich am Zahnfleisch angesogen, ablieſt.

Krokydolith, ein Mineral, welches indigoblaue bis smalteblaue, schwach seidenglänzende und zarte parallelfaserige Aggregate bildet; die Fasern sind sehr zähe, schwer zerreißbar und elastisch biegsam, einzelne derselben schmelzen ziemlich leicht schon in einer gewöhnlichen Flamme. Der K. ist eigentlich nur die faserige Asbestform des Arfvedsonits, einer an Eisen und Natron reichen Hornblende, von der Formel $Na_2Fe_2Si_4O_{12}$; er findet sich bei Golling in Salzburg (hier auch fein verteilt in dem sog. Saphirquarz, dessen blaue Farbe er bewirkt), zu Stavärn in Norwegen, am Oranje-Rivier in Südafrika als faserige Platten.

Krollewez, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tschernigow, 177 km östlich von Tschernigow, mit (1882) 13526 E., darunter viele Juden, hat einen großen Jahrmarkt vom 10. bis 26. Sept., den sog. Krestowosdwischenski-Jahrmarkt, und im Dezember einen großen Viehmarkt.

Krollhaar, s. Krullhaar.

Kromau (slaw. Krumlow), Stadt in Mähren, 30 km nordöstlich von Znaim, Station der Linie Wien-Brünn der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 1830 E. meist slaw. Junge und zeigt noch Reste der alten Befestigung. Die Stadtpfarrkirche, um 1646 erbaut, enthält die Familiengruft der zweiten Linie des fürstl. Hauses von Liechtenstein.

Krompach, Bergstadt in Ungarn, Komitat Zips, Station der Kaschau-Oderberger Eisenbahn, zählt 2100 E. (Deutsche und Slowaken) und hat Eisen- und Kupferbergbau, Eisen- und Walzwerke am Hernádflusse.

Kronach, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, am Zusammenfluß der Kronach und Haßlach, an der Linie Hochstadt-Stockheim der Bayrischen Staatsbahn, 53 km im NO. von Bamberg, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine schöne kath. Kirche und ein altes Rathaus und zählt (1880) 4037 meist kath. E., welche Holz- und Steinkohlenhandel treiben. Unmittelbar bei der Stadt liegt die ehemalige Festung Rosenberg auf einem Berge, mit einem Zeughaus. In der Nähe sind große Steinkohlengruben zu Stockheim und das Eisenhüttenwerk Neuhaus in Sachsen-Meiningen. K. wurde im Dreißigjährigen Kriege mehrmals vergeblich von den Schweden belagert. Hier wurde 1472 der Maler Lukas Cranach geboren.

Kronach (Lukas), s. Cranach.

Kronämter, s. unter Krone (Attribut).

Kronanwalt, soviel wie Staatsanwalt.

Kronbein, zweites Zehenglied, am Pferdefuß das kurze Bein unter der Krone, das mit Fesselbein und Hufbein verbunden ist. (S. Huf.)

Kronberg, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Obertaunuskreis, durch die Kronberger Eisenbahn nach Rödelheim mit der Preußischen Staatsbahn Homburg-Frankfurt verbunden, hat eine Schloßruine und eine Obstbaumschule und zählt (1880) 2398 E. Nahebei liegt der Badeort Kronthal mit sechs Mineralquellen, Gasbädern, Molken- und Kaltwasserheilanstalt.

Kronbohrer, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 263b.

Kronborg oder Kronenburg, Festung auf Seeland, s. Helsingör.

Krondomänen, s. unter Krone (Attribut).

Krone stammt vom lat. corona, das eigentlich Kranz bedeutet. Sie findet sich als Zeichen der Herrschermacht bereits bei den Ägyptern (mit der Uräusschlange) in mannigfacher Form (Pschent), bei den Assyrern als goldenes Diadem mit lang herabhängenden Bindebändern, und bei den Persern. Von den Griechen und Römern wurden Kränze bei festlichen Anlässen und als Sieges- und Ehrenpreise vielfach angewendet. (S. Corona.) In den neuern Staaten wurde die K. an der Stelle des Diadems (s. d.) das ausschließende Zeichen fürstl. Würde und sehr verschieden gestaltet. Die Heraldik schrieb ihr zur Bezeichnung der Rangstufe wieder eine genau bestimmte Gestalt vor. So entstand die Kaiser-, Königs-, Herzogs-, Fürsten-, Grafen-, Freiherren- und die adelige K., während der Papst sich die dreifache K. (s. Tiara) beilegte. Die feierliche Aufsetzung der K. oder die Krönung (s. d.) ist noch jetzt in vielen, namentlich den größern Monarchien als symbolische Handlung des Regierungsantritts gebräuchlich. Figürlich brauchte man nach und nach K. statt Kroninhaber oder Herrscher, ja sogar gleichbedeutend mit Staat. Indes hat die neuere Zeit die Begriffe K. und Staat wieder zu scheiden angefangen, indem man im Gegensatz zum Staat unter K. den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge versteht, die dem Staatshaupt, als einer besondern, vom Staat verschiedenen Person, zukommen. In diesem Sinne spricht man im Gegensatz zu den Staatsgütern von Krondomänen und Krongütern. Die neuere Zeit unterscheidet indes auch hier wieder zwischen Kron- und Privatdomänen, von denen die erstern in der Regel unveräußerlich sind und dem jedesmaligen Herrscher bloß zum Nießbrauch anheimfallen, während die letztern gleich andern Privatbesitzungen veräußert werden können. Auch der ursprüngliche Begriff von Kronämtern hat sich in neuerer Zeit sehr geändert. Die Kronämter waren schon in den alten Staaten größtenteils Hofwürden, zum Teil aber auch wahre Staatsämter, wie z. B. in dem ehemaligen Deutschen Reiche, und gewöhnlich in bestimmten Familien erblich. (S. Erbämter und Erzämter.) Dagegen bestehen die in neuern Staaten errichteten Kronämter beinahe ausschließend in Hofdiensten.

Krone ist der Name mehrerer Münzen. Im Deutschen Reich wird das goldene Zehnmarkstück amtlich K. genannt, daher das Zwanzigmarkstück Doppelkrone und das (goldene) Fünfmarkstück halbe K. Von dieser deutschen K. werden 139½ Stück aus dem Pfund feinen Goldes geprägt; sie ist ⁹⁄₁₀ oder 900 Tausendteile fein, sodaß 125,⁸⁵ Stück ein Pfund wiegen, also ein Stück 3,⁹⁸²⁵ g bei einem Gehalt von 3,⁵⁸⁴² g Feingold (dem entsprechend die Zwanzigmarkstücke, 69¾ Stück aus

dem Pfund feinen Goldes geprägt und 62,775 Stück ein Pfund wiegend; die Fünfmarkstücke, 279 Stück aus dem Pfund feinen Goldes geprägt und 251,10 Stück ein Pfund wiegend). Vor Erlaß des deutschen Goldmünzgesetzes vom 4. Dez. 1871 und in Gemäßheit des wiener Münzvertrags vom 24. Jan. 1857 wurden eine Zeit lang von den größern deutschen Staaten (einschließlich Österreichs) als Goldmünzen des damaligen deutsch-österr. Münzvereins ganze und halbe K. als «Vereinshandelsmünzen» ausgeprägt, ohne festen Preis in der damaligen Silberwährung. Die ganze K. enthielt $^1/_{30}$ Zollpfd. (jetzige deutsche Pfund) oder 10 g fein Gold, die halbe K. halb soviel; die Feinheit war $^9/_{10}$ oder 900 Tausendteile, sodaß 45 ganze K. ein Pfund wogen oder eine K. 11⅛ g. Die K. war an Wert = 27$^9/_{10}$ deutsche Mark = 2,70 jetzige deutsche K. Diese vorige deutsche K. erlangte keine Beliebtheit, lief wenig um und wurde nur in geringer Menge ausgeprägt. In Dänemark, Schweden und Norwegen ist die dort in 100 Öre geteilte K. (Krona) die gegenwärtige Geldeinheit auf Grund von Staatsverträgen, und zwar in Dänemark und Schweden seit 1. Jan. 1875, in Norwegen seit 1. Jan. 1877. Die Grundlage des skandinav. Münzsystems ist Gold, die einzelne K. aber wird in Gold nicht ausgemünzt. Man prägt in Gold Stücke zu 20 und 10 K., 900 Tausendteile fein, von den erstern 124, von den letztern 248 aus dem Kilogramm fein; jene im Feingewicht von 8$^2/_{31}$ g, diese im Feingewicht von 4$^1/_{31}$ g. Die K. Gold ist demnach ein Quantum von $^{31}/_{80}$ oder 0,4032 g fein Gold und im Werte von 1$^1/_9$ deutschen Mark. Die Silbermünze ist in Skandinavien nur noch Scheidegeld, und es können davon ausgeprägt werden Stücke zu 2, 1, ½, ⅔, ¼ und $^1/_{10}$ K., in drei verschiedenen Feinheitsgraden und Wertabstufungen. Das silberne Kronenstück wiegt 6⅔ g, ist 800 Tausendteile fein und enthält daher 6 g fein Silber, verhältnismäßig so das Stück zu 2 K. In Portugal bildet die K. oder Coröa die Einheit der Goldmünze. Sie wird auch in halben, Fünftel- und Zehntelstücken ausgeprägt und hat seit 1854 einen Wert von 10 Milreis, ein Feingewicht von 16,257 g, eine Feinheit von $^{11}/_{12}$ oder 916⅔ Tausendteilen und somit einen Wert von 45,3573 deutsche Mark. Über die britische K. s. Crown.

Bis auf die neuere Zeit herab war die K. in Frankfurt a. M. (bis 1. Juli 1858) und in Basel (bis 1839) auch ein Gewicht für verarbeitetes Gold, an erstern Orte für das achtzehnkaratige (¾ oder 750 Tausendteile feine) Gold, das deshalb Kronengold hieß, und es entsprach hier die K. (deren 69⅓ auf eine Mark gerechnet wurden) 3,3648, in Basel aber 3,37 g.

Krone heißen zwei Sternbilder auf der nördl. und der südl. Hemisphäre.

Die nördliche Krone zwischen Bootes und Hercules zeigt einen nach Norden offenen Bogen von Sternen vierter Größe mit einem Stern zweiter Größe, Gemma; dieselbe enthält mehrere merkwürdige Doppelsterne, unter welchen sich der Stern γ durch die außerordentlich geringe Distanz beider Komponenten auszeichnet. Ferner enthält die nördliche K. einen der wenigen neuerschienenen sog. temporären Sterne. Am 12. Mai 1866 entdeckte Birmingham in Irland einen hellen Stern zweiter Größe, der so rasch an Helligkeit abnahm, daß er schon nach wenigen Tagen dem bloßen Auge unsichtbar wurde. Das Spektroskop hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß das plötzliche Aufleuchten dieses Sterns dem Ausbruche glühenden Wasserstoffgases zuzuschreiben ist.

Die südliche Krone, ein kleines Sternbild südlich von dem des Schützen, welches im nördl. Deutschland nicht sichtbar ist.

Krone, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk und Landkreis Bromberg, an der Brahe, Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat eine Strafanstalt für Männer und zählt (1880) 4106 meist kath. E., welche Ackerbau und Töpferei treiben.

Krone (Deutsch-), s. Deutsch-Krone.

Kronenberg (offiziell Cronenberg), Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mettmann, 300 m hoch unweit der Wupper zwischen Elberfeld und Solingen gelegen und aus vielen zerstreut liegenden Ortschaften (Höfen) bestehend, hat drei Kirchen, acht Volksschulen und eine höhere Bürgerschule, zählt (1880) 8214 meist prot. E. und besitzt zahlreiche Eisen- und Stahlwarenfabriken und -Handlungen, Schmiedewerkstätten, sowie Hammerwerke und Schleifereien. Die Eisenindustrie K.s ist uralt; schon zur Zeit der Hansa waren die Sensen und Futterlinge von K. hochberühmt. Vgl. «Chronik der Bürgermeisterei K.», herausgegeben von Holtmanns u. a. (1877).

Kronenblume, soviel wie Kaiserkrone, s. unter Fritillaria.

Kronengold, s. unter Krone (Münze).

Kronenkranich, Pfauenkranich (Grus pavonina *L.*) wird ein prächtiger, 1 m langer, aschgrauer Kranich wegen seines aus dorstigen Federn bestehenden Kopfbusches genannt. Der K. bewohnt das westl. und nördl. Afrika und erscheint bisweilen in Sicilien, auf der Insel Malta und den Balearen.

Kronenorden, Bezeichnung von sieben Orden:

1) Verdienstorden der bayrischen Krone, gestiftet von König Max I. 19. Mai 1808, zerfällt in vier Klassen (Großkreuze, Großkomture, Komture und Ritter) und wird an hellblauem Band mit weißem Rand getragen. Die Dekoration ist ein achtspitziges, weiß emailliertes, mit einem Eichenkranz umgebenes Kreuz mit der Königskrone. Der Avers des Mittelschildes trägt die blauen und weißen Rauten und die Umschrift «Virtus et honos», der Revers das Bild des Stifters mit der Umschrift «Maximilianus Josephus Rex Bojoariae».

2) Kaiserlicher Orden der Krone von Indien ist ein 1. Jan. 1878 von der Königin Victoria von Großbritannien gestifteter Damenorden. Die Dekoration ist ein ovaler, mit Perlen besetzter Reif, in dessen Mitte die Buchstaben V. R. und I. in Diamanten, Perlen und Türkisen sich befinden, von einer Kaiserkrone überdeckt. Der Orden wird an blaßblauem, weiß gerändertem Silberband getragen.

3) Orden der Krone von Italien, von Victor Emanuel 20. Febr. 1868 gestiftet, hat fünf Klassen (Großkreuze, Großoffiziere, Komture, Offiziere und Ritter). Die Dekoration ist ein goldenes, weiß emailliertes Kreuz, dessen abgerundete Flügel Liebesknoten verbinden. Im Avers des blauen Mittelschildes ist die Eiserne Krone, im Revers der schwarze Adler und das savoyische Kreuz. Das Band ist rot mit weißen Streifen.

4) Preußischer Kronenorden, von König Wilhelm bei seiner Krönung zu Königsberg 18. Okt. 1861 gestiftet, zerfällt in vier Klassen und wird an einem dunkelblau gewässerten Bande getragen. Das Zeichen ist ein goldenes, bei den drei obern Klassen weiß emailliertes Kreuz mit breiten Enden, welches mit einem Medaillon belegt ist, das auf mattem Goldgrunde eine königl. Krone zeigt, umgeben von dem Wahlspruche «Gott mit Uns». Die Ritter der ersten Klasse tragen den Orden am breiten Bande von der linken Schulter zur rechten Hüfte und dazu einen silbernen Stern, in dessen Mitte sich das oben beschriebene Medaillon wiederholt. Dieser Stern wird auch zur ersten Abteilung der zweiten Klasse verliehen; für Verdienste im Kriege treten die Schwerter zu dem Ordenszeichen hinzu.

5) Orden der Krone von Rumänien, von König Karl 10. (22.) Mai 1881 gestiftet, hat fünf Klassen (Großkreuze, Großoffiziere, Kommandeure, Offiziere und Ritter). Die Dekoration besteht in einem rot emaillierten, weiß geränderten Kreuze, in dessen Mitte ein Medaillon mit der rumän. stählernen Krone auf rotem Grunde und der Umschrift «Par nous-mêmes. 14. Mai 1881» ruht. Das Ordensband ist dunkelblau mit stahlfarbenen Rändern. Die Großkreuze tragen dazu einen silbernen Stern von acht Strahlen, die Großoffiziere einen solchen von kleinerer Form.

6) Kronenorden in Siam, gestiftet 29. Dez. 1869, besteht in einer blau emaillierten Medaille, welche die Königskrone, auf einer Vase ruhend und von den hohen Insignien beseitet, zeigt. Die Medaille ist von rot und grün emaillierten Blättern umgeben und wird an einem blau gewässerten, grün geränderten und mit roten und gelben Streifen versehenen Bande getragen.

7) Orden der württembergischen Krone, gestiftet durch König Wilhelm I. 23. Sept. 1818, hatte ursprünglich drei, seit Abänderung der Statuten 22. Dez. 1864 fünf Klassen (Großkreuze, Komture, Ritter mit der Krone, Ritter erster und Ritter zweiter Klasse). Die Dekoration ist ein weiß emailliertes, achtspitziges goldenes Kreuz mit vier leopardierten Löwen in den Winkeln und einer Krone darüber. Im weißen Mittelfeld steht auf dem Avers der Namenszug des Königs Friedrich, umgeben von der Devise «Furchtlos und treu», im Revers die Königskrone. Der Orden wird am karmesinroten, schwarz geränderten Band getragen. Mit Ausnahme des Ritterkreuzes zweiter Klasse verleiht der Orden den persönlichen Adel.

Kronenrost, s. unter Getreiderost.

Kronentaube (Mogapelia coronata *L.*) heißt die größte lebende, 75 cm lange Taubenart, die aus Neuguinea stammt, ein helles blaugraues Gefieder mit braunrotem Rücken und Schultern hat; auf dem Kopfe steht ein fächerförmiger, großer Federbusch. Jetzt nebst zwei nahe verwandten Arten (M. Victoriae *Fraser* und M. Atherti *Salvadori*) in den größern Tiergärten häufig.

Kronenthaler, Krone, Brabanter Taler oder Silberkrone (couronne oder écu de Flandres) hieß früher eine größere Silbermünze, die seit 1754 von Österreich für seine ehemaligen Besitzungen in den Niederlanden nach dem Reichsfuß geprägt wurde und ihren Namen nach den in den obern drei Winkeln des auf dem Revers befindlichen burgund. Andreaskreuzes erscheinenden Kronen trägt (daher auch Kreuzthaler genannt). Mit demselben Gepräge gab es auch halbe, Viertel- und Achtelkronen. Sie waren 13 Lot 16 Grän oder 868,056 Tausendteile fein und acht Stück gingen auf die Mark rauh. K., den österreichischen an Gehalt und Wert ganz gleich, schlugen ferner: Bayern seit Maximilian Joseph, auf denen der Revers Schwert (daher auch der Name Schwerttaler) und Scepter im Kreuz und eine Krone darüber gestellt; Württemberg, Baden, Nassau, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Coburg und Waldeck. In neuerer Zeit sind die K. eingezogen.

Kronentritt, eine Verletzung der unmittelbar über dem Pferdehuf gelegenen Weichteile, meist hervorgerufen durch einen Tritt, welchen das Pferd sich selbst mit dem durch gestolltes Eisen bewehrten Huf zugefügt hat; Lahmgehen ist Folge derselben. Die an der Krone oder am Kronenrand des Hufs befindliche Quetschwunde gibt oft zum Entstehen von Kronengeschwüren und Eitersenkungen unter die Hufwand Veranlassung.

Kronenwerk, ein Hornwerk mit zwei Bastionen, gehört zu den Außenwerken (s. d.) einer Festung.

Kronenwicke, s. Coronilla.

Kröner (Adolf), namhafter deutscher Verlagsbuchhändler, geb. 26. Mai 1836 zu Stuttgart, besuchte daselbst das Gymnasium und wandte sich dann der buchhändlerischen Laufbahn zu. Nach zweijähriger Lehrzeit in der Sortimentsbuchhandlung von W. Bach in Stuttgart war er in Stellung in der M. Riegerschen Unioersitätsbuchhandlung zu München und in der artistischen Anstalt von Malte in Stuttgart. Im J. 1859 erwarb er eine kleine Druckerei in seiner Vaterstadt und gründete ein Verlagsgeschäft, das sich anfangs mit dem Vertriebe populär-wissenschaftlicher und belletristischer Litteratur, später aber mit der Herstellung von Jugendschriften und künstlerisch illustrierten Prachtwerken befaßte. Das erste derartige Werk: «Aus deutschen Bergen», ist das Vorbild einer ganzen Gattung ähnlicher Werke in Deutschland und im Auslande geworden. Später vergrößerte sich der Verlag durch Erwerbung der A. Becherschen und A. Krabbeschen Verlagsgeschäfte. Nachdem Adolf K. 1868 seinen jüngern Bruder Paul K. ins Geschäft aufgenommen hatte, wurde der Druckerei, der letzterer hauptsächlich seine Thätigkeit widmete, größerer Umfang gegeben, sodaß sie gegenwärtig 34 Schnellpressen beschäftigt. Sie druckt außer eigenem Bedarf die Verlagswerke der hervorragendsten stuttgarter Verleger und zwar vorzugsweise die der J. G. Cottaschen Buchhandlung, mit welcher gemeinschaftlich die seit 1862 «Gebrüder Kröner» genannte Firma eine billige Klassikerausgabe unter dem Titel «Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur» herausgab. Ende 1883 kaufte die Firma das Verlagsgeschäft von Ernst Keil (s. d.) in Leipzig mit der «Gartenlaube», welche Adolf K. als Herausgeber leitet. Das Vertrauen seiner Geschäftsgenossen hat ihn mehrerenal mit dem Vorsitze des Stuttgarter Verlegervereins, des Süddeutschen Buchhändlervereins und des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler geehrt.

Kröner (Joh. Christian), Tiermaler, geb. 3. Febr. 1838 zu Rinteln, wurde zuerst von seinem Vater zu dekorativer Thätigkeit herangezogen, machte 1861 im bayr. Hochgebirge Studien in der Landschaftsdarstellung und begab sich 1862 nach Düsseldorf, wo er noch lebt. Seine meist sehr stimmungsvollen Bilder vereinen Tier- und Landschaftsmalerei,

besonders im Jagdbild zeichnet er sich durch lebensvolle Auffassung aus.

Krones (Franz, Ritter von Marchland), Historiker, geb. 19. Nov. 1835 zu Ungarisch-Ostrau in Mähren, wurde 1856 Lehrer der österr. Geschichte an der Rechtsakademie in Kaschau, 1862 am Gymnasium in Graz, habilitierte sich 1862 an der dortigen Universität und wurde 1865 zum ord. Professor ernannt. Im J. 1879 wurde er in den Ritterstand mit dem Prädikat «von Marchland» erhoben. K. veröffentlichte namentlich: «Umrisse des Geschichtslebens der deutsch-österr. Ländergruppe vom 10. bis 16. Jahrh.» (Innsbr. 1863), «Die österr., böhm. und ungar. Länder 1437—1526» (Bd. 6 der «Österr. Geschichte für das Volk», Wien 1864), «Ungarn unter Maria Theresia und Joseph II.» (Graz 1871), «Handbuch der Geschichte Österreichs» (5 Bde., Berl. 1876—79), «Grundriß der österr. Geschichte» (4. Abteil., Wien 1881—83).

Krones (Therese), Schauspielerin, geb. 7. Okt. 1801 zu Freudenthal in Österreichisch-Schlesien, verlebte ihre erste Jugend bei einer unter der Leitung ihres Vaters stehenden herumziehenden Schauspielertruppe und fand dann in Agram ein Engagement, worauf sie einige Jahre auf den Bühnen zu Olmütz, Brünn, Laibach, Graz und Temesvár spielte. Nach ihrem Eintritt ins Leopoldstädter Theater zu Wien, 1821, erwarb sie sich rasch einen bedeutenden Ruf und gehörte neben Raimund, Korntheuer und Schuster zu den hervorragendsten Mitgliedern der genannten Bühne. Im Frühjahr 1827 wurde sie, wiewohl unschuldig, in die Angelegenheit der Ermordung des Professors Blanl durch den jungen russ. Edelmann Severin von Jaroszynski verwickelt und mußte deshalb auf einige Zeit die Bühne meiden. Sie starb zu Wien 28. Dez. 1830. Ihre künstlerische Begabung für das Lustspiel und das Volksstück war auf ihrem muntern, sprudelnden Temperament, wie auf ihrer unerschöpflichen Laune begründet. Hierzu kam ihr graziöses und höchst interessantes Äußere. Sie selbst hat einige Volksstücke für die Bühne verfaßt. Ihr Leben behandelte Bäuerle in dem Roman «Therese K.» (5 Bde., Wien 1854—55), Haffner in dem Melodrama «Therese K.» (Wien 1861).

Kronglas, s. Crownglas.

Krongroßkanzler hieß in Polen der erste Kronbeamte für die innere Regierung und die Justiz.

Krongroßmarschall, ehemals der erste Kronhofbeamte in Polen.

Krongüter, s. unter Krone (Attribut).

Kronide, Sohn des Kronos, namentlich Bezeichnung für Zeus.

Kronländer, die Erbländer eines fürstlichen Hauses; in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie der Name für die einzelnen Länder des Reichs.

Kronoberg oder Werjö, Län, in Südschweden, nördlich von Bletinge und Schonen, umfaßt den südwestl. Teil der Provinz Småland und bildet den südl. Abfall des smäländischen Hochlandes. Das Län ist 9997 qkm groß, wovon etwa 10 Proz. Seen und 25 Proz. Wald. Ackerbau und Viehzucht sind die hauptsächlichsten Nahrungszweige der (1883) 167 678 E. Durch die Südstaatsbahn und die Privatbahnen Alfvestad-Werjö-Kalmar-Karlskrona und Karlshamn-Wieslanda-Bolmen ist K. mit Verkehrsmitteln gut ausgestattet. Das Län ist in fünf Vogteien und sechs Harden geteilt; die einzige Stadt ist Werjö (s. d.).

Kronos, der griech. Gott der Saaten, s. Saturnus.

Kronprinz ist in denjenigen monarchischen Staaten, deren Souverän den Titel Kaiser oder König führt, die offizielle Bezeichnung des präsumtiven Thronerben, wenn derselbe der Sohn (oder falls dieser bereits verstorben) der Enkel des Throninhabers ist. Ein Bruder oder Nebenverwandter (Neffe oder Vetter des Monarchen) führt als präsumtiver Thronerbe niemals den Titel K. Die Gemahlin des K. heißt Kronprinzessin. In Preußen erhält der präsumtive Thronfolger, wenn er nicht der Sohn, resp. Enkel des Königs ist, den Titel «Prinz von Preußen». Seit 18. Jan. 1871 führt der jedesmalige K. von Preußen zugleich den Titel K. des Deutschen Reichs und hat als solcher das Prädikat kaiserl. und königl. Hoheit. In Großbritannien führt der K. (Prince Royal) zugleich stets den Titel Prinz von Wales (s. d.), seine Gemahlin den Titel Prinzessin von Wales. Da in Großbritannien auch die weibliche Linie succeſſionsfähig ist, so erhält auch die älteste Tochter des Königs, resp. der (regierenden) Königin, wenn sie als das älteste Kind des Throninhabers geboren ist, den Titel Kronprinzessin (Princess Royal), aber niemals den einer Prinzessin von Wales, welcher nur der Gemahlin des präsumtiven Thronfolgers zusteht. Dies ist z. B. der Fall bei der am 21. Nov. 1840 geborenen Prinzessin Victoria, welche als erstgeborenes Kind der Königin Victoria den Titel Kronprinzessin erhielt und denselben auch noch nach der am 9. Nov. 1841 erfolgten Geburt ihres als Prinz von Wales geborenen Bruders Albert Eduard beibehielt, selbst auch dann noch, als sie sich 25. Jan. 1858 mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen vermählte und später zugleich Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen wurde. In Belgien hat der K. den Titel Herzog von Brabant, in Griechenland den eines Herzogs von Sparta, in Italien heißt er Prinz von Neapel, in den Niederlanden Prinz von Oranien, in Portugal Herzog von Bragança, in Spanien Prinz von Asturien. In Rußland wird der K. als Großfürst-Thronfolger oder Cäsarewitsch (s. d.) bezeichnet. Als Frankreich noch Monarchie war, führte der K., solange die ältere Linie der Bourbonen noch herrschte, den Titel Dauphin (s. d.), während des ersten Kaiserreichs der Sohn Napoleons I. den eines Königs von Rom, während der Restauration hieß der K. (der Herzog von Angoulême) wieder Dauphin, während der Julidynastie der Herzog Ferdinand von Orléans als der älteste Sohn Ludwig Philipps und präsumtiver Thronfolger jedoch K. (Prince Royal), nach dem am 13. Juni 1842 erfolgten Tode des Herzogs sein Sohn (der Graf von Paris) ebenfalls Prince Royal; ebenso führte während des zweiten Kaiserreichs der Sohn Napoleons III. den Titel Prince Impérial. Über den Titel Thronfolger in andern monarchischen Staaten (Herzogtümern, Fürstentümern u. s. w.) s. unter Erbprinz.

Kronrad (frz. roue à couronne, engl. crown-wheel), ein Zahnrad, bei welchem die Zähne oder die dieselben ersetzenden Holz- oder Eisenstifte senkrecht zur Ebene des Rades stehen. Die Kronräder wurden früher im Mühlenbau angewendet, um die Bewegungsübertragung zwischen zwei einen Winkel miteinander bildenden Wellen zu vermitteln. Jetzt sind dieselben im eigentlichen Maschinenbau allgemein durch die Kegelräder verdrängt worden.

Kronsäge, s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, Bd. IX, S. 350b.

Kronsbeeren, s. Preißelbeeren.

Kronstadt, Seefestung und Hafenplatz im russ. Gouvernement Petersburg, 48 km westlich von Petersburg an der schmalsten Stelle des Finnischen Meerbusens, der Newamündung gegenüber auf einem hohen, 8 km langen, aber nur schmalen Kalkfelsen, der Kotlin-Ostrow, d. h. Kesselinsel (finn. Retusari, d. h. Ratteninsel), gelegen, und durch diese Lage wie durch die Stärke ihrer Werke das Hauptbollwerk Petersburgs, der bedeutendste Kriegs- und belebteste Handelshafen des Reichs, ward 1710 von Peter d. Gr. auf der den Schweden 1703 entrissenen wüsten Insel als Hafen von Petersburg gegründet und mit Forts versehen, die später beträchtlich erweitert und verstärkt wurden, sodaß die im Mai 1855 erschienene engl.-franz. Flotte nur Rekognoszierungen wagte. K. ist Sitz der Admiralität und eines Militärgouverneurs, hat gerade, regelmäßige Straßen, viele schöne Gebäude, vier griech. Kirchen, eine luth., eine engl. und eine kath. Kirche, eine Moschee und die großartigsten Marineanstalten, ein Gymnasium, ein Theater, eine Matrosen- und eine Steuermannsschule, ein Marinearsenal, eine Stückgießerei, ein Marinelazarett, Kasernen, Schiffswerfte, Docks, Zollgebäude und bedeutende Magazine und zählt (1882) 48 276 E. Es bestehen drei abgesonderte Hafenbassins: der Kauffahrteihafen für 1000 Schiffe, der Mittelhafen für die Ausrüstung der Kriegsschiffe, beide sehr tief, und der Kriegshafen, welche sämtlich außer den eigenen Festungswerken durch das nahe, auf zwei kleinen verschanzten Nachbareilanden ebenfalls von Peter d. Gr. schon 1701 erbaute starke Fort Kronslot (Kronschlaß) gedeckt sind. Zum Schutze der eigenen Flotte und zur wirksamen Sperrung des Fahrwassers ist seit 1871 die äußere Verteidigungslinie von K. auf 4 km und darüber von der Mitte der Stadt hinausgelegt worden. Dieselbe besteht aus 30 Werken, von denen 14 am Lande, 9 im südl. und 7 im nördl. Fahrwasser liegen, und bis in die neueste Zeit sind die Werke und deren Armierung verstärkt worden.

Bemerkenswert ist in der Stadt der große, ganz mit Granit gepflasterte Kanal, der von Peter d. Gr. angefangen und von Katharina II. beendet wurde, sowie das Häuschen, in dem Peter d. Gr. 1710 wohnte. Obgleich in dem hier bei der Nähe der Newamündung noch süßen Wasser die Schiffe leicht faulen und durch die lange Dauer des Eises, gewöhnlich von Ende November bis in den April, das Aus- und Einlaufen der Schiffe behindert wird, ist K. doch der wahre Handelshafen von Petersburg und der Mittelpunkt des Handels von Nordrußland. Alljährlich laufen über 4000 Schiffe ein und aus. Dazu kommt noch die stete Dampfboot-Verbindung zwischen K., Petersburg, Peterhof und Oranienbaum. Auch müssen Dampfschiffe von Reval, Helsingfors, Stockholm, Stettin, Lübeck und Havre jederzeit hier anlegen. Die durch den starken Seeverkehr herbeigeführte Frequenz wird noch vermehrt durch die Übungen der kaiserl. Ostseeflotte, welche hier stationiert ist, und die einen großen Teil ihrer überzähligen Truppen hier einquartiert. Eine Menge von kleinern Schiffen befördert die von den ausländischen Seeschiffen gebrachten Güter nach Petersburg; regelmäßige Dampfboot-Verbindung findet ferner statt mit Riga, Stockholm (über Wiborg und Helsingfors), Stettin (über Swinemünde), Lübeck und Hull (über Kopenhagen).

Kronstadt (ungar. Brassó, rumän. Brasiovu), Stadt in Siebenbürgen und Hauptort des gleichnamigen Komitats, an der Linie Großwardein-K.-Predeal (rumän. Landesgrenze) der Ungar. Staatsbahn, hinter und zwischen Bergen, an eine Waldwand gelehnt, in einer herrlichen Gegend, ungefähr 600 m über dem Meere, am Fuße der Hochgebirge. Unter den Gebäuden der innern Stadt zeichnet sich die evang. Domkirche aus. Dieselbe wurde 1385—1425 erbaut, litt 1516 und 1534 durch Erdbeben und im April 1689 durch den großen Brand, welcher damals die ganze Stadt verheerte. Die Kirche enthält ein merkwürdiges Orgelwerk von Buchholz in Berlin und einen kunstvollen Altar aus neuerer Zeit von Schönthaler in Wien mit einem Bilde von Martersteig. Andere ansehnliche Gebäude sind das Rathaus, das in der Mitte des 16. Jahrh. erbaute Kaufhaus und die kath. Kirche, ferner das rumän. Gymnasium, die evangelische Mädchenschule, das Schützenhaus, eine große Infanteriekaserne und das Zinshaus der Pensionsanstalt. Auf der Nordostseite der Stadt liegt auf einem Bergrücken eine kleine Festung. Unter den drei Vorstädten ist die bedeutendste die Obere oder Rumänische Vorstadt, welche sich 5 km weit in die Schluchten der Gebirge erstreckt. K. ist der Sitz der Komitatsbehörde, eines Gerichtshofs und anderer landesfürstl. Behörden, eines infulierten Abts, eines griech.-nichtunierten Erzpriesters, und hat für alle drei Konfessionen Lehranstalten, unter denen sich das rumän. Gymnasium nächst den evang. Anstalten auszeichnet. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1881) auf 29 584, darunter 9599 Deutsche, 9508 Magyaren und 9079 Rumänen; der Rest sind Armenier, Griechen und Juden. K. ist die bedeutendste Handels- und Fabrikstadt Siebenbürgens. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse des Gewerbfleißes sind Tuch, Leder, Schnüre, Kerzen, Lederzeug, Schuhe, hölzerne Feldflaschen, Wachstuch, Papier u. s. w. Auch bestehen ein Kupferhammer, mehrere Petroleumraffinerien, eine Zündwarenfabrik, eine Papierfabrik, mehrere Tuchfabriken, Kunstmühlen u. s. w. Der früher besonders nach der Moldau und Walachei sehr lebhafte Handel hat bedeutend abgenommen. Es bestehen mehrere große Geldinstitute, so die allgemeine Sparkasse, die allgemeine Pensionsanstalt, der Vorschußverein, die Erste Siebenbürger Bank. Letztere hat am Bahnhof Lagerhäuser errichtet, durch welche der Produktenhandel neuen Aufschwung erhält. Die Umgebung K.s führt den Namen Burzenland, nach dem Bache Burzen, welcher dem Alt oder der Aluta zufließt. K. soll schon zu Anfang des 13. Jahrh. angelegt worden sein. Im 16. Jahrh. war die Stadt der Ausgangspunkt der luth. Reformation in Siebenbürgen, und ihr Reformator Honterus stand mit Luther in naher Beziehung. Ihren früher bedeutenden Handel nach dem Orient schützten die Könige von Ungarn durch ausgedehnte Privilegien. K. war sonst stark befestigt, doch sind die Werke jetzt zum Teil verfallen.

Kronsyndikus, s. Syndikus.

Kronthal, s. unter Kranberg.

Kronthaler, soviel wie Kranenthaler (s. d.).

Krönung nennt man die feierliche Einsetzung und Anerkennung eines Monarchen. In ältern Zeiten, wo das Recht der Thronfolge oft unsicher

war oder das Recht zu regieren nicht ohne förmliche Übernahme gewisser Regierungspflichten erlangt werden sollte, war dieselbe notwendiger als gegenwärtig, wo an Stelle der K. oft eine bloße Huldigung (s. d.) tritt. Sie wurde früher in kirchlicher Form vollzogen; heute gilt die religiöse Weihe nicht mehr als notwendig. Das Wesentliche bei der K. ist der Eid des Monarchen, daß er gerecht regieren, das wahre Wohl seines Volks stets vor Augen haben und die Grundgesetze gewissenhaft befolgen wolle, sodann das Aufsetzen der Krone. In Rom wurde früher der deutsche König als röm. Kaiser durch den Papst gekrönt; in Frankreich geschah die K. von alter Zeit her in der erzbischöfl. Kirche zu Rheims; in England geschieht dieselbe in der Westminster-Abtei. Auch in Österreich und Rußland ist die K. noch üblich, und König Wilhelm von Preußen nahm 1861 durch diese Feierlichkeit den Thron in Besitz. Vgl. Waitz, «Die Formeln der deutschen Königs- und der röm. Kaiserkrönung vom 10. bis 12. Jahrh.» (Gött. 1873).

Krönung (des Glacis), s. Couronnement.

Kronweißenburg, s. Weißenburg.

Kronwerk, s. Kronenwerk.

Kronwicke, s. Coronitta.

Kroog, in Marschländern das der See abgewonnene Weide- und Saatland.

Kropf (Inglavies) nennt man in der Zoologie die sackartige, mit eigenartigen Drüsen versehene Erweiterung der Speiseröhre, welche besonders den Hühnern, Tauben, Papageien und Tagraubvögeln eigen ist, unter den übrigen Vögeln aber nur bei einzelnen Gattungen gefunden wird. Im K. erweicht das Futter durch Aufquellen, bevor es in den Muskelmagen gelangt. Während der Brütezeit sondert der K. eine breiige, milchige Masse ab, die zur Ernährung der Jungen verwendet wird.

Beim Menschen nennt man K. im gewöhnlichen Leben jede Anschwellung an der vordern Seite des Halses. Doch bezeichnet die Pathologie eine solche Anschwellung nur dann mit dem Namen K. (Struma), wenn sie von einer dauernden Vergrößerung der die Luftröhre nach vorn und seitlich bedeckenden Schilddrüse (s. d.) herrührt. Von den verschiedenen Arten des K. sind folgende drei die bemerkenswertesten. Der Gefäßkropf (Struma vasculosa) ist ausgezeichnet durch bedeutende Erweiterung der in der Geschwulst sich verzweigenden Gefäße. Der gelatinöse Kropf (Struma gelatinosa), die am häufigsten beobachtete Art, entsteht durch Neubildung von Drüsengewebe und Umwandlung des normalen Inhalts der Drüsenbläschen in eine gelbliche, mattglänzende, gallertartige (sog. colloide) Substanz und stellt sich in vielen verschiedenen Formen dar, je nachdem nur ein einzelner Lappen oder die ganze Drüse ergriffen ist. Der Cystenkropf (Struma cystica) entsteht durch Zusammenfließen der erweiterten Drüsenbläschen zu größern Blasen, von denen meist eine einen größern Umfang hat.

Die Ursachen des K. sind nicht bekannt. Er ist in manchen Gebirgsgegenden endemisch, ohne daß man den Grund davon aus der Beschaffenheit des Bodens, der Luft und des Wassers, wie bisher oft geschehen, mit unbezweifeltem Rechte herleiten könnte. Bei Männern findet man ihn seltener als bei Frauen; auch findet man ihn oft bei Kretinen (s. d.). Bisweilen ist der K. angeboren. In der Regel entsteht er in jüngern Lebensjahren und nimmt bis zu den mittlern Jahren allmählich an Umfang zu. Auch heftige Anstrengungen, das Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe, Schreien, Husten, Niesen, Geburtsarbeit u. s. w. sollen ihn häufig hervorrufen oder ihn wenigstens, nachdem er schon eine Zeit lang in der Tiefe des Halses verborgen lag, hervortreiben. Meist ist der K. ohne Schmerzen und vergrößert sich langsam ohne eigentliche Beschwerde und ohne die Funktionen zu stören. Zuweilen jedoch gibt er durch Druck auf die Luftwege oder Schlingorgane oder Gefäßstämme ein erhebliches Hindernis des Atmens, Schlingens und des Kreislaufs ab. Auch verbindet sich leicht damit allgemeine Blutarmut und eine charakteristische Hervortreibung des Augapfels (s. Exophthalmus) oder der K. geht in eine wegen der Lage des Organs gefährliche Entzündung über. Wird der K. sogleich bei seiner Entstehung bekämpft, so gelingt es oft, ihn zu heilen. Als Hauptmittel wendet man besonders das Jod an, welches auch der wirksame Bestandteil vieler ehedem gebräuchlicher Kropfmittel (z. B. des gebrannten Meerschwamms, der Schwammsteinchen, der Seetange wie der heilbronner Adelheidsquelle) ist. Das Jod wird entweder aufgepinselt, oder das Jodkalium innerlich genommen, oder als Jodlösung direkt in die Drüsensubstanz eingespritzt. Erreichen die durch den K. hervorgerufenen Beschwerden einen bedrohlichen Grad, und bringen Jodmittel keine Hilfe mehr, so muß man zur operativen Beseitigung des K. seine Zuflucht nehmen. Bei Cystenkröpfen reicht gewöhnlich die Eröffnung und Entleerung des Balges aus. Andere Kropfformen erfordern die Ausschälung oder Exstirpation der Geschwulst, eine große und sehr schwierige Operation, welche in der neuesten Zeit vielfach mit bestem Erfolg ausgeführt ist. Ein K. kann auch der Sitz einer bösartigen (carcinomatösen oder sarcomatösen) Geschwulst werden. Dann vergrößert er sich schnell und ruft bedeutende, namentlich Schlingbeschwerden hervor. Helfen kann hier nur die Exstirpation.

Kropf, Krankheit der Pferde, s. Druse.

Kropf (technisch), s. Kropfrad.

Kröpfen (frz. conder, engl. cranking), im Maschinenbau das Umbiegen oder Umschmieden von Blechen, Winkeleisen, Achsen u. s. w. in der Weise, daß die Mittellinie der Biegungsrichtung, wie bei der ⌐-förmigen Kröpfung, mit der Mittellinie des geraden Eisens parallel, oder, wie bei der ⊓-förmigen Kröpfung, in einer Ebene liegt.

Kröpfen (des Auerhahns), s. unter Balzen.

Kropfgans, s. Pelikan.

Kropfrad (frz. roue hydraulique de côté, engl. breast-water-wheel), ein mittelschlächtiges Wasserrad, welches mit einem dicht um dasselbe herumgeführten Mantel, dem sog. Kropf, versehen ist. (S. unter Wassermotoren.)

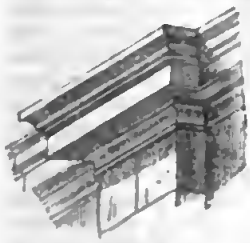
Kropfsteine (im Bauwesen) nennt man die gekröpften Wölbsteine (Hakensteine), welche bei sehr flachen oder scheitrechten Mauerbögen mit gebrochenen Lagenfugen versehen und gleichsam übereinander aufgehängt werden; ferner versteht man hierunter auch die an ihrer Vorder- oder Kopfseite mit rauh gebliebenen Erhöhungen (Bossen) behufs leichtern Versetzens versehenen Quadersteine (Buckelquader), wie sie namentlich an röm. Bauwerken und mittelalterlichen Befestigungen vorkommen; endlich im Wasserbau die Steine, in deren Aushöhlung sich die Thürständer steinerner Schleusenthore oder Siele drehen.

Digitized by Google

Kropfstorch, soviel wie Marabu (s. d.).

Kropftaube, s. unter Taube.

Kröpfung (im Bauwesen) oder Kropf, Verkröpfung, ist diejenige Stelle eines Gesimses, wo dasselbe eine Ecke, beziehungsweise einen Winkel bildet oder beides zugleich vorkommt. Sie entsteht vorzugsweise da, wo ein Gesims um eine Vorlage oder einen Wandpfeiler herumgeführt oder der betreffende Vorsprung, wie man sagt, durchprofiliert werden muß. (S. beistehende Figur.) Bisweilen wird die K. auch Widerkehr genannt.



Kröpfung (im Maschinenbau), s. u. Kröpfen.

Kroplifzki (Ludw.), poln. Dichter, geb. 1767 in der litauischen Wojwodschaft Brzesc, trat in das poln. Heer und wurde Oberst. In der Schlacht bei Maciejowice schwer verwundet, suchte er Heilung in Italien. Nach seiner Rückkehr 1812 ward er zum Divisionsgeneral und stellvertretenden Kriegsminister ernannt. Darauf lebte er, in den letzten Jahren erblindet, auf seinem Landgute Woronczyn in Volhynien und starb 1844. K.s Drama «Ludgarda» (deutsch von Malisch, Krak. 1829), dessen Stoff aus der altpoln. Geschichte entnommen und das nach dem Muster der franz. Klassiker in schwunghaften Versen abgefaßt ist, galt seiner Zeit neben Felinskis «Barbara» für die beste poln. Tragödie. Auch schrieb er einen sentimentalen Roman «Jutia i Adolf» (Warsch. 1824). Seine Schriften erschienen gesammelt als «Pisma rozmaite» (Lemb. 1844).

Kropp, Steinkohlenbergwerk bei Helsingborg.

Kropp (Dietrich), Bildhauer, geb. 11. Dez. 1824 in Bremen, war zuerst Schiffszimmermann und Matrose und besuchte dann die dresdener Akademie, wo er in das Atelier Professor Hähnels eintrat. Nach einer zweijährigen ital. Reise zog er 1861 nach Bremen zurück. K. zeichnet sich vornehmlich im Porträtfache aus und versteht es namentlich kräftige Männergestalten wirksam zu bilden. Werke dieser Art sind seine Volkstypen Bremens am Portale der dortigen Börse, St. Lukas am Eingang des Künstlervereins, St. Petrus am Dom. Ebenfalls für die Börse schuf der Künstler die Kolossalfigur der Stadtgöttin in Marmor, die Statuen von Rauch und Cornelius in der Vorhalle der Kunsthalle, ein Relief, die Bergpredigt darstellend, für die Rembertikirche daselbst, endlich zahlreiche Grabreliefs und Büsten, sämtlich in seiner Vaterstadt.

Kroppenstedt, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Oschersleben, 11 km östlich von Nienhagen, mit 2343 meist prot. E., welche Ackerbau treiben.

Kröseeisen, Krőse oder Kamm, ein Böttcherwerkzeug, das zur Herstellung der Kimmen an kleinen Gefäßen gebraucht wird.

Kröseleisen, s. Fügeeisen.

Krosno, Stadt in Westgalizien, Station der Linie Grybow-Zagórz der Galizischen Transversalbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 2810 E., meist Polen, welche bedeutenden Handel mit ungar. Weinen treiben.

Kroffen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, an der Mündung des Bober in die Oder und an der Linie Guben-Bentschen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und Amtsgerichts, hat ein altes Schloß, vier Kirchen, ein Realgymnasium und eine höhere Töchterschule und zählt (1880) 6746 meist prot. E., welche Messingwaren und Öfen fabrizieren und Obst und Wein bauen. Die ehemals bedeutende Tuchfabrikation ist zurückgegangen, dagegen haben sich Handel und Schiffahrt seit der 1875 begonnenen Oderregulierung gehoben. K. war früher Hauptort eines niederschles. Fürstentums und kam 1482 an Brandenburg.

Der Kreis Kroffen zählt auf 1307 qkm (1880) 62 035 meist prot. E.

Krőfus, letzter König von Lydien, Sohn des Alyattes, dem er 571 (oder 567, 560, 556) v. Chr. in der Regierung folgte, machte sich die kleinasiat. Griechen zinspflichtig, dehnte sein Reich im Osten bis an den Halys aus und gewann teils durch diese Eroberungen, teils aus den Bergwerken und dem Goldsande des Paktolos so bedeutende Reichtümer, daß man mit dem Ausdrucke «Reichtümer des K.» später unermeßliche Schätze überhaupt bezeichnete. Stolz auf den Besitz dieser Güter, ergab er sich einer ausschweifenden Prachtliebe, hielt sich für den Beglücktesten aller Sterblichen und empfand es der Sage nach einst sehr übel, daß der weise Solon (s. d.), der an seinen Hof kam, trotz dieser ungeheuern Schätze gegen ihn behauptete, niemand sei vor dem Tode glücklich zu preisen. Bald aber sollte K. die Wahrheit dieses Ausspruchs in ihrer ganzen Stärke an sich selbst erfahren, denn sein geliebter Sohn Atys oder Attis wurde auf der Jagd durch Adrastos, den Sohn des Gordios, aus Versehen getötet, sodaß ihm nur noch ein stummer Sohn übrigblieb, der freilich die Sprache später wiedererhielt. Dann aber wurde er von Cyrus, den er nach einer falschen Deutung des delphischen Orakelspruchs angegriffen hatte, geschlagen und nach der Eroberung von Sardes 542 v. Chr. gefangen genommen und soll dann zum Scheiterhaufen verurteilt worden sein. Eingedenk der Solonschen Mahnung rief er dreimal «O Solon!» Als Cyrus den Sinn dieses Ausrufs erfuhr, wurde er der Sage nach davon so gerührt, daß er ihm Leben und Freiheit schenkte und ihn zum steten Begleiter und Ratgeber auf seinen Feldzügen wählte und außerordentlich mild behandelte. Sein Todesjahr ist zwar nicht bekannt, doch lebte er noch unter Kambyses. Der von diesem über ihn verhängten Todesstrafe, weil er ihm wegen seiner verkehrten Handlungen Vorwürfe gemacht hatte, entging er nur durch List einiger Hofbedienten. K. soll 14 Jahre regiert haben. Einige leugnen den Vorfall mit Solon, sowie andere die Verurteilung zum Feuertode nicht erwähnen. Die ganze lydische Geschichte ist in Sagen gehüllt, sodaß namentlich weder die Folgereihe, noch die Chronologie feststehen, und bisjetzt ist der Mangelhaftigkeit der Nachrichten durch keinerlei authentische Monumente abgeholfen.

Krotalon (grch., «Klapper»), antikes Klapperinstrument, ähnlich den Castagnetten, zur Markierung des Rhythmus.

Kröten (Bufones), eine Familie der Froschlurche, die sich von den Fröschen unterscheidet durch gänzlichen Mangel von Zähnen in beiden Kiefern und meist auch im Gaumen, den dicken, warzigen Körper, kürzere Hinterfüße, die nur zum Kriechen, kaum zum Springen dienen, und durch große längliche

Drüſen an jeder Seite des Kopfes, welche eine mitchige, nach neuern Verſuchen giftige Feuchtigkeit ausſchwitzen. Die Zunge iſt oft angewachſen. Von den in Europa vorkommenden Arten iſt die größte und bekannteſte die gemeine Kröte (Bufo cinereus), auch Lort oder Feldkröte genannt, welche, durch häßliche Geſtalt, unangenehme Färbung und widrige Ausdünſtung gleich abſchreckend, allgemein verabſcheut wird. Sie iſt unbeholfen, 8—10 cm lang, grau, braungrau oder grünlich, braun gefleckt und unten weißlich, mit linſenförmigen, etwas größern Warzen beſetzt und hat wulſtige Augenlider und große, nierenförmige Ohrendrüſen. Sie lebt einſam im Dunkeln, in alten Gartenmauern, Kellerwinkeln und ſonſt an ſchmutzigen Orten; das Waſſer aber meidet ſie, denn ſie ſchwimmt ſehr ſchlecht. Dem Verfolger ſpritzt das übrigens wehrloſe Tier eine Flüſſigkeit entgegen, welche, durchaus unſchädlich, nur der wäſſerige Harn iſt. Ihr eigentliches Verteidigungsmittel iſt aber der ſcharfe Saft, den ſie aus den Poren ihrer häßlichen Haut hervortreibt, wenn ſie ergriffen wird, und der an den mit ſeiner Haut überzogenen Stellen des Körpers durch ſeine Schärfe Entzündung erregt, weshalb auch Hunde eine gepackte K. ſogleich wieder fallen laſſen und längere Zeit ſchäumen. So häßlich die K. iſt, ja ſchön ſind ihre Augen, die eine feuerfarbige Iris beſitzen und wie Edelſteine glänzen. Sie iſt der Zähmung fähig, wie mehrere Beiſpiele bewieſen haben. Daß ſie Jahrhunderte, ja wohl gar Jahrtauſende in feſten Felſen eingeſchloſſen leben könne, iſt eine lächerliche Fabel; in Höhlen aber, in welche durch eine wenn auch nur kleine Öffnung hinreichende Luft, Feuchtigkeit und vielleicht auch kleine Inſekten eindringen können, kann eine K. viele Jahre leben. Durch Vertilgung einer Menge von Gartenſchnecken, Inſekten, Raupen u. dgl. nützt die K. und wird deshalb jetzt von einſichtigen Gärtnern gehegt. Die aus den im Waſſer in Schnüren abgeſetzten Eiern hervorkommenden Kaulquappen brauchen gegen acht Wochen, um alle Verwandlungsſtufen zu durchlaufen. Die dann ausgebildeten jungen K. ſcheinen anfangs noch zuſammenzuhalten und kommen nach einem warmen Regen ſcharenweiſe zum Vorſchein, wodurch die Fabel vom Krötenregen entſtanden iſt. Die andere in Europa einheimiſche Art iſt die Kreuzkröte oder Rohrkröte (Bufo calamita), von der Größe des braunen Froſches, olivenbraun mit ſchmutzig-rotgelben Warzen und mit einem gelben Rückenſtreifen gezeichnet. Sie kann ſchnell laufen und mittels zweier knochiger Knötchen an der Unterſeite der Vorderpfoten an den Wänden hinaufklettern. Sie findet ſich nicht ſelten in Kellern, altem Gemäuer und hält ſich zur Laichzeit in dem Rohre flacher Teiche auf. Das Männchen, welches einen ausdehnbaren Kehlſack beſitzt, ſchreit faſt wie ein Laubfroſch. Dieſe K. verbreitet einen höchſt widrigen Geruch durch den aus den Hautdrüſen reichlich herausdringenden Saft. Einige bei uns vorkommende Lurche, die man gewöhnlich K. zu nennen pflegt wegen ihrer warzigen Haut, gehören vielmehr der Zähne wegen zu den Fröſchen (ſ. d.) und bilden beſondere Gattungen, wie die Geburtshelferkröte (Alytes), die Knoblauchskröte oder der Krötenfroſch (Pelobates) und die Feuerkröte oder Unke (ſ. d.). Auch die Pipa (ſ. d.) aber ſurinamiſche Wabenkröte iſt keine Kröte, bildet vielmehr eine eigene Familie der Fröſche.

Krötenkopf, Mißbildung, ſ. Hemicephalus.

Krötenſteine werden verſchiedene Foſſilien und Gebilde genannt: beſtimmte Muſcheln (aus den Gattungen Productus und Strophamena) im Zechſtein und Mergel; Fiſchzähne, beſonders von Placoiden; Echinodermen; Blöcke von Gabbro mit gerunzelter fleckiger Oberfläche. Im Aberglauben ſpielt der K. eine beſondere Rolle, iſt aber andern Urſprungs. Im Kopf der großen Kröte findet er ſich und man erlangt ihn nur, wenn man die Kröte in einem Ameiſenhaufen zerfreſſen läßt. Streicht man eine Wunde mit demſelben, ſo heilt ſie ſofort, und kommt Gift in ſeine Nähe, ſo ſchwitzt er. Auch die Kröten ſelbſt, langſam getötet, gelten vielfach als Heilmittel, beſonders gegen Warzen und das Schwinden der Glieder.

Kroton oder Croton, der alte Name der ital. Stadt Cotrone (ſ. d.).

Krotoſchin (poln. Krotoszyn), Kreisſtadt im preuß. Regierungsbezirk und 90 km im SSO. von Poſen, 7 km von der ſchleſ. Grenze und an der Linie Öls-Gneſen der Preußiſchen Staatsbahnen, iſt Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenſtelle, hat eine evang. und zwei kath. Kirchen, eine Synagoge, ein Gymnaſium, eine höhere Töchterſchule und zählt (1880) 8289 E., worunter 2900 Polen. Die Stadt iſt der Hauptſitz des Mediat-Fürſtentums Krotoſchin, welches dem Fürſten Thurn und Taxis 1819 von Preußen für die Abtretung des Reichspoſtmonopols in den am rechten Rheinufer neuerworbenen Landen überlaſſen wurde. Es beſteht aus den Domänenämtern Adelnau, Orpiszewo und Rozdrazewo und wurde 1849 mit den Rechten der freien ſchleſ. Standesherrſchaften ausgeſtattet.

Der Kreis Krotaſchin zählt auf 954 qkm (1880) 70427 meiſt kath. E.

Krottendorf, Dorf in der ſächſ. Kreishauptmannſchaft Zwickau, Amtshauptmannſchaft Annaberg, an der Zſchopau, 5 km ſüdlich von Schlettau, ein ſtadtähnlich gebauter Ort mit (1880) 3631 E., hat eine Klöppel- und Nähſchule, Zwirn- und Papierfabrik, Marmorbrüche und Marmormühle, auch einen Torfſtich. Öſtlich im Gebirge ſtehen die Klippen der Wolfs- und Liebensſteine, wo einſt der Götze Crodo verehrt worden ſein ſoll.

Kroup, Krankheit, ſ. Krupp.

Kru, ein Negerſtamm weſtlich von Cape Palmas, mit den umwohnenden Baſa und Greba verwandt. Die Kruneger leiſten auf den europ. Schiffen und Faktoreien dieſer Gegenden als Matroſen und Arbeiter gute Dienſte und ſind weithin unter dem Namen der Croo-men (Krulente) bekannt. Sie ſprechen im Verkehr mit den Europäern einen eigentümlichen Jargon, in welchem die aus den europ. Sprachen, namentlich aus dem Engliſchen entlehnten Wörter eine Hauptrolle ſpielen.

Krücke, ein gekrümmter, hakiger oder winkeliger Körper in Form eines L, T oder Y; beſonders verſchiedene derartig geformte Werkzeuge, wie ſie zum Rühren oder Ausbreiten flüſſiger oder breiiger Stoffe in manchen Induſtrien, z. B. in der Papierfabrikation, Bäckerei, Bierbrauerei, Metallgießerei u. ſ. w., gebraucht werden; dann auch ein ſtarker, oben mit einem Querholz verſehener Stock als Stütze für Lahme und Gebrechliche.

Krückenkreuz, ſ. unter Kreuz.

Krüdener (Barbara Juliane, Baronin von), die Freundin des Kaiſers Alexander I. von Rußland,

geb. in Riga 11. (22.) Nov. 1764 als Tochter des Geheimrats O. H. von Vietinghoff-Scheel, erhielt den Namen Beata Johanna, den sie bei ihrer Vermählung mit dem russ. Legationsrat von Krüdener 1782 in Barbara Juliane veränderte. Nach dem Tode ihres Mannes (14. Juni 1802) in Frankreich lebend, schrieb sie im Sinne von Goethes Werther ihre Liebesgeschichte unter dem Titel «Valérie ou lettres de Gustave de Linar à Ernest de G.***» (2 Bde., Par. 1803; neueste Aufl., Par. 1878; deutsch, Lpz. 1804, Hamb. 1805). In der Folge wandte sie sich der pietistischen Richtung der Brüdergemeine zu, trat nach der Niederlage bei Jena 1806 in Königsberg in Beziehung zu der Königin Luise von Preußen und widmete sich wie diese der Pflege erkrankter Krieger. Später lebte sie meist in Karlsruhe, bis sie seit 1814 durch die Hofdame Roxandra von Stourdza Einfluß auf den Kaiser Alexander I. gewann, dem sie aus Straßburg 29. Okt. 1814 Napoleons Rückkehr aus Elba vorhersagte. In Heilbronn stellte sie sich selbst dem Kaiser vor, gewann sein blindes Vertrauen, erhielt die Aufforderung, ihn auf seinem Zuge gegen Napoleon zu begleiten, und trug dann wesentlich bei zum Abschluß der sog. Heiligen Allianz. (Vgl. darüber ihre Broschüre «Le camp de vertus», Par. 1815; deutsch, Riga 1816.) Umgeben von einem ganzen Hofstaat von Geistlichen, zog sie seit Okt. 1815 von Ort zu Ort und erregte durch ihre Reden und religiösen Flugschriften Volksbewegungen, welche namentlich in den Hungerjahren von 1816 und 1817 in der Schweiz und Baden gefährliche Dimensionen anzunehmen drohten. Überall schließlich ausgewiesen, begab sie sich auf ihr Landgut Kosse bei Werro, wo sie im Kreise ihrer Bauern lebte, geistliche Lieder dichtete und ihren «Einsiedler» (Lpz. 1818) verfaßte. Im J. 1821 wandte sie sich nach Petersburg, wo sie den Kaiser für die Befreiung der Griechen vom Türkenjoche zu begeistern suchte, dann ging sie auf Einladung der Fürstin Gallitzyn in die Krim, um in Feodosia eine christl. Kolonie in ihrem Sinne zu gründen. Sie kam aber nur bis Karasu-Bazar, wo sie 13. (25.) Dez. 1824 starb.

Vgl. Brescius und Spieker, «Beiträge zu einer Charakteristik der Frau von K.» (Berl. 1818); Eynard, «Vie de madame de K.» (2 Bde., Par. 1849); Capefigue, «La baronne de K. et l'empereur Alexandre Ier» (Par. 1866); P. L. Jacob bibliophile, «Madame de K., ses lettres et ses ouvrages inédits» (Par. 1880).

Krüdener (Nikol. Pawlowitsch, Baron), russ. General, geb. in Estland 1811, besuchte die Militärakademie zu Petersburg, trat 1836 in den Generalstab, wurde 1849 Oberst und Oberquartiermeister des Grenadierkorps, 1859 Generalmajor, befehligte das volhynische Leibgarde-Infanterieregiment während des poln. Aufstandes und nach dessen Unterdrückung die 27. Infanteriedivision, wurde 1865 Generallieutenant und 1876 Kommandant des 9. Armeekorps, mit welchem er am Türkenkriege teilnahm. K. nahm 16. Juli 1877 Nikopoli und erlitt 30. Juli vor Plewna, welches er gegen seine Überzeugung auf Befehl des Großfürsten Nikolaus mit unzureichenden Kräften angreifen mußte, eine empfindliche Niederlage, nahm dann an der Einschließung von Plewna bis zum Falle des Platzes teil und wurde hierauf Gehilfe des Militärgouverneurs von Warschau.

Krug (With. Traugott), vielseitiger philos. und polit. Schriftsteller, geb. 22. Juni 1770 zu Radis bei Gräfenhainichen in der preuß. Provinz Sachsen, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung zu Schulpforta, studierte in Wittenberg, Jena und Göttingen, habilitierte sich 1794 zu Wittenberg bei der philos. Fakultät, erhielt aber keine Professur, weil er als Verfasser der «Briefe über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion» (Jena u. Lpz. 1795) bekannt wurde. Im J. 1801 wurde er außerord. Professor der Philosophie zu Frankfurt a. O. Hier veröffentlichte er sein Hauptwerk, die «Fundamentalphilosophie» (Züllich. u. Freist. 1803; 3. Aufl., Lpz. 1827), in welchem er das bereits in einer frühern Schrift, dem «Entwurf eines Neuen Organon», unter dem Namen des transscendentalen Synthetismus aufgestellte System der Philosophie darzustellen begann. Nach Kants Tode ging K. 1804 als ord. Professor der Logik und Metaphysik nach Königsberg und begann hier die Herausgabe seines «Systems der theoretischen Philosophie» (3 Bde., Königsb. 1806—10; Bd. 1, 4. Aufl. 1833; Bd. 2, 3. Aufl. 1830; Bd. 3, 2. Aufl. 1823). Im J. 1809 wurde er als ord. Professor der Philosophie nach Leipzig berufen, wo er 12. Jan. 1842 starb.

Außer zahlreichen Schriften polit. und philos. Inhalts veröffentlichte K. namentlich noch ein «Allgemeines Handwörterbuch der philos. Wissenschaften» (4 Bde., Lpz. 1827—28; 5. Bd., 1829—34; 2. Aufl. 1832—34). Seine kleinern Schriften erschienen unter dem Titel «Gesammelte Schriften», (2 Bde., Braunschw., dann Lpz. 1830—41). Vgl. seine Selbstbiographie: «Meine Lebensreise in sechs Stationen, von Urceus» (Lpz. 1826; 2. Aufl. 1842), mit dem Nachtrag: «Leipziger Freuden und Leiden im J. 1830» (Lpz. 1831).

Krug von Nidda (Friedr. Albert Franz), Dichter der romantischen Schule, geb. 1. Mai 1776 zu Gatterstädt bei Querfurt, war Standartenjunker im sächs. Chevaulegersregiment des Prinzen Waldemar, wurde im russ. Feldzuge gefangen und in Kiew, dann in Bialystok interniert. Im J. 1814 als Hauptmann verabschiedet, starb er 29. März 1843 zu Gatterstädt. Er veröffentlichte das heroische Gedicht «Skanderbeg» (2 Bde., Lpz. 1823—24), außerdem: «Erzählungen und Romanzen» (2 Bde., Lpz. 1821—22), «Schwertlilien» (2 Bde., Halle 1827—30) und das histor. Drama «Heinrich der Finkler oder die Ungarnschlacht» (Lpz. 1818). Später wurden seine «Nachlaßschriften» veröffentlicht (3 Bde., Querfurt 1855—57).

Krugbäcker, am Rhein Bezeichnung von Fabrikanten thönerner Mineralwasserkrüge.

Krueger (Adalbert), Astronom, geb. 1832 zu Marienburg in Preußen, war anfangs Observator an der Sternwarte zu Bonn und als solcher einer der Hauptmitarbeiter von Argelander bei der Durchmusterung des nördl. Sternenhimmels. Später wurde er der Reihe nach Direktor der Sternwarten in Helsingfors, Gotha und Kiel, woselbst er seit Peters' Tode die von Schumacher begründeten «Astron. Nachrichten» herausgibt und die Geschäfte der daselbst begründeten internationalen Centralstelle für astron. Telegramme leitet.

Krüger (Bartholomäus), Dramatiker des 16. Jahrh., aus Spernberg bei Zossen in der Mark Brandenburg gebürtig, war 1580—87 Stadtschreiber und Organist in Trebbin; seine weitern Schicksale sind nicht bekannt. Er verfaßte das

märkische Schwankbuch «Hans Clauerts Werkliche Historien» (Berl. 1587; Neudruck, Halle 1882; von Simrock in den «Deutschen Volksbüchern», Bd. 9, als der «Märkische Eulenspiegel» modernisiert), das geistliche Schauspiel «Eine schöne und lustige neue Aktion von dem Anfang und Ende der Welt» (1580, herausg. von Tittmann in den «Schauspielen aus dem 16. Jahrh.» (Bd. 2, Lpz. 1868) und das weltliche Schauspiel «Wie die bäurischen Richter einen Landsknecht unschuldig hinrichten lassen» (nach einer Erzählung in Lauterbecks «Regentenbuch», 1580; herausg. von Bolte, Lpz. 1884).

Krüger (Franz), Porträt- und Pferdemaler, geb. 3. Sept. 1797 in Radegast bei Köthen, war in seiner Kunst Autodidakt und studierte bei großer Vorliebe für Pferde, Hunde und Jagd vor allem die Natur. Erst spät begann K. in Öl zu malen, gelangte aber bald zu großer Virtuosität. Er malte Kriegs- und Jagdscenen, Pferdeställe (man nannte ihn daher den Pferde-K.), Porträts, besonders Fürsten mit ihrem Gefolge zu Pferde in Lebensgröße, sodann Haupt- und Staatsaktionen, wie eine große preuß. Parade mit mehr als 100 wohlgetroffenen Bildnissen (1842), die Darstellung der Huldigung im J. 1840 (im königl. Schlosse zu Berlin). An den hannoverschen und öfter an den petersburger Hof gerufen, führte er an beiden Höfen die Bildnisse der Herrscherfamilien und andere Porträts aus. Als Professor an der berliner Akademie und preuß. Hofmaler starb er zu Berlin 21. Jan. 1857.

Krugrecht oder Kruggerechtigkeit, das Recht, einen Krug, d. h. eine Schenke zu halten und Gäste zu setzen.

Kruja oder Kroja, s. Athissar.

Krukenberg (Peter), namhafter Arzt und Kliniker, geb. 14. Febr. 1787 zu Königslutter, studierte in Göttingen, später in Berlin Medizin, nahm 1813 und 1814 an dem Feldzuge in dem Lützowschen Korps erst als Jäger, später als Arzt teil und wurde 1814 als außerord. Professor nach Halle berufen, woselbst er 1816 die berühmt gewordene Poliklinik gründete. Im J. 1822 wurde er als Nachfolger Nasses ord. Professor der Pathologie und Therapie, sowie Direktor des klinischen Instituts, welche Stellung er bis zu seiner Emeritierung im J. 1856 bekleidete. Er starb zu Halle 13. Dez. 1865.

K., das Muster eines pflichtgetreuen Arztes und Lehrers und durch seine kräftig-originelle Weise vielfach an Ernst Ludwig Heim (s. d.) erinnernd, hat sich um die Einbürgerung der physik. Diagnostik und der patholog. Anatomie in Deutschland sehr verdient gemacht und durch seine therapeutischen Erfolge seiner Klinik einen großen wohlbegründeten Ruf verschafft. Er veröffentlichte außer einzelnen Journalaufsätzen: «Jahrbücher der ambulatorischen Klinik zu Halle» (2 Bde., Halle 1820—24). Vgl. Barriés, «Peter K.» (Halle 1866).

Krukowiecki (Joh., Graf), poln. General, geb. um 1770, diente zuerst im poln. Heere und kämpfte dann in der franz. Kriegsepoche mit Auszeichnung im österr. Heere, war 1796 Adjutant Wurmsers und trat 1806 in den Dienst des Großherzogs von Warschau. Im J. 1813 wurde er General. Später diente er als solcher in der poln. Armee unter dem Großfürsten Konstantin. Als 1830 die Revolution in Warschau ausbrach, führte K. als General der Infanterie eine Division, wurde zum Generalgouverneur von Warschau ernannt und erwarb sich durch strenge Handhabung der Ordnung und schnelle Befestigung der Hauptstadt Verdienste. Als er nach der Schlacht bei Ostrolenka den Oberbefehlshaber Skrzynecki beleidigte, mußte er seine Stelle niederlegen und trat an die Spitze des radikalen Patriotischen Vereins. Nach den warschauer Blutscenen vom 15. Aug. 1831, zu denen K. nicht wenig beigetragen zu haben scheint, bemächtigte er sich des militärischen Oberbefehls in Warschau und wurde 17. Aug. von den Landboten zum Präsidenten der Nationalregierung erwählt. Als Paskewitsch Warschau angriff, organisierte K. die Verteidigung in sehr unvollkommener Weise und unterzeichnete nach einer Unterredung mit Paskewitsch infolge des Kampfes vom 6. Sept. (Wola) die Kapitulation der Hauptstadt. K. wurde nach Kasan verbannt. Später gestattete man ihm die Rückkehr nach Polen, wo er 1850 zu Warschau starb.

Krullhaar oder Krollhaar, gekräuseltes Roßhaar, das als feineres Polstermaterial für Sitzmöbel verwendet wird.

Krumau, Stadt im südl. Böhmen, Station der Linie St. Valentin-Budweis der Österreichischen Staatsbahnen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 7659 E. meist deutscher Zunge und hat ein deutsches Staatsgymnasium und eine landwirtschaftliche Lehranstalt. In der Umgegend sind bedeutende Industriewerke. Das Schloß, der Stammsitz des Geschlechts der Rosenberge, bewahrt noch interessante Reste aus früherer Zeit. Die Domäne Krumau, dem Areal nach eine der größten in Böhmen, kam an das fürstliche Haus Schwarzenberg, dessen Repräsentant den Titel eines Herzogs von Krumau führt.

Krumbach, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, an der Kammlach, 20 km östlich von Illertissen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts mit 1863 E., hat ein Schloß, eine Realschule, ein höheres Töchterinstitut, Leinen- und Maschinenfabrikation, sowie Handel, Hopfenbau, bedeutende Pferde- und Rindviehmärkte. Schon 1380 war es eine Stadt und kam 1805 von Österreich an Bayern. In der Nähe das Krumbad mit drei Mineralquellen.

Krumhermersdorf (vom Namen Hermann), Dorf im sächs. Regierungsbezirk Zwickau, Amtshauptmannschaft Flöha, 3 km im SO. von Zschopau, mit (1880) 2524 E., welche Strumpfwarenfabrikation und Landwirtschaft treiben.

Krumhübel, Dorf bei Schmiedeberg (s. d.) in Preußisch-Schlesien.

Krumir, s. Khrumir.

Krummacher (Friedr. Adolf), bekannt als Parabeldichter, geb. 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westfalen, studierte Theologie in Lingen und Halle, ward 1790 Konrektor am Gymnasium zu Hamm, 1793 Rektor der Stadtschule in Mörs, 1800 Professor der Theologie an der Hochschule zu Duisburg, 1807 Prediger in Kettwig in Westfalen, 1812 Generalsuperintendent und Oberhofprediger in Bernburg, 1824 Prediger an der Ansgarikirche in Bremen, trat 1844 in den Ruhestand und starb 14. April 1845. Von seinen Schriften sind die «Parabeln» (Duisb. 1805; 9. Aufl., Essen 1876) die bekanntesten. Außerdem sind zu nennen: «Die Kinderwelt» (Duisb. 1809), «Das Festbüchlein, eine Schrift fürs Volk» (Duisb. 1810), «Apologen und Paramythien» (Duisb. 1810), «Bibellatechismus» (Duisb. 1810; 14. Aufl., Essen 1875), «Leiden, Sterben und Auferstehung unsers Herrn Jesu

Chriſti. Zwölf Bilder von H. Goltzius geſtochen, Anno 1598» (Berl. 1817), «Katechismus der chriſtl. Lehre» (Eſſen 1821 u. öfter), «St. Ansgar. Die alte und die neue Zeit» (Brem. 1828), «Der Hauptmann Cornelius» (Brem. 1829), «Das Leben des heil. Johannes» (Eſſen 1833), «Das Täubchen» (4. Aufl., Düſſelthal 1859). Vgl. Möller, «Friedrich Adolf K. und ſeine Freunde» (Bonn 1849).

Gottfried Daniel K., Bruder des vorigen, Erneuerer des ſtreng prädeſtinatianiſch gerichteten Calvinismus im Wupperthal, geb. 1. April 1774 in Tecklenburg, ſtudierte in Duisburg, wurde 1798 Pfarrer zu Baerl, 1801 zu Wulfrath bei Elberfeld, 1816 in Elberfeld, wo er 30. Jan. 1837 ſtarb. Von ſeinen zahlreichen Predigten ſind zu erwähnen: «Die Wanderungen Iſraels durch die Wüſten nach Kanaan» (3. Aufl., 2 Tle., Elberf. 1850—51), die «Hauspoſtille» (Mörs 1835; neue Aufl., Weſel 1871) und «Tägliches Manna» (9. Aufl., Köln 1874).

Friedrich Wilhelm K., Sohn des Parabeldichters, geb. 28. Jan. 1796 zu Mörs, ſtudierte in Halle und Jena, wurde 1819 Hilfsprediger an der reformierten Gemeinde zu Frankfurt a. M., 1823 Prediger in Ruhrort, 1825 in Gemarke, 1834 in Elberfeld, 1847 an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, 1853 Hofprediger in Potsdam, wo er 10. Dez. 1868 ſtarb. Unter K.s Schriften ſind hervorzuheben: «Elias der Thisbiter, nach ſeinem äußern und innern Leben dargeſtellt» (6. Aufl., Köln 1874) und «Eliſa» (2 Bdchn., Elberf. 1837—41; 2. Aufl. 1844—45). Sonſt veröffentlichte er noch: «Kirchliche Lehrſtimmen» (2 Bde., Elberf. 1846), «Die Sabbatglocke» (12 Bde., Berl. 1851—58), «Salomo und Sulamith» (9. Aufl., Köln 1875). Nach ſeinem Tode erſchien ſeine «Selbſtbiographie» (Köln 1869) und «Lieder im höhern Chor» (geſammelt und herausg. von Adolf Krummacher, Köln 1871).

Krummachſe, eine durch U-förmiges Einbiegen oder Kröpfen (ſ. d.) einer Welle gebildete Kurbel.

Krummdarm, ſ. unter Darm.

Krümme (Krümpe), Vollsausdruck für die Klauenſeuche bei Schafen.

Krumme Linien, ſ. Kurve.

Krummhaue, ſoviel wie Dexel (ſ. d.).

Krummholzarbeit, Krummhölzerarbeit, Krummhälſearbeit, Arbeit der Bergleute auf ſöhligen oder flachfallenden, wenig mächtigen Flözen in liegender Stellung, mit etwas aufgerichtetem Kopfe, wodurch die Arbeiter krumme Hälſe erhielten und deshalb auch Krummhälſe genannt wurden. Die K. kommt nur noch ſelten vor und iſt meiſt durch Schrämmaſchinenarbeit erſetzt worden.

Krummholzkiefer, ſ. unter Kiefer.

Krummhorn, Blasinſtrument, ſ. Baſſethorn.

Krummofen, ſ. Schachtofen.

Krummſtab oder Hirtenſtab, ſ. Biſchofsſtab.

Krümmungsmaß, Maß der Krümmung, welche eine krumme Fläche in einem ihrer Punkte beſitzt, wird nach Gauß auf ähnliche Art berechnet wie die Krümmung, welche eine krumme Linie in einem ihrer Punkte beſitzt. Man findet die Krümmung poſitiv oder negativ, oder null, je nach Beſchaffenheit der Fläche in der Umgebung des betrachteten Punktes.

Krummzapfen, ſ. Kurbel.

Krummzirkel, ſoviel wie Greifzirkel.

Krumpen, ſ. Dekatieren.

Krümper hießen anfangs im Volksmunde die Neuausgehobenen, welche nach Scharnhorſts Idee 1808—12 in raſcher Folge in die preuß. Armee eingeſtellt wurden, um nach kurzer Ausbildungszeit wieder entlaſſen zu werden und andern Platz zu machen. Hierdurch wurde es möglich, trotz der Beſtimmung des Tilſiter Friedens, nach welcher die Armee nur 42000 Mann ſtark ſein durfte, eine waffengeübte Reſerve zu ſchaffen, mittels welcher 1813 die Linientruppen ſofort bedeutend vermehrt werden konnten. Später ging der Name auch in weitere Kreiſe über, indem man das Scharnhorſtſche Syſtem als Krümperſyſtem bezeichnete, mit dem freilich das erſt 1813 entſtandene Landwehrſyſtem nicht zu verwechſeln iſt.

Krümperpferde ſind in der deutſchen Armee außeretatsmäßige Pferde, welche durchgekrümpert werden müſſen, d. h. für welche keine Rationen empfangen werden dürfen und welche zur Anfuhr von Fourrage, Lebensmitteln, Sand für die Reitbahnen und ähnliche Nebendienſte verwendet werden.

Krümperſyſtem, ſ. unter Krümper.

Krumeger, ſ. Kru.

Krupa, Marktfleden in Bosnien, ſ. Crupa.

Krupanj, Fleden in Serbien, Kreis Podrinje, 30 km ſüdöſtlich von Losnitza gelegen, mit 900 E. und einer Bleihütte. Die Umgebung iſt ſehr reich an Blei- und Antimonerzen.

Krupino, See im ruſſ. Gouvernement Nowgorod, Kreis Tichwinsk, auf der Waſſerſcheide zwiſchen der Wolga und dem Ladogaſee, iſt einerſeits durch einen Kanal mit dem Fluſſe Waltſchina und dadurch mit dem Syſtem der Wolga, andererſeits mit dem See Lebedinyi verbunden, der in den Ladoga abfließt.

Krupp oder Croup (in der ſchott. Volksſprache ſoviel wie Häutchen), kruppöſe Entzündung, kruppöſer Prozeß, in der neuen Medizin alle jene, beſonders auf der Schleimhaut und auf entblößten Haut- oder Geſchwürsflächen vorkommenden Entzündungen, welche eine Ausſchwitzung eines eigentümlichen, zwar gerinnenden, daher rahmähnliche Häute (Afterhäute, Pſeudomembranen) bildenden, aber nicht zur Gewebsbildung, ſondern nur zu eiterigem Zerfall geneigten Faſerſtoffs verurſachen. In dieſem Sinne gehören hierher z. B. die Ruhr und die gewöhnliche (ſog. kruppöſe) Lungenentzündung.

Im engern Sinne bezeichnet der Name K. oder häutige Bräune (Angina membranacea) den Kehlkopfskrupp, d. h. eine kruppöſe Entzündung der Schleimhaut des Kehlkopfes und der Luftröhre, welche vorzüglich Kinder bis in das 12. Jahr befällt, am meiſten bei feuchter und kalter Witterung, bei wehenden Nord- und Oſtwinden und in niedrig liegenden, feuchten Gegenden, an Seeküſten, Flüſſen u. dgl. zu herrſchen pflegt und meiſt tödlich verläuft. Die Entzündung fängt gemeiniglich mit ziemlich ſtarkem Fieber und mit einer verdächtig klingenden Heiſerkeit, bisweilen aber auch ganz plötzlich und unerwartet, ohne alle Vorboten an und verrät ſehr bald ihre gefährliche Natur durch die ſich einſtellende und immer wachſende Ängſtlichkeit der Kranken beim Atemholen, mühſames, pfeifendes Ein- und Ausatmen, groben, rauhen, bellenden, ſchließlich ganz klangloſen Ton des Huſtens (Krupphuſten), oft auch Schmerz im Kehlkopf. Häufig geht eine kruppöſe Entzündung im Rachen und in den Mandeln vorher. Die Krankheit bildet ſich gemeiniglich ſchnell, in einem oder einigen

Tagen aus und tritt oft in einzelnen Anfällen (Kruppanfällen) auf, die durch Stunden oder Tage anscheinender Besserung voneinander getrennt sind. Die häutige Bräune hat ihren Sitz im Kehlkopfe und in der Luftröhre, geht zuweilen bis in die Verästelungen derselben in die Lungen und besteht in einer Entzündung der innern Schleimhaut dieser Teile, wobei sich schnell gerinnbare Ausschwitzungen bilden, welche die Luftwege verstopfen. Oft werden daher mit dem Husten häutige, zuweilen röhrenförmige Stücke dieser Gerinsel ausgeworfen, welche nicht selten vollkommene Abgüsse der Luftröhrenzweige darstellen. Durch die Auffüllung der Luftröhre wird der Zutritt der atmosphärischen Luft in das Innere der Lungen und die belebende Verbindung des Blutes mit dem Sauerstoff der Atmosphäre verhindert; daher die schnell zunehmende Schwäche, die eintretenden Symptome der Kohlensäurevergiftung (bläuliche Verfärbung des Gesichts, Schlafsucht ꝛc.) und der baldige Tod durch Ersticken des Kranken, meist am dritten oder vierten Tage. Von Diphtheritis (s. d.) unterscheidet sich der Kehlkopfkrupp besonders dadurch, daß bei ihm die entzündliche Ausschwitzung nur auf die Oberfläche, nicht wie bei jener zugleich in das Gewebe der Schleimhaut abgelagert wird und nur eine eiterige Schmelzung erfährt, wogegen bei Diphtheritis oft die ganze erkrankte Schleimhaut brandig zerfällt.

Der K. ist eine sehr mörderische Krankheit, die um so geringere Aussicht auf Genesung bietet, je zarter und kleiner die Kinder sind, die von ihm ergriffen werden; Kinder, welche das siebente Lebensjahr überschritten haben, gewähren die meiste Aussicht auf Genesung. Was die Behandlung der häutigen Bräune anbetrifft, so suche man die Kinder zunächst durch regelmäßige kalte Waschungen des Halses und der Brust gegen ungünstige Witterungseinflüsse gehörig abzuhärten; gegen rauhe Nordost- und Nordwinde soll man sie unter allen Umständen möglichst schützen, namentlich zu Zeiten, wenn der K. epidemisch herrscht. Fürchtet man, daß bei einem Kinde der K. im Anzug ist, so bringe man dasselbe schleunigst bis zur Ankunft des Arztes in das Bett, versuche es durch warmes Getränk und warme Umschläge auf den Hals zum Schwitzen zu bringen und stelle im Krankenzimmer durch Verdampfen kochenden Wassers oder durch einen Zerstäubungsapparat eine möglichst feuchtwarme Luft her; die weitere Behandlung muß durchaus dem Arzt überlassen bleiben. Die Hauptmittel bei der häutigen Bräune sind: anhaltende Eisumschläge über den Hals, bisweilen Blutegel an den Hals, Hautreize, Einatmungen lösender und verflüssigender Mittel (Kalkwasser, Milchsäure, Alkalien ꝛc.), Brechmittel und kalte Übergießungen. Treten trotzdem Erstickungsanfälle ein, so ist nur von der rechtzeitigen Ausführung des Luftröhrenschnittes Rettung zu erwarten. (S. Tracheotomie.)

Krupp (Alfred), Besitzer des größten Gußstahlwerks der Erde, hochverdient um die deutsche Stahlindustrie, geb. 26. April 1812 zu Essen. Sein Vater Friedrich Krupp (geb. 1787) besaß in der Nähe von Essen (Altenessen) ein durch Wasser getriebenes kleines Hammerwerk und beschäftigte sich dort seit dem Jahre 1810 mit Versuchsarbeiten zur Auffindung eines guten Verfahrens zur Herstellung des Tiegelgußstahls und der Fabrikation desselben für einlaufende kleine Aufträge. Im J. 1816 errichtete derselbe bei Essen, im Centrum der heutigen Gußstahlfabrik, ein kleines Werk. Wenn auch das damalige Produkt zu manchen Zwecken ausgezeichnet befunden wurde, namentlich zu Stempeln für Münzen, Medaillen, Knöpfen u. dgl., so war doch der Verbrauch davon und deshalb die Thätigkeit der Fabrik gering, und als 8. Okt. 1826 Friedrich K. im Alter von 39 Jahren, nach Aufopferung eines ansehnlichen Vermögens und ursprünglich großer That- und Lebenskraft in seinen Hoffnungen getäuscht, starb, war die Fabrik kaum noch beschäftigt. Dies Schicksal war in den damaligen Verhältnissen begründet. Erst 25 Jahre später begann die Verwendung des Gußstahls für neu gefundene nützliche Verwertung in größerm Maßstabe.

Gemäß Testament wurde (1826) die Fabrik von der Witwe, Therese K., geb. Wilhelmi, unter der Leitung des ältesten Sohnes, Alfred K., fortgeführt. In spätern Jahren war der jüngere Bruder, Hermann K., lange Zeit thätiger Mitarbeiter. Derselbe ging aber, vor der größern Entwickelung der Fabrik, in eine andere Industrie über.

Am 24. Febr. 1848 wurde die Fabrik dem heutigen alleinigen Besitzer übertragen. Alfred K. hat die Firma Friedrich Krupp beibehalten zu Ehren seines Vaters, der, da demselben im Leben materieller Erfolg versagt war, doch als der ursprüngliche Gründer des Werks im Andenken anerkannt und gefeiert bleiben sollte. Auch nach Friedrich K.s Tode hatte die Fabrik noch lange mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nur mittelst finanzieller Unterstützung treuer Verwandten und Freunde gelang es, die Fabrik zu erhalten und, wenn auch langsam, eine wachsende Lebensfähigkeit zu erringen.

Die erste große Weltausstellung in London (1851), woselbst die Fabrik unter anderm den größten Tiegelguß, hochpolierte harte Walzen und eine 6-Pfünder-Mantelkanone mit Gußstahlrohr, kurz anderwärts nie Erreichtes präsentierte und dafür ausschließlich mit der Council Medal ausgezeichnet wurde, begründete den Weltruf des Etablissements. Von da an verdoppelte sich von Jahr zu Jahr eine lange Periode hindurch die Thätigkeit und die Ausdehnung der Werke. Die Beschickung einer frühern Ausstellung in Berlin (1844) hatte der Fabrik schon die goldene preußische Medaille gebracht.

Zuvörderst nach der londoner Ausstellung nahm die Fabrikation von Eisenbahnmaterial aus Gußstahl den ersten Platz ein: Achsen, Federn und Bandagen. Letztere, geschützt durch Erfindungspatent zu Gunsten von Alfred K., veranlaßten den ersten namhaften Aufschwung der Fabrikthätigkeit. Aus solchem Betriebe konnten erst die Mittel geschöpft werden zur Errichtung der großen Werkstätten und maschinellen Vorrichtungen, welche die Fabrikation von Geschützen von dann ab, in starker Progression wachsend, erforderte.

Die Bestrebungen K.s, Feuerwaffen aus Gußstahl herzustellen, datieren aus den vierziger Jahren. Im J. 1847 fertigte und lieferte K. einen 3-Pfünder nach Berlin, der 1849 durch die königl. Artillerie-Prüfungskommission probiert worden ist und die Vortrefflichkeit des Materials ergab. Diese Kanone war, ebenso wie die zunächst später gefertigten Kanonen, ein glatter Vorderlader. Zur vollen Geltung kam der Gußstahl mit der Einführung der gezogenen Hinterladungsgeschütze.

Von besonderer Bedeutung für diese Geschütze war die Konstruktion des K.schen Rundkeilverschlusses (1864), der bei allen später von der

Gußstahlfabrik gefertigten Kanonen angewendet worden ist und der seine Kriegsbrauchbarkeit in mehrern Feldzügen bewährt hat.

Nach Abschluß der Verschlußkonstruktion ging K. an die weitere Ausbildung des Aufbaues der Rohre, der innern Seeleneinrichtung, der Lafettierung, der Munition. Die Rohre wurden entsprechend der verlangten Haltbarkeit aus mehreren Schichten aufgebaut. Die innere Einrichtung der Seele wurde auf Grundlage ausgedehnter Versuche von Jahr zu Jahr verbessert; die Ladungen wurden gesteigert, die Geschosse wurden in der Führung verbessert und dann in zweckmäßiger Weise verlängert und schwerer gemacht, Perkussions- und Zeitzünder wurden konstruiert und durchprobiert. In Betreff der Lafetten wurden die vorhandenen Systeme verbessert, in vielen Teilen neu konstruiert. In dieser Weise entstand das Kruppsche Geschützsystem. Es kennzeichnet sich dasselbe durch folgende Eigentümlichkeiten: Die Rohre sind ganz aus Tiegelstahl hergestellt, haben große Länge (bis zu 35 Kaliber und mehr). Dieselben schießen 3,5—6 Kaliber lange Geschosse mit großen Ladungen und sehr guter Treffsähigkeit. Die Bedienung der Geschütze ist bequem, dabei sind die Lafetten möglichst einfach gehalten. Die Kruppschen Stahlpanzergranaten haben bei allen bisherigen Vergleichsversuchen den Sieg über Geschosse gleicher Art von andern Fabriken davongetragen. Sie durchschießen die Compound- und Stahlplatten ebenso glatt, wie dies früher bei Schmiedeeisen der Fall war. Durch die Anwendung des Stahls auf die Zündergranaten und die Shrapnels ist die Wirkung dieser Geschosse ebenfalls ganz erheblich vergrößert worden.

Entsprechend den Fortschritten der Gußstahlfabrikation einerseits und den gesteigerten Ansprüchen an Artilleriewirkung andererseits wuchsen die Geschütze von Jahr zu Jahr. Auf der londoner Ausstellung 1851 hatte K. neben einem Stahlguß von 2000 kg Gewicht einen 6-Pfünder ausgestellt. Auf der pariser Ausstellung 1867 war K. durch eine 14zöllige Kanone von 50000 kg Gewicht und einen Guß von 40000 kg Gewicht vertreten. Im J. 1873 war in Wien ein Guß von 52500 kg Gewicht ausgestellt. Mehr noch wie aus vorstehenden Zahlen ist aus den Ladungsgewichten der Fortschritt der Kanonen ersichtlich. Dieselbe 24 cm-Kanone, welche 1867 für 12—16 kg Ladung konstruiert wurde, schießt jetzt mit 50 kg Pulver. Während das schwerste Geschütz 1862 9000 kg wog, ist jetzt das Rohrgewicht bis auf 120000 kg bei der 35 Kaliber langen 40 cm-Kanone gewachsen. Es schießt dieses Rohr Geschosse von 1050 kg Gewicht mit 330 kg Pulver, wobei eine Anfangsgeschwindigkeit von wenigstens 530 m erreicht wird. K. hat bis jetzt (1885) über 200000 Kanonen geliefert, die sich auf 34 verschiedene Staaten verteilen. In dieser Zahl sind alle Kaliber und Rohrsorten vertreten: Gebirgs-, Feld-, Festungs-, Belagerungs-, Küsten- und Schiffskanonen, ferner Feld-, Festungs- und Belagerungshaubitzen und Mörser. (Vgl. Geschütz.)

Bis in die sechziger Jahre wurde auf der Gußstahlfabrik ausschließlich Tiegelgußstahl erzeugt, dann kamen auch die neuern Stahlbereitungsverfahren von Bessemer und Siemens-Martin zur Einführung, welche eine billigere Massenproduktion ermöglichten, aber ein in Qualität dem Tiegelgußstahl nachstehendes Produkt ergeben. In Verbindung damit wurde die Fabrikation von Eisenbahnschienen aus Stahl aufgenommen und die Fabrikation von Eisenbahnmaterial überhaupt bedeutend ausgedehnt. Die Artikel, welche die Gußstahlfabrik, abgesehen von den Geschützen, zur Zeit liefert, sind: Schienen, Achsen, Bandagen, Räder, Federn für die Eisenbahnen, Kessel- und Schiffsbleche, Schiffswellen, besonders schwere Kurbelwellen, sowie sonstige große Schmiedestücke aus Stahl und Flußeisen für Schiffe und Maschinen, Walzen, Stahlgußstücke, Façonstahl und anderes Stahlmaterial für die verschiedensten Gebrauchszwecke. Die Gesamtproduktion 1881 betrug 260000 t an Stahl und Eisen.

Die Hauptspezialität der Gußstahlfabrik blieb aber auch nach Einführung der andern Stahlbereitungsverfahren die Herstellung des Tiegelgußstahls in großen Blöcken. Für Kanonen blieb derselbe nach wie vor ausschließlich in Anwendung; sämtliche Teile der Kanonen werden nur aus dem reinsten und zähesten Tiegelgußstahl gefertigt, weil nach Erfahrung der Fabrik alle andern Eisen- oder Stahlgattungen unzuverlässig und nicht geeignet sind, den großen Anstrengungen, welchen, namentlich im Kriegsfalle bei strengem Gebrauche, das Material der Geschütze unterworfen wird, zu widerstehen.

Seit Mitte der sechziger Jahre haben die Kruppschen Werke dadurch noch bedeutenden Zuwachs erhalten, daß K., um sich den Bezug guten und gleichmäßigen Rohmaterials zu sichern und sich von andern Fabrikanten unabhängig zu machen, eigene Eisenstein- und Kohlengruben und eigene Hohofenwerke erwarb und anlegte, welche hinreichen, um den Bedarf der Gußstahlfabrik an Kohlen und Roheisen vollständig zu decken.

Die jetzige Bewaffnung der deutschen, wie nicht minder der österreichisch-ungarischen, der italienischen und der russischen Feldartillerie hat eine Kruppsche Geschützkonstruktion als Grundlage, und ist die gesamte Ausrüstung der deutschen Feldartillerie, sowie der Schiffs- und Küstenartillerie mit Geschützrohren aus dem Etablissement K. hervorgegangen. In Europa hat K. außerdem namhafte Lieferungen an Geschützen für Rußland, Italien, Österreich-Ungarn, Spanien, die Schweiz, Belgien, Holland, die Türkei gemacht.

Nach einer Aufnahme vom Jahre 1881 waren auf der Gußstahlfabrik 11211, auf den Hütten und Bergwerken 8394, im ganzen 19605 Arbeiter beschäftigt, welche 45776 Familienangehörige, darunter 13083 schulpflichtige Kinder hatten, alles zusammen 65381 Personen. Für das Wohl der Arbeiter und ihrer Familien ist namentlich durch eigene Wohnungen, durch die Einrichtung von Konsumanstalten, Menagen, Krankenhäusern, sowie durch Kranken- und Pensionskassen gesorgt. Zur Gußstahlfabrik selbst gehören über 3200 Familienwohnungen. Die Konsumanstalten liefern den Arbeitern sämtliche zum Lebensunterhalt erforderlichen Waren in guter Qualität und zu billigen Preisen. Dieselben haben eigene Mühle und Bäckerei, Schlächterei, Schneider- und Schuhmacherwerkstätten u. s. w., und zahlreiche Verkaufsstetten.

Die Verwaltung der Kruppschen Werke wird durch ein von dem Eigentümer eingesetztes Kollegium von teils technisch und kaufmännisch, teils juristisch gebildeten Mitgliedern («Procura» genannt) geführt, welches die Interessen der Firma nach allen Richtungen zu vertreten hat, und welchem der einzige Sohn von Alfred K., Friedrich Alfred K., als thätiges Mitglied angehört.

Kruppanfälle, s. unter Krupp (Krankheit).

Kruppe (frz. croupe), bei Pferden, oder das Kreuz liegt zwischen Lendenende und Schweifansang. Die Kruppe soll um etwa 3 cm niedriger stehen als das Widerrist des Pferdes, gerade, aber nicht zu horizontal, auch recht lang (ein Drittel der Körperlänge) sein. Formverschiedenheiten: die gerade K. (ist die beste Form); ihr schließen sich an die ovale, die melonenförmige, die schüssige K. (bei ihr große Tragfähigkeit des Pferdes, doch keine Folge), die gespaltene K. (meist auch breit und durch starke Muskeln ausgezeichnet), die Kuppelkruppe (kurz, gewölbt, mit tiefem Schweifansatz, deshalb fehlerhaft), Schweinekruppe oder abgeschlissene K. (abschüssig wie ein Dach, kurz, schmal, mager, deshalb schlecht), spitze K. (auf derselben ein höckeriger Kamm).

Krüppelwalm oder Walmdach, s. u. Dach.

Keuppshusten, s. unter Krupp (Krankheit).

Krusch, arab. Münze = 1,68 Mark.

Kruschewatz (türk. Aladscha-Hissar), Kreisstadt in Serbien, südlich von der westl. Morawa, links vom Flusse Rasina, mit (1875) 4270 E., ist Sitz der Kreisbehörden, hat ein Untergymnasium, eine alte Kirche und Ruinen einer Burg.

Kruschka (vom deutschen «Krug»), russ. Flüssigkeitsmaß = 1,23 l.

Kruse (Friedr. Karl Herm.), deutscher Geschichtsforscher, geb. 21. Juli 1790 zu Oldenburg, machte seine Studien zu Leipzig, wurde 1816 Lehrer am Magdalenengymnasium in Breslau, wo er die Schrift «Budorgis, oder das alte Schlesien vor Einführung der christl. Religion» (Dresd. 1819) verfaßte. Im J. 1821 ward K. als außerord. Professor der Geschichte und Geographie nach Halle berufen, wo er «Deutsche Altertümer» (4 Bde., Halle 1824—28) veröffentlichte. Seinen litterarischen Ruf begründete K. aber vor allem durch sein Werk «Hellas» (3 Bde., Lpz. 1825—27). Im J. 1828 als ord. Professor der allgemeinen und russ. Geschichte an die Universität zu Dorpat berufen, veröffentlichte er «Anastasis der Waräger» (Reval 1841), «Necrolivonica» (Dorp. 1842), «Urgeschichte der Ostseeprovinzen» (Mosk. 1846), «Chronicon Nortmannorum» (Dorp. 1850). Seine letzten Lebensjahre verbrachte K. in Deutschland; er starb 23. Aug. 1866 zu Gohlis bei Leipzig.

Sein Vater, Karsten K., auch verdient als Geschichtsforscher, geb. 9. Aug. 1753 zu Hiddigwarden im Großherzogtum Oldenburg, seit 1812 Professor der histor. Hilfswissenschaften zu Leipzig, starb daselbst 4. Jan. 1827. Sein Hauptwerk ist der «Atlas und Tabellen zur Übersicht der Geschichte aller europ. Länder und Staaten» (4 Hefte, Lpz. 1804—12; 6. Aufl., bearb. von seinem Sohne, 1841).

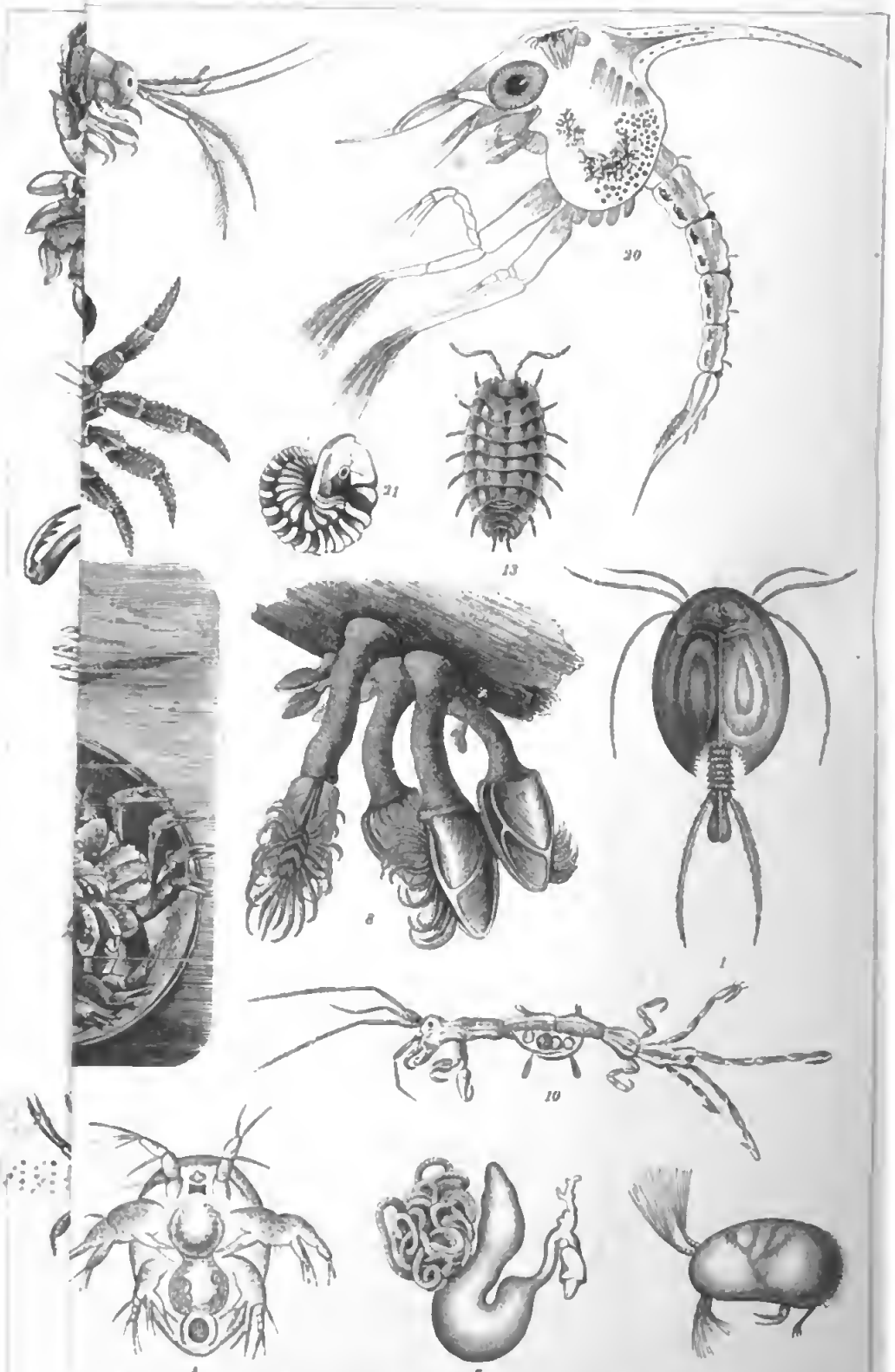
Kruse (Heinr.), Dichter und Publizist, geb. 15. Dez. 1815 zu Stralsund, studierte 1833—37 in Bonn und Berlin Philologie, lebte 1837—44 größtenteils im Auslande, hauptsächlich in England, war 1844—47 Gymnasiallehrer in Minden, 1847—48 Mitredacteur der «Kölnischen Zeitung», 1848—49 Redacteur der «Deutschen Zeitung» in Frankfurt a. M., 1849 Mitredacteur, seit 1855 Chefredacteur der «Kölnischen Zeitung», lebte seit 1872 als Vertreter des Blattes in Berlin, zog sich aber 1884 nach Bückeburg zurück. Nachdem früher kleine poetische Arbeiten, Seegeschichten (gesammelt Stuttg. 1880) u. s. w. von ihm erschienen und beifällig aufgenommen waren, machte er sich später als dramatischer Dichter einen Namen. Sein, mit einem Schillerpreis gekrönten Erstlingsdrama «Die Gräfin» (Lpz. 1868; 4. Aufl. 1873) folgte 1870 «Wullenwever» (3. Aufl. 1878), 1870 «König Erich» (2. Aufl. 1873), 1872 «Moritz von Sachsen», 1874 «Brutus» (2. Aufl. 1882), 1876 «Marino Faliero», 1877 «Das Mädchen von Byzanz», 1878 «Rosamunde», 1879 «Der Verbannte» (2. Aufl. 1881), 1880 «Raven Barnekow», 1881 «Witzlav von Rügen», 1882 «Alexei». K.s dramatische Vorzüge bestehen in einem knappen, kernigen Dialog und einer meist scharf ausgeprägten Charakteristik der Personen. Gegenüber den auf möglichste Beschränkung des Scenenwechsels gerichteten Bestrebungen vertritt K. dessen Berechtigung.

Keusenstern (Adam Joh. von), ausgezeichneter russ. Seemann und Reisender, geb. 8. (19.) Nov. 1770 zu Haggud in Estland, erhielt seine Bildung in Reval und im Seekadettenkorps zu Kronstadt, beteiligte sich am Kriege gegen Schweden von 1787 bis 1789 und war 1793—99 auf brit. Schiffen in Nordamerika, Afrika und Asien. Alexander I. beauftragte K. mit einer wissenschaftlich-merkantilischen Expedition, welche die den Russen damals zugehörende Nordwestküste Amerikas näher untersuchen und mit den Japanesen Handelsverbindungen anknüpfen sollte. Er segelte 7. Aug. 1803 aus dem Hafen von Kronstadt ab, wo er 19. Aug. 1806, ohne einen Mann verloren zu haben, wieder landete. Diese erste russ. Weltumsegelung war durch verschiedene neue Entdeckungen und die genaue Aufnahme und Erforschung früher wenig bekannter Länder und Meere, wie der Meerenge von Sangar, der Westküste der Insel Jeso, der Straße Laveyrouse, der Küste der Insel Sachalin, der Kurilen, der Ostküste Kamtschatkas und der Aleuten, eine der ergebnisreichsten der neuern Reisen, deren Resultate K. in «Reise um die Welt 1803—6» (3 Bde., Petersb. 1810—12, mit einem Atlas von 104 Tafeln) niederlegte. Von den spätern Arbeiten K.s sind die «Beiträge zur Hydrographie der größern Oceane» (Lpz. 1819), der «Atlas de l'océan pacifique» (2 Bde., Petersb. 1824—27), der «Recueil de mémoires hydrographiques» (2 Bde., Petersb. 1824—27) und die «Suppléments au recueil de mémoires hydrographiques» (Petersb. 1826) wichtig. Seit 1826 Kontreadmiral, bekleidete K. 1827—42 die Stelle eines Direktors des Seekadettenkorps und rückte unterdessen 1829 zum Vizeadmiral und 1841 zum Generaladmiral auf. Er starb 12. (24.) Aug. 1846 auf seinem Landgute Aß in Estland und wurde in der Ritter- und Domkirche zu Reval beigesetzt; vor dem Seekadettenhause in Petersburg ist ihm 1876 ein ehernes Denkmal errichtet.

Paul von K., Sohn des vorigen, geb. 1809, hat sich durch seine mit dem Grafen Alexander Keyserling (s. d.) 1843 unternommene Expedition nach der Petschora bekannt gemacht und lieferte zu Keyserlings «Wissenschaftlichen Beobachtungen auf einer Reise in das Petschoraland» (Petersb. 1846) den geograph. Teil. Die mit Baron Alexander Budberg unternommene Reise zur Mündung des Jenissei beschrieb er in Ermans «Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland» (Bd. 23, Berl. 1864). Er starb als russ. Vizeadmiral 20. Dez. 1881 auf seinem Gute Aß bei Klein-Marien in Estland.

Krustaceen (Crustacea), s. Krustentiere.

Krustentiere, Krebstiere (Crustacea) oder Krebse im weitern Sinne nennt man die nächst



1. Ki[illegible]s (von unten). 5. Barschlaus (Achtheres percarum). 6. Blattförmige Fischlaus (Argulus foliac[illegible]ammarus pulex). 10. Caprella linearis. 11. Lausassel (Cymothoa oestrum). 12. Bohrassel (Lim[illegible]chen). 16. Flufskrebs (Astacus fluviatilis). 17. Froschkrabbe (Ranina dentata). 18. West-indis[illegible]on Cancer Pagurus. 21. Calymene (Trilobit aus der Silurformation). 22. Amerikanische [illegible]).

den Insekten zahlreichste Klasse der Gliedertiere, welche, mit nur wenigen Ausnahmen, im Wasser sich aufhält und offenbar die niederste Stufe der Gliedertiere überhaupt darstellt. Ihr wesentliches Unterscheidungszeichen besteht in der Existenz von meist zwei Fühlerpaaren, mehrfachen Kaufüßen, meist zusammengesetzten Augen und Gliedmaßen an dem Hinterleibe, der bei Insekten und Spinnentieren keine Füße trägt. Der Körper besteht nur selten aus drei getrennten Abteilungen, meist sind Brust und Kopf zu einem einzigen Stücke, der Kopfbrust (Cephalothorax) verschmolzen. Die dem Munde genäherten Gliedmaßen (Kieferfüße oder Kaufüße) zeigen die größte Veränderlichkeit. Bei einigen schmarotzenden oder festgewachsenen Gattungen verschwinden die in der Jugend vorhandenen Gliedmaßen entweder vollständig oder werden zu Klammern und Klauen umgewandelt. Die Haut ist meistens zu einem festen Panzer erstarrt; die Atmung geschieht gewöhnlich durch Kiemen oder durch die Haut, bei einigen Asseln durch verzweigte Luftsäcke. Die zusammengesetzten Augen stehen häufig auf Stielen. Nur eine Ordnung, die Rankenfüßer, sind Zwitter, alle übrigen getrennten Geschlechts. Bei den meisten findet eine sehr auffallende Metamorphose durch verschiedene Larvenzustände hindurch statt und oft gleichen die Larven (z. B. die der Krabbe, Zoëa genannt, s. Tafel: Krustentiere, Fig. 20) den ausgewachsenen Tieren so wenig, daß man sie früher besondern Ordnungen und Gattungen zuwies. K. leben in allen Gewässern und unter allen Zonen, häufig in ungemein großen Mengen; viele sind vortreffliche Schwimmer, andere bewegen sich laufend oder springend. Die niedersten Formen sind Schmarotzer oder an den Boden geheftet im reifern Alter. Bei der Menge der Übergangsformen hat man stets große Schwierigkeiten für die systematische Einteilung gefunden.

Man teilt die K. in folgende Ordnungen ein:

I. **Niedere Krebse** (Entomostraca). 1) Blattfüßer (s. d.), Phyllopoda, zu denen der merkwürdige Kiemenfuß (Apus productus, Tafel: Krustentiere, Fig. 1) des süßen Wassers gehört; mit ihnen waren vielleicht die längst ausgestorbenen Trilobiten (s. d.) verwandt (z. B. Calymene aus dem Silur, Fig. 21); 2) Muschelkrebse (Ostracoda) mit zahlreichen kleinen Formen des Meeres und der süßen Gewässer (z. B. Notodromus monachus, Fig. 2); 3) Copepoden (Copepoda), von denen es frei lebende Formen (z. B. den einäugigen Hüpferling des süßen Wassers, Cyclops canthocarpoides, Fig. 3) und parasitische (z. B. die Barschlaus, Achtheres percarum, Fig. 5, die Karpfenlaus, Argulus foliaceus, Fig. 6, der Wurmkrebs, Lernaea branchialis, Fig. 7, auf Kiemen von Seefischen) gibt. Die meisten durchlaufen nach dem Verlassen des Eies eine Metamorphose (s. Larve, sog. Nauplius von Cyclops, Fig. 4); 4) Rankenfüßler (Cirripedia), sämtlich Meerbewohner, die im erwachsenen Zustande nach einem freien Larvenstadium wie die Entenmuschel (s. d., Lepas anatifera, Fig. 8) festsitzend werden.

II. **Höhere Krebse** (Malacostraca). 1) Ringkrebse (Arthrostraca), teils Wasser-, teils Landbewohner, zu denen die Flohkrebse (Amphipoda, s. d.), z. B. Gammarus pulex, Fig. 9), die Kehlfüßler (z. B. Caprella linearis, Fig. 10), die Asseln (s. d., z. B. die auf Fischen schmarotzende Lausassel, Cymothoa oestrum, Fig. 11, die für hölzerne Hafenbauten gefährliche Bohrassel, Limnoria terebrans, Fig. 12, die auf dem Lande lebende Mauerassel, Oniscus murarius, Fig. 13) gehören; 2) Schalenkrebse (Thoracostraca) mit den Untergruppen der Maulfüßer (Stomatopoda mit dem Heuschreckenkrebs [s. d.], Squilla mantis, Fig. 14), der Spaltfüßer (Schizopoda, hierher Mysis vulgaris, Fig. 15, ein Hauptfutter der Seefische); 3) Zehnfüßler (Decapoda), zu denen die langschwänzigen, echten Krebse (s. Krebse) mit dem Flußkrebs (Astacus fluviatilis, Fig. 16), dem Hummer (s. d.), Garneelen (s. d., z. B. Crangon vulgaris, Tafel: Aquarium, Fig. 4), Garnaten (s. unter Garneelen, z. B. Palaemon serratus, Tafel: Aquarium, Fig. 7) und den Bernhardskrebsen (s. d., z. B. Pagurus Bernardus, Tafel: Aquarium, Fig. 14) gehören, sowie die kurzschwänzigen Krabben (s. d.) mit zahlreichen Arten, wie die Froschkrabbe (Ranina dentata, Tafel: Krustentiere, Fig. 17), die Taschenkrebse (der große, Cancer pagurus, Tafel: Aquarium, Fig. 8, der kleine, Carcinus maenas, Fig. 16), die Landkrabben (z. B. Gecarcinus ruricola von Westindien, Tafel: Krustentiere, Fig. 18) und die Wollkrabben (z. B. die gemeine Wollkrabbe, Dromia vulgaris, Tafel: Krustentiere, Fig. 19) gehören. Die eigentümlichen Schwertschwänze (z. B. der amerik. Limulus polyphemus, Fig. 22) werden von manchen Forschern zu den Spinnen gerechnet. Aus der Litteratur ist als Hauptwerk über die Krebstiere hervorzuheben: Milne-Edwards, «Histoire naturelle des crustacés» (3 Bde., Par. 1834—41).

Krustische Instrumente (vom grch. κρούειν, klappern lassen, schlagen, hämmern), auch Schlaginstrumente, ist die Bezeichnung für alle Tonwerke, bei denen der Klang durch Schlagen, Klopfen, Reiben oder Reißen hervorgerufen wird, wie Glocken, Becken, Trommeln, Triangel, Pauken, Zither, Klavier und überhaupt alle Tasteninstrumente.

Krylow (Iwan Andrejewitsch), berühmter russ. Fabeldichter, geb. 13. Febr. 1768 zu Moskau, schrieb in seinem 16. Jahre die Oper «Die Kaffeeweissagerin», die ihm Gönner erwarb, welche ihm 1785 eine Stelle beim petersburger Kameralgericht verschafften. Im J. 1786 vollendete er eine Tragödie «Philomela»; 1788 ward er im Kabinett der Kaiserin angestellt, nahm jedoch bald den Abschied und gab seit 1789 ein Journal, «Die Geisterpost», seit 1792 den «Zuschauer» und noch in demselben Jahre statt des letztern den «Petersburger Merkur» heraus, den er ebenfalls bald wieder aufgab. Er schrieb nun mehrere Lustspiele in Prosa, wie «Die tolle Familie» (1793), «Die Mutwilligen» und «Der Dichter im Vorzimmer» (1794), durch die er die Aufmerksamkeit Katharinas auf sich lenkte. Nach deren Tode geriet er in bedrängte Umstände, bis ihn der Fürst Galizyn 1801 als Sekretär mit sich nach Riga nahm. Nachdem er sich eine Zeit lang auf den Gütern Galizyns in Saratow aufgehalten, wandte er sich 1806 über Moskau nach Petersburg, wo er die beliebten Lustspiele «Der Modeladen» und «Eine Lehre für Töchter» (1807) auf die Bühne brachte und sich endlich, durch Dmitriew ermuntert, im Alter von 40 J. der Dichtgattung zuwendete, die sein Andenken verewigen sollte. Im J. 1809 erschien die erste Sammlung seiner Fabeln (23 an der Zahl), der 1811 und 1816 «Neue Fabeln» folgten. Im J. 1811 wurde er Mitglied der Russischen Akademie, 1812 Beamter der kaiserl. Bibliothek

und 1830 Staatsrat. Nachdem er 1841 ſein öffentliches Amt niedergelegt hatte, ſtarb er 21. Nov. 1844. Seine Fabeln ſind durch ihren echt nationalen Geiſt, durch frohe Laune, Natürlichkeit, Witz und Gutmütigkeit zu dem beliebteſten ruſſ. Volksbuche und viele einzelne Sentenzen derſelben zu Sprichwörtern geworden. Sie bilden gewöhnlich das erſte Leſebuch für Kinder und ſind daher in vielen Ausgaben (19. Ausgabe 1880) verbreitet. Unter den deutſchen Überſetzungen ſind die von Torney (Mitau 1842) und Löwe (Lpz. 1874) hervorzuheben. Eine große Sammlung der Kommentare zu den Fabeln, beſonders von J. Grot und W. Kenewitſch, und der Materialien für ſeine Biographie erſchien zu Petersburg 1868. K.s «Geſammelte Schriften», mit Biographie von Pletnew, doch unkritiſch redigiert, erſchienen in Petersburg 1847 (2. Ausg., 3 Bde., 1859).

Krym, ſ. Krim.

Krynica, Dorf in Weſtgalizien, in der Bezirkshauptmannſchaft Neu-Sandec, 8 km nordöſtlich von Muszyna (Station der Bahn Tarnów-Leluchow), mit trefflich eingerichteter Brunnenanſtalt, hat eine meteorolog. Station, eine gymnaſtiſche und Flußbäderanſtalt, ein großes Badehaus, eine gedeckte Wandelbahn und Parkanlagen und zählt (1881) 1823 E. Die 14 Mineralquellen ſind ſämtlich kalkhaltige, an freier Kohlenſäure ſehr reiche Eiſenſäuerlinge. Vgl. Ditl, «Der Kurort K.» (Krak. 1857).

Kryolith, ein in Grönland neben den Varietäten Thomſenolith, Pachnolith und Chiolith ſich findendes, aus Fluoraluminium und Fluornatrium beſtehendes, in techniſcher Hinſicht ſehr wichtiges, an ſich farbloſes Mineral von monoklinen Kryſtallformen und geringer Härte, welches ſehr leicht ſchmilzt und ziemlich ſtark durchſcheint; es beſteht aus 54,2 Teilen Fluor, 13,0 Teilen Aluminium und 32,8 Teilen Natrium, entſprechend der Formel $3NaF + AlF_3$, und dient zur Fabrikation von Soda, ſchwefelſaurer Thonerde, Alaun und Aluminium; in neuerer Zeit ſtellt man daraus auch ein porzellanähnliches Glas, das ſog. Heißgußporzellan, in der American hot cast porcelain Company in Pittsburg (in Pennſylvanien) dar. Man führt von dem K. jährlich gegen 10000 t (à 1000 kg) aus Grönland aus, und zwar 6000 t nach den Vereinigten Staaten und 4000 t nach Europa. Das K. iſt ſeit 1800 bekannt und wurde lange Zeit als mineralog. Seltenheit teuer bezahlt, bis es 1822 zu Evigtok am Arkſutfjord in Südgrönland in mehrern bis zu 2 m mächtigen Lagern im Gneis entdeckt wurde.

Kryolithglas, ſ. Heißgußporzellan.

Kryophor (grch.), ein von Wollaſton (1813) erfundenes Inſtrument (ſ. nachſtehende Figur), um mittels der Verdunſtungskälte künſtliches Eis zu erzeugen. Der K. beſteht aus einer Glasröhre, die an

beiden Enden unter rechtem Winkel nach unten umgebogen iſt und die je in eine gläſerne Hohlkugel ausläuft. In der Kugel B befindet ſich etwas Waſſer; ſonſt iſt das ganze Inſtrument luftleer und nur mit Waſſerdünſten erfüllt. Taucht man die Kugel A in eine Kältemiſchung (Eis und Kochſalz), ſo ſchlagen ſich durch die Kälte die Dünſte, deren Druck die weitere Verdunſtung des in der Kugel B befindlichen Waſſers hindert, in der Kugel A nieder; es entſtehen nun aus dem Waſſer der Kugel B ſehr raſch Dünſte, die ebenſo ſchnell in der Kugel A kondenſiert werden, wodurch aber wieder eine ſehr lebhafte Verdunſtung des Waſſers in der Kugel B entſteht u. ſ. w. Durch dieſe im raſchen Fortgange erhaltene Verdunſtung des Waſſers in der Kugel B wird dem in dieſer zurückbleibenden Teile des Waſſers immer mehr Wärme entzogen, bis es endlich gefriert.

Krypta (grch.), urſprünglich der das Grab eines Märtyrers enthaltende Raum unter dem Altar der altchriſtl. Kultusſtätten, die man vorzugsweiſe über Gräbern von Heiligen anzulegen pflegte. Als ſpäter die chriſtl. Religion ſich auch über Gegenden verbreitete, in welchen es Märtyrergräber nicht gab, übertrug man die Reliquien von Heiligen und ſetzte ſie unter dem Altar von neuerbauten Kirchen bei. Die Gruft unter der Kirche wurde dann oft unter den ganzen Chor hin erweitert; ihr Gewölbe mußte dann natürlich auch von Pfeilern oder Säulen geſtützt und der darüber befindliche Chor mehr oder weniger durch Stufen erhöht werden. Auf dieſe Weiſe entſtanden ganze unterirdiſche, nur ſpärlich durch kleine Fenſter erleuchtete Kapellen mit zwei oder drei Schiffen, welche durch Treppen vom Langhauſe aus zugänglich waren. Sie wurden ſtets mit einem beſondern Altar verſehen und dienten dem Todtenkultus. Die Krypten gehören vorzugsweiſe der Zeit der roman. Baukunſt, alſo dem 11. bis 13. Jahrh. an; doch ſind ſie auch in got. Kirchen nicht gerade ſelten und dienten als Grabſtätten von Biſchöfen und andern vornehmen Perſonen. Verſchieden von ihnen ſind die Katakomben (ſ. d.).

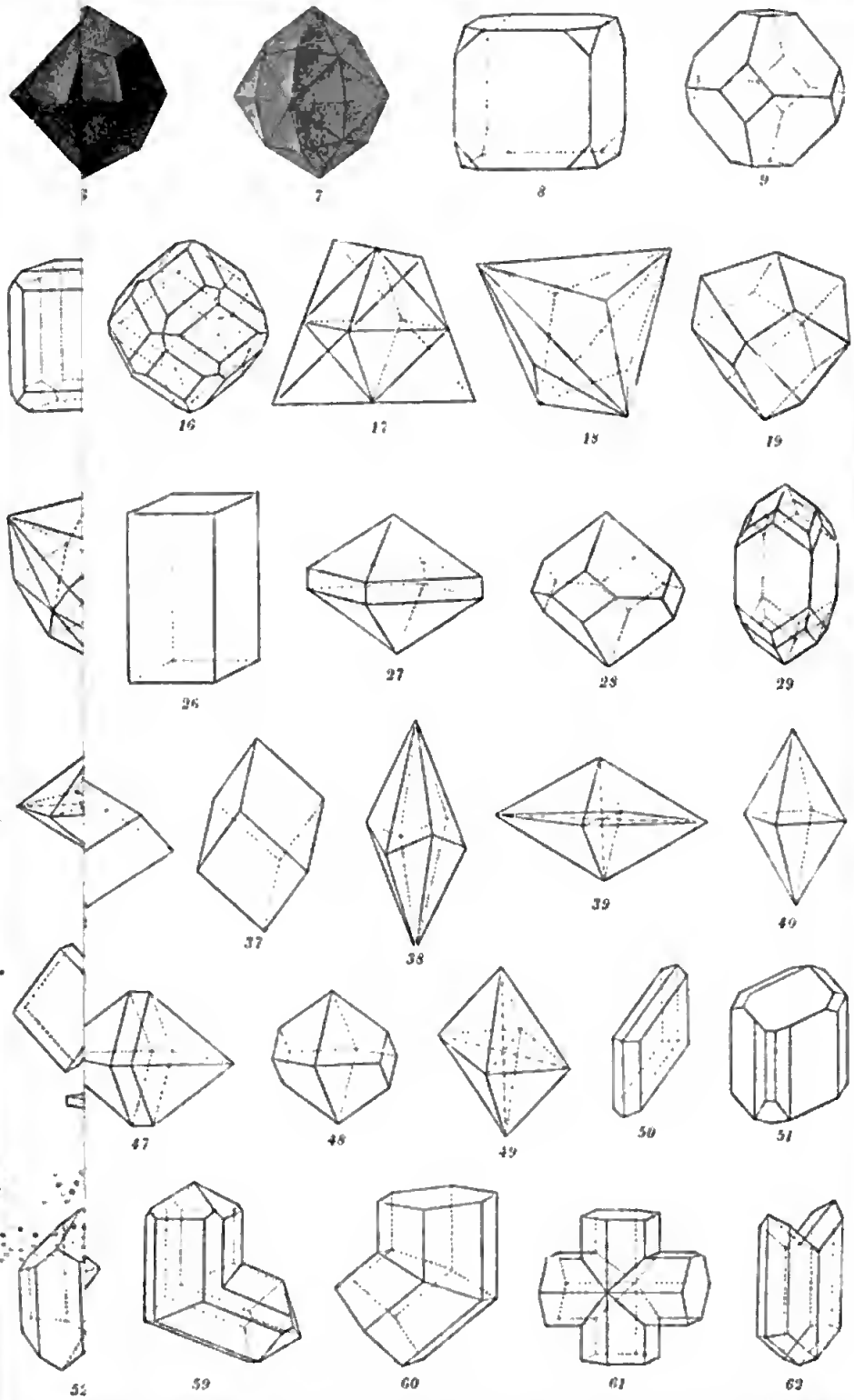
Krypteia, im alten Sparta eine Art Gendarmendienſt zur Überwachung der Heloten (ſ. d.), welchen eine Anzahl junger Spartaner ausübte, wahrſcheinlich mit der Befugnis, gefährlich erſcheinende Heloten ſofort aus dem Wege zu räumen.

Kryptiker, ſ. Kenotiker.

Kryptocalviniſten (vom grch. κρυπτός, verborgen, verſteckt) hießen bei den orthodoxen Lutheranern die Anhänger der Schule Melanchthons, welche nach Luthers Tode in der Abendmahlslehre mit Calvin (ſ. d.) ſich verſtändigt hatten und einige Lehrſtücke, wie die von der Allgegenwart des Leibes Chriſti, zurückwieſen. Sie bildeten anfangs in Kurſachſen, beſonders an den Univerſitäten Leipzig und Wittenberg, die herrſchende Partei. Nach wiederholten vergeblichen Denunziationen wurde endlich auch Kurfürſt Auguſt von Sachſen mißtrauiſch gegen ſie und verlangte 1571 von ſeinen Theologen ein unzweideutiges Bekenntnis zur luth. Abendmahlslehre. Da dasſelbe nach dem Urteil der ſtrengen Lutheraner ungenügend ausfiel, ließ nun der Kurfürſt mehrere Artikel auf einem Konvent zu Torgau 1574 den wittenberger Theologen und ihren Anhängern zur Unterſchrift vorlegen und ſtrafte die ſich Weigernden mit Gefängnis und Entſetzung. Er ließ 1580 nochmals in der Konkordienformel (ſ. d.) eine Lehrnorm aufſetzen, zu welcher alle Prediger durch Unterſchrift ſich bekennen mußten. Nach ſeinem Tode (1586) kamen die Anhänger Melanchthons unter dem Kanzler des jungen Kurfürſten Chriſtian I., Nikolaus Crell, noch einmal empor, und ſtrebten jetzt offen eine Vereinigung mit den Calviniſten an. Da aber

UNIV. OF
CALIFORNI

Digitized by Google



1. Regulärvierzigflächner. 8. Kombination des Würfels und Oktaëders, 9. des Oktaëders und Würfels. 17. Ableitung des Tetraëders aus dem Oktaëder. 18. Pyramidentetraëder. 19. Tri[gonales] Tetragonale Deuteropyramide. 25. Ditetragonale Pyramide. 26. Deuteroprisma und Basis. Hexagonale Pyramide und Prisma. 36. 37. Rhomboëder. 38. Hexagonales Skalenoëder. 39. 40. Pyramide. 50—54. Monokline Kombinationen. 55. Trikline Pyramide. 56. 57. Trikline

Chriſtian I. ſchon 1591 ſtarb und während ſeines Sohnes, Chriſtians II., Minderjährigkeit der ſtrengluth. Herzog Friedrich Wilhelm von Sachſen-Weimar die Regierung führte, ſo wurden gegen die K. die härteſten Maßregeln ergriffen, ihre angeſehenſten Führer gefänglich eingezogen, alle Prediger, welche nicht widerriefen, ihrer Ämter entſetzt, feſtgenommen oder des Landes verwieſen und 1592 die Viſitationsartikel eingeführt.

Kryptogämen (Cryptogamae) nannte Linné alle diejenigen Pflanzen, welche keine mit Staubgefäßen und Stempeln verſehenen Blüten und keine eigentlichen Samen hervorbringen, bei denen, wie er glaubte, eine geſchlechtliche Fortpflanzung vielleicht vorhanden, aber nicht äußerlich wahrnehmbar ſei. Linné faßte ſämtliche hierher gehörige Pflanzen in der 24. Klaſſe ſeines Syſtems zuſammen. In Wirklichkeit beſitzen jedoch die meiſten K. eine geſchlechtliche Fortpflanzung. Die Organe derſelben ſind mit wenigen Ausnahmen genau bekannt. Es iſt deshalb der Name K. eigentlich nicht mehr gerechtfertigt; man hat denſelben jedoch beibehalten und bezeichnet damit auch jetzt noch im Gegenſatz zu den Phanerogamen oder Samenpflanzen (Spermaphyten) die drei großen Gruppen: Gefäßkryptogamen oder Pteridophyten, Mooſe oder Bryophyten, und Thallophyten; die letztere Gruppe umfaßt die Algen und Pilze. (S. Algen, Pilze, Gefäßkryptogamen, Mooſe.)

Kryptographie, ſ. Geheimſchrift; vgl. auch Chiffrier- und Dechiffrierkunſt.

Kryptonym (grch.), mit verborgenem Namen.

Kryptophthalmus (grch.), eine Mißbildung des menſchlichen Geſichts, bei welcher die Geſichtshaut glatt über die Augengegend hinzieht, ſomit die Lider gänzlich fehlen. Dabei kann hinter der Haut ein unvollſtändig entwickelter Augapfel liegen oder jede Anlage des Auges mangeln.

Kryptorchie oder Kryptorchismus (grch.), angeborene Lageveränderung der Hoden, wobei dieſe ſtatt in dem Hodenſack in der Bauchhöhle liegen (vgl. Leiſte); Kryptorchid, ein Individuum mit ſolcher Mißbildung.

Kryſtalle nennt man die regelmäßigen und urſprünglichen polyedriſchen Formen, welche die Subſtanzen beim Übergange aus dem flüſſigen oder dampfförmigen Zuſtande in den feſten freiwillig annehmen. Der Prozeß ihrer Bildung heißt Kryſtalliſation (ſ. d.). Alle K. ſind in beſtimmter Form und Zahl von ebenen Flächen begrenzt, welche in Kanten zuſammenſtoßen, die ihrerſeits einander wieder in Ecken treffen. An allen vollflächig ausgebildeten K. wird beobachtet, daß für jede Fläche auf der entgegengeſetzten Seite des K. eine mit ihr parallele Fläche vorhanden iſt, ſodaß es hier lauter Flächenpaare ſind, welche den K. begrenzen. Eine Fläche erleidet keine Veränderung ihres kryſtallographiſchen Charakters, wenn dieſelbe parallel mit ſich ſelbſt verſchoben gedacht wird: es kommt alſo nicht auf die abſolute, ſondern nur auf die relative Lage derſelben an. Unter einer Zone verſteht man den Inbegriff von mindeſtens drei Flächen, welche untereinander parallele Kanten an den K. bilden, oder welche einer und derſelben Linie im Raum parallel gehen. Durch Erhöhung oder Verminderung der Temperatur erleidet der Zonenverband keine Störung oder Beeinträchtigung. Gleichwertige Flächen eines K. ſind ſolche, von denen bei einer vollkommenen Ausbildung desſelben niemals die eine ohne die andere auftreten kann. Da wegen der Möglichkeit einer parallelen Verſchiebung die gleichwertigen Flächen nicht denſelben Abſtand vom Mittelpunkt des K. zu haben brauchen, ſo können ſie untereinander ſehr verſchiedene Größe und Geſtalt beſitzen, bedingt durch die zufälligen Umſtände, welche die Ausbildung des K. begleiteten. Die gegenſeitige Richtung indeſſen, unter welcher ſich die gleichwertigen Flächen einer kryſtalliſierten Subſtanz ſchneiden, iſt, ſolange keine Änderung der Temperatur eintritt, allemal konſtant, die Winkel, welche ſie miteinander einſchließen, ſind dieſelben. Es iſt dies das Geſetz von der Konſtanz der Kantenwinkel. Die an einem K. vorhandenen, untereinander gleichwertigen Flächen denkt man ſich zu einer ſelbſtändigen Geſtalt vereinigt, welche eine einfache Kryſtallform genannt wird. Dieſe einfachen, bloß gleichwertige Flächen aufweiſenden Formen ſind teils geſchloſſene, deren Flächen den Raum ringsum allſeitig abſchließen, teils offene, welche den Raum nach gewiſſen Richtungen hin offen laſſen. Eine Kryſtallgeſtalt, welche von den Flächen mehrerer, nebeneinander ausgebildeter einfacher Formen begrenzt wird, nennt man eine Kombination dieſer Formen; eine ſolche weiſt daher ungleichwertige Flächen auf, und es erſcheinen die Flächen der einen Form an der Stelle gewiſſer Kanten und Ecken der andern Form, weshalb dieſe Kanten und Ecken durch jene Flächen gleichſam wie abgeſtumpft, zugeſchärft oder zugeſpitzt ausſehen.

Um überhaupt die K. einer mathematiſchen Unterſuchung unterwerfen zu können, bezieht man ihre Geſtalt auf Achſen, d. h. auf ein Koordinatenſyſtem von Linien, welche durch den Mittelpunkt der K. gezogen gedacht werden, und welche in zwei gegenüberliegenden gleichartigen Flächen, Kanten oder Ecken übereinſtimmend endigen. Alle Teile des K. liegen regelmäßig oder ſymmetriſch um dieſes Kreuz von idealen, einander durchſchneidenden Linien verteilt. Mit Rückſicht auf den durch die verhältnismäßige Länge gegebenen Wert, auf die Anzahl und die gegenſeitige Lage der Achſen, laſſen ſich die K. in ſechs verſchiedene Abteilungen oder Syſteme bringen. Die Formen des erſten werden auf drei gleichwertige Achſen bezogen, welche ſich unter rechten Winkeln durchkreuzen; daher enthält dies ſog. reguläre Syſtem, welches das höchſte Maß von Symmetrie beſitzt, lauter geſchloſſene Geſtalten von ganz beſtimmter Flächenzahl und ringsum gleichen Dimenſionen; es gehören hierher: das Oktaëder (ſ. Tafel: Kryſtalle, Fig. 1), der Würfel oder das Hexaëder (Fig. 2), das Rhombendodekaëder (Fig. 3), der Pyramidenwürfel oder das Tetratishexaëder (Fig. 4), das Pyramidenoktaëder oder das Triakisoktaëder (Fig. 5), das Ikoſitetraëder (Fig. 6) und der Achtundvierzigflächner oder das Hexakisoktaëder (Fig. 7), von welchem die erſterwähnten ſechs Geſtalten gewiſſermaßen nur Spezialfälle darſtellen. An dem Würfel ſtumpft z. B. die Kombination mit dem Oktaëder die Ecken (Fig. 8), diejenige mit dem Rhombendodekaëder die Kanten gerade ab (Fig. 10). Alle andern Syſteme haben wenigſtens eine Achſe von ungleicher Länge oder von abweichendem Werte. Beim tetragonalen Syſtem ſchneiden ſich zwei gleichwertige Achſen in einer Ebene unter rechtem Winkel, während eine dritte längere oder kürzere rechtwinkelig darauf ſteht. Alle Geſtalten desſelben (Fig. 23—29) können aus der von acht gleichen gleichſchenkeligen Dreiecken

begrenzten tetragonalen Protopyramide abgeleitet werden. Das hexagonale Syſtem beſitzt drei gleiche unter 60° einander ſchneidende Achſen, auf deren Ebene eine vierte, abweichend lange ſenkrecht ſteht; auch hier werden alle Formen (mit ihren Kombinationen) auf die hexagonale Protopyramide (Fig. 30 und 31) bezogen, z. B. das hexagonale Prisma (Fig. 32), deſſen ſechs vertikale Flächen man durch gerade Abſtumpfung der horizontalen Randkanten jener Pyramide erhält.

Die drei übrigen Syſteme haben Achſen von dreifach verſchiedenem Wert, welche ſich beim rhombiſchen noch rechtwinkelig kreuzen; die Grundpyramide desſelben (Fig. 39 u. 40) iſt von acht gleichen ungleichſeitigen Dreiecken begrenzt; außerdem weiſt dieſes Syſtem daraus abgeleitete andere Pyramiden, die drei Pinakoide (Fig. 41), vertikale Prismen, horizontal gelegene Längs- und Querdomen auf (Fig. 42—48). Im monokliuen Syſtem handelt es ſich um zwei verſchieden lange Achſen, welche ſich ſchiefwinkelig kreuzen, wobei eine dritte rechtwinkelig auf beiden ſteht; die monokline Pyramide (Fig. 49) iſt daher eigentlich keine einfache Form mehr, ſondern bereits eine Kombination, und alle Geſtalten dieſes Syſtems (z. B. Fig. 50—54) ſind vorn oben und vorn unten nicht mehr übereinſtimmend ausgebildet. Das trikline Syſtem zeigt eine ſchiefwinkelige Durchkreuzung dreier ungleich langer Achſen (Fig. 55—57), und hier iſt außerdem auch die Übereinſtimmung zwiſchen rechts und links auf der vordern Seite verloren gegangen.

Man kann den Begriff eines Kryſtallſyſtems auch ſo definieren, daß man dasſelbe als die Geſamtheit aller Kryſtallformen bezeichnet, welche bei vorhandener Vollflächigkeit denſelben Grad der Symmetrie beſitzen, der ſich in dem Vorhandenſein oder Fehlen von Hauptſymmetrieebenen und gewöhnlichen Symmetrieebenen ausſpricht. Von dieſem Geſichtspunkte aus beſitzt das reguläre Syſtem drei Hauptſymmetrieebenen (die Richtungen der Würfelflächen) und ſechs gewöhnliche Symmetrieebenen (diejenigen des Rhombendodekaëders), das tetragonale eine Hauptſymmetrieebene (die horizontale Endfläche) und vier gewöhnliche Symmetrieebenen, das hexagonale eine Hauptſymmetrieebene und ſechs gewöhnliche, das rhombiſche bloß noch drei gewöhnliche (die Richtungen der drei Tafelflächen, Fig. 41), das monokline nur noch eine gewöhnliche Symmetrieebene, das trikline überhaupt keine Symmetrieebene mehr. Wenn mit einer Form andere in Kombination treten, ſo ſind dies nur ſolche, welche denſelben Grad von Symmetrie beſitzen. Ein und derſelbe Körper kann leicht unzählige, abwechſelnd geſtaltete Kombinationen von Formen desſelben Syſtems entwickeln, wie denn z. B. bei dem Kalkſpat weit über 1000 bekannt ſind. Bemerkenswert iſt noch, daß es namentlich im Bereich des regulären und hexagonalen Syſtems Formen gibt, welche bei gleicher Lage der Flächen deren nur halb ſo viel zählen als andere Formen, weshalb man von dieſen auf jene gelangt, wenn man die ſymmetriſch verteilte Hälfte ihrer Flächen ſich verſchwunden, die andere ausgedehnt denkt; dies begründet den Unterſchied zwiſchen den holoëdriſchen (vollflächigen) und hemiëdriſchen (hälftflächigen) Formen. So zeigt Fig. 17, wie aus dem Oktaëder deſſen Hälftflächner, das Tetraëder, durch Ausdehnung der abwechſelnden Flächen hervorgeht; Fig. 18 iſt der Hälftflächner von Fig. 5, Fig. 19 derjenige von Fig. 6, Fig. 20 derjenige von Fig. 7, Fig. 21 der von Fig. 4, Fig. 36 der von Fig. 30.

Zwei gleichgeſtaltete, nur zum Teil ausgebildete K. wachſen oft in nicht paralleler Stellung nach ſehr beſtimmten Geſetzen zu Zwillingskryſtallen zuſammen, welche für manche Mineralien beſonders charakteriſtiſch ſind (z. B. Fig. 58 ein Zwilling von Fig. 1, Fig. 60 ein ſolcher von Fig. 32, Fig. 62 ein ſolcher von Fig. 50). Die K. ſind auf ihren wohlausgebildeten Flächen in der Regel mehr oder weniger glänzend; das Regelmaß ihrer Ausbildung iſt manchen zufälligen Beeinträchtigungen unterworfen, indem einſeitige Verlängerungen oder Verkürzungen, Krümmung, Streifung, treppenähnliche Vertiefung der Flächen u. ſ. w. ſich einſtellen. Wegen der nach verſchiedenen Direktionen abweichend beſchaffenen Kohärenz der Maſſeteilchen gibt es in ihrem Innern beſtimmte Richtungen, nach welchen ſie ſich vorzugsweiſe leicht ſpalten laſſen, und die ſo zu erzeugenden Spaltungsflächen ſind in ihrem geſetzmäßigen Verhältnis zu den Achſen des K. wichtige Mittel zur Beſtimmung der Grundgeſtalt. Namentlich durch die Abweſenheit dieſer mit der äußern Form übereinſtimmenden innern Struktur unterſcheiden ſich die ſog. Afterkryſtalle oder Pſeudomorphoſen (ſ. d.). Die K. des regulären Syſtems zeigen nur einfache Brechung des Lichts, diejenigen aller andern Syſteme ſind doppeltbrechend; doch beſitzen die K. des tetragonalen und hexagonalen Syſtems eine Richtung, nach welcher nur einfache Brechung herrſcht (Richtung der ſog. optiſchen Achſe, hier parallel mit der kryſtallographiſchen Hauptachſe oder Vertikalachſe), während die rhombiſchen, monokliuen und triklinen K. zwei derartige Richtungen einfacher Brechung aufweiſen, welche nicht mehr mit kryſtallographiſchen Achſen zuſammenfallen (optiſch zweiachſige K.). Durch Erwärmung dehnen ſich die K. des regulären Syſtems nach allen Richtungen hin gleichmäßig aus, bewahren alſo ihre Geſtalt unverändert, wogegen die K. der übrigen fünf Syſteme nach verſchiedenen Richtungen eine ungleichmäßige Ausdehnung erleiden, und folglich einer Veränderung ihrer Kantenwinkel unterworfen ſind, deren Größe von der Temperatur abhängig iſt. Die Fortpflanzung der Wärme erfolgt in den regulären K. nach allen Richtungen gleichmäßig, alſo nach einer Kugelfläche, während dieſe Fortpflanzungsform der Wärmewellen in den tetragonalen und hexagonalen K. durch ein verlängertes oder abgeplattetes Rotationsellipſoid, in den rhombiſchen, monokliuen und triklinen durch ein dreiachſiges Ellipſoid dargeſtellt wird.

Die Wiſſenſchaft, welche ſich mit den geſetzmäßig morphologiſchen Verhältniſſen der K. befaßt, heißt Kryſtallographie, und hat unter den Deutſchen vorzüglich Chriſt. Samuel Weiß, Karl Friedr. Naumann und Guſt. Roſe viel zu danken. Inſofern ſie die Winkel der K. mißt, die Formen und Achſenverhältniſſe danach berechnet, wird ſie auch Kryſtallometrie genannt. Vgl. Naumann, «Elemente der theoretiſchen Kryſtallographie» (Lpz. 1856); G. Roſe, «Elemente der Kryſtallographie» (3. Aufl., herausgeg. von Sadebeck, Berl. 1873); C. Klein, «Einleitung in die Kryſtallberechnung» (Stuttg. 1876); Liebiſch, «Geometriſche Kryſtallographie» (Lpz. 1881). Die Kryſtallophyſik erforſcht die phyſik. Eigenſchaften der Kryſtalle,

namentlich auch unter Berückſichtigung der damit in Zuſammenhang ſtehenden formellen Geſtaltung. Vgl. Groth, «Phyſik. Kryſtallographie» (Lpz. 1876).

Kryſtallglas, ſ. u. Glas, Bd. VIII, S. 82ᵃ.

Kryſtallhöhlen (Kryſtallkeller), ſ. unter Höhlen.

Kryſtallin iſt von Berzelius der bei der Zerſetzung des Hämoglobins (ſ. Blutfarbſtoff) ſich abſpaltende Eiweißkörper genannt. Auch iſt K. ein veraltetes Synonym für Anilin.

Kryſtalliniſch heißen im Gegenſatz zu den amorphen diejenigen Mineralſubſtanzen, deren Moleküle eine beſtimmte und regelmäßige Anordnung zeigen, welche ſich darin ausſpricht, daß ſolche Subſtanzen nach verſchiedenen Richtungen eine verſchiedene Elaſticität beſitzen, oder auch abweichende Kohärenzverhältniſſe aufweiſen. Mit dieſer phyſik. Eigenſchaft des innern Baues ſind nicht nur die regelmäßig ausgewachſenen Kryſtalle begabt, ſondern auch jeder davon abgeſprengte Splitter, jedes Bruchſtück bleibt derſelben teilhaftig. Als kryſtalliniſch bezeichnet man aber auch ein Aggregat von unregelmäßig contourierten und verkrüppelten Mineralindividuen; ſo iſt kryſtalliniſcher Kalkſtein ein Geſtein, welches aus eng miteinander verwachſenen eckigen Körnchen von Kalkſpat beſteht.

Kryſtalliſation heißt der phyſik. Prozeß beim Übergange gewiſſer Körper aus dem flüſſigen oder dampfförmigen in den feſten Zuſtand unter Annahme ganz regelmäßiger Formen, welche von ebenen, unter beſtimmten Winkeln gegeneinander geneigten Flächen begrenzt ſind. Dieſelbe, dem Amorphismus entgegengeſetzt, iſt als eine beſondere Art der Äußerung der Anziehungskraft der kleinſten Teile anzuſehen, und man hat nach Hauys Vorgang vielfach verſucht, den Grund der verſchiedenen Kryſtallformen in einer Verſchiedenheit der primären Form der ſich an- und aufeinanderlagernden kleinſten Teilchen zu finden, während andererſeits Ampère und andere gezeigt haben, daß man auch aus einer gleichen primitiven Kugelgeſtalt aller Atome die Kryſtallformen ableiten könne. Der dynamiſchen Anſicht von den Körpern kann natürlich weder die eine noch die andere Anſicht genügen. Die Körper kryſtalliſieren teils bei der Abkühlung ihrer Dämpfe, ſo Schwefel, arſenige Säure, Eiſenchlorid, teils beim Erſtarren aus dem geſchmolzenen Zuſtande, wie Metalle, Schwefel und viele Salze, teils beim Erkalten heiß geſättigter Auflöſungen, wenn ſie in dem kalten Löſungsmittel weniger auflöslich ſind, teils endlich, wenn man ihnen das Löſungsmittel durch Verdunſtung entzieht. Befördert wird die K. durch Darbietung vieler Anſatzpunkte für die Kryſtalle und durch gelinde Bewegung, verzögert wird ſie durch möglichſt niedrige Temperatur und völlige Ruhe. Man kann die Kryſtallbildung oft dadurch bedeutend befördern, daß man, wenn die betreffende Flüſſigkeit ſchon dem Punkte, wo ſich Kryſtalle abzuſetzen beginnen, nahe iſt, an das Gefäß, worin ſie ſich befindet, einen geringen Stoß ausübt, der die Maſſe in ſchwache Bewegung ſetzt und den kleinſten Teilchen die Trägheit überwinden hilft; oder daß man den Stoff, der kryſtalliſieren ſoll, mit einem bereits fertigen Kryſtall derſelben Materie in Berührung bringt, in welchem letztern Falle offenbar die Adhäſion begünſtigend wirkt.

Je raſcher man kryſtalliſiert, deſto zahlreicher werden die Kryſtalle; aber ſie bleiben kleiner, ſtören ſich gegenſeitig in der Ausbildung, und man erhält kryſtalliniſche Maſſen ſtatt deutlicher Kryſtalle. Dieſe Umſtände werden techniſch benutzt; ſo läßt man Salz unter ſtetem Umrühren kryſtalliſieren, damit es kleinkörnig werde; Zucker wird in den Formen geſtört, um ihn feinkörnig-kryſtalliniſch zu machen; Candiszucker, Alaun, Blutlaugenſalz und andere Salze läßt man dagegen langſam und ruhig kryſtalliſieren, indem man durch die Flüſſigkeit Fäden oder Stäbchen als Anſatzpunkte zieht. Metalle, Glas u. ſ. w. darf man nicht zu raſch erkalten laſſen, damit ſie nicht im Innern kryſtalliniſch und ſpröde werden. Bei völliger Ruhe können geſchmolzene Körper, z. B. Schwefel, oft weit unter den Erſtarrungspunkt abgekühlt, Salzlöſungen, z. B. Glauberſalzlöſung, weit unter den Kryſtalliſationspunkt erkaltet werden, ohne daß Kryſtallbildung eintritt; ſowie aber eine leichte Erſchütterung ſtattfindet, erſcheinen die Kryſtalle mit einem mal unter Freiwerden von Wärme. Merkwürdig ſind die beim Kryſtalliſieren mancher Stoffe auftretenden Lichterſcheinungen. Löſt man z. B. nicht kryſtalliniſche arſenige Säure in verdünnter kochender Salzſäure auf und läßt die Auflöſung langſam erkalten, ſo leuchtet, im Dunkeln beobachtet, jeder Kryſtall im Moment ſeines Ausſcheidens lebhaft mit einem blitzartigen Funken. [Bd. II, S. 197.

Kryſtallinſe (des Augapfels), ſ. unter Auge.

Kryſtallmagnetismus, ſ. unter Diamagnetismus.

Kryſtallographie, ſ. unter Kryſtalle.

Kryſtalloide nennt man, nach Grahams Vorgang, diejenigen Körper, welche die Eigenſchaft haben, direkt oder in Verbindung mit andern Körpern, Kryſtallform anzunehmen und diffuſionsfähig zu ſein, um dieſe von den Colloiden (ſ. d.) zu unterſcheiden. Auch nennt man K. Aggregate von kleinen Kryſtallen, die ſo um ein gemeinſchaftliches Centrum gruppiert ſind, daß ihre Kryſtallform nicht wahrgenommen werden kann; ſie erſcheinen als kugelige oder traubige Maſſen und finden ſich nicht ſelten in manchen Pflanzenzellen, wo ſie in der Regel aus oxalſaurem oder kohlenſaurem Kalk beſtehen.

Kryſtallometrie, ſ. unter Kryſtalle.

Kryſtallophyſik, ſ. unter Kryſtalle.

Kryſtallpalaſt, ſ. unter Sydenham.

Kryſtallſoda, ſ. unter Natriumſalze.

Kryſtalltierchen, ſ. unter Rädertierchen.

Kryſtallwaſſer iſt das Waſſer, welches in vielen feſten Körpern, durch Molekularattraktion gebunden, bei der Kryſtalliſation den kryſtalliſierenden Körper begleitet und mit ihm zuſammen in beſtimmten Mengenverhältniſſen im ſtarren Zuſtande abgeſchieden wird. Wenn es auch vorzugsweiſe Salze ſind, welche K. enthalten, ſo gibt es doch noch vielfach andere Verbindungen, welche ebenfalls beim Kryſtalliſieren Waſſer aufnehmen, ſo gewiſſe Zuckerarten, Milchzucker, Dextroſe und Alkaloide. Die Menge des K. iſt bei den einzelnen Körpern ſehr verſchieden; ſo kommen auf 1 Molekül der waſſerfreien Subſtanz beim Alaun 24 Moleküle, beim Natriumcarbonat, -ſulfat, beim Borax je 10 Moleküle, beim Magneſium-, Eiſen-, Zinkſulfat je 7 Moleküle, beim Calcium- und Magneſiumchlorid je 6 Moleküle, beim Kupfervitriol 5 Moleküle, beim Gips 2 Moleküle, beim Trauben- und Milchzucker je 1 Molekül K. Das K. iſt ſehr verſchieden feſt gebunden, manche Salze geben dasſelbe ſchon bei gewöhnlicher Temperatur ab und zerfallen oder verwittern dabei zu einem Aggregat

kleiner Kryſtalle von anderer Form; andere erfordern eine Erhitzung auf 100 Grad oder mehr; einzelne laſſen ſich nur durch Glühhitze ganz von Waſſer befreien. Die Sulfate der Magneſiumgruppe geben z. B. 6 Moleküle Waſſer verhältnismäßig leicht ab, während ſie das ſiebente ſehr feſt gebunden enthalten. Dagegen tauſchen ſie gerade dieſes Waſſermolekül in Löſungen leicht gegen Salze aus, und es kryſtalliſieren dann Doppelſalze, z. B. Magneſium-Kaliumſulfat mit 6 Molekülen Waſſer. Wegen der Vertretbarkeit durch Salze hat man dieſes Waſſermolekül als Halbhydratwaſſer bezeichnet.

Kſhatriya (Krieger) iſt der Name der zweiten erblichen Kaſte des ind. Staats. Die K. oder alten Stammesfürſten der ariſchen Inder rangen lange mit den Brahmanen (ſ. d.) um den Vorrang, unterlagen aber dem mit der Ausbreitung der ariſchen Kultur wachſenden Einfluß der letztern und mußten ihre Oberhoheit anerkennen. Doch war dieſelbe eine mehr geiſtige, indem das Königtum mit allen ſeinen politiſchen und rechtlichen Befugniſſen, wie ſie z. B. in dem Geſetzbuch des Manu niedergelegt ſind, bei den K. blieb, und die Brahmanen ſich damit begnügten, die höchſten Beamten und Ratgeber des Königs zu ſein und darüber zu wachen, daß die von Brahma herſtammende Staatsordnung nicht verletzt werde. Als Nachkommen des alten kriegeriſchen Adels von Indien gelten heute noch die Radſchputs.

Kſiwe oder **Kſiwerl**, ſ. Kaſſiber.

Kt., Abkürzung für Knight (Ritter).

K. T., Abkürzung für Knight of the Thistle [Ritter des [ſchott.] Diſtelordens).

Ktēma es aeí (grch. κτῆμα ἐς ἀεί), d. h. Beſitztum für immer, Citat aus Thucydides (1, 22).

Kteſias, griech. Geſchichtſchreiber aus Knidos in Karien, ein Zeitgenoſſe des Xenophon, etwa ſeit 416 v. Chr. Leibarzt der Paryſatis und des Perſerkönigs Artaxerxes II. Mnemon, bei dem er in hohem Anſehen ſtand, nahm an der Schlacht bei Kunaxa, 401 v. Chr. teil, ging aber 399 wieder in ſein Vaterland zurück. K. ſchrieb im ion. Dialekt, außer einer kleinern Schrift «Indica», 23 Bücher «Persica», eine Geſchichte der aſſyr. und perſ. Monarchie bis auf ſeine Zeit. Er ſammelte während ſeines Aufenthalts in Perſien das Material dazu, ſodaß K. viel wichtigen Stoff überliefert; doch iſt er als Geſchichtſchreiber unzuverläſſig. Die ziemlich zahlreichen Bruchſtücke, welche durch die häufigen Anführungen anderer Geſchichtſchreiber und beſonders durch Auszüge bei Athenäus und in der «Bibliothek» des Photius auf uns gekommen ſind, wurden am beſten erläutert und herausgegeben von Bähr (Frankf. 1824) und von Müller im Anhang zu der Ausgabe des Herodot von Dindorf [Par. 1858). Vgl. Blum, «Herodot und K.» [Heidelb. 1836); Rüter, «De Ctesiae Cnidii fide et auctoritate» [Bielef. 1873).

Kteſibius, ein griech. Mechaniker, der um 130 v. Chr. lebte, verfertigte zuerſt Maſchinen, die mittels des Luftdrucks in Thätigkeit traten. Es wird ihm namentlich die Erfindung von Waſſerorgeln und Waſſeruhren, ſowie anderer Maſchinen, ſpeziell des Heronsbrunnens (ſ. d.) zugeſchrieben, welcher von ſeinem Schüler Heron den Namen hat.

Kteſiphon, alte Stadt am öſtl. Ufer des Tigris, ſüdlich vom Einfluſſe des Diyalah, das Tiſon der Orientalen, wurde unter der Partherherrſchaft von einem kleinen babylon. Dorfe zur Winterreſidenz erhoben und ſehr ſtark befeſtigt. Trajan nahm K. ein (115), ſpäter Verus (162) und nach der Zerſtörung Seleucias (162) wurde K. Hauptſtadt. Obgleich durch Septimius Severus 201 verbrannt, erhoben es die Saſſaniden (226—651) zur Reſidenz, und ſo blieb es eine der bedeutendſten und feſteſten Städte der Welt, bis es nach der Schlacht bei Cadeſia von Jezdegerd III. 637 verlaſſen wurde und in die Hände der Araber fiel. Mit dem gegenüber liegenden Coche bildete es eine Doppelſtadt, daher der ſpätere arab. Name El-Medaïn (die Städte). Bagdad wurde großenteils aus den Ziegeln K.s erbaut. Heute eine Wüſtenei, zeigt der alte Herrſcherſitz nur noch die gewaltige Ruine einer gewölbten Halle, genannt Tak-Kesra.

Kteſiphon, national geſinnter Staatsmann in Athen, ſtellte 336 v. Chr. den Antrag bei dem Rate, dem Demoſthenes für deſſen hohe bürgerliche Verdienſte von Staats wegen einen goldenen Kranz zuzuerkennen. Äſchines (ſ. d.) als Parteigänger Macedoniens erhob dagegen, indem er ſich auf mehrere Formfehler des K. ſtützte, in der Ekkleſia die Klage auf Ungeſetzlichkeit des Antrags. Die Sache wurde erſt im Auguſt 330 vor den attiſchen Geſchworenen entſchieden und dabei K. von Demoſthenes in der Rede «Für die Krone» ſiegreich verteidigt.

Kth., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Kunth (Karl Sigismund).

Ktiſtolatrer, ſ. unter Monophyſiten.

Kuangſi, ſ. Kwangſi.

Kuang-tſchéu-fu, ſ. Kanton.

Kuangtung, Stadt in China, ſoviel wie Kanton.

Kuban (Hypanis oder Vardanes), Fluß in Kaukaſien, entſpringt am Nordſaum des Kaukaſus, an den nordweſtl. Berggehängen des hohen Elbrus aus mehreren Bächen, ſtrömt innerhalb des Gebirges erſt nord-, dann nordweſtwärts, wendet ſich aber in der Steppenebene bei Wladicaucas in einem ſcharfen Winkel gegen W. und ergießt ſich teils in das Aſowſche, teils in das Schwarze Meer, indem er mehrere Mündungsarme oder Limane bildet, zwiſchen denen die Halbinſel Taman gegenüber der Krimſchen Halbinſel von Kertſch liegt. In ſeinem weſtl. Laufe, zwiſchen moraſtigen Ufern mit vielen Teichen und kleinen Seen, iſt er ziemlich breit und ſchiffbar.

Kubangebiet, der weſtlichſte Teil von Ciskaukaſien, beſteht aus dem Stromgebiet des Kuban und aus dem nördlich vom Fluſſe gelegenen Steppengebiet bis zum Fluſſe Jeja. Das Gebiet iſt 94 523 qkm groß und hat 843 247 E. und zerfällt in ſieben Kreiſe. Der Süden des Gebiets beſteht aus Hochgebirgen, der mittlere Teil desſelben bildet ein fruchtbares, gut bewäſſertes Berg- und Hügelland, das zum Ackerbau vollſtändig geeignet iſt, während der Norden als Steppenland nur zur Viehzucht benutzt werden kann. Die Bewohner des Gebiets beſtehen zum Teil aus den Bergvölkern, dann aus Ruſſen, Koſaken, Tataren, Armeniern, deutſchen Koloniſten u. a. Weit über 100 000 der Eingeborenen ſind Mohammedaner.

Kubaniſche Tataren, ſ. Nogaier.

Kubany (auch ſlaw. Boudin), eine Bergkuppe 8 km ſüdweſtlich von Winterberg in Böhmen, 1358 m hoch, bietet die ſchönſte Rundſicht über den Böhmerwald vom Arber bis zum St. Thomasgebirge.

Kubatur (lat.), Beſtimmung des Körperinhalts eines ganz oder teilweiſe krummflächig begrenzten Körpers.

Kubēben (Cubēbae) nennt man die unreifen Früchte des Kubebenpfefferſtrauchs (Piper

Cubeba *L.*, C. officinalis *Mig.*), einer Pflanze aus der Familie der Piperaceen. Dieselbe ist ein kletternder Strauch, welcher in Ostindien und auf einigen Inseln des Indischen Oceans einheimisch vorkommt, auch vielfach hauptsächlich auf Java kultiviert wird. Die Früchte stehen in großer Anzahl, gewöhnlich 40—50, an langgestreckten kätzchenartigen Fruchtständen. Sie haben ungefähr die Größe des gewöhnlichen schwarzen Pfeffers, auch in der Farbe stimmen sie mit diesem überein. Ihr Durchmesser beträgt gegen 5 mm, ihre Oberfläche ist durch das Eintrocknen stark runzelig; von dem schwarzen Pfeffer unterscheiden sie sich äußerlich durch ein etwa 5—10 mm langes steifes Stielchen. Der Geschmack der K. ist scharf pfefferartig-brennend und etwas bitter, ihr Geruch stark aromatisch, aber angenehm. Als wesentliche Bestandteile enthalten sie ein ätherisches Öl und einen farblosen krystallinischen, in weingeistiger Lösung bitter schmeckenden Körper, das Cubebin. Die K. sind unter dem Namen Cubebae offizinell; sie wirken kräftig erregend hauptsächlich auf die Verdauungsorgane und die Schleimhäute, und werden in Pulverform sowie in Latwergen besonders gegen Schleimflüsse der Geschlechtsorgane angewandt.

Kübeck (Karl Friedr., Freiherr von K. zu Kübau), österr. Staatsmann, geb. 28. Okt. 1780 zu Iglau in Mähren, war erst in der Hofkanzlei thätig, wurde 1814 in den Staatsrat berufen und mit der Organisation der wiedererworbenen österr. Provinzen betraut, später zum Wirkl. Staats- und Konferenzrat ernannt und in den Freiherrenstand erhoben. Nachdem er 1839 Präsident des General-Rechnungsdirektoriums und ein Jahr nachher Präsident der Allgemeinen Hofkammer geworden, begann K. mit dem Versuche, vieljährige Schäden und Mißbräuche zu beseitigen, was ihm freilich nur bei einer Radikalreform hätte gelingen können. Infolge der Ereignisse von 1848 nahm K. seinen Abschied, übernahm jedoch 1849 mit Schönhals die Vertretung Österreichs bei der interimistischen Bundeskommission und wurde 1851 Präsident des neugeschaffenen Reichsrats. Er starb an der Cholera 11. Sept. 1855 zu Hadersdorf bei Wien.

Sein Bruder Aloys, Freiherr von K. zu Kübau, geb. 19. Juni 1787, starb als Wirkl. Hofrat bei der Hofkanzlei 10. Juni 1850. Von dessen Söhnen widmete sich Aloys Karl von K., Freiherr zu Kübau, (geb. 29. Dez. 1819) der diplomatischen Laufbahn und war Legationssekretär bei der österr. Gesandtschaft in London. Später erfolgte seine Ernennung zum k. k. Wirkl. Gubernialrat. Seit Ende Mai 1859 war er bevollmächtigter Minister und Präsidialgesandter am Deutschen Bundestage und nach dessen Auflösung Vertreter Österreichs am Hofe Victor Emanuels. Im Mai 1872 zum österr. Botschafter beim päpstl. Stuhle ernannt, starb er in Graz 14. Mai 1873.

Kubenskoje oder Kubinskoje, See im südl. Teile des russ. Gouvernements Wologda, 393 qkm groß, ist sehr fischreich. In ihn fließt die Porosowiza, die durch den Kubenskojekanal mit der Schekšna (Nebenfluß der Wolga) verbunden ist.

Kubieren, einen Kubus (s. d.) konstruieren, den kubischen oder Rauminhalt berechnen.

Kubik..., vom lat. cubus, Würfel, in Zusammensetzungen besonders bei Maßen (Kubikmeter, -decimeter, -liter, -deciliter u. s. w.) das zur dritten Potenz erhobene Längenmaß, um den räumlichen oder körperlichen Inhalt zu bestimmen.

Kubikwurzel, s. unter Wurzel (mathem.).

Kubisch, auf einen Kubus (s. d.) bezüglich, in der Form eines Kubus.

Kubische Gleichungen, in der Mathematik solche Gleichungen, in denen eine Unbekannte in der dritten, aber keine in einer höhern Potenz vorkommt.

Kubischer Salpeter, s. Chilisalpeter.

Kubitzer Bodden, s. unter Bodden.

Kublai, richtig mongol. Chubilai, Enkel Dschingis-Chans von dessen viertem Sohn Tului, geb. 1215, vierter Groß-Chan der Mongolen von 1260—94 (1296), Begründer der mongol. (Juan-) Dynastie in China.

Kubus (lat.), der Würfel; in der Arithmetik und Algebra versteht man darunter die dritte Potenz (s. d.) einer Zahl. So ist z. B. 8 der K. von 2, 27 der K. von 3, 64 der K. von 4 u. s. w. Diese arithmet. Bedeutung des Wortes rührt daher, daß der körperliche Inhalt eines Würfels durch die dritte Potenz derjenigen Zahl ausgedrückt wird, welche die Länge einer Kante des Würfels ausdrückt; wenn z. B. die Kante eines Würfels 4 cm lang ist, so ist sein körperlicher Inhalt 64 ccm.

Küchenabfälle, s. Kjökken-Möding.

Küchenelster, soviel wie Mandelkrähe.

Küchenlatein (latinitas culinaria), soviel wie schlechtes, barbarisches Latein. Besonders bezeichnete man damit das verderbte Mönchslatein des Mittelalters, das durch den Spott eines Reuchlin, Erasmus und Hutten, namentlich durch die Veröffentlichung der «Epistolae obscurorum virorum» (s. d.) aus den gelehrten Schriften und Unterhaltungen meist verdrängt wurde.

Küchenmeister (Gottlob Friedr. Heinr.), namhafter Mediziner, geb. 22. Jan. 1821 zu Buchheim bei Lausigk, studierte in Leipzig und Prag Medizin und ließ sich 1846 in Zittau als praktischer Arzt nieder. K. hat sich große Verdienste um die Natur- und Entwickelungsgeschichte der Eingeweidewürmer (Bandwürmer und Trichinen) des Menschen erworben und unter anderm zuerst die Entwickelung des Bandwurms aus der Finne des Schweinefleisches und der Finnen aus der Bandwurmbrut experimentell erwiesen. Er lebt seit 1859 als praktischer Arzt mit dem Titel Medizinalrat in Dresden. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Versuche über die Metamorphose der Finnen in Bandwürmer» (Zittau 1852), «Entdeckung über die Umwandlung der sechshakigen Brut gewisser Bandwürmer in Blasenbandwürmer» (Zittau 1853), «Über Cestoden im allgemeinen und die des Menschen insbesondere» (Zittau 1853), «Die in und an dem Körper des lebenden Menschen vorkommenden Parasiten» (mit 14 Tafeln, Lpz. 1855—56; 3. Aufl., mit Zürn, 1878—79), «Die therapeutische Anwendung des kalten Wassers bei fieberhaften Krankheiten» (Berl. 1869); unter den geschichtlichen Arbeiten besonders die «Krankengeschichte Luthers» (Lpz. 1881) und außerdem seine Schriften über Feuerbestattung. K. ist einer der Hauptbegründer des Crematorium in Gotha.

Küchenschabe, s. unter Schaben.

Küchenschelle, Pflanzenart, s. Pulsatille.

Küchm., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Küchenmeister (Gottlob Friedr. Heinr.).

Kuchs, s. Kux.

Kuči (spr. Kutschi), Vollsstamm in Montenegro von 15000 Seelen, welcher ein Gebiet von etwa 500 qkm bewohnt, einen der wildesten und gebirgigsten Teile des Landes. Die K. gehören dem albanes. Vollsstamme an, sind jedoch schon teilweise serbisiert, bekennen sich aber zur kath. Religion. Die nördlicher wohneade Hälfte wurde schon 1849 in Montenegro einverleibt, die südliche erst 1877.

Kücken (Friedr. Wilh.), deutscher Tonsetzer, geb. 16. Noo. 1810 zu Bleckede im Lüneburgischen, erhielt seine Ausbildung bei seinem Schwager, dem Musikdirektor und Schloßorganisten Lührß in Schwerin. Schon hier komponierte er verschiedene Lieder und besonders Märsche für das schweriner Militärmusikkorps, welche große Verbreitung gefunden haben. Im J. 1829 ward K. von dem Erbgroßherzog Paul Friedrich zum Lehrer seiner Kinder berufen, mit denen er 1831 nach Berlin ging, wo 1839 seine erste Oper, «Die Flucht nach der Schweiz», mit Erfolg aufgeführt wurde. Er wandte sich 1841 nach Wien, wo er bei Sechter Fugeastudien machte. Hierauf begab er sich in die Schweiz, dirigierte die großen Männergesangfeste zu St. Gallen und Appenzell, verweilte 1843—46 in Paris und darauf an verschiedenen Orten, bis er 1851—61 als Hofkapellmeister in Stuttgart wirkte. Seitdem lebte er ohne öffentliches Amt zu Schwerin, wo er 3. April 1882 starb. Die Popularität, die K. als Gesaagskomponist genießt, verdankt er der Melodienfrische und Sangbarkeit seiner Lieder und Gesänge. Sehr gelungea sind auch die Männerquartette, von denen viele eine große Verbreitung gefunden haben. «Ach wie wär's möglich denn», «Gretelein» und manche andere seiner Melodien haben sich dauernd eingebürgert.

Kuckuck (Cucülus) heißt eine zur Abteilung der Kuckucksvögel gehörige Vögelgattung mit 22 Arten, bei denen der Schnabel von Kopflänge oder kürzer, bis uater die Augen gespalten und mit scharfen ungezähnten Rändern versehen, der Lauf kürzer als die längste Zehe und bis unter das Fersengelenk befiedert und der Schwanz zehnfederig und lang ist. Von dieser Gattung, die jetzt nach nicht eben scharfen Kennzeichen in fünf bis sechs besondere Gattungen zerfällt und den Typus einer zahlreichen, in der ganzen Welt verbreiteten Familie bildet, besitzt Europa nur eine, aber überall verbreitete, doch nirgends häufige Art, den gemeinen Kuckuck (C. canorus), der in ganz Europa, Afrika und einem größern Teile Nordasiens angetroffen wird und in Deutschland als Zugvogel kaum je vor Mitte April eintrifft, wo er dann durch seinen bekannten zweisilbigen, fröhlichen Ruf, den er 10—12, ja 50—80 mal hintereinander wiederholt, zum willkommenen Verkünder des Frühjahrs wird. Mitte Juli hört der K. zu rufen auf und zieht im August von dannen. Nur die in demselben Sommer geborenen Jungen erwarten zum Abzug die Mitte des September. Die meisten Arten des K. haben die (sprichwörtlich gewordene) Sitte, ihre Eier in fremde Nester, die von kleinern Vögeln, unser einheimischer z. B. in die von Grasmücken, Bachstelzen, Rotkehlchen u. a., zum Ausbrüten zu legen. Hierbei scheint der Vogel sich in geringer Entfernung von dem fremden Neste des Eies zu entledigen und es dann mit dem Schnabel in das oft enge oder halbgeschlossene Nest zu tragen, und zwar jedes Ei in ein verschiedenes Nest. Der K. ist ein wahrer Insektenfresser, der bei seiner schnellen Verdauung einer außerordeatlichen Menge von diesem Futter bedarf; besonders aber zieht er Raupen vor, voa denen er auch die langhaarige Bärraupe und andere dergleichen, welche jeder andere Vogel verschmäht, begierig verzehrt. Er wird dadurch äußerst nützlich, und nichts ist verkehrter, als diesen ohnehin nicht zu häufigen Vogel zum Gegenstand der Verfolgung zu machen. Durch die in die Wände des Magens eindringenden und darin festhaftenden langen Haare, vorzüglich der Bärraupe (Euprepia Caja), wird die Innenseite des Magens so haarig, daß sie oft einem nassen Säugetierfell gleicht. Der K. ist 36 cm lang, aschgrau, an Brust und Bauch weiß und schwarzbraun gebändert; Füße und Krallen sind gelb. Junge Weibchen sind rostrot und mit graubraunen Querbändern gezeichnet. Der amerikanische Kuckuck oder Kuhvogel (C. Americanus) brütet seine Jungen selbst aus. Am Kap der Guten Hoffnung lebt der jetzt zu einer der neuen Gattungen (Indicator) gehörige Honigkuckuck (C. indicator), der mit großem Geschrei die Bienennester anzeigt, in welche einzudringen ihm nicht gelungen ist. Eine sehr große Art, der Riesenkuckuck (Scythrops praesagus *Reinwardt*, Tafel: Kuckucksvögel, Fig. 1), bewohnt die Molukken bis Neuguinea und Australien.

Kuckucksbienen oder Schmarotzerbienen heißen mehrere Bienengattungen, welche nicht selbst bauen, sondern ihre Eier in die Baue anderer Honig sammelnder Hymenopteren legen, wo die ausgekrochenen Larven auf fremde Kosten leben. Die häufigste K. ist in Deutschland die rothörnige Wespenbiene (Nomada ruficornis *L.*, s. Tafel: Insekten IV, Fig. 45).

Kuckucksblume, Pflanzenart, s. Orchis.

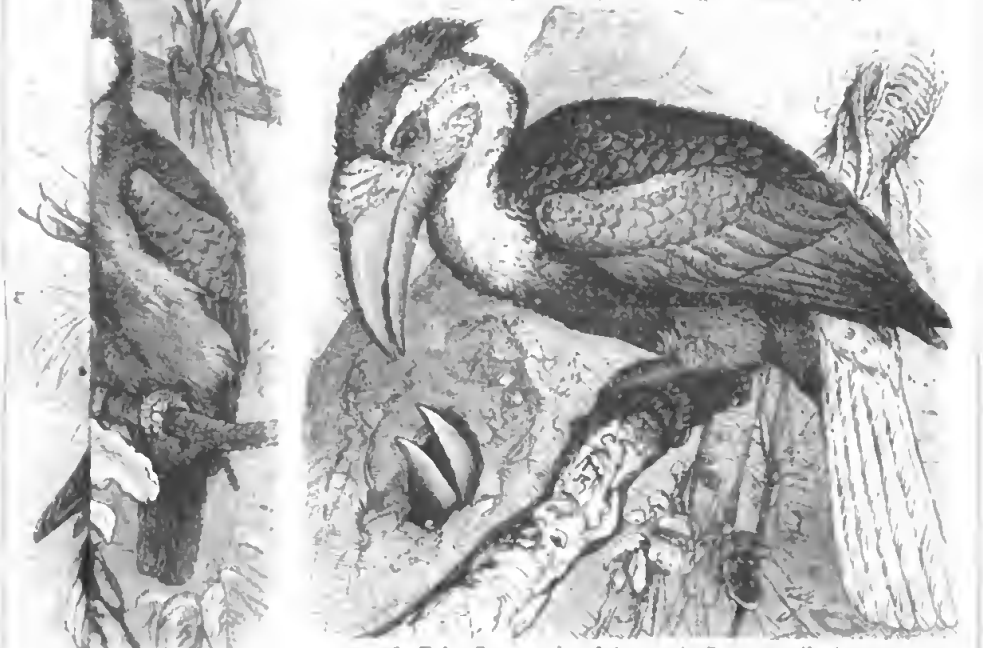
Kuckucksküster, s. Wiedehopf.

Kuckucksspeichel nennt man eine im Frühjahr auf zahlreichen Pflanzen, besonders auf dem Wiesenschaumkraut, wahraehmbare flockige, speichelähnliche Flüssigkeit, die von den Larven kleiner Cikaden (besonders von Aphrophora spumaria) aus dem After abgeschieden wird.

Kuckucksvögel (Coccygomorphae *Huxley*) heißt eine der größten und aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten Ordaungen der Vögel, die nur einen gemeinsamen anatom. Charakter aufweisen. Sie sind nämlich, nach Huxleys Termiaologie, desmognath, d. h. die Gaumenfortsätze ihrer Oberkieferknochen verbinden sich in der Mittellinie direkt oder durch eine Verkaöcherung der Nasenscheidewand; alle andern Charaktere, Befiederung, Schnabelform, Beschaffenheit der Beine und Zehen sind ungemein schwankend. Die Ordnung umfaßt folgende Familiea (s. die betreffenden Artikel): 1) Die Honigkuckucke (Indicatoridae, s. unter Kuckuck); 2) Megalaemidae; 3) Tukans (Rhamphastidae, mit dem rotschnäbeligen und dem großen Tukan, s. Tafel: Kuckucksvögel, Fig. 3 und 4); 4) Mausvögel (Coliidae); 5) Turakos (Musophagidae); 6) echte Kuckucke (Cuculidae, hierher der gewöhnliche Kuckuck (s. d.), der Riesenkuckuck Scythrops praesagus *Reinwardt*, Fig. 2, und der Ani, Crotophaga Ani *L.*, Fig. 7); 7) Leptosomidae; 8) Schnurrkuckucke (Bucconidae, hierher der rot- und gelbgekehlte Schnurrkuckuck (Bucco flavigula *Boddaert*, Fig. 5); 9) Jacamars (Galbulidae); 10) Racken (Coraciidae mit der europ. Mandelkrähe, Coracias garrula *L.*, Fig. 8); 11) Bienenfresser (Meropidae mit dem europ. C. Merops

Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

5. Rot- und gelbkehliger Bartvogel (Bucco flavigula).



6. Faltenhorn- oder Jahrvogel (Buceros plicatus).

hlafend.
Weibchen.

9. Europäischer Wiedehopf (Upupa epops).

Digitized by Google

apiaster *L.*, Fig. 1); 12) Plattschnäbel (Todidae); 13) Sägeraben (Momotidae); 14) Trogons (Trogonidae); 15) Eisvögel (Alcedinidae); 16) Nashornvögel (Bucerotidae mit dem Jahrvogel Buceros plicatus *Latham*, Fig. 6); 17) Wiedehöpfe (Upupidae, hierher unser europ. Wiedehopf Upupa epops *L.*, Fig. 9); 18) Irrisoridae; 19) Hornrachen (Eurylaemidae); 20) Schwalme (Podargidae).

Küddow, ein rechter Nebenfluß der Netze in Pommern, Westpreußen und Posen, entspringt aus den Seen der Neustettiner Platte und mündet nach einem Laufe von 105 km gegenüber der Stadt Usch. Oberhalb von Jastrow wird sie auf 89 km flößbar.

Kudlich (Hans), österr. Politiker, geb. zu Lobenstein in Österreichisch-Schlesien 1823, studierte die Rechte in Wien und wurde 1848 in den österr. Reichstag gewählt. Sein Antrag auf Aufhebung der Robot (Befreiung des Ackergrundes von den Lasten der Hörigkeit) machte ihn bei den Bauern populär, die jedoch seinen Aufrufen zur revolutionären Erhebung später keine Folge gaben. K. flüchtete über die Grenze, beteiligte sich an der bad. Rebellion, nach deren Niederwerfung er sich auf schweiz. Gebiet rettete. In contumaciam zum Tode verurteilt, lebte er eine Zeit lang in der Schweiz und ging dann nach Amerika. Dort widmete er sich dem Studium der Naturwissenschaften und Medizin und ließ sich als Arzt in Hoboken bei Neuyork nieder.

Kudrun, s. Gudrun.

Kueitschen, s. Kweitschau.

Kuenen (Abraham), hervorragender holländ. Theolog, geb. 16. Sept. 1828 zu Harlem, studierte in Leiden und wurde 1853 außerord. und 1855 ord. Professor der Theologie daselbst. K.s Arbeiten zur Kritik des Alten Testaments und zur Geschichte der israelitischen Religion sind bahnbrechend geworden. Er schrieb: «Liber Geneseos» (Leiden 1851) und «Libri Exodi et Levitici secundum Arabicam Pentat. Samar. versionem ab Abu Sardo conscriptam» (Leiden 1854), «Historisch-kritisch Onderzoek naar het ontstaan en de verzamelung van de boeken des Ouden Verbonds» (3 Bde., Leiden 1861—65), «De godsdienst van Israël tot den ondergang van den Joodschen Staat» (2 Bde., Harlem 1869—70), «De profeten en de profetie onder Israel» (2 Bde., Leiden 1875), «National religions and universal religions» (Lond. 1882; deutsch Berl. 1883). Auch gibt K. die «Theologisch Tijdschrift» (Leiden, seit 1867) heraus.

Kuen-lün, genauer Kuên-lüên, auch Kuenta-Gebirge, ist der Name des Gebirgszugs, welcher das tibetan. Hochland im N. begrenzt, sich östlich bis zu den Quellflüssen des Yang-tse-kiang erstreckt und daselbst in die Kette Bajan-chara-ula übergeht; sein westl. Anfang ist der mächtige zwischen 71—74° östl. L. (von Greenwich) und 34—37° nördl. Br. gelegene Gebirgsknoten, von welchem gegen N. der Bolor-Tagh (s. d.), gegen SW. der Hindukuh (s. d.), gegen SO. der Himalaja und die mit letzterm fast parallel laufende Kette des Karakorum ebenfalls ausstrahlen. Wenn man diesen centralen Knoten, wie von neuern Geographen häufig geschieht, mit zu dem Himalaja rechnet, so lassen sich die genannten Bergketten und somit auch der K. als Abzweigungen und Nebenketten desselben ansehen. Das Gebirge ist in seinem Verlaufe noch unerforscht; nur der westlichste Teil wurde durch die Reisen der Gebrüder Schlagintweit etwas näher bekannt. Dieselben überschritten von Iskardo, der Hauptstadt von Balti, aus zunächst die Kette des Karakorum mittels des 5653 m hohen Karakorumpasses, folgten dann der Straße hinab ins Thal des Karalaschflusses und überstiegen nun den eigentlichen K. auf dem 5433 m hohen Elchi-Davanpaß, über welchen man zunächst nach Elchi gelangt. (S. Tibet.)

Kufa, die älteste Residenz der Kalifen, wurde bald nach der Einnahme von Ktesiphon als Hauptstadt des neuerrichteten Araberreichs unter dem zweiten Kalifen Omar durch den Feldherrn Saad in der Nähe des Schlachtfeldes von Kadesia 638 gegründet. Mit Basra und Wasit war sie vor der Erbauung Bagdads der bedeutendste Sitz der arab. Kultur, daher auch die älteste arab. Schrift die kufische genannt wird. Nach mannigfachen Zerstörungen ist die einst reiche Stadt zu einem Dorfe herabgesunken.

Kufarah, s. Kufra.

Kufe, großes Gefäß für Bier; früheres Biermaß in Preußen = 4,58, in Sachsen = 7,85 hl.

Küfer, soviel wie Böttcher oder Faßbinder, s. unter Faßfabrikation.

Kuff ist ein hauptsächlich an den niederl., belg. und nordwestdeutschen Küsten vorkommendes Fahrzeug mit rundem Vorder- und Hinterteil (Bug und Hek), die sich beide im Vergleich zu der sehr niedrig liegenden Mitte ziemlich hoch über Wasser erheben. Die meisten dieser Fahrzeuge haben zwei Masten und sind wie ein Schoner (s. d.) getakelt. Fast alle K. sind nur Küstenfahrer, vermöge ihrer fast viereckigen Form fähig, sehr große Lasten zu trogen, und dabei bequeme, wenn auch langsam segelnde Seeschiffe.

Kufie, Giftschlange, s. unter Jararaca.

Kufische Münzen nennt man alle Münzen mohammed. Herrscher mit Inschriften in Kufischer Schrift (s. d.). Dieselben kommen in Gold, Silber und Kupfer vor; die goldenen heißen Dinar, die silbernen Dirham und die kupfernen Fals. Sie tragen in der Regel Inschriften, die teils in der Mitte, teils auf dem um dieselbe laufenden Runde angebracht sind, und enthalten gewöhnlich, außer der Angabe des Prägeortes, des Prägejahres und des Namens des Fürsten oder Statthalters, noch Koranverse oder andere auf das mohammed. Glaubensbekenntnis bezügliche Sprüche, bei Schiiten auch noch die Worte: «Ali ist der Freund (oder Schützling) Gottes.» Sehr selten finden sich bildliche Darstellungen, meist Nachahmungen byzant. und pers. Muster, bei welchen ein besonderes Interesse, wie das des Handels u. s. w., obwaltete. Das Studium der Kufischen Münzen ist erst in neuerer Zeit zu größerer Vollkommenheit gelangt. Vgl. Soret, «Éléments de la numismatique Musulmane» (Brüss. 1864).

Kufische Schrift heißt diejenige Art der arab. Schrift, welche in der unter Omar im J. 16 der Hedschra (637 n. Chr.) gegründeten Stadt Kufa einheimisch und wahrscheinlich früher schon in Hira dem syr. Estrangelo nachgebildet wurde. Da in Kufa bald die Sprachstudien einen großen Aufschwung nahmen, verbreitete sich auch diese Schrift über andere Teile des mohammed. Reichs und wurde nicht nur bei Koranabschriften, Münzen und Inschriften, sondern auch im gewöhnlichen Leben gebraucht. Sie erhielt sich bis in das 10. Jahrh., obgleich schon früh eine bequemere Schrift daneben bestand, die dem Neschi nahe kam, welches endlich

das Kufiſche verdrängte. Es wurde zwar noch häufig auf Münzen und Inſchriften, doch ſelten mehr in ſeiner urſprünglichen Form gebraucht. Vgl. Möller, «Paläographiſche Beiträge aus den herzogl. Sammlungen in Gotha» (Heft 1, Eisl. 1844), und die trefflichen Reproduktionen kufiſcher Schriftſtücke in der Publikation der Palaeographical Society in London («Oriental Series», Lond. 1884).

Kufra oder Kufarah, Oaſengruppe in der Mitte der Libyſchen Wüſte in Afrika, die zweitgrößte der Sahara, in 25° nördl. Br. und 40° öſtl. L. von Ferro, 570 km ſüdlich von Barka, 17818 qkm groß, zuerſt von Rohlfs 1879 beſucht. Die Oaſe hat viele Palmbäume; ſchon in 1 bis 3 m Tiefe liegt eine Waſſerſchicht, welche auch Quellen ſpeiſt. Sogar ausgedehnte Sümpfe ſind vorhanden. Rohlfs hält die Bewohner für Nachkommen der Garamanten der Alten. Die Oaſe iſt völlig unabhängig. Hauptort iſt das Dorf Djof. Vgl. Rohlfs, «Kufra» (Lpz. 1881).

Kufſtein, Stadt und ehemalige Feſtung in Tirol, 75,80 km nordöſtlich von Innsbruck, in maleriſcher Gegend am Inn, nahe der bayr. Grenze, an der Öſterreichiſchen Südbahn und der bayr. Staatsbahn Roſenheim-K. gelegen. Die Stadt iſt der Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 3526 E. Bei K. wird der beſte hydrauliſche Kalk- und Portlandcement erzeugt, der weithin verſandt wird. Dicht über der Stadt erhebt ſich am rechten Innufer auf ſchroffem Felſen die alte Bergfeſtung Geroldseck, welche meiſtens in Stein gehauene Werke und nur einen Zugang hat, als öſterr. Staatsgefängnis bekannt geworden iſt und jetzt als Kaſerne benutzt wird; auf dem linken Innufer wurden neue Feſtungstürme (Franz-Joſephs-Türme) errichtet, welche aber wieder abgetragen worden ſind. Die Feſtung wurde 1367 von den Bayern, 1504 von Kaiſer Maximilian I. erobert, 1703 an die Bayern übergeben, die ſie erſt nach der Schlacht bei Höchſtädt räumten, kam 1805 mit Tirol an die Bayern und erſt 1814 wieder an Öſterreich. Nahe bei K. iſt in ſchöner Lage der Bade- und Luftkurort Kienbergkiamm.

Kugel (sphaera, globus) heißt in der Mathematik ein runder Körper, deſſen Oberfläche überall von einem im Innern gelegenen Punkte, dem Mittelpunkte oder Centrum, gleichweit entfernt iſt. Eine von irgend einem Punkte der Oberfläche durch den Mittelpunkt bis zum entgegengeſetzten Punkte der Oberfläche gehende gerade Linie wird ein Durchmeſſer oder Diameter, dagegen eine gerade Linie vom Mittelpunkte bis zu einem beliebigen Punkte der Oberfläche ein Halbmeſſer oder Radius der K. genannt. Aus der vorhin gegebenen Erklärung erhellt, daß alle Halbmeſſer, folglich auch alle Durchmeſſer der K. einander gleich ſein müſſen. Durchſchneidet man eine K. mit einer Ebene, ſo iſt der Durchſchnitt ein Kreis, der deſto größer iſt, je näher ſeine Ebene dem Kugelmittelpunkte liegt; geht die Ebene durch dieſen Mittelpunkt ſelbſt, ſo hat der Kreis den Kugelhalbmeſſer zum Halbmeſſer und heißt ein größter Kreis. Legt man durch den Endpunkt eines Halb- oder Durchmeſſers eine gegen dieſen ſenkrechte Ebene, ſo berührt dieſelbe die K. nur in jenem Punkt, ohne ſie zu ſchneiden. Steht auf der Ebene eines größten Kreiſes ein Kugeldurchmeſſer ſenkrecht, welcher dann durch die Mittelpunkte aller mit jenem Kreiſe parallelen Kugelkreiſe geht, ſo heißen ſeine Endpunkte die Pole des größten Kreiſes ſowie der parallelen Kreiſe. Sind zwei Kugelkreiſe parallel, ſo heißen die zwiſchen ihnen enthaltenen Teile der K. und der Kugeloberfläche beziehentlich ein Segment und eine Zone der K., welche Ausdrücke auch dann gebraucht werden, wenn der eine Kugelkreis ſich auf einen Punkt reduziert und ſeine Ebene die K. nur berührt, d. h. von einem Teile der K. und Kugeloberfläche, der durch einen einzigen Kugelkreis abgeſchnitten wird. Der Inhalt einer Kugelzone wird gefunden, wenn man den Umfang eines größten Kreiſes mit der Höhe der Zone (dem Abſtande der ſie begrenzenden Kugelkreiſe oder, was dasſelbe iſt, ihrer Mittelpunkte) multipliziert; der Inhalt der ganzen Kugeloberfläche, wenn man den Inhalt eines größten Kreiſes viermal nimmt; endlich der Inhalt der K. ſelbſt, wenn man den Würfel oder die dritte Potenz des Kugeldurchmeſſers mit der Ludolfſchen Zahl (ſ. unter Ceulen und Kreis) multipliziert und das Produkt durch 6 dividiert. Hiernach verhält ſich der Inhalt einer K. zu dem eines Cylinders, deſſen Grundfläche einem größten Kreiſe, deſſen Höhe aber einem Durchmeſſer der K. gleich iſt, genau wie 2 zu 3, dagegen zu einem Kegel von derſelben Grundfläche und Höhe wie 2 zu 1.

Bisweilen erſcheint die K. als Symbol der Erdkugel. Dieſe Bedeutung hatte die K. unter den Füßen des röm. Adlers. In der Hand der ſpätern röm. Kaiſer erſcheint die K. mit der Siegesgöttin geſchmückt, an deren Stelle bei den chriſtl. Kaiſern das Kreuz trat. Dieſe Erdkugel mit und ohne Kreuz (Reichsapfel) ging ſpäter auf andere Länder über. — Über die K. als Geſchoß ſ. Geſchoß.

Kugelabſchnitt (Kugelſegment), jedes von einer Kugel durch eine Ebene abgeſchnittene Stück; die Kugeloberfläche des abgeſchnittenen Stücks heißt Kugelhaube oder Calotte.

Kugelaſſel (Armadillo *Latreille*) iſt der Name eines auf dem Lande lebenden Aſſelgeſchlechts, deſſen Arten die Fähigkeit beſitzen, ſich einzurollen. Eine aus Kleinaſien ſtammende Art (A. officinarum *Brandt*) wurde früher unter dem Namen «Millepedae» (Tauſendfuß) als Heilmittel angewandt.

Kugelbacterie, ſ. Mikrococcus.

Kugelbaum nennt man eine Kunſtform des Obſtbaums, deſſen Krone keine direkte Fortſetzung des Stamms, alſo keinen Mittelaſt beſitzt, ſondern ausſchließlich durch Nebenäſte und Zweige gebildet iſt und dadurch eine runde Geſtalt angenommen hat. Die erſtern werden durch ſachgemäßen Schnitt hervorgerufen, die Regelmäßigkeit der Form wird ſpäter durch fortgeſetztes Entſpitzen der jungen Triebe befördert und erhalten. Man gibt dem K. einen meiſt niedrigen Grundſtamm ſchwachwüchſiger Art. Schon nach wenigen Jahren iſt er, hat man dafür geeignete Obſtſorten gewählt, fruchtbar.

Kugeldiſtel, ſ. Echinops.

Kugelgelenk (Enarthrosis s. Articulatio sphaeroidea), Gelenkverbindung, bei welcher der kugelige Gelenkkopf des einen Knochens von der Gelenkhöhle des andern umfaßt wird. (S. unter Gelenk, Bd. VII, S. 716a.)

Kugelgelenk (frz. joint sphérique, engl. socket-joint), ein Scharnier, bei welchem der Endpunkt des einen Scharnierteils von einer Kugel gebildet iſt, die von dem andern hohlkugelförmigen Scharnierteil umfaßt wird, wodurch dem einen Teil oder eventuell auch beiden Teilen eine unbeſchränkte Beweglichkeit nach allen Richtungen geſtattet iſt.

Artikel, die man unter K vermißt, ſind unter C aufzuſuchen.

Kügelgen (Gerhard von), Geſchichts- und Porträtmaler, geb. 6. Febr. 1772 zu Bacharach am Rhein, wurde nebſt ſeinem Zwillingsbruder, Karl Ferdinand von K., in ſeinem 15. Jahre in das Jeſultengymnaſium zu Bonn gebracht. Nach einem bald unterbrochenen Aufenthalte in Rom, wohin ſich Gerhard mit dem Bruder, anfangs vom Erzherzog Maximilian Franz unterſtützt, 1791 begeben hatte, wandte er ſich als Porträtiſt nach München, dann 1795 nach Riga und traf hier mit Karl Ferdinand wieder zuſammen. Später lebten beide in Petersburg, wo Karl in kaiſerl. Dienſte trat, 1803 aber in die Krim reiſte. Gerhard ging nun nach Dresden und Paris, dann nach ſeiner Heimat und hierauf wieder nach Dresden, wo er 27. März 1820 durch einen Raubmörder getötet wurde. Vgl. Haſſe, «Das Leben Gerhards von K.» (Lpz. 1824), und die von K.s Sohn, Wilh. von Kügelgen (anonym), herausgegebenen «Jugenderinnerungen eines alten Mannes» (Berl. 1870; 11. Aufl. 1883).

Sein Bruder, Karl Ferdinand von K., Landſchaftsmaler, hielt ſich in Livland und Petersburg, beſonders häufig ſeit 1827 in Reval auf, wo er 9. Jan. 1832 ſtarb. K. hat eine «Maleriſche Reiſe in die Krim» (Petersb. 1823) veröffentlicht.

Kugelhaube, ſ. unter Kugelabſchnitt.

Kugel im Munde, ein in den Kapitulationen belagerter Feſtungen in früherer Zeit oftmals vorkommender Ausdruck, der die Bedeutung hat, daß die Beſatzung der Feſtung mit geladenem Gewehr ausmarſchieren könne. Der Ausdruck ſtammt daher, daß die Musketiere vor Einführung der Patronen zum Kleingewehr ſtets einige Musketenkugeln während des Gefechts im Munde hatten.

Kugellack (Lacca in globulis) oder Venetianiſcher Lack; echter K. iſt Florentinerlack (ſ. d.); der unechte iſt eine ordinäre rote Waſſerfarbe, welche aus Fernambulholz dargeſtellt wird.

Kugelſegment, ſ. Kugelabſchnitt.

Kugelſpritze oder Mitrailleuſe, ſ. Kartätſchgeſchütze.

Kugeltierchen (Volvox globator *L.*) heißt ein merkwürdiger zu den Protiſten (ſ. d.) gehöriger Organismus des ſüßen Waſſers, der die Geſtalt einer mit dem bloßen Auge noch recht gut erkennbaren, grünen, ſich langſam drehenden Kugel hat. Er iſt eine Kolonie von in Gallertſubſtanz eingebetteten Zellen, die reich an Blattgrün ſind und Sauerſtoff ausſcheiden. Die Fortpflanzung iſt ungeſchlechtlich und geſchlechtlich: in erſterm Falle wachſen einzelne Zellen zu Tochterkolonien aus, im andern zerfallen einzelne Zellen zu Samenkörpern ähnlichen Gebilden (Mikrogonidien), andere werden unter Größezunahme zu Eizellen, von erſtern befruchtet, kapſeln ſich darauf ein und ſinken als ſternförmige Gebilde zu Boden, um ſpäter als neue Kolonie auszuſchlüpfen. Über K. ſchrieb beſonders Ferd. Cohn.

Kugelventil (frz. soupape à boulet, engl. ball-valve), ein Ventil mit kugelförmiger Abſchlußfläche, meiſt in Geſtalt einer vollſtändigen Kugel ausgeführt. (S. Ventil.)

Kugelzieher, ſpitze, zum Einbohren in Bleigeſchoſſe auf einem Knopf befeſtigte Stahlſchraube.

Kugler (Franz Theod.), ausgezeichneter Kunſthiſtoriker, geb. 19. Jan. 1808 zu Stettin, ſtudierte ſeit 1826 in Berlin und Heidelberg Philologie, namentlich aber Kunſtgeſchichte. Außerdem veranlaßte ihn ſein künſtleriſcher Verkehr zu Verſuchen in der Poeſie, der bildenden Kunſt und der Muſik. Es erſchienen ſein «Skizzenbuch» (Berl. 1830), eine Auswahl ſeiner Gedichte, muſikaliſche Liederkompoſitionen und Zeichnungen und «Denkmäler der bildenden Kunſt im Mittelalter in den preuß. Staaten» (Heft 1, Berl. 1830). In dem «Skizzenbuch» findet ſich das zum Volksliede gewordene Gedicht «An der Saale hellem Strande». Auch verfaßte er mit Reinick das «Liederbuch für deutſche Künſtler» (Berl. 1833). K. wurde 1833 Profeſſor an der Akademie und Docent an der Univerſität. Zwei Jahre ſpäter ſchrieb er «Über die Polychromie der griech. Architektur und Skulptur und ihre Grenzen» (Berl. 1835). Nach einer Reiſe durch Italien 1835 entſtand ſein «Handbuch der Geſchichte der Malerei von Konſtantin d. Gr. bis auf die neuere Zeit» (2 Bde., Berl. 1837; 3. Aufl., von Blomberg, 3 Bde., Lpz. 1867). In der Folge erſchien die mit F. Ranke gemeinſchaftlich verfaßte «Beſchreibung und Geſchichte der Schloßkirche zu Quedlinburg» (Berl. 1838), die «Beſchreibung der Kunſtſchätze von Berlin und Potsdam» (2 Bde., Berl. 1838), ſowie die «Pommerſche Kunſtgeſchichte» in den «Baltiſchen Studien» (Stett. 1840). Außerdem ſchrieb er die «Geſchichte Friedrichs d. Gr.», welche, von Adolf Menzel illuſtriert, zum Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunſt (Lpz. 1840), desgleichen ohne Illuſtrationen als Volksbuch (10. Aufl., Lpz. 1879) erſchien, ferner die «Neuere Geſchichte des preuß. Staats und Volks von der Zeit des Großen Kurfürſten bis auf unſere Tage» (1. Tl., 1660—1786, Berl. 1844). Im J. 1840 erſchien eine Sammlung ſeiner «Gedichte» (Stuttg. u. Tüb.). Seine reifſte und bedeutendſte Leiſtung war indeß das «Handbuch der Kunſtgeſchichte» (Stuttg. 1841—42; 5. Aufl., von Lübke, 2 Bde., 1871—72), worin er es zuerſt verſuchte, den Entwickelungsgang der Kunſt im großen und ganzen zu verfolgen. K. wurde 1842 zum Mitgliede des Senats der Akademie der Künſte ernannt und 1843 durch den Miniſter Eichhorn zur Bearbeitung der Kunſtangelegenheiten in das Miniſterium berufen. In dieſer Stellung gab er anonym heraus die Schrift «Über die Kunſt als Gegenſtand der Staatsverwaltung, mit beſonderm Bezug auf die Verhältniſſe des preuß. Staats» (Berl. 1847). Im J. 1849 wurde K. zum vortragenden Rate im Kultusminiſterium ernannt. Als ſolcher bearbeitete er «Grundbeſtimmungen für die Verwaltung der Kunſtangelegenheiten im preuß. Staate» (Berl. 1859). Neben dieſen Arbeiten entwickelte K. noch eine lebhafte Thätigkeit in poetiſchen Produktionen. Zwei ſeiner Dramen: «Jakobäa» und «Doge und Dogareſſa», gelangten mehrfach zur Aufführung. Die übrigen Dramen aus dieſer Periode veröffentlichte er nebſt Erzählungen in den «Belletriſtiſchen Schriften» (8 Bde., Stuttg. 1851—52). Ferner gab er eine Sammlung ſeiner «Kleinen Schriften und Studien zur Kunſtgeſchichte» (3 Bde., Stuttg. 1853—54) heraus. K. unternahm auch noch die Abfaſſung einer «Geſchichte der Baukunſt» (Bd. 1—3, Stuttg. 1854—59), fortgeſetzt von Burckhardt und Lübke (Bd. 4 u. 5, Stuttg. 1867—73). Er ſtarb 18. März 1858.

Kuh, Weibchen des Rindes, auch anderer Hornтiere (Hirſchkuh, Rehkuh).

Kuh oder Koh (perſ.), Berg, z. B. Hindukuh.

Kuh (David), öſterr. Publiziſt, geb. 11. April 1819 zu Prag, Journaliſt zuerſt in Eſſek, ſeit 1851 in Prag, wo er in ſeinem Journal «Der Tagesbote aus Böhmen» die Intereſſen der Deutſchböhmen

vertrat. Er ward 1862 in den böhm. Landtag, 1872 in den Reichsrat gewählt und starb 25. Jan. 1879.

Kuh (Emil), deutscher Lyriker und Litterarhistoriker, geb. 13. Dez. 1828 zu Wien, von jüd. Abkunft, studierte daselbst Philosophie und Geschichte, trat 1848 in Berlin zur kath. Kirche über, wurde 1864 Professor an der Handelsakademie zu Wien und starb 30. Dez. 1876 zu Meran. In seinen «Gedichten» (Braunschw. 1858) zeigte er ein nicht unbedeutendes lyrisches Talent. Mit Glaser gab er die Werke seines Freundes Hebbel (12 Bde., Hamb. 1865—68) heraus, auch schrieb er eine Biographie Hebbels (2 Bde., Wien 1877).

Kuh (Moses Ephraim), deutscher Dichter, geb. 1731 zu Breslau, von jüd. Abkunft, wurde anfangs von seinem Vater für die jüd. Gelehrsamkeit, später für den Kaufmannsstand bestimmt. Nach dem Tode des Vaters trat er als Gehilfe in die Handlung eines Oheims in Berlin, wo er die Freundschaft Mendelssohns, Ramlers, Lessings u. a. sich erwarb. Durch seine Liebhaberei des Büchersammelns kam er in eine bedrängte Lage, verließ Berlin, durchreiste Holland, Frankreich und Italien und lebte dann in Breslau. Sein Mißgeschick brachte ihn in Schwermut und endlich in förmlichen Wahnsinn. Im J. 1786 wurde er durch einen Schlagfluß gelähmt und starb 3. April 1790. Eine Auswahl von seinen Gedichten, bestehend in Epigrammen, Liedern, Oden und Fabeln, wurde herausgegeben mit Ramlers Veränderungen als «Hinterlassene Werke» von Hirschel und Kausch (2 Bde., Zür. 1792). Vgl. Kayserling, «Der Dichter Ephraim K.» (Berl. 1864).

Kuhbaum, Baumart, s. Galaktodendron.

Kuhblume, Pflanzenart, s. Caltha.

Kuhfirsten, s. Churfirsten.

Kuhfuß, Werkzeug, soviel wie Geißfuß (s. d.).

Kuhgilde, s. unter Versicherungswesen.

Kuhhessig wird ein Tier genannt, dessen Hinterfüße mit den Spitzen der Sprunggelenke sehr genähert, während die Fußenden zu sehr nach auswärts gerichtet sind (X-Beine).

Kuh-i-Baba (Kohi-Baba), ein noch sehr unbekanntes Gebirge in Afghanistan, das 110 km lange, mit ewigem Schnee bedeckte Westende des Hindukuh, von letzterm durch den Paß Hadschi-kal getrennt, mit einer Kammhöhe von etwa 5180 m (nach von Schlagintweit). Die höchsten Felsgipfel, der Kuh-i-Baba und der Tschalapa-Pik, werden auf 5500 m Höhe geschätzt.

Kuhl, bei naturwissenschaftlichen Namen, bezeichnet Heinrich Kuhl, geb. zu Hanau 1747, gest. in Batavia 1821; er schrieb über die deutschen Fledermäuse (1819), «Beiträge zur Zoologie und vergleichenden Anatomie» (1820), «Conspectus Psittacorum» (1820).

Kuhländchen, die Gegend um Fulnek (s. d.) in [Böhmen.

Kühlapparate (frz. appareil réfrigérant, engl. refrigeratory), Vorrichtungen, welche dazu dienen, entweder heiße Flüssigkeiten abzukühlen, oder Dämpfe zu Flüssigkeiten zu verdichten. Zur Abkühlung von Flüssigkeiten dienen Ventilatoren (s. d.), indem sie Ströme kalter Luft über die zu kühlende Flüssigkeit führen, oder Rührwerke, durch welche die Oberfläche der erhitzten Flüssigkeit beständig erneuert wird; ferner schlangenförmig gewundene Röhren, in denen kaltes Wasser cirkuliert und die sich in der zu kühlenden Flüssigkeit befinden, sowie Gefäße mit doppelten Böden und ebensolchen Wänden, in denen kontinuierlich kaltes Wasser zu- und abfließt, wobei die zu kühlende Flüssigkeit in das Gefäß selbst gegossen wird. Zur Verflüssigung der Dämpfe benutzt man große, mit kaltem Wasser gefüllte Gefäße, in denen zellenartige Kästen oder schlangenförmig gewundene Röhren liegen, durch welche die zu kondensierenden Dämpfe streichen. K. werden hauptsächlich in der Bierbrauerei (s. d.), in der Branntweinbrennerei (s. Spiritusfabrikation), sowie überhaupt bei Destillationsarbeiten (s. Destillation) verwendet. Zu den K. in weiterm Sinne gehören auch die Eismaschinen (s. d.) und Eisschränke (s. d.).

Kuhlau (Friedr.), Klavier- und Opernkomponist, geb. 13. März 1786 zu Ulzen in Hannover, wurde von Schwenke in Hamburg unterrichtet, lebte seit 1810 in Kopenhagen, wo er vom Flötisten nach und nach zum Hofkompositeur aufrückte und mit seinen Opern («Die Räuberburg», «Die Zauberharfe», «Lulu», «Elisa», «Der Erlenhügel» u. a.) großen Erfolg hatte. Gleichen Beifall fanden außer mehrern Flöten- und Violinstücken namentlich seine Klaviersonaten und -Sonatinen, von denen die letztern noch jetzt zum Unterricht benutzt werden. K. starb in Kopenhagen 18. März 1832.

Kühlende Mittel (Temperantia, Refrigerantia), Mittel, welche zur Beschränkung der Wärme (besonders der krankhaft erhöhten Temperatur) des lebenden Körpers angewendet werden. Dahin gehört vor allem die unmittelbare Wärmeentziehung (Kühlung, Kältung) durch kühle Luft (besonders offene Fenster, Fächelung, leichtere Bekleidung), durch Kaltwasserwaschungen oder Abreibungen, kalte Douchen, Fluß-, Wannen- oder Tauchbäder, kalte (besonders Wasser-, Schnee- oder Eis-)Umschläge, Schnee- oder Eisblasen (Eis in Tierblasen oder Kautschukbeuteln), durch Verdunstung von Äther und andern flüchtigen Stoffen auf der Haut u. s. w. Mittelbar kühlend, durch Einwirkung auf das Blut und die Blutgefäße, wirken manche Verbände (mit Fetten, Salben, Bleimitteln u. s. w.), gewisse innere Mittel, z. B. Kalisalze, wie der Salpeter, Weinstein und das aus diesen beiden Mitteln mit Zucker bereitete Kühlpulver (pulvis temperans oder refrigerans, das sog. niederschlagende Pulver), Limonaden mit Pflanzen- oder Mineralsäuren (besonders mit Citronen-, Essig-, Phosphor- oder Schwefelsäure), säurehaltige Nahrungs- und Arzneimittel (z. B. saure Gurken, Obstsäfte, Kompotts, Salate, Hallers und Mynsichts Elixir), Mandelmilch, Buttermilch u. s. w. Man wendet die kühlenden Mittel hauptsächlich an gegen Blutwallungen, beginnende und frische Entzündungen, lebhafte Herzbewegungen und Fieberhitze.

Kühlgeläger nennt man in der Brauerei einen schlammigen Niederschlag, welcher sich aus der gekochten Würze abscheidet und beim Klären auf dem Kühlschiff sich ablagert.

Kuhlmann (Karl Friedr.), Chemiker und Fabrikant chem. Produkte, geb. am 22. Mai 1803 zu Colmar im Elsaß, wurde bereits 1823 Professor der angewandten Chemie zu Lille, welches Amt er bis 1854 bekleidete; er war außerdem Direktor der Münze zu Lille, Vorstand der Handelskammer daselbst, Mitglied des Conseil du Département du Nord, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris. K. begründete chem. Fabriken in Loos, La Madeleine, Amiens, St.-André u. s. w. Außer vielen technisch-chem. und agrikultur-chem. Abhandlungen schrieb er «Cours

de géologie« (Lille ohne Jahreszahl), «Expériences chimiques et agronomiques« (1847), «Applications des silicates alcalins et solubles au durcissement des pierres calcaires poreuses« (Paris 1855). K. ſtarb 27. Jan. 1881 in Lille.

Kühlofen, ſ. unter Glas, Bd. VIII, S. 80b.

Kühlpulver, ſ. unter Kühlende Mittel.

Kühlrohr, ſ. unter Kühlapparate.

Kühlſchiff, ſ. unter Bier und Bierbrauerei, Bd. III, S. 32a.

Kühlſonde (Pſychrophor), ein von Winternitz angegebenes Inſtrument zur Kühlung der Harnröhre, beſtehend aus einem vorn geſchloſſenen doppelläufigen, mit einem Irrigator (ſ. d.) verbundenen Katheter, durch welchen man einen Waſſerſtrom von beliebiger Temperatur cirkulieren läßt, wird häufig mit Vorteil gegen Pollutionen, Impotenz, Blaſenſchwäche und chroniſchen Tripper benutzt.

Kuhlte, ſ. Briſe.

Kühlwetter (Friedr. Chriſtian Hubert von), preuß. Staatsmann, geb. 17. April 1809 zu Düſſeldorf, ſtudierte zu Bonn, Heidelberg und Berlin Rechts- und Staatswiſſenſchaft und trat 1830 beim Hofgericht zu Arnsberg in Staatsdienſte. Er wurde 1834 Aſſeſſor beim königl. Landgericht zu Düſſeldorf, 1836 Staatsprokurator daſelbſt und trat 1842 als Direktor in die Verwaltung der Düſſeldorf-Elberfelder Eiſenbahn. Im J. 1848 war er vom 25. Juni bis 21. Sept. Miniſter des Innern. Hierauf wurde er zum Präſidenten der königl. Regierung in Aachen ernannt und kam 1866 in gleicher Eigenſchaft nach Düſſeldorf. Ihm wurde 26. Aug. 1870 die Civilverwaltung im Elſaß übertragen; 1871 wurde er Oberpräſident der Provinz Weſtfalen. Er ſtarb 2. Dez. 1882 in Münſter.

Kuhn (Franz, Freiherr von Kuhnenfeld), öſterr. Feldzeugmeiſter und kommandierender General, geb. 15. Juli 1817 zu Proßnitz in Mähren, trat 1837 in den Militärdienſt und gehörte als Major während der Kämpfe von 1848 und 1849 in Italien und Ungarn dem Generalquartiermeiſterſtabe an. Hierauf war K. mehrere Jahre Generalſtabschef beim 11. Armeekorps in Ungarn. Inzwiſchen war K. in den Freiherrenſtand erhoben, 1853—59 zum Oberſtlieutenant und Oberſt befördert und 1856 als Profeſſor der Strategie an die Kriegsſchule zu Wien berufen. Als Generalſtabschef des Feldzeugmeiſters Gyulai machte er den ital. Feldzug 1859 mit. Nach Beendigung des Kriegs wurde ihm das Kommando des 17. Infanterieregiments und ſpäter als Oberſt das über eine Truppenbrigade zu Trient zuteil, welches er auch noch als Generalmajor und bis 1866 behielt, in welchem Jahre ihm als Kommandanten in Tirol die ſelbſtändige Leitung der Verteidigung desſelben gegen die Italiener mit Erfolg überlaſſen wurde; hierauf erfolgte ſeine Beförderung zum Feldmarſchallieutenant. Nach dem Rücktritt Johns wurde K. 18. Jan. 1868 zum Reichskriegsminiſter berufen, in welcher ſchwierigen Stellung er weſentlich zur Konſolidierung des nach dem Kriege von 1866 ſtark erſchütterten Reichs beitrug, indem er die Einheit des ſtehenden Heers rettete, dem Landwehrinſtitut einen großen Aufſchwung gab und überhaupt der bewaffneten Macht eine den modernen Anforderungen entſprechende Organiſation verlieh. Im J. 1873 wurde K. zum Feldzeugmeiſter befördert. Am 14. Juni 1874 wurde K. ſeiner Stellung als Reichskriegsminiſter enthoben und zum Generalkommandanten von Steiermark, Kärnten und Krain ernannt. Als Schriftſteller machte ſich K. durch ein größeres Werk: «Der Gebirgskrieg« (Wien 1870), bekannt.

Kuhn (Franz Felix Adalbert), ausgezeichneter Sprachforſcher und Mytholog, geb. 19. Nov. 1812 zu Königsberg in der Neumark, beſuchte das Joachimsthalſche Gymnaſium in Berlin und ſtudierte 1833—37 daſelbſt Philologie. Hierauf trat er als Schulamtskandidat beim Köllniſchen Gymnaſium ein, an welchem er 1841 zum ord. Lehrer, 1856 zum Profeſſor, 1870 zum Direktor aufrückte; er ſtarb bald nach ſeiner Penſionierung 5. Mai 1881. K. war der erſte europ. Gelehrte, der nach dem Erſcheinen des Roſenſchen Rig-Veda (1838) eine Überſicht der Eigentümlichkeiten der Sprache der Veden zu geben verſuchte. In der bahnbrechend gewordenen Schrift «Zur älteſten Geſchichte der indogerman. Völker« (Berl. 1845; erweitert in Webers «Ind. Studien«, Bd. 1, Berl. 1850) entwarf er mit Hilfe gewiſſenhafter etymolog. Unterſuchungen die Grundzüge zu einem Bilde der Kulturzuſtände des indogerman. Urvolks. Zahlreiche Arbeiten K.s aus dem Gebiete der vergleichenden Sprachforſchung finden ſich in der «Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung« und den «Beiträgen zur vergleichenden Sprachforſchung«, von denen er die erſtere 1851 mit Aufrecht begann und dann allein fortführte, die letztern 1856 mit Schleicher begründete, und welche beide ſeit 1875 zu einer «Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung auf dem Gebiete der indogerman. Sprachen« vereinigt ſind. Eine ganz neue Disciplin, die vergleichende Mythologie, wurde von K. erſt begründet. Seine Monographie «Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks« (Berl. 1859) iſt als Muſter für Forſchungen dieſer Art anerkannt. Vorzügliches leiſtete K. auch auf dem Gebiete der deutſchen Mythen- und Sagenforſchung; außer Beiträgen zu Fachzeitſchriften gehören hierher «Märkiſche Sagen und Märchen« (Berl. 1843), «Norddeutſche Sagen, Märchen und Gebräuche« (mit Schwartz, Lpz. 1848) und «Sagen, Gebräuche und Märchen aus Weſtfalen« (2 Bde., Lpz. 1859).

Sein Sohn, Ernſt Wilhelm Adalbert K., geb. 7. Febr. 1846, ſtudierte in Berlin und Tübingen, docierte ſeit 1871 an den Univerſitäten Halle, Leipzig, Heidelberg und wurde Oſtern 1877 Profeſſor des Sanskrit an der Univerſität München. Er veröffentlichte u. a. «Beiträge zur Pâligrammatik« (Berl. 1871), «Über Herkunft und Sprache der transgangetiſchen Völker« (Münch. 1883).

Kuhn (Johs. von), kath. Theolog, geb. 20. Febr. 1806 zu Wäſchenbeuren, ward Profeſſor der Theologie zu Gießen, 1837 zu Tübingen. Er ſchrieb: «Kath. Dogmatik« (2 Bde., Tüb. 1846—57; 2. Aufl., 1859—62), «Die chriſtl. Lehre von der göttlichen Gnade« (Tüb. 1868).

Kühn (Jul.), bedeutender Landwirt, geb. 23. Okt. 1825 zu Pulsnitz in der ſächſ. Oberlauſitz, ſtudierte in Poppelsdorf und Bonn und übernahm dann die Direktion der bei Glogau gelegenen gräflich Egloffſteinſchen Beſitzungen. Damals ſchrieb K. das noch nicht übertroffene Werk: «Die Krankheiten der Kulturgewächſe« (2. Aufl., Berl. 1859). Epochemachend war auch die Arbeit: «Die zweckmäßigſte Ernährung des Rindviehes« (Dresd. 1861; 8. Aufl. 1881). Im Jahre 1862 erhielt K. einen Ruf als Profeſſor der Landwirtſchaft an die Univerſität Halle, wo auf ſeine Veranlaſſung 1863 das Landwirtſchaftliche Inſtitut mit eigenem

Laboratorium gegründet wurde, dem später ein ausgedehntes Versuchsfeld, ein Haustiergarten (s. d.), eine Prüfungsstation für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte u. a. hinzutraten. Von K.s Publikationen sind noch namentlich die «Mitteilungen aus dem physiologischen Laboratorium und dem Versuchsfelde des Landwirtschaftlichen Instituts zu Halle» zu nennen.

Kühn (Karl Gottlob), verdient um die Geschichte der Medizin, geb. 13. Juli 1754 zu Spergau bei Merseburg, studierte zu Leipzig Medizin, wurde 1793 daselbst außerord. Professor der Medizin, 1802 ord. Professor der Anatomie und Chirurgie und 1819 der Physiologie und Pathologie. Er starb zu Leipzig 19. Juni 1840. Sein Hauptwerk ist die vollständige Ausgabe der «Opera medicorum Graecorum, quae supersunt» (29 Bde., Lpz. 1821—30).

K.s Sohn, Otto Bernhard K., geb. 6. Mai 1800 zu Leipzig, habilitierte sich 1825 zu Leipzig, wo er 1830 die ord. Professur der allgemeinen Chemie erhielt. Er starb 5. Dez. 1863. Seine Hauptwerke sind: «Versuch einer Anthropochemie» (Lpz. 1824), «Praktische Chemie für Staatsärzte» (Lpz. 1829), «Anleitung zu qualitativen chem. Untersuchungen» (Lpz. 1830), «Lehrbuch der Stöchiometrie» (Lpz. 1837), «System der anorganischen Chemie» (Gott. 1848) und «Das Cyan und seine anorganischen Verbindungen» (Lpz. 1863).

Kuhnau (Joh.), bedeutender Musiker, geb. im April 1667 zu Geising in Sachsen, wurde in Dresden gebildet, war seit 1684 Organist und seit 1700 Kantor an der Thomaskirche in Leipzig. Er komponierte eine Reihe von Kirchencantaten, aber für die Kunst am bedeutendsten wurden seine Klavierstücke, die er in den J. 1689—1700 veröffentlichte. Seine «Frische Klavierfrüchte oder sieben Suonaten von guter Invention» (1699) und «Musikalische Vorstellungen einiger biblischen Historien in sechs Sonaten auf dem Klavier zu spielen» (1700) haben die Sonate zuerst in die Klaviermusik eingeführt, sodaß K. als der Erfinder dieser Kunstform gelten kann. Er war auch als musikalischer Schriftsteller und Sprachgelehrter geschätzt. K. starb in Leipzig 5. Juni 1722. Sein Nachfolger war J. S. Bach.

Kühne (August), bekannt unter den Pseudonym Johannes van Dewall, Romanschriftsteller, geb. 28. Nov. 1829 zu Herford, wurde 1848 Gardeartillerieoffizier und nahm an den Feldzügen von 1866 und 1870 teil. Im J. 1875 als Oberstlieutenant verabschiedet, lebte er in seiner Vaterstadt und starb zu Wiesbaden 16. April 1883. Er ist ein gewandter und äußerst fruchtbarer Erzähler, dessen «Kadettengeschichten» (1878) besonders eine Fundgrube ergötzlichsten Humors sind. Zu seinen Romanen gehören «Eine große Dame» (Stuttg. 1872), «Der rote Baschlik» (Stuttg. 1872), «Der Ulan» (Stuttg. 1874), «Der Spielprofessor» (Stuttg. 1874), «Unkraut im Weizen» (Stuttg. 1877), «Vermißt» (2. Aufl., Stuttg. 1877) u. s. w.

Kühne (Ferd. Gustav), Romanschriftsteller und Kritiker, geb. 27. Dez. 1806 in Magdeburg, studierte in Berlin, redigierte 1835—42 in Leipzig die «Zeitung für die elegante Welt», später (bis 1859) die Wochenschrift «Europa». Seit 1856 lebt er in Dresden. Im J. 1884 wurde K. von einem schweren Gehirnleiden befallen. Die litterarische Laufbahn betrat K. mit «Novellen» (Berl. 1831), denen «Eine Quarantäne im Irrenhause» (Lpz. 1835) folgte. In letzterm Werke bekundet er seine Verwandtschaft mit dem «Jungen Deutschland». K.s spätere Romane, wie die «Klosternovellen» (2 Bde., Lpz. 1838; 2. Aufl. 1862), «Die Rebellen in Irland» (3 Bde., Lpz. 1840; 2. Aufl. 1863) und «Die Freimaurer» (2 Bde., Lpz. 1855; 2. Aufl. 1867), zeugen von gründlichen histor. Studien. Außerdem veröffentlichte K. «Weibliche und männliche Charaktere» (2 Bde., Lpz. 1838), «Porträts und Silhouetten» (2 Bde., Hannov. 1843), «Deutsche Männer und Frauen» (Lpz. 1851; 2. Aufl. 1863), sowie mehrere gelungene Städte- und Landschaftsbilder. Die Schrift «Mein Tagebuch in bewegter Zeit» (Lpz. 1863) behandelt die J. 1848—50. Seine Gedichte hat K. im ersten Bande seiner «Gesammelten Schriften» (10 Bde., Lpz. 1862—67) vereinigt. Später erschienen noch «Romanzen, Legenden und Fabeln» (Dresd. 1880), «Röm. Sonette» (Lpz. 1869), ferner «Christus auf der Wanderschaft» (Lpz. 1870) und «Wittenberg und Rom. Klosternovellen aus Luthers Zeit» (3 Bde., Berl. 1877).

Kühne (Mor.), Militärschriftsteller, geb. 26. Jan. 1835, wurde 1853 Offizier, besuchte die Kriegsakademie, war bis 1866 Lehrer, von 1871 bis 1877 Direktor an den Kriegsschulen zu Erfurt, bezw. Engers und ist jetzt Oberst und Regimentskommandeur in Wesel. Im J. 1866 nahm K. am Feldzuge in Böhmen als Generalstabsoffizier des 1. Armeekorps teil, 1870 war er im Stabe des Oberbefehlshabers der Küstenprovinzen, dann im Oberkommando der Maasarmee als Generalstabsoffizier thätig. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Die Schlagfertigkeit unserer neuen Armeekorps im April 1867» (Kassel 1867), «Der Krieg im Hochgebirge und die Divisionsübungen in Tirol im Sept. 1875» (Berl. 1876), «Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preuß. Armeen in Böhmen 1866» (Berl. 1870—1878, in mehrern Auflagen erschienen). Das zuletzt genannte ausgezeichnete Werk ist so rein sachlich geschrieben, daß es in Österreich-Ungarn als Lehrbuch für den taktischen Unterricht am Stabsoffizier-Kurs der Infanterie eingeführt worden ist.

Kuhnen, s. Kahm.

Kühner (Rafael), ausgezeichneter Philolog und Schulmann, geb. 22. März 1802 zu Gotha, wo sein Vater Johann Christian K. (geb. 1. Juni 1774, gest. 23. Jan. 1852) als Professor der freien Künste lebte, besuchte das Gymnasium daselbst und widmete sich in Göttingen philol. Studien. Nachdem er 1825 eine Lehrerstelle am Lyceum zu Hannover angetreten, waren seine wissenschaftlichen Studien namentlich auf griech. Sprachlehre und Cicero gerichtet, aus denen eine Ausgabe von Ciceros «Tusculanen» (Jena 1829; 5. Aufl. 1874; kleinere Ausgabe, Jena 1847), sowie der «Versuch einer neuen Anordnung der griech. Syntax» (Hannov. 1829) hervorgingen. Letztere Schrift, sowie die neue Anordnung der «Sämtlichen Anomalien des griech. Verbums» (Hannov. 1831) bildeten die Vorläufer seiner «Ausführlichen Grammatik der griech. Sprache» (2 Bde., Hannov. 1834—35; 2. Aufl. 1869—72), welche dadurch, daß sie in der Formenlehre zuerst die vergleichende Sprachkunde, namentlich das Sanskrit berücksichtigte, die Syntax aber nach einem rein wissenschaftlichen Prinzip entwickelte, in der Geschichte der griech. Sprachwissenschaft epochemachend wurde. Noch günstiger aufgenommen wurden K.s «Kurzgefaßte Schulgrammatik der griech. Sprache» (Hannov. 1836; 5. Aufl.

1875) und die «Elementargrammatik der griech. Sprache» (Hannov. 1837; 30. Aufl. 1880), welchen die «Elementargrammatik der lat. Sprache» (Hannov. 1841; 41. Aufl. 1879), die «Lat. Vorschule» (Hannov. 1842; 18. Aufl. 1878) und die «Schulgrammatik der lat. Sprache» (Hannov. 1842; 5. Aufl. 1861) folgten. Mit diesen Lehrbüchern in Verbindung stehen die «Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische» (Hannov. 1842 u. öfter) und die «Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische» (3 Abteil., Hannov. 1846—47). Schließlich veröffentlichte er noch eine «Ausführliche Grammatik der lat. Sprache» (2 Bde., Hannov. 1877—79). K. starb 16. April 1878 in Hannover.

Kuhpilz (Boletus bovinus *L.*), eßbarer Pilz mit rötlichgelbem, klebrigem Hut, dessen sehr zartes Fleisch von weißer Farbe ist. Der Stiel ist ziemlich dünn und etwa 10—15 cm hoch. Die Röhrchenschicht auf der Unterseite des Hutes ist gelb gefärbt und wird später bräunlich. Der K. kommt in Deutschland sehr häufig vor, er wächst hauptsächlich in lichten Nadelwäldern in der Nähe der Wege. Er ist zwar eßbar, doch gehört er nicht zu den feinern Speiseschwämmen.

Kuhpocke oder Vaccine (variola vaccina), eine ansteckende fieberhafte Ausschlagskrankheit, welche sich ohne bekannte Veranlassung an den Eutern der Kühe zeigt und manchmal massenhaft unter den Rindern (als Epizootie) auftritt. Sie kommt in verschiedenen Formen vor. Die echte K. erscheint anfangs als ein kleiner roter Fleck und bildet bis zum siebenten oder achten Tage eine hellbläuliche, erbsengroße, von einem roten entzündeten Ringe umgebene und mit wasserheller Lymphe gefüllte Pustel mit eingesenktem Mittelpunkte, welche allmählich eintrocknet und endlich als Schorf abfällt. Dabei ist das Allgemeinbefinden des Tieres gestört, es treten Fieberbewegungen, Mangel an Freßlust u. s. w. ein, ohne jedoch Gefahr zu bringen. Andere Formen dieses Ausschlags, welche man im allgemeinen unechte K. nennt, sind die Windpocke, die gelbliche, schwarze, bläuliche, weiße, rote und warzige K., von denen einige einen bösartigen Verlauf nehmen und namentlich eine Neigung in Geschwüre überzugehen zeigen. Ähnliche Ausschlagskrankheiten finden sich auch bei verschiedenen andern Haustieren, so die Pferdepocke oder Mauke als ein fieberhafter ansteckender Bläschenausschlag an den Fesseln des Pferdes, die Schafpocke oder Ovine bei den Schafen, unter denen sie bisweilen große Verheerungen anrichtet u. s. w. Durch zahlreiche Versuche von Übertragung der Menschenpocken auf Kühe ist es in hohem Grade wahrscheinlich geworden, daß die K. von den Menschenblattern abstammen und nur durch den tierischen Organismus der Kuh eigentümlich modifiziert sind. Sie unterscheiden sich von den Menschenpocken hauptsächlich dadurch, daß sie nur einen rein örtlichen Ausschlag, nämlich am Euter, erzeugen, während sich die letztern über den ganzen Körper des Menschen verbreiten, daß sie das Tier in eine ungefährliche, kurzdauernde allgemeine Krankheit versetzen, wogegen der Mensch durch die Blattern meist heftig, oft sogar gefährlich ergriffen wird, und daß endlich ihre Kontagiosität eine geringere ist. Die echten K. können durch Impfung auf die Menschen und von diesen wieder auf andere Menschen oder Tiere übertragen werden, haben dann einen ähnlichen milden Verlauf wie bei den Kühen und vernichten in den meisten Fällen die Empfänglichkeit für das Kontagium der Menschenpocken, worauf die Schutzkraft der Schutzpockenimpfung beruht. (S. Impfung.)

Kuhreihen oder Kuhreigen (frz. Ranz des vaches) heißt die alte Nationalmelodie, welche die Alpenhirten in der Schweiz beim Austreiben ihrer Herden zu singen oder auf dem Alpenhorn zu blasen pflegen. Die Melodie besteht aus wenigen einfachen Intervallen. Fast jede Alpengegend besitzt ihren besondern K.; die bekanntesten sind der appenzeller, der emmenthaler und der entlibucher K. und der Ranz des vaches der Greyerzerberge. Vgl. J. R. Wyß und Huber, «Sammlung von schweizer K. und Volksliedern» (Bern 1826); Tarenne, «Recherches sur le ranz des vaches» (Par. 1813); Huber, «Recueil de ranz des vaches et de chansons nationales de la Suisse pour la flûte et la guitarre» (St. Gallen 1830).

Kuhreiher, soviel wie Rohrdommel.

Kuhstall, eine über 6 m hohe offene Felsenhalle bei Lichtenhain in der sächs. Amtshauptmannschaft Pirna, 380 m über dem Meere, ein vielbesuchter Punkt der sog. Sächsischen Schweiz, mit Aussicht in den Habichtsgrund.

Kuhstar, s. unter Icteriden.

Kuhvogel oder amerik. Kuckuck (s. d.).

Kuilenburg oder Culenborg, Stadt in der niederländ. Provinz Gelderland, am Südufer des Lekstroms, 18 km im SSO. von Utrecht, an der Linie Utrecht-Boxtel der Niederländischen Staatsbahnen, zählt 6800 E. und hat einen guten, 1513 angelegten Hafen, ein hübsches Rathaus und ein kath. Seminar. Merkwürdig ist die Eisenbahnbrücke mit einem Bogen von 150 m Spannung.

Kuilu oder Quillu, in seinem Oberlaufe Niadi genannt, Fluß an der Westküste Afrikas, welcher in 4° 30′ südl. Br., 230 km nördlich von der Mündung des Congo, in das Atlantische Meer mündet. Savorgnan de Brazzas Reise 1882 hat bewiesen, daß das Thal des K. eine bequeme Eingangspforte ins Innere Afrikas bildet und besser bis zum Stanley-Pool am Congo zu passieren ist, als die Ufer des untern Congo selbst. Die internationale Congogesellschaft hat bereits mehrere Stationen am K. und seinen Nebenflüssen errichtet, wie am Niadi Philippeville, Stephanieville und Stanley-Niadi, am K. Frankville, Kitabi, Beaudoinville und an der Mündung Rudolfstadt. Vgl. Israel, «Forschungsreise nördlich des Congo am Kwilu-Niadi» (Berl. 1885).

Kujawien, ein sehr fruchtbarer Landstrich an dem linken Ufer der Weichsel, gegenwärtig großenteils zum preuß. Regierungsbezirk Bromberg gehörig, mit den Städten Inowrazlaw und Brzesc, bildete, ehe es im 14. Jahrh. zu Polen kam, ein besonderes Fürstentum. Der Bischof von K., der in Wloclawek an der Weichsel residierte, hatte während der Vakanz des gnesener Erzbistums das Recht, den poln. König zu krönen und den Reichstag zu berufen, und hieß dann auch Interrex.

Kujon und Kujonnerie, s. Colon.

Kujundschik oder Koyundschik, Hügel bei Mossul am obern Tigris mit Ruinen des alten Ninive (s. d.).

Kukaua, abgekürzt fälschlich auch Kuka, Hauptstadt von Bornu (s. d.) im mittlern Sudan, unweit westlich vom Tschadsee, besteht aus zwei 1 km voneinander entfernten Städten. Jede derselben

ist ummauert und von kleinen Dörfern und Gruppen von Hütten umgeben; die Bewohnerzahl schätzt man auf 50—60000. Der Markt ist sehr besucht. Die Waren bestehen hauptsächlich in Rohrmatten, Stangen zum Bauen der Hütten, Getreide in Ledersäcken, Kamelen und Pferden, Lederwaren, Kleidungsstücken, Perlen und Sklaven.

Kuklux-Gesellschaften, geheime Gesellschaften sozial-polit. Natur in den Südstaaten von Nordamerika. Der Geheimbund des Ku-Klux-Klan, oder abgekürzt Kuklux, entstand ums J. 1867 in einigen Bezirken von Nordcarolina und verbreitete sich bald durch fast alle Südstaaten der Union. Die Kuklux-Männer richteten ihre ungesetzlichen Handlungen nur gegen Neger, gegen anerkannte Unionsfreunde, gegen Beamte der Bundesregierung, gegen Mitglieder und Anhänger der herrschenden republikanischen Partei, kurz gegen alles, was den Tendenzen der frühern (demokratischen) Sklavenhalterpartei zuwiderlief. Das Kuklux-Unwesen hatte schon im Mai 1870 die Aufmerksamkeit des Kongresses auf sich gelenkt und es war ein Gesetz gegen dasselbe erlassen worden, welches aber wenig Erfolg hatte. Im März 1871 waren die Dinge in Südcarolina so weit gediehen, daß der Gouverneur Scott den Präsidenten Grant um militärische Hilfe ersuchen mußte. Hierauf erließ der Kongreß am 20. April 1871 ein Anti-Kuklurgesetz, welches dem obersten Beamten der Union bis zum Juni 1872 eine nahezu diktatorische Gewalt zur Vernichtung der Kuklux-Banden verlieh. Aber trotz dieses Gesetzes dauerten die Gewaltthaten der K. bis zum Ende der Präsidentenwahl 1876 fort. Im Jan. 1883 sprach sich der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten für die Verfassungswidrigkeit der Hauptbestimmungen jenes Gesetzes aus, nachdem inzwischen schon ziemlich geordnete Zustände wieder eingetreten waren. Der Name «Ku-Klux-Klan» ist nach einigen ein Onomatopoietikon, d. h. den Lauten nachgebildet, die durch das Spannen des Hahns eines Gewehrs hervorgerufen werden; nach andern ist die erste Silbe «Ku» gleichbedeutend mit cue, d. i. ein Wink oder Warnung, die zweite «Klux» abgeleitet von to gluck, d. h. glucksen, und «Klan» soviel wie das schott. clan (Bande).

Kúkolnik (Nestor), russ. Dichter und Novellist, geb. 1808, wurde im Lyceum Besborodko zu Njeshin erzogen, 1829 Professor am Gymnasium zu Wilna und 1843 im Kriegsministerium angestellt. Nachdem er 1857 als Wirkl. Staatsrat sich hatte pensionieren lassen, ließ er sich zu Taganrog im südl. Rußland nieder. Später kehrte K. nach Petersburg zurück, wo er 20. Dez. 1868 starb. Seine litterarische Laufbahn begann er mit der dramatischen Phantasie «Torquato Tasso». Es folgten mehrere Dramen (unter anderm «Knjäs Cholmskij», eine histor. Tragödie mit Chören [1840], zu welcher Glinka die Musik schrieb) und eine Reihe von Romanen. Von 1845—46 führte K. die Redaktion der russ. «Illustrierten Zeitung» und trat dann wieder mit einem histor. Trauerspiel «Patkul» (1846) hervor. Seine Erzählungen aus der Zeit Peters d. Gr. zeichnen sich durch eine lebendige Auffassung der Epoche aus. Von seinen spätern Arbeiten sind das patriotische Drama «Das Flottenfest in Sewastopol» (1854) und das histor. Schauspiel «Die Belagerung von Asow» (1855) zu nennen. Bei seiner romantisch angelegten Natur konnte K. mit dem Realismus der neuesten russ. Litteratur sich nicht befreunden und verlor daher allmählich die Gunst des Publikums.

Kukuk ꝛc., s. Kuduck ꝛc.

Kukuljević-Sakcinski (Iwan), kroat. Dichter, Historiker und Staatsmann, geb. zu Warasdin 29. Mai 1816, war Offizier in der ungar. Armee, ging 1841 in den Civildienst und war 1848 mit Ljudevit Gaj Leiter der kroat. Nationalbewegung. Nach Eintritt der Reaktion verließ K. den öffentlichen Dienst, in welchen er jedoch 1861 wieder eintrat als Obergespan des agramer Komitats. Darauf war er 1865—67 Banal-Locumtenens und ist seit 1875 Präsident des kroat. Landesschulrats. K. ist einer der Dichter des sog. Illyrismus (s. d.); seine patriotischen Lieder, Erzählungen, Dramen sind gesammelt in «Različita djela» (4 Bde., Agram 1842—47). Später wandte er sich histor. Forschungen zu, gründete 1850 den «Verein für südslaw. Geschichte und Altertümer» in Agram, und gab dessen «Arkiv» (12 Bde., 1850—75) heraus. Seine Hauptwerke sind «Jura regni Croatiae, Dalmatiae et Slavoniae» (3 Bde., Agram 1866), «Monumenta Slovorum Meridionalium» (1863), ein südslaw. Künstlerlexikon (1869), eine kroat. Bibliographie (1863).

Kukumer, soviel wie Gurke (s. d.).

Kuku-Nor (chines. Tsching-hai), See in Chinesisch-Centralasien, südlich und westlich von der Provinz Kansu, im N. von Tibet, etwa unter 37° nördl. Br. und 100° östl. L. von Greenwich, von etwa 370 km Umfang in 3200 m Höhe. In ihm liegen zwei Felsinseln, deren westliche ein Kloster trägt.

Kukurbeta (Großer und Kleiner K.), Kulminationspunkt des Bihargebirges (s. d.).

Kukurbitation, soviel wie cucurbitatio, s. unter Felonie.

Kukuruz oder Türkischer Weizen, s. Mais.

Kula (türk.), bei den Südslawen turmartige Befestigungen, auch steinerne Häuser, wie sie sich vielfach in Montenegro und der Herzegowina finden.

Kulack oder Gulack, Getreide- und Reisgewicht auf Java, ungefähr 4,5 kg.

Kulan, soviel wie Onager, s. unter Esel.

Külaffe heißt bei geschliffenen Edelsteinen der untere Teil der vierseitigen Doppelpyramiden, s. unter Edelsteinschleiferei, Bd. V, S. 750*.

Kuldscha, chines. Gebiet in der Dsongarei (s. d.), vom Ili (s. d.) durchflossen, im N. von dem Gebirge Irencha-birga, im S. vom Thian-schan begrenzt, zählt auf 59925 qkm etwa 70000 E., meist Tarantschen, Turguten, Kalmücken, Kirgisen, Mandschus, Sarten, Dunganen und Chinesen, die Viehzucht und etwas Ackerbau treiben. Der ehemals lebhafte Handel mit Kaschgar und China liegt jetzt danieder. K. gehörte schon früher den Chinesen, denen es durch einen Aufstand 1864—66 entrissen wurde. Seitdem kämpften die Dunganen und Tarantschi um die Herrschaft, bis die Russen Juni 1871 in das Land einrückten und 4. Juli die Hauptstadt K., früher Ili (s. d.), besetzten. Nach dem russ.-chines. Grenzvertrag, geschlossen zu Petersburg 24. Febr., ratifiziert 16. Aug. 1881, wurde Kuldscha oder das Ili-Gebiet, welches seit 1871 von den russ. Truppen besetzt war, wieder an China zurückgegeben. Nur der westl. Teil des Gebietes, von nur 11288 qkm, aber ebenfalls mit 70000 E., verblieb den Russen.

Kulewtscha, historisch namhaftes Dorf bei Schumla (s. d.).

Kuli (engl. Coolie, frz. Coulie, holländ. Koeli) ist zunächst der Name wilder Urbewohner im westl.

Teile der indobrit. Präsidentschaft Bombay. Dann bezeichnet man sowohl auf dem ind. Festlande als im Indischen Archipel mit dem Namen K. alle Personen der niedern Volksklasse, die als Tagelöhner, namentlich als Lastträger ihren Unterhalt verdienen. Als infolge der Emancipation der Sklaven sich der Mangel an Arbeitskräften namentlich in Südamerika immer fühlbarer machte, suchte man diesem Übel durch Einführung von Arbeitern aus den übervölkerten Provinzen Indiens, namentlich aus Bengalen, sowie auch aus China abzuhelfen. Aus China waren seit alter Zeit Emigrationen nach allen Teilen des Indischen Archipels und selbst nach Hinterindien und Vorderindien geschehen. In Britisch-Indien aber begaben sich alljährlich viele Tausende freier Arbeiter, sog. Kulis, aus den am dichtesten bevölkerten Landschaften nach den minderbevölkerten, um dort Beschäftigung zu finden. Am großartigsten ist die Auswanderung aus verschiedenen Teilen der Präsidentschaft Madras nach Ceylon für die Kaffeeernte daselbst. Diese Aus- und Einwanderung innerhalb des Britisch-Indischen Reichs wurde durch verschiedene Beschlüsse der ind. Centralregierung genau und umständlich reguliert. Als man nun anfing, die in den engl., franz. und holländ. Kolonien in Westindien und Südamerika verlorenen Arbeitskräfte durch die Einfuhr von K. aus Ostindien zu ersetzen, fanden ja viele Mißbräuche statt, daß die angeworbenen freien Arbeiter kaum etwas anderes waren als verkaufte Sklaven unter anderm Namen, weshalb sich die Regierung von Britisch-Indien genötigt sah, zum Schutze der nach Amerika zu exportierenden K. eine Anzahl von Maßregeln zu treffen, welche 1871 in der «Indischen Emigrationsakte» zusammengefaßt wurden. Kulikontrakte hat die indische Regierung mit den Gouvernements von Mauritius, Jamaica, Britisch-Guaiana, Trinidad, Sta.-Lucia, St.-Vincent, Grenada, St.-Kitts und den Seychellen, und unter ganz gleichen Bedingungen 1861 mit Frankreich hinsichtlich des franz. Guaiana, Réunion, Martinique und Guadeloupe, sowie später mit Holland wegen Surinam und Ste.-Croix geschlossen. Weniger als die englisch-indische ließ die chines. Regierung sich an dem Lose ihrer angeworbenen Unterthanen gelegen sein. In den Friedensschlüssen mit England und Frankreich 1860 hatte sie zwar die Kutiausfuhr zugestanden, bekümmerte sich aber hierum nicht weiter. Die portug. Besitzung Macao wurde der Mittelpunkt eines Kulihandels, der sich wenig vom Sklavenhandel unterschied. Endlich schritten die brit. Behörden in Hongkong seit 1872 dagegen ein; 30. Nov. 1873 verbot die portug. Regierung den Kulihandel in Macao; 26. Juni 1874 schloß Peru einen Vertrag mit China, der die Auswanderung der K. nach Peru unter Kontrolle chines. Beamter gestattete; doch hat dieselbe die frühere Höhe nicht wieder erreicht.

Kulik oder **Kulig** (poln.), bei den Polen eine Belustigung während des Faschings, besteht darin, daß ein Gutsherr mit seiner Familie den Gutsnachbar auf einige Tage besucht, dann mit diesem zu einem dritten geht und sofort, bis beim letzten oft gegen 100 Personen zusammenkommen.

Kulikowsche Ebene (russ. Kulikovskoe pole), eine umfangreiche Ebene im Jepifanschen Kreise des russ. Gouvernements Tula, zwischen dem Don, der Nepradwaja und Metsch, ist bekannt durch die **Kulikowsche Schlacht**, 3. Sept. 1380, worin der russ. Großfürst Dimitrij IV. Donskij die Tataren unter dem Chan Momaj schlug und dadurch die Befreiung Rußlands vom Tatarenjoch vorbereitete. Dieser Sieg wird in einem dem «Liede vom Heereszuge Igors» (s. Igor) ähnlichen Volksepos «Zadonščina» (spr. Sadonschtschina, d. i. Lied von Vorgängen jenseit des Don) besungen.

Kulilawanöl, ätherisches Öl, welches durch Dampfdestillation aus der Rinde von Cinnamomum Culilawan *Nees* gewonnen wird, ist farblos, schwerer als Wasser und riecht nach Cajeput- und Nelkenöl.

Kulinarisch, auf die Küche bezüglich.

Kulirware (Kettenware), s. unter Strumpfwirkerei.

Kulisch (Panteleïmon Alexandrowitsch), russ. und kleinruss. Schriftsteller, geb. 27. Juli 1819 zu Woronesch, studierte zu Kiew und begann seine litterarische Thätigkeit um 1840 mit Erzählungen aus den Volksüberlieferungen. In Kiew machte er damals Bekanntschaft mit den jungen Ukrainophilen, hauptsächlich mit Schewtschenko und Kostomarow, welche einen freien slaw. Bund anstrebten; dies war die Veranlassung, daß er 1847 verhaftet und in Tula interniert wurde. Nach der Thronbesteigung Alexanders II. wurde er amnestiert. Hierauf schrieb er eine Biographie Gogols und ein Buch über Kleinrußland («Zapiski o južnoj Rusi», 2 Bde., Petersb. 1856); 1860 gab er eine Sammlung seiner Erzählungen, später eine Sammlung seiner Gedichte («Dosvitki») heraus. Eine totale Veränderung seiner Ansichten zeigt die «Geschichte der Wiederherstellung der russ. Union» (3 Bde., Petersb. 1874), worin er die Ukrainophilen bekämpft.

Kulissen, s. Coulissen.

Kullak (Theodor), Pianist und Musiklehrer, geb. 12. Sept. 1818 zu Krotoschin in Posen, zeigte früh musikalisches Talent, welches durch Agthe in Posen gebildet wurde, und lebte seit 1843 in Berlin, wo er Klavierlehrer der jungen Prinzen und Prinzessinnen wurde. Im J. 1850 errichtete er mit Marx und Stern ein Konservatorium, an welchem er bis 1855 wirkte. Hierauf gründete er die Neue Akademie der Tonkunst, welche noch besteht und von vielen Schülern besucht ist. K. starb 1. März 1882 in Berlin. Er veröffentlichte auch mehrere Unterrichtswerke für Klavier. Seine zahlreichen Klavierkompositionen haben keinen bleibenden Wert.

Kullen oder **Kullaberg**, isolierte Gebirgskuppe (188 m) im NW. des Malmöhuslän, bildet eine ins Kattegat sich hinausstreckende Landspitze zwischen dem nördl. Öresund und dem Skelderbusen. Die steilen Ufer sind besonders gen Norden romantisch wild; auf der Südseite liegt die Steinkohlengrube von Höganäs.

Kullmann (Eduard Franz Ludw.), bekannt durch sein Attentat auf den Fürsten Bismarck, geb. 14. Juli 1853 zu Neustadt-Magdeburg, erlernte daselbst das Böttcherhandwerk, arbeitete dann in Berlin, Lüneburg, Salzwedel und andern Orten und wurde mehrmals wegen Raufsucht und Körperverletzung mit Gefängnis bestraft. In Salzwedel wurde K. Mitglied des kath. Gesellenvereins. Durch aufreizende Vorträge und Flugblätter fanatisiert, faßte er den Plan, den Fürsten Bismarck zu töten. Am 13. Juli 1874 schoß er in Kissingen mit einer Pistole nach dem Reichskanzler, verletzte diesen aber nur leicht an der rechten Hand und im Gesicht. Am 29. Okt. 1874 wurde K. vom Schwurgericht in Würzburg zu 14 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Kulm oder Culm (poln. Chełmno), Kreisstadt im Regierungsbezirk Marienwerder der preuß. Provinz Westpreußen, liegt imposant auf steiler Höhe am rechten Weichselufer und an der Bahn Kornatowo-K. der Preußischen Staatsbahnen, ist regelmäßig gebaut, Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle, hat vier Kirchen, ein altertümliches Rathaus, ein 1775 gegründetes Kadettenhaus, ein kath. Gymnasium, ein Realgymnasium und zählt (1880) 9937 meist kath. E., welche Getreidehandel und Flußschiffahrt treiben, eine Ölfabrik, Eisengießerei, Maschinenfabrik und Hufeisenfabrik unterhalten. Das Bistum Kulm wurde 1243 errichtet; Sitz des Domkapitels war jedoch Kulmsee (s. d.), während der Bischof selbst in Löbau an der Drewenz residierte, bis 1824 Bischofssitz und Domkapitel nach Pelplin (s. d.) verlegt wurde. K. ist die älteste Stadt in Westpreußen und bestand schon vor Ankunft der Deutschen Ritter, welche 1232 das Schloß erbauten. Zur Zeit der Ordensherrschaft hatte es den Vorrang unter den preuß. Städten, bis es 1466 an Polen kam. Seitdem verfiel die Stadt und begann erst, nachdem sie 1773 Friedrich II. in Besitz genommen, sich zu erholen. Schon 1233 erhielten die Städte Thorn und K. eine Urkunde über ihre Freiheiten, die Kulmische Handveste, die 1251 erneuert wurden. Das in derselben der Stadt verliehene Recht wurde 1394 als Kulmisches Recht in fünf Büchern aufgezeichnet. Vgl. Bandtke, «Jus Culmense» (Warsch. 1814); Prätorius, «Versuche über die Kulmische Handveste» (Thorn 1842).

Der Kreis Kulm, welcher auf 884 qkm (1880) 57225 E. zählt, bildet einen Teil des Kulmerlandes, das, zwischen der Weichsel, Drewenz und Ossa gelegen, sehr fruchtbar, namentlich an Weizen ist. Vgl. Schultz, «Geschichte der Stadt und des Kreises K. bis 1479» (Danzig 1877); Brauns, «Geschichte des Kulmerlandes bis zum Thorner Frieden» (2. Aufl., Thorn 1881).

Kulm (czech. Chlumec), Dorf im Bezirk Aussig des Kreises Leitmeritz in Böhmen, 10 km nordöstlich von Teplitz, an der Dux-Bodenbacher Bahn, mit Schloß, Park und (1880) 1005 E., ist merkwürdig durch die Schlacht bei Kulm vom 29. und 30. Aug. 1813, in welcher die Verbündeten über einen Teil der großen franz. Armee unter Vandamme siegten. Das verbündete Hauptheer unter dem Fürsten Schwarzenberg rückte aus Böhmen gegen Dresden vor, nachdem Napoleon I. nach Schlesien marschiert war. Auf die Kunde von jenem Vorrücken kehrte jedoch Napoleon in großer Eile um und entsendete von Stolpen 25. Aug. abends den General Vandamme mit 30000 Mann, der am 27. bei Königstein über die Elbe ging und auf die Nachricht von der Schlacht bei Dresden (s. d.) 27. Aug. in Böhmen gegen Teplitz vordrang. Schwarzenberg zog sich über Dippoldiswalde und nach dem Kamm des Erzgebirges bei Teplitz zurück. Den Russen unter dem Grafen Barclay wurde die Heerstraße über Dohna und Gießhübel nach Teplitz angewiesen; aber Barclay drängte sich gleichfalls auf die Straße nach Dippoldiswalde, wodurch er in die österr. Marschkolonnen geriet. Auch den Prinzen Eugen von Württemberg wollte er über Maxen an die Hauptarmee heranziehen, doch erstürmte dieser, inzwischen durch die russ. Garden unter Yermolow verstärkt, den Kohlberg sowie den Engweg von Gießhübel und erreichte 28. Aug. Peterswalde. Ihm gebührt die Ehre, die Armee gerettet zu haben, nicht Ostermann, wie bisher nach absichtlich gefälschten Berichten angenommen worden ist. Im Thalkessel von K. wurde er von der nachdrängenden Übermacht zurückgedrückt. Da erfuhr er durch den König von Preußen die gefahrvolle Lage des im Erzgebirge befindlichen Heeres, bei welchem sich Kaiser Alexander befand. Heldenmütig verteidigten 29. Aug., als Vandamme angriff, die Russen jeden Schritt des Bodens bis 11 Uhr mittags, wo ihre Lage sehr mißlich wurde. Um diese Zeit erschien ein österr. Dragonerregiment, dem bald darauf die leichte russ. Gardereiterei und zwei Kürassierdivisionen unter dem Großfürsten Konstantin folgten. Im mörderischen Kampfe, wobei eine Kanonenkugel Ostermann den linken Arm wegriß, wurde die Stellung bei Arbesau behauptet. Vandamme brach gegen Abend das Gefecht ab und bezog ein Lager bei K. Unterdes aber hatte sich das preuß. Korps Kleist (s. d.) von der durch andere Truppen überfüllten Straße über den Geiersberg auf Nebenwegen nach der großen Straße von Peterswalde gewendet und Schwarzenberg die Russen bei Arbesau bis auf 45000 Mann verstärken lassen. Demzufolge wurde für den 30. Aug. der Angriff auf Vandamme beschlossen, Colloredo und Bianchi von Dux her näher gezogen und Kleist, von dessen Seitenmarsch nach Nollendorf man Nachricht hatte, zur Mitwirkung aufgefordert. Vandamme sollte auf seinem linken Flügel umgangen, zwischen K. und das Gebirge eingeengt und aufgerieben werden. Mit Tagesanbruch griff Barclay, dem die Leitung des Heers 30. Aug. von Schwarzenberg übertragen war, den Feind an, worauf Knorring, Colloredo und Bianchi die Höhen des linken Flügels erstürmten. Noch stand die Schlacht, als um 11 Uhr Kleist von Nollendorf her überraschend in des Feindes Rücken stürmte. Eingeschlossen in den Kessel von K., suchte sich Vandamme nach Nollendorf durchzuschlagen; nur einem Teil der Reiterei gelang es, der Gefangenschaft zu entrinnen. Die übrigen Truppen mußten sich ergeben. Vandamme nebst den Generalen Haxo und Guyot und 10000 Mann wurden, nach einem Verlust von 2 Adlern, 3 Fahnen, 81 Geschützen und 5000 Toten, gefangen genommen. Bei Arbesau erinnern ein preußisches (1817 errichtet) und ein dem Fürsten Colloredo-Mansfeld errichtetes österreichisches (1835 errichtet), bei Priesten ein russ. Denkmal (1837 errichtet) an diesen Sieg. Vgl. von Helldorf, «Zur Geschichte der Schlacht von K.» (Berl. 1856); Aster, «Die Kriegsereignisse im Aug. 1813 und die Schlacht bei K.» (Dresd. 1845) und die Schriften von Helfert (Wien 1863) und Uhlich von Uhlenau (Dresd. 1863).

Kulmann (Elisabeth), gelehrte deutsche Dichterin, stammte aus einer deutschen Familie aus dem Elsaß und wurde in Petersburg als Tochter eines Offiziers 5./17. Juli 1808 geboren. In dürftigen Verhältnissen mit schwächlicher Gesundheit aufgewachsen, fand sie ihren einzigen Genuß in Wissenschaft und Poesie, starb aber schon 19. Nov. (1. Dez.) 1825. Auf dem smolenskischen Friedhof in Petersburg wurde ihr von der Kaiserin Elisabeth ein marmornes Denkmal errichtet; ihre Gedichte wurden von K. F. von Großheinrich (8. Aufl., Frankf. 1857) herausgegeben und mit einer ausführlichen Biographie eingeleitet. Ihre ital. Gedichte: «Saggi poetici con la vita» besorgte Alex. Nikitinko (3. Aufl., Mail. 1847) und Fr. Miltner hat eine Auswahl ihrer Dichtungen (Heidelb. 1875) veranstaltet.

Kulmbach oder Culmbach, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, 18 km nordwestlich von Bayreuth in malerischer Gegend am Weißen Main und an der Linie München-Bamberg-Hof der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts und Amtsgerichts, hat eine vollständige Lateinschule, eine höhere Töchterschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule und eine Präparandenschule und zählt (1880) 5815 meist prot. E., deren Haupterwerbszweig die Bierbrauerei ist. Das weithin, selbst bis nach Amerika und Australien exportierte kulmbacher Bier wird in 18 Brauhäusern produziert. Jährlich gelangen 250000 hl zur Ausfuhr. Außerdem bestehen zu K. mehrere Leinenwarenfabriken, Plüschfabriken, bedeutende Ziegeleien, Färbereien und eine große mechan. Baumwollspinnerei mit 30000 Spindeln. In der Nähe der Stadt erhebt sich die ehemalige Bergfeste Plassenburg, welche 1806 durch Kapitulation in die Hände der Franzosen kam und 1807 geschleift wurde. Gegenwärtig dient die Feste als Zuchthaus für Männer. An der Stelle der ehemaligen sog. Hohen Bastei ist 1864—65 ein Zellengefängnis erbaut worden. Die Plassenburg war seit 1398 die Residenz der Markgrafen von Brandenburg-K., bis Fürst Christian 1595 dieselbe nach Bayreuth verlegte, worauf sich die Markgrafen nach dieser Stadt benannten.

Kulmbach (Haus von), s. Culmbach.

Kulmerland, s. unter Kulm (in Westpreußen).

Külmet (Külmit), Getreidemaß in den russ. Ostseeprovinzen; in Riga = 11,5 l, in Reval = 14,1 l.

Kulmsee, Städtchen in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Thorn, am See von K., Station der Linie Thorn-Marienburg der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat einen schönen Dom (1251 erbaut, 1422 renoviert) und eine große Zuckerfabrik und zählt (1880) 3429 meist kath. E.

Kuloi, Fluß im russ. Gouvernement Archangelsk, entspringt aus Sümpfen im Kreise Pinega und mündet nach einem Laufe von 315 km in den Mesenbusen des Weißen Meers.

Kulp, eine Ansiedelung im russ. Gouvernement Eriwan, in Transkaukasien, Kreis Etschmiadsin, unweit rechts vom Aras, mit 1318 E., hat zahlreiche Ruinen mit armenischen Inschriften aus dem Mittelalter. Nahebei sind Marmorlager und Steinsalzbänke.

Kulpa, Hauptnebenfluß der Save, entspringt im kroat. Komitat Fiume, bildet von Ossiunitz bis unterhalb Möttling die Grenze zwischen Krain und Kroatien (Komitate Fiume und Agram), scheidet in ihrem untern Laufe das Komitat Agram nördlich von den Distrikten Ogulin-Sykain und Banal südlich und mündet unterhalb Sissek rechts in die Save. Die K. hat überwiegend östl. Richtung bei vielfach gewundenem Lauf. Bei Rasiog verschwindet sie und fließt einige Zeit unterirdisch weiter. Ihre Gesamtlänge beträgt 379½ km. Ihr enges und gewundenes Flußthal erweitert sich erst unterhalb Karlstadt. Von hier aus ist die K. auch in einer Länge von 135¾ km schiffbar. Die Regulierung des Flusses ist seit 1801 in Angriff genommen, aber erst teilweise durchgeführt.

Kultivator, s. Exstirpator.

Kultivieren (lat.), anbauen, urbar machen, pflegen (den Umgang mit jemand), bilden, verfeinern.

Kultur (vom lat. colere, pflegen oder besorgen) bezeichnet teils die Thätigkeit, welche auf einen Gegenstand gewendet wird, um ihn zu veredeln oder zu gewissen Zwecken geschickt zu machen, teils den Erfolg dieser Thätigkeit. Man spricht daher ebensowohl von der K. eines Ackers, worunter man die Urbarmachung und den Anbau desselben versteht, als von der K. (Ausbildung) des Geistes, der K. (Pflege) der Wissenschaften, Künste u. s. w.

Kulturgeschichte ist die histor. Darlegung des gesamten Bildungsprozesses der Menschheit von den ersten Anfängen menschlicher Vernunftthätigkeit bis zu ihren Errungenschaften in der Gegenwart. In diesem Umfange teilt sie mit der allgemeinen oder Weltgeschichte den Inhalt, in der formellen Behandlung desselben verfolgen aber beide verschiedene Prinzipien. Während die Weltgeschichte mehr Rücksicht den polit. Zuständen und den Veränderungen in den gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Staaten zuwendet, behandelt die K. dieselben nur insoweit, als sie mit ihrem Zwecke in unmittelbarem Zusammenhange stehen. Zum Grundstein für ihren gesamten Bau legt die K. den Satz, daß der Mensch zur Kultur bestimmt und diese eines beständigen Fortschritts fähig sei, daß deren Endpunkt, hauptsächlich im Gebiet der Eroberungen von der äußern Natur, sich nicht bestimmen lasse, und daß ferner mit ihrer Steigerung sich auch die Vervollkommnung des Menschengeschlechts verknüpfe. Indessen stellt sich die Kultur keineswegs als etwas Homogenes dar, sondern wechselt nicht nur mit der Zeit, sondern auch mit dem Raume. Durch alle ihre Stadien aber hat die K. dem Rückschritt und den Hemmungen so gut als den Fortschritten der Kultur Rechnung zu tragen; sie hat mit dem Guten auch dessen Kehrseite darzuthun.

Die ältesten Wurzeln, aus denen die Kultur erwachsen ist, sind der auf Nutzenziehung von der äußern Natur gerichtete Erhaltungstrieb und der das Zusammenleben vermittelnde Geselligkeitstrieb. Spärliche Funde, zufällig zu Tage gekommen oder von der Wissenschaft der Erde entrungen, geben von den damit verknüpften Zuständen nur dunkle Andeutungen. Roh zugehauene Steinwerkzeuge oder aus Knochen und Horn geschnitzte Geräte und Waffen lassen erkennen, mit welchen Mitteln der Urmensch den Kampf ums Dasein zu führen vermochte. Die Menge dieser zusammen gefundenen Geräte bezeugt andererseits, daß eine bereits einigermaßen organisierte Geselligkeit den Widerstand gegen die feindliche Natur zu stützen suchte. Dieses älteste Kulturzeitalter, die Steinzeit, war von langer Dauer, wiewohl nicht einförmiger Art, da es zwischen der ältern diluvialen oder sog. paläolithischen und der neuern, sog. neolithischen Steinzeit ohne Zweifel eine stufenweise Entwickelung gegeben hat, die schließlich in die Metallzeit und mit dieser allmählich in das Licht der Geschichte übergegangen ist. Das erste Licht über die Wege der Kultur bringt der Osten; hier hat man die ersten großen Kulturstaaten zu suchen. Im äußersten Osten ist es China, das ohne nähern Verkehr mit den Völkern des westl. Asien und Indiens aus sich selbst schon in grauer Vergangenheit eine eigenartige Kultur zu erzeugen begann. Als weitere Kulturherde der Menschheit zeigen sich Indiens Halbinsel und die vom Tigris und Euphrat durchschnittene Ebene Mesopotamiens. An Syriens Küste treten die vom Handelsgeist beseelten Phönizier und Israeliten auf, und weiter südlich im afrik. Nillande entfaltet sich die wunderbare hamitische

Kultur Ägyptens, die älteste, von welcher beglaubigte Kunde geworden ist. Der bedeutsamste Kulturherd innerhalb der Grenzen der Alten Welt umfaßt die Meeresküsten und Inseln Vorderasiens mit den gegenüberliegenden Halbinseln und Inseln Europas, Griechenland und Italien. Die indogerman. Volksstämme der Hellenen und Italer hoben die Kultur zu der Blüte, die, den Bedürfnissen zur Vollendung entwickelter Menschlichkeit entsprungen, noch nach dem Absterben ihrer nationalen Wurzeln Jahrtausende hindurch ihren Einfluß auf die ganze civilisierte Welt durch ihre Universalität behauptet hat.

Die K. des Altertums schließt mit dem Verfalle Roms. Die allgemeine Sittenverderbnis, das Auftauchen des Christentums und der Hereinbruch der germ. Barbaren leiten eine andere Gestaltung der Dinge ein: im Westen und Süden Europas erheben sich auf der breiten Basis der alten Civilisation neue Völker mit neuen Sitten und Anschauungen, mit andern Geistesgaben und ethnischen Eigenschaften, welche in die damals entnervte und entartete Menschheit frisches Blut und die Keime einer andersartigen Kulturentwickelung brachten. Der Gang derselben war ein langsamer, der Kampf mit der Barbarei ein harter. Die Gegensätze, die sich zu verschmelzen hatten, beharrten lange unvermittelt nebeneinander, und erst allmählich bildete sich aus ihrer Sprödigkeit die eigentümliche Physiognomie des Mittelalters, des Zeitalters der Feudalherrschaft, der Hierarchie, der ritterlichen Romantik und des Mönchtums. Am Schlusse dieses Zeitalters beginnt die Macht des Papsttums zu sinken, die weltliche Gewalt tritt ihr selbständiger gegenüber, in der Kirche selbst keimt der Widerstand, die großen Entdeckungen, besonders der Buchdruckerkunst und der Neuen Welt, vor allem die Erweiterung des Horizonts infolge der Wiederbelebung der klassischen Studien, sind Vorzeichen eines weitern Stadiums der Kultur, das in der neuen Zeit namentlich durch die Reformation eine Reihe neuer Entwickelungen anbahnt. Der Kampf in und mit der Kirche tritt zunächst in den Vordergrund, aber auch die staatlichen Interessen und die sozialen Verhältnisse, besonders der untern Bevölkerungsschichten, kommen hierbei ins Spiel. Es entbrennt der 30jährige Kampf, der fast das ganze civilisierte Europa in seine Wogen zieht, viele Errungenschaften der frühern Kultur vernichtet und die meisten Länder erschöpft einer innern Zersetzung preisgibt. Unter einer absolutistischen Staatsverwaltung waren von jetzt an die Fortschritte der Kultur fast durchweg von Unfreiheit der Völker begleitet, aber die allmählich sich steigernde materielle Verbesserung, die immer glänzender sich entfaltende geistige Arbeit, der immer größere Dimensionen annehmende Völkerverkehr, die mehr zum Gemeingute aller gewordene Gedankenwelt des Menschengeistes nährten das Feuer, welches eine Fessel nach der andern schmolz und Raum schuf für die freiere Bewegung, womit gegenwärtig die Kultur in ungeahnter Kraft durch neue Gestaltungen in Staat und Recht, im sozialen Leben, im Glauben und in der Wissenschaft nach ihrem hohen Ziele weiter schreitet.

Die Litteratur der K. ist eine außerordentlich reichhaltige. Zu den hervorragendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete gehören: Guizot, «Histoire de la civilisation en Europe depuis la chute de l'empire romain» (Par. 1828; 13. Aufl. 1875); derselbe, «Histoire de la civilisation en France» (4 Bde., Par. 1830; 13. Aufl. 1875); Klemm, «Allgemeine K. der Menschheit» (10 Bde., Lpz. 1843—52); Wachsmuth, «Allgemeine K.» (3 Bde., Lpz. 1850—52); Buckle, «History of civilization in England» (5. Aufl., 2 Bde., Lond. 1874; deutsch von Ruge, 2 Bde., Lpz. 1874); Draper, «History of the intellectual development of Europe» (2 Bde., 1864; deutsch von Bartels, 2. Aufl., Lpz. 1871); Kolb, «K. der Menschheit» (Lpz. 1868); Honegger, «Grundsteine einer allgemeinen K. der neuesten Zeit» (5 Bde., Lpz. 1868—74); Lenormant, «Die Anfänge der Kultur. Geschichtliche und archäol. Studien» (aus dem Französischen, 2 Bde., Jena 1875); Hellwald, «K. in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart» (2. Aufl., Augsb. 1876); Biedermann, «Deutschland im 18. Jahrh.» (4 Bde., Lpz. 1854—74; Registerband, Lpz. 1880). Eine gute bildliche Übersicht der K. gibt von Eye im «Atlas der K.» (Lpz. 1874).

Kulturkampf, eine Bezeichnung des Kampfes zwischen Staat und Ultramontanismus, die zuerst von Virchow in einem von ihm 1873 verfaßten Wahlprogramme der Fortschrittspartei angewendet wurde. Danach wird spöttisch als Kulturkämpfer von der ultramontanen Partei derjenige bezeichnet, welcher besonders eifrig für die Wahrung der staatlichen Rechte gegenüber der röm. Kurie eintritt.

Kulturpflanzen nennt man alle diejenigen Pflanzen, welche zu irgend einem Zweck im großen angebaut werden. Es gehören hierher demnach: die Nahrungs- und Genußmittelpflanzen, Farbepflanzen, Gewürzpflanzen, die Industriepflanzen, viele offizinelle Pflanzen, die gärtnerisch wichtigen Pflanzen u. s. w. (S. die speziellen Artikel.)

Kultus (lat.), eigentlich Pflege, Verehrung, ist der stehende Ausdruck für die Form der gemeinsamen Gottesverehrung. Da der innerste subjektive Mittelpunkt der Religion das Gemütsleben in seiner innern Sammlung und Konzentration oder die unmittelbare Bezogenheit des persönlichen Selbstbewußtseins auf das Gottesbewußtsein ist, so ist der K., welcher eben diese innere Sammlung in der Form der Gemeinschaft darstellt, nichts anderes als die unmittelbare Wirklichkeit des religiösen Lebens in der Gemeinschaft selbst. Denn das, was überhaupt zur religiösen Gemeinschaft treibt, ist zunächst weder die Mitteilung eines Wissens noch auch das Bedürfnis eines gemeinsamen Thuns, sondern der dem religiösen Menschen notwendig innewohnende Trieb zu gemeinsamer Erbauung, zur äußern Darstellung des innerlich Erlebten, in der Absicht, dieses innerlichen geistigen Besitzes vermittelst der gemeinsamen Erhebung zu Gott immer gewisser zu werden. Daher ist der K. der eigentliche Mittelpunkt jeder Religion, die von ihrem Wesen unzertrennlichste Erscheinungsform, ohne welche sie selbst nicht wäre, was sie ist, wogegen die Lehre oder das Glaubensbekenntnis auf der einen, die gemeinsame fromme Sitte und die verfassungsmäßige Ordnung und Gestaltung der gemeinsamen religiösen Lebensthätigkeit auf der andern Seite weit leichter von ihr abtrennbar sind. Im K. kommt die gemeinsame Grundbestimmtheit der Frömmigkeit zum unmittelbarsten und naturwüchsigsten Ausdrucke. Ebendaher kann die Verschiedenheit der Religionen, namentlich auf den niedern Stufen religiöser Entwickelung, welche weder eine ausgeprägte Lehre noch eine eigentümliche

Religionsverfassung kennen, fast nur an der Verschiedenheit des K. erkannt werden, und eine Veränderung der Kultusformen ist ein weit sichereres Zeichen einer veränderten religiösen Grundstimmung selbst als eine Veränderung im Dogma und der äußern kirchlichen Ordnung. Insofern alle Religion auf Versöhnung des Menschen mit Gott hinstrebt, so erscheint deren immer neue Versicherung für die Gemeinschaft als die eigentliche Hauptquelle des K. Hieraus ergibt sich eine doppelte Seite des K.; erstens die gemeinschaftliche Vergegenwärtigung der göttlichen Offenbarung an die Menschen und des göttlichen Waltens über und in dem menschlichen Leben, und zweitens die gemeinsame Bewegung der Menschen zu Gott hin oder die immer völligere Verwirklichung der religiösen Idee in der Gemeinschaft. Erstere Seite ist von den vorchristl. Religionen vornehmlich in den Mythologien ausgeprägt, deren örtliche und nationale Verschiedenheit der nächste Grund für die Verschiedenheit der Kultusformen ist. Den verschiedenen, in den Mythen sich darstellenden religiösen Beziehungen entsprechen die verschiedenen religiösen Feste und Weihen, welche namentlich bei den Griechen in reichster Mannigfaltigkeit sich entwickelt haben. Soweit die Mythen auf religiöser Natursymbolik beruhen, knüpfen sich die religiösen Feste an die wechselnden Erscheinungen des Naturlebens selbst, zu welchen bei der weitern geistigen Entwickelung in dem Maße, als die Mythen ethische Beziehungen auf das häusliche, bürgerliche und polit. Leben in sich aufnehmen, religiöse Familien-, Standes- und Volksfeste hinzutreten. In der alttestamentlichen Religion sind es dann, neben dem Wechsel der Jahreszeiten und ihrer Bedeutung fürs Menschenleben, namentlich die Hauptwendepunkte in der Geschichte des israel. Volks, denen als ebenso vielen Offenbarungsthaten Jehovahs die religiöse Festfeier gewidmet ist. Die andere Seite des K., oder die religiöse Bewegung des Menschen zu Gott, prägt sich in allen Religionen in Opfer und Gebet aus, in der thätigen Darbringung menschlichen Eigentums an die Gottheit und in der betenden Erhebung des religiösen Gemüts zu dem Göttlichen. Neben den Hymnen, welche die Thaten der Götter verherrlichen, und allerlei symbolischen Handlungen, welche mythol. Vorgänge versinnbildlichen, bilden daher die meist bis ins kleinste Detail vorgeschriebenen Opfergebräuche auf der einen, bestimmte Gebete und Gebetsbräuche auf der andern Seite die Hauptbestandteile des heidnischen K., welche auch in der hebr. Religion wiederkehren, natürlich mit den Veränderungen, welche teils der monotheistische Charakter, teils der nationalgeschichtliche Hintergrund der mosaischen Gesetzgebung erforderlich machten.

Der christliche K. unterscheidet sich von dem vorchristlichen durch alle jene Merkmale, welche der christl. Religion überhaupt den Charakter der schlechthin universellen und vollkommenen ethischen Religion verleihen. Derselbe steht grundsätzlich allem äußerlichen Opfer- und Ceremonialwesen entgegen. Die Loslösung vom jüd. Tempeldienst und von dem levitischen Ceremoniell erfolgte in demselben Maße, als die wesentliche Neuheit und Eigentümlichkeit der christl. Religion ihren Bekennern zum Bewußtsein kam. Wie aber der eigentümliche geistige Gehalt des christl. Glaubens an die Person Jesu Christi gebunden blieb, so blieb auch dem christlichen K. fortwährend die Beziehung auf die geschichtlichen Heilsthaten Gottes in Christus wesentlich. Die allmähliche Ausbildung des christl. Festcyklus, wie er sich zuerst als wöchentlich, danach auch als jährlich wiederkehrende Festfeier gestaltete, beruht auf der Idee einer immer aufs neue sich wiederholenden Vergegenwärtigung der Hauptmomente in der Lebensgeschichte Jesu Christi. So ist die christl. Wochenfeier in ihrer ältern, in der griech. Kirche noch am treuesten aufbewahrten Gestalt das Abbild der Leidenswoche, welche im Sonntage, als dem Auferstehungstage, ihren Höhepunkt erreicht. Dieselbe Idee liegt dem christl. Kirchenjahre, welches in der Hauptsache im 4. Jahrh. zum Abschluß kam, und seinen verschiedenen Festzeiten zu Grunde: Advent, Ankündigung Christi in der Vorzeit, Geburt Christi (Weihnachten), Beschneidung (Neujahr), Anbetung der Könige, Darstellung im Tempel (Lichtmeß), Passionszeit, Einzug in Jerusalem, letztes Mahl, Kreuzigung, Grabesruhe, Auferstehung, Himmelfahrt, Geistesausgießung. Die Richtung der griech. Kirche auf eine tiefsinnige Symbolik hat alle diese Feste mit einem reichen Kranze sinnbildlicher Gebräuche umgeben, die freilich in der Praxis oft genug in leeren Mechanismus ausgeartet sind. Dagegen hat die röm. Kirche mehr die lyrische und musikalische als die dramatische Seite des K. gepflegt. Zu diesen Christusfesten traten allmählich andere Feste, Gedächtnistage der Apostel und Heiligen, insbesondere der Maria, hinzu, als der Höhenpunkte in der Lebens- und Leidensgeschichte der Kirche Christi auf Erden. Alle diese Feste aber wurden im römisch-katholischen K. durch das im Mittelalter aufgekommene Fronleichnamsfest überstrahlt, in welchem mit dem Wunder des Sakraments zugleich die wunderwirkende Gnadenkraft der mit göttlicher Vollmacht ausgestatteten sichtbaren Kirche gefeiert wird. Der Protestantismus, welcher die fromme Betrachtung von der äußern Kirchenherrlichkeit auf das geschichtliche Erlösungswerk Christi zurückführte, konnte von all diesen zahlreichen Feiertagen nur die Christusfeste beibehalten, und die ältere reformierte Praxis ging sogar so weit, sämtliche Feste abzuthun, die nicht durch ein ausdrückliches Bibelwort angeordnet waren. Der sonntägliche Gottesdienst zerfiel in der alten Kirche in zwei Hauptteile, welche als Messe der Katechumenen und Messe der Gläubigen unterschieden wurden. Erstere war der Verkündigung des göttlichen Wortes, letztere der Feier der Sakramente, vor allem des hochheiligen Mysteriums des Todesmahls Christi geweiht. Letztere Feier wurde schon im 3. Jahrh. vielfach als eine unblutige Wiederholung des blutigen Opfers Christi am Kreuze betrachtet, in eine Reihe von einzelnen Akten zerlegt (Kyrie, Gloria, Credo u. s. w.) und in der griech. Kirche sogar zu einem förmlichen Drama ausgebildet. Der Protestantismus ist, freilich unter Einbuße mancher tiefsinniger liturgischer Kultusformen, auch hier zur apostolischen Einfachheit zurückgekehrt.

Je inhaltsreicher das christl. Leben sich gestaltete, desto mannigfacher bildete auch der christliche K. sich aus und zog allmählich alle Künste in seinen Dienst, nicht bloß Poesie und Musik, sondern auch Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei. Die äußere Ausgestaltung und innere Ornamentik der heiligen Orte diente derselben Symbolik wie die Feier der heiligen Zeiten, und im Dienste der Kirche nahmen alle Künste einen neuen großartigen Aufschwung,

um die im Gottesdienst immer aufs neue gefeierte Versöhnung der Gemeinde mit Gott auch der Phantasie durch ästhetische Erhebung nahe zu bringen. Der Zauber, den der katholische K. noch heute auf Hunderttausende ausübt, im Unterschiede von der verständigen Nüchternheit des prot., insbesondere des reform. Gottesdienstes ruht vornehmlich auf seiner Macht über die Phantasie. Andererseits läßt gerade die liturgische und ästhetische Seite des Gottesdienstes Raum für gar verschiedenartige Bedürfnisse und bietet dem volkstümlichen Elemente der Frömmigkeit Gelegenheit, sich in freier Mannigfaltigkeit geltend zu machen. Bei aller Verschiedenheit der Kultusformen kommt aber im christl. Gottesdienst die erwähnte Doppelseitigkeit des K. zu ihrem bestimmtesten Ausdrucke. Die Bewegung Gottes zu den Menschen hin wird dargestellt durch «Wort» und «Sakrament» oder durch das Schriftvorlesen, als einer göttlichen Anrede an die Menschen, und durch die heiligen Handlungen, in welchen göttliche Heils- und Gnadengüter angeboten werden. Die Bewegung des Menschen zu Gott hin vollzieht sich in Anbetung und Opfer, erstere als menschliche Antwort auf die göttliche Anrede (vornehmlich im Gemeindegesang und im Gebete am Anfang des Gottesdienstes), letztere als freiwillige Darbringung des Herzens an Gott (vornehmlich in den vorbereitenden Akten bei der Feier des Sakraments und im Schlußgebet). Doch gehen der Natur der Sache nach Anbetung und Opfer in den gottesdienstlichen Handlungen ebenso ineinander über, wie das Sakrament nur eine andere Form der Darbietung des Wortes (das «sichtbare Wort») ist. In der Predigt sind alle Kultusmomente zur lebendigen persönlichen Einheit zusammengefaßt. Vgl. für den Katholizismus: K. Schmid, «Liturgie der christl.-kath. Religion» (3. Aufl., 3 Bde., Passau 1840—41); Fluck, «Kath. Liturgik» (2 Bde., Regensb. 1853—55); für den Protestantismus: Ehrenfeuchter, «Theorie des christl. K.» (3 Bde., Hamb. 1840); Kliefoth, «Theorie des K. der evang. Kirche» (Ludwigslust 1844); Schöberlein, «Das Wesen des christl. Gottesdienstes» (Gött. 1860); Alt, «Der christliche K.» (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1851—60). Th. Harnack, «Theorie und Geschichte des K.» (Erlangen 1877). Außerdem die zahlreichen Werke über «Praktische Theologie».

Kultusministerium, die zur Beaufsichtigung, Förderung und Leitung der geistigen Kulturmittel eines Landes bestellte oberste Staatsbehörde. In den kleinern Staaten ist diese Thätigkeit regelmäßig einer Abteilung (Departement) des Ministeriums zugewiesen, während in großen Staaten ein besonderes K. fungiert, welches speziell in Preußen den Titel Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten führt.

Kuluglis oder **Kuruglis** werden in der Berberei, insbesondere in Algier, die von eingewanderten Türken und eingeborenen Frauen erzeugten Kinder genannt. Sie hatten zwar nicht gleiche Rechte wie der herrschende Stamm der Türken, jedoch bedeutende Vorrechte vor den unterdrückten Völkerschaften der Mauren, Araber und Berbern. Seit der Eroberung Algiers durch die Franzosen hat sich die rechtliche Stellung der K. sehr gebessert, da sie sich ganz der franz. Herrschaft anschlossen und ihr große Dienste leisteten.

Kulundinskische Steppe, s. unter Baraba.

Kuluri, s. Salamis.

Kum (serb.), bei den Serben soviel wie Gevatter; so wird auch der genannt, welcher einem Kinde zuerst die Haare verschneidet. Solche K. waren zuweilen auch Türken bei den Serben und umgekehrt.

Kum, Stadt in Persien, soviel wie Kom.

Kúma, Fluß im russ. Gouvernement Stawropol (Kaukasien), bei Ptolemäus Udon, tscherkessisch Kum-ysch, entspringt im Kubanschen Gebiet auf dem Berge Kumbaschi und verliert sich nach einem Laufe von 442 km in der sandigen Niederung am westl. Ufer des Kaspischen Meers, die von einer Menge schilfreicher Seen bedeckt ist. Nur im Frühjahr, bei Hochwasser, erreicht die K. das Kaspische Meer, auf der Grenze der beiden Gouvernements Stawropol und Astrachan. Die Tiefe des Flusses schwankt zwischen 2 und 3 m, die Breite zwischen 3 und 50 m. Die Ufer der K. bilden (besonders im Kreise von Patigorsk) die fruchtbarsten Landstriche des Gouvernements Stawropol, deren Besiedelung 1785 begann.

Kuma, soviel wie Kragenbär, s. unter Bär.

Kumandiner, Bewohner des Altai (s. d.).

Kumánen oder **Komanen**, wahrscheinlich nicht verschieden von den Uzen bei byzantinischen und den Ghuzen (Ghuzz) bei arab. Schriftstellern, heißt ein Volk, welches von den Slawen Polowzer genannt wird, woraus die deutschen Chronisten Falwen (Falawen; mittellat. Valvi, Falones) bildeten. Von dem Lande östlich der untern Wolga und dem Jaik her, wo sie sich schon um 750 finden, brachen die K. um die Mitte des 11. Jahrh., die Chasaren und Petschenegen überwältigend, in Europa ein, breiteten sich an den nördl. Ufern des Schwarzen Meeres bis zur untern Donau und den östl. Karpaten aus, wo dann die heutige Moldau den Namen **Kumanien** erhielt, und wurden durch verwüstende Raubzüge den Byzantinern sowohl als den Ungarn und den Russen gefährlich. Ihre Hauptmacht erlag den Mongolen, gegen die sie auch in der Schlacht an der Kalka 1223 mit den Russen verbündet vergebens stritten. In Ungarn erscheinen sehr bald kumanische Kolonien, und die Palóczen in den Mátrabergen, deren Name sehr an den der Polowzer erinnert, sind wohl Überbleibsel der ältesten kumanischen Niederlassungen. Die letzte und größte Kolonie von 40000 Familien, die sich vor den Mongolen geflüchtet hatten, brachte ihr Fürst Kuthen 1238 nach Ungarn, wo sie Béla IV. aufnahm. Sie wurden nachher der Gerichtsbarkeit des Palatinus untergeordnet. Das heutige Groß- und Kleinkumanien (Kunság), als eigene Distrikte innerhalb der Komitate von Szolnok und Pest, bewahren das Andenken jener letzten kumanischen Einwanderung. Sowohl die heutigen K. als auch die Palóczen gelten als Kern-Magyaren, ohne jedoch ein ugrisches Volk zu sein. Alles weist vielmehr darauf hin, daß die K. ein türk. Stamm waren, dessen Sprache sich enge an das Osttürkische (Dschagataische) anschließt. Dies zeigt das sog. «kumanische Vaterunser» und das kumanische Wörterbuch (vom J. 1303), welches Petrarca der Bibliothek von Venedig geschenkt hat («Codex Cumanicus», herausg. von Géza Kuun, 2 Bde., Budapest 1880—83).

Kumani, eine neu erschienene Insel im Kaspischen Meere, 20 km nordöstlich von der Mündung des Kura und südlich von der Insel Swinoi, welche Kapitän Kumani im Mai 1861 zuerst sah; im Juli

nahm sie schon ab und war im November wieder unter dem Meeresspiegel verschwunden.

Kumanien, s. unter Kumanen.

Kumassi, Hauptstadt der Aschanti (s. d.).

Kumbach, Dorf bei Rudolstadt (s. d.).

Kumiß (Kumys) heißt ein bei den Kirgisen und Baschkiren aus Stutenmilch erhaltenes gegorenes Getränk, welches meist unmittelbar nach der Gärung genossen und in Rußland als heilkräftig, besonders bei Lungenleiden gepriesen wird, aus welchem aber auch durch Destillation ein Branntwein dargestellt werden kann. Die Stutenmilch kommt ihren Bestandteilen nach der Frauenmilch sehr nahe. Durch Gärung derselben erhält man den K., welchen die Kirgisen nach Heftels Angaben auf folgende Weise bereiten. Als Gefäß dazu nehmen sie die frische Haut einer ganzen hintern Extremität eines Pferdes, von der Hüfte an bis zum Ende des Unterschenkels, sodaß der breite Teil zum Boden und der schmale zum Halse des Gefäßes wird. Nachdem sie frische Pferdemilch in dieses Gefäß, in welchem sich ein luftdicht schließender Kolben zum öftern Umrühren bewegt, hineingegossen haben, überlassen sie diese Flüssigkeit der alkoholischen Gärung, wobei der Milchzucker in Laktose übergeht, die in Alkohol und Kohlensäure zerfällt. Die Milch gärt schnell, besonders wenn der K. im Frühjahr, sobald die Stuten ein Füllen geworfen haben, zubereitet wird. Die orenburgischen Baschkiren bereiten zwei Sorten K.: den sog. jungen oder Kumiß-Saumel und den alten oder echten K. Der letztere enthält am meisten Säure und kohlensaures Gas, weshalb er beim Eingießen in ein Glas schäumt; das ätherartige Bouquet ist bei solchem mehr bemerkbar als beim jungen, welcher nur 2—3 Tage gegoren hat. Der Saumel schmeckt wie Limonade, ist wenig sauer und wird für Kranke gehalten. Bei einigen der dortigen Völkerschaften unterwirft man die gegorene Milch der Destillation. Die zuerst übergegangene Flüssigkeit (Araca) wird nochmals destilliert und gibt dann den Arsa. Die Kuhmilch liefert ein ähnliches Getränk, welches Airak genannt wird. Seit neuester Zeit stellt man auch in Deutschland zu mediz. Zwecken K. dar.

Kümmel (Carum *L.*) ist eine zur Familie der Doldengewächse gehörende Pflanzengattung, die sich durch den Mangel der Kelchzähne, längliche Früchte mit 10 gleichen, fadenförmigen Riefen und einstriemigen Rillen und durch weiße Blüten mit regelmäßigen, verkehrt-herzförmigen Blumenblättern auszeichnet. Zu ihr gehört der gemeine Kümmel (C. Carvi), auch Karve genannt, der auf Wiesen und Triften in ganz Europa wild wächst und in mehrern Gegenden Deutschlands, besonders um Halle, in der Gegend von Erfurt, in Unterfranken bei Schweinfurt und in Anhalt, als Gewürzpflanze im Großen kultiviert wird. Derselbe zeichnet sich durch seine doppeltgefiederten Blätter, durch die vielspaltigen Nebenblätter am Grunde der Blattscheiden und den Mangel der Hüllblätter und Hüllblättchen der Dolde aus. Er blüht im Mai und Juni, zuweilen noch einmal im Herbste und ist zweijährig. Das grüne Kraut ist ein sehr gutes Viehfutter. Die braunen, eigentümlich gewürzhaft riechenden und schmeckenden Früchte dienen als beliebtes Gewürz an Speisen, für Käse, Brot u. s. w.; auch wird aus ihnen das ätherische Kümmelöl (Oleum Carvi) bereitet. Außerdem dienen sie zur Verfertigung eines beliebten Branntweins und in der Medizin als blähungtreibendes und magenstärkendes Heilmittel. Die Wurzel wird durch Kultur größer und schmackhaft und kann gegessen werden. Einen großen Feind hat der K. an der Kümmelmotte (Ptaemylis dauceila), deren Raupe mittels einiger Fäden die Dolden zusammenzieht und die Blüten und jungen Samen frißt. Mit dem Namen römischer, ägyptischer, langer oder scharfer K. wird der in Ägypten und Äthiopien einheimische und in Südeuropa angebaute Kreuzkümmel oder Mutterkümmel (Cuminum Cyminum *L.*) bezeichnet, dessen Früchte im allgemeinen zwar mit dem gemeinen K. in den Kräften übereinkommen, jedoch noch weit intensiver wirken. Letzterer enthält das Römisch-Kümmel- oder Muttertümmelöl (Oleum Cumini Cymini), das aus einem Kohlenwasserstoffe, dem Cymol, und dem sauerstoffhaltigen Cuminol besteht, welches letztere durch Sauerstoffaufnahme in die kristallinische Cuminsäure übergeht.

Kümmel (Römischer), s. unter Cuminum.

Kümmelblättchen, eigentlich Gimelblättchen (vom hebr. Buchstaben Gimel, welcher auch die Dreizahl bedeutet), ein berüchtigtes, trotz seiner Straffälligkeit verbreitetes Hazardspiel, welches namentlich von den sog. Bauernfängern zur Ausbeutung Unerfahrener benutzt wird, da es ihnen günstige Gelegenheit gibt, beim Mischen, Abheben und Abziehen der Karten zu täuschen. Das Spiel ist dem Lansquenet (s. d.) nachgebildet und besteht darin, daß der Bankier die Spielenden (Coupeurs) bestimmt, auf eine der drei verdeckt aufzulegenden Karten unter der Voraussetzung, daß es eine gewisse vorher offen gezeigte Karte sei, zu setzen; hat der Coupeur richtig gesetzt, so gewinnt er, andernfalls gewinnt der Bankier.

Kümmelöl, das ätherische Öl des Kümmels Carum Carvi. Es kommt in allen Teilen der Pflanze vor, in reichlichster Menge und vom feinsten Geruch jedoch im Samen. Zur Gewinnung diente vielfach die nach der Aussonderung des Samens verbleibende Spreu, aus welcher, sowie aus dem Samen das Öl durch Dampfdestillation abgeschieden wird. Im frischen Zustande ist es farblos, dünnflüssig, klar, reagiert neutral, wird bei längerer Aufbewahrung, namentlich bei Luftzutritt dickflüssig, gelb und nimmt saure Reaktion an. Es besteht aus einem Gemenge eines Terpens, welches als Carvon bezeichnet ist $C_{10}H_{16}$ und Carool $C_{10}H_{14}O$. Es wird in großen Massen fabrikmäßig dargestellt und dient ganz vorzugsweise zur Liqueurfabrikation.

Kummer (Ernst Eduard), Mathematiker, geb. 29. Jan. 1810 zu Sorau, studierte in Halle erst Theologie, dann Mathematik, wurde 1831 Lehrer am Gymnasium in Sorau, 1832 in Liegnitz, 1842 ord. Professor der Mathematik in Breslau, 1855 in Berlin; 1884 gab er seine Lehrthätigkeit auf. Seit 1839 ist er korrespondierendes, seit 1855 ord. Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften, in deren »Abhandlungen« er eine Reihe bahnbrechender Arbeiten, z. B. über die hypergeometr. Reihe, über die kubischen Reste, Beweis des Fermatschen Satzes, Beweis der höhern Reciprocitätsgesetze, Theorie der allgemeinen und spezieller algebraischer Strahlensysteme ꝛc., veröffentlichte.

Kummer (Friedr. Aug.), Violoncellvirtuos und Musiklehrer, geb. 5. Aug. 1797 zu Meiningen, wo sein Vater Oboist der Hofkapelle war. Durch Dotzauer zum Cellisten ausgebildet, wurde er bald

einer der ersten Künstler auf seinem Instrument und trat 1814 in die dresdener Kapelle, wo er sowohl als ausübender Künstler wie als Lehrer jüngerer hervorragender Cellisten thätig war. Er veröffentlichte eine Reihe geschätzter Kompositionen für sein Instrument und schrieb auch die Musik zu mehrern Schauspielen. K. trat 1864 in den Ruhestand und starb 22. Mai 1879 in Dresden.

Kummer (Karl. Rob.), Landschaftsmaler, geb. in Dresden 30. Mai 1810, widmete sich zunächst unter Ludw. Richter und Dahl, sowie an der dortigen Akademie der Malerei, erhielt 1831 ein Reisestipendium nach Italien und blieb dort bis 1837, besuchte auch in der Zwischenzeit Ungarn. Er malte dann verschiedene Bilder nach Motiven aus Neapel und Ungarn, darunter die Pußta bei aufsteigendem Gewitter. Im selben Jahre bereiste er die Alpen, dann aber 1845 Dalmatien und Montenegro. Die Gemälde: See von Skutari und Bocche di Cattaro kaufte der König von Sachsen. Hierauf folgte 1851 eine Reise durch Schottland, dann in Begleitung des Prinzen Georg nach Portugal (1859) und 1868 nach Ägypten. Von allen diesen Fahrten brachte der Künstler eine reiche Fülle von Studien mit, die er in zahlreichen, effektvollen Bildern verwertete.

Kummer (Rud. Ferd. von), preuß. General, geb. zu Szelejewo im Kreise Mogilno der Provinz Posen 11. April 1816, trat 1834 in das 18. Infanterieregiment ein und wurde 1835 Offizier, nahm 1848 als Generalstabsoffizier einer mobilen Kolonne an mehrern Gefechten gegen die poln. Insurgenten teil, wurde dann der Reorganisationskommission in der Provinz Posen zugeteilt und darauf zum Generalkommando des 5. Armeekorps kommandiert. Im J. 1848 wurde K. Premierlieutenant und Adjutant der 10. Landwehrbrigade, 1849 trat er zum Generalstabe des 5. Armeekorps und wurde 1850 Hauptmann, 1855 Major, dann als Generalstabsoffizier zur 10. und 7. Division, sowie zum Gardekorps versetzt, war 1858—60 Lehrer an der Kriegsakademie und wurde 1859 Oberstlieutenant, im folgenden Jahre Chef des Generalstabes des 1. Armeekorps und bald darauf des Gardekorps, sowie 1861 Oberst. Von 1864 bis 1865 kommandierte K. das westfäl. Füsilierregiment Nr. 87, demnächst die 25. Infanteriebrigade, wurde im Juni 1865 Generalmajor und nahm im folgenden Jahre im Verbande der Mainarmee am Feldzuge im westl. Deutschland unter General von Göben hervorragenden Anteil. Im J. 1868 erhielt K. den Rang eines Divisionskommandeurs und wurde Inspekteur der Besatzung von Mainz und Generallieutenant, blieb dort beim Ausbruche des Deutsch-Französischen Kriegs anfänglich als Kommandeur der Besatzungsinfanterie, erhielt aber 10. Aug. 1870 den Befehl über die aus Linien- und Landwehrtruppen zusammengesetzte, numerisch sehr starke 3. Reservedivision, mit welcher er an der Einschließung von Metz (nördlich der Festung, an der Mosel) bis zur Kapitulation teilnahm und in der Schlacht bei Noisseville und vielen Ausfallgefechten (Chieuilles, Rupigny, Maxe, Ladonchamps, St.-Remy, Belleoue) ins Feuer kam. Hierauf trat K. an die Spitze der 15. Infanteriedivision, war bis 6. Nov. Kommandant von Metz, nahm dann an den Kämpfen der 1. Armee im nördl. Frankreich (Schlachten bei Amiens, an der Hallue, bei Bapaume, St.-Quentin) ruhmvollen Anteil und stand nach dem Friedensschluß in Köln, wo er Okt. 1873 auch die Geschäfte des Gouverneurs übernahm. Im Jan. 1875 wurde K. von den bisherigen Stellungen entbunden und zu den Offizieren von der Armee mit dem Range eines kommandierenden Generals versetzt, 1877 auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt.

Kummerfeldsches Waschwasser, bestehend aus 8 g präcipitiertem Schwefel, 0,5 g Kampfer, 1 g arab. Gummi, 60 g Kalkwasser und ebensoviel Rosenwasser, beliebtes Mittel gegen Hautfinnen (s. Akne) und ähnliche Hautausschläge. Man trägt es, gut umgeschüttelt, abends vor Schlafengehen auf die erkrankten Hautstellen auf und reibt am nächsten Morgen den der Haut anhaftenden Schwefel trocken wieder ab.

Kümmerling, soviel wie Gurke.

Kümmerlingskraut, der gemeine Dill, s. Anethum.

Kümmernis (die heilige), auch Wilgefortis, eine in Süddeutschland und Tirol verehrte Art Heilige, dargestellt als gekreuzigte Jungfrau mit langem Bart; die Versuche, das Wesen dieser rätselhaften Heiligen zu erklären, sind bis jetzt ohne Erfolg geblieben.

Kumo-elf, wasser- und fischreicher Fluß in Finland, Landschaft Satalunda, etwa 140 km lang, bildet den Ausfluß der großen Binnenseen Näsijärvi, Pyhäjärwi ꝛc., in der Umgegend von Tammerfors, und mündet in den Botnischen Meerbusen, nordwestlich von Björneborg 61° 30′ nördl. Br.

Kumpen oder Kümpeln, s. Bombieren.

Kumtgeschirr, s. u. Attelage.

Kumuken (Kumülen), Volksstamm, s. u. Nogaier.

Kumulieren (lat.), anhäufen; Kumulation, Kumulierung, Häufung; kumulativ, häufend.

Kumunduros (Alexander), neugriech. Staatsmann, geb. 1814 in Lakonien, studierte in Athen, praktizierte dann zuerst als Advokat in Messenien, und wurde später daselbst zum Staatsanwaltsubstituten ernannt. Im J. 1850 zum Deputierten erwählt, zeichnete er sich bald durch sein Rednertalent aus, sodaß er 1855 zum Kammerpräsidenten gewählt wurde. Im J. 1856 wurde er Finanzminister. Nachdem er sich an der Revolution von 1862 beteiligt, wurde er bei der Bildung der ersten revolutionären Regierung mit dem Justizportefeuille betraut, war dann unter Kanaris zweimal (1863 und 1865) Minister des Innern und wurde 14. März 1865 zum ersten male Ministerpräsident, welche Stellung er seitdem wiederholt bekleidete. Seiner Initiative sind die meisten neuen Verwaltungs- und Finanzgesetze des Landes zu verdanken. In seinem letzten Ministerium (25. Okt. 1880 bis 15. März 1882) hatte K. den endgültigen Beschluß der Großmächte hinsichtlich der griech. Grenzfrage anzunehmen und die Annexion von Thessalien und eines kleinen Teils von Epirus zu verwirklichen. Die nach Auflösung der Kammer neu gewählten thessalischen Deputierten stimmten infolge der Agitationen der Kriegspartei, welche mit der Griechenland bewilligten Landesvergrößerung nicht zufrieden war, sämtlich gegen K.' Politik. K. trat zurück und starb 7. März 1883.

Kuna (russ.), das Marderfell, überhaupt das wertvolle Fell, das im ältesten Rußland als Vermittelung des Tauschhandels, als Wertmesser gebraucht wurde. Das Wort bedeutet, im Plural Kuny, in deutschen Urkunden Kunen, überhaupt Geld.

Kunaxa, Ort in Babylonien, am östl. Ufer des Euphrat, 90 km oberhalb Babylon, denkwürdig

durch die Schlacht zwischen dem jüngern Cyrus und seinem Bruder Artaxerxes II. Mnemon, 401 v. Chr., worin ersterer von letzterm getötet wurde.

Kündigung ist die Erklärung, daß man von einer für längere Frist eingegangenen rechtlichen Beziehung, z. B. von einem Pacht- oder Darlehnsverhältnis, zurücktrete. Die K. darf nicht vor der gesetzlichen oder vertragsmäßigen Zeit erfolgen und ist, wenn ihre Vornahme in Abrede gestellt wird, von dem Aufkündigenden zu erweisen. Auch in dem Verkehr von Staat zu Staat kommen K., z. B. eines Waffenstillstandes, eines Handelsvertrags, vor.

Kundmann (Karl), Bildhauer, geb. in Wien 15. Juli 1838, begann seine Studien als Schüler der Akademie daselbst und arbeitete 1860—65 in Hähnels Atelier zu Dresden. Seine ersten größern Leistungen waren das Relief Chiron und Achilles und die monumentale Gruppe der barmherzige Samaritaner. Er bereiste 1865 Italien, nachdem er noch die Statue Rudolfs von Habsburg für die Ruhmeshalle des kaiserl. Arsenals in Wien vollendet hatte. In Rom arbeitete er unter anderm für das Arsenal die Marmorstatuen Leopolds des Glorreichen und des Prinzen Eugen. Im J. 1867 kehrte K. nach Wien zurück. Hier beschäftigte ihn die Ausführung des Schubert-Monuments in Marmor, sowie das Monument Tegetthoffs für Pola. Es folgte die Statue des Grafen Buquoy für die Ruhmeshalle, die in Bronze gegossene Kolossalfigur des Abtes Reittenberger für Marienbad u. s. w. K.s Kunstrichtung hat ihre Vorzüge in einer großen Korrektheit der Formerscheinung und gediegener Komposition, ohne daß sein Erfindungstalent durch Originalität hervorleuchtet. Seit 1872 ist er Professor der Akademie in Wien.

Kundrowsche Tataren, unbedeutender Zweig der Nogaier von etwa 12000 Köpfen, Nomaden an der Achtuba (linkes Ufer der Wolgamündungen) im russ. Gouvernement Astrachan, seit 1785 vom Kuban und Pjatigorje dahin verpflanzt, auch mit zwei Ansiedelungen für den Winter.

Kundschaft nennt man die Gesamtheit der Abnehmer, welche irgend ein geschäftliches Unternehmen für seine Produkte oder Handelsartikel besitzt. Die Beziehungen der einzelnen Kunden zu dem Geschäft sind teilweise nur ganz vorübergehende oder zufällige, doch ist meistens auch ein fester Stamm der K. vorhanden, oder es bleibt doch, wenn auch in den Personen der Abnehmer der Natur des Geschäfts nach ein fortwährender rascher Wechsel stattfindet, der Absatz im ganzen von Jahr zu Jahr einigermaßen konstant. Das regelmäßige Fortbestehen der K. beruht teilweise auf den rein persönlichen Eigenschaften des Geschäftsinhabers, der Solidität seiner Leistungen, seiner Vertrauenswürdigkeit u. s. w., teilweise aber auch auf der Gewöhnung des Publikums an eine bestimmte Firma, auf der Lage des Geschäftslokals und andern äußern Umständen. Es ist daher möglich, daß eine K. nicht nur vererbt, sondern auch verkauft wird, indem die Firma oder das Lokal oder beides zusammen auf einen andern Inhaber übertragen wird. Der Verkäufer verpflichtet sich dann in der Regel, seinerseits wenigstens an demselben Orte kein ähnliches Geschäft wieder zu gründen.

Kundschafter werden Personen genannt, welche im geheimen polit. oder militärische Nachrichten zu beschaffen suchen, welche für den betreffenden Staat von Wichtigkeit sind. Ihre Hilfe ist weder im Frieden noch im Kriege zu entbehren, ihre Thätigkeit ist aber, namentlich im Kriege, mit Gefahren verbunden. Kundschaftsdienste von Militärs im Kriege werden meist als Rekognoszierungen bezeichnet, während Nichtmilitärs, welche als K. thätig sind, Spione genannt werden. Militärische K., die in Uniform Rekognoszierungen ausführen, werden im unglücklichen Falle gewöhnlich nur kriegsgefangen gemacht, nicht aber an ihrem Leben bedroht. Nicht zu verwechseln mit K. sind die Eclaireurs (s. d.).

Kundt (August), Physiker, geb. 18. Nov. 1838 zu Schwerin in Mecklenburg, habilitierte sich 1867 als Privatdocent in Berlin, wurde 1868 Professor der Physik am Polytechnikum zu Zürich, 1870 an der Universität zu Würzburg, 1872 zu Straßburg. Seine Untersuchungen, meist in Poggendorffs «Annalen der Physik und Chemie» niedergelegt, beziehen sich auf die akustischen schwingenden Bewegungen der festen und luftförmigen Körper, die anomale Dispersion, die Wärmeleitung und Reibung der Gase u. s. w.

Kundur, s. Kogilnik.

Kunduriotis oder Konduriotis (Lazaros), ein um die Befreiung seines Vaterlandes hochverdienter Grieche, geb. um 1768 auf der Insel Hydra, wo er auch, gleichwie sein Bruder, als einer der angesehensten und reichsten Schiffsreeder lebte. Als 1821 der griech. Unabhängigkeitskampf begann, widmeten die Brüder demselben große Opfer an Geld und acht Schiffe, sodaß sie selbst verarmten. Wiewohl Lazaros nicht unmittelbar an den Ereignissen teilnahm, förderte er doch als Präsident des Senats seiner Insel die vaterländische Sache. Er starb 17. Juni 1852 auf seiner Heimatsinsel.

Sein Bruder, Georg K., nahm persönlichen Anteil am Freiheitskampfe, nachdem er im Jan. 1824 als Präsident an die Spitze des Vollziehungsrats gestellt und auch 1825 hierzu wieder gewählt worden war. In den J. 1826 und 1827 erwarb er sich mit seinem Bruder großes Verdienst, indem beide mit Erfolg gegen die engl. Partei in Griechenland thätig waren. Im J. 1843 fungierte er als Präsident des Staatsrats. K. starb im März 1858.

Kundus, Landschaft in Centralasien, bildet seit 1859 einen Teil des afghan. Turkestan, südwestlich von der Pamirhochebene, zwischen Chulm und Badakschan, im N. durch den Amu-Darja begrenzt. Die Zahl der Einwohner, meist Tadschiks, wird auf 400000 geschätzt. Die Hauptstadt K., etwa 60 km südlich vom Amu und östlich von dessen Zufluß Akserai gelegen, besteht aus etwa 600 Erdhütten.

Kunersdorf, Pfarrdorf im Kreise Lebus, 6 km östlich von Frankfurt a. O., ist durch die Schlacht vom 12. Aug. 1759 bekannt. Friedrich II. stand an der Grenze Oberschlesiens Daun beobachtend gegenüber, während die Russen unter Soltikow gegen die Oder vordrangen, um sich mit Laudon zu vereinigen, der ihnen mit 30000 Mann entgegenzog. Um diese Vereinigung zu hindern, hatte Friedrich den General Wedel den Russen entgegengesendet, der aber bei Kay (s. d.) 23. Juli geschlagen wurde und sich über die Oder zurückziehen mußte, worauf die Russen Frankfurt a. O. besetzten. Der König ließ daher die große österr. Armee unter Daun durch ein Korps unter dem Prinzen Heinrich festhalten und eilte, 48000 Mann stark, nach der Oder, überschritt dieselbe nördlich von Frankfurt und griff am folgenden Morgen das 60000 Mann starke verbündete

Heer an. Der rechte Flügel der Feinde war durch die Oder, der linke durch Sümpfe und Büſche und noch außerdem durch ſtarke Verſchanzungen, die Fronte durch tiefe Gründe gedeckt. Dennoch gelang es den Preußen beim Angriff auf den linken ruſſ. Flügel nach einem heißen Kampfe die Schanzen und Batterien zu nehmen und die Ruſſen in die Flucht zu jagen. Noch aber hatten die Ruſſen mehrere feſte Punkte inne. Trotz der Gegenvorſtellungen ſeiner Generale beſchloß der König, mit den ſchon ſehr ermüdeten Truppen auch den rechten Flügel der Ruſſen anzugreifen, da nur ein vollſtändiger Sieg die damals ſehr ungünſtige Kriegslage verbeſſern konnte. Der Infanterieangriff blieb zunächſt erfolglos, weshalb der König den General Seydlitz mit der Reiterei von ſeinem Beobachtungspoſten, Laudon gegenüber, durch wiederholte Befehle heranrief. Sogleich benutzte Laudon dieſe Gelegenheit, um hervorzubrechen und mit ſeiner Reiterei ſich auf die ermatteten Haufen der Stürmenden zu werfen. Dies entſchied die Schlacht. Ein neuer Angriff Laudons warf alles in wilde Flucht. Die Preußen verloren 18500 Mann und beinahe ihr ganzes Geſchütz; doch hatten auch die Feinde 16000 Mann eingebüßt. Dem König wurden zwei Pferde unter dem Leibe erſchoſſen; eine Flintenkugel zerſchmetterte ihm ein goldenes Etui in der Weſtentaſche; nur der Heldenmut des Rittmeiſters von Prittwitz rettete ihn vor Gefangenſchaft. Seydlitz, Finl, Hülſen und andere Generale wurden verwundet; der General Puttkammer und der Dichter Ewald von Kleiſt ſtarben den Heldentod. Die Uneinigkeit der Verbündeten verhinderte die weitere Ausnutzung dieſes Siegs. Vgl. Hahn, «K. am 12. Aug. 1759» (Berl. 1876).

Kuneten (auch Conier oder Kyneſier) nannten die Alten einen kleinen, der Gruppe der Turdetanier zugehörigen Stamm in Luſitanien, der die ſüdweſtliche Ecke der Pyrenäiſchen Halbinſel, nämlich das heutige Algarve, mit Orten wie Lacobriga (Lagos) und Oſſonuba, bewohnte.

Kungelf, ſchwed. Stadt im Bohus-Län (ſ. d.).

Kungur, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Perm, an beiden Ufern der Sylwa und an der großen ſibir. Straße, mit (1882) 10804 E., hat einen ſteinernen Kaufhof, ein Krankenhaus, eine öffentliche Bibliothek, Lederfabriken, Talg- und Seifenſiedereien, Wachskerzenfabriken und Schloſſereien. In der Nähe iſt in einem Gipsberg die Kungуriſche Höhle.

Kün-Hegyes, ſ. unter Hegyes.

Künholm oder Kinno-Saar, kleine Inſel im Rigaiſchen Meerbuſen, zum ruſſ. Gouvernement Livland gehörig, bewohnt von 58 Perſonen liviſcher Abſtammung, welche meiſt Fiſchfang treiben.

Kunigunde, die Heilige, Gemahlin Kaiſer Heinrichs II. (ſ. d.), war eine Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg. Mit ihrem Gemahl, dem Herzoge Heinrich von Bayern, wurde ſie zu Mainz 1002 als Königin der Deutſchen und 1014 durch Benedikt VIII. in Rom als Kaiſerin gekrönt. Die Ehe blieb kinderlos. Nach dem Tode ihres Gemahls zog ſie ſich in das von ihr geſtiftete Kloſter Kaufungen bei Kaſſel zurück und ſtarb 3. März 1038. An der Seite ihres Gemahls wurde ſie im Dom zu Bamberg beigeſetzt und mit ihm teilte ſie die Ehre der Seligſprechung. Innocenz III. verſetzte ſie 1200 unter die Heiligen.

Kunigunde, Tochter Belas IV. von Ungarn, vermählt 1239 mit König Boleslaw dem Keuſchen von Polen, widmete ſich beſonders der Krankenpflege und nahm nach dem Tode ihres Gatten 1279 den Schleier. Sie ſtarb 1292 und wurde 1690 heilig geſprochen.

Kunigunde von Eiſenberg, Hofſräulein bei Margarete, der Gemahlin Albrechts (ſ. d.) des Unartigen von Thüringen, mit dem ſie ein Liebesverhältnis anknüpfte, infolge deſſen ſie einen Sohn Apitz gebar. Nach dem Tode Margaretens vermählte ſich Albrecht 1272 mit K., deren Bemühungen, ihrem Sohn Thüringen als Erbe zuzuwenden, lange Kriege zwiſchen Albrecht und ſeinen Söhnen veranlaßten, während welcher K. 1290 ſtarb.

Kunimund, der letzte König der Gepiden (ſ. d.), der 566 n. Chr. im Kampfe gegen den Longobardenkönig Alboin fiel.

Kunitz, Dorf im Großherzogtum Sachſen-Weimar-Eiſenach, Verwaltungsbezirk Apolda, an der Saale, 5 km im NO. von Jena, mit 382 E. und etwas Weinbau. Auf einem 353 m hohen Berge liegt die Ruine der Kunitzburg.

Kunkellehn (von Kunkel, d. i. Spindel, welche das weibliche Geſchlecht bezeichnet, wie das Schwert das männliche) heißt ein Lehn, das auch auf Frauen forterbt. Kunkeladel heißt der Adel von mütterlicher Seite.

Kunkelspaß, Paß der Glarneralpen an der Grenze der ſchweiz. Kantone St. Gallen und Graubünden, verbindet das Thal der Tamina mit dem bündneriſchen Rheinthal. Der Weg über den K. zieht ſich von Ragaz (521 m) als Poſtſtraße hoch über dem rechten Ufer der Tamina bis Vättis hinauf, das 947 m über dem Meere am Eingang des wilden Calfeuſenthals liegt, biegt dann als Karrweg in das Seitenthal des Görbsbaches ab, in welchem er die Bündnergrenze überſchreitet, erreicht durch die Wieſen und Buchwälder der Gemarkung Kunkels die ſteinige, ausſichtsloſe Paßhöhe (1351 m), die zwiſchen den Ausläufern des Calanda und des Seſſagit (2003 m) die Waſſerſcheide bildet, und ſenkt ſich ſüdlich durch den Engpaß Foppa nach Tamins und Reichenau (590 m), wo er in die große Straße des Rheinthals mündet. Der Übergang über den K. erfordert ſieben Stunden Marſch.

Kunnoj, Ruinenſtadt, ſ. Kanodſch.

Kunſt (von Können abgeleitet) bezeichnet ebenſo wie das griech. τέχνη und das lat. ars im allgemeinen jede durch Übung erworbene Fertigkeit und Geſchicklichkeit. In dieſem Sinne ſpricht man auch von Kochkunſt, Hebammenkunſt u. ſ. w. Im engern, d. h. im rein äſthetiſchen Sinne dagegen verſteht man unter K. nur die ſog. ſchönen oder freien Künſte: Baukunſt, Bildhauerei, Malerei, Muſik, Poeſie, zu denen man auch die Schauſpielkunſt und die Rhetorik (Redekunſt) zu rechnen pflegt. Die Gymnaſtik (Tanzkunſt, Reitkunſt, Fechtkunſt) nimmt eine mittlere Stellung zwiſchen den äſthetiſchen und den durch Fertigkeit erworbenen Künſten ein. Der Unterſchied zwiſchen den ſog. ſchönen Künſten und jenen übrigen Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten, die der Sprachgebrauch hier und da als Künſte bezeichnet, iſt der zwiſchen dem Schönen und dem Nützlichen. Solange die Baukunſt oder die Gerätbildung nur innerhalb des bloß Nützlichen verharrt und nur auf die unmittelbare Befriedigung des rohen Lebensbedürfniſſes ausgeht, nennt man ſie ein Handwerk; in dem Augenblick aber, da ſie nicht

bloß ein nützliches, sondern wesentlich auch ein schönes Werk ausbildet, die sinnvoll gefällige Form sich zum Ziele setzt, wird sie zur Kunst.

Das Bedürfnis nach den schönen Künsten liegt tief in der menschlichen Seele begründet und findet sich bei allen Völkern, selbst bei den rohesten. Es ist psychologisch wichtig, daß die ersten Kunstanfänge bei allen Völkern ohne Unterschied der Zeiten und Zonen gleichmäßig aus dem Drange hervorgehen, den Göttern Altäre und Heiligtümer oder Helden und denkwürdigen Ereignissen Denkmale zu errichten, Gottesbilder zu schnitzen oder aus Thon, Erz und Stein zu bilden, den Ruhm der Vorzeit zu singen oder auszusprechen. So entspringen also die Künste aus dem Gemüt, dem Gefühl. Ein inneres Bild von den Göttern und Helden und von den Segnungen und Schrecknissen, die diese über die Menschen bringen, ist in der Seele vorhanden. Dieses Bild strebt der Mensch nach außen darzustellen; dieses bildende oder gestaltende Gemüt oder Gefühl, gleichviel ob sich dasselbe zunächst als Bau- oder Bild- oder Ton- oder Dichtwerk äußert, nennt man Phantasie (s. d.). Deshalb heißt die Phantasie mit Recht die Mutter der K. oder der Künste. Hieraus erklärt sich das Wesen der K. und ihre Stellung zu den übrigen Richtungen des menschlichen Geistes, namentlich zur Wissenschaft. Die K. als Erzeugnis der auf das Gemüt und Gefühl gestützten Phantasie ist wesentlich Geistesthätigkeit; es liegt ihr also immer ein geistiger Ausgangs- und Zielpunkt zu Grunde, eine Idee oder, wenn man will, ein Gedanke. Sie ist eine Sprache so gut wie die Sprache des Wortes und der Begriffe; aber eben weil sie aus dem sinnlichen Gemüt und Gefühl stammt, denkt in ihr der Mensch als ganzer, d. h. als sinnlich-geistiger Mensch mit seinem ganzen Wesen, mit seinem Herzen und mit seinen Sinnen, mit der sinnlichen Anschauung, Empfindung und Liebe. Die K. gibt uns daher nicht bloß, wie die Wissenschaft, Begriffe, sondern sie gibt uns Anschauungen, Empfindungen, Handlungen und Charaktere; sie gibt uns nicht bloß das unsinnliche, gestaltlose, abgezogene Leben, sondern die Frische und Fülle des sinnlichen Seins selbst. In diesem Sinne setzt die Ästhetik die Schönheit der K. gerade in diese Einheit des Geistigen und Sinnlichen. Ein Kunstwerk ist demnach um so schöner, je tiefer sein geistiger Gehalt ist und je mehr dieser Gehalt als individuelle Gestalt, als Empfindung, als Charakter und Handlung in wohlgefälliger Form auftritt.

Die K. zerfällt in so viele einzelne Kunstarten, als es physiognomische Ausdrucksformen des natürlichen und geistigen Lebens gibt. Wir äußern unser Inneres durch Geberde, Ton und Wort. Die Welt ist entweder bewußtlose Natur oder selbstbewußt denkender und handelnder Geist. Zwischen beiden steht eine Sphäre unmittelbarer neutraler Einheit, auf der zwar schon der selbstbewußte Geist vorhanden ist, aber noch nicht als denkender und handelnder, sondern noch als unbestimmtes, elementares Streben der Empfindung. Danach gliedert sich die K. In der Anschauung und Nachbildung der bewußtlos daseienden, rein sinnlichen Formenwelt bewegt sich die bildende K.; in der Auffassung und Darstellung der menschlichen Thaten und Charaktere die Poesie; in der Bethätigung des elementaren, empfindenden Geistes, d. h. in sinnlichen Tönen die Musik. Die bildende K. zerfällt dann weiter in Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei, je nachdem sie sich ausschließlich in den Linien, Formen und Proportionen der bloß unorganischen Natur bewegt oder sodann weiter zur äußern Gestalt der organischen, besonders der menschlichen Bildung fortschreitet, oder dann sogar schließlich Licht und Farbe, insofern diese den geistigen Ausdruck der Natur und Menschenwelt näher bestimmen und durchgeistigen, in ihren Bereich zieht. Aber immer sind diese Künste ein freies Bilden. Sie bilden ihre Anschauungen, Empfindungen, Handlungen und Charaktere in ein bestimmteres äußeres Material; der Baukünstler und Bildhauer in Stein, Erz, Holz u. s. w., der Maler in Farben, der Musiker in die menschliche Stimme oder in tönende Instrumente, der Dichter in die Sprache. Nur das freie Bilden macht diese Künste zu freien, zu schönen Künsten. Ganz anders aber ist das mit der Landschaftsgärtnerei, mit der Tanzkunst u. s. w. Diese haben mit den schönen Künsten insofern Ähnlichkeit, als auch sie nicht bei dem Nützlichen stehen bleiben, sondern nach dem Schönen trachten, d. h. die landschaftliche Natur, die Bewegung und Haltung des Körpers, zum Träger einer Idee zu machen suchen; aber sie sind nicht freies Bilden, sondern bloßes Umbilden. Der Landschaftsgärtner ist an die Eigentümlichkeiten und Zufälligkeiten eines bestimmten einzelnen Stück Landes, der Tanzkünstler an seine angeborene Körperlichkeit und Gestalt gebunden; er kann diese zwar ausbilden, aber nicht überspringen. Es wird also immer eine Kluft zwischen der Idee, die dargestellt werden soll, und der darstellenden Form bleiben. Kant hat diese Künste sinnig als «anhängende» Künste bezeichnet. In Betreff der Litteratur über K. s. Ästhetik.

Kunst, Kunstgezeuge, eine Wasserhebe- oder Fördermaschine, insbesondere eine Wasserhebemaschine mit an den Kunstgestängen angeschlossenen Pumpen. Derlei Künste gibt es, je nach dem System und der Ausstattung sehr verschiedene; hierher gehören die Heinzenkünste, Bulgenkünste, Scheibenkünste, Schaufelkünste, Kettenkünste, Paternosterwerke, Pumpenkünste u. s. w., und ferner je nach der Umtriebs- oder Betriebskraft Handkünste, Roßkünste, Rad- und Turbinenkünste, Wassersäulenkünste und Dampfmaschinen- oder Dampfkünste. (Vgl. Bergbau, Bd. II, S. 809.)

Kunst (Wilh.), Schauspieler, geb. 2. Febr. 1799 zu Hamburg, war daselbst Kaufmann, widmete sich aber dann der Bühne. Er spielte an verschiedenen Bühnen und wurde endlich am Isartortheater in München engagiert, dessen Direktor Carl er 1825 nach Wien folgte. In demselben Jahre heiratete er die Tragödin Sophie Schröder, die sich aber bald wieder von ihm trennte. K. gehörte zu den schauspielerischen Lieblingen Wiens, wurde aber 1840 wegen eines nächtlichen Skandals aus Wien ausgewiesen. Seitdem sank K. und er starb im größten Elend 16./17. Nov. 1859 in Wien. K. war ein tüchtiger Heldenspieler, aber die Durchgeistigung fehlte ihm. Wo es nur auf Kraft und Schönheit der Mittel ankam, wie beim Götz, Karl Moor, Otto von Wittelsbach u. s. w., fand er meist Beifall.

Kunstakademie ist der gewöhnliche Name für höhere Kunstschulen. Das Altertum und das Mittelalter kannten keine derartigen Anstalten; der junge Künstler trat in die Werkstatt eines Meisters und bildete sich durch unmittelbare Teilnahme an dessen Arbeiten. Die ersten Spuren einer den gegenwärtigen K. ähnlichen Einrichtung findet man bei

Squarcione, dem Gründer der Schule von Padua, welcher durch seine Sammlung antiker Kunstwerke und durch seine Hinweisung auf das genaue Studium derselben auf die ital. Künstler des 15. Jahrh. einen ausgedehnten Einfluß übte. Die Schule, welche Leonardo da Vinci zu Mailand eröffnete, wird geradezu als Akademie bezeichnet und stimmt insofern schon sehr wesentlich mit dem modernen Begriff der K. überein, als das persönliche Element des Atelierstudiums durch allgemein wissenschaftlichen Unterricht erweitert wurde, zu welchem Zweck Leonardo selbst schriftstellerisch thätig war. Die eigentliche Bedeutung der K. tritt jedoch erst mit Lodovico Carracci, dem Begründer der Schule von Bologna, ein. Seitdem trat die Kunstschule durchaus an die Stelle des lebendigen Atelierverkehrs. In Deutschland war die erste K. die zu Nürnberg 1762 von Sandrart begründete. Als die Kunst unter Ludwig XIV. eine wesentlich höfische wurde, verwandelten sich auch die K. in wesentlich höfische Anstalten. Bald gehörte es zum Wesen jeder großen Hofhaltung, nach dem Muster der 1648 in Paris gestifteten K. ebenfalls eine solche Anstalt zu haben. So entstanden in Deutschland K. zu Wien 1692, zu Berlin 1699, zu Dresden 1705. Von den später begründeten K. sind hervorzuheben die zu Leipzig (1764), Düsseldorf (1767), Kassel (1777), Prag (1799), München (1808), Königsberg (1845). In den K. der Gegenwart hat sich der Kunstunterricht nicht bloß was die technische Ausbildung, sondern auch was den unentbehrlichen wissenschaftlichen Unterricht in Mathematik, Perspektive, Anatomie und Kunstgeschichte betrifft, zu einem außerordentlichen Umfang erweitert. Durch den großen Umschwung, welchen das Wiederaufleben der Kunst in das Kunstleben gebracht, sind die Akademien selbst in ihrer ganzen Einrichtung gehoben und geläutert worden. Cornelius und Schadow haben durch ihre umsichtige Leitung und Umgestaltung der münchener und düsseldorfer K. sich in dieser Beziehung die unschätzbarsten Verdienste erworben. Die heutigen K. sind auch dem lebendigen Atelierwesen wieder näher getreten. Nachdem der Schüler in den untern Klassen sich die nötigen technischen und wissenschaftlichen Grundlagen erworben, tritt er in das Atelier eines von ihm ganz frei und selbständig erwählten Meisters seiner Kunst über. Nicht alle Zweige der bildenden Künste umfassen die Kunstschulen zu Berlin, Breslau, Danzig, Frankfurt a. M., Karlsruhe, Krakau, Stuttgart, Weimar.

Kunstausdruck (Terminus technicus), s. unter Technik.

Kunstausstellungen nennt man öffentliche Schaustellungen von Werken der Plastik, Malerei und der zeichnenden und vervielfältigenden Künste. Sie haben den Zweck, die Schöpfungen der Kunstwerkstätten zu allgemeiner Kenntnis zu bringen und nebenbei den kunsthändlerischen Vertrieb derselben zu vermitteln. Ursprünglich mehr die Unternehmung Einzelner, welche ihre Leistungen und diejenigen ihrer Schule bekannt zu machen wünschten, wurden sie später von den Kunstakademien angeordnet, und so hatte Paris schon 1673 seine erste öffentliche Ausstellung von seiten der Kunstschule. Gegenwärtig haben nicht nur alle europ. Kunstakademien ihre jährlich oder alle zwei Jahre regelmäßig wiederkehrenden großen Ausstellungen, an denen auch die Baukunst durch gezeichnete Entwürfe, die Stempelschneidekunst und bis zu einem gewissen Grade die Kunstindustrie teilzunehmen pflegen, sondern auch die Kunstvereine und größern Kunsthandlungen. Gleicherweise sind auch die großen Weltindustrieausstellungen zugleich K.

Kunstbleiche, s. unter Bleichen.

Kunstblumen, s. Blumen, künstliche.

Kunstbutter (Margarinbutter), ein Surrogat für die natürliche Butter. Die Initiative zur Darstellung dieses Produkts ist von Napoleon III. ausgegangen, welcher 1869 dem Chemiker Mège Mauriès den Auftrag erteilte, zu untersuchen, ob es möglich sei, eine Butter zu bereiten, die wohlschmeckend, nahrhaft, unschädlich, dauerhaft, aber billiger sei als die natürliche Butter. Das Resultat dieses Auftrags ist die Entstehung eines neuen Industriezweigs geworden. Als Rohmaterial dient dazu das Fett von ganz frisch geschlachteten Rindern, welches zwischen Eis geschichtet von den Schlachthöfen den Fabrilen zugeführt und hier zuerst durch Waschen in Wasser von 17° von allem anhängenden Blut, Schleim u. dgl. befreit wird. Hierauf folgt eine durch Maschinen ausgeführte Zerkleinerung, durch welche die das Fett umhüllenden Gewebe zerrissen werden sollen. Das zerkleinerte Material kommt in einen verschließbaren, mit einem Rührwerk versehenen Kessel, in welchem es in Wasser allmählich auf eine Temperatur von 45° C. (aber nicht höher) gebracht wird. Dabei schmilzt das Fett und trennt sich beim ruhigen Stehen von dem Wasser und den Gewebteilen. Das an die Oberfläche gestiegene Fett wird hiervon abgezogen und in flachen Blechgefäßen bis zu 25° C. abgekühlt. Hierbei erstarren die schwerer schmelzbaren Teile des Fettes, das Stearin und das Palmitin, während die leichter schmelzenden Anteile, die eine Lösung jener Stoffe in Olein bilden, flüssig bleiben. Die Masse wird einer starken hydraulischen Pressung unterworfen, wobei der flüssige Teil, Margarin genannt, abfließt, während das feste zurückbleibt. Das sog. Margarin, welches etwa 50 Proz. des Fettes beträgt, wird auf Butter weiter verarbeitet, während der Rest ein wertvolles Material für die Fabrikation der Stearinsäure bildet. Das flüssige Margarin wird mit dem vierten Teil seines Gewichts frischer Milch in eine Buttermaschine gebracht, wo es so lange bearbeitet wird, bis eine Masse entstanden ist, die in ihrer Beschaffenheit ganz den beim Buttern aus Sahne ausgeschiedenen Butterkügelchen gleichkommt; diese wird dann ebenso wie gewöhnliche Butter durch Waschen, Kneten, Salzen weiter bearbeitet. Vgl. Adolf Mayer, «Die K., ihre Fabrikation, ihr Gebrauchswert, nebst Mitteln, ihren Vertrieb in seine Grenzen zurückzuweisen» (Heidelb. 1884).

Kunstfeuerwerkerei oder Pyrotechnie, Feuerwerk.

Kunstgeschichte ist die wissenschaftliche Darstellung des Ursprungs und der Entwickelung der Kunst, namentlich der bildenden Künste. Sie ist ebenso wie die wissenschaftliche Litteraturgeschichte erst ein Erzeugnis der neuern Zeit. Zwar enthalten die Schriften der Alten, wie insbesondere die Naturgeschichte von Plinius und die Reisebeschreibung von Pausanias, viele Mitteilungen über den Gang der alten Kunst und über das Leben und die Persönlichkeiten der alten Künstler, aber es ist eine rein äußerliche Aufzählung der Künstlernamen und der vorhandenen Kunstdenkmale, ohne Einsicht in die innere Notwendigkeit und Folgerichtigkeit der künstlerischen Entwickelung und in die Eigentümlichkeit

der verſchiedenen Schulen und Epochen. Die Schriftſteller des Mittelalters geben einzelne Mitteilungen über ausgeführte Werke, vornehmlich der Baukunſt; aber eine eigentlich geſchichtliche Betrachtung liegt ihnen durchaus fern. Auch die Schriftſteller des 16. und 17. Jahrh., die ſelbſt wieder im regſten Kunſtleben ſtanden, beſchränken ſich in der Betrachtung ihrer großen künſtleriſchen Zeitgenoſſen nur auf das Biographiſche (wie z. B. die vortrefflichen Künſtlerbiographien von Vaſari), und zur Kunſt der Alten, zu welcher das Zeitalter der Renaiſſance (ſ. d.) ein weit näheres und lebendigeres Verhältnis hatte als zur Kunſt des Mittelalters, nehmen ſie entweder den ausſchließlich künſtleriſchen Standpunkt ein, d. h. betrachten ſie nur als Vorbild zur Bildung und Läuterung der eigenen Kunſtübung, oder geben bloß Verzeichniſſe des vorhandenen Denkmälervorrats.

Der Begründer der wiſſenſchaftlichen K. wurde erſt Johann Joachim Winckelmann mit ſeiner «Geſchichte der Kunſt des Altertums», welche 1764 erſchien. Aus dieſer bedeutenden Anregung Winckelmanns ging zunächſt die Wiſſenſchaft der Archäologie (ſ. d.) hervor. Nachdem ſich aber im Anfang des 19. Jahrh. insbeſondere die deutſche Kunſt aus der einſeitig antiliſierenden Richtung, welche eine Zeit lang das geſamte Kunſtleben beherrſcht hatte, befreit und ſich wieder einer gerechtern Anerkennung auch der mittelalterlichen Kunſt zugewendet hatte, griff die Einwirkung Winckelmanns auch auf die Behandlung der mittelalterlichen und neuern K. hinüber. C. F. von Rumohrs «Ital. Forſchungen» (1827), obwohl ſie an den tiefen geſchichtlichen Blick Winckelmanns nicht hinanreichen, haben für die Behandlung der mittelalterlichen und neuern K. faſt dieſelbe begründende Bedeutung wie Winckelmann für die Behandlung der alten K. Seitdem iſt in der K. große Regſamkeit. Monographie drängt ſich an Monographie, Handbuch an Handbuch. War die ital. Kunſt eine Zeit lang bevorzugt worden, ſo wendet ſich jetzt die Forſchung beſonders auch der deutſchen und niederländ. Kunſt zu, und nicht minder rüſtig treten jetzt auch die Franzoſen und Engländer mit Forſchungen über ihre mittelalterlich volkstümliche Kunſt ein. Dazu iſt noch eine ſehr weſentliche Erweiterung von anderer Seite gekommen. Seit den vierziger Jahren hat man namentlich durch Lepſius eine viel umfänglichere Kenntnis des ägypt. Kunſtlebens gewonnen, und ſeit derſelben Zeit iſt durch Layards und Bottas Ausgrabungen in Aſſyrien und Perſien eine völlig neue Welt erſchloſſen worden. Hierzu kommen die alten Funde zu Olympia, zu Pergamos. Ebenſo treten uns von Tage zu Tage die Kunſtanfänge der altamerik. Völkerſchaften näher, ja ſchon hat ſich eine prähiſtor. Archäologie, die Erforſchung der Kunſtdenkmale vorgeſchichtlicher Zeiten, gebildet. Auf Grund dieſes weiten und tiefen Umblicks hat ſich die K. zu einer der wichtigſten Geſchichtswiſſenſchaften, zu einem ſehr umfaſſenden und integrierenden Teile der allgemeinen Kulturgeſchichte erhoben, und die wiſſenſchaftliche Methode der K. hat vor allem darauf zu achten, dieſe kulturgeſchichtliche Grundlage und Bedeutung der K. immer ſchärfer und ſchärfer hervorzuheben. Zur Überſicht des weitſchichtigen Materials ſind am zweckdienlichſten die Handbücher von Kugler, Schnaaſe, Lübke, Springer und Carriere. Vgl. noch Eitelberger von Edelberg. «Quellenſchriften für K. und Kunſttechnik» (Wien 1871 fg). Die K. wird in Deutſchland auch in mehreren Zeitſchriften gepflegt: «Zeitſchrift für bildende K.» (herausg. von Lützow, Lpz. 1866 fg.), «Repertorium für Kunſtwiſſenſchaft» (herausg. von Janitſchek, Stuttg. 1875 fg.) u. a.

Kunſtgeſänge, die zur Fortpflanzung oder Übertragung von Kraft oder Bewegung dienenden aneinandergefügten, aus Holz oder Eiſen beſtehenden Stangenverbindungen, an welchen die Pumpen angeſchloſſen ſind.

Kunſtgewerbe und **Kunſtinduſtrie** ſind ſeit dem ſechſten Jahrzehnt des 19. Jahrh. vielgebrauchte Wörter geworden. Man bezeichnet damit im allgemeinen die Verbindung der Kunſt mit dem Gewerbe. Im Mittelalter gab es keine Scheidung zwiſchen Kunſt und Gewerbe und die Künſtler gehörten der Zunft an. Seitdem haben ſich beide getrennt und unterſcheiden ſich darin, daß die Kunſt ſich ſelber Zweck iſt und Gegenſtände ſchafft, die ihren Zweck wie ihre Beſtimmung in der eigenen Schönheit tragen: was aber das Gewerbe hervorbringt, dient einem Gebrauche, einer außenliegenden Beſtimmung. Nun gibt es Gegenſtände, welche dem Gebrauche dienen, als Geräte oder Gefäße, und zugleich durch ſchöne Form, durch Verzierung dem äſthetiſchen Gefühl und Bedürfnis genügen ſollen. Sie gehören dem einen, dem Gewerbe, an und haben teil an dem andern, der Kunſt. Sie ſind alſo kunſtgewerbliche Gegenſtände und ihre Fabrikation iſt Kunſtgewerbe oder Kunſtinduſtrie. Nachdem dieſe Gegenſtände lange Zeit ſich nach der gewerblichen Seite, d. h. in Bezug auf ihre Zweckmäßigkeit, vielfach vervollkommneten, nach ihrer äſthetiſchen aber vernachläſſigt wurden, erkannten zuerſt engl. Kunſtfreunde während der londoner Ausſtellung von 1851, daß die engl. Fabrikate, was die äſthetiſche Seite betrifft, hinter den franzöſiſchen zurückſtänden. Wollte man nun den Kampf mit der franz. Kunſtinduſtrie aufnehmen, ſo mußte man einerſeits erfindende Künſtler und geſchickte Kunſtarbeiter zu bilden und andererſeits den Kunſtgeſchmack ſelbſt zu heben ſuchen. Das erſtere war durch eine Reihe von Kunſt- und Zeichenſchulen zu erreichen, das zweite durch ein Muſeum muſterhafter Kunſtinduſtriegegenſtände in Verbindung mit Lehre durch Vorträge und Schriften. Dieſe Gedanken führten zur Gründung des South-Kenſington-Muſeums in London und zahlreicher mit denſelben in Verbindung ſtehender Zeichenſchulen. Kleinere Muſeen ſchloſſen ſich daran, und ſo begann in England ein neues Leben auf dem kunſtgewerblichen Gebiete. Schon auf der zweiten londoner Ausſtellung von 1862 konnte man nicht unbedeutende Folgen ſehen, indem, anknüpfend an ältere Kunſterzeugniſſe, ganz neue Induſtriezweige entſtanden waren. Auf der pariſer Ausſtellung von 1867 trat die engl. Kunſtinduſtrie bereits der franzöſiſchen, wenn auch nicht an Ausdehnung, doch an Gehalt als eine ebenbürtige und zugleich eine ganz eigenartige entgegen. Es wurde zugleich der Nachweis geliefert, daß der Import kunſtgewerblicher Gegenſtände nach England verringert, dagegen der Export ſich in einem bedeutenden Grade gehoben hatte. Das Beiſpiel Englands erweckte die Nachfolge in Öſterreich. Bereits mit Anfang Mai 1864 wurde das Öſterreichiſche Muſeum für Kunſt und Induſtrie eröffnet. Das junge Inſtitut repräſentierte alsbald eine beſtimmte Kunſtrichtung, die man im allgemeinen als die ſtiliſtiſche bezeichnen

kann; es betonte die Prinzipien und Gesetze in der Kunst und im Geschmack gegenüber der franz. Willkür. Diese Richtung wurde in ausgebreiteter litterarisch publizistischer und artistischer Thätigkeit verfochten und fand alsbald eine besondere Stütze an der Kunstgewerbeschule, die einige Jahre später in Verbindung mit dem Museum auf Staatskosten gegründet wurde. Die Erfolge dieser Bestrebungen zeigten sich bei den Ausstellungen zu Wien 1871 und 1873, zu München und Philadelphia 1876.

Die litterarische Thätigkeit, welche insbesondere (vor allem durch Falke vertreten) vom Österreichischen Museum ausging, erweckte eine ähnliche reformatorische Bewegung auch in den übrigen Ländern. In Rußland z. B. wurden Museen und mit ihnen Schulen in Petersburg und Moskau gegründet und anderswo vermehrte man die Zeichenschulen. In Deutschland ging Berlin voran, wo ein Verein von Privaten 1867 das Deutsche Gewerbemuseum gründete. In Hamburg, Leipzig, Köln, Offenbach, Karlsruhe gewannen die Bestrebungen je nach Verhältnis der Mittel verschiedene Gestalt. Von Stuttgart aus wirkte die Kunstzeitschrift «Gewerbehalle». Eine ähnliche Zeitschrift: «Blätter für Kunstindustrie», erscheint seit Anfang 1872 in Wien; daneben wirken die «Mitteilungen des Österreichischen Museums» und, früher in Weimar, jetzt in Nürnberg, Stegmanns Zeitschrift «Kunst und Gewerbe». In München hat sich das Bayrische Nationalmuseum kunstindustriellen Zwecken geöffnet; das Bayrische Gewerbemuseum in Nürnberg enthält eine treffliche Mustersammlung und permanente Ausstellung kunstgewerblicher Gegenstände. In jüngster Zeit hat die kunstgewerbliche Bewegung einen weitern Schritt in Deutschland und Österreich gethan, indem sich kunstgewerbliche Vereine gebildet haben, teils zur Unterstützung der Schulen und Museen, teils zur Gründung permanenter Ausstellungshallen, überhaupt zur Förderung auch der geschäftlichen Seite. Vgl. Schwabe, «Die Förderung der Kunstindustrie in England und der Stand dieser Frage in Deutschland» (Berl. 1866); Bucher, «Geschichte der technischen Künste» (Bd. 1—2, Stuttg. 1876—77); derselbe, «Die Kunst im Handwerk» (2. Aufl., Wien 1876); J. von Falke, «Ästhetik des Kunstgewerbes» (Stuttg. 1883).

Kunstgezeug, s. Kunst (Wasserhebemaschine).

Kunstguß (frz. objets d'art en fonte, engl. cast works of art), die Herstellung gegossener Büsten, Figuren, Monumente, Prunkgefäße und Luxusgeräte aus Bronze und Eisen, neuerlich auch aus Zink, Blei und verschiedenen Metallkompositionen. Die Herstellungsweise derselben, welche im einzelnen vielfache Abweichungen aufweist, wird, außer durch das Material, durch die Größe des Gußstücks bedingt. Für Statuen und Monumente wird bei Bronzeguß vorzugsweise die Lehmformerei, bei Eisenguß die Lehm- oder Sandformerei (s. Eisengießerei und Metallguß) angewendet. Gewöhnlich werden größere Gegenstände dieser Art, gleichviel ob im Ganzen oder in mehrern zusammenzusetzenden Stücken, hohl, mit Anwendung eines Kerns, gegossen, um ihr Gewicht zu vermindern und an Material zu sparen. Die Herstellung großer Bronzestatuen beginnt stets mit der Anfertigung eines Thonmodells, von welchem man mit Hilfe negativer Gipsabgüsse die Gußform erhält; für kleinere Statuen wird auch ein positiver Gipsabguß als Modell benutzt. Kleine komplizierte Figurengruppen, wie sie besonders häufig in Zinkguß ausgeführt werden, lassen sich nur mit Hilfe eines Wachsmodells formen, welches jedoch mittels besonderer Kunstgriffe in größerer Zahl nach einem Original-Thonmodell hergestellt werden kann. Abgüsse kleiner Tiere (Schlangen, Eidechsen, Käfer u. s. w.) lassen sich in Eisenguß dadurch herstellen, daß das Original selbst als Modell benutzt wird.

Mehr als in jedem andern Zweige der kunstgewerblichen Thätigkeit wird beim K. in Bronze die Technik durch den Griffel des Künstlers, d. h. durch die Idee des Entwurfs beherrscht. Dem entsprechend verdankt Frankreich seine Superiorität auf dem Gebiete des Bronzegusses vor allem der vortrefflichen Einrichtung seiner Kunstschulen, und ebenso beruhen die Erfolge, welche in der neuesten Zeit namentlich England und Deutschland in der künstlerischen Behandlung der Bronze erreicht haben, zum größten Teil auf der Ausbildung, welche in diesen Ländern der gewerbliche Zeichenunterricht erfahren hat. Bronzegüsse werden in verschiedenfarbigen Legierungen ausgeführt und durch Vergolden, Versilbern, Vernickeln, durch Inkrustierung mit verschiedenen Metallen, durch Email, Niello, Tauschierung, Ciselierung, Guillochierung u. s. w. verziert. In der Imitation der echten Bronze durch bronzierten Zinkguß wird jetzt so Außerordentliches geleistet, daß die Erzeugnisse desselben, wie sie namentlich aus franz. Fabriken hervorgehen, selbst den Kenner zu täuschen vermögen.

Während die Entwickelungsgeschichte des Bronzegusses bis in das Altertum zurückreicht (s. unter Bildgießerei), hat das Gußeisen, das der künstlerischen Bearbeitung weit größere Schwierigkeiten darbietet, erst in neuerer Zeit durch den Fortschritt in der Fabrikationsweise als Material der Kunstindustrie Bedeutung erlangt, denn obwohl schon um die Mitte des 18. Jahrh. in Frankreich Kunstgüsse in Eisen hergestellt wurden, hat der Eisenguß doch erst seit dem Anfang des 19. Jahrh., und zwar vor allem in Deutschland, seinen eigentlichen künstlerischen Aufschwung genommen. Die herrlichen Stücke, welche gegenwärtig in verschiedenen Ländern in Eisenguß erzeugt werden, bekunden die Fähigkeit des Materials, die Formen mit außerordentlicher Feinheit und Sauberkeit wiederzugeben. Da eine nachträgliche Ciselierung bei derartigen Gußstücken meist nicht vorgenommen wird, das Gelingen somit allein von der Formenbestimmtheit des Modells und der Reinheit des Gusses abhängt, muß der schaffende Künstler mit den Manipulationen des Formens und Gießens hinreichend vertraut sein, um seine Idee in einem Modell verkörpern zu können, dessen Ausführung an die Geschicklichkeit des Arbeiters keine zu hohen Anforderungen stellt. Das wertvollste Ausstattungsmittel bei der dekorativen Behandlung des Gußeisens ist der galvanische Überzug mit andern Metallen, wobei nicht nur, wie auf Bronzeguß, die schönste Patina, sondern auch durch den Wechsel matter und polierter Flächen die Wirkung der Edelmetalle, oder durch den Niederschlag verschiedener Metalle auf den der Zeichnung entsprechenden Stellen der Oberfläche mannigfaltige koloristische Effekte geschaffen werden können.

Das gegossene Messing hat, nachdem es lange Zeit nur niedern Zwecken gedient, neuerlich wieder vielfach künstlerische Verwendung gefunden; auch aus Blei werden jetzt künstlerisch schöne Gegenstände (Statuen und Figuren) gegossen, die durch ihre feine

Modellierung, sowie durch den weichen Ton und matten Glanz des Metalls sehr gefällig wirken.

Kunsthefe ist eine Kultur des Hefepilzes (s. Hefe), welche für die Zwecke der Spiritusfabrikation ausgeführt wird, um die zuckerhaltige Maische in Gärung zu versetzen. Zu dem Behufe wird Malz mit Wasser der Verzuckerung überlassen und die Flüssigkeit sehr langsam abgekühlt, wobei sie einen gewissen Grad von Säuerung annimmt, durch welche die Vegetation der Hefe begünstigt wird. Nach der Abkühlung wird eine Aussaat von Hefe gemacht. Es erfolgt hier eine rasche Vermehrung der Hefe, und wenn diese ihren Höhepunkt erreicht hat, so wird der größere Teil der K. zu der in Gärung zu versetzenden Flüssigkeit gebracht, während ein kleinerer Teil, die Mutterhefe, zurückgehalten und durch starke Abkühlung vor weiterer Entwickelung bewahrt wird. Die Mutterhefe bildet die Aussaat bei der nächsten Bereitung der K.

Kunstheilung, im Gegensatz zur Naturheilung, s. unter Heilung.

Kunstholz, s. Holz (künstliches).

Kunstindustrie, s. Kunstgewerbe und Kunstindustrie.

Kunstkabinett, soviel wie Kunstkammer.

Kunstkammer, eine Sammlung von Kuriositäten und Werken der Kunstindustrie, wie sie im 16. und 17. Jahrh. die Fürsten anzulegen pflegten. Derart ist die ehemalige berliner K., jetzt dem dortigen Gewerbemuseum einverleibt, die Ambraser Sammlung im Belvedere zu Wien, das sog. Grüne Gewölbe in Dresden u. s. w.

Kunstleinen, leinwandartige Stoffe, zu deren Herstellung Leinenlumpen, abgenutztes Tauwerk ꝛc. zerfasert werden und das Produkt nach Art der Baumwolle gekrempelt und versponnen wird.

Künstlicher Arm (nebst Abbildung), s. unter Glied (künstliches), Bd. VIII, S. 107.

Künstliches Auge, s. Auge (künstliches), Bd. II, S. 202.

Künstliches Bein (nebst Abbildung), s. unter Glied (künstliches), Bd. VIII, S. 106 fg.

Künstliche Blumen, s. Blumen (künstliche).

Künstliche Blutleere, s. unter Amputation.

Künstliche Butter, s. Kunstbutter.

Künstliches Ebenholz, s. unter Ebenholz und Holz (künstliches), Bd. IX, S. 348.

Künstliche Edelsteine, s. Edelsteine (künstliche), Bd. V, S. 740 fg., und Edelsteinimitationen, Bd. V, S. 747 fg.

Künstliche Eier werden namentlich in Amerika im großen hergestellt. Der Dotter der Eier wird aus einem aus Maismehl, Stärke und andern Substanzen bestehenden Teige, das Eiweiß aus Albumin hergestellt; die chem. Zusammensetzung beider stimmt mit derjenigen des Naturerzeugnisses überein. Die innere Haut der Schale ist aus Gelatine gebildet, während die Schale selbst von pariser Gips angefertigt wird. Das Verfahren der Herstellung künstlicher Eier soll verhältnismäßig einfach sein. Nachdem der Dotter in Kugelform gerollt ist, bringt man denselben zum Gefrieren, worauf die Masse mit dem Albumin umgeben wird, welches ebenfalls zum Gefrieren gebracht wird, nachdem man es einer raschen rotierenden Bewegung unterzogen hat, wodurch die Eiform der Masse erzeugt wird. Nachdem dies geschehen, wird das so weit fertige Ei in Gelatine und sodann in Gips getaucht, der rasch trocknet und die Gestalt des Eies fixiert.

Künstliche Ernährung, s. unter Ernährung, Bd. VI, S. 304[b].

Künstliche Fehlgeburt, s. u. Frühgeburt.

Künstliches Fischbein oder Wallosin, aus span. Rohr hergestellt, s. unter Fischbeinfabrikation. Ebenfalls ein Surrogat für Fischbein ist Cornline (s. d.).

Künstliche Fischzucht, s. unter Fischzucht, Bd. VI, S. 850 fg., wo auch Tafel: Künstliche Fischzucht.

Künstliche Frühgeburt, s. u. Frühgeburt.

Künstliche Glieder, s. u. Glied (künstliches).

Künstliches Holz, s. Holz (künstliches), Bd. IX, S. 348.

Künstliche Steine, s. Edelsteine (künstliche), Bd. V, S. 740 fg., Edelsteinimitationen, Bd. V, S. 747 fg., und Straß. — Über künstliche Steine zu Bildhauer- und Steinmetzarbeiten u. dgl., s. unter Steinmasse.

Künstliche Zähne, s. Zähne (künstliche).

Kunstmühlen, s. unter Mühlen.

Kunstrad, ein Wasserrad, bestimmt zur Bewegung und zum Betriebe von Pumpwerken.

Kunstreiterei, s. unter Reiten.

Kunstsilber oder Neusilber, s. Argentan; auch Bezeichnung für Alfenide, Britanniametall ꝛc.

Kunststraßen, s. Straßen und Straßenbau.

Kunsttischlerei oder Kunstschreinerei (frz. ébénisterie; engl. cabinet-making, cabinet-work), die Verfertigung der feinen, namentlich der furnierten Möbel. (S. unter Möbelfabrikation.)

Kunsttriebe nennt man diejenigen Naturtriebe der Tiere, deren äußere Erzeugnisse in einem auffallenden Grade zweckmäßig, künstlich und bewundernswert erscheinen. Sie sind eine Steigerung des Instinkts, d. h. des angeborenen, von den Eltern ererbten Triebes, das vorzunehmen, was zur eigenen Erhaltung und zur Erhaltung der Nachkommenschaft nötig ist. Man erkennt den Kunsttrieb z. B. bei den Vögeln (Schneidervogel, Webervogel u. s. w.) in der Errichtung der künstlichsten Nester, bei den Bienen in dem Baue der regelmäßigen Zellen, bei den Minierspinnen in der Herstellung von künstlichen Gängen, bei den Kreuzspinnen in dem Verfertigen der regelmäßigen Gewebe, bei den Sackträgermotten und Frühlingsfliegen in dem Bau künstlicher Häuser der Larven, bei Spritzfischen und Ameisenlöwen in der eigentümlichen Art, sich Nahrung zu verschaffen, bei dem Pfeifhasen in der Zubereitung seiner Nahrungsschober für den Winter u. s. w. Während die allgemeine Gleichmäßigkeit, womit das junge Tier gleich vom Anfang an seine Arbeit ebenso gut herstellt, als es die alten Tiere später können, für die Vererbung des Triebes spricht, zeigt doch andererseits die genauere Beobachtung, daß die Tiere den allgemeinen Plan stark modifizieren und den auferlegten äußern Bedingungen entsprechend anzupassen vermögen, was auf Überlegung schließen läßt. Vgl. Reimarus, «Über die Triebe der Tiere» (2 Bde., Hamb. 1798).

Kunstvereine sind Verbindungen von Kunstfreunden zum Zwecke der Ausstellung und des Verkaufs von Kunstwerken. Die Mitglieder erhalten für einen bestimmten Jahresbeitrag eine Aktie, welche als Los bei der alljährlichen Verlosung der Kunstwerke gilt, die aus der Summe der Beiträge angeschafft werden; die Nieten werden durch ein sog. Vereinsblatt, gewöhnlich ein Kupferstich,

gedeckt. Der erste K. war der 1823 durch die Maler Dom. Quaglio, Stieler, Peter Heß u. a. in München gegründete. Bald folgten diesem Verein die K. in Berlin, Dresden, Leipzig, Breslau, Halberstadt, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Köln, Prag, Wien, Königsberg, und gegenwärtig zählen Deutschland, Österreich und die Schweiz fast 100 K. Auch in England, Belgien, Schweden und Norwegen und in Nordamerika zeigt sich das Kunstvereinswesen sehr thätig und ausgebreitet.

Kunstwein, s. unter Wein, vgl. Verfälschungen.

Kunstwolle, auch Lumpenwolle oder Shoddy genannt, ein Surrogat für Streichgarn (s. d.), das durch Zerfasern wollener Lumpen (am festen gestrickter und gewirkter Waren oder anderer loser Stoffe aus langhaariger Wolle), sowie von Garnabfällen aus Spinnereien und Webereien, oder auch von Tuchlumpen gewonnen wird (im letztern Falle Mungo genannt). Die K. wird, meist mit natürlicher Wolle gemischt, als Einschlag zu wohlfeilen Tuchen von seinem Ansehen, aber geringer Haltbarkeit verarbeitet.

Kún-Szent-Márton, Stadt mit geregeltem Magistrat, links an der Körös, im ungar. Komitat Jazygien-Großkumanien-Szolnok, mit (1880) 11 155 E., fast nur Magyaren, die zur kath. und reform. Kirche sich bekennen und in der fruchtbaren Ebene Ackerbau und Viehzucht betreiben.

Kún-Szent-Miklós (spr. Miklohsch), Stadt mit geregeltem Magistrat im Pest-Pilis-Sólt-Kleinkumanier Komitat Ungarns, Station (K.-Taß) der Linie Budapest-Semlin der Ungarischen Staatsbahnen, zählt (1880) 7447 E., fast nur Magyaren, die der reform. und kath. Kirche angehören und sich meist mit Ackerbau beschäftigen.

Kunterweg, s. unter Eisak.

Kunth (Karl Sigism.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Botaniker, geb. in Leipzig 18. Juni 1788, besuchte die Thomasschule daselbst und erhielt dann 1806 durch Verwendung eines Oheims die Stelle eines Registratur-Assistenten bei der Seehandlung in Berlin. Hier fand er an A. von Humboldt einen Gönner, der ihm die Mittel gab, die naturwissenschaftlichen Vorlesungen der berliner Universität zu besuchen. Sein erstes Werk war die «Flora Berolinensis» (Berl. 1813; 2. Aufl., 2 Bde., 1838). Nach Willdenows Tode übernahm er die Bearbeitung der von A. von Humboldt und Bonpland gesammelten Herbarien, begab sich deshalb 1813 zu Humboldt nach Paris und lebte daselbst bis 1819. Diesen Aufenthalt benutzte er zur Herausgabe von mehrern sehr umfangreichen Werken, die zu den bedeutendsten der neuern systematischen Botanik gehören, darunter die «Nova genera et species plantarum» (7 Bde., Par. 1815—25), die Monographien über die Mimosen (Par. 1819) und über die Gräser des tropischen Amerika (2 Bde., Par. 1829—33), die Fortsetzungen der von Bonpland begonnenen Monographien der Melastomeen und der «Plantes équinoxiales», welche zusammen an 6000 Pflanzenbeschreibungen und an 1000 Kupfertafeln enthalten, zu denen K. die botan. Zergliederungen selbst gezeichnet hat. Im J. 1819 kehrte er nach Berlin zurück, wurde zum Professor der Botanik und Vizedirektor des botan. Gartens ernannt und 1829 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er starb am 22. März 1850 zu Berlin.

Viele Jahre hindurch beschäftigte ihn die Bearbeitung des wichtigen botan. Werks «Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum» (Bd. 1—5, Stuttg. 1833—50), welches jedoch nur monokotyle Pflanzen enthält. Von seinen übrigen Arbeiten sind noch zu erwähnen: «Handbuch der Botanik» (Berl. 1831), «Anleitung zur Kenntnis der in die Pharmacopoea Borussica aufgenommenen Gewächse» (Berl. 1834), «Lehrbuch der Botanik» (Bd. 1, Berl. 1847).

Kunto, Kutno, drei Seen im russ. Gouvernement Archangelsk, Kreis Kem, die durch Abflüsse miteinander verbunden sind und durch den Kem ins Weiße Meer fließen. Der Obere K. ist 291, der Mittlere 493, der Untere K. 237 qkm groß.

Kunth (Karl), vorzüglicher Tier- und Landschaftsmaler, geb. zu Mannheim 28. Juli 1770, erhielt seinen Unterricht in der Malerei und Architektur an der Akademie durch Rönger und Quaglio und machte dann seit 1790 in der Schweiz und Oberitalien Studien nach der Natur. Im J. 1793 nach Mannheim zurückgekehrt, wurde er 1805 bad. Hofmaler und 1829 Galeriedirektor zu Karlsruhe, wo er auch 8. Sept. 1830 starb. Seinen Ruf als Künstler begründete K. durch zwei Aquatintenblätter: der pissende Ochse nach Adrian van de Velde und die pissende Kuh nach Paul Potter. Seine Tiere sind korrekt gezeichnet, seine ländlichen Scenerien der Natur getreu, in seinem Kolorit ist Klarheit und Harmonie. Unter seinen Bildern sind noch die vier Tageszeiten im gräfl. Hochbergschen Palast, die Ansichten vom Bodensee und andere Gemälde im Besitze des Königs Ludwig von Bayern zu nennen. In der Gouachemanier bekundete sich K. ebenfalls als Meister. Als Kupferstecher lieferte er Blätter in Aquatinta und Radierungen.

Rudolf K., des vorigen ältester Sohn, geb. 10. Sept. 1798 zu Mannheim, erhielt seinen Unterricht durch seinen Vater, wurde 1830 bad. Hofmaler und starb 8. Mai 1848 zu Karlsruhe. Er malte Landschaften und Tiere, besonders Pferde, und war auch Kupferstecher und Lithograph. Seine vorzüglichsten Leistungen sind die Abbildungen sämtlicher Pferderassen (4 Hefte, Karlsr. 1827—32), die Abbildungen der württemb. Gestütspferde (Stuttg. 1823—26) und die 12 Bilder von engl. Gestütspferden im Speisesaal des Schlößchens Stutensee bei Karlsruhe.

Ludwig K., Karl K.' jüngerer Sohn, geb. 22. Juli 1810 zu Karlsruhe, bildete sich unter seinem Vater, sodann unter Fries in Karlsruhe, seit 1835 zu München. Er hat sich als tüchtiger Landschaftsmaler und Lithograph besonders durch seine Tierstudien (24 Blätter, Karlsr. 1832) und die von ihm auf Stein gezeichneten ital. Skizzen seines Lehrers Fries (Karlsr. 1834) bekundet.

Kuntze (Johs. Emil), Rechtsgelehrter, geb. 25. Nov. 1824 zu Grimma, studierte in Leipzig, habilitierte sich daselbst 1851, wurde 1856 außerord. und 1869 ord. Professor. Seine Vorlesungen erstrecken sich über röm. Recht, früher auch über Handels- und Wechselrecht. Er veröffentlichte namentlich: «Die Obligation und die Singularsuccession des röm. Rechts» (Lpz. 1856), «Die Lehre von den Inhaberpapieren» (2 Abteil., Lpz. 1857), «Das Jus respondendi in unserer Zeit» (Lpz. 1858), «Deutsches Wechselrecht» (Lpz. 1862), «Kursus des röm. Rechts» (2 Bde., 1869; 2. Aufl. 1869—80); auch gab er die dritte Auflage von

Holzschuhers «Theorie und Kasuistik des gemeinen Civilrechts» (3 Bde., Lpz. 1863—64) heraus. Auf andern Gebieten erschienen von K. «Die soziale Frage und die Innere Mission» (Lpz. 1873), «Über die Todesstrafe» (Lpz. 1868), «Prolegomena zur Geschichte Roms» (Lpz. 1882), «Röm. Bilder aus alter und neuer Zeit» (Lpz. 1883).

Kunze (Gust.), Botaniker, geb. 4. Okt. 1793 zu Leipzig, gest. daselbst als ord. Professor der Botanik 30. April 1851, veröffentlichte namentlich «Analecta pteridographica» (Lpz. 1837) und «Die Farnkräuter» (mit kolorierten Abbildungen, 14 Lfgn., Lpz. 1840—51).

Künzelsau, Oberamtsstadt im württemb. Jagstkreise, am Kocher, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat ein Schullehrerseminar und ein Schloß und zählt (1880) 2862 E., welche Damastweberei, ausgezeichnete Färberei, Viehzucht und Handel mit Schweinen treiben.

Kuopio, Hauptstadt des gleichnamigen Läns (42730 qkm, 1881 mit 258049 E.) in Finland, schön auf einer Landzunge am Kallawesi-See gelegen, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Lyceum, eine Töchterschule und zählt (1881) 6954 E., welche Handel mit Holzwaren und Butter ꝛc. treiben.

Kupálo (russ., d. i. Bad), Volksfeste in Süd- und Westrußland in der Johannisnacht (zum 24. Juni), wobei sich Burschen und Mädchen mit Kränzen schmücken, mit Gesängen um ein Feuer tanzen und darüber springen, sowie sich zum Morgen im Flusse baden.

Kupang, Hauptstadt der niederländ. Residentschaft Timor in Hinterindien, an einer geräumigen Meeresbucht an der westl. Küste der Insel Timor, ist mit Festungswerken versehen und Sitz der provinzialen Civil- und Militärbehörden. Unter der Bevölkerung, die auf 7000 Seelen geschätzt wird, sind 160 Europäer und mit diesen Gleichgestellte, etwa 1000 Chinesen und ungefähr 20 Araber.

Küpe, s. Blaufärben, Bd. III, S. 147b.

Kupelle, s. Kapelle (Gefäß).

Kupellieren, Kupellation, s. Abtreiben.

Kupelwieser (Leop.), Historienmaler, ein Hauptvertreter der kath.-kirchlichen Kunst in Österreich, geb. 17. Okt. 1796 zu Piesting in Niederösterreich, erhielt seine Ausbildung an der wiener Akademie und studierte später nach den großen Vorbildern der dresdener Sammlung. Er besuchte 1824 Italien und wurde durch die Werke Fiesoles für das Gebiet der kirchlichen Kunst in der Richtung der sog. Nazarener gewonnen. Im J. 1837 erhielt er eine Professur an der wiener Akademie. Außer zahlreichen Altarblättern malte K. in der altlerchenfelder Kirche al fresco die acht Seligkeiten, das Jüngste Gericht und den Engelsturz; in dem Repräsentationssaal des Statthaltereigebäudes die Austria unter dem Schutze der Religion, umgeben von symbolischen Jugendgestalten, wobei ein Fries die Urgeschichte des österr. Stammlandes behandelt. Tiefe Symbolik und fromme Auffassung gehen in den Arbeiten K.s Hand in Hand mit der Schlaffheit des Ausdrucks, der den Nazarenern eigen ist. K. starb 17. Nov. 1862.

Kupelwieser (Franz), Metallurg, Sohn des vorigen, geb. 14. Sept. 1880 in Wien, studierte daselbst und in Leoben, hielt dann am letztern Orte mathem. Vorlesungen, wurde 1856 Hüttenmeister an der Eisenhütte in Kreschitza und 1862 Lehrer der Hüttenkunde an der Bergakademie in Leoben, an deren Reorganisation er wesentlichen Anteil hatte. Auf mehrern Weltausstellungen (Wien, Paris, Philadelphia) fungierte K. als Juror und Berichterstatter über das Hüttenwesen.

Kupetzky (Johann), Porträt- und Historienmaler, geb. 1667 zu Pösing bei Preßburg, war Schüler des Malers Klaus, lebte dann 22 Jahre in Italien, später in Wien, zuletzt in Nürnberg, wo er 1740 starb. Mehr als seine historischen Bilder gefielen seine Porträts; unter andern porträtierte er zu Karlsbad Peter d. Gr.

Kupez (russ.), der Kaufmann, der in den ältesten Zeiten in Rußland zugleich Krieger war; später bezeichnet das Wort ausschließlich den handeltreibenden Städter, der eine gesonderte Klasse bildet.

Kupfer, metallisches Element, chem. Zeichen oder Symbol Cu, Atomgewicht 63,4. Das K., im Altertum häufig Erz genannt, ist unstreitig eins der Metalle, welche am frühesten bearbeitet wurden. Wie die Pfahlbauten lehren, waren viele Gegenstände von K. und Bronze, welche weit später erst aus Eisen hergestellt wurden. Der Eisenzeit der Ureinwohner Europas geht überall die Bronzeperiode voraus, in welcher Waffen, gewerbliche und landwirtschaftliche Geräte aus K. oder Bronze gefertigt wurden. Die Hebräer erhielten ihr K. aus Ägypten. Die Erfindung der Kunst, es aus Erzen darzustellen, wird dem Phönizier Kadmus zugeschrieben, der um 1594 v. Chr. nach Griechenland gekommen sein und Kupfergruben in einem der Berge Thraziens eröffnet haben soll. Seinen Namen hat das K. von der Insel Cypern (grch. Kypros), aus welcher Griechen und Römer großenteils ihr K. bezogen. Das K. ist in der Natur sehr verbreitet, kommt selbst zu sehr kleinen Anteilen in Pflanzen vor und tritt als Bestandteil vieler Mineralien auf, unter denen aber nur eine beschränkte Zahl zur Gewinnung des Metalls, als Kupfererze im eigentlichen oder engern Sinne, von Bedeutung ist. Dahin gehören: gediegen K. (gewöhnlich recht reines metallisches K.) am Rhein, in Thüringen, Schlesien, Ungarn, Norwegen, Schweden, Spanien, Sibirien, China, Japan, namentlich in großen Mengen am Obern See in Nordamerika u. s. w.; Rotkupfererz (Kupferoxydul); Ziegelerz oder Kupferpecherz (Kupferoxydul mit Eisenocker gemengt); Kupferglanz (Schwefelkupfer); Kupferlies und Buntkupfererz (beide aus K., Eisen und Schwefel bestehend); Fahlerz (hauptsächlich K., Antimon und Schwefel enthaltend); Malachit und Kupferlasur (beide wasserhaltiges kohlensaures Kupferoxyd); der Atacamit oder Salzkupfererz (Kupferchlorid und Kupferhydroxyd). Die meisten Kupfererze enthalten geringe Mengen Silber und werden, sofern dessen Menge die Abscheidung lohnt, nebenher auf das edle Metall benutzt. Ein sehr wertvolles Material zur Kupfergewinnung ist der in der Gegend von Eisleben und Mansfeld verbreitete Kupferschiefer, ein dunkler, von Bitumen durchdrungener Mergelschiefer, welcher Kupfererze (auch Silber) meist unsichtbar fein in sich verteilt enthält und aus welchem im J. 1883 über 225000 Ctr. K. erzeugt wurden. Gewöhnlich kommen mehrerlei Kupfererze neben- und miteinander vor und werden dann auch zusammen verhüttet. Das am häufigsten verarbeitete Kupfererz ist der Kupferkies, der auch in kleinen Mengen in vielen (namentlich spanischen) Eisenkiesen sich findet.

Die metallurgiſche Gewinnung des K. aus Erzen kann ſowohl auf trockenem Wege, durch Schmelzen, als auch auf naſſem Wege, d. i. durch Auflöſen und Fällen, dann aber auch durch eine Kombination beider Arten der Zugutemachung erfolgen. Der Gehalt eines Erzes an K., die Zuſammenſetzung desſelben und lokale Verhältniſſe, namentlich in Bezug auf Brennmaterial bedingen die Wahl des Prozeſſes. Der naſſe Weg wird eingeſchlagen zur Extraktion von K. 1) aus armen rohen oder geröſteten Erzen mit lösbarem Kupfergehalt und unlöslicher Gangart; 2) aus Eiſenkieſen, die etwas K. als Nebenbeſtandteil führen; 3) aus hochkonzentrierten Kupferſteinen zur Darſtellung von Kupfervitriol.

Der trockene Weg kommt überall da zur Anwendung, wo ein relativ hoher Kupfergehalt der Erze und billiges Brennmaterial ein Ausbringen mit Nutzen erwarten laſſen. Das wichtigſte Erz für dieſe Art der Kupfergewinnung iſt der Kupferkies, und es beruht die Verarbeitung desſelben im allgemeinen darauf, daß die mit dem K. gleichzeitig vererzten Metalle, wie Eiſen, Zink, Kobalt, Nickel, Blei, Arſen, Antimon ſämtlich leichter oxydierbar ſind, als das den Edelmetallen näher ſtehende und dem Erzbilder — alſo hier Schwefel — mehr verwandte K.

Auf Grund dieſer Verſchiedenheit der chem. Eigenſchaften werden mit geſchwefelten Kupfererzen folgende Hauptarbeiten vorgenommen:

1) Glühen der Erze bei Luftzutritt (Röſten, Zubrennen) behufs Oxydation fremder metalliſcher Beimengungen, Verflüchtigung von Arſen und Antimon und eines Teils des im Erze enthaltenen Schwefels.
2) Verſchmelzen der geröſteten Erze mit Reduktionsmitteln und wenn nötig löſenden Zuſchlägen (Quarz, ſaure Schlacken) auf Schwefelkupfer (Stein, Rohſtein, Regulus, Brunzeſtein) und eine Schlacke, welche die oxydierten fremden Metalle aufgenommen hat (Steinarbeit).
3) Gewinnung des Rohkupfer (Schwarzkupfer) aus dem Kupferſtein, durch Röſten desſelben bis zur völligen Austreibung des Schwefels und Reduktion der erhaltenen Metalloxyde durch Schmelzen mit Reduktionsmitteln (Schwarzkupferarbeit).
4) Raffinieren (Garen) des Schwarzkupfers und Darſtellung eines reinen K.

Auf dieſe einfachſte Weiſe würde man aber nur ſehr reine geſchwefelte Erze verarbeiten können, und dieſe ſtehen dem Hüttenmann ſelten zu Gebote. Unreine Erze, d. h. ſolche, die neben K. verhältnismäßig viel fremde Metalle enthalten, erfordern einen kompliziertern Schmelzprozeß, inſofern nämlich die Röſtung derſelben nicht derart geleitet werden kann, daß einerſeits eine vollkommene Oxydation der fremden metalliſchen Beimengungen ſtattfände und andererſeits nur ſo viel Schwefel im Röſtgute verbliebe, als eben notwendig zur Bindung des K. wäre. Das geröſtete Erz enthält ſtets neben Oxyden ſchwefelſaure Salze und unzerſetzte Schwefeloverbindungen, und durch die darauf folgende Schmelzung kann demnach nur ein unreines Schwefelmetall, ein unreiner mehr oder weniger fremde Metalle führender Stein gewonnen werden, der einer nochmaligen Röſtung und Schmelzung (Konzentrationsſchmelzen) unterworfen werden muß, bevor er der Schwarzkupferarbeit übergeben werden kann.

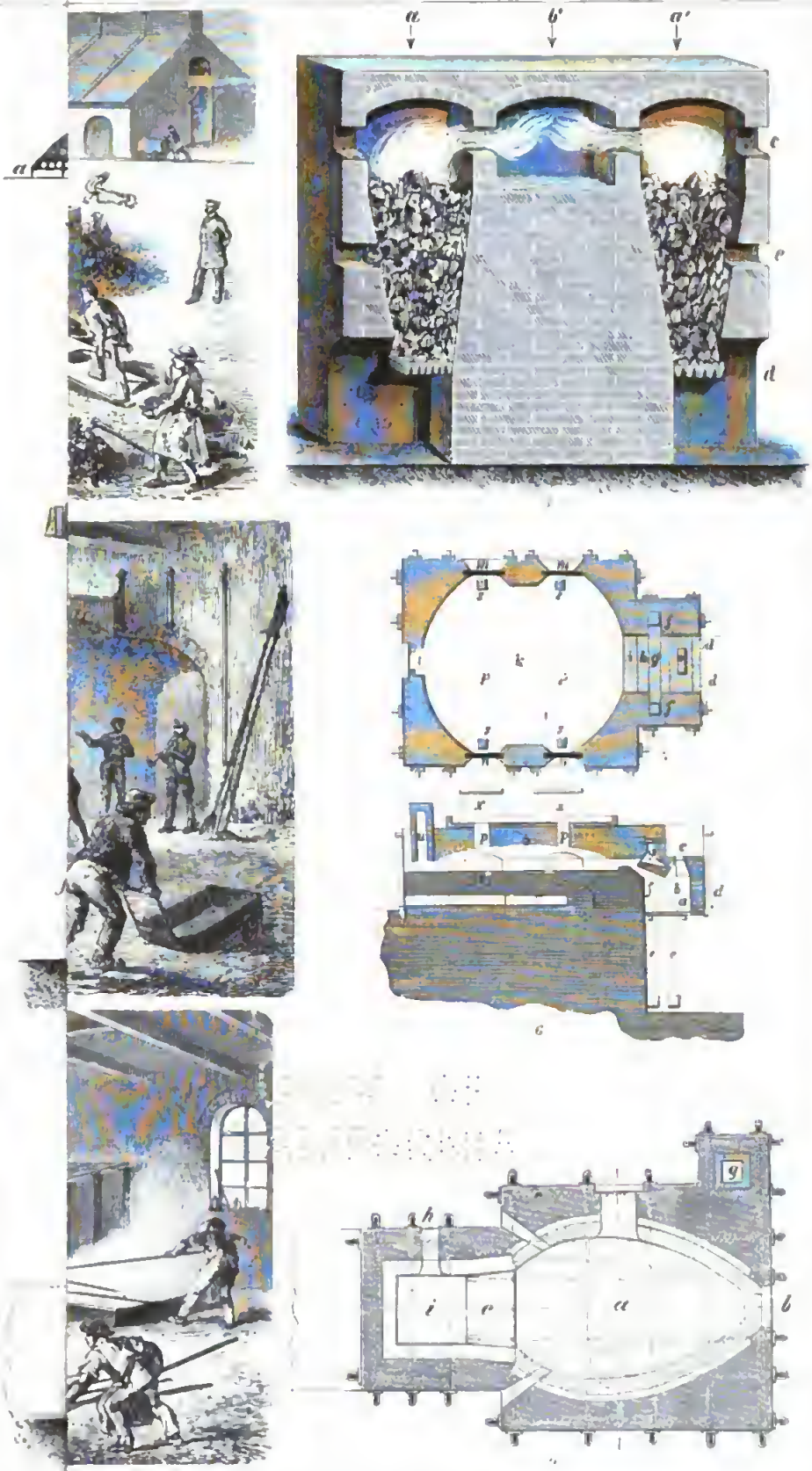
Hiernach hat man mit dem überwiegend größten Teile der zur Verhüttung gelangenden geſchwefelten Kupfererze folgende Manipulationen vorzunehmen:

1) Röſten der Kupferkieſe.
2) Verſchmelzen der geröſteten Erze auf Stein und kupferarme Schlacken.
3) Röſten des Rohſteins.
4) Verſchmelzen des geröſteten Rohſteins auf einen Konzentrationsſtein (Spurſtein, Blaumetall, Weißmetall).
5) Röſten des Spurſteins.
6) Verſchmelzen desſelben auf Schwarzkupfer.
7) Garmachen, Raffinieren des Schwarzkupfers.

1) Das Erzröſten geſchieht in freien Haufen, Röſtſtadeln, oder in geſchloſſenen Öfen, Schacht oder Flammöfen, im letztern Falle meiſt mit Gewinnung der ſich beim Röſten verflüchtigenden ſchwefligen Säure. Beim Roſten in freien Haufen werden 4—5000 Ctr. Stückerze (Stufferze) auf einem Bette von Holz derart aufgeſchichtet, daß die gröbern Stücke zu unterſt, die kleinern nach oben zu liegen kommen; klares Erz wird zum Zudecken des ganzen Haufens verwendet, der nach Fertigſtellung durch Anzünden des Holzbettes in Brand geſteckt wird. Das verbrennende Holz bringt die unten liegenden Stücke Erz zum Glühen, es verbrennt Schwefel mit Hilfe der zutretenden Luft zu ſchwefliger Säure und dabei wird ſo viel Wärme entwickelt, daß der ganze Haufen nach und nach in Brand kommt und ſo lange in Glut verbleibt, als noch genug Schwefel vorhanden iſt. Je nach der Größe brennt ein Haufen vier bis ſechs Wochen, enthält dann aber zumeiſt noch ſo viel Roherz, daß ein zweites, wohl auch drittes Zubrennfeuer gegeben werden muß, bevor die Abröſtung genügend weit vorgeſchritten iſt. Auf der Tafel Kupfergewinnung zeigt Fig. 1 die Anordnung eines freien Haufens: a Holzbett, b Erz, c Erzdecke, d Glutſchacht, durch welchen das Anbrennen des Erzes erfolgt und Zug hervorgerufen wird. Auf den Kupferwerken der Mansfelder Gewerkſchaft werden 30—36000 Ctr. Kupferſchiefer (kupferkiesführende bituminöſe Mergelſchiefer) in langen ſchmalen Haufen zugebrannt, nur hat man dort wegen des Bitumengehalts der Schiefer ein Unterbetten von Holz nicht nötig, es genügt ein Aufſchütten glühender Schlacken, welche die Schieferhaufen ins Brennen bringen. Für die ſehr kupferarmen Kupferſchiefer iſt dieſe Art des Röſtens vollkommen genügend.

Um das teure Holz als Brennmaterial zu erſparen, hat man Röſtſtadeln mit Steinkohlenfeuerung verſehen (Wellners Röſtſtadel, Fig. 2), aber auch in dieſen iſt eine nur unvollkommene Röſtung, namentlich wenig rationelle Ausnutzung der Wärme möglich. Man hat deshalb, um beides zu erreichen und beſonders, wo es gilt, die entweichende ſchweflige Säure unſchädlich zu machen und in Schwefelſaure überzuführen, das Roſten in freien Haufen oder Stadeln verlaſſen und iſt zum Röſten in Schachtöfen und Flammöfen übergegangen. Man wählt die eine oder andere Form je nach dem Zuſtande, in welchem das Erz angeliefert wird. Stück- oder Stufferz werden in Schachtöfen, Kilus, gepulverte Erze (Schliege) in Schüttöfen, unter welchen die von Haſenclever-Helbig und Gerſtenhöfer die bekannteſten ſind, und in Flammöfen abgeröſtet. Bei den Kilus und Schüttöfen werden die Erze in den ſtark vorgewärmten Ofen gebracht, ſie fangen darin von ſelbſt an zu brennen und die durch Verbrennen von Schwefel zu ſchwefliger Säure entſtehende Wärme genügt zum fortdauernden Glühen des Erzes. Das gut geröſtete Erz wird unten aus dem Ofen gezogen, rohes Erz oben nachgefüllt, ſodaß ein kontinuierlicher Betrieb ſtattfindet, ohne daß mehr Brennmaterial gebraucht würde, als zum Anwärmen des Ofens notwendig war. Die entweichende ſchweflige Säure wird in

Artikel, die man unter K vermißt, ſind unter C aufzuſuchen.



Schachtofen. 8. 9. 10. Flammofen zum Schmelzen.

einem Kanal fortgeleitet und auf Schwefelsäure verarbeitet. Fig. 3 zeigt zwei gegenüberstehende Kilns, die in einen gemeinschaftlichen Kanal arbeiten. a a sind die beiden Kilns, b der gemeinschaftliche Kanal, bei c wird das rohe Erz nachgefüllt, bei d das geröstete Erz aus dem Ofen entfernt, durch e im Mauerwerk reguliert man den Luftzutritt und bricht zusammengesinterte Massen auf.

Flammöfen werden meist nur zum Rösten von gepochten oder gewaschenen Erzen (Schlieg) und dann angewendet, wenn die darauf folgende Schmelzung nicht in Schachtöfen, sondern in Flammöfen vorgenommen wird. Sie gestatten ein sehr vollständiges Abrösten und sind besonders vorteilhaft für Antimon und Arsen führende Erze. Man röstet letztere mit einem Zusatz von Cots- oder Kohlenpulver, das man nach einer bestimmten Röstzeit dem Röstgut untermengt, um entstandene arsen- und antimonsaure Salze zu reduzieren und eine thunlichst vollkommene Verflüchtigung von Antimon und Arsen (die größten Feinde der Darstellung eines reinen K.) zu erzielen. Fig. 4 zeigt einen Röstflammofen im Betriebe, Fig. 5 denselben im Grund- und Aufriß; der Feuerungsraum desselben ist nach Art eines Gasgenerators eingerichtet. Auf dem Roste a des Generators b wird das Brennmaterial, ein Gemenge von Steinkohlen und Cots, auf Kosten der durch den Rost ziehenden Luft in gasförmiges Brennmaterial (Kohlenwasserstoffgas und Kohlenoxydgas) verwandelt. Die Öffnung c dient zum Aufgeben des Brennmaterials und ist mit einer starken eisernen Platte zugedeckt, während durch die Löcher d d man mittels Gezäh in den Generator gelangen und das Brennmaterial auflockern kann. Die senkrecht stehenden Luftkanäle e e, welche sich bei f in einen einzigen vereinigen und in einen horizontalen Kanal g ausmünden, führen die zur Verbrennung der im Generator gebildeten Gasarten nötige Luftmenge zu und gestatten eine Erwärmung derselben an den heißen Wänden des Generators. Durch den zur Seite gerichteten breiten Kanal h wird die Luft dahin geleitet, wo sie sich mit den bei i aus dem Generator tretenden Gasen vereinigen soll, und sofort eine Verbrennung der letztern bewirkt. Auf dem feuerfesten Röstherde k liegt die Rostpost, welche durch die einander gegenüberliegenden Arbeitsthüren m und n bearbeitet wird und durch die Öffnungen p im Gewölbe o von dem aus Eisenplatten bestehenden Trockherde herabgelassen worden ist. Das geröstete Erz wird durch die Öffnungen s im Herde in darunter befindliche überwölbte Räume gezogen und von daruntergeschobenen eisernen Karren oder Hunden aufgenommen; während des Röstens sind diese Öffnungen mit eisernen Platten versehen. Im Herdgewölbe, und zwar über der für gewöhnlich vermauerten Thüre l, befindet sich der Fuchs u, welcher die Verbrennungs- und Röstprodukte in der Regel nach einem System von Flugstaubkammern führt, an welche sich eine Esse schließt. Der Ofen ist stark verankert und besitzt über den Arbeitsöffnungen m und n noch niedrige Essen x, welche die aus dem Herde zuweilen heraustretenden Gase in die Luft führen und für die am Ofen beschäftigten Arbeiter unschädlich machen. Das Erz wird in Posten von 15—25 Ctrn. durch die Füllöffnungen auf den Herd gebracht und dort solange unter fortwährendem Umrühren erhitzt, bis die erwünschte Entschwefelung und Oxydation eingetreten.

Man mag nun in freien Haufen oder in geschlossenen Öfen geröstet haben, das Roherz hat sich nach dem Glühen unter Luftzutritt in ein aus Metalloxyden, schwefelsauren Salzen und unzersetzten Schwefelmetallen bestehendes Gemenge verwandelt, in dem das Verhältnis zwischen Oxyden, Salzen und Schwefelmetallen je nach dem Grade der Abröstung variiert.

2) Schmelzen des Röstgutes auf Stein, Rohstein (Schwefelmetalle) und kupferarme Schlacken. Rohschmelzen. Um nun aus dem eben beschriebenen Produkt der Röstung das K. in einem reichern Schwefelmetall anzusammeln und die Oxyde fremder Metalle abzuscheiden, wird das Röstgut mit reduzierenden Zuschlägen und wenn solche nicht bereits durch die im Erze enthaltene Gangart vertreten sind, mit auflösenden Substanzen, Quarz, Silicaten, sowie Schlacken geschmolzen. Letztere lösen in der Schmelzhitze die Oxyde auf und bilden eine Schlacke, das K. vereinigt sich mit dem Schwefel aus den Schwefelmetallen und mit dem aus den reduzierten schwefelsauren Salzen zu einem kupferreichen Schwefelmetall, dem Stein oder Rohstein, der je nachdem das geröstete Erz ärmer oder reicher an Oxyden und dementsprechend reicher oder ärmer an Schwefel gewesen, mehr oder weniger fremde Metalle neben K. enthält. Es gilt beim Schmelzen die Hitze derart zu regulieren, daß alles vorhandene Kupferoxyd resp. schwefelsaures Kupferoxyd, nicht aber zugleich die schwer reduzierbaren Oxyde fremder Metalle in Metalle, resp. Schwefelmetall zurückverwandelt werden. Letzteres geschieht aber, wenn die Schmelzhitze eine zu hohe gewesen. Vereinigt sich mit einer solchen auch noch der Umstand, daß man ein zu stark abgeröstetes, also schwefelarmes Erz zu verschmelzen hatte, so entstehen neben einem eisenreichen Kupferstein auch metallische Abscheidungen, namentlich von Eisen (Eisensau), und da man weder den Röstgrad, noch die Schmelzhitze völlig in der Gewalt hat, so ist die Bildung derartiger metallischer Abscheidungen ebenso wenig zu vermeiden wie der Übergang fremder Metalle in den Rohstein. Hat man es mit Antimon und arsenhaltigem Röstgut zu thun, so bildet sich neben Rohstein und Schlacken meist noch ein drittes Produkt, die Kupferspeise, in welcher sich die zu Arsen und Antimon mehr als K. verwandten Metalle, als Kobalt, Nickel, Eisen ansammeln.

Das Rohschmelzen wird jetzt über Schachtöfen vorgenommen. Früher verwendete man in England nur Flammöfen zur Rohschmelzung; man kommt aber auch dort von diesen zurück und benutzt Schachtöfen, weil diese eine bessere Ausnutzung des Brennmaterials und das Erschmelzen einer reinern, kupferärmern Schlacke ermöglichen.

Die Schachtöfen für die Rohschmelzung sind von sehr verschiedener Konstruktion, die sich nach Gehalt und Reinheit des zu verarbeitenden Erzes richtet. Auf den Kupferhütten der Mansfelder Gewerkschaft schmilzt man gegenwärtig in zwei Arten Schachtöfen, die sich hauptsächlich nur dadurch unterscheiden, daß bei der einen die Absonderung von Rohstein und Schlacke im Ofen, Tiegel- oder Sumpfofen, bei der andern außerhalb desselben erfolgt, d. h. bei Schachtöfen der ersten Art verbleibt der Rohstein nach Abscheidung aus dem tropfbarflüssigen Gemenge von Stein und Schlacke im Ofen, die Schlacke fließt aus dem Schmelzraum ab und der Stein wird von Zeit zu Zeit abgestochen. Bei der

zweiten Art Schachtöfen fließen Stein und Schlacke gemeinschaftlich aus dem Ofen in große Vortiegel, sondern sich dort nach dem spezifischen Gewicht, die oben schwimmende Schlacke fließt in eiserne Tiegel, während sich der Stein im Vortiegel ansammelt und, nachdem er diesen angefüllt, abgestochen wird.

In Fig. 6 ist ein Mansfelder Schachtofen mit kontinuierlichem Ablauf von Stein und Schlacke dargestellt. Derartige Schachtöfen haben vor denen ohne kontinuierlichen Ablauf den Vorteil, daß, weil die Trennung von Stein und Schlacke nicht im Ofen, sondern außerhalb desselben vor sich geht, auch metallische Abscheidungen aus dem Stein (Sauen) erst im Vortiegel sich absondern und den Ofen nicht verstopfen können, wenigstens nicht derart, wie dies oft bei Tiegelöfen der Fall ist. Auf dem Gichtboden a werden die Erze, hier Kupferschiefer, die eines besondern Zuschlags zum Schmelzen nicht bedürfen, in eisernen Hunden vorgelaufen und durch den Fülltrichter b mit Cols derart in den Ofenschacht c gestürzt, daß die Cols nach der Mitte, das Erz nach den Seiten des Schachtes zu liegen kommt. Mit dem Verbrennen des Kohlenstoffs und Schmelzen der Erze im untern Teile des Schachtes sinkt das oben aufgegebene Gemenge tiefer. In den obersten Zonen wird nur Wasser verdampft und mit den Gichtgasen abgesaugt, erst in der Mitte des Ofens kommen die Massen zum Glühen, sie gelangen in die Reduktionszone, in welcher schwefelsaure Salze und Metalloxyde durch das in den aufsteigenden Gasen enthaltene Kohlenoxydgas zerlegt werden. Das glühende Gemenge sinkt tiefer in das Gestelle des Ofens, in welches durch vier Formen d (auf der Zeichnung nur zwei sichtbar) Luft eingeblasen wird. Die Luft verbrennt die glühenden Cols zu Kohlensäure, die sich in Berührung mit andern glühenden Colsstücken zu Kohlenoxydgas umsetzt. Die Hitze steigt vor und etwas über den Formen derart, daß die Massen in Fluß kommen, wobei die dem Erze beigemengte oder in demselben enthaltene Kieselerde die nicht reduzierten Metalloxyde aufnimmt und Schlacke bildet, während die Schwefelmetalle zu Kupferstein schmelzen, der andere reduzierte Metalle in sich aufnimmt, wenn solche nicht, wie Zink, Arsen, Antimon in Dampfform entweichen. Schlacke und Stein fließen nun gemeinschaftlich durch eine der Abflußöffnungen e (von denen immer nur eine offen gehalten wird, die andere aber geschlossen bleibt) in einen der Vortiegel v, die aus Gestübbe, Lehm mit Colspulver oder aus reinem Colspulver gestampft sind. In dem Vortiegel trennen sich Stein und Schlacke nach dem spezifischen Gewicht, der schwere Stein sinkt zu Boden, die leichtere Schlacke fließt oben durch Rinnen f in vorgestellte eiserne Tiegel und wird mit diesen fortgeschafft. Wenn der Vortiegel voll Stein ist, so wird dieser in flache Pfannen abgestochen. Die beim Schmelzen entstehenden Gase werden abgeleitet und zur Heizung von Dampfkesseln benutzt. Um beim Anfüllen des Ofens (Beschicken) nicht atmosphärische Luft zu den Gichtgasen treten zu lassen, läßt man während des Beschickens die Gichtgase nicht durch die allgemeine Gichtgasleitung, sondern durch die Fehlessen g austreten. Das Absaugen der Gichtgase erfolgt vermittelst hoher Schornsteine. In einem solchen Ofen werden pro Tag 100 t gerösteter Kupferschiefer durchgesetzt, wobei pro Tonne 170—200 kg Cols und 1170 cbm Wind von 0,65 m Wasserfäulenpressung verbraucht werden. Der bei diesem Rohschmelzen fallende Stein hält bis 45 Proz., die Schlacke nur ca. 0,3 Proz. K.

3 und 4) Konzentrieren oder Spuren des Rohsteins. Derselbe, gewissermaßen nur ein reicheres Kupfererz, durchläuft behufs weiterer Anreicherung des Kupfergehaltes denselben Prozeß noch einmal, dem das Roherz unterworfen wurde. Der Rohstein wird geröstet in Kilns oder Flammöfen, um einen Teil des Schwefels zu verflüchtigen und fremde Metalle durch Oxydation auf Verschlackung vorzubereiten. Auf den meisten Werken wird die beim Rösten des Rohsteins entweichende schweflige Säure aufgefangen und in Schwefelsäure übergeführt. Dabei wird der Röstprozeß derart geleitet, daß immer noch genug Schwefel im Röstgut zurückbleibt, um beim Konzentrieren das K. im konzentrierten Stein (Spurstein) ansammeln und eine bei so reichem Produkt unvermeidliche allzu große Verschlackung von K. verhindern zu können, ferner aber auch, um einer Ausscheidung von unreinem metallischen K. vorzubeugen.

Das Spuren wird in Flammöfen vorgenommen. Früher konzentrierte man auf deutschen Hütten über Schachtöfen, man hat aber auf den meisten Werken diese Art Spuren aufgegeben und konzentriert in Flammöfen, die nach der auf engl. Werken gebräuchlichen Form im allgemeinen die in Fig. 7, 8 u. 9 vorgezeichnete Form haben. Fig. 7 zeigt die Arbeit am Flammofen, Fig. 8 u. 9 Grund- und Aufriß eines solchen. Herd a aus Quarz und Chamotte gestampft, b Arbeitsöffnung, c Feuerbrücke mit Kühlungskanal k, d Gewölbe über Herd und Windofen i, der hier aus einer einfachen Rostfeuerung besteht. h ist die Öffnung, durch welche Brennmaterial auf den Rost geworfen wird, e die Öffnung im Gewölbe zum Einlassen der Beschickung auf den Herd. Die im Windofen erzeugte Flamme streicht über den Herd a durch Fuchs f und Fuchsschacht g nach Kanälen und Flugstaubkammern. Der Schmelzherd a hat eine Größe von 4 : 2 m, auf welchem Posten von 25—28 Ctr. gerösteter Rohstein gemengt mit der nötigen Menge Quarz oder quarzführender Massen durch c eingelassen und bei möglichst hoher Ofenhitze eingeschmolzen werden. Es wiederholt sich derselbe Prozeß wie beim Rohschmelzen, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Schwefel als Reduktionsmittel auftritt, dem im Röstgut enthaltenen Kupferoxydul Sauerstoff entzieht, und so einerseits schweflige Säure, andererseits metallisches K. bildet, das mit vorhandenen Schwefelmetallen und andern aus Oxyden reduzierten Metallen zum Konzentrations- oder Spurstein zusammenschmilzt. Dieser wird entweder gleichzeitig mit der Schlacke oder für sich aus dem Flammofen abgestochen, die Schlacke im letzten Falle durch die Arbeitsöffnung durch Abziehen mit eisernen Krücken entfernt, wie in Fig. 7 ersichtlich.

Je nachdem der Rohstein mehr oder weniger gut abgeröstet war, entstehen beim Spuren Spursteine mit 60—75 Proz. und Schlacken mit 5—14 Proz. Kupfergehalt, welche letztern entweder für sich oder mit gerösteten Erzen auf ihren Kupfergehalt verarbeitet werden. Auf den Mansfelder Werken treibt man den Kupfergehalt der Spursteine bis auf 75 Proz. und zwar deshalb so hoch, weil dieselben nicht direkt auf K. zu Gute gemacht, sondern ihres Silbergehaltes wegen einer Silberextraktion auf nassem Wege (Ziervogels Silberextraktion, s. d.) unterworfen und dann erst auf Raffinatkupfer

verarbeitet werden. Die Extraktion des Silbers erfordert aber sehr reine Spursteine, wenn die Entsilberung eine befriedigende sein soll.

5) Rösten des Spursteins. Diese Vorarbeit für die Schwarzkupferdarstellung wird auf den meisten Werken in Röstflammöfen vorgenommen, weil es bei dieser Röstung auf eine möglichst vollständige Entschwefelung und Vertreibung von Arsen und Antimon ankommt. Die Röstflammöfen sind entweder ähnlich dem, welcher beim Erzrösten beschrieben wurde, oder sie haben mehrere Herde übereinander, die sich gegenseitig zuarbeiten. Antimon und arsenhaltige Spursteine röstet man unter Kohlenzusatz, um diese am schwierigsten zu vertreibenden Metalle möglichst zu entfernen.

6) Verschmelzen des gerösteten Spursteins auf Schwarzkupfer. Der geröstete Spurstein, der fast ausschließlich Oxyde mit nur wenig Schwefel, Arsen und Antimon enthält, wird in Flammöfen unter entsprechendem Zusatz von Kohlenpulver eingeschmolzen. Die Kohle reduziert die Oxyde zu Metall und es entsteht, je nach der Konzentration des Spursteins ein mehr oder weniger mit fremden Metallen verunreinigtes K. und nebenbei infolge eines Schwefelgehaltes des Röstgutes eine geringe Menge reicher Kupferstein, Dünnstein, der wie Roh- oder Spurstein weiter verarbeitet wird. Das Schwarzkupfer ist ein blasiges, brüchiges Metall, welches zur Gewinnung von reinem K.

7) dem Garmachen oder Raffinieren vorgelaufen wird. Diese Arbeit wurde früher in sog. Garherden, jetzt meistenteils in Flammöfen (Fig. 8 u. 9) vorgenommen, welche nur zum Unterschied von der früher beschriebenen Form keine Stichöffnung haben, weil das Raffinatkupfer nicht abgestochen, sondern ausgeschöpft wird. Der Herd hat eine vertiefte Stelle, um die letzten Reste flüssigen K. mit Kellen oder Löffeln entfernen zu können.

Das Schwarzkupfer wird in Blöcken entweder durch die Arbeitsthür oder durch eine Seitenöffnung eingetragen und unter Zuführung von Luft eingeschmolzen. Fremde Metalle, aber auch K. werden oxydiert, teils verflüchtigt wie Zink, Arsen, Antimon, Schwefel, teils bilden sie auf Kosten der quarzigen Herdmasse eine erst dick-, dann gegen Ende der Raffination dünnflüssige Schlacke, die fortwährend entfernt wird, um das Metallbad blank zu erhalten und dem eintretenden Luftstrom zugängig zu machen. Das leicht reduzierbare Kupferoxydul geht nur zum geringsten Teil in eine Schlacke, es wirkt auf fremde Beimengungen, insbesondere Schwefel, oxydierend, gibt an diesen Sauerstoff ab und wird wieder zu Metall. Infolge dieser Wechselwirkung kommt das Metallbad ins Kochen (Braten), Metallteile werden durch Entwickelung von schwefliger Säure in großen Mengen aufgeworfen (Sprühen), Erscheinungen, die mit Abnahme der Bildung von schwefliger Säure nach und nach verschwinden. Während dieser Perioden genommene Proben schäumen, steigen auf, fallen in sich zusammen und zeigen nach dem Erstarren blasige Struktur. Es wird fortwährend Luft zugeblasen, um immer von neuem Kupferoxydul zu bilden und mit diesem Schwefel in schweflige Säure zu verwandeln und als solche zu verflüchtigen. Ist der letzte Rest von Schwefel verbrannt, so ist das K. rohgar, es ist stark kupferoxydulhaltig und führt aber immer noch etwas Schwefel und zwar als schweflige Säure, welche von dem geschmolzenen K. absorbiert wurde. Um auch diese zu entfernen und das Kupferoxydul zu reduzieren, wird dichtgepolt, indem starke Stangen frischen Holzes durch die Arbeitsöffnung in das flüssige Metallbad eingedrückt werden.

Ein heftiges Aufwallen des letztern entsteht hierdurch; das erst Wasserdampf, dann reduzierende Gase entwickende verbrennende Holz verursacht dieses Kochen, schweflige Säure wird mechanisch fortgetrieben und Kupferoxydul zu K. reduziert. Proben, welche vor dem Polen blasig waren, werden sehr bald dichter und zeigen würfeligen Bruch bei dunkelroter Oberfläche. Mit fortschreitendem Polen verschwindet auch der würfelige Bruch und die dunkelrote Farbe, bis mit dem erreichten höchsten Grade der Dichte ersterer feinkörnig und die dunkelrote von Kupferoxydul herrührende Färbung allmählich ins Ziegelrote übergeht.

Ist dieses Ziel erreicht, so muß das Metallbad für das Ausschöpfen wieder erhitzt werden. Zu diesem Zwecke werden Holzkohlen auf das flüssige K. gestreut und alle luftzuführenden Öffnungen, auch die Arbeitsthür geschlossen. Nachdem das K. die zum Ausschöpfen erforderliche Temperatur aufs neue erlangt, wird vor dem Schöpfen noch eine kurze Zeit gepolt, um die letzten Spuren von Kupferoxydul zu entfernen. Während dieses Polens wird der Erfolg durch fortwährendes Probenehmen kontrolliert. Ein Zuwenig würde ebenso schädlich wirken als ein Zuviel, da weder ein oxydulhaltiges Metall, noch ein überpoltes, d. h. ein solches, das Kohlenoxydgas absorbiert hat, tauglich zu weiterer Verarbeitung wäre. Der Prozeß des Raffinierens ist beendet, wenn eine Bruchprobe die charakteristische Kupferfarbe bei feinkörnigem und seidenartig glänzendem Bruche zeigt. Das K. wird ausgeschöpft und in Barren oder auch große viereckige Blöcke gegossen, letzteres besonders dann, wenn das bis zur Rotglut abgekühlte K. sofort unter Walzen bis auf eine gewisse Stärke ausgewalzt werden soll.

Das Garen oder Raffinieren in Flammöfen hat dasjenige in Garherden fast völlig verdrängt, weil man in letztern immer nur kleine Quantitäten Schwarzkupfer bei unverhältnismäßig hohem Brennmaterialverbrauch einschmelzen und raffinieren kann. Die Garherde sind kleine tiegelförmig aus Gestübbe geschlagene Herde, in welche ähnlich wie bei Frischfeuern (s. unter Eisen) Luft eingeblasen werden kann. Das Schwarzkupfer wird zwischen Holzkohlen im Garherd in Fluß gebracht und nun durch Verschlacken und Verblasen entweder bis zu völliger Feinheit (Hammergaren) oder nur bis zur Übergare gebracht, also im letztern Falle ein kupferoxydulhaltiges K. gewonnen. Das Probenehmen zur Kontrolle des Prozesses geschieht nicht wie beim Raffinieren in Flammöfen vermittelst eines eisernen Löffels (Schöpfprobe), sondern durch Eintauchen eines kalten eisernen Stabes (Gareisen). An diesem setzt sich etwas K. (der Garspan) an, der abgeschlagen und auf Bruch- und Schmiedbarkeit geprüft wird. Das Entleeren des Garherdes geschah und geschieht vielleicht auch noch auf eigentümliche Weise. Es wird Wasser auf das flüssige K. gegossen und zwar gerade nur so viel, als genügt, die Oberfläche des Metallbades in einer dünnen Schicht zum Erstarren zu bringen. Es entsteht eine Scheibe festes K. (Scheibenkupfer, Rosettenkupfer), diese wird abgehoben und ins Wasser zu

völliger Abkühlung geworfen. Das Wasseraufgießen, Scheibenabheben (Scheibenreißen) wird fortgesetzt, solange noch K. im Herde ist. Der letzte Rest wird ausgeschöpft.

Man unterschied früher streng zwischen einem deutschen oder kontinentalen und einem englischen Prozeß für die Verhüttung geschwefelter Erze. Im Prinzip völlig untereinander gleich, war das Charakteristische für den deutschen Prozeß das Rohschmelzen und Spuren in Schachtöfen, während für die Durchführung des engl. Verfahrens nur Flammöfen verwendet wurden. Dieser Unterschied hat fast völlig aufgehört. Auf rationell geleiteten Kupferhütten wird in Schacht- und Flammöfen geröstet und nebenbei Schwefelsäure gewonnen; man verschmilzt die gerösteten Erze über Schachtöfen und spurt und raffiniert in Flammöfen. Wo das eine oder andere Verfahren noch unvermischt durchgeführt wird, sind es jedenfalls nur lokale Verhältnisse, die ein Abweichen nicht gestatten oder als unnütz erscheinen lassen.

Zur Verarbeitung auf trockenem Wege kommen außer geschwefelten auch oxydische Erze und gediegen K. Letzteres wird nur raffiniert, oxydische Erze aber werden erst auf Schwarzkupfer und sodann auf Raffinatkupfer verschmolzen.

Auf nassem Wege gewinnt man K. aus Erzen und Hüttenprodukten auf sehr verschiedene Weise. Die einfachste darunter ist wohl diejenige der Extraktion aus kupferhaltigen Grubenwässern. Durch Verwitterung geschwefelter Kupfererze entsteht besonders in alten verlassenen Gruben lösliches Kupfersulfat, das von dem auf Klüften und Gängen zusammensickernden Grubenwasser aufgenommen wird und auf Wasserläufen als dünne Kupfervitriollösung zu Tage tritt. Aus diesen fällt man das K. durch Eisen als Cementkupfer, das meist auf trockenem Wege oder durch Rösten und Behandeln mit Säuren zu Kupfervitriol verarbeitet wird. Viele der Extraktionen auf nassem Wege sind auf diesen Vorgang gegründet. Arme oxydische Erze mit unlösbarer Gangart behandelt man mit verdünnten Säuren, namentlich Schwefelsäure, laugt das K. aus und fällt dasselbe wieder mit Eisen oder falls dieses fehlt, mit Schwefelwasserstoff. Cementkupfer oder Schwefelkupfer wird dann wie oben in Kaufware umgewandelt. In gleicher Weise behandelt man geschwefelte Erze, nur muß bei diesen das K. erst in lösliche Form gebracht werden. Dies geschieht entweder dadurch, daß man die Erze an der Luft durch langes Liegen bei öfterm Umstechen verwittern läßt oder die Bildung löslicher Sulfate durch eine Röstung bis zur Vitriolbildung beschleunigt. Da im letztern Falle aber nicht nur Sulfat, sondern auch Kupferoxyd entsteht, so kann man nicht allein mit Wasser auslaugen, sondern man muß zu möglichst vollkommener Extraktion des K. verdünnte Säure anwenden. Auf ähnliche Weise werden auf deutschen und engl. Schwefelsäurefabriken große Mengen K. aus den Rückständen von der Abröstung kupferhaltiger Schwefelkiese durch Auslaugung gewonnen. Die Kiesrückstände von der Abröstung der Kiese in Kilns werden behufs völliger Aufschließung einer nochmaligen Röstung unter Zuschlag von Kochsalz unterworfen und das Röstgut derart behandelt, daß beim Rösten die Sulfate zersetzt und teils in Säuren, teils in Wasser lösliche Chlorverbindungen des K. entstehen, welche nach der Röstung sodann ausgelaugt werden. Aus den Kupfersolutionen wird das K. meist durch Eisen präzipitiert und das Cementkupfer nach Abschlämmen und Entfernen beigemengter Eisenteile auf Schwarzkupfer verschmolzen oder aber auf Kupfervitriol zu Gute gemacht.

Auf Kupfervitriol werden auch Hüttenprodukte verarbeitet. Hochkonzentrierte Spurksteine mit möglichst geringem Eisengehalt werden nach vorhergegangenem, sehr sorgfältigem Rösten in Schwefelsäure gelöst und aus der konzentrierten Lösung durch Kristallisation Kupfervitriol dargestellt.

Die Produktion aller Kupferwerke der Erde wird sehr verschieden angegeben. Obenan steht das Ausbringen der engl. Kupferhütten, die im J. 1880 teils aus eigenen, teils eingeführten Erzen 978140 Ctr. Kupfer lieferten. Im gleichen Jahre erzeugte Nordamerika 497380 und Deutschland 248780 Ctr. Die Kupferproduktion des europ. Kontinents soll über 600000 Ctr. betragen, woran die altberühmten Werke Rußlands und Schwedens mit 65000, resp. 25000 Ctr. partizipieren. In Südamerika ist Chile das am meisten K. produzierende Land; seine Produktion wird auf 140000 Ctr. geschätzt und die sämtlicher Gruben und Hütten der Erde auf 2500000 Ctr.

Die Eigenschaften des K. sind im wesentlichen folgende. Seine eigentümliche rote Farbe, seine Polierfähigkeit, mäßige Härte, bedeutende Festigkeit, sehr große Geschmeidigkeit und Unzerstörbarkeit unter den Einflüssen der Atmosphäre (nachdem sich darauf der grüne Rost, gewöhnlich Grünspan genannt, gebildet hat) machen es zur Verarbeitung auf eine Menge von Gegenständen höchst geeignet. Daneben kommt es zu statten, daß das K. bei mäßiger Weißglühhitze schmilzt, also weder zu leicht- noch zu schwerflüssig ist. Sein spezifisches Gewicht beträgt (nach Hampe) 8,2 bis 8,5. Bei längerm Glühen unter Luftzutritt bildet sich auf seiner Oberfläche eine braunschwarze Oxydkruste (Kupferasche, Kupferhammerschlag).

Von seinen Verbindungen, in denen K. als zweiwertiges Element wirkt, sind zu erwähnen:

1) Kupfer und Sauerstoff:

a) Kupferoxydul Cu_2O kommt in der Natur als Rotkupfererz in schönen roten Oktaëdern vor. Entsteht beim Glühen von Kupferchlorür mit kohlensaurem Natron oder durch Reduktion von Kupferoxyd. Man verteilt in 16 Teilen Wasser 1 Teil Bremergrün (Kupferoxydhydrat), löst darin 1 Teil Stärkezucker und fügt Natronlauge zu, bis eine tiefblaue klare Flüssigkeit entstanden ist, und erwärmt, bis die Flüssigkeit entfärbt ist und der Niederschlag eine tiefrote Farbe angenommen hat. Das Kupferoxydul ist kaum als eine salzbildende Base zu betrachten; durch die meisten Säuren wird es unter Abscheidung von Metall und Bildung eines Oxydsalzes zersetzt. Es findet Verwendung in der Emailmalerei und zum Rotfärben des Glases. Kupferoxydulhydrat $Cu_2(OH)_2$ bildet sich, wenn eine salzsaure Lösung von Kupferchlorür in überschüssige kalte Natronlösung gegossen wird, und stellt einen gelben kristallinischen Niederschlag dar, der beim Erhitzen in der Flüssigkeit in Kupferoxydul, an der Luft in Kupferoxydhydrat übergeht.

b) Kupferoxyd CuO entsteht beim Glühen von salpetersaurem Kupferoxyd oder durch Fällen einer siedend heißen Lösung von Kupfersulfat mit Natronhydrat. Bildet ein schwarzes unlösliches

Pulver, das bei ſtarkem Glühen zuſammenſintert. In letzterer Form wird es in der Elementaranalyſe zur Beſtimmung des Kohlenſtoffs und Waſſerſtoffs in organiſchen Verbindungen angewandt. Der fein verteilte Niederſchlag dient zum Färben des Glaſes und in der Glasmalerei für grüne Farben. Gegen Säuren verhält ſich Kupferoxyd wie eine ſtarke Baſe und bildet zahlreiche, meiſt blaue oder grün gefärbte Salze. **Kupferoxydhydrat** $Cu(OH)_2$ fällt als blaugrüner Niederſchlag beim Vermiſchen kalter Kupferſulfatlöſung mit Natronhydrat, geht beim geringſten Erwärmen, ſelbſt in kaltem Waſſer ſuspendiert, nach einiger Zeit in ſchwarzes Oxyd über. Verſchiedene blaue und grüne Malerfarben, Bremer-, Braunſchweiger-, Bergblau, Kalk-, Neuwiederblau ſind Gemenge von Kupferoxydhydrat und baſiſchem Kupfercarbonat.

c) **Kupferoxyd-Ammoniak**, Cuprammoniumoxydhydrat $N_2(CuH_6)(OH)_2$ bildet ſich als tiefblau gefärbte Flüſſigkeit, wenn frei verteiltes K., Drehſpäne, mit ſtarkem Ammoniak befeuchtet, der Luft ausgeſetzt werden. Man erhält es am einfachſten, indem man zwei Gefäße ganz mit Kupferdrehſpänen füllt und ſie in einem der Gefäße mit ſtarkem Ammoniak übergießt; nach einiger Zeit gießt man das Ammoniak in das andere Gefäß und wiederholt dies ſo oft, bis die Löſung intenſiv blau geworden. Es dient als Löſungsmittel für Celluloſe.

2) **Kupfer und Schwefel:**

a) **Halbſchwefelkupfer** Cu_2S kommt in der Natur vor als Kupferglanz und entſteht unter Feuererſcheinung beim Erhitzen von Kupferdrehſpänen mit Schwefel.

b) **Einfach-Schwefelkupfer** CuS entſteht als ſchwarzer, in verdünnten Säuren unlöslicher Niederſchlag beim Einleiten von Schwefelwaſſerſtoff in Kupferoxydſalzlöſungen. Es oxydiert ſich leicht zu Sulfat, gibt beim Erhitzen die Hälfte des Schwefels ab und geht in Halbſchwefelkupfer über.

3) **Kupfer und Chlor:**

a) **Kupferchlorür** Cu_2Cl_2 entſteht als weißer kryſtalliniſcher Niederſchlag beim Übergießen von Kupferoxydul mit konzentrierter Salzſäure, oder beim Eintragen von Zinnchlorür in eine ſaure Löſung von Kupferchlorid. In konzentrierter Salzſäure löslich, kryſtalliſiert aus dieſer in farbloſen Tetraëdern. Es bildet mit Ammoniak bei Luftabſchluß eine farbloſe Löſung, die ſich aber durch Oxydation raſch blau färbt.

b) **Kupferchlorid** $CuCl_2$ bildet ſich beim Löſen von Kupferoxyd, Hammerſchlag, in Salzſäure und liefert beim Verdampfen ſchön grün gefärbte Kryſtalle $CaCl_2.2H_2O$. Dieſe geben beim Erhitzen zuerſt ihr Waſſer ab, wobei eine zerfließliche gelbbraune Maſſe von waſſerfreiem Chlorid verbleibt. Wird dieſes ſtärker erhitzt, ſo verliert es die Hälfte ſeines Chlors und bildet Kupferchlorür. Wird letzteres im Luftſtrom erwärmt, ſo entſteht Kupferoxychlorid Cu_2OCl_2 und dieſes liefert mit Chlorwaſſerſtoff wieder Kupferchlorid. Das Deaconſche Verfahren der Chlorentwickelung (ſ. u. **Chlorkalk**, Bd. IV, S. 324) beruht auf dieſen Reaktionen.

4) **Kupfer und Jod:**

Kupferjodür Cu_2I_2, weißer unlöslicher Niederſchlag, entſteht, wenn die Löſung eines Jodmetalls in eine Löſung gleicher Moleküle Kupfer- und Eiſenoxydulſulfat, oder in eine mit ſchwefliger Säure geſättigte Kupferſulfatlöſung gegoſſen wird. In dieſer Form wird in Chile das Jod aus den Mutterlaugen des Salpeters abgeſchieden und es iſt dadurch das Salz zu einem wichtigen Handelsartikel geworden. **Kupferjodid** exiſtiert nicht.

5) **Kupfer und Kohlenſäure:**

Das normale **Kupfercarbonat** $CuCO_3$ exiſtiert nicht, dagegen ſind verſchiedene baſiſche Salze bekannt. Ein ſolches von der Zuſammenſetzung $CuCO_3.Cu(OH)_2$ iſt der als Schmuckſtein geſchätzte **Malachit**, es entſteht auch als blaugrüner, gelatinöſer Niederſchlag, der ſich bald in ein blaues Pulver verwandelt, beim Vermiſchen von Löſungen von Kupferſulfat mit kohlenſaurem Natron. Die blaue Farbe, das Mineral **Kupferlaiur**, welches das echte **Bergblau** liefert, iſt ebenfalls ein baſiſches Carbonat von der Zuſammenſetzung $Cu(OH)_2 2CuCO_3$. Die beim Kupferoxydhydrat genannten Farben ſind ebenfalls zu den baſiſchen Carbonaten zu zählen.

6) **Kupfer und Schwefelſäure:**

a) **Kupferſulfat, ſchwefelſaures Kupferoxyd, Kupfervitriol** $CuSO_4$, oder kryſtalliſiert $CuSO_4.5H_2O$ wird erhalten durch Löſen von K. in konzentrierter Schwefelſäure bei Siedhitze, wobei die Hälfte der Schwefelſäure als ſchweflige Säure entweicht, oder durch andauernde Einwirkung von verdünnter Schwefelſäure auf K. unter Luftzutritt, oder durch Behandeln von Kupferhammerſchlag mit Schwefelſäure, wobei durch Roſten in Oxyd zu verwandelndes Oxydul zurückbleibt, oder bei oxydierendem Röſten von Schwefelkupfer oder dieſes enthaltenden Hüttenprodukten, oder als Nebenprodukt beim Affinieren des Silbers und Goldes. Je nach der Reinheit des angewandten Materials erhält man entweder reinen Kupfervitriol oder mit Eiſen-, Zink-, Nickelvitriolen gemiſchte Vitriole, die für manche Zwecke brauchbar oder ſonſt durch weitere Behandlung zu reinigen ſind. Der reine Kupfervitriol bildet ſchöne, große, ſchiefrhombiſche, tief blau gefärbte Kryſtalle, die an der Luft oberflächlich verwittern, bei 100° getrocknet 4 Moleküle Kryſtallwaſſer abgeben, während der Reſt erſt bei 200° entweicht. Das waſſerfreie Salz iſt weiß, nimmt aber begierig ſchon an der Luft Waſſer auf und färbt ſich blau. Leicht löslich in heißem Waſſer, aus dem beim Erkalten der größte Teil des Salzes kryſtalliſiert; unlöslich in Alkohol. Der Kupfervitriol wird vielfach verwendet: in der Galvanoplaſtik, in manchen galvaniſchen Batterien, in der Färberei, zur Darſtellung von Farben, zum Konſervieren des Holzes, in der Medizin, im waſſerfreien Zuſtande zum Entwäſſern des Alkohols.

b) **Baſiſch ſchwefelſaures Kupferoxyd**, ſ. **Caſſelmanns Grün**, Bd. IV, S. 45.

c) **Ammonium-Cuprammoniumſulfat, ſchwefelſaures Kupferoxyd-Ammoniak, Kupferſalmiak, Cuprum sulfuricum ammoniatum**

$$N_2\begin{cases}N_2H_6Cu\\H_6\end{cases}SO_4.H_2O \text{ oder } CuSO_4.4NH_3.H_2O$$

kann als ein ſchwefelſaures Ammonium betrachtet werden, in deſſen Ammonium 2 Waſſerſtoffatome durch das zweiwertige Cuprammonium (ſ. oben 1 c) erſetzt ſind. Es entſteht als ſchönes blaues Kryſtallpulver, wenn eine Löſung von 1 Teil Kupfervitriol in 3 Teilen Ammoniak mit 6 Teilen Weingeiſt vermiſcht und ſtark geſchüttelt wird, oder in ſchönen großen tiefblauen Kryſtallen beim Überſchichten der ammoniakaliſchen Löſung mit Weingeiſt. Es war früher offizinell, findet ſich aber in der Deutſchen Pharmakopöe von 1882 nicht mehr.

7) Kupfer und Salpetersäure:

Kupfernitrat, salpetersaures Kupferoxyd $Cu(NO_3)_2$, kristallisiert $Cu(NO_3)_2.6H_2O$ wird erhalten durch Lösen von metallischem K., oder vorteilhafter von Hammerschlag, oder gerösteten Metallabfällen in Salpetersäure. Zerfließliche, leicht in Wasser und Alkohol lösliche blaue Kristalle, die beim Erwärmen zuerst ihr Wasser abgeben, dann unter Säureverlust basische, unlösliche Salze bilden und bei Glühhitze reines Kupferoxyd hinterlassen. Es dient als Bronzierflüssigkeit zum Brünieren von Eisen, in der Kattundruckerei, zur Darstellung von Kupferoxyd.

8) Kupfer und arsenige Säure:

Arsenigsaures Kupferoxyd, Scheeles Grün, Schwedisches Grün $AsCuHO_3$, grüne Malerfarbe, wird erhalten, indem 32 Teile eisenfreier Kupfervitriol in 480 Teilen heißem Wasser gelöst mit einer Lösung von 11 Teilen arseniger Säure und 32 Teilen Pottasche in 160 Teilen Wasser vermischt werden.

Arsenigsaures und essigsaures Kupferoxyd, s. Schweinfurtergrün.

9) Kupfer und Borsäure:

Kupferborat, borsaures Kupferoxyd, von Bolley empfohlene grüne Farbe, wird erhalten durch Vermischen der Lösungen von 1 Teil Kupfervitriol und 1½ Teilen Borax.

10) Kupfer und Chromsäure:

Kupferchromat, chromsaures Kupferoxyd $Cu_4CrO_7.5H_2O$ entsteht beim Fällen von Kupfervitriol mit neutralem chromsauren Kali bei 100° C. Das unter dem Namen chromsaures Kupferoxyd in der Färberei benutzte Präparat ist eine Lösung von chromsaurem Kupferoxyd-Ammoniak $Cu_3Cr_2O_9.5NH_3.H_2O$. Zur Darstellung desselben wird 1 Teil rotes chromsaures Kali in 20 Teilen heißem Wasser gelöst, 2 Teile Kupfervitriol zugefügt und mit einer Sodalösung versetzt, bis kein Aufbrausen mehr erfolgt. Der Niederschlag wird gründlich ausgewaschen, durch Pressen vom Wasser befreit und mit Ammoniak von 0,91 spezifischem Gewicht versetzt, bis eine klare grüne Lösung erfolgt ist.

11) Kupfer und Essigsäure:

Kupferacetat, essigsaures Kupferoxyd, s. Grünspan.

Die technischen Anwendungen des K. sind mannigfaltig. Zu Gußware taugt es im ungemischten Zustande nicht, weil es leicht undicht (blasig) wird; aber man fertigt daraus Blech und Draht, schmiedet daoon Kessel, prägt es zu Münzen u. s. w. Noch wichtiger wird es indessen durch die sehr wertvollen Legierungen, welche es durch Zusammenschmelzen mit andern Metallen bildet, und worunter das Messing und Tombak (K. mit Zink), die verschiedenen Arten Bronze (teils K. mit Zinn, teils mit Zinn und Zink, mitunter auch noch Phosphor enthaltend und dann Phosphorbronze [s. unter Bronze] bildend), das Neusilber oder Argentan (K. mit Zink und Nickel) als die bedeutendsten hervortreten, während auch die Versetzung des Arbeitssilbers und Arbeitsgoldes mit K. eine große Rolle spielt. (S. Kupferlegierungen und Legierungen.) Unter den chem. Verbindungen des K. sind zunächst jene mit Sauerstoff, das Kupferoxydul von roter und das Kupferoxyd von schwarzer Farbe, zu erwähnen. Ersteres färbt die Glasflüsse purpurrot, letzteres grün, und beide finden deshalb bei der Fabrikation farbiger Gläser, in der Emailmalerei, das Oxyd auch zum Grünfärben der Töpferglasur Anwendung. Die Zusammensetzungen des Kupferoxyds mit Säuren (die Kupferoxydsalze) sind sämtlich von entschiedener und oft sehr schöner Färbung, meist grün oder blau. Am wichtigsten unter denselben ist der Kupfervitriol (das schwefelsaure Kupferoxyd), welcher in den sog. Cementwässern aufgelöst in der Natur vorkommt, sonst fabrikmäßig in Menge bereitet wird und durch seine Zersetzung mittels des elektrischen Stroms, wobei sich K. in reinster metallischer Gestalt abscheidet, das Material zur Galvanoplastik (s. d.) liefert. Verschiedene Arten des essigsauren Kupferoxyds kommen als Grünspan (s. d.) zur Anwendung. Das Bergblau und das Berggrün sind kohlensaures Kupferoxyd; das Schweinfurtergrün besteht aus einer Verbindung von essigsaurem und arsensaurem Kupferoxyd. Das Bremerblau oder Bremergrün dagegen ist kein Kupfersalz, sondern wasserhaltiges Kupferoxyd (Kupferoxydhydrat). Das metallische K. wird von starken Säuren oxydiert und aufgelöst, von Salpetersäure äußerst heftig, von konzentrierter Schwefelsäure jedoch nur im Kochen. Schwächere Säuren, so namentlich die Pflanzensäuren (z. B. Essig) greifen es unter Mitwirkung der atmosphärischen Luft an, welche den Sauerstoff zu dessen Oxydation hergibt. Man muß es daher vermeiden, Speisen in kupfernen Gefäßen stehen zu lassen, oder besser die kupfernen Küchengeschirre verzinnen, da alle Kupferverbindungen giftig sind. Mehrere Kupferoxydsalze werden als Arzneimittel gebraucht.

Vgl. Bischoff, «Das K. und seine Legierungen» (Berl. 1865); ferner die Hand- und Lehrbücher der Metallurgie von J. Percy (in deutscher Bearbeitung von Fr. Knapp), Th. Richter, A. Ledebur, C. Stölzel, Br. Kerl. [gen 11), und Grünspan.

Kupferacetat, s. unter Kupfer(-Verbindun-

Kupferalaun (Cuprum aluminatum, Lapis divinus) veraltetes pharmaceutisches Präparat, wurde nach Angaben älterer Pharmakopöen folgendermaßen dargestellt: Kupfervitriol, Salpeter, Alaun, von jedem 16 Teile, werden bei gelinder Wärme zusammengeschmolzen und der Masse, nachdem sie vom Feuer entfernt ist, 1 Teil zerriebener Kampfer zugefügt, worauf das Ganze auf eine glatte Steinplatte ausgegossen wird.

Kupferammonium (Cuprammonium), s. unter Kupfer(-Verbindungen 1c und 6c).

Kupferantimonglanz oder Wolfsbergit, ein rhombisches Mineral von tafelartigem oder prismatischem Habitus, bleigrauer bis eisenschwarzer Farbe und starkem Glanz, der Härte 3,5 und dem spezifischen Gewicht von etwa 5. Die chem. Analysen führen auf die Formel $CuSbS_2$, die sich deuten läßt als $Cu_2S+Sb_2S_3$, entsprechend 25,41 Proz. Kupfer, 48,92 Antimon, 25,66 Schwefel; ein seltenes Erz, bis jetzt vorzugsweise nur zu Wolfsberg am Harz und zu Guadix in Granada gefunden.

Kupferasche, s. Kupferhammerschlag.

Kupferausschlag, s. Kupferrose.

Kupferbarilla, soviel wie Barillakupfer.

Kupferberg, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Stadtsteinach, 4 km östlich von Untersteinach, in rauher Gegend im Fichtelgebirge, mit (1880) 868 E., welche Schwefelkies und Kupferkies graben und Dachschiefer brechen.

Kupferberg, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Schönau,

2 km von Jannowitz, auf einer Höhe, welche der Bober umfließt, mit (1880) 599 E., die Bergbau auf Kupfer und Schwefelkies treiben.

Kupferblech, s. unter Blech.

Kupferbleiglanz oder Cuproplumbit, ein chilenisches Erz von schwärzlich bleigrauer Farbe, welches in feiner schlecht entwickelten regulären Kristallisation (meist bildet es nur körnige Aggregate) dem Bleiglanz folgt und chemisch eine isomorphe Mischung von Schwefelblei mit Schwefelkupfer ist, $2PbS+Cu_2S$.

Kupferblende, s. Zinkfahlerz.

Kupferblüte, s. Rotkupfererz.

Kupferborat, s. u. Kupfer (-Verbindungen 9).

Kupferbraun, Hatchetbraun, braune Wasserfarbe, wird erhalten durch Fällung einer Lösung von Kupferoxidvitriol mit Blutlaugensalzlösung.

Kupfercarbonat, s. Kupfer (-Verbindungen 5).

Kupferchlorid und **Kupferchlorür**, s. unter Kupfer (-Verbindungen 3a und b).

Kupferchromat, s. Kupfer (-Verbindungen 10).

Kupferclichés oder Galvanos, s. unter Clichieren und Galvanoplastik.

Kupferdraht, s. unter Draht.

Kupferdruck nennt man das Verfahren, in einer der verschiedenen Manieren der Kupferstechkunst (s. d.) oder Stahlstechkunst bearbeitete Platten, sowie neuerdings Heliogravüren, auf Papier abzudrucken. Dies geschieht auf einer Kupferdruckpresse, welche aus zwei gußeisernen, kreiscylindrisch abgedrehten Walzen besteht, die in einem Gestelle so übereinander liegen, daß die obere, die Laufwalze, von der untern, der Grundwalze, mittels eines Schraubenapparats genau parallel gestellt werden kann. Zwischen beiden Walzen befindet sich ein starkes Brett, der Drucktisch, auf welchen die aus Pappe oder Zinkblech bestehende Unterlage, dann die Kupfer- oder Stahlplatte, ferner als Überlage Filze oder wollene Drucktücher von verschiedener Stärke gelegt werden. Nun wird mittels des Sterns oder einer Kurbel und eines Räderwerks der einen Walze eine drehende Bewegung gegeben, welche diese der andern mitteilt; durch die Reibung wird der Drucktisch mit der darauf liegenden Platte, dem Papier und dem Zubehör zwischen den Walzen durchgezogen und dadurch der Abdruck erzielt.

Das zum K. verwendete Papier ist meist ein ungeleimtes von weichem, saugfähigem Stoff, selten ein geleimtes. Vor dem Abdruck wird das Papier von Fasern und Knötchen gereinigt und dann in reinem Wasser stark gefeuchtet. Die druckfertige, gut polierte Platte wird bei feinern Stichen erwärmt, dann mittels des Handballens von Musselin, sog. Tampon, und unter Anwendung leinener Tücher zur Reinigung der blanken Oberfläche in den tiefen Stellen des Stichs oder der Ätzung eingefärbt, und zwar in verschiedener Weise für die verschiedenen Stichmanieren; von der Geschicklichkeit im Einschwärzen sowie der Feinheit der Farbe hängt die Schönheit des Drucks ab. Die Abdrücke werden zwischen weichen Saugpappen getrocknet und zwischen sog. Preßspänen, feinen und festen Glanzpappen, in der Presse geglättet. Bei dem Druck mit mehrern Farben erhält jede Farbenplatte ihre Farbe und der Druck geschieht trocken, um dadurch das bei dem Trocknen gefeuchteten Papiers entstehende verschiedene Zusammenziehen zu vermeiden. Man druckt auch mehrere Farben von einer Platte, indem jede derselben mit einem kleinen Ballen auf die betreffenden Stellen getragen wird.

Eine einfachere Technik des Drucks ist der Kaltdruck oder das sog. Naßwischen; hierbei wird die Platte nicht erwärmt und schwächere Farbe verwendet. Für dieses Verfahren sind namentlich in Contouren ausgeführte Stiche geeignet.

Da selbst kräftig gestochene Kupferplatten höchstens 1500 gute Abdrücke geben, bediente man sich vielfach des Stahls, bis in neuerer Zeit durch die Erfindung galvanischer Vervielfältigung und galvanischer Verstählungen der Kupferplatten eine vollständige Schonung der Originalplatten ermöglicht wurde.

Kupfererze, s. unter Kupfer.

Kupferfirne, s. Kupferrose.

Kupferglanz (Kupferglas, Redruthit), eins der reichsten Kupfererze, dem rhombischen System angehörig, mit einem Prismenwinkel von 119° 35′, bildet gewöhnlich Kristalle, die wie niedrige hexagonale Säulen oder Tafeln oder wie flache hexagonale Pyramiden aussehen, auch Zwillingskristalle nach mehrern Gesetzen; doch finden sich mehr derbe und eingesprengte Massen. Die Farbe ist schwärzlich bleigrau, meist wenig glänzend, im Strich glänzender, die Härte 2,5 bis 3, das spezifische Gewicht 5,5 bis 5,8; die Milde ist größer als bei den meisten andern Erzen. Chemisch besteht das Mineral aus Halbschwefelkupfer, Cu_2S, mit 79,85 Proz. Kupfer und 20,15 Schwefel. Salpetersäure löst es in der Wärme unter Abscheidung von Schwefel vollkommen auf; vor dem Lötrohr schmilzt es leicht. Ein häufiges, wenn auch nicht gerade massenhaft vorkommendes Erz auf Kupfergängen und Lagern: zu Freiberg, Saalfeld, Mansfeld, zu Kupferberg und Rudelstadt in Schlesien, bei Moldova und Dognácska im Banat, in Cornwall (Gegend von Redruth), in Sibirien, bei Bristol in Connecticut. Im Zechstein von Frankenberg in Hessen sind kleine Zweige und Zapfen von fossilen Coniferen (Cupressites Ullmanni) in K. vererzt. Das künstlich in Kristallen erzeugte Halbschwefelkupfer bildet reguläre Kristalle, welche auch erhalten werden, wenn der natürliche rhombische K. geschmolzen wird und erstarrt.

Kupferglimmer (Chalkophyllit), ein seltenes rhomboëdrisches Mineral in kleinen perlmutterglänzenden, smaragdgrünen bis spangrünen tafelartigen Kristallchen, von Redruth in Cornwall und Nischni-Tagilskoi im Ural; in Säuren und Ammoniak leicht löslich. Von der chem. Zusammensetzung ist zwar bekannt, daß hier ein gewässertes thonerdehaltiges, arsenfaures Kupferoxyd vorliegt, doch gestatten die sehr differierenden Analysen nicht die Aufstellung einer Formel.

Kupferglucke, Eichenblatt (Lasiocampa quercifolia, s. Tafel: Insekten III, Fig. 11), ist der Vulgärname eines unserer schönsten, im Sommer fliegenden Spinner mit kupferroten, durch blaugraue Linien u. s. w. verzierten Flügeln. Die sehr schöne Raupe lebt auf Obstbäumen.

Kupfergrün, s. Auersberger Grün.

Kupfergrün, Kieselkupfer oder Chrysokoll, ein spangrünes oder bläulichgrünes Mineral in traubigen oder nierförmigen Gestalten, auch als Überzug und Anflug, von muscheligem Bruch und geringer Härte, an den Kanten etwas durchscheinend. Die Analysen führen auf die Formel $CuSiO_3+2H_2O$ mit 45,27 Proz. Kupferoxyd, 34,71 Proz. Kieselsäure, 20,52 Proz. Wasser; es findet sich häufig mit andern Kupfererzen zusammen, namentlich mit Malachit (s. d.).

Kupferhammer (an der Lutter), s. u. Brackwede.

Kupferhammerschlag oder Kupferasche, die beim Glühen des Kupfers sich bildende Oxydschicht, welche beim Schmieden in Form von Schuppen abfällt. (Vgl. Glühspan.)

Kupferindianer oder Atnas, ein Indianerstamm, welcher am Kupferflusse oder Atna im Territorium Alaska der Vereinigten Staaten von Amerika wohnt; er gehört seiner Sprache nach der Kinai-Völkerfamilie an.

Kupferindig oder Covellin, ein hexagonales Mineral in kleinen dünnen Tafeln, meist als derbe Platten, feinkörnige Massen oder erdiger Anflug von dunkelindigblauer bis schwärzlichblauer Farbe und schwachem, in den Metallglanz geneigtem Fettglanz; die Härte beträgt 1,5 bis 2. Es ist Einfach-Schwefelkupfer, CuS, mit der prozentarischen Zusammensetzung aus 66,5 Kupfer und 33,5 Schwefel, dazu etwas Blei und Eisen. Findet sich im Kupferschiefer von Sangerhausen, zu Leogang in Salzburg (als biegsame Tafeln), bei Badenweiler, in den Schlacken des Vesuvs, in Chile, Bolivia, Angola, massenhaft auf der Insel Kawau bei Neuseeland, in den Goldfeldern von Victoria in Australien und von Luzon. Dieselbe Verbindung von Schwefel und Kupfer kommt in den kelt. Gräbern am Salzberge bei Hallstatt auf alten Bronzen vor.

Kupferiodür, s. u. Kupfer (-Verbindungen 4).

Kupferkies oder Chalkopyrit, das verbreitetste unter allen Kupfererzen, aus welchem das meiste Metall dargestellt wird; gehört der sphenoidisch-hemiedrischen Abteilung des tetragonalen Systems an; die Kryſtalle, sehr oft verzerrt und vielfach verzwillingt, besitzen gewöhnlich pyramidaleu Habitus; am verbreitetsten sind derbe und eingesprengte Massen. Die Farbe ist messinggelb, oft goldgelb oder bunt angelaufen (dann leicht mit Buntkupfer zu verwechseln), der Strich schwarz, die Härte 3,5 bis 4, das spezifische Gewicht 4,1 bis 4,3. Der K. besteht wesentlich aus 34,6 Proz. Kupfer, 30,5 Eisen, 34,9 Schwefel und besitzt die empirische Formel $CuFeS_2$, welche man am zweckmäßigsten als das Sulfoferrit des Kupfers $Cu_2S + Fe_2S_3$ deutet. Bei dem Rösten entwickelt er schweflige Säure, auf Kohle schmilzt er ziemlich leicht unter Auflochen und Funkensprühen zu einer schwarzen magnetischen Kugel; in Salpeterſalzsäure ist er löslich unter Abscheidung von Schwefel. Von den vielen Fundpunkten seien genannt: Freiberg, Mansfeld, Goslar, Rheinbreitbach, Gegend von Siegen und Dillenburg, Kitzbühel, Schlaggenwald (Böhmen), Herrengrund (Ungarn), Cornwall, Falun, Röraas (Norwegen).

Kupferlasur oder Azurit, ein in schönen monokllinen, meist kurzsäulenförmigen oder dicktafelartigen Kryſtallen ausgebildetes Mineral von lasurblauer Farbe (mit einem Stich ins Rote) und starkem Glasglanz, aber nur geringen Spuren von Durchscheinenheit; Härte 3,5 bis 4; spezifisches Gewicht 3,7 bis 3,8. Die K. ist das basische Kupfercarbonat $Cu_3C_2O_7 + H_2O$, bestehend aus 69,21 Proz. Kupferoxyd, 25,57 Kohlensäure und 5,22 Wasser. Vor dem Lötrohr schmilzt sie und liefert ein Kupferkorn, in Säuren ist sie mit Brausen, und auch in Ammonial löslich. Das ausgezeichnetste Vorkommnis sind die bis faustgroßen konkretionären Kryſtallaggregate, welche in dem roten Sandstein von Chessy bei Lyon eingebettet liegen, und die Kryſtalldrusen vom Altai; andere Fundpunkte sind: Neu-Moldowa im Banat, Redruth in Cornwall, Phönixville in Pennsylvanien u. s. w. Durch allmählichen Austausch von Kohlensäure gegen Wasser wandelt sich die blaue K. oberflächlich und oft gänzlich in grünen Malachit um. Man braucht sie als Kupfererz zur Darstellung des Metalls, zur Bereitung von Kupfervitriol; erdige Varietäten von derselben chem. Zusammensetzung, aber viel leichter (das sog. Bergblau) wurden früher als blaue Farbe gebraucht.

Kupferlegierungen. Kupfer läßt sich mit fast allen Metallen zusammenschmelzen und gibt dabei Legierungen, von denen viele hohe technische Bedeutung haben. Kupfer und Zink liefert das Messing; dieselben Metalle mit etwas Zinn das Tombal, mannheimer Gold, Similor, Goldschaum; Kupfer und Zinn bilden die Bronze, Kanonenmetall, Glockenmetall; Kupfer und Nickel das Münzmetall, dieselben mit Zusatz von Zink das Neusilber, Argentan; Kupfer und Aluminiumlegierung ist die Aluminiumbronze.

Kupferminenfluß (Coppermine-River) Fluß im brit. Nordamerika, entspringt etwa unter 65° nördl. Br. im Point Lake, bildet zahlreiche Wasserfälle und mündet in den Coronationgolf des Nördlichen Eismeers.

Kupfernase, s. unter Kupferrose.

Kupfernickel, s. Rotnickelkies.

Kupferotter, soviel wie Kreuzotter.

Kupferoxyd, s. u. Kupfer (-Verbindungen 1b).

Kupferoxyd-Ammoniak, s. unter Kupfer (-Verbindungen 1c).

Kupferoxydhydrat, s. unter Kupfer (-Verbindungen 1b).

Kupferoxydsalze, s. Kupfer (-Verbindungen).

Kupferoxydul, s. Kupfer (-Verbindungen 1a).

Kupferoxydulsalze, s. unter Kupfer (-Verbindungen).

Kupferpecherz, ein in Begleitung von andern Kupfererzen derb oder stalaktitisch vorkommendes, leberbraunes bis kastanienbraunes, fettglänzendes Mineral, welches nach von Kobell als ein Gemenge von Eisenoxydhydrat und Kupfergrün zu betrachten ist; es bildet auch Pseudomorphosen nach Kupferkies und Fahlerz.

Kupferpräparate. Von den zahlreichen Kupferverbindungen, welche früher offizinell waren, hat die Deutsche Pharmakopöe von 1882 nur das Kupferoxyd und den Kupfervitriol beibehalten.

Kupferrauch, veralteter Name für Zinkvitriol.

Kupferröhren, aus Kupfer oder Kupferblech hergestellte Röhren, welche hauptsächlich für Dampfleitungen, Heißwasserheizungen, in Brennereien und Brauereien, bei Eismaschinen und physikalischen Apparaten Verwendung finden. Zur Herstellung derselben rollt man entweder einen Kupferblechstreifen zusammen, lötet ihn an der Fuge und zieht das Rohr auf einer Schleppziehbank (s. unter Draht) nach, welches Verfahren in Bezug auf Haltbarkeit mit Rücksicht auf die Lötstelle das weniger empfehlenswerte ist; oder man gießt ein dickes Kupferrohr und zieht dasselbe auf der Schleppziehbank mit Hilfe eines mit einem Dorn versehenen Ziehrings aus. Eine dritte Herstellungsweise der K. besteht darin, daß eine kreisrunde Blechscheibe mittels einer Presse in Gesenken allmählich zu einem dickwandigen Rohr ausgepreßt und dieses auf der Schleppziehbank ausgezogen wird.

Kupferrose (Kupferfinne, Kupferausschlag, Acne rosacea, gutta rosacea), eine ihrer Ursache entsprechende Hautkrankheit, welche sich nur im Gesicht, insbesondere auf der Nase (daher auch der Name Kupfernase) entwickelt und in ihren höhern Graden der Heilung schwer zugänglich ist. Das erste Symptom der K. besteht in einer ungewöhnlichen diffusen Rote der Nasenspitze, die anfangs nur nach dem Essen und nach erhitzenden Getränken eintritt, späterhin aber dauernd bleibt und eine schnelle Erweiterung der Blutgefäße, sowie die Bildung zahlreicher kleiner Finnenknoten (s. Akne) zur Folge hat. In den höhern Graden ist nicht nur die unförmlich angeschwollene Nase, sondern auch die benachbarte Stirn- und Wangengegend blutrot, kupferglänzend und mit größern und kleinern Höckern und Knollen besetzt. Die K. ist häufig die Folge einer schwelgerischen Lebensweise, insbesondere übermäßigen Wein- und Branntweingenusses, doch findet sie sich oft genug auch bei mäßigen Individuen, namentlich bei Frauen, welche an Menstruationsstörungen leiden oder in den klimakterischen Jahren stehen. Die Behandlung besteht in einer sorgsamen Regulierung der Diät, in der Beseitigung vorhandener Verdauungs- oder sonstiger Ernährungsstörungen, in zeitweiligen örtlichen Blutentziehungen und Skarifikationen, sowie in der Anwendung von Schwefelpasten, Jodglyzerin, Sublimat- und andern adstringierenden Lösungen.

Kupferrubin, s. Rubinglas.

Kupfersalmiak, s. unter Kupfer(-Verbindungen 6c).

Kupfersalze, soviel wie Kupferoxydverbindungen.

Kupfersand, soviel wie Barillakupfer.

Kupferschiefer, ein bituminöser dunkelschwarzer Mergelschiefer der Zechsteinformation, oberhalb des Rottliegenden als Flöz abgelagert, welches sich in der Gegend von Mansfeld und Eisleben durch seinen Gehalt an Kupfer und Silber auszeichnet, obschon Erzteilchen in der Regel gar nicht darin zu erblicken sind; nur hin und wieder treten Kupferglanz, Kupferkies, Buntkupfererz als kleine Partikelchen dem bloßen Auge hervor. Häufig finden sich in dem K. fossile Fischreste, welche der Schichtung parallel meist auf dem Rücken liegen und mit Kupfererzen überkrustet oder in eine glänzende kohlige Substanz umgewandelt sind. Der Bitumengehalt des K. beträgt 8—20 Proz., beim Brennen wird er grauweiß. Nur die untere, etwa 1 Dezimeter mächtige Lage des Kupferschieferflötzes ist im wesentlichen schmelzwürdig: erst 36 Ctr. des Schiefers liefern 1 Ctr. metallischen Kupfers und 250 g Silber. Trotz dieser Armut der Lagerstätte sind im J. 1883 226 000 Ctr. Kupfer und 136 900 Pfd. Silber aus dem mansfeldschen K. dargestellt worden, und der dortige uralte Bergbau und Hüttenbetrieb beschäftigt an 18 000 Mann. Das Flöz des K. ist in der geringen Mächtigkeit von 0,6 m mit merkwürdiger Konstanz durch den großten Teil von Mitteldeutschland zu verfolgen, ist aber an allen andern Orten so arm an Kupfer und frei von Silber, daß eine lohnende Metallgewinnung nicht stattfinden kann.

Kupferschlange oder Kreuzotter, s. Vipern. Eine andere Schlangenart dieses Namens kommt in Nordamerika vor. (S. Copperhead.)

Kupferschmied oder Kesselmacher (frz. chaudronnier; engl. copper-smith, kettle-maker), ein Handwerker, welcher Gefäße aus Kupfer für den Küchengebrauch, für Fabriken, Destillieranstalten u. s. w. verfertigt, sowie das Eindecken von Dächern mit Kupferblech besorgt. (S. Kupferschmiedearbeit.)

Kupferschmiedearbeit (frz. chaudronnerie, engl. copper-smith's work), im wesentlichen die Erzeugung kupferner Gefäße von verschiedener Art und Größe. Die hierzu erforderlichen Werkzeuge sind Hammer und Amboße. Die letztern sind teils gewöhnliche Schmiedeamboße, teils Vorstamboße, ferner der Stockamboß, auf welchem die runden Böden der Kessel und anderer Gefäße ausgedämmert werden, und das Sperrdorn. (S. unter Amboß.) Die Hämmer sind teils von Holz, teils von verstähltem Eisen und von verschiedener Form. Massive Gegenstände können aus glühendem Kupfer auf dieselbe Weise wie aus Eisen geschmiedet werden. Da jedoch das Kupfer sich nicht schweißen läßt, muß die Vereinigung mehrerer Stücke durch Löten, Verstemmen und andere Mittel hergestellt werden. Für die meisten, besonders größere Hohlgefäße, wird dem Kupferschmied die Vorarbeit von den Kupferhämmern geliefert, d. h. er erhält das Kupfer zu roh geformten, kesselartigen, flachen Gefäßen (sog. Schalen) oder mindestens zu kreisförmigen, in der Mitte etwas dickern Platten (Scheiben oder Böden) ausgeschmiedet, die er durch Schlagen mit Hämmern (Treiben) zu der verlangten Gestalt weiter ausbildet. Das Treiben geschieht größtenteils auf kaltem Wege; nur wenn dasselbe (z. B. bei beträchtlicher Tiefe oder komplizierter Form der Gefäße) so lange fortgesetzt werden muß, daß das Metall spröde werden und Risse erhalten könnte, ist ein öfteres Ausglühen notwendig. Manche Gegenstände, z. B. Kessel für Zuckerfabriken, Braupfannen, Branntweinblasen u. s. w., die sich ihrer Form und Größe wegen nicht aus dem Ganzen schlagen lassen, werden aus Blech gebogen oder aus mehrern Teilen zusammengesetzt, welche durch Falzen, Löten oder kupferne Nieten verbunden werden.

Viele kupferne Gefäße werden, um beim Gebrauch die Oxydation des Kupfers zu vermeiden, inwendig verzinnt; manche bleiben äußerlich ganz roh, d. h. mit dem aus Kupferoxydul bestehenden braunroten Überzug versehen, der durch das Glühen entstanden ist und den man öfters durch Einreiben mit gepulvertem Rötel zu verschönern sucht, während andernfalls diese Glühspandecke durch Ablöschen der glühenden Gegenstände in Wasser abgesprengt wird. Solche Stücke, welche Glanz haben müssen, werden mit verdünnter Schwefelsäure nachgebeizt, mit polierten Hämmern auf gleichfalls polierten Amboßen blank gehämmert, zuweilen auch noch mit Bimsstein und Wasser, dann mit Holzkohle und Wasser geschliffen, endlich mit dem Polierstahl oder Tripel poliert. Andere Kupferwaren werden bronziert oder braun gemacht und erhalten den gewünschten Glanz durch nachträgliches Blankhämmern und schließliches Abreiben mit auf Leder aufgetragenem Kolkothar und Graphit.

Zu den Arbeiten des Kupferschmieds gehört auch das Eindecken der Dächer mit Kupferblech, wobei die Blechtafeln an den Rändern durch doppelten Falz (s. unter Blechbearbeitungsmaschinen, Bd. III, S. 152*) vereinigt und dann mittels Nägel und sog. Heftbleche (kleiner, mit in den Falz hineingebogener Blechstücke) auf der hölzernen Verschalung befestigt werden.

Kupferschwärze ist ein amorphes erdiges Erz von bräunlichschwarzer und bläulichschwarzer matter Farbe, sehr weich bis zerreiblich, welches traubige, nierenförmige Massen und Überzüge bildet, die sich in Salzsäure leicht lösen. Die chem. Zusammensetzung scheint nicht konstant zu sein, das Mineral ist wahrscheinlich bloß ein Gemenge der wasserhaltigen Oxyde von Mangan, Kupfer und Eisen; es ist bekannt aus der Gegend von Freiberg und Siegen, von Lauterberg am Harz, von Oravicza im Banat.

Kupfersilberglanz oder Silberkupferglanz, ein rhombisches Erz, völlig isomorph mit Kupferglanz und mit Alanthit, gewöhnlich indessen nur in derben Massen, als Platten ausgebildet; die Analysen ergeben 53,1 Proz. Silber, 31,2 Kupfer, 15,7 Schwefel, was auf eine gleichteilige Mischung von Halbschwefelsilber (Ag_2S) mit Halbschwefelkupfer (Cu_2S) schließen läßt. Es ist stark glänzend, schwärzlichbleigrau und sehr milde. Vorkommnisse kennt man bei Rudelstadt in Schlesien, in Chile, Peru und Argentinien.

Kupfersmaragd, s. Dioptas.

Kupferstahldraht (engl., Compound Telegraph Wire) ist ein mit einem Überzuge von Kupfer belleideter Stahldraht, dessen Kern große Dauerhaftigkeit und dessen Umhüllung große elektrische Leitungsfähigkeit bedingt. Derselbe wird vielfach für Telegraphenleitungen verwandt.

Kupferstecher (Bostrichus chalcographus *L.*) ist der Name eines höchst schädlichen, die Gipfel und Astspitzen der Fichten anfallenden Borkenkäfers.

Kupferstechkunst (Chalkographie) nennt man die Kunst, auf Metall zum Abdrucken zu arbeiten. Die älteste und vornehmste unter den verschiedenen Stichgattungen ist die Grabstichelmanier, so benannt von den dazu angewendeten Grabsticheln (Stahlstiften von verschiedener Stärke und verschiedenem Anschliff), womit zuerst das Vorbild auf die blanke Platte gepaust, nachher die Zeichnung und Schattierung leicht angelegt und zuletzt die Striche (Taillen, Schraffierungen) mehr oder weniger tief eingegraben werden. Den ersten Anstoß zu dieser Manier gaben die Goldschmiede, die sich zum Gravieren jener Werkzeuge bedienten und schon früh die Gewohnheit hatten, ihre sog. Nielloarbeiten (s. d.) vor dem Ausfüllen mit der schwarzen Masse in Schwefel abzugießen, um zu sehen, wie die Arbeit geraten würde. Es lag sehr nahe, hierzu, anstatt des Schwefelabgusses, die Platte selbst einzuschwärzen und davon mit der Hand oder einer Handwalze einen Abdruck auf angefeuchtetem Papier zu machen. Doch verfiel man darauf erst um die Mitte des 15. Jahrh., nachdem schon längere Zeit der Druck der Holzschnitte handwerksmäßig geübt worden war.

Aus diesem Verfahren entsprang indes keineswegs, wie man gewöhnlich meint, die eigentliche K. in dem jetzigen Sinne. Wo und wann die Walzenpresse zuerst aufgekommen und angewendet worden, ist streitig; Italien und Deutschland machen beide Anspruch auf diese Erfindung. Die Streitfrage schien sich zu Gunsten Italiens zu entscheiden, als der Abbate Zani in dem Kupferstichkabinett zu Paris einen Papierabdruck von der berühmten Pax (Krönung Mariä) auffand, welche Maso Finiguerra 1452 für San-Giovanni in Florenz verfertigte, wo sie noch jetzt als schöne Goldschmiedearbeit aufbewahrt wird. Jener Abdruck ist jedoch ohne alles Preß- und Maschinenwerk, durch bloßes Anreiben des aufgelegten feuchten Papiers mit einem Cylinder verfertigt, also kein eigentlicher Kupferstich. Da Finiguerra noch zehn Jahre später lebte und demungeachtet von einer für das Abdrucken gestochenen Platte kein einziges Blatt existiert, das ihm mit einigem Recht zugeschrieben werden könnte, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er von der Handwalze aus nicht zu der für den Kupferdruck erforderlichen Walzenpresse hingelommen. Abgesehen davon gibt es Kupferstiche unstreitig deutschen Ursprungs, welche die Jahreszahl 1441 (Passion) und 1451 (Madonna mit Kind) tragen und keineswegs wie erste Versuche aussehen. Vollends die zahlreichen Stiche des Meisters E. S. vom J. 1466 sind ohne eine lange vorhergehende tüchtige Ausbildung der Stich- und Drucktechnik gar nicht denkbar. Die Italiener haben dagegen kein Stück ihrer alten Kupferstecher von so hohem und gewissem Datum aufzuweisen. Die Kupferstiche zu den florentinischen Drucken des «Monte Sancto di Dio» von 1477 und des «Dante» von 1481 zeigen ein in jeder Hinsicht mangelhaftes Druckwesen: Unsicherheit im Handhaben der Presse, Unbekanntschaft mit dem Zubereiten einer kräftigen Schwärze, mit dem Einschwärzen, Wiederabwischen und Bedrucken der Platten. Sogar die spätern Proben des ital. Kupferdrucks aus dem 15. Jahrh., die berühmten 24 Muster zu Teller- und Schalenverzierungen der ehemaligen Ottoschen Sammlung und die 50 Blätter des unter dem irrigen Namen «Gioco di Mantegna» bekannten allegorischen Bilderbuchs erscheinen, was den Druck betrifft, noch sehr matt, anfängerhaft und schmutzig in Vergleich mit den äußerst scharf, rein und glänzend gedruckten Kupferstichen des Martin Schongauer und anderer gleichzeitiger deutscher Meister.

Die gewöhnliche Annahme, welche die Italiener zu Erfindern der K. und Kupferdruckerei macht, ist also bei weitem ungegründeter als die Meinung, welche die Ehre dieser beiden Erfindungen den Deutschen zuerteilt, obwohl hierüber keine positiven Beweise vorhanden sind. Unstreitig haben die ital. Stecher des 15. Jahrh. die Vorzüge der damaligen ital. Kunst überhaupt, eines reinern Stils und Geschmacks, einer bessern Zeichnung, Anordnung, Gewandung und Bewegung vor den altdeutschen Meistern derselben Zeit voraus; aber in der Führung des Grabstichels, in der Art der Licht- und Schattengebung, in der Zahl und im Druck ihrer Werke, kurz in allem Technischen können sie sich mit den letztern nicht messen und daher auch nicht für ihre Vorgänger gelten. Erst Marcantonio Raimondi, Zeitgenosse Rafaels, dessen Zeichnungen er stach, unter der unmittelbaren Aufsicht und Anleitung dieses Meisters, brachte die K. in Italien zu dem hohen Grade von Ausbildung, den sie schon früher in Deutschland durch Albrecht Dürer und in den Niederlanden durch Lukas von Leiden erreicht hatte. Die Werke der genannten drei Meister bezeichnen den Gipfelpunkt der ältern Stichmanier, die besonders daran ihre charakteristischen Merkmale hat, daß sie hauptsächlich auf Form hinarbeitet und für das getreue Wiedergeben farbloser Zeichnungen sich an den einfachsten Schraffierungen genügen läßt. Bald aber wurden diese Hauptzwecke andern untergeordnet. Man strebte nach gekünstelten Taillen und Strichlagenverbindungen, wozu Goltzius, Sadeler und andere weniger bedeutende Künstler das Beispiel gaben, bis im 17. Jahrh. Rubens wie in

der Malerei so auch in der Kupferstecherei eine neue Epoche herbeiführte. Von den Gouachezeichnungen, welche den in seine Nähe gezogenen Stechern als Vorbilder dienten, sowie von den Probeabdrücken ihrer unfertigen Platten sind noch gegenwärtig manche mit Retouchen von seiner eigenen Hand vorhanden. So entstanden die trefflichen Blätter von Lukas Vorsterman, Paul Pontius, Schelte von Bolswert; Peter Soutman, Jonas Suyderhoef, Cornelis Visscher, in welchen Farbe und Effekt der Originale ohne Vernachlässigung der Zeichnung und des Charakters musterhaft nachgebildet sind. Im weitern Verlauf des 17. Jahrh. erwarben sich franz. Meister um die K. großes Verdienst. François de Poilly und Robert Nanteuil bewiesen in der freien und leichten Handhabung des Grabstichels eine bedeutende Geschicklichkeit, welche Antoine Masson zu solcher Meisterschaft steigerte, daß er mit dem Grabstichel nicht bloß Formen und Farbentöne, sondern auch Kleiderstoffe, Waffen, Federn, Haare, überhaupt alle Gegenstände auf das glücklichste nachzuahmen wußte.

Die letzte klassische Vollendung erhielt die K. durch Gérard Edelinck, der in seinen noch unübertroffenen Werken die bisherigen Richtungen, die plastische und die malerische, vollkommen ausglich und zur schönsten Zusammenwirkung vereinigte. Mit Recht gilt daher das 17. Jahrh. für das goldene Zeitalter der K. Von den nächstfolgenden Kupferstechern arbeiteten die beiden Drevet noch mit ausnehmendem Erfolge nach den Grundsätzen und im Geiste der klassischen Meister fort; andere hingegen, wie J. J. Balechou und J. F. Beauvarlet, verringerten die Verdienste und Vorzüge ihrer Werke durch einseitiges Verfolgen malerischer Richtungen in einer Kunst, welche des Farbenzaubers entbehrt. Doch sah man neben und unter großen Verirrungen manche gute Erscheinung auftauchen, und das silberne Zeitalter der Kupferstecherei ist noch reich an berühmten Persönlichkeiten, wie G. F. Schmidt, J. G. Wille, G. Volpato, D. Cunego, R. Strange, W. Woollett, W. Sharp, J. G. von Müller, Rafael Morghen. Lassen auch die Arbeiten der Genannten hinsichtlich der Zeichnung und der Wahrheit des Ausdrucks oft zu wünschen übrig, so erscheint darin die Darstellung bis zur höchsten Eleganz, Zartheit und Lieblichkeit ausgebildet.

Die Technik, nunmehr in den Besitz reicherer Mittel gelangt, erhielt mannigfaltigere Ausdehnung. Die alten Meister arbeiteten ausschließlich mit dem Grabstichel, und selbst bei den jüngern findet sich noch keine vereinte Anwendung der Radiernadel und des Grabstichels. Im 17. Jahrh. bedienten sich freilich die Maler des letztern zur Nachhilfe bei ihren radierten Platten, allein die Kupferstecher jener Zeit hielten sich an die reine Grabstichelarbeit. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. kam es bei diesen in Gebrauch, die Platten vermittelst der Radiernadel bis zu einem gewissen Grade vorzubereiten und dann mit dem Grabstichel auszuführen. Zu den Arbeiten dieser Handwerkszeuge fügte man noch diejenige der Schneidenadel hinzu, und seitdem wurde nur selten mit dem Grabstichel allein gearbeitet. Man pflegte gewöhnlich mehrere Bearbeitungsweisen miteinander zu verbinden, was freilich oft die Technik des Stiches als bloße Virtuosität an sich hervortreten und zur Manierirtheit ausarten ließ. In neuerer Zeit begannen die Franzosen, nach dem Beispiele Davids, zuerst wieder einen strengen Stil und eine festere Zeichnung auch in die K. einzuführen und fanden Nachfolger unter den Deutschen und Italienern. Viele Leistungen von Boucher-Desnoyers, Richomme, Forster, Müller dem Jüngern, Longhi, Toschi u. a. erinnern, trotz der modernen Behandlung und manchmal ungenügend treuer Wiedergabe des Originals, durch Gediegenheit der Technik an die Arbeiten der bessern frühern Epoche. In neuerer Zeit endlich erlangten Calamatta, Mercuri, Henriquel-Dupont, J. Felsing, J. Keller, M. Steinla, E. Mandel, J. Burger großen Ruf.

Eine andere Stichgattung, die Radier- oder Ätzkunst, erfordert folgendes Verfahren. Ist die Platte über einem gelinden Kohlenfeuer gehörig erwärmt, so wird sie grundiert, d. h. mit einem Firnis oder Ätzgrund überzogen, den man von Kerzen- oder Lampenrauch gleichmäßig schwarz anlaufen läßt. Sodann macht man von der auf die Platte zu bringenden Originalzeichnung eine Pause, die, je nachdem man sie in gerader oder verkehrter Richtung auftragen will, entweder auf der Vorder- oder Rückseite mit Rötel eingerieben und am Plattrande befestigt wird, und fährt hierauf, mit einer stumpfen Radiernadel leicht aufdrückend, auf allen Umrißlinien herum, wodurch die Zeichnung rot auf dem Ätzgrunde zu stehen kommt. Zum Radieren selbst bedient man sich mehrerer Radiernadeln von verschiedener Stärke und mit gleichmäßig rund abgeschliffener Spitze, weil sie das Kupfer bloß aufreißen, aber nicht in dasselbe einschneiden dürfen. Ist die Radierung beendigt, so versieht man die Platte mit einem Rande von Klebewachs, dessen kleine Wände das aufgegossene Scheidewasser stauen, und gibt nun Acht, daß das Scheidewasser nicht alle Nadelrisse gleich tief in das Kupfer einfrißt. Die zart behandelten Teile darf es nur ganz leicht anfressen, was in einer halben Stunde geschehen sein kann. Alsdann gießt man das Scheidewasser ab, läßt die Platte trocknen und deckt mit dem Deckfirnis (Mischung aus Öl und Talg oder auch Asphaltlack) alles, was hinlänglich geätzt zu sein scheint. Das weitere Ätzen geschieht, indem mnn stufenweise fortdeckt bis zu den stärksten Partien, wo das Scheidewasser am tiefsten ätzen soll und also am längsten fressen muß. Zum Nacharbeiten an einzelnen, zu schwach ausgefallenen Stellen bedient man sich schärfer, starterer Nadeln, womit man, ohne Grunbierung und Ätzung, auf das bloße Kupfer radiert, weshalb die Nadeln «kalte» oder «trockene» (pointes sèches), auch Schneidenadeln heißen. Die Kunst, mit ätzender Flüssigkeit auf Stahl und Eisen zu gravieren, war in Italien schon im Mittelalter bekannt und bei den dortigen Plattnern für Verzierung von Harnischen, Schilden und dergleichen Waffenstücken gebräuchlich. Die Entstehung der Ätzkunst im heutigen Sinne, d. h. des Verfahrens, radierte Eisen- und Kupferplatten zum Behufe des Abdruckens anzuätzen, läßt sich erst zu Anfang des zweiten Decenniums im 16. Jahrh. nachweisen, nachdem schon der niederländ. Meister vom J. 1480 Versuche mit der Radiernadel angestellt hatte. Die frühesten für den Druck geätzten Platten sind aus den J. 1510, 1512, 1515 und von A. Dürer, welcher darum gemeiniglich für den Erfinder der Ätzkunst gilt.

Von den Italienern wird das Auffinden dieser Kunst, mit Berufung auf eine Stelle in der ersten Ausgabe von Vasaris Künstlerbiographien, dem

Francesco Mazzuoli zugeschrieben, der um so weniger Anspruch darauf machen kann, als schon eine geraume Zeit vorher Marcantonio das Radieren zu solchem Zwecke betrieb. Es gibt in der That von diesem berühmten Kupferstecher eine namhafte Anzahl geätzter Blätter, die zuerst von Mariette erkannt wurden, seitdem aber unbeachtet blieben. Diese kleinen Stücke sind nicht viel jünger als die ältesten datierten Radierungen A. Dürers. Francesco Parmigianino und sein Nachahmer Andrea Schiavone arbeiteten sodann in zarter, geistreicher Art viele Ätzblätter, die großen Beifall fanden und die allgemeinere Anwendung der Radierkunst beförderten. Die Möglichkeit, mit spielender Nadel malerische Motive und Ideen hinzuwerfen und auf die leichteste Art zu vervielfältigen, hatte zu viel Lockendes, und bald war fast kein irgend bedeutender Maler, der nicht das Radieren als Nebenzweig trieb. Die berühmtesten Künstler, die sich darin hervorthaten, sind die Carracci, Ribera, Salvator Rosa, Callot, Claude Lorrain, van Dyck, Rembrandt, der größte von allen. Hieran reihen sich die trefflichen niederländ. «Kleinen Meister», die sich fast alle mit Radieren beschäftigten, und von welchen Wouwerman, Ruysdael, van der Does es bei wenigen Versuchen bewenden ließen, wogegen A. van Ostade, Dusart, Bega, Paul Potter, Berchem, Karel Dujardin, A. van der Velde, J. Both, van Everdingen, Waterloo und viele andere sich als sehr produktive Künstler in dieser Stichgattung bewiesen. Unter den Radierern späterer Zeit sind J. Sylvestre, S. Leclerc, J. J. de Boissieu, Chodowiecki, Dietrich, Klein, Hogarth, Goya besonders geschätzt.

Vgl. Huber und Rost, «Handbuch für Kunstliebhaber» (9 Bde., Zür. 1796—1804); Bartsch, «Anleitung zur Kupferstichkunde» (2 Bde., Wien 1821); derselbe, «Le peintre-graveur» (21 Bde., Wien 1803—21); Passavant, «Le peintre-graveur» (6 Bde., Lpz. 1860—64); G. Duplessis, «Histoire de la gravure» (Par. 1880); Robert-Dumesnil, «Le peintre-graveur français» (9 Bde., Par. 1835—65); Andresen, «Die deutschen Malerradierer des 19. Jahrh.» (Bd. 1—4, Lpz. 1866—70; Bd. 5, von Wessely, Lpz. 1874); derselbe, «Der deutsche Peintre-Graveur oder die deutschen Maler als Kupferstecher nach ihrem Leben und ihren Werken vom letzten Drittel des 16. bis zum Schluß des 18. Jahrh.» (Bd. 1—4, Lpz. 1864—74).

Die **Punktierkunst** betrieb man in ältern Zeiten mit der Goldschmiedspunze, einem Stift vom härtesten Stahl, unten mit feinen Spitzen versehen, durch welchen vermittelst eines Hammers die Punkte in die Platte geschlagen wurden. Die frühesten mit diesem Werkzeuge ausgeführten Blätter sind höchst wahrscheinlich die im Anfange des 16. Jahrh. von dem ital. Kupferstecher G. Campagnola verfertigten Stücke. Das Vorzüglichste in der Punzenarbeit leistete J. Lutma, ein amsterdamer Goldschmied, um 1681. Später gebrauchte man neben der Punze den Grabstichel und selbst die Schneidenadel zur Nachhilfe bei punktierten Stichen. Diese verfeinerte Manier wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. in England sehr beliebt, brachte jedoch, außer einigen Blättern von Bartolozzi, eben nichts Erhebliches hervor und wird jetzt nur selten geübt. Auch bediente man sich dabei der Rouletten, kleiner, scharfspitziger Rädchen, die an einem Heft oder Griff, mit scharfem Aufdrücken der Hand, über die Platte hingeführt werden, sodaß darauf die Punkte entstehen. Hieraus bildete sich die **Kreide- oder Crayonmanier**, auf deren Erfindung drei franz. Künstler des 18. Jahrh., der ältere Desmarteaux, Lefrançois und Magny, Anspruch machen, und welche jetzt durch die Lithographie verdrängt ist.

Die **Schwarz- oder Schabkunst** (bei den Italienern **Mezzotinto**) hat ihren Namen daher, weil bei derselben, ganz entgegengesetzt von den andern Stichmanieren, aus dem Dunkeln ins Helle gearbeitet und hierzu das Schabeisen angewandt wird. Vermittelst der sog. Wiege (einem breiten Stemmeisen mit gebogener, aus lauter feinen Spitzen bestehenden Schneide) übergeht man nämlich zuerst die blankgeschliffene Platte nach allen Seiten und versetzt dieselbe durch starkes Aufdrücken in solchen Zustand, daß sie mit lauter feinen, in das Kupfer eingedrungenen Punkten übersäet ist und wie ein ganz gleichmäßig schwarzes Blatt aussieht. Nun wird der Umriß durch eine Pause darauf gebracht und alsdann das starke Dunkel geschwächt, indem man mit Schabeisen und Polierstahl die Platte an den erforderlichen Stellen lichtet und allmählich Mitteltöne und ganze Lichter hervorbringt, bis die Zeichnung mit allen ihren Schattenabstufungen zum Vorschein kommt. Diese Art geht allerdings schneller von statten und die Wirkungen sind weicher als beim Stechen und Radieren; aber es fehlt ihr an Bestimmtheit und sie eignet sich wenig für mannigfaltige, freie und geistreiche Behandlung. Sie ist eine Erfindung des landgräflich hess. Kammerjunkers L. von Siegen (1639—41). Sein Schüler, der Prinz Ruprecht von der Pfalz, brachte sie nach England, wo sie mit Eifer und Erfolg ausgebildet wurde; man nennt sie deswegen auch die **Englische Manier**. Der ältere Smith, V. Green, J. Mac Ardell, Richard Earlom lieferten darin das Gelungenste. Vgl. Graf L. de Ladorde, «Histoire de la gravure en manière noire» (Par. 1839).

Die **Bunt- oder Farbenstichmanier** unterscheidet sich im Technischen von der Schwarzkunst nur dadurch, daß diese zur Hervorbringung der Abdrücke bloß einer Platte bedarf, zu jener aber mehrere Platten erforderlich sind, von welchen jede mit einer besondern Farbe gedruckt wird. Man verdankt diese Erfindung dem aus Frankfurt a. M. gebürtigen Maler J. Chr. Le-Blon. Derselbe machte um 1720 in London die ersten Versuche damit und ging 1737 nach Paris, wo er einen Nachfolger fand in Gautier d'Agoty, der seine Manier glücklich auf Abbildung anatom. Figuren anwandte. Vgl. Le-Blon, «Nouveau genre de peinture, ou l'art d'imprimer des portraits et des tableaux en huile» (Lond. 1722). Die **Tuschmanier** scheint zu gleicher Zeit von Verschiedenen und auf verschiedene Art erfunden zu sein. Die van dem Franzosen J. B. Leprince um 1770 aufgebrachte Art wurde van dem Engländer P. Sandby vervollkommnet und erhielt den Namen **Bister- oder Aquatintamanier** (s. **Aquatinta**), die in neuerer Zeit in Frankreich tüchtige Bearbeiter an Jazet, Girard u. a. hatte und so weit um sich griff, daß sie leider die erstern Stichgattungen in Ungunst und Abnahme brachte. C. Ploos van Amstel in Amsterdam erfand um 1765 eine andere Art, vermittelst welcher er Kreide-, Tusch- und Farbenzeichnungen täuschend nachahmte. Weder Janinet noch Debucourt, die zu Paris auch Blätter in dieser Manier verfertigten, erreichten ihn an Trefflichkeit, obschon beide geschickte Künstler waren, und die Hervor-

bringungen der neuerdings aufgekommenen Chromolithographie (ſ. Farbendruck) ſind gegen die von ihr verdrängten Tuſch- und Farbenſtiche ſehr dürftig.

In der neueſten Zeit hat die Heliographie (ſ. d.), deren Verfahren im weſentlichen auf einer Verbindung der Photographie mit dem Stiche beruht, große Fortſchritte (Paris, Berlin) gemacht. Die Furcht, daß durch dieſelbe die eigentliche Gravure ganz in den Hintergrund werde gedrängt werden, erſcheint wenig begründet, da ihre Güte von der Tüchtigkeit des Stechers, welcher die photographiſche Grundlage bearbeitet, abhängt, die ſtetige Übung des Kupferſtichs zur Vorausſetzung hat. (Vgl. Kupferſtiche.)

Kupferſtiche nennt der Sprachgebrauch ſehr uneigentlich die Abdrücke, die mit Druckerſchwärze oder andersfarbiger Flüſſigkeit auf Papier, Pergament, Atlas u. ſ. w. von Stichen auf Metallplatten gemacht werden. Die älteſten graoierten Platten, von welchen man wenige Abdrücke mit der Handwalze machte, waren von edelm Metall, aber nicht zum Druck beſtimmt. Kupfer-, Zinn- und Eiſenplatten traten an deren Stelle, als man auf die Idee kam, von graoierten Platten Abdrücke in großer Anzahl mittels der Walzenpreſſe zu ziehen. Zinn und Eiſen bewieſen ſich aber nicht ſtichhaltig und wurden bald aufgegeben; man gebrauchte ausſchließlich Kupfer, bis in neuerer Zeit auch noch Stahl und Zink an die Reihe kamen.

Je nachdem dabei die Grabſtichel- oder Radiernadelarbeit allein oder überwiegend angewandt iſt, unterſcheidet man zwei Hauptklaſſen: eigentliche Kupferſtiche und Radierungen. Der Grund dieſer Einteilung bezieht ſich nicht bloß auf das Mechaniſche, ſondern auch auf das Weſentliche der Bearbeitungsart. Radierungen ſind meiſtens von Malern erfunden und häufig in Einem Zuge ausgeführt; ſie haben den ganzen Reiz geiſtreicher Originalgedanken, die volle Freiheit des leichten, ſpielenden Vortrags. K. hingegen ſind Übertragungen auf Kupfer. Beide Arten dieſer kleinen Kunſtwerke wurden ſeit ihrer Entſtehung geſchätzt und geſammelt, wozu namentlich der Abbé von Marolles um die Mitte des 17. Jahrh. in Frankreich das Beiſpiel von großartigem Maßſtabe gab. Nach ihm erlangten beſonders Mariette, Silveſtre, Baſan, Paignon-Dijonval, Graf Rigal, Durand, Debois in Paris, Bankier Winckler in Leipzig, Graf Fries in Wien, Ploos van Amſtel, Baron Verſtolk van Soelen in Amſterdam, Reynolds, Mark Maſtermann Sykes, Herzog von Buckingham in London den meiſten Ruf als Kupferſtichſammler. Dieſelbe Sammlerluſt ward auch bei den Fürſten rege, und aus ſolchen königl. Sammlungen entſtanden die öffentlichen Kupferſtichkabinette in London, Paris, Dresden, Berlin und Wien, die als die reichſten und vollſtändigſten berühmt ſind. Gleichzeitig machten ſich die K. unter Glas und Rahmen als Zimmerverzierungen geltend und verdrängten die Malereien aus den Wohnungen der Kunſtliebhaber, was einen beträchtlichen Einfluß auf die bildenden Künſte gehabt hat. Gegenwärtig ſind K. ein Hauptzweig des Kunſthandels. Der urſprüngliche Preis war mäßig. Albrecht Dürer auf ſeiner Reiſe in den Niederlanden (1520) verkaufte eins ſeiner Hauptblätter, Adam und Eva, um 4 Stüber, und etwa 50 Jahre ſpäter wurde ein ganzer Druck ſeiner Werke nur auf 36 Fl. angeſchlagen. Im 17. Jahrh. trifft man jedoch bereits Rembrandts berühmtes Hundertguldenblatt, ſo benannt von der Summe, die ſich der Künſtler für jedes Exemplar bezahlen ließ. In neuerer Zeit ſind die Preiſe außerordentlich geſtiegen. Ein Abdruck des erſten Plattenzuſtandes von dem genannten Hundertguldenblatt wurde in einer Verſteigerung zu London 1868 für 1100 Pfd. St. verkauft, und ein Abdruck des zweiten Plattenzuſtandes von Rembrandts Porträt des Bürgermeiſters Six, 1877 in Paris, bis zu 17000 Frs. hinaufgetrieben. Abgeſehen von der Seltenheit, iſt der Preis von der Güte des Abdrucks bedingt.

Die verhältnismäßige Schönheit und oft auch die Seltenheit der Abdrücke iſt an Kennzeichen gebunden, die entweder die Stufenfolge der Plattenzuſtände oder die Zeitfolge der Auflagen konſtatieren. Bei den Werken der alten Meiſter unterſcheidet man im allgemeinen nur «frühere» oder «ſpätere» Drucke und man verſteht unter erſtern die von den noch friſchen Platten gemachten Abzüge, welche die Meiſter ſelbſt beſorgten, die zugleich Stecher, Drucker und Verleger und in dieſer dreifachen Eigenſchaft gleich gewiſſenhaft waren. Die Zahl der von ihnen in Umlauf geſetzten Exemplare ging ſelten über etliche tauſend, und Lukas von Leiden ſoll auf ſeinen guten Namen ſo eiferſüchtig geweſen ſein, daß er alle Fehldrucke vernichtete. Aus dem Nachlaſſe der Künſtler aber gelangten die Platten in den Beſitz von Erben oder Kunſthändlern, die ſie um ſo rückſichtsloſer abdrucken ließen, je erglebiger die Ausbeute war. Daher rühren die vielen ſchlechten Abdrücke, wie ſie in den Sammlungen und Verſteigerungen meiſt vorkommen. Durch das fortwährende Abwiſchen des Plattengrundes wurden die ſcharfen Schnittränder allmählich abgeſcheuert und wegpollert, ſodaß die zartern Teile immer ſchwächer, und zuletzt gar nicht mehr zum Vorſchein kamen, die kräftiger gearbeiteten Stellen durch das Einbrechen der Strichlagen zu dunkeln Flecken wurden und die nunmehrigen Abdrücke aller Klarheit und Harmonie ermangelten. Wenn demungeachtet noch Beſtellungen einglngen, ſo wurden die abgenutzten Platten «aufgeſtochen» (retouchiert), d. h. ſtellenweiſe oder ganz überarbeitet, indem man die Schattenpartien mit Zwiſchenſtrichen (ſog. Kreuzſchraffierungen) verſtärkte oder anderweitige Zuſätze machte, um wieder mehr Wirkung und Haltung hervorzubringen.

Manche alte Platten ſind von Hand zu Hand, von Generation zu Generation übergegangen und wenn ſie abgenutzt waren, wieder aufgeſtochen worden. Einzelne Werke von Marcantonio machten noch in neuerer Zeit in ganz ſchwachen Abdrücken einen Handelsartikel der päpſtl. (jetzt königl.) Kupferdruckerei zu Rom aus. Die Chalkographie des pariſer Muſeums beſitzt die zahlreichſte Sammlung aller Kupferplatten und verkauft davon fortwährend neue Abdrücke. Auf Stichen aus älterer Zeit, wo der Meiſter ſelbſt den Verlag ſeiner Werke betrieb, findet man keinen Verlegernamen, ſondern bloß den Namen oder das Namenszeichen des Stechers. Als aber ſpäter der Künſtler das Verlagsgeſchäft einem Unterhändler übertrug oder auch für ſeinen Verleger arbeitete, ſo überließ oft, nachdem die erſte Nachfrage des Publikums befriedigt war und der Druck das Aufſtechen erforderlich machte, der Stecher oder der Verleger die Platte einem zweiten, welcher ſie nach gemachtem Gebrauch einem dritten abtrat, von denen

ſeder ſeinen eigenen Namen oder ſeine «Adreſſe» zufügte, indem er die ſeines Vorgängers durch die ſeinige erſetzte. Aus dieſen Verlagsverhältniſſen ergibt ſich ein anderes Kennzeichen des vergleichungsweiſe frühen Drucks, und Händler und Sammler ſprechen von Abdrücken «oor allen Adreſſen» oder «mit der erſten Adreſſe». Die Namen der Wiederverleger genießen gewiſſe Grade von Achtung, weil einige nur in gutem oder noch brauchbarem Zuſtande erhaltene Platten in Verlag zu nehmen pflegten, andere dagegen vorzugsweiſe abgenutzte Platten an ſich brachten. So gelten Drucke aus dem Verlage von Vandermeulen als von einer leidlichen Beſchaffenheit, während die Verlagsadreſſe von Salamanca oder Thomaſſin einen ſehr mittelmäßigen Abdruck vorausſetzen läßt. Die Kupferſtecher nehmen von ihren unfertigen Platten, in den verſchiedenen Graden der Bearbeitung etliche Abdrücke, woraus ſie ſelbſt oder ihre Freunde ſehen konnten, wie die Arbeit ausgefallen und was daran etwa zu ändern ſein möchte. Dieſe Abdrücke heißen von ihrem Zwecke «Probeabdrücke» und haben augenſcheinliche Merkmale des frühen Drucks an ſich. Sie ſind oft Unica und werden gewöhnlich, aber mit Unrecht, zu den beſondern Abdrucksgattungen gerechnet, d. h. als Abdrücke erſten, zweiten, dritten u. ſ. w. Plattenzuſtandes verzeichnet.

Die Stufenfolge der Plattenzuſtände beginnt billig erſt, wo bei dem ganz oder beinahe vollendeten Stich nur etwa noch der Künſtler- oder Verlegername oder die Unterſchrift hinzuzuſetzen iſt, oder bei der bereits im Druck befindlichen fertigen Platte Verbeſſerungen oder Abänderungen anzubringen ſind. Solche Plattenzuſtände ſind gemeint mit den Unterſcheidungen, wie ſie gemacht werden zwiſchen Abdrücken «vor der Schrift» (avant la lettre), mit «offener oder angelegter Schrift» (avec lettre grise), mit «geſperrter oder ausgeführter Schrift» (avec lettre noire), und dieſe Abdrucksgattungen ſowie anderweitige, als «Abdrücke auf chineſ. Papier», bringen Preisabſtufungen mit ſich, je nach der Priorität des Drucks. Das Hauptmerkmal des frühzeitigen Drucks iſt bei einer ganzen Klaſſe von Stichen die größere oder geringere Sichtbarkeit des ſog. «Plattenbarts» oder «Plattengrats». Dieſes Kunſtwort findet ſeine Anwendung hauptſächlich auf Platten, wo mit der Schneidenadel gearbeitet iſt. Der Grabſtichel ſowohl als die Radiernadel bewirkt nämlich, daß ſich auf jeder Seite der damit ins Kupfer eingeſchnittenen oder eingeriſſenen Striche ein rauher Rand mit Widerhälchen bildet; nur wird dieſer auf den Platten mit dem Schaber entfernt. Bei den Radierungen läßt man ihn bisweilen ſtehen, und da beim Einſchwärzen viel Schwärze daran hängen bleibt, kommen die Schraffierungen dick, unklar und zerfloſſen zum Vorſchein. Es entſteht eine weiche, reiche ſamtartige Wirkung, welche an den helle Stellen beendigenden oder durchkreuzenden Taillen vorzüglich bemerkbar wird, und namentlich hat Rembrandt in ſeinen Radierungen den unabgeſchabten Plattengrat dazu benutzt, die Schattenpartien zu verſtärken und dieſen einen Tuſch- oder Schwarzkunſtton zu geben. Da ſich nun aber dieſer ſtruppige Plattenbart bei fortgeſetztem Druck durch das Abwiſchen immer mehr abglättet, ſo ſind diejenigen Abdrücke, in welchen die Bartſchwärze in größter Stärke und Fülle hervortritt, als die früheſten zu betrachten, und die Abſtufung dieſer Eigenſchaften macht die Reihenfolge der Drucke kenntlich. (Vgl. den Artikel Kupferſtechkunſt, wo ſich auch Litteraturangaben finden.)

Kupferſulfat, ſ. Kupfer (-Verbindungen 6a).

Kupferſulfurete, ſ. Kupfer (-Verbindungen 2).

Kupferverbindungen, ſ. u. Kupfer (S. 680).

Kupfervergiftung (Kuprismus) entſteht am häufigſten durch das Kochen oder Aufbewahren von Speiſen in kupfernen, gar nicht oder ſchlecht verzinnten Gefäßen, wobei ſich fettſaure, milchſaure oder eſſigſaure Kupferſalze bilden. Ferner durch den Genuß mancher Früchte und Gemüſe, die, um ihnen eine ſchöne grüne Farbe zu geben, unter Zuſatz von Kupferpräparaten eingekocht ſind, ſowie bei manchen Gewerben (Tapetenfabrikanten, Maler) durch Einſchlucken von Grünſpanſtaub, wogegen die mit metalliſchem Kupfer arbeitenden Profeſſioniſten (Kupferſchmiede, Kupferſchmelzer, Gelbgießer, Bronzeure) gewöhnlich nicht gefährdet ſind.

Die akute Kupfervergiftung gibt ſich durch heftiges Erbrechen (mitunter von grünlich oder bläulich gefärbten Maſſen), Kolikſchmerzen, bittermetalliſchen, grünſpanartigen Geſchmack im Munde, Stuhlzwang und blutige Stühle, häufig auch durch Delirien, Krämpfe, mühſame Atmung und ſehr unregelmäßigen Puls zu erkennen. Die Behandlung der akuten Vergiftung beſteht in der Entleerung des Giftes durch Brechmittel (ſtarke Gaben von Brechwurz) und in der reichlichen Darreichung von warmem Eiweißwaſſer und gebrannter Magneſia.

Die chroniſche Kupfervergiftung äußert ſich durch Appetitloſigkeit, anhaltenden Magendarmkatarrh, heftige Kolikanfälle (Kupferkolik), bei denen aber nicht, wie bei der Bleikolik, Verſtopfung, ſondern meiſt Durchfall beſteht, durch auffallende Schwäche, Entkräftung und Niedergeſchlagenheit; ſehr häufig kommt eine eigentümliche rötliche oder grünliche Färbung der Haare und auch der Haut vor, welche wahrſcheinlich auf einer Auflagerung von Kupferteilchen oder fettſauren Kupferſalzen beruht. Die Behandlung der chroniſchen K. gleicht im weſentlichen derjenigen der chroniſchen Bleivergiftung (ſ. d.).

Kupfervitriol, ſ. Kupfer (-Verbindungen 6a).

Kupferwaſſer, veraltete Bezeichnung für unreinen (kupferhaltigen) Eiſenvitriol.

Kupferwismutglanz heißen zwei verſchiedene Mineralien, nämlich der zinnweiße, in dünnen nadelförmigen und ſtark längsgeſtreiften rhombiſchen Säulen kryſtalliſierte Empleltit, von der Grube Tannebaum bei Schwarzenberg im Erzgebirge, Freudenſtadt in Württemberg, Réz Bánya in Ungarn, chemiſch $CuBi_2S_4$ mit 18,9 Proz. Kupfer, 62,0 Wismut, 19,1 Schwefel, und der dunkelſtahlgraue, rhombiſche Tafeln, gewöhnlich aber nur derbe Maſſen bildende Wittichenit von Wittichen im Schwarzwald, deſſen Analyſen auf die abweichende Formel $Cu_3Bi_3S_3$ führen, welcher die prozentariſche Zuſammenſetzung von 33,5 Kupfer, 42,1 Wismut, 19,5 Schwefel entſpricht.

Kupidität (lat.), Begierde, Lüſternheit.

Kupjanſk, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Charkow, 128 km im OSO. von Charkow, rechts am Oskol, mit (1882) 4247 E., welche bedeutenden Handel mit Getreide und Hornvieh treiben.

Kupolofen, ſ. Cupolöfen und unter Eiſengießerei, Bd. V, S. 903.

Kuppel oder Kuppelgewölbe nennt man jede in Geſtalt einer Halbkugel oder eines Rotations-

körpers ausgeführte Überwölbung eines runden oder polygonen, zuweilen auch dreiseitigen oder quadratischen Raums. Die Vermittelung zwischen den Ecken geradlinig begrenzter Räume und dem Gewölbe, also bei den sog. Hängekuppeln, geschieht durch sphärisch dreieckige Zwickel, sog. Pendentifs. Eine Art K. mit horizontal überkragenden Steinringen kommt zwar schon in den altgriech. Schatzhäusern (Thesauren) vor, doch wurde das eigentliche Kuppelgewölbe erst von den Römern erfunden und zu hoher Ausbildung gebracht. Berühmt ist die oben mit einer Lichtöffnung versehene K. des Pantheon zu Rom, ursprünglich ein Teil einer großartigen Thermenanlage von Agrippa, jetzt Kirche. Später kultivierte man den Kuppelbau besonders im Oströmischen Reiche, wo man an die Hauptkuppel mehrere Halbkuppeln ansetzte und auf diese Weise sehr weite Räume überspannte. Das berühmteste Denkmal dieser Art ist die unter Justinian erbaute Sophienkirche zu Konstantinopel. Vom Oströmischen Reiche verpflanzte sich der Kuppelbau nach Italien, wo besonders in Ravenna und Venedig bemerkenswerte Beispiele erhalten sind, und von dort nach Deutschland, wo Karl d. Gr. seine Palastkapelle zu Aachen mit einer großen K. überdeckte. Die höchste Ausbildung erhielt die K. in der modernen ital. Baukunst. Brunelleschis K. auf dem Dom zu Florenz gab die Anregung. Ihm folgte die von Michel Angelo ausgeführte K. der Peterskirche zu Rom, welche das Vorbild für eine lange Reihe kirchlicher Prachtbauten der ganzen kath. Welt geworden ist. Diese modernen K. ruhen meist auf einem Cylinder, dem sog. Tambour, welcher eine Reihe Fenster enthält und von außen oft mit einer Kolonnade versehen ist, während die Beleuchtung der K. von oben durch einen Aufsatz mit Durchbrechungen, die sog. Laterne, erfolgt. Zu den schönsten K. der neuesten Zeit gehört die von Schinkel erbaute im königl. Museum zu Berlin. Die innere Fläche der K. wurde im Altertum durch vertiefte Kassetten; im Zeitalter der byzant. Baukunst mit Mosaikgemälden auf Goldgrund und im Zeitalter der Renaissance mit figürlichen Gemälden in reichster Weise geschmückt. Bei den meisten Kuppelkirchen ist die innere, eigentliche K. noch mit einer zweiten, die Laterne tragenden und das Dach bildenden (Schutz-) Kuppel überdeckt, die nach der Erfindung Delormes aus hölzernen Bohlenbögen oder in neuerer Zeit aus Eisenkonstruktion ausgeführt ist.

Kuppelei (lenocinium) nennt man das Anlaßgeben und Gelegenheitschaffen zu unerlaubter Befriedigung des Geschlechtstriebes. Die K. wird an denen, die sich dieses Verbrechens schuldig machen, härter bestraft, wenn Verführung unschuldiger Mädchen und andere Schlechtigkeiten als erschwerende Umstände vorliegen oder gar Männer ihre Frauen und Eltern ihre Töchter andern preisgeben; das röm. Recht ging hier bis zur Todesstrafe. Nach dem Reichsstrafgesetzbuch (§. 180) werden diejenigen, welche gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch Vermittelung, Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leisten, mit Gefängnis bestraft, woneben auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und Polizeiaufsicht erkannt werden kann. Dagegen wird die K., selbst wenn sie nicht gewohnheitsmäßig noch aus Eigennutz betrieben wird, mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte geahndet, wenn hinterlistige Kunstgriffe angewendet worden oder der Schuldige zu den Personen, mit denen Unzucht getrieben worden, im Verhältnis von Eltern zu Kindern, Vormündern zu Pflegebefohlenen, Geistlichen, Lehrern oder Erziehern zu ihren Schülern oder Zöglingen steht (§. 181).

Kuppelgewölbe, s. Kuppel.

Kuppelstange, bei Dampfmaschinen eine meist wie die Kurbelstange (s. d.) geformte, mit zwei Köpfen versehene Stange, die sich von letzterer nur dadurch unterscheidet, daß sie nicht zur Änderung einer Bewegungsrichtung, sondern zur Übertragung der nämlichen Bewegung auf einen zweiten Maschinenteil dient. Eine Anwendung der K. findet z. B. bei Lokomotiven statt, wo dieselbe die rotierende Bewegung des direkt von der Kurbelstange angetriebenen Laufrads auf ein zweites Laufrad übermittelt und die Bewegung des letztern daher von der der erstern abhängig macht.

Kuppelung (frz. accouplement, engl. coupling) heißen diejenigen Maschinenelemente, welche dazu dienen, zwei Wellen derart miteinander zu verbinden, daß die drehende Bewegung der einen auf die andere übertragen wird. Die K. lassen sich einteilen in feste, bewegliche und lösbare oder Ausrückkuppelungen. Diese sind die gewöhnlichen Verbindungen der festgelagerten und sich um eine gemeinschaftliche geometrische Achse drehenden Triebwellen; bewegliche heißen solche, welche eine Veränderlichkeit in der gegenseitigen Lage der gekuppelten Wellen gestatten; die lösbaren K. endlich können während des Ganges der verbundenen Wellen aus- und meist auch wieder eingerückt, d. h. außer und in Eingriff gebracht werden.

Die einfachste feste Kuppelung ist die Muffenkuppelung, welche aus einer über die Enden zweier aneinander stoßenden Wellen geschobenen und mit diesen mittels Längskeils verbundenen Muffe besteht. Prattischer ist die Scheibenkuppelung, wie die beistehenden Fig. 1 u. 2 eine solche

Fig. 1.

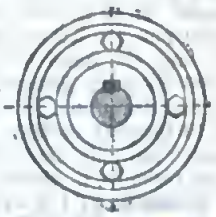


Fig. 2.

zeigen. Hier ist auf jedem Wellenende eine Scheibe aufgekeilt, und es werden beide Scheiben durch Schrauben miteinander verbunden. Während die Scheibenkuppelung in sentrechter Richtung zur Wellenachse geteilt ist, geht die Teilung bei der Schalenkuppelung in gleicher Richtung mit der Wellenachse. In neuerer Zeit wird sehr viel die in Fig. 3—5 dargestellte amerikanische Kuppelung von Sellers angewendet; bei derselben umschließt eine nach beiden Seiten konisch abgedrehte Hülse zwei ihr entsprechend abgedrehte, genau auf die Welle aufgepaßte geschlitzte Hülsen, welche mittels dreier Schrauben gegeneinander gezogen und angepreßt werden.

Die beweglichen Kuppelungen gestatten eine Bewegung der Wellen entweder in ihrer Längsrichtung oder in ihrer Querrichtung, oder auch in beiden Richtungen. Zu den K. der letztern

Art gehört der Hookſche Schlüſſel, auch Cardaniſches Gelenk oder Kreuzgelenkkuppelung genannt.

Die löſbaren Kuppelungen dienen dazu, Transmiſſionsteile zeitweiſe von der Bewegung der Hauptantriebswellen auszuſchließen. Sie wirken entweder durch ineinander greifende Zähne oder

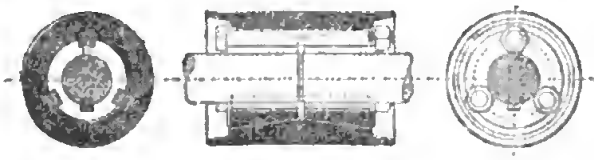


Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5.

Klauen, Zahnkuppelung, Klauenkuppelung oder durch Reibung, Friktionskuppelung. In letzterm Fall werden einfach zwei glatte oder gerifſelte Scheiben gegeneinander gepreßt, doch können dieſe K. nur zur Übertragung geringer Kräfte verwendet werden.

Eine ganz beſondere Art ſind die Kraftmaſchinenkuppelungen. Man verwendet dieſelben da, wo mehrere Motoren ihre Kraft gleichzeitig auf eine und dieſelbe Transmiſſion übertragen. Da die einzelnen Motoren nun nicht mit ſtets gleichbleibender Geſchwindigkeit umlaufen, bedarf man, um ein Schleppen der einen Maſchine zu verhüten, ſolcher K., die ſich ſelbſtthätig aus- und einrücken, je nachdem die Geſchwindigkeiten gleich oder ungleich ſind.

Kuppenheim, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Baden, an der Murg und am äußerſten Rande des Berglandes, 4 km im SO. von Raſtatt, Station der Linie Raſtatt-Gernsbach der Badiſchen Staatseiſenbahnen, zählt (1880) 1980 E., die ſich durch Landwirtſchaft und Meerrettichbau ernähren, auch wird weiße Erde zu feuerfeſten Steinen verſandt. K. iſt eine alte Stadt und wurde 24. Aug. 1689 von den Franzoſen unter Duras und Melac bis auf ein Haus niedergebrannt. Hier 5. Juli 1796 Sieg der Franzoſen unter Moreau über die Öſterreicher unter Latour, und 29. und 30. Juni 1849 Gefechte zwiſchen Preußen und bad. Inſurgenten mit teilweiſer Beſchießung der Stadt, wobei zwei Gebäude in Brand gerieten.

Kupplung, ſ. Kuppelung.

Kuprismus, ſ. Kupfervergiftung.

Kur (Subſtantivum zum Zeitwort kieſen, küren, d. h. wählen), ſoviel wie Wahl, beſonders gebraucht von der Königswahl im alten Deutſchen Reiche, jetzt nur noch in Zuſammenſetzungen gebräuchlich. (S. Kurfürſten.)

Kur oder **Kura**, Fluß in Ciskaukaſien, entſpringt im ruſſ. Gouvernement Stawropol, Kreis Pjatigorsk, aus Sümpfen und verliert ſich im Kreis Kisljar nach einem Laufe von 98 km in der Steppe.

Kura, im Altertum (grch.) Kyros oder (lat.) Cyrus, türk. Ardagan-tſchai, der Hauptfluß im ruſſ. Transkaukaſien, entſpringt auf den Armeniſchen Bergen, die den 3400 m hohen Gebirgsrücken Küſſür-Dagh bilden, hat etwa 1000 km Länge und ergießt ſich, rechts durch den Aras (ſ. d.) verſtärkt, zwiſchen Baku und Lenkoran in das Kaſpiſche Meer. Die Tiefe des K. iſt ſehr unbedeutend, ſodaß er nur mit Flachbooten bis zum Dorfe Sardob (360 km von ihrer Mündung) befahren werden kann. Er bildet bei ſeiner Mündung ein breites, aus mehrern Flußarmen beſtehendes Delta, dem viele kleine Inſeln vorlagern, und die Bai von Lenkoran. An den K. und ſeine Umgebungen knüpfen ſich viele Sagen, beſonders aus der bibliſchen und perſ. Geſchichte.

Kura, chineſ. Stadt, ſ. unter Ili.

Kurabel (lat.), heilbar.

Kuranda (Ignaz), namhafter Publiziſt und liberaler öſterr. Abgeordneter, geb. 1. Mai 1812 zu Prag, von israel. Abkunft, ſtudierte ſeit 1832 in Wien Philoſophie und widmete ſich dann der journaliſtiſchen Thätigkeit. Von Wien ging K. nach Stuttgart, dann nach Paris und ließ ſich 1840 in Brüſſel nieder. Dort gründete er 1841 ein deutſches Organ: «Die Grenzboten», welches dazu beſtimmt war, die deutſchen Intereſſen in Belgien zu pflegen. Da im folgenden Jahre dem Blatte der Eintritt in Preußen verboten wurde, ſo verpflanzte K. dasſelbe nach Leipzig und geſtaltete es nun zu einem vermittelnden Organ zwiſchen Öſterreich und Deutſchland. Nachdem die Märzereigniſſe 1848 die Rückkehr K.s nach Öſterreich ermöglicht hatten, wurde er in Wien zunächſt in den Fünfziger-Ausſchuß und dann in Teplitz in die Konſtituierende Deutſche Nationalverſammlung nach Frankfurt gewählt. Einige Monate ſpäter trat K. die «Grenzboten» an Guſt. Freytag und Julian Schmidt ab. Im Okt. 1848 legte er ſein Mandat für die Nationalverſammlung nieder und übernahm die Leitung der in Wien von ihm neugegründeten Zeitung «Oſt-Deutſche Poſt», die er 1866 wieder eingehen ließ. Er war 1861 von dem erſten Bezirke der Stadt Wien in den niederöſterr. Landtag und von dieſem in den Reichsrat gewählt worden, dem er ſeitdem ununterbrochen bis zu ſeinem Tode, 3. April 1884, angehörte.

Kurant, ſ. Courant.

Küraß, wohl aus der ſpan. Bezeichnung coraza, von corazon, Herz, Bruſt entſtanden, oder von dem frz. cuir, Leder, da der K. zeitweilig aus dieſem Stoff gefertigt wurde, abgeleitet, heißt jetzt ein metallener Bruſtharniſch, meiſt auch mit einem Rückenſtück (dann Doppelküraß genannt) verbunden und durch Achſelſchuppen und Riemen befeſtigt. Doppelküraſſe ſind im Reitergefecht und Handgemenge den einfachen vorzuziehen. In der Schlacht von Eckmühl (1809), wo zuletzt an 90 Eskadrons bei ſinkendem Abend handgemein waren, erlitten die öſterr. Küraſſiere, die nur einfache K. hatten, gegen die franzöſiſchen mit Doppelküraſſen einen mehr als zehnfachen Verluſt. Die mit dem K. als Reſt des vollen Harniſches ausgerüſteten Reiter wurden im 16. Jahrh. Kyriſſer genannt.

Küraſſiere, die aus den Kyriſſern hervorgegangene, mit dem Küraß ausgerüſtete ſchwere Reiterei. Da der Küraß gegenüber den neuern Geſchoſſen keinen genügenden Schutz gewährt und Mann und Pferd nur beſchwert, ſo macht ſich das Beſtreben nach Abſchaffung des Küraß bemerklich, dem in den meiſten Armeen bereits Rechnung getragen worden. In der öſterr. Armee exiſtieren Küraſſierregimenter nicht mehr; in Rußland ſind ſie nur noch bei der Garde beibehalten; in Bayern haben dieſe Regimenter 1876 den Küraß verloren, während bei der 1876 ſtattgefundenen Umgeſtaltung eines Teils der ſächſ. Kavallerie in ſchwere Reiterregimenter dieſe wohl den Metallhelm der K., aber nicht den Küraß ſelbſt

erhielten und demgemäß auch «Karabiniers» genannt wurden. Die preuß. Armee hat dagegen noch 10 Kürassierregimenter (Gardes du Corps, Gardekürassierregiment und die Regimenter Nr. 1—8); ebenso hat die franz. Armee noch 12 Kürassierregimenter.

Kuratel (lat. cura), die Überwachung einer Person oder auch bloß ihrer Vermögensrechte, welche von der Obrigkeit wegen deren Unfähigkeit zu selbständigem, rechtsgültigem Handeln (jedoch nicht wegen Unmündigkeit) angeordnet ist. So gibt es eine cura absentium, Abwesenheitsvormundschaft, eine K. über Wahn- und Blödsinnige, desgleichen über Verschwender; früher war in Deutschland auch die cura sexus oder Geschlechtsvormundschaft sehr gebräuchlich. Über die cura minorum des röm. Rechts s. Vormundschaft. Der mit der K. Beauftragte heißt Kurător, eine Bezeichnung, die übrigens auch sonst, z. B. bei einer ungeborenen Leibesfrucht (curator ventris), einer erblosen Verlassenschaft, im Konkurse, vorkommt.

Kuratören heißen auch die an den preuß. und einigen andern deutschen Universitäten von Staats wegen zur besondern Beaufsichtigung bestellten höhern Staatsbeamten.

Kurător, s. unter Kuratel.

Kurban-Bairam, s. unter Bairam.

Kurbel oder Krummzapfen (frz. manivelle, engl. crank), ein Maschinenorgan, welches im allgemeinen den Zweck hat, eine geradlinige hin- und hergehende Bewegung in eine rotierende umzuwandeln. Jede K. ist ein einarmiger rotierender Hebel. Man unterscheidet Hand- und Maschinenkurbeln.

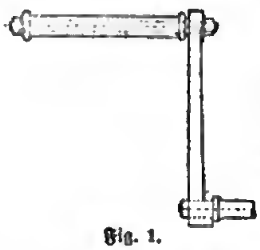


Fig. 1.

Die beistehende Fig. 1 stellt eine Handkurbel dar, wie sie bei Schleifsteinen, Winden u. dgl. benutzt werden. Im wesentlichen bildet dieselbe einen Winkelhebel, denn um eine bequeme Handhabung des Kurbelarms zu ermöglichen, muß ein Griff, und zwar zweckmäßig senkrecht zum Kurbelarm, vorhanden sein, der für beide Hände Platz gibt. Ein solcher Handgriff wird aus einem Holzheft gebildet, das über eine am Kurbelarm festgenietete Eisenstange gezogen ist. Bei kleinern Kräften kann statt eines langen Griffs einfach ein Knopf oder Knauf zum Anfassen angebracht werden. In Fällen, wo die zu überwindenden Kräfte die Anbringung eines Schwungrades bedingen, setzt man den Handgriff in irgend eine Speiche des Rades und es bildet dann diese Speiche den Kurbelarm.

Fig. 2 u. 3 zeigt eine Maschinenkurbel, welche die Umsetzung der geradlinigen hin- und hergehenden Bewegung der Kolbenstange einer Dampfmaschine, Pumpe u. s. w. in eine kontinuierliche Rotation bewirkt. Bei der Maschinenkurbel muß man zunächst eine Nabe unterscheiden, mit welcher der Kurbelarm auf der in Umdrehung zu versetzenden Welle sitzt; am andern Ende des Kurbelarms befindet sich der Kurbelzapfen (auch Kurbelwarze genannt), an welchem die drehende Kraft wirkt; derselbe ist mit dem Griff der Handkurbel zu vergleichen.

Bei der in Fig. 2 u. 3 abgebildeten K. ist direkt mit dem Kurbelzapfen eine sog. Gegenkurbel verbunden. Der Zapfen der Gegenkurbel, der einen kleinern Kreis als derjenige der Hauptkurbel beschreibt, ist dazu bestimmt, als Angriffspunkt für die Kolben-, resp. Kurbelstange der Luftpumpe (bei Dampfmaschinen) oder auch zur Einleitung der Steuerbewegung zu dienen. Zum Antrieb der Steuerorgane (z. B. der Schieberstangen)

Fig. 2.

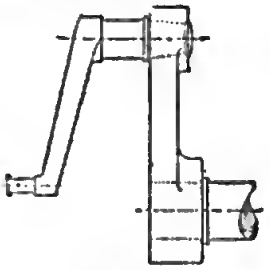


Fig. 3.

bedient man sich öfter eines andern Kurbelmechanismus, des Excenters. (S. d. und unter Dampfmaschine, Bd. IV, S. 820a.) Zur Erzielung einer gleichförmigen Bewegung pflegt man auch bei größern Maschinenkurbeln dem Angriffspunkt der Kraft gegenüber ein Gegengewicht anzubringen. Oft sind zwei gleiche K. mit einem gemeinschaftlichen Kurbelzapfen derart verbunden, daß nach beiden Seiten die Bewegung fortgeleitet werden kann.

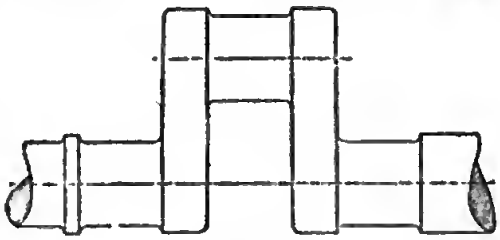
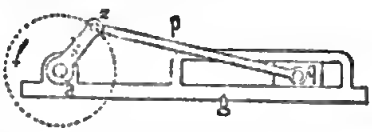


Fig. 4.

Im Prinzip dieser Anordnung gleich ist die in Fig. 4 dargestellte Krummachse oder gekröpfte Welle, nur daß hier Kurbeln, Kurbelzapfen und Welle aus einem Stück bestehen. Die gekröpfte Welle ist unter andern bei Lokomotiven, sowie bei Schiffsmaschinen für Raddampfer in Anwendung.

Kurbelarm, s. unter Kurbel.

Kurbelgetriebe, ein Mechanismus, durch welchen mittels einer Kurbel eine geradlinige hin- und hergehende Bewegung (z. B. die des Kolbens einer Dampfmaschine) in eine rotirende, oder umgekehrt eine rotierende Bewegung in eine geradlinige verwandelt wird. Der letztere Fall tritt z. B. bei einem Sägegatter ein. Man unterscheidet in der Hauptsache Schubkurbelgetriebe und oszillierende Kurbelgetriebe.

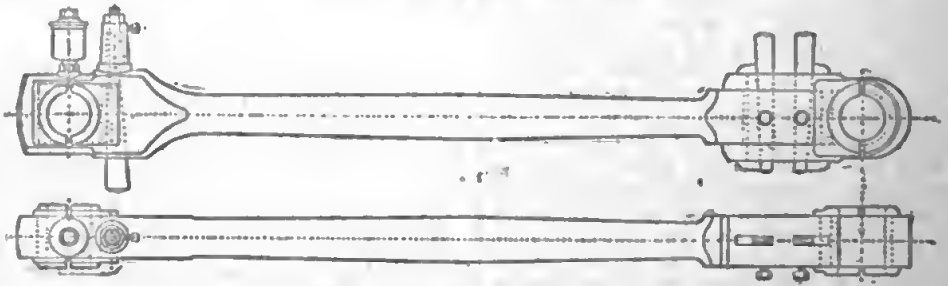


Ein Schubkurbelgetriebe zeigt vorstehende Abbildung. In derselben ist q das die geradlinige Bewegung eines Kolbens vermittelnde Gleitstück, p die Kurbelstange, welche, an dem Kurbelzapfen z

angreifend, die Bewegung des Gleitstücks auf die Kurbel k überträgt. Da letztere auf der Welle a unwandelbar befestigt ist, muß diese die rotierende Bewegung der Kurbel mitmachen; von der Welle a erfolgt alsdann die weitere Kraftabgabe. Mit Rücksicht darauf, daß die Führung g des Gleitstücks q und das Lager der Kurbelwelle a eine ganz bestimmte unveränderliche Lage zueinander einnehmen müssen, werden beide meist aus einem Stück hergestellt. Jedes Schubkurbelgetriebe hat zwei Totpunktlagen, wenn die Bewegung von dem Gleitstück aus erfolgt; dieselben treten dann ein, wenn die Mittellinien der Kurbel und der Kurbelstange zusammenfallen. Um die toten Punkte, in welchen die Kurbelstange keinerlei Wirkung auf die Kurbel ausüben kann, zu überwinden, bringt man meist auf der Kurbelwelle ein Schwungrad an, welches mit Hilfe seiner aufgespeicherten Kraft dem K. über die toten Punkte hinweghilft. Unnötig ist die Anbringung eines Schwungrads, wenn eine Welle zwei Kurbeln hat, auf welche zwei verschiedene Kurbelstangen einwirken. In diesem Fall, welcher z. B. bei Zwillingsdampfmaschinen eintritt, pflegt man beide Kurbeln um 90° gegeneinander zu versetzen, sodaß sich, wenn die eine Kurbel im toten Punkte steht, die Kraftübertragung bei der andern gerade am günstigsten gestaltet.

Das oszillierende Kurbelgetriebe unterscheidet sich von dem Schubkurbelgetriebe dadurch, daß das Stück g nicht mit dem Lager der Kurbelwelle fest verbunden ist. Vielmehr ist die Kurbelwelle nach z verlegt zu denken, a als Kurbelzapfen und p feststehend anzunehmen. Bei beiden K. fallen die Totpunkte fort, wenn die Bewegung von der Kurbelwelle, resp. von der Kurbel aus erfolgt, wenn es sich also um die Umwandlung einer rotierenden Bewegung in eine geradlinige handelt.

Kurbelstange, auch Bleuelstange, Pleuelstange oder Flügelstange genannt, beim Kurbelgetriebe (s. d.) die zur Verbindung des Gleitstücks und der Kurbel dienende Stange. In den vorstehenden Figuren ist eine sehr gebräuchliche Form der K. dargestellt. Der linke Kopf der Stange ist ein geschlossener, der rechte ein offener. Bei dem geschlossenen Kopf werden die Lagerschalen seitlich eingebracht und durch den mittels Schraube anzuziehenden Keil gehalten; bei dem offenen legen sich die Lagerschalen flach gegen die Stirnseite der Stange und werden durch eine Kappe, welche über Lager und Stangenkopf geschoben wird, gehalten. Der Anzug erfolgt ebenfalls durch Keile.



Kurbelwalke, s. unter Tuchfabrikation.

Kurbelwarze, Kurbelzapfen, s. u. Kurbel.

Kürbis (Cucurbita *L.*), eine zu den Cucurbitaceen gehörige meistens kletternde oder rankende Pflanzengattung, der Gurke nahe verwandt und gleich dieser mit einhäusigen gelben Blüten und mit zu einem Cylinder verwachsenen Staubbeuteln, aber von ihr durch Samen mit verdicktem, stumpfem Rande und durch geteilte Wickelranken unterschieden. Sie umfaßt mehrere Arten mit vielen Formen, deren Früchte entweder für die Küche (Speisekürbisse) oder zur Viehfütterung nutzbar, oder wirtschaftlich unbedeutend und nur durch Eleganz oder Bizarrerie der Gestalt oder durch schöne Farben ausgezeichnet sind (Zierkürbisse).

Der Centner- oder Melonenkürbis (C. maxima *Duch.*) hat große, nierenförmige, runde, stets tief geteilte Blätter; alle grünen Teile sind steifhaarig, doch die Haare niemals stechend. Die Abschnitte des Kelches sind bis zu einer gewissen Länge miteinander verwachsen, ohne Rippen und nur mit einigen Nerven, von der Basis bis zur Spitze verschmälert; der Fruchtstiel ist immer rund und ungerippt, oft nach der Blüte um vieles sich verdickend. Unter den Formen mit sehr großen, bald mehr kugeligen, bald mehr platt gedrückten und mehr oder weniger melonenartig gerippten Früchten, die nicht selten über 50—60 kg schwer werden, sind wegen der Feinheit und Haltbarkeit des gelben Fruchtfleisches am meisten geschätzt der spanische und der graue Boulogner Centnerkürbis. Hierher gehört auch der Valparaisokürbis, von der Form einer riesigen Citrone, 40—50 cm lang bei 30—35 cm Durchmesser, ohne Rippen, mit netzartig aufgerissener Oberhaut, wie bei der Netzmelone, und mit orangegelbem, süßem, sehr delikatem Fruchtfleische. Auch der Ohlokürbis ist wegen der guten Beschaffenheit der Frucht sehr beliebt.

Der Bisamkürbis (C. moschata *Duch.*), mit langen, leicht sich einwurzelnden Ranken, welche gleich den Blättern mit zahlreichen weichen Stacheln besetzt sind, hat fünfeckige, dunkelgrüne, silberweißgefleckte Blätter. Die Abschnitte des Kelchs sind fast bis zur Basis frei; der Fruchtstiel mit fünf Rippen tritt mit verdicktem Ende in die Frucht ein. Das Fruchtfleisch hat einen mehr oder weniger bisamartigen Geruch und Geschmack. Hierher gehört unter andern der Neapeler Mantelsackkürbis mit 50—60 cm langer, in der allein die Samen einschließenden Mitte dünner, am Ende stark aufgetriebener, 15—20 cm dicker Frucht von dunkelgrüner, später gelblicher Farbe und mit orangegelbem, zuckerigem, parfümiertem Fleische.

Der Gemeine Kürbis (C. Popo *L.*) hat gelappte, oft tief eingeschnittene Blätter, mit öfters stechenden Haaren. Der Fruchtstiel ist fünfeckig, unverdickt in die Frucht eintretend und zur Zeit der Reife sehr hart. Die Abschnitte des Kelchs sind bis zu einer gewissen Länge verwachsen, über der Basis oft eingeschnürt, in der Spitze verschmälert.

Hierher gehört zunächst der Feldkürbis mit großer langer oder runder Frucht von verschiedener Farbe; sie wird meistens zur Viehfütterung benutzt. Für den Küchengebrauch sind von Wert der Markkürbis, dessen Frucht länglich, 25—40 cm lang ist bei einem Durchmesser von 12 cm, mit 5—10 Rippen, glatt, gelblich und weiß; der Virginische Kürbis, nicht rankend, mit 35—40 cm langer, nach dem Stiel etwas verjüngter, fünfrippiger, weißer Frucht; der brasilianische Zuckerkürbis, mit länglicher, ziemlich kurzer, in der Mitte angeschwollener grüner, später orangegelber Frucht mit fünf schwachen Rippen und mit vielen flachen Warzen. Das reichliche gelbe Fleisch ist zuckersüß.

Eine eigentümliche Form des Feldkürbisses ist die Bischofsmütze oder der Pastetenkürbis, eine nicht rankende Pflanze mit großen, ganzrandigen oder schwach-fünflappigen Blättern und etwas scheibenförmiger, auf einer Seite flacher, auf der Stielseite gewölbter Frucht mit flachem, fünf- oder zehnlappigem Rande. Sie ist gelb, grün, orange oder grün und weiß gestreift und ihr Fleisch zwar nicht besonders süß, aber fest und ziemlich mehlig. Interessant ist auch der Türkenbundkürbis, dessen Name der Form der Frucht vollkommen entspricht. Letztere wird 3—4 kg schwer und ist je nach der Varietät verschieden gefärbt, meistens in zwei oder drei Farben gestreift, in Grün, Gelb und Rot. Das reichliche Fleisch ist orangegelb, süß und mehlig. Zu einer andern Gattung gehört der Flaschenkürbis (Lagenaria vulgaris *Ser.*) mit ästigen Ranken, welche, wie auch die Blätter mit einer weißen, moschusartig riechenden Behaarung überzogen sind. Die Blüten sind weiß, die männlichen mit glockig-fünflappigem, die weiblichen mit napfförmigem Kelche, die Blumenkrone radförmig. Diese Art ist in mehrere Formen ausgegangen mit gelblichweißer, grünlicher oder rotbrauner, mehr oder weniger langhalsiger Frucht (Calabasse, Pilgerflasche, Pulverhorn, Siphon, Herculeskeule u. s. w.). Diese K. werden wegen der äußerst hartholzigen Frucht, welche man ihres Inhalts entleert und als Gefäße für Flüssigkeiten benutzt, in den Tropen allgemein kultiviert.

Kürbisbandwurm, s. unter Bandwurm.

Kürbisgewächse, soviel wie Cucurbitaceen.

Kurden, s. unter Kurdistan.

Kurdische Sprache, s. unter Kurdistan.

Kurdistan, d. h. das Land der Kurden in Vorderasien, ist kein genau begrenztes Gebiet und erstreckt sich auf dem südl. Abhange des armen. Hochlandes und dem nordwestlichen des Zagrosgebirges, in dem Raume zwischen diesen beiden Gebirgen und dem Tigris ungefähr von 34° bis 39° 30′ nördl. Br. und 38° bis 48° östl. L. von Greenwich, ein Raum von etwa 154 200 qkm. Der größte Teil des Landes ist sehr gebirgig und rauh; doch sind die streifenartigen Thäler meist sehr fruchtbar und schön. Nur die Gegend längs des Tigris im südl. Teile des Landes ist ebener, aber im Sommer dürr und glühend heiß. Die Kurden sind ein räuberisches, zum Islam sich bekennendes Nomadenvolk indogerman. Stammes, das seit undenklichen Zeiten schon, immer dieselbe Lebensart führend, hier haust und den Alten unter den Namen der Karduchen und Gordyäer bekannt war. Ihre Zahl schätzt man auf 1 500 000 in der Türkei und 750 000 in Persien. Sie selbst nennen sich Kirmandschi, halten sich für die unmittelbaren Nachkommen Noahs und zerfallen in 24 Stämme unter eigenen Häuptern; sie sind weit über ihre eigentliche Heimat hinaus verbreitet, besonders häufig in Armenien und Mesopotamien; aber sie wandern auch nicht selten als Hirten, Karawanenführer oder Räuber in Kleinasien und im Osten bis an das Grenzgebirge zwischen Persien und Turkestan, namentlich nach Chorasân. Nur wenige Stämme sind seßhaft, die meisten ziehen im Sommer mit ihren Herden in die kühlen Gebirge und im Winter in die niedrigern Gegenden am Tigris und Euphrat. Außer der Zucht von Ziegen, Schafen, Rindern, auch Kamelen und ausgezeichneten Pferden treiben sie einigen Ackerbau. Sie sind ein Reitervolk; obschon sie unter eigenen Fürsten leben, so ist ihr Gebiet doch nominell der Pforte und dem pers. Reiche unterworfen, und zwar so, daß jene den bei weitem größern nördl. Teil, der besonders die Vilajets Diarbekr (s. d.) oder K. im engern Sinne, und Erzerum, sowie einen Teil von Bagdad einnimmt, dieses dagegen nur den kleinern südl. Teil besitzt. Indes weder die Pforte noch die pers. Regierung besitzt die Macht, die Kurden in wahrer Abhängigkeit zu halten. Im türkischen K. sind Diarbekr (s. d.) und Bitlis (s. d.) oder Bedlis die bedeutendsten Orte; im persischen K. Kirmanschah (s. d.). Neben den Kurden leben aber noch andere Völkerschaften in K., so namentlich Türken im türkischen und Perser im pers. Teile; außerdem einige Beduinenhorden, vorzüglich aber Nestorianer.

Die kurdische Sprache bildet einen Zweig des iranischen Sprachstammes und ist, obgleich dem eigentlichen Neupersischen nahe verwandt, doch nicht als ein bloßer Dialekt desselben, sondern mehr als eine eigene Schwestersprache zu betrachten. Man unterscheidet zwei Hauptdialekte außer dem Kirmandschi: das Zaja und das Guran. Die noch wenig bekannten Sprachen der Luren und Bachtijari (s. d.) sollen ebenfalls kurdische Mundarten sein. Eine eigentliche kurdische Litteratur gibt es nicht, wenn auch einzelne Dichter und Geschichtschreiber genannt werden. Die meisten Kurden, zumal die Vornehmen, reden, vorzüglich im Osten, auch wohl persisch, im Westen türkisch, und in schriftlichen Verhandlungen bedienen sie sich nur dieser beiden Sprachen. In ihren wenigen Schulen wird etwas Arabisch, vom Kurdischen aber nichts gelehrt. Vgl. Rich, «Narrative of a residence in Koordistan» (2 Bde., Lond. 1836); Wagner, «Reise nach Persien und dem Lande der Kurden» (2 Bde., Lpz. 1852); Lerch, «Forschungen über die Kurden» (2 Hefte, Petersb. 1857—58).

Küre, chines. Stadt, s. unter Ili.

Kurellasches Brustpulver, benannt nach seinem Erfinder, dem im 18. Jahrh. lebenden neapolitanischen Arzte Kurella. (S. Brustpulver.)

Kuren, ein zum tschudischen oder finno-ugrischen Sprachstamme gehöriges Volk, bewohnten seit dem 7. Jahrh. das Land an der Ostsee vom Ausfluß der kurischen Aa südwestlich bis zum Niemen und vom Baltischen Meer östlich bis zum Reiche der Litauer und Semgaller Letten. Nach der Schlacht bei Durben 1260 unterwarfen sie sich dem livländ. Ordensstaate. Jetzt existieren fast nur noch lettisierte K., welche von den Semgaller Letten Tamneki genannt werden, während die übriggebliebenen echten K. (etwa 2000, irrtümlich Lieven genannt) an der Nordspitze Kurlands, um Domesneß, noch in 20 Dörfern leben.

Kuren (Karun), der letzte linke Zufluß des vereinigten Euphrat und Tigris (Schatt-el-Arab) im

südwestl. Teile Persiens, Provinz Chusistan, fließt mit einem Arme direkt in den Persischen Meerbusen.

Kürenberg (der von) oder der Kürenberger, Minnesänger des 12. Jahrh., der älteste namhafte weltliche Lyriker, um 1150. Sein Geschlecht war in der Gegend von Linz an der Donau heimisch. Seine fast nur einstrophigen Lieder (herausg. in «Des Minnesangs Frühling» von Haupt und Lachmann und den «Deutschen Liederdichtern» von Bartsch) sind durch Einfachheit und tiefe Empfindung anziehend; er bediente sich der Nibelungenstrophe, die wahrscheinlich seine Erfindung ist. Pfeiffer und Bartsch sehen in ihm auch den Verfasser des Nibelungenliedes in seiner ursprünglichen Gestalt.

Kürenj (türk.-mongol., d. i. befestigtes Lager) hieß bei den Saporogischen Kosaken ein großes Haus oder eine Kaserne, worin die zu einer Abteilung (ebenfalls Kurenj genannt) gehörigen Kosaken unter einem Kurenj-Ataman wohnten. Solcher K. gab es 38.

Kurerzkanzler, Titel der geistl. Kurfürsten im Deutschen Reich; K. für Deutschland war der mainzer, für Italien der kölner, für Burgund der trierer Kurfürst.

Kureten sind in der griech. Sage dämonische Wesen, welche namentlich in Kreta zur Umgebung von Zeus gehören. Insbesondere waren sie es, welche durch ihr Waffengetöse bei ihren um den neugeborenen Zeus aufgeführten Waffentänzen das Schreien des Kindes übertäubten, sodaß es Kronos nicht zu Ohren kam. Auch galten sie mehrfach als verwandt oder identisch mit den Korybanten (s. d.).

Kurfirsten, s. Churfirsten.

Kurfürsten hießen im alten Deutschen Reiche diejenigen vornehmsten Fürsten, welchen ausschließend das Recht zustand, den deutschen König zu wählen oder zu küren. Beides, die Wahl wie das ausschließende Recht der K. an derselben, bildete sich nach und nach aus. In den ältesten Zeiten, unter den Karolingern, war die deutsche Königskrone in der regierenden Familie erblich. Nach dem Aussterben der Karolinger wurde Deutschland ein förmliches Wahlreich, sodaß anfangs dem Herrenstande in seiner Gesamtheit die Ernennung des Oberhaupts zukam. Ein schon im 13. Jahrh. nachweisbares Herkommen verlieh jedoch den mächtigern Fürsten das Übergewicht, und bereits bei der Wahl König Richards von Cornwallis traten die Inhaber der geistlichen und weltlichen Erzämter (s. d.), die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der Pfalzgraf am Rhein, eine Zeit lang abwechselnd mit dem Herzog von Bayern der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen, in den Vordergrund. Zwar verlangten die übrigen Fürsten noch immer einen Anteil an der Königswahl, die zugleich zur röm. Kaiserwürde berechtigte; allein jene K. behaupteten sich in ihrem Vorrechte, das endlich von Karl IV. durch die Goldene Bulle (s. d.) 1356 ausschließend bestätigt wurde. Ihre Zahl blieb bis zum Westfälischen Frieden unverändert, nur daß Böhmen nach König Wenzels Absetzung 1400 seine Rechte nicht mehr ausübte und erst 1708 wieder in das kurfürstl. Kollegium zugelassen wurde. Als aber Friedrich V. von der Pfalz (s. d.) in die Reichsacht erklärt und seine Kurwürde an Bayern übertragen worden war, schuf man im Westfälischen Frieden, um die Wiedereinsetzung des pfälz. Hauses möglichst zu vervollständigen, eine achte Kurwürde für die Pfalz mit der Bedingung, daß auf den Fall des Abgangs der bayr. Wittelsbacher Linie die bayr. Kur wieder an Pfalz fallen, jene achte Kurwürde aber aufhören sollte. Im J. 1692 kam eine neunte Kurwürde hinzu, indem Kaiser Leopold I. Braunschweig-Lüneburg zum Kurfürstentum erhob, welches aber erst nach langwierigen Widersprüchen der Reichsstände, besonders der K., 1710 in das Kurkollegium eingeführt wurde. Als 1777 das Haus Boyern ausstarb und die bayr. Lande an Kurpfalz fielen, ging die bayr. Kurwürde der obigen Bestimmung gemäß ein, und die Zahl der K. ging wieder auf acht herab. Nach der Verschiedenheit der in ihren Kurländern herrschenden Konfession gab es neben fünf kath. drei evang. Kurfürstentümer, nämlich Sachsen, obgleich der König nachmals kathotisch wurde, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg.

Die K. hatten vor den übrigen deutschen Reichsständen gewisse Vorrechte. Zu allen wichtigen Reichshandlungen des Kaisers war ihr Rat und ihre Zustimmung erforderlich, z. B. bei Berufung der Reichstage, Veräußerung oder Verpfändung von Reichsgütern, Verleihung der größern Reichslehne. Die Zustimmung wurde in sog. Willebriefen erteilt. Die K. konnten dem Kaiser auch unberufen Rat geben und ihm zusammen durch kurfürstl. Kollegialschreiben gewisse Angelegenheiten besonders empfehlen. Ihr ausschließliches Recht, den Kaiser zu wählen, wurde noch wichtiger durch die ihnen zustehende Entwerfung der Wahlkapitulation. Auf den Reichsversammlungen bildeten sie ein eigenes Kollegium und hatten meist, insofern sie zugleich andere Länder besaßen, auch einige Stimmen im Reichsfürstenrate. Sie standen in einem besondern, zuerst 1338 zur Aufrechthaltung ihrer Wahlfreiheit gegen den Papst geschlossenen Kurvereine, innerhalb dessen sie sich zur Wahrung ihrer Rechte oder zu besondern andern Zwecken auf Kurfürstentagen versammelten (so 1399 zu Marburg wegen Absetzung des Königs Wenzel, 1424 zu Lingen wegen der hussitischen Unruhen, 1438 zu Frankfurt a. M. wegen der Streitigkeiten zwischen dem Papste und dem Basler Konzil, 1558 zu Worms, wo man übereinkom, an dem früher Festgesetzten zu halten, was nachher von Zeit zu Zeit, zuletzt 1764, wieder beschworen ward). Den K. kamen königl. Ehren zu mit Ausnahme des Titels Majestät. Als Landesherren hatten sie das Recht der Gerichte dritter Instanz und Befreiung von der Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts und des Reichshofrats; ihre Kurlande waren unteilbar; alle Regalien besaßen sie ohne kaiserl. Verleihung, und majorenn wurden sie mit zurückgelegtem 18. Jahre. Der K. von Mainz war Erzkanzler in Deutschland und hatte als solcher die Leitung der Geschäfte, das Direktorium des ganzen Reichstags und des Kurfürstenrats insbesondere, das Ausschreiben der Wahltage und die Leitung der Wahl, die Ernennung eines Reichsvizekanzlers, welcher am kaiserl. Hofe seine Stelle versah, die Aufsicht über alle Reichskanzleien und Archive; er war erster Stand des Reichs und Direktor des Corpus Catholicorum. Als Erzbischof verrichtete er nach einem Vergleiche mit Köln vom J. 1656 die Krönung des Kaisers, wenn sie in seinem Sprengel geschah. Der K. von Trier war Erzkanzler durch Gallien und Arelat und der von Köln durch Italien, welche beide Ämter ohne Funktion waren. Letzterer krönte den Kaiser, wenn die Krönung zu Aachen oder sonst in seinem

erzbischöfl. Sprengel vor sich ging. Der K. von Böhmen war Erzschenk und erkannte für seine Lande keine Reichsanstalt an, weder die Kreisverbindung, noch die Reichsgerichte, noch die Wirksamkeit der Reichsvikariate von Pfalz und Sachsen. Der K. von der Pfalz war Erztruchseß und bei Erledigung des kaiserl. Throns Vikarius in Franken, Bayern, Schwaben und am Rhein. Der K. von Sachsen übte als Erzmarschall die Polizei bei dem Reichstage und den Wahlversammlungen durch besondere Erbmarschälle aus dem Geschlechte der Grafen von Pappenheim und von Löser, teilte mit Kurmainz mehrere Direktorialgeschäfte, war Reichsvikarius in den Landen sächs. Rechts, erster evang. Reichsstand und Direktor des Corpus Evangelicorum. Der K. von Brandenburg war Erzkämmerer, der von Braunschweig Erzschatzmeister.

Diese Verfassung mußte notwendig durch die im Frieden zu Lunéville 1801 geschehene Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich Abänderungen erleiden; besonders schien der Art. 7 den geistlichen K. nachteilig, demzufolge nur die erblichen Fürsten vom Deutschen Reiche Entschädigung erhalten sollten. Zwar wählten die Domkapitel zu Köln und Münster nach Absterben des K. Maximilian zu Köln 7. Okt. 1801 den Erzherzog Anton Victor von Österreich zum neuen K., allein es hatte diese Wahl, gegen welche von Preußen und Frankreich schon vorher protestiert worden war, keine Wirkung. Durch ein kaiserl. Reskript vom 14. Juli 1802 wurde nun zunächst eine zur Erörterung der Entschädigung ernannte Reichsdeputation nach Regensburg zusammenberufen und dieser 21. Aug. ein von Frankreich und Rußland entworfener Entschädigungsplan vorgelegt, nach welchem nunmehr nur noch ein geistlicher K., nämlich der zu Mainz, mit dem Titel Kurfürst-Reichserzkanzler sein, dagegen drei neue weltliche K., nämlich von Baden, Württemberg und Hessen-Kassel, geschaffen werden sollten. Da aber Österreich bereits 31. Aug. die dem Großherzog von Toscana durch Salzburg und Berchtesgaden zugestandene Entschädigung für unzulänglich erklärt und darauf 28. Dez. zu Paris wegen dessen völliger Entschädigung mit Frankreich eine Übereinkunft abgeschlossen hatte, so wurde außer mehrern Besitzungen auch dem Großherzog von Toscana die Kurwürde versprochen. Nach der von seiten Rußlands, Frankreichs, des Kaisers und der deutschen Reichsstände geschehenen Bestätigung des Entschädigungsplans, worin man zugleich dem noch lebenden K. von Trier, Clemens Wenzeslaus, Herzog von Sachsen, gewisse jährliche Einkünfte festsetzte, wurden die vier neuen K. von Baden, Württemberg, Hessen-Kassel und Salzburg, sowie der neue Kurfürst-Erzkanzler 22. Aug. 1803 in das kurfürstl. Kollegium eingeführt. So gab es nun zehn K. und unter diesen sechs evangelische, sodaß letztere Kirche hierdurch, sowie durch 27 neue, im Reichsfürstenrate erhaltene Stimmen ganz gegen die vorherige Verfassung die Stimmenmehrheit für sich hatte. Schon durch den Preßburger Frieden von 1805 wurde die salzburgische Kurwürde wieder aufgehoben, indem Österreich Salzburg und Berchtesgaden erhielt, dagegen gab man dem K. von Salzburg Würzburg unter dem Titel eines Kurfürstentums. Bayern und Württemberg erhielten die Königswürde, ohne jedoch deshalb aus dem deutschen Reichsverbande zu treten, bis 12. Juli 1806 zu Paris der Abschluß der Rheinischen Konföderationsakte (s. Rheinbund) erfolgte, worauf Bayern, Württemberg, der Erzkanzler und Baden der deutschen Reichsverbindung entsagten und der franz. Minister Bacher auf dem Reichstage zu Regensburg erklärte, daß der Kaiser von Frankreich kein Deutsches Reich mehr anerkenne und den Titel eines Protektors der Rheinkonföderation angenommen habe. Infolge dessen legte 6. Aug. der deutsche Kaiser Franz II. die Kaiserwürde nieder. Noch führten die K. von Würzburg, Sachsen und Hessen den kurfürstl. Titel; allein schon 30. Sept. trat der erstere mit dem Titel eines Großherzogs dem Rheinischen Bunde bei, und ihm folgte 11. Dez. Sachsen, das zugleich durch den mit Frankreich abgeschlossenen Frieden zu Posen die Königswürde annahm. Der hess. Lande hatte sich nach der Schlacht bei Jena Napoleon bemächtigt und den K. derselben für verlustig erklärt. So gab es nur noch zwei Titularkurfürsten; den von Trier und den von Hessen. Ersterer starb 1812; letzterer, der nach dem Sturze Napoleons in sein Land zurückkehrte, behielt den Kurfürstentitel bei, und Gleiches that auch sein Nachfolger Friedrich Wilhelm I., der das Land 1866 an Preußen verlor. Als an die Stelle des Deutschen Reichs ein Deutscher Bund souveräner Fürsten trat, hatte die Kurfürstenwürde ihrem Begriffe nach ihr Ende erreicht. Vgl. Harnack, «Das Kurfürstenkollegium bis zur Mitte des 14. Jahrh.» (Gieß. 1883); Quidde, «Die Entstehung des Kurfürstenkollegiums» (Frankf. a. M. 1884).

Kurfürstenhut (Pflanze), s. unter Kürbis.

Kurfürstentage, s. unter Kurfürsten.

Kurgan (polu., kleinruss. Kutulowi), Grabhügel von fast kreisrunder Gestalt in Neurußland und Bessarabien. Die Etymologie des Wortes ist zweifelhaft. Mogila, Grab, werden die K. genannt, wenn sie noch unerösnet ihre pyramidenförmige Gestalt haben; Majdan aber, wenn sie in der Mitte bereits eröffnet sind. Die Steppen Volhyniens, der Ukraine und Podoliens, überhaupt ganz Neurußlands und Bessarabiens in ihrer ganzen Ausdehnung von Krementschug bis zur Donau sind mit solchen mehr oder weniger hohen Grabhügeln bedeckt, von denen viele in ihrem unterirdischen, ausgemauerten Gewölbe die Gebeine alter skythischer Heerführer, sowie eine Menge kostbarer silberner und goldener Geräte enthalten.

Kurhut, s. unter Hut.

Kurialien (lat.), die Förmlichkeiten des Kurialstils.

Kurialisten, die in den Tribunalen der röm. Kurie arbeitenden Beamten; im weitern Sinne Anhänger der röm. Kurie, besonders diejenigen, welche die Erweiterung der päpstl. Macht wünschen.

Kurialstil (von curia) heißt die in amtlichen Dekreten und Erlassen übliche Schreib- und Ausdrucksweise. Die Gegenwart erfordert hierfür vor allem Bestimmtheit und Klarheit, Würde des Ausdrucks, während früher das Wesen des K. in einer möglichst förmlichen und geschraubten Satzbildung gefunden wurde.

Kurialsystem, s. unter Hierarchie.

Kuriatstimme ist eine von mehrern Personen gemeinschaftlich geführte Stimme im Gegensatz zur Virilstimme. Auf dem Reichstage des ehemaligen Deutschen Reichs gab es im Fürstenrat sechs K., die wetterauische, schwäb., fränk. und westfäl. Grafenbank und die schwäb. und rhein. Prälatenbank, und selbst innerhalb der einzelnen Grafenkollegien gab es Häuser, deren sämtliche Linien gemeinsam

eine sog. Kollektivstimme führten. Auch auf den Landtagen der Einzelstaaten und auf den Provinziallandtagen Preußens bestand die Einrichtung der K. Ebenso hatten von den 17 Stimmen, welche am Deutschen Bundestag bestanden und als «engerer Rat» bezeichnet wurden, nur Österreich, Preußen und die Mittelstaaten je eine volle Stimme, während die kleinern Staaten zu Kurien vereinigt waren, z. B. die sächs. Herzogtümer, die Freien Städte. Für jede dieser Kurien bestanden besondere Festsetzungen über die Führung der Stimme und die Bildung des Votums. (Vgl. Deutschland und Deutsches Reich, Bd. V, S. 219ª.)

Kurie (Curia) hieß eine Volksabteilung im alten Rom, sowie der Versammlungsort derselben. Die drei Tribus oder Stämme, welche die älteste Bevölkerung Roms gebildet haben sollen, zerfielen in je zehn K. zu je zehn patricischen Geschlechtern, die anfänglich allein die Bürgerschaft ausmachten und deshalb ausschließlich zum Eintritt in den Senat und selbst nach Einführung der republikanischen Verfassung noch längere Zeit zur Erlangung der obern Magistraturen allein befähigt waren und in ihren Versammlungen (Kuriatcomitien) die öffentlichen Angelegenheiten mitbestimmten. Seitdem auch die Plebejer ihre Anerkennung als Vollbürger erlangt hatten, verfiel der Einfluß der Kuriatcomitien. (S. Comitien.) Überdies erhielten nach mehrern Forschern auch die Plebejer Zutritt in die K. Am längsten erhielt sich die Beziehung der K. zur Staatsreligion und ihr Kultus besonderer Schutzgottheiten, den ein Curio mit einem Flamen curialis leitete. Auch bezeichnete man mit dem Wort K. andere Versammlungsorte, insbesondere des Senats, z. B. C. Hostilia u. s. w., zuweilen die Senatsversammlung selbst. In den röm. Kolonien und Municipien findet sich K. in ähnlicher Verwendung. Weiterhin wurden besonders in Deutschland Gerichtshöfe und andere Behörden häufig Kurien genannt, z. B. Lehnskurie. (S. Kuriatstimme.)

Kurie (Römische, d. h. Römischer Hof) ist die Gesamtbenennung der die Oberleitung der röm. Kirche führenden päpstl. Behörden. Das Muster für die Organisation der päpstl. Behörden gab die Einrichtung der obersten Behörden des Byzantinischen Reichs. Leo X., Pius IV., Innocenz XI. und Benedikt XIV. haben die wesentlichsten Veränderungen eintreten lassen; doch noch größere wurden durch Pius IX. angebahnt. Die römische K. umfaßt zur Zeit zwei Hauptabteilungen: die Curia gratiae für Regierungssachen und die Curia justitiae. Zur erstern gehören 1) die Cancellaria Romana, welche die Ausfertigung päpstl. Bullen (s. d.) zu besorgen hat; 2) die Secretaria brevium zur Ausfertigung der päpstl. Breven (s. Breve); 3) die Dataria Romana, welche die päpstl. Benefizien erteilt (s. Dataria); 4) die Poenitentiaria Romana, welche die dem Papst vorbehaltenen Absolutionen und Dispensationen erteilt; 5) die Camera Romana, die die päpstl. Finanzen verwaltet, und 6) das Kabinett des Papstes, welches die Korrespondenz mit auswärtigen Mächten besorgt. Zur Curia justitiae gehören 1) die Rota Romana, der oberste Gerichtshof, der unter Sixtus IV. neu organisiert wurde und zur Zeit, wo an sie Sachen aus allen Ländern gebracht wurden, in außerordentlich großem Ansehen stand, weshalb auch ihre Decisionen in großen Sammlungen bekannt gemacht sind; 2) die Signatura di giustizia, die über die Zulässigkeit von Appellationen, Delegationen und Rekusationen erkennt, und 3) die Signatura di grazia für Rechtssachen, worin eine unmittelbare Entscheidung des Papstes im Wege der Gnade nachgesucht wird. Allgemeine Kirchenangelegenheiten und wichtige Anordnungen, Heiligsprechungen und Ordensstiftungen werden in Versammlungen (Konsistorien) der Kardinäle verhandelt, in welchen der Papst selbst den Vorsitz führt. Für manche Geschäfte sind Kongregationen (s. d.) aus den Kardinälen gebildet, teils als stehende Kollegien, teils als vorübergehende Kommissionen. Vgl. Bangen, «Die römische K.» (Münst. 1854).

Kurier (frz. courrier), Eilbote, besonders der von einem Kabinett, einem Hofe, einem Gesandten u. s. w. mit einer wichtigen Nachricht abgeschickte.

Kurierzüge, s. unter Personenzüge.

Kurilen oder Kurilische Inseln (japan. Tschi-Sima), eine 1270 km lange, aus 22 mäßig bewohnten Eilanden bestehende Inselkette von 14 800 qkm Flächeninhalt, die von der Südspitze Kamtschatkas Kap Lopatka, in südwestl. Richtung bis in die Nähe der japan. Insel Jesso hinüberzieht und das Mittelglied zwischen der japan. und kamtschatkischen Vulkanreihe bildet. Die Inseln gehören seit dem russ.-japan. Vertrag vom 7. Mai 1875 alle zu Japan. Die größern sind von N. gegen S. Schumtschu (585 qkm), Paramuschir (2939 qkm), Onekotan (632 qkm), Charimkotan, Schlaschkotan, Malua, Simuschir, Urup (1458 qkm), Iturup (die größte, 6779 qkm) und Kunaschir. Die ganze Inselreihe ist vulkanischer Natur, trägt 52 vulkanische Berge, von denen mindestens 17 noch in Thätigkeit sind, hat viele heiße und Schwefelquellen und ist häufig Erdbeben ausgesetzt. Kunaschir, Urup und Iturup sind zum Teil gut bewaldet mit Lärchen, Cedern und Weiden. Einige Inseln sind wasserlos und steril, andere fruchtbar; weiße, rote und schwarze Füchse, Wölfe, Zobel, Biber, See- und Fischottern werden ihres Pelzwerks wegen gesucht; auch bergen die Inseln Eisen, Kupfer, Schwefel und Salmiak. Die auf niedriger Kulturstufe stehenden Bewohner sind Aino (s. d.). Entdeckt wurden die K. 1634 durch den Holländer De Vrees.

Kurios (lat.), wunderlich, seltsam.

Kuriositäten, s. Curiosa.

Kurisches Haff, s. Haff.

Kurische Könige heißen die Abkömmlinge der alten Kurenhäuptlinge des 12. Jahrh., welche in sieben Dörfern im Kreis Goldingen in Kurland leben. Sie haben längst ihre kurische Muttersprache vergessen und seit der Reformation sich lettisiert, jetzt zum Teil germanisiert. Im J. 1253 erhielten sie vom livländ. Ordensstaate für ihr Festhalten am christl. Glauben und an der Sache der Deutschen ihre Privilegien. Im J. 1853 zählte man im ganzen 343 «Könige». Seit der herzogl. Zeit Kurlands gehören sie dem freien Bauernstande an und jedes Dorf wählt sich aus seiner Mitte einen «Bur» (Bauer)meister».

Kürisser oder Kyrisser, alte Form für Kürassier (s. d.), im 16. Jahrh. deutsche Reiter, deren Pferd, wie sie selbst, vollständig geharnischt war.

Kurkumagelb, soviel wie Curcumin, s. unter Curcuma.

Kurkume, s. unter Curcuma.

Kurland (lett. Kursemme, russ. Kurlanskaja oder Mitawskaja Gubernija, d. h. kurländ. oder

mitanſches Gouvernement), die ſüdlichſte der ruſſ. Oſtſeeprovinzen, wurde in heidniſcher Zeit zum größten Teil von Kuren, auch von Semgallen und Selen bewohnt. Seit der Mitte des 13. Jahrh. unterwarfen ſich dieſe Völker dem deutſchen Ordensſtaate Livlands und nahmen das Chriſtentum an. Seitdem bildete K. einen Teil des großen livländ. Ordensſtaates bis zu deſſen Auflöſung 1562, worauf K. ein Erbherzogtum unter poln. Oberlehnshoheit mit dem letzten livländ. Ordensmeiſter Gotthard Ketteler (ſ. d.) wurde. Als 1737 der Stamm Ketteler erloſch, kam mit Hilfe der ruſſ. Kaiſerin Anna (ſ. d.) Graf Biron (ſ. d.) zur kurländ. Herzogswürde, bis mit der Auflöſung des Königreichs Polen 1795 ſich K. freiwillig dem ruſſ. Scepter unterwarf.

Das jetzige Gouvernement K. wird im N. von Livland und dem Rigaſchen Meerbuſen, im W. von der Oſtſee, im S. von Preußen und dem ruſſ. Gouvernement Kowno und im NO. vom Gouvernement Witebsk umgrenzt. Es umfaßt 27 286 qkm mit (1881) 688 440 E. und iſt von den drei balt. Provinzen die fruchtbarſte. Das Klima iſt mild und geſund. K. iſt reich an Torf, Braunkohle, an Obſt (ſelbſt Pfirſiche, Aprikoſen und zuweilen Weintrauben reifen im Freien), Halmfrüchten, namentlich Weizen von vorzüglicher Qualität, und Flachs, an Nadel- und Laubholz; ſelbſt die Weißtanne und Rotbuche wachſen hier noch wild, obgleich in manchen Gegenden bereits Holzmangel herrſcht. In den Wäldern ſind die wilden Tiere und das Wildbret durch die vielen Jagdliebhaber faſt ausgerottet, am häufigſten findet man noch Haſen und Rehe. K. hat über 300 Landſeen, von denen 200 allein auf den Selburgſchen Kreis kommen. Die bedeutendſten aber ſind der Angernſche, Usmaitſche und Libauſche See; ſie ſind alle fiſchreich, wie die meiſten kurländ. Flüſſe. Unter den Flüſſen iſt außer dem Grenzfluß, der Düna, noch die kuriſche oder Semgaller oder Bolder Aa, die Windau und die heilige Aa beſonders zu nennen. K. iſt ein Hügelland und manche Gegend hat einen vollſtändigen Bergcharakter, wie z. B. die Gegend von Tuckum mit dem 200 m hohen Hünings- oder Rieſenberg. K. umfaßt 698 Landgüter, von denen 175 der Krone gehören, 11 Städte, 10 Flecken, 9 Freidörfer, von denen 7 den ſog. Kuriſchen Königen (ſ. d.) angehören. Drei Viertel der Einwohner ſind Letten luth. Konfeſſion, die übrigen Deutſche, Hebräer, Ruſſen, Polen, Litauer, Weißruſſen, Kuren, Kreewingen und Zigeuner; die verbreitetſten Sprachen ſind aber die deutſche und ruſſiſche. Vgl. Cruie, «Geſchichte K.s unter den Herzögen» (2 Bde., Riga 1833—37); Schwartz, «K. im 13. Jahrh. bis zum Regierungsantritt Biſchofs Edmund von Werd» (Lpz. 1875); «Liv-, eſth- und kurländ. Urkundenbuch» (Bd. 1—7, Riga 1852—81); «Fünfzig Jahre ruſſ. Verwaltung in den baltiſchen Provinzen» (Lpz. 1883).

Kurmantel, Schmuck der Kurfürſten bei der Kaiſerkrönung; in der Heraldik Zierde der Wappen der Kurfürſtentümer.

Kurmark hieß der Hauptteil der Mark Brandenburg, deren zweite kleinere Hälfte die Neumark war. Sie umfaßte die Altmark mit der Hauptſtadt Stendal, die Vormark oder Priegnitz mit der Hauptſtadt Perleberg, die Mittelmark mit der Hauptſtadt Brandenburg, die Ukermark mit der Hauptſtadt Prenzlau und die Herrſchaften Beeskow und Storkow oder den Beeskower und Storkower Kreis, und enthielt 20500 qkm. Der Name K. entſtand infolge der Übertragung der Kurwürde auf Brandenburg (1356). Nach dem Tilſiter Frieden wurde die Altmark mit dem neuerrichteten Königreich Weſtfalen, dafür aber das rechts der Elbe gelegene Herzogtum Magdeburg mit der Mark verbunden. Die Altmark fiel 1813 an Preußen zurück, doch erneuerte man bei Errichtung der Regierungsbezirke die Einteilung in K. und Neumark nicht wieder, ſondern teilte die Altmark dem Magdeburger, die Priegnitz, die Ukermark und den größern Teil der Mittelmark dem Potsdamer, die übrige Mittelmark und den Beeskow-Storkower Kreis dem Frankfurter Regierungsbezirke zu. Im J. 1836 wurde jedoch der Kreis Beeskow-Storkow dem Potsdamer Regierungsbezirk zuerteilt.

Kurmyſch, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Simbirsk, links an der Sura, mit (1882) 1925 E., mit Ruinen aus alter Zeit, Salpeter-, Pottaſche- und Wachslichterfabriken.

Kürnberger (Ferd.), deutſch-öſterr. Novelliſt und Kritiker, geb. 3. Juli 1823 zu Wien, ſtudierte Philoſophie in Wien, ward Journaliſt, lebte nach 1848 längere Zeit in Deutſchland, ſeit 1867 in Wien, wo er 14. Okt. 1879 ſtarb. Er veröffentlichte das Drama «Catilina» (Hamb. 1855), das vortreffliche amerik. Kulturbild «Der Amerika-Müde» (Frankf. 1856), ein draſtiſches Seitenſtück zu Dickens' «Martin Chuzzlewit», ſeine vorzüglichſte Leiſtung, «Ausgewählte Novellen» (Prag 1857), «Das Goldmärchen» (Wien 1857), «Novellen» (3 Bde., Münch. 1861—62), eine Sammlung von Eſſays: «Siegelringe» (Hamb. 1874), den Roman «Der Haustyrann» (Wien 1876).

Kurnik, Stadt in der preuß. Provinz Poſen, Regierungsbezirk Poſen, in ſchöner Gegend am gleichnamigen See gelegen, mit (1880) 2725 meiſt kath. E., worunter 1800 Polen, hat Färberei und Kürſchnerei. Das Gut K. hat ein Schloß der Gra[ſen Zamojski.

Kuron, ſ. Crore.

Kurorte (klimat.), ſ. Klimatiſche Kurorte.

Kuro-Siwo, d. h. Schwarzer Strom, ſo genannt wegen der dunklen Farbe ſeines Waſſers, eine Meeresſtrömung an der aſiat. Oſtküſte, welche ſich öſtlich von der Inſel Formoſa von der nordäquatorialen Strömung abzweigt, dann dieſer Inſel entlang nach Norden fließt und ſpäter, an Breite zunehmend, die Nordoſtküſte von Nipon beſpült. Ein Teil ſeines warmen Waſſers dringt in das Gelbe und in das Japaniſche Meer ein, beſpült die Weſtküſte Nipons und ſelbſt die von Sachalin und vereinigt ſich dann wieder mit dem Hauptſtrom, der ſich etwa im Meridian von Tokio fächerförmig nach NO. und O. entwickelt. Ein Teil wendet ſich in gerader Richtung der Beringsſtraße zu. Der größere Arm nimmt im SO. von Jeſſo eine rein öſtl. Richtung und wendet ſich unter 50° nördl. Br., 150° weſtl. L. (von Greenwich) nach Südoſt, bis zum Caliſorniſchen Meerbuſen. Von hier wendet er ſich nach Weſten den Sandwichinſeln zu und geht wieder in die Nordäquatorialſtrömung über.

Kurprinz, Titel des Erbprinzen in einem Kurfürſtentum, ſ. unter Erbprinz.

Kürrecht, das Recht zu küren, d. h. zu wählen. Insbeſondere iſt es nach älterm deutſchen Recht das Recht des jüngſten unter mehrern Miterben, zu wählen, nachdem der älteſte die Teile gemacht hat.

Kurrende (vom lat. currĕre, «laufen») hießen aus bedürftigen Schülern gebildete, unter Leitung eines ältern Schülers (des Präfekten) ſtehende

Chöre, welche gegen geringe Geldgaben auf den Straßen aor den Häusern bei Begräbnissen u. s. w. geistliche Lieder sangen. Die Kurrendaner trugen früher kleine schwarze Nadmäntel und flache Cylinderhüte. Namentlich in Thüringen und Sachsen haben sie sich bis ins 19. Jahrh. erhalten.

Kurrentschrift, laufende Schrift, nennt man die in zusammenhängenden Zügen schreibbaren lateinischen (runden) und deutschen (spitzen) Formen der gewöhnlichen Schreibschrift (s. d.). (S. Kursioschrift.)

Kurrheinischer Kreis, s. Niederrheinischer [Kreis.

Kurs wird der Marktpreis der Geldsorten, welche nicht der Landeswährung angehören, sowie der Preis, um welchen Wechsel zu kaufen und zu verkaufen sind, ferner der Marktpreis der Staatspapiere, Aktien und sonstiger Wertpapiere genannt. Ein den bestehenden Konjunkturen wirklich entsprechender K. kann sich natürlich nur auf einem großern Markte bilden, da die Preise, die bei vereinzelten, vielleicht unter dem Drange der Not zu Stande gekommenen Geschäften vereinbart werden, den Charakter der Zufälligkeit tragen. Der Markt für die angegebenen Wertobjekte ist die Börse, und hier bestimmt sich der K. derselben unmittelbar nach dem Verhältnis aon Angebot und Nachfrage, das aber seinerseits wieder von sachlichen Momenten abhängt. Bei den Staatspapieren sind einmal deren Zinsfuß und der Kredit des emittierenden Staats, dann aber die anderweite Ertragsfähigkeit des dafür zu gebenden Geldes (der eben herrschende Zins- und Discontofuß) maßgebend, bei dem K. der Aktien einerseits die Rentabilität und Aussicht des Aktienunternehmens, andererseits auch das zuletzt hinsichtlich der Staatspapierkurse gedachte Moment. Der K. der fremden Geldsorten kann sich, falls dieselben nicht etwa einen künstlich erhöhten Kreditwert haben, nicht weit von ihrem innern Metallwert in Gold oder Silber entfernen. Es fragt sich bloß, ob es aorteilhafter ist, sie einzuschmelzen, oder sie als Zahlungsmittel in ihre Heimat zurückzusenden. Der K. des Barrengoldes kann in einem Lande mit Goldwährung nur innerhalb der durch die Kosten der Prägung oder des Eintausches gegen Banknoten gezogenen Grenzen schwanken. Von besonderer Wichtigkeit für den auswärtigen Handel ist der K. der auf ausländische Valuta lautenden Wechsel (Deaisen), da diese ein billiger zu aersendendes Zahlungsmittel bilden, als das bare Geld. Hat also ein Land wegen starker Wareneinfuhr große Zahlungen an ein anderes zu leisten, so wird der K. der Wechsel auf das letztere über das Pari, d. h. über den dem fremden Gelde nach seinem innern Gehalte zukommenden Werte steigen, natürlich mit Berücksichtigung der längern oder kürzern Verfallzeit der Wechsel. Dieses Steigen findet jedoch in dem sog. Metallpunkt oder Goldpunkt seine Grenze, nämlich in dem K., bei welchem die Kosten der Edelmetallversendung gedeckt sind. Umgekehrt werden an einem Platze die K. aon Wechseln, welche zur Ausgleichung aon Forderungen eines andern Platzes gut verwendbar, dann niedrig sein, wenn die Forderungen des letztern Platzes an den erstern sehr gering sind. Auch in diesem Falle ist eine Grenze gezogen, nämlich bei dem K., bei welchem es aorteilhafter wird, die Wechsel im Auslande einlösen und das Edelmetall herüberkommen zu lassen. Die Arbitrage sorgt dafür, daß die K. der Wechsel wie der Effekten an den aerschiedenen Plätzen im richtigen Verhältnis zueinander bleiben, indem sie die momentan auftretenden Differenzen durch Kaufen an dem einen Platze und Verkaufen an dem andern ausgleicht.

Der Stand der sämtlichen K. größerer Handelsplätze wird durch sog. Kurszettel seitens eigens der Anfertigung solcher Listen bestellter Behörden (Börsenkorporationen ꝛc.) aeröffentlicht. Die Kurszettel geben die Preise, die höchsten und niedrigsten oder die Mittelpreise, an, zu denen die bezüglichen Geldsorten, Wechsel und Effekten an einem bestimmten Tage an der Börse wirklich aerkauft, aber nur aerlangt, oder nur angeboten worden sind. Um solche Kurszettel zu verstehen, muß man die usanzmäßig eingeführten Notierungsformen kennen. Manche Aktien werden z. B. nicht noch ihrem absoluten Preise, sondern in Prozenten ihres Nennwertes notiert; bei fremden Staatspapieren wird ast ein festes Umrechnungsverhältnis für die ausländische Valuta zu Grunde gelegt u. s. w. Was die Wechsel betrifft, so steht an jedem Platze usanzmäßig fest, ob beim K. auf einen gewissen andern Ort dieser letztere die feste Valuta hat, was der gewöhnliche Fall ist, oder ob die feste Valuta auf seiten jenes erstern Platzes sich befindet, sodaß der bezügliche K. eine gewisse veränderliche Zahl Geldeinheiten des Zielplatzes angibt. So hat z. B. in den bei weitem meisten londoner Wechselkursen London selbst die feste Valuta, und dessen K. auf die deutschen Wechselplätze ist z. B. 20,75 deutsche Mark (Wechselbelauf) für 1 Pfd. St. (bar); dagegen hat beim londoner K. auf Petersburg und Moskau London die aeränderliche Valuta, indem derselbe mit (mehr oder weniger) 32¾ Pence Sterling für 1 Silberrubel russ. Papiergeldwährung notiert wird. Zum Verständnis der Kurszettel ist ferner nötig, daß man die Bedeutung der Rubriken kenne, unter denen die K. notiert werden. Es sind deren zwei, aon denen die eine die geforderten, die andere die gebotenen K. enthält; die erstere wird gewöhnlich überschrieben: «Briefe» oder «Brief» (d. h. Wechselbriefe, oft abgekürzt in Br.), auch wohl «Angebote» oder «Papier», im amtlichen wiener Kursblatt «Ware»; die letztere: «Geld» oder auch «Gesucht». In Frankreich schreibt man statt dessen bezüglich L. (Lettres), P. (Papier) oder O. (Offert) und A. (Argent) oder D. (Demandé), in England, den Vereinigten Staaten von Amerika, Britisch-Ostindien und Britisch-Nordamerika bezüglich B. (Bills) oder P. (Paper) und M. (Money). Die thatsächlich bezahlten K. (bisweilen sind solche bloß nominell, wenn nämlich keine Käufe stattgefunden haben) liegen der Regel nach in der Mitte zwischen den Zahlen der genannten beiden Kategorien und werden bisweilen, namentlich bei Fonds und Aktien, mit dem Zusatz «bez.» (bezahlt) besonders angegeben.

Wo eine entwertete Papiergeldvaluta herrscht, wie seit längerer Zeit in Österreich und Rußland, da erscheint auch ein Kurs des Metallgeldes gegenüber dem Papiergelde und man nennt den Aufschlag des erstern das Gold- oder Silberagia (s. Agio).

Liquidationskurs oder Kompensationskurs heißt der zur Erfüllung der Lieferungs- und Differenzgeschäfte in Fonds und Aktien festgestellte K.

Vgl. Noback, «Münz-, Maß- und Gewichtsbuch» (2. Aufl., Lpz. 1877); Göschen, «Theorie der auswärtigen Wechselkurse» (deutsch aon F. Stöpel, Frankf. 1875).

Kurs (in der Weberei), soviel wie Chemin (s. d.).

Kurſchid Paſcha, ſ. Guyon (Richard).

Kurſchmied hieß früher der Roßarzt beim Militär.

Kürſchner (alt Kurſener, Kürſener, vom althochdeutſchen chursinna, kursenna, der Pelz), der Verfertiger von Pelzwerk (ſ. d.).

Kürſchner (Joſ.), Schriftſteller, geb. 20. Sept. 1853 zu Gotha, beſuchte, nachdem er eine vierjährige Lehre als Mechanikus durchgemacht hatte, die leipziger Univerſität und gab dann eine «Theatraliſche Nekrologie» (Berl. 1875), zwei Jahrgänge einer «Chronologie des Theaters» (Berl. 1876—77) und zwei Bände eines «Jahrbuchs für das deutſche Theater» (Lpz. 1878—79) heraus. Im J. 1881 übernahm K. die Redaction der Monatsſchrift «Vom Fels zum Meer» in Stuttgart, redigierte bis 1882 das Organ der deutſchen Autorengenoſſenſchaft «Neue Zeit», gibt ſeit 1882 den «Deutſchen Litteratur-Kalender» und eine Sammlung deutſcher Litteraturwerke unter dem Titel «Deutſche Nationallitteratur», ſeit 1885 eine «Deutſche Schriftſtellerzeitung» heraus und veröffentlichte 1884 «Kürſchners Taſchen-Konverſations-Lexikon» (Berl. u. Stuttg.).

Kurſchwert, einſt Zeichen des Kurſachſen zuſtehenden Erzmarſchallamts, daher die zwei gekreuzten Schwerter im ſächſ. Wappen.

Kurſieren, in Kurs (ſ. d.) ſein, in Umlauf ſein.

Kurſivſchrift, -laufende Schrift, frz. Italique, engl. Italic, nennt man in der Buchdruckerkunſt die nach rechts geneigte Form der Antiqua-Großbuchſtaben in Verbindung mit in Geſtalt und Lage der lat. Schreibſchrift ſich nähernden Kleinbuchſtaben, und unterſcheidet:

I. Renaiſſance- oder Mediaeval (mittelalterliche)-Kurſive:

Druckſchriften,

II. Kurſive:

Druckſchriften.

Wie die Renaiſſance-Antiqua, ſo iſt die Renaiſſance-Kurſiv von beiden Arten die zuerſt für Druckzwecke in Gebrauch geweſene. Sie wurde auf Veranlaſſung des Aldus Manutius in Venedig in Nachahmung der ſchönen ital. Handſchriften, wie ſie unter andern auch Petrarca ſchrieb, zuerſt geſchnitten. Das erſte Druckwerk in dieſer Schrift war eine kleine Oktavausgabe des Virgil vom J. 1501. Zum Druck ganzer Werke wurde die K. jedoch ſeltener angewendet, wohl aber war ſie zu Vorreden, Dedikationen, Anhängen, Regiſtern u. dgl. die übliche, doch auch dies iſt jetzt weniger mehr der Fall. Die K. wird faſt nur in Verbindung mit der Antiqua angewendet und als zu dieſer gehörend angeſehen. Sie dient meiſt zum Hervorheben von ſolchen Sätzen oder Wörtern, die in Frakturſchrift durch Sperren oder durch fette und got. Schriften bemerkbar gemacht werden, oder von Citaten in einer andern Sprache als der, in welcher ein Druckwerk abgefaßt iſt. Die Renaiſſance-Kurſivſchrift, früher einfach Kurſive genannt, wurde zu Anfang dieſes Jahrhunderts durch die der gleichzeitig auftauchenden neuen Antiqua angepaßten Kurſive II zeitweiſe verdrängt und erhielt ſpäter der Unterſcheidung wegen die nähere Bezeichnung. Beide Arten der K. ſchließen ſich an die entſprechenden Arten der Antiqua ſtreng an, ſodaß mit dem Wiederaufblühen der Renaiſſance-Antiqua auch die ihr zugehörige und dem allgemeinen Geſchmacke am meiſten entſprechende Renaiſſance-Kurſivſchrift wieder mehr zur Geltung kommt.

Kurſk, eins der fruchtbarſten und bevölkertſten Gouvernements des europ. Rußland, nördlich von Orel, öſtlich von Woroneſch, ſüdlich von Charkow und Poltawa und weſtlich von Tſchernigow umgeben, zählt auf 46 455 qkm 2 239 397 E. und hat eine wellenförmig-ebene, nur von geringen, meiſt unbewaldeten Hügeln unterbrochene, gut angebaute Oberfläche. Das Klima iſt ſo mild, daß Arbuſen und Melonen auf freiem Felde gedeihen und der Weinbau mit Erfolg betrieben wird. Das Land iſt von vielen Flüſſen bewäſſert, die zum Flußgebiete des Don und Dnjepr gehören. Die Viehzucht, beſonders die Rinder- und Schafzucht, iſt ſehr bedeutend, und auch Pferde für den Kavalleriedienſt werden in Stutereien gezogen. Wachs und Honig, ebenſo Trappen und Wachteln bilden Ausfuhrartikel. Sumpfeiſen, Kalk und Kreide ſind die vorzüglichſten Mineralien. Die Einwohner ſind meiſt Groß- und Kleinruſſen, welche letztere ſich gern Koſaken nennen. Das Gouvernement zerfällt in 15 Kreiſe.

Die Hauptſtadt Kurſk mit (1882) 31 754 E., am Einfluſſe des Kur in die Tuskora gelegen und durch Eiſenbahnen mit Moskau, Charkow und Kiew verbunden, iſt Sitz eines Civilgouverneurs und des Biſchofs von K. und Bjelgorod, hat ein Gymnaſium, eine höhere Töchterſchule, zwei Kreis- und zwei Pfarrſchulen, ein ſehr beſuchtes Prieſterſeminar und ein Invalidenhaus, ſowie ein 1834 errichtetes Denkmal des Dichters Bogdanowitſch. In der Nähe befinden ſich viele Melonen- und Arbuſengärten und die Koreniſche Einſiedelei, Korennaja Puſtyna, jetzt ein reiches Kloſter mit drei Kirchen und wunderthätigem Marienbilde. Daſelbſt werden zweimal jährlich, am neunten Freitage nach Oſtern und 8. (20.) Sept., in einem großen Lokale, das in 350 Kaufläden geteilt iſt, bedeutende Meſſen gehalten. Die zweitgrößte Stadt des Gouvernements iſt Bjelgorod (ſ. d.).

Kurſoriſch nennt man die fortlaufende oder ununterbrochene Lektüre einer Schrift oder eines Schriftſtellers, wobei man bei der Erklärung der Worte und Sachen ſich nicht weiter aufhält, im Gegenſatz zur ſtatariſchen oder ſtehenden Lektüre, welche die Erläuterung des Einzelnen zum Zweck hat. Daher wird auf den Gymnaſien das Leſen der griech. und röm. Klaſſiker nach dieſer doppelten Beziehung eingeteilt.

Kurſus (vom lat. cursus, d. i. der Lauf) bezeichnet ſowohl die Zeit, welche auf ein Unterrichtsfach beſtimmungsgemäß verwandt wird oder welche der Schüler in einer Klaſſe, einer Anſtalt u. ſ. w. zuzubringen hat, als auch die methodiſche Stufenfolge der einzelnen Gegenſtände, welche innerhalb dieſer Zeit zur Behandlung gelangen. Auch wird K. oft ſynonym mit Cötus (ſ. d.) gebraucht.

Kurtine, ſ. Courtine.

Kurtiſan und **Kurtiſane**, ſ. Courtiſan.

Kurtka (Kutka) hieß das Galakleid der poln. Lanzenreiter und heißt jetzt ein, namentlich bei berittenen Truppen vorkommender, mit Schnuren beſetzter kurzer Waffenrock.

Kürturnen (d. h. Wahlturnen) iſt das dem Riegenturnen, wobei das Vorgeturnte nachzuturnen iſt, entgegenſtehende Turnen von Übungen nach freier Wahl.

Kurtz (Joh. Heinr.), namhafter Theolog, geb. 13. Dez. 1809 zu Montjoie im preuß. Regierungs-

bezirk Aachen, studierte in Halle und Bonn Theologie, wurde 1835 Oberlehrer am Gymnasium zu Mitau und 1850 Professor der Kirchengeschichte, 1859 der Exegese an der Universität Dorpat. Nach seiner 1870 eingetretenen Emeritur ließ er sich in Marburg nieder. Seine Schriften zerfallen in drei Gruppen. Dem Gymnasial- und Schulunterricht dienen das «Lehrbuch der heiligen Geschichte» (Königsb. 1843; 16. Aufl. 1884), die «Christl. Religionslehre» (Mitau 1844; 13. Aufl. 1883), die «Biblische Geschichte mit Erläuterungen» (Berl. 1847; 34. Aufl. 1882), der «Abriß der Kirchengeschichte» (Mitau 1852; 10. Aufl. 1882). Dem exegetischen und biblisch-kritischen Gebiete gehören an: «Das mosaische Opfer» (Mitau 1842), «Bibel und Astronomie» (Mitau 1842; 5. Aufl., Berl. 1865), «Die Einheit der Genesis» (Berl. 1846), «Zur Theologie der Psalmen» (Dorpat 1865) u. s. w. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete ist die «Geschichte des Alten Bundes» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1848—55; 3. Aufl., Bd. 1, 1864; 2. Aufl., Bd. 2, 1858), welcher sich «Der alttestamentliche Opferkultus» (Berl. 1862) anschloß. Eine in kritischer wie exegetischer Beziehung freiere Richtung macht sich in seiner «Erklärung des Briefs an die Hebräer» (Mitau 1869) geltend. Eine dritte Gruppe bilden K.' kirchenhistor. Arbeiten. Dahin gehören das «Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte» (Abteil. 1, 3 Bde., Mitau 1853; 2. Aufl. 1858; Abteil. 2, Bd. 1, 1856) und das «Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende» (Mitau 1849; 9. Aufl., 2 Bde., 1885).

Kuruczen (spr. Kuruz), magyar. Bezeichnung für «Aufständische», «Rebellen», stammt von dem lat. crux, seitdem die empörten Bauern 1514 unter dem Vorwande, das Kreuz gegen die Türken zu nehmen, sich vielmehr unter Anführung des Szeklers Dózsa gegen ihre tyrannischen adeligen Grundherren erhoben und ein furchtbares Blutbad anrichteten. Die Bezeichnung wurde später in Ungarn von den königstreuen Parteien allen Aufständischen gegen die habsburgische Herrschaft beigelegt, so den Anhängern des Bethlen, des Tököly, Rákóczy u. s. w. Bis zum heutigen Tage versteht man noch unter K. die Vertreter der ultranationalen, secessionistischen Idee auf polit. Gebiete gegenüber dem Realverbande Ungarns mit Österreich.

Kuruman, Missionsstation im Lande der Betschuanen (s. d.).

Kurus oder **Kauravas**, ein altes ind. Herrschergeschlecht, welches namentlich in dem großen Epos Mahabharata hervortritt. In der Zeit, welche dasselbe schildert, führen die K. nach tausendjähriger Herrschaft in der von ihnen gegründeten Stadt Hastinapura (in der Gegend des spätern Delhi) einen Krieg mit den ihnen verwandten Pándus, welcher mit dem Siege der letztern und dem Untergange der K. endet. (S. Mahábhárata.)

Kuru Tschesme (d. h. trockener Röhrbrunnen), eine Vorstadt Konstantinopels auf dem europ. Ufer des Bosporus, 6 km nordöstlich vom Eingang des Goldenen Horns, zwischen Orta-Koj und Arnaut-Koj, ähnlich wie letzteres auf einem vom Meere und dem rückwärts steil ansteigenden Berghange eng begrenzten, der Meerenge sich entlang erstreckenden Vorlande gelegen, besteht wesentlich nur aus einer einzigen Hauptgasse, welche einen Teil der großen, fast bis Bujukdere reichenden Uferstraße bildet, und ist meist von Griechen bewohnt.

Kurve, eine krumme Linie, verschieden nach der Anzahl von Punkten, die sie mit einer Geraden gemein haben kann. [bank.

Kurvensupport (des Drehstahls), s. u. Dreh-

Kurvezeine, s. unter Kurfürsten.

Kurz (Heinr.), namhafter Litterarhistoriker, geb. 28. April 1805 zu Paris, wurde in Hof erzogen, begann 1823 zu Leipzig das Studium der Theologie, das er jedoch bald aufgab, und ging 1827 nach Paris, wo er sich dem Studium der orient. Sprachen, insbesondere des Chinesischen, widmete. Hier veröffentlichte er 1830 ein «Mémoire sur l'état politique et religieux de la Chine 2300 ans avant notre ère» und wurde von der Asiatischen Gesellschaft mit der Neubearbeitung des chines. Wörterbuchs von Basile beauftragt. Die polit. Bewegung von 1830 führte ihn indes nach Deutschland zurück, wo er erst zu München die Zeitschrift «Bayerns Deputiertenkammer», dann zu Augsburg das konstitutionelle Oppositionsblatt «Die Zeit» redigierte. Seine Thätigkeit an letzterm Blatte zog ihm zweijährige Festungsstrafe zu. K. benutzte seine Muße auf der Bergfeste Würzburg zur Übersetzung der chines. Dichtung «Das Blumenblatt» (St. Gallen 1836). Im J. 1834 ging er nach der Schweiz, wo er als Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Kantonsschule zu St. Gallen angestellt, aber 1839 als Protestant und Ausländer entlassen wurde. Noch in demselben Jahre wurde er als Professor an die Kantonsschule nach Aarau berufen und daselbst 1846 auch zum Kantonsbibliothekar ernannt. Er starb dort 24. Febr. 1873.

Durch die reichen Schätze der aarauer Bibliothek veranlaßt, wandte sich K. dem Studium der deutschen Litteraturgeschichte zu. Unter anderm gab er Murners Gedicht «Vom großen luth. Narren» (Zür. 1848) und mit Weißenbach «Beiträge zur Geschichte und Litteratur» (Aarau 1846) heraus. Sein Hauptwerk ist die «Geschichte der deutschen Litteratur» (Lpz. 1851 fg.; Bd. 1—3, 7. Aufl., 1876; Bd. 4, 4. Aufl., 1881), die sich durch eine pragmatisch-histor. Auffassung auszeichnet und gutgewählte Proben und geschmackvolle Illustrationen bietet. Auch die beiden Sammelwerke «Handbuch der poetischen Nationallitteratur» (3 Bde., Zür. 1840—43; 3. Aufl. 1857—59) und «Handbuch der deutschen Prosa» (3 Bde., Zür. 1845—46) gehören zu den gediegensten Arbeiten dieser Art. Sein «Leitfaden zur Geschichte der deutschen Litteratur» (Lpz. 1860; 5. Aufl. 1878) und die Schrift «Die deutsche Litteratur im Elsaß» (Berl. 1874) haben günstige Aufnahme gefunden. Ein verdienstliches Unternehmen ist ferner die von ihm geleitete «Deutsche Bibliothek» (10 Bde., Lpz. 1862—68), in welcher er den «Ejopus» des Burkhard Waldis (2 Bde.), Grimmelshausens «Simplicianische Schriften» (4 Bde.), Wickrams «Rollwagenbüchlein» (1 Bd.) und Fischarts «Sämtliche Dichtungen» (3 Bde.) veröffentlichte, und seine kritische Schiller-Ausgabe (9 Bde., Hildburgh. 1868—70).

Kurz (Herm.), deutscher Litteraturforscher und Novellist, geb. 30. Nov. 1813 zu Reutlingen, besuchte das evang.-theol. Seminar zu Maulbronn, studierte in Tübingen Theologie und war später einige Zeit Pfarrgehilfe in Ehningen, widmete sich aber vorzugsweise sprachlichen und litterarhistor. Studien. Nachdem er das Faustbuch von Widman (Reutlingen 1834) herausgegeben und sich durch seine «Gedichte» (Stuttg. 1836) und «Dichtungen»

(Pforzh. 1839) namhaft gemacht, war er ſpäter einige Jahre Redacteur des liberalen Blattes «Der Beobachter» in Stuttgart und wurde 1862 Univerſitätsbibliothekar zu Tübingen, wo er 10. Okt. 1873 ſtarb.

Am bekannteſten wurde K. durch ſeine beiden Romane «Schillers Heimatsjahre» (2. Aufl., Stuttg. 1856—57) und «Der Sonnenwirt» (2. Aufl., 3 Bde., Berl. 1862). Ferner überſetzte er Arioſt, Cervantes, Châteaubriand, Shakſpeare, Byron, Moore u. a., ſchrieb «Zu Shakſpeares Leben und Schaffen. Altes und Neues» (Münch. 1868) und den Text zu Konewkas «Falſtaff und ſeine Geſellen» (Straßb. 1872). Ein anziehendes Geſchichtsbild iſt ſeine Schrift: «Aus den Tagen der Schmach» (Stuttg. 1871). In der deutſchen Litteratur widmete er ſeine Forſchungen beſonders Gottfried von Straßburg, deſſen «Triſtan» er überſetzte und mit eigenem Schluſſe verſah (Stuttg. 1844; 3. Aufl. 1877). Im Verein mit Paul Heyſe gab er den «Deutſchen Novellenſchatz» (Bd. 1—21, Münch. 1871—74) und «Novellenſchatz des Auslandes» (Bd. 1—13, Münch. 1872—74) heraus. K.' «Geſammelte Werke» hat P. Heyſe (mit einer Biographie des Dichters, 10 Bde., Stuttg. 1874) herausgegeben. [Bernardon.

Kurz (Joſ. von), öſterr. Schauſpieler, ſ. unter **Kurzatmigkeit**, ſ. Dyspnoë.

Kurzbauer (Eduard), Genremaler, geb. zu Wien 2. März 1840, beſuchte die dortige Akademie. Das 1867 ausgeſtellte Gemälde, die Märchenerzählerin, lenkte zuerſt die Aufmerkſamkeit auf ihn; 1868 begab ſich K. zu Piloty nach München, wo er noch mehrere Jahre ſtudierte, und wählte dann dieſe Stadt zu ſeinem dauernden Aufenthalt. Im J. 1870 entſtand ſein bedeutendſtes Werk, die erteilten Flüchtlinge (in der kaiſerl. Galerie in Wien). Auch in ſeinen folgenden Bildern erfreute K. durch die Kraft ſeiner Charakteriſtik und die leichte humorvolle Auffaſſung des Gegenſtandes, ſo in der Weinprobe, grundloſe Eiferſucht, der Korb, die ſtürmiſche Verlobung. In koloriſtiſcher Hinſicht hat K. die höchſte Vollendung in ſeiner Scene beim Begräbnis erreicht. K. ſtarb 13. Jan. 1879 zu München.

Kürzeſter Tag, der Tag, an welchem die Sonne in ihrem Kulminationspunkt Mittags am entfernteſten vom Scheitelpunkt ſteht, fällt in der nördl. Erdhemiſphäre um den 21. Dez., in der ſüdlichen um den 21. Juni. (S. Sonnenwende.)

Kurze Waren, ſ. Kurzwaren.

Kurzflügler (Vögel), ſ. Strauße.

Kurzflügler oder Raubkäfer (Staphylinidae *Leach* s. Brachelytra *Latreille*) ſind die Benennungen für eine der zahlreichſten Käferfamilien, deren Artenzahl ſich ſchon auf weit über 2000 beziffert. Die Flügeldecken der meiſt kleinen, oft ſehr lang geſtreckten K. bedecken den aus ſechs bis ſieben beweglichen Ringen beſtehenden Hinterleib gar nicht oder nur an der Baſis. K. finden ſich über die ganze Erde verbreitet an ſehr verſchiedenen Aufenthaltsorten: in Miſt, Aas, Pilzen, unter Baumrinde, auf Blumen, am Ufer der Gewäſſer und in nicht geringer Zahl als geduldete Gäſte bei Ameiſen und Termiten. Einige ſüdameril. Formen ſind lebendig gebärend. Viele Arten haben, wenn man ſie fangen will, die Gewohnheit, ihr Hinterleibsende drohend nach oben zu wenden, als ob ſie ſtechen wollten; ſie ſind aber ganz harmlos, nur daß manche einen ſtinkenden Saft abſondern. Eine der größten und häufigſten deutſchen Arten iſt Staphylinus erythropterus *L.* (ſ. Tafel: Inſekten I, Fig. 6).

Kurzgewehr, ſ. unter Gewehr.

Kurzhörner (Brachycera), ſ. Fliegen; vgl. Dipteren.

Kurzſichtiges Papier (Kurzſichtiger Wechſel), ein Wechſel, deſſen Verfallzeit nach ſehr kurzer Friſt eintritt.

Kurzſichtigkeit (Myopie, grch.), iſt eine fehlerhafte Refraktion des Auges (Ametropie), bei welcher dasſelbe im Zuſtande vollſtändiger Accommodationsruhe (das entſpannte Auge) nur divergent auffallende Strahlenbündel auf der percipierenden Netzhautſchicht vereinigt, parallele Strahlenbündel ſich dagegen ſchon vor der Netzhaut ſchneiden, auf letzterer Zerſtreuungskreiſe bilden und daher keine ſcharfen, ſondern nur verwaſchene Bilder geben. Während der Fernpunkt des normalſichtigen (emmetropiſchen) Auges in der Unendlichkeit liegt, d. h. von dem entſpannten Auge nur unendlich weit entfernte Punkte ohne Zerſtreuungskreiſe geſehen werden, liegt der Fernpunkt des myopiſchen Auges in endlicher Entfernung und zwar deſto näher, je ſtärker die K. iſt. Das myopiſche Auge wird korrigiert, d. h. zu einem emmetropiſchen gemacht durch Bewaffnung mit demjenigen Konkavglaſe, deſſen Brennweite gleich iſt dem Abſtande des Fernpunktes vom Auge, das daher den parallel auffallenden Strahlen eine ſolche Divergenz gibt, als wenn ſie aus dem Fernpunkte des Auges kämen. Wenn demnach der Fernpunkt eines myopiſchen Auges um 10 Zoll abliegt, ſo iſt zur Korrektion ein Glas concav 10 (— 4 D der neuen Bezeichnung) erforderlich, und, da man den Grad der Myopie mit dem optiſchen Werte des Korrektionsglaſes bezeichnet, ſo beſteht in dieſem Falle Myopie $^1/_{10}$ (Myopie 4 D).

Nach dem Geſagten liegt beim kurzſichtigen Auge die Netzhaut hinter dem Hauptbrennpunkte der brechenden Medien: entweder iſt bei normaler Brechkraft die Augenachſe zu lang (Achſenmyopie), oder bei normaler Achſenlänge die Brechkraft zu ſtark (Refraktionsmyopie), oder endlich, es wirken beide Faktoren zuſammen. Die bei weitem häufigſte Form iſt die Achſenmyopie, die mitunter angeboren iſt, meiſtens jedoch ſich allmählich entwickelt, indem die Augenhäute in der Gegend des hintern Augenpols infolge einer angeborenen, oftmals ererbten, oder von entzündlichen Prozeſſen an der genannten Gegend herrührenden Weichheit und Nachgiebigkeit nach hinten ſich ausbuchten (progreſſive Myopie). Begünſtigt wird dieſer Vorgang durch anhaltende Beſchäftigung mit feinen, nahe gehaltenen Objekten, namentlich wenn dieſelbe durch ungünſtige Beleuchtung, den Gebrauch unpaſſender Brillen oder Inſufficienz der innern geraden Augenmuskeln erſchwert wird. Daher fällt die Entſtehung und Weiterentwickelung der Myopie hauptſächlich in die Zeit vom Beginn der Schuljahre bis etwa zum 25. Lebensjahre, wird mitunter auffällig beſchleunigt, wenn in dieſer Zeit erſchöpfende Krankheiten den Körper befallen. Mit dem Abſchluſſe des Körperwachstums hört in der Regel der Fortſchritt der Myopie auf. Nicht ſelten geht die Ausdehnung der Augenhäute mit weitern Gewebsſtörungen in denſelben einher, die das Sehvermögen beeinträchtigen und ſelbſt völlig aufheben können (Blutungen, entzündliche und atrophiſche Veränderungen der Aderhaut und Netzhaut, Trübungen des Glaskörpers und der Linſe, Ablöſung der Netzhaut). Andererſeits bietet der Langbau des Auges, das von der Kugelform in die Birnform übergeht, ein mechaniſches Hinderniß

bei ſeinen Bewegungen, namentlich bei den durch die Myopie erforderten ſtarken Konvergenzſtellungen, und ruft hierdurch eine Inſufficienz der innern geraden Augenmuskeln hervor. Die Refraktionsmyopie hat ihren Grund entweder in einer abnorm ſtarken Wölbung der Hornhaut (ſ. Keratokonus), oder der Linſe, oder in einem Vorrücken der letztern aus ihrer normalen Lage nach vorn, oder endlich in einem Krampfe des Accommodationsmuskels, infolge deſſen das Auge beim Fernſehen ſich nicht völlig entſpannt, ſondern in einem dem Naheſehen entſprechenden Zuſtande verharrt (ſcheinbare Myopie, Krampfmyopie).

Nur die letztere Form iſt einer Heilung fähig, ſofern es gelingt, durch Atropin-Einträufelungen und nötigenfalls Tenotomie der äußern geraden Augenmuskeln die Spannung des Accommodationsmuskels dauernd zu heben, während die durch Formveränderungen der Hornhaut und Linſe bedingten Myopien in der Regel nicht zu beſeitigen ſind. Ebenſo wenig läßt ſich an der Achſenmyopie etwas ändern. Hier kann es ſich nur um eine Prophylaxe handeln, die der Entſtehung und dem Fortſchreiten der Myopie in dazu disponierten Augen entgegenwirkt, und in möglichſter Schonung des Accommodationsapparats zu beſtehen hat. Namentlich iſt es die Aufgabe der Schulhygiene, durch Regelung der Arbeitszeit, Beſchaffung von genügend hellen Arbeitsräumen, angemeſſenen Schultiſchen und Schulbänken, geeigneter Druckſchrift u. ſ. w. in dieſer Richtung zu wirken. Korrigiert werden die kurzſichtigen Augen, wie oben erwähnt, durch Konkavgläſer. Ob und wann die korrigierenden Gläſer, die den Fernpunkt in die Unendlichkeit hinausrücken, oder ob zeitweiſe oder immer ſchwächere Konkavgläſer getragen werden, oder die Augen unbewaffnet bleiben ſollen, wird am beſten in jedem Falle dem Augenarzte zu beſtimmen überlaſſen.

Kurzwaren, Kurze Waren oder Quincaillerien (vom frz. quincaillerie, engl. hardware), der Geſamtname für verſchiedene, meiſt kleine Waren aus Holz, Metall, Glas, Porzellan, Marmor, Perlmutter, Bernſtein, Horn, Knochen, Elfenbein, Schildpatt, Meerſchaum, Alabaſter, Kautſchuk, Leder u. ſ. w. Hierzu gehören z. B. Meſſerwaren, Nadeln, Knöpfe, Schnallen, Uhren und Beſtandteile von ſolchen, Leuchter, Sporen und Steigbügel, Brillen und Perſpektive, die ſpeziell als Galanteriewaren bezeichneten Artikel, wie echte und unechte Schmuckſachen, Fächer, Handſchuhe, Stockknöpfe, Doſen, Attrapen, Kämme, Rauchrequiſiten, auch Zeichen-, Mal- und Schreibutenſilien, Brief-, Geld- und Reiſetaſchen, Regen- und Sonnenſchirme, lackierte Blechwaren ꝛc. Als die feinſten K. ſind von deutſchen Fabrikaten die augsburger, berliner, nürnberger, karlsbader, offenbacher, wiener, von ausländiſchen die pariſer, mailänder und genfer geſchätzt.

Kurzzüngler, ſ. unter Echſen.

Kuſai, eine zu den Carolinen (ſ. d.) gehörige Inſel.

Kuſch (hebr., ägypt. Koſch), alter Name für die Länder ſüdlich von Ägypten, insbeſondere für das Nilthal bis zur Einmündung des Blauen Nils. Die Könige der zwölften Dynaſtie (2100 v. Chr.) hatten bereits das nordl. Nubien bis jenſeit der zweiten Katarakte unterworfen. In den folgenden Jahrhunderten gingen die nubiſchen Beſitzungen wieder verloren und die Könige der achtzehnten Dynaſtie (etwa von 1500 bis 1350) mußten die Unterwerfung von neuem beginnen. Thutmoſis I. und ſein großer Sohn Thutmoſis III. (etwa 1500 v. Chr.) dehnten die Grenzen des Reichs bis in den Sudan aus. Von nun an blieb K. ägypt. Provinz, die von einem Vizekönig, «dem Königsſohne von K.», verwaltet wurde. Hauptſtadt war Napata unter dem 19. Breitengrad. Als um 1000 v. Chr. die libyſchen Söldnerführer die Herrſchaft der Prieſterkönige in Ägypten mehr und mehr einſchränkten, wanderten viele aus dem Geſchlecht der thebaniſchen Hohenprieſter nach K. aus und gründeten hier ein eigenes Prieſterkönigreich, in dem der König völlig von der Prieſterſchaft des Amon von Napata abhängig war. Zwei Jahrhunderte ſpäter unterwarfen ſich dieſe Äthiopenkönige zeitweiſe Oberägypten, und König Pianchi drang um 775 v. Chr. ſogar ins Delta vor. Einer ſeiner Nachfolger, Schabaka (Sabako) eroberte 728 v. Chr. Ägypten definitiv. Aber ſchon um 670 ward Königl Taharka von dem Aſſyrerkönig Aſſarhaddon beſiegt und aus Ägypten vertrieben. Ein Verſuch ſeines Nachfolgers Tanuatamun, Ägypten wieder zu erobern, blieb ohne dauernden Erfolg.

Von hier an fehlt faſt jede Kunde über das Land K. Kambyſes unternahm von Ägypten aus einen Feldzug gegen daſſelbe, und Darius I. zählt es unter ſeinen Provinzen auf. Etwa in dieſer Zeit muß die Hauptſtadt von Napata ſtromaufwärts nach Meroe (etwa unter 17°) verlegt worden ſein. Dieſes jüngere Reich verfiel bald in völlige Barbarei. An Stelle der ägypt. Sprache trat die einheimiſche, die in beſondern Hieroglyphen und in einer alphabetiſchen Schrift geſchrieben wurde; beide ſind noch unentziffert. Von der Geſchichte dieſes ſpätern Staates iſt wenig bekannt. In der erſten Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr. machte ein griechiſch gebildeter König, Ergamenes, der Prieſterherrſchaft ein gewaltſames Ende. Seine Nachfolger haben zum Teil um den Beſitz des nördl. Nubien mit den Römern gekämpft. Um 600 n. Chr. etwa wurde das Reich von dem chriſtl. nubiſchen Staate verdrängt.

Unter Kuſchiten im weitern Sinne verſtand Lepſius die oſtafrikaniſchen nicht ſemit. Stämme, wie Galla, Somali, Biſcharin u. ſ. w., denen er dann auch die alten Bewohner der arab. Weihrauchländer, die Urbewohner Babyloniens und die Phönizier beigeſellte. Er nahm an, daß ſie als Seefahrervolk die in den Euphratländern entſtandene Kultur in Afrika und Vorderaſien verbreitet hätten. Dieſe Hypotheſe erregte Aufſehen, wird aber kaum noch von einem Fachmann feſtgehalten. Vgl. Lepſius, «Nubiſche Grammatik» (Berl. 1880).

Kuſchadaſi, unter dem ital. Namen Scalanuova bekannt, Hafenſtadt im kleinaſiat.-türk. Vilajet Aidin, an der in die Weſtſeite Kleinaſiens eingreifenden Bucht K., an der Stelle des alten Marathesion, zählt 10000 E., die Handel mit Wein, Roſinen, Getreide u. ſ. w. treiben. Den Hafen ſchützt gegen N. die kleine davorliegende Inſel Kuſch Ada, d. h. Vogelinſel. An der Südſeite der im Eingange 30 km weiten Bucht liegt die Inſel Samos.

Kuſchiten, ſ. unter Kuſch.

Kuſel, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Amtsbezirk Kuſel, am Kuſelbach, 29 km nordweſtlich von Landſtuhl, Station der Linie Landſtuhl-K. der Pfälziſchen Eiſenbahnen, iſt Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine Lateinſchule, Streichgarnſpinnerei, Tuch-, Maſchinen-, Drahtſtift- und Nägelfabriken, Gerberei, bedeutende Viehmärkte, Kalkſtein- und Baſaltbrüche und zählt (1880) 3091 meiſt prot. E.

Kusir (Nähseide), s. unter Seide.

Kuskus oder Kusu (Phalangista) ist die Bezeichnung für ein Geschlecht nicht großer (von 6 bis 66 cm langer) kletternder Beuteltiere mit einem Kletterschwanz und merkwürdig weichem und dichtem Pelze. Es sind etwa 25 Arten bekannt, die in verschiedene Untersamilien verteilt worden sind. Sie bewohnen die austral. Region von Timor und Celebes an bis Ostaustralien und Vandiemensland. Eine der häufigsten Arten ist der Fuchskusu (Phalangista vulpina, s. Tafel: Beuteltiere, Fig. 3).

Kusnezk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Saratow, 250 km nordnordöstlich von Saratow, an der Eisenbahn Morschansk-Syran, mit (1882) 14 186 E., hat Gerbereien, Leim- und Talgsiedereien, Seilereien, Eisengießereien und Handel.

Kusnezk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tomsk, in Westsibirien, rechts am Tom, 325 km im SSO. von Tomsk, mit (1882) 3253 E., ist die älteste russ. Stadt im Altai.

Küssen, das Aufdrücken der Lippen auf einen Gegenstand, ist ein uraltes Zeichen der Liebe, Freundschaft und Achtung. In der altchristl. Kirche gab man sich vor der heiligen Kommunion den Friedenskuß (osculum pacis), welchem apostolischer Ursprung zugeschrieben wurde. Hierfür wurden später sog. Kußtäfelchen eingeführt, die von Hand zu Hand gingen. In der griech. Kirche ist noch jetzt der sog. Osterkuß in diesem Sinne üblich. Die kirchliche Sitte, den Verstorbenen den Abschiedskuß zu geben, verlor sich schon früh, da selbst die Kirche, wohl zunächst aus Gesundheitsrücksichten, auf die Unterlassung dieser Ceremonie drang. Bekannt ist der Pantoffelkuß als Verehrungsbezeigung gegen den Papst, während bei den Bischöfen der Fingerring geküßt wird. Der Handkuß ist ceremoniell bei hochgestellten Personen und als Beweis besonderer Verehrung namentlich Damen gegenüber gebräuchlich. Im Mittelalter galt der Kuß auch symbolisch als Bekräftigung eines Vertrags oder Versprechens. Der Judaskuß (nach Matth. 26, 49 und Luk. 22, 48) ist sprichwörtlich geworden.

Kussin, s. unter Kussoblumen.

Kußmaul (Adolf), namhafter Mediziner, geb. 22. Febr. 1822 in Graben bei Karlsruhe, studierte in Heidelberg, wurde 1848 bad. Militärarzt, wohnte dem Feldzug in Holstein bei, praktizierte 1850—53 als Arzt in Kandern und setzte dann seine Studien zu Würzburg fort. Er habilitierte sich 1855 in Heidelberg, wo er 1857 außerord. Professor wurde, ging dann 1859 als Professor der innern Medizin und Direktor der mediz. Klinik und Poliklinik nach Erlangen, 1863 als innerer Kliniker nach Freiburg und 1876 in gleicher Stellung nach Straßburg.

Unter K.s wissenschaftlichen Leistungen sind besonders hervorzuheben die mit Tenner gemeinsam angestellten «Untersuchungen über Ursprung und Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen bei der Verblutung sowie der Fallsucht überhaupt» (Frankf. a. M. 1857), welche die Lehre von der Epilepsie bedeutend förderten. Ein großes Verdienst hat sich K. durch die Einführung verschiedener mechanischer Behandlungsmethoden in die innere Medizin (Anwendung der Magenpumpe gegen Magenerweiterung und andere chronische Magenkrankheiten, der Thorakocentese bei eiteriger Rippenfellentzündung u. dgl.) erworben. Außer zahlreichen Aufsätzen in Fachzeitschriften veröffentlichte er: «Die Farbenerscheinungen im Grunde des menschlichen Auges» (Heidelb. 1845), «Von dem Mangel, der Verkümmerung und Verdoppelung der Gebärmutter, von der Nachempfängnis und der Überwanderung des Eies» (Würzb. 1859), «Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen» (Lpz. 1859), «Untersuchungen über den konstitutionellen Merkurialismus und sein Verhältnis zur konstitutionellen Syphilis» (Würzb. 1861), «Über die Behandlung der Magenerweiterung durch eine neue Methode» (Freiburg i. Br. 1869), «Zwanzig Briefe über Menschenpocken- und Kuhpockenimpfung» (Freiburg 1870), «Über die fortschreitende Bulbärparalyse und ihr Verhältnis zur progressiven Muskelatrophie» (Lpz. 1873), «Die Störungen der Sprache. Versuch einer Pathologie der Sprache», in Ziemssens «Handbuch der Pathologie» (Lpz. 1877; 2. Aufl. 1881).

Küßnacht oder Küßnach, Flecken im gleichnamigen Bezirk des schweiz. Kantons Schwyz, liegt 440 m über dem Meere, 10 km ostnordöstlich von Luzern, von Wiesen und Obstgärten umgeben, am Fuße des Rigi und am obern Ende des Küßnachtersees (s. Vierwaldstättersee) und zählt (1880) 3203 meist kath. E. Mit Luzern ist der Ort durch eine Dampferlinie und eine Fahrstraße verbunden. Nach der Station Immensee-K. der Gotthardbahn führt eine 2 km lange Poststraße, welche bei der Hohlen Gasse den Hügelrücken zwischen dem Vierwaldstätter- und dem Zugersee durchschneidet. Der frühere Hohlweg, in dem nach der Sage der Landvogt Geßler durch Tell erschossen worden sein soll, ist durch die Straßenanlage größtenteils verschwunden; doch ist die Tellskapelle an der Hohlen Gasse noch erhalten. Einige Mauertrümmer auf einer Anhöhe östlich von K. gelten als die Ruine von Geßlers Burg. Früher Besitz des Klosters Murbach, kam K. 1291 an das Haus Habsburg und 1424 an Schwyz, in dem es jetzt mit seiner Umgebung einen besondern Bezirk bildet.

Küßnacht, Pfarrdorf im Bezirk Meilen des schweiz. Kantons Zürich, liegt 427 m über dem Meere, 6 km südsüdöstlich von Zürich auf dem rechten Ufer des Zürichersees, besitzt eine alte got. Kirche, ein Seminar für Lehrer und Lehrerinnen und mehrere Fabriken und zählt (1880) 2750 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen Weinbau, Landwirtschaft und Seidenindustrie sind.

Kussobaum, s. unter Kussoblumen.

Kussoblumen, Koso- oder Kossoblüten (auch Kussu, Kooso, Koso oder Flores Brayerae anthelminthicae, Flores Koso nach der Pharmacopoea Germanica) heißen die im Droguenhandel vorkommenden Blüten eines in Abessinien einheimischen und dort Kusso genannten Baums (Hagenia Abyssinica *Willdenow*) aus der Familie der Rosaceen. Er wird etwa 20 m hoch, hat zottig behaarte Ästchen, unterbrochen unpaarig-gefiederte Blätter mit am Rande und auf den Nerven zottigen Blättchen und trägt große, behaarte, grünliche Blütenrispen. In Abessinien sind seine Blüten schon seit mehr als 200 Jahren allgemein als untrügliches Mittel gegen den Bandwurm in Gebrauch, und auch bei uns haben sie sich gegen dieses Leiden bewährt. Die Blüten haben einen eigentümlichen, an Flieder erinnernden Geruch, einen erst unmerklichen, dann etwas scharfen und widerlichen Geschmack und enthalten neben andern Stoffen ein bitteres, kratzendes Harz, einen krystallisierbaren sauren stickstofffreien Körper, das von Pavesi

gefundene und von Bedall in München untersuchte Kussin, von adstringierendem Geschmack.

Küste oder Gestade heißt derjenige Teil des Landes, welcher vom Meere berührt und begrenzt wird, während man Strand denjenigen Strich des Landes nennt, den das Meer je nach Flut und Ebbe abwechselnd bespült und trocken läßt. Als das Produkt einerseits der primitiven Gestaltung des Landes überhaupt und des passiven Widerstandes des starren kontinentalen Elements, andererseits der aktiven Angriffe des flüssigen oceanischen Elements, der Bewegungen seiner Brandung, Flut und Strömung, hat die K. sowohl hinsichtlich ihrer horizontalen Erstreckung oder linearen Entwickelung mannigfaltige Umrisse, als hinsichtlich ihrer vertikalen Erhebung über das Meer und ihres orogr. Baues sehr verschiedene Formen. Je nach seinen Erstreckungen in das Meer hinein bildet das Land Halbinseln, Landzungen, Landspitzen, Kaps oder Vorgebirge, Landengen oder Isthmen. Die Größe der Küstenlänge oder des Litorals, d. i. der Linie, mit welcher ein Land oder ein Erdteil on das Meer grenzt, und welche das Maß seiner Gliederung darstellt, ist im Verhältnis zum Flächeninhalt oder Areal dieses Landes oder Erdteils von der größten Wichtigkeit für die maritime Zugänglichkeit und so für die Leichtigkeit der Kulturentwickelung desselben. In dieser Beziehung bietet Europa unter allen Erdteilen das günstigste Verhältnis dar; hier kommen auf 10000 qkm Flächenraum schon 76,3 km Küstenlänge. Demnächst folgt Amerika (21,7 km), dann Asien (19,9 km), hierauf Afrika (9,2 km), zuletzt Australien (1,5 km). Insgesamt kommen auf der ganzen Erde, die Polarländer und Grönland ausgenommen, auf 10000 qkm 15 km Küstenlänge.

Noch ihrer vertikoten Bildung zerfallen die K. in drei Klassen: in Steilküsten, Klippenküsten und Flachküsten. Die Steilküsten bestehen aus zum Meere unmittelbar oder zum Strande abfallenden, oft von Felsen gebildeten Wänden verschiedener Höhe. Das Meer hat an ihnen eine verhältnismäßig große Tiefe, die schnell und plötzlich, dabei gewöhnlich sehr regelmäßig zunimmt oder, wie der Seemann sich ausdrückt, regelmäßige Sonden darbietet. Sie sind in der Regel frei von Klippen und Untiefen, bilden seltener Einschnitte, häufig große Busen und steile vorspringende Vorgebirge. Mitunter ziehen sie in langen Strecken einförmig fort. Sie sind die sichersten und gefahrlosesten, haben, wo sich Schutz gegen die Winde findet, die besten Häfen und erweisen sich daher der Schiffahrt am günstigsten. Die Klippenküsten oder solche, die von Klippen umgeben sind, zerfallen wieder in zwei Arten. Die eigentlichen Klippenküsten sind Steilküsten, die überall mit isolierten, steil aus dem Meere aufsteigenden, durch tiefe Straßen getrennten Felsmassen oder Klippen besetzt sind. Die Korallenklippenküsten sind teils Steil-, teils Flachküsten mit vorgelagerten zahlreichen Klippen und Bänken, welche, durch die unermüdliche Thätigkeit der Korallentiere aufgebaut und beständig verändert, sich (oft in breiten, stufenartigen Absätzen) bis an die Oberfläche des Meers erheben und nicht selten dadurch, daß auf den obersten Schichten das Meer einzelne losgerissene Blöcke, Sand, Pflanzenreste u. s. w. aufhäuft, hervorragende Klippen und flache Inseln bilden. Sie finden sich, da die Korallen, deren Erzeugnis die Klippen sind, am üppigsten in den wärmern Erdstrichen wuchern, meist nur in der Tropenzone. Die gewöhnlichste Form der K. sind die Flachküsten, wo das Land sich ganz allmählich bis zum Meere und ebenso allmählich unter dessen Spiegel hinabsenkt. Das Meer hat daher bei ihnen eine geringe Tiefe und enthält oft Sandbänke; die K. selbst sind einförmig und bis auf die Flußmündungen fast ohne Einschnitte. Auf ihnen ist der Strand am breitesten, um so breiter, je geringer die Neigung zum Meere. Gewöhnlich begrenzen den Strand durch das Meer aufgeworfene Dünen (s. d.), die das Land gegen die Fluten des Meers schützen, oft aber auch, wo sie aus beweglichem Flugsande bestehen, durch den Einfluß des Windes in das Innere vorrücken und fruchtbare Landstrecken mit Sand überschütten. Wo Dünen fehlen, legen Kulturvölker zu ihrem Schutze Dämme oder Deiche (s. d.) an; wo beide fehlen oder durch die Fluten zerstört sind, oder wo See- und Flußalluvionen Teile des Meers mehr oder weniger absperren, entstehen stagnierende Gewässer, Sumpfe, Lagunen. Wo jene Alluvionen sich dazu tauglich erweisen, werden sie durch Deiche oder Polder geschützt und in Marschland umgewandelt. Die Flachküsten sind für die Schiffahrt im allgemeinen ungünstig und häufig selbst auf weite Strecken für kleine Fahrzeuge unnahbar, haben selten natürliche Häfen und erfordern die Anlegung und Erhaltung von künstlichen Hafenplätzen. Diese befinden sich meist an Flußmündungen oder Durchbrüchen. Die Form der Flachküsten findet sich am Meerbusen von Venedig, im südl., südwestl. und nördl. Frankreich, in Holland, Norddeutschland, Dänemark, im östl. China, Koromandel, Persien, Arabien, im größten Teil von Afrika, in Patagonien, Guaiano, am Meerbusen von Mexiko, in den Vereinigten Staaten nordwärts bis Kap Hatteras. Im ganzen Norden der Erde haben sie nackten Felsboden mit sehr geringer Senkung, auf dem sich Sümpfe mit Moos und Torf bilden.

Küstenartillerie, auch See-, Marineartillerie, heißt ein Zweig der fechtenden Artillerie, welcher speziell zur Besetzung der Geschütze in Küstenbefestigungen bestimmt ist. Der Dienst der K., welche aus stabilen, schon im Frieden erbauten Positionen gegen widerstandsfähige Ziele kämpft, hat im allgemeinen Verwandtschaft mit demjenigen der Festungsartillerie, sodaß derselbe erforderlichenfalls durch Abteilungen der letztern versehen werden kann. Die besondern Eigentümlichkeiten des Dienstes der K., welche aus der Schwere der Geschütze und ihrer Munition, aus der Lafettierung, aus der Art ihrer Aufstellung und aus der Art der Ziele (auf dem Wasser bewegliche, d. i. Kriegsschiffe) hervorgehen, ergeben auch gewisse Beziehungen zur Schiffsartillerie, weshalb eine Vereinigung der K. mit der Marine nicht ohne Berechtigung ist. In den Staaten, welche ein System von Küstenbefestigungen besitzen, wird der Dienst der K. entweder lediglich durch Abteilungen der Festungsartillerie ausgeübt, oder es bestehen besondere Formationen, welche entweder dem Ressort der Landartillerie oder demjenigen der Marine angehören, oder es gehen die verschiedenen Organisationen nebeneinander her. Im Deutschen Reiche ist das pommersche Fußartillerieregiment Nr. 2 (zwei Bataillone stark) mit dem demselben attachierten schleswigschen Fußartilleriebataillon Nr. 9 ausersehen, als Küstenartillerieregiment zu

fungieren. Es erhalten diese Truppenteile, welche dem Ressort der Landartillerie angehören, eine jener Bestimmung entsprechende Ausbildung, ohne aber dem Dienst als Belagerungs- und Festungsartillerie ganz fremd zu bleiben. In den Küstenbefestigungen von Kiel und Wilhelmshaven fällt der Dienst der K., sowie die Anlage von Minensperren den der Marine angehörigen beiden Matrosen-Artillerieabteilungen zu. Letztere sind 1877 aus der ursprünglich preuß. Seeartillerieabteilung (1857 wurde zuerst eine Seeartilleriekompagnie, später eine Abteilung von zwei und seit 1867 von drei Kompagnien formiert) gebildet worden, jede zwei Kompagnien à 200 Mann stark, und rekrutieren sich aus der Landbevölkerung, erhalten indes eine Ausbildung, welche sie zur Vertretung der eigentlichen Matrosen im artilleristischen Dienst auf den Küstenfahrzeugen befähigt. Beide Abteilungen stehen unter der Inspektion der Marineartillerie, welcher gleichzeitig das Personal und Material des Seeminen- und Torpedowesens unterstellt ist. Die erste Abteilung gehört zur Station der Ostsee, die zweite zu derjenigen der Nordsee. In Frankreich dient zum Dienst als K., zugleich auch zum Artilleriedienst in den Kolonien das zur Marine gehörige Marineartillerieregiment mit im ganzen 278 Offizieren und 4383 Mann. Dasselbe zählt 29 Batterien, davon 9 in den Kolonien stationiert sind. Von den übrigen 20 Batterien sind 8 Feld-, 6 Fußbatterien, 6 Batterien Matrosenartillerie. Im Kriegsfalle wird auf dieselben unter Umständen als auf eine Verstärkung der Landartillerie gerechnet. Truppenteile der Festungsartillerie können gleichfalls als K. verwendet werden. Großbritannien hat eine Brigade K. von 10 Batterien. In Österreich, Rußland, Italien fehlen besondere Formationen von K. und wird der Dienst derselben durch Abteilungen der Festungsartillerie versehen.

Küstenbefestigung bezweckt die Unterstützung der Küsten- und Meeresverteidigung durch Herrichtung geeigneter Kampfpositionen, in welchen namentlich die schweren Geschütze der Küstenartillerie eine ihrer Wirkung günstige und gesicherte Aufstellung finden, und durch Anbringung von Fahrthindernissen, welche die schwimmenden Angriffsmittel des Gegners in ihren Bewegungen einschränken. Wenn auch eine etwa zur Verfügung stehende größere Marine mit ihren Schlachtschiffen und Küstenfahrzeugen einen wichtigen Anteil an dem Schutze der Küsten zu nehmen vermag, indem sie mittels ersterer durch eine mehr oder weniger ausgreifende Offensive die Entscheidung auf der hohen See oder in der Nähe der feindlichen Küsten sucht, mittels letzterer bewegliche Positionen für Geschütz- und für Torpedowirkung herstellt und das Fahrwasser unmittelbar verlegt, so sind doch die Erfolge beider in hohem Grade von Zufälligkeiten abhängig, unter denen die auf festem Untergrunde ruhenden Positionen weniger leiden, und bieten diese zugleich eine für die Sicherheit der Artilleriewirkung viel zukömmlichere Aufstellung. Es kann daher von einem wirksamen Küstenschutz ohne K. nicht die Rede sein, welche indes die zu sichernden Küsten nicht mit einem zusammenhängenden Gürtel von Anlagen zu umsäumen braucht, sondern schon aus ökonomischen Gründen auf die wichtigsten Punkte beschränkt bleiben muß, indem im übrigen der dritte Faktor der Küstenverteidigung, die Küstenarmee, in ihre Rechte tritt.

Bei der Auswahl der zur K. auszuwählenden Punkte entscheidet naturgemäß die Beschaffenheit der Küsten, inwieweit dieselbe den Absichten des Angreifers günstige Momente bietet, und inwieweit dieselbe der eigenen Flotte eine Operationsbasis zu liefern hat. Nicht minder kommen hier allgemeine strategische, politische, sowie nationalökonomische Rücksichten in Betracht. Ein Angriff von der Seeseite kann entweder mehr eine hinhaltende Bedeutung haben und von der Absicht ausgehen, materielle Beschädigungen und Zerstörungen vorzunehmen, feindliche Streitkräfte zu fesseln und die Unternehmungen der gegnerischen Flotte zu verhindern, sowie dem Seehandel des angegriffenen Landes die Lebensader zu unterbinden, oder er kann eine entscheidende Bedeutung gewinnen, indem er das Ausschiffen größerer Truppenmassen deckt, welche in den Gang des Landkriegs eingreifend eine unerwartete Wendung in denselben bringen, und macht unter gewissen Voraussetzungen (z. B. bei insularer Lage des Gegners) überhaupt einen Landkrieg erst möglich. Wenn eine Landung glücklich bewerkstelligt ist, so bildet die Flotte des Angreifers weiterhin die Operationsbasis für die ausgeschifften Truppen; sie muß daher zu ihrer eigenen Sicherung gegenüber den Elementen im Besitz von guten Ankerplätzen und Häfen sein. Solche Stellen bieten namentlich die tiefen Einbuchtungen der Meeresküsten und die breiten Mündungen der in das Meer fallenden Flüsse, Orte, welche auch am geeignetsten zur Ausführung der Landungen sind.

Der Schutz solcher Punkte durch K. tritt zugleich hinhaltenden Unternehmungen des Angreifers entgegen, da meist mit solchen Stellen die großen Seehandelsplätze zusammenfallen, und dieselben nicht minder zur Anlage von Kriegshäfen ausgewählt werden. Bei letztern genügt es nicht, lediglich die Zugänge von der Seeseite zu sperren und zu verteidigen, sondern es ist nötig, dieselben auch landwärts mit den Mitteln der gewöhnlichen Befestigungskunst gegen gewaltsame und förmliche Angriffe zu sichern. Geschlossene Meere und Meeresteile können durch Beherrschung der Einfahrten, falls solche im eigenen Besitz sind, am wirksamsten verteidigt werden. Es ist danach zwischen *befestigten Küstenpunkten* und *befestigten Kriegshäfen* oder *Seefestungen* zu unterscheiden. Während bei erstern dem passiven Schutz durch Absperrungen des Fahrwassers ein großer Anteil werden kann, spielen bei letztern aktive Befestigungsanlagen eine hervorragende Rolle. Wo bei Kriegshäfen die Zugänge zur Reede nicht auf schmälere, von den Ufern her durch Feuer zu beherrschende Einfahrten oder Meerengen beschränkt sind, ist es notwendig, Befestigungsanlagen im Meere aufzuführen, deren Fundamentierung, falls nicht Inseln, Sandbänke, Felsenriffe zu Gebote stehen, oft mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Solche Anlagen zeigen in großem Maßstabe unter andern die Seefestungen Cherbourg, Plymouth, Portsmouth. Man pflegt die auf dem Festlande liegenden Verteidigungswerke als *Küstenbatterien*, *Strandbatterien*, *Küstenforts*, die im Meere aufgeführten als *Seeforts* zu bezeichnen. Bei letztern nötigt der beschränkte Raum zur Anwendung des Mauerbaues in Verbindung mit Eisenpanzerung und, wo größere Geschützmassen aufgestellt werden sollen, zum Etagenbau, während für Küstenwerke meist die Ausführung in Erde angänglich ist, aber

auch Panzerung zu Hilfe genommen oder solche als reine Panzerwerke ausgeführt werden kann.

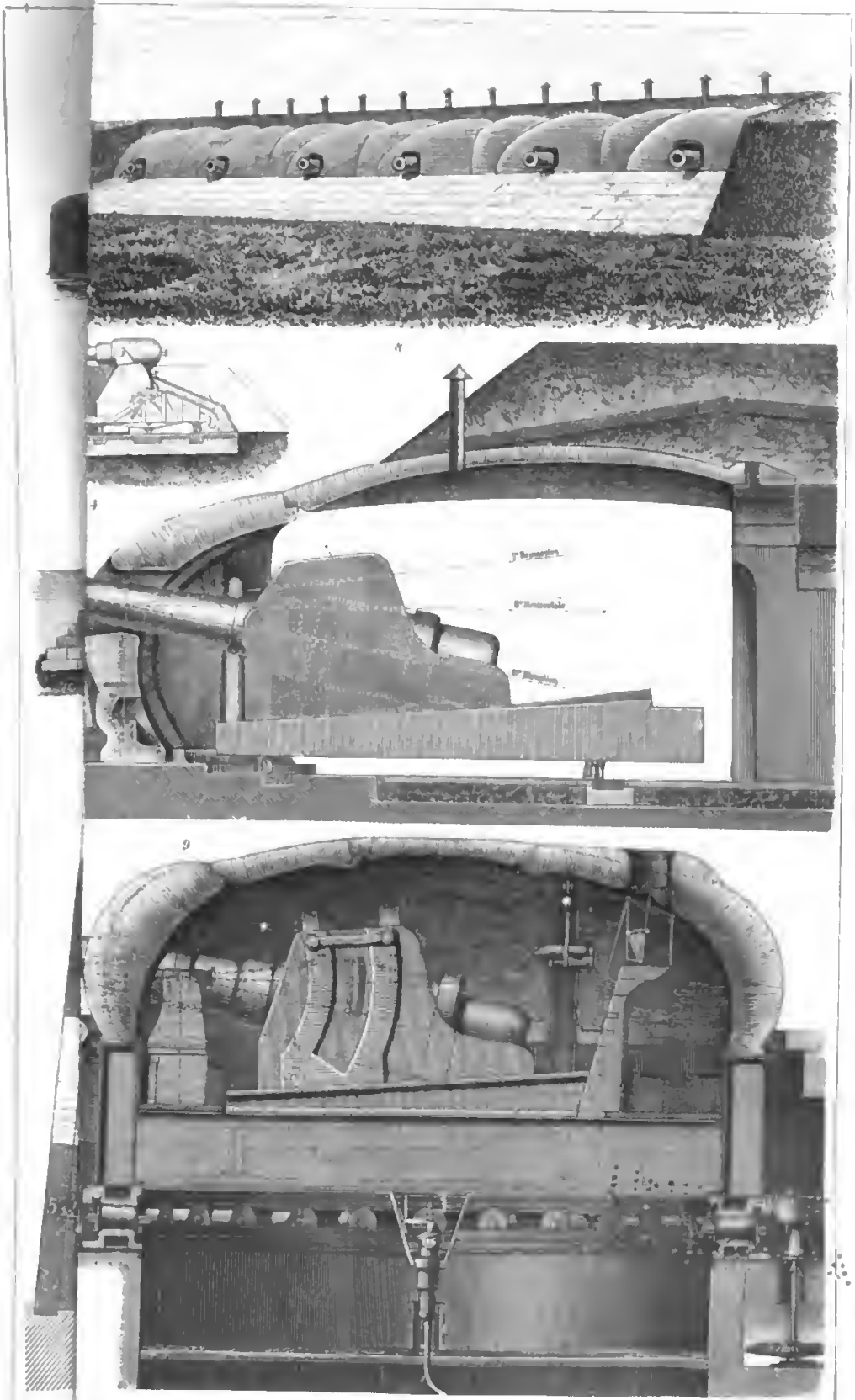
Wenngleich für die K. die allgemeinen Grundsätze der Befestigungskunst unoeränderte Anwendung finden, so treten doch infolge der Natur des Gegners und seiner Kampfmittel wesentliche Modifikationen in der Anordnung der K. im Vergleich zur Landbefestigung ein. Der Angreifer verfügt über eine massenhafte Artillerie von häufig sehr großen Kalibern, seine Geschütze sind hinter Panzern gesichert aufgestellt, die Schiffe, welche die an sich schon schwer zu treffende Artillerie tragen, besitzen vermöge der Dampfkraft eine sehr große Fahrtgeschwindigkeit, welche denselben gestattet, das Feuer der K. in kürzester Zeit zu durchlaufen und außerdem gegen materielle Hindernisse einen sehr kräftigen Stoß zu führen. Vermöge ihrer großen Beweglichkeit sind dieselben im Stande, beim Ausbruch wie im Verlauf eines Kriegs der Zeit wie dem Orte nach überraschend aufzutreten. Es ist daher notwendig, daß K. schon im Frieden eine hohe Kampfbereitschaft besitzen und alles, was zu ihrer Vervollständigung noch gehört, bereit gehalten wird. K. werden daher der Hauptsache nach der permanenten Befestigungskunst angehören. Die Werke müssen sturmfrei angelegt werden, um vor einem Überfall seitens der Landungstruppen gesichert zu sein. Die K. bedürfen, um den Kampf mit der Schiffsartillerie aufnehmen zu können, gleichfalls größerer Geschützkaliber und da, wo die Tiefe des Fahrwassers die größere Annäherung von Panzerschiffen gestattet, die größten unter solchen und für diese müssen die Werke die entsprechenden Einrichtungen besitzen. Außer einer gesicherten Aufstellung ist für die Geschütze ein möglichst weites Gesichtsfeld, sowie die Begünstigung eines möglichst raschen Feuers wichtig. Für die Sicherung der Besatzung an Artillerie und Infanterie, sowie der Lebens- und Verteidigungsbedürfnisse gegen die Wirkung der Schiffsartillerie ist Sorge zu tragen; besonderer Wert ist auf eine ungestörte und rasche Zuführung der Munition zu den Geschützen zu legen.

Über die Lage, Größe und Zahl der Werke entscheiden die örtlichen Verhältnisse. Eine günstige Lage zu dem zu bestreichenden Objekt (möglichst in der Längenrichtung desselben), sowie eine kräftige Beherrschung desselben (keine zu großen Schußdistanzen) ist vor allem wichtig. Im allgemeinen wird einer hohen Lage mit plongierendem Feuer vor einer tiefen der Vorzug gegeben. Mindestens muß die Höhenlage der Art sein, daß ein Eindringen der Fluten ausgeschlossen ist, ebenso ist auf das gefahrbringende Gewehr- und Mitrailleusenfeuer aus den Mastkörben Rücksicht zu nehmen. Für die Größe der Werke wird die Anzahl der in denselben aufzustellenden Geschütze entscheiden und hierfür wie für die Zahl der Werke wieder in Betracht kommen, ob man einer massenhaften Wirkung von wenig Punkten aus, oder einer Verteilung auf eine größere Zahl von Punkten den Vorzug gibt. Bei Seefestungen spielen die räumlichen Verhältnisse des Baugrundes eine große Rolle. Das Minimum an einem Punkte bilden zwei in einer Panzerkuppel aufgestellte Geschütze, als mittlere Größe gelten Werke von 16 bis 20 Geschützen. Bei Etagenbau steigt deren Zahl in einem Werke auf 60 und mehr.

Die einfachsten unter den Küstenwerken, die offenen Erdbatterien, bedingen einen geräumigen, wasserfreien Bauplatz und eine hohe zurückgezogene Lage, um gegen Einsicht und Enfilade gesichert zu sein; ihr Grundriß ist in der Regel polygonal, die Form im übrigen von lokalen Verhältnissen abhängig. Der Graben ist sturmfrei und mit Einrichtungen zur Flankierung versehen. Die Kehle ist in der Regel durch eine Brustwehr geschlossen, jedenfalls muß sie eine Absperrung besitzen. Die Geschütze befinden sich in hohen Lafetten und feuern über Bank. Nach den im Deutschen Reiche geltenden Normen, welche in Fig. 1, 2 der Tafel Küstenbefestigung Ausdruck gefunden haben, liegen die Geschützbänke 2 m unter der Feuerlinie, der Wall ist auf den Seelinien zum Schutze gegen Längs- und Schrägfeuer derartig mit Traversen versehen, daß nur ein Geschütz zwischen zwei Traversen steht. Die Traversen sind untermauert und dienen teils zur Munitionsförderung oder als Munitionsmagazine (a in Fig. 1), teils als Schutzhohlräume (b in Fig. 1) für Mannschaften. Die Magazine stehen durch Hebeschächte und Windewerke mit den unter ihnen gelegenen Geschoßmagazinen und durch Laufbahnen mit den Geschützständen in Verbindung, während von den Schutzhohlräumen Treppen nach tiefer gelegenen, zur Aufnahme von Bereitschafts- und Verstärkungsmannschaften dienenden Piketträumen führen. Um dem Feuer der schweren Schiffsgeschütze zu widerstehen, sind die Brustwehren 10—12 m stark, die innere Brustwehrböschung ist an den Geschützständen bis 0,60 m unter der Feuerlinie mit Mauerwerk bekleidet. Die Erdanschüttung der Traversen überragt die Feuerlinie der Brustwehr um 1,90 m, die Geschütze feuern daher durch breite und tiefe Einschnitte von bedeutendem Gesichtswinkel (90°). Hinter den Geschützständen läuft um 0,75 m vertieft ein Wallgang. Will man den Geschützen einen bessern Schutz und ihrer Thätigkeit eine größere Dauer verleihen, als es mittels bloßer Erdbrustwehr möglich ist, bei der auch Treffer des Erdkörpers die Thätigkeit des Geschützes hemmen können, so werden die einzelnen Geschütze durch Schilder aus Walzeisen oder aus Hartgußeisen, welche in den Traversen einen festen Halt finden, gedeckt. Hat die Batterie eine tiefe Lage, so wird das Feuern über Bank aufgegeben und die Schilder, welche eine größere Höhe bekommen, werden entweder mit oben offenen Scharten-schlitzen oder mit ringsum geschlossenen Scharten versehen. Man hat auch, wie in Kronstadt, kasemattierte Geschützstände mit Stirnpanzern auf dem Walle, oder drehbare Panzerkuppeln auf kasemattiertem Unterbau in den Saillants der Erdwerke zu Hilfe genommen.

In Fig. 3 der Tafel ist eine Scharte mit Panzerschild dargestellt, wie sie in den engl. Normalküstenforts vorkommt. Der Schild selber besteht aus drei fünfzölligen schmiedeeisernen Platten (in der Figur schwarz angelegt) mit Einlagen von fünf Zoll einer harten Holzart, das Teakholzes. Die Brustwehr selbst ist aus Erde und zunächst den Scharten aus Beton hergestellt. Die Geschütze haben einen Bestreichungswinkel von 70°; sie feuern durch eine ringsum geschlossene Öffnung in dem Schild, der die Geschütze im übrigen in ganzer Höhe deckt. Zur Sicherung der Bedienung gegen Granatsplitter wird der Geschützstand noch von oben herein gedeckt.

Eine andere Art der Sicherung der Geschütze in Erdbatterien bietet die in England vorkommende Moncrieff-Lafette (vom Milizkapitän Moncrieff, s. Artikel Lafette, S. 742). Die Abbildung



10

1. Dschützstandes der Fig. 1. 3. Englisches Normal-Küstenfort: Scharte mit Panzerschild. 4. Gnouth) im Durchschnitt. 7. Breakwater-Fort (Plymouth): Panzerung im Durchschnitt. 8. P Durchschnitt. 10. Panzerturm für 2—28 cm-Kanonen (Gruson Patent) im Durchschnitt.

Digitized by Google

Fig. 4 zeigt das betreffende Geschütz in der Stellung zum Feuern über die volle Brustwehr hinweg. Durch die mit der Abgabe des Schusses verbundene Rückwirkung gleitet das Rohr mit seiner Oberlafette auf der schrägen Bahn des Untergestells nach rückwärts und abwärts, sodaß dasselbe vollständig hinter der Brustwehr verschwindet und die zum Laden wichtige tiefe und gedeckte Stellung einnimmt. Bei dieser Gelegenheit ist ein Gegengewicht in eine gehobene Stellung gelangt, in der es durch eine Hemmvorrichtung erhalten wird. Um das Rohr wieder in die Stellung zum Feuern zu bringen, bedarf es nur der Aufhebung der Hemmung, wodurch das Gegengewicht frei wird und die Hebung des Rohrs mit der Oberlafette bewirkt.

Da wo der Bauplatz Beschränkungen auferlegt, wo die Aufstellung der Geschütze in mehrern Stockwerken nötig ist, wo es auf absoluten Schutz gegen Einsicht, Enfilade und Rückenfeuer ankommt, wurden bis zur Einführung der gezogenen Geschütze und der Panzerschiffe Mauerhohlbauten, in Gestalt kasemattierter Batterien und Türme, angewandt. Nach jener Zeit finden wir zunächst Versuche, Mauerscharten vorhandener Batterien durch Panzer zu verstärken, bei Neubauten aber werden die Schildmauern ganz durch Panzerschilde ersetzt, endlich kommt noch Panzerung auch der Pfeiler- und Gewölbestirnen zwischen und über den Kasemattenschildern, sowie Verstärkung der kasemattierten Stockwerksbatterien durch drehbare oder feststehende Panzerkuppeln vor.

Die Fig. 5 u. 6 der Tafel zeigen ein auf der Reede von Spithead (Portsmouth) in England zur Ausführung gekommenes kasemattiertes Stockwerksfort in äußerer Ansicht, resp. im Durchschnitt. Der Grundriß des Forts ist kreisförmig, der äußere Durchmesser 60 m; auf einer Fundamentierung von Granitmauerwerk erheben sich drei Etagen Kasematten, von denen die unterste mit ihrer Sohle auf gleicher Höhe mit der Flut liegt und dem Tageslicht entzogen ist, dieselbe enthält Geschoßräume (b, Fig. 6), Pulvermagazine (c), Magazine (g) für Proviant, Kohlen und Torpedos, eine Küche, Waschanstalt, Wäschemagazin und einen Raum für die Geschützführer. Die beiden obern Etagen enthalten Geschützkasematten (a, a), jede zu 25 Geschützen des schwersten Kalibers; von rückwärts stoßen an die Geschützkasematten Kasernements (e, e) für die Geschützbedienung und die übrigen Artilleriemannschaften. Von fünf zu fünf Kasematten sind Hauptwiderlager von etwa 5 m Stärke angeordnet, in welchen Handmagazine (d) liegen; dieselben stehen mit den Pulvermagazinen des untern Stockwerks durch Schlote in Verbindung, welche als Pulveraufzüge dienen. Die beiden obern Stockwerke münden nach rückwärts auf einen kreisförmigen Hof, in dessen Mitte sich ein zweistöckiger kasemattierter Turm von 19 m Durchmesser erhebt. Derselbe enthält die Wohnräume (f, f) für die Offiziere und Ordonnanzen, in der Mitte ist eine Wendeltreppe (t), welche auf die Plattform führt. Zwischen Turm und Geschützkasematten bleibt ein Korridor (h) ausgespart, wodurch dieselben Luft und Licht erhalten. Die über den Geschützkasematten befindliche Plattform trägt fünf Panzerdrehtürme (p) zu je zwei Geschützen schwersten Kalibers. Der übrige Raum der Plattform kann zur Aufstellung von Mörsern benutzt werden. Vor dem Eingangsthor des Forts liegt eine Landungsbrücke aus Pfahlwerk, von welcher aus Treppen bis zur Höhe der Ebbe hinabführen. Das Thor besteht aus einem auf Schienen laufenden Panzerschild. Die Stirnmauern der Geschützkasematten sind durch starke Panzerschilder ersetzt, Widerloger und Gewölbestirnen gleichfalls gepanzert, ebenso hat das starke Mauerwerk des untersten Stockwerks die Einrichtung, um mit Eisenplatten bedeckt zu werden, wenn das Bedürfnis eintreten sollte.

In Fig. 7 der Tafel ist die Panzerung dargestellt, welche bei dem Breakwaterfort in Plymouth zur Anwendung gelangt ist. Der Panzer ist von den Widerlagern des Gewölbes ganz unabhängig und besteht aus drei Plattenlagen von je 5 Zoll Stärke, die Platten der äußern und innern Lage sind horizontal, die mittlern vertikal gestellt. Durch vertikale Rippen, welche in gewissen Abständen angebracht sind, ist der Panzer von innen verstärkt. Ein Unterbau in Granit dient als Fundament. Die Gewölbe des Geschützstandes ruhen auf vier Widerlagern, zwei Querträgern, vier Längenträgern und einer Anzahl Schienen von Winkeleisen, sie sind in Backstein ausgeführt, 13½ Zoll dick und außen mit einer 4 Zoll hohen Betonlage bedeckt.

In neuerer Zeit haben die Panzerwerke als feldständige Bauten eine ausgedehnte Verbreitung gefunden. Dieselben ruhen auf einem Fundament von Mauerwerk und sind da, wo das gewöhnliche Gesichtsfeld genügt, als Panzerbatterien, wo es aber auf eine allseitige Bestreichung ankommt, als Panzerdrehtürme ausgeführt. Reine Panzerbatterien (ohne Mauerwerk als Widerlager und Eindeckung) werden nur noch in Hartgußeisen ausgeführt, welches in besonders guter Qualität aus der Fabrik von Gruson (s. d.) in Budau hervorgeht. Eine Grusonsche Panzerbatterie für sechs 24 cm-Kanonen findet sich in Fig. 8 in vorderer Ansicht, Fig. 9 im Profil dargestellt. Die Batterie stützt sich an beiden Enden gegen Mauerwerk, welches mit Erdschüttung gedeckt ist, und ist aus einzelnen Platten zusammengesetzt, von denen die vordern und untern, die sog. Pivotplatten, auf einer durch starke Granitplatten gedeckten Betonschicht ruhen. Auf die Pivotplatten stützen sich die Schartenplatten, welche sich seitlich gegen zwei Pfeilerplatten anlehnen. Von oben her wird der Schutz durch Deckplatten bewirkt, welche sich vorn verbandartig auf Scharten- und Pfeilerplatten, hinten aber auf Mauerpfeiler stützen, an welche sich Kasematten anschließen. Im untern Geschoß des Kasemattenraums befinden sich Magazinräume, welche mit den obern durch Aufzüge und Wendeltreppen in Verbindung stehen.

Die Panzerdrehtürme, welche zuerst vom amerik. Kapitän Coles für Monitors angegeben worden sind, vermögen mit ihren Geschützen einen Winkel von 360° zu bestreichen. Den Durchschnitt eines in Grusonschem Hartgußeisen ausgeführten Panzerdrehturms für zwei 28 cm-Kanonen zeigt Fig. 10. Eine kugelsegmentförmige, aus einzelnen Platten von Hartgußeisen aufgebaute Kuppel ruht auf einem schmiedeeisernen Unterbau, welcher sich mittels eines Rollenkranzes in einer auf dem Fundamentmauerwerk angebrachten Bahn dreht und durch einen Vorpanzer vor der Wirkung der feindlichen Geschütze gesichert ist. Die Rollbahn ist mit entlang laufenden Rippen versehen, welche in das Fundamentmauerwerk eingreifen. Die einzelnen Platten der Kuppel halten sich gegenseitig im Gleichgewicht. Die

doppelt gewölbte Form läßt die Geschosse abgleiten, überträgt den Stoß der letztern auf die ganze Masse des Turms, spart den Raum möglichst aus, ermöglicht eine Verbindung der einzelnen Teile ohne Zuhilfenahme von Bolzen, sowie eine einfache Konstruktion der Decke. Die Drehung erfolgt entweder durch Maschinen- oder durch Menschenkraft; letzteeer gibt man in neueeer Zeit den Vorzug. Durch eine Öffnung in der Decke und durch ein auf dem Turme angebrachtes Visier wird dem Turme und damit den darin aufgestellten Geschützen die seitliche Richtung gegeben, ohne daß eine besondere Drehung der Lafette nötig wird. Das Magazin für die Geschosse befindet sich in der untern Etage, von da werden dieselben mittels eines Aufzugs auf die mittlere Zwischenplattform und von da mittels eines Krans direkt vor das Ladeloch des Rohrs geführt. Die Grusonschen Panzerstände haben Minimalscharten, für welche derselbe zugleich eine Lafette konstruiert hat. (S. unter Küstengeschütze.) Panzerdrehtürme aus Walzeisen oder mit Compoundplatten sind analog denjenigen der Panzerschiffe (s. d.) und haben eine cylindrische Seitenwandung mit schwach gewölbter Decke. Das Hartgußeisen ist in seinen Dimensionen und damit in seiner Widerstandsfähigkeit beliebig steigerungsfähig und bedingt einen erheblich geringern Kostenpreis als das Walzeisen oder das Compoundmetall, weshalb Panzerbatteeien und Drehtürme aus Hartgußeisen eine ausgedehnte Verbeeitung gefunden haben, so im Deutschen Reich, in Österreich, Frankreich, Italien, Belgien, Holland. Kasemattenbau mit Panzerung und reine Panzeewerke bedingen unter allen Umständen so hohe Anlagekosten, daß ihre Anwendung auf Punkte großer Wichtigkeit und solche Stellen, wo andere Anlagen ausgeschlossen sind, beschränkt bleibt. Erdbatterien, erfordeelichenfalls mit Panzerschilden, finden bei Küstenwerken die ausgedehnteste Verwendung und reichen an solchen Punkten, wo das Fahrwasseee eine geößere Annäherung stärker armierter Fahezeuge an die Küste nicht gestattet, sowie bei hoher Lage vollkommen aus. Bei einer das Meeresnioeau nur wenig überhöhenden Lage sind Panzerbauten nötig. Füe Punkte, welche einem umfassenden Angriff ausgesetzt sind, wie z. B. die vorspringenden Stellen an Hafeneinfahrten, eignen sich Drehtürme am meisten, die zugleich eine fast absolute Sicherheit gewähren.

Die große Fahrgeschwindigkeit dee Panzerschiffe gestattet denselben, die wirksame Feuerzone der Küstenbatterieu in einem sehr kurzen Zeitraum zu durchlaufen (5—10 Minuten bei 10—15 Knoten Fahrt); hierzu tritt die Unsicherheit des Feuees gegen die schnell fahrenden Schiffe, die durch den beiderseitigen Puloeedampf noch eehöht wird. Diese Umstände, wie die Langsamkeit des Feuers schwerer Küstengeschütze machen es notwendig, Absperrungen im Fahrwasser zu Hilfe zu nehmen, die entweder passioe Sperren sein können, welche die Schiffe nur aufhalten, oder aktive, welche zugleich zerstörend auf dieselben wieken. Die passioen Sperren sind entweder stehende oder schwimmende Barrikaden. Zu den erstern gehören versenkte Schiffe, eingerammte Pfähle in Reihen oder in Gruppen, inklinierte Pfahlreihen, hölzerne und eiserne Spaн. Reiter, zu den letztern Ketten oder Drahtseile, von verankerten Schiffen oder Flößen unterstützt, Schwimmbäume, ferner in mehrern Reihen quer über das Fahrwasser gespannte und von verankeeten Boien getragene Netze oder Taue, in welche sich die Schrauben der Schiffe verwickeln sollen, endlich horizontales Kettennetz, wie es von Kapitän Coles angegeben und für Antwerpen und Spithead in Aussicht genommen ist. Die stehenden Sperren gewähren große Sicheeheit, sind aber den Bewegungen der eigenen Schiffe hinderlich und von Wassertiefe, Wasserstand und Strömung sehr abhängig. Schwimmende Sperren sind dies weniger, können in Fahrwassern angewandt werden, welche für die eigenen Schiffe passierbar bleiben sollen, erfordern aber jedenfalls einen guten Ankergrund. Ihre Konstruktion muß eine biegsame sein, um den Bewegungen des Wassers zu folgen und dem ersten Angriff der Schiffe nachgeben zu können. Der Widerstand gegen letztern muß allmählich und bis zue gänzlichen Hemmung der Bewegung des Schiffs zunehmen. Die wirksamsten Sperren sind die aktiven in Gestalt der Seeminen, die entweder lediglich durch den Stoß der feindlichen Schiffe zur Explosion gebracht werden oder beliebig in Thätigkeit gesetzt werden können. Letztere, die sog. Beobachtungsminen, sind, wenngleich kostspieliger und umständlicher, vorzuziehen, wo es gilt, das Fahrwasser für die eigene Flotte frei zu halten. (S. u. Minen.)

Das Deutsche Reich hat als befestigte Kriegshäfen von hervoreagender Bedeutung Wilhelmshaven für die Nord- und Kiel mit Friedrichsort für die Ostsee, von untergeordneterer Bedeutung sind an den Küsten der letztern noch Swinemünde und Danzig (mit Neufahrwasser und Weichselmünde) zu nennen. Die Küsten der Nordsee haben bis auf die Mündungen der Ems, Jade, Weser und Elbe keine für Angriffe von der Seeseite wie für Landungen zugänglichen Punkte aufzuweisen. Der Eingang in die Jade wird durch die Befestigungen von Wilhelmshaven beherrscht. Die Mündung der Weser wird duech Panzerbatterien und Panzertürme bei Bremerhaven und Geestemünde, diejenige der Elbe durch Küstenbatterien bei Cuxhaven verteidigt. Als befestigte Küstenpunkte an der Ostsee sind außer den genannten noch Sonderburg-Düppel, Stralsund, Kolbeeg, Pillau und Memel zu erwähnen.

Großbritannien hat hervorragende Mittel zur Verteidigung seiner südl. Küsten aufgewandt, als deren Ergebnis eine geoße Zahl von befestigten Küstenpunkten und Kriegshäfen von Harwich bis Cork (in Irland) sich erstrecken. Der Eingang zur Themse wird durch Harwich im Noeden, Sheerneß, Chatham und Gravesend im Süden beherrscht. An der Südküste von England liegen die großartigen Kriegshäfen von Portsmouth und Plymouth, welche sowohl auf der Land- als Seeseite durch zahlreiche Befestigungen gesichert sind. Die Forts von Spithead (s. oben), welche vom Meeresgrunde aufgeführt sind, beherrschen den Eingang in den Hafen von Portsmouth. Die Reede von Plymouth ist durch einen 1550 m langen Steindamm, Breakwater (Wellenbrecher) genannt, gegen die südl. Winde geschützt. Zu seiner Verteidigung dient das oben genannte Breakwaterfort mit einer Etage von Panzerkasematten für 18 Geschütze und mit zwei Drehtürmen. Hervorragende Kriegshäfen sind außerdem Pembroke am Eingang zum St.-Georgs-Kanal und Cork in Irland.

Frankreich hat an den Küsten des Kanals den Hauptkriegshafen von Cherbourg, am Atlantischen Ocean diejenigen von Brest, Lorient, Rochefort, am Mittelländischen Meere den Kriegshafen von

Toulon, außerdem eine sehr große Zahl befestigter Küstenpunkte. Die Hafenanlagen und Befestigungen sind zum größern Teil in früherer Zeit entstanden, erfahren aber neuerdings vielfach zeitgemäße Ergänzungen und Erweiterungen. Der Umbau von Toulon ist großenteils vollendet; für die Erweiterung der Kriegshäfen Cherbourg und Brest ist ein Zeitraum bis 1894 in Aussicht genommen. Das System der Küstenverteidigung Italiens ist noch in der Entwickelung begriffen; Hauptkriegshafen an der Westküste ist La Spezia, für die Ostküste sind Venedig und Tarent in Aussicht genommen. Der Hauptkriegshafen Österreich-Ungarns, Pola am Adriatischen Meer, ist durch weitläufige und mächtige Befestigungen, die neuerdings vollendet wurden, gegen Angriffe von der Seeseite geschützt. Rußlands großartiger Kriegshafen in der Ostsee, Kronstadt, hat in seinen Befestigungen vielfache, der heutigen Geschützwirkung entsprechende Ergänzungen erfahren.

Litteratur. Jervois (engl. Ingenieuroberst), «Vorlesung über Küstenverteidigung», gehalten 1868; Brialmont, «Traité de fortification polygonale» (Par. 1869); Wagner, «Grundriß der Fortifikation» (Berl. 1872); Glanz von Aicha, «Geschichtliche Darstellung der Panzerungen und Eisenkonstruktionen für Befestigungen überhaupt» (Wien 1873); C. Kiiwanel, «Der Angriff auf K. und die Verteidigung derselben» in «Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens» (Wien 1883); Schüler, «Leitfaden für den Unterricht in der Befestigungskunst u. s. w.» (4. Aufl., Berl. 1884); von Lobell, «Jahresberichte über Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen» (Berl. 1874—84).

Küstendil, soviel wie Kiöstendil.

Küstendsche oder Köstendsche, rumän. Constanţa, Hauptstadt der rumän. Provinz Dobrudscha, an der Küste des Schwarzen Meers, ist dem Hauptteile nach auf einer Halbinsel gelegen, deren felsige Ufer meist schroff zur See abfallen. Die daneben befindliche Bucht von K. ist infolge der 1859 begonnenen Kai- und Molenbauten in einen sichern und bequemen Hafen umgewandelt worden. Auch hat der früher sehr unbedeutende Ort nach Vollendung (1861) der Eisenbahn von K. zur Donau bei Czernawoda und besonders auch seit seiner Einverleibung in Rumänien beträchtlich an Aufschwung gewonnen, ist ein besuchtes Seebad geworden und zählt jetzt über 10000 E. Die Häuser sind meistens aus Stein erbaut, die Straßen zum Teil gepflastert und mit Gas erleuchtet. Ein schönes Gebäude ist das 1882 eröffnete Hotel Carol. Auf dem Kai sind große massive und mehrstöckige Kornspeicher. K. ist Sitz einer Präfektur, eines Landesgerichts und eines Appellhofs, ferner Dampfschiffstation der Linie Galaţ-Tultscha-K.-Konstantinopel des Österreich-Ungarischen Lloyd und der Messageries Maritimes. Bei den Römern hieß die Stadt Constantia oder Constantiana, bei den heutigen Griechen Konstanţa, welchen Namen sie von der Schwester Konstantins d. Gr. erhielt. In der Nähe von K. hat man Inschriften und andere Spuren der alten niedermösischen Stadt Tomi oder Tomis gefunden, die aus der Sagengeschichte der Medea und als Verbannungs- und Sterbeort Ovids bekannt ist. Dieser Ort hatte für die Römer auch eine militärische Bedeutung als befestigtes Castrum auf dem östl. Flügel des Trajanswalls (s. d.). Die Stadt sank bereits unter den byzant. Kaisern und kam 1201 in den Besitz des Bulgarenkönigs Johannices. Die alten Gemäuer bei K. scheinen aus der Zeit der Genuesen zu stammen, die daselbst eine befestigte Handelsfaktorei besaßen und hier auf kurze Zeit einen blühenden Handel trieben. K. wurde 24. Jan. 1828 von den Russen erobert und 1854 von den Kosaken verheert. Durch den Berliner Vertrag von 1878 kam die Stadt mit der gesamten Dobrudscha an Rumänien.

Küstenfahrt oder Küstenschiffahrt (frz. Cabotage) nennt man die Vermittelung des Handels durch Schiffe zwischen den Häfen ein und desselben Landes oder der Küsten ein und desselben (kleinern) Meers, wie z. B. in der Ostsee und in der Nordsee. Die K. darf nach älterm Recht in der Regel nur von den Schiffen des eigenen Landes ausgeübt werden; die neuere Entwickelung der Handelsfreiheit hat diese Beschränkung in vielen Ländern aufgehoben. Thatsächlich aber wird die K. meist von einheimischen Schiffen geübt. Das deutsche Reichsgesetz vom 22. Mai 1881 gestattet die K. zwischen deutschen Häfen nur den deutschen Schiffen, den ausländischen nur so weit, als ein Staatsvertrag oder eine mit Zustimmung des Bundesrats erlassene kaiserl. Verordnung es ihnen einräumt. Der Führer eines ausländischen Schiffs, welcher unbefugt K. betreibt, wird mit Geldstrafe bis zu 3000 Mark bestraft, auch kann auf Konfiskation von Schiff und Ladung erkannt werden. Durch Verordnung vom 29. Dez. 1881 ist die Befugnis der K. den Schiffen von Belgien, Brasilien, Dänemark, Großbritannien, Italien und Schweden-Norwegen eingeräumt, kraft Vertrags besteht sie für Österreich-Ungarn, Rumänien, Siam, Tonga, Italien, Mexiko und Spanien.

Küstenfieber, soviel wie Wechselfieber (s. d.).

Küstengebiet im völkerrechtlichen Sinne, s. Seegebiet.

Küstengeschütze bestehen in der Hauptsache aus langen Kanonen großen und größten Kalibers, 15, 21, 28 cm und mehr, da diese flache Flugbahnen und Geschosse von großer Zerstörungskraft besitzen. Denn die Ziele der K. sind hauptsächlich Kriegsschiffe, namentlich gepanzerte, und bilden deren Bordwände die der Treffwirkung günstigsten, weil aufrecht stehenden Zielflächen, während dieselben durch die Panzer wieder eine sehr große Widerstandsfähigkeit besitzen. In Bezug auf letztere würde das minder geschützte Deck der Schiffe ein willkommeneres Ziel sein und hiernach Mörser ein sehr geeignetes Zerstörungsmittel abgeben; indes ist die Aussicht auf Treffwirkung gegen das horizontale Ziel eine sehr beschränkte, weshalb unter den K. nur ein geringer Prozentsatz schwerer Mörser vorkommt und da Anwendung findet, wo auf nicht zu großen Schußentfernungen die Schiffe durch Verhältnisse des Fahrwassers, künstliche Sperren u. s. w., in ihren Bewegungen gehemmt sind. Bezüglich der Geschützrohre s. Geschütz. Die Geschosse der K. sind gewöhnliche Granaten, sowie Panzergranaten, für 15 cm-Kanonen auch Shrapnels. (S. unter Geschoß.) Die Lafettierung der K. richtet sich nach der Aufstellungsweise derselben. In offenen Batterien erhalten die K. Rahmlafetten, welche Küstenlafetten genannt werden; in Panzerbatterien und Drehtürmen erhalten sie Minimalschartenlafetten. Die Küstenlafetten sind zum Gebrauch auf festen Bettungen und für das Feuer

über hohe Brustwehren hinweg konstruiert. Die Anordnung der Küstenlafetten im übrigen bezweckt, ihren Geschützen eine große Elevations-, wie eine genügende Inklinationsfähigkeit zu geben, ferner eine möglichst große Feuergeschwindigkeit gegen bewegliche Ziele bei geringem Bedarf an Bedienungsmannschaften zu verleihen und dabei die gegebenen Deckungen möglichst auszunutzen. Sie haben Rücklaufsbremsen und selbstthätige Ausrennvorrichtung nach dem Schuß, Höhen- und Seitenrichtung ist schnell und leicht zu nehmen und kann bis unmittelbar vor dem Abfeuern des Geschützes den Bewegungen des Ziels entsprechend mit Leichtigkeit geändert werden. Maschinelle Einrichtungen und ein ebener horizontaler Geschützstand tragen zu einem geringen Bedarf an Bedienungsmannschaften bei. Eine anschauliche Abbildung eines Geschützes in Küstenlafette gibt Fig. 1 der Tafel: Geschütze II, den erläuternden Text s. Geschütz, Bd. VII, S. 894.

Die Einrichtung einer Minimalschartenlafette zeigt Fig. 17 der Tafel: Geschütze I, Minimalschartengeschütz von Gruson C/80. Die Feuerhöhe ist eine geringe, das Geschütz hat seine seitliche Drehung um den Pivotbolzen unter der Mündung. Beim Elevieren bildet der vordere Teil des Rohrs, welcher in der Scharte steckt, den Drehpunkt desselben. Die Schildzapfen des Rohrs ruhen in zwei Lagern, welche in zwei an den eisernen Lafettenwänden angebrachten kreisförmigen Bahnen gleiten und vermöge einer Traverse durch einen hydraulischen Kolben gehoben werden. Die Veränderung der Elevation wird dadurch bewirkt, daß die aus Glyzerin bestehende Flüssigkeit entweder in den hydraulischen Cylinder hineingepumpt oder aus demselben abgelassen wird. Der Oberteil der Lafette gleitet beim Rücklauf auf der ansteigenden Bahn eines Rahmens und wird durch eine hydraulische Bremse gehemmt. Der hydraulische Druck in dem Hubcylinder kann entweder durch eine an der Lafette angebrachte Handpumpe oder durch eine Accumulatoreinrichtung hervorgebracht werden. Im letztern Falle geschieht das Heben des Rohrs zehnmal so schnell als bei der Handpumpe.

Vgl. «Die Schiffs- und Küstengeschütze der deutschen Marine» (Berl. 1876); Müller, «Die Entwickelung der preuß. Küsten- und Schiffsartillerie von 1860 bis 1878» (Berl. 1879).

Küstenkrieg umfaßt den Kampf um befestigte Küstenpunkte, Küstenplätze und Kriegshäfen und zerfällt naturgemäß in die Verteidigung und in den Angriff derselben.

Die Elemente der Küstenverteidigung sind die eigene Kriegsflotte, die Küstenbefestigungen mit ihrer Geschützarmierung in Verbindung mit den Sperren und Seeminen und die Landtruppen. Die Thätigkeit der Kriegsflotte kann eine offensive, weit ausgreifende sein, indem Panzergeschwader den Gegner auf der hohen See aufsuchen und zum Kampf herausfordern und Torpedoboote bei Nacht und Nebel überraschende Unternehmungen gegen den ruhenden Feind ausführen, oder sie beschränkt sich auf eine mehr lokale Verteidigung mittels Panzerfahrzeuge und Kanonenboote im Anschluß an die Küstenbatterien und -Forts. Wenn der Angreifer nach Ausführung einer größern Landung zum förmlichen Landangriff auf Küstenplätze übergeht, so kann auch hier die Flotte in den Kampf eingreifen, die Blockade durchbrechen, die feindlichen Arbeiten enfilieren, im Notfalle auch durch Hergabe ihres Personals und Geschützmaterials die Landverteidigung ergänzen. Die Thätigkeit der Küstenarmierung richtet sich namentlich gegen die feindliche Flotte, dann auch, wenn es das Schußfeld gestattet, gegen die gelandeten Truppen des Angreifers. Letztern tritt die Landmacht des Verteidigers, aus allen drei Waffen bestehend, entgegen. Die Küste ist zu dem Ende in Bezirke geteilt, für welche Spezialreserven entweder hinter der Mitte des Bezirks oder in der Nähe des wichtigsten Punktes an der Küste selbst aufgestellt sind. Diese schieben Piketts in die Nähe besonders gefährdeter Punkte vor. Die direkte Bewachung und Beobachtung der Küsten geschieht entweder durch eine Kette von Feldwachen und Posten am Strande oder auf minder gefährdeten Strecken von Observatorien aus. Als Generalreserve für mehrere Küstenbezirke ist ein größeres Korps an einem Eisenbahnknotenpunkt in Bereitschaft. Für den Nachrichtenverkehr sorgen elektrische Telegraphen, optische und akustische Signale, für den Truppentransport längs der Küste und von rückwärts her nach derselben Eisenbahnen und Chausseen. Die Schiffahrtszeichen werden beseitigt. Die ortskundigen Küstenbewohner können als freiwillige Seewehr im Signal- und Kundschaftsdienst eine wichtige Unterstützung bilden.

Der Angriff auf Küstenplätze kann entweder ein reiner Seeangriff (seitens der Flotte) sein, oder er kann im Zusammenhang mit einem Angriff seitens gelandeter Truppen stehen, beziehungsweise denselben vorbereiten. Der reine Seeangriff ist entweder Blockade oder Beschießung. Man blockiert namentlich Kriegshäfen, Flußmündungen, Seehandelsplätze, um die Verbindung mit der See abzuschneiden, Zufuhren abzusperren, feindliche Kriegsschiffe am Auslaufen zu verhindern, sowie den Handel zu schädigen. Beschießungen von der Seeseite aus werden gegen die Küstenwerke gerichtet, um die Geschütze derselben zum Schweigen zu bringen und dadurch Einfahrten in Buchten und Flußmündungen, Durchfahrten durch Meerengen zu erzwingen, oder man will durch Zerstörung der Werke, Hafenanlagen, Arsenale die feindliche Flotte ihrer Operationsbasis berauben und möglicherweise die Übergabe des Platzes herbeiführen. Solche Beschießungen richten sich unter Umständen auch gegen bewohnte Orte, namentlich wenn es gilt den Gegner einzuschüchtern, Repressalien zu üben u. s. w. Der Angriff seitens gelandeter Truppen oder seitens eines Landheeres richtet sich gegen die Landfronten der Befestigung und zugleich gegen die Kehle der Küstenwerke und fällt mit dem gewöhnlichen Landangriff zusammen. (S. unter Festungskrieg.) Die Flotte übernimmt die Einschließung und Beschießung von der Seeseite her und vermag häufig die Landfronten zu enfilieren oder im Rücken zu fassen. Sie schneidet dem angegriffenen Platze die Verbindung nach der Seeseite ab, verhindert Zufuhren und Entsatz und sorgt zugleich für die Verbindung des gelandeten Heeres mit seinen Hilfsquellen, für die Versorgung desselben mit Subsistenz- und Angriffsmitteln, unter Umständen hat sie auch dessen Wiedereinschiffung und Abzug zu decken.

Durch die Einführung der mit Hohlgeschossen ausgerüsteten Bombenkanonen (s. d.) um 1825 war das hölzerne Kriegsschiff in ausgesprochenen Nachteil gegenüber den Küstenwerken getreten. Die bis dahin fast allein üblich gewesenen Vollkugeln hatten es nicht vermocht, den Schiffen empfindliche

Verletzungen beizubringen, ihre Verwendung in glühendem Zustande konnte immer nur in beschränktem Maße stattfinden, sie verloren dann zugleich an Schußweite und Treffwirkung und konnten auch leicht gelöscht werden. Mit der Einführung der Bombenkanonen war den Küstenbatterien ein höchst wirksames Zerstörungsmittel gegen die hölzernen Schiffe zuteil geworden; rechnet man hierzu die Unsicherheit des Feuers von der schwankenden Unterlage aus, welche die Schiffe bieten, die großen Ziele, welche die Küstenbatterien in jenen finden, während sie selbst nur wenig ins Auge fallen, so ist es begreiflich, daß die Überzeugung von der Richtigkeit des Satzes «Un canou par terre vaut un vaisseau par mer» eine allgemein herrschende wurde. Besondere Bestätigung fand dieselbe, als 1849 in der Bucht von Eckernförde zwei große dän. Kriegsschiffe vor wenigen deutschen Küstengeschützen die Flagge streichen mußten, wie nicht minder durch die vergeblichen Seeangriffe der Alliierten im Orientkriege 1853—55 gegen die wohl armierten Küstenwerke der Russen in der Ostsee und im Schwarzen Meer. Erst die Panzerung der Kriegsschiffe, die Annahme der gezogenen Geschütze, namentlich der Hinterlader, die bedeutende Kalibersteigerung der Schiffsgeschütze, die ausgedehnte Anwendung der Dampfkraft haben seit 1860 das Verhältnis wesentlich zu Gunsten der Offensivkraft der Kriegsschiffe gegenüber den Küstenbefestigungen umgestaltet, wie dies insbesondere die Vorgänge im nordamerik. Bürgerkriege gezeigt haben. Es ist hierdurch ein wesentlicher Umschwung in der Küstenverteidigung herbeigeführt worden, der sich in der gleichfalls bedeutenden Steigerung der Geschützkaliber, der ausgedehnten Anwendung des Eisens als Schutzmittel, Vermeidung des reinen Mauerbaues und umfassenden Verwendung von Seeminensperren zeigt. (S. Küstenbefestigung.)

Küstenland ist der gemeinsame Name für drei zum cisleithanischen Teile der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehörige Kronländer, und zwar Görz und Gradiska (s. d.), Istrien (s. d.) und Triest (s. d.), insgesamt 7966,99 qkm mit (1880) 647 934 E.

Küstenschiffahrt, s. Küstenfahrt.

Küster (vom lat. custos, welches man wohl fälschlich custoris u. s. w. deklinierte nach Analogie von honos, honoris), Glöckner, Meßner, Kirchner heißen Kirchendiener, denen die Aufbewahrung der kirchlichen Geräte und Gefäße, die Aufrechthaltung der Ordnung im Gotteshause und vielfach auch die Begleitung und Bedienung der Pfarrer auf kirchlichen Berufswegen obliegt. An manchen Orten ist das Küsteramt mit dem des Lehrers verbunden.

Küstner (Karl Theod. von), geb. 26. Nov. 1784 zu Leipzig, widmete sich jurist. Studien und nahm seit Ende 1813 als Offizier an dem Befreiungskriege teil. Im J. 1817 übernahm er das Stadttheater zu Leipzig, das vorzugsweise auf seinen Betrieb errichtet worden, auf alleinige Rechnung, führte die Direktion 11 Jahre hindurch, bis 11. Mai 1828, und erhob diese Anstalt zu einer bedeutenden künstlerischen Höhe. Nachdem er 1830—31 Direktor des darmstädter Hoftheaters gewesen, wurde er 1833 Intendant des königl. Hoftheaters zu München und 1837 von König Ludwig I. in den Adelsstand erhoben. Im Juni 1842 übernahm K. die Generalintendantur der königl. Schauspiele in Berlin, trat 1851 in den Ruhestand und starb 28. Okt. 1864. K. hat sich um das deutsche Theaterwesen die mannigfachsten Verdienste erworben, er und Holbein waren die ersten, welche in Deutschland die Tantième (s. d.) einführten. Von K.s litterarischen Arbeiten sind außer einigen Dramen zu nennen: «Rückblick auf das leipziger Stadttheater» (Lpz. 1830) und «Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung» (Lpz. 1853).

Küstrin oder Cüstrin, Stadt und Festung, bedeutender Waffenplatz, im Kreise Königsberg i. N. des preuß. Regierungsbezirks Frankfurt a. O., früher Hauptstadt der Neumark, liegt in einer fruchtbaren Ebene, dem sog. Oderbruch, am Zusammenfluß der Oder und Warthe, Knotenpunkt der Linien Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen, Frankfurt a. O.-K. und Breslau-Stettin der Preußischen Staatsbahnen und der Stargard-Küstriner Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts nebst Strafkammer, hat drei evang. und eine kath. Kirche, ein Gymnasium, mittlere Bürger-, eine Handwerker-Fortbildungs- und höhere Töchterschule, drei große Kasernen (darunter die Schloßkaserne, das frühere Schloß des Markgrafen Johann), und zählt (1880) 14 069 meist prot. E., welche bedeutenden Produktenhandel und Schiffahrt treiben, auch eine Kartoffelmehl-, eine Malz-, zwei Dachpappen-, eine Glasur-, vier Maschinen- und eine Feuerspritzenfabrik unterhalten. Mit Stettin ist K. durch regelmäßige Dampfschiffahrt verbunden. In der Nähe ist das dem Grafen Schwerin gehörige Dorf Tamsel mit schönem Park. K. ward aus einem alten Fischerdorf 1530 durch Kurfürst Joachim I. Stadt, 1535—71 die Residenz des Markgrafen Johann, eines Sohnes Joachims I., und wurde später Sitz der neumärkischen Kriegs- und Domänenkammer. Die Festung wurde 1537 zuerst mit Erdwällen, dann mit gemauerten Wällen umgeben. Friedrich d. Gr. saß hier als Kronprinz gefangen, und sein Freund Katte wurde hier 6. Nov. 1730 hingerichtet. Die Festung hielt vom 15. bis 22. Aug. 1758 ein furchtbares Bombardement durch die Russen aus. Nach der Schlacht bei Jena 1806 wurde sie 1. Nov. von dem preuß. Kommandanten Obersten von Ingersleben, wiewohl derselbe mit Proviant reichlich versehen, den kaum erschienenen franz. Truppen übergeben, welche sie auch nach dem Frieden besetzt hielten und erst 7. März 1814 auf Kapitulation an die Preußen übergaben.

Kusunda, eins der Himalajavölker (s. d.).

Kutahia oder Kjutahia, Hauptstadt eines Mutessariflyk im türk. Vilajet Chodawendikjar im nordwestl. Kleinasien, 930 m über dem Meere in einer südlich von den Vorhöhen des Muraddagh begrenzten Ebene, an einem Zufluß des Pursak, der sich in den Sakaria (Sangarius) ergießt, und an einer Anhöhe emporgebaut, ist umgeben von Fruchtgärten, Weinbergen und Promenaden. Der Ort hat enge und schmutzige Straßen, aus Lehm oder Holz erbaute Häuser, 50 Moscheen, 5 griech. und armen. Kirchen und 40—60 000 E., welche Getreide, Tabak und vor allem Opium, in den Gärten ausgezeichnetes Obst und Gemüse bauen, Wolle und Wachs gewinnen. Auch lagert in der Umgegend, einer der fruchtbarsten Landschaften Kleinasiens, vortrefflicher Meerschaum, der zu Pfeifenköpfen verarbeitet wird. Die Lage der Stadt an der großen Karawanenstraße von Konstantinopel nach Aleppo und Bagdad, an welche sich von Westen her die von Smyrna anschließt, bewirkt

einen großen Handelsverkehr, der indes früher bedeutender war als heute. Das verfallene Bergschloß nimmt die Stelle des alten Kotyäon am Flusse Thymbres in Phrygien ein. Viele Basreliefs mit Inschriften aus dem Altertum finden sich teils auf dem Kirchhofe, teils in den Häusern eingemauert. Hier schloß 4. Mai 1833 Mehemed-Ali von Ägypten Frieden mit der Pforte.

Kutais, russ. Gouvernement in Transkaukasien zwischen dem Schwarzen Meere im W., Türkisch-Asien im SW., dem Bezirk des Schwarzen Meeres, dem Kuban- und dem Terekgebiet im N., dem Gouvernement Tiflis im O. und Eriwan im S., zerfällt in acht Kreise, umfaßt Mingrelien und seit 1882 auch die Gebiete von Suchum (Abchasien) und Batum und zählt auf 36263 qkm 851173 E., der Mehrzahl nach Grusiner (armen. Gregorianer).

Die Hauptstadt Kutais, 127 km westlich vom Schwarzen Meere und 243 km im WNW. von Tiflis an der großen Poststraße von Poti nach Tiflis, in sehr fruchtbarer Gegend 100 m hoch über dem Bett des reißenden Rion malerisch teils auf einem Felsen, teils auf bewaldeten Höhen gelegen, hat mehrere Kron- und Bazargebäude, sieben Kirchen, darunter eine armenische und eine katholische, eine Synagoge, eine militärische Vorbereitungsschule, ein militärisches Lazarett, ein Gymnasium, eine Kreisschule, Kasernen für die Garnison und zählt mit der Garnison 12741 E. Der Ort treibt viel Gartenbau und unterhält große Jahr- und Wochenmärkte für Getreide, Vieh, Wein und Seide. Über den Rion führt eine Brücke, und am westl. Ufer liegen auf einem Berge die weitläufigen Trümmer der alten, 1773 von den Russen zerstörten Feltung. K. soll 806 n. Chr. vom abchasischen Fürsten Leo II. gegründet worden sein, war 1259 die Residenz des imeretischen Zaren David Naryn und wurde im 18. Jahrh. von den Türken und 1810 von den Russen erobert.

Kutei, s. Koti.

Kuteragummi, ein zu den Traganthen (s. d.) gehörendes Gummi.

Kutha ist in dem 2. Buch der Könige (17, 24) als einer der Verpflanzungsorte der 10 Stämme Israels genannt, wo dieselben den Lokalgott Nergal anbeteten. In den Keilschriften figuriert K. neben Babylon und Borsippa, und daselbst wurde diesen zufolge derselbe Gott verehrt. Im Sumerischen hieß die Stadt Tig-Gaba, welcher Name in dem griech. Digba erhalten ist. Die Überreste der Stadt sind vielleicht in der Ruine Tobaïba, nördlich von Babylon, zu erkennen. Der Name Kuthäer ist bei den Syriern und im Talmud häufig gleichbedeutend mit Samaritanern. Dieses beruht auf einer falschen Deutung der Bibelstelle.

Kuthy (Ludw.), ungar. Dichter, geb. 1813 zu Aszonyvásár (Komitat Bihar), studierte in Debreczin die Rechte, wirkte als Notar des biharer Komitats, redigierte das Diarium des siebenbürg. Landtags und war 1843 Privatsekretär des Grafen L. Batthyány. Er starb 27. Aug. 1864. K. schrieb «Ariadne» (Trauerspiel, 1838), «Karl I. und sein Hof» (histor. Drama, 1840), «Weiß und Schwarz» (Trauerspiel, 1840), «Gesammelte Novellen» (2 Bde., 1841), «Vaterländische Geheimnisse» (Roman, 2 Bde., 1844).

Kutikularschichten, s. unter Cuticula.

Kutka, s. Kurtka.

Kutno, Kreisstadt im Gouvernement Warschau in Polen, 110 km im W. von Warschau, an der Otyna und der großen von Posen nach Warschau führenden Straße, Station der von Skierniewice nach Alexandrowo zur preuß. Grenze führenden Eisenbahn, mit (1882) 13209 E., hat große Zuckerrübenfabriken, Branntweinbrennereien und Bierbrauereien.

Kutriguren, s. Hunnen.

Kutrun, s. Gudrun.

Kutsch oder Akazien-Catechu, s. u. Catechu.

Kutschajna, Dorf in Serbien, Kreis Požarewatz, mit 800 E. Etwa 2 km vom Dorfe entfernt liegt das Bergwerk Majdan Kutschajna mit 200 E., wo im Altertum Gold und Silber gewonnen wurde, was die vielen alten Schächte und Gebäuderuinen beweisen. Die serb. Regierung hat 1849 den Bergbau in K. wieder aufgenommen, aber bald wieder eingestellt. Jetzt arbeitet in K. eine engl. Gesellschaft.

Kutschan, Kotschun oder Chabuschan, Festung in der pers. Provinz Chorasan, nordöstlich vom Ala-Dagh, in einem Längenthale 145 km nordwestlich von Meschede, in 1254 m Höhe, mit 15—20000 hierher versetzten Kurden. In den Handel bringt K. außer Pferden und Waffen die besten pers. Schafpelze oder Pustin, welche aus langen, schmalen Pelzstreifen zusammengenäht werden, ferner Talg, Wolle, Wollzeug u. s. w.

Kutsch-Behar, s. Katsch-Behar.

Kutsche (vom ungar. kocsi [spr. kotschi], d. h. aus Kocs, einem Dorfe bei Raab), ein im 15. Jahrh. aufgekommener ungar. Personenwagen; dann überhaupt Wagen zur Personenbeförderung. (S. unter Wagen.)

Kutschi, soviel wie Kuci.

Kutsching, Hauptstadt von Sarawak (s. d.).

Kutschkelied, bekanntes Soldatenlied aus dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871, erschien zuerst in den «Mecklenburgischen Nachrichten» vom 22. Aug. 1870 und wurde einem Füselier Kutschke zugeschrieben; später stellte sich als Autor Herm. Alex. Pistorius (geb. 1811, Feldprediger 1870, gest. als Geistlicher in Basedow bei Malchin im April 1877) heraus. Eine humoristische Polyglotte des Liedes lieferte Wilh. Ehrenthal in «Das K. auf der Seelenwanderung» (1. bis 7. Aufl., Lpz. 1871).

Kutschker (Joh. Rudolf), Kardinal und Fürst-Erzbischof von Wien, geb. 11. April 1810 zu Wiese in Österreichisch-Schlesien, studierte in Troppau, Olmütz und Wien Theologie und wurde 1833 zum Priester geweiht. Er wurde 1835 Professor der Moraltheologie in Olmütz, 1852 Hofburgpfarrer und Direktor der Priesterbildungsanstalt zu St. Augustin in Wien, 1857 Rat im Kultus- und Unterrichtsministerium, 1859 päpstl. Hausprälat, 1862 Dompropst zu St. Stephan in Wien und 12. Jan. 1876 zum Fürst-Erzbischof von Wien ernannt, 25. Juni 1877 zum Kardinal erhoben. Er starb 27. Jan. 1881. Unter seinen Schriften ist «Das Eherecht der kath. Kirche» (5 Bde., Wien 1856—57) hervorzuheben.

Kutschuk-Kainardschi, kleiner Ort im Fürstentum Bulgarien, an der Grenze der Dobrudscha, 24 km im SO. von Silistria, ist historiich bekannt durch den Frieden, welchen die Kaiserin Katharina II. von Rußland 21. Juli 1774 mit der Pforte abschloß. (S. Osmanisches Reich.)

Kutsma hieß die 1863 bei den österr. Husaren eingeführte, 1872 durch den Tschako ersetzte Kopfbedeckung, eine Pelzmütze aus schwarzem Lammfell

(Offiziere Aſtrachanfell) mit ſchwarz-gelben (Offiziere ſchwarz-goldenen) Schnüren verziert, zu welcher eine nach rückwärts gebogene Hahnenfeder (Offiziere Adlerfeder) getragen wurde. Der nach hinten herabfallende Sack war bei den Regimentern verſchiedenfarbig.

Kuttani, ſ. unter Bajaderen.

Kutte, lange Kleidung der Mönche mit Kappe.

Kuttelfiſch, ſ. Sepia.

Kuttenberg (böhm. Hora Kutná), Bergſtadt im Königreich Böhmen, an der Öſterreichiſchen Nordweſtbahn, Sitz eines Kreisgerichts, einer Bezirkshauptmannſchaft, eines Bezirksgerichts und einer Berghauptmannſchaft, zählt (1880) 13 154 E., hat eine Erzdechantei und mehrere Kirchen, darunter die ſchöne, aber unvollendete got. St. Barbarakirche (ſeit 1390), ferner ein Untergymnaſium, eine Oberrealſchule, eine Lehrerbildungsanſtalt, Gewerbeſchule, Ackerbauſchule, Fortbildungsſchule für Lehrlinge, ein Kloſter der Urſulinerinnen und Fabriken für Kattun, Leder, Rübenzucker, Eiſengießerei und Ackerbaugeräte. Sehenswert iſt der «Wälſche Hof», einſt Reſidenz der böhm. Könige und Münzſtätte, wo 1300 die erſten Silbergroſchen geprägt wurden; ferner das Steinerne Haus (Rathaus) und die große Infanteriekaſerne. Die 1237 entdeckten, ehemals ſehr ergiebigen Silberminen, durch welche K. einſt zu großer Blüte kam, wurden Ende des 18. Jahrh. aufgegeben, 1874 jedoch vom Staate wieder in Betrieb geſetzt. Vgl. Rehac, «K. und ſeine Umgebung» (Kuttenb. 1879).

Kuttengeier, ſ. unter Geier.

Kuttenplan (ſlaw. Chodova Planá), Marktfleck in der Bezirkshauptmannſchaft Plan im nordweſtl. Böhmen, Station der Linie Wica-Eger der Öſterreichiſchen Staatsbahnen, mit (1880) 1184 E. deutſcher Zunge und drei kohlenſauren Mineralquellen. Das Schloß des Grafen von Berchem-Hainhauſen hat ausgedehnte Gartenanlagen.

Kutter nennt man ein einmaſtiges, einer Jacht (ſ. d.) ähnlich getakeltes Fahrzeug. Die Größe ſeiner Segel, ſein Tiefgang und ſein ſcharfer Zuſchnitt machen den K. zu ſchnellem Segeln geſchickt und geſtatten, mit ihm auch gegen konträren Wind gut zu manövrieren. Deshalb benutzte man früher in verſchiedenen Ländern dergleichen armierte Fahrzeuge zur Küſtenwache und als Aviſos, während man jetzt dafür allgemein Dampfſahrzeuge verwendet. An Bord von Kriegsſchiffen heißen K. die drittgrößten Boote, welche an der Seite des Schiffs aufgeheißt werden. Die engl. Hochſee-Fiſcherfahrzeuge (Smacks) ſind ſämtlich Kutter.

Kütübhane (türk.), Bibliothek.

Kuturguren, ſ. Hunnen.

Kutúſow (Michail Larionowitſch Goleniſchtſchew-), Fürſt Smolenſkij, ruſſ. Feldmarſchall, geb. 16. Sept. 1745, wurde in Straßburg erzogen und trat, 16 J. alt, in die Artillerie ein, machte 1764—69 die Feldzüge in Polen mit und focht dann 1770 unter Rumjanzow gegen die Türken. Er zeichnete ſich namentlich bei Erſtürmung der türk. Feſtung Schumla aus, trug ſpäter viel zur Bezwingung des Rebellen Pugatſchew bei, wurde 1784 Generalmajor und 1787 Generalgouverneur in der Krim. Infolge einer Verwundung bei Otſchakow verlor er das rechte Auge. Rühmlich zeichnete er ſich auch 1789 und 1790 unter Suworow im Türkenkriege aus. Hierauf zum Generallieutenant ernannt, ſchlug er die Türken 14. Juni 1791 bei Babadagh. Er wurde Generalgouverneur von Finland und Chef des Kadettenkorps in Petersburg, 1801 Generalgouverneur von Petersburg. Im Feldzug von 1805 erhielt er den Oberbefehl des 1. ruſſ. Armeekorps gegen die Franzoſen. Er führte dasſelbe gegen den Inn, traf daſelbſt aber erſt nach der Kapitulation von Ulm ein, worauf er das öſterr. Korps des Generals Kienmayer an ſich zog und den Andrang des franz. Heeres aufhielt; auch ſiegte er 18. und 19. Nov. bei Dürenſtein über den Marſchall Mortier. Nachdem er ſich mit den andern ruſſ. Korps vereinigt, befehligte er unter Alexander das verbündete Heer 2. Dez. 1805 in der Schlacht von Auſterlitz (ſ. d.), die gegen ſeinen Rat geliefert wurde. Von 1806 bis 1811 war er Generalgouverneur von Litauen und Kiew, übernahm 1811 den Oberbefehl gegen die Türken und ſchloß 28. Mai 1812 den Frieden zu Bukareſt. Über ſeine Leiſtungen im Kriege von 1812, in welchem er, von der Volksſtimme bezeichnet, Barclay de Tolly im Oberbefehl des ruſſ. Heeres ablöſte, ſind die Meinungen geteilt; doch endigte der Feldzug mit dem Untergange des franz. Heeres, und für ſeinen Sieg bei Smolensk (November) über Davouſt und Ney erteilte ihm der Kaiſer Alexander den Beinamen Smolenskij. Nachdem er noch aus Kaliſch 25. März 1813 die Proklamation, in welcher er die Deutſchen zum Kampfe aufrief, erlaſſen, ſtarb er 28. April 1813 zu Bunzlau in Schleſien, wo ihm ein Denkmal errichtet ward. Auch vor der Iſaakkirche in Petersburg befindet ſich ein Standbild K.s.

Kuetz., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Kützing (Friedr. Traug.).

Kutzi, ſoviel wie Kuci.

Kützing (Friedr. Traug.), namhafter Botaniker, geb. 8. Dez. 1807 zu Ritteburg bei Artern in Thüringen, war erſt Apotheker, widmete ſich aber auf der Univerſität Halle ganz den Naturwiſſenſchaften. Er bearbeitete hier die «Synopsis Diatomearum» (Halle 1833) und gab die «Algae aquae dulcis» (16 Hefte, Halle 1833—36) in getrockneten Exemplaren heraus. Später wurde er Lehrer der Naturwiſſenſchaften an der Realſchule in Nordhauſen; 1883 trat er in den Ruheſtand. Seine Hauptſchriften ſind: «Die Umwandlung niederer Algenformen in höhere» (preisgekrönt, Harl. 1839), «Phycologia generalis» (Lpz. 1843, mit 80 Tafeln), «Phycologia germanica» (Nordh. 1845), «Tabulae phycologicae» (19 Bde., Nordh. 1845—71), «Species Algarum» (Lpz. 1849), «Die kieſelſchaligen Bacillarien oder Diatomeen» (Nordh. 1844, mit 30 Tafeln; 2. Aufl. 1865), «Grundzüge der philoſ. Botanik» (2 Bde., Lpz. 1851—52).

Küvelage oder Küvelierung, ſ. unter Bergbau, Bd. II, S. 805.

Kux (aus dem böhm. kukus, d. h. Stück, Teil) iſt ein idealer Anteil an einem zu den unbeweglichen Sachen gehörenden Bergwerkseigentum (gewerkſchaftliche Grube oder Zeche), durch welchen das Verhältnis der Anteile der beteiligten Gewerken untereinander beſtimmt wird und welcher Mobiliarqualität hat und unteilbar iſt. Nach ältern Bergordnungen war in vielen Bergbezirken die Kureinteilung willkürlich, meiſtens waren es 128 K. an jedem Bergwerk; in neueſter Zeit aber hat ſie die Vorzüge der Decimaleinteilung erhalten und die Zahl der K. beträgt regelmäßig 100, höchſtens 1000. Nach neuerm Recht gewährt der K., ähnlich

wie die Aktie, nur einen Anspruch an das Gewerkschaftsvermögen, namentlich auf einen Anteil am Reingewinn. Der Inhaber des K. muß aber auch, falls es nötig ist, im Interesse des Bergwerks Zuschüsse machen. Davon befreite K. nennt man Freikuxe. Ein solcher Freikux war auch der sog. Erbkux, den in früherer Zeit der Eigentümer des Grund und Bodens zur Entschädigung für die Bergwerksanlage erhielt. (S. Aktie und Aktiengesellschaft, Bergrecht, Gewerkschaft.)

Kuyp (Albert), s. Cuyp.

Kvalö (d. i. Walfischinsel), Name mehrerer Inseln im Norden Norwegens. Die bekanntesten sind die vor dem Tromsösund gelegene und weiter nördlich die, auf welcher Hammerfest (s. d.) liegt.

Kvíčala (spr. Kwitschàla, Joh.), böhm. Philolog und Politiker, geb. 6. Mai 1834 in Münchengrätz, studierte in Prag und Bonn und ist seit 1859 Professor der klassischen Philologie in Prag. Seine zahlreichen, teils czechisch oder lateinisch, teils deutsch geschriebenen Arbeiten betreffen die griech. und lat. Syntax, die griech. Tragiker, die Gedichte Virgils: «Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles» (4 Bde., Wien 1864—69), «Studien zu Euripides» (Wien 1879), «Virgilstudien» (Prag 1878), «Neue Beiträge zur Erklärung der Äneis» (Prag 1881) u. a. Als Politiker gehört K. der sog. jungczech. Partei an, vertrat böhm. Wahlkreise 1880—83 im österr. Reichsrat und seit 1881 auch im böhm. Landtag, der ihn 1883 zum Mitglied des Landesausschusses wählte. Als solcher beantragte K. ein Gesetz, das überall in Böhmen czech. Kinder vom Besuch deutscher Schulen ausschließen sollte, unter Forderung der Errichtung entsprechender czech. Schulen oder doch Parallelklassen (die sog. «Lex Kvíčala», 4 Paragraphen). Im Reichsrat trug er namentlich (als Berichterstatter) zum Zustandekommen des Gesetzes über die Zweiteilung der prager Universität in eine deutsche und czechische bei.

Kwang-si oder Kuangsi, Provinz des chines. Reichs, 201 640 qkm groß, mit 7 300 000 E., wird östlich von der Provinz Kwang-tung, nördlich von den Provinzen Hu-Nan und Kwei-tschou, westlich von der Provinz Jün-nan, südlich von Tonkin und der Provinz Kwang-tung begrenzt. Hauptstadt ist Kwei-Lin, gelegen unter 25° 13′ 12″ nördl. Br. und 110° 29′ 50″ östl. L. von Greenwich.

Kwang-tung oder Kuangtung, eine der südlichsten und wichtigsten Provinzen des chines. Reichs, 269 923 qkm mit 19 200 000 E., wird östlich und südlich durch die Chinesische Südsee (Nan-hai), westlich durch die Provinz Kwang-si und nördlich durch die Provinzen Hu-nan, Kiong-si und Fukien begrenzt. Zu K. gehört die Insel Haï-nän (s. d.). Hauptort ist Kanton (s. d.).

Kwaß ist ein in Rußland beliebtes Getränk, welches die Stelle des Biers vertritt. Bei den Bauern besteht der K. nur aus einem trüben, sauern, noch gärenden Aufguß auf geschrotenes Getreide. Dagegen sind die feinern Sorten K., besonders der Äpfel- und Himbeerkwaß, die in Petersburg und Moskau in eigenen Trinkstuben verabreicht werden, sehr wohlschmeckend.

Kwei-tschou oder Kueltscheu, Provinz im SW. des chines. Kaiserreichs, nördlich von der Provinz Sz'-tschwan, östlich von Hu-nan, südlich von Kwang-si, westlich von Jün-nan begrenzt, ist 172 898 qkm groß, mit 5 300 000 E. Hauptstadt ist Kwei-jang. K. ist größtenteils Gebirgsland und besitzt Minen, die Gold, Silber und Quecksilber liefern. Die Pferde von K. gelten für die besten in ganz China. In K. wohnen auch die Seng und Miao-Tse, welche für Überreste der Urbevölkerung von China gelten und jetzt schon seit mehr als drei Jahrtausenden dem spezifisch chines. Volkselement fremd geblieben sind.

Kwichpack, Fluß in Alaska, s. Jukon.

Kwitka (Grigorij Fedorowitsch), unter dem Pseudonym Osnowjanenko bekannter russ. und kleinruss. Schriftsteller, geb. 18. Nov. 1778 bei Charkow, trat früh in den Militärdienst ein, brachte dann einige Jahre in einem Kloster zu und betrat endlich die litterarische Laufbahn, erst in russ., dann in kleinruss. Sprache. Seit 1830 erscheinen seine kleinruss. Erzählungen, welche später auch in das Russische übertragen wurden («Malaruskija Powesti», 1834—37; neue kleinruss. Ausgabe, 2 Bde., 1858). Er schrieb auch einige Theaterstücke und zwei Sittenromane in russ. Sprache. Wegen der vortrefflichen Kenntnis seines Landes und seiner Leute, welche er sehr warm, sehr treu und poetisch zu schildern verstand, ist er bei den Kleinrussen sehr beliebt. Er starb 8. Aug. 1843.

Kwo, Maß, s. Gon.

Ky. (aber auch Kent.), offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Kentucky.

Kyanin, s. Blumenblau.

Kyanisierung, Kyanisieren (irrtümlich oft Cyan... geschrieben), eine von dem Engländer John Howard Kyan erfundene Methode der Holzkonservierung (s. d., Bd. IX, S. 357ª).

Kyanos heißt in der Ilias ein blaues Metall, das die Trojaner zur Verzierung der Waffen und Paläste benutzten.

Kyau oder Kyaw (Friedr. Wilh., Freiherr von), bekannt als witziger Satiriker, geb. 6. Mai 1654, trat in seinem 16. Jahre als Gemeiner in kurbrandenb. Kriegsdienste, machte mehrere Feldzüge mit und flüchtete 1690 wegen eines Duells nach Sachsen, wo er wieder Kriegsdienste nahm. Durch seine stets frohe Laune machte er sich am Hofe Augusts des Starken sehr beliebt und wurde 1715 Kommandant der Festung Königstein, wo er 19. Jan. 1733 starb, nachdem er 1723 den Titel Generallieutenant erhalten hatte. Vgl. Wilhelmi, «K.s Leben und lustige Einfälle» (3 Bde., Lpz. 1772; Freystadt 1796; neu erzählt von Wilhelmi, Lpz. 1797); «K.s Leben und Schwänke» (Lpz. 1800); Nick, «Biographische Skizzen, Anekdoten und Schwänke aus dem Leben des Barons Friedrich Wilhelm von K.» (Reutlingen 1860); Kyau, «Die Familienchronik des Geschlechts von K.» (Lpz. 1870).

Kyaxares (med. Vak-istara, Lanzenträger, babylonisch Uva kistar, arianisiert in das altpers. Uvakhsatara), König der Meder, folgte seinem vor Ninive gefallenen Vater Phraortes 635 v. Chr. und regierte bis 595. Nach Besiegung der Skythen, die 28 Jahre Asien verwüsteten, gelang es ihm, vereint mit dem babylonischen König Nabopolassar, Ninive zu zerstören (606). Noch während der Skythenherrschaft war K. in einen fünfjährigen Krieg mit dem lydischen König Alyattes verwickelt gewesen; angeblich soll die Fehde durch eine während der Schlacht eintreffende, von Thales vorausgesagte Sonnenfinsternis ihr Ende erreicht haben. Dieses berühmte Ereignis hat seit Jahrhunderten zu chronol. Kontroversen Anlaß gegeben; nach Plinius wäre es die vom 28. Mai 585. Ist

dieses richtig, so ist die med. Chronologie gänzlich zu ändern, denn nach derselben regierte 585 K. nicht mehr, sondern sein Sohn Astyages; daher Petavius das Phänomen auf den 9. Juli 597, Oltmanns auf den 30. Sept. 610 setzten. Die Sache bleibt noch dunkel: vielleicht ist die Finsternis des K. (610) mit der des Thales (585) irrigerweise identifiziert, welche letztere auch von Cicero unter Astyages gesetzt wird. Nach Xenophons «Cyropädie» führt auch der Sohn und Nachfolger des Astyages, des Sohnes des K., den Namen seines Großvaters; doch ist diese Erzählung Xenophons unverbürgt.

Kybele, s. Cybele.

Kyburg oder Kiburg, Pfarrdorf im Bezirk Pfaffikon des schweiz. Kantons Zürich, liegt 632 m über dem Meere, 4½ km südlich von Winterthur, auf einer waldigen Anhöhe am linken Ufer der Töß, zählt (1880) 386 E. und besitzt ein uraltes Schloß, einst Sitz der Grafen von K., welche als Erben der Herzöge von Zähringen im 13. Jahrh. das mächtigste Dynastenhaus der Schweiz waren. Nachdem dieses Geschlecht 1264 im Mannsstamme ausgestorben war, gingen seine Besitzungen westlich der Aare durch Heirat an die Grafen von Habsburg-Laufenburg über, die sich bis zu ihrem Erlöschen 1416 ebenfalls Grafen von K. nannten; die östl. Besitzungen mit der Stammburg und der Landgrafschaft im Thurgau fielen an Rudolf von Habsburg (s. d.) und durch diesen an das Haus Österreich, das jetzt noch Titel und Wappen von K. führt. Österreich trat die Grafschaft, nachdem es dieselbe mehrmals verpfändet, 1452 definitiv an die Stadt Zürich ab, welche die K. zum Amtssitz der gleichnamigen Landvogtei machte. Im J. 1832 ging das Schloß, welches eine reiche Rüstkammer und einen Rittersaal mit einer gewählten Galerie älterer Meister enthält, in Privatbesitz über. Vgl. Pupikofer, «Geschichte der Burgfeste K.» («Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich», XVI).

Ein anderes Kyburg, richtiger Kibberg, Bad mit eisenhaltiger Quelle, liegt 475 m über dem Meere, 7½ km nördlich von Solothurn am Fuße des Burghügels von Buchegg im solothurnischen Bezirk Bucheggberg.

Kydias, Maler aus Kydnos, um 364 v. Chr., malte ein vom Redner Hortensius teuer bezahltes Gemälde, die Argonauten, und erfand die rote Farbe aus gebranntem Ocker.

Kydnos, kleiner Fluß in Cilicien, welcher auf dem Taurus entspringt und Tarsos durchfließt; bekannt war die Kälte seines Wassers, das Alexander d. Gr. bei einem Bade fast das Leben gekostet hätte.

Kydonia, alte Stadt an der nördl. Küste von Kreta, nach Gortys und Knossos die wichtigste der Insel; ihre Lage scheint durch die moderne Stadt Chaniä (Canea) bezeichnet zu werden.

Kydoniä, Stadt in Kleinasien, s. Aiwalik.

Kyffhäuser wird der in seinen höchsten Gipfeln bis zu 460 m aufsteigende Bergrücken in der Unterherrschaft des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt genannt, der die Goldene Aue auf der Südseite begrenzt, und dessen Abdachung nach Frankenhausen zu den Namen Schlachtberg führt, nach der Schlacht, in welcher 15. Mai 1525 Thomas Münzer mit den Bauern besiegt wurde. Die höchste Spitze krönt die majestätische Ruine der alten Burg Kyffhausen, welche, zur Zeit der sächs. Kaiser zum Schutze der in dem Dorfe Tilleda am Fuße des Bergs gelegenen Pfalz erbaut, oftmals Wohnsitz der Kaiser war. Die älteste Nachricht, die sich davon findet, ist die von der Eroberung der Burg 1118. Im J. 1407 wurden die Grafen von Schwarzburg mit Schloß und Berg K. belehnt und sind seitdem im Besitz geblieben. Die Kaisersage, welche sich daran knüpft und berichtet: «er (der Kaiser) wandere zu Kyffhausen auf dem wüsten Schloß und auch andern wüsten Burgen, die zum Reiche gehören», kommt vor dem 15. Jahrh. nicht vor. Daß es Friedrich I. Barbarossa sei, ist erst durch Rückerts Ballade allgemein angenommen; gemeint war vielmehr Friedrich II. Vgl. Voigt, «Die deutsche Kaisersage» (in H. von Sybels «Histor. Zeitschrift», Bd. 26); E. Koch, «Die Sage vom Kaiser Friedrich im K.» (Grimma 1880); J. Häussner, «Die deutsche Kaisersage» (Bruchsal 1882); Baltzer, «Das Kyffhäusergebirge» (2. Aufl., Rudolst. 1882). Westlich vom K. liegen die Ruinen der Rotenburg. Vgl. Richter, «Deutsches Kyffhäuserbuch» (Eisl. 1876).

Kyffhäuser Höhle, s. Falkenburger Höhle.

Kykl..., Vorsilbe, vom grch. kyklos, Kreis, häufig in Zusammensetzungen, s. Cykl...

Kyknos, nach der griech. Sage ein Sohn des Ares und der Pyrene, beraubte und tötete die Reisenden in Thessalien. Er wurde trotz des Beistandes seines Vaters von Herakles, der nach einem dem Hesiod beigelegten Gedicht von Apollon gegen K. ausgesendet war, weil derselbe den Prozessionen zum Heiligtum des Gottes auflauerte, im Kampfe besiegt und getötet. Viele Darstellungen von diesem Kampfe sind auf Vasenbildern erhalten. Wie es scheint, ist K. (d. h. Schwan) ursprünglich eine Personifikation der Brandung.

Kyle, der mittlere Teil der schott. Grafschaft Ayr (s. d.).

Kyll, linksseitiger Nebenfluß der Mosel in der preuß. Rheinprovinz, entspringt auf dem Wiesensteine des Zitterwaldes in der Eifel und mündet im Regierungsbezirk Trier unterhalb Ehrang in die Mosel, nach 142 km Lauf, dem größtenteils die Eifelbahn folgt.

Kyllēne, jetzt Ziria, das östlichste und höchste (2375 m) der achäisch-arkadischen Grenzgebirge, das in mächtigen Stufen zu einem kahlen, selten ganz schneefreien Gipfel emporsteigt, unterhalb deisen in einer kürzlich wiedergefundenen Grotte Hermes geboren sein sollte.

Kylon, ein athenischer Eupatride, der als Schwiegersohn des Tyrannen Theagenes von Megara die Erbitterung des attischen Volks gegen die drückende Ritterherrschaft zur Gewinnung der Tyrannis in Attika zu benutzen gedachte, und daher mit Hilfe megarischer Truppen im Sommer 616 v. Chr. die Akropolis überrumpelte. Weil er aber seine Sache politisch nur ungenügend vorbereitet hatte und das Volk bei dem Anblick der fremden Truppen auf der Burg sofort dem Adel und dem Archonten Megakles zum Angriff sich anschloß, so mißlang die Unternehmung. Die Burg wurde blockiert, K. ergriff die Flucht, und seine Anhänger wurden gegen die gegebene Zusage niedergemetzelt.

Kyme, die älteste und bedeutendste unter den äolischen Städten Kleinasiens, an der Südseite des Elaitischen Meerbusens, ungefähr in der Mitte zwischen den Flüssen Kaikos und Hermos (bei dem jetzigen Namurtköi) gelegen, nach einer Tradition die Mutterstadt des weiter südlich gelegenen, ursprünglich ebenfalls äolischen Smyrna. Der Sage nach ist K. die Heimat des Vaters des Hesiod, und auch Homers Geburtsstadt wollte K. sein. Unter ihren

Bürgern verdient der Historiker Ephoros, der erste Verfasser einer Universalgeschichte (um 340 v. Chr.), Erwähnung. Wie andere Städte Kleinasiens wurde sie im J. 17 n. Chr. von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht.

Eine zweite sehr alte, aber frühzeitig in Verfall und Vergessenheit geratene Stadt K. lag auf der Ostküste der Insel Euböa an der Stelle des jetzigen Kumi, das noch den Namen und einige ganz geringe Reste der alten Stadt bewahrt hat. Dies war ohne Zweifel die Mutterstadt des unteritalischen Cumä (s. d.), welches dann nach dem Verfall K.s sich als eine Kolonie von Chalkis betrachtete.

Kymmene-elf, bedeutender Fluß im südl. Finland, von etwa 120 km Länge, kommt aus dem großen See Payane, bildet mehrere Wasserfälle und fällt durch fünf Mündungen zwischen Fredrikshamn und Lowisa in den Finnischen Meerbusen. Von großer Bedeutung ist er für Flößung von Holzwaren. K. bildete während der J. 1743—1809 die Grenze zwischen Schweden und Rußland.

Kymographion (grch.), ein Instrument zur Messung und bildlichen Darstellung des Arterienpulses.

Kymren (Cymry), einheimischer Name der kelt. Bewohner von Wales (s. d.).

Kymrische Sprache, s. unter Welsch.

Kynaitha, nördlichste Stadt von Arkadien, bei dem jetzigen Kalavryta (s. d.); die Einwohner waren berüchtigt als gesetzlos und geistig verwahrlost.

Kynast, eine dem Grafen Schaffgotsch gehörige, 21 Rittergüter umfassende freie Standesherrschaft im Hirschberger Kreise des Regierungsbezirks Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, führt ihren Namen von dem durch Sage und Gesang vielfach verherrlichten Bergschlosse K. im Riesengebirge, welches von Herzog Bolko I. 1292 erbaut, 1360 von Bolko II., Herzog von Schweidnitz und Jauer, dem tapfern Ritter Gottsche Schoß (Gotthard Schaf) übergeben und 31. Aug. 1675 vom Blitze zerstört wurde. Die romantisch gelegenen Ruinen von K., auf einem bewaldeten Granitfelsen, 4 km im Südsüdwesten von Warmbrunn, 612 m über dem Meere, sind umfänglich und ziemlich gut erhalten. Außer einem seltenen Echo genießt man von hier eine entzückende Aussicht in das schöne Hirschberger Thal. Nach der Volkssage lebte einst in diesem Schlosse ein Fräulein Kunigund (von Körner verherrlicht), die Erbin großer Besitzungen, die nur dem Ritter um ihre Hand zu werben gestattete, welcher auf der schmalen Burgmauer das Schloß zu umreiten den Mut hätte. Viele hatten diese Probe mit dem Leben gebüßt, bis endlich ein Herzog von Sachsen den Ritt glücklich vollbrachte, aber, als ihm das Fräulein liebeglühend entgegenkam, höhnend erklärte, daß bereits eine andere sein Herz besitze. Am nördl. Fuße des Ruinenbergs liegt das Dorf Hermsdorf (s. d.).

Kynewulf, s. Cynewulf.

Kynoskephälä (grch.), d. h. eigentlich Hundsköpfe, war der Name zweier Hügel bei Skotussa in Thessalien, östlich von Pharsalus, wo der macedon. König Philipp V. durch die Römer und Ätoler unter Titus Quinctius Flamininus 197 v. Chr. eine für die weitern Schicksale der griech. Welt entscheidende Niederlage erlitt.

Kynrodden, s. Nordkap.

Kyoto, die alte Reichshauptstadt von Japan, s. Miako.

Kyparissos, s. Cyparissus.

Kyphön (grch.), Werkzeug, womit im alten Athen Missethäter krumm geschlossen und gemartert wurden; die Strafe hieß Kyphonismos.

Kyphöse (grch.), die winkelige Knickung der Wirbelsäule, der Buckel; Kyphoskoliose, die seitliche Verkrümmung der Wirbelsäule verbunden mit winkeliger Einknickung derselben. (S. unter Wirbelsäule.)

Kypris, Beiname der Venus (s. d.).

Kypros, s. Cypern.

Kypselos, s. Cypselus.

Kyrenaike, s. Cyrenaika.

Kyrene, s. Cyrene.

Kyrie eleïson, d. h. Herr, erbarme dich! sind griech. biblische Worte, die den Anfang und die Grundlage eines in der christl. Kirche gebräuchlichen Gebets bilden, das Sylvester I. in die abendländ. Kirche eingeführt haben soll. Zuverlässig findet es sich als Bestandteil der von Gregor d. Gr. eingeführten Messe. Die beiden Worte bilden den ersten Satz der musikalischen Messe in der kath. Kirche (das Kyrie oder Miserere) und werden auch hier und da in der prot. Kirche gesungen. In der Kirchenmusik sind diese Worte seit Jahrhunderten sehr oft und mit dem größten Aufwand kontrapunktischer Kunst mehrstimmig komponiert.

Kyrisser, s. unter Kürass.

Kyritz, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Ostprignitz, an der Jäglitz, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein Schullehrerseminar, Präparandenanstalt, Stärke-, Sirup- und Traubenzuckerfabrik und zählt (1880) 5111 meist prot. E.

Kyros, Fluß, s. Kura.

Kyros, s. Cyrus.

Kyrrhestiee, syr. Landschaft, dem heutigen Distrikt von Aleppo ungefähr entsprechend. Sie ging bis an den Euphrat und umfaßte die Städte Cyrrhus, Gindarus, Beroea (Aleppo), Hierapolis, Bambyce (Mombedj), Heraclea und Zeugma (Biredjik) und Europus am Euphrat.

Kystöm (grch.), Cysten- oder Balggeschwulst, s. Balggeschwulst.

Kythera, eine der Jonischen Inseln, s. Cerigo.

Kythereia, Beiname der Venus (s. d.).

Kytherion, der offizielle Name der Insel Cerigo (s. d.).

Kythnos, jetzt Thermiá, eine der Cykladischen Inseln im Ägäischen Meere, zur Eparchie Tzia gehörig, zählt auf 76 qkm (1879) 2923 E. und ist seit alten Zeiten durch ihre heißen Quellen berühmt. Die Hauptstadt K. oder Messaria, mit 1543 E., treibt Handel mit Wein, Gerste, Honig ꝛc.

Kyzyl (türk.), in zusammengesetzten Ortsnamen häufig, bedeutet «rot».

Kyzyl-Irmak, Fluß, s. Kisil-Irmak.

L.

L, der zwölfte Buchſtabe unſers Alphabets, ſtammt dem Zeichen nach aus dem lat. Alphabet, iſt in dieſes, wie die ganze Buchſtabenreihe, aus der griech. Schrift gekommen, ſtammt alſo wie dieſe überhaupt von dem phöniz. Alphabet ab. Der griech. Name lambda iſt aus dem Semitiſchen (hebr. lamed) mit herübergenommen. Der Laut l gehört zu den ſog. liquiden Konſonanten (liquidae), zu denen die ältere Grammatik l, m, n, r rechnete; die neuere Lautlehre und Lautphyſiologie benennt lieber nur l und r ſo und ſcheidet m, n als Nasale aus. Das l wird gebildet, indem die Zungenſpitze durch Anlehnung an die obere oder untere Zahnreihe oder an den harten Gaumen die Mundhöhle nach vorn ſperrt, die Seiten der Zunge dagegen zwiſchen ſich und den Backenzähnen Raum laſſen, durch welchen der Atmungsſtrom ausfließt; da bei Ausſprache des l die Stimmbänder des Kehlkopfs ſo weit genähert ſind, daß ſie in tönende Schwingungen verſetzt werden, gehört l zu den tonenden Lauten und kann geradezu als Vokal auftreten; unter den heutigen europ. Sprachen hat z. B. das Böhmiſche (Czechiſche) ein l vocalis, vlk (Wolf). Die Ausſprache des konſonantiſchen l kann beträchtliche Verſchiedenheiten zeigen: es kann lauten wie unſer normales deutſches l, wie das ſog. mouillierte (palatale) l z. B. im Franzöſiſchen (faillir), das uns faſt wie lj erſcheint, und endlich, wie man es gewöhnlich bezeichnet, guttural geſprochen werden, das ſog. harte l des Ruſſiſchen, Polniſchen und anderer ſlaw. Sprachen; die ſlaw. Sprachen mit lat. Schrift bezeichnen es durch ł. Dies ł hat die Neigung in w überzugehen und wird z. B. im Wendiſchen wie w geſprochen. Das l hat ſehr nahe lautliche Verwandtſchaft zum r, die indogerman. Urſprache beſaß vielleicht nur r (das älteſte Perſiſch, Zend, hat nur r), alle l der indogerman. Sprachen wären dann aus r entſtanden. Der Übergang von r in l iſt auch in modernern Sprachperioden noch ſehr gewöhnlich, wie z. B. unſer Pflaume = lat. prunus, Pilger = peregrinus.

Als Abkürzungszeichen ſteht L in röm. Inſchriften u. ſ. w. häufig für den Namen Lucius, ſeltener für Lälius; auch ſteht es oft bei Anführungen für Lex (d. i. Geſetz) und für Liber (d. i. Buch); als Zahlzeichen für 50. Von Münzen werden Lira und Livre durch L abgekürzt; ebenſo iſt das Zeichen für das engl. Pfund Sterling (£) eine Abkürzung von Livre, dem altfranz. Worte für Pfund. Auf franz. Münzen bezeichnet L den Münzort Bayonne. Auf franz. Kurszetteln iſt L die Abkürzung für Lettres.

L., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Linné (Karl von).

La, chem. Zeichen oder Symbol für Lanthan.

La, in den roman. Sprachen der Name des in den german. Sprachen A genannten Tons. Über la mi re, la fa u. ſ. w. ſ. unter Solmiſation.

La., offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Louiſiana.

L. a., auf Rezepten Abkürzung für lege artis, d. h. nach Vorſchrift der (pharmaceutiſchen) Kunſt.

Laa, Stadt in der Bezirkshauptmannſchaft Miſtelbach in Niederöſterreich, Station der Linie Wien-Brünn der Öſterreichiſch-Ungariſchen Staatsbahn und der Linie Lundenburg-Zellerndorf der Nordbahn; in der Niederung der Thaya und hart an der mähr. Grenze gelegen, iſt Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2710 E. Die Stadt, eine der älteſten des Landes, hatte früher ſtrategiſche Wichtigkeit, jetzt iſt L. eine offene, gewerbfleißige Stadt mit regem Verkehr.

Laab oder Lab, ein Ferment, welches von beſtimmten Drüſen des Magens abgeſondert wird und die Eigenſchaft beſitzt, den Käſeſtoff der Milch ohne Mitwirkung einer Säure zu koagulieren und deſſen man ſich bei der Bereitung aller Süßmilchkäſe bedient, um den Käſeſtoff abzuſcheiden. In reichlichſter Menge findet es ſich in der Schleimhaut des vierten Magens der Kälber, die man aus dieſem Grunde, entweder direkt bei der Käſefabrikation, oder nachdem das Ferment daraus extrahiert iſt, verwendet. Der nach dem Schlachten noch warm aus dem Körper genommene Magen wird innerlich und äußerlich ſorgfältig gereinigt und entweder, wie es früher allgemein üblich war, getrocknet und geräuchert, wobei das Ferment unverändert bleibt, oder friſch in Stücke geſchnitten und mit fünfprozentigem Solzwaſſer, dem zur Konſervierung etwas Borſäure zugeſetzt iſt, kalt extrahiert und nach 5 Tagen klar filtriert. Dieſes Extrakt oder Laabeſſenz wird gegenwärtig fabrikmäßig dargeſtellt und in den Handel gebracht. Eine gute Laabeſſenz bringt 10000 Teile Milch bei 35° C. binnen 40 Minuten zum Gerinnen.

Laabeſſenz, ſ. unter Laab.

Laabmagen, die vierte Abteilung des Magens, der Wiederkäuer (ſ. d.; vgl. Laab).

Laach oder Maria-Laach, lat. Lacus (d. i. See) oder Abbatia Sanctae Mariae in Lacu oder Lacensis, eine ehemalige reiche und berühmte Benediktinerabtei auf der Eifel im Kreiſe Mayen des preuß. Regierungsbezirks Koblenz in der preuß. Rheinprovinz, 10 km weſtlich von Andernach gelegen, wurde 1093 geſtiftet, 1156 eingeweiht und 1802 aufgehoben. Als Domäne verſteigert, kam das Kloſter zuerſt in den Beſitz der Familie Delius, 1863 in den der Jeſuiten, welche hier ein Kollegium zur Ausbildung ihrer eigenen jungen Leute errichteten, aber 1. Jan. 1873 das Kloſter wieder verlaſſen mußten, das jetzt im Beſitz des Grafen Rudolf von Schaesberg iſt. Die Kirche mit einer Kuppel, fünf Türmen, einer Krypta und herrlichen Ornamenten, das ſchönſte Denkmal roman. Baukunſt im Rheinlande, iſt im Beſitz der Regierung und wird nicht mehr zum Gottesdienſt benutzt. Der Laacherſee, an deſſen Südſeite die Kirche liegt, in der Nähe der Eifel, iſt vielleicht ein Krater eines erloſchenen Vulkans. Er umfaßt einen Flächenraum von 390 ha, liegt 266 m über der Nordſee und iſt 56 m tief; der größte Durchmeſſer beträgt 2358, der kleinſte 1424 m. Der See hat keinen ſichtbaren Zufluß, ſondern wird durch unterirdiſche Quellen geſpeiſt, von denen einige Mineralwaſſer

enthalten. Sein Wasser ist völlig klar und durchsichtig und so rein wie das beste Trinkwasser. Er fließt durch einen künstlichen Kanal in die Nette ab. Vgl. Wegeler, «Das Kloster L.» (Bonn 1854); Dressel, «Geognostisch-geolog. Skizze der Laacher Vulkangegend» (Münst. 1871); Blenke, «Der Laacher See» (Neuwied 1880); Steinbach, «Führer zum Laacher See» (2. Aufl., Neuwied 1881).

Laád, Dorf im ungar. Komitat Sümeg (s. d.).

Laage oder Lage, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Herzogtum Güstrow, an der Recknitz, 16 km östlich von Schwaan, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2251 E.

Laagen oder Lägen, zwei Flüsse in Norwegen, der Gudbrands-Laagen (s. unter Gudbrands-dalen) und der Rumedals-Laagen; letzterer entspringt auf dem Felsenplateau Hardangervidda und fällt nach einem Laufe von etwa 300 km bei Laurvik ins Meer.

Laaland (besser Lolland), eine Insel des Königreichs Dänemark, in der Ostsee vor dem Eingange in den Großen Belt gelegen, hat ein Areal von 1164 qkm mit (1880) 64 420 E. und ist niedrig (höchster Punkt 29,5 m), eben, gut bewaldet und überaus fruchtbar. Die Städte derselben sind: Maribo im Innern, der Sitz des Stiftsamtmanns, mit 2403 E.; Nakskov, mit 5278 E. und nicht unbedeutendem Getreidehandel; Nysted mit 1438, Saxkjöbing mit 1485 und Rödby mit 1796 E. Letztere vier sind Hafenstädte. Mit der durch den engen Guldborgsund (s. d.) von ihm getrennten Insel Falster (s. d.) bildet L. das Amt Maribo, das südlichste des Königreichs Dänemark, welches auf 1679,6 qkm 97 007 E. zählt.

Laar (Pieter van) oder Laer, genannt Bamboccio, berühmter Maler und ausgezeichneter Musiker, war um 1613 zu Laren bei Naarden, nach andern in Harlem geboren. Nachdem er seine erste Ausbildung in der Heimat erhalten, ging er nach Rom, wo er angeblich 16 Jahre zubrachte, mit Poussin, Claude Lorrain, Sandrart und andern Künstlern im vertrauten Umgange stand und auf den Geschmack der Italiener bedeutend einwirkte. Nach seiner Rückkehr lebte er zunächst in Amsterdam, später in Harlem, wo er wahrscheinlich um 1648 infolge von Hypochondrie sich selbst das Leben genommen haben soll. Den Beinamen Bamboccio, d. h. Krüppel, erhielt er in Rom seiner possierlichen Figur wegen oder weil er meist Scenen aus dem Volksleben der niedrigsten Klasse, Bettler, Räuber u. s. w., und zwar nicht ohne Geist und Kraft, in der Behandlungsweise der neapolit. Schule darstellte. Nach seinem speziellen Beinamen nannte man das ganze Genre, dem er anhing, Bamboccíaden (s. d.), obschon die Hauptrepräsentanten desselben älter sind als er. Seine Bilder trifft man in den Galerien von Dresden, München, Berlin und Wien; einiges hat er selbst radiert.

Laasphe, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Wittgenstein an der Lahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2185 E., welche Strumpfstrickerei und Trikotweberei, meist aber Ackerbau treiben.

Lab, s. Laab.

Lab., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Labillardière (Jacques Julien Houton de).

Laba, Fluß in Ciskaukasien, der größte linke Nebenfluß des Kuban, entsteht aus zwei Quellflüssen, dem Kleinen und Großen L., welche von dem Hauptkamm des Kaukasus kommen, und mündet nach einem Lauf von 160 km bei Ust-Labinsk.

Labadie (Jean de), Mystiker und Separatist des 17. Jahrh., geb. 13. Febr. 1610 zu Bourg in Guyenne, wurde in Bordeaux von den Jesuiten erzogen, deren Orden er bis 1639 angehörte. Durch das Studium der Bibel und der Mystiker dem Katholizismus entfremdet, wirkte L. mit Erfolg als Volksprediger und trat 1650 zur reform. Kirche über. Auch hier erstrebte L. eine Reform nach dem Muster der alten Kirche, besonders der ersten apostolischen Gemeinde. Zunächst wurde er Prediger in Montauban, dann, von hier vertrieben, in Orange, in Genf 1660, in Middelburg 1666 und 1669 in Amsterdam, wo er seine Anhänger, die Labadisten, zu einer besondern kirchlichen Gesellschaft vereinigte. Da man ihn auch hier nicht mehr duldete, begab er sich 1670 nach Herford, wo ihn die Pfalzgräfin Elisabeth beschützte. Von hier 1672 durch ein kaiserl. Edikt vertrieben, ging er nach Bremen, endlich nach Altona, wo er 2. Febr. 1674 starb.

Unter seinen Anhängern erregte namentlich seine Schülerin Anna Maria von Schurmann großes Aufsehen. Dieselbe war 5. Nov. 1607 in Köln geboren und lernte L. in den Niederlanden kennen. Hier schloß sie sich demselben an, begleitete ihn nach Altona und zog sich nach seinem Tode nach Vinwarden in Westfriesland zurück, wo sie unverehelicht 5. Mai 1678 starb. Ihr Hauptwerk ist «Eucleria, seu melioris partis electio» (Altona 1673). Die Labadisten wollten sich von der reform. Kirche nicht trennen, sondern diese zu einer vollkommenen Gemeinschaft der Wiedergeborenen umgestalten. Weil sie die Kirche für verderbt hielten, forderten sie eine Separation der Erleuchteten von den Verderbten. Jene sollten die reine Kirche mit strenger Kirchenzucht bilden und allein das Abendmahl würdig feiern; nur die Wiedergeborenen sollten getauft werden. Außerdem findet sich bei ihnen eine buchstäbliche Beobachtung der äußern Lebensordnungen und Institutionen der christl. Urzeit. Die Sekte erhielt sich bis gegen die Mitte des 18. Jahrh., wo ihre Anhänger sich allmählich mit andern mystischen Parteien verschmolzen.

La Balue (Jean de), ein franz. Geistlicher, der im Dienste des franz. Königs Ludwig XI. emporkam und auch röm. Kardinal ward. Da er aber im Herbst 1468 dem König zu der Zusammenkunft mit Karl dem Kühnen in Peronne geraten hatte, bei welcher Ludwig alle Bedingungen desselben unterschreiben mußte, und da König Ludwig argwöhnte, daß der Kardinal absichtlich im Interesse Karls die Aussöhnung mit seinem Bruder, dem Herzog von Berri, verzögere, ließ er ihn im Herbst 1469 verhaften und zehn Jahre lang, ebenso wie den Bischof von Verdun, in einen eisernen Käfig von acht Fuß ins Geviert sperren. L. starb 1491 in Ancona.

Laban (der Aramäer), d. i. «der weiße Syrer» in Mesopotamien, erscheint im ersten Buch Mose durch die Verwandtschaft mit Abraham und die Familienverbindung mit dessen Nachkommen in die israel. Patriarchensage verflochten. Er soll die Ehe zwischen Isaak, Abrahams Sohn, und seiner Schwester Rebekka vermittelt, später seine beiden Töchter Lea und Rahel an seinen Neffen Jakob verheiratet und zuletzt mit Jakob in Gilead einen Freundschaftsvertrag geschlossen haben: sagenhafte Züge, welche die spätern geschichtlichen Beziehungen

zwischen Syrern und Israeliten, Grenzverhältnisse, Kriege und Friedensschlüsse zwischen aramäischen und israel. Stämmen, widerspiegeln.

Laband (Paul), Germanist und Staatsrechtslehrer, geb. 24. Mai 1838 zu Breslau, besuchte das reform. Gymnasium daselbst, studierte die Rechte in Breslau, Heidelberg und Berlin, habilitierte sich 1861 in Heidelberg und wurde 1864 Professor des deutschen Rechts in Königsberg, 1872 in Straßburg. Seit 1880 ist er außerdem Mitglied des Staatsrats von Elsaß-Lothringen. L. veröffentlichte auf dem Gebiet der deutschen Rechtsquellen namentlich: «Beiträge zur Kunde des Schwabenspiegels» (Berl. 1861), «Das Magdeburg-breslauer systematische Schöffenrecht» (Berl. 1863), «Jura Prutenorum» (Königsb. 1866), «Magdeburger Rechtsquellen» (Königsb. 1869), «Die vermögensrechtlichen Klagen nach den sächs. Rechtsquellen des Mittelalters» (Königsb. 1869). Auf dem Gebiete des Staatsrechts erschienen von L.: «Das Budgetrecht nach den Bestimmungen der preuß. Verfassungsurkunde» (Berl. 1871), «Das Finanzrecht des Deutschen Reichs» und «Über den Begriff der Sonderrechte nach deutschem Reichsrecht» (in Hirths «Annalen» 1873 und 1874), «Das Staatsrecht des Deutschen Reichs» (3 Bde., Freiburg und Tüb. 1876—82); eine kürzere Darstellung des deutschen Reichsstaatsrechts erschien in Marquardsens «Handbuch des öffentlichen Rechts» (Bd. 2, 1., Freiburg i. Br. 1883). Auch gibt L. seit 1865 die «Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht» (Stuttg.) heraus.

Labárum hieß in der spätröm. Zeit die kaiserl. Hauptfahne des Heers; es war eine lange Lanze, von einem Querbalken durchschnitten, von welchem eine rotseidene oder purpurfarbene Fahne niederhing. In die letztere ließ Konstantin d. Gr. im Kriege gegen Maxentius (312 n. Chr.) das Zeichen des Kreuzes und das christl. Monogramm, d. h. die verschlungenen griech. Anfangsbuchstaben des Namens Christi (X und P) setzen, wozu er durch eine wunderbare Erscheinung des Kreuzes vor der Hauptschlacht bei Saxa Rubra vor Rom oder schon bei Eröffnung dieses Feldzugs bewogen worden sein soll.

Labassère, Dorf im franz. Depart. Hautes-Pyrénées, Arrondissement Bagnères de Bigorre, 4 km westlich von Bagnères de Bigorre, am Fuße des Pic de L., mit einer Schwefelquelle, deren Wasser nur zum Trinken benutzt wird.

Labat (Jean Baptiste), Missionar und Reiseschriftsteller, geb. 1663 zu Paris, wurde in seinem 19. Jahre Mönch, lehrte darauf Mathematik und Philosophie in Nancy und kehrte 1693 nach Paris in das Dominikanerkloster in der Straße St.-Honoré zurück. Nachdem er sich hier zum Missionar vorbereitet, ging er als solcher nach Martinique, sodann nach Guadeloupe. Später wurde er Generalprokurator der Mission. Seit 1715 lebte er in Paris, wo er 6. Jan. 1738 starb. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Nouveau voyage aux îles de l'Amérique» (6 Bde., Par. 1722 u. öfter; deutsch von Schad, 7 Bde., Nürnb. 1782—88), «Voyage en Espagne et Italie» (8 Bde., Par. 1730; deutsch von Trötsche, Amsterd. 1758—62), «Nouvelle relation de l'Afrique occidentale» (5 Bde., Par. 1728), «Relation historique de l'Ethiopie occidentale» (5 Bde., Par. 1732).

Labberdan, s. Kabeljau.

Labdrüsen (Glandulae digestivae), kleine schlauchförmige Drüsen, welche in großer Anzahl in der Magenschleimhaut enthalten sind und der Absonderung des wirksamen Magensekrets, des Magensaftes, dienen. (S. unter Magen.)

Labé (Louise Charly), Dame Perrin oder La belle cordière genannt, eine der ausgezeichnetsten ältern franz. Dichterinnen, geb. zu Lyon 1526, erregte schon frühzeitig durch ihre ungewöhnliche Schönheit und durch ihr Talent für fremde Sprachen die Bewunderung der Zeitgenossen. Sie nahm, kaum 16 J. alt, 1542 an der Belagerung von Perpignan teil. Als der Dauphin die Belagerung dieser Festung aufgab, kehrte sie nach Lyon zurück und vermählte sich mit Ennemond Perrin, einem reichen Kaufmann und Seiler. Von dieser Zeit an lebte sie ganz der Dichtkunst und Musik; ihr Haus war ein Sammelplatz für Dichter, Gelehrte und Künstler. Sie starb zu Lyon im März 1566.

Ihre Gedichte (drei Elegien), die wahre Meisterstücke sind, 24 Sonetten und eine Allegorie: «Débat de la folie et de l'amour», erschienen zuerst 1555 zu Lyon. Die beste Ausgabe besorgte Breghot du Lut (Lyon 1824), die neueste Prachtausgabe erschien zu Paris 1853. Vgl. (Gonon,) «Documents historiques sur la vie et les mœurs de Louise L.» (Lyon 1844); Laur, «Louise L.» (Straßb. 1873).

Labedoyère (Charles Angelique Huchet, Graf von), ein Opfer der Reaktion von 1815 in Frankreich, geb. 17. April 1786 zu Paris, nahm an den Feldzügen 1806—13 teil und kehrte 1813 schwer verwundet nach Frankreich zurück. Nach der ersten Abdankung Napoleons trat er in die Armee zurück, schloß sich, als der Kaiser 1815 von Elba zurückkehrte, mit seinem Regiment sogleich demselben an und wurde zum Generallieutenant und Pair von Frankreich erhoben. L. focht in der Schlacht bei Waterloo, eilte dann nach Paris und äußerte sich in der stürmischen Sitzung der Pairskammer vom 22. Juni mit besonderer Heftigkeit gegen die Bourbons. Nach der Kapitulation von Paris folgte L. der Armee hinter die Loire und faßte den Entschluß, nach Amerika auszuwandern, erschien aber 3. Juli nochmals zu Paris, um von seiner Familie Abschied zu nehmen. Er wurde indes verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt, 15. Aug. zum Tode verurteilt und 19. Aug. 1815 erschossen.

Laberdan, s. Kabeljau.

Laberius (Decimus), ein röm. Ritter (geb. gegen 105, gest. 43 v. Chr.), der als Dichter von Mimen (s. d.) sich berühmt gemacht hat. Als er bereits in seinem 60. Lebensjahre stand, wurde er von Cäsar genötigt, bei den scenischen Spielen, die dieser 45 v. Chr. zu Rom anstellte, persönlich und im Wettstreite mit dem beliebten Publius Syrus aufzutreten, wodurch L. die Ehre seines Standes und selbst mit der bürgerlichen Unbescholtenheit einen Teil der Rechte eines gewöhnlichen Bürgers verlor, wenn ihn nicht der Wille des Diktators sofort in seinen Stand wieder eingesetzt hätte. Die noch vorhandenen Bruchstücke der Mimen des L. sind am besten von Ribbeck in den «Comicorum latinorum reliquiae» (2. Aufl., Lpz. 1873) gesammelt worden. Den von Macrobius mitgeteilten «Prologus» zu dem Mimus, in dem L. persönlich auftrat, übersetzte Wieland (in der Übersetzung von Horaz' «Satiren», Bd. 1, Lpz. 1819) trefflich ins Deutsche.

Labes, ehemals Lobese, Stadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Regenwalde, in niedriger Gegend an der Rega, Station der Linie Berlin-Stargard-Danzig der

Preußiſchen Staatsbahnen, iſt Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein Rettungshaus, ein Landgeſtüt, Fabriken für Parkettfußböden, Dampfſägemühle, Gerberei, Acker- und Spargelbau und Handel mit Vieh, Mehl und Holz, und zählt (1880) 5603 meiſt prot. E.

Labeſſenz oder Laabeſſenz, ſ. unter Laab.

Labiät (neulat.), zu den Lippen gehörig.

Labiaten oder Lippenblütler iſt der Name einer der größten und natürlichſten Pflanzenfamilien aus der Abteilung der Dikotyledonen. Man kennt gegen 2500 Arten, die über die ganze Erde zerſtreut ſind, hauptſächlich aber den wärmern Gegenden der gemäßigten Zone angehören. Es ſind teils krautartige Pflanzen, teils Halbſträucher, ſehr ſelten beſitzen ſie baumartigen Wuchs oder kletternde Stengel. Einen beſonders charakteriſtiſchen Beſtandteil der Vegetation bilden ſie in den Mediterranländern, wo die Form der Halbſträucher entſchieden vorherrſcht; doch auch in der deutſchen Flora ſind ſie durch viele Gattungen und Arten vertreten.

Die L. kennzeichnen ſich: 1) durch ihre Blüten, welche aus einem röhrigen Kelch mit meiſt fünfzähnigem und oft zweilippigem Saume, aus einer röhrigen Blumenkrone mit zweilippigem (ſelten bei fehlender Oberlippe einlippigem) Saume, vier in die Blumenkronenröhre eingewachſenen Staubgefäßen, von denen zwei länger als die beiden andern ſind (ausnahmsweiſe kommen bloß zwei vor, z. B. bei den Salbei-Arten), und einem oberſtändigen Stempel mit tief vierteiligem Fruchtknoten und grundſtändigem, langem, fadenförmigem, oben in zwei ungleich lange Narben geſpaltenem Griffel beſtehen; 2) durch ihre Frucht, welche eine in vier einſamige, kugelige, glatte Nüßchen zerfallende Spaltfrucht iſt; 3) durch die Anordnung ihrer Blüten, die bei der großen Mehrzahl in aus zwei gegenſtändigen, büſchelförmigen, dichotomen Trugdolden gebildete Scheinquirle geſtellt ſind, welche oft wieder in Ähren, Köpfe und Riſpen gruppiert erſcheinen; 4) durch ihre ſtets kreuzweisgegenſtändigen, nebenblattloſen Blätter, die ſtets einfach, aber ſelten ganzrandig, meiſt geſägt, gezähnt, gelerbt, ſeltener gelappt oder zerteilt ſind; 5) durch ihre in der Regel vierkantigen Stengel und Äſte; 6) durch den Gehalt an ätheriſchen Ölen, die bald von geſtielten, bald von verſenkten Drüſen an den Blättern und Blüten ausgeſchieden werden und allen dieſen Gewächſen einen mehr oder weniger ſtarken, angenehmen oder unangenehmen aromatiſchen Geruch verleihen.

Zu dieſer Familie gehören viele aromatiſche Küchengewürz- und Medizinalpflanzen, z. B. die Salbei-Arten (Salvia), der Thymian (Thymus vulgaris *L.*), der Feldkümmel (Thymus Serpyllum *L.*), das Pfefferkraut (Satureja hortensis *L.*), das Baſilikum (Ocymum Basilicum *L.*), die Lavendel (Lavandula vera *Dec.*), der Gundermann (Glechoma hederaceum *L.*), der Yſop (Hyssopus officinalis *L.*), die Pfeffer- und Krauſeminze (Mentha piperita und crispa *L.*), die Citronenmeliſſe (Melissa officinalis *L.*), der Majoran (Origanum Majorana *L.*), der Rosmarin (Rosmarinus officinalis *L.*) u. a., ferner viele Unkräuter (z. B. die Taubneſſeln), auch verſchiedene Gartenzierpflanzen (z. B. Arten von Salvia, Dracocephalum u. a.).

Labiatiflоren nennt man zunächſt eine Unterabteilung der Kompoſiten. Außerdem bezeichnet man damit auch eine Anzahl von Familien, deren Blumenkronen zweilippig ausgebildet ſind, dazu gehören demnach außer den Labiaten u. a. noch die Familien der Scrophularineen, Orobancheen, Gesneraceen, Globularieen, Verbenaceen. In der letztern Bedeutung wird der Name L. jetzt am häufigſten gebraucht, zumal durch eine andere ſyſtematiſche Einteilung der Kompoſiten zur Zeit die Bezeichnung L. für eine Abteilung derſelben überflüſſig geworden iſt.

Labiau, Kreisſtadt in der preuß. Provinz Oſtpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, an der Deime, aus welcher hier der Große Friedrichsgraben abgeht, iſt Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenſtelle, zählt (1880) 4683 meiſt prot. E., und hat Dampfſägemühlen, Bierbrauerei, Schiffahrt und Fiſchhandel. L. iſt ſeit 1642 Stadt; der hier 10. Nov. 1656 abgeſchloſſene Vertrag ſicherte die Unabhängigkeit Preußens von Schweden.

Der Kreis Labiau zählt auf 1064 qkm (1880) 52847 meiſt prot. E.

Labiēnus (Titus Atius L.), war 63 v. Chr. Volkstribun und klagte, von Cäſar veranlaßt, den Gajus Rabirius, welchen Cicero verteidigte, als Mörder des Saturninus an. Im Galliſchen Kriege erwarb ſich L. als Cäſars Legat (Unterfeldherr) kriegeriſchen Ruhm und große Reichtümer, ſchloß ſich jedoch, als der Bürgerkrieg ausbrach (49 v. Chr.), dem Pompejus an und nahm an den Gefechten bei Dyrrhachium und an der Schlacht bei Pharſalus teil. Später traf er mit den flüchtigen Pompejanern in Afrika zuſammen und focht im Afrikaniſchen Kriege gegen Cäſar, den er nach der Landung desſelben bei Ruſpina mit Glück angriff. Mit Sextus Pompejus und andern entkam er nach Cäſars Siege bei Thapſus nach Spanien zu Gnäus Pompejus und fand in der Schlacht bei Munda (45 v. Chr.) ſeinen Tod.

Sein Sohn, Quintus L., wurde von Brutus und Caſſius an den Partherkönig Orodes I. geſendet, deſſen Hilfe zu erbitten. Er drang mit Pacorus, dem Sohne des Königs, in Syrien und Vorderaſien ein, mußte ſich aber 39 vor dem Legaten des Antonius, Publius Ventidius, zurückziehen und wurde von Demetrius, einem Freigelaſſenen des Cäſar, der für Antonius Cypern verwaltete, in ſeinem Zufluchtsorte in Cilicien entdeckt und getötet.

Titus L., wohl des letztgenannten Sohn (oder Bruder), machte ſich unter Auguſtus einen Namen als Redner und als Geſchichtſchreiber im entſchieden republikaniſchen Sinne und erhielt wegen der Heftigkeit ſeines Auftretens den Spitznamen Rabies (Wut). Von ſeinen Schriften blieb nichts erhalten. Den Namen des L. benutzte A. Rogeard zu dem Titel des gegen Napoleon III. verfaßten Pamphlets «Les propos de L.» (1865).

Labil ſoviel wie vergänglich, hinfällig; labiles Gleichgewicht, ſ. Gleichgewicht.

Labill., bei naturhiſtor. Namen Abkürzung für Labillardière (Jacques Jullen Houton de).

Labillardière (Jacques Julien), Naturforſcher und Reiſender, geb. zu Alençon 28. Okt. 1755, ſtudierte zu Montpellier Medizin, wandte ſich aber ſpäter der Botanik allein zu. Er machte zuerſt mehrere Reiſen durch England, Frankreich und die Alpen, bereiſte dann auf Koſten der franz. Regierung 1786 und 1787 Syrien und den Libanon und begleitete endlich als Botaniker die von d'Entrecaſteaux kommandierte Expedition. L. ſammelte auf

dieſen Reiſen, zumal in Auſtralien, ein ſehr bedeutendes Herbarium. Nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er 1800 Mitglied des Inſtituts. L. ſtarb in Paris 8. Jan. 1834.

Man verdankt ihm außer vielen naturwiſſenſchaftlichen Abhandlungen mehrere botan. Hauptwerke, wie «Icones plantarum Syriae rariorum» (Par. 1791—1812), «Novae Hollandiae plantarum specimen» (2 Bde., Par. 1804—6), «Relation du voyage à la recherche de Lapérouse, etc.» (2 Bde., Par. 1800), «Sertum Austro-Caledonicum» (2 Bde., Par. 1824—25).

Labiſchin, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Schubin, an der Netze, iſt Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2642 E., worunter viele Schuhmacher und Töpfer.

Labitzky (Joſ.), Muſiker, geb. 4. Juli 1802 zu Schönfeld bei Petſchau in Böhmen, trat 1821 in die karlsbader Kurkapelle und benutzte die Wintermonate zu Konzertreiſen mit einer kleinen Kapelle. Er ſelbſt war Virtuoſe auf der Violine, Viola und Flöte. Im J. 1835 wurde L. Direktor der karlsbader Kurkapelle, welche Stelle er bis 1868 bekleidete. Den größern Teil ſeiner vielen Kompoſitionen bilden heitere Weiſen, wovon namentlich die Walzer Ruf erlangten. Auch leiſtete er in Solopiècen Vorzügliches und komponierte eine große Meſſe und ein Requiem. Er ſtarb 19. Aug. 1881.

Sein Sohn Auguſt L., geb. 22. Okt. 1832 zu Petſchau, abſolvierte das Konſervatorium zu Prag 1849, kam dann nach Leipzig zu Ferd. David und Moritz Hauptmann, ging 1850 im Verein mit ſeinem Vater und ſeinem Bruder Wilhelm (geſt. 5. Jan. 1871 zu Toronto in Canada) zu den großen Nationalkonzerten im Her Majeſty's Theatre nach London, blieb bis 1852 bei der königl. Oper daſelbſt, trat 1854 in die karlsbader Kurkapelle, wurde 1868 zum Direktor der Kurkapelle in Karlsbad ernannt. Als Komponiſt folgt L. der Richtung ſeines Vaters.

Labkraut, Pflanzenart, ſ. Galium.

Lablache (Luigi), der berühmteſte Baſſiſt der Neuzeit, geb. 6. Dez. 1794 zu Neapel, erhielt ſeine muſikaliſche Bildung im Konſervatorium zu Neapel und trat 1812 auf dem Theater San-Carlino in komiſchen Opern auf. Im J. 1814 verheiratete er ſich mit der Sängerin Thereſe Pinatti, welche ſehr wohlthätig auf ſeine höhere künſtleriſche Ausbildung einwirkte, war nacheinander in Meſſina, Palermo und Mailand angeſtellt und kam dann nach Wien. Seine glänzendſte Epoche begann 1830, wo er bei der Italieniſchen Oper in Paris debütierte und dort wie in London ein Liebling des Publikums wurde. Er ging 1834 wieder nach Neapel, kehrte aber 1835 nach Paris zurück und ſang fortan abwechſelnd in der franz. und engl. Hauptſtadt, wo er auch Geſanglehrer der jetzigen Königin Victoria war. Seine Hauptrollen waren Figaro im «Barbier von Sevilla», Leporello, Heinrich VIII. in «Anna Bolena», Giorgio in den «Puritanern», Dulcamara, Don Pasquale u. a., in welchen allen er ebenſo ſehr durch ſeinen Geſang als durch ſein vortreffliches Spiel entzückte. Ebenſo koloſſal wie ſeine Stimme, welche das ſtärkſte Fortiſſimo des Orcheſters beherrſchte, war auch ſeine Geſtalt. L. erhielt 1853 einen Ruf an die Italieniſche Oper in Petersburg, wo er jeden Winter bis 1857 zubrachte. Er ſtarb in Neapel 23. Jan. 1858. Eine von ihm publizierte «Geſangſchule» gehört zu den beſten Werken dieſes Fachs.

Labmagen, ſ. Laabmagen.

Laboratorium iſt im allgemeinen die Bezeichnung für einen Raum, in welchem chem. oder techniſche Arbeiten ausgeführt werden und welcher teils zu Unterrichtszwecken, teils zum Privatgebrauch, teils zu gewerblichen Zwecken als techniſches Arbeitslokal (Werkſtätte) dient. Insbeſondere bezeichnet man mit L. gegenwärtig diejenigen Lehrinſtitute der Univerſitäten und techniſchen Hoch- und Mittelſchulen, in denen Lehrer und Lernende der chem. Forſchung obliegen. (S. Chemiſches Laboratorium, Bd. IV, S. 231 fg., woſelbſt ſich auch Abbildungen befinden.)

Von dieſen Lehr- und Forſchinſtituten ſind die für das Induſtrieleben der Gegenwart ſo wichtig gewordenen Laboratorien der chemiſchen Fabriken zu unterſcheiden. In dieſen Anſtalten mit zweckmäßiger Ausſtattung, wie ſie in den großen Fabriken der ſog. Alkali- und Schwefelſäure-Induſtrie, in den Teerfarbenfabriken u. ſ. w. ſtattfindet, beſchäftigen ſich zahlreiche Chemiker mit der Analyſe und Unterſuchung der Rohſtoffe und Produkte und mit der Verbeſſerung der Fabrikationsmethoden. Aus dieſer Art von L. iſt ſchon manche bedeutungsvolle Entdeckung hervorgegangen, mancher Anſtoß zu neuen wiſſenſchaftlichen Arbeiten erfolgt. Eine dritte Art ſind die pharmaceutiſchen Laboratorien, welche indeſſen an ihrer Bedeutung ſehr viel verloren haben, da die chem.-pharmaceutiſchen Präparate in neuerer Zeit faſt vollſtändig von chem. Fabriken dargeſtellt werden.

Bei der Artillerie verſteht man unter Laboratorium eine Anſtalt, welche zum Fertigmachen der Munition und zur Herſtellung von Munitionsgegenſtänden beſtimmt iſt. Für die ſchwierigern Gegenſtände (wie Zünder, Raketen u. ſ. w.) exiſtieren in einzelnen größern Staaten Centrallaboratorien, welche ausgedehnten Maſchinenbetrieb haben und zu den techniſchen Inſtituten der Artillerie zählen (z. B. das preuß. Feuerwerkslaboratorium zu Spandau, die franz. Ateliers de l'École centrale de Pyrotechnie militaire). Außerdem finden ſich in allen Feſtungen und in einzelnen großen Garniſonen L., welche hauptſächlich zum Fertigmachen der Munition beſtimmt ſind. Die Feſtungslaboratorien zerfallen in Friedens- und in Kriegslaboratorien; erſtere liegen zur Verminderung der Gefahr entfernt von bewohnten Stellen und von Verkehrswegen, letztere ſind durch Lage und Bauart gegen das Feuer des Belagerers geſchützt, befinden ſich daher unter dem Hauptwalle und ſind kaſemattiert. Die Laboratorien des Belagerungsparks müſſen dem Feuer der Feſtung entzogen ſein; man benutzt dazu entweder vorhandene Gebäude von paſſender Lage oder errichtet ſie neu, und zwar in proviſoriſcher Bauart. Die L. beſtehen zur Verringerung der Gefahr in einzelnen voneinander getrennt liegenden Baulichkeiten, namentlich iſoliert man diejenigen Stellen, wo ſehr gefahrbringende Arbeiten vorgenommen werden.

Laborde (Jean Joſeph de), franz. Finanzmann und Philanthrop, geb. 1724 zu Jacca in Aragonien, erwarb zu Bayonne im Handel mit Weſtindien und Spanien ein großes Vermögen und war unter dem Miniſter Choiſeul in Frankreich Hofbankier. Man erhob ſeine Beſitzung Laborde zum Marquiſat, doch machte er nie Gebrauch von dem Titel. Beim Ausbruch des amerik. Freiheitskriegs lieferte er der franz. Regierung 12 Mill. Livres in

Gold, wodurch das Auslaufen der Expedition unter Rochambeau möglich wurde. Später führte L. eine Menge großer und prachtvoller Bauten aus. Er gab jährlich große Summen zur Unterstützung der Armen her und 1788 die Fonds zur Errichtung von vier großen Hospitälern in Paris. Während der Schreckenszeit lebte er auf seinem Schlosse Méréville, wurde aber seines Reichtums wegen vor das Revolutionsgericht gebracht, das ihn auf die Anschuldigung, mit Wucherern in Verbindung gestanden zu haben, 18. April 1794 zum Tode verurteilte und sofort hinrichten ließ.

Laborde (Alexandre Louis Joseph, Graf de), franz. Reiseschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. in Paris 17. Sept. 1773, focht in österr. Diensten gegen die franz. Republik, begleitete 1808 Napoleon nach Spanien und 1809 in dem Feldzuge nach Österreich und wurde sodann Requêtenmeister beim Staatsrate in Paris. Von 1823 an Mitglied der Deputiertenkammer und 1830 Mitunterzeichner der Protestation gegen die Ordonnanzen Karls X., wurde er nach der Julirevolution 1830 Seinepräfekt, später Brigadegeneral der pariser Nationalgarde und Adjutant des Königs Ludwig Philipp. Bereits 1813 war er zum Mitglied der Akademie der Inschriften ernannt worden, und 1832 wählte man ihn in die Akademie der Wissenschaften. Er starb 24. Okt. 1842 zu Paris. L.s Reisewerke sind: «Voyage pittoresque et historique en Espagne» (4 Bde., 1807—18; neue Aufl. 1823), «Itinéraire descriptif de l'Espagne» (5 Bde., 1809—27; 3. Aufl., 6 Bde., 1827—28), «Description des nouveaux jardins de la France et de ses anciens châteaux» (2 Bde., 1808), «Les mouuments de la France» (2 Bde., 1832—36, mit 259 Kupfertafeln), «Versailles ancien et moderne» (1840), «Voyage pittoresque en Antriche» (3 Bde., 1821—23).

Laborde (Léon Emanuel Simon Joseph, Graf de), Sohn des vorigen, geb. zu Paris 15. Juni 1807, studierte in Göttingen und machte 1825 mit seinem Vater eine Reise nach dem Orient, über die er in den Prachtwerken «Voyage de l'Arabie Pétrée» (2 Bde., 1830—33) und «Voyage en Orient» (36 Hefte, 1837—64) berichtete. In der Julirevolution wurde er Adjutant des Generals Lafayette, dann Gesandtschaftssekretär in London, 1832 im Haag und 1834 in Kassel. An seines Vaters Stelle wählte man ihn 1841 in Etampes zum Deputierten und 1842 in die Akademie der Wissenschaften. Von 1848 bis 1854 war er Konservator der modernen Skulpturen im Louvre, seit 1856 Generaldirektor der Archive des Kaiserreichs, seit Mai 1868 Senator und starb 25. März 1869 in Paris. Von L.s Schriften sind noch zu erwähnen: «Histoire de la gravure en manière noire» (1839), «Les ducs de Bourgogne» (Bd. 1 u. 2, 1849—51), «Notice des émaux, bijoux et objets divers exposés dans les galeries du Louvre» (2 Bde., 1853 u. öfter) u. s. w.

Labor improbus (lat.), «unabläßige Arbeit», sprichwörtl. Citat aus Virgils «Georgica» (1, 145).

Labouchère (Henry, Lord Taunton), engl. Staatsmann, geb. 15. Aug. 1798 in London, aus einer franz. Royalistenfamilie stammend, wurde 1828 zum Parlamentsmitglied für Taunton gewählt und bekleidete unter mehrern liberalen Ministerien die Posten eines Lords der Admiralität, Vizepräsidenten des Handelsamts, Unterstaatssekretärs für die Kolonien, Präsidenten des Handelsamts, Hauptsekretärs für Irland und endlich 1855—58 das Amt des Kolonialministers. Im J. 1859 wurde er mit dem Titel Lord Taunton zur Peerswürde erhoben. Er starb 13. Juli 1869.

Labouchère (Henry), Neffe des vorigen, geb. 1831, trat 1854 in den diplomat. Dienst, war an verschiedenen Orten Gesandtschaftssekretär, gab aber 1864 die diplomatische Laufbahn auf und wurde 1865 für Windsor, 1867 für die Grafschaft Middlesex ins Parlament gewählt. Nachdem er bei den Neuwahlen von 1868 seinen Sitz verloren, lebte er längere Zeit auf dem Festlande und erregte Aufsehen durch sein zuerst in den «Daily News» veröffentlichtes «Diary of a besieged resident in Paris» (deutsch, Lpz. 1871). Bei den Wahlen von 1880 gewann er als Kollege Bradlaughs einen der Parlamentssitze für Northampton. Als Mitglied der radikalen Partei und schlagfertiger Redner nahm L. seitdem hervorragenden Anteil an den parlamentarischen Verhandlungen, besonders insofern dieselben sich auf Bradlaughs Zulassung ins Unterhaus, sowie auf die irische und die orient. Politik des Ministeriums bezogen. Bekannt ist er außerdem als Herausgeber der Wochenschrift «Truth», durch deren Artikel er mehrfach in Injurienprozesse verwickelt wurde.

Laboulaye (Edouard René Lefebvre de), namhafter franz. Rechtslehrer und Historiker, geb. 18. Jan. 1811 zu Paris, war seit 1842 Advokat am königl. Gerichtshofe zu Paris und veröffentlichte unter anderm die «Recherches sur les conditions civiles et politiques des femmes depuis les Romains jusqu'à nos jours» (Par. 1843) und «Essai sur les lois criminelles des Romains concernant la responsabilité des magistrats» (Par. 1845). Im J. 1845 wurde er zum Mitglied der Akademie der Inschriften erwählt und 1849 zum Professor der vergleichenden Gesetzgebung am Collége de France ernannt. Im Juli 1871 zu Paris in die Nationalversammlung gewählt, schloß er sich dem linken Centrum an; 1875 wurde er Senator auf Lebenszeit. Er starb 25. Mai 1883 zu Paris.

L. ist als der eigentliche Begründer der rechtsgeschichtlichen Studien in Frankreich zu betrachten. Unter seinen Arbeiten sind noch besonders hervorzuheben: «Histoire politique des États-Unis de l'Amérique» (3 Bde., Par. 1854—55; deutsch von Bluntschli, 3 Bde., Heidelb. 1868—70), «Les tables de bronze de Malaga et de Salpensa» (Par. 1856), die neue Bearbeitung von Fleurys «Introduction au droit français» (mit Darreste, 2 Bde., Par. 1858). Auch gab er «Les institutes coutumières de Loysel» (mit Dupin, 2 Bde., Par. 1849), den «Grand coutumier de France» (mit Darreste, Par. 1868), «Études coutemporaines sur l'Allemagne et les pays slaves» (Par. 1855) und «Liberté religieuse» (Par. 1856; deutsch von Warnkönig, Lpz. 1857) heraus. Von seinen belletristischen Schriften sind zu nennen: der satirische Roman «Paris en Amérique» (Par. 1863; deutsch, Berl. 1867) und «Le prince Caniche» (Par. 1868; deutsch, Heidelb. 1868). Auch war er Herausgeber der «Revue historique de droit français et étranger» (15 Bde., Par. 1855—69), die er seit 1870 unter dem Titel «Revue de législation ancienne et moderne», seit 1877 unter dem Namen «Nouvelle revue historique etc.» fortsetzte.

Labourdan, früher Labort, Labourd, baskische Landschaft, teils zu Frankreich (Depart. Basses-

Pyrenées), teils zu Spanien gehörig, mit der Hauptstadt Bayonne (Lapurdum).

Labourdonnaye (Bertrand François Mahé de), berühmter franz. Seemann, geb. 11. Febr. 1699 zu St.-Malo, war schon 1723 Kapitän in der Marine der franz. Ostindischen Kompagnie. Im folgenden Jahre nahm er wichtigen Anteil an dem Siege von Mahé und erhielt darum diesen Namen beigelegt. Er trat dann kurze Zeit in portug. Dienste, kehrte indes 1733 nach Frankreich zurück und wurde 1735 Gouverneur der Inseln Isle-de-France und Bourbon. Im J. 1740 erhielt er den Befehl über eine Escadre in den ostind. Gewässern und entsetzte 1741 Mahé. Im Juli 1746 griff er mit sechs Schiffen an der Küste von Koromandel den brit. Commodore Peyton an und behauptete nur mit großem Verluste das Schlachtfeld. Im Auftrage des Gouvernements zu Pondichéry zwang er 21. Sept. Madras zur Kapitulation und ließ die Besiegten eine Kontribution von 9 Mill. Livres zahlen. Der Generalgouveneur Duplaix verweigerte aber die Ratifikation dieses Vertrags und beschuldigte L., das Interesse der Kompagnie verraten zu haben. Um sich von dieser Verleumdung zu reinigen, kehrte er 1747 nach Frankreich zurück, wo man ihn sogleich in die Bastille setzte und erst 1751 für schuldlos erklärte und freiließ. Er starb 9. Sept. 1753.

Sein als Schachspieler berühmter Enkel Bertrand François Mahé de L., geb. 1795, gest. im Febr. 1840 zu London, gab die Lebensgeschichte des Großvaters heraus und einen «Traité du jeu des échecs»; auch gründete er die dem Schachspiel gewidmete Zeitschrift «Le Palamède».

François Régis, Graf de L., legitimistischer Staatsmann, derselben Familie angehörend, geb. 19. März 1767 zu Angers, wanderte 1792 aus, trat in die Armee Condés und vereinigte sich nach Auflösung dieses Korps erst mit den Chouans, dann mit den Vendéern. Unter dem Konsulat söhnte sich L. mit der neuen Ordnung aus und wurde Maire von Angers. Nach der zweiten Restauration trat er als Abgeordneter von Angers in die Kammer und zeigte sich hier als einen der entschiedensten Ultraroyalisten. Als 1829 der Fürst Polignac an die Spitze der Verwaltung trat, erhielt L. das Portefeuille des Innern, zog sich aber schon nach drei Monaten zurück. Seitdem lebte er auf seinem Schlosse zu Méfangeau bei Beaupréau und starb daselbst 28. Aug. 1839.

Labrador heißt im weitern Sinne die größte und nördlichste Halbinsel Amerikas, welche, zwischen 49 bis 63° nördl. Br., 55 bis 79° westl. L. von Greenwich gelegen, im N. von der Hudsonsstraße, im O. durch den Atlantischen Ocean, im W. durch die Hudsons- und Jamesbai, im S. durch den St. Lorenzgolf begrenzt, einen Flächenraum von 1 382 900 qkm mit einer Küstenlänge von 5250 km umfaßt. Im engern Sinne bezeichnet L. nur den nordöstl. Teil dieser Halbinsel, der sich an der Küste von der Belle-Isle-Straße und dem Kap Charles bis Kap Chudleigh oder Chidley, d. i. von 52 bis 60° 25′ nördl. Br. und landeinwärts fast in Dreiecksgestalt bis etwa 69° westl. L. erstreckt. Dieser Teil umfaßt mehrere Tausende von Quadratkilometern mit nur 6827 E. (im Innern schätzt man 4000 Wilde und an den Küsten 1700 Eskimos) und steht unter der brit. Jurisdiktion von Neufundland, während das übrige Land zum Dominion von Canada (s. Hudsonsbai-Länder) gerechnet wird. Nur das östliche oder eigentliche L. ist einigermaßen bekannt. Das Gestade, von unzähligen Fjorden und Sunden durchschnitten und mit einem Labyrinth zahlreicher Felseilande und Klippen besetzt, erscheint überall steil, rauh und finster, 1—200 m, auf der Nordseite 3—500 m hoch. In geringer Entfernung von der Küste steigen wilde, schneebedeckte Gebirgskämme auf, deren Höhe unter 59½° nördl. Br. hinter dem Aulezavik-Sund auf 1800 m geschätzt wird. An der Küste herrschen Gneis und Granit. Darüber lagert hier und da 60 m mächtiger Alter Rotsandstein; nach dem Innern aber verschwinden die sekundären Schichten. An manchen Stellen zeigt sich Dioritporphyr. Der Labradorstein (s. d.) kommt am schönsten an der Küste von Nain vor. Erratische Blöcke scheinen über das ganze Land zerstreut zu sein. An der Südseite des Melvillesees ziehen sich die 500 m hohen vulkanischen Mealyberge hin. Das Klima ist äußerst rauh, wie nirgends auf der nördl. Halbkugel unter gleicher geogr. Breite. L. gehört zu den unbekanntesten Gegenden Nordamerikas; man hat davon bisher wenig mehr als die Küsten untersucht. Die Südküste trägt längs des Lorenzgolfs und nach der canad. Grenze hin kleine Pappeln, niedrige Kiefern, Birken und Weiden. Nur wenige niedrige Kräuter und Gramineen, zahlreiche Moose und Flechten bilden an den Küsten des nördl. Teils die Vegetation des Landes. Südlicher sind verschiedene beerentragende Sträucher und das Renntiermoos die wichtigsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs. Korn reift nicht, wohl aber gedeihen Rüben, Kohl und Kartoffeln, deren Nordgrenze bei Hebron 58° 15′ nördl. Br. ist (in Europa unter 70° nördl. Br.). Von den übrigen Produkten des Landes sind zu erwähnen, außer dem Labradorstein, Marienglas, Asbest, Eisen, Kupfer, Schwefelkies und Bergkrystall. Das Wild besteht in Renntieren, schwarzen und weißen Bären, Wölfen, Füchsen, Berglatzen, Hasen, Mardern, Ottern, auch Hermelinen, Igeln und Bibern; Haustiere sind nur Hunde und Renntiere. Der Reichtum des Landes oder vielmehr seines Küstenmeers besteht in Fischen, besonders Kabeljaus, Heringen und Makrelen. Der bedeutendste Sammelplatz der Kabeljaufische ist der Domino-Hafen unter 53½° nördl. Br., zwischen Isle-of-Ponds und Spotted-Island, auf denen Fischerhütten und Trockenhäuser für die Stockfische zerstreut liegen. Die Hälfte des sehr ergiebigen Fangs gelangt auf amerik. Märkte, das übrige hauptsächlich nach Portugal und dem Mittelmeer. Auch die Lachsfischerei und der Seehundsfang sind nicht unbedeutend. Pelzwerk und Federn kommen ebenfalls zur Ausfuhr. Die wenigen Einwohner bestehen aus einigen schwachen Stämmen von Bergindianern und aus Eskimos, die nur auf der Küste zu wohnen scheinen.

L., wie jetzt allgemein angenommen wird, das Helluland (d. h. Steinland), welches Leifr, der Sohn des Isländers Erik des Roten, kurz nach dem J. 1000 von Grönland aus entdeckte, wurde, nachdem die Kunde der Skandinavier längst verschollen, von neuem mit Neufundland zugleich 24. Juni 1497 durch die Venetianer Johann und Sebastian Cabot von Bristol aus entdeckt, sodann von letzterm 1498 wieder aufgefunden, endlich 1501 vom Portugiesen Gaspar Cortereal besucht und benannt. Erst 1610 erforschte Hudson einen Teil der Küsten. Im J. 1770 gründeten Herrnhuter die erste Missionsstation Naln (56° 25′ nördl. Br.), dann 1778 die Mission

Okkak auf einer Insel (57° 40′ nördl. Br.), 1782 Hoffenthal (55° 30′ nördl. Br.) und 1828 Hebron (58° 15′ nördl. Br.), wozu später noch Rama und Zoar kamen. In diesen Stationen der Brüdergemeine wohnten 1876 als Mitglieder derselben 1272 Eskimos. Vgl. Hind, «Explorations in the Interior of the L. Peninsula» (2 Bde., Lond. 1867).

Labradorit, s. Labradorstein.

Labrădorstein oder Labradorit ist ein Mineral, welches zu der Familie der Feldspate gehört und innerhalb derselben ein triklines, Kalk und Natron enthaltendes Glied darstellt, welches nur selten deutlich krystallisiert ist, meist in blätterigen Massen und derb vorkommt und auf der Fläche der besten Spaltbarkeit eine feine, durch vielfache Aneinanderwachsung von Zwillingslamellen hervorgebrachte Streifung zeigt. Gewisse Varietäten, z. B. diejenigen von der Paulsinsel an der Küste von Labrador (daher der Name), aus dem Gouvernement Kiew besitzen auf der brachydiagonalen Spaltungsfläche einen prächtigen Farbenschiller in blau, gelb, rot, grün und violett (was zum Teil durch eingewachsene, mikroskopische fremde Krystalle erzeugt wird); diese werden vielfach zu Ring- und Nadelsteinen, zu Stockknöpfen, Dosen, Uhrgehäusen ꝛc. verarbeitet. Nicht farbenwandelnder, weißer oder grauer L. ist ein häufiger krystallinischer Gemengteil in Dioriten, Diabasen, Gabbros, Basalten, Laven, sowie in Porphyren von meist schmutziggrüner Grundmasse, die alsdann Labradorporphyr heißen.

Labradorthee, s. unter Gaultheria.

Labriche, Fort im Norden von Paris (s. d.).

Labroiden, s. Lippfische.

Labruyère (Jean de), vorzüglicher franz. Prosaist, geb. 16. Aug. 1645 zu Paris, war Advokat, dann Schatzmeister zu Caen, wohnte aber in Paris, bis er wahrscheinlich durch Bossuets Empfehlung an den Hof zu Chantilly kam, wo er den Herzog von Bourbon, Enkel des großen Condé, in der Geschichte und Geographie unterrichtete. Er lebte nun bald in Chantilly, bald in Paris und Versailles, wurde im Mai 1693 Mitglied der Akademie und starb zu Versailles 10. Mai 1696. L. war ein wahrer Lebensphilosoph, der keinen andern Wunsch hatte, als ruhig mit seinen Büchern und Freunden leben zu können. Die feinen und treffenden Beobachtungen, welche er an dem vielbewegten Hofe Ludwigs XIV. in Beziehung auf Sitten und Charaktere machte, legte er nieder in dem geist- und witzvollen Werke «Les caractères de Théophraste, traduits du grec, avec les caractères ou les mœurs de ce siècle» (Par. 1688), das später von Coste mit einem Schlüssel zum Verständnis der Anspielungen, welche man darin gesucht hat (3 Bde., Amsterd. 1720 u. öfter), am besten aber von Walckenaer (2 Bde., Par. 1845) und Servois (3 Bde., Par. 1865—82) herausgegeben und von Eitner (Hildburgh. 1870) ins Deutsche übersetzt wurde. Während Theophrast die allgemeinen Formen menschlicher Denkart und Sitte schildert, liefert L. Zeichnungen des Individuellen, welche von dem klarsten Verstande durchdacht und mit großer Menschenkenntnis ausgeführt sind. Dazu kommt eine vortreffliche Sprache, deren Feinheit und Glanz den Schilderungen das Gepräge der rhetorischen Vollkommenheit aufdrücken. Dupin veröffentlichte nach dem Tode L.s dessen «Dialogues posthumes sur le quiétisme» (Par. 1679). Vgl. Fournier, «La comédie de L.» (2 Bde., Par. 1866) und «Les moralistes français» (Par. 1874).

Labuan, eine kleine Insel an der Nordwestküste von Borneo, vor der Mündung des Bruneiflusses, welche der Sultan von Brunei 18. Dez. 1846 auf Betrieb von Radscha Brooke (s. d.) den Engländern abtreten mußte. Die Insel, 78 qkm groß mit (1881) 6298 E., ist niedrig, mäßig fruchtbar, zum Teil morastig, aber reich an frischem Wasser und bildet für den ind.-chines. Seeverkehr, zunächst zwischen Singapore und Hongkong, eine gute Zwischenstation, teils wegen ihrer Lage, teils wegen ihrer ansehnlichen Steinkohlenlager, deren Ausbeutung durch brit. Ansiedler der Dampfschiffahrt sehr zu statten kommt.

Labyrinth hießen im Altertum gewisse Gebäude oder unterirdische Felsaushöhlungen, welche viele unter sich zusammenhängende Kammern enthielten und nur einen oder wenige Ausgänge hatten, daher sich der Eintretende leicht verirren konnte. Das Wort galt früher gewöhnlich für griechisch, jetzt wird von manchen ein ägypt. Ursprung vermutet, der indes auch nicht zu erweisen ist. Die beiden berühmtesten L. sind das kretische und das ägyptische. Jenes ward der Sage nach bei Knossos von Dädalus erbaut und war der Aufenthaltsort des Minotaurus (s. d.), welchen Theseus erlegte, der sich mittels des von Ariadne ihm mitgegebenen Knäuels im L. zurechtfand. Dieses L. existierte aber nur in der mythenbildenden Phantasie; bei Knossos ist nichts Derartiges vorhanden und nur bei Gortyna, wohin aber erst Claudian, ein Dichter des 4. und 5. Jahrh. n. Chr., das L. verlegt, haben sich tief in den Fels hineingeführte Bergwerke gefunden, an welche der Name L. sich knüpfen ließ.

Ganz anders verhält es sich mit dem ägyptischen L., von dem uns vorzüglich Herodot, Diodor, Strabo und Plinius Beschreibungen geben. Es lag danach am Mörissee, im östlichsten Teile des heutigen Fayûm (s. d.) in dem arsinoitischen Nomos. Hier liegt die von den Alten erwähnte Pyramide und vor dieser das Ruinenfeld des L. Der ungeheure viereckige Massenbau wurde durch drei mächtige Gebäudeflügel gebildet, welche um einen innern, etwa 200 m langen, 170 m breiten Raum so gelegt waren, daß die vierte offene Seite des Raums durch eine Seite der Pyramide begrenzt ward. In diesem innern Raume lagen die großen Säulenhöfe oder bedeckten Säulenhallen, welche in den alten Beschreibungen erwähnt werden. Die gegen 100 m breite umgebende Gebäudemasse enthielt aber das eigentliche labyrinthische Gewirr von Kammern und Korridoren. Herodot spricht von 1500 überirdischen und ebenso viel unterirdischen Räumen. Die Pläne, Durchschnitte und Ansichten der heutigen Ruinen sind nach den Aufnahmen der preuß. Expedition vom J. 1843 (Architekt Erbkam) in Lepsius' «Denkmälern aus Ägypten und Äthiopien» (Abteil. 1, Berl. 1849) publiziert worden. Herodot gibt an, daß das L. während der von ihm so genannten Zwölfherrschaft, also in der 26. Manethonischen Dynastie im 7. Jahrh. v. Chr. gebaut worden sei. Dagegen wird der Bau der Pyramide und des anstoßenden L. von Diodor einem alten Könige Mendes oder Marros, von Strabo einem Könige Ismandes oder Maindes zugeschrieben, und in den Manethonischen Listen findet sich in der 12. Dynastie ein König Lacharis als Labyrinthbauer angeführt. In der That haben die Untersuchungen an Ort und Stelle erwiesen, daß die Pyramide und die Säulenhalle von einem Könige dieser Dynastie,

Amenemhet III., um 2100 v. Chr. errichtet wurden. Über die ihrer Pracht von kostbaren Steingewänden und Bildern jetzt gänzlich entkleideten und nur noch aus Resten von schwarzen Ziegelmauern bestehenden Gebäude, welche jene Hallen umgaben, hat sich durch Inschriften nichts feststellen lassen.

Labyrinth (Teil des Gehörorgans), s. unter Gehör, Bd. VII, S. 674a.

Labyrinthfische (Labyrinthici), eine Familie von Süßwasserfischen Chinas, Ostindiens, der Sunda-Inseln und Südafrikas, die ausgezeichnet sind durch eine besondere Modifikation der Kiemen, das sog. Labyrinth. Oberhalb der Kiemenbogen befindet sich jederseits im Schädel eine größere Ausstülpung mit einem blätterigen, aus feinen Knochenlamellen bestehenden, dem obersten Kiemenbogen aufsitzenden Organe, das von Schleimhaut mit zahlreichen Blutgefäßen überzogen ist und es den Fischen ermöglicht, neben der im Wasser suspendierten Luft auch außerhalb des Wassers atmosphärische Luft aufzunehmen. Infolge dieser Fähigkeit sind die Fische in der Lage, einmal, wie der Kletterfisch (Anabas scandens, Tafel: Fische III, Fig. 14) das Wasser verlassen und auf dem Lande sich anhaltend fortbewegen, oder bei eintretender Dürre sich in den Schlamm zu einem längern Sommerschlaf ohne Gefahr des Erstickens einwühlen zu können. Wegen seines Nestbaues bekannt und auch in Deutschland gezüchtet ist der zu den L. gehörige chines. Großflosser (Polyacanthus chinensis), und berühmt wegen seines Wohlgeschmacks und deshalb gezüchtet und nach Mauritius und Bourbon eingeführt der von den großen Sunda-Inseln stammende Gurami (Osphromenus olfax).

Labyrinthodonten, vorweltliche Amphibien (s. d.).

Lac, in Ostindien eine Geldsumme von 100 000 Rupien (s. Rupie).

Lacaille (Niclas Louis de), berühmter franz. Astronom, geb. zu Rumigny bei Rosny 15. März 1713, unternahm gemeinschaftlich mit Cassini und Maraldi die Messung der franz. Küste von Nantes bis Bayonne und beteiligte sich 1739 an der Meridiangradmessung, welche große Arbeit er noch in demselben Jahre beendigte. Im Winter von 1740 auf 1741 dehnte er seine Dreiecksmessungen über die Berge von Auvergne aus, um mit dem Meridian eine neue, bei Rom gemessene Basis in Verbindung zu bringen. Inzwischen zum Professor der Mathematik am Collège Mazarin ernannt, beendigte er, bevor er 1746 dieses Amt antrat, die Messung der Mittagslinie im Norden Frankreichs und kam zu dem Resultat, daß vom Äquator nach den Polen zu die Meridiangrade wachsen. L. veröffentlichte «Leçons d'astronomie» (Par. 1746; 4. Aufl., von Lalande, Par. 1780), «Ephémérides des mouvements célestes depuis 1745 jusqu'à 1775» (6 Bde.), die von Lalande fortgesetzt wurden, sowie zahlreiche «Mémoires» in den Schriften der Akademie und Berechnungen der Finsternisse für 1800 Jahre in dem Werke «Art de vérifier les dates». Nachdem er vier Jahre lang in Paris den Himmel beobachtet, um die Fixsternverzeichnisse zu berichtigen, ging er 1750 nach dem Kap der Guten Hoffnung und bestimmte hier in 127 Nächten die Stellung von 9800 bisher unbestimmten Sternen, die 1847 in einem Kataloge von der brit. Association of Science neu reduziert publiziert sind. Er starb 21. März 1762. Von L.s Werken sind noch zu nennen: die «Astronomiae fundamenta» (Par. 1757), «Coelum australe stelliferum» (herausg. von Maraldi, Par. 1763), «Observations sur 515 étoiles du zodiaque» (herausg. von Bailly, Par. 1763), «Journal historique du voyage fait au Cap de Bonne-Espérance» (herausg. von Carlier, Par. 1763; deutsch, Altenb. 1778), «Tables solaires» (Par. 1758), «Tables de logarithmes» (Par. 1760).

Lacalprenède, s. Calprenède.

Lacaze-Duthiers (Félix Josephe Henry de), franz. Zoolog, geb. 1821 im Depart. Lot-et-Garonne, studierte zu Paris Medizin und wurde 1854 Professor der Zoologie in Lille, 1865 am naturhistor. Museum zu Paris, 1868 an der Universität daselbst. Er gründete 1873 eine zoolog. Station zu Roskoff an der Küste der Bretagne. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Mémoire sur le pourpre» (Par. 1859), «Histoire naturelle du corail» (1863) u. s. w. Seit 1873 gibt er die «Archives de la zoologie expérimentale» heraus.

Lacca, soviel wie Lackharz, s. Lack.

Lac-dye (engl.), ein aus Gummilack (s. Lackharz) in Ostindien nach geheim gehaltenem Verfahren durch Extraktion gewonnener Farbstoff, der teils als braunschwarzes Pulver, teils in Stücken von etwa 60 mm im Quadrat und 12—15 mm Dicke in den Handel kommt. Seine mit verdünnter Schwefelsäure hergestellte Lösung färbt Wolle direkt rot, schöner fallen jedoch die Farben aus, wenn die Wolle vorher mit Zinnsalz gebeizt wird. Scharlachfarbene Tuche werden oft mit L. grundiert, um dann in Cochenille ausgefärbt zu werden.

Lacedämon, s. Sparta.

Lacedonia, Stadt in der ital. Provinz Avellino (ehemals Principato ulteriore), 55 km im OND. von Avellino, im Thale des Ofanto, Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 5802 E.

Lacép., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Lacépède (Bernard Germain Etienne de Laville, Graf de).

Lacépède (Bernard Germain Etienne de Laville, Graf de), franz. Naturforscher und Schriftsteller, geb. 26. Dez. 1756 zu Agen, trat zeitig als Soldat in bayr. Dienste, nahm aber bald seine Entlassung, um in Paris sich dem Studium der Naturgeschichte zu widmen. Auf Empfehlung Buffons und Daubentons wurde er Aufseher des Naturalienkabinetts im königl. Garten. Diesen Posten bekleidete er noch, als die Revolution ausbrach, die ihn auf eine glänzende Bahn führte. Er wurde Professor der Naturgeschichte, Mitglied des Verwaltungsrats von Paris, 1791 Deputierter, 1796 Mitglied des Instituts, 1799 Senator, 1803 Großkanzler der Ehrenlegion, 1809 Staatsminister und nach der Rückkehr der Bourbons 1814 Pair von Frankreich. In seiner polit. Laufbahn hat er sich, namentlich als Präsident der Gesetzgebenden Nationalversammlung, gemäßigt und ehrenwert bewiesen. L. starb auf seinem Landsitze Epinay bei St.-Denis 6. Okt. 1825.

Von seinen naturwissenschaftlichen Schriften, die von Desmarest gesammelt wurden (10 Bde., Par. 1826), sind die wichtigsten: «Histoire des quadrupèdes ovipares et des serpents» (4 Bde., Par. 1788—89), eine Fortsetzung Buffons; «Histoire naturelle des reptites» (Par. 1789), «Histoire naturelle des poissons» (5 Bde., Par. 1798—1803; deutsch, Berl. 1799—1803), «Histoire naturelle des cétacés» (Par. 1804). Auch schrieb er mehrere Romane. Nach seinem Tode erschienen seine «Histoire naturelle de l'homme» (Par. 1827) mit

Cuviers «Éloge» des Verfaſſers und «Les âges de la nature» (2 Bde., Par. 1830). Übrigens war er ein großer Freund der Muſik, hat ſelbſt mehreres komponiert und auch eine «Poétique de la musique» (2 Bde., Par. 1785) geſchrieben.

Lacerandes (Pointe des), Gipfel des Großen St. Bernhard, ſ. Dronaz (Pointe).

Lacerieren (lat.), zerreißen, zerfleiſchen, auch verleumden; Laceration, Zerreißung u. ſ. w.

Lacerna (lat.), bei den alten Römern ein mit einer Kapuze verſehener, urſprünglich grober und dunkelfarbiger, ſpäter leichter und hellfarbiger Überwurf, der an der Schulter mit einer Spange befeſtigt war.

Lacerta (lat.), die Eidechſe.

Lacertiden, ſoviel wie Eidechſen.

Lacet (frz.), Schnürband, Schnürfenkel.

Lachaiſe (François de), franz. Jeſuit und Beichtvater Ludwigs XIV., geb. 25. Aug. 1624 auf Schloß Aix (Forez), ward im Kollegium von Roanne erzogen, trat in den Orden der Jeſuiten, ſtudierte in Lyon und ward dann Lehrer der Philoſophie in Lyon. Nach einer kurzen Zwiſchenzeit als Rektor in Grenoble, ward er zum Ordensprovinzial in Lyon befördert und kam von hier 1675 als Beichtvater des Königs an den Hof. Er benutzte ſeinen Einfluß, der durch das Decernat für die Ernennung zu den geiſtlichen Würden verdoppelt wurde, um die bis dahin allmächtige Montespan zu ſtürzen, und war dann ein eifriger Beförderer des Verhältniſſes Ludwigs zu der Maintenon. Ludwig ſchenkte ihm in kirchlichen Angelegenheiten unbedingtes Vertrauen, das L. zur Förderung ſeines Ordens, beſonders der Miſſionen und Erziehungsanſtalten benutzte. Mit der Schärfung der Gegenſätze ward ihm aber ſeine vermittelnde Richtung gefährlich: die Proteſtanten nannten ihn den Hauptanſtifter der Aufhebung des Edikts von Nantes; die Janſeniſten griffen ihn als Feind ihrer Anſichten an; in dem Streite zwiſchen Fénelon und Boſſuet zeigte er zu ſeinem Schaden jenem Wohlwollen. Dennoch hielt er ſich bis zuletzt in der Gunſt des Königs. Dieſer ſchenkte ihm 1705 in der Nähe von Paris auf dem Abhange der Anhöhe das Landhaus Mont-Louis, deſſen Anlagen er beträchtlich erweiterte und verſchönerte. L. ſtarb 10. Jan. 1709. Man beſitzt von ihm philoſ., theol. und numismat. Arbeiten.

Nach L.s Tode wurde das Landhaus nebſt Zubehör Beſitztum der Jeſuiten des Profeßhauſes, und mit der Aufhebung des Ordens kam es 1763 an verſchiedene Privateigentümer, behielt jedoch den Namen Père-Lachaiſe, der auch auf den Friedhof überging, in welchen es 1804 umgewandelt wurde. Aus hügeligen Terrains gebildet, welche nordöſtlich die Stadt Paris beherrſchen, iſt dieſer berühmte Friedhof ſehr maleriſch gelegen, umfaßt einen Flächenraum von 44 ha und hat mit ſeinen geſandeten Wegen, ſchattigen Alleen, Gebüſchen und Blumenbeeten noch immer einigermaßen das Ausſehen eines Gartens. Schriftſteller, Schauſpieler, Muſiker, Dichter, Gelehrte, Staatsmänner, kurz die verſchiedenartigſten Berühmtheiten ruhen hier. Man zählt über 40000 Grabdenkmäler und Separatgrüfte. Die prachtvollſten Monumente ſind die des Generals Foy und Caſimir Périers, ferner die Mauſoleen der Marſchälle Suchet, Lefèbvre, Davouſt, Maſſéna, Kellermann, des Lord Seymour, der Gräfin und eines Prinzen Demidow, des Herzogs von Morny, des Herzogs von Walewſki, des Präſidenten Thiers u. ſ. w. Ein aus der Kirche des Paraklet hierher verſetztes got. Denkmal enthält die Aſche Abälards und Heloiſens. Vom 25. bis 27. Mai 1871 war der Friedhof der Schauplatz blutiger Kämpfe zwiſchen den hier verbarrikadierten Communards und den Regierungstruppen, welche letztere erſt nach einem heftigen Bombardement durch die Batterien auf dem Montmartre den Eintritt erzwangen.

Lachambeaudie (Pierre), franz. Fabeldichter, geb. 17. Dez. 1807 zu Sarlat im Depart. Dordogne, war Buchhalter in Lyon, dann Eiſenbahnbeamter und Mitglied der Geſellſchaft der Saint-Simoniſten zu Menilmontant. Nach der Februarrevolution in das polit. Treiben der Klubs verwickelt, wurde er nach dem 2. Dez. 1851 verhaftet und mit der Deportation nach Cayenne bedroht, welche Perſigny in das Exil verwandelte. L. blieb mehrere Jahre in Brüſſel, kehrte dann nach Frankreich zurück und ſtarb 8. Juli 1872 zu Brunoy. Seine «Fables populaires» erſchienen zuerſt 1839 und wurden von der Franzöſiſchen Akademie gekrönt.

Lachamukzen, kleiner Volksſtamm im ruſſ. Gouvernement Kutais in Transkaukaſien, nur noch etwa 400 Seelen ſtark; ſie ſind Chriſten und reden die ſvanetiſche Sprache, werden aber von den Svaneten gemieden und als unrein betrachtet. Sie haben den ganzen Handel Svanetiens inne.

Lachaud (Charles Alexandre), namhafter franz. Advokat, geb. 25. Febr. 1818 zu Treignac im Departement Corrèze, erlangte bereits im Sommer 1840 großen Ruf durch ſeine glänzende Verteidigung im Giftmordprozeß Lafarge (ſ. d.), ließ ſich 1844 dauernd als Advokat in Paris nieder und war unter dem zweiten Kaiſerreich der geſuchteſte Verteidiger in ſchweren Fällen der Kriminaliſtik. Im J. 1869 wurde er als bonapartiſtiſcher Kandidat in den Geſetzgebenden Körper gewählt; 1873 plaidierte er für den Marſchall Bazaine (ſ. d.). Er ſtarb 10. Dez. 1882 in Paris.

Sein Sohn Georges L., geb. 1846 in Paris, iſt auch Advokat in Paris und hat gleichfalls einen großen Ruf als Verteidiger. Er ſchrieb: «Essai sur la dictature» (2 Bde., Par. 1875).

La Chauſſée (Pierre Claude Nivelle de), Urheber der Comédie mixte oder larmoyante, des Rührſtücks in Frankreich, geb. 1692 zu Paris, ſeit 1736 Mitglied der Akademie, geſt. 14. März 1754, trat Lamottes Paradoxon über das Unnütze der Verſifikation in der Tragödie und Ode mit einer «Épître de Clio à M. de B***» (1731) entgegen, und verfaßte 1733—54 19 Schauſpiele und Trauerſpiele, von denen die erſtern ſein Anſehen begründeten. Die Schauſpielerin Quinault ſoll ihm den Stoff zum erſten ſeiner Rührſtücke (1735): «Le préjugé à la mode», gegeben haben, die, vielfach angefochten, allmählich als ein berechtigtes Genre des Dramas anerkannt wurden und Nachahmer fanden. Geringen Beifall erhielt L. mit ſeiner Tragödie. Unter ſeinen Dramen ſind «Ecole des mères» (1744), «La gouvernante» (1747) und «Amour pour amour» (1742) die beſten. Bemerkenswert iſt außerdem ſein bürgerliches Trauerſpiel «Mélanide» (1741). Seine Werke erſchienen nach ſeinem Tode geſammelt (5 Bde., Par. 1762).

La Chaux de Fonds, Ort im ſchweiz. Kanton Neuenburg, ſ. Chaux de Fonds.

Lachbaum, ein mit Lachen (altes Wort, welches Zeichen, Einſchnitte bedeutet) bezeichneter Baum, beſonders Grenzbaum.

Lâche (frz.), «feig», schlaff, träge; Lâcheté, Feigheit, Schlaffheit; das deutsche lasch (d. h. schlaff, matt) kommt entweder von lâcho oder ist wahrscheinlicher aus lassisch (von laß, müde, matt) zusammengezogen.

Lachen (Risus), eine laute, mit mehr oder minder starkem Schall verbundene kräftige Exspiration (Ausatmung), welche durch schnell aufeinander folgende Pausen in eine Reihe von Stößen zerlegt wird, wogegen die Inspiration (Einatmung) in einem kurzen und tiefen Zuge erfolgt. Mit diesen Lachbewegungen ist zugleich die bekannte, mit Verbreiterung der Mundspalte und Hebung der Mundwinkel einhergehende Zusammenziehung der mimischen Gesichtsmuskeln verbunden, die, wenn sie in mäßigem Grade allein (ohne die Exspiration) auftritt, Lächeln genannt wird. Das natürliche, ungezwungene L. wird durch Reflexthätigkeit hervorgebracht, d. h. es ist eine unwillkürliche Handlung, durch einen besondern, dem Gehirn durch die Empfindungsnerven übermittelten Reiz bewirkt, welcher, noch ehe er zum Bewußtsein gelangt, auf die Nervenursprünge der beim L. beteiligten Muskulatur übertragen wird und so die Zusammenziehung dieser Muskeln bewirkt. Indem weiterhin durch die ausgelösten forcierten Atembewegungen der Rückfluß des Blutes aus dem Hirn nach dem Herzen gehemmt wird, wirkt das L. als ein sicheres Schutzmittel gegen die Gefahren einer plötzlichen Druckverminderung des Hirns, welche nach stärkern Hautreizungen wie nach gewissen psychischen Vorgängen leicht durch Verengerung der kleinsten Blutgefäße erfolgt.

Der lacherregende Reiz selbst ist entweder psychisch (die Vorstellung von etwas Lacherregendem) oder körperlich, durch Kitzel (s. d.) der Haut. Auf der Vorstellung von etwas Lächerlichem (Heiterm, Komischem) beruht z. B. die Ansteckung des L.; man lacht mit Lachenden, ohne zu wissen warum. Nur durch willkürlichen raschen Wechsel der Vorstellungen oder durch große Anstrengung des Willens kann man das L. beherrschen. Unbändiges, ausgelassenes L. kann sich der Herrschaft des Willens wenigstens auf kurze Zeit entziehen, sodaß es krampfhaft wird. Bei dem als Lachkrampf bezeichneten Zustande, der, wie der Weinkrampf, besonders häufig Hysterische befällt, führt der Körper die Lachbewegungen aus, ohne daß diese durch lacherregende Vorstellungen veranlaßt sind.

Vgl. Hecker, «Die Physiologie und Psychologie des L. und des Komischen» (Berl. 1873); Darwin, «Der Ausdruck der Gemütsbewegungen» (deutsch von Carus, 2. Aufl., Stuttg. 1874).

Lachender Hans (Laughing jackass) wird in Australien der zu den Eisvögeln gehörende Riesenfischer genannt, s. unter Eisvogel.

Laches, athen. Feldherr in der ersten Hälfte des Peloponnesischen Kriegs, war namentlich auf dem sicil. Kriegsschauplatze 427—425 thätig, erscheint nachher an der Seite des Nikias bei dem Abschluß des Friedens vom J. 421 als einflußreich, und fand 418 an der Seite der Argiver in der Schlacht bei Mantinela den Tod.

Lachesis, eine der drei Parzen, s. Parzen; der Name des 120. Asteroiden, s. unter Planeten.

Lachgas (engl. laughing gas), s. Lustgas.

Lachkrampf, s. unter Lachen.

Lachmann (Karl), ausgezeichneter Kritiker und Philolog, geb. 4. März 1793 zu Braunschweig, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und widmete sich seit 1809 zu Leipzig unter Hermann, dann in Göttingen philol. sowie unter Benecke altdeutschen Studien. Nachdem er einige Zeit in Braunschweig privatisiert, habilitierte er sich 1815 in Göttingen, wo er seine Ausgabe des Properz vollendete (Lpz. 1816; 2. Aufl. 1829). Doch verließ er diese Stellung und wohnte als freiwilliger Jäger in preuß. Diensten dem Feldzuge von 1815 bei. Zu Ostern 1816 wurde er Kollaborator an dem Werderschen Gymnasium in Berlin und habilitierte sich an der dortigen Universität mit der Abhandlung «Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Not» (Berl. 1816). Ein Jahr später erfolgte seine Ernennung zum Oberlehrer am Collegium Fridericianum zu Königsberg, 1818 zum außerord. Professor an der dortigen Universität. Im Sommer 1824 wandte sich L. wieder nach Berlin, wo er Ostern 1825 eine außerordentliche, 1827 eine ordentliche Professur erhielt und 1830 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Er starb zu Berlin 13. März 1851.

L. hat sich ebenso wohl um die klassische wie um die altdeutsche Philologie die größten Verdienste erworben. Insbesondere ist es die strenge methodische Kritik, durch die sich seine Leistungen auf beiden Gebieten auszeichnen. Musterhaft sind in dieser Beziehung namentlich seine Untersuchungen über das Nibelungenlied («Zu den Nibelungen und zur Klage», Berl. 1836) und über Homer («Betrachtungen über die Ilias», mit Zusätzen von Haupt, Berl. 1847; 3. Aufl. 1874). Doch fanden beide Schriften keineswegs unbedingten Beifall, und besonders die Nibelungenlieder-Theorie L.s ist durch neuere Untersuchungen von Holtzmann, Uhland, Bartsch u. a. stark erschüttert worden. In seiner Ausgabe des Neuen Testaments (Berl. 1831; 3. Aufl. 1846) und der großen Ausgabe des Neuen Testoments mit der Vulgata (2 Bde., Berl. 1846 u. 1850) erstrebte L. die Herstellung des Textes, wie er namentlich in der orient. Kirche im 3. und 4. Jahrh. überliefert worden. Der klassischen Philologie gehören an: die metrischen Untersuchungen «De choricis systematis tragicorum Graecorum libri quatuor» (Berl. 1819) und «De mensura tragoediarum» (Berl. 1822) und mehrere Ausgaben röm. und griech. Schriftsteller.

Auf dem Gebiete des Altdeutschen veröffentlichte er: «Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrh.» (Berl. 1820), «Specimina linguae Francicae» (Berl. 1825), die Ausgaben des «Nibelungenliedes und der Klage» (Berl. 1826, 10. Aufl. 1881), Walthers von der Vogelweide (Berl. 1827; 5. Aufl. von Müllenhoff, 1875), die mit G. F. Benecke besorgte Ausgabe von Hartmanns «Iwein» (Berl. 1827; 4. Aufl. 1877), die Ausgaben von Wolfram von Eschenbach (Berl. 1833; 4. Aufl. 1879), von Hartmanns «Gregor» (Berl. 1838), von Ulrich von Lichtenstein (Berl. 1841), sowie die Abhandlungen «Über die Leiche der deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrh.» (1829), «Über althochdeutsche Betonung und Verskunst» (1831), «Über das Hildebrandslied» (1833), «Über Singen und Sagen» (1833) und «Über den Eingang des Parcival» (1835). Außerdem sind seine Übersetzungen von Shakspeares «Sonetten» (Berl. 1830) und «Macbeth» (Berl. 1829) und seine treffliche kritische Ausgabe von Lessings «Sämtlichen Schriften» (13 Bde., Berl. 1838—40) zu erwähnen. L.s

«Kleinere Schriften» gaben Müllenhoff und Bahlen (2 Bde., Berl. 1876) heraus. Vgl. Hertz, «Karl L., eine Biographie» (Berl. 1851); J. Grimm, «Rede auf L.» (in Grimms «Kleinern Schriften», Bd. 1, Berl. 1864).

Lachmöve, s. unter Möve.

Lachmuskel (Musculus risorius Santorini), ein flaches, dünnes Muskelbündelchen, welches von der untern Wangengegend quer zum Mundwinkel verläuft und eigentlich ein Integrierender Teil des breiten Halsmuskels (Platysma myoides) ist, wird wie die übrigen mimischen Gesichtsmuskeln beim Lachen in Thätigkeit versetzt.

Lachner (Franz), einer der bedeutendsten Komponisten und Orchesterdirigenten des 19. Jahrh., geb. 2. April 1803 zu Rain am Lech, bekam von seinem Vater, einem Organisten, den ersten Musikunterricht, besuchte 1816—19 das Studienseminar zu Neuburg a. D. und studierte hierauf in München unter Ett Musik. Im J. 1822 wandte er sich nach Wien, wo er die Stelle eines Organisten an der prot. Kirche erhielt. Im J. 1826 wurde er Kapellmeister an dem Kärtnerthortheater daselbst, 1839 folgte er einem Rufe als Leiter der Oper nach Mannheim und 1836 als königl. Kapellmeister nach München, wo er seitdem verblieb und 1852 zum Generalmusikdirektor ernannt wurde. Im J. 1868 trat er in den Ruhestand. Als Dirigent hat L. die münchener Oper und das münchener Hoforchester auf eine bis dahin unerreichte Höhe gebracht; namentlich seine von klassischen Traditionen getragenen Symphonie-Aufführungen waren weithin berühmt. Als Komponist steht L. vollständig auf dem klassischen Boden der wiener Schule und nähert sich dabei in vieler Beziehung der romantischen Richtung seines Freundes Franz Schubert. Seine Hauptvorzüge sind: ausdrucksvolle, edle Melodiebildung, weiche Harmonik, klare und kunstvolle thematische Arbeit und glänzende Instrumentation. Von seinen Werken sind etwa zwei Dritteile gedruckt; unter den ungedruckten befinden sich namentlich noch zahlreiche Kirchenkompositionen, welche zum Gebrauche beim Gottesdienste in der Allerheiligen-Hofkirche geschrieben wurden. Er schrieb die Opern «Die Bürgschaft» (1827), «Alidia» (1838), «Katharina Cornaro», welche über alle größern deutschen Bühnen ging (1841), «Benvenuto Cellini» (1848), die Cantate «Die vier Menschenalter» (1829), das Oratorium «Moses» (1833), Musik und Chöre zu «König Ödipus» (1852), Recitative zu Cherubinis «Medea» (1854), acht Symphonien, worunter die «Sinfonia appassionata in C-moll» 1885 in Wien den ersten Preis errang; 8 Orchestersuiten; zahlreiche Kammermusikstücke für Streich- und Blasinstrumente, Klavier- und Orgelkompositionen, viele Lieder, Duette, Terzette und Quartette für Frauen-, Männer- und gemischte Stimmen, ein großes Requiem mit Orchester, endlich die berühmten Männerchöre «Sturmesmythe», «Schlachtgesang», «Macte Imperator», «Kriegers Gebet».

Lachner (Ignaz), Bruder des vorigen, geb. zu Rain 17. Sept. 1807, wurde mit 15 Jahren als Violinspieler am Isarthortheater in München angestellt, ging dann 1826 zu seinem Bruder Franz nach Wien, wo er Organist an der reform. Kirche wurde. Im J. 1828 wurde er neben seinem Bruder auch Kapellmeister am Kärtnerthortheater, bis er 1831 als Hofmusikdirektor nach Stuttgart ging, welche Stelle er 1842 in gleicher Eigenschaft mit München vertauschte; 1853 kam er als Kapellmeister an das Stadttheater von Hamburg, folgte 1858 dem Rufe eines Hofkapellmeisters nach Stockholm und wirkte seit 1861 in gleicher Eigenschaft am Stadttheater in Frankfurt a. M., wo er 1875 sich nach 50jähriger Thätigkeit in den Ruhestand zurückzog. Von seinen zahlreichen Kompositionen sind besonders zu erwähnen die Opern: «Der Geisterturm», «Die Regenbrüder» und «Loreley», die Musik zu mehrern Balletten, Melodramen, Cantaten, Gebirgsoperetten, darunter das weitverbreitete «'s letzte Fensterln»; Konzerte für verschiedene Instrumente, Streichquartette, Trios, Duos, Klaviersonaten, darunter eine vierhändige preisgekrönte; Kirchenmusik, Männerquartette, viele Lieder, wie das allbekannte «Überall Du» u. s. w.

Lachner (Vincenz), der jüngste Bruder der vorigen, geb. 19. Juli 1811 zu Rain, wurde Vizekapellmeister am Hofoperntheater in Wien und folgte später seinem Bruder Franz als Organist an der prot. Kirche nach. Im J. 1836 wurde er Kapellmeister am Hoftheater zu Mannheim, wo er bis 1873 mit Erfolg wirkte. Von seinen Kompositionen sind namentlich zu nennen die Musik zu «Turandot», zahlreiche Männergesänge und Kompositionen Scheffelscher Gedichte. Von seinen Kompositionen wurden Lieder, ein Klavierquartett und eine Ouverture preisgekrönt. L. lebt seit 1873 pensioniert zu Karlsruhe.

Theodor L., der älteste der Brüder, starb als Hoforganist zu München 23. Mai 1877.

Lächowsche Inseln, s. unter Neusibirien.

Lachs oder Salm (Salmo) ist eine sehr artenreiche, zumal über die nördl. Gegenden unserer Halbkugel weitverbreitete Gattung von Fischen aus der Abteilung der Bauchweichflosser. Der Leib ist gefleckt, die Oberkieferknochen bilden mit dem Zwischenkiefer zusammen den Mundrand; über der Afterflosse steht eine Fettflosse, und die Kiemenhaut hat zehn oder mehr Strahlen. Es sind Süßwasser- und Meerfische. Die meisten Arten sind kräftig, sehr lebhaft und schwimmen sehr schnell und geschickt. Sie sind mit kräftigen Zähnen, die auf den Kiefern, Gaumenbeinen, der Pflugschar und Zunge stehen, reichlich versehen und daher schwächern Wasserbewohnern gefährlich, ziemlich gefräßig, listig und vorsichtig und größtenteils durch wohlschmeckendes Fleisch ausgezeichnet. Der eigentlich sogenannte L. oder der große Lachs oder Salm (S. Salar) ist ein Seefisch, der in allen nördl. Meeren vorkommt und im Mai, um zu laichen, in Scharen aufwärts in die Flüsse (in Deutschland in den Rhein, die Elbe, Oder, Weser) zieht. Er steigt unermüdlich bis dahin hinauf, wo der Fluß flacher wird und kiesigen Grund hat, wobei er sich durch Hindernisse, wie Wehre und Wasserfälle, nicht abhalten läßt, sondern dieselben überspringt. An solchen Orten finden die Fischer hauptsächlich ihre Rechnung, und hier werden auch die sog. Lachs- oder Salmfänge angelegt.

Der L. ist meist 1 m lang, selten länger, 7,5 bis 12,5 kg schwer, selten bis 20 kg und nur in einzelnen Fällen bis 40 kg schwer. Sein rötliches Fleisch ist zwar stets wohlschmeckend, doch hängt die Güte desselben vom Aufenthaltsorte und Futter ab. So ist in Deutschland der Rheinlachs stets geschätzter als der Elb- oder Oderlachs. Er wird sowohl frisch als auch geräuchert und mariniert verspeist. Besonders wichtig ist der Lachsfang für den Norden

Europas; vorzüglich wird der Fang in Island, Norwegen und Schottland im großen betrieben. Der L. ist oben schwarzgrünlich, an den Seiten bläulich und unregelmäßig braun gefleckt, unten weißlich, und die untern Flossen sind gelblich. Die jährigen L. heißen Sälmlinge, die ausgewachsenen und fetten werden Weißlachse, die magern und schlechten Graulachse, die im Meere gefangenen Rotlachse und die zur Laichzeit gefangenen Kupferlachse genannt. Bei alten Männchen steht der Unterkiefer hakig vor; solche Exemplare nennt man Hakenlachse. Die Forellen (s. d.) gehören ebenfalls dieser Gattung an.

Lachsenburg, s. Laxenburg.

Lachsforelle, s. unter Forellen.

Lachtaube, s. unter Taube.

Lachter heißt das viele Jahrhunderte lang im Bergbau in Deutschland gebrauchte Längenmaß bei der Vermessung der Grubenfelder. Die Längen eines Berglachters waren sehr verschieden und wurden durch die Bergordnungen eines jeden Landes festgesetzt. So wurde z. B. in Preußen am rechten Rheinufer nach L. von 80 Zoll rhein. Länge (= 2,0024 m) gemessen, in Sachsen enthielt das neuere L. genau 2,00 m, in Bayern 1,9425, in Württemberg 2,0054, in Hannover und Braunschweig 1,9703. In Österreich galt als Bergwerkmaß die wiener Klafter = 1,8967 m. Jetzt ist jedoch überall das metrische System eingeführt.

Lachzähne, bei den alten Griechen und Römern die obern Schneidezähne, weil diese beim Lachen besonders sichtbar sind.

Lacieren (frz.), einschnüren, zuschnüren, mit Band durchflechten.

Lacinium promontorium (Lacinisches Vorgebirge), felsiges Vorgebirge an der Ostküste des alten Bruttium, berühmt durch einen Tempel der Juno Lacinia, in deren Hain Hannibal eine noch von Polybius gesehene und benutzte Bronzetafel mit dem Verzeichnis seiner Thaten in punischer und griech. Schrift aufstellen ließ. Nach einer noch aufrecht stehenden Säule des Tempels heißt das Vorgebirge jetzt Capo della Colonna.

Lacis (frz.), netzförmiges Gewebe, Netzarbeit.

Lack, Pflanzengattung, s. Cheiranthus.

Lack (Gummilack), s. Lackharz.

Lack wird oft gleichbedeutend mit Firnis (s. d.) gebraucht. Im engern und gebräuchlichern Sinne versteht man darunter die Auflösungen von Harzen (namentlich Kopal, Bernstein, Asphalt) in einem trocknenden fetten Öle (Leinöl, Hanföl, Mohnöl), mehr oder weniger verdünnt durch Terpentinöl, welche zum Überziehen von Blechwaren, Papp- und Papiermaché-Gegenständen, Holzarbeiten, Lederwaren, Eisenwerk u. s. w. benutzt werden, um auf diesen Gegenständen glänzende, harte, der Nässe widerstehende und die natürliche Oberfläche verbergende Anstriche zu bilden.

Das Lackieren (Überziehen der Gegenstände mit L.), ein wichtiger Industriezweig, ist eine Erfindung der Chinesen oder Japanesen und wurde durch einen Augustinermönch, Namens Eustachius, aus Indien nach Rom gebracht, von wo aus es sich über Europa verbreitete. Der chinesische Lack ist indes keine durch Kunst bereitete Zusammensetzung, sondern ein harziger Stoff, welcher aus dem Tschon oder Lackbaum (Augia Chinensis) fließt und mit dem Öle aus den Früchten der Vernicia montana gemischt wird. Der japanesische Lack, welcher weit mehr geschätzt ist, wird durch Einschnitte aus dem Firnis-Sumach (Rhus vernix) gewonnen und mit dem Öle der Bignonia tomentosa versetzt. (Vgl. Lackarbeiten des Orients.)

Die gewöhnliche Art der Lackierung ist die, wobei der L. mit der Farbe zugleich aufgetragen wird. Alle bessern Arbeiten bekommen zuerst Anstriche von in L. angeriebener Farbe und darüber 8—10 Lagen von reinem L. ohne Farbe, denen man durch Schleifen und Polieren Glätte und Glanz erteilt.

Lack, Lac, bedeutet in Ostindien eine Geldsumme von 100000 Rupien. (S. Rupie.)

Lackarbeiten des Orients. Persien, Indien, China, Japan verwenden Lack zu verschiedenen Zierarbeiten und Gebrauchsgegenständen. Die indischen und persischen zeichnen sich durch ihre schönen blumigen Ornamente aus wie durch ihre reiche Farbenpracht. Auch figürliche Scenen sind auf ihnen dargestellt. Die chines. Arbeiten, Tische, Etagèren, Kästchen, sind mit Gold auf schwarzem Lackgrunde flach verziert. Sie alle müssen aber an Schönheit und Vollendung hinter den japan. Arbeiten zurückstehen. Japan besitzt darin die eigentliche maßgebende Kunst, und seine Lackgegenstände, insbesondere die ältern (vieux laque) stehen überhaupt unter den japan. Kunstarbeiten obenan. Das Material ist in Japan das Harz eines viel kultivierten Baumes Rhus vernicifera, das zu gewissen Zeiten sorgfältig gewonnen wird. Es wird flüssig aufgetragen, getrocknet, geglättet, wieder aufgetragen, wieder geglättet und so fort, je nach der Güte oftmals, und schließlich mit Ornament und Zeichnung versehen und mit Hilfe von Hirschhornpulver poliert. Verschiedene zähe, möglichst nicht reißende Holzarbeiten dienen als Unterlage, auch Elfenbein. Die Gegenstände sind Möbelstücke, Etagèren, Kästchen, Schwertgriffe und Schwertscheiden, Schalen und so vielerlei. Vor allem die zierlichsten und vollkommensten Gegenstände sind Parfüm- und Apothekerbüchsen, die mit Knopf und Schnur am Gürtel getragen werden. Der Lack wird in seiner ursprünglichen Farbe, schwarz oder braun, verwendet, aber auch mit verschiedenen Farben gefärbt, so rot, grün, gelb. Mit diesen Farben wird grundiert, sie werden aber auch nebeneinander verwendet. Mit Elfenbein, Perlmutter, Muschel wird häufig inkrustiert. Die glänzendste Verzierung ist mit Gold, auch wohl mit Silber. Goldlack, und zwar insbesondere das alte, ist die kostbarste Art. Die Japaner sind erfinderisch in mannigfacher Art der Verwendung des Goldes. Es wird dichter oder dünner, gröber oder feiner, als Pulver (z. B. aventurinartig) in den Grund eingestreut. Mit Gold werden die Gegenstände der Verzierung, Ornamente, Landschaften, Tierbilder, figürliche Scenen zum Teil hoch im Relief aufgehöht. Die Zeichnung geschieht durch den Pinsel mit außerordentlicher Sorgfalt und Genauigkeit. Jedes Ausweichen der Hand ist ein Fehler, der den Wert sehr verringert. Nirgends ist die Zeichnung für die japan. Kunst mehr charakteristisch als auf den Lackarbeiten. Auch die Vollkommenheit der Technik ist außerordentlich; bei den aufeinander geschachtelten Apothekerbüchsen z. B. schließen die Fugen, daß sie völlig verschwinden. Die Feinheit der Arbeit kann vor der schärfsten Lupe bestehen.

Die Entstehung der Lackarbeiten geht in sagenhafte Zeit vor Christi Geburt zurück; die eigentliche Ausbildung der Kunst in ihrer mannigfachen Anwendung erfolgte aber erst seit dem 6. Jahrh.

n. Chr. Noch heute wird sie in großer Ausdehnung geübt, aber die neuen Arbeiten kommen den alten weder an Technik, Solidität, noch Schönheit und Reichtum gleich. Im 18. Jahrh. haben Franzosen und Holländer vergebens die japan. Lackarbeit nachzuahmen versucht; sie sind auch nicht annähernd ihr gleich gekommen. Heute könnte auch Europa nicht um den gleichen Preis arbeiten wie die Japaner, deren moderne Arbeiten sehr billig sind. Das alte Goldlack ist freilich Antiquität und wird als solche sehr hoch bezahlt in Japan wie in Europa. Vgl. Gonse, «L'art japonais» (1883).

Lackfarben, s. Farblacke.

Lackfirnis, s. unter Firnis.

Lackharz, gewöhnlich Gummilack genannt, ist der ursprünglich mit dem Namen Lack bezeichnete Stoff, von welchem die Benennung im Laufe der Zeit auf die schon erwähnten fetten Firnisse überging, obschon diese durchaus von demselben nichts enthalten. Es schwitzt als milchiger Saft aus den jungen Zweigen mehrerer in Bengalen, Siam und Assam wachsender Bäume, wenn diese durch den Stich der darauf lebenden Lackschildlaus (Coccus lacca, C. Ficus) verletzt werden, erhärtet an der Luft und wird durch das Insekt selbst rotbraun gefärbt. Roh kommt es als Stocklack, zerkleinert und ausgesucht als Körnerlack, gereinigt und in Blätter oder Schalen geformt als Schellack (Schalenlack) in den Handel. Besonders in letzterer Gestalt wird es zu Firnissen, Kitten und zum Siegellack verarbeitet.

Lackieren, s. unter Lack.

Lack-Lack, s. Lac-lake.

Lackmus (engl. litmus, franz. tournesol), ein blauer Farbstoff, welcher gegenwärtig fast nur in Holland in der Weise dargestellt wird, daß man gewisse Flechten, und zwar dieselben, die man zur Fabrikation der Orseille und des Persio verwendet (besonders Lecanora tartarea *Ach.*, früher auch Roccella tinctoria *Dec.* und R. fuciformis *Ach.*), mit einem Zusatze von kohlensaurem Kali und Ammoniak gären läßt und die infolge der Zersetzung erst rot und später blau werdende Masse mit Gips oder Kreide dergestalt verdickt, daß sie sich zu leichtzerreiblichen Würfeln gestalten und austrocknen läßt. Die Arten der Gattung Roccella, strauchartige Flechten mit rundlichen, knorpeligen, weißgrauen Zweigen, welche schildförmige Früchte an den Seiten tragen, wachsen namentlich an den Küsten des Mittelmeers, der Canarischen, Azorischen und Archipelinseln, auch an den Küsten von England und Schottland, überall nur an Klippen und Felsen, während die Lecanora auf der Erde hin und wieder, in ganz Europa, in großer Menge in Schweden, wo man sie im großen sammelt, vorkommt. Der L. enthält einen ursprünglich roten, durch Verbindung mit Ammoniak blau werdenden, eigentümlichen Farbstoff, das Azolitmin, das sich durch Wasser ausziehen und dann zur Färbung von Papier, Wäsche, Wein, Zuckerwaren u. s. w. verwenden läßt. Da er durch die geringste Spur freier Säure rot gefärbt wird, so dienen Lackmustinktur und Lackmuspapier in der Chemie als Reagens auf freie Säure. Früher wurde der L. zum Bläuen der weißen Tünche und der Wäsche verwendet, wo er gegenwärtig fast vollständig durch das Ultramarin ersetzt ist. Dem L. ganz nahe verwandt sind die Farbstoffe, welche man aus Flechten unter dem Namen Orseille (s. d.) in Frankreich, England und Deutschland, unter dem Namen Persio oder Cuddear in England und Schottland verfertigt. Beide Substanzen werden zum Färben, besonders der Seide, häufig gebraucht, haben jedoch seit dem Aufkommen der lebhaftern Anilinfarben nur noch geringe Bedeutung. Der sogenannte Lackmus in Fleckchen, Tournesollappen oder Bezetten (s. d.), die man in Südfrankreich fabriziert, enthalten einen dem L. ähnlichen Farbstoff und sind Leinwandläppchen, die mit dem Safte des Krebskrautes (Croton tinctorium), unter Mitwirkung von Ammoniak, gefärbt sind; man verwendet sie zum Färben von Käse, Backwerk u. s. w.

Lackmusflechte, s. unter Lecanora.

Lackmuspapier und **Lackmustinktur**, s. unter Lackmus.

Lackschildlaus, s. unter Cochenille.

Lac-lake oder Lack-Lack, ein dem Lac-dye (s. d.) ähnlicher, durch Fällen des Gummilackextraktes mit Alaun erhaltener Farbstoff; findet nur noch selten Verwendung.

Lac Léman, s. Genfersee.

Laclos (Pierre Ambroise François Choderlos de), franz. General und Schriftsteller, geb. zu Amiens 1741, trat mit 18 Jahren in das Genielorps und veröffentlichte unter anderm unter dem Titel «Une épître à Margot» eine Satire gegen die Dubarry. Während er seit 1778 das Fort auf der Insel Aix erbaute, schrieb er den vielgelesenen Roman «Les liaisons dangereuses» (4 Bde., Par. u. Amsterd. 1782 u. öfter; deutsch, Frankf. 1798—99). Beim Ausbruch der Revolution wurde L. Sekretär des Herzogs von Orléans, für dessen Pläne er wirkte und mit dem er nach England ging. Im J. 1792 trat er als Maréchal-de-Camp in die Armee zurück und erhielt bald darauf das Gouvernement sämtlicher franz. Besitzungen in Indien. Anfang 1793 als Freund des Herzogs von Orléans verhaftet, erhielt er erst durch den 9. Thermidor die Freiheit wieder. Längere Zeit verwaltete er nun das Amt eines Generalsekretärs beim Hypothekenwesen, wurde dann Brigadegeneral und starb zu Tarent 5. Nov. 1803.

Lacombe (Louis Brouillon), franz. Komponist, geb. 26. Nov. 1818 zu Bourges, besuchte das pariser Konservatorium und ließ sich nach einer längern Kunstreise 1839 in Paris nieder. Außer mehrern Klavierkompositionen schrieb er dramatische Symphonien mit Soli und Chören, eine Oper «La Madone» (1860); die Preiscantate «Sappho» u. s. w.

Lacondamine (Charles Marie de), franz. Naturforscher, s. Condamine.

Laconicum, ein von den Römern aus Griechenland eingeführtes trockenes Schwitzbad, besonders angewandt, um durch starkes Schwitzen nachteilige Folgen übermäßiger Tafelgenüsse zu verhüten.

Lacord., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Jean Théodore Lacordaire.

Lacordaire (Henri Dominique), berühmter franz. Kanzelredner, geb. 12. Mai 1802 zu Recey-sur-Ource (Depart. Côte-d'Or), studierte die Rechte zu Dijon, ging 1822 nach Paris, wurde Advokat und erregte dort Aufmerksamkeit durch seine rednerische Gewandtheit. Der Abbé Gerbet bekehrte den jungen Voltairianer zum eifrigen kath. Christen. Im J. 1827 als Priester geweiht, wurde er, als Lamennais im Verein mit Montalembert das demokratisch-ultramontane Journal «L'Avenir» gründete, Hauptmitarbeiter desselben und war einer

von den Abgeordneten, die sich 1831 nach Rom begaben, um vom Heiligen Stuhl Genehmigung oder Mißbilligung der neuen Doktrinen zu erhalten. Der Bescheid, daß sie in Religion und Politik geirrt hätten, bewog L. in beiden Stücken Abbitte zu thun; hierauf beziehen sich seine zwei Schriften: «Considérations sur le système philosophique de M. de Lamennais» (1834) und «Lettre sur le Saint-Siège» (1838). Zwei Jahre später trat er in den Dominikanerorden ein und veröffentlichte eine «Vie de Saint-Dominique» (Par. 1841; 3. Aufl. 1844). Seine Predigten sind teilweise gesammelt unter dem Titel «Conférences de Notre-Dame de Paris» (3 Bde., Par. 1835—50; deutsch, 4 Bde., Tüb. 1846—52). Nach der Februarrevolution 1848 wurde er zu Marseille in die Konstituierende Nationalversammlung gewählt, aus der er jedoch bald austrat. Im J. 1860 wurde er Mitglied der Französischen Akademie und starb zu Sorèze (Depart. Tarn) 22. Nov. 1861.

L.s Ruf gründet sich fast ausschließlich auf seine glänzende Kanzelberedsamkeit. Seine «Oeuvres» erschienen in 6 Bänden (1858). Nach seinem Tode erschienen «Lettres de L. à Madame Eudoxie de la Tour du Pin» (Par. 1864); ferner veröffentlichte Fallour, «Correspondance de L. et de Madame Swetchine» (4. Aufl., Par. 1865), und Villard, «Correspondance inédite de L.» (Par. 1870). Vgl. Montalembert, «Le père L.» (Par. 1862); derselbe, «Le testament du père L.» (Par. 1870); Foisset, «Vie du père L.» (2 Bde., Par. 1870); Bleibtreu, «L.s Leben und Wirken» (Freiburg 1873).

Lacordaire (Jean Théodore), Naturforscher, Bruder des vorigen, geb. 1. Febr. 1801 zu Receyfur-Ource, gest. als Professor der vergleichenden Anatomie zu Lüttich 19. Juli 1870, hat hauptsächlich entomolog. Werke geschrieben.

Lacôte oder **La Côte** heißt im schweiz. Kanton Waadt das Ufergelände des Genfersees westlich von Lausanne zwischen den Flüssen Aubonne und Sèrine (Promenthouse). Von der am Fuße des Jura gelegenen Hochebene der Waadt südöstlich gegen den See abgedacht, mit ziemlich mildem Klima und fruchtbarem Boden, ist L. ein reiches Wein-, Obst- und Kornland mit blühenden Dörfern und Landstädtchen (Aubonne, Rolle u. s. w.), hübschen Villen und alten Schlössern. Von NO. nach SW. wird der untere Teil des Geländes von der Linie Lausanne-Genf der schweiz. Westbahn durchzogen.

Lac-Pavin, Kratersee im franz. Depart. Puy-de-Dôme (s. d.).

Lacretelle (Pierre Louis), der Ältere genannt, franz. Jurist und philos. Schriftsteller, geb. 1751 zu Metz, war erst Advokat zu Nancy und ging 1778 nach Paris, wo er Parlamentsadvokat und Mitredakteur des «Grand répertoire de jurisprudence» wurde. In diese Zeit fällt unter anderm der «Discours sur le préjugé des peines infamantes» (Par. 1784), dem 1786 die Französische Akademie den Monthyonschen Preis zuerkannte. L. war stellvertretender Deputierter in der Nationalversammlung, Deputierter in der Gesetzgebenden Versammlung, Mitglied der Nationaljury nach der Konstitution vom Jahre III, sowie später Mitglied des Gesetzgebenden Körpers. In das Institut wurde er 1801 gewählt. Als Napoleon sich 1804 die Kaiserkrone aufsetzte, zog sich L. zurück. Nach der Restauration trat er auf die Seite der Opposition. L. starb 5. Sept. 1824.

Von seinen Schriften sind noch zu nennen: seine «Oeuvres diverses» (5 Bde., Par. 1802—7), «Fragments politiques et littéraires» (2 Bde., Par. 1817), «Portraits et tableaux», in denen sich meisterhafte Schilderungen Mirabeaus, Bonapartes und Lafayettes finden; ferner die «Études sur la révolution française», die «Soirées avec Guillaume Lamoignon de Malesherbes» und der dramatisierte Roman «Malherbe, ou le fils naturel», unter dem er d'Alembert versteht. Eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke erschien in 6 Bänden (Par. 1823—24).

Lacretelle (Jean Charles Dominique de), der Jüngere genannt, des vorigen Bruder, Geschichtschreiber, geb. zu Metz 3. Sept. 1766, war in Paris journalistisch thätig, lebte dann als Sekretär des Herzogs von Larochefoucauld-Lioncourt auf dem Gute Liancourt, hierauf wieder in Paris. Am 18. Fructidor (1797) verhaftet, kam er erst nach dem 18. Brumaire (1799) wieder in Freiheit. Bonaparte ernannte ihn 1800 zum Mitgliede des Preßbureau, 1810 wurde er kaiserl. Censor und 1812 Geschichtsprofessor an der Universität. Inzwischen war er auch 1811 in die Académie française erwählt worden. Ludwig XVIII. ernannte ihn 1814 zum königl. Censor und verlieh ihm 1822 den Adel. Im J. 1827 wurde L. wegen seiner Opposition gegen den Preßgesetzentwurf des Censoramtes entsetzt, 1848 zog er sich nach Mâcon zurück, wo er 26. März 1855 starb.

Der von Rabaud Saint-Etienne begonnene, durch L. vom zweiten Bande an fortgesetzte «Précis de l'histoire de la révolution française» (6 Bde., Par. 1808—12) erwarb ihm als Historiker einen Namen. Von seinen spätern histor. Schriften sind zu nennen: «Histoire de France pendant le 18e siècle» (6 Bde., Par. 1808—12), «Histoire de la révolution française» (9 Bde., Par. 1821—26), «Histoire de France depuis la restauration» (4 Bde., Par. 1829—35), «Histoire de l'Assemblée constituante» (2 Bde., Par. 1844), «Histoire du Consulat et de l'Empire» (6 Bde., Par. 1845—46). Interessant sind die Denkwürdigkeiten aus seinem Leben: «Dix années d'épreuves pendant la révolution» (Par. 1842).

Lacrimae Christi (lat., d. i. Christusthränen), ein neapolit. Wein, so genannt von der Lacrima-Traube und dem Kloster auf dem Vorsprunge des Vesuvs, nicht weil, der Sage nach, der Most gleich Thränen von der Kelter läuft. Er wird echt nur in sehr geringen Quantitäten erzeugt, kommt selten in den Handel und ist sehr kostbar. Er wächst nur in der nächsten Umgebung des genannten Klosters, hat eine schön hellrote Farbe, ist feurig, würzhaft, äußerst wohlschmeckend; sein mildes, angenehmes Aroma macht ihn zu einem der edelsten Liqueurweine. Es stehen ihm nach die Lacrimae Christi della Somma, ein Liqueurwein von Bernsteinfarbe, ebenfalls fein und bouquetreich; am Fuße des Vulkans, bei Castellamore, werden die Lacrimae Christi greco von der Greco-Traube gewonnen, treffliche Malvasiere, aber erst im dritten Range der «Thränen». Was in Neapel und Umgegend unter der Etikette Lacrimae Christi verabreicht wird, sind weiße und rote Vollweine von den Ufern des Avernersees, zwischen Bajä und Puzzuoli, sowie von den Hügeln des Dorfes Sta.-Maria di Capua. Übrigens wird im ganzen südl. Italien die Lacrima-Traube vielfach angebaut.

Lacrimosa, der Name des 208. Asteroiden, s. u. Planeten.

Lacroix (Auguste de und Ferd. Victor Eugène [de]), s. Delacroix.

Lacroix (Auguste und Ferd. Victor Eugène)

Lacroix (Paul), franz. Schriftsteller, bekannt unter dem Namen Bibliophile Jacob, geb. 27. Febr. 1806 in Paris, verdankt seinen Ruf zunächst einer langen Reihe von Romanen, die meist reich an eingestreuten gelehrten Notizen sind. Ferner lieferte er eine Menge geschichtlicher und archäol.-litterarischer Arbeiten, darunter eine «Histoire du XVIe siècle en France» (Par. 1834) und das mit F. Séré herausgegebene Werk «Le moyen âge et la renaissance» (5 Bde., Par. 1847—52). Auch war er unter dem Pseudonym Pierre Dufour einer von den drei Verfassern der «Histoire de la prostitution chez tous les peuples du monde» (6 Bde., 1851—52, mit Kupfern). L. war seit 1855 Konservator an der Bibliothek des Arsenals und starb zu Paris 16. Okt. 1884.

Von seinen Werken sind noch zu erwähnen: «Les arts au moyen-âge et à l'époque de la renaissance» (1868), «Vie militaire et religieuse au moyen-âge et à l'époque de la renaissance» (1872), «Le dix-huitième siècle; institutions, usages et costumes» (1874), «Le dix-septième siècle» (1880) u. s. w.

Sein jüngerer Bruder, Jules L., geb. 7. Mai 1809 zu Paris, ist ebenfalls Verfasser vieler Romane. Auch hat man von ihm einen Band Gedichte: «Les pervenches» (1838), zwei Dramen in Versen, Übersetzungen griech. und lat. Dichter und eine Sammlung von patriotischen Sonetten: «L'année infâme» (1872).

Lacroix (Paul Jos. Eugène), franz. Architekt, geb. 19. März 1814, Sohn der Amme des nachmaligen Kaisers Napoleon III. und Bruder der Hortense Cornu (s. d.), wurde 1852 kaiserl. Baumeister am Elyséepalast und später Inspektor der kaiserl. Schlösser. Er starb zu Vésinet (Depart. Seine-et-Oise) 30. Jan. 1873.

Lacroix (Sylvestre François), ausgezeichneter Mathematiker, geb. zu Paris 1765, war erst Lehrer der Mathematik in Rochefort, dann in Paris, wurde 1788 Professor an der Artillerieschule zu Besançon, 1794 Professor an der Normalschule in Paris, 1799 an der Polytechnischen Schule, später an der Universität und 1815 auch am Collége de France. Im J. 1821 legte er seine meisten Ämter nieder. Schon 1787 hatte er einen Preis von der Akademie der Wissenschaften erhalten; 1799 wurde er Mitglied des Instituts. Er starb 24. Mai 1843.

L. trug durch seine Lehrbücher viel zur Verbreitung und Beförderung der mathem. Studien in Frankreich bei, wie denn überhaupt sein größtes Verdienst in seiner Wirksamkeit als Lehrer besteht. Außer seinen zahlreichen «Mémoires» sind von seinen Werken zu nennen der «Traité du calcul différentiel et du calcul intégral» (2 Bde., Par. 1797; 2. Aufl., 3 Bde., 1818; deutsch von Bethke, Berl. 1817) und dessen Fortsetzung, der «Traité des différences et des séries» (3 Bde., Par. 1800; 2. Aufl. 1810—19); ferner der «Cours des mathématiques» (10 Bde., Par. 1797—1816), der viele Auflagen erlebte und in mehrere Sprachen übersetzt wurde.

La Crosse, Stadt im nordamerik. Staate Wisconsin, an den Mündungen des La Crosse und Black-River in den Mississippi, über den eine Eisenbahnbrücke führt, hat Sägemühlen, Eisengießereien, Maschinenfabriken und bedeutenden Handel und zählt (1880) 14505 E.

Lac sulfuris, Schwefelmilch, s. u. Schwefel.

Lact...., s. Lakt....

Lactantius (Lucius Cölius Firmianus), berühmter Kirchenschriftsteller des 4. Jahrh., stammte aus Italien, lebte als Lehrer der Beredsamkeit in Nikomedien und trat hier zur Zeit Diocletians zum Christentum über. Im J. 312 ward er in Gallien Lehrer von Konstantins d. Gr. Sohn Crispus. Das Jahr seines Todes ist unbestimmt. Er gehört zu den sog. christlichen Popularphilosophen. Sein berühmtestes Werk sind die zu apologetischen Zwecken geschriebenen «Institutiones divinae» (herausg. von Davisius, Camb. 1718). Auch werden ihm mehrere Elegien zugeschrieben, unter andern das «Carmen de Phoenice» (herausg. von Martini, Lüneb. 1825). In der Schrift «De mortibus persecutorum» schildert L. die schreckliche Todesart der Kaiser, welche die Christen verfolgten, als göttliches Strafgericht. Die besten Ausgaben seiner sämtlichen Werke lieferten Bünemann (Lpz. 1739), Dufresnoy (2 Bde., Par. 1748) und Fritzsche in Gersdorfs «Bibliotheca patrum Latinorum» (2 Bde., Lpz. 1842—44).

Lactarius *Fr.* (Milchpilz), Pilzgattung aus der Familie der Agaricinen. Die Arten desselben zeichnen sich dadurch aus, daß sie einen rötlichen oder weißen Milchsaft in ihren Fruchtkörpern enthalten. Es sind meist ansehnliche auf der Erde wachsende Pilze, deren Sporen weiße Farbe zeigen. Die Lamellen laufen ziemlich weit an dem fleischigen, anfangs vollen, später oft hohlen Stiele herab. Wird irgend ein Stück von dem Fruchtkörper abgebrochen, so dringt sofort aus der Bruchfläche reichlich Milchsaft hervor, bei einigen Arten ist derselbe von süßlichem und mildem Geschmack, bei andern dagegen ist er scharf und brennend. Häufig verändert sich die Farbe des Milchsaftes allmählich an der Luft, bei vielen Arten, welche weißen Milchsaft besitzen, wird derselbe bald gelblich oder grünlich. Mehrere Arten der Gattung L. gehören zu den eßbaren Pilzen, viele sind zwar unschädlich, werden aber nicht gegessen; nur wenige sind giftig.

Einer der bekanntesten und besten Speisepilze, der echte Reizker (L. deliciosus *Fr.*, Tafel: Pilze), gehört zu denen, welche lebhaft gefärbten Milchsaft enthalten. Sofort nach dem Zerbrechen oder Zerschneiden tritt eine orangegelbe oder rote Milch hervor und das Fleisch des Hutes läuft bald etwas grünlich an. Der Hut wird bis zu 10 cm breit und ist gewöhnlich etwas trichterförmig in der Mitte vertieft. Er zeigt meist eine ziegelrote Färbung und abwechselnd hellere und dunklere konzentrische Ringe. Später verblaßt die Farbe des Hutes etwas und die ringartige Zeichnung tritt weniger deutlich hervor. Bei feuchter Witterung fühlt sich der ganze Pilz schmierig an. Er ist in Deutschland allgemein verbreitet und kommt hauptsächlich in Nadelholzwäldern im Sommer und Herbst vor, die Fruchtkörper treten meist gesellig und oft in sehr großer Anzahl auf. Ferner gehört zu den eßbaren Arten der sog. Brätling oder Birnenmilchling (L. volemus *Fr.*); er besitzt einen lebhaft gelb oder braunrötlich gefärbten Hut von ähnlicher Größe und Gestalt wie der Reizker, der Milchsaft ist anfangs weiß, später schwach gelblich. In vielen Gegenden wird auch der Pfefferschwamm (L. piperatus *Fr.*) gegessen, er besitzt einen großen, meist trichterförmigen weißgefärbten

Hut, der oft einen Durchmesser von 15 cm erreicht. Beim Bruche dringt aus dem Fleische weißer Milchsaft hervor, der einen pfefferartigen brennenden Geschmack besitzt. Der Stiel wird bis 5 cm hoch und ist ziemlich dick. Der Pfefferschwamm kommt in Deutschland sehr häufig vor in lichten Wäldern und auf Grasplätzen.

Von den giftigen Arten der Gattung L. sind nur der Brennreizker oder Feuermilchling und der Gift- oder Birkenreizker zu erwähnen. Der erstere (L. pyrogalus *Fr.*) besitzt einen rötlichgrau gefärbten, ziemlich breiten Hut, der bald flach, bald trichterförmig gestaltet ist und auf seiner Oberfläche dunkle Ringe besitzt; der Milchsaft ist anfangs weiß, später gelblich und hat einen brennenden Geschmack. Er kommt in Laub- und Nadelwäldern im Sommer und Herbst, meist aber nur vereinzelt vor. Der Giftreizker (L. torminosus *Fr.*) hat einen fleischroten oder rotgelben Hut und ähnelt in seiner Gestalt und Färbung dem echten Reizker, besitzt aber nicht wie dieser roten Milchsaft, sondern solchen von weißer Farbe und brennendem Geschmack, er kommt in lichten Wäldern und auf Grasplätzen häufig vor; meist findet er sich unter Birken, weshalb er auch den Namen Birkenreizker führt.

Lacticinien (mittellat.), eigentlich Milchspeisen; im Sprachgebrauch der Kirche alle animalischen Speisen außer Fleisch, also Milch, Butter, Käse, Eier, Schmalz u. s. w., im Gegensatz zu trockenen Speisen.

Lactoum acidum (lat.), Milchsäure (s. d.).

Lacto ...., s. Lakto ....

Lactūca, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abteilung der Cichoriaceen. Ihre vorzüglich über die gemäßigte und warme Zone der nördl. Halbkugel zerstreuten Arten sind der Mehrzahl nach zweijährige oder ausdauernde Kräuter mit büschel- oder rosettenförmig gestellten Grundblättern, wenig beblättertem Stengel und trugdoldig oder rispig gruppierten, ziemlich kleinen Blütenkörbchen, welche einen walzigen oder eiförmig-walzigen, dachziegelschuppigen Hüllkelch, einen nackten Fruchtboden und lauter zungenförmige, meist schwefelgelbe, selten blaue oder lilafarbene Blüten besitzen. Die Früchtchen sind flachgedrückt, an den Seitenwänden der Länge nach gerippt, lang geschnäbelt und am Ende des Schnabels mit dem stehenbleibenden, weißen, haarigen Pappus (Kelch) versehen. Die in Deutschland wild wachsenden, eben nicht zahlreichen Arten werden im allgemeinen Lattich genannt. Unter denselben sind erwähnenswert: der Giftlattich (L. virosa *L.*), eine stattliche, bis mannshoch werdende Einjährige mit fingerdickem, violett angelaufenem Stengel, länglichen, rotbraun gefleckten, unterseits an der Mittelrippe welchstacheligen, buchtig gezähneiten oder schrotsägeförmigen Blättern, walzigem Hüllkelch, gelben Blüten und schwarzbraunen, weißgeschnäbelten Früchten; der blaue Lattich (L. perennis *L.*), eine Staude mit fiederspaltigen Blättern und langgestielten, blauen Blütenkörbchen, und der wilde Salat (L. Scariola *L.*), eine auf Schutt, an Wegen vorkommende, gelbblühende Art mit senkrecht am Stengel angewachsenen Blättern, die man für die Stammpflanze des Gartensalats (L. sativa *L.*) hält. Von dieser bekannten Kulturpflanze sind im Laufe einer mehrtausendjährigen Kultur eine Unzahl von Spielarten und Sorten entstanden, welche sich in drei Hauptvarietäten vereinigen lassen: Schnittsalat, mit tief eingeschnittenen, grün oder rot gefärbten, auseinanderstehenden Grundblättern; Bindesalat (fälschlich Sommer-Endivie genannt), mit ganzrandigen, langen, in einer halbgeschlossenen Rosette aufrecht stehenden, grünen oder roten Blättern, und Kopfsalat, mit breiten, blasig aufgetriebenen, kopfförmig zusammengeschlossenen Grundblättern von verschiedener Textur, Form und Farbe. (Das Nähere s. unter Gartensalat.) Den in Südeuropa, Süd- und Westdeutschland an felsigen Orten wachsenden blauen Lattich benutzen die Bauern des Nahegebietes auch als Salat. Der vereinzelt in Mittel- und Süddeutschland, in Süd- und Westeuropa auf Schutt und an felsigen Orten vorkommende Giftlattich war sonst offizinell und enthält einen betäubend riechenden Milchsaft von bitterm, dann brennendem Geschmack, welcher in kleinen Gaben als beruhigendes Mittel ärztlich angewendet wird, dagegen in großen Gaben Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Schlafsucht und Erbrechen bewirkt. Der eingetrocknete braune Milchsaft ist noch jetzt unter dem Namen Lactucarium (s. d.) offizinell.

Lactucarium, offizinelle Droge, ist der eingetrocknete Milchsaft des Giftlattichs, Lactuca virosa, der namentlich zu Zell an der Mosel zum Zweck der Gewinnung dieses Präparats angebaut wird. Der Milchsaft fließt zur Blütezeit aus an den Pflanzen angebrachten Einschnitten hervor und trocknet teils an der Pflanze zu kugeligen Massen ein, teils wird er in flachen Schalen gesammelt und künstlich getrocknet. Nicht zu verwechseln mit dem deutschen L. ist das französische L., Lactucarium gallicum oder Thridax, welches der weit weniger wirksame, auf Glastafeln eingetrocknete und in Form schwarzbrauner Lamellen im Handel vorkommende Saft von Lactuca sativa *L.*, var. altissima s. gigantea ist. Nach der deutschen Pharmakopöe von 1882 bildet das L. gelbbraune, innen weißliche Massen, Kugelbruchstücke oder kleine unregelmäßige Stücke; schwer zerreiblich. In kochendem Wasser erweicht es; die abfiltrierte, sehr bittere Flüssigkeit trübt sich beim Erkalten, wird auf Zusatz von Ammoniak klar und gibt dann mit Gipswasser einen reichlichen Niederschlag. Es sind verschiedene Körper daraus abgeschieden und als Lactucin, Lactucopikrin, Lactucerin, Lactucon, Lactucasäure bezeichnet worden, von denen jedoch wenig Näheres bekannt ist. Das L. wirkt ähnlich wie Opium, ohne aber dessen aufregende und verdauungstörende Eigenschaften zu haben.

Lacunaria (Laquearia), bei den alten Römern Bezeichnung der getäfelten Zimmerdecken, welche durch Einfügung von Querbalkenstücken in die Tragbalken gebildet wurden, sodaß vertiefte Felder entstanden. Diese Kassetten wurden mit Holz oder Elfenbein ausgelegt, mit Bildhauerarbeit oder Malerei geschmückt, auch vergoldet.

Lacy (Franz Mor., Graf von), österr. Feldmarschall, s. Lascy.

Lacy (Peter, Graf), russ. General, geb. 29. Sept. 1678 in der irischen Grafschaft Limerick, floh mit den Stuarts nach Frankreich, trat in das franz. Heer, nach dem Frieden zu Ryswijk in österr., dann in poln. und zuletzt in russ. Dienste. Er focht 1709 bei Pultawa, griff 1719 die schwed. Küste an, nahm 1734 an der Belagerung von Danzig teil, kämpfte dann gegen die Türken und die Schweden, deren Truppen er 1742 bei Helsingfors zur Ergebung zwang. L.s Erfolge in Finland trugen viel

zum Frieden von Abo bei. Er starb als Generalgouverneur von Livland 30. April 1751 zu Riga.

Ladak oder Ladakh, früher ein besonderes Fürstentum, jetzt Provinz des unter brit. Oberherrlichkeit stehenden und in administrativer Beziehung der brit. Provinz Pendschab zuerteilten Reiches Kaschmir (s. d.) in Ostindien, wird im SO. von Tibet, im S. vom Himalaja, im W. von Kleintibet oder Baltistan (s. d.) begrenzt und durch das Karakorumgebirge im N. von Ost-Turkestan geschieden. L. hat ein Areal von 73138 qkm und (1873) 20621 E. und ist ein Teil vom Becken des obern Indus und eins der am höchsten gelegenen Gebiete der Erde, mit 5500—5800 m hohen, fast vegetationslosen Ebenen. Die Höhen des Himalaja werden noch überragt von dem ihm parallel laufenden mächtigen Karnkorum (s. d.). Auch im Innern wird das Land von vielen parallelen, in nordwestl. Richtung streifenden, aber auch sich kreuzenden Bergketten durchzogen, zwischen denen enge Thäler den einzigen urbaren Boden gewähren. Der Indus, der als Sing-kha-bab die Mitte des Landes durchrauscht, nimmt hier den Tsanskar, Dras, Schayok und andere beträchtliche, zum Teil fahrbare und goldführende Nebenflüsse auf. Dazu kommen zahlreiche Seen, von denen mehrere brackiges Wasser haben. Warme Quellen gibt es von 10—30° R. Die Gegensätze von Sommerhitze und Winterkälte sind sehr bedeutend. Schnee fällt selten, Regen fast gar nicht; der Himmel ist fast allezeit klar, die Luft ungemein trocken. Der Reichtum des Landes an Gold, Schwefel und Salz wird kaum benutzt, dagegen ist der im Schlamm mancher Seen sich findende Borax oder Tinkal nebst dem, der aus Großtibet nach L. gelangt, ein Hauptartikel der Ausfuhr. Die Pflanzenwelt ist schwach vertreten, Holz wenig vorhanden. Die gewöhnlichen Bäume sind die Thuja, die lombard. und die Schwarzpappel, mehrere Arten Weiden und Tamarisken. Man zieht Aprikosen (bis zu 4000 m Höhe), Äpfel, auch Walnüsse, Maulbeeren und Trauben. Rhabarber wächst in Fülle, Luzerne und andere Futterkräuter werden in Menge gebaut. Die Einwohner erzeugen Weizen, Gerste und Buchweizen, Lein, Tabak, Erbsen, Rüben, Zwiebeln u. s. w. Haustiere sind Pferde, Yaks oder Grunzochsen, Kühe, Esel, Schafe, Kaschmirziegen und Hunde. Die Einwohner von L., Tibetaner mit Kaschmirern gemischt, sind arbeitsam, friedlich und gutmütig, ehrlich und gastfrei, aber scheu, schmutzig und dem Trunke ergeben. Unter den niedern Klassen herrscht Polyandrie. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf Fertigung dicker Wollgewebe und des notwendigen Hausgerätes. Der Transithandel ist bedeutend, Shawlwolle der wichtigste Artikel desselben. Die Religion ist der Lamaismus, die Zahl der Priester groß. Diese haben das Monopol des Handelsgewinns, und zwei Dritteile des Ackerbodens sind zur Unterhaltung der unthätigen Geistlichkeit bestimmt. Hauptstadt ist Le (s. d.). Die ältere Geschichte L.s fällt mit der von Tibet zusammen, von dem es ursprünglich eine Provinz war. Als Tibet unter die Botmäßigkeit der Chinesen kam, behielt L. wahrscheinlich seine eigenen Fürsten. Im Anfange des 18. Jahrh. nahmen die Kalmücken Le ein. Der Radscha floh nach Kaschmir und bat den dortigen Statthalter des Delhi-Kaisers Aureng-Zeyb um Hilfe. Dieser setzte den Fürsten wieder auf den Thron, der nun nach Delhi jährlich einen Tribut übersandte, welchen auch alle folgenden Herrscher von Kaschmir, Afghanen wie Sikhs beanspruchten. Das Land wurde 1834 von den Sikhs erobert und kam später durch die Briten an Ghulab-Singh. Vgl. Cunningham, «L., physical, statistical and historical» (Lond. 1854).

Ladanumharz, s. unter Cistrose.

Lade (frz. chasse, battant; engl. lathe, batten), heißt in der Weberei der hölzerne oder eiserne Rahmen, welcher hängend oder stehend im vordern Teil des Webstuhls angebracht ist, die Bahn für den Schützen enthält und zugleich den Kamm (s. d.) einschließt, welch letzterer bei der Hin- und Herbewegung der L. jeden eingeschossenen Einschlagfaden mehr oder minder stark gegen den vorhergehenden andrückt, um so dem Gewebe die erforderliche Dichtheit zu geben. Wird diese Wirkung durch Federspannung nach Bedarf gemäßigt, so wird die Vorrichtung als Federlade bezeichnet.

In der Eisen- und Metallgießerei ist L. soviel wie Formkasten (s. d.). Auch nennt man L. den unbeweglichen Teil der Flachsbreche. (S. unter Flachsspinnerei, Bd. VI, S. 864 b.)

Ladegast (Friedr.), Orgelbauer, geb. 30. Aug. 1818 zu Hochhermsdorf (Kreis Leipzig), erlernte die Orgelbaukunst bei seinem ältern Bruder Christlieb L., arbeitete sodann in mehrern renommierten Orgelbauwerkstätten und etablierte sich 1846 in Weißenfels. Ruf gewann er zuerst durch den Umbau der Domorgel in Merseburg. Bis 1884 wurden von ihm mehr als 100 und zumeist mehrmanualige Werke vollendet. Die Hauptvorzüge seiner Orgeln sind Vollkommenheit in der Ausbildung und in dem Zusammenwirken aller mechan. Teile.

Laden oder Kinnladen, soviel wie Kiefer.

Ladenberg (Philipp von), preuß. Staatsmann, geb. 15. Aug. 1769 zu Magdeburg, wurde 1795 Kriegs- und Domänenrat in Ansbach, 1806 Direktor der Kammer in Bialystok, 1807 in Marienwerder, 1809 Regierungsdirektor in Potsdam, 1810 Direktor der Abteilung für direkte und indirekte Abgaben im Finanzministerium, 1817 Direktor der neuorganisierten Generalkontrolle und 1820 des Schatzministeriums. In diesen Ämtern brachte er größere Einheit in die Verwaltung und legte den Grund zu der gegenwärtigen Ordnung im preuß. Etats-, Kassen- und Rechnungswesen; 1817 wurde er geadelt. Im J. 1823 wurde er Chefpräsident der Oberrechnungskammer, 1835 Chef der gesamten Domänen-, Forst- und Jagdverwaltung und 1837 Geh. Staatsminister. Nachdem er 1842 seine Entlassung genommen, lebte er zu Berlin, wo er 11. Febr. 1847 starb. Zur Feier seines Jubiläums (1839) errichteten die Forstbeamten der preuß. Monarchie die Ladenbergsche Stiftung zur Erziehung der Söhne unbemittelter Forstbeamten, deren Fonds L. durch einen ansehnlichen Beitrag aus seinem Vermögen erhöhte.

Ladenberg (Adelbert von), des vorigen Sohn, preuß. Kultusminister, geb. 18. Febr. 1798 zu Ansbach, studierte zu Berlin, Göttingen und Heidelberg die Rechte, wurde 1824 Regierungsrat und Justitiar bei der kölner Regierung, 1830 Oberregierungsrat und Dirigent der Finanzabteilung bei der Regierung in Königsberg und kam 1831 in gleicher Eigenschaft nach Merseburg. Seit 1834 Präsident der Regierung in Trier, wurde er 1839 zum Direktor im Kultusministerium berufen, zum Wirkl. Geh. Oberregierungsrat befördert und kurz darauf

zum Mitglied des Staatsrats ernannt. Nach Altensteins Tode verwaltete L. dessen Ministerium vom 14. Mai bis 22. Okt. 1840, wo dasselbe an Eichhorn überging, unter welchem nun L. die evang.-geistlichen, Unterrichts- und die Medizinalangelegenheiten dirigierte. Als Eichhorn 1848 sein Amt niedergelegt, blieb L. auch unter Graf Schwerin und Rodbertus in seiner Stellung und übernahm nach dem Ausscheiden des letztern vom Juli bis Nov. 1848 die interimistische Leitung des Ministeriums; 8. Nov. 1848 trat er in das vom Grafen Brandenburg neu gebildete Ministerium ein. Seiner Verwaltung gehörten an die Errichtung des Evangelischen Oberkirchenrats, die Ausarbeitung eines Unterrichtsgesetzes und eines Medizinalgesetzes, die Einleitungen zu einer Reorganisation des Kunstwesens in allen seinen Teilen. Nachdem er im Dez. 1850 vom Kultusministerium zurückgetreten war, wurde er zum Chefpräsidenten der Oberrechnungskammer ernannt und starb 15. Febr. 1855. Anonym veröffentlichte er eine «Übersicht der preuß. und franz. Hypothekenverfassung» (Köln 1829) und «Preußens gerichtliches Verfahren in Civil- und Kriminalsachen» (3. Aufl., Köln 1842).

Ladenburg, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Mannheim, am Neckar, über den hier eine Eisenbahnbrücke führt, Station der Linie Frankfurt-Heidelberg der Main-Neckarbahn, hat eine höhere Bürgerschule, ein Waisenhaus, ein Spital und zählt (1880) 3115 E. In der got. Galluskirche befinden sich Grabmäler des benachbarten Adels. Der Martinsturm, ehemals Wormser Thor, stammt aus dem 14. Jahrh. L. hat zwei Cigarrenfabriken, eine Schuhfabrik und eine Dampfbranntweinbrennerei. Die Umgegend treibt viel Tabakbau. Am 15. Juni 1849 fand hier ein heftiger Kampf zwischen den Aufständischen und den Hessen und Mecklenburgern statt.

Ladeschein ist eine vom Frachtführer ausgestellte und unterzeichnete indossable (s. Indossabilität) Urkunde, durch welche derselbe sich verpflichtet, die ihm zum Transport übergebenen Güter dem legitimierten Inhaber des L. gegen Rückgabe des letztern auszuliefern. (Handelsgesetzbuch, Art. 413—419, 303—305.) Die Funktionen des L. sind im ganzen identisch mit denen des Connossement (s. d.) beim Seefrachtvertrage. [S. 796a.

Ladestock, s. u. Handfeuerwaffen, Bd. VIII,

Ladezeit nennt man die gesetzliche Wartezeit, welche der Verfrachter eines Seeschiffs einhalten muß, um dem Befrachter die Ladung der Güter zu ermöglichen. Dieselbe ist beim Chartervertrag natürlich anders normiert als beim bloßen Stückgütervertrage (Handelsgesetzbuch, Art. 569—572, 589). Eine vertragsmäßige Verlängerung der Wartezeit über die L. hinaus heißt technisch Überliegezeit und wird regelmäßig nur gegen eine Geldentschädigung, die sog. Überliegegelder, eingeräumt. (S. Frachtgeschäft.)

Lädieren (lat.), verletzen, beschädigen.

Ládikiye oder Latakieh, das alte Laodicea ad mare, Stadt in Syrien am Mittelmeer, 115 km nördlich von Tripoli, östlich von Cypern, mit etwa 10000 E., ist Sitz mehrerer europ. Konsuln und einer amerik. Mission. Aus der Zeit der Römerherrschaft ist noch ein dem Septimius Severus zugeschriebener Triumphbogen vorhanden. Der entfernte Hafen ist klein. Hauptausfuhrartikel ist der berühmte Ládikiyetabak, der nach Ägypten und England geht.

Ládikiye heißt auch der Ort Denisli (s. d.).

Ladin, ein Dialekt des Romanischen (s. d.).

Ladino, das span. und zum Teil portug. Jargon, das von Juden auf der Pyrenäischen Halbinsel gebildet und von deren Abkömmlingen auch nach Hamburg, London, Amsterdam und Südfrankreich, besonders aber in die Türkei verpflanzt wurde.

Ladis, Dorf in Tirol im Oberinnthal, Gerichtsbezirk Ried der Bezirkshauptmannschaft Landeck, mit (1880) 331 E., mit Bade- und Kurhaus Obladis. Letzteres hat einen vortrefflichen Säuerling, liegt in lustiger Höhe (1382 m) mit herrlicher Aussicht und ist ein vielbesuchter Sommerfrischaufenthalt. Vgl. Walter White, «Obladis, ein tirol. Sauerbrunnen» (deutsch von Vintler, Innsbr. 1882).

Ladislaus der Heilige, König von Ungarn 1077—95, Sohn Belas I. Er stellte den Landfrieden wieder her, beschränkte die Macht der Magnaten, eroberte 1087 Kroatien und Slawonien und zwang 1091 die Kumanen zum Christentum. L. wurde 1198 von Papst Cölestin III. heilig gesprochen.

Ladislaw, s. Wladislaw.

Ladmirault (Louis René Paul de), franz. General, geb. zu Montmorillon bei Vienne (Rhône) 17. Febr. 1808, diente 20 Jahre in Algerien bis 1852, wo er als Divisionsgeneral eine Division der Armee von Paris erhielt. In Italien befehligte L. 1859 die 2. Division des 1. Korps, zeichnete sich 8. Juni bei Melegnago aus, verteidigte 24. Juni morgens den Kirchhof von Solferino und erstürmte nachmittags das verschanzte Solferino, wobei er schwer verwundet wurde. Im Deutsch-Französischen Kriege führte er 1870 das 4. Korps der Rheinarmee, kämpfte in den Schlachten bei Metz und zeichnete sich 18. Aug. bei Amanvillers und 31. Aug. durch Erstürmung des Dorfes Servigny abermals hervorragend aus. Durch die Kapitulation von Metz geriet L. in deutsche Kriegsgefangenschaft, übernahm danach 6. April 1871 den Befehl über das 1. Korps der Armee von Versailles, drang 22. Mai mit diesem durch die Porte de St.-Ouen in Paris ein und nahm tags darauf die Höhen des Montmartre. L. wurde 1. Juli 1871 zum Militärgouverneur von Paris ernannt und trat 1878 aus dem aktiven Dienst. L. gehört zur legitimistischen Partei. Er schrieb «Bases d'un projet pour le recrutement de l'armée de terre» (Par. 1871).

Ladó, Ort im ägypt. Sudan, Hauptstadt der Äquatorialprovinz, am Weißen Nil, unter 5° nördl. Br., 1874 vom Obersten Gordon statt des verlassenen Jémailia gegründet.

Ladogasee, der größte Landsee Europas, im nordwestl. Rußland zwischen den Gouvernements Petersburg, Olonez und dem Großfürstentum Finland, ist bis 210 km lang, durchschnittlich 110 km breit und nimmt einen Flächenraum von 18129 qkm ein. Seine gewöhnliche Tiefe ist 110 m, seine größte zwischen den Inseln Surk und Kerholm schwankt zwischen 230 und 280 m. Der Grund des L. ist schlammig. Der See hat viele Untiefen, Klippen und Sandbänke, welche die Schiffahrt auf ihm, zumal bei den heftigen Wirbelwinden, die von seinen größtenteils steilen und felsigen Ufern herrühren, sehr gefahrvoll machen. Zur Erleichterung der Schiffahrt legte man 1718—31 längs des südl. Seeufers von Schlüsselburg bis zur Mündung des Wolchow den 110 km langen, 25 m breiten und 2—3 m tiefen Ladogakanal an, der 1766—1801 als Sjäßischer Kanal verlängert und unter

Alexander I. 1802 durch den 52 km langen Swirkanal fortgesetzt wurde. Die Verstärkung der Schiffahrt auf dem Ladogakanal veranlaßte die russ. Regierung, 1861—66 parallel zu demselben einen neuen Kanal anzulegen, den Neuen Ladogakanal. Seitdem erhielt der alte Ladogakanal den Namen Kanal Kaiser Peters d. Gr. Der L. hat in seinem Südteile viele Graswerder und Dünen, die unzähligen Robben zum Aufenthalt dienen. Auch ist der See reich an schmackhaften Fischen und ausgezeichnet durch Wasserfülle, indem er die Abflüsse des Saimasees (den Wuoxen), des Onega- (den Swir) und des Ilmensees (den 300 m breiten Wolchow), den Sjäß und noch gegen 70 andere Quellflüsse aufnimmt, während er nur einen Abfluß hat, nämlich die Newa. Durch die erwähnten Kanäle und die damit zusammenhängenden Gewässer steht der L. mit dem Kaspischen Meere und dem Weißen Meere in Verbindung, ist also für die Schiffahrt Rußlands von Wichtigkeit.

Ladon, der hundertköpfige Drache, der den Garten der Hesperiden bewachte, Sohn des Phorkys oder Typhon und der Keto, wurde von Hercules erschlagen, als er die Äpfel der Hesperiden holte.

Ladritscher Brücke, Brücke über den Eisak in Tirol, Bezirk Brixen, unweit der Franzensfeste, bekannt durch den Sieg der Tiroler unter Haspinger über die Franzosen und Sachsen unter Lefèbvre (4. und 5. Aug. 1809).

Ladronen oder Diebsinseln nannte Magelhaens 15 von ihm 6. März 1521 entdeckte Inseln im nordwestl. Teil des Großen Oceans, die nördlich von den Carolinen in einer Reihe zwischen 144 und 146° östl. L. von Greenwich und zwischen 13° und 21° nördl. Br. von Norden nach Süden gelegen sind. Spätere Seefahrer nannten die Gruppe Islas de las velas latinas, San-Lazarus-Archipel, Jardines, Prazeres ꝛc. Sie wurden 1565 von den Spaniern in Besitz genommen, 1668 von diesen besetzt und zu Ehren der Königin Maria Anna von Österreich, der Witwe Königs Philipp IV., Marianen genannt. Noch jetzt gehören sie an Spanien und bilden einen Teil des Generalgouvernements der Philippinen. Ein breiter Kanal trennt die L. in eine südl. und eine nördl. Hälfte. Zu den südl. Inseln gehören Guahan (Guajan, Guam, San Juan) die größte, Rota (Sarpan), Aguijan Tinian (Buena Vista) und Seypan. Die zehn nördl. Inseln (Gani) sind sämtlich unbewohnt. Der Flächeninhalt aller Inseln beträgt im ganzen nur 1140 qkm und ihre Bevölkerung (1877) 8665 Seelen. Zahlreiche Gräber und Ruinen sprechen noch jetzt für eine ehemalige bedeutendere und kultiviertere Bevölkerung. Die gewaltsame Christianisierung brachte aber die Eingeborenen zu offener Empörung, bei deren Unterdrückung die Inseln förmlich verwüstet wurden. Im J. 1856 raffte eine Epidemie die Hälfte der Bewohner hinweg. Die Eingeborenen, Chamorro genannt, haben große Ähnlichkeit mit den Tagalen der Philippinen und sind jetzt, nach langem Druck und anhaltender Mißregierung durch die Spanier, ein verkommenes Volk. Das Klima ist angenehm, kühler als auf den Philippinen, doch im August und September sehr warm. Spanien hat von dieser Kolonie keine Einkünfte. Im J. 1856 wurden die L. zum Verbannungsort bestimmt. Der span. Gouverneur wohnt in Agaña auf Guahan, der Haupt- und einzigen Stadt der Kolonie, mit 2000 E. Der etwas entfernt liegende Hafen Umata hat Festungsanlagen.

Ladung (Vorladung, Citation) ist die Aufforderung, in einem bestimmten Termin vor einem bestimmten Gericht zu erscheinen, z. B. im Civilprozeß L. einer Partei zur mündlichen Verhandlung des Rechtsstreits, L. eines Zeugen zur Vernehmung u. s. w. Die Doktrin unterscheidet monitorische L., welche eine Handlung freistellt, und arltatorische, welche eine Handlung aufgibt; peremtorisch nennt man die L., mit deren Nichtbefolgung ein Rechtsnachteil verknüpft ist.

Im Civilprozeß erfolgte nach früherm gemeinen Recht die L. der Parteien stets durch das Gericht (gerichtliche L.); nach franz. Recht hat die Partei selbst, welche verhandeln will, den Gegner zu laden; nach der Deutschen Reichs-Civilprozeßordnung ist die L. teils Parteiladung, teils gerichtliche. Als Regel stellt die Civilprozeßordnung, §. 191, die Parteiladung auf: die L. zu einem Termin erfolgt durch die Partei, welche über die Hauptsache oder über einen Zwischenstreit mündlich verhandeln will. Vom Gericht geht die L. dann aus, wenn sie erfolgt zu einem von Amts wegen anberaumten, nicht verkündeten Termin, so insbesondere zur Fortsetzung einer (nicht unterbrochenen) Prozeßverhandlung. Zu verkündeten Terminen bedarf es keiner L., ausgenommen einige Fälle, in welchen die erschienene Partei die nichterschienene Gegenpartei zu laden hat. Die L. geschieht durch Zustellung der Ladungsschrift; ist mit der L. zugleich eine Klageschrift oder ein anderer Schriftsatz zuzustellen, so ist die L. in den Schriftsatz aufzunehmen; im Anwaltsprozeß muß sie, sofern sie nicht an einen Rechtsanwalt erfolgt, die Aufforderung zur Anwaltsbestellung enthalten. Zum Zwecke der Terminsbestimmung ist die L. beim Gerichtsschreiber einzureichen, worauf innerhalb 24 Stunden die Terminsbestimmung durch den Vorsitzenden zu erfolgen hat. Einer Androhung der gesetzlichen Versäumnisfolge bedarf es nicht.

Im Strafprozeß wird die L. regelmäßig von der Staatsanwaltschaft bewirkt, auch dann, wenn das Gericht die L. angeordnet hat; Untersuchungsrichter und Amtsrichter können auch unmittelbar laden; Zeugen und Sachverständige kann zur Hauptverhandlung der Angeklagte unmittelbar laden lassen; im Privatklageverfahren steht dem Privatkläger wie dem Angeklagten das Recht der unmittelbaren L. von Zeugen und Sachverständigen zu. Die L. insbesondere des Angeklagten zur Hauptverhandlung geschieht, wenn er auf freiem Fuße befindlich ist, schriftlich unter der Warnung, daß im Falle seines unentschuldigten Ausbleibens seine Verhaftung oder Vorführung erfolgen werde; wenn er verhaftet ist, durch Bekanntmachung des Termins zur Hauptverhandlung. Jene Warnung kann unterbleiben in den Fällen, in welchen auch beim Ausbleiben des Angeklagten zur Hauptverhandlung geschritten werden kann; es ist hier aber in der L. des Angeklagten auf die Zulässigkeit dieses Verfahrens ausdrücklich hinzuweisen. (S. Zustellung, Termin, Versäumnis.) Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 191 fg.; Strafprozeßordnung, §§. 213 fg., 36.

Ladung (seerechtlich) heißt zunächst die Thätigkeit, durch welche ein Transportmittel, insbesondere ein Schiff, mit den zu transportierenden Gegenständen angefüllt wird; diese Thätigkeit ist eine Kunst, welche unter Umständen große Erfahrung und technische Fertigkeiten verlangt, und in den

Seehäfen häufig von Personen ausgeübt wird, die hieraus ein eigenes Gewerbe machen, den sog. Stauern. Man nennt Stauung nämlich die Unterbringung und gehörige Verteilung der Güter in einem Seeschiffe, und unterscheidet davon die sog. Garnierung, d. h. die Sicherung der Güter gegen einsickerndes Seewasser mittels Holzplanken und Reisigbündel. Die Güter müssen so gestaut werden, daß weder bei normalem Seegang, noch auch beim Schlickern und Werfen des Schiffs die Güter eine Veränderung ihrer Lage erleiden und dadurch sich und das Schiff gefährden. Die L. muß aber besonders auch mit Rücksicht auf die Tragfähigkeit des Schiffs erfolgen, damit keine Überladung eintrete.

Unter Ladung versteht man dann auch die Gesamtheit der in einem Transportmittel untergebrachten Güter. Obwohl diese Güter in der Regel den verschiedensten (Ladungs-)Interessenten rechtlich zustehen, so bildet ihre Gesamtheit doch auf einem Seeschiffe in vieler Beziehung auch eine rechtliche Einheit, da nämlich der Schiffer der gemeinsame Verwalter für sie ist und meistens die Gefahren, welche sie mit Beschädigung oder Untergang bedrohen, ebenfalls gemeinsam sind. (S. Haverei.)

Ladungsfrist heißt im Civilprozeß die Frist, welche in einer anhängigen Sache zwischen der Zustellung der Ladung und dem Terminstage liegen soll. Vgl. über ihre Länge Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §. 194, ihre Abkürzung §. 204; vgl. auch §§. 217, 302, 626. (S. Einlassungsfrist.)

Ladungsschein, s. Connossement.

Ladungsverzeichnis nennt die deutsche Zollverwaltung dasjenige Schriftstück, mittels dessen die auf der Eisenbahn aus dem Auslande in das deutsche Zollgebiet eingehenden Frachtgüter, welche von dem Bahnhof des Grenzzollamtes (s. Grenzzollämter) aus mit Begleitzettel (s. d.) auf der Eisenbahn weiter gehen sollen, dem Grenzzollamt von dem Eisenbahnzugführer oder einem sonstigen Bevollmächtigten der Eisenbahnverwaltung anzumelden sind.

Lady (engl., spr. Lehdi), von dem angelsächs. hlafdige, d. i. Brotherrin, war in alter Zeit Ehrentitel der Königinnen von England und später der Prinzessinnen von königl. Geblüt. Gegenwärtig kommt dieser Titel in Verbindung mit dem Vor- oder Familiennamen den Frauen aller engl. Peers sowie der Baronets und Ritter und den Töchtern der Herzöge, Marquis und Grafen zu, die ihn nach der Verheiratung mit Bürgerlichen beibehalten.

Laeken (spr. Läken), königl. Residenzschloß bei Brüssel, mit sehenswerten Gartenanlagen und reizender Aussicht über die belg. Hauptstadt und deren nördl. Umgegend, wurde 1782 zum Aufenthalt der österr. Generalstatthalterin Marie Christine (Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen) erbaut. Nach 1794 verkaufte es der Erzherzog Karl einem Chirurgen, von dem es 1803 in den Besitz Napoleons I. kam, der es selbst 1811 kurze Zeit mit Marie Luise bewohnte. L. ward 1814 zum Krongut geschlagen, und pflegt von der belg. Königsfamilie im Sommer bewohnt zu werden. Vor dem Haupteingang des Schlosses dehnt sich ein öffentlicher Park aus mit dem 1880 errichteten Denkmal des Königs Leopold I. An der Stelle der uralten Dorfkirche, unter welcher zuerst die Reste der 1850 verstorbenen Königin Luise und 1865 die des Königs Leopold I. beigesetzt wurden, ist auf Staatskosten und im got. Stile ein monumentales (unvollendet gebliebenes) Kirchengebäude errichtet worden, das nunmehr zur Familiengruft des königl. Hauses bestimmt ist.

Das Dorf Laeken, eine Vorstadtgemeinde Brüssels, Station der Linie Brüssel-Ostende der Belgischen Staatsbahnen, zählt 20004 E. Der Kirchhof zu L. enthält eine schöne Marmorstatue der Sängerin Malibran.

Laënnec (René Théophile Hyacinthe), berühmter Mediziner, geb. 17. Febr. 1781 zu Quimper in der Bretagne, erhielt seine erste Erziehung von seinem Großoheim, einem Geistlichen zu Elliant, und studierte sodann zu Nantes unter der Leitung seines Oheims, des Oberarztes der dortigen Hospitäler. Im J. 1799 war er als Wundarzt bei der Westarmee thätig, vollendete sodann unter Corvisart in Paris seine mediz. Studien und erhielt 1806 eine Stelle am Hospital Beaujon, 1816 eine solche am Hospital Necker. Hier sammelte er vermittels des von ihm erfundenen Stethoskops (s. d.) seine ausgezeichneten Beobachtungen über Herz- und Lungenkrankheiten, die er 1819 in seinem berühmten Werke «De l'auscultation médiate ou traité du diagnostic des maladies des poumons et du cœur» (2 Bde., Par. 1819; 4. Aufl., 3 Bde., von Andral, 1836; deutsch von Meißner, 2 Bde., Lpz. 1832) veröffentlichte. Im J. 1822 wurde er Professor am Collége de France, und im folgenden Jahre Professor der mediz. Klinik. L. ergänzte die wichtige Entdeckung der Perkussion (s. d.) von Auenbrugger durch die ebenbürtige der Auskultation, und legte durch sein obengenanntes Werk den Grund zu der exakten physik. Diagnostik, mit welcher eine neue Epoche der modernen Medizin begann. Er erlag der Schwindsucht, um deren Kenntnis er sich so hervorragende Verdienste erworben, 13. Aug. 1826 zu Kerlouarnec bei Douarnenez in der Bretagne. Am 15. Aug. 1868 wurde ihm in seinem Geburtsorte ein Standbild errichtet. Vgl. Lallour, «Notice historique sur L.» (Quimper 1868).

Laer (Peter van), Maler und Musiker, s. Laar.

Laërtes, der Sohn des Arkeisios (und der Chalkomedusa), Gemahl der Antikleia, Vater des Odysseus (s. d.) und der Ktimene, wohnte in Ithaka und nahm an der kalydonischen Jagd, sowie am Argonautenzuge teil. Er erreichte ein hohes Alter und erlebte noch die Rückkehr seines Sohnes aus Troja nach Ithaka.

La Fare (Charles Auguste, Marquis de), franz. Dichter, geb. 1644 zu Valgorge im Vivarais, kämpfte unter Turenne (1667 u. 1674), mußte aber, da er mit Louvois verfeindet war, die kriegerische Laufbahn aufgeben. Er besang in leichten anmutigen Versen den Sinnengenuß und das Wohlleben. Seine «Poésies» erschienen 1755. Außerdem verfaßte er «Mémoires», die sich durch lebendigen Stil auszeichnen (Rotterd. 1715, Par. 1734). Gesammelt erschienen seine Werke in zwei Bänden (Amsterd. 1755). L. starb 1712 zu Paris.

Lafarge (Marie Cappelle, Madame), bekannt durch ihren Prozeß, geb. 1816 zu Villers-Hellon in der Picardie, Tochter eines Obersten der Kaiserzeit, frühzeitig Waise, wurde in Paris erzogen und 1838 an Lafarge, Hammerwerksbesitzer im Depart. Corrèze, verheiratet, mit dem sie das Herrenhaus Glandier bewohnte. Die Geschäfte L.s gingen jedoch schlecht, und das Vermögen der jungen Frau wurde angewandt, die Verluste des Mannes

zu decken. Auf einer Reise nach Paris im Monat Dez. 1839 aß Herr L. von dem Kuchen, den ihm seine Frau geschickt hatte, und fühlte Schmerzen von Vergiftung. Er kehrte nach Glandier zurück, kränkelte und starb 15. Jan. 1840. Madame L. wurde angeklagt, ihren Gatten vergiftet zu haben. Der Assisenhof von Tulle machte die Sache anhängig, und gleichzeitig wurde die Angeklagte wegen Diamantendiebstahls vor das Zuchtpolizeigericht geladen. Der Prozeß, in welchem der nachmals so berühmt gewordene Advokat Lachaud (s. d.) die Verteidigung der Angeklagten in glänzender Weise führte, verursachte gewaltiges Aufsehen. Die Assisen zu Tulle verurteilten im Sept. 1840 die L. zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Das Cassationsgesuch wurde auf Dupins Antrag verworfen. Hinsichtlich des Diamantendiebstahls ließ die Gerichtsbehörde in Tulle die Klage fallen. Madame L. trat ihre Strafe im Arbeitshause zu Montpellier an und schrieb daselbst ihre «Mémoires de Marie Cappelle, veuve L.» (4 Bde., 1840—42; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1841), in denen sie ihre Unschuld zu beweisen suchte. Nach einer Gefangenschaft von fünf Jahren erhielt sie Erlaubnis, ins Kloster St.-Rémy zu gehen, und im Juni 1852 wurde sie ganz freigelassen, starb aber schon 7. Nov. desselben Jahres zu Ussat.

Lafayette, Stadt im nordamerik. Staate Indiana, links am Wabash und am Wabash-Erielanal, bedeutender Eisenbahnknotenpunkt mit lebhaftem Handel und Industrie, zählt (1880) 14860 E.

Lafayette (Marie Jean Paul Roch Yves Gilbert Motier, Marquis de), franz. General, geb. 6. Sept. 1757 im Schlosse Chavagnac im Depart. Ober-Loire, begab sich, als der nordamerik. Befreiungskampf begann, 1777 trotz des Verbots des franz. Hofs nach Nordamerika, wo ihn der Kongreß sofort zum Generalmajor ernannte. Bald gewann er auch die Freundschaft Washingtons. Schon in dem ersten Gefecht am Brandywine verwundet, half er, kaum hergestellt, den Sieg bei Gloceſter erringen; dann führte er den Befehl über die Division von Virginien. Anfang 1778 wurde er als General der Nordarmee nach Canada geschickt; doch mißlang die Expedition aus Mangel an Mitteln. Diesen Unternehmungen folgten der berühmte Rückzug von Barren-Hill, das Gefecht von Monmouth, wo L. die Avantgarde befehligte, und die Einschiffung des Korps von Sullivan, als der kombinierte Angriff gegen Rhode-Island durch den Rückzug der franz. Escadre gescheitert war. Auf die Nachricht von der Kriegserklärung zwischen Frankreich und England eilte L. Febr. 1779 in sein Vaterland zurück, um für die junge Republik zu wirken. Anfang 1780 erschien er wieder zu Boston und kündigte die Ankunft des franz. Hilfskorps unter Rochambeau an. Der Kongreß vertraute L. nun die Verteidigung des bedrohten Virginien. Mit einem geringen Korps gelang es ihm, dem Lord Cornwallis den Weg über Gloceſter und Williamsburg abzuschneiden, sodaß Washington mit dem vereinigten amerik.-franz. Korps herbeieilen und den zu Yorktown eingeschlossenen engl. General 17. Okt. 1781 zur Kapitulation zwingen konnte. L. ging wieder nach Frankreich zurück, wo man ihn enthusiastisch feierte; 1784 unternahm er eine dritte Reise nach Amerika, von der er 1785 zurückkehrte.

Eine neue Epoche in L.s Leben begann mit der Einberufung der Generalstände im Mai 1789. Als Mitglied der Adelskammer gewählt, hielt er sich doch von Anfang an zu der Bewegungspartei, trat 25. Juni mit der Adelsminorität zum dritten Stande, der sich damals schon als Nationalversammlung konstituiert hatte, über, war einige Tage Vizepräsident der Versammlung, in welcher Stellung er am 11. Juli seinen Entwurf der Menschenrechte einreichte, und ward nach dem Bastillesturm zum Generalkommandanten der pariser Nationalgarde bestellt. Als solcher führte er halb gezwungen am Abend des 5. Okt. die bewaffnete Bourgeoisie nach Versailles. Es war nicht seine Schuld, wenn hier der pariser Pöbel das Schloß stürmte und die königl. Familie mit dem Tod bedrohte. Sein Fehler war der allgemeine des optimistischen Sichgehenlassens, der vertrauensseligen Nachgiebigkeit gegen die brutalen Instinkte der Masse. Als Befehlshaber der bewaffneten Macht im Centrum des Reichs nahm L. seit der Übersiedelung des Hofs und der Nationalversammlung nach Paris die einflußreichste Stellung im Staate ein. Die mißglückte Flucht des Königs (Juni 1791) traf, obgleich L. nicht darum wußte, doch auch ihn und die zu ihm haltende Bourgeoispartei, während die Radikalen mächtig erstarkten. Diese siegten Nov. 1791 durch die Wahl Pétions zum Maire von Paris gegen L., den der Hof bei seiner Bewerbung im Stich ließ. Dafür rächte sich L., indem er gleich darauf die kriegseifrige Gironde gegen die Friedenswünsche des Königs unterstützte. Als der Krieg begann, erhielt L. den Befehl über die Nordarmee an der belg. Grenze. Aber die Niederlagen der unter Dillon und Biron in Belgien eindringenden Kolonnen brachten die Radikalen in Paris völlig ans Ruder, und L., der Ende Juni 1792 dahin eilte, vermochte nichts gegen sie auszurichten. Von dem Haß der Jakobiner begleitet, ging er ins Lager zurück. An der Anklage der Jakobiner gegen ihn (8. Aug. 1792) entzündete sich die Krisis, welche zum Sturz des Königtums am 10. Aug. führte. Als die Mehrheit der Nationalversammlung die auf Hochverrat lautende Anklage gegen L. ablehnte, brachten die Radikalen die pariser Massen zu dem Sturm auf die Tuilerien. L. wurde als Rebell abgesetzt und sah sich, von seinen Truppen meist verlassen, zur Flucht genötigt. Am 19. Aug. wurde er von den österr. Vorposten gefangen und mit seinen Begleitern, darunter Alexandre Lameth, nach Olmütz gebracht. Erst infolge der Verhandlungen zu Leoben wirkte Bonaparte 1797 seine Befreiung aus. L. ließ sich in Hamburg nieder, kehrte aber nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurück, wo er fortan zurückgezogen auf seinen Gütern lebte. In den Hundert Tagen ließ ihm Napoleon I. die Pairswürde antragen, die er ausschlug, während er die Wahl in die Deputiertenkammer annahm.

Nach der Schlacht bei Waterloo trat er für die Grundsätze von 1789 ein, setzte die Permanenz der Kammer durch, drang auf Napoleons Abdankung und beteiligte sich an der Kommission, welche den Verbündeten den Waffenstillstand antrug. Nach der gewaltsamen Schließung des Sitzungssaals vom 8. Juli lebte er wieder in der Zurückgezogenheit. Im J. 1818 wählte ihn das Depart. Sarthe in die Kammer, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm, bis er durch die Wahlen von 1824 wieder ausgeschlossen wurde. Auf die von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten erhaltene Einladung unternahm er im Juli 1824 in Begleitung

seines Sohnes nochmals die Reise nach Nordamerika. Vgl. «Voyage du général L. aux États-Unis en 1824 et 1825» (4 Bde., Par. 1825) und seines Sekretärs Levasseur «Journal d'un voyage aux États-Unis, ou L. en Amérique en 1824—25» (Par. 1829). Im Sept. 1825 wurde er wieder in die Kammer gewählt und übernahm nach Ausbruch der Julirevolution 29. Juli 1830 den Oberbefehl über die Nationalgarden. Laffitte gewann ihn für die Wahl des Herzogs von Orléans zum König der Franzosen. L. wurde 26. Aug. zum Oberbefehlshaber der Nationalgarden des Reichs ernannt und nahm, als die Kammer das Generalkommando über die Nationalgarden aufzuheben beschloß, 27. Sept. seine Entlassung. L. starb 20. Mai 1834 zu Paris. Sein Denkmal zu Puy wurde 6. Sept. 1883 eingeweiht. Vgl. Regnault Warin, «Mémoires pour servir à la vie du général L., etc.» (2 Bde., Par. 1824); Sarrans, «L. et la révolution de 1830» (2. Aufl., 2 Bde., 1832), «Mémoires, correspondance et manuscrits du général L.» (6 Bde., Par. 1837—38); Büdinger, «L., ein Lebensbild» (Lpz. 1870).

George Washington de L., Sohn des vorigen und Washingtons Taufpate, geb. 25. Dez. 1779, machte als Husarenoffizier und Grouchys Adjutant die Feldzüge in Italien, Österreich, Preußen und Polen mit. Doch brachte er es nur bis zum Lieutenant wegen der Abneigung Napoleons gegen den Vater. Seit 1815 war er fast stets Mitglied der Deputiertenkammer; er starb 30. Nov. 1849.

Oscar Thomas Gilbert du Motier de L., des letztgenannten Sohn, geb. zu Paris 20. Aug. 1815 trat in die Artillerie, wurde in Algier zum Kapitän befördert und dann in die Deputiertenkammer gewählt, wo er zur Linken gehörte. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er von Ledru-Rollin zum provisorischen Regierungskommissar im Departement Seine-et-Marne ernannt und war Abgeordneter dieses Departements in der Constituante und in der Legislative, wo er mit den gemäßigten Republikanern stimmte. In der Nationalversammlung 1871—76 hielt er sich ebenfalls zur republikanischen Partei und wurde zum lebenslänglichen Senator erwählt. Er starb 27. März 1881 in Paris. — Sein jüngerer Bruder, François Edmond du Motier de L., geb. 11. Juli 1818 zu La Grange Bleſneau (Depart. Seine-et-Marne), teilte die liberalen Grundsätze seiner Familie und vertrat nach dem Febr. 1848 das Depart. Ober-Loire in der Constituante. Ebendaselbst wurde er 1876 in den Senat gewählt.

Lafayette (Marie Madeleine Pioche de Lavergne, Gräfin de), franz. Romanschriftstellerin, geb. 1634 in Paris, erlernte die lat. Sprache und wurde eine Hauptzierde des litterarischen Kreises des Hôtel Rambouillet. Im J. 1655 mit dem Grafen François de L. vermählt und früh Witwe, ward ihr Haus ein Sammelplatz der ausgezeichnetsten Geister. In ihren letzten Lebensjahren strengen Religionsübungen hingegeben, starb sie 1693.

Als ihre vorzüglichsten Romane gelten: «Zaïde, histoire espagnole» (2 Bde., 1670—71; neue Aufl. 1826) und «Histoire de Henriette d'Angleterre» (Amsterd. 1720; neueste Ausg., Par. 1882). Diesen zunächst stehen «La princesse de Montpensier» (1660 oder 1662; neue Aufl. 1849), «La princesse de Clèves» (4 Bde., 1678; neueste Ausg., Par. 1878) und die «Mémoires de la cour de France pour les années 1688—89» (Amsterd. 1731; neue Ausg. unter dem Titel «Mémoires de Hollande», Par. 1856). Als «Oeuvres complètes» erschienen diese Romane zusammen gedruckt mit den Werken der Damen Tentin und Fontaines (5 Bde., Par. 1825), und mit Zeichnungen von Staal (Par. 1863).

La Fère, Stadt in Frankreich, s. Fère (La).

Lafcrrière (Adolphe), franz. Schauspieler, geb. 1800 zu Alençon, war längere Zeit Mitglied des Théâtre français, feierte dann in Rußland Triumphe, wurde 1837 Mitglied des Gaîtetheaters in Paris und trat in der Folge auch auf verschiedenen andern Bühnen in Paris und in der Provinz, sowie im Auslande auf (in Berlin 1865). Sein Repertoire war sehr umfangreich, bis in die letzten Jahre seines Lebens schuf er neue Rollen. L. starb 15. Juli 1877 in Paris.

Laferté (Victor) ist das schriftstellerische Pseudonym der Fürstin Dolgoruky (der Witwe des Kaisers Alexander II.) für die Schrift «Alexandre II.»

Lafette oder Laffete (vom mittellat. fusta, Baum, Holz; davon frz. fût oder affût; ital. fusto, affusto), ein Hauptteil des Geschützes (s. d.), ist das Gerüst zur Aufnahme des Geschützrohrs beim Schießen, welches häufig so eingerichtet ist, daß es gleichzeitig zum Transport desselben benutzt werden kann. Die L. als Schießgerüst gewährt dem Rohr eine sichere Unterstützung und gestattet eine bequeme Bedienung des Geschützes, insbesondere ein leichtes Laden und Richten desselben. Im übrigen ist für die Einrichtung der L. der Gebrauchsort von besonderer Bedeutung; demzufolge bilden die L. der Feldgeschütze, Feldlafetten, einen Gegensatz zu denjenigen der übrigen Geschützgattungen, insofern dieselben eine große Schußbereitschaft und Beweglichkeit des ganzen Geschützes gewährleisten müssen. Am nächsten stehen den Feldlafetten die L. der Belagerungs- und derjenigen Festungsgeschütze, welche hinter Erdbrustwehren placiert werden, nur daß hier wieder die Rücksicht auf die deckende Brustwehr zu besondern Konstruktionseigentümlichkeiten Anlaß gibt. Geschütze, welche in Kasematten, Panzerständen, auf Schiffen verwendet werden, verlangen eine Lafettenkonstruktion, welche der Beschränktheit des Aufstellungsraums Rechnung trägt. Bei den L. für Geschütze sehr großer Kaliber, wie sie in den Küstenbefestigungen und auf der Marine vorkommen, müssen der großen Gewichte halber alle die Bedienung erleichternden technischen Hilfsmittel zur Anwendung kommen. Während bei den Belagerungslafetten und den in Festungen auf offenem Walle zur Verwendung kommenden L. eine rasche und einfache Translocierung im Auge behalten werden muß, kommt diese bei den letztgenannten Konstruktionen nicht in Betracht. Die Mörser, welche nur unter hohen Elevationen feuern, bedingen Besonderheiten der Lafettenkonstruktion, wie sie bei den Kanonen mit ihren flachern Erhöhungswinkeln nicht erforderlich sind. Jede L. hat zwei Wände, welche das Rohr tragen, in ihrem hintern Teile aber mitunter durch einen Schweif oder Block ersetzt werden. Gehen die Wände auf der ganzen Länge der L. durch, so spricht man von Wandlafetten, sonst von Blocklafetten. Querstücke, Riegel genannt, erhalten die Wände in einer gewissen, der Rohrdicke entsprechenden Auseinanderstellung. Im vordern Teil sind die Wände in der Regel durch eine Achse mit zwei Rädern unterstützt,

mit dem hintern Ende ſchleifen ſie auf dem Erdboden. Eine Richtmaſchine dient dazu, dem Rohr die erforderliche Höhenrichtung zu geben. Beſchläge bewirken einen feſten Zuſammenhalt und eine erhöhte Dauerhaftigkeit der L., oder ſie vermitteln die Anbringung beſonderer Einrichtungen an derſelben, wie z. B. zur Aufnahme gewiſſer Zubehörſtücke, zur Handhabung u. ſ. w. An den meiſten L. ſind Kaſten zur Aufnahme einzelner Teile des Geſchützzubehörs angebracht (Lafettenkaſten). Die Feldlafetten haben Achsſitze oder Wandſitze, welche zum Transport von Bedienungsmannſchaften beſtimmt ſind. Die Kaſematten-, Schiffs- und Küſtenlafetten ruhen meiſtenteils auf einem Rahmen, d. h. einer ſeitwärts drehbaren Bahn, welche die Bewegung des Geſchützes auf ſeinem Stande erleichtert; ſolche L. heißen **Rahmenlafetten**. Die Feldlafetten werden auf dem gewöhnlichen Boden, die Belagerungs- und Feſtungslafetten in der Regel auf Holzbettungen aufgeſtellt. Das Material der L. war früherhin in der Hauptſache Holz, durch Eiſenbeſchlag verſtärkt und ergänzt. Für die Achſe und die Richtmaſchine wählte man meiſt Metalle. In neuerer Zeit wird das Holz mehr und mehr durch das Schmiedeeiſen und den Stahl verdrängt.

Die beiden Tafeln: **Geſchütze** (Bd. VII, S. 889 und 891) enthalten die gewöhnlich vorkommenden Arten von L. Fig. 1 der Tafel I zeigt die aus Stahl beſtehende L. des deutſchen Feldgeſchützes in ihrer Verbindung mit der Protze, Fig. 7 der Tafel II die öſterr., Fig. 16 die engl. **Feldlafette** neueſter Konſtruktion, gleichfalls beide von Eiſen. Bei allen dreien iſt der ſenkrechte Abſtand der Rohrachſe vom Geſchützſtand in der abgeprotzten Stellung, die ſog. Feuerhöhe, etwas über 1 m. Die Richtmaſchine des deutſchen Feldgeſchützes, welche der raſchern Bewegung halber eine doppelte Schraube hat, iſt in Fig. 4 der Tafel I beſonders abgebildet. In Fig. 12 und 18, Tafel I ſind **Belagerungslafetten** zur Darſtellung gebracht; ſie haben, um das Feuer über eine hohe Bruſtwehr weg zu erleichtern, eine größere Feuerhöhe und zwar von 1,8 m. Die L. in Fig. 12 iſt in Holz konſtruiert, Fig. 18 in Stahl. Fig. 13 zeigt eine hölzerne L. für ſchwere Mörſer in der Stellung zum Schießen; die untere Kante der Lafettenwände ruht auf dem Geſchützſtande, die Räder berühren den letztern nicht, andererſeits würden ſie bei der hohen Elevation des Rohres den Rückſtoß nicht aushalten. Zum Transport wird der Lafettenkörper hochgeſchraubt und die Räder übernehmen ihre Funktion wieder. Letztere rollen auch beim Rücklauf auf den Hemmleilen empor und befördern das ſpätere Vorlaufen der L. Eine **Mörſerlafette** aus Eiſen für mittiere Mörſer zeigt Fig. 5 der Tafel II. In Fig. 17 der Tafel I iſt eine **Minimalſcharten- oder Mündungspivotlafette**, wie ſie in Panzerbatterien zur Anwendung kommt, abgebildet. Das Geſchütz hat ſeinen Drehpunkt um den vordern Rohrteil, wodurch eine ſehr enge Scharte (Minimalſcharte) zuläſſig wird. (S. **Küſtengeſchütze**.)

Eine ſog. Küſtenlafette zur Aufſtellung in offenen Küſtenbatterien iſt in Fig. 1 der Tafel II dargeſtellt, vgl. **Geſchütz**, Bd. VII, S. 894[a]. In den engl. Küſtenbatterien findet eine vom ſchott. Milizkapitän Moncrieff erfundene, unter dem Namen **Moncrieff-Lafette** bekannte L. Verwendung. (S. Tafel: **Küſtenbefeſtigung**, Fig. 4.) Das Rohr mit dem Oberteil der L. erſcheint nur beim Feuern über der Bruſtwehr und ſenkt ſich nach abgegebenem Schuſſe infolge des Rückſtoßes ſo weit, daß es hinter der Bruſtwehr verſchwindet und nun gedeckt geladen werden kann. Zum nächſten Schuſſe wird beides vermöge eines Gegengewichts, in welchem gewiſſermaßen die Kraft des Rückſtoßes aufgeſpeichert wurde, wieder in die gehobene Stellung gebracht. Geſchütze, welche in Bergfeſtungen ſteile Abhänge von oben her beſtreichen ſollen, bedürfen einer beſondern Konſtruktion von L., welche **Depreſſionslafetten** genannt werden. Die Schiffslafetten zerfallen in Schiffsrad-, Brookwelllafetten und Schiffsrahmlafetten. Die **Schiffsradlafetten** ſind für leichtere Geſchütze beſtimmt, ruhen im vordern Teil auf zwei Rädern, im hintern auf einem Schleifriegel; die **Brookwelllafetten** dienen für Geſchütze mittlern Kalibers, haben ebenfalls zwei Räder und Schleifriegel, ſind aber mit einer Taubremſe zum Hemmen des Rücklaufs verſehen. **Schiffsrahmlafetten**, für Geſchütze großen Kalibers beſtimmt, haben entweder einen beweglichen oder einen eingebauten Rahmen, erſterer hat ſeinen Drehpunkt im vordern Teil, wenn das Geſchütz durch Pforten feuern ſoll; beim Feuern über die Bruſtwehr hinweg liegt der Drehpunkt in der Mitte und die L. wird **Mittelpivotlafette** genannt. Feſt eingebaute Rahmen kommen bei Geſchützen in Panzerdrehtürmen vor, die betreffenden L. heißen Turmlafetten. Beſondere Lafettenarten gibt es noch für die Bootskanonen und für die Landungsgeſchütze.

Laffeld, belg. Dorf unweit von Maſtricht, wurde geſchichtlich namhaft durch den am 2. Juli 1747 in der Nähe vom Marſchall von Sachſen über den Herzog von Cumberland erfochtenen Sieg. Vgl. von Weber, «Moritz von Sachſen» (Lpz. 1863).

Laffete, ſ. **Lafette**.

Laffitte (Jacques), namhafter franz. Staatsmann, geb. 24. Okt. 1767 zu Bayonne als Sohn eines Zimmermanns, trat im Alter von 20 J. als Commis in die Dienſte des Bankiers Perregaux, der ihn ſchließlich zum Geſchäftsnachfolger ernannte. L. brachte ſein Haus zu großem Wohlſtande. Napoleon ernannte ihn 1809 zum Chef der Bank von Frankreich, 1813 zum Mitglied des Handelsgerichts und Präſidenten der Handelskammer. Im April 1814 erhob ihn die Proviſoriſche Regierung zum Gouverneur der Bank. Während der Hundert Tage trat L. in die Deputiertenkammer; nach der zweiten Reſtauration wurde er wiedergewählt. Er gehörte zur Oppoſition und wurde bei den Wahlen von 1817 von allen 20 Sektionen in Paris zugleich gewählt. Der Hof, über L. erbittert, gab 1819 das Gouvernement der Bank an den Herzog von Gaëta, ſetzte aber 1822 L. zum Chef ein. L. unterſtützte 1824 das Miniſterium Villèle in der Herabſetzung der Renten und verlor dadurch ſeine Popularität. In den «Réflexions sur la réduction de la rente et sur l'état du crédit» (Par. 1824) ſuchte er die Maßregel für Staat und Volk als notwendig darzuſtellen. Trotzdem blieb er in der Oppoſition und forderte 1827, als das Miniſterium Villèle den höchſten Grad von Unpopularität erreicht, die Anklage der Miniſter. Bei Beginn der Julirevolution wurde ſein Haus der Mittelpunkt aller einflußreichen Männer, die ſich der Bewegung anſchloſſen, und ſeine Privatkaſſe gab die Mittel her, um die Revolution zu fördern. Am 30. Juli wurde der Herzog von Orléans auf L.s

Vorschlag zum Generallieutenant des Reichs erklärt. Während sich auf dem Stadthause unter Lafayette aus den republikanischen Elementen eine neue Staatsverfassung organisierte, bewog L. den Herzog, ebendort das Programm der Julirevolution anzuerkennen. Als Präsident der Kammer, die 3. Aug. 1830 zusammentrat, verlas L. am 7. Aug. die Akte, welche die konstitutionelle Monarchie Ludwig Philipps begründete. Inmitten der Gefahren, die der jungen Dynastie drohten, trat er ins Ministerium und geriet hier sogleich mit den Doctrinärs in Konflikt. Am 3. Nov. 1830 übertrug ihm der König die Bildung eines neuen Kabinetts, welches jedoch zufolge seines konservativen Charakters die Majorität der Kammer bald verlor. Am 13. März 1831 legte L. die Verwaltung nieder. Von Gläubigern gedrängt, vom Hofe verlassen, sah er sich genötigt, seine Besitztümer zu veräußern, um 50 Mill. Frs. Schulden zu decken. Noch 1831 trat er wieder als Deputierter von Paris in die Kammer und schloß sich jetzt der Opposition an. Aus den Trümmern seines Vermögens bildete er 1837 die Discontokasse, die auf die Vereinigung der kleinen Kapitalisten zur Konkurrenz mit den großen berechnet war. Im J. 1843 wählte ihn die Kammer zum Präsidenten. L. starb 26. Mai 1844 und hinterließ eine Tochter, die mit dem ältesten Sohne des Marschalls Ney verheiratet war. Vgl. «Souvenirs de Jacques L.» (3 Bde., Par. 1844).

Lafont (Charles Philippe), berühmter Violinspieler, geb. zu Paris 1. Dez. 1781, wurde nach verschiedenen Kunstreisen 1808 in Petersburg erster Soloviolinist des Kaisers Alexander. Im J. 1815 wandte er sich wieder nach Paris, wo er als erster Violinist in die Kammermusik Ludwigs XVIII. eintrat. Er starb auf einer Kunstreise infolge des Umschlagens des Postwagens zwischen Bagnères de Bigorre und Tarbes 14. Aug. 1839. L.s Spiel war einnehmend durch Sauberkeit und Grazie; seine ansprechenden Kompositionen bestehen in Konzerten, Phantasien, Variationen, Rondos u. s. w. für Violine, in brillanten Duos für Violine und Klavier (mit Herz, Kalkbrenner u. a. in Gemeinschaft gearbeitet) und in zahlreichen Romanzen, davon viele sehr beliebt wurden. Auch komponierte er einige Opern.

Lafontaine (Aug. Heinr. Jul.), einer der fruchtbarsten deutschen Romandichter, geb. 5. Okt. 1758 zu Braunschweig, studierte in Helmstedt Theologie, wurde 1786 Hauslehrer in Halle, ging als Feldprediger 1792 mit dem preuß. Heere nach der Champagne und kehrte nach dem Frieden nach Halle zurück, wo er seit 1800 privatisierte und 20. April 1831 starb.

L. ist der Hauptvertreter des empfindsamen Familienromans. Eine lebhafte, obwohl nicht reiche Phantasie, verständig entworfene Pläne, leicht gezeichnete und meist anziehende Charaktere, machten ihn zu einem Lieblingsschriftsteller seiner Zeitgenossen. Seine spätern Romane, in denen die stete Wiederkehr gewisser Lieblingscharaktere und Situationen die Kritik, insbesondere der romantischen Schule, gegen ihn anriefen, entfremdeten ihm allmählich auch die Lesewelt. L. hat an 150 Bände geschrieben. Zu seinen besten Romanen gehören «Der Sonderling» (1793), «Clara du Plessis und Clairant» (1794), «Leben und Thaten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming» (1795), «Saint-Julien» (1798). Vgl. Gruber, «L.s Leben und Wirken» (Halle 1833).

Lafontaine (Jean de), berühmter franz. Fabeldichter, geb. zu Château-Thierry in der Champagne 8. Juli 1621, wurde erst in seinem 19. Jahre, wo er in die Kongregation des Oratoriums trat, zum Studium der Dichter des Altertums und franz. Schriftsteller angeregt und noch später zu eigenen poetischen Versuchen angetrieben. Sein erstes Auftreten mit einer Bearbeitung des «Eunuchus» von Terenz (1654) war nicht glücklich. Sein Vater übertrug ihm seinen Posten als Maître des eaux et forêts und verheiratete ihn. Nach einiger Zeit ließ L. jedoch Amt und Frau im Stich und ging auf Anregung der Herzogin von Bouillon, die eine Zeit lang in Château-Thierry gelebt hatte, nach Paris, wo er Gönner fand, die ihn wie ein unmündiges Kind sein ganzes Leben hindurch leiteten. Namentlich interessierte sich der Intendant Fouquet für ihn, der ihm eine Pension gab, und nach dessen Entfernung von Paris unterstützten ihn Henriette von England, der große Condé, Conti, Vendôme u. a., deren Freigebigkeiten aber den sorglosen Dichter nicht vor täglichen Verlegenheiten schützten, bis ihn Frau von Sablière in ihr Haus aufnahm und für alle seine Bedürfnisse sorgte. Nach ihrem Tode trat Hervart an ihre Stelle. Im J. 1684 wurde L. in die Akademie aufgenommen. Er starb 13. April 1695.

Seine Hauptwerke sind die «Contes» (zuerst 1665) und seine «Fables» (Buch 1—6, 1668; Buch 7—11, 1678; Buch 12, 1694). Die eigentümlichen Vorzüge L.s bestehen weder im Besitze einer dichterischen Weltanschauung noch in der Erfindung, sondern in der Darstellung. Seine Fabeln sind dem Stoffe nach meist den Alten, die Erzählungen ital. und franz. Novellisten entlehnt; dagegen ist die Darstellung originell und meisterhaft. Er verband mit der Gabe plastisch anschaulicher Darstellung den Ton harmloser Naivetät und schalkhaften Humor, Eigenschaften, die seine Dichtungen unnachahmlich machen. Ebenso fein konzipiert wie seine «Fables» sind seine zum Teil sehr schlüpfrigen «Contes». Seine übrigen Gedichte sind von untergeordnetem Wert. Zu den besten unter den zahllosen spätern Ausgaben der Fabeln gehört die von Rodier (4. Aufl., 2 Bde., Par. 1839), sowie die von Lacroix (2 Bde., Par. 1875), der auch («Œuvres inédites» und «Nouvelles œuvres inédites de L.», Par. 1863 u. 1868) einiges Ungedruckte aus dem Nachlaß L.s nebst einer Bibliographie von Ausgaben seiner Werke erscheinen ließ, besonders aber die von Henri Regnier in der Sammlung der «Grands écrivains de la France» (Bd. 1 u. 2, 1883 fg.); unter den ebenfalls zahlreichen Ausgaben der «Contes» verdienen genannt zu werden die von Pauly (2 Bde., Par. 1868), die illustrierte (2 Bde., Par. 1874—75, mit den Bildern der Ausgabe der «Femiers généraux») und die von Scheuring (2 Bde., Lyon 1874). Erklärt wurden die «Fables» von Laun (2 Tle., Heilbr. 1877) und Lubarsch (4 Tle., Berl. 1881—83). Die besten Ausgaben seiner «Oeuvres» besorgten Walckenaer (18 Bde., Par. 1819—20; 6 Bde., 1822—23; Bd. 1, 1868), Marty-Laveaux (4 Bde., 1857—60), L. Moland (7 Bde., 1872 fg.) und Pauly (Bd. 1, Par. 1875). Reich an vielen wichtigen Nachweisungen sind die von Robert herausgegebenen «Fables inédites des XIIe, XIIIe et XIVe siècles et fables de L., rapprochées de celles de tous les auteurs» (2 Bde., Par. 1825).

L.s Fabeln wurden ins Deutsche übersetzt unter andern von Dohm (mit Illustrationen von Doré, Berl. 1877). Vgl. Saint-Marc Girardin, «L. et les fabulistes» (Par. 1867); Taine, «L. et ses fables» (3. Aufl., Par. 1861).

Lafosse (Antoine, Seigneur d'Aubigny), franz. dramatischer Dichter, geb. 1653 zu Paris, war Sekretär des franz. Gesandten in Florenz, dann des Marquis von Créquy, endlich des Herzogs von Aumont, und starb 2. Nov. 1708. Er verfaßte vier Trauerspiele: «Palyxène» (1686), «Manlius Capitolinus» (1698), «Thésée» (1700), «Corésus et Callirhoé» (1703). Das beste ist «Manlius», eins der berühmtesten franz. Trauerspiele des 18. Jahrh. L. veröffentlichte außerdem eine Übersetzung der Oden Anakreons, ferner Elegien, Idyllen, Epigramme u. s. w. Seine sämtlichen Werke erschienen in zwei Bänden (1747 u. 1811).

La Fosse (Charles de), franz. Historien- und Kirchenmaler, geb. in Paris 1636, war dort Schüler Lebruns und bildete sich dann seit 1658 in Rom und Venedig aus. Seine Malereien, welche in Fresko und auf der Leinwand ausgeführt wurden, zeigen teils Paul Veroneje, teils Rubens als seine Vorbilder. L. teilt mit den meisten seiner Zeitgenossen eine glänzende Virtuosität des Kolorits und der effektreichen Komposition. Seit 1673 stieg er an der pariser Akademie empor, wurde 1699 deren Direktor, 1715 erhielt er den Titel eines Kanzlers. Im J. 1705 vollendete er sein größtes Werk, die Kuppelgemälde des Invalidendoms, welche zu den bedeutendsten Leistungen der Zeit gehören. In London fertigte er 1689—90 die Fresken im Palast Montague, anderes in Versailles und in vielen Kirchen Frankreichs. Für den König malte er eine Ehebrecherin vor Christus; ferner sind als Hauptwerke hervorzuheben seine Vermählung der heil. Jungfrau, der heil. Bruno (gestochen von Audran), der Raub der Proserpina (gestochen von Lempereur). L. starb 13. Dez. 1716 in Paris.

Lafuente (Modesto), ausgezeichneter span. Geschichtschreiber, geb. 1806 zu Rabanal de los Caballeros in der Provinz Palencia, war Professor und Bibliothekar zu Astorga, bis er 1837 zu Leon eine satirische Zeitschrift begründete. Mit letzterer übersiedelte er 1838 nach Madrid, wo er seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Mehrmals zum Deputierten und Vizepräsidenten der Cortes erwählt, zeichnete er sich in diesen als polit. Redner aus, und wirkte später als Direktor der Escuela superiar de diplamática und Präsident der Junta de los archivos y bibliotécas. Er starb 25. Okt. 1866.

Die von ihm unter den Pseudonymen Fray Gerundio und Tirabeque herausgegebenen «Coleccian de capilladas y disciplinazas de Fray Gerundia. Periódico satirico de palítica y castumbres» (16 Bde.), «Viages de Fray Gerundio par Francia, Belgica, Hollanda y orillas del Rhin» (2 Bde.), «Viage areastatico de Fray Gerundio y Tirabeque. Capricho gerundiana», «Teatro social del siglo XIX, por Fray Gerundio» (2 Bde.) und «Fray Gerundia. Revista europea» (4 Bde.), die sämtlich zwischen 1844—50 erschienen, haben weite Verbreitung gefunden. Sein Hauptwerk ist die «Historia general de España» (30 Bde., Madr. 1850—66; 2. Ausg., 13 Bde., 1874—75; illustrierte und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Ausgabe von Valera, 6 Bde., Barcelona 1877—82). L. bekundet sich in diesem Werke als gewissenhafter Forscher, wie auch als trefflicher Darsteller und Prosaist.

Ein anderer span. Geschichtschreiber desselben Namens, **Miguel L. y Alcántara**, wurde zu Archidona in der Provinz Malaga 10. Juli 1817 geboren, trat nach beendeten Rechtsstudien in das Advokatenkollegium von Granada und wurde 1846 zum Cortesdeputierten für Archidona erwählt. Zum Fiskal von Cuba ernannt, erkrankte er bald nach seiner Ankunft in der Havana und starb im Aug. 1850. Sein Hauptwerk ist die «Historia de Granada» (4 Bde., Granada 1843—48; 2 Bde., Par. 1851).

Lagan, Fluß im nordöstl. Irland, Provinz Ulster, auf der Grenze der Grafschaften Antrim und Down, entspringt in letzterer und mündet bei Belfast durch den Belfast Lough in den Nordkanal. Durch den Belfastkanal ist der Fluß mit dem im NW. gelegenen Lough Neagh in Verbindung gesetzt.

Lagarde (Paul Ant. de), eigentlich **Böttticher**, verdienter Orientalist und Sprachforscher, geb. 2. Nov. 1827 zu Berlin, besuchte das dortige Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, studierte in Berlin und Halle Theologie, Philosophie und morgenländ. Sprachen, habilitierte sich 1851 in Halle und arbeitete 1852—53 in London und Paris. Ostern 1854 wurde L. Lehrer am Werderschen Gymnasium in Berlin, 1855 an der Luisenstädtischen Realschule daselbst, im Herbst desselben Jahres an das Köllnische Realgymnasium und 1858 an das Werdersche Gymnasium versetzt. Nachdem ihm 1866 auf drei Jahre Freiheit vom Schulamt gewährt worden war, ward er 1869 als Ewalds Nachfolger zum Professor in Göttingen ernannt.

L.s erste Schriften, die 1866 gesammelt erschienen, beschäftigten sich vorzugsweise mit der iranischen Welt. Als Früchte seines londoner und pariser Aufenthalts erschienen in syr. Sprache: «Didascalia apostolarum» (Lpz. 1854), «Reliquiae juris ecclesiastici antiquissimae» (Lpz. 1856), «Analecta syriaca» (Lpz. 1858), «Titus Bostrenus contra Manichaeos» (Lpz. 1859), «Geoponica» (Lpz. 1860), und die mit diesen Texten in Beziehung stehenden griechischen: «Reliquiae juris ecclesiastici antiquissimae graece» (Lpz. 1856), «Hippolyti Romani quae feruntur graece» (Lpz. 1858), «Titi Bostreni quae ex opere contra Manichaeos edito graece scripta servata sunt» (Lpz. 1859), «Constitutianes apostolorum graece» (Lpz. 1862), «Clementina» (Lpz. 1865). Auf die iranischen Idiome kam er 1877 in «Armenischen», 1883 in «Persischen Studien» zurück; «Aegyptiaca» erschienen 1883. Sein Hauptgewicht legte L. jedoch auf seine Beiträge zur Kritik des Bibeltextes. In diesen Arbeitskreis gehören unter mehrern andern die Ausgaben der syr. Übersetzung der alttestamentlichen Apokryphen (1861), der arab. Übersetzung der Evangelien (1864), der kopt. Übersetzung des Pentateuch (1867), der Materialien zur Kritik und Geschichte des Pentateuch (arab., 1867), der griech. Genesis und der sich ihr anschließenden «Quaestiones» des Hieronymus (1868), der «Onomastica sacra» (1870), der «Prophetae chaldaice» (Lpz. 1872) und der «Hagiagrapha chaldaice» (Lpz. 1873), des «Psalterium iuxta Hebraeos Hieronymi» (Lpz. 1874) und des ersten Teils der kanonischen Bücher der Septuaginta (Gött. 1883). L. sucht für diese Ausgabe die drei Recensionen der Septuaginta herzustellen, welche nach des Hieronymus Zeugnis in den drei Kirchenprovinzen des

Orients amtlich galten, und es gelang ihm, zunächst für die Hälfte des Alten Testaments den Text aorzulegen, welcher, von Lucian in Antiochia gegen das J. 300 hin konstituiert, in Antiochia und Konstantinopel anerkannt war und aon Ulfilas ins Gotische übersetzt wurde. Die beiden Bände «Symmicta» und die «Mitteilungen» (Gött. 1877, 1881 u. 1884) enthalten die kleinern Arbeiten L.s. Als polit. Schriftsteller ist er aufgetreten in den beiden Schriften: «Über das Verhältnis des deutschen Staats zur Theologie, Kirche und Religion» (Gött. 1873), «Über die gegenwärtige Lage des Deutschen Reichs» (Gött. 1876) und in andern, die außer dem «Programm für die konservatiae Partei Preußens» (1884) in seinen «Deutschen Schriften» (2 Bde., Gött. 1878—81) gesammelt vorliegen.

La garde meurt, mais elle ne se rend pas (frz., d. i. die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht) soll der franz. General Cambronne als Kommandeur einer Division der Alten Garde ausgerufen haben, als die Garde, gegen Ende der Schlacht von Waterloo (18. Juni 1815) nach dem Verbrauch aller Munition auf allen Seiten aon engl. Reiterei umringt, zur Übergabe aufgefordert wurde. Der Ausspruch ist durchaus unhistorisch; das Ganze zerfällt auch schon dadurch in sich selbst, daß Cambronne (s. d.) sich lebend dem hannoa. General Hallett übergab.

Lagaria, im Altertum Flecken in Lukanien, nordöstlich aon Thurii, durch seinen Wein berühmt.

Lage, auf Kriegsschiffen Bezeichnung für eine Reihe Kanonen, die rings in einer Linie stehen; sind mehrere L. übereinander, so wird die unterste als die erste angesehen; daher Lage geben, wenn eine Reihe Kanonen abgefeuert wird; dem Feinde die volle L. geben, beim Abfeuern aller auf einer Seite befindlichen Kanonen. In der Musik heißt L. (Position) die Stellung der linken Hand beim Spiel aon Saiteninstrumenten: erste, zweite, dritte L., je nachdem die Hand auf dem Griffbrett varrückt.

Lage, Stadt in Mecklenburg, s. Laage.

Lägel oder Legel bezeichnet ursprünglich ein Faß von gewisser Form, besonders eins mit längtich-ovalem Baden, wie es in manchen Gebirgsgegenden zur Beförderung aon Waren durch Lasttiere benutzt wird. Dann versteht man unter L. auch die Menge (das Maß, beziehungsweise Gewicht), welche ein solches Faß enthält. In der Ostschweiz ist das L. Wein = etwa 45 l (das tessiner L. oder Barile van 30 Pinten oder 45,139 l hat seit 1853 keine gesetzliche Geltung mehr); in Steiermark war bis Ende 1875 der L. (Stahl u. s. w.) gesetztich = 1¼ wiener Ctr. = 70 kg, seither fehlt dort eine gesetzliche Bestimmung des L.

Lagēna (Lagoena, grch. Lágēnos, Lágynos), im Altertum eine Weinkanne mit engem Hals, etwas erweiterter Mündung und einem Henkel.

Lager (botan.) oder Thallus, Thallam, nennt man in der Botanik die vegetativen Teile derjenigen Pflanzen, an denen eine deutliche morphologische Differenzierung von Blatt, Stamm, und Wurzel nicht vorhanden ist, man bezeichnet demgemäß diese Pflanzen als Lagerpflanzen oder Thallophyten im Gegensatz zu den Cormophyten. (S. Thallus, Thallophyten.)

Lager (geolog.), s. Flöz.

Lager (frz. coussinet, patlier, empase, collets; engl. ptumber-btock, brass, pittow, cotlars), nennt man Maschinenteile, die dazu dienen, die Zapfen der Wellen oder Achsen zu unterstützen, und dabei denselben nur eine Drehung um ihre geometr. Achse gestatten. Über die verschiedenen Konstruktionen derselben s. unter Transmissionen und Triebwerke.

Lager im allgemeinen ist diejenige Art der Unterbringung von Truppen, bei welcher von der Benutzung vorhandener Gebäude oder Ortschaften abgesehen wird, bildet also den Gegensatz zur Unterbringung in Quartieren. Leistet man bei der Lagerung auf Schutz gegen die Witterung gänzlich Verzicht, so spricht man von Freilager oder Biwak (s. d.). Ein L. im eigentlichen Sinne entsteht durch Herrichtung provisorischer Unterkunftsräume, die entweder als Zelt in ihren Teilen fertig mitgeführt werden und nur aufgerichtet zu werden brauchen, aber wie die Hütten jedesmal aus Stroh, Holzwerk aber Rasenstücken aufgeführt werden. Man unterscheidet dem entsprechend zwischen Zelt- und Hüttenlager. Sind die Unterkunftsräume mehr hausartig in Holz aber Stein gebaut, so nennt man sie Baracken und das L. Barackenlager. In frühern Perioden der Kriegführung bis zum Anfang des 19. Jahrh. führten die Heere regelmäßig Zelte zur Lagerung mit sich, was natürlich den Troß erheblich aermehrte. Napoleon I. streifte diese Fessel ab und führte als Ersatz des Zeltlagers das Freilager ein, welchem Vorgange man fast allgemein folgte. Nur da, wo bei starkem Gegensatz zwischen Tages- und Nachttemperatur das Freilager auf die Dauer den Gesundheitszustand der Truppen allzu sehr beeinträchtigt, wie sich dies seinerzeit in den Kämpfen der Franzosen in Algerien zeigte, griff man wieder zum Zeltlager. Wa es angängig, lehnt man im Interesse der Erhaltung der Truppen das Freilager an Ortschaften an und benutzt die varhandenen Räumlichkeiten nach Möglichkeit zur engen Unterbringung der Mannschaften, namentlich bei ungünstigen Witterungsverhältnissen. Man spricht in diesem Falle aom Ortschaftslager. Hüttenlager legt man gegenwärtig an, wenn größere Truppenmassen längere Zeit hindurch an derselben Stelle und in einer gewissen Gefechtsbereitschaft verbleiben sollen, daher konzentriert sein müssen, welcher Forderung sich unter Benutzung van Ortschaften bei ihrer zerstreuten Lage nicht gehörig nachkommen läßt. Derartige Fälle kommen namentlich bei der Cernierung und Belagerung aon Festungen aor. Solche Standlager wurden in frühern Jahrhunderten regelmäßig während des Winters bezogen und dann verschanzt. Das verschanzte Lager war überhaupt das Mittel, sich gegen den Angriff eines, namentlich überlegenen Gegners zu sichern (Wallenstein und Gustna Adolf bei Nürnberg, Friedrich d. Gr. bei Bunzelwitz). Die alten Römer hatten Winter- und Sommerlager, erstere (castra hiberna) dienten als Winterquartiere, letztere (castra aestiva) als beständige Stützpunkte der Operationen und wurden am Abend jeden Marsches neu errichtet. Die Lagerordnung war genau festgestellt. Das L. war stets von Wall und Graben umgeben. Kleinere befestigte Standlager waren die Kastelle. Genauere Angaben über die römischen L. finden sich in den Schriften aon Polybius (150 a. Chr.), Hyginus (100 n. Chr.), Vegetius (375 n. Chr.).

Friedens- oder Übungslager werden namentlich dann bezogen, wenn Truppen zu Übungszwecken außerhalb ihrer Garnisonen regelmäßig wiederkehrend an derselben Stelle zusammengezogen

werden und die Bevölkerung von der Last der Einquartierung befreit bleiben soll, man zugleich den Truppen ermüdende Märsche nach den Übungsplätzen ersparen will (wie z. B. bei den Artillerieschießübungen). In diesem Falle kommt auch häufig das Barackenlager zur Anwendung. L. zum Zwecke der größern Truppenübungen sind seit längerer Zeit, besonders in der franz. Armee üblich (wie das bekannte L. von Châlons); auch in der engl., sowie in der ital. Armee hat man stehende Übungslager. Man hegt dabei den Gedanken, die Truppen an das Leben im Felde zu gewöhnen und ihre Kriegstüchtigkeit zu fördern. Doch fehlt alsdann den Übungen die Abwechselung des Terrains, und sie fallen mehr schablonenmäßig aus. In Deutschland hat man sich unter anderm aus diesem Grunde dem Vorgang nicht angeschlossen. Lagerwachen bezwecken die unmittelbare Sicherung des L. oder Biwaks gegen Überfall. Größere Festungen, welche Raum zur Konzentrierung bedeutender Streitkräfte gewähren, nennt man verschanzte Lager. (S. Festung.)

Lagerbuch, soviel wie Urbarium (s. d.).

Lagerfrucht nennt man das noch nicht abgemähte Getreide im gelagerten, also nicht normal aufgerichteten Zustande. Das Lagern wird hervorgerufen entweder durch heftige Gewitterregen, in welchem Falle das Getreide sich häufig wieder aufrichtet, oder durch zu große Länge und Schwäche der Halminternodien, namentlich des zweiten, infolge dessen die Halme umknicken. Die Ursache dieser Schwäche ist in einer zu starken Beschattung und dadurch bewirkten unvollkommenen Ausbildung der Halme zu suchen. Zu dichter Stand der einzelnen Halme, überreiche Düngung, namentlich mit leicht löslichen stickstoffhaltigen Materialien, erzeugen eine übermäßige Blattbildung und Beschattung und sind indirekt die Ursachen der L.

Lagerhaus ist eine Anstalt zur Aufbewahrung großer Quantitäten von Waren verschiedener Interessenten; der Eigentümer eines L. (nicht selten eine Aktiengesellschaft) macht sich ein Gewerbe daraus, Waren für andere Personen zu lagern, und wenn er hierzu staatlich ermächtigt ist, so erwächst ihm zugleich die Befugnis, indossable Lagerscheine auf Grund der Art. 302, 305 des Handelsgesetzbuchs auszustellen. (S. Lagerscheine.)

Lagermetall nennt man verschiedene Metallegierungen, aus welchen für den Maschinenbau die Lagerschalen (s. d.) hergestellt werden. Über die Zusammensetzung derselben s. Antifriktionsmetall und Bronze 8).

Lägern (die), der östlichste Bergzug des Schweizer Jura, erstreckt sich als 11 km langer, waldiger und teilweise felsiger Kamm vom Durchbruch der Limmath bei Baden (s. d.) östlich bis zur Ebene der Glatt, besteht aus Kalkstein der untern und der obern Juraformation und erhebt sich mit dem aussichtsreichen Burghorn, 4 km östlich von Baden auf der Grenze der Kantone Aargau und Zürich zu 863 m über dem Meere.

Lagerschalen, bei den Zapfenlagern innen cylindrisch oder kugelig ausgedrehte, zwei- oder mehrteilige dünnwandige Hohlkörper, welche zwischen den Wellenzapfen und den Lagerkorpern angebracht werden, um die infolge der Umdrehung der Wellen auftretende Abnutzung aufzunehmen. (S. Lager und Transmissionen und Triebwerke.)

Lagerscheine oder Warrants (engl.) nennt man Waren-Auslieferungsscheine, ausgestellt von einem Lagerhause oder einer andern Warenniederlage (Dock, Auktionsetablissement u. dgl.). Der L. hat ähnliche Funktionen in Bezug auf die ruhenden (lagernden) Warea zu versehen, wie der Ladeschein und das Connossement in Bezug auf die transportierten Waren. Indem nämlich nur der legitimierte Inhaber des L. die Auslieferung der betreffenden Waren verlangen kann, ist es möglich, durch einfache Übertragung oder Verpfändung des L. rechtlich zugleich die Ware selbst zu übertragen, resp. za verpfänden. Der L. dient also dazu, um dea Warenverkehr und den Warenkredit zu erleichtern und zu sichern, er bildet eine sehr wirksame und für manche Länder eine geradezu uaentbehrlich gewordene Stütze des Großhandels. Das Warrantsystem hat sich in Englaad und Holland ausgebildet und ist von da auf aadere Länder übergegangen; ia Deutschland hat eine gesetzliche Spezialregulierung desselben bisher nur in Bremen, Hamburg und Elsaß-Lothringen stattgefunden, obwohl es faktisch auch bereits in manchen andern Ländern Eingang gefunden hat. Das Deutsche Handelsgesetzbuch hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, die Indossabilität (s. d.) derjenigen L. anzuerkennen und zu regulieren, welche von einer zur Aufbewahrung von Waren staatlich ermächtigten Anstalt ausgestellt sind (Handelsgesetzbuch, Art. 302, 305), und im übrigen nur beiläufig die obenerwähnte Fuaktion des L. sanktioniert (Art. 313, 374). Vgl. Hecht, «Die Warrants» (Stuttg. 1884).

Lagerungsformen der Gesteine siad je nach der Entstehungsweije der letztern durchaus verschieden; man unterscheidet:

1) Die Gesteine sedimentären, also wässerigen Ursprungs bilden Komplexe (Systeme) von aufeinander lagernden Schichten. Diese besaßen naturgemäß anfänglich eine horizontale (schwebende) Lagerung, welche sich lokal auch noch auf ziemlich weite Strecken erhaltea hat; meist aber haben dieselben Lagerungsstörungen erlitten. Bei einfacher Schichtenaufrichtung haben die Schichten statt der ursprünglich horizontalen eine mehr oder weniger geneigte, oft sogar senkrechte, ja selbst übertippte Stellung angenommen. Durch Biegung iafolge seitlicher Zusammenschiebung sind dagegen Mulden (Synclinalen) und Sättel (Anticlinalen) entstanden. In einer Mulde sind die Schichten von beiden Seiten nach einer Mittellinie geneigt (V), in einem Sattel fallen sie nach beiden Seiten ab (Λ). Schließen sich ein Sattel und eine Mulde mit gemeinschaftlichem Mittelschenkel aneinander, so entsteht eine Falte (∼). Mehrere solcher Falten können zu einem Faltensystem verknüpft sein. Eine andere sehr gewöhnliche Form der Lagerungsstörung sind die Verwerfungen. Sie entstehen dadurch, daß auf Spalten, welche die Schichtenkomplexe quer durchsetzen, Verschiebungen der gegenseitigen Lage der getrennten Gesteinsmassen stattfinden, wodurch die Schichten auf der einen Seite der Spalte in ein höheres oder tieferes Niveau gerückt werden, als auf der andern. Solche Verwerfungen machen sich namentlich beim Abbau der Steinkohlenflöze fühlbar, weil letztere durch sie plötzlich und haarscharf abgeschnitten werden. Das Maß dieser Verwerfungen beträgt oft mehrere hundert Meter.

2) Die Eruptivgesteine (s. d.) sind in glutflüssigem Zustande aus dem Erdinnern hervorgedrungen und dann erstarrt, durchsetzen also die Nachbargesteine, besitzen mit andern Worten durchgreifende Lagerung.

Von Gesteinsmaterial ausgefüllte Eruptionsspalten nennt man Eruptivgänge, während die Stöcke mehr rundlichen Querschnitt aufweisen. Auf der Erdoberfläche hat sich das glutflüssige Material entweder zu Kuppen aufgestaut, oder zu vulkanischen Decken ausgebreitet (s. Lager), oder endlich in Strömen einseitig ergossen. Bei ihrer Erstarrung haben viele Eruptivgesteine säulenförmige Absonderung angenommen, infolge deren sie in dienenwabenartig nebeneinander stehende Prismen zerfallen.

Lagerwache nennt man jede der zur äußern Sicherheit und zur Absperrung des Lagers aufgestellten Wachen. Die deutschen L. umgeben das Lager rings auf 2—300 Schritte Entfernung und werden möglichst an verteidigungsfähigen Punkten aufgestellt; sie sind voneinander nicht weiter als 500 Schritte entfernt und werden von der Infanterie, beziehungsweise den Jägern gegeben. Sie heißen, wenn sie seitwärts des Lagers liegen, auch Flankenwachen, und im Rücken des Lagers auch Brandwachen. Die Mannschaft (auch die Posten) legt das Gepäck ab und verhält sich wie auf Feldwache. In Österreich-Ungarn steht die Lager-Hauptwache 20 (Infanterie), beziehungsweise 50 (Kavallerie) Schritte vor der Front des Lagers; von dieser aus werden L. in Stärke von 1 Gefreiten mit 4 Mann rings ums Lager ausgesetzt. Jede L. setzt einen Mann als Schnarrposten aus. In insurgierten Ländern wird die Stärke der L. zuweilen erhöht. In Rußland sind die L. ähnlich wie in Deutschland angeordnet. In Frankreich steht die Garde de police dicht vor der Front des Lagers. Von dieser werden einfache Posten zur Absperrung des Lagers und zur äußern Sicherheit ein Poste avancé (1 Unteroffizier mit 6—15 Mann) auf 100 m vor die L. ausgesetzt, der vorgeschobene Posten sichert sich durch 1—2 einfache Posten.

Laggan, See in Schottland, Grafschaft Inverneß, nördlich vom Ben Alder, von waldigen Bergen umgeben, ist sehr fischreich. Aus dem 12 km langen und sehr schmalen See fließt westlich der Spean River zum Lochy River ab. Das Dorf L. mit 1300 E. liegt 12 km nordöstlich vom gleichnamigen See, links am Spey River.

Laghuat, El-Ar'uat, El-Aghuat, Hauptort des Militärbezirks der Sahara-Oasen in der Provinz Algier (Subdivision Medeah) der franz. Kolonie Algerien und wichtigster Ort der algerischen Sahara, 456 km südlich von Algier, liegt in der gleichnamigen Oase südlich vom Dschebl-Amur am Nordrande der Sahara, 780 m über dem Meere, ist auf den Abhängen zweier Felsenhügel und in dem zwischenliegenden Thale erbaut und von sehr schönen Fruchtgärten und ausgedehnten Dattelwäldern umgeben, während rings um die Oase flache Wüste sich ausbreitet. Die mittlere Jahrestemperatur ist 22° C. Der Wert der jährlichen Ernte von Datteln, die aber eine schlechte Sorte sind, wird auf 450000 Frs. geschätzt, und durch Bewässerung aus dem Ued-Mzi hat man etwa 1000 ha Getreidefelder gewonnen. Am 4. Dez. 1852 von den Franzosen unter Pélissier erobert, hat sich L. seitdem bedeutend verschönert. Statt der alten befestigten Türme wurden zwei Forts erbaut. Centrum der Stadt ist die Place Randon, an der die Verwaltungsgebäude stehen. L. hat 6000 E., Schulen für Knaben und Mädchen, Kirche, Postbureau, Gasthaus und ist ein bedeutender Marktplatz für alle benachbarten Stämme und Orte der Sahara.

Lagiden, Beiname der Ptolemäer (s. d.) nach Lagus, dem Vater des Ptolemäus I.

Lagina, im Altertum Ort in Karien, an der Straße von Rhodus nach dem Mäander, mit einem berühmten Tempel der Hekate, von dem noch Ruinen bei Leina vorhanden sind.

Lagny, Stadt im Arrondissement Meaux des franz. Depart. Seine-et-Marne, ein beliebter Sommeraufenthalt der Pariser, am linken Ufer der Marne und an der Französischen Ostbahn, von welcher sich hier eine 12 km lange Linie nach Villeneuve-le-Comte abzweigt, 28 km östlich von Paris, ist ein sehr alter Ort, der schon im 9. Jahrh. eine Benediktinerabtei hatte, deren Gebäude jetzt teilweise als Gendarmeriekasernen dienen, hat zwei Brücken über die Marne und (1876) 4272 E. Vom 19. Sept. bis 5. Okt. 1870 befand sich das Hauptquartier des Königs Wilhelm in dem unweit L. gelegenen Rothschildschen Schlosse Ferrières (s. d.). Im J. 1870 war L. längere Zeit der Endpunkt der einzigen, in deutschem Besitz befindlichen Bahn nach Paris, auf der alle Bedürfnisse für die Belagerung herangeschafft werden mußten.

Lago (ital. und span.), See, Landsee.

Lagoa (Baivon), s. Delagoabai.

Lago d'Averno, s. Avernus.

Lago di Castello (Albanersee), s. u. Albano.

Lago di Dragona, s. unter Ansanto.

Lago di Vico, s. unter Cimino (Monte-).

Lago-Maggiore oder Verbano (deutsch Langensee, lat. Lacus Verbanus), der längste und tiefste der oberital. Seen, gehört größtenteils dem ital. Königreich (Provinzen Novara und Como), etwa zum fünften Teil dem schweiz. Kanton Tessin an, liegt 197 m über dem Meere, ist bis 854 m tief, 63 km lang, zwischen Cerro und Fariolo 10 km, im übrigen 1—5 km breit und umfaßt eine Wasserfläche von 214 qkm. Er wird vom Ticino (s. d.) oder Tessin durchströmt, welcher bei Magadino einfließt und bei Sesto-Calende austritt, und nimmt mehr als 20 Flüsse und Bäche auf, darunter im N. die Verzasca und die Maggia aus den gleichnamigen Thälern, im O. die Giona aus Val Bedasca, die Tresa aus dem Luganersee, den Bardello aus dem See von Varese und die Acquanera aus dem Lago di Monate, im W. den Canobbio aus Valle Canobbina und die Toce oder Tosa (s. d.). Die Ufer des Sees vereinigen die wilde Großartigkeit der Alpen mit der üppigen Schönheit des Südens. Im N. und W. erheben sich hohe Glimmerschiefer- und Gneisberge der Teisiner Alpen: Poncione di Trosa (1866 m), Monte-Ghiridone (2184 m), Monte-Spalavera (2081 m) u. a. Über der Bucht von Baveno, aus welcher die herrlichen Borromeischen Inseln (s. d.) auftauchen, erglänzen die Schneehäupter der Penninischen Alpen, Monte-Rosa und Monte-Leone, und zwischen dem See und dem Lago d'Orta steigt der Rigi Oberitaliens, der Monte-Motterone (1491 m) auf; das linke Ufer wird vom Monte-Gambarogno (1734 m), dem Monte-Lemo (1619 m), dem Monte-Nudo (1108 m) und dem Sasso di Ferro (1084 m) beherrscht. Nach S. und O. stufen sich die Gebirge allmählich zur lombard. Ebene ab.

Auf den teils bewaldeten, teils rebenbewachsenen Abhängen liegen zahlreiche Villen, Kirchen und Klöster, an ihrem Fuße ein Kranz von Dörfern, Flecken und Städtchen. Die wichtigsten derselben sind im Kanton Tessin Locarno (s. d.), Magadino,

Ascona und Brissago, in der Provinz Novara (rechtes Ufer) Canobbio, Cannero, bei welchem die ruinengekrönten Felsklippen der Castelli aus dem See aufsteigen, und das gewerbfleißige Städtchen Intra (6034 E.), Pallanza (s. d.), das Nizza des Seegebietes, Fariolo, von welchem 1867 vier Häuser plötzlich und spurlos im See versanken, die Touristenstationen Baveno und Stresa, Lesa und Arona (s. d.); in der Provinz Como (linkes Ufer) Luino und Laveno (s. d.), Ispra und Angera und am untern Ende in der Provinz Mailand Sesto-Calende. Wie die Temperatur der krystallhellen, tiefblauen Fluten des Sees höher steht als die aller andern Alpengewässer, zeichnen sich auch die Uferlandschaften durch ihr mildes Klima und ihre üppige Vegetation aus, welche neben Nußbäumen, Edelkastanien, Feigen und Reben auch Ölbäume, Lorbeer-, Orangen- und Citronenbäume, Magnolien, Palmen und subtropische Coniferen und Kakteen und Agaven aufzuweisen hat. Durch besonders reichen und mannigfaltigen Pflanzenwuchs zeichnen sich aus die Gegend von Locarno, wo sich die Flora der Alpen mit derjenigen der Mittelmeerländer vermischt, das rechte Ufer von Cannero bis Intra, wo in den Gärten der Villen Ada und Franzosini (bei Ghiffa) Palmen, Cypressen, exotische Coniferen, Magnolien, Kamelien, Eucalyptus u. s. w. gedeihen, Pallanza und die Borromeischen Inseln. Von Fischen beherbergt der See namentlich Barsche, Schleien, Forellen, Hechte, Aale und Finten, die als Agoni wie Heringe eingesalzen und gepökelt in den Handel gebracht werden. Die herrschenden Winde sind der Morgenwind Tramontana, der seeabwärts, und der Abendwind Inverna, der seeaufwärts weht. Die neben diesen periodischen Winden dann und wann auftretenden West- und Nordwinde, der Mergozzo und der Maggiore, erregen öfters starke Stürme. Die rasche Schneeschmelze des Frühsommers und die starken Herbstregen der Tessiner Alpen verursachen häufig große Überschwemmungen; im Okt. 1868 stieg der L. um 6,7 m über seinen normalen Stand. Der Seeverkehr wird durch zahlreiche Segelbarken, sog. Gabarren, und zwischen Locarno und Arona durch acht Dampfboote vermittelt. An das obere Ende des L. führt von Bellinzona aus die Hauptlinie der Gotthardbahn, welche, nachdem sie eine Zweiglinie nach Locarno abgegeben, bei Magadino an den See tritt und, dem linken Ufer folgend, bei Luino das Netz der oberital. Eisenbahnen erreicht. Von Luino aus setzt sich die Linie über Laveno und Ispra bis Sesto-Calende fort, wo sie an die Linien nach Mailand, Genua und Arona anschließt. Bei Luino zweigt von ihr die schmalspurige Straßenbahn nach Ponte-Tresa am Luganersee, bei Laveno die direkte Linie nach Gallarate und Mailand ab. Dem rechten Ufer nach zieht sich von Locarno bis Arona eine Poststraße, an die sich bei Pallanza die Simplonstraße anschließt. Vgl. Bonisorti, «Il L.; novissima guida» (Mail. 1880).

Lagonegro, Stadt in der ital. Provinz Potenza (Basilicata), in 560 m Höhe auf romantischer Anhöhe gelegen, am südwestl. Fuße des Monte-Serino, an der großen calabrischen Straße von Neapel nach Reggio, Sitz eines Unterpräfekten, eines Civil- und Korrektionstribunals, zählt (1881) 4035 E.

Lagophthalmos, s. Hasenauge.

Lagopus, das Schneehuhn.

Lagos (angeblich das alte Lacobriga), uralte Cidade und Festung von (1878) 7279 E. an der Südküste des portug. Königreichs Algarve, an der Westseite einer prachtvollen Bucht mit versandetem Hafen, unweit der malerischen Spitze Ponta da Piedade, ist von Weinbergen, Feigen-, Mandel- und Olivenbäumen umgeben und zeigt ein ganz modernes Aussehen, da es durch das Erdbeben von 1755 großenteils zerstört und neu aufgebaut wurde. L. hat starke Festungswerke, zwei Pfarrkirchen, ein Spital, ein Armenhaus und einen 730 m langen Aquädukt. Von L. aus gingen meist die Caravels Heinrichs des Seefahrers in See.

Lagos (Eko und Oni bei den Eingeborenen), eine kleine Insel mit gleichnamiger Stadt am Golf von Benin, in Ober-Guinea, an der Sklavenküste, unter 6° 26′ nördl. Br. und 3° 30′ östl. L. von Greenwich, liegt im südl. Teile der Cradu-Lagune, 7 km von deren Ausfluß ins Meer, ist 189 qkm groß mit (1881) 75270 E., seit 1861 im Besitz der Briten, seit 1876 mit der Goldküstenkolonie vereinigt und jetzt ein bedeutender Handelspunkt. Die Ausfuhr besteht in Erdnüssen, Indigo, Mais, Elfenbein, Baumwolle, Kolanüssen, Öl- und Palmennüssen; die Einfuhr in Kauris, Tabak, Waffen, Pulver, Stabeisen, Messingdraht, Perlen, Spiegeln, Messern, Salz, Spirituosen. Die Stadt, am Ufer der Insel inmitten üppiger Baumvegetation gelegen, ist Sitz eines Gouverneurs und vieler europ. Kaufleute, unter denen die bedeutendsten Hamburger sind, sowie Konsuln, Beamte und Missionare und zählt 32000 E. Die Eingeborenen der Insel L. sind eine gemischte Rasse, denen der Goldküste ähnlich. Das Klima ist Europäern verderblich.

Lago Sebino, s. Iseosee.

Lagosta (slaw. Lastevo), Insel im dalmat. Archipel, südlich von Curzola, westlich von Meleda, zur Bezirkshauptmannschaft Curzola gehörig. Sie ist Berglaud, das allenthalben steil gegen die See abfällt und im Innern einzelne Thalmulden mit fruchtbarem Boden enthält. Nahe der nördl. Küste liegt der gleichnamige Hauptort mit (1880) 1050 E. in einem Bergkessel. Der einzige sichere Hafen (Lago grande) liegt an der Westküste, ist aber nur für kleinere Fahrzeuge erreichbar. Der Erwerb der Bewohner besteht vorwiegend im Fischfange. Am südlichsten Punkte steht ein Leuchtturm.

Lagrange (Jos. Louis), einer der größten Mathematiker aller Zeiten, geb. 25. Jan. 1736 zu Turin, widmete sich anfangs der Philosophie, wendete sich aber bald der Mathematik zu. Als Jüngling löste er die von Euler aufgestellte isoperimetrische Aufgabe und beantwortete die über das Prinzip der geringsten Bewegung. Kaum 19 J. alt, erhielt er die Stelle eines Professors der Mathematik an der Artillerieschule in Turin, worauf er eine Reise nach Paris unternahm. Nach seiner Rückkehr erhielt er den von der Akademie der Wissenschaften in Paris ausgesetzten Preis in Betreff der Theorie über die Bewegung der Trabanten des Jupiter; gleichzeitig veröffentlichte er die ersten Grundzüge seiner Lehre vom Planetensystem. Bald nachher (1766) folgte er dem Rufe Friedrichs d. Gr. als Direktor der Akademie an Eulers Stelle nach Berlin. Nach Friedrichs Tode ging er 1787 nach Paris. Die Nationalversammlung bestätigte ihm 1791 sein Gehalt von 6000 Frs., auch wurde er Mitglied der Belohnungskommission für nützliche Erfindungen und im März 1792 Mitvorsteher der Münze, welches Amt er jedoch bald niederlegte. Später wurde er Professor an der neuerrichteten

Normal-, sowie an der Polytechnischen Schule, dann erstes Mitglied des Instituts und Mitglied des Längenbureau. Bonaparte ernannte ihn zum Mitglied des Senats und zum Grafen. L. starb 10. April 1813 und wurde im Pantheon beigesetzt.

Seine wichtigsten Werke sind: die «Théorie des fonctions analytiques, contenant les principes du calcul différentiel» (Par. 1797; neue Aufl. 1813), worin die Differentialrechnung nicht wie früher auf den Begriff vom unendlich Kleinen basiert, sondern auf die einfache Analyse der endlichen Größen zurückgeführt ist; ferner der «Traité de la résolution des équations numériques de tous degrés» (Par. 1798; 3. Aufl. 1826) und die «Mécanique analytique» (2 Bde., Par. 1788; neue, vom Verfasser sehr vermehrte, nach dessen Tode von Prony, Garnier und Binet besorgte Ausgabe, Par. 1811—15). Außerdem lieferte er eine große Zahl einzelner Abhandlungen, welche zum Teil von hoher Wichtigkeit sind. Seine nachgelassenen Manuskripte wurden 1815 von Carnot, dem damaligen Minister des Innern, angekauft und dem Institut übergeben. Serret veranstaltete eine Gesamtausgabe von L.s Werken als «Oeuvres de L.» (7 Bde., Par. 1866—76). Neben Euler ist L. der größte Mathematiker vor Gauß; durch die Begründung der Variationsrechnung und seine Untersuchungen über analytische Mechanik hat er besonders der phys. Astronomie ganz neue Bahnen eröffnet.

La-Granja oder Sant'-Ildefonso, Villa (Stadt) von (1877) 2727 E. mit berühmtem Lustschloß (Real Sitio), liegt in der span. Provinz Segovia an der Straße von Madrid nach Segovia, 59 km im NW. der erstern und 11,5 km im Südosten der letztern Stadt, in romantischer Gebirgsgegend am nordwestl. Abhange der hier schön bewaldeten Sierra de Guadarrama. Der Ort ist offen, regelmäßig und modern gebaut und hat eine schöne, dem heil. Ildefonso gewidmete Kollegiatkirche mit dem Grabmal Philipps V. und seiner Gemahlin, verdankt aber, gleich dem obern Escorial, sein Leben und seine Bevölkerung nur dem Aufenthalt des Hofs. Das von dem genannten König 1724—27 erbaute Schloß (1266 m über dem Meere gelegen und somit der höchstgelegene Palast Europas) ist mit dem größten Luxus ausgestattet, und sein mit Marmorbildern und Springbrunnen reich geschmückter Park bedeckt eine Fläche von über 140 ha. Die künstlichen Wasserwerke der Granja, welche aus einem im obern Teil des Parks befindlichen, ungeheuern Reservoir gespeist werden, sind denen von Versailles nachgebildet, übertreffen sie aber an Wasserreichtum, Mannigfaltigkeit und Pracht der Marmorgruppen bei weitem. Das Schloß dient dem Hofe während der Monate Juli, August und September zur Sommerresidenz. Während in Madrid um diese Zeit das Thermometer durchschnittlich 23° Wärme zeigt, beträgt die mittlere Temperatur hier nur 16°. Der höchste Gipfel des Gebirges, unter welchem die Granja liegt, der Peñalarra, ist 2405 m hoch. In neuerer Zeit wurde das Schloß durch die sog. Revolution von La-Granja berühmt, indem in der Nacht vom 13. Aug. 1836 die Garden die Königin Marie Christine, die mit ihren Töchtern und einem kleinen Hofstaate daselbst verweilte, zu dem Versprechen zwangen, die Konstitution von 1812 wiederherzustellen. (S. Spanien.)

Lagrimōso (ital., «thränenvoll»), musikalische Vortragsbezeichnung: klagend.

Lagting, eine Abteilung des norweg. Storting. Jedes Storting erwählt aus seiner Mitte den vierten Teil der Repräsentanten zu Mitgliedern des L., dessen Aufgabe hauptsächlich die Prüfung der Gesetzentwürfe ist («Lag» = Gesetz). Das konstitutionelle Tribunal Norwegens, «Rigsretten», besteht aus dem L. und den Mitgliedern des Oberappellationsgerichts («Höjeste Ret»).

Laguéronnière (Louis Etienne Arthur Dubreuil Helion, Vicomte de), franz. Staatsmann und Publizist, geb. 1816 zu Limoges, gehörte seiner polit. Gesinnung nach der legitimistischen Partei an, trat aber später in enge Verbindung mit Lamartine, der ihn 1848 zu seinem Kabinettschef ernannte und ihm nachher die Redaction seines polit. Tageblattes «Le Bien public», sodann diejenige des Journals «Le Pays» übertrug. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 trat er auf die Seite Napoleons, kam in den Staatsrat und wurde mit der Leitung des polit. Zeitungswesens beauftragt. Im J. 1861 in den Senat berufen, gründete er das Journal «La France» und galt als Hauptverteidiger der liberalen Reformen, in welche sich Napoleon III. 1860 und 1867 einließ. Er wurde 1867 franz. Gesandter in Brüssel und 1870 in Konstantinopel. Beim Sturze des zweiten Kaiserreichs gab er seine Entlassung und trat ins Privatleben zurück. Er starb in Paris 23. Dez. 1875. Seine «Études et portraits politiques contemporains» (Par. 1856) zeugen von gewandtem Darstellungstalent; auch veröffentlichte er «Le droit public et l'Europe moderne» (2 Bde., Par. 1875).

Lagulhas (Kap), s. Agulhas.

Laguna (Christoval de Laguna), frühere Hauptstadt der Insel Teneriffa (s. d.).

Lagunen (vom lat. lacuna, d. i. Lache, Weiher oder Vertiefung) heißen überhaupt alle sumpfigen, morastigen Küstenniederungen, wo das eingedrungene Meer Inseln und Kanäle bildet. Vorzugsweise aber nennt man die Sümpfe, die an der nordwestl. Küste des Adriatischen Meers von Grado an der Isonzomündung bis zum Delta des Po und darüber hinaus bis Ravenna über 220 km lang sich hinziehen, L., inmitten deren Venedig (s. d.) erbaut ist, weshalb man sie oft Venetianische Lagunen nennt. Es sind an jenem ganzen Küstenbogen, an dem eine Menge Alpenflüsse münden, Meer und Festland in einer Breite von 7—15 km durch die seltsame Übergangsbildung der L. geschieden. Sümpfe und Moräste, seichte Strandseen, aus denen Sandinseln auftauchen, bilden die Abwechselung. Vom offenen Meere sind die L. durch Landstreifen getrennt, welche mit Sanddünen besetzt sind. In uralter Zeit war hier flacher Meeresstrand; blühende Städte seefahrender Etrurier und Umbrer bildeten in weitem Bogen einen Kranz um das Ufer: Hadria, Spina, Altinum, im Norden Aquileja, im Süden Ravenna. Jahrtausende haben an diesem Strande die zahlreich mündenden Flüsse Schlamm und Sand angehäuft: das Land ist gegen das Meer immer weiter vorgerückt. Spina lag schon vor 1800 Jahren 15 km landeinwärts, Adria zur Römerzeit unmittelbar am Meere, jetzt 22 km davon, und Ravenna war in der Zeit der röm. Imperatoren Seehafen. Selbst seit 1600 hat sich das Mündungsland des Po bedeutend verändert, da der Strom seit jener Zeit jährlich im Durchschnitt 85 m Landes angesetzt. Die L. gehen dabei natürlich immer mehr dem

Seichtwerden und endlichen Austrocknen entgegen. Die erwähnten Landstreifen sind mehrfach durch Meereslücken unterbrochen, und so entstehen schmale, langgestreckte Inseln, Lidi genannt. Durch diese Lücken treten die L. in Verbindung mit dem Meere und werden mit der Flut gefüllt, mit der Ebbe trocken gelegt. So entstehen die Valli oder Paludi-Falsi. Wo ein nicht durch Meereslücken unterbrochener, mit Schilf und Röhricht besetzter Landstreifen die Scheidung bildet, da entstehen Süßwassersümpfe, Paludi-Dolci oder ebenfalls Valli genannt. Nach ihrer Bewegung (durch Ebbe und Flut) oder ihrem Stillstande nennt man die L. auch lebende und tote. Letztere sind durch die Ausdünstung für die Gesundheit gefährlich. Von großer Ausdehnung sind die Valli von Comacchio (s. d.), die reichen Ertrag von Seesalz und Fischen geben.

Lagunеninseln, s. Ellice-Inseln.

Lagus, der Vater des Ptolemäus I. von Ägypten, des Stifters der bis 30 v. Chr. regierenden Dynastie der Ptolemäer, welche letztere nach L. auch Lagiden genannt wird. (S. Ptolemäer.)

Lagynos, Weingefäß, s. Lagena.

La Hague, s. Hague (Cap de la).

Laharpe (Frédéric César), Direktor der Helvetischen Republik von 1798, stammte aus einer Patricierfamilie des Waadtlandes und wurde 6. April 1754 zu Rolle geboren. Er studierte in Genf und Tübingen die Rechte und wurde hierauf Sachwalter bei der welschen Kammer zu Bern. Doch gab er diese Laufbahn auf, begleitete einen vornehmen Russen nach Italien und ging auf den Vorschlag des Barons Grimm 1782 nach Petersburg, wo er im folgenden Jahre Lehrer der Großfürsten Alexander und Konstantin wurde. Bei Ausbruch der Französischen Revolution, deren Ideen er sich mit Eifer zuwandte, ließ er eine Bittschrift an die Regierung zu Bern gelangen, in welcher er Reformen und die Zusammenberufung der Stände beantragte. Infolge dessen setzte man ihn als Anstifter der Unruhen, welche unter den dem Kanton Bern unterworfenen Waadtländern ausbrachen, unter die Zahl der Geächteten, und seine Feinde brachten es in Petersburg dahin, daß er entfernt wurde. L. ging nun nach Genf und von da nach Paris, wo er mehrere Flugschriften gegen das berner Patriciertum erscheinen ließ und das franz. Direktorium veranlaßte, sich in die Angelegenheiten der Schweiz einzumischen. Unter Saint-Cyr rückte ein franz. Korps im Dez. 1797 zur Beschützung des Waadtlandes ein, das sich sogleich in eine Lemanische Republik umwandelte. Die Umwälzung der ganzen Schweiz und die Gründung der Helvetischen Republik knüpften sich an diesen Gewaltstreich. L., der in das Heloet. Direktorium eintrat, hielt die Politik der Französischen Revolution aufrecht, bis ein Beschluß der Gesetzgebenden Räte dieses Direktorium auflöste. Er entwich nach Frankreich und lebte auf seinem Landhause Plessis-Piquet bei Paris, machte 1801 eine Reise nach Rußland, und lebte nach dem Wiener Kongreß, auf dem er für die Unabhängigkeit der Kantone Waadt und Aargau thätig war, als Privatmann in seinem Vaterlande. Er starb 30. März 1838. Die heftigen Angriffe in Seigneux' «Précis de la révolution du canton de Vaud» (2 Bde., Lausanne 1831) bewogen ihn zur Herausgabe der «Considérations sur le précis etc.» (Lausanne 1832).

Laharpe (Jean François de), berühmter franz. Kritiker und Dichter, geb. in Paris 20. Nov. 1739, besuchte das Collége d'Harcourt und kam als angeblicher Verfasser eines Spottgedichts auf die Lehrer der Anstalt in seinem 19. Jahre auf einige Monate nach Bicêtre. Die litterarische Laufbahn betrat er mit einem didaktischen Gedicht über die Langeweile (1757), dem eine Sammlung «Héroïden» folgte, die Voltaire sehr günstig beurteilte. Von der großen Zahl seiner Dramen sind die Tragödie «Warwick» (1763) und das Schauspiel «Mélanie» (1770) zu erwähnen. Seine «Éloges» wurden mit wenigen Ausnahmen gekrönt. Im J. 1776 ward er in die Akademie aufgenommen und 1786 Professor der Litteratur an dem neugestifteten Lyceum. Als die Revolution ausbrach, schloß er sich ihr an, wurde aber infolge einer Spöttelei über Robespierre als Redner verhaftet und fünf Monate im Luxembourg, wo er sich in einen devoten Katholiken und erbitterten Feind der Revolution umwandelte, gefangen gehalten. Mit großer Keckheit griff er Direktorium wie Konsularregierung an. Er starb zu Paris 11. Febr. 1803. Sein wichtigstes Werk ist das «Lycée, ou cours de littérature ancienne et moderne» (12 Bde., Par. 1799—1805; 16 Bde., mit dem Leben L.s, Par. 1813). Noch parteiischer und ungerechter als in diesem zeigte er sich in seiner «Correspondance littéraire» (6 Bde., Par. 1801—7). Außerdem erschien nach seinem Tode ein «Commentaire sur le théâtre de Racine» (7 Bde., Par. 1807) und ein «Commentaire sur le théâtre de Voltaire» (Par. 1814). Die beste Gesamtausgabe der Werke L.s besorgte Buchon (18 Bde., Par. 1825—26).

Lahaur, s. Lahore.

Lahidschan, Stadt in der pers. Provinz Ghilan unweit des Kaspischen Meers gelegen, ein wichtiger Handelsplatz von etwa 7000 E.

Lahire, eigentlich Etienne Vignoles, Heerführer König Karls VII. von Frankreich, hielt sich seit 1418 zur Partei des Dauphin, bekämpfte seitdem die Engländer und ihre franz. Parteigänger und kam 25. April 1429 nach Orléans, wo er Jeanne d'Arc mit Enthusiasmus aufnahm und unterstützte. Nach dem Gefecht bei Jargeau und der Schlacht bei Patai (1429) geleitete er Karl VII. nach Rheims zur Krönung und weiter vor Paris, folgte dann aber nicht dem weichenden König, sondern stürmte mitten im Winter Louviers und drang bis Rouen vor, um die gefangene Jungfrau zu retten. Zwar wurde er dabei von den Engländern ergriffen, doch gelang es ihm, sich freizumachen und bei der Einnahme von Chartres 1432 mitzuwirken. Im Verein mit Xaintrailles verheerte er hierauf die von Engländern und Burgundern besetzten Provinzen. Er nahm das Schloß Clermont bei Beauvais, dann Soissons und drang wieder gegen Rouen vor. Vergebens gebot ihm der König, der bereits Frieden geschlossen, die Herausgabe der eroberten Plätze. Im J. 1442 begleitete er den König nach Montauban, wo er 11. Jan. 1443 starb. Seine Tapferkeit und die Anhänglichkeit, die L. der Jungfrau von Orléans bezeigte, wurden Veranlassung, daß sein Name dem Coeurbuben in der franz. Karte beigelegt ward.

Lähmung (Akinesis), in der Medizin derjenige Zustand, bei welchem die Muskelthätigkeit durch Erkrankung der Muskeln selbst (sog. myopathische Lähmung) oder der sie beherrschenden Nerven (sog. neuropathische Lähmung) beeinträchtigt oder

vernichtet ist. Die L. kommt zu Stande, indem entweder die Nervencentralorgane (Gehirn und Rückenmark) einen Teil ihrer Thätigkeit eingestellt haben (centrale L.), oder indem die Nervenleitung zu dem Muskel unterbrochen oder die Muskeln selbst erkrankt sind (peripherische L.). Die centrale L. kann verschiedener Art sein. Dieselbe kann schon dadurch bestehen, daß der Willensimpuls zu den Bewegungen fehlt (so bei Geisteskranken, Hysterischen), oder daß das Centralorgan für die Reflexbewegungen vernichtet ist, ohne daß die betreffenden Krankheitsherde selbst eine sichtbare Veränderung darböten; oder es können anatomisch nachweisbare Zerstörungen im Gehirn und Rückenmark die Ursache der centralen L. sein, sa mangelhafte Ernährung, Blutungen im Gehirn (Hirnschlag), Entzündungen u. dgl. Bei den peripherischen L. ist, sofern sie nicht auf Erkrankung der Muskeln beruhen, entweder der Nerv in seinem Verlauf unterbrochen (zerschnitten, gequetscht, durch Abscesse zerstört u. s. w.) oder in seiner molekularen Zusammensetzung durch settige Entartung, Atrophie, Erweichung u. s. w. verändert.

Die L. ist entweder vollständig (Paralysis) oder unvollständig (Paresis), in welch-letzterm Falle nur eine mehr oder weniger große Schwäche des befallenen Organs vorhanden ist. Die L. betrifft entweder den ganzen Körper mit Einschluß selbst des Gehirns (allgemeine Paralyse), oder nur einen Teil (partielle Paralyse), und wird dann, je nachdem sie einzelne Körperteile befällt, verschieden benannt: Hemiplegie (halbseitige L.), bei L. einer Körperseite, Paraplegie (Querlähmung), bei L. der untern Körperhälfte, Paralysis cruciata (L. übers Kreuz), wenn einzelne Teile beider Körperhälften abwechselnd (z. B. rechte Gesichtshälfte, linker Arm und linkes Bein) betroffen sind. Bisweilen geht die L. mit einem unaufhörlichen unwillkürlichen Bewegen des kranken Gliedes einher, d. i. die sog. Zitter- oder Schüttellähmung (Paralysis agitans), welche namentlich alte Leute befällt. Die L., welche häufig mit Anästhesie (s. d.) verbunden vorkommen, sind um so ausgedehnter, je näher sich der verletzte Nerv den Centren befindet, je mehr einzelne Muskeln versorgende Fasern er an dieser Stelle enthält. Eine Blutung im Gehirn lähmt eine ganze Körperseite; eine in der Breite ausgedehnte Verletzung des Rückenmarks lähmt alle abwärts von dieser Stelle gelegenen Teile, während eine Zerschneidung eines Nerven etwa an der Handwurzel nur die L. einiger Finger zur Folge hat. Sind Empfindungsnerven in ihrer Thätigkeit beeinträchtigt, welche bei Gesunden die Reflexbewegungen vermitteln, so spricht man von einer Reflexlähmung. Häufig werden infolge der gleichzeitig vorhandenen Anästhesie in den gelähmten Gliedern mancherlei abnorme Gefühlseindrücke (Ameisenkriechen, Taub- und Pelzigsein, Gefühl des Einschlafens u. a.) empfunden.

Die Ursachen der L. sind sehr mannigfaltig. Die centralen L. entstehen bei Zerstörung des Gehirns und Rückenmarks infolge von Zertrennung derselben (Bluterguß, Erschütterungen), Entzündungen ihrer selbst oder ihrer Häute, Druck auf dieselben durch Geschwülste u. s. w., während die peripherischen L. die oben aufgeführten Ursachen haben. Allgemeine L. besonderer Art treten noch auf bei gewissen Vergiftungen, so bei Bleivergiftung, bei Vergiftungen mit gewissen Alkaloiden (Curare, Nicotin, Blausäure, Ergotin ꝛc.), bei Malariakrankheit, bei Syphilis, nach Rheumatismen u. s. w.

Eine eigenartige Form der L. ist ferner die sog. Kinderlähmung oder essentielle Lähmung, bei welcher in den ersten Lebensjahren ganz plötzlich unter Krämpfen und andern Hirnerscheinungen vollständige L. der beiden untern Extremitäten eintreten, welche weiterhin zu settiger Entartung und Schwund der Muskulatur und zu mannigfachen Verkrümmungen der Fußgelenke führen.

Die Behandlung der L. erfordert zunächst vor allem eine genaue und sorgfältige Erforschung der Grundursache; von den einzelnen Heilmitteln haben sich die Anwendung des elektrischen, insbesondere galvanischen Stroms auf die gelähmten Teile, die methodische Vornahme gymnastischer Manipulationen (Frottieren, Massieren, Heilgymnastik), der Gebrauch gewisser Bäder, zumal der indifferenten Thermen (Wildbad, Gastein, Teplitz, Wiesbaden, Warmbrunn u. a.), sowie die Innerliche oder subkutane Anwendung des Strychnins und Brucins am meisten bewährt. Alle gelähmten Teile müssen übrigens vor äußern Schädlichkeiten sorgsam geschützt und durch zweckmäßige Lagerung, spirituose Einreibungen und geeignete Schutzverbände vor dem drandigen Aufliegen (s. d.) behütet werden.

Lahn (frz. lame, engl. tinsel), geplätteter Gold- oder Silberdraht (s. unter Draht und Leonische Waren).

Lahn, ein Nebenfluß des Rheins auf dessen rechter Seite, entspringt auf dem Sauerländischen Gebirge, auf dem Lahnkopf bei dem Forsthaus Lahnhof, im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, 15 km östlich von Siegen, 602 m über dem Meere. Sie berührt in einem meist engen und felsigen, durch seine Naturschönheiten, Schlösser, Burgen und Ruinen berühmten Thale die Städte Marburg, Gießen, Wetzlar, Weilburg, Limburg, Nassau und Bad-Ems, trennt in ihrem westl. Laufe den Taunus vom Westerwalde und mündet bei Niederlahnstein (in 64 m Seehöhe), nach einem Laufe von 218 km. Der Fluß ist aufwärts bis Weilburg für kleine Fahrzeuge mittels 14 Schleusen bis Gießen 109,8 km weit schiffbar. Von ihren 15 Nebenflüssen sind zu nennen rechts die Dill, links die Ohm, Weil, Ems und Aar. Vgl. Spieß, «Das Lahnthal von seinem Ursprung bis zur Ausmündung» (Ems 1866).

Nach der L. sind zwei Kreise im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden benannt: der Oberlahnkreis, 532 qkm mit (1880) 59531 E. und der Hauptstadt Weilburg, und der Unterlahnkreis, 622 qkm mit 72954 E. und der Hauptstadt Diez.

Lahn, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Löwenberg, links am Bober in einem Kesselthale, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Pädagogium, zählt (1880) 1149 E. und ist bekannt durch seinen Taubenmarkt (am Mittwoch vor Fastnacht). Etwa 2 km westlich liegt am Abhange des Boberthals beim Dorfe Lähn- oder Lehnhaus die Ruine einer ebenso genannten Burg.

Lahnberg oder Silberlamm, ein 1493 m hoher Gipfel im Riesengebirge, im Kreise Hirschberg des preuß. Regierungsbezirks Liegnitz, dicht an der böhm. Grenze, etwa 5 km westlich von der Schneekoppe.

Lahnborten, s. unter Bortenweberei.

Lahneck, Burg bei Oberlahnstein (s. d.).

Lahnen sind flache, breite Dämme, welche vor Deichen angelegt werden, um das Abschwemmen

des Bodens durch Wasserfluten zu hindern und das Ansammeln des Schlicks zu fördern. Je nach dem zur Herstellung verwendeten Baustoff unterscheidet man Erdlahnen oder Buschlahnen. Letztere bestehen aus Buschholz oder Stroh.

La Hogue, soviel wie Hague (Cap de la).

Lahore (Lahaur), eine aus drei Distrikten bestehende Division der brit.-ind. Lieutenantgouverneurschaft Pendschab mit einem Areal von 23208 qkm und einer Bevölkerung von 1889495 Seelen. Die Hauptstadt L. ist auch Hauptstadt des Pendschab (s. d.) und des ganzen bis 1849 selbständigen Staats der Sikhs (s. d.), in einer wohlangebauten Ebene gelegen, mit festen Mauern, einem tiefen Graben und Verschanzungen, welche eine Linie von 11 km bilden, sowie mit den herrlichsten Gärten und Parkanlagen umgeben, und zählt (1881) 149369 E., welche Baumwollstoffe, Flanell und gute Waffen fabrizieren und Handel treiben. L. ist durch seine Lage militärisch wichtig; obgleich von seinem alten Glanze, den es als eine Residenzstadt der Großmoguln hatte, sehr herabgesunken, indem die jetzige Stadt L. nur noch die westlichste Ecke der alten 15 km langen und 1—2 Mill. E. zählenden Hauptstadt einnimmt, ist sie immer noch eine der bedeutendsten Städte Hindostans. In der Nordwestecke steht auch die Citadelle, welche große Magazine und Werkstätten für Kriegsbedürfnisse einschließt. L. zeichnet sich durch gute Bauart aus und hat zwar enge, aber lange und gerade Straßen, steinerne Häuser, besuchte Märkte, viele Karawanserais, zahlreiche Paläste und Mausoleen, Moscheen und Pagoden, Heiligengräber, Wallfahrtsstätten und mehrere Prachtbauten früherer Zeiten. Unter den letztern sind besonders bemerkenswert die von Aureng-Zeyb erbaute große Kaisermoschee mit vier hohen Minarets aus roten Sandsteinquadern, deren Hauptgebäude aber unter der Sikhsherrschaft Pulvermagazine waren; das Schah-Dura oder das Mausoleum des Kaisers Dschehangir, am rechten Ufer des Rawi, ein Quadratbau mit 20 m hohen Minarets an den vier Ecken, aus wechselnden Schichten von Marmor und roten Steinen, bisher aber als Kaserne benutzt; der alte prachtvolle Großmogulpalast, später Residenz Randschit-Singhs, Summum-Bardj genannt, zu welchem eine weite Marmorhalle führt. Zu den berühmtesten Anlagen gehört der Garten Dschehangirs, Schalimar genannt, der aus drei großen, übereinander sich erhebenden Terrassen besteht, und in welchem eine weit hergeleitete Wasserleitung 450 Fontänen emporwirft. Die Stadt besitzt verschiedene Regierungs-Schulanstalten für Volks- und höhere Bildung, namentlich ein gelehrtes Institut mit 550 Schülern.

L. war bis 1008 Residenz alteinheimischer Hindu-Radschas, dann der ersten mohammed. Eroberer Indiens, der Ghasnewiden, bis 1186; hierauf der Ghuriden. Es wurde 1225 von dem Chowaresmier Dschelaleddin-Mankberni, 1241 von den Mongolen unter Turme-Khirin-Chan erobert und geplündert, 1525 vom Sultan Babur eingenommen, gehörte seitdem zum Reiche der Großmoguln und rivalisierte als eine der Pracht- und Residenzstädte derselben im 17. und 18. Jahrh. mit Delhi. Zu L. wurden in jener Zeit die größten Kulturgärten angelegt. Die Handwerker und Künstler von L. waren die berühmtesten, und der Handel führte Kaufleute aller Nationen auf die dortigen Märkte. Aber mit dem Verfall des Kaiserreichs sank auch diese Prachtstadt in Ruinen und konnte kaum noch als Residenz der Sikhs, in deren Hände L. 1764 fiel, in einigem Ansehen erhalten werden. Am 22. Febr. 1846 wurde die Stadt und die Citadelle von der brit. Armee besetzt und 9. März daselbst ein Friedensvertrag zwischen dem Maharadscha Dhulib-Singh und der brit. Regierung abgeschlossen. Im letzten Kriege im Pendschab ward sodann 29. März 1849 das Aufhören der Sikhs-Souveränetät und die Einverleibung L.s wie des ganzen Pendschab in das Indobritische Reich proklamiert.

Lahr, Fabrikstadt im Kreise Offenburg des Großherzogtums Baden, sehr anmutig im Thale der Schutter, 15 km südwestlich von Offenburg gelegen, durch eine Zweigbahn nach Dinglingen mit der Badischen Staatsbahn verbunden, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramts und einer Reichsbanknebenstelle, und zählt (1880) 9390 meist prot. E. Der sehr wohlhabende und betriebsame Ort hat drei Kirchen (eine alte protestantische mit merkwürdigen Grabdenkmälern, die 1877 erbaute evang. Christuskirche und eine neue katholische), ein Gymnasium, eine Töchterschule, ferner eine Gewerbeschule, eine Industrieschule und ein Hospital. Die Fabrikindustrie erstreckt sich vorzugsweise auf Cichorien, Schnupftabak, Cigarren, Saffian und Kartonagen. Daneben fertigt man auch Baumwollwaren, Hüte, Roßhaar- und Seegrasmatratzen, Pappdeckel, Goldleisten, Leim, Blumen, Leder, Essig, Tuch. Zu L. erscheint der beliebte Volkskalender «Der Lahrer Hinkende Bote» in einer fast 1 Mill. starken Auflage. Auf Anregung dieses Kalenders ist eine großartige Sammlung zum Zweck der Errichtung eines deutschen Reichswaisenhauses ins Leben getreten, das nunmehr an der Lehne des Berges Altvater in herrlichster und gesundester Lage baulich vollendet und zur Aufnahme von 100 Waisen ohne Unterschied der Konfession eingerichtet ist. Eine Zierde der Stadt ist der prachtvolle große Stadtpark mit Villa, ein Vermächtnis des Lahrer Bürgers Jamm. Ehedem bildete L. mit mehrern Dörfern die Herrschaft Lahr, in der Ortenau, welche im Besitz der Grafen von Geroldseck war und durch eine Erbtochter 1426 an Nassau kam, 100 Jahre später aber von der andern Linie der Grafen von Geroldseck in Anspruch genommen wurde. Der deshalb geführte Prozeß dauerte über 100 Jahre und endete 1625 damit, daß die Herrschaft bei Nassau blieb. Im Lunéviller Frieden (1801) wurde L. an Baden abgetreten.

Lahsa, soviel wie El-Hasa (s. d.).

Laibach (ital. Lubiana, slowen. Ljubljana), Hauptstadt des österr. Kronlandes und Herzogtums Krain (1816—49 Hauptstadt des Guberniums L. wie zugleich auch des ganzen Königreichs Illyrien), liegt in einer ausgedehnten, durch die Nachbarschaft der Hochalpen reizenden Ebene, zu beiden Seiten der nie zufrierenden, hier von fünf Brücken überspannten Laibach, 11 km von deren Mündung in die Save, an der Österreichischen Südbahn (Linie Wien-Triest) und der Kronprinz-Rudolf-Bahn (Linie Tarvis-L.). Sie ist in ihren ältern Teilen unregelmäßig und eng, aber reinlich und im ganzen angenehm und hat mit ihren acht Vorstädten (1880) 26284 E. Die Volkssprache ist die slowenische, die Umgangssprache der Gebildeten die deutsche. L. ist Sitz der Landesregierung für Krain, des Landes-

ausschusses, eines Landesgerichts, des städtischen delegierten Bezirksgerichts für Stadt und Umgebung, eines Fürstbischofs, der Landesfinanzdirektion, eines Revierberganits, einer Handels- und Gewerbekammer u. s. w. Die öffentlichen Plätze sind geräumig, der Kongreßplatz durch eine in Sternform angelegte Allee geziert, in deren Centrum die Bronzebüste Radetzkys von Fernkorn auf einem Marmorpiedestal; auf dem Jakobsplatz ist eine Marienjäule mit den vier Evangelisten. Auf dem Hauptplatze steht vor dem Rathause ein Brunnen aus carrarischem Marmor mit Statuen vom ital. Bildhauer Robba. Ausgezeichnete Gebäude sind: die Kathedrale zu St. Nikolaus mit schönen Gemälden und Fresken von J. Quaglio, und unter den zehn andern Kirchen die Pfarrkirche zu St. Jakob mit den reichsten Marmorskulpturen von Robba und Contiero, die schöne Kirche der Ursulinerinnen, die Tirnauer Vorstadt-Pfarrkirche und die 1852 eingeweihte evang. Kirche, letztere beide im byzant. Stil, endlich die 1883 vollendete Herz-Jesukirche. Außerdem sind zu erwähnen das Rathaus in ital. Bauart, wie die meisten Kirchen und öffentlichen Gebäude, das Landhaus (Wohnung des Landespräsidenten), die alte Burg (Wohnung des Landeshauptmanns), das Deutsche Haus, das Schauspielhaus, die Kasernen, das fürstl. Auersperg'sche Palais (sog. Fürstenhof), das gräfl. Auersperg'sche Palais, der Bischofshof, die Redoute mit dem Sitzungssaale des Landtags, das Coliseum (eine große Militär-Bequartierungsanstalt) und das Casino. Das Kastell auf dem Schloßberge wird als Provinzialstrafhaus verwendet. L. hat ein Ober- und ein Untergymnasium, ein bischöfl. Seminar, eine theol. Diöcesanlehranstalt, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Oberrealschule, eine Handelslehranstalt und eine Tierarzneischule. Das Landesmuseum besitzt geschichtliche und naturwissenschaftliche Sammlungen, namentlich reichhaltig an Funden aus der Pfahlbautenzeit am Laibacher Moraſt. Außer der Landwirtschaftsgesellschaft für Krain besteht zu L. auch ein Historischer Verein für das Kronland. Die Philharmonische Gesellschaft wurde schon 1702 begründet. Auch besitzt die Stadt ein großes Krankenhaus und ein neuerbautes Zwangsarbeitshaus. In L. bestehen eine Baumwollspinnerei, Glockengießerei, Feuerspritzenfabrik, Thonöfen- und Thonwarenfabrik, Tuch-, Gas-, Papier-, Öl-, Cichorienfabriken und eine k. k. Tabak-Hauptfabrik. Wichtig ist auch der Handel. Von den 23000 ha des Laibacher Moors ist durch den Gruberischen Kanal und Tieferlegung der Laibach der größte Teil urbar gemacht worden.

L. ist das alte Emona oder Hemona, das Kaiser Augustus 34 v. Chr. gründete. Das röm. Castrum, von dem sich noch Reste vorfinden, nahm die Stelle der Vorstadt Gradiše ein. Seine höchste Blüte scheint Emona zur Zeit der Belagerung durch Maximus (388 n. Chr.) gehabt zu haben. Bei Attilas Zug nach Italien (452) entging es der Zerstörung, denn wir finden es als Bischofssitz 579 und vom Geographus Ravennas im 7. Jahrh. erwähnt. Unter der fränk. Herrschaft wieder emporblühend, verheerten es 900 die Ungarn. Seit 976 die Hauptstadt des mit Kärnten zu einem deutschen Herzogtum vereinigten Krain, 1270 von König Ottokar von Böhmen erobert, wurde die Stadt 1276 durch Rudolf von Habsburg dem Deutschen Reiche wiedergewonnen. In den Fehden der Cillyer und in den Türkenkriegen sah sich die um 1416 neu befestigte Stadt wiederholt belagert. Das Bistum wurde 1461 gestiftet, war 1788—1806 Erzbistum und erhielt 1806 den Fürstentitel. Von Okt. 1809—13 war die Stadt Sitz des franz. Generalgouverneurs der Illyrischen Provinzen. Bekannt geworden ist L. durch den Laibacher Kongreß, welcher im Dez. 1820 von Troppau (s. d.) hierher verlegt wurde. Im Jan. 1821 erschienen zu L. die Kaiser von Österreich und von Rußland, der König beider Sicilien und der Herzog von Modena. Preußen, Frankreich, Britannien, Sardinien und die andern ital. Staaten waren durch Gesandte vertreten. Der Kongreß wurde 26. Jan. 1821 eröffnet und dauerte bis in den Mai; er führte das Recht der bewaffneten Intervention (s. d.) in die innern Angelegenheiten eines durch Parteien bewegten Nachbarstaats in das positive europ. Völkerrecht ein und beschloß die Wiederherstellung der Ruhe in Neapel und Piemont.

Laibung nennt man bei Maueröffnungen, wie Fenster, Thüren und Bogenöffnungen, die nach der Durchbrechung oder «dem Lichten» zugekehrten Flächen der Mauerpfeiler und der sie überdeckenden Bögen. Gewöhnlich stehen diese Flächen rechtwinkelig zur äußern, beziehungsweise innern Mauerfläche; bei kleinen Fenstern und Mauerschlitzen jedoch sind sie, um den Lichteinfall zu vergrößern, bisweilen schräg angelegt (schräge L.), wie dies früher häufig der Fall war und jetzt noch, z. B. bei Kirchenfenstern gotischen Stils, üblich ist. Bei Gewölben nennt man die gesamte untere Fläche derselben L., zum Unterschied von der gewöhnlich nicht sichtbaren obern Fläche, dem Rücken.

Laich., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Laicharding (Joh. Nepomuk von), geb. zu Innsbruck 4. Febr. 1754, gest. daselbst 7. Mai 1797 als Professor der Naturgeschichte; er veröffentlichte namentlich Verzeichnis und Beschreibung der tiroler Insekten» (2 Bde., Zür. 1781—83), «Vegetabilia Europaea» (2 Bde., 1790—92).

Laichen nennt man das Eierlegen der Fische, welches meist so geschieht, daß das Weibchen (Rogner) an den Ufern oder flachen Stellen der Gewässer die Eier oder den Laich ausläßt (laicht), worauf das nebenher schwimmende Männchen dieselben mit seiner Milch (Samen) begießt und befruchtet. Nur einige Arten von Rochen, Haien, Schleimfischen, Meergrundeln, Zahnkarpfen und der Hochgucker (Sternseher, Anableps) bringen ausgebildete Junge zur Welt. Nach dem L. kümmert sich die Mutter nicht weiter um die Eier. Viele Fische bauen ein förmliches Nest zur Ausbreitung des Laichs; unter den einheimischen ist besonders der Stichling genauer beobachtet. Bei den Nadelfischen (Syngnathus) und den Seepferdchen (Hippocampus) übernehmen die Männchen sogar die Ausbrütung des Laichs, indem sie denselben in der sog. Bruttasche zwischen After und Schwanzwurzel aufnehmen und mit sich herumtragen, bis die Jungen ausgebrütet sind. Aber auch noch nachher gewähren sie den Jungen, wenn sie schon selbständig schwimmen können, Zuflucht in dieser Bruttasche. Die Männchen einiger südamerik. Welsarten (Arius) und eines Fisches des Sees von Galiläa (Chromis Andreae) haben die Eier und zarten Jungen im Maule. Fast überall widmen sich bei den Fischen die Männchen der Brutpflege, nur bei Welsformen

aus Südamerika (Aspredo) und bei einem ind. Verwandten des Seepferdchens (Solenostoma) thun es die Weibchen. Beim erſten iſt während der Laichzeit die Bauchhaut von einer ſchwammigen weichen Beſchaffenheit und die Eier werden in ihr hineingedrückt bis zum Ausſchlüpfen herumgetragen; bei letzterm verwächſt die Innenſeite der langen und breiten Bauchfinne mit der Körperwand zu einer geräumigen Tasche. Bei den meiſten Fiſchen fällt die Laichzeit in das Frühjahr. Einzelne Fiſche, wie Aale und Lampreten, ſcheinen nach dem L. zu ſterben, wie die meiſten Inſekten.

Laîdschân, frühere Hauptſtadt der perſ. Provinz Ghilan, ſ. unter Reſcht.

Laien (vom griech. λαός, Volk) heißen in der kath. Kirche alle, die nicht zum Klerus (ſ. d.) gehören. Urſprünglich bezeichnet das Wort ſolche, die zum auserwählten Gottesvolk gehören, d. h. nach jüd. Anſchauung zu Israel, nach chriſtlicher zum «geiſtlichen Israel» oder zur gläubigen Meſſiasgemeinde. Dieſes «Volk Gottes» galt ſelbſt als ſein Eigentum (κλῆρος). Wie aber ſchon im Alten Teſtament der Prieſterſtand noch im beſondern Sinne als gottgeweiht galt, ſo wurde dieſelbe Vorſtellung allmählich auch auf das chriſtl. Prieſtertum übertragen und nun ein ähnlicher Unterſchied zwiſchen Angehörigen des Klerus und ſolchen, die nur überhaupt zum Gottesvolke gehören, in die chriſtl. Kirche eingeführt. Mit der Ausbildung der kirchlichen Hierarchie (ſ. d.) ging auch die urſprüngliche Anſchauung, nach welcher alle Thätigkeit in der Gemeinde eine freie Geiſtesgabe ſei, allmählich verloren, und das Recht zu lehren und an der kirchlichen Verwaltung Anteil zu nehmen, kam in den ausſchließlichen Beſitz des Prieſtertums. Als das Kloſterweſen entſtand, zählte man auch die Mönche zu den L. Im 9. Jahrh. wurden häufig Kirchengüter und Abteien an weltliche Große verliehen, doch galt dies immer als ein Mißbrauch, und ſeit dem 11. Jahrh. verſchwinden auch in den Klöſtern die Laienäbte (abbacomites). Dagegen treten ſeit dieſer Zeit die Laienbrüder (fratres conversi) und Laienſchweſtern (sorores conversae) auf, welche für die Haushaltung und zur Bedienung der Ordensperſonen in den Klöſtern beſtimmt waren. Andere L., namentlich Fürſten, die den Klöſtern Rechte und Freiheiten verliehen, wurden in die Ordensbruderſchaft aufgenommen, als confratres oder fratres conscripti bezeichnet. Die Laienbrüder und Laienſchweſtern legen, da ſie nicht wirkliche Ordensglieder ſind, nur das Gelübde des Gehorſams ab, unterſcheiden ſich von den Religioſen durch die Kleidung und können nie im Kapitel oder im Chore erſcheinen. Von dem Ordensgeiſtlichen oder Religioſen unterſcheidet man in den Klöſtern der kath. Kirche den Laienprieſter oder Weltgeiſtlichen, der keinem beſtimmten Orden angehört, daher auch kein Kloſtergelübde ablegt. Die kirchliche Strafe, durch welche ein Geiſtlicher degradiert und in den Laienſtand zurückverſetzt wird, heißt Laiſierung. Kirchliche Benefizien, deren Genuß nicht an den Empfang der Weihen geknüpft iſt, heißen Laienpfründen und Laienpräbenden. In der prot. Kirche, welche das gemeinſame Prieſtertum aller Chriſten behauptet, wenn ſie auch der Ordnung wegen bloß einzelne mit dem geiſtlichen Amte betraut, können Nichtgeiſtliche nur uneigentlich L. genannt werden. Übrigens bedeutet das Wort L. oft auch ſoviel als Ungelehrter, weil ehedem die Geiſtlichen die einzigen Gelehrten waren.

Laienabt, ſ. unter Abt.

Laienprieſter, ſ. Weltgeiſtliche.

Laienſpiegel iſt ein Rechtsbuch, welches von Ulrich Tengler mit Beihilfe von Sebaſtian Brant verfaßt, 1509 zuerſt in Augsburg gedruckt wurde und dann öfters erſchien. Indem es röm. Recht und mittelalterliche ital. Jurisprudenz in deutſcher Sprache zugänglich machte, hat es die Aufnahme des röm. Rechts in Deutſchland befördert und iſt dadurch wichtig geworden.

Laigle, Städtchen im franz. Depart. Orne, von der Rille durchfloſſen, die ſich in das Seine-Aſtuar ergießt, an der Linie Paris-Granville der Franzöſiſchen Weſtbahn, die hier nach Conches und Mamers abzweigt. Die St. Martinskirche hat ein Schiff aus dem 13. Jahrh. und wohlerhaltene, merkwürdige Glasmalereien. Die Stadt hat ein Schloß, bedeutende Nadel-, Nägel- und Quincailleriefabrikation und zählt (1876) 4495, als Gemeinde 5196 E.

Lainez (Alexandre), franz. Dichter, geb. 1650 zu Chimay im Hennegau, bereiſte in ſeiner Jugend Griechenland, die Levante, Ägypten, Italien und die Schweiz und lebte dann in Paris, wo er 18. April 1710 ſtarb. Gleich ſeinen Freunden Chapelle, Chaulieu und La Fare ein Lebemann, beſang er, wie ſie, den Lebensgenuß in eleganten Verſen. Seine Gedichte entſtanden meiſt bei Tiſche und wurden von Freunden aufgeſchrieben, die ſie herausgaben (Par. 1733; neue Aufl. 1753).

Lainez (Jak.), Jeſuitengeneral, ſ. Laynez.

Laing (Alexander Gordon), brit. Reiſender, geb. 27. Dez. 1794 zu Edinburgh, widmete ſich früh dem Militärdienſt und kam 1822 als Lieutenant und Adjutant des Gouverneurs Sir Charles M'Carthy nach Sierra Leone. Von hier aus beſuchte L. zweimal das Land zwiſchen dem Fluſſe Rokelle, an deſſen Mündung die Kolonie liegt, und dem Gambia. Auf dieſen Reiſen, denen die erſte genauere Kenntnis des Quellgebiets des Dſcholiba (Niger) zu verdanken iſt, knüpfte L. mit dem König der Fulahs von Futa Djallon eine Verbindung an, die ſpäter immer mehr an Feſtigkeit gewann. Der Ausbruch des Aſchantikriegs, deſſen Opfer M'Carthy 1824 wurde, rief ihn nach Sierra Leone zurück. Im J. 1825 zum Major erhoben, reiſte er behufs Erforſchung des Nigerlaufs nach Tripolis und von da nach Timbuktu, wo er 18. Aug. 1826 anlangte. Auf einem Ausfluge, den er von Timbuktu nach Sanſandig am Dſcholiba unternahm, fiel er einem fanatiſchen Araberſcheikh in die Hände, der ihn mit Gewalt zum Islam bekehren wollte, und ſtarb, erdroſſelt, 27. Dez. 1826 den Märtyrertod. Vgl. L.s «Travels through the Timannee, Kooranko and Soolima countries in the year 1822» (Lond. 1825; deutſch, Jena 1826).

Laios, Sohn des Labdakos, König von Theben, Vater des Ödipus (ſ. d.).

Laird (ſchott.), Herr, Gutsherr, Edelmann.

Laird (Mac Gregor), engl. Reiſender, geb. 1808 zu Greenock, begleitete Lander 1832 auf ſeiner Nigerfahrt, gründete ſpäter die Afrikaniſche Dampfſchiffahrtskompagnie und ſandte 1854 und 1857 Expeditionen nach dem Niger ab. Er ſtarb 27. Jan. 1861 zu Brighton. L. ſchrieb: «Narrative of an expedition up the river Niger» (1832).

Laireſſe (Gerard de), niederländ. Maler, Kupferätzer und Kunſtſchriftſteller, geb. 1641 zu Lüttich,

Schüler ſeines Vaters Regnier de L. und des Bertholet Flémalle, auch ſtark beeinflußt von Nic. Pouſſin, begab ſich früh nach Holland und wurde ſeßhaft zu Amſterdam, wo er eine große Menge Gemälde und Zeichnungen, wie auch eine beträchtliche Anzahl Radierungen verfertigte, welche letztern der amſterdamer Kunſtverleger Nik. Viſſcher herausgab unter dem Titel: «Gerardi de L. leodiensis pictoris opus elegantissimum». Er arbeitete mit Leichtigkeit und behandelte alle Kunſtſacher, beſonders mytholog. und hiſtor. Gegenſtände. L. ſchrieb auch über Malerei. Sein «Groot Schilderboek» (2 Bde., Amſterd. 1707; 2. Aufl. 1712) war ein ſeinerzeit ſehr geſchätztes Werk, welches ins Deutſche (3 Bde., Nürnb. 1728; 3. Aufl. 1800), Franzöſiſche (2 Bde., Par. 1786) und Engliſche überſetzt wurde. L. lebte längere Zeit auch im Haag, in Utrecht und Herzogenbuſch und ſtarb 28. Juli 1711 zu Amſterdam.

Lais, wohl von dem kelt. Laidh, d. i. Vers oder Lied, war im Altfranzöſiſchen, wie gegenwärtig Lays im Engliſchen, eine allgemeine Bezeichnung für Lieder und für muſikaliſche Weiſen. Daneben verſtand man auch darunter Volkslieder und Weiſen von volksmäßigem Charakter und ſetzte die L. meiſt den Chanſons oder Kunſtliedern entgegen. So hießen in der altfranz. oder mittelengl. Poeſie L. und Lays auch erzählende Gedichte, die auf Volkslieder und Volksballaden gegründet waren, beſonders wenn ſie bretoniſche Volksſagen behandelten. In der Terminologie der Trouvères und noch der franz. Kunſtdichter des 14. und 15. Jahrh. wurden durch L. auch rein lyriſche Lieder bezeichnet, die von der Form der eigentlichen Kunſtlieder darin abwichen, daß ſie einen ungleichmäßigen Strophenbau und wechſelnde Melodie hatten. Deshalb überſetzten auch die mittelhochdeutſchen Dichter L. durch Leiche (ſ. d.); beide Dichtungsgattungen waren formell ähnlich, weil aus der Volkspoeſie hervorgegangen und nach gemeinſamen Vorbildern, den volksmäßigen Kirchenliedern, gebildet. Vgl. Wolf, «Über die L., Sequenzen und Leiche» (Heidelb. 1841).

Laïs iſt der Name zweier berühmter griech. Hetären (ſ. d.) zu Korinth. Die ältere, welche zu Korinth auch geboren war, zählte zu ihren Verehrern namentlich den Philoſophen Ariſtipp. Der Kyrenäer Eubotas aber, der in der 93. Olympiade (405 v. Chr.) in den Olympiſchen Spielen einen Sieg davongetragen hatte, nahm L., die ſich hatte ſchwören laſſen, daß er ſie als Gattin mitnehmen werde, nur im Bilde mit. — Die jüngere L., eine Tochter der Timandra, der ſpätern treuen Gefährtin des Alcibiades, war zu Hyktara in Sicilien geboren und ſoll als ſiebenjähriges Mädchen (etwa 414 v. Chr.) nach Korinth gekommen ſein. Zuletzt ging ſie mit einem Theſſalier, in den ſie ſich verliebt hatte, in deſſen Heimat, wo ſie von einigen Weibern in einem Tempel der Aphrodite aus Neid und Eiferſucht ermordet wurde. Vgl. Jacobs, «L., die ältere und die jüngere», in deſſen «Vermiſchten Schriften» (Bd. 4, Lpz. 1830). Als ideale Schönheit iſt L. von Wieland im «Ariſtipp» dargeſtellt.

Laiſant (Charles Anne), franz. Politiker, geb. 1. Nov. 1841 zu Nantes, ſtudierte auf der Polytechniſchen Schule und war 1870 Hauptmann im Geniekorps, dann Mitglied des Generalrates des Depart. Loire-Inférieure und ſeit 1876 Mitglied der Deputiertenkammer. Er gehört zur äußerſten Linken und leitet die Zeitung «Le petit Parisien».

Laiſchew, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Kaſan, an der Kama, mit (1882) 4654 E., wurde von Iwan dem Schrecklichen angelegt und hat für den Handel auf der Kama einige Bedeutung.

Laiſſierung, ſ. unter Laien.

Laisser faire, auch laisser aller, laisser passer (frz.), d. h. «laßt es gehen» (wie es gehen will), eine Formel, die in der Volkswirtſchaft die Anſicht der ſog. Phyſiokraten bezeichnet, die im Verkehrsleben volle Freiheit und freie Konkurrenz ohne ſtaatliche Einmiſchung walten laſſen wollen.

Laisser-passer (Laissez-passer, frz.), Paſſierſchein, namentlich zu Kriegszeiten.

Laiton (frz.), Meſſing.

Lajatico (Don Neri Corſini, Marquis von), ſ. unter Corſini.

Lakai (frz. laquais, ein aus dem Arabiſchen ſtammendes Wort), herrſchaftlicher Diener, Livreebedienter.

Lakao, ſ. Chineſiſches Grün.

Lakedämon, ſ. Sparta.

Lakediven oder Lakkediven, richtiger Lakkadiwa (im Sanskrit Laksha Dwipa, d. h. ein Lack oder 100000 Inſeln), eine im Arabiſchen Meere im Norden der Malediven (ſ. d.), zwiſchen 71 und 74° öſtl. L. von Greenwich und von 10 bis 12° 20′ nördl. Br. der Weſtküſte (Malabar) der Vorderindiſchen Halbinſel gegenüberliegende Gruppe kleiner, niedriger Koralleninſeln und Korallenriffe, die bis vor wenigen Jahren der arab. Moplafamilie zu Kananur auf Malabar (11° 52′ nördl. Br.) unterthan waren. Gegenwärtig gehören die Inſeln zum Diſtrikt Malabar der brit. Präſidentſchaft Madras. Sie beſtehen großenteils aus unfruchtbarem und unbewohntem Fels und werden wegen ihrer gefährlichen Riffe ſelten beſucht. Die größte der Inſeln, Kan-Rattea, hat nur 11 km Länge. Kokospalmen ſind das Hauptprodukt der Inſeln, deren Früchte und die ſie einhüllenden Faſern (coir), eine kleine Betelnuß und Korallen die einzigen Gegenſtände der Ausfuhr bilden. Man ſchätzt das Areal der Inſeln auf 1927 qkm, die Bewohner auf 6800; letztere, Moplas genannt, ſind arab. Urſprungs und Mohammedaner.

Lake George, ſ. Georgeſee.

Lakiſten oder Lake-School (Seeſchule) nennt man in England die Dichterſchule, die zu Anfang des 19. Jahrh. eine Revolution in der engl. Poeſie bewirkte, indem ſie den Kultus der Natur und die Analyſe des menſchlichen Herzens an die Stelle des ſeit der Zeit der Königin Anna herrſchenden und durch Popes und Addiſons Beiſpiel geheiligten Klaſſizismus ſetzte. Sie führte ihren Namen von den maleriſchen Seen (Lakes) Weſtmorelands und Cumberlands, an deren Ufern das Haupt der L., Wordsworth, und ſeine Freunde Coleridge und Southey ſich niedergelaſſen hatten.

Lakka-diwa, ſ. Lakediven.

Lakkediven, ſ. Lakediven.

Laknau, Stadt in Oſtindien, ſ. Lukhnau.

Lakonien, ſ. Sparta.

Lakoniſch, kurz und ſchlagend im Ausdruck (nach Art der alten Lakonier oder Spartaner); Lakonismus, lakoniſche Ausdrucksweiſe.

Lakoniſcher Meerbuſen, in der alten Geographie der öſtliche Meerbuſen an der Südküſte des Peloponnes, jetzt Golf von Marathoniſi.

Lakritzenſaft, ſ. unter Glycirrhiza.

Lakſchmi heißt in der ind. Mythologie die Gemahlin des Viſchnu (ſ. d.) welche als die Göttin

des Glücks und der Schönheit gilt und bei der Quirlung des Oceans zugleich mit dem Amritam (s. d.) entstanden sein soll. Sie wird mit dem Lotos in der Hand oder auf dem Lotos sitzend dargestellt und erscheint (auch unter dem Namen Sri) sehr häufig bei den spätern ind. Dichtern.

Laktation (lat.), die Absonderung der Milch in den Brustdrüsen der Frau, sowie die Ernährung des Kindes durch Säugen.

Laktation ist auch die Bezeichnung für denjenigen Zustand bei weiblichen Hausäugetieren, namentlich Kühen, bei welchem dieselben Milch liefern. Laktationsperiode ist der Zeitraum, während dessen die Tiere vom Augenblicke des Gebärens an, wo die L. beginnt, bis zum Trockenstehen milchend sind. [Butyrometer.

Lakto-Butyrometer oder Laktoskōp, s.

Laktodensimēter, s. unter Galaktomēter.

Laktometer, soviel wie Galaktometer.

Laktose, eine Zuckerart, die sich aus Milchzucker beim Erwärmen mit verdünnten Säuren neben Traubenzucker bildet. Die L. ist der geistigen Gärung fähig und dreht die Polarisationsebene stärker nach rechts als der Traubenzucker.

Laktoskop, s. unter Galaktomēter.

Lala (pers.), Prinzenlehrer; auch Erzieher vornehmer Kinder in pers. und türk. Familien.

Lalande (Joseph Jérôme Lefrançais de), berühmter franz. Astronom, geb. zu Bourg im Depart. Ain 11. Juli 1732, studierte zu Paris die Rechte, zugleich aber Astronomie und wurde von der Akademie 1751 zur Bestimmung der Parallaxe des Mondes nach Berlin geschickt. Hier studierte er unter Euler Analyse und trat mit Maupertuis, d'Argens und Lamettrie in nähern Verkehr. Im J. 1752 kehrte er nach Frankreich zurück und praktizierte einige Zeit als Advokat in Bourg. Dann ging er nach Paris, wo er 1753 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und ihm zugleich die Stelle eines königl. Astronomen übertragen wurde. Er wurde 1761 Lemonniers Nachfolger in der Professur am Collége de France und bereiste 1765 und 1766 Italien, worüber er in der «Voyage d'Italie» (9 Bde., Par. 1786, nebst Atlas) berichtete. Als Direktor der pariser Sternwarte starb er 4. April 1807.

L. lieferte eine Ausgabe der Hallenschen Planeten- und Kometentafeln, sowie die Geschichte des Kometen von 1759, gab seit 1760 die «Connaissance des temps» und 1761 eine Karte heraus, welche die Phasen des damaligen Durchgangs der Venus durch die Sonnenscheibe für alle Gegenden der Erde bezeichnete. Eins seiner Hauptwerke ist der «Traité d'astronomie» (2 Bde., Par. 1764; 3. Aufl., 4 Bde., 1780). Ferner sind, abgesehen von zahlreichen astron. Abhandlungen, zu nennen: die sehr vollständige «Bibliographie astronomique» (Par. 1802), der dritte und vierte Band von Montuclas «Histoire des mathématiques», «Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc» (Par. 1778), welche Schrift eine allgemeine Geschichte aller Kanäle enthält, und «Abrégé de navigation historique, théorique et pratique» (Par. 1793), besonders wegen der Litteratur wertvoll. Für Damen schrieb er eine «Astronomie des dames» (Par. 1785 u. öfter) und für Dilettanten den «Abrégé d'astronomie» (2. Aufl., Par. 1795). Auch hat er «Discours», «Éloges» und sogar mit Sylvestre Maréchal ein «Dictionnaire des athées anciens et modernes» (Par. 1800) geschrieben. Auf der Sternwarte der Ecole militaire beobachtete er nahe an 50 000 Sterne, deren Positionen den Inhalt der «Histoire céleste française» (Par. 1801) bilden, welche als Katalog, reduziert auf das J. 1800, von der Britischen Association in London 1845 neu herausgegeben ist.

Lalenbuch, deutsches Schwanlbuch des 17. Jahrh., trug die Neckereien, mit denen man einzelne Städte Deutschlands aufzuziehen pflegte (Burtehude, Schöppenstedt, Krähwinkel, Teterow, Poltwitz, Schilda u. a.) zusammen und verlegte sie an einen erdichteten Ort Lalenburg (1. Ausg. von 1597). Wieder abgedruckt ward es in von der Hagens «Narrenbuch», in Simrocks, sowie in G. Schwabs «Deutschen Volksbüchern» und in Einzelausgaben.

Lälius (Gajus), ein Freund des ältern Scipio Africanus, befehligte im zweiten Punischen Kriege dessen Flotte in Spanien, sowie bei der Überfahrt von Sicilien nach Afrika, und sodann Abteilungen der Armee in Afrika, und bekleidete im J. 190 mit Lucius Scipio Asiaticus das Konsulat.

Sein Sohn, ebenfalls Gajus L. genannt, der von seiner Vorliebe für die Philosophie den Beinamen Σοφός (lat. Sapiens, d. i. der Weise) erhielt, kämpfte 145 als Prätor mit glücklichem Erfolge gegen Viriathus in Lusitanien; Konsul war er im J. 140 mit Quintus Servilius Cäpio. Mit dem jüngern Publius Scipio Africanus lebte er in vertrautester Freundschaft, weshalb auch Cicero in dem nach L. benannten Gespräch «Über die Freundschaft» ihn als Hauptredner einführt, und beförderte mit ihm die Aufnahme griech. Bildung in Rom. Das Gerücht schrieb ihm auch einen wesentlichen Anteil an den Komödien des ihm befreundeten Terentius zu. Seine Tochter Lälia, an Quintus Mucius Scävola den Augur verheiratet, war ebenfalls wegen ihrer Bildung berühmt.

Lallation, s. unter Lambda.

L'Allemand (Friedr.), Schlachtenmaler, geb. in Hanau 1812, kam früh nach Wien, wo er seine künstlerische Bildung erhielt. Er war vorzugsweise als Schlachtenmaler, aber auch im Genrefach thätig und in beiden Richtungen höchst begabt. Sein 1845 gemaltes Bild aus der Schlacht bei Znaim (10. Juli 1809) kam in die kaiserl. Galerie im Belvedere. Für den Fürsten Schwarzenberg malte er 1858 das lebensvolle Bild: karlistische Kavallerie, dann die Erstürmung der wiener Sternbarrikade im J. 1848; für den kaiserl. Hof die Festtafel der Maria-Theresia-Ordensritter im Schlosse Schönbrunn (1862). L. machte den Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 mit, sammelte daselbst zahlreiche Studien und vollendete nach seiner Rückkehr, ebenfalls auf Befehl des Kaisers, die großen Darstellungen der Schlachten von Oversee und Oberselk. Zu Ed. Dullers Werk «Erzherzog Karl» lieferte er trefflich gelungene Illustrationen. Er starb in Wien 20. Sept. 1866.

L'Allemand (Sigismund), Neffe des vorigen, geb. zu Wien 8. März 1840, besuchte die dortige Akademie der bildenden Künste und widmete sich derselben Richtung wie der Oheim. Aufsehen erregte 1864 sein Bild der Schlacht bei Kollin, welches der Kaiser von Österreich kaufte. Hierauf sendete ihn der Hof 1864 ebenfalls auf den Kriegsschauplatz und erwarb 1865 seine Gemälde: die Erstürmung des Königsbergs und die Einnahme von Fridericia. Im Italienischen Kriege von 1866 folgte der Maler dem Hauptquartier des Erzherzogs Albrecht, für welchen er die Schlacht von Caldiero malte; außerdem

entstanden damals zwei Scenen aus der Schlacht von Custozza und viele militärische Genrebilder, die von hohem Talent und reicher Phantasie Zeugnis geben. Zu L.s neuesten Werken gehört das lebensgroße Reiterbild Loudons (kaiserl. Galerie), der Einzug des Dampierreschen Kürassierregiments in die wiener Burg und ein lebensgroßes Porträt des Kaisers von Österreich. L. ist Professor an der wiener Akademie.

Lally-Tolendal (Thom. Arthur, Graf von), ein Opfer der franz. Justiz im 18. Jahrh., gehörte einer ursprünglich irischen Familie an und wurde im Jan. 1702 zu Romans in der Dauphiné geboren. Er trat in das irische Regiment und zeichnete sich 1741 in Flandern soaus, daß man für ihn ein zweites irisches Regiment errichtete. Er beteiligte sich 1745 an der Expedition des Prinzen Karl Eduard nach Schottland, kämpfte 1747 wieder in den Niederlanden und wurde 1756 zum Generallieutenant und Generalkommandanten aller franz.-ostind. Niederlassungen ernannt. L. kam 1758 an den Ort seiner Bestimmung, eröffnete sogleich den Kampf gegen die brit. Besitzungen und eroberte viele Plätze, mußte sich aber nach einer schweren Niederlage unter den Mauern von Vandarachi auf das bedrohte Pondichéry zurückziehen. Im März 1760 wurde die Stadt von den Engländern eingeschlossen. Nach einer zehnmonatlichen Belagerung bot er 14. Jan. 1761 dem Feinde eine Kapitulation an; allein der brit. Admiral Coote verwarf den Antrag, und Pondichéry mußte sich 16. Jan. ohne Bedingung ergeben. L. wurde als Kriegsgefangener nach England geschafft, und als er daselbst erfuhr, daß man ihn in Frankreich der Verräterei und Feigheit beschuldigte, wirkte er sich die Erlaubnis aus, zu seiner Rechtfertigung nach Paris zu reisen. Hier wurde er vom pariser Parlament 6. Mai 1766 zur Strafe des Schwertes verurteilt und drei Tage darauf enthauptet. Zehn Jahre später brachte es der besonders von Voltaire unterstützte Sohn L.s dahin, daß Ludwig XVI. die Revision des Prozesses befahl. Obschon das Parlament zu Rouen das Urteil formell richtig erklärte, war doch die Unschuld des Verurteilten so klar erwiesen, daß der König 1778 das Urteil cassieren und die Ehre L.s wiederherstellen mußte.

Trophime Gérard, Marquis de L., des vorigen Sohn, geb. 5. März 1751 zu Paris, gehörte 1789 in den franz. Generalstaaten zu denjenigen Adeligen, die sich mit dem dritten Stande verbanden, suchte sich jedoch später dem Hofe wieder zu nähern. Nach den Ereignissen vom 5. und 6. Okt. 1789 ging er nach der Schweiz, kehrte aber 1792 nach Paris zurück und wurde nach der Katastrophe vom 10. Aug. verhaftet; doch verhalfen ihm seine Freunde zur Flucht nach England. Im J. 1797 erschien von ihm «Défense des émigrés français, adressée au peuple français» (neue Aufl., 2 Bde., Par. 1825), welche großes Aufsehen machte. Nach der Revolution vom 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück und lebte zu Bordeaux. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Staatsrat und zum Pair. Er starb 11. März 1830.

Lalo, die pulverisierten Blätter des gemeinen Affenbrotbaums (s. d.).

La Lumia (Isidoro), ital. Geschichtschreiber, geb. 1. Nov. 1823 zu Palermo, studierte daselbst die Rechtswissenschaften und gab schon als Student ein revolutionäres Blatt «La Concordia» heraus, welches von der Polizei unterdrückt wurde. Er war dann Sachwalter und wurde 1848 bei der provisorischen Regierung als Sekretär angestellt, worauf er am Feldzuge als Freiwilliger teilnahm. Dann kehrte er zur Advokatur zurück. Im J. 1860 betraute ihn Garibaldi mit der Redaktion der «Gazzetta officiale», die er bald wieder aufgab, um als Sekretär beim Auswärtigen Amte einzutreten. Seit 1864 war er Direktor des Staatsarchivs zu Palermo, wo er 28. Aug. 1879 starb. Seine Schriften behandeln verschiedene Abschnitte aus der Geschichte Siciliens.

Lam., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Lamarck (Jean Baptiste Antoine Pierre Monet de).

L. A. M., Abkürzung für Liberalium artium magister, «Magister der Freien Künste», akademische Würde, s. Magister.

Lama oder Schafkamel (Aucheuia) ist der Name einer Säugetiergattung, die in Amerika die Gattung Kamel vertritt, von welcher sie sich durch den Mangel eines Rückenhöckers, durch die beiden tiefgetrennten Zehen mit kralligen Hufen und den kurzen, starkbehaarten Schwanz unterscheidet. Man kennt vier Arten, alle weit kleiner als die Kamele und Bewohner der kalten Regionen des westl. Südamerika, und zwar leben sie in Peru und Chile in den höchsten Ketten der Anden, steigen aber weiter gegen den kältern Süden in die Ebenen herab. Sie scheinen selten Wasser zu bedürfen, trinken auch Salzwasser und sondern stets viel Speichel ab, den sie, wenn angegriffen, ausspritzen und den man früher mit Unrecht für ätzend hielt.

Das Guanaco (A. Guanacus) ist am weitesten verbreitet, denn es zeigt sich von Bolivia bis zur Magellansstraße überall heimisch. Es ist 1,5 bis 1,6 m lang, an den Schultern gegen 1 m hoch, im ganzen braunrot, an Hals und Kopf heller gefärbt und an der Stirn und im Gesicht schwärzlich. Seine Behaarung ist lang, dicht und doppelter Art. Der Haut zunächst steht eine kürzere, halb filzige, blaßrostgelbe Wolle, welche am Rücken, an den Seiten, dem Unterhals und dem obern Teil der Glieder durch 10—12 cm langes, schlichtes, dünner stehendes, weiches, rostbraunes Haar bedeckt wird.

Das vorzugsweise als Lama (A. Lama *Brandt*; s. Tafel: Kamele und Kameloparbaliden, Fig. 2) bezeichnete Tier galt bisher für die gezähmte und nur wenig geänderte Form des Guanaco, wird aber von neuern Forschern als eigene Art angesehen. Es war früher in Peru das wichtigste Tier der Einwohner. Noch jetzt wird es zum Tragen geringerer Lasten in hohen Gebirgsgegenden gebraucht, ist aber in den niedern und mildern Gegenden durch das Maultier verdrängt worden. Auf den sehr unfreundlichen Hochebenen von Bolivia wird die Zucht der L. noch am stärksten getrieben. Das L. wechselt in der Färbung sehr ab; man hat braune mit weißen Flecken, ganz schwarze, ganz weiße, schwarz und weiß gefleckte u. s. w. Bei manchen ist das Haar feiner, bei andern gröber. Die Lamawolle liefert nur grobe Stoffe. Das Fleisch gleicht einigermaßen dem Schaffleische und bietet den Gebirgsbewohnern eine gute Nahrung. Das weit kleinere Alpaka (s. d.) gibt die feinste Wolle.

Die Vicuña (A. Vicunna *Fischer*, Fig. 1) ist kleiner und feiner gebaut und bewohnt in kleinen Herden die höchsten und unwirtbarsten, der Schneelinie naheliegenden Regionen der Cordilleren des nördl. Chile und Bolivias. Den größten Teil des

Körpers bedeckt eine sehr feine, seidenartig glänzende, rötlichbraune, an den obern Teilen der Glieder ledergelbe, 3—8 cm lange Wolle, welche in Peru hochgeschätzt wird. Obschon die Vicuñas sich durch Anhänglichkeit an den Menschen zu Haustieren empfehlen, so gehören doch selbst in Peru zahme Vicuñas zu den Seltenheiten.

Lama, ein dem Flanell (s. d.) ähnlicher Stoff aus Streichwolle, welcher lose gewebt, sehr wenig gewallt, auf der rechten Seite gerauht und etwas geschert wird. Das Gewebe, welches durch das nicht sehr dichte Haar nicht völlig gedeckt wird, ist meist leinwandartig, zuweilen aber auch geköpert oder kleingemustert. Bessere Stoffe dieser Art werden auch Napolitain genannt.

Lama (tibet. bLa-ma) bedeutet im Tibetischen der Obere und ist eine ehrende Bezeichnung der buddhistischen Priester in Tibet, bei den Mongolen und den Kalmücken. Lamaismus nennt man die spätere Entwickelung des Buddhismus, namentlich die Umgestaltung desselben durch Tsonkhapa, welcher 1357 in der tibet. Provinz Amdo geboren wurde. Nachdem dieser die Hauptwerke der verschiedenen buddhistischen Schulen Tibets in deren Sitzen studiert hatte, schuf er ein eigentümliches eklektisches System und erwarb sich durch seine Lehrthätigkeit einen solchen Ruhm, daß er in kurzer Zeit die einzelnen Schulen überflügelte und größtenteils verdrängte. Als äußeres Abzeichen seiner Schule führte er statt des bisher bei den Priestern Tibets üblichen roten Gewandes das dem ursprünglichen Buddhismus eigentümliche gelbliche Gewand ein und fügte eine durch ihre Gestalt ausgezeichnete gelbe Mütze hinzu, wonach seine Anhänger als Gelbmützen bezeichnet wurden. Als Hauptsitze der neuen Lehre galten fortan das von ihm 1409 bei Lhassa gestiftete Kloster Galdan, dann die in der nächsten Nachbarschaft gegründeten Klöster Sera und Braipung, wozu noch in weiterer Entfernung Taschi-Lumpo hinzulam. Während nach dem Herkommen des ältern Buddhismus die Besetzung der höhern geistlichen Ämter größtenteils von dem geistlichen Ansehen und dem Dienstalter der einzelnen Personen abhing, war es seit der mongol. Herrschaft, namentlich nachdem Chubilai sich dem Buddhismus zugeneigt hatte, Sitte geworden, den Vorstand des Sakjaklosters (in Hintertibet) zum Haupt der Geistlichkeit und zugleich zum tributären Herrscher Tibets zu ernennen, wobei dieses Amt in der Regel vom Oheim auf den Neffen vererbte. Es behaupteten jedoch die Äbte des Sakjaklosters diese Stellung nur unter der Juandynastie; unter der Mingdynastie traten andere Verhältnisse ein, sodaß man 1373 aier, und ein Menschenalter später acht L. mit der königl. Würde bekleidete.

Im Gegensatz zu dieser hierarchischen Erbfolge begründeten zwei Schüler Tsonkhapas ein neues, ebenfalls nicht dem ursprünglichen Buddhismus eigentümliches System. Nach den Ansichten der ältern Lehre waren es 16 Stellvertreter (Sthaaira, tibet. Naitan), welchen es ablag, nicht aus dem Dasein zu entschwinden, sondern über die Verbreitung und Erhaltung der Lehre in den verschiedenen Gegenden der Welt zu wachen; die Chinesen haben die Zahl dieser Glaubensschützer, welche sie Lo-han (sanskrit. Arhan) nennen, bis auf 500 erweitert. In der Lehre der Gelbmützen ist dieses Amt hauptsächlich dem Bodhisattva Avalokiteçvara zugewiesen, der nicht früher Buddha werden und ins Nirvâna eingehen darf, als bis er die ganze Menschheit durch die Lehre Buddhas von allen Leiden des Kreislaufs befreit hat. Zu diesem Endzweck wird er immer wieder geboren, und diese Inkarnation des Avalokiteçvara (bei den Mongolen Changschim-Bodhisattva genannt) ist es, welche nur den Namen Dalai-Lama führt. Dalai bedeutet im Mongolischen «Meer» und ist eine Übersetzung des in den Namen verschiedener tibet. Geistlichen, namentlich aber der Großlamas von Potala bei Lhassa vorkommenden tibet. Wortes Dschamtso. Seit dem Besuche Sodnam-Dschamtsos in der Mongolei 1577 ist diese Bezeichnung sowohl bei den Mongolen als auch den Tibetern und Chinesen die allgemein übliche geworden. Nach dem Dahinscheiden des Dalai-L. pflegt man das Los entscheiden zu lassen, welcher von den mit den erforderlichen Eigenschaften versehenen neugeborenen Knaben seine Wiedergeburt sei. Es scheint indes auch Rücksicht genommen zu werden auf Verwandtschaft mit angesehenen Familien, ja sogar auf testamentarische Verfügungen des verstorbenen Dalai-L. Auch läßt sich der Einfluß des chines. Statthalters nicht verkennen. Neben dem Dalai-L., ihm an Heiligkeit gleich, steht der im Kloster Taschi-Lumpo residierende Pan-tschhen-rinpo-tschhe (bei den Mongolen Bantschen Erdeni), gewöhnlich auch Bogdo-Lama oder Teschu-Lama genannt, der als eine Wiedergeburt des Amitâbha, des Dhjâni-Buddha der jetzigen Weltperiode, angesehen wird. Vgl. Köppen, «Die lamaische Hierarchie und Kirche» (Berl. 1859); Em. Schlagintweit, «Buddhism in Tibet» (Lpz. 1863).

Lamachos, ein wegen seiner Kühnheit und ungestümen Tapferkeit berühmter athen. Feldherr in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. Am bekanntesten ist er als der dritte Heerführer neben Nikias und Alcibiades bei dem Feldzuge 415 a. Chr. gegen Syrakus; dabei fand er im Sommer 414 seinen Tod.

Lamaismus, s. unter Lama (Priester).

Lama-miao, chines. Stadt, s. Dolon-Nor.

La Mancha, s. Mancha.

La Manche (Britischer Kanal) s. u. Kanal.

Lamanskij (Wladimir Iwanowitsch), russ. Slawist, geb. 1833 in Petersburg, seit 1865 Professor der slaw. Sprachen an der dortigen Universität, ist einer der eifrigsten und gelehrtesten Vertreter der sog. slawophilen Richtung in Rußland. Seine Theorie vom Gegensatz der griech.-slaw. zur roman.-german. Welt hat er dargestellt in «Istoričeskoe izučenie greko-slavjanskago mira» («Histor. Erforschung der griech.-slaw. Welt», Petersb. 1871). Als scharfer Kritiker erweist er sich in seinen Abhandlungen über «Serbien und die südslaw. Provinzen Österreichs» (1864) und über die altczech. Litteraturdenkmäler (1879). Außerdem schrieb er «Über die Slawen in Kleinasien, Afrika und Spanien» (1859), über südruss. Lieder, über bulgar. Sprache und Schrifttum («Neporešennyj vopros», 1869) u. a., publizierte auf die Griechen, Slawen und Türken im 15. und 16. Jahrh. bezügliche Dokumente aus Archiven zu Venedig unter dem Titel «Secrets d'État de Venise» (Petersb. 1884). Auch gab er in russ. Sprache ein von dem Slowaken Ljudewit Štur hinterlassenes deutsches Manuskript: «Das Slawentum und die Welt der Zukunft» (Mosk. 1867), heraus.

Sein Bruder, Eugen Iwanowitsch L., geb. 1825, war nach Stieglitz 1866—81 Direktor der

kaiserl. Staatsbank in Petersburg. Auch war er der Organisator und langjährige Präsident der Gesellschaft für gegenseitigen Kredit daselbst, sowie Verfasser mehrerer Abhandlungen über Kredit- und Finanzwesen.

Lamantin oder Manatin (Manatus) heißt ein merkwürdiges Geschlecht wasserbewohnender pflanzenfressender Säugetiere aus der Ordnung der Sirenen (s. d.), dessen Schwanzflosse abgerundet und horizontal gelegen ist; die Tiere verlieren in der Jugend die Schneidezähne und haben im Alter 10—12 Backzähne jederseits, die aber niemals alle zugleich in Funktion sind, sondern, wie sie sich abnutzen, successive von hinten nach vorn nachgeschoben werden. Von den drei Arten, deren eine eine Länge von über 4 m erreicht, bewohnen zwei die Ostküste Südamerikas und steigen mit Vorliebe in die großen Ströme weit hinauf, die dritte Art findet sich an der Westküste des tropischen Afrika und in dessen großen Strömen.

La Mara, schriftstellerisches Pseudonym von Ida Maria Lipsius (s. d.).

Lamarck (Graf von), eigentlich August Maria Raimund von Arenberg (s. d.).

Lamarck (Jean Bapt. Ant. Pierre Monet de), einer der berühmtesten Naturforscher Frankreichs, geb. zu Barentin in der Picardie 1. Aug. 1744, trat 1760 in Kriegsdienste, die er aber bald mit dem Studium der Medizin und Naturwissenschaften vertauschte. Nachdem er sich längere Zeit mit Meteorologie (in dieser Hinsicht ist zu nennen sein «Annuaire météorologique», welches er in 11 Bdn., Par. 1800—10, herausgab) beschäftigt, wendete er seine Thätigkeit der Botanik zu und ersann eine neue Methode, Pflanzen zu klassifizieren, die er die analytische nannte, die aber keinen Beifall erhielt, obgleich er sie in seiner «Flore française» (3 Bde., Par. 1778; 2. Aufl. 1793) befolgte, welche nachmals De Candolle (6 Bde., Par. 1805—15) ganz umarbeitete. Nachdem er zur botan. Abteilung von Panckoucks «Encyclopédie méthodique» die beiden ersten Bände geliefert, wandte er sich der Zoologie zu, wurde 1792 Professor der Naturgeschichte am Jardin des Plantes und starb 18. Dez. 1829, nachdem er die letzten 17 Jahre seines Lebens infolge der Pockenkrankheit erblindet zugebracht hatte.

Seine zoolog. Schriften sind als systematische Aufzählung einer Menge von zum Teil wenig bekannten Arten wertvoll; insbesondere ist sein berühmtes Werk «Histoire naturelle des animaux sans vertèbres» (7 Bde., Par. 1815—22; 2. Aufl., von Deshayes und Milne-Edwards, 11 Bde., Par. 1836—45) wichtig. Weniger Wert legten L.s Zeitgenossen auf den spekulativen Teil dieser Schriften. Indes hat L., der als einer der wichtigsten Vorgänger Darwins zu betrachten ist, in seiner «Philosophie zoologique» (2 Bde., Par. 1809; neue Ausg. 1873; deutsch von Lang, Jena 1876) ein vollständiges System der Transmutationstheorie aufgestellt. Eine Erklärung für die Umwandlung fand L. in der Anpassung der Organismen an die äußern Lebensbedingungen. (S. Darwinismus.)

La Marmora (Alfonso Ferrero, Marchese di), ital. General und Staatsmann, geb. in Turin 18. Nov. 1804, trat 1816 in die Militärakademie zu Turin, verließ dieselbe 1823 als Artillerielieutenant und wurde 1831 Hauptmann. Seit 1845 Artilleriemajor, beteiligte er sich als solcher rühmlich an dem Feldzuge von 1848 und rettete durch seine Festigkeit bei den Volksaufläufen im August zu Mailand den König aus großer persönlicher Gefahr. L. ward dafür zum Brigadegeneral ernannt und übernahm in dem konservativen Kabinett Alfieri 27. Okt. 1848 das Kriegsministerium, das er nach dessen Sturze 15. Dez. wieder niederlegte. Im Febr. 1849 erhielt er den Befehl über die 1. provisorische Division, welche in Toscana die monarchische Regierung herstellen sollte, aber nach Giobertis Rücktritt zurückgerufen wurde. L. traf nach der Katastrophe von Novara ein und unterdrückte nun mit seiner noch frischen Division den Aufstand in Genua. König Victor Emanuel ernannte ihn 1. April zum Generallieutenant und bald darauf 2. Nov. 1849 zum Kriegsminister, in welcher Stellung er sich große Verdienste um die Reorganisation der Armee erwarb. Im April 1855 übernahm er den Oberbefehl über das in die Krim gesandte Truppenkorps, welches rühmlich 16. Aug. in der Schlacht an der Tschernaja kämpfte. Nach der Rücklehr trat er 16. Juni 1856 wieder in sein Ministerium ein. Dem Feldzuge von 1859 in der Lombardei wohnte er an der Seite des Königs bei und führte in der Schlacht bei Solferino die Brigaden Fanti und Durando. Als sich nach dem Frieden von Villafranca Cavour zurückzog, übernahm L. neben dem Portefeuille des Kriegs zunächst die Präsidentschaft des Kabinetts, die er indes nur bis Jan. 1860 behaupten konnte, wo Cavour wieder das Staatsruder ergriff. Auch mußte er der ihm sehr feindlich gesinnten demokratischen Partei gegenüber das Kriegsministerium an Fanti abtreten.

Nachdem er Anfang 1861 eine Mission als außerordentlicher Gesandter nach Berlin, dann nach Petersburg ausgeführt, übernahm er das Kommando des 2. Armeekorps in Mailand, ging im Oktober desselben Jahres als Civil- und Militärgouverneur nach Neapel, und im Aug. 1862 verlieh ihm ein Dekret die polit. Gewalt über sämtliche neapolit. Provinzen. Doch vermochte auch er das Brigantenwesen nicht zu beseitigen, und 11. Jan. 1863 übernahm er den Befehl über das 6. Armeekorps. Nach den turiner Septemberereignissen von 1864 übertrug ihm der König die Präsidentschaft des Kabinetts und das Portefeuille des Auswärtigen. Nach außen hin brachte er in dieser Stellung den Abschluß des deutsch-ital. Handelsvertrags und das Bündnis mit Preußen zu Stande. Als 1866 der Krieg gegen Österreich begann, folgte L. als Minister ohne Portefeuille und Chef des Generalstabes dem König ins Hauptquartier. Er war der Urheber des Feldzugsplans und übernahm im Mai den Oberbefehl. Seine hinhaltende Unthätigkeit nach der Niederlage vom 24. Juni bei Custozza regte die öffentliche Meinung heftig gegen ihn auf. Nach Abschluß des Waffenstillstandes mit Österreich entsagte L. 18. Aug. sowohl seinem Amte als Minister wie als Chef des Generalstabes, übernahm 28. Sept. das Generalkommando in Florenz und trat 24. Sept. 1867 aus dem aktiven Militärdienste. Den Angriffen wegen seiner Kriegführung suchte er als Deputierter von Biella mehrfach zu begegnen; so durch das Sendschreiben «An die Wähler von Biella» (deutsch von Poppe, Berl. 1868) und durch eine Interpellation in der ital. Kammer (21. Juli 1868), bei welcher Gelegenheit er durch Vorlesung einer preuß. Depesche vom 17. Juni 1866, in der ihm in Erwartung des bevorstehenden Kriegs von dem Grafen Usedom die

Grundzüge des preuß. Feldzugsplans mitgeteilt worden waren, eine peinliche Aufregung der unmittelbar und mittelbar davon betroffenen Kabinette hervorrief. Vom 9. Okt. 1870 bis zum 25. Jan. 1871 stand er als Generalgouverneur und Stellvertreter des Königs an der Spitze der Verwaltung Roms. Aufsehen erregte seine Schrift «Un po' più di luce sugli eventi politici e militari dell' anno 1866» (Bd. 1, Flor. 1873; deutsch, Mainz 1873), worin namentlich Bismarcks Politik angegriffen und die Depeschen Govones (s. d.), der den Vertrag mit Preußen 1866 vermittelt hatte, veröffentlicht wurden. Diese Indiskretion hatte eine Interpellation Nicoteras im ital. Parlament (8. Febr. 1874) zur Folge, worauf der Minister Visconti-Venosta Abhilfe für weitern Mißbrauch amtlicher Dokumente versprach. Die Fortsetzung von L.s Schrift unterblieb und L. zog sich ins Privatleben zurück. Er schrieb dann noch «I segreti di stato nel governo costituzionale» (Flor. 1877), das wenig beachtet ward, und starb zu Florenz 5. Jan. 1878; die Leiche wurde in Biella beigesetzt.

Lamarque (Maximilien, Graf), franz. General, geb. 22. Juli 1770 zu St.-Sever im Depart. Landes, trat 1791 in die Armee, nahm in der Vorhut der Pyrenäenarmee unter Moncey 1794 mit 200 Grenadieren Fuentarabia, wurde hierauf Generaladjutant und diente dann in Italien und am Rhein. Nach dem Frieden von Lunéville befehligte er in Spanien, 1805 in Deutschland als Brigadegeneral, begleitete hierauf Joseph Bonaparte nach Neapel, wurde 1807 Divisionsgeneral und bemächtigte sich in der Nacht vom 4. zum 5. Okt. 1808 der von Hudson Lowe verteidigten Insel Capri. Im Feldzuge von 1809 führte er unter dem Vizekönig von Italien eine Division und ging hierauf nach Spanien, wo er bis zum Sturze Napoleons blieb und ebenso viel Humanität als Energie und Tapferkeit bewies. Mit der ersten Restauration trat er außer Dienst. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba übernahm er in der Vendée den Oberbefehl, floh nach der Rückkehr der Bourbonen nach Belgien, erhielt aber 1818 die Erlaubnis, nach Frankreich zurückzukehren. Im Dez. 1828 trat er als Abgeordneter des Depart. Landes in die Kammer, wo er sich zur Opposition hielt. Er starb 1. Juni 1832. Sein Leichenbegängnis, das die republikanische Partei zu einer Demonstration benutzen wollte, gab 5. und 6. Juni Anlaß zu einer Straßenemeute in Paris. Später erschienen L.s «Mémoires» (3 Bde., Par. 1835).

Lamartine (Alphonse Marie Louis Prat de), berühmter franz. Dichter und Staatsmann, geb. 21. Okt. 1790 zu Mâcon, verlebte, nach Abschluß seiner Schulstudien bei den Jesuiten zu Belley, einige Jahre auf dem Lande und auf Reisen und erlangte einen hohen Rang in der Poesie mit seiner ersten Sammlung Gedichte «Méditations poétiques» (Par. 1820), welche durch das Anschlagen eines religiös-schwärmerischen und zart-sehnsüchtigen Tons in der franz. Lyrik eine neue Epoche herbeiführten und beim Publikum außerordentlichen Anklang fanden. Der Hof wollte L. an sich fesseln und er wurde Gesandtschaftssekretär in Neapel und London, sodann Geschäftsträger in Florenz. Die «Nouvelles méditations poétiques» (1823) und die «Harmonies poétiques et religieuses» (1828) befestigten vollends seinen Dichterruhm und öffneten ihm 1829 den Eintritt in die Französische Akademie. Nach der Julirevolution unternahm er eine Reise nach dem Orient. Im Mai 1832 ging er zu Marseille mit seiner Frau und Tochter an Bord eines von ihm selbst ausgerüsteten Schiffs nach dem Orient ab. Er führte eine Bibliothek, ein ganzes Arsenal, eine Sammlung kostbarer Geschenke für Scheikhs und Paschas mit sich und reiste gleich einem souveränen Fürsten. Die Frucht dieser 16monatlichen Reise war das Werk «Voyage en Orient, souvenirs, impressions, pensées et paysages» (4 Bde., Par. 1835), ein buntes Allerlei, glänzend in der Form und oft kühn in der Auffassung, aber flüchtig in der Anlage und unzuverlässig in den Angaben. Während seiner Abwesenheit zum Deputierten gewählt, hielt er sich in der Kammer zu keiner der vorhandenen Parteien. Die in seinen parlamentarischen Reden sich äußernde tolerant-religiöse Stimmung trat auch hervor in seiner Dichtung «Jocelyn» (1835); «La chute d'un ange» (1838) wurde jedoch mit einer Kälte aufgenommen, die sich aus den Nachlässigkeiten der Form und den Überspanntheiten des Inhalts hinlänglich erklärte und nach dem Erscheinen seiner letzten Gedichte, «Recueillements poétiques» (1839), noch entschiedener zeigte.

In der Kammer dagegen, wo er bis 1848 Abgeordneter seiner Vaterstadt war, erlangte L. als polit. Redner zunehmendes Ansehen. Allmählich entfernte er sich immer mehr von der ministeriellen Partei, und seine von republikanischer Gesinnung erfüllte «Histoire des Girondins» (8 Bde., Par. 1847) stellte ihn ganz auf Seite der Opposition. Nach der Revolution von 1848 Mitglied der Provisorischen Regierung, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, von zehn Departements zum Volksrepräsentanten in die Konstituierende Nationalversammlung und von dieser zum Mitgliede der Exekutivkommission gewählt, genoß er einige Monate eine unermeßliche Popularität und veranlaßte in dieser Stellung einige Regierungsmaßregeln, die viel Unheil abwandten. Sein scheinbares oder wirkliches Zusammenhalten mit Ledru-Rollin versetzte jedoch dieser allgemeinen Volksgunst einen ersten Stoß, und der Ausbruch der Juniunruhen ließ sie völlig ins Gegenteil umschlagen. Vergebens suchte er sich durch Selbstapologien («Trois mois au pouvoir», «Histoire de la révolution de 1848») zu rechtfertigen. Bei den Wahlen zur Gesetzgebenden Versammlung (1849) fand sich kein einziges Departement, das seine Kandidatur annahm. Nur eine Nachwahl in Orléans verschaffte ihm ein Mandat.

Erregte es ferner Anstoß, daß er, um sein Familiengut Milly vom Verkauf zu retten, das Publikum in alle Geheimnisse seines Jugendlebens einweihte («Confidences», 1849; «Nouvelles confidences», 1851), so fehlte er noch ärger, indem er endlich aus finanziellen Gründen in eine große Schnell- und Vielschreiberei verfiel. Ungeachtet des illusorischen Reichtums an Ländereien in der Türkei, der Verwertung seiner Schriften durch eine Aktiengesellschaft, der Veranstaltung von Subskriptionen und Lotterien zu seinem Besten, war bei seinem luxuriösen Leben der Ruin seiner Finanzen nicht aufzuhalten. Seine letzten Bücher: «Histoire de la Restauration» (8 Bde., 1851—53), «Histoire de la Turquie» (6 Bde., 1854), «Histoire de la Russie» (2 Bde., 1855), sodann eine Reihe polit.-litterarischer Zeitschriften sind flüchtige, ohne Vorstudien, ohne Sachkenntnis hingeworfene Erzeugnisse. L.s

Schriften wurden meist in alle europ. Sprachen übersetzt (deutsch von Herwegh, 30 Bde., Stuttg. 1839—53). Eine vollständige Sammlung seiner «Oeuvres complètes» (40 Bde., Par. 1860—66) besorgte L. selbst. Er starb 1. März 1869 zu Passy in Paris. Seine Leiche wurde zu St.-Point unweit Mâcon beigesetzt. Seine «Mémoires» erschienen 1871; dazu kam seine «Correspondance» (6 Bde., Par. 1873—75) und «Poésies inédites» (Par. 1873). Vgl. Janin, «Lamartine 1790—1869» (Par. 1869); Pelletan, «L., sa vie et ses œuvres» (Par. 1869).

Lamawolle, s. unter Lama.

Lamb (Charles), engl. Essayist, geb. 18. Febr. 1775 in London, wurde im Christhospital erzogen. Von 1792—1825 war er bei der Ostindischen Kompagnie angestellt, wurde dann in Ruhestand versetzt und starb zu Edmonton 27. Dez. 1834. Als Schriftsteller ist er vor allem durch die zuerst im «London Magazine» unter dem Namen Elia veröffentlichten «Essays» bekannt, in denen er eine heitere Lebensphilosophie mit feinem Humor und anmutender Naivetät vortrug. Später erschienen dieselben in zwei seitdem häufig aufgelegten Sammlungen, die 1867 ergänzt wurden durch «Eliana, being the hitherto unpublished writings of Charles L.» Seine ersten Gedichte gab er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Charles Lloyd unter dem Titel «Blank verse» (Lond. 1798) heraus. Seine «Tale of Rosamond Grey» (Lond. 1798) und die «Tales from Shakspeare» (2 Bde., Lond. 1807 und öfter) wurden ein Gemeingut des Volks. In den «Specimens of English dramatic poets who lived about the time of Shakspeare, with notes» (Lond. 1808; 2. Aufl., 2 Bde., 1835) wies L. auf die Einfachheit und Reinheit der Diktion der alten Dramatiker hin. Seine «Album verses with a few others» (Lond. 1830) enthalten Gelegenheitsgedichte. Seine «Prose works» erschienen 1835 (3 Bde.), seine «Poetical works» 1836 gesammelt. T. Purnell veranstaltete eine Gesamtausgabe von L.s Werken unter dem Titel: «Complete correspondence and works of Charles L.» (4 Bde., Lond. 1870). Vgl. Talfourd, «Letters of Charles L.» (2 Bde., Lond. 1837), «Final memorials of Charles L.» (2 Bde., Lond. 1848), und Percy Fitzgerald, «Life, letters and writings of Charles L.» (Lond. 1876).

Seine Schwester, Mary Ann L., geb. 1765, in den «Essays» als Bridget Elia verherrlicht, hatte an den «Tales from Shakspeare» Anteil und schrieb eine vortreffliche Jugendschrift: «Mrs. Leicester's school» (1809). Sie starb 20. Mai 1847.

Lamb (William, Viscount Melbourne), engl. Staatsmann, sowie dessen Gemahlin und Bruder, s. unter Melbourne.

Lamb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Lambert (Aylmer Bourle).

Lambach, alter und wohlgebauter Marktflecken im Erzherzogtum Oberösterreich, Bezirkshauptmannschaft Wels, auf einer Höhe über der Traun und an der Kaiserin-Elisabethbahn (Wien-Salzburg), welche hier nach Gmunden abzweigt, ist Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1881) 1484, als Gemeinde 1602 E. und ist wegen der hier 1056 gestifteten Benediktinerabtei berühmt, welche eine Bibliothek von 30000 Bänden mit vielen Inkunabeln, theol. Manuskripten, eine Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen, ein physik. Kabinett und ein reiches Archiv besitzt. Über die Traun führt die Eisenbahn an der Dreieinigkeitskirche in der Nähe vorüber, welche (seit 1727) dreieckig von dreierlei Marmor erbaut ist, drei Eingänge, drei Türme, drei Fenster, drei Altäre von dreifarbigem Marmor, drei Orgeln und drei Sakristeien besitzt und 333 333 Fl. gekostet haben soll.

Lamballe, Stadt im franz. Departement Côtes-du-Nord, Arrondissement St.-Brieuc, 23 km im OSO. von diesem Orte, am Gouëssant und an den Linien Paris-Brest und St.-Lo-L. der Französischen Westbahn, hat ein Collége, Mineralquellen, Fabriken für Wollstoffe, Hüte, Töpfereiwaren und Handel mit Getreide, Wachs und Honig und zählt (1876) 4255 E.

Lamballe (Marie Thérèse Louise von Savoyen-Carignan, Prinzessin von), ein Opfer der Französischen Revolution, geb. zu Turin 8. Sept. 1749, Tochter des Prinzen Ludwig Victor Amadeus von Carignan und der Prinzessin Katharine Henriette von Hessen-Rheinfels-Rotenburg. Ludwig XV. vermählte die durch Schönheit, Bildung und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Dame 1767 mit Louis Alexandre Joseph Stanislas von Bourbon, Prinzen von Lamballe. Schon nach 15 Monaten verlor sie jedoch ihren erst 20jährigen Gemahl. Als Marie Antoinette, die Gemahlin Ludwigs XVI., nach Frankreich kam, gewann sie die Prinzessin L. lieb und ernannte dieselbe zur Intendantin ihres Hauses. Bei dem mißlungenen Fluchtversuche des Königs (20. Juni 1791) verließ auch die Prinzessin L. Frankreich, kehrte jedoch im Febr. 1792 nach Paris wieder zurück. Sie erhielt dann die Erlaubnis, die Gefangenschaft der Königin zu teilen, wurde jedoch bald in das Gefängnis La Force gebracht. Am Morgen des 3. Sept., als die Gefängnismorde schon begonnen hatten, wurde der Prinzessin befohlen, sich zur Übersiedelung in die Abtei bereit zu halten. Man führte sie aber vor das von den Mördern gebildete Gericht und befahl ihr, zu schwören, daß sie die Freiheit und Gleichheit liebe und den König, die Königin und das Königtum hasse. «Den ersten Eid», entgegnete sie, «will ich schwören, den andern kann ich nicht leisten; mein Herz sträubt sich dagegen.» «Man lasse Madame frei», gebot der Präsident, und dieses Wort war das verabredete Zeichen, daß sie sterben sollte. Als sie, gestützt von zwei Männern, die sie in der That retten wollten, an die Thür gelangte, empfing sie einen Säbelhieb in den Hinterkopf; ein zweiter Axthieb streckte sie vollends zu Boden. Die Mörder zerrissen ihren Körper, steckten Kopf und Herz auf Piken und erschienen so unter den Fenstern des Temple, wo die königl. Familie gefangen saß. Vgl. Lescure, «La Princesse de L., sa vie et sa mort» (Par. 1864).

Lambäsis, alte Stadt in Numidien, s. unter Lambèse.

Lambda, griech. Buchstabe (Λ, λ), entsprechend dem L; daher Lambdazismus (Lallation), fehlerhafte Aussprache des L; Aussprache des R wie L; zu häufige Aufeinanderfolge des L, z. B. laisse là les lls et les lilas oder luna lucebat luce alba.

Lambeck (Peter), gewöhnlich Lambecius genannt, ein um die Geschichte der Litteratur hochverdienter Gelehrter, geb. 13. April 1628 zu Hamburg, gest. 24. März 1680 zu Wien, erhielt, nachdem er sich in Holland, Frankreich und Italien gebildet hatte, 1652 die Professur der Geschichte an dem Gymnasium seiner Vaterstadt und 1660 das Rektorat desselben. Zwei Jahre darauf gab er seine

Digitized by Google

Stelle auf und wurde nach seinem Übertritt zur kath. Kirche zum Aufseher der kaiserl. Bibliothek in Wien ernannt, die ihm viele ihrer trefflichen Einrichtungen und die genaue Katalogisierung ihrer Schätze verdankt, welche er in seinem Hauptwerke, in den noch jetzt geschätzten «Commentarii de bibliotheca caesarea Vindobonensi» (8 Bde., Wien 1665—79; 2. Aufl., von Kollar, 8 Bde., 1766—82), veranstaltete. Außerdem war er der erste, der einen vielumfassenden, chronologisch geordneten Abriß der Litteraturgeschichte unter dem Titel «Prodromus historiae literariae» (Hamb. 1659; 2. Aufl., von J. A. Fabricius, Lpz. 1710) herausgab. Vgl. Hoffmann, «Peter L. als Schriftsteller und Bibliothekar» (Soest 1864); Karajan, «Kaiser Leopold I. und Peter L.» (Wien 1868).

Lamber (Juliette), franz. Schriftstellerin, geb. 1836 zu Verberie im Depart. Oise, war in zweiter Ehe verheiratet mit Edmond Adam, dem pariser Polizeipräfekten nach dem 4. Sept. 1870 und Abgeordneten des Depart. Seine (gest. 1877). Schon bei Lebzeiten ihres ersten Gatten, La Messine, hatte sie unter ihrem damaligen Namen Juliette La Messine «Idées antiproudhoniennes sur l'amour, les femmes et le mariage» (1858) herausgegeben. Es folgten dann noch unter ihrem Mädchennamen Juliette L. zahlreiche Bücher über Litteratur, Geschichte, Staatswirtschaft u. s. w., sowie Romane und Novellensammlungen. Seit dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 wurde der Salon von Frau Adam ein Vereinigungspunkt der polit. und litterarischen Berühmtheiten der Republik; 1879 begründete sie die «Nouvelle Revue», eine Zeitschrift in der Art der «Revue des deux Mondes».

Lamberg, ein schon in den frühesten Zeiten in dem Erzherzogtum Österreich begütertes Geschlecht, das in der Mitte des 14. Jahrh. nach Krain zog, wo es durch die Verheiratung Wilhelms II. (1355—97) mit der einzigen Tochter und Erbin Nikolaus von Pöttweins bedeutende Besitzungen erwarb. Hier teilte sich das Haus 1414 durch Wilhelms drei Söhne, Balthasar, Georg und Jakob, in drei Hauptlinien. Die von Jakob begründete Linie zu Rotenbühel und Harbach erlosch seit 1689 vollständig: die mittlere, von Georg gestiftete, erlosch 1828 im Mannsstamme. Die ältere, von Balthasar begründete Hauptlinie spaltete sich durch dessen beide Söhne wieder in zwei Äste, von denen der erstere im 17. Jahrh. erlosch, während der zweite in einem seiner Zweige, der Orteneggschen Hauptlinie (seit 1524 freiherrlich, seit 1636 reichsgräflich), noch gegenwärtig blüht. Dieselbe zerfällt in drei Linien. a) Die ältere Linie zu Feistritz, vom Freiherrn Raimund von L. begründet, wird gegenwärtig durch den Grafen Julius Raimund von L., geb. 11. Febr. 1830, Oberst-Erblandstallmeister in Krain und der Windischen Mark, repräsentiert. b) Die mittlere Linie, von Georg Sigismund gestiftet, zerfiel durch dessen beide Söhne abermals in zwei Zweige. Den erstern Zweig gründete Johann Maximilian von L. (geb. 1608 zu Steyer, gest. 1682), der 1642 Gesandter in Rom und 1644—47 kaiserl. Bevollmächtigter beim Westfälischen Friedenskongreß war und 1636 in den Grafenstand erhoben wurde. — Ein Neffe desselben, Graf Johann Philipp von L. (geb. 1651, gest. 1712), kämpfte gegen die Türken, wurde 1682 Reichshofrat und wirkte als Gesandter zu Dresden, Berlin und Regensburg, trat jedoch in den geistlichen Stand über und wurde 1689 Bischof von Passau, erhielt auch 1700 den Kardinalshut. — Ein Enkel Johann Maximilians, Graf Leopold Matthias von L. (geb. 1667, gest. 1711), erhielt 1707 die reichsfürstl. Würde, welche beim Aussterben seiner direkten Nachkommen (1797) an das damalige Haupt des von Johann Wilhelm gestifteten jüngern oder bayr. Zweigs der mittlern Linie, an den Fürsten Karl Eugen von L. (geb. 1. April 1764, gest. 11. Mai 1831), überging, dessen Enkel, Fürst Gustav von L. (geb. 13. Sept. 1841) seit 1862 Haupt des fürstl. Zweigs des Hauses L. ist. c) Die jüngere, von Johann Albert stammende Linie der Hauptlinie Ortenegg hat sich in ihrem jüngern Aste zu Stockern (jetzt zu Ortenegg und Ottenstein) bis auf die Gegenwart erhalten. Haupt desselben ist Graf Franz von L., geb. 30. April 1832. — Der Vater dieses letztern, Graf Franz Philipp von L. (geb. 30. Nov. 1791), trat 1810 in österr. Dienste und rückte bis 1843 zum Feldmarschallleutenant auf. Wegen seiner Besitzungen in Ungarn hatte er einen Sitz an der ungar. Magnatentafel. L. wurde durch kaiserl. Manifest vom 25. Sept. 1848 zum königl. Kommissar in Ungarn und zum Oberkommandanten sämtlicher regulären und irregulären ungar. Truppen ernannt. Doch die ungar. Nationalversammlung erklärte 27. Sept. diese Ernennung für ungesetzlich und L. wurde 28. Sept. von dem wütenden Pöbel auf der Brücke zwischen Ofen und Pest ermordet.

Lambert von Hersfeld, früher häufig irrtümlich von Aschaffenburg genannt, ein Geschichtschreiber des 11. Jahrh., lebte als Mönch in der Benediktinerabtei Hersfeld, nachdem er 1058 eine Wallfahrt nach Jerusalem gemacht hatte. Er schrieb zuerst ein Epos über die Geschichte seiner Zeit, das verloren ist. Auch von seiner Geschichte des Klosters Hersfeld sind nur einzelne Bruchstücke erhalten. Dagegen ist vollständig auf uns gekommen seine Chronik, jetzt gewöhnlich Annalen genannt, worin bis 1039 nur ein dürrer Auszug älterer Annalen von der Schöpfung der Welt an gegeben, von da an aber mit wachsender Ausführlichkeit die Geschichte seiner Zeit, besonders Deutschlands, bis zur Wahl des Gegenkönigs Rudolf 1077 behandelt wird. Durch Reinheit der Sprache und Geschick der Darstellung gehört L. zu den besten Schriftstellern des Mittelalters; seine Auffassung hat lange Zeit das Urteil über Heinrich IV. bestimmt. Wenn auch der Vorwurf, die Wahrheit absichtlich entstellt zu haben, schwerlich begründet ist, so ist doch die Parteilichkeit seiner Darstellung unleugbar. Herausgegeben wurde die Chronik am besten in Pertz' «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 5; besonderer Abdruck, Hannov. 1843) und übersetzt von Hesse (Berl. 1855). Vgl. die Dissertationen von Lesarth (Düsseld. 1872), Delbrück (Bonn 1873), Meyer (Königsb. 1877), Querner (Bern 1878), Ausfeld (Marb. 1879).

Lambert (Aylmer Bourke), Botaniker, geb. 1761 zu Bath, gest. 1842 in Kew als Vizepräsident der Linnéschen Gesellschaft zu London, schrieb «Description of the genus cinchona» (Lond. 1797), «Description of genus pinus» (Lond. 1805; 3. Aufl. 1833; Appendix 1807), «Illustration of the genus cinchona» (Lond. 1821).

Lambert (Franz), der Reformator Hessens, geb. 1486 zu Avignon, trat 1501 in den Franziskaner-

orden, wurde durch Luthers Schriften für die Reformation gewonnen und verließ 1522 sein Kloster. Er ging zunächst in die Schweiz, 1523 nach Wittenberg, dann nach Metz, hierauf nach Straßburg und wurde 1526 dem Landgrafen Philipp von Hessen empfohlen. Am 26. Okt. 1526 verteidigte er zu Homberg seine 158 Thesen und entschied dadurch die Einführung der Reformation in Hessen. Im J. 1527 wurde L. Professor an der neu begründeten Universität Marburg und starb 18. April 1530. Vgl. F. W. Hassencamp, «Franz Lambert von Avignon» (Elberf. 1860.)

Lambert (Joh. Heinr.), scharfsinniger, der Leibnizschen Schule angehörender Philosoph und Mathematiker, geb. 26. Aug. 1728 zu Mülhausen im Elsaß, kam in seinem 18. Jahre als Selretär zu Jselin nach Basel und zwei Jahre darauf als Hauslehrer zu dem Präsidenten von Salis in Chur. Im J. 1756 begleitete er seine Zöglinge nach Göttingen, 1757 nach Utrecht und 1758 auf einer Reise nach Paris, Marseille und Turin. Hierauf lebte er an verschiedenen Orten, bis er 1764 nach Berlin ging, wo ihn Friedrich d. Gr. zum Oberbaurat und zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannte. In Berlin starb er 25. Sept. 1777.

Er war in Mathematik, Logik und Metaphysik als der größte Analytiker seiner Zeit anerkannt. Die Lehre von der Messung der Intensität des Lichts begründete er zuerst als Wissenschaft in seiner «Photometria, seu de mensura et gradibus luminis, colorum et umbrae» (Augsb. 1760); auch entdeckte er die Theorie des Sprachrohrs. Um die Philosophie und besonders um die Erkenntnistheorie erwarb er sich Verdienste durch sein «Neues Organon, oder Gedanken über die Erforschung und Beziehung des Wahren» (2 Bde., Lpz. 1764), in welchem er mit Hilfe der Mathemotik eine bessere Methode der Philosophie als die Wolfsche Schule aufstellen wollte, und durch die «Anlage zur Architektonik, oder Theorie des Einfachen und Ersten in der philos. und mathem. Erkenntnis» (2 Bde., Riga 1771). Außerdem sind seine tiefgedachten «Kosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues» (Augsb. 1761) zu erwähnen. Seinen Briefwechsel mit Kant findet man in dessen kleinen «Vermischten Schriften». Im J. 1828 wurde ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet. Vgl. Huber, «L. nach seinem Leben und Wirken» (Bas. 1829); R. Zimmermann, «L., der Vorgänger Kants» (Wien 1879).

Lamberta, der Name des 187. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Lambertini (Prosper Laurentius), der ursprüngliche Name des Papstes Benedikt XIV.

Lambertsnüsse oder Lambertusnüsse, s. unter Haselnußstrauch.

Lambertus, Heiliger und Märtyrer, Bischof von Mastricht, wirkte eifrig für die Verbreitung des Christentums in den Niederlanden. Dem Hausmaier Pipin von Heristall machte er Vorwürfe, weil derselbe neben seiner Gemahlin Plectrude noch eine Nebenfrau Alpheide hielt. Deshalb wurde er von einem fränk. Großen 708 ermordet. Sein Gedächtnistag ist der 17. Sept.

Lambesc, Stadt in Frankreich, Depart. Bouches-du-Rhône, Arrondissement Aix, 21 km im NW. von Aix, mit (1876) 2087, als Gemeinde 2829 E., welche Fadennudeln und vorzügliches Olivenöl, sowie Harz und Branntwein fabrizieren.

Lambèse oder Lambessa, franz. Strafkolonie seit 1850 in Algerien, Provinz Konstantine, 9,6 km südöstlich von Batna, am nördl. Fuße des Auresgebirges, 1035 m über dem Meere gelegen. Der kleine Ort, 1849 erbaut, besteht aus einem für 400 gefangene Eingeborene eingerichteten Zellengefängnis, den Wohnungen der Beamten, Kaserne, Kirche, Hospital, Post, sowie wenigen Privathäusern und hat außer den Sträflingen nur 673 E., davon 343 Europäer (1881). Eine traurige Berühmtheit erlangte L. unter dem zweiten Kaiserreich als Deportations- und Strafort für politisch Mißliebige und Kompromittierte. Gegenwärtig gilt es nur noch als Militärstrafanstalt. Der Ort liegt inmitten des Ruinenfeldes der alten Stadt Lambäsis (auch Lambese und Lambäsa genannt). In der röm. Kaiserzeit war letztere röm. Kolonie und Standquartier der dritten Legion, die hier ein 650 m langes und 422 m breites, von Wall und Türmen umgebenes Lager innehatte. Die Mauern dieses Lagers lieferten die Steine zum Bau des franz. Zellengefängnisses. Dagegen stehen noch die Wände des Prätoriums, das 35,4 m lang und 27,6 m breit aus Quadersteinen aufgeführt und reich verziert ist. Man hat in ihm einen Teil der aufgefundenen Kunstschätze aufgestellt: Marmorstatuen des Jupiter, des Äsculap, der Hygiea, Büsten von röm. Kaisern und Kaiserinnen, Sarkophage, Inschriften u. s. w. Östlich und südlich von dem ehemaligen Lager breitete sich das Glacis aus, das in Nord, Ost und Süd von der Stadt umgeben war. Die Trümmer der Triumphbogen, eines Amphitheaters, das 104 m im Durchmesser hat und 10000 Personen fassen konnte, eines Äsculaptempels mit dor. Säulen, Tempel der Gesundheit, der Isis, des Serapis u. s. w., buntfarbigen Kalksteinmauern, Mosaiken, Marmortreppen und zahlreichen Statuen, eines Minervatempels, des Kapitols, der Thermen, Cisternen und Aquädukte lassen die Bedeutung und Pracht der alten Stadt erkennen. Sie war Geburtsort Jugurthas und Masinissas. Von den Vandalen im 5. Jahrh. zerstört, blieb die Stätte unter der arab. und türk. Herrschaft unbewohnt und vergessen, bis sie 1844 gelegentlich eines Feldzugs unter dem Herzog von Aumale vom Kommandanten Delomare wieder entdeckt wurde.

Lambessa, s. Lambèse.

Lambeth, Stadtteil von London, auf drm südl. Ufer der Themse, mit (1881) 253569 E.; davon sind die neun Lambethanischen Artikel benannt, welche 1598 dem Erzbischof Whitgift in seinem Palast zu L. zu Gunsten der strengern Prädestinationslehre als Ergänzung der 39 Artikel der Anglikanischen Kirche überreicht wurden.

Lambik, ein in Belgien dargestelltes, süßsäuerliches Bier, welches durch Selbstgärung der nicht oder sehr schwach gehopften Würzen gewonnen wird.

Lambin (Denis), gewöhnlich Dionysius Lambinus genannt, franz. Philolog des 16. Jahrh., geb. um 1516 zu Montreuil-sur-Mer in der Picardie, studierte zu Amiens und bildete sich dann in Italien weiter aus. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er 1561 am Collége de France Professor der lat. und bald darauf der griech. Litteratur. Er starb aus Schreck über die Pariser Bluthochzeit im Aug. 1572. Noch gegenwärtig sind seine Ausgaben des Horaz (Leid. 1564; 4. Aufl., Par. 1579; neu abgedruckt, 2 Bde., Kobl. 1829—30), des Lucrez (Par. 1564 u. öfter), des Plautus

(Par. 1576 u. öfter) und des Cicero (4 Bde., Par. 1566) geschätzt. Einen Abdruck der Noten zu Cicero besorgte Klein (Kobl. 1830).

Lambrecht-Grevenhausen, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Amtsgericht Neustadt a. d. Hardt, in einem Thale am Speyerbache, Station der Linie Neunkirchen-Worms der Pfälzischen Eisenbahnen, hat eine schöne prot. Pfarrkirche, bedeutende Tuchfabriken (1580 durch evang. Wallonen eingeführt), Watte- und Wollfilzfabriken und zählt (1880) 2963 meist prot. E. L. muß für ein Waldrecht an die Gemeinde Deidesheim jährlich zu Pfingsten einen Geisbock abliefern, nach einem Jahrhunderte alten Vertrag, der letztmals von Kaiser Napoleon I. bestätigt wurde.

Lambrequin (frz., meist in der Mehrzahl gebraucht), in der Heraldik die Helmdecke, in der Wohnungsdekoration drapierte Behänge an Betthimmeln, Portièren, Fenstervorhängen u. s. w.

Lambris (frz.), die untere Bekleidung der Zimmerwände mit Holz, Stuck, Marmor u. dgl., welche teils zum Schutze derselben gegen Beschädigung der Stühle, Möbel u. s. w., teils zur Warmhaltung oder zur Verschönerung der Zimmer dient. Je nach der Höhe dieser Bekleidung unterscheidet man Fußlambris (Scheuer- oder Kehrleiste), Brüstungslambris (halbhohes Getäfel) und volles Wandgetäfel, das die Höhe von 2 bis 2,5 m erreicht und besonders in Speisezimmern, Trinkstuben u. dgl. beliebt ist.

Lambro, Fluß in der Lombardei, entspringt in der Brianza zwischen Como und Lecco, durchfließt das felsige Assinathal und mündet nach einem Laufe von 150 km bei Corte Sant'-Andrea links in den Po.

Lambruschini (Luigi), Kardinal und Minister Papst Gregors XVI., geb. 16. Mai 1776 zu Genua, trat in den Barnabitenorden und ward später Bischof von Sabina, 1819 Erzbischof von Genua, im Sept. 1831 Kardinal. Gregor XVI. ernannte ihn 1836 zum Staatssekretär des Auswärtigen und zum Minister des Unterrichts. Sein Streben war darauf gerichtet, die päpstl. Gewalt möglichst zu steigern und jede Neuerung in Staat und Kirche niederzuhalten. Im J. 1845 trat er die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts an Mezzofanti ab. Als 1846 nach Gregors Tode die neue Papstwahl erfolgte, erhielt L. im ersten Scrutinium die meisten Stimmen. Der neue Papst Pius IX. ernannte ihn zum Mitgliede der neuerrichteten Staatsconsulta. Im J. 1847 ward L. ferner Bischof von Porto, San-Rufina und Civitavecchia, desgleichen Großkanzler aller Orden und einer der Dekane des Heiligen Kollegiums. Beim Ausbruch der polit. Unruhen vom Volke bedroht, flüchtete er, hielt sich dann bei dem Papste zu Gaëta auf und kehrte mit diesem 1850 nach Rom zurück. Hierauf zu einem der Hauskardinäle ernannt, starb er 12. Mai 1854.

Lambton, s. Durham (John George L., Graf von).

Lamech wird in den zwei Stammtafeln der hebr. Ursage, und zwar in der einen unter den Kainiten, in der andern unter den Sethiten, aufgeführt, gehörte aber ursprünglich offenbar einem altsatiatischen Göttersystem als Sonnengott (Lampos) an; er wurde mit seinen zwei Weibern: Ada und Zilla (d. i. die «Stunde» und der «Schatten», also Personifikationen von Zeit und Raum) und seinen drei Söhnen: Jabal, Jubal und Tubalkain, und einer Tochter Naama von der streng monotheistischen Anschauung der Hebräer zu Menschen herabgesetzt, sodaß jetzt die drei Söhne, die Geschichte der fortschreitenden Civilisation markierend, als die Ahnherren von drei verschiedenen Ständen und Thätigkeiten erscheinen: Jabal und Jubal als die Väter der zeltbewohnenden Hirten und Musiker, entsprechend dem Hirtengott Apollo, dem Erfinder und Spieler der Phorminx (Harfe), und Tubalkain als Vater der Schmiede und Handwerker, der die Naama (die Liebliche) zur Schwester hat, wie der kunstfertige Vulkan eine Charis (eine der Grazien), später die Venus, zur Frau besaß. Dem L. als Vater des ersten Eisenschmiedes wird daher auch das sog. Lamechlied, 1 Mos. 4, 23. 24, in den Mund gelegt, welches die Erfindung des Schwertes verherrlicht.

Lamego, Stadt im portug. Distrikt Vizeu (Provinz Beira alta), 5 km vom linken Ufer des Douro, ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne got. Domkirche, ein altes maurisches Kastell und ein Hospital und zählt (1878) 8124 E. Hier wurde 1143 der Reichstag abgehalten, auf dem die Erbfolge im Königreich und die Einsetzung von Feudalcortes bestimmt wurde. Daher hießen die von Dom Miguel 1828 nach diesen Grundsätzen berufenen Cortes die Cortes von Lamego.

Lamelle nennt man in der Botanik verschiedene flächenartig ausgebildete Gewebeplatten. Bei den Blätterpilzen oder Agaricinen (s. d.) bezeichnet man damit die auf der Unterseite des Hutes sitzenden, strahlig verlaufenden Blättchen, welche das Hymenium mit den Sporen tragen. Der Bau und die Farbe dieser L. sind für die systematische Unterscheidung der einzelnen Arten der genannten Pilzfamilie von großer Wichtigkeit.

Lamellen- oder **Blättermagnet,** ein von Jamin erfundenes magnetisches Magazin, d. i. ein zusammengesetzter Magnet, welcher nicht wie gewöhnlich aus einzelnen ziemlich dicken Stahlstäben, sondern aus sehr dünnen Stahllamellen oder Stahlblättern besteht. Dadurch wird es möglich, die einzelnen Lamellen bis zur Sättigung magnetisch zu machen, mithin den aus jenen Lamellen zusammengesetzten Magnet auf das kräftigste zu gestalten. Der L. wurde (1873) behufs der bestern Leistung der Grammeschen Dynamomaschinen konstruiert.

Lamellenrad, s. unter Friktionsrad.

Lamellibranchier, s. unter Mollusken und Muscheltiere.

Lamellicornia, s. Blatthornkäfer.

Lamellirostren, s. Siebschnäbler.

Lamennais (Hugues Félicité Robert de), berühmter franz. Schriftsteller, geb. 19. Juni 1782 zu St.-Malo in der Bretagne, erwarb sich eine umfassende wissenschaftliche Bildung, trat 1815 ins Seminar von St.-Sulpice zu Paris und erhielt das Jahr darauf in Rennes die Priesterweihe. Nachdem er bereits viele andere Schriften veröffentlicht, erschien der «Essai sur l'indifférence en matière de religion» (4 Bde., 1817—23), eine glänzende Verteidigung der päpstlichen Hierarchie, womit der Verfasser allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Im «Conservateur», später am «Drapeau blanc», verteidigte L. das restaurierte Königtum nur aus dem Grunde, weil er es als eine Art Zubehör, als einen Nebenanfatz am Kirchenbau betrachtete. Im J. 1823 und 1826 wurde er zweimal wegen Preßvergehen verurteilt. Als L. nach der Julirevolution von 1830 die Sache der neuen Bewegung ergriff, zog ihm sein Journal «L'Avenir», das Organ des revolutionären

Katholizismus, die Kirchencenſur zu. Hierauf ließ L. die «Paroles d'un croyant» (1834) erſcheinen, eine wahre Verherrlichung der Revolution im erhabenſten Bibelſtil. Dieſes Buch machte ein beiſpielloſes Aufſehen und wurde in wenigen Jahren über hundertmal aufgelegt, in alle europ. Sprachen überſetzt (deutſch von Börne, Hamb. 1834), auch an vielen Orten nachgedruckt. Auf das encycliſche Schreiben vom 15. Juli 1834, worin Gregor XVI. das Werk verdammte, antwortete L. mit den «Affaires de Rome» (1836), in denen er Anathem mit Anathem vergalt und die ſchwerſten Anklagen gegen die röm. Kurie erhob. Beide Bücher waren ein definitiver Bruch mit Kirche und Monarchie. Seitdem ging das Streben L.' dahin, die demokratiſche Bewegung zu fördern und zu moraliſieren. Seine Schriften «Le livre du peuple» (1837), «Esquisse d'une philosophie» (4 Bde., 1841—43), «Discussions critiques» (1841), «De la religion» (1843) und eine neue Überſetzung der Evangelien mit Anmerkungen und Betrachtungen hinter jedem Kapitel (1846) waren weſentliche Belege für jenes Streben, welches er auch nach der Februarrevolution von 1848 als Volksrepräſentant in der Konſtituirenden und der Geſetzgebenden Nationalverſammlung bethätigte. L. ſtarb zu Paris 27. Febr. 1854. L.' «Oeuvres complètes» erſchienen in 11 Bänden (1844 fg.), ſeine «Correspondance» und «Oeuvres posthumes» wurden herausgegeben von Forgues (2 Bde., 1866) und Blaize (ebenfalls 2 Bde., 1866).

Lamentationen heißen die drei Abſchnitte der Klagelieder Jeremiä, welche an den drei letzten Tagen der Karwoche in dem erſten Nocturnus der Trauermetten in den kath. Kirchen abgeſungen werden. Seit dem Eintritt eines mehrſtimmigen Sängerchors wurden auch dieſe Klaggeſänge in Rom mehrſtimmig ausgeführt, ſeit 1520 meiſtens nach der Kompoſition des Kapellmeiſters Carpentraſſo, bis Paleſtrina ſie 1589 neu ſetzte und damit eins jener Werke ſchuf, welche bis auf unſere Zeit von der päpſtl. Kapelle aufgeführt wurden.

Lamento (ital.), Wehklage, Klagegeſchrei; lamentoso (lamentabile), muſikaliſche Vortragsbezeichnung: in klagendem Ton; lamentieren, wehklagen, jammern.

Lameth (Charles Malo François, Graf von), franz. General, geb. zu Paris 5. Okt. 1757, nahm Anteil am nordamerik. Befreiungskriege und erhielt nach der Rückkehr als Oberſt ein Kavallerieregiment. Als Abgeordneter des Adels erklärte er ſich in den Generalſtaaten mit Nachdruck für Reformen. Nach der Flucht Ludwigs XVI. ſetzte er in der Nationalverſammlung die Erneuerung des Verfaſſungseides durch, bekämpfte aber die Verſuche zur Entthronung des Königs. Im Feldzuge von 1792 befehligte er als Maréchal-de-Camp eine Kavalleriediviſion. Nach den Ereigniſſen vom 10. Aug. wurde er verhaftet und 27 Tage in Gewahrſam gehalten. Hierauf ging er nach Hamburg, wo er Ende 1795 mit ſeinem Bruder Alexandre ein Handelshaus gründete. Im Juni 1797 kehrte er nach Frankreich zurück, aber die Kataſtrophe vom 18. Fructidor zwang ihn abermals zur Auswanderung; erſt nach dem 18. Brumaire durfte er zurückkehren. Im Feldzuge von 1809 wurde er als Generalmajor Gouverneur von Würzburg, 1810 von Santona an der biscayiſchen Küſte. Im J. 1827 trat er in die Kammer. Er ſtarb 28. Dez. 1832.

Sein Bruder, Alexandre, Graf von L., geb. zu Paris 28. Okt. 1760, wohnte ebenfalls dem nordamerik. Kriege bei, erhielt nach der Rückkehr ein Artillerieregiment und trat 1789 für den Adel von Peronne in die Generalſtaaten. Auch er verband ſich mit dem dritten Stande und ſtellte in der Nationalverſammlung die Anträge auf Abſchaffung aller Privilegien, Freiheit der Preſſe, Aufhebung der Sklaverei u. ſ. w. Im Feldzuge von 1792 trat er als Maréchal-de-Camp in das Armeekorps unter Luckner, hierauf in das unter Lafayette. Nach dem 10. Aug. der Verräterei angeklagt, ging er mit Lafayette nach Öſterreich und teilte deſſen Gefangenſchaft in Olmütz. Erſt nach drei Jahren wurde er freigegeben. Hierauf ging er nach London, wurde aber infolge ſeiner Verbindungen mit den Whigs durch Pitt ausgewieſen. Mit ſeinem Bruder trieb er nun zu Hamburg Handelsgeſchäfte, bis er nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurückkehrte, wo er zum Grafen erhoben wurde und bis zur Reſtauration in verſchiedenen Departements als Präfekt fungierte. Während der erſten Reſtauration ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Generallieutenant und Präfekten im Depart. Somme. Bei der Rückkehr Napoleons nahm er von dieſem die Pairswürde an, die er aber nach der zweiten Reſtauration wieder verlor. Als Abgeordneter des Depart. Seine-Inférieure 1819 in die Kammer gewählt, bewies er ſich als eifriger Verteidiger der konſtitutionellen Rechte. Er ſtarb zu Paris 18. März 1829. Eine hervorragende hiſtor. Arbeit L.s iſt ſeine «Histoire de l'assemblée constituante» (2 Bde., Par. 1829).

Lametta, feine Metallfäden, die durch Ziehen von verſilberten Kupferſtangen hergeſtellt und mit welchen namentlich in China Stoffe zu Gewändern durchwebt werden.

Lametta heißt auch ein auf ähnliche Weiſe oder aus dem allerdünnſten Meſſingblech hergeſtelltes Fabrikat, das in neueſter Zeit als Schmuck der Weihnachtsbäume beliebt geworden iſt.

Lamettrie (Julien Offray de), franz. Philoſoph, geb. 25. Dez. 1709 zu St.-Malo, war urſprünglich zum Geiſtlichen beſtimmt, ſtudierte dann unter Boerhaave Medizin und wurde vom Herzog von Gramont als Arzt bei deſſen Regiment angeſtellt. Er folgte demſelben in die Schlacht von Dettingen und zur Belagerung von Freiburg, wo er gefährlich erkrankte. Die Bemerkung, die er hierbei machte, daß die geiſtige Kraft mit dem Körper ſchwinde, veranlaßte ihn zur Abfaſſung ſeiner angeblich aus dem Engliſchen überſetzten «Histoire de naturelle de l'âme» (Haag 1745; neue Aufl. 1748). Wegen des darin, wenn auch noch vorſichtig angedeuteten Materialismus und Atheismus wurde dieſes Werk verbrannt. Nach dem Tode Gramonts und nach der Verbrennung ſeiner gegen die Ärzte gerichteten Schrift «La politique de médecin de Macchiavel, ou le chemin de la fortune ouvert aux médecins» (Amſterd. 1746) ſah ſich L. genötigt, Frankreich zu verlaſſen und nach Holland zu gehen. Als er jedoch hier das ſatiriſche Luſtſpiel «La faculté vengée» (1747), welches ſpäter den Titel «Les charlatans démasqués» (Par. 1772) erhielt, und ſein Hauptwerk «L'homme machine» (Leid. 1748) hatte erſcheinen laſſen, wurde er auch aus Holland vertrieben und förmlich verfolgt; da bot ihm Maupertuis im Namen Friedrichs II. ein Aſyl an. Friedrich II. ſtellte ihn als ſeinen Vorleſer an, gab

ihm eine Stelle in der Akademie und machte ihn zu seinem Gesellschafter. Hier schrieb er neben witzigen Satiren gegen Ärzte seiner Zeit unter anderm «L'homme plante» (Potsd. 1748), «Réflexions philosophiques sur l'origine des animaux» (Berl. 1750), «Les animaux plus que machines» (Berl. 1750), «Vénus métaphysique, ou l'essai sur l'origine de l'âme humaine» (Berl. 1751). Er starb 11. Nov. 1751. Friedrich II. selbst schrieb L.s «Éloge» (Haag 1753); auch ließ er eine Ausgabe von dessen «Oeuvres philosophiques, etc.» (Berl. 1751; neue Aufl., 3 Bde., 1796) veranstalten.

L. ist der vielgeschmähte, auch von seinen gleichdenkenden Nachfolgern verketzerte Stimmführer des franz. Materialismus, welchen er mit seiner Ironie aus der mechanistischen Naturphilosophie Descartes' entwickelte und dessen Konsequenzen er von philosophisch recht unsichern Grundlagen aus immer offener und rückhaltloser aussprach. Er verletzte nicht nur dadurch, sondern noch mehr durch die gleiche Offenheit, mit welcher er aus dem Materialismus und dem herrschenden Eudämonismus den gemeinsamen Schluß zog, daß des Menschen höchstes Glück im Sinnengenusse bestehe, wie er das in seiner «L'art de jouir» (Berl. 1751) und in seinem «Anti-Séneque» (Potsd. 1748) niederlegte. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse waren nach dem Umfange des damaligen Wissens bedeutend, seine philos. Originalität gering, sein Stil lebhaft, elegant und voller glücklicher Wendungen. Die frühere kritiklose Unterschätzung und Verleumdung L.s ist in neuester Zeit wesentlich infolge der Untersuchungen F. A. Langes («Geschichte des Materialismus», 2. Aufl., Bd. 1, Iserl. 1873) einer gerechtern, aber ihrerseits nun wieder zur Überschätzung geneigten Würdigung gewichen. Vgl. Quépat, «La philosophie matérialiste au XVIIIe siècle. Essai sur L., sa vie et ses œuvres» (Par. 1873); Du Bois-Reymond, «Lamettrie» (Berl. 1875).

Lamey (Aug.), bad. Staatsmann, geb. 27. Juli 1816 zu Karlsruhe, studierte zu Bonn, München und Heidelberg die Rechtswissenschaft, war seit 1849 Rechtsanwalt in Freiburg i. Br. und wurde 1856 Professor der Rechtswissenschaft an der dortigen Universität. Er war Mitglied der bad. Zweiten Kammer 1848—52 und wurde 1860, nach dem Sturze des Ministeriums Stengel (3. April 1860), zum Geheimrat und Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt. Seiner Initiative sind namentlich zu verdanken das Gesetz vom 9. Okt. über die rechtliche Stellung der Kirchen im Staate und das Verwaltungsgesetz vom 5. Okt. 1863 mit Einrichtung eines bürgerlichen Bezirksrats für Verwaltungsstreitigkeiten und des Verwaltungsgerichtshofs. Als infolge der Ereignisse von 1866 das Kabinett Edelsheim zurücktrat, nahm auch L. (26. Juli) seine Entlassung und unterstützte nun als Abgeordneter die nationalen Ministerien Mathy und Jolly. In den ersten Deutschen Reichstag 1871—73 wurde L. von dem elften bad. Wahlkreise Mannheim-Schwetzingen-Weinheim gewählt und schloß sich dort der nationalliberalen Fraktion an, verzichtete aber 1874 auf eine Wiederwahl. Seit 1875 ist er nach vierjähriger Pause wieder Mitglied der bad. Zweiten Kammer und gehört zu den Führern der national-liberalen Partei in Baden.

Lami (eigentlich Lâm'i, der Glänzende), Beiname des berühmten türk. Dichters Muhammed Ben Osman b. Ali al-Nakkâsch, dessen Blütezeit in die Regierung des Sultans Soliman II. des Großen fällt und der in Brussa lebte, wo er 1531 starb. Seine zahlreichen Gedichte zeichnen sich durch großen Reichtum an Bildern aus, deren Pracht freilich nicht selten einen Mangel an schöpferischen und tiefern dichterischen Gedanken verdecken muß. Dennoch gewährt die Lektüre derselben einen zum Teil hohen Genuß durch die Anklänge an die mystischen Dichter der Perser, deren mehrere L. mit großer Formgewandtheit in das Türkische übersetzt hat, sodaß man ihn in der That als einen der größten Dichter der Türken bezeichnen kann. Mehrere Gedichte des L. übersetzte A. Pfizmaier unter dem Titel «Die Verherrlichung der Stadt Bursa» (Wien 1839).

Lamia war bei den Griechen und hernach auch bei den Römern der Name für ein Gespenst, womit man Kinder zu schrecken pflegte. Sie galt für eine Tochter des Belas und der Libya und wurde wegen ihrer Schönheit von Zeus geliebt, aber von Hera aus Rache ihrer Kinder beraubt. Aus Schmerz hierüber zur Häßlichkeit entstellt, raubte und tötete sie andern Müttern die Kinder. In späterer Zeit nannte man Lamien auch schöne, gespenstische Frauen, welche Jünglinge an sich lockten, um, ähnlich den Vampyren (s. d.), deren Blut auszusaugen. Die Lamien leben in den Ammenmärchen der Griechen bis zur Gegenwart fort.

Lamia, uralte nordgriech. Stadt der Malier in Phthiotis am südl. Abhang des Othrys, 4 km nördlich vom Hellada (Spercheios), hieß unter der Türkenherrschaft und bis in die neueste Zeit auch bei den Griechen Zeituni oder Isdin. Jetzt hat die Stadt wieder den alten Namen, ist Hauptstadt der griech. Nomarchie Phthiatis und Phokis, Sitz eines Erzbischofs, hat ein Gymnasium und eine ziemlich wohl erhaltene Moschee mit Minaret, wird von einer mittelalterlichen Citadelle mit Pulvermagazin überragt und zählt (1879) 5506 E.

Laminaria *Mont.*, Algengattung aus der Abteilung der Phäosporeen. Die Arten derselben leben größtenteils in den nördl. Meeren. Es sind sehr ansehnliche Algen, die oft eine Länge von 2—3 m und darüber erreichen. Ihr Thallus sitzt mit einem wurzelähnlichen Haftorgan fest und entwickelt einen bis zu 2 m langen ziemlich dicken Stiel, an welchem das sog. Blatt, das eine bedeutende Breite erlangen kann, ansitzt. Der ganze Thallus ist lederartig und meist olivengrün gefärbt, die Sporen sitzen in Häufchen unregelmäßig zerstreut auf der Fläche des blattartigen Teils. Am bekanntesten ist die in den nördl. Partien des Atlantischen und Großen Oceans, sowie in den arktischen Meeren vorkommende L. digitata *Lamour.* Sie wird bis 4 m lang und der Stiel oft 4—5 cm dick, der blattartige Teil erreicht eine Breite von 30 cm bis zu 1 m und ist gewöhnlich in eine Anzahl band- oder riemenartiger Lappen gespalten. Dieser Teil erneuert sich in jedem Jahre, indem an der Stelle, wo er dem Stiele ansitzt, eine Anschwellung entsteht, die sich zu einem neuen Blatte ausbildet; das alte stirbt dann ab und wird bald durch die Bewegung des Wassers abgerissen. Die Alge wächst in ziemlich bedeutenden Tiefen, ungefähr bis zu 20 m, und sitzt mit ihrem Haftorgane an Felsen an. Das Gewebe des Thallus, hauptsächlich des Stiels, ist außerordentlich quellungsfähig; es kann durch die Einlagerung von Wasser einen sehr bedeutenden Druck überwinden. Es werden deshalb aus den

Stengeln Sonden und Stifte hergeſtellt, welche in der Chirurgie zum Offenhalten von Kanälen, Wunden u. dgl. dienen. Von den übrigen Arten iſt noch zu erwähnen die L. saccharina *Lamour.* Ihr Thallus iſt etwas zarter gebaut wie der der vorigen Art, erreicht aber ungefähr dieſelbe Länge, der blattartige Teil ſpaltet ſich nicht in einzelne Lappen. Wegen ihres Gehaltes an Mannit wird ſie an manchen Küſtengegenden, z. B. in Norwegen, als Gemüſe oder Salat gegeſſen.

Lamingſche Maſſe iſt ein lockeres Gemenge von Eiſenoxydhydrat (Raſeneiſenſtein) und Sägeſpänen, welches zum Entſchwefeln des Leuchtgaſes verwandt wird. Das Eiſenoxydhydrat wird dabei in Schwefeleiſen verwandelt und dieſes geht unter Abſcheidung von Schwefel wieder in Eiſenoxydhydrat über, wenn es der Luft ausgeſetzt wird. Die L. kann daher immer von neuem gebraucht werden, bis ſich ſo viel Schwefel darin anſammelt, daß deſſen Verwertung lohnend wird.

Laminieren (frz. laminage, engl. lamelling, vom lat. lamina, d. i. dünnes Blatt, Blech), Metall zu Blech ſchlagen oder walzen; auch ſoviel wie zwiſchen Walzen ſtrecken, z. B. die für den Spinnprozeß vorzubereitende Baumwolle auf dem Laminierſtuhl oder der Streckmaſchine. (S. unter Baumwollinduſtrie, Bd. II, S. 593.)

Lamiſcher Krieg wird der Krieg genannt, den die Athener, Ätoler, Theſſaler und andere Griechen nach dem Tode Alexanders d. Gr. im Sommer 323 v. Chr. gegen den macedon. Reichsverweſer Antipater (ſ. d.) begannen, um ſich vom macedon. Joche zu befreien. Zwar ſchlug der tapfere atheniſche Feldherr Leoſthenes den Antipater an den Thermopylen und belagerte ihn dann in der benachbarten Feſtung Lamia, fand dann aber den Tod bei der Belagerung, worauf die Griechen unter dem Athener Antiphilos zu Anfang Auguſt 322 bei Kranon in Theſſalien der macedon. Macht unter Antipater und Krateros abermals unterlagen.

Lamlaſh, Dorf auf der Inſel Arran (ſ. d.).

Lämmerfelle kommen mit der Wolle und ohne Wolle in den Handel. Letztere dienen zur Lederfabrikation, namentlich zu Glacé- und Waſchleder. Zu Pelzwerk werden die lockigen, gewellten oder krauſen Felle genommen; am geſchätzteſten ſind die ſchwarzen, dann die grauen und hiernach die weißen (dieſe werden vielfach gefärbt), rötlichen u. ſ. w. Die ſchönſten ſchwarzglänzenden L. liefert Perſien, dann die ruſſ. Provinz Aſtrachan, die Krim und die Ukraine. Die Kräuſelung der L. wird von den Tataren dadurch gefördert, daß ſie die neugeborenen Lämmer ſogleich in grobe Leinwand nähen, dieſe täglich mehreremal mit warmem Waſſer benetzen und mit der Hand nach einer gewiſſen Richtung ſtreichen. Die feinſten aus Rußland kommenden L. heißen in Deutſchland Perſianer, in Rußland ſelbſt Karakul, während unter letzterm Namen in Deutſchland wieder nur die kleinen gewöhnlichen tatar. Lämmerfellchen, auch Treibel genannt, verſtanden werden. Schmaſchen ſind ordinäre ruſſ. L., doch nennt man ſo auch die Felle ganz junger Lämmer jedweder Herkunft, und zwar ſowohl die wolligen als die geſchorenen, ſodaß es alſo deutſche, franz., ital. u. ſ. w. Schmaſchen gibt. Heideſchmaſchen ſind die Felle von den Lämmern der Heidſchnucken.

Lämmergeier, ſ. Bartgeier.

Lämmermann, Jeſuit, ſ. Lamormain (Wilh.).

Lammermoor Hills (Lammermuir Hills) Gebirgskette im ſüdöſtl. Schottland, im N. des Tweedfluſſes, zwiſchen den Grafſchaften Haddington und Berwick, bis 534 m hoch.

Lammers (Aug.), volkswirtſchaftlicher Schriftſteller, geb. 23. Aug. 1831 in Lüneburg, ſtudierte in Göttingen Philologie, war bereits 1852 eine Zeit lang Redacteur der «Weſer-Zeitung» in Bremen, 1854 der hildesheimer «Allgemeinen Zeitung», 1857 der «Zeitung für Norddeutſchland» in Hannover, 1859 der «Weſer-Zeitung», 1861 der «Zeit» in Frankfurt a. M., die 1862 mit der «Süddeutſchen Zeitung» verſchmolz, aber 1864 einging. L. wurde dann Redacteur der «Elberfelder Zeitung», 1866 des «Bremer Handelsblatt», gründete 1878 die Wochenſchrift «Nordweſt» und iſt gegenwärtig Geſchäftsführer des 1883 in Kaſſel konſtituierten Mäßigkeitsvereins. Von 1877 bis 1879 war er als Vertreter des Wahlbezirks Elberfeld-Barmen Mitglied des preuß. Landtags, wo er ſich der nationalliberalen Partei anſchloß. L. hat zur Förderung öffentlicher Intereſſen eine Reihe von Broſchüren veröffentlicht (über den Moorrauch, Hausfleiß, Armenpflege, Sonntagsfeier, Trunkſucht u. ſ. w.) und zahlreiche gemeinnützige Vereine begründet.

Lämmerſalat, ſ. Feldſalat.

Lamm Gottes, als Benennung Jeſu und als Bezeichnung der Lammbilder, welche Chriſtum ſymboliſch vorſtellen. (S. Agnus Dei.)

Lamone, Fluß in Italien, entſpringt in den Centralapenninen, fließt an Faënza vorüber und mündet im NNO. von Ravenna in das Adriatiſche Meer nach einem Laufe von 95 km.

Lamont (Joh. von), Aſtronom, geb. 13. Sept. 1803 zu Braemar in Nordſchottland, wurde 1882 Aſſiſtent und 1833 Konſervator der Sternwarte Bogenhauſen bei München, die er bis zu ſeinem 6. Aug. 1879 erfolgten Tode leitete. Er war auch Mitglied der münchener Akademie und wurde 1852 Profeſſor an der dortigen Univerſität. L. veröffentlichte namentlich zahlreiche Beobachtungen über den terreſtriſchen Magnetismus in den «Annalen der königl. Sternwarte bei München». Seit 1840 widmete er ſich hauptſächlich den Meridianbeobachtungen ſchwacher Sterne, von denen im Laufe der Jahre 34000 ihrer Lage nach beſtimmt wurden, welche in den Katalogen der «Annalen» veröffentlicht ſind. Er ſchrieb auch ein populäres Werk «Aſtronomie und Erdmagnetismus» (Stuttg. 1851) und war der erſte in Europa, der die elektromagnetiſche Regiſtrierung von Zeitbeobachtungen anwandte.

Lamoricière (Chriſtophe Léon Louis Juchault de), franz. General, geb. zu Nantes 5. Febr. 1806, nahm 1830 an der Expedition gegen Algier teil und wurde Kapitän bei den neuerrichteten Zuaven. Am 13. Okt. 1837 führte er die Zuaven beim Sturm auf Konſtantine, wobei er verwundet wurde. Im J. 1839 zum Oberſten ernannt, ſtieg er nach dem Treffen von Mouzaïa 1840 zum Brigadegeneral und Gouverneur der Provinz Oran. L. kämpfte ruhmvoll in allen folgenden Feldzügen, ſo 1842 bei Maſcara, 1844 bei Iſly (gegen Marokko) und 1847 gegen Abd-el-Kader, mit deſſen Gefangennehmung (23. Dez.) der Krieg beendigt war. Für dieſe That wurde L., der bereits 1845 Generallieutenant und interimiſtiſcher Generalgouverneur von Algerien geworden, zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Schon

1846 war er zum Abgeordneten gewählt worden. Bei der Februarrevolution von 1848 proklamierte er, seit 24. Febr. Militärgouverneur von Paris, die Thronentsagung König Ludwig Philipps und die Regentschaft der Herzogin von Orléans, um dem Kampfe Einhalt zu thun. Solange die Provisorische Regierung bestand, nahm er keine Stelle an, bei dem Juniaufstande stellte er sich aber Cavaignac zur Verfügung und half die Insurrektion niederschlagen. Vom 28. Juni bis zum 28. Dez. war er dann Kriegsminister. Bei Cavaignacs Rücktritt legte auch er seine Stelle nieder, ging aber 13. Juli 1849 als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg. Nach seiner Rückkehr im November zum Vizepräsidenten der Gesetzgebenden Kammer gewählt, bekämpfte er die Tendenzen Ludwig Napoleons und wurde beim Staatsstreiche in der Nacht vom 2. Dez. 1851 verhaftet, zuerst nach der Festung Ham und dann über die Grenze gebracht. Er verweigerte durch einen berühmt gewordenen Brief den Eid auf die neue franz. Verfassung und lebte abwechselnd in Deutschland, England und Belgien bis 1857, wo er die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich erhielt. Hier lebte er zurückgezogen, bis er sich 9. April 1860 bestimmen ließ, den Oberbefehl über die päpstl. Armee zu übernehmen. Die Beschaffenheit jenes Heers machte jedoch einen Erfolg unmöglich. Bei Castelfidardo 18. Sept. besiegt, zog er sich, nachdem er 29. Sept. die Festung Ancona hatte übergeben müssen, wieder nach Frankreich in das Privatleben zurück und starb 11. Sept. 1865 auf seinem Schlosse Prouzel bei Amiens. L. wurde in Nantes beerdigt und ihm in der dortigen Kathedrale 29. Okt. 1879 ein prachtvolles Grabmal errichtet. Vgl. Pougeſis, «Le général de L.» (Par. 1866); Keller, «Le général de L.» (2 Bde., Par. 1873).

Lamormain (Wilh. Germain), eigentlich Lamormaini, häufig verdreht in Lämmermann, Jesuit, geb. 29. Dez. 1570 zu La Moire Mennie (woher sein Name) in der Nähe von Luxemburg, war als Beichtvater Kaiser Ferdinands II. der Haupturheber der blutigen Bedrückungen gegen die Protestanten in Böhmen und soll gegen 100000 Protestanten der kath. Kirche wieder zugeführt haben. L. starb zu Wien 22. Febr. 1648.

Lamothe (Jeanne de Luz, de Saint-Remy, Gräfin von), die Hauptperson in der berüchtigten Halsbandgeschichte, angeblich durch Heinrich von Saint-Remy, einen natürlichen Sohn König Heinrichs II., von den Valois abstammend, wurde 22. Juli 1756 zu Fontète in der Champagne geboren. Die Gräfin Boulainvilliers nahm sich in Paris des Kindes an und ließ es erziehen. Später wendete sich Jeanne nach Bar-sur-Aube und heiratete daselbst den Grafen L., einen mittellosen Abenteurer, mit dem sie 1780 nach der Hauptstadt zurückkehrte, wo sie mehrfache Beihilfe von seiten des Kardinals Prinzen Rohan (s. d.) erhielt. Rohan war damals unglücklich über den Verlust der Gnade der Königin, und dies benutzte die L. zu einem unerhörten Betruge. Sie spiegelte Rohan vor, daß er sich die Gunst, ja sogar die Liebe Marie Antoinettes durch ein kostbares Halsband, welches derselben von den Juwelieren Böhmer und Bassenge angeboten, aber von ihr als zu teuer zurückgewiesen war, erkaufen könne. Gefälschte Billets, angeblich von der Königin, stellten ihm nahe Erhörung in Aussicht; ein nächtliches Stelldichein im königl. Park mit einer als Marie Antoinette verkleideten Dirne, welche dem Kardinal die Worte zuflüsterte: «Alles ist vergessen», brachte ihn um den Rest seiner Besinnung; ein Billet mit der Unterschrift Marie Antoinettes ermächtigte ihn zu dem Ankauf, und so kaufte er Febr. 1785 die Diamanten für 1400000 Frs., um sie durch die Hand der L. der Königin ausliefern zu lassen. Statt dessen brach die Betrügerin, der ihr Mann in allem beistand, die meisten Diamanten heraus und verkaufte sie nach England.

Als Böhmer und Bassenge die für den Monat Juli zugesicherte erste Abzahlung nicht erhielten und nun selbst bei Hofe wegen ihrer Befriedigung einkamen, kam der Betrug an das Licht. Der König ließ den Kardinal 15. Aug. 1785 in Versailles verhaften und in die Bastille bringen und beauftragte das Parlament mit der Einleitung des Prozesses. Drei Tage darauf nahm man auch die Gräfin L. zu Bar-sur-Aube fest, nachdem ihr Gemahl den Tag vorher nach England entkommen war. Der Prozeß, welcher neun volle Monate spielte, gab der feindlichen Stimmung gegen den Hof neue Nahrung. Am 31. Mai 1786 verurteilte das Parlament den Grafen L. zum Staupbesen und zu den Galeeren auf Lebenszeit, seine Frau ebenfalls zum Staupbesen, zur Brandmarkung auf beide Schultern und lebenslänglicher Einsperrung. Rohan ging straffrei aus. Am 5. Juni 1787 gelang es der L. nach England zu entkommen. Hier veröffentlichte sie mehrere Schriften zu ihrer Rechtfertigung. Am 23. Aug. 1791 fand man sie in London tot mit zerschmetterten Gliedern auf der Straße liegen; sie war bei einer Orgie drei Stockwerke hoch herabgestürzt. Der Halsbandprozeß hat viele Pamphlete hervorgerufen, namentlich die «Vie de Jeanne de Saint-Remy de Valois, comtesse de Lamotte etc., écrite par elle-même» (wieder abgedruckt Par. 1793), welche aber von dem Grafen L. herrührt. Erwähnung verdient auch Campardons «Marie-Antoinette et le procès du collier» (Par. 1864). Die Civilansprüche Böhmers und Bassenges sind später wieder aufgenommen worden. Rohan hatte den Juwelieren jährlich 300000 Livres aus den Einkünften der Abtei St.-Waast bis zu ihrer vollständigen Befriedigung angewiesen, dieses Abkommen war aber wegen Einziehung der Kirchengüter während der Französischen Revolution hinfällig geworden. Nach dem Tode des Kardinals 1802 trat ein gewisser Deville, dem die Juweliere ihren Anspruch verkauft hatten, wider die Nichte und Erbin des Fürsten, die Prinzessin Charlotte, mit einer Klage hervor, die indes erfolglos blieb. Seitdem wurde die Erbin der Prinzessin von den Erben Devilles aufs neue mehrmals belangt. Eine übersichtliche Darstellung des Prozesses enthält «Der Neue Pitaval» (Bd. 8, Lpz. 1845).

Lamothe-le-Vayer (François de), der Erzieher Ludwigs XIV., skeptischer Philosoph, wurde zu Paris 1588 geboren und nahm nach Beendigung seiner Studien die von seinem Vater auf ihn vererbte Stelle eines Generalprokuratorsubstituten beim Parlament an, welche er jedoch aus Neigung für seine Studien später wieder aufgab. Durch seine Schrift «De l'instruction de M. le Dauphin» (Par. 1640) lenkte er Richelieus Aufmerksamkeit auf sich. Er wurde nun zuerst Mitglied der Akademie, dann Erzieher des Herzogs von Anjou, nachherigen Herzogs von Orléans, und später Erzieher

des Dauphin, nachmaligen Königs Ludwig XIV. Als dieser sich verheiratet hatte, übergab man der Leitung L.s des Königs jüngern Bruder. Später wurde er Staatsrat und starb 1672. Sein Hauptwerk sind «Cinq dialogues, faits à l'imitation des anciens par Horatius Tubero» (Frankf. 1698; neue Ausg., 2 Bde., Frankf. 1716). Die beste Ausgabe seiner «Oeuvres» besorgte sein Neffe, Roland Le-Vayer de Boutigni (14 Bde., Dresd. 1756—59). Vgl. Etienne, «Essai sur L. to Vayer» (Par. 1849).

La Mothe Villebert (Vicomte d'Aspremont-Linden, François de), franz. Feldherr, s. unter Aspremont-Linden.

Lamotte (Antoine Houdart de), franz. Dichter, geb. 17. Jan. 1672 in Paris, studierte anfangs die Rechte, betrat aber dann mit den «Originaux» (1693), seinem ersten Theaterstücke, die litterarische Laufbahn, wurde 1710 Mitglied der Akademie und starb 26. Dez. 1731 zu Paris. L. hat sich in allen Dichtungsarten versucht, strebte mehrere Neuerungen an und verwarf unter anderm die drei Einheiten im Drama. Mehrere von seinen 16 Opern und Balletten fanden großen Beifall; unter seinen acht Komödien gilt «Le magnifique», unter seinen vier Tragödien «Ines de Castro» (1723) für die beste. Wirklichen Wert haben seine Fabeln. An dem Streite über den Vorrang der ältern oder der neuern Dichter beteiligte er sich lebhaft zu Gunsten der letztern. L. entbehrt in seinen Poesien des Schwungs und poetischen Ausdrucks, zählt aber zu den feinsten und geistreichsten Prosaikern seiner Zeit. Seine «Oeuvres» erschienen in 10 Bänden (Par. 1754), ein Supplement dazu (Briefe und Gedichte) gab in demselben Jahre Abbé Leblanc heraus («Lettres de Houdart de L. etc.»), seine «Oeuvres choisies» öfters (am besten, 2 Bde., Par. 1811).

Lamottes Goldtropfen, soviel wie Bestuschews Eisentinktur (s. d.).

Lamouroux (Jean Vincent Félix), franz. Naturforscher, geb. 3. Mai 1779 zu Agen, wurde 1808 Professor an der Akademie zu Caen und starb in der Nacht vom 25. zum 26. März 1825. Er schrieb namentlich: «Essai sur les genres de la famille des thalassiophytes non articulés» (Par. 1813), «Histoire générale des polypiers coralligènes flexibles» (Caen 1816), «Exposition méthodique des genres de l'ordre des polypiers» (Par. 1821).

Lampadedromia (grch.), Fackellauf (s. d.); Lampadephoros, Fackelträger.

Lampadius (Wilh. Aug.), Chemiker und Metallurg, geb. 8. Aug. 1772 zu Hehlen im Herzogtum Braunschweig, wurde Apotheker, studierte in Göttingen, begleitete 1793 den Grafen Joachim von Sternberg auf einer Reise durch Rußland und folgte ihm dann nach Radnitz in Böhmen, wo er sich besonders mit Chemie und Meteorologie beschäftigte. Im J. 1794 wurde er außerord., 1795 ord. Professor der Chemie zu Freiberg. Die Hüttenkunde, die er seit 1796 lehrte, erhob er zu einer eigenen technischen Wissenschaft. Er starb zu Freiberg 13. April 1842. Sein Hauptwerk ist das «Handbuch der Hüttenkunde» (2. Aufl., 4 Bde., Gött. 1817—18; nebst Supplementen, 1818—26). Von seinen Entdeckungen hat die des Schwefelkohlenstoffs das meiste Aufsehen gemacht.

Lampe, der Name des Hasen in der Tierfabel.

Lampedusa oder Lampadosa, bei den Alten Lipadusa, eine zur ital. Provinz Girgenti gerechnete, aber Afrika näher als Sicilien, im Westsüdwesten von Malta gelegene Insel aus Kalk- und Sandstein, hat 30 km Umfang und 2658 ha Flacheninhalt, ist fruchtbar, hat gutes Trinkwasser und Gebüsch, eine gute Reede und mit der 45 km nordöstlich gelegenen Insel Linosa (1881) 1148 E., welche Thunfischfang und Korallenfischerei betreiben. Eine Ruine auf L. heißt Rolandsturm.

Lampen (frz. lampes, engl. lamps), zu Beleuchtungszwecken dienende Vorrichtungen, in welchen ein bei gewöhnlicher Temperatur flüssiges Leuchtmaterial, wie Rapsöl, Thran, Mineralöl (Petroleum ꝛc.) zur Verbrennung gelangt. Mehr als in vielen andern Industrien war in der Lampenfabrikation der Fortschritt der Physik und Chemie auf die konstruktive Entwickelung von Einfluß. (S. Beleuchtung und Beleuchtungsapparate.)

Die L. wurden schon in den ältesten Zeiten, und zwar viel früher als die Kerze, zur Beleuchtung benutzt. Aus Andeutungen, welche sich in den biblischen Überlieferungen finden, geht hervor, daß dem jüd. Volke der Gebrauch von Öllampen bekannt war, doch bestand selbst bei den Griechen und Römern, den in der Kultur am weitesten fortgeschrittenen Völkern des Altertums, die L. in den rohesten, wie in den nach Form und Ausstattung kunstvollsten Ausführungen nur in einem mit Öl gefüllten napfförmigen Gefäß, in welches ein grober, aus Hanf- oder Flachsfasern zusammengedrehter Docht derart eingelegt war, daß das eine Ende desselben auf dem Rand des Gefäßes ruhte, wo das von den Fasern aufgesaugte Öl zur Verbrennung gelangte. Diese L., bei welchen infolge der mangelhaften Verbrennung ein von üblem Geruch begleitetes Rauchen und Rußen der an sich schwach leuchtenden Flamme nicht zu vermeiden war, hat sich im Prinzip in der namentlich auf dem Lande noch jetzt gebräuchlichen Küchenlampe, sowie in der Grubenlampe der Bergleute erhalten; nur ist hier der Docht in einem von dem untern Teil des Ölbehälters ausgehenden hohlen Arm, der Dille oder Tülle, gelagert, sodaß ein Untersinken desselben im Öl nicht stattfinden kann. Bis weit ins Mittelalter hinein blieb dieser primitive Apparat das allgemeine Beleuchtungsmittel. In der Erkenntnis, daß eine ruhige und gleichmäßige Flamme nur dann erreichbar ist, wenn der Leuchtstoff möglichst nahe dem Dochtende erhalten wird, konstruierte um 1550 Hieronymus Cardanus eine L. mit seitlichem Ölbehälter, ähnlich der noch jetzt hier und da gebräuchlichen Stutz- oder Flaschenlampe. Durch einen über der L. befindlichen Schirm wurde die Hauptwirkung des Lichts nach unten verlegt. In ein neues Stadium trat die Lampenbeleuchtung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. durch die dem Franzosen Léger zugeschriebene Erfindung der Flachdochte, durch welche eine Flamme mit größerer Oberfläche erzielt wurde, namentlich aber durch die Erfindung Argands, mittels eines schlauchförmigen Dochts und des nach ihm benannten, das Licht gleichmäßiger verteilenden Brenners (s. Argandsche Lampen), der hohlen, kegelförmigen Flamme auch im Innern Luft zuzuführen, ohne dieselbe zu stark abzukühlen.

Eine weitere Verbesserung brachte Quinquet an, indem er die Luftzuführung zur Außenseite der Flamme durch Aufsetzen eines Glascylinders von bestimmter Höhe und Weite verstärkte, wodurch er zugleich ein Flackern des Lichts verhinderte. Von Carcel wurde im J. 1800 die sog. Uhr- oder Pumplampe konstruiert, bei welcher ein Uhrwerk

die ununterbrochene Bewegung einer kleinen Pumpe bewirkt, wodurch das Öl aus dem im Fuß der Lampe befindlichen Behälter gehoben wird und so bei konstantem Niveau ein stetiges Überfließen desselben aus der Brenneröffnung stattfindet. Als ein wesentlicher Fortschritt galt die im J. 1809 erfundene Astrallampe (s. d.) mit kranzförmigem Ölbehälter, welche unter dem Namen Sinumbralampe dadurch verbessert wurde, daß der keilförmige Querschnitt des Ölbehälters den Schatten desselben fast vollständig beseitigte.

Eine wichtige Vervollkommnung war die im J. 1836 bekannt gewordene Moderateurlampe von Franchot, bei welcher das Öl durch eine Schraubenfeder, die einen Kolben auf die Ölschicht drückt, in dem mit der Dochthülse kommunizierenden Steigrohr zum Brenner emporgehoben wird, wobei ein im Steigrohr befindlicher Stift die Öffnung desselben mehr oder weniger verengt, je nachdem der Federdruck stärker oder schwächer ist, und so als Regulator (Modérateur) wirkt. Diese L. hat bis über die Mitte des 19. Jahrh. hinaus weite Verbreitung gefunden. Ein gänzlicher Umschwung in der Konstruktion der L. ist in neuerer Zeit durch die Verwendung der Mineralöle herbeigeführt worden, welche bei viel niedrigerer Temperatur brennbare Dämpfe entwickeln und durch ihre Dünnflüssigkeit, der zufolge sie vom Docht viel schneller und auf größere Höhe gehoben werden, künstliche Vorrichtungen mehr oder minder entbehrlich machen, wogegen die leichte Verdampfbarkeit derselben die Bildung explosiver Gemische von Dampf und Luft ermöglicht, zu deren Vermeidung besondere Vorkehrungen erforderlich sind.

Mineralöllampen. Neben den seit dem Anfang der sechziger Jahre an Stelle der Rüböllampen fast allgemein gebräuchlich gewordenen Petroleumlampen mit verschiebbarem Flach- oder Hohldochte sind Photogen-, Solaröl-, Ligroin- und Benzinlampen konstruiert worden. Die Flamme der Mineralöllampen fordert zur intensiven Lichtentwickelung einen besonders starken Luftzug; die der Flamme zuzuführende Luft wird in der Regel zur Kühlung des Brenners benutzt. Der Ölbehälter muß hier stets so weit unter dem Brenner liegen, daß eine starke Erhitzung desselben vermieden wird. Bei L. mit Flachbrenner ist der letztere mit einer halbkugelförmigen Kappe bedeckt, die in der Mitte mit einer Öffnung von etwas größerer Weite als die Mündung des Dochtrohrs versehen ist; unter dieser Kappe mischen sich die Petroleumdämpfe mit Luft, wodurch die Verbrennung befördert und ein Rußen der Flamme verhindert wird. Die Rundbrenner sind Argandbrenner, meist mit flachem Docht, der im Dochtrohr unter der Flamme zur Schlauchform zusammengebogen wird. Rein cylindrische Zuggläser werden jetzt nur noch für Gaslampen benutzt. Für Flachbrenner kommen bauchige Cylinder zur Verwendung, für Rundbrenner solche mit starker Einschnürung; zuweilen wird auch auf einem in der Achsenrichtung des Hohldochts sich erhebenden Stiel ein horizontales Metallscheibchen (Braudscheibe) angebracht, an dessen unterer Fläche der innere Luftzug sich bricht, sodaß die Luft von innen nach außen auf die Flamme stößt. Die Regulierung des Dochts wird durch den Eingriff von Zahnrädchen bewirkt. Die beste Lage für den Ölbehälter ist die im Fuß der L., weil hierdurch die letztere mehr Stabilität erhält und der Behälter keinen Schatten wirft; auch kann die L. alsdann eine gefälligere Form erhalten. Zimmerlampen werden zur Mitderung des Lichts mit Kugeln, Glocken oder Kuppeln aus Milchglas oder mattgeschliffenem Glas versehen. Die Formen der heutigen L. sind außerordentlich mannigfaltig. Bezüglich der Anbringung werden hauptsächlich Tischlampen, Wandlampen und Hängelampen unterschieden.

Die ältern einfachen Konstruktionen der Mineralöllmpen sind in letzter Zeit vielfach ausgebildet worden. So werden bei dem Brillantdoppelbrenner von Schuster u. Baer in Berlin zwei gleichbreite Flachdochte zu einem Cylinder zusammengebogen und das Brandrohr erhält dementsprechend zwei einander gegenüberliegende Öffnungen, durch welche sich die beiden Dochte oben zu einem Kreis vereinigen. Durch diese Einrichtung ist der bei großen Rundbrennern auftretende Übelstand beseitigt, daß die Lichtstärke nicht in gleichem Verhältnis mit der Größe des Brenners zunimmt.

Bei dem Reform-Kosmos-Rundbrenner von Schuster u. Baer findet durch den am untern Teil des Brenners befindlichen durchbrochenen Kasten, sowie durch das im Boden des letztern, resp. im Centrum der Dochthülse befestigte Rohr und die in der Mitte des Brenners angebrachte durchlochte Brandscheibe eine vollkommen isolierte innere Luftzuführung statt. Der Luftzutritt zu den Außenseiten der Flamme erfolgt hier erst, nachdem die Luft auf ihrem Wege vorgewärmt ist, wodurch die Intensität der Verbrennung wesentlich erhöht wird. Die von derselben Firma konstruierte, mit diesem Brenner versehene Hygienische Normallampe vermindert die lästige und schädliche Wärmeausstrahlung. Zu diesem Zweck ist die L. mit einem zweiten Cylinder von größerer Weite ausgestattet, der den gewöhnlichen Cylinder umgibt. In dem so gebildeten Zwischenraum sammelt sich die von der Flamme erhitzte Luft, worauf sie durch den von unten nach oben gehenden Luftzug gegen die Zimmerdecke geführt wird, während von unten beständig frische Luft nachströmt. Der Mitrailleusenbrenner, bei welchem der Leuchtstoff durch ein System von 10—12 runden Volldochten angesaugt wird und die angemessene Verteilung der Luft gleichfalls durch die durchlochte Brandscheibe erfolgt, eignet sich vorzüglich für schwere Petroleumsorten, doch ist der Brennstoffverbrauch ein größerer als bei den gewöhnlichen Brennern.

Die Petroleumlampen mit Flachbrenner sind namentlich durch die Anwendung mehrerer Flachdochte verbessert worden (Dupler-, Triplerbrenner), welche entweder nur eine oder, wie der Kronenbrenner, mehrere Flammen geben. Letzterer besitzt sechs Flachdochte und unter der gewöhnlichen noch eine zweite Kappe, wodurch eine vollständigere Verbrennung und somit größere Leuchtkraft erzielt wird. Bei der Kaiserlampe befindet sich ein Flachbrenner ohne Cylinder in einer Glocke, welche unten in einen stumpfen Kegel verläuft, dessen abwärts gerichtete Öffnung der Weite des Brenners entspricht und wie ein Glascylinder auf diesen gestellt werden kann. Durch die zahlreichen Löcher im Boden des Brenners findet ein verstärkter Luftzug statt, während die Flamme gegen seitlichen Luftzug geschützt ist. Explosionen kommen bei Petroleumlampen am häufigsten infolge schlechter Beschaffenheit des Petroleums, oder auch bei schlechter Bedienung

der L. (mangelhafter Reinigung oder Nachfüllen während des Brennens der L.) vor. Zuweilen werden Explosionen durch fehlerhafte Lampenkonstruktionen, sowie durch einen zu schmalen oder zu schwachen Docht veranlaßt, der das Brandrohr nicht vollständig ausfüllt. Bei Berücksichtigung aller Verhältnisse gewährt jede gute L. hinreichende Sicherheit, doch sind auch verschiedene Konstruktionen angegeben worden, durch welche die Sicherheit erhöht werden soll. Bei den gewöhnlichen Ausführungen steht das Innere des Ölbassins mit dem Brandrohr durch eine oder mehrere Öffnungen in Verbindung, durch welche explosive Gasgemische zur Flamme gelangen können. Die Vermeidung dieser Gefahr bezweckt der bei den Schuster u. Baerschen L. an der Unterseite des Luftkastens angebrachte hydraulische Verschluß. Andere Vorrichtungen erstreben ein leichtes und gefahrloses Auslöschen der L., oder bewirken selbst das Auslöschen, wenn die L. umfällt.

Für sehr flüchtige Mineralöle, wie Ligroin, sind besondere Konstruktionen erforderlich. Eine einfache L. dieser Art besteht aus einem Blechgefäß mit einschraubbarem, gut schließendem Deckel und einem Brandrohr, das von dem massiven Docht vollständig ausgefüllt wird. Das Gefäß enthält ein Stück Badeschwamm, das durch ein Drahtnetz vom Docht getrennt gehalten wird. Beim Gebrauch schraubt man den Deckel ab, gießt Ligroin in die L., bis der Schwamm damit gesättigt ist, und schraubt den Deckel wieder auf, worauf der Docht entzündet werden kann. Die kleine Flamme ist sehr weiß, rußt nicht, verlöscht aber leicht, wenn die L. bewegt wird. Für die schwersten Mineralöle eignet sich besonders die Dampfstrahllampe von Hartmann u. Lucke, die überall da anzuwenden ist, wo Dampf erzeugt wird. Bei derselben wird ein Dampfstrahl in die Flamme geleitet, der nicht nur den nötigen Sauerstoff zuführt, sondern auch die brennbaren Dämpfe zersetzt, sodaß eine energische Verbrennung ohne Rußbildung erzielt wird.

Öfters werden L. als Erhitzungsmittel benutzt und zwar am häufigsten Spirituslampen, teils kleine mit massivem Runddocht, teils größere mit hohlem Runddocht und doppeltem Luftzug. Bei der der letztern Art angehörenden Berzeliuslampe umgibt ein niedriger Cylinder die Flamme, die aus einer Sturzflasche oder auch aus einem kranzförmigen oder seitlich liegenden kastenförmigen Behälter gespeist wird. Die Dochtbewegung erfolgt durch eine Zahnstange mit Getriebe und das Auslöschen der Flamme durch einen überfallenden Deckel, der mittels eines Korks auch das innere Rohr verschließt. Diese L. ruht entweder auf drei Füßen, welche nach oben in einen Dreifuß zum Aufsetzen der zu erhitzenden Gefäße verlaufen, oder sie ist an einem Stativ verschiebbar, welches gleichfalls verschiedene Ringe als Träger für Gefäße besitzt. Vielfach benutzt man zur Bereitung oder zum Wärmen von Speisen Petroleumlampen, welche für diesen Zweck mit entsprechenden Vorrichtungen versehen sind; häufiger jedoch dienen hierzu Petroleumöfen. (S. unter Kochherde und Kochmaschinen.)

Über Gaslampen s. unter Gasbeleuchtung; über die Elektrischen Lampen den Spezialartikel Bd. VI, S. 15 fg.

Lampen (elektrische), s. Elektrische Lampen.

Lampendocht, s. Docht.

Lamperthelm, Marktflecken in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Bensheim, nahe der bad. Grenze, Station der Linien Frankfurt a. M.-Mannheim und Rosengarten-L. der Hessischen Ludwigsbahn, hat Cigarrenfabriken, Tabaks- und Obstbau und zählt (1880) 5956 meist prot. E. Dazu gehört die chem. Fabrik Neuschloß und der Weiler Rosengarten.

Lampertico (Fedele), ital. Nationalökonom, geb. 13. Juni 1833 in Vicenza, studierte daselbst die Rechtswissenschaften, ging von da nach Padua, wo er mit der Schrift «La statistica in Italia prima dell' Achenwaal» (Padua 1855) promovierte und bald darauf Professor der Rechte wurde. Seit 1873 ist er Senator des Reichs. Er schrieb: «Giammaria Ortes e le scienze economiche del suo tempo» (Veneb. 1865), «Economia dei popoli e degli stati» (4 Bde., Mail. 1874 fg.), «Sulle spese di culto» (Vicenza 1877), «Statistica e libero arbitrio» (Veneb. 1879), «Sulla statistica teorica in generale, e su Melchiorre Gioja in particolare» (Rom 1879), «Delle citazioni di autori classici nei parlamenti» (Vicenza 1879), «Scritti storici e letterari» (2 Bde., Flor. 1882 fg.) u. a.

Lampes Heilmittel, s. u. Geheimmittel.

Lampeter, Marktflecken in Cardiganshire in Wales, an der Teifi, 42 km östlich von Cardigan, hat vier Kirchen, eine Lateinschule und das St.-Davids-College für Geistliche der anglikan. Kirche mit 70 Studierenden und einer Bibliothek von 30000 Bänden und zählt (1881) 1443 E.

Lampion (frz.), Lämpchen oder Papierlaterne zu Illuminationen; Lampist, Lampenfabrikant, Lampenhändler; Lampisterie, Lampenfabrikation; auf Eisenbahnen der Raum, wo die Lampen aufbewahrt werden.

Lampongs (die) oder Lampongsche Distrikte, eine Residentschaft der niederländ. Insel Sumatra, welche mit einem Areal von 26400 qkm und einer Bevölkerung von 118024 Eingeborenen, 201 Chinesen, 78 Europäern, 8 Arabern und 6 andern asiat. Fremdlingen den südlichsten Teil der Insel einnimmt. Der westl. und südl. Teil der L. ist gebirgig; hier erheben sich die südlichsten Ausläufer des Barissangebirges im Gunong-Tangamas oder Gunong-Semanka (Kaiserspiek) bis zu 2262 m. Die östl. Hälfte der L. besteht fast ganz aus niedrigem, mit Wald bedecktem, überaus fruchtbarem, aber erst zum kleinsten Teil in Kulturzustand befindlichem Alluviallande, welches von einer Anzahl von in der Richtung von W. gegen O. strömenden Flüssen fast überreichlich bewässert wird. Sitz des holland. Residenten und der Provinzialbehörden ist Telók-Betóng an der Bai gleichen Namens. Dieser Ort wurde infolge der Eruption des Vulkans Krakatau (s. d.) in der Sundastraße am 26./27. Aug. 1883 durch Überschwemmung fast ganz vernichtet.

Lamprecht, der Pfaffe, geistlicher Dichter vom Niederrhein, bearbeitete in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. nach dem welschen Original eines sonst ganz unbekannten Elberich von Bisenzo (Aubry de Besançon) ein «Alexanderlied». Von dem verlorenen Gedicht des Elberich ist erst neuerdings in einer florentiner Handschrift der Anfang aufgefunden worden (vgl. Pfeiffers «Germania», Bd. 1), und daraus ergibt sich, daß das große Lob, welches zuerst Gervinus dem Gedicht erteilte, die geschickte Anordnung, die warme, lebendige Darstellung, sowie die ernstsittliche Auffassung und Bearbeitung

des Stoffs weit mehr dem franz. als dem deutschen Dichter gebührt. Der Inhalt weicht von den geschichtlichen Nachrichten über Alexander d. Gr. vielfach ab und ist aus abend- und morgenländ. Quellen mit den wunderbarsten Sagen vermischt. Das Gedicht hat sich in doppelter Gestalt erhalten; die ursprüngliche, leider nur unvollständig und gegen das Ende abkürzend, gewährt die vorauer Handschrift (gedruckt in Diemers «Deutschen Gedichten des 11. und 12. Jahrh.», Wien 1849), die straßburger Handschrift (herausg. von Maßmann zuerst in den «Denkmälern», Münch. 1828, dann in dessen «Deutschen Gedichten des 12. Jahrh.», Bd. 1, Quedlinb. 1837) dagegen enthält eine auf Besserung der ungenauen Reime und überlangen Verse ausgehende Überarbeitung. Dazu kommt ein ganz überarbeiteter Text einer baseler Handschrift (herausg. von Werner, Tüb. 1881). Eine kritische Ausgabe (2 Bde., Frankf. a. M. 1850) wurde von Weismann besorgt; die neueste und beste ist die von Kinzel (Halle 1884).

Lamprecht von Regensburg, mittelhochdeutscher Dichter aus der Mitte des 13. Jahrh., verfaßte noch als Laie 1240 nach dem Lateinischen des Thomas von Celano ein Leben des heil. Franziskus. Diesem ließ er später (um 1255), nachdem er in den Minoritenorden getreten war, ein mystisch-allegorisches Gedicht: «Tochter Sion oder die minnende Seele», folgen. Beide Dichtungen sind herausgegeben von Weinhold (Paderb. 1880).

Lamprete ist der Name einer zur Gattung Neunauge (s. d.) gehörenden Fischart, welche auch große oder gemeine Lamprete oder Meerbricke (Petromyzon marinus) genannt wird. Sie findet sich fast in allen Meeren Europas, aus denen sie im Frühjahre in die Flüsse (z. B. Elbe, Weser u. s. w.) aufsteigt, um zu laichen. Sie ist grünlich, gelb und braun marmoriert, mit zwei getrennten Rückenflossen versehen und wird 0,70 bis 1 m lang, selten länger, und bis über 2,5 kg schwer. Die L. schröpfen sich mit ihrem innen mit harten Hornzähnen besetzten Saugmunde an andere Fische an, die sie durch eine drehende oder schabende Bewegung der Kieferscheibe zernagen und deren Flüssigkeiten und abgenagte Teile ihnen zur Nahrung dienen. Das Fleisch ist wohlschmeckend, aber schwer verdaulich. Es wird frisch gekocht, gebraten oder geröstet und mariniert gegessen; besonders geschätzt sind die L. von Nantes und Bordeaux.

Lampridius (Älius), röm. Geschichtschreiber zu Anfang des 4. Jahrh. n. Chr., gehört in die Reihe der sog. Scriptores historiae augustae und beschrieb ganz im Geiste und Stile jener spätern Zeit das Leben der Kaiser Commodus, Diadumenus, Heliogabalus und Alexander Severus.

Lamprotornithiden oder Glanzstare, s. unter Stare.

Lampsakos, von den Römern auch Lampsacum genannt, Stadt in Kleinmysien, an der Küste des Hellespont, das jetzige Lepsek oder Lapsaki an der Meerenge der Dardanellen, lag in einer fruchtbaren und weinreichen Gegend; in Beziehung darauf wurde es auch von Artaxerxes I. dem vertriebenen Themistokles nebst Magnesia und Myus als Geschenk überlassen.

Lampyris, das Johanniswürmchen (s. d.).

Lamri, Einwohner von Balutschistân (s. d.).

Lamscheid, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis St. Goar mit 80 E., hat eine Eisenerzgrube und einen Sauerbrunnen.

Lamuten, Teil der Tungusen (s. d.).

Lamx., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Lamouroux (Jean Vincent Felix).

Län, in Schweden die Bezeichnung der 24 größern Verwaltungsgebiete, an deren Spitze je ein «Landshöfding» (Landeshauptmann) gestellt ist. Die Hauptstadt Stockholm bildet eine besondere Oberstatthalterei.

Laena, altröm. Mantel von dickem Wollzeug.

Lana caprina, eigentlich Ziegenwolle, wurde bei den Römern sprichwörtlich in der Redensart gebraucht, deren sich Horaz («Epoden» I, 18, 15) bedient: rixari de lana caprina, d. h. über völlig unerhebliche, kleinliche Dinge ohne Erfolg streiten. In gleichem Sinne sagten die Griechen: um des Esels Schatten zanken, wie die Deutschen: um des Kaisers Bart streiten.

Lanai, eine der bewohnten Sandwichinseln.

Lanark oder Clydesdale genannt, eine Grafschaft Südschottlands, zählte auf 2302,04 qkm 1801 nur 147 692, 1881 bereits 904 405 E. (also 392 auf 1 qkm) und umfaßt, mit Ausnahme der Mündungsgegend, das ganze Bassin des Clyde (s. d.), welcher sie in Nordwestrichtung durchfließt, rechts den Medwin, die Mouse, den Calder und Kelvin, links den Duneton, Douglas und Aoon aufnimmt. Nur ein kleiner Teil im Norden gehört dem Gebiet des Forth an. Dort zieht nahe der Grenze der Forth- und Clydekanal hin, welcher Glasgow mit Fallirk und Edinburgh verbindet, und mit dem wiederum der 18,5 km lange Monklandkanal in Verbindung steht, der von Glasgow nach den Steinkohlengruben von Monkland-Collieries führt. L. hat eine sehr wechselvolle Oberflächengestaltung, im Nordwesten schöne Ebenen längs der Clyde-Ufer, in der Mitte und im Nordosten Hügelland, im Süden romantische Gebirge mit den Wasserfällen des Clyde, mit der steilen Kette der Loutherhills (724 m) an der Grenze von Dumfries, dem isolierten Tinto (718 m) gegen die Grenze von Peebles hin und den 748 m hohen Coulter-Fell. Im allgemeinen ist das Land wenig fruchtbar, aber überall, wo es möglich, sorgfältig angebaut und benutzt. Die ausgedehnten Torfmoore vermindern sich von Jahr zu Jahr. Das Weideland wird hauptsächlich zur Schafzucht benutzt; doch zieht man auch Rindvieh und vortreffliche Zugpferde. Waldung tritt nur in zerstreuten Gehölzen auf. Den Hauptreichtum bilden die ergiebigen Steinkohlenlager, Eisen- und Bleigruben, und die Eisenminen haben meist Kohlengruben in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Oberhalb Glasgow am Clyde liegt das Eisenrevier zu Coatbridge (s. d.), welches über 7 km im Umfang hat und überall das Bild regster Betriebsamkeit darbietet. Die dortigen Clyde-Iron-Works sind die bedeutendsten Eisenwerke Schottlands. Gartsherrie-Iron-Work ist eins der größten Hohofenwerke der Erde. In dem südlichsten Thale von L., in der kahlen Gebirgsgegend der Loutherhills, befinden sich die bedeutendsten Bleigruben von ganz Großbritannien, deren Ertrag 1300 t ergeben. Seiner ausgedehnten und vielseitigen Fabrik- und Manufakturthätigkeit wegen wird L. das schott. Lancashire genannt. Es liefert Eisen-, Woll-, Baumwoll-, Leinenwaren in ungeheuern Quantitäten, sowie Strumpf-, Töpfer-, Glas-, Krystallwaren, Tapeten, Bier, Liqueure u. s. w. Der Hauptsitz der Industrie ist Glasgow. Den bedeutenden Handelsverkehr fördern außer den Wasserstraßen des Clyde und seines Kanals

zahlreiche Eisenbahnen, von denen die wichtigsten von Glasgow ausgehen und die Grafschaft mit dem übrigen Schottland und mit England verbinden.

Der Hauptort Lanark ist eine Marktstadt und Parlamentsborough auf einem Hügel nahe am rechten Ufer des Clyde, mit breiten, reinlichen Straßen, aber im ganzen unansehnlich. Der Ort hat neun Kirchen, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut, sowie eine Bank und zählt (1880) 4908 E., die sich teils mit Ackerbau, teils mit Baumwollspinnerei, Strumpfwirkerei und Schuhmacherei beschäftigen. Die Stadt ist sehr alt und schon durch ein von König Kenneth II. 978 gehaltenes Parlament bekannt; das feste Schloß wurde 1244 zerstört. In der Nähe liegt in einem anmutigen Bergkessel das Dorf Newlanark, ein erst 1785 gegründeter Fabrikort, bemerkenswert durch die große, von Owen gegründete Wollspinnanstalt und berühmt wegen der Wasserfälle des Clyde. Außerdem sind noch bemerkenswert Airdrie (s. d.) und Hamilton (s. d.). Die Grafschaft sendet zwei Abgeordnete ins Parlament und drei die Stadt Glasgow.

Lanark (William Hamilton, Graf von), s. u. Hamilton, Bd. VIII, S. 756a.

Lançade (vom frz. lancer), Bogensprung eines Pferdes.

Lancashire, s. Lancaster.

Lancaster oder Lanrashire, eine der sechs nördl. Grafschaften Englands, mit Titel einer Pfalzgrafschaft, die volkreichste und nach Middlesex, wozu freilich der größte Teil Londons gehört, die volksdichteste Grafschaft Englands, umgrenzt von Cumberland und Westmoreland im N., von York im N. und NO., Cheshire im S. und der Irischen See im W., zählte auf 4860,12 qkm 1801 eine Bevölkerung von 673486 und 1881 von 3454225 Seelen (also 711 auf 1 qkm). Ein schmaler Strich Westmorelands an der Morecambebai scheidet die Grafschaft in zwei Teile. Der kleinere nördl. Teil, Furneß genannt, zwischen der Morecambe- und Duddonbai gelegen, ist an der Küste flach, im Innern von Ausläufern des Cumbrischen Gebirges erfüllt und steigt im Old Man 802 m hoch auf. Dort befindet sich auch der See Coniston-Water und an der Ostgrenze gegen Westmoreland der 18,2 qkm große See Winandermere oder Windermere, beide in romantischer Gegend und von Touristen viel besucht. Der südl. Hauptteil von L. lehnt sich im O. an die Penninische Bergkette von Yorkshire an (mit ausgedehnten Strecken Moorlandes), welche Höhenzüge in die westl. Tiefebene sendet. In Furneß treten silurische Felsen massenhaft auf, durchbrochen von Granit, Porphyr und andern eingeschichteten Gesteinen. Im südl. Teile der Grafschaft lagert im Thale der Mersey bunter Sandstein, zwischen der Mersey und dem Ribble ein Kohlenfeld, und die ebenen Küstenstriche bestehen aus Alluvium. Die wichtigsten Flüsse sind hier der Lune, Wyre, Ribble und an der Südgrenze die Mersey, sämtlich mit ausgedehnten Ästuarien mündend und durch Kanäle schiffbar gemacht, welche ihren Vereinigungspunkt in Manchester finden, und durch die der Binnenverkehr außerordentlich gefördert wird. Diesen Verkehr unterstützt zugleich ein Netz von Eisenbahnen, darunter die Liverpool-Manchester-Bahn, welche in England zuerst (1830) mit Dampfwagen befahren wurde. Das Klima des Landes ist gemäßigt, aber nächst dem von Cumberland wohl das feuchteste in ganz England. Ackerbau und Viehzucht sind verhältnismäßig unbedeutend. Das berühmte langgehörnte Lanrasterrind, mit starker, dicker Haut, langen, dichten Haaren, meist schwarz und weiß gefleckt, gibt mehr Sahne als Milch. Der Hauptreichtum L.s besteht in den ungeheuern Kohlenlagern, welche einen Flächenraum von 562 qkm einnehmen und vermittelst der ausgedehnten Kanalschiffahrt nach allen Seiten hin zu den Dampfmaschinen und Fabriken abgeführt werden. In Verbindung mit den Eisenerzen bildet dieser Kohlenreichtum den Hebel eines Industrieaufschwungs, der an Großartigkeit und Vielseitigkeit nirgends seinesgleichen hat und zugleich auch einen ausgedehnten Handel bedingt. Ebenso großartig ist die Baumwollverarbeitung. Im J. 1879 waren in L. nahezu 2000 Baumwollfabriken thätig. Von großer Wichtigkeit sind ferner der Schiffbau und der Maschinenbau, die Fabrikation von Eisen- und Glaswaren, Hüten, Chemikalien, Seife und Papier. Außer Bau- und Schiefersteinen wurden 1880 19120294 t Steinkohlen und 1188543 t Eisenerz gefördert. L. ist nächst Middlesex die reichste Grafschaft Englands; sie schickt vier Abgeordnete in das Parlament, 28 andere 13 Städte. Den industriellen Mittelpunkt der Grafschaft L. bildet Manchester mit Salford und den volkreichen Fabrik- und Handelsorten Oldham, Preston, Bolton, Ashton, Blackburn, Bury, Burnley, Middleton, Chorley, Wigan und Rochdale, während Liverpool den Vertrieb nach innen und außen fördert. Vgl. Grindon, «Lancashire» (Lond. 1881).

König Eduards III. vierter Sohn, John von Gaunt, bekam die Grafschaft als Herzogtum mit wirklichen Hoheitsrechten zur Apanage, und obwohl dasselbe schon 1461 wieder mit der Krone vereinigt ward, so hat sich doch aus jener Zeit die Verfassung der Grafschaft als Pfalzgrafschaft (County palatine) erhalten, sowie die Würde eines Kanzlers des Herzogtums Lancaster (Chancellor of the Duchy of L.) unter den Mitgliedern des brit. Ministeriums. Über das Haus L. und die dynastischen Kämpfe desselben, s. Plantagenet.

Lancaster, Hauptstadt der engl. Grafschaft gleichen Namens, Municipalstadt, Parlamentsborough und Hafenplatz, liegt 83 km im NNW. von Manchester, an der Eisenbahn und an dem 17,6 km unterhalb in die Lanrasterbai mündenden Lune, über welchen eine 1788 erbaute Steinbrücke mit fünf Bogen nach der Vorstadt Skerton und der 122 km lange und 13 m breite Lancasterkanal mit einer großartigen Wasserleitung führt. Die Stadt ist malerisch auf dem Abhange eines Hügels gelegen, dessen Spitze ein altertümliches Schloß an der Stelle eines röm. Castrums ziert, das unter Eduard III. erbaut ward und teils zum Grafschaftsgefängnis, teils zur Haltung der Assisen benutzt wird. Der Turm an der Südwestecke ist vermutlich unter Hadrian aufgeführt. Die große gotische kath. Kirche mit Kloster und Schulen stammt aus dem J. 1859. Der Ort hat enge Straßen, Häuser von Quadersteinen erbaut und mit Schiefer gedeckt, besitzt ein Rathaus, eine Lateinschule von 1853, ein Handwerkerinstitut, ein Athenäum, ein Theater, eine Badeanstalt, eine Irrenanstalt für 700 Personen, ein Waisenhaus von 1864 und das Aldertasyl für Blödsinnige, sowie ein Krankenhaus von 1781 und zählt (1881) 20724 E., welche Baumwoll- und Seidenfabrikation, Eisengießerei, Möbel-, Oltuch-, Eisenbahnwagenfabrikation u. s. w.,

sowie auch Küstenhandel betreiben. Eine 6,4 km lange Eisenbahn führt westwärts zu den Seebädern des Dorfs Poulton-le-Sands.

Lancaster, Stadt im nordamerik. Staate Pennsylvanien, am Conestoga-Creek, 100 km westlich von Philadelphia, hat viele Fabriken, namentlich für Lokomotiven und Eisenbahnwagen, bedeutenden Handel und zählt (1880) 25 769 E., worunter viele Deutsche. L. wurde 1730 gegründet und war 1799—1812 Hauptstadt von Pennsylvanien.

Lancaster (Sir James), der erste brit. Seefahrer, welcher eine nach Ostindien bestimmte Flotte befehligte, geb. um 1550, ging 10. April 1591 in Plymouth mit drei Schiffen unter Segel und gelangte, nachdem er unterwegs ein Schiff eingebüßt, nach Malakka. Im Dez. 1592 trat er die Rückreise nach Europa an, wurde aber nach Westindien verschlagen, wo ihn, während er mit 21 Mann bei einem Inselchen nicht weit von Santo-Domingo ans Land stieg, seine übrige Mannschaft verräterisch verließ. Durch ein franz. Schiff wurden die Verlassenen gerettet und kamen 1593 glücklich nach Europa. Im Febr. 1601 wurde L. abermals in die ostind. Gewässer gesendet. Er schloß auf dieser Reise mehrere Handelsverbindungen und lief mit reicher Ladung 1603 wieder in die Dünen ein. Auf seine Angaben rüstete England unter den Kapitänen Weymouth und Hudson eine Expedition aus, die nordwestl. Durchfahrt zu versuchen; ihm zu Ehren wurde der Lancastersund benannt. L. ward 1620 zum Ritter erhoben und starb in demselben Jahre.

Lancaster (Jos.), ein Quäker, einer der Erfinder und Verbreiter des gegenseitigen Unterrichtssystems (s. Bell-Lancasterſches Unterrichtssystem), geb. 25. Nov. 1778 zu London. Er eröffnete 1798 in einem der ärmsten Distrikte Londons eine unentgeltliche Elementarschule und wendete in ihr unabhängig von Bell (s. d.) allmählich die Methode des gegenseitigen Unterrichts an. Durch reiche Gönner unterstützt, richtete er eigene Schulhäuser ein und gründete 1803 eine Normalschule für die Ausbildung von Lehrern. Er machte nun Reisen im ganzen Lande, hielt Vorlesungen über die Grundsätze des neuen Unterrichts, und auf seine Veranlassung entstanden Hunderte von Lancasterschulen in allen Teilen von Großbritannien. Später überließ er seine Schulanstalten in London einem Verein und gründete 1813 zu Tooting selbständig eine Schule, in welcher er nach seiner Methode auch in den höhern Wissenschaften Unterricht geben wollte. Bald sah er sich aber in bedeutende Schulden verwickelt und wurde 1814 völlig bankrott. Er wanderte endlich nach Südamerika aus, wo er 1820 in der Republik Columbia an dem Präsidenten Bolivar einen eifrigen Förderer seiner Bestrebungen fand. Als Bolivar 1829 abdankte, sah sich L. jedoch gänzlich verlassen. Er begab sich nun nach den Vereinigten Staaten von Amerika, dann nach Canada, wo er jedoch keine Beachtung fand, und starb in Neuyork 24. Okt. 1838. Seine Methode, die sich nur in Nebendingen von der Bells unterscheidet, beschrieb er in der Schrift «Improvement in education» (Lond. 1805).

Lancastergeschütze, nach ihrem Erfinder benannt, waren von elliptischem und dabei gewundenem Seelenquerschnitt und verliehen ihren entsprechend geformten länglichen Geschossen dadurch eine ähnliche Drehung, wie sie durch gezogene Geschütze hervorgebracht wird; sie wurden in England versucht und auch 1855 in der Krim gebraucht, bewährten sich indes nicht und fielen dann der Vergessenheit anheim. Ähnliche Einrichtung hatten die eine Zeit lang beim engl. Ingenieurkorps eingeführt gewesenen Lancastergewehre. Unter den Jagdgewehren (s. d.) werden die Centralfeuergewehre auch Lancastergewehre genannt.

Lancastersund, Meeresstraße im nördl. Polarmeere, zwischen 74 und 75° nördl. Br. und 75 und 85° westl. L. von Greenwich, führt zwischen Cockburnland im S. und Nord-Devon im N. aus der Baffinsbai (im O.) nach W. in die Barrowstraße und nach SW. in den Prinz-Regent-Inlet; 1616 zuerst von Baffin befahren und benannt.

Lancea (lat.), bei den alten Römern ein zum Werfen bestimmter und mit einem Wurfriemen versehener Speer.

Lancelot (auch Lanzelet) vom See, einer der Helden des bretonischen Sagenkreises von König Artus (s. d.) und der Tafelrunde. Die einzelnen Sagen von seinen Abenteuern weichen sehr voneinander ab. Nach den nordfranz. Bearbeitungen hat ihn die Fee Viviana, die Frau vom See (daher L.s Zuname), nach seines Vaters frühem Tod erzogen, dann an des Artus Hof gebracht, wo er in die Tafelrunde aufgenommen wird. Sie unterstützt ihn auch bei den Abenteuern, in die ihn seine Liebe zu Ginevra, des Artus Gemahlin, und die Feindseligkeit der von ihm verschmähten Schwester desselben, Morgane, verwickeln, und als ihn Mordred, an dem er des Artus Ermordung rächen wollte, zum Tode verwundet hatte, nimmt sie das Leben von seinen Lippen. Die Sage von L. wurde im Mittelalter zunächst von Nordfrankreich aus, wo sie unter andern der Trouvère Chrétien von Troyes behandelte, weit verbreitet. Ein franz. Gedicht, in dem die Sage aber eine wesentlich andere Gestalt angenommen hat, liegt auch dem deutschen L. zu Grunde, den Ulrich von Zatzikhoven, ein Thurgauer, zu Ende des 12. Jahrh. dichtete und den K. A. Hahn (Frankf. 1845) herausgab. Eine niederländ. Bearbeitung, ebenfalls nach dem Französischen, gab Jonckbloet (2 Bde., Haag 1846—49) heraus. In deutsche Prosa wurde der altfranz. Prosaroman des 13. Jahrh. übersetzt von Führer (in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh.), der in sein «Buch der Abenteuer» auch eine poetische Bearbeitung des Stoffs aufnahm.

Lancelot (Clande), franz. Grammatiker, geb. 1615 zu Paris, war daselbst Lehrer der griech. Sprache und Mathematik an einer vom Kloster Port-Royal gegründeten Schule, dann Hofmeister des Herzogs von Chevreuse und später der Prinzen von Conti. Im J. 1670 zog er sich nach Saint-Cyran zurück, da er aber wegen seiner jansenistischen Gesinnungen verfolgt wurde, ging er zu den Benediktinern nach Quimperlé, wo er 15. April 1695 starb. Er versuchte in seinem Unterricht die Regeln für die Erlernung der alten Sprachen einfacher zu machen, indem er sie auf französisch abfaßte und von aller mittelalterlichen Pedanterie befreite. Noch jetzt werden seine Werke benutzt, z. B. «Nouvelle méthode pour apprendre la langue grecque» (1655), «Nouvelle méthode pour apprendre la langue latine» (1656), «Le jardin des racines grecques» (1657), «Grammaire générale et raisonnée», die sog. Grammatik von Port-Royal (1660).

Lanciano, Stadt in der ital. Provinz Chieti (ehemals Abruzzo Citeriore), 7 km vom Adriatischen

Meere entfernt, auf drei Hügeln rechts am Feltrino, Sitz eines Erzbischofs und eines Unterpräfekten, hat ein Seminar, ein Gymnasium, eine Technische Schule, eine schöne Kathedrale, 1533 erbaut auf einer Ziegelbrücke aus der Zeit Diocletians, Wein- und Olivenbau, Seidenzucht, Hanf- und Leinweberei und zählt (1881) 17 125 E. L. ist das antike Anxanum der Frentaner in Samnium.

Lancieren (frz.), schleudern, werfen; in der Parforcejagd einen Hirsch oder Keiler durch besonders zuverlässige Hunde (Lancierhunde) aus der Meute anjagen, damit er sich von anderm Wilde trennt; Lanceur, jemand, der etwas in Gang bringt, an den Mann zu bringen weiß.

Lancieren (frz. lancer, engl. lancing), in der Weberei den Figurenschuß (s. unter Broschieren) durch die ganze Zeugbreite durchschießen.

Lanciers ist die franz. Bezeichnung derjenigen Kavallerie, deren Hauptwaffe die Lanze (Pike) ist und welche in Deutschland, Österreich-Ungarn, Rußland, sowie sonst in Polen als Ulanen (s. d.) bezeichnet werden. In Frankreich haben sich die L. niemals recht einbürgern können und sind 1872 gänzlich abgeschafft worden; Marschall Moritz von Sachsen errichtete 1744 ein Lancierregiment aus poln. Edelleuten, doch ging dieses nach seinem Tode wieder ein. Napoleon I. rief die L. wieder ins Leben, stellte 1807 ein poln. Regiment bei der Garde auf, welches sich bei Sommosierra hervorragend auszeichnete, und errichtete dann noch 8 Regimenter Chevaulégers-Lanciers. Unter Napoleon III. bestanden ebenfalls 9 Lancierregimenter. In Großbritannien sind L. erst nach den Napoleonischen Kriegen aufgestellt worden; jetzt bestehen dort 5 Regimenter, doch ist die Waffe in der Kavallerie des ind. Heers und der Kolonialtruppen außerdem stark vertreten. In Griechenland ist das erste Glied der gesamten Kavallerie stets aus L. gebildet. Belgien und Portugal besitzen je 2, Italien und Spanien je 12 Lancierregimenter.

Lancierte Stoffe, s. unter Broschieren.

Lancret (Nicolas), franz. Genre- und Historienmaler, geb. 22. Jan. 1690 in Paris, wurde durch den glänzenden Ruhm Watteaus auf dessen Richtung geführt und gehört neben Pater zu dessen hervorragendsten Rivalen. Doch reicht er an sein Vorbild in der Feinheit der Behandlung und Auffassung mythologischer sowie schäferlicher Scenen nicht ganz heran. Seine Stoffe sind gleichfalls dem Leben und geselligen Verkehr der höhern Kreise entnommen, die er pikant zu charakterisieren verstand. Weniger gelangen ihm Bildnisse und Historien. Eine große Menge vorzüglicher franz. Kupferstecher waren thätig, seine Bilder zu vervielfältigen. Nach langer Vergessenheit sind L.s Leistungen neuerdings wieder zur Anerkennung gelangt. L. starb in Paris 14. Sept. 1743. Vgl. Guiffrey, «L., sa vie et son œuvre» (1874).

Láncut (spr. Lanzut), Stadt in Westgalizien, am San, Station der Linie Krakau-Lemberg der Galizischen Karl-Ludwigsbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 3483 E. größtenteils poln. Junge, hat bedeutende Fabriken, die größtenteils dem Grafen Potocki gehören, und ist zugleich der Centralpunkt der gräflich Potockischen Güter. Das Schloß, welches von dem Fürsten Lubomiersti an die Grafen Potocki kam, gilt mit seinen ausgedehnten Gartenanlagen für eins der sehenswürdigsten im Lande.

Land nennt man geographisch alle diejenigen Teile der Erdoberfläche, welche sich über den Spiegel des Meers erheben. Die Landfläche, der starre Teil der Erdrinde, wird durch das Meer in verschiedene Landmassen zerteilt, in Festländer oder Kontinente, auch Erd- oder Landfesten genannt, die wiederum in Erdteile zerfallen, und in unzählige kleinere getrennte und zerstreute Landmassen, welche Eilande oder Inseln heißen. Der an das Meer stoßende Teil des L. heißt Gestade oder Küste (s. d.). Wie das Meer in das L. eindringt, so wiederum das L. in das Meer, wodurch die horizontale Gliederung des L., Halbinseln, Landzungen und Landengen, Landspitzen oder Vorgebirge (Kaps) entstehen. Im Gegensatz zum Küstenlande, welches an das Meer angrenzt und unter dessen unmittelbaren Einflüssen steht, nennt man Binnenland ein überall vom Meer entfernt liegendes L. Über die Verteilung des Starren und Flüssigen auf der Erdoberfläche s. Erde. Auf der nördl. Halbkugel liegt fast dreimal soviel L. als auf der südlichen, und zweimal soviel auf der östlichen als auf der westlichen. Man unterscheidet daher eine nordöstliche kontinentale oder Landhalbkugel und eine südwestlich oceanische oder Wasserhalbkugel. Beide werden voneinander geschieden durch einen breiten Gürtel, welcher den Äquator im Nordosten von der Mozambiquestraße und am Küstenmeer von Peru unter dem Winkel von etwa 45° durchsetzt. Gegenüber der horizontalen Gliederung steht die vertikale Gestaltung der Landfläche, deren Beschreibung Gegenstand der Orographie ist. In dieser unterscheidet man als Hauptformen Tief- und Hochland, Ebene und Gebirgsland.

Landak, ein kleiner, unter einem malaiischen Fürsten stehender Lehnsstaat der niederländ. Regierung auf der Insel Borneo, in der Westabteilung genannten Residentschaft derselben. L. besteht fast ganz aus niedrig gelegenem, mit Wald bestandenem Flachlande, welches von dem Landak, einem Nebenfluß des Kapuas, bewässert wird. Hauptort ist der auf dem rechten Ufer des Landakflusses gelegene kleine und unbedeutende Ort Landak.

Landammann, s. Ammann.

Landau, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, an der Isar, Station der Linien Rosenheim-Plattling und L.-Landshut der Bayrischen Staatseisenbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 3188 E. und hat eine schöne Pfarrkirche von 1224.

Landau, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, an der Queich und an den Linien Neustadt-Weißenburg und Germersheim-Zweibrücken der Pfälzischen Eisenbahnen, 20 km westlich des Rheins (Germersheim), ist Sitz eines Bezirksamts, eines Land- und eines Amtsgerichts, eines Hauptzollamts, einer Reichsbanknebenstelle und zählt einschließlich der Garnison (1880) 8749 E. Die Stadt besitzt ein Gymnasium, eine Realschule, eine höhere Töchterschule, eine den Protestanten und Katholiken gemeinschaftliche Kirche, eine Maschinenfabrik, eine Eisengießerei, Roßhaarspinnerei und treibt bedeutenden Handel. L. wurde 1291 zur Freien Reichsstadt erklärt, dann an Speier versetzt, von Maximilian I. 1511 wieder eingelöst und zu Niederelsaß geschlagen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es achtmal von den Kaiserlichen, Schweden und Franzosen genommen. Durch den Westfälischen Frieden kam L. an Frankreich; 1688 wurde

es von Vauban befestigt, hierauf 1702—13 viermal abwechselnd von deutschen und franz. Feldherren belagert und genommen. Im Aug. 1793 operierten die Verbündeten gegen das von den Franzosen besetzte L. und griffen 28. Okt. die Festung förmlich an, mußten sich aber zurückziehen. L. wurde 1816 an Bayern abgetreten und zur deutschen Bundesfestung erklärt, in welcher Bayern das Besatzungsrecht ausübte; 1867 wurden die Außenwerke niedergelegt und L. zum festen sturmfreien Depôtplatz erklärt, 1871 wurde die Festungseigenschaft aufgehoben und die Umwallung zum größten Teil geschleift.

Landauer, viersitziger Reisewagen, dessen Verdeck vor- und rückwärts auseinander geschlagen werden kann; der Name soll daher kommen, daß Kaiser Joseph I. 1702 in einem solchen Wagen zur Belagerung von Landau reiste.

Landbau, s. Landwirtschaft.

Landbau (in der Baukunst), s. Hochbau.

Landblut, in der Pferdezucht (s. d.) der zu veredelnde einheimische Schlag.

Landboten, ehemals die adeligen Deputierten des paln. Reichstags; jetzt bisweilen als Bezeichnung für Landstände gebraucht.

Landdragoner, früher in manchen Ländern Bezeichnung für Gendarmen.

Landdrost, s. unter Drost.

Landeck in Westpreußen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Schlochau, an der Küddow und an der pommerschen Grenze, mit (1881) 1029 E., welche Tuchweberei und Wollspinnerei treiben.

Landeck, Stadt im Kreise Habelschwerdt der preuß. Grafschaft Glatz, 28 km im SO. von Glatz, am Neissezufluß Biela, 467 m über der Ostsee, in einer schönen, nach O., N. und W. von hohen Bergen eingeschlossenen Gegend gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2703 meist kath. E. und verdankt ihre Berühmtheit den nicht weit davon in dem Dorfe Thalheim entspringenden Mineralquellen. Man unterscheidet fünf Quellen: das St. Georgen- oder Alte Bad (23° R.), das Liebfrauen- oder Marien- oder Neue Bad (22° R.), die Friedrichsquelle (17° R.), den Marianenbrunnen oder die Trinkquelle (16° R.) und die Wiesenquelle (21° R.), welche erst 1837 wieder aufgegraben wurde. Dieselben gehören sämtlich zu den erdigsalinischen Schwefelquellen. Man gebraucht das Wasser teils als Getränk, gewöhnlich mit Ziegenmilch oder Molken vermischt, teils und vorzugsweise als Bad in verschiedenen Formen. Außerdem besteht hier eine Kaltwasserheilanstalt und eine Moorbadeanstalt; auch ist L. ein beliebter klimatischer Kurort. Die Zahl der Fremden belief sich 1884 auf 6565. Der Ort hat ein alle Vorzüge der reinen Gebirgsluft in sich vereinigendes Klima. Das Alte Bad war schon im 13. Jahrh. bekannt, und gegen Ende des 17. begann man auch das Neue Bad zu gebrauchen. Doch kamen die Anstalten in Verfall und hoben sich erst wieder, als Friedrich II. von Preußen 1766 die Bäder mit gutem Erfolg gebrauchte. Vgl. Langner, «Bad L.» (3 Tle., Glatz 1872).

Landeck, Dorf in Tirol, 78 km im WSW. von Innsbruck, am Einfluß der Sanna in den Inn, durch letztern in die zwei Gemeinden Angedair (am rechten Ufer) und Persuchs (linkes Ufer) geteilt, mit (1880) 1537 E., ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, Hauptstation der Arlbergbahn und hat eine schöne gotische Kirche. Über dem Dorfe im Süden erhebt sich Schloß Landeck mit herrlicher Aussicht in die großartige Hochgebirgswelt; jenseit des Inn, nördlich an dem Felsen hängend, sind die Ruinen der Burg Scharfenstein.

Landen, Dorf im Bezirk Waremme der belg. Provinz Lüttich mit 1802 E., Station der Linie Hasselt-L. der Centralbahn und der Linien Brüssel-Lüttich, Tamines-L. und L.-Ciney der Belgischen Staatsbahnen. Hier starb 640 Pipin von L., der bekannte austrasische Hausmeier unter Dagobert I.; seine Leiche, die später in Nivelles, wo seine Tochter, die heil. Gertrud, ein Kloster stiftete, beigesetzt wurde, ruhte zuerst unter dem jetzt noch Tombe de Pepin benannten Hügel in der Nähe des Dorfs. Vgl. Wauters, «Landen. Description, histoire, institutions» (Brüss. 1883).

Landenge, Landzunge, s. unter Halbinsel.

Lander (Richard), der Entdecker des untern Nigerlaufs, geb. zu Truro in Cornwall 8. Febr. 1804, schloß sich 1825 dem Kapitän Clapperton an, als dieser im Auftrag der engl. Regierung nach Afrika ging, drang mit ihm von der Bai von Benin aus bis nach Sokoto vor, wo Clapperton starb, und kehrte 1828 nach England zurück. Sein Bericht über die Clappertonsche Reise (1829) bewog die brit. Regierung, ihn mit der Untersuchung des Nigerlaufs zu beauftragen. In Begleitung seines Bruders John führte er 1830 diesen Auftrag mit dem besten Erfolg aus. Es wurde ermittelt, daß der Kowárra (der untere Niger) in mehrern Armen in die Beninbucht fällt. (S. Niger.) Von Negern zu Kirri gefangen und an einen Sklavenhändler verkauft, wurden die Brüder L. nach Kap Formoso gebracht und dort von einem Schiffsherrn aus Liverpool ausgelöst. Sie gingen nun nach England zurück, wo sie im Juni 1831 anlangten und ihr «Journal of an expedition to explore the course and termination af the Niger» (3 Bde., Lond. 1832; 2. Aufl. 1845; deutsch, Lpz. 1833) ausarbeiteten, und unternahmen dann 1832 mit einer von liaerpooler Kaufleuten ausgerüsteten Expedition eine abermalige Beschiffung des Kowárra, die ein trauriges Ende nahm. Auf einem Ausfluge den Broßfluß hinauf wurden die Reisenden 20. Jan. 1834 von den Negern überfallen und zur Flucht genötigt. L. trug eine Schußwunde an der Hüfte davon, in deren Folge er nach seiner Ankunft auf der Insel Fernando Po 6. Febr. 1834 starb. Eine Beschreibung dieser unglücklichen Expedition veröffentlichten L.s Begleiter Laird und Oldfield (2 Bde., Lond. 1835).

Der jüngere Bruder Richards, John L., geb. 1807, hatte eine Buchdruckerei in Truro eingerichtet, begleitete 1830 seinen Bruder Richard nach dem Niger, erhielt nach seiner Rückkehr nach England eine Anstellung beim Zollamt und starb 16. Nov. 1839.

Landerben sind Erben nach Landrecht im Gegensatz zu Erben nach Lehnrecht; sie erben die Allodialgüter, während letztern die Lehngüter zufallen.

Landerer (Maximilian Albert), prot. Theolog, geb. 14. Jan. 1810 zu Maulbronn, besuchte das Seminar zu Maulbrann und das Stift zu Tübingen, wirkte zunächst als Vikar seines Vaters zu Walddorf, dann als Lehrer am Seminar zu Maulbronn, seit 1835 als Repetent zu Tübingen, ward 1839 Diakonus in Göppingen, 1841 außerord.,

1842 ord. Professor der Theologie zu Tübingen, wo er 13. April 1878 starb. Aus seinem Nachlasse erschienen: «Zur Dogmatik» (Tüb. 1879), «Predigten» (Heilbr. 1880), «Neueste Dogmengeschichte» (Heilbr. 1881.)

Länderer, Tanz, s. Ländler.

Landerneau, Stadt im franz. Depart. Finistère, Arrondissement Brest, an der Mündung des Flusses Elorn in den Goulet de Brest, 20 km im ONO. von Brest, Station der Linie Savenay-L. der Orléansbahn und der Linie Paris-Brest der Westbahn, hat ein Hospital, einen Hafen, Schiffbau, Schiffahrt, Leinenspinnerei und -Weberei, Fabriken für Kerzen, Leder, Hüte, Papier und Wagen und zählt (1876) 6965, als Gemeinde 8195 E.

Landes (Les Landes) heißen in Frankreich die längs der Küste des Biscayischen Meerbusens zwischen der Gironde und den Pyrenäen in einer Länge von 230 km und in Dreiecksform 50—90 km landeinwärts sich erstreckenden Sandflächen, welche, unmittelbar am Meere von Salzlachen, Seen und hohen Dünen, im Innern von Heiden, Morästen, hier und da von Weidestrecken und von Oasen mit Fichten und einigen Weilern unterbrochen, einen der ödesten und traurigsten Flecke Europas bilden. Das Ganze hat einen Inhalt von 7213 qkm. Die mit Schilf eingefaßten Küstenseen (s. Etang) liegen einige 20 m über dem Meeresspiegel. Die Dünen sind 1,7 km breit, 32—70 m hoch, zuweilen durch Thäler, sog. Lettes, zerschnitten, und verändern stets ihre Gestalt durch den Wind, der sie jedes Jahr um etwa 20 m weiter ins Land vorschreiten läßt. Das 1789 auf Neckers Veranlassung begonnene Besäen und Bepflanzen mit Fichten und Korkbäumen hat sich erfolgreich erwiesen. Hinter den dürren Dünenhügeln entfaltet sich ein langer grüner Streifen und ein ungeheuerer Wald von Seefichten und einigen Weiden. Die Unfruchtbarkeit der dahinter folgenden unabsehbaren Heiden hat ihren Hauptgrund in einer harten, aus Quarzsand bestehenden Bodenfläche. Vier Monate im Jahre sind dieselben teilweise mit Wasser bedeckt. Die wenigen Bewohner, Parens genannt, in zerstreuten Dörfern im östl. Theile der L., sind gascognischer Abstammung, führen ein rohes Leben, wohnen in elenden Hütten und laufen auf hohen Stelzen über die Sand- und Wasserflächen hin.

Das Departement Landes (des Landes), nach dem der Gironde das größte und eins der volksärmsten Frankreichs, umfaßt die ehemaligen Landschaften Pays-des-Landes, Chalosse und Condomois von Gascogne, einen Teil von Bordelais und Guyenne und ein Stück von Béarn und zählt (1881) auf 9321,8 qkm 301 143 E. (gegen 306 693 im J. 1866 Abnahme 1,8 Proz.). Der Adour, welcher hier links den Gabas, Luy, Gave-de-Pau, rechts die aus dem Midour und der Douze gebildete Midouze aufnimmt, bildet die Grenze zwischen dem bei weitem größern Teile im Norden, der fast ganz von Heideflächen, nur hier und da von oasenartigen Kulturflecken eingenommen ist, und dem kleinern im Süden, einem Hügellande, auf dessen leichtem Kreideboden Weinberge (der Wein in Chalosse wird zu Branntwein verwendet), Mais-, Hirse- und andere Ackerfelder mit Ericasteppen abwechseln. Man gewinnt im Süden auch mancherlei Bausteine, Marmor, Mergel, Porzellanerde und viel Eisen. Von Bedeutung ist der große Wald des alten Aquitanien, der zwischen Dax und den großen Etangs fast 26 km Breite hat. Das Departement ist dadurch das waldreichste Frankreichs. Das Klima ist in den Heiden ungeachtet der Nähe des Meers ein wahres Kontinentalklima, eisig im Winter, glühend im Sommer. Neun Monate lang wird die Luft durch die Ausdünstungen stehender Gewässer verdorben. Die Industrie ist unbedeutend. Der Handel wird durch die Schiffbarkeit des Adour, der Midouze, des Gave-de-Pau, sowie durch die Nähe von Bayonne und die Eisenbahn gefördert, welche von Bordeaux nach dem Etang d'Arcachon und von diesem südwärts über Dax nach Bayonne führt, mit Zweigbahnen nach Pau und Tarbes. Man züchtet Pferde und Rinder und führt hauptsächlich Schweine, Schafe, Schinken, Kork, Holz, Teer und Harz aus. Das Departement bildet die Diöcese des Bischofs von Aire und zerfällt in die drei Arrondissements Mont-de-Marsan, St.-Sever und Dax, in 28 Kantone und 333 Gemeinden. Hauptstadt ist Mont-de-Marsan (s. d.).

Landesacht, s. unter Acht.

Landesaufnahme, die geodätische Aufnahme eines Landes; über das Verfahren dabei s. Feldmeßkunst. Im preuß. Großen Generalstab bestehen unter einem besondern Chef drei Abteilungen der L., die trigonometrische, die topographische und die kartographische.

Landesbrandkassen, s. unter Feuerversicherung, Bd. VI, S. 762.

Landesdirektor (Landeshauptmann) heißt im preuß. Staate der Chef einer Behörde, welche die laufenden Geschäfte der kommunalen Provinzialverwaltung wahrnimmt. Nach der Provinzialordnung (s. d.) vom 29. Juni 1875 ist in jeder der Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien und Sachsen vom Provinziallandtage ein L. auf mindestens 6 bis höchstens 12 Jahre zu wählen. In Hannover besteht das Landesdirektorium aus dem L., zwei Schatzräten, einem Ober-Wegebautechniker und einem Provinzialforstmeister; dasselbe verwaltet das provinzialständische Vermögen. Für den Regierungsbezirk Kassel besteht für denselben Zweck eine Landesdirektion, welche aus dem L., fünf Landesräten und zwei technischen Referenten (für Forst- und Medizinalsachen) zusammengesetzt ist. Im Fürstentum Waldeck leitet seit dem mit Preußen 18. Juli 1867 geschlossenen Accessionsvertrage ein L. die gesamte innere Verwaltung.

Landesfarben, s. Nationalfarben.

Landesgericht (oberstes) ist auf Grund des §. 8 des Einführungsgesetzes zum Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich die Bezeichnung eines eventuellen höchsten Gerichtshofs eines Bundesstaates. Dieser Paragraph gestattet, daß, wenn in einem Bundesstaat mehrere Oberlandesgerichte errichtet werden, durch die Gesetzgebung desselben die Verhandlung und Entscheidung der zur Zuständigkeit des Reichsgerichts gehörenden Revisionen und Beschwerden in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten einem obersten L. zugewiesen werden. Ausgenommen sind jedoch die zur Zuständigkeit des vormaligen Reichsoberhandelsgerichts gehörigen und die durch besondere Reichsgesetze dem Reichsgericht zugewiesenen Sachen. Von diesem Vorbehalt hat nur Bayern Gebrauch gemacht.

Landeshoheit oder Landesherrlichkeit. Landesherr, im allgemeinen soviel als Fürst, Beherrscher eines Landes, war eine vorzugsweise

in den einzelnen Territorien (Ländern) des alten Deutschen Reichs gewöhnlich gewordene Bezeichnung. Die Herzogtümer, Mark- und Landgrafschaften, auch einfachen Fürstentümer und Reichsgrafschaften, früher bloße Reichsämter, die von den Königen verliehen wurden, hatten sich allmählich teils durch das Erblichwerden der Ämter und Lehne, teils dadurch, daß die großen Vasallen eine bedeutende Anzahl von eigentlich dem König vorbehaltenen Rechten (Regalien) an sich brachten, in fast unabhängige, mit beinahe allen Attributen der Staatsgewalt ausgestattete Besitztümer regierender Familien verwandelt. Dieses Verhältnis, welches gleichermaßen, die Erblichkeit abgerechnet, in den geistlichen Ländern Platz griff, pflegt man, im Gegensatz zu der frühern bloß amtsmäßigen Stellung der Beteiligten, als L. und Landesherrlichkeit zu bezeichnen. Hauptsächlich seit dem 13. Jahrh. hat sich die L. ausgebildet und nach und nach die Einheit des Reichs zerbröckelt, bis dann der Westfälische Friede (Art. 8, §. 1) sie als das Recht der Reichsstände verfassungsmäßig anerkannte. Nach den Revolutionskriegen zu Anfang des 19. Jahrh. ist ein großer Teil dieser Landesherrschaften durch die Säkularisation der geistlichen Fürstentümer und die Mediatisierung vieler Dynastien untergegangen, während die übrigbleibenden die volle Souveränetät erlangten, sich dann aber 1866 und 1871 wieder zu dem Norddeutschen Bunde und dem neuen Deutschen Reiche vereinigten. Landesherr und L. wird jetzt gewöhnlich gleichbedeutend mit Souverän und Souveränetät gebraucht. Vgl. Berchtold, «Die Entwickelung der L. in Deutschland» (Münch. 1863), und für das frühere Reichsstaatsrecht J. J. Moser, «Von der Landeshoheit der deutschen Reichsstände» (1773).

Landeshut, Kreisstadt des Regierungsbezirks Liegnitz in der preuß. Provinz Schlesien, am Bober, der hier den Liederbach aufnimmt, und an der Linie Ruhbank-Liebau der Preußischen Staatsbahnen, in einem schönen, 441 m hohen Thale am Fuße des Landeshuter Kamms gelegen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, einer Handelskammer und einer Reichsbanknebenstelle, zählt (1880) 6697 meist prot. E. und hat ein Realgymnasium, Flachsspinnerei, Lein- und Baumwollweberei, Fabriken für Maschinen und Schuhwaren und bedeutenden Handel mit Leinwand. Die Stadt verdankt ihren Ursprung einem schon 1249 vorhandenen Flecken, zu dessen Schutze gegen Böhmen Herzog Bolko I. auf dem nahen Buchberge 1286 eine Burg, «des Landes Hut» genannt, erbauen ließ. Der Ort erhielt 1292 Stadtrecht und 1296 Mauern, die erst in neuerer Zeit abgetragen worden sind. Die luth. Dreifaltigkeitskirche, auf einem Berge dicht bei der Stadt sehr malerisch gelegen und 1711—20 erbaut, ist eine der sechs Gnadenkirchen, welche Kaiser Joseph I. den schles. Protestanten zu errichten gestattete. Die kath. Kirche wurde im 13. Jahrh. erbaut. Auf dem Marktplatze steht eine 1879 errichtete Kolossalstatue des Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, auf dem Kirchberge ein Siegesdenkmal für 1870/71, auf der Promenade eins für 1866, endlich auf einer Anhöhe bei der Stadt ein Obelisk zur Erinnerung an die 1813 abgehaltene Parade der Russen vor König Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander I. L. wurde, nächst dem Gefecht im zweiten Schlesischen Kriege, 23. Mai 1745, wo Oberst von Winterfeld 7000 Österreicher unter Nadasdy mit nur 3300 Preußen schlug, im Siebenjährigen Kriege durch die zwei Gefechte vom 24. Aug. und 15. Dez. 1757, besonders durch den Überfall 23. Juni 1760 denkwürdig, in welchem Loudon den größten Teil des in verschanzter Stellung stehenden, 10800 Mann starken preuß. Heeres unter Fouqué (s. d.) nach heldenmütigem Widerstande aufrieb. Fouqué wurde, schwer verwundet, von den Siegern unter seinem erschossenen Pferde hervorgezogen und gefangen genommen. Vgl. Perschke, «Beschreibung und Geschichte der Stadt L.» (Bresl. 1829); von Sedenstern, «Feldzug des Generals Fouqué 1760» (Kassel 1867).

Der Kreis Landeshut zählte 1880 auf 397 qkm 49109 meist kath. E.

Landeskulturgesetzgebung, s. unter Agrargesetzgebung.

Landeskulturrat, im Königreich Sachsen ein aus 26 Mitgliedern bestehendes, dem Ministerium des Innern beratend assistierendes, technisch-landwirtschaftliches Kollegium.

Landeskulturrentenbanken, s. u. Banken, Bd. II, S. 442.

Landesmann (Heinr.), pseudonym Hieronymus Lorm, belletristischer Schriftsteller, geb. 9. Aug. 1821 zu Nikolsburg in Mähren, seit dem 15. Jahre des Gehörs ganz, des Augenlichts fast völlig beraubt, verlebte seine Jugend in Wien und schrieb 1843 seine mohammed. Fausttage «Abdul» (Berl. 1852); 1846 verließ er Wien infolge seines gegen die Censur gerichteten Buchs «Wiens poetische Schwingen und Federn» (Lpz. 1847) und wandte sich nach Bertin, kehrte aber 1848 nach Baden bei Wien zurück und siedelte 1873 nach Dresden über. Er schrieb ferner: «Gräfenberger Aquarelle» (Berl. 1848), «Ein Zögling des Jahres 1848» (3 Bde., Wien 1855; 3. Aufl. unter dem Titel «Gabriel Selmar», 2 Bde., Wien 1863) und viele andere Romane, darunter die neuesten: «Der fahrende Geselle» (Lpz. 1884) und «Vor dem Attentat» (Dresd. 1884). Auf dem Gebiete des Dramas veröffentlichte er: «Die Alten und die Jungen», «Hieronymus Napoleon in Westfalen», u. s. w. Seine «Gedichte» erschienen Hamburg 1875, «Neue Gedichte» Dresden 1877, seine Novellen unter den Titeln: «Am Kamin» (2 Bde., Berl. 1857; 2. Aufl., Hamb. 1879), «Intimes Leben» (Prag 1860; 2. Aufl., Hamb. 1878) u. s. w. Als Essayist bewährte er sich u. a. in «Philos.-kritische Streifzüge» (Berl. 1873), «Geflügelte Stunden» (3 Bde., Lpz. 1875).

Landesökonomiekollegium, in Preußen eine dem Landwirtschaftsministerium untergeordnete, technisch beratende Behörde, welche 1842 gegründet ist und nach der 1878 erfolgten Reorganisation aus 19 von den in gleicher Zahl vorhandenen landwirtschaftlichen Centralvereinen gewählten und aus 9 vom Minister ernannten Mitgliedern besteht.

Landesordnungen, Bezeichnung der in verschiedenen deutschen Territorien seit dem 15. Jahrh. erlassenen Polizei- und Gerichtsverfassungsgesetze, welche sich aber zum Teil auch auf Privatrechtsverhältnisse beziehen.

Landesschulen, s. Fürstenschulen.

Landesschützen heißt die eigentümlich organisierte österr. Landwehr von Tirol und Vorarlberg, welche der Landesverteidigungs-Oberbehörde zu Innsbruck unter oberer Leitung des k. k. Landwehroberkommandos zu Wien unterstellt ist. Im Frieden bestehen die L. aus 10 Bataillonen und einer

Abteilung zu Pferde. Im Kriege werden 10 Feld- und 10 Reservebataillone zu je 4 Kompagnien, 2 Schwadronen und 10 Ergänzungskompagnien aufgestellt. Die Bataillone führen Nummern und Namen nach den Landesteilen, aus denen sie sich ergänzen, z. B. 1. Unterinnthaler Landesschützen- (Feld- oder Reserve-) Bataillon. Ausrüstung und Bewaffnung sind wie bei dem tiroler Kaiserjägerregiment. Beim Aufgebot der L. wird auch für die Abteilung der berittenen L. eine Ergänzungsabteilung aufgestellt, und die gesamte Kriegsstärke der L. beträgt alsdann 500 Offiziere, 22100 Mann und 944 Pferde.

Landestrauer, s. Landtrauer.

Landesvater, Name eines alten, ursprünglich mit den Worten «Landesvater, Schutz und Roter» beginnenden Studentenliedes, das bei feierlichen Kommersen gesungen wird, wobei die Mützen oder Hüte mit dem Schläger durchbohrt werden.

Landesvermessung, alle Arbeiten zur Ermittelung und kartographischen Darstellung eines Landes. (S. Feldmeßkunst.)

Landesverrat bezeichnet nach dem Deutschen Reichsstrafgesetzbuch (II, 1, §§. 80—93: Hochverrat und Landesverrat) einen Inbegriff verräterischer Handlungen von teils kriegerischem, teils nichtkriegerischem Charakter, die einen Angriff auf die äußere Stellung oder Sicherheit des Reichs (oder eines Bundesstaats), auf den Staat als völkerrechtliches Subjekt enthalten. Man spricht demnach von militärischem L. bei Veranlassung eines Kriegs gegen das Reich von seiten eines Inländers (Reichsangehörigen) oder eines im Bundesgebiet Schutz genießenden Ausländers; bricht demzufolge Krieg aus, so wird L. mit lebenslänglichem, sonst mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft. Wer ferner während eines gegen das Deutsche Reich ausgebrochenen Kriegs als Deutscher die Waffen gegen das Reich trägt, wird teils mit Zuchthaus (oder Festungshaft) von 2 bis 10 Jahren, teils lebenslänglichem bestraft. Deutsche und obenbezeichnete Ausländer, welche einer feindlichen Macht Vorschub leisten (z. B. durch Beteiligung an einer feindlichen Staatsanleihe) oder den Truppen des Reichs Nachteil zufügen, trifft Zuchthaus von 1 bis 10 Jahren (oder Festungshaft); dagegen lebenslängliches Zuchthaus bei gewissen im §. 90 genannten Handlungen (z. B. Spionage). Andererseits zerfällt der sog. diplomatische Landesverrat in Verrat an Staatsgeheimnissen, an staatlichen Beweisurkunden, in Staatsgeschäften, bedroht mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren. Noch strengere Bestimmungen enthalten für im Felde begangenen L. (Kriegsverrat) die §§. 57—61 des Deutschen Reichs-Militärstrafgesetzbuchs. (Vgl. auch Hochverrat.)

Landesverteidigung von Tirol und Vorarlberg heißt die unter der k. k. Landesverteidigungsoberbehörde zu Innsbruck bestehende Organisation zur Sicherung der genannten Länder gegen feindliche Angriffe. Im allgemeinen gelten die für die k. k. Landwehr erlassenen Bestimmungen auch für Tirol und Vorarlberg. Die Landesverteidigungsoberbehörde zu Innsbruck ist aus Mitgliedern der politischen, der Landes- und Militärbehörden zusammengesetzt. Unter dieser in Kriegszeiten mit weitgehender Vollmacht bekleideten Centralbehörde steht das Landesverteidigungskommando, welches der jeweilige Korpskommandant von Tirol führt, sowie die Landesschützen (s. d.). Von großer Bedeutung für die L. ist die besondere, 1871 erlassene Schießstandsordnung für Tirol und Vorarlberg.

Landesverteidigungskommission heißt eine im Deutschen Reiche seit 1875 bestehende Militärbehörde, welche alle für die Landesverteidigung im Frieden zu treffenden Maßregeln und Einrichtungen zu prüfen und die erforderlichen Veränderungen zu beantragen berufen ist. Insbesondere unterliegen alle Festungsbauten, sowie die Maßregeln für die Küstenverteidigung und den Schutz der Grenzgebiete der vorgängigen Beratung der L., in welcher der Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen den Vorsitz führt. Mitglieder der L. sind der Kriegsminister, der Chef des Generalstabes der Armee, die Generalinspekteure der Artillerie und des Ingenieurkorps, der Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements (in Vertretung des Kriegsministers), sowie einige besonders berufene Generale.

Landesverweisung, s. Verbannung.

Landfolge ist die Verpflichtung der Landeseinwohner, auf Erfordern der Landesherrschaft gemeine Dienste, d. h. Dienste, welche keine besondere Vorbildung erfordern, zu Kriegszwecken, zum Zweck der Landespolizei und bei allgemeiner Landesnot, insbesondere bei Überschwemmungen, Deichbrüchen u. dgl., zu leisten. In früherer Zeit fehlte es an gesetzlichen Regeln darüber; die Dienste wurden nach Maßgabe des Bedürfnisses oder nach Gutdünken der Behörden gefordert. Gegenwärtig ist die L. zu Kriegszwecken durch die Militärgesetze, insbesondere das Landsturmgesetz und die Gesetze über die Naturallieferungen und Kriegsleistungen geregelt. Die L. zu Polizei- und Gerichtszwecken (sog. Gerichtsfolge, Nacheile) ist unpraktisch geworden, und nur in dem Rechte der Behörden zum Aufgebot der Bevölkerung zur Hilfsleistung in Notfällen (Wassersnot und Feuersnot) hat sich ein Rest der L. erhalten.

Landfriede. Da der Gottesfriede (s. d.) nicht ausreichte, den Frieden des Reichs wiederherzustellen, suchte auch die weltliche Gewalt durch Gesetze für denselben zu sorgen und dem Fehdewesen wie dem Faustrechte (s. d.) Schranken zu setzen. Man hat hierbei zu unterscheiden:

1) Die gesetzlichen oder gemeinen Landfrieden, in welchen das Fehderecht anerkannt und näher bestimmt wurde. Schon Heinrich III. hatte (1043) dahin gerichtete Gesetze gegeben, jedoch nur gegen ungerechte Angriffe, nicht gegen die Selbsthilfe aus gerechtem Grunde, welche den Freien verstattet blieb. Kaiser Heinrich V. brachte 1121 zu Würzburg eine Erneuerung dieser Gesetze zu Stande. Friedrich I. setzte 1187 auf dem Reichstage zu Nürnberg fest, daß der, den man aus gerechter Ursache befehden wolle, bei Strafe der Ehrlosigkeit wenigstens drei Tage vorher davon benachrichtigt werden solle. Dieses sog. Absagen, welches mittels eines Fehdebriefs geschah, fand noch am leichtesten Eingang, da man es für ritterlich und edel hielt, nur den im Kampfe Vorbereiteten anzugreifen. Die Sicherheit aber, die hierdurch jedem, dem nicht abgesagt war, gewährt wurde, nannte man den L. Eine mittelbar drückende Folge des Faustrechts waren für die Reisenden die Erpressungen unter dem Namen des Geleits (s. d.). Zwar verbot König Philipp von Schwaben 1201 in dem Gesetze gegen Friedensbrüche alle Erpressungen von den Reisenden

auf das strengste, und ähnliche Gesetze erließen Otto IV. 1208 zu Frankfurt, Heinrich (VII.) 1234 zu Frankfurt und vor allem Friedrich II. 1235 zu Mainz; doch die Unruhen im Reiche verhinderten die Kaiser, diesen Gesetzen Nachdruck zu geben. Daher mußten die Unterthanen und vor allem die Städte selbst dem Übel zu steuern suchen. Zu diesem Zwecke entstanden der Bund der Hansa und der Rheinische Städtebund. In Österreich, Bayern, Meißen und Thüringen, wo die Fürsten die Zügel der Regierung kräftiger erfaßt, gelang es, den Gewaltthätigkeiten so ziemlich ein Ende zu machen; anderwärts, besonders am Rhein, stiegen aber die Unordnungen und Unsicherheiten aufs äußerste, sodaß viele Hunderte von Rittern lediglich vom Raube lebten. Die Abhilfe der Übel suchte man weniger in den allgemeinen Landfriedensgeboten, obwohl diese nach dem Muster des Gesetzes von 1235 häufig genug erneuert wurden, als vielmehr in

2) besondern örtlichen oder auf Zeit geschlossenen Landfrieden. So hatte schon Friedrich I. 1179 einen L. allein für den Mittelrhein erlassen. Rudolf von Habsburg verbot auf dem Reichstage zu Würzburg 1287 alle Fehden auf drei Jahre; allein dieser 1291 zu Speier auf sechs Jahre verlängerte L. war mit seinem Tode auch sogleich vergessen, sodaß sein Nachfolger Adolf von Nassau Mühe hatte, für denselben 1293 zu Köln wieder drei Jahre verwilligt zu erhalten. Solche unter die Autorität des Reichs gestellten L. machten jedoch Verabredungen unter den näher Interessierten keineswegs überflüssig, durch welche die Beitretenden sich auf bestimmte Zeit verpflichteten, allen Fehden zu entsagen. Einen derartigen verabredeten L. der schwäb. Grafen und Städte bestätigte 1307 Albrecht I. zu Speier auf zwei Jahre, und zwar so, daß die nicht Beitretenden vom allgemeinen L. ausgeschlossen sein sollten. Einen ähnlichen Bund errichteten 1319 die rhein. Städte, den sie 1332 erneuerten. Ihrem Beispiele folgten viele andere Städte und Fürsten im Elsaß, in Bayern, Franken, Schwaben, in der Wetterau, Lothringen, Sachsen und Westfalen. Überall setzte man die Todesstrafe auf den Landfriedensbruch. Die Städte, die in Bündnisse zusammentraten, vereinigten sich meist dahin, ihre Zwiste durch sog. Austräge, d. i. schiedsrichterliche Aussprüche (Austrägalgerichte), entscheiden zu lassen. Dies geschah namentlich in dem neuen Bunde, den die schwäb. Städte 1331 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwigs des Bayern eingingen, dem die Pfalzgrafen beim Rhein und andere Fürsten beitraten und den Ludwig 1340 bestätigte.

Indes arteten auch diese Verbindungen, besonders gegen das Ende des 14. Jahrh., auf das verderblichste aus. Zur Erhaltung des Friedens aufgerichtet, dienten sie bald nur, die Fehden allgemeiner und ernsthafter zu machen, indem sie vom Schutz zum Trutz übergingen und die Verbündeten auch im Angriff einander beistanden. Diejenigen Bünde, welche aus Fürsten und Städten bestanden, lösten sich bald in zwei feindliche Parteien auf, da die Klagen der Städte über die Fürsten wegen der Bedrückungen des Handels durch Zölle und Geleite, sowie die der Fürsten über die Städte wegen der Aufnahme von Pfahlbürgern (s. d.) u. s. w. stets unerledigt blieben. So schlossen die schwäb. Städte 1376 den sog. Großen Bund gegen den Bischof Gerhard von Worms, die Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg und den von Hohenlohe und führten offenen Krieg gegen sie. Auch die Fürsten und Herren traten nun zusammen, und so entstanden die Gesellschaft vom Leuen, die von St. Wilhelm und St. George, die mit den Hörnern u. s. w. Bisweilen verbündeten sich diese Gesellschaften auch mit den Städten, aber diese Verbindungen waren nie von Dauer. So schlossen sieben der vornehmsten Städte am Rhein 1381 einen solchen Bund, dem der Schwäbische Bund und bis zum J. 1384 fast alle Städte Bayerns, Frankens, Schwabens und am Rhein beitraten. Der Bund war stillschweigend gegen die Fürsten gerichtet; dennoch traten demselben auf kaiserl. Befehl in der «Heidelberger Stallung» 1384 viele Fürsten auf vier Jahre und 1387, wo er zu Mergentheim auf einige Jahre, erneuert wurde, fast alle übrigen bei. Bei alledem sahen die Städte immer ihre Verbindung untereinander für enger an als die mit den Fürsten. Überdies erlaubten sich nicht nur die Fürsten fortwährend widerrechtliche Anmaßungen, sondern auch die Söldner der Städte Unordnungen und Gewaltthätigkeiten. Vornehmlich erbitterte die Fürsten das Bündnis des Schwäbischen Städtebundes mit den Schweizern gegen den Herzog Leopold von Österreich. Die letztern blieben 1386 bei Sempach Sieger, die Städte aber erlagen 1388 bei Döffingen und Worms ihren fürstl. Gegnern. Durch Vermittelung König Wenzels wurde 1389 der L. zu Eger auf sechs Jahre errichtet, der aber erst durch den Vertrag zu Heidelberg seine Wirkung erhielt. Für jeden der vier Bezirke Schwaben, Bayern, Franken und Elsaß oder Rheinland wurden schiedsrichterliche Ausschüsse bestellt, bestehend aus vier fürstl. und vier städtischen Abgeordneten, unter einem Obmann, den der Kaiser ernannte. Doch nach Ablauf des Egerschen L. kehrte die alte Zwietracht wieder. Im Anfange des 15. Jahrh. verbanden sich die schwäb. Prälaten, Grafen und Edeln zu der Gesellschaft vom St. Georgenschild, die unter der Begünstigung des Kaisers Sigismund seit 1422 an Ausdehnung so gewann, daß sie bald als öffentlich anerkannte Gemeinschaft mit einem gemeinsamen Kontingent angesetzt ward.

Kaiser Sigismund errichtete 1431 einen allgemeinen L. auf die Dauer des Hussitenkriegs, und Albrecht II. setzte sogar 1438 einen dem Namen nach ewigen L. durch, der aber bald vergessen wurde. Friedrich III. mußte sich begnügen, den L. wie seine Vorgänger auf etliche Jahre zu befestigen. Der von diesem Kaiser zu Frankfurt geschlossene letzte L. wurde insofern von Wichtigkeit, als er die Wiederherstellung des Schwäbischen Bundes zu Eßlingen 1488 zur Folge hatte, indem die schwäb. Städte mit der Gesellschaft vom St. Georgenschild sich verbanden. Zuletzt erkannte man immer allgemeiner, daß die Einigungen, in welchen nur auf Zeit dem Fehderecht entsagt wurde, nicht hinreichten und daß diesem Rechte selbst ein Ende gemacht werden müsse. Diesem Zweck dienten

3) die Ewigen Landfrieden. Der Reichstag zu Worms erzwang 1495 vom Kaiser Maximilian I. den von Reichs wegen zu handhabenden Ewigen L., der jede Art Selbsthilfe bei Strafe von 2000 Mark lötigen Goldes verbot. Zugleich wurde ein stehendes Gericht, dessen Beisitzer der Kaiser und die Reichsstände wählten, eingesetzt, das Reichskammergericht (s. d.), vor welches alle Streitigkeiten mit Reichsunmittelbaren gebracht werden sollten. Kürzere Dauer als dieses hatte das ebenfalls damals

errichtete Reichsregiment, eine stehende Behörde, welcher die oberste Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des L. im Namen des Kaisers anvertraut war. Obgleich aber die Stände dem Verlangen nach einer festern bürgerlichen Ordnung durch bewaffnete Handhabung des L. nachkamen, so dauerte das Fehderecht doch bis in die Mitte des 16. Jahrh. Viele Bündnisse wurden daher noch für Handhabung des L. geschlossen, und der Schwäbische Bund löste sich erst um 1530 auf. Dagegen bestanden der Ewige L. und das Kammergericht bis zum Untergange des Deutschen Reichs.

Vgl. Böhlau, «Novae constitutiones domini Alberti, d. i. der L. von 1235» (Weim. 1858); Stobbe, «Geschichte des Deutschen Rechts» (Braunschw. 1860); Michelsen, «Urkundlicher Beitrag zur Geschichte der L.» (Nürnb. 1863); Busson, «Zur Geschichte des großen Landfriedenbundes deutscher Städte» (Innsbr. 1874); Eggert, «Studien zur Geschichte der L.» (Gött. 1875); Goecke, «Anfänge des L.» (Düsseld. 1875); Nitzsch, «Heinrich IV. und der Gottes- und Landfriede» (in «Forschungen zur deutschen Geschichte XXI»); Herzberg, «Die ältesten L. und Gottesfrieden» (daselbst XXIII).

Seit dem Wegfalle des Fehdewesens versteht das Strafrecht unter Landfriedensbruch gewöhnlich nur noch eine öffentlich vollbrachte Gewaltthätigkeit, welche von einer zusammengerotteten Menschenmenge an Personen oder Eigentum verübt wird. So das Reichsstrafgesetzbuch (§. 125), welches Gefängnis nicht unter drei Monaten, den Rädelsführern, sowie denjenigen, welche Gewaltthätigkeiten gegen Personen begangen oder Sachen geplündert, vernichtet oder zerstört haben, Zuchthaus bis zu 10 Jahren androht. Der §. 126 dagegen betrifft den neuern (modifizierten) Begriff des alten Landzwangs: «Wer durch Androhung eines gemeingefährlichen Verbrechens den öffentlichen Frieden stört, wird mit Gefangnis bis zu einem Jahre bestraft.» (Vgl. Landzwang.)

Landgerichte sind nach der deutschen Gerichtsbarkeit zu kollegialer Ausübung sowohl der Civil- wie der Strafgerichtsbarkeit bestimmte Behörden. Bei denselben werden gebildet Civil- und Strafkammern.

Civilkammern sind zunächst erkennende Gerichte erster Instanz für alle bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, welche nicht den Amtsgerichten (s. d.) zugewiesen sind; für gewisse Sachen sind die L. ohne Rücksicht auf den Wert für ausschließlich zuständig erklärt (vgl. Gerichtsverfassungsgesetz, §. 70). Die Civilkammern sind ferner die Berufungs- und Beschwerdegerichte in den vor den Amtsgerichten verhandelten bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Soweit die Landesjustizverwaltung ein Bedürfnis als vorhanden annimmt, können bei den L. für deren Bezirke oder für örtlich abgegrenzte Teile derselben Kammern für Handelssachen gebildet werden.

Strafkammern sind Voruntersuchungsgerichte; als solche zuständig für diejenigen die Voruntersuchung und deren Ergebnisse betreffenden Entscheidungen, welche nach den Vorschriften der Strafprozeßordnung vom Gericht zu erlassen sind; sie entscheiden über Beschwerden gegen Verfügungen des Untersuchungsrichters. Ferner sind sie als erkennende Gerichte zuständig für die Vergehen, welche nicht zur Zuständigkeit der Schöffengerichte gehören, für die in §. 73 des Gerichtsverfassungsgesetzes aufgeführten Verbrechen, für Zuwiderhandlungen gegen die in §. 74 des Gerichtsverfassungsgesetzes bezeichneten Gesetze. Endlich sind sie als erkennende Gerichte zuständig für die Verhandlung und Entscheidung über das Rechtsmittel der Berufung gegen die Urteile der Schöffengerichte; sie entscheiden über Beschwerden gegen Entscheidungen der Schöffengerichte.

Die L. sind mit Präsidenten und der erforderlichen Anzahl von Direktoren und Mitgliedern zu besetzen. Den Vorsitz im Plenum führt der Präsident, den Vorsitz in den Kammern führen der Präsident und die Direktoren. Die Kammern entscheiden in der Besetzung von drei Mitgliedern mit Einschluß des Vorsitzenden. Die Strafkammern sind in der Hauptverhandlung mit fünf Mitgliedern, in der Berufungsinstanz bei Übertretungen und in den Fällen der Privatklage aber mit drei Mitgliedern einschließlich des Vorsitzenden zu besetzen. Die Kammern für Handelssachen entscheiden in der Besetzung mit einem Mitgliede des L. als Vorsitzendem und zwei Handelsrichtern. Vor Beginn des Geschäftsjahrs werden durch das Präsidium (gebildet durch den Präsidenten als Vorsitzenden, die Direktoren und das dem Dienstalter nach, bei gleichem Dienstalter das der Geburt nach älteste Mitglied) auf die Dauer des Geschäftsjahres die Geschäfte unter die Kammern derselben Art verteilt und die ständigen Mitglieder der einzelnen Kammern, sowie für den Fall ihrer Verhinderung die regelmäßigen Vertreter bestimmt. Jeder Richter kann zum Mitglied mehrerer Kammern bestimmt werden. Vgl. das Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich, Titel 5 und 7.

Landgraf, s. Graf.

Landgut heißt im allgemeinen ein Grundbesitz mit Ackerbaubetrieb. Wo eine dichte Bevölkerung vorhanden ist und der Landbau sehr intensiv betrieben werden muß, sind meist nur mittlere und kleinere Landgüter vorhanden. In weniger bevölkerten Landstrichen überwiegen dagegen meistens die großen Güter (Latifundien). Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus ist die Verteilung des Grundbesitzes auf große, mittlere und kleine Landgüter das Vorteilhafteste, wie sich der Staat auch bemüht, durch die Gesetzgebung soviel als möglich diesen Zustand herbeizuführen, beziehungsweise zu erhalten. Im engern Sinne bezeichnet man als Landgüter auf dem Lande belegene Besitzungen, sowohl ländliche Wirtschaften als Villen.

Landgüterrolle oder Höferolle, s. unter Höfewesen.

Landhose, s. u. Wasserhose; vgl. Cyklone.

Landi (Gasparo Cav.), ital. Historienmaler, geb. zu Piacenza 1756, wurde in der Schule des Pompeo Battoni zu Rom gebildet, und eignete sich durch eifriges Studium der großen Meister des 16. Jahrh., zumal der Venetianer, eine gewisse Reinheit des Stils und insbesondere ein ausgezeichnetes, weiches Kolorit an. Schon früh bekleidete er die Stelle eines Direktors der Abteilung für Malerei an der Akademie von San-Luca in Rom. Im J. 1817 wurde er Präsident derselben, welche Würde er bis an seinen Tod (24. Febr. 1830) behielt. L. gilt mit Sabatelli, Podesti, Camuccini u. a. für einen der Begründer der neuern ital. Malerei, obwohl er neben bedeutenden Verdiensten, zumal in der Färbung, an einem etwas hohlen Pathos und Mangel in der Erfindung leidet. Berühmt waren seine Porträts, darunter

dasjenige Canovas. Von seinen histor. Gemälden sind seine bedeutendsten eine Beisetzung und eine Himmelfahrt Mariä, im Dome zu Piacenza, ferner Jesus auf Golgatha, Tobias und Sarah, Ödipus auf Kolonos und Maria Stuart verläßt Frankreich.

Landino (Cristoforo), ital. Gelehrter des 15. Jahrh., verdient um die Wiederbelebung der Dante-Studien in Italien, geb. zu Florenz 1424, widmete sich in Volterra und Florenz dem Studium des Altertums. Er ward 1457 Professor der Rhetorik und Poetik zu Florenz, hierauf zugleich Lehrer von Lorenzo und Giuliano dei Medici. Auch Angelo Poliziano ist durch L. gebildet worden. Später wurde er zum Sekretär der florentiner Signorie ernannt; 1497 zog er sich vom öffentlichen Leben zurück. Er schrieb Kommentare zu Virgil, Horaz, übersetzte des Plinius «Naturgeschichte», lat. Gedichte u. a. m. Am wertvollsten sind seine «Disputationes Camaldulenses» (Flor. 1475; Straßb. 1508), namentlich aber sein umfassender Kommentar zu Dantes «Göttlicher Komödie» (herausg. von Nicholo di Lorenzo della Magna, Flor. 1481; 27. Aufl., Veneb. 1596), welcher noch immer ein unentbehrliches Hilfsmittel für das Studium Dantes bildet. Zur Belohnung dafür schenkte ihm die florentiner Signorie ein in Borgo alla Collina auf dem Walle gelegenes Turmhaus, wo er begraben liegt. L. starb 1504 in Prato vecchio.

Landkarten. Das möglichst ähnliche Bild der Erdoberfläche oder eines Teils derselben, durch Zeichnung in einer Ebene dargestellt, nennt man Karte, die Wissenschaft der Kartenbearbeitung, basirt auf die Prinzipien der Projektion (s. d.), also die Lehre und die Kunst, Karten zu entwerfen und auszuführen, Kartographie. Je nach dem größern oder kleinern Maßstabe und der davon abhängigen Darstellungsweise, dem Zweck und Inhalt entsprechend, unterscheidet man topogr. und geogr. oder L., letztere wohl auch kurzweg Karten genannt. Während auf der topogr. Karte größten Maßstabes alle Objekte, welche in der Natur zu Tage treten, einschließlich der Unebenheiten des Erdbodens, in derselben Verbindung und Folge, möglichst auch nach ihrem Grundriß, zum Ausdruck gelangen müssen, welche Darstellungsweise ihre Begrenzung in der Verjüngung der topogr. Generalkarte von etwa 1:500000 findet, kann die L. in dem kleinern Maßstabe die vorkommenden Objekte und Terraingegenstände weder alle gleichzeitig geben, noch nach Form und Umfang geometrisch richtig ausdrücken, sondern muß sich dafür besonders angenommener Zeichen bedienen. Die Verjüngung der L., abwärts von 1:500000 der natürlichen Länge, ist sozusagen eine unbegrenzte, und je nach der Größe der Darstellung spricht man von Spezialkarten (früher wohl auch chorogr. Karten genannt), General- oder Übersichtskarten, Planigloben und Universal- oder Weltkarten. Nach dem besondern Gebrauche, welchem eine L. dienen soll, welcher durch das Ausscheiden oder Hervorheben bestimmter Elemente erreicht wird, unterscheidet man je nach dem vorwaltenden Stoffe Gebirgs- oder orogr. Karten, hypsometr. Karten, Fluß- oder hydrogr. Karten, physik., geolog., ethnogr., zoolog., botan., histor., statist. Karten und Industriekarten, ferner See-, Post-, Eisenbahn- und Straßenkarten ꝛc. Hand-, Schul- und Wandkarten dienen ebenso den schon im Namen liegenden Zwecken und unterscheiden sich durch das Format. Eine systematische Sammlung von Karten heißt Atlas.

Da die L. die Objekte, die sie bringt, nach ihrer Anordnung im horizontalen und vertikalen Raume versinnlichen soll, so hat die Kunst des Kartographen besonders drei große Schwierigkeiten zu überwinden: die Sphäroidalgestalt der Erde, den Wechsel von Hoch und Tief und die gebotene Verkleinerung im Bilde. Das Problem, das Sphäroid oder einen Teil desselben auf einer Fläche zu vergegenwärtigen, wird durch die Projektion zu lösen gesucht. Die Wahl derselben richtet sich nach dem Zweck oder nach dem Maßstabe der Karte. Für Seekarten dient gewöhnlich die Mercatorsche Projektion, für vergleichende Darstellungen auf ganzen Hemisphären hat man neuerdings vielfach die homalographische angewendet. Am häufigsten sind im Gebrauch: die ältere Flamsteedsche für äquatoriale Gegenden (wie in unsern Atlanten gewöhnlich für Afrika); die Kegelprojektion von de l'Isle für Teile der Erde, welche weniger als die Hälfte einer Hemisphäre einnehmen (wie in unsern Atlanten für die Einzelkarten der europ. Länder), die Bonnesche oder modifizierte Kegelprojektion für größere Teile einer Halbkugel (z. B. für das Blatt über Asien). Noch schwieriger ist es gewesen, für die Wiedergabe der Unebenheiten der Erdoberfläche, das orogr. Element, einen gesetzmäßigen Ausdruck zu finden. Auf ältern Karten wurden die Gebirge durch in landschaftlicher Perspektive gehaltene Haufen oder raupenartig sich hinziehende Höhenschraffen nur höchst mangelhaft angedeutet. Einen Fortschritt bekundete die sog. Altfranzösische Manier der Terrainzeichnung, nach welcher die Terrainbilder nur einseitig, gewöhnlich von Nordwesten her, beleuchtet erscheinen. Erst durch die Einrichtung ausgedehnter Landesaufnahmen gegen Ende des 18. Jahrh. kam mehr mathem. Richtigkeit und Vollständigkeit in die L., und ganz besonders war es die Terrainzeichnung, welche durch Lehmanns Theorie des Situationszeichnens (s. d.), durch Messung zahlreicher Höhenpunkte und die darauf folgende Konstruktion von äquidistanten Niveaulinien in die topogr. Aufnahmeblätter eine sichere Unterlage erhielt. Diese Fortschritte auf dem Gebiete der darstellenden Topographie wurden schrittweise in die L. aufgenommen, welche seitdem immer vollkommener und lesbarer wurden. Gute L. sind eins der wichtigsten Hilfsmittel der Erdkunde. Ihre Vervielfältigung geschieht vermittelst des Kupferstichs oder durch Lithographie. Doch werden L. auch auf Zinn und Stahl gestochen, in Holz geschnitten und sogar auf der Buchdruckpresse hergestellt. Ein neueres Verfahren für die Vervielfältigung ist die Heliogravüre. (S. Heliographie.)

Was die Geschichte der L. betrifft, so sind die Fortschritte der Kartographie, wie nicht anders möglich, stets durch die Fortschritte der Erdkunde und der Geodäsie bedingt gewesen. Die Alten konnten demnach L. in unserm Sinne noch nicht besitzen. Die Milesier Anaximander (gest. 547 v. Chr.), Hekatäos und Aristagoras (um 500 v. Chr.) hatten Bilder der damals bekannten Welt auf Metallplatten zu entwerfen gesucht. Weitere Fortschritte bekunden die Arbeiten des Dikaiarchos (um 300 v. Chr.), der unter anderm Zeichnungen von Küstenvermessungen entwarf, die er in Griechenland unternommen. Hipparch, der größte Astronom des Altertums, übertrug die Breiten und Längen des Himmels auf die Erde und führte die stereographische Projektion ein. Marinos von Tyrus, der Begründer der mathem. Geographie, hat das Verdienst, daß er

allen wichtigern Orten einen bestimmten Grad der Länge und Breite anwies. Auf ihn fußte Ptolemäus (s. d.), in welchem die geogr. Wissenschaft des Altertums ihren Höhepunkt erreichte. Die zu seinem Werke gehörigen Karten wurden nicht von ihm selbst, sondern von Agathodämon (gewöhnlich ins 5. Jahrh. n. Chr. gesetzt) angefertigt. Die Römer hatten Länderzeichnungen in ihrem Staatsarchiv. Cäsar nahm an den Vermessungen mehrerer Provinzen teil und entwarf selbst L. Eine merkwürdige Probe einer römischen L. ist in der aus dem 5. Jahrh. herrührenden Peutingerschen Tafel erhalten. (S. Peutinger.) Im frühern Mittelalter erscheinen dagegen die bildlichen Darstellungen der Erdfeste ebenso dürftig wie die Vorstellungen vom Bau der Welt. Die ersten Weltkarten des christl. Mittelalters sind Radkarten ohne jede Projektion, mit dem Mittelpunkte Jerusalem. Die Araber, unfähig die Arbeiten ihrer Astronomen für die Kartographie zu benutzen, blieben in ihren Darstellungen der Erdoberfläche weit hinter Ptolemäus zurück, wie dies unter anderm die auf uns gekommenen Karten des Edrisi (um 1154) bekunden. Aber auch die Abendländer machten nur sehr geringe Fortschritte, und erst infolge der Erfindung des Kompasses trat hier seit Anfang des 14. Jahrh. plötzlich eine neue Epoche ein. Man zeichnete nun sog. Kompaßkarten (richtiger loxadromische Karten), auf denen der Seemann die Küstenumrisse, nicht wie wir auf ein Netz, sondern in eine Art von Spinngewebe eintrug, dessen Fäden in Kompaßsterne zusammenliefen. Die ersten Karten dieser Art verfaßten Italiener und Catalanen. Die älteste bekannte ist die des Marino Sanuto (1306—24), die merkwürdigste das sog. «Catalanische Weltgemälde» eines Anonymus von 1375. Fortschritte zeigen im 15. Jahrh. die Karten des Venetianers Fra Mauro. Inzwischen waren mit dem Aufleben der altklassischen Studien auch die Werke Ptolemäus' mit den Karten des Agathodämon wieder zur Verbreitung gelangt und dessen Ortsbestimmungen bei der Entwerfung von L. benutzt worden (wie z. B. vom Cardinal d'Ailly).

Während in der bildlichen Darstellung der Erdoberfläche im 14. und 15. Jahrh. die seefahrenden Völker des Mittelalters, insbesondere die Italiener, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. deren Schüler, die portug. und span. Lotsen, die erste Stelle einnahmen, begann um die Mitte des 16. Jahrh. die Herrschaft der deutschen Kartenzeichner, die am Schlusse des 16. Jahrh. an die Niederländer überging, denen sie das ganze 17. Jahrh. verblieb. Von Wichtigkeit war das Wirken des Martin Behaim (s. d.), der 1492 einen Erdglobus verfertigte. Joh. Stöffler (gest. 1530) und nach ihm der Nürnberger Joh. Werner führten nach dem Vorbilde der alten Geographen das stereographische Gradnetz ein. Noch weitere Fortschritte führte Mercator (s. d.) herbei, der Erfinder der nach ihm benannten Projektion (1561). Postell wandte 1581 für nördl. und südl. Halbkugelbilder zuerst den noch üblichen stereographischen polaren Entwurf an. Sonst erwarben sich um jene Zeit noch Petrus Apianus (Weltkarte von 1515), Seb. Münster, Albrecht Ortelius und der genannte Mercator um das Landkartenwesen große Verdienste. Die gewöhnlichsten Atlanten waren im 15. und 16. Jahrh. die Karten des Ptolemäus. Auch die großen Atlanten der beiden Rivalen Janßon (seit 1636) und Blaeu (s. d.) legen im ganzen noch die Karten des Ptolemäus zu Grunde, wenn auch schon im 16. Jahrh. von einzelnen Ländern bessere selbständige Arbeiten vorlagen. Dahin gehören einzelne Blätter in des Bellarius «Speculum totius Germaniae» (1575), Hennebergers Karte von Preußen (1584) und der Atlas von Bayern des jüngern Apianus (gest. 1584). Letzterer beruht zum Teil auf geometr. Aufnahmen und kann als erster Versuch einer topogr. Karte bezeichnet werden.

Die Fortschritte, welche die Astronomie im 17. Jahrh. gemacht, wurden zuerst in Frankreich (Picard, Lahire, besonders Dominique Cassini) für die Verbesserung der L. benutzt. Wesentliche Fortschritte zeigten bereits die Karten von Delisle (1700—25), noch mehr die des gelehrten und kritischen d'Anville (gest. 1782). Diesen reihen sich an Buache, später Jomard, Malte-Brun, Walckenaer. Gegen Ende des 18. Jahrh. wurde mit Desbarres, Rennel, Arrowsmith (gest. 1823) England Sitz der darstellenden Geographie, wo sich infolge der Verhältnisse allmählich der größte Schatz urkundlicher Nachweise für den Kartenzeichner angesammelt hatte. Inzwischen war in Deutschland seit dem Dreißigjährigen Kriege auch auf diesem Gebiete geistige Verödung eingetreten. Die Wiederbelebung der Kartographie hat man hier Homann (s. d.) zu verdanken, der seit 1710 zu Nürnberg arbeitete, und dessen Karten bis gegen Ende des Jahrhunderts in Deutschland das allgemeinste Ansehen genossen. Natürlich war man nur auf Wiederholung fremder Originale angewiesen, da in Deutschland für genauere Landesaufnahmen nur sehr wenig geschehen war und die vorhandenen bessern Karten aus militärischen Gründen sogar geheimgehalten wurden. Ein vollständiger Umschwung in der Kartographie bereitete sich im letzten Viertel des 18. Jahrh. vor, indem einerseits, nach dem Vorgange Frankreichs, fast alle europ. Länder im militärischen, administrativen und anderweitigen Interesse planmäßig vermessen und aufgenommen, andererseits die außereurop. Erdteile durch wissenschaftliche Forschungsreisen mehr und mehr aufgeschlossen wurden. Die erste geometr. und topogr. Karte erhielt Frankreich durch Cassini (s. d.), dieselbe wurde 1793 vollendet. Über die übrigen Unternehmungen dieser Art, von denen mehrere auch in künstlerischer Beziehung als Meisterstücke der neuern Kartographie zu betrachten sind, hat Sydow («Der kartogr. Standpunkt Europas» in Petermanns «Mitteilungen», Jahrg. 1857—71) kritisch berichtet. Ein großer Teil derselben verdankt den Generalstäben der Armeen ihren Ursprung. In den Seestaaten, wie besonders in England, haben die hydrogr. Bureaus treffliche See- und Küstenkarten veröffentlicht.

Unter den für ein größeres Publikum berechneten L. haben sich in neuerer Zeit besonders die von Berghaus, Stieler, Stülpnagel, Sydow, Heinrich und Richard Kiepert, Petermann, Lange, Ziegler, Liebenow, Andree, von Haardt, Kettler u. a. die allgemeinste Anerkennung erworben. Als die besten Atlanten für den Handgebrauch sind die von Kiepert (40 Blatt; neue Aufl., Berl. 1876 fg.), Stieler (zuerst Gotha 1817; neue Bearbeitung von Petermann, Berghaus und Vogel; 95 Blatt), Lange (30 Blatt, Lpz. 1877) und Andree (86 Karten, Lpz. 1881) zu nennen. Mehrere Landkartenverleger, wie Perthes' Geographische Anstalt in Gotha, D. Reimer in Berlin, Wagner u. Debes, sowie Holzel in Wien, F. A. Brockhaus, Velhagen u. Klasing in Leipzig ꝛc. produzieren schon längst nur solche L., welche

auch in Bezug auf die Technik der Zeichnung, des Stichs und des Drucks allen Anforderungen genügen und den Erzeugnissen engl. und franz. Anstalten weit überlegen sind. Die neu erscheinenden Karten werden verzeichnet in der «Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin» (1853 fg.), in Petermanns «Geogr. Mitteilungen» (Gotha 1855 fg.) und der «Registrande des Großen preuß. Generalstabes» (Berl. 1858 fg.). Vgl. auch Zöppritz, «Leitfaden der Kartenentwurfslehre» (Lpz. 1884).

Landkrabben, s. unter Krabben.

Ländler, auch Länderer und Dreher genannt, ein bei den Bewohnern des sog. Landels (des Landes ob der Enns in Österreich) beliebter Tanz im Dreiachtel- oder Dreivierteltakt, von fröhlichem Charakter und mäßig geschwinder Bewegung, zu welchem die ländler Bauern die Melodien meist selbst erfinden und in mannigfaltigen Veränderungen aus dem Stegreif vortragen, und wozu gewöhnlich eine Klarinette, eine Geige und ein Baß als Begleitung dienen. Auch in den Städten war dieser Tanz bis Anfang des 19. Jahrh. beliebt, und die bedeutendsten Komponisten, selbst Mozart und Beethoven, haben viele L. geliefert.

Landliga (Irische), eine 1879 durch den Fenier Michael Davitte gegründete polit. Verbindung in Irland, welche die Rückgabe des irischen Landes an das irische Volk erstrebt. (S. unter Großbritannien und Irland.)

Landlord (engl.), Gutsbesitzer, Gastwirt.

Landlosung, eine Art des Näherechts (s. Retrakt), welche jedem Inländer bei Veräußerung eines Grundstücks an einen Ausländer zusteht und ihn berechtigt, gegen Ersatz des Kaufpreises das Grundstück von diesem an sich zu ziehen.

Landmarken sind Zeichen auf dem Festlande, welche dem Seemanne schon auf weitere Entfernungen einen Anhalt oder eine Sicherheit für den augenblicklichen Ort seines Schiffs geben. Man nimmt dazu entweder bereits vorhandene höhere Gegenstände, wie Kirchtürme, Windmühlen, Gebäude, Bäume, oder errichtet sie künstlich in Gestalt von Baaken (s. d.).

Landmarschall (Landtagsmarschall), in ältern landständischen Verfassungen und noch jetzt in Mecklenburg Titel des Landtagspräsidenten.

Landmeister, s. unter Heermeister.

Landmiliz nannte man in Deutschland eine während des Dreißigjährigen Kriegs errichtete, zur Aufrechthaltung der Ordnung, jedoch nicht zum Kampfe gegen den äußern Feind bestimmte Besatzungstruppe, welche den Sicherheitsdienst in Städten und an den Grenzen wahrnahm, aber wenig zu leisten vermochte. In Böhmen sind 1796 L. errichtet worden, welche indessen wie die 1800 errichtete böhm. Legion, die 1808/9 errichteten mähr.-schles. Landjäger und die allgemeine Reserve mehr den Charakter der Landwehr (s. d.) hatten.

Landmollusken, s. unter Mollusken.

Landmünze nannte man früher in Deutschland im allgemeinen diejenige Münze, die nicht nach dem Konventions-Reichsfuße, sondern nach einem geringern Fuße geschlagen wurde, und daher nur in dem Gebiete des Münzherrn gültig war. Gewöhnlich sind die betreffenden Münzsorten mit L. M. bezeichnet.

Landois (Herm.), Zoolog, geb. 19. April 1835 zu Münster in Westfalen, studierte Theologie und Naturwissenschaft, war seit 1865 Gymnasiallehrer zu Münster, habilitierte sich daselbst 1869 als Privatdocent und wurde 1873 Professor der Zoologie. Er veröffentlichte namentlich ein Werk über die «Tierstimmen» (Freiburg i. Br. 1874), ferner mit Altum ein «Lehrbuch der Zoologie» (4. Aufl., Freiburg i. Br. 1878), mit Kraß «Der Mensch und die drei Reiche der Natur» (3 Tle., Freiburg i. Br., in mehrern Auflagen) und schrieb im münsterschen Dialekt «Frans Essink, sien Läwen und Driewen» (Tl. 1, 4. Aufl., Münst. 1881). Der zoolog. Garten in Münster verdankt L. seine Begründung und Entwickelung, besonders in dem Museum, dessen Präparate auf mehrern Weltausstellungen mit ersten Preisen prämiiert wurden.

Landois (Leonard), namhafter Physiolog, geb. 1. Dez. 1837 zu Münster in Westfalen, studierte in Greifswald Medizin, habilitierte sich daselbst 1863, wurde 1868 zum außerord. und 1872 zum ord. Professor der Physiologie und Direktor des physiol. Instituts in Greifswald befördert. Seine «Lehre vom Arterienpuls» (Berl. 1872) enthält wichtige Aufschlüsse in Bezug auf die normale und krankhaft gestörte Pulsbewegung. Ferner erschienen von ihm «Graphische Untersuchungen über den Herzschlag im normalen und krankhaften Zustande» (Berl. 1876). Seine «Transfusion des Blutes» (Lpz. 1875) und «Beiträge zur Transfusion des Blutes» (Lpz. 1878) stellten genau die Indikationen für diese Operation fest und traten der Anwendung des Tierblutes beim Menschen entgegen. Viel verbreitet ist sein «Lehrbuch der Physiologie» (Wien 1880; 4. Aufl. 1884 fg.).

Landon (Charles Paul), franz. Maler und Kunsthistoriker, geb. 1760 zu Nonant, schuf eine beträchtliche Anzahl von mythologischen und Genrebildern. Hierher gehörten Virginia im Bade, Dädalus und Ikarus, die Kinder mit dem toten Vogel u. a. Nach seiner Rückkehr von einer ital. Reise wendete er sich mehr der Kunstschriftstellerei zu, doch entstanden noch immer einzelne Gemälde, wie 1806 die (im Louvre befindliche) Leda. Im J. 1816 wurde er Konservator des pariser Museums, außerdem war er Maler des Herzogs von Berri, dessen Söhne er bereits unterrichtet hatte. Zu seinen inhaltlich jetzt veralteten Schriften, welche meist mit guten Stichen nach alten Originalen ausgestattet sind, gehören: «Vies et œuvres des peintres les plus célèbres» (25 Bde., 1804), «Choix de tableaux et de statues des plus célèbres musées et cabinets étrangers» (12 Bde., 1821), «La Galerie Giustiniani et la Galerie Massias» (6 Bde., 1810), «Annales du musée et de l'école moderne des beaux-arts» (29 Bde., 1801—17), «Galerie historique des hommes les plus célèbres» (13 Bde., 1805—9), «Paysages et tableaux de genre du Musée Napoléon» (4 Bde., 1805—8). L. starb in Paris 5. März 1826.

Landon (Letitia Elizabeth), engl. Dichterin, geb. 1801 zu Chelsea, schrieb unter den Anfangsbuchstaben L. E. L. «The improvisatrice» (Lond. 1824), welchem Buch eine Menge Gedichte in Zeitschriften und Almanachen folgten, die sich durch tiefes Gefühl und Melodie der Sprache auszeichnen; ferner die Romane «Ethel Churchill», «Francesca Carrara» und «Romance and reality». Anfang 1838 heiratete sie George Maclean, Gouverneur von Cape-Coast-Castle, und reiste bald darauf mit ihrem Gatten nach Afrika ab. Bald nach ihrer Ankunft vergiftete sie sich 16. Okt. 1838. Ihr «Life and literary remains» gab Laman Blanchard

(Lond. 1840) heraus. Vgl. auch W. B. Scott, «The poetical works of Leutia Elizabeth L. with an introductory memoir» (Lond. 1873).

Landor (Walter Savage), engl. Schriftsteller, aus einer alten in Warwickshire angesessenen Familie, wurde 30. Jan. 1775 auf dem Stammsitz Ipsley-Court geboren und gab schon auf der Universität Oxford 1795 ein Bändchen Gedichte heraus. Bei Ausbruch des span. Freiheitskriegs 1808 hob er auf eigene Kosten ein Truppenkorps aus, welches er Blake, dem Oberbefehlshaber von Galicien, zuführte. Bald darauf begab sich L. nach Frankreich, 1815 aber nach Italien, wo er seitdem meist zu Florenz lebte. Hier legte er die letzte Hand an seine «Imaginary conversations of literary men and statesmen», die 1824 in zwei (später in drei) Bänden herauskamen und wovon 1829 eine zweite Serie folgte (deutsche Auswahl von Oswald, Paderb. 1878). Sie enthalten neben manchen Paradoxen und Bizarrerien eine Fülle von tiefen und schönen Gedanken. Außer diesen «Gesprächen» hat man von L. noch das Gedicht «Gebir» (1798), das Trauerspiel «Count Julian» (1812), den Briefwechsel «Pericles and Aspasia» (1836), Beiträge zum «Examiner», lat. Gedichte, eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel «The last fruit off an old tree» (Lond. 1853), «Heroic idyls and other poems» (Lond. 1863) ꝛc. Er starb 17. Sept. 1864 zu Florenz. Vgl. Forster, «Walter Savage L. A biography» (2 Bde., Lond. 1869). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien als «Walter Savage L.'s works and life» (Bd. 1—7, Lond. 1876).

Landpfleger, in Luthers Bibelübersetzung im Alten Testament Oberbefehlshaber eines kleinen Länderteils im Chaldäischen und Persischen Reich, im Neuen Testament der röm. Prokonsul.

Landquart (die), auch Lanquart, rechter Zufluß des Rheins im schweiz. Kanton Graubünden, entspringt mit zwei Quellbächen, dem Sardascaund dem Vereinabach, aus den Gletschern der Silvrettagruppe, durchfließt in nordwestl. Richtung das Prättigau, in welchem ihr vom Rhätikon (rechts) und den Plessuralpen (links) mehrere Wildbäche zugehen, tritt durch die Felsenge der Klus in die Ebene des Rheinthals hinaus und mündet nach 42 km langem Lauf bei der Bahnstation L. 521 m über dem Meere, 13½ km nördlich von Chur. Die L. ist ein wildes Bergwasser, das namentlich im untern Prättigau und in der Rheinebene öfters Überschwemmungen verursacht und deshalb teilweise kanalisiert wurde. Das Flußgebiet umfaßt 800 qkm, wovon 21 qkm (2⅔ Proz.) auf Gletscher fallen. Nach dem Flusse sind die graubündischen Bezirke Ober- und Unterlandquart benannt, von denen der erstere (677 qkm mit 8956 E.) das Davos und das obere Prättigau, der letztere (352 qkm mit 11 547 E.) das untere Prättigau und im Rheinthale die «Herrschaft» und den Kreis der Fünf Dörfer umfaßt.

Landrat heißt in Preußen (mit Ausnahme des Regierungsbezirks Sigmaringen) der Vorsteher der Kreisverwaltung, welcher als besoldeter Staatsbeamter einerseits die Staatsgewalt vertritt und andererseits dem Kreisausschuß und der Kreisvertretung vorsitzt. Früher wurde er aus den Rittergutsbesitzern des Kreises dem König zur Ernennung präsentiert, nach der neuen Kreisordnung (s. d.) muß der Kandidat Grundbesitzer oder Amtsvorsteher im Kreise sein. Der L. gehört zu den polit. Staatsbeamten der innern Verwaltung, kann deshalb jederzeit seiner Stellung enthoben werden und gehört zur Rangstufe der Räte vierter Klasse. Durch die Gesetzgebung der neuesten Zeit ist seine persönliche Machtvollkommenheit nach unten hin beschränkt, wogegen der Kreisausschuß erweiterte Befugnisse erhalten hat und die Abhängigkeit des L. von der Bezirksregierung und dem Minister des Innern geringer geworden ist. Ähnliche Stellungen haben die Oberamtmänner in den hohenzoll. Landen, die Landräte in Schwarzburg, die Kreisräte in Hessen und Waldeck, die Kreisdirektoren in Anhalt und Braunschweig u. s. w. In Mecklenburg wird das ständische Direktorium von acht Landräten als Vertretern des eingeborenen oder rezipierten Adels, den drei Erblandmarschällen und einem Vertreter der Stadt Rostock gebildet; auch gehören dem Engern Ausschuß der Ritter- und Landschaft zwei Landräte neben drei ritterschaftlichen und vier städtischen Deputierten an.

Landrauch, soviel wie Hohenrauch.

Landrecht ist ein schon im Mittelalter üblicher Ausdruck, der alle Rechtsnormen begreift, welche einesteils nicht Stadtrecht oder Hofrecht enthalten, anderenteils nicht Lehnrecht. Das klarste Bild des L. gibt das Sächsische L. (Sachsenspiegel genannt). Dasselbe enthält nur Rechtsnormen, die auf dem platten Lande in Übung waren. Seit dem 13. Jahrh. entstanden L. in den Territorialgesetzgebungen, z. B. das Österreichische L. vom Ende des 13. Jahrh., das Bayrische L. von 1346, die 24 friesischen L., das Kulmer L. von 1394, das Rheingauische L. aus dem 14. und 15. Jahrh., das Ditmarscher Landrecht u. s. w. Am bekanntesten ist das preuß. Allgemeine Landrecht, das in einem weitern als dem mittelalterlichen Sinne alles Privat- und Staatsrecht umfaßt, wie es in dem Gebiete des preuß. Staats gilt. Demselben wurde auf Friedrichs II. Veranlassung zuerst durch Cocceji (s. d.) vorgearbeitet in dessen «Codex Fridericianus» und in dem von diesem begonnenen «Corpus juris Fridericianum». Nach Coccejis Tode (1755) blieb zwar der Entwurf einer neuen Gesetzgebung einige Zeit liegen, allein Friedrich II. verlor diesen Gegenstand nicht aus den Augen. Als infolge des Vorfalls mit dem Müller Arnold (s. d.) der Großkanzler von Fürst entlassen und an dessen Stelle der Minister von Carmer ernannt worden war, nahm man die Abfassung des neuen Gesetzbuchs wieder mit rastloser Thätigkeit vor. Die Seele des Unternehmens war der Kammergerichtsrat Suarez. Der Entwurf wurde 1784—88 in sechs Abteilungen gedruckt, das Gutachten des sachverständigen Publikums darüber eingeholt und so das Ganze unter dem Titel «Allgemeines preuß. Gesetzbuch» im Juni 1791 beendigt und 1. Juni 1794 erfolgte die Bekanntmachung mit Gesetzeskraft unter dem Namen «Allgemeines L.» Ungeachtet der großen Vorsicht, mit welcher man bei Abfassung des Allgemeinen L. zu Werke ging, hat man auch manches daran getadelt, besonders daß es zu viel ins Einzelne gehende Bestimmungen und zu wenig allgemeine durchgreifende Grundsätze aufstelle. Die Nachteile, welche aus dieser Richtung des Gesetzbuchs entspringen, werden jedoch vielfach von den großen Vorteilen aufgewogen, welche das Volk durch das Gesetzbuch erlangte. Die ersten Kommentatoren des Allgemeinen L. haben sich meist nur begnügt, die Veränderungen, Berichtigungen und Zusätze nachzutragen, welche dasselbe seit 1794 durch königl. Verordnungen und Ministerialent-

scheidungen erhalten hat. Eine wissenschaftliche Behandlung fand das L. in den höchst verdienstvollen Arbeiten von Bornemann (s. d.), Koch (s. d.), von Förster («Theorie und Praxis des heutigen gemeinen preuß. Privatrechts», 4. Aufl., bearbeitet von Eccius, 4 Bde., Berl. 1880—84) und Dernburg («Lehrbuch des preuß. Privatrechts», 3 Bde., 4. Aufl., Halle 1884 fg.). Vgl. «Suarez, Bornemann und Koch, die drei Männer des preuß. Rechts» (Berl. 1875).

Landrecies oder Landrecy, Stadt und Festung dritten Ranges im franz. Nord-Departement, rechts an der hier schiffbaren Sambre, wo der 52 km lange Kanal zur Oise abgeht, Station der Hauptlinie Paris-Erquelinnes der Französischen Nordbahn, mit (1876) 3693, als Gemeinde 4183 E., welche Flaschen, Nelkenöl, Cichorien fabrizieren und Handel mit Holz, Rindvieh, Butter, Käse, Hopfen und Lein treiben, wurde, nachdem es die Franzosen unter Franz I. genommen, 1543 von Kaiser Karl V. wieder genommen und blieb nun bei Spanien, bis es 1637 die Franzosen von neuem eroberten, die es 1647 an Spanien zurückgeben mußten. Ludwig XIV. nahm es 1653 den Spaniern abermals ab, worauf es 1659 durch den Pyrenäischen Frieden Frankreich zugesprochen wurde. L. wurde 17. Juli 1794 von den Verbündeten und 21. Juli 1815 von dem Prinzen August von Preußen erobert.

Landreiter, früher berittene Polizeibeamte nach Art der jetzigen Gendarmen.

Landrente, s. Bodenrente.

Landrentenbanken, s. Grundrentenbanken.

Landsassen bildeten im Mittelalter eine Abteilung der Freien; später hießen so die Besitzer größerer Güter, namentlich insofern sie zu den Landständen gezählt wurden. Sofern der altertümliche Ausdruck gegenwärtig noch gebraucht wird, versteht man unter L. gewöhnlich die Forensen, d. i. solche, die einer bestimmten Gerichtsbarkeit oder auch Landeshoheit nur als Besitzer bestimmter, unter derselben belegener Grundstücke untergeben sind, ihren Wohnsitz aber und ihr Forum in allen übrigen Angelegenheiten anderwärts haben. Man unterschied den vollkommenen und unvollkommenen Landsassiat. Mit jenem bezeichnete man das Rechtsverhältnis, infolge dessen der, welcher ein Grundstück in einem andern Staate besitzt, auch in persönlichen Rechtssachen vor den Gerichten dieses Staates belangt werden kann. Dasselbe ist lehnrechtlichen Ursprungs. Der unvollkommene Landsassiat besteht darin, daß der Besitzer nur verpflichtet ist, bei dem Gerichte der belegenen Sache auf dingliche, diese selbst betreffenden Klagen sich einzulassen, während er hinsichtlich aller bloß persönlichen Forderungen lediglich bei dem Richter seines Wohnortes Recht zu leiden hat. Dieser letztere geht jetzt auf in dem Gerichtsstand der belegenen unbeweglichen Sache. Aus dem vollkommenen Landsassiat ist nach geltendem Recht der Gerichtsstand des Vermögens hervorgegangen. (Deutsche Civilprozeßordnung, §§. 24 und 25. S. Gerichtsstand.)

Landsberg in Ostpreußen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Preußisch-Eilau, an der Elm, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2751 meist prot. E.

Landsberg in Oberschlesien, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Rosenberg, an der Prosna, 16 km im NO. von Kreuzburg, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptsteueramts, hat bedeutende Jahrmärkte und zählt (1880) 1080 E. Es gehört zur gleichnamigen Herrschaft des Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen.

Landsberg bei Halle, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Delitzsch, am Strengbach und am Kapellenberge, Station der Linie Berlin-Halle der Preußischen Staatseisenbahnen, hat Zucker-, Malz-, landwirtschaftliche Maschinenfabrik und zwei Porphyrsteinbrüche und zählt (1880) 1528 meist evang. E. Die Stadt wurde 1170 vom Markgrafen Dietrich erbaut und war Hauptort einer Mark.

Landsberg an der Warthe, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt a. O., in der Neumark, liegt in einer fruchtbaren und freundlichen Gegend am rechten Ufer der schiffbaren Warthe, über welche eine 120 m lange Brücke führt, und an der Linie Berlin-Schneidemühl der Preußischen Staatsbahnen, besteht aus der eigentlichen Stadt und fünf Vorstädten und zählt (1880) 23 612 meist prot. E. Unter den Gebäuden ist die Marienkirche mit einem schönen Altarblatt von Begas bemerkenswert, ferner das Altientheater-Etablissement, ein Siegesmonument zur Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871 und das Denkmal Schleiermachers, der hier 1794—96 Pfarrer war. L. ist Sitz eines Land- und eines Amtsgerichts, eines Landratsamts und eines Hauptsteueramts. Von Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium mit Realgymnasium, eine Bürgerschule für Knaben, eine für Mädchen, zwei höhere Töchterschulen, eine gewerbliche Nachhilfe- und eine Zeichnenschule, sowie eine Hufbeschlaglehranstalt. L. hat eine Provinziallandarmen- und Besserungsanstalt, eine Provinzialirrenanstalt, ein Krankenhaus, ein Hospital, ein Waisenhaus und ein Siechenhaus. Ein städtisches Museum wurde 1. Dez. 1884 eröffnet. Der Handel, namentlich der Getreidehandel, ist nicht mehr so bedeutend wie früher, ebenso der 14. und 15. Juni abgehaltene Wollmarkt. Sonst sind Holz und Spiritus die wichtigsten Gegenstände des Handels. Von größern industriellen Etablissements sind drei Maschinenfabriken und Eisengießereien, mehrere Holzschneidereien, eine Stärkefabrik, Kunsttischlereien, Ziegeleien, eine mechan. Netzfabrik, eine Goldleistenfabrik und einige bedeutende Brauereien zu nennen. — L. wurde unter Markgraf Johann 1257 von einem gewissen Albert de Luge gegründet, im Dreißigjährigen Kriege viermal von den Schweden und viermal von den Kaiserlichen erobert, im Siebenjährigen Kriege von den Russen öfters besetzt. Am 4. Febr. 1813 schlug hier Tschernitschew eine Abteilung von 1500 Franzosen und Polen vom Davoustschen Korps. Im 17. Jahrh. war die Stadt stark befestigt.

Der Kreis Landsberg zählt auf 1211 qkm (1880) 86 230 meist prot. E.

Landsberg, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, am Lech, Station der Linie Bobingen-L. der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine Realschule, eine Präparandenschule, eine Ackerbau- und eine landwirtschaftliche Winterschule, mehrere Klöster, ein schönes Thor, ein Rathaus mit Fresken von Ferd. Piloty, eine Maschinenfabrik, Brauereien, eine Holzsägeanstalt und Handel mit Getreide, Holz, Butter und Käse und

zählt (1880) 5243 E. Vgl. Zinlgraf, «L. am Lech und Umgebung» (Landsb. 1884).

Landsberg, herzogl. Schloß in Sachsen-Meiningen, 6 km nördlich von Meiningen, beim Dorfe Walldorf, auf einem isolierten Felskegel links über der Werra, in 383 m Höhe, ein prachtvoller Bau, an der Stelle der mittelalterlichen Landeswehr der im 15. Jahrh. ausgestorbenen Wolfe von Landeswehr 1836—41 erbaut. [berg.

Landsberg (Deutsch-), s. Deutsch-Lands-

Landschaften (Landwirtschaftliche Kreditvereine oder Kreditsysteme) sind Verbände von Gutsbesitzern, welche den Mitgliedern, unter solidarischer Haftbarkeit aller, zu billigen Bedingungen Gelddarlehne verschossen. Der erste Plan eines solchen Instituts wurde 1767 von einem berliner Kaufmann Namens Büring entworfen und nach diesem 1770 zuerst die Schlesische L. gegründet, die bald allgemeines Vertrauen fand, nachdem Friedrich d. Gr. ein Darlehn von 200000 Thlrn. zu 2 Proz. gewährt hatte. Es folgte dann die Gründung mehrerer ähnlicher, mit gesetzlichen Privilegien ausgestatteten Anstalten in andern Provinzen, so 1777 in der Kur- und Neumark, 1780 in Pommern, 1787 in Westpreußen, 1788 in Ostpreußen und 1821 in Posen. Auch in andern deutschen Ländern wurden solche Institute errichtet, wie z. B. der Ritterschaftliche Kreditverein für Mecklenburg, der Erblandische ritterschaftliche Kreditverein für Sachsen, der Württembergische Kreditverein. Auch in Rußland und Polen wurden dieselben nachgebildet. Die innere Einrichtung der L. hat manche zeitgemäße Veränderungen und Verbesserungen erfahren, namentlich ist auch der Kreis der aufnahmefähigen Güter, der ursprünglich nur die adeligen Güter umfaßte, bei den neuern Vereinen erweitert und der streng korporative aristokratische Charakter mehr zurückgedrängt worden. Die den Vereinsmitgliedern gehörenden Güter werden taxiert und jedem Teilnehmer ist dann gestattet, bis zu einer gewissen Grenze (die Hälfte bis zwei Drittel der Taxe) Pfandbriefe aufzunehmen, die auf den Inhaber lauten und an der Börse leicht veräußerlich sind. Die Pfandbriefe (wenigstens die der ältern Art) sind speziell hypothekarisch durch das betreffende Gut und zugleich durch die Gesamtheit der Güter des Verbandes sichergestellt. Der letztere übernimmt auch seinerseits die Zahlung der Zinsen an festen Terminen und zieht außer dem Betrage derselben von den Schuldnern gewisse Verwaltungsgebühren und in der neuern Zeit meistens auch eine Amortisationsquote für die planmäßige Tilgung der Pfandbriefe ein. Ihre Wirksamkeit ist im ganzen ohne Zweifel eine sehr nützliche gewesen, wenn auch einzelne Gutsbesitzer die Leichtigkeit des Kreditnehmens mißbraucht haben, um sich zu unproduktiven Zwecken in Schulden zu stürzen. Der Geschäftsgang der auf Aktien gegründeten Hypothekenbanken ist wohl ein weniger schwerfälliger als der der L., aber ihre Vermittelung ist für den Geldbedürftigen schwerlich billiger, da das als Garantiefonds für die Pfandbriefinhaber dienende Aktienkapital oft hohe Dividenden erhält. (S. Pfandbriefe.)

Landschaftsgärtnerei, s. u. Gartenkunst.

Landschaftsmalerei heißt die bildliche Darstellung der vegetativen und unorganischen Natur in einem geschlossenen Ganzen. Wie die Figurenbilder in Historie und Genre, so teilt man die Landschaften nach der zu Grunde liegenden Auffassung in historische oder heroische und in Veduten ein. Bei ersterer ist wesentlich die Anordnung der Einzelheiten nach den Gesetzen histor. Kunst und ihre Durchbildung zum prägnanten Ausdruck (Stil), während die letztere nur treues Abbild einer vorgefundenen Wirklichkeit (Porträt) sein will; die Stimmung ist demgemäß bei jener dramatisch, bei dieser lyrisch, das figürliche Beiwerk (Staffage) dort bedeutend und ausdrucksvoll, hier nur erläuternd und schmückend. Die griech. Malerei behandelte die Landschaft symbolisch; so wurde statt des Bergs der Berggott, statt der Quelle der Quellgott oder eine Nymphe abgebildet. Erst bei den Römern tritt ein leiser Anlauf zur L. ein, jene kleinen Ansichten von Gebäuden mit Umgebung, welche unter so mannigfaltigen andern Gegenständen die Wände belebten. Im Mittelalter fand sich die Landschaft zuerst an Stelle des Goldgrundes in der biblischen Historie ein. Diesen großen Schritt in die Realität thaten die Brüder van Eyck in Flandern. Ihnen folgte bald auch die rhein. und oberdeutsche Schule. Schon zu Anfang des 16. Jahrh. war diese landschaftliche Kunst in der Schule zu Brabant so ausgebildet, daß Joach. Patenier und Herri de Bles sie abgesondert, ohne wesentlichen epischen Vordergrund, zu behandeln wagten. In Italien beginnt der landschaftliche Hintergrund ein selbständigeres Leben in der umbrischen und venet. Schule. Zu freierer Anmut gereift erscheint er zuerst bei Giov. Bellini, Lionardo da Vinci und besonders bei Giorgione. Der erste, der die Landschaft als etwas Wesentliches behandelte, war Tizian. Der stärkste Anstoß zur eigentlichen Ausbildung der L. aber ging von den Niederlanden aus, wo zu Ende des 16. Jahrh. Peter Breughel und seine Söhne das bunte Allerlei der frühern Landschaft verließen und dafür die Grundzüge einer einheitlichern Komposition schufen. Auch findet sich bei ihnen eine Andeutung des Baumschlags, der von den Brüdern van Eyck zwar schon in bedeutender Ausbildung angewendet, später aber wieder völlig vernachlässigt worden war. Noch vollendeter arbeiteten die übrigen brabant. Landschaftsmaler Roland Savery, D. Vinckebooms, Aegid. Hondekoeter, Jodocus de Momper.

Gleichzeitig aber hatte sich in Rom eine Schule deutscher und franz. Künstler gebildet, durch welche die L. zu höchster Vollkommenheit gedeihen sollte. Angeregt von Annibale Caroeci schufen Paul Bril (gest. 1626) und Adam Elzheimer (gest. 1620) Landschaften, in welchen, wie bei jenem mehr das Element der Form, die bedeutsame Komposition vorwog. Bis zu einer Wissenschaft der landschaftlichen Massen und Linien bildeten Nic. Poussin (gest. 1665) und sein Schwager und Schüler, Kasp. Dughet, genannt Poussin, dieses Prinzip weiter. Den höchsten Reiz der Farbe und Beleuchtung fügte Claude Lorrain (gest. 1682) hinzu. Gegenüber dieser sog. klassischen L. steht etwas vereinzelt der phantastisch-naturalistische Salvator Rosa, in andern Sinne die niederländische L. des 17. Jahrh. Zwar erscheinen H. Swanevelt, Joh. Both, Ad. Pynacker und H. Saftleeven noch mehr oder weniger von der Schule Poussins oder der sog. Römischen Schule abhängig; andere dagegen, zumal Holländer, treten derselben mit einer nicht minder berechtigten, oft auch schlicht-naturalistischen,

aber gewaltigen und hochpoetischen Auffassung entsegen. A. van der Neer, A. Waterloo und im höchsten Sinne Jak. Ruysdael (gest. 1681) repräsentieren diese Richtung, welcher auch A. van Everdingen beizuzählen ist. Im 18. Jahrh., bei der Wiedergeburt der Kunst, erhob sich zuerst in Deutschland die L. in teils naturalistischem, auf die Vedute gerichtetem Sinne (Weitsch, Hackert und Kobell), teils in idealisierender Richtung. Letztere, in Rom mit Anlehnung an Poussin gepflegt, vertrat neben Chr. Reinhardt vorzüglich Jos. Anton Koch, dessen originelles Schaffen zahlreiche jüngere Deutsche auf gleichen Weg lenkte, unter ihnen besonders C. Fohr, Horny, E. Fries, sodann Preller. Der Klassiker der Franzosen ist Valenciennes; er lehnte sich in strengem Stil an Claude und Poussin. Fast alle Landschaftsmaler der Napoleonischen Zeit waren seine Schüler. Der Meister in der L. bei den Engländern ist R. Wilson, dessen Nachahmung Claudes noch strikter erscheint.

Der romantische Gegenschlag wurde von Friedrich in Dresden eingeleitet. Er machte die Natur zur Trägerin ahnungs- und wehmutsvoller Empfindungen und legte das Gewicht auf den Ausdruck. Seiner Richtung folgte Lessing, welcher der düsseldorfer Landschaftsschule voranging, zu deren Hauptrepräsentanten außer ihm Joh. Wilh. Schirmer zählt; dieser pflegte besonders das Gebiet der biblischen Landschaften, während Andreas und Oswald Achenbach, Scheins, Michelis und A. Weber die vedutenartige Auffassung zu individueller Wirkung steigern. Zu den Düsseldorfern gehört auch, obgleich Norweger von Geburt, H. Gude. In der münchener Schule eröffnete Rottmann den Reigen. Er malte in großartiger Auffassung seine mehr im Charakter der Vedute als der stilistischen Komposition gehaltenen griech. Landschaften. Neben und nach ihm zeichneten sich aus Charles Roß, Fries, Albert Zimmermann. Zu den Stimmungslandschaftern gehören Etzdorf, Schleich, Heinlein, Max Zimmermann, Zwengauer u. v. a.; Löffler schildert den Orient. Bei den Landschaftsmalern Berlins herrscht kein bestimmter Charakter vor. Durch Gropius' Dioramen wurde Schinkel auf die histor.-romantische Landschaft im dekorativen Sinne geleitet. W. Schirmer folgte dieser Richtung mit zunehmender Vervollkommnung des Lichtelements, Blechen regte durch seine reizvollen Veduten besonders zum intimen Studium des Vegetationslebens an. C. Hoguet entnahm seine Motive vorzugsweise der Normandie, Max Schmidt der Natur Norddeutschlands, Englands und Griechenlands, Pape der schweiz. Welt, E. Hildebrandt erstreckte seine Studien über die ganze Erde und ging in seinen Bildern besonders auf starke Effekte aus. Riestahl, mit Vorliebe der Alpennatur zugewandt, wirkt namentlich durch poetischen Zusammenklang der Landschaft mit idyllischer Staffage. In Weimar trat, von J. Koch in Rom angeregt, der geniale Preller mit seinen nordischen und besonders den stilvollen Odysseelandschaften auf, Graf Kalckreuth kultivierte die Hochgebirgsnatur. In Dresden begründete Ludwig Richter eine idealistische Richtung der L., welcher namentlich H. Gärtner im historischen, Franz Dreber mehr im idyllischen Sinne gefolgt sind. In Österreich vertraten Gauermann, Hansch, Habanska, Waldmüller die heimische Landschaft in realistischer Auffassung, der Ungar Marko die ideale im Sinne Claude Lorrains. Neuestens sind zu nennen Hans Ludw. Zischer und Leop. Müller für den Orient, ferner Robert Ruß, Aug. Schäffer, Darnaut, Hlavatschek u. a.

Die neuere franz. Schule ist überwiegend naturalistisch. Doch hat sie in Paul Flandrin, Cabat, Aligny, Corot auch Vertreter der idealen Stilllandschaft. Unter den Naturalisten gelten Th. Rousseau, Français, Busson, Dubré, Daubigny für die hervorragendsten. In Genf gründeten Calame und Diday, welche sich durch Großartigkeit und Gediegenheit der Auffassung hervorthaten, eine Schule. England besaß in Turner das vielseitigste Landschaftsgenie, das von der ursprünglichen entschiedenen Anlehnung an Claude durch alle Darstellungsgebiete und Vortragsarten hindurch bis zur Anstrebung des fast Unmöglichen in Bezug auf Farbenmusik vordrang. Constable dagegen ist ein treuer Schilderer der engl. feuchten Feld- und Waldnatur, Bonnigton versuchte sich an südl. Schilderungen. Ihre eigentliche Stärke hat die englische L. in der Aquarellmalerei (s. d.). Die Niederländer sind immer Naturalisten geblieben. Unter den Belgiern sind Clay, Kindermann, Quinaux, Robbe hervorzuheben; bei den Holländern steht Koekkoek voran. Letztere lieben es noch immer, sich zu Spezialisten auszubilden, wie Schotel, Shelshout (Marine), van Haanen und Koekkoek der Jüngere (Schnee), Verveer (Mondschein) u. s. w. Unter den Dänen nimmt Dahl die erste Stelle ein. Nächst ihm sind Skovgaard, Sörensen, Rump zu nennen. Außer den einschlagenden Partien in den Handbüchern der Ästhetik vgl. Carus, «Neun Briefe über die L.» (Lpz. 1831); Schnaase, «Niederländ. Briefe» (Stuttg. 1835).

Landsdown heißt eine in der engl. Grafschaft Somerset gelegene Ebene unweit von Bath, auf welcher am 5. Juli 1643 die königl. Truppen von den mit den Schotten verbündeten Parlamentstruppen geschlagen wurden.

Landseer (Sir Edwin), einer der hervorragendsten und vielseitigsten Maler Englands, geb. 7. März 1802 als der Sohn des Kupferstechers John L. (geb. 1769, gest. 29. Febr. 1852) zu London, wurde dessen Schüler und studierte auch an der Akademie, verdankte seine künstlerische Ausbildung jedoch größtenteils dem Studium der Natur und der ältern Meister, unter denen, was die Tierwelt anbetrifft, Weenix sein Vorbild war. Seine Vielseitigkeit hat er im Genre, in Landschaften, Porträts, Blumen, Früchten und Stillleben, am glänzendsten aber in der Tiermalerei bewiesen. Er zeigt in seinen Darstellungen Feinheit der Beobachtung und besaß eine große technische Gewandtheit. Zu den bekanntesten seiner sehr zahlreichen Bilder gehören: low and high life (1831), highland game und das Innere des Hauses eines Hochländers, zwei meisterhafte Kabinettsstücke; comical dogs (1836), die Rückkehr von der Fallenjagd (1837), die Kinder des Herzogs von Sutherland mit Hunden und Hirschen und das Porträt der Lady Fitzharris mit ihrem Schoßhunde. Das Gemälde: die gespießte Fischotter mit Graf Aberdeens Otterhunden porträtiert 27 Hunde derselben Rasse, durchaus verschieden in Physiognomie, Ausdruck, Stellung und Bewegung. Viel Aufsehen erregte: laying down the law, worin L. in der Figur eines Pudels einen ehemaligen Lordkanzler porträtierte und mehrere andere seiner Hunde umhergruppierte. Auf der Ausstellung von 1845 sah

man von L. die Königin Victoria und ihre Kinder und die Wachtelhunde Karls I. Im J. 1846 vollendete er mit Eastlake, Stanfield u. a. die Freskobilder in Buckingham-House, welche Darstellungen aus engl. Dichtern, besonders aus Milton, enthalten. Noch sind zu erwähnen: refreshment, ein Schimmel, der getränkt und gefüttert wird; der verwundete Schleichhändler; the first lesson (1847); von neuern Arbeiten: deer-stalking (1858), die Flut in den Hochlanden (1860) und die bezähmte Widerspenstige (1861). L.s Bilder sind vielfach gestochen und radiert worden, zum Teil von ihm selbst, z. B. ein 1851 erschienenes Heft von 17 Blättern mit allerlei Tieren; seine Federzeichnungen radierte Ch. Lewis. Auch als Plastiker hat sich L. Verdienste erworben, vornehmlich durch seine Löwen an dem Nelsondenkmal (1867). Seit 1831 war er Mitglied der londoner, seit 1846 Mitglied der brüsseler Akademie der Künste. Im J. 1850 wurde er in den Ritterstand erhoben. Er starb 1. Okt. 1873 zu London. Vgl. Stephens, «Early works of Sir Edwin L.» (Lond. 1868); derselbe, «Memoirs of Sir Edwin L.» (Lond. 1875).

Charles L., sein Bruder, geb. zu London 1799, gest. 21. Juli 1879, hat sich ebenfalls durch einige gute Gemälde bekannt gemacht. Seine Plünderung von Basing-House (1839) ist von Murray gestochen. Eins seiner besten Bilder ist Cromwell bei Naseby 1645 (Nationalgalerie in Berlin). Als Kupferstecher hat sich der andere Bruder L.s, Thomas L. (geb. 1794, gest. 20. Jan. 1880) ausgezeichnet.

Landsend, die 18,5 m hohe granitische südwestl. Ecke Englands, neben dem vulkanischen Lizard-Point, die westlichsten Ausläufer der Cornischen Berge, welche sich noch in den Scilly-Inseln fortsetzen. Auf dem Wolf-Rock steht ein 1870 vollendeter Leuchtturm.

Landsfeld (Gräfin), s. Montez (Lola).

Landshut, Hauptstadt des bayr. Regierungsbezirks Niederbayern, an der Isar und von dieser teilweise durchschnitten, liegt malerisch in einem breiten Thale, Station der Linien München-Regensburg-Eger und L.-Neumarkt der Bayrischen Staatsbahnen, macht mit seinen schönen Kirchen, breiten Straßen und durch seine solide altertümliche Bauart einen sehr günstigen Eindruck, ist Sitz der Regierung für Niederbayern, eines Bezirksamts, eines Land- und Amtsgerichts und zählt (1880) 17 225 E. Die drei Hauptkirchen, St. Martin (1407—77), St. Jodocus (1338 begonnen) und die Heilige-Geist- oder Spitalkirche (1407 begonnen), sind alle drei got. Hallenkirchen (mit drei gleichhohen Schiffen) und Muster für den Backsteinbau. Die Kirche St. Martin hat einen kühnen, 133 m hohen Turm (einen der höchsten Deutschlands), eine alte, neuerdings restaurierte Kanzel aus Stein und in den 23 m hohen Fenstern des Presbyteriums herrliche Glasmalereien von Scheerer. Der alte Hochaltar von Stein (vollendet 1424) ist in jüngster Zeit von Puille, einem Schüler Schwanthalers, restauriert worden. Die Kirche St. Jodocus besitzt vorzügliche Altäre von Sickinger, Eberhardt und Schuler, sowie eine neue got. Kanzel von letzterm. Die Pfarrkirche St. Nikola aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. und die Klosterkirche Loretto sind mit neuen Altären nach den Entwürfen von Paul Weiß geschmückt. Die alte Afrakapelle (1232) des Klosters Seligenthal hat ein herrliches Skulpturenwerk: Kreuzabnahme. Außerdem zeichnen sich als Bauwerke aus: das große, gutrestaurierte Rathaus, das Landschaftsgebäude mit alten Freskomalereien und die große neue Kavalleriekaserne. Die königl. Residenz in der Altstadt, in ihrem Innern ein herrlicher Renaissancebau, völlig im Charakter ital. Stadtpaläste, wurde von Herzog Ludwig 1536—43 aufgeführt. Die Stadt hat drei kath. und eine prot. Pfarrei, zwei Frauenklöster mit Pensionaten und ein Franziskanerkloster. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium mit Lateinschule, eine Realschule und ein Erziehungsinstitut. Industrie und Handel sind nicht unbedeutend; es bestehen Fabriken für Tabak, Strohhüte, Maschinen, Wagen, chem. Produkte, Pappdeckel, Gerbereien und viele Bierbrauereien. Nächst München ist L. die größte Schranne in Süddeutschland und treibt lebhaften Handel mit Getreide, Landesprodukten u. s. w. Dicht bei der Stadt liegt der städtische Hofgarten, ein ausgedehnter Park mit überraschend schönen Fernsichten auf die Stadt, das bayr. Hochgebirge und den Bayrischen Wald. Über der Stadt ragt die wohlerhaltene Burg Trausnitz empor, welche schöne Malereien und Holzarbeiten enthält und früher Residenz der Herzöge von Niederbayern war. Die Schloßkapelle aus dem 13. Jahrh. ist für Archäologen besonders bemerkenswert. In der 10 km von L. entlegenen Burg Wolfstein an der Isar (jetzt Ruine) wurde 1252 Konradin, der letzte Hohenstaufe, geboren. Die 1800 von Ingolstadt nach L. übergesiedelte Universität wurde 1826 nach München verlegt. Vgl. Staudenraus, «Chronik der Stadt L.» (3 Bde., Landsh. 1832); «Geschichte der Stadt L.» (Landsh. 1835); Wiesend, «Topogr. Geschichte von L.» (Landsh. 1858); Kalcher, «Führer durch die Stadt L.» (Landsh. 1875); Wörl, «Führer durch L.» (2. Aufl., Würzb. 1884).

Landsknecht oder Lanzknecht hieß zu Ende des 15. und während des 16. Jahrh. in Deutschland ein im Fußvolk dienender Kriegsmann. Kaiser Maximilian I. kam bei der Mangelhaftigkeit der Kriegsverfassung im Reiche, welche längst statt des alten Heerbanns und des spätern Lehnsaufgebots zur Söldnerei geführt hatte, auf den Gedanken, ein deutsches Kriegsvolk aufzustellen, das die vom Reiche abgefallenen und als Söldner überdem unzuverlässigen Schweizer ersetzen könne. Die Wehrhaftigkeit deutscher Nation kam ihm dabei zu statten, und so entstanden die deutschen L. Graf Eitel Friedrich von Zollern, besonders aber Georg von Frundsberg (s. d.), den man den Vater der L. genannt hat, unterstützten den Kaiser in diesem Werke, und auch der Adel, der sonst nur zu Roß diente, wurde dafür gewonnen, als der Kaiser und viele vornehme Herren gelegentlich selbst, den Spieß auf der Schulter, zu Fuß vor den neuen Scharen einherschritten. Die deutschen L. sind, abgesehen von den Janitscharen (s. d.), das erste geordnete Fußvolk des neuern Zeitalters, und die merkwürdigen Einrichtungen ihres Gemeinwesens bilden die Grundlage aller spätern Organisationen. Bei ausbrechendem Kriege gab der Kriegsherr einem bewährten Kriegsmann, adelig oder bürgerlich, einen Bestallungsbrief als Feldoberst oder Kardinal (besonderer Befehlshaber, im Gegensatz des allgemeinen: General) nebst einem Patent, ein Regiment L. aufzurichten, dazu den Artikelbrief (s. d.), auf welchen sie anzunehmen waren. Der Sold und die Zahl der Fähnlein wurden bestimmt. Der Oberst bestellte darauf ihm bekannte Krieger als

seine Hauptleute und machte die Werbung im Lande bekannt. Der Zulauf war immer sehr groß. Waffen (Spieß, Schwert, Bruststück und Blechhaube) mußte jeder mitbringen; die Form war gleichgültig, die Kleidung ganz beliebig. Die Angenommenen erhielten Handgeld und stellten sich auf einen bestimmten Tag zur Musterung, wo sie einzeln durch eine Pforte, von Spießen gebaut, einem fürstl. Musterherrn vorgeführt wurden. Die Gesamtheit hieß dann der Hauf oder die Gemeine (davon Gemeiner). Der Oberst ließ einen Ring schließen, den Artikelbrief vorlesen, den Eid vom Schultheißen abnehmen und ernannte dann seinen Stellvertreter (Locotenenten), den Proviant- und Quartiermeister, den Profoß und für jedes Fähnlein den Feldweibel und den Fähnrich, welchem letztern er die Fahne mit feierlicher Ermahnung übergab. Dann zogen die einzelnen Fähnlein auseinander und organisierten sich selbst. Der Hauptmann ernannte seinen Locotenenten (Lieutenant) und stellte den Schreiber, Kaplan und Feldscherer vor; die L. wählten zwei Gemeinweibel (ihre Vertreter in allgemeinen Angelegenheiten, auch Ambosaten, ambassadores genannt), den Führer und den Fourier, und teilten sich selbst in Rotten zu zehn Spießen ein, jede unter einem Rottmeister (jetzt Unteroffizier). Ein Fähnlein bestand aus 400 L., 10—16 Fähnlein bildeten ein Regiment.

Die Hauptwaffe der L. war der Spieß; gegen Ende des 16. Jahrh. war aber schon die Hälfte mit Feuergewehren bewaffnet. Auf dem Marsche wälzte sich der Hause regellos fort; zuweilen marschierte er aber auch nach Trommelschlag, wozu Trommelreime gesungen wurden. Zum Gefecht zog ein «verlorener Hauf», aus den Läufern gebildet, voran, diesem folgte der «helle Hauf» in gevierter, fast quadratischer Ordnung mit ungerader Rottenzahl, welche Glück bringen sollte. Vor der Schlacht knieten die L. zum Gebet nieder; dann warfen sie nach uralter Sitte Staub hinter sich und gingen entweder zum Angriff mit gefällten Spießen, alle Hauptleute bei großer Gefahr im ersten Gliede, oder bildeten, angegriffen, einen «Igel», Fronte nach allen Seiten. Eigentümlich war auch ihre Rechtspflege. Um einen Übelthäter zu richten, kam die Gemeine an einem «nüchternen Morgen» zusammen. Der Profoß erhob die Anklage, dem Verbrecher wurde ein Fürsprecher bestellt und, wenn die Sache erhärtet, von 41 Knechten, dreimal gewählt, das Urteil gesprochen. Lautete es auf Tod, so wurde eine Gasse gebildet, in deren gefällte Spieße der Verurteilte sich stürzen mußte. So groß der Kriegsruhm der L., so übel berufen waren sie sonst wegen ihrer Zügellosigkeit, besonders im Trinken und Spielen. Das bekannte Hazardspiel Landsknecht oder Lansquenet (s. d.) rührt von ihnen her. Ein gewaltiger Troß folgte ihren Zügen; über das Weibsvolk und die Buben war ein Hurenweibel gesetzt, der mit seinem Lieutenant und Fähnrich nebst Stockmeister, Steckenknechten und Scharfrichter unter dem Profoß stand. In solcher Kriegsverfassung dienten sie auch im Auslande, zuweilen sogar gegen das Reichsoberhaupt, wie die Schwarzen Fahnen im franz. Solde. Im 17. Jahrh. verlor sich der Name.

Vgl. Barthold, «Georg von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation» (Hamb. 1833); Leitner, «Das Kriegswesen des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation unter Maximilian I. und Karl V.» (Lpz. 1859); Wesely, «Die L., eine kulturhistor. Studie» (31 Falsimiledrucke nach alten Meistern, mit Text, Görlitz 1877); Blau, «Die deutschen L.» (Görlitz (1882); gute Abbildungen nach H. S. Beham, Fr. Brunn, Hans Rud. Manuel genannt Deutsch und Daniel Hopfer finden sich auch in Votens «Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaften» (Bd. 6, Bielef. u. Lpz. 1878).

Landsknecht, Kartenspiel, s. Lansquenet.

Landskron, Stadt im nordöstl. Böhmen, Station der Linie Böhmisch-Trübau-Olmütz der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 5284 E. deutscher Zunge, hat ein Schloß, ein Obergymnasium, Leinwand- und Kattunfabriken und eine ärarische Tabakfabrik, die über 1000 Arbeiter beschäftigt. Auf einem nahen Bergkegel liegen die Ruinen der Burg L. Das Gut L. kam 1625 an die Fürsten von Liechtenstein, zu deren Majorat es noch gehört.

Landskron (poln. Lanckorona), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Wadowice in Westgalizien, mit (1880) 1576 E. poln. Zunge, ist eine mittelalterliche Gründung der Deutschen; ihre Burg, von der noch Trümmer vorhanden sind, war später von poln. Starosten besetzt.

Landskrona, Stapelstadt und ehemalige Festung in dem schwed. Län Malmöhus, am Sund und an den Bahnen Billeberga-L. und Engelholm-L., mit einem 6—9 m tiefen Hafen, dem besten von Schonen, steht mit Kopenhagen durch Dampfboot in Verbindung, zählt (1883) 10475 E. und hat Schiffswerfte, mehrere Fabriken in Leder, Zucker u. s. w., Eisengießerei und mechan. Werkstätte, sowie nicht unansehnlichen Handel, namentlich große Ausfuhr von Getreide und Holz. Das 1543 vollendete Schloß dient jetzt als Magazin und Gefängnis. Die Citadelle steht auf der Insel Gräen; 7 km davon liegt im Sunde die waldlose, bis 1658 zu Dänemark gehörige Insel Hven (s. d.). Am 14. Juli 1677 erlitten bei L. die Dänen eine vollständige Niederlage durch die Schweden.

Landskrone, Berg bei Görlitz (s. d.).

Landsmannschaften nannte man früher gewisse Studentenverbindungen, an deren Stelle gegenwärtig die Korps getreten sind. Schon in den frühesten Zeiten thaten sich die Graduierten und Studierenden auf den deutschen Universitäten nach landsmannschaftlichen Beziehungen, in sog. Nationen zusammen. Diese Art von Verbindungen hat unter wechselnden Formen und Benennungen fortgedauert bis auf die heutige Zeit, wiewohl der eigentlich landsmannschaftliche Charakter vollständig verloren gegangen ist. Hauptzweck derselben war und ist Gemeinsamkeit des geselligen Lebens ihrer Mitglieder während der Universitätszeit, in strenger Beobachtung gewisser herkömmlicher Regeln, des sog. Kommente (besonders in Betreff des Ehrenpunktes, des Duells), und unter selbstgewählten Obern, welche vorzüglich mit Handhabung dieses Komments betraut sind (die Chargierten, Senior, Subsenior u. s. w.). Die Mitglieder der L. teilen sich in ordentliche (Korpsburschen) und außerordentliche (Renoncen). Letztere haben bei Regelung der Korpsangelegenheiten und bei den Wahlen kein Stimmrecht. Die verschiedenen L. einer Universität stehen in einem regelmäßigen Verkehr miteinander durch den

Seniorenkonvent; außerdem besteht eine Art von Kartell zwischen einzelnen L. verschiedener Universitäten und ein Verband aller deutschen Korps, welcher seinen Ausdruck findet in den jährlichen Delegiertenversammlungen derselben zu Pfingsten auf der bei dem thüring. Badeort Kösen gelegenen Rudelsburg (der sog. Kösener Kongreß oder Kösener S. C. [Seniorum Conventus]).

Landstände. Der Ursprung derselben führt in die Zeit des Fränkischen Reichs zurück, ist aber weder in den alten demokratischen Volks- oder Gemeindeversammlungen noch in dem, vorzugsweise zur Heeresmusterung dienenden März- oder Maifelde zu suchen. So wie der Frankenkönig mit den Magnaten, Grafen, Bischöfen und Prälaten regelmäßig Reichstage abhielt, so versammelten auch die Könige und Stammesherzöge der andern german. Völker (Goten, Longobarden, Burgunder, Alamannen, Bayern u. s. w.) die weltlichen und geistlichen Großen zu Reichstagen. Diese Einrichtung dauerte auch fort, nachdem diese Reiche die fränk. Oberhoheit anerkannt hatten, sofern die nationalen Herzöge fortbestanden, und es ergab sich hieraus von selbst der Gegensatz zwischen den Provinziallandtagen der Herzöge und dem allgemeinen Reichstage des Königs. Aber auch nach der Unterdrückung der Stammesherzöge und in denjenigen Gebieten, in denen es an solchen überhaupt fehlte, wurden Versammlungen der Grafen, Bischöfe und andern weltlichen und geistlichen Großen eines Bezirks unter Vorsitz eines königl. Beamten gehalten. Zunächst war dies das Recht und die Pflicht der in den Grenzgebieten eingesetzten und mit weitreichender Amtsgewalt ausgestatteten Markgrafen; sodann aber hatten die königl. Sendboten (missi dominici) auf ihren jährlichen Inspektionsreisen die Verpflichtung, solche Versammlungen in ihren Amtsbezirken abzuhalten und auf ihnen die Landesangelegenheiten zu erörtern. Als nach dem Verfall des karoling. Königtums die Institution der missi unterging und in den einzelnen Stammgebieten die herzogl. Gewalt wieder aufledte, welche nun durch das Lehnsband mit dem Königtum verknüpft war, ging das Recht und die Pflicht zur Abhaltung von Landtagen behufs Aufrechthaltung der Rechtsordnung und des Landfriedens auf die Herzöge über, und bei der seit dem 11. Jahrh. sich vollziehenden Zerstückelung der alten Nationalherzogtümer auf die einzelnen Fürsten hinsichtlich der von ihnen beherrschten Territorien. Auf dieser Entwickelung beruht die Entstehung der Landtage.

Durch die Ausbildung des Feudalwesens wurde der Charakter und die Bedeutung der L. umgebildet. Die Fürsten hatten ihre adrigkeitliche Gewalt als ein Privatrecht und hatten einerseits die Einkünfte aus ihren Besitzungen und Gerechtsamen zur freien Verfügung, andererseits alle mit den Regierungsaufgaben verbundenen Ausgaben aus eigener Tasche zu bestreiten. Die Unterthanen hatten nur die auf der Lehns-, Schutz- oder Grundherrlichkeit beruhenden, bestimmten Abgaben und Dienste zu leisten; eine durch öffentlich-rechtliche Gesichtspunkte beherrschte Steuerpflicht gab es nicht. Wenn daher der Fürst für außerordentliche Bedürfnisse oder wegen eines Notstandes Zuschüsse brauchte, so mußte er sich an die Magnaten, Korporationen und Kommunen mit der Bitte (Bede, petitio) um Gelddewilligung wenden. Zu diesem Zwecke fanden gemeinsame Beratungen derselben statt, und um die Bewilligung von ihnen zu erlangen, war es nicht nur erforderlich, ihnen die Finanzlage und die Gründe der Forderung klar zu legen, sondern gewöhnlich mußte die Geldbewilligung durch Erteilung von Privilegien und Zugeständnissen aller Art erkauft werden. Sodann hatten Grundbesitzer, geistliche Stifter und Kommunen ein sehr ausgedehntes Recht der Selbstverwaltung und der Autonomie, und aus diesem Grunde konnten neue Rechtsnormen und allgemeine Einrichtungen nur mit ihrem Beirat und ihrer Zustimmung eingeführt werden. Auf diesen beiden Rechten der Geldbewilligung und des Konsenses zu Gesetzen beruhte im Mittelalter die Macht der L. Dadurch, daß sich die letztern korporativ zusammenschlossen und sich eine oft sehr verwickelte Organisation gaben, schützten sie sich im Besitz dieser Machtstellung gegenüber dem Fürsten. Seit dem 16. Jahrh. aber, infolge des Verfalls des Lehnswesens, durch das Aufkommen des modernen Staatsbegriffs und das Eindringen des röm. Rechts, durch die Ausbildung einer Verwaltung durch Beamte, der stehenden Heere, der indirekten Steuern (Accise) u. s. w. verfiel in den meisten deutschen Staaten die Institution der L. und trat vor der Landeshoheit des Fürsten ganz in den Hintergrund. Nur ausnahmsweise erhielten sich die L. im teilweisen Besitz der Macht; so in Württemberg, Sachsen und Mecklenburg. Soweit Überreste derselben noch vorhanden waren, schwanden auch sie mit der Einführung der konstitutionellen Verfassungsreform. Vgl. Unger, «Geschichte der deutschen L.» (2 Bde., Hannov. 1844).

Landstreicher, s. Vagabund.

Landstuhl, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Amtsbezirk Homburg, am Landstuhler Bruche, Station der Linien Neunkirchen-Worms und L.-Kusel der Pfälzischen Eisenbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Lateinschule, ein Waisenhaus, Ketten- und Telegraphendrahtfabriken, Steinbrüche, Viehzucht und Torfstich und zählt (1880) 3667 meist kath. E. Auf einer Höhe bei L. sind die Ruinen der gleichnamigen Burg Franz von Sickingens, in welcher dieser 1523 starb, unweit davon der sog. Sickinger Würfel, Überreste eines röm. Denkmals.

Landsturm heißt das allgemeine Aufgebot aller waffenfähigen Männer zur Verteidigung gegen feindlichen Einfall. Die Organisation desselben ist in keiner Wehrverfassung bestimmt angegeben, wenn der L. auch in Staaten, wo die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung besteht, als ein Glied der Vaterlandsverteidigung bezeichnet ist. Im Deutschen Reiche besteht nach dem Gesetz vom 12. Febr. 1875 der L. aus allen Wehrpflichtigen vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 42. Lebensjahre, welche weder dem Heere noch der Marine angehören. Das Aufgebot erfolgt durch kaiserl. Verordnung; im Frieden finden weder Kontrolle noch Übungen statt. Die Aufgebotenen sind den Militärstrafgesetzen und der Disciplinarordnung unterworfen. Der L. erhält bei Verwendung gegen den Feind militärische, auf Schußweite erkennbare Abzeichen und wird in der Regel in besondere Abteilungen formiert; derselbe gehört zu den Besatzungstruppen und kann auch Arbeiterabteilungen (für Militärwerkstätten, die Herstellung von Befestigungen, Lagern u. s. w.) enthalten, sowie zur Ergänzung der Landwehr verwendet werden. Während des Befreiungskriegs ist der preußische L.

namentlich in der Mark 1813 einigemal aufgetreten, ohne wesentlich zum Gefecht zu kommen. Österreich besaß schon im J. 1511 eine auf dem Innsbrucker Libell beruhende Landsturmordnung (in Tirol Zuzugsordnung), welche später in Vergessenheit geriet und nur in Tirol mehrfach erneuert worden ist. Auch in Ungarn bestand schon sehr früh die Verpflichtung zum L. Auch die in einigen großen Städten errichteten Bürgermilizen (unter Karl IV. in Prag, 1529 in Wien errichtet) sind zum L. zu rechnen und zum Teil (Wien) in den Napoleonischen Kriegen wie der tiroler L. zur Verwendung gekommen. In Österreich-Ungarn ist im Gesetze von 1868 der L. vorgesehen, jedoch ist nur in Ungarn und Tirol nebst Vorarlberg (s. Landesschützen) dessen Organisation vorbereitet. In Tirol führen die Gemeinden im Frieden Sturmrollen über die beiden Auszüge des L., der dort weißgrüne Armbinden trägt, mit Hinterladern bewaffnet ist und seine Führer selbst wählt. In Preußen wurde der L. durch Kabinettsbefehl 17. März 1813 errichtet, unter dem 21. April folgten nähere Bestimmungen, welche durch Gesetz vom 17. Juli gemildert und durch die Verordnungen vom 21. Juli und 17. Aug. ergänzt worden sind. Das Gesetz vom 3. Sept. 1814 bezeichnet den L. zuerst als Teil der Wehrmacht. Der Norddeutsche Bund setzte im Gesetz vom 9. Nov. 1867 die Grenze der Landsturmpflicht vom vollendeten 50. auf das vollendete 42. Jahr herab. Auch die Nationalgarde Belgiens und die holländ. Schuttery, die brit. Volunteerkorps, die franz. Réserve de l'Armée territoriale, die russ. Reichswehr und die ital. Territorialmiliz sind Landsturmformationen von allerdings sehr verschiedener militärischer Brauchbarkeit.

Landtafel, das in Böhmen und Mähren nachweislich schon im 14. Jahrh. in hoher Blüte stehende Institut der Grund- oder Hypothekenbücher, in welche die ehemaligen ständischen Liegenschaften (Landtafelgüter), sowie alle auf dieselben bezüglichen Sachenrechte eingetragen wurden. Ohne diese Eintragung konnte weder Eigentum noch ein anderes dingliches Recht auf jene Liegenschaften erworben werden. Bis 1848 war der Eigentumserwerb von Landtafelgütern auch noch an die Bedingung der sog. Landtafelfähigkeit geknüpft, welche nur dem Prälaten-, Herren- und Ritterstande, sowie einigen besonders privilegierten Städten und Personen (den weltlichen Professoren der prager Universität) zukam. Die böhmische L., nach deren Muster die mährische im J. 1348 eingerichtet wurde, ging durch den prager Schloßbrand 1541 größtenteils zu Grunde. Die L. diente in älterer Zeit zugleich als Landesarchiv für wichtige Majestätsbriefe, Landtagsschlüsse, Adels- und Inkolatsverleihungen ꝛc. Im 16. Jahrh. wurde jedoch die das eigentliche Grundbuch enthaltende (große und kleine) L. von diesem sog. ständischen Archiv geschieden. Nach dem Muster der böhmischen wurde das Institut der L. im 18. Jahrh. auch in den meisten übrigen deutschen und poln. Kronländern (zuerst 1730 in Steiermark) eingeführt. An den Besitz von Landtafelgütern, den übrigens seit 1849 jeder Staatsbürger erwerben kann, knüpfen sich auch jetzt noch polit. Rechte, indem die Besitzer land- und lehntäflicher Güter eine eigene Wählerklasse für die Landes- und Reichsvertretung bilden.

Landtag, die periodische Versammlung der Landesvertretung. (S. unter Repräsentativverfassung.)

Landtagsmarschall, s. Landmarschall.

Landtorpedo nennt man ein mit Pulver, Schießwolle, Dynamit oder einem andern Sprengmittel gefülltes Gefäß, welches vor Befestigungen, in Pässen, auf oder neben Straßen, sowie vor Gefechtsstellungen nahe unter der Erdoberfläche eingegraben wird, um ähnlich wie eine Flattermine gegen den Feind zu wirken. Die Zündvorrichtung ist derartig beschaffen, daß die Zündung beim Betreten der Stelle, wo das L. liegt, sowie bei jeder Berührung desselben erfolgt, kann jedoch auch durch elektrische Zündung oder andere mechan. Vorkehrungen aus der Stellung, den Befestigungswerken oder von einer besondern Beobachtungsstation aus bewirkt werden. In neuester Zeit sind von einem österr. Offizier, Zubowicz, eigenartige L. hergestellt worden, welche die bisher gebräuchlichen an Zerstörungskraft und Sicherheit der rechtzeitigen Entzündung bedeutend übertreffen. Das Geheimnis dieser Erfindung ist von den Regierungen Österreich-Ungarns, der Schweiz und Schwedens angekauft worden. Diese L. enthalten Dynamit oder Schießwolle, können sehr schnell gelegt werden und entweder selbstthätig wirken oder von einem Beobachtungsposten aus gezündet werden. Die Zündung erfolgt auf mechan. Wege, durch Hebelvorrichtung und Abzugschnuren; bei den selbstthätigen durch Berührung oder durch Fortnehmen eines in den Weg als Hindernis gelegten Gegenstandes (Karrens u. s. w.).

Landtrauer oder Landestrauer ist die allgemeine Trauer, welche nach dem Tode des Landesherrn, der Gemahlin und Witwe desselben ausgeschrieben zu werden pflegt. Sie war früher von sehr langer Dauer und betraf vorzugsweise die Hof-, Staats- und Kommunalbeamten; doch schlossen sich derselben auch meist die angesehenern und wohlhabendern Klassen hinsichtlich der Kleidung an. Während der L., für welche in den verschiedenen Ländern sehr verschiedene Bestimmungen über Dauer, Umfang u. s. w. herrschen, sind die lauten Vergnügungen, wie Theater, Konzerte u. s. w., geschlossen, dagegen werden in sämtlichen Kirchen des Landes die Kirchenglocken täglich eine bestimmte Zeit geläutet. Daß außer den offiziellen Zeitungen auch die unabhängigen Zeitungen und Zeitschriften mit einem schwarzen Trauerrand eingefaßt erscheinen, ist nicht Vorschrift, geschieht aber fast überall eine Zeit lang freiwillig. Auch für die großjährigen Prinzen und Prinzessinnen findet in den meisten Ländern eine wenigstens kurze öffentliche Trauer statt, und zwar derart, daß bis zur Beisetzung der Leiche die öffentlichen Vergnügungen unterbleiben.

Landvogteien hießen im ehemaligen Deutschen Reiche die dem Kaiser unmittelbar untergebenen Distrikte, welche nicht den Umfang und die Bedeutung von Grafschaften hatten. Es waren ihnen kaiserl. Statthalter oder Landvögte vorgesetzt. Viele dieser L. gelangten allmählich in erblichen Besitz, und zu Anfang des 17. Jahrh. waren nur noch die L. zu Altdorf, welche in die obere und untere zerfiel, und die zu Hagenau, über 10 elsäss. Städte, vorhanden.

Landwasser, rechter Nebenfluß der Albula (s. d.) im schweiz. Kanton Graubünden, entspringt 1562 m über dem Meere aus dem kleinen, 1,4 km langen, bis ½ km breiten Davosersee, durchfließt in südwestl. Richtung das Davos, tritt durch den Engpaß der Züge in die Thalstufe von Wiesen und

Schmitten hinaus und mündet nach 26 km langem Lauf 1½ km oberhalb des Schwefelbades Alveneu (965 km), bei dem sich die dem Flusse folgende Landwasserstraße, 1870—73 erbaut, an die Bergstraßen über den Albulapaß und die Lenzerheide anschließt.

Landwehr nennt man den Teil der Wehrkraft eines Staats, der nicht immer unter den Waffen gehalten ist, sondern im Frieden seinen bürgerlichen Geschäften lebt und nur bei ausbrechendem Kriege oder bei Gefahren im Innern zu den Fahnen gerufen wird, alsdann aber in der Regel besondere Truppenkörper bildet. Doch bezeichnet man auch jede Landesbewaffnung in Zeiten der Not damit. In alten german. Zeiten unterschied man Heerfahrt und L., erstere für Kriegszüge, letztere zur Verteidigung des Vaterlandes bestimmt. Die frühern Landmilizen (s. d.) hatten eine ähnliche Bestimmung, und das Aufgebot der Tiroler zu verschiedenen Zeiten kann wohl als das erste (1511) unter dem Namen L. bezeichnet werden. In Österreich ward 1805 eine solche L. für die übrigen deutschen Provinzen organisiert und 1809 förmlich in die Heeresverfassung zur Bildung vierter und fünfter Bataillone für die Infanterieregimenter im Kriege aufgenommen, 1852 aber wieder aufgehoben. Auch das steierische Landregiment (1703), die ungar. Banderien und die aus diesen entstandene adelige und Personalinsurrektion, welche in Ungarn bis 1845 bestanden hat, waren Landwehrformationen. Russische L. erschienen im Kriege von 1812. Am ausgebildetsten ist das 1813 ins Leben gerufene preußische Landwehrsystem. Schon vor 1806 waren Vorschläge zu ähnlichen Einrichtungen gemacht, aber erst bei Eröffnung des Feldzugs von 1813 wurde die preußische L. zuerst in Ostpreußen durch die Stände (Graf Dohna die Seele der That) und dann nach Scharnhorsts Entwurf allgemein durch die königl. Verordnung vom 17. März errichtet, anfangs wohl nur für die eigentliche Landesverteidigung und nicht, wie sie später bestand, als ein integrierender Teil der Feldarmee. Die damals zum Staate gehörigen Provinzen stellten 149 Bataillone und 113 Schwadronen, zusammen 120500 Mann L. Nach dem Frieden erhielt die L. ihre feste Organisation durch die Landwehrordnung vom 21. Nov. 1815, welche bis 1867 gültig war. Danach bestand die L. aus Mannschaften, welche ihre Dienstzeit im stehenden Heere und der Reserve erfüllt hatten, und bildete zwei Aufgebote. Das erste Aufgebot, die Mannschaften vom 26. bis 32. Jahre enthaltend, war bestimmt, im Kriege gleich dem stehenden Heere verwendet zu werden; im Frieden bis auf kleine Stämme beurlaubt, wurde es nur zu periodischen Übungen zusammenberufen. Das zweite Aufgebot, vom 32. bis 39. Jahre, sollte nach Bedürfnis bei ausbrechendem Kriege zum Garnisondienst einberufen und im Notfalle zur Verstärkung der Feldarmee verwendet werden. Der ganze Stand war bis 1867 in 104 Landwehrbataillonsbezirke geteilt und das Ersatzgeschäft für das Heer mit dem Landwehrsystem in Verbindung gebracht. Die Bataillons-, später die Bezirkskommandeure der L. leiteten dasselbe unter Mitwirkung der Civilbehörden.

Seit 1815 hat die Organisation der L. mehrfache Veränderungen erfahren. Anfangs selbständig, in Regimenter (Infanterie und Wehrreiter verbunden) formiert, wurde sie 1819 in Brigaden geteilt und jeder Linienbivision eine Landwehrbrigade zugewiesen. Nach den im langen Frieden, bei aller Trefflichkeit des Systems, fühlbar gewordenen Mängeln und den Erfahrungen der Mobilmachung von 1850 wurden 1852 die Landwehrbrigaden aufgelöst und ihre Infanterie und Kavallerie getrennt mit der Linie in Verbindung gebracht. Bei der Reorganisation der Armee 1859 gingen aus den Stammbataillonen der L. unter Einstellung von Mannschaften der Reserve und Überweisung von Offizieren und Unteroffizieren des stehenden Heeres die neuen Linienregimenter hervor. Die L. blieb in ihrem Verhältnis, sollte aber künftig nicht bei jeder Mobilmachung einberufen werden. Dies sollte nur geschehen, wenn ein Krieg die ganze Wehrkraft des Volks in Anspruch nimmt. Nach dem Gesetz vom 9. Nov. 1867 über die Verpflichtung zum Kriegsdienste, das zuerst für den Norddeutschen Bund erlassen, dann aber für ganz Deutschland in Kraft gesetzt wurde, besteht ein zweites Aufgebot der L. nicht mehr und die Dienstzeit beträgt in derselben nur fünf Jahre. Sie ist nach diesem Gesetz zur Unterstützung des stehenden Heers bestimmt; ihre Infanterie wird in besonders formierten Landwehrtruppenkörpern zur Verteidigung des Vaterlandes als Reserve des stehenden Heers verwandt; die Mannschaften der Kavallerie werden im Kriegsfalle nach Maßgabe des Bedarfs in besondere Truppenkörper formiert, die Mannschaften der übrigen Waffen aber bei eintretender Kriegsgefahr nach Maßgabe des Bedarfs zu den Fahnen des stehenden Heers einberufen. Vgl. Bräuner, «Geschichte der preußischen L.» (Berl. 1863).

Seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bestehen überall ähnliche Einrichtungen, zum Teil mit verhältnismäßig starken Friedensstämmen. In Frankreich ist die Armée territoriale, in Italien die Mobilmiliz, in Österreich-Ungarn die L., beziehungsweise Honvéd, in Rußland sind die Reservetruppen als Landwehrformationen zu erachten. Auch in älterer Zeit kommt der Name L. bisweilen vor, so im Herzogtum Preußen bis in das 16. und 17. Jahrh. für Aufgebote des Landesdefensionswerks; doch verschwand derselbe später und kam erst Anfang des 19. Jahrh. wieder in Aufnahme.

Landwehren nannte man die Erdwälle und Gräben, welche früher zum Schutz der Städte und Landesgrenzen errichtet wurden; im Wasserbau soviel wie Binnendeich.

Landwirtschaft, auch Ökonomie, in der weitern Bedeutung, ist das Gewerbe, welches durch Anwendung der Naturkräfte die möglichst ergiebige Benutzung des Bodens und die Hervorbringung solcher organischer Stoffe pflanzlicher oder animalischer Art zum Zweck hat, welche als Nahrung oder auf irgend eine andere Weise dem Menschen nutzbar sind. Die L. hat daher zunächst die Hervorbringung der Nutzpflanzen zu erzielen und heißt in diesem engern Sinne Landbau. Die Erde kann dabei als die Maschine angesehen werden, welche die Produkte schafft, während die vereinigten Kräfte der Menschen und Tiere die Motoren sind, die sie in Bewegung setzen. Außerdem ist aber noch ein Kapital, welches im Verhältnis zur Größe des zu bewirtschaftenden Bodens und zur Art des Betriebes steht, dabei ebenso notwendig wie bei jeder andern gewerblichen Unternehmung. Um die L. heute mit Erfolg betreiben zu können, muß der Landwirt sowohl praktisch-technisch, als auch wissenschaftlich durchgebildet sein. Während nach der erstern Richtung

eine mehrjährige Thätigkeit in einer oder mehrern Wirtschaften notwendig ist, dienen dem letztern Zwecke die verschiedenen landwirtschaftlichen Unterrichtsanstalten. Die Landwirtschaftswissenschaft lehrt und ergründet diejenigen Mittel und Wege, durch welche das Ziel des Landwirtschaftsbetriebes, der höchste Reinertrag, am vollkommensten und sichersten erreicht wird. Da hierzu sowohl die Kenntnis der Natur-, als auch der wirtschaftlichen Gesetze notwendig ist, so stützt sich die Landwirtschaftswissenschaft auf eine Reihe sog. Grundwissenschaften, auf Chemie, Physik, Botanik, Geologie und Zoologie einerseits und auf Nationalökonomie andererseits. Erst von der Zeit an, wo man begann, L. wissenschaftlich zu betreiben (seit Anfang des 19. Jahrh.), und noch mehr, seitdem die Chemie sich so außerordentlich entwickelt hat und durch Liebig die Beziehungen derselben zur L. klar gelegt sind, hat auch die letztere einen ungeahnten Aufschwung genommen, den Weg der Empirie verlassen und arbeitet jetzt mit klarer Erkenntnis der Ursachen und Wirkungen in ihrem Betriebe.

Die Lehre von der L. zerfällt in drei Abteilungen: 1) Die Pflanzenproduktion; dazu gehören: Kenntnis des Bodens und seiner Bearbeitung, der Pflanzen und ihrer Wachstumsbedingungen, der Ernte u. s. w. 2) Die Tierproduktion; Kenntnis der Haustiere und ihrer Fütterung, Züchtung u. s. w. 3) Die Betriebslehre, welche unter Zuhilfenahme einer zweckmäßigen Buchführung den Einfluß aller einzelnen Faktoren der beiden genannten Teile, sowie der Handelsverhältnisse auf den Betrieb und damit die richtige Anwendung und Benutzung aller dieser Momente kennen lehrt. (S. Betriebssystem.) Die sog. landwirtschaftlichen Nebengewerbe, Spiritus-, Zucker-, Stärkefabrikation gehören nicht unmittelbar zum Betriebe der L., sind aber vielfach mit demselben verbunden. Wenn sich die L. nur mit dem Anbau von Nutzpflanzen beschäftigt, so begreift man diese Thätigkeit unter dem Namen Ackerbau (s. d.), welcher die Bodenkultur im größern und mittlern Umfange umfaßt, wobei der Pflug und seine Nebengeräte zur Anwendung kommen. Im kleinsten Umfange wird der Bodenbau zur Spatenkultur oder zum Gartenbau und befaßt sich dann weniger mit der Hervorbringung von Getreide- und Futtergewächsen, als von Gemüse- und Gewürzpflanzen, verrichtet auch seine Arbeiten meistens nur durch Menschenhand. Jede dieser beiden großen Abteilungen bildet wieder ein Gewerbe oder eine Kunst für sich und erheischt daher ein besonderes Studium. Die L. ist das älteste Gewerbe. Eine Entwickelung derselben seit Beginn der histor. Zeit ist insofern in verhältnismäßig geringem Grade vorhanden, als die L. in den alten Kulturländern, z. B. Ägypten, bereits auf sehr hoher Stufe stand. Die Fortschritte der neuern Zeit beruhen namentlich in der vollkommenern Kenntnis der Tier- und Pflanzenphysiologie und in der Anwendung von Maschinen.

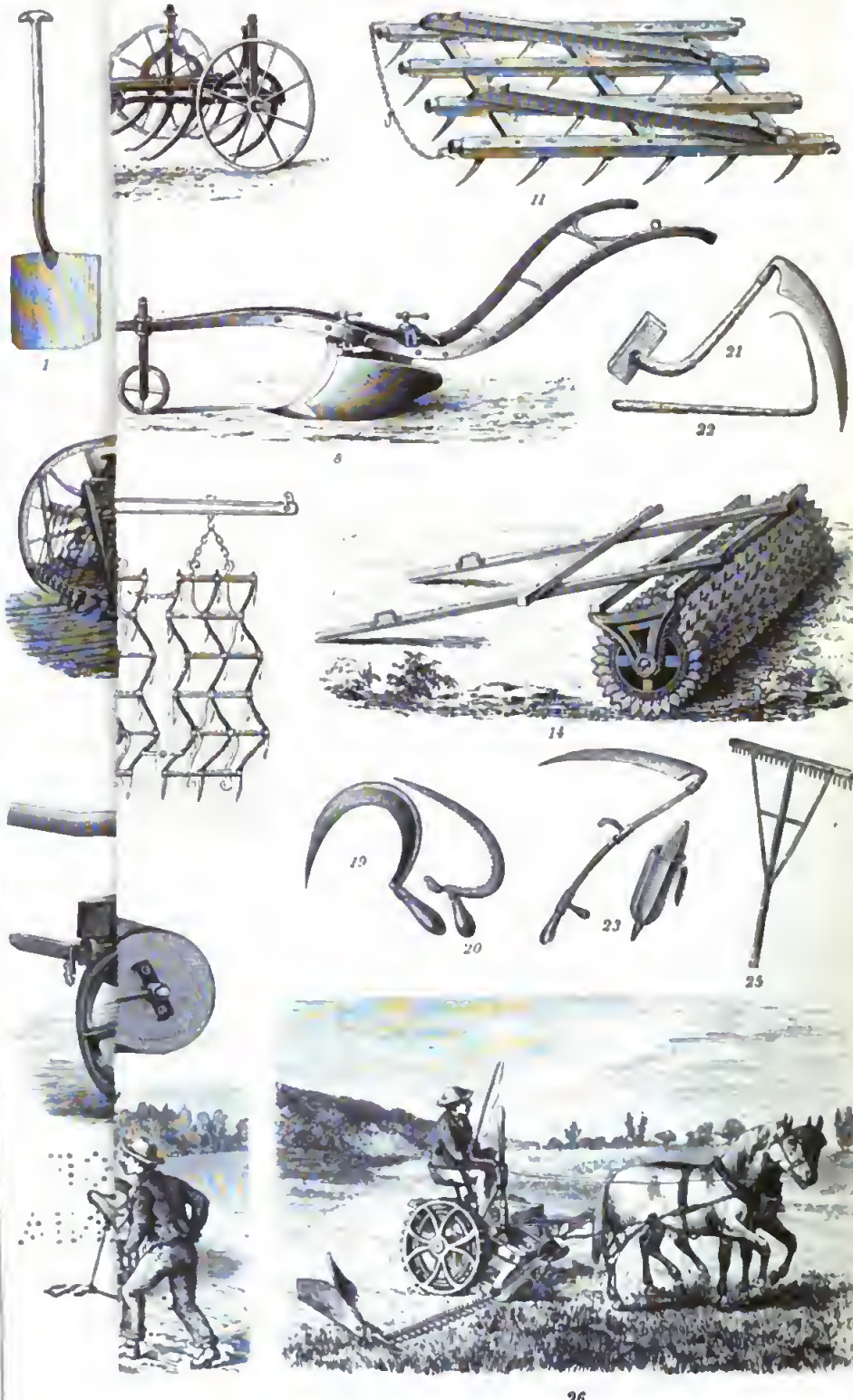
Die verschiedenen Epochen der L. in den Ländern der modernen Civilisation lassen sich folgendermaßen feststellen: 1) Weidewirtschaft mit Übergang zur Feldwirtschaft bis ungefähr 200 Jahre v. Chr.; 2) Felderwirtschaft mit überwiegendem Getreidebau von 200 v. Chr. bis 1750 n. Chr.; 3) Begründung der rationellen Schule und Übergang in den Fruchtwechsel, 1750—1840; 4) die wissenschaftliche Epoche. Der eigentliche Aufschwung der L. begann mit der Gründung der rationellen Schule. Als Vorläufer gingen ihr voraus die der Kameralisten (Münchhausen, Schubart, Justi, Thomasius u. s. w.) und der Empiriker (Reichart, Ekhart, Lüders, Schönfeld, Riem u. s. w.). Den Stifter der rationellen Schule, Albrecht Thaer, leiteten schon die Gesetze der Naturwissenschaft über zu den Verbesserungen, welche in der Epoche, die mit Liebigs Auftreten beginnt, ihre Begründung fanden.

Die Theorie der L. wird je nach dem Bildungsgrade des Schülers in der Hauptsache an drei Arten von Unterrichtsanstalten gelehrt: Ackerbauschulen (s. d.), Landwirtschaftsschulen (s. d.) und höhern Lehranstalten, Hochschulen, Akademien, Universitätsinstituten u. s. w. In Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz existieren gegenwärtig: selbständige Akademien, mit denen in der Regel ein vollständiger Wirtschaftsbetrieb verbunden ist, in Hohenheim, Poppelsdorf und Ungarisch-Altenburg (die erste Akademie wurde 1806 von Thaer in Möglin gegründet, ist aber, wie mehrere ihrer Nachfolgerinnen, wieder eingegangen); selbständige Hochschulen in Wien (gegründet 1871) und in Berlin (gegründet 1881); Universitätsinstitute in Halle, Leipzig, Göttingen, Kiel, Heidelberg, Königsberg, Gießen, Breslau, Jena; besondere Abteilungen an technischen Hochschulen in München und Zürich. Die Einrichtungen der beiden letztern Arten, welche erst in neuester Zeit entstanden und an denen die Hörer den Studierenden gleichgestellt sind, haben zur Zeit die größte Frequenz aufzuweisen. Einen bedeutenden Einfluß auf die Hebung der L. haben die landwirtschaftlichen Vereine gewonnen, welche meist unter der Oberleitung und mit Unterstützung der Regierungen sich die Förderung der L. in allen ihren Zweigen zur Aufgabe machen. In Deutschland war längere Zeit hindurch die nunmehr aufgegebene jährliche Wanderversammlung deutscher Land- und Forstwirte, gegründet 1837 von Pabst, Schweitzer, Schmidt und Teichmann, ein wirksamer Stützpunkt für den Fortschritt. Gegenwärtig ist ein deutscher Reichsverein für L. in der Bildung begriffen, welcher, nach dem Vorbilde der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft in England, namentlich jährlich wiederkehrende Ausstellungen nach festen Prinzipien, Maschinenkonkurrenzen u. dgl. auf sein Programm geschrieben hat. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß zum Teil die L. ihren Aufschwung den Fortschritten der Gesetzgebung, namentlich der Befreiung des Grund und Bodens von Servituten und Lasten, verdankt.

Wertvolle Lehrbücher der gesamten L. haben außer Burger, Koppe, Zierl, Schweitzer und Pabst geliefert: Hamm, «Die Grundzüge der L.» (nach Girardin und du Breuil, 2 Bde., Braunschw. 1850—52); Fraas, «Schule des Landbaues» (Münch. 1851); Birnbaum, «Lehrbuch der L.» (3 Bde., Frankf. 1859—63); Hamm, «Das Wesen und die Ziele der L.» (2. Aufl., Lpz. u. Jena 1872); Löbe, «Handbuch der rationellen L.» (5. Aufl., Lpz. 1872); Settegast-Proskau, «Die L. und ihr Betrieb» (3 Bde., Bresl. 1874—79); Schlipf, «Populäres Handbuch der L.» (9. Aufl., Berl. 1880); Kirchbach, «Handbuch der L.» (9. Aufl., Berl. 1880); Krafft, «Lehrbuch der L.» (3. Aufl., Berl. 1880—83); Thaer, «Grundsätze der rationellen L.» (Berl. 1880); Schwerz, «Praktischer Ackerbau» (Berl. 1880); Thaer, «System der L.» (Berl. 1877); Thiel, «Landwirtschaftliches Konversations-Lexikon» (7 Bde., Lpz. 1876); Krafft,

UNIV. OF
CALIFORNIA

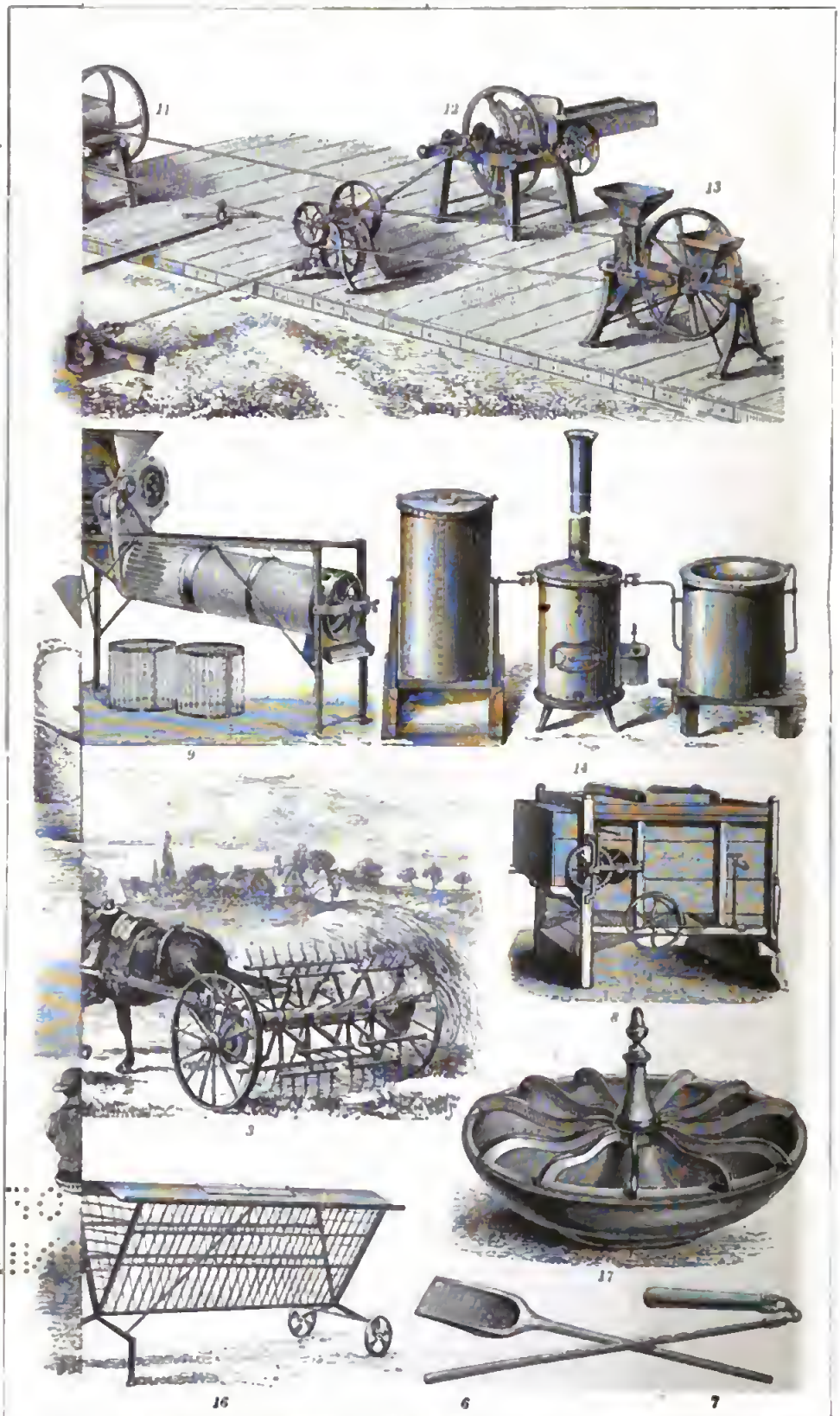
Digitized by Google



1. 2. Spat 9. 10. Exstirpatoren (Grubber). 11. Hölzerne Egge mit Eisenzinken. 12. Eiserne Egge. 13 20. Sicheln. 21. 22. Sicheln mit Haken. 23. Sense für Gras, Futter und Winterunterechen. 26. Grasmähemaschine.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA



1. 6. Fruchtschaufel. 8. Getreidereinigungsmaschine. 9. Trieur. 10. Kartoffelwasch-
16. Futterraufe für Schafe. 17. Futtertrog für Schweine.

«Illustriertes landwirtschaftliches Lexikon» (Berl. 1883). Die Geschichte der L. wird behandelt von Anton, «Geschichte der deutschen L. von den ältesten Zeiten bis auf das 15. Jahrh.» (Görl. 1799); Langethal, «Geschichte der deutschen L.» (Jena 1847); Fraas, «Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft» (Münch. 1866).

Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen sind Bezeichnungen für die mechan. Hilfsmittel der Bodenkultur zur Bearbeitung des Bodens, zur Saat und zur Pflege der Nutzgewächse, zur Bewerkstelligung der Ernte, zur Gewinnung der Produkte, zur Zubereitung des Futters, zur Verarbeitung der Milch u. s. w. Gewöhnlich erfolgt die Einteilung dieser Mechanismen nach der sie bewegenden Kraft in Handwerkzeuge, Spanngeräte und Maschinen; allein bei dieser Trennung sind gezwungene Übergänge nicht zu vermeiden, wie denn überhaupt der Unterschied zwischen Gerät und Maschine nur schwierig zu definieren ist. Als ersteres wird betrachtet, was keiner stärkern direkt motorischen Kraft als derjenigen des Menschen oder der Zugtiere bedarf, während letztere ein System der Transmission bedingt und zugleich auch in gewissen Fällen die Anwendung kräftigerer Motoren gestattet.

Im allgemeinen lassen sich die mechan. Hilfsmittel der Landwirtschaft in folgende Gruppen stellen: A. Geräte und Maschinen zur Bodenbearbeitung und Feldbestellung: Spaten (Tafel: Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen I, Fig. 1 u. 2); Grabgabel (Fig. 3 u. 4), Schaufel, Haue, Hacke, Pflanzwerkzeuge, Draingeräte; Pflug (Fig. 5 engl. Schwingpflug, Fig. 6 Tiefkulturpflug mit Schälschar, Fig. 7 dreischariger Pflug, Fig. 8 Häufelpflug, Wühler, Schälpflug, Fig. 9 u. 10 Exstirpator, Drainpflug, Grabenmaschine); Egge (Fig. 11 holzerne Egge mit eisernen Zinken, Fig. 12 schottische Zickzackegge von Eisen, Fig. 13 Ketten- oder Gliederegge, namentlich für Wiesen), Starifikator, Schollenbrecher (Fig. 14); Walze (Fig. 15 eiserne Ringelwalze, Fig. 16 dreiteilige glatte Walze), Landpresser, Marker; Düngerstreumaschine, Sämaschine, Drillmaschine (Fig. 17), Dibbelmaschine, Kartoffellegemaschine. B. Zur Pflege der Nutzpflanzen während der Vegetation: Hand- und Pferdehacken (Fig. 18 Pferdehacke), Kultivatoren, Häufler, Furcheneggen, Feldgeier. C. Zur Ernte der Produkte des Feld- und Wiesenbaues: Sichel (Fig. 19 u. 20), Sichel mit Haken (Fig. 21 u. 22), Sense (Fig. 23 Sense für Gras, Futter und Winterkorn mit Schärfer und Wasserbehälter, Fig. 24 Sense mit Gestell für Sommerkorn), Rechen (Fig. 25), Gabel, Gras- und Getreidemähemaschine (Fig. 26 Grasmähemaschine; Taf. II, Fig. 1 Getreidemähemaschine, Fig. 2 Garbenbindemaschine), Heuwendemaschine (Fig. 3), Kleekamm, Rübenheber, Kartoffelerntemaschine, Pferderechen (Fig. 4). D. Zum Transport: Karren, Wagen (Fig. 5 Erntewagen), Schlitten, Schleife, Muldbret. E. Zum Gewinn und zur marktfähigen Herstellung der Produkte: Dreschflegel (Fig. 6), Fruchtschaufel (Fig. 7), Sieb, Sackhalter, Feimengeräte, Dreschmaschine, Getreidereinigungsmaschine (Fig. 8), Trieur (Fig. 9), Grannenreiniger, Maisentkörner, Sortiermaschinen, Wurzelwaschmaschinen (Fig. 10 Kartoffelwaschmaschine). F. Zur Verarbeitung der Produkte: Rübenschneider (Fig. 11), Häckselmaschinen (Fig. 12), Ginsterquetschen, Schrotmühlen (Fig. 13), Ölkuchenbrecher, Futterdämpfapparate (Fig. 14), Molkereigeräte, Flachsbrech- und Schwingmaschinen. G. Hilfsmaschinen und Zwischenwerke, wie Motoren, Transmissionen, Dengelmaschinen, Mähemesserschleifwerke, Viehwage (Fig. 15) u. s. w. H. Stall- und Düngergeräte (Fig. 16 Futterraufe für Schafe, Fig. 17 Futtertrog für Schweine). Die Wiege des landwirtschaftlichen Maschinenwesens ist England, woselbst sich dasselbe seit der durch Jethro Tull bewirkten Einführung der Drillkultur und Pferdehackenwirtschaft in der Mitte des 18. Jahrh. anfangs langsam, dann aber auch unaufhaltsam Bahn gebrochen hat.

Auf dem Kontinent blieben die Fortschritte des landwirtschaftlichen Maschinenwesens in Großbritannien, trotz Thaers vereinzelten Hinweisen darauf, fast unbekannt, bis das Werk von Hamm: «Die landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte Englands» (Braunschw. 1845) erschien. Durch die Weltausstellung in London 1851 gewann aber auf einmal das lange vernachlässigte Gebiet der mechan. Hilfsmittel der Agrikultur Fuß auf dem Kontinent und hat sich seitdem in außerordentlichem Maße entwickelt. Die Anwendung der Maschinen und verbesserten Geräte ist eine Lebensbedingung der gegenwärtigen Bodenkultur. Um ihre Vorteile auch den Kleingrundbesitzern in wenigst drückender Weise zu sichern, haben sich unter diesen allenthalben Maschinengenossenschaften gebildet. Ebenso ist die Vermietung wandernder Maschinen und Geräte, z. B. des Dampfpflugs, der Dampfdreschmaschine u. s. w., zu einem besondern Gewerbe geworden. Die nähere Beschreibung der wichtigern, vorstehend aufgeführten Maschinen und Geräte s. unter den betreffenden Spezialartikeln, z. B. Mähemaschine, Grabgabel u. s. w. Die Abbildungen von Dampfpflug, Drainage, Dreschmaschine ꝛc. s. ebenfalls bei den Spezialartikeln.

Litteratur. Perels, «Die Anwendung der Dampfkraft in der Landwirtschaft» (Halle 1872); Mangon, «Travaux, instruments et machines agricoles» (Par. 1875); Rühlmann, «Allgemeine Maschinenlehre» (Bd. 2: «Mühlen und landwirtschaftliche Maschinen», 2. Aufl., Braunschw. 1876); Perels, «Ratgeber bei Wahl und Gebrauch landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen» (5. Aufl., Berl. 1879); Fritz, «Handbuch der landwirtschaftlichen Maschinen» (Berl. 1880); Perels, «Handbuch des landwirtschaftlichen Maschinenwesens» (Jena 1880); Wüst, «Jahresbericht über die Fortschritte im landwirtschaftlichen Maschinenwesen» (4 Bde., Berl. 1876—80); derselbe, «Landwirtschaftliche Maschinenkunde» (Berl. 1882).

Landwirtschaftlicher Kredit ist sowohl der eigentliche Grund- oder Bodenkredit (crédit foncier), als auch der zur Vervollständigung der landwirtschaftlichen Betriebsmittel genommene Kredit (crédit agricole). Der erstere erscheint in hypothekarischen Darlehnen auf lange Zeit und mit langen Kündigungsfristen, die zu dauernden Verbesserungen des Bodens oder zur Herstellung von dauernd nutzbringenden landwirtschaftlichen Gebäuden oder Betriebsanlagen verwendet werden. Als Darleiher treten teils Kapitalisten auf, welche Geld auf Hypotheken austhun, teils Kreditverbände (s. Landschaften) oder Hypothekenbanken (s. Banken), welche die Vermittelung zwischen den Kreditnehmern und dem Privatkapital übernehmen. Was den landwirtschaftlichen Betriebskredit betrifft, so dient er zur Ergänzung des für Arbeits-

löhne, Anschaffung von künstlichem Dünger, des sich verhältnismäßig rasch umsetzenden oder abnutzenden lebenden und toten Inventars u. s. w. erforderlichen umlaufenden Kapitals. Wünschenswerter ist es natürlich für jeden Grundbesitzer, wenn er einer solchen Kreditbeihilfe nicht bedarf, aber Mißernten und besondere Unglücksfälle, wie sie im landwirtschaftlichen Betriebe nicht selten sind, bringen oft auch solche Landwirte in Geldverlegenheit, deren Vermögenslage im übrigen eine günstige ist. Aber auch diese, und vollends die weniger gut gestellten, finden oft wegen der Entfernung von den Mittelpunkten des Geldverkehrs und der geringen Verbreitung von flüssigem Kapital auf dem Lande große Schwierigkeiten, sich Geld zu leidlichen Bedingungen zu verschaffen, und fallen dann nicht selten Wucherern in die Hände, die ihnen nicht nur exorbitante Opfer auferlegen, sondern zu häufig auch immer tiefer in Schulden hineinziehen und schließlich ganz zu Grunde richten. Es kommt noch hinzu, daß die Rückströmung des landwirtschaftlichen umlaufenden Kapitals eine weit langsamere ist als die des kaufmännischen, und daß daher meistens eine längere Kreditfrist erforderlich ist, als die im kaufmännischen Verkehr übliche. So werden Prolongationen der Darlehne und Wechsel notwendig, die meistens wieder mit Kosten verbunden sind. Überhaupt wird die Benutzung des Wechsels durch unerfahrene Landleute leicht gefährlich, obgleich daraus nicht zu folgern ist, daß die Wechselfähigkeit derselben zu beschränken, sondern daß mehr Einsicht und Kenntnisse bei der Landbevölkerung zu verbreiten seien. Besonders aber ist dahin zu streben, daß durch zweckmäßige genossenschaftliche oder auch öffentliche Organisationen für die Befriedigung des Kreditbedürfnisses der letztern Art gesorgt und dadurch dem Wucher der Boden entzogen werde. Die Reiffeisenschen Darlehnskassen (s. d.) haben im westl. Deutschland in dieser Hinsicht günstig gewirkt, lassen sich aber nicht ohne weiteres überallhin verpflanzen. Die Schulze-Delitzschschen Vorschußvereine mit ihren kurzen Kreditfristen sind mehr auf das Bedürfnis des kleinen Gewerbtreibenden als der Landwirte berechnet. Für die größern Landwirte würde es von großem Nutzen sein, wenn ihnen auf billige und bequeme Art, etwa durch öffentliche Lagerhäuser, die Möglichkeit geboten würde, gegen Verpfändung von Getreidevorräten Lombarddarlehne zu erhalten. Übrigens steht natürlich an sich nichts im Wege, daß zur Verstärkung des umlaufenden Kapitals eine Hypothek auf den Grundbesitz genommen werde, während umgekehrt eine Geldaufnahme auf Personal- oder Wechselkredit zur Verbesserung oder Vermehrung des stehenden Kapitals im allgemeinen nicht thunlich ist. Die Entwickelung des landwirtschaftlichen Kredits steht im engen Zusammenhange mit der guten oder schlechten Einrichtung des Hypothekenwesens (s. d.). Übrigens ist der größte Teil der den Grundbesitz belastenden Hypotheken nicht auf Grund des produktiven landwirtschaftlichen Kredits, sondern durch Abfindung von erbberechtigten Geschwistern des Besitzers oder durch unvollständige Zahlung der Kaufpreise entstanden.

Landwirtschaftliche Lehranstalten, s. Ackerbauschule und Landwirtschaftsschule.

Landwirtschaftliche Versuchsstationen (auch agrikulturchem. Versuchsstationen genannt), Einrichtungen, welche mit wenigen Ausnahmen von den landwirtschaftlichen Haupt- oder Centralvereinen gegründet sind und einerseits der Forschung auf chem.-physiol. Gebiete der Landwirtschaft, andererseits der Kontrolle der vom Landwirt gekauften Sämereien und Futter- und künstlichen Düngemittel dienen und in hohem Grade segensreich wirken. Die ältesten in den vierziger Jahren entstandenen Versuchsstationen sind diejenigen zu Bechelbronn im Elsaß (einem Landgute Boussingaults) und zu Rothamsted (England). Jedoch rührt der Aufschwung des landwirtschaftlichen Versuchswesens erst von der 1851 erfolgten Gründung der Versuchsstation in Möckern bei Leipzig her. Gegenwärtig gibt es deren nicht nur in Deutschland eine große Zahl, sondern in allen Ländern Europas sind Versuchsstationen vorhanden, im ganzen mehr als 100. Während die Mehrzahl der landwirtschaftlichen Versuchsstationen für agrikulturchem. Untersuchungen im allgemeinen bestimmt sind, widmen sich einige derselben lediglich speziellen Zweigen; so hat man Versuchsstationen für Spiritusfabrikation, Brauerei, Weinbau, Hopfenbau, Milchwirtschaft u. a. m. Vgl. Kühn und Nobbe, «Entwickelung und Thätigkeit der land- und forstwirtschaftlichen Versuchsstationen in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens» (Berl. 1877).

Landwirtschaftslehre, s. Landwirtschaft.

Landwirtschaftspolitik oder Agrarpolitik, s. unter Agrargesetzgebung.

Landwirtschaftsrecht, der Inbegriff der Rechtsnormen, die die Verhältnisse der Landwirtschaft regeln; dahin gehört die Lehre von Ritter- und Bauergütern, Servituten, Reallasten, Ablösung, Pachtverhältnissen, Eine zusammenfassende Darstellung ist die von Häberlin, «Lehrbuch des L.» (Lpz. 1859).

Landwirtschaftsschule, auch Landwirtschaftliche Mittelschule genannt, bildet den Schüler nicht nur in der Fachdisciplin theoretisch aus, sondern erteilt auch dem die Abgangsprüfung Bestehenden die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. In Preußen erfolgte die Reorganisation der L., welche in der Regel provinzielle Anstalten sind, jedoch vom Staate subventioniert werden und unter der Oberaufsicht des Landwirtschafts- und Kultusministeriums stehen, im J. 1875 durch Aufstellung eines festen Lehrplans, Vorschriften über die Ausbildung des Lehrpersonals ꝛc.

Landzunge, s. unter Halbinsel.

Landzwang ist ein dem deutschen mittelalterlichen Recht wohlbekanntes Delikt der Mitglieder von Diebs- und Raubbanden, welche umherziehen und den öffentlichen Frieden gefährden; im jetzigen Rechte Bedrohung mit gemeingefährlichen Delikten (Reichsstrafgesetzbuch, §. 126), wodurch eine größere Zahl von Personen im Gefühle ihrer Rechtssicherheit verletzt wird. Die angedrohte Strafe ist Gefängnis bis zu einem Jahr. (Vgl. Landfrieden.)

Lane (Edward William), berühmter engl. Orientalist, geb. 17. Sept. 1801 in Hereford, studierte Mathematik in Cambridge und ging dann nach London, wo er sich der Kupferstecherkunst widmete. Die Frucht wiederholten Aufenthalts in Ägypten (1825—28 und 1833—35) war das berühmt gewordene Werk «An account of the manners and customs of the modern Egyptians» (1836 u. öfter, mit den von L. selbst auf Stein gezeichneten Kupfern; deutsch, Lpz. 1856). Außer der trefflichen Übersetzung der «1001 Nacht» («The thousand and one neights' entertainments» (Lond. 1840), der

«Selections of the Kur'ân» (Lond. 1843), dem Werke «Arabian society in the middle ages» (Lond. 1883) ist vor allen zu nennen L.s Hauptwerk, welches er nach einem dritten Aufenthalt in Ägypten (1842—49) herauszugeben begann, das «Arabic-English Lexicon», von dem er selbst 5 Teile (1863—74) veröffentlichte. L. starb 9. Aug. 1876. Sein Neffe, M. Stanley Lane Poole, setzt das Lexikon fort.

Lane-End, Fabrikort in den Potteries (s. d.).

Lanerk, s. Lanark.

Lanfranc, Erzbischof von Canterbury, hervorragender Scholastiker, geb. um 1005 zu Pavia, studierte in Bologna die Rechte und trat in Pavia als Sachwalter und Lehrer der Jurisprudenz auf. Im J. 1039 begründete L. eine Lehranstalt zu Avranches, zog sich aber 1042 ins Kloster Bec zurück, dessen Prior er 1045 wurde. In dieser Stelle bekämpfte er die Abendmahlslehre Berengars (s. d.). Im J. 1066 wurde L. Abt des Stephansklosters zu Caen, 1070 als Erzbischof von Canterbury Primas der engl. Kirche. Als solcher vertrat er mit Energie die Rechte des Staats dem Papste gegenüber. L. starb 28. Mai 1089. In der theol. Wissenschaft seiner Zeit nimmt er eine bedeutende Stelle ein.

Lanfranco (Giovanni, Cavaliere di Stefano), Maler der bolognesischen Schule, geb. 1581 zu Parma, besuchte die Schule der Carracci; doch läßt sich auch ein eifriges Studium Correggios in seinen Arbeiten wahrnehmen. Nachdem er in Rom und Neapel ganze Kirchen ausgemalt und von Urban VIII. die Ritterwürde erhalten, starb er zu Rom 29. Nov. 1647. Seine besten Werke sind die Kuppelgemälde zu Sant'-Andrea della Valle in Rom (1623), bei denen er die Farben mit Schwämmen aufgetragen haben soll, und die 1631 gemalte Kuppel in der Jesuitenkirche zu Neapel. Berühmt ist seine Feindseligkeit gegen Domenichino.

Lanfrey (Pierre), namhafter franz. Geschichtschreiber und Politiker, geb. 26. Okt. 1828 zu Chambéry in Savoyen, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann das Collége Bourbon in Paris, studierte die Rechte daselbst, widmete sich aber dann schriftstellerischen Arbeiten. Im J. 1857 erschien von ihm «L'église et les philosophes au XVIIIe siècle», 1858 «Essai sur la révolution française», 1860 «Histoire politique des papes» und «Lettres d'Everard», 1863 «Études et portraits politiques». Sein Hauptwerk ist die «Histoire de Napoléon I» (5 Bde., 1867—75, bis zum russ. Feldzug reichend; deutsch, Berl. 1869—76), worin L. die sog. Napoleonische Legende zu zerstören versucht. In die Nationalversammlung vom Depart. Rhônemündungen gewählt, gehörte er zugleich zum linken Centrum und zur republikanischen Linken. Thiers ernannte ihn zum franz. Gesandten in Bern. Nach dem Sturze Thiers' nahm L. seine Entlassung (24. Mai 1873). Er wurde nun Vizepräsident des linken Centrums, 1875 zum lebenslänglichen Mitglied des Senats ernannt und starb 15. Nov. 1877 in Pau. Von seinen «Oeuvres comptètes» erschien der erste Band 1879.

Lang (Ferd.), Schauspieler, geb. 28. Mai 1810 zu München, wurde 1827 als jugendlicher Liebhaber am dortigen Hoftheater engagiert und wandte sich seit 1834 mit großem Erfolg der Komik zu. Er starb 30. Aug. 1882 zu München. Mit L. verschwand die Komik der Damians, Staberls, Stutzerls für immer von der Bühne

Sein Sohn Georg ist seit 1879 Direktor des münchener Gärtnerplatztheaters.

Lang (Heinr.), prot. Theolog und Kanzelredner, geb. 14. Nov. 1826 zu Frommern bei Balingen, studierte 1844—48 im Stift zu Tübingen Theologie. Wegen Beteiligung an der revolutionären Bewegung verließ L. im Aug. 1848 die Heimat, ward bereits im November Pfarrer zu Wartau (St. Gallen), 1863 Pfarrer zu Meilen am Zürichersee, 1871 Helfer und bald darauf Pfarrer zu St. Peter in Zürich, wo er 13. Jan. 1876 starb.

L. bezeichnete seinen Standpunkt als Christentum ohne Wunder, das rückhaltlos auf dem Boden der modernen Weltanschauung steht. Von 1859 bis 1871 gab L. die «Zeitstimmen aus der reform. Kirche der Schweiz» heraus (seit 1872 mit den bisher von Bitzius redigierten «Berner Wochenblättern» vereinigt zu «Reform. Zeitstimmen aus der schweiz. Kirche»). Von seinen Schriften sind zu nennen: «Stunden der Andacht» (2 Bde., Winterth. 1862—65), «Religiöse Reden» (2 Bde., Zür. 1873—74), «Versuch einer christl. Dogmatik» (Berl. 1857; 2. Aufl. 1868), «Ein Gang durch die christl. Welt» (Berl. 1859; 2. Aufl. 1870), «Religiöse Charaktere» (Winterth. 1862; 2. Aufl. 1872), «Martin Luther» (Berl. 1870), «Das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft» (Berl. 1872), «Zur kirchlichen Situation der Gegenwart» (Zür. 1873). Vgl. Biedermann, «Heinrich L.» (Zür. 1876), und Mayer, «Heinrich L.» (Bas. 1877).

Lang (Karl Heinr., Ritter von), deutscher Geschichtsforscher, geb. 7. Juli 1764 zu Balgheim im Fürstentum Öttingen-Wallerstein in Schwaben, kam im 16. Jahre als Amanuensis auf die fürstl. Bibliothek, studierte dann in Altdorf die Rechte und begann 1785 bei der Regierung zu Öttingen zu praktizieren. Doch ging er 1788 nach Wien, von wo er als Gesellschafter und Hofmeister in das Haus eines ungar. Magnaten kam; dann wurde er Privatsekretär des württemb. Gesandten in Wien, später Archivar des Fürsten von Öttingen-Wallerstein. Im J. 1792 ging er nach Göttingen, wo er seine «Histor. Entwickelung der deutschen Steuerverfassungen» (Berl. 1793) schrieb. Vom nachmaligen Fürsten von Hardenberg erhielt er sodann den Auftrag, das Hardenbergsche Familienarchiv zu ordnen, worauf er 1795 Geh. Archivar zu Plassenburg wurde. Als preuß. Legationssekretär wohnte er dem Kongreß zu Rastatt bei, und 1799 trat er als Kriegs- und Domänenrat zu Ansbach ein. Nach Übergabe der Provinz Ansbach an Bayern wurde er 1806 Direktor des provisorischen Kammerkollegiums und 1811 Direktor des Reichsarchivs in München. Doch ging er 1815 als Kreisdirektor wieder nach Ansbach, nahm 1817 seine Entlassung und lebte seitdem auf seinem Landgute bei Ansbach, wo er 26. März 1835 starb.

Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Histor. Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände» (Gött. 1796), «Neuere Geschichte des Fürstentums Bayreuth» (3 Bde., Gött. 1798—1811), «Annalen des Fürstentums Ansbach unter der preuß. Regierung» (Frankf. 1806), «Bayr. Jahrbücher 1179—1294» (Augsb. 1816; 2. Aufl. 1824), «Adelsbuch des Königreichs Bayern» (Münch. 1816; 2. Aufl. 1820), «Geschichte der Jesuiten in Bayern» (Nürnb. 1819), wozu die «Amores patris Morelli» einen Vorläufer bildeten; «Regesta Bavarica, seu rerum Boicarum autographa»

(4 Bde., Münch. 1822—28), ein chronol.-synchroniſtiſches Verzeichnis aller alt- und neubayr. Originalurkunden bis 1300; «Bayerns Gauen nach den drei Volksſtämmen der Alamannen, Franken und Bojoaren» (Nürnb. 1830), «Bayerns alte Grafſchaften» (Nürnb. 1831), endlich ſeine ſatiriſchen «Hammelburger Reiſen» (11 Fahrten, Münch. 1817; Nürnb. 1833; neue Aufl., Münch. 1882) und «Memoiren» (2 Bde., Braunſchw. 1842; neue Aufl., Münch. 1882).

Lang (Wilh.), Schriftſteller, geb. 16. Juli 1832 in Tuttlingen in Württemberg, ſtudierte evang. Theologie in Tübingen, trat, nachdem er mehrere Jahre Hauslehrer geweſen, 1858 in die Redaction der «Allgemeinen Zeitung» in Augsburg, 1860 in die des «Schwäb. Merkur» zu Stuttgart, der er noch angehört. In den J. 1879—81 war er Herausgeber der Wochenſchrift «Im Neuen Reich». Er veröffentlichte: «Michel Angelo als Dichter» (Stuttg. 1861), «David Friedr. Strauß, eine Charakteriſtik» (Lpz. 1874), «Transalpiniſche Studien» (2 Bde., Lpz. 1875), «Peloponneſ. Wanderung» (Berl. 1878).

Langarmaffen, ſ. Gibbons.

Langan, Eiſenbergwerk bei Mürzzuſchlag (ſ. d.).

Langbein (Aug. Friedr. Ernſt), Dichter, geb. 6. Sept. 1757 zu Radeberg bei Dresden, beſuchte ſeit 1772 die Fürſtenſchule zu Meißen, ſtudierte ſeit 1777 die Rechte zu Leipzig, wurde 1781 Aktuar im Juſtizamt Hain, 1785 zu Dresden Sachwalter, 1786 Kanzliſt am Geheimen Archiv daſelbſt, lebte ſeit 1800 als Schriftſteller in Berlin, wurde daſelbſt 1820 Cenſor und ſtarb hier 2. Jan. 1835. In ſeinen Gedichten, deren mehrere in den Mund des Volks übergingen, hat er beſonders die kleine poetiſche Erzählung mit Glück kultiviert. Er ſchrieb: «Gedichte» (Lpz. 1788; 16. Aufl. 1868) und «Neuere Gedichte» (2 Bde., Tüb. 1812 u. 1823), «Schwänke» (2 Bde., Dresd. 1792; 3. Aufl., Berl. 1816), «Feierabende» (3 Bde., Lpz. 1793—94). Hieran ſchließen ſich: «Talismane gegen die Langeweile» (3 Bde., Berl. 1801—2), «Magiſter Zimpels Brautfahrt und andere ſcherzhafte Erzählungen» (Berl. 1820) u. ſ. w. Tittmann veranſtaltete eine neue Ausgabe ſeiner «Humoriſtiſchen Gedichte» («Bibliothek humoriſtiſcher Dichtungen», Bd. 11, Halle 1872). Eine von L. ſelbſt beſorgte Originalausgabe ſeiner «Sämtlichen Schriften» erſchien in Stuttgart (31 Bde., 1835—37). Später ward noch eine Ausgabe van L.s «Sämtlichen Gedichten» (4 Bde., Stuttg. 1854) veröffentlicht.

Langbirne (grüne), ſ. unter Birne.

Lange (Ernſt Philipp Karl), bekannt unter dem Pſeudonym Philipp Galen (Anagramm aus Lange), beliebter deutſcher Romanſchriftſteller, geb. 21. Dez. 1813 in Potsdam, ſtudierte in Berlin Medizin, trat 1840 als Kompagniechirurg in den Militärdienſt, wurde 1847 Stabsarzt zu Bielefeld in Weſtfalen, 1857 in Potsdam, wo er jetzt als Oberſtabsarzt a. D. lebt. Im J. 1849 nahm er als Dirigent eines Feldlazaretts an den Kämpfen in Schleswig-Holſtein und Jütland teil. Seine zahlreichen, bei dem großen Publikum beliebten Romane erſchienen meiſt in mehrern Auflagen. Sein erſter Roman war «Der Irre van St.-James». Dann folgten unter andern «Der Inſeltönig», «Fritz Stilling», «Walther Lund», «Andreas Burns», «Der Löwe von Luzern», «Der Raſtelbinder», «Emery Glandon», «Der Alte vom Berge», «Die Moſelnixe», «Frei vom Joch» u. ſ. w.

Lange (Friedr.), Architekt und Kunſthiſtoriker, geb. 5. April 1811 zu Kaſſel, geſt. 1. Sept. 1870 zu Marburg als Profeſſor der Baukunſt und Kunſtgeſchichte. Der Neubau des Klinikums und die Reſtauration der Eliſabethkirche zu Marburg, ferner die Reſtauration der Michaeliskapelle zu Fulda ſind ſeine hauptſächlichſten Bauten. Er ſchrieb: «Baudenkmale und Altertümer Fuldas» (Fulda 1847) und den zweiten Teil zu Hofſtadts «Gotiſchem ABC-Buch» (Frankf. 1848).

Lange (Friedr. Albert), namhafter philoſ. und volkswirtſchaftlicher Schriftſteller, geb. 28. Sept. 1828 in Wald bei Solingen als Sohn des ſpätern Oberkonſiſtorialrats Johann Peter Lange (ſ. d.), ſtudierte in Zürich und Bonn, wurde 1852 Lehrer am Gymnaſium zu Köln und habilitierte ſich 1855 in Bonn als Privatdocent der Philoſophie. In dieſer Stellung genoß er hauptſächlich den Umgang Fr. Ueberwegs, deſſen Biographie («Fr. Ueberweg», Berl. 1871) er ſpäter ſchrieb. Im J. 1858 nahm er von neuem eine Gymnaſiallehrerſtellung in Duisburg an, welche er jedoch 1861 wieder aufgab. Seitdem machte er neben ſeiner Thätigkeit als Handelskammerſekretär in Duisburg mehrfache Verſuche publiziſtiſch-ſozialpolit. Wirkſamkeit und veröffentlichte u. a. «Die Arbeiterfrage» (Duisb. 1865; 2. Aufl. 1870), «John Stuart Mills Anſichten über die ſoziale Frage und die angebliche Umwälzung der Sozialwiſſenſchaft durch Carey» (Duisb. 1866). Im Nov. 1866 wurde er Mitredacteur des «Landboten» in Winterthur, habilitierte ſich dann in Zürich und erhielt an der dortigen Hochſchule 1870 eine neugegründete Profeſſur «der induktiven Philoſophie». Im J. 1873 folgte er einem Rufe nach Marburg, wo er 21. Nov. 1875 ſtarb.

Seine philoſ. Schriften ſind: «Die Grundlegung der mathem. Pſychologie, ein Verſuch zur Nachweiſung des fundamentalen Fehlers bei Herbart und Drobiſch» (Duisb. 1865), «Geſchichte des Materialismus und Kritik ſeiner Bedeutung in der Gegenwart» (Iſerl. 1866; 2. Aufl., 2 Bde., 1873—75), «Neue Beiträge zur Geſchichte des Materialismus» (Winterth. 1867). Die Bedeutung des Hauptwerks beſteht teils in der neuen und intereſſanten Beleuchtung einzelner Partien der Geſchichte der Philoſophie, teils in der aus der Kritik des Materialismus ſich entfaltenden (namentlich in der zweiten Auflage näher entwickelten) Aufſtellung einer eigenen Lehre, welche ſich als den «Standpunkt des Ideals» bezeichnet und die Kantſchen Gedanken in ein derartiges Verhältnis zueinander ſetzt, daß neben der Einſchränkung der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis auf die durch Erfahrungswiſſenſchaften feſtzuſtellenden Cauſalitätsverhältniſſe auch das Recht der aus ſittlichem Bedürfnis «in Begriffen dichtenden» und zur Weltanſchauung ſtrebenden Phantaſie anerkannt werden ſoll. L.s nach ſeinem Tode von Cahen herausgegebenen «Logiſchen Studien» (Iſerl. 1877) enthalten den Verſuch, die Evidenz und Gültigkeit der logiſchen Geſetze aus den räumlichen Verhältniſſen abzuleiten. Vgl. Vaihinger, «Hartmann, Dühring und L.» (Iſerl. 1876).

Lange (Joachim), Theolog und Philolog, geb. 26. Okt. 1670 zu Gardelegen in der Altmark, ſtudierte in Leipzig, Erfurt und Halle, kam 1696 als Rektor nach Köslin, ein Jahr darauf in gleicher Eigenſchaft an das Friedrichswerderſche Gymnaſium nach Berlin und 1709 als Profeſſor der Theologie nach Halle, wo er 7. Mai 1744 ſtarb. Sein

Andenken wurde bei der Nachwelt weniger durch seine theol. und philos. Schriften fortgepflanzt, als vielmehr durch die von ihm herausgegebene «Lat. Grammatik» (zuerst Halle 1707) und «Griech. Grammatik» (zuerst Halle 1705), die vorzugsweise unter dem Namen der Halleschen Grammatiken bekannt sind und von denen erstere über vierzigmal neu aufgelegt und in mehrere Sprachen übersetzt worden ist.

Lange (Joh. Peter), prot. Theolog, geb. 10. April 1802 in Sonnborn bei Elberfeld, studierte in Bonn, wurde 1826 Hilfsprediger in Langenberg, 1826 Prediger in Wald, 1828 in Langenberg, 1832 in Duisburg, 1841 ord. Professor der Theologie zu Zürich, 1854 zu Bonn, wo er 9. Juli 1884 starb. L.s Hauptwerke sind: «Das Leben Jesu, nach den Evangelien dargestellt» (3 Bde., Heidelb. 1844—47), die «Christl. Dogmatik» (3 Bde., Heidelb. 1849—52) und «Die Geschichte der Kirche» (Tl. 1, «Das apostolische Zeitalter», 2 Bde., Braunschw. 1853—54). Hierzu kommt das «Theol.-homiletische Bibelwerk», dessen Redaction er übernommen (Bielef. 1856 fg.). Von seinen übrigen theol. Arbeiten sind hervorzuheben: «Grundriß der Encyklopädie» (Heidelb. 1879), «Grundriß der christl. Ethik» (Heidelb. 1878), «Grundriß der Hermeneutik» (Heidelb. 1878), «Grundriß der Bibelkunde» (Heidelb. 1881). Ferner veröffentlichte er: «Vermischte Schriften» (4 Bde., Mörs 1840—41; neue Folge, Bd. 1—3, Bielef. 1860—64) und viele geistliche Dichtungen; dahin gehören: «Biblische Dichtungen» (2 Bde., Elberf. 1832—34), «Gedichte» (Essen 1843), «Vom Ölberg» (Frankf. 1852; 2. Sammlung, Bonn 1880) u. s. w.

Lange (Julius), Landschaftsmaler, geb. 17. Aug. 1817 in Darmstadt, Bruder des Architekten Ludwig L., bildete sich im Verein mit diesem, dem er auch bei der Herausgabe seiner Stahlstiche zur Seite stand, nach Rottmann in München. Dann lernte er bei Schirmer in Düsseldorf, machte sich endlich in München seßhaft und produzierte eine Reihe Bilder aus dem bayr. Hochgebirge. In der folgenden Zeit begab er sich nach Italien, wo sich in der Brera in Mailand und in der venet. Galerie mehrere Landschaften von ihm befinden. Im J. 1858 kehrte L. nach München zurück und wurde hier 1867 zum Hofmaler ernannt. Der Hauptvorzug seiner sehr zahlreichen Arbeiten beruht auf ihrer kolorist. Wirkung.

Lange (Ludw.), Architekt, geb. 22. März 1808 zu Darmstadt, machte seine ersten architektonischen Studien in seiner Vaterstadt unter Leitung des Baurats Lerch, arbeitete später unter Moller und bezog dann für einige Zeit die Universität zu Gießen. Als Mitbegründer eines Bilderwerks, der seit 1831 im Verlag von Gustav Georg Lange in Darmstadt erscheinenden «Originalansichten der historisch merkwürdigsten Städte in Deutschland», unternahm er hierauf verschiedene größere Reisen und hielt sich längere Zeit zu München auf. Im J. 1834 begleitete er den Maler Rottmann nach Griechenland und blieb in Athen, wo er Zeichenlehrer am Gymnasium wurde und auch in künstlerischer Beziehung vielfach Anregung fand. Im J. 1838 kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich in München nieder. Hier 1847 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, starb er 31. März 1868.

Unter den größern Bauwerken, welche nach L.s Entwürfen zur Ausführung kamen, nehmen die Villa des Königs Max in Berchtesgaden (1850—53) und das Museum zu Leipzig (1856—58) den ersten Rang ein. Sein Entwurf zu einem archäol. Museum für Athen (1860) gelangte 1866 zur Ausführung. Eine Sammlung von andern Entwürfen L.s für «Werke der höhern Baukunst» erschien in Darmstadt (1846—60). Neben der Architektur hat sich L. auch der Landschaftsmalerei gewidmet. Auch verfaßte er die «Beschreibung der griech. Landschaftsgemälde von Karl Rottmann in der neuen Pinakothek» (Münch. 1854).

Lange (Ludw.), namhafter Philolog und Altertumsforscher, geb. 4. März 1825 zu Hannover, besuchte erst die höhere Bürgerschule, dann das Lyceum daselbst und studierte in Göttingen. Durch eine Preisschrift: «Historia mutationum rei militaris Romanorum inde ab interitu rei publicae usque ad Constantinum Magnum» (Gött. 1846) wurden seine Studien auf die röm. Altertümer gelenkt. Im Anschluß an seine Promotionsschrift «Prolegomena in Hygini de castrorum munitionibus libellum» (Gött. 1847) gab er den Text des Hyginus mit einem ausführlichen Kommentar heraus (Gött. 1847). L. habilitierte sich 1849 in Göttingen, wo er 1853 eine außerord. Professur erhielt. Inzwischen hatte er Abhandlungen über die Syntax des Apollonios Dyscolos und die oskische Inschrift auf der Tafel von Bantia veröffentlicht. Hieran reiht sich sein Hauptwerk, das «Handbuch der röm. Altertümer», welches bis zur ersten Abteilung des dritten Bandes (Bd. 1, Berl. 1856; 3. Aufl. 1876; Bd. 2, 1862; 3. Aufl. 1879; Bd. 3, Abteil. 1, 1871; 2. Aufl. 1876) vorgerückt ist. Von spätern Arbeiten L.s sind zu nennen «Der homerische Gebrauch der Partikel ἄν» (2. Abteil., Lpz. 1872—73) und «Die Epheten und der Areopag des Solon» (1874). Unterdessen hatte L. Ostern 1855 eine ord. Professur in Prag angenommen, folgte 1859 einem Rufe nach Gießen und ist seit Ostern 1871 Professor der klassischen Philologie zu Leipzig.

Lange (Sam. Gotth.), deutscher Dichter, Sohn Joachim Langes (s. d.), geb. 1711 zu Halle, studierte daselbst Theologie und wurde, nachdem er sich zuvor längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte, Pastor zu Laublingen bei Halle. Im J. 1755 ernannte ihn Friedrich d. Gr. zugleich zum geistlichen Inspektor im Saalkreise. Er starb zu Laublingen 25. Juni 1781. Mit seinem Freunde Pyra suchte er durch die Stiftung einer gegen die Gottschedsche Schule gerichteten Privatgesellschaft 1733 die deutsche Sprache, Poesie und Beredsamkeit zu fördern. L. selbst war ein nur mittelmäßiges poetisches Talent und mit Pyra ein Feind des deutschen Reims, den beide durch Einführung der antiken Silbenmaße verdrängen wollten. Pyras und L.s Gedichte erschienen zusammen unter dem Titel «Thyrsis' und Damons freundschaftliche Lieder» (Zür. 1745). Am bekanntesten wurde L. durch seine metrische Übertragung der «Oden» des Horaz (Halle 1752), die an Lessing, der sie dem Spotte preisgab, einen unbarmherzigen Kritiker fand. Seine «Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe» (2 Bde., Halle 1769—70) ist interessant für die Geschichte der litterarischen Bewegung jener Zeit.

Länge (astronomische eines Gestirns) ist derjenige Bogen der Ekliptik, welcher zwischen dem Breitenkreise des Gestirns und dem Frühlingspunkte enthalten ist, wobei man von dem letztern immer nach Osten rechnet.

Länge (geographische) ist der östliche oder westliche Abstand eines Ortes von einem gewissen angenommenen ersten Meridian, wie der Abstand vom

Äquator durch die geogr. Breite (s. d.) bestimmt wird. Der Abstand beider wird in Graden ausgedrückt; man zählt vom ersten Meridian aus entweder nach Osten und Westen bis 180° und unterscheidet dann östl. und westl. L., oder nur nach Osten bis 360°. Die Annahme des ersten Meridians ist völlig willkürlich, da eben die Natur keinen solchen bezeichnet hat. Die Geographen haben aber früher ziemlich allgemein seit einer 1630 erlassenen Verordnung des Königs Ludwig XIII. von Frankreich den ersten Meridian durch die canarische Insel Ferro gelegt, deren Lage in runder Zahl zu 20° westlich von Paris angenommen wurde, was freilich ungenau ist; die Westspitze dieser Insel liegt vielmehr in 20° 23′ 9″ westlich von Paris. Die Astronomen rechnen in Frankreich und früher auch überhaupt auf dem Festlande von Europa die L. größtenteils von dem Meridian der pariser, in England von dem der greenwicher Sternwarte aus. Die Seeleute rechnen allgemein nach greenwicher L., und ein internationaler astronomischer Kongreß in Washington empfahl 1884 auch deren Einführung für alle astronomischen und geodätischen Rechnungen. Im allgemeinen berechnet man diese drei Meridianverhältnisse untereinander folgendermaßen: Ferro zu Greenwich 17° 39′ 51″ westlich, zu Paris 20° westlich; Greenwich zu Ferro 17° 39′ 51″ östlich, zu Paris 2° 20′ 9″ westlich; Paris zu Ferro 20° östlich, zu Greenwich 2° 20′ 9″ östlich. Die Amerikaner rechnen oft nach Washington (59° 23′ 12″ westlich von Ferro, 77° 3′ 3″ westlich von Greenwich, 79° 23′ 12″ westlich von Paris).

Wenn die L. zweier Orte gerade um einen Grad differiert, so hat der östliche vier Minuten früher Mittag als der andere, und die Uhren beider Orte differieren daher, sie mögen nun beide nach wahrer oder beide nach mittlerer Zeit gehen, um vier Minuten, um welche nämlich die Uhr des östlichern Ortes voraus ist. Verwandelt man nach diesem Verhältnis den Längenunterschied zweier Orte in Zeit, indem man auf 15° eine Stunde, auf 1° vier Minuten Zeit u. s. w. rechnet, so gibt die erhaltene Zeit den Unterschied der Uhren beider Orte an; umgekehrt kann aus dem letztern der Längenunterschied leicht bestimmt werden. Infolge dieser Zeitdifferenz finden also auf der ganzen Erde stets alle 24 Tagesstunden zu gleicher Zeit statt, sodaß, wenn die Sonne in Kanton um 6 Uhr aufgeht, Athen Mitternacht hat, Caracas Sonnenuntergang und die Sandwichinseln Mittag. Wer sonach, um Mittag abreisend, nach Osten geht, angenommen so schnell wie die Erde sich dreht, der würde nach der halben Umreisung der Erde die Sonne wieder über sich haben, und nach beendeter Umreisung hätte er den Wechsel der Tageszeiten zweimal erfahren, also zwei Tage verlebt, während die Zurückgebliebenen nur einen Tag verlebt haben. Wenn er dagegen, nach Westen reisend, seine Uhr stets so weit zurückstellt, daß sie für jeden einzelnen von ihm erreichten Meridian richtig geht, so würde er sie nach beendeter Umreisung im ganzen 24 Stunden zurückgestellt, also einen Tag des Kalenders verloren haben. In einem ostwestlich weit ausgedehnten Reiche, wie z. B. Rußland, kann daher der Unterschied der Tagesstunden so groß sein, daß verschiedenes Datum gilt; wenn z. B. Warschau 31. Dez. 6 Uhr abends hat, dann ist es in Kamtschatka bereits 1. Jan. 3 Uhr morgens. (Vgl. auch Zeitdifferenz.)

Zu einer weitern Datumdifferenz führt ferner der Umstand, daß nach ewigen Küsten des Großen Oceans das Datum von Europäern dorthin von Osten, nach andern von Westen her überbracht worden ist; daher findet man nun in bestimmten, nicht weit voneinander entfernten Gegenden verschiedenes Datum. Zu Seiten des 200. östl. Meridians (von Ferro) liegen die Tonga-Inseln, welche ihr Datum von Amerika, also von Osten her bekommen, zur andern Seite dieses Meridians liegt Neuseeland, welches sein Datum von England, also von Westen erhalten hat. Es liegt nur 7° westlicher als die erstern und müßte in der Zeit etwas zurück sein, ist aber im Datum um einen Tag voraus. Wenn also in Berlin die Neujahrsstunde (Mitternacht) schlägt, dann ist auf den Tonga-Inseln der Vormittag des 31. Dez., und auf Neuseeland, wo die Uhr dagegen eine halbe Stunde zurück ist, ist der Vormittag des 1. Jan. Ähnlich verhält es sich mit den andern Gegenden im Großen Ocean, welche ihr Datum von Osten oder von Westen bekommen haben und danach um einen Tag verschieden schreiben. Die Scheidelinie, vom Südpol kommend, bleibt östlich von der Insel Chatham, Neuseeland und Australien, biegt sich dann zwischen Neuguinea und den Carolinen hindurch nach Westen, bleibt westlich von den Philippinen und Marianen (Ladronen) und geht dann südöstlich von den japan. Inseln und den Kurilen nach der Beringsstraße. Westlich dieser Scheidelinie zählt man als Datum und Wochentag einen Tag mehr als östlich derselben. Indes kommt es während der Mitternachtsstunden in jenen Gegenden vor, daß zwei nicht allzu weit voneinander entfernte Orte (von denen der geographisch westlicher gelegene bereits im Osten der Scheidelinie liegt, während der geographisch östlicher gelegene noch im Westen dieser Linie liegt) sogar um zwei Tage voneinander verschieden schreiben. In demselben Augenblick z. B., wo Manila auf den Philippinen (138° östl. L. von Ferro) Dienstag 30. Dez. 1884 abends 10 Uhr 15 Minuten hat, hat das Ostkap von Neuseeland (196° östl. L. von Ferro) bereits Donnerstag 1. Jan. 1885 morgens 2 Uhr. Im allgemeinen faßt man gegenwärtig als Datumscheidelinie den 180. Meridian gelten; indes biegt die Linie vom nördl. Wendekreise bis in 60° nördl. Breite in einem großen Bogen nach West hin aus und geht vom Westende der Aleuten nach der Beringsstraße. Beim Überschreiten des 180. Meridians ändern daher die Seefahrer ihr Datum und den Wochentag, sodaß bei der Fahrt von Ost nach West ein Tag überschlagen, auf der Fahrt von West nach Ost dagegen ein Tag und Datum zweimal hintereinander gesetzt wird. Auf der dem Artikel Weltverkehr beigegebenen Übersichtskarte des Weltverkehrs findet sich die oben bezeichnete Linie angegeben.

Die oben angedeutete Methode der Längenbestimmung erfordert offenbar nichts weiter als sehr genaue Uhren, und da es nicht nur für die Geographen von Interesse ist, die L. der Orte zu bestimmen, sondern vorzugsweise für den Schiffer, so hat man sich schon aus diesem Grunde seit Jahrhunderten bemüht, möglichst vollkommene tragbare Uhren zu verfertigen. Mit solchen Uhren, Chronometer genannt, wird die L. am häufigsten bestimmt, und der Transport zahlreicher guter Chronometer von einem Orte zum andern liefert sehr genaue Resultate. Die sicherste Methode zur Bestimmung des Zeitunterschiedes, also auch der L., ist aber die in neuerer Zeit angewendete mittels des elektrischen

Telegraphen. Andere Methoden sind: 1) die Beobachtung der Mondfinsternisse und Finsternisse der Jupitertrabanten; 2) künstliche Signale, z. B. das Zerplatzen von Bomben, Raketen, Pulverentzündungen oder sog. Blickfeuer, plötzliche Blendung eines hellen Lichtes u. s. w.; 3) Beobachtung von Bedeckungen der Fixsterne vom Monde. Diese Methoden, von denen keine zur See anwendbar ist, beruhen darauf, daß ein Ereignis an mehrern Orten zu gleicher Zeit wahrgenommen wird, und die Zeit, zu welcher es an dem einen bekannten Orte eintreten muß, im voraus bekannt ist. Vergleicht man nun damit die Zeit, zu welcher es an einem andern, erst zu bestimmenden Orte wirklich beobachtet wird, so erhält man sofort den Zeitunterschied und aus diesem den Längenunterschied der beiden Orte. Ferner 4) die Messung aus Mondhöhen oder Mondkulminationen, wobei man die Zeit beobachtet, zu welcher der Mond kulminiert, daraus die gerade Aufsteigung des Mondes und in den astron. Kalendern, z. B. den pariser Ephemeriden, die der beobachteten Rektascension entsprechende wahre Zeit in Paris sucht; 5) die Methode der Monddistanzen, welche darin besteht, daß man den Abstand des Mondes von gewissen Fixsternen mißt, dann mit den vorher berechneten, in den Ephemeriden für jeden Tag des Jahres (in der Regel von drei zu drei Stunden) angegebenen Abständen vergleicht und daraus die dem beobachteten Abstande entsprechende Zeit desjenigen Ortes, für welchen die Ephemeriden bestimmt sind, herleitet. Letztere Methode, schon 1514 von Werner vorgeschlagen, steht zwar der vierten an Genauigkeit nach, kann aber mit Ausnahme weniger Tage im Monate stets angewendet werden und erheischt kein anderes Instrument als einen Sextanten.

Langeac, Stadt im franz. Depart. Haute-Loire, Arrondissement Brioude, links am Allier, Station der Linien St.-Etienne-L. und St.-Germain des Fossés-Nimes, der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat Mineralquellen, Spitzen- und Holzschuhfabrikation und zählt (1876) 3530, als Gemeinde 4552 E. In der Nähe sind Blei- und Steinkohlengruben und Mühlsteinbrüche.

Langeais, Stadt im franz. Depart. Indre-et-Loire, Arrondissement Chinon, rechts an der Loire, Station der Linie Paris-Nantes der franz. Orleansbahn, zählt (1876) 1621, als Gemeinde 3463 E., hat ein schönes Schloß, eine alte Kirche, Melonen- und Weinbau, Schiffahrt, Fabriken für Fayence, Thonwaren, Ziegel, Pflüge und Leinwand, sowie Handel. Auf einer Höhe steht die Ruine eines im 10. und 11. Jahrh. erbauten Schlosses.

Langeland, eine zum Königreich Dänemark gehörige Insel zwischen den Inseln Fünen (s. d.) und Laaland (s. d.), 275 qkm groß, mit (1880) 19903 E., gehört zum Stift Fünen und bildet mit Taasinge (68,5 qkm mit 4529 E.), dem südöstl. Teile von Fünen und zahlreichen kleinern Inseln das Amt Svendborg (1642 qkm mit 117577 E.). L. ist 50 km lang und 4—8 km breit, von einer niedrigen, bewaldeten, im Skövlebjerg bis 48 m ansteigenden Hügelreihe durchzogen, sehr fruchtbar und gut angebaut. Der Hauptort und die einzige Stadt ist Rudkjöbing, in der Mitte der Westküste, mit 3179 E., einem Hafen, zu welchem 156 Schiffe gehören, und ansehnlichem Handel. Der größte Teil der Insel gehört zur Grafschaft Langeland (Besitzer sind die Grafen Ahlefeldt-Laurvigen), mit dem ehemals stark befestigten Schlosse Tranekjär und dem stadtähnlichen Dorfe gleichen Namens, 11 km im Nordosten von Rudkjöbing.

Langelsheim, Flecken im braunschw. Kreise Gandersheim, an der Innerste und am Fuße des Westharzes, Station der Linie Halle-Clausthal der Preußischen und Neuelrug-L. und L.-Grauhof der Braunschweigischen Eisenbahnen, mit (1880) 2363 E. Dabei liegt das Eisenwerk Sophienhütte.

Langen, Stadt in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach, 13 km nördlich von Darmstadt, Station der Linie Frankfurt-Heidelberg der Main-Neckarbahn, Sitz eines Amtsgerichts und zweier Oberförstereien, zählt (1880) 4475 meist prot. E., welche Knopf-, Mineralwasser-, Zündholzfabriken und Trikotwebereien unterhalten. Dabei sind bedeutende Sandsteinbrüche. Der Ort wurde 834 von Ludwig dem Deutschen an Lorsch gegeben; 1600 verkauften ihn die Isenburger an Hessen.

Lange Nacht, bei den Juden der Tag vor dem Versöhnungsfest, welcher der Andacht geweiht ist.

Langenäs oder Langeneß, Insel im schlesw. Wattenmeer, eine zur Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Husum, gehörige Hallig, zwischen den Inseln Föhr und Pellworm gelegen und mit Nordmarsch durch eine Brücke verbunden, zählt 120 E. Sie nimmt, wie alle Halligen, stetig an Areal ab.

Langenau, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Kronach, 8 km im NNW. von Rothenkirchen, mit (1880) 543 E., welche Holzwaren, namentlich Fässer und Dauben verfertigen.

Langenau, Stadt im württemb. Donaukreise, Oberamt Ulm, an der Nau, Station der Linie Aalen-Ulm der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3798 E., welche starken Flachsbau treiben, Maschinenfabriken, eine Cigarrenfabrik, eine Damast- und Jacquardweberei, eine Kunstmahlmühle und Torfgräbereien unterhalten.

Langenau, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Habelschwerdt, an der Glatzer Neisse, 8 km südlich von Habelschwerdt, besteht aus Oberlangenau mit (1880) 1339 E. und Niederlangenau mit 761 E. und einem besuchten Bad, seit 1844 auch mit sehr guten Moorbädern. Die Quelle, ein alkalisch-erdiger Eisensäuerling, hat 9,4° C.

Langenbeck (Konr. Joh. Martin), berühmter Anatom und Chirurg, geb. 5. Dez. 1776 zu Hornburg im Königreich Hannover, widmete sich seit 1794 zu Jena mediz. Studien, wo er auch 1798 promovierte. Nachdem er zu seiner weitern Ausbildung längere Zeit in Wien und Würzburg gelebt, habilitierte er sich 1802 zu Göttingen, wo er auch als Wundarzt am akademischen Hospital angestellt wurde. Er begann 1803 anatom. Vorlesungen zu halten, wozu er sich ein eigenes amphitheatralisches Auditorium bauen ließ, und wurde 1804 außerord. Professor. Im folgenden Jahre übernahm er interimistisch das Direktorium der chirurg. Klinik, errichtete 1807 das klinische Institut für Chirurgie und Augenheilkunde und wurde 1814 ord. Professor der Anatomie und Chirurgie und Generalchirurg der hannöv. Armee, der er nach Belgien folgte, wo er sich bis 1815 aufhielt. Unter seiner Leitung wurde 1829 in Göttingen das neue anatom. Theater erbaut, von dem er später eine Beschreibung (Gött. 1847) herausgab. Er erhielt 1840 den Titel Obermedizinalrat und starb 24. Jan. 1851.

Von seinen Schriften sind anzuführen: «Über eine einfache und sichere Methode des Steinschnitts»

(Würzb. 1802), «Abhandlung von den Leisten- und Schenkelbrüchen» (Gött. 1821), «Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten» (5 Bde., Gott. 1822—50), die ausgezeichneten «Icones anatomicae» (8 Bde., Gott. 1826—39) und mit Hinweisung auf dieselben das «Handbuch der Anatomie» (4 Bde., Gött. 1831—47). Zur Erläuterung seines anatom. Handbuchs dienen die «Anatom.-mikroskopischen Abbildungen» (4 Hefte, Gött. 1848—51). Auch gab er die «Bibliothek für Chirurgie und Ophthalmologie» (4 Bde., Gött. 1806—13, «Neue Folge», 4 Bde., Hannov. 1815—28) heraus.

Maximilian Adolf L., ein Sohn des vorigen, geb. 11. Jan. 1818 zu Göttingen, widmete sich erst 1835—40 zu Göttingen, dann zu Paris, Wien und Berlin mediz. Studien, habilitierte sich 1843 an der Universität seiner Vaterstadt und ward 1846 zum Professor ernannt. Nachdem er 1848 sein Lehramt niedergelegt, siedelte er 1851 nach Hannover über, wo er seitdem als praktischer Arzt thätig war und 1865 in das Ober-Medizinalkollegium berufen ward. L. hat sich als Chirurg und Ophthalmolog einen geachteten Namen erworben. Unter seinen Schriften sind zu nennen: «Klinische Beiträge aus dem Gebiete der Chirurgie und Ophthalmologie» (2 Bde., Gött. 1840—50), «Untersuchungen über die Allantois» (Gött. 1844), «Die Impfung der Arzneimittel» (Hannov. 1856), «Die Insolation des menschlichen Auges» (Hannov. 1857), «Die gewaltsame Streckung der Kniekontrakturen» (Hannov. 1858).

Langenbeck (Bernh. Rud. Konrad von), berühmter Chirurg, ein Neffe und Schüler Konrad Johann Martin L.s, geb. 9. Nov. 1810 zu Hannover, studierte in Göttingen, wo er sich, nachdem er zwei Jahre lang Studien halber in England und Frankreich sich aufgehalten hatte, 1838 als Privatdocent der Physiologie habilitierte und gleichzeitig als praktischer Chirurg thätig war. Er wurde 1842 als Professor der Chirurgie nach Kiel, 1848 an Dieffenbachs Stelle als Professor und Direktor des königl. chirurgischen Klinikums nach Berlin berufen. L. hat sich namentlich um die operative Chirurgie außerordentlich große Verdienste erworben, besonders auch die Kriegschirurgie wesentlich gefördert, wozu ihm die Teilnahme an den Kriegen gegen Dänemark, gegen Österreich, gegen Frankreich (als preuß. Generalarzt) reiche Gelegenheit bot. Höchst bemerkenswert sind vor allem seine Leistungen auf dem Gebiete der konservativen (Resektionen) und plastischen Chirurgie, wie es überhaupt kaum einen Zweig der Chirurgie gibt, den er nicht durch neue, zum Teil höchst geniale Operationsmethoden gefördert hat. Seine sehr zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten finden sich großenteils in Zeitschriften. Seit 1860 gibt er in Verbindung mit Billroth und Gurlt das «Archiv für klinische Chirurgie» heraus. Im J. 1882 zog er sich in den Ruhestand zurück und lebt seitdem in Wiesbaden.

Langenberg, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mettmann, Station der Linie Steele-Vohwinkel der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Realprogymnasium und ein Krankenhaus und zählt (1880) 5352 meist prot. E., welche eine Eisenbahnhauptwerkstätte, zahlreiche und bedeutende Seiden- und Halbseidenstoff- und Bandfabriken, Färbereien, mehrere Pappdeckelfabriken und eine Maschinenfabrik unterhalten.

Langenberg, Marktflecken bei Gera (s. d.).

Langenbielau, großes Dorf im Kreise Reichenbach des schles. Regierungsbezirks Breslau, mit statutarisch geordneter Gemeindevertretung und Verwaltung, an einem Zufluß der Peila, ein bedeutender Manufaktur- und Fabrikort, besteht aus vier Gemeinden, ist fast 8 km lang, zählt (1880) 13177 meist prot. E., hat ein dem Herrn von Seidlitz gehörendes Schloß, zwei Kirchen, Wasser-, Wind- und Dampfmühlen, Färbereien, Kattundruckereien, Ziegeleien, eine chem. Fabrik, eine Dampfziegelei, Garnbleichen, namentlich aber viel Webstühle zu Baumwolle und Leinwand. Hier fand, in nachbarlichen Ortschaften begonnen, 5. Juni 1845 ein bedeutender Arbeiteraufstand statt.

Langenbrücken, Dorf in Baden, Kreis Karlsruhe, Amtsbezirk Bruchsal, an der Kreichbach, Station der Linie Heidelberg-Basel der Badischen Staatseisenbahnen, hat eine Schwefelquelle nebst Badeanstalt (Amalienbad), Wein- und Tabaksbau, und zählt (1880) 1447 E.

Längenbureau (Bureau des longitudes) nennt man die zu Paris und Landon für geogr.-astron. Bestimmungen eingerichteten Anstalten.

Langenburg, Stadt im württemb. Jagstkreise, Oberamt Gerabronn, an der Jagst, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1492 E., welche ausgedehnten Feldbau, bedeutende Viehzucht, Vieh- und Getreidehandel treiben. L. ist Residenz des Fürsten von Hohenlahe-L. Dazu gehört das fürstl. Jagdschloß Ludwigsruhe, mit Park und Meierei.

Langendijk (Pieter), holländ. Dichter, geb. 25. Juli 1683 zu Harlem, lebte als Damastweber und Patronenmacher in bedrängten Verhältnissen, bis die Regierung ihn in seinem 66. Jahre zum Geschichtschreiber der Stadt Harlem ernannte. L. starb daselbst 18. Juni 1756. Schon im 16. Jahre schrieb er ein wirksames Lustspiel: «Don Quichot of de bruiloft van Camacho». Auch seine spätern Lustspiele: «Krelis Louwen of Alexander de Groote op het poëtenmaal», «De Wiskunstenaars of't gevluchte juffertje» u. s. w., sind reich an Komik. Seine beschreibenden Gedichte (Leben der Erzväter, die Grafen von Holland, Leben Wilhelms I., Beschreibung der Gegend von Kleve u. s. w.), sowie sein Trauerspiel «Cäsar und Cato» sind vergessen. Größeres Lob dagegen verdienen seine «Herders-, Visschers- en Veldzangen». Seine gesammelten Werke (mit Ausschluß der beschreibenden Gedichte) erschienen zu Amsterdam in vier Quartbänden; eine neue Ausgabe (Rotterd. 1829) blieb unvollendet.

Langendreer, Dorf in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis Bochum, Station der Linien Düsseldorf-Soest, Rheydt-Dortmund und L.-Löttringhausen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 8468 meist prot. E., welche starken Steinkohlenbergbau, Bierbrauerei und Landwirtschaft treiben.

Langeneß, s. Langenäs.

Längenfeld, s. Gestrecktes Feld.

Langenhorst, ehemaliges Stift bei Steinfurt (s. d.) im preuß. Regierungsbezirk Münster.

Langenöls (Mittel-), Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Lauban, am Schwarzwasser, Station der Linie Kohlfurt-Glatz der Preußischen Staatsbahnen, hat starken Braunkohlenbergbau und zählt (1880) 2771 E. Dabei liegen Oberlangenöls mit 507 und Niederlangenöls mit 492 E.

Langensalza, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, früher Hauptstadt des kurfächs. Thüringen, liegt in einer ebenen und fruchtbaren Gegend an der Salza, die in der Nähe in die Unstrut mündet, und an der Linie Gotha-Leinefelde der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Landratsamts, sowie einer Superintendentur und zählt (1880) 10538 meist prot. E. Unter den vier Kirchen des Ortes zeichnen sich die 1863 restaurierte gotische St. Bonifacius- oder Marktkirche mit 90 m hohem Turme und drei von zehn Säulen getragenen hohen Schiffen, und die St. Stephans- oder Bergkirche mit schönem Turm aus. Außerdem sind von Bauwerken hervorzuheben das alte Schloß, früher Witwensitz der herzogl. Linie Sachsen-Weißenfels, jetzt verschiedenen Behörden dienend, das Rathaus mit hohem Turm, ein Krankenhaus u. s. w. An höhern Unterrichtsanstalten sind vorhanden ein Real-Progymnasium und eine höhere Töchterschule. L. hat Kammgarnspinnereien, eine Wollweberei und Tuchfabrik mit Streichgarnspinnerei, eine Baumwollwarenfabrik, eine Sago- und Dextrinfabrik, zwei Malzfabriken, Maschinenbauanstalten, Ziegeleien, Kalkbrennereien und mehrere große Handelsgärtnereien. Die in der Nähe befindliche Schwefelquelle ist mit Badeeinrichtungen versehen. Ursprünglich den Herren von Salza gehörig, erhielt der Ort 1212 Stadtrecht. Am 15. Febr. 1761 siegten bei L. die Preußen und Hannoveraner unter Sydow und Spörken über die Franzosen und Reichsarmee unter Stainville und Klingenberg, und 17. April 1813 bestanden hier die Preußen ein siegreiches Gefecht gegen die Bayern. Bei dem in der Nähe der Stadt gelegenen Kloster Homburg, von dem sich noch Mauerreste vorfinden, schlug Kaiser Heinrich IV. 9. Juni 1075 die Sachsen und Thüringer.

In neuerer Zeit wurde L. geschichtlich denkwürdig durch das Treffen vom 27. Juni 1866 und die danach abgeschlossene Kapitulation der hannov. Armee. Nachdem die Unterhandlungen zwischen Preußen und Hannover 26. Juni gescheitert, hatten die hannov. Truppen (18000 Mann unter General von Arentschildt) in der folgenden Nacht Stellung hinter der Unstrut mit dem Hauptquartier in Merzleben bezogen. Bei Gotha stand der preuß. General von Flies mit 8700 Mann. Die preuß. Vorhut besetzte zunächst L. und entwickelte sich südlich der Unstrut zum Angriff auf den Gegner, welchen man dort festhalten wollte, um den preuß. Divisionen Beyer und Manteuffel Zeit zu gewähren, die Einschließung der hannov. Armee zu vollenden. Der rechte Flügel der Hannoveraner drang jedoch gegen Mittag bei Thamsbrück über die Unstrut vor, gegen 1 Uhr begann auch im Centrum der Angriff gegen den Jüdenhügel, während gleichzeitig der preuß. rechte Flügel von Nägelstedt her umfaßt wurde. Das überlegene Feuer der feindlichen Artillerie nötigte die Preußen gegen 3½ Uhr nachmittags zum Aufgeben des Jüdenhügels und zum Rückzuge, welcher auf die tapferste Weise vom 2. schles. Grenadierregiment Nr. 11 gedeckt und bis Warza fortgesetzt wurde. Um 4½ Uhr stond die hannov. Vorhut auf demselben Höhenzuge, auf dem am frühen Morgen ihre Vorposten aufgestellt waren, dahinter sammelte sich ihre Hauptmacht in und bei L. Dieser Waffenerfolg wurde jedoch nicht ausgenutzt, und in der Nacht auf den 28. Juni trafen preuß. Verstärkungen ein. Am Morgen des 28. Juni waren die hannov. Truppen von den Generalen Flies, Manteuffel und Korth mit zusammen mehr als 40000 Mann völlig umstellt. So blieb der hannov. Armee nur eine ehrenvolle Kapitulation übrig, die 28. Juni zwischen den Generalen von Arentschildt und Vogel von Falckenstein abgeschlossen, und zu welcher 29. Juni zu L. in fünf Punkten Zusätze und Erläuterungen zwischen den Generalen von Arentschildt und Freiherrn von Manteuffel vereinbart wurden. Nach denselben wurden der König und der Kronprinz von Hannover veranlaßt, ihren Aufenthalt außerhalb des Königreichs Hannover zu nehmen, und die Auflösung der hannov. Armee ausgesprochen. (S. Deutscher Krieg von 1866 und Hannover.)

Der Kreis Langensalza umfaßt ein Areal von 418,28 qkm mit (1880) 36728 E. Vgl. Marschall, «Histor.-statist.-topogr. Beschreibung des Kreises L.» (Langensalza 1863); Göschel, «Chronik der Stadt L.» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1818—20; Bd. 3 u. 4, Langensalza 1842—44); Otte und Sommer, «Beschreibende Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler im Kreise L.» (Halle 1880).

Langenschwalbach (Schwalbach), Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Untertaunuskreis, in einem schönen Seitenthal der Aar, ist Sitz eines Landratsamts und Amtsgerichts, hat eine große königl. Badeanstalt, zählt (1880) 2811 E. und ist ein besuchter Badeort für Frauenkrankheiten, Blutarmut, Schwächezustände (an 5000 Gäste), unter dessen zahlreichen Quellen namentlich der Stahl- und Weinbrunnen benutzt werden. Jährlich werden an 130000 Krüge mit dem Wasser versendet.

Langensee, s. Lago-Maggiore.

Langenselbold, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hanau, an der Grünau, Station der Linie Berlin-Halle-Frankfurt a. M. der Preußischen Staatseisenbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß der Fürsten von Isenburg-Birstein und zählt (1880) 3195 meist prot. E.

Langenstein (Hugo von), Dichter des 13. Jahrh., s. Hugo von Langenstein.

Längenteilmaschine, s. u. Teilmaschine.

Langenthal, Marktflecken im Bezirk Aarwangen des schweiz. Kanton Bern, liegt 482 m über dem Meere, 26 km nordöstlich von Burgdorf an der Linie Olten-Bern der Schweizerischen Centralbahn im breiten Thale der Langeten, besitzt eine große Kirche, ein Kaufhaus, mehrere Fabriken und Gasthöfe und zählt (1880, als Gemeinde) 3846 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen neben Ackerbau und Viehzucht die Baumwoll-, Leinen- und Wollindustrie sind.

Langenwinkel, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, s. Winkel.

Langenzenn, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Fürth, an der Zenn, Station der Linie Siegelsdorf-L. der Bayrischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1728 E., welche Obst, Hopfen und Tabak bauen.

Langeoog, eine der aus Dünensand gebildeten Inseln in der Nordsee längs der Küste von Ostfriesland, zum Kreis Aurich der preuß. Provinz Hannover gehörig, zwischen Baltrum und Spiekeroog gelegen und steten Veränderungen durch die Meeresflut unterworfen, ist etwa 6 qkm groß und zählt 160 E. Sie hat eine Rettungsstation für Schiffbrüchige und ein kleines Seebad.

Langer (Anton), österr. Volksschriftsteller, geb. 12. Jan. 1824 zu Wien, studierte daselbst, ward Dramatiker des Josephstädter Theaters, leitete von 1850 bis zu seinem Tode die Redaction der komischen Wochenschrift «Hans Jörgel» und errang als dramatischer Dichter Erfolge besonders durch «Strauß und Lanner», «Ein wiener Freiwilliger», «Der Aktiengreisler», «Vom Juristentag» und «Salon Pitzelberger»; auch schrieb er die Romane «Der letzte Fiaker», «Ein Grafenkind», «Die Schweden vor Wien», «Bankier und Tänzerin», «Kaisersohn und Baderstochter». Er starb zu Wien 7. Dez. 1879.

Langer (Joh. Pet. von), Historienmaler, geb. 1756 zu Kalkum, studierte in Düsseldorf und wurde 1784 Professor an der dortigen Kunstakademie und 1789 Direktor derselben, endlich auch Direktor der Gemäldegalerie. Eine einflußreiche Wirksamkeit entwickelte er namentlich als Lehrer. Er wurde 1806 Direktor der Akademie in München, wo er nach einer ital. Reise 6. Aug. 1824 starb. In Bezug auf seine eigenen Produktionen war L. bedeutend im Ausdruck lebenskräftiger Gestalten, aber doch nicht frei von einer gewissen akademischen Manier. Vorzüglich geschätzt sind seine Porträts. Sein Hauptwerk ist der die Kinder segnende Christus in der Karmeliterkirche zu München; auch sein Zinsgroschen und mehrere andere Bilder aus der heil. Geschichte und seine sechs Bilder aus der Fabel der Psyche in Barmen haben Ruf. Durch geistreiche Radierungen suchte er seinen Schülern die damals noch gebräuchlichen Rötelstudien u. dgl. entbehrlich zu machen.

Sein Sohn und Schüler, Robert von L., geb. 1783 in Düsseldorf, wurde 1806 Professor an der münchener Akademie, wo er den Antikensaal einrichtete und den Unterricht in der Plastik leitete. Sodann wurde er 1820 auch Generalsekretär der Akademie, 1827 Direktor des königl. Kabinetts der Handzeichnungen, endlich 1841 Central-Galeriedirektor, in welcher Eigenschaft er die Pinakothek einrichtete und auch die schleißheimer Galerie neu ordnete. Auch restaurierte er ältere Gemälde, z. B. die berühmte Amazonenschlacht von Rubens. Als Historienmaler ist er durch seine sieben Werke der Barmherzigkeit in der Spitalkirche am besten vertreten. Die Frauenkirche und die Franziskanerkirche daselbst enthalten Altarblätter von seiner Hand; in dem Palais des Herzogs Max in Bayern malte er sechs große Freskobilder. Ferner lieferte L. eine Reihe von trefflichen Federzeichnungen zu Dantes «Hölle», aus welcher er auch den Stoff zu einem größern Gemälde: Virgil und Dante (in der königl. Galerie zu Stuttgart) nahm. L. starb 6. Okt. 1846 auf seinem Landhause in Haidhausen.

Langer (Karl Herm. Theod.), Kupferstecher, geb. 17. Dez. 1819 in Leipzig, Sohn des Stechers Gottfried L., besuchte die dortige Kunstakademie, setzte dann seine Studien in Dresden fort, wo er seit 1839 bei Steinla im Atelier arbeitete. Im J. 1844 trat er in Thäters Atelier über und lieferte nun die Reliefs des Beethoven-Monuments nach Hähnel, anderes nach Schwind und Rauch. Seit 1847 trat er selbständig auf und entfaltete nun eine rege Thätigkeit. Von seinen Werken sind hervorzuheben: die Deckengemälde der Stanze des Heliodor nach Rafael, Jakob und Rahel nach dem Original Giorgiones in Dresden, Verschiedenes nach Schnorrs Nibelungenfriesen, der Sommer und der Herbst nach Wislicenus, 10 Blätter nach den Fresken der Libreria in Siena, die heil. Familie des Mantegna, heil. Elisabeth nach Cornelius die Verleumdung nach Kurzbauer, sowie vier Hefte nach eigenen Skizzen. Landschaftliche Motive wurden erst in neuerer Zeit Gegenstand seiner Reproduktion. Im J. 1865 wurde L. Ehrenmitglied der dresdener Akademie.

Langeron (Andrault, Graf von), russ. General, geb. zu Paris 13. Jan. 1763, trat 1782 in franz. Militärdienst, nahm 1783 am ameril. Unabhängigkeitskriege teil, kehrte darauf nach Frankreich zurück und wurde 1788 Oberst. Beim Ausbruche der Revolution wanderte L. aus und trat 1790 in russ. Dienste, wo er sich im Dezember desselben Jahres bei Erstürmung der türk. Festung Ismail auszeichnete und von der Kaiserin Katharina II. einen Ehrendegen empfing. L. nahm an den weitern Kämpfen in der Türkei, in den Niederlanden und Frankreich teil und wurde 1799 Generallieutenant. Im J. 1813 führte L. als General der Infanterie ein 45000 Mann starkes Korps des Blücherschen Heeres und geriet durch seine übertriebene Vorsicht mit Blücher öfters in Zerwürfnisse, z. B. in der Schlacht an der Katzbach, an der L.s Korps nicht teilnehmen konnte, da fast dessen gesamtes Geschütz weit zurückgeschickt worden war. Indessen vernichtete L. bei der Verfolgung 29. Aug. bei Löwenberg die franz. Division Puthod und erstürmte 30. März 1814 in der Schlacht bei Paris die Höhen des Montmartre. Auch 1828 kämpfte L. glücklich im Türkenkriege. Er starb zu Petersburg 4. Juli 1831.

Langes Parlament, in der engl. Geschichte Name des Parlaments, welches 3. Nov. 1640 König Karl I. eröffnete und welches sich erst 16. März 1660 wieder auflöste. (S. Großbritannien, Geschichte, Bd. VIII, S. 480b.)

Langer Tag, bei den Juden soviel wie Versöhnungsfest (s. d.).

Langethal (Christian Eduard), namhafter Botaniker und landwirtschaftlicher Schriftsteller, geb. 1806 in Erfurt, studierte zu Jena Naturwissenschaften und Landwirtschaft, wurde 1833 Lehrer an der landwirtschaftlichen Akademie zu Eldena, 1839 außerord., später ord. Honorarprofessor in Jena, wo er auch längere Zeit die interimistische Direktion des landwirtschaftlichen Instituts führte. Seine Hauptwerke sind die treffliche «Geschichte der deutschen Landwirtschaft» (4 Bde., Jena 1847—56) und das «Lehrbuch der landwirtschaftlichen Pflanzenkunde» (5. Aufl., 3 Bde., Jena 1866). Außerdem veröffentlichte er: «Terminologie der beschreibenden Botanik» (Jena 1846), «Beschreibung der Gewächse Deutschlands» (Jena 1858), «Die Geschichte der Landwirtschaft in Verbindung mit der allgemeinen Geschichte» im «Histor. Taschenbuch» (Jahrg. 1863). Seit 1845 setzte L. mit Schlechtendal und Schenk die von Zenker begründete «Flora von Thüringen» fort. Er starb 25. Juli 1878.

Langflügler (Longipennes), Gruppe der Schwimmvögel (s. d.); zu den L. gehören Seeschwalben, Möwen, Sturmvögel u. s. w.

Langfuhr, Vorstadt von Danzig (s. d.).

Langgeschoß, s. unter Geschoß, Bd. VII, S. 878b.

Langhänder (Macrochires) ist der Name einer Vogelordnung, deren Hand länger als der Unterarm und der Oberarm ist. Als echte Fliegtiere haben sie schwache, kaum zum Gehen geeignete, hintere Extremitäten, deren Innenzehe entweder stets nach vorn oder stets nach hinten gerichtet oder

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

LANGHÄNDER.

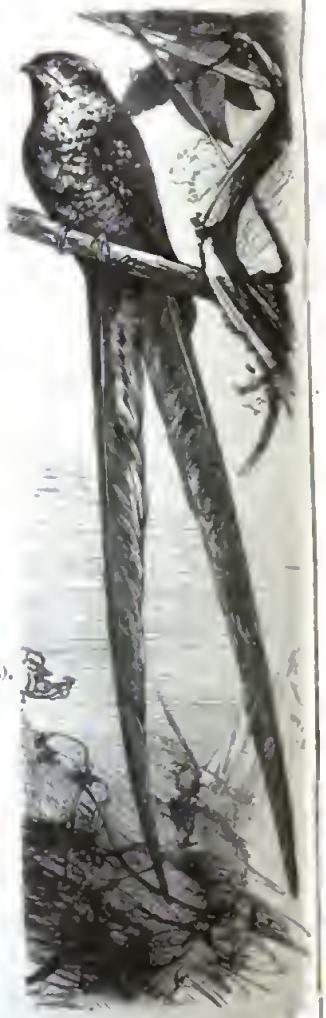
1. Flaggennachtschwalbe (Caprimulgus Speket).

6. Alpen- oder Felsensegler (Cypselus melba).

2. Echte Salangane (Collocalia nidifica).

3. Guacharo (Steatornis caripennis).

4. Mauer- oder Turmschwalbe (Cypselus apus).



7. Leier- oder scherenschwänzige Nachtschwalbe (Caprimulgus megalurus).

5. Europäische Nachtschwalbe (Caprimulgus europaeus).

Digitized by Google

eine Wendezehe sein kann. Sie haben immer 10 lange Handschwingen, 6—13 Armschwingen und 10 Steuerfedern. Eine sehr verschiedenartige Bauart zeigen die Schnäbel, sie bilden entweder eine lange, dünne Röhre, oder sind sehr kurz, breit und bis unter die Augenhöhle gespalten. Die L. sind fast immer insektenfressende Vögel, die nur in einzelnen wenigen Formen außerhalb der Tropen vorkommen. Die L. zerfallen in drei Familien: 1) die Kolibris (s. d., und Tafel: Kolibris); 2) die Nachtschwalben (s. d.) mit der europ. Nachtschwalbe oder dem Ziegenmelker (Caprimulgus europaeus, s. Tafel: Langhänder, Fig. 5), der durch verlängerte Schwanzfedern ausgezeichneten Leiernachtschwalbe (C. megalurus, Fig. 7), der merkwürdigen Flaggennachtschwalbe (C. Spekei, Fig. 1). Die sonderbarste ist indes der südamerik. Guacharo (s. d., Fig. 3); 3) die Segler (s. d.), zu denen die gemeine Turmschwalbe (Cypselus apus, Fig. 4), der im südl. Europa vorkommende Alpensegler (C. melba, Fig. 6) und die echte Salnngane (s. d., Collacalia caripennis, Fig. 2) gehören.

Langhans (Karl Gotthard), berühmter Baumeister, geb. 1733 zu Landeshut in Schlesien, widmete sich der Baukunst und wurde Kriegs- und Oberbaurat bei der Kammer in Breslau, wo er das Haßfeldsche Palais (jetzt Regierungsgebäude), mehrere Privathäuser und das frühere Theatergebäude aufführte. Im J. 1792 wurde er von Friedrich Wilhelm II. nach Berlin berufen, um das Innere des königl. Opernhauses umzugestalten. Mit dem Brandenburger Thor daselbst führte L. zuerst den griech. Baustil in Deutschland ein. Inzwischen war er zum Direktor des königl. Oberbauamts ernannt worden. Im J. 1797 legte er das erste Stück Chaussee im preuß. Staate (von Berlin nach Steglitz) an. In der Folge vollendete er noch das von Gontard begonnene Marmorpalais in Potsdam und leitete mehrere andere Bauten in Berlin, darunter das anatom. Amphitheater der Tierarzneischule. L. starb 1808 auf seiner Besitzung Grüneiche bei Breslau.

Sein Sohn, Karl Ferdinand L., geb. am 14. Jan. 1781 zu Breslau, widmete sich unter seinem Vater ebenfalls der Baukunst, war 1797—1806 im preuß. Staatsdienst und begründete seinen Ruf als Architekt mit dem Gesellschaftshaus der Kaufmannschaft in Breslau, wo er auch die Kirche der Elftausend Jungfrauen erbaute. Ferner baute er 1837 das Palais des damaligen Prinzen, jetzigen Königs von Preußen zu Berlin, renovierte das königl. Opernhaus daselbst (nach dem Brande von 1843) und baute die Theater in Stettin, Dessau und Liegnitz; auch das Victoriatheater in Berlin, der Neubau des breslauer Theaters und das Neue Theater zu Leipzig (1868) sind nach seinen Entwürfen ausgeführt. L. starb zu Berlin 22. Nov. 1869 als Oberbaurat.

Langhörner, Unterordnung der Dipteren (s. d.).

Langiewicz (Maryan), poln. Insurgentenanführer, geb. 5. Aug. 1827 zu Krotoschin, Sohn eines Arztes, bezog die Universität Breslau, wo er sich besonders der Mathematik zuwandte. Er diente ein Jahr in der preuß. Artillerie und wurde Bombardier. Im J. 1860 kam L. nach Paris, wo er eine Lehrerstelle an der Militärschule erhielt, die Mieroslawski errichtet hatte. Noch in demselben Jahre beteiligte er sich an dem Zuge Garibaldis auf dem neapolit. Festlande als Adjutant des Generals Milbitz. Im J. 1862 hielt er sich in Angelegenheiten des demokratischen Centralausschusses zu Paris und zu London auf. Er begab sich sodann heimlich nach Polen, wurde nach Ausbruch des Aufstandes von 1863 Führer eines Freikorps im Bezirk Sandomir und verstand es, mit seiner etwa 4000 Mann zählenden Schar den Russen gegenüber Erfolge zu erringen. Am 10. März erklärte ihn dieselbe zum General und Diktator von Polen, und L. ernannte 12. März eine Civilregierung. Die Russen wandten jetzt alle verfügbaren Truppen gegen L., schlugen denselben bei Chrobrze (17. März) und bei Busk (18. März) und drängten den Rest seines Korps 19. März auf österr. Gebiet. Von den österr. Behörden wurde er zu Tarnow, dann zu Krakau, später zu Josephstadt interniert. Ende Febr. 1865 erhielt L. seine Freiheit, worauf er seinen Wohnsitz im Dorfe Grenchen im Kanton Solothurn nahm. Später begab sich L. nach der Türkei und wurde in Kadiköl bei Konstantinopel von der türk. Regierung im Artilleriedienst beschäftigt, wandte sich aber bald nach Frankreich, wo er viele Jahre unter dem Namen Langlé in größter Dürftigkeit in Paris lebte, und starb Ende Dez. 1881 im städtischen Hospital zu Lille.

Langlochbohrmaschine, eine Werkzeugmaschine zur Herstellung schlitzartiger Vertiefungen oder Durchbohrungen in Holz- oder Metallgegenständen. (S. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 265ᵃ.)

Langlütjensand, eine lange Sandinsel in der Wesermündung, welche nebst der Robbenplatte den Strom unterhalb von Blexen in zwei Arme teilt. Der westliche der letztern hat geringere Tiefe als das östlicher gehende, etwa 7,5 m tiefe Wurster Fahrwasser.

Langnau, drei Dörfer in der Schweiz:

Langnau im Emmenthal, Hauptort des Bezirks Signau im Kanton Bern, liegt 684 m über dem Meere, 26 km östlich von Bern auf dem rechten Ufer der Ilfis, an der Bahnlinie Bern-Luzern, von welcher hier die Emmenthalbahn L.-Burgdorf-Solothurn abzweigt, und zählt als Gemeinde (1880) 7191 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen der Ackerbau, die Alpenwirtschaft, die Leinenindustrie und der Handel sind. Der große stattliche Ort, eins der schönsten und reichsten Dörfer des Kantons Bern und nächst Burgdorf der wichtigste Stapelplatz für den Käse- und Leinwandhandel des Emmenthals, besitzt eine große 1672 erbaute Kirche, eine Sekundar- und mehrere Primärschulen, eine 1519 errichtete Marktlaube, mehrere Fabriken und Gasthöfe und zahlreiche villenartige Privatgebäude. Hier lebte 1770—81 der Naturarzt Michael Schüppach, der als «Médecin des Alpes» in ganz Europa bekannt war. Schon 850 urkundlich erwähnt, stand L. im Mittelalter unter der Benediktinerabtei Trub und den Freien von Brandis und von Spitzenberg, kam gegen Ende des 14. Jahrh. an Bern und ist seit 1803 Amtssitz des Bezirks Signau. Vgl. Imobersteg, «Das Emmenthal» (Bern 1876).

Langnau am Albis, im Bezirk Horgen des Kantons Zürich, 544 m über dem Meere, 9 km südlich von Zürich, an der Albisstraße auf dem linken Ufer der Sihl gelegen, zählt (1880) 1432 E.

Langnau bei Reiden, 467 m über dem Meere, 32 km nordwestlich von Luzern im Thal der Wigger und dem luzernischen Bezirke Willisau, ist ein Bauerndorf mit 925 E.

Langobarden, s. Longobarden.

Langobardisches Recht, s. Longobardisches Recht.

Langogne, Stadt im franz. Depart. Lozère, Arrondissement Mende, links am Allier, Station der Linie St.-Germain des Fossés-Nimes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat eine merkwürdige alte Kirche, ein Hospiz, einen Kupferhammer, Tuchmanufaktur, Wollspinnerei, Färbereien, Weißgerbereien und Ziegelbrennereien und zählt (1876) 3228, als Gemeinde 3611 E.

Langon, Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrondissement Bazas, links an der Garonne, über welche eine imposante eiserne Hängebrücke führt, Station der Linien Bordeaux-Cette und L.-Bazas der Französischen Südbahn, hat Überreste alter Römerbauten, Gerberei, Böttcherei, Weinbau und Weinhandel und zählt (1876) 3903, als Gemeinde 4740 E.

Langrand-Dumonceau (Andreas, Graf), geb. 5. Dez. 1826 zu Vossem bei Lüttich aus niederm Stande, ward Banlschreiber und fand bald mit seiner Idee der «Christianisierung des Kapitals» bei der hohen Geistlichkeit Anklang, gründete in Brüssel ein Banlgeschäft und stand dem Papste vielfach finanziell bei, wofür dieser ihn zum Grafen erhob. Von allen Seiten strömten seinen Gründungen Kapitalien zu, bis 1870 der Bankrott über ihn hereindrach. Der Rückhalt, den L. bei hohen Persönlichkeiten fand, verzögerte den Prozeß und ließ ihm Zeit, zu entfliehen; nachdem die Untersuchung acht Jahre lang geschwebt, wurde L. endlich wegen betrügerischen Bankrotts und Fälschung in contumaciam zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt.

Langres, feste Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Haute-Marne, links an der Marne, 475 m über dem Meere, auf einer die umliegende fruchtbare Ebene beherrschenden Höhe des durch seinen Eisenreichtum ausgezeichneten Plateau von Langres, welches die Wasserscheide zwischen dem Mittelmeere, der Nordsee und dem Kanal bildet und im Mont-Tasselot im S. der Seinequelle bis zu 608 m aufsteigt. L., Station der Linien Paris-Belfort-Petit-Croix, Blesme-Gray, Poinson-Beneuvre-L. und L.-Antilly der Französischen Ostbahn, ist Bischofssitz und hat alte Mauern mit Türmen und Resten röm. Triumphbogen, eine schöne, gegen Ende des 12. Jahrh. im Übergangsstil erbaute Kathedrale, St.-Mammès, ein gallo-röm. Thor, wohl aus dem 4. Jahrh., einen Gerichtshof erster Instanz und ein Handelsgericht, ein Kommunal-Collége in einem sehr schönen Gebäude, ein theol. Seminar, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemälde- und Antiquitätensammlung in der ehemaligen Kirche St.-Didier und schöne Promenaden. Ein Denkmal des hier geborenen Diderot (Standbild von Bartholdi) wurde 8. Aug. 1884 enthüllt. Die Stadt zählt (1876) 9488, als Gemeinde 10376 E., welche Fabriken berühmter Messerschmiedewaren (namentlich Scheren), auch Lederfabriken, Essigsiedereien und Bierbrauereien unterhalten und lebhaften Handel mit diesen Erzeugnissen sowie mit landwirtschaftlichen Produkten treiben.

L., das alte Andomatunnum, die Hauptstadt der gallischen Lingones, daher auch Civitas Lingonum genannt, erhielt vom Kaiser Otho röm. Bürgerrecht. In ihrer Nähe wurden 301 die Alamannen von Constantius Chlorus und 680 König Dagobert vom Majordomus Ebroin geschlagen. Von den Burgundern kam die Stadt 534 an die Franken, 843 an Frankreich. Sie war schon früh Bischofssitz, hatte später eigene Grafen, gelangte durch Herzog Hugo III. von Burgund 1179 an dessen Oheim Walter, den Bischof von L., und wurde zu dessen Gunsten von Ludwig VII. zum Herzogtum erhoben. Die Stadt wurde 1362 gegen die Engländer befestigt, unter Ludwig XI. und Franz I. noch verstärkt, verfiel aber später und erhielt erst unter Ludwig Philipp wieder Festungswerke. L. wurde im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 von den Deutschen nur cerniert. Am 16. Dez. 1870 kam es bei L. und Longeau zu einem heftigen Gefecht zwischen Truppen vom deutschen 14. (Werderschen) Armeekorps und den Franzosen, in welchem letztere nach L. zurückgeworfen wurden. Die Umgegend bildet die Landschaft Bassigny, die früher teils zum Herzogtum Bar, teils mit L. selbst zur Champagne gehörte.

Langsd., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Langsdorff (Georg Heinr., Freiherr von). Derselbe war geb. 1774 zu Wöllstein in Rheinhessen, studierte in Göttingen Medizin, lebte 1797—1803 in Portugal, nahm dann an der Krusensternschen Weltreise teil, ging hierauf als russ. Geschäftsträger nach Brasilien und lebte seit 1831 in Freiburg i. Br., wo er 29. Juni 1852 starb. Sein Hauptwerk sind die «Bemerkungen auf einer Reise um die Welt» (2 Bde., Frankf. 1812).

Langsdorffia *Mart.*, Pflanzengattung aus der Familie der Balanophoreen. Man kennt nur eine Art, die L. hypogaea *Mart.*, welche im tropischen Südamerika vorkommt. Sie ist wie die übrigen Balanophoreen (s. d.) eine parasitisch lebende Pflanze mit eingeschlechtigen Blüten, die zu kolbenartigen Blütenständen vereinigt sind. Die Blattorgane sind nur als Schuppen ausgebildet und die ganze Pflanze ist fleischig entwickelt. Sie führt sehr reichlich Wachs, sodaß Kerzen daraus bereitet werden können; in einigen Gegenden Südamerikas sollen die getrockneten Pflanzen selbst ohne weitere Präparation als Kerzen Verwendung finden.

Längsfeuer, s. Enfilade.

Langside, Dorf bei Glasgow in Schottland, bekannt durch die Schlacht vom 13. Mai 1568, in welcher die Anhänger Marie Stuarts unter Hamilton durch den Grafen von Murray besiegt wurden.

Längster Tag, der Tag, an welchem die Sonne in ihrem Kulminationspunkt zu Mittag dem Scheitelpunkt am nächsten kommt, fällt in der nördl. Hemisphäre um den 21. Juni, in der südlichen um den 21. Dez. (S. Sonnenwende.)

Languard (Piz), Berg der südrhätischen Alpen (s. Alpen 10) im schweiz. Kanton Graubünden, erhebt sich als steiler, an der Ostseite vergletscherter Felskegel, 8 km südöstlich von Samaden im Ober-Engadin, der Berninagruppe gegenüber, zu 3266 m über dem Meere, besteht aus Gneis- und Glimmerschiefer und bietet auf seiner Spitze, die nur für 20—24 Personen Raum gewährt und von Pontresina aus leicht in drei bis vier Stunden auf gutem Reit- und Fußwege erreicht wird, eine der großartigsten Bergrundsichten Graubündens, von der nahen Berninagruppe nördlich bis zum Tödi und Sentis, vom Ortler und Adamello im O. bis zum Monte-Rosa und Montblanc im W. Vgl. Lechner, «Piz L.» (Lpz. 1868).

Languedoc hieß bis 1790 eine Provinz des südl. Frankreich, die von Provence, Dauphiné, Lyonnais, Auvergne, Guienne, Gascogne, Foix,

Roussillon und dem Mittelmeere begrenzt war und 42000 qkm umfaßte. Sie führte ihren Namen von der südfranz. Mundart (langue d'oc), die der nordfranzösischen (langua d'oui) entgegengesetzt wird. Das Gebiet von L. nehmen jetzt die Departements Lozère, Gard, Ardèche, Aude, Hérault und Haute-Garonne, Haute-Loire und Tarn ein. Die Hauptstadt war Toulouse.

Langue d'oc, im Mittelalter Bezeichnung für die provençal. Sprache nach der Bejahungsform oc (d. i. lat. hac); im Gegensatz dazu hieß die nordfranz. Sprache Langue d'oïl, nach der Bejahungsform oïl = oui (d. i. lat. hoc illud).

Languedoc-Kanal oder Canal du Midi, Kanal im südl. Frankreich, verbindet den Atlantischen Ocean mit dem Mittelländischen Meere mittels der Garonne, ist 239,5 km lang und wurde nach dem Plane des Ingenieurs Andréossy 1665—68 von Riquet ausgeführt und 1681 vollständig dem Verkehr übergeben. Die Herstellung kostete 35 Mill. Frs. Die mittlere Tiefe beträgt 2 m, die Breite an der Oberfläche etwa 20 m, am Grunde 10 m. Er beginnt am rechten Ufer der Garonne, 2 km oberhalb von Toulouse, und mündet südwestlich von Cette in den Etang de Thau, welcher mit dem Meere in Verbindung steht. Der Kanal hat 119 Schleusen und über 100 Brücken; bei Norbonne geht er in einem 234 m langen Tunnel unter dem Berg Malpas weg. Der Handel auf dem Kanal ist infolge der Eisenbahnbauten gesunken.

Langue d'oïl, s. unter Langua d'oc.

Languendo (languente, ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: schmachtend, klagend.

Languet (Hubert), polit. Schriftsteller, geb. 1518 zu Viteaux in Burgund, wurde, nachdem er in Frankreich seine Studien beendet, während seines Aufenthalts in Deutschland durch Camerarius mit den Ansichten der Reformatoren bekannt. Er studierte in Padua die Rechte, kehrte aber 1549 noch Wittenberg zurück, um in Melanchthons Nähe zu leben. Nachdem er 1551—60 das nördl. Europa besucht hatte, trat er 1565 in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen, der ihn 1568 auf den Reichstag in Speier sandte und zu mehrern wichtigen Sendungen, namentlich an Karl IX. von Frankreich verwendete. Später trat er in die Dienste des Prinzen von Oranien und starb zu Antwerpen 30. Sept. 1581.

Die berühmteste Schrift L.s sind die «Vindiciae contra tyrannos, sive de principis in populum, populi in principem legitima potestate» (Edinb. u. Basel 1579; französisch von François Etienne unter dem Titel «De la puissance légitime du prince sur le peuple», Par. 1581; deutsch von Treitzschke, Lpz. 1846), die er unter dem Namen Junius Brutus herausgab.

Biographien schrieben Philibert de Lamarre (Halle 1700) und Chevreul (Par. 1852). Vgl. auch Blasel, «Hubert L.» (Oppeln 1872); Scholz, «Hubert L. als kursächs. Berichterstatter und Gesandter in Frankreich» (Halle 1875).

Languette in der Stickerei soviel wie Bogen oder Zacken

Languettieren, mit Bogen oder Zacken verzieren, s. unter Stickerei.

Langue verte (frz., «derbe Sprache»), soviel wie Rotwelsch, Jargon.

Languste (Palinurus) heißt ein großer Seekrebs, der im gewöhnlichen Leben häufig mit den eigentlichen Hummern (s. d.) verwechselt wird, von denen er sich indes durch den Mangel der großen Scheren und die ungeheuer langen äußern Fühler auf den ersten Blick unterscheidet. Sie machen in der Jugend eine sehr merkwürdige Metamorphose durch und schwimmen als Larven (Phyllosoma) auf hoher See. Die gewöhnliche L., die an den Küsten des Oceans und Mittelmeers teilweise den Hummer ersetzt, wird mehr als 50 cm lang und bis 10 Pfd. schwer; ihre fünf gleichartig gestalteten Füße enden mit gebogenen Krallen, ihre Farbe ist braun und gelb marmoriert. Gekocht sieht sie, wie der Hummer und Flußkrebs, rot aus. Ihr Fleisch ist geschätzter als das des Hummers und der Preis auf den Märkten höher. Auch läßt sie sich leichter als der Hummer in Parks ernähren und mästen.

Langwaren (oder Ellenwaren), der Gegensatz von Kurzwaren (s. d., vgl. Elle).

Laniferisch (lat.), wolletragend.

Laniiden, s. Würger.

Lanist (lanista, lat.), bei den Römern der Fechtmeister der Gladiatoren.

Lanius (lat.), s. Würger.

Lanjaron, Stadt in der span. Provinz Granada, 33 km im SSO. von Granada, am Südfuße der Sierra Nevada, der Hauptort des Val de Lecrin und wegen der reizenden Lage das Paradies von Granada genannt, ist ein gut gebauter Ort mit (1877) 4181 E. und stark besuchten, aber sehr schlecht eingerichteten Bädern; dabei sind Marmorbrüche.

Lanjuinais (Jean Denis, Graf), franz. Staatsmann, geb. 12. März 1753 zu Rennes, Professor an der dortigen Universität, wurde von seinem Heimatsbezirk 1789 zu den Generalstaaten abgeordnet, in denen er Gründer des Bretonischen Klubs und Miturheber des Schwurs vom Ballhause wurde. Nach thätiger Mitwirkung an den Arbeiten der Nationalversammlung erhielt er wieder zu Rennes eine Professur. Später in den Konvent gewählt, stimmte er mit den Girondisten, entfloh bei Beginn der Schreckensherrschaft nach Rennes und kehrte dann in den Konvent zurück. Er wurde von 73 Departements zugleich in den Rat der Alten gewählt, trat nach dem 18. Brumaire in den Gesetzgebenden Körper und 1800 in den Senat, wo er das Haupt der schwachen Opposition bildete, welche die monarchischen Bestrebungen Bonapartes bekämpfte. Dennoch ließ er sich von Napoleon bei Errichtung des Kaiserthrons zum Grafen erheben. Während der ersten Restauration erhielt er von Ludwig XVIII. die Pairswürde. Er starb 13. Jan. 1827. Seit 1808 war er Mitglied des Instituts.

Unter seinen publizistischen Schriften sind von Bedeutung: «Appréciation du projet de loi relatif aux trois concordats» (Par. 1817), «Constitutions de la nation française» (2 Bde., Par. 1819), «De l'organisation municipale en France» (Par. 1821).

Sein ältester Sohn, Paul Eugène, Graf von L., geb. zu Rennes 6. April 1789, folgte dem Vater 1827 in der Pairswürde. Seit der Revolution von 1848 zog er sich ins Privatleben zurück und starb 6. Mai 1872.

Ein zweiter Sohn, Victor Ambroise, Vicomte L., geb. 5. Nov. 1802, war 1837—48 Mitglied der Deputiertenkammer, wo er sich zur Linken hielt. Im J. 1848 wurde er vom Depart. Nieder-Loire in die Constituante, nachher vom Seine-Departement in die Legislative gewählt. In dem Kabinett vom 2. Juni 1849 übernahm er das Portefeuille des Ackerbaues und des Handels, dann

interimistisch das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, legte 31. Okt. seine Ämter nieder und schloß sich in der Gesetzgebenden Versammlung der republikanisch gesinnten Minorität an. Im J. 1863 wurde er vom Depart. Nieder-Loire in den Gesetzgebenden Körper gewählt, wo er anfangs zur Opposition gehörte, aber 1864 mit Ollivier und Darimon eine imperialistische Linke bildete. Er starb zu Paris 2. Jan. 1869.

Lanka, der altind. Name für Ceylon.

Lanner (Joseph Franz Karl), berühmter Tanzkomponist, geb. zu Wien 11. April 1801, vereinigte sich als Jüngling mit einigen Altersgenossen zu einem Streichquintett, arrangierte und komponierte für dasselbe, und mit der Zeit ging daraus ein vollständiges Orchester hervor, welches er vortrefflich zu schulen wußte und mit dem er den Wienern seine Tanzweisen vorführte. Zum Kapellmeister des zweiten Bürgerregiments und zum Ehrenbürger von Wien ernannt, starb er plötzlich zu Oberdöbling bei Wien 14. April 1843. L. machte in der Geschichte der Tanzkomposition Epoche, indem er den Walzer, welche Gattung er am meisten kultivierte, aus den engen Grenzen einiger bloß achttaktiger Reprisen heraustreten ließ und zu einer intensiv und extensiv erweiterten Kunstform erhob. Dabei sind seine Walzer in der schönen Vereinigung von Frische und Gemütlichkeit der Melodik und pikanter Harmonik und Rhythmik eigentlich noch unübertroffen. Außer Walzern hat L. noch Galopps, Quadrillen, Märsche, Potpourris, dann eine Ouverture zu dem Zaubermärchen «Der Preis einer Lebensstunde» und die Musik zu einer Pantomime geschrieben. Die Zahl seiner gedruckten Kompositionen übersteigt 200.

Lannes (Jean), Herzog von Montebello, franz. Marschall, geb. zu Lectoure im Depart. Gers 11. April 1769, ging zu einem Färber in die Lehre, trat aber 1792 in die Armee und stieg bis 1795 schon zum Obersten und Brigadekommandeur auf. Nach dem Frieden von Basel durch einen Volksrepräsentanten als unfähig bezeichnet, wurde er jedoch entlassen. Er ging 1796 als Freiwilliger zur Armee von Italien und erregte bald die Aufmerksamkeit Bonapartes, der ihm für Montenotte und Millesimo den Grad eines Obersten zurückgab. Bei allen Gelegenheiten, unter anderm bei Lodi und Bassano, vor Mantua, bei Arcole zeichnete er sich aus und wurde für den Sturm auf Pavia zum Brigadegeneral ernannt. Er war bei dem Korps, das gegen den Kirchenstaat marschierte, und schloß auch den Frieden mit dem Papst ab. Im J. 1798 ging er mit Bonaparte nach Ägypten, führte eine Brigade in der Division Klebers und entschied namentlich den Sieg bei Abukir, wo er schwer verwundet wurde. Nachdem er mit dem Obergeneral nach Frankreich zurückgekehrt, leistete er diesem die wichtigsten Dienste am 18. Brumaire und erhielt dann den Befehl über die 9. und 10. Militärdivision zu Toulouse, bald nachher (1800) den über die Konsulargarde. Im Feldzuge desselben Jahres führte er Bonapartes Vorhut über den St. Bernhard und schlug den Feind 9. Juni bei Montebello. In der Schlacht von Marengo befehligte er zwei Divisionen. Nach dem Frieden 1801 ging er als Gesandter nach Lissabon, und bei Errichtung des Kaiserthrons wurde er zum Marschall und 19. Mai 1804 zum Herzog von Montebello erhoben.

Im J. 1805 erhielt er im Feldzuge gegen Österreich den Befehl über das 5. Korps, das er 16. Okt. bei Hollabrunn ruhmvoll führte. Bei Austerlitz 2. Dez. 1805 befehligte er den linken Flügel. L. verfolgte die Russen und besetzte nach dem Waffenstillstande vom 7. Dez. Mähren. Im Feldzuge von 1806 gegen Preußen befehligte er das 5. Korps, siegte 10. Okt. bei Saalfeld, eröffnete 14. Okt. im Centrum die Schlacht bei Jena und nahm am 21. die Festung Spandau. Bei Pultusk 26. Dez. schwer verwundet, kam er erst im Mai 1807 wieder zur Armee und bildete in Marienburg ein Reservekorps zur Unterstützung Lefebvres, welcher Danzig belagerte. Nach der Kapitulation der Festung kämpfte er 10. Juni bei Heilsberg und am 14. bei Friedland. Nach dem Kongreß von Erfurt begleitete er den Kaiser 1808 nach Spanien, wo er 22. Nov. Castaños bei Tudela schlug und dann die berühmte Belagerung von Saragossa unternahm. Im Kriege von 1809 gegen Österreich befehligte er zwei Divisionen in den Gefechten vom 19. bis 23. April (die sog. Schlacht von Regensburg). An der Spitze der Vorhut zog er sodann auf Wien und rückte daselbst nach einer zweitägigen Beschießung 13. Mai ein. In der Schlacht bei Aspern und Eßling (s. d.) führte er den Befehl im Centrum. Hier zerschmetterte ihm 22. Mai eine Geschützkugel beide Beine. L. starb 31. Mai zu Wien. Die Leiche wurde nach Straßburg geschafft, 1810 zu Paris im Pantheon beigesetzt und später auf dem Père-Lachaise beerdigt.

Sein ältester Sohn, Napoleon Auguste, Herzog von Montebello, geb. 30. Juli 1801, erhielt 1815 von Ludwig XVIII. die Pairswürde. Seit der Revolution von 1830 trat er in Staatsdienste und war mehrfach Gesandter. Am 1. April 1839 übernahm er provisorisch das Ministerium des Innern, das er aber schon 12. April dem Marschall Soult abtrat. Hierauf ging er als Gesandter nach Neapel und war später Marineminister im Guizotschen Kabinett. Im J. 1849 wurde er vom Marne-Departement in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, wo er einer der eifrigsten Anhänger der konservativen Partei war. Von 1858 bis 1864 war er Gesandter in Petersburg und starb 19. Juli 1874 zu Paris.

Der zweite Sohn des Marschalls L., Gustav Olivier, Graf von Montebello, geb. 4. Dez. 1804 zu Paris, trat in den Militärdienst und wurde 1851 Brigadegeneral und Adjutant des Präsidenten Napoleon. Bei Errichtung der Kaisergarde, 1. Mai 1854, übernahm er das Kommando der aus dem Kürassier- und Guidenregiment bestehenden Brigade und reiste Ende desselben Jahres mit außerordentlichen Vollmachten nach der Krim. Er wurde 1855 zum Divisionsgeneral befördert, nahm als Adjutant des Kaisers 1859 am ital. Feldzuge teil, ging 1861 in vertrauticher Sendung nach Rom und erhielt bald darauf den Befehl über die franz. Truppen im Kirchenstaate. Später übernahm L. das Kommando der Gardekavallerie, wurde 5. Dez. 1869 zur Disposition gestellt und starb 29. Aug. 1875 auf dem Schloß Blosseville bei Havre de Grâce.

Lannion, Stadt im franz. Depart. Côtes-du-Nord (Bretagne), Arrondissementshauptort, rechts am Guer, 6 km von der Küste des Kanals, durch Zweigbahn nach Plouaret mit der Französischen Westbahn verbunden, hat einen kleinen Seehafen, eine Bildungsanstalt für Lehrerinnen, eine

öffentliche Bibliothek, eisenhaltige Mineralquellen, Fabriken für Segeltuch, Hüte und Wollstoffe und wichtigen Handel und zählt (1876) 6294 E.

Lanquart, s. Landquart.

Lansdowne (William Petty, Graf Shelburne, Marquis von), brit. Staatsmann, geb. 2. Mai 1737, war der Sohn von John Fitzmaurice, aus der alten irisch-normänn. Familie der Fitzmaurice von Kerry, der 1751 von seinem mütterlichen Oheim, Henry Petty, ein großes Vermögen und den Titel eines Grafen von Shelburne erbte. Dieser Titel ging nach seinem Tode 1761 auf den Sohn über, der, nachdem er mehrere Jahre in den Reihen der parlamentarischen Opposition gestanden, 1766 mit Chatham ins Ministerium trat. In Chathams Sturz (1768) verwickelt, zeigte er sich seitdem als der heftigste Gegner der ministeriellen Politik rücksichtlich des Kriegs gegen die nordamerik. Kolonien. Im März 1782 wurde er Staatssekretär des Auswärtigen und leitete als solcher sogleich die Friedensunterhandlungen mit den Vereinigten Staaten ein. Als nach drei Monaten der Marquis von Rockingham starb, trat er an die Spitze des Kabinetts, legte aber, durch die Koalition zwischen Fox und North gezwungen, schon Febr. 1783 die Verwaltung nieder. Die Opposition, die er jetzt im Bund mit dem jungen Pitt eröffnete, stürzte bereits zu Ende 1783 das Koalitionsministerium. Im J. 1784 wurde Shelburne zum Marquis von L. und Grafen von Wycombe erhoben. Einige Jahre später zog er sich auf seine Güter zurück und starb 7. Mai 1805. Vgl. Lord Edmond Fitzmaurice, «Life of William, Earl of Shelburne, afterwards first Marquis of L.» (2 Bde., Lond. 1875—77).

Lansdowne (Lord Henry Petty, Marquis von), brit. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 2. Juli 1780, erhielt zu Edinburgh und Cambridge seine wissenschaftliche Bildung, bereiste dann den Kontinent und wurde nach seiner Rückkehr 1802 für Calne ins Unterhaus gewählt, wo er sich zur Opposition hielt. Im J. 1806 trat er, an Pitts Stelle zum Abgeordneten der Universität Cambridge gewählt, als Schatzkanzler in das von Fox und Grenville gebildete Koalitionsministerium, mit dem er im März 1807 wieder zurücktrat. Im J. 1809 erbte er den Titel des Marquis von L. und trat nun ins Oberhaus. Nach dem Ableben des letzten Grafen von Kerry (1818) gingen auch die Titel und Güter der Fitzmaurice auf ihn über, deren alten Familiennamen er wieder annahm. Unter Canning übernahm L. 1827 das Ministerium des Innern, welches er auch nach Cannings Tode unter der kurzen Verwaltung des Lord Goderich (Ripon) beibehielt. Hierauf trat er von neuem in die Opposition. Besonders arbeitete er für Verbesserung der Kriminaljustiz und setzte eine Akte (Lansdowne-act) durch, welche manche alte harte Strafbestimmungen abschaffte. Im Nov. 1830 wurde er Präsident des Staatsrats im Reformministerium Greys. Auch unter der Verwaltung Melbournes behielt er diese Stellung bis zum Austritt der Whigs 28. Aug. 1841 und nahm sie im Juli 1846 in dem Ministerium Russell zum dritten mal ein. Nach Lord Derbys Rücktritt im Dez. 1852 bildete er mit Graf Aberdeen eine neue Administration und trat als Mitglied ohne Portefeuille in das Kabinett. Als Palmerston im Febr. 1858 fiel, legte L. sein Amt nieder. Er starb zu Bowood 31. Jan. 1863. Da sein ältester Sohn, der Graf von Kerry, vor ihm gestorben war, folgte ihm in dem Titel eines Marquis von L. der zweite, Henry Thomas Fitzmaurice, Graf Shelburne, geb. 5. Jan. 1816, der bereits 1856 als Baron Wycombe ins Oberhaus getreten war. Derselbe starb 5. Juli 1866 und hatte seinen Sohn, Henry Charles Keith, Graf von Kerry (geb. 14. Jan. 1845), zum Nachfolger. Dieser wurde 1868 zum Kommissar der Schatzkammer, 1872 zum Unterstaatssekretär im Kriegsministerium ernannt, ein Posten, den er bis zum Sturze des Ministeriums Gladstone im Jan. 1874 bekleidete. Bei der Bildung des zweiten Ministeriums Gladstone im April 1880 erlangte er das Unterstaatssekretariat im Indischen Amt. Er schied aus dem Ministerium in der Session von 1882, weil er die Irische Landbill mißbilligte, und wurde 1883 zum Generalgouverneur von Canada ernannt.

Lansing, Hauptstadt des amerik. Staats Michigan in Ingham-County am Grandfluße, ist Sitz der Staatsbehörden, einer landwirtschaftlichen Schule und der Knotenpunkt von vier Eisenbahnen, hat eine Staatsbibliothek mit über 20000 Bänden und zählt (1880) 8319 E.

Lansingburgh, Fabrik- und Handelsstadt im nordamerik. Illinoisstaat Neuyork, County Renßelaer, am Hudson, zählt (1880) 7432 E.

Lansquenet (frz.), Landsknecht (s. d., S. 789).

Lansquenet (französisch korrumpiert) oder Landsknecht, ein mit einem oder mehrern Whist- oder Pikett-, beziehungsweise deutschen Kartenspielen gespieltes Glücksspiel. Der Bankhalter legt, nachdem abgehoben worden ist, je eine Karte links und rechts von der Bank, worauf die Spieler ihre Einsätze machen. Hierauf beginnt der Bankhalter die Karten abzuziehen, wobei deren Farbe unberücksichtigt bleibt. Wird von den beiden aufliegenden Karten zuerst die links von der Bank liegende abgezogen, so zieht die Bank alle Sätze der Spieler ein, fällt dagegen die rechts liegende Karte zuerst, so hat die Bank sämtliche Sätze der Spieler zu zahlen. Bei diesem Spiele befindet sich der Bankhalter sehr im Vorteile.

Lantana *L.*, Wandelröschen, kleine zur Familie der Verbenaceen gehörige, dichotomisch wachsende Sträucher Südamerikas, welche von verwandten Gattungen durch einen sehr kurzen, undeutlich-vierzähnigen Kelch, eine röhrige Blumenkrone mit ungleich-vierlappigem Saume, eingeschlossene Staubgefäße und eine beerenartige Steinfrucht mit zweifächeriger, zweisamiger Nuß sich unterscheiden. Die Blätter sind oval, gekerbt, rauh anzufühlen, meist von einem starken unangenehmen Geruch. Die Blüten, meistens zu einem rundlichen Köpfchen gesammelt, besitzen die Eigenschaft, mit zunehmendem Alter in der Färbung sich zu verändern, woher der deutsche Name. Die bekanntesten Arten sind: L. Camara mit orangegelben, dann roten, L. aurantiaca mit goldgelben, später orangegelben, L. multicolor mit zweifarbigen (Gelb und Purpur, oft noch mit Weiß und Rosa), L. nivea mit weißen wohlriechenden Blumen, u. a. Sie gehören dem Warm- oder Kalthause an, sind aber durch zahlreiche, aus ihnen hervorgegangene Spielarten und Blendlingsformen (L. hybrida) aus der Kultur verdrängt worden. Sie blühen im Sommer, doch läßt sich ihr Flor leicht bis in den Winter hinein verlängern. Zu diesem Zwecke werden sie, wenn die erste Blüte vorüber, zurückgeschnitten und etwas

trockener und kühler gehalten, als vorher, mit dem Wiederbeginn des Wachstums aber verpflanzt und in einen kalten Fensterkasten gestellt. Erhalten sie dann im Winterquartiere mäßige Wärme und viel Licht, so setzt sich der Flor bis Weihnachten fort. Die Lantanen wachsen leicht aus Stecklingen.

Lanterna di Messina, s. Faro grande.

Lanthan, chem. Zeichen oder Symbol La, Atomgewicht 139, ein einfacher metallischer Körper, von Mosander 1839 im Cerit entdeckt, in welchem er von dem Cerium (s. d.) und von dem Didym (s. d.) begleitet vorkommt. Den Namen leitete der Entdecker von dem griech. Worte λανθάνειν, d. i. verborgen sein, ab, da es bisher durch das Cer, dem es sehr ähnlich ist, versteckt gehalten wurde. Im reinen Zustande ist es noch nicht bekannt. Das didymhaltige L. erscheint als graues Metallpulver von dunkler Bleifarbe, das weich ist und sich auswalzen läßt. Das L. bildet mit Sauerstoff das Lanthanoxyd, welches mit Säuren zu farblosen Salzen zusammentritt, während das Cer rötlichgelbe und das Didym rosenrote Salze liefert.

Lan-tschou-Fu, Hauptstadt der chines. Provinz Kansu, rechts am Hoangho, der die Stadt von der hier einen Vorsprung bildenden großen Mauer trennt, ist befestigt, hat einen Umfang von etwa 4 km und treibt einen nicht unbeträchtlichen Handel hauptsächlich mit aus der Tatarei angebrachten Pelzwaren, sowie in L. selbst angefertigten groben Wollstoffen.

Lanuvium, uralte Stadt in Latium an der Appischen Straße, etwa 30 km südöstlich von Rom, auf dem südl. Vorsprung des Albanergebirges gelegen, war im Altertum berühmt durch den Kult der Juno Sospita, welcher alljährlich auch die röm. Konsuln ein Opfer darbrachten. In einer Höhle in dem Haine der Göttin befand sich eine heilige Schlange. Dieser mußte in jedem Frühjahr eine Jungfrau einen Opferkuchen darbringen. Genoß die Schlange das Dargebotene, so galt dies für ein Zeichen der Reinheit der Jungfrau und der Fruchtbarkeit des Jahres. Der heutige Flecken Civitá Lavinia zeigt noch bedeutende Reste der alten Stadtmauer, unbedeutendere des Junotempels und eines Theaters.

Lanza (Giovanni), ital. Staatsmann, geb. 1815 zu Vignale bei Casal-Montferrato in Piemont, studierte in Turin Medizin und praktizierte dann in seiner Heimat. Er wurde 1848 in das sardin. Parlament gewählt, wo er der gemäßigten Linken angehörte, und übernahm 1855 im Kabinett Cavours das Ministerium des Unterrichts und 1858 das der Finanzen. Nachdem er nach dem Frieden von Villafranca mit Cavour 20. Juli 1859 seine Entlassung genommen, wirkte er wieder im Parlament, das ihn mehrmals zum Präsidenten wählte. Im Kabinett La Marmora übernahm L. 1864 das Ministerium des Innern, führte die Verlegung des Regierungssitzes von Turin nach Florenz durch, trat aber wegen eines Zerwürfnisses mit dem Ministerpräsidenten über die Wahlen schon im Aug. 1865 zurück. In der Kammer bekämpfte er namentlich die Finanzpolitik des Ministeriums Menabrea und wurde nach dem Rücktritt desselben (Dez. 1869) mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt, in dem er das Präsidium und das Ministerium des Innern übernahm. Nachdem er 1871 das Garantiegesetz im Parlament durchgesetzt und die Verlegung der Residenz nach Rom durchgeführt hatte, nahm er, da die Kammer das Eingehen in die Beratung der von dem Finanzminister Sella vorgelegten Finanzentwürfe verweigert hatte, 25. Juni 1873 seine Entlassung. L. starb 9. März 1882 in Rom.

Lanzarote, die östlichste und niedrigste der größern Canarischen Inseln (s. d.).

Lanze, eine Stoßwaffe, die, im ganzen 2,5 bis 3,5 m lang, aus einer hölzernen Stange (dem Schaft) mit eisernem Schuh und einer scharfen eisernen Spitze (oft auch noch einem Fähnchen) besteht. Sie ist eine der vielen Formen des Spießes, der schon im Altertum die Hauptwaffe des Fußvolks war und sich als solche bis zum Anfange des 18. Jahrh. erhalten hat. Noch Montecuculi (nach dem Dreißigjährigen Kriege) nennt sie die Königin der Waffen. Im Mittelalter führten die schwergeharnischten Ritter eine kürzere L., deren Schaft hinten dick, mit einem Einschnitt zum Umfassen versehen und sehr schwer war; sie diente dazu, beim Anlauf den Gegner aus dem Sattel zu werfen. Nach der Einführung der Ordonnanzkompagnien in Frankreich (s. Gendarmen) wurde die schwere Reiterei nach L. berechnet: eine volle L. (lance fournie) war sechs Reiter stark. Bei den Burgundern umfaßte eine L. acht bewaffnete Männer: den homme d'armes oder Reisigen, einen Diener, zwei Bogenschützen zu Pferd, zwei Büchsenschützen, zwei Pikeniere zu Fuß. Aus den L. wurden Kompagnien gebildet. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. wurde die L. als Waffe der Reiterei durch das Feuergewehr fast gänzlich verdrängt. Die jetzige Reiterlanze ist tatar. Ursprungs und von dort zu den Kosaken und Polen übergegangen, wo ihr Gebrauch sehr gepflegt und die Waffe eine wahre Nationalwaffe wurde. Die Erfolge derselben bewirkten, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. und im Anfang des 19. auch in den übrigen europ. Heeren die L. Eingang fand und eine als Ulanen (s. d.) oder Lanciers bezeichnete Kavalleriegattung damit bewaffnet wurde. Die L. ist besonders vorteilhaft zum geschlossenen Angriff und zur Verfolgung. Im Einzelgefecht verlangt sie einen freien Spielraum, der im Handgemenge gewöhnlich fehlt. Gegenwärtig, wo großer Wert auf das Feuergefecht der Kavallerie gelegt wird und auch für die Ulanen das Bedürfnis einer bessern Feuerwaffe, als die bisherige Pistole war, entstanden ist, kollidiert die Lanze mit dem Karabiner. Eine Ausrüstung mit beiden schließt eine große Belästigung für Mann und Pferd in sich. In Rußland haben die Ulanen bereits die Lanze abgelegt. Frankreich schaffte die Lanciers bald nach dem Kriege von 1870 und 1871 ab.

Lanzelet vom See, s. Lancelot.

Lanzenegel, s. unter Distomen.

Lanzenfest, Fest der kath. Kirche zum Andenken an die Lanze des Longinus, mit welcher Christus am Kreuz in die Seite gestochen worden sein soll, wird am Freitag nach Quasimodo, in manchen Gegenden am Freitag nach Lätare gefeiert.

Lanzenschlange, s. unter Jararara.

Lanzette (frz.), ein chirurgisches Instrument, welches aus einer 2—3 cm langen, verhältnismäßig breiten, zweischneidigen Klinge besteht, die in ein aus zwei Schalen gebildetes Heft eingeschlagen und zu diesem in jeden beliebigen Winkel gestellt werden kann. Beim Gebrauch wird die Klinge zwischen Daumen und Zeigefinger gefaßt, schief in die Haut eingestoßen und, wenn nötig, der Schnitt beim Herausziehen der Klinge noch erweitert. Die L.

dient zum Eröffnen von Abscessen, zum Aderlassen und Impfen. Beim Aderlassen ist sie dem in seiner Wirkung unsichern Schnepper vorzuziehen. — Nach der Gestalt der dünnen, weidenblattförmigen Klinge bezeichnet man ähnlich gestaltete Gebilde (z. B. Blätter) als lanzettförmig.

Lanzettfisch (Amphioxus lanceolatus), s. unter Amphioxus.

Lanzi (Luigi), ital. Altertumsforscher, geb. zu Montolmo bei Macerata 13. Juni 1732, trat 1749 in den Jesuitenorden und entwickelte zu Rom seinen Sinn für die bildlichen Überreste des Altertums. Nach Aufhebung des Jesuitenordens ging er nach Florenz, wo er den Posten eines großherzogl. Antiquars erhielt, als welcher er sich namentlich durch die Neuordnung des Museums der Uffizien verdient machte. L. starb zu Florenz 31. März 1810. Seine beiden Hauptwerke sind der «Saggio di lingua etrusca e di altre antiche d' Italia» (3 Bde., Rom 1789), worin er die Erklärung des Etruskischen versucht, ausgehend von der Annahme, daß dasselbe verwandt sein müsse mit dem Griechischen und Lateinischen, sowie mit den Sprachen der Nachbarstämme, Umbrer und Osker, und die «Storia pittorica della Italia dal risorgimento delle belle arti fino presso alla fine del XVIII. secolo» (Flor. 1792; dann oft wiederholt; deutsch von A. Wagner mit Anmerkungen von Quandt, 3 Bde., Lpz. 1830—33). Wichtig sind auch L.s Untersuchungen «Dei vasi antichi dipinti volgarmente chiamati etruschi» (Flor. 1806) und die «Notizie circa la scultura degli antichi» (zuerst englisch, Rom 1785; italienisch, Rom 1789; 2. Aufl. von Inghirami, Flor. 1824; deutsch von Lange, Lpz. 1816). Seine «Opere postume» gab Boni heraus (2 Bde., Flor. 1817). Vgl. Cappi, «Biografia di Luigi L.» (Forlì 1840).

Lanzknecht, s. Landsknecht.

Lanzo, Stadt in der ital. Provinz Turin, auf einer Anhöhe nahe links der Stura, über welche eine alte Brücke in einem Bogen führt, durch Zweigbahn nach Turin mit den Oberitalienischen Eisenbahnen verbunden, zählt (1881) 2703 E. und hat Seidenweberei und Käsebereitung.

Laodämas, der Sohn des Königs Eteokles von Theben, stand nach seines Vaters Tode unter Kreons Vormundschaft. Während seiner Regierung geschah der Epigonenzug gegen Theben. Er tötete den Sohn des Adrastos, Ägialeus, wurde aber selbst von Alkmäon erlegt. Nach andern rettete er sich nach verlorener Schlacht mit dem Reste des Heers zu den Encheleern nach Illyrien.

Laodamia, in der griech. Sagengeschichte Tochter des Akastos, Gemahlin des Protesilaos (s. d.), berühmt wegen ihrer zärtlichen Liebe zu ihrem Gatten, dem sie freiwillig in den Tod folgte.

Laodicēa (grch. Laodikeia) war der Name verschiedener asiat. Städte, unter welchen die im südwestl. Phrygien nahe der Grenze von Karien und Lydien nicht weit vom südl. Ufer des Flusses Lykos gelegene die bedeutendste war. Sie war von König Antiochos II. von Syrien gegründet und gelangte besonders seit dem Beginn der röm. Kaiserzeit zu hoher Blüte, die durch ein verheerendes Erdbeben 61 n. Chr. nur vorübergehend gestört wurde. In der christl. Kirchengeschichte ist sie bekannt als Sitz eines um die Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. gehaltenen Konzils. Im Mittelalter, besonders seit dem 12. Jahrh., litt sie stark durch Verwüstungen der Türken. Heutzutage sind noch Ruinen von ihr in der Nähe von Eski-Hissar erhalten, darunter die eines Theaters und einer Rennbahn.

Ein zweites L. lag an der Westküste von Syrien, südlich vom Berge Kasios, mit einem guten Hafen, in einer sehr fruchtbaren, besonders trefflichen Wein erzeugenden Gegend. Es war eine Kolonie des Seleukos I. Nikator, die an die Stelle einer ältern, Ramitha genannten Ortschaft trat und noch jetzt in dem Namen der neuern Stadt Latikieh fortlebt.

Ein drittes L. lag südlich von dem ebengenannten, in Cölesyrien, zwischen den nördlichsten Teilen des Libanon und Antilibanon (daher L. am Libanon genannt); ein viertes in der Landschaft Lykaonien, zwischen Phrygien und Kappadocien, mit dem Beinamen Katakekaumene (die Verbrannte), jetzt Jorgan Ladik; ein fünftes in Medien.

Laodike war nach der Ilias eine Tochter des Priamos und der Hekabe, Gemahlin des Helikaon. Nach Spätern wurde sie durch Akamas, der als Gesandter in Troja war, Mutter des Munitos, welcher von Äthra, der Großmutter des Akamas, auferzogen und nach der Eroberung Trojas demselben übergeben wurde. L. aber ward bei der Zerstörung Trojas von der Erde verschlungen oder starb aus Verzweiflung über den Verlust ihres Sohnes, der in Thrazien von einer Schlange gebissen worden war. — L. heißt auch bei Homer eine Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, welche von den Tragikern mit Elektra identifiziert wurde.

Laokoon, ein Sohn des Kapys und Bruder des Anchises, oder ein Sohn des Antenor, war nach griech. Dichtern Priester des Apollon und wurde mit einem seiner beiden Söhne oder mit beiden (letztere werden auch allein, ohne den Vater, genannt) durch Schlangen getötet, welche auf Geheiß des Apollo über das Meer an das Ufer schwammen. Nach einer Erzählung geschah dies zur Strafe dafür, daß L. seiner Gemahlin Antiope im Heiligtum des Thymbräischen Apollon beigewohnt hatte; nach einer andern, weil er überhaupt wider den Willen des Gottes eine Ehe eingegangen war. Nachdem in dem sog. epischen Cyklus schon von L. erzählt worden war, hatte namentlich Sophokles diese Sage in einer Tragödie behandelt. Anders erzählt Virgil, ohne daß sich mit Sicherheit angeben läßt, wieviel er von griech. Dichtern entlehnt hat. Virgil zufolge eilte L., als die Griechen zur List mit dem hölzernen Pferde ihre Zuflucht genommen hatten und die Trojaner dieses umringten, herbei, um vor dem Betruge zu warnen, und schleuderte seine Lanze in dasselbe. Indessen wurde der gefangene Sinon eingebracht, der allen Verdacht von sich und dem Pferde abzuwenden wußte. Hierauf schlachtete L. einen Stier, um ihn dem Poseidon als Opfer darzubringen. In diesem Moment nahten zwei ungeheuere Schlangen über das Meer von Tenedos her. Alles floh, nur L. und seine zwei Söhne blieben beim Altar zurück. Zuerst umwanden die Ungeheuer die beiden Knaben, als ihnen der Vater zu Hilfe kam, auch diesen selbst.

Eine besondere Bedeutung hat L. durch die Laokoongruppe, eine große antike Gruppe, die den Tod des L. und seiner beiden Söhne darstellt. Sie wurde 1506 in Rom bei den Titusthermen gefunden und von Papst Julius II. im Vatikan aufgestellt; der rechte Arm des Vaters und des zu seiner Rechten befindlichen Sohnes nebst der Hand des andern wurde von Cornachini im 17. Jahrh. aus Stuk

ergänzt. Die Gruppe stellt das furchtbare Geschick des L. und seiner Söhne in kunstvoller Steigerung dar. Während der ältere Sohn noch zu fliehen im Stande wäre, der jüngere aber schon gänzlich von den Schlangen umwunden und verloren ist, konzentriert sich in der mächtigen Mittelfigur der furchtbare Moment mit der erhabensten Gewalt. Nicht weniger als diese tiefsinnige, in ihrer Art unvergleichliche Auffassung und Komposition verdienen die vollkommene Richtigkeit der Zeichnung, die schönen, genauen, sanften und fließenden Umrisse der Körper, die höchste anatom. Kenntnis, das Spiel der Muskeln und die Wirkung des körperlichen Schmerzes auf alle Glieder, sowie die meisterhafte Ausführung des Ganzen die höchste Bewunderung. Doch zeigt die Gruppe in der über das Maß der Kunst der höchsten Blütezeit gehenden Steigerung des Pathetischen und in der etwas virtuosenhaften Technik, daß sie nur ein Werk der Nachblüte sein kann. (S. Tafel: Bildnerei III, Fig. 9.)

Als die Meister der Gruppe werden von Plinius die aus Rhodus gebürtigen Bildhauer Agesandros, Polydoros und Athenodoros genannt; jedoch ist es noch immer eine unentschiedene Streitfrage, ob man die Worte des Plinius so auffassen muß, daß die drei Künstler im 1. Jahrh. n. Chr. unter dem Kaiser Titus arbeiteten, in welchem Falle sie ohne Zweifel Virgils «Aneis» vor sich hatten, oder ob sie dem 3. oder wenigstens dem 2. oder 1. Jahrh. v. Chr. angehörten. Diese Frage ist nach dem Funde der Skulpturen von Pergamum aufs neue lebhaft erörtert worden, sowohl wegen der Ähnlichkeiten in Auffassung und Behandlung im allgemeinen, als weil man in L. die Nachbildung insbesondere einer Figur und eines Kopfes des pergamenischen Altarfrieses zu finden glaubte. Doch kann dies keineswegs für erwiesen gelten. Vgl. namentlich Ketulé, «Zur Deutung und Zeitbestimmung des L.» (Berl. u. Stuttg. 1883); Trendelenburg, «Die Laokoongruppe und der Gigantenfries» (Berl. 1884) und Brunn, «Über die kunstgeschichtliche Stellung der pergamenischen Gigantomachie» («Jahrbücher der Königl. preußischen Kunstsammlungen V, III», Berl. 1884). Die Verschiedenheit der Darstellung des Todes des L. und seiner Söhne in der Poesie einerseits und in der bildenden Kunst andererseits bildet die Grundlage zu Lessings berühmter Schrift «L., oder über die Grenzen der Malerei und Poesie» (Berl. 1763; neue Ausgabe von R. Boxberger, Lpz. 1879). Eine Übersicht der Litteratur über die Laokoongruppe enthält Blümners Ausgabe von Lessings «Laokoon» (2. Ausg., Berl. 1880).

Laomedon, der Sohn des Ilos und der Eurydike, war König von Troja. Ihm dienten Apollon und Poseidon zur Strafe dafür, daß sie den Zeus hatten fesseln wollen, um Lohn und erbauten die Mauern von Troja. Da aber L. den bedungenen Lohn nicht gab, rächte sich Apollon, indem er Troja mit der Pest heimsuchte, Poseidon, indem er ein Seeungeheuer sandte, dem die Hesione preisgegeben werden sollte. Als L. auch dem Herakles, der dieselbe gerettet hatte, sein Versprechen nicht hielt, zog dieser gegen Troja und eroberte es. Nach Apollodor tötete sodann Herakles L. und dessen Söhne außer Podartes, der nun erst, da er von Hesione losgekauft wurde, davon den Namen Priamos bekommen haben soll.

Laon (spr. Lahng), Hauptstadt des franz. Depart. Aisne, in der zur ehemaligen Picardie gehörigen Landschaft Laonnais, Kriegsplatz zweiter Klasse, Station der Linien Tergnier-L., Paris-Soissons-L. und L.-Anor der Nord- und der Linie Epernay-L. der Ostbahn, 140 km im Nordosten von Paris auf einem isolierten, von einer großen, fruchtbaren Ebene umgebenen, 188 m hohen Berge gelegen, zählt (1876) 12 036, als Gemeinde 12 139 E., wird von einer einzigen, ziemlich breiten Straße durchschnitten und hat terrassenförmige Boulevards sowie fünf Vorstädte. Sie besitzt eine große, im 11. und 12. Jahrh. erbaute Kathedrale (Notre-Dame) mit vier Türmen, ein Gemisch roman. und got. Stils, gleichwie die Kirche St.-Martin, einen bischöfl. Palast, jetzt Justizpalais, eine große Zahl aus dem Mittelalter stammender Häuser, die 643 gegründete Benediktinerabtei St.-Vincent, die jetzt die Jesuiten bewohnen, ein schönes, modernes Stadthaus an der Stelle des alten Turms von König Ludwig IV. d'Outre-Mer und ein ziemlich hübsches Theater. L. hat einen Gerichtshof erster Instanz, einen Assisenhof und ein Friedensgericht, ein Kommunal-Collége, ein Lehrerseminar, eine wertvolle öffentliche Bibliothek von 30000 Bänden mit 475 Handschriften und mehr als 2000 Autographen von König Lothar an (972), eine Akademische Gesellschaft mit einer Kunst- und Altertümersammlung. Auf dem großen Platz steht seit 1861 eine Statue des Marschalls Sérurier. Die Bevölkerung produziert Leinwand und Strumpfwaren, Wolldecken und grobes Tuch, Hüte, Scheffel und Siebe, Kessel, Pumpen, Nudeln u. s. w.; auch ist L. Mittelpunkt für den Handel der Gewebe von St.-Quentin, der Eisen- und Blechwaren von Folembray, der Spiegel und Glaswaren von St.-Gobain. Geschichtlich denkwürdig ist L. besonders durch den Sieg, welchen hier Blücher 9. und 10. März 1814 über Napoleon I. davontrug, wodurch der Krieg für die Verbündeten die letzte, entscheidend günstige Wendung erhielt. (S. Russisch-Deutsch-Französischer Krieg.) Im Deutsch-Französischen Kriege wurde es 8. Sept. 1870 von den Deutschen cerniert und ergab sich 9. Sept. Nach der Besetzung sprengten die Franzosen vertragsbrüchig das Pulvermagazin der Citadelle, wodurch 70 Deutsche und 500 franz. Mobilgarden getötet und verwundet wurden.

Laos werden die eingeborenen Stämme des hinterind. Hochlandes genannt, welche, westlich und südlich von der chines. Provinz Jün-nan, Teile von Assam, Birma, Siam und Tongking bewohnen. Sie gehören zur Thai-Familie, die sich durch die Ahom bis Assam erstreckt. Die westlichen L. tättowieren sich und werden deshalb Lao pung dam (schwarzbäuchige L.) genannt. Sie bilden die Fürstentümer Labong (gegründet 574 n. Chr.), Lamphum, Lagong, Myang Preb, Myang Nan, Xiengrai und Xiengmay oder Zimmay. Letzteres war früher ein unabhängiges Königreich, das mehrfach Kriege mit Pegu führte. Von den Fürstentümern der östlichen oder weißen L. (Lao pung thao) wurde Vien-schan (1828) fast ganz, Myang Phuen größtenteils von den Siamesen zerstört. Myang Lom zahlt diesen Tribut, und das früher von drei Königen beherrschte Myang Luang Prabang ist ebenfalls Siam unterthänig. Als ein vom Meere abgeschnittenes Binnenland ist L. den Europäern lange unbekannt geblieben. Zimmay (Schieng Me) wurde zuerst besucht durch den

kondoner Kaufmann Ralph Fitch, der (1586) von Pegu aus dorthin kam. Erſt nachdem der weſtl. und ſüdl. Teil von Birma von den Engländern annektiert, der Irawadi zu einer belebten Schiffahrtsſtraße gemacht und Bamo (ſ. d.) ein wichtiger Handelsplatz geworden war, auch von den Engländern wiederholte Verſuche ſtattgefunden hatten, um ſich einen direkten Handelsweg nach Yün-nan über Land zu bahnen, iſt L. näher bekannt geworden. Die Chineſen bringen Kupfer, Eiſengefäße, Thee, Salz, Zinnober, Droguerien, Bijouterien, Manufakturen, Früchte u. ſ. w., um dafür Baumwolle, Elfenbein, Hörner, Serpentinſtein, foſſilen Bernſtein, Lackſachen und mitunter auch Rubinen oder Gold einzuhandeln. Die weißen L. treiben außerdem noch einen Handel mit Tongking und ziehen Seidenwürmer. Sie beſitzen verſchiedene Alphabete, die aus der kambodiſchen Form des Pali abgeleitet ſind. Mit der Einwanderung der Laosfürſten beginnt die an die Gründung Ayuthias geknüpfte Geſchichte der jetzigen Siameſen, die ſich damals von Kambodſcha befreiten und deshalb Thai (die Freien) nannten. Ein in der alten Geſchichte Birmas und Aſſams auftretendes Königreich der Shan-ghyi oder großen Schan beſtand 80—1576 n. Chr. in Mogoung, bis es der wachſenden Macht des Hofs von Aoa erlag. Vgl. Baſtian, «Die Völker des öſtl. Aſien» (Bd. 1, Lpz. 1866).

Laotſe, der tiefſinnigſte, aber zuweilen auch dunkelſte Philoſoph oder Theoſoph der Chineſen, unter deſſen Firma die ſchon lange zu Gauklern herabgeſunkene Sekte der Tao-ſze (Lehrer des Tao) viele Jahrhunderte hindurch ſich in Anſehen erhalten hat. Dieſe erklären ihn für eine Gottheit in Menſchengeſtalt, daher man eine mythiſche und eine hiſtor. Biographie des L. hat, der eigentlich Li Pe-yang hieß (Lao-tſze bedeutet altes Kind, weil er angeblich dürftig zur Welt kam). Als älterer Zeitgenoſſe des Confucius, der ihn bewunderte ohne ihn zu verſtehen (wie es auch den Tao-ſze ergangen), um 565 v. Chr. in der heutigen Provinz Ho-nan geboren, ſchrieb er das berühmte Werk «Tao-te-king» («Kanon des Tao und der Tugend»), welches einen ganz leidenſchaftsloſen, beſchaulichen und ſolchergeſtalt dem ewigen und unbegreiflichen Tao (rechter Weg, Urvernunft) nachſtrebenden Wandel als würdigſte Aufgabe der Sterblichen empfiehlt, während Confucius nur die patriarchaliſche Vorzeit wiederherſtellen will. Dieſer hält es mit Brauch und Geſetz, L. dagegen ſtrebt dahin, ſelbſt den Begriff des Geſetzlichen zu tilgen. Die erſte Überſetzung ſeines Werks verſuchte Stanislas Julien, «Le livre de la voie et de la vertu» (Par. 1842). Von tieferm Eindringen in den Geiſt des L. zeugt die deutſche Überſetzung Victor von Strauß' (Lpz. 1870). Außerdem wurde das Buch überſetzt von R. von Plänckner (Lpz. 1870).

Lap., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Lapeirouſe (Philippe Picot de).

Lapaktiſch (grch.), gelind abführend.

Laparoſkopie (grch.), Unterſuchung des Unterleibes; Laparotomie, Bauchſchnitt in der Weichengegend.

La-Paz (d. h. der Friede), jetzt offiziell La Paz de Achaeachi, indian. Chuquiyapu (Goldſandfeld), ſeit 1875 Hauptſtadt und Biſchofsſitz des gleichnamigen Departements in der ſüdamerik. Republik Bolivia, unter 16½° ſüdl. Br., im SO. des Titicacaſees und im NW. des Schneepiks Illimani der Oſtcordillere, in 3648 m Seehöhe, und zwar im 400 m tief in die Hochebene eingeſchnittenen fruchtbaren Thale des Rio La-Paz oder Rio Chuquiyapu gelegen, wurde 1548 unter dem Namen Nueſtra Señora de la Paz gegründet und zum Andenken an den entſcheidenden Sieg der königl. ſpan. Truppen über die Rebellen des Gonzalo Pizarro benannt. Die Stadt iſt regelmäßig und gut gebaut, hat einen großen, mit einer ſtattlichen Fontäne geſchmückten Hauptplatz, eine unvollendete, großartige und ſchöne Kathedrale aus weißem Marmor, zahlreiche andere Kirchen und Klöſter, einen Regierungspalaſt, eine jetzt ſehr heruntergekommene Univerſität in einem großen Gebäude, ein biſchöfl. Seminar, eine mediz. Schule, ein Centralcolleg für Wiſſenſchaften und Künſte, mehrere Mittel- und Elementarſchulen, ein Muſeum für naturhiſtor. Gegenſtände und Altertümer aus der Inkazeit, zwei Hoſpitäler, ein Theater und den ſchönſten öffentlichen Spaziergang (Alameda) in Bolivia mit herrlicher Ausſicht auf den Illimani. Eine Zeit lang war die Stadt Sitz der Centralregierung, iſt auch noch jetzt der bedeutendſte und volkreichſte Ort der Republik. Sie zählt (1880) 26000 E., meiſt Aymaras-Indianer und Meſtizen, und gilt als der lebhafteſte Handelsplatz Bolivias.

Lapeirouſe (Philippe Picot de), franz. Naturforſcher, geb. 20. Okt. 1744 in Toulouſe, war zuerſt eine Zeit lang Advocat général beim Parlament zu Toulouſe, widmete ſich dann botan. und mineralog. Studien, war Profeſſor der Naturgeſchichte in Toulouſe, 1800—6 auch Maire dieſer Stadt und ſtarb 18. Okt. 1818. Er ſchrieb: «Monographie des saxifrages» (1801), «Histoire abrégée des plantes des Pyrénées» (Toulouſe 1813).

La Pérouſe (Jean François de Galaup, Graf), berühmter franz. Seefahrer, geb. zu Guo bei Albi 22. Aug. 1741, diente ſchon 1756 im Seekriege gegen England und machte dann viele Reiſen bis in die entlegenſten Erdgegenden. Er focht ſeit 1778 unter d'Eſtaing, zerſtörte 1782 die brit. Niederlaſſungen in der Hudſonsbai und erhielt den Befehl über die Schiffe Aſtrolabe und Bouſſole, um einen von Ludwig XVI. ausgegangenen, auf geogr. Entdeckungen und Anknüpfung neuer Handelsverbindungen gerichteten Plan zur Ausführung zu bringen. L. ging 1. Aug. 1785 unter Segel, kam um Kap Hoorn nach Concepcion in Chile (im Febr. 1786) und nach der Nordweſtküſte Amerikas, ankerte im Febr. 1787 in Manila und ging im April nach dem nordöſtl. Küſtenlande Aſiens ab. Die zwiſchen dem nördl. Japan, Korea und Kamtſchatka von L. gemachten Entdeckungen waren von großer Wichtigkeit. L. entdeckte 28. Juli 1787 die Caſtriesbai, 9. Aug. die La Pérouſe-Straße, im Dezember die Inſel Savaii und ankerte im Febr. 1788 in Botanybai. Von dieſem Punkte aus (und zwar vom 7. Febr.) datieren die letzten direkten Mitteilungen L.s an die franz. Regierung. Seitdem war er verſchwunden. Erſt 1826 führte ein Zufall auf ſeine Spur. Dillon, ein engl. Schiffskapitän, landete damals auf der Inſel Tucopia und fand daſelbſt im Beſitze eines abenteuernden preuß. Matroſen mehrere Gegenſtände, die auf L.s Expedition deuteten und von den Bewohnern der Inſel Vanikoro erhalten worden waren. Die Oſtindiſche Kompagnie ſchickte nun Dillon dorthin, der unter den Eingeborenen Augenzeugen des Scheiterns der zwei franz. Schiffe am ſüdweſtl. Ufer der Inſel auffand. Die Beſchreibung ſeiner Reiſe erſchien 1829. Dumont

d'Urville (s. d.) untersuchte im Febr. 1828 diese Gegend, fand daselbst fünf franz. Kanonen und andere Reste und errichtete 14. März 1828 dem Andenken L.s ein Denkmal. Der mehrmals übersetzte Bericht über L.s Reise unter dem Titel «Voyage autour du monde» (4 Bde., Par. 1797, mit Atlas) wurde von Milet de Mureau nach den Tagebüchern ausgearbeitet, welche von Kamtschatka aus nach Frankreich geschickt worden waren. Im J. 1844 wurde L. zu Albi eine eherne Statue errichtet.

La Pérouse-Straße, die Meerenge zwischen Sachalin und der japanes. Insel Jesso, 9. Aug. 1787 von La Pérouse (s. d.) entdeckt.

Lapethos, alte Stadt auf der Nordküste von Cypern mit Hafen, jetzt Lapta oder Lapitho.

Lapidär, Schleifmaschine der Uhrmacher.

Lapidarschrift heißt in der Kalligraphie wie in der Typographie eine lat. Schrift (Antiqua), welche sich nur der Uncialen bedient und die Buchstabenformen der Inschriften auf Denksteinen (lat. lapis) nachzuahmen strebt. Lapidarstil nennt man die namentlich den alten röm. Inschriften eigentümliche präzise Ausdrucksweise. (S. Aufschrift.)

Lapides oder Lapilli cancrorum (Krebssteine), s. Krebsaugen.

Lapilli, haselnuß- bis walnußgroße Schlackenbröckchen von poröser oder blasiger Beschaffenheit. Sie sind Produkte vulkanischer Eruptionen und entstehen dadurch, daß die im Eruptionskanal der Vulkane empordringende Lava durch stürmische Gas- und Dampfentwickelung zerstäubt und in die Luft geworfen wird, wo die Tröpfchen zu vulkanischen Aschen und Sanden, die größern Teile zu Lapillis erstarren. Infolge ihrer Anhäufung um den Krater entstehen und wachsen die Vulkankegel (Aufschüttungskegel). (S. Auswürflinge und Eruptivgesteine.)

Lapins heißt eine starke Kaninchenrasse mit großen Hängeohren, die besonders in Nordfrankreich und Belgien gezüchtet wird.

Lapis (lat.), Stein; L. bezoardicus, Bezoarstein; L. calaminäris, Galmei; L. causticus, Ätzstein, s. unter Kalium (»Verbindungen 1b); L. infernalis, Höllenstein; L. lazuli, Lasurstein; L. philosophicus (philosophorum), der Stein der Weisen; L. pumicis, Bimsstein.

Lapithen heißt in griech. Sagen ein wohl nur mythischer, wilder Volksstamm, der in Thessalien gewohnt haben soll. Einer ihrer größten Helden war ihr König Pirithous (s. d.). Bei dessen Hochzeit kam es zu dem in zahlreichen Denkmälern dargestellten Kampfe mit den Centauren (s. d.), welche sich an den Frauen der L. vergreifen wollten, aber von den L. besiegt wurden. Als mythischer Ahnherr der L. wird Lapithes genannt, der ein Sohn Apollons und der Stilbe gewesen sein soll.

Laplace (Cyrille Pierre Théodore), franz. Seefahrer, geb. 7. Nov. 1793 auf dem Atlantischen Ocean, segelte als Fregattenkapitän zweimal (1830—32 und 1837—40) um die Erde und wurde dann 1841 Konteradmiral, 1853 Vizeadmiral, 1857 Marinepräfekt in Brest, wo er 24. Jan. 1875 starb. Seine Reisen beschrieb er in «Voyage autour du monde» (5 Bde., Par. 1833—35) und «Campagne de circumnavigation de la frégate l'Artémise» (6 Bde., Par. 1840—53).

Laplace (Pierre Simon, Marquis de), einer der größten Mathematiker und Astronomen aller Zeiten, geb. 28. März 1749 zu Beaumont-en-Auge im Depart. Calvados, ging, nachdem er einige Zeit an der Militärschule daselbst die Stelle eines Lehrers der Mathematik versehen, nach Paris, wo er die Stelle eines Examinators beim königl. Artilleriekorps erhielt, und wurde 1773 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Später ging er ins Institut über; auch war er eins der ersten Mitglieder des neuerrichteten Längenbureau. Bonaparte ernannte ihn beim Beginn der Konsularregierung zum Minister des Innern, doch bewies L. sich dazu so wenig befähigt, daß er schon nach sechs Wochen, im Dez. 1799, durch Lucian Bonaparte ersetzt wurde. Darauf ernannte ihn Bonaparte zum Mitglied des Erhaltungssenats, im Juli 1803 zum Vizepräsidenten, im September zum Kanzler desselben und bei Errichtung des Kaiserthrons zum Grafen. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair und 1817 zum Marquis. Er starb zu Paris 5. März 1827.

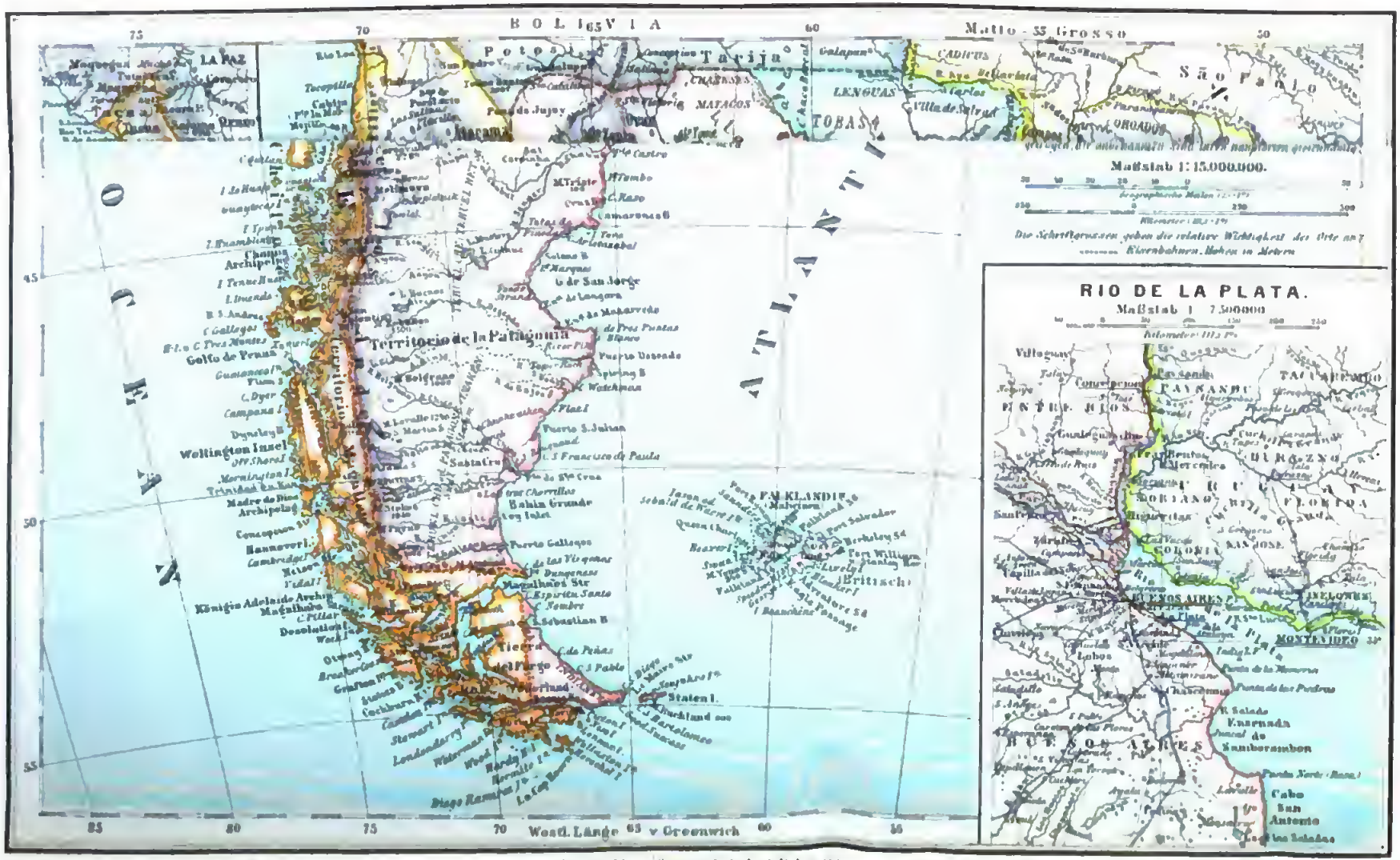
Von seinen Werken bildet «Traité de la mécanique céleste» mit den Supplementen (5 Bde., Par. 1799—1825; 2. Aufl. 1829—39) ein ausgezeichnetes Denkmal der neuern Astronomie. Fast alle Probleme der neuern Astronomie sind darin durch die Hilfsmittel der Analysis bearbeitet und zum großen Teile gelöst. Als eine populäre Bearbeitung desselben ist seine nicht minder berühmte «Exposition du système du monde» (2 Bde., Par. 1796; 6. Aufl. 1835) anzusehen. Am Schlusse dieses Werks behandelt er seine schon früher in gleichem Sinne von Kant aufgestellte Nebelhypothese über die Entstehung des Planetensystems. Er war der erste, der auf analytischem Wege die Unveränderlichkeit der mittlern Entfernungen der Planeten von der Sonne bewies, der verschiedene Gesetze in der Bewegung der Monde des Jupiter entdeckte; auch bestimmte er die gegenseitigen Störungen aller Hauptplaneten. Auch beschäftigte er sich mit Chemie und erfand z. B. einen Wärmemesser. Zu seinen Werken gehören noch die «Théorie analytique des probabilités» (Par. 1812; 3. Aufl. 1820) und der «Essai philosophique sur les probabilités» (Par. 1814; 6. Aufl. 1840). Seine «Oeuvres complètes» erschienen in sieben Bänden (Par. 1843—48).

La-Plata, vollständig Rio de la Plata, ist die gewöhnliche Bezeichnung des nach dem Amazonas zweitgrößten Stromsystems von Südamerika, kommt aber eigentlich nur dem ungeheuern Ästuarium zu, mit welchem der mit dem Paraguay (s. d.) vereinigte Paraná (s. d.) und der Uruguay (s. d.) sich in den Atlantischen Ocean ergießt. Dies Ästuarium, die breiteste Flußmündung der Erde, ist in seinem Hintergrunde unmittelbar nach Vereinigung des Paraná und Uruguay bis nach Buenos-Ayres 40 km breit, erweitert sich aber in östl. Richtung immer mehr und erreicht zwischen Montevideo und Punta de las Piedras 105, an der äußersten Öffnung zwischen Maldonado und Cabo San-Antonio 220 km Breite, bei einer Länge von 320 km. Sein schlammiges, gelbliches Wasser gibt sich noch auf 125 km weit in offener See zu erkennen. Wegen der geringen Tiefe und der vielen Sandbänke und Untiefen ist ein Einlaufen in das Ästuar ohne Lotsen immer sehr gefährlich. Zur Sicherheit der Schiffahrt dienen an der Nordküste der Mündung vier Leuchttürme und drei Leuchtschiffe, an der Südküste drei Leuchtschiffe. Das Bassin bietet nur einen einzigen Hafen, Montevideo, der aber gegen Südost keinen Schutz gewährt, außerdem bloß offene Reeden, wie Buenos-Ayres, und Ufer, an welche der vielen Sandbänke

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

LA PLATA-STAATEN, CHILE UND PATAGONIEN.



Brockhaus' Conversations-Lexikon 13 Aufl.

F. A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt, Leipzig

Zu den Artikeln: La Plata-Staaten (Argent. Konföderation); Chile und Patagonien.

wegen kein größeres Fahrzeug sich heranwagen darf. Von den Mündungsarmen des Paraná-Uruguay-Deltas ist nur der Paraná-Guazú für große Schiffe brauchbar. Dieser wird beherrscht von der kleinen argentin. Insel Martin-Garcia, die daher nach dem von England, Frankreich und Nordamerika mit der Argentinischen Konföderation 10. Juli 1853 geschlossenen Vertrage nicht in Besitz eines Staates fallen darf, der nicht seine Zustimmung zum Prinzip der freien Schiffahrt gegeben.

Das noch dem Ästuarium benannte Stromsystem umfaßt alle Gewässer, welche auf dem südl. Abhang des brasilian. Centralgebirges, den Wasserscheidehöhen der südl. Zuflüsse des Amazonas, des Tocantins und San-Francisco im N., auf den Andes im W. und dem Wasserscheiderücken der dem Staate Buenos-Ayres angehörigen Zuflüsse des Ästuariums im S. entspringen, unter welchen letztern der Salado der südlichste und der bedeutendste ist. Die Länge der ganzen Stromrinne von dem äußersten Quellfluß an wird zu 3800 km, die Länge der dem oceanischen Verkehr durch Schiffahrt zugänglichen Wasserläufe des Systems zu 300000 km, das Flußgebiet zu 3240000 qkm angegeben. Die Tiefebene des La-Plata, von der des Amazonas im N. nur durch unbedeutende Landrücken getrennt, umfaßt in ihrer nördl. Region den Gran-Chaco (s. d.), in der südlichen die Pampas (s. d.). In polit. Beziehung gehören zu dem Stromgebiet des L. die südöstl. Teile von Bolivia, die südl. und südöstl. Provinzen von Brasilien, fast ganz die Argentinische Konföderation, Uruguay und gänzlich die Republik Paraguay. Das ganze Flußsystem ward erst in der Mitte des 19. Jahrh. untersucht, 1853 vom Engländer Day, 1853—56 vom Amerikaner Page. Als beste Fahrstraße in das Innere ergibt sich der Paraguay, der für Dampfer von 3 m Tiefgang bis in das brasilian. Gebiet hinein zugänglich ist. Vgl. Page, «Report of the exploration and survey of the river L. and tributaries» (Washingt. 1856).

La-Plata, alter Name von Chuquisaca (s. d.).

La-Plata-Staaten nannte man früher häufig die jetzige Argentinische Konföderation; jetzt meist Kollektivbezeichnung für die Argentinische Konföderation, Uruguay und Paraguay. (Hierzu eine Karte: La-Plata-Staaten und Patagonien.)

Lapo (Arnolfo di), florentin. Architekt, s. Arnolfo di Cambio.

Lappa *Juss.*, Klette, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. Man kennt nur wenige Arten, sämtlich in der gemäßigten Zone Europas und Asiens. Es sind aufrechte, reich verzweigte, krautartige Pflanzen mit breiten ungeteilten, meist eiförmigen Blättern. Die Blüten sind zu kugeligen Köpfchen vereinigt, sämtlich zwitterig und röhrenförmig. Die Hüllblätter der Köpfchen laufen in einen langen starren, an der Spitze hakigen Stachel aus, mittels dessen sie sich leicht an andere Gegenstände anhaken können. Es wird auf diese Weise eine leichte Verbreitung der Samen ermöglicht. Die bekanntesten Arten sind L. major *Gärtn.*, L. minor *DC.* und L. tomentosa *Luck.*; sie wachsen in ganz Europa wild und finden sich am häufigsten an Wegrändern, auf wüsten Plätzen, an Zäunen u. s. w., überall da, wohin die Früchte durch Menschen oder Tiere leicht verschleppt werden können.

Die genannten drei Arten, die wohl richtiger als Varietäten einer einzigen Art zu betrachten sind, unterscheiden sich hauptsächlich durch die Behaarung. Bei L. tomentosa sind die Hüllblätter der Blütenköpfchen, sowie die Blätter mit einem dichten spinngewebenartigen Filz überzogen; bei L. major ist eine solche Behaarung nicht vorhanden; bei L. minor ist sie weniger dicht als bei der erstern. Die Wurzeln aller drei Arten waren früher unter dem Namen Radix Bardanae offizinell und werden noch jetzt als blutreinigende Mittel angewendet. Im Volke wird die Klettenwurzel vielfach als ein Haarwuchs beförderndes Mittel angesehen und ein wässeriges oder alkoholisches Extrakt zu diesem Zwecke hergestellt. Das sog. Klettenwurzelöl ist dagegen ein gewöhnliches Haaröl nach beliebiger Vorschrift, zu welchem keine Klettenwurzel verwendet wird. In einigen Gegenden werden die Wurzeln und jungen Sprossen als Gemüse gegessen.

Lappalie (vom deutschen Lappen mit latein. Endung), unbedeutende, wertlose Kleinigkeit.

Lappen oder, wie sie sich selbst nennen, Same, Sabme, Samelats (ein Name, der mit dem Namen der Finnen Suomalainen, Suomalaiset zusammenhängt), ein sprachlich zur finnisch-ugrischen Völkerfamilie gehörender Stamm, welcher die nördl. Teile von Finland, Schweden und Norwegen (das sog. Lappland) bewohnt. Körperlich sind die L. von den Ugro-Finnen geschieden und bilden einen eigenen Rassentypus. Sie sind kleine Leute von 1,3—1,5 m Höhe, von schmutziggelber Hautfarbe, mit straffem schwarzen Haar, rundem Schädel, ein wenig schiefstehenden Augen, kleiner platter Nase und kleinem spitzen Kinn. Das Knochengerüst ist fein und zart. Ihrer Beschäftigung nach zerfallen die L. in Berglappen (Fjell-Lappar), Waldlappen (Skogs-Lappar) und Fischerlappen (Fisk-Lappar), je nachdem sie als Renntiernomaden herumziehen, von der Jagd oder vom Fischfang leben. Während die Wald- und Fischerlappen in Kleidung und Wohnung sich vielfach den schwed. und russ. Bauern nähern, haben die nomadisierenden Berglappen hierin noch manches Eigentümliche. Sie verfertigen sich in der Regel die Kleidungsstücke und Gerätschaften selbst; sie gerben die Haut des Renntiers und nähen sie mit den Sehnen desselben zusammen, sie schnitzen aus Holz die Schneeschuhe und verschiedene Bestandteile des Schlittens, welchen sie durch Verbindung mit Riemen aus jenen herstellen. Die Tracht ist bei beiden Geschlechtern ziemlich gleich; sie besteht in einer spitzigen Mütze, Hosen und Stiefeln und einem langen Pelzrocke. Sie wohnen unter runden, nach oben spitz zulaufenden Zelten, mit einer Öffnung auf der Spitze zum Abziehen des Rauches. Im Sommer wird das aus Stangen bestehende Gerüst einfach mit Renntierhäuten bedeckt, während man im Winter von unten her Reisig und Rasen darauflegt. Die Nahrung des nomadisierenden Lappen ist vorzüglich dem Renntier entnommen, das seinen Reichtum und vielfach die einzige Bedingung seiner Existenz bildet. Die Geschicklichkeit des Lappen beim Einfangen des Renntiers mit dem langen Fangriemen, dessen Schlinge das Renntier an der Wurzel des Geweihes faßt, ist bewunderungswürdig. Die Anzahl der L. mag etwa 24700 betragen, nämlich 14615 in Norwegen, 6800 in Schweden, 2400 in Rußland und 961 in Finland. Ehemals waren die L. Fetischanbeter, jetzt bekennen sie sich zur christl. Kirche; doch haben sie ihre alten religiösen Ansichten den ihnen aufgedrungenen christl. Glaubenslehren beigemischt. Die Sprache der L. ist mehrfach

grammatisch, wie von Rask (1832), Stockfleth (1840) und Friis (1856), bearbeitet worden. Litteratur s. unter Lappland.

Lappenberg (Joh. Mart.), namhafter Geschichtsforscher, geb. 30. Juli 1794 in Hamburg, studierte in Edinburgh Medizin, ging aber bald zu histor.-polit. Studien über, hielt sich längere Zeit in London auf und widmete sich dann in Berlin und Göttingen rechtshistor. Studien. Vom Senat seiner Vaterstadt wurde er hierauf als Ministerresident an den preuß. Hof gesandt und übernahm 1823 das Amt als Archivar im hamburger Senat, das er bis 1863 bekleidete. Er starb 28. Nov. 1865.

Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete L. durch seine «Geschichte von England» (Bd. 1 u. 2, Hamb. 1834—37), die an Pauli (s. d.) einen Fortsetzer fand. Seine übrigen Schriften betreffen meist die Geschichte und das Recht der Hansa, Niederdeutschlands, besonders aber Hamburgs. Dahin gehören, außer der Fortsetzung von Sartorius' «Urkundlicher Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa» (2 Bde., Hamb. 1830), die «Urkundliche Geschichte des Hansischen Stahlhofs zu London» (1851), das «Hamburgische Urkundenbuch» (Bd. 1, Hamb. 1842) und die «Zeitschrift des Vereins für hamburger Geschichte» (Bd. 1—6, Hamb. 1841—66), an die sich die «Hamburger Rechtsaltertümer» (Bd. 1, Hamb. 1845) und eine Anzahl kleinerer Arbeiten reihen. L.s Ausgaben der «Chroniken der Stadt Hamburg in niederdeutscher Sprache» (Hamb. 1852—61) und des Thraziger (Hamb. 1864) haben ebenso wie die früher erschienenen «Quellen zur Geschichte des Erzbistums und der Stadt Bremen» (Brem. 1841) auch für den Sprachforscher hohen Wert. Um die Geschichte der deutschen Litteratur hat sich L. durch die «Reliquien des Fräulein S. K. von Klettenberg» (Hamb. 1849), die Ausgaben von Thomas Murners «Till Eulenspiegel» (Lpz. 1853), der niederdeutschen Scherzgedichte des Lauremberg (Stuttg. 1861) und der deutschen, sowie der meist bisher noch ungedruckten lat. Gedichte Paul Flemings (2 Bde., Stuttg. 1863—65) verdient gemacht. Nach seinem Tode erschienen die von L. gesammelten «Briefe von und an Klopstock» (Braunschw. 1867). Vgl. Meyer, «Johann Martin L.» (Hamb. 1867).

Lappets (vom engl. lappets), eine Art broschierter Musseline, die auf besondern Stühlen gewebt und zu Vorhängen verwendet werden, meist mit erhabenen zwischen durchbrochenen Streifen.

Lappingmaschine (vom engl. lapping-machine), soviel wie Doubliermaschine (s. d.).

Lappland, bei den Eingeborenen Sameädnam genannt, eine sehr ausgedehnte Landschaft im äußersten N. Europas, grenzt gegen N. und W. an das Nördliche Eismeer, welches die Porsanger-, Waranger- und andere Fjorde bildet, gegen S. an das schwed. Norrland und an Finland, im O. an das Weiße Meer. L. war früher ein gemeinsamer Distrikt für die Nachbarländer. Erst in neuerer Zeit sind die Grenzen näher bestimmt und jetzt zerfällt L. in vier Teile: 1) das Norwegische Lappland oder Finmarken, die Küstengegend am Eismeere bis zum Jakobself; 2) das Russische Lappland, vom Jakobself östlich bis zum Weißen Meere; 3) das Schwedische Lappland, der innere westliche Teil, südlich von Finmarken; 4) das Finnische Lappland, im Westen vom russischen L., durch Torneå- und Muoniofluß vom schwedischen L. getrennt. L. ist ein rauhes, waldiges, teils bergiges, teils ebenes und sumpfiges Land, durch welches die Kette der nordischen oder Lappländischen Alpen mit ihren weitverbreiteten Ästen zieht, die auf der Nordwestseite am höchsten ist und gegen Osten hin sich allmählich verflacht. Viele Bäche und Flüsse ergießen sich von den Gebirgen in das Nördliche Eismeer und in den Bottnischen Meerbusen. Auch gibt es zahlreiche Seen, zum Teil von beträchtlichem Umfange, z. B. den inselreichen, 1421 qkm großen Enare. Der Winter ist lang und streng, der Sommer kurz; der längste Tag dauert in den südlichern Gegenden 24 Stunden und in den nördlichsten drei Monate; ebenso lang ist die längste Nacht im Winter. Das Korn wird Ende Mai gesäet und Mitte August geerntet, aber oft von Nachtfrösten verdorben. Der Sommer ist heiß wie in Italien, und durch allerlei Mosquitos fast unerträglich, die Menschen und Vieh quälen. Der Boden ist nur in den südlichsten Gegenden des schwedischen L. des Anbaues fähig. Die Waldungen bestehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Birken und Weiden. Nur die Kolonisten im schwedischen L. haben Pferde, Rindvieh und Schafe; bei den Lappen vertritt das Renntier die Stelle aller übrigen Haustiere. Außerdem gibt es in L. Wölfe, Bären, Luchse, Füchse, Marder, Hermeline und Fischottern. An Zugvögeln und anderm wilden Geflügel, sowie an Fischen ist Überfluß. Von Mineralien findet man Eisen, Kupfer und silberhaltiges Bleierz. Das Land ist sehr spärlich bevölkert; die Einwohner sind teils Lappen (s. d.) als Ureinwohner, teils Kolonisten. Im schwedischen L. nimmt seit 1760, wo zuerst zwei schwed. Familien ins Land kamen, die Zahl der Kolonisten (Nybyggare) rasch zu. Vgl. Helms, «L. und die Lappländer» (Lpz. 1868); Aubel, «Ein Polarsommer. Reise nach L. und Kanin» (Lpz. 1874); von Düben, «Om Lappland och Lapparne» (Stockh. 1873); Eder, «L. und die Lappländer» (Freiburg i. B. 1878).

Laprade (Pierre Marin Victor Richard de), franz. Dichter, geb. 13. Jan. 1812 zu Montbrison im Depart. Loire, war erst Advokat, widmete sich aber bald ausschließlich der Poesie. L. ahmt erfolgreich Lamartine nach in Bezug auf Empfindung und den Wohlklang des Verses, es fehlt ihm aber an Phantasie und Glanz der Sprache. Er veröffentlichte zuerst «Les parfums de Madeleine» (1839), dann «La colère de Jésus» (1840), «Psyché» (1841) und «Odes et poèmes» (1844). Im J. 1847 wurde er zum Professor der franz. Litteratur an der Fakultät zu Lyon ernannt, 1861 aber wegen einer polit. Satire gegen die Regierung seines Amtes entsetzt; 1858 wurde er Mitglied der Französischen Akademie, nachdem seine neuern Dichtungen «Poèmes evangéliques» (1852) und «Les symphonies» (1855) einen Fortschritt seines poetischen Talents bekundet hatten. Nach dem Kriege von 1870 vertrat L. das Depart. Rhône in der Nationalversammlung und gehörte zum rechten Centrum; doch legte er 1873 sein Mandat nieder. Er starb zu Montbrison 13. Dez. 1883. Von seinen Werken sind noch zu nennen: «Idylles héroïques» (1858), «Pernette», eine seiner besten Dichtungen (1868), «Poèmes civiques» (1873), «Le livre d'un père» (1876), «Oeuvres poétiques» (2 Bde., 1878).

Lapsaki, s. Lampsakos.

Lapsi (lat., d. i. Abgefallene) hießen in den ersten Jahrhunderten der Kirche vorzugsweise diejenigen, welche unter den Verfolgungen der

heidnischen Staatsgewalt dem christl. Glauben nicht treu blieben. Ihre Zahl wurde sehr beträchtlich, als nach den Zeiten langer Ruhe die erste allgemeine Verfolgung unter Decius losbrach. Man unterschied damals drei Arten von L., solche, die den heidnischen Göttern wirklich geopfert und Weihrauch angezündet, ferner die, welche einen obrigkeitlichen Schein (libellus) über angeblich dargebrachte Opfer erkauft, endlich diejenigen, welche sich der Verfolgung durch die Flucht entzogen hatten. Dazu kamen später in der Diocletianischen Verfolgung diejenigen, welche heilige Bücher und Gefäße ausgeliefert. Die Kirche strafte anfangs derartige Verleugnung durch Exkommunikation und erschwerte die Wiederaufnahme der L. mit Strenge. Allein im 3. Jahrh. schon bildete sich eine mildere Praxis, und nur einzelne Parteien, wie die Donatisten (s. d.), gingen so weit, die L. wieder zu taufen und die von ihnen verrichteten heiligen Handlungen für unkräftig und ungültig zu erklären.

Lapsus (lat.), Fall, Fehler; L. **banorum**, Verfall des Vermögens; L. **calàmi**, Schreibfehler; L. **memoriae**, Gedächtnisfehler.

Lapurdum, alte Stadt im Lande der Tarbelli, das jetzige Bayonne (s. d.).

Laquea, orangefarbener Karneol aus Asien, welcher zu Perlen, Kugeln u. s. w. geschliffen wird.

Laqueària, s. **Lacunaria**.

Lar, Affe, s. unter **Gibbons**.

Lar, Hauptstadt der pers. Provinz Laristan (s. d.).

Lar oder **Lars**, etrusk. Name, s. **Aruns**.

Lara erscheint als der Name einer altröm. Göttin, die auch **Larunda** genannt und als Mutter der Laren bezeichnet wird. Nach Ovid war sie eine Nymphe, welche Juturna vor den Nachstellungen Jupiters warnte und diesen an Juno verriet. Sie wurde dafür von Jupiter der Sprache beraubt, zur Dea Muta oder Tacita (d. h. stummen oder schweigenden Göttin) gemacht und von Merkur in die Unterwelt zu den Manen gebracht. Durch Merkur soll sie die Mutter der Laren geworden sein.

Laralia, Fest zu Ehren der Laren (s. d.).

Laramie, neue Stadt im nordamerik. Territorium Wyoming, mit Fort **Sanders**, rechts vom obern Laramie River, am südöstl. Ende der Laramie Plain, 85 km im WNW. von Cheyenne, zählte 1870 erst 828, 1880 schon 2696 E. und ist Station der Central-Pacifischen Eisenbahn. Die ausgedehnte **Laramie Plain**, auf der bedeutende Schafherden weiden, wird im NO. und O. von den **Laramie Mountains** (einer östl. Seitenkette der Rocky Mountains) begrenzt, welche letztere im S. durch den Evanspaß, den die Pacificbahn durchzieht, von der Sierra Madre getrennt werden. Der **Laramie River** durchbricht die Laramiekette fast in deren Mitte und mündet unterhalb Fort **Laramie** (1880 mit 531 E.) in den North-Platte-River.

Laranda, alte Stadt in Lykaonien, jetzt Karaman (s. d.).

Larantuca, holländ. Niederlassung auf der [Sunda-Insel Flores (s. d.).

Larasch, Stadt in Marokko, s. **Arisch**.

Lärche ist die wissenschaftliche Bezeichnung derjenigen Nadelhölzer, welche der Gattung Larix *DC.* angehören. Linné zählt die L. zu der Gattung Pinus. Die Nadeln stehen am einjährigen Stämmchen und an den Langtrieben der spätern Jahre spiralig einzeln, sind an den aus Achseltnospen dieser Nadeln entstehenden Kurztrieben büschelig, weich, kurzgestielt und fallen im Herbst ab, daher die L. nur sommergrüne Bäume. Die männlichen Blüten entwickeln sich aus Seitenknospen der Langtriebe, sind kugelig-eiförmig, meist hängend; die Pollensäcke öffnen sich mit Längsspalt; die weiblichen Blüten stehen aufrecht an der Spitze aufrecht gekrümmter Kurztriebe. Die Zapfen sind bis zur Reife des Samens aufrecht, nicht zerfallend; der geflügelte Samen fällt reif aus dem sich öffnenden Zapfen. Die entleerten Zapfen bleiben einige Jahre in hängender Stellung auf dem Baume. Die **gemeine Lärche** (Larix europaea *DC.*, Larix decidua *Mill.*, Pinus Larix *L.*) ist ursprünglich heimisch in den Gebirgen Mitteleuropas, wo sie als Baum erster Größe eine Höhe von 30—50 m erreicht, dabei einen geraden, nach oben abfälligen Stamm bildet. Die Rinde junger Stämme und Zweige ist glatt, ledergelb und verwandelt sich im Alter in eine außen graubraune, innen rotbraune, längerissige Borke. Im freien Stande bilden die Äste mit abwärts hängenden Zweigen eine pyramidale Krone; im Schlusse sterben die untern Äste dieser sehr lichtbedürftigen Holzart zeitig ab; die Krone ist hoch angesetzt mit meist kurzen Ästen. Die feinen Nadeln, 10—30 mm lang, stehen in Büscheln. Die männlichen Blüten sind zuerst grün, dann gelb, mit Stiel 5—10 mm lang; die weiblichen, ohne Stiel, 10—15 mm, walzig, am Grunde aufwärts gekrümmt, anfänglich grün, dann rot; die Zapfen 2—2,5 cm lang, gestielt, eiförmig; der Samen geflügelt, 3—4 mm lang, meist von geringer Keimkraft, sehr guter Samen zeigt ein Keimungsprozent von 30—40. Ihre Blütezeit ist im Frühjahr, die Samenreife im Herbst; das Ausfliegen des Samens geschieht meist erst im Frühjahr. (Hierzu Abbildung auf Tafel: **Nadelhölzer**.)

In ihrem natürlichen Verbreitungsbezirk geht die L. etwas über die Fichte hinaus, in den Alpen der nördl. Schweiz und Bayerns steigt sie 1800—2000 m, südlicher, z. B. am Montblanc, bis 2200 m. Ihre untere Grenze ist in den bayr. Alpen 5—900 m. Künstlich angebaut findet sich die L. fast in ganz Deutschland, selbst in den nördl. Ebenen, bildet hier aber meist einen weniger schlanken, oft säbelförmig gekrümmten Schaft, namentlich wenn sie für sich allein erzogen wurde; besser gedeiht sie in Vermischung mit Fichten, Tannen. Ihr nutzbarstes Alter erreicht die L. im 80. bis 100. Jahre, man findet jedoch in den Alpen noch 300- bis 400jährige Bäume. Ihr Holz ist von großer Dauer, um so mehr, je harzreicher es ist, und wird zu Hochbau (Tirol), Schiffbau, Tischlerwaren und Eisenbahnschwellen angewendet. Im Wasser wird es steinhart und besitzt eine fast unbegrenzte Dauer, ähnlich in der Erde, ist daher vorzüglich geeignet zu Wasser- und Grubenbauten u. s. w. Lärchenrinde findet bei der Gerberei Verwendung. Der sog. Venetianische Terpentin wird aus der L. gewonnen, indem man Löcher in das Holz bohrt. Das in der Pharmacie bekannte Lärchenmanna (oder Manne de Briançon) stammt aus wärmern Ländern (Depart. Oberalpen) und ist ein Extret der Knospen und Blätter, vielleicht auch der jungen Rinde; auch ein offizineller Pilz (Polyporus officinalis *Fr.*) wächst an der L. Die große Nutzbarkeit der L., ihr rasches Wachstum in der Jugend, ihre Fähigkeit, durch den reichlichen Nadelabfall bodenbessernd zu wirken, lenkte die Aufmerksamkeit der Forstleute schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. auf diesen Baum. Man glaubte in ihm fast eine Universalholzart

gefunden zu haben; bittere Enttäuschungen blieben später auf ungünstigen Standorten nicht aus, weshalb die L. jetzt in Mittel- und Norddeutschland weit weniger angebaut wird als früher. Die L. ist nicht ohne ihr gefährliche Feinde; der **Lärchenkrebs**, eine durch einen parasitischen Pilz (Peziza Witlkommii *R. Hartig*) hervorgerufene Krankheit, wirkt allmählich tödlich; die **Lärchenminiermotte** (Coleophora laricella *Hbr.*) höhlt die Nadeln aus, beeinträchtigt dadurch den Wuchs; von ihr befallene L. sehen im Frühjahr wie erfroren aus. Von fremdländischen Arten sind zu nennen: L. sibirica *Led.*, bildet ausgedehnte Wälder im nordöstl. Rußland; L. dahurica *Turcz.* im nordöstl. Sibirien, Kamtschatka, Daurien; beiden sagt deutsches Klima nicht recht zu. Besser dürften sich hier zwei nordamerik. Arten: L. penduta *Salisb.* und microcarpa *Poir.*, zum Anbau eignen. Vgl. Bolle, «Über Lärchenbäume» (in «Monatsschrift für Gärtnerei und Pflanzenkunde», Berl. 1873).

Lärchenkrebs, Baumkrankheit, s. unter Baum («Krankheiten») und Lärche.

Lärchenminiermotte (Coleophora laricella *Hbr.*), s. unter Lärche.

Lärchenschwamm, s. unter Polyporus.

Lardner (Dionysius), berühmter Physiker und Mathematiker, geb. zu Dublin 3. April 1793, studierte in Cambridge und erwarb sich zuerst einen Namen durch die Werke «Treatise on algebraical geometry» (Lond. 1823) und «On the differential and integral calculus» (Lond. 1825; 2. Aufl. 1828). Er faßte hierauf den Gedanken, eine Encyklopädie der Naturwissenschaften, Industrie, Kunst, Litteratur, Geschichte u. s. w. herauszugeben, an der namhafte Schriftsteller teilnahmen und wovon unter dem Titel «L.'s Cyclopaedia» 133 Bände erschienen. L. selbst schrieb dafür Abhandlungen über Mechanik, Hydrostatik, Geometrie, Arithmetik und (mit C. B. Walker) ein «Manual of electricity, magnetism and meteorology» (2 Bde.). Eine zweite Ausgabe dieses Werks ward 1853 veranstaltet. L. war zum Professor der Naturphilosophie und Astronomie an der londoner Universität ernannt worden, welches Amt er jedoch infolge eines skandalösen Prozesses verlor, den er sich 1840 durch die Entführung der Gattin eines Kapitäns Heaviside zuzog, wobei er zu einer Geldbuße von 8000 Pfd. St. verurteilt ward. Er wurde hierdurch veranlaßt, sich zuerst nach Paris und dann nach den Vereinigten Staaten zu wenden, kehrte indes später nach Europa zurück. Außer den Schriften «Treatise on heat» (Lond. 1844), «On railway economy» (Lond. 1850) gab er noch ein umfassendes «Handbook of natural philosophy and astronomy» (2. Aufl., 6 Bde., Lond. 1855) heraus. L. starb zu Neapel 29. April 1859.

Lardum (lat.), Speck, Schmalz.

La recherche de la paternité est interdite (frz.), d. h. die Erforschung der Vaterschaft ist untersagt, Bestimmung des Art. 340 des Code Napoléon.

Laredo, Stadt in der span. Provinz Santander, mit einem Hafen am östl. Ufer der Ria de Marron, in welche der Agon mündet, zählt (1877) 4384 E., welche Fischerei treiben.

Laren hießen bei den Römern Gottheiten niedern Ranges, aber von großer Bedeutung, welche als Schutzgötter über die Familien, Häuser, Gassen, ländliche und städtische Quartiere, Städte u. s. w. wachten. Die wichtigste Klasse derselben sind die Schutzgeister der Familie und des Hauses (Lares familiares). Ihre Bilder standen in den Wohnungen an dem häuslichen Herde, welcher sich anfangs im Atrium, später in den elegantern Häusern in einer eigenen Küche befand; zuweilen befanden sich die Bilder der L. auch in einer besondern Kapelle (Lararium). Daneben gab es auch andere L., die nach dem Orte, wo sie standen und ihre schützende Kraft äußerten, genannt wurden; so besonders die Lares compitales, die Beschützer der Kreuzwege, Lares vicorum, die Beschützer der städtischen Quartiere oder ländlichen Gaue, Lares permarini, Beschützer zur See, Lares hostilii, Schützer gegen äußere Feinde, die Lares praestites, die Vorsteherlaren der Stadt, die öffentlichen L. (Lares publici) u. a. Dargestellt wurden die L. als Knaben oder Jünglinge mit aufgeschürzter Toga, ein Trinkhorn und eine Schale oder Kanne in den Händen; ihre Bilder waren auf dem Lande gewöhnlich von Holz, in den Städten aus Stein oder Metall, in wohlhabendern Häusern häufig von Silber. Ihnen zu Ehren wurde in Rom am 1. Mai ein Fest (Laralia) gefeiert; die Kompitalien aber, welche Servius, nach dem Volksglauben der Sohn eines Lar (familiaris), zu Ehren der Lares compitales eingesetzt haben sollte, beging man gegen Ende des Jahres bald nach den Saturnalien. Mit den L. werden zugleich die Penaten (s. d.) als die Götter der Familie betrachtet und genannt. In der Zeit der griech.-röm. Kultur und Gelehrsamkeit wurden die L. mit den griech. Heroen verglichen und gleich diesen als zu Schutzgöttern der Angehörigen gewordene Seelen abgeschiedener Familienglieder gedeutet. So aufgefaßt flossen dann die L. auch mit den Manen zusammen.

Larentinalia oder Larentalia, röm. Fest, s. unter Acca Larentia.

Largentière, Stadt im franz. Depart. Ardèche, Hauptort eines Arrondissements, 33 km im SW. von Privas, hat eine schöne alte Kirche, ein Zellengefängnis und zählt (1876) 2374, als Gemeinde 2962 E., welche starken Handel mit roher und verarbeiteter Seide, mit Wein, Kastanien, Oliven, Nüssen u. s. w., mit Schafen und Rindern treiben. Dabei ist an einem See eine schöne Grotte.

Larghetto (ital.), Diminutiv von Largo (s. d.).

Largo (ital.) «breit», wird als Zeitmaß bei Überschriften von Musikstücken gebraucht. Jetzt nimmt man L. gewöhnlich noch langsamer als Adagio, was aber sowohl dem Wortsinne wie auch der ältern Praxis widerspricht. Die eigentlichen Largosätze gehören der Musik des 18. Jahrhunderts an und sind nicht etwa langsamer, sondern vielmehr schneller zu spielen als das Adagio; sie finden sich am ausgeprägtesten bei Händel, werden auch meistens schon durch die Noten (halbe und viertel) kenntlich gemacht. In weniger breiten Zügen, also auch nicht so langsam, ist der Larghettosatz gehalten. Beide Bewegungsarten werden jetzt vielfach verkehrt genommen und sind für das Verständnis der ältern Musik von großer Wichtigkeit.

Largs, Flecken in Schottland, Grafschaft Ayr, östlich am Clyde-Golf, gegenüber der Insel Cumbrae, 15 km im NW. von Beith, Seebadeort mit 4000 E., welche Fischerei und Leinweberei treiben.

Laricin, s. Coniferin.

Lariden, s. Möven.

Larifäri, Interjektion, welche zur Zurückweisung eines leeren Geredes gebraucht wird. Als

Substantivum bedeutet es soviel wie Unsinn, dummes Zeug.

Larino, Stadt in der ital. Provinz Campobasso, 36 km im NO. von Campobasso, Station der Linie Benevento-Campobasso-Termoli der Italienischen Südbahn, Sitz eines Bischofs mit einem Priesterseminar, zählt (1881) 6778 E.; nahebei Ruinen des antiken Larinum mit Resten eines Amphitheaters. [Arisch (s. d.).

Laris, im Mittelalter Name der ägypt. Stadt

Larisa, auch Lariſſa geschrieben, ein altgriech. Ortsname, ursprünglich wol «Burg» überhaupt bedeutend, mit welchem die auf steilem Felshügel gelegene Akropolis der Stadt Argos und mehrere Städte benannt wurden. Die bedeutendste derselben war L. in der großen, fruchtbaren Ebene des mittlern Thessalien, am Peneios (jetzt Salamvria), der Hauptort des Bezirks Pelasgiotis, aber wegen ihrer großen Volkszahl, ihres Reichtums und als Residenz des mächtigsten unter den thessal. Dynastengeschlechtern, der Aleuaden, als Hauptstadt von ganz Thessalien betrachtet. Seit 1881 ist L. Hauptstadt der griech. Nomarchie Lariſſa (6420 qkm mit 145706 E.), nachdem es bis dahin unter dem Namen Jeni-scheher türkisch gewesen war. Die Stadt zählt (1881) 13169 E., ist durch eine 4. Mai 1884 eröffnete Eisenbahn mit Volo verbunden, hat mehrere Fabriken, bedeutenden Handel, Acker- und Gartenbau, und ist Sitz eines griech. Erzbischofs, dessen Residenz mit der Hauptkirche (Metropolis), am nördl. Ende der Stadt gerade über dem Flusse Peneios gelegen, die Stelle der alten Akropolis einnimmt.

Ein zweites L. lag im südlichsten Teile Thessaliens (dem Bezirk Phthiotis) auf dem Gipfel und am Abhange eines steilen Hügels oberhalb des jetzigen Städtchens Gardiki; es trug nach seiner Lage den Beinamen Kremaste und war als Festung wie durch seinen Weinbau nicht ohne Bedeutung. Von den andern gleichnamigen Ortschaften verdient nur noch die Stadt L. im nördl. Kleinasien, unweit Kyme in Aolien, wegen ihres alten pelasgischen Ursprungs Erwähnung.

Laristân, eine kleine, sehr gebirgige, heiße Landschaft des Persischen Reichs, der südwestliche Distrikt der Provinz Kirman, im S. durch den schmalen, ehemals dem Imâm von Omân oder Maskât unterworfenen Küstenstrich vom Persischen Meerbusen getrennt, 59468 qkm groß mit etwa 90000 E., ist ein durch den Guineawurm, überdies gegen die Küste hin durch herrschende Fieber, Bleichsucht, Halsübel und Erblindungen heimgesuchtes Land. In der Mitte liegt in sehr fruchtbarer Gegend die Hauptstadt Lar mit 12000 E., einem schönen Bazar und Seidenwebereien.

Larius lacus, alter Name des Comersees (s. d.).

Larive (Jean Mauduit de), französischer tragischer Schauspieler, geb. 6. Aug. 1747 zu Larochelle, kam, nachdem er vorher in Lyon debutiert, 1771 nach Paris. Er glänzte vorzüglich in den Rollen des Warwick, Drosman, Philoktet und Spartacus, in welchen er von den Franzosen noch jetzt als klassisches Vorbild betrachtet wird. In der Schreckenszeit mußte er nebst den meisten andern Mitgliedern des Théâtre français ins Gefängnis wandern. Ein Schreiber rettete ihm das Leben, indem er alle auf seinen Prozeß bezüglichen Papiere beiseite schaffte. Mit dem 9. Thermidor erschien auch für ihn die Stunde der Rettung. Später zog er sich von der Bühne zurück und kaufte sich in Montmorency an. Er starb 30. April 1827. Sein «Cours de déclamation» (3 Bde., Par. 1804—10) ist nicht ohne Verdienst.

Larix, Nadelholzgattung, s. Lärche.

Larmoyant (frz.), weinerlich, zu Thränen rührend; Comédie larmoyante, Rührstück.

Lärmstange, s. Fanal.

Lärmzeichen, s. unter Signal.

Larnáka, Stadt auf der Insel Cypern, liegt 6,4 km von der Südostküste entfernt, im schlechtesten Teile der Insel, umgeben von dürrer Landschaft, hat aber in seiner Reede den sichersten Ankergrund der Insel. Die Konsuln und Europäer residieren in einer Vorstadt an der Küste, den sog. Salzgruben oder der Marina. Hier befindet sich ein 1625 erbautes, unbedeutendes türk. Fort, zwei Moscheen und ein Bazar. Das schönste Gebäude ist die röm.-kath. Kirche, 1848 vollendet, mit dem dazu gehörigen Franziskanerkloster. L. zählt 5—6000 E. und ist das alte Kition (s. d.).

Larne, Stadt in Irland, Provinz Ulster, Grafschaft Antrim, 30 km im NNW. von Belfast, am Westufer des Lough-L., der mit dem Nordkanal in Verbindung steht, mit 3300 E., welche Leinen- und Baumwollweberei treiben, Kalksteine brechen, Salz bereiten und damit handeln.

La-Roche-sur-Yon, 1808—14 Napoléonville, 1814—48 Bourbon-Vendée, 1848—70 Napoléon-Vendée genannt, Hauptstadt des Depart. Vendée, rechts am Yon, in 73 m Höhe, Station der Linien Tours-Les Sables d'Olonne, Nantes-L. und Nantes-Coutras der Französischen Staatsbahnen, ist Sitz der Departementsbehörden und eines Tribunals erster Instanz, hat ein Lyceum, eine Gesellschaft des Ackerbaues, der Wissenschaften und der Künste, eine öffentliche Bibliothek, das Irrenhaus des Departements und ein Gestüt und zählt (1876) 9021, als Gemeinde 9755 E. Das ehemalige Schloß Roche-sur-Yon, an dessen Stelle jetzt eine Kaserne steht, gehörte mit dem Titel eines Herzogtums dem Hause Bourbon-Conti. In der Mitte des Großen Platzes steht auf granitenem Piedestal eine bronzene Reiterstatue Napoleons I. Am 26. Aug. 1793 erlitten hier die Royalisten unter Charette eine Niederlage durch Mieszlowski, erstürmten aber den Ort und siegten hier 1. März und im Sept. 1794. Noch 1807 war L. ein elender Flecken von kaum 800 E. Durch ein Dekret vom 8. Aug. 1808, welches Jahr als Gründungsjahr gilt, bewilligte der Kaiser 3 Mill. Frs., um ihn zur Hauptstadt des Departements unter dem Namen Napoléon auszubauen und zu verschönern. Um eine große Kaserne, welche das Land beherrschen sollte, entstand nun eine Stadt mit einer großen Kirche und einigen schönen Plätzen und Spaziergängen.

La Roche (Karl, Ritter von), namhafter deutscher Schauspieler, geb. 14. Okt. 1796 zu Berlin, wurde durch Iffland für das Theater gewonnen und betrat 10. Juni 1811 als Mitglied der Secondaschen Truppe in Dresden zum ersten mal die Bühne. Nachdem er dann einige Jahre zu Danzig gespielt, war er seit 1819 in Königsberg engagiert, von wo aus er 1821 mit vielem Beifall in Leipzig gastierte. L. siedelte 1822 nach Weimar über, wo er im Verkehr mit Goethe seine höhere künstlerische Ausbildung gewann und zugleich seinen Ruf als Schauspieler begründete. Im J. 1832 nahm er ein

Engagement auf Lebenszeit an das Burgtheater in Wien an. Seit April 1833 wirkte er ununterbrochen an dieser Bühne und gehörte bis zu seinem am 11. März 1884 erfolgten Tod zu den Zierden derselben. L.s Repertoire war ungemein verzweigt. Seine Leistungen als Held, Intrigant, zärtlicher Vater, Geck, Bonvivant oder Naturbursche waren stets echt künstlerisch gedacht und gleich wirksam ausgeführt. Aus der Schule Ifflands hervorgegangen, strebte L. in allen seinen Darstellungen nach Natur und realistischer Lebenswahrheit. Vgl. Mautner, «Karl L. Gedenkblätter» (Wien 1873).

Laroche (Maria Sophie), deutsche Schriftstellerin, geb. zu Kaufbeuren 6. Dez. 1731, war die Tochter des gelehrten Arztes Gutermann, Edeln von Gutershofen, und erhielt ihre Bildung in Augsburg. Mit zwei ihrer Schwestern und ihrem Bruder kam sie später nach Biberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, der daselbst Senator und Hospitalmeister war. Nach dem Tode desselben lernte sie 1750 in dem Hause des mit ihr verwandten Predigers Wieland den Sohn desselben, den wenig jüngern Dichter Wieland kennen. Sie sollte seine Gattin werden, aber der Wille des Vaters trennte ihre Liebe, die jedoch als Freundschaft beider bis ins hohe Alter fortdauerte. Im J. 1760 verheiratete sie sich mit Laroche, der damals mainzer Hofrat und Oberaufseher der Stadionschen Güter war und nachher als Geh. Konferenzrat an den kurtrierschen Hof kam. Als derselbe infolge seiner «Briefe über das Mönchswesen» den Abschied erhalten hatte, lebten beide Gatten anfangs zu Speier, dann zu Offenbach, wo L. 1789 und seine Gattin 18. Febr. 1807 starb. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeschichten in Briefform oder in der durch Hermes in Deutschland eingeführten Richardsonschen Manier. Ihre erste Arbeit war die «Geschichte des Fräulein von Sternheim» (herausg. von Wieland, Lpz. 1771). Außerdem sind noch zu erwähnen: «Rosaliens Briefe» (Altenb. 1779—81), «Moralische Erzählungen» (Mannh. 1782—84; neue Aufl. 1823), «Schönes Bild der Resignation» (Lpz. 1795—96), «Melusinens Sommerlieder» (herausg. von Wieland, Halle 1806). Vgl. L. Assing, «Sophie von L., die Freundin Wielands» (Berl. 1859); Neumann-Strela, «Sophie L. und Wieland» (Weim. 1862); «Goethes Briefe an Sophie von L. und Bettina Brentano» (herausg. von Loeper, Berl. 1879).

Larochefoucauld, ein altes, berühmtes, vielverzweigtes franz. Geschlecht, das bis ins 11. Jahrh. hinaufreicht und dessen Stammsitz die kleine Stadt Larochefoucauld unweit Angoulême ist. — Fourauld de Laroche wird seit 1019 genannt und ist der Stammvater des Geschlechts. Seine Nachkommen spielten eine wichtige Rolle in den Kriegen der Guyenne vom 11. bis 15. Jahrh. — François de L., Kammerherr Ludwigs XII., hob 1494 den spätern König Franz I. aus der Taufe, erhielt 1515 die Grafenwürde und starb 1517. — Sein Sohn, François de L., führte zuerst den Titel eines Fürsten von Marsillac. In den Religionskriegen standen seine Nachkommen auf seiten der Protestanten.

François VI., Herzog von L., geb. 15. Dez. 1613, war mit der Herzogin von Chevreuse, der Vertrauten der Königin Anna, in die Intriguen gegen den Kardinal Richelieu verwickelt und mußte bis zum Tode Ludwigs XIII. den Hof meiden. Hierauf nahm er an den Unruhen der Fronde teil, zog sich dann ins Privatleben zurück und machte sein Haus zum Sammelplatz aller glänzenden Geister jener Epoche. Seine «Mémoires de la régence d'Anne d'Autriche», in denen er meisterhaft die Geschichte seiner Zeit erzählt, erschienen zusammen mit den «Mémoires» de Lachastre (Köln 1662; Amsterd. 1723 u. öfter). Im J. 1665 veröffentlichte er «Maximes et réflexions morales» (deutsch von Hörlet, Lpz. 1875), welche als Muster klassischer franz. Prosa gelten. Als scharfer Beobachter schildert er die Sittenverderbnis der höhern Stände seiner Zeit. L. starb 17. März 1680. Seine «Oeuvres complètes» gab Depping (Par. 1818), die «Oeuvres inédites» (Par. 1863) Barthelemy heraus.

Alexandre, Herzog von L., Urenkel des vorigen, geb. 29. Sept. 1690, zeichnete sich in den Kriegen Ludwigs XIV. als Flottenkapitän aus und befehligte als General während des Kriegs in Spanien unter der Regentschaft. Er starb 4. März 1762 ohne männliche Nachkommen. Seine beiden Töchter vermählten sich mit zwei Vettern aus der Seitenlinie der Grafen de L.-Roucy. — Aus der Ehe der ältern Tochter, Nicole de L., mit dem Herzog d'Anville (gest. 1746) entsprang ein Sohn, Louis Alexandre, Herzog de L. und de Larocheguyon, geb. 11. Juli 1743. Vor der Revolution Pair von Frankreich, trat er früh in die Armee und wurde 1789 von dem Adel der Hauptstadt zur Versammlung der Generalstaaten geschickt, wo er sich dem dritten Stande anschloß. Als Gemäßigter mußte er 1792 aus Paris entfliehen. Er wurde indessen verhaftet und starb zu Gisors 14. Sept. 1792 an den Folgen eines Steinwurfs, den er beim Transport durch die Stadt von der wütenden Menge erhielt. — Marie de L., die jüngere Tochter Alexandres, Herzogs von L., heiratete Louis von L. de Roye, Graf de Roucy, welcher 1737 den Titel eines Herzogs von Estissac erhielt und 1783 starb.

Dessen älterer Sohn, François Alexandre Frédéric, Herzog de L.-Liancourt, bekannt als Philanthrop, geb. 11. Jan. 1747, gründete auf seinem Landgute Liancourt bei Clermont eine Musterschule, die 1788 den Namen «École des enfants de la patrie» erhielt, weil die Zöglinge aus armen Soldatenkindern bestanden. In der Versammlung der Generalstaaten vertrat er den Adel von Clermont. In der Nationalversammlung zeichnete sich L. besonders in seinen Berichten über das Elend des Volks, das Armenwesen und die Hospitalpflege aus. Inmitten der polit. Wirren stiftete er 1790 auf seinem Landsitze eine große Baumwollspinnerei. Nach dem Schlusse der Nationalversammlung erhielt er als Generallieutenant das Kommando in den Departements der Normandie, bot, als die Gefahr für den Hof wuchs, dem König Rouen als Zufluchtsort an und lieh demselben eine große Geldsumme. Nach der Katastrophe vom 10. Aug. floh er nach England und machte später eine Reise nach Nordamerika, die er in der berühmten Schrift «Voyage dans les États-Unis d'Amérique fait en 1795—97» (8 Bde., Par. 1798 u. öfter) beschrieb. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Paris zurück. Im J. 1800 erschien von ihm «Les prisons de Philadelphie», in welcher Schrift er die Gefängnisreform erörterte und auf Abschaffung der Todesstrafe antrug. Mit der ersten Restauration erhielt L. die Pairswürde. Während der Hundert

Tage wurde er in die Deputiertenkammer erwählt; nach der zweiten Restauration trat er in die Pairskammer zurück. Als Präsident der Gesellschaft für christl. Moral, als Mitglied des Generalconseil für die Gefängnisse, für den Ackerbau, für die Manufakturen, für die Hospitäler u. s. w. entfaltete er nun eine umfassende Thätigkeit. Auch gründete er die erste Sparkasse in Frankreich. Seine Opposition gegen die Politik des Hofs bewog 1823 das Ministerium, ihn seiner Ämter zu entsetzen. Er starb 27. März 1827 und hinterließ drei Söhne.

Der älteste derselben, François, Herzog von L., Pair von Frankreich, geb. 8. Sept. 1765, während der Kaiserzeit Maréchal-de-Camp, starb 27. Nov. 1848. — Er hinterließ vier Söhne, von denen der älteste, François, Herzog de Larochefoucauld u. s. w., geb. 13. Dez. 1794, 11. Dez. 1874 starb und drei Söhne hinterließ, von denen der älteste, Herzog François, geb. 14. April 1818, gest. 4. Dez. 1879, Vater des gegenwärtigen Chefs der Familie, des Herzogs François, geb. 21. April 1853, war. — Alexandre, Graf de L., der zweite Sohn des Herzogs de L.-Liancourt, geb. 1767, trat 1792 in die Armee Lafayettes, mußte aber geächtet entfliehen, weil er mit seinem Vater bei der Entweichung des Königs mitgewirkt hatte. Erst nach der Revolution vom 18. Brumaire verließ er seinen Zufluchtsort. Napoleon ernannte ihn 1802 zum Geschäftsträger am sächs. Hofe, 1805 zum Gesandten in Wien und 1808 in Holland. Während der Restauration war er mehrmals Mitglied der Deputiertenkammer; 1833 jedoch erhielt er die Pairswürde. Er starb 2. März 1841. — Sein ältester Sohn, Alexandre Jules, Graf de L., geb. 22. Jan. 1796, trat 1812 in die Armee. Er erhielt 1819 den Auftrag zur Abfassung der Geschichte des Kriegs in Deutschland für das Kriegsdepôt und wurde 1828 Adjutant des Herzogs von Orléans. Nachdem er seit 1830 als Kammermitglied thätig gewesen, erhielt er 1839 die Pairswürde, indem er Herzog von Estissac wurde. Nach der Februarrevolution von 1848 zog er sich ins Privatleben zurück. Er starb 21. April 1856. — Roger Paul Louis Alexandre de L., Herzog von Estissac, ältester Sohn des vorigen, geb. 17. Mai 1826, ist gegenwärtig Haupt dieses Familienzweigs.

Frédéric Gaëtan, Marquis de L.-Liancourt, der jüngste Sohn des Herzogs de L.-Liancourt, geb. 5. Febr. 1779, bekleidete unter der Kaiserregierung mehrere Präfektenstellen, wendete sich mit der Restauration den Bourbons zu und wirkte seit 1827 als Abgeordneter in der Kammer, wo er sich stets als Verteidiger der konstitutionellen Freiheiten auszeichnete. Außerdem veröffentlichte er eine ganze Reihe von Schriften poetisch-litterarischen und publizistischen Inhalts, darunter «L'esprit des écrivains du XVIIIe siècle» (Par. 1809). Auch gab er 1825 die «Oeuvres complètes» seines Vaters, sowie 1827 dessen Leben heraus. Nach der Februarrevolution von 1848 trat er nicht mehr im öffentlichen Leben auf. Er starb 15. April 1863.

Sosthènes, Marquis de L., Herzog von Doudeauville, einem Seitenzweige der Familie angehörend, geb. 15. Febr. 1785, war 1814 Adjutant des Generals Dessolles und dann des Grafen von Artois. Nach der zweiten Restauration wurde er ein eifriges Mitglied der sog. Chambre introuvable. Er starb 7. Okt. 1864. Er veröffentlichte «Mémoires», in welchen er seine Wallfahrt nach Görz beschreibt (5 Bde., Par. 1835), dann «Pensées» (Par. 1835). — Sein ältester Sohn, Augustin Marie Matthieu Stanislas de L., Herzog von Doudeauville, geb. 9. April 1822, ist jetzt Haupt dieses Zweigs, aber kinderlos. — Marie Charles Gabriel Sosthènes, Graf de L., Bruder des vorigen, geb. 1. Sept. 1825, seit 1851 Herzog von Bisaccia, war Botschafter in London.

Larochejacquelein (Duvergier de), eine alte, seit 1300 bekannte franz. Adelsfamilie, welche ihren eigentlichen Namen Duvergier von einer Gegend in Poitou entlehnte. — Gui Duvergier vermählte sich 1505 mit Renée, der Erbtochter von Jacques Lemastin, Seigneur von L., und nahm von dem ihm zugefallenen Besitztum den Namen an. — Louis Duvergier, Seigneur von L., ein Enkel des genannten Gui, war einer der tapfersten Waffengefährten Heinrichs IV. — Henri Louis Auguste Duvergier, Marquis von L., geb. 21. Juli 1749, Maréchal-de-Camp seit 1788, kam später nach Santo-Domingo und starb hier 6. Sept. 1802 an den Wunden, die er in einem Kampfe gegen die Seeräuber erhalten hatte. Er hatte drei Söhne, Henri, Louis und Auguste.

Henri Duvergier, Graf von L., geb. 30. Aug. 1772 auf dem Schlosse Durbellière bei Châtillon in Poitou, trat 1791 als Offizier in die Constitutionelle Garde Ludwigs XVI., verließ aber Paris nach den Ereignissen vom 10. Aug. 1792, um sich in der Vendée an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen. Nach einer Reihe von Heldenthaten wurde er im Oktober von den Vendéern als Generalissimus anerkannt. Er siegte bei Condé und Château-Gonthier, bemächtigte sich der Stadt Laval, drängte die Generale Westermann und Léchelle bei Antrain zurück, vermochte aber Angers nicht zu gewinnen und die Loire zu überschreiten. L. führte die Truppen nach Le Mans, wurde 21. Dez. 1793 bei La Flèche geschlagen und bei dem Versuch, auf das rechte Loireufer zu entkommen, von den Seinen abgeschnitten. Er entwich ins obere Poitou und sammelte hier neue Scharen. Am 4. März 1794 fiel er im Treffen bei Nouaillé.

Louis Duvergier, Marquis de L., Bruder des vorigen, geb. 29. Nov. 1777 zu St.-Aubin, wanderte beim Ausbruch der Revolution aus und trat erst in das Heer Condés, dann in brit. Dienste; 1801 kehrte er nach Frankreich zurück. Er stellte sich 1813 an die Spitze der royalistischen Bewegungen in der Vendée, und 1814 führte er den Herzog von Angoulême in Bordeaux ein. Ludwig XVIII. erhob ihn 1814 zum Maréchal-de-Camp und 1815 zum Obergeneral der Armee in der Vendée. Während der Hundert Tage machte L., von den Engländern unterstützt, 16. Mai 1815 einen Landungsversuch an der Küste von St.-Gilles, wurde aber zurückgeschlagen. Erst Anfang Juni gelang es ihm, auf der Küste Fuß zu fassen. Er fiel jedoch 4. Juni unweit St.-Gilles im Kampfe mit den Generalen Travot und Estève.

Sein ältester Sohn, Henri Auguste Georges Duvergier, Marquis de L., geb. 28. Sept. 1805, wurde bereits 1815 zum Pair von Frankreich erhoben, beteiligte sich 1823 an dem span. Feldzug und 1828 als Freiwilliger in russ. Diensten an dem Feldzuge gegen die Türken. Nach der Revolution von 1830 verzichtete er auf seinen Pairstitel und beteiligte sich an den Bewegungen

in der Vendée, weshalb er in contumaciam zum Tode verurteilt, dann aber freigesprochen wurde. Ein Wahlbezirk des Depart. Morbihan sandte ihn 1842 in die Deputiertenkammer. Nach der Februarrevolution von 1848 war L. unter den Legitimisten einer der ersten, der die Republik anerkannte, und wurde im Depart. Morbihan in die Constituante, nachher in die Legislative gewählt. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dez. 1851 schloß sich L. Napoleon an und wurde 31. Dez. 1852 zum Senator ernannt. Mit Hinterlassung eines Sohnes (des Marquis Julien Marie Gaston, geb. 1834) starb er 7. Jan. 1867. — Sein Bruder, Henri Louis Lescure Duvergier, Graf von L., geb. 26. Mai 1809, versuchte 1832 die Insurrektion in der Vendée wieder zu beleben, wurde aber verwundet und ging dann nach Portugal, wo er 5. Nov. 1833 für die Sache Dom Miguels starb.

Die Gattin des obengenannten Marquis Louis, Marie Louise Victoire, gebborene de Donnissan, ebenfalls berühmt als royalistische Heldin, geb. 25. Okt. 1772 zu Versailles, heiratete im Alter von 17 J. den Marquis von Lescure, ihren Vetter. Als dieser 1793 bei Chollet gefallen war, flüchtete sie nach Spanien, kehrte aber 1795 nach Frankreich zurück. Im J. 1801 heiratete sie den Marquis Louis von L. Sie lebte später zu Orléans, wo sie 15. Febr. 1857 erblindet starb. Ihre «Mémoires» (Bordeaux 1815 u. öfter) liefern einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Französischen Revolution. Vgl. Nettement, «La vie de la Madame de L.» (Par. 1858).

Auguste Duvergier, Graf von L., der jüngste der drei Brüder, geb. 17. April 1784, wanderte zur Zeit der Revolution ebenfalls aus, kehrte unter dem Konsulat zurück, trat 1809 als Offizier in die kaiserl. Armee und fiel 1812 in der Schlacht an der Moskwa, schwer verwundet, in die Hände der Russen. Nach der ersten Restauration trat er in die Königl. Garde. Während der Hundert Tage kämpfte er an der Seite seines Bruders in der Vendée und wurde schwer verwundet. Er erhielt 1818 den Grad eines Maréchal-de-Camp, wohnte 1823 dem Feldzuge in Spanien bei und nahm 1828 in der russ. Armee am Kriege gegen die Türken teil. Nach der Revolution von 1830, während welcher er die Gardekavallerie befehligte, suchte er 1832 die Bestrebungen der Herzogin von Berri in der Vendée zu unterstützen. Er wurde deshalb in contumaciam zum Tode verurteilt, 1835 jedoch vom Gerichtshofe zu Versailles freigesprochen. L. starb 23. Nov. 1868 zu Paris.

La-Rochelle, Larochelle, Seehafen, Kriegshafen zweiter Klasse und Hauptstadt des franz. Depart. Charente-Inférieure, an einem kleinen Meerbusen des Atlantischen Oceans, dem Pertuis d'Antioche, gegenüber der Insel Ré, Station der Linien Nantes-Coutras und St.-Benoit-L. der Französischen Staatsbahnen, hat, ungeachtet der Verschönerung durch neuere Bauten, doch noch zum Teil die Physiognomie früherer Jahrhunderte, breite Straßen, darunter viele mit Arkaden, und an der Place d'Armes einen der schönsten Plätze Frankreichs (2700 m im Quadrat). Unter den acht Kirchen befindet sich eine protestantische von 1706, eine Kathedrale, ein 1780 begonnener plumper Bau im griech. Stil, mehrere Kapellen und Klöster. Außerdem sind zu bemerken das 1486—1607 erbaute Rathaus im got. Stil, der etwas schwerfällige Justizpalast von 1683, eine imposante Börse, ein berühmtes Arsenal, die schöne Promenade Du Mail und seit 1827 höchst elegante Seebäder. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs (seit 1652), hat einen Gerichtshof erster Instanz, ein Handels- und zwei Friedensgerichte, eine Akademie für Litteratur und Wissenschaft, ein Lyceum, ein geistliches Seminar, eine hydrographische und eine Navigationsschule, eine Schwimmschule, eine schöne öffentliche Bibliothek von 25000 Bänden, eine Gemäldegalerie, ein Naturalienkabinett, einen botan. Garten, eine Ackerbau- und Handelskammer, Gesellschaften für Landwirtschaft, Medizin, Litteratur und Philharmonie und verschiedene Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten. Die Einwohner, deren Zahl sich 1881 auf 20028 belief, betreiben starke Fischerei und Sardinenbereitung (Bereitung der Sardines à l'huile in vier Anstalten, jährlich 200000 kg), Glas- und Fayencefabrikation, Eisen- und Kupfergießerei, Brauerei, Weberei, Zuckerraffinerie, Schiffbau und lebhaften Handel mit Branntwein, Fischen, Austern, Getreide, Bauholz und Kolonialwaren. Import und Export erreichen jährlich über 50000 t, der Küstenhandel das Doppelte. Die Festungswerke der Stadt sind von Vauban angelegt. Der Hafen ist einer der sichersten an der ganzen franz. Westküste, bequem, durch den weit ins Meer vorspringenden, 1454 m langen Richelieu-Damm geschützt, seit 1861 durch ein neues Bassin erweitert und durch den seit 1863 in Angriff genommenen Kanal von Rochelle nach Marans mit dem Sèvrebecken verbunden.

Die Gründung der Stadt reicht in das 10. Jahrh. zurück. Philipp II. August gewährte ihr mehrere Privilegien. Am 30. Nov. 1215 wurde sie von den Engländern, 3. Aug. 1224 von Ludwig VIII. erobert, im Vertrage zu Bretigny 1360 an erstere abgetreten, aber 15. Aug. 1372 kapitulierte sie an König Karl V. Seit der Einführung der Reformation 1557 stark befestigt, erlangte die Stadt als Mittelpunkt und Hauptbollwerk der Hugenotten eine große Wichtigkeit. Am 24. Juni 1573 wurde sie, nachdem seit Dez. 1572 20 heftige Angriffe, 9 Hauptstürme abgeschlagen, 70 Minen vergebtich gesprengt und 12000 Mann des königl. Heers gefallen waren, den Katholiken übergeben, worauf der den Protestanten günstige Friede von La-Rochelle abgeschlossen ward. (S. Hugenotten.) Sie blieb auch ferner der Mittelpunkt der prot. Opposition, bis sie nach hartnäckiger Belagerung durch Richelieu vom 10. Aug. 1627 bis 28. Okt. 1628 den Katholiken in die Hände fiel, womit der Untergang der reform. Partei entschieden war. L. ist Geburtsort des Physikers Réaumur und des Naturforschers Aimé Bonpland.

La-Roncière-Le-Noury (Clément, Baron von), franz. Vizeadmiral, geb. 31. Okt. 1813 in Turin, wurde 1843 Schiffslieutenant, 1852 Schiffskapitän und erhielt 1858 das Kommando der Kanonenboote, die zur Zeit des ital. Kriegs im Adriatischen Meere operieren sollten, nachher das Kommando der Station der Levante. Während dieses Kriegs zeichnete er sich dadurch aus, daß er die Kamieschbai forcierte. Dann 1861 zum Kontreadmiral, 1868 zum Vizeadmiral befördert, wurde ihm beim Ausbruche des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 das Kommando der Flotte übertragen, die im Baltischen Meere kreuzen

sollte, welches Vorhaben jedoch unausgeführt blieb. L. kehrte nach Paris zurück und übernahm das Kommando der in die Forts verteilten Marinesoldaten und des Armeekorps von St.-Denis. Er nahm Anteil an der Schlacht bei Champigny und leitete das Gefecht von Le Bourget. Am 8. Febr. 1871 wurde er im Eure-Departement zur Nationalversammlung gewählt, wo er sich dem rechten Centrum anschloß. L. wurde 1875 Kommandant der Flotte des Mittelländischen Meers, bald aber von diesem Posten abberufen. Im J. 1876 wählte ihn das Eure-Departement zum Senator. Er starb 15. Mai 1881 in Paris. Vgl. de Jancigny, «Le Vice-amiral Baron de L.» (Evreux 1881).

La-Rothière, franz. Dorf zwischen Bar-sur Aube und Brienne, bekannt durch die Schlacht am 1. Febr. 1814. Napoleon I. hatte nach seinem Siege bei Brienne eine durch die Dörfer L., Dienville und Morvilliers gedeckte Stellung besetzt, welche Blücher, durch einige Korps der Hauptarmee verstärkt, am 1. Febr. angriff. Die verbündeten Monarchen, sowie Prinz Wilhelm von Preußen und Fürst Schwarzenberg wohnten der Schlacht auf den Höhen von Trannes bei. Der Kampf war besonders blutig um L., das erst abends 11 Uhr vom Korps Sacken, welchem das Infanteriekorps Olsuwiew und die gesamte Kavallerie unter Wassiltschikow und Pahlen III. folgten, erstürmt wurde. Um Mitternacht trat Napoleon den Rückzug nach Brienne an, sein Heer war durch die Schlacht in große Verwirrung geraten. Die Verbündeten waren in der Schlacht bei L. 100000, die Franzosen nur 45000 Mann stark, und der Verlust betrug auf beiden Seiten je 4000 Mann. Die Franzosen büßten außerdem einen großen Teil ihrer Geschütze ein.

Larra (Don Mariano José de), span. Dichter, geb. zu Madrid 24. März 1809, trat 1827 zuerst als Dichter auf, gab dann mehrere satirische Zeitschriften, z. B. «El pobrecito hablador» und «El duende satírico», heraus, wurde 1833 Redacteur der «Revista española», später der Zeitschrift «El mundo», bis er 13. Febr. 1837 durch einen Schuß freiwillig sein Leben endete. Für die Bühne schrieb L. neben einem Lustspiel in Prosa («No mas mostrador», Madr. 1831) und vielen Bearbeitungen nach dem Französischen, die er zum Teil unter dem Namen Ramon Arriala (Anagramm von Mariano L.) herausgab, das Trauerspiel «Macías» (Madr. 1834), nachdem er bereits denselben Gegenstand in einem Roman bearbeitet hatte. Außerdem schrieb er «De 1830 á 1835, ó la España desde Fernando VII. hasta Mendizabal» (Madr. 1836), «Figaro, coleccion de articulos dramáticos, literarios etc.» (5 Bde., Madr. 1837; neueste Ausgabe, Barcelona 1884); auch erschienen Sammlungen seiner sämtlichen Werke (4 Bde., Madr. 1843; 2 Bde., Par. 1848). Die durch Sprachgewandtheit und Kraft des Stils ausgezeichneten Werke L.s tragen, ungeachtet in ihnen der Einfluß der neuesten franz. Litteratur unverkennbar ist, das Gepräge des echt span. Nationalcharakters.

Sein Sohn Don Luis Mariano de L. machte sich als Dramatiker bekannt («El barberillo de Lavapiés», «Felixes los que lloran»).

Larrey (Jean Dominique, Baron), berühmter franz. Militärwundarzt, geb. im Juli 1766 zu Beaudeau bei Bagnères de Bigorre, nahm 1787 als Schiffsarzt an der Expedition nach Nordamerika teil, wurde 1792 zweiter Arzt am Invalidenhotel und 1793 zur Armee berufen. Er leistete durch Einführung der Ambulance wesentliche Dienste, wohnte der Unternehmung gegen Corsica 1794 bei, errichtete hierauf in Toulon eine Lehranstalt für Chirurgen und wurde 1796 Professor zu Val-de-Grâce. Bonaparte berief ihn 1797 nach Italien und nahm ihn dann mit nach Ägypten. Im J. 1805 wurde er zum Generalinspektor des franz. Militär-Medizinalwesens ernannt. Nach der zweiten Restauration wurde er Oberwundarzt der königl. Garde, auch blieb er Mitglied des allgemeinen Gesundheitsrats sowie Generalchirurg des Invalidenhauses. L. legte 1836 seine Stelle am Invalidenhause nieder und starb zu Lyon 25. Juli 1842. Von seinen Schriften, welche in die meisten europ. Sprachen übersetzt wurden, sind zu erwähnen: «Mémoire sur les amputations des membres à la suite des coups de feu» (3. Aufl., Par. 1808), «Mémoires de médecine et de chirurgie, et campagnes militaires» (4 Bde., Par. 1812—18), «Clinique chirurgicale exercée particulièrement dans les camps et les hôpitaux militaires depuis 1792 jusqu'en 1829» (5 Bde., Par. 1829—36).

L'Arronge (Adolf), Lustspieldichter und Theaterdirektor, geb. 8. März 1838 zu Hamburg, widmete sich zunächst auf dem leipziger Konservatorium der Musik und wurde 1860 Kapellmeister am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin, 1866 am Krollschen Theater, wo seine Weihnachtsposse «Fortunas Anverwandte oder das große Los» viel Beifall fand. Im J. 1869 übernahm er die Redaction der «Gerichtszeitung» und schrieb in den folgenden Jahren unter anderm: die Einakter «Papa hat's erlaubt», «Vater Gorilla» und die Posse «Der Registrator auf Reisen», Stücke, an denen Hugo Müller und Gustav von Moser teilhatten; ferner «Mein Leopold» (1873), «Hasemanns Töchter» (1874). Von 1874 bis 1878 war L. Direktor des Lobe-Theaters in Breslau und verband sich später mit A. Förster, S. Friedmann, Fr. Haase und L. Barnay zur Gründung des Deutschen Theaters in Berlin, welches er seit der Eröffnung, 29. Sept. 1883, dirigiert. Zu seinen bekanntesten Stücken gehören noch «Doktor Klaus» (1878), «Wohlthätige Frauen» (1879), «Haus Lonei» (1880), «Der Kompagnon» (1881), «Die Sorglosen» (1882).

Lars oder Lar, etrusk. Name, s. Aruns.

Larus (lat.), die Möve.

Larve (larva) war bei den Römern eine der vielen Bezeichnungen für die Schreckbilder oder gespensterhaften Erscheinungen (s. Lemuren), die nach dem Glauben der Alten den Menschen Unglück oder selbst den Tod brachten. Doch wurde das Wort auch in der noch jetzt gewöhnlichen Bedeutung als Gesichtsmaske gebraucht. (S. Masken.)

Larven nennt man in der Naturgeschichte jugendliche, zur geschlechtlichen Fortpflanzung der Regel nach unreife Tiere, welche eine von den geschlechtsreifen Tieren abweichende Gestalt besitzen und meist provisorische Organe zeigen, die bei der Umwandlung zur Reife abgeworfen, verändert oder einer andern Funktion anheimgegeben werden. Die Entwickelung durch L. findet namentlich dann statt, wenn die Tiere im jugendlichen Zustande in andern äußern Lebensbedingungen verweilen als im reifen Zustande, also bei Schmarotzern und festsitzenden Tieren, die in der Jugend frei herumschwimmen und dazu mit Bewegungs- und Sinnesorganen

ausgerüstet sind, bei Land- und Lufttieren, die sich in der Jugend im Wasser befinden ꝛc. Fast alle wirbellosen Tiere mit wenigen Ausnahmen (z. B. Spinnen) entwickeln sich aus L. Die bekanntesten Larvenzustände sind diejenigen der Insekten (Raupen der Schmetterlinge, Maden der Fliegen u. s. w.). Unter den Wirbeltieren kommen L. nur bei nackten Amphibien (unter dem Namen der Kaulquappen), sowie unter den Fischen bei einer Reihe von Knochenfischen (z. B. Aalen) und bei dem Neunauge vor, wo die L. als besondere Fischgattung (Ammocoetes) beschrieben wurde. Die Kenntnis der L. und ihrer Umwandlungen gibt oft die überraschendsten Aufschlüsse über die Verwandtschaft scheinbar sehr unähnlicher Tiere. Eine interessante Entdeckung der Neuzeit ist die Fortpflanzungsfähigkeit gewisser L. (Pädogenesis). Dieselbe ist beobachtet bei gewissen Fliegen (Cecidomyia), bei Blattläusen, sowie beim mexik. Kolbenmolche (Axolotl).

Larvenblume, s. Mimulus.

Larvenschwein, s. unter Schwein.

Larventaucher (Fratercula arctica), auch Lund, heißt ein im Norden weitverbreiteter Seevogel aus der Ordnung der Taucher, der von plumpem Körperbau, mittlerer Größe und schwarzer, grauer und weißer Färbung ist. Der auffallende rote Schnabel ist einer eigentümlichen Mauser unterworfen und der Sommerschnabel ganz anders gestaltet wie der Winterschnabel. Es gibt noch drei verwandte Arten. (Vgl. Alle.)

Laryngismus (grch.), der Stimmritzenkrampf, s. unter Kehlkopf(-Krankheiten 6).

Laryngitis (grch.), die Kehlkopfentzündung, der Kehlkopfkatarrh, s. u. Kehlkopf(-Krankheiten 1).

Laryngochirurgie (grch.), derjenige Teil der Chirurgie, welcher von den Operationen im Kehlkopf handelt. [Kehlkopfs.

Laryngofissur, die operative Eröffnung des

Laryngophthisis (grch.), die Kehlkopfschwindsucht, s. unter Kehlkopf(-Krankheiten 3).

Laryngoskop (grch.), der Kehlkopfspiegel (s. d.).

Laryngoskopie (grch.), die Untersuchung des Kehlkopfinnern mittels des Kehlkopfspiegels (s. d.).

Laryngospasmus (grch.), der Stimmritzenkrampf, s. unter Kehlkopf(-Krankheiten 6).

Laryngostenöse (grch.), die Verengerung der Kehlkopfhöhle durch krankhafte Neubildungen, krupöse und diphtheritische Auflagerungen, Narben u. dgl., und die hierdurch bedingte Atemnot.

Laryngotomie (grch.), der Kehlkopfschnitt, die operative Eröffnung der Kehlkopfhöhle zur Entfernung von Geschwülsten, Fremdkörpern u. dgl.

Laryngotracheitis (grch.), die Entzündung des Kehlkopfs und der Luftröhre.

Larynx (grch.), der Kehlkopf.

Larzac (Causse de), s. unter Causses.

Läsare, d. i. Leser, wurde ursprünglich eine religiöse Partei in Schweden genannt, die 1760—70 sich in Norrland bildete und deren Anhänger, sich von allen weltlichen Vergnügungen fern haltend, alle freie Zeit auf das Lesen der Bibel und der Schriften Luthers verwandten. Anfangs waren die L. nicht separatistisch gesinnt. Seit Beginn des 19. Jahrh. aber fingen sie an, sich von der Staatskirche zu trennen und zeigten sich sehr unduldsam gegen Andersdenkende, sodaß schließlich die Regierung 1819 und 1820 einschreiten und die Ruhe wiederherstellen mußte. Abermals trat der alte schwärmerische Charakter 1843 unter der Partei durch Eril Janſſon, einen Bauer, hervor, der sich für einen unmittelbaren Jünger Jesu erklärte, Luthers Schriften und Katechismen mit den Gesangbüchern und andern Erbauungsschriften verbrannte und allerlei Störungen im öffentlichen, kirchlichen und häuslichen Leben verursachte. Janſſon flüchtete endlich nach Norwegen und ging von da 1846 mit seinen Anhängern nach Nordamerika, stiftete in Illinois eine geistliche Kolonie Namens Bishopshill und ward dort 30. Mai 1850 erschossen. Jetzt versteht man gewöhnlich unter L. nicht mehr eine besondere religiöse Partei, sondern bezeichnet mit diesem Namen alle die, welche ihren frommen Eifer durch eine pietistische Richtung, streng luth. Orthodoxie und strenge Sitte kundgeben, dabei aber sich allem unterwerfen, was die kirchliche und bürgerliche Ordnung ihnen vorschreibt.

Lasaulx (Ernst von), Altertumsforscher, geb. 16. März 1805 zu Koblenz, widmete sich 1824—30 zu Bonn und München philol. und philos. Studien, lebte dann längere Zeit in Wien, Rom, Athen, Konstantinopel und Jerusalem, wurde 1835 Professor der Philologie zu Würzburg, und 1844 Professor der Philologie und Ästhetik in München. Im Febr. 1847 wurde L. mit mehrern Kollegen vom Ministerium Maurer-Zu Rhein seines Amts enthoben. Im Mai 1848 zu Abensberg in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, stimmte er hier in kirchlichen Fragen mit der spezifisch-kath., in politischen mit der großdeutschen Partei. Im März 1849 erhielt er seine Professur zurück und wurde in die bayr. Abgeordnetenkammer gewählt, in welcher er seitdem durch die Energie, mit der er die Interessen des Katholizismus vertrat, eine hervorragende Rolle führte. Er starb 10. Mai 1861.

Auf schriftstellerischem Gebiete war L. bestrebt, in der Litteratur und Kunst, in den religiösen Anschauungen, sogar in den bürgerlichen Einrichtungen der Alten gewisse christl. Ideen und Elemente nachzuweisen. Zu L.' bedeutendsten Arbeiten gehören: «Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christl. Kaiser» (Münch. 1854), «Die Philosophie der schönen Künste» (Münch. 1860), «Über die theol. Grundlage aller philos. Systeme» (Münch. 1856), «Neuer Versuch einer alten, auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte» (Münch. 1856), «Des Sokrates Leben, Lehre und Tod» (Münch. 1857), «Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern» (Münch. 1858). Die letztern vier Werke wurden, als gegen die Kirchenlehre verstoßend, auf den röm. Index gesetzt; doch unterwarf sich L. dem Richterspruche der Kirche. Vgl. Holland, «Erinnerungen an Ernst von L.» (Münch. 1861).

Johann Claudius von L., Vater des vorigen, Baumeister, geb. 27. März 1781 zu Koblenz, studierte seit 1798 zu Würzburg erst die Rechte und dann Medizin. Nachdem er 1812 die Stelle eines Landbaumeisters angenommen, benutzte er die folgenden Jahre zu einem gründlichen Studium seines neuen Fachs, sodaß ihm bereits 1816 von der preuß. Regierung die Stelle eines Landbauinspektors übertragen wurde. Er starb 14. Okt. 1848. L. baute zahlreiche öffentliche und Privatgebäude, sowie 12 kath. Kirchen. Auch die Burg Rheined wurde von L. im Rundbogenstil ausgeführt.

Lasca (Il), Beiname des ital. Dichters Grazzini (s. d.).

Lascar, der ind. Matrose oder Kanonier; auch Bezeichnung für ein aus Infanterie, Artillerie und berittenen Ordonnanzen bestehendes Korps der brit. Kolonialtruppen auf Ceylon und in Hongkong, welches drei Kompagnien (278 Mann) stark ist.

Las Casas (Fray Bartolomé de), Bischof von Chiapas in Mexiko, ein edler Menschenfreund, geb. zu Sevilla 1474, studierte in Salamanca und begleitete um 1502 den zum Gouverneur von Santo-Domingo ernannten Don Nicolas de Ovando nach der Neuen Welt. Acht Jahre nach seiner Ankunft daselbst wurde er zum Priester geweiht und zum Pfarrer auf Cuba ernannt. Um Maßregeln zum Schutze der Eingeborenen durchzusetzen, ging er mehreremal nach Spanien, wurde aber in seinen Bemühungen wenig gefördert und zog sich daher in das Dominikanerkloster auf Hispaniola zurück, wo er seine «Historia general de las Indias» begann. Seine «Brevisima relacion de la destruccion de las Indias» wurde fast in alle Sprachen Europas übersetzt (deutsch von Andrä, Berl. 1790). Später wurde er Bischof von Chiapas in einer armen, von Wilden bewohnten Gegend. L. starb im Juli 1566 zu Madrid in dem Kloster seines Ordens von Atocha. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu Sevilla (1552). Llorente gab mehrere Schriften L.' in franz. Übersetzung heraus (2 Bde., Par. 1822). Vgl. Helps, «Life of L.» (2. Aufl., Lond. 1868).

Las Cases (Emmanuel Augustin Dieudonné, Marquis de), der Begleiter und Historiograph Napoleons I. auf St. Helena, geb. 1766 auf dem Schlosse Las Cases bei Revel, diente vor der Revolution als Lieutenant in der Marine. Als Anhänger des Hofs wanderte er 1791 aus, beteiligte sich in der Armee Condés am Feldzuge von 1792 und ging dann nach England. Nach der Expedition von Quiberon, welcher er beiwohnte, blieb er in England und erteilte dort Privatunterricht. Die Ereignisse vom 18. Brumaire führten ihn nach Frankreich zurück. Durch seinen «Atlas historique», den er unter dem Namen Lesage (Par. 1803—4; neueste Aufl., 8 Bde., Par. 1840; deutsch bearbeitet und vermehrt von Dusch und Egelein, Karlsr. 1826—27) herausgab, lenkte er die Aufmerksamkeit Napoleons I. auf sich, der ihn 1808 zum Baron und später zum Requêtenmeister im Staatsrat erhob. Im J. 1814 übernahm er den Befehl über eine Legion der neuerrichteten Nationalgarde. Während der Hundert Tage wurde L. zum Staatsrat und Kammerherrn des Kaisers erhoben und folgte diesem in Gemeinschaft mit seinem ältesten Sohne nach St. Helena. Napoleon diktierte ihm hier einen Teil seiner Memoiren. Ein freimütiger Brief, den L. ohne Wissen des Kommandanten Hudson Lowe an Lucian Bonaparte nach Europa zu befördern suchte, hatte indessen zur Folge, daß er 27. Nov. 1816 nebst seinem Sohne von Napoleon getrennt und, nach achtmonatlicher Gefangenschaft auf dem Kap der Guten Hoffnung, nach Europa zurückgebracht wurde. Seitdem lebte L. in Belgien und that alle möglichen Schritte, um das Los des gefangenen Kaisers zu mildern. Erst nachdem Napoleon gestorben, kehrte er nach Frankreich zurück, wo er das «Mémorial de Ste.-Hélène» (8 Bde., Par. 1823—24; veränderte Aufl. 1824 u. öfter; deutsch, 2 Bde., Stuttg. 1822—26) herausgab. Dasselbe muß als eine wichtige Quelle für die Geschichte Napoleons gelten, doch hat L. die Materialien überarbeitet. Vgl. Grille und Musset-Pathay, «La suite au mémorial» (2 Bde., Par. 1824). Nach der Julirevolution trat L. als Abgeordneter des Arrondissements von St.-Denis in die Kammer, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm. Er starb 15. Mai 1842.

Emmanuel Pons Dieudonné, erst Baron, dann Graf de L., des vorigen Sohn, geb. 8. Juni 1800 zu St.-Meen im Depart. Finistère, diente auf St. Helena Napoleon als Sekretär. Er nahm als konstitutionell Gesinnter an der Julirevolution lebhaften Anteil, trat in die Kammer ein, wo er sich der neuen Dynastie sehr ergeben zeigte, und begleitete 1840 den Prinzen von Joinville zur Abholung der Überreste des Kaisers nach St. Helena, worauf er das «Journal écrit à bord de la frégate la Belle-Poule» (Par. 1841) herausgab. Nach der Revolution von 1848 schloß er sich Ludwig Napoleon an und wurde von ihm 31. Dez. 1853 zum Senator ernannt. L. starb 8. Juli 1854.

Lasch (matt), s. unter Lâche.

Lasch (Joh. Karl), Porträt- und Genremaler, geb. 1. Juli 1822 zu Leipzig, besuchte die dresdener Akademie und hierauf das Atelier Bendemanns, wo er bis 1844 thätig war. Dann begab er sich nach München, um unter Schnorr und Kaulbach seine Studien fortzusetzen. Während dieses Aufenthalts entstanden mehrere Gemälde geschichtlichen Inhalts und ein Altarbild für Knauthain bei Leipzig. Hierauf unternahm L. eine Reise durch Italien und wählte 1847 seinen Aufenthalt in Moskau, woselbst er als Porträtist thätig war und zehn Jahre lang verweilte. Dann lebte er zwei Jahre in Paris und wandte sich 1860 nach Düsseldorf, wo er 1869 Professor wurde. Besonders widmete er sich der Pflege des volkstümlichen Genre, z. B.: Schulmeisters Geburtstag (Nationalgalerie in Berlin), die Heimkehr von der Kirmeß, der Dorfarzt in Verlegenheit, das Policinelltheater, Kinderlust (Galerie in Dresden). Sie stammen meist aus seiner letztern Entwickelungsperiode seit dem Aufenthalte in Düsseldorf, während seine frühern, vielfach in Rußland verbreiteten Werke ernstere histor. Themen behandelten, wie: Eberhard der Rauschebart, Enzio im Kerker, Tintorettos Tochter u. s. w. Sein größtes, 1872 in Berlin durch die große goldene Medaille gekröntes Bild: eine Verhaftung, zeugt von seiner psychol. Charakterisierung.

Laschenkette, s. unter Kette.

Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate (ital., d. h. Laßt jede Hoffnung, ihr, die ihr eintretet), lautet in Dantes «Göttlicher Komödie» der letzte Vers der Inschrift über der Höllenpforte («Hölle», 3, 9).

Lascivität (lat.), Unzüchtigkeit, Schlüpfrigkeit; **lascivisch**, unzüchtig, schlüpfrig; **Lascivität**.

Lascy oder **Lacy** (Franz Mor., Graf von), österr. Feldmarschall, geb. 16. Okt. 1725 zu Petersburg, stammte aus einer in Irland angesessenen normänn. Familie, begann seine militärische Laufbahn als Fähnrich in österr. Diensten und stieg während des Österreichischen Erbfolgekriegs zum Obersten auf. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs rettete er in der Schlacht von Lowositz mit seinem Regiment die Armee und wurde dafür zum General befördert. Mit Auszeichnung kämpfte er sodann bei Prag, Breslau und Leuthen. Hierauf zum Generalquartiermeister ernannt, reorganisierte er die Armee und leitete 1758 den Entsatz von Olmütz. Er entwarf den Plan zum Überfall bei Hochkirch und bewog 1759 Daun, sich gegen Fink bei Maxen zu wenden, dessen Korps gefangen

genommen wurde, worauf Maria Theresia L. zum Feldmarschallieutenant ernannte. Als Befehlshaber eines selbständigen Korps rettete er 1760 nach einem höchst beschwerlichen Marsche aus Schlesien nach Sachsen die Reichsarmee und drang bis Potsdam streifend vor. Für sein Verhalten in der Schlacht bei Torgau wurde er zum Feldmarschall erhoben, nach dem Hubertusburger Frieden 1765 Generalinspektor der Armee und 1766 Präsident des Hofkriegsrats. In dieser Stellung entfaltete er eine große Thätigkeit. Im Bayrischen Erbfolgekriege wählte er die Stellung an der Elbe bei Jaromirz und wurde nun der vertraute Freund Kaiser Josephs II. bis zu dessen Tode. Er folgte dem Kaiser 1788 in den Türkenkrieg; doch wurde der österr. Kordon durchbrochen, und L. konnte nur schwer die Folgen dieses Unsterns abwenden. Krank kehrte er nach Wien zurück, wo er 24. Nov. 1801 starb.

Lasen oder Lazen heißen die Bewohner von Lasistan in Kleinasien, der südöstl. Küstenstrecke des Schwarzen Meers, wovon ein Teil (Batum mit Adschara und Artwin) durch den Berliner Vertrag 1878 aus türk. in russ. Besitz übergegangen ist, der übrige zum türk. Vilajet Trapezunt gehört. Das Land ist größtenteils gebirgig; nur hier und da, an den Ausgängen der sehr zahlreichen Thäler, haben deren Flüsse (worunter der schiffbare Tscharuk) und Bäche durch ihre Alluvionen ein flaches Vorland angesetzt, schmale Niederungen, mit der üppigsten Vegetation bedeckt, aber durch Stagnation und Versumpfung im Sommer die Reviere gefährlicher Fieber, wimmelnd von Schildkröten, Schlangen, Fröschen, Blutegeln u. s. w. Man baut hier Reis, Mais, Bohnen und Gartenfrüchte, gewinnt viel Honig und Wachs, zwei wichtige Ausfuhrartikel neben Bauholz, Haselnüssen, Blutegeln und dem Thran des Tümmlers, einer Art Delphin. Die Gebirge sind mit dichten Waldungen von Eichen, Buchen, Eschen, Ellern, Buchsbaum, Kastanien, Walnuß-, Maulbeerbäumen u. s. w. bedeckt. Die L. verraten ihre Verwandtschaft mit den dem Kaukasus zunächst wohnenden Völkerschaften weniger durch ihre Körper- und Gesichtsbildung als durch ihre Sprache, eine Mundart des iber. Sprachstammes (s. Georgische Sprache und Litteratur), und durch die Roheit ihrer Sitten, namentlich auch durch die Strenge, mit der sie an der Blutrache hängen. Wegen ihres leidenschaftlichen und räuberischen Charakters sind sie bei den Türken und Georgiern verschrien. Der bedeutendste Ort des Landes ist Batum. Weiter westlich liegen an der Küste Atina (Athenae der Alten), Rizeh oder Riseh, auch Iris genannt (Rhizus), und Sürmeneh, die wichtigsten Handelsplätze diesseit Trapezunt, die von großern Seeschiffen besucht werden, während der Verkehr der übrigen Küstenplätze nur auf offenen Booten betrieben wird. Die L., Abkömmlinge der Kolchier der Alten, erscheinen als L. schon bei Griechen und Römern. In byzantinischer Zeit waren die L. östlich vom Tscharuk dem Reiche Georgien unterthan, während ihr Gebiet westlich von diesem Flusse bis 1204 zum Thema Chaldia, 1204—1461 zum Kaisertum Trapezunt gehörte. Vgl. Rosen, «Über die Sprache der L.» (Lemgo u. Detm. 1844); Wagner, «Reise nach Kolchis» (Lpz. 1850); Koch, «Die kaukas. Länder und Armenien» (Lpz. 1865).

Laschetschnikow (Iwan Iwanowitsch), einer der Begründer des neuen russ. Romans, geb. 1794, trat 1812 in den Militärdienst, nahm an den Feldzügen der russ. Armee gegen Napoleon teil und wurde später Gymnasialdirektor. Sein erstes wichtigeres Werk waren die «Briefe eines russ. Offiziers aus dem Feldzuge» (1820); 1832 folgte sein erster histor. Roman aus den Zeiten Peters d. Gr.: «Postednij Nowik» (deutsch: «Die Eroberung Livlands», Dessau 1852), welcher ihm sogleich einen großen Ruhm verschaffte. Seine weitern hervorragendsten Romane sind: «Der Eispalast» (1835), aus den Zeiten der Kaiserin Anna (deutsch, Lpz. 1838 und später, nach der franz. Übersetzung von A. Dumas, Lpz. 1859), und «Basurman» («Der Ungläubige», 1838), aus dem 16. Jahrh. L. starb 1869. Obwohl unter dem Einfluß der romantischen Schule stehend, zeichnete sich L. doch durch ein gewissenhaftes Studium der Geschichte aus und wußte den Charakter der von ihm geschilderten Zeit in interessanten Schilderungen darzustellen.

Lasieren heißt eine durchsichtige Farbe auf einen farbigen oder metallenen Grund auftragen, sodaß die Farbe des Grundes oder das Metall durchscheint und dadurch einen lebhaftern, frischern Ton annimmt. Das L. wird vorzüglich beim Lackieren angewendet, und die vier Hauptfarben, welche zu den sog. Lasur- oder Saftfarben sich eignen, sind Blau, Grün, Rot und Gelb. Zur blauen Lasur bedient man sich des Berlinerblaus, des Indigkarmins und gewisser blauer Teerfarben; zur roten eines Auszugs von Cochenille in Weingeist, des roten Karmins, des Eosins und des Fuchsins; zur grünen des Grünspans oder einer Mischung von Blau und Gelb, und zur gelben eine Mischung von Gummigutt, Safran und Drachenblut, oder von Kurkuma, Orlean u. s. w. mit Weingeist ausgezogen, oder besser der gelben Teerfarben (Aurantia, Martiusgelb, Victoriaorange, Chrysoidin). Die gelbe Lasur oder Goldlack dient dazu, weißen Metallen, dem Metallmohr oder Metallbelegungen eine Goldfarbe zu geben. Auch in der Glasfabrikation verwendet man Lasurfarben, die auf die fertigen Gegenstände durch Einbrennen bei gelinder Hitze fixiert werden. So z. B. für Gelb ein Gemenge von Chlorsilber mit Thon, für Grün und Rot mit Terpentinöl angeriebener Eisen- oder Kupferhammerschlag.

Läsion (lat., Verletzung) kommt juristisch in Betracht als Voraussetzung für die Wiedereinsetzung Minderjähriger in den vorigen Stand wegen der dieselben benachteiligenden Rechtsfolgen. Sodann namentlich als sog. laesio enormis, d. h. als eine Verletzung des Verkäufers eines Grundstücks, wenn dieser in Unkenntnis des wahren Wertes um weniger als die Hälfte des letztern verkauft hat. Es ist eine Vorschrift des röm. Kaiserrechts, daß in solchem Falle der Verkäufer den Verkauf wieder rückgängig machen kann, wenn nicht der Käufer zur Nachzahlung bereit ist. Die Praxis erklärt sich meistens für eine Ausdehnung dieser Vorschrift über den Kauf hinaus auf alle Austauschgeschäfte und auf Rechtsgeschäfte über bewegliche Sachen, aber die Landesrechte, z. B. das preußische, schränken dieselbe häufig ein, unter anderm durch Festsetzung einer kürzern Verjährungsfrist für das Rücktrittsrecht, und bei gewagten Geschäften, gerichtlichem Verkauf, Expropriation, Vergleichen u. dgl. kann sie schon ihrem Sinne nach nicht zur Anwendung kommen. Im Gebiet des deutschen Handelsrechts cessiert die Vorschrift gänzlich.

Lasistan, s. unter Lasen.

Lask, Kreisstadt im russ. Gouvernement Piotrkow, in Polen, 60 km nordwestlich von Piotrkow, mit (1882) 10 809 E., hat Baumwoll- und Wollspinnereien und Tuchfabriken.

Laskáris war der Name mehrerer griech. Kaiser. Theodor L., der Schwiegersohn Alexios' III. Angelos, wurde in der Nacht zum 13. April 1204 während der Erstürmung von Konstantinopel durch Venetianer und Kreuzfahrer an die Spitze des Reichs gestellt und wandte sich nach dem Verlust der Hauptstadt nach Kleinasien, wo er durch große Tapferkeit und polit. Gewandtheit sich zwischen den Angriffen der fränk. Kreuzfahrer, der Selbschuken und der Trapezuntier mit Glück behauptete und aus den westl. Provinzen das Reich von Nikäa gründete. Nach seinem Tode (1222 n. Chr) setzte sein Schwiegersohn, Kaiser Johannes III. Dukas (s. d.) Batatzes, das Werk der Wiederherstellung des Byzantinischen Reichs mit bedeutendem Erfolg fort. Sein und der Irene L.' Sohn, Kaiser Theodor II. L., der 1254 zur Herrschaft gelangte, starb schon 1258, und sein unmündiger, erst achtjähriger Sohn, Kaiser Johannes IV. L., wurde durch den seit dem 1. Jan. 1259 zum Mitkaiser erhobenen Michael Palälogos zu Ende des J. 1261 geblendet und in das bithyn. Schloß Dakybiza gesperrt. Erst Michaels Nachfolger Andronikos II. erzielte 1289 mit L. eine Art persönlicher Ausgleichung.

Laskáris (Konstantin), ein gelehrter Byzantiner, der im 15. Jahrh. bei der Eroberung seines Vaterlandes durch die Osmanen nach Italien flüchtete, wurde daselbst 1454 von Franz Sforza, Herzog von Mailand, als Lehrer für dessen Tochter Hippolyta angenommen. Später lebte er in Rom unter dem Schutze des Kardinals Bessarion, erteilte dann zu Neapel öffentlichen Unterricht und lehrte zuletzt, bis zu seinem Tode, der nach 1500 erfolgte, mit großem Beifall zu Messina. Seine griech. Grammatik, auch unter dem Namen «Erotemata» bekannt (Mail. 1476; zuletzt 1800), ist auch als der erste Druck in dieser Sprache bemerkenswert. Seine wertvolle Bibliothek kam nach Spanien und wurde im Escorial aufgestellt.

Aus derselben Familie stammte Andreas Johannes oder Janos L., zu Rhyndakos in Kleinasien geboren, woher er den Beinamen Rhyndakenos erhielt, lebte am Hofe des Lorenzo von Medici und ward von diesem später nach der griech. Levante geschickt, um alte Handschriften aufzukaufen, deren er auch eine große Menge, namentlich vom Berge Athos, mitbrachte. Später lehrte er die griech. Sprache in Paris und wurde von Ludwig XII. zweimal als Gesandter nach Venedig geschickt. Nachdem ihn Papst Leo X. nach Rom gezogen und an die Spitze eines Lehrinstituts für junge Griechen und einer ebenfalls von ihm gestifteten griech. Druckerei gestellt hatte, ging er 1518 wieder nach Paris an den Hof des Königs Franz I., wo er die königl. Bibliothek gründen half, wurde hernach von Papst Paul III. nochmals nach Rom eingeladen, starb aber bald nach der Ankunft daselbst in hohem Alter (1535). Sein litterarisches Hauptverdienst besteht in Ausgaben und Erläuterungen griech. Schriftsteller, namentlich der Anthologie, der Scholien zur Ilias und zum Sophokles. Vgl. Villemain, «Lascaris ou les Grecs du 15e siècle» (Par. 1825).

Lasker (Eduard), hervorragender Parlamentarier, geb. 14. Okt. 1829 zu Jarocin im Großherzogtum Posen, von israel. Abkunft, besuchte das Elisabeth-Gymnasium zu Breslau, studierte dort 1847—51 Mathematik und Jura und wurde 1851 Auskultator beim Stadtgericht in Berlin. Weil die damaligen polit. Verhältnisse keine Aussichten für Anstellung eines Juden im preuß. Justizdienste boten, ging L. nach England und studierte während eines dreijährigen Aufenthalts daselbst die öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes. Im Mai 1856 trat er wieder in den preuß. Staatsdienst und wurde 1858 Assessor beim berliner Stadtgericht. In den J. 1861—64 erregte L. die Aufmerksamkeit der liberalen Partei durch gediegene Arbeiten über preuß. Verfassungsgeschichte in Oppenheims «Deutschen Jahrbüchern» und wurde vom vierten berliner Wahlbezirk im März 1865 und im Juli 1866 in das Abgeordnetenhaus gewählt, wo er 1868—73 Magdeburg und 1874—79 Frankfurt a. M. vertrat. Als er hier bei den nächsten Neuwahlen der demokratischen Partei unterlag, zog er sich gänzlich von den Arbeiten des Landtags zurück. Im konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes vertrat L. den ersten berliner Wahlkreis, später im Norddeutschen und im Deutschen Reichstage ununterbrochen bis zu seinem Tode den zweiten meininger Wahlkreis. Bis 1866 gehörte L. der Fortschrittspartei an, dann wurde er Mitbegründer der nationalliberalen Partei, zu deren Führern er zählte.

Die Ausbildung des Budgetrechts, des Genossenschaftswesens, die Gewerbeordnung, das Haftpflichtgesetz, die Neuordnung der Klassensteuer in Preußen, sind unter L.s hervorragender Mitwirkung zu Stande gekommen. L. gab die entscheidende Anregung zur Ausdehnung der Kompetenz des Reichs auf die Civilgesetzgebung, wie er denn auch an den Arbeiten der Justizkommission 1875—76 einen bedeutenden Anteil nahm. Von gewaltiger Wirkung war seine im Abgeordnetenhause (Febr. 1875) gegen die Eisenbahnpolitik des preuß. Handelsministers von Itzenplitz gehaltene Rede, die die Einsetzung einer königl. Untersuchungskommission zur Folge hatte und in ihrer weitern Konsequenz wesentlich zu dem Zusammenbruch des Gründungsschwindels beitrug. Im J. 1870 wurde er vom Justizminister Leonhardt zum Rechtsanwalt in Berlin ernannt, übte aber die Funktionen eines solchen niemals aus, bekleidete vielmehr ausschließlich die Stellung als Syndikus des Pfandbriefamts in Berlin. Die Zeit, welche ihm seine parlamentarische Wirksamkeit übrig ließ, widmete er litterarischen und journalistischen Arbeiten. Außer zahlreichen kleinern polit. Abhandlungen veröffentlichte er eine Sammlung früher in den «Deutschen Jahrbüchern» erschienener Aufsätze unter dem Titel «Zur Verfassungsgeschichte Preußens» (Lpz. 1874). Seine anonym erschienene Schrift «Erlebnisse einer Mannesseele» (Stuttg. 1873) wurde von ihm nach kurzer Zeit aus dem Buchhandel wieder zurückgezogen. Später erschien «Wege und Ziele der Kulturentwickelung. Essays» (Lpz. 1881). Von der leipziger Juristenfakultät wurde L. 1873 ehrenhalber zum Doktor der Rechte und ebenso 1875 von der philos. Fakultät zu Freiburg i. Br. zum Doktor der Philosophie promoviert.

Als Fürst Bismarck seine neue Zoll- und Wirtschaftspolitik begann, weigerte sich L., dem Reichskanzler auf die neue Bahn zu folgen. Letzterer trat nun gegen die nationalliberale Partei in offenen Kampf, dessen Spitze sich vornehmlich gegen L.

richtete. Hierzu kam, daß L. auch mit der Mehrheit der sezessionistischen Gruppe, der er sich bei der Spaltung der nationalliberalen Partei im März 1880 angeschlossen hatte und die auf wirtschaftlichem Gebiete einen extremen Individualismus vertrat, vielfach in Widerspruch geriet. Verstimmt und geistig wie körperlich erschöpft zog L. sich im Sommer 1883 aus dem parlamentarischen Leben zurück, um auf einer Reise nach Nordamerika Erholung zu suchen. Kurz vor Antritt seiner Rückreise nach Europa verstarb er 5. Jan. 1884 in Neuyork am Herzschlage. Seine Leiche wurde nach Deutschland gebracht und in Berlin beigesetzt. Eine Beileidsresolution des amerik. Repräsentantenhauses, die dem Fürsten Bismarck behufs Übermittelung an den Reichstag übersandt worden war, wurde von ersterm wegen der darin enthaltenen Kritik der deutschen Regierungspolitik zurückgewiesen und gab im Zusammenhange mit der von den Freunden L.s veranstalteten Gedächtnisfeier zu lebhaften Debatten im Reichstage (13. März 1884) Anlaß. Vgl. Bamberger, «Eduard L.» (Lpz. 1884).

Laski, angesehenes adeliges poln. Geschlecht:

Johann L. oder a Lasco, geb. 1457, ward Großkanzler von Polen, 1510 Erzbischof von Gnesen und für sich und seine Nachfolger zum Legatus natus des Papstes ernannt, nahm teil an dem Lateranensischen Konzil 1512—17 und ward von Sigismund I. zu mehrern polit. Missionen verwandt. Er starb 1531. L. veröffentlichte die Sammlung der ältesten poln. Gesetze: «Commune incliti Polonias regni privilegium» (Krak. 1506); Zeisberg gab «L. und sein Testament» (Wien 1875), Lukowski L.s «Liber beneficiorum archidioecesis Gnesnensis» (Gnesen 1880) heraus.

Johann L., Neffe des vorigen, einer der Hauptbeförderer der Reformation in Polen, geb. 1499, widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt das Bistum Vezprim in Ungarn. Darauf bereiste er Deutschland, Italien und Frankreich. Nach seiner Rückkehr nach Polen wurde er Propst in Gnesen und Bischof von Kujawien, doch bald verließ er Polen wieder und schloß sich dem schweiz. Glaubensbekenntnis an. Im J. 1543 berief ihn die Gräfin Anna von Ostfriesland nach Emden, wo er Gründer der reform. Kirche wurde. Später folgte er einem Rufe Cranmers nach England und wurde Vorsteher einer prot. Gemeinde in London. Marias Thronbesteigung vertrieb ihn 1553 auch von hier. Er durchzog Deutschland, kehrte 1556 nach Polen zurück, wo sich inzwischen die Reformation verbreitet hatte, und ward Vorsteher der reform. Kirchen in Kleinpolen. Er starb 1560. Vgl. Dalton, «Johannes a Lasco, Beitrag zur Reformationsgeschichte Polens, Deutschlands und Englands» (Gotha 1881).

Sein Bruder Jaroslaw L. war ebenfalls ein Förderer der Reformation in Polen und entwickelte als Zapolyas Gesandter nach der Türkei während dessen Kämpfen mit Ferdinand von Österreich eine einflußreiche Wirksamkeit. Darauf von Zapolya der Verräterei angeklagt, ward er gefangen gesetzt. Nach seiner Freilassung trat er zu Ferdinand über und starb als dessen Gesandter in Konstantinopel 1542.

Laspeyres (Etienne), Statistiker, geb. 28. Nov. 1834 zu Halle, studierte in Tübingen, Berlin, Göttingen, Halle und Heidelberg, habilitierte sich 1860 für Nationalökonomie in Heidelberg, wurde 1864 ord. Professor in Basel, 1866 in Riga, 1869 in Dorpat, 1873 in Karlsruhe, 1874 in Gießen. Außer zahlreichen Abhandlungen in Zeitschriften veröffentlichte er namentlich: «Geschichte der volkswirtschaftlichen Anschauungen der Niederländer» (Preisschrift, Lpz. 1863), «Der Einfluß der Wohnung auf die Sittlichkeit» (Berl. 1869).

Laspeyres (Hugo), namhafter Mineralog und Geolog, geb. 3. Juli 1836 zu Halle a. S., widmete sich 1856 der bergmännischen Staatslaufbahn in Preußen, verließ dieselbe aber als Bergreferendar 1864, um sich ausschließlich den mineralog. und geol. Wissenschaften zuzuwenden. Nachdem er in Heidelberg unter Bunsen gearbeitet, wurde er 1865 Hilfsarbeiter an der neuen geol. Landesanstalt, um die Umgegend von Halle geologisch zu kartieren. Im J. 1867 habilitierte er sich an der berliner Universität und wurde gleichzeitig Docent an der mit der geol. Anstalt verbundenen Bergakademie; 1870 ging L. als Professor an die technische Hochschule in Aachen und folgte 1884 einem Rufe an die Universität Kiel. Von seinen größern Arbeiten sind zu nennen die Untersuchungen über die Gegend von Kreuznach und die mit E. Weiß herausgegebene ausgezeichnete Karte des saarbrücker Kohlengebirges; ferner «Geognostische Darstellung des Steinkohlengebirges und Rotliegenden von Halle» (mit Karte und 16 Profilen, Berl. 1875). Sehr groß ist die Zahl der Mineralien, welche durch L. eine sorgfältige krystallographische oder chem. Untersuchung gefunden haben.

Lassa, s. L'Hassa.

Lassalle (Ferd.), Begründer der sozialdemokratischen Partei in Deutschland, geb. 11. April 1825 zu Breslau als der Sohn eines wohlhabenden jüd. Kaufmanns, besuchte, zum Kaufmann bestimmt, nach beendigtem Gymnasialkursus seit 1840 die Handelsschule zu Leipzig, bezog aber 1842 behufs Studiums der Philosophie und Rechtswissenschaft die Universität Breslau, 1844 die zu Berlin. Heinr. Heine, welcher ihn 1846 in Paris kennen lernte, empfahl ihn Varnhagen von Ense; auch Humboldt widmete ihm Teilnahme.

L. ward zunächst durch sein Auftreten für die mit ihrem Gemahl im Scheidungsprozesse begriffene Gräfin Sophie Hatzfeldt (s. d.) bekannt. Bei Beginn des Kampfs zwischen Regierung und Nationalversammlung trat L. für die demokratische Partei ein und beteiligte sich in Düsseldorf an der Bewegung. Dies brachte ihn 21. Nov. 1848 in Haft. Das Schwurgericht entband ihn zwar von der Anklage, die Bürgerschaft gegen die königl. Gewalt zu den Waffen gerufen zu haben, aber das Zuchtpolizeigericht nahm dennoch eine auf sein damaliges Verhalten bezügliche Anklage wegen Aufforderung zum Widerstande gegen die Beamten an und verurteilte ihn zu sechs Monaten Gefängnis. L. widmete sich nun ernsten Studien und ließ ein durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn ausgezeichnetes Werk: «Die Philosophie Herakleitos des Dunkeln von Ephesos» (2 Bde., Berl. 1858) erscheinen. Bald darauf veröffentlichte er außer Flugschriften das rechtsphilos. Werk: «Das System der erworbenen Rechte» (2 Bde., Lpz. 1861. 2. Aufl. 1880).

Der preuß. Verfassungskonflikt führte L. zur Politik zurück. Er suchte nun dem liberalen Bürgertum eine durch seine radikalen Ideen bestimmte Arbeiterpartei entgegenzustellen. Die in einem berliner Arbeiterverein 12. April 1862 vorgetragene Rede zog ihm zwar neue Gefängnisstrafe zu, gab

ihm aber auch Gelegenheit, durch seine Verteidigungsreden mit dem Arbeiterstande in nächste Berührung zu kommen. Die radikale Minderheit des leipziger Gewerblichen Bildungsvereins bat inzwischen L. um Mitteilung seiner Ansichten über die Arbeiterbewegung und über den Wert der Assoclationen für die ganz unbemittelte Volksklasse, und veranlaßte damit sein «Offenes Antwortschreiben an das Centralkomitee zur Berufung eines allgemein deutschen Arbeiterkongresses zu Leipzig» (Zür. 1863). Er erklärte sich gegen die Spar- und Konsumvereine und empfahl die Produktiv-Association, um den Arbeiterstand selbst zum Fabrikherrn zu machen und den Zwischengewinn fremder Unternehmer in Wegfall zu bringen. Diese Association könne aber nur mit Staatshilfe gegründet, solche jedoch bloß durch einen Anteil der Arbeiter am polit. Regiment mittels des allgemeinen direkten Wahlrechts errungen werden. Seine Ansichten 1863 in stürmischen Versammlungen zu Leipzig, Frankfurt a. M. und an verschiedenen Orten des Rheinlandes und Westfalens vertretend, gab er den Anstoß zu besondern Arbeiterverbindungen, die sein Programm sich aneigneten. Hiermit, sowie durch die Streitschrift «Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian, oder Kapital und Arbeit» (Berl. 1864) trennte sich L. vollständig von dem polit. Liberalismus. (S. Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie.) L.s Wirken fand 31. Aug. 1864 durch seinen Tod einen unerwarteten Abschluß. Eine Tochter des bayr. Diplomaten von Dönniges hatte sich in der Schweiz mit dem walach. Bojaren Racowitza verlobt, und L., der ältere Ansprüche auf dieselbe zu haben glaubte, forderte den Verlobten. Das Duell fand bei Genf statt und hatte die tödliche Verwundung des Agitators zur Folge.

Vgl. «Ferdinand L.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1865); Becker, «Geschichte der Arbeiteragitation Ferdinand L.s» (Braunschw. 1874—75); Brandes, «Ferdinand L.» (aus dem Dänischen, Berl. 1877).

Laffan, Stadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, Kreis Greifswald, an der Peene und dem Lassanschen See, zählt (1880) 2520 fast nur prot. E., welche Ackerbau und Schiffahrt treiben. L. ist sehr alt; die einst vorhandene Burg wurde 1211 von den Herzögen Kasimir II. und Boglslaw II. erobert; Ende des 13. Jahrh. wurde es eine Stadt.

Laßberg (Jos., Freiherr von), verdienter deutscher Altertumsforscher, geb. 10. April 1770 in Donaueschingen, stand seit 1789 als Forstbeamter in Diensten des Fürsten von Fürstenberg und wurde 1804 Landesforstmeister und Geheimrat desselben, eine Stellung, die er jedoch 1817 aufgab, um sich ganz dem Studium zu widmen. Zunächst lebte er auf seinem Landsitze Eppishausen im Thurgau, dann (seit 1838) auf dem alten Schlosse Meersburg am Bodensee. Hier übte er eine ausgedehnte Gastfreundschaft und sah Fachgenossen, die zur Benutzung der von ihm gesammelten reichen handschriftlichen Schätze gekommen, oft auf längere Zeit bei sich. Er starb 15. März 1855.

Seine Bibliothek, in welcher die bedeutende Nibelungenhandschrift C sich befindet, kam nach seinem Tode in die fürstl. Bibliothek zu Donaueschingen. Unter dem Namen Meister Sepp von Eppishusen gab er heraus: «Ein schön und anmuetig Gedicht, der Littower» (Konst. 1826), ferner die Abdrücke des «Sigenot» (Konst. 1830) und des «Eggenliedes» (Konst. 1832). Sein Hauptwerk führt den Titel «Liedersaal» (4 Bde., St. Gallen 1820—25). L.s Briefwechsel mit Uhland gab Pfeiffer (Wien 1870) heraus.

Laffen, eine Art zinspflichtiger Unterthanen (Laßbauern), deren Grundstück das Laßgut hieß; der Grundherr eines solchen Gutes hieß Laßherr, die Abgabe der Laßzins. Der Gerichtshof der Laffen, die Laßbank, bestand aus einem Laßrichter und mehrern Laßschöppen.

Laffen (Christian), der Begründer der ind. Altertumswissenschaft in Deutschland, geb. 22. Okt. 1800 zu Bergen in Norwegen, studierte in Kristiania, Heidelberg und Bonn, beschäftigte sich hierauf drei Jahre lang zu London und Paris mit dem Abschreiben und Vergleichen altind. Handschriften und gab in Paris mit Burnouf den «Essai sur le Pali» (Par. 1826) heraus. Bald darauf kehrte L. nach Bonn zurück, wo er sich dem Arabischen zuwandte und mit der «Commentatio geographica atque historica de Pentapotamia Indica» (Bonn 1827) promovierte. Nachdem er einige Jahre daselbst als Privatdocent gelehrt, erhielt er 1830 eine außerord., 1840 die ord. Professur der altind. Sprache und Litteratur. In seinen letzten Lebensjahren fast gänzlich erblindet, starb er 8. Mai 1876 in Bonn.

Außer der Fabelsammlung «Hitopadesa», die er mit A. W. von Schlegel bearbeitete (2 Tle., Bonn 1829—31), lieferte er die Ausgaben von Jayadevas «Gitagovinda» (Bonn 1837), den «Gymnosophista, sive Indicae philosophiae documenta» (Bd. 1, Heft 1, Bonn 1832) und eine «Anthologia Sanscritica» mit Glossar (Bonn 1838; neu bearbeitet von Gildemeister, 1865 u. 1868). Seine «Institutiones linguae Praecriticae» (Bonn 1837) bildeten lange die Hauptquelle für die Kunde der ältern ind. Volksdialekte. Seine bedeutendste Arbeit ist die «Ind. Altertumskunde» (4 Bde., Bonn 1844—62; Bd. 1, 2. Aufl. 1866; Bd. 2, 2. Aufl. 1873). Die Grundlage zu seinen Beiträgen «Zur Geschichte der griech. und indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien» (Bonn 1838) bilden namentlich neuere Münzfunde. L. hat auch das Verdienst, zuerst die eigentliche Entzifferung der Keilinschriften in dem Werke «Die altpers. Keilinschriften» (Bonn 1836) ausgeführt zu haben. Eine vollständige Zusammenstellung aller bis 1845 bekannt gemachten altpers. Keilinschriften gab er im sechsten Bande der «Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes» (Bonn 1845), welche mit den Untersuchungen Westergaards über die Keilinschriften zweiler Gattung auch besonders (Bonn 1845) abgedruckt erschien. Als Resultat seiner Studien über die übrigen ältern und neuern iran. Mundarten wie auch über das pers. Altertum überhaupt veröffentlichte er zerstreute Aufsätze in Zeitschriften und Sammelwerken (wie z. B. Ersch und Grubers «Encyklopädie»), sowie den Versuch einer kritischen Textausgabe der fünf ersten Fargards des «Vendidad» (Bonn 1852). In den «Beiträgen zur Deutung der Eugubinischen Tafeln» (Bonn 1833) machte er die ersten glücklichen Anfänge in der Aufhellung der alten umbrischen Sprachdenkmäler. Für die in den vier letzten Bänden von ihm redigierte «Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes» bearbeitete er unter anderm Grammatiken von den Sprachen der Beludschen (Bd. 4) und der Brahui (Bd. 5).

Laffen (Eduard), verdienter deutscher Komponist, geb. 13. April 1830 zu Kopenhagen, bildete

sich seit 1842 auf dem Konservatorium zu Brüssel aus. Namentlich von Fétis in der Komposition ausgebildet, erhielt L. 1849 den zweiten Kompositionspreis, 1851 für die Cantate «Balthasar» den sog. Großen oder Römischen Preis, unternahm dann die für die Empfänger dieses Preises obligatorische Ausbildungsreise und blieb längere Zeit in Rom; 1855 kehrte er von dort mit seiner vieraktigen Oper «König Edgar» nach Brüssel zurück, die 1857 in Weimar zur Aufführung kam unter dem Titel: «Landgraf Ludwigs Brautfahrt». Bald darauf wurde L. zum großherzogl. Hofmusikdirektor in Weimar ernannt und erhielt, nachdem 1860 seine zweite Oper «Frauenlob» mit Erfolg über die Bühne gegangen war, 1869 den Titel als Hofkapellmeister. Auch komponierte L. ein Tedeum, Chöre und Melodramen zu Sophokles' «König Ödipus», die Musik zu Hebbels «Nibelungen», zwei Symphonien, verschiedene Ouverturen, einen großen Festmarsch für Orchester, eine Cantate, die Musik zu Goethes «Faust» (beide Teile) in der O. Devrientschen Bearbeitung, die Musik zu Calderons «Liber allen Zauber Liebe», ein «Domine salvum fac regem» für Chor und Orchester und eine große Anzahl Lieder.

Lasser von Zollheim (Jos., Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. 30. Sept. 1815 zu Strobl am Wolfgangsee im Salzburgischen, entstammte einer seit 1708 reichsritterlichen Familie, studierte die Rechte, trat dann in den Staatsdienst und wurde 1848 von seiner Heimat in den Reichstag gesendet. Als Mitglied des Verfassungsausschusses des Reichstags zu Kremsier trat er den Nationalen und Klerikalen entschieden entgegen. Als Ministerialrat trat er in das Ministerium des Innern, wurde 1859 Sektionschef und Okt. 1860 zum Justizminister ernannt, übernahm jedoch nach Goluchowskis Entlassung 13. Dez. 1860 provisorisch den Vorsitz im Staatsministerium und wurde 4. Febr. 1861 zum Minister der polit. Verwaltung im Kabinett Schmerling ernannt. Als dieses im Juli 1865 fiel, wurde auch L. 27. Juli 1865 seines Amtes enthoben, 1868 aber wieder aktiviert und zum Statthalter von Tirol ernannt, doch schon 1870 unter dem Ministerium Hohenwart in den Ruhestand versetzt. Nach dem Sturze Hohenwarts trat L. 25. Nov. 1871 als Minister des Innern in das neue Kabinett Auersperg. Am 5. Juli 1878 legte er sein Amt nieder und starb 19. Nov. 1879.

Lasso heißt in Südamerika der lange, in seiner äußersten Spitze mit einer Kugel versehene lederne Riemen, vermittelst dessen man die Büffel, wilde Pferde u. s. w. einfängt. Der L. wird hierbei geworfen, sodaß er den Gegenstand umschlingt. In den südamerik. Befreiungskriegen wurde der L. häufig auch als Waffe gebraucht.

Lasso (Orlando) oder Orlandus Lassus, neben oder nächst Palestrina der größte Tonsetzer des 16. Jahrh., geb. zu Mons im Hennegau 1520, hieß ursprünglich Roland Delattre. Als Chorknabe an der Kirche St.-Nicolas in seiner Vaterstadt machte er durch seine schöne Stimme Aufsehen, wurde in seinem 12. Jahre von Ferdinand Gonzaga (Vizekönig von Sicilien und kaiserl. General in den Niederlanden) mit nach Italien genommen und zuerst in Mailand, dann in Sicilien musikalisch ausgebildet. Mit 18 Jahren kam er nach Neapel und 1541 nach Rom, wo er Kapellmeister an der Kirche San-Giovanni in Laterano wurde. Er verwaltete dieses Amt bis 1549, machte dann mit Giulio Cesare Brancaccio Reisen nach Frankreich und England und lebte 1554—56 in Antwerpen. Von hier aus wurde er an den Hof nach München berufen, wo seine Glanzzeit begann. Er war zuerst Dirigent der herzogl. Hofmusik, dann seit 1568 erster Kapellmeister und starb zu München 14. Juni 1594.

L. erhielt von seinen Zeitgenossen, gleich Palestrina, den Beinamen «Fürst der Tonkunst». Beide waren gleich berühmt und geehrt; Palestrina ist einfacher und im kirchlichen Sinne erhabener, L. mannigfaltiger. Kaiser Maximilian II. erhob ihn 1570 in den Reichsadelstand und der Papst ernannte ihn 1571 zum Ritter vom Goldenen Sporn. Nach ungefährer Schätzung hat er 1572 kirchliche Stücke und 765 profane (lat., deutsche, franz. Gesänge, ital. Madrigale u. s. w.) komponiert. Das meiste davon ist schon bei seinen Lebzeiten nach dem damaligen Gebrauch in einzelnen Stimmbüchern im Druck erschienen und seine bedeutendsten Kirchenstücke sind bald nach seinem Tode als «Magnum opus musicum» in einer großen Gesamtausgabe in München 1604 von seinen Söhnen mit Unterstützung des Hofs herausgegeben. Handschriftlich besitzt das meiste von ihm die königl. Bibliothek in München in Bänden von großer Pracht und kalligraphischer Schönheit. In neuerer Zeit druckten Commer und Proske in ihren großen Sammlungen eine Reihe seiner kirchlichen Kompositionen in Partitur.

Zwei von L.s Söhnen, Ferdinand und Rudolf, waren ebenfalls Tonkünstler von Ruf und in der münchener Kapelle angestellt. Ferdinand starb 1609 und Rudolf 1625. Auch ein Enkel Orlandos, Ferdinand, gest. 1636, machte sich als Kirchenkomponist bekannt.

Last ist der Name eines größern Getreidemaßes in verschiedenen Ländern. Die dänische L. (Läst) von 12 t ist = 16,6946 hl. Diese L. dient auch für Salz mit Ausnahme des norwegischen, welches nach dem Gewicht verkauft wird. Die russische L. Getreide und Sämereien begreift 16 Tschetwert = 33,5852 hl, die L. Hafer aber 20 Kuhl; der Kuhl oder Sack wiegt in Petersburg (mit der Umhüllung) bei gedörrtem Hafer 220, bei ungedörrtem 237 russ. Pfund, also 90,093, beziehungsweise 97,0613 kg. Früher war die L. Getreidemaß auch in den deutschen Küstenstaaten (in Preußen und Hamburg = 60 preuß. Scheffeln, beziehungsweise hamburger Faß, in Bremen = 40, in Lübeck = 96 Scheffeln), dann bis 1870 in den Niederlanden, wo sie 30 Mudden oder Hektoliter begriff. In Deutschland werden bei Steinkohlen und Cots die Preise an verschiedenen Plätzen für die L. gestellt. Diese L. bedeutet in Berlin bei inländischer Steinkohle 36, bei engl. Steinkohle und engl. Cots 40 ht. Außerdem ist L. auch ein reiner Gewichtsbegriff. In Schweden hat die Neulast (Nyläst) 100 Ctr. oder 10000 Pfd. = 4250 kg. (S. auch Kommerzlast.) Die Schiffslast für Befrachtungen ist nicht nur nach den Plätzen, sondern auch nach den Artikeln sehr verschieden und bedeutet teils eine Gewichtsgröße, teils einen Rauminhalt, teils eine Stückzahl. Die frühern Schiffslasten der deutschen Nord- und Ostseestaaten sind seit 1872 als Schiffsfrachtgewicht durch die Tonne von 1000 kg oder 2000 Pfd., als Maß des Schiffsraumgehalts (Tonnengehalt) oder der Tragfähigkeit (Lastigkeit), auf Grund dessen die Schiffsabgaben zur Erhebung kommen, aber durch das Kubikmeter verdrängt. (Vgl. Load.) In Deutschland ist in den Meßbriefen der Seeschiffe

neben der Größe in Kubikmetern stets auch der Inhalt in brit. Registertons anzugeben. Das Registerton hat 100 engl. Kubikfuß = 2,8316 cbm; das Kubikmeter 0,35317 Registertons. Dieses Registerton ist neuerdings von einer Reihe von Staaten als Norm der Tragfähigkeit angenommen worden.

Last heißt in der theoretischen Mechanik speziell die Kraft, welche bei den einfachen Maschinen zu überwinden ist.

Last, Belastung, s. Tragkraft.

Lastadie (mittellat. lastadium, vom deutschen Last), in deutschen Seestädten ursprünglich der Platz zum Aus- und Einladen der Schiffe, danach auch der Name von Stadtteilen und Straßen.

Lastigkeit, das Gewicht der Ladung, welche ein Schiff führen kann.

Lasting oder Prunell (frz. pruvelle, engl. lasting), atlasartig gelöperte dichte Stoffe aus hartem Kammgarn, die meist nur in dunklen Farben, besonders Schwarz, hergestellt und zu Möbelstoffen, Damenschuhen, Westen, Halsbinden u. s. w. verarbeitet werden.

Last, not least (engl.), Letzter (Letztes), nicht Geringster (Geringstes), Citat aus Shakspeares «Julius Cäsar» (3, 1) und «Lear» (1, 1).

Lästrygonen in der Homerischen Odyssee Name eines wilden Riesenvolks. Dasselbe wohnte in einer Gegend, wo die Nächte (im Sommer) so kurz sind, daß der morgens austreibende Hirt dem abends eintreibenden begegnete, eine Schilderung, worin sich eine Kunde von den kurzen Sommernächten im Norden verrät, die den Griechen wohl durch die Phönizier gekommen war. Odysseus ging in die Stadt der L., entkam aber nur mit knapper Not den Riesen und verlor viele Gefährten und alle Schiffe außer dem eigenen.

Lasurblau, soviel wie Ultramarin.

Lasurfarben, s. Lasieren und Deckfarben.

Lasurmeise, s. unter Meisen.

Lasurstein oder Lapis lazŭli ist ein aus Kieselsäure, Thonerde, Natron, etwas Kalk und ungefähr 6 Proz. Schwefelsäure bestehendes Mineral von schöner blauer, sog. lasurblauer Farbe, an den Kanten schwach durchscheinend, auf dem Bruche uneben, klein- und feinkörnig. Er hat zur Grund- und Spaltungsform das Rhombendodekaëder, wird durch Säuren entfärbt und zersetzt, vor dem Lötrohr weiß zu dichtem Glase und zeigt sich in erwärmten Bruchstücken phosphoreszierend. Derselbe kommt derb und eingesprengt mit Kalkstein verwachsen und mit Eisenkies gemengt in Sibirien, China, Tibet, der Kleinen Bucharei, Chile u. s. w. vor. Die Griechen und Römer kannten ihn unter dem Namen Saphir und verglichen ihn wegen der eingesprengten glänzenden gelben Eisenkieskörnchen mit dem gestirnten Himmel; früher war er als Edelstein mehr geachtet als jetzt. Er ist leicht zu bearbeiten (Härte = 5,5) und nimmt eine schöne, obwohl selten ganz gleichmäßige Politur an; auch wird er durch den Gebrauch matt. Verwendet wird er zu Vasen, Dosen, Schalen, Leuchtern, Uhrgehäusen, Rockknöpfen, zu Steinmosaik, zu architektonischen, selbst Zimmer- und Möbelverzierungen. Für die Malerei gibt er die prachtvolle Farbe, die unter dem Namen echtes Ultramarin bekannt ist, aber jetzt alle Bedeutung verloren hat, nachdem man künstliches Ultramarin ebenso schön und weit wohlfeiler darzustellen versteht.

Latakia, s. Ladikieh.

Latania *L.*, eine Palmengattung, welche sich von andern Gattungen derselben Familie durch zweihäusige, mit Scheiden versehene Blüten, dreiteiligen Kelch und eben solche Korolle und dreifächerige Beeren unterscheidet. Die Mittelrippe der Blätter (Wedel) ist mehr oder weniger filzig, der Strunk dornig oder unbewehrt. Durch die Form der mächtigen, fächerförmigen, ovalen Blätter, welche aus zu ⅔ ihrer Länge miteinander verwachsenen Fiederblättchen bestehen, stellt sie sich der Gattung Lodoicea nahe. Die 15—30 Staubgefäße sind zu cylindrischen, dicht mit dachziegelig sich deckenden Schuppen besetzten Kätzchen zusammengedrängt. Diese Gattung zählt nur wenige Arten, von denen in den Gewächshäusern Europas vorkommen: L. borbonica *Lam.* (Livistona sinensis). Dieselbe wird in ihrer Heimat (Insel Réunion) über 10 m hoch und hat eine dunkelgrüne Wedelkrone von 6—7 m Durchmesser. Ihre Frucht ist eine gelbfleischige, lederartige Steinbeere von der Größe eines kleinen Apfels. Schöner noch ist L. rubra *Jacq.*, auf den Mascarenen einheimisch und ausgezeichnet durch in der Form ähnliche, aber blaugrau-rote Wedel. Sie ist vielleicht nur eine Form der L. borbonica. Außerdem unterhält man in den Gärten L. glaucophylla *Lodd.* (L. Commersonii Spr.). Alle diese Arten erfordern ein hohes Gewächshaus mit einer durchschnittlichen Temperatur von + 12 bis 15° R., reichliches Licht und weite Kübel mit einer gleichmäßigen Mischung von Lauberde, Rasenerde, Lehm und grobem Flußsand. Solange sie noch nicht zu große Dimensionen gewonnen haben, kann man sie auch in lichtreichen Wohnstuben unterhalten, wo sie vortrefflich gedeihen, aber häufig mittels eines Wedels von Staub gereinigt werden müssen. Sie lassen sich leicht durch Samen fortpflanzen, der aus ihrem Vaterlande oft in ziemlicher Menge eingeführt wird.

Lätare heißt der vierte Fastensonntag, weil an demselben der Gottesdienst mit dem Gesange Laetare Jerusalem (nach Jes. 66, 10) in der alten Kirche begann. Er hat auch noch andere Namen, nämlich: Rosensonntag, weil der Papst die Goldene Rose an diesem Sonntag weiht; Brotsonntag, weil für denselben das Evangelium von der Speisung der 5000 Galiläer (Joh. 6, 1—15) bestimmt ist; Mittfasten, weil er in die Mitte der 40tägigen Fasten fällt; Totensonntag oder schwarzer Sonntag, weil in manchen Gegenden Deutschlands, wie in Schlesien und in der Lausitz, Kinder eine aus Stroh u. dgl. gebildete Gestalt, der Tod genannt, unter vielem Lärm herumzutragen, dann aber ins Wasser zu werfen pflegten.

Lateau (Louise), bekannt durch ihre Stigmatisation, geb. 1850 zu Bois d'Haine, einem Dorfe bei Charleroi in der belg. Provinz Hennegau als die Tochter eines Eisenbahnarbeiters, trat 1867 als Novize in den Orden des heil. Franz von Assisi. Als sie im Frühjahr 1868 ihr Noviziat beendigt hatte, stellten sich an ihrem Körper Wundenmale und Blutungen ein, die sich dann an jedem Freitag regelmäßig wiederholten. Auch traten bald darauf bei ihr Verzückungen ein, und seit März 1871 weigerte sich die Kranke entschieden, irgend welche andere Nahrung zu nehmen, als die ihr täglich gereichte Kommunion. Die Geistlichkeit und besonders der Bischof Dumont von Tournai deuteten ihren Zustand jahrelang für die Kirche aus; aus allen Gegenden kamen Pilger und Gläubige, um die mystischen Erscheinungen anzustaunen. Als

Bischof Dumont 1879 vom Papst Leo XIII. als geistesgestört seines Amtes entsetzt wurde, verloren sich die Erscheinungen allmählich; die Stigmatisierte siechte mehr und mehr dahin und starb 27. Aug. 1883 in Bois d'Haine. Über die Stigmatisation selbst s. unter Stigma.

Lateiner (Latini) hießen die Bewohner von Latium. Sie gehörten zu einem altitalischen, dem umbrisch-sabellischen Stamme zunächst verwandten Volksstamme, der in vorhistor. Zeit, wahrscheinlich von Norden her, in den Westen Italiens, namentlich das spätere Latium, Campanien, Lucanien, Bruttium eingewandert ist und von dem ein Teil auch in Sicilien sich niedergelassen zu haben scheint. Während aber die L. in den übrigen Landschaften ihre Stammeseigentümlichkeiten verloren oder verdrängt wurden, erhielten sie sich in Latium.

Die spätere Sage bezeichnet den Kern dieses Volks mit dem (mythischen) Namen der Aboriginer als Ureinwohner; zu diesen läßt sie Arkader unter Evander, namentlich aber Trojaner unter Äneas gelangen und aus der Vereinigung dieser Elemente das Volk der L. entstehen, das diesen Namen von Äneas zu Ehren des Königs Latinus erhalten haben soll. Latinus selbst, den man von Faunus, Picus und Saturnus abstammen läßt (alten Nationalgottheiten, wie Janus, und gleich diesem später zu ältesten Königen Latiums umgedeutet) soll in Laurentum (nahe der Küste, zwischen Ostia und Laoinium) geherrscht, den Äneas gastlich aufgenommen und ihm seine Tochter Laoinia, nach der Äneas die von ihm als Sitz der Penaten gegründete Stadt Laoinium nannte, zur Gemahlin gegeben haben. Durch diese Vermählung wurde Latinus mit Turnus, dem Fürsten der Rutuler von Ardea, in Krieg verwickelt, in welchem er siegreich war, aber den Tod fand oder verschwand, wie später Äneas, sein Nachfolger, im Kriege gegen den Etrusker Mezentius von Cäre, siegreich ist, aber verschwindet. Beide walteten als Götter fort, jener als Jupiter Latiaris, dieser als Jupiter Indiges im Flusse Numicius. Auf Äneas folgte nach der Sage sein Sohn Ascanius. Derselbe gründete Albalonga und verlegte dahin seinen Sitz und hatte zum Nachfolger seinen (nach andern des Äneas) Sohn Silvius. Von Albalonga aus soll dann auf dem Palatinischen Berge Rom gegründet worden sein. Um den 300jährigen Zeitraum auszufüllen, den man zwischen der Gründung Roms und Albalongas annahm, wurde zwischen jenem Silvius und den angeblichen letzten Königen von Albalonga, Amulius und Numitor, dem Großoheim und Großvater des Romulus und Remus, eine Reihe von Königen erfunden, die alle den Zunamen Eilvius tragen. (S. Rom.)

Der Name Latium erscheint in der ältesten röm. Zeit auf eine kleine Landschaft beschränkt. Im Gebirge gegen Norden waren die Sabiner, gegen Nordosten die kleinen Völker der Äquer (oberhalb Präneste) und der Herniker die Nachbarn der Latiner, gegen Süden waren es die Volsker. Die Bevölkerung zerfiel in viele kleinere Gemeinden, welche in offenen Weilern wohnten, innerhalb ihrer Feldmark aber eine wohlummauerte Burg (arx) als Zuflucht bei feindlichen Angriffen hatten. Solche Orte waren außer den schon genannten: Aricia, Lanuvium, Tibur (jetzt Tivoli), Tusculum (unweit vom heutigen Frascati), Gabii, Präneste (jetzt Paleltrina) u. a. Die einzelnen Gemeinden schlossen sich zu Eidgenossenschaften oder Städtebünden zusammen; der bedeutendste dieser Bünde war der, an dessen Spitze Albalonga bis zu seiner Zerstörung (angeblich durch den röm. König Tullus Hostilius) stand; er bestand aus 30 kleinen Republiken der Prisci Latini (Altlateiner), wie sie sich im Gegensatz zu den später in ursprünglich nicht lat. Städten angesiedelten latinischen Gemeinden nannten. Zu den ältesten Städten letzterer Art gehören Veliträ (jetzt Velletri), Norba, Circeji, Ardea.

Der oberste Magistrat war nach dem Aufhören der königl. Herrschaft ein Diktator. Rom selbst, das, obwohl es durch den Hauptbestandteil seiner Bewohnerschaft dem lat. Volke angehörte, lange dem Bunde feindselig gewesen war, trat nach der Zerstörung von Alba an die Spitze desselben und übte dadurch eine Art von Oberherrschaft über Latium aus, die aber mit dem Sturze des Königtums aufhörte. Ein neuer Bund kam 493 v. Chr. durch den röm. Konsul Spurius Cassius zu Stande, und ihm schlossen sich 486 auch die Herniker an. Beide fielen von Rom ab, als dieses durch den Andrang der Gallier 390 v. Chr. dem Untergang nahe gebracht worden war, und nahmen eine feindliche Stellung gegen Rom ein, bis 358 die Herniker unterworfen, mit den L. aber die alten Bundesverhältnisse erneuert wurden. Als indes 341 Rom das Verlangen der L., daß einer der röm. Konsuln ein L. sei, zurückwies, erhoben sich diese zum Krieg, der von Livius und andern alten Historikern, die schon den alten lat. Bund fälschlich als ein Unterthanenverhältnis auffassen, irrig als Empörung dargestellt wird. Doch schon 340 wurden die L., denen sich die Volsker und Capuaner angeschlossen hatten, bei Trifanum aufs Haupt geschlagen, und 338 waren alle Städte Latiums unterworfen. Dieselben wurden nun teils in das volle röm. Bürgerrecht aufgenommen, teils traten sie in diejenige Abhängigkeit, welche als Civität ohne Stimmrecht bezeichnet wird, oder endlich bestanden sie als selbständige, aber von Rom in Form eines Bündnisses abhängige Staaten fort. In den Volskerstädten Antium und Anxur (von den Römern Tarracina genannt) wurden röm. Kolonien angelegt, welche die Landschaft vom Meere abschlossen. Das Gebiet der Volsker und das der südlich von diesen seßhaften Aurunker wurde, wie es auch mit dem Lande der Äquer und Herniker geschehen war, mit zu Latium geschlagen und dieses dadurch bis über den Fluß Liris (jetzt Garigliano) erweitert, wo der Berg Massicus (jetzt Mondragone) die Grenze gegen Campanien bildete. Im Gegensatze zu dem alten Latium nannte man dieses Latium adiectum oder novum.

Die Unterworfenen bildeten ein bestimmtes Ganzes, das die Benennung Nomen Latinum erhielt; dadurch, daß sie einzelne Vorrechte, namentlich das Recht des Vermögensverkehrs und der Testamentserbfolge nach röm. Rechte, das Commercium, hatten, schieden sie sich von den eigentlichen ital. Bundesgenossen (Socii), mit denen sie zu Kriegsdienst und Abgaben verpflichtet waren, und von den Fremden (Peregrini) überhaupt. Dasselbe Recht, das die L. genossen, wurde von den Römern auch andern Städten gegeben; namentlich wurden lat. Kolonien mit demselben in vielen Orten Italiens ausgeführt. So bildete sich unter dem Namen der Latinität das Jus Latii, eine Mittelstufe zwischen der Civität und der Peregrinität, die auch, nachdem die lat. Städte und Kolonien in Italien in das

volle Bürgerrecht aufgenommen worden waren, und noch lange in der Kaiserzeit, für ganze Gemeinden, deren Magistrate allein oder deren Magistrate und Decurionen nach Bekleidung ihres Amts die Civität erhielten, und für einzelne fortbestand. Zu letztern gehörte, als des Commerciums fähig, eine als Latini Juniani von den Latini coloniarii unterschiedene Klasse von Freigelassenen.

Lateinisches Kaisertum heißt das von den fränk. Kreuzfahrern des vierten Kreuzzugs und von den Venetianern unter Heinrich Dandolo 1204 zu Konstantinopel errichtete Kaisertum. Die mit ganz unzureichenden Mitteln auf schwierigem Boden angelegte Feudalschöpfung verteidigte der Kaiser Heinrich von Flandern 1205—16 mit Erfolg gegen die Bulgaren und gegen die griech. Restaurationsversuche. Aber seine Nachfolger aus dem Hause Courtenay waren nicht vom Glück begünstigt. Zuletzt verlor der letzte Fürst aus diesem Hause, Balduin II. (regierte seit 1228), am 25. Juli 1261 Konstantinopel selbst an Alexius Strategopulos, den Feldherrn des nicänischen Kaisers Michael Paläologos. (S. Byzantinisches Reich.)

Lateinische Kirche, soviel wie röm.-kath. Kirche, im Gegensatz zur morgenländischen oder griechisch-katholischen.

Lateinische Münzkonvention ist die Bezeichnung für einen am 23. Dez. 1865 in Paris zwischen Frankreich, Belgien, Italien und der Schweiz abgeschlossenen Vertrag über die gleichartige Ausprägung der Gold- und Silbermünzen. Derselbe wurde 20. Juli 1866 promulgiert und trat 1. Aug. 1866 in Kraft. Griechenland trat 1868 demselben förmlich bei; andere Staaten, wie Spanien, Rumänien, Serbien und Bulgarien, nahmen im wesentlichen das System der Konvention an, ohne sich formell anzuschließen. Österreich prägt seit 1870 Goldstücke zu 20 und 10 Francs (8 und 4 Gulden) nach dem betreffenden Fuße, welche infolge einer im Frühjahr 1874 getroffenen Vereindarung an den Staatskassen der Länder der Lateinischen Konvention angenommen werden, wie andererseits an den österr.-ungar. Staatskassen die 20- und 10-Frankenstücke zum Werte von 8 und 4 Gulden.

Die wichtigsten Bestimmungen der Konvention sind folgende: 1) die Ausprägung der Goldmünzen erfolgt nach dem bisherigen franz. Fuße. Geprägt werden nur Goldstücke zu 100, 50, 20, 10 und 5 Franken; 2) silberne 5-Frankenstücke werden nur nach dem franz. Fuße geprägt; 3) Silberstücke zu 2 und 1 Franken, zu 50 und 20 Centimes werden nur in der Feinheit von 835 Tausendteilen und im Gewicht von bezüglich 10, 5, 2,5 und 1 g geprägt. (S. Franc.) Da dieses Münzsystem auf dem Prinzip der Doppelwährung beruht, so entstanden für die Vertragsstaaten durch die in den letzten Monaten des J. 1873 eintretende Silberentwertung Verlegenheiten, die sie veranlaßten, 1874 die Prägung von silbernen 5-Frankenstücken zu beschränken und sie 1876 gänzlich einzustellen. Die Konvention sollte mit dem 31. Dez. 1879 ablaufen, wurde aber durch einen am 5. Nov. 1878 in Paris unterzeichneten Vertrag bis zum 1. Jan. 1886 verlängert, jedoch mit Beibehaltung der «provisorischen Suspension» der silbernen 5-Frankenstücke und mit gleichfalls provisorischer Einstellung der Prägung von goldenen 5-Frankenstücken.

Lateinisches Recht (Jus Latii) oder Latinität, s. unter Lateiner.

Lateinische Schule, s. unter Gymnasien, Bd. VIII, S. 661.

Lateinisches Segel, s. unter Segel.

Lateinische Sprache, s. Römische Sprache.

Latent (lat.) oder gebunden nennt man die Wärme, wenn sie von einem Körper aufgenommen wird, ohne daß sich dadurch die Temperatur dieses Körpers erhöht. Es findet dies statt beim Schmelzen und Verdampfen. Erwärmt man z. B. Eis von einer Temperatur unter 0°, so steigt seine Temperatur zunächst bis 0°. Da beginnt das Eis zu schmelzen, während zugleich seine Temperatur, trotz aller weitern Wärmezufuhr, stationär auf 0° stehen bleibt, bis alles Eis sich in Wasser verwandelt hat. Erst dann wird durch weitere Erwärmung die Temperatur des Wassers selbst weiter erhöht. Ähnlich ist es beim Verdampfen. Erhitzt man Wasser in einem offenen Gefäße, so steigt seine Temperatur zunächst bis 100° C. (= 80° R.). Es beginnt nun zu sieden und sich in Dampf zu verwandeln, während zugleich durch auch noch so starke Erhitzung seine Temperatur nicht über 100° C. erhöht werden kann. Diese beim Schmelzen und Verdampfen verschluckte, latent gewordene Wärme ist nur dazu verbraucht worden, um das eine mal das Wasser aus dem festen in den flüssigen, das andere mal aus dem flüssigen in den gasförmigen Zustand überzuführen. Um 1 kg Eis von 0° in Wasser von 0° zu verwandeln, braucht man ebenso viel Wärme als um 79¼ kg Wasser um 1° zu erwärmen, oder 79¼ Wärmeeinheiten, wenn man Wärmeeinheit diejenige Wärmemenge nennt, welche nötig ist, um 1 kg Wasser um einen Temperaturgrad zu erwärmen. Die latente Verdampfungswärme ist bedeutend größer, nämlich gleich 540 Wärmeeinheiten. Der Wasserdampf beim Flüssigwerden, sowie das Wasser beim Wiedererstarren geben beide die aufgenommene latente Wärme wieder her. Es zeigt sich übrigens nicht bloß beim Wasser, sondern überhaupt beim Schmelzen und Verdampfen aller schmelzbaren und verdampfbaren Stoffe ein Latentwerden von Wärme, freilich überall in anderm Betrage. Das Latentwerden der Wärme wurde von J. Black entdeckt (1775) und von ihm so gedeutet, als ob es einen Wasserstoff gäbe, welcher sich mit den schmelzenden oder verdampfenden Materien chemisch verbände und dadurch in der Äußerung seiner Eigenschaften so lange unwirksam würde, bis der Wärmestoff bei der Kondensation der Dämpfe oder beim Erstarren der Flüssigkeiten wieder frei werden könne. Nach der neuen Wärmelehre ist die Wärme nur ein Bewegungszustand der kleinsten Körperteilchen (Wärmeschwingungen) und das Latentwerden der Wärme ist ein Verbrauchtwerden der Wärme behufs Lockerung und Verschiedung der Teilchen beim Schmelzen und Verdampfen der Substanzen, während das Wiederfreiwerden der latenten (verschwundenen) Wärme bei den entgegengesetzten Prozessen (Kondensationen oder Erstarrungen) eine Umwandlung der Massenbewegung der Körperteilchen in schwingende Bewegung der kleinsten Teilchen, d. i. in jene molekulare Bewegung bedeutet, als welche die moderne Theorie die Wärme auffaßt. (S. Wärme.)

Lateral (lat.), seitlich, seitwärts gelegen; Lateralerden, Seitenerden; Lateralverwandte, Seitenverwandte.

Lateran, ein Platz und Palast in Rom, nach der altröm. Familie Lateranus, welche bis auf

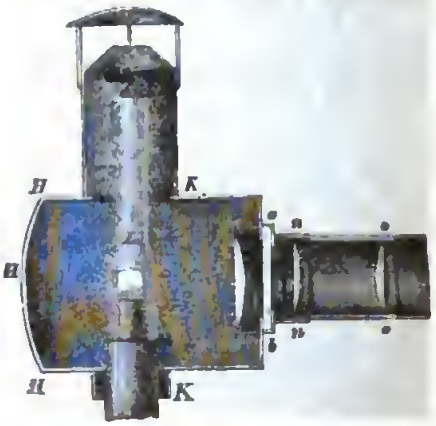
die Zeit des Kaisers Nero im Besitz der daselbst erbauten Gebäude war, benannt. Nero ließ den letzten Besitzer, Plautius Lateranus, hinrichten und eignete sich dessen Güter zu, wodurch auch der Lateranische Palast kaiserl. Eigentum wurde. Ob indessen der von Juvenal und Capitolinus erwähnte herrliche Palast der Lateraner eben jener war, ist nicht sicher. Kaiser Severus schenkte den Palast seinem Freunde Lateranus; später richtete Konstantin d. Gr. eine Kirche in demselben ein und schenkte ihn dem röm. Bischof. Die Päpste residierten nun im L., bis sie ihren Sitz nach Avignon verlegten; nach ihrer Rückkehr wählten sie den Vatikan zur Residenz. L. nennt man gewöhnlich auch die neben diesem Palaste erbaute Kirche des heil. Johannes, welche nicht allein die Hauptkirche Roms ist, sondern auch für die »Mutter und das Haupt aller Kirchen« gilt und durch hohes Altertum wie durch ihre Bauart, durch Reichtum seltener Reliquien und das Andenken der daselbst seit 1123 gehaltenen Kirchenversammlungen (s. Lateransynoden) sich auszeichnet. Über ihrem Portal ist der Balkon, von welchem herab der Papst am Himmelfahrtstage dem Volke den Segen erteilte. Die jetzige, aus den J. 1560—1746 stammende Laterankirche ist auf den Mauern der ältern, vom Papst Sergius III. angelegten Kirche erbaut, die ihrerseits an die Stelle der alten Konstantinischen Basilika trat; mit ihr steht die Taufkapelle in Verbindung, San-Giovanni in fonte genannt, deren Kuppel von acht porphyrnen Säulen getragen wird, die für die schönsten in Rom gelten. In dem Palast des L., der seine jetzige Gestalt 1586 erhielt, befindet sich seit 1843 die reiche lateranensische Antikensammlung; den Platz vor demselben schmückt seit 1588 der ursprünglich durch Tutmes III. (1597—1560 v. Chr.) vor dem Sonnentempel zu Theben in Ägypten, durch Kaiser Constantius 357 im Circus maximus aufgerichtete Obelisk mit Hieroglyphen, der größte in Rom (32 m, mit Postament 47 m hoch). Auf dem Lateransplatze befindet sich ferner noch die Kapelle, welche die Scala santa umschließt, eine Marmortreppe von 28 Stufen, die aus dem Hause des Pilatus zu Jerusalem herrühren soll und auf der die Gläubigen kniend hinaufrutschen. Der Lateranische Palast hat nebst dem Vatikan und Castel Gandolfo durch das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 das Privilegium der Exterritorialität erhalten.

Lateransynoden heißen fünf ökumenische Synoden, welche in der lateranischen Basilika zu Rom abgehalten wurden. Die erste, unter Papst Calixtus II. 1123 bestätigte das Wormser Konkordat und erließ Bestimmungen betreffs der Indulgenzen der Kreuzfahrer. Die zweite, unter Papst Innocenz II. 1139, erklärte die Verfügungen Anaklets II. für ungültig, belegte König Roger von Sicilien mit dem Bann und verdammte die Irrlehren Arnolds von Brescia. Die dritte, unter Papst Alexander III. 1179, verordnete, daß in Zukunft ein Papst nur dann gültig gewählt sei, wenn er zwei Drittel der Stimmen auf sich vereinige. Die vierte, unter Papst Innocenz III. 1215, die glänzendste von allen, beschäftigte sich besonders mit der Verdammung der Albigenser. Die fünfte, unter Papst Julius II. und Leo X. 1512—17, vernichtete die Beschlüsse des Konzils von Pisa.

Laterieren (vom lat. latus, d. h. Seite), bei Rechnungen die einzelnen Posten seitenweise summieren, um die Summe (Latus) auf die folgende Seite als Transport überzutragen.

Laterit (von later, Ziegelstein), eine eigentümlich schmutzigrote, stark eisenschüssige sandige Lehmmasse, welche in außereurop. tropischen Gegenden sich vielfach findet und einesteils durch eine an Ort und Stelle erfolgte Zersetzung von Gneisen, Graniten u. s. w. entstanden ist, andernteils durch eine Zusammenschwemmung von Schuttmassen gebildet wurde. Hin und wieder scheinen auch vulkanische Tuffe L. bilden zu können. Die auffallende Farbe hängt vermutlich mit dem Gebundensein des L. an die Tropenländer zusammen, indem sie durch die häufigern und intensivern atmosphärischen Niederschläge, durch die raschere und energischere Verwesung einer reichern Flora bedingt sein dürfte.

Laterna-magica oder **Zauberlaterne** heißt ein optischer Apparat (s. nachstehende Figur) von der Form eines Kastens KK, durch welchen kleine, mit transparenten Farben auf Glas gemalte Figuren in einem dunkeln Zimmer auf einer weißen Wand oder einem weißen Schirme vergrößert dargestellt werden. Die unbemalten Stellen des Glases sind



oft mit einem schwarzen undurchsichtigen Firnis überzogen, wodurch die farbigen Figuren auf der Wand auf einem dunkeln Grunde erscheinen. Der Hohlspiegel HH hinter der Lampe L, sowie auch die Beleuchtungslinse mm dienen dazu, die kleinen Figuren auf dem Glase stark zu beleuchten. Hauptbestandteil der L. ist das in einer verschiebbaren Hülse befindliche konvexe Linsensystem nn und oo, das zusammen eine einzige stärkere Sammellinse darstellt, welche von einem kleinen Gegenstand, der vor ihrem Brennpunkt und letzterm nahe liegt, jenseit der Linse in größerer Entfernung ein umgekehrtes und vergrößertes Bild erzeugt. Werden dann jene Glasbilder vor dem Brennpunkt der Linsen umgekehrt in eine Kapsel ab eingeschoben, so muß das Bild derselben sich auf dem weißen Schirme aufrecht und vergrößert darstellen. Läßt man diese Bilder anstatt auf einen weißen Schirm auf eine Dampfsäule, die sich aus einem Gefäße mit kochendem Wasser erhebt, fallen, so scheinen die Figuren sich zu bewegen. Der Erfinder der L. ist wahrscheinlich Athanasius Kircher (1671). In neuerer Zeit wendet man statt der gemalten groben Glasbilder Photographien auf Glas an. Stellt man zwei Zauberlaternen nebeneinander auf, daß sie beide (jede ein anderes Bild enthaltend) ihre Bilder auf derselben Stelle der Wand erscheinen lassen

würden, so kann man durch geeignete alternierende Verdeckung der Linsen bald das eine, bald das andere Bild deutlich hervortreten lassen, während das andere nebelhaft verschwindet; es sind dies die sog. Nebelbilder (s. d.). Vgl. Böhm, «Anleitung zu Darstellungen mittels der L.» (Hamb. 1876).

Laterne (frz. lanterne, engl. lantern), ein aus durchsichtigem oder durchscheinendem Material bestehendes Gehäuse, durch welches die in demselben eingeschlossene Flamme einer Kerze, Öl- oder Gaslampe gegen Wind und Regen geschützt, resp. das Herabfallen von Funken verhindert ist. Man unterscheidet feste und tragbare Laternen, letztere auch Handlaternen genannt. Zu den festen L. gehören die Hauslaternen, die zur Erleuchtung der Hausflure, Treppen u. s. w. dienen; die Straßenlaternen; die Wagenlaternen, deren verschiedene Arten für Lastwagen, Kutschen oder Eisenbahnwagen gebräuchlich sind. Zu den tragbaren gehören die Blendlaternen, blecherne L. mit einem unbeweglichen Schirme, den man verschieben kann, um das Licht völlig zu verdecken; die Taschenlaternen, öfters in Form eines Buchs, dessen beide Deckel als zwei Seiten eines Dreiecks mit der die dritte Seite darstellenden Glaswand die L. bilden; die Stalllaternen, L. in größerer und gröberer Ausführung. Die gewöhnlichen L. werden aus in metallene Gestelle eingesetzten Glastafeln hergestellt, oder aus Glaskugeln und Cylindern, welche zur Speisung der Flamme eine genügend weite Öffnung besitzen; um das Licht zu dämpfen, werden auch dünne Hornscheiben verwendet. Wo es darauf ankommt, nur nach einer Seite Licht zu verbreiten, setzt man in die Vorderwand des Metallgehäuses eine Glaslinse ein. Bei den Sturmlaternen, deren Flamme auch beim heftigsten Sturme nicht verlöschen soll, und den Sicherheitslaternen, mit welchen man feuergefährliche, z. B. gaserfüllte Räume gefahrlos betreten kann, ist die Lampe durch ein Drahtnetz geschützt. (S. Sicherheitslampen.) Eine besondere Art sind die öfters mit Kühlapparat versehenen Backofenlaternen, welche von den Bäckern dazu benutzt werden, das Innere der Backofen zu beleuchten, um die Beobachtung des Backprozesses zu ermöglichen. L. aus buntem Papier, zum Teil auf Stöcken befestigt (Stocklaternen), werden bei Illuminationen verwendet.

In der Spinnerei ist Laterne soviel wie Flasche (s. d.).

Laterne des Aristoteles, s. unter Stachelhäuter.

Laternenbank, soviel wie Flaschenmaschine (s. d.).

Laternengetriebe, eine nur für Kleinmechanismen angewendete Triebstockverzahnung (s. unter Triebwerke), bei welcher die aus runden Stöcken bestehenden Zähne zwischen zwei Scheiben im Kreise eingesetzt sind.

Laternenträger oder Leuchtzirpen (Fulgora), ein Geschlecht der Cikaden (s. d.), das in den Tropen große, bunt gefärbte und namentlich durch hohle Stirnfortsätze ausgezeichnete Arten besitzt, während in Süd-, selten in Mitteldeutschland nur eine kleine, unscheinbare Art sich findet. Berühmt ist besonders der Surinamische Laternenträger (F. laternaria), der nach der Angabe Grews (1685) und der Frau Sibylle Merian mit seinem hohlen Stirnfortsatz leuchten soll; gegenwärtig ist man zwar geneigt, diese Angabe in das Reich der Fabeln zu verweisen, allein es ist immerhin möglich, daß die Tiere temporär oder nur in einem Geschlecht zu leuchten vermögen. Nach neuern Beobachtungen (von James Smith 1864) soll auch der chinesische Laternenträger (F. candelaria, s. Tafel: Insekten IV, Fig. 42) an der Spitze des Stirnfortsatzes, namentlich im weiblichen Geschlecht ein helles blaues, beim Flug intensiveres Licht verbreiten. Das als sog. Chinawachs in den Handel kommende Wachs ist die Ausschwitzung einer andern chines. Fulgoride (Flata limbata).

Latet anguis in herba (lat.), d. h. eine Schlange ist im Grase verborgen, sprichwörtlich zur Bezeichnung einer verborgenen Gefahr, Citat aus Virgils «Ecloga» (3, 93).

Lath., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Latham (John). Derselbe, geb. zu Eltham in Kent 27. Juni 1740, war Arzt in London und starb in Romsey 4. Febr. 1837; er schrieb «General synopsis of birds» (8 Bde., 1781—1801; deutsch, Nürnb. 1792—1813), «Index ornithologicus» (1791). Eine neue Ausgabe seiner Werke erschien in 10 Bänden unter dem Titel «General history of birds» (1821—24).

Latham (Rob. Gordon), engl. Sprachforscher und Ethnolog, geb. 1812 zu Billingborough in der Grafschaft Lincoln, studierte in Cambridge und wurde durch eine Reise nach Dänemark und Norwegen 1823—33 veranlaßt, sich namentlich mit den skandinav. Sprachen zu beschäftigen. Früchte dieser Studien waren seine Übersetzung von Tegnérs «Axel» und sein Werk «Norway and the Norwegians» (2 Bde., Lond. 1840). Im J. 1840 wurde er Professor der engl. Sprache und Litteratur an der londoner Universität, worauf er mit dem Werke «The English language» (2 Bde., Lond. 1841; 9. Aufl. 1875) auftrat, welches, auf Jak. Grimm gegründet, zuerst in England die histor. Entwickelung der Sprache darstellte. Ferner schrieb er: «History and etymology of the English language» (Lond. 1845), «Outlines of logic, applied to grammar and etymology» (Lond. 1847) und gab die «Germania» des Tacitus (Lond. 1850) heraus. Sein wichtigstes ethnolog. Werk ist «Natural history of the varieties of man» (Lond. 1850), in welchem er die Einheit des menschlichen Geschlechts zu beweisen sucht. Auf demselben Felde bewegen sich die Schriften: «Man and his migrations» (Lond. 1851), «Descriptive ethnology» (2 Bde., Lond. 1859), «Nationalities of Europe» (2 Bde., Lond. 1863), «Outlines of general or developmental philology» (1878), «Russian and Turk» (1878). L. gehört zu den Gründern der Philological Society in London. Daneben übte er noch umfangreiche ärztliche Thätigkeit aus; endlich verdankt man ihm auch die Einrichtung der ethnolog. Sektion im Krystallpalast zu Sydenham und die Herausgabe einer neuen Bearbeitung von Johnsons «Dictionary of the English language» (2 Bde., Lond. 1864—66).

Lathyrus *L.*, Platterbse, so genannt wegen des an der Spitze plattgedrückten Griffels, eine zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörige Gattung. Die hierher gehörigen Arten haben meistens geflügelte Stengel, in Wickelranken ausgehende Blattstiele, gefiederte, oft nur aus einem einzigen Blattpaare bestehende Blätter und zu lang gestielten Trauben geordnete oder einzeln oder paarweise auf langen Stielen stehende Blumen. Von ihren Arten verdienen Erwähnung: die Acker-Platterbse, L. sativus, auch Kicherling genannt, eine

einjährige Pflanze mit flach zusammengedrückten, vierkantigen Hülsen und weißen oder dunkelbraunen, glatten oder faltigen Samen, welche wie Erbsen verspeist werden, aber etwas härtlich und von strengem Geschmack sind. Die Bedeutung dieser Art als Kulturpflanze beschränkt sich auf Frankreich, Spanien und Rumänien. Ein ausdauerndes, nahrhaftes Futterkraut ist L. pratensis, die Wiesen-Platterbse, mit traubigen gelben Blüten, länglichen, schiefnervigen Hülsen und kantigem, ungeflügeltem Stengel. Ein gleichfalls ausdauerndes Ackerunkraut mit wohlriechenden, hellroten Blüten ist L. tuberosus, die Knollen-Platterbse mit genießbaren schwarzen, weißfleischigen Knöllchen von der Größe einer Walnuß (Erdnüßchen, Erdmandeln).

Die meisten Lathyrusarten gehören den Mittelmeerländern an. Mehrere derselben sind sehr beliebte Gartenzierpflanzen, so vor allen die sog. Spanische Wicke, L. odoratus, einjährig, bis 1½ m hoch, mit großen, traubenständigen, aufrechten, köstlich duftenden, blauen, violetten, roten, rosenroten, weißen, oft zweifarbigen, auch schön gestreiften Blumen. Die ziemlich zahlreichen Gartenvarietäten kommen aus Samen ziemlich treu wieder. Man säet sie im Frühjahre truppweise an den Platz und gibt ihnen, wenn sie kräftig zu wachsen beginnen, einiges Reisig zur Stütze. Fast noch schöner ist die gleichfalls einjährige Tangerwicke, L. tingitanus; sie wächst üppiger und rascher, hat eine gefälligere Belaubung und vor allem größere, violettpurpurne, samtartige, wiewohl geruchlose Blumen. Sehr geschätzt sind zwei in ihren Wurzeln ausdauernde südeuropäische Arten: die Bouquetwicke, L. latifolius, eine höchst elegante Pflanze von 2 m Höhe, mit abwechselnden aus zwei Blattpaaren bestehenden Blättern und mit 15 cm und darüber langen Blütenstielen mit je einem Bouquet von 8—10 großen purpurrosenroten Blumen, und L. grandiflorus, von noch höherm Wuchse, mit eckigem Stiele; sie trägt viele lange achselständige Blütenstiele mit je 1—3 großen, schwach wohlriechenden purpurroten Blumen, deren Fahne besonders stark entwickelt ist. Die Wurzeln dieser Art verlangen im Winter eine gute Bedeckung. Beide Pflanzen sind zur Bekleidung von allerlei Gitterwerk, zur Bildung von Pyramiden, besonders aber zur Bekleidung mager belaubter Sträucher geeignet.

Laticlavii (lat.), bei den alten Römern diejenigen, welche die Tunica mit dem breiten Purpurstreif (Clavus, s. d.) besetzt trugen.

Latifundien (lat.) sind ungewöhnlich große Grundbesitzungen, die in einer Hand vereinigt sind. Sie können sowohl aus zahlreichen selbständigen Wirtschaftseinheiten (Landgütern) von mäßigem Umfange, als aus großen, extensiv bewirtschafteten Land- und Weideflächen oder Waldungen, sowie auch aus Riesenfarmen, wie sie sich in der neuern Zeit in Amerika finden, bestehen. In den dicht bevölkerten und hoch kultivierten Ländern Europas herrscht die erste dieser Formen des Großgrundbesitzes vor, neben der die zweite meistens nur in wenig fruchtbaren Gebirgsgegenden auftritt. Rein technisch-wirtschaftlich betrachtet hat eine starke Konzentrierung des Grundbesitzes meistens keine Nachteile, häufig sogar Vorteile, wegen der rationellern und kapitalkräftigern Art der Bewirtschaftung der einzelnen Güter, die meistens an leistungsfähige Pächter vergeben werden. Als sozialer Übelstand jedoch ist es zu betrachten, wenn die großen Grundbesitzer in einem Lande dergestalt vorherrschen, daß für einen selbständigen mittlern Bauernstand kein Raum mehr verbleibt. Solche Verhältnisse bestehen z. B. in England und noch mehr in Schottland, wo 170 Besitzer ungefähr zwei Drittel der Gesamtfläche in Händen haben. In Amerika, Australien und Südafrika hat der geringe Wert des Landes und das Bedürfnis einer extensiven Wirtschaft zur Bildung von L. geführt, die wahrscheinlich größtenteils nur die Bedeutung von Übergangserscheinungen haben. Anders allerdings verhalten sich die Riesenfarmen in dem weizenbauenden Westen der Vereinigten Staaten, die von großen Kapitalisten oder Gesellschaften möglichst rationell ausgebeutet werden und eine Form des landwirtschaftlichen Großbetriebes bilden, die für die kleinern selbständigen amerik. Landwirte gefährlich werden könnte. (S. Grundeigentum.)

Latimer (Hugh), ein Märtyrer der Reformation in England, geb. 1490 zu Thurcaston in der Grafschaft Leicester, anfangs heftiger Gegner der Reformation, wirkte später ebenso entschieden für sie. Als volkstümlicher Prediger gewann er bedeutenden Einfluß, wurde 1530 Prediger in Westkingston, auf Cranmers Empfehlung Kaplan der Königin Anna Boleyn und 1535 Bischof von Worcester. Als Heinrich VIII. die Annahme der sechs «Blutartikel» von ihm forderte, zog er sich in die Einsamkeit zurück, wurde aber später in den Tower abgeführt. Eduard VI. gab ihm die Freiheit zurück, und er trat mit Cranmer und Ridley an die Spitze der Protestanten, ohne jedoch ein Amt anzunehmen. Als die Königin Maria zur Regierung kam, forderte ihn Gardiner vor den Staatsrat. Er hätte entfliehen können, erschien aber, wurde 13. Sept. 1553 mit den übrigen prot. Bischöfen in den Tower gesetzt und schließlich mit Ridley zum Feuertode verurteilt. Beide bestiegen 16. Okt. 1555 zu Oxford den Scheiterhaufen und starben mit Standhaftigkeit. Eine neue Ausgabe von L.s «Works», von denen sich besonders die zuerst 1570 erschienenen Predigten durch ihren kernigen Stil auszeichnen, wurde von Corrie veranstaltet (4 Bde., Lond. 1845). Demaus schrieb eine Biographie L.s (Lond. 1869).

Latinae Feriae, ein bewegliches Fest im alten Rom, ursprünglich ein Stammfest der Latiner zu Ehren des Jupiter Latiaris auf dem Albanerberg, dann durch Tarquinius Superbus zu einem Feste des Latinischen Bundes umgestaltet. Die Hauptfeier bestand in dem Opfer weißer Stiere.

Latiner, soviel wie Lateiner.

Lateinische Sprache, s. unter Italische Völker und Sprachen.

Latinismus, eine der lat. Sprache eigentümliche Ausdrucksweise.

Latinität (jus Latii), s. unter Lateiner.

Latinus, s. unter Lateiner.

Latisana, Ort in der ital. Provinz Udine, am Tagliamento, in fruchtbarer Gegend, die durch viele Landhäuser geschmückt ist, hat eine landwirtschaftl. Lehranstalt und zählt (1881) als Gemeinde 5035 E.

Laetitia (lat.), Fröhlichkeit, Freude, Name des 39. Planetoiden. (S. unter Planeten.)

Latitudinal (neulat.), auf (geographische) Breite bezüglich; Latitudinalgrad, Breitengrad.

Latitudinarier (lat.) ist der Name einer Partei der bischöflichen Kirche Englands, welche während der Religionsstreitigkeiten seit Karl I. sich bildete, ihren Hauptsitz zu Cambridge hatte und der Partei

der Eidweigerer sich gegenüberstellte, deren kirchlicher Verein die Hochkirche (s. Anglikanische Kirche) hieß. Ihre Tendenz war, nach Art der Arminianer durch freiere Deutung und weitere Fassung der streitigen Dogmen Anstöße des Denkens an der Kirchenlehre zu mildern und eifernde Polemik zu meiden. Sie unterscheiden zwischen wesentlichen und unwesentlichen Glaubenslehren und behaupten, daß jene einfach und deutlich ausgedrückt und durch die Verheißung des ewigen Lebens besiegelt sein müssen. Sie erkennen als solche den Glauben an Gott und an Christus an, dagegen betrachten sie die Trinität nicht als ein eigentliches Mysterium, wollen den Streit über die Ausdrücke dieses Dogmas vermieden wissen, sehen das Abendmahl als ein Mittel zur geistigen Stärkung an und unterscheiden die Schriftlehre, welche hinreichende Belehrung zur Erlangung der Seligkeit gibt, von der Kirchenlehre. Wegen dieser minder scharfen Abgrenzung und unbestimmten Fassung in der Glaubenslehre wurden sie von den Strengkirchlichen L. genannt, ein Name, der zuerst in Jurieus «Religion du latitudinaire» (1696) vorkommt. Jedenfalls haben die L. von England das Verdienst, daß sie zuerst im 17. Jahrh. mit freierm Geist und ohne sich an die Bestimmungen des kirchlichen Systems zu binden, auf die Behandlung der Glaubenslehren hinwirkten; namentlich geschah dies durch Thomas Burnet. Zu den L. gehörten ebenso gelehrte als achtbare Männer, z. B. Chillingworth, Cudworth, Bull, Clarke u. a. Jetzt wird der Name L. teils in der Sittenlehre von solchen gebraucht, welche minder strenge Grundsätze über die Pflichten aufstellen, teils von denjenigen orthodoxen Theologen, die im allgemeinen der Kirche zwar zugethan, aber doch durch eine gewisse Unbestimmtheit der dogmatischen Formel streitigen Fragen ausweichen.

Latium, s. unter Lateiner.

Latmos, Gebirgszug in Karien (1370 m), dessen Küstenstrich er vom Binnenlande trennt; jetzt Besch-Parmak-Dagh, d. i. Fünffingerberg.

Latobiker (Latovici), bei den Alten der Name eines vermutlich kelt. Volks in dem südwestlichsten Pannonien, im obern Thalgebiet des Flusses Save, südöstlich von Emona (Laibach).

Latobriger, ein kelt. Volk, welches neben den Raurikern in der Nachbarschaft der Helvetier erscheint und mit denselben, 14000 Mann stark, 58 v. Chr. den Auszug nach Gallien versuchte, aber durch Julius Cäsar zur Rückkehr genötigt wurde.

Latomien, unterirdische Steinbrüche bei Syrakus (s. d.).

Latona, grch. Leto, erscheint bei Homer als eine der Frauen des Zeus, durch den sie Mutter des Apollo und der Artemis wird. Sie steht auf seiten der Troer und im Götterkampfe dem Hermes gegenüber. In der Odyssee wird sie ebenfalls erwähnt. Nach Hesiod ist sie eine Tochter des Koios und der Phöbe, Schwester der Asteria und eine mildgesinnte Göttin. Näheres über die Geburt des Apollo und der Artemis und ihr Verhältnis zur Hera (Juno) erzählt namentlich der alte Homerische Hymnos auf den delischen Apollo. (S. Apollo.) Sie genoß vielfach Verehrung, meist in Verbindung mit ihren Kindern. [Esneh.

Latopolis, alte Stadt in Oberägypten, s. unter

Latouche (Hyacinthe Joseph Alexandre Thabaud de), genannt Henri de L., franz. Schriftsteller, geb. 2. Febr. 1785 zu La Châtre in Berri, studierte die Rechte in Paris und bekleidete später eine Stelle in der Finanzverwaltung. Nach dem Sturz des Kaiserreichs wurde er seines Amts entsetzt, und widmete sich nun der Litteratur. Er redigierte seit 1825 eine Zeitschrift «Le Mercure du XIXe siècle» und gab 1826 einen schlüpfrigen Roman «Olivier» heraus. Darauf folgten «La correspondance de Clément XIV et de Carlin», ein Roman in Briefen (1827), «Fragoletta» (1829), «La vallée aux loups», eine Sammlung von Essays in Prosa und in Versen (1833), «Les adieux» (1842), «Les agrestes» (1844), zwei Bände Gedichte u. s. w. Von 1830 bis 1832 leitete er den «Figaro». Er starb in Aulnay bei Paris 9. März 1851. Besonderes Verdienst hat L. durch Herausgabe der Dichtungen André Chéniers (1819).

Latour (Baillet von), eine altadelige, gegenwärtig in Österreich und Belgien blühende Familie, welche aus Burgund stammt und in ihrer ältern Linie unter Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, in den Niederlanden ansässig wurde. Ihren Namen entlehnte sie von dem 10. März 1719 vom Kaiser Karl VI. zur Grafschaft erhobenen Majorat L. im Luxemburgischen, dessen Schloß 1794 im franz. Revolutionskriege zerstört wurde. Bekannt ist Graf Maximilian Baillet von L., geb. 1737, welcher 1755 in österr. Dienste trat, als Landmarschall von Luxemburg 1789 und 1790 gegen die Brabanter kämpfte und in den Kriegen der folgenden Jahre vielfach thätig war. Er wurde 1796 an Wurmsers Stelle zum Befehlshaber der Armee am Niederrhein ernannt. Nach einigen unglücklichen Gefechten gegen Moreau zog er sich mit Erzherzog Karl an das rechte Donau-Ufer zurück und folgte dann den zurückweichenden Franzosen nach dem Rhein. Unweit Biberach bei einem Angriff auf Moreaus Arrièregarde geschlagen, vereinigte er sich in der Ortenau mit Erzherzog Karl und erhielt von diesem nach der Übergabe Kehls das Kommando der Rheinarmee, welches er bis zum Abschluß des Waffenstillstandes bekleidete. Er starb in Wien 22. Juli 1806 als Feldzeugmeister und Präsident des Hofkriegsrats. — Sein Bruder, Graf Ludwig Baillet von L., geb. 12. Febr. 1753, starb 1836 als franz. Generallieutenant und hinterließ einen Sohn, den Grafen Georg Baillet von L., geb. 7. April 1802, mit welchem 18. April 1882 die jüngere oder belg. Linie erloschen ist. — Von den Söhnen des Grafen Maximilian war der älteste, Graf Joseph Baillet von L. (geb. 24. Nov. 1775, gest. 18. Sept. 1831 als Oberst in der österr. Armee), Vater des jetzigen Chefs der ältern oder österr. Linie, des Grafen Joseph Baillet von L., geb. 19. März 1815, Major a. D. in der österr. Armee. Der jüngere, Graf Theodor Baillet von L., geb. 17. Juni 1780, war Geheimrat und Feldzeugmeister, als er in den Märztagen 1848 zum Kriegsminister ernannt wurde. Als solcher wurde er 6. Okt. 1848 während der wiener Revolution bei Erstürmung des Kriegsgebäudes ermordet.

Latour d'Auvergne, eins der berühmtesten franz. Adelsgeschlechter, dessen beglaubigte Geschichte mit Bertrand I. de L. im Anfang des 13. Jahrh. beginnt. — Bertrand II. de L. vermählte sich 1275 mit Beatrix, Dame d'Oliergues, die der Familie die Herrschaft Oliergues zubrachte. — Agne III. de L., gest. 1489, in der Geschichte seiner Zeit vielfach genannt, heiratete Anne von

Beaufort, die Erbin Pierres von Beaufort, Vicomte von Turenne, und hinterließ zwei Söhne, Antoine und Antoine Raymond, von denen ersterer Stammvater der Vicomtes von Turenne, Herzöge von Bouillon, Albret und Château-Thierry, letzterer Stammvater der Seigneurs von Murat und Quaires, Grafen von Apchier, Herzöge von L. wurde. — François de L., der Sohn Antoines, des Ahnherrn der Vicomtes von Turenne, ererbte durch Vermählung mit Anna de L., dem letzten Sproß eines Zweigs einer ältern, 1501 erloschenen Seitenlinie des Hauses L., den von 1389 datierenden Titel eines Grafen von Auvergne und von Boulogne, welchen sein Enkel, Henri de L., Vicomte van Turenne, 1591 durch seine Heirat mit Charlotte, der Erbin Guillaume Roberts de Lamarck, mit dem eines Fürsten von Sedan und Raucourt und Herzogs von Bouillon vermehrte. Die Söhne des letztern waren Henri de Latour, Vicomte de Turenne (s. d.), der berühmte Feldherr, und Frédéric Maurice de L., Herzog von Bouillon, Fürst von Sedan, welcher das mütterliche Erbe 1651 mit dem Herzogtum Albret und Château-Thierry vertauschte. Mit Jacques Leopold Charles Godefroy de L. d'Auvergne, Herzog von Bouillon, Albret und Château-Thierry, erlosch 7. Febr. 1802 diese Hauptlinie des Hauses L., nachdem sie 1793 infolge der Occupation der Niederlande durch die Franzosen ihre Besitztümer verloren hatte. (S. Bouillon.)

Die zweite Hauptlinie des Hauses, die der Seigneurs de Murat, stiftete Antoine Raymond de L., geb. 1471. Einer seiner Nachkommen, Jean Maurice, Graf de L. d'Auvergne, Baron von Thouars, gest. 1739, wurde Universalerbe seines mütterlichen Oheims, des Grafen Henri Louis d'Apchier, und fügte deshalb 1710 den Namen des letztern seinem eigenen bei. — Nicolas François Julie, Graf de L. d'Auvergne d'Apchier, ein Sohn des letztgenannten, geb. 10. Aug. 1720, erhielt 1769 den Titel eines Fürsten und Herzogs von L. d'Auvergne. Gegenwärtig führt diesen Titel als Chef und einziger Sproß des Hauses sein Enkel, der kinderlose Maurice César, Fürst von L. d'Auvergne, geb. 7. Mai 1809. Sein Vater, Godefroy Maurice Marie Joseph, Fürst von L., geb. 20. Nov. 1770, ward 1805 zum Obersten des Regiments Latour d'Auvergne ernannt, das er auf eigene Kosten erhielt und mit dem er die Feldzüge 1806—9 mitmachte. Aus einer Bastardlinie des Hauses L. stammt auch Latour d'Auvergne (s. d.), der Erste Grenadier von Frankreich.

In wahrscheinlicher Stammesgenossenschaft mit dem Hause L. d'Auvergne steht die seit 1239 urkundlich bekannte Familie Latour d'Auvergne-Lauraguais, deren Glieder seit dem Aussterben der Herzöge von Bouillon 1802 den fürstl. Titel führen. Ihr gehört an der Fürst Hugues Robert Jean Chrétien de L. d'Auvergne-Lauraguais, geb. 14. Aug. 1768, gest. 20. Juli 1851, seit 1802 Bischof von Arras und seit 1839 Kardinalpriester der röm. Kirche. — Chef dieses Hauses ist Charles Laurence Bernard Godefroy, Fürst de L. d'Auvergne-Lauraguais, geb. 20. Juni 1852, Sohn des 6. Mai 1871 verstorbenen frühern Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Godefroy Bernard Alfonse Henri, Fürst de L. d'Auvergne-Lauraguais (geb. 21. Okt. 1823).

Latour d'Auvergne (Théophile Malo Corret de Kerbauffret), genannt der Erste Grenadier von Frankreich, stammte aus einem Bastardgeschlecht des Hauses der Herzöge von Bouillon und wurde 23. Nov. 1743 zu Carhaix im Depart. Finistère geboren. Er trat 1767 als Unterlieutenant in eine Musketierkompagnie, nahm aber später in der span. Armee Dienste, um für die Freiheitsbestrebungen der Nordamerikaner zu kämpfen. Während der Belagerung von Mahon war er Adjutant des Herzogs von Crillon und erhielt 9. April 1785 vom Herzog von Bouillon die Erlaubnis, sich Latour d'Auvergne zu nennen. Beim Ausbruch der Revolution trat er in die franz. Armee der Ostpyrenäen. Den Titel eines Generals verschmähend, übernahm er den Befehl über die aus 8000 Grenadieren gebildete Vorhut und machte seine Truppe so furchtbar, daß sie den Namen der Höllischen Kolonne erhielt. Nach dem Frieden mit Spanien (1795) wollte er zu Wasser nach der Bretagne zurückkehren, wurde jedoch von einem engl. Kreuzer ergriffen und mußte länger als ein Jahr auf den Pontons als Gefangener zubringen. Nach der Auswechselung begab er sich als Freiwilliger zur Armee und wohnte dem Feldzuge von 1799 unter Masséna bei. Nach dem 18. Brumaire wurde er in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Doch ging er im Feldzug von 1800 zur Rheinarmee ab, und der Erste Konsul verlieh ihm, da er jede Beförderung zurückwies, den Titel des Ersten Grenadiers von Frankreich. Schon 27. Juni fiel er jedoch durch einen Lanzenstich im Gefecht bei Neuburg in Bayern. Er wurde auf dem Schlachtfeld beerdigt; sein Herz schloß man in eine Urne, welche ein Unteroffizier lange Zeit der Kompagnie vortrug. Bis 1814 wurden seinem Andenken beim Appell u. s. w. besondere Huldigungen dargebracht. L. schrieb «Nouvelles recherches sur l'origine, la langue et les antiquités des Bretons» (Bayonne 1792) und «Origines gauloises» (3. Aufl., Hamb. 1801). Unweit des Dorfes Oberhausen, wo er gefallen, wurde ihm ein Denkmal errichtet, ein anderes 1841 in seinem Geburtsorte. Vgl. Buhot de Kersers, «Histoire de L.» (Par. 1841; 2. Aufl. 1874).

Latour-Maubourg (Marie Victor de Fay, Marquis de), berühmter franz. Reitergeneral, geb. 11. Febr. 1766, stand beim Ausbruch der Revolution als Lieutenant in den Gardes-du-Corps und hatte als solcher 6. Okt. 1789 Gelegenheit, das Leben der Königin Marie Antoinette zu retten. Er befehligte 1792 ein Kavallerieregiment unter Lafayette, mit dem er, gleich seinem Bruder, auf österr. Gebiet übertrat, kehrte 1797 nach Frankreich zurück und beteiligte sich als Adjutant Klebers am Zuge nach Ägypten. In der Schlacht bei Austerlitz erhob ihn Napoleon zum Brigadegeneral. L. focht sodann in dem Feldzug gegen Preußen und Rußland. Im J. 1808 befehligte er in Spanien eine Dragonerdivision und zeichnete sich bei Cuença und Badajoz aus; 1810—11 kämpfte er in Andalusien unter Soult. An den Feldzügen von 1812 und 1813 nahm er als Kommandeur des 4. Reservekavalleriekorps teil und that sich namentlich bei Moshaisk, Dresden und Leipzig, wo er ein Bein verlor, hervor. Während der ersten Restauration wurde er zum Pair erhoben, 1817 zum Marquis ernannt und war von 1819 bis 1821 Kriegsminister. Seit 1822 war er Gouverneur der Invaliden, legte jedoch diese Stelle nach der Julirevolution nieder und zog sich auf sein Landgut bei

Melun zurück. Er folgte Karl X. in die Verbannung und wurde 1835 zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux ernannt. Er ſtarb 11. Nov. 1850.

Marie Charles Céſar de Fay, Graf de L., franz. Generallieutenant, Bruder des vorigen, geb. 22. Mai 1758, befehligte zu Anfang der Revolution als Oberſt ein Regiment. Der Adel von Puy wählte ihn in die Generalſtaaten, wo er ſich mit dem dritten Stande verband. Er war 1791 einer der Kommiſſare, welche den entflohenen König aus Varennes nach Paris zurückführten. Als Maréchal-de-Camp befehligte er hierauf unter Lafayette und trat mit dieſem, ebenſo wie ſein Bruder, auf das öſterr. Gebiet, worauf er in Olmütz interniert wurde. Nach der Revolution vom 18. Brumaire rief ihn Bonaparte nach Frankreich zurück. Er wurde 1801 Mitglied des Geſetzgebenden Körpers, 1806 Senator und zugleich Kommandeur der Militärdiviſion von Cherbourg. Im J. 1814, bei der Abdankung des Kaiſers, legte er ſein Kommando zu Caen nieder. Ludwig XVIII. erhob ihn während der erſten Reſtauration zum Pair. Weil er aber in den Hundert Tagen von Napoleon ebenfalls die Pairswürde angenommen, blieb er nach der zweiten Reſtauration bis 1819 von der Pairskammer ausgeſchloſſen. Er ſtarb 28. Mai 1831 und hinterließ ſieben Söhne.

Juſt Pons Florimont de Fay, Marquis de L., älteſter Sohn des vorigen, geb. 1781, war ſeit 1806 franz. Geſandter an verſchiedenen europ. Höfen und ſtarb 24. Mai 1837 als ſolcher zu Rom. — Rodolphe de Fay, Graf von L., Bruder des vorigen, geb. 8. Okt. 1787, trat 1806 in die franz. Armee, focht mit Auszeichnung in Spanien, wurde während der Reſtauration Maréchal-de-Camp, 1835 Generallieutenant und 1845 franz. Pair. Seit 1852 lebte er im Ruheſtande und ſtarb 31. Mai 1871 in Paris. — Armand Charles Septime de Fay, Graf von L., geb. 22. Juli 1801 zu Paſſy, widmete ſich der diplomatiſchen Laufbahn, wirkte nach der Julirevolution als franz. Geſchäftsträger in Wien, dann als Geſandter in Brüſſel, Madrid, Rom, erhielt 1841 die Pairswürde und ſtarb 18. April 1845 zu Marſeille.

Charles de Fay, Graf von L., franz. General, der dritte Bruder der beiden obengenannten Generale, wanderte 1792 ebenfalls aus und kehrte 1800 nach Frankreich zurück. Während der Emigration heiratete er die älteſte Tochter Lafayettes. Bei dem Vordringen der Verbündeten 1813 ergriff er die Waffen und nach der Reſtauration trat er in die königl. Garde. Er ſtarb 1846.

Latr., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Latreille (Pierre André).

La Trappe (d. i. Fallthüre), ein von Wald und Felſen eingeſchloſſenes ſchwer zugängliches Thal in der ehemaligen Grafſchaft Perche, im franz. Depart. Orne, vom Iton durchfloſſen, welcher in der Nähe entſpringt und gegen NO. in die Eure geht, iſt merkwürdig als Stiftungsort des Ordens der Trappiſten (ſ. d.). Von der alten Abtei in dem 4 km entfernten Marktflecken Soligny-la-Trappe (Station der Lokalbahn Mortagne-Ste.-Gauburge, 42 km im NO. von Alençon und 15 km im N. von Mortagne), in welchem der Orden jetzt das Kloſter L. mit 100 Mönchen, einer Muſterwirtſchaft mit großartigen Wirtſchaftsgebäuden und einer Strafkolonie beſitzt, ſind nur noch unbedeutende Reſte übrig. Das Grab des Abtes Rancé, des Reformators der Grande-Trappe, befindet ſich in einer ihm zu Ehren errichteten Kapelle des Kirchhofs.

Latreille (Pierre André), berühmter franz. Zoolog, geb. 29. Nov. 1762 zu Brives im Depart. Corrèze, wurde von Jugend auf durch Neigung dem Studium der Naturgeſchichte zugeführt, erhielt ſpäter die Profeſſur der Entomologie am Muſeum der Naturgeſchichte zu Paris und wurde Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Er ſtarb 6. Febr. 1833.

L. war ein äußerſt fruchtbarer Schriftſteller. Unter ſeinen Werken ſind beſonders zu erwähnen: «Histoire des salamandres» (Par. 1800), «Histoire naturelle des singes» (2 Bde., Par. 1801), «Essai sur l'histoire des fourmis» (Par. 1802), «Histoire naturelle des reptiles» (4 Bde., Par. 1802), «Histoire naturelle des crustacés et des insectes» (14 Bde., Par. 1802—5), «Genera crustaceorum et insectorum» (4 Bde., Par. 1806—9), «Considérations sur l'ordre naturel des animaux, etc.» (Par. 1810), «Mémoires sur divers sujets de l'histoire naturelle des insectes, de géographie ancienne et de chronologie» (Par. 1819), «Familles naturelles du règne animal» (Par. 1825), «Cours d'entomologie» (Par. 1831).

La Trémoille (Trémouille, Trimouille), ein altes franz. Geſchlecht, hat ſeinen Namen von einem Ort der Picardie und iſt ſeit Ende des 12. Jahrh. bekannt. — Georges de L., geb. um 1385, war ein Günſtling König Karls VII. Anfangs zur burgund. Partei gehörend, für die er 1408 bei Tongern gegen die Lütticher kämpfte, näherte er ſich ſeit 1418 der königl. Partei. Im J. 1427 wurde er Großkämmerer des Reichs und Generallieutenant der Bourgogne. Als Jeanne d'Arc auftrat, gehörte L. aber zu denen, welchen die Jungfrau mißliebig ward und vor denen ſie März 1430 vom Hoflager auf L.s Burg Sully floh. Es heißt, ihre Gefangennahme bei Compiègne, deſſen nomineller Gouverneur L. war, ſei auf deſſen Anſtiften erfolgt. Im Juni 1433 gelang es ſeinen Feinden, ihn feſtzunehmen und ſo lange eingekerkert zu halten, bis er außer einem Löſegeld ſeine Entfernung vom Hofe verſprach. Im J. 1439 beteiligte er ſich an der Revolte des Dauphin Ludwig gegen ſeinen Vater. Trotzdem ward er aufs neue vom König begnadigt. Er ſtarb 6. März 1446 auf ſeinem Schloſſe Chinon.

Louis II. de L., geb. 20. Sept. 1460, befehligte 1488 die Armee Karls VIII. gegen den Herzog von der Bretagne in der ſiegreichen Schlacht von St.-Aubin-du-Cormier und ebenſo 1491 bei dem neuen Feldzuge, der die Annexion der Bretagne an Frankreich entſchied, und 1495 in dem ital. Feldzuge. Er ſiegte bei Foro-Nuovo und ward dann Generallieutenant von fünf franz. Provinzen. Ludwig XII. ernannte ihn 1500 wieder zum Oberbefehlshaber in Italien, und L. eroberte Mailand. Im J. 1503 kämpfte er unglücklich in Neapel gegen Gonſalvo von Cordova. Auch an den Kämpfen bei Agnadel (1509), Novara (1513), Marignano (1516) nahm er teil; ſpäter kämpfte er in der Picardie gegen die Engländer und 24. Febr. 1525 bei Pavia, wo ihn eine Kugel tödlich ins Herz traf.

Latrie (grch.), Gottesdienſt, Anbetung.

Latrine (lat.), Abort, Abtrittsgrube, Kloake.

Latſche, ein namentlich in den Alpengegenden gebräuchlicher Ausdruck für die Berg- oder Kniebholzkiefer. (S. Kiefer.) Hier und da wird auch die Alpenerle (ſ. Erle) Laublatſche genannt.

Lattenarrest, eine im preuß. Heere bis 1832 für gemeine Soldaten zulässige schwere Arreststrafe, welche seit 1. Nov. 1832 nur gegen Festungssträflinge verhängt werden durfte und seit der Einführung des Militärstrafgesetzbuchs für das Deutsche Reich am 1. Okt. 1872 auch für diese aufgehoben worden ist. Der L. wurde bis zur Dauer von 6 Wochen in einem Arrestlokale ohne Lagerstätte vollstreckt, dessen Fußboden mit scharfkantigen Latten aus hartem Holze benagelt war, sodaß sich der Arrestant nicht zwischen den Latten niederlegen konnte. Dem mit L. Bestraften wurde der Sold, sowie der Gebrauch von Tabak, Branntwein u. s. w. entzogen; die Verpflegung bestand aus Wasser und Brot. An jedem vierten Tage wurde die Strafe im Lokale des gelinden Arrestes unter Gewährung von warmer Kost und mehrstündiger Bewegung in freier Luft vollstreckt (sog. guter Tag).

Latter-Day-Saints (engl., d. i. Heilige des jüngsten Tages), soviel wie Mormonen (s. d.).

Lattich, Pflanzenart, s. Lactuca.

Lattichfliege, s. unter Gartensalat.

Lattun (Latun, span. laton, frz. laiton), Messing.

Latude (Henri Masers de), bekannt durch die lange Haft, welche die Pompadour über ihn verhing, geb. 23. März 1725 zu Montagnac in Languedoc, ging als Lieutenant im Geniekorps 28. April 1749 nach Versailles und machte der Pompadour, um sich dieselbe zu verflichten, Mitteilung von einem angeblich gegen sie geplanten Attentat. Die Grundlosigkeit seiner Angaben wurde alsbald entdeckt und L. mußte in die Bastille wandern. Er wurde nun teils hier, teils an andern Orten gefangen gehalten, machte verschiedene Fluchtversuche, die aber unglücklich endeten, und wurde erst 1777 unter der Bedingung freigegeben, daß er seinen Geburtsort nicht verlasse. Da er sich nichtsdestoweniger einmal in Paris sehen ließ, mußte er dafür zu Bicêtre wieder gefangen sitzen, bis er 1784 die Freiheit erhielt. Beim Ausbruch der Revolution wurde er als ein Opfer des Despotismus der Gegenstand großer Aufmerksamkeit. Die Erben der Pompadour und des Ministers Amelot wurden 1793 zu einer Entschädigungssumme von 60000 Livres verurteilt, wovon L. jedoch nur einen geringen Teil erhielt. Er starb 1. Jan. 1805. Der Advokat Thierry veröffentlichte «Le despotisme dévoilé, ou mémoires de L., rédigés sur les pièces originales» (3 Bde., Par. 1791—92; 2 Bde., 1793).

Latun, s. Lattun.

Latus (lat.), die Seite, bezeichnet in fortlaufenden Rechnungen die Summe Einer Seite, welche dann auf die andere Seite als Transport übertragen (transportiert) und hier gewöhnlich die erste Post wird. (Vgl. Laterieren.) — Latus perse, der Betrag einer einzelnen Seite.

Lätus (Julius Pomponius L. oder ital. Giulio Pomponio Leto), ein Bastard aus dem Hause der neapolit. Sanseverinen, Fürsten von Salerno, wo er 1425 geboren wurde, war einer der bedeutendsten Humanisten zur Zeit des Wiedererwachens der klassischen Studien. Er erhielt 1457 nach dem Tode seines Lehrers Laurentius Valla dessen Lehrstuhl zu Rom, den er mit einer kurzen Unterbrechung bis zu seinem Tode, 9. Juni 1498, mit großem Ruhme behauptete. L. war mit schwärmerischer Begeisterung für das röm. Altertum erfüllt, dessen Erforschung in epigraph. und antiquar. Hinsicht er seine ganze Thätigkeit weihte. Doch trat er litterarisch wenig hervor. Weit bedeutender als seine schriftstellerische Thätigkeit war die als Lehrer.

Latwerge (Electuarium), Arzneimittel von dickbreiiger, musartiger Beschaffenheit, deren gemeinsamer Bestandteil verschiedene Pflanzenmuse (z. B. Pflaumenmus oder Tamarindenmark u. dgl.) oder Sirupe (Zuckersirup oder Honig u. dgl.) sind, in welche man die wirksame Substanz einrührt. Die Muse und Sirupe sollen also bloß den Arzneistoff aufnehmen (Vehikel sein) und den Geschmack desselben verdecken. Zu letzterm Zwecke setzt man den L. auch noch verschiedene Gewürze zu. Vorrätig gehalten wird in den Apotheken fast nur noch die gewöhnliche Laxierlatwerge (Electuarium e Senna s. lenitivum), welche nach der Deutschen Pharmakopöe aus 10 Teilen gepulverten Sennesblättern, 40 Teilen weißem Sirup und 50 Teilen Tamarindenmus besteht. Der von alters berühmte Theriak (s. d.) ist eine L. (Electuarium theriacale) aus Honig, verschiedenen Gewürzen, Opium und Eisenvitriol, die jetzt noch zuweilen in der Thierheilkunde angewandt wird.

Latzenzieher (Ziehzunge), s. u. Weberei.

Laub wird in der botan. Terminologie in verschiedener Bedeutung gebraucht, entweder bezeichnet es die Gesamtheit der Blätter einer Pflanze, hat also einen ähnlichen Sinn wie das Wort Belaubung, und wird in der Zusammensetzung Laubfall (s. d.) angewendet, oder es ist ziemlich gleichbedeutend mit Lager, Thallus (s. d.) u. dgl., hat also nicht die Bedeutung von Blatt, sondern bezeichnet nur ein blattartiges Gebilde, an welchem eine weitergehende morpholog. Differenzierung nicht stattgefunden hat. Ferner bildet es in dem Worte Laubholz einen Gegensatz zu den schmalen Blättern der Nadelhölzer.

Laub (Ferd.), Violinvirtuos, geb. 19. Jan. 1832 in Prag, wurde von Mildner am dortigen Konservatorium gebildet, 1853 Konzertmeister in Weimar, und war 1855—64 in Berlin an Sterns Konservatorium und als königl. Kammervirtuos thätig. Später bekleidete er eine ähnliche Stellung in Moskau und starb 17. März 1875 in Gries bei Bozen. Er publizierte nur einige Solostücke für sein Instrument.

Laubach, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Schotten, an der Wetter, 7 km im SSO. von Grünberg, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium, ein Schloß der Grafen von Solms-Solms-L. und ein Armenhaus und zählt (1880) 1950 E.

Lauban, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, ehemals die vierte Sechsstadt der Oberlausitz, in einem anmutigen Thale am Queis, Station der Linien Kohlfurt-Glatz und Görlitz-L. der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, einer Handelskammer und einer königl. Hauptwerkstatt und zählt (1880) 10775 meist prot. E. Die Stadt hat zwei evang. und eine kath. Kirche, ein 1320 gestiftetes Kloster der Magdalenerinnen, die sich der Krankenpflege widmen, eine Stadtbibliothek, ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, Lein- und Baumwollweberei, Garnbleiche, Kattundruckerei und Färberei.

Der Kreis Lauban zählt auf 518,7 qkm (1880) 67320 meist prot. E.

Laubbäder, s. unter Bad.

Laubblätter, s. unter Blatt (Botanik).

Laube (architektonisch), s. unter Arkade.

Laube, ein mit Grün überzogenes Hüttengestell im Garten, ein Laubhäuschen zum zeitweiligen Aufenthalt an schönen Sommertagen. Die natürlichste L. bildet ein etwas breitkroniger Baum oder ein hoher Strauch mit überhängend gezogenen Ästen und einem Ruhesitze darunter. Die wesentlichsten an eine L. zu stellenden Forderungen sind edle Form, Lage der Öffnung gegen Morgen, Schatten gegen hohe Sonne, Aussicht auf hübsche Gartenpartien oder interessante Fernen, trockener Boden (am besten durch Cementguß oder Asphalt herzustellen) und endlich Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt. Zur Bekleidung des Laubengerüstes, für welches eine möglichst schmucklose, doch dauerhafte Konstruktion zu wählen ist, eignen sich nur Kletterpflanzen, insbesondere Klettersträucher, z. B. die Weinrebe, die Jungfernrebe (Ampelopsis hederacea), wilde Rebenarten (Vitis Labrusca), der Pfeifenstrauch (Aristolochia Sipho), Epheu, Kletterrosen (Rosa rubifolia, R. capreolata) u. s. w. Manche der am häufigsten für diesen Zweck benutzten Kletterssträucher sind nichtsdestoweniger unvorteilhaft. So wird Caprifolium, Jelängerjelieber, unten und im Innern der L. kahl und blüht nur an den Zweigspitzen, das Laub des Lycium europaeum ist zu unansehnlich und spendet nur kärglichen Schatten, Menispermum und Celastrus mit ihren massigen, sich windenden Ästen sind nur schwer in Ordnung zu halten u. s. w. Einjährige Kletterpflanzen, wie die Feuerbohne (Phaseolus multiflorus), Kapuzinerkressen (Tropaeolum canariense u. a.), sind nicht empfehlenswert, da sie zu spät und für zu kurze Zeit Schatten geben. Am besten noch eignet sich für L. der rasch und üppig wachsende Angurienkürbis.

Eine sich dem Hause anlehnende oder mit ihm architektonisch verbundene L. nennt man Veranda; mit Laubengang bezeichnet man einen Gartenweg, der in seiner ganzen Länge wenigstens auf einer Seite durch Kletterpflanzen beschattet ist. Ist ein solcher in seinem Gerüst durch kunstvoll ausgeführte Säulen aus wertvollem Material (Marmor) gestützt und durch Weinreben gegen die Sonne geschützt, so nennt man ihn Pergola. Der Laubengang in seinen verschiedenen Formen stellt die Verbindung zwischen zwei interessanten Punkten her, deckt oft unschöne Gegenstände, trennt Heterogenes ꝛc. und kann somit in der Hand eines geschickten Landschaftsgärtners ein wichtiges Mittel für seine Zwecke werden.

Laube, Fisch, s. unter Weißfisch.

Laube (Gust. Karl), namhafter Geolog, geb. zu Teplitz in Böhmen am 9. Jan. 1839, studierte in Prag und München, und habilitierte sich 1866 an der techn. Hochschule, 1867 an der Universität in Wien als Privatdocent für Paläontologie. In den Jahren 1869—70 begleitete er als Geolog die zweite deutsche Nordpolarexpedition auf der Hansa, wurde 1871 Professor an der deutschen techn. Hochschule in Prag und 1876 Professor der Geologie und Paläontologie an der Universität Prag. Seinen Verdiensten um die Wiedererlangung der im Febr. 1879 versiegten teplitzer Thermalquellen dankte die Badestadt durch Erteilung des Ehrenbürgerbriefs. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: «Die Fauna der Schichten von St. Cassian» (5 Bde., Wien 1865—70); «Die Gastropoden, Bivalven und Echinodermen des braunen Jura von Balin» (Wien 1867), «Beitrag zur Kenntnis der Echinodermen des vicentinischen Tertiärgebiets» (Wien 1868), «Geolog. Beobachtungen, gesammelt auf der Reise auf der Hansa und gelegentlich des Aufenthalts in Südgrönland» (Wien 1874), «Die Echinoiden der österr.-ungar. obern Tertiärablagerungen» (Wien 1872), «Geologie des böhm. Erzgebirges» (Bd. 1, Prag 1876), «Geolog. Exkursionen im Thermalgebiet des nordwestl. Böhmens» (Lpz. 1884).

Laube (Heinr.), namhafter deutscher Schriftsteller, geb. 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien, besuchte die Gymnasien zu Glogau und Schweidnitz und studierte seit 1826 in Halle, wo er der Burschenschaft beitrat, dann in Breslau Theologie. Im Sommer 1832 ging er nach Leipzig, um sich ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit zu widmen. In die demagogischen Untersuchungen verwickelt, wurde er einige Zeit nach der Rückkehr von einer mit Gutzkow unternommenen Reise nach Italien 1834 aus Sachsen verwiesen, dann in Berlin verhaftet und neun Monate lang in der Hausvogtei festgehalten. Auch seine Schriften unterlagen dem vom Bundestag über das Junge Deutschland verhängten Bann. Nach seiner Freilassung lebte L. in Kösen, Berlin und auf Reisen und verheiratete sich 1836 mit der Witwe des Prof. Hänel in Leipzig. Nachdem er die wegen seiner Teilnahme an der Burschenschaft ihm von den preuß. Gerichten zuerkannte Gefängnisstrafe bestanden und außerdem noch ein Jahr Festungshaft ausgehalten hatte, weil er in einer Geschichte Polens den Kaiser von Rußland angeklagt, bereiste er 1839 Frankreich und Algier und ließ sich sodann wieder in Leipzig nieder. Von dem böhm. Wahlkreise Elbogen 1848 in das deutsche Parlament gewählt, hielt er sich zum linken Centrum und der Gagernschen Richtung, trat jedoch schon im März 1849 aus, da er sich wegen der Kaiserfrage mit seiner Partei im Widerstreit befand. Gegen Ende 1849 wurde er als artistischer Direktor des k. k. Hofburgtheaters nach Wien berufen, wo er sich um die von ihm geleitete Bühne namhafte Verdienste erworben hat. Diese Stellung verließ L. 1867 und übernahm 1869 das Neue Stadttheater in Leipzig; doch gab er im Laufe des J. 1870 die Direktion in die Hände der städtischen Verwaltung zurück. Er wandte sich hierauf wieder nach Wien, wo er die Gründung des Wiener Stadttheaters veranlaßte, welches unter seiner Leitung im Herbst 1872 eröffnet wurde. Er leitete dasselbe bis 1874 und von neuem 1875—79. L. starb in Wien 1. Aug. 1884.

Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit der durch Paganinis Auftreten veranlaßten Farce «Zaganini» und dem Drama «Gustav Adolf». Diesen folgten die histor.-polit. Skizzen «Das neue Jahrhundert» (Bd. 1, Fürth 1832; Bd. 2, Lpz. 1833) und der Roman «Das junge Europa» (4 Bde., Mannh. 1833—37), der in «Die Poeten», «Die Krieger» und «Die Bürger» zerfällt. Daneben schrieb er «Liebesbriefe» (Lpz. 1835) und die Novellen «Die Schauspielerin» (Mannh. 1835) und «Das Glück» (Mannh. 1837). In den «Reisenovellen» (6 Bde., Mannh. 1834—37; 2. Aufl. 1847) sind die mittel- und norddeutschen Eigentümlichkeiten in Staat, Volksleben und Sprache mit Geist und Schärfe erfaßt. Polit., soziale und litterarische Porträts sammelte er in den «Modernen Charakteristiken» (2 Bde., Mannh. 1835). Nachdem er Heinses «Sämtliche Werke» (10 Bde., Lpz. 1838) mit einer eigenen Vorrede herausgegeben, verfaßte er eine «Geschichte der deutschen Litteratur»

(4 Bde., Stuttg. 1840). Er wendete sich hierauf seinem frühern Genre wieder zu und ließ in rascher Folge erscheinen: «Franz. Lustschlösser» (3 Bde., Mannh. 1840), eine Frucht seiner franz. Reise, «Das Jagdbrevier» (Lpz. 1841; 2. Aufl. 1858), «Die Bandomire, kurische Erzählung» (2 Bde., Mitau 1842), «Der Prätendent» (Lpz. 1842), eine histor. Skizze des Uhrmachers Naundorf, des angeblichen Ludwig XVII., den Roman «Die Gräfin Châteaubriand» (3 Bde., Lpz. 1843; 2. Aufl. 1846), «George Sands Frauenbilder» (Brüss. 1844), «Drei Königsstädte im Norden» (2 Bde., Lpz. 1845), «Der belg. Graf» (Mannh. 1845), «Paris 1847» (Par. 1848). In dem Werke «Das erste deutsche Parlament» (3 Bde., Lpz. 1849) lieferte er in anschaulicher Darstellung eine Schilderung jener politisch bewegten Zeit. Inzwischen hatte sich L. seit 1841 auch mit Erfolg der dramatischen Dichtung zugewandt. Das Trauerspiel «Monaldeschi» (1845) und das Lustspiel «Rococo» (1846) bekundeten bereits sein Talent für diese Gattung der Poesie und fanden Beifall. Noch günstiger wurden das Trauerspiel «Struensee» (1847) und die Litteraturkomödie «Gottsched und Gellert» (1847), besonders aber «Die Karlsschüler» (1847) aufgenommen, die sich bald auf allen deutschen Bühnen einbürgerten. Für seine bedeutendste dramatische Arbeit gilt «Graf Essex» (1856), dem er später noch «Cato von Eisen» (1858), «Montrose, der schwarze Markgraf» (1859), «Der Statthalter von Bengalen» (1868), «Böse Zungen» (1868), «Demetrius», eine Fortsetzung des Schillerschen Entwurfs (1872) folgen ließ. L.s dramatische Dichtungen zeichnen sich im allgemeinen durch realistischen Inhalt, feine Motivierung, klare Herausbildung der Gestalten und vollendete Bühnentechnik aus. In seinen prosaischen Schriften versteht er seine Leser durch einen frischen, ungenierten, doch eleganten Stil zu fesseln. In seinem großen histor. Roman «Der deutsche Krieg» (9 Bde., Lpz. 1863—66), der in drei Bücher («Junker Hans», «Waldstein» und «Herzog Bernhard») zerfällt, entrollt L. ein umfassendes Gemälde der Epoche des Dreißigjährigen Kriegs. Später folgten noch die Romane und Novellen «Die Böhminger» (3 Bde., Stuttg. 1880), «Louison» (Braunschw. 1881), «Der Schatten Wilhelm. Eine geschichtliche Erzählung» (Lpz. 1883) u. s. w. In seinem nachgelassenen, vollständig beendigten Roman «Ruben» (Lpz. 1885) behandelt er die konfessionelle Frage. Seine dramatischen Dichtungen hat er in den «Dramatischen Werken» (Bd. 1—13, Lpz. 1845—74) zusammengestellt. Für die Geschichte des deutschen Theaters wichtig sind L.s dramaturgische Schilderungen und Schriften: «Das Burgtheater» (Lpz. 1868), «Das Norddeutsche Theater» (Lpz. 1872) und «Das Wiener Stadttheater» (Lpz. 1877). Von 1875 bis 1882 erschienen in Wien L.s «Gesammelte Schriften» in 16 Bänden, deren erster seine «Erinnerungen, 1810—40», der letzte die «Erinnerungen, 1841—81» enthält. Auch ist L. noch zu nennen als Herausgeber der Werke von Grillparzer (im Verein mit Joseph Weilen, Stuttg. 1873) und Verfasser einer Biographie Grillparzers (Stuttg. 1884). Vgl. R. von Gottschall, «Heinrich L.» (in «Unsere Zeit», 1884, II).

Laubenheim, Dorf in der hess. Provinz Rheinhessen, am linken Rheinufer und an der Linie Mainz-Worms der Hessischen Ludwigsbahn, 5 km oberhalb Mainz, mit (1880) 1261 E., ist wegen seines vorzüglichen Weins bemerkenswert.

Laubenheim, Dorf in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Kreuznach, an der Linie Bingerbrück-Neunkirchen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 528 E., welche starken Weinbau treiben.

Laubenvogel (Ptilonorhynchus holosericeus), ein im männlichen Geschlecht glänzend schwarzer, im weiblichen blaugrüner Starvogel von der Größe einer Dohle, der Australien bewohnt. Die Tiere bauen während der Paarungszeit eigentümliche, laubenartige Nester, die aber nicht zum Brüten, sondern als Rendezvousplätze benutzt und mit allerlei bunten und glänzenden Gegenständen, Federn, Knochen, Muscheln besteckt und verziert werden.

Lauberde, s. unter Erden und Erdarten.

Laubfall ist die Bezeichnung für das Abwerfen der Blätter im Herbste, wie es an allen denjenigen Gewächsen stattfindet, die keine sog. immergrünen Blätter haben. Es bezieht sich jedoch diese Bezeichnung nur auf die Laubblätter, nicht auf die Blütenblätter und auf die schuppenartig ausgebildeten Hoch- und Niederblätter. (S. Blatt.) Das Abwerfen der Blätter geschieht in normaler Weise dadurch, daß an der Stelle, wo das Blatt oder der Blattstiel dem Stengel ansitzt, eine sog. Trennungsschicht im Gewebe entsteht, wodurch der Zusammenhang gelockert wird. Infolge der Luftbewegung oder der eigenen Schwere der Blätter kann dann eine Losreißung von den Zweigen erfolgen. In abnormer Weise kann L. auch zu andern Zeiten des Jahres eintreten, wenn durch Nachfröste oder durch Pilzinfektionen die Blätter getötet werden.

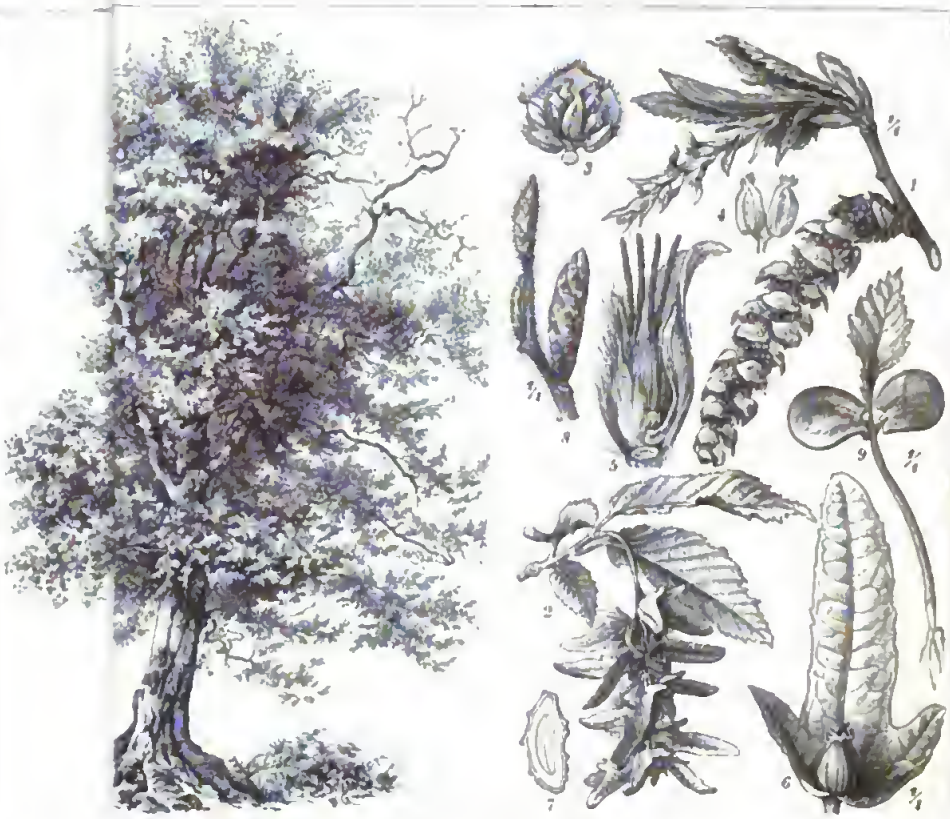
Laubflechten, Abteilung der Flechten, deren Thallus nicht strauchartig verzweigt ist, sondern blattartige Lappen besitzt. (S. Flechten.)

Laubfrosch (Hyla) ist der Name einer Gattung von Fröschen, welche den Typus einer sehr zahlreichen Familie bildet und von den Wasserfröschen sich schon durch ihren Aufenthalt zwischen den Blättern der Bäume und Sträucher unterscheiden, die sie nur zur Zeit der Paarung und des Laichens verlassen. Die Hinterbeine sind sehr lang und dünn, der Unterkiefer zahnlos, die Zunge vorn am Rande des Kinns befestigt, sodaß sie wie eine Klappe umgeschlagen werden kann. Sie besitzen unter den Zehen Scheiben, welche nicht wie saugende Schröpfköpfe wirken, sondern (nach von Wittigs und Leydigs Untersuchungen) einen stark klebenden Schleim absondern und dadurch die Befestigung des Körpers auch in verkehrter Stellung möglich machen. Die Vorderzehen sind frei und die Hinterzehen kaum durch Schwimmhäute verbunden. Die meisten Laubfrösche sind sehr lebhaft gefärbt und ihre Bauchhaut ist mit einer Menge körnerartiger Wärzchen mit feinen Öffnungen besetzt. Das Männchen hat einen außerordentlich dehnbaren Kehlsack und kann daher sehr laute Töne hervorbringen. Die heißen Erdgegenden, besonders Südamerika, besitzen in ihren Wäldern etwa hundert Arten von Laubfröschen, während Europa nur eine einzige Art hegt, die jedoch nicht bis Schweden gelangt und selbst in manchen Gegenden des nördl. Deutschland selten ist, südlich aber bis Algier und Tunis sich ausbreitet und außerdem noch in Japan gefunden wird.

Der europäische Laubfrosch (Hyla arborea; s. Tafel: Lurche I) wird bis 3 cm lang, ist oberseits lebhaft grün, unterseits weiß, und von den Schläfen verläuft die Seiten entlang bis zu den Hinterfüßen ein gelber, violettschwarz eingefaßter

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



2. Hornbaum oder Weifsbuche (Carpinus Betulus).

4. Weifsbirke (Betula verrucosa).

UNIV OF
CALIFORNIA

1. Stieleic

2. Rotbuche (Fagus sylvatica).

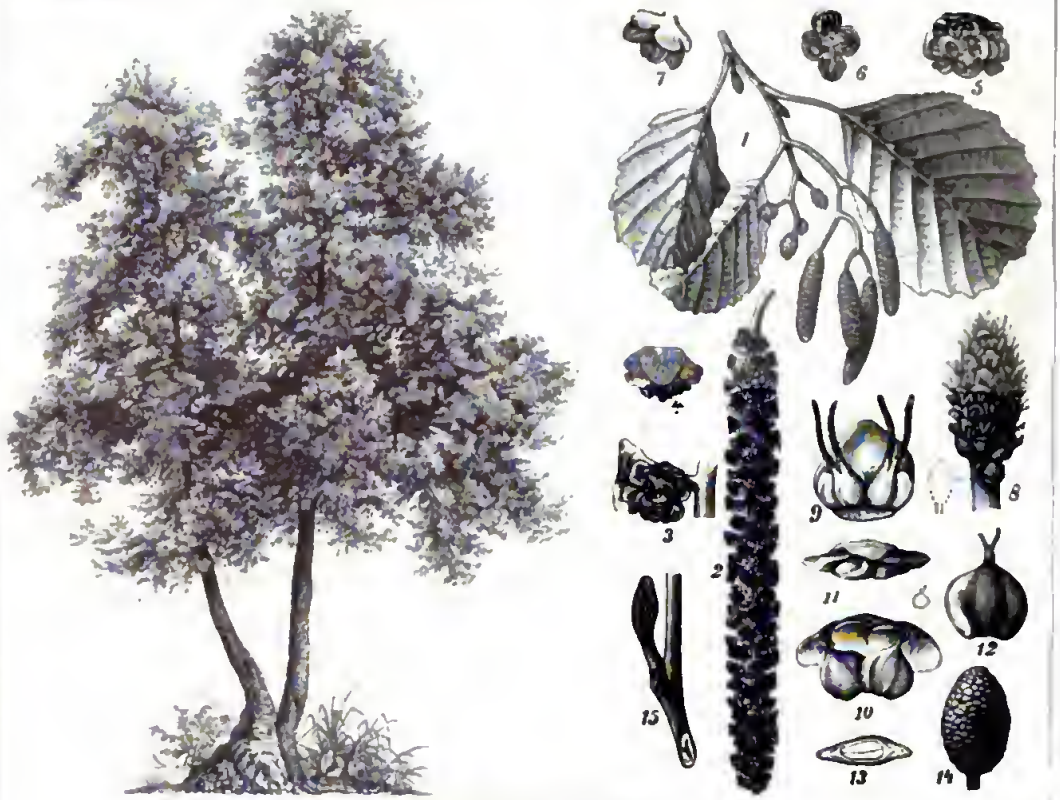
4. Winterlinde (Tilia parvifolia).

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

LAUBHÖLZER: Waldbäume III.



1. Schwarzerle (Alnus glutinosa).

2. Esche (Fraxinus excelsior).

Streifen. Er überwintert in dem Schlamme, aus welchem er bei uns im allgemeinen gegen Ende April hervorkommt. Häufig wird er in der Stube in Gläsern gehalten als angeblicher Wetterprophet. Bei gewissen Witterungszuständen, aber nicht bei drohendem Regen, wie viele glauben, läßt er seine Stimme lauter und anhaltender erschallen. Die jungen Laubfrösche leben anfangs als Kaulquappen im Wasser und erlangen erst zu Anfang des fünften Lebensmonats die schwanzlose Gestalt.

Laubgrün, soviel wie Saftgrün.

Laubhölzer nennt man in der Sprache des Volks und der Forstmänner diejenigen Holzarten, welche keine Nadeln und Zapfen, wie unsere gewöhnlichen Nadelhölzer (s. d.), sondern Laub, d. h. breite Blätter besitzen, und sehr verschiedenartig gestaltete Blüten und Früchte tragen. Wissenschaftlich kann man unter diesem Namen alle dikotylen Holzgewächse, gleichviel ob Bäume, Sträucher oder zwerghafte Halbsträucher, zusammenfassen, welche sich von den Nadelhölzern durch den anatom. Bau der Blätter, des Holzes und durch Blüten und Früchte unterscheiden. Die Form der Blätter ist nicht maßgebend, denn es gibt auch L. mit nadel- und schuppenförmigen Blättern (z. B. verschiedene Heiden, Tamarisken, Empetrum nigrum u. a.), sowie Coniferen mit breiten Blättern, z. B. die in Chile heimische Araucaria imbricata *Pav.*, der japan. Ginkobaum (Ginkgo biloba *L.* oder Salisburia adiantifolia *Sm.*). Das Holz der L. besteht aus Gefäßen, verschieden gestalteten Holzzellen und Markstrahlzellen, das der Nadelhölzer nur aus einer Form von Holzzellen und Markstrahlzellen. Die Blüten der L. sind zwar häufig wie bei den Nadelhölzern eingeschlechtig (z. B. bei den Weiden, Pappeln, Birken, Erlen, Eichen, Buchen u. a.), doch sind stets die Staubgefäße mit wirklichen Staubbeuteln, die weiblichen Blüten mit einem echten Stempel begabt, dessen Fruchtknoten die Samenknospen einschließt und sich daher zu einem Samen enthaltenden Fruchtgehäuse zu entwickeln vermag. Die L. schlagen nach dem Abhieb des Stammes aus dem Stocke in der Regel aus, weil sie das Vermögen besitzen, schlafende Augen und sog. Adventivknospen (s. Knospe) zu entwickeln, was, wenigstens im allgemeinen, den Nadelhölzern abgeht. Bezüglich der Lebensdauer der Blätter zerfallen die L. in blattwechselnde oder sommergrüne, d. h. solche, deren Blätter im Frühling hervorsprießen und im Herbst abfallen, und in blatthaltende oder immergrüne, d. h. solche, deren Blätter mehrere Jahre lang lebendig an den Zweigen bleiben. Solche Blätter sind im ausgebildeten Zustande stets von lederartiger Beschaffenheit, steif und meist glänzend. Die Form der immergrünen L., zu denen z. B. die Kork- und Steineiche, Lorbeer, Orangerie u. s. w. gehören, ist besonders charakteristisch für die warme gemäßigte und subtropische Zone, während sie in der gemäßigten nur spärlich vorkommt (z. B. die Stechpalme). Die sommergrünen L. finden sich jedoch nicht nur in der gemäßigten und kalten Zone, sondern auch in der warmen in großer Zahl und Mannigfaltigkeit.

Die hierzu gehörigen drei Tafeln: Laubhölzer: Waldbäume zeigen folgende Abbildungen: Taf. I. Bergahorn (Acer pseudoplatanus, Erläuterung der Figur unter «Ahorn»); Hornbaum oder Weißbuche (Carpinus Betulus, Erläuterung der Figur unter «Weißbuche»); Zitterpappel oder Aspe (Populus tremula, Erläuterung der Figur unter «Pappel»); Weißbirke (Betula verrucosa, Erläuterung der Figur unter «Birke»). — Taf. II. Bergulme oder Bergrüster (Ulmus montana, hierzu Fig. 1—6, die Fig. 7—10 gehören der Flatterulme [U. effusa] an, Erläuterung unter «Ulme»); Winterlinde (Tilia parvifolia, Erläuterung der Figur unter «Linde»); Buche oder Rotbuche (Fagus sylvatica, Erläuterung der Figur unter «Buche»); Stieleiche (Quercus pedunculata, hierzu Fig. 1, 4—10, die Fig. 2 u. 3 gehören der Traubeneiche [Qu. sessiliflora] an, Erläuterung der Figur unter «Eiche». — Taf. III. Schwarzerle (Alnus glutinosa, Erläuterung der Figur unter «Erle»); Esche (Fraxinus excelsior, Erläuterung der Figur unter «Esche»).

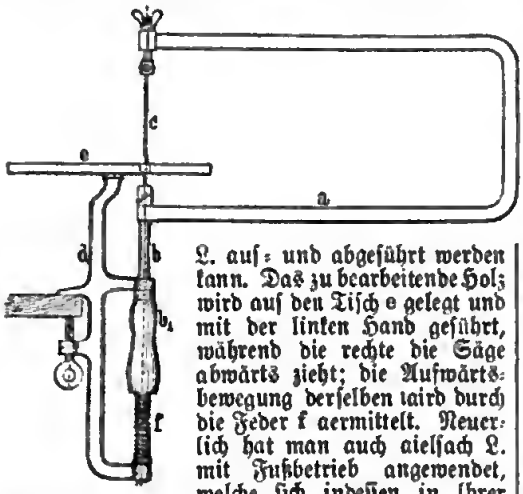
Laubhüttenfest heißt das dritte der jüd. Wallfahrtsfeste, welches vom 15. bis 22. Tisri (Oktober) als Ernte- und Herbstdankfest, und zum Andenken an das Wohnen der Israeliten in Hütten bei dem Zuge durch die Wüste, in Jerusalem gefeiert wurde. Man erbaute in Höfen, auf Straßen und Dächern Hütten von Ölzweigen, Myrten und Palmen, hielt festliche Umzüge und Mahlzeiten und brachte täglich eine Anzahl Opfer dar. Einzelne Festgebräuche, wie das Tragen einer Citrone oder Orange in der linken und eines mit Weiden- und Myrtenbüscheln umgebenen Palmzweigs in der rechten Hand, die Libation mit Wasser aus dem Teiche Siloah, die Illumination des Vorhofs der Weiber und der Fackeltanz der Männer am Ende des ersten Festtags, scheinen erst später aufgekommen zu sein. Übrigens wird das Fest mit gewissen Modifikationen gegenwärtig nur noch von den orthodoxen Israeliten begangen.

Laubkäfer (Phyllopertha), ein über die Alte Welt verbreitetes Geschlecht der Blatthornkäfer. Am bekanntesten ist der Rosenlaubkäfer (Ph. horticola) von 9—10 mm Länge, metallisch grünschwarz mit braunen Flügeldecken, der im Mai und Juni oft in großen Mengen erscheint und besonders den Rosenblüten schädlich wird. Nahe verwandt mit den L. ist der Getreidelaubkäfer (Anisophia segetum, s. Tafel: Insekten I, Fig. 11) und der Julikäfer (Anomala Frischii), ein 12 mm langer, dunkelerzfarbiger, meist mit gelblichen, wenig metallisch glänzenden Flügeldecken versehener, in Nord- und Mitteldeutschland im Juli auftretender Feind der Laubhölzer.

Laubmoose (Musci frondosi, Bryoideae) nennt man diejenigen Moose, deren Frucht bei ihrer Ausdehnung den obern Teil des Archegoniums, worin sie sich entwickelt, in der Regel abreißt und das abgerissene Stück als sog. Haube (calyptra) auf ihrer Spitze trägt. Die Frucht selbst ist büchsenförmig und öffnet sich meist mit einem Deckel. Alle L. haben einen beblätterten Stengel. (Vgl. Moose.)

Laubsäge (frz. scie à contourner, scie d'horloger, scio à marqueterie; engl. compass-saw, piercing-saw, inlaying-saw, cock-saw), eine zur Herstellung feiner durchbrochener Holzarbeiten dienende Säge, welche hauptsächlich durch ihr feines, 0,8 bis 2 mm breites und 0,25 bis 0,33 mm dickes Sägeblatt charakterisiert wird. Das Blatt wird in einen weit ausgebauchten hölzernen oder eisernen Bogen gespannt, welcher zu diesem Zweck mit durch Schrauben verstellbaren Klemmbacken versehen ist. Die einfachste Form dieser Säge ist demnach die eines mit Handgriff und Klemmbacken versehenen Bogens. In der umstehenden Abbildung ist a

der Bogen, b_1 der Handgriff, c das Sägeblatt; zum Zweck der Geradführung ist noch ein an den Tisch festzuschraubendes Gußstück d mit Tisch e vorhanden, in dessen Knaggen die Stange b und somit die



L. auf- und abgeführt werden kann. Das zu bearbeitende Holz wird auf den Tisch e gelegt und mit der linken Hand geführt, während die rechte die Säge abwärts zieht; die Aufwärtsbewegung derselben wird durch die Feder f vermittelt. Neuerlich hat man auch vielfach L. mit Fußbetrieb angewendet, welche sich indessen in ihrer Konstruktion der Decoupiersäge (s. d.) nähern.

Laubsänger (Phyttopneustidae), eine nahezu kosmopolitische Unterfamilie der Sänger, ausgezeichnet durch einen schlanken Körper, pfriemenförmigen Schnabel, schwache Beine, mittellange Flügel und graugrüne Färbung. Zu ihnen gehören unter anderm die Bastardnachtigall (Hypolais hortensis), ein 14,5 cm langes lebhaftes Vögelchen Mitteleuropas, und der Fitis (Phyltopneuste trochitus), ein 12 cm langer Bewohner unserer Auen und Weidenanpflanzungen.

Laubthaler, eine ältere franz. Silbermünze im Werte von 6 Liares (daher écû de six livres, auch grand écû genannt, ferner écû neuf oder Neuthaler), welche unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. in großen Mengen ausgeprägt wurde. Der Name kam von den belaubten Lorbeerzweigen, welche das Gepräge zeigte. Der Wert von 6 Liares wurde später auf 5 Frs. 92 Cent. herabgesetzt, und daher kam es, daß der L. im Auslande weit mehr kursierte als in Frankreich selbst, denn dort hatte er stets einen höhern Wert behalten. Mit demselben Gepräge gab es auch halbe L., die sog. Louis blancs oder petits écûs (kleine Thaler). Im Volke wurde der L. häufig auch «dicke Tonne» genannt, nach der Form des Wappens. Aus dem L. entstand unter österr. Herrschaft in Belgien der Brabanter oder Kronenthaler. (S. Krone.)

Laubvögel (Phyttornithidae) heißt eine kleine Familie der Sperlingsvögel von nicht ganz sicherer systematischer Stellung. Diese fruchtfressenden Bewohner Ostindiens und des ganzen ind. Gebiets mit Ausnahme der Philippinen zeichnen sich durch mäßig lange, gekrümmte Schnäbel, kurze Füße, mittellange Flügel, ziemlich lange Schwänze und ein eigenes weiches, meist graugrünes Gefieder aus, dessen Farbe bei manchen bis zu glänzend grasgrün sich steigert.

Lauch in seiner allgemeinsten Bedeutung umfaßt alle Arten der Gattung Allium. Das Wort und die Artnamen Schnitt-, Asch-, Knob-, Hunds- und Brachlauch kommen schon im Althochdeutschen vor. In der engern Bedeutung wird es für die Stammart Allium Porrum *L.* gebraucht, das auch **Parree** genannt wird. Der L. ist eine zweijährige Pflanze mit mehr oder weniger derbem, cylindrischem, bis zur Mitte beblättertem 60—80 cm hohem Stengel und flachen, unten gekielten Blättern. Der kugelrunde, doldenartige Blütenstand besteht aus lang gestielten weißen Blüten. Frucht eine Kapsel. Die kugelige Zwiebel ist mit Häuten überzogen und treibt außen Brutzwiebeln. Der L. gibt im ersten Jahre ein sehr angenehmes Gemüse, vorzugsweise die Zwiebel und der, soweit er in der Erde steht, weiß gebleichte Stamm, im übrigen eine vortreffliche Suppenwürze. Von den verschiedenen Gartenformen sind der erfurter dicke Stangenlauch und der Monströse von Carentan die ausgiebigsten und beliebtesten.

Laucha, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Querfurt, rechts an der Unstrut, hat eine Zuckerfabrik, Stockengießerei, Bierbrauerei, Handelsmühle, Obst-, Spargel- und Weinbau und zählt (1880) 2360 meist prot. E.

Lauchart, ein linker Nebenfluß der Donau in Hohenzollern und Württemberg, 57 km lang, kommt aus der Alb und entspringt am Nordrande derselben bei Willmandingen in 644 m Höhe; das Wasser von drei andern Quellen vereinigt sich mit dieser. Sie mündet in dem Thalbecken von Sigmaringen oberhalb Scheer.

Lauchhammer, Eisengießerei, Emaillierwerk, Maschinen- und Brückenbauanstalt, Bronzegießerei und Schneidemühle im Kreise Liebenwerda des preuß. Regierungsbezirks Merseburg, an der Linie Ruhland-L. der Preußischen Staatsbahnen, hat eine Schule und 450 E. Das Werk wurde 1725 von Freifrau von Löwendahl gegründet, war von 1776 bis 1871 im Besitz der Grafen von Einsiedel und wurde 1872 an eine Aktiengesellschaft verkauft; der frühere Hohofenbetrieb wurde hierauf eingestellt und nur noch mit gekauftem Roheisen gearbeitet; die Produktion allein an Gußwaren beträgt an 3½ Mill. kg jährlich, ohne die Bronzegießerei, aus welcher unter andern die Lutherdenkmäler für Worms, Eisleben, Leipzig und Washington, die Denkmäler Friedrich Wilhelms III. in Königsberg, Breslau, Berlin und Köln, Teile des Niederwalddenkmals, das Kriegerdenkmal in Elberfeld und viele Statuen und Büsten für die Ruhmeshalle in Berlin hervorgegangen sind. Der Aktiengesellschaft «Lauchhammer» gehören auch die Werke Gröditz mit bedeutender Röhrengießerei (6—7 Mill. kg jährlich), Riesa mit Walzwerk und Rohrhütte und endlich Burghammer mit Gießereibetrieb.

Lauchhederich, s. Attiaria.

Lauchschwamm, s. Marasmius.

Lauchstädt, Stadt im Kreise und Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, 11 km westlich von Merseburg, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß und zählt (1880) 2081 E. Früher war L. die Sommerresidenz der Herzöge von Sachsen-Merseburg. Es besitzt eine erdig-salinische Eisenquelle von 9° R., welche 1697 entdeckt, 1710 gefaßt und darauf mit zweckmäßigen Anstalten versehen wurde, auch bald durch Fr. Hoffmanns Empfehlung in Aufnahme kam. Zu seiner höchsten Blüte gelangte der Badeort, als der weimarische Hof unter Karl August, in dessen Begleitung sich Goethe und die weimarische Schauspielergesellschaft befanden, ihn eine Reihe von Jahren hintereinander zum Sommeraufenthalt wählte. Als dieser

Besuch aufhörte, sank auch das Bad in seinem Ansehen. Erst in der neuern Zeit hat es sich wieder gehoben; die Anlagen des Bades sind seit 1880 bedeutend erweitert worden.

Lauckhard (Karl Friedr.), Pädagog, geb. 8. April 1813 zu Alzei, war Lehrer und Hilfsprediger in Darmstadt, seit 1855 Schul- und Ministerialrat in Weimar, wo er 16. April 1876 starb. Unter seinen Schriften sind zu nennen: «Magazin des gesamten Unterrichtsstoffs für Volks- und Bürgerschulen» (Darmst. 1870), «Katechismus der Erziehung» (2. Aufl., Lpz. 1874) u. s. w.

Laud (William), Erzbischof von Canterbury, durch seine hochkirchlich-reaktionären Bestrebungen bekannt, geb. 7. Okt. 1573 zu Reading in Berkshire, stand in hoher Gunst bei Karl I., der ihn 1628 zum Bischof von London erhob und sich seiner während der 11 Jahre, wo das Parlament nicht zusammentreten durfte, als Minister in Kirchensachen bediente. L. forderte streng die genaueste Beobachtung der Gebräuche beim Gottesdienst und führte allmählich neue ein, die dem kath. Ritus nahe kamen. Durch seine Erhebung zum Erzbischof von Canterbury 1633 wurde er vollends in Stand gesetzt, die Reaktion energisch zu betreiben. Er modifizierte die engl. Liturgie und versuchte sein Machwerk den Schotten aufzudringen. Diese Gewaltthat besonders führte zum Aufstande der Schotten und zur Entwickelung der brit. Revolution. Als das Parlament 1640 die Oberhand gewonnen, wurde L. mit den übrigen Ministern in Anklage versetzt und im Dezember in den Tower geworfen. Indes zögerte man mit der Beendigung des Prozesses mehrere Jahre. Erst als der Bürgerkrieg in vollem Gange war, wurde L. von den Gemeinen vermöge einer sog. Ordonnanz des Parlaments als Hochverräter zum Tode verurteilt und 10. Jan. 1645, ohne Rücksicht auf die vom Könige ausgesprochene Begnadigung, auf Towerhill enthauptet. Große Verdienste erwarb sich L. um die Bibliothek der Universität zu Oxford. Unter seinen Schriften (zuletzt 6 Bde., Oxf. 1847—49) ist das von Wharton herausgegebene Tagebuch für die Geschichte jener Zeit sehr wichtig. Norton hat eine Biographie L.s (Boston 1863) verfaßt.

Lauda (ital.), in Italien der zum Schluß der Vesper gesungene Lobgesang.

Lauda, Stadt im bad. Kreise Mosbach an der Tauber, Station der Linien Heidelberg-Würzburg, L.-Wertheim und L.-Mergentheim der Badischen Staatsbahnen, hat eine Eisenbahnwerkstätte und zählt (1880) 1608 E., welche Weinbau treiben.

Laudānum, bei den Ärzten des Mittelalters jedes Beruhigungs- und Einschläferungsmittel (besonders aus Opium). Laudanum Sydenhams (L. liquidum Sydenhami s. Tinctura opii crocata) ist nach der Deutschen Pharmakopöe ein Auszug von 30 Teilen Opium, 10 Teilen Safran, 2 Teilen Nelken und 2 Teilen Zimt, mit 150 Teilen verdünntem Spiritus und 150 Teilen Wasser.

Lauda, Sion, Salvatōrem (lat., «Lobe, Zion, den Erlöser»), ein am Fronleichnamsfest üblicher kath. Kirchengesang von Thomas von Aquino.

Laudātor temporis acti (lat.), d. h. Lobredner der vergangenen Zeit, Citat aus Horaz' «Ars poetica» (Vers 173).

Laudēmium (lat.), Lehngeld, Lehnware. Der Name L. (vom lat. laus in dem Sinne von Zustimmung, Einwilligung), mit welchem im röm. Recht die Abgabe bezeichnet wurde, die dem Gutsherrn bei Veräußerung der sog. der Erbpachtung ähnlichen Emphyteusis bezahlt wird, ist im deutschen Recht auf die ähnliche Abgabe übertragen, die im Lehnsverbande für die erteilte oder erneuerte Inoestitur dem Lehnsherrn entrichtet zu werden pflegte. Durch die Allodialinvestitur fand dieselbe auch weitern Eingang in andere Verhältnisse außer dem Lehnsverbande und wurde hierdurch in manchen deutschen Staaten zu einer nicht selten drückenden Last, indem bei Veräußerungen bäuerlicher Grundstücke, manchmal selbst bei Vererbung oder wenn der Lehnsherr wechselte, eine bestimmte Summe an den Gutsherrn gezahlt werden mußte. Diese Abgaben wurden daher in neuester Zeit durchgehends der Ablösung unterworfen.

Lauderdale, das Thalgebiet des Flusses Lauder, welches der alten schott. Familie Maitland von Thirlestane und Leithington den Grafen- und Herzogstitel gegeben hat.

Lauderdale, Grafen und Herzöge: William Maitland von Leithington, Staatssekretär unter der Königin Maria Stuart, nahm lebhaften Anteil an den Wirren seiner Zeit und entleibte sich 9. Juni 1573, um bei der Übergabe der Festung von Edinburgh nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen. — John, zweiter Graf von L., war erst eifriger Presbyterianer, dann Royalist, trat unter Karl II. in den unter dem Namen Cabal (s. d.) bekannten berüchtigten Staatsrat und wurde 1672 zum Herzog von L. ernannt. In Schottland verfuhr er mit blutiger Strenge gegen die Anhänger des Covenant. Walter Scott hat ihn in seinem «Old Mortality» geschildert. Er starb 1682.

James Maitland, achter Graf von L., berühmter Staatsmann und Schriftsteller, geb. 26. Jan. 1759, studierte zu Glasgow, ging dann nach Paris, wurde 1780 als Advokat an der schott. Barre eingeschrieben und trat bald darauf für den Flecken Newport ins Unterhaus. Hier machte er sich als Redner auf der Seite der Opposition bemerkbar und war 1787 Mitglied der Kommission, welche die Anklage gegen Warren Hastings leitete. Nachdem er 1789 den Titel seines Vaters geerbt, ward er ins Oberhaus gewählt. Als sein Freund Fox 1806 ins Ministerium kam, wurde L. Peer von Großbritannien, Mitglied des Geheimen Rats und Großsiegelbewahrer von Schottland. Im Juli 1806 erhielt er den Auftrag, mit Frankreich den Frieden zu unterhandeln; doch verließ er Paris, als Napoleon den Feldzug gegen Preußen eröffnete. Mit der Veränderung des Ministeriums 1807 verlor auch er seine Ämter. Später kam er immer mehr von seinen liberalen Ansichten zurück und wurde endlich das Haupt der Hochtories in der schott. Peerage. Er starb 13. Sept. 1839 auf seinem Stammschlosse Thirlestane bei Berwick. Unter seinen vielen Flugschriften über die irländ. und ind. Angelegenheiten, die Korngesetze, die Finanzen ꝛc. ist die «Enquiry into the nature and origin of public wealth» (Edinb. 1804), worin er die ökonomischen Theorien Adam Smiths bekämpft, die wichtigste.

Sir Frederick Lewis Maitland, Enkel des sechsten Grafen von L., geb. 1776, machte sich im Seekriege gegen Frankreich als Marineoffizier bekannt. Er war es, der 1815 Napoleon an Bord des von ihm befehligten Bellerophon aufnahm. In der Folge ward er Kontreadmiral und starb 30. Dez. 1839 als Oberbefehlshaber in den ind. Meeren.

Laudes (lat., «Lobgesänge»), in der kath. Kirche eins der täglichen Breviergebete, welches gewöhnlich mit der Mette verbunden wird. Einen Hauptbestandteil desselben bildet das Benedictus (s. d.).

Laudieren (lat.), loben; in der Rechtssprache: in Vorschlag bringen, z. B. einen Zeugen.

Laudisten (mittellat.), Hymnen- oder Psalmensänger, machten zu Ende des Mittelalters in Italien und besonders in Florenz eine eigene Gesellschaft aus, welche zu gewissen Zeiten in weißen Kleidern und mit brennenden Kerzen durch die Straßen zog und vor den Kirchen einstimmige kirchliche Gesänge ausführte.

Laudon (Gideon Ernst, Freiherr von), früher meist Loudon geschrieben, österr. Feldmarschall, wurde 2. Febr. 1717 zu Tootzen in Livland geboren, wo seine Familie schon im 14. Jahrh. aus Schottland eingewandert war. Er trat 1732 als Kadett in russ. Dienste, wohnte dem poln. Thronfolge-, sowie dem Türkenkriege unter der Kaiserin Anna bei, nahm an der Belagerung von Danzig 1733 und unter Münnich an der Eroberung von Asow, Oczakow und Chocjim teil. Nach dem Frieden 1739 als Oberlieutenant verabschiedet, beabsichtigte er, in österr. Dienste zu treten, wurde aber in Berlin von einigen gleich ihm verabschiedeten Kameraden beredet, Friedrich II. seine Dienste anzubieten; der König wies ihn jedoch zurück. L. ging nun nach Wien, wo er im Dez. 1744 Hauptmann in dem Pandurenkorps des Parteigängers Trenck wurde. Mit diesem machte er den Feldzug in Bayern und am Rhein mit. Bei Zabern wurde er schwer verwundet und gefangen. Nach seiner Auswechselung focht er in dem zweiten Schlesischen Kriege gegen Friedrich II., schied aber nach der Schlacht von Trautenau wegen der von Trenck verübten Greuel aus dem Dienste und lebte nun in Wien, bis seine Freunde ihm eine Majorsstelle im Liccaner Grenzregiment verschafften. Bald zeichnete er sich als kühner Führer aus, und wurde für den Überfall auf Hirschberg 20. Febr. 1757 Oberst, wenige Monate darauf Generalmajor. In der Prager Schlacht 1757 und besonders bei Verfolgung der Preußen nach der Schlacht bei Kolin erwarb er sich durch Mut und Einsicht allgemeines Vertrauen, und bewies namentlich große Geschicklichkeit in Führung des Kleinen Kriegs. Hierauf unter den Prinzen von Hildburghausen gestellt, der die Reichsarmee befehligte, mußte er den Überfall in Gotha und die Niederlage bei Roßbach mit erleben. Am 30. Juni 1758 vollführte er den Überfall von Domstädtl, empfing für die Schlacht bei Hochkirch das Großkreuz des Theresienordens und wurde zum Feldmarschallieutenant befördert. Auch entschied er allein 1759 durch sein Eingreifen im rechtzeitigen Moment den Sieg bei Kunersdorf und erhielt nunmehr, zum Feldzeugmeister ernannt, ein eigenes Korps von 30000 Mann. Mit diesem gewann er gegen Fouqué 23. Juni 1760 die Schlacht bei Landeshut in Schlesien; auch erstürmte er Glatz und berannte, jedoch vergeblich, Breslau. In der Schlacht bei Liegnitz 15. Aug. wurde er von Friedrich II. geschlagen. Dagegen nahm er 1. Okt. 1761 Schweidnitz durch einen kühnen Handstreich.

Nach dem Hubertusburger Frieden von der Kaiserin mit Geschenken und Ehrenbezeigungen überhäuft, besuchte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit Karlsbad, wo er mit Gellert Freundschaft schloß; auch begleitete er Joseph II. auf seiner Reise durch die neu erworbenen Provinzen Galizien und Lodomerien. Beim Ausbruch des Bayrischen Erbfolgekriegs erhielt er, zum Feldmarschall erhoben, den Oberbefehl über eine Armee an der sächs. Grenze gegen Prinz Heinrich von Preußen. Nach dem Frieden zu Tetschen beschäftigte er sich wissenschaftlich, bis Joseph II., in seinem Feldzuge gegen die Türken unglücklich, sich entschließen mußte, den erfahrenen Krieger zu Hilfe zu rufen. Von da an wendete sich das Kriegsglück zu Österreichs Fahnen. Dubicza wurde genommen, ein türk. Heer unter den Mauern dieser Feste geschlagen, Belgrad erstürmt und Semendria besetzt. Dieser Feldzug schloß 1789 L.s kriegerische Laufbahn. Als unmittelbar darauf gegen Preußen ein österr. Heer in Mähren aufgestellt wurde, an dessen Spitze er trat, überraschte ihn der Tod im Hauptquartier zu Neutitschein in Mähren 14. Juli 1790. Seine Leiche ruht im Parke zu Hadersdorf unweit Wien. Vgl. W. von Janko, «Das Leben des k. k. Feldmarschalls Gideon Ernst Freiherrn von L.» (Wien 1869).

Lauenburg, ein früher mit Holstein als deutsches Bundesland zu Dänemark gehöriges, seit 1865 aber in Personalunion mit Preußen vereinigtes Herzogtum, endlich seit dem 1. Juli 1876 als Kreis Herzogtum Lauenburg der preuß. Provinz Schleswig-Holstein einverleibt, liegt am nördl. Ufer der Elbe, wird begrenzt durch die Gebiete von Hamburg, Lübeck und Mecklenburg, die Provinz Hannover und den Kreis Stormarn und hat einen Flächeninhalt von 1183 qkm mit (1880) 49466 meist prot. E. Das kleine Land zeichnet sich aus durch fruchtbaren Ackerboden, ausgedehnte Waldungen und zahlreiche, schön belegene Landseen. Unter den Waldungen ist besonders der sog. Sachsenwald, unter den Landseen der Ratzeburger- und der Schallsee hervorzuheben. Die bedeutendsten Gewässer sind die Delvenau, welche bei Stadt L. in die Elbe, und die Stecknitz, die unweit Lübeck in die Trave mündet. Beide wurden schon 1392 durch einen Kanal miteinander verbunden, und diese ganze Wasserstraße zwischen Elbe und Trave wird gewöhnlich mit dem Namen Stecknitz (Stecknitzkanal) bezeichnet. Ackerbau und Viehzucht sind die Haupterwerbszweige. Es gibt im Kreise drei Städte (Ratzeburg, Mölln, L.), vier Landvogteibezirke und 22 adelige Güter, worunter die dem Fürsten Bismarck gehörige Fideikommißherrschaft Schwarzenbek mit dem Herrenhaus Friedrichsruh. Kreisstadt ist Ratzeburg (s. d.). Als Wappen führt L. einen silbernen Pferdekopf im roten Felde innerhalb einer schwarz-weißen Einfassung. An dem provinzialständischen Verbande von Schleswig-Holstein nimmt L. nicht teil. Zahlreiche lübeckische und mecklenburg-strelitzische Enklaven liegen innerhalb des Kreises zerstreut.

Geschichtliches. Die vormalige slaw. Bevölkerung von L., die heidnischen Polaben (d. h. Anwohner der Elbe, slaw. Labe), wurde nach langen Kämpfen durch die Herzöge von Sachsen aus dem Stamme der Billunger und Welfen unterjocht und das Land, der südl. Teil des Limes Saxonicus, dem Christentum eröffnet und großenteils mit niedersächs. Kolonisten besetzt. Ein Teil, die Grafschaft Ratzeburg, ward 1143 als sächs. Afterlehn ausgegeben. Das übrige blieb bei dem Herzogtum Sachsen; Herzog Heinrich der Löwe stiftete 1154 das Bistum Ratzeburg. Nach der Demütigung Heinrichs kam das Herzogtum Sachsen an

Bernhard von Anhalt aus dem askanischen (aschersleben) Hause, welcher 1182 die Feste L. an der Elbe erbaute. Doch vermochte er sich nicht zu behaupten, und nach manchem Wechsel unterwarf 1202—3 König Waldemar II. von Dänemark sowohl das lauenburgische wie auch das ratzeburgische Gebiet seiner Herrschaft. Erst nach der Schlacht bei Bornhöved (1227) gelangte Bernhards Sohn, Albert I., wieder in den Besitz der L. und zog die Grafschaft Ratzeburg als erledigtes Lehn ein. Dagegen gestaltete sich das Bistum Ratzeburg (s. d.) zu einem reichsunmittelbaren Hochstift. Nach Alberts Tode (1260) erhielt dessen älterer Sohn Johann diese und einige andere niedersächs. Gebiete, insbesondere das Land Hadeln (s. d.) jenseit der Elbe. Seine Nachkommenschaft regierte in Sachsen-Lauenburg über 400 Jahre und war längere Zeit in zwei Linien gespalten, bis 1401 das Land wieder vereinigt wurde. Das vormals lauenburgische Amt Bergedorf (s. d.) ging 1420 an die Hansestädte Hamburg und Lübeck verloren.

Mit dem Tode des Herzogs Julius Franz 1689 erlosch die askanische Dynastie, und verschiedene Fürstenhäuser: Anhalt, Braunschweig-Lüneburg, Mecklenburg, Sachsen u. s. w., erhoben Erbansprüche. Kaiser Leopold I. verfügte eine Sequestration; doch Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Celle setzte sich gewaltsam in Besitz und ward von der lauenburgischen Ritter- und Landschaft durch den Landesrezeß vom 15. Sept. 1702 als Landesherr anerkannt. Nach Georg Wilhelms Tode, 1705, fiel L. an dessen Neffen Georg I., Kurfürsten von Hannover und später König von England, dessen Besitzrechte 1728 durch den Spruch des Reichskammergerichts und kaiserl. Belehnung sanktioniert wurden. Seitdem teilte das Land die Schicksale Hannovers, wurde 1806 von den Franzosen besetzt und 1810 dem Departement der Elbmündungen einverleibt. Nach der Schlacht bei Leipzig 1813 kam L. wieder unter hannov. Herrschaft, wurde aber 29. Mai 1815 an Preußen und von diesem 4. Juni 1815 an Dänemark tauschweise abgetreten. Doch blieb das Land Hadeln, das Amt Neuhaus und der südlich von der Elbe belegene Teil des Amts L. beim Königreich Hannover. Die wirkliche Übergabe des Herzogtums an Dänemark erfolgte erst 26. Juli 1816. Die dän. Regierung schonte die provinziellen Eigentümlichkeiten; auch die oktroyierte Verfassung vom 20. Dez. 1853 schloß sich an den Landesrezeß von 1702 an.

Nach dem Tode des Königs Friedrich VII. erhoben sowohl der Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg wie auch die Fürstenhäuser Anhalt, Mecklenburg und Sachsen beim Bundestage Ansprüche auf das Herzogtum (21. Nov. 1863). Im Frieden zu Wien, 30. Okt. 1864, trat König Christian IX. seine Rechte auf L. an die beiden deutschen Großmächte ab. Österreich überließ durch den Vertrag zu Gastein, 14. Aug. 1865, gegen eine Geldzahlung (2½ Mill. dän. Thlr. = 5625000 Mark) seinen Anteil an den erworbenen Rechten an Preußen, worauf König Wilhelm I. durch Patent vom 13. Sept. 1865 von dem Herzogtum Besitz ergriff und zu Ratzeburg (26. Sept.) die Erbhuldigung entgegennahm. Derselbe übereignete seinerseits das durch den Rezeß von 1871 ausgeschiedene Domanium als Dotation dem Reichskanzler Fürsten Bismarck. Für L. begann jetzt eine neue Zeit, indem die Reichsgesetzgebung energisch in die veralteten Zustände eingriff und zahlreiche altherkömmliche Mißbräuche beseitigte. Dagegen verzögerte sich die Inkorporation in Preußen noch länger. Erst in der Frühjahrssession 1876 ward der betreffende Gesetzentwurf von dem preuß. Landtage und 2. Juni auch von der lauenburgischen Ritter- und Landschaft angenommen, worauf das Gesetz 23. Juni die königl. Sanktion erhielt. Mit dem Tage der Vereinigung, 1. Juli 1876, trat für L. die preuß. Verfassung in Kraft.

Vgl. von Kobbe, «Geschichte und Landesbeschreibung des Herzogtums L.» (3 Bde., Altona 1836—37); Duve, «Mitteilungen zur Staatsgeschichte des Herzogtums L.» (Ratzeb. 1857); Knauth, «Das Herzogtum L.» (Langensalza 1866); Glagau, «Spaziergänge durch L. und Lübeck» (Berl. 1866); «Archiv des Vereins für die Geschichte des Herzogtums L.» (Ratzeb. 1884 fg.).

Lauenburg, Stadt im Kreise Herzogtum Lauenburg der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, am nördl. Ufer der Elbe und am Ausfluß der Delvenau, Station der Linie Büchen-L. der Preußischen Staatsbahnen, entstand ursprünglich unterhalb der 1182 vom Herzog Bernhard von Sachsen erbauten starken Feste L. (Lavenburg), die nach dem slaw. Namen der Elbe (Labe, Lave) benannt ward und deren Name allmählich auf die Stadt und das Land überging. Dies Schloß war herzogl. Residenz, brannte aber 1616 ab bis auf einen alten Turm und einen Flügel. Die Stadt L., Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Realprogymnasium, Zündholz- und Cigarrenfabriken, Kalk- und Ziegelbrennerei, zählt (1880) 4726 meist prot. E. und treibt lebhaften Transithandel auf der Elbe und der Delvenau. In der Stadtkirche ist die Gruft der vormaligen Herzöge von Sachsen-L.

Lauenburg in Pommern, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Köslin, an der Leba und an der Linie Stargard-Danzig der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts nebst Strafkammer, eines Landratsamts und einer Reichsbanknebenstelle, hat ein Progymnasium, eine Töchterschule, eine Taubstummenanstalt und ein Johanniterkrankenhaus und zählt (1880) 7545 meist prot. E., welche Landwirtschaft, Fischerei, Handel, Woll- und Flachsspinnerei treiben und Fabriken von landwirtschaftlichen Maschinen, Cigarren, Holzessig und Preßkohlen, sowie bedeutende Gerbereien unterhalten.

Der Kreis Lauenburg zählt auf 1228 qkm (1880) 44544 meist prot. E.

Lauenstein, Stadt im Königreich Sachsen, Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde, an der Müglitz in 513 m Höhe, 21 km im SSW. von Pirna, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein großes Bergschloß des Grafen Hohenthal mit alten Kunstwerken, eine Kirche mit schönen Bildhauerarbeiten und zählt (1880) 777 E., welche Landwirtschaft und Strohflechterei treiben.

Lauer (Gustav von), namhafter Mediziner, geb. 10. Okt. 1808 zu Wetzlar, woselbst sein Vater evang. Prediger war, trat 1825 als Zögling in das königl. medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin ein. Nach einem vierjährigen Studium der Medizin promovierte er 1830 mit der Dissertation «De sanguinis differentia in morbis», welche auch in deutscher Bearbeitung in Hekers «Annalen» erschien. Schon vor Beendigung seiner Studienzeit war er 12. Dez. 1828 zum Unterarzt in

der königl. Charité ernannt worden; 1830 wurde er zum Kompagniechirurgen befördert, 1836 als Pensionärarzt ins Friedrich-Wilhelms-Institut kommandiert und als solcher nach Hamburg beurlaubt, wo er 1836—37 eine Assistentenstelle am Allgemeinen Krankenhause bekleidete. Nachdem 1839 seine Beförderung zum Stabsarzt, 1843 zum Regimentsarzt erfolgt, wurde er 1844 vom Prinzen Wilhelm, dem jetzigen Kaiser, zu seinem Leibarzt ernannt, und begleitete als solcher den Prinzen, den König und Kaiser auf allen Reisen und Feldzügen. Im J. 1845 habilitierte sich L. als Privatdocent an der berliner Universität, 1854 wurde er zum außerord. Professor für Semiotik und allgemeine Therapie an der medizinisch-chirurgischen Akademie ernannt, 1861 zum Generalarzt, 1864 zum Korpsarzt des Gardekorps befördert und 1866 in den Adelsstand erhoben. Am 22. März 1877, dem 80. Geburtstage des Kaisers, erhielt er den Rang als Generalmajor, am 22. März 1881 als Generallieutenant und damit das Prädikat Excellenz, und bei Gelegenheit des 50jährigen Dienstjubiläums ernannte ihn die Universität zum ord. Honorarprofessor. Im J. 1879 wurde er an Grimms Stelle Generalstabsarzt der Armee, Chef des Militärmedizinalwesens und der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums, Direktor der militärärztlichen Bildungsanstalten und Wirklicher Geh. Obermedizinalrat. L. veröffentlichte außer seiner Doktordissertation: «Über den vorherrschenden Charakter der Krankheiten der jetzigen Generation» (Berl. 1862), «Gesundheit, Krankheit, Tod» (Berl. 1865).

Lauf, soviel wie Rohr mit hinterm Verschluß bei der Handfeuerwaffe (s. d.).

Lauf, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Hersbruck, an der Pegnitz, Station der Linien Nürnberg-Furth und Nürnberg-Oberkotzau der bayr. Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein altes Schloß, Kunstmühlen, Hammerwerke, Metallfabriken und Hopfenbau und zählt (1880) 3509 meist prot. E.

Laufach, Pfarrdorf mit 900 E. im Bezirk Aschaffenburg des bayr. Regierungsbezirks Unterfranken, 11 km im OND. von Aschaffenburg, an der Laufach, im Spessart, Station der Linie Bamberg-Würzburg-Aschaffenburg der bayr. Staatsbahnen. In der Nähe befinden sich Kalksteinbrüche und wichtige Eisenwerke. Geschichtlich bekannt wurde L. durch das Gefecht vom 13. Juli 1866 zwischen der preuß. Brigade Kummer und großherzogl. hess. Truppen; dasselbe war kurz und schon um 3 Uhr nachmittags L. im Besitze des preuß. 55. Infanterieregiments. Der Hauptkampf des Tags fand bei dem Dorfe Frohnhofen statt. Östlich von L. durchbricht der 2 km lange Eisenbahntunnel von Heigenbrücken den Schwarzkopf.

Laufberger (Ferd.), Maler, geb. 16. Febr. 1829 zu Mariaschein in Böhmen, besuchte die Akademien zu Prag und Wien und zeigte sich voll Humor und Volkstümlichkeit besonders in den Genregemälden des wiener und Bauernlebens. Der Lloyd in Triest beauftragte ihn 1855, für die Artistische Anstalt des Instituts malerische Aufnahmen der Donaugegenden zu entwerfen. Für die neue Oper in Wien malte er den zweiten Vorhang und wurde 1868 Professor an der Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums. Sein Verdienst ist auch die Wiederaufnahme der ital. Sgraffitodekoration an der modernen Architektur, wovon er in dem Friese des Österreichischen Museums stilvolle Proben lieferte. L. starb in Wien 16. Juli 1881.

Laufen unterscheidet sich vom Gehen durch die Kürze der Schrittdauer, Schnelligkeit der Fortbewegung des Körpers und dadurch, daß derselbe bei jedem Schritte vom jeweilig stemmenden Beine fortgeschnellt wird und er infolge dessen eine kurze Zeit frei in der Luft hinschwebt. Die Geschwindigkeit kann beim L. so gesteigert werden, daß 6—7 m in einer Sekunde zurückgelegt werden können. In der Gymnastik der alten Hellenen war der Lauf eine Hauptübung und er bildete einen wesentlichen Teil des Pentathlon (s. d.). Auch die neuere Turnkunst hat das L. als körperstärkende und gesunde Bewegung in ihren Betrieb aufgenommen.

Laufen heißen in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz mehrere an Wasserfällen, Stromschnellen oder überhaupt rasch fließenden Gewässern gelegene Ortschaften, von denen die bekanntesten sind:

Die Stadt Laufen, Hauptort des gleichnamigen Bezirksamts in Oberbayern, 401 m über dem Meere, 18 km nördlich von Salzburg am linken Ufer der Salzach gelegen, Sitz eines Amtsgerichts, mit (1880) 2306 E.

Der Marktfleden Laufen im oberösterr. Bezirk Gmunden, der 478 m über dem Meere, 5 km südlich von Ischl an der Salzkammergutbahn bei einer Stromschnelle der Traun, dem Wilden Laufen, liegt, eine alte got. Wallfahrtskirche hat und (1880) 367 E. zählt.

Das Städtchen Laufen (1264 E.), Hauptort des gleichnamigen Bezirks des schweiz. Kantons Bern, 356 m über dem Meere, 15 km südwestlich von Basel an der Jurabahn auf dem linken Ufer der Birs gelegen, die hier einen Wasserfall bildet.

Das Dorf Laufen (812 E.), das 414 m über dem Meere 2½ km südsüdwestlich von Schaffhausen an der Linie Zürich-Schaffhausen der Schweizerischen Nordostbahn liegt und mit seinem stattlichen, auf einem Felskopf dicht am linken Rheinufer erbauten Schlosse den «großen L.» des Rheins, d. h. den berühmten Rheinfall von Schaffhausen, beherrscht. (S. Laufenburg und Lauffen.)

Laufenberg (Heinrich von), s. Heinrich von Laufenberg.

Laufenburg (Groß- und Klein-), zwei einander gegenüberliegende Städtchen am Oberrhein.

Großlaufenburg, der Hauptort des Bezirks L. (152 qkm, 14355 E.) im schweiz. Kanton Aargau, liegt 322 m über dem Meere, 9 km östlich von Säckingen auf dem linken Rheinufer, hat eine große malerische Burgruine, eine got. Kirche mit alten Grabmälern, enge winkelige Straßen und altertümliche Häuser, und zählt (1880) 858 meist kath. E.

Kleinlaufenburg, auf dem rechten Ufer des Stroms, 311 m über dem Meere, im Kreise Waldshut des bad. Bezirks Konstanz an der Bahnlinie Basel-Konstanz gelegen, besteht eigentlich nur aus einer Straße und zählt 600 E., deren Haupterwerbsquelle neben Gewerbe und Feldbau, wie in Großlaufenburg, die Lachsfischerei ist. Beide Städtchen sind durch eine 92 m lange, teils steinerne, teils hölzerne Brücke verbunden, die auf dem mächtigen, mitten aus dem Strom aufsteigenden Pfeiler des Laufensteins ruht. Dicht unter der Brücke beginnt der Laufen, von dem L. den Namen erhalten hat, eine 1 km lange, an der schmalsten Stelle nur 25 m breite, von Felsklippen eingeschlossene Enge, welche der Rhein tosend und schäumend in einer

Reihe nicht schiffbarer Stromschnellen durchfließt. Groß- und Kleinlaufenburg bildeten bis zum Frieden von Lunéville eine Herrschaft, die 1386 von den Grafen von Habsburg-L. an Österreich und 1802 an Frankreich überging, worauf Großlaufenburg mit dem übrigen Fridthal (s. d.) 1803 an den Kanton Aargau, Kleinlaufenburg mit dem Breisgau 1810 an Baden fiel. Wie die andern vorderösterr. Waldstädte Waldshut, Säckingen und Rheinfelden wurde L. im Dreißigjährigen Kriege durch die Schweden unter Bernhard von Weimar, die 1638 die Stadt eroberten und die Burg zerstörten, schwer geschädigt.

Laufendes Gut heißt im Gegensatz zum Stehenden Gut alles bewegliche Tauwerk an Bord, das zur Bewegung der Raaen u. s. w., sowie zur Handhabung der Segel dient, während zum Stehenden Gut alle diejenigen Taue gehören, mit denen man die Masten und Stengen nach beiden Seiten, sowie nach hinten und vorn stützt, wie Wanten, Pardunen und Stagen, welche von Anfang an sehr straff gesetzt und gehalten werden.

Laufende Rechnung, soviel wie Kontokorrent.

Läufer, dazu bestellt, vor (in neuerer Zeit auch neben) den Wagen und Reittieren vornehmer Persönlichkeiten einherzueilen, um deren Erscheinen anzukündigen, auch eventuell Hindernisse aus dem Wege zu schaffen; sie erscheinen schon früh bei orient. Völkern und in spätern Zeiten, auch noch bis in das 19. Jahrh. in europ. Ländern. Im peruan. Inkareiche hatten sie die Post zu besorgen.

Läufer, eine Figur des Schachspiels (s. d.).

Läufer (im Bauwesen), s. unter Quader.

Läufer (frz. feuille mâle, meule courante; engl. slider, runner), in der Tuchfabrikation das bewegliche Blatt der Schermaschine. In der Mehlfabrikation heißt Läufer oder Läuferstein derjenige der beiden Steine des Mahlgangs, welcher in Rotation versetzt wird; bei Kollergängen (s. d.) nennt man so die steinernen oder eisernen Scheiben, welche, indem sie auf dem Bodenstein umlaufen, das auf demselben ausgebreitete Material zerkleinern. In der Spinnerei ist L. soviel wie Igel (s. d.).

Lauffen, Stadt im württemb. Neckarkreise, Oberamt Besigheim, am Neckar, über welchen eine Brücke führt, und an der Linie Bietigheim-Jagstfeld der Württembergischen Staatsbahnen, hat zwei Kirchen (die got. Regiswindiskirche und die uralte, 1884 restaurierte Martinskirche), ein schönes Rathaus und (1880) 3678 meist prot. E., welche Weinbau treiben. Historisch bekannt ist L. durch die Schlacht vom 13. Mai 1534, durch welche Herzog Ulrich von Württemberg mit Unterstützung Philipps des Großmütigen von Hessen sein Land wiedergewann. L. ist der Geburtsort Hölderlins.

Lauffeuer, im vorigen Jahrhundert übliche Art des Feuerns bei der Infanterie, ähnlich dem Heckenfeuer (s. d.).

Laufgewicht (frz. poids mobile, engl. sliding-weight), das auf einem Hebel verschiebbare Gewicht der Schnellwage. (S. unter Brückenwage.)

Laufgräben oder Trancheen heißen die bei der förmlichen Belagerung einer Festung auf der Angriffsfront ausgehobenen, durch Brustwehren gedeckten Gräben, welche dem Angreifer teils zur gedeckten Annäherung an die Festung dienen und dann Approchen (s. d.) genannt werden, teils als Parallelen (s. d.) Front gegen die Festung machen. (S. Festungskrieg.)

Laufhunde, s. Bracken.

Laufkäfer (Carabidae) nennt man eine außerordentlich zahlreiche Familie von Raubkäfern mit fünfgliederigen Tarsen, fadenförmigen Fühlern, hakenförmigen Oberkiefern und innen bewimperten Unterkiefern, deren Spitze nicht eingelenkt ist. Man kennt jetzt über 8500 Arten, die man in mehr als 700 Gattungen verteilt hat. Sie sind meist einfarbig, häufig dunkel gefärbt und leben, wie ihre Larven, vom Raube und vom Aas, sodaß sie dem Menschen wesentlich nützlich sind. In Deutschland sehr bekannte Arten sind der goldgrün schimmernde Goldschmied oder Gärtner (C. auratus), ein überaus nützlicher Vertilger der Maikäfer, kleiner Landschnecken und anderer schädlicher Tiere; der schwarze Lederlaufkäfer (der größte einheimische L., C. coriaceus, s. Tafel: Insekten I, Fig. 2), der breite, blaugrüne Puppenräuber (Calosoma sycophanta), dessen Larve die Nester der Prozessionsraupen zerstört; der oben blaue, unten rote Bombardierkäfer (Brachinus crepitans), der dem Verfolger mit Geräusch eine ätzende, in blauen Dunst sich verwandelnde Flüssigkeit aus dem After entgegenspritzt, und der Getreide-Laufkäfer (s. d.; vgl. Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 14).

Laufkran eine zur Hebung und zum Transport großer Lasten, namentlich in Maschinenbauwerkstätten, Gießereien, auf Bahnhöfen und Bauplätzen gebrauchte maschinelle Vorrichtung. (S. unter Hebeapparate, Bd. VIII, S. 941a.)

Laufkugeln nannte man früher Büchsenkugeln, welche etwas kleiner waren als die Seele des Gewehrs, für welches sie dienten; auch bezeichnet man damit eine Sorte Schrot von 3 bis 3,5 g Korngewicht.

Laufmilbe, s. unter Milbe.

Laufrad, s. Tretmühle.

Laufschritt ist die schnellste Schrittart geschlossener Infanterieabteilungen, bei der etwa 150—180 Schritt in einer Minute zurückgelegt werden, bei einem Schrittmaß von 0,80—1 m (also im Durchschnitt 150 m in der Minute = 1 km in etwa 7 Minuten). Da der L. erfahrungsmäßig die mit Gepäck versehenen Mannschaften überaus anstrengt, so darf derselbe stets nur auf kurzen Wegstrecken und für geringe Zeiträume Verwendung finden und zwar nur auf dem Gefechtsfelde, um kurze Strecken im wirksamsten feindlichen Feuer schnell zurückzulegen, nie aber auf Märschen.

Laufvögel, s. Straußvögel.

Lauge bedeutet im allgemeinern Sinne die Lösung, die man durch Behandlung von Substanzen mit Wasser erhält, wenn nicht die ganze Masse von dem Wasser aufgelöst, sondern nur einzelne Bestandteile ausgezogen (ausgelaugt oder extrahiert) werden können. Häufig wendet man in der chem. Technik und in der Pharmacie den Ausdruck auch für alle Auflösungen von Salzen an. Speziell genommen, gebraucht man das Wort L. gewöhnlich nur für die Lösungen der nicht flüchtigen Alkalien, des Kali und Natron in Wasser und nennt diese Flüssigkeiten Ätzlauge (Ätzkali- und Ätznatronlauge); die Lösungen des kohlensauren Kali oder Natron hießen früher milde L. Diejenige Flüssigkeit, die nach dem Ausscheiden eines Körpers aus seiner Lösung durch Kristallisation zurückbleibt, heißt Mutterlauge. Den alkalischen Geschmack einer Substanz bezeichnet man häufig als laugenhaft. Unter der Javelleschen Lauge versteht man eine Bleichflüssigkeit, die aus unterchlorig-

saurem Alkali besteht. (S. Eau de Javelle.) Der veraltete Ausdruck Laugensalz bedeutete das, was man jetzt Alkali nennt. (S. Alkali.)

Mit dem Namen flüchtiges Laugensalz bezeichnete man früher das kohlensaure Ammoniak. Das Kali wurde vegetabilisches, das Natron mineralisches Laugensalz genannt, weil man der irrigen Ansicht war, daß ersteres vorzugsweise im Pflanzenreiche, letzteres im Mineralreiche vorkomme.

Laugenmesser, soviel wie Laugenwage.

Laugensalz, s. unter Lauge.

Laugenwage, ein Instrument, dessen man sich zur vergleichenden Bestimmung der Dichtigkeit von Laugen, Salzlösungen, Säuren bedient. Es ist das von Baumé (s. d.) konstruierte Aräometer (s. d.), dessen Kardinalpunkte der Dichtigkeit des Wassers und der reinen Schwefelsäure entsprechen, der zwischen beiden liegende Abstand ist an der Spindel in 66 gleiche Teile geteilt. Die L., welche im Handel vielfach zu sehr billigen Preisen angeboten werden, sind oft sehr nachlässig gefertigt; es ist daher Vorsicht beim Ankauf geboten.

Lauinen, s. Lawinen.

Lauingen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Dillingen, an der Donau, Station der Linie Neuoffingen-Donauwörth der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine kath. Pfarrkirche mit Gruft der Herzöge von Pfalz-Neuburg, ein kath. Schullehrerseminar, eine gewerbliche Fortbildungsschule, ein ehemaliges Cistercienserkloster (jetzt Getreideschranne), Maschinenfabriken, Bierbrauerei, Lein- und Baumwollweberei und zählt (1880) 3930 E.

Lauis, der deutsche Name von Lugano.

Laun (böhm. Louny), Stadt im nordwestl. Böhmen, rechts an der Eger, Station der Linie Prag-Brüx der Prag-Duxer Eisenbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine schöne got. Kirche (1520—38) und zählt (1880) 5561 E. slaw. Zunge, welche eine Zuckerfabrik, Metallwarenfabrik, Dampf- und Kunstmühlen unterhalten. In den Hussitenkriegen, sowie im Dreißigjährigen Kriege behauptete L. einen oppositionellen Standpunkt.

Laun (Friedr.), s. Schulze (Friedr. Aug.).

Launceston, Stadt in der engl. Grafschaft Cornwall, an einer Seitenlinie der Plymouth-Eisenbahn und auf einer Höhe rechts vom Tamer, 32 km im NNW. von Plymouth, hat eine got. Kirche, Ruinen eines alten Schlosses und (1881) 3808 E.

Launceston, Stadt in der engl. Kolonie Tasmania (Australien), im nördl. Teile der Insel gelegen, wo sich Nord- und Süd-Esk zum Tamar vereinigen, hat eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, zwei Hospitäler und zählt (1881) 12 753 E., welche bedeutenden Handel treiben. L. steht mit Hobarttown durch Eisenbahn, mit Melbourne durch Dampfschiffahrt in Verbindung.

Laune (Laulne, Etienne de), franz. Goldschmied und Kupferstecher, geb. 1518 (oder 1519) wahrscheinlich in Orléans, lebte in Paris, auch in Augsburg; 1595 soll er in Straßburg gestorben sein, nach andern 1583 in Paris. Seine zahlreichen, in kleinem Format gestochenen Blätter haben vorherrschend ornamentalen Charakter im Geiste von Goldschmiedsverzierungen. Sie zeichnen sich durch Grazie und feinen Geschmack der Erfindung im Sinne der Schule von Fontainebleau aus und wurden durch das 16. Jahrh. für alle Kunstgewerbe als Vorwürfe angewendet. Besonders gern benutzte die Schule der Emailmaler von Limoges seine Motive zur Verzierung ihrer grau in grau gemalten Gefäße.

La Unión (San-Carlos de), der beste Hafenort in der mittelamerik. Republik San-Salvador, 32 km im OSO. von San-Miguel, an einer Bucht des Fonsecagolfs, nördlich vom Vulkan Conchagua, mit 2112 E. Der Ort hat monatlich Verbindung mit Europa, da die Dampferlinie von Panama den Hafen berührt.

Launitz (Eduard Schmidt von der), Bildhauer, geb. in Grobin in Kurland 23. Nov. 1796, ein Schüler Thorwaldsens, in dessen Atelier zu Rom er thätig war. Sein bedeutendstes Werk ist das Denkmal Gutenbergs in Frankfurt a. M. L. starb daselbst 12. Dez. 1869. Nach seinem Tode erschienen «Wandtafeln zur Veranschaulichung antiken Lebens und antiker Kunst» (Kassel 1871—78).

Laupen, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (84 qkm, 9220 E.) im schweiz. Kanton Bern, liegt 491 m über dem Meere, 17 km westlich von Bern am rechten Ufer der Sense, die sich hier mit der Saane vereinigt, besitzt ein altes, 35 m über der Stadt auf einem steilen Sandsteinfelsen gelegenes Schloß, eine 1734 erbaute Kirche, ein Rathaus und zwei hölzerne gedeckte Brücken, von denen die eine dicht bei L. über die Sense, die andere etwas unterhalb über die Saane führt, und zählt (1880) 955 meist reform. E., deren Haupterwerbsquelle neben Feldbau, Handel (vier Jahrmärkte) und Kleingewerbe die Kartonagefabrikation ist. Der Ort ist alt und gab schon im 12. Jahrh. einem Grafengeschlecht den Namen. Im J. 1275 wurde die Stadt zur Reichsstadt erhoben und kam 1324 als Pfandschaft an Bern. Am 21. Juli 1339 erfochten hier die Berner unter Rudolf von Erlach einen entscheidenden Sieg über das vereinigte Heer der Stadt Freiburg und des kleinburgund. Adels.

Laur., bei naturwissenschaftlichen Namen (besonders Reptilien) Abkürzung für Joseph Nikolaus Laurenti (gest. als Arzt in Wien).

Laura, die gefeierte Geliebte Petrarcas (s. d.), die zwar durch die ihr über 30 Jahre hindurch dargebrachten poetischen Huldigungen des Dichters berühmt geworden ist, von deren Person, Stand und Lebensverhältnissen man jedoch nichts Sicheres weiß. Die Meinung Boccaccios, daß Petrarcas L. eine bloße Abstraktion sei, wird durch das Zeugnis des Petrarca selbst auf das entschiedenste widerlegt. Seitdem haben sich die Erklärer und Biographen des Dichters vorzüglich über die Fragen gestritten, ob diese L. eine Jungfrau oder eine Verheiratete gewesen und welcher Familie sie angehört habe. Die ältesten Biographen Petrarcas erwähnen ihrer gar nicht, und die übrigen Schriftsteller des 14. und 15. Jahrh. stellen sie alle als unverheiratet hin. Für diese Ansicht haben sich später Vellutello, Lord Woodhouselee und Blanc (im Art. «Petrarca» in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Ersch und Gruber) ausgesprochen. Gegen die Ansicht hat der Abbé de Sade in seinen «Mémoires sur la vie de Pétrarque» (1764) aus alten Dokumenten zu beweisen versucht, daß L. als die Tochter eines Edelmanns Audibert de Noves im April 1308 geboren, an einen Hugues de Sade verheiratet und Mutter von 11 Kindern gewesen, 6. April 1348 aber an der Pest in Avignon gestorben und in der dortigen Franziskanerkirche begraben worden sei. Viele

neuere Schriftsteller haben ihm zugestimmt, obgleich die Gründe, auf die Sade seine Behauptungen stützt, nicht unanfechtbar sind. Vgl. Zendrini, «Petrarca e L.» (Mail. 1875); Bartoli, «Francesco Petrarca» (Flor. 1884).

Laura (Klöster), s. Lawra.

Lauraguais (Lauragais), alte franz. Grafschaft in Ober-Languedoc, hauptsächlich das Arrondissement Castelnaudary des Depart. Aude, sowie Teile der Depart. Tarn und Haute-Garonne umfassend.

Laurahütte, Landgemeinde in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Kattowitz, bei Siemianowitz, an der Linie Breslau-Dziedzitz der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 9198 meist kath. E., hat ein sehr bedeutendes Eisenwerk mit zahlreichen Arbeitern, 6 Hohöfen, 39 Puddlingsöfen, 26 Dampfmaschinen u. s. w. Die Werke von L. sind im Besitz des Aktienvereins der Königs- und Laurahütte, welche hier auch große Steinkohlengruben hat. Unfern das Zinkwerk Georgshütte mit großer Ziegelei im Besitze des Grafen Henckel von Donnersmarck. Zu L. begann Johs. Ronge mit dem Offenen Briefe gegen die Reliquienausstellung zu Trier 1845 die deutschkath. Bewegung.

Laureacum oder Lauriacum, im Altertum Stadt in Noricum, das jetzige Lorch (s. d.) in Oberösterreich.

Laureāt (lat. poeta laureatus), ein «bekränzter», gekrönter Dichter.

Lauremberg (Joh. Wilh.), Satiriker, geb. zu Rostock 26. Febr. 1590, war früher Professor der Mathematik in seiner Vaterstadt und kam 1623 an die Ritterakademie nach Soröe, wo er 28. Febr. 1658 starb. Seine in plattdeutscher Sprache geschriebenen «Veer Schertzgedichte. In Nedderdütsch gerymet dörch Hans Willmsen L. Rost; Gedrücket im Jahr 1653» (vorzügliche neue Ausgabe von Lappenberg, Stuttg. 1861) empfehlen sich durch gesunden Verstand und Witz, kräftige und treffende Darstellung und nationale Färbung. Auch sind von ihm einige komische Erzählungen vorhanden.

Laurenburg (Grafen von), s. unter Nassau (Herzogtum).

Laurenburg, nassauische Stammburg, s. unter Schaumburg.

Laurent (Franz), liberaler belg. Schriftsteller und Publizist, geb. 8. Juli 1810 zu Luxemburg, studierte die philos. Wissenschaften 1827—30 in Löwen und die Jurisprudenz in Lüttich, wurde 1834 zum Chef der Gesetzgebungsabteilung im Justizministerium zu Brüssel, im folgenden Jahre aber zum Professor an der jurist. Fakultät der Universität Genl ernannt, wo er bis zu seiner Pensionierung (1880) den Lehrstuhl des Civilrechts bekleidete. L. hat auf geschichtsphilos. Gebiete 1850—70 eine Reihe von Arbeiten (18 Bände) veröffentlicht, welche unter dem Gesamttitel «Études sur l'histoire de l'humanité» erschienen. L.s Tendenz ist, die Notwendigkeit der Trennung von Staat und Kirche darzuthun. Seine weitern Hauptwerke sind: «Principes de droit civil» (33 Bde., Brüss. 1869—79; in 4 Bände zusammengefaßt unter dem Titel «Cours élémentaire de drait civil»); ferner «Droit civil international» (8 Bde., Brüss. 1881—82), «Avant-projet de révision du Code civil» (Bd. 1—4, 1882 fg.), im Auftrage der Regierung bearbeitet.

Laurentia, der Name des 162. Asteroiden. (S. u. Planeten.)

Laurentie (Pierre Sébastien), franz. Geschichtschreiber und Publizist von legitimistisch-klerikaler Tendenz, geb. 21. Jan. 1793 zu Houg (Depart. Gers), wurde 1817 Professor der Rhetorik am Collége Stanislaus in Paris, 1818 Geschichtsprofessor an der Polytechnischen Schule. Im J. 1822 erhielt er eine Anstellung auf dem Bureau der Polizeipräfektur, 1823 das Amt eines Generalinspektors des öffentlichen Unterrichts, das er 1826 verlor, weil er in dem Journal «La Quatidienne» dem Ministerium Villèle eine heftige Opposition gemacht hatte. L. widmete sich fortan ganz diesem Blatte, das er unter der Juliregierung in die «Union monarchique» umwandelte, seit 1848 aber als «Union» erst mit Lubis, nach dessen Tode (1859) allein herausgab. Außerdem veröffentlichte er: «Introduction à la philosophie» (Par. 1829), «Histoire des ducs d'Orléans» (4 Bde., Par. 1832—34), «Histoire de France» (8 Bde., Par. 1841—43), «Histaire de l'empire ramain» (4 Bde., 1861—62); ferner Flugschriften zu Gunsten der Papstfrage und gegen das «Leben Jesu» von Renan. L. starb 9. Febr. 1876 in Paris.

Laurentische Formation, eine Bezeichnungsweise amerik. Geologen für die Urgneisformation, also die unterste, wesentlich aus Gneisen gebildete Abteilung der archäischen oder azoischen Formationsgruppe. (S. Gneis, Azoische Formationsgruppe und Eozoische Formation.)

Laurentius der Heilige war unter Papst Sixtus II. Diakon der röm. Gemeinde und erlitt in der Verfolgung unter Valerianus 258 den Märtyrertod. Als ihm nämlich die heidnische Behörde ansann, die Schätze der Kirche auszuliefern, bezeichnete er als solche die versammelten Armen und Kranken der Gemeinde. Infolge dessen wurde er an einem langsamen Feuer zu Tode gemartert. Die Geschichte des L. erfuhr durch Ambrosius und noch mehr durch Prudentius in dem «Hymnus in passionem Laurentii martyris» manche Ausschmückung. Die kath. Kirche feiert sein Gedächtnis 10. Aug.

Laurentum, alte Stadt in Latium, südwestlich von Rom, unweit der Küste, war Residenz des sagenhaften Königs Latinus; Aneas landete hier.

Lauria, Stadt in der ital. Prov. Potenza, 13 km im SSO. von Lagonegro, auf der calabrischen Straße von Neapel nach Reggio malerisch in einem tiefen Gebirgskessel gelegen, hat ein antikes Kastell und zählt (1881) 11 135 E., welche Weinbau treiben.

Laurin oder Lorbeerkampfer $C_{12}H_{20}O$, ein krystallisierbarer indifferenter Bestandteil der Lorbeeren (s. d.), welcher durch das Auskochen der Beeren mit Alkohol gewonnen wird. Beim Erkalten der alkoholischen Flüssigkeit scheidet sich zuerst Laurostearin ab, die von diesem getrennte Lösung gibt beim freiwilligen Verdunsten rhombische, farb-, geruch- und geschmacklose Krystalle von L. Unlöslich in Wasser, leicht in Alkohol und Äther löslich.

Laurin, ein Zwergenkönig in Tirol, ist der Held einer dem Kreise der deutschen Heldensage angehörenden Dichtung, die ins 12. Jahrh. zurückreicht und in den folgenden Jahrhunderten in großer Beliebtheit sich erhielt, wie die zahlreichen Handschriften und Umarbeitungen beweisen. L. hat Similte, die Schwester Dietlieds, geraubt, Dietrich von Bern, der noch nicht mit Zwergen gekämpft hat, zieht nach L.s Rosengarten, kämpft mit ihm, besiegt ihn und nimmt ihm seinen Zaubergürtel. Eine jüngere Bearbeitung nennt den sagenhaften Heinrich von Osterdingen als Verfasser. Eine Fortsetzung des L. aus jüngerer Zeit ist der «Walberan»; dieser, L.s

Oheim, kämpft ebenfalls mit Dietrich von Bern. Beide Gedichte sind kritisch herausgegeben im »Deutschen Heldenbuch« (Tl. 1, Berl. 1866).

Laurinēen (Laurinēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Sie umfaßt gegen 900 Arten, die größtenteils den wärmern Gegenden angehören und hier mit Ausnahme von Afrika eine weite Verbreitung haben. In außertropischen Klimaten kommen nur wenige vor, im südl. Europa nur eine einzige Art. Ihrem Wuchse nach sind die L. fast sämtlich Bäume, seltener Sträucher, mit alternierend oder zerstreut stehenden, meist ganzrandigen perennierenden Blättern, welche fast immer eine lederartige Konsistenz besitzen und drei bis fünf deutlich hervortretende Nerven zeigen.

Die Blüten sind klein und unansehnlich, von regelmäßigem Bau und meist zwitterig. Das Perianth ist wenig gefärbt und von röhren- oder glockenartiger Gestalt, der Rand desselben ist in sechs, seltener vier Zipfel zerteilt, die in zwei Reihen stehen. Die Anzahl der Staubgefäße, welche auf einem am Grunde der Blüte vorhandenen fleischigen Ringe aufsitzen, ist verschieden, sie beträgt in der Regel das Zwei- oder Mehrfache der Anzahl der Perianthzipfel. Der Fruchtknoten ist oberständig und nicht mit dem Perianth verwachsen, der Griffel ist einfach und gewöhnlich ziemlich kurz, an seiner Spitze mit einer stumpfen oder schwach zwei- bis dreilappigen Narbe versehen. Die Frucht stellt eine fleischige, seltener trockene einsamige Beere dar, bei mehrern Arten wird der Fruchtstiel, auf welchem sie sitzt, ebenfalls fleischig verdickt. Das Holz der L. ist sehr fest und wird von vielen Arten technisch verwendet. In allen Teilen der zu den L. gehörenden Pflanzen finden sich reichlich aromatisch riechende ätherische Öle, und es sind deshalb viele Arten von großer Wichtigkeit als Gewürzpflanzen. Die bekanntesten davon sind die Zimt liefernden Arten der Gattung Cinnamomum, der Kampferbaum (Camphora officinarum), der Sassafraslorbeer (Sassafras officinale) und der gewöhnliche Lorbeerbaum (Laurus nobilis).

Laurinsäure, Laurostearīnsäure, Pichurimtalgsäure $C_{12}H_{24}O_2$, eine zu den Fettsäuren gehörige Säure, findet sich im Lorbeeröl, im Fett der Pichurimbohne (Kotyledonen von Nectrandro Puchury maj. *N. et Mart.*), ferner im Kokosöl, in dem Tanglallafett (aus den Früchten von Cylicodaphne sebifera *Bl.*), im Dikabrot und in einzelnen andern Fetten. Zur Darstellung wird Laurostearin (s. d.) mit Kalihydrat verseift und aus der Lösung die L. durch Salzsäure abgeschieden. L. krystallisiert aus Alkohol in Nadeln oder durchscheinenden Schuppen; unlöslich in Wasser, sehr leicht löslich in starkem Alkohol und Äther; die Lösung reagiert sauer; sie schmilzt zwischen 43,6 und 45°, erstarrt nach dem Erkalten krystallinisch; unter gewöhnlichem Luftdruck nicht unzersetzt destillierbar; siedet bei einem Druck von 100 mm bei 225° C.

Laurion, Gebirge an der Südspitze Attikas mit dem Vorgebirge Kolonnä, früher Sunium, war im Altertum bekannt durch seine Silbergruben, deren Bau jedoch schon zu Strabos Zeit aufgehört hatte. Eine marseiller Gesellschaft nahm 1860 die Ausbeutung der alten Bergwerke, in denen noch große Lager von silberhaltigen Bleierzen und Galmei erschlossen wurden, wieder auf. In die Ausbeutung teilen sich jetzt zwei griech. und drei franz. Gesellschaften. Bei den Bergwerken entstand die ganz moderne Stadt Laurion mit (1879) 5106 E.

Lauriston (Alexandre Jacques Bernard Law, Marquis de), Marschall und Pair von Frankreich, ein Enkel von Will. Law, der nach dem Sturze des Finanzsystems seines Bruders Jean Law in Frankreich geblieben; den Namen L. führte er nach einer Besitzung der Familie Law, Lauriston-Castle, am Clyde bei Edinburgh. L. wurde 1. Febr. 1768 zu Pondichéry geboren, war Napoleons Gefährte auf der Artillerieschule zu Brienne und schon 1795 Artillerieoberst. Bonaparte wählte ihn 1800 zum Adjutanten und übertrug ihm kurz darauf als Brigadegeneral das Kommando über die Artillerieschule zu Lafère. Im April 1801 erhielt L. eine diplomatische Sendung nach Dänemark, wohnte dem engl. Angriff auf Kopenhagen bei und überbrachte im Okt. 1802 die Ratifikation des Friedensvertrags dem londoner Hofe. Er wurde dann als Kommandant des Artilleriedepôts nach Piacenza versetzt. Nach der Schlacht bei Austerlitz zum Divisionsgeneral ernannt, nahm er Besitz von Venedig und von der Republik Ragusa, die er gegen die Russen und Montenegriner tapfer verteidigte. Im J. 1808 ging er mit dem Kaiser nach Spanien. Er befehligte 1809 unter dem Vizekönig von Italien in Ungarn, wo er nach dem Siege 14. Juni die Stadt Raab 24. Juni einnahm. In der Schlacht bei Wagram trug L. an der Spitze der Gardeartillerie wesentlich zur Entscheidung bei. Nach dem Frieden verhandelte er in Wien die Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Luise, wofür er den Grafentitel erhielt. Im J. 1811 ging er als Gesandter nach Petersburg und übernahm nach Ausbruch des Kriegs 1812 in Smolensk ein Kommando in der Großen Armee, deren Nachhut er während des Rückzugs befehligte. Im Feldzuge von 1813 führte und organisierte er das 5. Armeekorps, besetzte Leipzig am Tage der Schlacht bei Lützen und kam zu der Schlacht bei Bautzen mit Ney, wo er den linken Flügel der feindlichen Stellung umfaßte und schlug. Nach dem Waffenstillstand verlor er jedoch mit Macdonald die Schlacht an der Katzbach und wurde bei Leipzig, wo er 18. Okt. im Centrum, bei Stötteritz und Probstheida, kommandiert hatte, nach Sprengung der Elsterbrücke gefangen. L. blieb bis zum Frieden in Berlin. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er von Ludwig XVIII. zum Kapitänlieutenant der Mousquétaires gris in der Maison du Roi ernannt und, da er sich während der Hundert Tage Napoleon nicht angeschlossen, 1815 zum Pair und Kommandanten der 1. Division der Gardeinfanterie erhoben. Er war Mitglied der Kommission, welche das Betragen aller Offiziere während der Hundert Tage untersuchen sollte, wurde 1817 zum Marquis ernannt und übernahm 21. Febr. 1820 das Ministerium des königl. Hauses, erhielt 1821 den Marschallsstab und 1823 beim Zuge nach Spanien das Kommando des 2. Reservekorps, mit welchem er Pamplona nahm. Im J. 1824 zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück und starb 10. Juni 1828 zu Paris.

Laurit, Mineral, s. unter Ruthenium.

Laurocerāsus, s. Kirschlorbeer.

Laurostearin, Laurinfett, das dem Stearin entsprechende Glyzerid der Laurinsäure, kommt im Lorbeeröl und den unter Laurinsäure genannten Pflanzenfetten vor. Zur Darstellung wird Lorbeeröl in flachen Schichten am Lichte gebleicht, von

ausgeschiedenen Harzteilen filtriert und in heißem Alkohol gelöst. Beim Erkalten scheidet sich L. in Krystallen aus, die durch mehrfache Umkrystallisation aus Alkohol zu reinigen sind. Lockere weiße, aus seideglänzenden Nadeln bestehende Masse, wenig in kaltem, leicht in heißem Alkohol und in Äther löslich. Schmilzt bei 44—45° C. Wird beim Erhitzen zersetzt.

Laurostearinsäure, s. Laurinsäure.

Laurus, s. Lorbeer.

Laurvig, Stadt im norweg. Amt Jarlsberg-Laurvig (s. d.).

Laus (lat.), Lob; Mehrzahl: Laudes (s. d.); cum laude, mit Lob (bei Censuren).

Laus (Insekt), s. Läuse.

Lausanne, Hauptstadt des schweiz. Kantons Waadt, liegt 520 m über dem Meere, 145 m über dem Spiegel des Genfersees, 52 km nordöstlich von Genf und ebenso weit südwestlich von Freiburg in dem Hügelgelände, das sich von der Hochebene des Jornt (s. d.) südlich zum See hinabsenkt. Auf und zwischen drei durch den Flon und dessen Zufluß Louve getrennten Hügeln erbaut, ist die Stadt in ihren ältern Teilen ein malerisches Gewirr krummer, steiler Straßen und Gäßchen, langer Treppen, unregelmäßiger Plätze, Terrassen u. s. w., während die neuen Quartiere, zum Teil durch Auffüllung und Überwölbung den Flüssen abgewonnen, breite regelmäßige Straßen und Plätze zeigen. Auf dem nördl. Hügel zwischen dem Flon und der Louve, der das Quartier der Cité (Altstadt) trägt, liegen das alte 1397—1431 erbaute Schloß der Bischöfe, später der bernischen Landvögte von L., das jetzt als kantonales Rathaus dient, die Akademie, ein großes unregelmäßiges Gebäude, 1587 errichtet, das außer den Lehrsälen für die Kantonsschule und die drei Fakultäten der Akademie das naturhistor. und das antiquarische Museum und die Kantonsbibliothek (60000 Bände) enthält; die Kathedrale, in welcher 1536 die Disputation von L. abgehalten und damit die Reformation des Waadt eingeleitet wurde, ein schöner got. Bau, 1235—75 an der Stelle einer ältern Kirche errichtet, mit einem 76 m hohen Turm, prächtigen Portalen und Fensterrosen und zahlreichen Grabmälern; endlich in der untern Cité das Kantonsspital und die deutsche Kirche. Von der Cité durch das im Thal des Flon gelegene Quartier du Pont geschieden, erhebt sich auf dem südl. Hügel das Quartier du Bourg, dessen Hauptstraße, die Rue du Bourg, einst der Sitz des bischöfl. Adels und der städtischen Geschlechter, jetzt noch eine der ansehnlichsten Straßen ist. Das Westende derselben mündet auf den Platz St.-François mit der spätgot. Kirche gleichen Namens, in der 1449 das Konzil von Basel zu Ende geführt wurde, und ein großer Viadukt, der Grand-Pont oder Pont-Pichard, 1839—44 erbaut, 26 m hoch, 188 m lang, führt von dem Platze über das tiefe Thal des Flon zum Quartier St.-Laurent hinüber, das den westl. Hügel einnimmt und die 1719—63 erbaute Kirche gleichen Namens umgibt. Zwischen St.-Laurent und der Cité liegt im teilweise aufgefüllten und überwölbten Thal der Louve das Quartier de la Palud, dem das alte Rathaus an der Place de la Palud, das Kunstmuseum (Musée Arlaud) und das monumentale Kornhaus auf dem geräumigen Platz de la Riponne angehören. In dem westlich anstoßenden Quartier du Grand Pré befindet sich die kath. Kirche. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen das neue Palais des Bundesgerichts auf der Promenade Montbenon, das Theater in dem eleganten Bahnhofquartier, das vorzüglich eingerichtete Blindenasyl, die große Irrenanstalt 3½ km nordwestlich der Stadt im Bois de Cery gelegen und das nach pennsylvan. System eingerichtete Zuchthaus. Rings um die Stadt schließt sich ein Kranz schöner, von Weinbergen, Gärten und Parkanlagen umgebener Villen und Landhäuser, der sich südlich bis zu der Vorstadt Ouchy erstreckt, die 380 m über dem Meere, 1½ km südlich von L. am See liegt, ein altes, früher bischöfl. Schloß und einen geräumigen Hafen besitzt und mit der Stadt durch eine pneumatische Eisenbahn verbunden ist. Die schönsten Punkte der Stadt und ihrer ungemein anmutigen Umgebung sind die Promenaden Derrière Bourg und Montbenon, die Terrasse der Kathedrale und das Signal von L., ein Hügel, der sich ¾ km nördlich vom Schlosse zu 648 m über dem Meere erhebt und eine herrliche Aussicht über die malerische Stadt, den See, die Alpen und den Jura gewährt.

Mit Einschluß seiner großen Gemarkung zählt L. (1880) 30179 E., worunter 25950 Protestanten, 3900 Katholiken, 158 Israeliten und 171 Andersgläubige; 78 Proz. der Bevölkerung sprechen französisch, 17 Proz. deutsch, 5 Proz. andere Sprachen. Mittelpunkt eines vorherrschend agrikolen Kantons, Sitz des eidgenössischen Bundesgerichts (seit 1875), der kantonalen Regierung, der Behörden des Bezirks L. (93 qkm, 37247 E.), einer Akademie, einer technischen Schule und vieler andern Unterrichtsanstalten ist L. mehr eine Beamten- und Gelehrtenstadt, als ein eigentlicher Industrie- und Handelsplatz. Von Industriezweigen sind zu erwähnen die Chokoladenfabrikation, die Maschinenindustrie und die Tabakfabrikation. Dem Handel, meist Wein-, Korn- und Holzhandel, dienen die Bahnlinien Genf-L.-Brig, L.-Freiburg-Bern, L.-Yverdon-Neuchâtel, L.-Payerne-Lyß, die schmalspurige Bahn L.-Echallens, die pneumatische Bahn L.-Ouchy und die Dampf- und Segelboote des Sees. Auch der Fremdenverkehr ist sehr lebhaft und die vorzüglichen Bildungsanstalten führen eine Menge junger Leute, namentlich aus England, Deutschland und der deutschen Schweiz, in die Institute und Pensionate der Stadt. Von den gemeinnützigen und gelehrten Vereinen sind hervorzuheben die Naturhistorische, die Historische, die Medizinische, die Litterarische und die Gemeinnützige Gesellschaft.

Das jetzige L. wurde wahrscheinlich zu Anfang des 6. Jahrh. gegründet, nachdem die röm. Stadt Lousonna, die 3½ km südwestlich von L. bei der Mündung der Flon lag, zerstört worden war. Die neue Stadt blühte so rasch auf, daß schon um 590 Bischof Marius seinen Sitz aus dem verfallenden Aventicum nach L. verlegte. Die Herrschaft der Bischöfe, die schon 1125 Reichsfürsten waren und zu den mächtigsten geistlichen und weltlichen Herren der Westschweiz gehörten, dauerte bis 1536, wo die Berner die Waadt eroberten, den Bischof und das Domkapitel vertrieben und die Reformation einführten. Beim Umsturz der alten Eidgenossenschaft 1798, welcher der bernischen Herrschaft ein Ende machte, wurde L. die Hauptstadt des Kanton Léman der Helvetischen Republik, aus dem durch die Mediationsakte 1803 der Kanton Waadt geschaffen wurde. Vgl. Blanchet, «L. dès les temps anciens» (Lausanne 1863).

Lauscha, Dorf in Sachsen-Meiningen, Kreis Sanneberg, in einem engen Thale des Thüringerwaldes an der Lauscha, zählt (1880) 2729 E., welche bedeutende Glasfabrikation (Thermometer, Barometer, Glasspielwaren, Perlen, künstliche Augen), außerdem Porzellanfabrikation, Porzellanmalerei und Holzschachtelfabrikation betrieben. Zu L. gründeten 1595 vertriebene Protestanten aus Böhmen die erste Glashütte in Thüringen.

Lauschkoller, s. unter Koller.

Laus Deo (lat.), d. h. Lob (sei) Gott, Formel, welche früher die Kaufleute über ihre Rechnungen setzten, daher scherzhaft soviel wie Rechnungs- oder Mohnzettel.

Läuse (Pediculina) nennt man eine Familie von ungeflügelten Insekten, welche nur parasitisch auf Säugetieren vorkommen, deren Blut sie mit ihrem ganz einstülpbaren Rüssel saugen, und aus birnförmigen, lederhäutigen, an den Haaren festklebenden Eiern (Nissen) auskriechen, welche sich mit einem Deckel öffnen. Sie bestehen mehrere Häutungen, aber keine wahre Verwandlung, sind schon nach kaum drei Wochen erwachsen und zur Fortpflanzung fähig, können sich daher ungeheuer vermehren und zu einer großen Plage werden. Jedoch ist ihr häufiges Vorkommen immer nur Folge von Unreinlichkeit.

Man kennt zwei Gattungen auf dem Menschen. Von den eigentlichen L. (Pediculus) suchen zwei Arten den Menschen heim: die Kopflaus (P. capitis, s. Tafel: Insekten IV, Fig. 46), mit ovalem Hinterleibe, dessen Segmente bräunlich gerandet sind, findet sich meist auf dem Hinterkopfe des Menschen ein; die Kleiderlaus (P. vestimenti), schmäler und länger als die vorige, mit länglichem Hinterleibe, dessen Segmente ungefleckt sind, kommt nur auf dem Leibe und den Kleidern, aber niemals auf dem Kopfe vor. Die Filzlaus (Phthirius pubis), kurz und breit, mit viereckigem Hinterleibe, gehört einer andern Gattung an und stellt sich an starkbehaarten Stellen des menschlichen Körpers (mit Ausnahme der Kopfhaare) ein. Die Schweinslaus (Haematopinus suis), 3 mm lang, auf dem letzten Hinterleibssegment mit zwei schwarzen Flecken, kommt häufig auf Schweinen vor und gehört ebenfalls zu einer andern Gattung, deren verschiedene Arten auch auf andern Haustieren (Rind, Ziege, Hund, Pferd u. s. w.) schmarotzen.

Läusekörner (Läusesamen), Bezeichnung für Kokkelskörner (Semina cocculi) und Stephanskörner (Semina Delphinii Staphysagriae).

Läusekraut, s. Pedicularis.

Läusesalbe (Unguentum Pediculorum) ist eine schwache Quecksilbersalbe mit Zusatz von gepulverten Stephans- und Kokkelskörnern, etwas Terpentin und Ruß.

Läusesamen, s. Läusekörner.

Läusesucht (Phthiriasis, Pediculosis) kann zunächst die massenhafte Ansammlung von Kopf- und Kleiderläusen auf einem Individuum bezeichnen, wobei namentlich die Körpergegenden betroffen sind, wo die Kleidungsstücke oder die Haut Falten bilden. Die Veränderung, welche die Haut durch die L. selbst erfährt, ist nur unbedeutend, dagegen wird sie durch das Kratzen sehr verändert und nimmt zuletzt eine dunkelbraune oder schiefergraue Färbung an. Werden die Schmarotzer getötet, auf der Haut durch Bäder, Quecksilbersalbe, Petroleum, Perubalsam u. dgl., in den Kleidungsstücken durch Hitze, so ist das Übel beseitigt und die Haut nimmt mit der Zeit ihre natürliche Beschaffenheit wieder an. Die Filzläuse haben ihren Sitz nur in den Schamhaaren, den Haaren des Stammes (beim Manne), den Achselhaaren, seltener im Barte. Dieses Ungeziefer ist leicht durch eine Sublimatlösung (in Alkohol, Kölnischem Wasser), durch Petroleum oder weiße Präcipitatsalbe zu töten. Die eigentliche L. ist eine Krankheit, bei welcher sich eine eigentümliche Milbe (Acarus) unter der Haut entwickelt. An diesen Stellen bilden sich heftig juckende Beulen, die endlich aufbrechen oder durch Kratzen geöffnet werden und eine ungemein große Menge der Schmarotzer entleeren. Natürlich können sich diese nur aus den in die Haut gelegten Eiern entwickeln. Die Krankheit soll fast nur bei abgelebten und abgezehrten Personen vorkommen; Sulla, Herodes, Philipp II. von Spanien u. a. sollen an derselben gelitten haben. In der neuern Zeit ist kein sicher beglaubigter Fall beobachtet worden.

Lausfliegen (Pupipara) ist der Name einer eigentümlichen Unterordnung der Fliegen, deren Arten parasitisch auf andern Tieren leben, meist das Flugvermögen und auch die Flügel eingebüßt haben und deren drei Brustringe zu einem gemeinsamen Brustkasten verschmolzen sind. Die Weibchen haben nur ein Ei, das im mütterlichen Körper ausschlüpft, woselbst die Larve, bis sie zur Verpuppung reif ist, durch das milchartige Sekret besonderer Drüsen ernährt wird. Die 8 mm lange Pferdelausfliege (Hippobosca equina; Tafel: Insekten I, Fig. 40) ist ein ekelhafter, schnell vor-, rück- und seitwärts laufender, platter Parasit der Rinder und Pferde, der im ausgebildeten Zustande zeitlebens etwas fliegen kann. Die 5 mm lange Hirschlaus (Lipoptena cervi) lebt erst geflügelt auf Vögeln, später, nach Verlust der Flügel, auf der Haut des Wildes; die flügellose Schafzecke (Melophagus ovinus) auf Schafen; die Vogellausfliegen (Ornithomyia) finden sich auf Vögeln und namentlich in deren Nestern. Hierher gehört auch die Bienenlaus (s. d.; vgl. Tafel: Biene und Bienenzucht, Fig. 16). Über L. schrieben besonders L. Dufour, R. Leuckart und Egger.

Lausigk, ursprünglich Luschka, d. h. Wiesenheim, Stadt im Königreich Sachsen, Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Borna, 12 km im SW. von Grimma, zählt (1880) 3465 E., welche Wollgewebe, Plüschwaren, Peitschen fabrizieren, Landbau treiben und Braunkohlenlager bearbeiten. Dabei das besuchte Herrmannsbad mit einer schwefel- und eisenreichen Hauptquelle.

Lausitz, richtiger: die Lausitzen (Lusatia superior et inferior) ist ein Name, mit welchem im Laufe der Zeit zwei völlig verschiedene, allerdings aneinander grenzende Länder bezeichnet worden sind, von denen nur die Niederlausitz denselben von jeher und mit Recht führt, die Oberlausitz aber erst seit Ende des 15. Jahrh. und durchaus irrigerweise ebenfalls damit belegt wird.

Die Oberlausitz ward seit dem 7. Jahrh. von dem slaw. Stamme der Milzener bewohnt, welcher, von Osten her einwandernd, das fruchtbare, offene Land besetzte, das im Osten vom Queis, im Westen vom Pulsnitzflusse begrenzt wird. Gegen Ende des 10. Jahrh. wurden sie von den Markgrafen von Meißen unterworfen und ihr Gebiet dem Deutschen Reiche einverleibt. Ihre Stammesburg Budissin ward jetzt auch für die Deutschen der Sitz der

militärisch-administrativen Verwaltung und somit die Hauptstadt des Landes. Dasselbe wurde nun Gau Milska aber Gau Budissin, bald aber Land Budissin genannt und bildete zunächst ein Pertinenzstück der Mark Meißen. Zwar bemächtigte sich 1002 der Polenfürst Boleslaw Chrobry desselben; allein dessen Sohn mußte es 1035 wieder an Meißen abtreten. Kaiser Heinrich IV. nahm es 1076 dem abtrünnigen Markgrafen Ekbert II. von Meißen und gab es dem treu gebliebenen Herzog Wratislaw von Böhmen. Dieser aber überließ es 1086 seinem Schwiegersohne Wiprecht von Groitzsch. Nach dem Tode von dessen Sohne, Heinrich von Groitzsch (†1136), gab König Konrad III. das Land Budissin an Konrad d. Gr. von Meißen abermals zurück, aber nach dessen Tode reichte Kaiser Friedrich I. dasselbe 1158 wieder an König Wladislaw von Böhmen zu Lehn. In diese zweite böhm. Epoche fällt die massenhafte Einwanderung Deutscher von Westen her, welche teils an der uralten, quer durch das Land führenden Handelsstraße aus altslaw. Dörfern (Kamenz, Löbau, Görlitz, Lauban) deutsche Städte, teils in den waldigen Gegenden im Norden und Süden ganz neue deutsche Dörfer schufen und so den Grund zu der allmählichen Germanisation wenigstens einzelner Landesteile legten. Bald nach seinem Regierungsantritt (1253) gab Ottokar II. von Böhmen das Land als Pfand für die Mitgift seiner Schwester Beatrix an deren Gemahl, den Markgrafen Otto III. von Brandenburg; so bildete dasjetbe 1253—1319 einen Bestandteil des damaligen brandenb. Staates. Im J. 1268 wurde das Land zwischen den beiden Linien der Markgrafen von Brandenburg in eine westl. Hälfte, das Land Budissin (im engern Sinne), und in eine östliche, das Land Görlitz, geteilt, wodurch die Stadt Görlitz Hauptstadt der östl. Hälfte wurde. Nach dem Tode des Markgrafen Waldemar d. Gr. von Brandenburg (1319) bemächtigte sich Herzog Heinrich von Jauer, ein Anverwandter desselben, des Landes Görlitz; das Land Budissin aber stellte sich freiwillig unter Johann den Luxemburger, als den damaligen Träger der Krone Böhmen, an welche 1346 nach Herzog Heinrichs kinderlosem Tode auch die östl. Hälfte völlig wieder zurückfiel.

In demselben Jahre (1346) schlossen die fünf freien, d. h. unmittelbar unter dem Landesherrn stehenden Städte Budissin, Görlitz, Kamenz, Löbau, Lauban und das bisher zum Lande Böhmen gehörige Zittau den sog. Sechsstädtebund gegen die zahlreichen adeligen Straßenräuber, durch welchen die Korporation dieser sechs königl. Städte nach und nach zu einer dem Adel völlig ebenbürtigen Stellung gelangte. «Land (d. h. Rittergutsbesitzer) und Städte» blieb seitdem die Bezeichnung für die beiden Stände des Landes. Während der langwierigen hussitischen Wirren im Königreich Böhmen hielt dasselbe zur kath. Partei und erkannte daher später (1467), ebenso wie die Niederlausitz, König Matthias von Ungarn als Landesherrn an. Erst durch die ungar. Kanzlei zu Ofen ward jetzt für das nördlichere, niedrigere, dieser beiden Länder die Benennung Niederlausitz, für das südlichere, höhere, die der Oberlausitz allgemein eingeführt. Seit 1490 wieder mit Böhmen vereinigt, nahm die Oberlausitz im 16. Jahrh. schnell und fast durchgängig die Reformation an. Als im Schmalkaldischen Kriege König Ferdinand von Böhmen auch von der Oberlausitz ein Truppenkontingent gegen den geächteten Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen unter Androhung eines «Pönfalls» verlangte, stellten Adel und Städte, jeder Stand für sich, die begehrten Söldner auf die Frist von zwei Monaten. Diese Frist ging für die Städte eben vor der entscheidenden Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) zu Ende. Ihre Abgeordneten lohnten die Söldner ab und entließen sie. Der Adel aber beließ die seinigen auch ferner bei dem Heere. Deshalb wurden die Sechsstädte von dem siegreichen König nun des Hochverrats angeklagt und all ihrer Rechte, Privilegien und Landgüter verlustig erklärt, außerdem noch zu Zahlung einer hohen Strafsumme verurteilt. Erst allmählich gelang es ihnen, die frühern Privilegien und Freiheiten und wenigstens einen Teil ihrer Güter von dem königl. Fiskus durch immer neue Geldopfer zurückzuerwerben. Da beim Beginn des Dreißigjährigen Kriegs auch die Abgeordneten der Oberlausitz auf dem allgemeinen Landtage zu Prag Kurfürst Friedrich von der Pfalz zum König von Böhmen mitwählten, so unterwarf 1620 Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen im Auftrage König Ferdinands II. mit Waffengewalt die beiden L. und erhielt dieselben 1623 zunächst als Pfand, 1635 aber als Erblehn der Krone Böhmen für die aufgewendeten Kriegskosten nebst deren Zinsen.

Die Niederlausitz hat ihren Namen von dem slaw. Stamme der Lusiri erhalten, welche von Bober und Oder im Osten bis gegen die Schwarze Elster im Westen hin wohnten, und ward 963 von Markgraf Gero unterworfen und dem Deutschen Reiche einverleibt. Anfangs ein Teil der sog. Ostmark, bildete dies Land später eine besondere Mark L., welche nach häufigem Herrscherwechsel 1136 an Konrad d. Gr. von Meißen gelangte und nun, bald mit Meißen vereinigt, bald wieder davon getrennt, im Besitze der Wettiner blieb, bis 1303 Diezmann, der Bruder Friedrichs des Freidigen von Meißen, sich genötigt sah, dies sein Land an die Markgrafen von Brandenburg zu veräußern. So standen jetzt die beiden L. auf kurze Zeit gemeinsam unter den brandenb. Askaniern. Als 1319 mit Waldemar d. Gr. dies Haus erlosch, übergab König Ludwig der Baier Brandenburg und die übrigen noch damit verbundenen Länder 1324 seinem eigenen Sohne Ludwig zu Lehn. Von den Wittelsbachern wurde die Niederlausitz mehrfach an benachbarte Fürsten (Meißen, Schweidnitz) versetzt und endlich 1373 völlig an Kaiser Karl IV. abgetreten. Seitdem dem böhm. Reiche inkorporiert, hatte sie, einzelne neue Verpfändungen abgerechnet, mit der Oberlausitz nicht nur gleiche Landesherren, sondern auch meist gleiche Schicksale. Durch den Traditionsrezeß vom 30. Mai 1635 und den Traditionsabschied vom 24. April 1636, durch welche die beiden L. völlig an Kursachsen abgetreten wurden, verpflichtete der Kaiser den Kurfürsten vor allem, die kath. Stifter sowie überhaupt den Katholizismus in beiden Ländern bei all seinen Rechten und Privilegien und in seinem damaligen Bestande zu belassen und zu erhalten, und behielt der Krone Böhmen in dieser Hinsicht ein Oberschutzrecht vor. In polit. Beziehung ward bestimmt, daß nach dem eventuellen Aussterben des kursächs. Mannsstammes (und des seitdem wirklich ausgestorbenen Mannsstammes des damaligen Hauses Sachsen-Altenburg) es der Krone Böhmen freistehen solle, ob sie die L. an den Mannsstamm der damals lebenden Töchter des Kurfürsten Johann Georg I. (das jetzige

Haus Hessen-Darmstadt und das Haus Oldenburg in Rußland und Oldenburg) weiter forterben lassen oder einlösen wolle, daß aber nach Aussterben auch dieser Linien beide Länder ohne Entschädigung an die Krone Böhmen zurückfallen sollten. Als 1815 die gesamte Niederlausitz und die Hälfte der Oberlausitz von Sachsen an Preußen abgetreten werden mußte, verzichtete Österreich zu Gunsten Preußens auf alle Rechte, die ihm aus dem Traditionsrezeß von 1635 auf diese Länder zustanden. In Betreff des bei Sachsen gebliebenen Teils der Oberlausitz ist ein solcher Verzicht nicht erfolgt.

Die Niederlausitz (6841 qkm mit 415000 E., wovon 50000 Wenden, Nachkommen der slaw. Lusici) wurde von Preußen zur Provinz Brandenburg geschlagen und bildet hier die Kreise Luckau, Sorau, Guben, Lübben, Kalau, Spremberg und Kottbus; die östl. und nördl. Oberlausitz (3400 qkm mit 253000 E., wovon 32000 Wenden, Nachkommen der slaw. Milzener) bildet die Kreise Görlitz, Rothenburg, Hoyerswerda und Lauban der Provinz Schlesien. Der einst fast völlig autonome Landtag hat jetzt wesentlich nur noch die Verwaltung der diesen Landschaften zustehenden Stiftungen und Gelder. Die sächs. Oberlausitz (2300 qkm mit 300000 E., wovon 50000 Wenden) bildete auch nach 1815 einen besondern, von den sächs. Erblanden geschiedenen Kreis, später wenigstens den Hauptbestandteil der Kreishauptmannschaft Bautzen (s. d.), und hat das Recht behalten, den auf den allgemeinen Landtagen des Königreichs Sachsen vereinbarten Gesetzen auf den jährlich dreimal zu Bautzen abgehaltenen Partikularlandtagen noch ihre spezielle Genehmigung erteilen zu dürfen.

Vgl. Käuffer, «Abriß der Oberlausitz. Geschichte» (3 Bde., Görl. 1803); Th. Scheltz, «Gesamtgeschichte der Ober- und Niederlausitz» (Bd. 1, bis 1373, Halle 1847; Bd. 2, bis 1439, Görl. 1882); Knothe, «Urkundliche Grundlagen zu einer Rechtsgeschichte der Oberlausitz bis Mitte des 16. Jahrh.» (Görl. 1877) und «Geschichte des Oberlausitzer Adels und seiner Güter vom 13. bis gegen Ende des 16. Jahrh.» (Lpz. 1879); Köhler, «Geschichte der Oberlausitz für Schule und Haus» (Görl. 1864); Bachmann, «Die Wiedervereinigung der L. mit Böhmen» (Wien 1882).

Lausitz (Gräfin von der), eigentlich Klara Maria Rosa, Gräfin Spinucci, Gemahlin des Prinzen Franz August Xaver (s. d.) von Sachsen.

Lausitzer Gebirge oder Lausitzer Bergplatte, Teil der Sudeten (s. d.).

Lauskörner, s. Läusekörner.

Lausmilben, s. unter Milben.

Laut nennt man im allgemeinen jeden bei bestimmter Stellung der Organe des Mundes und Kehlkopfes mit Hilfe des Respirations- (Atmungs-) stroms erzeugten Schall, sei es Klang (Ton) oder Geräusch. Zur Erzeugung eines Lautes sind notwendig: der durch die Atmungsorgane erzeugte Luftstrom, eine schallbildende Hemmung desselben im Kehlkopfe oder dessen Ansatzrohr (d. h. Rachen-, Mund- und Nasenhöhle) durch Verschluß oder Verengung, endlich ein durch dieses Ansatzrohr gebildeter Resonanzraum, der dem Schall eine bestimmte Färbung gibt. Die Stellungen, welche die Organe zu der erwähnten Hemmung einnehmen, heißen Artikulationen, der bestimmte Ort, wo die Hemmung stattfindet, die Artikulationsstelle des L. (in dem Begriffe «Laut» liegt demnach bereits das Artikuliertsein). Die von den so erzeugbaren L. in der menschlichen Sprache verwendeten heißen Sprachlaute, die von diesen in einer bestimmten Sprache vorkommenden bilden den Lautbestand derselben. Die Lehre von der Erzeugung, der besondern Art und dem Verhältnis der L. zueinander heißt Phonetik (vom griech. phonos, «Laut») oder Lautphysiologie; unter Lautlehre versteht man die Darstellung des Lautbestandes einer einzelnen Sprache oder Sprachengruppe und seiner Modifikationen.

Eine Hauptaufgabe der Phonetik ist die systematische Einteilung der Sprachlaute. Ihrem akustischen Wesen nach zerfallen die Laute in Sonore (reine Stimmlaute), d. h. durch die tönenden Schwingungen der Stimmbänder des Kehlkopfs erzeugte, durch die Stellung des Ansatzrohres nur modifizierbare Laute (dahin gehören die Vokale, aber auch ihrem eigentlichen Wesen nach r, l, n, m, j (i consonans), v (u consonans) und Geräuschlaute, erzeugt durch den an der betreffenden Artikulationsstelle des Ansatzrohrs (selten des Kehlkopfs) in der Form des Geräuschs (im Gegensatz zu Ton und Klang) hervorgerufenen Schall (dahin gehören die Konsonanten mit Ausnahme von r, l, m, n, j, v). Von den Konsonanten können indes einige außer dem charakteristischen Geräusche noch von einem Mittönen der Stimme begleitet sein, die sog. mediae (z. B. b, g); man nennt sie daher auch tönende Geräuschlaute. In Bezug auf die Artikulationsstelle sind zu unterscheiden die Artikulationen des Kehlkopfs (auf diesen beruhen die Sonorlaute; mit in Betracht kommen dieselben bei den tönenden Konsonanten; Geräuschlaute des Kehlkopfs sind h und der spiritus lenis) und des Ansatzrohrs; bei den letztern sind als wesentliche Gruppen zu unterscheiden: die Lippenlaute (Labiale), Verschluß oder Enge werden gebildet durch die beiden Lippen oder durch Oberlippe und Unterzähne (b, p, f u. a.); Zahnlaute (Dentale), Verschluß oder Enge gebildet durch die Zungenspitze und die Zähne oder die Alveolen der Oberzähne oder den harten Gaumen (hierher gehören die mannigfachen Arten der t- und d- wie s-Laute); die Gaumenlaute (Palatale), Verschluß oder Enge gebildet durch den mittlern Zungenrücken und den harten Gaumen (hierher z. B. im Deutschen das k, g vor e, i, das ch von ich); die Kehllaute (Gutturale), Verschluß oder Enge gebildet durch den hintern Zungenrücken und den weichen Gaumen (k, g vor a und andern sog. harten Vokalen, ch in ach u. a.). Jede dieser Abteilungen zerfällt in Unterabteilungen, je nachdem die betreffenden L. durch Verschluß gebildet werden (momentane oder Explosivlaute, z. B. k, t, g, d u. s. w.) oder durch Enge (Spiranten, z. B. s, f, w), ferner je nachdem sie reine Geräuschlaute sind (tonlose Konsonanten), oder begleitet von Stimmton (tönende Konsonanten). Manche Sprachen haben auch aspirierte Konsonanten oder Aspiratae. (S. Konsonant.)

Die gewöhnliche Einteilung der L. in Vokale und Konsonanten, welche für die praktische Grammatik immer die wichtigste bleiben wird, beruht nicht auf rein lautphysiol. Momenten, sondern auf der Verwendung der L. zur Silbenbildung: man unterschied L., die selbständig eine Silbe bilden können, von solchen, die nur in Begleitung eines der erstern eine Silbe bilden (daher con-sonans); da nun in den meisten früher grammatisch behandelten Sprachen nur die gewöhnlich sog. Vokale (a, e, i, o, u u. s. w.) als Silbenträger erscheinen, standen diesen

alle andern als Konsonanten gegenüber; allein von diesen Konsonanten können r, l, m, n u. a. ebensowohl Silbenträger sein und sind es in manchen Sprachen, z. B. böhmisch vrch (Gipfel), vlk (Wolf), daher man auch von r, l u. s. w. vocalis (sonans) spricht im Gegensatz zu r, l u. s. w. consonans.

Vgl. Brücke, «Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute» (2. Aufl., Wien 1876); Sievers, «Grundzüge der Phonetik» (Lpz. 1881), wo die Litteratur ausführlich angegeben ist.

Laute (ital. liuto, vom arab. al Oud), ein jetzt veraltetes Saiteninstrument, dessen Spielart der der Guitarre ähnlich war. Die L. hat einen gewölbten Körper, aus dünnen Spänen zusammengesetzt, und einen ziemlich langen Hals, dessen oberes Ende (Kragen) mit den Wirbeln in einem stumpfen Winkel zurückgebogen ist. Von den in Chöre abgeteilten 14 Saiten wurden nur die 6 höhern auf dem mit Bünden bezeichneten Griffbrett durch die Finger der linken Hand gegriffen, die 8 tiefern blieben für die Dauer eines Stücks unverändert, nach dessen jedesmaliger Tonart sie gestimmt wurden. Die L. hat eine von der gewöhnlichen Notenschrift ganz abweichende Tabulatur mit einem System von sechs Linien. Sie spielte in frühern Zeiten eine bedeutende Rolle. Nicht nur war sie, gleich dem Pianoforte, ein allgemein verbreitetes häusliches Instrument, sondern sie war auch im Orchester von hoher Bedeutung als ein sehr bequemes Mittel zur Ausführung einer Generalbaßstimme, zur Begleitung der Recitative u. s. w. Mit der steigenden Vervollkommnung anderer Saiteninstrumente, namentlich des Pianoforte, kam sie am Ende des 18. Jahrh. ganz außer Gebrauch. Der Ursprung der L. reicht bis ins Altertum zurück.

Lautenburg, Stadt in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Strasburg in Westpreußen, an der Welle, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat Eisengießerei und Maschinenfabriken, Dampfsägemühlen, Gerberei, und zählt (1880) 3820 meist kath. E. Die Stadt wurde 1307 gegründet.

Lautenthal, Bergstadt in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Hildesheim, Kreis Zellerfeld, in dem schönsten Teile des tiefen Thals der Innerste, Station der Linie Halle-Clausthal der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2721 meist prot. E. und treibt Bergbau bis in 441 m Tiefe auf Bleiglanz, Zinkblende u. s. w., hat Pochwerke, eine Silberhütte und Steinbrüche.

Lauter, mehrere kleine Flüsse in Deutschland:

Der bemerkenswerteste ist die Lauter (franz. auch Lutter genannt), die im bayr. Regierungsbezirk Pfalz entsteht, bei Hirschthal flößbar in das Elsaß eintritt, die Grenze zwischen der bayr. Pfalz und Elsaß-Lothringen bildet, dann in letzterm über Weißenburg und Lauterburg fließt und 5 km unterhalb Lauterburg in zwei Armen, Alte und Neue L., nach einem Laufe von 82 km in den Rhein fällt. Sie war 1815—70 Grenzfluß gegen Frankreich.

Lauter, linker Nebenfluß der Donau in Württemberg, entspringt auf der Alp bei Gächingen im Oberamt Urach und mündet nach einem Lauf von 47 km zwischen Ober- und Untermarchthal.

Lauter, Dorf im sächs. Regierungsbezirk Zwickau, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg, am Schwarzwasser, Haltepunkt der Linie Zwickau-Schwarzenberg der Sächsischen Staatsbahnen, hat Holzschleiferei, Fabriken für Papier, Maschinen, Blech- und Korbwaren und Ziegelbrennereien, und zählt (1880) 2687 E.

Lauterbach, Kreisstadt in der hess. Provinz Oberhessen, an der Lauter, Station der Linie Gießen-Fulda der Oberhessischen Eisenbahn, ist Sitz eines Kreisamts, Amtsgerichts und eines Forstamts und zählt (1880) 3295 meist prot. E., welche Baumwoll- und Leinen-, Wachstuch-, Preßspäne- und Pappenfabriken unterhalten. In der Nähe ist ein Schloß der Freiherren von Riedesel mit schönem Park.

Lauterberg am Harz, Flecken in der preuß. Provinz Hannover, Landdrosteibezirk Hildesheim, Kreis Osterode, am Austritt der Oder aus dem Harz, durch die Sekundärbahn Scharzfeld-L. mit der Linie Soest-Nordhausen der Preußischen Staatsbahnen verbunden, hat Eisengießereien und Maschinenfabriken, Schmiedereien, Nägel-, Zündwaren- und Möbelfabriken und zählt (1880) 3930 meist prot. E. Als klimatischer Kurort wird L. seiner herrlichen Umgebung wegen sehr stark frequentiert. Die Kaltwasserheilanstalt daselbst ist 1839 gegründet. Nahebei liegt das Eisenwerk Königshütte mit Maschinenfabrik und Eisengießerei.

Lauterbrunnen, Thal und Pfarrgemeinde im Bezirk Interlaken des schweiz. Kantons Bern. Das spaltenartig zwischen 5—700 m hohe Felswände eingeschnittene Thal erstreckt sich 12 km lang, an der Sohle nirgends über 1 km breit vom Fuße des Breithorns (3784 m) nördlich bis zu dem Engpaß zwischen Isenfluh und der Hunnenfluh, durch den das Thalwasser, die Weiße Lütschinen, in die Thalstufe von Zweilütschinen hinaustritt. Rechts wird das Thal von der Felspyramide des Schwarzmönchs (2654 m) und der bewachsenen Kette des Männlichen (2345 m) eingeschlossen, links erhebt sich die Kette des Schilthorns (2971 m). Den Hintergrund bildet der mächtige Gletschercirkus, der sich von der Jungfrau (4167 m) bis zum Gspaltenhorn (3436 m) ausdehnt. Von den zahlreichen Wasserfällen, denen das Thal seinen Namen verdankt, sind die bekanntesten der Doppelsturz des Schmadribachs, der Trümelbach und der berühmte 305 m hohe Staubbachfall oder Pletschen. Mit Interlaken ist das Thal durch eine Fahrstraße, mit Grindelwald durch den vielbegangenen Saumweg über die Wengernalp und die Kleine Scheidegg, mit dem Kienthal durch den rauhen Pfad über die Sefinenfurgge (2616 m) verbunden. Von den zahlreichen Gletscherpässen des Thalhintergrundes werden der Tschingelpaß (2824 m) ins Kanderthal und der Petersgrat (3205 m) ins Lötschenthal am häufigsten begangen. Die wichtigsten Wohnplätze des Thals, das eine Gemeinde von (1880) 2097 reform. E. bildet, sind das Pfarrdorf L., das 797 m über dem Meere, 11 km südlich von Interlaken unweit des Staubbachs am linken Ufer der Lütschinen liegt, die Luftkurorte Mürren (1636 m) und Gimmelwald (1386 m) auf den aussichtsreichen Terrassen am Fuße des Schilthorns und das Dörfchen Wengen (1319 m) auf der rechten Thalseite am Wege über die Wengernalp. Die Haupterwerbsquellen der Bevölkerung sind die Alpenwirtschaft und der sehr lebhafte Touristenverkehr. Verfallene Hüttenwerke bei Trachsellauenen in der obersten Thalstufe weisen auf den einstigen Silber- und Bleibergbau des Thals hin.

Lauterburg, Stadt im Kreise Weißenburg des deutsch-reichsländischen Bezirks Unterelsaß, an der

Lauter, unweit deren Mündung in den Rhein, an der Elsaß-Lothringer und der Pfälzischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Hopfenbau und zählt (1880) 1748 E. Beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs wurde L. 4. Aug. 1870 von bad. Truppen unter General von Werder ohne Widerstand besetzt. L. war ehemals eine Festung, ist aber jetzt eine offene Stadt.

Lauterburger Linien (Lignes de la Lutter), auch Weißenburger Linien genannt, hieß seit dem Spanischen Erbfolgekriege der durch die Lauter an der elsäss.-pfälzischen Grenze gebildete, durch Befestigungen verstärkte Verteidigungsabschnitt, welcher in den Operationsentwürfen einzelner Heerführer eine bedeutende Rolle spielte. An den L. ist es zu einer größern taktischen Entscheidung niemals gekommen, doch kam an denselben zuweilen der feindliche Vormarsch zum Stehen.

Lautere Brüder oder Brüder der Reinheit, heißen die Mitglieder eines arab. Ordens, welcher im 10. Jahrh. gestiftet wurde zur Pflege und Verbreitung der Wissenschaft. Zahlreiche Schriften aus den verschiedenen Gebieten der Philosophie sind von ihnen erhalten. Ihr Stammsitz war Bahra bei Dschidda; doch verbreiteten sie sich später über Arabien und besonders über Spanien.

Lauterecken, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, an der Mündung der Lauter in den Glan, Station der Linie Kaiserslautern-L. der Pfälzischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei und zählt (1880) 1383 meist prot. E., welche Weinbau, Viehzucht und Viehhandel treiben, große Gerbereien unterhalten und bedeutende Steinbrüche bearbeiten. L. war früher Residenz der Rheingrafen von Veldenz.

Läutern (technisch), soviel wie reinigen, von fremden Stoffen befreien; statt des Wortes L. wird vielfach das Fremdwort Raffinieren gebraucht.

Lauters-Deligne (Pauline), Sängerin, Gattin von Louis Gueymard (s. d.).

Läuterung, eine der Durchforstung (s. d.) ähnliche forstwirtschaftliche Maßregel.

Läutewerk (elektrisches), s. Elektrisches Läutewerk.

Lautgesetze nennt man in der neuern Grammatik diejenigen empirischen Gesetze, nach denen in einer bestimmten Sprache die Veränderung der Laute (der Lautwandel) erfolgt. Die Laute einer Sprache verändern sich teils im Laufe der Geschichte allmählich so, daß die Artikulationsstellen nicht dieselben bleiben, wodurch dann das gesamte Lautsystem eine andere Färbung erhält, wie es z. B. in der deutschen Lautverschiebung (s. d.) der Fall war, teils durch gegenseitige Beeinflussung (Assimilation im weitesten Sinne), z. B. wenn im Italienischen das lat. c (= k) vor e, i zu tsch wird, lat. cibus (d. i. kibus), ital. cibo (d. i. tschibo). Da diese Veränderungen der Laute nicht mit bewußtem Willen des Menschen geschehen, sind die sie beherrschenden Gesetze, die L., den Naturgesetzen vergleichbar und wirken an sich ausnahmslos (im Italienischen wird kein c vor e, i wie k gesprochen). Die Entwickelung der Sprache beruht aber nicht allein auf der Wirkung der L. und der durch sie bestimmten mechan. Lautveränderung, sondern es kommen andere, namentlich psychol. Faktoren dabei in Betracht, sodaß keine Sprache in Wirklichkeit das Bild darbietet, welches sie bei rein lautgesetzlicher Veränderung im Vergleich mit einem frühern Zustande darbieten würde.

Lauth (Franz Joseph), Ägyptolog, geb. 18. Febr. 1822 zu Arzheim in der Rheinpfalz, studierte in München, ward 1847 Lehrer an der Lateinschule zu Kusel, 1850 am Wilhelms-Gymnasium in München und 1856 zum Gymnasialprofessor ernannt. Von 1863 bis 1865 auf Reisen begriffen, wurde er dann an das Maximilians-Gymnasium in München versetzt und amtierte daselbst bis 1869. Hierauf wurde er zum Honorarprofessor an der königl. Universität und zugleich zum Konservator der ägypt. Sammlung ernannt und befaßte sich seitdem fast ausschließlich mit dem Studium der Ägyptologie. Seine Hauptschriften sind: «Die Geburt der Minerva auf der Cospianischen Schale» (Münch. 1851), «Das germanische Runen-Fudark» (Münch. 1857), «Les zodiaques de Denderah» (Münch. 1865), «Manetho und der turiner Königspapyrus» (Münch. 1865), «Moses der Ebräer» (Münch. 1869), «Ägyptische Chronologie» (Straßburg 1877), «Moses-Hysiarsiphos-Salichus» (Münch. 1879), «Aus Ägyptens Vorzeit» (5 Hefte, Berl. 1879—80). [den.

Lautiermethode, s. Lesen und Lesemetho-

Lautlehre, s. Laut.

Lautphysiologie, s. unter Laut.

Lautree, Stadt im franz. Depart. Tarn, Arrondissement Castres, 13 km im NNW. von Castres, Station der Linie Castres-Carmaux der Franz. Südbahn, hat eine schöne reform. Kirche und zählt (1876) 919, als Gemeinde 3051 E., welche Wein bauen und mit Geflügel und Vieh handeln.

Lautree (Odet de Foix, Seigneur de), franz. Marschall, geb. 1485, kämpfte in den Kriegen der Könige Ludwig XII. und Franz I. in Italien, zeichnete sich 1512 in der Schlacht bei Ravenna aus und erhielt 1516 den Oberbefehl des franz. Heeres. Als Generalgouverneur des Mailändischen trieb er durch Bedrückungen aller Art das Volk zur Empörung, wurde 1521 aus Mailand vertrieben und erlitt 1522 bei Bicocca eine Niederlage. L. erhielt dann ein Kommando in Südfrankreich und wurde in Bayonne von den Spaniern eingeschlossen, vermochte sich indessen zu halten. Er kam dann wieder nach Italien, focht 1525 in der Schlacht bei Pavia und übernahm 1527 abermals den Oberbefehl in Italien. L. hatte zunächst gegen die Kaiserlichen Erfolg, eroberte Alessandria und Pavia und zog nach Neapel. Bei der Belagerung dieser Stadt erlag er einer im franz. Heere ausbrechenden Seuche 16. Aug. 1528.

Lautverschiebung nannte Jakob Grimm ein Lautgesetz der german. Sprachen, dessen Wirkungen er zwar nicht zuerst beobachtete (namentlich der dän. Sprachforscher Rask war ihm darin vorangegangen), aber zuerst auf einen festen gesetzlichen Ausdruck brachte. Dieses Gesetz besteht, rein theoretisch gefaßt, darin, daß die ursprünglichen momentanen Konsonanten des Indogermanischen: tenues k, t, p; mediae g, d, b; aspiratae gh, dh (bh im Griechischen, mit dem man zum Zwecke der Erläuterung des Gesetzes öfter zu vergleichen pflegt, erscheinen die entsprechenden Lautgruppen als k, t, p; g, d, b; ch, th, ph), einem regelmäßigen Wechsel unterworfen sind, nach welchem die tenues zu aspiratae kh, th, ph; die mediae zu tenues k, t, p; die aspiratae zu mediae werden g, d, b; doch hat schon das älteste Deutsch, das Gotische, statt kh, ph, th die Spiranten h, f, th (ein Laut etwa = dem engl. th). Im Gotischen entspricht daher haúrn (ist. horn) dem griech. κέρας (lat. cornu), threis dem

griech. τρεῖς (lat. tres, drei), lotus dem griech. pūs pod-os (Fuß) u. s. w. (Vgl. Schleicher, «Kompendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen», 4. Aufl., Weim. 1876.) Auf der angegebenen Lautstufe haben außer dem Gotischen aber nur verharrt die niederdeutschen Dialekte, das Altnordische mit den neunordischen Sprachen, das Angelsächsische und Englische; alle hochdeutschen Dialekte haben eine zweite L. durchgemacht (gegenüber welcher jene die erste oder germanische genannt wird), indem die urdeutschen Konsonanten (gewöhnlich legt man zur Vergleichung den got. Lautbestand zu Grunde) dieselbe Bewegung noch einmal durchlaufen, h und f bleiben jedoch unverändert: so sollte der Theorie nach got. k, t, p zu kh, th, ph werden; dafür sind aber stets schon die Spiranten ch, z (s), f (pf) eingetreten, z. B. got. juk, althochdeutsch joch, got. tamjan, althochdeutsch zamjan, zeman (zähmen), got. hatis, althochdeutsch haz (Haß), got. hlaupan, althochdeutsch hlaufan (laufen), dagegen z. B. got. haúrn, hochdeutsch ebenfalls horn; got. g, d, b sollte zu k, t, p werden; es geschieht dies aber nicht in allen hochdeutschen Dialekten (nur im sog. strengen Althochdeutsch); got. th wird zu d, z. B. got. threis, althochdeutsch dri (drei). Vgl. R. von Raumer, «Die Aspiration und die L.» (Lpz. 1837); Scherer, «Zur Geschichte der deutschen Sprache» (2. Aufl., Berl. 1878).

Lauwers, Fluß im Königreich der Niederlande, bildet die Grenze zwischen den Provinzen Friesland und Groningen und ergießt sich durch das Reitdiep in die Nordseebucht Lauwersee.

Lauzerte, Stadt im franz. Depart. Tarn-et-Garonne, Arrondissement Moissac, 19 km im N. dieses Ortes, zählt (1876) 1386, als Gemeinde 2852 E., welche mit Getreide, Wein und Vieh handeln.

Lauzun (Antonin Nompar de Caumont, Graf, später Herzog von), Günstling Ludwigs XIV., geb. 1633 in der Gascogne, kam bei seiner Aufnahme am franz. Hofe in den Kreis der Gramont-Mazarins und trat dem König bald näher, der ihn mit höfischen und militärischen Würden auszeichnete. Im J. 1670 führte er das Korps, mit dem der Hof nach Flandern ging. In demselben Jahre ward ihm die Hand der Herzogin von Montpensier versprochen; eine Hofintrigue durchkreuzte aber die Heirat, und Ende 1671 erlebte L. einen völligen Sturz; er ward in die Bastille, dann nach Pignerolo gebracht, wo er 10 Jahre in Haft saß. L. lebte dann vier Jahre in der Provinz und kehrte hierauf an den Hof zurück. Man hat angenommen, daß er nun mit der Herzogin in heimlicher Ehe gelebt habe. Im J. 1688 ging L. nach England und führte nach dem Sturze Jakobs II. die Königin und den Prinzen von Wales im Dezember nach Frankreich. Im J. 1689 kommandierte er die franz. Armee in Irland, die in die Niederlage am Boynefluß 1691 verwickelt wurde. Er starb 19. Nov. 1723.

Lava nennt man die bei vulkanischen Eruptionen in glutflüssigem Zustande der Erdtiefe entströmenden Massen, welche beim Erkalten zu festen, zum Teil blasigen oder schlackigen, meist aber dichten, auch wohl glasigen Gesteinen erstarren. Die Laven sind wahrscheinlich Ergießungen des noch jetzt heißflüssigen Erdinnern, wie die andern sog. Eruptivgesteine, die Basalte, Grünsteine, Granite u. s. w., dergleichen Ergießungen in frühern Perioden waren. Ihre Zusammensetzung ist im allgemeinen diesen Gesteinen ganz ähnlich; sie schließen sich in dieser Beziehung ihnen vollständig an. Man unterscheidet Trachytlaven, Basaltlaven und Andesitlaven. Sie sind in der That nichts als Trachyte, Basalte und Andesite, welche in neuester Zeit als Lavaströme geflossen sind. Der Ausdruck L. bezeichnet also keine besondere Gesteinsart, sondern nur die vulkanische Entstehungsweise verschiedener Gesteinsarten.

In der Technik findet die L. mehrfache Verwendung. So werden harte und dichte Lavamassen zu Mühlsteinen, Bau- und Pflastersteinen verarbeitet; blasige und schaumige Laven liefern den Bimsstein; glasige Laven, welche schöne Zeichnungen aufweisen, dienen geschliffen als Material für Schmuckgegenstände, Knöpfe, Armbänder ꝛc.

Lavaglas, soviel wie Hyalithglas.

Lavagna, Stadt in der ital. Provinz Genua, Kreis Chiavari, am Golf von Genua, Station der Linie Pisa-Genua der Oberitalienischen Eisenbahnen, zählt (1881) 7028 E. und hat eine schöne, 1250 erbaute Kirche und Schiffswerfte. In der Umgegend sind berühmte Dachschieferbrüche. L. ist Stammsitz der Grafen Fieschi, von denen die Päpste Innocenz IV. und Hadrian V. sowie der Verschwörer Fiesco stammen.

Laval, Hauptstadt des franz. Depart. Mayenne, am Flusse Mayenne in der ehemaligen Grafschaft Maine, an der Linie Paris-Brest der Westbahn, die hier nach Mayenne und Château-Gontier abzweigt, 297 km im Westsüdwesten von Paris, ist im alten Teile schlecht gebaut, aber malerisch zwischen zwei Hügeln gelegen und mit alten festen Mauern umgeben. Die Stadt hat ein altes großes düsteres Schloß mit einem Donjon, welches einst Residenz der Herzöge von L. war und seit der Revolution als Gefängnis dient, einen Justizpalast in einem ehemaligen Schlosse, einen 1859 vollendeten bischöfl. Palast, mehrere monumentale Kirchen, darunter die Dreifaltigkeitskirche an der Stelle eines frühern Fort, das selbst wiederum die Stelle eines Jupitertempels eingenommen haben soll, schöne Promenaden, die Statuen des Erzbischofs Cheverus und des Wundarztes Ambroise Paré, eine schöne Brücke mit geschmackvollen Bogen, einen granitenen Viadukt der Eisenbahn mit neun Bogen und eine große, von den Herzögen von Trémouille erbaute Leinwandhalle, jetzt Ausstellungspalast. L. zählt (1881) 27 810 E., ist eine der hübschesten Städte Frankreichs, und Sitz eines Bischofs, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, eines Gewerberats, einer Handelskammer und einer Bankfiliale. Auch hat der Ort ein Lyceum, ein Lehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, eine öffentliche Bibliothek von 16000 Bänden, ein Naturalienkabinett, eine Ackerbaukammer, eine Gartenbaugesellschaft, eine Korrektionsanstalt und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Bevölkerung unterhält sehr bedeutende Manufakturen, namentlich in Leinwand, Zwillich, Kattun und andern Baumwollwaren, in Papier und Töpferwaren, außerdem Eisenhütten, Kalköfen, Öl-, Getreide- und Lohmühlen, Gerbereien, Marmorbrüche und Färbereien. Auch besteht ein lebhafter Handel mit den Erzeugnissen dieser Industrie, sowie mit Kleesamen, Korn, Vieh, Holz für die Marine. Die Märkte des Ortes sind daher sehr bedeutend. L. wurde angeblich von Karl dem Kahlen gegen die Einfälle der Bretagner erbaut, war später eine Baronie, die 1429 zur Grafschaft und Pairie erhoben wurde, und kam dann durch

Heirat an das Haus Montmorency, 1521 an Franz von Trémouille. Am 25. Okt. 1793 siegten die Vendéer unter Laroche über die Republikaner unter Westermann bei dem 9,5 km im Süden gelegenen Dorfe Entrammes, von wo sich 27. Okt. die Schlacht noch 18,5 km weiter, bis Château-Gontier (s. d.), hinzog.

Laval, franz. Adelsfamilie, s. unter Montmorency (Geschlecht).

Laval (Gilles de), Baron von Retz (s. d.).

Lavaletta, Hauptstadt der brit. Insel Malta, auf einer Landzunge, einst der Hauptsitz des Ordens der Johanniterritter, benannt nach dem Großmeister Jean de Lavalette, der sie 1566 gründete, gewährt von der Seeseite mit ihren vielen Palästen und prächtigen Kirchen einen reizenden Anblick und ist gut gebaut, stark befestigt und fast unbezwinglich, da die meisten Werke in Fels gehauen sind. Sie hat zwei ebenso geräumige als sichere, 1867 erweiterte Häfen, von denen der eine seit der brit. Besitznahme zum Freihafen erklärt ist, der andere als Quarantänehafen (Marsa-muscetto) dient. Als höchst wichtiger strategischer Punkt zur See ist L. das Hauptquartier der engl. Flottenstation im Mittelmeere. Die Straßen sind breit und meist mit Lava gepflastert und die Kais an den Häfen mit den schönsten Prachtgebäuden besetzt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der ehemalige Palast des Großmeisters, jetzt die Residenz des brit. Gouverneurs, der Palast der sieben Zungen (Provinzen des ehemaligen Ordens), das Stadthaus, die gewaltige Hauptkirche zu St. Johann und das reich ausgerüstete Seezeughaus. Unter den wissenschaftlichen Anstalten sind zu erwähnen: die Universität, die Sternwarte, die Bibliothek von mehr als 100000 Bänden, das allgemeine, das Floriana- und das Militärhospital, das Theater und der botan. Garten, der südlichste Europas. Die Stadt ist Sitz eines Erzbischofs und hat 23817 E., mit ihren Vorstädten 36439 E., welche bedeutende Seeschiffahrt und Handel treiben.

Lavalette (Charles Jean Marie Felix, Marquis de), franz. Diplomat, geb. zu Senlis 25. Nov. 1806, wurde 1837 Gesandtschaftssekretär in Stockholm, 1841 franz. Generalkonsul in Alexandria, 1846 bevollmächtigter Minister am Hofe zu Kassel und war 1851—53 außerordentlicher Gesandter in Konstantinopel. Im Mai 1860 ging L. abermals als Gesandter nach Konstantinopel, war 1861—64 bevollmächtigter Minister an dem päpstl. Hofe, erhielt im März 1865 das Portefeuille des Innern, und als Drouyn de l'Huys Anfang Sept. 1866 aus dem Ministerium des Äußern schied, übernahm er auch, bis zum Eintreffen des Marquis de Moustier, interimistisch die auswärtigen Geschäfte. In letzterer Stellung erließ er das Aufsehen erregende diplomatische Rundschreiben vom 16. Sept., in welchem sich die franz. Politik, im Gegensatze zu dem Verhalten Drouyn de l'Huys', sehr friedlich über Preußen und die Veränderungen in Deutschland äußerte. Auch nachdem er Nov. 1867 Minister des Äußern geworden, befolgte er eine friedliche Politik; 1869 wurde er Botschafter in London, zog sich aber nach Ernennung des Ministeriums Ollivier im Jan. 1870 ins Privatleben zurück. Er starb zu Paris 2. Mai 1881.

Lavalette (Marie Chamans, Graf), Generalpostdirektor unter Napoleon I., 1769 zu Paris geboren, hatte sich erst dem geistlichen Stande, dann dem Rechtsstudium gewidmet. Er war als Nationalgardist bei den Ereignissen vom 5. und 6. Okt. 1789 und 10. Aug. 1792 beteiligt, trat dann als Freiwilliger in die Armee, kämpfte am Rhein und in Italien, wurde nach der Schlacht von Arcole Adjutant Bonapartes und vermählte sich mit Emilie Louise Beauharnais (geb. 1781), der Nichte Josephinens. L. begleitete Bonaparte nach Ägypten und wurde vom Ersten Konsul nach einer Gesandtschaft an die Höfe von Dresden und Berlin an die Spitze des Postwesens gestellt und nach Gründung des Kaiserreichs zum Generalpostdirektor und Grafen erhoben. Mit der Restauration von 1814 mußte er sein Amt an den Grafen Ferrand abgeben. Als Ludwig XVIII. 20. März 1815 bei der Annäherung Napoleons Paris verließ, erschien L. einige Stunden nachher mit dem General Sébastiani vor Ferrand und nahm demselben im Namen des Kaisers die Postverwaltung ab. Nach der Rückkehr der Bourbons wurde L. 18. Juli 1815 verhaftet und 19. Nov. vor die Assisen gestellt, die ihn des Hochverratsschuldig erkannten. Seine Gemahlin wirkte sich die Erlaubnis aus, ihn am Vorabend vor seiner Hinrichtung (23. Dez.) mit ihrer Tochter zu besuchen. In dem Gefängnis wechselte sie mit L. die Kleider und blieb daselbst zurück, während L. in einer Sänfte unerkannt davongetragen wurde. Nachdem er 14 Tage verborgen gelebt, brachten ihn drei Engländer, General Wilson, Hauptmann Hutchinson und ein gewisser Bruce, im offenen Wagen und in der Uniform eines engl. Obersten über die Grenze nach Mons, wo er den Weg nach München einschlug. Jene drei wurden nebst zwei andern Engländern zu Paris in einen langen Prozeß verwickelt; die Gemahlin L.s mußte längere Zeit im Gefängnis bleiben, verfiel in Geisteszerrüttung und starb 18. Juni 1855. Im J. 1822 begnadigte Ludwig XVIII. den Flüchtling und gab ihm die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich. L. starb zu Paris 15. Febr. 1830. Seine «Mémoires et souvenirs» (2 Bde., Par. 1831) wurden von seiner Familie herausgegeben.

Lavallière (Louise Françoise de Labaume Leblanc, Herzogin de), Geliebte Ludwigs XIV., geb. 7. Aug. 1644 zu Tours, kam an den Hof des Herzogs von Orléans, wo sie Ehrendame der Prinzessin Henriette von England wurde. Ungeachtet sie keine große Schönheit war, ja ein wenig hinkte, bezauberte sie doch durch Anmut und liebenswürdiges Wesen und wurde 1661 die Geliebte des Königs. Sie gebar ihm vier Kinder, von denen eine Tochter, Marie Anne von Bourbon, Mademoiselle de Blois, geb. 1666, und der Graf von Vermandois, geb. 1667, am Leben blieben. Ludwig XIV. erhob zu ihren und ihrer Tochter Gunsten das Landgut Vaujour und die Baronie Saint-Christophle zum Herzogtum und zur Pairie. Als Ludwig XIV. der Montespan seine Gunst zuwandte, entfernte sie sich 1674 vom Hofe und trat in das Kloster der Karmeliterinnen zu Paris, nahm als Louise de la Miséricorde den Schleier und starb 6. Juni 1710.

Sie gilt als Verfasserin der «Réflexions sur la miséricorde de Dieu» (Par. 1685; zuletzt herausg. von Romain Cornut, Par. 1854). Frau von Genlis, welche diese Schrift (1804 u. öfter) herausgab, machte sie zum Gegenstand des Romans «Mademoiselle de L.»; Lebrun malte ihr Bild als büßende Magdalena. Vgl. «Mémoires de Madame la duchesse de L.» (2 Bde., Par. 1829). Ihr Leben

beschrieben Quatremère de Rossy (Par. 1823), Capefigue (1859), Houssaye (1860) und Duclas (1869).

Lavals Separator, s. unter Butter und Butterbereitung.

Lavandula *L.*, Lavendel, Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten. Man kennt gegen 20 Arten, die sämtlich den Mediterranländern angehören. Es sind Halbsträucher, deren Blüten in zu Ähren zusammengedrängte Scheinquirle gestellt und aus einem röhrig-walzigen, faltig-generoten Kelch und einer zweilippigen Blumenkrone mit helmartiger, zweilappiger Oberlippe zusammengesetzt sind. Die zweimächtigen Staubgefäße sind samt dem Griffel in der Röhre der Blumenkrone eingeschlossen. Alle Lavendelarten besitzen einen starken, durchdringenden, aber angenehm-aromatischen Geruch, welcher von ihrem reichen Gehalt an ätherischem Öl herrührt. Mehrere Arten sind deshalb zu offizinellen Pflanzen geworden. Dahin gehört der gemeine oder schmalblätterige Lavendel oder die Spike (L. Spica *L.* oder angustifolia *Ehrh.*), welche auf steinigen Bergen und Hügeln in Südeuropa einheimisch ist und blaue Blumen trägt, bei uns allgemein in Gärten, besonders auch zu Einfassungen der Blumenbeete kultiviert wird. Von dieser angenehm gewürzhaft riechenden und gewürzhaft-bitter schmeckenden Pflanze sind die länglich-linealen oder schmal-lanzettförmigen Blätter und noch mehr die Blütenähren in der Heilkunde als starkes Reizmittel gebräuchlich und werden vorzüglich äußerlich zu Umschlägen, Bädern u. dgl. angewendet. Als Räucherungsmittel sind die Lavendelblumen gleichfalls beliebt, und wegen ihres starken Geruchs werden sie auch als Mittel gegen die Motten gebraucht. Aus dieser Pflanze wird der Lavendelgeist (Eau de lavande) bereitet. Aus dem breitblätterigen Laoendel (L. latifolia *Ehrh.*), welcher ebenfalls in Südeurapa einheimisch, gewinnt man im südl. Frankreich das Lavendelöl (s. d.). Ferner ist noch zu erwähnen der sag. griechische oder arabische Lavendel (L. stoechas *L.*), welcher gleichfalls in Südeuropa und auch in Nordafrika wächst. Er hat einen stärtern Geruch als die beiden vorigen, wird aber sonst in ähnlicher Weise verwendet.

Lavant (die), Nebenfluß der Drau, entspringt am Zirbitzkogel in einer Höhe von 2046 m aus dem Lavantsee, tritt oberhalb Reichenfels aus Steiermark nach Kärnten über und fließt in nahezu südl. Lause bei Lavamünd links in die Drau. Das Lavantthal in Kärnten hat eine Länge van mehr als 60 km, zählt durch seine landschaftlichen Reize zu den schönsten des Alpengebiets und gilt wegen seiner Fruchtbarkeit und großen Industriewerke als der reichste Teil des Landes.

Lavater (Joh. Kasp.), einer der merkwürdigsten Männer des 18. Jahrh., wurde 15. Nov. 1741 zu Zürich, wo sein Vater Arzt war, geboren. Er erhielt seine Vorbildung auf dem Akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich 1759—62 daselbst dem Studium der Theologie. Mit Heinrich Füßli klagte er den Landvogt Grebel, dessen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rügen niemand gewagt hatte, 1762 bei der Regierung an, reiste in Gesellschaft Füßlis 1763 über Leipzig nach Berlin und dann zu dem Propst Spalding nach Barth in Schwedisch-Pommern. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt 1764 machte er sich zuerst durch seine trefflichen «Schweizerlieder» (Bern 1767) bekannt, denen die schwärmerisch-ascetischen «Aussichten in die Ewigkeit» (3 Bde., Zür. 1768—73; 3. Aufl., 4 Bde., 1777—78) folgten. Er wurde 1769 Diakanus, 1775 Pfarrer an der Waisenhauskirche zu Zürich, 1778 Diakonus an der dortigen Peterskirche und, nachdem er einen Ruf nach Bremen abgelehnt, 1786 Pfarrer an derselben Kirche. Seine früh geübte Beobachtungsgabe hatte ihn in Stand gesetzt, sich von allen Personen, mit denen er in Berührung kam, nach einigem Umgange bald ein treffliches Bild ihrer Natur und ihres Charakters zu machen. So kam er auf den Gedanken, die Linien des Menschenprofils für zuverlässige Merkmale des Charakters zu erklären und die Physiognomik zur Wissenschaft zu erheben. Nachdem er seit 1769 mit Ausführung dieser Idee sich beschäftigt, ließ er seine «Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe» (4 Bde., Lpz. u. Winterth. 1775—78; franz. mit vielen Zusätzen von L., 3 Bde., Haag 1781—85; im Auszuge von Armbruster, 3 Bde., Winterth. 1783—87; 2. Aufl. 1829) erscheinen, wodurch er eine ungemeine Berühmtheit erlangte. Eine Menge von Chodowiecki, Lips, Schellenberg u. a. gestochener und meist wohlgetroffener Porträts und Schattenrisse merkwürdiger Personen empfahl das Werk ebenso wie der Schwung des schwülstigen, in paetischen Kraftworten und begeisterten Ausrufungen hinrollenden Stils.

Aus der darüber entstandenen litterarischen Fehde, in welcher besanders G. Chr. Lichtenbergs witziger Aufsatz «Über Physiognomik wider die Physiagnomen» den Ausschlag gab, trug der unbefangene Teil der Leser die Überzeugung davon, daß die Grundlage der Physiognomik L.s nur in dessen persönlichen Gefühlen zu suchen sei. Besonders witzig wurden L.s Erfindungen von Musäus in dessen «Physiognomischen Reisen» persifliert. Trotzdem blieb L.s Popularität unerschüttert. Aus den verschiedensten Teilen Deutschlands, ja Europas wandten sich Männer und Frauen an ihn als ihren Vertrauten und Berater und seine Reisen waren Triumphzüge. Wegen seines freimütigen Auftretens gegen die franz. Usurpation wurde er im Mai nach Basel deportiert. Nach einigen Monaten entlassen, nahm er in Zürich seine Amtsthätigkeit wieder auf, bis sie 26. Sept. 1799, als Masséna Zürich wieder einnahm, für immer gehemmt wurde. Auf der Straße beschäftigt, Bedrohten beizustehen, schoß ein wahrscheinlich betrunkener Grenadier ihn durch die Seite. Nach langen Qualen starb er 2. Jan. 1801. Er selbst gab seine «Vermischten Schriften» (2 Bde., Winterth. 1774—81), sowie seine «Sämtlichen kleinern prosaischen Schriften» (3 Bde., Winterth. 1784—85), Geßner «L.s nachgelassene Schriften» (5 Bde., Zür. 1801—2) und Orelli «L.s ausgewählte Schriften» (8 Bdchn., Zür. 1841—44) heraus. Unter seinen Dichtungen sind neben den schon erwähnten «Schweizerliedern» seine bis in die neueste Zeit oft aufgelegten «200 christl. Lieder» hervorzuheben.

Vgl. Geßner, «Lebensbeschreibung L.s» (3 Bde., Winterth. 1802—3), «Gaethes Briefe an L.» (herausg. van Hirzel, Lpz. 1833); Hegner, «Beiträge zur nähern Kenntnis und wahren Darstellung L.s» (Lpz. 1836); Bodemann, «L. nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt» (Gatha 1856; 2. Aufl., 2 Bde., 1877); Ehmann, «Briefwechsel zwischen L. und Hasenkamp» (Bas. 1870).

Lavater (Louis), Pseudonym des Schriftstellers Ludw. Adolf Spach (s. d.).

Lavatēra *L.*, Pappelrose, eine zu den Malvaceen gerechnete Gattung, charakterisiert durch einen dreispaltigen Hüllkelch, einen fünfspaltigen Kelch und zahlreiche kreisförmig gestellte Teilfrüchte. In der mitteldeutschen Flora ist sie durch L. thuringiaca *L.* repräsentiert. Diese ist über 1 m hoch, hat einen aufrechten Stengel, welcher gleich den übrigen grünen Pflanzenteilen mit filzigen Sternhaaren überkleidet ist. Die untern Blätter sind fünf- die obern dreilappig und die hellrosenroten Blütenblätter tief ausgerandet. Eine prächtige Zierpflanze für die Rabatte oder den Gartenrasen ist L. trimestris *L.*, eine Einjährige Südeuropas. Sie hat unten rundlich-herzförmige, oben eckige und an der Spitze dreilappige Blätter mit lanzettförmigem Mittellappen und achselständige große, zart-rosenrote, dunkler geaderte und auf jedem der fünf Blütenblätter am Grunde mit einem bläulich-violetten Flecken gezierte, bei einer Varietät reinweiße Blumen. Einzelne aus beiden Pflanzen gebildete Gruppen auf großen Rasenplätzen sind sehr effektvoll und erhalten sich vom Juni bis zum Herbst in jugendlicher Schönheit. Man säet sie im April oder Mai an den Platz und verzieht die Pflänzchen bis auf einen allseitigen Abstand von 45 cm. Eine andere Art, L. Olbia, ist in Südfrankreich zu Hause, perennierend und fast baumartig und hat ziemlich große Blumen mit zweilappigen purpurrosenroten Blumenblättern. Sie ist in der Orangerie zu unterhalten.

Lavation (lat.), Waschung; Lavatorium, Waschbecken.

Lavaur, Stadt im franz. Depart. Tarn, Arrondissementshauptort, links am Agout, über welchen eine sehr kühne Brücke führt, hat eine alte Kathedrale aus dem 13. Jahrh., ein Collége, eine Bibliothek, Maulbeer- und Seidenzucht, Spinnerei, Weberei, Färberei, Gerberei und Steinkohlengruben und zählt (1876) 4937, als Gemeinde 7563 E. Hier fand 1212 ein Konzil gegen die Albigenser statt, nachdem Simon von Montfort 3. Mai 1211 diese stärkste Festung derselben erobert. Von 1317 bis 1790 war L. Sitz eines Bischofs.

Lavaux (deutsch Ryfflthal), Bezirk des schweiz. Kantons Waadt, liegt zwischen Lausanne und Vevey an der südl. Abdachung des Jorat auf dem rechten Ufer des Genfersees und zählt (1880) auf 78 qkm in 12 Gemeinden 9833 meist reform. E. (214 kath.), deren Haupterwerbsquellen der Weinbau, der Ackerbau und die Viehzucht sind. Der nördliche, an den Jorat gelehnte Teil des Bezirks ist eine von waldigen Hügelrücken durchzogene Hochebene mit rauhem Klima und nicht sehr ergiebigem Boden, der südliche dagegen, der steil mit terrassierten Rebenhalden vom Rande der Hochebene gegen den See abfällt, ist die reichste und fruchtbarste Gegend der Waadt und liefert vorzügliche Weißweine, unter denen diejenigen von Epesses, Rivaz und St.-Saphorin am höchsten geschätzt werden. Die wichtigsten Orte sind die Städtchen Cully (s. d.) und Lutry (2246 E.), beide am See. L. wird von den Linien Lausanne-Sitten-Brig und Lausanne-Freiburg-Bern der Schweizerischen Westbahn durchschnitten.

Laveleye (Emil Ludwig Victor de), belg. liberaler Publizist und Nationalökonom, geb. zu Brügge 5. April 1822, ist seit 1864 ord. Professor der Staatswirtschaft an der Universität Lüttich. Seine Hauptwerke auf dem Gebiete der Politik, der Volks- und Landwirtschaftslehre sind: «Essai sur l'économie rurale de la Belgique» (1863; 2. Ausg. 1875), «La Lombardie et la Suisse; études d'économie rurale» (1869), «Études et essais» (1869), «Le marché monétaire et ses crises depuis 50 ans» (1865), «La Prusse et l'Autriche depuis Sadowa» (2 Bde., 1870), «De la propriété et de ses formes primitives» (1873; deutsch von Bücher, Lpz. 1879), «Le protestantisme et le catholicisme» (1875; deutsch von Bluntschli, Nördl. 1875), «Lettres d'Italie 1878—79» (1880), «Le socialisme contemporain» (1881; deutsch von Eheberg, Tüb. 1884), «Nouvelles lettres d'Italie» (1884). Von seiner Broschüre «Le parti clérical en Belgique» (1874; deutsch, Bonn 1875) sind 2 Mill. Exemplare in zehn Sprachen verbreitet worden. L. ist Mitredacteur der «Revue de Belgique» und seit 1867 korrespondierendes, seit 1872 wirkliches Mitglied der Belgischen Akademie der Wissenschaften.

Lavello, Stadt in der ital. Provinz Potenza, 15 km nördlich von Venosa, wohin das an Oliven, Reben und Mandeln reiche Rondinothal führt, liegt auf einem schwach belaubten, von Erdbeben zerklüfteten Hügelrücken, 4 km rechts vom Ofanto, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale und zählt (1881) 6275 E. Hier starb 1254 König Konrad IV. der Hohenstaufe.

Lavement, s. Klystier.

Lavendel, s. Lavandula.

Lavendelöl, das ätherische Öl von Lavandula vera und L. augustifolia, die in England, namentlich in der Gegend von Mitcham und Hitchin in umfangreichem Maßstabe zur Gewinnung dieses Öls angebaut worden. Das Öl ist zwar in allen Teilen der Pflanze enthalten, doch gewinnt man die feinste Qualität nur aus den frischen Blüten durch Dampfdestillation. Von 100 kg Blüten erhält man 1,8—2 kg Öl oder bei einer guten Ernte pro Hektar 17—20 l. Das engl. Öl zeichnet sich durch Feinheit des Geruchs aus und ist dem franz. Lavande des Alpes vorzuziehen; eine geringe Sorte wird durch Destillation von Lavandula spica gewonnen und im Handel als Spiköl bezeichnet.

Lavendelwasser (Eau de Lavande), Kosmetikum, eine Lösung von 250 g engl. Lavendelöl in 6 l Weingeist und Zusatz von 1 l Rosenwasser.

Lavēno, Flecken in der ital. Provinz Como, auf dem östl. Ufer des Lago-Maggiore, Pallanza gegenüber, an der Mündung des aus dem Valle Cuvio kommenden Boëfio, überragt von dem aussichtsreichen Sasso di Ferro (1084 m), Station der Linien Novara-Pino (Gotthardlinie) und Gallarate-L. der Oberital. Eisenbahnen, sowie der Dampferlinie Magadino-Arona, zählt (1881) 1848 E. und besitzt bedeutende Töpfereien. Ehemals war L. ein befestigter Kriegshafen; nach 1859 wurden die Festungswerke von den Piemontesen geschleift.

Laverna, die röm. Schutzgöttin der Diebe, welche an einem nach ihr benannten Thor (porta Lavernalis) einen Altar hatte.

Laves (Georg Ludw. Friedr.), namhafter deutscher Architekt, geb. zu Uslar 17. Dez. 1789, erhielt seine Bildung in Kassel und Göttingen und auf Reisen nach Italien und Frankreich. Er machte sich zuerst durch einen Plan zu einem neuen Residenzschlosse in Hannover bekannt; doch kam in der Folge nicht dieser, sondern ein von seinem Oheim und Lehrer Jussow entworfener, von ihm blos

umgearbeiteter Erweiterungs- und Verschönerungsplan des Schlosses zur Ausführung. Nach L.' Plan wurde der Paradeplatz in Hannover und die Waterloosäule auf demselben ausgeführt. Sehr bekannt wurde L. durch seine Erfindung eines neuen Konstruktionssystems in Holz und Eisen, besonders für Brücken und große Bedachungen, wobei es keiner Widerlager bedarf. Im J. 1852 wurde das von L. erbaute Hoftheater in Hannover vollendet. Zu den übrigen Bauten L.' gehört ein Mausoleum für die Gemahlin des Königs Ernst August im Garten zu Herrenhausen, sowie das dortige Palmenhaus. L. huldigte auch in seinen Privatbauten dem griech.-röm. Stil. Er starb 30. April 1864.

Lavey, Dorf und Bad im Bezirk Aigle des schweiz. Kantons Waadt. Das Dorf liegt 475 m über dem Meere, 3½ km südlich von Bex, gegenüber St.-Maurice auf der rechten Seite des Rhônethals und zählt als Gemeinde (1880) 329 E. Das Bad, 433 m über dem Meere, 5 km südlich von Bex, 2 km südöstlich von St.-Maurice am rechten Rhôneufer gelegen, besteht aus einem großen eleganten Kurhaus, einem Badehaus und mehrern Dependenzen und besitzt eine kräftige Schwefelkochsalztherme von 45° C., welche 1813 im Bett des Rhône entdeckt, aber erst 1833 gefaßt wurde und seither namentlich bei rheumatischen und skrofulösen Krankheiten Verwendung findet. Vgl. Gsell-Fels, «Kurorte der Schweiz» (Zür. 1880).

Lavezstein, Varietät des Chloritschiefers (s. d.).

Lavieren, nautischer Ausdruck, s. Kreuzen.

Lavieren (frz. waschen), in der Malerei eine aufgetragene Farbe mit Wasser vertreiben, auch mit dünner Wasserfarbe schattieren, tuschen; daher (dessin au) lavis, Tuschzeichnung.

Lavinen, s. Lawinen.

Lavinia, Gemahlin des Aneas (s. d.).

Lavinium, Stadt in Latium, nordwestlich von Laurentum, wurde der Sage nach von Aneas (s. d.) gegründet und zu Ehren seiner Gattin Lavinia, einer Tochter des Latinus, so genannt und war die Mutterstadt von Albalonga (s. d.); jetzt das geringe Dorf Pratica, 23 km südlich von Rom.

Lavis (frz.), das Zeichnen oder Malen mit Tusche; s. Lavieren.

Lavis, Marktflecken in der tirol. Bezirkshauptmannschaft Trient am Ausgange des Zimmerthals (Val di Cembra) in das Etschthal und am Flusse Lavis oder Avisio, einem linken Nebenfluß der Etsch, 7,5 km nördlich von Trient, ist Station der Linie Kufstein-Peri der Österreichischen Südbahn, Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2985 E. Die Bahn überschreitet hier den Avisio an seiner Mündung in die Etsch auf einer 921 m langen Brücke.

Lavizzara (Val), Landschaft im Bezirk Valle Maggia des schweiz. Kantons Tessin, umfaßt das obere Thal der Maggia von ihrer Quelle bis zur Mündung der Bavona bei Bignasco (434 m) samt den Seitenthälern Val Peccia, Val Prato u. s. w. Von den Thälern des Ticino, des Verzasca und des Bavona wird L. durch 2—3000 m hohe, steil abfallende Gneismauern geschieden, deren höchste Zinne, der Campo Tencia, zu 3075 m ansteigt. Das Hauptthal, hakenförmig nach NO., SO., S. und SW. gekrümmt, 25 km lang, an der Sohle selten bis ½ km breit, zerfällt in die Thalstufen Campo la Torba, Val Sambucco, Val L. und Val Broglio, von denen die beiden ersten einförmige ernste Hochthäler mit steilen steinigen Alpweiden und spärlichem Lärchenwald sind, während die letztern, aus abwechselnden Felsschluchten und Thalkesseln bestehend, neben Weiden und Nadelwäldern auch Buchen und Kastanien, Getreidefelder und von Broglio (710 m) abwärts Reben aufweisen. Das Val L. zählt in 6 Gemeinden (1880) 1125 E., deren Haupterwerbsquellen die Alpenwirtschaft und die Ausbeutung der Topf- oder Lavezsteinbrüche sind, nach denen das Thal benannt sein soll. Die wichtigsten Ortschaften sind Peccia (849 m, 267 E.) am Eingang des gleichnamigen Seitenthals und das oberste Winterdorf, Fusio (1281 m, 211 E.), das mit Locarno durch eine 54 km lange Poststraße, mit Airolo und Faido im Livinenthal (Leventina) durch die Saumwege über den Passo di Sassello (2346 m) und den Passo Campolungo (2324 m) verbunden ist.

Lavoisier (Antoine Laurent), der Begründer der antiphlogistischen Chemie, geb. zu Paris 16. Aug. 1743 als Sohn eines reichen Großhändlers, studierte unter Lacaille Astronomie, unter Rouelle Chemie und unter B. de Jussieu Botanik. Als 1764 die franz. Regierung die beste Art der Straßenbeleuchtung zum Gegenstand einer Preisaufgabe machte, gewann er den Preis. Schon 1768 wurde er von der Akademie als Mitglied aufgenommen. Im J. 1771 machte er die ersten Versuche über den Gebrauch der Wage beim Studium der chem. Erscheinungen. Zu der nämlichen Zeit bewarb er sich beim Finanzwesen um eine Stelle als Generalpächter, die er auch erhielt. Er wurde 1776 an die Spitze der Salpeterregie gestellt und veröffentlichte eine Vorschrift zur Erzeugung des Salpeters, welche lange Zeit den Salpeterfabrikanten als Richtschnur gedient hat. Allmählich kam er bei seinen umfassenden chem. Arbeiten dahin, den Irrtum der Theorie Stahls (s. d.) einzusehen, nach welcher in den verbrennlichen Körpern ein eigenartiger Stoff, das sog. Phlogiston, sich befinden sollte, von dem man annahm, daß es beim Verbrennungsprozeß entweiche. Die Entdeckungen Blacks, Priestleys, besonders Cavendishs, der 1774 den Sauerstoff entdeckte, benutzend und die atmosphärische Luft analysierend, stellte er nun den Satz auf, daß bei der Verkalkung, d. h. bei der Oxydation eines Metalls, dasselbe Sauerstoff aufnehme, und begründete dadurch das antiphlogistische System. Er zerlegte 1783 zuerst das Wasser in seine Bestandteile und bildete gleicherweise durch Verbrennung von Sauer- und Wasserstoffgas Wasser. Viel beschäftigte er sich auch mit der Theorie des Verbrennungsprozesses, des Wärmestoffs, der Auflösung der Metalle, der Vegetation, des Atmungsprozesses, der Gärung u. s. w. Nachdem er 1788 einer der Administratoren der Discontokasse und einer der Kommissarien des Nationalschatzes geworden war, wurde er 1790 zum Mitgliede der berühmten Kommission zur Regulierung des Maß- und Gewichtssystems ernannt. Nebst vielen andern ehemaligen Generalpächtern wurde er während der Schreckenszeit verhaftet, 6. Mai zum Tode verurteilt und 8. Mai 1794 guillotiniert. L.s Hauptwerk ist der «Traité élémentaire de chimie» (2 Bde., Par. 1789; 3. Aufl. 1801; deutsch von Hermbstädt, 2 Bde., Berl. 1792), dem sich die «Opuscules physiques et chimiques» (Par. 1774; 2. Aufl. 1801) und die von seiner Gattin herausgegebenen «Mémoires de chimie» (2 Bde., Par. 1805) anschließen.

Lavoisium, chem. Zeichen oder Symbol Ls. ein von dem franz. Chemiker Prat im J. 1877 in einigen Varietäten von Schwefelkiesen entdecktes, silberweißes, hämmer- und schmelzbares Metall, welches er Lavoisier (s. d.) zu Ehren benannte. Nach Prats Angabe ist die Dichtigkeit dieses Metalls 7; es verändert sich selbst in feuchter Luft nicht, wird aber von Chlor, Brom und Jod bei gewöhnlicher Temperatur schon angegriffen; es bildet farblose und krystallisierbare Salze, in welchen Ferrocyankalium einen rosenroten, Schwefelwasserstoff einen rehfarbenen Niederschlag bildet; seine phosphorsauren Verbindungen sind in Ammoniak löslich. Das Mineral, worin Prat das L. gefunden und welches er Lavoisifère genannt, ist schwarz und graphitartig, hat Metallglanz und kommt in festen Massen vor. Das Metall konnte durch Spektralanalyse nicht entdeckt werden, weil es mit Kupfer vermengt vorkommt und wie dieses 24 Hauptstreifen im Spektrum zeigt. In seinem Spektrum treten zwar die roten Strahlen deutlicher hervor, es wird aber doch von dem des Kupfers völlig verdeckt, wenn man beide Metalle als Chlorverbindungen in die Bunsensche Flamme bringt.

Law (Alexandre Jacques Bernard), Marquis de Lauriston (s. d.). [borough (s. d.).

Law (Edward), Baron (und Graf von) Ellen-

Law (Jean, Law of Lauriston), berüchtigt durch seine finanziellen Operationen während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. in Frankreich, wurde 1671 zu Edinburgh in Schottland geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Goldschmied und Bankier, kaufte das Landgut Lauriston, nach dem sich dessen Nachkommen L. of Lauriston nannten. L. kam im Alter von 20 J. nach London; von hier ging er nach Amsterdam, um die Operationen der Bank kennen zu lernen. Gegen 1700 kehrte er nach Schottland zurück, entwarf den Plan zu einer großartigen Kreditanstalt und ging damit auf den Kontinent. Er bereiste Frankreich, Italien und Deutschland und gewann als Spieler ein Vermögen von 2 Mill. Livres; doch vergebens bot er den Höfen seine Kreditpläne an. Als sich in den letzten Jahren Ludwigs XIV. die Finanzlage in Frankreich immer trostloser gestaltete, fanden endlich die Entwürfe L.s am Hofe zu Versailles Eingang. L. versprach mittels einer Zettelbank, in deren Kasse das Metallkapital des Landes fließen sollte, die Staatsschulden zu tilgen. Ludwig XIV. starb, als die Bank ins Leben treten sollte, und erst nachdem der Herzog von Noailles durch seine Finanzkünste die Lage des Staats noch unheilbarer gemacht, erhielt L. im Mai 1716 die Erlaubnis zur Errichtung einer Privatbank auf Aktien, deren reeller Fonds nur 3300000 Livres betrug. Später acceptierte der Herzog von Orléans als Regent den vollen Plan L.s. Ein Edikt vom 4. Dez. 1718 verwandelte die Privatbank in eine Staatsbank, und L. blieb Direktor derselben. Sogleich begann eine ungeheuere Ausgabe von Bankzetteln. Unterdeß hatte L. auch eine Handelskompagnie auf Aktien unter dem Namen Compagnie d'Occident gegründet, welche die Ausbeutung und Kolonisierung Canadas und der Länder am Mississippi bezweckte. Auch diese sollte in den Kreis der beabsichtigten Operationen eintreten. Man vereinigte die Ostindische mit der Mississippi-Kompagnie zu der Compagnie des Indes. Um den Gewinn zu steigern, überließ man ihr ferner die Pachtungen der Staatsgefälle. Sie erhielt allmählich das Tabaksmonopol, die Generalpacht der Steuern, das Münzregal und die Verwaltung der allgemeinen Einnahmen.

Eine außerordentliche Spekulationswut bemächtigte sich hiermit des Volks. Man trug das Gold in die Bank und war glücklich, Zettel zu erhalten, die eigentlich gar keine Garantie besaßen. Während die Aktien enorm stiegen, folgte eine Aktienkreierung und eine Ausgabe von Bankzetteln der andern. Handel, Industrie und Konsumtion nahmen bei der Fülle des Kapitals den schnellsten Aufschwung. Inmitten des Überflusses unternahm nun L. die scheinbare Tilgung der Staatsschulden. Er legte in der Bank Massen von Aktien nieder, die nie ausgegeben wurden, und nahm dafür Bankzettel. Die Kompagnie lieh dann diese Zettel der Regierung zu 3 Proz., und letztere zahlte damit die 4prozentigen Renten zurück. Die Gesamtzahl der Aktien, die er in kurzen Zwischenräumen kreierte, belief sich auf 625000, von denen jedoch der dritte Teil in den Händen der Kompagnie blieb. Die Summe der Bankzettel, die man emittierte, berechnete man auf mehr als 3½ Milliarden. Diese ungeheuere Papiermasse, nur durch Agiotage künstlich gehalten, konnte weder je bezahlt werden, noch wirklich im Umlauf bleiben. Bald genug folgten Enttäuschung und Ruin. Die Papiermasse nahm ihren Weg nach der Bank zurück, die bald erschöpft war. Um L. mit hinreichender Gewalt zur Aufrechthaltung seines Systems zu bekleiden, erhob ihn der Regent im Jan. 1720 zum Staatsrat und Generalkontrolleur der Finanzen. Er erhöhte nun zur Aufrechthaltung des Kurses die Aktiendividende auf 40 Proz. und griff, da dies der Wut, die Aktien abzusetzen und die Zettel zu verwerten, nicht Einhalt that, zu einer Menge von Gewaltmitteln, welche die Konversion des Papiers unmöglich machen sollten, die aber nur den Ruin des Kredits beschleunigten. Das Metallgeld wurde nach Bedürfnis der Bank bald willkürlich erhöht, bald erniedrigt, die Ablieferung alles Goldes und Silbers bei Strafe der Konfiskation befohlen, das Tragen und der Besitz von Kleinodien bei gleicher Strafe verboten.

Um den Staat von der Verantwortlichkeit rücksichtlich der Bank zu befreien, vereinigte L. 22. Febr. die Bank mit der Kompagnie und spiegelte dabei den Aktionären einen großen Gewinn vor, während die Bank schon völlig bankrott war. Ein Gesetz vom 27. Febr. befahl hierauf, daß niemand mehr als 500 Livres in Metallmünze bei sich führen, sowie daß die Fabrikation von Gold- und Silbergeschirr aufhören sollte. Da sich aber das Volk an diese Gesetze nicht kehrte, so schaffte L. überhaupt den Gebrauch des Goldes als Münze ab und erlaubte fortan in gewissen Grenzen nur ein übermäßig erhöhtes Silbergeld. Endlich beschloß L. eine Verminderung dee Papiere. Nachdem er 5. März die Aktie gesetzlich auf den Fuß von 9000 Livres beschränkt, setzte er einige Tage später den Nominalwert der Bankzettel auf die Hälfte herab. Diese unter den Umständen einzig vernünftige Maßregel brachte jedoch ganz Frankreich in Aufruhr und das Gesetz mußte sogleich zurückgenommen werden. L. legte das Ministerium nieder und im Juli stellte die Bank ihre Zahlungen gänzlich ein. Die Bankzettel fielen hierauf enorm. L. überließ dem Staate sein großes Vermögen und floh, vom Volkshasse verfolgt, in den letzten Tagen des Dez. 1720 nach Brüssel. Die Regierung nahm die Finanzen von

der Kompagnie zurück und ordnete ein Visa aller Effekten an, in welchem die Masse des Papiers um mehr als den dritten Teil unterdrückt wurde. Das Publikum erhielt die Erlaubnis, den Rest in 1prozentigen Staatsrenten anzulegen. Die Notion hatte bei diesem ersten Versuche zur Einführung des öffentlichen Kredits unermeßlich verloren. L. ließ sich später in Venedig nieder. Hier geriet er in große Dürftigkeit; als er im Mai 1729 starb, hinterließ er seiner Familie nichts als einen Diamanten von 40000 Livres Wert.

Vgl. «Histoire du système de finances sous la minorité de Louis XV» (6 Bde., Hoog 1739); Kurtzel, «Geschichte der L.schen Finanzoperation» in Raumers «Histor. Taschenbuch» (1846); ferner die Schriften von Cochut (Par. 1853), Levasseur (Par. 1857) und Horn (Lpz. 1858).

Lawinen oder Laulnen, in Tirol Lähne, frz. Avalanches, heißen in den Alpen und andern Hochgebirgen große stürzende Schnee- und Eismassen. Nach der Art der Bewegung und der Beschaffenheit des Materials unterscheidet man drei Grundformen. Staublowinen entstehen bei kaltem Wetter, meist während des Schneefalls, wenn feinkörniger, trockener und lockerer Schnee auf einem kahlen Berghange abgleitet und als stäubende Schneewolke zu Thal fährt. Diese L. sind weniger durch ihre Masse gefährlich, als durch den orkanartigen Luftstrom, welcher der fallenden Schneewolke vorangeht. Grund- oder Schlaglowinen bilden sich meist bei Thauwetter, im Frühjahr oder an föhnigen Wintertagen, wenn schwerer, massiger, vom Föhn durchweichter Schnee durch sein eigenes Gewicht an steilen Berglehnen abrutscht und sich als kompakter, den Grund aufwühlender Schneestrom zu Thal wirft. So verderblich diese L. hier und da durch die Wucht ihres Anpralls wirken können, so sind sie, weil weniger unberechenbar, selten so direkt gefährlich, wie die Staublowinen. Die meisten schlagen jedes Jahr zur Zeit der Schneeschmelze dieselben Bahnen oder Lawinenzüge ein, die oft noch im Hochsommer durch feste, halb vereiste, mit Erde, Steinen, geknickten Bäumen u. s. w. bedeckte Lawinenkegel bezeichnet werden. Gletscher- oder Eislawinen bestehen aus Gletschereis, welches sich, besonders beim Vorrücken des Gletschers bis an einen steilen Absturz, vom Gletscherronde ablöst. Da diese L. meist in unbewohnten Gegenden fallen, so sind sie im ganzen ungefährlich und bieten mit ihren donnernd niederstürzenden, an den Felsen zerschellenden Eismassen ein großartiges Schauspiel.

Diese drei Grundformen sind jedoch nicht immer scharf zu unterscheiden. Grund- und Gletscherlawinen, die im Fallen auf Felskonten schlagen und über hohe steile Abstürze hinausgeschleudert werden, können Form und Wirkung der Staublowinen annehmen, Eislawinen hinwieder und große Staublawinen, wie sie namentlich durch das Einbrechen mächtiger Windschilde oder Schneewechten veranlaßt werden, bilden hier und da, indem sie kompakte ältere Schneemassen mit sich reißen, Grundlowinen. Die Oberlawinen, welche entstehen, wenn der neue Schnee nicht vom Boden, sondern von der harten Firnkruste älterer Schneelagen abgleitet, sind gewöhnlich Staublawinen, können aber auch bei schwerem Neuschnee und dünner Firnkruste durch Mitreißen der untern Schneeschichten zu Grundlawinen werden. Von großem Einfluß auf die Entstehung der L. sind außer der Temperatur und der Beschaffenheit des Schnees die Gesteinsart, die Böschung und die Bedeckung der Berghänge. Geschichtete Gesteine sind, namentlich auf der Seite des Schichtenfalls, der Bildung von L. günstiger als massige Felsarten. Auf steilen gleichmäßig abgedachten Böschungen, besonders wenn sie kahl oder nur mit Rasen, Alpenerlen u. dgl. bedeckt sind, gleitet der Schnee leichter ab, als auf coupiertem und mit Hochwald bestandenem Terrain. Auch Erschütterungen der Luft oder des Bodens können L. verursachen. Oft genügt ein lauter Ruf, das Anschlagen einer Glocke, ein fallender Stein, um den Schnee in Bewegung zu setzen.

Wie die L. zu den großartigsten Naturerscheinungen der Alpen gehören, so sind sie auch eine der verderblichsten und gefährlichsten. Sie reißen den Boden auf und bahnen dadurch den Weg für Erdschlipfe und Rüfen; sie beschädigen und zerstören Weiden und Waldungen, Straßen und Gebäude, oft ganze Ortschaften und gefährden Menschen und Tiere. Im schweiz. Kanton Wallis wurde das Leuker-Bad 1518 von einer L. zerstört, wobei 61 Menschen umkamen; 1719 erfolgte eine neue Zerstörung, die 55 Menschen das Leben kostete. In den J. 1636, 1819 und 1865 wurde Randa im Nicolaïthal von Gletscherlawinen verheert, 1849 Saas im Grund im Saasthal von einer Staublawine, die 19 Menschen tötete. Im Hauptthal des Oberwallis wurden 1720 Obergesteln mit 84 Menschen, 1827 die Hälfte des Dorfes Biel mit 88 Personen vernichtet. Die Thäler zu beiden Seiten des St. Gotthard, Urseren (Uri) im Norden und Bedretto (Tessin) im Süden sind ebenfalls sehr den L. ausgesetzt; letzteres wurde namentlich 1749, 1863 und 1879 stark verwüstet. In Graubünden sind vornehmlich das Val Tavetsch im Oberlande, das Davos und das St. Antönienthal im Prättigau ihrer L. wegen berüchtigt. Im J. 1749 kostete eine L. zu Rueras im Tavetsch 64 Menschen, 1808 eine andere zu Ruinntsch 25 Menschen das Leben; 1602 und 1609 wurden im Davos die Dörfer Frauenkirch mit 13 und Davos-Dörfli mit 26 Menschen begraben, und die Lawinenchronik des St. Antönienthals weist von 1608 bis 1876 51 große verheerende L. auf, die 43 Menschen das Leben kosteten und etwa 250 Gebäude zerstörten. Wie die Schweizer Alpen sind auch die übrigen Alpengebiete, die Pyrenäen, die Hohe Tatra und sogar der Schwarzwald L. ausgesetzt. In den Ostalpen ist aus neuester Zeit namentlich die Stoublawine zu erwähnen, die am 25. Febr. 1879 in Bleiberg (Kärnten) neun Häuser zerstörte und 37 Menschen tötete. Den besten Schutz gegen L. gewährt der geschlossene Hochwald, der deshalb an manchen Orten, z. B. bei Andermatt im Uirenthal, als Bannwald gehegt und geschützt wird. Wo der Wald fehlt, sucht man Dörfer und Gehöfte durch Dämme, Mauern und keilförmige, mit der Spitze der Bergseite zugewendete, aus Rasen und Steinen erbaute Lawinenbrecher oder Spaltecke, gefährdete Straßenstrecken durch Galerien zu sichern und in neuester Zeit ist man bemüht, durch rationelle Verbauung der Lawinenzüge mit Pfahlwerken, Flechtzäunen, Schneebrücken und Mauerwerk und durch Aufforstung kahler Hänge das Losbrechen der L. an ihren Ursprungsstellen zu verhindern und so das Übel an der Wurzel anzugreifen. Vgl. Coaz, «Die L. der Schweizeralpen» (Bern 1881).

Lawra, der Name einiger ruſſ. Klöſter erſten Ranges, deren Jurisdiktion direkt unter dem Heiligen Synod ſteht. Solcher Klöſter gibt es außer der L.-St.-Sawwa zu Jeruſalem noch vier in Rußland, nämlich: die Kiew-Petſcherskaja-L. (das älteſte Kloſter in Rußland), die Troitzko-Sſergejskiſche L. bei Moskau (gegenwärtig das reichſte und angeſehenſte Kloſter), die Alexandrowskaja-L. in Petersburg und die Potſchaewskiſche-Uspenskiſche L. in der Ukraine. Die Vorſteher dieſer Klöſter ſtehen den Erzbiſchöfen gleich.

Lawrence (Henry Montgomery), brit. General, aus iriſcher Familie ſtammend, geb. auf Ceylon 28. Juni 1806, trat in die bengaliſche Artillerie, zeichnete ſich in den Kriegen gegen die Afghanen und die Siths aus und erwies ſich daneben als organiſatoriſches Talent. L. wurde deshalb mit der Verwaltung des Pendſchab und ſpäter mit der von Oude betraut, ſtieg zum General auf und leitete bei dem ind. Aufſtande 1857 die Verteidigung von Lucknow. Dort ſtarb er 4. Juli 1857 infolge einer Verwundung.

Lawrence (John Laird Mair, Lord), Bruder des vorigen, Vizekönig von Indien, geb. 4. März 1811 zu Richmond in Yorkſhire, wurde in Londonderry erzogen, erhielt dann ſeine Ausbildung zum Beamten der Oſtindiſchen Kompagnie im Haileybury-College und kam 1829 als Sekretär nach Indien. Seit 1831 Aſſiſtent des Oberkommiſſars in Delhi, fungierte er nachher als Steuereinnehmer in mehrern Bezirken, zuletzt 1846 in Bengalen und wurde 1849, nach der Annexion des Pendſchab, neben ſeinem Bruder Henry Mitglied der Kommiſſion, die mit der Verwaltung und Reorganiſation dieſer Provinz betraut war; ſpäter wurde er zum Oberkommiſſar im Pendſchab ernannt. Während des Aufruhrs von 1857 hielt er die Ruhe im Pendſchab ſo vollſtändig aufrecht, daß er es wagen konnte, einen Teil der engl. Beſatzungstruppen und ein ſtarkes Korps der vor kurzem noch feindlichen Sikhs nach Delhi zu entſenden. L. ward als der Retter Indiens geprieſen. Das Parlament ſprach ihm feierlich ſeinen Dank aus, die Königin erhob ihn im Aug. 1858 zum Baronet, ſpäter zum Mitglied des Indiſchen Rats und nach dem Tode Lord Elgins im Dez. 1863 zum Vizekönig von Indien. Seine erſte Verwaltungsmaßregel bezweckte eine Reform der Begräbnisgebräuche der Hindus, begegnete aber bei den Eingeborenen einem lebhaften Widerſtande und konnte nur teilweiſe durchgeführt werden. Ein Grenzkrieg gegen Bhutan wurde 1865 mit Erfolg beendigt. Das bedeutungsvollſte Ereignis ſeiner Regierung jedoch war die furchtbare Hungersnot von Oriſſa (1866), die trotz aller dagegen ergriffenen Maßregeln innerhalb eines Jahres faſt eine Million Menſchen dahinraffte. Im J. 1868 von ſeinem Poſten abberufen, wurde L. bei ſeiner Rückkehr nach England als Lord L. zur Peerswürde erhoben. Von 1870 bis 1872 entwickelte er eine einflußreiche Thätigkeit als Präſident des londoner Schulrats. Im Oberhauſe trat er ſpäter als einer der einflußreichſten Gegner der von Lord Beaconsfield in Afghaniſtan befolgten Politik auf. Er ſtarb 27. Juni 1879; ihm folgte ſein Sohn John Hamilton, geb. 1. Okt. 1846, als zweiter Lord L. Vgl. Smith, «Life of Lord L.» (2 Bde., 1883).

Lawrence (Sir Thomas), engl. Porträtmaler, geb. zu Briſtol 4. Mai 1769, kam 1787 nach London, wo Reynolds ſein Muſter wurde und ſeine Porträts bald allgemeines Aufſehen erregten. Nach Reynolds' Tode wurde er 1792 Hofmaler, 1820 Präſident der londoner Akademie. Er malte 1814 die Fürſten, welche damals London beſuchten, ſowie die übrigen gegen Napoleon I. verbündeten Könige, nebſt den Miniſtern Metternich, Caſtlereagh, Hardenberg, Richelieu und Neſſelrode für die Sammlung des Prinzregenten von England, porträtierte 1819 den Papſt Pius VII. und 1825 den König Karl X. von Frankreich und den Dauphin. Für ſein beſtes Werk wird ſein Porträt Georgs IV., in bürgerlicher Kleidung, gehalten; auch malte er denſelben im Krönungsanzuge. Er ſtarb 7. Jan. 1830 in London und wurde in der Paulskirche neben Weſt begraben. Eine Auswahl aus ſeinen Werken erſchien 1845 in Kupfer geſtochen zu London. Vgl. Williams, «Life and correspondance of Sir Th. L.» (Lond. 1831).

Lawrence (William Beach), amerik. Juriſt, geb. 23. Okt. 1800 in Neuyork, war ſeit 1823 Advokat in Neuyork, 1826—28 Geſandtſchaftsſekretär und Geſchäftsträger in London, lebte dann in Paris und nahm 1830 ſeine Praxis in Neuyork wieder auf. Im J. 1850 ſiedelte er nach Ochre-Point bei New-Port in Rhode-Island über, in welchem Staate er mehrere höhere Ämter bekleidete. Im J. 1855 und 1863 gab er neue Auflagen von Wheatons «Elements of international law» heraus mit Anmerkungen, die er ſpäter erweiterte in einem «Commentaire» (Bd. 1—4, Lpz. 1868—80) zu den franz. Ausgaben von Wheatons ſtaatswiſſenſchaftlichen Werken. Von L.s eigenen Werken ſind zu nennen: «Visitation and search» («Durchſuchungsrecht», 1858), «Étude de droit international sur le mariage» (Gent 1870), «Administration of equity jurisprudence» (Boſton 1874). L. ſtarb 26. März 1881 in Neuyork.

Lawrence, Hauptſtadt des County Eſſex im nordamerik. Staate Maſſachuſetts, am Merrimac, hat eine Hochſchule, eine Lateinſchule, eine Bibliothek, Wollfabriken, Papier- und Getreidemühlen und zählt (1880) 39 151 E.

Lawrence, Stadt im County Douglas des nordamerik. Staats Kanſas, am Kanſas-River, iſt Sitz der Staatsuniverſität und hat Wagen-, Maſchinen-, Möbel-, Ackerbaugerätfabriken, Eiſengießerei, Wollmanufakturen. Der Ort wurde 1854 gegründet und zählte 1880 ſchon 8510 E.

Lawrenceburg, Stadt im nordamerik. Staat Indiana, County Dearborn, am Ohio, hat ein Seminar und zählt (1880) 4668 E.

Lawrence-Kühler, ſ. unter Bier und Bierbrauerei (techniſch).

Lawsonia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Lythraceen. Die einzige Art derſelben, *L. inermis L.*, welche in Nordafrika und Kleinaſien vorkommt, iſt eine ſtrauchartige Pflanze, deren Zweige oft mit Dornen beſetzt ſind. Die Wurzel liefert den unter den Namen Henna, Alhenna (ſ. u. Alkannawurzel, vgl. Farbepflanzen) bekannten Farbſtoff.

Lawyer (engl., ſpr. Lahj'r), Rechtsanwalt.

Lax (lat.), ſchlaff, locker, ungebunden, beſonders in Bezug auf Sittlichkeit.

Laxantia (lat.), Abführmittel, ſ. unter Abführen.

Laxenburg oder Lachſenburg, ehemals Lachſendorf, Marktflecken mit einem kaiſerl. Luſtſchloß und Park im Erzherzogtum Niederöſterreich, an der Schwechat, 11 km ſüdlich von Wien, mit

diesem durch Alleen und mit der Österreichischen Südbahn durch die Zweigbahn L.-Mödling verbunden, in flacher Gegend gelegen, hat (1880) 1130 E. und eine schöne Pfarrkirche. Das alte Schloß wurde 1377 gegründet. Das Neuschloß oder der Blaue Hof, 1600 erbaut, der Lieblingssitz Maria Theresias, Josephs II. und Franz' II. und jetzt noch abwechselnd mit Schönbrunn der Sommeraufenthalt der kaiserl. Familie, hat eine Reitschule. In der Schloßkirche befindet sich ein Altarblatt von van Dyck, im Bibliothekzimmer sechs treffliche Gemälde von Canaletto, im Billardzimmer Beyers Statue des Meleager. Der Schloßpark, über 400 ha groß, welcher aus 17 von der Schwechat gebildeten Inseln besteht, ist einer der schönsten engl. Gärten Europas. Er enthält unter andern Merkwürdigkeiten die Franzensburg, eine 1801 vollendete Burg im got. Stile, rings von einem See umgeben, deren wertvolle Sammlungen echter, aus vielen österr. Schlössern und Stiftern hierher gebrachter Altertümer in neuester Zeit an die Museen in Wien abgegeben wurden. In L. wurde 15. Juli 1682 das Bündnis Kaiser Leopolds I. mit mehrern deutschen und auswärtigen Fürsten gegen Ludwig XIV. und 1725 der Friedens- und Handelstraktat zwischen Spanien und Österreich abgeschlossen.

Laxität (lat., Schlaffheit), in der Pathologie diejenige Beschaffenheit der Gewebe, bei welcher die einzelnen Fasern und Zellen der letztern abnorm weich und nachgiebig oder nicht genügend fest miteinander verbunden sind, meist Folge von mangelhafter Ernährung, katarrhalischer Entzündung, wässeriger Ausschwitzung oder fettiger Entartung.

Laxman (Erik), finn. Naturhistoriker und Reisender, einer der ersten wissenschaftlichen Erforscher von Sibirien, geb. 27. Juli 1737 zu Nyslott, war erst Prediger an der prot. Schule von St. Petri in Petersburg und wurde 1764 in Barnaul in Sibirien als Pastor angestellt. Er unternahm wissenschaftliche Reisen durch dieses Land, bestieg das Altaigebirge, kehrte 1769 nach Rußland zurück, wurde 1770 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und 1781 als Bergrat in die Minen von Nertschinsk am Amur gesandt. Später wurde er als mineralog. Reisender für das kaiserl. Kabinett angestellt und ließ sich zeitweilig in Irkutsk nieder, von wo aus er das östl. Sibirien bis an den Hafen Ochotsk erforschte. Er starb 10. Jan. 1796 in der Nähe von Tobolsk. L. hat zahlreiche Schriften in deutscher, schwedischer und lateinischer Sprache verfaßt, über Botanik, Mineralogie, Zoologie und Chemie. Vgl. Lagus, »Erik Laxman, Hans Lefund, Resor, Forskningar« (Helsingfors 1880).

Layard (Austen Henry), verdienter engl. Reisender und Diplomat, geb. 5. März 1817 zu Paris, entdeckte auf einer Reise in Asien bei Mossul 1845 die merkwürdigen Überreste assyr. Kunst, welche jetzt die Säle des Britischen Museums zieren. Die Ergebnisse seiner Entdeckungen legte er in dem Werke «Niniveh and its remains» (2 Bde., Lond. 1848, mit Atlas von 100 Tafeln; deutsch von Meißner, 2 Bde., Lpz. 1850) nieder. Durch die Unterstützung der Verwaltung des Britischen Museums, sowie durch seine Ernennung zum Gesandtschaftsattaché in Konstantinopel (April 1849) ward er in den Stand gesetzt, die Ausgrabungen bei Kojundschik und Babylon fortzusetzen. Nach England zurückgekehrt, übernahm er 1852 auf kurze Zeit den Posten eines Unterstaatssekretärs im auswärtigen Ministerium und wurde dann von Ailesbury ins Parlament gewählt. Im März 1853 begleitete er seinen Gönner, Lord Stratford, nach Konstantinopel, nachdem er noch die Beschreibung seiner zweiten Expedition nach Mossul: «Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon» (Lond. 1853), herausgegeben. Im Herbst 1854 kehrte er nach England zurück, wo er hervorragenden Anteil an den Debatten der Session von 1855 über die Kriegführung und die Lage der engl. Armee in der Krim nahm, welche den Sturz des Ministeriums Aberdeen herbeiführten. Hierauf beteiligte sich L. an mehrern industriellen Unternehmungen, trat 1858 eine Reise nach Indien an und wurde 1860 von neuem für Southwark ins Parlament gewählt. Im Juli 1861 nahm er wieder den Posten eines Unterstaatssekretärs im auswärtigen Ministerium an, den er bis zum Juli 1866 bekleidete. Bei der Bildung des Ministeriums Gladstone (Dez. 1868) wurde er zum Minister der öffentlichen Arbeiten ernannt, gab aber diesen Posten schon Okt. 1869 auf, um als Gesandter nach Madrid zu gehen. Im März 1877 wurde er auf den Botschafterposten in Konstantinopel berufen, den er 1880 aufgab. Seitdem lebt er als Privatmann in Italien und England.

Laynez (Jak.), zweiter General des Jesuitenordens, geb. 1512 zu Almancario bei Siguenza in Castilien, studierte in Alcala und in Paris, wo sich zwischen ihm und Loyola ein inniges Band knüpfte. Beide faßten den Entschluß, einen Verein zu stiften, dessen Hauptzweck Erziehung des Volks im Geiste der röm. Kirche war. L., wissenschaftlich gebildeter und gewandter als Loyola, arbeitete das Statut des Ordens aus, der in Rom 1539 begründet wurde. Nachdem der Orden von Paul III. 1540 bestätigt und Loyola auf L.' Betrieb zum ersten General desselben erwählt worden war, machte L. Reisen, um für die Ausbreitung der Gesellschaft Jesu zu wirken; besonders bethätigte er auf dem Konzil von Trident seinen Eifer für das Interesse des röm. Stuhls. Im J. 1556 folgte er Loyola in der Würde eines Generals des Ordens. Mit dem Kardinal Ferrara kam er 1561 nach Frankreich, um mit diesem an der Ausrottung der Ketzerei zu arbeiten. Die Aufnahme der Jesuiten in Frankreich, obschon unter einigen beschränkenden Bedingungen, war zugleich eine Folge dieser Reise. Nachdem er noch zuletzt auf dem Tridentiner Konzil für die Suprematie des Bischofs von Rom über die andern Bischöfe gekämpft hatte, kehrte er nach Rom zurück und starb daselbst 19. Jan. 1565.

Layrac, Stadt im franz. Depart. Lot-et-Garonne, Arrondissement Agen, an der Mündung des Gers in die Garonne, Station der Linie Agen-Tarbes der Französischen Südbahn, zählt (1876) 1477, als Gemeinde 2782 E., welche mit Wein und Getreide Handel trieben.

Lazarett, s. Krankenhaus.

Lazarettfieber, soviel wie Flecktyphus (s. d.).

Lazarettgehilfen, im deutschen Heere diejenigen Mannschaften des Sanitätsperfonals, welche bei dem Truppendienste, sowie in den Garnisons- und Feldlazaretten die Ärzte bei Verbänden und andern Verrichtungen des niedern Chirurgendienstes zu unterstützen bestimmt sind. Sie gehören zum Unteroffizierstande und sind Kombattanten. Im Kriege werden jedem Sanitätsdetachement acht L., jedem Feldlazarett drei Oberlazarettgehilfen und sechs L. zugeteilt. (S. Kriegskrankenpflege.)

Lazaretttyphus, ſ. Fleckтyphus.

Lazariſten heißen in Frankreich die Mitglieder einer Kongregation, deren Zweck die Miſſionsarbeit iſt. Vincenz von Paula (ſ. d.) gründete 1624 eine Geſellſchaft von Miſſionspriеſtern, welche 1632 von Papſt Urban VIII. zu einer Kongregation erhoben wurde. Gleichzeitig erhielten ſie das Kollegium St. Lazarus in Paris, von dem ſie ihren Namen tragen. Sie verbreiteten ſich bald auch außerhalb Frankreichs und haben ſich bis jetzt erhalten.

Lazarus (dasſelbe Wort wie Eleazar, d. i. Gotthilf) heißt nach dem Johannes-Evangelium der von Jeſu vom Tode auferweckte Bruder der Maria und Martha von Bethanien (Joh. 11, 1; 2, 11). Denſelben Namen führt in einem Gleichniſſe des Lukas-Evangeliums (16, 20) der von dem reichen Manne hartherzig behandelte, mit dem Ausſatz behaftete Arme. Die röm. Kirche macht letztern zum Schutzpatron der Kranken, namentlich der Ausſätzigen, und nach ihm wurden die Hoſpitäler, welche bis zum 13. Jahrh., beſonders des durch die Kreuzzüge verbreiteten Ausſatzes wegen, häufig angelegt wurden, Lazarette genannt, welcher Name ſpäter auf die Krankenanſtalten überhaupt übertragen wurde. In Paläſtina bildete ſich zu jener Zeit auch ein Ritterorden, der ſich ſowohl bei der Eroberung des Heiligen Landes wie durch die Pflege kranker Pilger thätig erwies: der Lazarusorden oder die Hoſpitalritter des heiligen Lazarus. Nach der Mitte des 13. Jahrh. verbreitete ſich der Orden überall in Europa, und namentlich fand er in Frankreich, wohin er durch Ludwig VII. verpflanzt worden war, ſeinen Hauptſitz. (S. Lazarus-Orden.)

Lazarus (Mor.), namhafter deutſcher Philoſoph, geb. 15. Sept. 1824 zu Filehne in der preuß. Provinz Poſen als der Sohn des als Talmudiſt berühmten rabbiniſchen Gelehrten Aron Levin L. (geb. 1790, geſt. 26. Febr. 1874 zu Filehne), beſchäftigte ſich ſchon auf der Schule viel mit hebr., theol. und philoſ. Studien, trat aber, um ſich dem Kaufmannsſtande zu widmen, 1840 in ein Handelshaus in Poſen. Später entſagte er dem Handelsſtand, abſolvierte dann das Gymnaſium in Braunſchweig und ſtudierte vier Jahre in Berlin Geſchichte, Naturwiſſenſchaften, Jurisprudenz und Philoſophie. Im J. 1850 ließ er ſich in Berlin als Privatgelehrter nieder und veröffentlichte ſeine erſte Schrift: «Die ſittliche Berechtigung Preußens in Deutſchland» (Berl. 1850), welcher ſein größeres Werk: «Das Leben der Seele in Monographien» (2 Bde., Berl. 1856—58; 3. Aufl., 3 Bde., 1883—85) folgte. Seit 1859 gibt L. in Gemeinſchaft mit H. Steinthal die «Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft» heraus und legte dadurch den Grund zu jener Wiſſenſchaft, welche die Geſetze des geiſtigen Lebens in der verſchiedenen Geſamtheit ebenſo zu erforſchen ſucht, wie die bisherige Pſychologie die des Einzelnen. Nachdem er 1860 als Profeſſor der Pſychologie und Völkerpſychologie an die Univerſität in Bern berufen worden war, erfolgte 1862 ſeine Ernennung zum Ordinarius daſelbſt. Im J. 1866 kehrte L. nach Berlin zurück und wurde 1868 zum Lehrer der Philoſophie an der Kriegsakademie daſelbſt ernannt. Seit 1873 lehrt er als ord. Honorarprofeſſor an der Univerſität in Berlin, wo er außer den pſychol. und völkerpſychol. Kollegien auch Pſychologie des Staatslebens, Erkenntnistheorie und Pädagogik vorträgt. Von ſeinen Abhandlungen ſind beſonders erſchienen: «Über den Urſprung der Sitten» (Berl. 1860; 2. Aufl. 1867), «Über die Ideen in der Geſchichte» (Berl. 1865), «Zur Lehre von den Sinnestäuſchungen» (Berl. 1867), «Ein pſychol. Blick in unſere Zeit» (2. Aufl., Berl. 1872), «Was heißt national?» (Berl. 1880), «Erziehung und Geſchichte» (Bresl. 1881), «Unſer Standpunkt» (Berl. 1881), «Die Reize des Spiels» (Berl. 1884). Auch veröffentlichte er «Ideale Fragen», «Reden und Vorträge» in der Sammlung des «Allgemeinen Vereins für deutſche Litteratur» (3. Aufl., Berl. 1885).

Lazarus-Orden, 1) in Frankreich, wurde gleichzeitig mit dem Johanniterorden in Paläſtina geſtiftet und vom König Ludwig VII. 1154 nach Frankreich verpflanzt, woſelbſt er bedeutende Güter erwarb und ſich beſonders der Krankenpflege widmete. Von Ludwig XVI. noch beſtätigt, verſchwand er mit der Franzöſiſchen Revolution. Das Ordenszeichen war ein achtſpitziges goldenes, abwechſelnd purpurrot und grünes Kreuz mit goldenen Lilien in den Winkeln, das am grünen Bande getragen ward.

2) Orden des heiligen Mauritius und Lazarus im Königreich Italien, wurde 1434 vom Herzog Amadeus VIII. von Savoyen geſtiftet und am 27. Dez. 1816 vom König Victor Emanuel I. von Sardinien erneuert. Derſelbe erhielt 1831, 1837, 1855 und 1868 weitere Beſtätigungen und Umgeſtaltungen. Er zerfällt in Großkreuze, Großoffiziere, Kommandeure, Offiziere und Ritter. Das Ordenszeichen iſt ein weißemaillirtes Kleeblattkreuz, deſſen Winkel mit den Armen eines achtſpitzigen grünen Kreuzes ausgefüllt ſind und welches am grünen Bande getragen wird.

Lazen, ſ. Laſen.

Lazulith oder Blauſpat, ein monokliner, bald tafelartig, bald ſäulenförmig ausgebildetes Mineral, meiſt in derben Maſſen oder Körnern von bläulichweißer bis indigoblauer Farbe, glasglänzend und an den Kanten durchſcheinend, von der Härte 5—6 und dem ſpezifiſchen Gewicht 3—3,1. Chemiſch iſt er ein waſſerhaltiges Phosphat, vorwiegend von Thonerde, mit etwas Magneſia und Eiſenoxydul. Die ſchönſten Kryſtalle erſcheinen im Quarz eingewachſen am Graves-Mountain in Georgia; andere Fundorte ſind der Rädelgraben bei Werfen (Salzburg), der Freſſnitzgraben bei Krieglach (Steiermark), Zermatt in Wallis, Horrsjöberg in Wermland.

Lazzari (Donato), Architekt, ſ. Bramante.

Lazzaroni (Lazzari) iſt der Name oder vielmehr Spottname der unterſten, früher ſehr verwahrloſten Klaſſe der neapolit. Bevölkerung. Derſelbe ſcheint im Mittelalter aufgekommen zu ſein, als eine Seuche, die man für die Krankheit des ausſätzigen Lazarus halten mochte, ſich hauptſächlich unter den ärmſten Einwohnern der Stadt zeigte. Die L. haben, zu Unruhen geneigt, in den meiſten Revolutionen und Volksbewegungen zu Neapel eine Rolle geſpielt. Während es die L. vorzüglich waren, die 1647 ſich unter Maſaniello gegen die ſpan. Herrſchaft erhoben, haben ſie, ſeitdem ihnen 1799 von den reſtaurierten Bourbonen die Plünderung der Häuſer der Liberalen geſtattet worden war, gewöhnlich für die Regierung Partei ergriffen. In neueſter Zeit und zumal ſeit Vertreibung der Bourbonen und der Vereinigung Neapels mit dem ital. Königreich hat ſich die Klaſſe der L. in moraliſcher und ökonomiſcher Hinſicht weſentlich gehaben.

Lazzi (ital.), die extemporierten Scherze und Possen der komischen Schauspieler und Sänger, dann überhaupt Späße und Witze.

L. B. S., Abkürzung für lectori benevölo salutem (lat.), d. h. dem geneigten Leser Heil (in Bücher-vorreden).

l. c., Abkürzung für loco citato (lat.), d. h. an [der angeführten Stelle.

L. D., Abkürzung für Laus Deo (lat.), d. h. Lob (sei) Gott.

Ldl., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Lindley (John).

Le oder **Leh**, Hauptstadt von Ladak (s. d.), unter 34° 10′ nördl. Br. und 77° 40′ östl. L. (von Greenwich), 3297 m über dem Meere auf dem rechten oder nördl. Ufer des Indus gelegen, hat sehr enge gekrümmte Straßen. Die Häuser sind aus Holz oder aus gebrannten Ziegelsteinen, eine bis drei und häufig noch mehr Etagen hoch, fast allgemein mit Balkons an ihrer Vorderseite versehen. Ein imponierendes Gebäude ist ungeachtet seines einfachen Stils der Palast des Radscha. L. hat ungefähr 10000 E. und ist der Zusammenkunftsort von Kaufleuten der chines. Tatarei mit denen des Pendschab und zugleich der Hauptmarkt für Shawlwolle aus Tibet.

Lea (spr. Lih), linker Nebenfluß der Themse, entspringt im südl. Teile von Bedfordshire bei Houghton Regis und mündet nach einem Lauf von 80 km unterhalb London, wo er Bow Creek heißt.

Leach, bei naturwissenschaftlichen Namen für William Leach (gest. 1836 in Genua als Konservator des Britischen Museums).

Leader (engl., spr. Lihder, «Führer»), der Leitartikel in Zeitungen; der erste Geiger, Vorgeiger (Konzertmeister) eines Orchesters u. s. w.

Leadhillit, ein in tafelartigen Krystallen ausgebildetes monoklines Mineral, von vorwiegend gelblichweißer Farbe, der Härte 2,5 und dem spezifischen Gewicht 6,26 bis 6,53; es ist fettglänzend (nur auf der Basis erscheint diamantartiger Perlmutterglanz) und ziemlich lichtdurchlässig; beim Erwärmen verengert sich der Winkel der optischen Achsen bedeutend. Der L. ist in chem. Hinsicht merkwürdig, weil er die Verbindung eines Carbonats mit einem Sulfat darstellt: die Analyse ergab 81,98 Bleioxyd, 8,03 Kohlensäure, 8,12 Schwefelsäure, 1,87 Wasser. Findet sich zu Leadhills in Schottland, namentlich in großen Krystallen auf der Grube Malo Calzetto auf Sardinien, auch zu Nertschinsk in Sibirien.

Leadville, neue Stadt im amerik. Staate Colorado, im Gunnison-Silbergebiete, in mehr als 3000 m Höhe. Im J. 1878 gegründet, zählte sie 1880 bereits 14820 E. Der erste Schmelzofen wurde 1. Okt. 1878 eingeblasen, und schon 1. Aug. 1879 waren an Silber gewonnen 3725000 Doll., an Blei 179420, an Gold 4000 Doll., und an Erz war für 5½ Mill. Doll. nach Denver, Omaha und St.-Louis gegangen. Seitdem wurden täglich 600 t Erz verschmolzen. Die berühmteste Mine heißt Little-Pittsburg.

League (spr. Lihg), engl. Längenmaß, s. unter Meile; dann auch so viel wie Liga (frz. ligue), Bund, Bündnis.

Leake (spr. Liht, William Martin), berühmter engl. Archäolog, geb. 1777, stammte aus einer angesehenen, zu Thorpe-Hall bei Colchester in der Grafschaft Esser ansässigen Familie, diente als Offizier in der brit. Artillerie und wurde 1804—9 mit mehrern diplomatischen Missionen in der Levante betraut. Im J. 1823 nahm L. mit dem Rang eines Oberstlieutenants den Abschied, um sich ganz der Herausgabe seiner Schriften zu widmen, in welchen kritischer Scharfsinn und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung des antiken wie des gegenwärtigen Zustandes von Hellas sich vereinigen. Die reichhaltigen Aufschlüsse, die er auf seinen in fast alle Teile von Griechenland und nach Kleinasien unternommenen Reisen gewonnen, wurden von ihm namentlich in den «Travels in the Morea» (3 Bde., Lond. 1830) und «Travels in Northern-Greece» (4 Bde., Cambr. 1835) mitgeteilt, ferner in der «Topography of Athens» (Lond. 1821; 2. Aufl., 2 Bde., Cambr. 1841), welche zuerst von Rienäcker (1829) und nach der zweiten Ausgabe von Baiter und Sauppe (Bd. 1, Zür. 1844) ins Deutsche übersetzt wurde. Von der in der «Topography» (Bd. 2) befindlichen Abhandlung «On the Demi of Attica» lieferte Westermann auch eine besondere deutsche Bearbeitung (Braunschw. 1840). Ferner schrieb L.: «A tour in Asia Minor» (Lond. 1824), «Memoir on the island of Cos» in den «Transactions of the Royal Society» (2. Abteil., Bd. 1, Lond. 1843), «Greece at the end of twenty-three years' protection» (Lond. 1851), «Numismata Hellenica» (3 Bde., Cambr. 1854—59). Er starb 6. Jan. 1860 zu Brighton.

Leal (Gomes), portug. Dichter, geb. um 1850, wurde namentlich bekannt durch ein Gedicht auf den Lourenço-Marques-Vertrag: «A Traição earta a el Rei D. Luiz» (1881), welches ihm einen politischen Prozeß und Gefängnißstrafe zuzog. Unter seinen sonstigen schwungvollen Gedichten sind die zu erwähnen: «Hereje» (1881), «A Canalha», «O Antechristo» und «Claridades do sul».

Leal (José da Silva Mendes), portug. Dichter und Diplomat, geb. in Lissabon 18. Okt. 1820, versuchte sich frühzeitig auf allen Gebieten der schönen Litteratur, erlangte 1851 einen Sitz im Parlament, und ward bald darauf Minister des Auswärtigen, Direktor der lissaboner Nationalbibliothek, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Gesandter in Paris, 1882 Botschafter in Madrid. Seine wissenschaftlichr Hauptarbeit ist die Fortsetzung des «Corpo diplomatico portuguez» (5 Bde.; «Relaçoes de Portugal com a curia romana») und des «Quadro elementar». Von seinen Romanen sind zu nennen: «Um sonho na vida» (1844), «A flor do mar» (1845), «A menina do Val de Mil», «Os mosquetelros da Africa», «O Calabar, historia braziteira do see. XVII» (1863). Die größte Fruchtbarkeit entwickelte L. auf dem dramatischen Gebiete. Er schrieb mehr als 60 Stücke, Nachahmungen franz. Dichter, z. B. das Drama «Pedro», die histor. Schauspiele «Egas Moniz» und «O tributo das cem donzellas»; das Sittendrama «A Escala social», das Lustspiel «O tio André que vem do Brazil», die Zarzuela (Lustspiel mit Gesang) «Receita para curar saudades» und das Singspiel «O caçador». Ausgezeichnetes leistete L. als Lyriker; seine volkstümlichen Balladen und Lieder erschienen gesammelt als «Canticos» (Liss. 1858).

Leamington (spr. Lemmingt'n) oder Royal-Leamington-Spa, ehemals Leamington-Priors, Marktstadt und Badeort in der engl. Grafschaft Warwick, 3,2 km östlich von Warwick, an der Great-Western- und North-Western-Eisenbahn, in einer an geschichtlichen Denkmälern reichen Gegend am Leam gelegen und von anmutigen, bewaldeten

Hügeln umgeben, war 1811 noch ein Dorf von 543 E. und ist jetzt eine der schönsten und elegantesten Städte Englands mit (1881) 22976 E. Sie verdankt ihr rasches Aufblühen den 1786 entdeckten, von der vornehmen Welt vielbesuchten Mineralquellen und ihrer sehr gesunden Luft. L. hat ein Stadthaus, eine Blindenschule, ein College, eine Lateinschule, ein litterarisch-wissenschaftliches Institut, ein Museum, eine Musikhalle, ein Ballhaus (Tennis-Court), hübsche Privathäuser, viele großartige Gasthöfe, ein Theater und mit großem Luxus ausgestattete Vergnügungslokale. L. ist als Kurort wie wegen seiner Wettrennen und Jagden stark besucht; es hat neun Quellen von 6 bis 10° R., in welchen Glaubersalz oder Chlorsalze vorwiegen.

Leander, s. unter Hero. [mann (s. d.).

Leander (Rich.), Pseudonym für Rich. Volk-

Leanderturm, s. Kis-Kuleffi.

Leane (Lough), See in der irischen Grafschaft Kerry, unweit der Stadt Killarney.

Lear (spr. Lihr), mythischer König in Britannien, der Held eines Trauerspiels von Shakspeare.

Leavenworth, Stadt im nordamerik. Staat Kansas, rechts am Missouri, über den hier eine Eisenbahnbrücke führt, ist schön gebaut, hat eine kath. Kathedrale, ein Lehrerseminar, zwei Theater, Bergbau, viele Fabriken und lebhaften Handel und zählt (1880) 16546 E. Etwa 5 km entfernt ist das Staatszuchthaus von Kansas.

Leba, Fluß in Preußen, entspringt auf dem Plateau von Karthaus in Westpreußen, westlich vom Radaunesee, fließt zuerst nördlich bis zum L.-Rhedathal, tritt dann in den pommerschen Regierungsbezirk Köslin ein, durchfließt den 80 qkm großen Lebasee und mündet nach einem Lauf von 135 km unweit L. in die Ostsee. Das Leba-Rhedathal erstreckt sich von den Mooren am Lebasee über Lauenburg und Neustadt in Westpreußen bis zur Putziger Wiek.

Leba, Stadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Lauenburg, an der Leba unweit der Ostsee, hat ein Seebad und eine Rettungsstation für Schiffbrüchige und zählt (1880) 1966 E., welche Fischerei und Viehzucht treiben. Das vom Deutschen Orden 1322 näher am Strande angelegte Lebamünde wurde 1570 durch eine Flut zerstört, worauf 1572 die Stadt L. angelegt wurde.

Lebadĕa (grch. Lebadeia), Stadt in Böotien am nordwestl. Abhange des Helikon, südlich von Chäronea, war im Altertum berühmt durch das mit einem Orakel verbundene und durch das Flüßchen Herkyna von der Stadt getrennte Heiligtum des Trophonius und ist jetzt Hauptstadt einer Eparchie in der Nomarchie Attika-Böotien mit (1879) 4524 E. Die Stadt blühte besonders zur Zeit des Herzogtums Athen (1205—1458) und war unter der Türkenherrschaft Sitz der Regierung Mittelgriechenlands, der Provinz Livadien.

Lebanon, Hauptstadt des gleichnamigen County im nordamerik. Unionsstaat Pennsylvanien, am kanalisierten Schuylkill, zählt (1880) 8778 E. In der Nähe sind die ergiebigen Cornwall-Erzbänke und Marmorbrüche.

Lebeau (Jean Louis Joseph), belg. Staatsmann, geb. 2. Jan. 1794 zu Huy an der Maas, war Advokat und wurde nach dem Ausbruch der belg. Revolution im Aug. 1830 zum Mitglied der Sicherheitskommission von Lüttich und nach den Septembertagen zum Generaladvokaten am lütticher Appellhofe, von seiner Vaterstadt zum Deputierten beim Nationalkongreß erwählt. Nachdem er vom Regenten Surlet de Chokier zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden, betrieb er die Wahl des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, legte Juli 1831 sein Amt nieder und wurde Okt. 1832 Justizminister. Die Plünderungsscenen im April 1834 und der Mangel an Energie, den das Ministerium dabei gezeigt, veranlaßten den Rücktritt desselben. Bald darauf wurde L. zum Gouverneur der Provinz Namur und 1839 zum Gesandten beim Deutschen Bunde ernannt. Im April 1840 ward er wieder zu dem Ministerium des Äußern berufen, sah sich aber infolge der kath. Opposition 1841 genötigt, mit sämtlichen Mitgliedern des Kabinetts seine Entlassung zu nehmen. Doch behielt er seinen Sitz in der Kammer. Er starb zu Huy (wo ihm 1868 ein bronzenes Standbild von W. Geefs errichtet wurde) 19. März 1865. Vgl. Juste, «Les fondateurs de la monarchie belge. Joseph L.» (Brüss. 1865).

Lebedin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Charkow, 170 km nordöstlich von Charkow, in einer Ebene an den kleinen Flüßchen Olschara und Burawka, mit (1882) 16958 E., ist ein bedeutender Stapelplatz für Getreide in Kleinrußland.

Lebedjan, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tambow, rechts am Don, in einer hübschen Lage, mit (1882) 6010 E., sehr geräumig gebaut, hat breite Straßen, freie Plätze, Gärten, ein Mönchskloster und eine landwirtschaftliche Gesellschaft. Hier finden drei große Jahrmärkte statt.

Lebĕdos, im Altertum eine der zwölf ion. Städte in Kleinasien an der Küste des Ägäischen Meeres, nordwestlich von Ephesus.

Leben ist das Prinzip der Thätigkeit in allen mit innerer Selbsterregung oder Selbstbewegung begabten Wesen. Das höchste und eigentlichste L. ist das des Geistes, dessen Grundthätigkeiten die des Erkennens, des freien Handelns und des höhern Fühlens und Strebens sind, also das intellektuelle, moralische und religiöse L. Tiefer steht das bloß psychische oder sinnliche, mit Empfindung und freier Gliederbewegung versehene animalische, am tiefsten das empfindungslose oder vegetative L. Die lebendigen Körper unterscheiden sich von den leblosen durch folgende Eigentümlichkeiten ihrer Gestaltung, ihres Stoffs und ihrer Thätigkeit: 1) Ihre Form ist aus kleinen, ursprünglich rundlichen Zellen gebildet, welche sich zu Fasern, Röhren, Häuten u. s. w. umbilden und zu größern Körperteilen von eigentümlichem Bau (Organe) zusammensetzen, deren äußerer, meist in rundlichen Linien gezeichneter Umriß und innerer Gesamtbau derartig konstant ist, daß jedes Individuum andern von derselben Art und Gattung entspricht (gleichsam nach einem Urbilde, einem Typus geformt ist). 2) Hinsichtlich der chem. Beschaffenheit ihres Stoffs bestehen lebende Körper aus ternär und quaternär zusammengesetzten Grundbestandteilen (sog. organischen Radikalen, darunter namentlich die eiweißartigen Substanzen), welche außerhalb des lebenden Körpers und nach dessen Tode sehr geneigt sind, durch die äußern Einwirkungen (besonders die des atmosphärischen Sauerstoffs) zersetzt zu werden, die aber, solange sie Bestandteile des lebenden Körpers bilden, dieser Zerstörung mittels eines steten Stoffwechsels widerstehen, sodaß man den Lebensprozeß in chem. Hinsicht als eine stete Umwandlung, Ausscheidung und

Neubildung bezeichnen kann, mittels deren die Form und innere Struktur des Individuums fortwährend erhalten oder vielmehr neu geboren wird (Verjüngung). 3) Hinsichtlich ihrer Thätigkeit unterscheiden sich die lebenden Körper dadurch, daß dieselbe von innen heraus ohne unmittelbaren äußern Anstoß erfolgt (Selbsterregung, Selbstthätigkeit, Spontaneität). Sie wachsen durch innere Vervielfältigung und Umwandlung der zelligen Gebilde gleichsam nach einem innewohnenden Urbilde (Entwickelung); sie erzeugen aus sich durch Sprossen, durch Samen oder durch Eier neue Geschöpfe derselben Art (Fortpflanzung); sie besitzen im Innern eine Ernährungsflüssigkeit, welche dieselben durchtränkt (Pflanzen und niedere Tiere), oder in einem Gefäßsysteme kreist (höhere Tiere: Blut); sie erzeugen und behaupten meist einen bestimmten Temperaturgrad (Eigenwärme); die höher entwickelten Lebewesen besitzen die Fähigkeit, äußere Einflüsse zu empfinden, und sich selbst (vom Orte weg oder am Orte) zu bewegen. Ihre Existenz ist auf eine bestimmte Zeitdauer beschränkt, während deren sie eine allmähliche Umwandlung vom Jung- zum Altsein durchlaufen (Lebensstufen). Endlich fallen sie unter Aufhören jener Lebenseigenschaften (Sterben, Tod) dem zerstörenden Einwirken der allgemeinen physik.-chem. Kräfte anheim (Verwesung, Fäulnis). Im Gegensatze zu diesen Eigentümlichkeiten sind die leblosen Körper der Natur entweder innerlich formlos (amorph) oder in Krystallform (dann meist von geradlinigen Flächen begrenzt) vorhanden. Sie sind ferner binär (aus je zwei oder 2 + 2 u. s. w. Urstoffen) zusammengesetzt; sie unterliegen den zersetzenden Einwirkungen der Außenwelt (dem Verwittern), ohne sich zu reproduzieren; sie wachsen nicht durch innere Fortentwickelung, sondern höchstens scheinbar durch Ansatz von außen her (wie die Eiszapfen oder die Eiskrystalle gefrierender Fensterscheiben); sie besitzen keine Organe, pflanzen sich demnach nicht fort, haben keinen Kreislauf, keine Empfindung u. s. w.

Das L. erscheint in folgenden Hauptformen oder Graden: 1) Das latente oder Keimleben, wie wir es an den Samen oder Eiern beobachten. Diese Körper behaupten, wenn nicht übermäßig zerstörende Einflüsse der Außenwelt (z. B. sengende Hitze) sie treffen, ihre Gestalt, Mischung und Lebensfähigkeit viele Jahre lang. (S. Keim.) Ähnliche Zustände beobachtet man beim Larven- oder Puppenzustand mancher Insekten, beim Winterschlaf vieler Pflanzen und Tiere, beim Scheintod. 2) Das pflanzliche oder vegetative Leben, welches in Wachstum, Ernährung (Reproduktion), Absonderung und Fortpflanzung, ohne deutlich nachweisbare Empfindung für äußere Einflüsse und ohne Ortsbewegung besteht. Doch gibt es hier schon Ausnahmen, z. B. die Selbstbewegung der sog. Sensitiven (Mimosa pudica), der Fliegenfalle (Dionaea muscipula), der agilen und Schwärmzellen vieler niedern Pflanzen u. s. w. 3) Das animalische oder tierische Leben, in Empfindung und Selbstbewegung (Willensbewegung) sich äußernd, als deren Träger und Vermittler ein Nervensystem vorhanden ist. Vom pflanzlichen L. unterscheidet es sich auch dadurch, daß seine Glieder nicht wuchern, d. h. daß seine überflüssigen Säfte nicht zur Bildung immer neuer Glieder verwendet, sondern in eine allgemeine Lebensflüssigkeit (das Blut) zurückgeleitet werden, aus welcher die Glieder des Tierleibes, ähnlich wie die Pflanzen aus den unmittelbaren Elementen, ihre Nahrung ziehen. Das tierische L. zeigt sich innerhalb der Tierreihe von den Säugern bis zu den niedern Formen der Wirbellosen herab in sehr verschiedenen Graden der Entwickelung. Während bei den höhern Tieren die verschiedenen psychischen Vermögen: Beobachtungsgabe, Erinnerung, Phantasie u. s. f., zu unverkennbarer Äußerung kommen, ist in seinen niedersten Formen das tierische L. von dem pflanzlichen nicht mit Sicherheit unterscheidbar. 4) Das psychische Leben des menschlichen Organismus, welches darin besteht, daß sich auf der Grundlage der äußerlich-sinnlichen Empfindung und der animalischen Gliederbewegung die dem innern Sinn und dem Selbstbewußtsein angehörigen Thätigkeiten entwickeln, nämlich die des Gedächtnisses, der dichtenden Phantasie und der durch artikulierte Sprache sich kundgebenden Vernunft oder Überlegungskraft in ihrer dreifachen Gliederung als eines theoretischen, praktischen und ästhetischen Vermögens. In übertragener Bedeutung redet man 5) vom geistigen Leben; dasselbe bethätigt sich auf erfindende und handelnde Art in der Weltgeschichte als das L. der menschlichen Gesellschaft, dessen Organe die einzelnen Personen ihrer moralischen Bestimmung nach sind. Das Ganze dieses L. ist das Gesamtleben der Menschheit, wozu sich das Familienleben, Volksleben, Staatsleben, Kirchenleben u. s. w. als einzelne integrierende Bestandteile verhalten. Dasselbe besteht in Vereinen als Kollektivpersonen zu gemeinsamen durch sie zu verrichtenden Handlungen und Werken, in denen sich ein ihnen gemeinsamer Geist offenbart, von welchem sie untereinander beseelt sind. Die Lehre von den Lebensgesetzen und Lebenserscheinungen heißt die Biologie (s. d.).

Vgl. Treviranus, «Biologie» (6 Bde., Gött. 1802—22); Schultz-Schultzenstein, «Die Verjüngung des menschlichen L.» (2. Aufl., Berl. 1850); Moleschott, «Der Kreislauf des L.» (5. Aufl., Mainz 1875); J. G. Fichte, «Anweisung zu einem seligen L.» (1806); Krause, «Die reine Lebenslehre zur Begründung der Lebenskunstwissenschaft» (Gött. 1843); Jung, «Das Geheimnis der Lebenskunst» (Lpz. 1858); Preyer, «Über die Erforschung des L.» (Jena 1873).

Lebende Bilder, s. Attitude und Tableaux vivants.

Lebender Zaun, s. unter Einfriedigung.

Lebendige Kraft nennt man in der Mechanik und Naturlehre das Produkt aus der Masse in das Quadrat der Geschwindigkeit. Die halbe lebendige Kraft heißt Energie (s. d.).

Lebensalter, s. Alter.

Lebensbaum (Thuya oder Thuja *L.*), eine zu den cypressenartigen immergrünen Nadelhölzern gehörige Gattung mehr oder weniger pyramidal wachsender einhäusiger Sträucher und Bäume mit schuppenförmigen, gegenständigen und dachziegelförmig in vier Reihen geordneten, an die Ästchen angedrückten, wie mit ihnen verwachsenen, auf dem Rücken mit einer rundlichen, starkriechenden Drüse versehenen Blättern. Da letztere fast alle in einer Ebene liegen und die Verzweigung zweizeilig ist, so erscheinen die Ästchen selbst wie fein zerteilte Blätter. Die männlichen Blüten sind aus schildförmigen, mit drei bis vier Staubbeutelfächern versehenen, die weiblichen aus flachen, am Grunde zwei flaschenförmige, aufrechte Eichen tragenden Schuppen zusammengesetzt. Der Keim besitzt nur zwei Keimblätter. In ganz Nordamerika südlich bis

Virginien und Nordcarolina einheimisch und am meisten und am längsten (seit dem 16. Jahrh.) in europ. Gärten angepflanzt ist der Gemeine L. (Th. occidentalis *L.*), vorzugsweise in Form von Schutzhecken, da er gegen den Schnitt nicht empfindlich ist und den härtesten Winter ohne allen Nachteil erträgt. Wegen seiner Winterhärte vertritt er auf den Friedhöfen Norddeutschlands auch die empfindlichere Cypresse. Er wird in Deutschland oft 12, ja selbst 16 m, in seinem Vaterlande aber 19—21 m hoch. Die blattartige letzte Verästelung ist eirundlich, die Zweige sind mit vielen und kurzen, horizontal ausgebreiteten Ästchen versehen, auf der untern Seite kaum heller, die Blätter ungleich gestaltet, die obern und untern ziemlich flach; die Beerenzapfen sind länglich, zuletzt überhängend, zimtbraun. Das Holz des Stammes ist fest, zähe und dauerhaft.

Während der langjährigen Kultur sind mehrere Formen dieses Nadelholzes entstanden, wie: Th. argentea, deren Blätter teilweise, besonders auf der untern Fläche, von hellblaugrüner Farbe sind; Th. Ellwangeriana, an den untern Teilen der Pflanze mit Nadeln, an den obern mit schuppenförmigen Blättern; Th. globosa, von gedrängtem, kugelrundem Wuchse; Th. Hoveyi, mit breiten und gedrängten Zweigen; Th. pendula, mit überhängenden Ästen, mit der Unterform var. recurva nana von niedrigerm Wuchse; Th. Vervaeneana, dauernd von grünlich-goldgelber Färbung, besonders im Sonnenlichte; Th. Wareana, von sehr gedrungenem Wuchse. Infolge des Frostes wird der L. leicht bräunlich und ist dann noch lange in das Frühjahr hinein von unschönem Ansehen.

Eine dem Gemeinen L., besonders der Form Wareana ähnliche Art ist Th. plicata *Donn.*, der breitzweigige L., nur sind die breiten Zweige weit länger und flacher und bringen nur zwei oder drei verlängerte Ästchen hervor. Beide Flächen der Zweige sind glänzender und heller, als bei Th. occidentalis, und deshalb von schönerm Ansehen. Diese Art wächst nur auf der Westseite Nordamerikas. Th. gigantea *Nutt.* ist ein schöner Baum, der in seinem Vaterlande (Nordwestseite Nordamerikas bis nach Californien) oft weit über 35 m, ja bisweilen doppelt so hoch werden soll und wie die gemeine Fichte eine vollkommen pyramidale Form hat. Die langen, oben glänzend dunkelgrünen, unten viel hellern Zweige, welche in rascher Folge in zwei Reihen liegen, verleihen der Pflanze ein besonders schönes Ansehen. Th. orientalis *L.*, der morgenländische L., ist zur Gattung Biota, andere Arten sind zu andern Gattungen gezogen worden.

Lebensbaum (des Gehirns), s. unter Gehirn, Bd. VII, S. 662[b].

Lebensbeschreibung, s. Biographie.

Lebensdauer, d. h. die einem organischen Wesen bestimmte Lebenszeit, ist je nach der Gattung und Art, welcher ein solches Wesen angehört, verschieden. Die längste L. findet man scheinbar bei manchen Bäumen, von denen einige ein Alter von mehrern tausend Jahren unter günstigen Umständen erreichen können. Doch muß man diese, gleich den Korallenstämmen, als eine Kolonie von Individuen betrachten, wo die jungen (die jährlich neu entstehenden Triebe) auf den erstarrenden Leichen ihrer Vorgänger und Erzeuger fortwuchern. Die kürzeste L. zeigen manche Infusorien, die nur wenige Stunden leben. Unter den Tieren zeichnen sich mehrere Amphibien, einige Fischarten, auch verschiedene Säugetiere (z. B. der Elefant, der gegen 200 Jahre lebt) durch ihre L. aus. Die höchste L. des Menschen beträgt gewöhnlich 60—80 Jahre, und Fälle, in denen Menschen 100 Jahre und länger leben, sind sehr selten. Die mittlere L. schwankt dagegen in unserer Zeit zwischen 35 und 40 Jahren. Die Sterblichkeit ist im ersten Lebensmonat ungemein groß, geringer bis zum Ende des ersten Jahres, wiewohl immer noch von 100 Geborenen nur etwa 75 ein Jahr alt werden. Am wenigsten sterben aus dem Alter von 8 bis 20 J., gleichfalls noch nicht viel mehr bis zum 45. Jahre. Unter den Überlebenden nimmt dann die Sterblichkeit wieder zu. Etwa die Hälfte der Geborenen erreicht das 40. Lebensjahr.

Die L. ist natürlich unter verschiedenen Verhältnissen verschieden. Die Wohlhabenden leben ungleich länger als die Armen, die Verheirateten im allgemeinen länger als die Ledigen. Die geistigen Berufsarten Angehörigen weisen eine hohe L. auf, namentlich wenn sich mit ihrer Beschäftigung eine gewisse Behaglichkeit verbindet, wie Geistliche, Professoren u. dgl. Weniger günstig gestaltet sich die L. bei solchen geistig Thätigen, die großen Aufregungen ausgesetzt sind, weniger geordnet leben (Politiker, Schriftsteller, Künstler, Schauspieler), am ungünstigsten unter diesen bei Ärzten und Lehrern. Am größten ist die L. bei solchen, die sich bei mäßiger Muskelanstrengung viel im Freien aufhalten (Bauern, Soldaten im Frieden, Fuhrleute, Landwirte, Forstleute). Die Sterblichkeit ist in den größern Städten im Sommer und Herbst größer als die auf dem flachen Lande, im Winter dagegen etwas geringer. Auch das Klima ist von Einfluß auf die L. Ob die L. des Menschen gegen früher zu- oder abgenommen hat, darüber sind die Ansichten der Statistiker geteilt; nach Engels eingehenden Untersuchungen scheint die menschliche L. in den letzten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts eher eine Abnahme erlitten zu haben. Hebung des Wohlstandes und der Bildung der Bevölkerung, Verbesserung der Atmungsluft und des Trinkwassers, vorzüglich in großen Städten, und Befreiung des Bodens von Verunreinigung und Kotdurchtränkung sind im allgemeinen die Bedingungen, welche eine Verminderung der Sterblichkeit ermöglichen. (S. Mortalität.)

Vgl. Österlen, «Handbuch der medizinischen Statistik» (Tüb. 1865); Engel, «Sterblichkeit und Lebenserwartung im preuß. Staate» in der «Zeitschrift des königl. preuß. Statistischen Bureaus» (Jahrg. 1861 fg.); Oldendorff, «Der Einfluß der Beschäftigung auf die L. des Menschen» (Berl. 1877).

Lebenselixir, die Bezeichnung für eine Tinktur, welche wesentlich zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens beitragen sollte. Ebenso wie die Alchimisten vermeinten, durch eine Medizin die Krankheiten der Metalle heilen, und die unedeln in edle verwandeln zu können, so glaubten sie auch, daß die Gebresten des Körpers sich durch eine Universalmedizin heilen ließen. Einzelne derselben gaben vor, im Besitz einer solchen, eines L. zu sein, und durch Anwendung desselben ein übernatürlich hohes Alter erlangt zu haben, um sich diese köstlichste aller Medizinen mit Gold aufwiegen zu lassen. Die Besitzer des angeblichen L. erwiesen sich, ebenso wie die des Steins der Weisen, als Betrüger, ihr L. konnte sie nicht vor dem Tode am Galgen, den viele

erlitten, erretten. In späterer Zeit ist dann von dem 1724 gestorbenen schwed. Arzt Hjärne ein Medikament als L. (Elixirium ad longam vitam) eingeführt, welches noch jetzt offizinell ist und den Namen Tinctura Aloes composita führt. Diese Tinktur besteht nach der Deutschen Pharmakopöe von 1882 aus 6 Teilen Aloe, je 1 Teil Rhabarber, Enzianwurzel, Zitwerwurzel und Safran und 200 Teilen verdünntem Weingeist.

Lebensessenz, schwedische, s. unter Geheimmittel.

Lebensfähigkeit heißt in der allgemeinsten Bedeutung das Vermögen, unter günstigen Bedingungen Lebensäußerungen von sich zu geben. So beweist z. B. der Pflanzensame seine L. dadurch, daß er in feuchter warmer Umgebung zu keimen anfängt. In engerm Sinne bezeichnet L. (Vitalität) diejenige Eigenschaft neugeborener Kinder, vermöge welcher diese im Stande sind, nach erfolgter Geburt das Leben unabhängig von der Mutter längere Zeit fortzusetzen. Lebensfähig ist ein Kind erst am Ende des siebenten Schwangerschaftsmonats, doch hat die L. dann selten eine große Dauer. Mit dem Alter der Frucht nimmt seine L. zu, vorausgesetzt, daß sie gesund gebildet ist. Gewisse angeborene Mißbildungen, deren Beseitigung nur durch Kunsthilfe gelingt, wie z. B. Verschluß des Mastdarms oder der Harnröhre, schließen unter Umständen den Begriff der L. aus. Die L. ist bei der Zuerkennung der Erbfähigkeit, bei der Ermittelung von Kindesmord u. dgl. von außerordentlicher Wichtigkeit und es bestehen deshalb darüber besondere gesetzliche Bestimmungen.

Lebensgeist (Spiritus vitalis) war in den ältern mediz. Schulen die Bezeichnung für ein hypothetisches Lebensprinzip.

Lebensknoten oder Atmungscentrum (frz. Noend vital), eine kleine umschriebene Stelle des verlängerten Marks (s. unter Gehirn, Bd. VII, S. 662b) am hintern Ende der Rautengrube und der vierten Hirnhöhle, deren Durchschneidung oder Zerstörung bei Warmblütern sofortigen Tod durch plötzlichen Stillstand der Atembewegungen und des Herzens bewirkt. Aus diesem Grunde wurde die fragliche Stelle zuerst von dem franz. Physiologen Flourens als L. bezeichnet.

Lebenskraft (Vis vitalis). Der Ausdruck Kraft bezeichnet in der Physik zunächst die Ursache, welche man zur Erklärung einer Erscheinung annimmt, dann aber auch das Maß einer Leistung (z. B. Pferdekraft u. dgl.), und in diesem Sinne ist der Ausdruck L. in der Physiologie zulässig. Früher meinte man, die Fähigkeit lebender Organismen, zu bestehen und thätig zu sein, nicht aus ihrer physik. und chem. Beschaffenheit erklären zu können, sondern suchte den Grund dieser Eigentümlichkeit in besondern, den Organismen eigenen, vererbbaren Fähigkeiten, deren Summe man als L. bezeichnete. Die neuere Physiologie hat indes diesen unbestimmten Begriff vollständig aufgegeben, seitdem sie in den Lebensvorgängen (Verdauung, Atmung, Blutbewegung) das Walten derselben physik. und chem. Grundgesetze erkannt hat, welche auch in der unorganischen Natur sich kundgeben.

Lebenslehre, s. Biologie.

Lebenslinie, eine der fünf Hauptlinien in der Chiromantie (s. d.).

Lebensluft, soviel wie Sauerstoff.

Lebensluftmesser, soviel wie Eudiometer.

Lebensmagnetismus, s. Tierischer Magnetismus.

Lebensmerkur, s. Algarothpulver.

Lebensverlängerung, s. Makrobiotik.

Lebensversicherung ist ein Vertrag, durch den sich jemand urkundlich verpflichtet, gegen eine bestimmte, im voraus normierte Vergütung für den Fall des innerhalb eines gewissen Zeitraums oder überhaupt eintretenden Todes einer oder mehrerer Personen zur Sicherung dadurch gestörter materieller Interessen eine im voraus bestimmte Geldsumme auszuzahlen. Nicht das Leben des Menschen ist hier Gegenstand der Versicherung (da der Tod ein sicheres Ereignis ist, bei dem nur der Zeitpunkt des Eintritts ungewiß), sondern die «vermögensrechtliche Kraft» des Menschenlebens. Die Lebensversicherungspolice muß also dem Versicherten gegen einmalige oder periodisch wiederkehrende, bis zum «Erfüllungstermin» zu leistende Prämienzahlung eine bestimmte Gegenleistung sichern. Im weitern Sinne umfaßt die L. alle Verträge über Leibrenten, Witwenversorgung, Pensionen, Arbeiter-, Kranken- und Sterbekassen, Überlebensversicherungen für verbundene Leben, ferner Policen auf den Lebensfall (Aussteuerversicherung und Altersversorgung), sowie Versicherungen auf Tod durch Unfall bei Reisen und im Beruf, beim Kriegs- und Seedienst (s. Unfallversicherung und Rente), im engern nur die Versicherung eines Kapitals, namentlich auf den Todesfall, die eigentliche, sog. einfache L., bei welcher der Versicherer beim Tode einer zweifellos bezeichneten Person ein vorher festgesetztes Kapital auszahlt gegen die Verpflichtung des Versicherungnehmers, die vorher bestimmte Prämie, selten in Einer Summe (die auch bei der Rente als «Mise», Rentenkauftapital, erscheint), meist in jährlichen, halb-, vierteljährlichen oder monatlichen Raten bis zum Tode des Versicherten oder eine bestimmte Reihe von Jahren hindurch zu entrichten. Ein Versicherungszwong besteht insofern für Beamte u. s. w., als zuweilen ihr Beitritt zu Pensions- und Witwenhilfskassen obligatorisch ist. Staatliche eigentliche Lebensversicherungsanstalten wie die Feuerversicherungs-Societäten gibt es bisher nicht. Das natürlichste Prinzip für den Betrieb der L. ist die reine Gegenseitigkeit, daher besteht bei den meisten Lebensversicherungs-Aktiengesellschaften wenigstens eine Abteilung zur Versicherung mit Anteil am Geschäftsgewinn.

Die L. entstand später als die See- und die Feuerversicherung. Im 17. Jahrh. gab es allerdings schon Vereine zu gegenseitiger Beerbung, sowie Innungssterbekassen (Totenladen), doch ohne die für die L. unentbehrlichen statist. und mathem. Grundlagen. Letztere boten sich erst in den Sterblichkeitstafeln dar (s. Mortalität), deren es verschiedene gibt. Die ersten eigentlichen, zum Teil noch heute bestehenden Lebensversicherungsinstitute hatte England; Nordamerika erst seit dem 19. Jahrh., jetzt aber in großer Zahl und von bedeutender Ausdehnung. In Frankreich waren schon lange die Leibrenten beliebt, für den eigenen Genuß berechnet, ehe das Bedürfnis einer Sorge für Hinterbliebene durch die Assekuranz recht erkannt wurde. Dort entstanden 1653 die sog. Tontinen (s. d.) oder Erbklassenrenten, deren Prinzip vielfach auch den Kinderversorgungsverträgen adoptiert wird. Alle andern Kulturländer besitzen jetzt zum Teil

große und gute Lebensversicherungsbanken, namentlich Schweden, Belgien, die Schweiz, Holland, endlich Rumänien, Italien, Rußland u. s. w. — In Deutschland wurde, als England bereits an 50 Gesellschaften dieser Branche besaß, erst 1827 von E. W. Arnoldi (dem Stifter auch der Feuerversicherungsbank für Deutschland) in Gotha die erste große gegenseitige Lebensversicherungsbank gegründet, fast gleichzeitig in Lübeck eine auf Aktien. Diesen beiden folgten zahlreiche andere, soweit sie noch bestehen, aus der nachstehenden Tabelle (S. 876) ersichtlich. Einige dieser Gesellschaften betreiben außer der L. noch in mehr oder weniger bedeutendem Umfange andere Versicherungs-, resp. Geschäftszweige. Die Schweiz hat L. in Basel, Genf, Zürich und Lausanne. In Österreich bestehen zur Zeit, meist für mehrere andere Branchen mit, auf Aktien: Assicurazioni Generali in Triest (seit 1831), Riunione Adriatica di Sicurtà, Triest (1855), Austria, Wien (1858), Erste Ungarische Allgemeine Assekuranz, Pest (1863), Österreichischer Phönix, Wien (1865), Danau, Wien (1868), Foncière, Pest (1869), Ungarisch-Französische Versicherungsgesellschaft, Pest (1880), Wiener Lebens- und Rentenversicherungsgesellschaft (1881), Azienda, Wien (1882); auf Gegenseitigkeit: Janus, Wien (1839), Austria, Wien (1860), Beamtenverein, Wien (1865), Slavia, Prag (1869) u. s. w. — Die ungar. Heiratsaussteuer-Versicherungsgesellschaften kamen nie in rechte Aufnahme, wie bei uns die sog. Sparkassenversicherung.

Die gebräuchlichste und einfachste Art der L. ist die Versicherung eines Kapitals auf den Todesfall. Hier kann die Erfüllung des Vertrags auch vom Leben zweier Personen abhängig gemacht werden, bei der »Versicherung verbundener Leben« nämlich, wenn z. B. das versicherte Kapital beim Tode des von zwei Gatten, Geschwistern, Kompagnons u. s. w. zuerst Sterbenden fällig sein soll. Die Kapitalversicherung auf den Lebensfall begreift in sich die Versicherung eines Kapitals, fällig bei Erreichung eines bestimmten Alters, zu Zwecken der Braut- und Wehrdienstaussteuer, sowie der Altersversorgung. Außer diesen einfachen Formen gibt es aufgeschobene L., abgekürzte L., ferner L. auf Frist, und zahlreiche, den verschiedensten Verhältnissen und Bedürfnissen des Publikums anzupassende andere Tarife und Kombinationen, mittels deren die mannigfaltigsten Zwecke erreicht werden, da die L. nicht nur zu Gunsten der Familienglieder oder einer andern bestimmten Person geschlossen werden kann, sondern im allgemeinen zu Gunsten der Rechtsnachfolger des Versicherten, oder seiner Gläubiger, oder des Inhabers der Police überhaupt, und der Antragsteller mit der versicherten Person keineswegs identisch zu sein braucht; solche Zwecke sind: Erbschaftsregulierung, Sicherstellung von Darlehnen, Sorge für Waisen, hilfsbedürftige Verwandte, treue Diener, alte ledige Personen, Beihilfe zu Erziehungskosten, Mitgift, Berufsstudium, Geschäftseinrichtung, Freiwilligendienst, Kautionsstellung, Auseinandersetzung bei Geschäftsaufgabe und andern Liquidationen, Schulden- und Hypothekentilgung.

Die Prämie richtet sich nach dem Alter des Eintretenden und seinem Gesundheitszustand. Normale Prämieneinschätzung genießen nur absolut gesunde Personen; bei den meisten Versicherten ist ein Aufschlag nötig wegen früherer Krankheiten, erblicher Krankheitsanlagen, schlechter Ernährung, ungesunder Wohnung, schädlicher Gewohnheiten, körperlicher Fehler, erschöpfter Gesundheit oder besonderer Berufsgefahr u. s. w., da, wenn derlei Umstände vorliegen, die Aussicht auf Erreichung des Durchschnittsalters geringer ist als bei normal zu prämiierenden Risiken. Für Übernahme einer zeitweilig erhöhten Gefahr (Kriegs- und Seedienst u. s. w.) wird Extraprämie erhoben. Ein Teil der Tarifprämie entfällt für Verwaltungskosten, ein weiterer für den Bedarf zum Ausgleich vorzeitiger Sterbefälle, der Rest ist die sog. Nettoprämie: eine durch die benutzte Sterblichkeitstafel und den angenommenen Zinsfuß bestimmte mathem. Größe, welche notwendig ist, aber auch ausreicht, um in jedem einzelnen Jahre die fällig werdenden versicherten Leistungen zu decken und außerdem diejenigen Beträge zurückzustellen, welche mit den künftig hinzutretenden Teilen der Prämie und Zinseszinsen der Gesellschaft die Garantie geben, daß sie die von ihr versicherten Leistungen an den voraussichtlichen Fälligkeitsterminen voll zahlen kann. Der nach Abzug des für die erwartungsmäßigen Sterbefälle des laufenden Jahres (das sind die »fälligen versicherten Leistungen«) erforderlichen Teils verbleibende Rest der Nettoprämie ohne die eben erwähnten künftig hinzutretenden Prämienanteile ist die Prämienreserve. In der Regel bleibt nämlich die nach Maßgabe des Eintrittsalters jedes Versicherten berechnete Tarifprämie trotz des steigenden Alters des Versicherten für die folgenden Jahre gleich. Mit dem Alter steigt aber die Sterblichkeitswahrscheinlichkeit; es tritt also im Tarif der Versicherung ein Moment ein, von welchem ab die Prämie nicht mehr ausreicht, die durch die Sterblichkeit erforderten jährlichen Kapitalzahlungen zu decken. Deshalb enthält jede Prämie von vornherein einen Betrag, der das anfängliche Risiko übersteigt, aber von den Gesellschaften aufgespart werden muß, um durch Zins und Zinseszins so anzuwachsen, daß er das Minus der spätern Jahresprämie gegenüber dem Plus der spätern Sterblichkeit vollständig ausgleicht. Dieser Betrag in seiner Gesamtsumme heißt der »Prämienreservefonds« und ist nichts anderes als das Deckungskapital der Gesellschaft für die Verbindlichkeiten, die sie ihren Versicherten gegenüber durch den Versicherungsvertrag übernommen hat, also Eigentum der Versicherten, belastet mit der Bestimmung, daraus das höhere Prämienerfordernis ihres spätern Alters zu decken.

Je geringer der Zinsfuß ist, den man der Berechnung zu Grunde legt, desto größer muß natürlich die zurückzustellende Reserve sein; dieser rechnerische Zinsfuß muß geringer sein als der Satz, zu dem sich die Kapitalanlagen wirklich verzinsen. Wenn das der Fall, wenn außerdem die wirkliche Sterblichkeit geringer ist als die rechnungsmäßige, ferner die Geschäftsunkosten womöglich unter dem dafür in der Tarifprämie mit erhobenen Beitrag bleiben, so muß die betreffende Gesellschaft bei genügender Geschäftsausdehnung bestehen können und sogar Überschuß erzielen. Das Vorhandensein der richtig berechneten Prämienreserve in sichern Werten ist der Prüfstein für die Solvenz einer Lebensversicherungsgesellschaft. Je nach der Dauer ihres Bestandes hat jede einzelne Police durch den für sie berechneten und zurückgestellten Prämienreserveanteil einen gewissen Zeit-

wert, bis zu dessen Höhe sie von der Gesellschaft beliehen werden kann, während letztere auf Verlangen für drei Viertel des Zeitwerts das Dokument vom Versicherten zurückkauft, wenn es eine bestimmte Zeit, etwa 3—5 Jahre, bestanden hat. Die Gesellschaften ermutigen indes den Rückkauf nicht, da durch ihn der eigentliche Zweck der L., Versorgung der Hinterbliebenen, verloren geht.

Außer der Prämienreserve hat jede vorsichtige Anstalt noch einen aus den Überschüssen anzusammelnden Sicherheitsfonds zur Deckung für unverhofft große Übersterblichkeit (bei Epidemien u. s. w.) oder direkte Verluste, sowie eine Schadenreserve und einen Prämienübertrag. Erstere ist die Rücklage für angemeldete, aber noch nicht regulierte Todesfälle, letzterer (sehr oft ungehörigerweise beim Rechnungsabschluß mit der Prämienreserve zusammen in Einer Ziffer ausgedrückt) die Summe der für Zeiträume über den Schluß des jeweiligen Rechnungsjahres hinaus vorausbezahlten, also noch nicht verdienten Prämien.

Die den Lebensversicherungsvertrag bildenden Dokumente sind der Antrag des Bewerbers und die Police des Versicherers. Zum Antrag gehört der Altersnachweis (Geburtsschein u. s. w.) und bei Todesfallversicherungen das Arztattest. Der Antrag muß durchaus korrekte und wahrhafte Angaben enthalten, da andernfalls die Versicherungsgesellschaft, als von falschen Voraussetzungen ausgegangen, nicht zur Erfüllung des Vertrags gehalten ist. Durch Unterschrift des Antrags unterwirft sich der Versicherungsnehmer allen bei der Gesellschaft gültigen Versicherungsbedingungen. Antrag, Agentenbericht und Arztattest gemeinschaftlich, sowie der Altersnachweis gestatten der Gesellschaft ein Bild von dem Kandidaten, und ihrem mediz. Mitgliede, die Güte des Risikos nach der wahrscheinlichen Lebensdauer zu klassifizieren. Die Police wird erst nach ihrer Einlösung durch Zahlung der ersten Prämie und Kosten perfekt. Die Gründe einer Ablehnung mitzuteilen, sind die Gesellschaften nicht verpflichtet. Die Versicherungsbedingungen enthalten die Richtschnur für beide Teile betreffs der Prämienzahlungstermine, versäumter Zahlung und Stundung, des Verfahrens bei Verlust von Dokumenten, Verpfändung und Cession der Police, Auflösung des Vertrags u. s. w. Jedermann kann sein Leben mit beliebiger Summe, soweit es seine Kräfte erlauben, bei verschiedenen Gesellschaften versichern. Von großen Versicherungssummen gibt jede vorsichtige Gesellschaft einen Teil einer andern Kompagnie gegen anteilige Prämie in Rückdeckung. Bei Erreichung eines bestimmten Lebensjahres (85 oder 90) wird in der Regel das auf den Todesfall versicherte Kapital dem Versicherten selbst ausgezahlt. Bei einem Todesfall ist außer der Sterbeurkunde und dem Arztbericht zur Erhebung des Anspruchs auf die versicherte Summe der Nachweis nötig, daß die betreffende Police durch prompte Prämienzahlung in Kraft besteht. Die Auszahlung des fälligen Kapitals erfolgt gegen Rückgabe der Police. Eine reelle Gesellschaft kann sich ihrer Zahlungspflicht nur entziehen, wenn ihre Voraussetzungen für Schluß des Vertrags falsche waren, die Antworten des Antragenden auf die Fragen der Gesellschaft wissentlich unwahre gewesen und betrügerische Absicht involvieren, besonders was die Ableugnung eigener selbstgekannter chronischer Leiden, bereits erfolgte und verschwiegene Ablehnung bei andern Gesellschaften betrifft. Falls ein versichertes Leben durch Selbstmord endet, wird in der Regel nur gezahlt, wenn dieser die Folge von Geistesstörung war. Bei Versicherungen auf den Lebensfall ist zu allen Ansprüchen an die Gesellschaft der Nachweis des Eintritts der Umstände nötig, von denen policemäßig die Zahlung abhängig gemacht wurde. Bei der Lebensfallversicherung ist die Einrichtung getroffen, daß gegen eine kleine Prämienerhöhung (auch Gegenversicherung genannt) die Prämien — ohne Zinsen — zurückgezahlt werden, falls der Versicherte vor Erreichung des für die Fälligkeit des Kapitals bestimmten Termins stirbt. Außer der einfachen Kinderaussteuer, bei der dies üblich, besteht bei einzelnen Gesellschaften noch Gelegenheit zur Kinderversorgung nach dem System der Tontinen oder der gegenseitigen Beerbung in Altersklassen (Associationen).

Ende 1883 betrug der Versicherungsbestand für L. im engern Sinne bei 38 deutschen Gesellschaften 2497966625 Mark für 675331 Versicherte, bei 14 österreichischen 589676288 Mark (204,847 Versicherte), bei 4 schweizerischen 157043274 Mark (32892 Versicherte), bei 104 englischen etwa 8900 Mill. Mark (1079482 Versicherte), bei 24 französischen 2318137177 Mark (257166 Versicherte) und bei 29 im Staate Neuyork zugelassenen amerikanischen 7054920060 Mark (705659), zusammen bei 213 beobachteten Gesellschaften 21517743424 Mark für 2955377 versicherte Personen. Näheres bezüglich der deutschen Gesellschaften s. in der Tabelle auf folgender Seite.

Litteratur. Morgenbesser, «Die mathematischen Grundlagen des Lebensversicherungswesens» (2. Aufl., Berl. 1883); Jónás, «Studien und Vorschläge auf dem Gebiete des Lebensversicherungsgeschäfts» (Berl. 1883); Geyer, «Die L. in Deutschland und ihre gesetzliche Regelung» (Lpz. 1878); Elster, «Die L. in Deutschand» (Jena 1880); Savonitt, «Die Selbsthilfe durch die L.» (Wien 1872); Wittstein, «Das mathem. Gesetz der menschlichen Sterblichkeit» (2. Aufl., Hann. 1883); Kögler, «Über L.» (Prag 1885); Wiegand, «Die Schule des Lebensversicherungsagenten» (6. Aufl.; 4 Bde., Halle 1876); derselbe, «Vorteile und Garantien der L.» (11. Aufl., Halle 1869); derselbe, «Die mathem. Grundlogen der Lebensversicherungsinstitute» (Halle 1854); derselbe, «Lebensversicherungskatechismus» (5. Aufl., Halle 1863); Jahn, «Ausführliche Berechnung der Prämien und Reservefonds bei Lebensversicherungsanstalten» (Zittau 1852); Fischer, «Grundzüge des auf menschliche Sterblichkeit gegründeten Versicherungswesens» (Oppenheim 1860); Herrmann, «Die Theorie der Versicherung vom wirtschaftlichen Standpunkte» (2. Aufl., Groß 1869); Karup, «Theoretisch-praktisches Handbuch der L.» (Lpz. 1874); Kinkelin, «Elemente der Lebensversicherungsrechnung» (2. Aufl., Basel 1875); Langheinrich, «Über den Wert der Lebensversicherungspolice» (Lpz. 1862); Lazarus, «Über Mortalitätsverhältnisse» (Hamb. 1867); Maltz, «Zeitschrift für Versicherungsrecht» (1. und 2. Aufl., Lpz. 1866—68); Labauve, «Entscheidungen des Reichsoberhandelsgerichts im Versicherungswesen» (Oldenburg 1880); Ehrenzweig, «Assekuranz-Jahrbuch» (Wien 1880 fg.); Falk, «Rechtsgrundsätze im Versicherungswesen» (Hamb. u. Lpz. 1885); «Deutsche Versicherungspresse» (Berl. 1873 fg.).

Nr.	Name	Sitz	Gründungsjahr	Neue Aufnahmen 1883	Abgang durch Tod und bei Lebzeiten	Reiner Zuwachs gegen das Vorjahr	Total-bestand der Kapital-Versicherungen auf den Todes- und Lebensfall Ende 1883	Einnahmen: Prämien	Einnahmen: total inkl. Zinsen und Diverse	Ausgaben: fällige Kapitalien und Renten inkl. Schadenreserve	Ausgaben: Verstärkung der Prämienreserve inkl. Übertrag	Ausgaben: total inkl. Rückversicherung, Unkosten, Provision u. Verwaltung 2c.	Gesamt-Aktiv-Vermögen	Bemerkungen
				Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	
A. Gegenseitigkeits-Anstalten.														
1	Lebensvers.-Bank für Deutschland	Gotha	1827	32 628 000	12 287 400	26 240 600	441 698 600	15 528 492	20 473 343	7 680 300	5 363 774	14 530 665	115 112 523	Das Rechnungsjahr schließt bei allen Gesellschaften mit dem Kalenderjahre; nur bei der Hannoverschen Lebensversf.-Anstalt mit dem 31. Mai, weshalb für letztere die Tabelle die Ziffern per 31. Mai 1883 enthält. — Für Alsatia ist die Ziffer der neuen Aufnahmen gestrichen. — * Bei Braunschweig und Beamtenheim bedeutet: kein Zuwachs, sondern Rückgang. — Der reine Zuwachs versteht sich inkl. Begräbnisgeld- und Aussteuer-Versicherungen. Neue Aufnahmen und Abgang nur für die Lebensversicherung im engern Sinne (auf Todesfall, ohne Begräbnisgeldversicherung). — Bei Schweria, Providentia, Victoria, Stuttgarter Renten-Anstalt, Karlsruher Versorg.-Anstalt, Prometheus und Magdeburger Allgemeine Versicherungs-Gesellschaft haftet das Gesamtvermögen auch mit für andere Versicherungs-, resp. Geschäftszweige.
2	Leipziger Lebensvers.-Gesellschaft	Leipzig	1830	17 470 900	6 298 400	13 051 750	201 543 550	7 173 301	9 059 079	2 482 434	3 255 446	6 753 075	42 480 539	
3	Hannoversche Lebensvers.-Anstalt	Hannover	1830	4 061 700	2 444 000	1 719 900	34 664 812	1 102 257	1 292 857	426 200	275 340	1 084 881	4 398 707	
4	Allgemeine Vers.-Anstalt	Braunschweig	1842	106 400	155 433 *	11 133	3 009 825	140 501	231 320	194 801	—	223 400	1 720 251	
5	Iduna	Halle a. S.	1854	5 842 515	2 541 805	4 067 920	61 870 884	2 236 445	2 815 953	1 126 754	799 680	2 480 166	13 698 947	
6	Lebensvers.- und Ersparnis-Bank	Stuttgart	1854	19 272 700	6 071 215	13 452 573	206 683 266	7 141 243	9 071 868	2 912 248	3 341 908	6 853 873	44 688 348	
7	Renten- und Lebensvers.-Anstalt	Darmstadt	1855	552 000	345 804	222 839	7 829 834	280 452	384 783	196 826	122 064	369 782	8 278 867	
8	Allgemeine Renten-Anstalt	Stuttgart	1861	1 751 200	1 055 171	1 248 020	33 151 683	748 758	982 855	392 729	396 295	687 750	48 869 035	
9	Gegenseitigkeit	Leipzig	1861	768 280	561 055	292 985	4 802 860	121 801	238 801	83 035	59 883	233 456	1 038 947	
10	Allgemeine Versorgungs-Anstalt	Karlsruhe	1864	20 028 676	4 524 962	15 754 955	144 415 242	4 544 388	5 336 259	1 334 150	2 453 581	4 355 345	38 291 262	
11	Bremer Lebensvers.-Bank	Bremen	1867	3 242 600	2 317 500	3 001 465	27 308 580	831 856	908 253	278 327	319 599	851 300	2 303 981	
12	Deutsche Lebens- 2c. Vers.-Ges.	Potsdam	1868	5 743 808	5 820 708	390 173	55 785 140	1 761 342	2 017 322	629 352	592 146	1 893 908	6 932 900	
13	Prometheus	Berlin	1871	561 050	585 450 *	17 575	3 899 982	134 950	155 271	82 075	40 245	135 146	1 000 986	
14	Lebensvers.-Anstalt für Armee	Berlin	1872	1 096 500	262 400	834 100	13 802 200	334 019	607 548	110 437	178 026	351 618	6 330 826	
15	Vesta	Posen	1873	1 663 950	951 400	724 350	9 788 708	328 858	358 521	82 200	93 738	351 519	1 016 047	
16	Atropos	Leipzig	1873	53 700	46 970	6 730	1 062 486	38 277	58 028	20 365	28 312	58 028	323 690	
17	Badische Militär-Vers.-Anstalt	Karlsruhe	1875	173 160	69 600	122 260	991 360	35 767	39 011	12 900	9 962	36 439	65 530	
18	Preußischer Beamten-Verein	Hannover	1875	3 012 900	423 600	3 634 960	30 309 220	1 178 255	1 335 444	158 239	792 587	1 058 555	3 871 239	
		Summa A		124 035 039	48 957 973	84 744 972	1 282 608 472	43 730 669	55 356 306	18 182 162	18 133 586	42 530 906	341 054 645	
B. Aktien-Gesellschaften.														
1	Deutsche Lebensvers.-Gesellschaft	Lübeck	1828	8 384 800	5 519 661	2 849 414	128 474 706	8 873 607	5 045 157	2 518 193	1 352 619	4 711 910	29 386 523	
2	Berlinische Lebensversf.-Gesellschaft	Berlin	1836	8 165 500	4 399 315	4 151 226	111 960 528	4 002 910	5 406 551	2 128 189	1 569 951	4 547 036	33 136 509	
3	Bayr. Hypotheken- u. Wechsel-Bank	München	1836	3 673 600	1 306 128	2 707 957	22 796 400	811 037	1 091 96¹	530 211	284 704	986 806	3 072 589	
4	Frankfurter Lebensversf.-Gesellschaft	Frankfurt a. M.	1844	4 914 393	3 042 682	871 711	45 400 083	1 542 372	2 006 947	1 047 217	440 236	1 854 759	15 110 719	
5	Janus	Hamburg	1847	5 235 045	4 479 995	1 137 600	60 994 590	2 247 995	2 868 125	1 512 355	623 814	2 631 835	18 790 316	
6	Teutonia	Leipzig	1852	1 017 791	4 408 702	2 821 856	71 434 266	2 296 270	2 854 705	1 220 219	840 156	2 358 925	12 476 387	
7	Concordia	Köln	1853	11 584 852	7 225 599	3 995 732	154 398 252	4 803 175	6 856 891	2 813 474	1 692 882	5 412 795	74 127 887	
8	Mecklenb. Lebensvers.- u. Sparbank	Schwerin	1853	3 372 200	1 102 600	2 269 510	18 580 470	523 127	773 574	246 506	180 900	643 774	19 531 565	
9	Magdeb. Lebensvers.-Gesellschaft	Magdeburg	1856	9 751 650	5 271 259	3 461 709	78 557 792	2 345 667	2 948 186	1 132 831	901 262	2 671 299	18 848 363	
10	Thuringia	Erfurt	1856	5 218 469	3 273 661	3 240 900	28 956 192	2 516 943	3 069 457	1 200 498	1 129 998	2 935 721	25 777 902	
11	Germania	Stettin	1857	26 962 278	13 673 341	15 291 846	283 411 827	10 740 463	12 361 517	4 749 208	4 353 178	11 682 492	65 445 980	
12	Providentia	Frankfurt a. M.	1857	3 174 300	2 125 309	1 035 121	43 486 884	1 386 877	1 821 231	736 765	449 588	1 672 891	27 473 433	
13	Victoria	Berlin	1861	11 866 840	4 123 574	8 086 597	79 038 152	2 952 622	3 576 793	587 201	1 442 318	2 938 407	20 207 851	
14	Preußische Lebensvers.-Gesellschaft	Berlin	1865	8 584 219	3 276 045	3 486 979	56 756 583	1 797 684	2 062 307	478 450	603 728	1 856 469	9 266 388	
15	Friedrich Wilhelm	Berlin	1866	3 214 784	3 000 277	3 637 563	49 955 145	1 581 811	1 841 818	480 214	407 896	1 762 755	9 973 638	
16	Nordstern	Berlin	1867	4 275 663	2 463 024	2 092 939	37 380 799	1 930 116	2 345 306	602 894	615 054	1 988 563	13 154 572	
17	Vaterländ. Lebensvers.-Gesellschaft	Elberfeld	1872	3 261 867	1 572 200	2 173 877	27 312 831	938 883	1 125 062	159 466	568 225	1 035 459	11 931 731	
18	Schlesische Lebensvers.-Gesellschaft	Breslau	1872	2 264 300	1 071 869	1 300 731	13 613 630	457 106	564 043	124 377	205 787	512 400	5 432 025	
19	Magdeb. Allgem. Vers.-Gesellschaft	Magdeburg	1873	3 772 148	2 454 080	1 368 068	32 004 715	1 094 931	1 232 872	260 000	497 496	1 111 779	9 836 136	
20	Alsatia	Mülhausen	1882	718 983	10 820	708 363	1 391 702	52 993	62 349	4 933	84 332	84 204	1 000 663	
		Summa B		133 392 482	74 980 048	69 792 771	1 401 905 547	48 003 587	60 981 852	22 530 300	18 392 294	53 652 779	433 781 175	
		Summa A und B		257 427 521	121 938 021	154 537 743	2 684 514 019	91 734 256	116 338 158	40 712 462	36 523 880	96 183 685	764 835 820	

Lébény, Marktflecken in Ungarn, Komitat Wieselburg, Station der Linie Budapest-Bruck der Ungarischen Staatsbahn, mit 1860 E., welche blühende Viehzucht und bedeutenden Heuhandel treiben. Die Kirche im roman. Bauſtile iſt ein namhaftes Kunſtwerk, das in neueſter Zeit ſtilgerecht reſtauriert wurde.

Leber (hepar, jecur), die größte Drüſe des menſchlichen und tieriſchen Körpers, die deshalb von höchſter Wichtigkeit iſt, weil ſie in naher Beziehung zur Blutbildung und der damit zuſammenhängenden Bereitung der Galle ſteht. Die L. eines geſunden erwachſenen Menſchen wiegt 1,50 kg und darüber. Dieſelbe liegt mit ihrer Hauptmaſſe im rechten obern Winkel der Bauchhöhle, unmittelbar unter dem Zwerchfell, zur Seite der rechten Bauch- und Rückenwand, und bedeckt die rechte Niere, einen Teil des Zwölffingerdarms und des Magens, ſowie die rechte Biegung des Dickdarms. Sie iſt am Zwerchfell durch ſtraffe Bänder, ſowie auch an der Rücken- und Bauchwand befeſtigt und überragt die Rippenwand nicht. Ihr hinterer rechter Abſchnitt iſt ſehr dick und abgerundet, nach vorn und links ſchärft ſie ſich allmählich zu. Ihre Oberſeite iſt gewölbt (konvex), die Unterſeite ſeicht ausgehöhlt (konkav), ſodaß ſie im ganzen ungefähr eine keilförmige Geſtalt darbietet. Der vordere Rand der L. hat in der Mittellinie des Körpers einen tiefen Einſchnitt (incisura hepatis), welcher ſie in den größern rechten und kleinern linken Leberlappen (lobulus dexter und sinister) teilt. Von dieſem Einſchnitt verläuft auf der Unterſeite eine ſeichte Furche nach hinten, und dieſer ziemlich parallel weiter nach rechts eine zweite Furche, welche durch eine querlaufende Vertiefung verbunden ſind. Es werden ſo von der L. zwei weitere kleine Lappen abgegrenzt, ein vorderer viereckiger (lobulus quadratus) und ein hinterer (lobulus Spigelii). In der linken Längsfurche verläuft beim Fötus die Nabelvene, die in der Gegend der Querfurche in die L. eintritt und nur einen kleinen Zweig (ductus venosus) durch die hintere Hälfte dieſer Grube direkt in die hinter der L. liegende untere Hohlvene ſendet, wogegen beim geborenen Menſchen ein ſolider rundlicher Bindegewebsſtrang, das ſog. runde Leberband, die Stelle der obliterierten Nabelvene vertritt. Der vordere Teil der rechten Furche nimmt die Gallenblaſe auf, die hintere umfaßt innig die Vorderwand der untern Hohlvene. In der Querfurche münden alle blutzuführenden Gefäße und zahlreiche ſympathiſche Nervenäſte und aus ihr treten die Lymphgefäße der L. und die Gallengänge aus; dieſe Stelle iſt gewiſſermaßen die Pforte der L. und wird deshalb auch Leberpforte (porta hepatis) benannt.

An Blutgefäßen erhält die L. die nahezu fingerdicke Pfortader und die kaum gänſekieldicke Leberarterie. Die Pfortader (vena portae) ſammelt alles Blut, welches von den Gedärmen, vom Magen, von der Bauchſpeicheldrüſe und der Milz kommt, tritt in der Leberpforte in die L. ein und löſt ſich hier nach allen Richtungen hin in feine, untereinander verbundene Zweige auf, welche wieder zu größern Stämmchen zuſammentreten und als Lebervenen (venae hepaticae) in die untere Hohlvene münden. Das Blut der Pfortader iſt ſehr dunkel, hat aus dem Darm einen Teil der Verdauungsprodukte, aus der Milz das von dieſer veränderte Blut aufgenommen und liefert das Material zur Galle und zu den neugebildeten Blutbeſtandteilen. Die Leberarterie (arteria hepatica) verzweigt ſich ähnlich wie die Pfortader in der L., führt aber hellrotes Blut und vermittelt die ſelbſtändige Ernährung des Lebergewebes.

Die L. ſelbſt liegt großenteils in einer Falte des Bauchfells (ſ. d.), welches die L. mit einem glatten ſeröſen Überzug überzieht. Ihr Gewebe ſelbſt iſt ſchon im friſchen Zuſtande ziemlich derb, wird es aber im Tode durch Gerinnung eines eiweißähnlichen Beſtandteils noch mehr. Die Farbe iſt hell rotbraun (leberbraun), doch nicht gleichmäßig. Auf einem Schnitt der L. erblickt man um die weit klaffenden Stämmchen der Lebervene einen Ring Leberſubſtanz, welcher von einem Kranz feiner Pfortaderzweige umſäumt iſt. Dieſe Ringe ſind die Querſchnitte kugeliger Anhäufungen von mit bloßem Auge nicht ſichtbaren, quadratiſchen Zellen und heißen Leberinſeln oder Leberläppchen (insulae oder acini, auch lobuli hepatis), die Gefäße in ihrem Umkreiſe interacinöſe, die im Mittelpunkt gelegenen intraacinöſe Venen. Die Peripherie dieſer Inſeln hat meiſt eine andere, hellere oder dunklere Färbung als die Mitte, wodurch die ganze L. ein gefleckes Anſehen bekommt. Die Leberzellen, welche die eigentlichen, die Galle abſondernden Elemente der L. ſind und ſich als kleinſte rundliche feinkörnige Bläschen von 0,02 mm Durchmeſſer darſtellen, ſind von der Mitte nach dem Rande der Leberläppchen in Reihen angeordnet, die vielfach miteinander verbunden (Leberzellenbälkchen), und zwiſchen ihnen verlaufen, die Bälkchen innig umſpinnend, die Haargefäße, in welche ſich die peripheriſchen Pfortaderzweige auflöſen, und die ſich zu der centralen Lebervene ſammeln. Außerdem iſt jede einzelne Leberzelle noch mit äußerſt feinen Haargefäßchen umgeben, den Anfängen der Gallengänge, welche ſich im Umkreiſe der Inſeln ſammeln, nach und nach zu ſtärkern Stämmchen zuſammentreten und neben den größern Zweigen der Pfortader rückwärts zur Leberpforte verlaufen. Die Bälkchen ſind endlich noch von Lymphräumen umgeben, die zu Stämmchen zuſammentreten, welche denſelben Weg aus der L. nehmen wie die Gallengänge. Das Lebergewebe zeigt ſich alſo von einem fünffachen Kanalſyſtem durchzogen, von drei Blutgefäßſyſtemen, von dem Lymphſyſtem und dem Gallengangſyſtem. Dazwiſchen findet ſich vielfältig Bindegewebe. Die Gallengänge bilden in der Leberpforte einen einzigen Stamm, den Lebergallengang (ductus hepaticus), welcher ſeitlich eine blaſenförmige Ausſtülpung trägt, die am Leberrand etwas vorſtehende Gallenblaſe, die durch einen kurzen Kanal, den Gallenblaſengang (ductus cysticus), mit ihm in offener Verbindung ſteht. Die Gallenblaſe iſt ein Reſervoir der Galle (ſ. d.). Durch die Vereinigung des Lebergallen- und des Gallenblaſengangs entſteht der federkieldicke gemeinſchaftliche Gallengang (ductus choledochus), der in den Zwölffingerdarm ausmündet und während der Verdauung die angeſammelte Galle in dieſen ergießt.

Die Bedeutung der L. für den tieriſchen Haushalt iſt ſehr groß, was ſchon daraus hervorgeht, daß ſie ſich in der Leibesfrucht ſowie im Hühnchen ſehr früh bildet, im Embryo der Säugetiere das Blut des Mutterkuchens, im Hühnchen den Dotter aufnimmt. Geht die L. durch Krankheit zu Grunde, ſo iſt das Leben vernichtet. Im einzelnen iſt ihre

Thätigkeit noch nicht völlig aufgeklärt, doch scheint so viel festzustehen, daß die Gallenbereitung mit einer Neubildung von Blut, überhaupt mit einer Verarbeitung der verdauten und aufgesogenen Eiweißstoffe einhergeht. Ein Produkt dieses Prozesses ist eine stärkemehlähnliche, leicht in Traubenzucker übergehende, der L. eigentümliche Substanz, das Glykogen, die einzige derartige, welche man bisjetzt im Tierkörper aufgefunden hat. Auch scheint in der L. ein massenhafter Untergang unbrauchbar gewordener roter Blutkörperchen stattzufinden, da sich Reste ihrer Bestandteile im Gallenfarbstoff nachweisen lassen. Keinem einigermaßen kompliziert gebauten Tier fehlt die L. Über die Bedeutung des Leitersekrets, der Galle, für die Verdauung s. Galle und Verdauung. Über die Krankheiten der L. s. Leberkrankheiten.

Leber, eine früher gebräuchliche Bezeichnung für einige Alkali- und Erdalkali-Schwefelverbindungen, besonders des Kaliums oder Schwefelleber, s. unter Kalium (-Verbindungen 2), des Calciums oder Kalkschwefelleber u. s. w., so genannt wegen der graugrünlichen Leberflecke dieser Präparate. (Vgl. Hepar.)

Leberabseeß, s. unter Leberentzündung.

Leberanschoppung, Blutüberfüllung oder Hyperämie der Leber, die übermäßige Anhäufung von Blut in den Blutgefäßen der Leber und die hierdurch bedingte Anschwellung und Vergrößerung der letztern, kommt entweder durch verstärkten Zufluß (Kongestion, Wallung), oder durch gehinderten Abfluß (Stauung) des Blutes zu Stande, und wird am häufigsten bei unmäßiger und sitzender Lebensweise, bei gewohnheitsmäßigem Genuß alkoholischer Getränke, bei Infektion des Blutes mit Malaria, sowie im Verlauf gewisser Herz- und Lungenkrankheiten beobachtet, bei welchen der Abfluß des Blutes aus der untern Hohlader und den Lebervenen erschwert ist. Geringere Grade der L. pflegen symptomlos zu verlaufen; erheblichere Grade der Krankheit geben sich durch ein unangenehmes Gefühl von Druck und Spannung im rechten Hypochondrium, durch Verdauungsbeschwerden, unregelmäßigen Stuhlgang, Hämorrhoiden u. dgl., sowie durch eine mehr oder minder beträchtliche, objektiv nachweisbare Vergrößerung der Leber zu erkennen. Bei chronischer Stauungshyperämie der Leber kommt es bisweilen unter langsamerm Untergang der Leberzellen zu einer auffallenden Massenzunahme des Bindegewebes, wodurch die Leber ein eigentümliches marmoriertes Aussehen (sog. Muskatnußleber) annimmt. Die Behandlung der L. besteht in einer zweckmäßigen Änderung der Lebensweise, milder reizloser Diät, regelmäßiger Körperbewegung, milden Abführungsmitteln und zeitweiligen örtlichen Blutentziehungen; gegen chronische Leberhyperämie erweisen sich Brunnenkuren in Karlsbad, Marienbad, Kissingen und Homburg, sowie zeitweilige Molken- und Traubenkuren nützlich. Liegen der L. chronische Lungen- oder Herzkrankheiten zu Grunde, so müssen diese natürlich entsprechend behandelt werden.

Leberarterie, s. unter Leber.

Leberatrophie (akute gelbe), eigentümliche Form der Leberentzündung (s. d.).

Leberberg (Schweizer Jura), s. u. Jura.

Leberblende, eine Varietät der Zinkblende.

Leberblümchen, Leberkraut, s. Hepatica.

Lebercarcinom, soviel wie Leberkrebs (s. d.).

Lebercirrhose, chronische Leberkrankheit, s. unter Leberentzündung 2.

Leberechinokokkus oder Hydatidengeschwulst der Leber (Echinococcus hepatis), eigentümliche Leberkrankheit, die sich durch das Vorhandensein von erbsen- bis kinderkopfgroßen dickwandigen Blasen (Hydatiden) mit wässerigem Inhalt in der Leibersubstanz zu erkennen gibt. Diese Blasen stellen die junge geschlechtslose Brut der Taenia Echinococcus, eines im Hunde lebenden Bandwurms (s. d.) dar, die wahrscheinlich als Eier oder Embryonen mit dem Trinkwasser oder mit roh genossenen Nahrungsmitteln in den menschlichen Darm gelangen und von hier aus in die Leber wandern, wo sie zu den eben erwähnten Blasen auswachsen. Der L. ist immer ein gefährliches Leiden, da er nicht nur Entzündung und teilweise Zerstörung des Lebergewebes, Bauchfellentzündung und chronisches Siechtum, sondern auch durch plötzliche Ruptur den Tod zur Folge haben kann. Vorbeugen kann man der Krankheit nur dadurch, daß man sich hütet mit Hunden in allzu nahe Berührung zu kommen, namentlich ist das thörichte Küssen und Liebkosen der Hunde durchaus zu verwerfen. Alle innern Mittel haben sich gegen die Krankheit nutzlos erwiesen, dagegen gelingt es häufig auf operativem Wege (Ätzung, Punktion, Incision) die Echinokokkusblasen zu entleeren und damit zur Verödung und Heilung zu bringen. (S. Blasenwürmer.)

Leberegel (Distöma hepaticum) heißt eine Art der Saugwürmer oder Distomen, welche einen dicken, kugelförmigen, vorspringenden Vorderkörper und einen blattartig abgeplatteten Hinterleib besitzt und 30 mm Länge bei 12 mm Breite erreicht. Der Wurm, dessen Geschlechter sich in demselben Individuum vereinigen, kommt bei pflanzenfressenden Säugetieren, besonders häufig bei Schafen, seltener beim Menschen vor, wohnt ausschließlich in den Gallengängen der Leber, wandert aber zuweilen daraus in den Darm und die Blutgefäße. Er pflanzt sich durch Eier fort, welche mit der Galle in den Darm und aus diesem mit den Exkrementen nach außen gelangen. Die Eier entwickeln sich im Wasser und bilden ein Junges, welches mit Flimmerhaaren besetzt ist, einen x-förmigen Augenfleck besitzt, einige Zeit umherschwimmt, dann in eine amphibisch lebende Schnecke (Limnaea minuta) und zwar meist durch deren Atmungshöhle eindringt, im Körperinnern zu einer Redie (s. unter Distomen) wird, aus der ungefähr einen Monat später die Cercarien entstehen; ob diese nun noch in einen Zwischenwirt oder direkt von der Schnecke in die Schafe geraten, ist noch nicht ausgemacht. Infolge der Lebensweise der infizierten Schnecken acquirieren, was man, ohne den Grund zu kennen, schon seit Jahrhunderten beobachtet hatte, die Schafe besonders auf sumpfigen Wiesen den gefährlichen Parasiten. Sie verwüsten förmlich, wenn in großer Anzahl vorhanden, die Leber und erzeugen die sog. Leberfäule, welcher besonders in feuchten Niederungen viele Schafe zum Opfer fallen. Der Abgang, den diese Krankheit erzeugt, ist bedeutend. Trockene Weiden und vorwiegende Stallfütterung sind die einzigen Vorbeugungsmittel. Über den L. schrieb neuerdings R. Leuckart.

Leberentzündung (Hepatitis) tritt in sehr verschiedenen Formen auf, je nachdem nur der Bauchfellüberzug der Leber, oder nur die größern Gallen-

wege, oder das eigentliche Lebergewebe von der Entzündung befallen werden. Man unterscheidet gewöhnlich folgende nach Ursache, Verlauf und Ausgang verschiedene Formen:

1) Die Entzündung des serösen Überzugs der Leber (Perihepatitis), welche entweder Teilerscheinung einer allgemeinen Bauchfellentzündung ist, oder für sich als Folge einer traumatischen oder mechan. Schädlichkeit (Schlag, Stoß, Druck der Lebergegend) auftritt; besonders häufig wird sie bei Frauen durch den anhaltenden übermäßigen Druck fester Unterrocksbänder und Schnürleiber veranlaßt, und führt bei diesen oft zu einer beträchtlichen Verdickung der Leberkapsel oder zur Bildung einer tiefen Querfurche auf der Oberfelte der Leber (sog. Schnürleber), wodurch natürlich auch die physiol. Funktionen der letztern mehr oder minder beeinträchtigt werden. Die hauptsächlichsten Symptome dieser Krankheit sind stechende Schmerzen in der Lebergegend, die bei Druck, Niesen, Husten und Tiefatmen heftiger werden; mitunter sind auch Fieber, Appetitlosigkeit, Erbrechen und andere Verdauungsstörungen vorhanden. Die Behandlung besteht in der Entfernung aller einengenden Kleidungsstücke, ruhigem Verhalten, kalten Umschlägen auf der Lebergegend und milden Abführmitteln; bei schwerern Fällen ist die Behandlung dieselbe wie bei der Bauchfellentzündung.

2) Die chronische fibröse oder interstitielle Leberentzündung, auch Lebercirrhose genannt (Hepatitis diffusa chronica interstitialis), eine eigentümliche schleichend verlaufende Entzündung des Lebergewebes, bei welcher die Leberzellen infolge einer abnormen Massenzunahme des Bindegewebes nach und nach zum großen Teil zu Grunde gehen, und die ganze Leber schließlich zusammenschrumpft, und auf ihrer Oberfläche nicht mehr glatt, sondern mit zahllosen höckerigen oder körnigen Hervorragungen bedeckt ist (sog. granulierte Leber oder Schuhzweckenleber). Die schließlichen Folgen dieser Leberkrankheit, welche übrigens nur vermittelst der Perlussion mit Sicherheit erkannt wird, sind hochgradige Ernährungsstörungen, Abmagerung, Milzschwellung und Bauchwassersucht, an welcher die Kranken gewöhnlich binnen Jahresfrist zu Grunde gehen. Unter den Ursachen der Lebercirrhose, welche am häufigsten zwischen dem 30. und 50. Lebensjahre vorkommt, steht der Mißbrauch starl alkoholischer Getränle (Branntwein, starker Weine und Biere) obenan, weshalb die Krankheit vielfach auch geradezu als Säuferleber (engl. Gin drinkers liver) bezeichnet wird. Die Behandlung kann nur in den ersten Stadien des Leidens durch völlige Entziehung der alloholischen Getränle, einfache milde Kost, fleißige Körperbewegung und milde Abführmittel dem Krankheitsprozeß Einhalt thun; in den spätern Stadien erweisen sich alle Mittel als nutzlos.

3) Die eiterige Leberentzündung oder der Leberabsceß (Hepatitis suppurativa), eine in den gemäßigten Klimaten seltene, dagegen in den Tropenländern häufigere Form der L., welche in der Regel zur Bildung von bohnen- bis hühnereigroßen Eiterhöhlen oder Abscessen führt. Als Ursachen dieser gefährlichen Krankheit werden mechan. Schädlichleiten (Druck, Stoß, Fall auf die Lebergegend), der Mißbrauch spirituöser Getränke und scharfer, fetter, übermäßig gewürzter Speisen angeführt; mitunter entsteben Leberabscesse auch nach schweren Verletzungen mit nachfolgender Venenentzündung und Verjauchung, sowie nach bösartigen Ruhranfällen mit ausgedehntem geschwürigen Zerfall der Darmschleimhaut, indem hierbei von den verjauchenden Stellen septische Stoffe durch den Blutstrom in die Leber gelangen und in dieser pyämische Entzündungen erregen. (S. Embolie.) Die Krankheit beginnt immer mit hohem Fieber, Schüttelfrost, heftigen, nach der rechten Schultergegend ausstrahlenden Schmerzen in der Lebergegend, wozu sich im weitern Verlauf eine schmerzhafte, anfangs harte, späterhin schwappende Geschwulst in der Lebergegend gesellt; bisweilen ist auch intensive Gelbsucht vorhanden. Die eiterige L. führt häufig durch Erschöpfung und die eintretende Eitervergiftung des Blutes zum Tode; nur wenn der Eiterherd nach der äußern Haut oder nach dem Darm, oder der Brusthöhle durchbricht, erfolgt nach meist monatelangem schmerzhaften Siechtum Genesung. Die Behandlung erfordert in den ersten Stadien der Krankheit lalte, in den spätern warme Umschläge auf die Lebergegend, milde Abführungsmittel und eine reizlose, leicht verdauliche Diät; sobald sich deutliche Anzeichen finden, daß sich ein Eiterherd gebildet hat, so muß dieser auf operativem Wege eröffnet und entleert werden.

4) Die syphilitische Leberentzündung (Hepatitis syphilitica) gibt sich durch tiefe narbenartige Furchen der Leberoberfläche und ein eigentümliches gelapptes Ansehen der Leber, häufig auch durch zahlreiche erbsen- bis walnußgroße, scharf umschriebene weißliche Knoten (Syphilome) der Leberjubstanz zu erlennen, die sich im spätern Verlauf gewöhnlich in eine gelbliche käsige Masse verwandeln und schließlich einschrumpfen und vernarben; sie ist immer ein Symptom der tertiären Syphilis (s. d.) und führt häufig unter den Erscheinungen der Bauchwassersucht zum Tode. Die Behandlung erheischt eine sorgfältige antisyphilitische Kur.

5) Die akute gelbe Leberatrophie (Atrophia hepatis acuta flava) ist eine selten vorkommende, höchst eigentümliche Form der L., bei der ein rapider Zerfall der Leberzellen stattfindet und die Leber selbst binnen kurzer Zeit akut zu Grunde geht. Man findet sie bei der Seltion um die Hälfte verkleinert, blutarm, von gelbgrauer Färbung, ihr Gewebe im höchsten Grade erschlafft, weich und aufgelockert; die mikroskopische Unterfuchung ergibt, daß die Leberzellen entweder gänzlich untergegangen oder in ihrem Innern von zahlreichen Fetttröpfchen erfüllt sind. Über die Ursachen dieser noch vielfach rätselhaften Kranlheit ist nur wenig bekannt; sie befällt vorwiegend Frauen, namentlich Schwangere, und ist wiederholt nach plötzlichen und heftigen Gemütsbewegungen beobachtet worden. Die Kranlheit beginnt meist mit heftigen Kopfschmerzen, Erbrechen, mäßiger Gelbsucht und Leberschmerzen, wozu sich gewöhnlich sehr bald heftige Delirien, große Unruhe, Muskelzittern, Krämpfe und schließlich tiefe Betäubung gesellen. Die alute gelbe Leberatrophie führt fast stets zum Tode; hinsichtlich der Behandlung werden drastische Abführmittel und Mineralbäder am meisten empfohlen.

Leberfleck (macula hepatica, chloasma), kleine, meist rundliche und linsengroße Hautstelle von brauner oder schwärzlicher Färbung, die sich gewöhnlich ein wenig über das Niveau der Haut erhebt. Ihre anatom. Grundlage besteht in der umschriebenen Anhäufung eines feinkörnigen braunen

Pigments in den Zellen des Malpighiſchen Schleimnetzes der Oberhaut. (S. Haut.) Derartige L. kommen faſt an allen Körperteilen, am häufigſten im Geſicht, am Hals und Rumpf vor, ſind an ſich ganz bedeutungslos und ſtehen durchaus in keiner Beziehung zur Leber, mit welcher ſie nichts als die Farbe gemein haben. Der angeborene L. (Fleckenmal) iſt außer ſeiner abnormen Färbung häufig noch mit mehr oder minder dichten Haaren beſetzt. L. bilden ſich oft während der Schwangerſchaft und verſchwinden meiſt wieder nach dem Wochenbett. L. laſſen ſich nur durch operative Eingriffe (Ausſchneiden, Ätzen u. dgl.) entfernen; alle übrigen Mittel ſind nutzlos.

Leberhuſten, Huſtenanfälle, die reflektoriſch bei Leberkrankheiten, insbeſondere bei Gallenſteinkolik, auch bei manchen geſunden Perſonen bei Berührung der Leber und Milz ſich einſtellen.

Leberhydatiden, ſ. u. Leberechinokokkus.

Lebericterus, ſ. unter Gelbſucht.

Leberkies, ſoviel wie Markaſit.

Leberklette, Pflanzenart, ſ. u. Agrimonia.

Leberkolik, ſoviel wie Gallenſteinkolik. (S. unter Gallenſteine, Bd. VII, S. 484a.)

Leberkrankheiten betreffen entweder nur den ſeröſen Überzug der Leber, wie die ſog. Schnürleber, welche durch die anhaltende Ausübung eines ſtarken Drucks auf die Gegend der untern Rippen, namentlich durch ſtarkes Schnüren entſteht (ſ. unter Leberentzündung 1), oder das eigentliche Lebergewebe, wie die verſchiedenen Formen der Leberentzündung (ſ. d.), die Speckleber oder amyloide Entartung der Leber (ſ. Amyloïd), die fettige Infiltration der Leberzellen (ſ. Fettleber), die krebſige Entartung der Leber (ſ. Leberkrebs) u. a., oder nur die Gallenblaſe und die großen Blutaderſtämme, wie die Gallenſteine (ſ. d.), die eiterige Entzündung der Pfortader u. a. In hohem Alter ſowie nach erſchöpfenden Krankheiten iſt die Leber oft geſchrumpft, welk, braun, ſonſt aber normal, d. i. die ſog. rote Leberatrophie. Unter gewiſſen Verhältniſſen geht die Leber in höchſt eigentümlicher Weiſe akut zu Grunde, ihr Gewebe löſt ſich völlig auf, ſie wird matſch, gelb, d. i. die ſog. akute gelbe Leberatrophie. (S. unter Leberentzündung 5.) Häufig iſt bei L. Gelbſucht (ſ. d.) vorhanden und zwar immer dann, wenn entweder eine Verſtopfung des gemeinſamen Gallengangs durch Schleimpfröpfe (wie beim Darmkatarrh, der ſich leicht auf die Schleimhaut der Gallenwege fortſetzt), durch ſteckengebliebene Gallenſteine u. dgl., oder eine Verſchließung einzelner feiner Gallengänge durch Abſceſſe, Paraſiten, Krebsknoten u. dgl. ſtattfindet. Auch Paraſiten ſind in der Leber nicht ſelten, namentlich Echinokokken finden ſich in ihr häufiger als anderwärts. (S. Leberechinokokkus.) Zerreißungen der Leber, wie ſie ſich nach Stoß, Schlag oder Sturz auf den Bauch ereignen, ſind meiſt wegen der Blutung tödlich.

Leberkrebs (Carcinoma hepatis), die krebſige Entartung der Leber, kommt am häufigſten zwiſchen dem 50. und 60. Lebensjahre, bei Weibern etwas häufiger als bei Männern vor und entſteht entweder primär, in der Leber ſelbſt, oder ſekundär, von Krebsgeſchwülſten benachbarter Organe (der Bruſtdrüſe, des Magens, Darms u. a.) ausgehend. Die Urſachen der Krankheit ſind noch völlig dunkel; bisweilen gibt ein Schlag oder Stoß gegen die Lebergegend den erſten Anlaß zu ihrer Entwickelung. Der Verlauf iſt gewöhnlich ein langſamer, bisweilen ſich auf mehrere Jahre erſtreckender; der Tod erfolgt in der Regel unter hochgradigem Kräfteverfall. (S. Krebs.)

Lebermooſe (Musci hepatici) nennt man diejenigen Mooſe, deren Frucht bei ihrer Ausdehnung die Hülle des Archegoniums, worin ſie ſich entwickelt, am Scheitel durchbricht, und daher ſtets nackt (ohne Mütze) iſt. Dieſelbe ſpringt in der Regel mit Klappen auf; ihre Sporen werden bei der Mehrzahl durch elaſtiſche Spiralfaſerzellen (Schleudern) fortgeſchnellt. Die L. haben teils einen beblätterten, teils einen laubartigen Stengel. (Vgl. Mooſe.)

Leberpilz (gemeiner), ſ. unter Fistulina.

Leberreime nennt man die zweizeiligen deutſchen Scherzgedichte, in welchen die erſte Zeile ſtets mit den Worten anfängt: «Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem —», worauf ein Tier genannt wird, auf deſſen Namen dann die folgende Zeile reimen muß. Dieſe Reime wurden um 1570 von einem gewiſſen Schävius erfunden und waren früher bei Gaſtmählern, nach Auftragung des Hechts, üblich.

Lebersteine, ſ. Gallenſteine.

Lebert (Herm.), namhafter Patholog und Kliniker, geb. 9. Juni 1813 in Breslau, beſuchte das Gymnaſium zum Grauen Kloſter in Berlin, ſtudierte 1831—35 Medizin und Naturwiſſenſchaften in Berlin, Zürich und Paris, ließ ſich dann 1836 als Arzt zu Bex im Kanton Waadt nieder und wurde 1838 Badearzt in Lavey. Im J. 1846 ſiedelte er als praktiſcher Arzt nach Paris über, wo er ſich durch den preisgekrönten «Traité pratique des maladies scrofuleuses et tuberculeuses» (Par. 1849) einen wiſſenſchaftlichen Namen erwarb. Im J. 1853 wurde L. als Profeſſor der mediz. Klinik und mediz. Direktor des großen Krankenhauſes nach Zürich und endlich 1859 in erſterer Eigenſchaft nach Breslau berufen, welche Stelle er 1874 niederlegte. Seitdem lebte er zu Vevey in der Schweiz. Er ſtarb 1. Aug. 1878 zu Bex.

L. ſtellte es ſich zur Aufgabe, die Ergebniſſe der Naturwiſſenſchaften und die naturwiſſenſchaftliche Methode auf die Medizin anzuwenden. Er ſchrieb die «Physiologie pathologique» (2 Bde., Par. 1845), zu welcher «Abhandlungen aus dem Gebiet der Chirurgie und der pathol. Phyſiologie» (Berl. 1847) als Ergänzung hinzutraten, ferner die «Anatomie pathologique générale et spéciale» (2 Bde., Par. 1854—62), das «Handbuch der praktiſchen Medizin» (4. Aufl., 2 Bde., Tüb. 1871), die «Allgemeine Pathologie und Therapie» (2. Aufl., Tüb. 1876), die «Grundzüge der ärztlichen Praxis» (Tüb. 1867—68), die «Klinik der Bruſtkrankheiten» (2 Bde., Tüb. 1873—74) und «Die Krankheiten des Magens» (Tüb. 1878). Vgl. L.s «Biographiſche Notizen» (Bresl. 1869).

Leberthran, Bergner- oder Stockfiſch-Leberthran (Oleum jecoris aselli) nennt man ein aus der Leber mehrerer Seefiſche der Gattung Dorſch oder Gadus, namentlich des Kabeljau, gewonnenes fettes Öl, welches, je nach den verſchiedenen Bereitungsarten, ſich in Hinſicht auf Farbe, Geruch und Geſchmack verſchieden darſtellt. Früher ſchrieb man dem L. wegen eines angeblichen Jodgehalts eine beſondere Wirkung zu. Neuerdings wird behauptet, er werde leichter als andere Fette von dem Blut und der Lymphe aufgenommen. Sonſt hat er nichts vor dem (auch bloß diätetiſchen) Gebrauche

eines andern Fettes voraus. Auch eisenhaltiger L. (Oleum jecoris ferratum) wird von vielen Ärzten mit Vorliebe verordnet.

Lebid bin-Rabi'a, einer der berühmtesten arab. Dichter der vorislamischen Zeit, geb. um 575 n. Chr., war erst ein heftiger Gegner des Mohammed, bekehrte sich aber dann zum Islam. Er starb in Kûfa um 662. Die Zahl seiner zum Teil sehr gedankenreichen Gedichte ist eine ziemlich große. Das berühmteste darunter ist sein «Mu'allaka», herausgegeben von S. de Sacy, als Anhang seiner Ausgabe der Fabelsammlung «Calila wadimna» (Par. 1816), von Peiper (Bresl. 1828) und in den verschiedenen Ausgaben der «Mu'allakât», z. B. von Arnold u. a.; den «Divân» des Lebid gab heraus Jûsuf Dijâ al-din ab-Châlidî (Wien 1880).

Lebkuchen, s. Pfefferkuchen.

Leboeuf (Edmond), franz. Marschall, geb. 6. Dez. 1809 zu Paris, gehörte während der ersten Expedition gegen Konstantine dem Generalstabe der Armee an, kehrte 1841 als Batteriekommandeur nach Frankreich zurück, wurde 1848 zweiter Kommandant der Polytechnischen Schule, 1850 zum Oberstlieutenant und 1852 zum Obersten befördert. Nach Ausbruch des Orientkriegs 1854 zum Stabschef der Artillerie in der Orientarmee ernannt, nahm er 20. Sept. hervorragenden Anteil an der Schlacht an der Alma. Nov. 1855 wurde er Brigadegeneral und übernahm die Leitung des franz. Artillerieangriffs gegen Sewastopol. Hierauf wurde er mit dem Oberbefehl in Kinburn betraut, woselbst er bis Jan. 1856 blieb. An die Spitze der Gardeartillerie berufen, vollendete er deren Organisation und erhielt 1857 den Rang als Divisionsgeneral. Im ital. Feldzuge 1859 zeichnete er sich gleichfalls wiederholt aus; seinem geschickten Artillerieangriff auf Solferino ist hauptsächlich die Einnahme dieses Platzes zuzuschreiben. Im Jan. 1869 wurde L. als Kommandeur des 6. Armeekorps nach Toulouse gesandt und 21. Aug. 1869 an Stelle des verstorbenen Marschalls Niel zum Kriegsminister ernannt.

In dieser Stellung fiel ihm die schwierige Aufgabe zu, die von seinem Vorgänger begonnene Reorganisation des franz. Heerwesens zu vollenden. L. beschränkte sich zunächst auf die Umformung der Infanterieregimenter und einige Verbesserungen in der Verwaltung. Die von Niel eingeleitete Organisation der Mobilgarde, durch welche eine vom stehenden Heer unabhängige Reservearmee geschaffen werden sollte, wurde von L. nicht weiter entwickelt, was sich nach den ersten Unfällen des franz. Heers 1870 sehr nachteilig erwiesen hat. Am 27. Dez. 1869 reichte er mit dem gesamten Ministerium seine Entlassung ein, um dem neuen, unter Ollivier gebildeten sog. parlamentarischen Kabinett Platz zu machen, doch wurde ihm sein Portefeuille belassen. L. wurde 24. März 1870 zum Marschall ernannt. In den geheimen, unmittelbar vor dem Ausbruch des Kriegs von 1870 unter Vorsitz des Kaisers gehaltenen Ministerconseils sowie im Corps législatif bezeichnete L. die franz. Armee als völlig kriegsbereit, «archiprêt», was, soweit es sich um das Vorhandensein der erforderlichen Mannschaften, Waffen, Ausrüstungsstücke und Munitions- u. s. w. Vorräte handelt, nicht unrichtig war. Die fehlerhafte Organisation der ganzen Verwaltung verhinderte jedoch, die reichlich vorhandenen Mittel rechtzeitig und planmäßig zur Verwendung zu bringen. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 ernannte ihn der Kaiser zum Generalstabschef der Armee. Nach den ersten Niederlagen der franz. Heere bei Weißenburg, Wörth und Spichern forderte die Regentschaft zu Paris mit Umgehung des Kaisers L. zur Niederlegung seines Amtes auf. Er kam dieser Aufforderung nach und übernahm 12. Aug., nachdem der Oberbefehl der Rheinarmee an Marschall Bazaine übergegangen war, an dessen Stelle den Befehl über das 3. Armeekorps. Mit demselben nach den Kämpfen vom 14., 16. und 18. Aug. in die Festung Metz eingeschlossen, focht er 30. und 31. Aug. bei Noisseville mit Auszeichnung. Nach der Kapitulation von Metz geriet er 29. Okt. 1870 in deutsche Kriegsgefangenschaft, aus der ihn der Friedensschluß von 1871 befreite. Hierauf zog er sich nach dem Haag ins Privatleben zurück. L. war weder ein großer Organisator noch Stratege, hat sich aber als thatkräftiger Korpsgeneral und tapferer Soldat bewährt.

Leboulengé, Stabsoffizier der belg. Artillerie, bekannt durch seine Erfindungen auf dem Gebiete der Ballistik, insbesondere diejenigen des Chronographen (s. unter Chronoskop) und eines akustischen Distanzenmessers (s. d.).

Lebreton (Théodore Eloi), franz. Volksdichter, geb. 1. Dez. 1803 zu Rouen als Sohn eines armen Handwerkers, gab 1837 «Heures de repos d'un ouvrier» heraus, dann «Nouvelles heures de repos d'un ouvrier» (1842), «Espoir» (1845). Die Stadt Rouen ernannte ihn zum Konservator der Bibliothek Leber, und 1848 wählte ihn das Depart. Seine-Inférieure in die konstituirende Versammlung, wo er der gemäßigten demokratischen Partei angehörte. Seitdem ist von L. eine «Biographie normande» (3 Bde., 1856—61) erschienen.

Lebrija, Stadt in der span. Provinz Sevilla, auf einem Hügel in der Marisma gelegen, mit (1877) 12 864 E., links vom Guadalquivir, in welliger Ebene. Der Ort, Geburtsort des Juan Diaz de Solis, liefert vorzügliches Olivenöl.

Lebrun (Charles), berühmter franz. Historienmaler, geb. 24. Febr. 1619 zu Paris, Schüler von Simon Vouet, ging 1642 nach Rom, wo er vier Jahre studierte. Im J. 1646 übertrug ihm der Oberintendant Fouquet die Ausmalung seines Schlosses Vaux, und die Königin-Mutter bestellte für ihr Betzimmer ein Andachtsbild (le crucifix aux anges, gestochen von Edelinck, jetzt im Louvre). Im J. 1660 zum Direktor der Gobelinsmanufaktur ernannt, 1662 in den Adelsstand und zum ersten Hofmaler erhoben, führte L. seitdem eine lange Reihe von Jahren über alle königl. Unternehmungen in den verschiedensten Kunstgebieten die Oberaufsicht und machte dieselbe in despotischer Weise geltend. Maler, Bildhauer, Dekorateure, Kunsthandwerker, soviel eigenes Talent sie besitzen mochten, mußten sich bequemen, ausschließlich nach seinen Zeichnungen und Angaben zu arbeiten. Alles für die königl. Schlösser Bestellte und Ausgeführte erhielt auf solche Art einen einförmigen, etwas schwerfälligen und schwülstigen, aber imposant reichen und glanzvollen Stilcharakter. Seine Hauptwerke im Schlosse zu Versailles sind die Ausmalung und Ausschmückung des großen Stiegenhauses, der fast 80 m langen und 11 m breiten Spiegelgalerie und der an beide anstoßenden zwei Säle, die in großen und kleinen Wand- und Deckenfeldern verteilten Fresken und Grisaillen einen ganzen Cyklus allegorischer Darstellungen der

Hauptmomente und Glanzpunkte aus dem Leben Ludwigs XIV. vom Pyrenäischen Frieden (1659) bis zum Frieden von Nimwegen (1678) enthalten (gestochen von E. Baudet, in Bd. 5 des «Cabinet du Roi», und von J. B. Massé, in einem besondern Prachtwerk, 1752). Unter den großen Staffeleigemälden des Meisters verdienen vorzüglich Erwähnung die fünf durch G. Audrans Kupferstiche bekannten Bilder, welche die Siege und Heldenthaten Alexanders d. Gr. verherrlichen (jetzt im Louvre). Er starb zu Paris 12. Febr. 1690. L.s berühmteste Schüler sind Lafosse, Audran, Houfle, Verdier und Lefèvre.

Lebrun (Charles François), Herzog von Piacenza, franz. Staatsmann, geb. 19. März 1739 zu St.-Sauveur-Landelin bei Coutances, studierte in Paris und übernahm dann die Erziehung der Kinder des spätern Kanzlers Maupeou. Als Maupeou mit den Parlamenten in Streit geriet, ließ L. mehrere Flugschriften im Interesse des Hofs erscheinen, fiel aber bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI. in Ungnade. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution erregte er mit einer Schrift «La voix du citoyen» Aufsehen. Die Sénéchaussée von Dourdan wählte ihn in die Nationalversammlung und 1791 wurde er Präsident des Verwaltungsrats im Depart. Seine-et-Oise. Die Ereignisse vom 10. Aug. 1792 brachten ihn jedoch ins Gefängnis, aus dem ihn erst der Sturz der Schreckensherrschaft befreite. Im J. 1795 trat er in den Rat der Fünfhundert und übernahm 20. Febr. 1796 darin den Vorsitz. In dieser Stellung leistete er Bonaparte bei der Revolution vom 18. Brumaire große Dienste, und dieser wählte ihn dafür zum Dritten Konsul. L. erwarb sich in dieser Stellung Verdienste um die Herstellung der franz. Finanzen und errichtete den Rechnungshof. Bei Errichtung des Kaiserthrons wurde er zum Erzschatzmeister des Reichs erhoben, auch erhielt er das Generalgouvernement von Ligurien, das er 1806 in ein franz. Departement umgestalten mußte. Hierauf ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza. Nach der Abdankung Ludwig Bonapartes wurde er 1810 Gouverneur von Holland. Als ihn die Verbündeten Ende 1813 vertrieben, ging er nach Paris, unterzeichnete die Berufung der Bourbons auf den Thron und erhielt 1814 die Pairswürde. Weil er jedoch während der Hundert Tage vom Kaiser den Titel eines Großmeisters der Universität von Paris angenommen, verlor er nach der zweiten Restauration seine polit. Stellung. Erst im März 1819 wurde er wieder in die Pairskammer aufgenommen und gehörte in dieser der konstitutionellen Partei an. Er starb 16. Juni 1824 auf seinem Landgute St.-Mesme bei Dourdan. L. war Mitglied des Instituts und hatte sich schon als Student einen Namen erworben durch die Übersetzung von Tassos «Befreitem Jerusalem» (2 Bde., 1774; 2. Aufl., Par. 1840) sowie Homers Iliade (3 Bde., 1776; 2. Aufl., 2 Bde., 1809). In Coutances wurde ihm 1847 ein Bronzestandbild gesetzt.

Sein ältester Sohn, Anne Charles L., Herzog von Piacenza, geb. 28. Dez. 1775, war Adjutant Desaix', der bei Marengo in seinen Armen verschied. Im J. 1805 zum Obersten eines Regiments, 1807 zum Brigadegeneral befördert, kämpfte er 1811 in Spanien mit, wurde 1812 Divisionsgeneral und 1813 Kommandant von Antwerpen. Während der Hundert Tage war er Deputierter des Depart. Seine-et-Marne. Im J. 1824 folgte er seinem Vater in der Pairswürde; auch gab er dessen «Mémoires» (Par. 1829) heraus. Seit 25. Jan. 1852 Senator, starb er 21. Jan. 1859.

Lebrun (Karl Aug.), Schauspieler und dramatischer Dichter, geb. 8. Okt. 1792 zu Halberstadt, ging 1809 in Dessau zum Theater über. Er erwarb sich rasch einen Namen und trat nacheinander zu Memel, Würzburg (1812—15), Mainz (1815—17) und seit 1817 zu Hamburg in Engagements. An letzterm Orte führte er 1827—37 mit J. L. Schmidt die Direktion des Stadttheaters, auf die er jedoch keinen günstigen Einfluß übte. Später trat L. nur noch als Gast an verschiedenen Orten auf. L. leistete namentlich in feinkomischen Charakterrollen Außergewöhnliches. Auch seine Bearbeitungen ausländischer Dramen und seine eigenen Schauspiele sind verdienstliche, vorzugsweise bühnengerechte Arbeiten. Er starb 25. Juli 1842 zu Hamburg.

Lebrun (Ludw. Aug.), Oboespieler, Gemahl von Franziska Danzi, s. u. Danzi (Franz).

Lebrun (Pierre Antoine), franz. Dichter, geb. 29. Nov. 1785 zu Paris, entwickelte schon früh seine poetische Anlage. Eine Ode auf die Schlacht von Austerlitz verschaffte ihm eine Pension von 1200 Frs. Doch zählte L. nicht zu den Hof- und Staatspoeten, sondern besang die glorreichen Thaten des Kaiserreichs erst nach dessen Sturze, vorzüglich in der Ode auf den Tod des Kaisers (1822). Diese allzu enthusiastischen Klagen brachten ihn um seine Steuereinnehmerstelle in Havre und bald nachher auch um sein Jahrgehalt. Im J. 1820 ließ er auf dem Théâtre français seine Tragödie «Marie Stuart» aufführen, die einzige, die sich aus jener Zeit auf dem Repertoire erhalten hat. Weniger gefiel der «Cid d'Andalousie» (1825). Im J. 1828 wurde er Mitglied der Französischen Akademie. Die Juliregierung ernannte ihn zum Pair von Frankreich, und ein kaiserl. Dekret berief ihn 1853 in den Senat. Zu seinen besten Gedichten gehören seine sog. flüchtigen Poesien. Auch sein Gedicht «Voyage de Grèce» (1828) ist ansprechend. Eine Gesamtausgabe seiner Werke in zwei Bänden erschien 1844, wozu später noch drei Bände kamen (Par. 1863). L. starb 27. Mai 1873 zu Paris.

Lebrun (Ponce Denis Ecouchard), gewöhnlich Lebrun-Pindare genannt, Frankreichs größter Lyriker aus der klassischen Schule, geb. zu Paris 10. Aug. 1729, wurde nach beendigten Studien Sekretär des Prinzen Conti, erhielt nach dessen Tod eine Pension und schmeichelte nun Ludwig XVI. Nach Ausbruch der Revolution widmete er dieser sein Talent. Er war der Dichter des Konvents, der ihm eine Wohnung im Louvre anwies, und mehrere seiner republikanischen Oden sind wirklich poetische Meisterstücke. Als Napoleon Konsul geworden, erhielt L. eine Pension von 6000 Frs. Er starb 2. Sept. 1807. Seine «Oeuvres complètes» wurden von Ginguené (4 Bde., Par. 1811) herausgegeben. Sie enthalten Oden, die durch Kraft, Feuer, Gedankenstärke und Erhabenheit alles übertreffen, was die klassische Schule in Frankreich hervorgebracht hat; auch seine Elegien sind ausgezeichnet. Seine Epigramme sind beißend, sein nicht vollendetes Lehrgedicht «La nature» ist reich an schönen und poetischen Stellen; das Gedicht «Les veillées du Parnasse» blieb ebenfalls unvollendet.

Lebrun (Theodor), Schauspieler und Theaterdirektor, geb. 14. Jan. 1828 zu Kornitten bei Königsberg, studierte erst in Berlin Medizin, ging aber 1848 in Thorn zur Bühne, spielte dann in verschie-

denen Städten und übernahm 1865 die Leitung des rigaer Theaters, die er bis Mai 1868 führte. Seit letzterm Jahre ist L. Direktor des Wallner-Theaters in Berlin, das ihm eine neue Blüteperiode verdankt und auf dem er neben der bis dahin vorzugsweise gepflegten Posse auch das Lustspiel heimisch machte. Als Schauspieler genießt L. den Ruf eines vorzüglichen Charakterdarstellers, der auch im klassischen Drama Bedeutendes leistet.

Lebus, Kreisstadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, an der Oder und am steilen Abfalle des Barnim-Lebuser Plateaus, ist Station der Linie Frankfurt a. O.-Küstrin der Preußischen Staatsbahnen, hat eine Zucker-, eine Stärkefabrik, Dampfmahlmühle, Kalkbrennerei und Fischerei und zählt (1880) 2839 meist prot. E.

Der Kreis Lebus zählt (1880) auf 1573 qkm 95250 meist prot. E.; Sitz des Landratsamts ist Seelow.

Lecanōra (Schüsselflechte), eine Gattung von Krustenflechten mit schüsselförmigen Apothecien (s. Flechten), deren Arten teils an Baumstämmen, teils an Felsen und auf der nackten Erde wachsen. Die gemeinste von allen ist die an der Rinde der verschiedensten Bäume ziemlich häufig vorkommende L. subfusca *Ach.* mit bräunlichen Apothecien. Eine erdbewohnende Art, L. tartarea *Ach.*, mit dicker grauweißer Kruste und blaß rötlichgelben Apothecien, enthält denselben blauen Farbstoff, welcher sich in der Lackmusflechte oder echten Orseille (Roccella tinctoria) findet, und wird deshalb auch zur Darstellung des Lackmusblau benutzt. Diese Flechte wächst in Westeuropa, namentlich aber in großer Menge an den felsigen Küsten von Schottland, Norwegen und Schweden (deshalb auch schwed. Lackmusflechte genannt) und kommt unter den Namen Erdorseille, Persio und Cudbear in den Handel.

Lecanorsäure, Orsellsäure, Diorsellinsäure, $C_{16}H_{14}O_7 . H_2O$, eine von Schunk 1842 entdeckte, in Roccella tinctoria *DC.* und andern Lecanoraspezies vorkommende Säure, die durch Ätherextraktion aus den Flechten dargestellt wird. In reinem Zustande bildet sie sternförmig gruppierte farblose, geschmacklose Nadeln, die nur spurenweise in kochendem, nicht in kaltem Wasser löslich sind, leichter in Alkohol und Äther löslich. Die alkoholische Lösung gibt mit Eisenchlorid purpurrote, mit Chlorkalk blutrote Färbung. Sie schmilzt bei 153° und zersetzt sich langsam unter Entwickelung von Kohlensäure. In höherer Temperatur gibt sie Orcin. Beim Kochen mit Baryt- oder Kalkwasser nimmt sie die Elemente eines Moletüls Wasser auf und geht in Orsellinsäure über, die ihrerseits bei längerm Kochen sich in Orcin und Kohlensäure verwandelt.

Lecce, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (früher Terra di Otranto, 7890,8 qkm mit [1881] 553586 E.), 11 km vom Adriatischen Meere, an der Italienischen Südbahn, am Abhange der Serre-Hügel, in einer reizenden Gegend gelegen, Sitz eines Bischofs, der Präfektur und eines Tribunals erster Instanz, ist mit Mauern, Türmen und mehrern Vorstädten umgeben, hat einen großen, regelmäßigen und mit Bildsäulen gezierten Marktplatz, gerade und breite Straßen, ein festes Schloß, eine Kathedrale, ein Hospital, ein Waisenhaus, eine öffentliche Bibliothek, ein Gymnasial-Lyceum und ein Nationalkonvikt. Die Stadt zählt (1881) 21742, als Gemeinde 25934 E., welche Baumwoll-, Tabaks- und Weinbau betreiben, Manufakturen in Baumwoll- und Wollzeugen, Kattun, Spitzen, künstlichen Blumen, Hüten, sowie lebhaften Produktenhandel, namentlich mit Öl, unterhalten, das in der Umgegend in großer Menge gewonnen wird und als das feinste Tafelöl unter dem Namen Leccer Öl bekannt ist. Die berühmte große Tabaksfaktorei befindet sich in dem ehemaligen Dominikanerkloster. — Mutmaßlich aus der Stadt Lupiae in der Landschaft Calabria der Alten entstanden, bildete L. im Mittelalter eine normann. Grafschaft. Graf Tancred von L. wurde 1189 König von Sicilien und hielt sich gegen den deutschen Kaiser Heinrich VI.

Lecco, Stadt in der ital. Provinz Como, am Comersee, beim Ausfluß der Adda, welche sich nicht weit unterhalb der Stadt zum See von Garlate erweitert, Station der Linie Bergamo-L. der Oberitalienischen Eisenbahnen, hat eine technische Schule, ein Theater, Seiden-, Baumwoll- und Eisenfabriken, Wein-, Öl- und Seidenbau, viele Mühlen und Handel und zählt (1881) 8285 E. Nach L. wird der südwestliche Teil des Comersees (s. d.) als See von Lecco bezeichnet.

Lech (Licus, Licca, Lecha), einer der größern südl. Zuflüsse der Donau, der an der Rotwand in Vorarlberg 1865 m über dem Meere aus dem Formarinsee entspringt, unweit Warth in das Land Tirol, oberhalb Füssen (Fauces alpium, Faucena) in bayr. Gebiet eintritt und hierauf lange Strecken, an Schongau, Landsberg, Augsburg vorüber, die Grenze zwischen den bayr. Regierungsbezirken Oberbayern und Schwaben und eine scharfe Markscheide zwischen altbayr. und schwäb. Tracht, Sitte und Sprache bildet. Etwa 5 km nördlich vom Städtchen Rain, bei welchem am 15. April 1632 die Schweden unter Gustav Adolf gegen die von Tilly geführten kaiserl. Scharen kämpften, nahe dem alten Kloster Niederschönenfeld (jetzt Strafanstalt für jugendliche Verbrecher) und gegenüber der Burgruine Lechsend, 405 m über dem Meere, geht der L. in die Donau. Sein gesamtes Flußgebiet umfaßt 6600 qkm, die Länge seines Laufs 285 km. Von seinen Zuflüssen, zu welchen die Abwässer des Weißensees, Hopfensees, Plansees, Heiterwangersees, Alpsees, Schwansees und Bannwaldsees, sowie der Halblech, die Illach und Vils gehören, ist der bedeutendste die oberhalb Kempten aus den Abhängen der Allgäuer Alpen entspringende und nach 135 km langem Laufe nahe bei Augsburg mündende Wertach (Virdo, Wertaha). Ein echtes Bergwasser, kalt, hart, unstät und reißend, zieht der L. von seinem Ursprung zunächst nordostwärts, dann aber in scharf ausgeprägter nördl. Richtung wechselnd durch romantische Schluchten und öde Kalkalpenthäler, bahnt sich zwischen Reutte und Füssen in schäumendem Sturze den Weg durch enge Felsenschluchten (St. Mangtritt) und wahrt auch in der Ebene, bald Bach, bald Strom, den Charakter eines Alpenflusses, der bei einem mittlern Gefälle von 1:400 und einer Breite von 3 bis zu 650 m (an der Wertachmündung) gewaltige Kiesbänke an seinen Ufern und Inseln absetzt und bei den häufigen Überschwemmungen undurchlässigen Alluvialboden hinterläßt, auf dem ergiebige Torfstrume sich bildet. Schiffahrt ist unmöglich, Floßfahrt beschwerlich.

Lech, synonym mit Stein, Matte, hüttenmännischer Ausdruck für Schwefelverbindungen, die bei der

Verschmelzung geschwefelter Erze entstehen, z. B. Kupferlech für Kupferstein, Bleilech für Bleistein ꝛc.

Lechäon, im Altertum ein Hafen Korinths am Korinthischen Meerbusen.

Lechen, Singular Lech, ist ein alter Gesamtname der poln.-slaw. Stämme; als solchen kennt ihn (in der russ. Form Ljach) die russ. Chronik Nestors aus dem Anfang des 12. Jahrh., und in Südrußland ist er zur Bezeichnung der Polen noch heute gebräuchlich; die litauische Benennung der Polen, Lenkas, und die ungarische, Lengyel, beruhen darauf. Bei den Polen selbst ist der Name nicht gebräuchlich, und es sind keine Beweise vorhanden, daß er bei ihnen jemals volkstümlich war (das in poln. Wörterbüchern und sonst vorkommende Lach, Lech ist aus dem Russischen entlehnt). Der Ursprung des Namens ist dunkel: in altböhmischen Quellen findet sich ein Appellativum lech, das als Bezeichnung einer Klasse von Vornehmen gedeutet wird. Aus dem Volksnamen hat die mittelalterliche Volkssage, vielleicht aber auch nur die Chronisten, einen Lech als Stammvater der Polen oder Gründer des poln. Volks erdichtet ebenso, wie aus dem Volksnamen Czechen ein Stammesgründer Czech entnommen wurde.

Lechevalier (Jean Baptiste), franz. Archäolog. geb. zu Trelly im Depart. Manche 1. Juli 1752, machte seine Studien in Paris und lehrte 1772—78 an den Colléges Duplessis, d'Harcourt und Navarre. Als Choiseul-Gouffier 1784 als Gesandter nach Konstantinopel ging, schloß sich L. als dessen Sekretär an und bereiste Italien und Kleinasien, wo er besonders die Ebene von Troja erforschte. Im J. 1790 ging er nach London, machte abermals weite Reisen und wurde 1806 bei der Bibliothek Ste.-Geneviève in Paris angestellt, als deren Konservator er 2. Juli 1836 starb. Er veröffentlichte «Voyage de la Troade, au table de la plaine de Troie dans son état actuel» (3. Aufl., 3 Bde., Par. 1802, mit Atlas), «Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin» (2 Bde., Par. 1800) und «Ulysse-Homer, or a discovery af the true author of the Iliad and Odyssea» (Lond. 1829; franz., Par. 1829, mit 5 Karten und 15 Kupfern), welche Schrift er unter dem Namen Konstantin Kaliades herausgab und worin er Odysseus als den Verfasser der Homerischen Gedichte hinstellt. Vgl. Noël, «Natice sur la vie et les ouvrages de Jean Baptiste L.» (Par. 1840).

Lechfeld, eine fast baumlose Ebene von 40 km Länge zwischen Lech und Wertach, Landsberg und Augsburg, an der Grenze der bair. Regierungsbezirke Oberbayern und Schwaben, einst wohl ein mächtiger See, zählte lange zu den unfruchtbarsten Flächen des deutschen Südens, ist aber nun großenteils in ertragsfähige Wiesen und Äcker verwandelt. Neben Dorf und Kloster Lechfeld und den kleinern Kolonien ist das Lager Lechfeld entstanden, eine unter eigenem Kommando stehende weitläufige Anlage von Kasernen, Ställen, Scheunen und Schießplätzen, die zu größern Schießübungen der Infanterie und Artillerie dient. Auf dem L. besiegten Kaiser Otto I. und der Bischof Ulrich von Augsburg die Hunnen und Avaren (10. Aug. 955).

Lechhausen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Friedberg, 1 km im NO. van Augsburg, unweit des Lech, hat ein Schloß in schöner Lage und zählt (1880) 7469 meist kath. E., welche Seiden- und Leinweberei betreiben.

Lechsend, s. unter Lech (Fluß).

Lecithin, eine im Tier- wie im Pflanzenkörper verbreitet vorkommende Substanz, die äußerlich den Fetten ähnlich, aber chemisch gänzlich von denselben verschieden ist. Nach den Untersuchungen von Strecker besteht L. aus Fettsäuren, Glyzerinphasphorsäure und Neurin, und zwar sind mindestens drei verschiedene L. anzunehmen: Distearinlecithin $C_{44}H_{90}NPO_9$, Dipalmitinstearin $C_{40}H_{82}NPO_9$ und Dioleinstearin $C_{44}H_{88}NPO_9$. Es ist ein Bestandteil der Gehirn- und Nervensubstanz, des Eigelb, der Milch, es findet sich im Samen der Erbsen, der Getreidearten, in der Hefe, in dem Stroma der Blutkörperchen, im Kaviar, in sehr großen Mengen im Blute bei hochgradiger Leukocythämie. Es läßt sich in knetbaren, nicht deutlich krystallinischen Massen darstellen, die in Wasser quellen und bei mikroskopischer Betrachtung als schleimige, ölige Fäden (Myelinformen) erscheinen, ist löslich in Alkohol, Äther, Schwefelkohlenstoff, Chloroform, Benzol und in fetten Ölen, geht mit Chlorwasserstoff eine Verbindung ein, die beim Verdunsten als wachsähnliche Masse zurückbleibt; verbindet sich ferner mit Chlorcadmium, sowie mit Platinchlorid.

Leck nennt man in der Schiffersprache eine durch eine gewaltsame Veranlassung, z. B. das Anstoßen an eine Klippe, oder durch Länge des Gebrauchs entstandene Beschädigung des Schiffs, welche ein starkes Eindringen des Wassers gestattet, daher figürlich leck werden oder leck springen soviel als schadhaft werden. Mit Lecken bezeichnet man auch das fast unmerkliche und schwer zu vermeidende Austräufeln der Flüssigkeiten aus den Fässern. Der dadurch entstandene Verlust heißt Leckage (s. d.).

Leckage nennt man im Seeverkehr den Verlust, welcher an flüssigen, in Gebinden versandten Waren ohne äußerlich erkennbare Beschädigung der Gebinde entsteht. Ist dieser Verlust nur ein geringer, wie er aus der Beschaffenheit dieser Ware durch Verdunsten, Sickern durch die Fugen der Gebinde u. s. w. von selbst, ohne äußere Einwirkung entsteht, so spricht man von gewöhnlicher L. und für eine solche hat weder der Verfrachter (Handelsgesetzbuch, Art. 607), noch der Assekuradeur (Art. 825, Nr. 3; Allgemeine Seeversicherungsberichte, §. 106; Bremer Seeversicherungsberichte, §. 19) einzustehen; anders bei ungewöhnlicher aber Extraleckage. Die in das Connossement aufgenommene Klausel „frei von L." befreit den Verfrachter von der Haftung für jede L., außer im Falle seines Verschuldens (Handelsgesetzbuch, Art. 659).

Lecky (William Edward Hartpole), engl. Geschichtschreiber, geb. 26. März 1838 in Dublin, wo er in dem Trinity-College studierte und 1863 den Grad eines Master of Arts erlangte. Schon vorher hatte er anonym die historisch-politische Schrift «The leaders of public opinion in Ireland» (1861; 2. Aufl. 1871) veröffentlicht. Seinen Ruf als Schriftsteller begründete die «History of the rise and influence of the spirit af rationalism in Europe» (2 Bde., 1865; 4. Aufl. 1869), ein Werk, das L. als einen talentvollen Nachfolger Buckles erkennen ließ. Später folgten «History of European marals from Augustus to Charlemagne» (2 Bde., 1869; 3. Aufl. 1877) und «History of England in the 18th century» (2 Bde., 1878; 3. Aufl. 1883). L. lebt jetzt in London.

Le Clerc (Jos. Victor), franz. Gelehrter, geb. 2. Dez. 1789 zu Paris, war Lehrer der ältern Literatur an pariser Gymnasien, an der Normalschule

und an der Sorbonne, Mitglied der Akademie der Inſchriften, und verfaßte unter anderm «Des journaux chez les Romains» (1838) und «Nouvelle rhétorique française» (1822; 11. Aufl. 1850). Er überſetzte Ciceros Schriften (30 Bde., 1821—25) und leitete ſeit 1840 die Fortſetzung der «Histoire littéraire de la France» (3 Bde., XX—XXXIII, 1842—56). L. ſtarb zu Paris 12. Nov. 1865.

Leclerc d'Oſtin (Charles Victoire Emmanuel), franz. General und Schwager Napoleons I., geb. 17. März 1772 zu Pontoiſe, trat als eifriger Republikaner 1792 in ein freiwilliges Bataillon, das ihn zum Lieutenant wählte. Bei der Belagerung von Toulon erhielt er den Grad eines Generaladjutanten. In der Ardennenarmee nahm er an der Schlacht bei Fleurus teil und ging dann zur Alpenarmee. An der Spitze der Vorhut bemächtigte er ſich des Mont-Cenis und hielt ſich hier den Winter von 1794 hindurch. Im Herbſt 1795 wurde er als Kommandant nach Marſeille geſchickt, wo er ſich mit Pauline, der Schweſter des Generals Bonaparte, verlobte. Dieſer berief ihn ſodann zur Armee nach Italien und erteilte ihm 1797 den Grad eines Brigadegenerals. Nachdem er Bonaparte in den Tagen des 18. Brumaire wichtige Dienſte geleiſtet, wurde er als Diviſionsgeneral zur Rheinarmee unter Moreau geſendet, wo er 3. Dez. 1800 den Sieg von Hohenlinden erringen half. In der Folge erhielt L. mit dem Titel eines Generalkapitäns den Befehl über die Expeditionsarmee nach Haiti. L. landete am 1. Febr. 1802 und unterwarf binnen drei Monaten die Kolonie. Indes brach der Kampf infolge der Empörung der Negertruppen, der Strenge der Franzoſen und der Schilderhebung Touſſaint-Louvertures bald um ſo heftiger aus. Nachdem L. die Reſte der Expedition auf der Inſel Tortue verſammelt, ſtarb er am Gelben Fieber 2. Nov. 1802. Die Gattin L.s, die der Expedition beigewohnt, kehrte nach Frankreich zurück und heiratete 1803 den Fürſten Borgheſe (ſ. d.).

Leclercq (Michel Théodore), franz. Dramatiker, geb. 1. April 1777 zu Paris, verfaßte mehrere Novellen und einen Roman «Le château de Duncan», am meiſten Erfolg hatte er aber auf dem Gebiete der «Proverbes», in denen er die Sitten ſeiner Zeit fein und pikant darſtellte. Die bekannteſten ſind: «Le château des cartes», «L'humoriste», «L'intrigant malencontreux», «Le jury», «La manie des proverbes», «Le mariage manqué», «Le retour du baron», «Proverbes dramatiques» (7 Bde.) und «Nouveaux proverbes dramatiques» (2 Bde.). L. ſtarb 15. Febr. 1851 zu Paris.

Lécluſe oder **L'Écluſe** (Fort de), Grenzfeſtung im Arrondiſſement Gex des franz. Departement Ain, liegt 425 m über dem Meere, 22 km ſüdweſtlich von Genf auf dem rechten Rhôneufer, 100 m über dem Strom am Abhang des Mont-Credoz (1624 m) in der Klus zwiſchen dieſem Berge und dem Mont-Vuache (1111 m) und beherrſcht ſowohl die Bahnlinie Genf-Lyon, die unweit des Fort in den 3940 m langen Tunnel des Credoz eintritt, wie die Straßen nach Gex und St.-Julien. Von den Herzögen von Savoyen angelegt, wurde das Fort de L. 1536 bei der Eroberung des Waadt von den Bernern erobert, jedoch 1564 an Savoyen zurückgegeben. Im J. 1590 ſetzten ſich die Genfer in den Beſitz der Bergfeſte und 1601 fiel dieſelbe mit dem übrigen Pays de Gex an Frankreich und wurde unter Ludwig XIV. von Vauban ausgebaut. Im J. 1814 von den Öſterreichern genommen und zerſtört, wurde das Fort 1824 bedeutend ſtärker wieder aufgebaut.

Lecluſe (Charles de), gewöhnlich Cluſius genannt, Arzt und Botaniker, geb. zu Arras 18. Febr. 1525, ſtudierte in Gent und Löwen die Rechte und ging dann nach Deutſchland, wo er ſich längere Zeit in Wittenberg aufhielt und mit Melanchthon verkehrte. Später wendete er ſich in Montpellier dem Studium der Medizin zu, kehrte 1555 in ſeine Heimat zurück, wo er ſich nun ſechs Jahre aufhielt, und lebte hierauf abwechſelnd in Paris, Löwen und Augsburg, bis er 1564 eine naturwiſſenſchaftliche Reiſe nach Spanien antrat. Im J. 1571 war er in England; dann folgte er einer Einladung Kaiſer Maximilians II. nach Wien, wo er kaiſerl. Gartendirektor wurde. Er bereiſte von Wien aus zweimal England, nahm 1587 ſeine Entlaſſung aus kaiſerl. Dienſte und lebte zu Frankfurt a. M. Im J. 1593 wurde er Profeſſor der Botanik in Leiden, wo er 4. April 1609 ſtarb. L. entdeckte viele neue Pflanzen und beſchrieb ſie in mehrern Werken, von welchen «Rariorum plantarum historia» (Antw. 1601) und «Exoticorum libri X» (Antw. 1605) die berühmteſten ſind. Ihm zu Ehren wurde von Plumier eine Pflanzengattung Clusia benannt.

Lecoeq (Alexandre Charles), franz. Operettenkomponiſt, geb. 3. Juni 1832 zu Paris, war am Konſervatorium daſelbſt Schüler von Bazin und Halévy und war ſeit 1854 Muſiklehrer. Als Komponiſt trat er zuerſt 1857 mit der Operette «Le docteur Miracle» auf; unter L.s vielen andern Operetten ſind die bekannteſten «La fille de madame Angot» (1872), «Giroflé-Girofla» (1874) und «Le petit duc» (1878).

Leconte de Liſle (Charles Marie), franz. Dichter, geb. 23. Okt. 1818 auf der Inſel Réunion, machte mehrere Reiſen nach Frankreich und wählte 1847 Paris zum bleibenden Wohnſitze. Nachdem er ſich kurze Zeit in die revolutionäre Politik von 1848 eingelaſſen, wandte er ſich der Litteratur zu und machte ſich 1853 durch die «Poèmes antiques» und 1855 durch die «Poèmes et poésies» bekannt. Die zwei Bändchen verſchafften ihm eine angeſehene Stelle unter den Dichtern der Richtung, die man die «neu-heidniſche» genannt hat, weil ſie ihre Stoffe ſowohl der klaſſiſchen als der ind. und ſkandinav. Mythologie entnimmt. In ſeinen ſpätern Gedichtſammlungen «Poèmes barbares» (1862) und «Poèmes tragiques» (1883) hat ſein Blick noch an Weite, ſeine Auffaſſung an Tiefe gewonnen. Von ſeinen zwar freien, aber trefflichen Überſetzungen antiker Klaſſiker ſind die des Homer (1866 u. 1867), des Heſiod und der Orphiſchen Hymnen (1869), des Theokrit und Anakreon (1861) zu nennen. Anonym gab er 1871 einen «Catéchisme populaire républicain» und eine «Histoire populaire du christianisme» heraus.

Lectica (lat.), eine mit Gurten überſpannte und mit einem Polſter und Kopfkiſſen verſehene Sänfte (Tragbett) der alten Römer. Sie war mit einem bogenförmigen Verdeck verſehen, welches an den Seiten durch Vorhänge oder Fenſter verſchloſſen werden konnte. Getragen wurde die L. von beſondern Sklaven, lecticarii genannt.

Lection, ſ. Lektion.

Lectisternium (lat.) hieß im alten Rom eine Feierlichkeit, bei welcher Göttern Ruhebetten (tecti oder pulvinaria) bereitet wurden, auf die man ihre Attribute oder Büſten legte, um ihnen

dann Speisen vorzusetzen. Den Lectisternien entsprachen in Griechenland die Theoxenien (s. d.).

Lector, Lectōres, s. Lektor, Lektoren.

Lectoure, Stadt im franz. Depart. Gers, rechts am Gers, Station der Linie Agen-Tarbes der Französischen Süddahn, ist Hauptstadt eines Arrondissements, hat ein Collége, eine Statue des hier geborenen Marschalls Lannes, Wollspinnerei, Fabriken für Wollzeuge, grobes Tuch, Leder und Rübenzucker und Handel mit Wein, Branntwein, Getreide, Vieh u. s. w. und zählt (1876) 2963, als Gemeinde 5507 E. Der alte Ort befindet sich unweit der Stelle, wo man das Lactora der Alten, die Hauptstadt der Lactoraten, vermutet. Reste röm. Bauwerke finden sich mehrfach eingemauert.

Lecture (engl., spr. Lektsch'r), Vorlesung, öffentlicher Vortrag, besonders wissenschaftlicher Art, Nachmittagspredigt; daher Lecturer, derjenige, welcher wissenschaftliche Vorträge hält; ferner ein Geistlicher, welcher in einer Kirche die sonntäglichen Nachmittagspredigten zu halten hat.

Lectus (lat.), Bett (s. d.).

Lecythis *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen. Man kennt gegen 60 Arten, die sämtlich in den Tropengegenden Amerikas wachsen. Es sind sehr hohe Bäume mit alternierenden lederartigen, ganzrandigen oder gesägten Blättern und meist ansehnlichen in Trauben gestellten Blüten. Der Kelch ist röhrenförmig und besitzt in der Regel sechs Zipfel. Die sechs Blumenblätter sind von ungleicher Größe, die zahlreichen Staubgefäße stehen auf einem stark entwickelten Diskus, der Griffel ist von konischer Form und ziemlich kurz. Die Frucht ist mit dem später stark verdickten Kelche verwachsen und erreicht bei einigen Arten eine bedeutende Größe, sie besitzt eine lederartige oder holzige Wandung und enthält wenige ovale oder längliche Samen. Die bekannteste Art ist der gewöhnliche brasilianische Topfbaum (L. Ollaria *L.*). Er ist einer der höchsten Bäume der brasil. Flora und besitzt kindskopfgroße Früchte, die sich deckelartig öffnen. Die Samen haben ungefähr die Größe von Kastanien und werden gegessen. Die harte Fruchtschale wird zur Herstellung von Trinkgefäßen u. dgl. benutzt. Das Holz besitzt eine bedeutende Härte und dient vielfach als Bauholz, die äußere Rinde läßt sich in papierdünnen Lagen abblättern, welche zum Einwickeln von Cigarren und zu ähnlichen Zwecken verwendet werden. Auch von einigen andern Arten werden die Samen gegessen und die Früchte in der angegebenen Weise verwendet, z. B. von den ebenfalls in Brasilien einheimischen L. grandiflora *Bg.* und L. lanceolata *Poir.*

Leda, Tochter des Thestios oder Thespios und der Laophonte, nach andern des Glaukos und der Panteidyia und Gemahlin des spartanischen Königs Tyndareos, gebar, nachdem Zeus in Gestalt eines Schwans oder auch einer Gans sich ihr genaht hatte, ein Ei, aus welchem dann Helena allein oder auch mit ihr einer oder beide Dioskuren (s. d.) hervorgingen. Die Sage von der Verwandlung in einen Schwan (oder eine Gans) scheint ursprünglich von der Nemesis erzählt worden zu sein, welche sich, um Zeus' Nachstellungen zu entgehen, selbst in verschiedene Tiere verwandelte und dann als Schwan (oder Gans) ihm ein Ei gebar. Von L. wurde hierauf berichtet, sie habe das Ei gefunden oder auch dasselbe sei ihr überbracht worden. Die Sage von L. ist von jeher vielfach von den bildenden Künsten dargestellt worden. Vgl. Overbeck, «Griech. Kunstmythologie» (Bd. 1: «Zeus», Lpz. 1871), und Kekulé, «Über ein griech. Vasengemälde zu Bonn» (Bonn 1879). [Planeten.]

Leda heißt auch der 38. Asteroid. (S. unter

Leda, ein 65 km langer rechter Nebenfluß der Ems in der preuß. Provinz Hannover, Landdrosteibezirk Aurich, entsteht aus dem Zusammenflusse mehrerer Bäche, durchfließt weite Moorflächen, ist 21 km schiffbar und mündet bei Leerort. Der in der Ausführung begriffene Ems-Huntekanal soll die L. mit der Hunte oberhalb Oldenburg verbinden.

Ledeb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Ledebour (Karl Friedr. von).

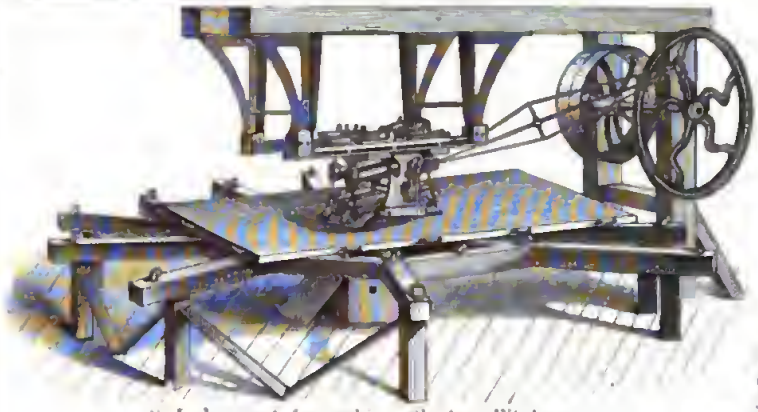
Ledebour (Karl Friedr. von), Botaniker, geb. 8. Juli 1785 zu Stralsund, studierte in Greifswald, wurde 1805 Direktor des botan. Gartens daselbst, 1811 Professor der Naturgeschichte in Dorpat und unternahm 1826 eine Reise nach dem Altai. Seit 1836 emeritiert, lebte er nacheinander in Odessa, Heidelberg und München, wo er 4. Juli 1851 starb. Er veröffentlichte: «Reise durch das Altai-Gebirge» (2 Tle., Berl. 1829—30), «Flora altaica» (4 Tle., Berl. 1829—33), «Icones plantar. novar. floram Rossicam illustrantes» (5 Tle., Dorpat 1829—34), «Flora Rossica» (14 Hefte, Stuttg. 1841—53).

Ledebur (Leop. Karl Wilh. Aug., Freiherr von), verdienter deutscher Geschichtsforscher, geb. 2. Juli 1799 zu Berlin, diente im 2. Garderegiment zu Fuß und nahm 1829 als Hauptmann seine Entlassung. Bei Errichtung des Neuen Museums in Berlin ward er Direktor der königl. Kunstkammer, des Museums der vaterländischen Altertümer und der ethnogr. Sammlungen. L. schied 1875 mit dem Titel Geheimer Regierungsrat aus dieser Stellung, verblieb jedoch in dem Heroldsamte und siedelte nach Potsdam über, wo er 17. Nov. 1877 starb. Er schrieb: «Das Land und Volk der Bructerer» (Berl. 1827), «Blicke auf die Litteratur des letzten Jahrzehnts zur Kenntnis Germaniens zwischen Rhein und Weser» (Berl. 1837), «Die fünf münsterschen Gaue und die sieben Seelande Frieslands» (Berl. 1836), «Der Maiengau oder das Mayenfeld» (Berl. 1842), «Nordthüringen und die Hermunduren oder Thüringer» (Berl. 1842 u. 1852). Auf dem Gebiete der Genealogie und Heraldik veröffentlichte er: «Dynastische Forschungen» (Berl. 1853), «Adelslexikon der preuß. Monarchie» (3 Bde., Berl. 1854—57) und «Archiv für deutsche Adelsgeschichte, Genealogie, Heraldik und Sphragistik» (2 Bde., Berl. 1863—65). Auch lieferte er vieles zur Ortsgeschichte in dem großenteils von ihm selbst bearbeiteten «Allgemeinen Archiv für die Geschichtskunde des preuß. Staats» (21 Bde., Berl. 1830—36).

Ledeganck (Karl Ludw.), vläm. Dichter, geb. 9. Nov. 1805 zu Eecloo (Ostflandern), war zuerst Schreiber auf dem Stadthause seiner Vaterstadt, studierte darauf die Rechte, wurde Friedensrichter in Zomergem, Mitglied des Provinzialrats von Ostflandern, zuletzt (1842) Provinzialinspektor des niedern Schulunterrichts in Gent und starb 19. März 1847. Seine dichterische Laufbahn begann er als Bewerber bei mehrern von vläm. Gesellschaften ausgeschriebenen Preiskämpfen, so in Deynze 1827 («Heil und Unheil der Schauspielkunst»), 1828 in Gent («Lob der Malerei»). Seine zerstreuten Gedichte sammelte er 1839 unter dem Titel «Blumen meines Lenzes». Seitdem erschienen von ihm:

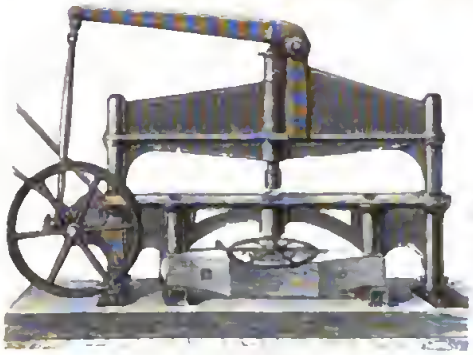
UNIV. OF
CALIFORNIA

LEDERFABRIKATION.

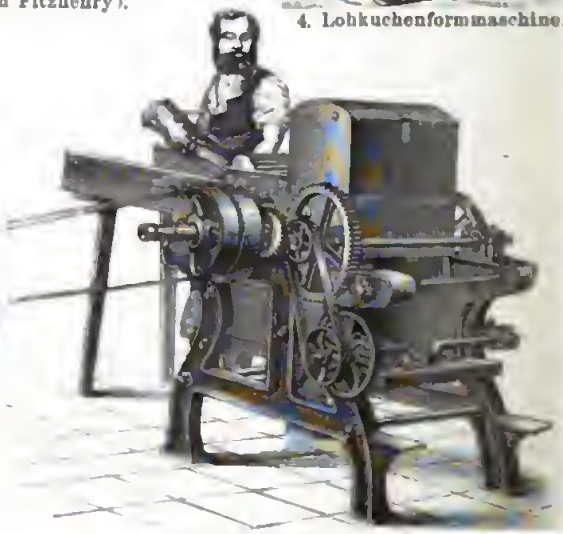


8. Lederausstofsmaschine (System Fitzhenry).

4. Lohkuchenformmaschine.



5. Lederhammer.

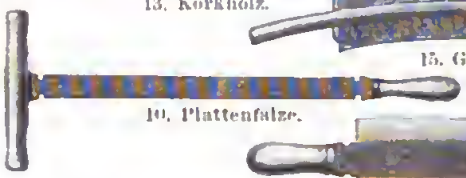


3. Lohsägemühle.

14. Krispelholz.

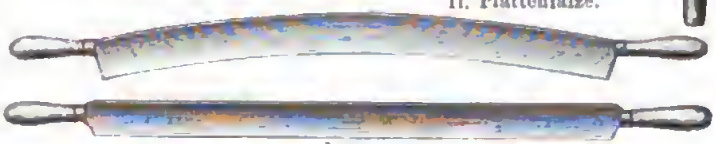
13. Korkholz.

15. Glattstein.



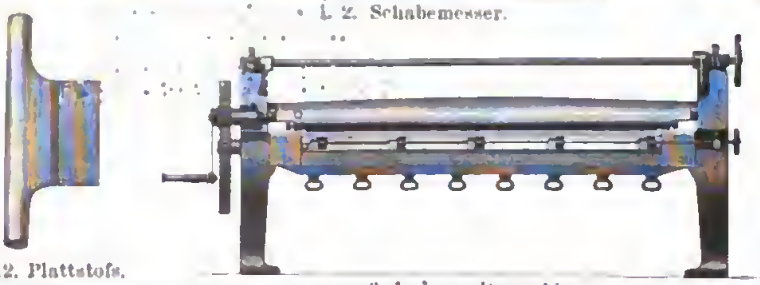
10. Plattenfalze.

11. Plattenfalze.



12. Schabemesser.

9. Lederglättmaschine.



12. Plattstofs.

6. Lederspaltmaschine.

7. Lederspaltmaschine.

«Das Burgschloß von Zomergem», eine Erzählung in Balladen (1840), «Die Irre» (1842) und seine populärste Schöpfung: «Die drei Schwesterstädte» (1846), worin er Gent, Brügge und Antwerpen besingt. Seine gesammelten Dichtungen nebst einer Lebensskizze L.s gab 1856 (2. Aufl. 1868) Heremans in Gent heraus.

Leder (frz. cuir, engl. leather) ist die Bezeichnung für die zubereitete oder gegerbte Tierhaut. Über die einzelnen Ledersorten s. die Spezialartikel; über den Herstellungsprozeß s. Lederfabrikation.

Leder (englisches), s. Englisches Leder.

Lederäpfel, s. unter Apfel, Apfelbaum.

Lederbereitung, soviel wie Lederfabrikation.

Lederer (Christoph), s. Coriolano.

Lederfabrikation oder Gerberei, die Gesamtheit derjenigen Prozesse, durch welche die tierische Haut in der Art verändert wird, daß sie mit Beibehaltung ihrer wesentlichsten Eigenschaften bedeutende Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse zeigt. Als Rohmaterial für die L. dienen die Häute der Rinder, Pferde, Ziegen und Schafe, seltener die von Hunden, Katzen, Schweinen, Gemsen, Hirschen, Eseln und Büffeln, ausnahmsweise nur die Häute von Seehunden, Nilpferden, Meerschweinchen u. s. w. Im Handel werden nur die Häute der großen Tiere als Haut, die der kleinern dagegen als Fell bezeichnet. Jede zur L. benutzte Haut besteht aus drei Hauptschichten, der äußern Oberhaut (Epidermis), der innern Unterhaut und der zwischen beiden liegenden sog. Lederhaut (Corium). Die Oberhaut mit den an derselben haftenden Haaren, Wolle oder Borsten muß von der Lederhaut getrennt werden, zu welchem Zweck durch die Einwirkung von Wasser oder von schwachen Säuren, resp. Laugen die einzelnen Schichten so weit gelöst werden, daß sie durch mechan. Hilfsmittel getrennt werden können. Eine auf diese Weise von der Oberhaut getrennte Lederhaut wird als Blöße und die jetzt freiliegende Seite derselben als Narbenseite oder Narbe bezeichnet.

Die am meisten zur L. verwendeten Häute sind die Rinderhäute, bei welchen man wieder Ochsen-, resp. Kuhhäute und Kalbfelle unterscheidet. Die erstern beiden sind ziemlich von gleicher Beschaffenheit und Güte, während die letztern je nach dem Alter des Kalbes sehr verschieden sind; die Felle von neugeborenen Kälbern liefern ein vorzüglich zartes und weiches Leder. Die Felle von Schafen, Lämmern und Ziegen geben ein gleichfalls sehr zartes und dabei sehr geschmeidiges Leder, weshalb die letztern hauptsächlich zu Handschuhleder (Kidleder, Glaceleder u. s. w.) Verwendung finden.

Über das Wesen des Leders war man lange im Unklaren, doch herrschte früher größtenteils die Ansicht, daß dasselbe auf einer chem. Verbindung des Leims der Haut mit dem Gerbstoff beruhe. Ältere Chemiker, wie Prechtl und Dumas, hielten noch an dieser Ansicht fest; erst in neuerer Zeit hat Professor F. L. Knapp, welcher durch seine Studien über die Gerberei zuerst eine theoretische Grundlage für die Darstellung des Leders schuf, eine bessere Erklärung gegeben. Nach demselben soll der Haut durch das Gerben die Neigung zur Fäulnis und zugleich die Möglichkeit benommen werden, nach dem Verdunsten des die Zwischenräume der Fasern erfüllenden Wassers hart und brüchig zu werden.

Die drei Hauptoperationen, denen die zu gerbende Haut zu diesem Zweck unterworfen wird, sind: das Reinmachen, das eigentliche Gerben und die Zurichtung. Zum Reinmachen werden die Häute 2 bis 10 Tage lang in kaltem Wasser eingeweicht und dann in einer Walke, welche den bei der Tuchfabrikation verwendeten fast gleich ist, von Blut, Fett und Schmutz gereinigt, worauf sie auf der Innenseite von dem Fleisch- und Fettgewebe der Unterhaut befreit werden. Dies geschieht auf dem sog. Schabebaum, auf welchem die Haut ausgebreitet und mit einem gebogenen, mit zwei Handgriffen versehenen Messer, Schabemesser (s. Tafel: Lederfabrikation, Fig. 1 u. 2), bearbeitet wird. Um die Lederhaut von der Oberhaut zu trennen, muß, wie oben angedeutet, die Haut besonders präpariert werden, und zwar entweder, indem man ätzende oder beizende Mittel anwendet, oder indem man eine geringe Fäulnis hervorruft. Je nachdem man Sohl- oder Oberleder herstellen will, ist die bezügliche Prozedur eine andere. Bei den zu Sohlleder bestimmten Häuten wendet man die sog. faulige Gärung an, während man die zu Oberleder bestimmten Häute durch Einwirkung von Kalkhydrat geschmeidiger macht. Die faulige Gärung wird durch Abschwitzen erzielt, wozu man die Häute mit der Haarseite nach außen übereinander in eine Grube oder einen gut verschlossenen Raum legt, in welchem sie so lange bleiben, bis das Eiweiß in der Haut gelöst und die Haare gelockert sind. Die durch Kälken vorgenommene Behandlung unterscheidet sich in ihrer Wirkung von der Gärung dadurch, daß sich nicht nur die Haarwurzeln, sondern auch die Zellenwandungen im Innern der Haut teilweise voneinander löst und so die letztere im ganzen mehr geschmeidig gemacht wird. Nachdem die Häute durch Handarbeit sorgfältig von der Oberhaut, den Haaren und auf der Innenseite von den Fleischteilen gereinigt, auf der Narbenseite mit einem Glätteisen geglättet sind, werden sie nochmals gut abgespült und auf der Narbenseite mit dem Streicheisen abgezogen.

Je nach der Art der zu gerbenden Häute und je nach den zu erzielenden Ledersorten werden verschiedene Gerbmethoden angewendet, nämlich: die Lohgerberei, die Weißgerberei und die Sämischgerberei. Die wichtigste dieser Methoden ist die Lohgerberei, auch Rotgerberei genannt, bei welcher die Häute mittels gerbsäurehaltiger Stoffe (Gerbstoffe) in Leder verwandelt werden. Die Zahl der angewendeten Gerbstoffe ist sehr groß, doch wird am meisten die in der Eichenrinde enthaltene Gerbsäure, resp. jene selbst zum Gerben benutzt. Außerdem enthalten von einheimischen Gewächsen die Tanne, Fichte, Buche, Erle, Pappel, Ulme, Kastanie und Weide, von fremden besonders Knoppern, Valonia, Kino, Catechu, Gambir, Sumach, die Schoten von Caesalpinia Coriaria Gerbsäure. Die Rinde (Gerberrinde) wird auf Schneidmaschinen zerkleinert und auf Lohmühlen, die im Prinzip den Kaffeemühlen gleichen, nur größer sind als diese, gemahlen. Neuerlich wendet man auch vielfach Lohsägemühlen (Fig. 3) an, welche die Arbeit der Schneidmaschinen und die der Lohmühlen vereinigen. Die verarbeitete Rinde wird Lohe genannt.

Vor dem eigentlichen Gerben werden die zu Sohlleder bestimmten Häute noch geschwellt, d. h. sechs bis acht Tage der Einwirkung einer sauren

Brühe ausgesetzt, welche man meist aus schon gebrauchter Lohe gewinnt. Die zu Oberleder bestimmten Häute kommen in eine Beize, die man am häufigsten aus zerkleinertem Tauben- oder Hundekot, in Ermangelung dessen aber auch aus pulverisiertem Ammoniak herstellt, den man in heißem Wasser auflöst. Durch diese Mittel ist die Haut so weit vorbereitet, daß sie den Gerbstoff sehr rasch in sich aufnimmt, wodurch das gelockerte Zellfasergewebe derselben in Lederfaser verwandelt wird. Der eigentliche Gerbprozeß oder die Verwandlung der Blöße in Leder kann auf zweierlei Art erfolgen: durch das sog. Versetzen, oder auch durch die Behandlung in der Lohbrühe. Bei dem erstern Verfahren wird die Auflösung des Gerbstoffs dadurch erzielt, daß man die Häute mit zwischengestreuter Lohe in eine Versetzgrube schichtet und mit Wasser übergießt; bei dem zweiten Verfahren wird in besondern Gefäßen eine Lohbrühe bereitet, mit welcher man später die Häute in Berührung bringt. Bei dem Gerben mit Versetzen bleiben die Häute, wenn gute Eichenlohe angewendet wird, etwa 8 bis 10 Wochen, bei Anwendung von Knoppern oder Valonia etwa 4 Wochen im ersten Satz; im zweiten Satz bleiben sie dann 3 bis 4 Monate, im dritten 4 bis 5 Monate. Sehr starke Häute, wie Wildhäute, erhalten unter Umständen einen vierten, ja sogar einen fünften Satz.

Das Gerben in der Lohbrühe, welches hauptsächlich bei Häuten für schwächere Ledersorten angewendet wird, erfordert weniger Zeit als das Versetzen. Bei dieser Gerbmethode wird die Haut zunächst in schwache Lohbrühen und dann allmählich in immer stärkere gebracht, wodurch man selbst sehr schwere Leder in Zeit von etwa 3½ Monaten, leichtere in 7 bis 8 Wochen und Kalbleder und andere leichte Sorten in etwa 14 Tagen lohgar herstellen kann. Die verbrauchte Lohe wird auf Lohtrockenpressen getrocknet und entweder direkt verfeuert, oder mit Lohkuchenformmaschinen, wie Fig. 4 eine solche darstellt, in Kuchenform gebracht (Lohballen), um als Brennmaterial benutzt zu werden. Das aus der Grube kommende Sohlleder wird zuerst von der Lohe gereinigt und dann getrocknet; hierauf kommt dasselbe unter den Lederhammer (Fig. 5), durch welchen ihm ein gewisser Grad von Elasticität erteilt wird. Die lohgaren Rinds-, resp. Roßhäute und Kalbfelle werden, nachdem sie aus der Grube herausgenommen sind, auf den Schabebaum gebracht, wo man mittels Streicheisen alle Flüssigkeit aus ihnen entfernt. Sodann werden dieselben mit einer Mischung von Talg, Thran und Degras (s. d.) eingerieben, in ein Waltfaß gebracht und tüchtig gewallt, bis sie vom Fett gehörig durchdrungen sind. Die getrockneten Häute werden später noch mit einer Mischung von aufgelöster Seife, Unschlitt und Fischthran eingerieben und an der Luft getrocknet.

Mit dem so weit fertigen Leder werden eine Reihe mechan. Bearbeitungen vorgenommen, welche fast sämtlich dazu dienen, demselben ein schöneres Aussehen zu geben. Die Oberleder und die bessern der nicht als Sohlleder benutzten Sorten werden gewöhnlich auf einer Maschine, der Lederspaltmaschine (Fig. 6 u. 7), gespalten. Zur Bearbeitung der Narbenseite dienen Lederausstoßmaschinen (Fig. 8), Lederglättmaschinen (Fig. 9) und Lederhobelmaschinen; letztere finden namentlich für Treibriemen Verwendung. Zur äußerlichen Verfeinerung des lohgaren, sowie des auf andere Weise gegerbten Leders dienen außerdem die Falzeisen (Plattenfälze, Fig. 10 u. 11, und Plattstoß, Fig. 12), die sog. Pantoffelhölzer oder Korkhölzer (Fig. 13), die Krispelhölzer (Fig. 14) und die Glättsteine (Fig. 15), alles Werkzeuge, welche von der Hand geführt werden.

Die durch die Weißgerberei hergestellten Leder werden ihrer großen Geschmeidigkeit und Zartheit wegen besonders zur Verfertigung von Luxuswaren benutzt, wozu auch ihre reine weiße Farbe sie vorzüglich geeignet macht, der zufolge sie befähigt sind, die zartesten Farben anzunehmen. Das weißgare Leder unterscheidet sich von dem lohgaren nicht nur durch die Art der Gerbung, sondern auch durch seine besondern Eigenschaften. Während beim lohgaren Leder die Fasern dicht aneinander gedrängt sind, liegen sie beim weißgaren viel mehr frei und halten auch nicht so fest zusammen wie bei ersterm. Lohgares Leder, wenn es auch längere Zeit im Wasser gelegen hat, wird doch immer nur einen kleinen Teil seines Gerbstoffs abgeben, während bei weißgarem Leder die gerbend wirkenden Salze immer wieder durch Wasser gelöst werden können.

Die Weißgerberei zerfällt in folgende Hauptmethoden:

1) Die reine Alaungerberei, bei welcher die geschwellten Blößen mit einem Gemisch von Alaun und Kochsalz behandelt werden. Diese Gerbung liefert ein äußerst zartes Leder und eignet sich ganz besonders für leichte Waren. Man gerbt auf diese Weise hauptsächlich Schaf-, Lamm-, Ziegenfelle und Pelzwerk.

2) Die ungarische Weißgerberei. Bei diesem Verfahren werden die durch mechan. Mittel von den Haaren befreiten Häute durch Alaun und Kochsalz weißgar gemacht und nachher mit Fett getränkt. Das auf solche Weise hergestellte Leder findet ähnliche Verwendung wie das lohgare, ohne aber dessen vorzügliche Eigenschaften zu besitzen.

3) Die französische oder Erlanger Glacéleder- und Kalbslid-Weißgerberei. Diese Methode liefert unter allen das zarteste und weichste Leder und wird daher nur bei feinen Fellen, namentlich zu Handschuhleder, angewendet, z. B. bei Fellen ganz junger oder ungeborener Kälber, bei Schaf- und Ziegenfellen. Die Blößen werden auf chem. Wege vorbereitet und mit einer Mischung, der sog. Nahrung, gegerbt, welche aus Alaun, Salz, Mehl und Eidottern besteht.

Außer den vorstehend genannten, hauptsächlich gebräuchlichen Methoden gibt es noch eine ganze Reihe von Verfahrungsarten der Weißgerberei, von welchen die Pelz- oder Rauchwarengerberei, die Seifengerberei und die Fettledergerberei hervorzuheben sind.

Für die Sämischgerberei werden hauptsächlich Hirsch-, Reh-, Gemsen-, Ziegen- und Schaffelle verwendet. Das sämischgare Leder zeichnet sich durch seine lockere Weichheit und vor allem dadurch aus, daß es ohne Verlust seiner Vorzüge gewaschen werden kann, weshalb man es auch Waschleder nennt. Da die Narbe der Haut keiner besondern Dehnbarkeit fähig ist, pflegt man dieselbe bei diesem Leder abzustoßen, wodurch beide Seiten desselben das gleiche Aussehen erhalten. Die Sämischgerberei wird hauptsächlich durch Behandlung der Häute mit Fett erzielt, weshalb diese Methode vielfach auch Fettgerberei genannt wird. Nachdem

die Häute enthaart und gebeizt sind, werden eine Anzahl derselben in einem Pack übereinander, mit der Narbenseite nach oben, auf einem Tisch ausgebreitet, mit gutem Thran eingerieben und zu einem Knäuel zusammengewickelt. Viele derartige Knäuel bringt man in eine Walke, in welcher die Häute durch wiederholtes Walken vollkommen mit Thran imprägniert werden. Nach dem Walken schichtet man dieselben in der sog. Brutkammer in Haufen auf. Durch die Oxydation des in den Fellen enthaltenen Fettes tritt hier eine Erhitzung der Felle ein, wodurch dieselben allmählich eine gelbliche Farbe annehmen. Will man diese Felle weiß haben, so müssen dieselben an der Luft gebleicht werden.

Außer den vorstehend beschriebenen existieren noch zahlreiche andere Methoden der Lederbereitung, von welchen namentlich die von Dr. O. Kohlrausch in Wien erfundene Methode der Gerbung mittels reinen Gerbsäureextrakts, der durch ein patentiertes Verfahren gewonnen wird, Erwähnung verdient. In Amerika wird namentlich die Rinde der Schierlingstanne (Hemlockrinde) zum Gerben benutzt, wonach das so bereitete Leder Hemlockleder heißt; auch wird aus dieser Rinde ein Extrakt (Hemlockextrakt, s. d.) gewonnen, der in Deutschland gleichfalls Verwendung findet, jedoch neuerlich durch stärkere, in Deutschland selbst hergestellte Extrakte verdrängt wird.

Andererseits finden bei den verschiedenen Gerbprozessen, der Mannigfaltigkeit der Ledersorten entsprechend, im einzelnen mancherlei Abweichungen statt. So spannt man zur Herstellung des Chagrinleders (s. Chagrin), die durch den Reinigungsprozeß vorbereiteten Blößen in Rahmen und drückt die schwarzen, harten Samen der wilden Melde auf der sorgfältig abgeschabten Narbenseite ein, um dem Leder das eigentümliche körnige Aussehen zu geben. Die getrockneten Häute, welche mit Vertiefungen bedeckt erscheinen, werden mit Schabmessern völlig geebnet, dann geschwellt, mit Lohe oder Alaun gegerbt und meist mit Kupfersalzen grün gefärbt. Beim Schwellen erheben sich die durch die Samen niedergedrückten Teile, wodurch die gewünschten Knötchen entstehen. Zuletzt wird das Leder mit geschmolzenem Hammelfett getränkt.

Beim Gerben des Saffians verwendet man als Gerbmittel hauptsächlich Sumach, zuweilen Galläpfel, teilweise auch Eichen-, Weiden- und Fichtenrinde. Der auf ähnliche Weise bereitete Maroquin wird nach dem Gerben gefettet. Vom Saffian unterscheidet sich der Korduan hauptsächlich dadurch, daß er seine natürliche Narbe behält, während jenem eine künstliche Narbe gegeben wird. Das Juftenleder wird nach dem Verfahren der Lohgerberei mit Anwendung von Weidenrinde hergestellt; in Ermangelung derselben wird auch Eichen-, Pappel- und Fichtenrinde benutzt. Der eigentlich charakteristische Teil der Juftengerberei ist das Einreiben mit Birkenteeröl, welches dem Leder nicht nur den ihm eigentümlichen Geruch, sondern auch seine außerordentliche Haltbarkeit verleiht. Nachher werden die Häute mit dem Streicheisen so lange behandelt, bis sie geschmeidig geworden sind, und auf der Narbenseite mit einer Alaunlösung bestrichen. Sobald diese Lösung getrocknet ist, gibt man dem Leder eine Narbe, indem man es durch geriefte Walzen gehen läßt. In neuerer Zeit sucht man immer häufiger bei der Bereitung des Sohlleders die Lohgerberei durch die Extraktgerberei zu ersetzen, wofür in erster Linie Eisen- und Chromsalze in Betracht kommen. Das nach der letztern Methode hergestellte Leder wird als Chromleder bezeichnet.

Geschichtliches. Die Gerberei ist einer der ältesten Industriezweige. Bei den alten Ägyptern und bei dem süd. Volke waren lederne Gefäße und Kleidungsstücke in Gebrauch. Von diesen erlernten die Römer die primitive Herstellungsweise (eine Art Sämischgerberei), und in der Folge bereiteten sie selbst auch lohgares und alaungares Leder. Im Mittelalter findet sich die Gerberei bei allen civilisierten Volkern und zwar bildet sich dieselbe vorwiegend landschaftlich aus. Das Gerben mit Galläpfeln entwickelte sich als die Methode des Orients, das Gerben mit Eichenlohe als die des Occidents, das Gerben mit Alaun als die der Sarazenen. Der Orient übertraf in seinen Produkten lange Zeit den Westen. Im J. 1749 wurde die erste europ. Saffianfabrik im Elsaß errichtet; aber erst von 1797, in welchem Jahre die Gerberei in Choisy bei Paris angelegt wurde, datiert der Aufschwung der franz. Saffiangerberei. Bald darauf fand diese Fabrikation auch in Deutschland Eingang. Die Herstellung des Lackleders und das Weißgerben von Ziegen-, Schaf- und Lammfellen wurden gleichfalls zuerst in Frankreich mit Erfolg betrieben, pflanzten sich jedoch bald nach Deutschland fort. Seit Ende des 18. Jahrh. wurde die Schnellgerberei von den Engländern und Amerikanern praktisch ausgebildet. Durch die Einführung der Maschinen zur Zurichtung des Leders hat die L. vollständig den Charakter des fabrikmäßigen Betriebes angenommen.

Vgl. außer Knapps und Rud. von Wagners Hand- und Lehrbüchern der chem. Technologie insbesondere: Günther, «Fabrikation des lohgaren Leders» (Weim. 1867); derselbe, «Lehrbuch der Glacéhandschuhleder- und Kalbkidlederfabrikation» (Lpz. 1874); Lietzmann, «Die Herstellung der Leder» (2. Aufl., Berl. 1875). Zeitschriften: «Gerberzeitung» (herausg. von Kerst, seit 1876 von Lewinstein, Berl. 1857 fg.); «Deutsche Gerberzeitung für Lederindustrie und Lederhandel» (herausg. von Günther, Berl. 1857 fg.); «Der Gerber» (herausg. von Janesch, Wien 1875 fg.).

Lederfeile (frz. cabron, engl. buff-stick), ein mit Leder überzogenes Polierholz.

Lederfische (Acronuridae), eine tropische, aus etwa 80 Arten bestehende, pflanzenfressende Familie der Knochenfische mit seitlich stark zusammengedrücktem, ovalem Körper, der bald höher, bald niedriger sein kann; mit kleinen Schuppen und mit Dornen oder Stacheln an den Seiten des Schwanzes. Der Stachelteil der Rückenflosse ist verschieden entwickelt, aber meist geben die starken und spitzen Stacheln eine gute Waffe ab.

Lederhaut, Teil der menschlichen und tierischen Haut (s. d., Bd. VIII, S. 916a); vgl. auch Lederfabrikation.

Lederhaut, s. unter Auge, Bd. II, S. 197.

Lederholz, einer der Vulgärnamen für Dirca palustris *L.*

Lederkarpfen, s. unter Karpfen.

Laufkäfer (Carabus s. Procrustes coriaceus *L.*) heißt der größte (bis 38 mm lange) deutsche Laufkäfer; er ist von mattschwarzer Farbe, auf den Flügeldecken runzelig und ist ein Bewohner feuchter Waldorte. (S. Tafel: Insekten I, Fig. 2.)

Lederleinwand, s. Creas und Leinwand.

Lederöl, Wiederholdsches, Schmiermaterial für Leder, wegen seiner Leichtflüssigkeit namentlich zum Erweichen hart gewordenen Leders sehr brauchbar. Das L. wird bereitet aus 16 Teilen Ölsäure (bei der Stearinfabrikation als Abfall erhalten), 2 Teilen Spiritus von 90 Proz. und 1 Teil konzentrierter Schwefelsäure; der sich abscheidende Ölsäureäther wird durch Schütteln mit lauwarmem Wasser und Dekantieren von der Säure befreit und dann mit gleichen Teilen Fischthran gemischt.

Lederpapier, aus Lederabfällen angefertigtes Papier.

Lederschildkröte (Sphargis s. Dermatochelys coriacea), eine große, über 2 m lang und gegen 800 kg schwer werdende Seeschildkröte des Atlantischen, Stillen und Indischen Oceans, gelegentlich auch des Mittelmeers. Der Panzer hat nur in der Jugend schwache Hornschilder, später wird er von einer dicken, lederartigen Haut überzogen. Die relativ sehr großen Gliedmaßen sind ohne Krallen.

Lederschmiere, s. Dégras.

Lederschwämme (Gumminĕae), eine kleine Gruppe sehr einfach organisierter Schwämme (wahrscheinlich rückgebildeter Kieselschwämme) von kautschukartiger Konsistenz, lappiger Form, meist mit besonders gefärbter Rinde und ohne Skeletelemente oder mit wenigen Kieselgebilden, besonders Sternchen. In allen Meeren, besonders auf der Unterseite hohl liegender Steine.

Lederspaltmaschine, eine Maschine, welche das Leder auf der Fleischseite derartig bearbeitet, daß es an allen Stellen die gleiche Stärke hat. (S. unter Lederfabrikation.)

Lederstrauch oder Gerberstrauch, s. unter Coriaria.

Lederstrumpf-Erzählungen, s. unter Cooper (James Fenimore).

Ledertange, s. unter Algen.

Ledertapete, s. unter Tapeten.

Ledertuch, ein nach Wachstuchart mit Leinölfirnis unter Zusatz von Erdfarbe überzogener Baumwollstoff, häufig Barchent, welchem man durch Pressen zwischen gravierten Walzen die dem Saffian oder andern feinen Lederarten eigentümliche Narbe gibt, sodaß er solches Leder für das Ansehen ziemlich täuschend nachahmt. Es wird davon ausgedehnter Gebrauch zu Tischdecken, zum Beziehen von Stühlen, Sofas u. dgl. gemacht.

Lederzeug, das zur Ausrüstung der Soldaten gehörige Riemenzeug (Patrontasche, Säbelkoppel, Tornisterriemen u. s. w.).

Lederzucker, s. Paste.

Ledesma, Stadt in der span. Provinz Salamanca, links am Tórmes, über den eine alte röm. Brücke führt, zählt (1877) 3068 E. und hat sehr besuchte Schwefelquellen von 27,5 und 40 bis 50° C. Die Umgegend zieht vorzügliche Melonen.

Ledochowski (Mieczysław, Graf), Kardinal, Erzbischof von Posen und Gnesen, geb. 29. Okt. 1822 in Gorli bei Sandomir aus einem alten poln. Adelsgeschlecht, wurde in dem Lazaristenkollegium zu Warschau erzogen, trat bereits im Alter von 18 J. in den geistlichen Stand und begab sich nach Rom, wo er in das Collegium nobilium der Jesuiten eintrat und 1845 die Priesterweihe erhielt. Pius IX. ernannte ihn zu seinem Hausprälaten und zum apostolischen Protonotar, worauf er ihn als Auditor nach Lissabon sandte. Von dort ging L. als päpstl. Delegat für fünf südamerik. Republiken 1856 nach Bogotá. Durch den Präsidenten von Columbia, General Mosquera, genötigt, das Land zu verlassen, kehrte er 1861 nach Rom zurück, wo er zum Erzbischof von Theben in partibus und bald darauf zum Nuntius in Brüssel ernannt wurde. Ende 1865 wurde er von den Domkapiteln von Posen und Gnesen zum Erzbischof gewählt und legte im April 1866 in Berlin den Huldigungseid vor dem König ab. Nach Antritt seines Amts trat L. zunächst den durch die Geistlichkeit geschürten poln. Bestrebungen entgegen, verbot den Geistlichen, sich an den polit. Wahlbewegungen zu beteiligen, und beschränkte den Gebrauch der poln. Sprache bei kirchlichen Handlungen. Zugleich aber begann er eine Reorganisation des kirchlichen Lebens, indem er mit Eifer das Klosterwesen und die Jesuitenmissionen förderte. Nach seiner Rückkehr vom Vatikanischen Konzil, wo er stets mit der Majorität stimmte, begab er sich im Nov. 1870 nach Versailles, um bei dem König Wilhelm Beihilfe zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zu erlangen. Als dies Verlangen abgewiesen wurde, schloß er sich der ultramontanen Opposition an und begünstigte das Streben der Polen nach nationaler Selbständigkeit. Der Papst ernannte ihn zum Primas von Polen. Gesetzwidrig stellte er Geistliche an und verweigerte den im Mai 1873 erlassenen Gesetzen den Gehorsam. Zu Geldstrafen verurteilt, ward ihm auch das Staatsgehalt entzogen. Nachdem ihn der Oberpräsident der Provinz Posen 24. Nov. 1873 vergeblich zur Niederlegung seines Amts aufgefordert, ward er zu zweijähriger Gefängnisstrafe verurteilt, 3. Febr. 1874 in Posen verhaftet und in das Kreisgerichtsgefängnis von Ostrowo gebracht. Am 15. April 1874 sprach der Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten seine Amtsentsetzung aus, doch suchte L. durch geheime Delegaten weiter zu fungieren. Dagegen erhob ihn der Papst 15. März 1875 zum Kardinal. Aus dem Gefängnisse 1876 entlassen, ging er nach Rom, wo er auch unter Leo XIII. am eifrigsten gegen den Frieden mit Preußen arbeitet. Alle Bemühungen, ihn aus der unmittelbaren Nähe des Papstes zu entfernen und zur freiwilligen Niederlegung seines Amtes zu bewegen, waren bisher erfolglos.

Ledreborg oder Lethraborg, großes Gut auf der dän. Insel Seeland, 10 km südwestlich von Roeskilde, mit prachtvollem Schlosse in altfranz. Stil, Stammsitz der Grafen Holstein-L.

Ledru-Rollin (Alexandre Auguste), radikaler franz. Staatsmann, geb. zu Paris 2. Febr. 1808, studierte die Rechte, wurde hierauf Advokat und 1844 zu Le-Mans in die Deputiertenkammer gewählt, wo er die republikanisch-radikale Schattierung vertrat, welche in der «Réforme» ihr Organ hatte. In der Sitzung vom 24. Febr. 1848 verhinderte er mit Lamartine die Regentschaft und veranlaßte die Proklamierung der Republik. Zum Mitgliede der Provisorischen Regierung ernannt, wurde er mit dem Portefeuille des Innern beauftragt und nachher von der Nationalversammlung in den interimistischen Regierungsausschuß der Fünfmänner gewählt. Er zeigte gegenüber den Demagogenhäuptern große Schwäche und verlor sein Amt infolge des Juniaufstandes von 1848. Obschon von drei Departements zur Legislativen Versammlung abgeordnet, gehörte er derselben nur einige Tage an. Die mißlungene Junimeuterei von 1849 zwang ihn, eine Zufluchtsstätte in England zu suchen, während er in Frankreich zur

Deportation verurteilt wurde. Er lebte seitdem zu London und schrieb hier verschiedene Flugschriften, sowie ein in gehässigem Tone gehaltenes Werk «De la décadence d'Angleterre» (2 Bde., Par. 1850). Erst 1870, unter dem Ministerium Ollivier, durfte L. nach Frankreich zurückkehren. Im Febr. 1871 für Paris zum Deputierten gewählt, legte er infolge der Annahme des Friedenstraktats sein Mandat nieder. Die Wähler von Vaucluse sandten ihn 1874 wiederum in die Nationalversammlung. Er starb 31. Dez. 1874 in seinem Landhause zu Fontenay-aux-Roses bei Paris. Seine Name bleibt in Verbindung mit einer großen polit. Reform, woran er vorzüglichen Anteil hatte, nämlich mit der Einführung des allgemeinen Stimmrechts. Vgl. «Ledru-Rollin» (Par. 1874) und «Ledru-Rollin» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1875).

Ledum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Ericaceen. Man kennt fünf Arten, die in der nördlichen gemäßigten Zone und in den arktischen Gegenden vorkommen; es sind Sträucher mit immergrünen, lederartigen Blättern und langgestielten, in endständige Trauben und Doldentrauben gestellten Blüten, welche aus einem fünfzähnigen Kelch, einer fünfblätterigen Blumenkrone, 5—10 weit vorstehenden Staubfäden und einem Stempel mit fadenförmigem Griffel zusammengesetzt sind. Die Frucht ist eine spindelförmige, fünfklappige Kapsel. Die einzige in Europa vorkommende Art, der gemeine Porst, Sumpfporst oder wilde Rosmarin (*L. palustre L.*), wächst in Mitteleuropa in Moordrüchen, moorigen Wäldern und auf moorigem Sanddoden. Es ist ein 60—160 cm hoher Strauch mit rosmarinähnlichen, doch unterseits rostrotfilzigen Blättern und weißen Blumen. Seine widerlich aromatischen Blätter werden zur Vertreibung der Motten und Läuse angewendet und wurden sonst als Herba Rosmarini sylvestris gegen Keuchhusten und Wechselfieber gebraucht. Die Blätter des nordamerik. *L. latifolium Ait.* liefern den James- oder Labradorthee, der in Canada als Mittel gegen Brustkrankheiten getrunken wird.

Lee oder Leeseite heißt in der Schiffersprache die Seite, wohin der Wind bläst, im Gegensatze von der Luvseite; daher die Ausdrücke leewärts und luvwärts. Da an Bord eines Schiffs die meisten zu den Segeln und der Takelage gehörigen Taue doppelt und mehrfach, d. h. eins oder mehrere an jeder Seite vorhanden sind, so setzt man ihnen in See zur nähern Unterscheidung das Wort «Lee», resp. «Luv» vor, z. B. Lee-Großschoot, Luv-Vormarsdrasse ꝛc. Bei vor Anker liegendem Schiffe, das meistens mit dem Vorderteil gegen den Wind gekehrt ist und auf dem es weder Lee noch Luv gibt, sagt man statt dessen Backbord und Steuerbord, je nachdem man einen an der linken oder rechten Seite des Schiffs (von hinten nach vorn gesehen) befindlichen Gegenstand näher bezeichnen will.

Leesegel (aus Leihsegel, d. h. geliehene Segel korrumpiert) machen von obiger Regel eine Ausnahme, da sie in den seltensten Fällen an der Lee-, sondern fast immer an der Luvseite gesetzt werden. Es sind dies Hilfssegel aus leichterm Segeltuch gefertigt, die man bei nicht zu starkem und günstigem Winde setzt. Oben auf den Raaen befinden sich zu diesem Zwecke, in eisernen Bügeln ruhend, Bäume, die Leesegelspieren, welche sich nach außen schieben lassen. An ihren Enden werden die an kleinen Raaen befestigten Leesegel teils geheißt, teils mit ihrem untern äußern Ende, dem Außenschoot, ausgeholt. So z. B. ist das Unterleesegel mit seiner Raa an dem Ende der Leesegelspiere auf der Fockraa geheißt und seine äußere untere Ecke an der Backspiere, einem in der Verschanzung befestigten Baume, der sich ausschwingen läßt, ausgeholt. Das darüber befindliche Oberleesegel wird an der Spitze der Marsraa geheißt und an der Unterleesegelspiere ausgeholt, während das dritte, das Bramleesegel, an der Bramraa geheißt und an der Bramleesegelspiere (auf der Marsraa) ausgeholt wird.

Lee, Fluß in der irischen Grafschaft Cork, mündet nach einem Lauf von 45 km unterhalb Cork ins Meer. Vor seiner Mündung erweitert er sich zu einer herrlichen Bai, genannt Cove von Cork; auf der Großen Insel innerhalb derselben liegt Queenstown (s. d.).

Lee (Graf von), s. Montholon (Charles Tristan de).

Lee (Anna), religiöse Schwärmerin, s. unter Shakers.

Lee (Robert Edmund), der bedeutendste General der Konföderierten im amerik. Bürgerkriege, geb. 19. Juni 1807 in Stafford, Westmoreland-County in Virginien, stammte aus einer alten aristokratischen Familie und war ein Sohn des aus dem amerik. Unabhängigkeitskriege bekannten Reitergenerals Henry L., eines Günstlings von Washington. Im J. 1838 zum Kapitän befördert, war er mehrere Jahre hindurch Mitglied des Ingenieurkorps in Westpoint. Als der Krieg gegen Mexiko begann, erfolgte seine Ernennung zum Chef des Stabes von General Wool. Wegen seiner bei Cerro-Gordo bewiesenen Tapferkeit wurde er zum Brevet-Major und nach dem Kampfe bei Chapultepec, wo er eine Wunde davontrug, zum Brevet-Oberstlieutenant ernannt. In den J. 1852—55 war er Aufseher der Militärakademie von Westpoint. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs lebte er als Oberst eines Dragonerregiments meistens auf seinem bei Washington gelegenen Gute Arlington, wo er 20. April 1861 seinen Abschied nahm. Schon tags zuvor war er zum obersten Befehlshaber sämtlicher konföderierten Truppen Virginiens ernannt worden. Er befehligte zunächst in Westvirginien, wo er 12. Sept. 1861 bei Cheat-Mountain vom General Reynolds geschlagen wurde. Im Dez. 1861 ward er ins Departement von Südcarolina und Georgien versetzt, kehrte im April 1862 nach Richmond zurück und entwarf den Feldzugsplan gegen McClellan. Nach Johnstons Verwundung bei Fair-Oaks (26. Juni 1862) übernahm er den Oberbefehl der Südarmee. Er befehligte selbst bei Malvern-Hill und entwarf zugleich den Feldzug gegen Pope im Aug. 1862. Nachdem dieser durch Jackson Ende Aug. 1862 geschlagen war, fiel L. in Maryland ein, wurde aber 17. Sept. bei Antietam zum Rückzug gezwungen. Bei Fredericksburg 13. Dez. 1862 und Chancellorsville 3. Mai 1863 brachte er dagegen den Bundesgeneralen Burnside und Hooker Niederlagen bei. Er wagte nun wieder einen Einfall in den Norden, ward aber bei Gettysburg in Pennsylvanien 1. bis 3. Juli 1863 mit großem Verluste zurückgeschlagen. Im Feldzuge von 1864 leistete L. energischen Widerstand und entfaltete aufs glänzendste die reichen Hilfsmittel seines militärischen Talents. Schritt vor Schritt sich auf Richmond zurückziehend, kämpfte er 11 Monate lang, bis er, den vereinten Anstrengungen Shermans und Grants erliegend, 2. April 1865

Richmond räumen und sich 9. April 1865 bei Appomator-Court-House mit den Überresten seines Heers dem General Grant ergeben mußte. Im Okt. 1865 nahm er die oberste Leitung des Washington-College zu Lexington in Virginien an. Dort starb er 12. Okt. 1870. Vgl. Cooke, «Life of Robert Edmund L.» (Neuyork 1872); Jones, «Personal reminiscences of General Robert Edmund L.» (Neuyork 1874); Childe, «Le général L., sa vie et ses campagnes» (Par. 1874).

Lee (Samuel), engl. Orientalist, geb. 14. Mai 1783 zu Longnor in der Grafschaft Salop, studierte in Cambridge, wurde 1819 selbst Professor der arab. Sprache; später erhielt er die einträgliche Stelle eines Kanonikers zu Bristol und 1833 die königl. Professur der hebr. Sprache zu Cambridge. Er starb 16. Dez. 1852 zu Barlay in Herts. Er schrieb «Grammar of the Hebrew language» (2. Aufl., Lond. 1831), eine Übersetzung des Buchs Hiob (3 Bde., Lond. 1837) mit Kommentar, ein «Hebrew, Chaldaic and English Lexicon» (Lond. 1840), übersetzte für den Oriental translation fund die Reisen des Ibn-Batuta (Lond. 1833) aus dem Arabischen, und gab von des Eusebius «Theophania» die syr. Übersetzung heraus (Lond. 1843).

Lee (Sophia und Harriet), zwei engl. Schriftstellerinnen, waren die Töchter John L.s, Schauspielers am Coventgarden-Theater. Sophia, geb. zu London 1750, trat in ihrem 30. Jahre mit dem Lustspiel «The chapter of accidents» hervor, welches auf dem Haymarket-Theater mit Beifall gegeben wurde. Sie eröffnete dann in Verbindung mit ihrer jüngern Schwester, Harriet, geb. 1756, eine Töchterschule in Bath und veröffentlichte 1784 einen Roman, «The recess, or a tale of other days», den man als Vorläufer der histor. Schule in der Novellistik betrachten kann. Verdienten Ruf gewannen die beiden Schwestern namentlich durch die von ihnen herausgegebenen «Canterbury tales» (5 Bde., Lond. 1797—1805). Die meisten dieser Erzählungen sind von der Feder Harriets, darunter «Kruitzner, or the German's tale», worauf Byron sein Trauerspiel «Werner» gegründet hat. Im J. 1812 ließ sich Sophia in Clifton nieder, wo sie 13. März 1824 starb. Harriet schrieb außer den «Canterbury tales» mehrere Romane und Dramen. Im Alter von 95 J. starb sie zu Clifton 1. Aug. 1851.

Leech (John), engl. Karikaturenzeichner, geb. 29. Aug. 1817 in London, von irischer Abkunft, studierte Medizin, wandte sich aber bald der Kunst zu und erwarb sich zuerst Ruf durch seine «Etchings and sketchings» und durch seine Illustrationen zu A'Beckett's «Comic English grammar». Als 1841 das Witzblatt «Punch» gegründet wurde, gehörte L. zu dessen ersten Mitarbeitern, und seinen geistreichen Zeichnungen verdankt diese Zeitschrift zum großen Teil ihren außerordentlichen Erfolg. Eine Auswahl seiner Beiträge zum «Punch» enthalten die «Pictures of life and character», welche von Zeit zu Zeit in einzelnen Heften erschienen (fünf Serien, Lond. 1854—69). Außerdem sind von ihm Dickens' Weihnachtsbücher, sowie zahlreiche andere Werke, namentlich Reise- und Jagdschriften, illustriert worden. Am besten gelangen ihm Jagdscenen, Pferdegruppen und Bilder aus dem häuslichen Leben; übrigens ist seine Satire harmlos. Er starb 29. Okt. 1864 zu London. Vgl. Brown, «Memoir of John L.» (Lond. 1866).

Leeds (spr. Lihds), der größte und volkreichste Ort der Grafschaft York, Municipalstadt, Parlamentsborough im West-Riding, Mittelpunkt der engl. Tuchfabrikation und des Tuchhandels, die vierte Manufakturstadt des Königreichs, liegt 298 km von London, 360 km von Edinburgh, in schöner, fruchtbarer Gegend an beiden Ufern des Aire, am nordöstl. Ende eines großen Kohlen- und Industriedistrikts, und steht durch den L.-Liverpoolkanal, sowie durch zahlreiche Eisenbahnen mit den meisten Plätzen Großbritanniens in Verbindung. Die Stadt zählt (1881) mit ihren Vorstädten Holbeck, Uttle- und Great-Woodhouse, Little-London, Newtown, Armley, Bentham, Wortley u. a. 309 119 E., 1851 bereits 172 270, 1775 dagegen erst 17 100 und im 17. Jahrh., obgleich schon damals Hauptsitz der engl. Wollindustrie, nur 7000 E. Der alte Teil der Stadt ist eng und unregelmäßig gebaut, schmutzig und finster, der neuere freundlich, mit hübschen Plätzen und Gebäuden, aber doch im ganzen nicht schön. Nach dem Aire, welchen zwei Ketten-, drei Stein- und zwei Eisenbrücken überspannen, führt die breite Hauptstraße (Briggate), welche so lebhaften Verkehr aufzeigt, wie irgend eine Straße in London. Wasserwerke versehen die Stadt täglich mit über 9 Mill. Liter Wasser, das von Arthington hergeleitet wird. L. hat ein in griech. Stile gebautes Stadthaus (davor die Bildsäulen Sir Rob. Peels und E. Baines'), einen Gerichtshof, ein Gefängnis, Kasernen, eine Börse, eine Kornbörse, drei ungeheure Tuchhallen, welche aber außer Gebrauch gekommen sind, schöne Markthallen, 225 Kirchen und Kapellen, zwei Synagogen, ein großes Krankenhaus, eine Versorgungsanstalt, eine 1555 gestiftete Lateinschule, das 1875 errichtete Yorkshire-College für technisch wichtige Wissenschaften, und mehrere hundert andere öffentliche und Privatschulen. Auch besteht eine Kunstindustrie- und Arzneischule, eine öffentliche Bibliothek von 26 000 Bänden, die von Priestley gestiftete alte Bibliothek von 75 000 Bänden, ein litterarisch-philos. Institut mit Museum und Bibliothek, ein Handwerkerinstitut mit großer Bibliothek, zwei Theater, eine Musikhalle und ein Konzertsaal. Unter den neuen, im monumentalen Stile gehaltenen öffentlichen Gebäuden ist vor allem zu erwähnen die 1866—68 errichtete Weiße Tuchhalle. Ein neues Theater wurde 1867, ein großartiges städtisches Krankenhaus 1868 vollendet.

Als Metropole der engl. Tuchfabrikation und des Tuchhandels hat L. trotz aller Konkurrenz seinen alten Rang unvermindert behauptet. Noch immer werden in dem Distrikte, dessen Centrum es ist und dessen Durchmesser etwa 15 km beträgt, mehr Tuchstoffe bester Qualität verfertigt, als in irgend einem andern Fabrikdistrikte Europas, während der Handel mit diesen Stoffen über die ganze Erde hin betrieben wird. Die ganze Umgegend von L. und Bradford ist eine große Tuchmanufaktur mit zahlreichen großen Fabriken und Tausenden von kleinen selbständigen Hauswebern, die in der Regel ein kleines Besitztum mit einem Streifen Landes u. s. w. haben. Überhaupt herrscht hier, da die Wollmanufaktur weniger Schwankungen als die Baumwollindustrie unterworfen, mehr Wohlstand unter der Arbeiterklasse, als in andern Fabrikstädten. Die Fabrikation aus Kammgarn hat ganz aufgehört. Unter den übrigen Industriezweigen sind besonders die Flachsmaschinenspinnerei,

dann die Verarbeitung von Eisen, die Anfertigung von Kleidungsstücken, vor allem die der Mützen, die Gerbereien und Schuhwarenfabrikation hervorzuheben. Ferner bestehen viele Ölmühlen, ehemals berühmte, aber im Aussterben begriffene Fabriken für irdene Waren, Fabriken für Glas, Chemikalien und Papier. Schon unter Wilhelm dem Eroberer war L. vorhanden. Es besaß ein festes Schloß, welches 1139 vom König Stephan belagert wurde und zum Gefängnis Richards II. (1399) diente. Karl I. gab der Stadt Privilegien und Karl II. eine Charte, die noch jetzt Gültigkeit hat. Die wachsende Bedeutung der Stadt wurde von neuem in der Reformbill von 1867 anerkannt, indem sie den sog. dreieckigen Parlamentsdistrikten zugezählt wurde, d. h. einen dritten Vertreter im Parlament erhielt.

Der Leeds-Liverpool-Kanal, der großartigste von ganz England, 1770—1816 mit einem Kostenaufwand von 2 Mill. Pfd. St. erbaut, beginnt im Norden von Liverpool mit zwei großen Reservoirs, die 16 m über dem niedrigsten Stande des Mersey liegen, und geht nach L. zum Aire. Er ist 210 km lang und hat, über die Berge von Yorkshire geleitet, 90 Schleusen, 135 Aquädukte und Brücken und 7 Seiten- oder Zweigkanäle. Bei Foulbridge liegt sein höchster Punkt, ein 1600 m langer Tunnel.

Leemans (Conradus), niederländ. Archäolog, geb. 28. April 1809 zu Zalt-Bommel, studierte in Leiden zuerst Theologie, dann Archäologie und wurde 1835 erster Konservator an dem Museum der Altertümer, 1839 Direktor desselben. Er veröffentlichte eine Ausgabe der «Hieroglyphica» des Horapollo (Leid. 1835), «Aegyptische Monumenten van het Museum van Oudheden te Leyden» (Heft 1—23, Leid. 1835—65), «Papyri Graeci musei Lugduno-Batavi» (Bd. 1, Leid. 1843) u. s. w. Im J. 1859 erhielt er von der Regierung den Auftrag, zu Leiden ein ethnogr. Reichsmuseum zu begründen, dessen Direktion er bis 1877 führte.

Leer, Kreis- und Hafenstadt in der Landdrostei Aurich der preuß. Provinz Hannover, liegt in einer der fruchtbarsten Gegenden Ostfrieslands, 22 km südöstlich von Emden und 15 km nördlich von Papenburg an der selbst für größere Seeschiffe fahrbaren Leda, die 2 km unterhalb in die Ems mündet und über welche eine Eisenbahnbrücke führt. Die Stadt, welche mit ihren zum Teil hübschen Backsteinhäusern und meist breiten, gutgepflasterten und reinlich gehaltenen Straßen einen sehr freundlichen Eindruck macht, ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Handelskammer und eines Hauptzollamts und besitzt vier Kirchen (eine reformierte von 1786, eine lutherische von 1675, eine katholische von 1775 und eine mennonitische), eine Synagoge, eine Realschule erster Ordnung verbunden mit Gymnasium, eine Navigationsschule, eine höhere Töchterschule und eine gewerbliche Fortbildungsschule. L. zählt (1880) 10074 E., deren hauptsächlichste Erwerbsquellen Handel und Schiffahrt mit ihren Nebengewerben bilden. Schiffe bis zu 5 m Tiefgang können auf der Ems und Leda bis zur Stadt gelangen und an den Handels- und Warenhäusern, sowie unmittelbar an der Eisenbahn löschen. Während der Badesaison besteht direkte Dampfschiffahrtsverbindung mit den Seebädern Norderney und Borkum. Durch die Oldenburger Staatsbahn (Linie Bremen-Neuschanz) und die Linie Münster-Emden der Preußischen Staatsbahnen bildet L. den natürlichen Ein- und Ausfuhrhafen für das Hinterland (Oldenburg, Osnabrück, Westfalen und Rheinland bis nach Elberfeld hin). Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Getreide, Butter, Käse, Rindvieh, Pferde, Strohpapier, Eisengußwaren und westfäl. Kohlen. Es bestehen zu L. drei Eisengießereien, zwei Strohpapierfabriken, sonst Fabriken für Seife, Genever, Tabak, Cigarren, Töpferwaren u. s. w. — In nächster Nähe der Stadt liegen das Dorf Loga mit dem von Wedelschen, im got. Stile aufgeführten Schlosse Evenburg und Park, sowie an der Mündung der Leda in die Ems das 200 E. zählende Dorf Leerort, früher eine Feste, bei deren Erstürmung 1514 Heinrich I. von Braunschweig-Wolfenbüttel fiel.

Der Kreis Leer zählt auf 690 qkm (1880) 46118 meist prot. E.

Leer (G.), russ. Generalmajor des Generalstabes, Lehrer der Kriegskunst an der Nikolaiatademie, ein namhafter russ. Militärschriftsteller auf dem Gebiete der Strategie und Taktik. Er schrieb: «Die positive Strategie» (Petersb. 1869; deutsch von Meltzer, Bresl. 1870), veröffentlichte 1871 und 1872 in der zu Petersburg erscheinenden «Kriegsbibliothek» «Vorlesungen über den franz.-preuß. Krieg», «Auszüge aus den Schriften des Marschalls von Sachsen», «Meine Phantasien», «Die Taktik» und «Die Strategie», hielt 1871 öffentliche Vorlesungen über den Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871, welche später von ihm als selbständiges Werk veröffentlicht worden sind, und nahm 1874 am internationalen Kongreß zu Brüssel als Vertreter Rußlands teil.

Leerdam, früher Lederdam, Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, am Norduser der Linge, Station der Linie Geldermalsee-Gorinchem der Niederländischen Staatsbahnen, zählt 3640 E. In der reform. Kirche ist das Denkmal des Johan von Arkel, des letzten Sprossen eines im Mittelalter hervorragenden Rittergeschlechts. L. hat blühende Glasfabriken.

Leerdarm, s. unter Darm.

Leere (vacuum) heißt in der Physik ein Raum, in dem sich kein Körper befindet. Ob es absolut leere Räume geben könne, ist ein philos. Problem. Die ältere Philosophie nahm vor Anfang der Körperwelt das Dasein der absoluten L. an. Die Verzögerung des Enckeschen Kometen und die moderne Licht- und Wärmetheorie führen jedoch zu dem Schlusse, daß die früher als leer angenommenen Räume zwischen den Himmelskörpern von einer feinen Materie (Weltäther) erfüllt sein müssen, welche die Fortpflanzung des Lichts und der Wärmestrahlung vermittelt und die Ursache mancher Abweichungen in der Bewegung der Himmelskörper ist. Im relativen Sinne heißt L. ein von Luft leerer Raum, wie er durch die Luftpumpe erzeugt wird und überall entsteht, wenn man das einen Raum Erfüllende aus demselben entfernt, ohne der Luft oder einer andern Materie Zutritt zu gestatten. Dabei wird die allseitige Gleichheit des Luftdrucks aufgehoben, und es bleibt nur ein einseitiger Luftdruck, vermöge dessen die Luft die nicht genug Widerstand bietenden Hüllen der leeren Räume überwindet und in die letztern entweder selbst eindringt oder vorliegende Flüssigkeiten und leicht bewegliche Körper in dieselben treibt. Dies veranlaßte früher zu der Annahme, daß die Natur einen unbedingten

Abscheu vor der L. (Horror vacui) habe. Torricelli zeigte 1643 zuerst am Barometer, daß dieser Widerstand nur bis zur Höhe des Luftdrucks reiche. Nach ihm heißt der über dem Quecksilber im Barometer befindliche luftleere Raum die Torricellische Leere.

Leere in der Technik bezeichnet eine Röhre oder einen Ring, wodurch man die Dicke eines Körpers auf annähernde Art mißt, je nachdem er durch jene hindurchgeht oder nicht. Zugleich dienen solche Leeren dazu, das Maß der innern Weite (lichten Weite) einer Höhlung annäherungsweise zu bestimmen, je nachdem sie in die zu prüfende Höhlung hineinpassen oder nicht.

Leere im Bauwesen, s. Lehre.

Leerfahrtkilometer, s. unter Kilometer.

Leerfeld, s. unter Leitha.

Leerort, s. unter Leer.

Leerscheibe, soviel wie Losscheibe (s. d.).

Leerschlucken, eine Schlingbewegung ohne gleichzeitiges Hinabbefördern von Speise oder Trank, ist nur dann möglich, wenn man etwas Speichel hinter den weichen Gaumen bringt, weil alle Schlingbewegungen reflektorisch sind, d. h. nur dann eintreten, wenn ein Körper hinter den weichen Gaumen gebracht wird. Häufiges L. findet sich als lästiges Symptom bei den Rachen- und Mandelaffektionen, bei denen eine lebhafte Schleim- und Speicheladsonderung erfolgt und beständig zum Schlucken nötigt.

Leesegel und **Leeselte**, s. unter Lee.

Leeuwarden (fries. Lieuwert), Hauptstadt und ehemalige Residenz des Erbstatthalters der niederländ. Provinz Friesland, an der Ee inmitten eines schönen Wiesenlandes gelegen, an der niederländ. Staatsbahn Harlingen-Nieuwe Schans, die hier nach Zutphen und Sneek abzweigt, durch mehrere Kanäle, von welchen sie durchschnitten wird, mit Harlingen, Franeker und Dokkum in Verbindung gesetzt, zählt (1883) 28 968 E. und ist gut gebaut, mit breiten und geraden Straßen und an der Stelle der frühern Festungswälle von schönen Anlagen umgeben. Der königl. Palast, Prinsenhof genannt, einst Residenzschloß des Statthalters, ist ein altes, unansehnliches Gebäude. Bedeutend sind dagegen das große, schöne Rathaus aus alter Zeit, mit einem neuen Ratssaal, der Stadtbibliothek, wichtigen Archiven und schönen Gemälden, das stattliche ehemalige Justizgebäude mit Säulenhalle, das Regierungsgebäude, die got. Kanzlei oder der frühere Gerichtshof von Friesland, jetzt Gefängnis, das große Männerzuchthaus für 800 Sträflinge. Unter den 12 Kirchen enthielt die reform. oder Jakobinerkirche, ein großer Bau mit ausgezeichneter Orgel und mit dem Monument des fries. Pädagogen H. Nieuwold, vor 1795 die Grabmäler der fries. Statthalter. Bemerkenswert sind außerdem der Oldehoof, ein antiker stumpfer Turm von 40 m Höhe, der neue St. Jakobsturm mit Glockenspiel, das Schauspielhaus, der Konzertsaal und die Freimaurerloge. Ein Lieblingsaufenthalt der Bewohner ist der Prinsengarten, früher dem fries. Statthalter gehörig. An Bildungsanstalten hat L. ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine Musikschule (seit 1861), eine Zeichen-, eine Gymnastik- und eine Schwimmschule. L. ist der Mittelpunkt des sehr bedeutenden Getreide- und Viehhandels der Provinz Friesland. Auch ist der Handel mit Butter und Käse, mit Cichorie, Flachs, Rindshäuten, Knochen, wollenen Manufakten und Kolonialwaren, Wein und Kornbranntwein sehr ansehnlich. Von industriellen Etablissements besitzt die Stadt gute Tischlereien, Spiegel-, Pianoforte- und Orgelfabriken, sowie eine ausgezeichnete Wagenbauanstalt. — L. wurde schon 1190 ummauert. Noch im 13. Jahrh. lag es an einem breiten Meerbusen, dem Mittelsee oder Boradiep, welcher allmählich durch Schlammanhäufung ausgefüllt wurde, sodaß der Ort jetzt eine Landstadt bildet. L. erhielt 1490 vom Herzog Albrecht ein Schloß und 1504 ward es Sitz des Rats von Friesland, 1559 auf kurze Zeit Sitz eines Bischofs.

Leewardinseln (Leeward islands), s. unter Antillen und Gesellschaftsinseln.

Leewärts, s. unter Lee.

Leeweg oder Abdrift heißt der Winkel, den der wirkliche Weg eines Schiffs durchs Wasser mit der Richtung seines Kiels beschreibt, da bei heftigem Winde und schwerer See oder bei querwirkender Strömung ein Schiff nicht in der Richtung, nach der sein Vorderteil zeigt, segelt, sondern mehr oder minder seitwärts treibt.

Lefaucheux, Waffenfabrikant in Paris, konstruierte um 1852 ein nach ihm benanntes Hinterladungsjagdgewehr, das erste, welches eine mit dem Zündmittel versehene und zugleich auch gasdichte Patrone schoß. Die Einrichtung der letztern s. unter Handfeuerwaffen, Textfig. 15. Die Läufe klappen sich von dem Hinterstück ab, zum Festhalten derselben in der geschlossenen Stellung dient ein sog. Schlüssel, deren es verschiedene Arten gibt (der einfache, der doppelte und der engl. Schlüssel). Das Lefaucheuxgewehr fand bei den Jagdliebhabern vielen Anklang und ist, obwohl durch bessere Systeme überholt, noch heute unter jenen sehr verbreitet. L. hat auch einen früher sehr beliebt gewesenen Revolver konstruiert. (S. Handfeuerwaffen.)

Lefèbre, auch Lefèvre (Tanegui), gewöhnlich Tanaquil Faber genannt, franz. Humanist, geb. zu Caen 1615, wurde in Paris von Richelieu als Inspektor der Druckerei im Louvre angestellt und trat nach dessen Tode zur reform. Kirche über, worauf er eine theol. Professur bei der Akademie zu Saumur erhielt. Er starb 12. Sept. 1672. L. war ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, welcher Vorzug auch auf seine berühmte Tochter, Anna Dacier (s. d.), überging. Man hat von ihm Ausgaben des Lucian und Longin mit lat. Übersetzungen; auch gab er Phädrus, Lucrez, Älian, Eutrop, Justin, Terenz, Horaz, Virgil, Apollodor, Anakreon und Sappho heraus. Seine lat. Übersetzungen sind sehr gut, seine französischen hingegen etwas steif. Von L.s eigenen Werken sind zu nennen: «Epistolae criticae» (2 Bde., Saumur 1659 u. öfter), «Les vies des poëtes grecs» (Saumur 1665), «Méthode pour commencer les humanités grecques et latines» (Saumur 1672 u. öfter).

Lefebvre (François Joseph), Herzog von Danzig, franz. Marschall, geb. 25. Okt. 1755 als Sohn eines Müllers zu Ruffach im Elsaß, trat 1773 in die franz. Garden und rettete als Sergeant 21. Juli 1789 den Offizieren dieses Korps das vom Volke bedrohte Leben. Nach Auflösung der Garden trat er in ein Bataillon der Nationalgarde über und sicherte 1792 die Discontokasse vor Plünderung, wofür er zum Hauptmann befördert wurde. L. stieg 1793 zum Brigadegeneral und 1794 zum Divisionsgeneral auf. In den folgenden Feldzügen

zeichnete er sich in den Vogesen, an der Mosel und Saar wiederholt als Führer der Vorhut aus, befehligte 1796 bei Fleurus den rechten Flügel und bei Altenkirchen die Mitte der franz. Rheinarmee und übernahm, als Hoche gestorben, Ende 1797 provisorisch den Oberbefehl der Sambre- und Maasarmee. Im J. 1799 führte er in der Armee Jourdans ein Korps. Bei Stockach 20. März schwer verwundet, kehrte er nach Paris zurück und erhielt nach seiner Genesung das Kommando der Militärdivision zu Paris, sowie der Direktorialgarde. Hier unterstützte er Bonaparte am 18. Brumaire und wurde 1800 im Senat Prätor, welche Würde er bis zur Restauration behielt. Am 19. Mai 1804 erhob ihn der Kaiser zum Marschall und 1805 zum Befehlshaber der Nationalgarden mehrerer östl. Departements. Im Feldzuge von 1806/7 gegen Preußen befehligte L. die Garde-Infanterie in der Schlacht bei Jena und in Polen das 10. Armeekorps, das auf dem linken Weichselufer blieb und nach der Schlacht bei Eylau zur Belagerung von Danzig bestimmt wurde. Napoleon stellte die poln. und sächs. Armee wie das bad. Kontingent unter seinen Befehl und erhob ihn nach der Einnahme der Stadt (26. Mai 1807) zum Herzog von Danzig. Im J. 1808 befehligte L. das 5. Armeekorps in Spanien, siegte 31. Okt. bei Durango, nahm Bilbao, schlug 7. Nov. die engl. Armee unter Blake bei Gueñes, siegte 10. Nov. bei Espinoza und nahm 3. Dez. Segovia. Im Feldzuge von 1809 gegen Österreich befehligte er die bayr. Armee, unterdrückte die Erhebung der Tiroler und nahm an der Schlacht bei Wagram teil. Im Kriege 1812/13 führte er die Kaisergarde. Nach dem Einrücken der Verbündeten in Frankreich 1814 gab ihm der Kaiser den Befehl über den linken Flügel des Heeres. Nachdem L. bei Montmirail, Arcis-sur-Aube und Champeaubert tapfer gekämpft, unterwarf er sich nach der Abdankung Napoleons den Bourbons und wurde zum Pair erhoben. Da er während der Hundert Tage sich Napoleon wieder angeschlossen hatte, so verlor er diese Würde mit der zweiten Restauration. Schon im folgenden Jahre jedoch bestätigte ihn Ludwig XVIII. als Marschall und 1819 trat er in die Pairskammer zurück. Er starb zu Paris 14. Sept. 1820.

Lefebvre-Desnouettes (Charles, Graf), franz. Reitergeneral, geb. zu Paris 14. Sept. 1773, der Sohn eines Tuchhändlers, trat beim Ausbruch der Revolution als Freiwilliger ein, war bei Marengo Adjutant Bonapartes und 1804 bereits Oberstlieutenant. Bei Austerlitz zeichnete er sich als Dragoneroberst aus und im Sept. 1806 wurde er Brigadegeneral, 1808 Divisionsgeneral und Kommandant der Gardechasseurs. L. ging hierauf zur Armee nach Spanien, belagerte mit Verdier Saragossa, das aber bald entsetzt wurde, und fiel bei Benevent in engl. Gefangenschaft. Indes entfloh er aus London und wohnte hierauf dem Feldzuge von 1809 gegen Österreich bei. Im Kriege von 1812 war er im Gefolge des Kaisers, 1813 befehligte er eine Division der Gardekavallerie. Als General Thielmann im September mit einem österr.-russ. Streifkorps in den Rücken der franz. Armee ging, wurde L. von Dresden aus gegen ihn geschickt, schlug ihn 24. Sept. und drängte ihn bis über Altenburg zurück, wurde aber hier 28. Sept. von Thielmann und dem Kosakenhetman Platow geschlagen. Im Feldzuge von 1814 in Frankreich zeichnete sich L. mehrfach aus. Nach der ersten Abdankung des Kaisers begleitete er denselben bis Roanne und wurde hierauf von Ludwig XVIII. in seinem Range bestätigt. Während der Hundert Tage zum Pair erhoben, übernahm er wieder den Befehl einer Division und kämpfte bei Belle-Alliance. Nach der zweiten Abdankung Napoleons floh er nach Amerika. In Frankreich 1816 zum Tode verurteilt, wollte er Anfang 1822 aus Belgien seine Gemahlin abholen, erlitt jedoch Schiffbruch und kam 22. April 1822 an der Küste von Irland um.

Lefeldts Rotierbutterfaß und **Lefeldts Rotierender Butterkneter**, s. unter Butter und Butterbereitung, Bd. III, S. 782.

Lefèvre (André), franz. Schriftsteller, geb. zu Provins im Depart. Seine-et-Marne 9. Nov. 1834, verfaßte «Les merveilles de l'architecture» (1865), «Virgile et Kalidasa, les bucoliques et le nuage messager», eine Übersetzung in Versen (1866), «Les parcs et les jardins» (1867), «L'épopée terrestre» (1868), «Les finances particulières de Napoléon III» (1873), eine Übersetzung von Lucrez' «De natura rerum» (1876), «Religions et mythologies comparées» (1877), «La philosophie» (1878), «L'homme à travers les âges» (1880) u. s. w. Er leitet den litterarischen Teil der Gambettaschen Zeitung «République française».

Lefèvre (Tanegui), s. Lefèbre.

Lefô (Adolphe Charles Emmanuel), franz. General und Staatsmann, geb. zu Lesneven im Depart. Finistère 2. Nov. 1804, trat 1825 in das franz. Heer, nahm seit 1831 an den Kämpfen in Algerien teil und wurde 1844 Oberst. Unter der Republik wurde er im März 1848 zum Brigadegeneral und zum Botschafter in Petersburg ernannt. Im März 1849 gehörte L. der konstituierenden Nationalversammlung, später als Quästor dem Gesetzgebenden Körper an, wurde beim Staatsstreiche Napoleons verhaftet, im Jan. 1852 aus Frankreich verbannt und lebte danach in Belgien und England. Im J. 1859 durfte L. nach Frankreich zurückkehren und hielt sich von allem polit. Parteitreiben fern. Nach dem Sturze des Kaiserreichs berief die Regierung der nationalen Verteidigung L. an die Spitze des Kriegsministeriums, doch übte er nur geringen Einfluß aus. Er trat 1871 für Finistère in die Nationalversammlung, wurde 19. Febr. von Thiers abermals mit der Leitung des Kriegsministeriums betraut, aber schon im August nach Petersburg als Botschafter der Republik entsendet. Aus dieser Stellung wurde L. 1879 abberufen und trat danach in den Ruhestand.

Lefort (Franz Jak.), Günstling Peters d. Gr. von Rußland, geb. 1656 zu Genf, wo sein Vater Kaufmann war, erlernte in Hamburg die Handlung, ging aber in seinem 14. Jahre heimlich nach Marseille und trat hier in franz., 1674 in holländ. Kriegsdienste, die er indes wieder verließ, um 1675 über Archangel nach Moskau zu gehen. Dort wurde er anfangs Sekretär des dän. Gesandten. Doch bald trat er bei Feodor Alexejewitsch, dem Bruder Peters d. Gr., in Dienste, befehligte 1676—81 eine Kompagnie, lernte 1682 den jungen Zaren Peter Alexejewitsch kennen und gewann dessen Gunst. Einen großen Dienst leistete er dem Zaren bei einem Aufstand der Strelitzen 1689, deren verräterischen Entwurf er vereitelte. Nachdem Peter Zar geworden war, bildete L. namentlich das Militärwesen

aus, indem er es auf franz. Fuß organisierte und fremde Offiziere herbeizog, legte den Grund zu der russ. Seemacht und suchte den Gewerbfleiß und die Landeskultur durch Heranziehung deutscher und franz. Handwerker und Künstler zu heben. Im J. 1694 wurde er Großadmiral und Obergeneral des russ. Heeres und 1697 Gouverneur von Nowgorod. Auf der Reise, welche Peter d. Gr. 1697 ins Ausland unternahm, war L. der Erste der russ. Gesandtschaft, in deren Gefolge sich der Zar incognito befand. Als Peter die während seiner Abwesenheit ausgebrochene Empörung der Strelitzen durch seine schnelle Rückkehr beschwichtigt, vollzogen der Zar, L. und Mentschikow die Hinrichtung der Schuldigen mit eigener Hand. L. starb zu Moskau 12. März 1699. Vgl. Posselt, «Der General und Admiral Franz L.» (2 Bde., Frankf. a. M. 1866); Blum, «Franz L.» (Heidelb. 1867).

Lefort (Joseph), franz. Divisionsgeneral und Generalinspekteur des Remontewesens, geb. zu Gorcy-Cassigny (Depart. Meurthe-et-Moselle) 14. Dez. 1813, trat 1831 als Freiwilliger in das franz. 4. Dragonerregiment und stieg 1858 zum Oberst auf. Marschall Randon berief L. 1862 als Brigadegeneral ins Kriegsministerium und übertrug demselben die 3. Direktion (Kavallerie, Remontierung, Gendarmerie). L. wurde 12. Sept. 1870 als Chef der Delegation des Kriegsministeriums nach Tours gesendet und 2. Okt. zum Divisionsgeneral befördert, übernahm 14. Okt. die 13. Militärdivision zu Bayonne, wo er drei Jahre blieb. Im J. 1878 wurde L. zum Generalinspekteur des Remontewesens ernannt, war daneben seit 1872 alljährlich als General der Kavallerie thätig und erwarb sich hervorragende Verdienste um die Pferdezucht und die Verbesserung der Remontierung des franz. Heeres. L. starb zu Paris 15. Sept. 1878.

Lefranc (Jean Jacques), Marquis de Pompignan, franz. Dichter, geb. 10. Aug. 1709 zu Montauban, war anfangs Generaladvokat, dann Ehrenpräsident der Steuerkammer zu Montauban, wandte sich aber später nach Paris, wurde 1759 Mitglied der Französischen Akademie und starb 1. Nov. 1784 auf seinem Landgute in Languedoc. Außer seiner Übersetzung der Tragödien des Äschylus und der «Georgica» Virgils veröffentlichte er «Poésies sacrées et philosophiques» (Par. 1734; neue Aufl. 1825), eine durch reine und elegante Diktion ausgezeichnete Tragödie «Didon» (Par. 1734) und auch einige Opern. Die beste Sammlung seiner Werke erschien 1813 (2 Bde., Par.).

Lefuel (Hector Mart.), franz. Architekt, geb. 14. Nov. 1810 zu Versailles, besuchte die École des beaux-arts und errichtete nach einer Reise durch Italien eine Architektenschule in Paris. Später wurde er Chefarchitekt des Louvre und der kaiserl. Paläste. Er leitete 1855 den Bau des Weltausstellungspalastes, vollendete 1857 die Verbindung der Tuilerien mit dem Louvre und baute das große Hôtel für Achilles Fould. L. starb 1. Jan. 1881 zu Paris.

Legāl (lat.), gesetzlich oder gesetzmäßig, heißt eine Handlung, wenn sie mit einem Gesetze zusammenstimmt, ihm angemessen ist, und Legalität diese Zusammenstimmung und Angemessenheit. Ist das Gesetz, wie z. B. das Rechtsgesetz und die positiven Gesetze des Staats, so beschaffen, daß es bloß bestimmte äußere Handlungen vorschreibt oder verbietet, ohne sich um die Beweggründe zu bekümmern, so ist Legalität und Moralität verschieden. (S. Moral.) Eine Handlung kann demnach vollkommen legal sein, ohne moralisch zu sein, und in diesem Sinne bedient man sich gewöhnlich des Ausdrucks Legalität. Wo aber das Gesetz, wie dies bei dem Sittengesetz der Fall ist, sich auf die Gesinnung selbst, auf die Triebfedern und Beweggründe erstreckt, da ist die wahre Legalität selbst Moralität. Auf diese von Kant in seiner «Kritik der praktischen Vernunft» tiefer begründete Unterscheidung von Legalität und Moralität beruht zum Teil die Ethik dieses Philosophen. Der Gegensatz von legal ist illegal.

Legalisation, obrigkeitliche Beglaubigung der Richtigkeit einer Abschrift, eines Zeugnisses oder einer Unterschrift. (S. Beglaubigung.)

Legalservitut nennt man eine der Auferlegung von Servituten durch Privatwillkür analoge, aber durch Rechtssatz herbeigeführte Beschränkung des Eigentums an Grundstücken. Überall in civilisierten Staaten bestehen solche Beschränkungen, z. B. bezüglich des Fensterrechts, öffentlicher Wegenutzung, des Leinpfades am Flußufer u. s. w. Denn, während sonst im Begriffe des Eigentums der eines völlig freien Dispositions- und Verbietungsrechts des Berechtigten liegt, erheischt das Grundeigentum im Interesse der öffentlichen Rechtsordnung eine engere Regulierung, ja eine Beschränkung jener weitgehenden Befugnisse. Aber man würde irren, wollte man die L., z. B. das Recht, dem Nachbar Fenster zu verbieten, als eine wirkliche dem nachbarlichen Grundstück obliegende Dienstbarkeit betrachten, sie ist vielmehr nur ein Name für gewisse Arten von Eigentumsbeschränkungen.

Legāt oder Vermächtnis (legatum) nennt man die Form, jemand etwas von seiner Verlassenschaft zuzuwenden, ohne ihn zum eigentlichen Erben zu machen und ohne die Verbindlichkeit eines Erben. Dies kann geschehen in einem Testament neben der Einsetzung eines Erben, in einem Codicill und nach röm. Recht auch durch eine mündlich dem Erben gegebene Anweisung. Der Empfänger eines Vermächtnisses heißt Honorierter oder Legatar. Gegenstand eines Vermächtnisses kann alles sein, worüber überhaupt eine Verfügung möglich ist, also Sachen, Geld, Rechte u. s. w. Eine Schuld kann erlassen (legatum liberationis) und eine Forderung zugestanden (legatum debiti), auch eine Forderung des Testators an einen dritten (legatum nominis) vermacht werden. Damit aber die Erben nicht zu sehr mit L. belastet würden, wurde bestimmt (lex Falcidia), daß ihnen wenigstens der vierte Teil der Verlassenschaft (die Falcidische Quart, s. Falcidia lex) bleiben müsse, und daher wird den Legatarien, wenn den Erben dieses Vierteil nicht bleibt, verhältnismäßig so viel abgezogen, als zur Ergänzung desselben nötig ist. Übrigens bietet das Verhältnis der Legatarien zu dem Nachlaß und den Erben der Gesetzgebung Stoff zu vielen Bestimmungen, die indes die neuern Gesetzgebungen möglichst zu vereinfachen gesucht haben. (S. Codicill, Fideikommiß.)

Legaten (legati) hießen bei den Römern die mit einer polit. Sendung (legatio) Beauftragten, die Gesandten, die regelmäßig der Magistrat nach Beschluß des Senats aus dessen Mitte auswählte oder auslosste. Wurde, was in der spätern Zeit der Republik häufig geschah, vom Senat einem Senator

die Erlaubnis erteilt, in Privatgeschäften eine Provinz mit den Vorrechten eines röm. Beamten, also auf Kosten der Provinzialen zu bereisen, so hieß dies Legatio libera. L. nannte man ferner die ständigen Gehilfen der Feldherren oder Statthalter, die von diesen für kriegerische wie für Friedensgeschäfte verwendet wurden. In derselben Weise dauerten in der Kaiserzeit in den senatorischen Provinzen (s. d.) die L. als Gehilfen der Prokonsuln fort. In den kaiserl. Provinzen galt der Kaiser selbst als Prokonsul, und hier führten die wirklichen Statthalter (praesides provinciarum) als seine Stellvertreter den Titel Legati Augusti, unter dem sie auch die fast ausschließlich in den kaiserl. Provinzen stehenden Heere als dessen Generale befehligten.

Legaten werden auch die Bevollmächtigten der römischen Kirche genannt. Schon in den ältesten Zeiten erscheinen verschiedene Kategorien päpstlicher Bevollmächtigter. Zunächst die Apocrisiarii, welche, wie die übrigen Patriarchen, so auch der römische am kaiserlichen Hof in Konstantinopel unterhielt, und die das erste Beispiel ständiger Gesandtschaften darbieten. Weiter Legati (oder wenn dem Personal der röm. Kirche entnommen Legati a latere), seit Leo I. zu vorübergehendem Zweck und mit wechselndem Maß von Vollmachten. Endlich Vicarii mit dauernder Vollmacht und mit einem erzbischöflichen Sitze verbunden, um in von Rom entlegenen Gebieten die Rechte des Primats wahrzunehmen. Je mehr im Mittelalter die Machtfülle der Päpste wuchs, um so höher stiegen die Befugnisse der speziell geschickten L., welche die erzbischöflichen Funktionen, in den Ländern, in welchen sie wirkten, vollkommen brach legten, und da sie auch Unterhalt (procuratio) zu fordern berechtigt waren, Kirchen wie Staaten die größten finanziellen Opfer auferlegten. Daher erklären sich die weltlichen Gesetze, welche den L. den Zutritt nur mit staatlicher Erlaubnis verstatten wollen, und die oppositionellen Regungen der höhern wie der niedern Geistlichkeit. Die letztern bewirkten die Bestimmung des Konzils von Trient, daß die päpstlichen L. nicht mit den Bischöfen in der Ausübung der Jurisdiktionsrechte konkurrieren sollten. Nichtsdestoweniger sind seit dem 16. Jahrh. eine ganze Zahl päpstl. Nuntiaturen eingerichtet und mit so bedeutenden päpstl. Vollmachten ausgerüstet worden, daß der deutsche Episkopat in den Emser Punktationen ebenso energisch wie vergeblich Abhilfe verlangte. Gegenwärtig werden die L. eingeteilt in nati (nur ein mit den erzbischöflichen Sitzen von Gnesen-Posen, Salzburg, Prag, Köln verbundener Ehrentitel), legati dati (wenn sie Kardinäle sind: legati a latere, wenn Bischöfe: nuntii, wenn niedere Prälaten: internuntii) mit überwiegend diplomatischem Charakter, aber auch kirchlichen Fakultäten, welche ihnen indessen die päpstl. Jurisdiktionsrechte, vorbehaltlich der päpstl. Reservatrechte, nicht mehr gewähren. Eigentümlich war, daß der König von Neapel als legatus natus für Sizilien eine Summe kirchlicher Befugnisse ausübte, auf welche die ital. Regierung erst im Gesetz vom 13. Mai 1871 verzichtet hat.

Legationen (lat.), soviel wie Gesandtschaften, war auch Bezeichnung für die Provinzen des ehemaligen Kirchenstaats (s. d.; vgl. Delegation.)

Legāto (ital. Ligata), gebunden, verbunden, in der Notenschrift durch den Bindebogen (⌒) angedeutet, bezeichnet, daß zwischen den einzelnen verbundenen Tönen im Vortrag keine Pause stattfinden soll, beziehungsweise bei Tönen derselben Höhe, daß dieselben ausgehalten, liegen gelassen, nicht wieder angeschlagen werden sollen.

Légé, Stadt im franz. Depart. Loire-Inférieure, Arrondissement Nantes, im Süden von dieser Stadt, zählt (1876) 940, als Gemeinde 4430 E., welche Beinschwarz, Stärke, Seife, Lein- und Rapsöl fabrizieren. Hier siegte 30. April 1793 Charette über die Republikaner.

Lege artis (lat.), nach den Regeln der Kunst.

Legel, Faß und Flüssigkeitsmaß, s. Lägel.

Legen der Bauernhöfe nennt man die Einziehung von Bauerngütern, die im grundherrschaftlichen Verbande standen, und die Vereinigung derselben mit dem Herrschaftsgute, eine Maßregel, die nicht selten mit Bedrückung und Rechtsverletzung verbunden war und immer eine für die Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes bedrohliche Wirkung hatte. Der Reiz zu einer solchen Vergrößerung ihres unmittelbaren Grundbesitzes wurde für die Ritterschaft seit dem 16. Jahrh. infolge der Ausbreitung der Geldwirtschaft und der steigenden Preise und Grundrenten besonders groß, doch stand andererseits das Staatsinteresse diesen Bestrebungen entgegen, da die Bauergüter die Steuern aufzubringen hatten. Daher wurden im 17. und 18. Jahrh. zahlreiche Verbote des L. der Bauern erlassen und den Gutsherren die Verpflichtung auferlegt, erledigte Stellen in Jahresfrist wieder zu besetzen. Jedoch hatten solche Gesetze wenig praktischen Erfolg, wenn ein mächtiger Adel einer schwachen Regierung gegenüberstand, und daher haben in vielen Gegenden Bauerlegungen in großem Umfange stattgefunden. Jetzt findet vielfach ebenfalls Aufsaugung der kleinen Güter durch den Großgrundbesitz statt, jedoch einfach durch Aufkaufen im freien Verkehr, da die frühern Abhängigkeitsverhältnisse der bäuerlichen Besitzer beseitigt sind.

Legende (lat. legenda) hießen in der Kirche des Mittelalters Zusammenstellungen von Erzählungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte der Heiligen, welche an deren Gedächtnistagen im Gottesdienst verlesen wurden. Später wurde dann die einzelne Erzählung dieser Art L. genannt. Unter den mittelalterlichen Legendensammlungen genoß die von dem genues. Erzbischof Jacobus de Varagine in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. veranstaltete, die den Namen «Legenda aurea» (auch «Historia Lombardica», neue Ausg. von Grässe, Lpz. 1845) führt, vorzügliches Ansehen. Das umfassendste und wertvollste Werk über die Geschichte der Heiligen aber haben im 17. und 18. Jahrh. die sog. Bollandisten (s. d.) in ihren «Acta sanctorum» (s. d.) geliefert.

Aus der geistlichen Litteratur fand die L. frühzeitig auch in die nationale Poesie der christl. Völker Eingang. Bei den Deutschen war dies seit dem Anfange des 12. Jahrh. der Fall. In dieses gehören die Kaiserchronik, in welcher die L. einen sehr bedeutenden Bestandteil ausmacht, Werners 1172 gedichtetes «Marienleben» (herausg. von Feifalik, Wien 1860) u. a. m. Die Verfasser dieser Gedichte waren Geistliche. Aber laie schon aus derselben Zeit die L. vom heil. Oswald und eine unvollständig erhaltene Erzählung von Pilatus von Laien herrühren, so bot, als in der nächstfolgenden Blütezeit der mittelhochdeutschen Poesie die Pflege der Dichtkunst vornehmlich auf Männer des weltlichen Standes überging, auch diesen die L. den Inhalt für

größere epiſche Dichtungen. So bearbeitete Hartmann von Aue die L. von «Gregorius», Konrad von Fußesbrunnen die von der «Kindheit Jeſu», Rudolf von Ems die von «Barlaam und Joſaphat» und «Euſtachius», Reinbot von Turne die vom «Heiligen Georg». Aus den ſpätern Jahren des 13. Jahrh. verdienen namentlich Konrads von Würzburg «Alexius» und «Silveſter», des Bruder Hug von Langenſtein «Marter der heil. Martina» und von einem unbekannten Verfaſſer ein «Paſſionale» in drei Teilen (herausg. von Hahn, 1845; von Köpke, Quedlinb. 1852) Erwähnung. Neben einer großen Anzahl gereimter längerer und kürzerer L., die, größtenteils ohne poetiſchen Wert, vom 14. bis 16. Jahrh. entſtanden, kamen auch proſaiſche Bearbeitungen, wie in Hermanns von Fritzlar um 1343 abgefaßtem Buche «Von der Heiligen Leben», auf und verdrängten jene allmählich. Im 16. Jahrh. endlich verſchwand die L. aus der deutſchen Poeſie oder ging in die ſittlich-lehrhafte, auch in die komiſche Erzählung über, in welcher Weiſe ſie namentlich von Hans Sachs mit naiver Gemütlichkeit behandelt worden iſt. Auf den reichen Schatz von Poeſie ſowohl als auf den religiöſen und ſittlichen Gehalt, der in der Legendenlitteratur verborgen lag, machte zuerſt Herder wieder aufmerkſam und führte durch eigene glückliche Verſuche und durch Belehrung über den poetiſchen Charakter der L. dieſelbe wieder in die neuere poetiſche Litteratur ein. An Herder ſchloß ſich L. Th. Koſegarten in ſeinen «Legenden» nicht ohne Erfolg an; mehr im Sinne des Katholizismus wurde die L. von den Romantikern behandelt. Meiſterhaft in Hans Sachs' Ton iſt Goethes L. von Sanct-Peter und dem Hufeiſen, während durch die Art, wie Langbein und andere L. als ſcherzhafte Erzählungen bearbeiteten, meiſt der urſprüngliche Charakter dieſer Dichtform zerſtört wurde. Von neuern Legendendichtern ſind noch Rückert, Schwab, Kerner und Simrock zu nennen.

Legende heißt in der Münzkunde die Inſchrift oder Umſchrift der Münzen, vermittelſt welcher dem Numismatiker der erſte Anhalt gewährt wird, Münzen nach Heimatland und Zeit zu beſtimmen. Denn ſie bezeichnet den Münzherrn, den Titel desſelben (bei Freiſtaaten und Städten die Ortsangehörigkeit), den Schutzpatron und den Wahlſpruch. Die älteſten griech. wie röm. Münzen haben entweder gar keine L. oder nur eine in wenigen, meiſt einzelnen Buchſtaben beſtehende. Aller L. entbehren namentlich die Münzen griech. Städte, welche beſtimmte und bezeichnende Typen haben, wie z. B. die von Selinus mit dem Eppichblatt, die von Theben mit dem Schilde, die von Rhodus mit der Roſe u. ſ. w., und es werden dieſelben von den franz. Numismatikern médailles parlantes genannt. Die aus einzelnen Buchſtaben beſtehenden L. ſind meiſt Abkürzungen von Städtenamen. Die älteſten vollſtändigen L. finden ſich auf Münzen von Syrakus, Rhegium, Päſtum und Meſſana. Die L. iſt in der Regel auch noch gegenwärtig von der linken zur rechten Hand zu leſen. Die ſog. scriptura retrograda, wo die L. von der rechten zur linken Hand geleſen werden muß, auf Münzen Großgriechenlands, Etruriens, Spaniens u. ſ. w., und das ſog. Buſtrophedon, wo die L. erſt von der linken zur rechten, dann aber von der rechten zur linken Hand läuft, ſind nur Ausnahmen. Bisweilen nehmen die L. die Hauptſeite, bisweilen die Rückſeite, oft auch beide Seiten ein, entweder als Umſchrift, kreisförmig, oder in geraden Linien verſchiedener Richtung, die, je nach der Länge der L., mehrere Zeilen bilden. Zuweilen ſchließen ſie, ein Viereck bildend, die Typen ein, wie z. B. auf Münzen von Thaſos und der Arſaciden. Oft auch ſtehen die L. beider Seiten im Zuſammenhang. Vgl. Rentzmann, «Numismatiſches Legendenlexikon des Mittelalters und der Neuzeit» (2 Bde., Berl. 1865—66); Schlickeyſen, «Erklärung der Abkürzungen auf Münzen» (Berl. 1855).

Legendre (Adrien Marie), berühmter franz. Mathematiker, geb. zu Paris 18. Sept. 1752, wurde frühzeitig Profeſſor der Mathematik an der Militärſchule, dann an der Normalſchule zu Paris, und bereits 1783 Mitglied der Akademie. Im J. 1787 wurde er nebſt Caſſini und Méchain von ſeiten der franz. Regierung beauftragt, einen Breitengrad zwiſchen Dünkirchen und Boulogne auszumeſſen. Die Reſultate dieſer Meſſungen wurden in dem «Exposé des opérations, faites en France en 1787» (Par. 1792) mitgeteilt. Im J. 1808 wurde L. von der kaiſerl. Regierung zum lebenslänglichen Vorſteher der Univerſität ernannt. Er ſtarb 10. Jan. 1833. Unter ſeinen Schriften ſind zu erwähnen: «Éléments de géométrie» (Par. 1794 u. öfter), ein treffliches Werk; «Mémoires sur les transcendantes elliptiques» (Par. 1794), «Essai sur la théorie des nombres» (Par. 1798; neuere Aufl., 2 Bde., Par. 1830), nebſt einem Supplementbande (Par. 1816); «Nouvelle théorie des paralèles» (Par. 1803), «Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites des comètes, etc.» (Par. 1805), «Exercices de calcul intégral» (3 Bde., Par. 1807), «Traité des fonctions elliptiques» (3 Bde., Par. 1827—32). Außerdem machte er ſich noch durch ſeine Unterſuchungen über die Attraktion der elliptiſchen Sphäroide verdient. Auch ſeine ſcharfſinnige Methode der Beſtimmung der Kometenbahnen erregte großes Aufſehen. Er entdeckte 1806, unabhängig von Gauß, die Methode der kleinſten Quadrate.

Leger (Louis Paul), franz. Schriftſteller und Philolog, geb. 13. Jan. 1843 zu Toulouſe, widmete ſich dem Studium der ſlaw. Sprachen und ging 1872 im Auftrage der franz. Regierung nach Rußland, um einen Bericht über den Zuſtand der ſlaw. Philologie zu erſtatten. Im J. 1874 wurde er zum Lehrer der ſlaw. Sprachen an der Schule für die orient. Sprachen in Paris ernannt. Er verfaßte: «Chants héroïques et chansons populaires des Slaves de Bohême» (1866), «La Bohême historique et littéraire» (1867), «Le monde slave» (1872), «Études slaves» (1873 u. 1880), «La Russie à l'exposition de 1878» (1878), «Histoire de l'Autriche-Hongrie» (1879), «Contes slaves» (1882), «La Save, le Danube et le Balkan», «La Chronique de Nestor» (1884). [läſſig.

Léger (frz.), leicht, frei, ungezwungen, nach-

Leges (lat.), Geſetze, Mehrzahl von Lex (ſ. d.).

Leges agrariae (lat.), Ackergeſetze, ſ. unter Agrargeſetzgebung und Gracchus.

Legeſtädte, im alten Deutſchen Reiche die Städte, in welchen gewiſſe Reichsabgaben bezahlt werden mußten; auch Stapelplätze, in denen die in einem Bezirk eingeführten Waren auf einige Zeit zum Verkauf ausgeboten werden mußten.

Leggen, die in einzelnen Webereidiſtrikten beſtehenden amtlichen Anſtalten zur Kontrolle der in

den Handel gebrachten Leinenwaren nach Länge und Breite der Stücke sowie nach Qualität.

Legger (holl.), engl. Leagner oder Leager, frz. Lègre, bezeichnet ursprünglich ein Faß, dessen man sich in den Erzeugungsländern des Arrals zur Verpackung dieses Branntweins bedient; ferner versteht man unter L. ein Raummaß für Arrak, welches dem Inhalt jenes Fasses annähernd entspricht und wofür an gewissen Plätzen die Preise gestellt werden, sodaß ein L. (ein Faß) Arrak auch mehr oder weniger als einen L. Maßinhalt haben kann. Dieser L. ist in Batavia und Singapore = 588, auf Ceylon (auch für Kokosnußöl) = 568, in Pondichéry = 552, in der Kapstadt = 575, in Amsterdam und Rotterdam = 563 l.

Leggiero (leggiermente, con leggerezza, ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: ungezwungen, leichthin.

Leghorn, der engl. Name für Livorno.

Legieren (vom lat. legare), ein Legat (s. d.) aussetzen.

Legieren, vom lat. ligare, d. i. binden (frz. allior, engl. alloying), zwei oder mehr Metalle durch Zusammenschmelzen miteinander verbinden oder mischen. (S. Legierungen.)

Legierungen (frz. alliages, engl. alloys) nennt man durch Zusammenschmelzen erhaltene Verbindungen der Metalle unter sich. Die L. des Quecksilbers mit den übrigen Metallen werden Amalgame (s. d.) genannt. Die technischen Eigenschaften der L. lassen sich aus denen der Bestandteile selten vorausbestimmen; dennoch gibt es einige Punkte, über die allgemeine Angaben gemacht werden können. Hierzu lassen sich folgende rechnen: 1) Die L. sind stets spröder als das weichste Metall unter den Komponenten; die Sprödigkeit eines Metalls nimmt durch Legieren mit einem noch sprödern Metall niemals ab. 2) Die Härte der L. ist größer als die Härte des weichsten Metalls der Bestandteile; ein weiches Metall wird durch Legieren mit einem härtern Metall niemals weicher, wohl aber meist härter. Durch Hämmern und Ablöschen im glühenden Zustande kann die Härte erhöht werden. 3) Die L. sind stets minder streckbar als das streckbarste der Metalle der Komponenten. Ein dehn- und streckbares Metall wird durch Legieren mit einem weniger dehnbaren nie zäher, sondern verliert oft durch Zusatz eines spröden Metalls seine Dehnbarkeit fast gänzlich. Die beiden Metalle Antimon und Arsen machen die meisten übrigen Metalle hart und spröde. 4) Die L. zeigen selten das aus ihrer Zusammensetzung sich berechnende spezifische Gewicht; in der Regel findet eine Verdichtung (Zunahme des spezifischen Gewichts) oder eine Volumenvergrößerung (Abnahme des spezifischen Gewichts) statt. Letztere findet statt bei Gold und Silber, Gold und Kupfer, Silber und Kupfer, Zinn und Blei, Zinn und Antimon; Verdichtung dagegen bei Kupfer und Zink, Kupfer und Zinn, Blei und Antimon. 5) Der Schmelzpunkt der L. liegt in den meisten Fällen niedriger als der des am leichtesten flüssigen Metalls, aus dem sie bestehen. Platin schmilzt bei 1480°, Blei bei 332° und trotz dieser gewaltigen Unterschiede in den Schmelzpunkten vermag eine kleine Menge Blei, in einem Platintiegel geschmolzen, denselben durch Bildung einer leichtflüssigen L. zu durchlöchern. Die Zunahme der Leichtflüssigkeit ist häufig auffallend groß, wie die bekannten leichtflüssigen L. von Wood, von Rose u. a. zeigen, deren Schmelzpunkt bis auf 68° erniedrigt werden kann, obgleich der Schmelzpunkt des leichtflüssigsten Metalls der Komponenten, des Zinns, bei 230° liegt.

Manche L. haben die Eigentümlichkeit, beim Erstarren der geschmolzenen L. sich zu entmischen. C. Künzel, dem man ausgedehnte Untersuchungen über verschiedene L., namentlich Bronzelegierungen, verdankt, hat gezeigt, daß ein Zusatz von Phosphor zu gewissen L. (insbesondere Bronze, s. Bronze und Phosphorbronze) deren Eigenschaften wesentlich verändert und die Metallmischung zu neuen technischen Anwendungen geeignet macht; durch einen Zusatz von Mangan wird die Festigkeit und Dehnbarkeit mancher L. erhöht. (S. Manganbronze.) Durch Strecken und Walzen können Elasticität und Härte gewisser L., wie z. B. der Stahlbronze von General Uchatius, noch bedeutend erhöht werden. Wichtige L., die in den Metallgewerben, der Maschinenindustrie und dem Münzwesen vielfache Verwendungen finden, sind Glockenmetall, Geschützmetall, gewöhnliche sowie Phosphor- und Stahlbronze, Medaillen- und Statuenbronze (s. Bronze), Messing (s. d.), Tombak, deutsches Scheidemünzmetall für Kupfer- und Nickelmünzen, Neusilber, Britanniametall, Letternmetall, Aluminiumbronze, Zapfenlagermetall und die Silber- und Goldlegierungen, welche zur Herstellung der Gold- und Silbermünzen und der Silber- und Goldarbeiten dienen. Über die einzelnen Legierungen s. die Spezialartikel.

Vgl. Bischof, «Das Kupfer und seine L.» (Berl. 1865); Künzel, «Über Bronzelegierungen» (Dresd. 1875); Ledebur, «Die Verarbeitung der Metalle auf mechan. Wege» (Braunschw. 1877).

Legio fulminata, s. Donnerlegion.

Legion (legio, stratopedon) hieß bei den Römern zuerst die ganze Kriegsmacht, später eine Abteilung des Linienfußvolks, in der Kaiserzeit ein Heerhaufen, vergleichbar den neuern Divisionen, wenn auch schwächer, aber so, daß auch in der L. die verschiedenen Waffengattungen vertreten waren. Die Zusammensetzung und Stärke der L., sowie ihre taktische Gliederung hat sich im Laufe der Zeiten wiederholt verändert. Unter den ersten Königen wurde die L. von den alten Tribus der Ramnes, Tities und Luceres nach ihren 30 Kurien gestellt: 300 equites (Reiter) oder celeres (Schnelle) und 3000 zu Fuß. Die Mannschaft jedes Tribus stand unter einem tribunus (philarchos). Nach der Verfassung des Servius Tullius, zu dessen Zeit Roms Kriegsmacht bereits in mehrere L. zerfiel, wurden die Schwerbewaffneten der L. aus der ersten bis dritten Steuerklasse ausgehoben, die vierte und fünfte Klasse stellte Leichtbewaffnete, die sechste nur im Notfall Ersatz (accensi). Die Bestgerüsteten waren die Vorkämpfer und hießen principes, die zum Rückhalt in dritter Linie triarii; vom Speer (hasta) wurden wahrscheinlich alle hastati genannt, welcher Name erst später auf eine der drei Kriegerklassen beschränkt blieb. Die Leichtbewaffneten, die außer der lange gebräuchlichen phalanxartigen Ordnung mit Schleudern kämpften, hießen rorarii oder ferentarii. Die L. zählte damals 4200 Mann Fußvolk. In den kelt. und Samniterkriegen wurde eine Gliederung der L. in kleinere Abteilungen (manipuli) notwendig, die durch Zwischenräume voneinander getrennt standen (Kompagniekolonnen). Ob schon Camillus diese Reform eingeführt hat, ist ungewiß.

Wohl aber ist sicher, daß aus der Manipularstellung allmählich die berühmte schachbretartige Schlachtordnung der drei Treffen sich entwickelte, welche die Vorteile der Beweglichkeit und wohlgesparter Reserven miteinander verband. Dabei standen (jetzt nur noch in Altersklassen geschieden) die hastati im ersten, die principes im zweiten, die triarii, alte erprobte Krieger, im dritten Treffen. In den großen Kriegen seit der Somniterzeit führen nur die Römer das span. Breitschwert, die Triarier die hasta, die andern Treffen die als pilum bekannte furchtbare Wurfwaffe. Die in den Staatsverband aufgenommenen Bundesgenossen (socii) mußten ein gleichstarkes Kontingent stellen. Ein konsularisches Heer bestand aus zwei röm. und zwei Bundesgenossenlegionen; in der Schlachtordnung bildeten jene das Centrum, letztere getrennt die Flügel. Statt der Schleuderer kam ein regelmäßiges leichtes Fußvolk (velites) auf, das mit Wurfspießen, jeder Mann sieben, bewaffnet war. Die jetzt verstärkten Manipel wurden in zwei Centurien und sechs Decurien (10 Mann) geteilt, unter Centurionen und Decurionen; der älteste Centurio führte den Manipel. Die L. hatte sechs Kriegstribunen oder Obersten. Die Reiterei, unter dem praefectus equitum, zerfiel in zwei Flügel und war in turmae zu 32 Pferden in drei Decurien geteilt. Jeder Manipel hatte sein Feldzeichen (signum). Unter Scipio stieg nach der Schlacht bei Cannae (216 v. Chr.) die Stärke des Fußvolks der L. auf 6200 Mann.

Als Marius (107 v. Chr.) den bisher vom Kriegsdienst ausgeschlossenen Klassen (capite censi oder proletarii) den Eintritt in das Heer öffnete, und die röm. besitzenden Klassen allmählich fast ganz aus dem Heere ausschieden, traten bedeutende Veränderungen ein. Jetzt wurden die gesamten L. mit dem pilum bewaffnet, der Adler zur Hauptfahne gemacht und statt der Manipularstellung die Stellung in Kohorten, deren die L. jetzt 10 erhielt (die Kohorte zu 10 Manipeln), zur Normalstellung gemacht. Die Reiterei wurde jetzt fast ganz von den Bundesgenossen gestellt, war jedoch selten stärker als 300 Mann und fehlte in den Kriegen Cäsars zuweilen gänzlich. Als nach Ablauf der Bürgerkriege Augustus das röm. Heerwesen neu organisierte und ein stehendes Heer schuf, wurden die grundsätzlich noch lange aus röm. Bürgern (namentlich der Provinzen) ausgehobenen L. feste und bleibende taktische Körper, die nun einerseits die ständige Zugabe einer Reiterei, einer Artillerie und einer Abteilung technischer Truppen, andererseits Nummern, Beinamen und eine Geschichte erhielten. Die Normalstärke wird seit Marius auf rund 6000 Mann, seit Augustus auf 6100 Mann Fußvolk und 726 Reiter angegeben und stieg mit Einschluß der Bundesgenossen späterhin immer auf 9000 bis 10000 Mann. Befehligt wurde die L. von Tribunen, Legaten oder deren Stellvertretern. Nach der Teilung des Reichs zählten die 70 L. des Orients zusammen nur 70000 Mann, zu denen 41 Auxilia zu 100, 59 Cohorten zu 500, 41 Vexilla Reiterei zu 200 und 66 Alä Reiterei zu 100 Mann kamen. Im Occidente standen 62 L., 65 Auxilia, 42 Vexilla und 269 Präsidia Besatzungstruppen.

Im Mittelalter gebrauchten die lat. Chroniken auch für Germanen und Romanen das Wort L. im allgemeinen Sinne für Heerteil. Dasselbe findet sich auch in neuern Zeiten, namentlich in Frankreich unter Ludwig XV. bei den Freikorps, dann unter Napoleon I., der den Orden der Ehrenlegion stiftete, gebraucht. In den Kriegen des 19. Jahrh. kommen mehrere sogenannte L. vor: die britisch-deutsche, die ungor., die weißische L. u. s. w. (S. Fremdenlegion.)

Légion d'honneur, s. Ehrenlegion.

Legis actiones (lat.), im röm. Civilprozeß Bezeichnung für die feierlichen Formen, unter denen die Einleitung des Prozeßverfahrens in jure, d. h. vor dem Magistrat stattfand.

Legislativ (neulat.), gesetzgebend.

Legislative (neulat.), soviel wie Gesetzgebende Versammlung, Gesetzgebender Körper (s. d.).

Legislativgewalt, s. Gesetzgebende Gewalt.

Legislator, der Gesetzgeber; legislatorisch, gesetzgeberisch, zur Gesetzgebung gehörig.

Legislatur, Gesetzgebung; auch Gesetzgebende Versammlung, Gesetzgebender Körper (s. d.); Legislaturperiode, der Zeitraum, für welchen die Volksvertretung gewählt wird, z. B. beim Deutschen Reichstage drei Jahre.

Legismus (lat., von lex, Gesetz), das Halten am Buchstaben des Gesetzes.

Legisten, im Mittelalter Bezeichnung für diejenigen Rechtsgelehrten, welche Anhänger des röm. Rechts waren, im Gegensatz zu den Dekretisten, welche das kanon. Recht als die begründende Quelle aller Staatsverhältnisse betrachteten, stets für die Oberhoheit des Papstes eintraten und sich auf die Decreta Paparum beriefen.

Legitim und Legitimität. Legitim (von lex, Gesetz) ist ein auf einem anerkannten Rechtstitel beruhendes Recht; der Ausdruck findet vorzugsweise Anwendung auf den Träger der Staatsgewalt, um damit zu bezeichnen, daß er auf Grund der verfassungsmäßigen Rechtsnormen, insbesondere in der Erbmonarchie nach Maßgabe der Thronfolgeordnung, zur Regierung gelangt ist. Den Gegensatz dazu bildet die Usurpation der Staatsgewalt. Die Legitimität kommt in dreifacher Beziehung juristisch in Betracht, in völkerrechtlicher, staatsrechtlicher und privatfürstenrechtlicher, und nach diesen drei verschiedenen Richtungen ist auch die Frage zu stellen, inwieweit ein Usurpator legitimiert werden kann. In völkerrechtlicher Hinsicht ist davon auszugehen, daß die fremden Staaten nur das berechtigte Oberhaupt einer Nation als Vertreter derselben zu behandeln brauchen, nicht einen Usurpator; da aber der internationale Verkehr unter den Kulturvölkern nicht dauernd ohne große Schädigung unterbrochen werden kann, so muß notgedrungen auch der Usurpator, wenn er im festen Besitz der Macht ist, als Vertreter des Staates anerkannt, der diplomatische Verkehr mit ihm und den von ihm bestellten Gesandten u. s. w. eröffnet werden. Mit dieser Anerkennung ist der Mangel der Legitimität in völkerrechtlicher Hinsicht geheilt und der anerkennende Staat darf fortan nicht mehr gestatten, daß auf seinem Gebiete Vorkehrungen zum Sturz des Usurpators und zur Restauration des legitimen Herrschers getroffen werden. In staatsrechtlicher Beziehung tritt eine Legitimation des Usurpators dadurch ein, daß die neue polit. Ordnung und die Befugnis des zur Regierung gelangten Geschlechts in das Rechtsbewußtsein des Volks übergegangen ist und der Wechsel der Dynastie oder der Verfassungsform als ein unabwendbares, durch die geschichtliche Entwickelung sanktioniertes Ereignis

empfunden wird. Vorbereitet wird dies durch Huldigungen, Volksabstimmungen, Erlaß neuer Verfassungsgesetze u. s. w. Nicht zu verwechseln damit ist die Pflicht der Unterthanen, auch dem nichtlegitimen De-facto-Herrscher gehorsam zu sein. Endlich in privatfürstenrechtlicher Hinsicht wird der Mangel der Legitimität geheilt durch ausdrückliche Anerkennung des Usurpators seitens des legitimen Thronfolgers oder durch einen Verzicht des letztern, der auch ohne ausdrückliche Erklärung in dem von ihm befolgten Verhalten sich deutlich erkennbar machen kann.

Legitima portio (lat.), Pflichtteil (s. d.).

Legitimation und **legitimieren** kommt in der doppelten Bedeutung von beglaubigen und von gesetzmäßig machen im juristischen Sprachgebrauche vor. In letzterer Beziehung heißen Kinder legitimiert, welche, obwohl außer der Ehe erzeugt, doch vom Staate für legitime, d. h. in gesetzmäßiger Ehe geborene, anerkannt werden; hierzu wird erfordert richterlicher Ausspruch, oder Heirat mit der Mutter, oder gerichtliche Erklärung des Vaters, wohl auch obrigkeitliche Deklaration; nach franz. Recht gilt nur legitimatio per subsequens matrimonium. In ersterm Sinne spricht man von Legitimation der Gesandten, Bevollmächtigten u. s. w. Abgeleitet hiervon ist die Bedeutung von Nachweis gewisser rechtlicher Eigenschaften. So muß der Kläger im Prozesse die Legitimation zur Sache mittels des Nachweises beibringen, daß er gerade das betreffende Recht zu vertreten habe und daß Beklagter eben derjenige sei, welcher sich im vorliegenden Falle deshalb müsse in Anspruch nehmen lassen. Es tritt dies besonders dann hervor, wenn der Kläger oder der Beklagte nicht der ursprünglich Verpflichtete oder Berechtigte, sondern dessen Rechtsnachfolger ist. (Deutsche Civilprozeßordnung, §. 64.)

Legitimationsschein, im allgemeinen die Bezeichnung für eine Berechtigungsbescheinigung (vgl. Gewerbeschein), insbesondere aber für die Bescheinigung, durch welche sich diejenigen, welche im Grenzbezirk (s. d.) des Deutschen Zollgebiets Waren transportieren, die nach Maßgabe der von der obersten Landesfinanzbehörde getroffenen Anordnungen einer Transportkontrolle (s. d.) innerhalb des Grenzbezirks unterliegen, sich darüber ausweisen müssen, daß sie zum Transport der fraglichen Waren in einer gewissen Frist und auf den vorgeschriebenen Wegen befugt sind. Insofern dieser Transportausweis von einer Zollbehörde ausgestellt wird, heißt er L.; wenn dagegen die Ausstellung infolge ausnahmsweiser zollbehördlicher Ermächtigung durch Ortsbehörden oder durch dazu für geeignet befundene Privatpersonen geschieht, wird er Versendungsschein genannt. Beim Eingange aus dem Auslande und in der Richtung von der Grenze nach der Zollstelle bedarf es auf der Zollstraße eines Transportausweises nicht. Von der Zollstelle bis zur Binnenlinie (s. d.) haben sich diese Transporte durch die bei ersterer erhaltenen amtlichen Ausweise zu legitimieren. Vgl. Vereinszollgesetz vom 1. Juli 1869, §§. 119, 123.

Legitimisten, in Frankreich Bezeichnung für die Anhänger der legitimen Dynastie des Hauses Bourbon (s. d.), im Gegensatz zu den Orléanisten, den Anhängern des Hauses Orléans (s. d.), eines Seitenzweigs des Hauses Bourbon.

Legitimität, s. Legitim.

Legitimitätsprinzip nennt man den polit. Grundsatz, keinen Usurpator anzuerkennen; es kann sowohl in internationaler als staatlicher Beziehung, d. h. in Bezug auf die auswärtige und auf die innere Politik aufgestellt werden. Vgl. Held, «Über Legitimität und L.» (Würzb. 1859); Brie, «Legitimation einer usurpierten Staatsgewalt» (Heidelb. 1866); F. Brockhaus, «Das L.» (Lpz. 1868).

Legnago, Marktflecken und starke Festung in der ital. Provinz Verona, liegt an beiden Ufern der Etsch und an der Bahnlinie Verona-Adria, 37 km südöstlich von Verona und ebenso weit östlich von Mantua, ist Sitz eines Distriktskommissariats und einer Prätur und zählt (1881) 14383 E., ist im allgemeinen gut gebaut, hat hübsche Straßen, leidet aber wegen seiner Lage nördlich von den sumpfigen Niederungen der Valli veronesi an ungesunder Luft. Der Handel mit Reis, Hanf, Seide und den andern Produkten der fruchtbaren Umgebung ist sehr lebhaft. Ein schiffbarer Kanal, der von L. nach Ostiglia führt und den Fluß Tartaro durchschneidet, stellt die Verbindung zwischen Etsch und Po her. L. (lat. Leoniacum) wird schon zur longobard. Zeit genannt und erhielt 1494 durch die Venetianer die ersten Befestigungen. Am 13. Sept. 1796 fiel es in die Hände der Franzosen, welche 1801 die Werke schleiften. Unter österr. Herrschaft wurde jedoch L. wiederum zu einer starken Festung gemacht, welche den südöstl. Punkt des berühmten lombard.-venet. Festungsvierecks bildet.

Legnano, Stadt in der ital. Provinz Mailand, Distrikt Gallarate, bei Busto Arsizio, Station der Eisenbahnlinie Arona-Mailand, zählt (1881) 8039 E. Die Hauptkirche enthält eins der schönsten Altarbilder von Bernardo Luini. In dem Orte besteht eine Seidenfabrik und eine Rotfärberei. Hier siegte am 29. Mai 1176 der lombard. Städtebund über Friedrich Barbarossa.

Legoa, die portug. Meile; die alte L. = 6196,36 m, die neue = 5000 m.

Legouvé (Gabriel Marie Jean Baptiste), franz. Dichter, geb. zu Paris 23. Juni 1764, widmete sich der Litteratur und erzielte Erfolge mit einigen Tragödien, vorzüglich aber mit seinem Lehrgedicht «Le mérite des femmes» (Par. 1801 u. öfter). Er starb 30. Aug. 1812.

Sein Sohn, Ernest Wilfrid L., geb. 15. Febr. 1807 zu Paris, verdankt seinen litterarischen Ruf hauptsächlich einer Anzahl dramatischer Werke, die ihm 1855 den Eintritt in die Französische Akademie verschafften. Namentlich fanden «Adrienne Lecouvreur» (1849), «Bataille de dames» (1851), «Les contes de la reine de Navarre» (1853), «Les doigts de fée» («Feenhände», 1858), vier mit Scribe gemeinschaftlich verfaßte Stücke, auf dem Théâtre français großen Beifall. Dieselben sind auch in Deutschland häufig zur Aufführung gelangt. Ferner sind zu erwähnen «Guerrero», eine fünfaktige Tragödie (1845), «Médée», ein dreiaktiges Trauerspiel (1852), worin die Tragödin Ristori glänzte, «Béatrix», Lustspiel (1861), «Les deux reines de France», Drama (1865, längere Zeit von der Censur verboten), mehrere Einakter u. s. w. Auch veröffentlichte er: «Edith de Falsen», ein Roman (1840; 7. Aufl. 1869), «Histoire morale des femmes» (1848; 6. Aufl. 1874), «Jean Reynaud» (1864), «Conférences parisiennes» (1872), «Petit traité de lecture à haute voix» (1878), L'art de la tecture» (1878).

Legrand (Pierre), franz. Politiker, geb. 13. Mai 1834 zu Lille, war Advokat daselbst und wurde 23. Sept. 1870 zum Präfekten des Norddepartements ernannt, nahm aber wegen der Auflösung der Generalräte schon im Januar 1871 seine Entlassung. Er wurde 1876 in die Kammer gewählt, wo er sich dem Republikanischen Verein anschloß. Vom Aug. 1882 bis Febr. 1883 war er Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten.

Legrenzi (Giovanni), bedeutender ital. Komponist, geb. zu Clusone bei Bergamo um 1625, wurde von Pallavicino gebildet, lebte größtenteils in Venedig, wo er 1685 zum ersten Kapellmeister an der St. Markuskirche aufstieg. Er war das Haupt der neuvenet. Tonschule, bildete tüchtige Schüler, komponierte 17 bedeutende Opern, vermehrte und verbesserte das Orchester der Markuskirche, schrieb viele Kammer- und Kirchentrios, die Corelli später weiter bildete, bereicherte die Instrumentation auch in der Oper und komponierte eine große Anzahl vollstimmiger Motetten und Psalmen. L. starb in Venedig im Juli 1690.

Legros (Alphonse), franz. Maler, geb. 8. Mai 1837 zu Dijon, war Schüler von Lecoq de Boisbaudran und ließ sich 1866 in London nieder. L. ist hauptsächlich Genre- und Porträtmaler. Zu seinen besten Gemälden gehören: Steinigung des Stephanus (Museum in Avranches), Pilgerfahrt (Galerie in Liverpool), spanisches Kloster, Einsegnung des Meeres u. s. w.

Legua, die span. Meile; die alte L. = 5572,7 m, die neue = 6687,24 m, die L. maritima = 5565,33 m.

Leguane (Iguana) heißen große südamerik. Baumeidechsen mit breitem Kopfe, angewachsenen, an den Rändern gezähnelten Zähnen, großen Stachellämmen auf dem Rücken, einem sehr langen Schwanze und einem unter der Kehle hängenden schlappen Hautsacke, mit kräftigen Beinen und sehr langen Zehen. Sie klettern sehr behend auf Bäumen, schwimmen sehr gut, sind trotzig und bissig und nähren sich von Eiern, Insekten, Pflanzensprossen und saftigen Blättern und Blüten. Der gemeine Leguan (Iguana tuberculata) erreicht eine Länge von 1,5 m, wovon fast 1 m auf den Schwanz kommt. Des zarten, schmackhaften und leichtverdaulichen Fleisches wegen wird überall in Südamerika sehr eifrig Jagd auf sie gemacht. Die Gattung bildet den Typus einer zahlreichen, in Südamerika einheimischen Familie.

Legúmen, s. Hülse.

Legumín, ein zu den Eiweiß- oder Proteinstoffen gehörender Körper, der sich namentlich in den Samen der Leguminosen findet; er ist in kaltem Wasser löslich; seine Lösung gerinnt nicht beim Kochen, wird aber auf Zusatz von Säure gefällt. L. verhält sich in seinen Eigenschaften fast genau wie das im Tierreich verbreitete Casein (s. d.).

Leguminósen, Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Dieselbe umfaßt gegen 6000 Arten und ist sonach eine der größten des ganzen Pflanzenreichs, zugleich ist sie auch eine der verbreitetsten, denn in allen Klimaten finden sich Vertreter derselben vor. Die Mehrzahl und zwar hauptsächlich diejenigen von baumartigem Wuchse sind in den Tropengegenden einheimisch, die strauchartigen und krautartigen wachsen vorwiegend in den gemäßigten Zonen; in hohen Gebirgen und in den arktischen Regionen gehen einzelne L. fast bis an die Grenze der Vegetation. Im äußern Habitus zeigen die L. die größte Mannigfaltigkeit: hohe Bäume, strauchartige und krautartige Formen, ferner solche mit windenden oder kletternden, niederliegenden oder kriechenden Stengeln sind in reichlicher Anzahl in dieser Familie vorhanden. Während demnach in Betreff des Wuchses weitgehende Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Arten auftreten, stimmen sie im Bau der Früchte und auch in dem der Blüten und Blätter nach mehrern Richtungen hin überein. Wegen dieser Übereinstimmung einzelner charakteristischer Eigentümlichkeiten bilden die L. nicht bloß eine der größten, sondern auch eine der am natürlichsten begrenzten Familien. Vor allem ist es der Bau der Früchte, der diese natürliche Umgrenzung ermöglicht, sämtliche Arten haben als Frucht eine Hülse (legumen), daher rühren auch die beiden Bezeichnungen Hülsenfrüchtler und Leguminosen. (Vgl. Hülse.)

Betreffs der Blüte stimmen sie insofern überein, als die Zahlenverhältnisse der einzelnen Blütenteile bei den allermeisten Arten dieselben sind. Der Kelch ist verwachsenblätterig und besitzt einen in fünf Zipfel geteilten Rand, oft ist er zweilippig ausgebildet. Die Blumenkrone besteht aus fünf nicht miteinander verwachsenen Blumenblättern, die bei vielen Arten sehr ungleiche Gestalt haben und eine sog. Schmetterlingsblüte bilden, bei andern dagegen der Form nach übereinstimmend sind. Staubgefäße sind in der Regel doppelt soviel als Blumenblätter vorhanden, sie sind entweder sämtlich miteinander in einer Röhre verwachsen, monadelphisch, oder es sind neun miteinander verwachsen und das zehnte bleibt frei, diadelphisch, oder endlich sie sind sämtlich frei. In einigen Gattungen sind bedeutend mehr als 10 Staubgefäße vorhanden. Der Fruchtknoten besteht aus einem einzigen Fruchtblatt, dessen Ränder miteinander verwachsen sind und eine Naht bilden; an der Innenseite dieser Naht sitzen die Samenknospen an. Der Fruchtknoten ist stets einfächerig, bei mehrern Arten werden jedoch später scheinbar Fächer in demselben gebildet, sodaß eine bestimmte Form der Hülse, die sog. Gliederhülse (lomentum) entsteht. (Vgl. Hülse.) Auf dem Fruchtknoten sitzt ein einfacher, fadenförmiger Griffel auf, der eine meist behaarte Narbe auf seiner Spitze oder etwas unterhalb derselben seitlich trägt. Die Wand der Hülse ist bei der Reife trockenhäutig, holzig oder auch fleischig entwickelt. Im letztern Falle springt sie in der Regel nicht auf, in den erstern Fällen dagegen erfolgt das Aufspringen gewöhnlich mit zwei Klappen oder seltener mit einem Längsrisse. Beim Aufspringen mit zwei Klappen rollen sich diese oft infolge des Eintrocknens schraubenlinig ein und bewirken dabei ein Fortschleudern der Samen, wie es sich z. B. leicht bei den Bohnen beobachten läßt. Ist die Hülse als Gliederhülse ausgebildet, so fallen meist die einzelnen Glieder als Teilfrüchtchen auseinander.

Nach den Verschiedenheiten, welche im Bau der Blüten vorhanden sind, teilt man allgemein die L. in drei Abteilungen ein: 1) Papilionaceen; Blüten unregelmäßig, die fünf Blumenblätter sind verschieden gestaltet, das obere als Fahne (vexillum), die zwei seitlichen als Flügel (alae), die beiden untern meist miteinander verwachsen als Schiffchen (carina) ausgebildet. Die Zahl der Staubgefäße beträgt in der Regel 10, und zwar sind sie in der Mehrzahl der Fälle diadelphisch, d. h. neun sind miteinander zu einer nach oben gespaltenen

Röhre verwachsen und das zehnte, welches nach oben liegt, ist frei. Zu dieser Abteilung gehören fast alle in Europa einheimischen L. 2) Cäsalpinieen; die Blüten sind zwar meist unregelmäßig, stellen aber keine Schmetterlingsblüten dar, allerdings ist gewöhnlich das obere Kronenblatt fahnenartig verbreitert, aber die beiden untern vereinigen sich niemals zu einem Schiffchen. Die Zahl der Staubgefäße beträgt in der Regel 10, doch sind dieselben selten miteinander verwachsen. Die Arten, welche zu den Cäsalpinieen gehören, sind der großen Mehrzahl nach Bäume oder Sträucher, die in den Tropengegenden wachsen. 3) Mimoseen; die Blüten sind regelmäßig gebaut, alle Blumenblätter gleich groß. Die Zahl der Staubgefäße beträgt in einigen Gattungen ebenfalls 10, in den meisten dagegen sind sehr zahlreiche Staubgefäße vorhanden. Ebenso wie die Cäsalpinieen sind auch die Mimoseen zum größten Teile tropische Gewächse von baum- oder strauchartigem Wuchse.

Die Zahl der Nahrungs- oder Genußmittelpflanzen, der landwirtschaftlich wichtigen Futterpflanzen, sowie der Industriepflanzen unter den L. ist eine sehr große. So sind von der Abteilung der Papillonaceen zu erwähnen: die verschiedenen Sorten von Bohnen, Erbsen, Linsen; ferner die Erdeichel, das Süßholz, die Sojabohne u. a., die zahlreichen Futterpflanzen Weißklee, Rotklee, Incarnatklee und andere Kleesorten; Luzerne, Wicke, Lupine, Esparsette, von den für die Industrie wichtigen Gewächsen die Indigopflanze, der Färberginster, das Sandelholz, sowie viele Arten, von denen das Holz technisch verwendet wird, wie die unechte Akazie (Robinia Pseudo-Acacia) und andere Arten dieser Gattung; auch als Zierpflanzen werden zahlreiche Papilionaceen kultiviert, z. B. viele Arten der Gattung Cytisus. Von den Cäsalpinieen sind anzuführen: der Johannisbrotbaum (Ceratonia), die Farbhölzer aus den Gattungen Caesalpinia und Haematoxylon, die offizinell wichtigen Arten der Gattung Cassia, welche Sennesblätter liefern, sowie die Stammpflanze des Kopaivabalsams. Unter den Mimoseen haben die Gummi und Catechu liefernden Akazienarten eine große industrielle Bedeutung erlangt. Auch zahlreiche, gärtnerisch wichtige Pflanzen gehören hierher, wie die Sinnpflanze (Mimosa pudica) und andere Arten dieser Gattung, auch viele Akazienarten werden als Zimmerpflanzen und in Gewächshäusern kultiviert.

Leh, Hauptstadt von Ladak, s. Le.

Lehe, s. Bremerlehe.

Lehenfall, s. unter Herrenfall.

Lehesten, Stadt bei Gräfenthal (s. d.).

Lehfeld (Otto), Schauspieler, geb. 3. Febr. 1825 zu Breslau, ging in Posen zur Bühne, kam 1848 an das Aktientheater nach Hamburg, war 1853—54 Mitglied des Theaters zu Graz und Würzburg, 1855 des münchener Hoftheaters, im nächsten Jahre wandte er sich nach Danzig, 1858 nach Kassel, 1859 nach Frankfurt und trat endlich 1860 in den Mitgliederverband des Hoftheaters zu Weimar, dem er bis 1871 angehörte. Seitdem gastierte L. an verschiedenen Bühnen, besonders in Berlin, bis er 1882 sich gänzlich vom Theater zurückzog. L. war ein trefflicher Darsteller von Charakterrollen. Ursprünglichkeit und poetische Vertiefung zeichneten sein Spiel aus. Besonders gut gelangen ihm verschiedene Shakspearesche Rollen.

Lehigh, Nebenfluß des Delaware im amerik. Unionsstaat Pennsylvanien, 145 km lang, mündet bei Easton und ist von Whitehaven an schiffbar.

Lehm (provinziell: Leimen) ist eine im Diluvium vorkommende, aus der Verwitterung verschiedener Gesteine entstandene und aus einer Mischung von eisenoxydhaltigem Thon und Sand, bisweilen auch Kalk bestehende, meist ockergelbe Erdart. Bei mehr als 50 Proz. Sandgehalt wird der L. mager, bei weniger als 40 Proz. fett genannt und geht bei noch größerm Sandgehalt nebst andern Beimengungen in den Lehmboden über, der im allgemeinen als guter kulturfähiger Boden gilt. Der L. fühlt sich weniger fettig an und bindet das Wasser nicht so stark als Thon, schwindet demzufolge beim Trocknen auch weniger stark wie dieser. Er findet im Bauwesen sehr ausgedehnte Verwendung, und zwar zu Erdarbeiten und Dichtungen gegen Feuchtigkeit, zum Unterfüllen der Dielenlager und als Konservierungsmittel für Hölzer; bei dem Lehm- oder Pisé-(Erdstampf-)Bau zu Herstellung ganzer Mauern, wobei er entweder in kastenartige mauerdicke Formen gestampft oder in Gestalt von getrockneten Lehmpatzen oder Pisésteinen vermauert wird; zu Herstellung von Estrichen zu Scheunentennen und auf Dachböden; mit Stroh vermischt zur Anfertigung von Wellerwänden und Decken, wobei er um Stakhölzer oder Latten gewickelt und glatt abgezogen wird; als Mörtel mit Sand oder Spelzen vermischt bei Feuerungsanlagen und beim Lehmbau, zum Verstreichen der Fugen bei Kachel- und eisernen Öfen; zum Dachdecken mittels Lehmschindeln u. s. w. Ganz besonders aber bildet der L. das Material zur Ziegelfabrikation, wobei er plastisch, d. h. weder zu fett, noch zu mager, rein von vegetabilischen Stoffen und andern Beimengungen sein und nicht über 20—30 Proz. Kalkerde, namentlich aber keine Kalksteine enthalten muß. Er nimmt durch das Brennen eine mehr oder weniger hochrote, bei starker Hitze eine blaugraue Farbe an, wobei er zugleich sintert oder verglast.

Lehm., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Lehmann (Joh. Georg Christian).

Lehmann (Joh. Georg), verdienter Kartograph, geb. 11. Mai 1765 in der Johannismühle bei Baruth, war zuerst Soldat und nahm 1793 seinen Abschied, worauf er ohne Beihilfe eines Feldmessers eine Fläche von 1430 qkm des Erzgebirges und mehrere Rittergüter aufnahm. In seiner «Darstellung einer neuen Theorie zur Bezeichnung der schiefen Flächen im Grundriß» (Lpz. 1799) legte L. die Theorie der nach ihm benannten Terrainzeichenkunst dar, nach welcher das aufgezeichnete Terrainbild auf der Karte senkrecht beleuchtet erscheint und durch Schraffierung der Neigungsgrad der Bodenflächen bezeichnet wird. Später wurde L. Straßenaufseher im wittenbergischen Kreise und 1798 Offizier und Lehrer an der Ritterakademie zu Dresden. Im J. 1806 kam er zum sächs. Quartiermeisterstabe, war 1807 als Hauptmann und Quartiermeister bei der Belagerung von Danzig und später bei der Blockade von Graudenz. Er starb als Major und Direktor der Plankammer 6. Dez. 1811 in Dresden. Von seinen Plänen sind die berühmtesten die von Warschau und Dresden und das topogr. Blatt der Umgegend von Dresden. L.s Hauptwerk, «Die Lehre vom Situationszeichnen» erschien in 2 Bänden (Lpz. 1812—16; 6. Aufl. 1843). Seine Methode der Terrainzeichnung hat sich in neuerer Zeit

mit gewissen Modifikationen allgemeinen Eingang verschafft.

Lehmann (Joh. Georg Christian), Botaniker, geb. 1792 zu Haselau bei Uetersen in Holstein, gest. als Direktor des botan. Gartens zu Hamburg 1860, schrieb Monographien über die Primulaceen, Asperifoliaceen, Nikotianeen, Potentilleen u. s. w.

Lehmann (Joseph), Publizist, geb. 28. Dez. 1801 zu Glogau, wurde 1827 bei der Redaction der «Preußischen Staatszeitung» angestellt und gründete 1832 das «Magazin für die Litteratur des Auslandes». Er starb 19. Febr. 1873 zu Berlin.

Lehmann (Jul.), Agrikulturchemiker, geb. 4. Juli 1825 zu Dresden, war 1854—56 Oberlehrer am Vitzthumschen Gymnasium daselbst, richtete dann zu Weidlitz und Pommritz in der Oberlausitz landwirtschaftliche Versuchsstationen ein, wurde 1868 Professor an der Akademie in Proskau, 1869 Vorstand der Centralversuchsstation in München, wo er 1872 auch ord. Professor an der Technischen Hochschule wurde; 1879 trat er in den Ruhestand und lebt jetzt in Dresden. L. veröffentlichte zahlreiche Untersuchungen über die Pflanzen- und Tierernährung. Besonders wichtig ist seine Methode des Verbackens des Mehls aus ausgewachsenem Roggen zu einem völlig normalen Brot.

Lehmann (Karl Ernst Rudolf Heinrich), namhafter Maler der franz. Schule, geboren zu Kiel 14. April 1814, empfing den ersten Unterricht in der Malerei von seinem Vater, dem Miniaturmaler Leo L. Im J. 1831 ging er nach Paris, trat in das Atelier von Ingres ein und ging dann zeitweilig nach München und Rom. Aufsehen machte sein junger Tobias; ihm folgte die Geißelung und eine große Anzahl anderer Gemälde, unter denen namentlich die Oceaniden bekannt wurden. Namentlich als Porträtmaler war L. sehr bedeutend. Er wurde 1864 Mitglied der Académie des beaux arts und Professor an der Kunstschule zu Paris, welches Amt er jedoch nach einigen Jahren niederlegte. Er starb zu Paris 30. März 1882. Gemälde von ihm sind noch die histor. Fresken des Luxembourg, die Dekoration der Kirche St.-Germain des Près, eine heil. Katharina, Hamlet und Ophelia u. a.

Lehmann (Rud.), Bruder des vorigen, geb. zu Ottensen 19. Aug. 1819, hat sich ebenfalls als Porträt- und Genremaler, namentlich ital. Sujets, einen Namen erworben. Er lebt zeitweilig in Paris, Rom und London.

Lehmann (Lilli), beliebte Opernsängerin, geb. 24. Nov. 1848 zu Würzburg, debütierte in Prag, ging dann 1868 nach Danzig, 1870 nach Leipzig und noch am 1. Okt. desselben Jahres an das berliner Hoftheater, zu dessen Zierden sie seitdem gehört. Im J. 1876, in welchem Jahre sie mit großem Erfolg die Woglinde in Bayreuth sang, wurde sie zur königl. preuß. Kammersängerin ernannt. Ihre bayreuther Leistungen und zahlreiche Gastspiele, namentlich solche in London, Wien ꝛc., haben ihr einen bedeutenden Ruhm erworben.

Marie L., Schwester der vorigen, geb. 15. Mai 1851 in Hamburg, machte ihren ersten theatralischen Versuch in Leipzig, gehörte 1872—73 der hamburger, 1873—78 der kölner, von 1879 bis 1881 der prager Bühne an und wurde 1881 für die wiener Hofoper engagiert.

Lehmann (Peter Martin Orla), dän. Staatsmann und einer der Führer der nationalliberalen (eiderdänisch-skandinavischen) Partei, geb. 19. Mai 1810 zu Kopenhagen, stammte aus einer Beamtenfamilie von ursprünglich deutscher Herkunft. Er studierte die Rechte und hielt zu Kopenhagen 1836 einen Vortrag über das «Dänische in Schleswig», welcher den Anlaß gab zu der eiderdän. Agitation in dem Herzogtum Schleswig. Zugleich agitierte er mit größtem Eifer für Einführung einer freisinnigen Verfassung in Dänemark. Im März 1848 war L. der hervorragende Führer der kopenhagener Bevölkerung, trat dann als Minister ohne Portefeuille in das sog. Casinoministerium (22. März) ein und nach dessen Rücktritt (15. Nov. 1848) wurde er zum Amtmann von Veile (Jütland) ernannt. Am 15. Sept. 1861 wurde er Minister des Innern im Kabinett Hall und lebte nach dem Rücktritt dieses Kabinetts (Ende Dez. 1863) als Privatmann in Kopenhagen. Er starb daselbst 13. Sept. 1870.

Theodor Heinrich Wilhelm L., ein Vetter (Vatersbruderssohn) des vorigen, Begründer der nationalen Partei in Schleswig-Holstein, wurde zu Rendsburg 22. Nov. 1824 geboren, studierte die Rechte, machte den Krieg gegen Dänemark 1848—50 mit und ließ sich 1851 als Advokat in Kiel nieder. Eine Versammlung der holstein. Mitglieder des Deutschen Nationalvereins zu Kiel 13. Jan. 1861 nahm einstimmig eine von L. verfaßte Resolution an, worin sie sich verpflichteten, auf die Wiederherstellung der alten Verbindung Schleswigs mit Holstein und auf den engsten Anschluß an das unter Preußens Führung centralisierte Deutschland mit allen gesetzlichen Mitteln hinzuwirken. Darauf hin ließ die dän. Regierung L. von der Praxis als Advokat suspendieren, auch eine fiskalische Anklage gegen ihn einleiten. Doch ward er in beiden Instanzen (20. Febr. und 14. Juni 1862) freigesprochen. L. starb zu Kiel 29. Juli 1862.

Lehmannsche Heißluftmaschine, s. unter Calorische Maschinen.

Lehmbau (Pisébau) oder Erdstampfbau ist der Bau von Mauern aus zwischen Bohlenwänden gestampftem, erdfeuchtem Lehm oder aus vorher geformten und getrockneten Lehmquadern (Pisésteinen). Er bedarf eines Fundaments von natürlichen Steinen oder gebrannten Ziegeln bis zur Höhe von mindestens 30 cm über der Erde und eines guten überdeckenden Daches zum Schutze von Erdfeuchtigkeit und Niederschlägen. Der L. ist nur in steinarmen Gegenden und für niedrige, ländliche Gebäude gebräuchlich (z. B. im südl. Frankreich). Bisweilen rechnet man auch die Herstellung von Wänden aus Luftziegeln, sowie den Bau von Stak- oder Wellerwänden hierher, die ebenfalls nur für ländliche Gebäude noch üblich sind.

Lehmboden, s. unter Lehm.

Lehmformerei, Herstellung von Gußformen aus Lehm, s. u. Eisengießerei und Metallgießerei.

Lehmguß, das Gießen der Metalle in Lehmformen (s. unter Eisengießerei und Metallgießerei); auch die nach diesem Verfahren hergestellten Gegenstände.

Lehmlatten, s. unter Decke.

Lehmschlag, soviel wie Lehmbau (s. d.).

Lehmsteine (Luftziegel, auch Lehmpatzen genannt (s. Mauersteine) sind aus Lehm geformte und an der Luft getrocknete Ziegel, welche in der Regel später gebrannt und zur Fabrikation der Mauerziegel benutzt werden. Der hierzu verwendete Lehm darf weder zu fett, noch zu mager sein und wird am besten vor der Verarbeitung

eingesumpft, um ihn gleichmäßiger zu machen und leichter von gröbern Beimengungen, namentlich Steinen, befreien zu können. Die L. sollen nur da verwendet werden, wo sie weder der Feuchtigkeit, noch gröberm Drucke ausgesetzt sind. Man benutzt sie meist zu Feuerungsanlagen, sowie zerschlagen zur Unterfüllung von Dielenlagern oder zur Herstellung eines trockenen Lehmestrichs für die Balkenfache.

Lehn und Lehnswesen. Die von german. Stämmen auf den Trümmern des Römischen Reichs und in Deutschland errichteten Staaten bestanden anfangs nur aus einem völkerschaftlichen Verband von Gemeinden, welchen die waffenfähigen über Leibeigene und Knechte gebietenden Vollfreien als Mitglieder angehörten. Höhere Ansprüche an den öffentlichen Dienst und andere unvergoltene Leistungen als Heer- und Gerichtsfolge waren noch unbekannt, Privatfehden nicht verpönt, Kriege von Staat zu Staat aber ohne Gutheißen der Volksgemeinde nicht denkbar. Doch schon in uralter Zeit schlossen sich abenteuernde Heergänger an kriegsberühmte Führer an, um in ihrem Dienste Unterhalt, Schutz und Anteil an Ruhm und Beute zu erlangen. (S. Gefolge.) Diese Geneigtheit zum Eintritt in ein kriegerisches Abhängigkeitsverhältnis steigerten noch die Könige, sowie die geistlichen und weltlichen Großen, welche nach dem Besitz einer nur von ihnen abhängigen Hausmacht Verlangen trugen, durch Werbungen und das Aussetzen bestimmter Vergütungen. Wer sich ihnen mittels Eides zu besonderer Treue verpflichtete, empfing statt des Soldes in jenen Zeiten der Naturalwirtschaft, in denen die Bedeutung des Geldes zurücktrat, ein Beneficium (feudum oder feodum, s. d.), gewöhnlich ein Grundstück, zu Besitz und Genuß.

Das echte oder Obereigentum (dominium directum) behielt der Dienstherr, welcher das Gut nur lieh (daher Lehn), und zwar anfangs auf beliebigen Widerruf, weiterhin auf Lebenszeit, zuletzt aber, da die Söhne der Dienstleute gewöhnlich in das nämliche Verhältnis traten und in dem Besitze durch Wiederverleihung bestätigt wurden, auch vererblich über den Tod hinaus, solange noch lehnsfähige Nachkommenschaft des Lehnsmannes vorhanden war. Der letztere (vassus, vasallus) hat nur das Eigentum an den Nutzungen des Gutes (dominium utile), welches er jederzeit wieder aufgeben, weiterhin auch, seitdem die Lehen erblich geworden waren, unter Beschränkungen veräußern kann. Der Herr hat dem Vasallen ohne Ansehen sonstiger Pflichten Schutz und Verteidigung zu gewähren, und indem der Vasall mittels Lehnseides (homagium, Huldе) treu, hold und gewärtig zu sein gelobt und sich zu bestimmten höhern Diensten anheischig macht, tritt er in den besondern Hof- und Kriegsstaat ein, den der Herr in und neben der Volksgemeinde gebildet hat. Mit Hilfe solcher unbedingt ergebenen Anhänger vermochten die Könige und Fürsten nicht bloß ihre Stellung zu sichern, sondern auch die Leistungsfähigkeit des Staats, freilich auf Kosten der alten Freiheit, zu erhöhen, die Vasallen aber genossen Ehre, Einkommen oder zum wenigsten einen mächtigen Schutz. Dies bewog selbst vermögende Freie, ihr unabhängiges Grundeigentum (allodium) mächtigen Herren abzutreten, um es von ihnen als Lehn zurückzuempfangen (Lehnsauftragung, feudi oblatio) und von nun an des Vorteils dieser engern Verbindung teilhaft zu werden. Hierdurch sowohl als infolge der Sitte, wonach die Vasallen wieder Teile ihres Beneficiums als Afterlehen an Afterlehnsleute (subvasalli) überließen (subinfeudatio), welche dem Oberherrn mitpflichtig waren, gewann das Lehnswesen eine derartige Bedeutung und Ausdehnung, daß es nach und nach alle öffentlichen Verhältnisse durchdrang. Die Kriege führte man seit dem 10. Jahrh. nicht mehr mit dem Massenaufgebot, sondern mit Vasallen, und die Hof- und Staatsämter, die Kriegs-, Schutz- und Gerichtsherrlichkeiten über ganze Distrikte waren mit dem dazugehörigen Einkommen zu Lehnsobjekten geworden, deren erbliche oder nach sonstigen Merkmalen bestimmte Inhaber den öffentlichen Dienst allmählich wieder durch die Hartnäckigkeit hemmten, mit der sie die vertragsmäßige oder herkömmliche Grenze ihrer Leistungen gegen die Ansprüche des fortschreitenden Staats verteidigten.

Seit dem Ausgange des Mittelalters geriet daher das Lehnswesen in Mißachtung, weshalb neue Lehen seltener errichtet, verfallene nicht wieder ausgethan, der Kriegsdienst den jetzt aufkommenden stehenden Heeren übertragen und Ämter sowie öffentliche Gewalten immer weniger unter der Form der Beleihung erteilt wurden. Nichtsdestoweniger erhielt sich das Lehnrecht, trotz des Abhandenkommens seiner Voraussetzungen, nicht bloß als Quelle gelehrter Erkenntnis und unentbehrliches Hilfsmittel geschichtlicher Studien, sondern auch als ein wunderlich verwickeltes Eigentumsrecht, bis es in neuerer Zeit durch sog. Allodifikationsgesetze fast durchaus beseitigt wurde. In Preußen z. B. ist durch Ablösungsgesetz vom 2. März 1850 das Obereigentum des Lehnsherrn ohne Entschädigung aufgehoben worden. Die Eigenschaft der frühern Lehen als Familiengüter, also die Rechte der Agnaten und Mitbelehnten, sowie die besondere Erbfolge in diese Güter wurde jedoch durch jene Gesetze regelmäßig nicht beseitigt.

Die wichtigste gemeinrechtliche Sammlung für das Lehnrecht bilden die sog. Libri feudorum aus dem 12. Jahrh. Sie wurden in der Lombardei nach und nach aus kaiserl. Konstitutionen und Aufzeichnungen über das Gewohnheitsrecht verschiedener Lehnhöfe, namentlich des mailändischen, zusammengebracht und als decima novellarum collatio dem Corpus juris civilis einverleibt. Ältere deutsche Sammlungen, wie das Lehnrecht des Sachsenspiegels (s. d.), haben mehr partikuläre Bedeutung erlangt.

Aus den geschichtlichen Entstehungsgründen erklären sich folgende Hauptsätze des einschlagenden Rechts. Lehn heißt eine Sache, deren nutzbares Eigentum jemand unter der Bedingung gegenseitiger Treue in erblichen Besitz und Genuß mit Vorbehalt des Anheimfalls an den Obereigentümer übergeben wurde. Wer ein Lehn als Herr bestellen oder als Vasall erwerben will, muß gewisse Eigenschaften und Fähigkeiten besitzen oder lehnsfähig sein; namentlich wird rücksichtlich des Herrn eine Stellung vorausgesetzt, vermöge welcher derselbe sich Kriegsdienste versprechen lassen kann. Die Erfordernisse auf seiten des Lehnsempfängers ergeben sich daraus, daß die Vasallen einen ausgezeichneten Kriegerstand bilden sollten, weshalb in der Regel alle für lehnsunfähig galten, die keine Waffen führen durften oder konnten, wie z. B. Ehrlose, Unfreie, Bauern, Geistliche, Frauen. Indes finden sich auch Weiberlehen (feuda feminea) neben

den die Regel bildenden Mannlehen. Den Stadtbürgern bestritt der Adel ebenfalls die Fähigkeit, Rittergüter zu erwerben, ohne jedoch allenthalben damit durchzudringen. Ist der Lehnsherr oder der Vasall eine jurist. Person, z. B. eine Stadtgemeinde, ein Stift, so bedarf sie für die verschiedenen Lehnshandlungen eines Vertreters, der in erstern Falle Prodominus, in letztern Prooasall oder Lehnsträger heißt. Eine seither allodiale Sache wird mittels Lehnsvertrags (nur ausnahmsweise im Verjährungswege) in Lehn verwandelt (infeudatio); das Lehnseigentum geht aber erst durch die feierliche Belehnung (s. d.) oder Investitur von seiten des Herrn oder einer ihn vertretenden Behörde auf den Vasallen über, der hierbei den Lehnseid leistet. Über die erfolgte Belehnung stellt der Herr eine Urkunde, den Lehnsbrief, von sich. In der Lehnsherrlichkeit ist vor allem das Recht auf Lehnstreue von seiten des Vasallen enthalten, die der Treue, welche sich Verwandte untereinander schulden, gleichstehen soll. Schwere Verletzungen dieser Treue erscheinen als Lehnsverrat oder Felonie (s. d.). Folge derselben ist der Verlust des Lehns für den Vasallen und seine Descendenten, nicht aber auch für seine lehnsfähigen Seitenverwandten (Agnaten), sodaß der Herr denselben, wenn die Reihe der Succession auf sie trifft, das eingezogene Lehn wieder herausgeben muß. Ferner hat der Herr das Recht auf Lehndienste. Diese zerfallen in Waffen- oder Kriegsdienste und in Hofdienste. Seit dem 17. Jahrh. sind die Kriegsdienste weggefallen und es sind an deren Stelle Geldleistungen, die sog. Ritterpferdgelder getreten.

Als eine Art Lehnsdienst erschien früher auch die Verbindlichkeit der Vasallen, im Lehnsgericht des Herrn (Mannengericht) zu erscheinen und als Lehnschöffe bei der Entscheidung von Lehnsstreitigkeiten mitzuwirken. Mit der Errichtung von stehenden Lehnshöfen hat aber diese Art des Lehnsdienstes aufgehört. Schulzen- oder Bauernlehne (feuda rustica, ignobitia), die nicht mit Heeresfolge verdient wurden und sich von freien Bauern erwerben ließen, sind nur uneigentliche Lehen (feuda impropria), obgleich die Succession in solche Güter nach Lehnrecht stattfindet. Der Herr kann auch eine Eventualbelehnung und Anwartschaft (Lehnsexspektanz) erteilen. Bei jener gibt der Herr das noch von einem andern Vasallen besessene Gut unter der Voraussetzung des Anheimfalls in Lehn, sodaß der Eventualbelehnte bis dahin weder in den Besitz noch den Genuß des Lehns kommt. Durch die Erteilung einer Anwartschaft wird zwar dasselbe bezweckt, sie beruht aber nur auf Vertrag und gewährt, da die Belehnung unterblieben ist, kein dingliches Recht.

Der Vasall hat vermöge seines nutzbaren Eigentums im wesentlichen dieselben Rechte an der Lehnssache wie der volle Eigentümer und kann das Lehn selbst durch schlechte Wirtschaft herunterbringen, ohne daß sich daraus ein Entsetzungsgrund ergibt; doch ist er hinsichtlich der Vererbung und Veräußerung beschränkt. In der Lehnssuccession haben viele Grundsätze des alten deutschen Rechts über die Erbfolge in Liegenschaften sich in Geltung erhalten. Vor allem kann der Vasall das Lehn nur auf seine gesetzlichen Erben bringen und dieselben mittels Letzter Willen nicht ausschließen. Nicht alle Intestaterben sind aber zur Lehnsfolge berufen, sondern bloß die lehnsfähigen, nutmaßlich also nur Personen männlichen Geschlechts, nicht Frauen und deren Abkömmlinge. Wenn das Lehn ausnahmsweise ein Weiberlehn (Schleier-, Kunkellehn) ist, so streitet wieder die Vermutung dafür, daß dasselbe nur, dafern gar keine Verwandten im Mannsstamm vorhanden sind, an Frauen gelangen könne. Mehrere gleichnahe Descendenten des verstorbenen Vasallen gelangen in den gemeinschaftlichen Besitz des Lehnguts, dürfen aber keine Naturalteilung vornehmen, sondern sich nur in der Art auseinandersetzen, daß sie entweder das Gut veräußern und den Preis teilen, oder daß der eine Bruder das Gut annimmt und die andern mit Geld abfindet. Im letztgedachten Falle können die Abgefundenen und ihre Nachkommen nicht eher wieder die Lehnsfolge beanspruchen, als bis der Annehmende oder seine letzten Abkömmlinge ohne lehnsfähige Descendenz gestorben sind. Solchenfalls gehen, dafern derartige Auseinandersetzungen mehrfach und bei verschiedenen Successionsgelegenheiten stattgefunden haben, die bei der letzten Teilung abgesonderten Geschlechtsvettern den bei frühern Teilungen ausgeschiedenen vor, und wenn dieses Merkmal wieder bei mehrern zutrifft, so wird nach der richtigen Ansicht derjenige von ihnen bevorzugt, welcher dem verstorbenen Vasallen am nächsten verwandt ist (Lineal-Gradualsystem). Nach altsächs. Lehnrechte, das die Aussicht auf den Anheimfall näher zu bringen sucht, versteht sich jedoch dieser Vorbehalt zu Gunsten der bei Auseinandersetzungen Abgefundenen nicht von selbst, sondern es gilt hier, anders als im gemeinen Rechte, der Grundsatz: «Teilung bricht Folge.» Stirbt also der Annehmende, ohne lehnsfähige Nachkommenschaft zu hinterlassen, so wird das Lehn eröffnet und gelangt an den Lehnsherrn zurück. Indes greift in den Ländern mit sächs. Lehnrecht diese Strenge nicht Platz, wenn die bei der Teilung Zurücktretenden sich einen ideellen Mitbesitz, die gesamte Hand, bewahren. Sie und ihre jedesmaligen Erben lassen sich hier bei dem Lehnshofe die Simultan-Investitur erteilen und als Mitbelehnte eintragen, erneuern diesen Vorbehalt bei jedem Wechsel in der Person des Lehnsinhabers (von Fall zu Fall) und können darauf hin, wenn die wirklich besitzende Linie ausstirbt, wie nach gemeinem Rechte succedieren. Wo die Landesgesetze dies erlauben, darf auch die Succession rücksichtlich bestimmter Lehen auf dem vorschriftsmäßigen Wege abweichend festgestellt und Primogenitur, Secundogenitur, Majorat, Seniorat, Minorat (s. d.) eingeführt werden. Kein Lehnsfolger erlangt aber die Lehen von Rechts wegen, sondern er muß, wenn er seinen Anspruch nicht verlieren will, binnen bestimmter Frist um Lehnsreichung einkommen (Mutung). Nach Partikularrechten kann sowohl hier, als wenn ein Wechsel in der Person des Lehnsherrn vor sich geht (Veränderung in der herrschenden Hand, Thronfall, Hauptfall) eine Abgabe (Lehnware, Laudemium) für die Lehnserneuerung (renovatio feudi) zu erlegen sein.

Eine Veräußerung des Lehns war nach älterm Recht dem Vasallen untersagt, und er büßte dafür mit dem Verluste des Guts, da es dem Herrn nicht gleichgültig sein konnte, ob dieser oder jener die Lehnsdienste leistete. Weiterhin ward zwar die Veräußerung freigegeben, doch bedarf der Vasall hierzu der ausdrücklichen Einwilligung sowohl des Herrn als der lehnsfolgefähigen Geschlechtsvettern und

Mitbelehnten, weil diesen durch die Veräußerung die Successionsrechte verloren gehen. Seitdem das Lehnsverhältnis zu einem besondern Eigentumsrecht sich umgewandelt hat, kann der Lehnsherr seine Zustimmung nach den meisten Landesgesetzen nur dann verweigern, wenn das Lehn «nicht auf mehrern Augen steht», d. h. wenn nicht eine gewisse Anzahl von Lehnsfolgern vorhanden und deshalb dem Lehnsherrn der freie Rückerwerb nahegelegt ist.

Wie der Vasall bei der Veräußerung des Lehnsguts durch Rücksichten auf den Lehnsherrn und die Lehnsfolger beschränkt ist, so findet dies auch hinsichtlich der Schuldenbelastung statt. Die Schulden des Vasallen haften nämlich der Vermutung zufolge nur auf seinem Allodialvermögen, sodaß es eines besondern rechtlichen Grundes bedarf, wenn eine Schuld aus der Substanz des Lehns bezahlt werden und damit die Natur einer Lehnsschuld annehmen soll. Eine solche ist zunächst vorhanden, wenn die Rechte aus Billigkeitsgründen eine Verbindlichkeit von bestimmter Art als gesetzliche Lehnsschuld anerkennen, indem sie z. B. das zum Besten des Guts verwendete Geld, ingleichen die Kosten für das Begräbnis des Vasallen auf das Lehnsvermögen anweisen. Verbindlichkeiten des Vasallen können aber auch dadurch zu Lehnsschulden werden, daß sie der Herr und die Agnaten als solche anerkennen (verwilligte Lehnsschulden). Hierbei kommt es noch darauf an, ob jene zugleich auch dahin ihre Zustimmung geben, daß das Lehn für die Schuld verpfändet werde oder nicht. Eine besondere Art Lehnsschulden kann dadurch entstehen, daß der Vasall für die Einwilligung der Agnaten in die Veräußerung des Lehns oder dafür, daß sie das im Successionswege zu erlangende Lehn an die Land- oder Allodialerben abzutreten geloben, zum Besten der Agnaten ein Kapital auf das Gut eintragen läßt, welches sie entweder zur freien Verfügung von dem nachherigen Lehnsinhaber ausgezahlt erhalten, oder für das sie in alle Zeiten die Zinsen so beziehen, daß sie in dieses Recht wie in das Lehn selbst succedieren (Lehnsstamm).

Hinsichtlich der Wirkungen der Lehnsschulden endlich sind dieselben insofern verschieden, als sie bald nur in Ermangelung eines hinreichenden Allodialvermögens, bald unbedingt aus dem Lehne getilgt werden. Für die Regel sind nur die Früchte oder der Ertrag des Lehns, welches deshalb namens der Gläubiger sequestriert wird, zur Bezahlung der Schulden zu verwenden, dafern nicht ein Pfandrecht am Lehn bestellt und hierdurch die Möglichkeit einer Subhastation des Guts gewährt ist. Noch verdient Erwähnung die «Sonderung des Lehns vom Erbe» (vom Allodium). Diese macht sich dann nötig, wenn das zeither in der Person des Vasallen Vereinte an Verschiedene kommt, sodaß der eine das Lehn, ein anderer das freie Vermögen erhält, wie z. B. wenn das Lehn dem Herrn anheimfällt oder an Agnaten des verstorbenen Vasallen gelangt, die hinsichtlich der Allodialerbschaft von nicht lehnsfähigen nähern Verwandten ausgeschlossen werden, ingleichen wenn zu dem Lehn- oder Allodialermögen oder hinsichtlich beider ein besonderer Konkurs ausbricht. Das Lehn hört auf Lehn zu sein, wenn das Ober- und Nutzungseigentum in einer und derselben Person zusammentrifft, indem entweder der Herr zu seinem dominium directum noch das dominium utile hinzuerwirbt (Konsolidation), z. B. mittels Kaufs, ingleichen wenn der Vasall, ohne daß lehnsfähige Successoren vorhanden sind, mit Tode abgeht, wo das Lehn eröffnet wird (Apertur) und heimfällt, oder indem der Vasall das Obereigentum an sich bringt (Appropriation).

Litteratur. Roth, «Geschichte des Beneficialwesens» (Erlangen 1850); «Feudalität und Unterthanenverband» (Weim. 1863); Roth, «Mecklenb. Lehnrecht» (Rost. 1858); Waitz, «Über die Anfänge der Vasallität» (Gött. 1856); Homeyer in seiner Ausgabe des «Sachsenspiegel» (Tl. 2, Bd. 2, Berl. 1844); Stobbe, «Handbuch des deutschen Privatrechts» (Bd. 2, 2. Aufl., Berl. 1883); von Wilmowski, «Beiträge zum pommerschen Lehnrecht» (Berl. 1870).

Lehnbücher nannte man die Verzeichnisse der Lehen und ihrer Bestandteile, die seitens der Lehnsherren oder der Lehnhöfe geführt wurden. Der Name wurde dann auch auf Grundbücher angewandt, indem man die Auflassung vor Gericht als ins Lehn geben auffaßte.

Lehngeld, s. Laudēmium; vgl. auch Lehn und Lehnswesen.

Lehnin (in ältern Urkunden Lenyn), Marktflecken im Kreise Zauch-Belzig des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, 15 km von Brandenburg zwischen dem Mühlenteich und dem Klostersee, mit (1880) 2169 E. und vielen Ziegeleien, ist durch die schöne Ruine des vom Markgrafen Otto I. 1180 gegründeten Cistercienserklosters L. (auch Himmelpfortam See) merkwürdig, in welcher mehrere Markgrafen von Brandenburg aus dem askanischen und hohenzollernschen Hause begraben liegen und welche Joachim II. 1542 in ein Amt verwandelt hat. Die Klosterkirche wurde 4. Juni 1262 geweiht; ein Erlaß des Kultusministeriums vom 13. April 1871 ordnete die Restauration derselben an und 24. Juni 1877 erfolgte die Einfügung des Schlußsteins. Allgemein bekannt ist L. durch die von dem Mönch Hermann von Lehnin, angeblich um 1234, in lat. Sprache in 100 leoninischen Versen verfaßte Weissagung (Vaticinium Lehninense). Das Manuskript soll von dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, welcher aus der Klosterruine ein Schloß bauen wollte, in einer alten Mauer gefunden worden sein. In derselben wird der Untergang des askanischen Hauses in Brandenburg und das Aufkommen des hohenzollernschen daselbst beklagt, jeder Regent des letztern Hauses charakterisiert, die Zeit des Untergangs desselben angeblich bestimmt und dann die Einheit Deutschlands und die Wiederherstellung der kath. Kirche prophezeit. Die erste sichere Spur des Gedichts fällt in das J. 1693. Zuerst herausgegeben wurde es in Lilienthals «Gelehrtem Preußen» (Königsb. 1723) und seitdem öfter, zuletzt wieder von W. Meinhold mit metrischer Übersetzung: «Die Weissagung des Abts Hermann von L.» (Lpz. 1849 u. 1853), von Rösch (Stuttg. 1849), Gieseler (Erfurt 1849), Guhrauer (Bresl. 1850), M. Heffter in seiner «Geschichte des Klosters L.» (Brandenb. 1851). Nachdem es bereits 1746 und wiederum 1847 von Wilken widerlegt worden, wurde es in neuester Zeit zu Parteizwecken benutzt, wie z. B. in Bouverots «Extrait d'un manuscrit relatif à la prophétie du frère de L.» (deutsch von W. von Schütz, Würzb. 1847); in Boosts «Die Weissagung des Mönchs Hermann zu L.» (Augsb. 1848) und in Kolbergs «Weissagungen Hermanns von L.» (2. Aufl., Stuttg. 1861). Eine vorurteilsfreie Kritik hat in dem Gedicht ein spätes

Machwerk erlannt. Rücksichtlich des Verfassers schwankt man zwischen dem Kammergerichtsassessor Seibel (gest. 1695 in Berlin), dem Konsistorialrat Fromm (gest. 1688), Nikolaus von Zitzwitz, Abt von Huysburg (1692), und dem Jesuiten Fr. Wolf, der 1685—86 Kaplan bei der österr. Gesandtschaft in Berlin war. Vgl. Hilgenfeld, «Die Lehninische Weissagung» (Lpz. 1875); Sello, «L., Beiträge zur Geschichte von Kloster und Amt» (Berl. 1881).

Lehnrecht ist der Inbegriff der Vorschriften, welche für die Lehnrechtsverhältnisse gelten. Die Hauptquelle des gemeinen L. sind die Libri feudorum. (S. Lehn und Lehnswesen.) Im subjektiven Sinn bedeutet L. die Befugnis eines mit einem Lehn Beliehenen.

Lehnsatz, s. Lemma.

Lehnshof oder Lehnskurie nannte man das Gericht, durch welches der Lehnsherr die ihm über das Lehngut zustehende Gerichtsbarkeit ausübte. In neuerer Zeit ist die Gerichtsbarkeit in Lehnssachen den ordentlichen Gerichten übertragen worden.

Lehnsmann, s. Vasall.

Lehnswesen, s. Lehn und Lehnswesen.

Lehnware, s. Laudēmium; vgl. auch Lehn und Lehnswesen.

Le Houx (Jean), franz. Dichter, geb. um 1550 zu Vire, gest. 1616, ist hauptsächlich bekannt durch die Herausgabe der Werke des franz. Volksdichters Olivier Basselin (geb. 1350, gest. 1418), dessen Gedichte bis dahin nur im Munde des Volks in der Normandie fortgelebt hatten. Von diesen Liedern, welche Chansons du val (vau) de Vire genannt wurden, stammt der Name Vaudeville (s. d.).

Lehrbataillon, oder offiziell Lehrinfanteriebataillon ist ein Infanteriebataillon, das aus ausgewählten Offizieren und Mannschaften aller Infanterieregimenter der Deutschen Armee (außer der bayrischen) alljährlich im Sommerhalbjahr zu Potsdam formiert wird und dem Zwecke einer Lehrtruppe (s. d.) dient. Das Bataillon besteht für Preußen seit 1819 und trug wesentlich dazu bei, Gleichmäßigkeit in der Exerzierausbildung und dem Dienstbetriebe der preuß. Infanterie zu verbreiten.

Lehrbegriff nennt man in der Theologie das einheitliche Ganze der religiösen Anschauungen und Lehre, teils der einzelnen biblischen Schriftsteller, teils der verschiedenen kirchlichen Konfessionen.

Lehre (in der Baukunst), soviel wie Stichmaß, Richtscheit, Lehrbogen oder Lehrgerüst (s. d.). Insbesondere nennt man L. die bei dem Abstecken eines Gebäudes zur Anlegung der Mauern dienenden, an den Ecken und am Zusammenstoß von Zwischenmauern in dem Erdboden befestigten niedrigen Gerüste, aus zwei senkrechten Pfählen und einer daran genagelten horizontalen Querlatte bestehend, auf welcher die Fluchten für die Ober- und Grundmauern und deren Absätze eingeschnitten werden. Nach Anlegung der Obermauer werden dann die L. entbehrlich und wieder beseitigt. Ferner werden Lehrlatten bei dem Verlegen von Treppen, bei dem Gesimsziehen, Putzen u. s. w. verwendet.

Lehre (frz. jauge, engl. gauge), ein Werkzeug, welches als Normalmaß zur Bestimmung der Form und Größe eines Gegenstandes dient. Man unterscheidet unverstellbare und verstellbare L. Die erstern sind überall da unentbehrlich, wo es sich um die massenhafte Anfertigung gleichartiger Gegenstände handelt. So benutzt man zur Herstellung von Schraubenmuttern Mutterlehren, wie beistehende Fig. 1 eine solche darstellt. Dieselbe ist sehr sorgfältig aus Stahl gearbeitet; die seitlichen Einschnitte gestatten das genaue Anpassen je zweier Seiten von sechseckigen Muttern in den verschiedensten Größen. Ferner hat man in Werkstätten zur genauen Anfertigung von Schraubenbolzen Stahlringe, sog. Kaliber, die ebenfalls sehr exakt gearbeitet sein müssen.

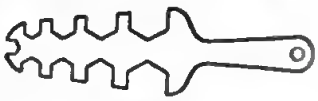


Fig. 1.

Zur Vergleichung und Messung von Drahtstärken bedient man sich der Drahtlehre (s. d.), wie eine solche in Fig. 2 gezeigt ist. Die Drähte werden in den Schlitz gesteckt, worauf man an der Skala, mit welcher jede der nach einer Richtung divergierenden Kanten versehen ist, den Durchmesser des den Schlitz ausfüllenden Drahtes leicht ablesen kann. Eine ähnliche Form haben die Blechlehren (s. d.). Die verstellbaren L., Schublehren, werden meist nur dann gebraucht, wenn es sich um die genaue Herstellung einzelner Werkstücke handelt.

Fig. 2.

Die in Fig. 3 dargestellte Schublehre besteht aus dem Lineal a, der festen Anschlagleiste c und der auf a verschiebbaren Leiste b. In manchen Fällen

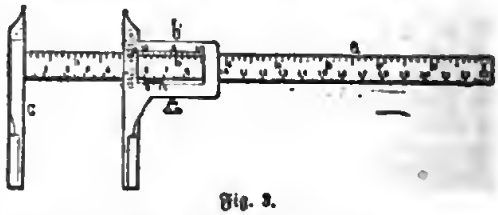


Fig. 3.

ist das Lineal noch mit einer Teilung versehen, um nicht nur das genaue Übertragen einer Dimension von einem Werkstück auf das andere zu ermöglichen, sondern auch die absolute Größe des Maßes ablesen zu können.

Lehrgedicht oder didaktisches Gedicht nennt man eine bereits der Prosa sich zuneigende Dichtungsart in epischer, lyrischer oder dramatischer Form. Während die echte Dichtung Phantasieschöpfung ist, sodaß erst aus der Gestalt der in ihr liegende geistige Gehalt entspringt, geht das L. umgekehrt vom geistigen Gehalt aus und erfindet für diesen erst nachträglich auf dem Wege der Reflexion eine entsprechende poetische Ausgestaltung. Die ursprünglichste Form der Lehrdichtung sind die alten Theogonien und Kosmogonien, wie sie in den ind. Vedas und in der Theogonie Hesiods erhalten sind; sie haben den Zweck der Belehrung, aber Mythe und Dichtung, Phantasie und Reflexion haben sich in ihnen noch nicht gesondert. An diesen alten volkstümlichen Ursprung anklingend ist noch die Fabel (s. d.) und die Spruchpoesie, Gnome (s. d.). Später entsteht sodann die Lehrdichtung über einen bestimmten einzelnen Gegenstand nach fester logischer Ordnung und mit dem ausgesprochenen Zweck absichtlicher Belehrung; sie sucht den Schein des Poetischen zu retten, indem sie durch lebendige Schilderung sich an die Phantasie wendet

oder auch wohl Stimmungen und Stoffe echter Poesie einmischt, aber sie vermag ihren Ursprung aus dem blos Gedachten und Nützlichen doch nie zu überwinden. Noch prosaischer wird das L., wenn es bis zur lehrhaften Anweisung für ein ganz bestimmtes Fach vorschreitet; Anfang und Muster dieser Richtung sind die «Georgica» von Virgil und die «Ars poetica» von Horaz.

Lehrgerüste (Lehrbogenrippen, Bogen- oder Wölbgerüste) sind zur Ausführung von Bogen und Gewölben bestimmte Gerüste, welche die denselben zu gebende Form besitzen und ihnen so lange als Unterstützung dienen, bis sie sich selbständig zu tragen vermögen. Ihre Konstruktion richtet sich daher nach der Schwere und Bestimmung des darauf zu mauernden Bogens oder Gewölbes. Im Hochbau werden sie demzufolge leichter und einfacher konstruiert und bestehen aus einzelnen Lehrbogen (Lehrbügen), die je nach der Bogenform entweder aus einem einzigen Brettstück oder aus mehrern, bogenförmig geschnittenen und nach Art der Bohlenbogen zwei- oder mehrfach übereinander auf Stoß zusammengesetzten Brettstücken gebildet sind. Dieselben kommen bei Bogen nach der Breite derselben, bei Gewölben um 0,85 bis 1,70 m voneinander zu stehen und werden mit schmalen Brettstücken oder Latten, der sog. Schalung, überdeckt.

Im Brückenbau dagegen werden sie entsprechend stärker aus gezimmerten Hölzern, und zwar entweder als stehende oder als gesprengte L. ausgeführt, je nachdem die Stützung vom Boden aus oder nur von den seitlichen Widerlagern (Pfeilern) aus erfolgen kann. Da die L. nach Vollendung des Bogens oder Gewölbes nicht unmittelbar und nur mit großer Vorsicht entfernt werden dürfen, so hat man bei schweren Brückenlehrgerüsten besondere Ausrüstungsvorrichtungen nötig, z. B. Schrauben, Keile, Sandbüchsen u. s. w., welche ein langsames und geringes Senken des L. bezwecken, das noch einige Zeit nach der vollen Belastung des Gewölbes unter demselben verbleibt, bis es bei voller Tragfähigkeit desselben endlich entfernt werden kann.

Lehrhäner, s. unter Bergmann und Häuer.

Lehrinfanteriebataillon, s. Lehrbataillon.

Lehrling ist die Bezeichnung der jungen Leute, die im Handwerks- und im Handelsgewerbe für ihren künftigen Beruf unter der Leitung eines Meisters oder Prinzipals vorgebildet werden. Von den «jugendlichen Arbeitern», wie sie das moderne Fabrikwesen in seinem Gefolge hat, unterscheiden sich die Handwerkslehrlinge namentlich dadurch, daß sie zu den Lehrherren in einem nähern Verhältnisse stehen und letztere eine gewisse moralische Verantwortlichkeit für sie tragen, daß sie nicht nur zu einigen leicht zu erlernenden Hantierungen abgerichtet werden, sondern eine umfassendere Fachbildung erhalten sollen, daß sie häufig gar keinen Lohn erhalten, ja daß sie ihrerseits, was allerdings in der neuern Zeit immer mehr abgekommen ist, dem Lehrherrn ein Lehrgeld bezahlen. Unter der Herrschaft des Zunftwesens war genau für die einzelnen Gewerbe vorgeschrieben, welche Bedingungen für die Einschreibung als L. zu erfüllen seien, wie lange die Lehrzeit dauern sollte, unter welchen Bedingungen die Freisprechung des L., d. h. die Aufnahme desselben als Geselle und die Ausstellung des Lehrbriefs erfolgen sollten u. s. w. In der Verfallzeit der Zünfte knüpften sich an diese Bestimmungen viele Mißbräuche, namentlich zu dem Zwecke, die Konkurrenz im Gewerbe möglichst zurückzuhalten. In der neuern Zeit haben übrigens vielfach die Arbeiter in den Großbetrieben, namentlich z. B. die engl. Gewerkvereine, in gleicher Absicht auf die Einhaltung einer längern Lehrzeit und eine gewisse Beschränkung der Zahl der L. hingewirkt. Seit dem Siege des Prinzips der Gewerbefreiheit ist die Regelung des Lehrlingsverhältnisses im wesentlichen der freien Vereinbarung der Beteiligten überlassen worden; doch tritt in den neuesten Abänderungen der deutschen Gewerbegesetzgebung die Tendenz hervor, den freien Innungen (s. d.) einen maßgebenden Einfluß auf dasselbe zu gewähren.

Die Gewerbeordnung führt im §. 126 die allgemeinen Pflichten des Lehrherrn gegen den L. auf und erklärt im §. 127, daß der L. der väterlichen Zucht des Lehrherrn unterworfen und dem Stellvertreter des letztern gegenüber zur Folgsamkeit verpflichtet sei. Das Lehrverhältnis kann (§. 128), wenn eine längere Frist nicht vereinbart ist, während der ersten vier Wochen nach Beginn der Lehrzeit durch einseitigen Rücktritt aufgelöst werden, nach dieser Probezeit aber ist die Auflösung nur in den in der Gewerbeordnung angegebenen Fällen zulässig. Verläßt der L. widerrechtlich die Lehre, so kann, falls der Lehrvertrag schriftlich geschlossen ist, der Meister ihn durch die Polizeibehörde zur Rückkehr anhalten und sogar zwangsweise zurückführen lassen, zu welchem Zwecke die Polizeibehörde befugt ist, Geldstrafe bis zu 50 Mark oder Haft bis zu 5 Tagen anzudrohen (§. 130). Löst der Lehrherr, weil der L. ihn unbefugt verlassen, das Lehrverhältnis auf, so kann er eine Entschädigung verlangen, für die der Vater des L. und der Arbeitgeber, der ihn verleitet oder unter Kenntnis der Sachlage in Arbeit genommen hat, mithaftet (§. 133). Die L. sind, wie alle Arbeiter unter 21 Jahren (§. 107), zur Führung eines Arbeitsbuchs verpflichtet. Gewerbtreibende, die sich nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden, dürfen keine L. unter 18 Jahren halten (§. 106). Den nach den Bestimmungen der Gewerbeordnung (§§. 97 fg.) konstituierten Innungen ist speziell auch die Aufgabe zugewiesen, für die Regelung des Lehrlingswesens und die technische, gewerbliche und sittliche Ausbildung der L. zu sorgen und ferner gewerbliche Streitigkeiten zwischen ihren Mitgliedern und ihren L. an Stelle der sonst hierzu bestimmten Gemeindebehörden zu entscheiden. Außerdem kann die höhere Verwaltungsbehörde unter gewissen Voraussetzungen bestimmen, daß solche Streitigkeiten auch mit Lehrherren, die nicht zur Innung gehören, der Entscheidung derselben unterstellt werden, und daß von der Innung erlassene Vorschriften über die Regelung des Lehrlingswesens auch für nicht zu derselben gehörende Lehrherren Geltung haben sollen. Zu diesen Bestimmungen des §. 100 e ist 1884 die bereits früher in Vorschlag gebrachte dritte hinzugekommen, daß den nicht zur Innung gehörenden Lehrherren das Recht zum Halten von L. entzogen werden kann. Zu den den Innungen indirekt empfohlenen Einrichtungen gehört namentlich die Veranstaltung von Prüfungen der L. am Schlusse der Lehrzeit und die Erteilung von Lehrbriefen. Diese Prüfungspflicht kann also nach §. 100 e auch auf die L. von nicht zur Innung gehörenden Arbeitgebern ausgedehnt werden, doch wird die Prüfung in diesem Falle von einer Kommission vorgenommen, deren Mitglieder nur zur Hälfte von der

Digitized by Google

Innung und zur andern Hälfte von der Aufsichtsbehörde berufen werden. Die obigen Bestimmungen der Gewerbeordnung haben indes (§. 154) für L. in Apotheken und Handelsgeschäften keine Geltung.

Lehrmittel nennt man alle die Gegenstände, deren sich der Lehrer bedient, um den Zweck des Unterrichts zu erreichen. Es gehören dazu die Lese- und Rechenmaschinen, die Wandtafeln, die Lehrer- und Schülerbibliotheken, die Sammlungen für den naturgeschichtlichen und geschichtlichen, die Apparate für den physikalischen und chemischen, die Landkarten, Tellurien und Abbildungen für den geographischen, die Modelle und Vorlagen für den Zeichenunterricht, die Werkzeuge und Materialien der Schulwerkstätten, in welchen die Kinder allerhand Arbeiten fertigen lernen u. s. w. Das Feld der L. ist in neuester Zeit sehr glücklich bebaut worden und die mit den pädagogischen Versammlungen verbundenen **Lehrmittelausstellungen** weisen vortreffliche, praktische und einflußreiche Gegenstände auf. Unter den permanenten Lehrmittelausstellungen ragt vor allen Dingen das württemb. Musterlager in Stuttgart hervor.

Lehrs (Karl), Philolog, geb. 14. Jan. 1802 zu Königsberg als Sohn eines jüd. Kaufmanns, trat während der Studienzeit zu Königsberg zum Christentum über und übernahm 1823 eine Vertretung am Gymnasium zu Danzig. Er kam 1824 nach Marienwerder und folgte 1825 einem Rufe als Oberlehrer am Friedrichskollegium in Königsberg; 1831 wurde er zugleich Privatdocent, 1835 außerord., 1845 ord. Professor an der Universität. Er starb 9. Juni 1878 zu Königsberg.

Seine vorzüglichsten Werke sind: «De Aristarchi studiis Homericis» (Königsb. 1833; 3. Aufl. 1882), «Quaestiones epicae» (Königsb. 1837), «Herodiani tria scripta minora» (Königsb. 1848), «Populäre Aufsätze» (2. Aufl., Lpz. 1875). Vgl. Kammer, «Karl L.» (Berl. 1879).

Lehrsatz oder Theorem (theorema) nennt man im System der Erkenntnisse einen Satz, welcher aus den Grundsätzen einer Wissenschaft erwiesen oder bewiesen, d. h. durch Schlüsse abgeleitet ist. So sind z. B. alle Sätze der Arithmetik und Geometrie, die Axiome und Grundsätze ausgenommen, Lehrsätze, weil sie sich durch lückenlose Folgerungen und Beweise aus jenen ableiten lassen. In den empirischen Wissenschaften nennt man Lehrsätze auch solche Sätze, die sich durch eine Anzahl von übereinstimmenden Thatsachen belegen lassen.

Lehrschmieden dienen zur Ausbildung von Beschlag- und Zahnenschmieden aus dem Stande der Unteroffiziere und Gemeinen der berittenen Truppenteile, um zunächst für letztere geeignete Hufschmiede zu gewinnen und um die Kenntnis eines rationellen Verfahrens beim Hufbeschlag im ganzen Lande zu verbreiten. In Deutschland bestehen L. in Berlin, Breslau, Königsberg i. Pr., Gottesaue (bei Karlsruhe in Baden), München, Dresden. Die preußischen L. stehen unter der Inspektion des Militärveterinärwesens, jede einzelne hat einen Rittmeister als militärischen und einen Oberroßarzt als technischen Vorstand.

Lehrte, Dorf im Kreise Celle der Landdrostei Lüneburg der preuß. Provinz Hannover, in flacher Gegend an der Grenze der Lüneburger Heide, zählt (1880) 2854 meist prot. E., hat Wollspinnerei, Fabriken für homöopathische Mittel, Thonwaren, Kunstdünger und Schwefelsäure, und ist wichtig als Knotenpunkt der Linien Wolfsburg-Hannover-Rheine, L.-Harburg, L.-Nordstemmen und Berlin-L. der Preußischen Staatsbahnen.

Lehrtruppen bezwecken bei größern Armeen eine Gleichmäßigkeit in der Exerzierausbildung und in dem innern Dienstbetriebe zu erzielen, die trotz genauer Vorschriften bei den auf weite Gebiete verteilten Truppen schwer aufrecht zu erhalten ist. Demgemäß werden die L. aus ausgewählten Offizieren und Mannschaften der einzelnen Truppenteile zeitweilig gebildet, die demnächst in ihren Verbänden als Instrukteure aufzutreten und die empfangenen Lehren weiter zu verbreiten haben. Das in Preußen bestehende Lehrinfanteriebataillon gehört in die Kategorie der L., ebenso gehörten in Rußland das Lehrinfanteriebataillon, die Kavallerielehreskadron, die Lehrfußbatterie, die Lehr-Reitende Batterie und die kaukasische Lehrkompagnie in die gleiche Kategorie. Die russischen L. wurden 1882 aufgehoben und durch die Offizierschießschule, die Offizierkavallerieschule und die Offizierartillerieschießschule mit ähnlichen, aber vorzugsweise auf Offiziere berechneten Zwecken ersetzt.

Lehrwerkstätten heißen Werkstätten, in denen eine größere Anzahl von Lehrlingen von einem erfahrenen Fachmanne eine schulmäßige, rationelle Unterweisung in der Praxis ihres Handwerksbetriebs erhalten. Für das gewöhnliche Handwerk dürfte indes keinenfalls an eine vollständige Ersetzung der Werkstattlehre durch einen solchen Unterricht die Rede sein. Denn der Handwerkslehrling hat sich nicht nur Fertigkeiten anzueignen, sondern auch an strenge, harte Arbeit zu gewöhnen und die rauhe Seite des praktischen Lebens kennen zu lernen, das ihm voraussichtlich bevorsteht. Daher kann für diese Kreise die L. nur eine Ergänzung der Werkstattlehre bilden, etwa in der Art, daß die Lehrlinge wöchentlich einige Stunden in derselben versammelt werden, um neben ihrer sonstigen praktischen Thätigkeit eine mehr systematische Anweisung zu erhalten. Solche Versuche sind in mehrern österr. und preuß. Städten nicht ohne Erfolg gemacht worden. Eine andere Bedeutung haben die L. für den Großbetrieb, der handwerksmäßig geschulter Arbeiter bedarf. Für diesen muß es sich bald als zweckmäßig herausstellen, seine Arbeiter selbst heranzubilden, statt sie aus den Lehrlingen des Kleingewerbes herüberzunehmen, und naturgemäß wird sich dann auch für diese Schulung das Prinzip der Arbeitsteilung und somit die besondere L. empfehlen. So haben die preuß. und die bad. Staatseisenbahnverwaltung im Anschluß an ihre Hauptwerkstätten L. errichtet für Schlosserei, Schmiederei u. s. w. Die Lehrlinge erhalten von Anfang an einen Lohn, der während der vierjährigen Lehrzeit alljährlich steigt. Einen einigermaßen verschiedenen Charakter tragen wieder solche Anstalten, deren Schüler sich eine höhere kunstgewerbliche oder technische Ausbildung durch praktische Übung aneignen sollen, wie die Schnitzereischulen, Uhrmacherschulen, Webeschulen u. s. w. Endlich sind auch noch solche Lehrlingsschulen zu unterscheiden, welche neben einem allgemein bildenden und theoretischen Unterricht noch einen mehr oder weniger spezialisierten Handfertigkeitsunterricht erteilen.

Leibbataillon, s. unter Leibtruppen.

Leibbürgen, s. Gesseln.

Leibeigenschaft bestand darin, daß jemand nebst seinen Nachkommen einem Herrn zu Diensten

und Abgaben, am häufigsten in Rücksicht auf ein Grundstück, dessen Benutzung und Bewirtschaftung ihm zustand, verpflichtet war. Die L. entstand durch Geburt, wobei das Kind dem Stande der Mutter folgte, durch Verheiratung und durch freiwillige Ergebung; zuweilen hatte sie auch in Territorien, wo das Landrecht dieses Zwangsmittel zur Verfügung stellte («wo die Luft eigen machte»), ihren Grund in der Bestrafung von Landstreichern (Wildfängen) durch Festhaltung mittels der Unfreiheit. Die Leibeigenen hießen Eigene, Hauseigene, Bluteigene, Eigenbehörige, Gutseigene und Eigenarme, der Herr des Leibeigenen der Erb- oder Leibherr. Unter den Deutschen, sowie auch unter andern Nationen entstanden die Leibeigenen ursprünglich aus den Gefangenen, die man im Kriege machte, und aus käuflich erworbenen fremden Sklaven, denen man meistens Land unter der Bedingung zuteilte, daß sie Fronen und Zinsen leisteten. Indessen traten auch freiwillige Ansiedler, denen man dafür Land überließ, vertragsweise in dieses Verhältnis, das außerdem in der Vorzeit besiegten Stämmen vielfach aufgezwungen ward. Infolge der L. durfte der Leibeigene weder den ihm anvertrauten Hof noch seinen Wohnort verlassen, und der Herr konnte ihn zurückfordern, wenn er sich in ein Verhältnis begab, das ihn unfähig machte, seine Pflicht zu erfüllen. Seine Kinder konnten ohne Einwilligung des Leibherrn keine andere Lebensart wählen als die, worin sie geboren waren. Kein Leibeigener und keine Leibeigene durfte sich ohne Vorwissen des Erbherrn verehelichen, und für die Einwilligung des letztern mußte noch überdies der Bedemund (Frauenzins, Klauenthaler, Hemdschilling, Busengeld oder Busenhuhn) entweder in Geld oder in natura entrichtet werden. Der Leibeigene war körperlichen Strafen und Züchtigungen unterworfen, konnte von dem Herrn von seinem Gute vertrieben werden (was man Abäußerung oder Abmeierung nannte), mußte die auf seiner Person haftenden ungemessenen Zinsen und Dienste und den Eid der Unterthänigkeit (Erbeid) leisten. Er konnte auch in den Staaten, wo die L. in ihrer ganzen Strenge herrschte, auf den Todesfall über seinen Nachlaß nichts anordnen, da alles dem Leibherrn gehörte, während in manchen Provinzen der Leibherr nur einen Teil aus dem Nachlasse des Leibeigenen erhielt. Im übrigen aber waren die Leibeigenen nicht etwa den Sklaven gleichzuachten. Sie standen unter den Gerichten, konnten Vermögen erwerben, hatten Familienrechte, konnten Prozesse führen, Zeugnis ablegen u. s. w. Auch mußte der Herr für ihren Unterhalt sorgen, wenn sie sich nicht selbst ernähren konnten.

Nach den Graden der Strenge unterschied man die strengste L., wie sie in Deutschland nur in den ehemaligen wendischen Landen, z. B. der Lausitz, Pommern und Mecklenburg, und in Holstein vorkam; die mittlere L. bei den Eigenhörigen in Westfalen und einigen angrenzenden Ländern (s. Hörigkeit), und die gelindeste, auch Erbunterthänigkeit genannt, welche z. B. in der sächs. Oberlausitz aus den Zeiten der böhm. Herrschaft mit herübergekommen und unter den Schutz des von den dortigen Ständen fest behaupteten Provinzialrechts gestellt war. Die härteste L. bestand in Holstein und Mecklenburg, in welchem erstern Lande sie sich erst nach 1597 ausbildete, während sie früher gar nicht vorhanden war. Die L. wurde durch Freilassung aufgehoben, wofür der Leibeigene seinem Herrn eine gewisse Summe, das Freikaufsgeld, zu bezahlen hatte. Die Freilassung war entweder eine freiwillige und stützte sich dann auf einen Vertrag, oder eine gezwungene, die durch die Obrigkeit erfolgte, wenn z. B. der Herr den Leibeigenen mißhandelte, bei welcher letztern auch das Freikaufsrecht wegfiel. Seit dem Ende des 18. Jahrh. ist die Freilassung in den einzelnen deutschen Staaten durch Gesetze erfolgt, und zwar teils so, daß der Herr für alle hinweggefallenen Rechte entschädigt wurde, teils so, daß die persönlichen Folgen der L. ohne Entschädigung verschwanden. Die letzten Reste der L. in Deutschland wurden 1832 in der sächs. Oberlausitz und 1848 in den österr. Ländern getilgt; in Sardinien schon 1771, in Dänemark seit 1800.

In Rußland hob bereits der Kaiser Alexander I. die L. in Livland und Estland auf; doch stellten sich der Abschaffung dieses Verhältnisses im ganzen Russischen Reiche noch Hindernisse und Bedenken entgegen, und man begnügte sich zunächst mit einer Milderung und gesetzlichen Beschränkung. So kam es, daß das russ. Volk, der gemeine Mann, d. h. der Bebauer des Feldes, der Viehzüchter, Holzhauer, Kleinkrämer, Zimmermann, Maurer und gemeine Handwerker, die Dienerschaft in hundert Abstufungen, als Kutscher, Vorreiter, Kammerdiener und das Heer in den niedern Graden zum größten Teile dem Stande der Leibeigenen angehörten. Hierbei ist indes noch hervorzuheben, daß viele Grundbesitzer patriarchalische Beziehungen zu ihren Leibeigenen unterhielten, einzelne derselben wissenschaftlich ausbilden ließen und stolz darauf waren, reiche Kapitalisten und selbst Künstler unter ihnen zu besitzen. Viele Leibeigene arbeiteten auf eigene Rechnung oft in entlegenen Gegenden und gaben dem Herrn nur einen geringen Teil ihres Erwerbs als sog. Obrok ab. Auch hatte ein Adelsmarschall in jedem Kreise zufolge einer Bestimmung des Kaisers Nikolaus ihre Rechte wahrzunehmen und sie gegen grobe Mißhandlungen zu schützen. Immer aber war der Grad ihrer Abhängigkeit durch die Humanität oder Tyrannei des Gebieters bedingt, und nur eine Macht stand demselben entschieden nicht mehr zu, nämlich die, sie willkürlich wegzuverkaufen und die Bande der Ehe zu lösen. Der Leibeigene war an sein Grundstück gebunden und nur mit demselben veräußerlich. Die endliche Freigebung der Leibeigenen erfolgte durch Manifest des Kaisers Alexander II. vom 15. Febr. 1861. Seitdem beschäftigt sich Rußland mit der weitern Durchführung dieses humanen Gedankens. Die Umwandlung des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Einzelbesitz, die heftig bekämpft worden ist, wurde erst angebahnt. (S. Rußland.)

Vgl. Sugenheim, «Geschichte der Aufhebung der L. und Hörigkeit in Europa bis um die Mitte des 19. Jahrh.» (Petersb. 1861); Engelmann, «Die L. in Rußland» (Lpz. 1884).

Leibeserben, s. Vormundschaft.

Leibesfrucht, s. Embryo.

Leibeskadron, s. unter Leibtruppen.

Leibesübungen, s. Gymnastik und Turnen.

Leibgarde ist die seit dem Ende des 15. Jahrh. üblich gewordene Benennung der zum Schutze und der persönlichen Verteidigung des Fürsten bestimmten Truppe. Derartige Leibwachen haben zu allen Zeiten bestanden, bei den pers. Königen und deren Satrapen waren es deren Haustruppen, in der

röm. Kaiserzeit die Prätorianer, bei den oström. Kaisern die Palatinarier und Scholarier, bei den türk. Sultanen die Mameluken, bei den russ. Zaren die Strelitzen, im Mittelalter die Gefolgschaften der großen Lehnsherren, in der Landsknechtszeit die Trabanten. In Frankreich wurden unter Karl VIII. und Ludwig XII. die Schweizergarde und Garde du Corps errichtet, und im 17. Jahrh. stellten fast alle Fürsten L. als stehende Truppen nach franz. Muster auf, welche im Frieden den Sicherheits- und Ehrendienst bei der Person des Fürsten ausübten und im Kriege dessen Bedeckung bildeten. Die Stärke der L. war deshalb anfänglich gering, wurde jedoch später erhöht. Damit ergab sich auch eine erweiterte Bestimmung derselben, im Kriege als Kerntruppe zur Schlachtenentscheidung mitzuwirken. (S. Garden, Leibtruppen und Maison du Roi.) Die franz. Garde du Corps wurde 1440 errichtet und durch die Revolution wieder aufgelöst, 1815 wieder errichtet und 1830 aufgelöst. Napoleon III. errichtete die Centgardes. In Brandenburg-Preußen wurde 1542 die Trabantengarde zu Fuß errichtet, 1571 die L. der einspännigen Knechte zu Roß, welche der Große Kurfürst sehr vermehrte und Kurfürst Friedrich III. 1692 Garde du Corps benannte. Diese löste König Friedrich Wilhelm I. 1713 auf, doch errichtete König Friedrich d. Gr. dieselbe 1740 wieder. Jetzt bestehen in Deutschland an wirklichen L. nur noch die preuß. Schloßgardekompagnie, die bayr. Hartschierenleibgarde, die württemb. Schloßgardekompagnie und die hess. Gardeunteroffizierkompagnie. In Österreich-Ungarn sind die königlich-kaiserlichen L., die Hofburgwache und die königlich ungar. Kronwache, in Rußland die Kompagnie der Palastgrenadiere und der Convoi des Kaisers, in England die Yeomen of Queen's Guard und die Gentlemen at Arms, am päpstl. Hofe die Schweizergarde, Nobelgarde und Schloßgarde, in Spanien die Monteros de Espinosa, die Alabarderos und die L. zu Pferd als noch jetzt bestehende wirkliche L. zu nennen.

Leibgarde-Kosaken heißen die dem russ. Gardekorps zugehörenden Kosakentruppen. Es sind dies vom donischen Heere zwei berittene Regimenter (Sr. Majestät Leibgarde-Kosakenregiment und das Atamansche Leibgarde-Kosakenregiment), welche im Frieden nur je zwei Schwadronen stark sind, im Kriege jedoch je sechs Schwadronen zählen und durch eln im donischen Lande bei der Mobilmachung aufzustellendes Leibgarde-Ersatzregiment von sechs Schwadronen verstärkt werden, nebst einer Leibgarde-Kosakenbatterie von sechs Geschützen. Das Uralheer stellt im Frieden eine, im Kriege zwei Leibgarde-Kosakenschwadronen, das Kubanheer und Terekheer je zwei Schwadronen zu Sr. Majestät eigenem Convoi, der Leibwache des Zaren (sog. Tscherkessen), von denen im Frieden nur je eine Schwadron zum Dienste berufen ist. Die L. des donischen und Uralheeres sind in Bezug auf Ausrüstung, Bewaffnung und militärische Ausbildung zu den regulären Truppen zu zählen, die Batterie ist, wie alle Kosakenbatterien, eine reitende.

Leibgarde-Reiterеskadron heißt in Österreich-Ungarn eine zu den k. k. Garden gehörige, aus Unteroffizieren bestehende Reitertruppe, welche im Felde dem Hauptquartier zugeteilt wird.

Leibgedinge, Leibgut oder Leibzucht nennt man im allgemeinen ein nur für das Leben eines Menschen bedungenes Verhältnis, eine Nutznießung, Rente u. s. w., insbesondere als Wittum (dotalitium, douaire), das einer Witwe nach manchen deutschen Partikularrechten und Statuten zustehende Recht, nach ihres Mannes Tode aus dessen Gütern gewisse lebenslängliche Renten, meist die vierfachen Zinsen ihrer eingebrachten Mitgift, zu genießen. Oft wird der Witwe ein Grundstück zum L. angewiesen, wovon sie den Nießbrauch hat, und das Leibgeding, als ohne Rücksicht auf etwaige Wiederverheiratung eingeräumter Nießbrauch, dem Wittum als dem nur für die Zeit des Witwenstandes eingeräumten, mit der Wiederverheiratung erlöschenden Nießbrauch entgegengesetzt. Das L. ist vielfach durch Erweiterung der Erbrechte der Ehefrauen verdrängt worden.

Leibitz, Stadt im Zipser Komitat in Ungarn, 14 km nordwestlich von Leutschau, mit (1880) 3084 E., Deutsche und Slowaken, worunter viele Leine- und Tuchweber, hat reichliche Produktion an Erbsen und Flachs. Etwa 6 km östlich liegt das kalte Schwefelbad Leibitzfürdö.

Leibkompagnien, s. unter Leibtruppen.

Leibnitz, Marktflecken in Steiermark, am Zusammenfluß der Laßnitz und Sulm, 25 km im NNW. von Marburg, Station der Linie Wien-Triest der Österreichischen Südbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 2241, als Gemeinde 3624 E., ist seit dem Brande 1829 neu und schön gebaut und hat eine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen und eine Zündwarenfabrik, sowie regen Handel. In den Türkenkriegen war das Leibnitzer Feld wiederholt der Schauplatz blutiger Katastrophen. Auf der Halbinsel zwischen Sulm und Mur, dem Leibnitzer Feld, stand einst das röm. Flavium Solvense (auch Flavia Solva); zahlreiche röm. Altertümer wurden dort gefunden.

Leibniz (Gottfr. Wilh., Freiherr von), einer der größten Gelehrten und scharfsinnigsten Philosophen aller Zeiten, wurde 6. Juli 1646 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor der Rechte war. Schon im 15. Jahre bezog er die Universität; er hatte die Jurisprudenz als Berufswissenschaft gewählt, aber frühzeitig zog ihn unter seinen vielseitigen Studien besonders die Philosophie an. Bereits 1663, noch vor seinem Abgange auf die Universität zu Jena, schrieb er die von einer genauen Kenntnis der scholastischen Philosophie zeugende Abhandlung «De principio individui» (wieder herausg. von Guhrauer, Bresl. 1837), in welcher er sich für den Nominalismus erklärte. In Jena wirkte besonders der Unterricht des Philosophen und Mathematikers Erh. Weigel anregend auf ihn ein. Obwohl er nach der Rückkehr in seine Vaterstadt durch die Abhandlungen «Specimen difficultatis in jure» (1664), «De conditionibus» (1665) und «De arte combinatoria» (1666) glänzende Proben seines Scharfsinns und seiner Kenntnisse gab, wurde ihm doch wegen Mißwollen der ältern Glieder des Spruchkollegiums, die seine große Jugend zum Vorwande nahmen, die jurist. Doktorwürde verweigert. Er verließ deshalb seine Vaterstadt, um nie dahin zurückzukehren, und promovierte in Altdorf mit der Abhandlung «De casibus perplexis in jure» (1666). Im J. 1667 lernte er in Nürnberg den Baron J. Chr. von Boyneburg kennen, welcher, früher Minister des Kurfürsten von Mainz, damals in der Zurückgezogenheit lebte. Mit diesem ging er nach Frankfurt und von hier nach Mainz, wo er sich dem Kurfürsten Joh. Philipp von Schönborn durch die

ihm gewidmete reformatorische Abhandlung «Methodus nova docendae discendaeque jurisprudentiae» (1668) empfahl. Gleichzeitig beschäftigte ihn die Herausgabe von Nizolius' Schrift «De veris principiis» (Frankf. 1670). Auch arbeitete L. für Boyneburg mehrere publizistische Schriften aus. So 1669 bei Boyneburgs Gesandtschaft nach Polen das «Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo» und ebenso, als die ehrgeizigen Pläne Ludwigs XIV. Deutschland immer mehr bedrohten, das «Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reiche auf festen Fuß zu stellen». Namentlich gehört ihm das Projekt, Ludwigs XIV. Ehrgeiz von Deutschland auf Ägypten abzulenken. Er wurde 1672, obgleich Protestant, zum Rat beim höchsten Gericht des Kurfürsten ernannt und ging dann, angeblich als Führer des jungen Boyneburg, nach Paris, wo er für Ludwig XIV. das «Consilium Aegyptiacum» schrieb. Jener polit. Plan L.' in Bezug auf Ägypten scheiterte zwar, doch blieb sein Aufenthalt in Paris, von wo aus er auch London besuchte, von großem Einfluß auf seine wissenschaftliche Ausbildung. Durch die persönliche Bekanntschaft mit Arnauld, Tschirnhausen, Huyghens, Boyle, Oldenburg und Newton, seinem nachherigen Nebenbuhler, wurde er namentlich auf tiefere mathem. Studien geführt, deren glänzendes Resultat die große Erfindung der Differentialrechnung (s. d.) war. Das Anerbieten, der pariser Akademie als Pensionär beizutreten, schlug er aus, weil es an die Bedingung des Übertritts zum Katholizismus geknüpft war. (Vgl. Kirchner, «L.' Stellung zur kath. Kirche», Lpz. 1874.) Dagegen erhielt er von dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg eine Ratsstelle mit Pension und der Erlaubnis willkürlicher Verlängerung seines Aufenthalts im Auslande. Im J. 1676 folgte er dem Ruf als Bibliothekar und Rat des Herzogs von Hannover.

In Hannover, wo er nun bis an das Ende seines Lebens blieb, eröffnete sich ihm ein überaus vielseitiger und umfassender Geschäftskreis. So nahm er z. B. an den Verhandlungen des Nimwegener Friedens durch die Schrift «Caesarini Furstenerii de jure suprematus ac legationis principum Germaniae» (1677) teil. Später wurde er beauftragt, die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben, und reiste deshalb, um die nötigen Urkunden zu sammeln, 1687 nach Wien und Italien. Die Früchte dieser umfassenden histor. Arbeiten waren der «Codex juris gentium diplomaticus» (2 Bde., Hannov. 1693—1700), die «Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes» (3 Bde., Hannov. 1707—11), die «Accessiones historicae» (2 Bde., Lpz. u. Hannov. 1698—1700) und endlich die «Annales imperii occidentis Brunsvicensis», die erst Pertz aus L.' Handschrift herausgegeben hat (2 Bde., Hannov. 1843—45). Damit verband er etymolog. Forschungen («Collectanea etymologica», Hannov. 1717), für welche er seine durch die Jesuiten bis nach China reichenden Verbindungen benutzte. Sein durch die Verwandtschaft der Häuser Hannover und Brandenburg unterstützter Einfluß machte es ihm möglich, in Berlin durch Friedrich I. 1700 eine Akademie der Wissenschaften zu stiften, deren erster Präsident er war. Etwas Ähnliches versuchte er ohne Erfolg in Dresden, ebenso in Wien; seine Bemühungen, durch seinen Einfluß auf Peter d. Gr., in Petersburg eine Akademie zu gründen, führten erst nach seinem Tode zum Erfolg. Gleichzeitig mit seinen histor. Arbeiten beschäftigte er sich eifrig mit dem durch die damaligen Verhältnisse begünstigten Plane einer Vereinigung der prot. und kath. Kirche, für welche sich der Herzog von Hannover, Ernst August, sehr interessierte. Er korrespondierte darüber bis 1694 mit Pelisson und Bossuet und entwarf ein konziliatorisches «Systema theologicum» (zuerst gedruckt Par. 1819; deutsch von Räß und Weis, Mainz 1820; franz. von Broglie, Par. 1846). Sein persönlicher Ruhm hatte sich so ausgebreitet, daß er sich die letzten Jahre seines Lebens mit Ehren und äußern Vorteilen überhäuft sah. Er wurde nicht nur in Hannover zum Geh. Justizrat und Historiographen, sondern auch von Wien aus zum Freiherrn und Reichshofrat mit 2000 Fl. Pension ernannt. Ebenso gab ihm Peter d. Gr., mit dem er 1711 eine Zusammenkunft in Torgau hatte, den Titel eines Geheimrats und einen Jahrgehalt von 1000 Rubeln. Vgl. Guerrier, «L. in seinen Beziehungen zu Rußland und Peter d. Gr.» (Lpz. 1873). Nur die Streitigkeiten mit Newtons Anhängern über die Priorität der Erfindung der Differentialrechnung, über welche die königl. Societät zu London ein keineswegs unparteiisches Urteil sprach, trübten sein höheres Alter. (Vgl. «Commercium epistolicum Dr. J. Collins et aliorum de analysi promota jussu regiae societatis in lucem editum», Lond. 1712.) L. starb einsam und verlassen zu Hannover 14. Nov. 1716. Sein Denkmal am Waterlooplatze in Hannover trägt am Fries der Kuppel die Inschrift: «Genio Leibnitii». In seiner Vaterstadt Leipzig wurde ihm eine Bronzestatue, modelliert von Hähnel, gegossen von Lenz in Nürnberg, errichtet und 25. Okt. 1883 enthüllt. Das Haus in Hannover, wo L. starb, kaufte 1844 König Ernst August, um es vor dem Niederreißen zu bewahren.

L. arbeitete mit erstaunlicher Leichtigkeit. Seine Schriften sind oft Muster weltmännischer Feinheit; jedoch hat man ihm Zorn, Geldliebe und Eitelkeit zum Vorwurf gemacht. Sein Hauswesen vernachlässigte er; verheiratet war er nie. Vgl. über sein Leben, außer den ältern Schriften von Fontenelle (1716), Bailly (1769), J. G. von Eccard (1779), Jaucourt (1757), Kästner (1769) u. a., besonders Guhrauer, «L. Eine Biographie» (2 Bde., Bresl. 1842; mit Nachträgen 1846; englisch von Mackie, Boston 1845); ferner Pfleiderer, «L. als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger» (Lpz. 1870), und Kirchner, «L. Sein Leben und Denken» (Köthen 1877). Der ausgedehnte Briefwechsel, in welchem L. stand, ist zum Teil veröffentlicht worden, so der mit dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfeld (Kempen 1874), der mit der Kurfürstin Sophie von Braunschweig-Lüneburg (franz., Hannov. 1874) und der mit dem Minister von Bernstorff (von Döbner, Hannov. 1882). Vgl. auch Foucher de Careil, «L. et les deux Sophies» (Par. 1876). Nach dem Gesagten ist es kaum zu verwundern, daß L. kein einzelnes Werk hinterlassen hat, dessen innere Vollendung der Größe seines Geistes entspräche. Seine meisten wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich die mathematischen und philosophischen, sind kurze Aufsätze, die er in Zeitschriften, wie den «Acta eruditorum», «Miscellanea Berolinensia», «Journal de Trévoux» und «Journal des savants», veröffentlichte; vieles sprach er nur ganz gelegentlich in seinen überaus zahlreichen Briefen aus.

Gesammelt wurden dieselben von Kortholt (4 Bde., Lpz. 1734—42), Gruber (2 Bde., Hannov. u. Gött. 1745), Michaelis (Gött. 1755), Veesemeyer (Nürnb. 1788), Feder (Hannov. 1815) und Cousin im «Journal des savants» (1844). Unter seinen philos. Schriften sind nur zwei von größerm Umfang, der «Essai de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal» (2 Bde., Amsterd. 1710; herausg. von Jaucourt, 2 Bde., Amsterd. 1847; lat., Tüb. 1771; deutsch, Mainz 1820) und die gegen Locke gerichteten «Nouveaux essais sur l'entendement humain» (deutsch von Schaarschmidt, Berl. 1874), die erst 50 Jahre nach L.' Tode von Raspe in den «Oeuvres philosophiques de feu Mr. L.» (Amsterd. u. Lpz. 1765) herausgegeben wurden. Die erste, namentlich durch Ausschluß der von Raspe herausgegebenen noch unvollständigen Sammlung seiner Werke veranstaltete Dutens (6 Bde., Genf 1768), eine Ausgabe von «L.' deutschen Schriften» Guhrauer (2 Bde., Berl. 1838—40), der sämtlichen philos. Schriften Erdmann (Berl. 1840). Die umfassendste Sammlung seiner philos. Schriften ist diejenige von Gerhardt (in 2 Abteil., Korrespondenz und Abhandlungen, zu je drei Bänden, Lpz. 1875 fg.). Sie ist ein Teil der nach Originalmanuskripten gedruckten Gesamtausgabe, welche G. H. Pertz im Verein mit Grotefend und Gerhardt (seit 1843) begann; eine andere Gesamtausgabe wurde von Onno Klopp (Bd. 1—11, Hannov. 1863—84), eine dritte von Foucher de Careil (Par. 1860 fg.) unternommen.

L.' Bedeutung als Philosoph beruht auf seinem mit umfassender wissenschaftlicher Bildung durchgeführten Versuche, die mechanistische Naturerklärung, welche der exakten, wesentlich mathematisch beeinflußten Forschung seiner Zeit eigen war und ihren philos. Ausdruck in Descartes gefunden hatte, mit den reinsten und edelsten Überzeugungen des religiösen Glaubens zu versöhnen, und als das Mittelglied dazu dienten ihm die teleologischen Gesichtspunkte, welche er teils seiner genauen Kenntnis der antiken Philosophie, vor allem des platonischen und des aristotelischen Systems, teils einem eingehenden Studium der Werke des genialen Giordano Bruno (s. d.) verdankte. In der Grundüberzeugung, daß der für alles Geschehene ausnahmslos gültige causale Mechanismus nur die Erscheinungsform eines innerlichst lebensvollen und zweckmäßig organischen Weltprozesses sei, setzte er an Stelle der toten, nur das Objekt der Bewegung bildenden Atome seine «Monaden», lebendige, einfache Substanzen, welche er als «vorstellende Kräfte» bezeichnete: so bildete er den Mechanismus in Dynamismus, den Materialismus in Idealismus um. Die Einheit dieser selbständigen Substanzen sucht L. dadurch zu ergründen, daß er annimmt, der Vorstellungsinhalt jeder Monade sei die Gesamtheit aller übrigen, und um diese Grundidee durchzuführen, bezeichnet er als den einzigen wesentlichen Unterschied unter den Monaden denjenigen der Klarheit und Deutlichkeit ihrer Vorstellungen: die niedrigsten Monaden, welche dem entsprechen, was wir Materie oder physik. Atome nennen, haben nur unklare und verworrene, die höchste Monade, die Gottheit, nur klare und deutliche Vorstellungen: der Mensch, auf einer der zahllosen Mittelstufen befindlich, hat in seiner sinnlichen Empfänglichkeit die unklaren und verworrenen, in seiner vernünftigen Erkenntnis die klaren und deutlichen Vorstellungen. So knüpft L. seine Erkenntnistheorie an seine Metaphysik: dem Wesen der menschlichen Monaden entspricht es, gleichmäßig der Erfahrung und dem reinen Verstandesdenken zu folgen; so sehr deshalb L. die ruhige Besonnenheit des Lockeschen Empirismus anerkennt und ihm beitritt, so erhebt er sich andererseits darüber durch die Lehre, daß die Verknüpfung der durch die Erfahrung gewonnenen Thatsachen nur nach den Gesetzen des selbständigen Intellekts erfolgt und daß in diesen die ewigen Wahrheiten gegeben sind. Für sie gilt als Grundprinzip der Satz des Widerspruchs (s. d.), während die Erfahrungserkenntnis auf demjenigen der Causalität (s. d.) beruht. Da aber die Monaden als wahre Substanzen die Einwirkung aufeinander, den influxus physicus, nicht zulassen, so ist die gewöhnliche Auffassung des causalen Verhältnisses von Thun und Leiden nur Schein: in Wahrheit entwickelt sich jede Monade nur innerhalb ihrer selbst, d. h. sie produziert vermöge ihrer Tendenz, von einer Vorstellung zur andern fortzuschreiten, welche wir Begehrung nennen, immer neue Vorstellungen, und jener Schein des Aufeinanderwirkens entsteht nur dadurch, daß eben in allen Monaden sich innerhalb der Vorstellungen überall derselbe Weltprozeß abspielt, weil jede in jedem Augenblicke alle übrigen vorstellt.

Diese Hypothese nannte L. das System der prästabilierten Harmonie. Dasselbe setzt, da jede zufällige oder willkürliche Abweichung diese Übereinstimmung aller Monaden stören würde, die absolute Notwendigkeit alles Geschehens in allen Monaden und somit in Rücksicht auf die Entschließungen des menschlichen Willen den vollen Determinismus (s. d.) voraus, welchen L. auch annahm, aber durch mehr oder minder sophistische Unterscheidungen mit einer modifizierten Freiheitslehre in Einklang zu bringen suchte. In anthropol. Beziehung führt das System der prästabilierten Harmonie zu dem Ergebnis, daß die Seele als die Centralmonade des Körpers aufzufassen sei, in welcher die den Körper konstituierenden Monaden klar und deutlich vorgestellt werden, und daß von einem Einfluß des Leibes auf die Seele und umgekehrt keine Rede sein konnte, ihr Zusammenhang vielmehr eben nur in dem parallelen Abfluß des Geschehens in der Seele und im Körper gesucht werden durfte. Dem Raum und der Zeit mußte in dieser Lehre der Charakter selbständiger Realität abgesprochen und sie konnten nur für Verhältnisse der Monaden und ihrer Vorstellungen angesehen werden. Den Lebensgrund schließlich aller endlichen Monaden bildet die unendliche Centralmonade der Welt, die Gottheit. Für ihre Allgüte, Allweisheit und Allmacht, vermöge deren sie die vollkommenste Welt habe wollen, erdenken und schaffen müssen, macht L. in seiner Theodicee sozusagen die Rechenprobe, welche sich jedoch darauf beschränkt, an Stelle des Nachweises der Vollkommenheit der bestehenden Welt darzuthun, daß dieselbe unter den möglichen die beste war, daß mit der Endlichkeit der einzelnen Monaden, dem metaphysischen Übel, auch das moralische und in dessen Konsequenz das physische Übel notwendig gewesen seien, daß aber alle diese endlichen Mängel in der unendlichen Harmonie des Weltganzen sich auflösten und verschwänden. So ist L. der ausgesprochene Vertreter eines bedingungslosen Optimismus.

Diese großartig angelegte, tief durchdachte Weltauffassung hat die Gedanken der deutschen Aufklärungsepoche des 18. Jahrh. bis zu Kant hin beherrscht; vermöge ihrer außerordentlich glücklichen Vielseitigkeit und Anpassungsfähigkeit ging sie leicht in die allgemeine Litteratur über und fand ihre Vertreter an den großen Dichtern, wie Lessing und Herder, während andererseits die gesamte Popularphilosophie der Zeit in Männern wie Mendelssohn, Eberhard, Platner, Garve, Tiedemann, Engel u. a. sich von ihren Gedanken nährte. Da aber L. seine Lehre meist nur aphoristisch und fragmentarisch, ganz der jedesmaligen Gelegenheit gemäß, ausgesprochen hatte, so blieb es der Folgezeit überlassen, sie in systematischer Gestalt methodisch zu entwickeln. In dieser Beziehung sind neben Christian Wolf (s. d.) besonders zu nennen: G. Bernh. Bilfinger oder Bülfinger, «Dilucidationes philosophicae de deo, anima et mundo» (3. Aufl., Tüb. 1746), «De origine et permissione mali» (Frankf. u. Lpz. 1723) und «De harmonia animi et corporis praestabilita» (Frankf. u. Lpz. 1723); Gottfr. Ploucquet, «Primaria monadologiae capita» (Berl. 1745).

Vgl. Ludovici, «Entwurf einer vollständigen Historie der L.schen Philosophie» (2 Bde., Lpz. 1737); L. Feuerbach, «Darstellung, Entwickelung und Kritik der L.schen Philosophie» (Ansb. 1837); Zimmermann, «L. und Herbart. Eine Vergleichung ihrer Monadologie» (Wien 1849); Nourisson, «La philosophie de L.» (Par. 1860); vor allem Kuno Fischer, «Geschichte der neuern Philosophie» (Bd. 2, 2. Aufl., Heidelb. 1865); endlich Kirchner, «L.' Psychologie» (Köthen 1875).

Leibregimenter, s. unter Leibtruppen.

Leibrenten (lat. vitalitium, frz. rentes viagères, engl. anuities upon lives) nennt man die jährlichen Einkünfte, welche auf Grund eines besondern Vertrags (Leibrentenvertrag) für die Dauer des Lebens einer Person gegen einmalige Zahlung einer bestimmten Summe erworben werden können. Eine solche Rente ist natürlich größer als der Betrag der jährlichen Zinsen, welche nach dem geltenden Zinsfuße für ein der Kaufsumme gleiches Kapital zu erlangen wären, und dies ist eben der Grund, weshalb namentlich alleinstehende Personen mit kleinem Vermögen sich oft entschließen, dasselbe «à fonds perdu» in L. anzulegen. Die Gelegenheit zu solchen Anlagen bieten namentlich die Lebensversicherungsgesellschaften, auch besondere Rentenanstalten und in einigen Ländern, z. B. in England, die Finanzverwaltung des Staats, indem dort ein Teil der Staatsschuld in Form einer Leibrentenschuld besteht. Der Kaufpreis einer L. ist natürlich um so niedriger, in je höherm Alter die betreffende Person steht. Er wird berechnet mit Hilfe von Sterblichkeitstabellen, indem der gegenwärtige Wert der Jahresrenten, welche mit einer durch die Tabellen gegebenen Wahrscheinlichkeit in der Zukunft auszuzahlen sind, festgestellt wird. (S. Annuität, Lebensversicherung, Tontine.)

Leibrenten können indes auch entstehen kraft Gesetzes oder kraft Rechtsgeschäfts, ohne daß dafür eine Geldsumme hingegeben wird (z. B. für eine Ehefrau nach dem Tode ihres Ehemannes).

Leibrentenvertrag, s. unter Leibrente.

Leibschmerzen, s. unter Kolik.

Leibtruppen. Die Regimentsinhaber waren im 16. und 17. Jahrh. gleichzeitig Chef einer Kompagnie ihres Regiments und bezogen die Einkünfte dieser Stelle, deren Dienst von einem Kapitänlieutenant (auch Stabskapitän genannt) versehen wurde. Solche Kompagnien hießen Leibkompagnien; doch führte auch die 1. Kompagnie der Regimenter, deren Chef der Landesfürst oder ein Prinz seines Hauses war, diese Bezeichnung. Im letztgedachten Sinne wird die 1. Kompagnie des preuß. 1. Garderegiments zu Fuß noch heute als Leibkompagnie, die 1. Schwadron der preuß. Gardes du Corps als Leibesladron bezeichnet, obschon der diese befehligende Offizier wirklicher Kompagnie-, beziehungsweise Eskadronschef ist. Im deutschen Heere sind ferner die 1. Kompagnien der Infanterieregimenter Nr. 115 bis 117, sowie die 1. Schwadronen der Dragonerregimenter Nr. 23 und 24 Leibkompagnien, beziehungsweise Leibesladrons. Das Füsilierbataillon des Infanterieregiments Nr. 118 wird als Leibbataillon bezeichnet. Leibregimenter sind das preuß. Grenadierregiment Nr. 8, das sächs. Grenadierregiment Nr. 100, das bad. Grenadierregiment Nr. 109, das hessische Infanterieregiment Nr. 115, das bayr. Infanterieleibregiment, das preuß. Kürassierregiment Nr. 1, die preuß. Husarenregimenter Nr. 1 und 2, das bad. Dragonerregiment Nr. 20, das hessische Dragonerregiment Nr. 24. Auch in Rußland werden einzelne Truppenteile als L. bezeichnet, in Österreich-Ungarn hingegen jetzt nur die k. k. Leibgarden.

Leibzucht, s. Auszug (jur.) und Leibgedinge.

Leicester (spr. Lest'r), eine der mittlern Grafschaften Englands, zwischen Derby, Nottingham, Lincoln, Rutland, Northampton und Warwick, zählt auf 2070,7 qkm (1881) 321018 E. Der Boden, wellenförmig, nur hier und da von Höhen durchzogen, die jedoch selbst in dem unebensten Distrikt, dem Charnwood Forest, südlich von Loughborough im Bardonhill nur 275 m aufsteigen, ist für den Ackerbau, vorzüglich aber durch die ausgedehnten Hutungen und vortrefflichen Wiesen für die Viehzucht geeignet, im Norden und Westen reich an Steinkohlen, auch nicht unergiebig an sehr gutem Kalk, an Gips, Schiefer u. s. w. Die Kohlengruben liefern jährlich mehr als 1 Mill. Tonnen. L. wird in der Mitte vom Soar, ehemals Leire genannt (wonach der Name des Landes), einem rechtsseitigen Zuflusse des Trent, an der Südgrenze vom Welland und Avon bewässert und vom Unions-, Leicester-, Ashby- und andern Kanälen, sowie von mehrern Eisenbahnen durchzogen. Das langgehörnte Leicesterrind, eine Spielart des lancasterschen, liefert die Milch zu dem ausgezeichneten und in großer Menge ausgeführten Käse, besonders dem um Melton-Mowbray verfertigten Stilton. Das treffliche Leicesterschaf liefert durchschnittlich 3 kg Langwolle und die Hammel sind wegen ihres Fleisches berühmt. Auch die Pferde von L. sind sehr geschätzt. Außerdem ist L. der Hauptsitz der Wollstrumpfmanufaktur und treibt mit deren sowie mit den Erzeugnissen der Viehzucht einen bedeutenden Handel. Die Hauptstadt sendet zwei Mitglieder ins Parlament, die Grafschaft selbst vier.

Die Hauptstadt Leicester liegt im Mittelpunkt der Grafschaft und eines für die Wollproduktion sehr wichtigen Weidebezirks, am schiffbaren, vielfach überbrückten Soar und am Leicesterkanal, sowie am Vereinigungspunkt von sechs Eisenbahnen, ist eine der ältesten Städte Englands und zählt (1881) 122376 E. Sie ist unregelmäßig, meist aus roten Backsteinen gebaut, enthält in

ſüdöſtl. Teile öffentliche Gärten und hat 8 Kirchen und 24 Diſſenterskapellen, eine Aſſiſenhalle im alten Schloß, ein Rathaus, eine Irrenanſtalt, ein Waiſen- und ein Verſorgungshaus, eine Lateinſchule, eine Zeichenſchule. Auch beſteht ein Handwerkerinſtitut, eine Philoſophiſche Geſellſchaft, ein Muſeum mit wertvollen röm. Altertümern, eine Bibliothek, ein kleines Theater und eine öffentliche Badeanſtalt. Die Stadt iſt der Hauptſitz der Weberei von wollenen Strumpfwaren, Mützen, Handſchuhen und Hemden. Auch wird Spitzenklöppelei, Wollkämmen und Maſchinenbau betrieben. L. iſt die röm. Station Ratä (Rate, auch Ratecorion) im Lande der Coritavi, das Leagaceſter oder Laegerceaſter der Angelſachſen, eine der dän. Fünfſtädte jener Zeit, ſpäter Sitz der mächtigen Grafen von L., dann der Herzöge von Lancaſter. In den J. 1414, 1426 und 1450 wurden daſelbſt Parlamente gehalten. In der 1413 geſtifteten, jetzt verfallenen Abtei ſtarb 1530 der Kardinal Wolſey, und während des Bürgerkriegs kämpfte L. gegen die Stuarts und beſtand eine ſchwere Belagerung durch den Prinzen Ruprecht. Weſtlich von L. liegt Bosworth (ſ. d.).

Leiceſter (ſpr. Leſt'r, Rob. Dudley, Graf von), der Günſtling der Königin Eliſabeth von England, geb. 1533, war der Sohn des Herzogs von Northumberland. Infolge der Ereigniſſe, die ſeinen Vater aufs Schafott brachten, in den Tower, wie Eliſabeth, geſperrt, gewann er die unzweideutige, bis an den Tod bewahrte Gunſt der Fürſtin. Gleich mit der Thronbeſteigung derſelben wurde er zum Mitglied des Geheimen Rats erhoben und mit Gütern und Gnaden überhäuft. Das Verhältnis konnte der übeln Nachrede nicht entgehen; doch hat Eliſabeth dem Cavalier, deſſen Schönheit, höfiſche Sitten und ergebene Huldigungen ſie feſſelten, ſchwerlich intime Annäherung geſtattet. So mag man auch mit Recht an der Nachricht zweifeln, daß L. an dem Tode ſeiner Gemahlin Amy Robſart, die er 1550 geheiratet hatte und die 1560 plötzlich ſtarb, ſchuld geweſen ſei, um ſich den Weg zur Hand der Königin zu bahnen. Eliſabeth trug 1564 die Hand ihres Günſtlings der Königin Maria Stuart von Schottland an und ernannte ihn zugleich zum Grafen von L. und Baron von Denbigh; aber dieſe brach die ſchwerlich ernſtlich gemeinten Unterhandlungen ab. Als Maria Stuart 1587 der Prozeß gemacht wurde, war L. unter den Richtern. Eliſabeth ernannte ihn 1585 zum Oberbefehlshaber der Hilfsvölker, die ſie den Niederlanden gegen Spanien zu Hilfe ſchickte. L., den die Niederländer zum Generalſtatthalter und Befehlshaber ihrer Kriegsmacht zu Waſſer und zu Lande erhoben, machte hier als Feldherr ein klägliches Fiasko. Vergebens ſuchte er ſich 1587 durch einen Gewaltſtreich gegen die widerſpenſtigen Holländer eine feſtere Stellung zu verſchaffen; der Plan ward im Keime erſtickt und L. im Dezember nach England zurückgerufen. Die Königin vertraute ihm hierauf den Oberbefehl über das Heer an, welches die Hauptſtadt während der Gefahr der ſpan. Invaſion ſchützen ſollte. L. ſtarb 4. Sept. 1588. Sein Erbe in der Gunſt der Königin war ſein 21jähriger Stiefſohn, Graf Eſſex (ſ. d.), deſſen Mutter er durch Vergiftung ihres Gatten gewonnen haben ſoll. Aus einem geheimen Verhältnis mit der Witwe des Lord Sheffield, aus dem Hauſe Douglas, hinterließ L. einen Sohn, Namens Rob. Dudley. Den Verdacht, als habe er ſeine erſte Gemahlin umgebracht, hat Walter Scott zum Gegenſtand ſeines Romans «Kenilworth» gemacht.

Leiceſterſchaf, urſprünglich heimiſch in der engl. Grafſchaft Leiceſter, ſeit Mitte des 18. Jahrh. jedoch vom engl. Züchter Bakewell durch ſorgſame Kreuzung zur hervorragendſten Langwollſchafraſſe Englands, dem Diſhley- oder Newleiceſterſchafe, gemacht. Das hornloſe und mit langer, weißer, ſeidenglänzender Wolle verſehene L. zeichnet ſich durch bedeutende Größe, ſehr feinen Knochenbau und außerordentliche Maſtfähigkeit aus, macht dafür aber große Anſprüche an das Futter und iſt gegen das Kontinentalklima empfindlicher als die meiſten andern engl. Schafraſſen. In Deutſchland wird das L. infolge deſſen nur ſeltener in Reinzucht gehalten, jedoch mehrfach zur Verbeſſerung anderer Raſſen benutzt, wozu es ſehr geeignet iſt.

Leich iſt ein altdeutſches Wort (got. laikan, ſpringen, laiks, Tanz), das urſprünglich Spiel, geſpielte Melodie, Geſang überhaupt bedeutete, dann aber im Gegenſatz gegen das eigentliche Lied gebraucht wurde, ebenſo wie im Franzöſiſchen Lais (ſ. d.) im Gegenſatz gegen chanson und im Latein des Mittelalters modus, chorus, psalmus im Gegenſatz gegen hymnus oder carmen. Die Form des L. in dieſer Bedeutung wurde ſchon in die althochdeutſche Poeſie nach dem Muſter der Sequenzen des lat. Kirchengeſangs, d. h. der Texte, die man im 9. Jahrh. den früher textloſen Modulationen der Jubilation des Halleluja unterzulegen anfing, eingeführt; ſie wurde auch von den mittelhochdeutſchen Dichtern aufgenommen und ausgebildet, kam aber im 14. Jahrh. mehr und mehr außer Gebrauch. Während das eigentliche Lied eine und dieſelbe Strophenform durchweg feſthält, beſtehen die der Melodie untergeordneten L., die durchkomponiert waren, aus verſchiedenen, in Zahl der Zeilen, Reime und Silben voneinander unabhängigen Syſtemen oder Reimreihen, in welchen ebenſowohl wie in ihren Unterabteilungen oder Reimſätzen die durch die Wiederholung der Melodieſätze bedingte Zweiteiligkeit vorherrſcht. Urſprünglich und vorzüglich waren die L. religiöſen Inhalts; doch erſcheint ihre Form auch frühzeitig für Gedichte weltlichen Inhalts angewendet, namentlich für Lob- und Klaggeſänge, dann auch für Liebesgedichte. Auch die Reihen und Tänze, die im 13. Jahrh. in der mittelhochdeutſchen Poeſie aufkamen, unterſchieden von den eigentlichen Tanzliedern, ſind in der Leichform gedichtet. Vgl. Lachmann, «Über die L. der deutſchen Dichter des 12. und 13. Jahrh.» im «Rhein. Muſeum» (1829); Wolf, «Über die Lais, Sequenzen und L.» (Heidelb. 1841).

Leichdorn, ſ. Hühnerauge.

Leiche oder Leichnam (cadaver) bezeichnet den toten Organismus ſowohl im Tierreiche als auch im Pflanzenreiche. Sobald das Leben erloſchen iſt, nimmt der Stoffumſatz, der dem Einfluß der Blutbewegung, der Atmung, der Nahrungszufuhr u. ſ. w. entzogen iſt, eine andere Richtung an, und es tritt Fäulnis (ſ. d.) ein, welche ſich durch ganz beſtimmte raſcher oder langſamer eintretende Erſcheinungen (Leichenerſcheinungen) zu erkennen gibt. Bei den Tieren gerinnt das Blut, die Muskeln werden, gleichfalls infolge der Gerinnung der Muskelſubſtanz, ſtarr (Todtenſtarre), das Blut fließt nach den tiefer gelegenen Stellen (Blutſenkung) und färbt die blaſſen Körperteile, auch die Haut, rotblau (Totenflecken). Bleibt die L. noch länger liegen,

so sickert Flüssigkeit aus derselben, die Haut erhebt sich in Blasen und der anfangs schwache Fäulnisgeruch wird immer intensiver. Die entstehende Jauche ist nicht bloß durch ihren Geruch widerlich, sondern oft auch den Lebenden gefährlich, die mit verletzter Haut mit derselben in Berührung kommen. Es entstehen von den vergifteten Stellen aus lebensgefährliche Entzündungen der Lymphgefäße (Pyämie) oder häufig wenigstens hartnäckige Entzündungen (Leichenpusteln) und Geschwüre der Haut, in andern Fällen zahlreiche harte, schmerzhafte, warzenähnliche Knoten der Haut, die man als Leichentuberkel bezeichnet. Die Substanz selbst, welche diese Erkrankungen herbeiführt und gewöhnlich Leichengift genannt wird, ist noch nicht genauer bekannt. Wer sich einer Infektion mit Leichengift ausgesetzt hat, lasse die betreffende kleine Hautwunde tüchtig ausbluten, betupfe sie sodann mit Carbolwasser, Ammoniak oder Höllenstein und verbinde sie mit einem antiseptischen Verbandstoff (Carbolsäure, Salicylsäure, Jodoform); eintretende Entzündungen bedürfen ärztlicher Behandlung.

Die Leichenöffnung (Sektion, Autopsie), bestehend im Aufsägen der Schädelhöhle und Öffnen der Brust- und Bauchhöhle, hat zunächst den Zweck, den Arzt über die abgelaufene Krankheit genauer zu unterrichten und der wissenschaftlichen Medizin brauchbares Material zu ihrer fernern Ausbildung zu liefern. Viele Angehörige finden auch darin eine gewisse Beruhigung, wenn sie durch die Sektion die letzte Gewißheit erlangen, daß die Krankheit unbedingt tödlich gewesen sei. Auch die Furcht, lebendig begraben zu werden, kann Anlaß zur Anstellung der Sektion werden. Tritt ein Todesfall durch die Schuld eines andern ein, oder wird dies vermutet, so beantragt das Gericht die Leichenöffnung (gerichtliche Sektion). Eine eingehende anatom. und, wenn nötig, auch chem. Untersuchung der L. gibt die Grundlagen zu dem gerichtsärztlichen Gutachten. In jedem andern Falle aber hat der Arzt oder eine andere hierzu bestellte Person (der Toten- oder Leichenbeschauer) eine Bescheinigung über den Todesfall auszustellen. An vielen Orten sind sog. Leichenhäuser oder Leichenhallen errichtet, welche den Zweck haben, die L. bis zur Beerdigung aufzunehmen. Ursprünglich wollte man durch solche Einrichtungen der Gefahr vorbeugen, lebendig begraben zu werden; gegenwärtig, wo diese Gefahr kaum mehr besteht, erfüllen sie eine andere wichtige Aufgabe. Bei ansteckenden Krankheiten ist es nämlich zweckmäßig, die L. sobald als möglich nach dem Eintritt des Todes aus der Wohnung zu entfernen, um die Überlebenden vor der Erkrankung zu bewahren. In einzelnen größern Städten bestehen Leichenhäuser, in welchen unbekannte Verunglückte zur Schau ausgestellt werden, um die Persönlichkeit zu ermitteln. Bekannt ist in dieser Hinsicht besonders die Morgue in Paris. Gute Leichenhäuser sollen nicht nur einen hallenartigen, aus einzelnen Abteilungen bestehenden und gut ventilierten Raum für Aufstellung der Särge, sondern auch geeignete Räume zur Anstellung von Sektionen gewähren. Das erste Leichenhaus wurde auf Hufelands Anregung 1792 in Weimar errichtet.

Leiche, in der Sprache der Buchdrucker vom Setzer ausgelassene Worte oder Sätze.

Leichenalkaloide (Ptomaïne), aus frischen wie faulen Leichenteilen darstellbare Alkaloide, welche die allgemeinen Alkaloidreaktionen darbieten, mit gewissen Pflanzenalkaloiden große Ähnlichkeit besitzen und auch wie diese zum Teil stark giftig wirken. Ob sie die wirksamen Substanzen des sog. Leichengiftes (s. unter Leiche) darstellen, ist noch nicht sicher entschieden. Für die gerichtliche Chemie sind sie um deswillen von großer Bedeutung, weil durch ihr Vorhandensein der Nachweis giftiger Pflanzenalkaloide, besonders in faulen Leichen, wesentlich erschwert werden kann.

Leichenbeschauer, eine obrigkeitlich bestellte Person, welche die Leichen zu besichtigen und eine Bescheinigung über den Todesfall auszustellen hat. (S. unter Leiche.) [Toten.

Leichenbestattung, s. Bestattung der

Leichenfett, s. Adipocire.

Leichengift, Leichenhallen, Leichenhäuser, s. unter Leiche.

Leichenhühnchen, volkstümliche Bezeichnung für verschiedene kleinere Eulenarten, namentlich den Steinkauz (Athene noctua).

Leichenöffnung, Leichenpustel, s. u. Leiche.

Leichenschau, s. Totenschau.

Leichentuberkel, s. unter Leiche.

Leichenverbrennung (Feuerbestattung, Cremation) nennt man diejenige Art Totenbestattung, bei welcher ein Leichnam unter Anwendung des Feuers rasch in Asche verwandelt wird. Man hat im 19. Jahrh. die L. mehrfach als die vom sanitären, ökonomischen und ästhetischen Standpunkte aus geeignetste Methode der Bestattung empfohlen; historisch ist sie eine den indogerman. Völkerschaften vielleicht seit uralter Zeit eigentümliche Sitte, die bei ihnen nach und nach fast gleichzeitig mit Einführung des Christentums durch die Bestattungsform der Beerdigung ersetzt wurde. Wie noch heute die Inder ihre Leichen verbrennen, so übten denselben Brauch die Germanen (nach Tacitus) und die Kelten (nach Diodorus von Sicilien); auch bei den Slawen herrschte die L., wie schon früher bei den Griechen und Römern. Sie hatte sich, wie es scheint, in der sog. «Bronzezeit» allgemein über Nordeuropa verbreitet, denn hier findet man in den dieser Periode angehörenden Gräbern nur Aschenkrüge beigesetzt. Doch noch lange hielten german. und gallische Stämme an der L. fest; die Vorschriften der christl. Priester, welche gegen die L. eiferten, mußte Karl d. Gr. durch Gesetze bekräftigen. Jetzt findet man die L. nur noch bei einzelnen Völkern Asiens und Amerikas (den brahmanischen Hindu und Japanesen, den Koljuschen, Athapasken u. a.).

Schon längst war man auf die Thatsache aufmerksam, daß die Begräbnißplätze große gesundheitliche Nachteile mit sich bringen, indem namentlich in größern Städten bald überfüllte Friedhöfe durch die Fäulnisprodukte nicht bloß den Erdboden, die unterirdischen Wasserläufe und Quellen, sondern auch die umgebende Luft verunreinigen. Zwar erließen die Regierungen aller civilisierten Staaten im Hinblick auf diese hygienischen Gefahren gesetzliche, aber unzulängliche Bestimmungen über die gesundheitgemäße Anlage von Begräbnisplätzen. Zuerst hob 1855 der preuß. Oberstabsarzt Trusen die Vorzüge der L. heroor; auch bildeten sich zu jener Zeit hier und da, z. B. in London und Hannover, Vereine, welche die L. als rationellste Bestattungsart befürworteten. Doch fand die Angelegenheit in der Bevölkerung noch kein reges

Interesse; erst 1873 und 1874 begann in Italien, England, Deutschland und in der Schweiz eine lebhaftere Agitation für die L. sowohl in der Presse als auch in zahlreichen Vereinen; namentlich wirkten für die Sache in Schrift und Wort in Deutschland mehrere Ärzte, z. B. Küchenmeister (Dresden), Reclam (Leipzig) u. a.; in Österreich nahm sich der ärztliche Verein zu Wien der Sache an, in der Schweiz Goll, Lang und Kinkel (Zürich), in Italien sprachen sich nicht bloß Castiglione (Florenz), Pini und Polli (Mailand), Biondelli und Brunetti (Padua), Gorini (Lodi), sondern auch der mediz. Kongreß zu Florenz für Einführung der L. aus. Hier wie in London (Sir Henry Thompson) und in Paris (Caffe) erklärte man die L. als bestes Mittel zur Vorbeugung einer durch die Friedhöfe fort und fort drohenden Verunreinigung des Trink- und Grundwassers und zur Verhütung von Infektionskrankheiten. Auch wies man darauf hin, daß durch die bisherige Beerdigungsweise auf ausgedehnten Gottesäckern verhältnismäßig viel Terrain einer anderweiten bessern Benutzung entzogen werde und daß man der Pietät gegen die Verstorbenen durch die L. völlig Rechnung trage, indem durch Aufsammlung der Aschenüberreste in Urnen und durch Beisetzung der letztern in monumentalen Gebäuden nach Art der alten Römer (Kolumbarien, s. d.) die Hinterlassenen das Angedenken der Verstorbenen in einer dem ästhetischen Gefühle völlig entsprechenden Weise ehren könnten.

Zur praktischen Einführung der L. galt es vor allem, ein Verfahren aufzufinden, durch welches ein Leichnam rasch, ohne Verbreitung übler Dünste und unter Aufwendung möglichst geringer Kosten verbrannt werden könnte. Die Leistung des primitiven Holzstoßes reicht in dieser Beziehung nicht aus. Da der menschliche Körper aus etwa 60 Proz. Wasser und 40 Proz. fester Bestandteile besteht, so ist eine vollständige Verbrennung in kurzer Zeit nicht leicht zu erzielen, zumal auch dabei die gasförmigen Verbrennungsprodukte vernichtet oder mindestens unschädlich gemacht werden sollen. Schon 1872 setzte die lombard. Akademie einen Preis für die beste Art der L. aus. Unter mehrern Apparaten, die diesem Zwecke dienen sollten, konkurrierten auf den Ausstellungen diejenigen von H. Polli und Brunetti; Pollis Apparat, bei welchem Leuchtgas die Verbrennung bewirkt, empfahl namentlich Wegman-Ercolani. Allein sämtliche Vorschläge wurden durch den von Friedrich Siemens in Dresden angegebenen Apparat übertroffen, bei dem zur Erzeugung des hohen Temperaturgrades das sog. «Regenerativsystem» zur Wirkung kommt. In einem Flammenofen muß die überhitzte Luft durch ein Gitterwerk rotglühender Backsteine in den Calcinir-Raum steigen, in dem sich der Leichnam befindet. Bei den in Dresden und Breslau angestellten Versuchen bewährte sich das System; binnen 5 Stunden wird der Siemenssche Ofen auf 600 bis 800° C. erhitzt, und der Leichnam ist nach etwa 2½ Stunden zu Asche verbrannt; insbesondere werden die bei der Verbrennung entwickelten ammoniakalischen Produkte durch die überaus hohe Temperatur zu Wasser und zu freiem Stickstoff verbrannt, und während nur die ausgeglühten Knochen zurückbleiben, strömen keine üblen Gase in die Nachbarschaft aus. Die Anlage eines solchen Ofens kostet etwa 600—1000 Mark und für jede Einzelverbrennung wird für etwa 5 Mark Brennmaterial (12 Ctr. böhm. Braunkohle) verwendet.

Haben somit die Wissenschaft und die Technik die Schwierigkeiten und Einwürfe weggeräumt, welche der L. vom praktischen Standpunkte aus entgegenstanden, so war es doch nicht möglich, die Hindernisse zu überwinden, welche Sitten, Gebräuche und gewohnte Anschauung einer allgemeinen Einführung der L. in den Weg legen. Zunächst erhoben sich kirchliche Widerstände, dann besonders gerichtsärztliche Bedenken, insofern die L. die nachträgliche Entdeckung verübter Verbrechen unmöglich mache; endlich erklärten auch viele Ärzte, daß das Gesundheitswohl der Bevölkerung keineswegs unbedingt die L. verlange; vor allem fand man die Regierungen der Sache keineswegs überall günstig gestimmt. Im preuß. Staate ist die L. nicht gestattet und die sächs. Regierung, welche anfangs die Erlaubnis erteilt hatte, zog dieselbe wieder zurück, als die Leiche des Professors H. G. Richter, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, in Dresden verbrannt werden sollte. Dagegen wurde in Gotha die Genehmigung zur Errichtung einer besondern Leichenverbrennungsanstalt gewährt; am 10. Dez. 1878 fand die erste Feuerbestattung in derselben statt und bis Ende 1884 wurden bereits über 200 Leichen daselbst verbrannt; die ital. Regierung läßt die Feuerbestattung zu, der pariser Gemeinderat schrieb noch 1877 Preise für konkurrierende Arbeiten über die beste Art der L. aus; auch zu Brooklyn bei Neuyork wurde ein Feuerbestattungsofen errichtet. Man hat die L. auch als wirksame hygienische Maßregel im Kriege empfohlen und wiederholt thatsächlich ausgeführt (1870 nach der Schlacht von Sedan, 1877 und 1878 im russ.-türk. Feldzug).

Litteratur. Grimm, «Über das Verbrennen der Leichen» (Berl. 1850); J. P. Trusen, «Die L.» (Bresl. 1855); derselbe, «Denkschrift zur L.» (Ramslau 1860); Wegman-Ercolani, «Über L. als rationellste Bestattungsart» (4. Aufl., Zür. 1874); S. Bernstein, «Über Pietät gegen die Toten» (Berl. 1874); Baginsky, «Die L. vom Standpunkte der Hygieine» (Berl. 1874); Ullersperger, «Urne oder Grab» (Stuttg. 1874); Thompson, «The treatment of the body after death» (2. Aufl., Lond. 1874); Haweis, «Ashes to ashes» (Lond. 1874; deutsch von M. Busch, Lpz. 1875); Küchenmeister, «Die Feuerbestattung u. s. w.» (Stuttg. 1875); «Die Urne, Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung, Organ aller deutschen Vereine für Feuerbestattung» (Dresd. 1877 fg.); Wernher, «Die Bestattung der Toten» (Gießen 1880).

Leichenwachs, soviel wie Adipocire.

Leichenwürmer, s. unter Maden.

Leichhardt (Ludw.), deutscher Reisender, geb. 23. Okt. 1813 in Trebatsch bei Beskow im preuß. Kreise Lübben, studierte in Göttingen und Berlin Philologie, später Naturwissenschaften und Medizin. Von England schiffte er sich im Okt. 1841 nach Sydney ein und brachte einige Jahre mit kleinern Reisen und geolog. Untersuchungen in Neusüdwales zu. Er durchstreifte dann die Kolonie von Newcastle bis Widebai und legte dabei über 4000 km zurück. Eine Frucht dieser Reisen sind die «Beiträge zur Geologie von Australien» (herausg. von Girard, Halle 1855). Im Aug. 1844 trat L. seine berühmte Reise von der Moretonbai der Ostküste nach der Ansiedelung beim Port Essington an der Nordküste Australiens an.

Mit beschränkten, durch öffentliche Subskription zusammengebrachten Mitteln (kaum 900 Thlrn.) und nur sieben Begleitern durchzog er in 16 Monaten das heutige Queensland und den südl. Teil der Halbinsel York, umging den Golf von Carpentaria und gelangte durch Arnhemland 17. Dez. 1845 nach Victoria am Port Essington auf der Halbinsel Caburg. Nachdem er zu Schiff nach Sydney zurückgekehrt (29. März 1846), arbeitete er seinen Reisebericht («Journal of an overland expedition in Australia from Moreton Bay to Port Essington», Lond. 1847; deutsch von Zuchold, Halle 1851) aus. Schon im Okt. 1846 war er wieder unterwegs, um eine noch großartigere Entdeckungsreise von der Moretonbai quer durch den Kontinent nach der Westküste auszuführen. Durch Unglücksfälle zurückgeworfen, begann er nachmals im Dez. 1847 die Durchführung seines Plans. Nachdem er jedoch 3. April 1848 von den Fitzroy-Dünen aus nach Sydney geschrieben, blieb er seitdem verschollen. Mehrere Expeditionen zur Auffindung des Vermißten und zur Aufklärung seines Schicksals sind erfolglos geblieben. In neuester Zeit will ein gewisser Stuthorpe die Tagebücher L.s und seines Begleiters Classens gefunden haben; letzterer sollte längere Zeit unter den Eingeborenen am Mullivan-River gelebt haben. Die Nachricht fand wenig Glauben, und die Verhandlungen wegen der gestellten Bedingungen und des Finderpreises haben zu keinem Resultate geführt. (S. Australien.) Ein in den Carpentaria-Golf mündender Fluß hat den Namen L. erhalten. Vgl. «L.s Briefe an seine Angehörigen» (herausgeg. von Neumayer und Otto Leichhardt, Hamb. 1881).

Leichlingen, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, an der Wupper, Station der Linie Haan-Deutz der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 5610 meist prat. E. Der schon 1679 erwähnte, schöngelegene Ort hat Rotfärberei, Alizarinfabrikation, Wollspinnereien, mechan. Webereien und Färbereien, sowie Haus-Plüschweberei. Zu derselben Bürgermeisterei gehören 56 sog. Hofstädte mit eigenen Namen, 28 Güter und 7 Bauerschaften.

Leichnam, s. Leiche.

Leichterfahrzeuge, Leichterschiffe, Lichterschiffe oder Lichter, werden kleinere Fahrzeuge genannt, welche dazu dienen, tief beladene Schiffe von einem Teil ihrer Ladung zu befreien und sie dadurch zu erleichtern, d. h. weniger tiefgehend zu machen. Sie ermöglichen dadurch auch größern Schiffen den Einlauf in einen Hafen, dessen Tiefe aus irgend welchen Gründen sich nicht so vermehren läßt, um ihnen unter allen Umständen Zugang zu gestatten.

Leichte Truppen nennt man die durch größere Beweglichkeit und leichtere Ausrüstung für bedeutende Marschleistungen und die Überwindung schwieriger Terrainverhältnisse besonders geeigneten Abteilungen aller Waffengattungen. Zur Führung des Kleinen Kriegs, im Aufklärungs- und Sicherheitsdienste, zur Einleitung der Schlacht und zur Verfolgung bedurfte man zu allen Zeiten derartiger Truppen, und gegenwärtig ist in allen europ. Heeren die gesamte Infanterie, die Kavallerie mit Ausnahme der Kürassiere und die reitende, sowie die Gebirgsartillerie zu denselben zu zählen, ebenso, wo solche vorhanden, die aus Mitrailleusen oder Geschützen von 8 cm Kaliber zusammengesetzten Feldbatterien. Die orient. Völker haben ihre Heere von alters her fast nur aus leichten Truppen gebildet. Im Altertum enthielten die griech. Heere in den Peltasten bereits eine leichte Infanterie, deren sich auch Cyrus, welcher dieselbe aus Thrazien rekrutierte, bedient hat. Bei den Römern stellten in der Regel die Bundesgenossen die erforderlichen leichten Truppen. Im Mittelalter wurden die engl. Bogenschützen, griech. Schützen und Schleuderer und leichtbewaffnete Söldner, namentlich aus Italien und andern romanischen Ländern, als leichte Truppen verwendet, auch wurde das Gefolge der schwer gepanzerten Ritter in diesem Sinne benutzt. Die Landsknechte und die Infanterie der stehenden Heere waren schwere Infanterie, doch wurden schon früh einzelne Abteilungen (Jäger, Schützen, Füsiliere, Freibataillone Friedrichs d. Gr., Kroaten im österr. Heere) für den Dienst als leichte Truppen bestimmt. Im franz. Heere errichtete man bei allen Regimentern Voltigeurkompagnien für diesen Zweck. Die Husaren sind stets leichte Truppen gewesen, doch führen jetzt in Holland und Großbritannien auch Regimenter diesen Namen, welche nach der Größe ihrer Pferde und Reiter, sowie ihrer schweren Ausrüstung nicht zu den leichten Truppen zu zählen sind. Alle russ. Kosakentruppen, auch deren Fußbataillone und Artillerie, sind dagegen leichte Truppen.

Leichtflüssig oder leichtschmelzbar nennt man Körper, welche durch Temperaturerhöhung leicht aus dem starren Zustande in den tropfbarflüssigen übergehen, wie Quecksilber (bei −39,5° C.), Wasser (bei 0° C.), Butter, Talg, sowie unter den Metallen besonders Arsen, Zinn, Wismut und Blei, während zu den schwerflüssigen Körpern, die eine verhältnismäßig hohe Temperatur zum Schmelzen verlangen, insbesondere Glas, Eisen, Platin gehören. (Vgl. Schmelzen und Wärme.) Metallegierungen sind meist leichtflüssiger als ihre Komponenten; man benutzt solche Legierungen zu Schnellot; einige derselben, wie z. B. Roses, Darcets und Woods leichtflüssige Metalle (Legierungen von Zinn, Zink, Kadmium, Wismut ꝛc.) schmelzen schon in siedendem Wasser (+ 100° C.).

Leichtmatrose, s. Jungmann.

Leichtmetalle nennt man diejenigen Metalle, deren spezifisches Gewicht geringer als 5 ist, z. B. Lithium, Kalium, Natrium, Magnesium, Calcium, Baryum, Strontium, Aluminium u. a.

Leichtschnäbler (Levirostres) nannte die ältere Systematik nach einem nebensächlichen Charakter, der Beschaffenheit des Schnabels, eine Gruppe der Kuckucksvögel, in der sie Pfefferfresser (s. d.) und Nashornvogel (s. d.) vereinigte.

Leiden oder Leyden, im Mittelalter Leithen, Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, am Rhein, Station der Bahnlinien Amsterdam-Rotterdam und L.-Woerden, hat geräumige Straßen und viele Kanäle und zählt (1883) 42965 E. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die hochgotische oder St. Pankraskirche, mit dem Grabe des in der Belagerung von 1574 berühmten Bürgermeisters van der Werff und F. van Pestels; die Peterskirche, mit den Grabmälern Boerhaaves, Pet. Campers, Scaligers, Spanheims, Brugmans, van der Palms und Meermanns, und das Rathaus. Von der Alten Burg, einem vormaligen Schlosse auf einem kleinen Hügel, genießt man eine vorzügliche Aussicht über die ganze Stadt. Einen beträchtlichen Nahrungszweig der Bevölkerung bildeten ehemals die Tuchfabriken, und noch

gegenwärtig ist L. der Hauptplatz für die Wolle und wollene Waren. Die Universität, die 1575 zur Entschädigung der Bewohner für die während der Belagerung von 1574 erduldeten Drangsale gestiftet wurde, zählt 700 Studierende und ist im Besitz einer kostbaren Bibliothek mit seltenen Handschriften, einer reichen Naturaliensammlung, eines anatom. Kabinetts, eines physiol. und eines zootom. Laboratoriums, eines anatom. Theaters, einer Sternwarte, eines Krankenhauses und eines botan. Gartens. Unter den verschiedenen Lehranstalten ist besonders die Marienschule zu erwähnen. Sehr interessant ist das Museum für Archäologie und das besonders an japan. Sachen reiche ethnogr. Museum. Das städtische Museum in der Lakenhalle besitzt Gemälde des Lukas von Leiden, des Cornelis Engelbrechtsen u. a. Die Stadt litt bedeutend, als sie vom 31. Okt. 1573 bis 24. März 1574 von den Spaniern belagert und bald nachher blockiert wurde, bis der Prinz Wilhelm von Oranien mittels des Durchstechens der Dämme 3. Okt. 1574 die Feinde zur Aufhebung der Belagerung zwang. Das Denkmal des Verteidigers der Stadt, van der Werff, wurde 3. Okt. 1884 enthüllt.

Leiden (Lukas von), s. Lukas von Leiden.

Leidenerblau, s. unter Kobalt-(Verbindungen a).

Leidener Flasche, s. Kleistsche Flasche.

Leidenfrost (Joh. Gottlob), Mediziner, geb. 24. Nov. 1715 zu Nosperwenda in der Grafschaft Stolberg, studierte in Gießen, Leipzig und Halle und wurde 1743 Professor an der Universität Duisburg, wo er 2. Dez. 1794 starb. Er schrieb: «De aquae communis uonnullis qualitatibus» (Duisb. 1756), worin der Leidenfrostsche Versuch (s. d.) erstmals beschrieben ist; «Opuscula physico-chemica» (4 Bde., Lemgo 1797).

Leidenfrostscher Versuch oder Leidenfrostsches Phänomen ist die Bezeichnung für die von Leidenfrost (s. d.) beobachtete Erscheinung, daß Wasser, wenn man es in eine durch Unterfeuerung glühend erhaltene Platinschale tröpfeln läßt, nicht, wie man erwarten dürfte, ins Sieden gerät, sondern die Form eines platt gedrückten Tropfens gewinnt, welcher im Gefäße schwingend rotiert und seine Gestalt mannigfach ändert. Dies kommt daher, weil sich aus einem kleinen Teil des eingebrachten Wassers etwas Dampf bildet, welcher durch seine Spannkraft die Berührung zwischen dem Wasser und der heißen Wand verhindert. Es kann daher keine Benetzung der letztern stattfinden und das Wasser ballt sich, vermöge der Kohäsion seiner Teilchen, zu jenem eigentümlich geformten Tropfen, der nach seinem Beobachter «Leidenfrostscher Tropfen» heißt. Die Temperatur dieses Tropfens bleibt stets unter dem Siedepunkt des Wassers, weil nur ein kleiner Teil der Wärme vom Wasser absorbiert, der größte Teil dagegen am Tropfen reflektiert wird oder durch denselben strahlt. Infolge dessen verdampft auch der Tropfen nur langsam. Erst wenn die Schale bis zu einem gewissen Grade abgekühlt ist, mithin der Zwischendampf den Tropfen nicht mehr so von der Wand abhebt, verliert das Wasser seinen sphäroidalen Zustand und gerät plötzlich und heftig ins Sieden. Diese überraschende und mächtige Dampfbildung hat darauf geführt, daß der eben beschriebene zuerst von Erler (1746) und später von Leidenfrost angestellte Versuch oder jenes «Leidenfrostsche Phänomen» dazu dienen könne, gewisse Kesselexplosionen (s. d.) zu erklären. Man nimmt nämlich an, daß bei niedrigem Wasserstand die Wände eines Dampfkessels glühend werden können, und daß dann bei der Abkühlung plötzlich jene übermäßige Dampfbildung eintreten könne, die zum Zersprengen des Kessels führe. Der sphäroidale Zustand, nebst späterer Explosion, tritt nicht nur beim Wasser auf glühendem Platin, sondern ganz allgemein zwischen jeder verdampfbaren Flüssigkeit und einem zugehörigen stark erhitzten Metallgefäß ein, und zwar um so leichter, je besser das Metall die Wärme leitet. Nach Boutigny rührt das Phänomen nicht vom Zwischendampf her, sondern direkt von einer Abstoßung der erhitzten Metalle auf die Flüssigkeiten. Vgl. Boutigny, «Studien über die Körper im sphäroidalen Zustand» (Lpz. 1858).

Durch das Leidenfrostsche Phänomen wird es erklärlich, daß bei den mittelalterlichen Gottesurteilen (s. Ordalien) die Beschuldigten in manchen Fällen ohne Schaden über glühende Eisenplatten gehen konnten; machen doch noch heute die Arbeiter in den Gießereien das Experiment, ihre Hand durch den aus dem Cupolofen fließenden glühenden Eisenstrom zu ziehen, wobei die infolge der natürlichen Feuchtigkeit der Haut sich bildende Dampfschicht vor Verbrennung schützt.

Leidensbrüder, s. unter Passion.

Leidenschaft bedeutet in der Sprache des gewöhnlichen Lebens jede heftigere Störung des normalen Verlaufs der Gedanken und Bestrebungen, und namentlich das Adjektivum «leidenschaftlich» wird stets für Zustände des Affekts oder für Disposition zu leichten Ausbrüchen des Affekts gebraucht. Es ist das ein Rest des Irrtums der ältern Psychologie, welche unter dem Namen der Passionen oder der Gemütsstörungen (perturbationes animi) Affekte und L. unkritisch durcheinanderwarf und gemeinsam behandelte, wovon die Lehre Spinozas (s. d.) als Typus angesehen werden kann. Im genauern Sprachgebrauche der neuern Psychologie versteht man unter Affekten die durch Gefühle hervorgerufenen plötzlichen Störungen des Vorstellungsverlaufs, unter L. dagegen die entweder durch ursprüngliche Lebhaftigkeit oder durch Gewohnheit hervorgerufene Macht gewisser Triebe oder Begehrungen, vermöge deren dieselben sowohl in der Gestaltung des Vorstellungslebens als auch in der Bewegung des Willens eine dominierende Stellung einnehmen. Die werdende L. zeigt sich als Vorliebe, Neigung, Hang, Sucht; die fertige L. kann als dämonische Macht den Menschen völlig beherrschen und ihn gegen alle übrigen Vorstellungen und Triebe unempfindlich machen. So sehr nämlich die L., wie jedes lebhafte Begehren überhaupt, die intellektuelle Fähigkeit zur Auffindung der Mittel für die Erfüllung ihres Strebens und selbst die physischen Kräfte zur Ausführung desselben steigert, so sehr verdunkelt auf der andern Seite ihre das Bewußtsein allein für sich in Anspruch nehmende Lebhaftigkeit die sonstige Überlegung; die L. macht blind, unüberlegt und unvernünftig. Da jedoch somit die L. eine formale psychol. Bestimmung ist, so hängt der sittliche Wert der einzelnen L. von demjenigen des die L. begründenden Triebes oder Begehrens ab; es gibt eine edle L. für das Sittliche, Schöne und Wahre, und ohne eine solche ist noch niemals etwas Großes geschehen; aber es gibt ebenso eine niedrige L., wo der dominierende Trieb diese Schätzung verdient. Doch nennt man jene

edle L. lieber Enthusiasmus, Begeisterung u. s. w. und braucht infolge dessen das Wort L. meistens von denjenigen L., in welchen ein zum Herrschen sittlich nicht berechtigter Trieb sich der dominierenden Stellung bemächtigt hat, und in diesem Sinne ist die L. immer etwas Krankhaftes, Innormales, welches von der sittlichen Charakterbildung und der überlegenden Vernunft bekämpft werden muß. (S. Affekt und Gefühl.)

Leienstein, der am Niederrhein gebräuchliche Ausdruck für Thonschiefer, insbesondere für den zum Dachdecken verwendeten Schiefer, weshalb dort der Schieferdecker auch Leiendecker genannt wird.

Leier (Lyra), nördl. Sternbild am Rande der Milchstraße, dessen Hauptstern, der Stern erster Größe Wega, einer der hellsten am nördl. Himmel ist. In seiner Nähe steht ein Doppelstern, der bei guter Luft von scharfen Augen ohne Fernrohr erkannt werden kann. Beide Sterne sind wiederum doppelt. Das Sternbild enthält einen schon für kleinere Teleskope sichtbaren ringförmigen Nebelfleck.

Leier (deutsche L.), s. unter Drehorgel.

Leierbank (Ziehbank, zur Drahtfabrikation), s. unter Draht.

Leierkasten, s. Drehorgel.

Leierkluppe (frz. filière mécanique, engl. screwing-tabte), eine besonders zum Schraubenschneiden gebräuchliche Kluppe, deren Betrieb durch die Umdrehung einer Welle mittels Kurbel erfolgt.

Leiernase (Rhinolophus Lyra), eine fast 50 cm klafternde Fledermaus Indiens mit einem sehr stark entwickelten Hautblatt auf der Nase.

Leierorgel, soviel wie Drehorgel (s. d.).

Leierschwanz (Menura), Gattung austral. Vögel, die zu den Singvögeln gehören, obgleich sie die Größe eines Huhns und sehr lange Beine haben. Der Schwanz des Männchens besteht aus zwei großen, S-förmig gekrümmten, äußern Steuerfedern, welche aufgerichtet die Form einer Lyra zeigen und zu denen sich noch zwei innere, einfach gekrümmte und außerdem zwölf haarförmige Federn mit feinen Seitenstrahlen gesellen. Das Weibchen entbehrt dieses Schmucks. Die Vögel singen schön und besitzen die Fähigkeit, Töne aller Art nachzuahmen.

Leigh, Markt- und Fabrikstadt in England, Lancashire, 12 km im SW. von Bolton-le-Moors, mit (1881) 21 733 E. Die Hauptfabrikzweige sind Seiden- und Baumwollwaren; aber außer bedeutenden Kohlenwerken sind auch Glasfabriken, Gießereien, Brauereien und Mahlmühlen vorhanden.

Leighlin (Old-L.), Stadt in Irland, Provinz Leinster, Grafschaft Carlow, 13 km im SSW. von Carlow, war ehemals bedeutend und zur Zeit der altbritischen Kirche Sitz eines Bischofs und hat eine Kathedrale. Das 4 km entfernte Leighlin-Bridge am Barrow, mit 1800 E., hat die Ruine eines 1577 zerstörten Schlosses und einer Abtei.

Leighton (Sir Frederick), ausgezeichneter engl. Maler, geb. 3. Dez. 1830 in Scarborough, wurde 1842—43 von Filippo Meli in Rom unterrichtet und bildete sich dann in Berlin, Frankfurt a. M., Brüssel und Paris zum Maler aus. Sein erstes großes Gemälde, die Prozession des Cimabue und der Schüler und Freunde desselben durch die Straßen von Florenz, erregte in der londoner Akademie von 1855 Aufsehen und wurde von der Königin angekauft. Hierauf folgte 1856 der Triumph der Musik (Orpheus, der durch seinen Gesang die Eurydice aus der Unterwelt rettet) und eine lange Reihe Bilder mit vorwiegend romantisch-idealer Tendenz, z. B. Romeo und Julie, der Stern von Bethlehem, Jezabel und Ahab, Dante im Exil u. s. w. Im J. 1864 trug ihm die poesievolle Komposition: goldene Stunden, die Wahl zum Associate der Akademie ein. Während der nächsten Jahre waren am bedeutendsten L.s Braut von Syrakus (1866), Ariadne von Theseus verlassen und Elektra am Grabe Agamemnons; 1869 wurde L. zum Akademiker gewählt. Die dann folgenden Jahre brachten Hercules mit dem Tode um den Körper Alcestes ringend (1871), die Künste des Friedens (1873), Nausikaa (1877) und vieles andere. Durch Poesie der Konzeption, Kraft und Klarheit der Zeichnung, Glanz des Kolorits und die Idealität des Stils nimmt L. einen hohen Rang unter den engl. Malern ein. Im J. 1878 wurde er zum Präsidenten der Akademie gewählt und von der Königin zum Ritter geschlagen.

Leighton-Buzzard, Marktstadt in England, Grafschaft Bedford, an der Nordwestbahn (mit Abzweigung nach Dunstable) und am Grand-Junction-Kanal, 64 km im NW. von London. Die gut gebaute Stadt zählt (1881) 10384 E., welche Ackerbau und Strohflechterei treiben.

Leihbibliotheken sind solche Büchersammlungen, welche dem größern Publikum zu leihweisem Gebrauch gegen eine bestimmte Zahlung für das einzelne Buch oder gegen fortlaufendes Abonnement offen stehen. Eine sehr schätzbare Art von L. sind die sog. Volksbibliotheken, welche, nicht auf den Vorteil der Unternehmer ausgehend, ihren Lesern gegen eine geringe Abgabe nur wirklich bildende Bücher bieten. Die erste Anregung zu solchen war von Preusker (gest. 1871) ausgegangen, der schon von 1840 an dafür thätig war. Vgl. Jannasch, «Die Volksbibliotheken, ihre Aufgabe und ihre Organisation» (Berl. 1876).

Leihe, s. unter Leihkontrakt.

Leihhaus, s. Lombard.

Leihkontrakt (commodatum) ist der Vertrag, vermöge dessen eine Sache zu unentgeltlichem, bestimmtem Gebrauch unter der Bedingung übergeben wird, daß der Empfänger, Kommodatar, nachher dieselbe Sache dem Leihenden, Kommodanten, zurückgebe. Der Kommodatar besitzt nur im Namen des Kommodanten und haftet für den Schaden, den er böswillig oder aus Fahrlässigkeit der Sache zufügt, nicht aber auch für zufälligen Untergang. Von Miete unterscheidet sich L. durch die Unentgeltlichkeit des Gebrauchs.

In den deutschen Rechten war Leihe die allgemeine Benennung für Grundstücke, die unter Vorbehalt des Eigentums zu bestimmten Nutzungsrechten meist an bäuerliche Wirte ausgethan wurden.

Leik, s. Liek.

Leikauf oder Leukauf, auch Wein-, Leit- oder Naßkauf, hieß früher ein durch einen Trunk befestigter Kauf (mercipotum), oder auch die Summe zur Bezahlung des Gelags, oder endlich eine historisch daraus hervorgegangene Gabe, welche einem Vertragsteil gegeben wird als Zugabe zu Lohn oder Preis oder als Vorausgabe. Die Zeugen des Geschäfts nannte man Leikaufleute, während später diese titcopiales oft Vorkäufer, Mätler bedeuten. Das Wort ist herzuleiten vom alchochdeutschen lid, mittelhochdeutsch lit, potus, und hat sich in bayr. Mundart noch erhalten (Leitgeb, Ausschenker geistiger Getränke). Eine andere Gabe, nur zum

Besten der Armen, war der bei Abschluß von Verträgen gegebene Gottespfennig, Gottesgeld, Geistpfennig, denarius dei sive sancti spiritus, wohl zu unterscheiden von dem Gadespfennig, einer vor dem Scheiden als Zeichen der Vereinbarung (gaden, sich vereinen) gegebenen Summe, dem denier d'adieu. Ähnliche Gaben finden sich weiter im Herd- oder Schlüsselgeld bei Erstehung eines Landgutes, im Dinggelde beim Dienstvertrag, dem Halftergelde beim Pferdekauf, dem Mahlschatz (s. d.), dem Werbegelde der Söldlinge, dem Haftepfennig der Advokaten. Diese Gaben waren Bestärkungsmittel des Vertragsabschlusses und bedingten oft die Gültigkeit des Vertrags. (S. Arrha.) Vgl. Stobbe, «Zur Geschichte des deutschen Vertragsrechts» (Lpz. 1855); von Jagemann, «Die Darangabe» (Berl. 1873).

Leim (frz. colle, engl. glue). In dem Organismus hauptsächlich der höhern Tiere finden sich gewisse Gebilde, welche die Eigenschaft besitzen, in kaltem und heißem Wasser unlöslich zu sein, durch fortgesetztes Kochen mit Wasser aber sich zu lösen und beim Verdampfen der Lösung eine beim Erkalten gelatinierende Masse (Gallerte, s. d.) zu bilden, die beim Austrocknen den L. gibt. Dieses Umwandlungsprodukt der sog. leimgebenden Gewebe oder der L. dient zum Zusammenfügen der Holzarbeiten und in der Buchbinderei und Kartonnage zum Leimen des Papiers, als Klärmittel, als Kitt, zur Imitation von Schildpatt, Elfenbein und Perlmutter und zu künstlichem Holze. Die leimgebenden Gebilde kommen organisiert im Tierkörper vor; man rechnet zu ihnen das Zellgewebe, die Bänder, die Sehnen, die Knorpel, das Corium, das Hirschhorn, die Knochensubstanz (Ossein), die Schwimmblase der Fische u. s. w. Der aus den verschiedenen leimliefernden Stoffen gewonnene L. zeigt, je nach seinem Ursprunge, einige Unterschiede, namentlich hat man in chem. Hinsicht zwei verschiedene Leimarten zu unterscheiden, nämlich den Knochenleim (Glutin) und den Knorpelleim (Chondrin).

Den Knochen- oder Lederleim stellt man aus dem Leimgut, aus Abfällen der Gerberei, Fellen, Ochsenfüßen, Pergamentabschnitzeln, Flechsen, Gedärmen, Lederabfällen, durch Versieden desselben mit Wasser, Formen der entstandenen Gallerte und Trocknen des L. auf aus Bindfaden gefertigten und ausgespannten Netzen dar. Den Knorpelleim gewinnt man aus den Knochen, die fast zum dritten Teil aus Knorpel bestehen, indem man die vorher entfetteten Knochen mit Salzsäure von der Knochenerde befreit und den Knorpelrückstand durch Kochen mit Wasser in Lösung bringt, aus welcher dann durch Abdampfen der L. gewonnen wird. Einzeln bringt man den L. nicht in getrocknetem Zustande, sondern in Form von Gallerte (Leimgallerte) in den Handel. Essigsäure und Salpetersäure verhindern das Gelatinieren eines L., worauf die Bereitung von flüssigem Leim beruht. Aus Hausenblase bereitet man Fischleim. Mit arab. Gummi und Zucker vermischt, bildet der L. den Mundleim, mit Glyzerin oder Sirup versetzt das Material zu den Buchdruckerwalzen. Außer dem gewöhnlichen tierischen L. stellt man auch Kleberleim und Caseïnleim dar, die anstatt des L. hier und da Anwendung finden.

Leim (flüssiger), s. Klebleim.

Leimbach, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Gebirgskreis Mansfeld, am Einflusse des Thalbachs in die Wipper, mit (1880) 2319 meist prot. E., hat Kupfer- und Nickelschmelzhütten, Schwefelsäurefabrikation, eine Dynamitfabrik und Bierbrauereien.

Leimdruck, s. Lichtdruck.

Leimfarben, s. unter Anstrich.

Leimfüß, Leimzucker, s. Glykochol.

Lein, s. Linum.

Leina, s. unter Leine.

Leindotter, Pflanzengattung, s. Camelina.

Leine, Zufluß der Aller (s. d.), entspringt auf dem Eichsfelde, unweit der Stadt Worbis im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, fließt erst westwärts nach Heiligenstadt, dann im ganzen gegen Norden über Göttingen und Hannover und mündet bei Bothmer zwischen Celle und Verden, nach einem Laufe von 211,3 km, auf welchem sie rechts die Ruhme mit den Harzflüßchen Oder und Söse, dann die Innerste (s. d.), links die Ilme von Einbeck her aufnimmt. Ihr ganzes Flußgebiet umfaßt 6280 qkm. Das obere Thal der L. ist meistens breit, aber von Northeim bis Alfeld eng und abschüssig, worauf es sich wieder ausweitet. Unterhalb Elze tritt sie in die Ebene, wo sie flache, oft sumpfige Ufer hat und bei Neustadt den Leinemoor bildet. Bei Hollenstadt, an der Mündung der Ruhme, wird sie flößbar, bei der Stadt Hannover aber auf 102,4 km schiffbar. Nach ihr wurde im ehemaligen Königreich Westfalen das Leine-Departement genannt, welches das göttingische Gebiet und Teile von Grubenhagen, Hildesheim, Braunschweig und Niederhessen, das hamelnsche Quartier von Kalenberg und die Herrschaft Spiegelberg, zusammen 3470 qkm mit 221 200 E., umfaßte und Göttingen zur Hauptstadt hatte.

Leine heißt auch ein kleiner Fluß in Thüringen, von welchem ein Kanal abzweigt und als Leina die Stadt Gotha durchfließt.

Leinedepartement, s. unter Leine.

Leinen oder Linnen, soviel wie Leinwand (s. d.).

Leinengarn oder Flachsgarn ist die Bezeichnung für das aus Flachs bereitete Garn (s. d.).

Leinfink (Fringilla linaria s. Linaria rubra), eine etwas über 12 cm lange Finkenart von graubrauner Farbe, mit karminrotem Oberkopf, Kehl- und Brustgefieder, das beim Weibchen weniger lebhaft als beim Männchen gefärbt ist. Der L. kommt in den nördl. Gegenden sowohl der Alten als Neuen Welt vor und erscheint namentlich im Winter in Deutschland oft in großer Menge.

Leiningen, eins der ältesten deutschen Dynastengeschlechter, das aber bereits 1220 im Mannsstamme erlosch. Die Schwester des letzten Grafen Friedrich, Lukardis, war vermählt mit dem Grafen Simon von Saarbrücken, dessen jüngster Sohn, Friedrich von Hartenburg, wie er sich nach einer seiner Burgen nannte, die L.schen Besitzungen erhielt und deshalb wieder den Namen eines Grafen von L. annahm. Friedrichs gleichnamiger Enkel erhielt durch seine Gattin Johanna Gräfin von Dachsburg die Grafschaft Dachsburg in den Vogesen. Die Grafen Friedrich V. und Godfried von L. teilten 1317 ihre Besitzungen und gründeten die beiden Hauptlinien des Hauses: die Friedrichsche Linie und die Godfriedsche. Friedrich V. vermählte sich mit Marie von Blois, der Witwe des Herzogs Rudolf von Lothringen und Enkelin des Königs Philipp

von Frankreich. Unter seinem Urenkel wurde die Landgrafschaft L. zur gefürsteten Grafschaft erhoben. Die Friedrichsche Linie erlosch im Mannsstamme mit dem Grafen Hesso 1467, worauf dessen Schwester Margarete, die Witwe des Grafen Reinhard von Westerburg, sich des größten Teils der brüderlichen Besitzungen bemächtigte und, indem sie für sich und ihre Nachkommen den Namen der Grafen von L. annahm, die Gründerin des Hauses L.-Westerburg wurde. Die Godfriedsche Linie erlangte aus der Hinterlassenschaft Hessos die Grafschaft Dachsburg und nannte sich nun L.-Dachsburg. Graf Emichs IX. (gest. 1541) von L.-Dachsburg Söhne teilten die väterlichen Besitzungen und gründeten die Linien L.-Hartenburg-Dachsburg und L.-Dachsburg-Heidesheim-Fallenburg. Erstere wurde 3. Juli 1779 in den Reichsfürstenstand erhoben, verlor aber im Lunéviller Frieden ihre Besitzungen in der alten Grafschaft L. im Worms- und Speiergau, die Grafschaft Dachsburg und die Besitzungen auf dem linken Rheinufer, zusammen etwa 660 qkm, und wurde dafür durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 durch Besitzungen im Mainzischen, Würzburgischen und in der Rheinpfalz entschädigt, während gleichzeitig der Fürst, der eine Stimme auf der wetterauischen Grafenbank gehabt hatte, eine Virilstimme im Reichsfürstenrate zugesichert erhielt. Die neuen Besitzungen, zusammen 1370 qkm, wurden in ein neues Fürstentum L. vereinigt, durch die Rheinbundsakte von 1806 aber sämtlich als Standesherrschaft der Oberhoheit Badens unterworfen, bis 1810 infolge der Territorialveränderungen ein Teil davon (275 qkm) unter bayr. und ein kleiner Teil, jedoch ohne Standeshoheitsrechte, unter großherzogl. hess. Oberhoheit kam. Der gegenwärtige Standesherr ist Fürst Ernst, geb. 9. Nov. 1830, erbliches Mitglied der Kammer der Reichsräte in Bayern, sowie Admiral in der brit. Marine. Derselbe ist der Sohn des Fürsten Karl von L., geb. 12. Sept. 1804, gest. 13. Nov. 1856, der seinem Vater, dem Fürsten Emich Karl, 4. Sept. 1814 unter Vormundschaft seiner Mutter Victoria, geborenen Prinzessin von Sachsen-Coburg, folgte. Letztere vermählte sich nachmals mit dem Herzog von Kent, durch den sie Mutter der Königin Victoria wurde. Fürst Karl lebte teils in München und London, teils auf Reisen und war vom 9. Aug. bis 5. Sept. 1848 Präsident des Reichsministeriums.

Die Linie L.-Dachsburg-Heidesheim-Fallenburg zerfiel 1658 in die Unterlinien Heidesheim, Dachsburg und Guntersblum. Die erste erlosch im Mannsstamme 1766, die andere 1709, die letzte, welche 1774 ebenfalls im Mannsstamme erlosch, blüht noch in der Nebenlinie fort, welche das jetzige gräfl. Haus L. bildet. Letzteres zerfällt in die Nebenzweige L.-Guntersblum und L.-Heidesheim, die sich aber nach den Gütern, die sie durch den Reichsdeputationshauptschluß zur Entschädigung erhielten, L.-Billigheim und L.-Neudenau nennen. Auch sie, früher Mitglieder des wetterauischen Grafenkollegiums, wurden durch die Rheinbundsakte als Standesherren der Oberhoheit Badens unterworfen. Der Standesherr von L.-Billigheim ist Graf Karl von L., geb. 7. März 1823. Der Standesherr von L.-Neudenau ist Graf Emich, geb. 31. Juli 1855. Beider Linien Konfession ist die katholische, während alle andern Linien sich zur evang. Kirche bekennen. Das gräfl. Haus L.-Westerburg teilte sich seit 1695 in die Speziallinien Alt-L.-Westerburg und Neu-L.-Westerburg. Jene besitzt die Standesherrschaft Ilbenstadt unter großherzogl. hess. Hoheit und die Hälfte der Grafschaft Westerburg und der Herrschaft Schadeck, diese die andere Hälfte von Westerburg und Schadeck, unter preuß. Hoheit. Standesherr in Alt-L.-Westerburg ist Graf Friedrich, geb. 30. Dez. 1852. Die Linie Neu-L.-Westerburg blühte in zwei Zweigen, einem nassauischen und einem bayrischen, von denen jedoch der erstere mit dem Grafen Christian von L. (s. d.) 1856 im Mannsstamme erloschen. Repräsentant des bayr. Zweigs ist Graf Wilhelm von L., geb. 16. Febr. 1824.

Leiningen (Christian Franz Seraphin, Graf von L.-Westerburg), österr. General, geb. zu Graz 10. Febr. 1812, war 1848 bereits Oberst und Kommandeur eines Infanterieregiments, mit welchem er an den Kämpfen in Siebenbürgen unter General Puchner teilnahm. L. wurde Generalmajor, zeichnete sich vor Temesvár aus und stieg 1849 zum Feldmarschallleutenant auf. Er war hierauf österr. Kommissar bei der Bundesversammlung in Frankfurt a. M. und wurde im Dez. 1850 als Bundeskommissar nach Kassel gesendet, um dort die gegen Kurhessen beschlossene Bundesexekution zu vollstrecken. L. starb als Oberkommandant in Krakau 1. Okt. 1856.

Leiningen (Karl, Graf von L.-Westerburg), ungar. General, geb. zu Ilbenstadt 11. April 1819, war 1848 Hauptmann in einem ungar. Infanterieregiment. Er schloß sich dem ungar. Aufstande an, zeichnete sich mehrfach aus und wurde zum General und Korpskommandanten befördert. Infolge von Görgeis Kapitulation mußte L. die Waffen strecken, wurde verhaftet und kriegsgerichtlich zum Tode durch den Strang verurteilt. L. wurde mit 12 andern Generalen 6. Okt. 1849 zu Arad hingerichtet.

Leinkraut, Pflanzengattung, s. Linaria.

Leinkuchen, die bei der Gewinnung des Leinöls verbleibenden Preßrückstände. Sie finden ihre Hauptverwendung als Mastfutter für Schafe und werden zu diesem Behufe in großen Massen nach England, wo man sie für diesen Zweck besonders hochschätzt, exportiert. Das Pulver derselben, das Leinmehl, dient in der Heilkunde zur Bereitung von erweichenden Umschlägen. Früher waren die L. unter dem Namen Placenta lini offizinell, doch sind sie in die Deutsche Pharmakopöe von 1882 nicht wieder aufgenommen.

Leinmehl, s. unter Leinkuchen.

Leinöl, ein durch Pressen aus den Samen der Leinpflanze gewonnenes fettes, trocknendes Öl. Bei kaltem Pressen erhält man etwa 20 Proz. vom Gewicht des Samens eines fast farblosen Öls, während durch warmes Pressen die Ausbeute auf etwa 28 Proz. zu steigern ist, wobei ein Öl von gelblicher bis gelber Farbe gewonnen wird. In frischem Zustande ist das Öl durch beigemengten Pflanzenschleim mehr oder weniger getrübt, beim Lagern scheidet sich der Schleim ab, und es kann dann das völlig klare Öl abgezogen werden. Das L. bleibt noch bei hohen Kältegraden flüssig, es erstarrt erst bei —34° C. In siedendem Alkohol löslich, in kaltem Alkohol nur wenig löslich. Es ist seiner Hauptmenge nach ein Glyzerid der Leinölsäure. An der Luft nimmt es Sauerstoff auf und oerharzt; soll es oor dieser Veränderung bewahrt bleiben, so ist es in ganz gefüllten Gefäßen aufzubewahren.

Durch Einwirkung des Lichts wird es gebleicht. Das kalt geschlagene Öl dient in manchen Gegenden als Speiseöl, doch ist es zu diesem Zwecke nicht zu empfehlen, da es für den nicht daran Gewöhnten einen unangenehmen Beigeschmack hat. Seine Hauptverwendung findet es in der Technik zur Darstellung von Leinölfirnis (s. d.). In Rußland benutzt man es in der Seifensiederei. Auch hat man es als Brennöl verwandt, wozu es sich jedoch wenig eignet, da es mit rußender Flamme brennt und kostspieliger als andere Brennöle ist.

Leinölbalsam (Schwefelbalsam, Oleum lini sulfuratum), früher offizinelles Präparat, welches durch Erhitzen von 6 Teilen Leinöl mit 1 Teil Schwefelblumen bis zur erfolgten Lösung des Schwefels erhalten wurde.

Leinölfirnis ist ein Leinöl, dessen Trocknungsvermögen durch geeignete Behandlung erhöht ist. Die gewöhnlich angewandte Methode der Darstellung besteht in einer andauernden Erhitzung des Leinöls mit Bleioxyd. 100 kg Leinöl werden in einem Kessel, der höchstens zu drei Vierteln davon erfüllt wird, langsam erhitzt, bis das Öl keinen Schaum mehr bildet. Nach dem Abschäumen fügt man 3 kg mit etwas Leinöl angeriebener Bleiglätte oder Mennige in kleinen Portionen nach und nach zu und erhält damit das Öl während zwei Stunden auf einer möglichst hohen Temperatur, ohne es jedoch zum Aufwallen, welches leicht mit Überkochen verbunden ist, kommen zu lassen. Oder man vermischt 100 kg siedend heißes Leinöl mit 400 g Siccatif (borsaures Manganoxydul) und erhält dies kurze Zeit im Sieden. Auf kaltem Wege läßt sich L. durch Schütteln von 100 Teilen Leinöl, welches vorher mit 5 Teilen Bleiglätte abgerieben ist, mit 30 Teilen Bleiessig darstellen. Jeder L. sollte nach seiner Bereitung mehrere Wochen gelagert werden, um den beigemengten und aus dem Öle abgeschiedenen Stoffen Zeit zu lassen sich abzusetzen, worauf der ganz klare Firnis abgezogen wird. Will man ihn möglichst farblos haben, so wird er in Flaschen der Einwirkung des Sonnenlichts ausgesetzt.

Der L. findet die verschiedensten Verwendungen. Er ist das Vehikel fast aller Ölfarben, die zum Anstrich, zum Malen, zum Drucken dienen. Er bildet einen Bestandteil der meisten fetten Firnisse. Im Gemisch mit Schlemmkreide ist er der Glaserkitt. Er dient zum Ölen von Leinwand, um diese undurchlässig für Wasser zu machen.

Leinölliniment, eine Mischung von gleichen Teilen Leinöl mit Kalkwasser, welche nach kräftigem Durchschütteln als Umschlag bei Verbrennungen angewandt wird.

Leinpfad, Pfad am Ufer eines Stroms für Menschen oder Tiere, die an der Schiffsleine ziehen.

Leins (Christ. Friedr.), ausgezeichneter Architekt, geb. 1814 in Stuttgart, erhielt seine technische Ausbildung daselbst und in Paris, ließ sich später in Stuttgart nieder und wurde 1858 mit dem Titel als Oberbaurat Lehrer der Architektur an der dortigen Polytechnischen Schule. L. machte sich zuerst bekannt durch den Bau eines Wohnhauses, des jetzigen russ. Gesandtschaftshotels in Stuttgart. Dann übernahm er im Auftrag des damaligen Kronprinzen Karl die Ausführung einer Villa in Berg bei Stuttgart, die zu den anmutigsten Renaissancebauten der neuern Zeit gehört. Von seinen weitern Bauten sind zu nennen: die Restauration und Erweiterung mehrerer älterer Kirchen in Württemberg, der Umbau des von Varnbülerschen Schlosses zu Hemmingen, das Jagdschloß Katharinenhof für den Prinzen Friedrich von Württemberg, das Palais des Prinzen von Sachsen-Weimar in der Neckarstraße zu Stuttgart und der Königsbau gegenüber der Residenz in Stuttgart, sowie die Anlage des Schloßplatzes und der beiden denselben zierenden großen Springbrunnen. Außerdem rühren von L. her viele Kirchen in Württemberg, mehrere Villen in Stuttgart und Ulm, der große Riedingersche Bau zu Augsburg, das Lyceum zu Schwäbisch-Hall und die frühgot. Johanneskirche zu Stuttgart. Seit 1881 ist L. Vorstand der königlich württemb. Kunstgewerbeschule.

Leinsamen, s. unter Linum.

Leinster (spr. Lenster), südöstl. Provinz Irlands, grenzt im N. an Ulster, im W. an Connaught und Munster, im S. und SO. an den St. Georgskanal, im O. an die Irische See. Die Küste ist weniger eingebuchtet als in den übrigen Teilen der Insel; die wichtigsten Baien sind die von Dundalk und Dublin, die Hafenbaien von Wexford und Waterford. Berglandschaften finden sich im Osten, hauptsächlich in der Grafschaft Wicklow, südlich von Dublin, in deren romantischen Berggruppen der Lugnaquilla 926 m hoch aufsteigt, und im Westen, wo an der Grenze von Munster die Slieve-Bloom Mountains (528 m hoch) eine langgestreckte Bergkette bilden, und im Süden, wo die Berge von Kilkenny und, auf der Grenze von Carlow und Wexford, die Blackstairberge 734 m und der Mount-Leinster 793 m hoch sich erheben. Dagegen breiten sich im Norden und im Innern unübersehbare, selten von Hügel- und Berggruppen unterbrochene Ebenen aus, die teils mit ergiebigen Ackerfeldern und herrlichen, stets frischgrünen Wiesen, teils aber auch mit ausgedehnten, erst in neuerer Zeit teilweise trocken gelegten Sümpfen, Moor- und Torfgründen bedeckt sind. Die meisten Seen befinden sich im Nordwesten, wie der Derravaragh, Owel, Ennel und der vom Shannon durchflossene Ree. Die bedeutendsten Flüsse sind der Shannon an der Grenze gegen Connaught, mit dem Inny und der Brosna, der Slaney und der Barrow mit dem Nore im Süden, im Osten der Ovoca in Wicklow, der Liffey bei Dublin, der Boyne mit dem Blackwater in East-Meath. Außer ihnen fördern den Binnenverkehr der Königs- und der Große Kanal, welche beide, die Mitte der Provinz durchschneidend, den Shannon mit Dublin verbinden, von welcher Hauptstadt auch die große, nach Limerick führende, sowie verschiedene andere Eisenbahnen ausgehen. Von den 19735,5 qkm des Gesamtareals kommt fast ein Siebentel auf völlig unproduktives Bergland, Moore und Seen. Die Provinz hatte 1841 eine Bevölkerung von 1973731 E., welche 1881 auf 1279190 gesunken war. Neben Ackerbau und Viehzucht beschäftigt die Einwohner hauptsächlich Leinen-, Woll- und Baumwollfabrikation, Brauerei, Brennerei, Torfstich, Handel mit Leinwand, Schlachtvieh, Fleisch, Mehl und Butter. Haupthäfen sind Dublin (s. d.), zugleich der bedeutendste Fabrikort, Dundalk und Wexford. L. zerfällt in die 12 Grafschaften Louth, East-Meath, Dublin, Wicklow, Wexford, Carlow, Kilkenny, Kildare, Queen's County, King's County, West-Meath und Longford.

Leinwand, Leinen oder Linnen (frz. toile, engl. linen), ein glattes Gewebe aus Flachs, Hanf

oder Hede. Nach dem verwendeten Material unterscheidet man Flachsleinwand (aus reinem gehechelten Flachs), Hanfleinwand (aus reinem Hanf oder mit hänfener Kette und Einschlag von Flachsgarn), Hede- oder Wergleinen, halbflächsene oder Halbhedeleinen, Haldlaken (mit Kette von Flachsgarn und Einschlag von Hedegarn), halbbaumwollene L. oder Halbleinen, fälschlich Irische oder Irländische L. genannt (mit Kette von Baumwollgarn und Einschlag von Flachsgarn oder umgekehrt).

Von allen diesen ist die reine Flachsleinwand die beste und schönste. Hanf gibt eine grobe, aber sehr feste und haltbare L.; Wergleinwand besitzt weniger Festigkeit. Halbleinen hat zuweilen ein schöneres Aussehen als reine Flachsleinwand, steht derselben aber an Festigkeit und Dauerhaftigkeit bedeutend nach. Die stärkste der zahlreichen Leinwandsorten ist das Segeltuch, das in den bessern Qualitäten aus reinem Hanfgarn, in den geringern aus schäbehaltigem Werg hergestellt wird; dasselbe wird sehr dicht gewebt und enthält öfters in der Kette doppelte (nicht zusammengezwirnte) Fäden. Hierauf folgen die verschiedenen Arten der Sack- und Packleinwand, welche öfters ganz aus Hanf, meist aber halb oder ganz aus Werg (neuerlich auch aus Jute) bestehen und je nach ihrer Bestimmung bald lose, bald dicht gewebt und mehr oder weniger grob sind. Die sich hieran schließenden Gattungen der L., welche zu Kleidungsstücken und Wäsche Verwendung finden, sind hinsichtlich der Feinheit und Dichtigkeit außerordentlich verschieden und erhalten die verschiedensten Namen, je nachdem sie ganz oder nur teilweise aus Flachsgarn bestehen, ungebleicht, halb, dreiviertel oder ganz gebleicht, ganz oder teilweise aus farbigem Garn gewebt, im Stück gefärbt, kattunartig bedruckt, bald ohne Appretur, bald mehr oder weniger appretiert in den Handel kommen. Selbst die Verschiedenheit in der Länge und Breite der Stücke hat zu besondern Benennungen geführt. Zu den guten, dicht gearbeiteten Sorten sind zu rechnen: das Hausleinen, die Lederleinwand (s. Creas), die in Hannover verfertigten Leggeleinen, die böhm. und schles. Creas. Zu den leichtern Sorten gehören die böhm. und schles. Schockleinen; die sog. Futterleinen, welche stark appretiert und entweder ungebleicht (s. Franzleinen) oder schwarzgrau u. s. w. gefärbt und moiriert sind, in welch letzterm Fall sie Moorleinen genannt werden; das Steifleinen, sehr lose gewebt und durch starke Appretur steif gemacht; die Glanzleinwand (s. d.) u. s. w. Über die Herstellung der L. s. Flachsspinnerei und Hanf.

In Deutschland wird die Leinwandindustrie besonders schwunghaft in Schlesien, Westfalen, Thüringen und der Lausitz betrieben. In Bielefeld, dem Hauptsitz der westfäl. Leinwandindustrie, sind in der Ravensberger Spinnerei 21800 Spindeln, in der Spinnerei «Vorwärts» 10700 Spindeln, in einer mechan. Weberei 760 Stühle in Thätigkeit, und in den dortigen Bleichereien werden jährlich 130000 Stück L. gebleicht.

Leinweber, ein Handwerker, welcher sich mit der Herstellung von Leinwand oder leinwandartigen Stoffen beschäftigt. (S. Weberei.)

Leiogomme oder Leiokom, s. u. Dextrin.

Leipa, Stadt, s. Böhmisch-Leipa.

Leipheim, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Günzburg, an der Donau, 5 km im W. von Günzburg, Station der Linie Ulm-Augsburg-München der Bayrischen Staatsbahnen, mit (1880) 1616 E., welche Flachs- und Hopfenbau treiben. Die Stadt hat ein Schloß und gehörte früher zu Württemberg. Im Bauernkriege fiel hier 4. April 1525 ein Treffen vor.

Leipnik (czech. Lipnik), Stadt in Mähren, Bezirkshauptmannschaft Weißkirchen, an der Betschwa, Station der Linie Wien-Krakau der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, hat ein Schloß des Fürsten Dietrichstein, eine alte Dekanatskirche, ein Piaristenkollegium, Tuch- und Flanellweberei, lebhaften Handel mit Getreide, Obst, Flachs und Leinwand und zählt (1880) 6367 E.

Leipogramm (Lipogramm, vom grch. λείπω, lassen, und γράμμα, Buchstabe), ein Gedicht, in dem ein oder mehrere bestimmte Buchstaben nicht vorkommen. Schon Pindar soll eine Ode gedichtet haben, in der das ζ nicht vorkam, Lasos von Hermione eine Ode und eine Hymne ohne das σ. Im 3. Jahrh. n. Chr. dichtete Nestor von Laranda eine Ilias, deren erstes Buch ohne α, das zweite ohne β u. s. w. war. Eine ähnliche lipogrammatische Odyssee dichtete Tryphiodor. Fulgentius (s. d.) schrieb eine solche Weltgeschichte. In neuerer Zeit veröffentlichte Orazio Fidele 1633 ein Gedicht in 1600 Versen, betitelt «L'R sbandito sopra la potenza d'amore», worin sich das r nicht findet; Burmann schrieb ebenfalls Gedichte ohne r (Berl. 1788).

Leipzig, der Größe nach die zweite, ihrer Wichtigkeit und ihres Reichtums wegen aber die erste Stadt des Königreichs Sachsen und Hauptstadt der gleichnamigen Kreishauptmannschaft im nordwestlichsten Teile des Landes, nur 8—10 km von der preuß. Grenze entfernt, liegt 51° 20′ 6″ nördl. Br. und 12° 23′ 28″ östl. L. von Greenwich (neue Sternwarte im Johannisthal) und 118,26 m (neue Sternwarte), resp. 111,37 m (Fixpunkt im Leipzig-Dresdener Bahnhofe) über dem Spiegel der Ostsee, in einer weiten und fruchtbaren Ebene, die durch die drei, die Stadt teilweise berührenden und sich in ihrer Nähe vereinigenden Flüsse Pleiße, Elster und Parthe und deren verschiedene Arme reichlich bewässert und durch den anmutigen Wechsel von Feldern, Wiesen und Wäldern wie durch eine Menge freundlicher, meist stark bevölkerter und wohlhabender Dörfer weit hinaus ungewöhnlich belebt wird. Das Gebiet der Stadt L. einschließlich sämtlicher noch unbebauten Flächen des Weichbildes umfaßt 1640,87 ha. Die Stadt zerfällt in die innere Stadt und die innern und äußern Vorstädte; die gesamte Stadt zählt (Winter 1884/85) 4357 bewohnte Gebäude (davon die innere Stadt 706, die Vorstädte 3651). Die innere Stadt, welche nur 3368 m (Gesamtlänge der Promenadenringstraße) im Umfange hält und einen Flächenraum von etwa 90 ha (also noch nicht 1 qkm) bedeckt, war früher befestigt, doch wurden die alten Mauern, Wälle und Gräben, deren Abtragung 1784 begann, nebst den vier Thoren (zuletzt das erst 1722 erbaute Petersthor im März 1860) beseitigt und machten neuen Straßen und öffentlichen Anlagen Platz. Entsprechend der frühern administrativen Einteilung der Stadt in vier Viertel (Grimmaisches, Hallesches, Ranstädter und Petersviertel) unterscheidet man auch bei den Vorstädten die Grimmaische (Dresdener), Hallesche, Ranstädter (Frankfurter) und Peters- (Zeitzer) Vorstadt, zu denen im 18. Jahrh. noch die Johannisvorstadt (im Südosten) trat.

Seit Mitte des 19. Jahrh. sind jedoch diese Vorstädte nicht nur nach fast allen Seiten hin bedeutend erweitert, im Innern dichter ausgebaut und durch Straßendurchbrüche angemessener gegliedert worden, sondern es hat sich außerhalb derselben noch ein zweiter Kranz ziemlich regelmäßig angelegter und ebenfalls rasch anwachsender äußerer Vorstädte gebildet, wie seit 1834 an der Ostseite die Friedrichstadt und Marienvorstadt, im Süden die äußere Zeitzer oder Südvorstadt, im Südwesten die Südwestvorstadt, im Westen die Westvorstadt, im Nordwesten die äußere Frankfurter Vorstadt, im Norden die Nordvorstadt. Die innere Stadt besitzt jetzt nach allen Seiten hin offene Ausgänge nach den Vorstädten und ist von diesen nur durch die ringsum laufenden, der Stadt schon längst zur Zierde gereichenden Promenaden und Parkanlagen geschieden. Glanzpunkte der letztern sind die sog. Neuen Anlagen zwischen dem ehemaligen Petersthor und dem Museum und der Park unterhalb des Neuen Theaters, jene nach Lennés Entwürfen 1859 neu angelegt, dieser 1866 umgestaltet. Unter den öffentlichen Plätzen ist in der innern Stadt der sehr ansehnliche, ein ziemlich regelmäßiges Viereck bildende und von drei bis vier Stock hohen stattlichen Häusern umsäumte Marktplatz hervorzuheben. Zwischen Stadt und Vorstädten breiten sich der Augustusplatz, einer der schönsten öffentlichen Plätze Deutschlands, der Roßplatz, Königsplatz, Obstmarkt, Fleischerplatz, Theaterplatz, Plauenscher Platz, Blücherplatz und andere kleinere Plätze aus. Während die äußern, zum Teil auch die innern Vorstädte, in Bezug auf Anlage und Architektur einen regelmäßigen und durchaus modernen Charakter tragen, gibt es in der innern Stadt noch manche krumme und enge Gäßchen, obwohl mehrere Straßen, wie die Grimmaische, Ritter-, Nikolai-, Reichs-, Katharinen-, Hain-, Universitäts-, Peters-, Schiller-, Goethe- und Schulstraße, der Brühl, der Neumarkt, ziemlich breit und gerade sind und von zahlreichen durch Höhe und Solidität ausgezeichneten, zum Teil auch ältern Gebäuden eingefaßt werden. Die größern Plätze der Vorstädte sind der Johannis-, Marien-, Floß-, Schletter- und Südplatz und der Platz mit Anlagen zwischen der Arndt- und Schenkendorfstraße; die schönsten Straßen der Vorstädte die Königs-, Dresdener, Salomon-, Insel-, Tauchaer, Nord-, Ufer-, Humboldt-, Pfaffendorfer, Jakob-, Zöllner-, Leibniz-, Frankfurter, Wald-, Elster-, Lessing-, Promenaden-, Thomasius-, Poniatowski-, West-, Plagwitzer, Sebastian Bach-, Bismarck-, Kaiser Wilhelm-, Süd-, Zeitzer, Liebig-, Stephan-, Kurprinz- und Nürnberger Straße. Die Comptoirs und Verkaufslokale der bedeutendsten Handelshäuser befinden sich meist in der innern Stadt, namentlich in dem Teile, wo sich der Meßverkehr konzentriert (in Meßlage), und verdrängen hier die Wohnungen, sodaß die Einwohnerzahl der innern Stadt in Abnahme begriffen ist; in einem andern Teile (Grimmaisches Viertel und Dresdener Vorstadt) hat der Buchhandel mit seinen Nebengewerben seinen hauptsächlichsten Sitz. Wohl keine Stadt Deutschlands hat während der letzten Jahrzehnte ihre Physiognomie so sehr verändert wie L. Durch seine Ausdehnung hat dasselbe die Anlage zu einer Großstadt erhalten; vermöge seines Wohlstandes, seiner Bildung, seines freien Bürgersinns ist L. eine der geachtetsten und einflußreichsten Städte des Deutschen Reichs.

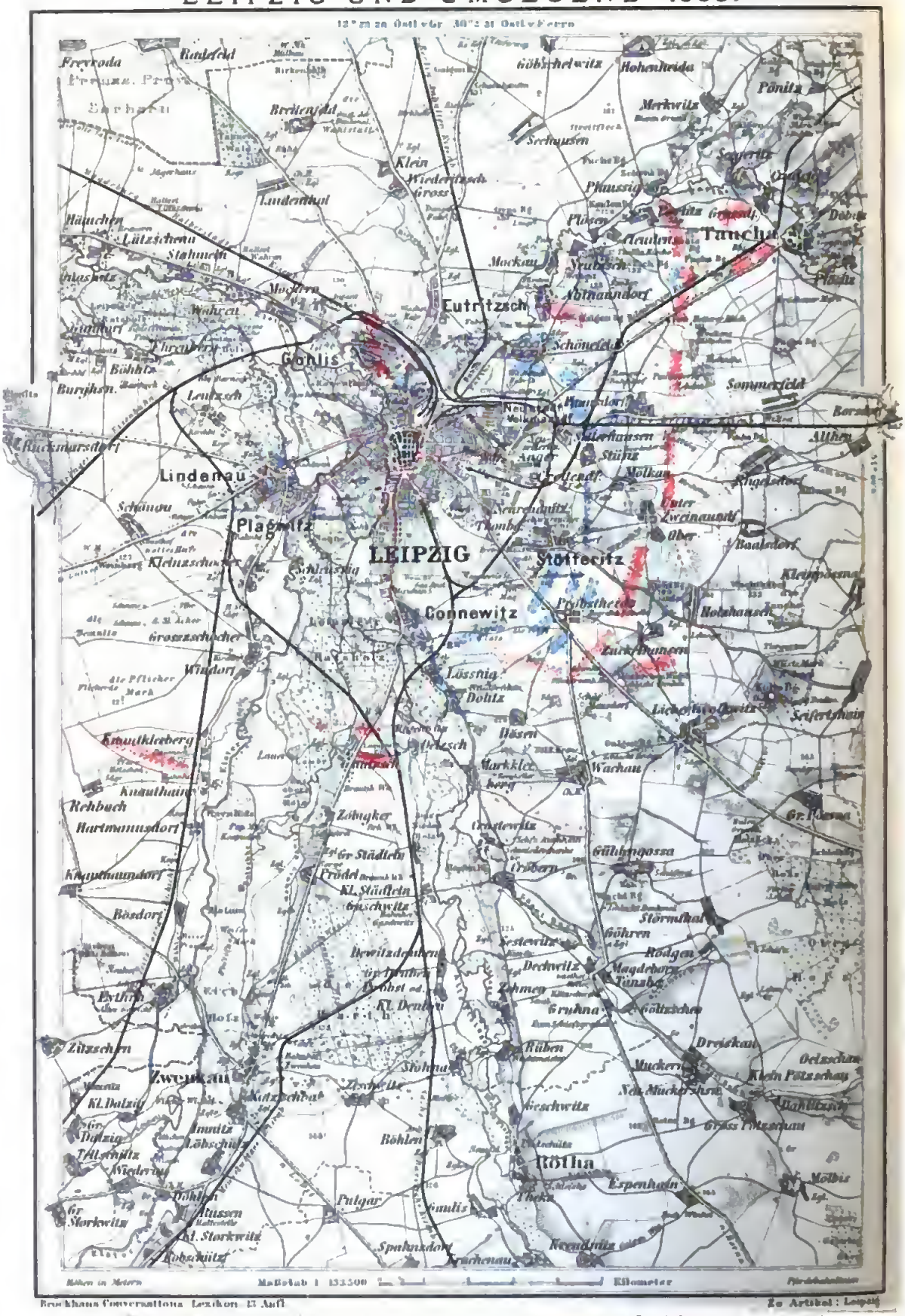
Während die **Bevölkerung** L.s 1831 nur 43200 E. zählte, belief sie sich 1843 auf 56059 E., 1852 auf 66742 E., 1861 auf 78495 E., 1871 auf 106925 E., 1875 auf 127387 E., 1880 auf 149081 E. (wovon 22806 in der innern Stadt, 126275 in den Vorstädten wohnten), was also in den 37 Jahren 1843—80 eine Zunahme von 93022 E. oder 165,9 Proz. beträgt. Im Winter 1884/85 wurde die Bevölkerung der Stadt bereits auf 166000 E. berechnet. Der Religion nach waren von der Bevölkerung von 1880: 136972 Lutheraner, 4288 röm. Katholiken, 3368 Reformierte, 3179 Israeliten, 183 Deutschkatholiken, 254 Dissidenten, 126 Griechisch-Katholiken, 121 Anglikaner; der Rest verteilte sich unter Unierte, Altkatholiken, Presbyterianer u. s. w. Von den Einwohnern sind 36,53 Proz. in L. selbst, 29,07 Proz. im übrigen Sachsen 31,79 Proz. in andern Staaten des Deutschen Reichs und 2,65 Proz. im Auslande geboren. Die Stadt L. ist nach allen Seiten hin von zahlreichen, sich unmittelbar an die Vorstädte anschließenden, meist vollständig städtisch gebauten Vorstadtdörfern umgeben; dieselben sind mit der Einwohnerzahl von 1880: Reudnitz (14452 E.), Anger (2482 E.), Crottendorf (589 E.), Volkmarsdorf (11054 E.), Volkmarsdorfer Straßenhäuser (439 E.), Neureudnitz (1538 E.), Thonberg (3394 E.), Connewitz (6611 E.), Plagwitz (6966 E.), Lindenau (12166 E.), Gohlis (9804 E.), Eutritzsch (5879 E.), Neuschönefeld (5628 E.), Neustadt (5918 E.), insgesamt 86920 E. An diese Vorstadtdörfer schließen sich wiederum unmittelbar folgende Außendörfer an: Neusellerhausen (1358 E.), Sellerhausen (2510 E.), Stötteritz (4681 E.), Lößnig (500 E.), Dölitz (1528 E.), Schleußig (496 E.), Großzschocher (2022 E.), Kleinzschocher (3420 E.), Möckern (4324 E.), Schönefeld (3625 E.), insgesamt 24424 E., sodaß L. (nach der Volkszählung vom 1. Dez. 1880) mit den Vorstadtdörfern eine Bevölkerung von 236001 Seelen (seit 1843 [67099 E.] eine Zunahme von 168902 E. oder 252 Proz.) und mit den Vorstadt- und Außendörfern von 260424 Seelen (seit 1843 [76138 E.] eine Zunahme von 184287 E. oder 242 Proz.) hatte. Im Winter 1884/85 wurde die Gesamtbevölkerung der Stadt mit den Vorstadt- und Außendörfern auf 300000 Seelen geschätzt. Die Bevölkerung der Vorstadt- und Außendörfer ist ebenfalls in der großen Mehrzahl (97,6 Proz.) lutherisch. (Hierzu eine Karte: Leipzig und Umgegend.)

An **Bauwerken** von eigentlich monumentalem Charakter ist L. nicht reich. Unter den kirchlichen Gebäuden wurden die Hauptkirchen, die Thomaskirche und die Nikolaikirche, 1496, resp. 1525 eingeweiht, die letztere 1785—96 erneuert und mit Gemälden von Öser geziert, während die erstere seit der neuesten Zeit einer teilweisen Restauration unterworfen wird. Sonst haben sie nichts Ausgezeichnetes, ebensowenig wie die Universitäts- oder Paulinerkirche, die 1240 erbaut, 1544 erneuert wurde und 1841 ein Grabdenkmal des 1307 in der Thomaskirche ermordeten Markgrafen Diezmann von Meißen erhielt. Die kath. Kirche wurde nach Heideloffs Entwurfe in rein got. Stile 1847, die Synagoge im maurischen Stil 1855 vollendet. Eine neue Peterskirche, nach dem Entwurfe von Hartel und Lipsius, in rein goth. Stile mit einem 96 m hohen Turme (dem höchsten Turme Sachsens) auf dem Schletterplatze, ist seit 1882 im Bau be-

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

LEIPZIG UND UMGEGEND 1885.


Leipzig
LEIPZIG
Connewitz
Plagwitz
Lindenau
Gohlis
Eutritzsch
Reudnitz
Stötteritz
Thonberg
Probstheida
Holzhausen
Zuckelhausen
Dölitz
Lößnig
Wachau
Markkleeberg
Rehbach
Hartmannsdorf
Knauthain
Knauthkleeberg
Zöbigker
Gautzsch
Gaschwitz
Kl. Städteln
Gr. Städteln
Crödel
Bösdorf
Eythra
Zwenkau
Kl. Dalzig
Gr. Dalzig
Amnitz
Löbschütz
Althitzig
Wiederitzsch
Dölkau
Gr. Storkwitz
Kl. Storkwitz
Lübschütz
Pulgar
Spahnsdorf
Frohnau
Kreuditz
Röthe
Espenhain
Thekla
Mölbis
Böhlen
Stahmeln
Rückmarsdorf
Burghausen
Leutzsch
Wahren
Lützschena
Lauderthal
Klein Wiederitzsch
Gross Wiederitzsch
Paunsdorf
Mockau
Abtnaundorf
Schönefeld
Sommerfeld
Althen
Kleinzschocher
Grosszschocher
Windorf
Knauthkleeberg
Rückmarsdorf
Meusdorf
Liebertwolkwitz
Seifertshain
Holzhausen
Zuckelhausen
Zweinaundorf
Baalsdorf
Kleinpösna
Gross Pösna
Klein Pösna
Dreiskau
Oelzschau
Mölbis
Espenhain
Rötha
Böhlen
Zwenkau
Zitzschen
Eythra
Rodgen
Magdeborn
Störmthal
Güldengossa
Gr. Zschocher
Wiederitzsch
Dehlitz
Kl. Dölzig
Gr. Döl

griffen. Zu einer Lutherkirche (Johannapark und Bismarckstraße) wurde 11. Nov. 1883 der Grundstein gelegt. Eine kleine engl.-ameril. Kirche (Sebastian Bach- und Schreberstraße) wurde 1885 im Bau vollendet. Die übrigen fünf Kirchen luth. Konfession (darunter die alte Peterskirche und die Matthäikirche [früher Neukirche genannt], in neuester Zeit teilweise restauriert und mit einem neuen Spitzturm versehen) sind ebenso wie die Kirche der Reformierten ohne Bedeutung. Der Bau einer neuen reform. Kirche (an der Jakobstraße) ist projektiert. In der innern Stadt ist das Rathaus am Markte, 1556 von Lotter erbaut, ein stattliches Gebäude (doch ist die Errichtung eines neuen monumentalen Prachtbaues für die nächste Zeit projektiert). Aus derselben Zeit (1549) stammt die Pleißenburg, die ehemalige Citadelle von L., die seit 1818 teilweise umgebaut, gegenwärtig durchgehends zu Kasernen und Magazinen dient, und deren Turm 1790—1862 als Sternwarte diente. Die schönsten Bauwerke L.s sind jetzt das Museum, 1856—58 nach Langes Entwürfen aufgeführt, 1883—85 bedeutend vergrößert, und das (nach dem Entwurfe von Langhans mit einem Kostenaufwand von 1 440 000 Mark erbaute, zu den größten und schönsten Theatern Deutschlands gehörige) am 28. Jan. 1868 eröffnete Neue Theater, beide einander gegenüber am Augustusplatze gelegen. An letzterm erhebt sich auch das an der Frontseite 86 m lange Augusteum (Universitätsgebäude), 1831—36 nach Schinkels Entwürfen von Geutebrück aufgeführt, mit prächtiger Aula und im Giebel mit Reliefs von Rietschel geschmückt. Vor dem Museum wird ein Monumentalbrunnen (nach Gnauths Entwurf) aufgestellt. Unter den übrigen in der Umgebung des Augusteums zur Universität gehörigen Gebäuden sind noch das Fridericianum, 1843 von Geutebrück erbaut, und das ganz zu Zwecken der Vermietung benutzte Mauricianum (seit 1849) zu nennen. Aus der neuesten Zeit stammt das Neue Gewandhaus (Konzerthaus) zwischen der Beethoven- und Mozartstraße, nach den Entwürfen der berliner Architekten Gropius und Schmieden 1882—84 mit einem Kostenaufwand von 1 300 000 Mk. erbaut und 11. Dez. 1884 eröffnet, mit dem großen Konzertsaale (42,5 m lang, 23 m breit, 14,5 m hoch, mit 1520 Sitzplätzen, einem der größten und schönsten Säle Deutschlands).

Von größern öffentlichen Gebäuden L.s sind außerdem noch zu erwähnen: die (alte) Börse auf dem Naschmarkte (1640—80), das (alte) Gewandhaus (1740 von Schmidlein aufgeführt); ferner aus neuerer Zeit die 1834—36 erbaute Deutsche Buchhändlerbörse in der Ritterstraße (der Bau einer neuen im Großen Johannisgarten, Ecke des Gerichtswegs und der Hospitalstraße, ist für die nächste Zeit projektiert), das Postgebäude am Augustusplatze (1836—38 nach Geutebrücks Plane erbaut, 1882—83 teilweise umgebaut), das Postamt Nr. 10 und Bahnpostamt Nr. 32 in der Hospitalstraße, die Gebäude des Hauptsteueramts an der Bahnhofstraße, die Georgenhalle (nach Dosts Entwürfen 1859 vollendet), in welcher das Reichsgericht vorläufig untergebracht wurde, die in der neuesten Zeit errichteten zahlreichen städtischen Schulgebäude, die neuen Universitätsgebäude an der Liebigstraße (die Anatomie, das mineralog. und physik. Institut, das botan. Institut, das pathol. Institut, das chem. Laboratorium, das physiol. Institut), die Augenheilanstalt, das große 1871 eröffnete städtische Krankenhaus (Jakobshospital, ebenfalls auf der Liebigstraße), das zoolog.-zootom. Institut, das Taubstummeninstitut (beide an der Thalstraße), das landwirtschaftl. Institut an der Stephanstraße, die Veterinärklinik vor dem Hospitalthore, das Institut für Geburtshilfe am Grimmaischen Steinweg, die Irrenklinik am Windmühlenweg, ferner das 1872 vollendete Johannishospital (an der Hospitalstraße), die neuen Gerichtsgebäude am Petersteinweg und der Harkortstraße, das Hauptfeuerwehrdepot am Fleischerplatz, der Plauensche Hof (mit Passage), endlich mehrere für Zwecke kaufmännischen Verkehrs bestimmte Häuser, wie die Tuchhalle, Kreditanstalt, das Gebäude des Kaufmännischen Vereins, der Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft u. s. w. Der Bau einer neuen Börse auf dem Plauenschen Platze wurde 1883 begonnen; der Bau eines monumentalen Reichsgerichtsgebäudes zwischen der Waechter-, Simson-, Beethoven- und Wilhelm Seyfferth-Straße ist für die nächste Zeit projektiert; ebenso der Bau eines Museums für Völkerkunde (Grassi-Museum, zwischen dem Scheibenholz, der Ring- und der Marschnerstraße), eines neuen Konservatoriums (an der Beethoven- und Grassistraße), einer Reichsbank (an Stelle der alten Peterskirche), eines großen Schlachthofs (im Süden der Stadt), eines neuen Zwangsarbeitshauses (ebenfalls im Süden der Stadt) und eines Siechenhauses (in der Nähe des Krankenhauses). Die innere Stadt enthält viele schöne Privathäuser aus der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Von neuern Privatgebäuden in den Vorstädten sind hervorzuheben: das 1832—33 von Hermann erbaute sog. Römische Haus mit schönen Fresken; der Krystallpalast (früher Schützenhaus), ein mit schönen Gärten versehenes großartiges Restaurationsetablissement; die Centralhalle, ein von Pötzsch 1849—50 erbautes Restaurationslokal; die ebenfalls von Pötzsch (1847) ausgeführte Freimaurerloge in der Elsterstraße; das große Rundgebäude mit dem Schlachtenpanorama Mars-la-Tour am Roßplatz (24. Sept. 1884 eröffnet), die Etablissements von Breitkopf u. Härtel, Brockhaus, Teubner, Giesecke u. Devrient, Meißner u. Buch u. a.

Die großen Gärten der innern Vorstädte sind in neuerer Zeit sämtlich bebaut worden, so der Bosesche (später Reimersche) Garten, der Reichelsche, der Rudolphsche Garten, der Gerhardsche (früher Reichenbachsche) Garten, der wegen zweier (jetzt in der Lessingstraße und einem Privatgarten der Poniatowskistraße stehenden) Denkmäler Poniatowskis, welcher hier 19. Okt. 1813, tödlich verwundet, in der Elster ertrank, vielfach von Fremden besucht wurde, und seit 1873 auch der Reiliche (früher Löhrsche) Garten. Der Friedhof zu St. Johannis (jetzt Innerer Friedhof genannt), dessen vorderste (westlichste) Abteilung 1883 in Anlagen mit teilweiser Erhaltung der Denkmäler verwandelt wurde und welcher ebenso wie der im Okt. 1846 eröffnete Neue Friedhof (jetzt Äußerer Friedhof genannt) musterhaft gehalten und von den Einwohnern mit vieler Liebe gepflegt wird, enthält eine Menge Denkmäler berühmter Verstorbener (z. B. von Spohr, Pölitz, Gellert u. s. w.); ein dritter Friedhof (Nordfriedhof) wurde im Norden der Stadt an der Berliner Straße angelegt und 24. Mai 1881 eröffnet; die Anlage eines vierten Friedhofs am Napoleonstein im Südosten der Stadt ist projektiert.

Denkmäler von künstlerischer Bedeutung sind: das eherne Standbild Thaers von Rietschel (1850) an der Ersten Bürgerschule, die Marmorstatue Gellerts von Knaur (1865) im Rosenthal unweit des Eingangs, die Bronzestatue Leibniz' auf der Südseite des Thomaskirchhofs (modelliert von Hähnel in Dresden, gegossen von Lenz in Nürnberg, 25. Okt. 1883 enthüllt) und das Reformationsdenkmal auf dem Johannisplatze (bronzene Doppelstatue [Luther sitzend, Melanchthon neben diesem stehend dargestellt], von Johannes Schilling modelliert, gegossen in Lauchhammer, am 400. Geburtstage Luthers, 10. Nov. 1883, feierlich enthüllt). Auf dem Königsplatz steht das 1780 errichtete Denkmal des Königs Friedrich August I. (von Öser). Im Niedern Park b. findet sich ein Denkmal des 1802 gestorbenen Bürgermeisters Müller, des Begründers der leipziger Promenaden. In der Nähe der (damaligen) Thomasschule ließ Felix Mendelssohn-Bartholdy 1843 J. Seb. Bach ein Denkmal setzen neben einem von den Geschwistern Podlesky ihrem Lehrer J. Adam Hiller errichteten Denkstein. Auf dem Theaterplatze wurde 10. Aug. 1851 Hahnemann ein Standbild (von Steinhäuser), im Rosenthal im Frühjahr 1868 vom Zollerbund ein Denkmal Zöllners errichtet, in der Promenade hinter der Ersten Bürgerschule dem Komponisten Rob. Schumann 1875 ein bronzenes Reliefmedaillon gesetzt, gegenüber dem Dresdener Bahnhof 9. Juli 1878 eine Marmorbüste Gustav Horkorts, 1880 den Begründern der Leipzig-Dresdener Eisenbahn ein Obelisk gegenüber der Kreditanstalt aufgestellt und 1881 eine Büste Samuel Heinickes in den Anlagen an der Liebigstraße. Dem Andenken an die Völkerschlacht bei L. sind seit 1845 mehrere Denkmäler in der Stadt wie auf dem Schlachtfelde gewidmet (s. weiter unten, S. 938). Ein großartiges Siegesdenkmal (zur Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71) von Siemering ist noch in der Ausführung begriffen.

Messen, Handel und Buchhandel. Durch seine Messen ist L. nächst Hamburg die bedeutendste Handelsstadt des Deutschen Reichs und einer der wichtigsten Handelsplätze der civilisierten Welt überhaupt geworden. Mit Ausnahme der Gelehrten und Beamten durchdringt der Handel die ganze Einwohnerschaft als das belebende Prinzip. Schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. (1183) hatte L. privilegierte Märkte, die zu Jubilate und Michaelis abgehalten wurden und im 15. Jahrh. bereits den Charakter von Handelsmessen angenommen hatten. Friedrich der Sanftmütige fügte denselben 1458 die Neujahrsmesse zu. Ein kaiserl. Privilegium vom 20. Juli 1497 bestätigte der Stadt das Stapelrecht in einem Umkreise von 15 Meilen. Durch Maximilian I. wurden 23. Juli 1507 diese Privilegien noch erweitert. Die Städte, welche noch fernerhin mit L. zu wetteifern versuchten, wie Magdeburg, Erfurt, Merseburg, Naumburg u. s. w., vermochten gegen L. nicht mehr aufzukommen. Selbst die Gunst Papst Leos X. wußte L. zu gewinnen; eine Bulle vom 8. Dez. 1514 bedrohte alle Eingriffe in die der Stadt zugesprochenen Rechte mit geistlichen Strafen. Auch das Kipper- und Wipperwesen und die Drangsale des Dreißigjährigen Kriegs vermochten nur momentan den Aufschwung des Handels niederzuhalten. Zwar verlor die Stadt kurz nach dem Siebenjährigen Kriege ihr Stapelrecht; dagegen überflügelte L. in dem letzten Viertel des 18. Jahrh. Frankfurt a. O., das damals mit seinen Messen eine gefährliche Konkurrenz bildete. Die Kontinentalsperre wirkte auf die inländischen Fabriken und Manufakturen gar nicht unvorteilhaft. Dagegen äußerten die Ereignisse von 1813, die Teilung Sachsens, die Prohibitivmaßregeln des Auslandes, das Absperrungssystem Preußens und die Elbschiffahrt höchst nachteiligen Einfluß insbesondere auf den leipziger Handel. Noch mehr thaten dies die eingeführten Accisefixationen, sodaß die Klagen des Handelsstandes immer lauter wurden. Der 24. Sept. 1828 abgeschlossene mitteldeutsche Handelsverein besserte nur wenig. Erst infolge des 30. März 1833 unterzeichneten Beitritts Sachsens zum Deutschen Zollverein entwickelte sich der leipziger Handels- und Meßverkehr mit reißender Schnelligkeit zu einer bedeutenden Höhe. Wesentlich trug hierzu bei die Eröffnung der L.-Dresdener Eisenbahn (1835—39), durch welche der erste Anstoß zur Anlegung größerer Eisenbahnen in Deutschland gegeben wurde. Derselben folgten 1840 die Magdeburg-Leipziger, 1843 die Bayrische (Westliche Staatsbahn), 1856 die Thüringer, 1859 die Berliner Bahn und 1874 die Zweigbahn L.-Eilenburg der Halle-Sorau-Gubener Bahn, deren Bahnhöfe durch eine Verbindungsbahn (seit 1851) im Zusammenhange stehen.

Es gibt in L. gegen 4000 selbständige Handelsgeschäfte, welche etwa 270 Branchen angehören. Die hauptsächlichsten Gegenstände des Großhandels der eigentlichen leipziger Firmen außer den Landesprodukten und den Erzeugnissen der städtischen Industrie: engl., auch belg. und schweiz. Garne nebst inländischen Strick- und Kammgarnen, Zephyrwollen u. s. w.; rohe ungefärbte Seide, Baumwoll- und Wollwaren, Tuche, halbseidene Stoffe, Linnenwaren, Batist, Ledertuch u. dgl. nebst Tüll, Spitzen, Bobinets, Schweizer Waren, Seidenwaren und Seidenband; ferner Eisen, Kurzwaren, Uhren, Glaswaren, Wein, Farbehölzer und Farbewaren, Porzellan, Steingut, Papier, Leder, Häute, Sensen, Wetzsteine, Düngemittel. Auch der Handel mit Kolonialwaren und Droguen ist bedeutend. Für Rauchwaren ist L. der Hauptweltmarkt; im Durchschnitt kommen jährlich an amerik. Pelzwerk für 12 Mill. Mark, an mitteleuropäischem für 6 Mill. Mark, an russischem und asiatischem für 6 Mill. Mark, zusammen also für 24 Mill. Mark (der dritte Teil der jährlichen Gesamtproduktion der Erde) in L. in den Handel. Auch der Handel mit Bettfedern hat in L. seinen Mittelpunkt. Bedeutende Geschäfte werden auch besonders während der Messen in rohen Häuten und Fellen, Hasen- und Kaninchenfellen, Roßhaaren und Schweinsborsten gemacht. An Wolle wurde in der neuern Zeit jährlich etwa 50000 Ctr. in L. gekauft. Der Kommissionshandel in Getreide und Mehl war besonders 1842—57 von Wichtigkeit, doch kommen jährlich in L. immer noch über 1000000 hl Körnerfrucht zum Verkauf. Der Roßhandel hat in neuester Zeit ziemliche Bedeutung erlangt.

Durch die Messen ist L. fortwährend ein wichtiger Hauptmarkt für das deutsche Zollgebiet. Seit 1840 (von wo an offizielle Daten vorliegen) hat sich die Warenzufuhr aus letzterm stetig gesteigert. Auch der Verkehr mit ausländischen Waren hat stets zugenommen. Während die wesentlich zum Eingange verzollten ausländischen Waren (baumwollene, leinene und wollene Garne, Rauch-, baumwollene, Leinen-, Seiden-, halbseidene, Woll-

Leder- und Gummiwaren, Steingut und Porzellan, Glas und Glaswaren, feine und grobe Kurzwaren, insoweit sie Gegenstände des Meßhandels waren) sich in der fünfjährigen Periode 1840—44 auf 215173 Ctr. (ohne die 92745 Ctr. verzollter Contowaren nur 122428 Ctr.) beliefen, waren sie 1860—64 auf 559963 Ctr. (ohne die 67471 Ctr. verzollter Contowaren nur 492492 Ctr.) und 1870—74 auf 680817 Ctr. (ohne die 94966 Ctr. verzollter Contowaren nur 585851 Ctr., mithin von 122428 Ctr. um 463423 Ctr. oder 378,52 Proz.) gestiegen. Betreffend den Meßverkehr mit Zollgebietsartikeln, beliefen sich die vereinsländischen, lediglich den Meßartikeln angehörenden und deshalb mit Meßzoll belegten Fabrik- und Manufakturwaren (baumwollene, seidene und halbseidene, leinene und diverse Ware) 1845—49 auf 1434550 Ctr., 1860—64 auf 1969517 Ctr., 1870—74 auf 1909600 Ctr. (also um 33,12 Proz. gestiegen). Dagegen belief sich der Wareneingang zum Conto (Meß- und fortlaufende Conten) 1840—44 auf 310581 Ctr., 1860—64 auf 158013 Ctr., 1870—74 auf 157343 Ctr. (also um 49,34 Proz. gesunken). Stellt man nun dem Steigen der Zufuhr ausländischer Ware um 378,52 Proz. und dem Steigen der Zufuhr von vereinsländischer Ware um 33,12 Proz. (insgesamt 411,64 Proz.) das Sinken der Meß- und fortlaufenden Conten um 49,34 Proz. gegenüber, so ergibt sich, daß in den 34 Jahren von 1840 bis 1874 der Warenabsatz um mehr als 200 Proz. an Umfang zugenommen hat. (Vgl. Schultz, «Die leipziger Messen und die Entwickelung des leipziger Handels 1835—75» in der «Zeitschrift des Königlich Sächsischen Statistischen Bureau», Jahrg. 1875.) In neuester Zeit wird die Statistik über die Messen nicht mehr in der frühern Weise fortgeführt.

Obgleich L. zahlreiche Bank- und Geldinstitute und andere zum Schutze und zur Förderung der Handelsbetriebsamkeit gegründete Anstalten (Reichsbankhauptstelle, Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, Leipziger Bank, Kommunalbank des Königreichs Sachsen, Leipziger Kreditbank, Leipziger Kassenverein, Erbländischer Ritterschaftlicher Kreditverein, Leipziger Hypothekenbank), Agenturen für die Gothaer Privatbank und die Geraer Bank, eine allgemeine Börse, einen Börsenverein, mehrere angesehene Bankhäuser, viele und reiche Rentiers besitzt, so ist die Stadt doch kein eigentlicher Börsenplatz wie Wien, Berlin, Frankfurt a. M. oder Hamburg. Es findet zwar ein belangreicher Umsatz in Wertpapieren statt, allein das eigentliche Börsenspiel tritt sehr in den Hintergrund. Beträchtliche Vorräte ausländischer Fabrikwaren sind teils im Eigenhandel leipziger Firmen, teils als Kommissionsgut stets vorhanden. Von Wichtigkeit ist der Exporthandel, und mit dem Kommissions- und Speditionsgeschäft befassen sich zahlreiche Firmen. Außer mehrern Eisenbahn- und zahlreichen Versicherungsgesellschaften sind daselbst auch viele gewerbliche Unternehmungen (für Steinkohlenbergbau u. s. w.) gegründet worden, deren Direktionen ihren Sitz in der Stadt haben. Die Zahl der Konsulate beträgt 26. Die Jahresberichte der Leipziger Handelskammer sind hochgeschätzt. Die seit 1842 bestehende Ölbörse wurde 1853 mit einer Produktenbörse vereinigt. Der ziemlich besuchte Wollmarkt wird seit 1826 im Juni gehalten.

Einen wesentlichen Teil des leipziger Handels macht der Buchhandel aus, dessen seit Anfnng des 16. Jahrh. bestehende Messe gegen Ende des 16. Jahrh. die Messe in Frankfurt a. M. überflügelte und von 1764 an ganz an deren Stelle trat, sodaß nun L. der Hauptstapel- und Kommissionsplatz des gesamten deutschen und zum Teil auch ausländischen Buch-, Kunst- und Musikalienhandels wurde. L. ist deshalb auch der Sitz des 1825 gegründeten «Börsenvereins der Deutschen Buchhändler», der während der Buchhändlermesse (Sonntag Cantate) seine jährliche Hauptversammlung hat. (S. Buchhandel.) Die Zahl der Buchhandlungen in L. belief sich 1716 auf 17, 1828 bereits auf 77, 1885 auf 530 (einschließlich Antiquar-, Musikalien- und Kunsthandlungen), darunter 133 Kommissionsbuchhandlungen (Kommissionäre), welche 5747 auswärtige Buchhandlungen (Kommittenten) vertreten; 1555 der letztern lassen ihren Verlag in L. ausliefern. Am 25. Febr. 1833 wurde der «Verein der Buchhändler zu Leipzig» begründet, der eine Bestellanstalt für den gesamten buchhändlerischen Geschäftsverkehr und eine Lehranstalt für Buchhandlungslehrlinge unterhält. (Vgl. Lorck, «Geschichte des Vereins der Buchhändler zu L. während der ersten 50 Jahre seines Bestehens 1833—82», Lpz. 1883.) Mehrere der leipziger Verlagsgeschäfte gehören zu den bedeutendsten und namhaftesten Deutschlands; so Breitkopf u. Härtel, F. A. Brockhaus, Duncker u. Humblot, W. Engelmann, S. Hirzel, E. Keils Nachfolger («Gartenlaube»), Meyer (Bibliographisches Institut), O. Spamer, B. Tauchnitz, B. G. Teubner, T. O. Weigel, J. J. Weber u. a. Unter den Kommissionshandlungen sind die von K. F. Koehler, E. F. Steinacker, F. Volckmar, F. Wagner, unter den Kunsthandlungen die von Del Vecchio, unter den Musikalienhandlungen Breitkopf u. Härtel und Peters die namhaftesten. Das ausländische Sortimentsgeschäft hat ebenfalls in L. seinen Hauptsitz und wird namentlich von F. A. Brockhaus' Sortiment u. Antiquarium und A. Twietmeyer betrieben. Von besonderer Bedeutung ist auch der Antiquarbuchhandel in L., vertreten durch die Firmen: F. A. Brockhaus' Sortiment u. Antiquarium, O. Harrassowitz, Kirchhoff u. Wigand, K. F. Koehler, List u. Francke, Simmel u. Comp., T. O. Weigel u. a. Die zahlreichen Buch-, Musikalien- und Kunsthandlungen haben nicht nur eine große Anzahl von Schriftstellern, Korrektoren ꝛc. nach L. gezogen und zahlreiche journalistische Unternehmungen hervorgerufen, sondern auch in den zunächst damit in Verbindung stehenden Industriezweigen einen für andere Orte ganz ungewöhnlich lebhaften Betrieb erzeugt. Mehrere Verlagsbuchhandlungen, wie z. B. Breitkopf u. Härtel, Brockhaus, Giesecke u. Devrient, J. Klinkhardt, Meyer (Bibliographisches Institut), B. Tauchnitz, Teubner, sind zugleich im Besitz großer, meist auch für fremde Auftraggeber arbeitender Druckereien. Im ganzen zählte man (Winter 1884/85) 78 Buchdruckereien. Hieran reihen sich außer mehrern größern Papiergeschäften (Flinsch, Sieler u. Vogel, Ullstein u. a.) in entsprechender Anzahl Schriftgießereien, Notendruckereien, Etablissements für Notenstich (darunter das große Etablissement von C. G. Röder), Kupferstich und Lithographie, für Kupferdruck und Steindruck, sowie umfangreiche xylographische Institute und Luruspapierfabriken (Meißner u. Buch, Wezel u. Naumann u. a.). Die Zahl der Buchbindereien belief sich außer den sehr bedeutenden mehrerer Verlagshandlungen 1884 auf 207. Die in den Auktionsanstalten von List u. Francke und T. O. Weigel abgehaltenen Bücherauktionen,

sowie die Kunstauktionen unter Leitung von C. G. Börner (früher Rud. Weigel) und A. Danz haben im In- und Auslande Ruf. In neuerer Zeit ist L. auch zum Mittelpunkt für den Handel mit Autographen (O. A. Schulz) in Deutschland geworden. L. ist auch Sitz des 1869 gegründeten »Deutschen Buchdrucker-Vereins» und des 1884 errichteten »Centralvereins für das gesamte Buchgewerbe in L.».

Industrie. Obgleich in L. die meisten städtischen Gewerbe mehr oder minder fabrikmäßig betrieben werden, so kann man die Stadt doch eigentlich keine Fabrikstadt nennen. In neuerer Zeit sind jedoch sowohl in der Stadt selbst wie in den Vorstadt- und Außendörfern (namentlich Reudnitz, Neuschönefeld, Lindenau, Plagwitz, Gohlis und Eutritzsch) viele Fabrikanlagen errichtet worden, welche großenteils mit Dampfkraft arbeiten. Die Hauptzweige der Fabrikindustrie sind Tabak und Cigarren, Pianofortes und andere musikalische Instrumente, Wachstuch, kleinere Maschinen (wie Nähmaschinen, Werkzeugmaschinen), Feuerspritzen, mathem. und physik. Instrumente, feuerfeste Geldschränke; ferner ätherische Öle, Chemikalien, Lack und Firnis, Sprit, Düngmittel, Chokolade, Wäsche und Weißwaren, Gummiwaren, künstliche Blumen, Handschuhe, Stickereien, Hüte, Gold- und Silberwaren, Eisengußwaren, Seife, Korbwaren, Bürsten, Möbel, fertige Kleider und Konfektionen, verschiedene Luxusartikel, Papierwäsche (Mey u. Edlich); die Bearbeitung von Menschenhaaren, sowie die Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei haben in wenigen Jahren große Bedeutung erlangt. Das Zurichten der Rauchwaren, zum Teil in größern Etablissements betrieben, beschäftigt viele Hände in L. und den Orten der Umgebung. Die Bierbrauerei wird in Stadt und Umgegend ebenfalls sehr schwunghaft betrieben. Die vielen Ziegeleien in der Umgebung vermehren sich jährlich. Auch bestehen mehrere Sägewerke, Fournierschneidereien und Raspelwerke für Farbehölzer. In den Vorstädten und den Vorstadt- und Außendörfern bestehen zahlreiche Kunst- und Handelsgärtnereien.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten steht die Universität obenan, die der durch die Uneinigkeiten zwischen Böhmen und Deutschen 1409 herbeigeführten Auswanderung einer großen Anzahl prager Studenten unter Anführung von Otto von Münsterberg und Johann Hofmann ihre Stiftung verdankt. Die vom Kurfürsten Friedrich dem Streitbaren und dessen Bruder Wilhelm hierzu nachgesuchte päpstl. Einwilligung gab Alexander V. unterm 9. Sept. 1409. Als eigentlicher Stiftungstag wird der 4. Dez. 1409 angenommen, und Otto von Münsterberg war der erste Rektor. Die Gesamtheit der Lehrer und Studierenden wurde in vier Nationen: die sächsische, meißnische, fränkische (nachher bayrische) und polnische, geschieden. Die Universität wurde zunächst ausgestattet mit dem Großen und Kleinen Fürstenkollegium (Petrinum), zu welchen später das Frauenkollegium kam, und der Besoldung für 20 Magistri, bis zu diesem Behufe die Dörfer Hohenheida, Gottscheina und Merkwitz übergeben wurden; auch erhielt sie 1413 durch Papst Johann XXIII. sechs Kanonikate. Die mediz. Fakultät wurde 1415 gestiftet, aber erst 1438 mit zwei Professoren besetzt. Der Reformation widersetzte sich die Universität mit großer Hartnäckigkeit. Der Kurfürst Moritz wurde gleichsam ihr zweiter Stifter, indem er ihr nicht nur die Besitzungen des Paulinerklosters, sondern auch fünf Dörfer und reiche Einkünfte aus den eingezogenen Gütern der Klöster auf dem Petersberge und zu Pegau schenkte. Auch wurde für arme Studierende durch die erste Begründung des Konviktoriums (in dem 1884 allein 288 Studierende beköstigt wurden) und einer Menge Stipendien gesorgt. Unter den spätern sächs. Fürsten sorgte namentlich König Friedrich August I. für reichere Ausstattung der Universität. Im J. 1829 wurde zur bessern Verwaltung der ökonomischen Angelegenheiten eine eigene Rentverwaltung eingesetzt. Die alte Verfassung erfuhr seit 1830 mancherlei Umgestaltungen, besonders 1850. Unter der Regierung Friedrich Augusts II. und vorzüglich des Königs Johann ist sehr vieles teils zur Vermehrung der Lehrkräfte und Lehrmittel, teils für die Steigerung der Einkünfte (durch bessere Verwertung des reichen Grundbesitzes, nutzbringende Neubauten u. s. w.) geschehen. Allein in der Stadt besitzt die Universität über 50 zum Teil höchst rentable Hausgrundstücke. Das gesamte Universitätsvermögen, einschließlich aller Stiftungen u. s. w. wurde 1884 auf 18½ Mill. Mark geschätzt.

Seit ihrem Bestehen hat sich die leipziger Universität stets den Ruf einer der ausgezeichnetsten deutschen Hochschulen bewahrt und unter ihren Lehrern viele gefeierte Namen gezählt. Die Zahl der Studierenden, die im zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrh. noch 1300 betrug, sank in der Mitte des Jahrhunderts bis auf 800 herab, hat sich aber in der neuesten Zeit, während welcher das ganze Institut unter der Regierung des Königs Johann mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde, außerordentlich rasch vermehrt, sodaß die Universität L. jetzt nächst Berlin die am stärksten besuchte Hochschule des ganzen Deutschen Reichs ist. Der Bestand derselben belief sich im Wintersemester 1884/85 auf 3281 inskribierte Studenten (1326 Sachsen, 1685 Deutsche aus andern Bundesstaaten, 194 aus dem übrigen Europa und 76 aus außereurop. Staaten) und 54 nicht immatrikulierte Hörer, insgesamt 3335. Den Fakultäten nach verteilten sich die 3281 inskribierten Studenten folgendermaßen: 696 auf die theologische, 691 auf die juristische, 695 auf die medizinische, 1199 auf die philosophische Fakultät. An Lehrern wirkten in der theol. Fakultät 8 ord. Professoren, 1 ord. Honorarprofessor, 6 Privatdocenten; in der juristischen 9 ord. Professoren, 1 ord. Honorarprofessor, 2 außerord. Professoren, 3 Privatdocenten; in der medizinischen 10 ord., 15 außerord. Professoren, 25 Privatdocenten; in der philosophischen 35 ord. Professoren, 10 ord. Honorarprofessoren, 20 außerord. Professoren, 29 Privatdocenten, insgesamt 62 ord. Professoren, 12 ord. Honorarprofessoren, 37 außerord. Professoren, 63 Privatdocenten, 1 Lektor und 2 Exercitienmeister. Der theol. Fakultät gehören Namen an wie Baur, Kahnis, Luthardt; der juristischen Binding, Friedberg, O. Müller, Stobbe, Windscheid, Wach; der medizinischen Braune, Coccius, Credé, His, Ludwig, Benno Schmidt, Thiersch, Wagner. In der philos. Fakultät sind die Historiker Voigt und Maurenbrecher, der Nationalökonom Roscher, die Philosophen Drobisch, Fechner und Wundt, der Physiker Hankel, der Chemiker Wiedemann, der Astronom Bruns, die Philologen Curtius, Eckstein, Lange, Lipsius und Ribbeck, der Archäolog Overbeck, die Orientalisten Fleischer und Krehl, die Germanisten Hildebrand und Zarncke, der Romanist

Ebert, der Slawist Leskien, der Ägyptolog Ebers, der Indo-Germanist Windisch, der Kunsthistoriker Springer, der Zoolog Leuckart, der Botaniker Schenk, der Mineralog Zirkel, der Geolog Credner, der Geograph Freiherr von Richthofen hervorzuheben. Zur Universität gehören außer der Universitätsbibliothek (350000 Bände und 4000 Handschriften) und der sehr ansehnlichen Münzsammlung: die archäol. Sammlung im Augusteum, die Museen für Zoologie, Mineralogie und Pharmakognosie, die zootomische Sammlung, die neue gut ausgestattete Sternwarte (seit 1862 im Johannisthal), der physik.-technolog. Apparat, der kunsthistor. und der ägyptolog. Apparat, das physik. Institut, das botan. Institut, ferner mehrere chem. Laboratorien, das klinische Institut (im Jakobshospital), das pathol.-anatom., das physiol. und das anatom. Institut, das Institut für Geburtshilfe und Frauenkrankheiten (das Triersche Institut), ein mediz. und ein chirurgisch-poliklinisches Institut, eine Distriktspoliklinik, eine orthopäd. Poliklinik, ein Institut für Augenheilkunde, eine Irrenklinik, ein Institut für experimentelle Psychologie; endlich das Seminar für praktische Theologie, das kriminalistische, histor., philol., archäol., deutsche, pädagogische und das kaiserl. russ. philologische Seminar, ein landwirtschaftlich-physiol. Institut und eine Veterinärklinik. Vgl. Gretschel, «Die Universität L.» (Lpz. 1830); Zarncke, «Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität L.» (Lpz. 1857).

Unter den übrigen **Unterrichtsanstalten** sind zunächst zwei von der Stadt unterhaltene Gymnasien, die Nikolaischule und die Thomasschule, und das Königliche Gymnasium zu nennen. Die mit einem Alumneum verbundene Thomasschule, welche unter ihren Rektoren Namen wie J. H. Ernesti, Geßner, J. A. Ernesti, J. F. Fischer, Stallbaum, Eckstein zählt, nimmt in der Geschichte der humanistischen Bestrebungen einen ehrenvollen Platz ein. Ihre Kantoren waren schon seit langer Zeit stets berühmte Meister, wie Joh. Sebast. Bach, Doles, Hiller, Schicht, Weinlig, Hauptmann, Richter und (seit 1880) Rust. Ferner besitzt L. folgende städtische Schulen: ein Realgymnasium, eine Realschule, eine höhere Schule für Mädchen, eine Gewerbeschule, sieben Bürgerschulen, die vereinigte Rats- und Wendlersche Freischule, drei Fortbildungsschulen (zwei für Knaben, eine für Mädchen) und acht Bezirksschulen. Von Korporationen gegründete und unterhaltene Schulen sind: die Handelslehranstalt, die Buchhändlerlehranstalt, die Sonntagsschule, die Sonntags-Gewerbeschule, die Akademische Seminar-Übungsschule, die Kaufmännische Fortbildungsschule, die Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen, das Lyceum für Damen, die kath. Bürgerschule und israel. Religionsschule. Unter den Privatunterrichtsanstalten sind besonders hervorzuheben: die Teichmannsche Lehr- und Erziehungsanstalt, die Smittsche Höhere Töchterschule, die Barthsche Erziehungsschule, das Garlebsche Institut für Knaben, die Dumassche Lehranstalt für Mädchen, die Serviéresche Höhere Mädchenschule, Steiner und Reinholds Höhere Töchterschule, die Baursche Lehranstalt für Mädchen, die Wagnersche Lehranstalt für erwachsene Töchter, das Lehrerinnen- und Kindergärtnerinnenseminar, die Fortbildungsschule für jüngere Kaufleute, die Handelslehranstalt für Commis und junge Geschäftsleute und die Höhere Fach- und weibliche Gewerbeschule.

Wissenschaft und Kunst finden in L. in den weitesten Kreisen die eifrigste Pflege. Unter den wissenschaftlichen Vereinen steht die 1846 am Geburtstage Leibniz' (6. Juli) eröffnete Königlich Sächsische Akademie der Wissenschaften obenan, neben welcher die Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften zu nennen ist. Die Deutsche Morgenländische Gesellschaft und der neubegründete Deutsche Astronomenverein haben zu L. ihren Mittelpunkt. Sonst sind noch hervorzuheben: die früher sehr einflußreiche Deutsche Gesellschaft, die Naturforschende Gesellschaft (seit 1824), die Griechische Gesellschaft (1793 von G. Hermann gestiftet), die Historisch-Theologische Gesellschaft (1814 von Illgen begründet), die Polytechnische Gesellschaft (seit 1825), die Medizinische Gesellschaft (seit 1829), der Verein von Freunden der Erdkunde (seit 1861), der Verein für die Geschichte L.s (seit 1867) u. s. w. Unter den übrigen Instituten für geistige Bildung ist vor allem die Stadtbibliothek zu erwähnen. In dem schönen Saale des Gewandhauses aufgestellt, zählt sie über 100000 Bände und 2000 Handschriften und erfuhr 1837 durch das Vermächtnis der Pölitzschen Bibliothek (26000 Bände) eine ansehnliche Bereicherung. Volksbibliotheken besitzt L. bereits fünf. Die 1871 gegründete Comenius-Stiftung umfaßt eine pädagogische Centralbibliothek.

Das Museum für Völkerkunde, seit 1871 bestehend, ging aus den ethnogr.-kulturhistor. Sammlungen des verstorbenen Oberbibliothekars Friedr. Gust. Klemm in Dresden hervor und wird in der nächsten Zeit ein eigenes Gebäude (Grassi-Museum) erhalten. Für die bildenden Künste wirkt die mit einer Kunstgewerbeschule verbundene Königliche Akademie der bildenden Künste (gegründet 1764) unter Niepers Leitung. Für Kupferstich, Lithographie und besonders Holzschnitt besitzt L. viele und tüchtige Kräfte. Auf dem Gebiete der Plastik hat sich in neuerer Zeit besonders Knaur einen geachteten Namen erworben. Die Holzbildhauerarbeiten von Schneider haben weithin Anerkennung gefunden. Für Förderung der bildenden Künste wirken der 1837 begründete Kunstverein und Del Vecchios Permanente Kunstausstellung. Eine Kunstausstellung von größerm Umfang hat L. erst in neuerer Zeit (1858) im Städtischen Museum erhalten. Der Glanzpunkt desselben ist die Gemäldegalerie von etwa 400 Bildern, darunter eine ziemliche Anzahl von Gemälden der ausgezeichnetsten neuern Meister. Den Hauptbestandteil derselben bildet die durch Vermächtnis an die Stadt übergegangene Privatgalerie von H. Schletter. Auch die Abteilungen für Kupferstiche und Handzeichnungen (Schenkungen von K. Lampe und H. Demiani) und die Sammlung von Gipsabgüssen berühmter älterer und neuerer Skulpturwerke enthalten Vorzügliches. Mit dem Kunstgewerbemuseum ist auch eine Vorbildersammlung für Kunstgewerbe verbunden.

Die Hauptrolle im Kunstleben L.s hat von jeher das Theater und die Musik gespielt. L. besitzt zwei städtische Bühnen: das Alte Theater (am Theaterplatz), welches 1817 gegründet wurde und unter der Direktion Küstners bis 1828 seine Glanzperiode feierte, und das Neue Theater (am Augustusplatz); außerdem noch das Carolatheater und mehrere Bühnen niedern Ranges. Die Gewandhauskonzerte, früher das «Große Konzert» genannt, wurden 1743 begründet, seit 1781 im Gewandhause abgehalten und finden seit 11. Dez. 1884 im Neuen Gewand-

hause (s. oben) statt. Sie haben europ. Ruf und sind für die Beurteilung neu auftretender Künstler oder für neue Erscheinungen maßgebend. (Vgl. Dörffel, «Geschichte der Gewandhauskonzerte zu L. vom 25. Nov. 1781 bis 25. Nov. 1881», Lpz. 1884.) Auch die Quartettunterhaltungen im Gewandhause, um die sich in neuerer Zeit Ferd. David hoch verdient machte, sind viel besucht. Eine vortreffliche musikalische Bildungsanstalt besitzt L. in dem 1843 durch Mendelssohn-Bartholdy gestifteten Königlichen Konservatorium der Musik, welches, von tüchtigen Musikern (wie Reinecke, Paul u. a.) geleitet, sich im In- und Auslande des besten Rufs erfreut. Musikalische Unterhaltung und Bildung bezwecken der Musikverein Euterpe und der Dilettanten-Orchesterverein, ferner eine ungewöhnlich große Anzahl von Vereinen für Männergesang (meist im Sängerbunde vereinigt) und gemischten Chor (über 40), unter denen sich die beiden Universitätssängervereine Paulus und Arion, die Singakademie und der Riedelsche Verein durch künstlerische Leistungen auszeichnen.

Behörden, städtische Verwaltung u. s. w. L. ist Sitz des Reichsgerichts, des kaiserl. Disciplinarhofs, der kaiserl. Disciplinarkammer, des Ehrengerichtshofs, der Anwaltskammer beim Reichsgericht, einer kaiserl. Oberpostdirektion, eines kaiserl. Telegraphenamts und einer Reichsbankhauptstelle; ferner Sitz einer Kreishauptmannschaft, eines Landgerichts und eines Amtsgerichts, eines Hauptzollamts, eines Hauptsteueramts, eines Landbauamts und der Landeslotteriedirektion; endlich Sitz des Kommandos der 24. Infanteriedivision und der 48. Infanteriebrigade. Die Garnison von L. besteht aus den drei Infanterieregimentern Nr. 106 (in Möckern kaserniert), Nr. 107 (in L. selbst kaserniert) und Nr. 134 (in Barackenkasernen bei Gohlis untergebracht). Die städtische Verwaltung ist als mustergültig anerkannt. Der Stadtrat besteht aus einem Oberbürgermeister, einem Bürgermeister, einem Polizeidirektor, 9 besoldeten und 15 unbesoldeten Stadträten. Die Verwaltung der Wohlfahrts- und Sicherheitspolizei ist städtisch; erstere erfolgt durch den Rat, letztere durch ein städtisches Polizeiamt. Die Zahl der Stadtverordneten beträgt 60. Die Stadt besitzt mehrere große Rittergüter, ansehnliche Waldungen und Wiesenflächen und sehr wertvolle Grundstücke, deren Ertrag sich in der neuesten Zeit bedeutend gesteigert hat. Für den städtischen Haushalt müssen in L. verhältnismäßig sehr bedeutende Summen aufgebracht werden. Das Budget, welches 1866 noch 694000 Thlr. (2082000 Mark) betrug, war 1872 bereits auf 932500 Thlr. (2797500 Mark) gestiegen und belief sich für 1885 auf 9860742 Mark zur Bestreitung der laufenden Ausgaben, die Gelder für Neubauten, Straßenanlagen ꝛc. nicht mit inbegriffen. Die Stadt L. hatte 1. Jan. 1884 (nach dem Buchwert von 1831) ein Aktivvermögen von 41693451 Mark, welchem Passiva von 25185266 Mark gegenüberstanden, sodaß das Vermögen sich auf 16508185 Mark belief. Dies ermöglichte, daß noch 1885 (trotz Vergrößerung der Einwohnerzahl und der Ausgaben ohne entsprechenden Vermögenszuwachs) fast 61 Proz. sämtlicher städtischen Einnahmen in Einkünften aus städtischem Vermögen bestanden. Von den Einnahmen entfielen 1865—74 durchschnittlich nur 37 Proz., im J. 1875 dagegen 54 Proz., im J. 1885 (3852842 Mark) aber wieder nur 39 Proz. auf die direkten Steuern. Der vierte Teil des gesamten städtischen Aufwandes wird duech die Schulen (ausschließlich der Bauten) verursacht; auf Schulbauten wueden in den J. 1850—84 allein über 6½ Mill. Mark verwandt. Zu den bisherigen fünf städtischen Anleihen, welche 1875 einen Schuldbestand von 12 Mill. Mark hatten, trat 1877 noch eine neue von 9 Mill. Mark (worunter 1942140 Mark für sechs neue Schulen). Vgl. Hasse, «Die Finanzen der Stadt L. 1865—75» (Lpz. 1876).

Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten, milden Stiftungen u. s. w. sind besonders zu nennen: das Jakobshospital (das städtische Krankenhaus, welches der Universität als mediz. Klinik dient), die Augenheilanstalt (1820 von Ritterich gestiftet und seit 1823 ebenfalls als klinisches Institut benutzt), das reichdotierte Hospital zu St. Johannis für alte Leute (für welches 1868 ein Neubau errichtet wurde), die Bienersche und die Mendesche Blindenanstalt, das Taubstummeninstitut, das Waisenhaus, die Pestalozzistiftung (Rettungshaus für verwahrloste Kinder), eine Armenanstalt, zwei städtische Speiseanstalten, das Leihhaus und die Sparkasse u. s. w. Außerhalb der Stadt befinden sich die Irrenheil- und Pflegeanstalt von Günz zu Thonberg und die Kernsche Heilanstalt für geistesschwache blödsinnige Kinder (seit 1859 in Möckern). Seit Mai 1866 versieht eine Wasseeleitung, die mit einem Kostenaufwande von 800000 Thlrn. hergestellt und 1872 bedeutend erweitert wurde, die ganze Stadt mit Quellwasser, das in der Nähe von Connewitz, südlich unweit von L., durch Dampfmaschinen aus sehr reichem Quellgebiete gehoben und über ein bei Probstheida gelegenes Reservoir nach der Stadt befördert wird und sowohl zum Trinken als auch zu jedem Wirtschaftsgebrauche verwendbae ist. Der Unrat findet durch ein sehr kostspieliges Kloakensystem seinen Abzug. Das 1865 neu organisierte Feuerlöschwesen L.s gilt als musterhaft. Über die innere Stadt und die Vorstädte verbreitet befinden sich 33 Feuermeldestellen, welche sowohl mit dem Hauptfeuerwehrdepot (am Fleischerplatz) als der Wasserleitung telegraphisch verbunden sind. Zur Wasserversorgung bei Feuersgefahr sind 812 Hydranten angebeacht. Für die Beleuchtung dee Stadt sorgen zwei Gasanstalten, die erste (6. Sept. 1839 für allgemeinen Konsum eröffnet) im Norden der Stadt an der Blücherstraße, die zweite (im Frühjahe 1885 eröffnet) im Süden der Stadt auf connewitzee Flur. Außer dee Schwimmanstalt (früher Privatunternehmen, 1866 von einer Attiengesellschaft reorganisiert und verlegt, seit 1869 auch für Frauen benutzbar) besitzt die Stadt noch mehrere Badeanstalten. Das Turnwesen ist in L. mustergültig eingerichtet; eine schöne Turnhalle wurde 1863 eingeweiht. Entsprechend diesen trefflichen Anstalten, wie dem im allgemeinen gesunden Klima L.s und seiner Umgebung, sind die Gesundheitsverhältnisse L.s sehr günstig. L. hat unter den größern und mittlern Städten Sachsens die niedrigste Durchschnittssterblichkeitsziffer, und zwar 24 Promille, d. h. jährlich im Durchschnitt 24 Todesfälle auf je 1000 E., während dieselbe in Dresden 26, in Chemnitz 37, in Zwickau 35, in Plauen 25, in Freibeeg 31, in Glauchau 39 Promille beträgt; es hat nächst Potsdam (23,4 Promille) die niedrigste Durchschnittssterblichkeitsziffer in der sächsisch-märkischen Tiefebene überhaupt.

Von den zahlreichen Vergnügungsetablissements der Stadt und Umgebung sind hervorzuheben: die großen Ball- und Konzertlokale des Krystallpalastes (früher «Schützenhaus», mit Konzertgärten, Illuminationseffekten ꝛc.), sowie der Centralhalle, des Hôtel de Pologne, Tivoli, das Neue Schützenhaus (unweit Lindenau gelegen). Ein reizender Waldpark in unmittelbarer Nähe der Stadt (zwischen dieser und Gohlis) ist das Rosenthal, in dessen Nähe in neuerer Zeit auch ein Zoologischer Garten angelegt wurde. Im Westen und Südwesten der Stadt befinden sich der Johannapark, der Scheibenpark, das Nonnenholz (in neuester Zeit auch zu parkähnlichen Anlagen umgewandelt) und die Rennbahn, auf welcher im Frühjahr und im Herbst große zweitägige, von weither besuchte Wettrennen abgehalten werden. Sonst sind von den Orten der entferntern Umgebung noch zu erwähnen: Lützschena mit 810 E., schönem Park und der Gemäldegalerie des Barons Speck von Sternburg; das Städtchen Taucha, an der Parthe, mit 2755 E., Amtsgericht und einem Jahrmarkt (im September), der für die Leipziger ein Volksfest ist; ferner die Dörfer Knauthain, Eythra und Zöbigker, die ihrer Parks, und Böhlitz-Ehrenberg, das wegen der Waldpartie über die Große Eiche durch die Bürgeraue von L. aus viel besucht wird.

Verkehrsmittel. Begünstigt durch seine geogr. Lage fast in der Mitte Deutschlands, ist L. einer der wichtigsten Knotenpunkte des Reichs für Eisenbahnen. Die Stadt besitzt sieben Bahnhöfe, und zwar einen Sammelbahnhof (bei Schönefeld) und sechs Spezialbahnhöfe: den Südlichen Staatsbahnhof (in der Südvorstadt), die drei nebeneinander liegenden Bahnhöfe der L.-Dresdener Staatsbahn, der Linie L.-Magdeburg der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn und der Thüringer Bahn (am nördl. Teil der Promenade), den der Berlin-Anhaltischen Bahn (in der Nordvorstadt) und den der Eilenburg-Leipziger Zweigbahn der Halle-Sorau-Gubener Bahn (vor der Ostvorstadt auf reudnitzer Gebiet). Von diesen Bahnhöfen laufen im ganzen 14 Linien aus, und zwar vom Südlichen Staatsbahnhof aus die Hauptlinie der Sächsisch-Bayrischen Eisenbahn (L.-Hof) mit den Zweigbahnen über Meuselwitz nach Zeitz und über Borna nach Chemnitz; vom Dresdener Bahnhof aus die beiden Parallellinien nach Dresden, in welche die Muldenthalbahn einmündet; vom Magdeburger Bahnhof die Linie L.-Röthen-Magdeburg mit den Linien Halle-Nordhausen-Kassel und Halle-Vienenburg; vom Thüringer Bahnhof die beiden Linien L.-Corbetha (resp. Gerstungen) und L.-Zeitz-Gera-Eichicht, vom Berlin-Anhaltischen Bahnhof die beiden Linien L.-Berlin und L.-Dessau-Magdeburg, vom Eilenburger Bahnhof nur die Linie L.-Eilenburg der Halle-Sorau-Gubener Bahn; außerdem ist noch eine von der L.-Dresdener Bahn bei Paunsdorf abzweigende über Liebertwolkwitz, Lausigk, Geithain nach Chemnitz führende Linie (also eine 15. Linie) im Bau begriffen. Die Spezialbahnhöfe sind unter sich und mit dem Sammelbahnhof durch eine die Stadt in einem weiten Bogen von Südsüdost über Ost nach Nordnordost umkreisende, die Fluren von Connewitz, Thonberg, Stötteritz, Reudnitz, Anger, Crottendorf, Sellerhausen und Schönefeld durchschneidende Verbindungsbahn von 7,5 km Länge verbunden. Dem Postverkehr dienen 11 Postämter in der Stadt selbst, 6 äußere Stadtpostämter (in den Ortschaften Lindenau, Connewitz, Eutritzsch, Gohlis, Neuschönefeld und Thonberg) und 2 Postagenturen (in Stötteritz und in Schönefeld), welche sämtlich postalisch zu L. gezählt werden, insgesamt also 19 Postanstalten; außerdem hat L. die beiden Bahnpostämter Nr. 21 und Nr. 32. Außer an den Postämtern und den Bahnhöfen sind, über die innere Stadt und die Vorstadte gleichmäßig verteilt, noch 122 Briefkästen aufgestellt. Das Telegraphenamt befindet sich im Hauptpostgebäude am Augustusplatz; außerdem haben die Postämter 2, 3, 4, 6, 7, 8, 9 und 11, sowie die Postämter der Vororte noch Telegraphenbetriebsstellen. Eine allgemeine Fernsprechsvermittelungsanstalt (Centralstelle) befindet sich ebenfalls im Hauptpostgebäude; die Zahl der Teilnehmer in der Stadt und den Vororten belief sich Anfang 1885 auf 281 Teilnehmer mit 308 Endstationen, 46 Zwischenstationen und insgesamt über 800 Apparaten.

Durch Pferdebahn ist L. mit den Vorstadtdörfern Reudnitz, Thonberg, Connewitz, Plagwitz-Lindenau, Gohlis, Eutritzsch und Neuschönefeld verbunden; die einzelnen Linien sind: Augustusplatz–Reudnitz Anger (1,85 km), Gohlis–Augustusplatz–Connewitz (3,60 km + 4,40 km = 8,00 km), Eutritzsch – Augustusplatz – Bayrischer Bahnhof (4,25 km + 1,15 km = 5,40 km), Neuschönefeld–Augustusplatz–Obstmarkt–Weststraße–Plagwitz-Lindenau (2,28 km + 4,30 km = 6,43 km), Thonberg–Augustusplatz–Brühl–Frankfurter Straße–Plagwitz-Lindenau (1,15 km + 4,95 km = 6,10 km), Rennbahn–Spießbrücke–Nonnenmühle–Theaterplatz (2,25 km) mit Abzweigung Nonnenmühle–Augustusplatz (1,00 km, zusammen 3,25 km), sodaß also das gesamte Pferdebahnnetz 31,08 km umfaßt, wovon der größte Teil bereits doppelgleisig ist. Den Verkehr im Innern der Stadt sowie mit den Vorstadt- und Außendörfern vermitteln außerdem noch 500 Droschken (Fiaker). Die Elster wurde von Dr. Heine bis Plagwitz kanalisiert und für große Lastkähne schiffbar gemacht. Eine Kanalverbindung L.s mit der Elbe sowie mit der Saale vermittelst der Luppe (Elsterarm) ist projektiert.

Vgl. «Mitteilungen des Statistischen Bureau der Stadt L.» (Heft 1—17, Lpz. 1868—84); Hasse, «Die Stadt L. und ihre Umgebung geographisch und statistisch beschrieben» (mit zwei Städteplänen, Lpz. 1879); Kunße, «Zur Statistik und Kritik von L. und 42 Vororten» (mit Karte, Lpz. 1881); «Plan der Stadt L.» (9 Blätter, Lpz. 1870).

Geschichtliches. König Heinrich I. soll um 920 am Zusammenflusse der Pleiße und Parthe eine Burgwart angelegt haben, um welche herum sich ein kleines, von wendischen Sorben erbautes Fischerdorf bildete, das nach dem Wort Lip oder Lipa (welches im Slawischen soviel als Linde bedeutet) benannt wurde und sich allmählich zur «Stadt» erweiterte, worunter man sich jedoch weiter nichts als einen befestigten Ort zu denken hat. Der Name der Stadt L. kommt zum ersten mal (bei Thietmar von Merseburg zwischen 1015 und 1017) in der Form «Lipzi» vor. Diejenige Form des Namens, die im Stadtbuche, der ältesten sichern Urkunde L.s (aus der Zeit zwischen 1156 und 1170), in den Stiftungsurkunden des Thomanerklosters von 1213, in den ältesten Urkunden seiner Chorherren, in den päpstl. Breven von 1218 und 1220 sich vorfindet, ist das einsilbige «Lipz». Im Verfolg des 13. Jahrh. lautete der Name «Lipzl», «Lypzel» und «Lipzic». Die heutige Form des Namens kam

erst im 15. Jahrh. auf (zum ersten mal in einem Erlasse des Kaisers Friedrich III. von 1456 als «Leypczik»); doch kommt auch noch im 16. Jahrh. «Leipzk» vor. Im J. 1017 verschenkte Kaiser Heinrich II. den Ort an den Bischof von Merseburg, welcher 1022 auch die weltliche Herrschaft darüber erlangte. Nachdem L. von dem Böhmerherzog Wratislaw 1082 zerstört worden war, sich aber bald wieder erhoben hatte, brachte Markgraf Konrad von Wettin 1134 die Stadt tauschweise an sein Haus. Unter Markgraf Otto dem Reichen (1156—89), der der Stadt die Jubilate- und Michaelismesse verlieh, hob sich L. immer mehr, sodaß es bereits 5—6000 E. zählte. Um so mehr hatte es unter Dietrich dem Bedrängten (1197—1221) zu leiden, der, 1216 zu einem nachteiligen Vergleiche mit der Stadt genötigt, sich zwei Jahre nachher durch List derselben bemächtigte und, um die Bürger im Zaum zu halten, drei feste Schlösser anlegen ließ. Schon unter Markgraf Heinrich dem Erlauchten (1221—63) fing L. an, sich als Handelsstadt zu regen. Unter seinem Nachfolger, Dietrich von Landsberg (1263—83), blühten bereits Handel und Gewerbe. Unter Diezmann und Friedrich dem Gebissenen nahmen die leipziger Bürger den rühmlichsten Teil an dem Kampfe derselben gegen den Markgrafen von Brandenburg (1292) und gegen König Albrecht I. (1307). Im Laufe des 14. Jahrh., wo auch der dasige Schöppenstuhl zu größerm Ansehen im Auslande gelangte, entwickelte die Stadt ihre innern Kräfte mehr und mehr, während sie zugleich nach außen sich vergrößerte und ihr Besitztum und ihre Rechte vermehrte. Schon zu Anfang des 15. Jahrh. scheint die eigentliche Stadt ihren noch gegenwärtigen Umfang gehabt zu haben, und schon jetzt nahm sie teil am Welthandel. Das wichtigste Ereignis für sie in dieser Zeit war die Begründung der Universität (1409, s. oben, S. 930), die seitdem außerordentlich zu ihrem Ruf und Aufblühen beigetragen hat. Der Hussitenkrieg und der Bruderkrieg brachten der Stadt den Vorteil, daß sich der Handel immer mehr unter ihre schützenden Mauern flüchtete. Auch erhielt sie 1459 noch eine dritte Messe, die Neujahrsmesse.

Nach der Teilung Sachsens 1485, wo L. der Albertinischen Linie zufiel, nahm es infolge der durch die Gunst seiner Fürsten, des Kaisers und des Papstes erlangten zahlreichen Privilegien und Rechte einen immer höhern Aufschwung. Das 1519 in der alten Pleißenburg zwischen Luther, Eck und Karlstadt gehaltene sog. Leipziger Kolloquium leistete der weitern Verbreitung der evang. Lehre ungemeinen Vorschub, obschon namentlich die Lehrer der Universität zum Teil mit großer Erbitterung sich derselben widersetzten. Der Herzog Georg der Bärtige glaubte die neue Lehre mit dem Schwerte ausrotten zu können; mehrere Bürger wurden enthauptet, viele schimpflich aus der Stadt verwiesen; doch schon 1537 sah er sich veranlaßt, dem Rate zu gestatten, die Güter der von den Mönchen verlassenen Klöster an sich zu kaufen, und kaum war er gestorben, als unter seinem Bruder, Heinrich dem Frommen, 1539 die Einführung der Reformation rasch in L. vor sich ging, der jedoch die Universität erst später sich anschloß. (Vgl. Seifert, «Die Reformation in L.», Lpz. 1883.) Im Schmalkaldischen Kriege hatte L. 1547 eine Belagerung durch den Kurfürsten Johann Friedrich zu erdulden, bei der die Vorstädte gänzlich eingeäschert wurden. Dafür widmete der neue Kurfürst Moritz, wie der Stadt selbst, so insbesondere der Universität eine besondere Sorgfalt. Die Festung wurde verstärkt, der Bau der neuen Pleißenburg begonnen, ein Konsistorium 1550 errichtet, und bald sah man auch die Vorstädte wieder aus der Asche erstehen. Vieles Ungemach brachten unter der Regierung des Kurfürsten August und seiner Nachfolger, Christian I. und II., die kryptocalvinistischen Händel über die Stadt. Obschon Johann Georg I. der Stadt mit ganz besonderer Huld zugethan war, die er ihr durch eine Menge Privilegien bewies, so vernichtete doch das Unglück, welches sie im Dreißigjährigen Kriege traf, wo sie wiederholt (1631, 1632, 1633, 1637 und 1642) belagert und genommen und von den Kaiserlichen wie von den Schweden mit gleicher Härte behandelt wurde, ihren Wohlstand gänzlich, zu dem sie sich in der nachfolgenden langen Ruhe nur langsam wieder zu erheben vermochte. Seit der Mitte des 17. Jahrh. fing der Buchhandel an, sich von Frankfurt a. M. mehr und mehr nach L. zu wenden. Im J. 1690 fand daselbst die Münzkonferenz statt, die an der Stelle des zinnischen den leipziger Münzfuß annahm. Die Einwanderung vieler franz. Flüchtlinge in L. infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes veranlaßte 1707 die Begründung einer reform. Kirche. König August I. erteilte 1701 und 1711 dem Rate die ansehnlichsten Privilegien, der das Wohl der Stadt durch zweckmäßige Einrichtungen förderte. Prächtige Privatgebäude stiegen unter Augusts I. Regierung empor, und die Stadt gewann ein ganz anderes Ansehen. Der Siebenjährige Krieg war wieder von den traurigsten Folgen für L. begleitet; nicht nur, daß es von Friedrich d. Gr. mit schweren Kontributionen belegt wurde, noch viel nachhaltigere Wirkungen hatten für die Stadt die Münzwirren, welche durch die Massen des von Ephraim, Itzig u. Comp., den Pächtern der leipziger Münze, geschlagenen schlechten Geldes veranlaßt wurden. Indes auch von den Lasten dieses Kriegs erholte sich L. in der Zeit des nachfolgenden Friedens durch Betriebsamkeit und glückliche Konjunkturen sehr bald wieder; auch gewann die Messe immer mehr an Bedeutung.

Der Krieg von 1806 und was sich daran knüpfte, gab dem Handel in L. eine ganz andere Richtung. Abgesehen von der Beschlagnahme der engl. Waren, die mit 7 Mill. Frs. wieder erkauft werden mußten, hoben die Messen sich während der folgenden Jahre bedeutend. Die größten Leiden brachte über L. der Französisch-Russische Krieg. Ungeheuere Scharen franz. und mit Frankreich verbündeter Kriegsvölker gingen seit März 1812 durch die Stadt, die den Einquartierungen fast erlag. Am 31. März 1813 wurde sie zuerst von Kosaken und andern russ. Truppen besetzt, die aber, bis auf eine geringe Besatzung, 30. April wieder abzogen, worauf 2. Mai, nach der Schlacht bei Lützen, ein Korps Franzosen unter General Lauriston die Stadt besetzte, dem 4. Mai das Korps des Marschalls Ney folgte. Seitdem hatte L. bis zur Völkerschlacht ununterbrochen franz. Besatzung. Großen Schrecken verbreitete der franz. Befehlshaber, Herzog von Padua, über die Stadt, als er 21. Juni dieselbe in Belagerungszustand erklärte, die Ablieferung aller Waffen und die Errichtung einer Bürgergarde von 8000 Mann befahl, die den Wachdienst in der Stadt verrichten mußte und erst unter dem russ. Gouvernement aufgelöst wurde. Am 11. Juli

erschien Napoleon I. in L. und musterte nachmittags das Militär auf dem Markte, worauf 17. Juli der Belagerungszustand aufgehoben wurde. Nachdem der Herzog von Padua die Stadt verlassen, langte 29. Sept. Marmont mit seinem Korps daselbst an, und es wurde nun die Stadt möglichst verpalissadiert. Am 11. Okt. traf Augereau ein und am 14. Napoleon mit dem Könige von Sachsen, doch nahm ersterer sein Hauptquartier in Reudnitz. Die Völkerschlacht vom 16. bis 18. Okt. (s. weiter unten) brachte furchtbare Schreckenstage über die Stadt und Umgegend; Oberst Prendel wurde Stadtkommandant in L.

Nach 1815 erholte L. sich sehr bald wieder von den Drangsalen, die es bestanden. Man sorgte nicht nur für die äußere Verschönerung der Stadt, man versuchte auch hier und da den Anforderungen der Zeit einige Zugeständnisse zu machen und errichtete unter anderm 1817 die Kommunrepräsentantschaft. Doch waren unter störenden Einflüssen der Handel und der Wohlstand L.s immer mehr zurückgegangen. Im Sommer 1830 kam es zu Auflehnungen und Ruhestörungen, die 4. Sept. in offenen Tumult übergingen, der sich mehr oder weniger bald über das ganze Land verbreitete. Infolge dieser Ereignisse ward 5. April 1831 die bisherige städtische Regierung aufgelöst und durch einen neuen Magistrat ersetzt, worauf 9. Okt. auch die neuen Stadtverordneten an die Stelle der bisherigen Kommunrepräsentanten traten. Ein durch einen geringfügigen Umstand hervorgerufener Aufstand (30. Aug. 1831) wurde durch das Einschreiten des Militärs bald gedämpft. Seit dem Anschlusse Sachsens an den Deutschen Zollverein 1833 und infolge der Anlegung von Eisenbahnen nahm von nun an L. einen höhern Aufschwung als jemals. Es wurde 1839 das Jubelfest der vor 300 Jahren in L. eingeführten Reformation und 1840 das Jubelfest der vor 400 Jahren erfundenen Buchdruckerkunst unter großen Feierlichkeiten begangen. Eine durch Maßregeln in kirchlichen Dingen hervorgerufene Mißstimmung der Bürger ließ es 12. Aug. 1845 bei der Anwesenheit des damaligen Prinzen, spätern Königs Johann, zu Unordnungen kommen, die das Einschreiten des Militärs, den Gebrauch der Feuerwaffen und auf diese Weise den Tod mehrerer unschuldiger Personen herbeiführten. Vom 20. bis 27. Okt. 1847 tagten hier die Deputierten der deutschen Bundesstaaten zur Aufstellung eines allgemeinen deutschen Wechselrechts. Die Bewegungen des J. 1848 berührten auch L. Neue Unruhen entstanden im Mai 1849. Bei dem Versuche, in der Nacht auf den 7. Mai Barrikaden zu errichten, kam es zwischen den Tumultuanten und der Kommunalgarde zu blutigen Zusammenstößen; doch war die Ruhe 7. Mai wiederhergestellt. (S. Sachsen.) Von April bis Mai 1850 wurde in der Centralhalle eine große Ausstellung deutscher Industrieerzeugnisse abgehalten. Während der folgenden 15 Jahre ungestörter Ruhe entfalteten sich nicht nur Handel und Industrie zu immer höherer Blüte, sondern es nahm auch die Stadt selbst, sowie das ganze Leben derselben mehr und mehr einen großstädtischen Charakter an. Am 10. und 11. Nov. 1859 wurden das Schillerfest, 3. bis 5. Aug. 1863 das dritte Deutsche Turnfest, im Oktober desselben Jahres die 50jährige Jubelfeier der leipziger Schlacht in glänzender Weise gefeiert. Eine wesentliche Störung erfuhr, wie überall, auch der Handel und Verkehr L.s durch den Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866, welcher 19. Juni 1866 die Besetzung der Stadt durch preuß. Truppen herbeiführte, sowie seit Aug. 1866 infolge des heftigen Auftretens der Cholera. Auch nach dem Prager Frieden (23. Aug. 1866) blieb L. noch von preuß. Truppen occupiert, welche erst 29. Dez. 1867 die Stadt verließen. Im Sept. 1876 fanden in der Umgegend von L. die großartigen Kaisermanöver der vereinigten Armeekorps IV (preuß. Provinz Sachsen) und XII (Königreich Sachsen) statt, während welcher der Kaiser Wilhelm und der König Albert vom 5. bis 7. Sept. in L. residierten. Bei dieser Gelegenheit sprach sich das lebhafte Nationalgefühl der leipziger Bevölkerung durch eine enthusiastische Aufnahme der beiden Fürsten aus. Vom 20. bis 27. Juli 1884 wurde das achte Deutsche Bundesschießen in ebenso glänzender Weise wie 1863 das Turnfest gefeiert.

Vgl. Gretschel, »Beiträge zur Geschichte L.s« (Lpz. 1836); Dolz, »Versuch einer Geschichte L.s« (Lpz. 1818); Große, »Geschichte der Stadt L.« (2 Bde., Lpz. 1840—42); Sparfeld, »Chronik der Stadt L.« (2. Aufl., Lpz. 1851); H. Wuttke, »Geschichte L.s und seiner Umgegend bis zum Ende des 13. Jahrh.« (in Bd. 1 der »Schriften des Vereins für die Geschichte L.s«, Lpz. 1873); Moser, »Leipziger Marksteine. Wanderungen durch die Geschichte L.s« (Lpz. 1873); derselbe, »Chronik der Stadt L. und ihrer Umgebung« (Lpz. 1877).

Die Gegend von L. ist wiederholt der Schauplatz großer Schlachten gewesen. Es hat dies sowohl seinen Grund in der Wichtigkeit der an Hilfsquellen für den Krieg reichen Stadt und ihrer Lage als Knotenpunkt vieler Hauptstraßen, als auch in der Beschaffenheit des dortigen Geländes, in welchem sich durch die Gewässer der Elster, Pleiße und Parthe starke Verteidigungslinien finden, während die allgemeine Bildung die Aufstellung und Bewegung großer Truppenmassen aller Waffen begünstigt und in den vielen Dörfern Stützpunkte für das Gefecht bietet. Drei Hauptschlachten sind es besonders, welche hier geliefert worden sind, von denen zwei (7./17. Sept. 1631 und 2. Nov. [23. Okt. alten Stils] 1642) dem Dreißigjährigen Kriege angehören (s. Breitenfeld), die dritte aber die sog. Völkerschlacht gegen Napoleon I. war.

Am erfolgreichsten für das Geschick von Deutschland und ganz Europa war die Reihe von Gefechten und Schlachten vom 14. bis 20. Okt. 1813, unter welchen man die vom 16. bis 18. Okt. meist als die Völkerschlacht von Leipzig bezeichnet. Ende September fügen die Operationen der Verbündeten nach dem für den Herbstfeldzug entworfenen Plane an sich zu entwickeln. Die schles. Armee unter Blücher erzwang sich durch das Treffen von Wartenburg 3. Okt. den Elbübergang; die Nordarmee unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden überschritt 4. Okt. ebenfalls die Elbe, während sich die Hauptarmee unter Schwarzenberg von Böhmen über das Erzgebirge in Bewegung setzte. Auf die Meldung hiervon ließ Napoleon drei Armeekorps mit dem 4. Kavalleriekorps nach Chemnitz aufbrechen und übertrug dem Könige von Neapel den Befehl über dieselben. Die Nachrichten von dem Treffen bei Wartenburg bestimmte ihn, sich gegen die schles. Armee zu wenden, um diese über die Elbe zurückzuwerfen. Als er aber durch Murat in der Nacht vom 5. zum 6. Okt. Kunde von dem

weitern Vorrücken der Hauptarmee im Erzgebirge erhielt, beschloß er, Dresden zu verlaſſen, ſeine Hauptmacht zwiſchen Torgau und L. zuſammenzuziehen und gegen Wittenberg vorzudringen. Dresden blieb durch zwei Armeekorps unter Gouvion Saint-Cyr (ſ. d.) beſetzt. Napoleon und der König von Sachſen verließen Dresden 7. Okt.; der König begab ſich nach L. Die ſchleſ. Armee wich einer Schlacht aus, ging aber nicht über die Elbe zurück, ſondern bei Halle hinter die Saale; ebenſo die Nordarmee bei Alsleben. Napoleon war am 10. in Düben angekommen; alles ſchien auf einen Vormarſch nach Berlin zu deuten. Aber die Gewißheit, daß die ſchleſ. Armee nicht über die Elbe, ſondern hinter die Saale gegangen ſei, und die Meldungen des Königs von Neapel, daß die böhm. Armee L. bedrohe, bewogen den Kaiſer, ſeine Truppen 13. Okt. gegen L. in Marſch zu ſetzen. Murat war unterdeſſen vor der böhm. Armee fechtend bis in die Gegend von L. zurückgewichen und hatte dort Stellung genommen. Ihm gegenüber erhielt Wittgenſtein den Befehl, am 13. eine gewaltſame Rekognoszierung zu unternehmen. Der Feind hatte ſich jedoch zurückgezogen und wurde erſt am Abend erreicht. Erſt am 14. erfolgte der Angriff. Dies führte zu dem großen Reitergefecht bei Liebertwolkwitz, bei welchem ein wütendes Handgemenge ſtattfand. Eine zuletzt unternommene Kolonnenattacke der franz. Küraſſiere und Dragoner ſchlug fehl, womit die Reitergefechte endigten. Die öſterr. Infanterie war indeſſen zum Sturm auf Liebertwolkwitz gegangen, wo der Kampf bis zur Dunkelheit ohne Entſcheidung fortdauerte.

Die übrigen Korps der böhm. Armee waren indeſſen L. näher gerückt. Napoleon, der 14. Okt. noch während des Gefechts in L. eingetroffen war, ließ ſeine Truppen in die für die erwartete Schlacht beſtimmten Stellungen rücken und hielt am 15. über ſie Heerſchau. Fürſt Schwarzenberg, welcher den Oberbefehl über das verbündete Heer führte, traf für den 16. Okt. folgende Anordnungen. Das 3. Korps (Gyulay) ſollte von Markranſtädt gegen L. vorrücken, mit der Blücherſchen Armee Verbindung ſuchen und durch ſeinen Angriff den der übrigen Kolonnen erleichtern. Das 2. Korps (Meerveldt) war von Zwenkau her zum Angriff auf Connewitz beſtimmt, um von hier die Hauptſtellung des Feindes im Rücken zu faſſen, gegen welche Wittgenſtein mit drei Korps vorgehen ſollte. Die Reſerven und Garden wurden auf das rechte Ufer der Pleiße gezogen. Die Stärke der böhm. Armee betrug, da mehrere Korps noch zurück waren, gegen 134000 Mann. Die ſchleſ. Armee, 60000 Mann ſtark, ſollte ſich über Schleudiz zum Angriff gegen L. in Bewegung ſetzen. Es wurde dabei auf die Mitwirkung der Nordarmee, 50000 Mann, gerechnet; dieſe hatte aber bei Halle halt gemacht, und der Kronprinz von Schweden war wenig zum Schlagen geneigt. Im ganzen wollte Schwarzenberg den Franzoſen den Rückzug abſchneiden; aber aus Unkenntnis der örtlichen Verhältniſſe wurde in dem beſchränkten Raume zwiſchen Elſter und Pleiße eine zu große Truppenzahl angehäuft. Napoleon hatte den Marſch ſeiner entfernten Korps beſchleunigt; er hoffte noch auf den Sieg. Doch war er in Unkenntnis über ſeine Gegner, namentlich über die ſchleſ. Armee; ſonſt würde er ſich vielleicht nicht ſo lange bei L. aufgehalten haben.

Der 16. Oktober. Die Kämpfe dieſes Tages waren: 1) die Schlacht von Wachau; 2) das Gefecht bei Connewitz; 3) das Gefecht bei Lindenau; 4) die Schlacht von Möckern, dieſe ſelbſtändig von der ſchleſ. Armee geliefert. Napoleon hatte ſüdlich von L. drei Armeekorps von Connewitz über Markkleeberg und Wachau bis Liebertwolkwitz aufgeſtellt, hinter ihnen die Junge Garde und eine Diviſion Alter Garde als Reſerve; das 4. Kavalleriekorps hinter dem rechten Flügel bei Döſen; die 1. Diviſion Alter Garde bei Probſtheida, hinter ihr die Gardekavallerie und das 5. Kavalleriekorps. Das 11. Armeekorps, noch im Marſch, kam erſt um 11 Uhr mit dem 2. Kavalleriekorps bei Holzhauſen an; das 1. Kavalleriekorps wurde nach Meusdorf vorgezogen und das 9. Armeekorps hinter Zuckelhauſen aufgeſtellt. Nördlich von L. befand ſich das 6. Armeekorps (Marmont) bei Breitenfeld, das 4. (Bertrand) bei Eutritzſch, zwei Diviſionen des 3. bei Mockau, und zu dieſen, unter Neys Befehl ſtehenden Truppen gehörte auch das 3. Kavalleriekorps. Die 3. Diviſion des 3. und das 7. Armeekorps (Reynier) waren noch im Anmarſch von Delitzſch und Düben. Die böhm. Armee kämpfte nach Schwarzenbergs Anordnung auf drei getrennten Gefechtsfeldern: auf dem rechten Ufer der Pleiße Wittgenſtein unter Barclay de Tollys Oberbefehl gegen die franz. Hauptmacht, zwiſchen Pleiße und Elſter Meerveldt gegen Poniatowſki bei Connewitz, zwiſchen Elſter und Luppe Gyulay gegen Bertrand, welcher dieſe einzige Rückzugslinie decken mußte. Die Entſcheidung lag bei Wachau. Zum Angriff auf die franz. Stellung teilte Wittgenſtein ſeine Truppen in vier Kolonnen: unter Klenau, Gortſchakow, dem Prinzen von Württemberg und Kleiſt; zwiſchen der zweiten und dritten Kolonne hielt Pahlen mit 3000 Reitern Verbindung. Der Vormarſch aller Kolonnen wurde am frühen Morgen angetreten. Das franz. 4. Korps rückte ſchleunigſt nach Lindenau, um dieſen wichtigen Punkt zu behaupten. Bei Wachau eröffneten 48 ruſſ. Geſchütze der dritten Kolonne (Prinz von Württemberg) die Schlacht, und das ſchwachbeſetzte Dorf wurde genommen. Die Franzoſen fuhren dagegen auf dem Höhenzuge öſtlich von Wachau 100 Geſchütze auf, deren Feuer von verheerender Wirkung war. Es entſpann ſich um Wachau und ein Erlenwäldchen bis 3 Uhr ein ſehr blutiges Gefecht. Die ruſſ. Infanterie behauptete trotz ſchwerer Verluſte den ihr angewieſenen Raum; ihre Reſerven waren noch weit zurück. Gleichzeitig wurde von der vierten Kolonne (Kleiſt) um Markkleeberg gekämpft; ſpäter erſt rückte die zweite Kolonne (Gortſchakow) bei Liebertwolkwitz in das Gefecht, welcher Ort von der erſten Kolonne (Klenau) angegriffen, aber durch die Franzoſen glänzend verteidigt wurde.

So wütete die Schlacht ſchon auf allen Punkten, als Napoleon auf dem Felde eintraf; bald nachher erſchienen auch gegenüber die drei verbündeten Monarchen auf dem Wachberge. Napoleon zog mehr Truppen auf ſeinen rechten Flügel und die Garden näher an ſeine Hauptſtellung. Das Gefecht bei Connewitz war unentſchieden geblieben, ebenſo bei Lindenau. Da verſuchte Napoleon durch einen Maſſenangriff die Mitte der Verbündeten zu durchbrechen, gleichzeitig aber ihren rechten Flügel zu umgehen; 8000 Reiter wurden unter Murat vereinigt und die Geſchützreſerve herbeigezogen. Die Verbündeten ließen bei dieſen drohenden Anſtalten

ihre Reserven vorrücken. Das franz. 11. Korps hatte unterdessen den Kolmberg bei Liebertwolkwitz genommen und die erste Kolonne (Klenau) zurückgedrückt. Auch die zweite Kolonne mußte weichen, ebenso Pahlens Reiterei. Der Kampf entbrannte nun um das Niederholz und den Universitätswald. Gegen den linken Flügel hin gewannen die Verbündeten jedoch durch eine glänzende Attacke der österr. Kürassiere Feld, auch wurde ein Teil von Markkleeberg festgehalten. Nun setzte sich die große Kavalleriemasse unter Murat in Bewegung. Ihr Ansturm traf auf die gelichteten Bataillone des Prinzen von Württemberg; die große Batterie wurde genommen, die russ. Gardekavallerie geworfen und der Schwarm der Verfolgung kam dem Hügel nahe, auf welchem die verbündeten Monarchen hielten. Indessen warf sich ihnen Orlow Denisow mit den Gardekosaken entgegen; zwei reitende Batterien überschütteten sie mit Kartätschen; mehrere Kavallerieregimenter eilten herbei. Die franz. Reitermasse wurde geworfen und im vollen Lauf bis an ihre Batterien zurückgetrieben. So war der große Angriff gescheitert, und die Reserven der Verbündeten, gegen 30 000 Mann frische Truppen mit 80 Geschützen, betraten das Schlachtfeld. Die franz. Angriffe auf Güldengossa und Seifertshain schlugen ebenfalls fehl. Napoleon hatte seine letzten Kräfte vergebens aufgeboten; er konnte nicht mehr auf Sieg, für den er in L. bereits die Glocken hatte läuten lassen, rechnen. Gewehr- und Geschützfeuer wurde bis zur Dunkelheit fortgesetzt; doch blieben der Kolmberg, Wachau, Liebertwolkwitz und der dortige Höhenzug in den Händen der Franzosen. Bei Connewitz hatte Meerveldt fruchtlos den Übergang zu erzwingen gesucht und war dabei gefangen worden.

Unabhängig von diesen Gefechten wurde nördlich von L. die Schlacht von Möckern geschlagen. Marmont mit dem 6. Korps, auf die Mitwirkung des 3. rechnend, hatte bei dem Anmarsch der schles. Armee eine Defensivstellung, den linken Flügel an Möckern und die Elster, den rechten an den Rietzschkebach bei Eutritzsch gelehnt, besetzt. Die Schlacht begann um Mittag. Möckern, der wichtigste Punkt, weil er die nächste Straße nach L. deckte, wurde zunächst angegriffen und mehrmals genommen und verloren, worauf ein mörderischer Häuserkampf entbrannte. Das Yorksche Korps und die Russen rückten indessen im freien Felde gegen die Hauptstellung vor und gewannen besonders durch Bajonettangriffe immer mehr Feld. Möckern wurde endlich völlig erobert. Auf dem andern Flügel aber schwankte die Schlacht, bis sie durch einige gelungene Attacken der preuß. Kavallerie entschieden wurde. Die Franzosen zogen sich, zum Teil in voller Flucht, auf L. zurück; Gohlis und Eutritzsch aber blieben in ihrem Besitz. Das 6. Korps stellte sich bei Schönefeld wieder auf.

Der 17. Oktober verging im allgemeinen ruhig. Napoleon hatte den gefangenen General Meerveldt an den Kaiser von Österreich abgeschickt und hoffte auf Unterhandlungen, deren Ausbleiben ihn endlich von der Notwendigkeit des Rückzugs überzeugte. Er ließ in der Dunkelheit die Truppen südlich von L. näher an die Stadt heranrücken. Die Verbündeten beabsichtigten, die Ankunft der noch entfernten Teile ihrer Hauptarmee, der russ. Reservearmee und der Nordarmee abzuwarten, um dann die Schlacht zu erneuern. Nur bei der schles. Armee fiel an diesem Tage ein Gefecht vor, in welchem Gohlis und Eutritzsch genommen wurden. Zu dieser Zeit traf das franz. 7. Korps (die Sachsen und eine franz. Division) bei L. ein und stellte sich zwischen Schönefeld und Abtnaundorf hinter der Parthe auf. Auch die Nordarmee langte endlich bei Breitenfeld an. In L. waren weder Anstalten zu kräftiger Verteidigung der Stadt getroffen, noch für den Rückzug Brücken geschlagen. Die franz. Armee hatte aber in der Nacht zum 18. Okt. ihre neue Stellung bezogen, sodaß der rechte Flügel unter Murat sich von Connewitz bis Dölitz an die Pleiße lehnte, die Mitte bei Probstheida einen ausspringenden Winkel bildete, der linke Flügel unter Ney zwischen Paunsdorf und Gohlis stand, im Rosenthal an die Pleiße gestützt. Napoleon übernachtete in Reudnitz.

Der 18. Oktober. Schwarzenbergs Heer war zum erneuten Angriff in drei Kolonnen geteilt. Die rechte Flügelkolonne unter Bennigsen brach früh auf, fand den Kolmberg verlassen und vertrieb die Franzosen aus den nur noch schwach besetzten Dörfern. Holzhausen wurde nach tapferer Gegenwehr erst gegen 2 Uhr nachmittags erstürmt. Das franz. 11. Korps wurde dadurch der Überflügelung ausgesetzt und zog nach Stötteritz ab; das 5. näherte sich Probstheida, um das 2. bei dessen Verteidigung zu unterstützen. Die zweite Kolonne der Verbündeten unter Barclay de Tolly, welcher die Monarchen folgten, fand Wachau verlassen, drängte die franz. Vortruppen gegen Probstheida zurück und wartete dann, unter gegenseitigem Geschützfeuer, das Eintreffen der dritten Kolonne ab. Diese, nur Österreicher unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, sollte anfangs nur ihre Stellung halten, schloß sich aber nun dem allgemeinen Vorrücken an, wodurch der Kreis um L. immer enger wurde. Sie hatte heftige Kämpfe bei Dösen und Dölitz zu bestehen, wozu das 3. Korps (Gyulay) herbeigezogen wurde, das bisher bei Lindenau gefochten. Dort drangen die Franzosen nochmals vor, um die Rückzugslinie zu öffnen, und diese wurde ihnen nicht länger streitig gemacht. Man verzichtete damit auf die naheliegende Möglichkeit, das franz. Heer gänzlich zu vernichten, was allerdings wahrscheinlich die Zerstörung der Stadt L. und große Verluste an Menschenleben zur Folge gehabt haben würde. Nördlich von L. war das russ. Korps von Langeron gegen die Parthe gerückt; Ney hatte seine Truppen in eine neue Stellung zurückgezogen und Schönefeld als Stützpunkt seines linken Flügels stark besetzt. Dort traten die Sachsen zu den Verbündeten über, zuerst die leichte Reiterbrigade, fast gleichzeitig auch die württemb. Kavallerie. Die Nordarmee hatte inzwischen die Parthe überschritten, während Langeron Schönefeld angriff. Von der schles. Armee erhielt das russ. Korps von Sacken Befehl, Pfaffendorf zu nehmen und gegen das Hallesche Thor von L. vorzurücken; das preuß. Korps von York folgte zur Unterstützung. Die Franzosen leisteten auch hier tapfer Widerstand. Gegen 2 Uhr nachmittags erschien endlich die Nordarmee von Taucha her und stieß gegen 3 Uhr mit der Division Bubna vor Paunsdorf zusammen, das nun erstürmt wurde. Zu dieser Zeit trat auch die sächs. Infanterie und Artillerie zu den Verbündeten über. Die entstandene Lücke wurde aber schnell durch andere Truppen ausgefüllt. Probstheida, dessen Wichtigkeit für den Feind man erkannte, wurde von den Preußen ange-

griffen; es entstand ein verzweifelter Kampf; Prinz August von Preußen trat an die Spitze der Sturmkolonnen, und die Russen griffen in das Gefecht ein. Napoleon zog seine Garden hierher und leitete persönlich die Verteidigung. Dölitz und Lößnig waren unterdessen trotz Poniatowskis heldenmütigem Widerstande genommen. Die Angriffe auf Probstheida mußten aber endlich aufgegeben werden, und nur das Geschützfeuer wurde bis zur einbrechenden Dunkelheit fortgesetzt. Von der schles. Armee hatte Sacken bislang vergeblich gekämpft; York erhielt Befehl, nach Halle zur Verfolgung der Franzosen, welche bereits auf dem Rückzuge waren, abzumarschieren. Um Schönefeld war unausgesetzt von Langeron gestritten worden; jetzt erhielt er Befehl, das Dorf um jeden Preis zu nehmen, was mit dem Verluste von 4000 Mann geschah. Das Vorrücken der Nordarmee vollendete hierauf die Einschließung der Franzosen. Nur die Straße nach Weißenfels blieb ihnen zum Rückzuge frei, welchen Napoleon bereits 11 Uhr vormittags befohlen hatte. Nach Einbruch der Dunkelheit rückte alles ab, mit Ausnahme der Truppen, die die Verteidigung der Vorstädte übernehmen sollten. Napoleon übernachtete in L. (Vgl. hierzu die Karte: Leipzig und Umgegend [S. 926], auf der auch die Stellungen der beiderseitigen Heere vom 18. Okt. markiert sind.)

Der 19. Oktober. Die Verbündeten hatten früh Nachricht vom Aufbruche der Franzosen erhalten und trafen ihre Vorbereitungen zum Angriffe der Stadt, in welcher die Verwirrung den höchsten Grad erreichte. Zwischen 8 und 11 Uhr wurden die Vorstädte erstürmt, während Napoleon vom Könige von Sachsen mit trügerischen Vorspiegelungen Abschied nahm und sich dann mühsam durch das Gewühl seiner Soldaten Bahn brechen mußte. Das ostpreuß. Landwehrbataillon Königsberg unter Major Friccius drang zuerst gegen 11 Uhr in die innere Stadt ein, nachdem es das äußere Grimmaische Thor erstürmt hatte. Die Verbündeten folgten von allen Seiten. Die Verteidigung war jedoch plan- und hoffnungslos, und als endlich auch die Nachhut abziehen wollte, wurde sie durch die vorzeitige Sprengung der Elsterbrücke am Ranstädter Thore abgeschnitten. Viele ertranken, darunter der Fürst Poniatowski; die meisten erlagen den Waffen oder wurden mit Lauriston, Reynier u. s. w. gefangen. Macdonald entkam schwimmend. Gegen 1 Uhr nachmittags zogen die verbündeten Monarchen in L. ein; der König von Sachsen suchte vergeblich Unterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen und wurde später (23. Okt.) gefangen nach Berlin geführt.

Die Stärke der Truppenmassen, welche in dieser Riesenschlacht gegeneinander gekämpft haben, ist auf nahezu 500000 Mann mit 2000 Geschützen zu schätzen: Napoleons Heer gegen 180000 Mann, das der Verbündeten am ersten Schlachttage 200000 Mann, nach dem Eintreffen Bennigsens, Colloredos und der Nordarmee jedoch fast 300000 Mann. Den Verlust der Franzosen schätzt man auf 78000 Mann (worunter 15000 Gefallene, 15000 Verwundete, 23000 Lazarettkranke und 25000 Gefangene) nebst 300 Geschützen und gegen 1000 Fahrzeugen; den der Verbündeten auf etwa 51000 Mann, nämlich 21000 Russen, 14000 Österreicher, 16000 Preußen und 300 Schweden. Grenzenlos war das Elend und die Verwüstung in der Gegend von L.; der Schaden an Eigentum ist auf über 9 Mill. Mark angeschlagen worden. Die Verfolgung der geschlagenen Armee erfolgte nicht mit dem nötigen Nachdruck; Rücksichten mancherlei Art mögen hierbei obgewaltet haben. An Napoleons Niederlage bei L. knüpften sich Folgen von weltgeschichtlicher Bedeutung, insbesondere für Sachsen (s. d.). Die wichtigste war die Befreiung Deutschlands.

Mehrere Denkmäler und Denksteine bezeichnen die merkwürdigsten Punkte der Schlacht. So die gußeiserne Spitzsäule auf dem zwischen Meusdorf und Liebertwolkwitz gelegenen vorzugsweise so genannten Monarchenhügel (wo nach einer irrtümlichen Überlieferung die drei Monarchen am Nachmittag des 18. Okt. vereint gewesen sein sollen, als von allen Seiten die Siegesnachrichten eintrafen), der Sandsteinwürfel auf dem zwischen Göhren und Güldengossa gelegenen Wachberge (der Standpunkt der Monarchen am 16., deshalb bisweilen ebenfalls Monarchenhügel genannt), der Sandsteinwürfel auf dem zwischen Wachau und Liebertwolkwitz gelegenen Galgenberge (der Standpunkt Napoleons am 16.), das Denkmal des Fürsten Schwarzenberg unweit Meusdorf, der unweit des Thonbergs gelegene Napoleonstein (der Standpunkt Napoleons am 18.), ein Sandsteinwürfel bei Möckern, das Friccius-Denkmal am ehemaligen äußern Grimmaischen Thore L.s, das Denkmal der Elsterbrücke am ehemaligen äußern Ranstädter Thore, das sog. Kugeldenkmal in der Marienstraße (vor der ehemaligen Milchinsel) u. s. w. Mehrere dieser Denkmäler hat der Verein zur Feier des 19. Okt., der sich 1843 in L. gebildet hat, errichtet. Auch sind durch Theodor Apel 41 Marksteine mit Bezeichnung der Stellung der betreffenden Armeekorps auf den bedeutendsten Punkten des Schlachtfeldes errichtet worden.

Vgl. Odeleben, «Napoleons Feldzug in Sachsen im J. 1813» (Dresd. 1816); Janj, «Denkwürdigkeiten der großen Völker- und Befreiungsschlacht bei L.» (Lpz. 1845); Aster, «Die Gefechte und Schlachten bei L. im Okt. 1813» (2 Bde., Dresd. 1852—53); Berned, «Die Schlachten bei L.» (Lpz. 1855); Sommer, «Die Völkerschlacht bei L.» (Lpz. 1863); Wuttke, «Die Völkerschlacht bei L.» (Lpz. 1863); Apel, «Führer auf die Schlachtfelder L.s» (Lpz. 1863); derselbe, «Tabellarische Übersicht der Kriegsereignisse bei L. im Okt. 1813» (Lpz. 1866); Königer, «Die Völkerschlacht bei L.» (Lpz. 1865); Moser, «L.s Schlachtfelder 1813» (Lpz. 1873).

Die Kreishauptmannschaft (Regierungsbezirk) L., gebildet 1835 aus dem ehemaligen Leipziger Kreise, zu welchem noch Teile des ehemaligen Meißner und Erzgebirgischen Kreises kamen, umfaßt den nordwestl. Teil des Königreichs Sachsen, ist großenteils fruchtbar und eben, nur im Süden und Osten durch Vorberge des Erzgebirges etwas bergig (Rochlitzer Berg 352 m und Kolmberg bei Oschatz 333 m), bewässert von beiden Mulden (die sich hier vereinigen), Elster und Pleiße, und enthält einen Flächenraum von 3567,26 qkm mit (1. Dez. 1880) 707826 E. (198,4 E. auf 1 qkm), gegen 639975 E. nach der Volkszählung vom 1. Dez. 1875 (Zunahme um 10,6 Proz.). Von der Bevölkerung von 1880 wohnten 311021 E. in den Städten, 396805 E. in den Dörfern; der Religion nach waren 98,1 Proz. Protestanten, 1,3 Proz. Katholiken, 0,4 Proz. Juden. Die Kreishauptmannschaft wird eingeteilt in die sechs Amtshauptmannschaften L. (482,24 qkm mit [1880] 161946 E., ausschließlich des Stadtbezirks L.), Borna, Grimma, Oschatz, Döbeln, Rochlitz und den Stadtbezirk L. (16,41 qkm).

Leipziger Interim, ſ. unter Interim.

Leipziger Münzfuß, ſ. unter Münzfuß.

Leiria, Stadt in der portug. Provinz Eſtremadura, Hauptſtadt eines Diſtrikts, 115 km nördlich von Liſſabon, 1135 gegründet (damals Leirene, Erena genannt), ſeit 1545 Biſchofsſitz, war im Mittelalter eine blühende Stadt und zeitweiſe Reſidenz der Könige; 1878 hatte ſie nur 3570 E. Die hochgelegene Burg des Königs Diniz iſt eine maleriſche Ruine; bedeutend iſt die got. Domkirche.

Der Diſtrikt Leiria zählt (1881) auf 3463 qkm nur 199645 E.

L-Eiſen, ſ. unter Walzeiſen.

Leiſewitz (Joh. Ant.), deutſcher Trauerſpieldichter, geb. zu Hannover 9. Mai 1752, ſtudierte ſeit 1770 in Göttingen die Rechte und kam hier mit den meiſten Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes in freundſchaftlichen und litterariſchen Verkehr. Er wurde 1778 Landſchaftsſekretär in Braunſchweig, 1790 Hofrat und Sekretär der geheimen Kanzlei, 1801 Geh. Juſtizrat, 1805 Präſident des Oberſanitätskollegiums und Stifter des Armenlalleginms und ſtarb zu Braunſchweig 10. Sept. 1806. Als Schriftſteller hat er ſich durch ein einziges, aber höchſt ſchätzbares, in Leſſings Art geſchriebenes Trauerſpiel: «Julius von Tarent» (Lpz. 1776), bleibenden Ruhm erworben. Dasſelbe erhielt in einer für das hamburger Theater 1775 ausgeſchriebenen Preislonkurreuz den zweiten Preis; der erſte wurde Klinger für deſſen «Zwillinge» zuerkannt. Dasſelbe Mißtrauen in die eigene Kraft, vermöge deſſen er alle Auffarderungen, auf der rühmlichſt betretenen Bahn fortzuſchreiten, unbeachtet ließ, ſcheint ihn auch beſtimmt zu haben, die Handſchrift einer faſt vallendeten Geſchichte des Dreißigjährigen Kriegs zu vernichten. Eine Geſamtausgabe der Schriften L.' beſorgte Schweiger (Braunſchw. 1838; neue Ausg., Berl. 1870). Vgl. Kutſchera von Aichberger, «Johann Anton L.» (Wien 1876).

Leisl., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für Leisler (Johann Philipp), geſt. 1813 als Medizinalrat zu Hanau, der Nachträge zu Bechſteins «Naturgeſchichte Deutſchlands» verfaßte.

Leisnig, urſprünglich Lißnich, d. h. Waldheim, Stadt im Königreich Sachſen, Kreishauptmannſchaft Leipzig, Amtshauptmannſchaft Döbeln, in ſchöner und ſehr fruchtbarer Gegend an der Freiberger Mulde, Station der Linie Leipzig-Döbeln-Dresden der Sächſiſchen Staatseiſenbahn, iſt Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Realſchule mit Gymnaſialklaſſen, eine Fachſchule für Drechsler und Bildſchnitzer, Wollſpinnerei, Tuchfabrilen, Kratzen-, Cigarren-, Stuhlfabriken, Eiſengießerei und Maſchinenfabrik, eine große Kunſtmühle, ſtarke Schuhmacherei, Gerberei, Obſtbau und Gärtnerei, und zählt (1880) 7312 E. Auf einem hohen, ſteilen Felſen liegt das Schloß Mildenſtein; uaterhalb desſelben an der Mulde Bad Mildenſtein, zugleich llimatiſche Kur- und Heilanſtalt.

Leiſt (Burlard Wilh.), namhafter Romaniſt, geb. 12. Juli 1819 zu Weſten bei Verden, ſtudierte in Göttingen, Heidelberg und Berlin die Rechte, war 1840—42 als Auditor am Stadtgericht zu Göttingen angeſtellt und habilitierte ſich dann im Herbſt 1842 daſelbſt als Privatdocent. L. wurde Oſtern 1846 ord. Profeſſar in Baſel, 1847 in Roſtock, 1853 in Jena und trat 1869 aus Geſundheitsrückſichten von ſeinem Lehramte zurück. Vom Geſamtgebiete des räm. Rechts ausgehend, erſtredt L. eine feſtere Begründung der juriſt. Dogmatik dadurch herzuſtellen, daß er, unter Leitung der hierin muſtergültigen röm. Klaſſiler, die genaue Scheidung der Staffe («Hypoſtaſe») des Rechts durchführt. Ferner richtet ſich ſeine Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf die Erſarſchung der indogerman. Rechtsgeſchichte. Seine Hauptwerke ſind: «Die bonorum possessio» (2 Bde., Gätt. 1844—48), «Über die Entwickelung eines poſitiven geneinen Rechts in der civiliſierten Menſchheit» (Baſ. 1846), «Civiliſtiſche Studien» (4 Hefte, Jena 1854—77), «Mancipation und Eigentumstradition» (Jena 1865), «Der röm. Erbrechtsbeſitz» (Erlangen 1870), «Das prätoriſche Erbſyſtem» (Erlangen 1873), «Drei erbrechtliche Lehren» (Erlangen 1875) und «Das röm. Patronatsrecht» (2 Tle., Erlangen 1879). Die vier letztgenannten Werke bilden Beſtandteile des Glückſchen Pandektenlammentars. Seine Unterſuchungen über die alten Stammzuſammenhänge zwiſchen dem röm. und dem griech. Rechte hat er in abſchließender Weiſe zuſammeagefaßt in der «Gräcoitaliſchen Rechtsgeſchichte» (Jena 1884).

Leiſte, ein langer und verhältnismäßig dünner und ſchmaler Kärper, welcher auf einem breitern befeſtigt iſt, und dart beſanders als Rand oder Einfaſſung dient; daher auch in weiterer Bedeutung ſaviel wie flacher Rand, Saum, Borte, Einfaſſung u. ſ. w. (Vgl. auch Sahlleiſte.)

Leiſte (anatom.), ſ. Leiſtengegend.

Leiſten (juriſtiſch), ſ. Einlager.

Leiſtenband, ſ. unter Leiſtengegend.

Leiſtenbeule, ſ. Bubo.

Leiſtenbruch, ſ. unter Leiſtengegend und unter Bruch, Bd. III, S. 594[b].

Leiſtendrüſen, ſ. unter Leiſtengegend.

Leiſtengegend oder Leiſte (Inguinalgegend, regio inguinalis) wird in der Anatomie die unterſte, dicht über dem Schenlel liegende Bauchpartie genannt, an welcher ſich als Grenze zwiſchen Unterleib und Bein eine ſchräg von der Hüſte zu den Geſchlechtsteilen herablaufende Vertiefung (die Schenkelbuge) befindet. Sie hat ihren Namen von dem Leiſtenband (ligamentum Poupartii) erhalten, welches ſich als ſehniger, ſcharfrandiger Strang vom abern Darmbeinſtachel zum Schambeinhöcker hinzieht und den untern freien Rand des äußern ſchiefen Bauchmuslels darſtellt. Die L. iſt deshalb von großer Wichtigkeit, weil ſich an derſelben zwei aus der Bauchhöhle herausführende nur lacker geſchloſſene Kanäle befinden, durch welche ſehr oft Därme oder Netz, unter dem Namen von Brüchen (Hernien), aus dem Bauche hervartreten. Der eine dieſer Kanäle, Leiſtenkanal (canalis inguinalis) genannt, läuft ſchräg oberhalb der Schenlelbuge von außen und oben nach innen und unten gegen die Geſchlechtsteile. Durch dieſen Kanal, deſſen inneres Ende, der ſog. Leiſten- oder Bauchring (annulus inguinalis), locker vom Bauchfell überzogen wird, tritt beim Manne der Samenſtrang aus dem Hodenſacke hinein in die Bauchhähle, bei der Frau dagegen das runde Mutterband von der Seite der Gebärmutter heraus zu den äußern Geſchlechtsteilen. Brüche (aus Darm oder Netz beſtehend), welche durch den Leiſtenkanal und ſeine äußere Öffnung hervortreten, führen den Namen der (äußern aber innern) Leiſtenbrüche, kommen weit häufiger beim Manne als bei der Frau var und ziehen ſich bei erſterm ſehr oft bis in den Hodenſack herab. Der andere Kanal führt in

der Mitte der Schenkelbuge gerade von oben, aus der Bauchhöhle, zum Oberschenkel herab, heißt Schenkelkanal (canalis cruralis) und dient den großen Schenkelgefäßen zum Durchtritt. Die diesen Kanal passierenden Brüche nennt man Schenkelbrüche; sie finden sich am häufigsten bei Frauen. Dieser Leisten- und Schenkelbrüche wegen, die bisweilen sehr kleine Geschwülste darstellen, sodaß sie leicht übersehen werden können, verdient jeder Schmerz in der L., zumal wenn er mit Stuhlverstopfung, Übelkeit oder Erbrechen verbunden ist, alle Aufmerksamkeit, weil sonst leicht Einklemmung und Brand des Bruchs mit seinen gefährlichen Folgen zu Stande kommen könnte. (S. Bruch.)

Außer den Brüchen kommen auch entzündliche Anschwellungen der in der L. liegenden zahlreichen Lymphdrüsen (Leistendrüsen, glandulae inguinales) vor, welche man allgemein als Bubonen (s. d.) bezeichnet. Sie werden entweder von Krankheiten der äußern Geschlechtsteile oder des Beins veranlaßt; auch rühren sie manchmal von tuberkuloser oder krebsiger Entartung der Drüsen her. Bisweilen hat eine Leistengeschwulst ihren Grund auch darin, daß der Hode, welcher beim Embryo in der Bauchhöhle liegt und allmählich durch den Leistenkanal in den Hodensack herabsteigt, bis zur Geburt in diesem Kanal oder selbst im Bauch liegen geblieben ist, sodaß er erst später in den Hodensack herabsteigt (sog. Kryptorchismus). Ferner wird die L. manchmal der Sitz von Geschwülsten, welche Eiter enthalten, der von Entzündungen benachbarter Organe (des Hüftgelenks, Psoasmuskels) stammt. Ebenso vermag eine Ausdehnung (Aneurysma) der großen Schenkelpulsader eine pulsierende Geschwulst in der L. zu veranlassen. In dieser Gegend finden sich auch die Kot- oder Darmfisteln am häufigsten, d. h. Öffnungen, durch welche Kot aus dem Darme hervortritt und die infolge eines brandig gewordenen Darmbruchs entstanden sind. Ihre Heilung ist nur durch Operation möglich.

Leistengeschwülste, s. unter Leistengegend.

Leistenkanal, s. unter Leistengegend.

Leistennetze sind rippenartige, unregelmäßig sich durchkreuzende Wülste, welche auf der Fläche von thonigen Sandsteinschichten erscheinen; sie sind dadurch entstanden, daß die Oberfläche einer Schlammschicht beim raschen Eintrocknen eine Zerberstung in Risse erhielt und neues darüber gelagertes Schlammmaterial in dieselben eindrang. Beim Loslösen der Schichten gewahrt man also auf der Unterfläche der obern Schicht die Reliefbilder jener Sprünge als ein vielverschlungenes Netzwerk von hervorstehenden Adern; die L. finden sich vielfach mit den Tierfährten zusammen.

Leistenweln, s. Frankenweine.

Leitbündel, s. Gefäßbündel.

Leiter bezeichnet in der Elektricitätslehre diejenigen Körper, welche die Eigenschaft besitzen, die Elektricität außerordentlich schnell aufzunehmen und weiter zu führen, zum Unterschiede von den sog. Isolatoren oder Nichtleitern, welche der Elektricität den Durchgang nicht gestatten, obwohl die elektrische Wirkung sie als Zwischenkörper (ähnlich wie Licht die durchsichtigen Körper) durchdringt (durchstrahlt). Streng genommen sind eigentlich alle Körper L., wie sie alle, wenn auch die sog. Isolatoren erst in längerer Zeit, die Elektricität durch sich hindurch lassen. Zu den gewöhnlich so genannten L., welche die Elektricität schnell weiter führen, gehören die Metalle, das Wasser, die wässerigen Salzlösungen und die geschmolzenen Salze. Am besten leiten die Metalle und unter diesen besonders das Silber und Kupfer; sehr schlecht leitet reines Wasser, denn selbst das am wenigsten leitende Metall (Quecksilber) leitet noch mehr als millionenmal besser als reines Wasser. Den Unterschied zwischen L. und Nichtleitern oder Isolatoren der Elektricität entdeckte Gray 1728—31. (S. Elektricität.)

Auch in Bezug auf die Wärme und den Schall redet man von der Leitung oder Fortleitung derselben durch Körper. So leiten die Metalle die Wärme in demselben Zahlenverhältnisse wie die Elektricität und sie leiten auch die Wärme besser als das Holz oder Glas; Wasser und Metalle leiten den Schall schneller und besser als die Luft.

Leiter, Turngerät; sowohl wagerechte als schräge und senkrechte L. werden dazu benutzt. Die von Zettler in Chemnitz erfundene Rolleinrichtung, die mit leichter Mühe gestattet, die senkrechte L. schräg und je nach Bedarf beliebig hoch wagerecht zu stellen, fand große Verbreitung, da sie die Aufstellung verschiedenartiger L. unnötig macht.

Leitereigen heißen alle Töne der natürlichen oder diatonischen Tonleiter, die also in jeder Tonart die bloße Vorzeichnung ergibt, wozu jedoch noch die erhöhte Septime in der aufsteigenden Molltonleiter zu rechnen ist.

Leiterrecht, die Befugnis eines Grundbesitzers, zur Wiederherstellung seiner Gebäude auf dem Grundstück des Nachbars Gerüste aufzuführen.

Leiterwagen, s. unter Wagen.

Leitfossilien nennt man solche Versteinerungen (Fossilien, s. d.), welche auf ganz bestimmte Formationen (s. d., und Geognosie) beschränkt, deshalb für diese letztern bezeichnend sind und den Geologen zur Erkennung derselben leiten. Solche L. sind z. B. die zahlreichen Arten der Ammoniten (s. d.) und Belemniten (s. d.) für die Jura- und Kreideformation (s. d.), die Hippuriten (s. d.) für die Kreide, die Graptolithen (s. d.), für das Silur, die Nummuliten für das Tertiär.

Leith (spr. Lihs), ursprünglich Inverleith, schott. Municipal- und Parlamentsflecken in Mid-Lothian, Haupthafen der Ostküste Schottlands, 2,8 km nordöstlich von Edinburgh, mit dem es durch den L.-Walk und andere Straßen verbunden ist, an der Mündung des Leith, am Süduser des Firth of Forth, Station der Caledonian and North British Eisenbahn; der siebenfach überbrückte Fluß teilt es in Nord- und Südleith. Die öffentlichen Gebäude sind alle neu und schön. Nennenswert sind: das Stadthaus, Zollhaus, Trinityhaus, die Börsen, Markthallen, Schlachthaus, die Post, das öffentliche Institut, Armenhaus, Hospital, Watts Hospital, die Hochschule. Das erste Dock wurde 1720 begonnen, der Zollhauskai 1777 gebaut, das größte der sieben gegrabenen Docks hat 2 Molen von 1076 und 942 m Länge. Drei Schiffswerfte beschäftigen jetzt fast 2000 Arbeiter; andere Industriezweige sind: Maschinenbau, Glasfabrikation, Zuckerraffinerie, Konserven-, Mehl-, Segeltuch-, Tauwerk-, Seife-, Leder-, Eisenwaren-, künstliche Düngerfabriken. L. ist ein wichtiger Handelsplatz für Getreide, Holz, Wolle und Südweine. Erst 1833 wurde es von Edinburgh losgelöst und zu einem selbständigen Orte gemacht, der 1861 schon 33628, 1881 aber 61168 E. zählte.

Leitha, rechter Nebenfluß der Donau, entsteht in Niederösterreich, 9 km südlich von Wienerisch-Neustadt, aus der Vereinigung der vom Wienerwalde kommenden Schwarza und der am Wechselberge an der steiermärk. Grenze entspringenden Pitten, fließt dann teils nahe an, teils auf der ungar. Grenze in nordöstl. Richtung über Bruck, zuletzt südostwärts nach Ungarn und ergießt sich nach einem 125 km langen Laufe bei Ungarisch-Altenburg in den wieselburger Donauarm. Die Ausläufer der nördl. Kalkalpen, die an der ungar. Grenze am rechten Ufer der L. hinziehen und von dieser durchbrochen werden, heißen nach ihr das Leithagebirge. Am linken Ufer treten sie als Hainburger Berge an die Donau und bilden mit den gegenüberstehenden Kleinen Karpaten zwischen Hainburg und Theben (Dovina) die Donaupforte. Das Gebirge ist nur 5—700 m hoch. Am linken Ufer der L. breitet sich das sog. Wiener Becken aus, südwestlich von Neustadt und längs der Schwarza, das Steinfeld genannt. Als Grenzfluß war die L. (altdeutsch Litaha oder Litha) häufig Kriegsschauplatz. Am 13. Okt. 1146 siegten hier die Ungarn unter Geisa, nachdem sie das Leerfeld (Deserta Boiorum), d. i. die Gegend zwischen der L., dem Neusiedlersee und Wieselburg, überschritten, über die Österreicher unter Herzog Heinrich Jasomirgott. Am 15. Juni 1246 wurden dagegen die Ungarn unter Frangipani, Neustadt gegenüber, von Friedrich dem Streitbaren, welcher im Kampfe fiel, und 21. Mai 1271 von Ottokar II. von Böhmen besiegt. Seit dem Ausgleich von 1867 und der Trennung der Monarchie in deren beide Hauptteile, die deutschen Erbländer und Ungarn, pflegt man dieselben als cisleithanisch und transleithanisch zu bezeichnen.

Leithagebirge, s. unter Leitha.

Leitimor, Teil der molukk. Insel Amboina (s. d.).

Leitkauf, s. Leikauf.

Leitmeritz, Stadt in Böhmen, auf einer Anhöhe an der Elbe, über welche hier eine 550 m lange Brücke führt, und an der Linie Wien-Tetschen der Österreichischen Nordwestbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, einer Finanzbezirksdirektion, eines Bezirksgerichts u. s. w., sowie eines Bischofs und hat sieben kath. Kirchen, worunter eine 1054 gegründete Kathedrale, mehrere Kapellen, eine theol. Lehranstalt, ein Gymnasium, eine Realschule, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Gewerbeschule, ein altes Rathaus mit reichhaltigem Archiv, zwei Spitäler u. s. w. Die Stadt zählt (1880) 10854 deutsche E., welche Obst-, Getreide- und Weinbau, Schiffahrt und Produktenhandel treiben, Ziegeleien, Brauereien, Kalkbrennereien, Mühlen und Gerbereien unterhalten.

Leitner (Gottlieb Wilh.), Orientalist und Reisender, geb. 17. Okt. 1840 in Pest, von jüd. Abkunft, kam während des Krimkriegs nach Konstantinopel und in mehrere Städte Kleinasiens, namentlich Brussa, wo er Arabisch und Türkisch lernte. Später setzte er seine Studien in England fort, während des ind. Kriegs trat er in engl.-ind. Civildienst und ging nach dem Nordwesten Indiens (Lahore). L. erwarb sich durch die Reform und Gründung mehrerer Schulen, besonders der Fachschule von Lahore, Verdienste um die Kultur des nordwestl. Indien. Im Auftrag der Regierung reiste L. 1866—70 nach Dardistan, von wo er Nachrichten über die dort wohnenden Stämme und Proben der von den letztern gesprochenen Sprachen mitbrachte; dieselben finden sich hauptsächlich in dem Werke «The races and languages of Dardistan» (Lahore 1867—71). Eine weitere Frucht seiner Reisen war die Entdeckung einer Reihe von Denkmälern, die aus der Zeit nach dem macedon. Einfall in Indien stammen und eine Verquickung des einheimischen ind. Elements mit dem fremden griechischen verraten. L. nannte daher diese Skulpturen gräco-buddhistische.

Leitner (Karl Gottfried Leop., Ritter von), österr. Lyriker, geb. 18. Nov. 1800 zu Graz, studierte dort bis 1824, war dann Lehrer zu Cilli, und trat 1826 in den Dienst der steirischen Landstände; 1858 wurde er Kurator des Johanneums in Graz und zog sich 1866 in den Ruhestand zurück. Er veröffentlichte «Gedichte» (Wien 1825; neue Auflage, Hannover 1857), neue Gedichte «Herbstblumen» (Stuttg. 1870), endlich «Novellen und Gedichte» (Wien 1880).

Leitomischl (czech. Litomyst), Hauptstadt einer böhm. Bezirkshauptmannschaft, rechts an der Lautschna, 11 km von der mähr. Grenze, Station der Linie Chotzen-L. der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, ist der Sitz der Bezirksbehörden, hat ein im Renaissancestil gebautes Schloß der Fürsten von Thurn und Taxis mit Park, eine Staatsmittelschule, Mädchenbürgerschule und eine gewerbliche Fortbildungsschule und zählt 5258, als Gemeinde 7538 meist böhm. E., welche Leinweberei, Tuch- und Schuhfabrikation, Ackerbau und Getreidehandel treiben. L. wurde 1263 zur Stadt erhoben und war später Bischofssitz, der dann nach Königgrätz verlegt wurde.

Leitrim, die nordöstlichste Grafschaft der irländ. Provinz Connaught, zwischen Sligo und Roscommon im W., den Provinzen Leinster und Ulster im S. und O., der Donegalbai im N. gelegen, zählte auf 1587,8 qkm 1841 eine Bevölkerung von 155 309, 1881 von nur 89 795 E. (davon 90 Proz. katholisch). Das Land ist, besonders im Norden, gebirgig, hat gute Bergweiden, aber nur noch wenig Waldungen, in den Thälern und Ebenen meist fruchtbaren, indes ohne Sorgfalt bebauten Boden und reichliche Bewässerung durch den Shannon, der hier den See Allen durchströmt, sowie durch den Bonet und die Seen Melvin und Macnean. Die Kohlenfelder sind nicht unbedeutend. Das sehr feuchte Klima ist dem Ackerbau nicht günstig. Im J. 1880 waren 56 Proz. der Bodenfläche Weide und 21 Proz. Wüstland. Kartoffeln, Hafer und Flachs bilden die Haupternten. Schafe werden weit weniger gezogen als Rindvieh, und der Gewinn an Butter ist beträchtlich. Milchkühe gab es 1881: 35 732; aber der gesamte Viehstand mindert sich jährlich. Die Industrie beschränkt sich auf die Erzeugung grober Leinwand und Töpferwaren. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder ins Parlament und hat zum Hauptort Carrick on Shannon, einen unbedeutenden Flecken mit 1796 E., links am Shannon, mit einer Brücke von 11 Bogen, einer Burgruine, Fabriken und großen Leinwandbleichen. Etwa 4 km oberhalb liegt das alte, zerfallene Dorf L. mit 400 E. und einer benachbarten Steinkohlengrube.

Leitrolle (frz. poulie de renvoi, engl. guide-pulley), eine Rolle, welche einen Treibriemen, eine Treibschnur oder ein Seil derart leitet, daß sie sich um andere Rollen oder Scheiben sicher herumlegen können. (S. Transmissionen und Triebwerke.)

Leitseile (für Reit- und Wagenpferde), s. unter Bortenweberei.

Leitspindel, eine lange Schraube, welche längs des Bettes einer Drehbank (s. d., Bd. V, S. 537 fg.) gelagert ist und durch Räderübersetzung in Umdrehung versetzt wird, wobei sich der Support selbstthätig bewegt.

Leitton heißt in der Musik ein Intervall, welches einen halben Ton auf- oder abwärts steigt und dadurch den melodisch-harmonischen Gang der Musik zu einem andern Ton und Accord hinleitet. Der hauptsächlichste L. ist der Holbton unter der Tonika, z. B. h, welches nach c, fis, welches nach g leitet.

Leitungsdraht (frz. fil conducteur, engl. conducting-wire), der Draht, mittels dessen der elektrische Strom vom Stromerzeuger (einer galvanischen Batterie oder dynamoelektrischen Maschine) zur Verwendungsstelle, d. h. zu denjenigen Apparaten oder Maschinen geleitet wird, welche vermöge der Elektricität funktionieren sollen. Als das beste Material für Leitungsdrähte findet das Kupfer trotz seiner Kostspieligkeit die ausgedehnteste Verwendung. Aus mit Seide oder Baumwolle übersponnenem Kupferdraht werden die Hausleitungen für elektrische Klingeln, Telephone u. s. w. hergestellt und ebenso wird bei elektrischen Beleuchtungsanlagen fast immer Kupferdraht als Leiter verwendet. Die Kabel (s. d.), wie sie für unterirdische und unterseeische Telegraphenleitungen und für andere elektrotechnische Zwecke gebräuchlich sind, bestehen aus litzenförmig zusammengedrehten Kupferdrähten. Das Kupfer wird fast nur in solchen Fällen durch Eisen oder Stahl (neuerlich auch durch Phosphorbronze) ersetzt, in denen es nicht allein auf gute Leitungsfähigkeit, sondern auch auf einen gewissen Grad von Widerstandsfähigkeit gegen äußere Kräfte ankommt. So werden in der Telegraphie 4 mm starke Eisendrähte von Stange zu Stange gezogen, weil Kupferdrähte ihrer geringen Festigkeit wegen ein zu großes Eigengewicht erhalten müßten, folglich zu theuer werden würden. Die hierbei in größerm Maße als bei Kupferdraht stattfindenden Leitungsverluste sucht man dadurch auszugleichen, daß man für die Eisendrähte größere Querschnitte wählt.

Lej., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Lejeune (Alexandre Louis Simon).

Lejean (Guillaume), berühmter Reisender, geb. 1828 zu Plouégat-Guérand im Depart. Finistère, widmete sich in Paris geogr. Studien, erhielt von der franz. Regierung den Auftrag zu topogr., histor. und ethnogr. Forschungen auf der Balkanhalbinsel und war auf sechsjährigen Reisen (1857, 1858, 1867—70) bemüht, das Material zu einem großen Kartenwerke in 49 Blättern zu sammeln, von denen er 20 vollendet hinterlassen hat. Ferner erschien L.s «Ethnographie der europ. Türkei» in Petermanns «Mitteilungen» (Ergänzungsheft Nr. 4, 1861). Im J. 1860 ging L. nach den obern Nilländern, besuchte Kordofan, befuhr den Weißen Nil bis Gondokoro und den Bahr-el-Ghasal, von dem er die erste bessere Karte zeichnete, und ging 1862 als franz. Konsul nach Abessinien, wo er, in den Konflikt des Königs Theodorus mit den Europäern verwickelt, im Sept. 1863 des Landes verwiesen wurde. Nachdem er 1864 noch Massala und die Bogosländer im Norden von Abessinien besucht hatte, kam er in demselben Jahre nach Paris zurück und schrieb seine «Voyage aux deux Nils» (Par. 1865, mit Atlas) und «Théodore II, le nouvel empire d'Abyssinie et les intérêts français» (1865). Gegen Ende 1865 trat er eine Reise durch Kleinasien, Mesopotamien, den Persischen Golf und die Indusländer bis Kaschmir an und setzte seit 1867 seine Forschungen in der Türkei fort. Er starb 1. Febr. 1871 in seinem Geburtsort. Die meisten seiner zahlreichen Arbeiten, namentlich die Reiseberichte und Karten, sind in Zeitschriften zerstreut. Vgl. Cortambert, «Guillaume L. et ses voyages» (Par. 1872).

Lejeune (Alexandre Louis Simon), belg. Botaniker, geb. 23. Dez. 1779 zu Verviers, gest. daselbst 28. Dez. 1858, veröffentlichte: «Flore de Spaa» (3 Bde., Lüttich 1811—16) und «Choix des plantes de Belgique» (2 Bde., Lüttich 1825—30).

Lejeune-Dirichlet, s. Dirichlet (Peter Gustav Lejeune).

Lek, ein Arm des untern Rheins, die westl. Fortsetzung des Niederrheins, trennt zuerst Utrecht von Gelderland und Südholland und gehört weiterhin dem letztern ganz an.

Lekain (Henri Louis), berühmter franz. tragischer Schauspieler, geb. 14. April 1728 zu Paris, ward wie sein Vater Goldschmied, genoß aber zugleich den Unterricht im Collége Mazarin und gründete 1748 ein Privattheater, das bald Aufsehen erregte. Hier sah ihn 1750 Voltaire, der sich seiner annahm und es ermöglichte, daß L. am 14. Sept. 1750 als Titus (im «Brutus») im Théâtre français auftreten durfte. Ungeachtet des großen Beifalls, den sich L. hierbei erwarb, wurde er doch erst im Febr. 1752 Mitglied dieser Bühne. L.s Zeitgenossen rühmen einstimmig das tiefe Studium, das er in allen Teilen seiner Kunst zeigte, sein meisterhaftes Geberdenspiel und vor allem die rege Empfänglichkeit seines Gefühls. Er verdrängte die hohle Deklamation und that wichtige Schritte für die Verbesserung des Kostüms. Orosman war seine vortrefflichste Leistung. Er starb 8. Febr. 1778. Vgl. Talma, «Réflexions sur L. et sur l'art théâtral» (Par. 1825; neue Aufl. 1874), dem die ursprünglich von L.s Sohn herausgegebenen «Mémoires» L.s beigefügt sind.

Lektion (lectio) heißt teils eine Unterrichtsstunde oder Vorlesung, besonders auf höhern Lehranstalten, teils eine zum Lernen oder Ausarbeiten erteilte Aufgabe. Lektionskatalog ist das Verzeichnis der Vorlesungen auf Universitäten. In den Kirchen nannte man die Abschnitte aus der Heiligen Schrift, welche beim Gottesdienste vorgelesen wurden, L. oder Perikopen (s. d.). In der kath. Kirche bezeichnet man als L. zugleich diejenigen Abschnitte, aus denen das Brevier, Missale und andere liturgische Bücher zusammengesetzt sind. Der Gebrauch der L. ist von dem jüd. Synogogengottesdienste beim Gottesdienste in die christl. Kirche übergegangen. Nach der Zahl der Sabbate umfaßten die fünf Bücher Mosis 54 Abschnitte, die man Paraschen nannte; die Abschnitte aus den prophetischen Büchern dagegen hießen Haphthoren. Beide Benennungen sind jetzt noch im Judentum gebräuchlich, sowie auch noch jetzt die Vorlesung eines derartigen Wochenabschnitts jeden Sabbat in den Synogogen erfolgt. In der alten Kirche machte das Lesen apostolischer oder prophetischer Schriften einen wichtigen Teil des Gottesdienstes aus, und bald wurde dazu das Amt der Lektoren oder Anagnosten eingeführt. Gewöhnlich wurden zwei, bisweilen auch drei und vier L. vorgetragen. Neben den biblischen Schriften wurden in der röm.

Kirche bald auch Abschnitte aus den Homilien und andern Schriften der apostolischen Väter, Nachrichten von den Leiden der Märtyrer u. s. w. als L. angewendet und diese selbst in besondern Schriften zusammengestellt, die man Lektionarien nannte. Schon zu Augustins Zeiten traf man auch eine Auswahl der L. für die einzelnen Zeiten des Kirchenjahres; sie war freilich nicht überall dieselbe und wurde durch die Bischöfe oftmals verändert.

Lekton, südwestl. Vorgebirge der Troas, schon in der Ilias als Ausläufer des Ida betrachtet; jetzt Kap Baba.

Lektor (Lector publicus) ist auf einigen deutschen Universitäten der Titel der für neuere Sprachen, Musik, Stenographie ꝛc. angestellten Lehrer, deren Lehrfähigkeit zwar geprüft ist, die aber für ihr Amt keines akademischen Grades bedürfen und auch in der akadem. Korporation nicht inbegriffen sind.

Lektoren (lectores, anagnostae) waren in der alten Kirche Kleriker niedern Ranges, die erst am Ende des 2. und am Anfange des 3. Jahrh. vorkommen. Sie mußten beim Gottesdienste die Abschnitte aus der Heiligen Schrift von einem im Schiffe der Kirche angebrachten Lesepult aus vorlesen, die Martyrologien führen und die heiligen Bücher aufbewahren. Nach einer Verordnung Justinians war mindestens das 18. Lebensjahr erforderlich, um als L. fungiren zu können. In der spätern röm. Kirche wurde die Verlesung der Schriftabschnitte den Diakonen übertragen und die Weihe zum L. nur erteilt, um die höhern Weihen unmittelbar darauf folgen zu lassen. Ferner hießen L. im Mittelalter auch die Lehrer an Ordensschulen.

Lel und **Polel**, bei den Polen zwei sagenhafte Brüder wie Kastor und Pollux.

Leland (Charles Godfrey), nordamerikan. Schriftsteller, geb. 15. Aug. 1825 in Philadelphia, studierte daselbst, in Heidelberg, München und Paris Philosophie und Ästhetik und kehrte 1848 nach Philadelphia zurück. Nachdem er noch Jura studiert und kurze Zeit Advokat gewesen, lebte er als Redacteur und Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften an verschiedenen Orten Amerikas. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Hans Breitmann's ballads» (burleske Gedichte in pennsylvan. Mundart, Lond. 1871), «The music-lesson of Confucius and other poems» (1872), «Fu Sang, or the discovery of America by Chinese Buddhist priests in the fifth century» (1875), «Pidgin-English sing-song» (1876), «Abraham Lincoln» (1879), «The gipsies» (1882) u. s. w.

Leléger, ein zu den ältesten Bewohnern der griech. Küste und Inseln gehörendes Volk, welches oft in naher Berührung mit den Karern genannt wird.

Lelewel (Joachim), namhafter poln. Patriot und Historiker, geb. 21. März 1786 zu Warschau, besuchte das Kollegium Nobilium der Piaristen daselbst, dann die Universität zu Wilna und wurde 1809 Lehrer am Lyceum zu Krzemieniec in Volhynien. Im J. 1814 erhielt er eine Anstellung bei der Universität zu Wilna, wurde 1816 Professor der Geschichte an der Universität zu Warschau und Custos der Nationalbibliothek, aber bald nach Wilna zurückberufen und 1824, geheimer Verbindungen verdächtig, seiner Stelle entsetzt. Darauf in den warschauer Landtag gewählt, wurde er einer der Hauptbeförderer der poln. Revolution von 1830. L. war einer der Abgeordneten an den Großfürsten Konstantin, eins der ersten Mitglieder der Vollziehungsbehörde und Stellvertreter des Kultusministers in der Provisorischen Regierung. Als Chlopicki die Diktatur niedergelegt hatte, wurde L. zum Mitglied der Nationalregierung erwählt, wanderte nach der Niederwerfung der Revolution nach Frankreich, wo er erst zu Paris, dann auf Lasayettes Landsitz Lagrange lebte, aber im März 1833 ausgewiesen wurde und nun nach Brüssel ging. Er starb in Paris 29. Mai 1861.

Von bleibendem Wert sind seine Arbeiten über die Geographie des Mittelalters, wie vor allem seine «Géographie des Arabes» (2 Bde., Par. 1851) und die «Géographie du moyen âge» (4 Bde., Bresl. 1852—57, mit Atlas). Seine Arbeiten über die Geschichte Polens stellen ihn in die Reihe der ausgezeichnetsten poln. Geschichtschreiber. Seine vielfach aufgelegten «Dzieje polski» (Warsch. 1829), eine Geschichte Polens, setzte er fort in der «Polska odradzająca się» (Brüss. 1843; franz., 2 Bde., Par. 1844). Hieran schließt sich eine «Geschichte Litauens und Kleinrußlands bis zur Union mit Polen» (Par. 1839), sodann «Die ursprüngliche Gesetzgebung Polens» (Warsch. 1828), «Sprach- und Verfassungsdenkmale von Polen und Masovien im 13., 14. und 15. Jahrh.» (Warsch. 1824), «Ältere poln. Bibliographie» (2 Bde., Warsch. 1823—26), «Geschichte Polens unter Stanislaus August» (deutsch von Drake, Braunschw. 1831), «La Pologne au moyen âge» (3 Bde., Pos. 1846—51). Seine poln. Werke erschienen gesammelt unter dem Titel «Polska» (20 Bde., Pos. 1853—76).

Lelly (Chevalier de), Pseudonym des Schriftstellers Friedr. Christ. Eugen von Baerst (s. d.).

Lely (Peter), nach dem Beinamen seines Vaters, eines westfäl. Hauptmanns, also genannt, eigentlich aber van der Faes heißend, niederländ. Maler, geb. 1618 zu Soest, Schüler von Grebber in Harlem, übertraf in der Darstellung von Landschaften und Historien bald seinen Lehrmeister. Der Porträtmalerei wandte er sich erst in England zu, wohin er mit dem Prinzen Wilhelm II. von Oranien ging, und zwar 1641, dem Todesjahr von van Dyck, dessen Meisterwerke ihn mächtig anzogen. Dennoch war er in seinen Porträts, deren er eine sehr große Menge gemalt hat, wesentlich verschieden von seinem berühmten Vorbilde. Ihm fehlte insbesondere in den Damenporträts die Naturwahrheit van Dycks. Karl I., dessen Hofmaler L. war, malte er mehrmals, das letzte mal im Kerker zu Hamptoncourt. Nach dem Tode dieses Fürsten trat L. in Cromwells Dienste. Karl II. erhob ihn zum Ritter und Kammerherrn, und er konnte nun ein glänzendes Künstlerleben führen. L. starb in London 1680. Seine vorzüglichsten Werke sind: die Jagd des Kalydonischen Ebers, ein männliches Porträt im Louvre und des Künstlers Familie in Corsbamhouse. Sein bedeutendes Kunstkabinett, welches er gesammelt hatte und dessen mit P L gestempelte Zeichnungen sich noch in den Händen mancher Sammler befinden, wurde nach seinem Tode mit 26 000 Pfd. St. verkauft.

Lemaître (Frédéric), franz. Schauspieler, geb. 21. Juli 1800 zu Havre, errang 1823 im Ambigutheater zu Paris als Robert Macaire («L'auberge des Adrets») den ersten großen Triumph. Nicht minder feierte man seine Darstellung in dem auf der Bühne der Porte St.-Martin gegebenen Drama «Dreißig Jahre, oder das Leben eines Spielers» und in dem von ihm selbst mit St.-Amand und Antier verfaßten Melodrama «Robert Macaire», welches auf den Folies dramatiques in Scene ging.

Unvergessen aber wird L. bleiben als der theatralische Held der franz. romantischen Schule. Seine Gestaltungskraft gerade in deren hervorragenden dramatischen Schöpfungen zeigte eine seltene Vollendung der Charakteristik, sowohl im Komischen wie im Tragischen. L. starb 26. Jan. 1876 zu Paris, zuletzt nur noch pantomimisch wirkend, da ihn ein schweres Leiden seiner Stimme beraubt hatte. Vgl. Duval, «L. et son temps» (Par. 1876); «Souvenirs de L., publiés par son fils» (Par. 1880).

Lemanische Republik, die Republik, zu welcher sich 24. Jan. 1798 das Waadtland konstituierte, nachdem es sich mit franz. Hülfe von Bern losgerissen hatte; noch im April desselben Jahres trat jedoch die Republik als Kanton Leman der Helvetischen Republik bei. (S. unter Waadt.)

Lemanischer See, Lemansee, s. Genfersee.

Le Mans, Stadt in Frankreich, s. Mans (Le).

Lemberg (poln. Lwów, lat. Leopolis), Hauptstadt des österr. Königreichs Galizien, liegt am Bache Peltew in einem engen Thalkessel, von Hügeln umschlossen, auf deren höchstem, dem Unionshügel, spärliche Ruinen der alten Burg liegen, an der Erzherzog-Albrecht-, der Galizischen Karl-Ludwig- und der L.-Czernowitzer Bahn, zählt (1880) mit den vier Vorstädten 109 746 E., darunter über 30 000 Juden. Die Stadt, besonders die Vorstädte, sind größtenteils neu und gut gebaut. Man zählt 33 röm.-, griech.- und armen.-kath. Kirchen, 16 Klöster (darunter 8 für Nonnen), 8 Kapellen, eine griech.-nichtunirte Kapelle, eine evang. Kirche und 2 israel. Tempel nebst 11 israel. Bethäusern. Unter den Bauwerken L.s sind bemerkenswert: die röm.-kath. Domkirche im got. Stil, doch durch spätere Zubauten entstellt, nebst kunsthistor. interessanter Kapelle; die griech.-kath. Stadtpfarrkirche mit altem Turm und schöner, im byzant. Stil angebauten kleinen Kapelle; die Dominikanerkirche, nach dem Vorbild der Peterskirche in Rom aufgeführt, mit schönen Denkmälern, besonders Marmordenkmal der Gräfin Borkowska von Thorwaldsen; die griech.-kath. St. Georgs-Kathedrale, auf einer die ganze Stadt beherrschenden Anhöhe im byzant. Stil aufgeführt. Zu den ältesten kirchlichen Bauwerken L.s gehören die griech.-kath. St. Nikolaikirche (1292 erbaut) und die röm.-kath. Maria-Schneekirche, von den ersten in der Stadt angesiedelten Deutschen 1340 aufgeführt. Von andern Gebäuden sind noch zu nennen: das 1828—37 erbaute Rathaus mit 80 m hohem Turm; das gräfl. Starhelsche Theater, in welchem poln. Darstellungen stattfinden; das Palais des röm.-kath. Erzbischofs, das Invalidenhotel, das allgemeine Krankenhaus, die Bahnhöfe, das Landtagsgebäude, die Statthalterei, die technische Akademie und die Landesirrenanstalt; der Justizpalast ist (1885) im Bau begriffen.

L. ist Sitz der Landesstatthalterei, des galiz. Landtags, des Oberlandesgerichts, des Generalkommandos und anderer Behörden, sowie dreier (eines römisch-katholischen, eines griechisch-unierten und armen.-unierten) Erzbischöfe mit deren Konsistorien und Domkapiteln, eines evang. Superintendenten und eines Oberlandesrabbiners. An der Spitze der Bildungsanstalten steht die 1784 gestiftete und 1817 erneuerte Universität; zu ihr gehören eine Bibliothek (86 000 Bände, 400 Handschriften, über 10 000 Stück Münzen und Medaillen), andere wissenschaftliche Sammlungen und ein guter botan. Garten mit Gärtnerschule. Außerdem bestehen zu L. ein röm.-kath. und ein griech.-kath. Seminar, eine mit reichen wissenschaftlichen Sammlungen versehene technische Akademie, vier k. k. Obergymnasien, eine Oberrealschule, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, eine Tierarznei-, eine Forst-, eine Handelsschule und andere Unterrichtsanstalten, denen sich auch ein Taubstummen- und ein Blindeninstitut anreihen. Das vom Grafen Ossolinski zu L. gegründete Nationalinstitut besitzt eine besonders für die poln. Litteratur wichtige Bibliothek (81 000 Werke, 3000 Handschriften, über 9000 Stiche) und ein Museum altertümlicher Gegenstände. Neben andern Sammlungen und Bibliotheken sind noch das reichhaltige gräfl. Dzieduszyckische Museum für Naturkunde und Ethnographie Galiziens und das städtische Museum für Kunst und Gewerbe zu nennen.

Im Mittelalter besaß L. infolge seiner Lage zwischen dem Schwarzen und Baltischen Meer einen überaus blühenden Handel, der jedoch seit dem Untergang Polens samt der Industrie fast völlig verloren ging. Erst in neuerer Zeit, seit der Eröffnung der Eisenbahnen, hat sich der Kommissions- und Speditionshandel (fast gänzlich in jüd. Händen) wieder etwas gehoben. Fabriken bestehen zu L. für Maschinen (6), Zündhölzer (2), Stearinkerzen (1), Naphtha (1), Arrak und Rosoglio (3), Cichorie (1), Chokolade (2), Albumin (2), Leder (1), Gips (1), Stöpsel (1), Korbwaren (1), Strickwaren (1), Jalousien (3), Spodium (1), wozu noch 5 Brauhäuser, 4 Dampfmühlen und 5 Dampfbrotbäckereien, ferner 12 Ziegelbrennereien, 4 Gießereien und 1 Gasanstalt kommen. Für Förderung des Handels und der Industrie bestehen zu L. die Ständische Bodenkreditanstalt, das armen. Pfandleihhaus, eine Sparkasse, Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank, die Handels- und Gewerbekammer, 10 Agentien verschiedener Assekuranzen, die Galizische Aktienhypothekenbank und mehrere andere Kreditanstalten. Die bedeutende «Dreikönigsmesse» beginnt am Montag nach dem Dreikönigstag (6. Jan.) und dauert vier Wochen. In neuerer Zeit hat L. auch eine Citadelle erhalten. — L. wurde von Lew oder Leo Danilowicz, Fürsten von Halicz, zwischen 1250 und 1259 gegründet und nahm seinen Aufschwung, nachdem Halicz, die frühere Hauptstadt des Landes, von den Tataren verwüstet worden war. Im J. 1340 wurde es von Kasimir d. Gr. erobert, erhielt 1352 deutsches Recht, wurde 1412 Sitz eines röm.-kath. Erzbischofs und war die Hauptstadt der poln. Provinz Reussen (Terra Russia), seit dem 17. Jahrh. der Wojwodschaft Lemberg Rotrußlands. Es verteidigte sich oftmals mutig gegen feindliche Überfälle, so der Tataren 1514, der Tataren und Kosaken 1648, gegen die Türken 1672, gegen die Tataren 1695, gegen die Schweden unter Karl XII. 1704. Durch die erste Teilung Polens fiel die Stadt 1772 an Österreich. In den Unruhen 1848 erlitt dieselbe ein Bombardement, das bedeutenden Schaden, besonders am Universitätsgebäude, anrichtete.

Lemchen (Simon), s. Lemnius.

Lemcke (Karl), Ästhetiker, geb. 26. Aug. 1831 zu Schwerin, besuchte das dortige Gymnasium, studierte auf den Universitäten Göttingen, München und Heidelberg, lebte dann mehrere Jahre in Paris, Berlin und München, mit histor. und kunstwissenschaftlichen Studien beschäftigt; 1862 habilitierte er sich in Heidelberg als Privatdocent für Ästhetik und Litteraturgeschichte. Hier zum außerordentlichen Professor ernannt, wandte er sich 1871 wieder nach

München, von wo er im Frühjahr 1873 als Professor der Ästhetik und allgemeinen Kunstgeschichte an die Akademie der bildenden Künste in Amsterdam ging; in gleicher Eigenschaft wurde er 1876 an die königl. technische Hochschule zu Aachen und 1885 an die technische Hochschule und Kunstschule zu Stuttgart berufen. Es erschienen von ihm: «Lieder und Gedichte» (Hamb. 1861), «Populäre Ästhetik» (5. Aufl., Lpz. 1878), «Geschichte der Deutschen Dichtung neuerer Zeit» (Bd. 1, von Opitz bis Klopstock, Lpz. 1871), Biographien aus der niederländ. Kunstgeschichte in Dohmes «Kunst und Künstler» (Bd. 1 u. 2, 1877—78) und unterdem Pseudonym Karl Manno die Romane aus der Gegenwart «Beowulf» (Berl. 1882) und «Ein süßer Knabe» (Berl. 1884).

Lemercier (Louis Jean Nepomucène), franz. Dichter, geb. 21. April 1771 zu Paris, ließ bereits im 17. Jahre ein Stück «Méléagre» aufführen. Darauf folgten «Clarisse Harlowe» (Drama, 1792), «Le Tartufe révolutionnaire» (Lustspiel, 1795), «Le lévite d'Ephraïm» (Trauerspiel, 1796), «Agamemnon» (1797), «Pinto ou la journée d'une conspiration» (ein effektvolles Drama, 1801), «Ophis» (Trauerspiel). L. war aber ein Gegner Napoleons; er beleidigte ihn durch seine Freimütigkeit, die Regierung verbot deshalb die Aufführung seiner Stücke. Im J. 1819 erschien L.s Gedicht «La Panhypocrisiade ou la comédie infernale du XVIe siècle», ein bizarres Werk in 16 Gesängen; auch schrieb L. mehrere Dramen, ferner «Les âges français», ein Gedicht in 15 Gesängen (1803), «L'Atlantiade ou la théogonie newtonienne» (1812), «La Mérovéide ou les champs catalauniques», ein Gedicht in 14 Gesängen (1818) u. s. w. L. starb 7. Juni 1840 in Paris.

Lemgo, Stadt im Fürstentum Lippe-Detmold, liegt 13 km nördlich der Landeshauptstadt an der Bega, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 6108 E. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die beiden fürstl. Häuser, der Lippehof und der Annenhof, sowie die beiden im got. Stil erbauten luth. Kirchen hervorzuheben. Von höhern Unterrichtsanstalten besteht zu L. ein Gymnasium, eine Fortbildungsschule und eine höhere Töchterschule. An der Spitze des 1306 begründeten Jungfrauenstifts für zehn adelige und bürgerliche Jungfrauen steht eine Prinzessin aus dem regierenden fürstl. Hause, die im Annenhof residiert. Sonst befinden sich in der Stadt noch ein Beguinenhaus und ein ehemaliges Franziskanerkloster, das jetzt 24 unvermögenden Frauen und Jungfrauen Unterhalt und Wohnung gewährt, sowie eine 1873 begründete Anstalt für blödsinnige Kinder. L. ist der gewerbreichste Ort des Landes. Neben Lein- und Wollweberei und Lederfabrikation bildet das Schneiden von Cigarrenspitzen und Pfeifenköpfen aus Meerschaum einen besondern Industriezweig. Außerhalb der Stadt liegt die Landesirrenheilanstalt, womit ein Privatinstitut für Gemütskranke verbunden ist. L. wurde im 12. Jahrh. begründet und gehörte zur Hansa.

Lemierre (Antoine Marin), franz. Dichter, geb. 12. Jan. 1733 zu Paris, verfaßte mehrere kleinere Gedichte, welche von der Französischen Akademie gekrönt wurden, ferner eine Anzahl wertloser Theaterstücke. Am bekanntesten ist L. als didaktischer Dichter durch das Gedicht «La peinture» in 3 Gesängen (1769) und «Les fastes ou les usages de l'année» in 16 Gesängen (1779). Er starb zu Paris 4. Juli 1793.

Lemma (grch.) oder Lehnsatz nennt man einen Satz, den man aus einem andern Gebiete der Untersuchung als Glied des Beweises für einen Satz entlehnt, also als schon bewiesen voraussetzt. Was in der einen Wissenschaft als Lehnsatz vorkommt, wird also in einer andern Lehrsatz (s. d.) sein. So bedient sich z. B. die Mechanik der Lehrsätze der Geometrie, die analytische Geometrie der Lehrsätze der Algebra u. s. w. als Lehnsätze. Lemmata unterscheiden sich daher von willkürlichen oder versuchsweise gemachten Annahmen oder Hypothesen (s. d.). Ebenso ist L. nicht zu verwechseln mit Dilemma (s. d.).

Lemmling (Myodes), kleine nordische Wühlmäuse mit dickem, breitem Körper und ganz kurzem Schwanze, versteckten Ohren, behaarten Fußsohlen, die Röhren graben und sich von Wurzelwerk, Flechten u. s. w. ernähren. Die am besten gekannte, in Finmarken und Lappland heimische Art (M. Lemmus) wird 13 cm lang und ist auf gelbem, unten weißem Grunde braun und schwarz gefleckt, einem kleinen Hamster ähnlich. Die L. vermehren sich massenhaft und wandern zuweilen in Jahren, welche ihre Vermehrung begünstigen, in großen Scharen aus, wobei Raubtiere aller Art sie verfolgen. Einige andere, weniger bekannte Arten leben an den Küsten des Eismeers in Sibirien und Nordamerika und in den nordasiat. Gebirgen. (Abbildung auf Tafel: Nagetiere.)

Lemna *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten kleinen Familie der Lemnaceen. Man kennt sieben Arten, welche sämtlich Wasserpflanzen und sowohl in den gemäßigten Zonen, als auch in den Tropengegenden weit verbreitet sind, aber nur in Süßwasser wachsen. Es sind kleine monözische Pflänzchen von eigentümlichem Habitus, die eine deutliche Differenzierung von Blatt und Stamm bei oberflächlicher Betrachtung nicht wahrnehmen lassen; die ganze Pflanze stellt einen linsenförmigen grünen Körper dar, der auf dem Wasser schwimmt und einige Würzelchen an seiner Unterseite trägt, oder sie lebt im Wasser untergetaucht und ist dann von lanzettlicher Form mit zwei seitlichen Verzweigungen. Die Arten der Gattung L. kommen immer gesellig vor und überziehen oft große Wasserflächen mit einer gleichmäßig grünen Decke, sie führen im Volke den Namen Wasserlinsen, Teichlinsen, Entengrütze. Die in Deutschland am häufigsten vorkommenden Arten sind die an der Oberfläche schwimmenden linsenförmigen L. polyrrhiza *L.*, L. minor *L.* und die untergetaucht lebende lanzettförmige L. trisulca *L.* Zur Blüte kommen die Wasserlinsen selten, die Vermehrung erfolgt fast ausschließlich durch Verzweigung. Die rudimentär entwickelten Blütchen stehen am Rande der Pflänzchen und besitzen keine Blütenhülle. Die männlichen Blüten haben ein oder zwei Staubfäden, die weiblichen einen einfächerigen Fruchtknoten, auf welchem ein trichterförmiger Griffel sitzt. Beide Arten von Blüten sind zu einem wenigblütigen, kolbenartigen Blütenstand vereinigt.

Lemnaceen (Lemnaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Sie umfaßt nur zwei Gattungen mit wenigen Arten. Es sind kleine schwimmende oder untergetauchte linsenartige oder lanzettliche Pflänzchen, an denen die morphologische Differenzierung in Blatt und Stamm nur undeutlich hervortritt. Sie entwickeln nur selten Blüten, gewöhnlich vermehren sie sich durch reichliche Verzweigung, sie kommen immer gesellig vor und

bedecken auf stehenden oder langsam fließenden Gewässern oft große Flächen. Betreffs des Blütenbaues s. unter Lemna.

Lemnius (Simon), eigentlich Margadant (den Gelehrtennamen L. nahm er wohl von dem Familiennamen seiner Mutter [Lemm, welcher später in Wittenberg in Lemchen verdreht worden zu sein scheint] unter Anlehnung an den Beinamen des Vulkan «Lemnius»), bekannt als Satiriker, geb. zu Anfang des 16. Jahrh. im Münsterthal in Graubünden. Er kam 1533 auf die Universität nach Ingolstadt und ging dann nach Wittenberg, wo er sich insbesondere mit Melanchthon befreundete. Hier schadete er sich durch die Herausgabe einer Sammlung von Epigrammen (Wittenb. 1538), in welchen er nicht nur mehrere Wittenberger verspottet, sondern auch den Erzbischof-Kardinal Albrecht, Luthers Feind, als Beschützer der Wissenschaft gepriesen haben sollte. Hierüber erzürnt, begnügte sich Luther nicht mit der Wegnahme der noch vorhandenen Exemplare und der Bestrafung des Druckers, sondern veranlaßte sogar des Herausgebers Relegation von der Universität. Dieser war inzwischen nach Basel gegangen. Hier gab er seine Epigramme, mit einem dritten Buch vermehrt, aufs neue heraus (1538), in welchem letztern er sich die gröbsten Ausfälle auf Luther und seine andern Gegner erlaubte. Camerarius schrieb dagegen seine ernste und würdige «Etegiae hodoiporikae», veranlaßte aber L. dadurch nur zu einer «Apologia», in der er neue heftige Angriffe auf Luther machte. Diese Apologie gehört unter die größten litterarischen Seltenheiten; noch seltener aber ist die von L. unter dem Namen Lucius Pisaeus Juvenatis herausgegebene «Monachopornomachia», in welcher er «die Greuel des wollüstigen Wittenberg» aufdecken wollte. Im J. 1540 wurde L. an dem Gymnasium zu Chur in Graubünden als Lehrer angestellt, wo er 24. Nov. 1550 starb. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «Amorum tibri IV» (1542), das Epos «Die Rätei» (neue Ausg. von Plattner, Chur 1874; 2. Aufl. 1883) und seine Übersetzung der Odyssee (2 Bde., Bas. 1549). Vgl. die Biographie L.' von Strobel (Nürnb. 1792) und Lessings Werke (Hempels Ausg., Bd. 8).

Lemnos, jetzt Limno, Limni, ital. Stalimene, türkische Insel, die bedeutendste des nördl. ägäischen (Thrazischen) Meers, in der Mitte zwischen dem Athos und der Küste von Troas gelegen, ist wesentlich vulkanischen Ursprungs. Der seit mehr als 2000 Jahren erloschene Vulkan Mosychlos galt den Alten als Wohnsitz des Hephästos, dem überhaupt die ganze Insel geweiht war. Dieselbe, von W. nach O. etwa 30 km lang, von N. nach S. 15 km breit, ist fast ganz gebirgig und arm an Baumwuchs, aber für Getreide und besonders für Weinbau trefflich geeignet. Bekannt ist die hier gegrabene sog. Siegelerde (Terra sigillata Lemnia), die nicht bloß als Farbstoff, sondern auch als Heilmittel (gegen Schlangenbiß u. dgl.) Verwendung fand und bei Griechen und Türken noch heute findet. Die ältesten Bewohner, tyrrhenische Pelasger, waren als Seeräuber berüchtigt; durch Miltiades wurde die Insel der Herrschaft Athens unterworfen und von athenischen Kolonisten (Kleruchen) besetzt. Sie hatte im Altertum zwei Städte: Hephästia auf der Ostküste und Myrina auf der Westküste. An der Stelle der letztern steht jetzt Limno (oder Kastro), der Sitz eines griech. Bischofs, mit einem Kastell und etwa 2000 E. Die ganze Insel zählt 506 qkm, hat jetzt etwa 15000 E., meist Griechen, und bildet ein Liva des Vilajets Dschesairi Bahri Sefid. In byzant. Zeit war L. ein Erzbistum und gehörte zum Thema Ägäum Pelagus, von 1204 bis 1269 der venet. Familie der Navigajosi. Vgl. Conze, «Reise auf den Inseln des Thrazischen Meers» (Hannov. 1860).

Lemoinne (John), franz. Publizist, geb. zu London 17. Okt. 1815, gehört seit 1840 der Redaction des «Journal des Débats» an und bearbeitet in dieser Zeitung die auswärtige Politik. Nach 1870 schwankte er eine Zeit lang zwischen der Monarchie und der Republik, erklärte sich aber 1875 für letztere und bekämpfte mit viel Energie und Talent die Regierung des 16. Mai 1877. Er wurde 1880 zum lebenslänglichen Mitglied des Senats erwählt und nahm seinen Sitz im linken Centrum; 1875 wurde er in die Französische Akademie aufgenommen. Mehrere Artikel, die er in der «Revue des deux Mondes» über Englands Politik und Sitten veröffentlichte, hat L. 1862 unter dem Titel «Études critiques et biographiques» herausgegeben.

Lemongrasöl, s. Citronellaöl.

Lemoyne (André), franz. Dichter, geb. im Sept. 1822 zu Saint-Jean-d'Angely, studierte in Paris die Rechte, wurde Advokat, trat aber 1848 als Setzer in eine Buchdruderei ein. Im J. 1860 veröffentlichte er die von der Französischen Akademie gekrönte Gedichtsammlung «Stella Maris — Ecce Homo — Renoncement», dann «Les sauterelles de Jean do Saintonge» (1863), «Les roses d'Antan» (1865), «Les charmouses» (1867). Auch gab er zwei Romane heraus: «Une idylte normande» (1874) und «Alice d'Evran» (1876).

L'empire o'est la paix (frz.), «das Kaiserreich ist der Friede», oft citirte Worte Napoleons III., die er als Prinz-Präsident 9. Okt. 1852 in einer zu Bordeaux gehaltenen Bankettrede aussprach.

Lemüren (lat. Lemures), im alten Rom Bezeichnung für die bösen Geister Verstorbener, die als nächtliche Gespenster und Poltergeister umherirren und die Lebenden vielfach beunruhigen. (S. Larve.) Um dieselben zu versöhnen und aus den Häusern zu verbannen, wurde jährlich in den Mitternachtsstunden des 9., 11. und 13. Mai das Fest der Lemurien, die Lemuria, gefeiert, das ursprünglich Remuria geheißen haben soll, zu Ehren des von Celer erschlagenen Remus, um dessen Geist zu beschwichtigen.

Lemüren, bei den Paracelsisten soviel wie Sylphen (s. d.).

Lemuria, eine durchaus hypothetische Ländermasse, die in einer frühern Erdperiode bestanden und die Inseln Madagaskar und Sumatra miteinander zu einem großen Kontinent verbunden haben, später aber wieder verschwunden sein soll. Dieser Kontinent wurde zuerst von dem engl. Naturforscher Sclater angenommen, um zu erklären, wie von den Gattungen und Arten der sog. Halbaffen oder Lemuriden, welche für die Fauna des östl. Südafrika, namentlich für die von Madagaskar charakteristisch sind, einige, wie die Gattungen Stenops, Tarsius und Galeopithecus auch in dem Kontinentalindien und auf den Ind. Inseln vorkommen können. Das untergegangene Lemurien wäre die ursprüngliche Heimat der erwähnten Unterabteilung der Quadrumanen gewesen. Von dort aber hätten sie sich sowohl gegen Westen bis Madagaskar als auch gegen Osten bis zu den ind. Inseln u. s. w. ausgebreitet. Hierauf wäre der betreffende Kontinent verschwunden und infolge dessen

die Trennung der afrik. von den asiat. Lemuriden entstanden. Hädel versetzt auch die Ursprungsstätte des Menschen nach dem Sclaterschen Lemurien, das indessen keine größere Wahrscheinlichkeit für sich hat als die Atlantis von Platon und Diodorus Siculus.

Lemuriden, soviel wie Halbaffen.

Lena, der östlichste der drei großen Ströme Sibiriens, im Gouvernement Irkutsk und dem Gebiete Jakutsk, hat eine direkte Länge von 2550, eine Stromentwickelung von 4820 km und ein Gebiet von 2043000 qkm. Die L. entspringt etwa 330 km im NO. von Irkutsk und 30 km vom nordwestl. Ufer des Baikalsees aus dem Gletscher Beresowija-Gori des Baikal- oder Werchoienskischen Gebirges, fließt erst gegen SW., weiterhin gegen N. über Werchoiensk nach Ust-Kutsk, wo sie schiffbar wird, dann gegen NO. bis Jakutsk (62° nördl. Br.). Hierauf wendet sie sich nordwärts und mündet in starrer Polarregion mit 19 Mündungen innerhalb eines breiten, bis zum 73.° nördl. Br. in die Nordenskiöld-See (Teil des Nördlichen Eismeers) vorspringenden Deltalandes südwestlich gegenüber der Inselgruppe Neusibirien. Bei Jakutsk tritt sie in das Tiefland und nimmt eine sehr langsame, zum Teil seichte Strömung an. Wegen der zahllosen Menge von Inseln, namentlich zwischen Jakutsk und Schigansk, ist die L. außerordentlich breit, bei ersterm Ort 7—8, bei letzterm in gewöhnlicher Zeit nahezu 15 km bei 16—22 m Tiefe. Weiter abwärts erscheint sie kleiner, bei Bulun nur 2,5 km breit und 10—16 m tief, an der Mündung wieder bis 10 km breit, aber nur 5—8 m tief. Im obersten Lauf gefriert sie im Oktober, unterhalb Jakutsk schon in der zweiten Hälfte des September. Bei Katschuga wird sie Mitte April eisfrei, an der Mündung erst Ende Juni oder Mitte Juli oder, wenn der Wind darauf steht, auch gar nicht. Während des Eisgangs und Hochwassers wird die L. für ihre Ufergegenden verheerend. In dem obern, sehr raschen, aber doch bald fahrbaren Laufe wird der Strom auf weite Strecken von großartigen Felswänden und malerischen Felsbildungen eingeschlossen; weiter abwärts wechseln Bergzüge, groteske Felsmassen, Wiesengründe und Steppen miteinander. Von der Mündung des Aldan aber verflachen sich die Ufer völlig, und unterhalb Schigansk tritt die nie auftauende Tundra (s. d.) auf. An den Ufern des Stroms findet sich das Mammutelfenbein sehr häufig. Die L. ist reich an Fischen, welche für die den Strom umwohnenden Buräten und Jakuten die Hauptnahrung liefern. Von ihren 325 Nebenflüssen sind die wichtigsten rechts die Kirenga (500 km lang), der Witim (2150 km), der Olekma (1120 km), der Aldan (s. d.); links der Wiljui (2140 km), an dessen Ufern namentlich zahlreiche Knochen vorweltlicher Tiere aufgeschichtet sind. Die Schiffahrt auf der L. wird größtenteils nur im Frühling und Herbst betrieben und hat ihren Centralhafen in Jakutsk. [Bachus.

Lenäa, das Kelterfest im alten Athen, s. unter

Lenau (Nikol.), Pseudonym für Niembsch von Strehlenau.

Lenbach (Franz von), ausgezeichneter Porträtmaler, geb. zu Schrobenhausen in Oberbayern 13. Dez. 1836, wo sein aus Tirol gebürtiger Vater Maurermeister war. Der Sohn ergriff dasselbe Handwerk, von dem er zum Architekturfache emporzusteigen hoffte, als die Maler Hofner und Professor Geyer in Augsburg auf das Talent des Siebzehnjährigen aufmerksam wurden und ihn für die Malerkunst bestimmten. Indessen regte ihn ein zweijähriges akademisches Studium in München wenig an und, in seine Heimat zurückgekehrt, übte er sich lieber an allen möglichen Motiven, die ihm zufällig zur Hand waren. Ein bestimmteres Streben begann erst 1857, als L. zu Piloty eintrat. Mit dem Meister besuchte er Rom, wo er im selben Fache fortschuf, ohne jedoch besondere Erfolge zu erzielen. Im J. 1860 begab er sich mit seinem Freunde A. von Ramberg nach Weimar, wo das Studium der Niederländer, insbesondere Rembrandts, ihn der Porträtmalerei zuwandte. Die Eigenschaften einer scharfen Charakterisierung und eines bezaubernd geheimnisvollen Kolorits, welche L.s Pinsel auszeichnen, traten bereits an den ersten Proben zu Tage und stellten ihn rasch an die Spitze der lebenden Porträtkünstler Deutschlands. In München gewann er die Gunst des Freiherrn von Schack, welche ihm Reisen in Italien und Spanien ermöglichte, wo L. in Venedig, Florenz, Rom u. s. w. Kopien der berühmtesten Gemälde alter Schulen für dessen Galerie anfertigte. Seitdem entstanden eine große Zahl herrlicher Porträts der berühmtesten Zeitgenossen, von denen vorzüglichen Erfolg hatten die der Fürstin Obrenowitsch, des Grafen Andrássy, Döllingers, der Kaiser von Deutschland und Österreich, des Fürsten Bismarck, des Generals Bocco, ferner von Richard Wagner, Moltke, Franz Lachner, Gladstone, Fürst und Fürstin Minghetti-Acton, Franz Liszt u. a. L.s Reisen erstreckten sich bis Marokko und Ägypten, welches Land er mit Makart 1875 besuchte.

Lenclos (Anne, genannt Ninon de), geb. 15. Mai 1616 zu Paris, war nach dem frühen Tode ihrer Eltern bald von Anbetern umschwärmt. Der Kardinal Richelieu soll zuerst ihre Gunst besessen haben. Demselben folgten Coligny, Villarceaux, der Marquis von Sévigné, der Prinz von Condé, der Herzog de Larochefoucauld, der Marschall d'Albret, der Marschall d'Estrées u. s. w. Bis in ihr hohes Alter blieb ihr Haus ein Sammelplatz aller geistreichen Personen des Hofs und der Stadt; auch die Gelehrten und Dichter zogen sie bei ihren Werken zu Rate. Sie war Mutter zweier Söhne. Der eine, Namens Laboissière, starb 1732 als Marinebeamter zu Toulon, der andere soll sich in seine eigene Mutter verliebt und nach der Entdeckung des Geheimnisses erstochen haben. Ninon starb 17. Okt. 1706. Man schreibt ihr eine kleine Schrift, «La coquette vengée» (1649), und mehrere in den Werken Saint-Evremonts enthaltene Briefe zu. Ihr Leben beschrieben Damours und Lebret; Daumesnil gab «Mémoires pour servir à l'histoire de Mme. de L.» (Par. 1751) heraus. Vgl. Capefigue, «Ninon de l'Enclos et les précieuses de la Place Royale» (Par. 1864).

Lendemain (frz.), der folgende Tag, insbesondere der Tag nach der Hochzeit, Nachfeier.

Lenden, in der Anatomie die hintere Bauchwand, welche von den fünf Lenden- oder Bauchmuskeln und den kräftigen Lendenmuskeln gebildet wird; nach unten wird die Lendengegend von dem Darmbeinkamm, nach oben von den letzten falschen Rippen, nach vorn von den Weichen begrenzt; vor ihr sind die beiden Nieren, sowie der auf- und absteigende Grimmdarm gelegen. Ein oft vorkommendes Übel ist der Lendenschmerz, die rheumatische Entzündung der Lendenmuskeln; über die Behandlung s. Hexenschuß, Rheumatismus.

Lendenblut, s. Milzbrand.

Lendinara, Stadt in der ital. Provinz Rovigo, am Adigetto, Station der Eisenbahnlinie Legnago-Rovigo-Adria, hat eine technische Schule, Seidenindustrie, Getreidehandel und (1881) 7322 E.

Lenfant (Jacques), Historiker, geb. 13. April 1661 zu Beausse in Frankreich als Sohn eines reform. Predigers, welcher nach dem Widerruf des Edikts von Nantes nach Marburg auswanderte. L. wurde Pfarrer an der Französischen Gemeinde zu Heidelberg, 1681 Prediger der französisch-reform. Gemeinde in Berlin, Hofprediger der Königin Sophie Charlotte und Oberkonsistorialrat. Er starb 7. Aug. 1728. L. schrieb: «Histoire du concile de Pise» (2 Bde., 1724), «Histoire du concile de Constance» (2 Bde., 1727), «Histoire de la guerre des Hussites et du concile de Bâle» (2 Bde., 1729).

Leng, chines. Wassernuß, s. unter Trapa.

Lengefeld, Stadt im Königreich Sachsen, Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Marienberg, unweit der Flöha, Station (Pockau-L.) der Linie Flöha-Raitzenhain der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei und zählt (1880) 3703 E., welche Fabriken für Baumwollwaren, Docht, Spielwaren und Würste unterhalten. Nördlich dabei liegt die Ruine der Burg Rauenstein.

Lengefeld (Karoline von), s. unter Wolzogen.

Lengenfeld, Stadt im Königreich Sachsen, Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Auerbach, unweit der Gölzsch, Station der Linie Zwickau-Ölsnitz der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 5120 E., welche Streichgarnspinnerei, Fabrikation von Tuch, Weißwaren, Filztuch, Wäsche und Flanell, Färberei, Weißstickerei u. s. w. betreiben.

Lengerich, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Tecklenburg, am südl. Fuße des Teutoburgerwaldes, Station der Linie Wanne-Bremen der Preußischen Staatsbahnen, hat eine Provinzialirrenanstalt, Fabriken für Tabak, Drahtseile, Papier, Apothekerkapseln, Düten und Dütenmaschinen, bedeutende Wasserkalkbrennereien und zählt (1880) 1905 E.

Lengerke (Alexander von), Landwirt, geb. 30. März 1802 in Hamburg, widmete sich zuerst dem Seedienste, ging aber später zur Landwirtschaft über, wurde 1841 Lehrer am Carolinum in Braunschweig, 1842 Landesökonomierat und Generalsekretär des im selben Jahre gegründeten königl. preuß. Landesökonomiekollegiums, in welcher Stellung L. die «Annalen der Landwirtschaft in den preuß. Staaten» redigierte. Außer durch eine größere Zahl landwirtschaftlicher Werke (unter anderm «Beiträge zur Kenntnis der Landwirtschaft in den preuß. Staaten», 4 Bde., Berl. 1846—52, «Anleitung zum Anbau des Mais», 2. Aufl., Berl. 1851) hat sich L. namentlich einen dauernden Namen erworben durch den in Gemeinschaft mit Mentzel herausgegebenen, nach ihnen beiden genannten Landwirtschaftskalender, welcher noch heute erscheint und als das verbreitetste und erschöpfendste Taschenbuch dieser Art zu bezeichnen ist. L. starb 23. Dez. 1853 in Berlin.

Lengerke (Cäsar von), Exeget und Dichter, Bruder des vorigen, geb. 30. März 1803 zu Hamburg, habilitierte sich 1829 zu Königsberg, wo er 1831 zum außerord., 1835 zum ord. Professor der Theologie ernannt wurde. Infolge von Angriffen der strengkirchlichen Partei kam er um seine Versetzung in die philos. Fakultät nach, die auch 1843 durch Ernennung zum Professor der orient. Sprachen erfolgte. Er nahm 1851 seine Entlassung und starb 3. Febr. 1855 zu Elbing.

L.s Hauptwerke sind: die Kommentare über den Propheten Daniel (Königsb. 1835) und die Psalmen (2 Bde., Königsb. 1846), sowie auch die geschichtlich-archäol. Arbeit «Kenáan» (Bd. 1, Königsb. 1843). Außerdem veröffentlichte er «Bilder und Sprüche» (Königsb. 1844), «Lieder» (Königsb. 1840), sowie «Gedichte» (2. Aufl., Königsb. 1838) und eine Gesamtausgabe seiner «Gedichte» (Danzig 1843).

Lengerud, Hafen in der pers. Provinz Gilân, s. unter Resht.

Lengfisch (Lota molva), die größte, bis 2 m lang werdende Schellfischart, die im hohen Norden von der Westküste Skandinaviens bis Island und Grönland in bedeutenden Tiefen lebt. Der L. bildet, namentlich in der Weise wie der Stockfisch getrocknet, als Bergerfisch einen wesentlichen Handelsartikel der Stadt Bergen, die allein jährlich gegen 500000 kg ausführt.

Lengsfeld (Stadtlengsfeld), Stadt im sachsen-weimarischen Verwaltungsbezirk Dermbach, an der Felda, Station der Linie Salzungen-Kaltennordheim der Feldabahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat drei Schlösser, Baumwollwaren- und Flanellfabrikation und zählt (1880) 1474 E.

Lenitivmittel (Lenitiva, Lenientia), lindernde, besänftigende Mittel, auch gelind abführende Mittel.

Lenk (die), Pfarrdorf und Bad im Bezirk Obersimmenthal des schweiz. Kantons Bern. Das Dorf, ein großer stattlicher Ort, 1878 teilweise durch Feuer zerstört und seither regelmäßig mit breiten Straßen wieder erbaut, liegt 1070 m über dem Meere, 37 km südwestlich von Thun zu beiden Seiten der Simme in dem ebenen Thalgrunde zwischen den nördl. Ausläufern des Wildstrubels (3253 m) und des Wildhorns (3264 m) und zählt (1880) 2186 E., deren Haupterwerbsquelle die Alpenwirtschaft ist. Das Bad, 1105 m über dem Meere, ½ km südwestlich vom Dorfe an der linken Berglehne gelegen, umfaßt 5, 1860—73 errichtete Gebäude im Schweizerstil, bietet Raum für 120 Gäste und besitzt drei kalte gipshaltige Heilquellen: die Balmquelle, die mit 44,5 C. Schwefelwasserstoff per Liter die stärkste Schwefelquelle Europas ist, die Hohliebequelle, ein mildes Natron und Magnesia enthaltendes Schwefelwasser, und die Eisenquelle. Die großartige Gebirgsumrahmung mit ihren Gletschern, Felswänden und Wasserfällen, verbunden mit der Anmut des grünen Thalgrundes, die geschützte Lage, die reine Luft und das für diese Höhe milde Klima, hauptsächlich aber die kräftigen Heilquellen, die besonders bei Krankheiten der Atmungsorgane, des Verdauungssystems und der Haut mit Erfolg angewendet werden, machen die L. zu einem sehr beliebten Kurort. Mit Thun ist die L. durch eine 54 km lange Poststraße, mit Sitten (Wallis) durch den Saumweg über den Rawyl (2415 m), mit dem Adelbodenthal durch den Paß über das Hahnenmoos (1954 m) verbunden. Vgl. Treichler und Buß, «Bad und Kurort L.» (Bern 1877); Gsell-Fels, «Kurorte der Schweiz» (Zür. 1880).

Lenker, ein Mechanismus, der zur dauernden Aufrechterhaltung einer vorgeschriebenen Bewegung bestimmt ist. (S. Geradführungen.)

Lenkoran, befestigte Kreisstadt im russ. Gouvernement Baku in Transkaukasien am Kaspischen Meer mit 5320 E., von welchen die meisten Perser und Armenier (darunter über 3000 Mohammedaner) sind. L. war früher persisch und gehört seit 1813 zu Rußland. Der Hafen von L. ist schlecht.

Lenkstange, soviel wie Kurbelstange (s. d.).

Lenne, linker Nebenfluß der Ruhr in der preuß. Provinz Westfalen, 131 km lang, entspringt am Kahlen-Astenberge und mündet bei Syburg in 96 m Höhe. Ihr Thal ist meist schmal und unterhalb Altenhundems reich an Naturschönheiten.

Lenné (Peter Jos.), ausgezeichneter Landschaftsgärtner, geb. 29. Sept. 1789 zu Bonn, besuchte das Gymnasium daselbst, machte die üblichen Lehrjahre in der praktischen Gärtnerei durch und ging 1811 zu seiner weitern naturwissenschaftlichen Ausbildung nach Paris. Im J. 1812 unternahm er eine Reise durch Deutschland und die Schweiz, um die besten Gartenanlagen dieser Länder kennen zu lernen. Zu Wien erhielt er 1814, unter Verleihung des Titels als kaiserl. Garteningenieur, den Auftrag, einen Plan zur Vergrößerung und Verschönerung des Gartens von Laxenburg zu entwerfen, der auch später wirklich ausgeführt wurde. Im Jan. 1816 ward er nach Potsdam berufen, wo ihm der König die Ausführung der Park- und Gartenanlagen zu Berlin und Potsdam übertrug. Zunächst hatte L. den Lustgarten am Schlosse zu Potsdam, dann Sanssouci und die Pfaueninsel umzuschaffen, hierauf 1826 die Erweiterung und Arrondierung von Sanssouci durch die südlich und nordwestlich nach dem Belvedere zu gelegenen Anlagen zu bewirken. In dieselbe Zeit fällt die Schöpfung von Charlottenhof und die Anlage der Russischen Kolonie. Seit 1833 entstanden unter L. auf dem Babelsberge die großartigen Gartenanlagen für den damaligen Prinzen Wilhelm, jetzigen König von Preußen. Während der J. 1820—30 wurden unter L.s Leitung die Anlagen in Charlottenburg, ebenso die von Schönhausen umgestaltet, 1832—40 die Umwandlung des Tiergartens bei Berlin in einen Volksgarten durchgeführt. Hierzu kommen noch die Anlage des zoolog. Gartens und seit 1844, nachdem das von L. bereits 1839 ausgearbeitete Projekt eines Schiffahrtskanals auf der Südseite der Stadt zur Ausführung gelangt, einige ansehnliche Erweiterungen des Tiergartens. Die Vollendung des großartigen (bereits 1833 projektierten), 1840 in Angriff genommenen Unternehmens, die Havel als einen See mit einem riesigen Park in einer Ausdehnung von 15 km (vom Karlsberg bei Baumgartenbrück bis zur Pfaueninsel) zu umgeben, wurde durch den Tod L.s unterbrochen, der 23. Jan. 1866 zu Potsdam erfolgte. L. hat auch die Entwürfe zu Park- und Gartenanlagen geliefert für die Städte Schwerin, Neustrelitz, Leipzig, Lübeck, Frankfurt a. O., Dresden, Magdeburg, Breslau, Ballenstedt, Ludwigslust, Homburg, ferner für das Bad Oeynhausen wie für die Schlösser Benrath, Hohenzollern, Erdmannsdorf, Stolzenfels u. s. w. In allen seinen Werken zeigt sich L. als Landschaftsgärtner im eigentlichsten Sinne des Wortes. Grundsätzlich lehnt er sich überall eng an die gegebene Natur an und wußte namentlich auch die Architektur für seine Zwecke zu benutzen. Im J. 1832 wurden auf L.s Vorschlag die Landesbaumschule und die Gärtnerlehranstalt zu Berlin begründet. Eine Büste L.s ist seit 1844 inmitten der Gärten von Sanssouci aufgestellt.

Lennegebirge, s. unter Sauerland.

Lennep, Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, an den Linien Rittershausen-Wipperfürth und L.-Remscheid der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, Landratsamts und einer Reichsbanknebenstelle, hat eine evang. und eine kath. Kirche, ein Realprogymnasium, eine höhere Töchterschule, ein großes Krankenhaus, ein Armenhaus, vollständige Kanalisation und Wasserleitung und zählt (1880) 8077 meist prot. E., welche Kamm- und Streichgarnspinnereien, Jackenmanufakturen, Filzfabriken und sehr bedeutende Tuchfabriken unterhalten. L. war 1226—1300 Residenz der Grafen von Berg und verdankt seine Industrie der Einwanderung von Webern, welche im 14. Jahrh. aus Köln flüchteten, sowie dem Zuzug fremder Protestanten in der Reformationszeit.

Der Kreis Lennep zählt auf 303,2 qkm (1880) 94351 E.

Lennep (Jak. van), einer der namhaftesten neuern niederländ. Schriftsteller und Dichter, geb. 24. März 1802 zu Amsterdam, studierte in Leiden. Schon seine «Akademischen Idyllen», die er als Student verfaßte, fanden Beifall. Seinen Ruf als Dichter begründete er mit den «Nederlandsche legenden». Verwandte Stoffe verarbeitete L. auch in den drei größern Dichtungen «Het huis ter Leede en Adegild», «Jacoba en Bertha» und «De strijd met Vlaanderen». Den meisten Beifall aber fanden seine zahlreichen Romane. Von diesen gehören «De Roos van Dekama» (Amsterd. 1837), «Ferdinand Huyck» (Amsterd. 1840) und «De lotgevallen van Klaasje Zevenster» (Amsterd. 1866) zu dem Besten, was die holländ. Litteratur in diesem Fach aufzuweisen hat. Seine Laufbahn als dramatischer Dichter begann L. mit den beiden Lustspielen «Het dorp aan de grenzen» und «Het dorp over de grenzen» (beide 1830). Unter seinen übrigen Stücken hatte namentlich «De vronwe van Waardenburg» (1859) Erfolg. Sammlungen seiner «Romantische Werken» (23 Bde.) und «Poetische Werken» (13 Bde.) sind herausgegeben worden in Rotterdam (1855—72) und dem Haag (1859—72). Von seinen übrigen Schriften sind außer der Prachtausgabe (12 Bde., Amsterd. 1857—66) des Dichters Vondel (s. d.) noch zu nennen: «Hollands romantische Geschiedenis» (deutsch von Lerz, 11 Bde., Aachen 1840—43), «Geschiedenis van Noord-Nederland» (1865 fg.) und «Neêrlands Roem» (1856 fg.). L. starb 25. Aug. 1868 zu Oosterbeek bei Arnheim.

Der Vater L.s, David Jakob van L., geb. 15. Juli 1774 zu Amsterdam, widmete sich erst jurist., dann philol. Studien und erhielt 1799 eine Stelle am Athenäum seiner Vaterstadt, die er bis zu seinem 10. Febr. 1853 erfolgten Tode bekleidete. Unter seinen Arbeiten sind zu erwähnen: die Vollendung der von de Bosch begonnenen Ausgabe der «Anthologia Graeca» (5 Bde., Utr. 1795—1822), die Bearbeitung der «Heroiden» des Ovid (Amsterd. 1807; 2. Aufl. 1812), der «Theogonie» (Amsterd. 1843), der «Werke und Tage» (Amsterd. 1843) und des «Schild des Hercules» des Hesiod (besorgt von Hullemann, Amsterd. 1858). Auch hat er lat. Dichtungen veröffentlicht. Eine Biographie schrieb sein Sohn Jakob van L. (4. Aufl., Amsterd. 1862).

Johannes Daniel van L., ein Verwandter des vorigen, geb. im Nov. 1724 zu Leeuwarden, war seit 1752 Professor der alten Sprachen erst zu Gröningen, dann zu Franeker, wo er im Febr. 1771 starb. Seine Hauptwerke sind die Ausgaben des Koluthus (Leeuw. 1747; Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823) und der Briefe des Phalaris (2 Bde., Grön. 1777; Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823), sowie das von Scheid aus seinen Vorlesungen herausgegebene «Etymologicum linguae Graecae» (2 Bde., Utr. 1790; 2. Aufl. von Nagel, Utr. 1808).

Lenni-Lennape, Indianer, s. u. Algonkin.

Lennox, ehemals Name der schott. Grafschaft Dumbarton (s. d.).

Lennox (Herzöge von), s. unter Richmond.

Lennoxtown, Flecken in der schott. Grafschaft Stirling, 15 km nördlich von Glasgow, hat ein Schloß, Baumwollfabriken und Alaunwerke und zählt 4000 E.

Lenocinium (lat.), Kuppelei.

Lenormand (Marie Anne Adelaide), eine bekannte Kartenschlägerin und Wahrsagerin in Paris, geb. zu Alençon 16. Sept. 1768, kam noch vor dem Ausbruch der Revolution nach Paris. Sie gewann die Gunst der Kaiserin Josephine und kam nun bald in Ruf, bis sie sich in polit. Umtriebe einließ und deshalb 1809 des Landes verwiesen wurde. Hierüber erzürnt, schrieb sie «Souvenirs prophétiques d'une Sibylle sur les causes de son arrestation, le 11 décembre 1809», eine Prophezeiung des Sturzes Napoleons I. und des Triumphs der Bourbonen, die sie aber erst nach der Restauration, 1815, herausgab. Im J. 1818 selbst vom Kaiser Alexander I. aufgesucht, lebte sie später eine Zeit lang in Brüssel, dann wieder in Paris, wo sie 25. Juni 1843 starb. Viel Aufsehen erregten ihre «Mémoires historiques et secrets de l'impératrice Josephine» (2 Bde., Par. 1820).

Lenormant (Charles), franz. Altertumsforscher und Numismatiker, geb. 1. Juni 1802 in Paris, studierte anfangs Jurisprudenz, bis eine Reise nach Italien in ihm den Geschmack für archäol. Studien erweckte. Mit seinem Freunde Champollion dem Jüngern bereiste er 1828 Ägypten und nahm sodann Anteil an den Arbeiten der Morea-Kommission. Er wurde 1837 Konservator bei der Abteilung der Bücher in der Nationalbibliothek, und 1840 im Antikenkabinett des Louvre. Außerdem war er seit 1835 Stellvertreter Guizots an der Sorbonne, wo seine orthodox katholisch gefärbten Vorlesungen mehrfach, besonders 1846, tumultuarische Auftritte veranlaßten, welche die Einstellung derselben zur Folge hatten. L. wurde 1848 als Professor der ägypt. Archäologie an das Collège de France berufen und starb 24. Nov. 1859 zu Athen. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: «Trésor de numismatique et de glyptique» (5 Bde., 1836—50), unter Mitwirkung von Paul Delaroche und Henriquel-Dupont; «Élite des monuments céramographiques» (3 Bde., 1844—57).

François L., der Sohn des vorigen, geb. 17. Jan. 1837 zu Paris, widmete sich ebenfalls dem archäol. und numismatischen Fach, wurde 1862 Unterbibliothekar des Instituts und 1874 Professor der Archäologie an der großen pariser Bibliothek. Er starb 10. Dez. 1883 in Paris. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Manuel d'histoire ancienne de l'Orient jusqu'aux guerres médiques» (3. Aufl., 3 Bde., 1869; deutsch, 2 Bde., Berl. 1869; 2. Aufl. 1871), an welches sich ein «Atlas» (1869) anschließt; ferner «Lettres assyriologiques et épigraphiques» (4 Bde., 1871—72), «Les premières civilisations» (2 Bde., 1874; deutsch, Jena 1875), «Les sciences occultes en Asie» (2 Tle., 1874—75; deutsch, Jena 1878), «Les origines de l'histoire d'après la bible et les traditions des peuples orientaux» (Bd. 1—2, 1880—82), «La Grande-Grèce» (Bd. 1—2, 1881), «Monnaies et médailles» (1883).

Lenôtre (André), Gartenbaumeister, geb. 1613 zu Paris, wo sein Vater Oberaufseher des Tuileriengartens war. Er gilt als der Wiederhersteller des abhängigen (architektonischen oder geradlinigen) Gartenstils in seiner ursprünglichen Reinheit. Zunächst führte er diesen Stil im Garten des Finanzministers Fouquet zu Vaux durch, worauf Ludwig XIV. ihn zum Generaldirektor seiner Gärten mit dem Auftrage ernannte, die Gartenpläne für Versailles zu entwerfen. L. führte diesen Auftrag in genialer Weise aus. Auch wurde er nach Italien und England berufen, um bestehende Gartenanlagen in seiner Weise umzuwandeln oder im Zusammenhange mit monumentalen Schloß- und Palastbauten neue in jenem geradlinigen Stile anzulegen, z. B. in Greenwich und London (Jamespark). L. wurde 1675 in den Adelsstand erhoben und starb 1700 in Paris.

Lens (lat.), Linse.

Lens, Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrondissement Béthune, 31 km südwestlich von Lille, am Souchez (auch Deule genannt), Station der Linien Paris-Calais, L.-Carvin und L.-Armentières der Französischen Nordbahn, zählt (1876) 9383 E., welche Rübenzucker, Eisengußwaren, Ackerbauwerkzeuge, Maschinen u. s. w. fabrizieren und Kohlengruben bearbeiten. Bei L. besiegte 20. Aug. 1648 Condé den österr. Erzherzog Leopold Wilhelm.

Lenström (Karl Jul.), schwed. Schriftsteller, geb. 7. Mai 1811 zu Gefle, studierte Theologie zu Upsala, wurde daselbst 1836 Docent der Litteraturgeschichte, 1843 Lektor der Philosophie am Gymnasium seiner Vaterstadt, 1845 Propst und Pfarrer zu Wester-Löfsla in Westmanland. L. ist einer der produktivsten Schriftsteller Schwedens. Er veröffentlichte: «Försök till Lärobok i Aestetiken» (Stockh. 1836), «Konst-Theoriernas Historia» (2 Bde., Upsl. 1839), «Ordbok öfver Helsinge-Dialecten» (Upsl. 1841), «Handbok i Poesiens Historia» (2 Bde., Örebro 1840), «Svenska Poesiens Historia» (2 Bde., Örebro 1839—40), «Allmän Konst-Historia» (Stockh. 1848), «Sveriges Litteratur- och Konst-Historia» (Upsl. 1841), «Sveriges Litteraturhistoria (1857). Als Dichter versuchte sich L. unter anderm in «Sigurd och Brynhilda» in 24 Gesängen (Upsl. 1836), dem Schauspiel «Nero» (Gefle 1838), den «Lyriska förstlingar» (Gefle 1837) u. s. w. L. hat auch eine Reihe theol. Arbeiten veröffentlicht.

Lentikular (lat.), linsenförmig.

Lentini, Stadt in der ital. Provinz Siracusa (Sicilien), 20 km im WNW. von Agosta, 2,5 km rechts vom Barbagiani, in ungesunder, aber fruchtbarer Gegend, Station der Linie Messina-Siracusa der Sicilianischen Eisenbahnen, hat Fayencefabriken und Handel mit Getreide, Wein und Öl und zählt (1881) 13202 E. Etwa 3 km nordwestlich ist der See Biviere di L., welcher mephitische Dünste aushaucht. L. ist das alte Leontini (s. d.).

Lentinus *Fr.*, ſ. unter Agaricini.

Lentitis oder Phakitis (grch.), Entzündung der Kryſtallinſe des Auges.

Lento (ital.), langſam, muſikaliſche Tempobezeichnung, etwa ſoviel wie largo; non lento, nicht ſchleppend.

Lentſchiza oder Leczyca, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Kaliſch in Polen, an der Bzura, einem Nebenfluß der Weichſel, der hier durch eine weſtl. Abzweigung auch mit der Warthe in Verbindung ſteht, mit (1882) 15546 E., welche Fabriken von Baumwoll- und Wollſtoffen, Gerbereien, Ölmühlen, Seifenſiedereien, Zuckerfabriken und Dampfſchneidemühlen unterhalten.

Lentülus war ein Beiname, den die Mitglieder eines Zweigs des patriciſchen Geſchlechts der Cornelier (zum Teil mit noch andern) führten.

Ein Lucius L. ſoll nach Livius bei der Belagerung des Kapitols durch die Gallier unter Brennus 390 v. Chr. der einzige Senator geweſen ſein, welcher riet, ſich durch den Feind durchzuſchlagen, nicht ihm den Frieden abzukaufen.

Aus der ſpätern Zeit der Republik iſt beſonders Publius Cornelius L. Sura bekannt, der, nachdem er 75 v. Chr. Prätor, 71 Konſul geweſen war, im J. 70 mit 63 andern wegen ſeines unſittlichen Lebens durch die Cenſoren aus dem Senat geſtoßen wurde. Nochmals Prätor geworden, verband er ſich in der abergläubiſchen Hoffnung, er ſei nach Cinna und Sulla der dritte Cornelier, dem die Herrſchaft über Rom beſchieden ſei, mit Catilina 63 v. Chr. und ſtand, als dieſer die Stadt verlaſſen hatte, an der Spitze der in Rom zurückgebliebenen Verſchworenen. Durch ſeine Unentſchloſſenheit wurde die Ausführung des Plans, Rom anzuzünden und die Gegner zu ermorden, hinausgeſchoben, und die Unvorſichtigkeit, mit der er ſich mit den allobrogiſchen Geſandten einließ, trug vornehmlich dazu bei, daß Cicero ihn und die andern Häupter der Verſchwörung zur Unterſuchung ziehen konnte. Mit ihnen erlitt L. den Tod durch Henkershand im Gefängnis.

Publius Cornelius L. Spinther, dem der vorige, nachdem er ſeine Teilnahme an der Verſchwörung eingeſtanden hatte, zur Obhut übergeben wurde, war damals curuliſcher Ädil, wurde 60 Prätor und war als Konſul 57 für die Rückberufung Ciceros thätig. Im Bürgerkriege 49 ſchloß er ſich als eifriger Optimat dem Pompejus an, dem er früher verfeindet geweſen war, floh vor Cäſar aus Asculum und begab ſich, nachdem ihn dieſer aus Corfinium mit Domitius frei entlaſſen hatte, zu Pompejus, kam aber bald nach deſſen Ermordung ums Leben.

Lucius Cornelius L. Crus trat 61 v. Chr. als Ankläger des Clodius (ſ. d.) auf. Mit Gajus Marcellus ſtand er als Konſul 49 dem Cäſar entgegen und wirkte dahin, daß deſſen Friedensbedingungen verworfen wurden; dann floh er zu Pompejus, dem er nach der Schlacht bei Pharſalus nach Ägypten folgte, wo ihn die Räte des Ptolemäus töten ließen.

Der einem Publius L., einem angeblichen Vorgänger des Pilatus, zugeſchriebene Brief, der eine Beſchreibung Jeſu enthält, iſt, wie die Perſon dieſes L. ſelbſt, erdichtet.

Lentulus (Rob. Scipio von), preuß. Generallieutenant, Sohn des öſterr. Feldmarſchallieutenants Cäſar Joſeph L., welcher den rechten Flügel der öſterr. Kavallerie in der Schlacht bei Mollwitz befehligte und 29. Mai 1744 als Kommandant von Kronſtadt in Siebenbürgen ſtarb, wurde zu Wien 18. April 1714 geboren, trat in das öſterr. Dragonerregiment Philippi und erregte bei der Kapitulation von Prag die Aufmerkſamkeit König Friedrichs d. Gr. L. nahm den Abſchied und wurde als Major und Flügeladjutant des Königs im preuß. Dienſte angeſtellt. Er nahm an den meiſten Schlachten des Siebenjährigen Kriegs teil, wurde 1768 zur Unterdrückung des Aufſtandes nach Neuchâtel geſandt und 1773 mit der Einrichtung des Kordons gegen Polen betraut. Im J. 1779 trat L. in den Ruheſtand und kehrte nach der Schweiz zurück. Dort befehligte er 1782 noch einmal ſchweiz. Truppen, als in Genf Unruhen entſtanden waren und ſtarb auf ſeinem Gute Monrepos bei Bern 26. Dez. 1786.

Lenwa, Kirchdorf im ruſſ. Gouvernement Perm, im Kreiſe Solikamsk, links an der Kama und an der Lenwa, mit 3216 E., hat Salinen, welche dem Grafen Strogonow, dem Fürſten Golyzyn, Butero-Radali und Laſarew gehören und jährlich etwa 40 Mill. Kilogramm Salz liefern.

Lenz (Harald Otmar), Naturforſcher, geb. 27. Febr. 1798 zu Schnepfenthal, ſtudierte ſeit 1816 in Göttingen und Leipzig Philoſophie und Naturwiſſenſchaften und wurde dann nacheinander Lehrer in Thorn, Marienwerder und Schnepfenthal, wo er 13. Juni 1870 ſtarb. Seine Hauptwerke ſind: «Die ſchädlichen und nützlichen Schwämme» (Gotha 1831; 5. Aufl. 1874), «Schlangenkunde» (Gotha 1832; 2. Aufl. 1870), «Gemeinnützige Naturgeſchichte» (Gotha 1834—39; 5. Aufl. 1873—75), «Zoologie, Botanik und Mineralogie der Griechen und Römer» (3 Bde., Jena 1856—61).

Lenz (Heinr. Friedr. Emil), verdienter Phyſiker, geb. 12. Febr. 1804 zu Dorpat, ſtudierte daſelbſt anfangs Theologie, ſpäter aber Naturwiſſenſchaften, insbeſondere Phyſik. Nachdem er 1823—26 O. von Kotzebue auf ſeiner zweiten Reiſe um die Erde begleitet hatte, wurde er 1828 als Adjunkt und 1834 als Akademiker in die Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg berufen. Daneben lehrte er als Profeſſor der Phyſik an der Univerſität und dem pädagogiſchen Hauptinſtitut. Zahlreiche Spezialunterſuchungen von ihm ſind in den «Mémoires» und «Bulletins» der petersburger Akademie abgedruckt; außerdem ſchrieb er ein ruſſ. «Handbuch der Phyſik» (6. Aufl., 2 Bde., Petersb. 1864). L. wurde Rektor der Univerſität Petersburg und Geheimrat und ſtarb auf einer Erholungsreiſe nach Italien 10. Febr. 1865 zu Rom.

Lenz (Rob.), Sanskritiſt, Bruder des vorigen, geb. 23. Jan. 1808 zu Dorpat, ſtudierte daſelbſt Theologie und widmete ſich dann dem Lehrfach an der Domſchule zu Reval. Im J. 1831 ging er nach Berlin, wo er ſich ausſchließlich dem Studium des Sanskrit zuwendete; er veröffentlichte eine Ausgabe von Kalidaſas Drama «Urvasi» (Berl. 1833), der zunächſt ein «Apparatus criticus» (Berl. 1834) folgte. Nach Petersburg zurückgekehrt, ward er zum Adjunkten der Akademie ernannt, ſtarb aber ſchon 30. Juli 1836.

Lenz (Heinr. Oskar), Geolog und Reiſender, geb. 13. April 1848 zu Leipzig, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung auf dem Modernen Geſamtgymnaſium und der Nikolaiſchule ſeiner Vaterſtadt, ſtudierte 1866—70 auf der Univerſität daſelbſt

Naturwissenschaften, speziell Mineralogie und Geologie unter Leitung von Naumann, dessen Assistent er dann wurde. Nach Beendigung seiner Studien ging er nach Wien, zunächst als Volontär an die k. k. Geologische Reichsanstalt, woselbst er bereits 1872 definitiv angestellt wurde. Bis Ende 1873 unternahm er mehrfach geolog. Reisen nach Ungarn, Slawonien, Böhmen und in die Nordalpen, worüber er in dem »Jahrbuch« und den »Verhandlungen der Geologischen Reichsanstalt« berichtete; auch bearbeitete er im Verein mit Hochstetter und Toula die geolog. Sammlungen für den wissenschaftlichen Teil des Werks »Die Zweite Deutsche Nordpolfahrt« (Lpz. 1874). Zu Anfang 1874 erhielt er von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft in Berlin den Antrag, sich an den von der Gesellschaft ausgerüsteten wissenschaftlichen Expeditionen nach Westafrika zu beteiligen, wobei ihm das Ogowe- und Gabungebiet als Ausgangspunkt zugewiesen wurde. Nach dreijährigen Reisen kehrte er zurück und nahm seine frühere Stellung in Wien wieder ein. Von derselben Gesellschaft beauftragt, trat er 22. Dez. 1879 von Tanger aus die Reise nach Timbuktu an, das er unter vielen Gefahren über Tarudant, Taudeni und Arauan 1. Juli 1880 erreichte. Am 17. Juli verließ er die Stadt und traf 2. Nov. in Medina, der äußersten franz. Militärkolonie am Senegal, ein. Im J. 1881 kehrte er wieder nach Wien zurück; seit Jan. 1883 ist er Generalsekretär der Geographischen Gesellschaft in Wien, seit 1. Juli 1883 Redacteur der Zeitschrift »Aus allen Weltteilen«. Seine beiden afrik. Reisen beschrieb L. in »Skizzen aus Westafrika« (Berl. 1878) und »Timbuktu. Reise durch Marokko, Sahara und Sudan« (2 Bde., Lpz. 1884).

Lenz (Jak. Michael Reinhold), genialer deutscher Dichter aus der Sturm- und Drangperiode, bekannt durch seine enge Verbindung mit Goethe, war der Sohn eines angesehenen Geistlichen in Livland und wurde zu Seßwegen 12. (23.) Jan. 1751 geboren. Nachdem er in Königsberg studiert hatte, ging er 1771 als Führer zweier junger Adeligen über Berlin nach Straßburg. Hier trat er sehr bald in den Kreis ein, dessen Hauptmitglieder der Altuarius Salzmann, Goethe und Jung-Stilling waren. Nach Goethes Weggang von Straßburg hielt sich L. eine Zeit lang zu Fort-Louis auf, von wo aus er in ein leidenschaftliches Verhältnis zu Friederike Brion (Goethes Friederike) in Sessenheim trat, welches jedoch bald wieder gelöst wurde. Nach Straßburg zurückgekehrt, nahm er eifrig an einer von Salzmann 1775 gegründeten Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache teil. Am weimarischen Hofe, wohin er sich im Frühjahr 1776 begab, konnte er trotz Goethes, Herders und Wielands freundschaftlichen Bemühungen bei seiner alle Schranken geselliger Formen überspringenden Ungebundenheit nicht ausdauern. Nach dem Elsaß zurückgekehrt, verfiel er aus Liebe zu einem Fräulein von Waldner in Wahnsinn. Im Jan. 1778 kam er im schrecklichsten Zustande zu dem Pfarrer Oberlin nach Waldbach. Da auch ein Aufenthalt bei Schlosser in Emmendingen keine Heilung brachte, wurde er 1779 von einem Bruder in die Heimat geholt. Im J. 1781 erhielt er eine Stellung als Privatsekretär beim General Bawr in Petersburg, 1782 als Lehrer an einer Pensionsanstalt in Moskau. Seit 1786 nahmen seine Geisteskräfte immer mehr ab und er starb in der Nacht vom 23. zum 24. Mai (4. zum 5. Juni) 1792 in der Nähe von Moskau. Seine »Gesammelten Schriften«, zum großen Teil dramatische Werke, die alle einen bedeutenden, aber nicht zur Klarheit und Ordnung durchgedrungenen Geist verraten und zu den interessantesten Denkmälern der Sturm- und Drangperiode gehören, gab Tieck heraus (3 Bde., Berl. 1828). Diese Ausgabe ist jedoch nicht ganz vollständig und enthält andererseits vieles, was nicht von L. herrührt. Weinhold veröffentlichte: »Dramatischer Nachlaß von L.« (Frankf. a. M. 1884). Vgl. Stöber, »Der Dichter L. und Friederike von Sessenheim« (Baf. 1842); Dorer-Egloff, »L. und seine Schriften« (Bad. 1857); Gruppe, »L.' Leben und Werke« (Berl. 1861); Falck, »Der Dichter L. in Livland« (Winterthur 1878).

Lenzburg, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (98 qkm, 18695 E.) im schweiz. Kanton Aargau, liegt 404 m über dem Meere, 10 km östlich von Aarau auf dem rechten Ufer der Hallwyler Aa am Kreuzungspunkt der Bahnen Aarau-Rothkreuz, Aarau-Wettingen und L.-Emmenbrücke, besitzt ein altes Schloß, eine Pfarrkirche, eine Bezirksschule, mehrere Fabriken, eine große Strafanstalt und zählt (1880) 2731 meist reform. E. (352 Katholiken, 15 Israeliten), deren Haupterwerbsquellen neben Kleingewerbe und Handel die Baumwoll- und die Seidenindustrie (Weberei, Spinnerei, Zwirnerei) und die Kartonnagefabrikation sind. Das östlich über der Stadt auf dem steilen Schloßberg (512 m) gelegene Schloß, in seiner jetzigen Gestalt ein Bau des 16. Jahrh., war einst der Sitz der mächtigen Grafen von L., kam beim Erlöschen dieses Geschlechts 1172 an die Grafen von Kyburg, 1277 an Habsburg und 1415 an Bern, dessen Landvögte bis 1798 hier residierten. Jetzt ist es Privateigentum.

Lenzen heißt bei schwerem Sturm und hoher See vor dem Winde segeln. Für niedrige und nicht sehr schnelle Schiffe ist L. immer ein großes Wagstück und sie dürfen es deshalb nur gezwungen unternehmen. Man rechnet, daß bei schwerem Sturm die Wellenbewegung eine ungefähre Geschwindigkeit von 8—9 m in der Sekunde erreicht. Läuft nun ein Schiff nur 4—5 m, so kann es von der See noch mit einer Kraft getroffen werden, die im Stande ist, sein ganzes Hinterteil zu zerschmettern und es dadurch dem Untergange zu weihen, während diese Gefahr sich in demselben Verhältnis verringert, als das Schiff schneller segelt. Langsamere Schiffe müssen deshalb bei wachsendem Sturme rechtzeitig beidrehen, d. h. sich unter kleinen Segeln mit dem Vorderteil so nahe als möglich an den Wind legen. Auf diese Weise treiben sie langsam in schräger Richtung seitwärts ab, bilden dadurch ein breites Kielwasser an der Windseite, und an dessen geglatteter Fläche verlaufen die drohenden Sturzwellen unschädlich. Hat man zu lange mit diesem Manöver gewartet und die See zu schwer werden lassen, so wird es oft sehr gefährlich, weil dann beim Drehen des Schiffs das schützende breite Kielwasser fehlt, die Sturzwellen kein Hindernis finden und an Bord laufen, wobei sie alles vom Deck schlagen, oder auch das Schiff kentern oder unter Wasser drücken können.

Lenzen, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Westprignitz, an der Lockniz in der fruchtbaren lenzener Wische, 2 km von der Elbe, Station der Linie Wittenberge-Lüneburg der Preußischen Staats-

bahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2828 meist prot. E., welche Ackerbau und Fischerei, sowie Viehzucht und Handel mit Vieh, Heu und Fischen (besonders Aalen) treiben. Bei L., dem alten Lunkini, wurden 4. Sept. 929 die Slawen durch die Deutschen unter den sächs. Grafen Bernhard und Thietmar entscheidend geschlagen und bald darauf die alte Wendenfeste eingenommen; 1066 wurde hier, nachdem der Ort den Deutschen wieder entrissen worden war, der christl. Fürst der Obotriten Gottschall von den heidnischen Wenden in der Kirche erschlagen.

Lenzerheide (roman. Planura), Hochthal im Bezirk Albula des schweiz. Kantons Graubünden, erstreckt sich 8 km lang, 1—2 km breit, rechts vom Parpaner-Rothorn (2901 m) und dem Lenzerhorn (2909 m), links von der Kette des Stätzerhorns (2576 m) eingeschlossen, von der Wasserscheide (1551 m) zwischen Rhein und Albula bis zu dem Dorfe Lenz (1320 m), bei welchem die Hochfläche steil zur Albula abfällt. Die L. ist eine öde, steinige Weidefläche, parkartig mit Tannenwäldern und Legföhrengebüschen übersäet, im obern Teile von mehrern kleinen Seen geschmückt, deren größter, der Vatzersee (1493 m), seinen Abfluß dem Westrande der Heide entlang der Albula zusendet. Die über die L. führende Poststraße, von Chur bis Alveneu 32 km lang, ist ein Teil der sog. Obern Straße vom Rheinthal ins Engadin. Von Chur (599 m) steigt dieselbe durch das Thal der Rabiosa über Churwalden (1240 m) und Parpan (1505 m) südlich zur Wasserscheide hinauf und senkt sich von dieser über die Heide nach Lenz und Vazerol (1139 m), wo sie sich teilt, um einerseits bei Tiefenlastel (889 m) die Julier- und die Schynstraße, andererseits bei dem Bade Alveneu (965 m) die Albula- und die Landwasserstraße zu erreichen. Obwohl die L. einer der niedrigsten Alpenübergänge Graubündens ist, so ist sie doch im Winter wegen ihrer furchtbaren Schneestürme nicht immer leicht passierbar.

Lenzin, eine in der Papierfabrikation verwandte Füllmasse aus fein geschlämmtem, weißem Thon.

Lenzites *Fr.*, s. unter Agaricini.

Lenzkirch, Marktflecken (bestehend aus Lenzkirch und Unterlenzkirch) im bad. Kreise Freiburg in einem engen Thale des Schwarzwaldes auf der östl. Seite des Feldbergs, 810 m hoch gelegen, hat eine Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation, welche namentlich Regulatoren und feinere Uhren verfertigt, und eine Spieluhrenfabrik und zählt (1880) 2127 kath. E. Der Ort litt 1813 durch eine große Feuersbrunst. In neuerer Zeit ist L. ein besuchter klimatischer Kurort geworden.

Verzeichnis

der

Abbildungen und Karten

zum zehnten Bande.

A. Tafeln und Karten:

	Seite
Kairo und die Pyramidenfelder. (Karte.)	11
Kaktusgewächse.	17
Kamele und Kameloparbaliden.	47
Karte der Kapstaaten.	85
Kärnten, Krain und Steiermark. (Karte.)	144
Katzen. I.	193
Katzen. II.	193
Keramik.	238
Kochherde und Kochmaschinen.	390
Kolibris.	408
Kölner Dom.	420
Kolonien: Übersichtskarte der Kolonien europäischer Staaten.	425
Kometen.	436
Konstantinopel und Umgegend.	494
Korvette: Ausfallkorvette.	546
Krankenhaus zu St. Jakob in Leipzig.	572
Krustentiere.	643
Krystalle.	645
Kuckucksvögel.	650
Kupfergewinnung.	676
Küstenbefestigung.	708
Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen. I.	795
Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen. II.	795
Langhänder.	805

Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum zehnten Bande.

	Seite
La-Plata-Staaten, Chile und Patagonien. (Karte.)	815
Laubhölzer: Waldbäume. I.	843
Laubhölzer: Waldbäume. II.	843
Laubhölzer: Waldbäume. III.	843
Lederfabrikation.	887
Leipzig und Umgegend. (Karte.)	926

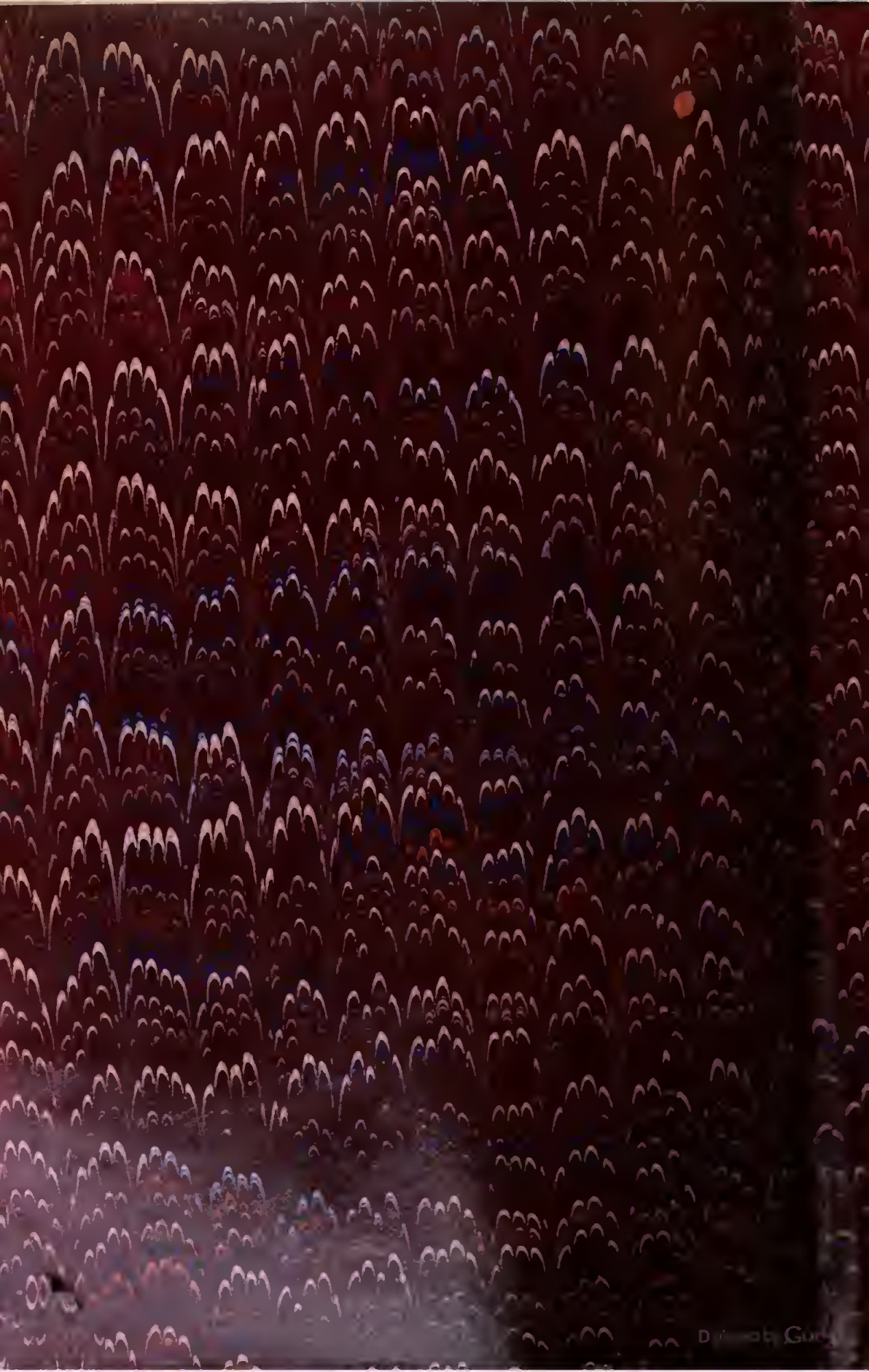
B. Abbildungen im Texte:

Kaleidoskop.	21
Kalkutta, Topographische Lage.	36
Kanthaken.	73
Kanton, Topographische Lage.	75
Kappziegel.	91
Kapselräder. (3 Figuren.)	92
Kapstadt, Topographische Lage.	93
Karnies. (4 Figuren.)	144
Kaschmir, Topographische Lage.	164
Kassel, Topographische Lage.	170
Kehlkopfspiegel. (2 Figuren.)	215
Kehrmaschine. (2 Figuren.)	216. 217
Kehrrad.	217
Keilschriften.	218. 219
Kette. (7 Figuren.)	249. 250
Klangfiguren. (4 Figuren.)	318. 319
Klinke.	345
Klöppelmaschine.	349
Klumpfuß.	357
Kluppe.	358
Klystier. (2 Figuren.)	359
Knäuelwickelmaschine.	363
Kniestock.	367
Koblenz, Topographische Lage.	385
Kochherde und Kochmaschinen. (4 Figuren.)	390. 391
Kollergang. (3 Figuren.)	412
Köln, Topographische Lage.	417
Kommunizierende Gefäße. (2 Figuren.)	445
Kompaß.	447
Komplementärfarben.	449

Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum zehnten Bande.

	Seite
Kompressionsmaschinen	452
Komprimierte Luft. (2 Figuren.)	453. 454
Königgrätz, Schlachtfeld	465
Königsberg, Topographische Lage	467
Kopenhagen, Topographische Lage	516
Korallenbauten	527
Korinth, Isthmus und Kanal	533
Krater	582
Krätze, Krätzmilbe. (2 Figuren.)	583
Kreislauf des Blutes	593
Kreuzkopf	605
Kriegsbrücken. (2 Figuren.)	612
Kröpfung	635
Kryophor	644
Kuppelung. (5 Figuren.)	691. 692
Kurbel. (4 Figuren.)	693
Kurbelgetriebe	693
Kurbelstange	694
Laterna magica	834
Laubsäge	844
Lehre. (3 Figuren.)	908

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



NON-CIRCULATING BOOK

852288

AE27
B8
1881
v.10

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY